F. M. KLINGERS

WERKE.

ERSTER BAND.

THEATER.

ERSTER THEIL.

KÖNIGSBERG
BEY FRIEDRICH NICOLOVIUS. 1815.

6904075*3

F. M. KLINGERS

THEATER.

ERSTER THEIL.

DIE ZWILLINGE. T.
DIE FALSCHEN SPIELER. L.
ELFRIDE. T.
KONRADIN. T.
DER SCHWUR GEGEN DIE EHE. L.

KÖNIGSBERG
BEY FRIEDRICH NICOLOVIUS. 1815.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK • MUENCHEN •

DIE ZWILLINGE.

EIN TRAUERSPIEL.

(Nach der ersten Ausgabe von 1774 von neuem durchgesehen;
mit einigen Stellen, aus der zweiten Ausgabe, in der Auswahl
des Theaters, abgedruckt.)

PERSONEN

GUELFO.
AMALIE.
FERDINANDO, } ihre Söhne.
GUELFO,
KAMILLA.
GRIMALDI.
DOKTOR GALLO.
BEDIENTE.

Scene, ein Landgut am Arno.

ERSTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Ein Zimmer.

Guelfo. Grimaldi an einem Tische, auf welchem ein aufgeschlagenes Buch liegt.

Grimaldi. Guelfo, Du bist auf einmal wieder sehr wildernsthaft geworden. Ich bitte Dich, verscheuche diesen starren, in sich nagenden Blick, mit einigem Lächeln, das Deiner groſsen Miene mehr Zierde giebt. Wer kann Dich ertragen, wenn Du so bist!

Guelfo. Still! geht auf und nieder.

Grimaldi. Soll ich nun weiter lesen in Brutus Leben?

Guelfo. Genug! O, es war ein Mann! Laſs mich in Ordnung bringen, was ich gehört habe. — Doch Kassius, Grimaldi, Kassius!

Grimaldi. Du nennst ihn so oft, als Du sonst eine gewisse Donna nanntest. Gilt der mehr bey Dir als Brutus?

Guelfo. Jeder war das ganz, was er seyn sollte, Was in dem Menschen lag! Grimaldi, wenn Du mir jeden Tag einen solchen Charakter aufstelltest, Du solltest der einzige Mensch seyn, den ich liebte.

Grimaldi. Thust Du es nicht ohnehin, und leide ich nicht schwer dafür? Ich ziehe mir den Brutus vor.

Guelfo. Ich fühle den Kassius näher, und Grimaldi darauf kömmt's doch an. Wieviel gewinnt der Maler, wenn er mir ein Gemälde hinstellt, wofür ich den Spiegel in mir habe. Ich kann nur den recht durchschauen, mir nur den ganz eigen machen, der meine Seele so trifft, daſs ich gleich das Reiſsbley nehmen möchte, ihn lebendig hinzuwerfen. Darum gewinnen mich Dichter und Geschichtschreiber so selten. Hu, hagerer Kassius! — Mir ist's, als stieg' er vor mir auf. Ich werde diese Nacht unruhig schlafen.

Grimaldi. Ich will Dir mehr lesen.

Guelfo. Thu's! Pyrrhus Leben.

Grimaldi. Wenn Du mir nur nicht so bang machtest, nicht so oft im ängstlichen Schlummer fürchterlich träumtest und riefst!

Guelfo. Wen ruf' ich Grimaldi?

Grimaldi. Ferdinando, wie man einen Todfeind ruft.

Guelfo. Ha, meinen Bruder? Und ist er's nicht? Grimaldi, er ist Schuld, daſs ich den groſsen Männern, deren Leben Du mir vorliest, nicht gleichen kann. — Es lebe Kassius! Ich wollt' ihn malen, den hagern Kassius.

Grimaldi. Das wollt' auch ich.

Guelfo. Du? Ja, wenn's meine Schwester Juliette wäre!

Grimaldi. Guelfo, nur diesen Namen nicht, wenn Du meine Augen trocken sehen willst.

Guelfo. Du wolltest den Kassius malen? Wie machtest Du das?

Grimaldi. Ich wollte Ferdinando rufen — Dich fest ansehen, das einen Furchtsamen, wie ich bin, viel kostet; wollte diesen Blick nehmen, diese Farbe — diese lebenden Muskeln — he, Guelfo, Retter Italiens!

Guelfo springt auf. Unsinniger, warum greifst Du so kühn in meine Seele? Warum stellst Du mir das Bild des Mannes vor die Augen, der ich hätte werden müssen, hätte nicht mein Vater den Keim der wahren Gröſse aus widernatürlichem Haſs in meiner Brust erdrückt.

Grimaldi. O vergieb Guelfo! ich will still Deine furchtbare Kraft fühlen, und nie mehr laut davon werden. Wahrlich, Du stundest in Pisa nicht so wild vor Visconti, als Du Dein Schwert zogst, um den Faden seines Lebens zu zerschneiden. Verkenne Deinen armen Grimaldi nicht!

Guelfo. Sey ruhig: ich komme schon wieder zu mir. Erzähle mir doch, was ich mit diesem der Visconti für einen Zwist hatte. Es liegt mir nur ganz dunkel im Sinne. — Wohl weiſs ich, daſs der Unglückliche sein Schicksal von mir erzwang.

Grimaldi. Nun das erste war, daſs er Deinen Bruder bey dem Herzog sehr erhob — Du wirst schon finster —

Guelfo. Weiter!

Grimaldi. Daſs der Herzog deiner nicht mit einem Worte gedachte, ob er Dir gleich seinen letzten Sieg über die Florentiner zu danken hat. Du hörtest es selbst im Vorzimmer —

Guelfo. Ich hört' es; aber ich weiſs mir Undank der Menschen zum Ruhm zu machen. Weiter!

Grimaldi. Das zweyte war, daſs der Herzog Deinen Bruder allenthalben zu heben suchte, und noch mehr eben durch diesen Visconti um die reiche und schöne Gräfin Kamilla für Ferdinando werben lieſs, die er anders nie erhalten hätte. Guelfo, fasse Dich! Kamilla, die der rauhe Guelfo liebte, und die der kluge Ferdinando wegschnappte. Ein herrliches Geschöpf, diese Kamilla! Sie soll leben.

Guelfo. Grimaldi! Du thust meinem Bruder treffliche Dienste. Er drückt seine Hand und umfaſst ihn. Fahre fort!

Grimaldi. Nur verschone mich mit Deinen Liebkosungen. Ich bin zu schwach in Guelfo's starkem Arm zu liegen. In Venedig stieſs er vorsätzlich und gewaltsam mit seiner Gondel gegen die Deine —

Guelfo. Eben wollte die meine umschlagen, als ich in die seine hinübersprang. Ha, laſs mich seine Entschuldigung in meine Seele zurückrufen: mein Bruder hätte sie ihm nicht besser zulispeln können. Höre dann, und erglühe einmal in Wuth! Er sagte lachend: „Mag doch Guelfo's Schwert in Venedigs Morast rosten, wenn nur Ferdinando's Verstand lebt!“ In eurem Blut soll es rosten, donnerte ich ihm entgegen — forderte ihn nach Pisa, und hielt ihm Wort. Noch hab' ich meinen Bruder dafür nicht vorgefordert: doch soll es geschehen, bevor wir unsere Rechnung schlieſsen.

Grimaldi. Ich hasse ihn; aber die Gerechtigkeit drängt mirs ab, Dir zu sagen, daſs er einer so schlechten That nicht fähig ist. Visconti wollte Deinen künftigen Ruhm tödten — wollte sich an dem rächen, den Du schon erworben hast.

Guelfo. Es war meines Bruders Werk: ihm sind alle Mittel gleich, über mich hinauszusteigen. Je tiefer ich sinke, je höher hebt er sich. Schon schwebt er gleich dem Adler über mir her; aber ich will ihn im kühnen Schwung erhaschen, und zur Erde schmettern! Erbeben sollt ihr alle, wenn einmal Guelfo's Zorn losbricht. Weg dann! Ich bin nichts, nichts! schlage auf mein Herz — und nichts! Ich heiſse Ritter Guelfo, mit einem Einkommen von fünfhundert Dukaten. — Zähle ich seine Titel her, so spreche ich mich auſser Athem. Magnifizenz und Excellenz, Gouverneur, Herr von des groſsen Guelfo's mächtigen Gütern. Mein ist nicht so viel Lands, als ich mit meinem Schwerte übermessen kann. Und warum nun, Grimaldi, warum hat er alles und ich nichts? Spüre diesem in Deinem Gehirne nach, Du Bleicher!

Grimaldi geht an das Klavier und spielt wechselsweise einige sanfte und starke Passagen.

Guelfo. Dich und Dein Instrument in den Arno, Schwärmer! Was willst Du mich locken, daſs meine Seele auf diesen Saiten schwebe, daſs ich den Guelfo vergesse?

Grimaldi spielt wie oben.

Guelfo. Grimaldi! starke, dumpfe, wilde Töne! Meine Nerven zittern einen Ton: Deine Saiten springen, wenn Du ihn anschlägst. Hör' auf. Wirf mich nicht so nieder, Grimaldi!

Grimaldi endigt stark.

Guelfo. Diesen Ton verstand ich. Er stammt aus der Fülle Deiner Jugend her, und athmet eine Kraft, die noch einmal Deine bleichen Wangen hoch färbt!

Grimaldi. Brutus, du schläfst! riefen alle, und trafen Brutus Geist, schrieben's ein mit Feuerflammen. Kassius rief auch: Brutus, du schläfst, und Brutus überdachte es bey Donner und Blitz; es reifte: Cäsar lag.

Guelfo. Ha, mein freundlicher Grimaldi, dieſs die Dollmetschung Deiner letzten Töne?

Grimaldi. Du verstehst mich, Guelfo. Nun, in der Begeisterung der verschwundenen Jugendfülle, die Du zum letztenmal aus diesen Tönen vernahmst, ruf' ich Dir zu: sey der Mann, der Du zu seyn vermagst! Erinnere Dich bey jedem Tritt, was Italien von Dir erwartet. Auf, treibe kühn mit Deinem Bruder zum glänzenden Ziele. Laſs den Verwegenen, der es wagt, den edlen Kämpfer zu überlisten, auf der Rennbahn in den Staub hinstürzen, aus dem er sich nie hätte erheben sollen. Eile ihm vor, und Hohnlachen über den Schwachen sey Deine Rache! — Einst, ja einst wollte auf mich ein ungeheurer Berg stürzen: ich hatte noch Stärke und frohen Muth: ich faſste ihn an der Wurzel, schob ihm ein Sandkorn unter. Er stand, drohte und stand. — Ich hatte Glauben, Guelfo. Wenn Du Glauben hättest! — O mit der schwarzen Melancholie und der traurigen Phantasie, die mich zerarbeitet! Ich schwitze und schrumpfe zusammen. — Guelfo! Ritter Guelfo!

Guelfo. So gefällst Du mir. Erhalte Dich in dieser Stimmung und laſs mich tiefer in Dein Inneres blicken. Sprich frey und entschlossen, und hüte Dich vor aller Zweydeutigkeit. Wie, versinkst Du so schnell in Deinen vorigen Kleinmuth?

Grimaldi. Was forderst Du von den Todten? Ich sage Dir, habe Glauben an Dich und Du bist ein vollendeter Mann, der alles mit Gewalt nach sich zieht, der das Schicksal selbst seinem Willen unterwirft. Sieh, ich bin ein zusammengedrückter Wurm, der sich nicht mehr emporheben kann. Wohin ich mich wandte, zertraten mich die Menschen. Und das alles ist so scharf durch meinen sonst emporstrebenden Geist gefahren, mein Feuer so ganz verloschen, daſs mit mir nichts anzufangen ist. O Guelfo! es war eine blühende Zeit! Ich kann jetzt nichts mehr, als mein Herz nach und nach aufreiben und hassen mich und alles. An Einem möcht' ich mich rächen, mich dann in mein Kissen hüllen und mit Wollust sterben. Durchs Fenster sehend. Dort kommt ein Wagen her.

Guelfo. Es wird der Doktor Gallo seyn. Ich habe ihn rufen lassen.

Grimaldo. Hast Du weiter noch nichts entdeckt? — Gott befohlen, Ritter Guelfo! der düstre Mantel der Melancholie hat sich um mich geschlungen; ich will mich ganz darein verhüllen. Gieb mir Deine Hand!

Guelfo. Mensch, Mensch! Du machst mich rasend mit Deiner Zweydeutigkeit. Merke Dir das! Ich will's aus Dir herausziehn und hingen Deine Gedanken mit Haken in Deiner Seele, und sollt' ich Dein ganzes schwächliches Daseyn auf's Spiel setzen. Du sagst zu viel und zu wenig.

Grimaldi. Ich schlafe die Melancholie weg. Und dann ruf' ich diese Nacht, wie Kassius: Brutus, du schläfst! In das Nebenzimmer, ab.

Guelfo. Was hilft's, wenn ich mir mit geballter Faust vor die Stirne schlage und mit den Winden heule — droh' und lärme, und bey alle dem nur Kartenhäuser baue! Der Junge wird gekos't, geliebt, von Vater und Mutter und ich steh' allenthalben in der Rechnung, ein garstiges Nichts. Guelfo! Guelfo! — Nichts lautet närrischer, als wenn ich mir selbst rufe. Guelfo! he da, Guelfo! stampft.

ZWEYTER AUFTRITT.

Doktor Gallo. Guelfo. Hernach Grimaldi.

Guelfo. Näher, näher, Gallo; ich erwartete Euch mit Ungeduld.

Gallo. Was ist Euer Gnaden begegnet? Ich bin erschrocken über die eilige Botschaft.

Guelfo. Zu viel Hitze, lieber Doktor! zu viel Hitze!

Gallo faſst seine Hand. Unruhig! sehr unruhig!

Guelfo. Ich verfolgte beym Aufgang der Sonne ein Reh zu hastig. — Setzt Euch. — Ich habe letzthin über etwas mit Euch gesprochen. — Wäre mir nicht zur Kühlung zu helfen?

Gallo. Erlaubt, daſs ich schreibe. Er schreibt und giebt's Guelfo.

Guelfo. Doktor, hier — nehmt diesen Wechsel auf Venedig.

Gallo. Gnädiger Herr!

Guelfo. Ohne Umstände! — Donner! was zaudert Ihr! Ihr wiſst, daſs ich das Gezier nicht leiden kann. Umsonst geb' ich nichts.

Gallo. Sanfter! gnädiger Herr. So legt sich die Hitze nicht.

Guelfo. Laſst mich mit dem Geschwätz! — Doktor!

Gallo. Was befehlt Ihr?

Guelfo. Ich fragte Euch schon einige Mal, und nun — Ihr waret bey der Niederkunft meiner Mutter; nicht wahr?

Gallo. Das war ich — die schrecklichste! Ich glaubte nicht, daſs es die gnädige Gräfin überleben würde.

Guelfo. Dann sagt mir schnell — hört Ihr? — so schnell, wie ich frage: wer von uns beyden erblickte zuerst das Licht? Guelfo oder Ferdinand?

Gallo. Das kann ich nicht sagen.

Guelfo. Doktor!

Gallo. Es ging so ängstlich, so schrecklich, und in der Sorge für die Gräfin, für die Kleinen, trug sich's zu —

Guelfo. Heraus damit, oder ich pack' Euch an der Brust und drück' Euch das letzte Wort mit dem letzten Hauche heraus! He dann, bey meinem Leben! es wird Licht.— Fort!

Gallo. Sie waren beyde da, und man wuſste nicht, welches der Erstgeborne war. Aber aus gewissen Zeichen —

Guelfo. Behaltet den Wechsel, und geht! Weiter brauch' ich nichts. Und wenn Ihr vor der Hand ein Wort — versteht Ihr mich?

Gallo ab.

Guelfo. Grimaldi! Grimaldi! — Ha, was rasest du in mir, ungestümes Feuer! Laſs mich zu Athem kommen; laſs mich denken! — Haben sie? Still, laſs mich zu mir kommen, und treibe mich zur Raserey! Grimaldi! Vater, Mutter — ich will sie alle vergessen — will sie alle aus dem Herzen reissen — Grimaldi!

Grimaldi kommt.

Guelfo faſst ihn an der Brust. Sieh mich nun an! Wer bin ich? Zweifelst Du, ob ich der Erstgeborne bin?

Grimaldi. Ich habe alles gehört: mich warf ein dumpfes Gefühl herum, daſs ich nicht schlafen konnte. Guelfo! Er führt ihn an den Spiegel. Dieser Blick, diese sich ausbreitende, Menschen niederbeugende Gluth, in den schwarzen, groſsen rollenden Augen! — Guelfo, Du bist für ein Königreich geboren. Mein Genius, eine weissagende Gottheit sagt mir's: dieser Mann muſs Italiens Rächer werden! Er sagt mir, der königliche Guelfo ist der Erstgeborne.

Guelfo. Meine Seele springt von Vorsatz zu Vorsatz; der Geist der Rache läſst sich schwarz über mich nieder, und umfaſst mein Herz. Ha, laſs mich fest stehn! Laſs mich einig mit mir werden! Hörtest du den Gallo? Man wuſste nicht, welcher der Erstgeborne sey, weil man es nicht wissen wollte, weil seine heuchlerische, sanfte Miene schon damals der Eltern Herz verführte. Ha dann, Heuchler, ich will mit dir rechten! Herausgeben sollst du mir die Erstgeburt! Herausgeben sollst du mir Vater und Mutter, herausgeben sollst du mir alles; oder ich will dich erwürgen wie Kain, und verflucht, den Mord auf der Stirne, herumirren!

Grimaldi. Lieber Guelfo!

Guelfo. Wie? mit mir Esau's Geschichte zu spielen, bevor er stammeln konnte! Koset nur den Knaben, und schlieſst ihn in die zärtlichen Arme! herausreiſsen will ich ihn! Ihr stahlt mir alles, um es ihm zu geben, weil ihr meinen Geist nicht fassen konntet. Grimaldi, schon als Knabe ward ich in Schatten gestellt, und er an's Licht gezogen, ihm alles zwiefach gegeben. Fein ging man mit dem Heuchler Jacob um, und stieſs den rauhen Esau weg. —

Grimaldi. Was drängt sich aus Deinem Geiste hervor?

Guelfo. Tausend Bilder des Vergangenen. In allem hatte er den Vorzug. Gab man uns Spielzeug, Näschereyen: das Beste bekam er und zuerst. Um ein neapolitanisches Hengstchen, an dem meine junge Seele hing, flehte ich einst, lag zu des alten Guelfo's Füſsen und netzte sie mit meinen Thränen. Ich hatte zu rasch, zu ungestüm gefordert. Ferdinando bekam es, ob er sich schon nicht im Sattel halten konnte, und blutig nach Hause kam. Da wollte mir's der Alte geben: aber nieder stieſs ich den flüchtigen Springer im Grimm. Da kreuzigten sie sich! Und nun — alle Güter, alle Besitzthümer, Schlösser und Herrschaften ihm allein! mir fünfhundert Dukaten Apanage: dieſs alles, weil man nicht wuſste, nicht wissen wollte — Auch meine Mutter will ich ausfragen, und bekennen soll sie! — Ha! wie sie mich ausstieſsen, auf Reisen jagten, und er mir indessen des Vaters Gunst und Güter stahl. — Grimaldi, wir wollen diese Nacht zusammen wachen, ich will alle Umstände vergleichen, will alles deutlich erkennen.

Es ist's; hell und klar wie die Wahrheit! aber ich will meine Galle reizen, und sie alle hassen lernen. Wie mir alles glühend einfällt! alle Umstände mit ihrem giftigen Inhalt durch meinen Geist schieſsen! — Rede, rede, Grimaldi, war der Betrug nicht bey meiner Geburt entworfen? entfernte schon damals mein kühner Blick ihr Herz von mir?

Grimaldi. Unglücklicher, ich kann Dich nur beklagen.

Guelfo. Martere mich nicht! Ich sehe was aus Deinem bleichen Gesichte, aus Deinen stieren Augen hervorblickt. Hassest Du ihn nicht und möchtest ihn ergreifen können, hinzuschleudern das Leben Deines und meines Mörders?

Grimaldi. Er hat mich beleidigt, und ich kann es ihm vergeben haben. Dein Schicksal zerreiſst mein Herz. Dich hatte die Natur zu einem groſsen Manne bestimmt, den Deines Vaters Haſs und Erziehung in Dir erwürgt haben. Er reizte Deine Galle so lange, bis sie Deine edelsten Leidenschaften verbitterte. Nur ihre stille, reine Gluth treibt zur wahren Gröſse; die Deinigen flammen und zehren Deine eigene Kraft auf. Nur Du hättest Dein Haus, durch Deine Tapferkeit, zu seinem vorigen Glanze erhoben. Wieviel würde Dir gefehlt haben, Dich zum Herzog aufzuschwingen: Deine und Kamilla's Güter reichten Dir die Mittel dazu dar. Und dann Deine Kräfte zusammengenommen — o ich fühle es, was aus Dir hätte werden müssen. Ich muſs enden: denn ich möchte Dir in diesem Miſsmuth Dinge rathen, die mich zu einem noch elendern Menschen machten, als ich nun bin.

Guelfo. Wozu? Fühl' ich mich nicht, empfinde ich nicht lebendig, wozu ich geboren bin? Weiſs ich nicht, wie man sich an mir versündigt hat? Laſs es gut seyn, und spare Dein wenig Odem, daſs Du fortlebest, um Zeuge zu seyn, wie Guelfo sich rächt. Ich nehme es von nun an über mich.

Grimaldi. Noch ist mir vieles dunkel in Deiner Geschichte, und ich bin so unvermögend, über etwas nachzudenken — Wozu? — Ich sehe Dir an, daſs Du einen Entschluſs fassest; laſs ihn Deiner würdig seyn. O, ich wollte, daſs ich stürbe, bevor er reifte! Guelfo, Du muſst bevor mit Deinem Vater darüber rechten. —

Guelfo. Umsonst! Ich kenne seinen Haſs, seinen eisernen Starrsinn. Er wird mir, wenn er es nicht läugnet, das väterliche Recht entgegensetzen, und mich mit meinen Klagen an das Schicksal verweisen. Aber doch will ich mit ihnen rechten — und dann entscheide das Schicksal. — Ich fühle jetzt nur, was aus mir geworden wäre. Wie man schon bey meiner Geburt gearbeitet hat, mich zu zernichten. Und wenn ich mich ansehe, meine Kraft fühle und mein Muth hervorbricht — nein, es soll nicht so seyn! — Fieberhafter Grimaldi, warum missest Du mich mit den Augen? Worüber erstaunst Du? Welcher Schrecken fährt so plötzlich durch Deine Sinne?

Grimaldi. Ich wäge Deinen Werth mit Deinem Schicksal ab, und meine zerrütteten Geister sehen ein blutiges, ergrimmtes Gespenst, das gewaltsam an die Zunge der Wage schlägt, und Deine Schale hinaufschnellt.

Guelfo fährt in sein Schwert und zieht es halb heraus. Ich will es verjagen und die Wage selbst fassen. Warum blutig? Wollen sie an mein Leben? Wahrlich ich nehme es mit jedem meiner Feinde, der sichtbaren und unsichtbaren Welt, auf.

Grimaldi. Man kommt. Ab.

Guelfo bleibt unbeweglich stehen. Sein Blick starr nach dem Ort, wohin Grimaldi deutete.

DRITTER AUFTRITT.

Amalie. Guelfo.

Amalie. Guelfo, mein Sohn!

Guelfo. Ha, wer fordert mich auf?

Amalie. Kennst Du die freundliche Stimme Deiner Mutter nicht?

Guelfo. Warum verschwand dieſs Gespenst?

Amalie. Wem droht Dein Schwert? Wohin starrst Du so wild und entschlossen?

Guelfo drückt sein Schwert in die Scheide. Weg! ich achte seiner nicht! Auf sein Herz schlagend. Hier allein entwickelt sich Guelfo's Schicksal, und keiner soll darüber gebieten.

Amalie. Bist Du krank, daſs Du irre sprichst?

Guelfo. Nein!

Amalie. Ich hörte, Doktor Gallo sey bey Dir gewesen, und lief voll Angst zu Dir. Was fehlt Dir?

Guelfo. Nichts.

Amalie. Wie mein Sohn? Deiner Mutter keinen Liebesblick?

Guelfo. Ha, meine Mutter, ich habe der Liebesblicke keinen. — Kennt Ihr den Guelfo nicht? — Ich bitte, verschont mich mit Euerm Liebkosen! Meine Wangen sind der sanften Hand der Mutter nicht gewohnt.

Amalie. Schäme Dich der unfreundlichen Lüge. So sollst Du diesen Kuſs von den Lippen Deiner Mutter aufgedrungen haben, mein wilder Sohn, Guelfo! Und diesen, und diesen mit aller Liebe der Mutter!

Guelfo. Wie? Mutter, Ihr irrt Euch. Meine Lippen sind nicht sanft, meine Stimme klingt nicht süſs, ich bin nicht weise und mild, bin der rauhe, gehaſste Guelfo.

Amalie. Und auch der liebe Guelfo. — O mein lieber Guelfo, sieh freundlich und gut, mache unsre Freude laut und vollkommen. Warum verlässest Du uns so unfreundlich? Faſst ihn an der Hand. Sieh, Guelfo, ich könnte Dir nun viele Vorwürfe machen, daſs Du immer auſser Hause bist, und wenn Du zurückkehrst, Dich uns ganz entziehst. Tag und Nacht seufzen wir über Deine rauhe Gemüthsart. Doch, Du sollst darüber keinen Vorwurf mehr hören, mein Guelfo: ich will es mütterlich dulden und schweigen. Du wirst Dich ändern. Nicht wahr, Guelfo? Du wirst milder?

Guelfo. Ja dann! ich werde milder; nur verschont mich mit diesen Liebkosungen: ich kann sie nicht erwiedern —

Amalie. Erwiedere sie nicht; laſs nur mich Dich liebkosen! — Guelfo Du stöſst meine Hand weg! Stöſst Deine Mutter weg! Hab' ich unglückliche Mutter das um Dich verdient?

Guelfo. Weine, weine, klage, und eile zu Deinem Ferdinando! — Ha, Mutter? Er faſst ihre Hand.

Amalie. Drücke mich hart, starker Guelfo! Deine Hand ist männlich: schone der weichen Hand der Mutter nicht, wenn dieſs der Druck der Liebe ist.

Guelfo. Ja, der Druck der Liebe, und der Druck — Was nun Guelfo?

Amalie. Hier fiel eine dicke Thräne herunter — Ha! Guelfo! —

Guelfo. Es ist meine nicht.

Amalie. Laſs sie Deine seyn — ich sah, wie sie sich aus Deinem Auge drängte — laſs mich diese wegküssen, die ihr sich nun nachdrängt — Wenn der Mann, wie Du, weint, fühlt er tief. Bereue nicht, was Du mir gethan hast: es ist schon vergessen — Nicht wahr, mein Guelfo, Du liebst Deine Mutter, die Dich so innig liebt, die Tag und Nacht seufzt und betet, Du möchtest gut seyn, und Liebe erwiedern. — Mein starker Guelfo, laſs mich an Dir ruhen! Du hast mir nun viel Liebes gethan, hast mir viel Liebes gethan Dein Leben durch!

Guelfo. Mutter — was habt Ihr mit mir vor?

Amalie. Ach, wenn meine Liebe Dich nicht schützte — Dein Vater wird jeden Tag mehr gegen

Dich aufgebracht. Täglich kommen Klagen über Dich. Schon oft wollt' er Dich aufsuchen, und es Dir in seinem Grimm vorhalten. Dann schling' ich mich um ihn, weine, bitte — noch heute erst —

Guelfo. Mag er kommen! Guelfo kennt sich und seinen Vater. Mutter du hättest mich nicht gebähren sollen! Ich war kein Knabe für Euch, und bin nun kein Mann für Euch! Erwürgen hättest Du mich sollen, erdrücken in der Wiege, daſs ich nicht aufgewachsen wäre, der Löwe Guelfo. Bey der Geburt habt Ihr mich vernichtet! Durch seinen Haſs hat er meine kühnen Geister vergiftet. Gebahrst Du nicht den Ritter Guelfo, daſs er ein Gespötte der Thoren werde? Damals wären Deine schwachen Hände stark genug gewesen, mich zu erwürgen — nun kannst Du Guelfo's Nacken nicht mehr umspannen, und doch, wenn Du mir den Liebesdienst erweisen wolltest —

Amalie. Mein Sohn! Mein Guelfo, erbarme Dich Deiner Mutter!

Guelfo. Und wer erbarmt sich meiner, der ich von bösen Geistern in meinem Innersten gefoltert werde! Wer erbarmte sich meiner von je? Wer schützte den Unmündigen gegen den Betrug, der ihn umspann, eh' noch seine Sinne geöffnet waren?

Amalie. Ich höre Deinen Vater. Verbirg Dich hinter die Liebe Deiner Mutter, wenn er zürnt.

Guelfo. Laſs ihn zürnen! Bin ich's nicht von der Wiege an gewohnt?

Amalie. Schweig!

VIERTER AUFTRITT.

Alter Guelfo. Vorige. Hernach ein Bedienter.

Amalie. Komm nur näher. Dein Sohn Guelfo ist gut und sanft. Ich versichere Dich, ich sah ihn nie so sanft und lieb. Man thut wahrlich dem guten Ritter viel Unrecht. Ist er nicht ein herrlicher Mann, ein tapferer Ritter, unser Guelfo, dem keiner widersteht? Sieh ihn nur an, Vater; lebt einer in ganz Italien, der ihm gleicht? Ein biſschen wild ist mein Guelfo, ich läugne es nicht; aber das giebt sich schon, und sagt man nicht, die tapfern Männer seyen immer ein wenig wild und ungestüm? Warst Du es nicht selbst? Wir Furchtsamen danken Euch dieſs: denn welchen Schutz gewähren uns die *Sanften*, die immer Klugen?

Alter Guelfo. Nun dann, Ritter, wende Dich zu mir, und gieb mir Deine starke, tapfre Hand! Vergiſs nie in Deinem Ungestüme, daſs Du ein Sohn des berühmten Guelfo bist! Ich kann Dir dieses nicht genug sagen. Erinnere Dich immer, daſs wir viele Feinde haben. Deine Faust allein kann sie schrecken; denn Du bist fürchterlich berühmt im Streit. O mein Ferdinando! mein Guelfo! ihr zwey starken Pfeiler meines beneideten Hauses, auf denen ich Alter nun in Frieden ruhen kann! Meine Ernte im Krieg ist gethan, ich träume nun meine Jugend in Euch zurück. Da stehen sie: Guelfo ein Felsen im Meer, an dem sich die Stürme zerschlagen, und Ferdinando, der noch mehr durch Klugheit gewinnt, weil er tiefer überlegt, und seinen Vortheil besser absieht.

Amalie. Und Guelfo?

Alter Guelfo. Wenn Du, Guelfo, Deine Wildheit zum Guten lenkst, und Deine Tapferkeit von Ferdinando's Klugheit leiten läſst, so soll unser Haus bald mit dem herzoglichen Titel prangen. He Guelfo, sprichst Du nichts?

Guelfo. He Guelfo! He Herzog Ferdinando!

Amalie. Und mein tapfrer Sohn Guelfo noch Heerführer des Kaisers! Was sollte er nicht werden können! Neidet nicht schon jetzt jeder seinen Ruhm? Trägt er nicht eine Wunde unter dem Orden, die ihn mehr ziert als der Orden? Noch einmal, ein herrlicher Mann ist mein Guelfo, wenn er seine Mutter liebt und mild ist.

Alter Guelfo. Amalie, sage, ist dieſs ein kindlicher Blick? Es kocht was in ihm. Sieh! Sieh!

Amalie. Geh, Guelfo! Er ist krank —

Alter Guelfo. Nein verblendete Mutter; ich weiſs, wie sich die Leidenschaften bey meinen Kindern zeigen. Was beiſst er die Zähne! Was zieht er die Faust zusammen? Was wölkt sich seine Stirne? — So steht man vor dem Feinde. Junger Mann, Dein Gesicht gefällt mir nicht, es straft Deine Mutter Lügen.

Guelfo. So gebt mir eine Larve!

Alter Guelfo. Du könntest keine schändlichere tragen, als diese da!

Amalie. Ich sage Dir, er ist krank, es schmerzt ihn innerlich etwas. Geh, guter Vater, reite nur immer dem Sohn und der Braut entgegen. Ich will diesen schon besänftigen; er ist gar willig und freundlich, wenn ich allein mit ihm bin.

Alter Guelfo. Nein, ich will wissen, welches Ungeheuer mir diese grimmige Miene verbirgt. Ich hab' ihn nie so gesehen. Guelfo, blickte ich Dich so an, ich rechtfertigte Deinen Haſs gegen mich, Deinen Vater. Was soll ich thun?

Guelfo. Mich hassen, wie Du thust — immer gethan hast.

Alter Guelfo. Spricht Guelfo's Sohn?

Guelfo. Guelfo's Narr!

Amalie. Nun geh doch, Vater! reize den Kranken nicht weiter!

Alter Guelfo. Fluch Dir, Guelfo, wenn Du so siehst!

Guelfo. Fluch mir, wenn ich je anders sehe, bis Du gerecht gegen mich seyn wirst.

Amalie. Segen Dir, Guelfo, wenn Du noch wilder aussiehst. Geh Ritter — hinaus, Vater! — Will keiner gehn? Jeder sieht starr und ergrimmt in die Stirne der andern, um noch wüthender zu werden. Was soll ich unglückliches, schwaches Weib thun, die zornigen zu besänftigen? Sie faſst den Ritter bey der Hand. Komm mein Sohn, Du hast mir lange Deine Falken nicht gezeigt — laſs mich sie sehen, und erzähle mir von ihren Eigenschaften — und wenn Du gut bist, sollst Du mir zu gefallen eine Jagd anstellen —

Guelfo. Seyd ruhig, Mutter! Ihr sollt des Guelfo bald los werden, den man schon bey der Geburt zu Grunde gerichtet hat.

Alter Guelfo. Es redet ein böser Geist aus Dir. Du trägst einen würgenden Dämon im Busen, der Vater und Mutter nicht schont! Die Sorge für Dich riſs mich von den Feinden, als ich einen schwer erfochtenen Sieg nutzen wollte —

Guelfo. Ich war es nicht werth —

Alter Guelfo. Ich verwerfe Dich: Du bist mein Sohn nicht.

Guelfo. Sagt es noch einmal —

Alter Guelfo. So wie Du jetzo bist, verwerfe ich Dich!

Guelfo. So bin ich los von Dir — Mutter, bin ich Dein Sohn?

Amalie. Mein Sohn? Still, still, Ihr endet mit mir.

Guelfo. Du hast mich verworfen — ich habe es gehört, und es schallt mit Deinem Fluch durch meine Seele. *Zum Himmel.* Auch du hast es gehört! Hast vernommen, wie mich sein Haſs wegschleuderte! — Verworfen, ausgestoſsen steh' ich hier, alter Guelfo, und schwöre Dir ab — Ich bin Dein Sohn nicht — Ha! ich bin der Sohn des wilden, verworrnen Zufalls, und will mich in seinen dunkeln Strudel werfen. *Er will gehen.*

Alter Guelfo und Amalie. Du bist mein Sohn! mein lieber Sohn.

Amalie. Du bist es, und wenn Du mein Herz noch mehr zerreissest! wenn Du mir den bittern Todeskelch reichtest, ich wollte Dich als meinen Sohn noch segnen! Du bist mein Guelfo, den ich unter diesem Herzen trug, dem ich freudig bebend entgegen weinte, entgegen lächelte, eh' ich ihn sah! bist mein Guelfo!

Alter Guelfo. Tausend väterliche Segen, für den zu raschen Fluch, mein Sohn! Sey was Du bist, die Zierde Deines väterlichen Hauses!

Guelfo. Ich? Du irrst Dich, mein Vater: ich bin ein Verworfener, mit dem Du Dein Spiel treibst — Wohl, wenn ich Euer Sohn seyn kann, so will ich es seyn.

Amalie. Halte Deine Thränen nicht zurück, Vater! wir wollen sie mit Freudenthränen mischen. O mein Guelfo, sey Deiner Mutter Freude! — Sagt' ich Dir nicht, der Ritter ist gut! Du kennst ihn nicht, wie ich ihn kenne. Während Amalie spricht, bringt ein Diener ein Schreiben. Der Alte liest.

Alter Guelfo. Erschrecklich! Ich habe Dir meinen Segen gegeben, habe Dir meine Thränen gegeben — und da — und da — lies, — Zittere nicht, Weib, entfliehe, und laſs mich allein mit dem Grausamen.

Amalie. Und da ist mein Sohn: welche Macht entfernt mich von ihm? Meine Liebe soll ihn gegen Deinen Zorn schützen.

Alter Guelfo. Er hat den Mann geschlagen, daſs er auf den Tod liegt: den Vater, der seinen vielen Kindern Brot gab. Er hat sie dahin gebracht, in die Wildniſs zu laufen und Hungers zu sterben. Ich gab ihm meinen Segen, weinte ihm meine Thränen — Meine Augen sollen vertrocknen, weinen sie noch einmal über Guelfo's zweyten Sohn! Hast Du gelesen?

Guelfo. Ich that's; ja doch, ich that's. Ich schüttle Euren Segen von mir. Nehmt ihn zurück, und gebt ihn Eurem Ferdinando! Verdient das Fluch. Ich peitschte meinen Pachter, weil er mir ein Reh stahl, das schönste Reh im Forst, weil er meinen besten Fanghund stach, daſs er starb. — Wer fordert Rechenschaft?

Amalie. That er das?

Guelfo. Wer hat jo Guelfo lügen hören? Einen Augenblick, alter Guelfo! — hier hast Du die Abtretung des Pachthofes, des Forst's und der Jagd. Mag er nun die flüchtigen Rehe alle erwürgen. Nimm's, gieb's dem Erstgebornen; der Sanfte wird ihm keinen solchen Diebstahl verübeln. Nimm Deinen Segen hinzu: gewirkt hat er noch nichts. Hier stehe ich ohne alle Ansprüche. Nimm, daſs ich kahler werde! He da, Ritter Guelfo, gürte dich mit deinem Schwerte und zieh gegen die Türken! Was fehlt dir noch! Das väterliche Haus stöſst dich aus; du bist reich mit diesem Arm und deinem Muth.

Alter Guelfo. Nein! Nein! Du sollst den Pachthof behalten, und ich will Deinen Jagdbezirk vermehren, will das Wild aus meinem Park in Deinen Forst treiben lassen. Deinen Pachter will ich entschädigen: es wird so arg mit ihm nicht seyn.

Guelfo. Ich will es nun nicht — Die Reue

Eures Segens, Euer Verdammungsspruch, bevor Ihr mich gehört habt, machen mir's zum Ekel.

Amalie. Nimm's doch, Guelfo! Auch sollst Du meinen ganzen Schmuck haben, für Deine künftige Braut —

Guelfo. Braut? — ich danke Euch, meine edle, gute Mutter — Guelfo, gebt mir den Zug Apfelschimmel zum Erbtheil, wenn Ihr wollt, und ich gehe, der verfluchte verlorne Sohn! Gebt mir den Zug Apfelschimmel, ich will mich für reich halten, will mich mit diesem Arm durch die Welt schlagen.

Amalie. Gieb ihm die Schimmel, gieb ihm die Pferde alle.

Alter Guelfo. Guelfo, die Schimmel hat Dein Bruder schon — ich schickte sie ihm zum Geschenk entgegen —

Guelfo. Mag er sie behalten!

Alter Guelfo. Wenn Dein Herz so sehr an den Pferden hängt, so wird sie Dir Dein Bruder gern zurückgeben. Sey nur freundlich und begegne ihm. wie er es um Dich verdient und gern verdienen will,

Guelfo. Wirklich! Will er das?

Amalie. Du sollst die Schimmel haben. Beyde ab.

FÜNFTER AUFTRITT.

Guelfo.

Niederschieſsen will ich sie! ich will sie nicht, ich mag sie nicht! Träumt' ich's doch! Wuſst' ich's doch! Es sind vortreffliche Pferde und stampfen und werfen die vollen Mähnen, haben einen Blitz im Auge — Heyda! Ritter Guelfo! kauf dir einen Esel, und reite zum Türken! Er hat sie, hat den Segen, die Liebe, das nahe Herzogthum — und Kamilla! Ha, ich werde rasend — O ich küſste ihre Fingerspitzen, und ward wonnetrunken; legte alle meine Rauhigkeit nieder, wie der Tieger, der auf Orpheus Gesang hörte. Sie sang — Kamilla! Hu, Kassius!

In ein Nebenkabinet ab.

ZWEYTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Ein Saal.

Guelfo. Grimaldi.

Guelfo. Ist Dir nun wieder besser?

Grimaldi. Guelfo, fehlte mir's am Körper, so scheute ich nicht die schaudervollste Kur. Ich wollte mir das schmerzende Glied ablösen lassen und verstümmelt standhaft fortleben. Tief und peinlich und auch wonniglich liegt der Schmerz in meiner Seele. Einen gebeugten, von Menschen zerdrückten Geist, ein verwundetes Herz mit sich herumschleppen, und so täglich dem öden kalten Grabe mit gesenktem Haupt entgegen zu wallen — Sieh Bruder, ich zerfalle ganz, schmachte hin, die Blässe des Todes deckt meine Wangen — meine Lippen sind erkaltet. Und doch blühte dieser zerfallene Körper einst in lieblicher Jugend — war ein Gegenstand des Verlangens und der Liebe. Trat ich damals in eine Gesellschaft, so lispelten sich die Jungfrauen in die Ohren, webten mit Blicken und Bewegungen Ketten und Netze, den blühenden Grimaldi zu bestricken.

Guelfo. Rede nur fort, Grimaldi, und laſs Dich nicht stören — Ich sehe nach der Straſse, um meinen Bruder mit den Hengsten im Pomp auffahren zu sehe. —

Grimaldi. Wie nun alles verschwunden ist, Jugend, Freude, Kraft und Gefühl! Meine Arme entsinken mir — mein Haupt neigt sich — der rasche Grimaldi ist gefallen! Und da er fiel durch Neid und Verfolgung, da flohen Schnellkraft, Zuversicht und Muth. Von diesem Augenblick zog ich mich ganz in mein Trauern. Das gesellschaftliche Leben unter Menschen, alle heitern Empfindungen, alle Theilnehmung an meinem und Anderer Geschick, all' mein Denken und Sinnen, wurden in meiner Brust bitterer Haſs und Widerwillen. Nun schwärm' ich unter den düstern Trauerbildern, fühle mich vergehen und fühle mich mit Genuſs vergehen. — Denn sag mir, Guelfo: was ist das Leben, wenn einem das genommen ist, wodurch es bestand, wodurch es zum bestimmten Gefühl ward?

Guelfo. Leider scheint mir Dein Gefühl nur zu bestimmt —

Grimaldi. Ja, es umleuchtete mich einst ein Blick der Sonne! Guelfo, Du weiſst es, wer die goldne selige Aussicht verfinsterte. — Welche Erquickung war's meinem Herzen, als mir die Lichtgestalt erschien! Ich hatt' ein Liedchen, das ich damals oft sang —

Guelfo. Sing, Grimaldi.

Grimaldi singt.

Heiter kehrest Du, o Licht!
Und ein helles Strählchen bricht
Aus der dumpfen Nacht hervor,
Hebt mein leidend Herz empor.

Es erschien ein Engelskind,
Rührte meine Seele: schwind'!
Und die Trauer schwand dahin
Selig, selig nun ich bin!

Glänze ferner durch die Nacht,
Liebe, süſse Zaubermacht!
Hülle mich, o Zauber ein!
Selig, selig werd' ich seyn!

O Guelfo, Guelfo, was waren das Stunden!

Guelfo. Und nun?

Grimaldi. Guelfo, da wollte der schlafende Genius wieder in mir erwachen, belebte mich, und ich schwärmte glühende Träume von edeln Thaten. Ich ward auf die Wagschale gelegt, mein Ansehn, mein Adel zu leicht befunden; mein Werth fiel tief, Guelfo! O der süſsen Augenblicke, die ich gelebt habe, die mich zu allem gemacht hätten! Ich ward in die Finsterniſs zurückgestoſsen, um nun nie mehr das Licht zu sehen.

Guelfo. Es ist wahr, Grimaldi, Du triebst damals so kühn und rasch nach dem Ziele, daſs ich Dir mit Verwunderung zusah.

Grimaldi. Darum stieſs mich Dein Bruder Ferdinando hinunter; der alte Guelfo hätte sich vielleicht meiner erbarmt; aber dieser sah nur seines Bruders Freund in mir. O der Seligkeit jener Stunden!

Guelfo. Unheilbarer Unglücklicher! ich that für Dich was ich konnte; aber was vermag Guelfo in seines Vaters Hause?

Grimaldi. Ich danke Dir noch, mein lieber Bruder! Laſs mich Dich so nennen, und nach Odem ringen, wenn ich's lebendig denke, und Dich in diesem Gefühl an mein beklommenes Herz drücke. *Umarmt ihn.* Wenn ich es geworden wäre — wenn ich es geworden wäre — ist sie nicht todt?

Guelfo. Das herrliche Mädchen! in ihr verlor ich, was ich nun wieder in Kamilla zu finden hoffte. So ist mein ganzes Leben, von meinem ersten Blick ins Licht, Verlust gewesen!

Grimaldi. Sie starb! und da sie starb, starb Grimaldi! Alle Wünsche, jede Hoffnung, das Leben selbst, ronnen unter blutigen Thränen aus meinem Herzen. Dir darf ich es sagen, daſs mir jede Nacht ihre blasse Gestalt erscheint, daſs ich sie fest in meine Arme drücke, daſs sie mir winkt, und daſs sie mich nach sich zieht. O Juliette! Juliette!

Guelfo. Geh doch! laſs mich!

Grimaldi. Habe dich Gott, meine Liebe! Grimaldi wallt dir eine düstre Wahlfahrt nach! — Gewiſs wärst du noch unter uns; denn ich wollte dich sanft auf den Fittigen der Liebe getragen haben!

Guelfo. Ich bitte Dich, versenke mich nicht mit Dir in dieſen schwermüthigen Ton. Ich brauche nun Stärke; und siehst Du mich nicht im nämlichen Fall?

Grimaldi. Armer Bruder!

Guelfo. Wäre ohne ihn Kamilla nicht die meinige geworden? Ich hätte in ihren Armen den Löwen Guelfo abgelegt, wäre still und friedlich geworden — Sie hatte Guelfo's ganze Seele.

Grimaldi. Hast Du es je ihr gesagt? —

Guelfo. Können ihr die Worte des Schwächlings nur von fern andeuten, was ihr meine Blicke, meine Thaten, mein Betragen sagten? Ich fühlte und fühle die Liebe, ohne Worte für sie zu haben.

Grimaldi. Und er hat sie nun, da er sich mit den schallenden Titeln, mit den Dir geraubten Gütern, empfohlen von dem Glanze des Herzogs, der geschmeidigen Zunge des Unterhändlers Visconti nahte! Da verschwand ihre Liebe für den edeln Guelfo aus ihrem Herzen, und vergaffte sich in das eingebildete Glück des Wahns. Sterben will ich, ohne an Deine Schwester zu denken, wenn er nicht Deine Liebe wuſste.

Guelfo. Ja, er wuſste sie — aber er hat dadurch die Quelle des Elends für sich, für mich und dieses Haus geöffnet: denn eben dieſs will ich in fürchterlichem Grimm von ihm fordern. Himmel und Erde! wenn ich der Wonne gedenke, in der ich schwebte, da ich ihre Gestalt, in aller Glorie der Schönheit, vor mir sah! Nein, ich will nicht von ihr reden: mein Gefühl für sie gränzt nun an Wahnsinn. Nur ich kann ihren ganzen Werth fühlen, nur ich das Weib in ihr erkennen, die den Ruhm des Tapfern zu dem ihrigen machen konnte. Er sieht nur die reiche Erbin in ihr, berechnet nur, wie er den Betrag ihrer

Güter zu seinen ehrgeizigen Absichten verwenden mag. Ha, wie ich einst nach der Schlacht ihrem Schlosse zujagte, mit dem Blut der Feinde bespritzt! Sie lächelte himmlisch mir von dem Balkon herab, warf mir ein weiſses Tuch zu, rief: Wischt das Blut von Eurem Harnisch, Ritter, ihr erschreckt meine Gespielen! Und ich that's mit dem Tuch, legte es auf mein Herz — siehst Du's! hier heilte es, und that gut.

Grimaldi. Und dieſs Weib wird sein!

Guelfo. Ist sein!

Grimaldi. Vor Deinen Augen hier sein Glück! Vor Deinen Augen hier ihre Gestalt! Vor Deinen Augen den Himmel! Hölle in mir und Dir! — Komm, laſs uns Einsiedler werden, laſs uns der Welt absagen, und uns treu sterben! Wie kann ich's, wie kannst Du's ansehen! Eine härene Kutte wäre nun der Wunsch des armen Grimaldi —

Guelfo. Guelfo's eine stählerne Keule, zu zerschmettern damit das Haupt —

Grimaldi. Gebähre den Gedanken nicht — Ha, dort kommen sie aufgefahren!

Guelfo. Will kein Donner herunter, die springenden stolzen Hengste zu lähmen! Was? Und diese? — Diese Pferde an seinem Siegeswagen? Ha — Nun sieh ihn selbst in dem rothen Kleide mit Gold verbrämt! Wahrlich, herzoglich prächtig! — Siehst Du sie? Grimaldi, im weiſsen Kleide! Sie streckt ihre Hand aus dem Wagen, und wirft dem Bettler was zu! — Nun wendet der Wagen — Kamilla! —

Grimaldi unverwandt zum Fenster. Wirfst Du Seifenblasen hinaus? Sie zerplatzen, ehe sie niederkommen, armer Narr!

Guelfo. Grimaldi! Grimaldi! Laſs mich was thun! Ich will eine Pistole losschieſsen — ich muſs so was hören.

Grimaldi. In die Luft doch?

Guelfo. Heyda! Wart! nach der Wasserseite — *Schieſst zum andern Fenster hinaus.* Hi! Hi!

Grimaldi. Rasch in den Hof — zwey — sechs Diener nur — auch Trabanten — Ritter zum Geleite — ja, ein Herzog muſs so fahren.

Guelfo *kniet nieder, spricht in sich, und springt auf.* Ausgesprochen und geschehn! Bey Guelfo's Herzen! es soll nicht zergehn, wie Grimaldi's Seifenblasen. Ja, ich will mit ihnen rechten und strenge Gerechtigkeit fordern — Weh mir und ihnen, wenn sie mir sie versagen!

Grimaldi. Sie steigen aus — Vater und Mutter springen ihnen entgegen — der Alte ist rasch — der Anblick des Erstgebornen verjüngt ihn.

Guelfo. Koset ihn, und drängt euch nur an ihn! Drückt ihn noch einmal an das Herz, und noch einmal! Flucht mir, dem bey der Geburt Bestohlnen! Nun dann bettelarm heute! — Brav Ferdinando — lächle! — schmeichle! — wollte Gott, du wärst etwas ernster und männlicher in deinem Thun. Aber so — wieder? Hu!

Grimaldi. Das ist närrisch. Sieh dort, wie der Mensch den Fisch mit der Angel aus dem Wasser sieht — Er zuckt — er reiſst sich los, fällt ans Ufer — nun hascht er ihn —

Guelfo. Er küſst sie, Grimaldi — Hu! vor meinen Augen — saſs so lange bey ihr — hat sie so lang, und wird sie haben — und vor meinen Augen — in Gegenwart der ganzen Welt — gegen allen Anstand —

Grimaldi. Wie der Kerl den Fisch zappeln lieſs! wie er ihn aufriſs! — Pfui!

Guelfo. Und wie ich zapple! Mit den Küssen angeln sie meine Seele, und ich blute. Kamilla! Ich hänge an der Angel, zucke mich zu Tode! Sie sieht nach ihm, und Liebe zittert auf ihren Lippen — Nun blickt sie herauf — Kamilla! bey dem wilden Schlag meines Herzens, sie erröthet. Was denn? Kamilla, was denn? —

Grimaldi. Sie kommen herauf — Beyde ab.

ZWEYTER AUFTRITT.

Alter Guelfo. Amalie. Ferdinando. Kamilla.

Ferdinando. Nun erst ist mir ganz wohl, da ich glücklich in des Vaters Hause bin. Es kam mich eine sehr wunderbare Empfindung an, da wir so an dem Forste hinfuhren. Aber da ich bey dem Vater bin und jeden Gegenstand wieder erkenne, der Eltern Liebe fühle, wird mir leicht und wohl.

Kamilla. Du hast mich sehr erschreckt, mein

Ferdinando. Du wardst so bleich — Auf einmal saſs er so still und zitterte: ich konnt' ihn kaum zu sich bringen. — Deine Stirn ist noch heiſs —

Amalie. Ferdinando, mein Lieber, was ist Dir begegnet? Du siehst noch zerstört aus —

Alter Guelfo. Es kommt wohl vom Fahren. Es war heute sehr heiſs.

Ferdinando. Beruhigt Euch! Es ist vorüber — Kamilla, ich wollte Dir's nicht gleich sagen — nun lache ich selbst darüber. Mein Vater, da wir den Eichen nahten, sah ich in der Ferne meine eigne Gestalt zwischen ihnen aufsteigen, daſs ich mich kannte, und wildes Geräusch schreckte mein Ohr.

Amalie. Deine Gestalt, Ferdinando?

Ferdinando. Es war Trug der Sinne, die die Hitze verwirrte, wie mein Vater sagte.

Alter Guelfo. Träumerey.

Ferdinando. So nehm ich's auch. Mir ist's nur leid, daſs ich meine Kamilla erschreckte. Es ist vorüber, und war vorüber, da Du mir mit der Hand über die Stirne führst, und riefst. Ich wachte auf, wie aus einem Schrecktraum, und schien mir in den Himmel überzugehen. Nicht so ernsthaft, mein Vater! Küſst Euren Sohn noch einmal! — Meine Mutter — nun wollen wir zusammen glücklich seyn — Meine Kamilla hat Euch längst ihr Herz geschenkt, da sie mir's gab, und ihr Blick giebt Euch die Versicherung. O wir werden ein Leben führen — —

Amalie. Ja, wir werden nun recht freudig zusammen seyn!

Alter Guelfo. Ruh aus, mein Sohn: Du überlässest Dich zu sehr dem Gefühl! Ruh' aus!

Kamilla. Ich zählte jede Stunde bis zu unserer Ankunft, fragte Ferdinando jeden Augenblick, wieviel näher wir Euch nun wären. Und Ferdinando war gütig, erzählte mir viel von Euch, und von der herrlichen Gegend, und alles find' ich so — Es ist ein lieblicher Sitz beym Vater, sagte er mir, und das ist es. Eine Gegend, so schön als eine in Italien! Wie reizend schlängelt sich der Arno, von der Sonne vergoldet, hinunter! wie heimlich düster verbergen dort die dichten Bäume seinen Lauf! — So den Strom hinunter zu sehn und hier den ehrwürdigen Guelfo, die Mutter, meinen Ferdinando — Hier wollen wir der Liebe und Freude leben! Sie küſst die Hände der Alten. Amalie küſst sie.

Alter Guelfo. Ihr macht mich ganz mein Alter vergessen. Alles ergötzt und verjüngt mich, was ich von Euch höre, an Euch sehe, Tochter! — Ihr Kinder bestürmt des alten Guelfo's Herz mit zu viel Liebe. Er ist dieses Glücks so wenig gewohnt, daſs es ihm ein Traum däucht. Zwar, wenn mein Ferdinando hier ist, so leb' ich immer so im Taumel: denn er weiſs mit Liebe des Alten Herz warm zu halten. Ferdinando! mein Sohn! Gepriesen sey Gott, daſs ich Dich nun wieder einmal in meine Arme schlieſsen kann! daſs ich die Wonne wieder fühle, ein treues Kind an mein väterliches Herz zu drücken! Laſs Dich recht herzen, Du Zierde von Guelfo's Hause!

Ferdinando. Mich nicht allein mein Vater!

Alter Guelfo. Ja, Dich allein! Dich allein! Bist Du's nicht allein, der dem Vater gütlich thut! der seine Wohlthat ist! der sein Haus erhebt, daſs schon jetzt die Feinde vor Neid vergehen? — Segen über Dich, daſs Du hoch empor wachsest im Lande! — Kamilla, seyd nicht so bewegt! Ruhet! Setzt Euch zusammen, daſs ich Eures Anblicks recht genieſse!

Amalie leise. Guelfo, vergiſs der Apfelschimmel nicht! Ab.

Alter Guelfo. Mein Sohn, wärest Du nicht, ich legte mich hin und stürbe! Dein Vater wird sehr geärgert in seinen alten Tagen. Aber nun will ich noch einmal anfangen zu leben; meine grauen Haare sollen schneeweiſs werden, und meine Jahre an Deiner Hand hoch steigen. Ja, ich muſs es erleben, was aus meinem Ferdinando wird. Vor Kurzem war einer der Höflinge des Herzogs hier, der mir nicht genug erzählen konnte, wie Du mit dem Herzog und allen Groſsen stündest; wie alles arbeitete an Deiner Gröſse, wie aufmerksam die Mächtigsten auf Dich würden, wie sie Dich zu gewinnen strebten — Ha, dacht' ich bey mir, seht nur auf Guelfo's Stamm — er wird bald als Herzog blühen!

Ferdinando. Gnügsamkeit, mein Vater. Wir wollen den Bogen nicht zu stark spannen; damit die Sehne halte. Wir haben noch Zeit vor uns — man muſs die Menschen erst an sich und sein Glück gewöhnen — Schritt für Schritt gehen: so scheint ihnen am Ende das Ungewöhnlichste natürlich. Ich denke bey dem Steigen an das Fallen —

Alter Guelfo. Das Glück geht gern einen raschen Gang; sprich mir nie von Gnügsamkeit. Ich habe Dir genug vorgearbeitet, mich immer im Gleichgewicht erhalten. Laſs nun Deinen Verstand benutzen, was mein Schwert und mein Ruf erworben haben.

Kamilla. Werdet nicht zu ernsthaft!

Alter Guelfo. Verzeiht mir —

Kamilla. Nicht doch, mein Vater! Redet was Euch gefällt, was Euch gut thut.

Alter Guelfo. Gott erhalte die freundliche Tochter!

Ferdinando. Und wo ist mein Bruder? Ich sehe mich schon lange nach ihm um. Wo ist er?

Kamilla. Ich dachte, er würde der Erste seyn, der mir entgegen käme. Ist der feurige, thätige Ritter so träge geworden?

Alter Guelfo. Er? — ja er! Ich seh ihn zu Zeiten in vielen Tagen nicht, den wilden Guelfo. Er wird immer unbändiger, stolzer. Rachgierig ist er; stöſst mich und selbst seine Mutter, so sehr er auch an ihr hängt, in's Grab im blinden Zorn. Ich bin zu alt und schwach ihn zu bändigen. Ich muſs nun zittern vor ihm. Heute sah' ich ihn einmal wieder, und beynahe brach er mir das Herz. Immer liegt er im Forste, und badet seine Hände in der armen Thiere Blut. Kömmt er einmal zurück, vergräbt er sich, und weh dem, der ihm naht. Ehemals wirkte noch die Liebe seiner Mutter auf ihn: jetzt ist auch dieſs vorbey.

Ferdinando. Ich sagte Euch immer mein Vater, man muſs Guelfo mit Liebe und Nachgeben begegnen, will man ihn gut haben. Sein edles Herz verleugnet sich auch nicht im wildesten Zorne.

Alter Guelfo. Du wirst ihn nun anders finden. Und begegne ich ihm nicht milde? muſs ich's thun, ich sein Vater? Ich fürchte immer, unser Streicheln macht den Wilden nur unbändiger.

Kamilla. O er hat ein vortreffliches Herz — setzt Gut und Blut daran, dem zu dienen, der seiner Hülfe bedarf. Er ist der vollkommenste Ritter Italiens —

Ferdinando. Das ist er alles, meine Liebe — Laſst ihm nur seine Wildheit, all sein Wesen: wenns Krieg giebt, braust er aus. Wir werden jene bald brauchen; denn wie ich beobachtet habe, werden wir nicht lange der Ruhe genieſsen. Ich will ihn mit Liebe zwingen mir hold zu seyn.

Alter Guelfo. Ich kenne ihn auch, und mag nicht reden; ich wollte mein Herz hinge weniger an ihm.

Kamilla. Es muſs an ihm hängen, der Ritter verdient es.

Ferdinando. Er ist die Zierde unseres Hauses, der Schrecken unserer Feinde!

Alter Guelfo. Nun das ist wahr, und ich bin stolz auf ihn; denn ich sehe mich wiederum in ihm aufleben. Wir wollen ihn sanft zu machen suchen. Ich weiſs, Kamilla hat eine liebliche Stimme, und singt in die Laute. Wir wollen täglich harmonische Musik machen, und ihn zähmen. Wenn er nur dem

Grimaldi nicht so ergeben wäre! Dieser richtet ihn mit seiner düstern Melancholie völlig zu Grunde. Ein unglücklicher Mensch, der Nachts bey Sturm und Wind in den Wäldern herumirrt, und seine Klagen mit ihrem Getöse vermischt. Der Kirchhof ist sein liebster Aufenthalt. — Das ist Guelfo's Gesellschaft.

DRITTER AUFTRITT.

Grimaldi. Vorige.

Ferdinando. O des traurigen Grimaldi! Willkommen Freund!

Grimaldi. O des freudigen Ferdinando! Willkommen Bräutigam, und Willkomm allen freudigen Seelen!

Ferdinando. Ich hoffte Euch heiterer zu finden.

Grimaldi legt die Hand aufs Herz.

Ferdinando. — Und finde Euch noch verstörter, noch kränker, wenn ich's sagen darf. Armer Grimaldi — Ich wollte, Ihr hieltet's wieder mit dem guten Gefühl.

Grimaldi. Und ich wollte, Ihr wäret nicht so lustig. Ich bin so unglücklich, kenne so viele Unglückliche, daſs ich gar nicht begreife, wie man ein Mensch und lustig seyn kann.

Ferdinando. Doch begrifft Ihr es einst —

Grimaldi. Erinnert Ihr Euch dessen? — Doch still — dieſs Eure Braut? — o eine liebe Braut! Küſst ihre Hand.

Kamilla. Ich wollt', ich brächt' Euch Freude mit.

Grimaldi. Gütig! himmlisch! ich wollte — o mein Herz —

Ferdinando. Was ist Euch?

Grimaldi. Nichts! nichts, als daſs ich kein Wort reden kann — und doch, wenn ich Euch ansehe — gnäd'ge Gräfin, Ihr scheint keine Tochter der Erde zu seyn — Ihr habt ihre Sanftmuth — und — Gott sey Dank! Ihr habt einen melancholischen Zug über dem Auge, der mir wohl thut.

Alter Guelfo. He, Grimaldi, wollt Ihr uns alle mit Eurer Schwärmerey anstecken?

Grimaldi. Guten Tag, Vater — verzeiht! ich nahm Euch nicht wahr — Behüte mich! Ich will Euch Eure Freude lassen; ich wollt', ich könnte Euch meine vorige dazu geben. Armer Guelfo — die Gräfin! Gen Himmel. Und dort wohnt nun eine — und hier wohnt sie — Aufs Herz. — o diesen Zug, der sich so sanft, so weich bebend in die lieblich gebildeten Lippen verliert — dieses himmlische reine Auge — diesen offnen heitern, wohlthätigen Blick — ja das habt Ihr von ihr.

Kamilla. Mein Herr —

Alter Guelfo wischt sich die Augen. Vergebt ihm. Er meint meine Tochter, und hat Recht.

Ferdinando. Ihr schwärmt nun wieder — besinnt Euch doch!

Grimaldi. Versteht kein Mensch den Leidenden? — Ich gehe, Ferdinando, um Euch nicht weiter zu stören — Vater, vergönnt mir noch eine kurze

Frist ein Plätzchen im Hause bey dem Ritter; ich werde Euch bald Raum machen.

Kamilla. Bleibt! der Ritter hat mir so viel Gutes von Euch erzählt, daſs ich herzlich wünschte, Ihr söhntet Euch wieder mit der Welt aus.

Grimaldi. Ich und die Welt haben so gebrochen, daſs mein Herz mit brach.

Alter Guelfo. Wo ist der Ritter?

Grimaldi. Seine Mutter ist bey ihm.

Alter Guelfo. Dacht' ich's doch, als sie wegschlich. Grimaldi hat uns alle Freude verdorben. Hängt die Köpfe nicht so! Gleicht Ihr doch alle dem Schwärmer!

Ferdinando. Ich möchte alles vergnügt sehen, und ich weiſs nicht, ich habe heute selbst einen unwiderstehlichen Hang zur Schwermuth.

Grimaldi. Sagt das ja nicht.

Alter Guelfo. Morgen soll Hochzeit seyn: sind das Hochzeitgesichter? — Kommt zur Tafel! kommt meine Liebe; ich muſs Euch nur den Schwärmer entführen.

Grimaldi ab.

Kamilla. Ich folge Euch gleich — Erlaubt mir nur einen Augenblick, daſs ich mich fasse — Sein Unglück, seine Reden haben einen wunderbaren Eindruck auf mich gemacht. Beyde ab.

VIERTER AUFTRITT.

Eine kleine Pause.

Kamilla. Ritter Guelfo.

Guelfo von auſsen. Ich muſs sie sehn! muſs sie allein sehn! Er tritt herein.

Kamilla. Willkommen Ritter! Ich mache Euch keinen Vorwurf, daſs Ihr mich so finster ansaht; daſs Ihr so schnell an uns vorbey schoſst — Was macht Ihr?

Guelfo niederknieend. Legt Eure willkommene Hand auf mein Haupt, und spendet mir den Liebessegen! O allen Segen in diesem! — Ich stehe nicht auf, Kamilla. Segen von dieser Hand dem armen Ritter Guelfo, der bey Euch Ruhe sucht, Ruhe finden muſs! — Eure Hand auf mein Haupt, an mein Herz, an meine Lippen, und so sey versiegelt an meinen Lippen der Segen der Liebe!

Kamilla. Ritter! — Ihr beehrt Eure Schwester mit einem wunderbaren Willkomm.

Guelfo. Wendet Euch nicht von mir! Kamilla, Kamilla! Diesen einzigen Trost! dem verfluchten, beraubten Guelfo. Mit Einem Eurer Blicke mich von der Marter loszuwinden, wie wenig kostet das!

Kamilla. Guelfo — was ist Euch? Wozu —

Guelfo. Nichts, gar nichts — und wenn ich diese Hand in der meinen fühle, diese liebe Hand auf mein geängstetes Herz lege, gar nichts! Willkommen, meine Schwester! tausendmal willkommen, meine Kamilla! O so schwebe vor mir! so mache mich lebendig! Laſs mich fühlen in diesem Kuſs alles Entzücken der Liebe und alle Marter. Willkommen, meine Schwester!

Kamilla. Sehr willkommen Ritter! Ich bitte Euch, seht nicht so ernst und düster — Kommt, erzählt mir nun, was Ihr gethan, seitdem ich Euch nicht gesehen — Mit welchem Ritter Ihr Fehde gehabt — wenn, wo und wie Ihr gesiegt habt — wie glücklich Ihr diesen und jenen Tag auf der Jagd gewesen — dieſs alles verlangt mich sehr zu wissen — ja ich sehnte mich darnach, Euch zu sehen, und recht viel von Euch zu hören —

Guelfo. Ich möchte das glauben, und mit diesem Glauben mich gegen die Feinde stellen — Ist's so, meine Schwester?

Kamilla. Gewiſs. Das letztemal, da ich Euch sah, machtet Ihr mir viele Sorge —

Guelfo. Guelfo, hörst du das? Und es rief mir eine Stimme zu: Habe Glauben! und es rief mir abermal eine Stimme zu: Habe keinen Glauben! denn wenn du das glaubst — Guelfo, wo bist du! Ich kann Euch sagen, Kamilla — aber was ich Euch sagen kann — Kamilla, seht mich an! — und was ich sagen könnte —

Kamilla. Laſst mich los! Sie zieht ihre Hand aus der seinen.

Guelfo. Nicht doch, Kamilla und meine Schwester! Ich soll Euch ja erzählen. Und Kamilla, wenn ich diese weiſse Hand halte, diese zarten Adern so blau sich schlängeln sehe — diesen Pulsschlägen lausche und Euch in's Gesicht sehe, nur dann werd' ich Euch viel erzählen können. Aber da ich so gar wenig reden kann, doch so viel zu reden habe — Das letztemal, da ich Euch sah, war mir's freylich wunderlich. Denn wenn ich mich noch recht besinne, schicktet Ihr mir Balsam für meine aufgeriſsnen Hände, die ich davon hatte, daſs die Pferde scheu wurden, und mit meiner Kamilla davon rennen wollten. Ich fiel ihnen in die Mähnen, und hielt sie, daſs sie standen, wie Lämmer. Ha, mich deucht, ich müſste den Blitz des Himmels ergreifen können, wenn er Euch drohend herabschösse —

Kamilla schmerzlich lächelnd. Ritter — sich fassend. Nein, damals war es nicht. Ihr irrt Euch. Das letztemal sah ich Euch, als mein Ferdinando kam —

Guelfo. Euer Ferdinando? — ja doch! und ich ritt nach, ohne zu wissen, daſs Euer Ferdinando da war. Wie ich nun ankam, und alles um Ferdinando sich drängte, alles nur Ferdinando schien — Heyda! seyd doch lustig! Ich weiſs nicht, was das für ein Gespräch ist, das wir führen. Ich sah Euch noch nicht einmal lächeln, und Ihr stehlt einem doch das Herz weg, wenn Ihr lächelt. Mich wundert nur, daſs niemand mit mir lachen will. — Ha, ha, ha! daſs Ihr nun endlich einmal da seyd! daſs ich diese Hand halte, diese liebe Kamilla habe, und alles mich neidet. Ha, ha, ha! lacht doch Kamilla!

Kamilla. Ihr seyd fürchterlich mit Eurem Lachen —

Guelfo. Und was schiene Euch nicht fürchterlich an mir? — Nicht einmal mit mir lächeln! dem Kranken zu zürnen? —

Kamilla. Ja, Ihr seyd wirklich krank — Lasset mich nun!

Guelfo. Ihr stoſst den Kranken weg? Und wenn ich denn krank bin, einen Trost meine Kamilla! Sah ich Euch doch um eine Eurer kranken Kammerfräulein weinen und besorgt seyn; ja Ihr wartetet sie, wie eine Mutter. Ich will nur ein gutes Wörtchen. — Unbarmherzig zieht Ihr mir Eure Hand zurück, und wenn ich Euch mit meinen Fingerspitzen berühre, fliehen doch alle Krankheiten, und ich stehe da, als wäre ich zur Unsterblichkeit geboren.

Kamilla. Aber Eure Krankheit ist von einer Art — Ich will Euren Bruder rufen.

Guelfo leise. Ist er eifersüchtig? Laut. Ist er's? Ha, ich will ihm — Nun meinetwegen! ruft Euren Ferdinando! Vernichtet habt ihr mich doch alle. — Was willst du, Guelfo? — Schlägt sich vor die Stirne Ist er nicht da? Ist der sanfte Bräutigam noch nicht da?

Kamilla. Seyd gut, Ritter! Wenn Ihr nur einen Augenblick auf mich hören wolltet, wie Ihr ehemals wohl thatet. — Möchtet Ihr doch Euren groſsen, edlen Charakter nicht durch diese ungestüme Wildheit verdunkeln, nicht Kräfte verbrausen, die jene glänzenden Aussichten befördern müſsten, womit Ihr mich in Eurer ruhigern Zeit unterhieltet und wozu Euch Eure Anlagen ein unbestreitbares Recht geben.

Guelfo. Sanfte Seele — sie haben auch Dich schon bestochen, und ich höre meinen Bruder aus einem Munde reden, der mich in die Klause eines Eremiten sprechen konnte.

Kamilla. O könnt' ich Euch nur zur Eintracht, zur Ruhe bereden! Bedenkt, wie Ihr Eurem Bruder begegnet! Er weinte bitterlich, als Ihr seine Hand wegstiefset, und fiel schluchzend dem alten Guelfo in die Arme.

Guelfo. O das kann er! weinen kann er, und erweint sich sehr viel. Hätt' ich meine Thränen so verkaufen mögen — Also er weinte, und da? —

Kamilla. Ich bitt' Euch um Gottes willen, seyd anders! Ich mufs den Augenblick weg, wenn Ihr nicht Mann seyd.

Guelfo. Ha! was ruft? Was wallt in diesen zarten Adern auf? Wie schreyend wird diese Stimme, die sonst so weich und so harmonisch in meiner Seele erklingt! — Kamilla, Verzeihung! — vor Dir, dem ersten Wesen auf Erden, beuge ich meine Knie. Verzeihung! — Hast Du sie gewährt, so blicke noch einmal auf mich, der ich im Staube zertreten bin — ich gehe!

Kamilla. Steht auf! Wir können uns unmöglich so wiedersehn, was ich doch wollte.

Guelfo. Das war Kamilla! Da entquillt ihren Lippen Erquickung, dafs sich Ritter Guelfo aufrichten kann! O Kamilla kann einen aus Todesschlaf wecken, kann einen umwenden mit einem Blick! Nun ist mir doch gar wohl.

Kamilla. Und Thränen in den Augen?

Guelfo. Seht Ihr das? Pfui Guelfo! sey Mann! folge dem Bescheid!

Kamilla. Kommt an's Fenster; das Abendroth vergoldet den Himmel; die Sonne geht herrlich unter. Freuet Euch doch mit mir!

Guelfo. Die letzten Sonnenstrahlen durch die Bäume her; der ganze Gipfel des kahlen Bergs im Feuer! — Ha, ich möchte mich in die Gluth dort schwingen; reiten auf jenen Wolken mit dunkelm vergoldetem Saume — Kamilla! Faſst sie an der Hand. Ach und ich bin wieder so hin — ich möchte diese Feuerwolken zusammenpacken, Sturm und Wetter erregen, und mich zerschmettert in den Abgrund stürzen. — Kamilla! Kamilla! Kamilla! Er küſst sie heftig.

Kamilla. Guelfo! Guelfo! Ihr raset — Laſst mich! — He da!

Guelfo. Schrey nicht! Und noch einen! und noch einen! Ha! so der letzte Kampf meiner Seele — Zu Deinen Füſsen gestreckt — bleib! bleib! ich gehe! — Schrey nicht, Kamilla! Ritter Guelfo heult, und Liebe heult aus ihm!

Kamilla nach der Thür.

Guelfo. Wie? warum?

FÜNFTER AUFTRITT.

Ferdinando tritt ein. **Vorige.**

Ferdinando. Wie mein lieber Bruder?

Guelfo. He, was?

Ferdinando. Kamilla — bleich und bebend — Was geht hier vor? —

Kamilla. Nichts, Lieber! gar nichts! — Der Ritter ist in seiner übeln Laune, in seiner wilden, will ich sagen — und mich zu erschrecken, braucht's nicht viel.

Guelfo. Glaub' ihr nicht! — ich faſste sie in meine Arme, und küſste sie — sieh, auf den bleichen Wangen der Erschrockenen glühen meine Küsse! Ha, ich küſste sie stark, hielt sie stark, sie wand sich los, und schrie —

Ferdinando. Du thatst recht, mein Bruder; war es doch Deine Schuldigkeit! Du küſstest vorhin meine Braut nicht zum Willkommen.

Guelfo. Deine Braut — und siehst Du nicht, wie ich sie küſste!

Ferdinando. Ich nehme des Bruders Küsse von ihren Lippen, die mir selten und um so theurer sind.

Guelfo. Ha, es waren Küsse, deren Gluth Du Kalter! nicht verlöschen wirst. Ich habe sie ihrer Seele aufgedrungen, und sie trage mein Verbrechen.

Kamilla geht, mit einem bittenden Wink auf Ferdinando, sich zu entfernen.

Guelfo. Verstehe sie und folg' ihr — Ritter Guelfo empfiehlt sich. Wie? Du wirst nun erst ganz feyerlich! Wohl, ich rüste mich, von meinem Herrn und Erstgebornen den Verweis geduldig einzunehmen.

Ferdinando. Und worüber? Rede doch ohne Bitterkeit mit mir, und gieb meiner brüderlichen Liebe Gehör!

Guelfo. Noch einmal, ich küſste sie heiſs — Verstehst Du mich? Und diese Küsse — Ferdinando — wie Du sehen sollst — diese Küsse, wer was dagegen hat — Verstehst Du mich?

Ferdinando. Nun küsse sie mehr Bruder!

Guelfo. Erlaubt es der gefällige, oder der stolze Bräutigam? — In Deiner Gegenwart? Wenn sie mir selbst um den Hals fiele, wenn mir's durch die Seele bebte, das gute Geschöpf in meinen Armen zu halten, wollt' ich doch nicht! Nicht darum, weil sie Deine Braut ist, sondern weil ich nicht will!

Ferdinando. Sprich anders, lieber Guelfo.

Guelfo. Wer ist der, welcher Guelfo lehren will, wie er sprechen soll? Guelfo hat ausgelernt.

Ferdinando. Will ich das? will ich das, Guelfo? Ich will nur, Du sollst reden, wie man mit seinem Bruder spricht.

Guelfo. Und ich will, Du sollst gehen!

Ferdinando. Laſs mich meinen Bruder in Dir wiederfinden!

Guelfo. Mensch, geh!

Ferdinando. Wenn ich Dir verhaſst bin, wenn ich muſs — Bruder, reit morgen früh mit mir aus. Eine glückliche Jagd macht Dich immer heiterer. Ich habe Dir viel zu sagen.

Guelfo. Und ich Dir wenig. Ritter Guelfo kann nicht vorhersagen, was er thun will. Meide mich!

Ferdinando. Lieber Bruder!

Guelfo. Was beliebt? Von verschiedenen Seiten ab.

DRITTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Sturm und Nacht.

Grimaldi schläft auf einem Sopha. **Guelfo** tritt auf mit einem Lichte.

Guelfo. Ha, verfolgt mich alles? Alle Dämonen und alle Gespenster der Nacht? Mein böser Geist hängt mir auf dem Nacken, er verläſst mich nicht, stiert mich aus allen Winkeln an. Blase zu. Vergifte mir jedes Fäserchen meines Herzens! Wühle giftig in meinem Blute! Hu! was martert den Guelfo? wen will Guelfo martern? Dumpf tönt die Glocke — der Sturm saust über dem Arno. Eine schöne Nacht! — Ferdinando, gieb das Weib! Ferdinando, gieb die Erstgeburt! — Wer schläft da um mich so ruhig? Ich will ihm den Schlaf von den Augen stehlen. He, Grimaldi, kannst Du so süſs schlafen? Grimaldi, Grimaldi! gieb auch mir Schlaf!

Grimaldi. Ha! — Ha!

Guelfo. Gieb mir was von dem Schlaf! Theil den Schlaf mit mir, Grimaldi! nur ein kleines Mohnkörnchen Schlaf, daſs ich bis morgen ausdauern kann.

Der arme Guelfo wird sehr verfolgt und gejagt! — Grimaldi! schlaf — schlaf nicht, Du Träumer!

Grimaldi. Ach!

Guelfo. Gieb auch mir Schlaf!

Grimaldi. O ich schlief kalten Todesschlaf. Bist Du's, Bruder?

Guelfo. Sprich dieſs verhaſste Wort nicht aus — Wisch es auf ewig aus der Sprache der Lebendigen!

Grimaldi. Guelfo!

Guelfo. Freundlicher Grimaldi, wer anders als Guelfo wird zur Stunde der Mitternacht herumgetrieben?

Grimaldi. Nach so langer Zeit der erste Schlummer, und der war fürchterlich —

Guelfo. Murre nicht. Der Schlaf kommt Dir wieder, aber Dein Guelfo ist für ewig verloren.

Grimaldi. Sieh nicht so schrecklich! — Welch ein Gebrause und Getöse um mich her?

Guelfo. Ha, Schläfer! Hab' ich Dich ertappt! Hörst Du nicht, wie lieblich die Natur mit Guelfo dahin braust? Ich habe sie immer geliebt: dafür wüthet sie jetzt dankbarlich mit mir. O laſs mich nie mehr die Sonne sehen. Schwarze, Donnerschwangere Wolken hängen über der Erde bis ich fertig bin.

Grimaldi. Komm, setze Dich zu mir. Du hast heute einen bösen Tag gelebt, und ich lebte ihrer viele. Uns wirft das Unglück zusammen und kettet uns fest an einander. Das Leiden ist das einzige Band der Freundschaft, dem ich traue. Wo kommst Du jetzt her, Guelfo?

Guelfo. Grimaldi, wenn Deine Sinne nicht zerrissen werden wie meine, wenn Du mir nun nicht den Sturm überbrüllen hilſst — Grimaldi! ich muſs! ich muſs! Das Schicksal sprach's aus, ich muſs! Blutig schwingt der Todesengel das Würgschwert über mich, und berührt meine Seele. Nun erst ist Entschluſs da! Vollbringen ist da! Alle gute Geister verhüllten ihr Haupt, und weinten eine Zähre, über den ausgestoſsenen, verdammten Guelfo. — Ich muſs! — Grimaldi! wenn ich nicht müſste — Im Sturme sausen die bösen Geister: Guelfo, du muſst!

Grimaldi. Was denn, Guelfo? Um Gottes willen!

Guelfo. Nenne Ihn nicht! Er hat seine Hand von diesem Hause abgezogen, hat seine Bewohner mit Blindheit geschlagen, sie dem heidnischen Schicksal übergeben, das uns nun mit seinem Netze umspannt.

Grimaldi. Hast Du gerechtet mit ihnen, wie Du wolltest?

Guelfo. Ich habe mit ihnen gerechtet, und habe nun nichts mehr, als ein zerrissenes Herz, ein verworrnes Gehirn. Und morgen Abend ist Hochzeit; ich soll der Knabe seyn, der die Fackel trägt — Hymen! Hymen! Auch ich rufe: Hymen! Aber ich will Euch ein Brautlied anstimmen, daſs die Todten unter der Erde sich umwenden sollen! Nicht so bleich Grimaldi! Ich schwärme nur. Hörst Du ein Geheimniſs? Ich habe in den Kontrakt geblickt: Ferdinando hat alles. Das Gut sammt dem Forst und dem Pachthof ward heute noch hineingeschoben. Sage dieſs keinem Menschen, Grimaldi! Es macht dem alten Guelfo wenig Ehre, und der alte Guelfo, sagen die Leute, hält viel auf Ehre.

Grimaldi. Und Du hast nichts —

Guelfo. Nichts, nicht so viel, daſs ich mir Gift kaufen könnte. Arm bin ich, wie der Bettler, der ohne Dach in dem Sturme heult. Was mir übrig geblieben, warf ich dem Pachter auf das Krankenbett, um den Schmerz, den mein gerechter Zorn ihm schlug, zu besänftigen. Seine hungrigen Kinder, sein weinendes Weib, sind nun die einzigen, die den unglücklichen Guelfo segnen.

Grimaldi. Und Dir nichts?

Guelfo. Ich las nichts weiter. Unten stand eine so bettlerische Summe, die er mir als Jahrgehalt auszahlen sollte, daſs ich sie gar nicht wissen mochte. So steht's nun mit mir! Ich hatte den Abend noch ein Gezerr mit dem alten Guelfo, das alles entschied. Ich warf ihm meine Zweifel über die Erstgeburt hin — Der Alte erblaſste, und die Wuth band augenblicks seine Zunge. Meine Mutter hing sich an mich — der reiche, übermüthige Räuber, Ferdinando, wies mir, dünkte mich, die Thüre. Kamilla bebte, und schlang ihre Hände um meinen Nacken. — Bey den Rachegeistern, die diese Wolken peitschen, sie liebt mich! Noch einmal fuhr ich den alten Guelfo an, schleuderte die Last des künftigen Schicksals seines Hauses in sein Gewissen, wenn er mich nicht hörte. Die Wuth zog mein Herz zusammen, da er mich nicht hören wollte — endlich brach sie in ein wildes schmerzliches Lachen aus — er glaubte, ich höhnte seiner.

sah mich grimmig an, fuhr nach einer Lanze, die an der Wand gelehnt stand, und gab mir einen Schlag, der mich noch schmerzt. Schon fuhr meine Hand in das Heft meines Schwerts — Ha, bey Gott, es war gut, daſs seine weiſsen Haare über seine in Wuth glühenden Augen herunterfielen —

Grimaldi. Guelfo!

Guelfo. O, es war gut — sein und mein Schutzengel warf die weiſsen Haare über seine Stirne —

Er sieht furchtbar um sich.

Grimaldi. Welch ein fürchterlicher Gedanke raſst in Deinem Blut?

Guelfo. Wären seine Haare nicht so weiſs gewesen, bey der Finsterniſs der Hölle —

Grimaldi. Verflucht sey der Odem, der dieses ausspricht! Verflucht das Herz, das es ausdenkt! Möcht' ich denn auf den ödesten Klippen der Appeninen hinstarren und nie mehr den Schall einer menschlichen Stimme hören!

Guelfo. Ja, daſs wir nur auf ihren Höhen lägen, wie das Reh, das sich vor seinem Mörder mit einer Todeswunde rettet, um unter dem Zahn des hungrigen Wolfs, dem es nicht mehr entfliehen kann, den letzten Seufzer auszustoſsen.

Grimaldi. Er wollte Dich nicht hören?

Guelfo. Ich sage Dir, der Mächtige hat sie mit Blindheit geschlagen, und dem Schicksal übergeben! — Er schlug mich mit der Lanze. Ich schwieg; er hörte auf mir Vater zu seyn! Nun will auch ich hineinschlagen, Alter! Rauf deine weiſsen Haare! — Dann stieſsen sie mich hinaus — netzten Ferdinando mit Thränen, und schrieen: „Einziger rette uns vor seinem Wahnsinn.“ Ich hörte noch, wie er es über sich nahm, mich bey Sonnenaufgang im Forst aufzusuchen, und mich von meinem Wahnsinn zu heilen.

Grimaldi. Tödte mich, daſs ich nicht Zeuge Deines Geschicks sey — Du blutest —

Guelfo. Ich stieſs wider die Thüre, da sie mich hinauswarfen —

Grimaldi. Menschheit! Menschheit! Eine feindliche Hand schüttelte den Loostopf, der unser Schicksal in sich faſste; der Schüttler der Urne schrie drein: Es falle mit Fluch auf die beyden! Und so fiel es auf uns. Wir sind beyde vernichtet, ohne Rettung und Trost. In diesem Augenblick überfällt mich Menschenhaſs, daſs meinen Gaumen nach ihnen gelüstet. Laſs uns die Menschen anfallen, wenn das Eltern thun! Laſs sie uns zerreissen! Zerbrich Dein Schwert, und wetze Deine Zähne! O ich werde wahnsinnig!

Guelfo. Mord! Mord! und wenn ich's denke, stehn mir die Haare nicht. Grimaldi, rette mich vor diesem blutigen Gedanken! Rette mich vor meinem Geiste! — Sie wollen an mein Leben: denn da mein Vater die Lanze ergriff, erkannte ich Dein blutiges Gespenst in ihm, das an die Zunge der Wage schlug, und mein Schicksal in den leeren Raum schnellte.

Grimaldi. Ermanne Dich, Bruder! Ermanne Dich! Ich freylich wälze mich Jahre im Leiden, und kann mich nicht aufrichten.

Guelfo. Rette mich vor meinem bösen Geiste!

Hörst Du nicht Trauermusik? Hörst Du nicht Leichengeheul und Wehklagen, Grimaldi?

Grimaldi. Dein Gehirn ist ganz zerrüttet! Weh denen, die Dich so weit gebracht haben!

Guelfo. Rache und Weh!

Grimaldi. Ich schlieſse Dich in meine Arme, und will Dich retten, Guelfo, laſs uns zusammensitzen und absterben, wie der Fisch, dem das Wasser abgeleitet ist. So ist's nun. Nicht zu seyn, Guelfo! nicht mehr zu seyn! gehüllt in das öde Grab, wo Denken, Wünschen, Gefühl, Streben und Erinnern unsers Elends aufhört. Wir wollen übergehen, und Deine Schwester wird uns empfangen mit Friedenskronen. Laſs uns über den Tod reden! Ich bin vertraut mit ihm, und will Dir seine Apologie halten, die ganz kurz ist.. Guelfo, er ist ein guter Freund, heilt schnell alle Wunden unsrer Seele. Du fühlst Dich matt, als hättest Du eine weite, beschwerliche Reise gethan, schlummerst ein, und fühlst Dich nach und nach nicht ohne Wollust sterben. Er schreckt nur in der Einbildung, der freundliche Retter. Ein herrlicher Gedanke durchzittert mich, — nicht mehr zu seyn! — Guelfo, über das Grab geht der Weg zu meiner und Deiner Juliette! — Du hörst mich nicht.

Guelfo. Schwärme Du nur! — Rache! Der getretene Wurm, jedes lebende Wesen fühlt ihren Stachel: und ich sollte diesen Stachel aus dem empörten Herzen reissen? Ich hasse ihn von der Wiege, hasse ihn von der Stunde, als seine Eitelkeit über mich hinaus wollte — ich hasse ihn von seinem ersten

Stammeln. Ha — nannt' er mich nicht einst bey dem kindischen Spiele kleiner Guelfo! und ich schlug ihm darüber vor die Stirne! Siehst Du, wie der Mann nun ausführt, was der Knabe dachte? Die Kleider, die er trug, haſst' ich! Trug er einen Rock von der Farbe des meinigen, zerriſs ich den meinen. Da alle Knaben meinen festen Tritt zu gehen strebten, wollt' er's auch nachmachen; ich haſste an ihm, was mir an den andern gefiel. Mich deucht manchmal, ich hasse Kamilla, weil ich sie ihn küssen sah. Und wenn ich denke, Grimaldi, was es um das Schicksal des Menschen ist, wie einer mit einer kraftvollen, vermögenden Seele im Staube liegt, ein anderer mit einem schwachen, eitlen, schmiegenden Geiste, über ihn hinausschreitet und hoch sitzt! Ich bin nur Guelfo — Da ist nun Ferdinando, ein eitles, schwaches, püppisches Männchen, das viel von Weisheit und Empfindung schwatzt. Ich erinnere mich noch heute, daſs ihm ein Junge eine Puppe nahm, die er aus- und ankleidete und aufputzte, wie kleine Mädchen zu thun pflegen. So heulte er auch, und lief schluchzend zu dem Vater; der kriegrische, männliche Guelfo entschied gefällig den Streit, und zwang den Knaben, mit vielem Ernst, ihm die Puppe wiederzugeben. An eben diesem Tag zerschnitt mir Einer, aus Bosheit, die Sehne meines Bogens. Er hatte viele Jahre von mir, doch faſst' ich ihn, schleuderte ihn den Hügel hinunter, wie einen Federball. Mit blutigem Gesichte lief er zu dem alten Guelfo, und der ernste Krieger, der des Lieblings Puppe in Schutz genommen hatte, riſs mir den Bogen aus der Hand, dessen zerrissene Sehne ich ihm, ohne ein Wort zu reden, darhielt, und schlug mir damit auf's Haupt. Glaubst Du wohl, daſs dieser Ferdinando von der Abendluft krank wurde? Und er ist nun auf dem Wege, mit den mir gestohlnen Gütern, mit der mir gestohlnen Braut, Herzog zu werden; und ich bin auf dem Wege, ein Narr zu werden über das alles! Aber abdringen will ich sie ihm! er soll sie herausgeben, oder sein Leben!

Grimaldi. Guelfo, sey arm, sey beraubt: Du bist groſs und reich durch Deine Tapferkeit und Deinen Ruhm. Nur mach, daſs Du von dieser Leidenschaft loskömmst, die Dich verzehrt.

Guelfo. Ha, Schwätzer! und hast Du Dich nicht aufgerieben? — Geh, tritt hinaus auf den Balcon, gebeut dem Sturme, er soll sich legen. Faſs ihn an der Scheitel: und ruf: was soll das, daſs Du wider meinen Willen die Elemente erregst und Verderben anrichtest! — Sein Gebrause wird Deiner spotten, sein Wirbel Dein hageres Gerippe ergreifen und in die Fluthen des Arno reissen.

Grimaldi. Ha, Unterdrückung einer solchen Leidenschaft gebieten, die die gröſste Triebfeder unsers Wesens ist! die alles aus uns hervortreibt, was wir zu werden vermögen. — Guelfo! versuch' alles! Dring' in ihn, er soll Dir Kamilla abtreten!

Guelfo. Grimaldi, ich wollt' ihm alles lassen, meine Rache für alles übrige sollte schwinden — Aber glaubst Du wohl? — Ha, er müſste der gröſste Schurke seyn! und er soll's! Ich schwöre Dir, er soll's! Teufel und Hölle! er soll's! — Zitterst du? So sollst Du ihm nach! — Ist er mein Bruder? Ist er — Er soll!

Grimaldi. Hast Du beschlossen, was ich in diesem fürchterlichen Blicke lese, so ziehe Dein Schwert und tödte mich!

Guelfo. Hinweg Grimaldi! — Horch! Leise Schritte und Seufzer den Gang herauf — Fort mit Dir! — Es ist mein böser Geist. Ich will allein mit ihm seyn.

Grimaldi. Weh uns! Weh diesem Hause!

ZWEYTER AUFTRITT.

Amalie vor der Thüre. **Guelfo.**

Amalie. Mein Sohn! Mein Guelfo! Bist Du hier und allein?

Guelfo. Ich bin hier — wollt', ich wäre nicht hier!

Amalie tritt herein und fällt ihm um den Hals. O mein Guelfo, ich kann nicht mehr schlafen, ich kann nicht mehr wachen. Ich flüchte mit meinem Leiden zu Dir. Laſs mich mit Dir reden, laſs mich um Dich seyn!

Guelfo. Mutter, Ihr seyd zu einer unglücklichen Stunde gekommen! — Ach, es ihrem weichen, freundlichen Herzen abzuzwingen! — Ich bitt' Euch, geht nicht so sanft mit mir um. Mein Herz blutet, aber ich kann's nicht erwiedern.

Amalie. O diese Worte heilen die blutigen Wunden des meinigen schon etwas!

Guelfo. Mutter, ich wollte, Ihr wäret nicht gekommen.

Amalie. Warum Guelfo! Ich suchte Dich so herzlich auf. Thränen netzten unser Lager. Angst und Liebe trieben mich zu Dir. Ich schlich mich von der Seite Deines jammernden Vaters. An wessen Thüre ich vorüberging, hört' ich seufzen und klagen. Mein Sohn, laſs mich nur Dich zufrieden sehen, und wir alle werden es seyn. Guelfo, nimm mir die Angst vom Herzen!

Guelfo. Noch einmal, wärst Du nicht gekommen — um Deinetwillen, liebe Mutter! Kehre zurück! Du bist die Einzige auf dieser mir verhaſsten Erde, für die ich fühle und leide. O, du wirst mich noch verfluchen und blutige Thränen weinen!

Amalie. Ja, blutige Thränen kann ich weinen — Dich segnen und sterben!

Guelfo. Mutter! Mutter, warum versagte mir der Himmel einen gerechten Vater, da er mir Dich zur Mutter gab! — sey ruhig: ich hoffe, Du sollst sie nicht weinen, die blutigen Thränen. — Laſs mich nun allein — ich bitte, ich beschwöre Dich — sieh nicht so bleich, wie ein Nachtgeist, Mutter! Ha! auch Ferdinando's Mutter!

Amalie. Deine arme angstvolle Mutter, wie die seine. Laſs mich um Dich! Laſs mich bey meinem Sohne! Mein Guelfo wird mir freundlich die Angst vom Herzen nehmen, sich mit mir aussöhnen, wenn er mir zürnt. Bist Du nicht mein innigst geliebter

Sohn? Gieb mir Deine Hand; sey gut! Es wird bald besser werden.

Guelfo. Schone deiner! Schone meiner! — Ich bitte Dich, wenn's aus mir bricht — Blut wird aus Deinem Herzen strömen. — Mutter komm! ich will Dich davon tragen, Dich durch diesen Sturm tragen, daſs Du Ruhe habest!

Amalie. Guelfo, was denkst Du? Werde ich nicht hier selig um Dich seyn, wenn Du mein Sohn bist? — Weg von Dir? von Ferdinando? Ja, wenn Du mir sagtest, Du wolltest mein Guelfo nicht seyn, und mich dann schnell zu Grabe trügst, so wollt' ich Dich für diesen Liebesdienst segnen. Und Guelfo! das ist doch mein Schicksal, wenn Du nicht besser wirst — Aber Du wirst's so weit nicht kommen lassen, Liebster!

Guelfo kniet vor ihr nieder. Mutter, noch einmal, schone Deiner! schone meiner! Du zerdrückst mir das Herz mit dem Blick und den Reden, verwirrst meine Sinne.

Amalie kniet zu ihm. Guelfo, ich knie zu Dir, und flehe: laſs Dich Deine Mutter heilen! Ruh an der bangen Brust der Mutter, und hol' an ihrem Herzen Ruhe! Dein Herz wird stille seyn, und ruhig Deine Sinne. — Laſs auch mein schwaches Haupt an Deiner starken Brust ausruhen. Als Unmündiger lagst Du an der meinen; oft blickten Deine Augen zu mir um Hülfe auf, wenn Du littest. Wie ängstlich sucht' ich Deinen Schmerz zu errathen, wie zärtlich ihn zu stillen — gieb mir nun zurück, was ich Dir damals gab!

Guelfo laut weinend. Du endest diese Stunde mit mir. — Aufstehend. Doch meine Thränen sollen versiegen. Ich will Dich fragen. Antworte mir treu!

Amalie. Das will ich. Wir alle sind unglücklich. Dein Vater jammert — Kamilla weint — Ferdinando seufzt —

Guelfo. Kamilla? Und wollt mich alle niederweinen? Keiner soll trauren, als Guelfo.

Amalie. Dein Vater rauft sich die grauen Haare über Dich. Er gieng hart um mit mir über Dich.

Guelfo. Laſs Dich's nicht wundern, Mutter! Er kann es nicht leiden, daſs mir jemand gut sey.

Amalie. Thue ihm nicht Unrecht, Guelfo! Er glaubt, ich stärke Dich im Zorne. Er meint's treu mit uns. Er bereut's, daſs er Dir diesen Abend hart begegnet ist; er bereut's innig.

Guelfo. Mutter, hier, wo Du Deine Hand aufdrückst, schlug der alte Guelfo seinen Sohn, daſs es noch schmerzt.

Amalie. Ich will meine Hand nicht hart auflegen, Guelfo! will Dir sanft über den Schmerz streichen. Vergieb mir!

Guelfo. O Du legst glühende Kohlen auf meine Wunde.

Amalie. Ich will sie mit meinen Lippen kühlen und löschen. Der alte Guelfo that es ungern, ohne Vorsatz —

Guelfo. Ohne Vorsatz? Nein, nein! Er schlug, als wollt' er mich in die Erde schlagen.

Amalie. Nicht doch; er sagt, Dein Hohnlachen habe ihn zum Zorn gereizt —

Guelfo. Er betrügt Dich, gute Mutter!

Amalie. Es ist ihm sehr leid — er wird Dir es selbst sagen —

Guelfo. Das soll er wahrlich nicht! Hätt' er mich zu Boden geschlagen, daſs ich mich nicht wieder aufgerichtet hätte, dann wäre morgen Hochzeitfest, und ich brauchte nicht zu singen das Brautlied. Ich bin Euch allen ein Abscheu!

Amalie. Gott bewahre! Guelfo! gieb uns Frieden! gieb Dir Frieden!

Guelfo. Frieden sollt Ihr haben — hab' ich ihn!

Amalie. Auch die Schimmel sollst Du haben, so bald Ferdinando beym Herzog aufgefahren ist — so wollte es Guelfo.

Guelfo. Still, Mutter! oder ich renne in den Stall und steche sie nieder!

Amalie. Du wirst's nicht thun, wirst Deiner Mutter schonen.

Guelfo. Und wer schont meiner?

Amalie. Ich! so wie ich Deiner schonte, da ich Dich als schwachen Säugling an meine Brust drückte.

Guelfo. Mutter, liebe Mutter — und nun geht!

Amalie. Du wirst mich nicht von Dir stoſsen.

Guelfo. Nun Mutter, sag mir! — sag mir — ha!

Amalie. Dein Auge rollt fürchterlich — Ich will mich hinter Dich verstecken. Guelfo birg mich vor Deinem Blick!

Guelfo. Schau mich an, Guelfo's Weib! Mach denn meiner Qual auf einmal ein Ende. Antworte mir treu!

Amalie. Wenn ich Dir helfen könnte! — Eile! eile! zögere nicht! — Was stockst Du?

Guelfo. Weib, wer von Deinen Söhnen ist der Erstgeborne? Erschrick nicht, oder Deine Furcht beantwortet meine Frage. — Wo ist nun die Hülfe, die meine Mutter so schnell versprach? Antwort' auf diese Frage, Mutter! Ich lasse Dich nicht weg, und erlägst Du unter der Angst. — Wer ist der Erstgeborne von Deinen Söhnen?

Amalie. Ferdinando.

Guelfo. Mutter! Und auch Du willst Deinen unglücklichen Guelfo durch Lügen betrügen? Mit dieser Lüge stirbt die Mutter in meinem Herzen, mit dieser Lüge stirbt alles! — Werde nicht ohnmächtig! — Sink' an mein Herz, und sage noch einmal: wer von uns beyden ist der Erstgeborne?

Amalie. Erbarme Dich! erbarme Dich Deiner Mutter!

Guelfo. Belügst Du Deinen Guelfo?

Amalie. Bey der Angst, die je eine Mutter wegen ihres Kindes erlitten! ich lüge nicht.

Guelfo. Ferdinando wäre es?

Amalie. Ferdinando ist es.

Guelfo. Weg von meiner Brust, Du bist nur des alten Guelfo's Weib!

Amalie. Ha, Du tödtest Deine Mutter!

Guelfo faſst sie ungestüm in seine Arme. Dich? — Vergieb und sey Deines Guelfo's Mutter! Zeige mir daſs Du's bist — Sag mir, wie's zugieng? wie er der Erstgeborne geworden ist? Wir sind Zwillinge —

Amalie. Laſs mich sterben —

Guelfo. O, ich will Dich und Dein Leben fest in meinen Armen halten. — und wenn auch Du geholfen hättest, mich bey der Geburt zu Grunde zu richten, so will ich Dir doch vergeben! — Dir allein! denn ich weiſs: der Tod schwebte um Dich. Woran habt Ihr erkannt, Ferdinando sey der Erstgeborne?

Amalie. Ich weiſs nicht. Dein Vater sagt's. Als das Leben wieder in mein Herz kehrte, hielt ich Euch beyde, und vergaſs alles. Ich fühlte nur die Freude, Euch zu haben. Guelfo, Du muſst der Zweytgeborne seyn, ich litt mehr, und liebe Dich stärker!

Guelfo. Eher will ich mich mit eigner Hand zerstören, als nach diesen Worten weiter in Dich dringen. Dein Beweis floſs aus dem Mutterherzen. Du bist unschuldig, und Dein Guelfo ist um so unglücklicher. — Geh nun zu Bette, Du gute, unglückliche Mutter!

Amalie. O das bin ich! Als Gott den Fluch über Eva sprach, fiel er schwer auf mich, vor allen ihren Töchtern!

Guelfo. Er wird Dich erretten!

Amalie. Für Dich rufe ich zu ihm! Aber sag mir, mein Sohn, was willst Du mit Deiner Frage?

Guelfo. Nichts, meine liebe Mutter! Gott erhalte Dich, Gott bewahre Dich, sanfte, liebe Mutter! Kuſst sie. Und wenn ich Dich wiedersehe — Mutter, wenn ich Dich wiedersehe — Gott gebe Dir die Stärke, die Du brauchst.

Amalie. Er gebe Dir alles, und mir wenig, mein Sohn! Mein Leben ist nichts. Er gebe Dir alles!

Guelfo. Lebe wohl, Mutter! Mutter, lebe wohl!

Amalie. O Guelfo — nicht so! In wenigen Stunden seh' ich Dich wieder — beynahe ist die Nacht vorüber. Ich werde Dich ruhiger finden. Nicht wahr, mein Guelfo?

Guelfo. Ich bin ruhig, laſs mich so! — Gute Nacht, Mutter! gute Nacht, herrliche Mutter!

Amalie wendet sich an der Thüre um. Schlafe! schlafe, mein Guelfo! gute Nacht! Geht ab.

Guelfo allein.

— Mutter! Mutter! Mutter! — Mir ist's, als müſst' ich sie zurückrufen. Eine wunderbare, noch nie gefühlte Empfindung durchdringt mich. Ha! noch einmal hat ihre Liebe mein Herz weich gemacht. Mutter — wenn er nicht? — wenn er nicht —? Ha, so bin ich Guelfo, und weiſs nicht, was aus uns wird. — Gute Nacht, Mutter! Nach der Thüre. Hörst Du? gute Nacht! Gott erhalte Dich! gebe Dir, was ich nicht habe — Ruhe! Für mich ist keine mehr auf Erden — vielleicht keine mehr für Dich! — Grimaldi! — schlafe nur, du Trauriger! Ich will dir nun deinen Schlaf nicht stehlen. Du verläſst mich, alles verläſst mich — Wenn du mich wiedersiehst, und ich habe sie nicht — Auch sie trauert! — Weh! weh mir! Ferdinando! — der häſsliche Laut zerreiſst mir die Nerven! — die Erstgeburt und Kamilla! — und wenn du sie nicht giebst — *Sieht durch das Fenster.* Ha, die blutigen Strahlen durch die schwarze Nacht! die scheuſslichen Gespenster! das Heulen und Gesaus! — Es stürmt erschrecklich fort — dort fuhr der Blitz herunter — dort brach's ein — Ich will fliehen, um der Mutter willen — will Schutz bey den Ungläubigen suchen. —

In's Nebenzimmer ab.

VIERTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Amalie. Kamilla.' Mit Kleidern und Putz beschäftigt.

Kamilla. Nein dieses werd' ich nicht anziehen?

Amalie. Warum nicht?

Kamilla. Die Farbe ist mir zu hell. Ich weiſs nicht, mich deucht — nach meinem Gefühl würd' ich lieber schwarz gehen.

Amalie. Schwarz? Ihr macht mich noch düstrer. Meine Augen füllen sich mit Thränen, und ich sehe mich zitternd um. Wenn Ihr nur viel sprächt, und nicht so oft im Reden einhieltet. Ich muſs näher zu Euch rücken. Mir ist so bang, so gar ängstlich, wo ich mich hinwende. Kamilla! ich möchte nichts als weinen. Ich weiſs nicht, warum. Laſst mich nahe bey Euch sitzen. Solche Angst habe ich nie gefühlt.

Kamilla. Mutter, wenn ich stärker wäre, wollt' ich Euch trösten; aber mir fährt's mit tausend Stichen durch's Herz, und jetzt — Ferdinando!

Amalie. Wie erschreckt Ihr mich! Was ist Euch?

Kamilla. Nichts, liebe Mutter — Eure Furcht, Eure Thränen — Kommt, wir wollen nun den Brautputz aussuchen — Wenn wir nur nicht so viele Gäste hätten —

Amalie. Der Vater war nicht davon abzubringen. Bey ihm muſs es groſs hergehen bey solchen Gelegenheiten, und wer darf ihm widersprechen?

Kamilla. Kommt nicht jemand?

Amalie. Erschreckt mich nicht —

Kamilla. Verzeiht, gute Mutter — mich deuchte, es schliche jemand nah zu mir — Sieht hinaus. Seht, es ist ein lieblicher Morgen, nach dieser stürmischen Nacht. Möcht' er sich so ändern!

Amalie. Guelfo? nicht wahr? Seyd getrost, Kamilla. Er wird sich gewiſs ändern. Wir beyde wollen ihn schon besänftigen. Wir wollen immer beysammen seyn, ihn aufsuchen, er mag sich verbergen, wo er will.

Kamilla. Sehr gern: ich bin ihm sehr gut, achte den tapfern Mann, und weiſs wohl das Edle seines Charakters von jenen wilden Äuſserungen zu unterscheiden.

Amalie. Gott segne Dich dafür, meine Tochter. — Was fährt Ihr schon wieder zusammen?

Kamilla. Wenn nur ein Vogel von einem Ast auf den andern fliegt, nur ein Blatt rauscht, erschreck' ich. Ferdinando, eile zurück!

Amalie. Um Gotteswillen!

Kamilla. Warum weint' er, als er ging? Warum fiel er mir so geängstet um den Hals, sagte ein so gepreſstes Lebewohl? — Noch fühl' ich seine heiſsen Thränen auf meinen Wangen herabrollen. — — Muſst' er gerade heute so früh ausreiten? Nahm er ein wildes Pferd? —

Amalie. Wie Ihr mich ängstigt!

Kamilla. Man sollte Boten nach ihm schicken; ich selbst will den Vater darum bitten. Ich kann nicht ruhen; ich laufe nach ihm, wenn's länger dauert.

Amalie. Ich vergehe für Angst.

ZWEYTER AUFTRITT.

Alter Guelfo. Vorige.

Alter Guelfo. Wohin meine Tochter? Wie so blaſs?

Kamilla. Ich wollt' Euch bitten —

Amalie dazwischen. Und Du so zerstört?

Alter Guelfo. Ich weiſs nicht — ich fühle mich unruhig, und komme — mich bey Euch zu zerstreuen —

Kamilla. Ist Ferdinando noch nicht zurück? O schickt nach ihm, mein Vater!

Alter Guelfo. Er kann nicht lange mehr bleiben. Ah, das war eine erschreckliche Nacht. Seitdem ich lebe, habe ich nicht so stürmen gehört. Meine ganze Orangerie ist zerschlagen, viele unsrer herrlichen Bäume zersplittert. Weiſs der Himmel, mit welchem Schmerz ich in die Zerstörung blickte. O ich fürchte, ein groſses Unglück droht meinem Hause. Es sind fürchterliche Zeichen in dieser Nacht geschehen. Der Wächter will die Todtenglocken von den nächsten Klöstern her gehört haben. Man trug Leichen an ihm vorüber, und verhüllte Männer wehklagten durch den Sturm.

Amalie. Stille, stille, Guelfo! siehst Du nicht, wie bleich sie wird?

Alter Guelfo. Meine Tochter — Wozu dieser Schrecken? — Ich bin alt, dem Grabe nah, und deute diese Zeichen nur auf mich. Mein wilder, ungestümer Sohn Guelfo ist der Sturm, der den mürben Greis zerbricht —

Amalie. Ich bitte Dich, Vater — sage, wo ist Guelfo?

Alter Guelfo. Er ritt vor Sonnenaufgang hinaus, der wilde Jäger Nimrod, ohne Geleit, mit Lanze und Schwert. Gott beſsre ihn, oder er kehre nie wieder! Noch so eine Begebenheit wie die gestrige, und ich streich' ihn aus. Ich habe eine Nacht gelebt — wenn ich noch so eine leben sollte — Sein Zorn sey verflucht! Mich zu höhnen! Mich zu reizen! Mich so weit zu reizen!

Amalie. Fluche Deinem Sohne nicht, Vater! Bedaure und beſsre ihn!

Kamilla. Der Ritter wird sanft werden und verträglich. Wir nehmen es von nun an über uns.

Alter Guelfo. Der Himmel gebe seinen Segen dazu. Lange seh' ich nicht mehr zu. — Der Stallknecht sagte, er habe sich auf seinen tollen Türken geschwungen, mit dem Pferde wie mit seinem Freunde gesprochen, und die Thränen seyen dem Thiere auf die Mähnen gefallen. Doch schnell kehrte der wilde Guelfo zurück. Er fragte ihn, ob er nichts an mich zu bestellen hätte? und er gab dem armen Kerl einen Schlag, daſs er noch heult.

Amalie. Denk nicht daran!

Alter Guelfo. Nun still denn! die Sonne soll uns freudig finden an Ferdinando's Hochzeittag. Ich habe groſse Gesellschaft bitten lassen, und keiner schlug's dem Guelfo ab. Diesen Abend will ich Euch Ball geben, und wer mir nicht lustig ist, der soll dem Guelfo und dem traurigen Grimaldi Gesellschaft leisten.

Amalie. Die werden doch dabey seyn, Guelfo?

Alter Guelfo. Ich zweifle.

Kamilla. Warum?

DRITTER AUFTRITT.

Grimaldi. Vorige. Hernach **ein Bedienter.**

Grimaldi voll Angst. Ist Guelfo nicht da? Wo ist Guelfo? Ha, Alter, wo ist Dein Sohn?

Alter Guelfo. Wo? Wo ist er? Frage Du den Wüthenden, wohin er geht! —

Grimaldi. Verflucht sey mein Schlaf! Verflucht sey ich! Alter, ich will Dir's abzwingen, das Geheimniſs. Wo seyd Ihr mit dem Ritter hingekommen? Wohin habt Ihr ihn gesandt?

Alter Guelfo. Wollt Ihr die Weiber zu Tode ängstigen?

Grimaldi. Ha, Du hast ihn ausgestoſsen — Er forderte Gerechtigkeit, und Du hast ihn verstoſsen. Wo? Wo ist er?

Alter Guelfo. Seyd Ihr wahnwitzig?

Grimaldi. Wär ich's! von Sinnen und Verstand völlig! Wo ist Ferdinando?

Alter Guelfo. Ausgeritten — und er ausgeritten.

Grimaldi auf einen Sopha sinkend. O Grimaldi! dein Guelfo! dein Freund!

Alter Guelfo. Weg von hier! wollt Ihr uns alle hier den Todten ähnlich machen?

Grimaldi. Guelfo! Guelfo! Wohin!

Alter Guelfo. Wären sie nur hier —

Amalie. Horch! Horch! ein Pferd!

Kamilla. Ha, mein Ferdinando! Laſst mich an's Fenster — Gottlob er ist es! — Ans Fenster, sie wendet sich behend zurück. Ein Pferd ohne Reuter jagd scheu herein! Ist das Ferdinando's Pferd? Vater, ist's Deines Sohnes Pferd?

Amalie. Ist es Ferdinando's Pferd? Willst Du nicht reden? Er antwortet nicht —

Kamilla. Hinaus! Ich will ihn aufſuchen — er ist gestürzt! er ist todt! —

Alter Guelfo. Todt? — Bleibt ruhig — ich will hinausreiten. Klingelt.

Bediente kommen. Gnädiger Herr, unsers Herrn Pferd läuft ledig —

Alter Guelfo. Sattelt Pferde! sitzt auf! führt mein Pferd vor! Grimaldi eilt hinaus.

Kamilla. Das Pferd sieht scheu — Blut! Blut am Sattel — Meines Ferdinando's Blut!

Amalie. Gott! o Gott! Sie sinken beyde einander in die Arme.

Alter Guelfo. Ihr bringt mich um Entschluſs und Kraft. Der Schreck ist mir in alle Glieder gefahren. Weiber! Weiber! Will sie aufrichten. Gott der Allmächtige heb' Euch auf! ich bin zu schwach. Ab.

Amalie. Geh! geh! Schick eilends Boten zurück! — Komm zu Dir Tochter! es ist ihm nichts. Verlaſs mich nicht! O bey Deiner Liebe, bey Deinem Ferdinando, verlaſs mich nicht! Komm zu Dir! Erbarme Dich, zartes Mädchen! — So! schlage Deine Augen auf! Weine nicht! — O ich danke Dir! Sieh mich an!

Kamilla. Ist er noch nicht da?

Amalie. Ein Pferd! Abermals ein Pferd!

Kamilla. Mein Ferdinando?

Amalie. Mein Sohn Guelfo sprengt wüthend herein! Stürze nicht, du Ungestümer! — Guelfo, wo ist Ferdinando?

Guelfo von unten. Ferdinando!

Kamilla. Ruft der Vater ihm zu?

Amalie. Ja — und er lacht bitter — weiſs ich es! sagt er.

Kamilla an dem Fenster. Guelfo, wo ist er? — Nicht so unfreundlich, Guelfo! Wo ist Ferdinando? Gieb mir Leben mit einer Antwort!

Amalie. Mein Sohn — Nun ist er weg!

Kamilla. Er kömmt herauf. Sie eilen ihm entgegen.

VIERTER AUFTRITT.

Ritter Guelfo. Kamilla. Amalie.

Guelfo. Hi! Hi! was weiſs ich! bin ich Hüter Eures Bräutigams, schöne Braut? Bin ich Hüter Deines Sohns? — Hi! Hi! Komm Kamilla, schöne Kamilla! — Auf nun durch die Welt mit Ritter Guelfo! — Ha, erblaſst nicht! Warum muſst' er mir in den Forst folgen? Warum mir nachrufen? Weg von mir, berührt mich nicht!

Kamilla. Ich laſs' Euch nicht los!

Amalie. Guelfo — erbarme Dich unsrer — sieh unsre Angst — wo ist Ferdinando?

Guelfo. Ich weiſs nichts. Weg von mir!

Kamilla. Ritter, ich dachte Ihr wäret mir gut, und nehmt mir das Leben.

Guelfo. Dir gut! — Ey ja doch! lieber, sanfter Engel! Komm, ich will Dich herzen — Weg von mir! — Tausend Vergebung schöne Braut! Gut? Ja doch — ich bin Dir gut —

Kamilla. Mutter, laſs uns hinausfahren, dem Vater nach in den Forst. Er tödtet uns mit seinem wahnsinnigen Blick — *Ab.*

Guelfo *allein. Pause.* Wo bin ich? *Erblickt beym Umherschauen sich zufällig im Spiegel.* Ha! Rächer! Rächer mit flammendem Schwert! Hast du eingegraben auf meine Stirne den Mord? Hast du ausgesprochen über mich, daſs die Himmel zitterten: Unstät und flüchtig!

Hast Du's! — Noch nicht! und doch brüllt die Stimme des Fluchs durch mein Gebein! — Ich that es, Rächer! Grabe ein das Zeichen des Mords — Ha! es glüht auf meiner Stirne — Ich kann mich nicht mehr sehn, nicht mehr fühlen — Reiſs dich aus dir, Guelfo! Zerschlägt den Spiegel. Zerschlage dich, Guelfo! Vernichte dich! — Gut, gut — er ist verschwunden. Jetzt will ich schlafen! O jetzt will ich sanft schlafen. Wirft sich auf den Boden nieder. Ferdinando lieſs mich lange nicht schlafen — Jetzt wird er mich schlafen lassen. Ich will schlafen, Blutiger! und wenn tausend glühende Dolche durch meine Seele gingen. Gute Nacht, Guelfo! Keiner wird dir sie mehr wünschen — auch die Mutter nicht — Er wirft sich auf den Boden nieder.

FÜNFTER AUFTRITT.

Grimaldi. Guelfo.

Grimaldi. Bist Du da? Gott sey Dank! Wo ist Dein Bruder?

Guelfo springt auf, Grimaldi fährt zurück. Warum störst Du mich im Schlaf? Weg — ich will den Schlaf herzaubern. Ich muſs, muſs schlafen — Hinaus! Faſst ihn an.

Grimaldi. Mann mit diesem Würgblick, schone meiner, daſs Du Dein Gewissen nicht beschwerest mit Mord!

Guelfo. Mord? Hi! — Mich deucht, Du bist Grimaldi! Sieh mich an, und wenn Du lügst, so zieh' ich mein blutiges Schwert, und morde Dich. Was steht auf meiner Stirne? Wischt sich die Stirne. — Ja, ich will's tilgen! herausbrennen!

Grimaldi. Guelfo!

Guelfo. Was steht auf meiner Stirne?

Grimaldi. Brudermord!

Guelfo. Ha, so will ich Dich vernichten, die Winde sollen Deine Asche davon wehen! Brudermord? Schändlicher Lügner!

Grimaldi. Gott sey Dank, wenn es nicht so ist!

Guelfo. Demüthiger, wofür dankst Du? Ich stehe hier, und getraue mich nicht, mein Haupt zum Himmel zu heben. Die Sonne würde mich blenden, der Rächer müſste aus den Wolken Blitze schleudern, mich zu vernichten. Steht's nicht auf meiner Stirne?

Grimaldi. Ja, gefolterter Geist: Wuth und Verzweiflung.

Guelfo. Schäme Dich, Betrunkner. Süſser Schlaf hängt auf meinen Augenliedern, der mich einwiegen würde, wenn ihr alle gingt, die ihr so gräſslich um mich heult. Nie war mir so wohl. Und doch hab' ich ihn ermordet, hab' ihn erschlagen, als er mir nicht zurückgeben wollte die mir geraubte Braut, als er mir nicht zurückgeben wollte die mir geraubte Erstgeburt; als er sagte: Ich bin Herzog: auch Du sollst durch mich steigen! — Er winselte und röchelte dumpf, aus hohler langsamer Brust. Nun hab' ich meinen Feind erlegt, habe der listigen Schlange im Staube den Kopf zertreten. Er liegt, und als er lag, rief ich: Verflucht der mich gezeugt! Schwang mich auf, und die Sonne verkroch sich. — Als er schrie: Guelfo! Guelfo! umschlang eine eiskalte Hand mein Herz, und wo ich nun hinseh, seh' ich Blut.

Grimaldi. Du hast den Bruder ermordet — Guelfo! Guelfo!

Guelfo. Den Feind, den Dieb der Erstgeburt — Ich hatte keinen Bruder, ich hatte nie einen Vater. Ha, werden sie nun heulen, ihre Hände starr zu dem Rächer erheben: Weh! Weh ausrufen. Ich selbst ruf mit: Rache und Weh dem Mörder! Rache und Weh Euch allen! —

Grimaldi. Fliehe! Dein Anblick tödtet!

Guelfo. Nein! Bleiben will ich — ewig schlafen, daſs ich nicht herumirre ein Fluch der Menschen, von ihrem Geheul, von seinem Schatten verfolgt. Der Alte soll hören, warum ich seinen Sohn ermordet habe. — Grimaldi, was faſst Du mich so hart an? Warum drückst Du mein Herz, daſs Tropfen aus meinen Augen springen.

Grimaldi. Ach Guelfo, tödte auch mich!

Guelfo. Du hältst mich immer fester — Deine Hand wird immer feuriger. Hast Du den Bund mit ihm gemacht? Ist sein Geist mich zu martern, nun in Dich gefahren? Hüte Dich, Du Bleicher! — Ja — so — — so sah er aus — und wie er an die Eiche hinsank — rief: Bruder! — und wie ich in den Wald lachte, daſs es in's Echo pfiff! — Laſs mich los! was hältst Du mich? — Bist Du nicht Grimaldi, der mir gut war?

Grimaldi. Guelfo, auch meine Stunde naht. Ich eile aus dieser Welt. Wo Du ihn erschlungst, sah er gestern seinen Geist.

Guelfo. Der Geist log nicht, so wenig wie Dein blutiges Gespenst, das meine Schale hinaufschnellte. Weichet alle! Nun will ich schlafen! will mir Gutes thun mit Schlafen. — Legt sich nieder. Ha, Kain! kannst du nicht schlafen? Wie sie nun um mich ächzen, den Todten mit Thränen salben, den Einzigen mit Küssen zum Leben rufen — Laſst mich schlafen; — nur einen einzigen kleinen Augenblick laſst mich schlafen. Ich wollte ja fliehen — war auf der Flucht — wollte ihm alles hinterlassen: warum folgte er mir? Schon stand ich auf dem Scheideweg, wollt' eben mein Pferd über die Grenzen sprengen, mit Verwünschung diesen Boden auf ewig verlassen. Da vernahm ich die verhaſste Stimme — plötzlich erhub sich der Streit — ich sah sein Beben, seinen Trotz unter dem Beben — Bald umschlang er die Eiche — sah mich an mit einem Blicke — o es ist dieser Blick der mich tödtet, der mir nun den Schlaf raubt — Hätt' er nicht Kamilla gerufen, ich hätt' ihn nicht tödten können. — Guelfo! muſst' er Kamilla rufen? — — Ha, Schreckgeister! Guelfo schläft!

FÜNFTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Ein düstres Zimmer.

Ferdinando's Leichnam auf einem Bette. **Amalie** und **Kamilla** bey ihm kniend. Stiller, bald heftiger Ausdruck des Schmerzes. Der **alte Guelfo** steht zu seinem Haupt, die Hände gefaltet, die Augen gen Himmel. Nach einer Pause.

Alter Guelfo.

Häuft Leichen auf Leichen, und erstarret bey dem geliebten Todten! Hier steh' ich im öden Hause verwaist. Wehe! Wehe! Verflucht sey die Hand, die es that, die dem Greise den Sohn, der Braut den Bräutigam erschlug!

Kamilla. Noch lebt er — ich fühle, wie seine Wangen unter meinen Küssen wieder erwarmen, wie sein Herz leise unter meiner Hand schlägt! —

Amalie mit innigem Schrey zum Himmel. Herr des Lebens und des Todes, höre auf das Flehen der unglücklichsten Mutter! Schenke ihn mir zum zweytenmal — Du hast mich dem Tod entrissen, da ich ihm das Leben gab. Erbarme Dich nun meiner!

Kamilla. Seine Augen öffnen sich — Ferdinando! Ferdinando!

Amalie. Der Herr erhört mein Flehen — Ferdinando!

Alter Guelfo. Laſst den seligen Geist zur Ruhe! Eure Klagen fesseln ihn an die blutige Hülle! Er steige auf zum Himmel, und klage seinen Mörder an, rufe mit mir Rache und Weh!

Amalie. Ich rufe nicht mit Dir um Rache zum Himmel: um sein Leben flehe ich! Ich gebar die Knaben unter Todesangst, dankte, benedeyte sie mit meinen Thränen. Laſs mich nun diesen benedeyen, meinen Sohn wiederrufen! — Mein sind sie, und Du sollst mich nicht von diesem reissen.

Alter Guelfo. Rette mich vor Verzweiflung! Hier liegt der Geliebte vom Bruder erschlagen.

Amalie. Nicht vom Bruder — Du willst sagen, er that es; willst, daſs ich die Stunde verfluchen soll, in welcher ich die Knaben gebar!

Alter Guelfo. Du sollst die Stunde verfluchen, die dem Brudermörder das Leben gab. Von ihm erschlagen liegt er hier! Keines Menschen Hand schlägt solche Todeswunden als Guelfo's.

Amalie. Er hat es nicht gethan. — Mein Einziger, jetzt mein Einziger that's nicht! Liebt er nicht seine Mutter, und sollt' ihr den Geliebten ermorden?

Alter Guelfo. Lege die Decke des Todes über den Leichnam! An der Stätte erschlug er ihn, wo der Erschlagene gestern seinen Geist aufsteigen sah. Riſs der Hand des Erschlagenen nicht ein Stück aus dem Gewande des Mörders? Ist die Spur des Wüthenden nicht in den Boden eingedrückt? Lege die Decke des Todes über den Holden, und dann laſs Deinen Guelfo kommen, daſs ich ihn richte! Er stehe vor der Stirne des Todten, lege das Bekenntniſs ab, schwöre ab den Brudermord, berühre die Todeswunde, aus welcher sein freundliches Leben quoll! Laſs ihn kommen, und das thun. Deckt den Leichnam zu. Guelfo! Rache und Wehe über dich!

Amalie. Heil! Heil! mein Guelfo! meinem einzigen Kinde von drey Lieben! Warum willst Du mir auch jenen nehmen? Diesen hat mir der Tod weggerissen, und Du noch grausamer, als der Würger der Menschen, willst mir den einzigen Übriggebliebenen rauben? Ha, was soll der Dolch, der aus Deinem Busen blinkt? Ich will ihn Dir entreissen, und diesem folgen.

Alter Guelfo. Mutter, nähme sich der Herr meiner nicht an, ich stieſse mir ihn durchs Herz, lieſs Dich allein verzweifeln. Ich soll sein Richter seyn — Weh! Wehe dem Brudermörder!

LETZTER AUFTRITT.

Guelfo. Vorige.

Guelfo. Warum stört ihr mich in meinem Schlafe? Was schreyt ihr, die Hände gehoben, zum Rächer? Was erschallt Gewinsel durchs Haus, und zerreiſst meine Seele?

Alter Guelfo. Brudermörder, willst Du auch uns erschlagen?

Amalie. Fliehe! Guelfo! Du bist nicht sein Mörder! Deine Hände sind nicht blutig, Du hast ihn nicht erschlagen!

Kamilla sinkt bey Guelfo's Eintritt auf die Leiche.

Guelfo. Wen erschlagen? Wer liegt erschlagen? Ich habe keinen erschlagen, weiſs von keinem.

Alter Guelfo. Wo ist Dein Bruder? Mann mit dem rollenden Auge der Verzweiflung, wo ist Dein Bruder?

Guelfo. Ich weiſs von keinem Bruder, hatte nie einen Bruder.

Alter Guelfo. Wo ist Ferdinando, Dein Bruder?

Guelfo. Wer fordert von mir, Ferdinando zu hüten? Hatt' er es je um mich verdient? Ich habe ihn nicht gesehen, mag ihn ewig nicht sehen.

Alter Guelfo. Hörst Du den Rächer, der im Sturm einherrauscht, Dich wegen Mord und Meineid zu richten?

Guelfo. Nahe der Rächer!

Alter Guelfo. Ich hebe die Decke des Todes — Tritt herbey! — Hast Du diesen nicht ermordet? Hast Du nicht mit ihm Vater, Mutter und diese ermordet? Lege Deine Hand auf die blutende Wunde, und schwöre! Ich Dein Vater stehe nun hier Dein Richter, bestellt vom Rächer, hier über Dich zu richten. Sein ist die weitere Rache!

Guelfo. Ich lege meine Hand nicht auf diesen hier. Er, der auf mich blickt mit kalten starren Augen, und seine blutigen Locken schüttelt, den erschlug ich! Verflucht sey er und Ihr! — Ich erschlug ihn, damit ihn Eure Liebe wieder erwecken möchte! Ha! habt Ihr keine Liebe, den Einzigen zu erwecken? Ich mufst' ihm das Brautlied singen, den stolzen Bräutigam kränzen — Fluch mir und Euch!

Amalie. Erbarmen! Erbarmen! Fluche Deiner Mutter nicht!

Guelfo. Er hat mir die Erstgeburt gestohlen, hat mich verderbt, und Ihr! Er hat mir diese gestohlen, die bleich da liegt. Ich erschlug ihn, da er mir das Meinige nicht geben wollte.

Alter Guelfo. Ich will Dein Gewissen nicht foltern mit Aufdeckung Deiner Verblendung, von Gott Verworfner! Ziehe mit Brudermord von hinnen, und erwarte weiteres Gericht.

Amalie. Erbarme Dich seiner! Er mordet uns! Tod blickt aus ihm.

Guelfo. Rufet Rache und Weh!

Amalie. Flieh, Guelfo! Flieh! Ich will mich vor Dich stellen, Dein Schild seyn.

Alter Guelfo. Deine Spur sey ausgetilgt auf Erden! ausgetilgt hier! Verflucht!

Amalie kniend. Herr erbarme dich seiner! erbarme dich der Mutter! Laſs mich nun mit ihm sterben, daſs ich vor deinem Throne neben ihm stehe, um Milderung Deiner Rache zu flehen! Schaudervoll ist die blutige That, ach groſs sein Unglück!

Guelfo in Thränen ausbrechend. Ha, dieſs Gebet allein macht mich die That bereuen. Mutter, Mutter! laſs den Mörder seine letzten Thränen an Deinem Herzen ausweinen — es war die einzige Zuflucht des Elenden — Sie drückt und herzt ihn. Zu viel, meine Mutter! zu viel — Du vergiſst, wer nun Dein Guelfo ist — Er reiſst sich schaudernd aus ihren Armen. Rächer! Rächer! — ich habe ausgeredet — Er verhüllt sich in seinen Mantel.

Alter Guelfo. Gott, unfaſslich sind deine Wege. Erbarme dich unser! Erbarme dich dessen, der hier verhüllt steht! Der Brudermörder bebt deiner Rache entgegen: erbarme dich seiner!

Amalie. Erbarme dich seiner! höre die Mutter! schone hier und dort!

Alter Guelfo. Ich stehe hier wie Adam, als ihm der Gerechte erschlagen ward, Eva heulte, die Braut jammerte — Kain fluchte den Eltern — Rache und Weh! — Gott, ich danke dir, daſs du mein Gefühl erstarrt — daſs ich die Kraft fühle, das Richteramt zu vollziehen! Zieht den Dolch.

Amalie. Was willst Du?

Alter Guelfo. Weib knie nieder, bete für ihn und mich. Soll ihm der Blutrichter das Leben absprechen? Soll er in Verzweiflung irren unstät und flüchtig? Sterben durch den Henker, Guelfo's Sohn? — Der Ermordete ruft Rache! Rächen will ich Vater Guelfo's Sohn! Erretten von der Schande, Guelfo's Sohn! Leben im Jammer verwaist! Er ersticht ihn. Wie er sinkt, empfängt Amalie sein Haupt in ihren Schoofs, indem sie neben ihm hinsinkt. Der alte Guelfo, den Dolch emporhebend, kniet nieder und breitet seine Arme gen Himmel aus. Kamille unbeweglich bey dem Leichnam.

DIE FALSCHEN SPIELER.

EIN LUSTSPIEL.

1780.

PERSONEN.

VON STAHL, aus Franken, als ein holländischer Kaufmann, unter dem Namen van Vielden.

SOPHIE, seine Tochter aus der zweyten Ehe.

JULIETTE, seine weitläuftige Anverwandtin.

KAPITAIN VON HORSTEN, Sophiens Liebhaber.

MARQUIS BELLFONTAINE, Sohn des Herrn von Stahl aus der ersten Ehe.

GRAF BALLUZZO.

BARON DORVALL.

CHEVALIER FRIK.

KARL, von Stahls Stiefsohn.

BRAUN, von Stahls Verwalter, und Chirurgus des Dorfs.

ISABELLA.

JEAN, } Bediente des Marquis.
DAVID, }

HANS, von Stahls Bedienter.

SPIELER.

Die Handlung ist im Karlsbad.

ERSTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Zimmer im Wirthshause.

Von Stahl. Sophie. Juliette am Theetische.

Juliette. Seine Laune ängstigt mich!

Sophie. Du bist ein Kind! geh und lies ihm etwas aus Deinen empfindsamen Büchern vor; Du kannst ihn leicht anders machen.

Stahl. Es ist toll, sag' ich!

Sophie. Wie Papa! warum so mürrisch?

Juliette. Und alles ist doch so freundlich hier.

Stahl. Das kann seyn! aber es ist Narrheit, daſs Georg Stahl in Karlsbad sitzt, während die Pächter seine Güter aussaugen. Tollheit, daſs ich's in solch einem Aufzuge bin; Wahnsinn, daſs ich's um einen Taugenichts von Sohne bin, und Raserey, daſs ich's mit Euch bin. — Hans! — O, daſs wir Männer doch immer Eure Narren sind! — Hans! — sind wir dem Abentheurer nicht von Bad zu Bad nachgezogen? — soll ich mich arm reisen? — Hans! —

Sophie leise zu Juliette. Laſs ihn rufen, Hans ist weit genug. Ich hab' ihn auf die Spur des Kapitains gejagt. — Eine Tasse Thee, Papa?

Stahl. Man verwässert meinen Ärger nicht; nur meine Auſsenseite ist ein Holländer. Nein, Juliette, wir bleiben nicht. — Nick ihr immer zu! Sophie! Es geht nach Franken, die Ernte ist vor der Thüre, und mein Entschluſs ist ein deutscher Entschluſs.

Sophie. Lassen Sie Sich immer bereden, noch ein wenig zu bleiben. — Da Ihnen Kapitain von Horsten kein Mann für mich schien, so hoff' ich schon in diesem — Bad auf Bad ab ziehn, eine Partie zu treffen, die Ihnen besser gefalle als mir. —

Stahl. Willst Du meinen Ärger reizen! Du machst viel Schulden auf dieser Reise, Tochter Sophie! Ich bitte Sie, Juliette, nehmen Sie Sich vor dem Leichtsinn, dem falschen Witz dieser Kreatur in Acht, es ist kein biſschen deutsches Blut in ihr.

Juliette. Aber wir bleiben doch noch? wenigstens um zu hören —

Stahl. Ha, um eines liederlichen Burschens, eines Abentheurers, eines Vagabunden willen, der nie werth war, mein Sohn zu seyn? Dieses ist nun eine Ihrer romantischen Grillen, die Sie aus den weinerlichen Büchern gesogen haben. — Nu, werden Sie nicht roth! — Hat er nicht Sie, das beste, reichste Mädchen in ganz Franken betrogen?

Juliette. Nicht betrogen; ich forderte zu viel von ihm, und man sagt, dieſs sey das Grab der Liebe.

Stahl. Sehen Sie Juliette, der Bösewicht verdiente diese Liebe nicht, und da sind Sie mit Ihrem Herzen zu weit gegangen — wie's Euch immer geht, wenn Ihr, Eure ohnediefs schon heifse Phantasie, durch das Lesen der neumodischen Bücher, noch mehr erhitzt. Doch was? Er hat mich, seinen Vater, seit vierzehn Jahren vergessen; brandmarkt den Namen eines Deutschen, den Namen seiner Familie, indem er von den Börsen andrer lebt — und den wollten Sie zum Mann? — Hans! —

Juliette. Ist das auch alles wahr? — Böse Leute können viel reden, und Franz hat nicht viele Freunde in der Familie.

Sophie. Es ist Eifersucht, Kind, Papa möchte Dich gern für sich selbst behalten. Ich wollte, wir gingen wieder nach Franken zurück; der Kapitain mufs sterben vor Liebe und Verzweiflung; oder ich müfste Herrn von Stahls einzige Tochter nicht seyn. Und denken Sie Juliette, mitten im Semestre des Kapitains abzureisen.

Stahl. Gewäsch! Unsinn!

Juliette. Einen verirrten, Verlornen zurückzuführen, der Ihr Sohn ist.

Stahl. Waschen Sie den Mohren weifs!

Juliette. Es ist nur ein Nebel, der vor seiner Seele schwebt; Ihre Güte wird ihn wegziehn, ich kenne meinen Franz. Er wird in Ihr väterlich Angesicht sehen, da seinen edlen Ursprung lesen, und in sich kehren.

Sophie. Und sieht er Julietten, so werden alle Abentheuer aus seinem Herzen verschwinden. Er wird an Ihrer Hand in unser stilles friedliches Leben zurückkehren.

Stahl. Mein grader Sinn sagt Nein! ein tückisches Roſs bessert sich nie.

Juliette. Er wird vor Ihnen stehen, so bescheiden, so lieb: (denn bey aller seiner Wildheit war er das immer) er wird mit jenem Blick, dem Ausdruck alles männlich Guten, mit dem wackern edlen Sinn, der sich in seiner ganzen Gestalt so scharf ausdrückt, das zärtliche Wort: Mein Sohn! von Ihren Lippen stehlen — Ihr Herz wird ihm nachfliegen, ich werde eine Scene fühlen, eine Scene theilen, die die schönste, die herrlichste unsers Lebens seyn soll.

Stahl. Schön gesagt!

Juliette. Und diese Scene wollten Sie Sich, wollten Sie mir rauben, mein Vater! — ich durfte Sie immer so nennen, und Sie lächelten mir freundlich zu!

Stahl. Liebes Mädchen! — Ich hätte nichts dagegen, aber es reimt sich nicht mit meiner Erfahrung. Ihr habt mich in einen dummen Roman verflochten, wo ich mich nicht herausfinden kann. Gesetzt, er spränge um — Juliette! soll ich Sie an einen Burschen schmieden, dessen Herz durch den üppigen Genuſs der Welt stumpf und trocken ist? Bey meiner Seele, Sie würden hübsch fahren mit Ihren Empfindeleyen, Ihrem Gefühl, wofür er keine Feige geben wird. Sie kennen die Kaprizen dieser Burschen nicht, die die weite Welt auf und ab gelaufen sind, und überall das Gegentheil ihrer Träumereyen gefunden haben. Lassen

Sie mich für Sie denken, Juliette! Ihre Phantasie arbeitet das biſschen Verstand zu leicht unter sich. Was ich mit ihm vorhabe, ist väterliche Pflicht, und mehr Liebe als er verdient.

Juliette. O mein Vater!

Stahl. Womit wollen Sie einen Menschen fesseln, der Eure Tugend, Eure erhabnen Gefühle für schales Bedürfniſs, für Grimasse, für Unerfahrenheit hält! der Euch nicht nach dem bestimmt, was Ihr seyd, sondern was Ihr in anderer Lage wäret! womit wollen Sie einen solchen bessern?

Juliette. Mit Liebe, die alles bessert.

Stahl. Das träumt Euch ein hungriger Autor vor. Wer einmal die Anhänglichkeit zerrissen hat, die uns, wie eine Kette, wechselseitig zum Guten bindet, den fesselt nichts mehr. — Doch, ich rede selbst wie ein Buch, während die Pächter meine Güter zu Grunde richten.

Sophie leise zu Juliette. Wir haben gewonnen; sobald er sich in Beweisen und Vernünfteln einläſst, ist er weg.

ZWEYTER AUFTRITT.

Vorige. Karl. Braun.

Juliette. Ist er da?

Braun. Ja.

Sophie. Wirklich?

Stahl. Desto schlimmer! — Nun Braun?

Juliette. Wie sieht er aus? lieb? schön? gut?

Stahl. Gleicht er seinen Genossen in Miene und Gang? ist seine Kleidung windig? tritt er auf wie ein Abentheurer? — Schont meine Ohren nicht, Braun.

Braun. Er lebt hier unter dem Namen Marquis Bellfontaine, wie man Ihnen schrieb.

Stahl. Unter dem Namen eines Franzosen, mein Sohn! ist ihm sein ehrlicher deutscher Name nicht gut genug? — Unter dem Namen eines Franzosen! — ich sag' Ihnen Juliette, es ist keine Nerve an ihm gesund geblieben. — Hans! —

Sophie. Wie schnell, Papa! es ist doch beym deutschen Blut besser, er trägt bey einem zweydeutigen Charakter den Namen eines Franzosen, als daſs er seinen deutschen Namen, seinen Familiennamen beschimpft.

Stahl. Hm, hm! — dieſsmal hast Du Recht. Aber sagtet Ihr nichts von Marquis?

Braun. So nennt er sich.

Stahl. Der Windbeutel! — er lügt!

Sophie. Aber Papa, vielleicht weiſs er, daſs Sie Sich wegen dem Gute baronisiren lieſsen, und ein deutscher Baron wiegt schon einen französischen Marquis auf.

Stahl. Wespe! rückst Du mir die Thorheit Deiner Mutter vor, die ich theuer bezahlte? Ich bin Vater Stahl aus Franken, und weiter nichts.

Sophie leise zu Juliette. Wirst Du schon wieder blaſs, wenn er ein wenig auffährt? Ich sage Dir, Dein Blick und diese Zunge machen aus ihm was wir wollen.

[illegible] Wie sieht der Spitzbube sonst aus? Sahst Du ihn? schont ihn nicht — sprecht deutsch und wahr von ihm, es kann manchem eine Warnung seyn! —

Braun. Bey allem, was windig ist, er ist der frechste, schönste, schlankste, leichtste Wildfang, den ich je sah — reich gekleidet, ein rollend Auge voll Feuer. —

Juliette. Braun! —

Stahl. Nu —

Braun. Einpomadirt, daſs man ihn auf tausend Schritte riecht. Kurz, ein Kerlchen, den Frau Fortuna zu ihrem Liebling gedrechselt zu haben scheint. Er wird unsern fränkischen Weibern tüchtig den Kopf verdrehen, und die Wappen mancher Familie vergolden.

Stahl. Ich will ihm den Hals brechen.

Braun. Prächtige Equipage, schöne Livrée und eine wälsche Maitresse, wie sich's für seinen Stand gebührt.

Sophie. Was? eine Maitresse? der garstige Mensch!

Stahl. Wollen wir noch nicht reisen, Juliette? oder gehört dieſs auch in den Roman?

Juliette. Ach!

Sophie. Laſs Dich nicht irre machen, Kind! — Bey Deutschlands schönen Töchtern! Dein blaues Auge soll doch wohl eine verbuhlte Italienerin aus seinem Herzen stöbern.

Stahl. Daſs ich ihn mitten in meinem Forst hätte!

Juliette. Dafs ich mich an seinem Halse zu Tode weinen könnte! Der Ungetreue.

Braun. Gestern gewann er einem Franzosen sein ganzes Vermögen ab.

Stahl. Ha, ha, ha! das ist brav! im letzten Kriege haben sie mich was schönes gekostet. War's eine starke Summe, Braun?

Braun. Weifs nicht.

Karl leise zu Braun. Dummkopf! mach' ihn nicht zu lachen; er lacht seinen Ärger gegen ihn weg.

Braun. Des Kapitains von Horsten Geld tanzte auch schon auf dem Tisch.

Stahl. Ist der Kapitain hier? — Bravo! einer Ihrer Streiche, Mademoiselle! er wird aber nichts nützen.

Sophie. Der Unverschämte! Was? er wagt es ohne meine Einwilligung nach Karlsbad zu kommen, da er sich zu Hause aus Liebe zu Tode grämen sollte! Ich will ihn züchtigen, Papa! Sie sollen Ihre Freude sehen!

Stahl. Nur nicht grimassirt, wir kennen uns! Hm! ein Mensch, der den elenden Gedanken hat, seinem Glück mit einer Heyrath aufzuhelfen! Hat der Narr sein bifschen Geld verloren, Braun?

Braun. Er ist noch daran.

Stahl. Desto besser!

Sophie. Daran ist Ihre Strenge schuld, Papa! Warum taxiren Sie seinen Werth nach Thalern, als wenn Sie mich gegen Münze verkaufen wollten. Er wagte sein Geld, um Ihre Tochter zu gewinnen — ist das nicht edel?

Stahl. Schweig! ich reise. — Weder meine Närrin von Tochter, noch mein Taugenichts von Sohn, noch Ihre Romanensprache, Juliette, sollen mich länger halten.

Karl. Sie thun wohl daran, mein Vater! wir würden hier eine schöne Rolle spielen, wenns herauskäme, daſs der schlechte Kerl von falschem Spieler uns, einer deutschen würdigen Familie, angehöre.

Stahl. Pfui!

Karl. Wie, mein Vater?

Stahl. Pfui, Bursche!

Karl. Wodurch hab' ich diesen Zorn verdient?

Stahl. Sprich, Du schlechter Mensch, bin ich so stiefväterlich mit Dir umgegangen, daſs Du nicht mehr Liebe zu meinem Sohne hast?

Braun. Karl sah diesen Augenblick nur auf die Ehre der Familie und unsers deutschen Vaterlandes. Ach! ich weiſs Proben genug, wie sehr er seinen Stiefbruder liebt!

Stahl. Hm! — Ich bleibe hier. Ich will sehen, ob er noch einen Tropfen deutsches Blut in sich hat! will forschen, ob noch die Nerven in ihm leben, mit deren guten Stimmung er mich in seiner Jugend so glücklich machte — unerkannt will ich sehen, ob er noch den offnen Blick, den Dolmetscher der Seele, in seinen Augen hat. Und ist es so, so soll er mit nach Franken, soll mein Junge seyn, soll meine Füchse jagen, und meine braunen Polacken reiten, die sich jetzt steif stehen. — Sapperment! wenn mir die Pferde zu Hause vernachlässigt würden! — Braun! was habt Ihr für Nachricht vom Hafer?

Braun. Er steht voll und satt.

Stahl. Find' ich ihn aber ganz verderbt, so soll Monsieur le Marquis seine Abentheuer an einem Orte ausschwitzen, wo man nie erfahren soll, daſs Vater Stahl sein Vater war.

Juliette. Er wird's so weit nicht kommen lassen.

Stahl. Sie nehmen's von der leichten Seite, wie Weiber immer thun, wenn sie etwas wünschen. Merkt, was ich sage, und wozu ich blinden Gehorsam fodre. — Wer dem Marquis Nachricht giebt — — verdammter Junge mit Deinem Marquis! — wer ihm Nachricht giebt, daſs Stahl, sein Vater, hier ist — wer sich von Euch zu erkennen giebt, der hat an mir Vater und Freund verloren. Er wird mich nicht kennen; das Alter und dieser Anzug entziehen mich seiner Ahndung völlig.

Sophie. Aber wenn der Kapitain jemand von uns, oder gar Sie selbst sähe, so könnt' es doch leicht auskommen.

Stahl. Wenn der Kapitain nur nicht die Närrin sieht — dafür will ich aber sorgen. Braun! hat er Euch gesehen?

Braun. Nein.

Stahl. Sophie! Du wirst weder Augen noch Ohren für ihn haben.

Sophie. Ich danke Ihnen Papa, daſs Sie nicht alle meine Sinne mit Arrest belegen.

Stahl. Unverschämte! mache mich nicht wild.

Geht ab.

Juliette. Sieht Franz wirklich so aus, Herr Braun?

Braun. Wie ich ihn malte.

Juliette. Komm Sophie, laſs uns in den Garten gehn, und unsre Seufzer in die duftende Luft ergieſsen.

Sophie. Komm, armes, girrendes Täubchen!

Sie gehn ab.

Karl. Was sagst Du zu dem Dinge, Braun?

Braun. Es sieht schlimm aus. Dein Bruder braucht nur einige lügenhafte Thränen der Reue, und unser ganzes Projekt, ihn aus den Gütern zu wippen, ist zum Teufel.

Karl. Und haben des Vaters Zorn.

Braun. Stehn als Spitzbuben da; denn nur der ist ein Schurke in den Augen der Welt, dem ein kluger Streich nicht gelingt.

Karl. So wär' die ganze Intrigue umsonst, und es käme wohl gar heraus, daſs ich Franzen's Briefe unterschlagen.

Braun. Das könnte kommen.

Karl. Und mit Juliette wär's auch aus!

Braun. Und ihr schönes Kapitälchen ginge auch zum Teufel.

Karl. Mein Seel, ich bin verliebt in sie. Sie hat so artige Empfindungen, ein so zierliches zartes Wesen, und ist so sanft wie Mondschein.

Braun. Und Du herber als der Nordwind.

Karl. Wär' ich der Nordwind, ich weiſs, wen ich wegbliese.

Braun. Hör' nur Karl! wenn Du raisonabel seyn willst, so wollen wir schon mit Ehren aus dem Handel kommen — Ich bin ein kluger Kopf, Deines Vaters Verwalter und Chirurgus — er hält etwas auf mich. Übrigens ist klingend Metall der Schlüssel zu allem auf Erden, selbst zu den Herzen der Romanenprinzessinnen.

Karl. Wir haben einen dummen Streich gemacht, daſs wir den Vater in den Händen der Mädchen lieſsen. Der Teufel weiſs, welche Weichlichkeit sie ihm eingeflöſst haben. Er war der bravste Jäger, der unvergleichlichste Reiter, und itzt hat er zu Zeiten Gefühl wie ein Mädchen. Hätten wir ihm Jäger und Roſshändler ins Haus gebracht, so wär' ihm Franz nie in den Kopf gekommen; noch weniger der verdammte Einfall, ihm mit den Weibern nachzuziehen. Aber Du warst nicht auf dem Lande zu halten, denn die Mädchen in der Stadt zogen Dich an, wie Pech.

Braun. Hätt'st Du Dich nur besser an Sophien gehalten! und was kann ich dafür, daſs Dein Bruder Julietten auf der Frankfurter Messe wieder sah, und sie da ganz zur Närrin machte! Doch laſs uns nicht raisoniren, wie das Ding geschah, sondern wie pfiffige Kerls die Folgen zu unserm Besten wenden. Gehn ab.

DRITTER AUFTRITT.

Zimmer des Marquis.

Marquis Bellfontaine. Jean.

Marquis. Zähle nur fort, Jean!

Jean. Bravo! ein schöner Coup, Herr Marquis!

Marquis halb für sich. Was für eine Art von Kopf bin ich denn!

Jean. Eine vortreffliche Art. Ward aber je ein Kopf von geschickten Händen bedient, so ist's der Ihrige.

Marquis. Doch will mir auch dieses Leben nicht mehr ganz gnügen, und mit wie viel Hitze umfaſste ich's. Wie viel Freyheit, Jovialität, Gröſse und Genuſs setzte meine Phantasie hinein! So bin ich in alles mit glühenden Sinnen gesprungen, um mich mit kaltem übersättigten Herzen zurückzuziehn.

Jean, der mit Zählen fertig ist. Drey tausend Dukaten! und in einer Nacht zusammen taillirt! — Das muſs doch ein englischer Kopf gewesen seyn, Herr Marquis, der das filiren erfand! Schade, daſs man seinen Namen nicht weiſs! alle Grecks von Ihrer Gröſse, von Ihrer Wissenschaft sollten ihm ein Monument errichten.

Marquis noch immer für sich. Aber — bin ich nicht frey wie die Luft, von keiner Leidenschaft, keinem Verhältniſs gefesselt! Reich wie Crösus, da alles Geld der Thoren mein ist. — Fühle dein Glück, Blödsinniger. — Ich hab' alles verlassen — mich verlieſs alles, und so genieſse ich die unumschränkteste Freyheit, die je ein Erdensohn genoſs. Gröſser als alle Zauberer schlag ich an die Erde, ihre Schätze öffnen sich mir — denn die Schwachheit der Menschen ist meine Mine.

Jean. Treffliche, reichhaltige Adern, und dem Schlage Ihrer Ruthe liegt keine verdeckt. Davon sollen sie in Spaa, Pyrmont, Warschau, Petersburg, Turin, Chambery und Paris was zu singen wissen. Bey Karten und Würfel! wenn einer den Inhalt einer Börse nach dem Gesicht ihres Besitzers besser taxiren kann, als Sie, so muſs er der Teufel selbst seyn.

Marquis. Geh Jean, bring' meiner Isabella meinen Morgengruſs. Jean geht ab.

VIERTER AUFTRITT.

Balluzzo. Marquis.

Balluzzo. Guten Morgen, Marquis! — Na, schon Rechnung von der Nacht gemacht? — Ich denke, wir werden hier eine gute Campagne machen. Der Anfang verspricht.

Marquis. Ach, die Dummköpfe gleichen sich allenthalben.

Balluzzo. Desto besser.

Marquis. Es ist keine Ehre, der Herr eines unedlen Thieres zu seyn.

Balluzzo. Schiefe Ambition, Marquis! Preise die Götter, die Tausende zu Dummköpfen machten, ihnen einen Burschen unsrer Art auf den Nacken setzten, daſs er Herr ihrer Leidenschaften, und dadurch ihrer Börse sey. Ja, Du wärst ein vollendeter Mann, und vielleicht der erste aller Grecks, wenn Du bey Deinen groſsen Talenten, nur ein wenig mehr Conduite hättest. Das ist das einzige, was Dir abgeht, und im Grunde die Hauptsache; aber es ist nicht auf Dich zu zählen. Das Geld fliegt Dir zu, und all Dein Streben geht dahin, es mit beyden Händen blindlings wegzuwerfen.

Marquis. Du weiſst, ich kann das Schulmeistern nicht leiden; indessen, Graf, so lange Eitelkeit, falscher Stolz und Gewinnsucht die Herzen der Menschen bewegen, wird es uns nie fehlen. Unsre Kunst fing mit dem Menschengeschlecht an, und hört mit ihm auf.

Balluzzo. Gut, ich verzeih' etwas Deiner Jugend, aber daſs Du so alles aufopferst, dieſs verdrieſst mich. Ist das Groſsmuth, hier und dort einem armen Teufel auf die Beine zu helfen, dessen Jammer Du nur auf einige Jahre verlängerst? Ein Greck lebt allein in der Schöpfung, mein Sohn!

Marquis. Hm! — es ist freylich toll, daſs immer eine Leidenschaft der andern in die Hände spielt; doch, dieſs ist eben der Reiz meines Lebens, den Du, Graf, freylich nicht zu fühlen fähig bist. Und am Ende will ich lieber ein Narr meiner Groſsmuth seyn, als mich von unersättlicher Habsucht zwicken lassen, wie Du.

Balluzzo. Wäre Deine Groſsmuth am rechten Ort angebracht, ich hätte nichts dagegen, so aber entschlüpft sie dem Auge der Menschen völlig. Was ein Greck thut, Marquis, soll mit weisem Vorbedacht, mit Berechnung der Folgen, und der Wirkung auf alle andre, gethan werden. Ein hingeworfner Dukaten muſs hunderte nach sich ziehen, oder ich gebe für Deine ganze Wissenschaft keine hohle Nuſs.

Marquis ärgerlich. Gut, gut, und weil wir denn einmal bey dem Kapitel sind, so muſs ich Dir sagen, Graf, daſs mir Deine Weise noch weit weniger gefällt. daſs sie mir schlecht und niederträchtig scheint.

Balluzzo. He! — Wie, junger Mann! so frech!

Marquis. Warum nicht! — wirkt's? desto besser! Was? arme Teufel, deren Physiognomie Dir so deutlich ist, wie die Physiognomie einer Bettlerhütte, behandelst Du auf eine Art, wie einen Kerl, der im Überflusse sitzt! Es ist nicht brav, sag' ich; gegen unsere Konvention, sag' ich. Du solltest Dich schämen, einem Menschen, wie der deutsche Offizier, den Du gestern angeln lieſsest, das Geld abzunehmen.

Balluzzo. Ein junger Strudelkopf wie Du, soll mich in meinen Grundsätzen nicht irre machen. Ich bin im Handwerke grau geworden, und weiſs, was Gold ist.

Marquis. Du handelst nicht nach Grundsätzen, Du hast eine elende tückische Gemüthsart, die sich an der Verzweiflung eines Unglücklichen weidet.

Balluzzo. Gehe meinen Weg, mache meine Erfahrung, Du wirst auch so. Doch beym Teufel —

Marquis. Es ist höchst niederträchtig, höchst schändlich, gar keine Schonung zu kennen. —

Balluzzo. Ha, mir das?

Marquis. Und warum nicht?

Balluzzo. Einen alten, grauen Kerl von meiner Wissenschaft meistern zu wollen!

Marquis. Verflucht sind die Stunden, in denen ich mich mit Dir besudelte.

Balluzzo. Schändliche Undankbarkeit! — Als ich Dich elend, verloren, von Deiner Familie ausgestoſsen, von Deinen gierigen Gläubigern verfolgt, in Spaa hinter einem Tische fand; Deine itzt so üppige Augen in Verzweiflung rollten; der nahe Mangel, die nahe Schande der Armuth den Schweiſs auf Deine itzt so stolze Stirne trieben — wer war da Graf Balluzzo? wer nahm Dich auf? wer beurtheilte Deine Talente, und bildete die Adresse aus, die ich in Deinen Händen, Deiner Gestalt wahrnahm?

Marquis. Das thatst Du um Deinetwillen.

Balluzzo. Vortrefflich! wer stach Dir den Staar? wer zeigte Dir, wie Du um Dein Geld gekommen warst? wer lehrte Dich's mit dem meinigen — mit dem meinigen, Marquis, vertausendfachen? wer machte Dich mit den Narrheiten der Menschen bekannt, und zum Meister ihrer Leidenschaften? Ist dieſs Deinem Gedächtnisse entflohn? — Damals nanntest Du mich Deinen Retter, Deinen Lehrer, und der will ich heiſsen, so lang' ein Haar auf meinem Haupte lebt.

Marquis. Verdammt.

Balluzzo. Rolle nur Deine Augäpfel, und beiſse die Lippen — Du fühlst die Wahrheit.

Marquis. Ich will mich fassen, und will den

Adel meines vorigen Lebens, ja meines gegenwärtigen Lebens selbst, gar nicht in Anschlag bringen. Wer brachte mich um mein Geld? wer führte mich durch Noth in dieses Leben? Du warst es. Und wer machte Dich reich, Gräfchen? wer schüttete Dir mit tausenden die englischen Guineen in den Schooſs? wer blieb arm, als ich? Wie vielmal schickte ich Jean nach hundert Dukaten, und Jean kam leer. Ist das brav? Ist das Dank? Für Dich arbeitete ich. Und wer versteht von uns das Spiel am besten? wer hat alle die neuen Touren erfunden? wer hat die berühmtesten Grecks gemacht? *) bin ich's nicht?

Ballusso. Wie? Du wärst ein besserer Spieler? —

Marquis. Ich wollte lieber ein Affe seyn, als ein so fühlloser Kerl wie Du. Ja ich bin ein besserer Spieler!

FÜNFTER AUFTRITT.

Vorige. Frik.

Frik. Wie, Ihr Herren, seyd Ihr toll? was soll das heiſsen? beyde ergrimmt! — Ist es Zeit hier den Brutus und Kassius zu spielen, während der reiche Octavius mit gespickter Börse aufmarschirt? Schämet Euch, und macht Friede. Das wäre die Art zu etwas in der Welt zu kommen, wenn gescheidte Leute selbst uneins würden. Friede, Ihr Herren!

---

*) Ein Kunstwort, das die Grecks brauchen, wenn einer der Genossenschaft den andern betrügt, und ihm durch List oder Überlegung in der Kunst, das Geld im Spiele abgewinnt.

Balluzzo. Du hättest vor meinem Alter Respekt haben sollen. Wie, ich wär' ein dummer Spieler?

Marquis. Das wollt' ich nicht sagen. Ich meinte, ich sei ein edlerer Spieler, und Deine Gemüthsart gefalle mir nicht.

Frik. Laſst's gut seyn, denn durch das, was ich Euch vorzutragen habe, hoff' ich Euren Streit bald beyzulegen. In den groſsen Saal, Ihr Herren — hinter den Pharaotisch, Marquis — hinunter, und studirt die Physiognomie der Börsen! Dorvall hat mit seiner Svade eine groſse Gesellschaft zusammengebracht, es fehlt nur an Euch, davon zu profitiren.

Balluzzo. Was für Fremde sind in dieser Nacht angekommen?

Frik. Ein Holländer mit zwey Damen, seinem Sohne und Verwalter, und einem ziemlichen Reisekästchen, vermuthlich voll holländischer Dukaten.

Marquis. Lohnen die Damen der Mühe, Frik?

Frik. Davon kann Ihnen Dorvall Nachricht geben.

Balluzzo. Nun Marquis? —

Marquis. Ich wollte, Du hättest mein Blut ruhig gelassen.

Balluzzo. Deine Hand! zürnt der Wolf dem Wolf?

Marquis. Das ist's eben, wo Du mich nicht begreiſst; ich möchte nur schneiden, wo es wieder wächst, und mit einem Lächeln davon ziehn.

Balluzzo. Nur bitt' ich Dich, laſs Dich nicht mehr von den Damen im Spiele betrügen: so ein Paroli de Campagne gewonnen, geht mir durchs Herz.

Marquis. Daſs doch der Ausgelernteste noch zu lernen hat! Sich von den Damen betrügen zu lassen, erwirbt den Namen eines schönen Spielers, und vermehrt die Praktik. Und haben wir Praktik, was brauchen wir mehr! Sie gehen ab.

SECHSTER AUFTRITT.

Jean. David.

David, indem er Geld in seinen Hut zählt. Hab' Respekt für mich, Bursche! ha, ha! bin ich noch ein Dummkopf? bin ich noch ein Gimpel?

Jean. Wie kommst Du zu dem Gelde?

David. Während der Marquis diese Nacht den Franzosen kahl machte, hab' ich des Franzosen Bedienten rein auspiquetirt. Was sagst Du nun? bin ich noch ein Gimpel?

Jean. Du? Du, David?

David. Und rein, rein filirt! Glaubst Du, ich profitire nichts vom Marquis, wenn ich ihn frisire, und er indessen mit dem unvergleichlichen Büchlein Karten seine Hexereyen macht? Alle seine Künste stehl' ich ihm aus dem Spiegel! hol' der Henker das Arbeiten! O! ich denke noch meine Kutsche zu halten, meinen Kammerdiener, und im Gelde zu wühlen, wie ein Jude. Hör', ein Franzose war's, den ich machte, und Du weiſst, die passiren für pfiffige Spieler. —

Jean. Nun, mein Seel', hätt' ich doch nicht gedacht, daſs man mit Fingern, nur zum Dreschen und Pflugtreiben gemacht, einen Franzosen zu Grunde filiren könnte. Laſs Dich umarmen! ich that Dir Unrecht, und sehe, daſs das Genie allenthalben geboren wird. Du bist zum Bedienten des Marquis gemacht; mein Unterricht wird Dich vollenden. Jetzt wollen wir zusammen die Kammerdiener und Laquaien schälen, während die Herren von unsern Chefs gemacht werden.

David. Also bin ich itzt auch ein Greck?

Jean. Allerdings.

David. So sage mir doch, was heiſst denn eigentlich ein Greck? ich studire schon lang' über das Wort, und kann's nicht so recht herausbringen. Das Wort steht gar nicht im Deutschen, und in Schwaben hab' ichs nie gehört.

Jean. Greck, David, Greck! — Sieh, Greck, David! — Greck! — Du weiſst doch, was der Stein der Weisen ist?

David. Gar nicht.

Jean. Gold machen.

David. Und Gold machen ist Greck?

Jean. Richtig. Denn die Grecks, diese groſsen Genies, haben vermöge der Karten, den Stein der Weisen gefunden. Ein Greck ist ein groſser Mann, er zieht den Dummkopf — alles ist Dummkopf, David, was nicht Greck ist — und den Dummkopf zieht der Greck aus, wenn er will, und ohne daſs er's merkt. — Du bist doch ein Philosoph, David?

David. Nein, Jean, ein Schwabe.

Jean. So höre! Du weiſst doch, daſs die Ungleichheit der Güter die Quelle alles Unglücks auf Erden ist? — daſs Du ein armer Teufel bist, und ein andrer im Golde bis über die Ohren sitzt?

David. Nu —

Jean. Ein Greck ist der Mann, der diese Gleichheit der Güter wieder einzuführen sucht; der das Gold roulliren macht, der die aufgesparten Schätze der Geizhälze unter die Leute bringt, indem er sie den Erben abgewinnt. Kurz, ein auſserordentlicher Mensch, für den es keine Gesetze und Vorurtheile giebt, und so einer sollst Du durch meine Lehren werden, David.

David. Und alles, was nicht Greck ist, heiſst Dummkopf?

Jean. Ja. Nun laſs uns erst theilen, dann sprech' ich weiter.

David. Theilen?

Jean. Natürlich! Jeder Greck muſs mit dem andern theilen.

David. Aber wenn Du gewinnst, theil' ich doch auch?

Jean. Das versteht sich. Indem sie theilen, bestiehlt ihn Jean. Mein Seel', wenn nicht wenigstens zehn der gröſsten Grecks hier in Karlsbad sind. Alles Leute von Stand und Qualität, die ihren groſsen Anhang in der ganzen Welt haben. Da kömmt Dir einer unter sie, weiſs nicht wie — wird auf die honetteste Art ausgezogen, weiſs nicht von wem.

David. Aber — aber Jean, mich däucht Du bestiehlst mich gar.

Jean. Dummer Schwabe! welch ein grobes Wort Du doch gegen einen Greck gebrauchest. Aus bloſser Freundschaft für Dich, theile ich Deine an dem Franzosen begangene Sünde mit Dir. Das ist so unsre Gewissens-Regel.

David. Gewissens-Regel?

Jean. Gewissens-Regel, und jemehr ich davon nehme, jemehr nehm' ich von Deiner schweren Sünde.

David. Laſs mir sie nur immer allein, Jean — ich habe es schon mit mir abgemacht. Sobald ich einmal reich genug bin, will ich beten, statt zu arbeiten, und ich hoffe die Gebete eines reichen Mannes gelten mehr als eines armen, weil ja doch der reiche Mann in der Welt immer reicher, und der Arme immer ärmer wird, er mag auch noch so viel beten.

Jean. Bravo! David, Du bist auf gutem Wege. Also da werden Partien gemacht, gegessen, getrunken, und alles getrieben, was die Gimpel kitzelt und fängt. Das ist die gemeine Façon, über die der Marquis weg ist. Was aber die feine ist, David, die zu riechen bin ich oft selbst zu dumm, und hab' doch ein hübsch Stück Erfahrung vor mir. Das scheint Dir mit dem Teufel zuzugehen!

David. He Jean, mit dem Teufel?

Jean. Ganz gewiſs. Nun laſs uns sehen, was unten passirt.

David. Mach nur, daſs ich auch bald mit Dir theilen kann. Sie gehn ab.

ZWEYTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Ein groſser Gartensaal. Auf der Seite ein Pharaotisch, hinter welchem der **Marquis** sitzt und taillirt. Pointeurs. Im Grunde gehen verschiedene auf und nieder. **Stahl** spricht mit **Braun**. **Karl** sieht dem Spiele zu. **Balluzzo** und **Dorvall** gehn auf und nieder, ohne Theil am Spiele zu nehmen. Der erste Theil der Scene während des Spiels geht langsam. **Frik** pointirt und giebt auf die Spieler Acht.

Stahl zu Braun. Gott weiſs, ich hätte den windigen Burschen nicht für meinen Sohn erkannt, so verändert ist alles an ihm! — der Betrüger!

Braun. Sie vergessen Sich! — Geduld! —

Stahl. Wo hernehmen die Geduld? — Sieh, sieh Braun, er lächelt! — Bey meiner Seele, ich kenn' ihn an dem Lächeln. Er ist mein Sohn, Braun. — Das Lächeln hat ihn meinem Herzen verrathen. Der Spitzbube! muſs er itzt lächeln, da ich ihn zum erstenmal wiederseh! Wo soll ich Zorn hernehmen, Braun? Es ist kein solcher Junge in ganz Franken, ein guter Jäger und ein Reiter voll Muth, und wie aufs Roſs gewachsen. — Der verwünschte Einfall, ihn so früh aus den Händen zu geben. Ich sag' Dir Braun, ein guter Jäger, ein kecker Reiter muſs immer ein braver Kerl werden, denn zum Muthe gesellen sich alle Tugenden. Karl ist ein Poltron, der noch keinen Fuchs geschossen hat.

Marquis. Tout va! — Ich bedaure meine Herren, diese Taille war zu vortheilhaft für mich. Ich schäme mich mit so vielem Glücke gegen Sie zu spielen. — Roi et le trois!

Stahl. Wahrhaftig, seine Stimme ist noch eben so einschmeichelnd wie sonst, Braun. — Ich seh' auch gar keine Gierigkeit in seinen Blicken, wie bey den andern.

Braun. Er ist seiner Sache gewiſs.

Stahl. Meinst Du? — das Wetter! zieht er all das Gold! Sieh die Verzweiflung in jenes jungen Kerls rollenden Augen. Bey Gott! ich will den Betrüger bey den Haaren wegziehen, er macht die Leute unglücklich.

Braun. Wollen Sie Sich beschimpfen?

Stahl. O, daſs ich in meinem Forste wäre, und das nicht sähe.

ZWEYTER AUFTRITT.

Vorige. Kapitain von Horsten.

Kapitain. Gehorsamer Diener, Herr van Vielden.

Stahl. Sie halten mir doch Wort, Herr Kapitain?

Kapitain. Auf Ehre. Das Fräulein befindet sich wohl?

Stahl. O ja.

Kapitain. Darf ich sie nicht bewillkommen?

Stahl. Zu viel Ehre!

Kapitain. Lassen Sie Sich erbitten —

Stahl. Herr Kapitain! über diesen Punkt hab' ich mich für ein- und allemal erklärt.

Kapitain mit äuſserstem Verdruſs. Gut. Geht nach dem Spiele. Ich weiſs nicht, was der Alte vorhat! Sophie hat mir Wort gehalten, aber sein Eigensinn ist der nämliche. So will ich denn das letzte wagen, und wie ein Narr enden. Er nimmt Karten und spielt.

Stahl. Sieh, da zieht er wieder alles Gold. — O verflucht! ich möchte — ich kann nicht länger bleiben, und das gelassen ansehn. Geht ab.

Balluzzo und Dorvall nähern sich. Ihre Unterredung ist leise, und sobald sich jemand naht, verändern sie den Ton.

Balluzzo. Jener Mensch im rothen Kleide, mit der reichen, satten Miene, ist eine Partie aufs Zimmer; ich seh's ihm an und stehe dafür. — Man sagt, der Chevalier d'Estaing geht wieder nach Madrid.

Dorvall. Es ist möglich, aber ich zweifle doch. — Du hast den Mann gut taxirt, er ist etwas brüsk. Ein schöner Ring, auf Ehre! reines Wasser — ich schätze ihn fünfhundert Dukaten. Der Marquis taillirt heute vortrefflich, und hält die Spieler in gutem Humor.

Balluzzo. Den jungen Fat dort, der mit allen Fingern in seinen Taschen spielt, daſs man seine Dukaten höre, kann man haben, wenn man will. —

Der letzte Verlust der Franzosen soll beträchtlich seyn.

Dorvall. Ich bin dennoch gutes Muths. — In Gibraltar soll groſser Mangel an Viktualien seyn.

Balluzzo. Jenes Narren wesenloses Auge wartet nur auf Gelegenheit, sein Geld mit Glorie fliegen zu sehen.

Dorvall. In Amerika giebt's nichts Neues. — Was sagst Du zu jenem jungen Kerl dort, der des Marquis Dukaten so begierig fixirt? Er zeigt auf Karln.

Balluzzo. Ein widriger Bursche, ich wollte wetten, er faſst einen Anschlag auf unser Geld. — An den Frieden ist gar nicht zu denken. — Mache Dich an ihn, Dorvall; er gehört zum Holländer, wie mir Frik sagte. Such' ihm eine Partie gegen den Marquis vorzuschlagen, er beiſst gewiſs an.

Dorvall. Ich glaube, wir sind weiter vom Frieden, als jemals.

Balluzzo. Jener Schwarzrock mit dem Degen scheint mir eine reiche Erbschaft gethan zu haben.

Dorvall. Du hast es getroffen, er soll sie in Turin heben. Hier ist ihm nichts abzunehmen; er hat kaum zu reisen, wie ich ihn aushorchte. Doch wär's eine Spekulation.

Balluzzo. Gieb ihm Briefe an Sandini mit, daſs er seine Erbschaft mit ihm theile.

Dorvall. Der Marquis hat die Bank triplirt.

Balluzzo. Ich will gehen, und eine Handvoll

Dukaten aus der Bank gewinnen; Du sollst sehen, wie der junge Bursche Feuer fangen wird.

Frik kommt vom Spiel, und sagt ihnen etwas ins Ohr, indem er auf Karin zeigt.

Balluzzo geht zum Spiel.

Dorvall. Wär' etwas mit dem Marquis anzufangen, wir wollten uns bald dem eisernen Joche Balluzzo's entziehn.

Frik. Eine edle, groſsmüthige Seele, der Marquis! Man sollte sagen, er spiele nur, um den Reichen das Geld abzunehmen, und armen Teufeln auszuhelfen; aber Balluzzo schindet uns zusammen, und geht es ans Theilen, so scheint ihm jeder Dukaten am Herzen zu kleben. Hm! verdient etwa unsre Kunst nicht die nämliche Belohnung? Müssen wir nicht, wie Doktor Fausts Teufel, Tag und Nacht auf den Beinen seyn? Müssen wir nicht die Narren, die Stolzen, die Dummköpfe streicheln; mit Eigenliebe kitzeln, bis wir sie im Garne haben? Und was für Kopfbrechen kostet es, einen klugen Kerl zu fangen! wie viel Beugungen, List, Ränke, Maske und Heucheley, ihn so weit zu bringen, daſs wir sagen können: wir haben den Gimpel gefangen, rupft ihn! Ist's etwa nicht schwerer, den Vogel in die Falle zu locken, als ihm in der Falle die Flügel zu stutzen? — Für alles das heiſsen wir nur Aftergrecks. Wir sind die Hunde, Dorvall, die das Wild jagen, und wenn die Jäger schmausen, lassen sie uns vor der Thüre heulen.

Dorvall. Alle die Gimpel, die Du um des Marquis

Spieltische siehst, hab' ich mit meiner Zunge herbeygelockt.

Frik. Könnten wir nur den Marquis mit dem Balluzzo verhetzen, und dann mit ihm allein nach London, oder sonst wohin ziehen. — Wenn er wollte — es wär' eine Freude, den alten Fuchs zu belisten. Es ist hier ein Greck, den Balluzzo nicht kennt; wenn sich der Marquis mit ihm vereinigen wollte, so gingen wir zusammen, und lieſsen Balluzzo sitzen, wie er's um uns verdient.

Karl nähert sich mit Braun.

Dorvall, indem er sie gewahr wird, laut. Was ist Ihr Verlust gegen den meinigen? Gestern lieſs ich von einem Deutschen zweyhundert Dukaten gegen die Bank verlieren. Der Marquis hat rasendes Glück, und wie man sagt, so versteht er nicht einmal das Spiel. Könnten wir mit dem Grafen Balluzzo, dem groſsmüthigsten Spieler, in einer hübschen Gesellschaft Moitié machen, so wär's etwas leichtes, den Marquis zu sprengen. Man müſste aber eine Summe wagen.

Frik. Allerdings!

Karl zu Braun. Wahrhaftig, die drey Karten, die der alte Mann gewann, waren ganz mit Gold bedeckt, und der Bruder Marquis verzog gewaltig die Miene. Man sah, daſs ein Verdammt! unter seinen Zähnen arbeitete.

Frik. Ja, der Graf Balluzzo ist unser Mann, durch den allein könnte der Marquis gesprengt werden, und wir zu unserm Gelde kommen.

Karl. Um Vergebung! — ist das der Graf Belluzzo, von dem Sie reden?

Dorvall. Ja, Herr Baron — Sie sind wohl noch nicht lange hier? wie finden Sie den Ort? Leider ist auch hier das leidige Spiel, der Störer der guten Gesellschaft, eingerissen. Ein Mann von Stande und Geist, um sich kein Ridicule zu geben, ist gezwungen mitzumachen.

Karl. Man geht mit der Welt.

Frik. Vortrefflich bemerkt!

Dorvall. Ganz vortrefflich bemerkt! — Ich für meinen Theil liebe das Spiel nicht.

Karl. So!

Braun. Das ist kurios. Hm! ich liebt' es wohl, wenn ich nur zu gewinnen wüſste.

Dorvall. Wenn ich etwas wagen will, so geb' ich einem Manne, dessen Miene mich besonders frappirt, eine Handvoll Dukaten, und laſs ihn für mich spielen.

Karl. Da haben Sie eine sonderbare Art.

Dorvall. Es ist eine meiner Grillen. Nehmen Sie nicht ungütig, Herr Baron, Sie haben eine so geistreiche, glückliche Physiognomie, daſs ich kaum der Versuchung widerstehen kann. —

Karl. Wie meynen Sie das?

Dorvall. Wollten Sie wohl die Gütigkeit haben, diese zehn Dukaten für mich auf eine Karte zu setzen; auf welche Sie wollen; aber ich bitte nicht ungütig zu nehmen. —

Karl. Ihre Dukaten?

Dorvall. Eine Kleinigkeit zum wegwerfen!

Karl. Aber auf Ihre Gefahr, Herr Baron?

Dorvall. Was sprechen Sie von Gefahr?

Karl. Auf Ihr Risiko, mein' ich.

Dorvall. Versteht sich. Machen Sie Paroli, treiben Sie's so hoch Sie wollen. Ich werde Ihnen immer dankbar seyn, denn ich will nur sehen, ob ich mich in Ihrer Physiognomie geirrt habe.

Karl. Wenn Sie's so befehlen. —

Braun leise zu Karl. Geh, Karlchen, aber setz' ja nicht auf die Dame; es ist kein Glück mit; und steck' etwas beyseite für Deine Mühe, das wollen wir nachher theilen.

Indem Karl zum Spiel geht, giebt Frik dem Grafen Balluzzo einen Wink, dieser dem Marquis.

Dorvall. Hab' ich je ein edles glückliches Gesicht gesehn, so ist's dieser junge Herr! nicht wahr Chevalier? Ich wünschte ihm etwas angenehmes erzeigen zu können.

Braun. Das wird dem jungen Herrn viel Ehre seyn.

Dorvall. Kennen Sie ihn?

Braun. Ob ich ihn kenne? Orest und Pylades wir beyde. Es ist ein braver Junge, und hat was hübsches zu hoffen.

Dorvall. Er scheint sehr klug und nachdenkend.

Braun. Er macht meiner Zucht Ehre. In den Jahren, wo andre Bursche ihr Geld für Hunde, Pferde und Mädchen verschlampampen, machte er sich ein hübsch Kapitälchen von seinen Spargeldern, und ließs es brav arbeiten, und durch Interessen vermehren.

Frik. Das nenn' ich Conduite!

Karl ruft Dorvall zu. Die Zwey hat gewonnen!

Dorvall. Paroli au même, mon cher!

Karl. Sonica gewonnen! — soll ich mich retiriren mit den dreiſsigen?

Dorvall. Alles auf eine Karte, mon cher Baron!

Braun. Der Teufel! der Junge hat eine glückliche Hand; ich versichere Sie, was er anrührt, wird Gold.

Dorvall. Auf diese Art muſs der Herr Baron eine schöne Börse zur Reise haben, womit er sich hübsche Kenntnisse erwerben wird.

Braun. Das denk' ich. Netto fünfhundert Dukaten hat er sich erspart.

Karl. Gewonnen! gewonnen! Er streicht sein Geld ein, und läuft zu Dorvall. Da sind sechzig Dukaten, was sagen Sie nun?

Dorvall. Daſs ich mich in meiner Ahndung nicht betrog. Glauben Sie mir, es ist viel Bestimmung beym Spiel. Ich danke Ihnen, und da heute eine berühmte Sängerin hier ankommt, die sich bey mir auf dem Zimmer unter guten Freunden wird hören lassen, so wollen wir die sechzig Dukaten verschmausen, und Ihre Gegenwart wird, wie ich mir schmeichle, dieses Souper verherrlichen. Vergessen Sie nicht Ihren Freund mitzubringen.

Karl. Viel Ehre!

Braun. Gehorsamer Diener!

Dorvall. Auch Ihre Physiognomie ist sehr einnehmend, und Sie sind überdieſs ein Mann von Erfahrung und Kenntniſs.

Braun. Gehorsamer Diener! Für sich. Sechzig Dukaten verschmausen! Sapperment, da wird's hoch hergehen. — Ich will das Meinige thun.

Karl. Sie sagten vorhin —

Dorvall. Was?

Karl. Wenn man mit dem Grafen Moitié machte, so könnte man leicht eine ansehnliche Summe vom Marquis gewinnen — ich möchte selbst einen kleinen Theil —

Dorvall. Da kömmt er eben.

Balluzzo. Mit Vortheil zurückgezogen! Des Herrn Glück müſste man haben, um den Marquis zu ruiniren.

Dorvall. Eben sprachen wir davon. Wie wär's, Herr Graf, wenn wir eine Summe zusammen wagten! Der Herr Baron wollen mit von der Partie seyn.

Balluzzo. So sey der Himmel dem armen Marquis gnädig! — Wenn ich nur Zeit dazu finden könnte.

Dorvall. Speisen Sie diesen Abend mit mir Herr Graf, da wird sich's schon finden.

Marquis. Jeu fini, Messieurs, und Revenge, wann's gefällig.

Die Gesellschaft zerstreut sich.

Kapitain, voll Verdruſs wirft sich in einen gegenüberstehenden Stuhl.

Dorvall. Lassen Sie uns eine Tour im Garten machen, meine Herren, und weiter davon reden.

Balluzzo, Frik, Dorvall, Karl, Braun gehn ab.

DRITTER AUFTRITT.

Kapitain. Marquis.

Marquis. Sie haben verloren, Herr Kapitain?

Kapitain. Zu dienen, Herr Marquis, ich habe verloren.

Marquis. Sie thaten unrecht.

Kapitain. So?

Marquis. Sie verloren schon gestern sehr viel, und Leidenschaft für's Spiel taugt nichts.

Kapitain. Sie sagen mir da viel Neues.

Marquis. Desto schlimmer, wenn's Ihnen etwas Altes ist.

Kapitain. Ich wollte verlieren.

Marquis. So bin ich Ihnen gar noch Dank schuldig. — Aber glauben Sie mir, hier nutzte Ihre Freygebigkeit nichts. — Lassen Sie uns frey miteinander reden — mich deucht, lieber Kapitain, Sie spielen hier in Karlsbad auf eine wackre Soldatenart, der in einem Augenblick alles wagt. — Das ist brav; denn daſs ein Mann wie Sie aus Gewinnsucht spielen sollte, glaub' ich nicht.

Kapitain. Ich war ein Narr!

Marquis. So närrisch es aussieht, so liegt doch nach meiner Ahndung etwas darunter verborgen, das Ihnen, ich wollte wetten, Ehre macht.

Kapitain. Es steht Ihnen frey, auf meine Kosten zu lachen; Sie haben mein Geld.

Marquis. So rauh und rasch! — ich lasse Ihnen so viele Gerechtigkeit widerfahren, und Sie legen mir die niedrigste Empfindung bey.

Kapitain. So muſs ich Ihnen denn sagen — kurz, ich rechnete auf keine Unterredung mit Ihnen.

Marquis. Sie gefallen mir, ich liebe Leute Ihrer Art, die Muth genug haben, alles in einem Augenblick zu wagen, wo die Seele, gedrungen von Widerwärtigkeiten, den Ausgang dem Zufall überläſst. Besser untergehen, als schwächlich herumtaumeln! — Ist das nicht deutsch gedacht?

Kapitain. Und wozu soll's?

Marquis. Darum nicht verzagt!

Kapitain. Keineswegs, mein Herr! ich balge mich nicht zum erstenmal mit dem Glück herum.

Marquis. Auch ich weiſs, was steigen und fallen ist. Sie sprechen mit einem Menschen, der der hämischen Göttin Tücke kennt. — Drum machen Sie mich mit Ihrem Verdrusse bekannt, vielleicht kann ich helfen.

Kapitain. Ich will meinen Verdruſs einpacken, und davon ziehn.

Marquis. Das säh' ja einer Flucht ähnlich, und ein Deutscher hält Fuſs in jedem Kampfe. — Lassen Sie mich immer hören, wie Ihr Verdruſs aussieht.

Kapitain. Sonderbarer Mensch. — Beynahe sollten Sie mich überreden, es wäre mehr als Neugierde.

Marquis. Versuchte Leute finden sich sonst leicht zu einander. —

Kapitain. Um sich desto geschwinder zu meiden.

Marquis hält ihn zurück. Auch Leute von Gefühl und Theilnahme?

Kapitain. Sie verwirren mich. — Nun — ich war Geck genug mir einfallen zu lassen, ein Mädchen heyrathen zu wollen, das bey aller Schönheit, Witz und Munterkeit keinen andern Fehler für mich hat, als daſs sie reich ist.

Marquis. Der Fehler ist doch noch leidlich.

Kapitain. Bey uns zerschmilzt der Glanz des Goldes vor dem Glanz der Ehre. — Ich halte beym Vater um das Mädchen an, der Vater glaubt, ich wollte an sein Geld, und giebt mir einen Korb. Das dummste bey der Sache ist, daſs ich immer noch in das Mädchen verliebt bin. Vor einiger Zeit bekomme ich Briefe, der Vater würde mit der Tochter hieher reisen — ich eile was ich kann — das übrige wissen Sie.

Marquis hält ihn. Noch ein Wort. Der Vater ist hier?

Kapitain. Mit der Tochter.

Marquis. Kapitain! — das Mädchen ist Ihre.

Kapitain. Soll ich lachen?

Marquis. Das werden Sie. Wie heiſst der Vater?

Kapitain. Van Vielden.

Marquis. Der Holländer gegenüber?

Kapitain. Eben der.

Marquis. Gut. Wie ist der Mann sonst?

Kapitain. Ehrlich und grade.

Marquis. Spielt er?

Kapitain. Zu Zeiten, doch ohne Leidenschaft.

Marquis. Trinkt er?

Kapitain. Er hat seine Perioden, und groſsen Enthusiasmus für Rheinwein. — Iſt Ihre Neugierde nun befriedigt?

Marquis. Vollkommen; und Ihre Wünsche will ich befriedigen. Die Tochter ist Ihre, Kapitain! Ich will sie dem Vater im Spiel abgewinnen.

Kapitain. Sie sind sehr aufgeräumt!

Marquis. Weil ich Ihnen dienen kann; denn was ich für so wackre Leute thue, wie Sie, gelingt mir immer.

Kapitain. Sie sind ein sonderbarer Mensch! — Doch meine Zeit ist kostbar; ich will versuchen, ob ich dem Mädchen nicht unter die Augen kommen kann.

Marquis. Küssen Sie sie in meinem Namen als Braut. Hören Sie, lieber Kapitain! Indem er sein Geld einsteckt. Wollten Sie mir nicht die Hälfte von diesem Gelde abnehmen? Ich will gelegentlich darnach schicken; es fehlt mir an Platz in meinen Taschen.

Kapitain. Marquis! ein guter Soldat hat für nichts Platz, als die Ehre. Er geht ab.

VIERTER AUFTRITT.

Marquis, er steckt das Geld in einige Börsen. Bravo! um so lieber will ich dir dienen, ehrlicher Trotzkopf! Ja, so fühlt' ich auch, als ich seinen Rock trug, und war so glücklich in diesem Traume. — Doch, laſs uns auf Mittel denken, dem wackern Manne zu helfen. Wie gern wünscht' ich ihm all diesen glänzenden Bettel!

DRITTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Von Stahls Zimmer.

Karl. Hernach **Braun.**

Karl. Ja, so geht's, so muſs es gehn. — De Alte ist zu weichlich; eine einzige Unterredung — so wäre der Bruder Marquis wieder oben drauf.

Braun. Da bin ich, Karlchen, und da sind meine funfzig Kremnitzer. Aber Karl, ich bitt' Dich um Gotteswillen, hab's Auge auf's Geld. Es ist mein sauer erworbner Schweiſs! Nie wagt' ich etwas im Spiel, nur Dein glücklich Gesicht, das der vornehme Herr gleich erkannte, und die funfzig Procent konnten mich zu diesem Schritt verleiten. — Sieh, alle meine Dukaten sind schön und wohl gerundet; bey meiner Seele, ich nehme keine andre zurück. Kein Strich darf fehlen, merk' dir's. Ich könnte Agio darauf bekommen, wo ich wollte, wär' ich habsüchtig. Ich könnte also auch von Dir das Agio begehren, aber Pfui dem Juden!

Karl. Du sollst's Agio haben, Braun!

Braun. Brav! und funfzig Procent —

Karl. Und funfzig Procent.

Braun. Brav! Vergiſs aber auch unsern andern Accord nicht — wir wollen ihn lieber schriftlich aufsetzen.

Karl. Unnöthig, ich weiſs ja —

Braun. Nein, nein, besser ist besser. Wie bald verliert der Mensch sein Gedächtniſs. Für meine Verschwiegenheit versprichst Du mir — Erstlich alle Jahr ein Kleid, von welcher Farbe ich will, und Ermel an der Weste, vom nämlichen Tuche, und die Thaler auf Reichsfuſs; nein auf sächsischem —

Karl. Gut, gut — Nun will ich Dir ein Projekt mittheilen —

Braun. Ein Projekt? laſs hören!

Karl. Ein Projekt, meinen Bruder Marquis über Hals und Kopf aus Karlsbad zu treiben.

Braun. Nun?

Karl. Seines Geldes sind wir, wie Du siehst, gewiſs.

Braun. Wenn er nur nicht zu früh aufhört!

Karl. Das wär' freilich übel! — hm! ich denke nicht. Wenn wir ihm nun das Geld abgenommen haben, will ich dem Grafen oder Baron heimlich stecken, des Marquis Vater sey hier, und woll' ihn arretiren lassen.

Braun. Blitz Junge!

Karl. Und ins Zuchthaus sperren; ich wette, er macht sich bey Nacht und Nebel davon.

Braun. O schön!

Karl. Komm itzt mit zu dem Baron, und nach dem Essen schleiche Dich fort, und läge dem Vater vor, ich wäre zu Bette. Morgen früh sollst Du Deine Dukaten schon mit den funfzig Procenten wieder haben.

Braun. Morgen früh erst? Nein Karl, das ist nichts. Wenn der Vater zu Bett ist, komme ich wieder. Noch heute muſs ich meine Kremnitzer wieder haben; ich könnte sonst nicht ruhig schlafen.

Karl. Funfzig Procent und's Agio, Braun!

Braun. Blitz Junge! — aber noch heute.

Karl. Nun ja, komm nur!

Braun. Vergiſs nicht Karl; funfzig Kremnitzer, funfzig Procent, und das Agio. Sie gehen ab.

ZWEITER AUFTRITT.

Kapitain. Sophie.

Sophie. Vortrefflich Kapitain, er will mich ihm abgewinnen! Der Marquis Bellfontaine will mich für Sie meinem Vater abgewinnen! o ganz vortrefflich!

Kapitain. Nun wahrhaftig, Sie nehmen das Ding, das ich Ihnen als einen Spaſs erzählte, auf eine sonderbare Art.

Sophie. Spaſs! der Himmel gebe, daſs es wahr sey! — Sie glauben nicht, wie viel Freude mir der Einfall macht. Mich ihm abgewinnen! Sie wissen doch gewiſs, daſs er Bellfontaine heiſst?

Kapitain. Ich schwör' Ihnen, ich begreife weder Sie, noch Ihren Vater.

Sophie. Müssen Sie denn alles begreifen? Begreif' ich denn, wie es kömmt, daſs ich einen so [illegible], zänkischen, närrischen Mann lieben mag, wie Sie sind?

Kapitain. Setzen Sie immer dazu: armen Teufel.

Sophie. Pfui Kapitain! Wenn Sie's so treiben, könnt' es mir leicht einfallen, von Ihrem Marquis mir für Geld abgewinnen zu lassen, um Ihnen gleich zu seyn; zum Glück bin ich nicht Herr darüber.

Kapitain. Von Ihrem Marquis! Wissen Sie denn nichts zu nennen, als diesen Marquis! Ich träumte, die schönsten Stunden mit Ihnen zuzubringen, und der verwünschte Marquis —

Sophie. Wie Kapitain, der Mann, der Ihr Glück machen will? —

Kapitain. Er, mein Glück machen? auf solche Art? —

Sophie. Warum nicht?

Kapitain. Fühlen Sie denn nicht, daſs es gegen die Ehre — Doch, daſs ich nur von einer solchen Fratze reden mag.

Sophie. Sie sollen davon reden, davon träumen, daran glauben, und mich so zur Frau erhalten.

Kapitain. Man kömmt!

Sophie. Hören Sie denn nicht, daſs es leise Mädchentritte sind?

DRITTER AUFTRITT.

Vorige. Juliette.

Juliette stürzt herein; da sie den Kapitain gewahr wird, sucht sie sich zu mäſsigen.

Sophie. Tragen Dich Amors Fittige, Kind, daſs Du so leicht daher fliegst?

Juliette. O Sophie! Leise. Er ist da, Dein Bruder ist da! ich hab' ihn gesehen — mein Herz — ich fühle mich kaum mehr. —

Sophie. Was sagen Sie nun, Kapitain? Der Marquis ist wirklich bey meinem Vater.

Kapitain. So will ich gehn und Ihren Vater warnen.

Sophie. Und ich befehl' Ihnen, da zu bleiben.

Kapitain. Wie? Sie wollen Ihren Vater — Sie kennen diese Art Menschen nicht —

Sophie. Sie noch weniger, sonst hätten Sie Ihr Geld nicht an ihn verloren.

Kapitain. O Fräulein, ich war in einer Stimmung, da die kälteste Vernunft — Kurz, meine Ehre erlaubt nicht, Ihren Vater betrügen zu lassen —

Sophie. Und meine Ehre erlaubt, daſs er betrogen werde. —

Kapitain. Sie wollen —

Sophie. Ja, ich will, ich will —

Kapitain. Glauben Sie denn, wenn auch Ihr Herr Vater sich mit ihm einläſst, daſs dieser Marquis Narr genug — daſs ich niederträchtig genug —

Sophie. Ich weiſs, daſs Juliette und ich aus [illegible] bemannt reisen — dieſs sey Ihnen genug. Machen Sie einen Spaziergang in den Garten, und fühlen Sie, daſs die Reise nach den Bädern ein Plan verliebter Mädchen ist! Geschwinde fort! Sehn Sie nicht, daſs Juliette einer Ohnmacht nahe ist, daſs sie mir ein Geheimniſs zu vertrauen hat? Fort, fort!

Kapitain geht ab.

VIERTER AUFTRITT.

Sophie. Juliette.

Sophie. Nun, Kind?

Juliette. Ach! ich hab' ihn gesehen! er ist da! da! kann ich mit Stella rufen! Siehst Du ihn, Göttin, er ist da!

Sophie. O ich bitte Dich, vergiſs einen Augenblick Deine Stella und Deine Bücher, und fühle, wie Du kannst.

Juliette. Kann ich dafür, daſs mir dieser oder jener Dichter Worte zu Gefühlen giebt, die mir so natürlich sind. O Sophie! Er sieht noch ganz so lieb, ich möchte fast sagen noch interessanter aus, als damals, da ich ihn in Frankfurt wieder sah. Er scheint mehr ausgebildet, mehr verfeinert! Diese Situation muſste ich erleben, um alles zu empfinden, was die Liebe unsern Herzen angenehmes und bitteres zu fühlen giebt.

Sophie. Ist er beym Vater?

Juliette. Wenn itzt Liebe und Reue ihn in meine Arme führen wird — ich werd' es nicht ertragen können.

Sophie. Schwärmereyen! Das Ding wird ganz natürlich hergehn. Ich bitte Dich, wenn Du ihn siehst, so laſs Dein gutes Herz reden, und die Romanen schweigen. Wir gewinnen immer, wenn wir natürlich sind; und mir scheint, Bruder Franz hat zu viel im Buche der Welt gelesen, als daſs er Deine sentimentalische Sprache verstehn sollte.

Juliette. Wie kann man nun so kalt seyn!

Sophie. Ist denn Phantasie Gefühl?

Juliette. Es versteht mich kein Mensch! — Ach, er wird mich verstehen.

Sophie. Und wenn Du so handelst, wird er Dich zum zweytenmal betrügen, glaube mir.

Juliette. Um Gotteswillen! — Nein, das wird er nicht. Laſs nur den Augenblick kommen, worin ich ihm mein ganzes Herz zeigen kann, und er ist wieder mein.

Sophie. Wie betrug sich mein Vater?

Juliette. Wie kann ich das wissen, da ich nur Franzen sah?

Sophie. Sie kommen!

Juliette. Laſs uns fliehen! Sie gehen eiligst ab.

FÜNFTER AUFTRITT.

Stahl. Hernach Sophie.

Stahl ganz verlegen. Was soll ich machen? Der Teufel widersteh' dem Jungen! hundertmal hab' ich's Herz auf der Zunge gehabt. Ich kann mich gar nicht verstellen; ich ersticke noch an der Zurückhaltung. Sophie! — Ich muſs, ich muſs reden! — Sophie! Der Teufelsjunge!

Sophie. Papa!

Stahl. Wo ist Juliette?

Sophie. Himmel! was ist Ihnen, Papa? Sie sehen ganz bleich aus.

Stahl. Was bleich, was bleich! Der Taugenichts ist da. Wo ist Juliette?

Sophie. Sie sitzt drinnen, und liest in einem Trauerspiel.

Stahl. Denk' nur, Dein Bruder Taugenichts hatte die Unverschämtheit zu mir zu kommen.

Sophie. Und ist schon wieder fort?

Stahl. Nicht doch. Ich lieſs ihn mit seinem Gesellen allein, um mich zu erholen, und Dich zu fragen, was ich machen soll. Ich bin beynahe an der Verstellung erstickt. Mein Seel', Sophie, er sieht noch ehrlich aus, spricht noch gut deutsch, der Windbeutel! als Marquis kömmt er daher gestiegen, zu mir, zu Vater Stahl!

Sophie. Sie können ihn ja um so leichter ausforschen.

Stahl. Was ausforschen! wenn ich ihn anseh, so fällt mir immer seine Jugend ein; ich seh dann nur meinen Sohn in ihm, und vergesse den Abentheurer, den Marquis und den Spieler. Was soll ich machen, um fest gegen ihn zu seyn? Wüſst' ich, daſs sein Herz aussähe wie sein Gesicht; ich wollte nicht viel Gezier mit ihm treiben. — Was soll ich thun?

Sophie. Wissen Sie was, Papa, spielen Sie mit ihm; dabey können Sie ihn ausforschen, und verrathen Sich nicht so leicht.

Stahl. Du hast Recht. Aber Sapperment, wenn er mich betrügt, so schlag ich ihn hinter die Ohren.

Sophie. Ich zweifle, daſs Sie etwas merken werden — und gesetzt auch, so bedenken Sie, daſs Sie an Ihren Sohn verlieren.

Stahl. Nein, nein, betrügen laſs ich mich nicht. Kann er mir ehrlicher Weise etwas abgewinnen, so mag er's behalten — aber bey meiner Seele! —

Sophie. Lassen Sie ihn nicht so lange warten, Papa, er möchte fortgehn.

Stahl. Ich will ihn gleich holen; laſst Euch nur nicht sehen.

Sophie ruft ihm nach. Spielen Sie aber recht hoch, Papa, desto offenherziger wird er werden — Ob die Liebe diesen Betrug rechtfertigt? — warum nicht, da es nicht anders als gut ausgehen kann. Sie öffnet das Kabinet. Juliette, Juliette! Deine Augen an's Schlüsselloch, Franz kömmt auf den Flügeln der Spielgöttin.

Sie geht ab.

SECHSTER AUFTRITT.

Stahl. Marquis. Frik.

Stahl. Nur hier herein, meine Herrn! Für sich. Ich darf ihm nicht in die Augen sehn, so sitzt mir das Herz auf den Lippen. Laut. Also auch in Deutschland gewesen, Herr M — Für sich. verwünschter Marquis! — Laut. Nehmen Sie's nicht übel; Sie haben da einen so langen, zierlichen Namen, der gar nicht in meinen Kopf will. Wir sind so grad' aus am Rhein.

Marquis. Am Rhein? — ich hielt Sie für einen Holländer, Herr van Vielden.

Stahl. Ein Deutscher — vom Rhein — etablirt in Holland — wie's so kommt. —

Marquis. Ein vortreffliches Land! Ich bin auch am Rhein gewesen, und hab' Ihre herrlichen Weine gekostet. Mich wundert nicht, daſs die Leute so bieder und grade sind; der Rheinwein stärkt Herz und Geist.

Stahl für sich. Hm! es ist noch immer der alte Junge. Laut. Hans! Hans!

SIEBENTER AUFTRITT.

Vorige. Hans.

Stahl. Geh Hans, hol' einige Flaschen mit Zettelchen! — Sie sollen ihn kosten.

Hans geht ab.

Stahl für sich. Nein, der Junge ist nicht ganz verderbt! — Laut. Sie sollen ihn kosten; ein treffliches Glas, vom ächten, schwer von Feuer und Geist, auf der Zunge voll Kraft.

Marquis. Es geht nichts über Rheinwein und einen Deutschen.

Stahl. Sie sprechen nicht vom Herzen mit Ihrem französischen Namen.

Marquis. Doch! und kennt' ich keinen Deutschen, als Sie. — Ihr Wesen und Art würden mich von meiner Meynung überzeugen.

Stahl für sich. Er wird mich an seinen Hals reden, eh ich's denke. Laut. Gehorsamer Diener! ich will's so gelten lassen, denn auf Komplimente weiſs ich nichts zu antworten, als daſs ich für den, der sie mir macht, roth werde.

ACHTER AUFTRITT.

Vorige. Hans mit Wein und Gläsern.

Stahl schenkt ein.

Marquis leise zu Frik. Nun ist er auf gutem Wege.

Stahl reicht dem Marquis ein Glas und nimmt das seinige. Alle Herzen, die so ächt, rein und deutsch sind, wie dieser Wein im Glase! — Zu Frik. Bedienen Sie Sich.

Marquis. Alle, die Ihnen gleichen, Herr van Vielden!

Stahl. Gehorsamer Diener! — Für sich. Als wenn ich berauscht wäre, so treibt mir's nach dem Kopfe.

Marquis. Ein unvergleichliches Glas Wein!

Frik. Göttlich!

Stahl, der immer einschenkt. Sie sind wohl viel in der Welt auf- und abgereist?

Marquis. So etwas, um zu sehen, wo man wohnt, und mit wem man lebt. Wie will man sonst die Menschen kennen lernen?

Stahl. Gut, allgut! Ich bin ein einfältiger Mann, und so denk' ich, daſs das Welt auf- Welt ablaufen, das Menschen kennen lernen — unser Herz stark austrocknet.

Marquis. Aber der Verstand gewinnt.

Stahl. Freylich, freylich; aber, ob wir so recht im Grunde gewinnen — Mich däucht, es ist doch ganz gut, ein frisches Herz, wenig Zweifel, und viel, viel Glauben ans Gute zu haben.

Marquis zu Frik. Quelle Rodotage! Im Grunde viel Wahrheit!

Stahl. Vergessen wir Vater Rhein nicht. — Stöſst an. Ihre Familie! — Sie müssen meine Vertraulichkeit der Badefreyheit zuschreiben, so wie ich Ihren Besuch. Also Ihre Familie! — Springt auf. Sie stoſsen nicht an?

Marquis. Ich wollte Ihnen danken, wenn ich welche hätte.

Stahl. Unglücklicher! Sie hätten keine Familie? keinen Menschen, dem Sie noch angehören? Für sich. Er wird mich toll machen!

Marquis. Freylich verlier' ich viel.

Stahl. Nichts am Leben? — keinen armen Vater, den Sie verlieſsen, um sich in der Welt an fremde Menschen zu hängen?

Marquis. Ich bin vergessen, und habe vergessen.

Stahl springt auf. Vergessen! — Nur einen Augenblick! — Geht ab.

Frik. Ein närrischer Kerl!

Marquis. Er gefällt mir doch.

Frik. Ich glaube, itzt ist's Zeit, ihn zu sondiren; ich will ihn gleich haben.

Marquis. Laſs mich nur machen, man muſs ihn mit trocknem, ungeschminktem Wesen in die Falle führen. Er ist ein Mann, der sein Herz in den Augen hat, und die gewinnt man mit Kürze und Treuherzigkeit.

Frik. Wenn er uns nur nicht zu lange aufhält, daſs wir zu rechter Zeit zu Dorvall kommen, um seinen Pinsel von Sohn, der sich Baron nennen läſst, zu pflücken.

Marquis. Wie hoch taxirst Du den Burschen?

Frik. Auf fünf- bis sechshundert Dukaten.

Marquis. Auf alle Fälle ist mir der deutsche Holländer wichtiger.

Stahl kömmt wieder. Also Sie sind vergessen, und haben vergessen!

Marquis. Herr van Vielden! bey diesem vortrefflichen Weine muſs man nicht von unangenehmen Dingen reden. Bey Gelegenheit will ich Ihnen die Geschichte meiner Jugend erzählen. — Ich will Ihnen lieber eine Gesundheit zubringen. — Alle Deutschen! Stöſst an.

Stahl. Und alle Jäger! — Sie sind doch einer?

Marquis. Von ganzer Seele.

Stahl. Giebt's hier etwas?

Marquis. O ja, und wenn Sie Liebhaber sind, so kann ich Ihnen durch meine Bekanntschaft dienen. Ich hab' einen Hund, der seines gleichen sucht. Eine Nase, Herr van Vielden, und steht, als wurzelte er in den Boden. Steht zu Diensten, sammt meinem Dänen!

Stahl. Junge, ich nehm' Dich beym Wort. Wir wollen morgen jagen. Faſst ihn bey der Hand.

Marquis. Herzlich gern!

Frik leise zum Marquis. Nun ist er warm.

Stahl für sich. Hätt' er den Druck meiner Hand erwiedert, so hätt' er mich fertig gemacht.

Frik. Wollen wir nicht gehn, Herr Marquis?

Stahl. Was? gehen, und sind noch an der ersten Flasche?

Marquis. Es ist Zeit zum Spiel.

Stahl. Spielen Sie denn so gern?

Marquis. Ich kann es leider nicht leugnen, das Spiel ist zur Leidenschaft bey mir geworden.

Stahl. So bleiben Sie bey mir; ich bin auch ein Liebhaber —

Marquis. Herr van Vielden —

Stahl. Nun? —

Marquis. Die Partie, die ich verlassen soll, ist sehr interessant. —

Stahl. Ey, meine Partie soll auch interessant werden. Ich habe Geld, und guten Willen viel zu gewinnen. Für sich. Betrügt er mich aber —

Frik für sich. Er ist gemacht.

Marquis. Das Vergnügen Ihrer Gesellschaft ist mir zu schätzbar — ich bleibe bey Ihnen.

Stahl. Kommen Sie in den Saal; die Zeit soll Ihnen nicht lang werden.

Marquis und Frik gehn voran. Stahl folgt.

Stahl. Der Junge hat noch ehrliches deutsches Blut in seinen Adern. — Nun will ich ihn vollends erforschen. — Betrügt er mich aber im Spiel, so schmeiſs ich ihm die Karten an den Kopf. Geht ab.

NEUNTER AUFTRITT.

Dorvalls Zimmer. Spieltische.

Balluzzo. Dorvall. Isabella. Karl. Braun.
Gäste. Bediente.

Dorvall. Ich wünsche, meine Herren, daſs das Souper nach Ihrem Geschmacke war — Gebt Wein herum.

Braun berauscht. Es war vortrefflich.

Dorvall. Ich denke, wir wollen den übrigen Theil des Abends noch recht vergnügt zubringen. Was sagen Sie zum Gesang der Signora, Herr Baron?

Karl. Süſs, gar honigsüſs.

Braun. Ich sage, das Singen ist allgut, allsüſs — He, he, Herr Wirth, wie nennen Sie diesen Wein, Herr Wirth?

Dorvall. Tokay, mon Ami!

Braun. Tokay, mon Ami, Tokay — He! Zum Bedienten. Setz' mir das Fläschchen Tokay hieher. — Zu Dorvall. Ich sage, mon Ami — doch ohne die Signora zu beleidigen, mon Ami — Ihr Singen ist gut, aber der Tokay ist besser.

Karl leise zu Braun. Braun, Du berauschest Dich!

Braun. He, he, berauschen! Warum nicht, Karlchen? Geht's nicht auf die Dukaten, die Du gewonnen hast? Trink Wasser, liebes Karlchen, trink Wasser, und halte das Auge auf meine Dukätchens! Mein

Seel'! ich will Dir morgen eine Flasche Tokay kaufen, auf meine Kosten, wenn Du Dich brav hältst!

Balluzzo zu Isabella. Den dummen Baron laſs uns nur über, und halt' Dich an die Fats.

Braun. Aber wo ins Teufels Namen bleibt der Marquis?

Karl leise zu Braun. Kannst Du denn keinen Wein sehn, ohne Dich zu prostituiren?

Braun. Was prostituiren — es geht ja auf fremde Kosten, Karlchen.

Karl leise. Mich machen der Signora Augen zum Narren, Braun.

Braun. Blitz Junge, ist's itzt Zeit zu den Augen? —

Dorvall. Signora! Die ganze Gesellschaft ist todt, seit Sie uns nicht mehr mit Ihrem Gesange bezaubern. Wollten Sie uns indessen, bis der Marquis kömmt, nicht eine kleine Bank halten, bloſs zum Zeitvertreib? Aber, ich bitte, meine Herren, denken Sie, daſs es bloſs zum Spaſs ist. Wollen Sie, Signora? —

Isabella. Wenn's den Herren Freude macht. —

Man setzt sich zum Spiel.

Braun leise. Spiele nicht gegen sie, Karl, ich halt' sie für eine Zauberin. Sie behext Dich, daſs Du Deinen Verstand und meine funfzig Procent verlierst.

Karl. Ich müſste mich ja schämen, und der Marquis kömmt gleich.

Braun. Keinen von meinen Dukaten, halte sie alle gegen den Marquis auf. Er setzt sich zur Flasche und schleicht dann und wann zum Spiel. Tokay, mon Ami! — he, er wird mir ganz den Geschmack für Neckarwein verderben, trinkt. Tokay! — hätt' ich doch nie geglaubt, so etwas zu trinken — und in so vornehmer Gesellschaft. — Geht's gut, Karl? Was? schon sechs Dukaten? — Wenn's so geht, so setz' einen von meinen; aber ich bitte Dich, hab's Auge drauf. — Tokay, mon Ami! Er trinkt. Was es für Sachen in der Welt giebt! — für Dinge in Karlsbad giebt! — Als ich auf der Universität Leipzig war, und die Chirurgie studirte, hätt' ich nie geglaubt, daſs es solche Dinge in der Welt gäbe — doch ist Merseburger Bier nicht zu verachten. Tokay, mon Ami! — Dukaten — funfzig Procent — Agio. —

Er schläft ein. Der Vorhang fällt.

VIERTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Von Stahls Zimmer.

Karl. Braun.

Braun. Gottlob, daſs ich Dich endlich finde, Karlchen! Ich hatte keine ruhige Stunde mehr! der verwünschte Tokay! — Nun, laſs sehn! die Börse heraus, Junge! Meine funfzig Dukaten, meine funfzig Procente, mein Agio. — Hast Du sie noch alle, mit dem vollen hübschen Rande? Ich schwöre Dir, ich nehme keine beschnittene, Du hast Gewinnst genug; ich bitte Dich, treibe den Geiz nicht so weit mit Deinem Freunde. Börse heraus! — wie viel gewonnen, Karlchen?

Karl. Braun!

Braun. Börse heraus!

Karl. Braun!

Braun. Hast Du den armen Marquis ganz ruinirt? Du thatst recht, Karlchen, wozu das Mitleiden? Ich denke, Karl, wenn Du Dich mit Tausenden zurückgezogen hast, Du könntest Deines treuen Brauns Procente um einige erhöhen. Wie viel Tausende, mein süſser Junge?

Karl. Keine Tausende, mein lieber Braun!

Braun. Hast Du ihm noch etwas zur Nachlese übrig gelassen? desto besser, er wird um so begieriger seyn, den Verlust wieder zu ersetzen. Nicht wahr, meine Dukaten brachten Glück?

Karl. Braun!

Braun. Doch tausend und etliche hunderte? Sind's tausend und neun hundert, Karlchen?

Karl. Nein.

Braun. Ihr wart zu groſsmüthig, ich merk' es schon. Also tausend fünfhundert? — Doch eine hübsche runde Summe! — Sind's so viel?

Karl. Nein.

Braun. Dumm! daſs Ihr Euch die Mühe zweymal nehmen wollt, ihn um sein Geld zu bringen! Also doch tausend, Karlchen? Hm! tausend sind nicht wegzuwerfen, und verdienen wohl, daſs Du Deinem Braun noch ein paar Procente zulegst. Sind's volle tausend?

Karl. Nein.

Braun. Keine tausend? — Schäme Dich, Junge, in den Hunderten zu bleiben! — Tausend klingt so voll. Pfui, daſs Du Dich so von Deinem Bruder heimschicken läſst, und er hat Säcke voll. Willst Du denn ein Jahr in Karlsbad sitzen, ihn zu ruiniren? — Nu, zähl' die neunhundert nur auf — bey ihrem Anblicke wird sich mein Verdruſs wohl legen. Du hast doch meine funfzig nicht darunter gemengt? — Neunhundert also?

Karl. Nein.

Braun. Was, keine neunhundert? Ich sehe wohl, die Bruderliebe hat Dich verblendet, und Du dachtest nicht daran, daſs er nur Dein Stiefbruder ist. Nu, ich will tief, recht tief fallen — hast Du fünfhundert?

Karl. Nein.

Braun. Nu, zum Wetter, so hätt'st Du können zu Hause bleiben, wenn's keine fünfhundert sind. Von meinen Procenten geh' ich nicht ab, und wenn's nur hundert sind.

Karl. Braun, ich bin nicht werth den Tag zu sehn!

Braun. Was geht das mich an. — Aber — was sagst Du? Nicht werth den Tag zu sehen? — heraus mit meinen Dukätchen — meine Kremnitzer heraus. — Ich seh' Du bist ein Geizhals, der seinem Freunde nichts gönnt!

Karl. Ich bin verloren, Braun, ich bin der elendeste Mensch!

Braun. Verloren! was verloren? meine Dukätchen verloren? — Der Schlag trifft mich! Nein, es ist unmöglich, daſs Du Deinen Freund so betrügen solltest! Es ist nur Spaſs, nicht wahr, Junge? Zähl' auf, Karlchen, zähl' mir meine Kremnitzer auf. — Ach, ich weiſs wohl, das Gold ist der Dieb aller Freundschaft unter den Menschen. — Gieb her! — Nein, es giebt keine wahre Freundschaft — zähl' auf!

Karl. Braun!

Braun. Nu?

Karl. Deine Kremnitzer —

Braun. Nu?

Karl. Sind —

Braun. Nu —

Karl. Sind fort — alles, alles fort.

Braun sinkt in einen Stuhl. Der Schlag trifft mich! Alle — alle meine Kremnitzer — alle meine schönen Hühnchen, die ich wartete, pflegte — in einem seidnen Beutelchen trug, den mir Jungfer Plunse in Meiſsen strickte, und mich an meinem Namenstage damit anband. — Alle fort! — Ich will Dich vor geistlich und weltlich Gericht ziehn, du Beutelschneider! — Was ist Freundschaft! — Ich will beym hohen Magistrate einkommen. — Es war ein Darlehn, in aller Form Rechtens. — Alle funfzig! — Ich will Dich mit Prozessen zu Grunde richten. — Alle funfzig! — blieb nicht einer von den Unglücklichen? —

Karl. Ich verlor fünfhundert, Braun.

Braun. Was geht das mich an? Nutzt mir's was? Ich bin des Todes! — ich will — zu Deinem Vater will ich gehn, mich ihm zu Füſsen werfen, ihm alles entdecken. —

Karl. Bist Du toll? bin ich nicht unglücklich genug? — Ach, die Signora!

Braun. Hab' ich Dir's nicht gesagt, du Satan, sie würde Dich behexen? — Ihr Gesicht entflammte Dich, und sie entflammte das Gold; aber was soll mir das?

Karl. Mein Vater hat viel Gold bey sich. —

Braun. Ein Griff hinein ist zur Zeit der Noth billig.

Karl. Du sollst Deine funfzig wieder haben, und fünf Procent, wenn Du schweigst.

Braun. Ich weiſs, Du bist ein guter Junge, Karlchen, aber sechse könntest Du mir geben. Und sieh Karlchen, Sicherheit ist das beste Pflaster für ein bekümmertes Herz — also gieb mir eine Verschreibung des Kapitals mit den funfzig Procenten. —

Karl. Bist Du toll? nach meinem Verluste soll ich Dir noch funfzig Procent geben?

Braun. Ach! die funfzig Procente werden mir auf dem Todbette nicht aus dem Gedächtnisse kommen. — Nun, wenn Du nicht willst — meinetwegen! so setze zehn Procent, wie Du sagtest!

Karl. Mein Seel', Braun, ich sagte fünfe, mehr nicht.

Braun. Hol' mich der Teufel, Du sagtest zehne? Ist denn kein Zutrauen mehr unter Freunden? oder hat Dir Dein erschrecklicher Verlust den Kopf verrückt? Denke nur Karl, zehn für funfzig! — Kannst Du subtrahiren? Ich wollte, ich hätte mein Lebtag nicht rechnen gelernt, ich wollt', ich wär' so dumm, wie ein Hottentot, und kennte keine Zahl, die sich über meine zehn Finger erstreckt, ich würde mein Unglück nicht so tief fühlen. Da kömmt Papa, zehne hast Du gesagt, Karl.

ZWEYTER AUFTRITT.

Vorige. Stahl in Jagdkleidern.

Stahl. Nun, bist Du einmal sichtbar, Karl?

Karl. Wie, mein Vater! in diesem Aufzuge? schon Jagd-Bekanntschaft hier?

Stahl. Freylich; ich will mit Deinem Bruder jagen. Er hat einen trefflichen Hund und kostbare Dänen. Ich schickte Hans heimlich nach dem Stalle, der Bursche kann sich nicht satt von den Pferden reden. Wir reiten zusammen hinaus.

Braun für sich. Der Teufel!

Karl. Sie haben also Bruder Franz gesprochen, und sich ihm entdeckt?

Stahl. Gesprochen, aber nicht entdeckt, darum such' ich Dich eben —

Karl. Ihn gesprochen —

Stahl. So gesprochen, Karl, daſs er mir baares Geld und Wechsel abgewann. —

Karl. Was? Ihnen? —

Stahl. Ich habe schon geschrieben; gieb mir unterdessen ein paar hundert Dukaten — ich weiſs, Du führst eine gute Börse.

Karl. Ha! so ist's nicht genug uns Schande zu machen, sollen wir auch noch durch ihn zu Bettlern werden!

Stahl. Was?

Karl. Er betrog auch mich um all mein Geld.

Braun für sich. Und mich um meine Kremnitzer.

Stahl. Er betriegt? das ist nicht wahr — ich hab' ihm scharf auf die Finger gesehen; aber rasendes Glück hat er, das ist wahr! — Warum, hast Du denn mit ihm gespielt? he, warum?

Karl. Um seinen Charakter näher kennen zu lernen; aber wahrhaftig, die Neugierde kostete mich schwer Geld. Sie bleiben so kalt, mein Vater? — Man muſs Anstalt machen, man muſs ihn greifen, sonst zieht er mit seinen Gesellen und unserm Gelde davon.

Stahl. Das wär' also Dein Rath?

Braun. Und auch der meinige — es schreyt um Rache!

Karl. Ich dachte, vielleicht thut man ihm Unrecht, und es ist Sünde, seinem Bruder Unrecht thun. Uns zum Besten wagt' ich mein Geld; ich sah, wie er betrog, und schwieg; aber daſs er Sie nicht schonte, daſs er auch Sie betrog — dabey kann ich nicht gleichgültig bleiben.

Braun. Viel verloren, Herr Baron? ein starkes Kapital?

Stahl. Halt's Maul! — Sapperment! betrogen hätt' er mich? betrogen? Der Teufel! und ich hab' mir beynahe die Augen aus dem Kopfe gestarrt — ich hielt's für Glück. — Nun lacht mich der Galgenvogel wohl obendrein aus, daſs ich so dumm war, und mich betriegen lieſs!

Karl. Darin steckt eben die stärkste Beleidigung, seinen leiblichen Vater als einen Dummkopf zu behandeln — das Geld wäre noch zu verschmerzen. —

Stahl. Halt's Maul! — Für sich. Er hat Recht! — Sapperment! mich wie einen Dummkopf zu behandeln! Was soll ich thun? — Ja, ich will mit ihm auf die Jagd — ich will jeden Winkel seines Herzens durchstöbern. — Ist er ein elender Betrüger, der nicht zurück zu führen ist — Freylich war's Raserey nach einem Abentheurer das Land durchzuziehn. Karl und Braun reden heimlich miteinander.

DRITTER AUFTRITT.

Vorige. Kapitain. Sophie und Juliette in Entfernung.

Stahl. Wie, Herr Kapitain? doch den Weg gefunden?

Kapitain. Um ganz kurz zu seyn, Herr Baron! ich habe hier gewisse Wechsel, die ich mir zahlbar machen könnte.

Stahl. Wechsel auf meine Ordres! Sie? —

Kapitain. Sie sind noch nicht von lange datirt.

Stahl. Was, meine Wechsel! Wie Teufel kommen Sie dazu?

Kapitain. Ganz natürlich. Sie spielten gestern mit einem gewissen Marquis —

Stahl. A ha! Und dem gewissen Marquis gewannen Sie sie wieder ab; ich weiſs schon, Herr Kapitain, daſs Sie anfangen, Sich auſs Spiel zu legen.

Kapitain. Weder eins, noch das andere. Der Marquis betrog Sie gestern um Ihr Geld um meinetwillen, ich durfte Sie aus gewissen Ursachen nicht warnen; aber es Ihnen wieder zuzustellen, wird mir niemand wehren.

Sophie tritt herein, und nimmt ihm die Wechsel aus der Hand. Mir die Papiere, Unbesonnener!

Stahl nimmt sie ihr wieder aus der Hand. Mir die Papiere, Unbesonnene! — Zum Kapitain. Betrog mich um Ihrentwillen, Kapitain?

Sophie. Ich muſs Ihnen das Ding klar machen, Papa! Der Kapitain verlor sein Geld gegen einen gewissen Marquis. —

Stahl. Sehr dumm!

Sophie. Verlor wie ein wackrer, verliebter Mann, dem ich's Dank weiſs, Papa. Der Marquis merkte es, sie wurden bekannt. Kurz, der gewisse Marquis erfuhr, daſs der Kapitain Ihre Tochter liebte, die Sie ihm, ich weiſs nich warum, zu lieben verboten. Der gewisse Marquis hatte den edlen Einfall Ihnen eine Summe abzugewinnen, damit Ihnen der Kapitain, wenn Sie anders wollten, Ihre Tochter abkaufen könnte, die gar nichts weiter dawider haben wird. Sie sehen, der Kapitain ist Pinsel genug, Ihnen die Papiere zu überliefern, ohne auf sein Recht zu bestehn; aber ich hab' immer gehört, daſs Groſsmuth Groſsmuth anfeuert, wo auch nur ein Funken glimmt. — Ich will mich indessen in diesen Handel gar nicht mischen.

Stahl. Das that der Marquis?

Kapitain. Ja! Herr Baron, er hielt Wort; aber ich bitte Sie, lassen Sie Sich nicht durch diese Wechsel zu meinem Vortheil stimmen. Verdient' ich Ihre

Tochter nicht vorher, so kann mir dieses keinen Werth geben.

Stahl. Wo ist mein Junge, wo ist mein Franz? Er ist noch der Groſsmuth fähig, und ein groſsmüthig Herz vermag alles. Ich will ihn wieder aufnehmen — ihn als meinen Sohn umarmen — er soll mit mir nach Franken reisen, meine Füchse jagen, und meine Polacken reiten.

Sophie. Und der Kapitain, Papa?

Stahl. Ist Dein Mann, so bald Du willst.

Kapitain und Sophie küssen ihm die Hand.

Juliette. Nun, mein Vater? Welch ein edler Junge mein Franz!

Stahl. Sieh nun, was Du über ihn vermagst. Wahrhaftig, Dein Roman scheint besser zu enden, als ich glaubte. Sie wissen doch, Kapitain, daſs der gewisse Marquis niemand anders als mein verlorner Sohn Franz ist?

Kapitain. Der Marquis Ihr Sohn?

Stahl. Nichts mehr vom Marquis! genug, er ist fähig einem braven Mann ohne Eigennutz zu dienen.

VIERTER AUFTRITT.

Vorige. Hans.

Hans. Der Marquis Bellfontaine läſst sich melden. Geht wieder.

Stahl. Er kömmt mich auf die Jagd zu holen.

Juliette. O mein Vater, lassen Sie mich die erste unerwartete Wirkung auf sein Herz thun.

Stahl. Wieder ein Romanchen? daſs Sie doch immer etwas sonderbares suchen!

Sophie. Kommen Sie Papa, lassen Sie ihr immer die Freude!,

Stahl. Aber nicht lange empfindelt, sonst pinselt Ihr mir die Jagd weg.

Stahl geht mit Sophien und dem Kapitain ins Kabinet.

Braun. Nun geht der Teufel los!

Karl. Laſs uns überlegen, wie zu helfen ist.

Geht mit Braun ab.

FÜNFTER AUFTRITT.

Juliette. Hernach der **Marquis** und **Balluzzo**.

Letzterer hält sich im Hintergrunde auf.

Juliette. Er soll kommen! hier vor mir stehen! Er! — Und die Tugend, vereinigt mit der Liebe, soll den schönsten Sieg über sein Herz erringen — ihn in das Gefühl zurückführen, worin wir uns einst so selig schwärmten. Werd' ich's ertragen können! — Und wenn die Empfindungen seiner Jugend zurückkehren, die reine Liebe in seinen Augen, auf seinen Lippen glühen wird, wie soll ich's ertragen? Ja, er wird so seyn, wie er war, es in meiner Gesellschaft werden; ich werde doppelt glücklich seyn, da ich ihn der Tugend zurückführe.

Marquis tritt mit Balluzzo herein.

Juliette ihn schmachtend anblickend.

Marquis. Was seh' ich!

Juliette mit bewegter Stimme. Franz! Franz!

Marquis. Ist's ein Traum, der mir ein Bild meiner phantastischen Jugend zurückzaubert; oder sind Sie's wirklich, Juliette?

Juliette. O Franz!

Marquis. Wahrhaftig! — Tausendmal in diesem Lande willkommen, trauter Engel! — Aber wie? warum?

Juliette. Grausamer! können Sie fragen? Glauben Sie, die Eindrücke der Liebe, die Sie auf mein Herz machten, verlöschten so leicht, als bey Ihnen? Ihnen nachgezogen bin ich; die Liebe führte mich, und der Ruf meines Herzens. Sie von einem verirrten, zügellosen Leben in den Schooſs der Tugend und reiner Liebe zurück zu bringen, leitete meine Schritte.

Marquis. Gutes, liebes Herz! Für sich. Zum Henker! welch einfältig Zeug flieſst von den Lippen, die mich einst so sehr entzückten!

Juliette für sich. Die Reue röthet seine Wangen, die Schaam bindet seine Zunge.

Marquis. Sind Sie's wirklich, Juliette? Noch trau' ich meinen Augen nicht! — Aber, wenn ich Sie so ansehe, und bemerke, wie sich Ihre Reize entfaltet, jede Ihrer lieblichen Schönheiten den zaubervollsten Ausdruck erlangt hat, so träum' ich mich in jene Stunden zurück. —

Juliette. Ach diese Stunden, die so leicht verflogen! Wie oft drang ich mit beflügeltem Herzen in die Vergangenheit, eine Sekunde derselben zurück zu empfinden, bis der Gedanke Ihrer gegenwärtigen Lage jede Freude meines Herzens tödtete!

Marquis. Meiner gegenwärtigen Lage, Juliette! Was ist denn in meiner gegenwärtigen Lage besonders? ich finde sie sehr gut.

Juliette. Mich ganz, ganz zu vergessen! alle die sanften Gefühle zu vergessen, die uns Geſsners süſse Idyllen, und Gellerts kostbare tugendhafte Schriften einflöſsten! Wie oft versicherten wir uns bey Lesung derselben unserer Liebe, und wünschten uns ein Leben, wo wir diesen Empfindungen bis an den letzten Hauch des Lebens getreu bleiben könnten!

Marquis. Beym Himmel! alle diese Herren und ihr Gefühl hab' ich rein vergessen, denn ich traf in der Welt auch nicht einen Schatten ihrer Träume. Aber Sie vergessen, Juliette, konnt' ich nimmer! Für sich. Es ist eine verfluchte Lüge!

Juliette. Eben diese Welt, Franz, die Sie mir, die Sie Ihrem guten Vater vorzogen! — Doch Gottlob, ich bin da, Sie der Welt und Ihren Verirrungen zu entziehen, Sie sollen mir gewiſs nicht entwischen.

Marquis. Wahrhaftig! — und das ist der Plan Ihrer Reise?

Juliette. Fühlt Ihr Herz das Edle nicht davon? Nur meine Liebe, dergleichen Sie in der Welt wenig finden, war dieses Schrittes fähig, und das, weil ich mir schmeichelte, nur die Wildheit der Jugend habe Sie so flatterhaft gemacht, und in all diese Vergehungen gegen uns und die Menschen gestürzt.

Marquis. Vergehungen! — Für sich. Das Mädchen predigt mich todt. Hm! es ist noch Zeit, etwas aus ihr zu machen, und gewiſs, ihre frische Schönheit verdient's. Der Duft einer so unberührten Rose wird mir neue Stärke geben.

Juliette. So in Gedanken, Franz! — Wir werden eine glückliche angenehme Reise machen. Ich hab' unsre besten Schriftsteller mitgenommen, die wollen wir Hand in Hand durchfühlen.

Marquis. Das wollen wir schon ohne sie. — Aber wohin reisen?

Juliette. Wo anders, als nach Franken? zu Ihrem Vater, der Sie mit aller Zärtlichkeit erwartet.

Marquis. Mich? — So! — Sagen Sie mir, meine Liebe, ist dieſs wirklich der Zweck Ihrer Reise, und sind Sie ganz allein? — Erlauben Sie, ich bin das Gewöhnliche so in der Welt gewohnt, daſs mir das Romantische gar nicht in den Sinn will. Sind Sie allein, meine Beste? Reden Sie, wenn ich Ihr lieber Franz bin! Sie an der Hand fassend. Ich schwöre Ihnen, wir wollen ein Leben führen, gegen welches unser voriges ganz zurück bleiben soll. Ja, ich muſste mich vorher ganz ausbilden, um all' Ihren hohen Gefühlen, die Sie so niedlich auseinander setzten, zu entsprechen. Ihre Hand küssend.

Juliette. Augenblick, den ich erbetete! — Kommen Sie, mein Vater!

Marquis. Vater! — welcher Streich!

SECHSTER AUFTRITT.

Vorige. Stahl. Kapitain. Sophie.

Stahl. Zu mir, mein Sohn, mein Franz! an meinen Hals!

Marquis Mein Vater! welcher glückliche Zufall!

Stahl. Ist er Dir's, so bin ich glücklich. Geh, wirf Deinen windigten, lügenhaften Anzug weg. Sieh hier Deine Schwester!

Marquis. Meine Sophie! wie und wo sehn wir uns!

Sophie. Ich fand, was ich suchte, einen Bruder, und einen Mann.

Stahl. Ich wollte hart gegen Dich seyn, Dich für Deine Laster strafen, aber Deine Handlung für den Kapitain machte alles gut.

Marquis. Können Sie mir vergeben?

Stahl. Kam ich nicht hieher, Dir zu vergeben? Liefs ich mich nicht von den Mädchen führen? Sollt' ich Dich untergehen lassen? Sage mir nur, wie kann man mit deutschem Blute so ein abentheuerlicher Taugenichts seyn, Franz!

Juliette. Mein Vater!

Stahl. Mir in so viel Jahren nicht zu schreiben! dem Vater zu trotzen; als ein Spieler herum zu ziehen, und mehr aus sich zu machen, als man ist.

Marquis. Mein Vater!

Stahl. Was kannst Du sagen?

Marquis. Sie ſtieſsen mich weg; überlieſsen mich meinem Schicksal, das schrecklich war, da ich mich so verlassen sah. Ich flehte um Hülfe, schrieb an Sie, schrieb an meinen Stiefbruder, und durch ihn lieſsen Sie mir antworten: weil ich durch meine Unruhe und schlechte Händel mein Regiment hätte verlassen müssen, so könnt' ich mit Ihrem Fluch in die Welt ziehen. Ich verlieſs mein Regiment mit Ehren, mein Vater, Sie müſsten mir denn die Schulden für einen Schimpf anrechnen, die Sie nicht bezahlen wollten. Freylich gefiel ich meiner Stiefmutter nicht, und ich muſste als ein Fremder mein väterlich Haus Leuten überlassen, die jede Gelegenheit nutzten, mir Ihre Liebe und Sorge zu stehlen.

Stahl. Das hat Dir Dein Bruder geschrieben?

Marquis. Und noch mehr als das!

Stahl sich umsehend. Wart Spitzbube! — Armer betrogner Junge!

Marquis. Ich hab' mich brav durch die Welt geschlagen, und trete mit Ehren auf. Was kann ich dafür, daſs mich Dummköpfe schief beurtheilen! Dieſs ist das Schicksal aller Leute von Verstand.

Stahl. Aber was soll denn der Marquis?

Marquis. Eine Grille.

Sophie. Und die Maitresse, Herr Bruder?

Juliette. Sophie!

Marquis. Eine Frage, die sich für Dich nicht schickt, Schwester!

Stahl. Und das ewige Spielen?

Marquis. Zum Vergnügen.

Stahl. Wovon gelebt?

Marquis. Von Verstand und Glück.

Stahl. Gut, und damit diesem Leben ein Ende! Komm mit nach Franken, und überzeuge mich durch Deine Aufführung, daſs alles Verleumdung ist, was man mir von Dir sagte.

Marquis. Herzlich gern!

Stahl. Willst Du diese zur Frau? — ich denke, Du sagst nicht Nein. Deine Schwester hast Du selbst zu versorgen beliebt. Wo sind die Pferde, und Dein trefflicher Hund?

Marquis. Mein Jäger erwartet Sie an der Treppe.

Stahl. Nun, so komm —

Marquis. Erlauben Sie, mein Vater, mein Jäger wird Sie führen.

Stahl. Auch das. Ich merke schon, die schmachtenden Augen Deiner alten Bekanntschaft gefallen Dir besser, als meine Strafpredigt. Ich muſs sehen, Bursche, was Du für Pferde hast, und dann wollen wir die freudigste Mahlzeit auf Erden halten. — Küsse mich, Franz! Halb für sich. Ich sagt' es ja: ein guter Jäger und kecker Reiter kann nie ganz verderben. Geht ab.

Marquis. Sind Sie glücklich, mein Bruder?

Kapitain. Vollkommen, mein Bruder.

Marquis. Also diese ganze Reise war darum, mich aufzusuchen und nach Franken zu führen?

Juliette. Freylich Franz; was thut die Liebe nicht!

Marquis. Und Ihrer Liebe hätt' ich's zu danken, meine süſse Blume?

Juliette. Sie kennen dieses Herz nicht.

Marquis. Ganz, ganz. Sie entzücken mich!

Juliette. Kommen Sie in mein Zimmer, Franz!

Marquis. Ich folge Ihnen sogleich; ich habe nur ein Wort mit meinem Freunde zu reden.

Juliette. Gleich nachkommen, lieber Franz, und ja nicht wieder zum garstigen Spiel!

Sophie. Noch zu Deiner Signora. Wir fränkische Mädchen verstehn in solchen Dingen keinen Scherz.

Kapitain bedeutend. Bruder! Ihr Herz ist nicht mit uns. Sie gehen ab.

SIEBENTER AUFTRITT.

Marquis. Balluzzo.

Marquis steht in Gedanken.

Balluzzo, der sich ihm langsam genähert. Also der witzige Kopf da, ist Dein Vater, Marquis?

Marquis. Was?

Balluzzo. Und die Romanenprinzessin, deren Sprache kein Sterblicher versteht, Deine künftige Frau? Ein artiges Glück, auf Ehre!

Marquis. Geh zu allen Teufeln!

Balluzzo. In welche wunderliche Falten sich doch die Eitelkeit der Weiber biegt! Diese da packt eine ganze Familie auf, um im Namen der Tugend einen verirrten, verlornen Sohn, als Beute zum Manne nach Franken zu schleppen. Sind dort die Mädchen so verlegen um Männer, daſs sie so stark mit der Tugend buhlen müssen? Doch wird's ihr in der Nachbarschaft viel Ehre machen.

Marquis. Laſs mich mit der Närrin!

Balluzzo. Der Baron, Dein Bruder, dem wir gestern das Geld abnahmen, giebt dem Gemälde noch mehr Wärme.

Marquis. War ich blind, keinen von ihnen zu erkennen?

Balluzzo. Wir dachten da noch einen hübschen Coup zu machen, und springen in eine Verwandtschaft voll bürgerlicher, honetter Leute hinein. — Die Wechsel hast Du also dem Kapitain gegeben?

Marquis. Ja.

Balluzzo. So! und dem schönen Stück von Bruder wirst Du auch restituiren?

Marquis. Laſs mich einen Entschluſs fassen.

Balluzzo. Dein Entschluſs ist schon gefaſst, das seh' ich. Du wirst in Deine liebe Heimath ziehen, Füchse jagen, und Erdäpfel essen, die Dir Deine Romanenprinzessin mit dem Gefühl der deutschen Autoren setzen wird. Ein artiges Leben für einen Mann von Welt!

Marquis Mit mir nehmen möcht' ich sie, und —

Balluzzo. Du hast das Herz nicht.

Marquis. Laſs mich!

Balluzzo. Bürgerliche, platte Empfindungen werden Deine kecke Seele fesseln! — Adieu Marquis!

Wahrhaftig, man roch Dir doch immer die Gefühle von Deiner ersten Bekanntschaft an. Für sich. Ich will gehen, und Dir zeigen was ein Greck ist. Geht ab.

ACHTER AUFTRITT.

Marquis.

Mich von neuem anschmieden zu lassen! ich kann, ich mag nicht! Was soll ich mit mir machen? Mein Herz strebt nach ewiger Freyheit, und beym gegenwärtigen Genusse denk' ich schon an den künftigen. Ich sollte mich wie ein Narr herumführen lassen, und von einem Mädchen, der es drum zu thun ist, einen Mann zu haben! die mich im Triumph in ihre Philisterzirkel führen wird! Mich, dem die ganze Welt offen steht und zulacht! Ich sollte mich einkerkern lassen, von diesem Tummelplatz Abschied nehmen, wo ich der glücklichste Kämpfer bin. Aller Genuſs liegt vor mir da, mein Verstand zeigt mir den Weg zu allem, und meine glühende Phantasie kennt keine Gränzen ihres Begehrens. Nein, ich will stark und frey seyn! — Mein Vater wird klagen, und sich hernach trösten; denn was kann ich ihm nützen, als durch Laune und Verdruſs seine Freude, die er hofft, zu vergiften. — Aber wie entkommen? Ich muſs diesen Taumel, worin sie alle sind, nützen. — Juliette wollte mich der Welt entführen! — ha! und ich will ihre Romanen wahr machen, und sie der Welt zuführen. Der Weg von ihren Empfindungen, wahr oder falsch, ist der nächste zur Bachantin, wenn's einer versteht, sie zu leiten. Was gilt's, ich fange ihr Herz, eh' sie sich's versieht, oder ich müſste nicht wissen, wie man die Seelen der Weiber öffnet.

NEUNTER AUFTRITT.

Marquis. Braun.

Braun. Verzeihen Sie, Herr Baron, daſs ich mir die Freyheit nehme, als ein Mitglied der Familie meine schuldigste Aufwartung zu machen, und mich zugleich pflichtmäſsigst Dero Gunst zu empfehlen.

Marquis. Wer sind Sie?

Braun. Als Herr von Stahl sich baronisiren lieſsen, wegen dem Gute, das Ihre Frau Stiefmutter seligen Andenkens —

Marquis. Hat er sich baronisiren lassen? —

Braun. Ey, ey! ist die Nachricht nicht zu Ihnen gekommen! lieber Himmel! und kostete doch ein artig Kapitälchen. Sie war eine eigne Frau, und konnte Ihren Herrn Vater nicht eher ausstehn, bis er den Baron auf dem Buckel, und das Kapitälchen auf der Tasche hatte. Nu, als wir nun das Gut hatten, brauchten wir einen Verwalter mehr, und weil ich eben von der Akademie Leipzig zurück kam, wo ich mich nebst der Chirurgie ein wenig der Ökonomie, bloſs aus Mode widmete, so nahm ich das Ämtchen an, dem ich zeither mit allem Fleiſs und Eifer vorstehe.

Marquis. So, so!

Braun. Wünschte auch immer herzlich, der Herr Baron möchten von Ihren Reisen zurückkommen, denn, unter uns — Sie haben da einen Bruder — man soll nicht übel von Leuten reden; aber giebt's noch einen solchen Heuchler in ganz Franken, so will ich mich hängen lassen, zum wenigsten. Er ist's, der den Papa und die Stiefmama so gegen Sie verhetzte, und auch das Projekt machte, wenn wir Sie einmal in Franken hätten, Sie so einzusperren, daſs es Ihnen vergehen sollte, der Familie weitere Schande zu machen. Verzeihen Sie, das ist nicht meine Gesinnung. Denn, wenn ich Sie so ansehe, und Bruder Karl daneben, so möcht' ich wohl fragen, wer der Familie Schande macht? Indessen werden der Herr Baron schon vorsichtig seyn, und meine Warnung im rechten Sinn nehmen.

Marquis. Ist das alles wahr, was Er mir da sagt?

Braun. O Himmel! und wie wahr!

Marquis. Wo ist mein Bruder?

Braun. Er wird sich hüten, Ihnen vor die Augen zu kommen. Er hat den gestrigen Abend nicht vergessen, und ist ganz in Verzweiflung um sein Geld. Mich ehrlichen Mann hat er auch unglücklich gemacht! — Denken Sie nur, Herr Baron, er borgte hundert Dukätchen von mir, die Sie ihm auch abgewannen. Denken Sie, einem armen Menschen sein ganzes Vermögen zu verlieren! Ich hätte mir schon ein Leid's angethan, wenn Sie nicht der groſsmüthigste Mann von der Welt wären.

Marquis. So!

Braun. Ich will's nur grade gestehen, es sind Verwaltungsgelder; stellen Sie Sich vor, fremde Gelder, Herr Baron.

Marquis für sich. Von solch einem Kerl sollt' ich gewinnen! Laut. Da hat Er seine hundert Dukaten wieder — hat Er mir etwas vorgelogen, so sey Ihm der Himmel gnädig!

Braun. Tausend unterthänigen Dank! O, ich sah es gleich an Ihrer Miene, daſs Sie die Groſsmuth selbst sind. Dafür will ich Ihnen auch noch manches anvertrauen. Es wäre Jammer, Ihnen so früh die Flügel zu beschneiden. — Hören Sie, werden Sie nicht zu ernsthaft mit Fräulein Julietten. Unter uns, sie lieſs sich vorigen Sommer mit einem gewissen Herrn von Kebel in Empfindeley ein; es ging so weit, daſs sie im Mondscheine spaziren gingen, und immer vom Werther sprachen. Sie kennen ihr zartes Herz, und wissen, was das thut, in Romanen lesen. — Es mag in aller Honetteté hergegangen seyn, aber Empfindeley ist wie der Märzschnee, Herr Baron!

Marquis für sich. Mein Vater hat schöne Leute um sich. Laut im Abgehen. Er ist ein Schurke!

Braun. Was? — Ich glaube, ich habe ihn, oder er mich nicht verstanden. — Mag's, hab ich' doch meine Dukätchen wieder. Geht ab.

FÜNFTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Marquis. Dorvall.

Marquis. Gehe nach Hause, Dorvall, laſs aufpacken, wir wollen reisen; aber sey behutsam, daſs es nicht Lärm giebt.

Dorvall. Vortrefflich, nun seh' ich, daſs Sie ein Mann sind. Was Teufels wollten Sie auch in Franken sitzen! Gehn wir nach Turin, dort ist einer meiner Bekannten, der mir jüngst schrieb, er habe von einem polnischen Starosten, einem Spieler voll Leidenschaft, Nachricht, dem was ansehnliches abzunehmen wäre. Die Sache ist schon eingefädelt, und wartet nur auf eine geschickte Hand.

Marquis. Wohin Ihr wollt, macht nur, daſs wir wegkommen. Vielleicht geht noch jemand mit; aber laſs Dich gegen Isabelle nichts merken. Dorvall geht ab.

ZWEYTER AUFTRITT.

Kapitain. Marquis.

Kapitain. Mich däucht, mein Bruder, Ihr Eifer, mit uns nach Franken zu reisen, ist nicht sehr heiſs.

Marquis. Warum nicht?

Kapitain. Ich hatte Vertrauen zu Ihnen, und Sie haben's nicht zu mir.

Marquis. Was könnt' es Ihnen nutzen! Mein Fall ist so, daſs ihn Jeder falsch beurtheilen würde.

Kapitain. Mich betriegen Sie nicht. — Sie sind nicht gesonnen mitzugehen; nur verblendete Liebe lies't nicht in Ihrem Herzen; ich seh' alle Ihre Bewegungen.

Marquis. Hm! Ich wüſste auch nicht, was ich zu Hause machen sollte!

Kapitain. Man ist doch immer glücklich im Schooſse seiner Familie.

Marquis. Ja, wenn wir uns stumpf gelaufen haben, mag's eine gute Zuflucht seyn.

Kapitain. Alsdann können wir weder selbst glücklich seyn, noch andere glücklich machen. Ich denke, wir sollten's just da ergreifen, wo unser Herz noch frisch zu fühlen fähig ist.

Marquis. Das kann seyn, doch dazu gehört eine gewisse Beschränktheit, die ich nicht habe.

Kapitain. Die Zeit könnte kommen, wo Sie Sich darüber Vorwürfe machten.

Marquis. Die doch Ihre Meinung nicht beweisen werden.

Kapitain. Ich träumte viel Glück mit Ihnen.

Marquis. Sie hätten Sich betrogen, lieber Kapitain! Mich lockt die Welt und ihr wildes Treiben mit Sirenenstimme. Ich möchte gern mittreiben, und treiben sehen, so lang' ich kann; das ist der Grund meines jetzigen Lebens. Daſs ich's ergriff, ist nicht meine Schuld, man stieſs mich hinein. Ich ward in die Welt geworfen, und von allem verlassen. Als ein Kind jagte mich mein Vater aus dem Hause, um meiner Stiefmutter zu gefallen. Ich hatte damals keine andre Fehler, als daſs mich alle Leute, die zu uns kamen, liebten, und ihren Jungen nicht ansahen. Ich kam ins Regiment, wuchs frey und wild auf. Sie wissen schon, was das ist, wenn der junge Soldat sich selbst ziehen soll. Ich machte einige tolle Streiche, spielte; meine Stiefmutter schilderte mich meinem Vater als den ärgsten Taugenichts. Die Wechsel wurden von Tag zu Tage kleiner, endlich blieben sie gar aus. Ich hoffte auf das Herz meines Vaters, und machte Schulden. Die Gläubiger drangen auf Bezahlung. Ich schrieb Brief auf Brief; alles umsonst. Verdruſs und Unwillen bemeisterten sich meiner. In einer dieser unglücklichen, miſsmüthigen Stunden überwarf ich mich mit dem Major des Regiments, ich forderte ihn, und muſste quittiren. Da saſs ich! — ich kam nach Spaa mit dem Reste meines Glücks; verlor alles, weil ich alles wagte. Man betrog mich; der alte Kerl, der hier bey mir ist, öffnete mir die Augen. Ich hatte vorher keine Ahndung von Betrug oder Interesse; itzt lernt' ich den Faden kennen, der uns hier zusammenbindet. Nirgends fand ich Ausflucht, nirgends Hülfe; ich spielte und lernte spielen.

Kapitain. Und halfen betriegen, wie man Sie vorher betrog.

Marquis. Ich machte mich zum Herrn des Geldes der Menschen, weil ich vorher lernte, mich zum Herrn ihres Verstandes zu machen. Ich mache manchen Streich, der ganze Familien glücklich macht. Ich seh' die Welt, bin in der Welt, und betriege die Welt. Mein Herz und meine Sinne leben in ewigem Genusse. Nun sagen Sie mir, ob ich nach alledem mich in eine Hütte Frankens einsperren kann?

Kapitain. Sie werden Ihrem Vater das Herz brechen!

Marquis. Er wird sich zu trösten wissen.

Kapitain. Was soll ihm trösten, wenn er durch seinen Sohn, den er liebt, seinen Namen in der ganzen Welt entehrt sieht?

Marquis. Kapitain! — doch, daſs ich mit Ihnen darüber stritte!

Kapitain. Ja entehrt, das ist das gelindeste, was ich davon sagen kann. Was wir mit eigenem Fleiſse erwerben, giebt uns Ehre. — Nur Betrieger und Müſsiggänger leben von der Börse anderer.

Marquis. Daſs ich mit einem Manne stritte, der die Welt nicht kennt! Nur ich kann mein Richter seyn.

Kapitain. Fühlte Ihr Herz meinen Vorwurf nicht, Sie würden so etwas Plattes nicht sagen.

Marquis. Ich werde Ihnen alle Ausfälle verzeihen, nur keinen auf meinen Verstand, Kapitain.

Kapitain. Ich spreche zu Ihrem Innern, das sich gegen ihre eignen Worte empört, und kann einem Mann, wie ich Sie denke, meinen Dank nicht besser als durch Wahrheit abtragen. — Erinnern Sie Sich der Augenblicke, als Sie noch im Regimente dienten? Rufen Sie Sich die Gefühle der Ehre zurück, die Sie damals empfinden muſsten. In Ihrem Degen, Ihrem unbescholtenen Namen bestand Ihr Adel und Werth. Und heute! — mit all' Ihrer Pracht, all' Ihrem Golde sind Sie die Verachtung jedes rechtschaffenen Mannes. Wo Sie vorübergehen, zeigt man auf Sie als eine Pest der menschlichen Gesellschaft, die die Gerechtigkeit mit mehrerem Eifer verfolgen sollte, als den offenen Straſsenraub.

Marquis. Ha!

Kapitain. Straſsenraub, Bruder! für den Straſsenraub kann ich mich in Acht nehmen, kann mich vertheidigen; aber wer entgeht einem pfiffigen Betrieger, dessen Geist Tag und Nacht Ränke aussinnt, die der ehrliche Mann nicht muthmaſst? der hundert Taugenichtse im Solde hat, die in allen Winkeln auf den Unerfahrnen lauern, und ihn ins Netz führen, wo ihr ihn mit dem schändlichsten Triumphe über die Menschheit, um das seinige bringt. Ist Ihnen nie eingefallen, daſs während Sie das ganze Glück eines solchen Schlachtopfers verschmausten, Kinder und Mutter um Brod und um Rache schrien? — Bey Gott, Bruder, lieber wollt' ich Wasser aus der hohlen Hand schlürfen, aufgebetteltes Brod käuen, als den Namen eines listigen Betriegers auf der Stirne tragen. Trägheit, Faulheit, Üppigkeit haben Sie in dieses Leben geführt, sonst nichts; und mit all' Ihrem Witze, all' Ihrem Prahlen von Tugenden, die Sie nichts kosten, werden Sie mir nie anders erscheinen, als der verlorenste der Menschen; und dazu sind Sie warlich zu gut.

Marquis. Sie vergessen Sich, Kapitain! Sie wenigstens sollten nicht in diesem Tone mit mir reden.

Kapitain. Und warum nicht, wenn's die Sprache des Herzens, des Freundes, des Bruders ist, Sie von einem Abwege zu leiten! Wenn ich Ihnen anzufühlen glaube, daſs Sie Ihre Gesellen in eben dem Grade verachten, als ich! Und mit diesen Elenden wollte ein Mann, wie Sie, auf gleicher Linie stehen?

Marquis. Ich gefalle mir so.

Kapitain. Sie wollen also durchaus nicht mit? und was wird Juliette machen?

Marquis. Romane lesen, und sich mit einem dumpfen Gesellen in Arkadien zaubern, bis ein kluger Kerl Ihre Imagination am rechten Zipfel faſst.

Kapitain. Sie verkennen sie! Doch wir waren thörigt, auf Sie zu zählen!

Marquis. Dessen beschuldige ich mich auch. Noch einmal, nur ich kann mein Richter seyn.

Kapitain. Wir werden Sie vergessen lernen.

Marquis. Das konnte mein Vater längst, und ohne die Narrheit eines Mädchens wär' er nicht hier.

Kapitain. Ihr untersucht die Handlungen der Menschen so lange, bis Ihr Euer Herz um jede gute Empfindung raisonirt habt. Ich werde Sie machen lassen. Geht ab.

DRITTER AUFTRITT.

Marquis.

Es ist ein verdammtes Ding um die grade Wahrheit, von einem muthigen Manne gesprochen. Wahrlich ein ehrlicher, trotziger Kerl! der nichts gelernt hat, als von seinem Solde zu leben! Ein anderer, als er, sollte mir dieſs nicht umsonst gesagt haben, aber mit ihm, wär' ich ein Narr, hätt' ich's anders genommen. So fügt sich die Moral in jedes Menschen Lage, und wird uns zum Problem. — Da kömmt Juliette mit einem Buche.

VIERTER AUFTRITT.

Juliette. Marquis.

Juliette. Find' ich Sie endlich! Lesen Sie diese Stelle, lesen Sie Franz, sie hat eine Thräne aus meinem Herzen gelockt.

Marquis. Weiches, anmuthiges Herz! welche Wonne des Lebens bereiten Sie mir!

Juliette. Schon hat sich Ihr Ton sanfter gestimmt!

Marquis. Konnte er anders, meine Blume, da der Ton Ihrer Augen mein Herz mit dem Ihren in süße einträchtige Melodie schmelzte?

Juliette. O Franz! nun fühl' ich die ersten glücklichen Augenblicke unserer Liebe wieder. Ja, Sie sind's noch ganz; Ihre Sprache ist die Sprache des Herzens. Glücklicher Augenblick, der uns wieder ganz verband! Welches Leben werden wir führen!

Marquis. Wenn ich Sie ansehe, Juliette! — Nein, es ist nicht möglich, daſs diese jugendliche Blüthe, dieses schmachtende, geistvolle Auge, diese bedeutende, schön gewölbte Stirne, dieser Rosenmund, dieser reine Wuchs — alle diese vereinigten Reize für einen elenden kleinen Winkel der Welt geschaffen sind.

Juliette. Sie beschämen — verwirren mich!

Marquis. Wie? Ich sollte so dumm, empfindungslos seyn, diese alles belebende Schönheit, diesen bezaubernden Witz, auf ein elendes kleines Gut zu verbannen!

Juliette. Was wollen Sie damit?

Marquis. Wär's nicht eine Schande, ein schlecht gegründeter Neid, die Welt um die Bewunderung all' dieser Annehmlichkeiten zu bringen?

Juliette. Franz!

Marquis. Wo Sie hintreten, würd' Ihnen allgemeiner Beyfall entgegen kommen; Sie könnten mit den Herzen der Menschen machen, was Sie wollten. Dieſs wär' der Schauplatz für Ihren Geist, für Ihre Tugenden, Juliette! Nein, ich bin zu stolz auf den Besitz

Ihrer reizenden Person, als daſs ich Sie der Welt nicht zeigen, daſs ich mich mit Ihnen in der Dunkelheit verbergen sollte!

Juliette. Zauberer!

Marquis. Es ist nun eine der Capricen meiner Leidenschaft, süſse Rose, Sie in eine Sphäre zu führen, wo Sie nach Ihren hohen Verdiensten glänzen können! Wären wir in Franken verbannt, so würde meine Bewunderung bald stumpf werden. Die Welt wird Sie auffrischen, ich werde in Ihnen immer die erste Ihres Geschlechts besitzen. Nein, Juliette, Sie sind nicht dazu geboren, auf einem elenden Bauerngut Ihre Tage zu verleben, die durch meine Liebe alle wie ein schöner Morgentraum verflieſsen sollen.

Juliette. Was wollen Sie damit?

Marquis. Garstige, unangenehme Tugenden mögen sich verstecken; aber in diesem Gewande, womit der Himmel Sie so lieblich bekleidet hat, sind Sie bestimmt, die Welt im Glauben an hohe Tugenden zu bestärken. Scheint Ihnen daſs kein edler Zweck?

Juliette. Ich verstehe Sie nicht.

Marquis. Man muſs die Welt kennen lernen, bevor man sie beurtheilt, und sein möglichstes zu ihrer Besserung beytragen, das fühlt Ihr Herz und Ihr Verstand, Juliette. Wollten Sie wohl mit mir einen Schritt in diese Welt wagen, die Ihnen an meiner Hand so viel Ruhm, Genuſs, Entzückung und Freude darbietet? die Ihnen mit aller Ergötzlichkeit entgegen lächelt? Wollten Sie wohl diese Gelegenheit vorbey lassen, das Ihrige zu meiner Besserung beyzutragen, das ich von nichts als der Liebe ertragen kann! Ich bin zu stolz, mich von jemand anderm meistern zu lassen, als von Ihnen, meine Liebe!

Juliette. Und nicht nach Franken?

Marquis. Auch nach Franken; aber nicht eher, als bis Sie das alles an mir abgeschliffen haben, was Ihnen miſsfällt. Dann sollen Sie mich als ein Werk Ihrer Liebe und Tugend zu meinem Vater führen, und wir wollen dann ganz im Gefühl unsrer Jugend leben. Ich muſs durch Sie dazu gestimmt seyn, bevor ich's wagen kann, mich zu beschränken. — Wollten Sie mich verlassen? denn ich muſs Ihnen sagen, ich bin nicht gesonnen mit meinem Vater zu gehn.

Juliette. Nicht? Sie erschrecken mich!

Marquis. Hat Ihre Liebe so enge Gränzen? Sie sagen, daſs Sie diesen Weg um meinetwillen gemacht hätten, und itzt, wo es darauf ankömmt mich ganz zu besitzen, mich ganz zu bilden, mich ganz zur Tugend zurück zu führen, wollten Sie mich verlassen?

Juliette ernst. Nun verstehe ich Sie!

Marquis. Sie werden das angenehmste Leben haben. Ich bin reich, werde nicht mehr spielen. Wir reisen, und nur an Örter, wo die Natur lacht, wo ein ewiger Frühling lebt; und so kehren wir in Eintracht und Liebe zu meinem Vater zurück. Von der ersten Post schreiben wir ihm unsern Entschluſs.

Juliette. Sie betriegen mich, und noch mehr Sich Selbst.

Marquis. Bin ich nicht mehr Ihr Franz, Ihre erste Liebe? Sind Sie's nicht, die die erste zärtliche

Empfindung meinem Herzen einflöſste? Soll ich Sie an jene Scenen erinnern, Juliette?

Juliette. Sie versetzen mich in einen schrecklichen Zustand.

Marquis. Ich reise heute. —

Juliette. Ihr Vater!

Marquis. Er wird es gut finden. Wollen Sie mich verlassen?

Juliette. Dieſs — ob ich dieſs kann.

Marquis. Tausendmal haben Sie dieſs in Ihren Büchern gelesen. —

Juliette. Nun erst fühl' ich, wofür Sie mich halten, und gestehe beschämt, daſs ich es verdiene.

Marquis. Juliette! als ich bald Ihr Menalk, bald Ihr Romeo, bald Ihr Grandison hieſs, da war keine Schwierigkeit, die Sie nicht überwinden wollten! Der Tod um den Geliebten selbst schien Ihnen ein ſüſses Gefühl! Hat kalte Überlegung der Liebe reizenden Flug gelähmt, so wär's freylich besser, Sie kehrten nach Franken, und lebten, statt der Wonne, die Ihnen meine Phantasie bereitet, kalte, ungefühlte Tage, wie sie jedes Mädchen, das an der Erde klebt, dahin schlummert. Wie? diese himmliſch gezognen Augenbraunen, der Sitz der wärmsten, feinsten Phantasie, sollten wie ein lügenhafter Zufall über Ihren blauen ſüſsen Augen schweben? Eh' ich mich das überredete, wollt' ich Sie lieber mit Gewalt entführen, um an Ihrem Busen die schönste Liebe zu fühlen, die mir ein glückliches Ge[illegible] bestimmte! Warum so ernsthaft?

Juliette. Franz, ich weiſs nicht wer von uns beyden, in diesem Augenblick die schlechteste Rolle spielt. Sie wollen mich durch übertriebene Schmeicheley zu einer Thorheit bereden, die ich vielleicht aus beſsrem Gefühle, mit mehr Überlegung begehen könnte, als Sie mir zuzutrauen scheinen. — Sie gehen mit uns nach Franken; oder ich folge Ihnen, was auch für mich daraus entstehe.

Marquis. Ihr Entschluſs entzückt mich um so mehr, da er eben sowohl aus Ihrem Herzen, als Ihrem Verstand zu flieſsen scheint. — Hier an meinem Herzen sey Ihre Sicherheit und nun im schnellen Flug der Liebe davon.

FÜNFTER AUFTRITT.

Vorige. Dorvall.

Dorvall. Marquis! auf ein Wort!

Marquis. Wie ist's, hast Du alle Anstalten gemacht? Ich bin fertig den Augenblick abzureisen.

Dorvall. Balluzzo und die Signora sind fort.

Marquis. Desto besser!

Dorvall. Aber mit ihnen alles, was Du hast. Jean, Dein Kammerdiener, gab ihnen Deine Chatoulle, und zog mit. Dieser Zettel ist alles, was sie zurücklieſsen.

Marquis. Wie lähmender Frost ist mir's in's Gehirn geschlagen! Liest. „Es ist Zeit, daſs Du ganz „begreifen lernst, was ein Greck ist. Kenne in mir

„Deinen Meister. Ich trenne mich von Dir, Dein
„Verstand wird es gut heiſsen. Isabelle folgt mir, um
„Deiner Braut keine Thränen zu verursachen. Das
„vorräthige Geld hab' ich honnet getheilt, Dir fallen
„die Wechsel zu, die Du gestern für den Kapitain
„gewannst. Der Augenblick Deiner Bestimmung ist
„da, entweder ein Philister zu werden, oder ein Mann
„von meinem Stahl, den kein Band der Erde fesselt.
„Ich gehe nach Spaa, Du siehst aus meiner Aufrich-
„tigkeit, daſs ich Dich nicht fürchte. Kannst Du
„Dich von diesen schwächlichen Empfindungen los-
„reiſsen, denen Du itzt zu unterliegen scheinst, und
„die einem Greck so nöthige Conduite erwerben, so
„wirst Du einst die Asche Balluzzo's segnen.“ Ist es
möglich! — in diesem Augenblick!

Dorvall. Was ist zu machen?

Marquis. Ich hab' nicht Geld genug, und muſs fort.

Dorvall. Doch Zeit genug das Deinige zu verhundertfältigen.

Marquis. Hier nicht. Ich will ihm nach, und ihm eine Kugel durch den Kopf schieſsen, dem Räuber! Ich hab' so eben das schöne Mädchen dort gestimmt, mit mir zu reisen.

Dorvall. Vielleicht kann sie aushelfen.

Juliette. Was haben Sie Franz, das Ihnen Verdruſs verursacht? darf ich Ihren Kummer nicht theilen?

Marquis. Nichts, nichts, meine Liebe! ich bin einer groſsen Last los. Die Signora ist mir durchgegangen — freylich mit meinen Juwelen. —

Juliette. Kann Sie das so verwirren?

Marquis. Ach, Sie sehen, wie nothwendig mir Ihre Hand ist, mich vor solchen Gefahren zu bewahren. — Sie sind mit all meinem Gelde durch, aber ich werde sie einholen.

Juliette. Ich sollte das zugeben! — Sie wollten mich verlassen, und sich von den Betriegern noch einmal fangen lassen?

Marquis. Ich habe nicht Geld genug zur Reise. Wenn wir einmal in Turin sind, hab' ich Wechsel zu ziehen. Fort muſs ich, meine Liebe, und diesen Augenblick, es gehe wie es wolle. Ich bin in Verzweiflung! — Ach! und Sie verlieren, nachdem ich von Ihren süſsen Lippen die Versichrung erhalten habe, mir zu folgen?

Juliette. Gut, daſs es so ausgefallen ist. Daraus mögen Sie sehen, was Sie von der Welt und solchen Menschen zu erwarten haben. Ich danke den Flüchtlingen, daſs sie mir die Gelegenheit gaben, Ihnen mein ganzes Zutrauen zu beweisen. Alles was ich habe ist Ihre. Mein Schmuck mag aushelfen. Sie geht ab.

SECHSTER AUFTRITT.

Marquis. Dorvall.

Dorvall. Gilt's dem Mädchen, oder dem Gelde?

Marquis. Nur ihr, das andre macht die Noth. Sie allein hab' ich wahrhaft geliebt, und ihr Zutrauen rührt mich in diesem Augenblick tiefer als ich mir gestehen mag.

Dorvall. Also bleibt's dabey, von Turin nach Polen, den Starosten zu machen.

Marquis. Ja, ja. Geh nur voraus, daſs alles bereit sey; ich hoffe gleich nachzufliegen.

Dorvall geht ab.

SIEBENTER AUFTRITT.

Marquis.

Vortrefflich! herrlich! Noch hab' ich Macht über das Herz der Weiber! Laſs es gehn, Marquis, laſs es gehn! Das Geld der ganzen Erde ist dein, da Weiber und Karten in deiner Gewalt sind. Was ich aus dir machen will, Juliettchen! bey allen Reizungen der Freude, Franken soll aus deinem Köpfchen schwinden, wie ein Morgentraum. Ich tausche nur mit meinem Vater, da ich ihm zwey vortreffliche Pferde hinterlasse, und so ist alles gut und rein. Nein, und doch ist nicht alles gut und rein. Nur mein Verstand nennt es einen glänzenden Streich.

ACHTER AUFTRITT.

Juliette. Marquis.

Juliette mit einem Kästchen. O könnt' ich Ihnen doch mit diesem Kästchen alle Reichthümer der Erde überreichen, um Ihre Wünsche so weit zu erfüllen, daſs Sie von nun an weiter nichts bedürften, als ein

Herz, das Sie ſo liebt, wie ich Sie liebe. — Nehmen Sie, und nun schnell von hinnen.

Marquis. Juliette!

Juliette. Warum sehen Sie mich so ernsthaft an? Warum zögern Sie zuzugreifen? Nicht durch dieses Kästchen übergeb' ich Ihnen mein ganzes Schicksal — Dadurch! dadurch! Sich an ihn schmiegend. und, daſs ich dem Schutze Ihres edlen Vaters, der Freundschaft Ihrer trefflichen Schwester, dem Schutze der Menschen entsage; mit Ihnen in eine Gesellschaft von Menschen trete, die, wie man sagt, eben so gefährlich als gesetz- und gewissenlos ſeyn sollen. Ach um so nöthiger werde ich Ihnen seyn — Nun schnell von hinnen! Ihr Zögern macht mein Glück so traurig. Nach einer Thüre. Lebe wohl, Sophie! du wirst mich nun verachten, verdammen, wirst nicht erwägen, aus welchem Grund ich um seinetwillen diesen Schritt nun wage! Lebe wohl, alter Vater! du beweintest bisher nur einen! beweine nun auch mich! — Wie, Sie zögern noch? Ich dachte wir würden so von hinnen eilen, daſs keine traurige Bemerkung in meinem Kopf mehr fassen sollte.

Marquis, sie sehr ernst und bedeutend ansehend. Juliette, fände ich Sie, wie ich Sie vor einem Augenblick noch dachte, so würde ich nun nicht fragen: Haben Sie alles wohl überlegt? — diesen Schritt, den Sie nun thun wollen? alle seine Folgen?

Juliette. Ich fühle mich nun wie vor; ich liebe Sie und habe alles erwogen.

Marquis. Und wenn ich Sie nun für immer aus der Verbindung der Menschen reisse, die nur nach Vorurtheilen richten und verdammen — wenn Sie das einmal ausgesprochne, unwiderrufliche Urtheil bis zum Grabe verfolgte — Überlegen Sie das! — ich will Sie nicht, wie ein feiger Verführer, in dem Taumel einer zu zärtlichen Liebe entführen — Vor einem Augenblick hätte ich es noch gekonnt; aber wenn ich nun auf den Sinn Ihrer Worte horche — Sie ansehe, in Ihrer Blüthe und Unschuld, Ihrem Zutrauen auf mich — dabey denke, was erfolgen, auch wider meinen Willen erfolgen könnte — Juliette! wenn Sie unglücklich würden —

Juliette. So würde ich's durch Sie, und müſste das Unglück als verdient ansehen.

Marquis ernst. Juliette — ich begreife es nicht — Ungeduldig. Nein, Ihr Gefühl ist zu romantisch, als daſs es dauern könnte, daſs es Sie bey widrigen Vorfällen unterstützen könnte!

Juliette. Romantisch! Das schein' ich freylich manchem, und daſs es so ist, ist doch nur Ihre Schuld allein. Franz, nur das Verlangen macht romantisch; in diesem Zustand beflügelt unser Herz die Phantasie; sobald wir aber einmal glücklich sind und den Geliebten wirklich haben, so ziehen wir diese geschäftige Schwärmerin in den Mittelpunkt des Herzens wiederum zurück.

Marquis umfaſst sie zärtlich.

Juliette lehnt sich an ihn. Worin bin ich nun romantisch? Etwa darinnen, daſs ich etwas für Sie wage, das tausende meines Geschlechts, ohne einen

Roman zu kennen, gethan haben? Bin ich nun romantisch, Franz, so war ich es, bevor ich den Sinn dieses Worts verstand; denn ehe Sie mir den ersten Roman zu lesen gaben, konnt' ich schon mein Leben für Sie geben. —

Marquis. Julie! Julie!

Juliette. Glauben Sie mir nur; ich habe alles überlegt, und weiſs was mich treffen kann.

Marquis. Was? Was?

Juliette. Vielleicht — vermuthlich, ein Opfer Ihres Leichtsinns zu werden. Von Ihnen vergessen, gar verachtet zu werden. Vielleicht, daſs Sie mir einst selbst diesen Schritt zum Vorwurf machen, zum Nachtheil auslegen, wär' es auch nur um Ihrer eignen Ruhe willen. Auch dieſs verdien' ich, denn wie er eigentlich anzusehen wäre, muſs ich am wenigsten sagen, müssen Sie nur fühlen.

Marquis. Julie.

Juliette. Und wenn ich nun so unglücklich würde, als ich in diesem Augenblick denke, als Sie selbst wollen, daſs ich denken soll, nun so hoff' ich, daſs mein Herz und meine Sitten auch dann noch so rein seyn werden, mir selbst diesen Vorwurf erträglich zu machen. Sollt' ich nicht Kraft genug haben das Unglück zu ertragen, und hinschmachten — von Ihnen verlassen — von den Menschen miſshandelt und verachtet, so werden Sie mich vielleicht beweinen, und zu spät bereuen, mit mir nicht so glücklich geworden zu seyn, als ich Sie machen wollte und machen konnte. Und nun geschwind — nun fort — nun brennt der Boden unter mir — nun fürcht' ich, daſs man mich vermiſst.

Marquis. Sie setzen mich in Erstaunen. Wie sehr hab' ich Sie verkannt! Sie übertreffen alles, was mir von Menschen vorgekommen. Ihr Schicksal sey das meine, das meine das Ihre.

Indem sie ihm die Hand giebt und mit ihm abgehen will, hält er auf halbem Wege still, und sieht sie scharf und bewegt an.

Entschlossen, kälter entschlossen als ich es scheinen kann. — Und wenn ich die Schätze der ganzen Erde gewönne, was wären sie gegen ein solches Herz, eine solche Liebe, ein solches Zutrauen? Ich, der ich dieses fühlen kann, sollte ungerührt bey solcher Groſsmuth bleiben, sie so belohnen! Nie kehrt mir eine solche Stunde zurück! Von Millionen schlägt sie keinem — Julie — Du hast mich gewonnen, ich bin Dein, wie ich es war, als wir das Glück des künftigen Lebens träumten, Er faſst sie in seine Arme. und ich kehre mit Euch zurück, und ich bleibe bey Euch — und das Glück fesselt mich zu reizend an Dich, als daſs ich es im wilden Gewirre des Lebens weiter suchen sollte. —

Juliette. Mein —

Marquis. So — so viel bin ich Dir werth, daſs Deine Freude Thränen, und keine Worte hat — o es ist mehr als ich verdiene —

Juliette hält ihm den Mund zu. Nur dieses nicht — Ach wie gern verlier' ich den Vorzug, den ich einen Augenblick vor Ihnen hatte! wie gern geb' ich Ihnen denselben nun zurück! —

LETZTER AUFTRITT.

von Stahl. Sophie. Kapitain. Vorige.

Stahl. Wohlauf! — Herrlich, daſs ich Euch so finde! Der Teufel, Junge, Deine Pferde sind brav! wir wollen sie nach Franken mitnehmen! und Dein Hund, der macht wahrlich Deiner Zucht Ehre! bravo! bravo! als der Hund vor dem Volke Hühner stand, dacht' ich bey mir, daſs ich Dich so finden müſste; ein Mann, der einen Hund so abrichtet, solche Pferde bändigt, hat das Herz auf dem rechten Fleck, und kann nicht schlecht bleiben. Nu, Du siehst ja so feyerlich aus, als ständest Du auf dem Teppich, und das Mädchen liegt gar in Ohnmacht? Was ist das?

Gleich bey dem Eintritt Stahls fällt Juliette in die Arme Sophiens.

Sophie. Er ist unser! ich seh' es ja in Deinen Augen.

Marquis. Mein Vater, der erste Beweis meiner aufrichtigen Gesinnungen sey mein Geständniſs. Ich war noch vor einem Augenblick im Begriff, Sie zu hintergehen —

Stahl. Was? Was?

Juliette. Franz!

Marquis. Lassen Sie mich reden, meine Liebe! — Ja, ich wollte Sie alle hintergehen, wollte fliehen. — Hier sehen Sie den Beweis davon. Zeigt auf das Kästchen. Sie wollte mit mir fliehen, und nur die Art wie sie es thun wollte, hat meinen Verstand mit meinem Herzen aufs neue eng verbunden. — Sie können mir nun trauen. Ich hörte nie auf Mensch zu seyn, um so leichter wird mir es werden, Euch allen hier zu gleichen. — Wollen Sie mich wieder aufnehmen, mein Vater?

Stahl. Dich aufnehmen? Nimm nur Du den glücklichen Vater auf! Alles sey vergessen! alles vergeben!

Kapitain und Sophie. Bruder!

Marquis. Vergebt — Vergeſst —

Stahl. Faſst Euch an den Händen — Nach Franken! Nach Franken! Dort wollen wir so glücklich seyn als es der ehrliche, bescheidne Deutsche seyn kann!

Karl und Braun kommen aus einer halberöffneten Seitenthüre, hinter welcher sie gelauscht haben.

Karl. Alles entdeckt! alles verloren! Was soll ich nun thun, Braun?

Braun. Was geht das mich an? Ich schlage mich zu Deinem Bruder, der ein charmanter, generöser Kavalier ist. Du bist ein Jude, und magst verzweifeln; oder Dich hängen, wenn Du mich bezahlt hast.

Karl. Sieh, Braun — Wenn ich nun Muth hätte, nur so viel, als ich jetzo Zorn fühle — über Dich — so wollt' ich, wollt' ich gleich der ehrlichste Kerl von der Welt werden, bloſs um mich an Dir undankbarem Schurken zu rächen.

Braun. Karlchen, fang nur damit an, daſs Du mir meine Kremnitzer, sammt dem Agio, bezahlst und ich will mich stellen, als glaubt' ich, Du seyst es schon. Doch ich habe schwarz auf weiſs. Karl will gehen, Braun hält ihn zurück. Und höre, Karlchen, Du wirst wohl bleiben was Du bist; denn von allen Schurkereyen ist die Heucheley die unheilbarste.

ELFRIDE.

EIN TRAUERSPIEL.

1782.

PERSONEN.

EDGAR, König von England.

GRAF EDUARD ETHELWOLD.

RITTER ESTOK.

ELFRIDE, des Grafen Gemahlin.

SARA.

ERSTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Auf Ethelwolds Schlosse.

Ritter Estok tritt ein. Hernach Sara.

Estok. Ich hab' den Grafen Ethelwold überritten, so sehr ihn auch die Angst treiben mag. *Leise an einer Thür klopfend.* Sara! — der König ist Feuer und Liebe, Rache und Ungeduld. Meine Rache sey Lust und Freude an dem Handel, den ich nun anzeddeln will. — Sara! — Wie das Weiberherz bey dem Glanze der Krone schwellen, wie die Liebe für den Thoren bey dieser Sonne verschwinden soll! Ich habe Dein Herz in Händen, Ethelwold, und will's zum Narren machen. — Sara, süſse Sara! —

Sara. Verwegner, falscher Schleicher, was bringt Sie wiederum her?

Estok. Vorerst Liebe, und dann eine Neuigkeit, Sara — Nun sieh mich gefälliger an, laſs Dein blaues Aug' sich in dem meinen frey und ohne Furcht spiegeln. — O Wespe! Wespe!

Sara. Toller, falscher Ritter!

Estok. Ich bringe Freyheit, horch auf, Weiberherz, ich will Dich in Dein Element bringen; zur Herrschaft und Liebe, Särchen! Du sollst Lords mit diesen Augen fangen, sie um den Verstand durch Deinen schelmischen Geist reden.

Sara. Gut, daſs Sie keinen zu verlieren haben.

Estok. Gabst Du mir nicht etwas beſsres dafür? — Zur Sache! Ich will Dich zur Gesellschafterin einer Königin machen!

Sara. Ob ich Sie nicht kenne! Ich wette, es kommt wiederum darauf an, dem Grafen Ethelwold einen Streich zu spielen, und Sie wollen mich zur Helfershelferin locken.

Estok. Nein, es kommt darauf an, Euch für einen Streich zu rächen, den er Euch gespielt hat.

Sara. Hier ist meine Hand, Ritter. Ich brenne mich zu rächen, daſs er uns hier in todter Einsamkeit ohne Grund verwelken läſst.

Estok. Heute jagt König Edgar hier, und ist in einigen Stunden da.

Sara. Der König?

Estok. Merke auf! Dein Streben sey indessen, den Grafen Ethelwold aus dem Herzen Elfridens zu treiben; doch wenn ich Euch recht kenne, so wird dieſs von selbsten geschehen.

Sara. Was? Was?

Estok. Öffne dieser Geschichte Dein ganzes Herz. Es sind nun zwey Jahre, daſs alle englische Zungen den Namen Elfride in fieberhaftem Entzücken aussprachen. Der Ruf ihrer Schönheit hätte sich wie ein Zauber durchs ganze Land verbreitet. Der Hofmann sprach so lang von ihr, bis des Königs Sinne Feuer fingen. Der Keim der Liebe, den bloſse Neugierde reizte, ging in Flammen über, als ihm ein Mahler ihr Bildniſs als das Ideal weiblicher Schönheit brachte. Sein Ungestüm kannte kein Zögern mehr. Nach seiner Art war die Sache leicht abgethan; aber der Gräſin Stand und Name erlaubte nicht aus ihr zu machen, was er so gern aus Weibern macht. Er, der wilde König Edgar, beschloſs, die Gräſin, wenn sie dem Rufe und dem Bilde glich, auf Englands Thron zu setzen.

Sara. Ritter!

Estok. Um getreu davon berichtet zu werden, schickte er seinen Liebling, seinen Busenfreund, den Grafen Ethelwold, zu Euch. Der Liebling sieht sie, er, der einst gesellschaftlich mit dem König alle Weiber hinterging, wird von ihr bezaubert, vergiſst den König, seinen Auftrag, berichtet: Deine Gräſin sey nichts weniger als schön, und bloſs ihr Reichthum habe ihren Ruf erhöht.

Sara. Häſslich! Sie!

Estok. Listig lieſs er einige Zeit verstreichen, bis er den König in neuen Ketten sah. Dann bat er um Erlaubniſs sich mit der Gräſin zu vermählen, um nach seiner Aussage, wenigstens ihre groſsen Güter als Beute davon zu tragen. Der König, der alle Wünsche seines Lieblings gern erfüllt, willigt' ein. — Und dieser Feige ward Gemahl des schönsten Weibes in

England. Mir war es aufbehalten, seine falschen Gänge aufzugraben. Ich kam, ich sah sie; Deine Liebe, Sara, half mir weiter. Ich stahl ihr Bild, bracht' es dem König, und heute ist er hier, Euch zu rächen, Euch davon zu führen.

Sara heftig. Lassen Sie mich, lieber Ritter, daſs ich all mein Gift in diese Entdeckung lege. Ich kann nicht bleiben bis sie alles weiſs.

Estok. Nicht so rasch! der Graf erhielt von dem König, unter dem Vorwand Anstalten zur Jagd zu machen, die Erlaubniſs voraus zu reiten. Ich ahnde sein Vorhaben und wette, seine Eitelkeit geht so weit, daſs er sich einbildet, der Gräfin Liebe für ihn siege über eine Krone. Gezwungen, durch diesen Wahn verblendet, muſs er sich ihr selbst entdecken, und aus seinem Munde wird diese Geschichte wirksamer seyn. Bändige Deine Zunge, um im geltenden Augenblick tiefer zu stechen.

Sara. O der Heuchler, der mit Tugend und Weisheit uns hier eingeschläfert!

Estok. Plumpe List! gleiches that er dem König von dem Augenblick des Betrugs. Edgar ist wild und nimmts von der tragischen Seite; wir, wir wollen lachen! Komm, Sara, laſs uns Muthwillen treiben, hier ist der Weg dazu.

Sara. Ich bin dabey, und will indessen ihr Herz mit dem Bilde des Königs vertrauter machen. Die Liebe, die sie jetzo fühlt, ist Träumerey, Empfindeley, die Ethelwold mit schwärmerischen Büchern nährt. Schon längst lieſs diese Spannung nach, und was wir

Jetzt noch schwärmen und empfindeln, ist Spiel der Langeweile. Les' ich nicht in ihrem Herzen? bin ich nicht die Einzige, die vertrauteste ihres Herzens? Meine Mutter war ihre Amme, wir tranken eine Milch, und darum sag' ich, wir haben gewonnen, Ritter!

Estok. Welche Tage warten Deiner! der König liebte mich nicht, durch diesen Streich, womit ich am Hof beginne, erwerb' ich seine Gunst. Ich will mich freuen, daſs ich einen König ins Netz verstricke, der sich gegen uns mit List und Stärke waffnet; freuen, daſs ich einen falschen Günstling im Augenblick, wo sein Verstand gefangen ist, in die verzweifeltste Lage setze. Ich schleiche mich davon und werde gleich erscheinen, des Grafen Ankunft zu melden, und einige Federn springen zu lassen. Du sollst sehen, daſs ich die Dichter las; doch bey meinem Herzen, man wird's vor ihren Augen. Sara, laſs Dich nicht vom blinden Eifer blenden, glaub' einem, der bey Euch in der Schule war.

Sara. Fort! sie kommt.

ZWEYTER AUFTRITT.

Elfride. Sara. Sie setzen sich zu arbeiten.

Elfride. Horch, Sara, wie munter meine Vögel singen!

Sara. Die Armen, eingebauert seufzen sie um Freyheit!

—

Elfride. Wie? um Freyheit? sie sind hier vor allen Unfällen sicher und gut genährt. Glaube mir, sie singen mir zum Dank. Flattern sie mir nicht mit freudigem Flug entgegen, wenn ich mich dem Bauer nahe, singen auf meiner Hand und schlagen sie sanft mit ihren Fittigen? Diese Sprache scheint mir verständlich, und gewiſs sie sind mit ihrem Loos zufrieden.

Sara. Glauben Sie mir, liebe Gräfin, mit Müh gesuchtem Futter sängen Ihre Vögel lieblicher, und sprängen mit hellerm Schlage von Ast zu Aste. Freyheit giebt ihrer Kehle Leben und ihren Flügeln Schwung. In Lüften lebt der Vogel sich, hier lebt er Ihnen. Meinen Sie, daſs er dieſs nicht fühlt?

Elfride. Ich verstehe Dich; es ist Dein altes Lied, mit dem Dir's oft gelungen ist, mich verdrieſslich zu machen.

Sara. Warum verdrieſslich? Sagt Ihnen nicht Ihr Gemahl, Sie lebten der Liebe; nun so leben Sie ja ihm.

Elfride. Nein mir leb' ich.

Sara. Das Weib lebt ja dem Manne.

Elfride. Und wenn der Mann sie liebt, ihr lebt, ist sie da nicht belohnt?

Sara. Ja, ja, und wenn der Mann sich freut, freut sich das Weib.

Elfride. Was möchtest Du nun mit diesen platten Sprüchen sagen?

Sara. Warum wir hier eingebauert seyen?

Elfride. Gute Sara, daſs ich ihm singe wie meine Vögel mir. Warum denn nicht, da er mich die süſse [illegible], die ich [illegible] singe, und freudig wiederhole, wenn ich ihn von meinen Hügeln steigen sehe. Sind wir nicht glücklich hier? meine Musik, meine Bücher —

Sara. Die wir nicht verstehen oder zu verstehen glauben.

Elfride. Der mich die süſse Weise lehrte, lehrte sie mich verstehen — und meine Bäume, Blumen, Wiesen, Gärten —

Sara. Und Ihre Langeweile; meine Langeweile, die Mutter aller dieser Empſindeleyen.

Elfride. Ach freylich ist der Tag sehr lang, besonders waren es diese fünfe, da ich ihn nicht sah.

Sara. Ein Liebling des Königs hat sehr viel Geschäfte! Hat mir der junge Ritter, der vorlängst in dieser Gegend unter Räuber fiel, nicht geplaudert?

Elfride. Geplaudert? Was hat er Dir geplaudert?

Sara. Mir vertraut, daſs Graf Athelwold der Busenfreund des Königs sey, daſs er ganz England beherrsche!

Elfriede. Ist dieſs etwas neues?

Sara. Und was er mir alles von eben diesem König sagte; was ganz England, benachbarte Reiche von ihm sagen.

Elfride. Nun und was?

Sara. Wie schön er sey, wie tapfer! Welch ein kecker Reiter, frischer Jäger, — wie er schöne Damen liebe und zu ehren wisse.

Elfride. Dieſs alles sagt' er Dir?

Sara. Wenn ich nur einmal einen solchen schönen tapfern König, einen solchen schönen tapfern Mann sehen sollte!

Elfride. Einen solchen schönen, tapfern König!

Sara. Die Schotten, Northumbrer und alle seine Feinde fühlten seinen Muth. Denken Sie, eines Tags ruderten acht von ihm bezwungene Könige seine Barke nach dem Dee.

Elfride. Acht Könige! und welch ein kecker Reiter, frischer Jäger! Ethelwold ist ein guter Reiter, doch liebt er nicht die Jagd; und siehst Du, Sara, um so besser.

Sara. Er liebt die Bücher der Ruhe wegen, und König Edgar heiſst der Wölfbezwinger. Nach dem Schottenkrieg kriegte er mit Wölfen und säuberte das Land, daſs nun Ruhe im Reiche ist. Der Tapfre ist der Ruhe Feind? O ich lieb' die tapfern Männer!

Elfride. Ist mein Ethelwold nicht tapfer?

Sara. In seiner Lage ist man's nicht benöthigt. Ich weiſs nicht was er wäre. Blieb er nicht zu Hause, da der König zu Felde ging?

Elfride. Schweig! Pause.

Sara. Wie glücklich diese Vögel sind, wenigstens ist ihre Zunge nicht gefangen.

Elfride. Stimm' die Deine nach bescheidnern Tönen, wenn ich Dich gefällig hören soll.

Sara. Wär' ich nun boshaft, wie Sie mich immer schelten, so sagt' ich —

Elfride. Was?

Sara. Nein! gewiſs nicht.

Elfride. Rede! plaudern wir nicht um die Zeit zu [illegible]? Gab ich Dir nicht darum die Erlaubniſs [illegible] sagen, was Dir durch den Kopf geht? Nun —

Sara. Nun, ich könnte sagen, der Graf verlöre, wenn man ihn mit andern Männern zu vergleichen wagt. Pause.

Elfride. O daſs ich auf Dich hören möchte!

Sara bey Seite. Es hat getroffen!

Elfride. Wenigstens wirst Du seine Treue, seine Liebe rühmen müssen.

Sara lächelnd. Rühmen, was ich nicht sehe, nicht weiſs! Ach am Hofe thut man viel, wovon man auf seinem Schlosse schweigt.

Elfride. Hat Dir der Ritter dieſs auch vertraut?

Sara. Wär's nicht Sünde, Miſstrauen in diese Einsamkeit zu tragen!

Elfride. Ich will nun alles wissen.

Sara. In Wahrheit ich weiſs nichts. Wär' Graf Ethelwold kein Grillenfänger, wir könnten auch am Hofe glänzen. Meine schöne Gräfin sollte Londons Damen, gleich einer neuen Sonne, ins Dunkle scheuchen. Ruft Sie Ihr Namen und Stand nicht hin? Ach wir Armen, die wir in frühster Jugend eingekerkert sind! und warum?

Elfride. Weiſs ich's, es ist sein Wille.

Sara. Darum sitzt der Vogel eingebauert.

Elfride. Laſs mich mit Deinem Vogel.

Sara. Aber warum nun eingebauert? Warum dieſs Geheimniſs, das er in sich verschlieſst, Sie nicht würdig hält, es Ihnen mitzutheilen. Ist Liebe so geheim?

Elfride. Freylich gab mir's oft zu denken.

Sara. Sie sind die reichste, schönste Dame im Reiche, in ganz England dafür bekannt. Gingen Sie an den Hof, wer würde neben Ihnen bestehen? Ist die Herrschaft, die uns die Schönheit gleich einer siegenden Gottheit über alle Herzen giebt, nicht etwas süſses?

Elfride. Nun denn, ich will an den Hof, um Deinetwillen, um Ruhe mit Dir zu haben. Wir wollen diesen König, diese Damen, das ganze Leben sehen, bis Überdruſs uns wieder in diese Felsen führt. Nach achtzehn Monat solcher Einsamkeit wird Ethelwold mir dieses nicht abschlagen können.

Sara. Wie? abschlagen? Liegt nicht etwas erniedrigendes darin, uns gleich Sklavinnen hierher zu setzen, während er am Hofe lebt. Haben wir diesen Geist, diese Reize nicht darum um zu gelten? Wissen wir was wir gelten? und dieser König — die tapfern Männer sind so kühn und treu, ganz eigentlich für uns geschaffen.

Elfride. Gleicht er nicht meinem Vater d'Olgar von Zug zu Zuge? Erinnerst Du Dich der Freude meiner Mutter, als er aus dem Schottenkrieg kam, und sie zum erstenmal die Narbe einer Wunde auf seiner Wange küſste. Sie war so eigen und fühlte über solche Dinge immer wärmer, als ihre Freundinnen. War mein Vater auf dem Schloſs, so lasen wir Geschichten alter Helden, zog er aus, so stickten wir ihm Waffenröcke und Paniere für seine Reiterey.

Sara. Da lebte Herz und Geist, wie anders ist's mit uns. Wir, wir sitzen hier und lesen, was wir nicht verstehen, und zur Abwechslung sticken wir ihm Friedensröcke, daſs er am Hofe glänze und den Damen Schmeicheleyen sage; aber ich wette, ich hab' das Räthsel aufgelöst.

Elfride. Wie so?

Sara. Eifersucht ist's, er wagt die Vergleichung mit andern Männern nicht.

Elfride. Nein, Sara, seine Liebe gleicht der meinen; er mag Gründe haben, es kann Eigensinn seyn; aber dieses ist es nicht.

Sara. Was es sey, es muſs sich bald aufklären. Wenn ich nur wüſste, wo Ihr Bildniſs hingekommen wäre!

Elfride. Ist es weg? Was wird Ethelwold sagen? Was soll ich ihm sagen?

Sara. Daſs wir keine Bilder hüten. Wenn nun gar der Ritter es dem Könige —

Elfride. Was träumst Du, Närrin? Was mag's den König kümmern!

Sara. Er liebt die schönen Damen — ich höre Sporren klirren.

Elfride. Ethelwold! — Nein es ist nicht sein Gang!

Sara. Ach ja! er tritt leiser auf.

DRITTER AUFTRITT

Ritter Estok. Vorige.

Sara. Ah! der Ritter! —

Estok. Ihr Gemahl, schöne Gräfin, bat mich ihm vorzureiten und Ihnen seine Ankunft zu melden.

Elfride. Er kommt! hörst Du Sara, er kommt! — Zu Estok. Was schütteln Sie den Kopf?

Estok. Man sagt nicht zu viel in England, nicht zu viel an Englands Hofe; o daſs mein König dieses Meisterwerk der Natur sähe, das ich Glücklicher in trunknem Sinn anstaune! Wahrlich, der Botenlohn, den ich heute erwerbe, ist ein Schatz, um den mich ein ganzes Reich beneidet. Mein Herz mag mit diesem Gewinn im Stillen wuchern, denn bey den Göttern, fragte mich einer, wie schön Sie seyen, ich würd' ihm sagen, geh' und vertausche deine Sprache gegen tausend Flügel, die sie deinen Sinnen giebt!

Elfride lächelnd. Wie, Ritter, gehört dieſs auch zu Ihrer Bothschaft?

Estok. Nein Gräfin; Ethelwold, der mich schickte, versündigt sich an Ihnen.

Elfride. Wie, Unbescheidner!

Estok. O schmollt mir, süſse Lippen! Noch einmal diesen ernsthaften Blick, den die überschwengliche Liebe Ihres Mundes so süſs besänftigt!

Elfride. Wie versündigt er sich an mir?

Estok. Daſs er Sie in diese Felsen schlieſst, da alle Herzen für Sie schwärmerisch schlagen, ein König für Sie brennt. In meinem Leben that ich eine schöne That; ich zeigte den Menschen die Gottheit, die Ihnen [illegible] und Furcht verbergen; ich stahl Ihr Bildniſs, schöne Gräfin!

[illegible]ra. Wie, Unglücklicher, zum Lohne, daſs wir Ihnen Schutz verliehen?

Estok. Ich zeigte es Englands König, entflammte sein und aller Herzen. Narren, sagt' ich zum König, sprechen von einem solchen Bilde; denn, Sir, wenn ich Ihnen von diesem Munde, diesen Augen, diesem reinen Oval, diesem Wuchse, diesem unbeschreiblichen Ganzen, eine Silbe sagte, Sie selbst würden mir zurufen: sie ist zu einer Königin geboren! Könnt' ich nur einen Zug ihrer Schönheit, ihres Geistes vor Ihre Augen lebend hinzaubern! Nur einen Laut ihrer Stimme Ihre Ohren vernehmen lassen! Ich hörte sie reden, sah sie gehen, lächeln, von ihr unbemerkt, mit ihren liebevollen Augen über die blühenden Bäume, die den Hügel vor ihrem Schloſs bedecken, nach der Welt blicken, ein leiser Seufzer, der das ganze Gefühl ihrer kalten Einsamkeit in sich schloſs, stahl sich über ihre süſsen Lippen und zerriſs mein weiches Herz: Warum sie vergraben, die Liebe und Leben diesem Reiche geben kann!

Elfride. Ich sollte Ihrer verwegnen Zunge Einhalt thun: aber da ich Ihnen so lange zuhörte, was sagte der König auf Ihre kalten, gelernten Tiraden. Ich wette, er belohnte Ihren Witz mit Spott.

Estok. Hätt' ich die kühnen Augen meines Königs, wär' ich verwegen, wie Sie mich nennen, so wagt' ich zu sagen, er sah Ihr Bild an, wie ich Sie jetzo anblicke. Sein Geist, alle Fähigkeiten seiner Seele, sein kriegrischer Muth von den Blitzen der Liebe beflügelt, lagen in seinen Augen. Sein Mund wollte mich strafen, daſs ich mich erkühnte von einem solchen Bilde zu reden; aber sein gerührtes Herz lieſs es nicht zum Unwillen kommen, denn die Zauberin, die er vor sich sah, hatte all sein Denken in einem Gefühl vereinigt!

Sara. Wo haben Sie das Bild? denn gewiſs, Graf Ethelwold wird Ihnen nicht so gelind begegnen.

Estok. Der König hing es in sein Schlafgemach.

Elfride. Nun in Wahrheit, das Bild ist vortrefflich gemalt.

Estok. Und der König ist ein Kenner.

Elfride. Sah es Graf Ethelwold beym König?

Estok. Ich denke, nein!

Sara. Sehen Sie nicht, daſs Sie die Gräfin mit Ihrem Geschwätz beleidigen.

Elfride. Wie, Sara, mich beleidigen! die Worte eines jungen Hofmanns, der mit Tiraden meine Ohren kitzeln möchte! Mir miſsfällt die Entwendung des Gemäldes.

Estok. Verrathen Sie mich nicht, erfährt's der Graf, so bin ich verloren.

Sara. Mich däucht, Ritter, wenn an Ihren Worten etwas mehr wäre als eitel Geklingel eines jungen Mannes, der keck genug die Sprache des gemachten [illegible] nachäffen will, der König würde Ihnen leicht Schutz verleihen.

Estok. O ich fürchte nichts!

Elfride. Gehen Sie und bringen Sie mir mein Bild zurück! die angenehme Nachricht von der Ankunft meines Gemahls erwirbt Ihnen die Vergebung Ihrer Kühnheit, und bloſs darum will ich's dem Grafen verschweigen.

Estok. Erlauben Sie meinen Lippen, mein dankbares Herz auf diese blendende Hand zu drücken! Ab.

Elfride. Er kommt! Sara! er kommt!

Sara. Was sagen Sie zu dem Geschwätze des Ritters?

Elfride. Nichts, gar nichts.

Sara. O daſs so schöne Lippen lügen, um diesen Wangen höh'res Roth zu geben. Ab.

ZWEYTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Graf Ethelwold. Hernach Elfride.

Ethelwold. Ich bin entdeckt! Er will sie sehen, um die ich ihn betrog, die ich rasend liebe. Ich finde keinen Entschluſs in mir, keinen Ton mit ihr zu reden. Hin ist alle Feinheit meines Geistes, weg mein Muth. Ach! braucht' ich einen Kopf bey ihr, da mein Herz das ihrige füllte! Soll dieſs nun all vergehen! — Sie liebt mich, ich bin ihr alles, sie wird sich ohne Müh' bereden lassen in meinen Plan zu willigen, der einzige, der mich retten kann. Weg alles Miſstrauen! ich will in dem Tone fortfahren, den mich die Liebe lehrte, der ihrem weichen Herzen, ihrer durch die Einsamkeit gespannten Phantasie, gefiel!

Elfride. Mein Ethelwold!

Ethelwold. Meine Liebe, Theure!

Elfride. Mich fünf lange, lange Tage zu verlassen.

Ethelwold. Sie fühlen was ich litt.

Elfride. Und nun, warum so düster, so verworren?

Ethelwold. Ich bringe keine Freude mit. Unsre stille Einsamkeit ist für heute, vielleicht für immer gestört.

Elfride. Wie das?

Ethelwold. Der König kommt noch heute.

Elfride. Der König kommt und heute?

Ethelwold. Freut Sie das?

Elfride. Warum nicht? Ja ich freue mich ihn zu sehen, ihn zu bewirthen. — Woher dieſs trübe Wesen?

Ethelwold. Süſses Leben!

Elfride. Wozu dieser Blick?

Ethelwold. Lieben Sie mich noch?

Elfride. Wenn ich einsam nur Ihnen lebe, nur Sie denke —

Ethelwold. Von Ihnen kommt mir alles Glück.

Elfride. Warum nun traurig, da wir dieses fühlen.

Ethelwold. Meine Einsamkeit ist entdeckt, man droht meiner Ruhe.

Elfride. Sie erschrecken mich!

Ethelwold. Der König kommt, sagt' ich.

Elfride. Nun wohl; wir wollen ihn empfangen. Ist er nicht Ihr Freund?

Ethelwold. Ja, mein Freund und eben darum.

Elfride. Er ist so schön, so tapfer, und Tapferkeit ist gut, sagt man.

Ethelwold. So schön! so tapfer!

Elfride. Liebt und ehrt unser Geschlecht. Sollt ich ihm miſsfallen?

Ethelwold. Wollten Sie ihm gefallen? Wer hat Sie von dem allen unterrichtet?

Elfride. Sonderbare Frage! darf eine Engländerin ihren König nicht kennen, und von ihm reden?

Ethelwold. Allerdings.

Elfride. Ich weiſs noch mehr. Ist er nicht ein kühner Reiter, ein frischer Jäger! Mir gefällt der König, weil er dadurch meinem tapfern Vater gleicht. Sagen Sie mir doch, ist alles wahr was man von ihm sagt, von seiner Schönheit, seinem kriegerischen Muthe?

Ethelwold. Elfride!

Elfride. Ich sehe schon, Sie sind heute nicht gefällig. Werd' ich ihn doch mit meinen Augen sehen! In diesem Anzuge darf ich wohl nicht vor ihm erscheinen, gut; Ihnen will ich die Wahl meines Putzes überlassen; doch denk' ich, da ich Ihnen so gefalle, wird's der König auch vertragen können.

Ethelwold. Sie martern mich, Elfride, ich bin in einer Lage, die mir den Untergang droht, und nur von Ihnen erwart' ich Rettung.

Elfride. Ich kann Sie retten, und diese Lage, aus welcher ich Sie retten kann, ängstigt Sie! Kennen Sie mich nicht mehr? Ach freylich, wenn man so lang' am Hofe ist, ohne mich zu sehen, vergiſst man leicht —

Ethelwold. Beym Himmel, ich zweifle nicht an Ihnen, ich weiſs, noch eh' ich Ihnen sage, was mich ängstigt, hilft ihre Liebe und spricht mich frey.

Nun wohl, so hören Sie, König Edgar darf Sie nicht sehen, Sie können ihn nicht sehen.

Elfride. Ich kann ihn nicht sehen, er darf mich nicht sehen?

Ethelwold. Wenn Sie meine Ruhe, mein Leben lieben.

Elfride. Wenn ich Ihre Ruhe, Ihr Leben liebe, darf mich der König nicht sehen? Was hat Ihre Ruhe, Ihr Leben da zu fürchten? Verband uns nicht der König? bin ich so häſslich? Schämt sich meiner Ethelwold?

Ethelwold. Sie sind das schönste Weib im Reiche.

Elfride. Schmeichler, wär' ich das, um so leichter könnte mich der König sehen, da er schöne Weiber ehrt.

Ethelwold. Und um so lieber möchten Sie von ihm gesehen seyn.

Elfride. Ich finde keinen Grund mich zu verbergen. Ist's eine der Grillen, wie ihrer zu Zeiten die Männer haben sollen, so möcht' ich der ersten nicht unterliegen. Fühlen Sie den Werth der Aufrichtigkeit, die in diesem Bekenntniſs liegt. *Für sich.* Ich glaube meine Sara hat Recht.

Ethelwold. Haben Sie in mir dergleichen Schwachheiten schon entdeckt?

Elfride. Kenn' ich die Männer!

Ethelwold *für sich.* Ach! ob ich die Weiber kenne, werden wir heute sehen!

Elfride. Wie übel würde es der König aufnehmen, wenn ich mich nicht sehen lieſse. Wer wird ihm Ehr' erzeigen? Wer die Wirthin machen? Hab' ich ihm wegen unsrer Verbindung nicht Dank zu sagen?

Ethelwold für sich. Sie redet mich um den Verstand, den ich etwa noch haben mag.

Elfride. Wird man nicht sagen, es fehle mir an Welt, an Sitte? fällt dieser Vorwurf nicht auf Sie zurück?

Ethelwold. Sie sind ein Engel, ein holdes, liebes Weib, wer braucht's zu wissen, da ich davon durchdrungen bin.

Elfride. Viel Selbstliebe, weiser Eduard!

Ethelwold. Ich fühle nur die Liebe.

Elfride. Singt nur immer meine Vögel!

Ethelwold. Was sagen Sie, Liebe?

Elfride. Nichts. Nun was werden Sie dem König sagen, wenn er nach Ihrer Gemahlin fragt?

Ethelwold. Ich werde sagen — Sie seyen krank.

Elfride. So lügen denn die Männer ohne Gründe und selbst der weise Eduard belügt seinen Freund, seinen König aus Eigensinn, aus Grille. Wohl, weiſs ich doch von nun an, wie ich Ihnen zu glauben habe.

Ethelwold. Sagt' ich Ihnen nicht, daſs es mein ganzes Glück betrifft?

Elfride. Ich sage, daſs ich's nicht begreife. Mein Verstand sagt, der König gab mich Graf Ethelwold zum Weibe, warum nun Gräfin Ethelwold diesen König, dem sie so viel schuldig ist, nicht sehen darf, das weiſs ich nicht aufzulösen, der es könnte, schweigt. — Heitern Sie Ihre Blicke immer wieder auf, ich will ja, was Sie wollen. Ich mag den König nicht sehen; warum, das weiſs ich nicht.

Ethelwold. Süſses Leben, Sie verstehen mich falsch.

Elfride. Ich will nichts verstehen; begreif' ich, warum ich hier eingebauert bin?

Ethelwold. Eingebauert?

Elfride. Das Wort kam aus dem Herzen, da ich meine gefangene Vögel zwitzern hörte, und ich weiſs nichts zu verbergen; auch hab' ich keine Ursach' mich in Verstellung einzuhüllen.

Ethelwold. Ihr Herz gleicht Ihrem Auge, das nur Lieb' und Tugend spricht.

Elfride. Freylich könnt' ich sagen, daſs man mich als ein schwaches Weib behandelt. Meine Sara, die viel besonders findet, wird das noch besondrer finden. Was soll ich ihr sagen, wenn sie mich fragt, warum ich mich vor dem König verbergen muſs? Mein Gemahl gebiet's, und dieser Kopf ist viel zu kindisch, als daſs man ihm dergleichen Geheimnisse vertrauen darf.

Ethelwold. Sie sind meine liebe, treue Elfride!

Elfride. Treu! Dieſs bewiese nun Ihr Zutrauen nicht.

Ethelwold. Wie so?

Elfride. Legt Ihr Betragen Ihre Zweifel nicht am Tag?

Ethelwold. Nun wohl, ich will dieſs Geheimniſs Ihrem Herzen ganz vertrauen, und dann fühlen Sie, wie ich an Sie glaube.

Elfride. Ein Geheimniſs, liebster Eduard! Lassen Sie mich Ihnen schnell beweisen, wie theuer mir Ihr Zutrauen ist. sie setzen sich, für sich. Ich wette, der Ritter log nicht.

Ethelwold für sich. Wie soll ich's ihr sagen? Woher die Verlegenheit, die sich meiner bemeistert? — Laut. In diesem Geheimniſs liegt mein Glück, mein Leben; doch Ihre Liebe ist mir für alles Bürge.

Elfride. Ja für alles. Ich kann Ihnen nun wohl sagen, wie sehr mich's öfters schmerzte, so ganz von den Wegen, die Sie gehen, ausgeschlossen zu seyn. Ich fühlte, daſs Sie mir etwas Wichtiges verbargen, und die heimliche Unruhe, in welcher ich Sie zu Zeiten schweben sah, ängstigte mein Herz. In der Mittheilung dieses Geheimnisses müssen sich alle Zweifel lösen. Und nun —

Ethelwold. Elfride, nur in dieser Lage, worin wir uns bisher befanden, kann man glücklich, kann man der Liebe leben. Am Hofe ist sie nicht, und die reine Tugend muſs verborgen leben, damit ihr schöner Glanz nicht befleckt werde.

Elfride. Aber die Tugend bestätigt sich nur dadurch, wenn sie durch die Proben geht — Nun und das Geheimniſs —

Ethelwold. Doch besser ist's, die Lagen zu vermeiden, in welche sie sich verwirren könnte —

Elfride. Sie reden die Tugend um ihren Werth, indessen Sie vergessen, was Sie mir sagen wollten —

Ethelwold. Ist Einsamkeit nicht der Liebe Freund; Glanz und Eitelkeit ihr Grab?

Elfride. Ich liebe die Einsamkeit um der Liebe willen.

Ethelwold. Sie geben mir die Ruhe wieder. Fühlt' ich nicht alles das, da meine Seele von den Reizen Ihrer Schönheit, und mehr noch von den Vorzügen dieses Herzens gefesselt wurde. Sicher auf dieſs Gefühl, wagt' ich mein Leben, und heute seh' ich, daſs ich mich in nichts betrog.

Elfride. Was wollen Sie damit sagen?

Ethelwold, ihre Hände faſsend. Laſs mich Dir danken! Alle Wünsche meines Herzens sind erfüllt. Nicht die Furcht mein Leben zu verlieren ängstigte mich, nur der Gedanke, Ihre Liebe möchte meinem Glauben nicht entsprechen. Wo seyd ihr nun ihr Sorgen? Mit einem Ihrer Blicke haben Sie den Glauben von neuem in meiner Seele angezündet. Also, meine Liebe, Sie sind heute krank, und bleiben auf Ihrem Zimmer. Ich will's dem König leicht glauben machen, und dann wollen wir bald diese Einsamkeit mit einer weit entlegnern vertauschen. Ich will den Hof verlassen, um mich mit Ihnen einzubauern.

Elfride. Ich danke Ihnen; aber gesetzt, der König lieſse sich von dieser vorgegebenen Krankheit nicht abhalten; gesetzt, er wolle mich eben um dieser Krankheit willen sehen — bloſs um Ihrentwillen, Eduard, denn ich weiſs wohl, daſs er sich ohne Ihre Freundschaft wenig um mich kümmern würde.

Ethelwold. Ach! Sie haben recht. Denn nächst der Jagd in meinem Park, ist das Verlangen Sie kennen zu lernen, der Beweggrund seiner Reise.

Elfride. Wirklich — eben dieses macht mich fürchten — möchten Sie als ein Lügner vor ihm stehen? und wenn er mich sehen will, wenn der König will —

Ethelwold nachsinnend. Es wäre ein Mittel ihn zu befriedigen, ihm allen Verdacht zu benehmen; aber es ist ein Mittel, Elfride, in das gewöhnliche Weiber ungern willigen würden.

Elfride. Ich weiſs nicht, was ich bin; doch mich däucht, um den Willen des Mannes, den man liebt, zu erfüllen, braucht man nicht auſserordentlich zu seyn!

Ethelwold. Vortreffliche Seele! Nun wohl, verhüllen Sie Ihre Schönheit so viel Sie können, vernachläſsigen Sie Ihren Putz, benehmen Sie Ihren Wangen die liebliche Röthe, löschen Sie das Feuer dieser Augen, dieses Geistes aus. Entziehen Sie dieſs Lächeln Ihrem Munde, und scheinen Sie mürrisch, wenn diese sanften Züge sich umändern lassen. Ich bitte, stehlen Sie Ihrem Wuchse die Schlankheit, scheinen Sie durch Kunst und List nicht mehr Sie, und wir sind geborgen, wir benehmen seinem Herzen, da wir seine grobe Sinne irre führen, allen Argwohn.

Elfride. Ha nun versteh' ich Sie! So trauen Sie mir so wenig, daſs Sie glauben, wenn es dem Könige gefallen möchte auf diese wenige Reize aufmerksam zu seyn, ich gleich einer Thörin —

Ethelwold. O! nicht das, nicht das!

Elfride. Doch scheint das Geheimniſs hier zu liegen. Was sagten Sie so eben von Argwohn?

Ethelwold. Sie sollen alles wissen. So hören Sie denn —

Elfride. Ich bin ganz Ohr.

Ethelwold. Ich hoffe — nein, ich glaube, will ich sagen, daſs die Liebe der Liebe einen Betrug leicht vergeben wird.

Elfride. Einen Betrug?

Ethelwold. So wird die Welt es nennen, die Liebe nennt es anders.

Elfride. Nun, ich nenn' es, wie die Liebe will.

Ethelwold. Engel! — Sie sind so schön —

Elfride. Gehört dieſs auch zum Geheimniſs?

Ethelwold. Es ist der Grund von allem. Nun sinds zwey Jahre, daſs England nur von Ihrer Schönheit sprach. Der Ruf kam an den Hof. Der König — der König —

Elfride. Nun der König —

Ethelwold. Von diesem Ruf gereizt — noch mehr von einem Bilde — von Ihrem Bilde, das ein Mahler ihm zum Beweise brachte, daſs in seinem Reiche die vollkommenste Schönheit blühe —

Elfride. Ihm dem König? Und was sagte der König dazu?

Ethelwold. Was ich empfand, als ich Sie zum erstenmal sah. Er kannte Ihr Geschlecht, Ihren groſsen Namen —

Elfride. In der That, ihm gefiel mein Bild?

Ethelwold. Ha! Elfride. Pause.

Elfride. Warum stocken Sie auf einmal? Sie wissen doch, daſs wir gern von unsern Siegen reden hören.

Ethelwold. Feuer und Taumel sind seine Leidenschaften. Noch denselben Tag, an welchem er Ihr Bild gesehen hatte, schickte er mich ab, zu sehen, ob Ihnen Ruf und Bildniſs glichen.

Elfride. So war's nicht Zufall oder Neigung, wie Sie mir sagten, die Sie auf mein Schloſs führten?

Ethelwold. Der glücklichste meines Lebens, wenn Sie vergessen mögen, was ich jetzo sagen muſs.

Elfride. Ich hoffe —

Ethelwold. Ich kam, ich sah Sie. Ihre Schönheit bezauberte mich vom ersten Augenblick. Ich fühlte mich elend, wenn ich Sie nicht besitzen konnte, und verloren, wenn ich Sie zu besitzen wagte. Bald merkte ich, da ich die edlen Neigungen Ihres Herzens näher kennen lernte, daſs nur ich Sie glücklich machen könnte, daſs nur ich die Liebe, die in Ihrem Busen keimte, beantworten könnte. Unsre Augen redeten sich von beyden Seiten zum erstenmal der Liebe Sprache, ich fühlte mich edler, besser, und nur dieſs entschied meinen Kampf. Ich dachte nicht mehr an mein Leben, sah nur Sie, vergaſs den König sammt seinem Auftrag! Welche Tage! welche Wonne!

Elfride. Welchen Auftrag, Eduard?

Ethelwold. Ihre Hand für König Edgar zu fordern.

Elfride. Für diesen unsern König?

Ethelwold. Diesen unsern König, wenn ich Sie dem Bilde und dem Rufe gleichend fände.

Elfride. Und Sie fanden, wie es in solchen Fällen immer geht, dafs Ruf und Mahler logen.

Ethelwold. Wie kann ich sagen, was ich fand, da meine That es sagt. Ich kam an den Hof zurück — Setzen Sie Sich einen Augenblick in meine Lage.

Elfride. O! ich bin es ganz.

Ethelwold. Nach so vielen Kämpfen und Entschlüssen, die sich alle in Ihnen wiederum auflösten, kam ich zurück. Ich fand den König in Edithas Fesseln, ein junges, unschuldiges Mädchen, das er in toller Leidenschaft mit Gewalt aus den heiligen Mauern des Klosters rifs. Diefs entschied alle meine Zweifel. Sollt' ich Sie dem hingeben, der in dem Augenblick, da er für Sie brannte, einen solchen Raub beging? Sie ihm hingeben, die die Natur so vollkommen an Geist und Körper schuf, um das Spiel des Augenblicks zu werden. Denn wenn er Sie verlassen hätte, würde die Krone einem Herzen, wie das Ihre, Erstattung seyn? In meinem Herzen fühlt' ich all das Leben, das ich dem Ihren geben könnte; fühlte tief in mir, Ihre schöne Seele strebe nach erhabnern Genüssen, als dafs sie sich dem Eigensinn, der wilden, unbeständigen Leidenschaft eines solchen Königs zum Opfer liefern möchte. Diesen Begriff, Elfride, hatt' ich von Ihnen gefafst, und eben jetzt, da ich Ihnen diefs bekenne, denk' ich nicht anders.

Elfride. Und der König nahm sich dieser Sache weiter gar nicht an?

Ethelwold. Wie seine Leidenschaften befriedigt werden, so verschwinden sie. Kaum trieb ihn die

Langeweile aus Edithas Armen, so fragte er nach Ihnen, und mit eben dem Feuer, mit welchem er mich abgefertigt hatte.

Elfride. Ihre Antwort muſs doch sehr fein gewesen seyn. Was sagten Sie ihm?

Ethelwold. Ich sagte ihm — daſs Ihre Reize, weit entfernt auſserordentlich zu seyn, bloſs durch Ihre Güter, Ihren Stand, in solchen Ruf gekommen wären.

Elfride aufstehend. Sie gaben mich für häſslich aus?

Ethelwold. Und brachte Sie um Englands Krone; lege heute mit diesem Bekenntniſs mein Leben in Ihre Hände.

Elfride. Sonderbar! auſserordentlich, in Wahrheit auſserordentlich sonderbar. Sie Eduard! mich so zu hintergehen — diesen König — diesen Ihren Freund und König — nach Ihrer Art zu denken —

Ethelwold. Sie vergeben mir —

Elfride. Sollt' ich nicht? — Und nun — ich hoffe — jetzt hat sein Herz gewählt? —

Ethelwold. Wozu die Frage? — Ha, ich verstehe Sie!

Elfride. Muſs ich nicht wissen, wie ich mich mit diesem wilden brausenden Manne, denn dieſs soll Edgar einmal seyn, zu verhalten habe. Die Sache ist viel gefährlicher als sie scheint — gewiſs viel gefährlicher —

Ethelwold. Wo ist die Gefahr, wenn Sie mich lieben, wenn Sie meinen Bitten folgen.

Elfride. Auf Ihr Wort — von Ihrem Worte — Ihrem Bericht hing es ab — ich kann's nicht faſsen — beym Himmel! von Ihrer Seite ist der Fall unbegreiflich —

Ethelwold. Wie leicht zu vergeben, wenn Sie an meine Liebe denken!

Elfride. Thu' ichs' nicht? bin ich nicht allein damit beschäftigt?

Ethelwold. Sie vergeben mir! doch mein Zweifel ist ein Vergehen.

Elfride. Wird der König Ihnen nicht auch vergeben?

Ethelwold. Ich schwöre Ihnen, sieht Sie der König so wie Sie jetzo sind, so hab' ich auf seine Vergebung nicht zu hoffen.

Elfride. Aber konnten Sie denn keinen andern Weg ausfinden als diesen listigen, mich für häſslich auszugeben?

Ethelwold. Sehen Sie auf die feurige Liebe, die je eines Mannes Herz empfand! denken Sie der Stunden, die wir zusammen lebten, das Glück, das wir zusammen fühlten! bey diesen Stunden! bey diesen Lippen, die mir Treue schwuren —

Elfride. Lieber Schwärmer, könnt' ich nicht sagen, auch Ihre Lippen schwuren Ihrem Freund?

Ethelwold. Wie anders ist der Fall.

Elfride. Wenn's nun einer dieser Fälle wäre, wovon Ihr Weiser sagt, daſs eben in dergleichen Fällen der Starke mit dem Schwachen abgewogen wird.

Ethelwold. Wohin zielt das? Ha! ziehen Sie mir den Nebel ganz vor den Augen weg!

Elfride. Warum dieser Blick? diese Verzerrung in Ihren Zügen?

Ethelwold. Ach! Sie einen Augenblick anders zu sehen, als ich Sie denke, bringt mich um meine Sinne.

Elfride. Seyn Sie gelassen. Diese Geschichte, auf die ich in nichts vorbereitet war, ist so sonderbar, so verwirrend — lassen Sie mich zu mir kommen! — Ich gehe, nach Ihrem Wunsch meinen Anzug zu besorgen. Ich will mein Möglichstes thun, dem Bilde zu entsprechen, das Sie dem Könige von mir machten. Ab.

Ethelwold. Laſs mich nicht denken, laſs mich taub und blind seyn! Das Loos ist geworfen! Wie gern sagt' ich, ich will den Ausgang wie ein Mann erwarten! Ab.

DRITTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Elfride an ihrem Putztische mit **Sara**.

Elfride. Hat sich Dein Zorn gelegt, Sara?

Sara. Ich werde ihn fühlen, bis ich Sie an diesem falschen Manne gerächt sehe, und so gerächt, wie ich mir denke.

Elfride. Sey ruhig und gelassen, so wie Du mich siehst.

Sara. Ruhig und gelassen, da es um eine Krone galt. — Lächeln Sie nur in diesen Spiegel; denn freylich, wenn Sie wollten, wenn Sie so empfänden, Sie würden in diesen Reizen, in diesen Augen lesen, vor diesem Glase hier fühlen, daſs diese Krone noch zu erhalten ist.

Elfride. Närrin! Träumerin!

Sara. Nie träumt' ich mit hellern Sinnen! aber es ist nicht auszustehen, denn noch besitzt Sie dieser Heuchler ganz.

Elfride. Dieses siehst Du all' in diesem Glase?

Sara. Vernachlässigen Sie nicht ihren Putz?

Suchen Sie nicht Ihre Schönheit zu verhüllen? Ist diese schwarze Farbe wohl schicklich, vor Englands König zu erscheinen? vor einem König, der Sie liebt?

Elfride. O Schalk, ich merke Dich! Diese schwarze Farbe gefällt Dir besser als Du sagst — der mich liebt! — Und wenn er mich liebte, wenn mich's etwas kümmerte, daſs er mich lieben möchte, glaubst Du wohl, daſs seine Augen durch diese Vermummung nicht dringen würden — Was lachst Du? Nicht wahr um so leichter —

Sara. Ganz gewiſs, denn die Männer sehen scharf, wenn wir die Gabe haben, ihre Augen mit ihren Herzen zu verbinden. Dieser Anzug giebt Ihnen ein schwermüthiges Ansehen. Könnte der König, wenn er wollte, nicht denken, wir trügen die Trauer für die verlorne Krone. Vortrefflich! eine glatte Stirne, fröhliche Augen ergötzen nur die Sinne, da solche Züge die Seele fangen.

Elfride. Ethelwolds Augen werden uns besser, als mein Spiegel sagen, ob ich so gefährlich bin. Gieb auf seine Blicke Acht! Sara, kann er sich beklagen, da ich that was er verlangte? Seh' ich nicht abscheulich aus?

Sara. Ganz vermummt.

Elfride. Hat dieses einsame Leben nicht die Blüthe von meinen Wangen abgeſtreift?

Sara. Aber wir bleiben Meisterin dieser Augen, dieser Lippen, die keine Kunst verbirgt, und Kunst gefährlich machen kann, sobald wir wollen.

Elfride. Ich will davon nichts hören! Mich für häſslich, ungestaltet auszugeben!

Sara. Beym Himmel! ein muthiger, tapfrer Mann hätte diese schwarze That nie begangen.

Elfride. Was sagst Du?

Sara. Hören Sie nicht auf mich! mit Freuden seh' ich's, wie sich Ihr Herz mit Gefallen in diesen süſsen Sternen wiegt. Nur Könige sollten in diesen Augen leben! — Lassen Sie mich falscher Heuchler rufen, bis ich die Rache über seinem Haupte schweben sehe. Weiſs ich etwa nicht, welches Leben er mit dem König führte? War er nicht der Helfer aller Tücke, die sie gegen Weiber unternahmen? Nun da [illegible] und diesen edlen König hintergangen hat, ändert er die Sprache, spricht von nichts als Weisheit, [illegible] Tugend; um Sie zur Schwärmerin hinauf zu spannen, um Ihre Jugendgeister mit eiteln Träumen auszufüllen! O der Schwächling, der seinem Muth und Geist so wenig traut!

Elfride. Geht mir diese Locke?

Sara. Lassen Sie dieselbe etwas schwebender an diesem Busen liegen — So — herrlich — Sie schmiegt sich lebend an, und wenn Sie athmen — Ha, mag Graf Ethelwold immer sagen, Sie seyen häſslich; *in* Englands Krone glänzt keine schönere Perle.

Elfride. Wenn ich dieses Band durch meine Haare zöge — Was sagst Du von der Farbe?

Sara. Sie geht vortrefflich zum Schwarzbraunen dieser seidnen Haare.

Elfride. Was sagtest Du so eben von einer Perle?

Sara. Ich sagte, Sie seyen die schönste Perle in Englands Krone.

Elfride. Du bist eine falsche Schmeichlerin! — Dieser wilde, ungestüme König; ohne mich gesehen zu haben, ohne mich zu kennen! — Ist's nicht Schade, liebe Sara, daſs ein so edler Charakter durch schlechte Leidenschaften, Unbeständigkeit und Flatterhaftigkeit verdunkelt wird? Doch was kümmert's mich.

Sara. Gewiſs eine Anmerkung des Grafen. Beweisen denn jene Elenden, denen er als Sklavinnen nur zu winken brauchte, von dem Werthe seines Herzens? Nur in Banden, wie diese Reize, dieser Geist sie auflegen mögen, gefällt sich der edle Mann.

Elfride. Sara, rührte mich diese Geschichte mehr als sie in der That thut, so sagt' ich, daſs ein zweyter Sieg über dieses Königs Geist viel schmeichelhafter wäre, als der erste. Und warum nun das?

Sara. Wollten Sie aufrichtig mit mir sprechen, so wäre dieses Räthsel leicht zu lösen — Hören Sie doch! ich denke, daſs ich bald ganz England mit Entzücken an diesen Augen werde hängen sehen.

Elfride. Du schwärmst unerträglich!

Sara. Auch begreif' ich, daſs es für unser Herz nicht wenig süſs und schmeichelhaft wäre, wenn wir aus Stolz, Eigensinn und Eitelkeit einen König mit einem Korb heimschickten.

Elfride. Du rasest.

Sara. Ich sage, daſs wir's könnten, so bald wir wollten, aber dieser König müſste nicht Edgar seyn.

Elfride. Warum gestand mir Ethelwold diesen Betrug nicht eher, da ich's als Kühnheit hätt' bewundern müssen? Ich versichere Dich, nur dieses ärgert mich. Dann hätt' ich's ihm verdankt, daſs er sicher auf mein Herz, sein Leben für meinen Besitz zu wagen fähig war. Wie anders ist es heute, da ihn Noth und Angst alles zu entdecken zwingen?

Sara. Feigheit und Eitelkeit mit Edgar um den Sieg zu ringen. Befahl er Ihnen auch Ihre mächtigen, langen Haare aufzuwinden? Ich bitte Sie, lassen Sie die Knoten los.

Elfride. Meinst Du, Sara?

Sara. Was kann er sagen, da sie diesen blendenden Nacken decken?

Elfride in Spiegel sehend. Da! ich laſs die Schlingen los.

Sara. Um einen König damit zu fangen. Hängen sie nicht da wie die Flügel des Liebesgottes?

Elfride. Warum mahlt man den Liebesgott mit Flügeln?

Sara. Anzudeuten, schnell dahin zu fliegen, wo er sich gefällt.

Elfride mit Gefälligkeit in Spiegel sehend. O Sara! liebe Sara, wie kindisch bin ich nicht?

Sara. Es sind süſse Augenblicke, da wir uns putzen und uns selbst gefallen. Wir müssen die Zeit nutzen, jeden Vorzug, den uns die Natur gab, geltend zu machen. Hat Sie dieselbe darum als ihr vollkommenstes Werk geschaffen, daſs Sie diese Reize hier vergraben und verkümmern sollen. Vertauschen Sie dieselben um Englands Krone, um Ihre wahre Bestimmung zu erfüllen. Sie werden diese Krone tragen, sag' ich. Nach allem was wir wissen, was uns der Ritter sagte —

Elfride. Dieses Bild, Sara, das der Ritter nahm, ist das nämliche, das man vor zwey Jahren dem König brachte —

Sara für sich. Das nämliche Bild, dem wir uns ähnlich putzen, ohne es zu merken, ohne es denken zu wollen. — Es ist klar, daſs nun der König mit dem Vorsatz kommt, um sich mit eignen Augen zu überzeugen.

Elfride. Wie, wenn wir den König —

Sara. Was?

Elfride. Wenn wir ihn merken lieſsen, daſs wir von allem unterrichtet sind. Bloſs, Sara, um ihm zu zeigen, daſs wir's wissen, und daſs es weiter keine Wirkung auf uns macht, wie es auch wirklich ist.

Sara. Erlauben Sie: meine Meynung ist, wir stellen uns gegen den König, als wüſsten wir von nichts, um so stärker wird die Wirkung seyn, um so viel mehr Werth wird unsre Freundlichkeit haben, um so quälender unsre Gleichgültigkeit seyn.

Elfride. Nun, ich will ihn sehen, frey und ohne Kummer, voll Liebe für Ethelwold. Was weiſs ich, was ich will und was ich sage. Ich begreife nicht, wo ich's hernehme. Meinem Herzen scheint es fremd, da alles dieses wie ein Strom aus meinem

Kopfe quillt. Ich versteh' es nicht. Laſs es seyn was es wolle, es wird uns dazu dienen, unsern kurzen Aufenthalt in London angenehmer zu machen. Denn nun denk' ich, wenn mich der König einmal gesehen hat, wird Ethelwold gegen unsre Abreise nichts zu sagen finden.

Sara. Ich höre Pferde! Ich höre des Königs Jagd! Nach dem Fenster. Sie sind's! sie sind's!

Elfride. Was schreyst Du, Närrin?

Sara. Mein Herz fühlt Freyheit! Sie sind's!

Elfride. Wirklich?

Sara. Warum so verwirrt? Warum diese Röthe, die sich bis nach Ihrer Stirne zieht?

Elfride. Ist's der König? Und welcher? welcher unter den Jägern?

Sara. Sollten Ihre Augen einen solchen König aus einem solchen Haufen nicht finden! Als ich ihn das erstemal sah, erkannt' ich ihn gleich.

Elfride. Ist es dieser dort am Ulmenbaum? —

Sara. An der Eiche, wollen Sie sagen?

Elfride. Nun ja, an der Eiche — diesen — jenen, in dessen Gestalt so viel kühnes Zutrauen auf sich selbst liegt. Dessen Roſs so rasch auffuhr und nun fromm auf seine Winke lauert. Er scheint ein schöner Mann —

Sara. Wie leicht er vom Pferde springt. — Ich bitte, geben Sie auf des Königs Gang Acht, und dann einen Blick auf den Grafen! Sie kommen herein!

Elfride. Komm nach meiner Kammer! Ab.

ZWEYTER AUFTRITT.

Ein Saal.

König Edgar. Ethelwold. Ritter Estok.

König Edgar umarmt den Grafen. Willkommen bey Dir, guter Ethelwold. — Ritter, man sieht es, daſs ein Weiser Herr dieser Jagden ist. Das Wild zieht in Heerden in Deinem Park! Was meynst Du, Ethelwold, wenn ich Deine Wälder etwas dünner machte? Jagd und Gegénd gefallen mir sehr, und ich denke, wenn ich meinem Wirth gefalle, nicht so bald von hier zu ziehen.

Ethelwold. Ich bin glücklich, Sir, glücklich will ich sagen — und doppelt wenn Sie's bey mir sind.

Edgar. Weiſs ich's nicht; aber hier, Eduard, hast Du nicht allein zu befehlen.

Ethelwold. Warum, mein König?

Edgar. Wohnt nicht eine Dame in diesem Schlosse, das einem Kloster gleicht? Eine Dame, die Du deine Gemahlin nennst, und die Dir dieses Schloſs zum Mitgift brachte? Würde auch sie das wilde Leben der Jäger lieben!

Ethelwold. Sie ist ein stilles, einfältiges Weib, die ihr Glück in Ruhe findet.

Edgar. Einfältig, Eduard, das hört' ich nie; doch wunderlich muſs sie seyn, um sich in ihren Jahren in diesen Klüften einzuschlieſsen.

Ethelwold. Ich sage einfältig — einfach sollt' ich sagen in Sitten, Denkungsart und Reden.

Edgar. Ich habe nichts dagegen, Eduard! laſs sie sich vergraben da sie häſslich ist und Du ihre Güter hast. Nur kommt's drauf an, daſs sie uns erlaubt hier auszuruhen, wenn wir müde von der Jagd nach Hause kommen. Und um das schnell zu wissen, so führe mich zu ihr.

Ethelwold. Ich muſs Ihnen sagen, Sir, — sie ist nicht sehr wohl, und oft von wunderlicher Laune, ihre Kleidung noch aus Arthurs Zeiten her — oder vielmehr sie putzt sich ungern, und wenn sie's thut — da sie die Moden nicht gesehen hat — Sie müssen ihr vergeben, und mir vergeben, wenn sie sich nicht beträgt, wie es schicklich ist; sie kennt die Welt nicht viel.

DRITTER AUFTRITT.

Elfride. Sara in Entfernung. Vorige.

Eine kleine Stille. Ethelwolds Erstaunen und Unruhe, die er zu verbergen scheint. Der König voll Feuer und Bewunderung an Elfridens Blicken hangend.

Elfride. Mein erstes, Sir, sey Dank für die Güte, mit welcher Sie Sich meines Glücks annahmen. Unterstützen Sie meine Worte, Ethelwold, ich bin dem Könige noch zu unbekannt, als daſs er mich gern vernehmen sollte. Unsre Liebe, Sir, ist Ihr Werk!

Edgar, der seine Stirne aufzuheitern sucht. Seh' ich wirklich Gräfin Ethelwold? Elfride, des Grafen d'Olgars Tochter?

Ethelwold. Meine Gemahlin, die ich Ihrer Gnade anempfehle.

Edgar. Braucht's des Empfehlens wo alles spricht! Sie ist Deine Gemahlin, und so bitt' ich um ihre Gunst, die sie mir gewiſs nicht versagt, wenn sie mich näher kennen wird. — Schönste Gräfin, Ihr Name war einst die Loosung meines Herzens. — Ich prahle gern mit meiner Jagd, und ersuche Sie, die heutige Beute gefällig anzunehmen. — Ethelwold, laſs das Wild einführen! Ethelwold ab. Zu Estok. Du hast nicht zu viel gesagt. Die Rache zischt heiſs in meinem Blute; nur dieser Anzug besänftigt meine Wildheit, und ist mir von süſser Vorbedeutung. — Schöne Gräfin, schenken Sie mir einen Blick; aber bedenken Sie, nicht der König bittet.

Elfride. Verzeihen Sie meiner Schüchternheit; meine Augen sind an so groſse Gegenstände nicht gewöhnt, und die Einsamkeit macht uns nicht beredt.

Edgar. Vor Ihrer Schönheit verschwindet was mir der Zufall gab. Ich bin Edgar. Nehmen Sie die Majestät von mir, die Ihnen gebührt, und lassen Sie mein Herz in dieser Gluth, in dieser Kühnheit, die Ihre Reize in mir angezündet haben, für immer leben.

Elfride. Wird die Kühnheit nicht mit dem Held geboren? Ich denke, Sie sprechen von jener, die Ihre Feinde zittern machte.

Ethelwold. Die Jagd ist da.

Edgar. Ich fertige einen Boten nach London ab, und dann *leise.* will ich Ihnen sagen, was dieser Bote zu bestellen hat. *Ab mit dem Ritter.*

Ethelwold. Falsches, eitles Weib! Ist dieſs die Ursach, warum mich Ihre Weiber abwiesen, als ich Sie vor des Königs Ankunft sehen wollte?

Elfride. Die sonderbare Anordnung meines Putzes konnte keine Zeugen als meine liebe Sara leiden.

Ethelwold. Die, so viel ich sehe, im Geheimniſs ist.

Elfride. Soll ich's den vermoosten Mauern dieses Schlosses klagen, was mich freut und kränkt? — Was miſsfällt Ihnen an mir?

Ethelwold. Alles, Ihr Äuſseres wie Ihr Innres. Ist diese Veränderung, diese so plötzliche Veränderung möglich! Mein Tod liegt in diesem Anzuge, in diesem Lächeln. Er sah alles!

Elfride. Entsprech' ich dem Gemälde nicht, das Sie dem König von mir machten?

Ethelwold. Ich finde, daſs es Ihnen zu Ihrem Vorhaben vortrefflich gelungen ist.

Elfride. Mein Fehler ist es nicht, wenn ich nicht häſslich sehe. Wär' ich eitel, so könnte mich diese Mühe überzeugen, daſs meine Schönheit so unterscheidend sey, daſs selbst die gesuchteste Vermummung sie nicht verstellen könnte.

Ethelwold. O Falschheit! Falschheit! Sagt es sey Zufall, der diese Locke auf diesem Busen so lüstern tanzen macht! Athmen Sie etwas leiser; denn diese schwellende Locke verräth das Gefühl Ihres eitlen Herzens!

Elfride. Siehst Du Sara, Du betrogst Dich, da Du glaubtest, diese Locke würde mich verstellen.

Ethelwold. Das thut sie wirklich. — O sagt, es sey Zufall, der dieses Band gleich einem Diadem durch dieses glänzende Braune zog! Zufall, daſs diese schwarze Seide ein so heuchlerisches Gesicht erheben soll! Daſs ich das sehen muſs! — Sagen Sie, Sie thaten dieſs all' um häſslich zu seyn, und dieses seelenlose Lächeln, das um diesen betrügerischen Mund hier gaukelt, sey ohne Vorsatz, ohne Kunst. Hätten Sie Ihren reichsten Putz angelegt, er würde meine Seele nicht so beleidigt haben, als dieser, der mit so viel Kunst und Leichtsinn vor dem Spiegel geschaffen ist. — Ha! ist dieſs auch Zufall, daſs Sie heute jenem Bilde von Zug zu Zuge bis auf diese Schleife an Ihrem Busen gleichen!

Elfride. Welchem Bilde?

Ethelwold. Dem Bilde, das der König einst in Händen hatte, das ich in meinem Zimmer vergebens suchte, das Ihnen hier zum Muster diente.

Elfride etwas verwirrt nach Sara sehend. Sie betriegen Sich, und wäre es ja, so ist es Zufall.

Ethelwold. Ich lese Ihren Endzweck in diesem Anzuge und fühle des listigen Königs Rache, die Sie entflammen, über mir. Genug hiervon! Ich raste, als ich mein Glück in ein schwaches Weiberherz zu legen wagte, und fand nun meine Sinne wieder, da ich Sie ins Zimmer treten sah. — Bist Du so tief gefallen, holde Seele!

Elfride. Eduard!

Ethelwold. Ich legte mein Leben in Ihre Hände.

Elfride. Ich will es bewahren wie mein eigenes.

Ethelwold. Ha, blende meine Augen, wie Du mein thöricht Herz betäubst, wenn ich die Weichheit Deiner Stimme höre. Ich will nichts hören, ich will nicht klagen. Eine solche Liebe! eine solche Seele! solch eine Stimme! bey den Göttern, wenn mich Ihre Augen nicht Frevler schelten, Ihre Blicke nicht Lügner strafen, wenn ich Sie so vor mir stehen sehe. — Weg.

Elfride. Weiſs dieser Mann, was er spricht? Bin ich des groſsen d'Olgars Tochter, nicht frey und edel? Konnte mich aus Liebe in diese Felsen schlieſsen, wenn ich wollte, und sie verlassen, wenn ich will! Untergrub nicht er die Bahn, die mich das Schicksal führen wollte? Ich vergab's ihm, und jetzt ermüdet er mein Ohr mit eitlen Klagen, anstatt zu denken und zu handeln. Und dieſs alles darum, weil ich einen kindischen Einfall nicht befolgte. Ein alter Hofmann glaubt, der Zufall führe den König her, und er lieſse sich mit einer Maskerade wiederum nach London schicken. Ab.

Ethelwold. In ihren letzten Worten liegt mein beschlossenes Verderben. Ich bin verloren. Ach, Sara, ich denke, ich fühle nicht mehr. Möcht' er mein Leben nehmen, wenn ich mit der Gewiſsheit stürbe, sie handle treu mit mir.

Sara. Fürchten Sie nichts. Ich denke, Sie kennen und fühlen die Gewalt der Schönheit, die Macht eines solchen Geistes, wie die Gräfin ihn besitzt. Errathen Sie Ihren Plan? Sie würden wegen Ihrer Übereilung erröthen, wenn ich ihn verriethe.

Ethelwold. Was, Sara! Was? Wie willig lieſs ich mich vom schwächsten Schein der Hoffnung blenden!

Sara. Sie wird den König nach und nach besänftigen, nach und nach das Edle, Gute seines Herzens zu treffen suchen, und hat sie das, den schönsten Sieg drauf gründen. Dieser König muſs von neuem der Gräfin Hand in die Ihre legen! Begreifen Sie nun, warum Sie dieſs alles that.

Ethelwold. Ihr kennt den König nicht.

Sara. Wenn wir nun eben dahinein den Triumph setzten! Auſserdem ist der Funken, der einst in sein Herz fiel, längst verloschen. Lebt er nicht immer im wilden Sturm, und liebt die Freyheit; ich wette, er weiſs es Ihnen Dank, daſs Sie ihn hintergangen haben. Geben Sie auf Ihre Blicke Acht, denn wenn jenen alten Funken etwas erwecken könnte, so wär's Ihr eignes Miſstrauen. Stellen Sie Sich gegen den König, als hätten Sie eine gute, gerechte Sache. Zu viel Beobachtung, zu viel Furcht, können ihn am leichtesten aufmerksam machen. Führen Sie ihn auf die Jagd, über Stock und Stein, daſs er's müde werde; die Gräfin wird ihn mit ihrer Kälte bald nach London schicken, wo ihn seine Siege keine Mühe kosten.

Ethelwold. Wenn sie mich liebte! Sara, ob sie mich noch liebt —

Sára. Was ich Ihnen sage, würde Ihnen ihr Mund vertraut haben, wenn die Hitze Sie nicht zu weit geführet hätte. Gehen Sie hinein mit Muth und Kühnheit! Ethelwöld ab. Ist dieſs der Held, der sich so vieler Siege über unser Geschlecht rühmte, und den ich nun mit kahlem Geschwätze einschlummere, damit er den König schneller treibe. Der Thor, der da glaubt, man werde seinetwegen eine Krone fahren lassen, und eine Krone, die ein solcher König trägt!

VIERTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Ethelwold.

Ich ertrag' es nicht. Er erdrückt mich mit seinen Schmeicheleyen, übergieſst mich mit süſsen Worten und hängt an ihren Augen in wilder Lieb'sbegier. Ich ertrage die Marter nicht! feuriger sind ihre Worte, wenn sie mit mir spricht, ganz Lieb' ihr Aug', ganz das alte Wesen. Ich bin gefesselt hier und kann nicht weg. Sie kommen! Ab.

ZWEYTER AUFTRITT.

König Edgar. Ritter Estok.

Estok. Wenn dieser rasche Geist meines Königs nicht schnell vorführe, so würden Sie in der Gräfin Blicken und Worten leicht das Gegentheil von dem gefunden haben, was sie zeigen möchte. Wer widerstände Ihnen, Sir?

Edgar. Ich will ihre Liebe, Estok! Und sie buhlte vor meinen Augen mit dem Falschen, pries ihr Glück und fachte meine Rache an.

Estok. Wenn nun dieses der [illegible] Kunstgriff [illegible] meinen König schneller zu bestimmen. Mich [illegible] der Anzug den sie wählte, obgleich der Graf [illegible], sie möchte ihre Schönheit zu verhüllen su-[illegible], ist von guter Vorbedeutung, wie Sie Selbst be-[illegible]ten. Sah' ich nicht die Wirkung, die ich mit [illegible] Erzählung Ihrer Leidenschaft auf ihre empfäng-[illegible] Seele machte? Weiſs sie nicht, daſs ihr Bild in [illegible] Händen ist? Putzt sie sich nicht gleich darauf [illegible] Bilde ähnlich?

Edgar. Ich seh' es und begreif' es.

Estok. Weiſs sie nicht alles und verstellt sich?

Edgar. Ich brauche Deines Redens nicht. Ich will sie allein sehen.

Estok. Sara wird dafür Sorge tragen.

Edgar. Wo ist der Graf?

Estok. Er hüllt sich, wie immer, in seine Eitelkeit. Wo kommt sein sorgenloses Wesen her, als weil er glaubt, er sitze in ihrem Herzen fest, und ein König, König Edgar, selbst könne ihn nicht daraus vertreiben.

Edgar. Ich vergeb' ihm alles.

Estok für sich. Das heiſst, meine Rache folgt seiner Spur.

Edgar. Geh und suche die Gräfin zu einer Unterredung herzulocken.

Estok ab.

Edgar. Ich ihm vergeben, was er gegen Freundschaft und alle Pflichten that? Kann ich auf eines Menschen Herz noch rechnen, da ich mich in dem betrogen finde, dem ich vor allen traute. — Ich hab' mich gut gehalten; Liebe, Eifersucht und Rache in mir verborgen; endlich fühl' ich, daſs ich meine Leidenschaften wie meinen Tartar lenke. Still, tobende Wellen meines Bluts, König Edgar ist sein Herr! — Wenn ich gleich dem rächenden Donner durch eure Herzen fahre, niedrige Verräther, die ihr mir mit süſsen Lippen heuchelt, und im Augenblick des Eids der Treue in eurem Innern spöttisch lächelt! Ist die Majestät darum erhaben, daſs ihr euch in heimlichen Ränken an ihrer furchtbaren Gröſse rächet! Diesen will ich mit seinen eignen Ränken strafen, ihn mit Verstellung martern, bis ich überdrüſsig an seinen Qualen, den Freund und König räche. — In ihren Augen, in ihrem Geiste find' ich, was ich mir dachte, als meine Phantasie, von ihrem Bilde beflügelt, sich eine Königin schuf! Sie soll es seyn!

DRITTER AUFTRITT.

Elfride. Edgar. Hernach Estok.

Edgar. Angenehme Gefälligkeit! Ich danke Ihnen, daſs Sie mich meinem Verdrusse nicht allein überlassen. Wohl mir, daſs meine Zunge nun frey entdecken kann, was ich fühlte, eh' ich Sie sah, was ich nun glühend fühle, da ich Sie in all dieser Schönheit vor mir sehe! Warum fanden meine Worte keinen Eingang zu Ihrem Herzen? Warum konnt' ich das Stillschweigen dieser süſsen Lippen nicht brechen? —

Warum so zaghaft, so verwirrt! Wie gern vergäſs' ich vor Ihren Augen jenen Elenden, wenn ihn Ihr Betragen nicht mit Rache in mein Herz zurückrief! Ich bitte, lassen Sie mich nur die Liebe fühlen, die mich so glücklich macht.

Elfride. Sir!

Edgar. Ihr Ohr und Aug' verschlieſsen sich mir! Seh' ich schreckhaft, so ist es Ihre Schuld. Sie können mit einem Lächeln Wohlgefallen und Freundlichkeit in meine Seele gieſsen! Kann meine Liebe kein sanfteres Gefühl auf diese Stirne locken? — Ich liebe Sie und will Sie rächen! — Ich verstehe Ihr Schweigen. Ich habe zu lang' gezögert! Ja ich will Sie in die Rechte einsetzen, die Ihnen mein Herz gab, wozu Sie geboren sind. Meine Leidenschaft ist kurz von Worten: Lassen Sie mich zum erstenmal Englands Königin mit einem Kuſs begrüſsen.

Elfriede. Nur einen Augenblick Gehör, mein König! — Ich erwartete Sie mit unbeschreiblicher Freude. Ich wuſste von nichts, mein Herz ergötzte sich in dem Gedanken, Englands groſsem König so viel schuldig zu seyn, diesem groſsen König einmal danken zu können. — Sehen Sie mich nicht so strafend an, Sie binden meine Zunge mit diesem Blick!

Edgar. Zauberin! Sie haben den Weg zu meinem Herzen, warum wählen Sie jenen zu meinem Zorn.

Elfride. Wie viel schöne, groſse Bilder mahlte sich meine Phantasie von Ihnen, und wie haftet unsre Einbildungskraft in stiller Einsamkeit an einem solchen Gegenstande. Ich hatte gut schwärmen, alle diese

Bilder erreichten Sie nicht. Sir, es ist nicht die Majestät des Throns, die Sie über die Menschen hebt. Wie gern setzt' ich hinzu, was ich empfand, da ich dieses sah. Darf ich sagen, daſs mich der König mehr um seines Selbst, als um des hohen Namens, der ihn begleitet, überraschte. Ich sage, um seines eignen Selbsts, denn etwas anders ists, wenn die Majestät im stolzen Pompe sich unserm Geiste aufdrängt.

Edgar. Liegt nicht hierin die geheime Zauberkraft, die mich an Sie zog? Erklärt sich nicht die Magie der Liebe durch dieſs Bekenntniſs? So dacht' ich meine Königin.

Elfride. Warum konnt' ich mich diesen stillen Entzückungen nicht ewig überlassen? Warum muſste sich ein widrig Geheimniſs entdecken, diesen schönen Traum zu stören? Der erste Blick, den Sie mir schenkten, das erste Wort, das Sie mich hören lieſsen, (wie soll ich's nennen?) hat mich in eine Lage gesetzt, die mich zittern macht. Der gute Ethelwold — Sir, ich bitte Sie, in Ihren Augen les' ich Hoheit und Güte, die Ihre Lippen nicht verläugnen werden.

Edgar sie an den Händen fassend. Wer widerstände der Musik dieser Stimme? Stimmen Sie den Inhalt nach diesen Tönen, womit Sie meinen Geist gefangen haben.

Elfride. In diesen Worten, wenn es von den Lippen des Königs flieſst, liegt die Musik des Himmels. Diese Gabe hat er von den Göttern, und setzt sich dadurch an Ihre Seite. Vergebung, Sir, Vergebung für den Mann, den ich über alles liebe, für Ihren Freund!

Edgar. Nähm' ich diese Bitte so ernsthaft als Sie sie thun, meine Liebe möchte mit dieser Gabe der groſsen Götter leicht verschwinden. Ihr Geist, Elfride, liegt nicht in diesen Worten, oder er hätte König Edgarn nicht fesseln können. Den Sie lieben — ich bitte, nehmen Sie das Wort zurück und gestehen Sie, Sie seyen ein lieber, süſser Schalk!

Elfride. Wohl, ich merke, der ernste Ton, den mein Herz jetzt so innig fühlt, miſsfällt Ihnen. Auch ich kann lächelnd über Dinge reden, die mein ganzes Glück betreffen, selbst dann, wenn's zu seinem Ende zu laufen scheint. Könnt' ich doch sagen, daſs dieſsmal mehr der stolze König sprach, als das geliebte Selbst, dem ich den Vorzug über jenen so freudig gab.

Edgar. Sie heilen die Wunde wieder, die Sie der Liebe schlagen wollten.

Elfride. Liebeswunden heilen Sie durch Gegenliebe. Dieſs lehrte mich einer, den Sie hassen möchten, wenn Sie eines solchen Hasses fähig wären.

Edgar. Dieser Pfeil traf nicht, bloſs Ihre Zunge wollte stechen. Dieser süſse Blick leitete ihn mit Sorgfalt ab.

Elfride. Wenn ich nur wüſste, mit welchen Blicken man die Wahrheit, die man einem König sagt, begleiten muſs! — Bin ich es werth, daſs Sie um meinetwillen ein Band zerreissen, das Tugend knüpfte! Sie haben einen Freund in Ethelwold, legen Sie seinem Herzen die sanfte Kette der Vergebung eines Fehlers auf, und keiner gleicht ihm! — Sagt' ich wirklich Fehler? —

Edgar. In der That!

Elfride. Nun so vergeben Sie der kleinen Eitelkeit! — Von seiner Seite wenigstens kann ich keinen finden, denn ich wandte die Ränke der Liebe an, des gefühlvollen Mannes Kopf und Herz zu fangen.

Edgar. Ich höre, was Sie sagen, und fühle, was Sie sagen wollen. Indessen, oft fliegt die Leidenschaft dem besser Wissen vor. Lassen Sie die Liebe, und nicht die Rache diesen Knoten lösen.

Elfride. Ich bin fern zu glauben, daſs die Rache so tief in Ihrem Herzen Wurzel fasse. Könnt' ich's wagen, an das zu glauben, was Sie mir von Liebe sagen möchten, da sie mehr aus Rache als aus Neigung zu entstehen scheint?

Edgar. Auf Englands Thron mögen sich diese Zweifel lösen. Ich habe nicht gelernt durch feine Wendungen der Weiber Herzen zu bestricken, und ich glaube, wir haben ihrer genug gemacht, um auf diesen Punkt zu kommen. Der Talisman, den Könige mit sich führen, gewinnt mir Zeit. — Lassen Sie mich Ihr Herz und Treue mit dieser Kette fesseln. Eine Königin, meine Mutter, trug sie. Eine Genueserin bracht' sie ihr und versicherte sie, dieselbe sey von sehr geheimer Kraft. Ich feſsle Sie damit, und mein Herz huldigt Ihnen in Entzücken. Doch merken Sie, Sie müssen, sollen nur durch Ihr Herz die meinige werden. Bindet ihr dieselbe um den Hals.

Elfride. Mit welcher Freude würd' ich diese Gabe annehmen, wie dieselbe als den heiligsten Schatz bewahren, könnte mein Herz dem edlen Geber folgen.

Aber wie? Bin ich mein? Erwarb mich nicht die Liebe? Gewann mich nicht die Liebe? Kann ich unauflösliche Bande trennen, die Schicksal, Kirche, geheime Vereinigung knüpften! Mein Herz, Gesetz und Recht sprechen mich dem zu, den ich nicht verlassen darf, für den ich bitte! — Sir, nehmen Sie diese Kette wiederum zurück, sie einer Würdigern aufzubewahren. Die Kette, womit Sie mich fesseln würden, haben Menschenhände nicht gemacht.

Edgar. So zerreiſs ich diese und halte mich an jene, die unsichtbar die Liebe schuf. Ist es so recht? Liebliche Röthe auf diesen Wangen! — Nein, reden Sie nicht, ich verstehe und begreife Sie. Mein Stolz ward nicht beleidigt, da Sie zwischen mir und ihm zu wanken schienen. Auch ist der Fall so zart, daſs es schwer war, sich anders zu benehmen. Edel ist das Feuer, das Sie in mir erweckten, und so seyen Sie nun ewig die Königin meines Herzens. Die Gluth Ihrer Wangen, das fliegende Feuer Ihrer Augen, das Schaam und Liebe leiten, ist Wonne meiner Seele. Ihre Sanftmuth und Lieblichkeit sollen mich erheitern, wenn Wildheit mich umfinstert, und England wird diese Stunde segnen. Noch einmal, Heil Englands Königin, das mein Herz durch meine Lippen jetzt zu versiegeln wagt. *Er umfaſst sie, sie sinkt in seine Arme.* Du bist mein! — Rede nicht — Ich fühle, was Ihre Zunge bindet, vergeb' es und achte Sie noch mehr. Die Freyheit wird dieser Liebe Flügel geben — Ritter!

Estok *tritt ein.*

Edgar. Sucht den Grafen! schnell! schnell! Ratok ab. Elfride will sich entfernen. Bleiben Sie! Ich bitte, nur einen Augenblick. Für sich. Dieser Augenblick soll für ihn und mich entscheidend seyn.

VIERTER AUFTRITT.

Ethelwold. Vorige.

Edgar. Warum fliehst Du mich? Warum vermeidest Du mich?

Ethelwold. Die Anstalten zur morgenden Jagd entfernten mich.

Edgar. Ich wollte, dieses wäre es allein.

Ethelwold. Sir, was könnte es anders seyn.

Edgar. Du liebst mich nicht mehr, und die Ursach' liegt in Deiner Feigheit. Was hab' ich Dir gethan, daſs Deine Seele zittert, wenn mein Blick Dich trifft?

Ethelwold. Ich sehe Zorn und Rache aus Ihren Augen blitzen, zum erstenmal auf mich.

Elfride. O mein Köuig —

Edgar. Du fühlst was in mir vorgeht, was der heutige Tag entdeckt hat, du fühlst's, und an Deinem falschen, feigen Herzen nagen Schaam und Angst. Aufrecht, Ethelwold, ich hoffe, Du bist noch immer ein edler Mann und der Freundschaft Deines Königs werth, der Dich über alle Menschen in seinem Herzen setzte.

Elfride. Das ist er, Sir, das war er immer.

Edgar. Ich bitte, hören Sie mich an, und richten Sie! — Laſs uns einen Blick in das vergangene Leben werfen, vielleicht, daſs sich etwas findet, das Dich entschuldige, denn ich möchte Dich gern entschuldigen: Vielleicht auch reizte Dich meine Aufführung gegen Dich, zu handeln, wie Du thatst.

Ethelwold. Ihre Güte, Sir, wie Ihre Freundschaft, waren immer gränzenlos für mich.

Edgar zu Elfride. Hören Sie das? — Ich möchte Dich gern entschuldigen, selbst zu meinem Nachtheil, könnt' ich's thun. Wir wuchsen zusammen als Brüder auf, und der einzige Unterschied zwischen uns war, daſs ich einst eine schwerere Last tragen sollte. Mein Vater liebte Dich gleich seinem Edgar; er hoffte, Du würdest mir diese Last tragen helfen; dem Wilden, Rauhen meines Wesens durch den sanften Athem der Freundschaft Einhalt thun. Krieg war meines Herzens Ruf, Du lagst den Wissenschaften ob. Diese beyde Neigungen dachte der alte König auf einen Zweck zu leiten, und zur Stütze von Englands Thron zu machen. Mein Vertrauen auf Dich war ohne Gränzen. Mein Vater starb, beständige glückliche Kriegeszüge, feurige Jugend stürzten mich in ein Leben, in das Du mich begleitetest, anstatt mich abzuhalten. Beym Himmel, alles was ich dabey dachte, war, auch seine Sinne glühen in Jugendfeuer. Du weiſst, wie ich des sklavischen Hofmanns Nachahmung meiner Neigungen verachte. So blieb Dir mein Vertrauen —

Zwey Jahre sinds — ich bitte, Madame, noch einen Augenblick Geduld — Im blinden Vertrauen legte ich mein Schicksal in Deine Hände, übergab's Deinem Herzen, dem Herzen meines Freundes, mich durch dieses edle, schöne Weib von dem wilden, tollen Leben zurück zu führen.

Elfride. Schonen Sie seiner, schonen Sie meiner —

Edgar. Laſs Deine Stirne nicht in Boden sinken, laſs mich glauben, Du seyst noch ein Mann! Was mich beleidigte, Dich in meinen Augen ganz heruntersetzte, war die Maske, die Du dann nahmst. Einst höhnte eben diese Zunge allen Vorurtheilen, die von dem Augenblick, da Du mich betrogst, von Weisheit und hoher Tugend überströmte. Schien Dir die Heucheley ein Mittel mich zu bethören, so kennst du Edgarn schlecht. Von diesem Augenblick schwand mein Vertrauen, und ich fürchtete die Zukunft um Deinetwillen.

Elfride. Sie thun ihm Unrecht, Sir, er ist ein Mann von vollem, edelm Herzen, unfähig der Heucheley.

Ethelwold. Lassen Sie mich reden, meine Liebe, die gütige Aufrichtigkeit meines Königs giebt mir Zutrauen. Alles, dessen Sie mich anklagen, Sir, that ich, kann und mag es nicht entschuldigen; aber Heucheley ist fern von mir. Elfride, die ich heute wie damals liebe, wirkte diese Verwandlung in mir, die Ihnen so schnell schien, weil Sie nicht die Ursach sahen. Mit ihrer Liebe gewann ich alle Tugenden meiner ersten Jugend.

Edgar. Floſs dieſs auch aus dieser [illegible]n Quelle, daſs Du mich, zur Vorbereitung auf [illegible] gefürchtete Entdeckung, ohne Unterlaſs, von Au[illegible]rungen der Leidenschaften groſser Männer der alten Zeit, zu unterhalten suchtest? War dieser Fall mit jenen berühmten so gleich, und durſtest Du sie zu einer Zeit nennen, da Du alle Pflichten mit Füſsen tratest?

Ethelwold. Ich dachte an keine Entdeckung, denn ich hoffte ewig im Stillen glücklich zu leben. Sprach ich davon, so beweist's, daſs, wenn wir besser werden, wir überall das Gute finden, und unser Herz, ohne an Nebenumstände zu gedenken, davon überflieſst.

Edgar. Besser und abermal besser spricht der Tugend Affe. Eure Entschuldigung wollt' ich wissen, Graf Ethelwold.

Ethelwold. Ich habe keine, Elfride an der Hand fassend. auſser dieser. Mein Fehler liegt nur darin, daſs ich dieser Leidenschaft nicht mit dem Tod entfloh. Ja, ich glaube, Sir, daſs ich sie heute noch um den Preiſs des Lebens zu erhalten suchen würde.

Elfride. Mein Ethelwold —

Eine Pause.

Edgar. Nun, so will ich Deinen alten Helden einmal gleichen; ich vergebe Dir.

Ethelwold zu seinen Füſsen. Sir, mein König!

Edgar. In meinen Armen wirst Du besser liegen.

Ethelwold. O mein König!

Edgar. Da ich Dir zu zürnen schien, dankt' ich Dir, daſs Du durch diese List meinem Herzen die [illegible] gabst. Wer kann sich von diesen Reizen trennen? Wo wäre der Krieg geblieben? Für sich. Sie liebt mich, in ihrer Verwirrung liegt mein Glück. Laut. Sey mein Eduard! mein Freund! —

Ethelwold. Ach daſs meine Zung' es nicht vermag!

Edgar. Ich verstehe Dich.

Ethelwold. Ich genoſs mein Glück nicht. Wenn mein Herz der Liebe Flug sich überlassen wollte, so trat Ihr Bild vor meine Phantasie. Ihre Blicke konnt' ich nicht ertragen; tausendmal wollt' ich zu Ihren Füſsen stürzen. Ein freundlich, vertraulich Wort zog das Bekenntniſs meiner Schuld auf meine Lippen. Warum verkannt' ich die groſse Seele, die meinen König zum Helden macht! O ich habe gelitten und abgebüſst!

Edgar. Ich bedaure Dich!

Ethelwold. So sey auf ewig Ihre Seele mein Gefangener, wenn ich's weiter werden kann. Zu Elfride. Ich soll Sie besitzen, ruhig besitzen, in der Liebe alles Glück der Erde finden! Warum so still?

Elfride. Mein Glück ist groſs, da es stille ist.

Ethelwold. Die Bewunderung meines Königs fesselt Ihre Zunge.

Elfride. Wo ist nun der Unglaube?

Ethelwold. Verschwunden, aufgegangen in diesem Blick. Ich fühle, ich begreife mein Glück nicht.

Elfride. Schwärmer, lieber Träumer! ich sollte Sie für Ihr Miſstrauen strafen; aber wie gern vergiebt die Liebe!

Ethelwold. Elfride! meine Beste! O mein König, was dank' ich Ihnen! —

Edgar. Ich erwarte Dich bey der morgenden Jagd. Laſs mich allein.

Ethelwold und **Elfride** gehen Arm in Arm ab.

Edgar sieht ihnen nach, darauf — Er kann nicht leben!

FÜNFTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Elfride. Sara.

Elfride. Soll ich Dir nun sagen, Sara, womit dieser König mein Herz gefangen hat?

Sara. Ich errath' es.

Elfride. Nimmer, denn es ist so sonderbar, so unterscheidend — laſs doch hören, laſs uns die Zeit verplaudern, die so träge schleicht. Womit denkst Du?

Sara. Mich däucht vorerst, der Name König war ein gefährlicher Zauber. Sie lächeln? gut, gehen wir darüber weg, da unser Herz so merklich im Spiele ist. Fangen wir vom Äuſsern an, das so leichtsinnig unsre Aufmerksamkeit zu stehlen pflegt. War dieses nicht der erste Tribut, den wir ihm bezahlten? War es diese hervorstechende schöne Männlichkeit, die sich so gefällig in seinem wohlgemachten Körper ausdrückt? Wie, nicht? doch war es etwas. Nun sein Muth, der rasche, kühne Gang seiner Leidenschaft, das Gefühl der Liebe, das so trotzig Gegenliebe forderte. Ich sehe, ich bin nun auf der rechten Spur. Es war der Mann, der seinen Werth, das Gerechte seiner Sache fühlte und kühn darauf fortschritt. In Ihren Augen merk' ich, daſs dieſs, verbunden mit dem übrigen, das zarte Weiberherz als Raub davon trug, — dann die Herrschaft über einen solchen König —

Elfride. Merke wohl auf, und lerne durch diesen Zug diesen Mann, diesen König kennen. Die Feinheit des Gefühls, des Schicklichen, (wie soll ich's nennen?) kurz, was ich nicht ahndete, was ich nicht dachte, dieses war's! Das was er mitten in dem Tumult von Lieb' und Rache zeigte. Ich sprach von Ethelwold, bat für Ethelwold, der Himmel weiſs mit wahrem, durchdrungenem Herzen. Meine Neigung, wenn ich auch welche für den König fühlte, blickte nur verstohlen durch. Er endigte die peinliche Unterredung, wo ich mit List und Kunst, er mit Muth, Lieb' und Stolze stritt, mit diesen Worten: Reden Sie nicht, ich fühle das, was Ihre Zunge bindet, vergeb' es und achte Sie noch mehr. Ach, er hatte in mein Herz geblickt, er verstand mich, ich schwieg und dem Kühnen blieb mein Herz.

Sara. In Wahrheit, der Zug macht seinem Herzen Ehre, ob ihn gleich die Eigenliebe hervorzubringen schien.

Elfride. Nicht doch, Eigenliebe hätte meine Verwirrung bloſs gesetzt. Ich liebe den Mann, der uns in solchen Fällen zu schonen weiſs. Er schickte nach dem Grafen, ich wollte gehen und muſste bleiben. Mit jedem Vorwurf der Falschheit, des Betrugs, die er dem Grafen mit Adel und Würde machte, die dessen Feigheit nicht zu beantworten wuſste, starb die Liebe für den Angeklagten in meinem Herzen.

Sara. Vor Ihren Augen that er das? der Listige?

Elfride. Noch begreif' ich dieses nicht. Er vergab ihm und setzte mich einer Verwirrung bloſs, die nur zu sichtbar auf meinen Wangen ward. Wie es sey, wir sind dieser Gefangenschaft nun los, denn im Taumel der Freude bat mich der Graf, ihn nach London zu begleiten.

Sara. Der Graf? — Ich fürchte —

Man hört die Jagd.

Elfride. Die Jagd ist nahe! — Was fürchtest Du?

Sara. Sagt' ich etwas von Furcht, da ich bloſs von Freude reden sollte?

Elfride. Welcher Freude?

Sara. Sie bald als Königin zu sehen.

Elfride. Unsinnige, wie wär' dieſs möglich?

Sara. Nun ich fürchte, der König möchte diesen Knoten nach seiner Weise lösen.

Elfride. Ich verstehe Dich nicht und mag Dich nicht verstehen. Man hört die Jagd. Komm nach meinem Zimmer, ich hoffe sie kommen!

LETZTER AUFTRITT.

König Edgar. Ethelwold. Hernach Estok.

Edgar. Das war eine wilde, rasche Jagd! Und noch ist der Hirsch nicht abgejagt.

Ethelwold. Wenn mein König unter dieser Eiche Ruhe nähme.

Edgar. Ich habe keine Ruhe und kann keine finden. Eduard! —

Ethelwold. Sir?

Edgar. Wie stehst Du nun mit Deiner Gemahlin?

Ethelwold. Ganz glücklich! Alle meine Furcht ist geheilt! — Sir, was ist Ihnen?

Edgar. Noch ist der Hirsch nicht abgejagt.

Ethelwold. Ihr Blick verfinstert sich!

Edgar. Ha, wer wagt's, meinen Blicken nachzuspüren? Weg!

Ethelwold. Ich lese Tod auf Ihrer Stirne.

Edgar. Fleuch!

Ethelwold. O mein König!

Edgar. Weg!

Ethelwold. Ich sehe mein Verderben! o mein König!

Edgar. Verlaſs dieſs Weib und fliehe!

Ethelwold. Ha!

Edgar. Verlaſs Elfride, fliehe!

Ethelwold. Nimmer! Nimmer!

Edgar. Frecher, fliehe Englands Königin und reize die Rache nicht. Fliehe, die Verstellung ist zu Ende! Fliehe in ein fremdes Land!

Ethelwold. Ich verlasse diesen Boden nimmer.

Edgar. Du kannst nicht leben! besser ist's, Du fliehest!

Ethelwold. Sie ist mein, mein mit diesem Leben erkauftes Weib!

Edgar. Sie sank in Liebe in meine Arme, nichts kann Dich retten.

Ethelwold. Ha, Sir!

Edgar. Fliehe! Fliehe in ein Kloster!

Ethelwold. Nimmer, ich bin gefaſst.

Edgar. Du forderst edel den Rächer auf; ich vergesse, daſs ich von Dir betrogen bin; Du forderst edel die Rache auf! Ich will Dich dem Gesetz entreissen; denn nimmer sey's gesagt, daſs Edgars Busenfreund unedel falle. Dieses Schwert räche den Freund und König. Auf, Du trittst noch einmal in Deine Rechte ein!

Ethelwold. Mein König!

Edgar. Still, Du kannst nicht leben!

Ethelwold. Bey Ihres edlen Vaters Geist!

Edgar. Nenn' ihn nicht, Du hast dem Edlen nicht Wort gehalten. Auf, daſs Dich meine Rache ereile!

Ethelwold. Nur diesen Tag!

Edgar. Feiger, fliehe denn!

Ethelwold. Daſs ich sie noch einmal sehe! mit ihr noch einmal rede!

Edgar. Nimmer!

Ethelwold. Nur von ihr Abschied nehme!

Edgar. Auf!

Ethelwold. Ha warum täuschten Sie mein Herz mit falschen Hoffnungen und machten mir von neuem das Leben süſs! Nur einen Augenblick Sir! lassen Sie mich Elfride nur noch einmal sehen!

Edgar. Du reizest die Rache! Stirb als ein edler Mann und mache Dein Vergehen gut. Er zieht sein Schwert.

Estok tritt ein.

Edgar. Geh und grüſse Englands Königin! dieser, den jetzt Todesblässe deckt, stirbt seines Königs Freundschaft werth, dann schnell nach London, Ritter!

Estok ab.

Ethelwold. Verrathen, betrogen von ihr! — Ha! Sir, Sie wollen Ihren Besitz durch mein Blut erkaufen!

Edgar. Treuloser, ich wollte Dich ohne Vorwurf von hinnen senden, doch Du forderst mich auf, und ich muſs nochmals durch Deine bebende Seele fahren, bevor ich Dich dem Gesetz entreisse, das den Hochverrath an mir, auf dem Blutgerüst, bestrafen muſs. Ich räche mich in Dir, an dem falschen Freunde, der mir von nun an der Menschen Herz verdächtig macht. Ich räche mich an Dir, für die Verstellung, die mich Deine treulose, unerhörte That zum erstenmal gelehrt hat. Du kennst mich, und weiſst, daſs ich Zutrauen zum Freund und Offenheit für des Mannes schönste

Zierde halte. Ich kann mich weniger Tugenden rühmen, und weiſs was sklavische Höflinge und die königliche Macht so gern und leicht in uns verderben. Ehre ich darum den Rechtschaffnen weniger? Zieh' ich ihn nicht mit allem Eifer an mich, und liebe in ihm die Eigenschaften, um die Du und mehrere, mich gebracht haben? Ja, Du — laſs nur immer Deinen Blick zur Erde sinken, ich sage Du! Du hast mir das Gift in meine Seele gegossen, vor dem Du mich so gewarnt hast. Tausendmal hast Du mir gesagt, wie gefährlich Miſstrauen unserm Herzen sey! Mir unaufhörlich wiederholt, daſs Verstellung uns, und alle die uns nahen, und selbst den Besten, schlecht und tückisch mache! Du! Du hast mein grades Herz vergiftet, es durch den schändlichsten Bruch der Freundschaft an seinem besten Theil verwundet. Verantworte es, wenn Du kannst, daſs Edgar von nun an keinem Menschen traut; und was dieſs auf Deinen König wirkt, brauch' ich dem Manne nicht zu sagen, der es so gut verstand, Tugenden das Wort zu reden, die er mit Füſsen trat.

Ethelwold zu seinen Füſsen. Mein furchtbarer König! bey den Banden unsrer jugendlichen Freundschaft —

Edgar. Nenne sie nicht — sie sind gelöst —

Ethelwold. Nehmen Sie blutige, gnügende Rache an mir, nur strafen Sie mich nicht der Heucheley — o ich fühle es, Sie können mir nicht vergeben; auch wagt mein Herz nicht, Sie darum zu bitten — nur um Entschuldigung, nur um Mitleid ruf' ich zu dem Herzen, an das Sie mich so oft gedrückt haben!

Edgar. Und woher soll ich sie nehmen? War Dir mein Reich nicht groſs genug? Würde es nicht jedes edle Haus für ein Glück gehalten haben, durch die schönste, reichste Erbin mit meinem Busenfreund verwandt zu werden? Du konntest wählen, wie und wo Du wolltest — Selbst meine einzige Schwester würde Dir mein Herz nicht versagt haben — und Du muſstest mir die einzige, die ich erwählt hatte, durch einen so tückischen, so unerhörten Verrath entwenden —

Ethelwold. Ihre gerechten Vorwürfe sind mir peinlicher, als der nahe Tod. Ich erwarte ihn, und standhaft, und verschweige, was in diesem furchtbaren Augenblick mein Herz empfindet. Doch, Sir, diese Elfride hat sich nur allzusehr als Weib gezeigt, sie liebte mich, und nun erkauft ihr Ehrgeiz eine Krone durch mein Blut — dieses macht mir, nur Ihrentwillen, für die Zukunft bange, und ich fürchte —

Edgar. Du feuerst meine Rache an! So bist Du zwiefach strafbar, denn nur die Erfahrung an Dir kann ihr Herz vergiftet haben, und auch dieses will ich an Dir rächen! Wende Dein Gesicht weg!

Ethelwold. Ich fürchte den Tod nicht, ich hasse das Leben, und wünsche zu sterben — Ha, daſs ich in ihr nur keine Rächerin meines Bluts hinterlasse!

Edgar stöſst ihn mit dem Schwert ins Gebüsch. Stelle Dich mit dem Bekenntniſs Deiner Schuld vor meinen Vater, und sag' ihm, so rächte Edgar den Verrath, den

Bruch der Freundschaft an mir, so entriſs er mich der Schande auf dem Blutgerüst zu sterben.

Ethelwold von innen. Ihre Hand — Sir — ich sterbe — Ihre Hand, zum Zeichen der Versöhnung —

Edgar von innen. Fahre hin, wir sind ausgesöhnt; ich weine nun auf die Bande, die ich so gewaltsam zerreissen muſste, und beklage den Freund, den ich verliere, den ich auf Erden nicht mehr suchen darf, da Du seine Pflicht so schlecht erfüllt hast!

KONRADIN.

EIN TRAUERSPIEL.

1784.

PERSONEN.

KARL von ANJOU, König von Sicilien.

GRAF von FLANDERN, des Königs Schwager.

KONRADIN, Herzog von Schwaben und Erbe von Sicilien.

FRIEDRICH, Herzog von Östreich.

HEINRICH, Prinz von Kastilien.

GRAF GALVANO.

GRAF GERHARD von PISA.

HURNEIS, ein schwäbischer Ritter.

HEINRICH, Truchseſs von Waldburg.

ROBERT BARI, Protonotarius von Sicilien.

STAATS-SECRETAIR.

GUIDO SUZZARRA, ein Rechtsgelehrter aus Modena.

LEGAT.

ELISABETH, Wittwe König Konrads.

Ritter. Barone. Räthe. Syndik. Soldaten. Wächter des Kastells. Bothen. Zwey Weiber. Volk.

Die Scene ist in den Ebenen bey Tagliacozzo, und dann zu Neapel.

ERSTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Lager Konradins in den Ebenen bey Tagliacozzo.

Elisabeth. Ritter Hurneis.

Hurneis. Die zwey Heere liegen einander so nahe, daſs sie sich ohne Gefecht nicht mehr trennen können. Jeder Augenblick kann entscheidend seyn. Gnädige Frau, ich soll Euch auf die Trennung vorbereiten, und mit hundert Rittern zurückgeleiten. König Konradin wünscht, daſs es heute geschähe; die Gefahr seiner Mutter würde ihn im Schlachtfeld ängstigen, und dort müssen Kopf und Herz frey seyn.

Elisabeth. Ich soll ihn verlassen; soll ihn vor solch einem Augenblick nicht mehr sehen!

Hurneis. Ihr werdet ihn sehen, Königin, er wird Euch hier um den letzten Segen und Kuſs bitten.

Elisabeth. Den letzten, sagt Ihr?

Hurneis. Ich sage, er wird Euch um Euren Kuſs und Segen bitten.

Elisabeth. Vielleicht den letzten. — Wohin seht Ihr so scharf, Ritter Hurneis?

Hurneis. Nach dem Lager Karls von Anjou. Mich däucht, ich sehe Bewegungen dort.

Elisabeth. Und mein Sohn? mein Kurd?

Hurneis. Unter seinen Völkern. Seht über die Ebene weg! Seht Ihr? Mitten unter der deutschen Schaar; sie drängen sich in dickem Schwarm um ihn.

Elisabeth. Ich seh'! ich seh'!

Hurneis. Friedrich von Östreich sprengt ihm nach.

Elisabeth. Der Freund seines Herzens! Arme, beraubte Waisen! — horch, ich höre Waffengeräusch! — horch!

Hurneis. Die spanische Reiterey empfängt ihn. Heinrich von Kastilien, wilder als sein arabisches Roſs, an ihrer Spitze. Mich däucht, man rüstet sich zur Schlacht; die Völker bewegen sich.

Elisabeth. Zur Schlacht? Soll eine Schlacht über Kron' und Leben entscheiden? O Kurd, mein Sohn!

Hurneis. Zur Schlacht, sag' ich! Er wollt' es so, Ihr wolltet's so!

Elisabeth. Ich wollte es nicht, denn ich fürchtete diesen Tag.

Hurneis mürrisch. Das deutsche schwäbische Erb' zu verpfänden und zu verkauſen, um einem König, den der Papst und seine Stärke schützen, das Reich abzudringen!

Elisabeth. Es ist sein väterliches, sein angeerbtes Reich!

Hurneis. Zu kühn, als daſs es der Jugend nicht gefallen sollte — der letzte Zweig von Hohenstaufen!

Elisabeth. Mein Sohn! Mein Kurd!

Hurneis. Ihr hättet ihn abhalten sollen, bis die deutschen Fürsten mehr vereint, und mehr bey Kräften, dem Banne des Papst's hätten trotzen mögen. Nun liegt alles auf dem Spiel.

Elisabeth. Schont meiner, Ritter! War ich nicht immer dawider? Wie lang hab' ich dagegen gekämpft, wie sehr ihn gebeten, er möchte sich mit seinem deutschen Erbe begnügen, bis die Umstände mehr für uns wären! Ich fühlte die Gefahr, einen Jüngling von achtzehen Jahren, den einzigen Sohn, in ein so kühnes Unternehmen zu verwickeln. Die letzte Gesandschaft aus Sicilien, der Zuruf Roms und aller Gibellinen, und mehr als alles dieſs, der Muth, der von seinen Voreltern auf ihn erbte, siegte über meine ängstlichen Vorstellungen. Wer mag der edlen Ruhmbegierde der glühenden Jugend Einhalt thun? Da Einhalt thun, wo schreckliche Beleidigung, gerechte, auf uns geerbte Ansprüche ihr das Wort reden? Wie sollte nun die Mutter dem geliebten Sohn widerstehen, der sich dem vollendeten Mann gleich rüstet, die sichersten Maſsregeln nimmt, seinen väterlichen Thron zu erobern? Dieses drang mir eine Einwilligung ab, welcher mein mütterliches Herz widersprach, in welcher sich mein Geist gefallen möchte, und die meine Nächte schlaflos macht. Ich [illegible] Euch, fügt Eure Vorwürfe nicht zu meinem Kummer.

Horneis. Vergebt mir, ich spreche als Schwabe für das verlorne Vaterland. Euer Sohn fühlt als königlicher Erbe, und ich als ein grauer, deutscher Ritter, der den stillen Lauf des Neckars dem brausenden Meer vorzieht, das Sicilien umfließt. — Sie ziehen sich hierher; der König kommt, und Sieg ist seine Miene.

Elisabeth. Ihr nehmt mir's wiederum vom Herzen.

ZWEYTER AUFTRITT.

Konradin. Friedrich von Östreich. Deutsche, spanische und römische Ritter.

Konradin. Meine Mutter, wir müssen uns trennen, ich hoffe, nur auf kurze Zeit.

Elisabeth. Ist es so weit?

Konradin. So weit, als ich es längst wünschte: denn um diesen Tag zogen wir hierher. Wie träg schlich mir die Zeit von dem Augenblick dieses rühmlichen Entwurfs bis zur Stunde des Ausschlags! Die Unruhe, der Tumult meines Geistes, dem Zeit, Entfernung und Aufenthalt zur peinlichen Qual wurden, alles verschwand, da ich Karl'n von Anjou gegen mich gelagert sah. Ich bin nun ruhig.

Elisabeth. Gieb auch mir von dieser Ruhe;

denn so lange die Wage innen steht, bin ich Deine ängstliche, besorgte Mutter.

Friedrich. Flöſsen Euch diese edlen Männer kein Zutrauen ein? Giebt Euch der Muth unsers zahlreichen Heers keine Sicherheit? Ist die Gerechtigkeit unsrer Sache nicht ein Gefühl, das unserm Feind das Herz bricht? Hat Karl'n von Anjou der Sieg über seinen Feldherrn und über seine Flotte nicht kleinmüthig gemacht, und gezwungen seine letzte Kraft aufzubieten? Hat nicht Sicilien, bis auf wenige Städte, Euren Sohn als König erkannt? Glaubt mir, Karl von Anjou ist in diesem Augenblick nicht so ruhig, als wir.

Elisabeth. Er hat nichts als ein Reich zu verlieren, das ihm ungerechte Hände gaben, und wir alles.

DRITTER AUFTRITT.

Heinrich von Kastilien. Vorige

Heinrich. Hier ist ein Legat des Papsts, der Euch fragen will, König, ob Ihr, den Bannstrahlen seines Oberhaupts zum Trotz, Euer väterliches Erbe zu erobern wagt!

Konradin. Laſst ihn eintreten, Prinz Heinrich.

Elisabeth. Möchte er ein Bote des Friedens seyn!

Friedrich. Sie bringen den Deutschen nichts als Unglück.

VIERTER AUFTRITT.

Legat. Vorige.

Legat. Meine Botschaft ist an Euch, Herzog von Schwaben!

Heinrich heftig. König von Neapel und Sicilien. und zu Jerusalem, Legat, sammt Apulien. Wollt Ihr hören?

Konradin. Laſst ihn, Prinz Heinrich! Wir nehmen, was er uns nicht geben will. Was bringt Euch hieher, Legat? Nach dem Bann des Papsts dacht' ich Euch nicht mehr zu sehen.

Legat. Dankt es der Milde des heiligen Vaters, der auch den Verirrten seine Arme öffnet, um sie vom gänzlichen Verderben zu retten.

Von Viterbo aus, fiel nochmals sein Bann auf Euer rebellisches Haupt. Eure Hartnäckigkeit, Eure übermüthige Aufführung in Rom, drangen ihn den frommen Lippen des Vaters der Kirche ab!

Er fiel auf Euch, Herzog von Östreich, der Ihr, einem verlornen Abentheurer gleich, an den Fersen eines Rebellen hängt, und tollkühn mit in das Verderben rennt!

Er fiel auf Euch, Prinz Heinrich von Kastilien, und Senator von Rom, Feind der Kirche und des Glaubens!

Auf Euch Ihr Ritter, Euer Heer, Euren Anhang, alle Städte, die sich für Euch erklärt haben, von den Alpen bis an die äuſserste Spitze Siciliens! Die Kirche stöſst Euch aus ihrem heiligen Schooſse, ihr Bann überliefert Euch Euren Feinden, der Rache des Himmels nach diesem Leben, und Eure Spur werde vertilgt auf dem Erdboden!

Elisabeth zum Himmel. Allgütiger, den die Vermessenheit der Menschen zum Werkzeug ihrer Rache macht, wende Dein Ohr von ihnen ab! hör' auf den Segen einer angstvollen Mutter, entferne das gedrohte Unglück von dem Haupt dieser unglücklichen Waisen und ihren edlen Vertheidigern! — Ach mein Kurd!

Konradin. Faſst Euch, meine Mutter! wir Deutschen sind mit dem Banne von lange bekannt, und wir gewöhnen uns an sein Gebrülle, wie an die wiederholten Schläge des rollenden Donners. — Still, Heinrich von Kastilien! Ihr Toben lehre uns Sanftmuth. Was habt Ihr weiter zu sagen, Legat?

Legat. Segen für Fluch, wenn Ihr durch Niederlegung der Waffen, durch Demüthigung und gänzliches Ergeben in den Schooſs der Kirche zurückkehren wollt. Widrigenfalls werden die gesegneten Waffen des Königs von Sicilien, gleich rächenden Dienern des Himmels, Eure Vermessenheit strafen. Ihr habt —

Heinrich. Ich bitte, laſst mich reden — laſst mich reden!

Konradin. Still, Prinz! Seine Sache ist zu reden, und unsre zu handeln. Fahrt fort, Legat!

Legat. Ihr habt ganz Italien in Aufruhr gebracht. Habt die Völker gegen ihr Oberhaupt den Papst, ihre Fürsten empört, und in den Bann der Kirche verflochten. Habt als ein Verbannter, Rom durch einen trotzenden Einzug entehrt, und den Vater der Kirche von seinem heiligen Sitze vertrieben. Euer Anhang kam aus Tunis mit einer Schaar Ungläubigen, und rief Euch in Sicilien als König aus. Ihr zogt König Karl'n, durch Euer gewaltsames Eindringen, von dem Kriege gegen die Saracenen ab, den ihm der Papst auftrug, das Land von ihnen zu befreyen. Was habt Ihr auf alles dieſs zu sagen, Herzog Konradin? Laſst Euch jugendliche Hitze, die Frechheit Eures Heers und Anhangs keine rasche Antwort abdringen. Bedenkt die Gefahr, worin Ihr seyd; ein Augenblick zerstiebt dieses trotzende Heer, das sich mit Kirchenraub befleckt hat!

Konradin. Auf alles dieſs hab' ich Karl'n von Anjou mit dem Schwert zu antworten; denn schon längst haben Euch meine gerechten Vorstellungen und Ansprüche schamroth gemacht.

Ich bin Konrads, Königs von Sicilien, einziger Sohn und Erbe. Der Papst hat dieses mein Erbreich Karl'n von Anjou zur Lehen gegeben, und einen Theil davon als Lohn für sich genommen. So ward mein freyes, von meinen Vorfahren tapfer erworbenes Reich abhängig vom Papste; Karl von Anjou schwur als Vasall den Eid der Treue, und verpflichtete sich zum jährlichen Tribut. Meine Unterthanen haben mich gerufen, der Härte ihres unrechtmäſsigen Besitzers, und den Eingriffen Roms ein Ende zu machen. Ich bin mit meinem Heer nach Italien gezogen, mein Reich den Räubern zu entreissen, und in seine vorige, alte Freyheit zu setzen. Dieſs sind meine Verbrechen:

des Papsts Schuldigkeit war's, mich als einen unmündigen Waisen in meinen Rechten zu schützen, und dazu forderte ihn mein sterbender Vater in seinem letzten Willen auf. Der mich beschützen sollte, ward mein Räuber; und so hat mich seine Ungerechtigkeit früher zum Mann gemacht. Sagt dem Papst, Ihr habt den letzten Hohenstaufen gesehen, in dem seine Vater wieder erwachen sollen, um die deutsche Nation von seinen entehrenden Fesseln zu befreyen.

Heinrich. Laſst mich reden!

Friedrich. Laſst mich reden!

Die Ritter. Laſst uns reden!

Konradin. Genug! von meinem Schwerte will ich Sicilien, und nicht vom Papst, nicht als Lehen des Papsts. Woher schreiben sich des Papsts Rechte auf die Reiche und ihre Beherrscher? Soll ein Bannstrahl auf uns geerbte Ansprüche zerschmettern? unser freyes, deutsches Blut stocken machen? Freyheit und Recht ist der Ruf meines Herzens, der Ruf meines Heers, und der soll den Bann von Viterbo niederbrüllen!

Friedrich. Es werden Zeiten kommen, wo dieser donnernde Jupiter im Purpur und der dreyfachen Krone zu den Deutschen wandern wird, um seiner sinkenden Macht einen Schatten von Ansehen zu erflehen; und dann wird der Nebel von den Augen der Menschen fallen, und Euch ins Dunkle scheuchen, woraus Euch Schwachheit des Geist's und Aberglaube gezogen haben. Das sag' ich Friedrich von Östreich, auch der letzte Zweig dieses Hauses, auch meiner

Erblande schändlich beraubt, die ich in den Siegen meines Freundes wiederfinde.

Legat. Ist dieſs alles, was Ihr dem heiligen Vater antwortet?

Konradin. Alles!

Legat. Wollt mit dem Bann der Kirche beladen, mit Karl'n von Anjou schlagen?

Konradin. Will!

Legat. Ich kenne dieſs und kenne den deutschen Starrsinn. Ich spreche diesen Augenblick nicht als Legat, ich spreche zu Euch als ein Mann von Erfahrung. Dieſs alles sind Träume einer glühenden Jugend, wo das hochschwellende Herz zu gewagten Unternehmungen laut schlägt, und den Ausgang davon so leicht fühlt, als es die Entstehung annimmt. Wahrlich das Merkzeichen aller groſsen Männer; aber nur der glückliche Ausgang stempelt sie dazu, die Verunglückten stehen in der Liste der Waghälse, oder fallen in Vergessenheit.

Konradin. Das kann ich; aber nie meine Rechte und die Ungerechtigkeit meiner Feinde.

Legat. Ihr habt Euch von Eurem Anhang, dem Schein eines glücklichen Fortgangs blenden lassen. *Auf Prinz Heinrich deutend.* Dieser Ungläubige da, dieser falsche Christ, dieser Saracene, hat Euch durch den erzwungenen Zuruf in Rom betäubt. Die Besteigung des Kapitols unter Freudengeschrey und Trompetenklang hat Euer junges Blut in Wallung gebracht, und in diesem Taumel scheint Euch der Tag einer Schlacht einem feyerlichen Einzuge zu gleichen.

Konradin. Legat, Ihr zwingt mir's ab! Ich hab' auf dem Kapitol gefühlt, was ein junger deutscher Fürst, in dessen groſsen Ansprüchen sein Herz schlägt, da fühlen muſste, wo Männer wie Eure Vorfahren gewandelt haben. Ich habe dort gedacht, daſs ein Reich mit dem Schwert zu erobern noch mehr werth sey, als ein Reich, das uns unbestrittne Erbfolge im Schlafe giebt. Ich empfand die Wärme, die wir beym Erinnern an groſse Männer fühlen, wenn sich unser eigner Werth, oder das volle Streben unsrer Seele in die Bilder mischt, die unser Geist aus ihren Gräbern ruft. Scipio und Cäsar riefen mir zu: Du bist der Erbschaft deines Vaters werth, wenn du siegst, und bist ihrer werth, wenn du nicht siegst. Mit allen Euren Erfahrungen werdet Ihr mich nicht um das Gefühl bringen, das ich dann haben werde, wenn ich Schild an Schild, Schwert an Schwert mit Karl'n von Anjou liege.

Elisabeth. Edler Kurd! ich höre Deinen Vater.

Die Ritter unter sich. Er ist ein Mann!

Heinrich. Redet ihm nichts von alten Römern und ihrer Denkart vor. Keiner ist ihm weder wachend noch träumend erschienen, und er liest ihre Geschichte bloſs des Lateins wegen; ich versichre Euch, seines gleichen sehen die Überreste ihrer Vorfahren mit Schauder an, und der Geist, der aus ihren kolossalischen Ruinen blickt, jagt ihrem christlichen Herzen den Gedanken ab: Ihr seyd gleichwohl verdammt! und mehr und weniger denkt er Euch nicht bey Regulus Opfer und Brutus Dolchstichen.

Legat. Prinz von Kastilien, ich weiſs so viel von groſsen Männern, daſs ich weiſs, Ihr seyd keiner.

Heinrich. Ihr gefällt mir, in der That, und scheint den Maaſsstab der wahren Gröſse in Euch selbst zu tragen. Möchtet Ihr aus dem, was ich gethan habe, schlieſsen, was ich allenfalls noch werden könnte.

Legat. Was ich werden kann, bin ich nicht. Was Ihr seyd, hab' ich noch zu sagen.

Elisabeth. Prinz!

Legat. Laſst ihn, königliche Frau! er schlägt mit der Hand an den Felsen, seine Zunge ermüdet eher als meine Geduld.

Heinrich. Ja, Ich will reden! Unter dem Schutt der groſsen Römer krochen mit Eurem Glauben, Pfafferey, Kabale und scheuſsliche Intrigue hervor, die zusammen fraſsen Euch alles edle Gefühl vom Herzen, lieſsen Euch nichts übrig als die Herrschsucht ohne Kraft, die Ihr nun durch Fesseln unterstützt, die aus Aberglauben, Unsinn und miſsverstandner Furcht vor dem Himmel geschmiedet sind.

Elisabeth. Ich bitt' Euch, laſst unangetastet, was das Werk eines Höhern ist.

Legat. Eure Lästerungen zerschlagen sich an dem hohen Gewölbe des Himmels, und Eure Thorheiten reifen auf Eurem Haupt.

Heinrich. Bey meinem Roſs, ich will davon reden. Bin ich nicht Senator von Rom, und muſs wissen was daran ist? Es ist ein lustiges Ding um den Stuhl

Petri, eine wahrhafte Abschattung des Kapitols, der Veste der Weltbeherrscher.

Legat. Ihr ras't, was Herzog Konradin mit einer Würde fühlt, die das Herz seiner Feinde selbst um sein Schicksal bekümmern würde, wenn sie ihn hörten. Ihr seyd durch den Papst Senator von Rom geworden, so unwürdig Ihr dieser Würde auch seyd. Nun bellt Ihr gegen den Papst, weil er Euch nicht schnell genug die Hände zu Euren Absichten auf Sardinien bot.

Heinrich. Hier steht ein Mann, der mich zum Könige von Sardinien macht, Trotz Euch.

Legat. Ihr habt Euren Bruder, den friedfertigen König Alfonso verlassen, weil Euer tolles Herz nirgends Ruhe hat. Ihr floht nach Tunis unter die Saracenen, und sogt die Meynungen und Neigungen der Ungläubigen ein, ward't zum Abtrünnigen des Glaubens, in Kleidung, Worten und Thun. Eine entdeckte Verschwörung, die Ihr gegen das Haupt dieser Ungläubigen unternahmt, warf den Infant von Kastilien abermals als Abentheurer in die Welt. Ihr kamt nach Sicilien, Euer Vetter, König Karl, nahm Euch auf, und verschaffte Euch durch sein Ansehn beym Papst die erste Würde Roms, das Ihr bald mit Kirchenraub, Schandthaten und Gewaltthätigkeiten erfülltet. Kaum erschien Konradin von Schwaben, so fallt Ihr ab vom Papst und Eurem Vetter, und um die Kirche gänzlich zu zerstören, laſst Ihr Euch unter dem Vorwand mit den Saracenen ein, sie als Hülfsvölker für Konradin zu werben, um sie nach gutem Erfolg gegen ihn selbst zu brauchen. Seht, edler Herzog, dieſs ist der Mann, der Euer Unternehmen in Italien leitet.

Heinrich. Ihr sprecht im Geiste Eurer Schule. Dieſs zum Beweis, daſs ich Euch kenne.

Ich habe gerechte Klagen, habe gerechte Forderungen an meinen Vetter, Karl'n von Anjou. Ich borgte ihm vierzigtausend Goldgulden, um's gegen seine Feinde aushalten zu können; als ich sie einforderte, um's auf Sardinien auszuführen, hielt er mir das Geld ein, und unternahm's mit eben dieser Summe auf Sardinien. Ist der Raub Siciliens nicht hinreichend für seinen Ehrgeiz? Sagt dem Papst, ich will ihn und Karl'n von Anjou an der Spitze meiner Saracenen aus Tunis und Lucera heimsuchen, und mit dem Schwerte der Ungläubigen falsche Christen Gerechtigkeit lehren! und zum Beweis, Legat, daſs ich keiner nach Eurer Weise bin, mögt Ihr den falschen Christen an den Infanten von Kastilien hängen, so lang Ihr wollt. Ihr thätet besser, Ihr gingt! Mein Blut hat unter den tapfern und gerechten Saracenen den natürlichen Lauf wiedergefunden, den Ihr zu Eurem Besten von Jugend auf in uns zu hemmen sucht. Ich habe an der Afrikanischen Küste den Schlamm abgewaschen, wodurch Ihr die besten Kräfte der Menschen erstickt. Sagt Karl'n von Anjou, daſs, wo ich mit ihm zusammenstoſse, sein Leben mein Raub sey! Er oder ich muſs sterben! Hört Ihr? Antwortet Ihr nicht? Er muſs sterben oder ich! Wollt Ihr dieſs hören?

Elisabeth. Prinz!

Konradin. Ich bitt' Euch, endet!

Heinrich. Warum spricht der Mann nicht? will er mich mit seiner gelogenen Geduld zum Zorne reizen? Kann er nur zittern? O ich möchte diesen römischen Köpfen, gleich einem zweyten Prometheus, den alten Genius wiederum einblasen. Die Auſsenseite ist ganz dieselbe, ganz das alte Gepräge, nur die Päpste haben ihren wahren innern Gehalt durch Ablässe und ihre Kniffe umgesetzt. O ich hab' Männer unter diesen Saracenen gesehen! Ich hab' mit Männern unter diesen tapfern Ungläubigen gelebt, die ganz der Handschrift entsprachen, welche die Natur mit kühnen Zügen in ihr äuſsres gerissen. — Pfuy, sag' ich! ich bin ein Türke, sag' ich, wenn ich einen Eures gleichen reden höre.

Konradin. Werdet Ihr nie aufhören zu tollen!

Heinrich. Ich will ein Muselmann werden, sag' ich, bevor ich mit solchen Leuten wiederum leben will, das will ich, so wahr ich einen Araber reite.

Konradin. Ich habe keine Zeit Eure Tollheiten anzuhören.

Heinrich. Vergebt! Ich denke an mein wildes Pferd. Prinz Heinrich ist ein toller Kopf, daſs er sich mit Pfaffen necken mag.

Legat. Ich bin zu keinem Wahnsinnigen gesandt. — Hört mich zum letztenmal. Ihr seyd ein edler trefflicher Prinz, und Euer Schicksal ängstigt mich. Ihr kennt Karl'n von Anjou als einen Helden, dem Euer Oheim Manfred untergelegen, dem alles gewichen. Ich rathe Euch zum Vergleich!

Heinrich. Ja, ja, man vergleicht sich über

Königreichs, wie über eine Thesis der Scholastik. Fängt Unterhandlungen an, König, bis Euer Heer durch die Hitze, böse Dünste und pestilenzialische Krankheiten aufgerieben wird. Hat diese List der Päpste Italien nicht immer zum Grabe fremder Heere gemacht?

Konradin. Ich dachte, Ihr wolltet ruhig seyn!

Legat. Wenn nun der heilige Vater den König von Sicilien dahin brächte, daſs er durch seine Tochter Beatrix diesem Vergleich Gewicht und Kraft gäbe, und sich diese verheerende Zwietracht durch eine glückliche Vermählung endete? Königin Elisabeth, meynt Ihr nicht, daſs darauf zu hören sey?

Elisabeth. Ich bitte Dich, Kurd, hör' auf den Legaten!

Heinrich. Merkt Ihr den Geist des Konklaves nicht? Hört doch darauf, König; entlaſst Euer muthiges Heer, sie körnen Euch mit Einem Weibe, bis Ihr ohne Hände dasteht.

Konradin. Meine Rechte sind gut unterstützt, Legat, und so beschaffen, daſs ich mein Reich weder der Tochter meines Feind's, noch den trüglichen Vermittlungen des Papsts verdanken will. Dieſs sind meine letzten Worte.

Legat. Und dieſs die meinen. Als Euer Heer bey Viterbo vorbeyzog, sah der heilige Vater Euch und Friedrich von Östreich an der Spitze desselben in wilder, tobender, unüberlegter Jugend auf Euren Rossen dahinsprengen. Mitleiden und Nachdenken deckten seine väterliche Stirne. In prophetischem, von Gott verliehenem Geiste, sah Klemens der Vierte die Zukunft in langem, traurigem Gewande, ihren zitternden Lippen entfiel die schreckliche Weissagung: Was fürchtest du heilige Kirche, was fürchtest du Karl von Anjou diese kühnen Waghälse? Sie ziehen den Schafen gleich zur würgenden Schlachtbank, und dieses Heer wird wie der Rauch vor'm Wind zerstieben. Ab.

Heinrich. Ich will Euch begleiten; im Lager brauchen wir keine Propheten. Ab.

Konradin. Laſst mich einen Augenblick mit meiner Mutter; es ist der Abschied. Der erste Trompetenstoſs versammelt Euch hier zum Kriegsrath.

Alle gehen.

Friedrich, bleibe! es ist auch Deine Mutter. Sieh, wie gebeugt sie ist! wie die kühnen, dem Rath des Himmels schnöd vorgreifenden Worte des Frechen, ihr mütterliches Herz mit düsterer Ahndung füllen.

Friedrich. Laſs sie einen Augenblick, ihr guter Sinn wird bald diese eitlen Drohungen für tückische Kunstgriffe unsrer Feinde ansehen.

Elisabeth. Und wenn es einträfe, Kurd!

Konradin. So gäbe nur der Zufall ihrer Kühnheit einen Anstrich von Wahrheit, und dieser Zufall weicht der Entschlossenheit.

Elisabeth. Kurd, ich soll Dich verlassen!

Friedrich. Um uns siegreich wiederzusehen.

Konradin. Um mich als Eroberer meines väterlichen Reichs zu umarmen. Laſst den Muth wiederum in Euch auſleben, mit welchem Ihr meine Jugend unterstützt, und die edlen Gesinnungen meiner Väter in mir erweckt habt.

Elisabeth. Eben darum, weil Du so geworden bist, so ihnen gleich.

Konradin. Dieſs muſs Euch Zutrauen geben, und so denkt mich besser als ich bin. Euer treuer Hunneis soll Euch mit hundert Rittern folgen, um Euch gegen Unfug der Guelphen zu schützen.

Elisabeth. Behalte sie, Du hast ihrer Hände nöthig; wie gern wollt' ich Dir die meinen geben; aber sie sind schwach, ich kann sie nur für Dich und Deine Streiter zum Himmel heben.

Konradin. Zieht mit ihnen, Mutter. Hundert Schwerter mehr oder weniger entscheiden nicht; ich bin ruhig wegen Euch, und das ersetzt Tausende.

Elisabeth. O mein Kurd!

Konradin. Ihr seyd König Konrads Wittwe, und Deutschland nannte Elisabeth von Bayern, wenn es von einem entschloſsnen Weibe sprach, dieſs haben mir graue Ritter gesagt.

Elisabeth. Damals hatt' ich noch nichts verloren.

Friedrich. Es ist natürlich, königliche Elisabeth, Ihr fühlt als Mutter, wo wir nur Männer sind.

Elisabeth. Schlägt Dich meine Weichheit nieder, Kurd? Sieh, ich bin schon gefaſst. Wenn meine Besorgniſs Wolken auf Deine Stirne zieht, so verjagt Dein Kummer den meinigen. Ich bitte Dich, Kurd, wage Dich nicht vermessen in der Schlacht, an Deinem Leben liegt alles; sie schlagen sich für Dich, und wenn Du durch Kühnheit ihren Tod fruchtlos machst, so schreyt ihr Blut gegen Dich. Folge Deinem Oheim

Manfred nicht nach, der sich bey heftigem Widerstande wüthend in die Feinde warf. Du bist die Seele deines Heers, nach Deinen Handlungen messen sich die ihrigen ab. Sey kalt, klug und tapfer am rechten Orte!

Konradin. Beruhigt Euch; ich werde thun, was Pflicht, Stand und Ehre fordern.

Elisabeth. Friedrich, seyd unaufhörlich an seiner Seite, und wenn er sich vergessen will, so ruft ihm zu: Denk an Deine verlaſsne Mutter. Weicht nicht von ihm!

Friedrich. Können wir uns verlassen? Ist mein Schicksal nicht in seinem Herzen, und seins in dem meinigen? Er und ich! Ihn umarmend.

Konradin. Mein Bruder!

Elisabeth. Und Eure Mutter!

Beyde. Unsre Mutter!

Konradin. Ein Schicksal!

Friedrich. Ein Leben!

Konradin. Ein Herz, ein Schwert!

Elisabeth. Eine Mutter! Eure Mutter! Auf zur Schlacht! Bringt mir die Zukunft näher. Schlagt nun Karl'n von Anjou, zieht dann nach Deutschland, das Erbe Friedrichs, dem räuberischen Ottocar von Böhmen zu entreiſsen.

Konradin. Gute, liebe Mutter!

Elisabeth. Nur bitt' ich Dich, hüte Dich vor Prinz Heinrich. Sein Herz ist wild, und sein Mund flieſst ungestüm über. Laſs Dich nicht von dem Schimmer seiner Gedanken und der Kühnheit seines Muths blenden. Bleibe immer gelassen und männlich, Kurd, wir werden Meister des Schickſals, so lange wir's von uns sind. Vermeide die Verbindung mit den Saracenen, Dein Heer ist zweymal stärker als der Feind, danke Deinem Volk allein den Sieg!

Konradin. Fürchtet nichts! — Ritter, Ihr fühlt was ich Euch vertraue, ohne sie haben Kronen keinen Reiz.

Hurneis. Eure Worte und Denkart söhnen mich aus! vorhin dacht' ich an die Schlacht, so aber nehm' ich's gern auf mich.

Konradin. Stoſst in die Trompete!

Elisabeth. Schon jetzt?

Konradin. Es muſs seyn! Meine liebe, edle Mutter, lebt wohl.

Elisabeth [illegible] Lebe wohl, Kurd! Friedrich, lebe wohl! — Noch ein Lebewohl! — Kurd, noch halt' ich Dich in meinen Armen — Einziger Trost meines Alters! Einzige Stütze der wenigen Tage, die ich noch zu leben habe! — Lebt wohl! Lebt wohl und siegt!

Mit Ritter Hurneis ab.

Konradin gedankenvoll. Werd' ich sie wieder sehen?

Friedrich. Kurd!

Konradin. Nur Dein Ton ist männlich, nur Dein Gesicht gefaſst; Dein Herz gleicht dem meinen.

Friedrich. Die Ritter kommen.

Konradin. Ich bin da!

FÜNFTER AUFTRITT.

Heinrich von Kastilien. Graf Galvano. Graf Gerhard von Pisa. Ritter. Vorige.

Konradin. Was für Nachrichten vom Feind?

Heinrich. Karl von Anjou rüstet sich. Eh' Ihr's Euch verseht, wird er Euch angreifen. Ich kenne seine kühne Weise.

Konradin. Was rathet Ihr?

Heinrich. Die Schlacht zu vermeiden, bis wir uns mit den Saracenen in Lucera vereinigt haben.

Konradin. Die Vereinigung ist sehr gefährlich, und kann unsre Sache in die Länge ziehen.

Heinrich. Ich bitte, hört mich aus! Ihr, König, macht eine Bewegung mit Euren Deutschen gegen die Anhöhen, während die Grafen hier einen verstellten Angriff auf die Brücke machen, die König Karl selbst beschützt. Ich lehne meine spanische Reuterey an den Fluſs, meinen Rücken von den Höhen gesichert, und decke der Grafen Rückzug; indessen habt Ihr die Anhöhen bestiegen. Denkt, daſs der Fluſs zwischen uns und dem Feinde liegt, daſs zu einem Übergang Zeit gehört. Seht Ihr jene Höhen, sie ziehen sich an einer Wand immer fort, und wir finden überall sichre Lagerplätze. Ich setze meinen Kopf darauf, daſs Karl glaubt, wir wollten seine Rechte gewinnen, und sich in eine andere Stellung wirft. Sind wir mit den Saracenen verbunden, so haben wir einen festen Platz im Rücken, lagern uns zwischen Neapel und sein Heer! und zieht er uns nach, so will ich keinen Harnisch mehr anlegen, wenn wir ihn nicht lebendig fangen, oder für immer von seinem Reich abschneiden. Bedenkt, daſs es sein Vortheil ist zu schlagen! Bedenkt, daſs man den Fuchs mit List jagt, und daſs er's ist!

Konradin. Friedrich, Herzog von Östreich, Eure Meynung!

Friedrich. Wir sind dreyſsigtausend Mann stark, und der Feind zählt kaum zwanzigtausend. Ich rathe zum schnellen, entscheidenden, unterstützten Angriff. Wenn Ihr Euch mit den Saracenen verbindet, so zieht Ihr Euch Haſs zu, und auſserdem müſst Ihr sie hernach bekriegen, wenn Ihr König seyd, und das wäre schlecht gelohnt.

Heinrich. Bekriegen! Ha, das soll der König nimmer! Er mag den Papst, die Guelphen bekriegen; aber nicht die tapfern Saracenen. Er soll sie nicht bekriegen!

Konradin. Seyd Ihr schon wieder Feuer? Was sagt Ihr, Graf Galvano?

Galvano. Ich halt' es mit der Meynung des Prinzen Heinrichs von Kastilien.

Konradin. Und Ihr, Graf Gerhard von Pisa?

Gerhard. Ich bin für den Angriff.

Konradin. Und Ihr, edle Ritter?

Die Ritter. Gott und Konradin! wir schlagen heute, und ohne die Ungläubigen.

Konradin. Wir schlagen!

Die Ritter. Und siegen!

Heinrich. Mein Rath war Vorsicht, und nun weil Ihr wollt, bin ich für die Schlacht. Greift zuerst an, es ist in der Natur des Menschen, daſs der Angriff unser Herz erhebt, während er dem Feinde das Gefühl unsrer Überlegenheit aufdringt.

Konradin. Wir wollen!

Heinrich. Schildknapp! Meinen Tieger! Meinen tollen, tapfern Araber! Meine Waffen aus Tunis! Ich will ein Türke seyn! — Fliege! Ich will Karl'n von Anjou mit dem Schwerte der Ungläubigen ermorden!

Konradin. Seyd Ihr fertig?

Heinrich. Ich höre!

Konradin. Ihr, Prinz Heinrich, nehmt mit Euren stolzen Spaniern den linken Flügel, und greift Karl'n bey der Brücke an, die er, wie wir wissen, beschützt. Euer kühnes Feuer geh' in That über, erwerbet mir mein väterliches Reich und Euch Sardinien.

Ihr, Grafen, nehmt unsre Rechte mit Euren Landsleuten und der römischen Reiterey. Der Tag, der mir die Krone giebt, zerbricht das Joch Roms. Eure Belohnung, edle Grafen und theure Ritter, haben die Franzosen und der Papst innen; Eure Tapferkeit gleiche meinem Dank.

Friedrich von Östreich und ich nehmen die Mitte mit den Deutschen, und durchbrechen den Strom, sobald Heinrich von Kastilien die Brücke hält. Wir leben heute einen groſsen Tag, und nun das Wort: Gott und Elisabeth!

Die Ritter. Gott und Elisabeth!

Konradin. Stoſst in die Trompete! wenn wir uns wiederſehen, ſey Sieg unſer Wort! Lebt wohl, Prinz Heinrich, Ihr liebt ſolche Stunden.

Heinrich. Und ſuche ſie.

Konradin. Tapfre Grafen! Eure Miene iſt Freude! Lebt wohl, nach der Schlacht wollen wir reden!

Alle ab.

Friedrich. Daſs wir über dieſen Augenblick wegfliegen könnten!

Konradin. Mit nichten, wir wollen ihn ganz genieſsen, nur ſolche Tage ſind des Lebens werth. — Arme, bangvolle Mutter! das Loos iſt geworfen und die Entſcheidung hängt mir gleich einem düſtern Gewölke vor den Augen. — Ein Schickſal!

Friedrich ihn umarmend. Ein Schwert!

Konradin. Ein Leben!

Friedrich. Ein Grab! Ab.

Eine Pauſe, während welcher man wilde Schlachtmuſik hört.

SECHSTER AUFTRITT.

Eine buſchigte Anhöhe mit vielen Soldaten beſetzt.

König Karl auf einem Felſen. **Graf von Flandern. Legat. Ritter. Boten.**

Legat. Es iſt mir gelungen, König, denn als es mit meinen Vorſchlägen nicht fort wollte, macht' ich Euren Vetter Heinrich ſo verdächtig, daſs ſie gewiſs an keine Vereinigung mit den Saracenen mehr denken.

Karl. Weisheit ist eine Gabe des Himmels, die habt Ihr; ich danke Euch.

Legat. Werdet Ihr mit dieser Reiterei fern vom Treffen bleiben, und nicht in die Ebene zu Euren Völkern stoſsen?

Karl. Dieser gedankenvolle Mann, Graf von Flandern, mein Schwager, will es so. Wir halten uns hier mit achthundert auserlesenen Reitern im Hinterhalt, um ihnen den Sieg aus den Händen zu reissen, wenn es noch Zeit ist. Er hält das Feuer meines Herzens; doch bin ich nicht gewiſs, ob ich ausdauern werde; denn ich weiſs nicht, was Stillstehen an einem solchen Tage ist.

Legat. Mit List besiegt man den Übermuth.

Man hört Trompeten und Kriegsgeschrey von der Ebene her.

Karl. Ha! sie greifen uns an! — hört Ihr! Mein Heer erwiedert's! — Graf von Flandern! Schwager! — Geht, geht, ehrwürdiger Legat! hier wird's nicht lange mehr ruhig seyn. Bittet Gott für mich, und bestellt Messen von hier bis Viterbo. Empfehlt meine Sache dem heiligen Vater, das ist, dem Himmel!

Legat. Eure Waffen sind von ihm gesegnet. Glück dem König von Sicilien! — Ab.

Karl. Schwager Flandern, kann ich's hier aushalten? Mögt Ihr den tobenden Ungestüm meines sieggewohnten Herzens fesseln? Es gilt um eine Krone, Flandern, die zum Spiel dieser Schlacht steht! Ha, ich seh' Euch an, daſs Ihr keine zu wagen habt, daſs Ihr die Vorzüge nicht fühlet, die sie uns über die Herzen der Menschen giebt! Werdet Ihr nicht reden?

Graf von Flandern. Eben diese Krone will ich Euch erhalten. Mein Ungestüm gleicht sonst dem Euren, nur heute half der Eurige meiner Klugheit auf. — Befehlt den Reitern, daſs sie sich stille halten, und daſs sich bey Lebensstrafe keiner sehen lasse.

Karl. Sie verstehen mich.

Graf von Flandern. Seht Ihr etwas von dieser Seite, König?

Karl. Wildes Gewühl! wildes Gewühl! sie stürmen auf mein Herz, sie greifen nach meiner Krone. Was seht Ihr?

Graf von Flandern. Gewühl und Streit!

Karl. Schickt der Marschall Cousance keine Boten? Geht alles nur vorwärts?

Graf von Flandern. Desto besser, so gewinnen die unsern Feld.

Ein Bote.

Karl. Was bringst Du?

Bote. Das Treffen ist blutig, und noch unentschieden. Prinz Heinrich griff zuerst die Brücke an, die der Marschall Cousance deckte. Heinrich bestürmte sie tollkühn: nachdem ihn der Marschall dreymal abgeschlagen hatte, warf sich der Kastilier an der Spitze der spanischen Reiterey in den Fluſs —

Karl. Ha, der tollkühne Ungläubige? und er entkam, die Fluthen verschlangen ihn nicht?

Bote. Er erstieg unsre Ufer; seine abgesandten Haufen fanden Fuhrten gegen den Ursprung des Flusses, und stürzten von allen Seiten auf uns.

Karl. Und meine Provencalen sprengten sie nicht in den Fluſs zurück? Heiliger Gott! wo ist deine Rache? Widerstanden nicht? Sklaven entscheiden über meine Krone! Widerstanden nicht? Erschlugen meinen tollen Vetter nicht?

Bote. Die Berge ertönten von dem Schlag ihrer Waffen; sie lagen Lanze an Lanze, Schwert an Schwert, und wichen nur dem Tod; dann nur, da sie die Spanier ganz umringt hatten, begaben sie sich auf die Flucht.

Karl. Schande und Verderben vernichte die Feigen! Flieg' und bring' beſsre Nachrichten! — Schwager! laſs mich losbrechen, und diese treulosen Provencalen in die Schlacht treiben. — Ha, Ihr sprecht nicht?

Graf von Flandern. Später Sieg ist auch Sieg. Geduldet Euch! was seht Ihr?

Karl. Sie weichen! weichen! weichen! — Mein Pferd! es gilt um ein Königreich, das ich dem tapfren Manfred in der blutigen Schlacht bey Benevento mit seinem Leben entriſs, das mir nun ein unbärtiger Jüngling entreissen soll. Laſst mich, meine Soldaten vermissen mich.

Graf von Flandern. Was seht Ihr nun?

Karl. Verdammniſs! Reitet nach der Kapelle, und laſst die Mönche zu Gott rufen, daſs sie stehen! O daſs ich Stirn an Stirn gegen diesen tollen Vetter stünde! er entreiſst mir meine Krone. Meine Anverwandten bringen mich um mein Königreich, dieser mit seiner Kälte, und der Saracene mit seiner wilden Tapferkeit.

Graf von Flandern. Was seht Ihr nun?

Karl. Flucht! Flucht! Nur der Donner des Himmels kann sie mit Schrecken an den Boden wurzeln. Mein Pferd!

Ein Bote.

Hast Du Zeit zu keuchen, da ein Königreich an Deinen Lippen hängt?

Bote. Der Hohenstaufen hat mit den deutschen Schaaren den Fluſs durchbrochen.

Karl. Und meine Franzosen?

Bote. Hohenstaufen ist Herr von unserm Ufer, und drängt gewaltig vor.

Karl. O mein Königreich!

Man hört Siegsgeschrey.

Ich höre Triumph! Heule! Heule!

Bote. Siegsgeschrey der Deutschen! Heinrich von Kastilien hat den Marschall Cousance erschlagen, den sie, weil er in Euren Waffen stritt, für den König hielten.

Karl. Er ist meiner Rache zuvorgekommen.

Bote. Er starb wie ein Mann! Prinz Heinrich gab ihm die erste Wunde, und da man ihn für den König hielt, wollte jeder Verwegne seine Rache an dem Schatten der Majestät ausüben. Er starb von tausend Wunden bedeckt.

Karl. Daſs ich so viel Zungen hätte, um den Fliehenden Muth zuzuschreyen! — Laſs mich los, Schwager!

Graf von Flandern. Euer Leben, Eure Krone und ganzes Glück bestehen in diesem Hinterhalt. Ich kenne die Deutschen, und weiſs, daſs sie unüberlegt von dem Sieg auf die Beute fallen; so wollen wir sie in Zerstreuung und Unordnung angreifen, und ihnen den Sieg aus den Händen reissen.

Karl. Schwager! Schwager! Geduld ist der Balsam der Narren und Schwachen!

Graf von Flandern. Was seht Ihr, König?

Karl. Schändliche Flucht!

Graf von Flandern. Das seh' auch ich!

Karl. Heiliger Vater! Verbannte siegen über Deinen Sohn! über die Stütze deiner Kirche!

Ein Bote.

Bote. General Clerac läſst Euch sagen, auf Eure Rettung zu denken. Alles flieht.

Karl. Einen Strick für seinen Rath! — Weg! Weg!

Graf von Flandern. Stehen die Deutschen noch in Ordnung?

Bote. Sie fallen auf die Beute, plündern die Leichname, und kehren mit Raub beladen in ihr Lager zurück! Prinz Heinrich verfolgt die Flüchtigen.

Graf von Flandern. Laſst mich sehen. Er steigt auf die Stelle des Königs, geht etwas vorwärts; so daſs man ihn einen Augenblick aus dem Gesicht verliert.

Karl. Nun rette! Läſst er mich allein? ohne Krone? ohne Völker? — bete! heiliger Vater! bete! Zum Himmel. Wenn ich zu Grund gehen soll, so laſs es langsam geschehen! — Achthundert Reiter gegen ein siegendes Heer! — Flandern, es kostet dein Leben!

Graf von Flandern. Nun laſst sehen, was unser Arm vermag! Nun laſst uns auf das Lager der Feinde stürmen! Jetzt zwingt uns die Noth zu schlagen, auf der Flucht ist keine Rettung mehr! dieſs wollt' ich! König, Ihr seyd von den auserlesensten Reitern umgeben, laſst uns wagen, was das kühne Herz wünscht, und wir werden das Schlachtfeld als Sieger behaupten.

Eben sah ich Euren Vetter zurückziehen; ich werde mich mit einem Theil unsrer Reiterei von Euch abziehen, ihn angreifen und eben so plötzlich weichen, er wird mir nachsetzen, Ihr greift ihn an, ich wende mich, fall' ihm in die Seite, wir schlagen ihn, und stürmen das Lager, bevor sie Zeit haben sich wieder zu stellen.

Karl. Gott! unter dessen Schutz die Franzosen immer fochten, laſs heute dein geliebtes Volk nicht ganz vertilgt werden! Gieb uns über unsre Feinde einen Sieg, den die Nachwelt für ein Wunder halten wird! Rette uns aus ihren Händen zur Verherrlichung deines Namens!

Und Ihr, tapfre Picarder, Theilnehmer meines Schicksals, ohne welche ich nie Ruhm suchte, noch wünschte, helft mir diese übermüthigen Feinde überwinden, gebt mir meine Krone wieder. Euch erwarten Ruhm, Ehre und alles Glück, was diese Krone Sterblichen mittheilen kann.

Die Soldaten einer nach dem andern. Für Eure gerechte Sache fallen, sey unser Preis! Wir haben unter Euch gelernet, das Leben zu verachten! Wir folgen Euch in den Tod!

Mehrere. Fallen wir, so müsse Karl von Sicilien allein übrig bleiben!

Karl. Zu Pferd! Zu Pferd!

SIEBENTER AUFTRITT.

Lager Konradins. Kriegsmusik und Siegsgeschrey.

Konradin, Friedrich von Östreich halten sich umschlungen. **Graf Galvano. Ritter.**

Konradin. Sieg! Sieg! o meine Mutter!

Schrey im Lager.

Es lebe der siegreiche Konradin! König von Sicilien!

Konradin. Welch ein Tag! — lauter! lauter! — hat man Karl'n unter den Todten gefunden?

Galvano. Eure Soldaten plünderten die Waffen. Seine Wunden haben ihn unkenntlich gemacht.

Man hört Kriegsgeschrey und Trompeten.

Konradin. Ha, erwachen die Erschlagenen? Haben sich die Flüchtigen gesammelt? Wo ist Prinz Heinrich?

Friedrich. Auf dem Rückzug!

ACHTER AUFTRITT.

Prinz Heinrich. Vorige. Bote.

Heinrich. Zu den Waffen! Zu den Waffen! In Ordnung! Man greift das Lager an! List! List! Karl lebt, wir haben seinen Schatten erschlagen. Er fiel auf mich mit frischer Reiterey, die ich in der Ferne für Eure Völker hielt. O ich hab' mich gehalten! Sie umschlungen meine Reiter! und rissen sie vom Pferd.

da sie nicht weichen wollten. Es sind Tieger! O daſs ich zweyhundert Saracenen hier hätte! daſs ich einhundert hier hätte! — Sammelt Euch! Sammelt Euch!

Bote. Feindliche Reiterei zieht über die Brücke.

Heinrich. Fort! Fort!

Ein andrer Bote. Sie brechen von allen Seiten ins Lager, und kein Mann steht.

Konradin. Es gilt um alles, um erhaltnen Sieg, um Freyheit und Leben! Zu den Waffen! sammlet die Schaaren!

Alle ab.

NEUNTER AUFTRITT.

Kriegsgeschrey und Trompeten.

Man hört nach einer Weile König Karl in Entfernung von innen.

Kein Quartier! kein Quartier! nach dem Hohenstaufen! nach dem Hohenstaufen! nach meinem tollen Vetter! Eine Truppe ziehe nach der Straſse, daſs sie sich nicht zu den Saracenen retten! Schwager Flandern, haut links ein, dort sammelt sich's wieder.

Bald hierauf hört man Graf von Flandern auch von innen.

Sieg! Sieg! König setzt nicht nach! setzt nicht nach! Laſst sie fliehen, und uns für viele tausende halten; werden sie unsre kleine Anzahl gewahr, so setzen sie sich wieder!

ZEHNTER AUFTRITT.

König Karl und Ritter.

Karl auf die Knie fallend. Laſst mich dem Himmel für diesen wunderbaren Sieg danken! — Steht auf. Was für Gefangene sind eingebracht?

Ein Ritter. Graf Galvano und sein Sohn. Viele deutsche und römische Ritter.

Karl. Und der Hohenstaufen?

Ritter. Er hielt sich lange und focht, dann floh er, und die zusammengeraſften Deutschen deckten seine Flucht.

Karl. Halben Sieg! ein Fürstenthum für seinen Kopf! und mein toller Vetter?

Ritter. Alles flüchtig.

Karl. Ihnen nach! dem Hohenstaufen nach!

EILFTER AUFTRITT.

Graf von Flandern. Vorige.

Graf von Flandern. Ich bitt' Euch, König, halt't vom Verfolgen ein! laſst sie fliehen, bis sich die unsern wieder sammlen! Es ist alles unser, und wir können auf dem Schlachtfeld lagern, unsre Flüchtigen an uns ziehen, und sie dann verfolgen!

Karl. Ich bin Euch meine Krone schuldig!

Graf von Flandern. Ich hielt, was ich versprach.

Karl. In den Ebenen von Tagliacozzo will ich der heiligen Jungfrau, der Siegerin, eine Abtey stiften, und mit Schätzen bereichern. — Ha! die rebellischen Sicilianer sollen unter meiner Strenge erliegen. Übergebt die Gefangenen den Knechten, die Rache erwartet sie in Neapel.

Graf von Flandern. Es sind Ritter, und tapfre Ritter, und Kriegsgefangne; ich bitt' Euch, geht so mit ihnen um.

Karl. Ich weiſs was ich thun muſs. In des Hohenstaufen Zelt will ich dem heiligen Vater die Siegespost schreiben, und dann wollen wir zu Tagliacozzo das Te Deum singen. (Zu den Soldaten.) Picarder, alle Beute ist Euer! Euer König ist Euer!

ZWEYTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Königlicher Pallast in Neapel.

König Karl. Graf von Flandern. Staatssecretair.

Karl. Fertigt dem Frangipani die Schenkung der Herrschaft Pilosa bey Benevento, für die Überlieferung des Hohenstaufens und seines Gefolgs aus.

Staatssecretair. Sie ist ausgefertigt.

Karl. Schickt ihm Gold obendrein: er sey reichlich belohnt und trage ihr Blut; denn er hat's verkauft.

Graf von Flandern für sich und gedankenvoll. Ihr Blut! sollt' er's so meynen?

Staatssecretair. Es sind Abgeordnete der vornehmsten Städte Eures Königreichs hier.

Karl. Was wollen die Rebellen?

Staatssecretair. Sie klagen, und bitten demüthigst, vorgelassen zu werden.

Karl. Worüber klagen sie?

Staatssecretair. Über die Vermehrung der Auflagen, die Gewaltthätigkeiten und Erpressungen Eurer Soldaten, die keiner Eurer Generale bestraft.

Karl. Hört sie nicht an! Ohnmacht und Unvermögen werden ihr Theil, nur dadurch, Staatssecretair, rottet man den Saamen des Aufruhrs aus diesen feurigen Schwindelköpfen.

Staatssecretair. Besonders sind die Klagen aus Kapua über Eure Picardische Reiterey erschrecklich. Sie erfüllen die Stadt und das Land umher mit Greuel; Eure Unterthanen verlassen ihre Häuser, und wir wissen nicht mehr, wie wir sie abweisen sollen.

Karl. Mit Strenge! es ist erlogen! der Sicilianer haſst den Franzosen, das ist der Grund, und Eure sanften Worte machen sie übermüthig! Was? meine rechtschaffne Picarder, die meine Krone mit ihrem Leben erkauften, während diese mein Ansehen mit Füſsen traten? Meine Picarder sind eine Schaar Männer, die ihres Gleichen in Europa nicht hat, und ich bin ihr Haupt.

Staatssecretair. Doch blieben Palermo und Syracus treu, und sie stehen das nämliche aus.

Karl. Rechnen sie an, was ihre Schuldigkeit ist? Ihr Trotz miſsfällt mir. Fertigt sie ab, und sagt ihnen, daſs nichts als Unterwerfung und Geduld ihr verdientes Schicksal ändern können.

Staatssecretair geht niedergeschlagen ab.

Was seht Ihr mich an, Schwager?

Graf von Flandern. Ihr wiſst Länder zu erobern, aber nicht zu regieren.

Karl. Das ich doch von Euch nicht lernen werde!

Graf von Flandern. Ich habe das Herz zu sagen, was dieser Mann dachte, und König Karl mag seinen Schwager mit Geduld anhören.

Während Ihr das kleinste Vergehen Eurer Unterthanen mit unerhörter Strenge straft, und ihnen täglich neue Lasten auflegt, trotzt der übermüthige Soldat auf Eure Nachsicht, und macht Euren und aller Franzosen Namen in diesem Lande zum Abscheu. Ihr werdet durch Erpressungen die Sicilianer arm und ohnmächtig machen, aber nie das Gefühl der Menschheit, ihrer Rechte und natürlichen Kräfte in ihnen so weit ersticken, dafs sich nicht das Gift der stillen und tückischen Rache in ihre Herzen nisten sollte, um einst desto gefährlicher loszubrechen, da sie die Maske der Erschlaffung an sich trägt. Verzweifelnde Unterthanen sind dem mächtigsten König furchtbar. Eure Sicilianer gleichen ihrem Ätna, der Jahrhunderte Verheerung in seinen Eingeweiden sammelt, und wenn er losbricht, weicht Erd' und Meer seinem verzehrenden Grimm.

Karl. Ihr braucht starke Bilder, Schwager; aber sie schrecken keinen König.

Graf von Flandern. So sollte es das letzte Beyspiel. Würden sich die Sicilianer auf das Zureden einiger Waghälse für den unglücklichen Hohenstaufen erklärt haben, wenn Eure Unterdrückungen sie nicht längst begierig gemacht hätten, das Joch abzuschütteln? Sieht nicht jeder eingeerbte König die Liebe seiner Unterthanen als die Veste seines Thrones an? Wie viel mehr der Eroberer aus einem andern Volk, dessen Thron sich blos auf augenblickliche Gewalt gründet, den jede Bewegung des aufrührerichen Haufens erschüttern kann.

Karl. Ich hab' noch nicht vergessen, was Ihr zu dem Sieg über den gefangenen Hohenstaufen beygetragen.

Graf von Flandern. Ich half ihn meinem tapfern Schwager erfechten, den ich seiner groſsen Eigenschaften wegen bewundere; und nicht dem völkerdrückenden, dem nach Schätzen geitzenden Könige.

Karl. Dieses Urtheil fället der beschränkte Haufen über jeden König, der stark nnd männlich auf seine Rechte hält. Eure Mäſsigung gewann mir einen Sieg über meine Feinde, nun siegt die meinige über meinen Unwillen, und wahrlich, Flandern, dieser Sieg ist für einen König schwerer. Eure Grafschaft erwartet Eure mäſsige Regierung, und meine Schwester ihren Gemahl.

Graf von Flandern. Ich versteh' Euren kalten stolzen Blick; aber noch entfernt er mich nicht von Neapel. Ich hab' Euch etwas zu sagen, das Euren Ruhm betrifft, und das will ich, wenn Ihr bessern Muths seyd. Ich sehe den Legat. Ab.

ZWEYTER AUFTRITT.

Legat. König Karl.

Karl. Willkommen, ehrwürdiger Legat! willkommen in Neapel! Seitdem wir uns nicht gesehen, haben sich unsere Sachen sehr verändert.

Legat. Wozu Euch der heilige Vater Glück wünscht, wie zu Eurem wunderbaren, von ihm erbetenen Sieg.

Karl. Ich danke ihm, Legat; ich weiſs, daſs ich den Sieg seinem Gebete schuldig bin; auch soll die Kirche die Früchte davon einerndten.

Legat. An dem Tag, an welchem Ihr den Hohenstaufen schlugt, predigte der Papst in Viterbo, funfzig Meilen, wie Ihr wiſst, von Tagliacozzo. Mitten in der Rede überfiel ihn eine prophetische Entzückung, und er rief: In diesem Augenblick werden die Feinde der Kirche geschlagen. Diese göttliche Weissagung ging von Mund zu Mund, und erfüllte alle Herzen mit Ehrfurcht. Habt Ihr davon gehört?

Karl. Ich hab's gehört; es ist auſserordentlich, und beweiſst die innige Verbindung des Statthalters Gottes mit den Geheimnissen des Himmels.

Legat. Beweiſst, daſs Euch der Himmel als die Stütze seiner Kirche schützt. Er erklärte sich abermals für Euch, da er das Herz des Frangipani lenkte, Euch Eure Feinde zu überliefern, hierzu wünscht Euch Klemens vorzüglich Glück, denn nur dieses befestigt Euren Thron.

Karl. O ich habe sie! ich habe den Hohenstaufen, den Östreich, die vornehmsten seines Anhangs, und den Vetter Heinrich!

Legat. Ich traf Heinrich von Kastilien unweit des Thors. Hat ihn der Abt von Cassino überlassen?

Karl. Er nahm mir Verpflichtung für sein Leben ab, die ich halten will

Legat. Es wäre nicht gut, den König Alfonso, seinen Bruder, zu reizen. Enge, qualvolle Gefangenschaft nage seinen stolzen, ungläubigen Geist auf. — Was habt Ihr über die Gefangenen beschlossen?

Karl. Ich habe ein Gericht von Baronen und Rechtsgelehrten berufen, die mögen sprechen.

Legat. Eure Meynung, König?

Karl. Es sind meine Feinde.

Legat. Und Feinde der Kirche.

Karl. Und meines Throns, die alle kühne Entwürfe in meiner Brust fesseln.

Legat. Was habt Ihr beschlossen?

Karl auf- und abgehend. Beschlossen? Das Gericht wird sprechen, nicht ich! — Was denkt der heilige Vater von diesem Fall? O daſs mich seine göttliche Weisheit leiten möchte.

Legat. Was habt Ihr beschlossen?

Karl. Habt Ihr keinen Auftrag an mich? Ich möcht' in Eurem Herzen lesen!

Legat. Ich werde im Namen des heiligen Vaters, Eures Lehnsherrn, dem von Euch versammelten Gerichte beywohnen.

Karl. Ist er nicht der letzte Zweig des gefährlichen Hauses, das immer alle Gläubigen gegen den Statthalter Gottes empörte?

Legat. Mit dem alle Ansprüche auf Eure Krone verschwinden. Könige sind zu bedauern, denn leider giebt es für sie Augenblicke, wo sie zum Heil der

Kirche und zum Besten des Reichs vergessen müssen, daſs sie Menschen sind. Doch dafür gewährt die heilige Kirche ihrem Gewissen Beruhigung.

Karl. Leiht mir Euren Rath.

Legat spricht zum Könige in's Ohr, dann laut. Das weitere im Gerichte. Ab.

Karl. Konradins Tod, Karls Leben: Konradins Leben, Karls Tod! Tod soll diesen Knoten lösén? Einer von uns? Blut soll die verwüstenden Zwistigkeiten, unter denen Reich und Länder leiden, aussöhnen. Ich verstehe dich, heiliger Vater, deine Worte geben meinem Geist den Entschluſs, welchem sich der schwache Mensch nicht so leicht zu überlassen wagte. Zum Himmel. Rechne mir ihr Blut nicht zur Sünde, zum Besten deiner Kirche, nicht für mich, hab' ich Sicilien erobert, zu ihrem Besten will ich's erhalten. Mir gab's dein Statthalter, ihm verliehst du, zu binden und zu lösen, und wolltest, daſs wir uns seinem heiligen Ausspruch blindlings überlieſsen. Dein Knecht ist zu schwach, den geheimen Schlüssen, woran das Schicksal der Menschen hängt, nachzuforschen! Meine Sache ist für dich mit dem Schwerte drein zu schlagen, und dich in Ehrfurcht anzubeten!

DRITTER AUFTRITT.

Protonotarius Robert Bari. König Karl.

Robert Bari. Der Abt vom Monte Cassino überschickt Prinz Heinrich, Euren Vetter. Was befiehlt Eure Majestät.

Karl. Man führe ihn zu dem Hohenstaufen, bis ich einen festern Ort für ihn ausfinde. Indessen mag er den Gefangenen mit seinem Wahnsinn die Zeit vertreiben. — Alles läuft zum Ende; mein Herz soll leichter werden. Sind die Barone und Rechtsgelehrten zum Gericht über den Hohenstaufen angelangt?

Robert Bari. Alle. Auch der berühmte Rechtsgelehrte Guido Suzzarra aus Modena, dessen groſser Ruf und bekannte Rechtschaffenheit dem Gerichte viel Ansehen geben werden. Das Gericht kann sitzen, wenn Eure Majestät befiehlt.

Karl. Gleich! gleich! Protonotarius; es gilt ums Leben Deines groſsmüthigen Königs, wie Du selbst sagst. Hier liegen alle meine Aussichten, alle meine Eroberungen beschränkt. Wie denken die Richter?

Robert Bari. Noch nicht ganz, wie ich will; aber meine Beredsamkeit mag hier ihr Spiel treiben. Es ist natürlich, daſs das Schicksal eines schönen, jungen Prinzen das Herz der Menschen rührt: sie sehen den unglücklichen Sohn ihres vorigen Königs in ihm; aber diese schwächlichen Eindrücke verschwinden vor der Klugheit, dem Glück des Reichs, und den eignen

Vortheilen, die jeder dabey finden muſs. Dieſs ist die Saite, an welche ich so lange schlagen werde, bis Gold und Ehrgierde eingreifen.

Karl. Bari, was kann anders diesem unglücklichen Königreiche und der Kirche Ruhe geben?

Robert Bari. Das Schicksal heischt ein Opfer! Wer soll es seyn? der siegreiche Karl, oder sein verwegner Gefangne? Hier beugen sich Recht und Gesetz.

Karl. Und unter dem Ausspruch des Papsts unser Gewissen. Der Legat wird dem Gerichte beywohnen.

Robert Bari. Hat auch mein König die Folgen dieses Schritts des Legaten erwogen? Der König unterscheidet den Statthalter Gottes von dem weltlichen Herrscher, wenn von Rechten dieser Erde die Rede ist.

Karl. Robert, er wird das Urtheil des Gerichts heiligen, und fällt es widrig gegen Hohenstaufen aus, uns gegen die Vorwürfe der Welt schützen. Haben wir von diesem Hohenstaufen nichts mehr zu fürchten, so wollen wir in aller Demuth vor dem Statthalter Gottes, als ein auf sine Rechte eiferſüchtiger König, mit Roms weltlichem Herrscher, über diesen Fall reden.

VIERTER AUFTRITT.

Gefängniſs in einem Kastell.

Konradin, eine Laute in der Hand, sieht durch ein kleines rundes Fenster mit eisernen Stäben. Sein Blick schweift hinaus, und er greift zu Zeiten Akkorde in die Laute, das er durch diese Scene hin und wieder wiederholt. Friedrich von Ostreich sitzt in tiefem Nachdenken.

Konradin. Ich bitte Dich, mein Theurer, komm hierher! Sich, wir haben hier einen weiten Himmel, und einen freyen Blick über die See, und eine reiche Aussicht über die beyden Küsten. Mag Dir eine Zunge beschreiben, was Du da siehst! Man hat mir immer vieles von der Lage Neapels gesagt; aber was ich von hier aus sehe, ist mir ein Beweis, daſs man sich in dem Mittelpunkt dieses Schauplatzes der Natur befinden muſs, um davon zu urtheilen.

Friedrich. Kurd! Kurd! Ein Loch, wo der Körper eines Erwachsenen nicht durchkann, und wo neidische, tyrannische Stäbe den spürenden Strahl Deiner Augen brechen.

Konradin. Friedrich, um so mehr Reiz hat, was Du erhaschest; und dann muſs man dem Geiste mehr Ausdehnung erlauben, als Du dem Deinen verstattest.

Friedrich. Und träumen, was Du nicht siehst.

Konradin. Eben das! Komm, ich will Dir die Lage von Neapel beschreiben. Der junge Graf Galvano unterhielt mich davon, während Du schlieſst, er kennt sie, wie wir unser Loch. Das Kastell, worin wir sind, liegt in dem Mittelpunkt dieses Amphitheaters. Die See spielt an seinem Felsenfuſs, und es erhebt sich furchtbar dem Aug' in die Höhe.

Friedrich. Und keiner geht vorüber, der nicht seufzend spricht, oder still in sich fühlt: Ach wehe dem Unglücklichen, dessen Tage in diesen Mauern in Kummer, schrecklichen Ahndungen, und Seufzern nach Freyheit dahinschleichen. Mit Schauder läuft's ihm durch's Herz, und nur ein Blick nach dem freyen Himmel sagt ihm, daſs er die edelste Gabe des Lebens genieſst: Freyheit!

Konradin. Du bringst mich von meiner Beschreibung ab. Stelle Dich hierher! — siehst Du?

Friedrich. Ewig rollend, einförmig Wasser.

Konradin. Und wenn Du diesen Stab zerbrechen könntest, würdest Du die Insel Capri aus den Fluthen steigen sehen. Es soll ein reizender Anblick seyn, sagt Galvano, wenn die rollenden Wellen in dem Glanze der Abendsonne wiegen, und Du wahrnimmst, wie sie einen Theil der schroffen Felsen dieser Insel in Schatten wirft, während die andere Wand in ihrem Abglanz schimmert, und sich weit in der See wiederspiegelt. Gestern sah ich ihre goldnen Spitzen, und wenn Du Dich ein wenig anstrengtest, Du würdest die Insel gewiſs sehen.

Friedrich. Kurd, ich sehe nur Dich und mich!

Konradin. Du hast Unrecht! Aus Dir muſst Du blicken! Und wenn mir Karl von Anjou nicht mehr Raum gegeben hätte, als mein Körper fassen mag, so sollt' es ihm nicht gelingen, diesen unsterblichen, nach Leben und Freyheit dürstenden Geist, in diesen Bezirk zu fesseln.

Friedrich. O so trage mich mit Dir hinaus!

Konradin. Das will ich, über diese Welt weg. — Von der Linken hier magst Du in der That eine graue, mit Spitzen besäete Wand des Vesuvs gewahr werden. Siehst Du?

Friedrich. Ich sehe sehr wenig, und ganz nackend.

Konradin. Die feurige Lava hat diesen Schrekken Neapels seit Jahrhunderten bedeckt, gieſst sich immer wieder nach, und so wächst er gen Himmel, öd' und wüste, ein Bild der Zerstörung. Tritt hierher! wenn Du an dem See rechts fortgehst, so kommst Du an den Posilyp, einen Gang, den die Römer durch Felsen gehauen haben, ein kühnes Werk ihres unternehmenden Geistes. Durch den Posilyp gehst Du nach Baja, dem Acheron und den elysäischen Feldern. Auf dem Vorgebürge Misena hast Du die prachtvolle Natur unter Deinen Füſsen, die weite See liegt vor Dir, das Land ist von Citronen-, Olivenwäldern und Weinbergen bedeckt —

Friedrich. Siehst Du dieſs all?

Konradin. Dem Maler gleich, der aus seiner Einbildungskraft längst gesehene Bilder zusammennimmt. Wird ein Maler oder Dichter es hier weniger seyn? Ich denke, seine Einbildungskraft würde sich mehr entflammen, und er würde den erträumten Gegenständen einen Zug seiner Lage mittheilen, und sie dadurch noch fühlbarer und anziehender machen. Eben so dring' ich nun in mein Königreich, eben so seh' ich das schöne Neapel, und über diesen Träumen vergeſs ich, was wir sind. Dann freylich wieder, wenn ich dort hintrete, durch dieses Loch sehe, und die stolze Burg sehe, aus welcher meine Vorfahren dieses alles als Könige beherrscht haben, und worin nun der harte Karl auf unsern Untergang sinnt, so zieht mich's an Deinen Busen und dann beklag' ich nur Dich, und verliere mein Schicksal aus den Augen um des Deinigen willen.

Friedrich. Wir sind Gefangene! Du, dieses Landes König, so gut, so weich und stark! gefangen!

Konradin. Und habe einen Freund, der mich tröstet, ein Herz das kein Kerker einschlieſst. — Ich will Dir vorspielen. Was die träge Zeit nicht aus uns macht. Nie hab' ich dieses Instrument berührt, hier fand ich es, und ward bekannt mit ihm. Gewiſs war es die Linderung eines armen Gefangenen, der die Ewigkeit von Kummer und Qualen damit still stehen machte. Sieh, wie vergriffen es ist, wie eingewachsen die Finger in die Beugung! Ich hab' ihm eine Melodie abgestohlen nach und nach, viel ist nicht daran; aber sie stimmt in unsere Lage. Er spielt einige Passagen. Warum fällt mir immer meine Mutter bey diesen Tönen ein? Friedrich, ich sah sie diese Nacht, ich sah sie so traurig, so angstvoll — ich träumte zu schlafen. Diese kleine Pforte öffnete sich; sie trat herein und rief: Kurd! meine Söhne! Du kennst den Klang, den sie diesen Worten giebt. Dann winkte sie uns zu folgen. Wir sprangen auf, und das rauhe Geplauder unsrer Gäste hier Auf die Wache deutend. stahl mir eine Täuschung, welcher meine Thränen nachstürzten!

FÜNFTER AUFTRITT.

Heinrich von Kastilien. Vorige.

Heinrich. O mein König! mein Freund!

Konradin. Auch Ihr?

Heinrich. Auch ich!

Konradin. Ein Unglücklicher mehr, dessen Hierseyn meinem Herzen zum Vorwurf wird. Warum habt Ihr Euch nicht gerettet?

Heinrich. O daſs Ihr es wärt, edler Prinz, daſs ich Euch hier nicht wieder gefunden hätte!

Konradin. Ihr strittet für meine Sache, nur mich muſste die Härte des Schicksals treffen.

Friedrich. Wie hat man Euch ergriffen?

Heinrich. Heinrich von Kastilien ist durch einen Pfaffen gefangen. Als ich sah, daſs Ihr Eure Deutschen nicht mehr zusammenraffen konntet, und endlich selbst dem Sturm weichen muſstet, warf ich meine Waffen weg, und floh nach Monte Cassino. Um Mittel zu ersinnen, nach Lucera zu den Saracenen zu kommen, sagt' ich dem Abt, daſs Ihr gesiegt hättet. Der Abt zweifelte an meiner Erzählung, und weil Leute seiner Art einen Mann meiner Art zu hassen verbunden sich glauben, so überlieferte er mich meinem stolzen Vetter, nachdem er ihm den Eid abnahm, mein Leben zu schonen.

Konradin. Ich danke dem Himmel für die Gewiſsheit Eures Lebens.

Heinrich. Ich danke für nichts, fühle nur Grimm und Haſs, und wenn ich Euch ansehe, so möcht' ich laut gegen den hadern, der unser Schicksal leiten soll.

Friedrich. Laſst ihm die Ruhe seines Herzens!

Heinrich. Ein blindes, dummes Ohngefähr beherrscht diese Erde! Wie, das edelste schönste Werk der Natur in Euch so zu zerschlagen, und einem stolzen, hartherzigen, blutgierigen Sklaven des Papsts Sieg zu verleihen, der die Menschheit mit Füſsen tritt! Ich sage, es liegt Unsinn darinnen, weiter zu denken, als an sein Roſs und sein Schwert. Wir sind die Beute des Zufalls, der noch verwirrter und toller ist, als Heinrichs wahnsinniger Kopf.

Konradin. Faſst Euch! Euer Vetter wird Euch Freyheit geben.

Heinrich. Ich denke nicht an mich; an Euch denk' ich. Um Euretwillen möcht' ich dem kochenden Vesuv seine Flammen stehlen, und von hier bis Rom alles in Feuer setzen. — Aber sagt mir, wie seyd Ihr hierher gekommen? Ich dachte, Ihr wärt gerettet.

Konradin. Eure Gegenwart hat meine Wunden aufgerissen. Ich bitte dich, Friedrich, erzähl's ihm.

Während Friedrich von Östreich erzählt, spielt er zu Zeiten.

Friedrich. Unglücklicher Tag! Lange irrten wir stumm und angstvoll in schlechten Kleidern herum;

durchkrochen Berg und Wald, unsern Feinden zu entgehen. Endlich gelangten wir an die See, und hofften nun das Ende unsrer Gefahr. Unweit des Schlosses Asturo trafen wir einen Fischer, wir versprachen ihm Glück und Reichthum, wenn er uns in seiner Barke nach Pisa oder Siena führen würde. Er nahm's an, und forderte Geld, Lebensmittel zu kaufen. Keiner von uns hatte etwas übrig behalten, und der König zog einen kostbaren Ring vom Finger, mit dem der Fischer nach dem Schlosse ging, Lebensmittel zu kaufen. Kaum hatten wir die Höhe gewonnen, kaum die ersten Küsse der Freude auf unsre Lippen gedrückt, als uns eine Brigantine mit vollen Segeln verfolgte. Frangipani von Asturo hatte aus dem Ring geschlossen, der Fischer müsse Flüchtige aus der Schlacht von hohem Range führen, und folgte uns. Er nahm uns weg, und führte uns auf sein Schloſs zurück. Alle Vorstellungen, Versprechungen und Bitten des Königs, seiner Tochter, seiner Gemahlin Thränen rührten ihn nicht; er überlieferte uns unserm Feinde. Den Lippen des Königs entfiel keine Klage mehr, nur zu Zeiten seufzte er nach seiner Mutter. Wir hielten uns umschlungen, bis seine hohen Gesinnungen Meister über seinen Schmerz wurden, und nun ist er, wie Ihr seht!

Heinrich. Verdammt sey Frangipani und seine Nachkommenschaft! Es ist kein Gefühl unter Christen. Wie, diesem Jüngling, diesem königlichen Jüngling konnte er widerstehen? Ihn seinem ungerechten Räuber überliefern! O sanfter, melancholischer Musikus — Ihr bringt den tollen Heinrich um den Verstand. Ha, seit wenn zieht männliche Stärke ein so weiches, jugendliches Gewand an? Worüber lächelt Ihr, mein König? Warum seht Ihr mich so an?

Konradin. Eure Spanier fochten wie Löwen bey Tagliacozzo, und ich sah den tapfern Heinrich von Kastilien gleich dem Kriegsgott, an ihrer Spitze in die Schaaren der Provencalen stürmen.

Heinrich. Das thaten sie, bey meinem Leben! daſs ich an der Spitze hundert solcher Männer stünde, ich wollte Neapel stürmen und Euch in Freyheit setzen. Edler Hohenstaufen, daſs Ihr meinem Rath beygetreten wär't! Hatte Euch der Legat gegen mich vergiftet? Ihr hattet Verdacht, ich bitte Euch, sagt mir's. Ich fühlte ihn grimmig; aber Miſstrauen giebt mir immer meinen Werth zu fühlen, und legt den wilden Zorn.

Konradin. Hier nehmt meine Hand! ich schwöre Euch, ich hatte keinen. Setzt sich und spielt zu Zeiten.

Friedrich leise. Habt Ihr gehört, was man über uns beschlossen hat?

Heinrich. Gutes ist von Karl nicht zu hoffen.

Friedrich. Leiser! Was?

Heinrich. In diesem Kastell wurde Manfreds, seines Oheims Wittwe, mit ihren Kindern erdrosselt.

Friedrich mit Zittern. Stille!

Ein Ritter König Karls.

Das Gericht des Königs ladet Euch vor, Herzog von Schwaben und Östreich, heute vor ihm zu erscheinen.

Konradin wirft die Laute weg. Rasch. Ha! Du verstimmst die Saiten meines Instruments. — Wer fordert mich? Wer kann einen König fordern?

Friedrich. Ach Kurd! mein Kurd!

Konradin zu einem der Wache. Seyd Ihr nicht Wächter dieses Kastells?

Wächter. Ich bin's.

Konradin. Starb meine Tante in diesem Zimmer mit ihren Kindern?

Heinrich. Erdrosselt wurde sie mit ihren Kindern, auf Karls Befehl.

Friedrich. Haltet ein!

Konradin. Erdrosselt! Schicksal! eine Königin! eine Mutter mit ihren Kleinen!

Wächter. O sie war eine zärtliche Mutter! wie oft hört' ich sie, ihre Kinder mit Liedern und diesem Instrument in Schlaf singen. Noch vor ihrer letzten Stunde sang sie in diese Laute, und ihre Thränen mischten sich in ihren Gesang.

Konradin. Ist diese Laute von ihr?

Wächter. Ihr einzig Glück. Ihr zum Andenken lieſs ich's an diesem Nagel hängen.

Konradin es küssend. O meine Tante! ich bin dein Erbe! kostbare Reliquie! Meine Thränen sollen die deinigen von diesem leblosen Holze wieder aufleben! meine gedrängte Seele deine Klagen herausziehen, deinen unsterblichen Geist herbeyrufen, daſs er mich lehre zu dulden und zu tragen, was du littest, was die Begriffe der Menschen übersteigt! Ein armes, schwaches Weib; zwey Kinder! und du verlassen mit ihnen! — Wie sagtet Ihr, erdrosselt? Ein Weib! eine Königin! meine Tante! des tapfern Manfreds Weib! — Gieb mir Thränen, Friedrich!

Friedrich. König! mein Kurd!

Konradin. Was bin ich? Nanntest Du mich König, Friedrich? — Weine nicht! — Kommt, Prinz Heinrich, hier haben sie uns einen Speisesaal angewiesen, er ist nicht viel gröſser als ein geräumiges Mäuseloch; aber es läſst sich darinnen vortrefflich spekuliren, und wen dieses Leben nicht zum träumenden Philosophen macht, der hat nie die Sonne gesehen. Geht ab.

Heinrich schlägt an die linke Hüfte. O ich habe kein Schwert mehr! Ab.

DRITTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Das versammelte Gericht.

König Karl auf einer Erhöhung. Der **Legat** auf seiner Rechten. **Protonotarius Robert Bäri** und der **Staatssecretair** auf der linken Seite des Königs. **Ritter und Barone** rechts; **Graf von Flandern** an ihrer Spitze. **Rechtsgelehrten** links; an deren Spitze **Guido Suzzarra. Syndik.** Eine Pause.

Karl. Protonotarius, da die Richter belehrt sind, eröffnet das Gericht über den Hohenstaufen.

Graf von Flandern. Bevor das Gericht beginnt, erlaubt mir eine Frage. — Wie kommt der Legat des Papsts unter uns?

Karl. Graf von Flandern, Eure Frage ist verwegen.

Legat. Dieses wollt' ich hören, bevor ich antwortete. — König Karl ist Lehnsmann des heiligen Stuhls, und Hohenstaufen liegt unter dem Bann der Kirche.

Graf von Flandern. Protonotarius, schreibt diese Antwort des Legaten nieder, bevor Ihr das Gericht eröffnet, damit sie ja der König nie vergesse.

Karl. Eröffnet das Gericht; der König weiſs was er zuläſst, und wird seinen Rechten nichts vergeben.

Der Legat wohnt dem Gerichte über den von der Kirche Verbannten bey.

Legat sehr langsam. Und als Bevollmächtigter des Lehnsherrn des Königs von Neapel und Sicilien.

Graf von Flandern. Hört Ihr es!

Der König winkt Bari.

Robert Bari steht auf. Karl, König zu Neapel, eröffnet sein Gericht über Konradin, den Hohenstaufen und seinen aufrührerischen Anhang. Urtheilt nach Gesetz und Gerechtigkeit, Ihr Richter; die Majestät entläſst sich freywillig der unbeschränkten Gewalt, über seinen Feind zu richten. Richtet über den Hohenstaufen, Ihr berufne, freye, unbestochne Richter!

Graf von Flandern. Das hoff' ich, nach Recht, und als freyer Richter.

Robert Bari. Edler Graf, Ihr handelt gegen die Form; oder vielmehr, Ihr habt noch nicht zu sprechen. Wir halten uns hier an Weise und den dürren Buchstaben des Gesetzes. Wer ist drauſsen?

Syndik. Konradin, Herzog von Schwaben; Friedrich, Herzog von Östreich; Graf Galvano und sein Sohn; Graf Gerhard von Pisa; Heinrich, Truchseſs von Waldburg, Rebellen gegen die geheiligte Majestät König Karls, und den Papst; Verbannte der Kirche!

Robert Bari. Syndik! laſst den Herzog von Schwaben eintreten, ihr Haupt. Das Urtheil über ihn schlieſst seinen Anhang ein. Den Prinzen Heinrich von Kastilien hat der König gerichtet.

ZWEYTER AUFTRITT.

Konradin. Vorige.

Robert Bari. Herzog von Schwaben, wo steht Ihr?

Konradin. Nicht an meiner Stelle. Recht und Geburt haben mir nur diesen Ort angewiesen. Auf den Sitz König Karls zeigend.

Robert Bari. Ihr steht vor Karls, Königs von Sicilien, Gericht.

Konradin. Ihr seyd meine Unterthanen, und könnt mich, Euren König, nicht richten.

Robert Bari. Wir kennen Karl von Anjou als einzigen König von Sicilien.

Konradin. Und wär' er König der Welt, so kann er mich, seines Gleichen, nicht richten. Und wie nun, da er meinen Titel wider Recht führt?

Robert Bari. Ihr habt auf Anklagen des Gerichts, auf Anklagen der heiligen Kirche zu antworten.

Konradin. So redet, ich bin in Eurer Gewalt.

Robert Bari. Das Gericht klagt Konradin von Hohenstaufen an —

Graf von Flandern. Haltet ein, Protonotarius, nicht das Gericht klagt an. Ihr klagt an, im

Namen des Königs, und das Gericht urtheilt nach diesen Klagen.

Karl. Fahrt fort! — Schwager, hier ist kein Schlachtfeld. Ich selbst unterwerfe mein königliches Ansehen dieser ehrwürdigen Versammlung; Euer Auffahren beleidigt meine Würde.

Robert Bari. Klagt Konradin von Hohenstaufen an, als Störer der öffentlichen Ruhe, da er mit einem Heer in das friedliche Italien gezogen, Städte und Provinzen in Aufruhr gesetzt, Kirchen und Klöster beraubt und verbrannt hat.

Klagt ihn an als Übertreter der heiligen Befehle des Statthalters Gottes, der ihn aus väterlichem Wohlwollen, bey seinem kriegerischen Eintritt in Italien, vermahnte, in Frieden zurückzuziehen, und seine Ansprüche vor seinen heiligen Stuhl zu bringen. Auf seine frevelhafte Hartnäckigkeit erfolgte der Bann, in welchem er geboren ist, dem er und alle seine Vorfahren getrotzt haben, in welchem sein Vater sein Leben beschlossen!

Klagt ihn an des Hochverraths gegen unsern König, dessen Reich er angegriffen, dessen Titel er sich frevelnd angeschrieben!

Klagt ihn an, daſs sein Anhang, auf seinen Befehl, mit einer Schaar Ungläubigen aus Tunis, auf unsrer friedlichen Küste gelandet, die Unterthanen von ihrem rechtmäſsigen König abgerissen, und sie für den Herzog von Schwaben, mit Gewalt und List, in Eid genommen!

Klagt ihn an, daſs vorgeladener und gegenwärtiger

Konradin von Hohenstaufen Mörder abgesandt hat, unsern tapfern und gerechten König zu ermorden.

Klagt ihn an des Hochverraths! Klagt an des Hochverraths Friedrich von Östreich! die Grafen, Barone und Ritter aus Deutschland, Spanien und Italien, und alle, die für ihn die Waffen ergriffen haben!

Herzog von Schwaben, das Gericht erlaubt Euch zu reden.

Konradin. Halte in meiner Brust, mein edles Herz! — Eine Pause.

Liebe Herren, und tapfre Ritter, und wie ich hoffe, gerechte Richter! Ich weiſs wohl, daſs einem Gefangenen, der in der Gewalt seines Feindes ist, das Reden nicht viel nützt; weiſs wohl, daſs aus meinem Grabe die Sicherheit eines unrechtmäſsig erworbenen Throns steigt. Auch fühl' ich tief, was ich mir vergebe, wenn ich mich vor diesem, meinem Feinde, und seinem Gericht vertheidige. Doch ich bin so voll von dieser schrecklichen Lage, so beschwert von diesen schändlichen Anklagen, daſs ich dem Ausbruch meines Herzens nicht widerstehen kann. Wär' ich ein vollendeter Mann, wie Ihr seyd, so hätt' ich vielleicht Stärke genug zu schweigen, und mein Schicksal dem in stiller Gröſse zu überlassen, der Karl'n von Anjou und Euch einst für diese Stunde, in welcher Ihr mir das höchste Maaſs des Elends zu fühlen gebt, richten wird; aber ich bin ein Jüngling, und so schreibt die Thränen, welche mir diese Erniedrigung und Anklage abnöthigen, meinem zarten Alter zu. Noch vor kurzem hatt' ich vielen Muth, diese Stunde hat ihn gebrochen; aber ich fühl' in mir das Herz meiner Väter, denen immer das äuſserste Unglück und die gefahrvollste Lage die höchste Kraft des Geistes verliehen.

Robert Bari. Eure Vertheidigung!

Konradin. Harter Mann, laſst meine Augen Licht durch meine Thränen finden! Laſst meine Zunge Worte in diesem Schmerz finden!

Meine Vertheidigung liegt in meiner Geschichte. Ich zog aus Deutschland auf den Ruf meiner sehr gedrückten Unterthanen. Kam nach Italien, nicht den Papst, sondern Karl von Anjou, meinen Feind, und Besitzer meines Erbreichs zu bekriegen. Er sagt, der Papst habe es ihm geschenkt, und so hat ihm der Papst gegeben, was nicht sein gehörte. Meine Ahnherren, Kaiser und Könige, haben dieses Land von den Saracenen und Griechen erobert, und mit Ruhm und Gerechtigkeit regiert. Viele unter Euch, dieſs sagen mir Eure grauen Haare, haben meinen Vater Konrad als König gekannt. Er starb — ich war ein Jahr alt, und bey meiner geliebten Mutter, der Königin Elisabeth, in Bayern. Mein Vater machte ein Testament, in welchem er mir Vormünder bestellte, und mich dem Schutze des Vaters der Kirche, der vermeynten Stütze der Waisen empfahl. Hierauf nahm mein Oheim Manfred die Vormundschaft über sich, warf sich endlich zum König auf, doch mit der Bedingung, mir bey mannbaren Jahren das Reich abzutreten. Die schwäbischen Kaiser, Könige dieses Landes, haben immer mit dem Papst in Zwietracht gelebt; denn konnten wohl Männer wie Friedrich Barbarossa und seine Nachkommen, alle edle Helden, die für ihre und ihrer Unterthanen Freyheit fochten, unter das Joch des Papstes sich schmiegen? Möchten sie ertragen, daſs er seine Bestimmung, für die Kirche zu wachen, aus unbischöflichem Ehrgeize, bis auf die geheiligten Rechte weltlicher Regenten ausdehnte? Verfolgung und Bann trafen diese edlen Männer; der Papst wollte von seinem Stuhl abhängige Sklaven, und dieſs ertrug kein Hohenstaufen. Um uns für immer aus Italien zu entfernen, und mich meines Erbreichs ganz zu berauben, rief er Karl'n von Anjou nach Italien, übergab ihm Sicilien, nachdem ihm dieser eidlich angelobte, ihn für sein Oberhaupt zu erkennen, Benevento und viele Städte meines Reichs abzutreten, ihm zu huldigen und Tribut zu zahlen. So bereicherte sich der Papst auf Kosten des ihm anempfohlnen Waisen. Er wendet sich gegen den Legaten. Dieses sage ich dem Manne, den ich in dieser Versammlung nicht zu finden hoffte. Legat, Eure Gegenwart ist mir von düstrer Vorbedeutung; sie beweist mir, daſs dieses ein Gericht über Tod und Leben ist, daſs mein Schicksal schon entschieden war, bevor sich dieses Scheingericht versammelte. Euch und den Papst verwerfe ich als Richter, und fahre in meiner Rede gegen Karl von Anjou fort. — Mein Oheim Manfred vertheidigte das Reich, unterlag bey Benevento, und dieser Euer vom Papst gesegnete König lieſs seine Wittwe und unmündigen Kinder im Gefängniſs erdrosseln.

Robert Bari. Ihr lügt, und sprecht Dinge, die nicht zu Eurer Sache gehören.

Graf von Flandern. Protonotarius, Ihr sprecht zu einem Fürsten, zu einem sehr edlen Fürsten.

Konradin. Habt Dank, daſs Ihr erkennt, was ich fühle. — Es gehört mehr zu meiner Sache, als Ihr glaubt. Auf Eure übrigen Anklagen mögen Mordbrenner, Wahnsinnige antworten, und kein Hohenstaufen. Der Papst ist nicht mein Richter, und dieses Gericht ist nicht des Papsts! und über mich ist kein Gericht, als Gottes Gericht.

Vergebt mir, edle Voreltern, daſs sich der letzte Zweig von Euch so tief erniedrigt, sein Recht vor seinem ungerechten Feinde zu erweisen! Flöſst mir Muth ein, Eurer würdig zu bleiben, und den zerstörenden, kalten Blick eines Mannes zu ertragen, an dessen Händen das Blut Eurer Kinder klebt! Helft der schwachen Natur eines Jünglings auf, den das schreckliche Schicksal traf, an eben der Stelle ungerecht gerichtet zu werden, wo Gnade, Güte und Wohlwollen von Euch auf alle Eure Unterthanen ausgegangen!

Muſs ich das Opfer Eurer Gewalt werden, Karl von Anjou, so schont diejenigen, die keine gerechten Ansprüche auf diesen von Euch usurpirten Thron haben! Rettet, Ihr Ritter, den Herzog von Östreich, meinen Freund, und meine übrigen Waffenbrüder! Bedenkt, in ihren Adern flieſst kein Hohenstaufisches Blut, ich bin der letzte unglückliche Zweig eines edlen Stamms! Laſst sie nach ihrem Vaterlande ziehen, dieses wird mir ein Trost in meiner letzten Stunde seyn.

Tiefes, düstres Schweigen.

Alle stumm und todt! Aller Augen finster und trüb' gegen den Boden! Nur Karl sieht ernst und kalt auf mich! — Mögen seine Nachkommen auf dieser Stelle zittern, wenn das Erinnern des heutigen Tags die Rache der Nachkommenschaft noch furchtbarer macht! — Ist es mein Schicksal, das Euch so niederbeugt? Wohl, es erhöht mich! Ich bin König Konradin, fühlt es und richtet. Ab.

Das Schweigen dauert fort.

Karl aufstehend. Graf von Flandern, folgt mir! — Erwacht Ihr nicht? Haben Thränen und schwache Worte den Lauf der Gerechtigkeit gehemmt? — Ich will ein Urtheil, und ein Endurtheil! — Flandern, Ihr seyd hier nicht an Eurem Platz! —

Graf von Flandern. Und doch, wenn ich bitten darf; ich bin eingeladen, diesem Gerichte beyzuwohnen.

Robert Bari. Geruhet, mein König, zu bleiben! Diese Stille wägt die Gründe der wichtigen Sache ab, die wir zu behandeln haben.

Der König setzt sich wieder.

Wer wird dieses tiefe Schweigen brechen? Der König verlangt ein Urtheil.

Guido Suzzarra. Hört, Protonotarius! der König berief mich und diese edlen Ritter, sammt diesen Rechtsgelehrten, zu urtheilen; und der Fall ist so, dafs ich mich lieber in Modena wünschte, als hier über einen so edlen Prinzen zu richten. Sein Schicksal ist unerhört und so hart, dafs es dem König, Euch und allen diesen Herren Ehre macht, einen Augenblick in schauerliches Schweigen eingewiegt zu seyn!

Robert Bari. Hört, Guido Suzzarra, der König berief Euch wegen Eurer Kenntniſs in den Rechten, und nicht wegen Eurer Anmerkungen über die Herzen, denn die haben bey Rechtsfällen nichts zu thun.

Guido Suzzarra. So ist mir's leid, daſs ich eins mitbrachte.

Robert Bari. Ich begreife, daſs das Schicksal eines jungen, unglücklichen Fürsten uns rühren muſs, und unser Schicksal ist traurig genug, daſs wir uns diesen Empfindungen verschlieſsen müssen, um unsre Augen auf unsern siegreichen König und dieses verheerte Land zu wenden, das durch die Forderungen Konradins immerfort ein Schauplatz trauriger Auftritte bleiben muſs.

Guido Suzzarra. Unsre Sache ist, nach dem Gesetz zu richten, ohne Rücksicht auf politische Lage der Dinge zu nehmen.

Robert Bari. Um Vergebung, dieſs muſs fürnehmlich seyn; denn hier ist kein Gericht um den Zwist einiger Privatleute, hier wird das Schicksal eines Reichs entschieden; oder denkt Ihr, Konradins Rechte als König, mit den Rechten unsers groſsen Königs abzuwägen? dazu seyd Ihr nicht berufen.

Guido Suzzarra. Wohl aber den Hohenstaufen zu retten, wenn die Gesetze für ihn sind.

Robert Bari. Sprecht!

Guido Suzzarra. Graf von Flandern und die Barone gehen mir vor.

Graf von Flandern. Sprecht! Unsre Sache ist das Schwert, die Gesetze der Ritterschaft! Wir hören Eure Meynungen, und wählen nach größtem Menschensinn.

Guido Suzzarra. So spricht Guido Suzzarra: Ich untersuche nicht die Anklagen des Papsts, die nicht hierher gehören, nicht die Übergabe Siciliens an Karl von Anjou; sondern frage, ob Natur- und Völkerrecht Konradin von Schwaben Macht geben, ein Reich mit dem Schwert zu erobern, das seine Voreltern erworben und besessen haben. Und dazu sag' ich Ja! Und behaupte, daſs König Karl seinen Geſangnen nicht verurtheilen kann, weil es nicht Sitte ist, Kriegsgefangne zu verdammen, sondern Lösung zu verstatten. Was die Plünderung der Kirchen anbetriſſt, so [illegible] es noch zu erweisen, und wär' es erwiesen, so [illegible] man den Feldherrn nicht über Verbrechen seiner Soldaten. König Karl mag seine Schätze leeren, wenn er ersetzen will, was seine zügellosen Soldaten in Italien geraubt haben. So mag nun König Karl Lösegeld von seinen Gefangnen nehmen, sie so lange in Verhaft halten, als es die Sicherheit seines Reichs erfordert; anders werd' ich nie sprechen.

Robert Bari. Der berühmte Guido Suzzarra spricht über diesen zarten und auſserordentlich wichtigen Fall als Fremdling, der die Schrecken eines verwüstenden Kriegs nicht empfunden hat. Guido Suzzarra spricht als ein sehr edler Mann, doch wie ich gesagt, in dem Sinne, wie ein Richter über eine Privatperson sprechen mag, deren Daseyn dem Allgemeinen keinen Schaden zufügen kann, und denn mag ja wohl zu Zeiten das Gesetz der Menschheit weichen

Ich schwöre beym Leben meiner Kinder, daſs ich von ganzer Seele wünschte, diesen Prinzen zu retten; aber wir, Ihr Herren, haben Pflichten gegen den Staat, Pflichten gegen unsern siegreichen, groſsmüthigen König, und diesen Pflichten opfert der wahre Staatsmann alles auf. — Habt Ihr, Barone und Ritter, Karl'n von Anjou als rechtmäſsigen König anerkannt, und ihm gehuldigt bey Ehr' und Leben?

Barone und Ritter. Das haben wir!

Robert Bari. Habt Ihr durch diesen Schwur bey Ehr' und Leben, nicht alle Ansprüche des Hohenstaufen auf dieses Land vernichtet?

Barone und Ritter. Das haben wir!

Robert Bari. Habt Ihr nicht, da der Hohenstaufen den König als ein Rebell angriff, die Waffen nach Eurer Pflicht für Karl'n von Anjou ergriffen?

Barone und Ritter. Das thaten wir!

Robert Bari. Wer ist Euer König?

Barone und Ritter. Karl von Anjou!

Robert Bari. Und wer diesen Euren König mit den Waffen angreift, wer ist er?

Barone und Ritter. Ein Rebell!

Graf von Flandern und Guido Suzzarra. Ihr unterscheidet nicht, Bari! Ihr unterscheidet nicht!

Robert Bari. Ihr werdet sehen, daſs ich's thu', ich bin in der Form. — Ihr, edle Herren, wenn Euch ein Frecher auf Eurem Schloſs gewaffnet angriffe, Euch daraus zu verjagen, was würdet Ihr thun?

Barone und Ritter. Uns vertheidigen!

Robert Bari. Gesetzt nun, dieser Mann wäre so mächtig, hatte so viele Freunde und Anhang, daſs, wär' er einmal abgetrieben, er doch wiederkehren könnte, Euer Feld zu verheeren, Eure Knechte zu erschlagen, bis es ihm endlich gelänge, Euer eigen Haus gegen Euch aufzuwiegeln; dann wär's ihm ein leichtes, Euch aus Eurem Schlosse zu jagen und zu tödten. Wenn Ihr nun diesen gefährlichen Mann zum Gefangnen machtet, würdet Ihr ihn in Freyheit setzen, um nochmals einen Verfolger und Rächer vor Euren Mauren zu haben?

Barone und Ritter. Nein!

Robert Bari. Wenn Ihr nun wüſstet, daſs die Freunde Eures Gefangnen so mächtig wären, ihn Euch gewaltsam abzudringen; wenn Ihr wüſstet, daſs nichts Euer Leben und Gut retten könnte, als sein Tod, würdet Ihr nicht Euer Leben und Gut durch seinen Tod sichern?

Barone und Ritter. Allerdings!

Robert Bari. Zu Eurem Besten erlaubte nun Natur-Völker- und Kriegsgesetz so zu handeln; und ein König, ein siegreicher König, sollte Euch, seine Unterthanen, sein ganzes Reich, und sich selbst dieser Gefahr aussetzen? Der König schützt Euch in den Gütern, die er Euch gegeben hat, die der übermüthige Hohenstaufen schon im Voraus unter seine hungrigen Soldaten ausgetheilt hatte; und Ihr wolltet sein Leben nicht schützen? Ihn nicht schützen, der nur zu siegen scheint, um Euch zu bereichern? Ihr sprecht dem das Leben ab, der Euch ein kleines Schloſs zu nehmen droht, und ein mächtiger, geliebter König, sollte sein von ewigen Kriegen und Empörungen bedrohtes Reich, sein Leben nicht zu retten suchen? Ich fühl's, des frommen Königs Herz muſs bey der schrecklichen Nothwendigkeit leiden, ich weiſs, daſs es nur allzusehr mit Guido's Meynung einstimmt; aber wir müssen hier für seine und des Reichs Erhaltung sorgen. Wenn er nun den Hohenstaufen entlieſse, wie wir alle wünschen, würde dieser nicht nach seinem Vaterlande zurückkehren, bey den deutschen Fürsten, seinen Verwandten, Feinden König Karls und des Papsts, um Hülfe flehen? Würde er nicht die Saracenen in Afrika und Sicilien von neuem aufwiegeln, und dieses arme Königreich noch heftiger anfallen, da ihn nun die Rache entflammt?

Vielleicht denkt Ihr, man könne ihn durch einen Eid zur Ruhe verpflichten; er wird ihn ablegen, und als erzwungen brechen, bevor er noch die Alpen überstiegen hat. Unsre Feinde im Toskanischen werden ihn so weit nicht gehen lassen, er wird uns mit einem neuen Heer angreifen, bevor sich das Reich von diesem Feldzug erholt hat. Dieser Hohenstaufen, so jung er scheint, ist ein stolzer, kühner Mann; der steife, eiserne, beharrliche, unbiegsame Sinn der Friedriche lebt ganz in ihm. Er wird suchen sein Haus wiederum herzustellen, und wenn Italien, wenn die Kirche darüber zu Grunde gingen.

Ihr möchtet vielleicht glauben, daſs man durch ewige Gefangenschaft diesen gedrohten Übeln vorkommen könnte, und wie sehr wäre dieſs zu wünschen; aber eben dieſs würde den Zunder des Aufruhrs unaufbürlich unterhalten. Ungläubige und Christen, der schwankende Pöbel dieses Landes, alle seine Freunde würden sich aufmachen ihn zu befreyen, und dann könnte sein Tod ein nothwendiges Opfer der Politik werden, da er gegenwärtig nur Opfer der Ruhe und des Gesetzes ist! oder meynt Ihr, wenn ein Körper krank ist, der Arzt warte, bis das verzehrende Fieber die edlen, innern Theile des Lebens in Brand gesetzt hat? Nichts kann diesem Lande Ruhe geben, als Konradins Tod. Das Schicksal heischt ein Opfer, wer soll es seyn?

Graf von Flandern. Haltet ein, Ihr Richter, haltet ein! Verfahrt nicht rasch! hört einen Augenblick auf mich! Wen wollt Ihr verdammen? Einen edlen, tapfern, jungen Fürsten, der den Muth fühlte auszuziehen, alles zu wagen, sein väterliches Reich zu erobern? Ist dieſs ein Verbrechen? Ist er nicht unglücklich genug, daſs ihm sein Unternehmen fehl schlug, und er nun im Kerker schmachtet, der Sohn eines Königs? Beym Himmel, wenn ich ein Recht auf den Sitz des Papsts, ein Recht auf den Thron meines tapfern, stolzen Schwagers hätte, ich würde meine letzte Kraft aufbieten, den Papst von seinem Sitze, und ihn von seinem Thron zu verdrängen; oder glaubt Ihr, daſs ich Unsinn rede?

Karl. Schwager, Ihr tastet nach meiner Krone!

Graf von Flandern. Nein, König! Ich will Eure Ehre retten! Der grausame Spruch, der auf den Lippen dieser Männer weilet, reiſst den Kranz von Eurem Haupt, den Euch Eure Siege erworben haben!

Diese grausame That würde Euch der Nachwelt verhaſst machen und Euren Namen unter die Zahl der feigen Tyrannen setzen, gegen den alle edle Gemüther in Rache und Verwünschung entbrennen! Eure Anverwandten, Eure Kinder müssen mit gebücktem Haupt einhergehen, und bey jedem Unfall, der sie trifft, werden die Menschen rufen: der Himmel rächt des letzten Hohenstaufen Blut an Karls Nachkommenschaft. Diese That bringt Euch um das Herz Eurer Unterthanen, Eurer Verbündeten und aller Edlen! Und wenn Ihr einst unglücklich im Krieg, in die Gewalt Eurer Feinde fallt, so erwartet Euch das nämliche Schicksal, wenn Ihr jetzt ein so grausames Beyspiel gebt. Entlaſst den Unglücklichen! Eure Stärke bestehe in Euch, in Eurer Gerechtigkeit, und wer es gegen Euch wagt, der wird einen Zweig in Eure Siegeskrone setzen, und mit Schande zurückkehren. Durch des Hohenstaufen Loslassung gebt Ihr allen Fürsten Eure Stärke zu fühlen, Ihr beweist, daſs Euer Thron so fest gegründet ist, daſs Ihr weder sie noch denjenigen fürchtet, der so mächtige Ansprüche auf denselben hat. Diese That wird Euch eine Achtung und Überlegenheit verschaffen, die Ihr in vielen Siegen nicht erwerben könnt! Antwortet mir, löst die Zweifel, die das Herz dieser Männer nagen, und von falsch gesehener Politik unterhalten werden.

Karl. Schwager Flandern, ich sitze nicht als Richter! Diese Männer schalten mit meiner Krone und mit meinem Leben. Bey dem Ewigen, den ich anbete, und der mich schützt! entscheiden sie, daſs ich von dieſem ſteige, ſo thu ich's, und mein Gefangner, der mir nach dem Leben stand, der Gott und ſeinem Statthalter verfolgt, ſey dieſes Landes König!

Barone und Ritter. Groſsmüthiger, edler König!

Karl. Ich habe mich erklärt, und will, daſs ſich's ende. Wie lang ſoll ich die Entwürfe, die alle zum Ruhm und der Gröſse dieſes Landes abzielen, in meiner kühnen, nach Thätigkeit und Eroberungen ſtrebenden Bruſt, einengen? Glaubt Ihr, dieſe Krone gnüge mir, wenn ich ſie in feiger Ruhe und Gemächlichkeit trage? Mein Herz will mehr als den eitlen Wahn, in welchem ſich nur ſchlaffe Geiſter gefallen. Ich ſehe Siciliens Krone als die Leiter meiner Gröſse an, und will ihren mächtigen Einfluſs über ihre beſchränkten Gränzen ausdehnen. So lange die Saracenen feſte Plätze in meinem Reiche haben, iſt meine Macht in ſich ſelbst gefeſſelt; dieſe muſs ich bekriegen. Der König von Tunis, mein Vaſall, hört auf, den ſchuldigen Tribut zu zahlen, ihn muſs ich bekriegen. Meine Ausſichten auf Griechenland hängen von meiner gegründeten Macht ab; und wie ſoll ich ſie einem Königreich geben, das immer durch innre Zerrüttungen ohnmächtig iſt? Ein verwegner Jüngling erſtickt die Entſchlüſſe eines mächtigen Königs, und dieſes furchtbare Reich liegt in tödtlicher Erſchlaffung, bis es der Raub ſeiner Feinde wird. Heute hängt ſein Schickſal von Eurem Urtheil ab, richtet!

Graf von Flandern. Ich verſteh' und leſe in Eurem Herzen! Verflucht ſey der Sieg, der dieſen Tag gebar! Ich bin Euer Schwager, hab' als Ritter und Verwandter gesprochen, und verlasse einen Blutrath, den die Rache finden wird. Will gehen.

Karl. Bleibet nun, und erfüllet die Pflicht, zu welcher Ihr eingeladen seyd. — Legat, Ihr vernahmt die Worte dieses Kühnen, doch hörtet Ihr auch, was weisere Männer sagten.

Laſst uns nun vernehmen, was Gott durch seinen Statthalter auf Erden, über den Verbannten, den Aufrührer spricht.

Graf von Flandern. König Karl! König von Sicilien! Ich rufe Dir zu, als Krieger! als Verwandter! — Ich flehe zu Dir als Mensch!

Karl. Die Stimme Gottes ist stärker. — Legat, leitet uns!

Legat. Der heilige Vater der Kirche verdammt hier nicht — lossprechen kann er nicht — Gott, von dem er die Schlüssel, auf Erden zu binden und zu lösen erhalten hat, ist beleidiget — seiner Gnade empfiehlt er den mit Recht Angeklagten — dem Könige überläſst er die Sorge für sein irdisches Reich — und ihm übergiebt er die Rache der Kirche!

Robert Bari. Laſst uns blinden Sterblichen, in dieser wichtigen Sache, Gottes Stimme deutlicher vernehmen.

Legat. Vernehmet und deutet sie!

Mors Conradini, Vita Caroli!
Vita Conradini, Mors Caroli!

Tiefes Schweigen.

Robert Bari. So spricht Gott durch seinen

Statthalter, Ihr Richter! Konradins Tod, Karls Leben! Konradins Leben, Karls Tod!

Graf von Flandern. Allgegenwärtiger Gott! Allgütiger Vater der Menschen! höre! höre! welche Sprache dich Priester zu deinen Kindern reden lassen! Ab.

Robert Bari. Das Schicksal heischt ein Opfer; wer soll es seyn? Euer groſsmüthiger, siegreicher König; oder ein Verwegner, der ihn angegriffen, den er nun in seiner Gewalt hat? Wollt Ihr, daſs unser König vom Thron' heruntersteige, daſs sein und Euer Leben die Rache eines feurigen, stolzen Jünglings sättige? Kann je der Hohenstaufen diesen Thron anders behaupten, als mit Eures Königs Untergang?

Konradins Tod, Karls Leben! Konradins Leben, Karls Tod! so spricht Gottes Statthalter; wer soll leben?

Legat. Ohne zu verdammen! ohne zu urtheilen!

Viele. Es lebe Karl von Anjou, unser König!

Robert Bari. Und sein Feind sterbe!

Viele. Er sterbe!

Robert Bari zeichnet das Urtheil. Meine Thränen möchten die Worte auslöschen, die einen so edlen Prinzen verdammen. Ach! daſs es unser Loos seyn muſste!

Das Urtheil geht herum. Der Secretair will an dem Legaten vorübergehen, und bey dem ihm nächsten anfangen. Der Legat winkt ihm gebietherisch. Der Secretair sieht forschend nach dem König, der König vermeidet vorsetzlich dessen Blick, so wie Bari. In dieser Unentschlossenheit nimmt ihm der Legat das Urtheil aus der Hand, und schreibt.

Legat. Ich unterschreibe nicht das Todesurtheil des Angeklagten; Gott bewahre! ich bin ein Diener seiner Gnade. König Karl, ich zeichne hier zur Erinnerung auf, dafs ich diesem Gerichte als Bevollmächtigter des heiligen Vaters, Eures Lehnsherrn, beygewohnt habe!

Karl. Als Legat des heiligen Vaters allerdings, und nur darum, weil Hohenstaufen unter dem Bann der Kirche liegt.

Legat. Ich habe geschrieben, und Ihr alle habt vernommen, was ich geschrieben. Ab.

Guido Suzzarra, da die Reihe an ihn kommt. Ich zeichne nicht. Den, welchen das Gesetz so laut losspricht, verdammen hier Hafs und Politik. Ich eile nach Modena, um im Gericht der Menschen zu sitzen, und nicht im Gericht der Könige. Ab.

Einige Barone und Ritter. Wir zeichnen nicht.

Robert Bari nimmt das Urtheil zurück und überzählt die Stimmen. König Karl, Euer Gericht hat geurtheilt, über den Hohenstaufen und seinen Anhang! hat ihn und seinen Anhang nach Mehrheit der Stimmen zum Tode verdammt. Eurem Ausspruche ist überlassen die Art seines Todes. Wie soll er seine Verbrechen büfsen? durch Strang oder Schwert?

Karl. Schwert!

VIERTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Pallast.

König Karl. Robert Bari. Staatssecretair.

Karl. Was sagt Ihr; Elisabeth von Bayern, Konradins Mutter, sey in Neapel?

Staatssecretair. Seit einer Stunde im Hafen eingelaufen. Ihr Schiff mit schwarzen Wimpeln und Segeln, Zeichen ihrer Trauer. Das unglückliche Gerücht verkündigte ihr den Tod des einzigen Sohns, sie lud ihre Schätze ein, den Leichnam zu lösen. Da sie nun hörte, er lebe, und was über ihn beschlossen sey, so bringt sie die Kleinodien, sein Leben zu lösen. Als sie aus dem Schiffe trat, sammelte sich das Volk um sie, begleitete sie in stillem Schmerz, und jedes Weib, das einen Sohn hat, schluchzte laut und folgte ihr.

Karl. Ihr habt eine weibische Art zu erzählen. Robert Bari, ich will sie nicht sehen, sie soll sich still und verborgen halten! der Admiral muſs dafür büſsen, daſs er sie einlaufen lieſs.

Robert Bari. Ich würde schon für alles gesorgt haben, wenn Graf von Flandern ihr nicht öffentlich seinen Schutz gegeben hätte.

Karl. Öffentlich! toller Schwager, seyd Ihr nun der Wurm an meinem Herzen, da ich kaum die Wuth dieses Kastiliers gefesselt habe; aber keiner soll diesen Sinn beugen, in dem meine Stärke besteht. — Bari, forscht den Verbindungen fleiſsig nach, die man in der Stadt und auf dem Lande mit den Deutschen haben mag. Laſst uns auf einmal starke Schläge thun, Schrecken und Entsetzen ersticken den Saamen des Aufruhrs. O wann werd' ich sagen können, diese Krone ist mein!

Robert Bari. In Konradins Grabe liegt Eure Ruhe!

Karl. In seinem Grabe! — Die Stimme Deines Statthalters, gerechte unbestochne Richter verurtheilten, nicht ich! — Hat man dem Hohenstaufen und den übrigen das Urtheil bekannt gemacht?

Staatssecretair. So eben!

Karl. Wie nahm's der Staufen auf?

Staatssecretair. Er schlief, und Friedrich von Östreich lag an seiner Wange, und sah starr in seine Ruhe. Nie sah ich so ruhig schlafen. Man weckte ihn auf, und verkündigte ihnen das Urtheil des Todes. Eine augenblickliche Blässe schoſs in seine Wangen, und die Wirkung dieser schrecklichen Post drückte sich in ein schmerzliches, schwaches Zittern seiner Oberlippe aus, wobey sein Haupt in seine Arme sank. Als aber Östreich auf ihn stürzte, und schluchzte, goſs sich Heiterkeit auf sein Gesicht, seine Wangen färbten sich wieder, er fiel um seinen Hals —

Karl. Ich sagte, Ihr habt eine weibische Art zu erzählen, und ich liebe die Kürze. Was sprach er?

Staatssecretair. Bey meinem Leben, König, die Bilder davon liegen so in meinem Kopfe, daſs er ganz verwirrt ist. Er sagte mit fester Stimme: Friedrich, hast Du etwas anders von Karl von Anjou erwartet? und dann legte er sich wieder auf sein Lager, und bedauerte die Träume, die wir ihm geraubt, als wenn er sonst nichts zu verlieren hätte.

Karl nach einigem Schweigen. Bari, welch ein Feind wüchse in diesem Jüngling auf! Wär' er kein Staufen, diese Entschlossenheit zerrisse sein Urtheil. — Ist das Gerüst aufgeführt?

Robert Bari. Ganz! man hat es nach Eurem Befehl mit rothem Sammt ausgeschlagen.

ZWEYTER AUFTRITT.

Graf von Flandern in der Ferne. **Vorige.**

Karl zu Bari. Bevor man die Gefangnen zum Tode führt, laſst sie in die nahe Kirche eintreten, die Ihr schwarz auszuschlagen befehlt. Dort mag ihm der Priester, in Gegenwart des Volks, sein Verbrechen gegen mich und die heilige Kirche vorhalten; ihm zeigen, wie frevelhaft er und seine Vorfahren dem Bann getrotzt, und darinnen gestorben sind, gleich ihm. Dann feyre man in ihrer Gegenwart die heilige

Messe für die Ruhe ihrer Seelen mit den Trauerchören; ich will ihre Seele retten, um der meinigen willen. Geht! Diese ab.

Graf von Flandern tritt vor. Wer sagt, Karl sey ein tapfrer König? Wer sagt, er sey stolz und ehrsüchtig, und seine königliche Auſsenseite gleiche seinem Innren! Feige, nervenlose Tyrannen mögen in stumpfer Bosheit Qualen ersinnen, und kein Mann wie er! Gnügt der Tod dieses edlen Prinzen Eurer Rache nicht, und wollt Ihr ihm durch zerknirschende Vorspieglungen, die Kraft ihn zu leiden, brechen, um sagen zu können, Ihr habt über seine Standhaftigkeit gesiegt, wie über sein Leben!

Karl. Ich habe keinem Rasenden zu antworten, weil ich ihm nicht antworten will, wie es seine Kühnheit verdient.

Graf von Flandern. Ich bitt' Euch, gebietet dem Grimm, der sich auf Eurer Stirne in furchtbaren Zügen faltet! Hört mich an! Vergebt den raschen Worten, die das Schicksal dieses Unglücklichen mir entreiſst!

Karl. Was wollt Ihr? Wer seyd Ihr, der sich zwischen meinen Feind und meine Krone stellt?

Graf von Flandern. Euer Schwager, der für Euren Ruhm stritt, und nun für Euren Ruhm spricht; der Euch mit Gefahr Eures Zorns zuruft: Ihr ermordet Eure Ehre in dem Leben Konradins.

Karl. Wollt Ihr, daſs ich von dem Throne steige, den ich erworben habe?

Graf von Flandern. Ich weiſs, daſs ich lieber nach dem Orient gegen die Ungläubigen ziehen würde, mir dort einen Thron durchs Schwert mit Gefahr meines Lebens zu erwerben, als diesen auf das Grab eines so edlen Prinzen zu bauen! Und wer verlangt, daſs Ihr ihn verlassen sollt? Ist denn keine Rettung? Kein Vergleich zur Sicherheit für Euch und ihn zu finden?

Karl. Weg! der Himmel will ein Opfer!

Graf von Flandern. Schreibt nicht auf die Rechnung des Himmels, was der geheime Ruf Eures Herzens ist, das die Stürme der Zukunft fürchtet.

Karl. Wer nicht weiſs einen Thron zu erhalten, muſs keinen zu erobern wagen. Geht — Ihr werdet mir verhaſst.

Graf von Flandern. Laſst Euren Haſs auf mich fallen, nur hört mich an!

Karl. Geht zum Papst, und laſst Euch belehren, was ein König in meiner Lage thun muſs.

Graf von Flandern. Ich sehe im Papst einen Strafbaren mehr; und der Priester Thun war immer feige Rache. Sie besteigen kein Roſs, führen kein Schwert, und fühlen nicht wie Männer. Würdet Ihr seinem schrecklichen Wink folgen, wenn Ihr Konradins Tod nicht längst beschlossen hättet? Eine grausame, die Christenheit entehrende Politik, überzeugt den Papst, Konradins Tod würde das Ende aller Uneinigkeiten seyn, die einen Theil Italiens gegen den andern entflammen. Ihr werdet nur das Werkzeug seiner Rache gegen ein Haus, das immer seine Rechte gegen ihn vertheidigt hat, und die Zukunft, die bey dieser That erblassen wird, wagt es nicht, dieses Verbrechen dem Statthalter Gottes zuzuschreiben, sondern Euch! Euch!

Karl. Trotzt meinem Stolz, nur laſst das Haupt der Kirche unangetastet!

Graf von Flandern. Nehmt einen Ausweg an, einen für Euch rühmlichen und sichern Ausweg! Gebt Konradin Eure Tochter Beatrix. Dadurch vergleicht Ihr alles, und bringt Konradins gerechte Ansprüche zu denen, die Ihr vom Papst habt. Verbindet Euch ehrlich mit ihm, und hört nicht auf die tückische Politik des römischen Stuhls, die am Ende ihren Urheber selbst stürzt! Durch dieses Bündniſs könnt Ihr dem Papst die Wage halten, Euch von seiner Sklaverey befreyen, und die Länder wiederum mit Eurem Reich verbinden, wofür Ihr's gekauft habt!

Karl. Was hat Euch mein Sohn gethan, daſs Ihr ihm die Krone seines Vaters rauben wollt! — Weg! — Ihr lästert den Himmel in seinem Statthalter, und Eure Sünde fällt auf mich zurück. — Es ist beschlossen! er sterbe! — Ist's nicht genug, daſs ich seine Verbrechen nicht mit dem entehrenden Strick bestrafe? Laſst mich den Haſs mit ihm ins Grab legen, daſs er nicht von ihm auf Euch springe!

Graf von Flandern. Werft ihn auf mich! — Sprecht Ihr von Strick? Bey Gott, ich dächte, ein Mann der ein Schwert trägt, und es bey solchen Gelegenheiten nicht braucht, ist seiner nicht werth. Schlägt auf sein Schwert.

Karl. Flandern, willst Du mich ermorden? Bey meiner Krone, siehe kühler drein, und reize mich nicht weiter! Alle Welt kennt König Karl als einen tapfren, ehrenvollen Ritter! — Weiche meinem Zorn.

Graf von Flandern. Ich fürchte Euch nicht, und keinen König. Ich bin Graf Flandern, Souverain wie Ihr! Meine Grafschaft erbte von meinem Vater auf mich, und zahlt keinen Tribut.

Karl. O Wahnsinniger! Wahnsinniger! Du hast den Bund mit meinen Feinden gegen mich gemacht! Fort, verlaſs mich, ich siege über mich! Geh! ich entsage Dir!

Graf von Flandern. Und ich Eurer Verwandtschaft, wenn Ihr den Thränen dieser unglücklichen Königin widersteht.

DRITTER AUFTRITT.

Elisabeth tritt ein. Im Gewand der Trauer. Ihr Gang langsam und edel. Zwey Frauen tragen in Körben Gold und Kleinodien zur Lösung. **Ritter Hurneis.** Elisabeth läſst sich vor Karl nieder. Ihre Frauen gleichfalls, die Lösung darreichend.

Vorige.

Elisabeth. — Seht auf mich gnädig und gütig herab! Ich bin die unglückliche Mutter eines Sohns, den Ihr zum Tode verurtheilt habt. Komme, sein Leben mit Thränen zu erflehen, und seine Ketten mit Lösegeld zu brechen! Groſser König, seht nicht zornig auf mich! Ich bin nicht die Wittwe König Konrads, der ehedem dieses Land beherrschte, bin nicht die

Mutter eines kühnen Prinzen, ich bin ein armes, niedergeschlagnes Weib! Unglück und Schmerz haben die ehemalige Gröſse ganz aus meinem Gedächtniſs getilgt. Mein Sohn ist ein armer Waise, den Euer Sieg für immer schwach und ohnmächtig gemacht hat! Gebt ihn mir zurück und nehmt das Lösegeld! — Als ich die schreckliche Post seines Unglücks vernahm, nahm ich das letzte, was mir von meiner ehemaligen Gröſse übrig war, und leg' es zu Euren Füſsen. Meine Kleinodien, alle meine Schätze und zwanzigtausend Goldgulden. Gnügt Euch dieses nicht, so will ich Euch meinen Wittwensitz verschreiben, und dann mit meinem Sohne von der Gnade meiner Verwandten leben. Löset meinen Sohn, gebt ihn mir zurück! Ihr habt ihn nicht mehr zu fürchten! dieser Zug nach Italien kostet ihm seine Länder in Deutschland, die theils verpfändet, theils verkauft sind; er hat nichts mehr als mich, und ich nichts mehr als ihn.

O daſs meine Zunge von Schmerz überströmte, wie ihn mein wundes Herz empfindet! daſs diese welken Hände, diese von Weinen schwachen Augen, diese grauen Haare Euer Herz rühren könnten! daſs nur das kleinste Gefühl dieses namenlosen Schmerzes Eure Seele träfe! Gebt mir meinen Sohn, den einzigen Trost einer unglücklichen Königin! Ich schwöre Euch, bey dem Allmächtigen, der mitleidig auf mein Leiden blickt, ich will ihn auf ein einsames Schloſs in Bayern führen, ihn in meine mütterlichen Arme schlieſsen, und in ihm alle Unternehmung mit meiner Angst und Furcht ersticken.

Laut weinend. Ach, Euer strenger Blick tödtet die Worte auf meiner Zunge, und preſst mein Leiden in meiner Brust ein. Seht gütig auf mich! Die Beredsamkeit der Unglücklichen wird nur durch Trost und Mitleid lebend. Auch Ihr habt Kinder, auch Ihr habt eine Gemahlin! Auch sie und Euch erwarten Alter, Unglück und Schmerz, das Loos der Menschen! Gebt mir meinen Sohn, und versöhnt Euer künftiges Unglück durch Güte und Mitleid mit einer elenden Mutter! Er hört mich nicht! er sieht nicht auf mich! Auf mich Arme, Verstoſsne! Ich kann seinen starren Augen keine Thräne abgewinnen! Seinem kalten Herzen kein Erbarmen! Gieb meinen Worten Kraft! Zum Himmel. — Fleht! fleht! helft mir den Unerbittlichen versöhnen!

Die Weiber. O König! laſst Euch erbitten! Nehmt das Lösegeld.

Ritter Hurneis. Gebt uns unsern unglücklichen Prinzen!

Graf von Flandern. Erhört ihr Flehen! erhört ihre Thränen!

Elisabeth umfaſst des Königs Knie. O wenn Ihr ihn kenntet, und wüſstet wie gut er ist und wie fromm! Wie seine Mutter ihn liebt, und er seine Mutter! Kein edlers, dankbarers Herz schlägt auf dieser Welt! und Ihr wolltet ihn verdammen! ihn hinrichten, um eines Fehlers gegen Euch! Alle Welt sagt, Ihr seyd ein Held, und Ihr wolltet einen tapfern Prinzen verurtheilen? Um eines Fehlers, den er abgebüſst hat, durch schmähliche Gefangenschaft? Einen neunzehnjährigen Jüngling! König Karl, einen so sanften schönen Jüngling! den Sohn eines Königs, die einzige Stütze einer unglücklichen Mutter! —

Höre! höre! hör' auf mich! Auf den Schrey meines Schmerzes! auf den Schrey einer angstvollen, verzweifelnden Mutter! Auf mein Klagen! Blick' auf mich! wie meine Thränen in meinen Augen erstarren! Blick' auf eine Mutter im Staube! im endlosen Elend!

— Er hört mich nicht! *Zum Himmel.* er hört mein Flehen nicht! O du, der du die Herzen der Menschen lenkst, Güte und Gnade für alle hast, rühre sein hartes Herz! laſs ihn fühlen meinen Jammer! laſs ihn fühlen, daſs er Vater ist, daſs du Gewalt über seine Kinder hast, rächest und lohnest hier und dort. *Sie sinkt ihren Weibern in die Arme.*

Karl. Flandern, warum bringt Ihr sie vor mich, da ich nicht retten kann? Entfernt sie von diesen Schreckens-Scenen. Der Himmel will ein Opfer, der Staat will ein Opfer, nicht ich! nicht ich, unglückliche Mutter! *Ab.*

Graf von Flandern *ihm nachrufend.* Mein Zorn weicht nur dem Schmerz dieser Unglücklichen!

Elisabeth. Der Himmel will ein Opfer! — Allgütiger, du wolltest den Tod meines Kurds, den du mir zu meinem Glück gabst? — Laſst mich! es ist kein Erbarmen hier! Laſst mich zu meinem Kurd, daſs ich mit ihm sterbe! Ich hatte nur noch wenig Leben, und sein kalter, harter Blick hat ihm die Kraft genommen! Laſst mich zu meinem Kurd! Laſst mich mit ihm sterben!

Graf von Flandern. Verschont Euren Sohn!

Er ist gefaſst den Muth zu zeigen, der seines hohen Ursprungs würdig ist. Ihr werdet ihn an die Erde ziehen, und Euer Schmerz, Eure Gegenwart werden ihm alle Schrecken des Todes zu fühlen geben, die er nun besiegt hat. Verbergt ihm Euer Daseyn, wenn Ihr wollt, daſs er edel und groſs ende.

Elisabeth. Ihn nicht sehen! Ihn nicht trösten!

Graf von Flandern. Ihr macht ihn unglücklicher als der Tod. Dieser Übergang erfordert die ganze Kraft der Seele, er hat sie, und Ihr nehmt sie ihm.

Elisabeth. Mein Kurd hat Muth zu sterben!

Graf von Flandern. Friedrich von Östreich ist bey ihm, und Euer Sohn bedarf so wenig Muth, daſs er jenen tröstet, nur ihn beklagt. Wie nun alles sich ändern würde, wenn er Euch sähe! Sein Freund folgt ihm, bleibt sein Gefährte, und Euch muſs er zurücklassen, sehen zurückgelassen in endlosem Schmerz. Von Euch scheiden in solch einem Augenblick, da er nun von nichts zu scheiden glaubt, als von einer harten, undankbaren Welt, einem unversöhnlichen Feind! Aber scheiden von seiner Mutter, einer so lieben, zärtlichen Mutter — Stürzt ihn nicht von der Höhe, die er nun erkämpft hat!

Elisabeth. O! O! O! alle beide! — O! O! O! arme Waisen!

Graf von Flandern. Unterstützt die Königin! geleitet sie nach meiner Wohnung. Ritter, ich will Euch vergeben! dort bewacht sie sorgfältig, und haltet sie ab, daſs sie ihren Sohn nicht sehe. Bald wird sie sich finden, und ihr mütterliches Herz wird ihr sagen, daſs sie Konradin noch elender machen kann, als das Schicksal. — Wie ist's Euch, edle Frau? Gott stärke Euch! Wie ist's Euch?

Elisabeth. Ich fühle nichts. Sein kalter Blick hat die Geister des Lebens in mir erdrückt! — o ich hoffe! hoffe! —

Ritter Hurneis. Kommt, unglückliche Königin! In diesem Schloſs ist keine Thräne, kein Mitleiden für uns.

Elisabeth. O! O! — Sieh, die Klagen ersticken in mir — ich bitt' Euch, macht mir Luft — Auf die Brust deutend. Die Weiber führen sie still ab.

VIERTER AUFTRITT.

Das Gefängniſs.

Konradin. Lange in innerm Schauder. Die Nacht weicht nach und nach der Morgendämmerung.

— Erschrickt die schwache Natur vor diesem schnellen Übergang aus Licht in Nacht, und mag die Feigheit dieses Körpers sich so leicht dem unsterblichen Geist mittheilen? Ist dieser göttliche Funken diesem unstäten Blut so sehr unterworfen? Mein gespanntes Aug' sieht durch die finstre Nacht das furchtbare Blutgerüst, und bey diesem Anblick zieht sich das bange Leben in mich zurück, drängt mit Gluth und Stechen durch die Adern nach dem Herzen, und reiſst diesen kühnen, unsterblichen Geist mit sich in dem Strudel der Fieberhitze fort. — Bin ich nicht was ich war? Nur um eine, die letzte Nacht, dem Ziele näher gerückt! Nur reifer, näher! Oder ist's der Schauder der stillen Nacht, nicht der letzten Nacht, der sich so kalt über mein ganzes Wesen ergieſst! O tritt hervor, mein Geist! tritt hervor, edler, gesunder Theil meines Selbsts! — Warum beugst du dich so willig unter schmähliches Leiden, und schauderst denn noch vor der Stunde zurück, die dich befreyen soll! Schmiegest dich willig in die Ketten einer ewigen Gefangenschaft, seufzest nach Freyheit, und zählest in trüglichen Hoffnungen, Stunde, Tage und Jahre an dem langen Maaſse der gleichlaufenden, kalten Ewigkeit ab! Und nun wo du diese Ketten brechen sollst, und dein schmerzliches Streben, deine edle, quälende Ruhmsucht, ach! alle dein Sehnen, Wünschen, alle die Klagen, und schimpfliche Gewaltthätigkeiten in einem Nu mit deinem Daseyn verschwinden sollen, fährst Du bebend in dich selbst zurück, schwellst dieſs kühne Herz, und ein einziger furchtvoller Augenblick drückt die Wage eines Lebens voll Elend hinunter!

Ach diese in Kraft und Leben blühende Jugend, erblaſst vor der kalten Vernichtung, sträubt sich so gewaltthätig abgemäht zu werden! Hier! hier liegt's! In den frühen Stunden des Lebens, kaum dein Daseyn gefühlt, kaum das Leben geahndet! Eben der Entwicklung deiner ehrenvollen Träume nah! Kaum die Eigenschaften begriffen, die dich deinen Vätern gleich setzen sollten, an Ruhm und Ehre! Und zerbrochen — so zu enden — so gewaltthätig zu enden in deiner Blüthe — hier auf dem Schauplatz des Ruhms deiner Väter —

Glühend. Warum erlag' ich nicht in der Schlacht, das Schwert in der kraftvollen Hand, dem Tod widerstrebend, und ihm abdringend mein Leben! Dieſs ist's! sich hinzugeben gleich dem Opferthier ohne Widerstand, den Streich zu erwarten, und ihn in angstvollem Schlagen des Herzens jede Sekunde zu fühlen! Es liegt in der Natur des Mann's jeden Streich von Gewalt abzuschlagen; und hier zu liegen, bis ein blutgieriger Tyrann winke, deinem innern Zittern ein Ende zu machen, deine bebenden Nerven zu zerschneiden, und dich in schaudervolle Nacht zu senken! —

Ha, die Sonne steigt aus dem Meer hervor! Ihr Licht giebt Leben und Freude der Welt, mir zum letztenmal. Du kommst morgen wieder, und ich werde mich nicht mehr an deinem Licht erwärmen. Deine Strahlen werden sich auf der lockren Erde brechen, die mich deckt, und nicht zu mir gelangen. Dein heller Glanz ist traurig meinem Auge, und meine erhitzte Einbildungskraft sieht Mitgefühl für mich in deinem Morgenroth. Sonst sang' ich dir ein Lied entgegen; aber dein letztes Heraufkommen hat meinem Herzen alle Töne genommen! — Bin ich allein? Immer allein! Friedrich, mein Bruder, warum läſst du mich allein?

FÜNFTER AUFTRITT.

Friedrich von Östreich. Konradin. Hernach **Heinrich von Kastilien.**

Konradin. Du läſst mich allein! es ist nicht gut, daſs jetzt einer allein sey; wir müssen uns erheben, wenn wir sinken möchten. Wo warst Du?

Friedrich. Du schicktest mich mit Prinz Heinrich weg, indem Du sagtest, sein wildes Auffahren mache Dich ungeduldig.

Konradin. That ich das? O wo hatt' ich meinen Kopf? Wo ist Prinz Heinrich?

Friedrich. Nun still und ruhig. Als die Sonne kam, heulte er laut, und schwur, dieser Tag bräche edle Männer, und er wär' einer davon.

Konradin. Sagt' er das? Ja, er ist ein edler Mann; aber Du und ich, wir sind noch keine Männer, wir stehen auf der Schwelle des Grabs, bevor man dieſs von uns sagen kann!

Friedrich. O Kurd! mein Kurd! nimm mich auf in Deine Arme, ich erschrecke vor dem Augenblick!

Konradin ihn umfassend. Gieb der Menschheit ihr Recht, Friedrich, ich hab's ihr gezollt. Laſs uns hier weinen und dort Männer seyn! Ach, keiner tritt aus diesem Licht, ohne mit Verlangen zurückzusehen! Ich hab's gefühlt, ich habe gekämpft, und nun hilf mir siegen! Aber daſs ich Dich mit mir ziehe in mein Schicksal, Dich mit mir führe auf das Blutgerüst, Dir so lohne für alle Deine Dienste, für alle Deine Freundschaft! Dir den Tod gebe für Deine Erblande, o Friedrich, Dein Freund mag sein Schicksal besiegen, nur dieses nicht!

Friedrich. Dein Schicksal ward das meine von unserm Stammeln an, sollte es bey der Entscheidung getrennt werden?

Konradin. O wenn ich es trennen könnte, wenn ich hineinreissen, allein sterben könnte!

Friedrich. Würd' ich diesen gefürchteten Tod nicht für Dich sterben wollen? — Nimm mich auf in Deine Arme, und laſs die Freundschaft Trost auf uns gieſsen! Unser Herz wird uns auch in dieser Stunde nicht verlassen, und wir werden uns über dem Blutgerüst erheben, unschuldig, rein und verbunden, wie wir's hier waren.

Heinrich erscheint, und hält sich im Grunde.

Konradin. Und dann in den Kreis der Helden unsrer Väter dringen, und sie werden uns aufnehmen ihrer würdig; dieser Augenblick, der uns zu ihnen führt, wenn wir ihn als Männer ertragen, wird uns für eine Reihe ruhmvoller Thaten angerechnet werden. Meynst Du nicht, daſs wir eben in diesem Augenblick zeigen können, was unser Geist in der Zukunft vermogt hätte? Weg, wir verlassen Tyrannen, verlassen ein fühlloses Volk, und dringen durch die Wolken zu den Edlen der Vorwelt! Und nun sieh die Stufe, auf welcher wir zu ihnen steigen! Er führt Friedrich an das Loch, durch welches man das Blutgerüst sehen kann. Man hört Glocken läuten.

Friedrich. Ha! ihr Trauerklang kündigt den heutigen Tag an! Das Volk versammelt sich auf dem Platze, und alle Augen sehen starr gegen diese Mauern. — Kurd! es ist geschehen!

Konradin. Umfasse mich! umfasse mich!

Heinrich. Schlieſst auch mich in Eure Arme, edler Prinz! laſst mich diese groſsmüthige Verachtung des Lebens ganz in mein Herz ziehen! Ganz Euch absehen! Eurem Herzen nah' liegen, wo die Keime groſser Thaten so edel aufschossen! — So jung und so stark! so lebend im reinen Geist der Ehre! Sie ermorden Helden in Euch! — Die Wache Eures Feind's erwartet Euch drauſsen, um Euch zur Kirche zu begleiten, und dann liegt ewige Nacht zwischen uns. Ihr lächelt? Ihr hinterlaſst einen Erben Eurer Rache! Laſst mich wieder ein Schwert um diese Lenden gürten, und ich will alle edle Männer in Europa und Afrika aufbieten!

Konradin. Lebt wohl! Euer Schicksal kümmert mich. Euer thätiger Geist trägt diese Gefangenschaft mit bittrem Unwillen! Lernt Geduld von mir, ich lernte Muth von Euch!

Heinrich. Ein Abschiedskuſs auf der Schwelle des Lebens! — Friedrich, Du weiche Seele! — Ihr verlaſst mich, und der tolle Heinrich heult Euch nach in seinem Unvermögen! Sein kühnes Herz bricht mit Eurem Leben!

Konradin nimmt die Laute und giebt sie ihm. Ihr seyd mein Erbe, Heinrich; dieſs ist alles, worüber der Sohn eines Königs zu ordnen hat. Ich bitt' Euch, bewahrt's um meinetwillen, und um meiner unglücklichen Tante willen!

Heinrich. Ich will von nun an Klagelieder singen, will die Sanftmuth Eures Geists herausziehen, bis der Löwe seine Ketten zerbricht, Euren Tod und seinen Schimpf zu rächen!

Konradin. Friedrich, bist Du ein Mann?

Friedrich. Ich bin Dein Freund!

Konradin. Ein Leben und ein Grab!

Friedrich. Ein Grab!

Konradin. Folge mir! In wenigen Augenblicken sind wir über diese Welt erhaben, und dann scheidet uns nichts mehr, und dann fährt kein düstrer Gedanke mehr durch dieses Herz, das Grab erdrückt sein Gefühl, und unser Geist ist frey! — Heinrich, begleitet mich, so weit Ihr könnt, und wenn Ihr einst frey seyd, so sucht meine Mutter auf, und sagt ihr, ihre Söhne seyen wie Männer gestorben! — Hand in Hand zum Opfer, mein Bruder!

FÜNFTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Öffentlicher Platz.

Auf der rechten Seite das Blutgerüst, von welchem nichts zu sehen ist als die Stufen, woran die Wache steht. Auf der Linken eine erhabene Loge für den König. Man hört Glockenläuten und Trauerchöre von der nahen Kirche. Vieles Volk, Ritter. Tiefe Stille und ängstliches Erwarten. Graf von Flandern geht wild und trüb umher.

König Karl in seinem gewöhnlichen Stolz und Ernst tritt auf die Loge. Die Ritter und das anwesende Volk sehen forschend und bekümmert nach ihm, die Leibwache umringt die Loge.

Der Trauerzug aus der nahen Kirche unter stärkrem Läuten. Dem Volk entfahren stille, unwiderstehliche Klagen.

Konradin, heiter und fest, seine Augen auf Friedrich von Östreich, den er an der Hand führt. Er sieht über die Menge, dann kühn auf König Karl, und wider Willen haftet sein Aug' auf dem Blutgerüst, er findet sich aber schnell in Friedrich von Östreich wieder. Es folgen Graf Galvano und sein Sohn. Graf Gerhard von Pisa. Heinrich, Truchseſs von Waldburg.

Protonotarius Robert Bari, Staatssecretair. Barone, Ritter und Räthe des Gerichts. Groſse Stille. Hierauf steigt Robert Bari auf eine Erhöhung nahe der Loge des Königs, und liest das Urtheil ab, wobey des Grafen von Flandern Trübsinn nach und nach zur äuſsersten Wuth übergeht.

Robert Bari.

Barone, Ritter und Volk! Gegenwärtiger Konradin von Hohenstaufen, Sohn König Konrads und Abkömmling Kaiser Friedrichs, zog aus Deutschland mit gewaffneter Hand, unsern gnädigsten König anzugreifen. Verführte hierauf das schwankende Volk dieses Königreichs, nahm kühnerweise den Titel eines Königs von Sicilien an, und strebte unserm rechtmäſsigen König meuchelmörderisch nach dem Leben. Er trotzte dem heiligen Vater, dem furchtbaren Bann der Kirche, und lagerte sich mit seinen verbannten, rebellischen Schaaren, gegen unsern siegreichen König, welcher ausgezogen war, sein Reich zu vertheidigen. Er brach in unsre Schaaren ein, und das Glück, um den Rebellen empfindlicher zu stürzen, verlieh' ihm einen falschen Sieg; denn bald war Gott auf unsrer Seite, und unser groſser König entriſs dem übermüthigen Rebellen, durch seine Klugheit und Muth, den schon erhaltnen Sieg, daſs der Sieger bald durch das Schwert der Überwundnen fiel. Der überwundne und ergriffne von Hohenstaufen wurde hierauf vor ein freyes, unbestochnes Gericht gebracht, und der König begab sich seiner Gewalt über Leben und Tod, daſs man richte nach Recht und Gewiſsen. So wurden mit Einstimmen des Papsts, der Baronen, Ritter und Rechtsgelehrten, Konradin und sein Anhang, für Räuber, Rebellen, Störer der öffentlichen Ruhe, und Feinde der heiligen Kirche anerkannt; und geurtheilt, daſs gegenwärtiger Konradin von Schwaben und seine Verbündeten, die die Waffen für ihn ergriffen, die Strafe des Todes tragen, und ihre Köpfe mit dem Schwerte vom Leibe getrennt werden, und leide Friedrich von Östreich die Strafe des Hochverraths zuerst, und ihm folge Konradin, der Hohenstaufen, Haupt der Rebellen —

Graf von Flandern in äuſserster Wuth sein Schwert ziehend, und Robert Bari durchbohrend. Verwegner, Dir kommt es ja zu, ein Todesurtheil über einen so edlen und groſsen Prinzen auszusprechen!

Stimmen aus dem Volk.

Wilde, groſse That!

Alles sieht voll Erstaunen und Erwarten nach Flandern und dem König, welcher letztere aber in gleicher Fassung bleibt.

Konradin. Laſst mich den einzigen Mann in Euch umarmen, den mein Schicksal so tief rührt! Ihr habt ihm viel von seiner Bitterkeit genommen, und ich mag meinen Vätern sagen, daſs ein Herz in diesem verworfnen Lande in kühnem Grimm entbrannte.

Graf von Flandern Konradin umfassend. Thun möcht' ich! Retten!

Karl. Staatssecretair, nehmt das Urtheil auf und leset!

Dumpfes Gemurr im Volk.

Staatssecretair. — Ihm folge Graf Galvano, und sein Sohn. Graf Gerhard von Pisa. Heinrich, Truchseſs von Waldburg. Heinrich, Prinz von Kastilien, büſset aus Gnade unsers Königs den Hochverrath durch ewige Gefangenschaft. Dieses Urtheil werde vollzogen in dieser Stunde, vor den Augen des Volks, auf öffentlichem Platze. Wir Barone und Rechtsgelehrte haben geurtheilt und gezeichnet nach Recht und Gewissen, Gott richte uns nach unserm Urtheil!

Blutrichter! das Gericht übergiebt Euch die Schuldigen, vollziehet Euer Amt!

Konradin auf den Stufen des Blutgerüsts. Zum letztenmal erheb' ich meine Stimme, die nur der Himmel hört, und die Karl'n von Anjou, und meinen ungerechten Richtern, in der Stunde des Todes furchtbar tönen wird. Alle diese falschen, ehrlosen Anklagen fallen auf meinen Feind zurück. Grausame, harte Richter! undankbares Volk, das unter dem Zepter meiner Väter glücklich war, und nun ihren letzten, einzigen Sohn mit solcher Gefühllosigkeit belohnt! Ich bin Euer rechtmäſsiger, unschuldig verurtheilter König! Auf Euren Ruf zog ich aus, dieses mein Erbreich aus den Händen eines grausamen, drückenden Königs, aus den Händen eines Sklaven des Papsts zu reissen, der ihm gab, worauf er kein Recht hatte. Ich wollte Euch Eure vorige Freyheit wiedergeben, Euch beherrschen gerecht und gütig, wie meine Väter thaten! Ihr steht kalt und empfindungslos bey meinem Tod — ach! die Stunden werden kommen, wo Euch dieser Karl von Anjou, und seine Franzosen noch schwerer drücken werden, dann werdet Ihr wallfahrten nach meinem Grabe, heulen an meiner Gruft, und Eure heutige Schuld mit reuigen Thränen zu versühnen suchen. Euer Leben und Gut, Eure Weiber und Kinder werden der Raub der gierigen Sklaven dieses Mannes seyn, sie werden so lange gegen Euch wüthen, bis die Verzweiflung Eure Herzen ergreift, und Ihr mein unschuldiges Blut durch das ihre versöhnt! Ich verlasse heute diese Welt, verlasse heute einen grausamen Verfolger, den Mörder meiner Tante und ihrer unmündigen Kinder. Verlasse heute ein hartes, undankbares Volk, und lasse mein Andenken zu seiner und Eurer Qual zurück!

Karl von Anjou, siege noch nicht! Noch lebt das Blut der Hohenstaufen! Bin ich gleich der letzte männliche Zweig, so lebt es in den Adern einer Königin! Hört es Ritter und Volk! Zum Beweise meines Erbrechtes auf dieses Königreich, erklär' ich hier, im letzten Augenblick meines Lebens, Petern, König von Arragonien, Gemahl meiner Tante Constantia aus Schwaben, einzigen Tochter König Manfreds, zum Erben Neapels, Sicilien und Jerusalem. Zum Zeichen der Investitur und zum Pfand des Kampfes um mein Erbreich, werf' ich meinen ritterlichen Handschuh vor Euch, Ihr Ritter, und fordere einen Edlen auf, ihn dem König von Arragonien mit meinem letzten Willen zu überbringen.

Ein Ritter drängt sich durchs Volk und hebt den Handschuh auf.

Konradin. Wer seyd Ihr, tapfrer Ritter?

Ritter. Heinrich von Pitero! und gelobe bey meiner Ritterpflicht, dieſs theure Pfand Eurem Oheim, Peter von Arragonien, mit Eurem letzten Willen zu überbringen.

Konradin. Heinrich von Pitero, lebt wohl, und bringt meinem Oheim und meiner Tante meinen Gruſs. Er umarmt ihn. Friedrich, mein Bruder, meine Geschäfte auf dieser Welt sind bestellt. Komm, das Opfer ist bereitet. Du gehst mir vor; und aus Deinen verlöschenden Augen werd' ich Deine Seele küssen. Sieh auf mich! beflecke Deinen reinen Blick nicht an diesem Haufen! Komm ins Grab, wo Ruhe wohnt! Komm zu den Unsterblichen, die unser harren.

Friedrich. Ich gehe voran, und sehe Dich nicht leiden!

Konradin. Die wir hinterlassen, leiden. Wir gehen zur Ruhe. — Harre meiner dann noch einen Augenblick, bis mein Geist Dich ereilt. Zum letztenmal an mein Herz! zum letztenmal in der Fülle des Lebens! — Harre meiner!

Friedrich. Ich harre Deiner, und bin frey! Deine Hand! — Dieſs ist ja die erste Stufe zu unsern tapfern Ahnherrn!

Konradin. Zur Ruhe!

Friedrich. Zum Grab!

Graf von Flandern verhüllt sich in seinen Mantel und tritt zurück.

Sie gehen Hand in Hand das Blutgerüst hinauf. Die übrigen Verurtheilten folgen. Man sieht sie nicht mehr. Schluchzen und Stille im Volk. Nach und nach hört man die Stimmen Konradins und Friedrichs von Östreich. Aus den düstern Bewegungen des Volks, aus seinen Tönen merkt man, was vorgeht.

Konradin. Ach daſs ich Dir so lohne für alle Deine Dienste! daſs ich Euch so lohne, unglückliche Waffenbrüder!

Friedrich. Kurd, mein Kurd! — ich harre Deiner — o Deine Hand! Deine Hand — und nun Deine freundliche Hand!

Konradin. O meine Mutter! meine Mutter! wie groſs wird dein Schmerz seyn, wenn du das Ende deines unglücklichen Sohns hörst! Harre meiner, Bruder! Ich komme! Meine Väter! nehmt mich auf, ich bin Eurer werth!

Der Menge entfährt ein Schrey des Entsetzens.

Tiefe Stille.

Nach einer langen, schmerzvollen Pause trägt man zwey Särge das Gerüst herunter.

LETZTER AUFTRITT.

Elisabeth drängt sich durch das Volk, und sinkt bey den Särgen nieder. Graf von Flandern naht sich ihr. Ritter Hurneis an ihrer Seite. König Karl.

Elisabeth. O haltet! haltet! Meine Söhne! Meine unschuldigen Waisen! Wohin wollt Ihr mit ihren Leichnamen?

Träger. Zum Grabe!

Elisabeth bittend zum König, bey den Särgen. O gieb mir sie! gieb mir sie! Gieb Erde von seinem Königreich zu einer Kapelle, diese Leiber einzuschlieſsen! Ein klein Stückchen Erde, diese Unschuldigen zu begraben! Höre! höre auf das Flehen der unglücklichsten Mutter! Ein Stückchen Erde! ein Stückchen heiliger Erde dem Erben dieses Königreichs!

Karl. Unterm Banne der heiligen Kirche Verstorbene, mögen nicht in geweihter Erde ruhen!

Elisabeth. O so gieb mir ein Stückchen Land am schäumenden Meer! Verfolge die Todten nicht! Gieb mir ein Stückchen unfruchtbarer, gemeiner Erde! Ach am Meer! an der Straſse! auf den Felsen! am

Fuſse des furchtbaren Vesuvs! — Gieb ein Stückchen Erde, daſs ihre Leiber ruhen und die Mutter ihre Söhne begrabe.

Karl. Begrabt sie am Strande des Meers!

DER SCHWUR GEGEN DIE EHE.

EIN LUSTSPIEL.

1783.

PERSONEN.

GRAF BLUMIN.

GRAF KARL, sein Sohn.

MARTANO, dessen kleiner Secretair.

BRAND, Haushofmeister des Grafen Karls.

BARON FABRIS.

BARONESSE WILLING, Wittwe.

LISETTE, ihre Kammerjungfer.

Einige Bediente.

Die Scene ist in Wien.

ERSTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Zimmer der Baronesse.

Die Baronesse vor einem Tische, mit Goldzupfen beschäftigt; auf dem Tische ein Brief, den sie, bey der Eröffnung der Bühne zu lesen endigt. Später **Lisette.**

Baronesse. Ein unbegreiflicher Mensch! voller Feuer und Leidenschaft, und doch nirgends fest zu halten! Hat je mein Herz einen Sieg gewünscht, so ist es dieser; aber was ist dieſs nun, was mich in dem Augenblick von ihm entfernt, da ich mich ihm so innig zu nahen wünsche? Zurückhaltungen des Herzens, in solchen Augenblicken, sind voll Bedeutung. Was fesselt seine Zunge, wenn die Liebe sein Herz zu heben scheint? So ist's, jemehr wir thun, jemehr wir ihre Forderung reizen, je sichrer wir ihres Undanks sind. Aus Freundschaft für ihn, hab' ich mich von allen Verbindungen losgemacht; hat sich darum sein Herz dem Vertrauen mehr geöffnet? Ist sein Blick freyer geworden? Wozu nun den Mann von Welt, in dem Gebrause von Leidenschaft, womit er mich betäuben will, zu spielen, und eben darum so schlecht zu spielen? Graf Karl, sollte ich nun anfangen, die Dame von Welt zu spielen, dann wollen wir sehen, wer von uns den andern überlistet!

Lisette fährt schnell herein. Gnädige Frau!

Baronesse. Erschreckst Du mich nicht. In der That; Dein Zufahren ist unerträglich. Wirst Du denn nie von mir lernen, dafs stille Sittsamkeit die erste Tugend unsers Geschlechts ist.

Lisette. Wer könnte auch daran denken, wenn man uns betriegt, so schändlich betriegt! Gnädige Frau, was hab' ich gehört? O der Bösewicht!

Baronesse. Stille, leise, ich bitte Dich. Wer betriegt uns?

Lisette. Wer könnte es anders seyn, als Graf Karl? — Sie glauben, er mache Ihnen, als ein Mann von Stande, mit Würde und wahren Absichten, den Hof — O! Sie irren sich.

Baronesse. Absichten? Wer hat je daran gedacht? Graf Karl ist mein Freund, und nur als solchen nehm' ich ihn auf.

Lisette. Ihr Freund? Gut, wie Sie wollen; aber ich sage Ihnen, dieser Ihr Freund darf sich nie verheirathen.

Baronesse. Was könnte ihn davon abhalten? Ihn fesselt, so viel ich weifs, kein Ordensgelübde.

Lisette. Aber ein Schwur, gnädige Frau — ein Schwur — sehen Sie nur, wie ich vor Zorn zittre, [illegible] ich an den Schwur gedenke. Ach! ist es nicht genug, daſs uns die Klöster so viele Männer rauben, müſsen sie auch noch solche Schwüre der Welt entziehen!

Baronesse. Für ihn fürchte nur nichts, ihn entzieht gewiſs kein Schwur der Welt.

Lisette. Aber doch der Ehe?

Baronesse. Wie das? Laſs doch hören!

Lisette. Mein Landsmann, sein alter Haushälter, hat mir alles rein herausgesagt. Freylich kostete es mich Mühe den alten Fuchs so weit zu bringen; doch Weiberlist siegt über Männerklugheit. Konnte ich Sie länger in dieser Ungewiſsheit sehen? Was ist es mit aller Liebe, allem Feuer, man muſs doch am Ende wissen, woran man ist?

Baronesse. Lisette, grade zu!

Lisette. Nun hören Sie. Bevor Graf Karl auf Reisen ging, nahm sein Vater einen Eid von ihm, und Graf Karl schwur den Eid, in seine und seines Vaters Seele, sich niemals zu verheirathen. Im Gegentheil unser ganzes Geschlecht, nach Vermögen, zu verführen, zu verspotten, — was weiſs ich alles, ich erröthe, wenn ich nur daran denke; genug, nun kennen Sie ihn.

Baronesse. Gewiſs, nun kenne ich ihn. Liebe Lisette, und Du merktest gar nicht, daſs der alte Fuchs das naseweise Mädchen für eine Närrin hielt?

Lisette. Glauben Sie dieſs? Wie Sie wollen, gnädige Frau, aber ich denke, wer die Jungen narrt, wie ich es kann, läſst sich von keinem Graukopf narren. O man kennt den Grafen, man weiſs in Wien, daſs er den Schwur nur allzutreu befolgte. — Ja, ja, Sie haben nachzusinnen, wie Sie Sich rächen mögen. Bis zur Verzweiflung können, müssen Sie ihn treiben, denn trotz Eid und Schwur, er kann nicht mehr ohne Sie leben.

Baronesse. Aber was konnte den Vater zu einer solchen sonderbaren Verpflichtung verleiten?

Lisette. Wie soll ich's Ihnen nur recht sittsam sagen? Der alte Narr lachte so hämisch, als ich um die Ursach fragte — doch ist es nicht ein Ding, von dem man hier in Wien zu jeder Stunde spricht? — Graf Karls Mutter war von seinem Vater sehr geliebt — und sie — der Graf hatte einen Secretair im Hause — und dieser Secretair war so schön und artig, wie sein Sohn, der nun bey dem jungen Grafen die nämliche Stelle vertritt — so nun —

Baronesse. Schon gut — und —

Lisette. Dieſs brachte nun den guten Vater gegen alle Weiber auf, und in seinem Groll verpflichtete er den Sohn durch einen Eid, ihn zu rächen, und sich niemals zu verheirathen.

Baronesse. Ich erstaune! Also Miſstrauen! Miſstrauen gegen unsre Tugend?

Lisette. Und Sittsamkeit.

Baronesse, nach einigem Nachsinnen. Ich will es wissen, will es aus seinem Munde hören. Miſstrauen! wohl auch gegen mich? O ich will ihn strafen, will mich an ihm rächen. Gute Lisette, hatte er wohl, nach dem was Du mir sagst, ein Recht, mir seine Freundschaft aufzudrängen? So heiſs aufzudrängen?

So ganz allein der Herr bey mir seyn zu wollen, und jeden andern auszuschlieſsen? Mich allenthalben aufzusuchen, mir in jede Gesellschaft zu folgen? Er, der durch einen Eid gebunden ist? Der nicht frey ist? Doch nicht darum, denn dieses benähme ja seinen übrigen guten Eigenschaften nichts; aber sich so aufzudrängen, eine ganz eigne Art von Freundschaft zu ersinnen? Werd' ich nicht zur Fabel der Stadt werden, wenn es auskömmt? Könnt' ich nicht eben so gut, auf diesem Fuſse mit einem Maltheser in der Welt erscheinen? Freylich erscheinen wir nicht darum in der Welt mit einem Manne, aber die Meynung, der Schein, daſs wir aus ihm machen können was wir wollen —

Lisette. Ach eben dieses!

Baronesse. Und was wäre nun aus dem Manne zu machen, der nicht sein Herr ist? Wär' es auch nur darum, daſs es unsre Gedanken beschränkte, daſs es einen etwanigen Vorsatz, der gleich einem Traume durch unsre Phantasie fährt und wiederum verschwindet, niederschlüge. Er ist mein Freund, gut; aber die Freundschaft liebt keine Gränzen, und wenn sie sich auch in gewissen Gränzen halten will, so mag sie dieselben doch nicht kennen. Nun kenne ich sie, und daſs ich sie kenne, sieh! dieſs allein macht mir Verdruſs.

Lisette. Was könnte es sonst?

Baronesse. Ist er nicht ein edler, schöner, junger Mann? Seine Anlagen, sind sie nicht versprechend? Etwas zu rasch und feurig, dieſs geb' ich zu, aber meine Sanftmuth mildert seinen Ungestüm, so bald es mir gefällt. Er ist mehr von sich eingenommen, als er es wohl seyn sollte, wahr; doch etwas mehr Erfahrung wird ihn schon bescheidner machen. Voll Trotz, Eigensinn, Leidenschaft und Eifersucht, zugegeben! aber dieſs ist er nur bey mir, er geitzt mit meiner Freundschaft, in Gesellschaft ist er sich mehr gleich, da lebt sein Geist, der sich bey mir verwirrt, den nur allzuoft sein entflammtes Herz beherrscht. Du siehst, Lisette, ich schone ihn nicht. Er sucht einen 'eitlen Ruhm in Siegen über Weiberherzen; nun was für Weiber? Was für Köpfe? Und diesen Flattersinn zu fesseln, für alle Schuld zu strafen, ihn auf bessern Weg zu bringen, dieſs entgeht mir jetzt. — Was sagst Du?

Lisette. Ich — ach, ich kann ihn nur bedauern, so wenig er es auch, nach Ihrer Aufzählung seiner Fehler, zu verdienen scheint.

Baronesse. Du hast Recht, und ich muſs nun mit ihm brechen, darum mit ihm brechen, daſs er nicht aufrichtig genug war, mir, seiner Freundin, alles zu entdecken. Ich hätte mit ihm über den sonderbaren Einfall seines Vaters gelacht, dieses hätte unsrer Gesellschaft einen neuen Reiz gegeben; aber so falsch, so zurückhaltend! Nun verstehe ich sein zweydeutiges Betragen, das hämische geistlose Witzeln über die eheliche Verbindung! Nun soll er dafür büſsen! Gut, daſs ich des kalten Sinns genug habe. Bin ich nicht kalt, Lisette? Leicht kann ich es seyn, da mein Herz gar nicht im Spiele ist. — Hat er mich nicht gepeinigt, mit seiner Freundschaft geängstigt, mit seiner unbesonnenen Eifersucht in Furcht gesetzt! Nun ist die Reihe an mir. Ach, Lisette, Du siehst, wie arm diese Welt an wahren Freunden ist.

Lisette. Ach ja wohl! — Als ich eben gehen wollte, trat der kleine Secretair in's Zimmer — ich denke, er ist der Sohn jenes — von dem ich eben sprach. Ein Jüngling von vierzehn, funfzehen Jahren — gnädige Frau, schöner, niedlicher, sanfter, hab' ich in meinem Leben nichts männliches gesehen, wie diesen kleinen lieben Martano.

Baronesse. Martano! Ist dieſs nicht der anmuthige Jüngling, den der Graf einigemal herschickte? dessen Unschuld und Bescheidenheit mir so wohl gefiel?

Lisette. Eben der!

Baronesse. Von dessen Geschicklichkeit im Malen er so viel Wesens machte, und mich so sehr bat, ich möchte ihm sitzen?

Lisette. Eben der!

Baronesse. Warum nicht? Es kann heute seyn, ich will ihm sitzen. Schicke nun gleich nach ihm!

Lisette. Sogleich — Ha! dachte ich, wenn sein Vater so ausgesehen —

Baronesse. Fy, Häſsliche!

Lisette. Mein Fehler ist, zu sagen was ich denke.

Baronesse. Lisette, wer einen Fehler, den er erkennt, nicht ablegt, verliert alles Recht der Entschuldigung. Gutes Mädchen, wenn wir auch zu Zeiten das Unglück haben, zufällig einen unanständigen

Gedanken zu denken, so müssen wir doch Sorge tragen, ihn zu verschweigen, und vermögen wir dieſs nicht, uns wenigstens bemühen ihn sittsam einzukleiden.

Lisette. Ich habe schon so viel von Ihnen gelernt, daſs ich auch auf dieses die Hoffnung nicht ganz verliere, Sie wissen wie gelehrig meine Zunge ist —

Baronesse. Schön! — nun sende nach Martano! —

Lisette. Sollten Sie ihn die Harfe nur einmal spielen hören — nur einmal sehen, wie er malt — Ich sah Graf Karls Portrait — das Leben selbst, und seine Augen so feurig und kühn; aber Martanos Augen sind so schmachtend sanft — und ich, ach ich liebe die schmachtenden Augen über alles.

Baronesse. So laſs ihn um Deinetwillen geschwinder kommen.

Lisette. Gleich, mein Bericht ist noch nicht zu Ende. Ich erfuhr noch, der Graf sey sehr wild nach Hause gekommen, und habe seine Kundschafter ausgefragt, wo meine gnädige Frau gestern gewesen. Sie wissen, er fuhr dreymal vor. Da man ihm nun sagte, Sie seyen im Augarten gewesen, und der steife Baron Fabris habe Ihnen den Arm gegeben, so ist er toll geworden. Machen Sie Sich nur auf einen Sturm gefaſst.

Baronesse. Ich bin es, einen in seinem Herzen zu erregen.

Bediente. Graf Blumin.

Baronesse. Lisette, ich bin nicht zu Hause. Ab.

Lisette. Ich verstehe, was dieſs heiſsen soll, und bin nicht das erstemal so zur Lügnerin geworden.

ZWEYTER AUFTRITT.

Graf Karl. Lisette.

Karl. Guten Morgen, Lisette! Wo ist die Baronesse, Kind? Wo? Wo? Nicht hier, und war eben hier? Nicht zu Hause? Lisette, nicht zu Hause?

Lisette. Beydes; ich gehe zu fragen, wo sie eigentlich seyn will. *Ab.*

Karl. Was; schon wieder Feuer! Warum nun nicht kalt und gleichsinnig! Mein Herz ist noch immer zu ehrlich, zu voll, und auf diesem Wege werde ich bey dieser nicht zu meinem Zweck gelangen. Eingelenkt! Möcht' ich's nur einmal so weit bringen, so gravitätisch die Treppe heraufzusteigen, wie Fabris; aber so wie ich aus dem Wagen steige, ergreift mich's wie ein Wirbelwind. Und das heute — heute, wo ich einen Hauptschlag wagen will. — Bin ich wirklich verliebt? — Nur still und behutsam, ich darf ja wagen, ihr Herz ist mein, und meine Entdeckung soll ihren schlauen Kopf durch das Herz betäuben. Sie kommt; weiſs ich nun, was ich sagen soll? Welcher böse Geist gab dieser so viele Macht über mich?

DRITTER AUFTRITT.

Baronesse. Graf Karl.

Baronesse. Ach Sie hier, Graf! — Und wie befinden Sie Sich heute?

Karl. Ganz vortrefflich! Und Sie, gnädige Frau?

Baronesse setzt sich, und nimmt ihre Arbeit. Hat man mit Ihnen auch wohl Zeit, unpäſslich zu seyn, lieber Graf; giebt einem Ihre Freundschaft wohl die Zeit dazu? Freylich dachte ich, den heutigen Tag allein zu seyn; aber wer kann sich seinem Freunde versagen? Wirklich, nach dem gestrigen Tag hätte ich der Ruhe nöthig. Warum muſs sich nun alles gegen mich verschwören, mich zu kränken; weiſs man denn gar nicht, wie empfindlich ich gegen Kränkungen bin, wie wenig Kraft ich habe, sie zu ertragen. — Warum so still?

Karl. Muſs ich nicht erst meine Augen an Ihrem reizenden Anblick sättigen? Ich sah Sie den gestrigen, langen, ewigen Tag nicht einen Augenblick.

Baronesse. Ja wohl, ein langer, ewiger Tag! Wie sehr habe ich Sie vermiſst! Und was mir ihn nun völlig unerträglich machte — da war der geschwätzige Fabris — Sie kennen ihn —

Karl. O ja, ich kenne den soliden Pedanten.

Baronesse. Freylich haben Sie mich ein wenig für die Gesellschaft solcher einfacher, solider Männer verdorben. Und dieser da! Plagt er mich nicht seit einem Jahr mit Heirathsvorschlägen, und Sie wissen doch, wie wir hierüber denken; aber solche gewöhnliche Leute kennen das feine Gefühl von Freundschaft nicht, welches uns so schön verbindet. O über den lästigen Quäler!

Karl. Der derbe Deutsche! Rund und frank trägt er seinen Nacken dem Joche an.

Baronesse. Im Grunde, Graf, kann es wohl beleidigen? So wie bey unserm Geschlechte die Sittsamkeit das Zeichen der Tugend ist; so ist die Offenherzigkeit bey dem Ihrigen das Zeichen eines biedern Mannes. Derb und Deutsch, wie Sie eben sagten. Je nun, die feinere Welt hat das grade Deutsche von ihm noch nicht abgerieben, er giebt sich, wie er ist, für nicht besser, für nicht schlechter. Diesen Quäler will ich zu Ihnen in die Schule schicken; ach! wär' er es nur allein!

Karl. So! finden sich noch mehrere der soliden Männer? Sie sind zu beklagen.

Baronesse. Mein Onkel, meine Tante, die, nach dem alten Schlage, des derben, deutschen Mannes vortheilhafte Vorschläge unterstützen, die sind meine Hauptquäler. Sie können sich gar nicht vorstellen, dafs der Wittwenstand so glücklich mache, als ich ihn finde, und dann geht es an ein Rühmen des soliden Mannes — sagen Sie, lieber Graf, schmiegt sich unser Herz wohl unter das Urtheil unsers Onkels? Thut's diefs wohl?

Karl. Warum nicht, wenn uns nur des derben Mannes Vorschläge behagen.

Baronesse. Behagen oder nicht, sagt der Onkel;

nur diese ducken sich willig unter's Joch, und machen glücklich, sagt der Onkel. Viel gereiste Weltleute, Nichte, sagt der Onkel, gleichen dem bunten Sommervogel, der Dich mit seinen schönen Farben von Blume zu Blume lockt, nirgends bleibt er sitzen, und thut er es einen Augenblick, so flattert er davon, wenn Du nach ihm greifſt, dieſs will er nur. Ist der Onkel nicht witzig, Graf?

Karl. Auſserordentlich.

Baronesse. Aber brauchen wir seines Witzes? Haben wir es uns nicht tausendmal gesagt, daſs keinem recht zu trauen sey? Sagten Sie nicht so? Keinen einzigen nahmen Sie aus. Ich muſste oft über Ihre Aufrichtigkeit lächeln. So reden nur Leute von Welt, der grade Deutsche hätte, die Hand auf's Herz, wenigstens sich ausgenommen — aber nicht so der gereiste, erfahrne Mann von Welt. —

Karl springt auf.

Baronesse. Was? Wohin, mein Freund?

Karl. Was soll ich sagen? Wie Worte finden? Worauf zielen Sie mit diesem Wortgepränge, mit diesem Schall von Sinn? Was ist in Ihnen? Warum suchen Sie mich so schonungslos zu verwirren? Warum mir so den Verstand aus dem Gehirne zu witzeln? Mann von Welt? Wodurch scheine ich es? Spielt der Mann von Welt mit solchem Witze? Verzeihen Sie, dieser Ausfall zeigt, was ich hier in diesen vier Wänden bin, ein junger Mann voll Leidenschaft, den Sie kränken, darum kränken, weil Sie fühlen, wie sehr Sie ihn beherrschen. Thut dieſs eine Freundschaft, wie Sie für mich haben wollen? Sie sind nicht wohl, nicht aufgelegt — ich gehe schon —

Baronesse. Liebster Freund, mag wohl den klugen Mann beleidigen, was ein alter Onkel sagt? — Kommen Sie — Näher! noch näher! O des Trotzkopfs!

Karl. Wer kann Ihnen widerstehen? Ich fühle die Ketten, und trage sie doch so willig.

Baronesse. Dadurch werden Sie nur um so gefährlicher. — Was für ein Gedanke fliegt nun wieder durch den ungestümen Sinn?

Karl. O ein gar vernünftiger.

Baronesse. Lassen Sie mich doch geschwinde hören. Ich weiſs ja wohl, daſs Ihr Verstand Ihres Herzens werth ist.

Karl. So muſs dieser Gedanke, den ich eben dachte, trefflich seyn, denn er entsprang aus beyden. Ich dachte so eben, daſs es bloſs an uns läge, recht glücklich zu seyn.

Baronesse. Und warum sind wir's nicht, wenn es bloſs an uns liegt?

Karl. Wir könnten's seyn, wenn wir nur wollten, wenn wir uns nur nicht immer, aus schwacher Einbildung, selbst die Hindernisse in den Weg legten. Bald sind es Vorurtheile, bald Eigensinn, bald Umstände, bald Schicksal, und wir glauben uns gezwungen, diesen zu willfahren, oder sind zu schwach, um jene zu besiegen.

Baronesse für sich. Der alte Ton! Geduld!

Karl. Haben Sie schon gehört? Die Neuigkeit von der Frau von Kolmi und dem Ritter Helind? Es beschäftigt jetzt die ganze Stadt, und man macht die abgeschmacktesten Glossen.

Baronesse. Ich weiſs kein Wort.

Karl. Die Glücklichen! Sie sind dem Zwang entflohen, und haben alles überwunden, was den Genuſs des Lebens stört.

Baronesse. Hat sich endlich der Flattergeist fesseln lassen? Ist er eingebauert? Der arme, arme Ritter!

Karl. O sie wuſsten wohl, daſs dieſs der Weg zum Glück nicht ist; sie waren klüger. Vor einem Monat ging der Ritter nach Italien, und vor einigen Tagen reiste sie nach Pisa, das Bad zu brauchen. Sie lieſs es sich von ihrem Arzt aus Vorsicht rathen, und wahrlich, es ist vortrefflich ausgedacht.

Baronesse. Ganz gewiſs, und noch abentheuerlicher, als neu. Nun, wer den Muth zu einem solchen Schritte fühlt, warum sollte er ihn nicht thun!

Karl. Nicht wahr, und sind sie nicht glücklich in dem Genusse des freyen, ungebundenen Lebens? Los von allen Vorurtheilen, die uns um die schönsten Augenblicke des Lebens bringen? Was macht uns auf Erden seliger, als die Verbindung inniger Freundschaft, die sich darum nicht durch Wahn fesseln läſst, um der Fülle des Herzens, der reizenden wechselseitigen Einstimmung allein, alles schuldig zu seyn? Dieser Wahn mag wohl gut seyn, den Haufen oder beschränkte Köpfe der höhern Welt im Zaume zu halten; aber wozu braucht ihn der Mann von Verstand und feinem Gefühle? Nehmen Sie an, die Frau von Kolmi und der Ritter wären blödsinnig genug, diese süſse Verbindung mit einem alltäglichen Bande zu verwechseln; würden nicht sogleich die Forderungen einer zärtlichen Liebe, in pflichtmäſsige, herrschaftliche Ansprüche ausarten, die ein gesetzlicher Vertrag verstattet? Und hier, hier liegt das Grab der Liebe. Würde das Herz der Dame diese Ansprüche mit eben der Wärme und Freyheit erwiedern, wie es nun aus eigenem Triebe thut? Wohin ich nur blicke, löst sich die Liebe in eben dem Augenblick' auf, in welchem man sie durch dieses unselige Band enger zu verknüpfen denkt. Mir fällt hier ein Gemälde von dem sanften Guido ein, das meinen Sinn viel besser erklärt, als ich zu thun vermag.

Die Vorstellung des denkenden Künstlers ist diese: Hymen, der Gott der frostigen Ehe, überrascht — bemerken Sie wohl — überrascht den feurigen Gott der Liebe, bindet ihn an einen Myrthenbaum, nimmt ihm Köcher und Pfeile, verbrennt sie vor den Augen des Jammernden, und dieſs, wenn ich den Künstler verstehe, wie er verstanden seyn will, um sich an dem gestolnen Feuer zu erwärmen. Kann man treffender schildern? Kann man mit dem Pinsel eine stärkere Predigt gegen diesen Text auf Leinewand zaubern: Nie seh ich dieses reizende Bild ohne einen innern Schauder an. — Sie sehen wohl, ich spreche zu Ihnen, in dem Vertrauen, welches eine Dame von Geist und Welt einflöſst. Weiſs ich etwa nicht, was hierüber ein gewöhnliches Frauenzimmer sagen würde? Kenn' ich etwa nicht die Tugendsprüche, womit uns ihre Zunge betäubt, wenn sie das Herz am wenigsten fühlt?

Baronesse. Wissen Sie? Wirklich wissen Sie dieſs? Daſs ich doch ja den glänzenden Redner nicht um den Sieg bringe, den seine Eitelkeit jetzt fühlte! Wenn Sie das, was Sie eben sagten, auch unterstützen könnten, dann möchte man antworten; und thät' ich es nun, würde der eitle Mann nicht glauben, ich hätte Gründe, besondre Gründe? Freylich, wenn man einige Jahre in der Welt herumgeflattert ist, einige Köpfe verdreht hat, die jeder rohe Wildfang mit hohlem Geschwätze übertölpeln konnte, dann weiſs man alles, dann sind alle Weiber einander gleich, dann sind Tugend und Sittsamkeit Fratzen, die unsre Voreltern, aus bürgerlicher Stumpfheit, auf die Gardinen ihres Ehebetts sticken lieſsen, um doch ihren feinern Enkeln etwas zur Erregung des Gelächters zu hinterlassen. Graf Karl, so unreif ein solches Geschwätze, von jungen Lippen, klingt, so wenig zeigt es wahres männliches Herz. Wie, müssen wir denn bloſs darum unsern Verstand zur frühern Reife bringen, damit wir den Euren, wie von der Natur bestellte Ammen, wiegen? Lehrt man uns darum, von frühster Jugend an, Geduld, damit wir später solche wilde Ausfälle ertragen lernen? Was Sie mir nun eben sagten, sagt' dieſs nicht jeder junge Wüstling, der nur auf seine rohe Neigung hört, nur ältern Sündern, von hohlen Köpfen und lockern Herzen, nachplaudert? Ist denn nur bey mir der Tummelplatz des Wirrwarrs Ihres Kopfes? Ist es schmeichelhaft für mich, daſs hier immer, unter dem Vorwand' der Leidenschaft, Ihr Verstand einschläft? Graf Karl, auch ich bin ein ganz gewöhnliches Frauenzimmer, und glauben Sie nur immer, zu meiner Schande, mein Kopf steht viel fester als daſs ihn solche abgenutzte, alltägliche Kunstgriffe aus seiner Fassung bringen könnten, besonders wenn Sie damit so grad losfahren, — um ſein zu ſagen, was ich denke. —

Karl. Wenigstens habe ich Ihnen abermals Gelegenheit gegeben, Ihr bewundertes Talent, in seinem ganzen Glanze, zu zeigen — Sie predigen, zum Entzücken.

Baronesse. Wirklich! So wär' es ja Schade, so schnell abzubrechen; ich will gerne fortfahren, und während meiner Predigt herzlich wünschen, sie möge nicht das gemeine Schicksal der Predigten haben. Sagen Sie mir, was wollen Sie mit diesem kalten, langweiligen Spotte über diesen Punkt? Was liegt wohl mir daran, wie Sie darüber denken — reden sollt' ich sagen! Hab' ich Sie wohl je darum gefragt, und weiſs ich etwa nicht, daſs Sie noch lange der Mann nicht sind, bey dem alles so im Einverständniſs sey, um über einen so wichtigen Punkt zu reden?

Sie möchten gar zu gern den Verführer spielen, das Glänzende dieses Modecharakters eines andern Volks hat Sie verblendet; aber glauben Sie mir, Sie hätten etwas beſſres aus jenem Lande mitbringen können, das deutsche Blut verträgt sich nicht damit, es ist viel zu treu und zähe zum leichten Bösewicht. Wir brauchten mehr Gewandtheit, mehr Fassung, mehr Leichtigkeit des Herzens, Verschlagenheit des Kopfes, und ein Spiel der Zunge, das mit lachendem Witze Verstand aus Unsinn, und Unsinn aus Verstand zu machen fähig sey. Sie bleiben nur bey der äuſsern Schaale stehen, Sie lassen's nur beym Nachahmen; denn liebster Freund, wenn Sie Sich einmal in eine zwängende Lage hineingeplaudert haben, so stockt es bey Ihnen, da ihre Muster eben solche Lagen lieben und suchen, um durch hellen Verstand und fertigen Witz zu siegen. Wohl daſs es so ist, lassen wir nur immer unsern Nachbarn, den Franzosen, diesen Charakter, und ohne Neid, sie fühlen die Liebe durch den Witz, und wir — wir guten, graden Deutschen, fühlen sie durchs Herz.

Hab' ich Ihnen nun zu Dank gepredigt?

Karl. Zu Dank, und noch viel mehr.

Baronesse. So ist ja alles gut! Würden wir wohl so viel zu predigen haben, wenn Ihr weniger sündigtet, und da Ihr es so gerne gegen uns thut, so ist die Schadloshaltung für uns sehr klein. — Wo sind Sie? Wo der freye, unbefangene Geist? Liebster Freund, viel lieber mag ich noch alle dergleichen Ausfälle ertragen, als Sie so mürrisch zu sehen. Beynahe sollte ich glauben, ich hätte die rechte Saite getroffen.

Karl. Gewiſs das haben Sie, und man ist alles schlecht, was man nicht von Herzen ist. Wenn mich nun ein widriges unerträgliches Schicksal zwänge, Grundsätzen beyzupflichten, die ich verabscheue. Wenn ich mich nun in gewissen Augenblicken, da ich dieses

Schickſal in aller ſeiner Gehäſsigkeit fühle, zu übertäuben ſuchte — Ah, Madame!

Baroneſſe. Ah, Graf Karl, vergeſſen Sie nur nicht, daſs Sie zum Böſewicht noch viel zu deutſch und ehrlich ſind. Welche neue Schlinge wollen Sie nun wieder auswerfen?

Karl. Leg' ich auch zu Zeiten eine, ſo benehme ich mich ſo täppiſch dabey, daſs ich immer der erſte bin, der ſich darin verwickelt. Geben Sie mir jetzt nur einen Augenblick ernſthaftes Gehör, denn die Sache, die ich Ihnen mittheilen muſs, iſt ſehr ernſthaft. Warum hab' ich's Ihnen nicht längſt erzählt! aber wer ſpricht gern von ſeinem Unglück?

Baroneſſe. Darin hatten Sie Unrecht, eben ſeinen Freunden muſs man es vertrauen, nur dieſes verſüſset ſein Bittres.

Karl. Mich bindet der lächerlichſte, ungereimteſte, und gegenwärtig der unerträglichſte Schwur, der jemals einen Mann gedrückt hat. Einſt legt' ich ihn mit leichtem Herzen ab; aber um ſein Gewicht recht ſchrecklich zu fühlen; muſst' ich Sie kennen lernen. Dieſer einzige Augenblick brach Schwur und Herz.

Baroneſſe. Ein fürchterlicher Augenblick!

Karl. O ſpotten Sie jetzt nicht, machen Sie ihn vielmehr zum glücklichſten, da Sie es können. Hören Sie! — Ich muſste in meines Vaters Seele ſchwören, mich niemals zu verheirathen.

Baroneſſe lachend. Iſt dieſs Ihr ganzes Unglück — ſprechen Sie in allem Ernſt davon, als von einem Unglück? Deſto beſſer, Graf, deſto leichter iſt der Schwur zu halten, wenn Schwur und Neigung so zusammen stimmen. Wie früh doch der gute Mann, Ihr Vater, seines Sohnes Herz schon kannte! Liebster, bester Freund, wenn es sonst nichts ist, so verjagen Sie nur immer die Wolken, die sich auf Ihrer Stirne zusammen ziehen.

Karl. Ha, dieſs ist zu arg! Wie? In dem Augenblick, da mein Herz zerrissen ist, mich zu verlachen, da die Freundschaft mich trösten, mir zu meiner Rettung Mittel zeigen sollte? Falsche! Schonungslose! ich liebe Sie so zärtlich, so aufrichtig, würde alles wagen — ja selbst die Ehe würde mir mit Ihnen das süſseste Band des Lebens seyn.

Baronesse. Die Ehe? Und mit mir?

Karl. Ja, mit Ihnen, und dieses ist es, was mich seither so viel gequält hat, dieses allein ist die Ursache der Ungleichheiten meines Wesens, meiner Ihnen miſsfallenden Urtheile und Verwirrungen. Schien ich mürrisch, so folterte dieſs mein Herz, und mein immer gespannter Geist dachte auf Mittel, den verhaſsten Schwur zu brechen.

Baronesse. Armer, unglücklicher Freund! Ja, nun beklage ich Sie von ganzem Herzen. Warum haben Sie Sich mir nicht längst eröffnet? Wie leicht wär' es mir gewesen, Sie von diesem Kummer zu befreyen. Was die Ursache dieses etwas sonderbaren Schwurs auch seyn mag, ich frage nicht darnach; aber noch viel sonderbarer ist, daſs der Zufall zwey Freunde in uns zusammenbringt, die sich in ganz ähnlicher Lage befinden. Denken Sie, Graf Karl, auch

Ich bin durch einen Schwur gebunden, aber durch einen Schwur der allerreinsten Liebe.

Karl. Wie das? Sie setzen mich in Erstaunen?

Baronesse. Wie glücklich ist mein Herz durch diesen schönen Eid! Ich liebte meinen Gemahl, und war geliebt. Unser Leben war ein Himmel, der grausame Tod trennte uns; aber bloſs dem Anscheine nach, denn Bande, liebster Freund, die mein Herz einmal geknüpft hat, löst weder Tod noch Schicksal. Ehe die edle Seele diese Welt verlieſs, schwuren wir uns, in einer zärtlichen Ergieſsung unsrer Herzen, nie unsre Verbindung durch eine andere aufzulösen. Wer von uns den andern überlebte, der sollte ihm getreu verbleiben, bis uns der Tod wiederum vereinigte. O Graf Karl, Sie glauben nicht, welche Wonne dieser Entschluſs über unser Leben goſs! Nun leb' ich nur dem vor mir sanft Entschlafenen, und erwarte den Augenblick des Wiedersehens, mit einer Freude —

Karl. So haben Sie mich betrogen!

Baronesse. Betrogen, Ungerechter! Gab ich Ihnen nicht alles, was ich nur geben konnte? Meine Freundschaft — die reinste, zuverläſsigste — die jetzt erst recht blühen wird, da uns gleiche Lage und gleiches Schicksal so schön verbinden. Wir wollen uns zusammen trösten, durch freundliche Übereinstimmung unsern Kummer lindern, und in unserm Vorsatz immer stärker zu werden suchen. Zwar hab' ich dieſs nicht nöthig —

Karl. Schwur gegen Schwur dann! Lassen Sie uns unsre Schwüre halten, und glücklich seyn!

Baronesse. Dieſs ſoll uns eben die Freundſchaft von nun an erst ganz machen. Nur Liebe müssen Sie nicht von mir fordern, denn die hat sich der entschlafene Selige für immer vorbehalten. Sie, Graf, entsagten der Ehe, und behielten sich die Liebe vor, ich der Ehe und der Liebe. Es gereut mich nicht; sind die Gefühle der Freundschaft nicht sanfter und reiner? Sie werden dieſs bald empfinden, die wilden Wogen werden sich von nun an legen, und Sie werden dann so ruhig, so glücklich, so zufrieden seyn —

Karl. Ja rasend, das ich schon jetzt bin!

Baronesse. Schon wieder eine Aufwallung! Sanft und gelassen! das müssen Sie von nun an werden, oder besser ist's wir brechen von diesem Augenblick, und sehen uns nie wieder. Ihre allzulebhafte Freundschaft beleidigt meine Sittsamkeit, sie zerstreut mich, und stört nur allzuoft meine Fantasie in ihren süſsen Träumen aus jener Welt. —

Karl. Aus jener Welt? O ich verstehe! List, Schalkheit und Spott, diese finde ich in Ihrem Schwur, und weiter nichts; aber ich will diesen Knoten lösen, und sey er auch am Mond' befestigt.

Baronesse. Wär' er es dort, so sähe ein so kühner, unternehmender, sieggewohnter Mann freylich noch einige Hoffnung; aber er ist es hier — Aufs Herz deutend. — hier — wohin Sie niemals dringen werden.

Bediente. Der Baron Fabris.

Baronesse. Er soll willkommen seyn!

Karl. Willkommen! der Unerträgliche.

Baronesse. Mir ist er's nicht.

VIERTER AUFTRITT.

Baron Fabris. Vorige.

Fabris. Erlauben Sie, schönste, gnädigste Frau, Ihre Hand zu küssen. — Ihr Diener, Herr Graf. — Und verzeihen Sie, gnädige Frau, daſs ich so früh beschwerlich bin. Ich hatte so eben die Ehre, bey dem Herrn Onkel, dem Präsidenten meines Kollegiums vorzufahren, und der Herr Onkel beliebten gegen mich zu äuſsern, daſs ich mich nun gegen seine schöne, gnädige Nichte etwas stärker erklären könnte — und freyer — und daſs ich ohne alle Furcht zu Werke gehen sollte, wie ein Mann. Sie wissen, ich bin in allem gewohnt, meinen Obern zu gehorchen, so thu' ich's nun auch, in einem für mich so wichtigen Geschäfte. Längst hätt' ich es gerne gethan, aber so ist Ihre Schönheit, so wie Ihr Witz, gleich verwirrend für mich. So zielen nun jetzt alle meine Worte grade auf das Projekt, über welches wir von lange her negoziren, und da ich das Negoziren, mit Leuten von Verstand, Amtshalben liebe, so komme ich so früh. Der Herr Graf können immer zuhören — Sie sind ja mein Freund, Herr Graf? Der Onkel meynt — und so meynt der Herr Präsident, daſs man gradzu und feurig drauf losgehen müſste, wenn man etwas erzielen wollte — demnach ist mein Vorschlag —

Baronesse. Sagen Sie dem Onkel, Herr von Fabris, daſs ich heute von Ihrem Vorschlag gar nicht hören wollte — ich werde mich nie mehr vermählen — ich hasse die Ehe — ich mag von keinem Manne hören, und wie wahr dieſs ist, wird Ihnen Graf Karl gerne bestätigen. Ab.

Fabris. So! dieſs heiſs ich ja den Faden einer Negoziation abbrechen, bevor man ihn in die Hand genommen hat! Und heute nicht — und haſst die Ehe — will von keinem Manne mehr hören — und das Wie und Warum, soll ich gar von Ihnen hören, Herr Graf!

Karl. Ach was! — Hören Sie, Baron, Sie wissen wohl, ich verstehe nicht Spaſs.

Fabris. So! Aber ich, und mache mir's zur Regel in Gesellschaft.

Karl. Man hat Sie schon oft merken lassen, und ich selbst habe es Ihnen noch öfterer gesagt, dieſs Haus hier sey Ihnen verschlossen.

Fabris. So! Haben etwa der Herr Graf, auf Ihren Reisen der Kreuz und Quer', ein ausschlieſsendes Privilegium zum Zutritt der Häuser gefunden, und etwa gar noch obendrein die Freyheit, honetten Leuten Häuser zu verbieten, die nicht Ihr eigen sind?

Karl. Ich habe auf Reisen gefunden, daſs Leute Ihrer Art lästig sind.

Fabris. So! und das auf Reisen — ey, was man doch auf Reisen lernt! — wofür man doch auf Reisen Geld verschwendet! ich habe dasselbe Geheimniſs in Ansehung von Leuten Ihrer Art gefunden, ohne einen Fuſs aus Wien zu setzen. Sie sehen also, Herr

Graf, daſs mich meine Erfahrung weder so viel Geld noch so viele Mühe, als Sie gekostet hat.

Karl. Ich mag leiden, daſs man mir antwortet; doch einer von uns muſs dieses Haus verlassen, und es scheint nicht, daſs ich es seyn werde.

Fabris. Und ich eben so wenig; meynen Sie etwa, wir beyden hätten nicht Platz darinnen? Mir, Herr Graf, sind Sie hier gar nicht im Wege, und bin ich's Ihnen, um so besser, um so mehr hoffe ich, um so weniger glaube ich an die Äuſsrung der Dame; und Ihr Betragen gegen mich, Herr Graf, bestärkt mich in diesem angenehmen Zweifel. Übrigens mache ich nur Leuten Platz, die mit ihrem Range Macht und Einfluſs zugleich verbinden, weil die Politik will, daſs man dem Gröſsern nach den Graden seiner Gewalt weiche. Wenn Sie einstens ein Mann von Bedeutung am Hofe, oder Präsident meines Kollegiums werden, so bin ich Ihr ganz Ergebenster. Jetzt stehen wir auf einer Linie; Sie haben das Verdienst Ihrer Reisen vor sich, ich das Verdienst meines Amts, und meiner Bemühung für den Staat. — A propos, haben Sie schon gehört — ey welch eine weise Verordnung unsrer Regierung! Es ist ein Gesetz ausgegangen, daſs in Zukunft unsre jungen Kavaliere nicht vor dem fünf und zwanzigsten Jahr auf Reisen gehen sollen, und dann noch unter gewissen Bedingungen. Sollten Sie, Herr Graf, nicht auch ein wenig Anlaſs zu diesem Gesetze gegeben haben? Wenn es an dem ist, so haben Sie Sich wahrlich um den Staat ein sehr wichtiges Verdienst erworben.

Karl. Haben Sie wohl Lust, Herr Baron, Ih hämisches Geschwätze, Ihre Lästigkeit und Anzüglichkeiten mit dem Dogen zu unterstützen? Sie finden mich in der Laune.

Fabris. Sagten Sie nicht, Sie hätten auf Ihren Reisen gelernt, Antwort zu vertragen? Ich, Herr Graf, habe keine andere Waffen, als meine Redlichkeit, bey uns ist der Degen bloſs Etiquette, überdem verlöre doch nur der Staat an mir.

Karl. Ha! ha! ha! Bin ich nicht toll, meine Zeit mit diesem Pedanten zu verlieren. Ab.

Fabris. So! so! Pedant! und windig und flüchtig! Ey ja doch, junger Herr, Platz werde ich Ihnen freylich nicht machen; aber Wahrheiten will ich Ihnen sagen, wo ich Sie treffe. — Der heutige Tag scheint nicht günstig für Negoziationen. Gut! gut! Fabris, du liebst Schwierigkeiten, um deinen Verstand zu zeigen, deine Geduld zu üben. Ein leicht negozirter Traktat erwirbt keinen Ruhm. Sie haſst die Ehe, sie will von keinem Manne mehr hören! Ein Narr glaubt daran. Je weiter ein Weibermund ein Ding wirft, je näher ist es ihrem Herzen. — Ich will mich noch einmal melden lassen.

ZWEYTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Zimmer in Graf Karls Wohnung.

Graf Blumin. Brand.

Blumin im Hereintreten. Gut, ich bin nun da, und will ihn losmachen, will ihn vom Meineid retten. Ich danke Dir, Alter, daſs Du mich benachrichtiget hast.

Brand. That meine Schuldigkeit, Herr Graf.

Blumin. Und hängt er wirklich so fest an der Baronesse, wie Du geschrieben hast?

Brand. Nie so gehangen, nie so gethan, nie so gesprochen! Sein Schwur, seine Verpflichtung, alles federleicht! aber ich spielte ihm unter der Hand einen Streich, der ihn schütteln wird.

Blumin. Laſs hören, Brand!

Brand. Ich habe der Kammerjungfer unter dem Siegel des Geheimnisses alles vertraut; die brannte auf!

Blumin. Alter, das hast Du vortrefflich gemacht. Nichts bringt die Weiber mehr auf als Liebesanträge ohne ernsthafte Absichten. Das hast Du gut gemacht!

Brand. That meine Schuldigkeit.

Blumin. Und die Baronesse Willing, ist sie nicht ein schönes Weib?

Brand. Ein Engel!

Blumin. Brand, ein Engel! Du triffst es, Du sagst es! Ich sah sie das letzte Karneval, sie stach alle Weiber durch ihre Schönheit und ihren Witz aus; darum packte ich auch so schnell auf als ich Deinen Brief erhielt, die Gefahr ist zu groſs für ihn.

Brand. Mir scheint sie eben so pfiffig als gefährlich!

Blumin. Pfiffig! pfiffig! und er hängt, Graf Karl mein Sohn?

Brand. Nie so gehangen! Nie so gethan. Meine Reden, meine Vorstellungen waren vergeblich.

Blumin. Ich will ihn schon frey machen. — Nun was sonst drauſsen getrieben? Ist Dein Herr nicht ein Taugenichts, schon zwey Monate im Lande ohne zu dem Vater zu kommen! Thut nichts, wenn nur gut gelebt; habt Ihr?

Brand. Mich däucht, Ihre Kasse könnte Ihre Frage ohne mich beantworten.

Blumin. Thut nichts; wie trieb's Karl mit den Weibern?

Brand. Nach Ihrem Wunsche, Excellenz!

Blumin. Bravo! bravo!

Brand. Betrogen! Verführt!

Blumin. Bravo, Alter!

Brand. Einigemal nur versprach er die Ehe, und zwar Leuten die nicht scherzten.

Blumin. Was? Was? Die Ehe? Wo warst denn Du?

Brand. Am Tage der Entscheidung überfiel Ihren Herrn Sohn gewöhnlich eine Kolik, und wir segelten davon. Nur einmal wechselte die Kolik mit dem Fieber ab, es war in Florenz, man schickte und schickte nach dem Befinden, der Arzt rieth endlich die Seeluft von Nizza, und so kutschirten wir hin. Der Bruder kam nach, machte sich so breit und frech, daſs der gute Graf gezwungen war, ihn auch mit einer Wunde zur Schwester heimzuschicken. Die Schwester ging in's Kloster und der Bruder lieſs sich heilen.

Blumin. Verflucht! Ja dieſs gehört dazu! Muth gehört dazu! — Nun, Alter, wie findest Du mich jetzt?

Brand. Frischer als je, Excellenz! Sie gehen doch nicht selbst auf's Freyen?

Blumin. Alter Narr! — geh', ruf meine Bedienten, sie sollen die Familienmütter hier aufhängen, ich will sein Gedächtniſs ein wenig wiederum auffrischen, und ihm die Gefahr recht lebendig vor die Augen stellen.

Brand ab.

Blumin. Ich will den tollen Kopf aus der Gefahr erretten, und sollt' ich mich selbst hineinstürzen. Verdammt! umsonst bin ich ihr so weislich ausgewichen — nun bin ich in sie bis über die Ohren verliebt, und seine Leidenschaft hat die meine erst recht aufgeweckt. Häſslicher Widerspruch! Nach deiner Erfahrung spielt dir die Liebe solche Streiche! Was ist zu thun, ich muſs den Bösewicht retten und mich aufopfern!

Brand mit Bedienten, die Portraits tragen. Excellenz haben alle die Schreckensbilder mitgebracht? O schön!

Blumin. Nicht wahr. — Ha, was sagt man denn draußen von unserm schönen Wien.

Brand. O des Rühmens ist gar kein Ende!

Blumin. Ey! und worüber sonderlich?

Brand. Man rühmt vorzüglich unsre gute Tafel, und was dazu gehört, unsre guten Magen. Und wahrlich man hat Recht, so herrlich gegessen, so leicht und glücklich verdaut wird nicht auf dem ganzen Erdboden. Was das allersonderbarste seyn soll; in andern Ländern, sagen sie, macht das viele Essen den Verstand dick und träge, hier ganz und gar nicht, der Verstand scheint sich vielmehr recht brüderlich mit dem Magen zu vertragen.

Blumin. Dummer Kerl, weiter nichts?

Brand. Mit der Schönheit unsrer Damen fängt man an und endet. Besonders rühmt man ihr Glück —

Blumin. Nun —

Brand. Männer von so sanften geschmeidigen Sitten zu haben. — Ich höre Graf Karl.

Blumin. Geschwind! — Ich will mich hier verbergen; haben die Bedienten geschwiegen, so weiſs er von meinem Hierseyn nichts. Ins Kabinet ab.

ZWEYTER AUFTRITT.

Graf Karl. Hernach **Graf Blumin.**

Karl. Ist es nicht zum toll werden! Ich sehe und fühle wie ihre List über mich siegt, und eben das, was mich von ihr entfernen sollte, zieht mich mehr an sie. Ich begreife mich nicht mehr, ich bin verwandelt. Einfältig hab' ich mich bey der Sache aufgeführt, das ist ausgemacht; denn jetzt erst sehe ich ein, wie ich mich hätte benehmen sollen. Witz, der nicht da ist, wenn man ihn braucht, ist eine schlechte Waffe. Lächerlicher, verdammter Schwur! ich will dich lösen, es koste was es wolle!

Blumin aus dem Kabinet. Du schwurst bey dem theuren Leben Deines Vaters! Schlage die Augen auf und gedenke deines Eids!

Karl. Ha, der Geist meines Vaters spricht; ich höre seinen warnenden Ruf! Ich sehe die Schreckensbilder um mich her!

Blumin. Thust Du das? Ja Dein Vater ist Dir nahe, Dich zu retten. Umarme mich! Ich bin gekommen, Deine Ruhe, Deine Stirne, Deine Seele zu erretten! — Wildfang, wie Du geworden, wie Du aufgeschossen bist! Bravo Karl! Seufzend. Ja so läſst sich's wagen! — Rede nur nicht, ich weiſs alles, was Du sagen willst, hier gilt kein Zögern. Schlage die Augen auf!

Karl. Papa! ich erkenne die Schreckensbilder, was ist zu thun, sie erschrecken mich nicht mehr.

Blumin. Ist es so weit? Um so nöthiger ist Dir die Operation. Bey starken Verletzungen muſs man rasch zugreifen. Du bist verliebt, denkst meineidig an mir, an Dir zu werden.

Karl. Ja, Papa!

Blumin. Hab' es wohl gedacht, darum habe ich diese Heilungsmittel alle mitgebracht, zwar nicht alle, ich lieſs einige Deinem Bruder nach, sich daran zu spiegeln. Sieh sie an Deine Eltermütter! Es ist lange her, daſs Du Dich nicht daran gespiegelt hast. Komm, Karlchen, ich will Dir das Gedächtniſs auffrischen. Höre mir zu!

Karl. Ich weiſs schon alles, und mag nichts hören. Jene Blondine — jene reizende Blondine — Brand hat mich genug damit gemartert.

Blumin. Du hast's vergessen, Dein Thun beweist es.

Karl. Ich habe Sie so lange nicht gesehen —

Blumin. Warst vorher nicht eilig, warum nun? — Höre! Ich übergehe das Fabelhafte unsrer Familiengeschichte, das sich nur auf Überlieferungen stützt, und komme gleich, um kurz zu seyn, auf die Zeit, die durch diese redenden Dokumente hier bekräftigt wird.

Karl. Wehe mir!

Blumin. Siehst Du jene Blondine, jene reizende, lüsterne Blondine —

Karl. Ach, verleiht Geduld, Ihr gütigen Götter!

Blumin. Deine Ureltermutter! Ein gar süſses Gemälde! Ich beschwöre Dich, mein Lieblingssohn, sieh sie an; wer würde nicht seine Ruhe, seine Stirne diesem Gesichtchen vertrauen? Selbst Lavater würde keinen Anstand nehmen. Solltest Du nicht sagen, diese blauen, keuschen Augen wären unbestechlich! Diese runde, sanfte Brust athmete die reinsten Empfindungen! Trau' ihr nicht, sie ist falsch wie alle. Nach unsrer Familiengeschichte —

Karl. War ihr Gemahl ein tapfrer, groſser Soldat; er hatte —

Blumin. Das war er, Karlchen, tapfer, muthig und stark, half's ihm etwas? Er heirathete diese Blondine aus einem armen aber guten Hause. Unser Eltervater dachte gut zu fahren, und freyte nicht nach Reichthum. Der Krieg brach aus — er hatte einen kleinen Waffenträger. —

Karl. Und dieser Waffenträger ward krank, aus Liebe zur Eltermutter. —

Blumin. Gut, Karlchen, recht gut! Anfangs wollte die Blondine nicht Acht drauf haben. Der kleine Waffenträger lag krank, man sagte ihr: es scheint er stirbt aus Kummer. Das weiche Herz! sie ging, besuchte den Waffenträger. Der Jüngling lag schmachtend da, und sagte mit blassen Lippen: Nun werd' ich freudig sterben, da ich Sie noch einmal sah! Sie schalt ihn aus, befahl ihm gebieterisch zu leben, und drohte, dem Grafen alles zu entdecken, wenn er nicht klüger würde. Der Jüngling schwieg, sah sie mit sterbenden Augen an, und neigte sein Haupt zum Grabe.

Der tapfre Krieger kommt nach Hause: Wo ist mein kleiner Waffenträger? „Krank zum Sterben.“ Ich will ihn sehen. Das weiche Herz ging mit. „Was fehlt meinem Waffenträger, sonst so flink und kühn!“ — Der Jüngling schwieg. — „Soll ich's nun sagen?“ drohte die Blondine lächelnd. — Sagen Sie's, was fürchtet der, der sterben will. „Was fehlt meinem Waffenträger?“ rief der Krieger ungeduldig. Ach! denken Sie, mein Engel — soll ich's nun sagen? — er will — der eigensinnige, kindische Jüngling wollte — soll ich, Schildknapp? — er wollt' Ihren einzigen, Ihren besten Falken haben. Konnt' ich ihm denselben wohl ohne Ihre Einwilligung geben? — Warum nicht, antwortete der Krieger bieder; geben Sie ihm den Falken sogleich, daſs er schnell genese.

Der Waffenträger erhielt den Falken und genas.

Karl. Genug! genug! Nun hören Sie mich einen Augenblick!

Blumin. Still! still! Sieh nur diese Brünette an! Welch ein reizendes Püppchen! Die schwarzen Augen voll Feuer und Schalkheit drohen Gefahr, und hielten Wort. Ihr Gemahl war gleichfalls ein wackrer Krieger; doch all sein Ruhm konnte diese Brünette nicht fixiren; er ward, was wir alle wurden, was auch Du würdest, wenn ich nicht wachte. Er muſst' es gar mit eignen Augen sehen, verbiſs es der Ehre halben, und starb aus Gram. Karl, die Alten dachten steifer über diesen Punkt als wir. Höre nur! er hatte einen Adjutanten, einen zarten, sanften Jungen, und liebte ihn wie sein Aug'. Dieser Junge ward in einem

Gefechte an seiner Seite schwer verwundet. Nach der Rückkunft ward eines Abends auf dem Schlosse von Krieg und Schlacht erzählt. Der Eltervater lobte den Muth des Jünglings, sprach von seiner Wunde, erzählte wie nah sie ihn dem Tod gebracht. Die Brünette wollte die Wunde sehen. Er öffnete eine Brust wie Milch, das Herz schlug durch die zarte Haut, sie besah, betastete die Narbe, bemerkte das Schlagen — blutroth ward die Brünette — blutroth der Jüngling.

Karl. Mein Vater!

Blumin. Still! still! Abermals eine Blondine! Diese, mein Sohn, fing mit Prüderie an, und endigte mit Andacht. Eine fromme, weiche Seele, ganz eine Heilige; aber sie that nicht so, der Wolf im Schaaſspelze oder Priesterrocke führte sie vom graden Wege. Das Ding wurmte meinen Groſsvater; und da er glaubte, das streifende Soldatenleben sey an unserm Erbübel schuld, so muſst' mein Vater ein friedlicheres ergreifen, und sich mit einer Dame von Welt vermählen. Karl, ich bitte Dich, bemerke diesen geistreichen, freyen, ungezwungenen Blick in diesem Gesichte! Die zarteste Mitteltinte zwischen Blondine und Brünette! Beym Himmel! ein Weib zum bezaubern! sprach französisch, italiänisch, schrieb einen Brief voll Empfindung und Feinheit, liebte Musik, Gesang, und Dein Groſsvater war ein wilder Jäger, liebte Jagdgeheul und Pferdewiehern; aber ein Herz, Karl, wie Dein Vater, und gesund und stark, Karl, wie es jetzo wenig Grafen sind. Die Dame lebte eine Zeitlang in Wien wie der Fisch im Wasser, und Wunder über Wunder! Dein

Vater kam, zwar mit erschöpfter Kasse, aber doch mit heiler Stirne aufs Schloſs. Da war nun kein Klingklang von Musik, kein Welschparliren, kein Wagenrasseln, kein Glänzen auf Ball und Promenade, und bald senkte sich die Langeweile mit bleyernem Gewichte auf der Dame muntere Seele. In der Nachbarschaft lag ein Edelmann an derselben Krankheit, er parlirte, musizirte — eines Tags, da mein Vater von der Schweinsjagd kam — es ist zum rasend werden — der gute Vater legte sich den Fehler bey, und dachte nun dieses Erbübel unsrer Familie durch mich gewiſs zu enden. Ich muſste Sprachen, Harfe, Violine, Singen lernen, die Welt nach allen vier Winden durchrennen, und mich dann vermählen.

Karl. Meine Mutter sollten Sie doch schonen!

Blumin. Schonte sie mich? Ihre Asche mag ruhen. Sieh hin, Karl, sie soll Dich aus der Gefahr retten. Gäbst Du ihr nicht Dein Herz bey dem ersten Blick? Traue ihr nicht, sie ist ein Weib. In den ersten Jahren unsrer Ehe durft' ich nicht von ihrer Seite, sie ward krank, wenn sie mich nicht sah; ich war entzückt. Sie liebte Musik, Bücher, ich liebte Musik, Bücher; wir lasen, musizirten, und lebten in einem Himmel. Aber der Vater Deines kleinen Martanos sang wie ein Welscher, und spielte Laute und Violine. In der That, ich spielte beyde Instrumente besser; aber der Ton der seinigen stimmte mehr mit Deiner Mutter Herz, und ich ward ein scheuſsliches Ungeheuer. Karl, ein Mann wie ich! jung und stark, der Musik wuſste, Sprachen redete und die Welt durchlaufen hatte! ein solcher Mann! ein Mann, mit dem Du Dich gar nicht vergleichen darfst! Geschieht dieſs einem solchen Manne, so geh' nun hin und traue den Weibern! — Ich sah' es für ein unvermeidliches Schicksal unsrer Familie an, wollte weiter dem Welschen nicht übel drum, behielt ihn gar im Hause, und gab Dir seinen Sohn zum Warnungszeichen. Nachdem dieſs nun mir, einem solchen Manne geschah, hielt ich alle menschliche Vorsicht für unzulänglich, und nahm den Eid von Dir. Sollen denn die Grafen Blumin ewig Ungeheuer bleiben? Laſs meines Bruders Söhne heirathen. Du muſst mir ein Mann im Staate werden.

DRITTER AUFTRITT

Martano. Vorige.

Martano. Herr Graf, Ihre Baronesse schickte nach mir, ich söll sie mahlen.

Blumin. Was, die Baronesse — Willkommen, Junge!

Martano ihm schmeichelnd. Sind Sie mir noch gut? Ach wie mein Herz Ihnen dankt, daſs Sie mich nicht vergessen haben.

Karl. Geh' hin, Martano, und plaudere nicht zu viel, wie Du gerne zu thun pflegst. Sey artig und bescheiden.

Martano. Sie wissen wohl wie angelegen ich mir es überall seyn lasse, Ihnen Ehre zu machen. Und bey den Damen können Sie gar auſser Sorge seyn.

Blumin für sich. Ganz wie sein Vater, und doch kann ich ihm nicht übel wollen. — Geh, Junge, Du bist schön und groſs geworden. — Mariano ab. — Also, Karl, wie gesagt, diese Einimpfung in unsern Stammbaum, diese Verpfuschung unsers Geschlechts ist allein Schuld daran, daſs unsre Familie nicht so hoch im Staate gestiegen ist, wie es hätte kommen müssen. Dadurch kam eine fremde Mischung, eine Säure in unser Geblüt, und dann saſsen unsre Voreltern auf dem Schlosse und nahmen sich das Ding zu Herzen . . That ich es doch selbst, ob ich gleich weiſs, daſs ein Ding nicht schlimmer ist als es wirklich ist; aber unser Blut verträgt es nun einmal nicht, darum steh' ab! sey sorgenfrey, arbeite auf den Ruhm, mit diesem unserem Reichthum, Deiner Gestalt, fängst Du Weiber, wie und wo Du willst. Das häusliche, beschränkte Leben ist das Grab alles Groſsen, es nagt Dir die stärksten Fäden von dem Herzen ab, und zerknickt den Wachsthum Deines Geistes. Es kommen Kinder, Du willst Vater seyn, willst sie erziehen, Du wirst ihr Schulmeister, und der Mann ist dahin. Die Langeweile schleicht heran, Du wirst brummisch, mürrisch, und möchtest aus der Haut fahren. Die Welt scheint Dir dann so groſs, so frey, alles so reizend von auſsen, es ist so schön thätig zu seyn, seinen Werth zu versuchen — Du bist gebunden, fühlst Dich gefesselt, Deine Frau nimmt Deinen Zustand wahr — kümmert sich eine Zeitlang — es kommt ein Tröster — Teufel und Hölle, ich kann es nicht ertragen. Er streicht über Karls Stirne.

Karl. Alles wahr, alles zugegeben; aber ich kann ohne sie nicht leben.

Blumin. He, muſs darum geheirathet seyn?

Karl. Sie hat zu viel Verstand, ist viel zu gewandt und listig. Anfangs dachte ich auch, es ging' auf diesem Wege. Ich spielte Leidenschaft; intriguirte was ich konnte, das Ding ward Ernst, und ich bin gefangen.

Blumin für sich. Vortrefflich! — Ah was Verstand! Weiberverstand hat keine sichre Stütze, und der Mann hat immer mehr, wenn er nur den seinen zu brauchen weiſs. Wirf ihr nur ein Netz um's Herz, von Verlangen und Eitelkeit geknötet.

Karl. Das that sie mir, und ich bin ein Pinsel, der das ABC der Verführungskunst nicht weiſs, und sich für einen Meister hielt.

Blumin für sich. Vortrefflich!

Karl. Heute erzählte ich ihr die Geschichte meines Schwurs, und dachte Wunder von der Wirkung, sie nahm es gleichsinnig und gelassen an, und schickte mich noch obendrein mit einer Lüge heim.

Blumin für sich. Vortrefflich! — Sie sucht Dich zu hintergehen, ihre Eitelkeit wünscht über Deinen Schwur zu siegen.

Karl. Noch habe ich keinen Kuſs, nicht die geringste Gefälligkeit erhalten.

Blumin für sich. Ganz vortrefflich! — Damit eben will sie Dich körnen, und Du bist ein Pinsel, wie Du sagst, ein Geck, der das Geld in die Welt geworfen hat, ohne etwas zu erlernen. Steh ab! Wir sind für die Ehe nicht gemacht, wir lieben die Weiber aus wahrer Leidenschaft, und das taugt nichts; wir legen ihnen dadurch mehr Werth bey als sie wirklich haben, und verlieren bey ihnen den unsrigen. Halte sie nur gering, sie wird sich bald um Werth bemühen.

Karl. Sie unterscheidet ſich von allen.

Blumin. So dachte jeder von uns, bis wir in dem Bauer saſsen.

Karl. Ich kann mich mit jedem messen.

Blumin. So hab' auch ich gedacht, und eben hier sitzt die gröſste Gefahr. Unsre Eigenliebe verblendet uns. Du bist freylich ein frischer, schöner, schlanker, junger Mann; aber es giebt frischre, schönre, gröſsre, und gar zu bald jüngre. Heute gefällt ihr dieſs; morgen das zarte niedliche. Das Weiberherz ist eine Blase voll Schalkheit, Wünsche und Begierden, sie steigen auf wie böse Dünste, und dieſs scheint ihres Lebens Quelle. Alles steht bey ihnen unter der Sinne Herrschaft, deren Elemente Luft und Feuer sind. Krieche nur den Winkeln und Schlupflöchern nach und Du verlierst Deine Sinne. Die wilde See ist nicht falscher, gefährlicher, veränderlicher als ihr Herz. Heute liebt es, was es morgen wegwirft, und ist unverbundner als die Träume eines Fiebernden. Wer bestimmt sein Verlangen? Seine gränzlosen Begierden? Seine rastlosen Lüsternheiten? — Du sprichst diese und jene Sprache, der Accent eines andern gefällt ihr besser. Du spielst ein Instrument, dieser oder jener akkordirt das seine lieblicher. Deine Unterhaltung ist feurig, aber das milde, empfindsame gefällt ihr besser. Karl, das Weib gleicht einer Flöte, die jedem Töne giebt, der sie anzublasen weiſs. Sie haben alle unsre Fehler und Tugenden im Übermaſse, und wenn Du sie gefesselt hast, machst Du ihnen Tugend zu Fehler und Fehler zu Tugend. In allem übertreiben sie, im Guten wie im Bösen, niemals magst Du sagen: so ist das Weib! Die Natur erschuf sie im Sprunge, in fieberhafter Zuckung, in einem Augenblick bizarrer Laune. Steh ab! Unsre Nerven vereinigen sich da, wo der Verstand seinen Sitz genommen hat; die ihre in der Phantasie, die der Weiseste nie enträthseln wird. Geht ab, und kehrt gleich zurück. Und höre, Karlchen, nimm an, Du fändest gar den Phönix, ein tugendhaftes, Dir allein treues Weib, so wird sie Dich, bey meiner Seele, ihre Tugenden so theuer bezahlen lassen, daſs Du tausendmal die schwere Sünde begehen wirst, ihr Laster zu wünschen, um vor dem Gelärme ihrer Tugend Ruhe zu haben. Darum geh! geh! Reise wieder! Du bist noch lange nicht wie Du seyn solltest! Laufe erst die Leidenschaften ab, und dann komme zu Deinem klugen, erfahrnen, guten Vater! Ab.

Karl. Ha! ha! ha! — Und er hat Recht! In der That, der Schritt ist fürchterlich. — Ah Mesdames! Sie machen mein rasches Blut erstarren. Durch ihre

Kälte, ihren Spott, ihre List hat sie mich ohnedieſs beleidigt. — Dumm war es, daſs ich es mit Fabris verdarb — er ist der Mann, der meinen Zweck befördern müſste, wenn sie ihn wählte. Es soll ihm bey ihr gelingen, ich will ihm dazu helfen, der Pedant ist leicht zu versöhnen, wenn ich ihm diese Aussicht zeige. He! will sich das tolle Herz nie von der Vernunft leiten lassen? Sie liebt mich, so sehr sie sich auch verstellt, und darauf will ich lossteuern.

DRITTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Der Baronesse Wohnung.

Baronesse. Lisette. Martano malend.

Baronesse. Mais comme il est charmant, comme il est joli!

Martano. Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich verstehe Französich.

Baronesse. Wirklich? und wo haben Sie es gelernt?

Martano. Graf Karl lieſs mich es auf den Gütern von seinem Hofmeister lehren — und das weitere lernte ich auf Reisen.

Baronesse. Sind Sie mit dem Grafen auf Reisen gewesen?

Martano. O ja, in Frankreich, Italien und England.

Baronesse. So jung und zart! Wie konnte Sie doch der Graf dieser Gefahr aussetzen?

Martano. Ich ging sehr gerne, und er hatte meiner nöthig.

Baronesse. Wozu? Worin konnten Sie ihm wohl nützlich seyn?

Martano. Ich war sein Sekretair, sein Ambassadeur, schrieb erst die Briefchen, und trug sie dann an ihre Addressen.

Baronesse. Und an wen gingen diese Botschaften?

Martano. An die Damen, gnädige Frau, an die Damen. O ich habe die Damen kennen gelernt.

Baronesse. In der That! und wie, Martano, wie haben Sie die Damen kennen gelernt?

Martano. So meyne ich, daſs ich mit vielen sprach, viele sah.

Baronesse. Was sagten dann Ihnen die Damen?

Martano. Was sie mir sagten? o nicht sehr viel! In England sahen sie mich mit ernsten Mienen an, spielten mit meinen Locken, und schenkten mir Guineen, zum Botenlohn. In Italien küſsten sie mich und nannten mich Ganimede. In Frankreich streichelten sie meine Wangen, und sagten lachend: le joli petit fripon! Verzeihen Sie, gnädige Frau, damals war ich nur dreyzehn Jahre alt, und so kindisch, daſs ich mich über diese Worte ärgerte; aber nun seh' ich wohl ein, daſs es eine Schmeicheley war, wobey sie an die Zukunft dachten.

Baronesse. Quel caquet! — Wer hat Ihnen diese witzige Erklärung gemacht?

Martano. Graf Karl, er läſst mir es nie an Unterricht fehlen.

Baronesse *für sich.* Ich dacht' es wohl. — Wie alt sind Sie nun?

Martano steht auf und küſst sehr schmeichelnd die Hand. Funfzehn Jahre in einigen Monaten.

Baronesse. Liebliches Alter der Unschuld und des unverdorbenen Herzens! aber, Martano, ich möchte nun auch wissen, was Ihnen die deutschen Damen sagten?

Martano. Die deutschen Damen? — Ach, schönste, gnädigste Frau, man achtet hier die Jugend nicht.

Baronesse lächelnd. Diese Klage, Martano, sollen Sie über mich gewiſs nicht zu führen haben; ich thue noch mehr, ich liebe die Jugend.

Martano. Wie sollten auch Sie nicht, da Sie selbst das Bild der Jugend sind.

Baronesse. Lisette, hörst Du? — In der That, Martano, ich beneide Ihren Besitz dem Grafen. So viele schöne Anlagen, und so munter, so bescheiden —

Martano. Ich hoffe Ihr Portrait besser zu treffen, gnädige Frau. Freylich gebe ich mir Mühe etwas zu erlernen, und Graf Karl thut alles von seiner Seite, mich zu bilden. Die Korrespondenz, die ich für ihn zu führen habe, ist mir gleichfalls sehr nützlich, sie bildet meinen Geist und Styl zugleich. Paris war eine wahre Schule für mich. Dort las ich vorzüglich Crebillons Werke, und in denselben finden sich Briefe, so leicht, so frey —

Baronesse. Wer schlug Ihnen diese vor?

Martano. Graf Karl.

Baronesse. Le Polisson!

Martano. Madame les a lu?

Baronesse. Non, mon petit coeur! — und was lesen Sie nun, Ihren Geist zu bilden.

Martano. Vor kurzem gab mir der Graf die neue Heloise. Des Saint-Preux und der Julie Briefe sind hin und wieder zu gebrauchen, besonders wo sie recht in's Geistige übergehen, das ich zwar nicht ganz verstehe, aber vorzüglich liebe. Und ich empfinde es, gnädige Frau, grade so würde ich lieben, wenn ich lieben dürfte. Wenn ich nun male — zum Beyspiel ein so schönes, seelenvolles Gesicht, wie dieses hier — so lieb' ich mein Gemälde mit einer Zärtlichkeit, einer Begeistrung — und kann ich's anders lieben als im Geiste? So weit ist es einmal gewiſs mein, und wohin ich blicke, steht das Bild, und dann klopft mir das Herz so laut und stark — An die Brust deutend.

Baronesse. Lisette! Mais c'est un vrai trésor, que ce garçon! — Bringe meine Harfe, ich muſs Martano singen und spielen hören. Übereile Dich nicht, Kind, daſs Du mir das Instrument nicht im Tragen verstimmest! —

Martano dazwischen. O gerne, gerne!

Baronesse. Martano — kommen Sie — näher! — Er küſst die Hand. Blond! das reinste Blonde! schwarze Augen, und gleiche Braunen. Süſses Gemische! — Ja, Martano, ich liebe die Jugend, wenn sie so ist, so unschuldig, so wohl erzogen, so bescheiden, so versprechend. Kommen Sie zu mir, und oft, ich will Ihre Freundin seyn, Ihnen rathen, Sie vor Verführung wahren, die von jetzt an von allen Seiten auf Sie lauern wird. Sie werden mir von Ihren Reisen erzählen — und kommen Sie oft, und was Sie brauchen, schonen Sie Ihrer Freundin nicht, die ich von nun an bin, für welche Sie mich von nun an halten müssen. Was ich Ihnen jetzo gebe, das ist auf Abschlag für Ihre Arbeit, wenn man anders einen so artigen Künstler belohnen kann. Aber, Martano, Verschwiegenheit ist eine Gabe, die Sie mit Ihren übrigen guten Eigenschaften verbinden müssen, wenn Sie wollen, daſs Ihnen diese guten Eigenschaften nutzen sollen. Ich möchte zum Beyspiel nicht, daſs es Graf Karl wüſste, wie sehr ich Ihre Freundin bin, es würde nur, da er Sie so sehr liebt, seine Eifersucht erregen. Und alles was ich Ihnen jetzo sage, das bleibt unter uns. Graf Karl muſs ja nicht glauben, ich griffe seiner Groſsmuth bey Ihnen vor. Wenden Sie es auf Putz, Ihr schöner Körper muſs seiner werth geschmückt seyn, dieses nehme ich auf mich. Doch wie gesagt, Martano, Verschwiegenheit ist die Gabe eines feinen, edeln Herzens, da Sie nun dieses haben, so müssen Sie es dadurch der Welt beweisen.

Martano. Verschwiegen! O das bin ich, so verschwiegen wie ich dankbar bin, besonders in Ansehung der Damen. Und was Sie mir nur befehlen mögen — tragen Sie mir es auf — fragen Sie nur Graf Karl — ich berufe mich auf sein Zeugniſs.

Baronesse. Ich brauche es nicht — er soll es ja nicht wissen, Martano — weil er viel zu wild — zu brausend ist.

Martano. Ja das ist er, und in allem. Seine Briefe, gnädige Frau, ohne allen Zusammenhang, voller wilder Gedanken, die muſs ich dann glätten und zierlich machen; denn mit den Damen, pflegte mein Vater zu sagen, muſs man wie mit seinem Auge umgehen, ein unsichtbares Nichts beleidigt beide.

Baronesse. Wie fein empfunden! — Der Vater noch am Leben?

Martano. Er starb, eh' wir auf Reisen gingen. Ihm hab' ich viel zu danken, von der zartesten Kindheit unterrichtete er mich im feinen Umgang — er malte, musizirte, und wie? Die selige Gräfin war ihm darum sehr gut, und bis an ihren Tod kam er nicht von ihrer Seite.

Baronesse. Und der Graf, liebte er Ihren Vater auch?

Martano. O gar sehr, mein Vater brachte sein Leben bey ihm zu — und ich, ich liebe den guten Grafen über alles. Er ist mir sehr gut, als er mich heute sah, küſste er mich gleich, und nannte mich seinen lieben Jungen.

Baronesse. Der wackre Mann! — Wie, ist er hier?

Martano, Heute plötzlich angekommen, und das wissen Sie noch nicht?

Baronesse. Wie war er gegen Graf Karl?

Martano. Ihr Gespräch war sehr lebhaft — worüber sie aber stritten, weiſs ich nicht, und wenn ich es auch wüſste, so würde ich's doch nicht sagen.

Baronesse. Warum nicht?

Martano. Weil Sie glauben möchten, ich könnte nicht schweigen.

Baronesse. Schön! fahren Sie so fort.

Lisette bringt die Harfe.

Baronesse. Martano, ich habe schon viele schöne Talente in Ihnen entdeckt, lassen Sie mich nun eines kennen lernen, das ich vorzüglich liebe.

Martano. Italiänisch oder französisch?

Baronesse. Wie Sie wollen, doch liebe ich das erstere mehr.

Martano spielt und singt eine italiänische Arie.

Baronesse. Lisette, ist dieſs nicht eine süſse, seelenvolle Stimme?

Bediente. Graf Blumin!

Baronesse. Graf Karl?

Bediente. Nicht Graf Karl.

Martano. Es wird meines Grafen Vater seyn.

ZWEYTER AUFTRITT.

Graf Blumin. Vorige, auſser Lisette.

Blumin für sich. So fand ich seinen Vater oft bey meiner seligen Frau; ein schlimmes Zeichen! — Vergeben Sie, gnädige Frau, daſs ich als ein Unbekannter so grade zu gehe.

Baronesse. Es ist sehr schmeichelhaft für mich, und Graf Blumin ist Wiens Damen nicht so unbekannt, als er zu sagen beliebt.

Blumin. Meynen Sie? Ich dachte, Köpfe wie der meinige entfielen dem Gedächtniſs der Damen gar zu leicht.

Baronesse. Ich wenigstens erinnere mich Ihres Hierseyns beym letzten Karneval sehr gut, und habe noch nicht vergessen, wie viel Ihr Witz und Ihre gute Laune zu unsrer Unterhaltung beytrugen.

Blumin. Mehr als ich erwartete! Daſs ich mich Ihrer und der glücklichen Zeit erinnere, ist ganz natürlich. Sie beleben das Alter, und ich verkälte die Jugend.

Baronesse. Männer Ihrer Art, Herr Graf, bleiben für uns immer jung, und gehören Sie nach dem natürlichen Verhältniſs zwischen unserm und Ihrem Geschlechte nicht noch uns zu?

Blumin. Gar zu schön! — Sieh, mein Martano! hat's der Junge wirklich so weit gebracht, daſs er sich an solche Köpfe wagt?

Baronesse. Es ist eine Grille Graf Karls, und der Maler so sittsam und munter, daſs man ihm mit Vergnügen sitzt.

Blumin. In der That?

Baronesse. Zeigen Sie doch!

Martano. Kaum der Umriſs. Ich sah mir erst recht Ihr Bild in's Herz, da ist's wohl schnell genug; aber nicht so schnell im Aug' und Pinsel. Ich werde es mitnehmen.

Baronesse. Thun Sie's, und seyn Sie fleiſsig, kommen Sie bald wieder, ich möchte nun gerne einen Beweis Ihrer Geschicklichkeit sehen.

Martano küſst die Hand und geht.

Blumin für sich. Ganz der Vater — so schmeichelhaft — so —

Baronesse. Nun, Herr Graf, schon lange in Wien?

Blumin. Seit heute.

Baronesse. Und noch niemand gesehen? Ich kenne Leute, die Ihre Ankunft feyern werden.

Blumin. Und doch bin ich dieserwegen nicht nach Wien gekommen; bloſs Ihrentwegen, wenn Sie mir es zu gestehn erlauben.

Baronesse. Mit Vergnügen, wenn ich so eitel von mir denken könnte.

Blumin. Gleichwohl ist es so. Wahrhaftig, wenn ich Sie so ansehe, mich des Vergnügens erinnere — und alles dessen, was ich an Ihnen bemerkt — von Ihnen gehört habe — Für sich. Ich muſs mich in die Gefahr stürzen, ihn zu retten. — Gnädige Frau, ich bin grade und aufrichtig in meinem Thun, und habe des eiteln Gepränge von Worten längst vergessen. Ich bin nach Wien gekommen, Sie von einem lästigen Liebhaber zu befreyen, und Ihnen einen noch viel beschwerlichern aufzudringen.

Baronesse. Wie, darum wären Sie nach Wien gekommen? wenn ich nun keinen hätte, keinen haben wollte; oder wenn ich nun einen hätte, so müſst' es doch einer seyn, der mir gefiele, und ist der Liebhaber der gefällt wohl lästig?

Blumin. Gefiel er Ihnen? Es ist unmöglich, und nehmen Sie Sich in Acht, er ist ein Heuchler, ein geschmeidiger Betrieger gegen Ihr Geschlecht. Vielleicht glauben Sie, er habe Verstand und Welt, es ist kein wahres Wort daran! Das tolle Blut lieſs es noch nicht so weit kommen, und darum will ich ihn wieder in die weite Welt jagen, damit er austobe, und mir einen Mann zurückbringe, der zu brauchen sey.

Baronesse. Aber von wem reden Sie? Ich kenne keinen, wie Sie ihn beschreiben, unter meinen Freunden.

Blumin. Sie sind viel zu gütig und nachsehend. Ich rede von Karl, meinem Sohne. Ich weiſs, daſs er sich bey Ihnen eingeschlichen hat, daſs er Ihnen von Liebe vorerzählt, daſs er gedacht hat, Sie würden ihn anhören; ein klarer, deutlicher Beweis, daſs ihm sein Reisen nichts genutzt hat. Wie hätte er sich sonst in einem solchen Charakter irren können. Dieſs kann ich ihm nicht vergeben, und er soll mir noch heute fort.

Baronesse. Fort? Darum fort? Ist die Gefahr für mich so groſs? Seyn Sie ruhig, ich kenne Graf Karl recht gut, ich weiſs, daſs er viele gute, gar glänzende Eigenschaften hat —

Blumin. Trauen Sie ihnen nicht, es ist alles Gleisnerey. —

Baronesse. Was seine Liebe anbelangt, da haben Sie nun gar nichts zu fürchten. dieſs ist nur Ton. Er denkt, wie viele in seinen Jahren denken, dieser Ton sey ein nothwendiges Verhältniſs der Gesellschaft zwischen unserm und Ihrem Geschlechte. Seine Eitelkeit spielte ihre Rolle dabey, ich lieſs es gehen bis auf den Augenblick, da ich sah, daſs ihn dieser Irrthum zu weit führte, daſs er fähig werden konnte, die erste Tugend unsers Geschlechts, die Sittsamkeit beleidigen zu wollen.

So bald ich dieſs ahndete, zeigte ich ihm ernsthaft, wie sehr er sich bey mir betrogen hatte, und nun ist er mein Freund, den ich achte, und der es um mich verdienen wird.

Blumin. Glauben Sie ihm ja nicht, er betrog Sie und will Sie betriegen. Heute noch begehrt er Ihre Hand, trotzt gar auf Ihre Liebe, rühmt sich gegen mich, Ihr Herz zu besitzen. Der Freche! der Unverschämte!

Baronesse. Herr Graf, meine Hand giebt sich nicht so leicht! nicht so! nicht auf diesem Wege! Seyn Sie darüber ganz ruhig. Ich weiſs gar wohl, daſs *Graf Karl* seiner übrigen guten Eigenschaften ohngeachtet dazu nicht gemacht ist, und für mich ganz und gar nicht. Freundschaft so viel er will, doch dieſs weiſs er ja schon.

Blumin. Und was suchte dann der Bösewicht? Denkt er gar Sie zu beleidigen, Sie, die ich so hoch achte, für die ich mein Leben hingäbe, nachdem ich solche edle Gesinnungen aus Ihrem schönen Munde hörte — Er muſs eilig fort, hier würde er nur dummes Zeug angeben, und mich zu einem Schritte gegen ihn verleiten, der mich gereuen könnte. Wie konnte er es wagen, Ihnen von Liebe vorzureden, Er, der durch einen Schwur verpflichtet ist? Hat er Ihnen dieſs verschwiegen?

Baronesse. Mich däucht, er sagte so etwas, es kam mir aber so sonderbar und lächerlich vor, daſs ich's für Scherz hielt.

Blumin. Für Scherz? sprach er so davon?

Baronesse. Sollte er anders?

Blumin. Der Bösewicht! Freylich Ihnen durfte es so vorkommen, die Sache ist etwas neu; aber ich habe Gründe dazu. Ich kenne ihn, und weiſs, daſs er nicht für das ehliche Leben taugt; darum will ich nicht, daſs er ein edles, gutes Weib unglücklich mache. So sollte jeder Vater vorerst seiner Kinder Herz erforschen, wir würden dann viel weniger unglückliche Ehen haben. Und diesen Schwur, den muſs er halten; eher soll sich mein Leben von mir lösen, als ich ihn von diesem Eide. Enterbt! Verworfen! Dieſs soll sein Loos seyn! Verzeihen Sie dem Ungestüm! Vergeben Sie dem Vater!

Baronesse. Der arme Graf! er ist zu beklagen. Auf diese Art wird sein Herz nie das stille Glück häuslicher Tugend und Zufriedenheit kennen lernen.

Blumin. Er lacht dieser Dinge, und gefällt sich nur allzusehr in dem Tumult eines ungebundnen Lebens. O ich könnte Ihnen von seinen Thaten im Auslande Dinge erzählen; aber davon ein andermal. Vom lästigen Liebhaber hätte ich Sie nun befreyt, nun kommen wir auf den ungestümen, den dringenden! Es ist ein Mann von Stande, durch Gesinnungen Ihrer würdig, dabey reich — nur die erste Jugend ist nicht sein Theil; aber sein Herz frisch und unverdorben. Er liebt Sie, nicht wie ein Geck, ein Laffe, er liebt Sie um Ihres, um seines Glücks. Das erste was er an Ihnen bemerkte, war mehr Ihr Verstand, Ihre Klugheit, Ihre sich unterscheidende Art zu handeln und zu denken, als Ihre Schönheit. So entsprang seine Liebe aus Achtung, aus Ehrfurcht, und dieſs machte den von diesen Vorzügen durchdrungenen Mann so bescheiden, daſs er damals den stolzen Gedanken nicht zu fassen wagte, um Sie anzuhalten. Alle diese Vorzüge bekleidete die Natur mit der schönsten Auſsenseite, und lieſs uns sehen, was Sie aus Ihnen machen wollte. Sie sind's geworden! bey meinem Herzen, so geworden, daſs ein kluger Mann zwar nicht den Verstand verliert, aber sich mit allem was er werth ist, mit Hab' und Fahrt, mit Herz und Seele hingiebt. Dieser Mann bin ich, und da eine abschlägige Antwort den bescheidnen Mann zu tief verwunden würde, so gehe ich schnell, lasse Ihnen eine kurze Frist, sich zu bedenken, kehre wieder, und frage noch einmal vor. Ab.

Baronesse. Nun wahrlich das sind sonderbare Köpfe, und das, was er mir da vortrug, ist das sonderbarste des Sonderbaren, und gefällt mir um der Neuheit. Wie, er, der schon beleidigte, bindet den Sohn durch einen Eid, und wirft sich selbst neuer Gefahr entgegen. Und wenn er von Leidenschaft verblendet gar seinen Sohn zu überlisten suchte? — So scheint es, und so — so wird das Spiel viel unterhaltender für mich — aber wie gut, wie offen, frey und bieder! Sollte Karl je so werden können? Ich will ihn auf die Probe setzen, und hält er sie nicht aus — der Biedermann ist nicht zu verachten — und wenn gar dieser liebe — geschwätzige Martano mit zur Hab' und Fahrt des biedern Mannes gehören könnte — Was träume ich? — Lisette!

DRITTER AUFTRITT.

Lisette. Baronesse.

Baronesse. Ist der Maler fort?

Lisette. Der liebe, süſse Junge! Ich habe ihn ein wenig aufgehalten —

Baronesse. Und warum? —

Lisette. Nur einen Augenblick, um ihn recht anzusehen, um ihn wieder zu erkennen, wenn er mir begegnet. Nun ist er gegangen, wird aber nicht lange auſsen bleiben. War er nicht entzückt, so kindisch entzückt —

Baronesse. Worüber?

Lisette. Was sagte er nicht alles von Ihnen —

Baronesse. Von mir?

Lisette. Von Ihrer Schönheit, Ihrer Freundlichkeit, Ihrer Güte, er gab Ihnen Namen — Sie würden ihn lieben, wenn Sie zugehört hätten.

Baronesse kalt. Lieben? Lisette, Du weiſst, ein Mann kann mir höchstens nur gefallen. — Aber Liebe! das was sinnliche Weiber Liebe nennen, verbieten mir meine Grundsätze, die Sittsamkeit — und mein zartes Gefühl.

Lisette. Aber dieser sanfte Jüngling ist ja noch kein Mann!

Baronesse. Er wird es nur zu bald werden —

ihnen nur zu bald gleichen — begegnet ihm indessen gut im Hause.

Bediente. Graf Karl!

Baronesse. Gut! gut!

VIERTER AUFTRITT.

Graf Karl. Baronesse.

Baronesse. Bester Freund! So soll ich Sie nun verlieren! Und so bald! Eben nun verlieren, da ich mir schmeichelte, unsre Verbindung würde nun ganz ruhig werden.

Karl. Fürchten Sie nichts. Es liegt alles in Ihren Händen, und Sie können mein Schicksal mit einem Worte bestimmen.

Baronesse. Sie spotten meiner; ich weiſs daſs Sie reisen, und so geschwind, so unerwartet —

Karl. Ich?

Baronesse. So eben sagte mir's Ihr Vater.

Karl. Er? War er hier?

Baronesse. Und sagte, Sie würden reisen, sprach von Ihrem Schwur, drohte Sie zu enterben; aber seyn Sie ruhig, Ihre Freundin hat ihn völlig befriedigt. Ich merkte wohl, worauf er zielte, und sagte ihm, wie Sie selbst am besten wissen, Ihr Schwur sey bey mir auſser aller Gefahr, verletzt zu werden. Er faſste sich, glaubte mir, und doch blieb er auf seinem Sinne, Sie müſsten reisen. Ist es nicht beleidigend, Ihnen nicht zu trauen! Was? Ihnen? Mir nicht zu trauen? Leuten nicht zu trauen, die doch über diesen Punkt in der weitesten Entfernung sind?

Karl. Nimmt er es so? Gut, er soll mich enterben! Kenn' ich Sie nicht, weiſs ich nicht, daſs Sie nicht auf Reichthum sehen? Der Dienst des Staats steht mir offen, ich habe einen kinderlosen Onkel, er war jeder Zeit gegen diesen tollen Schwur, und wird mich, meinem Vater zum Trotz, zu seinem einzigen Erben einsetzen, mich gerne bis dahin unterstützen. Nach und nach werden Sie den starren Kopf meines Vaters zurechte setzen, er wird sich geben, ich bin sein Liebling. Gnädige Frau, Schwur gegen Schwur, und wir werden glücklich.

Baronesse. Sie schmeicheln Sich umsonst; er scheint der Mann nicht zu seyn, der gerne nachgiebt. Dieser Schwur ist überdem eine Lieblingsgrille, wie es scheint, und ich weiſs, wie Männer auf solchen Grillen halten können.

Karl. Enterbe er mich!

Baronesse. Und wozu? Warum? Sie werden doch kein Band aufs Leben durch Meineid knüpfen wollen? Werden doch nicht glauben, daſs ich es zugeben kann?

Karl. Sie liebten mich nie!

Baronesse. Um so schlimmer wär' ich nun daran! Graf Karl, ich kenne Ihr Herz, Ihre ganze Denkungsart. Der Ehestand ist für uns beyde nicht gemacht, und nie können wir diesen Weg zusammengehen. Nur die Hindernisse, die Sie jetzo vor sich sehen, reizen Ihren Stolz und Ihre Wünsche; sind diese einmal gehoben, so ist's um Liebe und Leidenschaft gethan, und die Reue folgt. Reisen Sie, mein Freund, Zerstreuungen der Welt werden leicht über einen Einfall siegen, der so wenig Grund hat.

Karl. Nimmer! ich setze alles daran.

Baronesse nachsinnend und für sich. Es sey gewagt, und ich will ihn in seiner Blöſse hinstellen. —

Gut, Graf Karl, Sie sollen durch meinen Entschluſs Ruhe finden. Hier sey mein fabelhafter Schwur gelöst! Tadeln Sie mich nicht, und hören mich erst aus. Ich wiederhole Ihnen: die Unmöglichkeit meines Besitzes ist es allein, die Sie reizt; dieser Unmöglichkeit will ich nun eine andere entgegen stellen — eine, die Ihnen für immer *alle Hoffnung* benimmt. Dadurch werde ich auf einmal Ihren unangenehmen Verfolgungen, Ihrem eigensinnigen Ungestüm entgehen, und Sie — Sie werden bald vergessen, woran Sie so wenig ernsthaft dachten. — Man macht mir sehr vortheilhafte Anträge, meine Freunde bemühen sich so zärtlich; soll ich, kann ich Ihnen immer nur eigensinnig, sonderbar erscheinen?

Karl. Nun! — Für sich. Sie spricht von Fabris! vortrefflich, dieſs befördert meinen Zweck.

Baronesse. O wie freue ich mich der künftigen Ruhe. Mit diesem Manne, der sich mir so frey und bieder anträgt, hoffe ich nun ein einsames, klösterliches Leben zu führen, wie ich es längst gewünscht habe. Da soll mich niemand stören, niemand — wer er auch sey, unter welchem Vorwande er sich auch aufzudrängen suchen mag.

Karl. Wirklich — und dieser Entschluſs kommt so schnell — und der Mann scheint Ihnen so plötzlich — annehmlich?

Baronesse. Ach, liebster Freund, ein sittsames Weib widersteht sehr leicht dem flüchtigen Weltmann, der eben darin seinen Ruhm sucht, mit dieser Sittsamkeit sein Spiel zu treiben; aber wenn ein Mann von Würde, Anstand, Zuverläſsigkeit und biederm Herzen sich darstellt, so fordern Pflicht und unsre eigne Würde von uns, daſs wir das ungewisse, das gefährliche unsrer jetzigen Lage mit dem sichern, dem anständigen der künftigen abwägen. Dieses that ich, und ich hätte dem dringenden, biedern Manne gerne gleich mein Wort gegeben; aber durft' ich wohl in diesem wichtigen Falle einen so erprobten Freund vorübergehen? Muſst' ich nicht auch ihn um Rath fragen?

Karl ironisch und verstellt. Und warum — wenn der Mann gar zu annehmlich, gar zu bieder, gar zu würdig ist — wenn die Gefahr des Augenblicks dadurch so gewiſs verschwindet, und die Zukunft sich uns so sicher zeigt?

Baronesse. Also rathen Sie mir zu, mein Freund?

Karl nachläſsig mürrisch. Ich habe es ja schon gesagt, und entschied nicht schon nach Ihrer Äuſsrung Ihr eignes Herz, bevor Sie den erprobten Freund um Rath fragten? Noch mürrischer. Folgen Sie seiner Eingebung!

Baronesse mit Würde aufstehend. Nun, so küssen Sie Ihrer Mutter die Hand.

Karl erstaunt und dann plötzlich. Ha! ha! ha! wahrhaftig ein wahrer Theaterstreich!

Baronesse. Kommt es Ihnen so vor? Nun — und wie gefällt er Ihnen?

Karl. Nicht übel für den ersten Augenblick.

Baronesse. Glauben Sie mir nur, ich kenne die Würde einer Mutter, die ich Ihnen von nun an zeigen werde, besser, als daſs ich damit spielen sollte. Ich bitte, wenn ich Sie weiter um mich sehen soll, nehmen Sie die Sache mit mehrerem Anstand — Ihre Gedanken, Ihre Gefühle, Ihre Bewegungen sind mir in diesem Augenblick nicht entgangen, ich las sie auf Ihrer Stirne, in Ihren Augen, und erspare Ihnen, nur aus mütterlicher Schonung, die Beschämung.

Karl. Ich danke Ihnen für die mütterliche Schonung; doch mich däucht, es kleidet die Liebesgöttin schlecht, wenn sie die Würde und den Ernst der Juno heuchelt.

Baronesse. Ich vergebe der Verwirrung den kalten, miſsgerathenen Spott, oder wollen Sie ein gewisses beleidigtes Gefühl damit niederreden, warum sollt' ich Ihnen nicht auch dieses nachsehen? — Nun könnte ich freylich dem Manne sehr vieles sagen, der in Worten so freygebig mit Aufopfrungen war — diesem edeln Manne könnte ich, über gewisse Äuſsrungen, in Ansehung meiner, eine sehr strenge Strafpredigt halten; aber welche Mutter mag ihr Kind beschämen? und ein so flatterhaftes, liebes Kind? Ich bitte Sie, nur einen einzigen, tiefen Blick in Ihr Herz, und es sey genug! Habe ich Ihnen nicht oft gesagt, Sie nehmen Gewohnheit und Eitelkeit für Leidenschaft. Sie lieben, weil Sie's denken. Es ist ja allgemeiner Ton, und warum sollte man nicht die Maske von etwas so leichtem tragen können? Aber glauben Sie mir nur, die Liebe ist kein Ding der Welt und ihrer Eitelkeit. Sie gewährt anderes Glück, als Sie suchen oder fühlen können. Diese Liebe, von welcher ich nun rede, ist ein Geschenk des Himmels, womit er nur reine Herzen belohnt. Ihr Gewand ist Würde, Anstand und Sittsamkeit, so zeigte sie sich mir in Ihrem edeln, würdigen Vater. Freylich dachte ich im Anfang unsrer Bekanntschaft auch einige Augenblicke so von Ihnen; aber da ich gewahr ward, daſs mir nur die Eitelkeit den wackern Mann zuwehte, daſs er mir gern wilden Tumult der Sinne für reine Leidenschaft verkaufen wollte, daſs er es gar wagen konnte, sein Vergnügen auf Kosten meiner Ruhe und Tugend zu suchen, da spielte ich mit dem jungen Mann eben das Spiel, das er mit mir zu spielen wagte. Und nun genug! Die erste mütterliche Lehre war etwas lang und bitter; doch sagt man nicht: je lieber das Kind, je schärfer soll die Ruthe seyn? Ich schmeichele mir, Sie werden von nun an von dem Grundsatz überzeugt seyn: daſs nur Achtung für unser Geschlecht Ihrem Herzen eine Würde und Stärke mittheilt, die uns Ihre übrigen Eigenschaften erst bedeutend machen.

Nun, wo ist der helle Geist? Hat ihn meine Predigt eingeschläfert?

Karl. So eingeschläfert, daſs ich mich von dem Erwachen, um Ihrent-, um meines Vaters, um meinetwillen, fürchte.

Baronesse. Ich benehme Ihnen die Sorge um meinetwillen. Werden Sie ruhiger — vielleicht sollt' ich sagen, vernünftiger, und Sie sollen eine Mutter in mir finden, die es Ihnen an guten Lehren nie mangeln lassen wird.

VIERTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Zimmer in Graf Karls Wohnung.

Graf Karl. Hernach. **Graf Blumin.**

Karl. Er will mich rasend machen — und sie — ah! Madame, Sie triumphiren zu früh, noch sind Sie nicht Gräfin Blumin, ich bin erwacht, und sage Ihnen, Sie sollen es nie werden. Was, ausgespottet! Verlacht! Kommt nur Fabris, den will ich anfeuern. — Wie falsch, wie hämisch, wie ganz Weib! Und ich Pinsel, ich Gimpel, so hineinzuplumpen, wie ein Neuling dazustehen, ohne auf das gleisnerische Geschwätze antworten zu können? So allen Witz, alle Kühnheit zu verlieren! Wo war mein Kopf? Meine gewöhnliche Gegenwart des Geistes? Hängt es vom Klima ab, daſs ich schwerfälliger in Wien bin, als ich es in Paris war? — Ha! ha! ha! wahrlich toller, hämischer kann kein Streich erdacht werden, als dieser da! Betrug und Schalkheit ist der Weiber Element, und ich muſs noch lange bey ihnen in die Schule gehen, um sie mit gleichen Waffen bekämpfen zu können. Und was das ärgste ist, ihr eitles Herz glaubt nun, sie habe über meinen Verstand gesiegt. Laſs mich nur machen, ich fühle Rache, wer weiſs ob mich dieser Stachel nicht witziger macht, als die Glut der Leidenschaft —

Blumin. Nun, Karlchen, mache Dich zur Abreise fertig. Deine Kreditbriefe warten bey dem Banquier auf Dich. Du muſst fort, Du taugst noch nicht auf dieses Pflaster. Man sieht jetzo mehr als je auf Männer, die sich besitzen, und etwas rechts gelernt haben. Du hast uns nur gezeigt, woran Dir's fehlt.

Karl. Vortrefflich!

Blumin. Was? machst Du Mienen? So viel Geld in die Welt geworfen, wage ich es nun zum andernmal, und werfe die neuen Summen nach den alten, ob sie besser wuchern mögen.

Karl. Ich möcht' ersticken!

Blumin. An der Wahrheit meiner Worte, denke ich.

Karl. Möchte ersticken, daſs dieses hämische Schicksal, das unsre Familie unabläſsig verfolgt, nun abermals eine Beute erhaschen soll. Und obendrein den besten, erfahrensten, klügsten unsers ganzen Hauses! Sagt nicht der Haufen: Ein gebrenntes Kind scheut das Feuer! Und ein solcher Mann! ein so beleidigter, so verehrungswürdiger Mann! Ich bitte Sie, Papa, sehen Sie jene Blondine, jene lüsterne Blondine an! Soll ich Ihnen das Gedächtniſs auffrischen? Das Familienelend aufdecken? — Er hatte einen Waffenträger — wie war es doch?

Blumin. Ha! ha! ha!

Karl. Sie lachen! O dann ist ja alles gut! Si spaſsten nur, nicht wahr Papachen? Hieran erkenne ich Sie, ein kleiner Streich der Rache, den die alte Wunde eingab? Bravo! Wie konnte ich auch nur einen Augenblick an solchen Unsinn glauben? Sie sollten der Baronesse von Ehe — Sie, Papachen? — Nicht wahr, bloſser Scherz?

Blumin. Ernst, Karlchen, wahrer Ernst! Hat sie Dir's gesagt? Desto besser, so behagt ihr der Vorschlag.

Karl. Ernst? das kann nicht seyn; oder die Klugheit hat unser ganzes Haus verlassen.

Blumin. Freches, undankbares Herz! Nimmst Du es so auf? Ja ich that's, und will's halten. Es ist das einzige Mittel, Dich aus dem Netze einer so gefährlichen Zauberin zu ziehen. Fühle es, Undankbarer, Dein Vater giebt sich für Dich zum Opfer hin.

Karl. Das geht zu weit! Alles, was ich heute erfahre, ist so neu und wunderbar, daſs ich kaum meinen Sinnen traue. Zum Opfer für mich? Ha! ha! ha! — Papa, was denken Sie? Wo sind Sie? Ihre Erfahrung! Schlagen Sie doch die Augen auf! Zu den Bildern. Mesdames, ich beschwöre Sie! blicken Sie ihn an! blicken Sie auf diesen edeln, ehrwürdigen, so sehr beleidigten Mann, mit aller Ihrer Gleisnerey und Schalkheit! — Jene Blondine! jenes reizende Püppchen von Brünette! diese fromme keusche Prüde! und die Dame von Welt, in der Mitteltinte von Blondine und Brünette, und dann — Spiegeln Sie Sich doch in diesen furchtbaren Bildern. Sie haben mir die Heilungsmittel mitgebracht, nutzen Sie sie doch! Soll ich die Operation vornehmen? Bey starken Verletzungen muſs man ohne Schonung zugreifen. War's nicht so? — Das Weiberherz ist ein Beutel von Wünschen, Begierden und Schalkheit aufgeblasen, sie steigen auf wie Dünste, und dieſs ist ihres Lebens Quelle! Das Weib gleicht einer Flöte, die jedem Töne giebt, der sie anzublasen weiſs. Unsre Nerven verbinden sich in dem Verstande, die ihren in der Phantasie. Die See ist nicht falscher und gefährlicher. Steh ab, Karl! Unsre Eigenliebe verblendet uns! Du bist ein schöner, schlanker, junger Mann, es giebt schönre, stärkre, und nur gar zu bald jüngere als Du! Das Ding allein ist Schuld, daſs unsre Familie nicht hinaufgekommen ist, dadurch kam eine Säure, eine fremde Mischung in unser Geblüt, und die Alten saſsen obendrein auf den Gütern, und nagten sich das Leben ab. Mir selbst erging es so, und darum nahm ich den Schwur von Dir. So sagten Sie, und strichen über meine heitere runzelfreye, unverletzte Stirne —

Blumin. Alles wahr, Karlchen, und noch viel ärger, als Du es sagst. Noch lange habe ich nicht erschöpft, was sich über die Schalkheit der Weiber sagen läſst.

Karl. Und doch — doch wollen Sie Sich noch einmal in die Ihnen bekannte Hölle stürzen.

Blumin. Ja, mein Sohn, und eben hier liegt das Groſse, das Erhabene meiner That! Wo bliebe die Aufopfrung? Wo Dein Dank dafür? Wo das Hervorstechende meiner That, wenn das Ehebett ein Rosenlager wäre? Etwas gewöhnliches mag wohl jeder

Vater für ein geliebtes Kind thun; aber sich mit Wissen, mit hellsehenden Augen in eine solche Gefahr zu stürzen, dieſs, Karlchen, ist ein Zug, der Deinen Vater über das gewöhnliche erhebt! Dieſs ist ein Opfer, wie nie ein Mensch, zum Heil des andern, übernahm!

Karl. O Ihr gütigen Götter, belohnt den edeln Vater, der sich so um meinetwillen opfert!

Blumin. Ich danke Dir für den Wunsch. Ja, mein Sohn, das will ich. Gleich dem edeln Römer Kurtius, der sich, die Götter zu versöhnen, das Vaterland vom Verderben zu erretten, in den Abgrund stürzte, will ich's zu Deiner Rettung thun. Ach, dieser kam noch gut davon, ihn deckte der Abgrund für immer; aber sich in die Arme eines Weibes, eines solchen Weibes zu stürzen, und das ganze Leben durch in beständiger Gefahr zu schweben, das scheuſslichste Ungeheuer zu werden, das die Erde nährt und trägt, da gehört Muth und väterliche Liebe dazu. Aber leider blieb kein andres Mittel übrig, Du klebtest wie Pech an der Falle, gräſslicher Meineid schwebte hinter Dir, und drohte Dich zu ergreifen, den Mann in seinem stolzen, kühnen Gang zu brechen. Ich zeigte mich, zerschlug die Falle, zerriſs das Netz der gefährlichen Zauberin, und Du bist frey!

Karl. O nimmer, nimmer! Wie, Sie, den besten, edelsten, groſsmüthigsten Vater, sollte ich einer solchen Gefahr aussetzen! Nein, mein Vater, so durchdrungen Sie von Ihrer Pflicht Sich fühlen, so durchdrungen fühl' ich mich von der meinigen. Sie zu retten, achte ich selbst mein Leben nicht. Gehört es nicht Ihnen zu?

Blumin stellt sich gerührt. Laſs ab vom Streit der Groſsmuth, mir bleibe der Ruhm! Du bist für die Ehe nicht geboren.

Karl, auf die Bilder deutend. Und Sie, Papa?

Blumin. Ach ja! Ich bin des Elends schon gewohnt, hab's ertragen, und werd's ertragen. Dir fehlt dieſs alles, und ich — ich würde vor Verdruſs sterben, mein geliebtes Kind in diesem Elend zu sehen. Wolltest Du dieſs wohl! Wolltest mich, Deinen guten Vater, aus Herzleid über Dich, in die Grube fahren sehen? Laſs es über meine Stirne kommen, wenn es einmal kommen soll, sie ist des Jammers schon gewohnt.

Karl. Es wird, so wahr ich lebe.

Blumin. Dieſs wird Dich um so mehr in Deinem Schwur bestärken, wenn Du Dich in der betrogen siehst, die Du über alle zu setzen scheinst.

Karl stellt sich neben ihn, gegen einen Spiegel. Verzeihen Sie, Papachen!

Blumin. Gut, recht gut! Hier sehe ich einen Windkopf voll Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, unreif und flatterhaft. Hier einen Mann voll Würde und Klugheit, den Unglück und Erfahrung geläutert haben. Dieser Wildfang da denkt nur auf sich, hält Geplapper und Nachgeschwätz für Witz und Ton der Welt. Der gute Vater hier lebt für das Vergnügen andrer, ist voller Milde, Nachsicht und Gefälligkeit —

Karl. Sollen diese grauen Haare noch von dem Kummer zerbröcheln werden? Soll diese durch Falten der Weisheit würdige Stirne —

Blumin. Laſs meine Stirne ruhig, sie zürnte Dir nie, lächelte Dir immer, und dieſs verdarb Dich. Ich zeigte Dir nur den Freund, und nie den strengen Vater. Sind meine Haare grau, so thaten dieſs die Sorgen für Dich, denn ich bin noch jung und frisch. In meinen Jahren fängt der Mann erst recht zu leben und zu genieſsen an.

Karl für sich. Er ist verliebt, und in seinem Alter sind die Leidenschaften hartnäckig; ich muſs ihn anders fassen.

Blumin für sich. Recht so! ich muſs nur die Übel übertreiben, womit er mich bedroht.

Karl. Ich fühle nun, mein Vater, was Sie groſses für mich thun wollen, ich fühl' es mit dem wärmsten Dank.

Blumin. Ich dacht' es wohl, mein lieber Sohn!

Karl. Freylich kann nur ein recht zärtlicher Vater dem Sohne ein Weib wegschnappen, das der junge, feurige Mann mit aller Leidenschaft seines Alters liebt.

Blumin. Ha! ha! Nicht wahr?

Karl. Ich begreife das alles; aber wenn sich nun in jenem Augenblick, da Kurtius, Ihr groſses Muster, sich in den Abgrund stürzen wollte, ein Mann gefunden hätte, der den edeln Kurtius retten, und die erzürnten Götter versöhnen mochte, und zwar durch ein leichteres, unschädlicheres Mittel; würde der junge Mann nicht mit Freuden zu seinen Freunden wiedergekehrt seyn, und das geschenkte Leben dem klügern Manne verdankt haben?

Blumin. Allerdings.

Karl. Nun ich bin dieser klügere Mann. Hier ist Baron Fabris, der sich, unterstützt von Onkel und Tante, der Baronesse mit den besten Bedingungen anträgt, und dieser rettet meinen sehr edeln, sehr groſsmüthigen Kurtius aus dem Verderben.

Blumin. Nicht dumm! gar nicht dumm! Ich freue mich Deines Verstandes, mein Sohn, aber er schlägt nur hier nicht an! Dieser Mann, mit dem Du Dich eben im Spiegel zu messen wagtest, läſst sich von keinem Neuling überlisten. Du suchst nur Aufschub; oder möchtest gerne das liebe Weib dem wackern Manne an den Hals schwatzen, hier herumvagieren, und vielleicht dem guten Manne — pfuy! soll ich so schlecht von Deinem Herzen denken? Auf Kosten des Weibes die Du liebst, die ich mehr als mein Leben achte —

Karl. Wie, Papachen; Sie widersprechen Sich! Erinnern Sie Sich doch meiner Verpflichtung? Hat Sie die Heuchlerin so bezaubert, daſs Sie Ihr Gedächtniſs verloren haben? Haben Sie denn vergessen den Hannibalischen Eid, den ich einst in Ihre Hände ablegte?

Blumin. Ah was — sie nahm ich schon damals aus.

Karl. Papa! — schon damals?

Blumin für sich. Er sucht mich zu verwirren — Ja, ja, Karlchen, Du hast in dem was Du da sagtest, vollkommen Recht. Verzweifelt, daſs wir doch alle in unsrer Familie so rasch verfahren! Hätt' ich nur vorher die Sache ein wenig mit Dir überlegt, der Ausweg ist ganz vortrefflich.

Karl. Ich dacht' es wohl.

Blumin. Verdammt! daſs die Grafen Blumin von Alters her so auf Ehre halten, um gleich fest bey Schwur und Wort zu halten. Ich habe ihr das meinige einmal gegeben, und wie Du siehst, so nimmt sie's an. Wenn ein solches Weib von Vater und Sohn' in einem Tage betrogen würde, so wäre ja alle Ehre und Redlichkeit zum Teufel. Nein, lieber Karl! reise, nimm Abschied von Deiner Mutter, und lerne, wie ein Mann Wort und Schwur zu halten hat.

Karl. Aber, Papachen, wie kann ich reisen? Wissen Sie denn nichts von der ergangenen Verordnung, daſs ein Kavalier vor dem acht und zwanzigsten Jahr nicht reisen soll?

Blumin. Ich werde sagen, Karlchen, Du habest Deinen Verstand in Frankreich verloren, und ich schickte Dich dahin, um ihn wieder zu suchen. Dieſs wird Dir schon einen Paſs auswirken, und vielen Deines Gleichen. Ich gehe gleich darnach.

Bediente. Baron Fabris.

Blumin. Was, Dein kluger Mann, der den Kurtius retten soll? Laſs mich den Helden sehen.

ZWEYTER AUFTRITT.

Baron Fabris. Vorige.

Karl. Herr Baron, ich habe die Ehre, Sie mit meinem Vater bekannt zu machen.

Fabris. Erlauben Sie, Herr Graf, daſs ich mich dieser Ehre erfreue. Wir schreiben durch eine neue Bekanntschaft ein leeres Blatt unsers Gedächtnisses voll. Eine neue Bekanntschaft führt zu neuen Verbindungen, und diese gleichen den Fäden, und je mehr der Fäden sind, an denen wir uns halten —

Blumin. Ich bitte, Herr Baron, zerreissen Sie diesen neu entdeckten nicht, bevor er gesponnen ist. Ich habe Geschäfte, und Sie vermuthlich mit meinem Sohne. Zu Graf Karl. Dein Kurtius mag wohl den Pluto und Vulkan versöhnen; aber wahrlich keine weiblichen Götter. — Ergebener Diener, Herr Baron! Ab.

Fabris. He! wie — wa — was? — eine sonderbare Art von Vorstellung, Herr Graf! Der Herr Vater auch auf Reisen gewesen? — Aber sagen Sie mir doch, welchem Zufall oder Einfall habe ich Ihren so unerwarteten Besuch, und Ihre so dringende Einladung zuzuschreiben? Ich erstaunte, als ich Ihr Billet vorfand. Wüſste auch gar in der Welt nicht, was ich mit Ihnen zu negoziren haben könnte.

Karl. Die Zeiten ändern sich, Herr Baron.

Fabris. Und mit ihnen die Menschen, Herr Graf.

Karl. Vergessen Sie alles Vergangene. Mein voriges Betragen rührte von Eifersucht her! wie konnt' ich davon frey seyn, da Sie mir immer im Wege waren? Das Blatt hat sich gewandt, und alles ist nun anders.

Fabris. Was Sie mir sagen! Gewandt? Und so schnell? Ja, es geht in der Welt nichts über Vorfälle.

Karl. Ich bin Ihr Freund, und will es Ihnen durch Dienste zeigen.

Fabris. Schnelle Freundschaft verspricht wenig Sicherheit.

Karl. Nutzen Sie den Augenblick.

Fabris. Das Eisen hämmern, wenn es glüht? politisch gut.

Karl. Sie verlieren die Baronesse.

Fabris. Kann ich verlieren, was ich nicht halte?

Karl. Hören Sie nur! Ich habe mit der Baronesse gebrochen, und das heute, da Sie uns überfielen. Merkten Sie nicht, wie aufgebracht sie war, wie sie Sie anfuhr? In eben diesem Augenblick hatt' ich mit ihr gebrochen.

Fabris. So!

Karl. Ich trete Ihnen meine Rechte auf die Baronesse ab.

Fabris. Ich danke. Haben Sie ein klares Instrument darüber?

Karl. Sie ist kein Weib für mich. Überhaupt ich mag von dem Heirathen nicht hören, und dieſs scheint nun ihre Sache, seitdem Sie so in sie dringen.

Fabris. So! und —

Karl. Sie mochte meine Denkungsart über diesen Punkt merken, und dieſs miſsfiel ihr —

Fabris. Miſsfiel ihr? Sollt' es nicht?

Karl. Von meiner Seite sind Sie Ihrer Sache ganz gewiſs. Zum Beweise, ich reise wieder.

Fabris. Reisen wieder! denselben Weg! hin und her, der Kreuz und Quer!

Karl. Aber nun wirft sich ein neuer Freyer auf.

Fabris. Ein neuer — ey das wäre!

Karl. Mein Vater! merkten Sie nicht seine Begegnung? Er fürchtet Sie!

Fabris. Was Sie mir da neues sagen, ich könnt' erstaunen. Er fürchtet mich; ich ihn nicht.

Karl. Haben es auch nicht Ursach. Da die Baronesse merkte, daſs ich mich aus der Schlinge zog, warf sie eine neue, und dachte, wenn ich wahrnähme, daſs sie meinen Vater anhörte, so würde ich wieder Feuer und Flamme werden.

Fabris. Wie fein! Nun —

Karl. Die Verzweiflung gab ihr dieſs Mittel ein, und in der Verzweiflung — Sie wissen, beleidigte Eitelkeit opfert alles auf — ist sie vermögend es auszuführen. Mein Vater — er dauert mich freylich; aber es ist zum todtlachen! Sie haben ihn gesehen, ein steinalter Mann, wahrhaftig es ist zum todtlachen. Vergleichen Sie Sich nur mit ihm, Baron — nein, es ist zum todtlachen.

Fabris. Ha! ha! ha! Ja, es ist zum todtlachen.

Karl. Sie sind nun selbst Schuld daran, wenn Sie jetzt die Baronesse nicht davon tragen. Der Augenblick ist da, wo Sie Sich zeigen, und muthig in sie dringen müssen. Mein Vater ist, wie Sie sehen, bloſs das Spiel ihres Zorns, mit Ihnen ist es ganz anders. Ich weiſs, was sie von Ihnen denkt, wie oft hat sie mich damit geplagt! Ihr solider Geist, Ihre ächte deutsche Denkungsart, Ihre Beredsamkeit, Ihre feine Art, das alles hat sie bezaubert.

Fabris. Hat es? Sieh, davon lieſs sie niemals etwas merken; es schien so gar als haſste sie mich. O über die Weiber! O über die Verstellung der Weiber!

Karl. Sie wollten nur nicht merken, Baron; hält Sie ein Weib des Hasses werth, so haben Sie schon gewonnen. Sie klagte immer darüber, daſs Sie nicht frey genug redeten, legen Sie darum das Schüchterne ab, und gehen kecker zu. In diesem Augenblicke wird sie glauben, mich dadurch noch mehr zu kränken. Liebe zu Ihnen, und dieser Groll, setzen Sie in den Besitz des schönsten Weibs der Stadt, meinen Vater retten Sie von einer Thorheit, und mich von einer Narrheit.

Fabris. Wie viele Verdienste ich mir um Sie machen kann, und dieſs durch einen Gang! Und alles ist so, wie Sie sagen?

Karl. Zweifeln Sie noch? Ich will meinen Vater durch Sie retten, und Ihnen eine Frau verschaffen, die ich hasse, immer hassen möchte. Sie sehen wie viel Interesse ich bey der Sache habe.

Fabris. Das macht freylich unsre Ehrlichkeit wahrscheinlich.

Karl. Um so sichrer gehen Sie. Nur geschwind, verlieren Sie keine Zeit. Stellen Sie ihr alles vor, Ihr Vermögen, Ihre Aussichten, Ihr erworbenes Ansehen in dem Kabinette —

Fabris. Darauf kann ich pochen. — Herr Graf, das Ding wird verwickelt und das erfreut mich. Ein casus incidens, oder zufälliger Zufall, löst gar oft den Knoten einer zweifelhaften Negoziation. Ich will im Hinfahren nachdenken, wie ich mich zu benehmen habe. Ab.

DRITTER AUFTRITT.

Der Baronesse Wohnung.

Die Baronesse. Martano.

Martano. Da bin ich schon wieder, schönste, gütigste, gnädige Frau, weil Sie so befehlen, und weil mir's immer sagte: Geh', geh' doch, Martano! Aber warum so ernsthaft, und vorhin waren Sie so liebreich, so munter —

Baronesse. Ach, Martano, soll man nicht ernsthaft seyn, wenn man von allen Seiten mit Heirathsanträgen geplagt wird.

Martano. Ich weiſs, wer sie Ihnen macht.

Baronesse. Und wer?

Martano. Graf Karl.

Baronesse. Nein, diesen habe ich abgewiesen. Ein Beſsrer! ein Klügrer!

Martano. So muſs es meines Grafen Vater seyn, keinen Bessern kenn' ich auf der Welt. Und wie munter; wie immer lustig ist er nicht. Hab' ich errathen? Nehmen Sie ihn, gnädige Frau, und mich dabey. Dann kann ich bey Ihnen bleiben, Ihr Musikus, Ihr Maler, Ihr Schreiber seyn, und wenn Sie Langeweile haben, ich kann Mährchen erzählen; die lustigsten Mährchen von Feen, Prinzessinnen und Rittern —

Baronesse. Wollten Sie wirklich gerne bey mir bleiben?

Martano. Ja, das wäre der rechte Wunsch meines Herzens! Sie sind so freundlich, so schön — so schön — und sagten mir, so schön Sie sind, Sie wollten meine Freundin seyn.

Baronesse. Ja, Martano, das bin ich, Ihre Freundin bin ich, und ich wünschte es wohl, daſs Sie hier blieben. Gerne wollte ich Ihnen alles das seyn, was ich Ihnen versprochen habe, weil ich denke, Sie würden immer so artig und sittsam seyn; aber Graf Karl reist fort.

Martano. Ich hörte es schon von den Leuten, und glaubte es nicht, denn seit einiger Zeit reist er so oft, und bleibt doch immer.

Baronesse. Nun werden Sie nicht mehr nach Ihrer Freundin fragen, werden lieber in die Welt gehen, weil Sie den Grafen viel lieber haben.

Martano. Lieb habe ich ihn, das ist wahr, und doch möchte ich lieber bey Ihnen seyn. Des beständigen Fahrens bin ich auch müde, und auf der Reise ist es bald zu kalt, bald zu warm. Viel lieber blieb' ich bey Ihnen, da könnt' ich malen, Musik machen, und viel mehr von Ihnen lernen, als von Graf Karl. Auch bin ich lieber bey Damen, als bey Männern, das habe ich von meinem seligen Vater.

Baronesse. Freylich wär' es viel besser für Ihr Herz, das in diesen Jahren von der Welt so leicht verdorben würde! Hören Sie — wenn nun —

VIERTER AUFTRITT.

Ein Bedienter tritt ein, den Baron Fabris anzumelden. Dieser folgt ihm auf dem Fuſse. Vorige.

Baronesse. Wie, Herr Baron! und so dringend? so — Martano, bereiten Sie alles im Nebenzimmer, ich werde Ihnen sitzen. Martano ab. — Nun, Herr Baron!

Fabris. Verzeihen Sie, gnädige Frau, mein Geschäft ist gar zu wichtig, gar zu dringend —

Diesen Morgen, meine Gnädigste, kam ich von dem Herrn Onkel, meinem Präsidenten, und der gnädigen Tante. Jetzt komme ich von dem Grafen Karl, und so wie von dem Onkel, so von dem Grafen, das will sagen —

Baronesse. Und was will es sagen?

Fabris. O ich bitte, meine gnädige Frau, unterbrechen Sie mich nur dieſsmal nicht. Ich habe heute so gut gesattelt, daſs mich weder Ihre Schönheit, noch Ihr Geist, von dem Rosse bringen soll, das ich so keck bestiegen habe. Ich will einmal ganz losdrücken.

Hören Sie mich aus, und entscheiden über Tod und Leben. Vorerst Ihr Wort, mich nicht zu unterbrechen.

Baronesse. Ich gebe es Ihnen.

Fabris. Ich danke Ihnen. Die Politiker haben über Negoziationen einen Grundsatz aufgefunden, von dem ich nun Nutzen ziehen will, er heiſst: den dritten Interessenten in das gehässigste Licht zu setzen, den zweiten, mit dem man unterhandelt, meyne ich, gegen den dritten aufzubringen, sein Gemüth in Bewegung zu setzen, und alsdann mit den geheimen Artikeln loszubrechen. So hoffe ich nun, mein Gedächtniſs soll mir gute Dienste thun, denn kaum war meine Unterredung mit dem Grafen Karl zu Ende, so wiederholte ich sie Wort für Wort — für mich.

Baronesse. Herr Baron, kluge Leute haben einen Grundsatz aufgefunden, von dem Sie auch Nutzen ziehen könnten.

Fabris. Der wäre!

Baronesse. Kurz zu seyn.

Fabris. Sie haben mir Ihr Wort gegeben, mich nicht zu unterbrechen. Hören Sie nur! Graf Karl fuhr bey mir vor. Ich war ausgefahren. Er lieſs eine Karte zurück, worin er meldet, daſs er mir Dinge von der höchsten Wichtigkeit zu entdecken hätte. Ich fahre hin, treffe ihn bey dem Vater an, er stellt mich dem Vater vor, ich erfreue mich. Der Vater nicht sonderlich, er hatte seine Ursach und ging. Hierauf frag' ich den Sohn, wie ich zu Besuch und Einladung gekommen sey? — Sie lachen? In der That, grade so war es. Er. Die Zeiten ändern sich, lieber Baron.

Ich. Mit ihnen die Menschen, lieber Graf. Er. Vergessen wir alles Vergangene, ich war eifersüchtig auf Sie, das Blatt hat sich gewandt; so sagte er. Ich. Gewandt? Er. Ich bin Ihr Freund, will es Ihnen durch Dienste beweisen. Ich. Schnelle Freundschaft, Herr Graf, verspricht wenig Sicherheit. Er. Man muſs das Eisen hämmern, wenn es glühend ist. Wer sagte dieſs? Ich oder Er? Ich, ich! und dann sagte er: Sie verlieren die Baronesse. Ich. Wie kann ich verlieren, was ich nicht halte?

Baronesse. Sagten Sie? Und Er?

Fabris. Mich nicht zu unterbrechen! — Und Er: Ich habe mit der Baronesse gebrochen.

Baronesse. Gebrochen! Er, mit mir?

Fabris. Mich nicht zu unterbrechen! — Und das heute, sagte er. Merkten Sie nicht, wie aufgebracht sie war, wie sie Sie anfuhr?

Baronesse. O der Unverschämte! Zuversichtliche!

Fabris. Das Beste kommt nach. So sagte Er: Ich trete Ihnen meine Rechte auf die Baronesse ab.

Baronesse. Haben Sie den Verstand ganz verloren?

Fabris. Sagte Er! und — und — wie soll ich Ihnen nur dieſs geben — es ist ganz abscheulich, was er weiter sagte.

Baronesse. Reden Sie nur, mich haben die Worte eines Gecken nie beleidigt.

Fabris. Englisches Gemüth! er sagte — Sie — denken Sie nur — Sie — Sie seyen kein Weib für ihn.

Baronesse. Das hoffe ich — das denke ich. In der That kein Weib für einen Gecken.

Fabris. Ich hoffe, gnädige Frau, Sie belieben gelassen zu bleiben.

Baronesse. Dieſs hoffen Sie nur — und sehen es nicht, für sich. o des unerträglichen Pedanten!

Fabris für sich. Mein Grundsatz wirkt. — Überhaupt sagt' er weiter, mag ich nichts vom Heirathen hören, und dieſs scheint nun der Baronesse angelegenste Sache, seit dem Sie — er meynte mich — so in sie dringen.

Baronesse. Sie sind von Sinnen! Glauben Sie, ich habe Zeit und Geduld, Ihren Unsinn anzuhören? Frag' ich nach ihm?

Fabris. Sie werden aufgebracht, ich bedaure höchlich. Ach, gnädige Frau, bedenken Sie doch, ich rede ihm ja nur zu meinem Besten nach. Es soll mir ja den Weg zu Ihrem Herzen bahnen. Wahrlich ich verabscheue von ganzer Seele diese häſslichen Äuſsrungen.

Baronesse. Äuſsrungen! Sie nennen grobe Beleidigungen, die seinen Verstand wie sein Herz erniedrigen, Äuſsrungen?

Fabris. Er ist ein Bösewicht, das sagte ich immer, und beklagte immer, daſs ihn meine gnädige Frau um sich leiden mochte. Nachdem er mir nun mit dieser süſsen Hoffnung geschmeichelt hatte, stellt' er mir auf einmal einen neuen Freyer hin, und wer meynen Sie, daſs dieſs sey? Sein Vater; und er zerlachte sich, daſs Sie den steinalten Mann anhörten —

Baronesse. Steinalten Mann? Sie haben ihn gesehen! Ist er's? Der Bösewicht spottet über seinen edeln, biedern Vater? Ein Mann weit von den funfzigen, steinalt? O Bösewicht! Bösewicht!

Fabris. Und sagte gar, es sey eine Schlinge, die Sie nach ihm selbst würfen — Sie spielten nur mit dem alten Manne — o Bösewicht! und sagte noch obendrein: er haſste Sie.

Baronesse. O des unverschämten Verräthers!

Fabris. Fassen Sie Sich, gnädige Frau! — Ja er ist ein recht abscheulicher Verräther! Mein ganzes Leben gäbe ich für einen gütigen Blick von Ihnen, und will, Sie zu schonen, alles übrige verschweigen, will nur anführen, wie sehr er mich versicherte, die gnädige Frau hätten einige Neigung für mich, und würden mich nun anhören.

Baronesse. Nun, anhören! Baron, ich weiſs nicht, ob ich mich über Ihre Bosheit ärgern, oder über Ihre Einfalt lachen soll.

Fabris. In dem Zweifel, thun Sie lieber keins von beyden.

Baronesse. Ich will Ihrem weisen Rath folgen, denn es ist das klügste, was Sie je gesagt haben. Gehn Sie, noch heute sollen Sie Antwort auf Ihren Antrag haben. Sie haben Sich auf eine Art benommen, die vielleicht Ihrer vermeynten Politik Ehre macht; aber gewiſs nicht Ihrem Verstande. Wie konnten Sie nur das nachlallende Echo eines jungen Laffen seyn, dem ich wegen seiner Thorheiten den Abschied gab?

Fabris. Was thut man nicht aus Liebe?

Baronesse. Ich merke wohl, es ist eine seiner verstandlosen Intriguen, und Sie sagen aus Bosheit oder Einfalt nach, was beleidigte Eigenliebe ihm eingab.

Fabris. Aus Liebe; wie gesagt.

Baronesse. Sagen Sie ihm das!

Fabris. Aber, gnädige Frau, meine Artikel — ich habe noch nicht ausgeredet.

Baronesse. Danken Sie meiner Geduld, meiner Gleichgültigkeit für Ihren neuen Freund, daſs ich Sie so lange angehört habe.

Fabris. Er mein Freund! Ich sein Freund! Ich habe keine Freunde, will keine Freunde haben! Was sollt' ein Staatsmann mit Freunden machen, da er sein Herz unter Schloſs und Riegel halten muſs? — Gnädige Frau, ich darf doch wieder vorkommen? — Wenn Sie alles wüſsten — lassen Sie mich nur rufen, wenn Sie beſsrer Laune sind. Für sich, im Gehen. Es mag kochen und wirken. Ich weiſs aus Erfahrung, mein Mittel ist probat.

Baronesse. Welche jämmerlichen Männer bringt unsre Zeit hervor. Gut, gut, Graf Karl, wagen Sie es nur mit mir, mein Witz soll schon Sorge tragen, daſs Sie das Gelächter der Cirkel werden. Daſs mich doch das Geschwätz eines Pedanten aufbringen kann, daſs ich mich doch des jungen Thoren erinnern mag: gar so weit erinnern mag, diesen kleinen, lieben Martano zu vergessen. Sie öffnet die Thüre eines Kabinets.

FÜNFTER AUFTRITT.

Martano. Vorige.

Baronesse. Nun, Martano, was machten Sie indessen?

Martano. Ach ich zählte jede Minute, die der Zeiger der Uhr vorwärts ging. Und das Verlangen bey Ihnen zu seyn, und der Schrecken, den Sie mir mit meines Grafen Abreise verursachten —

Baronesse. Gut, daſs Sie mich daran erinnerten, davon eben wollte ich reden, als dieser lästige Besuch mich unterbrach. Martano, wenn nun des Grafen Vater kommt, und Sie wirklich bey mir bleiben wollen, so bitten Sie ihn, er möge Sie bey sich behalten, ich will Ihre Bitte schon unterstützen.

Martano. O ich werde bitten! Ich weiſs, wie man ihn bitten muſs.

Baronesse. Aber, Martano, was ich einmal sagte, gilt für immer: Verschwiegenheit!

Martano küſst die Hand. Setzen Sie mich auf die Probe! Wer sollte Ihnen nicht gehorchen? Wer den Wink dieser Augen vergessen?

Baronesse. Kleiner Schmeichler! Seine Wangen sanft berührend.

Lisette. Der Graf Bräutigam fährt die Straſse herauf!

Baroneſse. Der Graf Bräutigam? —

Lisette. Ja und sehr rasch.

Baronesse. Wirklich.

Lisette. Hörten Sie auch, was ich sagte.

Baronesse. Wie sollt' ich nicht?

Lisette. Da fährt er in den Hof —

Baronesse. So gehe ihm nur entgegen, Kind, und sey artig gegen den Biedermann.

Lisette. Ich verstehe. Ab.

Baronesse. Martano!

Martano knieend. Hier bin ich.

Baronesse. Nicht doch — dieſs ist Kinderey!

Martano. O so bin ich ein rechtes Kind, und auch so glücklich wie ein Kind.

Baronesse für sich. Es läſst ihm gut. — Stehen Sie auf, Martano — was würde der Graf zu dieser Kinderey sagen? — Treten Sie in dieses Kabinet, und wenn ich diese Harfe berühren werde, dann kommen Sie herein, und bitten Sie grade zu. — Er läſst sich nicht aufhalten, ich höre ihn schon nahe. — Martano, vergessen Sie das Zeichen nicht.

Martano. Ich? In's Kabinet ab.

SECHSTER AUFTRITT.

Graf Blumin. Baronesse.

Blumin. Nun da bin ich wieder. Bin nun gefaſst; aber so gefaſst, daſs eine abschlägige Antwort mich gar bald aus dieser Fassung bringen würde. Haben Sie zu meinem Vortheil nachgedacht? Es soll Ihnen frey stellen, zu leben, wo Sie wollen, auf meinen

Gütern, hier in Wien, ganz nach Ihrem Gefallen. Ihr Wille soll der meine seyn; weiſs ich nicht, daſs er nur aus dem reinsten Herzen flieſst? Freylich könnte ein eitler Kopf einigen Anstoſs in dieser Verbindung finden; doch ich kenne den Ihrigen, und habe in dieses schöne Herz geblickt. Ich komme Sie glücklich zu machen, denke nur darauf, und wahrlich meine Worte sind keine Gleisnerey, sie sind offen wie mein Gesicht. Trauen Sie diesem?

Baronesse. Ich traue ihm und Ihrem Herzen, halte Sie der edelsten Gesinnungen fähig, und wünsche, Ihnen ein gleiches Zutrauen einzuflöſsen.

Blumin. Vortreffliche Seele! Dieſs thaten Sie ja beym ersten Blick. Bey meinem letzten Aufenthalt in Wien — wie kann ich's sagen? Ich liebte Sie schon damals, war Ihr Spion, und alles was ich hörte, bestärkte diesen Eindruck. Also kann ich hoffen? Soll ich glücklich seyn?

Baronesse. Könnte ich Sie glücklich machen, würde ich's nicht selbst seyn? Ist es nicht für uns der angenehmste Beruf, das Glück eines so edeln Mannes zu befördern?

Blumin. Bey meinem Leben, das ist sehr schön gesprochen! Sie sollen glücklich seyn! Ich denke nicht an mich. Nur das Wort! das Wort!

Baronesse. Ich habe mit meinem Onkel und meiner Tante gesprochen, sie willigen ein.

Blumin. Thun sie? ich danke den wackern Leuten. Und Sie? Sie?

Baronesse. Ich kenne keinen Mann, dem ich mich mit sicherern Herzen geben könnte — als dem Manne, dem der Adel, der Werth der Seele so aus den Augen spricht. Ich bin die Ihre. —

Blumin. Sehen Sie — und sehen Sie, Sie machen mich so glücklich — daſs ich mein Glück weder fassen noch aussprechen kann.

Baronesse. Sie beweisen um so mehr, wie wahr es ist. *Sie greift, wie in Zerstreuung in die Harfe*

Blumin. Süſse, entzückende Zerstreuung!

Baronesse. Die Verwirrung unsers Herzens wirkt gar zu leicht auf unsern Kopf.

SIEBENTER AUFTRITT.

Martano. Vorige.

Blumin. Sieh da, mein Maler!

Martano. Ach bester, gnädiger Herr!

Blumin. Rede, was fehlt Dir? Was wünschest Du? Ich gewähre alles, man gewährt mir alles.

Martano. Man sagt in unserm Hause, Graf Karl würde wieder reisen.

Blumin. Und was thut's?

Martano. Ich liebe Sie so sehr, und heute als Sie mich wiederum küſsten, und Ihren lieben Jungen nannten, da wünscht' ich so im Stillen —

Blumin. Geschwind!

Martano. Wünschte, Sie möchten mich bey Sich behalten. Ich würde alles thun, Ihnen zu gefallen. Könnte Ihnen die Zeit vertreiben, wenn Sie auf den

Gütern sind. Könnte Sie akkompagniren, wie mein Vater selig. Ich habe es nun auf der Violine und der Flöte ziemlich weit gebracht, dieſs gäbe ein Duo, wie Sie es lieben. Freylich lieb' ich Graf Karl recht sehr; aber ich liebe auch Sie, und meine Mutter, die ich so lange nicht gesehen habe —

Baronesse. Hat das Kind noch eine Mutter? Gewiſs muſs es ihm nahe gehen, aus dem Lande zu reisen, ohne sie gesehen zu haben. Wenigstens sollte er mein Portrait beendigen; doch Graf Karl wird ja so sehr nicht eilen.

Blumin. Er soll noch heute fort.

Martano. Und ich?

Blumin. Mögen Sie den Knaben leiden?

Baronesse. Bester Graf, unsre Verbindung ist noch viel zu jung, als daſs ich mich in Ihre häusliche Verfügungen mischen sollte.

Blumin. Und doch hängt dieſs von Ihnen ab. Mögen Sie den Knaben leiden?

Baronesse. Er scheint mir sittsam und bescheiden, und da er seine Mutter zu sehen wünscht — Sie wissen, wir nähren gern solche gute Gesinnungen — auſserdem scheint er mir ausgebildet genug zu seyn —

Martano. Ausgebildet — ja das bin ich!

Baronesse. Für seine Jahre und Lage, wirklich, und das fernere Reisen in diesen Jahren setzt ihn nun erst der Gefahr der Verführung aus. Doch ich weiſs ja nicht einmal, welchen Antheil Sie an dem Kinde nehmen? Mich müssen Sie gar nicht fragen; bestände Graf

Karl auf einem Portrait von mir, so haben wir ja der Künstler genug in Wien.

Martano. Gnädiger Herr!

Blumin. Du kannst bleiben.

Martano kußt ihm die Hand, und springt vor Freude zum Saal hinaus. Ich bleibe! bleibe!

Baronesse. Wie sehr spricht es für unser Herz, Herr Graf, wenn uns die uns Angehörigen so treu ergeben sind — Beliebt es Ihnen, so will ich dem jungen Künstler eine Sitzung in meinem Kabinette geben; ich gewinne dabey, da mir Ihre Gegenwart das langweiligste Geschäft unterhaltend machen wird. Und je früher mein Portrait zu Ende ist, je früher können Sie das Kind zu seiner guten Mutter schicken.

FÜNFTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Graf Karls Wohnung.

Graf Blumin. Graf Karl. Hernach Martano.

Blumin. Du kommst mir Glück zu wünschen, Karlchen, ich sehe es an Deiner frohen Miene. Wozu viel Worte, mein Sohn, ein Druck der Hand sagt alles zwischen uns.

Karl. Wie? so wäre alles richtig?

Blumin. Richtig, das Opfer ist vollbracht, doch hüte Dich vor der zweyten Gefahr, Du weiſst wohl, daſs ich Dir's nach unsern Gebräuchen nur einmal bringen kann. In der Türkey, da wäre es anders.

Karl. Und Sie haben ihr Wort?

Blumin. Ihr Wort, Karl! Beſiehl nur immer aufzupacken, nimm Abschied von Deiner Mutter, zieh davon und bringe mir einen recht vernünftigen Sohn zurück.

Karl. Es ist unmöglich!

Blumin. He, was ist unmöglich? daſs Du es je werden könntest? —

Karl. Ja, es ist unmöglich, daſs Sie ihr Wort haben; oder hier geht etwas übernatürliches vor.

Blumin. Ich finde alles gar natürlich. Hier vor mir steht ein junger Geck, der meineidig werden wollte, und obendrein miſsfiel, miſsfallen muſste, weil er das edle Weib verkannte. Ihm gegenüber steht ein kluger biedrer Mann, der nicht miſsfiel, der das edle Weib erkannte, der den Gecken von einer Thorheit rettete, und sich groſsmüthig aufopferte. — Schweige, und wage ja kein Wort. Meynst Du, ich läse nicht auf Deiner frechen Stirne, was diese von Verdruſs geschwollnen Lippen sagen wollen? Nur Deinem Grimme verzeihe ich die kühnen Gedanken. Fasse Dich, Karlchen, ärgere Dich nicht zu sehr, es nutzt Dir nichts, und schadet nur Deiner Gesundheit. Geh' zu der lieben Baronesse, nimm einen kindlich zärtlichen Abschied von ihr, und empfiehl ihr das Glück Deines Vaters.

Karl. O darüber, Papa, ärgere ich mich nicht, ich ärgere mich nur, daſs ich nicht der Baronesse Portrait vor meiner Abreise an dieser Wand soll sehen. O Schicksal! O Erbübel unsers Hauses! — Lächeln Sie nur, Mesdames! Ihre Zahl vermehrt sich heute um eine, und um eine, die Sie alle übertreffen wird!

Blumin. Liebes Karlchen, welche vergebene Sorge Du Dir machst, wie Du Dich ereiferst! Geschieht es auch, so werde ich mich mit dem Gedanken trösten, Dich, mein geliebtes Kind, dem Schicksal unsers Hauses entrissen zu haben.

Karl. Martano!

Blumin. Was soll der?

Karl. Ich will ihn nur fragen, wie weit er mit dem Portrait der Baronesse ist. Martano kommt. Wie weit bist Du mit dem Portrait der Baronesse?

Martano. Ach noch nicht weit! Kaum angefangen! Die gnädige Frau liebt meine Geschwätzigkeit, und da kann ich vor lauter Geschwätzigkeit nicht weiter kommen. Denn sehen Sie, Herr Graf, der Gedanken, der Empfindungen, will ich sagen, werden so viel vor ihr, daſs man nicht genug Worte dazu finden kann, und hat man recht viel gesprochen, so glaubt man doch immer, man habe etwas vergessen, oder nicht das gesagt, was man sagen wollte.

Karl. Hören Sie doch, Papa! sie liebt seine Geschwätzigkeit.

Blumin. Nichts natürlicher, ich höre ihn selbst gern.

Karl leise. Wie Sie seinen Vater gern musiciren hörten.

Blumin. Ich verzeihe Deinem Ärger diesen Ausfall.

Karl. Also mit dem Portrait geht es langsam?

Martano. Sehr langsam, und wird wohl so langsam fortgehen, auch hat es, wie nun die Sachen stehen, damit keine Eile.

Karl. Wie so? Wie stehen denn die Sachen?

Martano. Wie Sie doch zu fragen belieben? Sie wissen ja wohl, daſs die gnädige Frau Ihre gnädige Mama wird — und hat Ihnen der Herr Graf nicht gesagt —

Karl. Was? Was?

Blumin. Ja, ja, Karlchen, ich hatte es ganz vergessen, der Junge bleibt hier.

Karl. Bleibt hier? So? Und warum bleibt er hier?

Martano sich an ihn schmiegend, und seine Hand küssend. Ach es thut mir herzlich leid, Sie zu verlassen, so leid —

Karl. Daſs Du gerne weinen möchtest, wenn Du nur gleich könntest.

Martano. Sehen Sie nur in meine Augen, sind sie nicht naſs?

Karl für sich. Heuchler, hast Du es schon so weit gebracht? — Papa, ich wollte meinen Kopf wetten, daſs das, was Sie da sehen, die Frucht des Unterrichts der Dame ist, deren Portrait er in der Arbeit hat.

Blumin. Possen! ich verstehe Deine Absicht, und jemehr Du Deinen Witz anstrengest, jemehr freue ich mich Deiner.

Martano. Sehen Sie, Herr Graf, ich fürchte mich gar sehr vor der Beschwerlichkeit einer neuen Reise; Sie fahren gar zu geschwind, mir wird immer angst und bange und schwindelnd, wie Sie fahren, und um die Wahrheit zu sagen, ich glaube, ich bin genug ausgebildet, und das weitere Reisen könnte gar leicht mein Herz verderben.

Karl. Genug ausgebildet, und das weitere Reisen? — Für sich Dieſs kommt nicht von dem Jungen her, dieſs hat man ihm eingeblasen. — Und wer hat Dir denn gesagt, Du seyst genug ausgebildet?

Martano. Gesagt? — Warum gesagt? Warum sollte man mir es sagen müssen?

Karl. Treuloser! Undankbarer!

Martano. Behüte! Ich? Wodurch? Warum?

Karl. Ich weiſs wer Dir gesagt hat, Du seyst genug ausgebildet, ich weiſs noch mehr —

Martano. Und wenn es nun auch Lisette gesagt hätte, ist es doch nichts Böses.

Karl. Lisette? Lisette, Martano, hat es nicht gesagt, und ich weiſs, was mir der kleine, eingelernte Lügner verbergen will, doch der kleine unverschämte Lügner hat seine Schule noch nicht genug gelernt, weil er noch nicht lange genug in der Lehre der Baronesse war.

Martano. Der Baronesse? Ach die liebe, gute Baronesse, wie sollte sie mich lügen lehren?

Karl. War es Lisette? Sieh mich an, und wage dem ins Angesicht zu lügen, der schon alles weiſs!

Martano. Schon alles weiſs — Für sich. Was sollt' er wissen? Laut. Was wissen Sie denn?

Blumin. Warum lügst Du, einfältiger Junge, ich hörte es ja selbst, daſs es die Baronesse sagte.

Karl. Was? die Baronesse, und Sie hörten es selbst, Papa?

Martano. Sie hörten es, Herr Graf? je nun, so muſs es wohl doch nicht Lisette gewesen seyn — Ja, ja, nun erinnere ich mich, die Baronesse hat es gesagt.

Karl. Maske! nun erinnerst Du Dich! — Papa, hier geht etwas vor.

Blumin. Was sollte?

Karl. Nur ruhig, Sie werden Sich freuen. — Martano, mich freut Dein Witz, und Deine Feinheit empfiehlt Dich bey mir. Ich sehe daraus, daſs Du etwas bey mir gelernt hast, und wenn Du ausgebildet genug bist, wie die Baronesse sagt, und Dein Herz auf Reisen Gefahr läuft, so magst Du bleiben, und ihr die Sorge für Dein Herz übertragen. Aber um dieſs von mir zu erhalten, muſst Du mir vorerst einen Beweis Deiner Feinheit und Ausbildung geben — Du muſst mir sagen, wie Du es angefangen hast, daſs sie Dich, einen ihr ganz Fremden, so rasch in ihre Gunst aufnahm — Ich merke wohl, oder weiſs es vielmehr, sie selbst wünscht, daſs Du hier bliebest, — auch wundert es mich gar nicht, Du bist ein anmuthiger geschickter Junge — darum sage mir nur, wie Du es machtest, daſs sie sich so bald für Dich verwandte?

Martano. O so ganz fremde bin ich ihr nicht mehr. Sie ist so gütig, so freundlich, daſs ich vom ersten Augenblick so vertraulich gegen sie ward, als sey ich mein Lebenlang um sie gewesen.

Karl. In der That?

Martano. Ich erzählte ihr so viel —

Karl. Papa, Sie werden über die Feinheit des Jungens erstaunen.

Blumin. Gewäsche, das zu nichts dient, und führt.

Martano dazwischen. Ich war gar nicht fein, das Herz sagte mir's, das Herz machte alles.

Karl. Freylich der beste Lehrmeister, Martano, aber was sagte Dir das Herz?

Martano. Ich sollte recht artig bitten; und so that ich es.

Karl. Was zu bitten?

Martano. Nun fragen Sie, was Sie wissen.

Karl. Aber ich will es von Dir hören.

Martano. Nun, hier zu bleiben.

Karl. Bey wem?

Martano. Bey wem anders, als dem Grafen, Ihrem Herrn Vater, und ginge die Vermählung vor sich, freylich auch bey der Baronesse oder dann der Gräfin.

Karl. Im Hause?

Martano. So denke ich.

Karl. Und sie bewilligte es gleich?

Martano. Aus Mitleiden für meine Jugend, sie ist gar zu menschenfreundlich.

Blumin. Was schwatzest Du, Junge? Du batst ja mich darum, als ich bey der Baronesse war, und schmeicheltest mir, und seufztest, und warst des Reisens so müde, und wolltest mir Musik machen — und — und — thatst so kläglich um Deine Mutter.

Martano. Freylich.

Karl. Ha! ha! ha!

Blumin. Na, was lacht der Geck?

Karl ins Ohr. Papa, das Ding war abgekartet. Ich sehe den Geist der Baronesse in diesem Spiel.

Blumin. Was abgekartet! Es ging alles ganz natürlich zu, der Junge kam grade herein, zwar etwas ungelegen — da ich an ihrer Seite saſs.

Martano. Freylich, kam ich grade herein, und ungerufen.

Karl. Ha, ungerufen?

Blumin. Ungerufen, Karlchen, das ist ganz gewiſs.

Karl. Freylich ungerufen! Sie willigte ja nur ein, daſs Du den Grafen darum batest — war es nicht so?

Martano. Allerdings; ich wuſste wohl, daſs mein Anliegen, mein Wunsch, will ich sagen, nicht so leicht möchte angehört werden — so bat ich die gnädige Frau, meine Bitte bey dem Herrn Grafen ein wenig zu unterstützen — weil ich dachte, er könnte es dann nicht abschlagen.

Blumin. Und warum nicht?

Martano schalkhaft. Weil Sie verliebt in die Baronesse sind, und die Verliebten der Geliebten nicht gerne eine Bitte abschlagen. So bald ich nun merkte es sey Zeit, so trat ich gleich in's Zimmer.

Karl. Ach, Papachen, sehen Sie doch in den Spiegel! Wie entzückt mich die jugendliche, blühende Röthe auf Ihren Wangen! — Ja, Martano, Du sollst hier bleiben; erzähle mir nur alles, und ich will Dir die Wahl der schönsten Kleider meiner Garderobe überlassen. Ich will Dich herausputzen, Du sollst mir in Wien wie ein kleiner Liebesgott auftreten, und der künftigen Gräfin Ehre machen.

Martano. Daran wird mir es nun gar nicht fehlen.

Karl auf seinen Vater blickend. So hat man auch schon an das gedacht? Nimm immer von beyden Seiten! Doch habe ich noch etwas das Dich freuen wird.

Martano. Das wäre?

Karl. Die Uhr mit dem gewissen Gemälde, nach welcher Dich immer lüsterte! Du sollst sie haben; indem er ihn streichelt. denn Du bist ein feiner, gewandter, allerliebster Junge.

Martano. Sie schmeicheln mir, und verderben mich.

Karl. Die Baronesse wird schon verbessern, was ich an Dir verderbe. Und woran merktest Du, daſs es Zeit sey?

Martano. Ich lauschte —

Karl. Wo?

Martano. In dem Kabinet.

Karl. Und was hörtest Du?

Martano verlegen. Nun daſs es Zeit sey, meine Bitte vorzutragen.

Karl. Du hörtest also, was man sprach?

Martano. Das nicht.

Karl. Was dann?

Martano. Nun das, was ich hörte.

Karl. Und das war —

Martano. Ein Zeichen — das ich mir merkte — machte, meyne ich.

Blumin dazwischen. Es ist genug! laſs den Jungen.

Karl. Warum Papachen? Martano soll uns ja beweisen, wie weit er in der Ausbildung gekommen ist, ob er das weitere Reisen entbehren kann, ob er für Ihre Wirthschaft taugt. Auch weiſs er wohl, daſs sein Hierbleiben bloſs von der Feinheit abhängt, womit er es erschlichen hat. Meine Erlaubniſs muſs er wenigstens dazu haben, und die kann er nur dadurch erhalten. Und das Zeichen, Martano?

Martano. Welches Zeichen?

Karl. Das Du Dir merktest —

Martano. Fragen Sie nur den Grafen, er hörte es ja selbst.

Blumin. Was? ich hörte nichts.

Martano. Sie hörten nichts? Ach ja, wenn ich die Baronesse gesehen hätte, wie Sie, vielleicht hätte ich auch nicht gehört, wie sie in die Harfe griff.

Karl. Deren Echo in Deinem Herzen war? — Triumph!

Blumin für sich. Verdammt!

Karl. Nu, Papachen, Sie stehen ganz erstaunt da! O ich erkenne die Meisterin, doch hier war sie es einmal nicht. Die blinde Neigung spielte ihr hier einen Streich, über den ich aus lauter Freude zum Narren werden könnte.

Blumin. Du brauchst nicht zu werden, was Du schon bist.

Karl. Vortrefflich, Junge! Kuſst ihn. Sey ruhig. Du sollst hier bleiben, Du bist meinem Papa viel zu nothwendig, und alles sollst Du haben, was ich Dir versprochen habe. Fürchte Dich nur nicht vor dem Zorne meines Vaters, er ist verstellt; Deine Feinheit entzückt ihn im Innern seines Herzens, wie sie mich entzückt. — Begieb Dich in's Seitenzimmer, bis ich Dich rufe. Er ruft einen Bedienten, und sagt ihm leise. Laſs Martano nicht aus den Augen, Du verdienst einen Souverain.

Nu, Papachen, wie gefällt Ihnen das Anstimmen des Duos?

Blumin. Der Junge schwatzt in den Tag hinein; ich sah ja wohl, wie sie aus ſüſser Zerstreuung in die Harfe griff.

Karl. Sie hörten es also wirklich?

Blumin. Ja doch, und ich sage Dir, sie that es aus ſüſser Zerstreuung, die ich ihr verursachte.

Karl. Aus ſüſser Zerstreuung, die Sie ihr verursachten! Ach, Papachen, Sie wollen nur mit dieser Ausflucht Ihre Schaam und Ihren Ärger verbergen. Umsonst, Sie fühlen es tief —

Blumin. Ja, ich fühle tief, was Du vorhast.

Karl. Rache! für mich, für Sie! Rache und ſüſsen, lauten Triumph über die Heuchlerin — die grobe Heuchlerin!

Blumin. Gieb ihr keine Namen, nenne Sie ein Weib, und Du hast alles gesagt. Merke ich etwa nicht, was Du suchst? Du willst unsre Verbindung trennen, um selbst wiederum anzuknüpfen.

Karl. Halten Sie mich für rasend? Nach diesem Streiche? Wär' ich bis zum Erschieſsen verliebt in sie, ich würde jetzt den Genuſs der Rache dem Genusse der Liebe vorziehen.

Blumin. Ach ich thue ja alles, um Dich von dem Elend zu befreyen, das mir durch sie droht. Du siehst nun wohl, Karlchen, wie gewiſs und ernsthaft die Gefahr ist, und wenn es von meiner Seite ein wahres Opfer seyn sollte, muſste es nicht so kommen?

Karl. Es bedarf keines Opfers mehr, mein allzugroſsmüthiger Vater. Ich wiederhole Ihnen feyerlich meinen Schwur, nie zu heirathen, und ganz nach Ihrem Sinne zu leben; aber dafür müssen Sie mir in der Rache beystehen — müssen die Baronesse aufgeben, und thun Sie dieſs nicht, so breche ich meinen Schwur, und heirathe in ein Haus, das Ihnen am meisten verhaſst ist.

Blumin. Und ich enterbe Dich.

Karl. Ihr Herz läſst es nicht zu, und ich — ich rufe die Gesetze an, wenn Sie so grausam seyn sollten.

Blumin. Drohe nicht, Karlchen, Du weiſst wohl, daſs dieſs bey mir das Gegentheil wirkt. Freylich ist's ein wenig ärgerlich, so im allerersten Augenblick —

Karl. So süſs an Ihrer Seite zerstreut zu seyn! Es ist so schändlich, daſs man den Streich kaum einer Buhlerin verzeihen würde. Was! dem aufrichtigen, feurigen Liebhaber Zerstreuung vorzuheucheln, indem man die Zukunft so fest in's Auge faſst! Einen so ehrwürdigen, erfahrnen Mann in einem so grob gewirkten Netze verstricken zu wollen — darauf hinzudeuten — o ich erglühe in Wuth und Zorn!

Blumin. Was denkst Du zu thun?

Karl. Ich will ihr die Larve abreiſsen, sie zur Fabel der Stadt machen, und dafür sorgen, daſs es nicht mein ehrwürdiger Vater werde!

Blumin. Es ist doch Schade!

Karl. Was? daſs Martano nicht von ihr ausgebildet werden sollte? Soll denn diese ganze welsche Familie, vom Vater bis zu Kindes-Kindern, von unsern Müttern erzogen und gebildet werden? Soll sie immer und ewig unsern Stammbaum verpfuschen, und uns bürgerliches Blut einimpfen?

Blumin. Giftige Zunge!

Karl. Das was geschehen ist, fesselt mich um so stärker an meinen Schwur.

Blumin. Ist das gewiſs?

Karl. Finden Sie den Streich nicht hinreichend dazu?

Blumin. Er ist es; aber wahrlich, Karlchen, mir ist doch herzlich leid, daſs ich Dir nun nicht zeigen kann, wie weit ich fähig bin, die Groſsmuth für Dich zu treiben. Was mir an ihr miſsfällt, ist nur, daſs sie nicht ein wenig warten konnte.

Karl. Ja, ja, es ist das unverzeihlichste, weil es das dümmste ist.

ZWEYTER AUFTRITT.

Baron Fabris. Vorige.

Karl. Nun, Baron, was ausgerichtet?

Fabris. Schlieſsen Sie aus meiner Gratulation an den Herrn Vater. — Leider, Herr Graf, habe ich das unangenehme Vergnügen, Ihnen zu Ihrer Vermählung mit der Baronesse von Willing Glück zu wünschen. Die politische Lage erfordert nun einmal von uns, daſs wir zu einer verdrieſslichen Sache eine heitere Miene machen, und da Sie jetzt durch diese Verbindung mit dem Onkel der Dame, meinem Präsidenten, und der Tante der Dame, die so gut bey Hofe steht, in Verhältniſs kommen, so können Sie mir ohngefähr —

Karl. Eben die Vortheile verschaffen, die Sie durch die Nichte suchten.

Fabris. Die ich durch die Nichte suchte, Sie haben es genau getroffen. Freylich ist das Mittel dazu weder so süſs, noch so zuverläſsig; doch bey fehlgeschlagenen Negoziationen nimmt man mit der Hälfte, mit dem Drittel, mit dem hundersten Theil vorlieb, wenn man das Ganze nicht erzielen kann. Ersatz hoffe ich von Ihrer Groſsmuth.

Karl. Ach lieber Baron, rechnen Sie auf nichts, die Umstände haben sich schon wieder geändert.

Fabris. Ey, was Sie mir da sagen? Schon wieder geändert? Es ist ja gar nicht mehr möglich, einen Plan zu verfolgen! Und wie, wie haben sich die Umstände so plötzlich verändert?

Karl. Mein Vater heirathet die Baronesse nicht.

Fabris. Was Sie sagen? Er heirathet sie nicht — er sagt, er heirathet die Baronesse von Willing nicht? Die schöne, geistreiche, begüterte Baronesse, die Nichte meines Präsidenten, nicht? Und auch Sie nicht?

Karl. Weder er noch ich.

Fabris. In der That, dieser Zufall oder Umstand setzt mich in ein angenehmes Erstaunen — und warum denn nicht?

Karl. Ach, die Baronesse ist für meinen Vater ein allzugeistreiches, allzukluges, allzuvorsichtiges Weib —

Fabris. Wahrhaftig, diesen Fehler hat sie im allerhöchsten Grade, und ich rathe dem Herrn Grafen, dieses ja recht zu überlegen, denn ein solches Weib ist nicht für jedermann.

Blumin zu Karl. Wirst Du bald aufhören!

Karl. Doch wäre dieser Fehler vielleicht noch zu ertragen; aber mein Vater findet sie zu gleicher Zeit — allzubesorgt.

Fabris. O dieſs kann höchst beschwerlich in der Ehe seyn, da hat der Herr Vater Recht. Jede Tugend, die über die Gränzen geht, hört es auf zu seyn; so sagt ein Weiser. Der Herr Graf hat Recht, die Baronesse ist allerdings kein Weib für ihn.

Karl. Der Fall, Baron, worinnen sie diese Tugend über die Gränzen treibt, ist auch gar zu einzig. Nicht wahr, Papa?

Fabris. Darf ich fragen, um richtiger zu urtheilen?

Karl. Seyn Sie ruhig. Papa, ich will es dem Baron in's Ohr sagen, um Ihnen den Ärger zu ersparen. Wissen muſs er ja doch, was noch heute ganz Wien erfahren soll. Er spricht leise mit Fabris.

Fabris. Freylich, dieſs nenne ich die Sorgfalt etwas weit getrieben. Da haben Sie Recht, Herr Graf, da muſsten Sie sogleich brechen, da würde ich's ohne alle Schonung gethan haben; das sollte mir begegnen! Zu läugnen ist zwar nicht, es waltet hier ein ganz kleiner Umstand ob, der die übertriebene Sorgfalt der geistreichen, und vorsichtigen Dame ein wenig entschuldigen könnte — und in einer Lage — ich meyne in einer Lage, die Ihrer Lage Herr Graf, und Ihren Umständen nicht allzuähnlich wäre, möchte die Dame vielleicht allzusorgfältig gewesen, und gar nicht zu entschuldigen seyn.

Karl leise. Ärgern Sie Sich über den hämischen Pedanten nicht, ich brauche ihn zu meiner Rache, sonst sollte er meine Geissel fühlen.

Blumin. Ey was! — Ich denke, Baron, wenn es dieser sorgfältigen Dame gefiele, gewisse Leute zu wählen, die im Punktilio so stark, als sie arm am Geiste sind, und die ihre Unfähigkeit dadurch so laut zu erkennen geben, daſs sie sich nur durch die Protektion ihrer Vorgesetzten erhalten können, so möchte einer dieser Männer noch gar in der Sorgfalt der Dame ein Verdienst mehr für seinen Gebrauch entdecken.

Fabris. Ich verstehe, Herr Graf, meine Anmerkung hat getroffen, und ich will es erst mit dem Punktilio überlegen, ob eine Beleidigung von einem Manne in Ihrer Lage für einen Mann in meiner Lage eine Beleidigung ist. Hätten Sie, Herr Graf, Ihr etwas kühnes Unternehmen vorher mit diesem Punktilio überlegt, so würden Sie keine Musik gehört, und keine Erscheinung aus Paphos Haynen gesehen haben. Und nach dieser Erscheinung treten wohl auch Sie mir Ihre Rechte auf die Baronesse ab? Haben Sie Sich ihr schon erklärt?

Karl. Wie nahm Sie meine Abtretung auf?

Farbis. Mit Verachtung; das muſs ich gestehen.

Karl. Ich hör' es gerne, es hat gewirkt. Und wie Ihren Antrag?

Fabris. So! so!

Karl. O die Heuchlerin! Hier stehen wir alle drey, auf's grausamste von ihr beleidigt, und so von ihr mitgespielt, daſs wir zum Gelächter würden, wenn wir ihr nicht zuvorkämen. Wir wollen ihr die Larve abreiſsen.

Fabris. Warum nicht? Und nur recht derbe. Zuschauer will ich gerne dabey seyn, so fern ich nur meine Hände nicht darzu hergeben soll. Ich werde nie den Respekt gegen meinen Präsidenten auſser Acht lassen, werde nie vergessen, daſs sie seine Nichte ist.

Karl. Überlassen Sie mir alles. Sie sollen ihr Betragen gegen Sie gerächt sehen, ja sie soll Ihnen ihre Hand anbieten, und Sie sollen das Vergnügen haben, sie auszuschlagen.

Fabris. Ey das möchte ich nur einmal erleben! Und ich thue es ganz gewiſs, denn ob ich gleich nicht in der Lage Ihres Herrn Vaters bin, so lieb' ich doch diese allzugroſse Sorgfalt auch nicht. Und die Ehre, Herr Graf — was diesen Punkt betrifft — diesen wichtigen Punkt, da bin ich verteufelt kitzlicht.

Karl. Vortrefflich! Sie soll die Fabel von ganz Wien werden.

Fabris. Von ganz Wien? Wird man nicht auch über gewisse Leute lachen?

Karl. Nicht doch, wir wollen die Lacher auf unsrer Seite haben. Im Wagen das weitere.

Blumin. Es ist doch Schade!

Karl. Wie? Daſs es bloſs bey der Erscheinung blieb? — Also, Sie schlagen sie aus?

Fabris. Verschaffen Sie mir nur dieses Vergnügen. Hier ist meine Hand darauf; ich gebe sie als Mann von Wort und Ehre.

DRITTER AUFTRITT.

Wohnung der Baronesse.

Baronesse. Lisette.

Baronesse. Findest Du meinen Anzug mahlerisch genug? Bin ich nicht allzusehr mit Kleidungen überladen?

Lisette. Fragen Sie nur den artigen Künstler selbst, sein Aug scheint mir für seine Iahre geübt genug.

Baronesse. Wer mag dem kleinen Schmeichler glauben! Lisette, es war hohe Zeit, daſs man das sittsame Kind der Verführung des Grafen entzog. Noch eine kurze Frist, und sein unschuldiges Herz war von der Pest der Welt für immer angesteckt, für die Tugend unwiederbringlich verloren. — Wo bleibt er nur so lange? Dieſs sage ihm, gute Lisette, warten muſs er mich nicht auf sich lassen, warten ist mir unerträglich. Schön wie der Liebesgott, muſs er auch seines Musters Schnelligkeit haben, verstehst Du mich?

Lisette. O ja, gnädige Frau, ich verstehe Sie.

Baronesse. Nein, Schalk, Du miſsverstehest und geflissentlich.

Lisette. Ganz und gar nicht. Ich meyne nur, daſs man dem bedächtigen Alter gern verzeiht, was man der muntern Jugend nicht verzeiht. Mit dem Grafen, dem künftigen Herrn Gemahl, nehmen wir es nicht so genau, dem vergeben wir, wenn er uns warten läſst — denn ihn entschuldigt sein ernstes, gesetztes Wesen, aber diesem schwebenden, flüchtigen, blühenden Sinnbild der Iugend, dem nur die Flügel fehlen, um die schönste Dichtung der Fabel lebendig vorzustellen —

Baronesse. Du sprichst ja wie eine Dichterin. —

Lisette. Ich spreche der schönsten, geistreichsten Muse nach —

Baronesse. Du bist und bleibst ein Schalk; doch hör' ich nicht einen Wagen einfahren?

Lisette. Ach der Bräutigam!

Baronesse. Warum nicht Martano? Vielleicht schickt ihn der Graf mit seiner Equipage. Hat es nicht vor einem Augenblick geregnet?

Lisette. Es hätte wohl regnen sollen, gnädige Frau; aber ach, es hat nicht geregnet.

Baronesse. Ich sage Dir, es hat geregnet.

Lisette. Sehen Sie Sich um, gnädige Frau — Sie werden sehen, daſs kein guter Wind den Regen herbeybrachte.

VIERTER AUFTRITT.

Baronesse. Graf Karl. Hernach **Martano. Graf Blumin** und **Baron Fabris.**

Baronesse. Ah Sie, Graf Karl! Sie kommen doch nicht schon jetzt, um Abschied von mir zu nehmen. In der That, es wäre gar zu eilig, gar zu unkindlich, sich so schnell von einer Mutter zu trennen, die es so gut mit Ihnen meynt, und die Ihnen, nachdem sie Ihren neuen Freund gesprochen, noch gerne einige gute und heilsame Lehren mit auf die Reise geben möchte.

Karl. Ich danke Ihnen, gnädige Mama, das Beste davon hab' ich schon empfangen, und Ihr mir gegebenes Beyspiel, die Erfahrung, die ich das Glück hatte, an Ihnen, einem so schönen und edlen Muster zu machen, werden hoffentlich das angefangene Werk vollenden.

Baronesse. So lieb' ich Sie, Graf Karl, so sind Sie meiner Hochachtung für immer sicher. Wie herzlich freut mich Ihre Äuſserung, und an dem ernsten Tone, an der festen, feyerlichen Miene, seh ich mit wahrem Vergnügen, daſs Ihre Worte mehr als bloſse Äuſserung sind.

Karl. Sie haben Recht, nur irren Sie Sich für dieſsmal in dem Bewegungsgrund meines ernsten Tons, meiner so feyerlichen Miene. Ach, gnädige Frau, ich muſs dem Glücke sehr bald entsagen, das ich mit so viel Entzücken hoffte.

Baronesse. Welchem Glücke?

Karl. In Ihnen eine so zärtliche, so weise, so erfahrne, vorsichtige und tugendhafte Mutter zu besitzen.

Baronesse. Trösten Sie Sich; sollt' ich's Ihnen nicht auch abwesend seyn können? Werden Sie uns nicht wiederkehren?

Karl. Ach freylich; und rechnete ich nicht auf alle das Gute und Schöne, das mir aus Ihrem Briefwechsel einst durch Ihren Umgang werden sollte? Vergebene Hoffnung! so seh' ich mich in allen meinen Wünschen getäuscht, und es scheint leider wohl, daſs ich immer so bleiben soll, wie ich jetzo bin. Grade als wollte das Schicksal, daſs ich alle die Fehler beybehalten sollte, wodurch ich so unglücklich war Ihnen zu miſsfallen.

Baronesse. Dieses ist vorüber; Sie wissen ja, mein Gedächtniſs ist ein zu guter Freund meiner Freunde, als daſs es sich des vergangenen Unangenehmen in Ansehung ihrer erinnern sollte. Nun gefallen Sie mir ja — und sagen Sie mir nur schnell, was Sie mit diesen dunkeln Räthseln wollen.

Karl. Wollte der Himmel, sie wären nicht aufgelöſst. Nichts bleibt mir mehr übrig, als mein grausames Geschick zu beklagen, und wahrlich ich würde es vor Ihren Augen beweinen, wenn Thränen uns nicht so unmännlich lieſsen.

Baronesse für sich. Er sinnt auf einen neuen Streich. — Fassen Sie Sich, mein lieber Sohn! — erlauben Sie, daſs ich Sie schon jetzt so nenne; liegt nicht in diesem Worte der Wink zu dem Vertrauen, das Sie von nun an gegen mich haben sollten?

Karl. Ach eben dieses Wort vermehrt meinen Schmerz, denn es erinnert mich zu gleicher Zeit an das Unglück, das nicht mehr seyn zu können, was ich so sehr zu seyn wünschte.

Baronesse. Immer dunkler! immer unbegreiflicher? Ich hoffe doch nicht —

Karl. Hoffen — fürchten Sie nichts. Von dem Augenblick, da Sie mir, freylich mit etwas Vorbereitung und Ironie, Ihre Vermählung mit meinem Vater so feyerlich anzeigten, überfiel mich ein so ehrfurchtsvoller Schauder, daſs ich nun nichts als tiefe, kindliche Achtung vor Ihnen fühle. O ein solcher Theaterstreich wirkt gar vortrefflich auf ein wohlgebildetes Herz. Wüſsten Sie, was mich jetzo quält, Sie würden mein Schicksal mit mir beweinen. Denken Sie nur, der alte, gute Mann, Ihr künftiger Gemahl, mein ehrwürdiger Vater —

Baronesse. Graf Karl!

Karl. Hören Sie nur! o hören Sie!

Er kam nach Hause, voller Freude, voller Entzücken, das schönste Kleinod Ihres Geschlechts in Ihnen erobert zu haben. Im Taumel, im Rausche seines Glücks umarmt er mich, ich umarme ihn, wünsche ihm herzlich Segen zu seinem Glücke, weine mit ihm aus lauter Freude über den lebhaften Ausdruck seiner Freude. Ja, ja, wir weinten beyde —

Baronesse. O Sie weinen auch heute gar zu oft.

Karl. Ach so geht es an Tagen solcher Merkwürdigkeiten. Freude und Leid folgen dann schnell auf einander, und in beyden, meine gnädige Frau, findet der Mensch in Thränen allein Erleichterung.

Baronesse. Wie weise bemerkt!

Karl. Beweist es nicht, wie viel Ihr Unterricht auf micht gewirkt hat? Wäre mir dieses wohl gestern eingefallen?

Um wieder auf den ehrwürdigen Mann zu kommen, so schienen seine Kräfte gar zu bald der Gröſse seines Glücks, dem Rausche seiner Freude nicht mehr zu entsprechen. Ja er schien von dem Genuſſe seines Glücks ganz erschöpft zu seyn. Der Athem versagte ihm — die Augen verloren ihr Feuer — er wankte, und ward todtenbleich. O wie nah ging mir es, ihn so bleich, wankend, so entkräftet und athemlos zu sehen.

Baronesse *aufstehend.* Geschwind — was hat den edeln Mann befallen?

Karl. Eilen Sie nicht — weiter nichts — er verfiel nach diesem gewaltigen Taumel in einen sanften, ruhigen Schlaf.

Baronesse. Möchte er ihm so erquickend seyn, als ihn die gute Natur dem Säugling giebt!

Karl. O das gebe der Himmel!

Er dehnte sich in seinem Lehnstuhl, sein graues ehrwürdiges Haupt sank zurück, er schlummerte ein. Ich schlich leise auf den Zehen weg, und bedauerte herzlich, daſs sein Blut und seine Nerven die feurigen, jugendlichen Aufwallungen nicht mehr vertragen konnten. Es ging mir so nahe, gnädige Frau, meinen ehrwürdigen, alten Vater nach einem solchen Augenblick so blaſs und entstellt in die Arme des Schlaſs, wie in die Arme des Tods, sinken zu sehen, daſs ich ihm mein frischres Blut, meine stärkren Nerven mit Freuden gegeben hätte. Doch leider bleibt dieſs für uns arme Sterbliche nur ein frommer Wunsch, die Natur behauptet ihre Gewalt, und läſst sich nichts abdingen.

Baronesse. O Sie nannten den Tod! Reissen Sie mich schnell aus dieser ängstlichen Verlegenheit. Sie sehen, wie ich zittre und erblasse.

Karl. Freylich sehe ich es, und Ihre Liebe, Ihre Angst für meinen guten Vater rühren mich; aber fürchten Sie nichts — nichts schlimmes. — Zwar ich zitterte, ich bebte! ich erschrak entsetzlich, als ich ihn eine Weile darauf fürchterlich stöhnen und rufen hörte. Ich sprang hinzu — gleich dem Orest, den wir in der Oper, verfolgt von den Furien, rasen sehen, stand er mitten im Zimmer — seine Augen starr nach einem Gegenstand — sein Mund offen — seine Arme so in der Luft — ich ergriff seine Hand, schrie ihm in die Ohren — fragte was geschehen — nach und nach erwachte er aus der Betäubung, stieſs einen hohlen, tiefen, schweren Seufzer aus, und sagte kläglich: Ach, Karlchen, ich hatte ein fürchterliches Gesicht, einen bedeutenden Traum — eine gräſsliche Erscheinung. Ich drang in ihn, und mit vieler Mühe begriff ich, aus seinen unzusammenhängenden Worten, ein Ding, das Sie in Erstaunen setzen, und Ihnen beweisen wird, wie gar schwach die Nerven des ehrwürdigen Mannes sind.

Er sah sich träumend, ob er gleich behauptet, er habe gewacht, in einem kleinen, schönen Tempel, den ein grünes, blühendes Thal umschloſs. In diesem Tempel stand das Bild einer bescheidnen, sittsamen Göttin. Dem Bilde dieser Göttin führte ihn ganz sanft und leise, eine eben so sittsame, obgleich sehr reizende Dame zu. Er war entzückt, wie er sagt, über die Dame und die Göttin. Die Dame schien es auch zu seyn, sie setzte sich mit ihm dem Bilde der Göttin über, und um die Göttin meinem guten Vater geneigt zu machen, ergriff sie von dem Fuſsgestelle der Göttin eine Laute, Er nimmt die Laute von dem Tische. und stimmte ein rührendes Gebet an die Göttin an; Er spielt. aber in dem Augenblicke, da ihre sanften Töne erklangen, trat ein scheuſsliches Ungeheuer in den Tempel —

Martano schleicht beschämt herein, ihm folgen in der Ferne Graf Blumin und Fabris, doch so, daſs sich die letzten nicht gleich von der Baronesse sehen lassen. Graf Karl fährt ohne Unterbrechung fort.

gleich dem Ungeheuer, das hier vor Ihnen steht, und dieses Ungeheuer schlich sich hinter das Bild der sittsamen Göttin, und zog ihr schalkhaft lächelnd die sittsame Larve ab, und mit Entsetzen sah mein Vater das scheuſsliche natürliche Gesicht einer listigen Heuchlerin, um anständiger zu nennen, was er in seiner Raserey so grob und gradezu benannte.

Nach einer Pause, während welcher die Baronesse die ganze Erscheinung auf der Bühne übersehen kann, und Graf Karl ihren Blicken folgt.

Theaterstreich um Theaterstreich! gnädige Frau; wie gefällt Ihnen dieser da? Verräth er Ihre Schule?

Papa, Baron, bemerken Sie doch diese staunende Verwirrung, diese süſse Zerstreuung! diese reizende Beschämung, und lassen Sie Sich so davon entzücken, wie ich mich davon im Innersten entzückt fühle. Genieſsen Sie dieses Anblicks nur recht, es ist das erstemal, vielleicht das letztemal, daſs uns diese Dame ein natürliches Gesicht zeigt. — So geschwind in Ihrem eignen Netze gefangen, gnädige Frau! O diesen süſsen, süſsen Triumph habe ich nicht so bald erwartet! Wie? Sie, eine so feine, so gewandte Meisterin, trauen einem geschwätzigen, eiteln Knaben, und lassen Sich von einer blitzschnellen, aber sehr gut berechnenden Neigung so leicht verblenden, daſs Sie nicht einmal warten können, bis das Wild gefangen ist, dem Sie das Netz gestellt hatten? Und Sie ermüden uns mit Ihren Sprüchen von Sittsamkeit und Tugend, den Hauptzierden Ihres Geschlechts, während Ihr Herz in einem so feyerlichen Augenblick derselben so höhnisch spottet! Erlauben Sie, daſs ich Ihre unzähllichen Sprüche wenigstens mit einem lohne — leider fürchte ich, er wird auf Sie nicht mehr wirken, als die Ihrigen auf mich gewirkt haben. —

Erröthen Sie doch wenigstens darüber, das Netz so grob gesponnen zu haben, daſs es einer Ihrer plumpsten Schüler beym ersten Blick entdeckte.

Ach, Madame, Sie beweisen mir, daſs selbst ein Weib von Welt nur so lange fein ist, als ihr Kopf allein arbeitet. Entflammt ein lüsterner Funke ihr Herz, so ist sie grad so boshaft, als sie die Natur, oder wenn Sie lieber wollen, die Kunst, gemacht hat.

Gnädige Frau, ich denke wohl, daſs ich die Lacher jetzt auf meiner Seite haben werde.

Martano naht und kniet vor der Baronesse nieder. Ach verzeihen Sie mir, beste, schönste, gnädige Frau, ich bin ganz unschuldig, wahrlich, ich habe gar nicht ausgeplaudert. Graf Karl erzählte mir alles so genau, als habe er es mit eignen Augen angesehen. O ich bin so unglücklich —

Karl. Sie verlieren meinen Vater nicht allein, Sie verlieren auch diesen süſsen Redner da!

Martano dazwischen. O ich bin so unglücklich, gnädige Frau — sehen Sie nur, wie unglücklich ich bin!

Blumin. Der Knabe weint.

Fabris. Er weint.

Karl. O ich sehe ein viel gröſsres Wunder! Die Baronesse weint selbst um die Gefahr der Tugend des Jungen — Papa, bemerken Sie die Thränen in diesen schönen Augen?

Blumin. Welche Kraft des Jungen Worte haben — sie weint.

Fabris. Ja sie weint wirklich.

Baronesse. Ja ich weine; aber über die Bosheit und Schlechtigkeit der Menschen, die ich hier um mich sehe.

Karl. Zu menschenfreundlich, zu groſsmüthig! Die Moral, gnädige Frau, erlaubt in diesem Falle Ihrer Selbstliebe, von sich selbst auszugehen.

Blumin. Es ist doch Schade — sie rührt mich.

Fabris. Sie rührt auch mich.

Baronesse bricht in ein lautes Lachen aus.

Karl. Sehen Sie doch, Papa, wie wenig die Thränen der Dame gefährlich sind.

Baronesse. Dieſs sind sie wirklich nicht, denn die Gesichter, die ich hier vor mir sehe, verursachen mein Lachen wie sie meine Thränen verursachten. Erbärmlichere Schwachköpfe habe ich nie auf männlichen Schultern gesehen, und wenn sie nun einmal der Zufall so neben einander und gegen einander stellt, so ist's ja doch wohl des Lachens werth.

Karl. O Madame, Sie fordern doch auch verteufelt viel von den Männern, und der Henker möchte einen so harten Kopf haben, als Sie, nach Ihrem Betragen, in Ihrer Haushaltung zu brauchen scheinen.

Baronesse. Sinnlich und roh, und keiner feinen Empfindung fähig, zeigt Ihr Euch ohne Scheu und Schaam, wie Ihr wirklich seyd. Hielt' ich's darum nur der Mühe werth, ich wollt' Euch einen nach dem andern noch in dieser Stunde zu meinen Füſsen sehen, und Eure Abbitte wegen Eurem unsittlichen und rohen Betragen hören.

Blumin. Sie hat Recht.
Fabris. Sie hat Recht.
Karl. Sie hat Recht.
Seitwärts.

Baronesse. Wenn ich einen Augenblick verwirrt schien, so schreiben Sie meine Verwirrung der Vermessenheit zu, mit welcher Sie es wagten, hier vor mir in meinem Zimmer ein so unanständiges Spiel zu treiben.

Karl. Ach das Ihrige in diesem Zimmer war wohl sehr anständig!

Baronesse. Glauben Sie doch ja nicht, daſs ein junger Geck, und ein Vater, der sich von einem jungen Gecken überlisten läſst, mich in Verwirrung setzen könnten. Ich liebe die Komödie, wie Sie wissen, und Sie haben mir auf Ihre Kosten eine gegeben, wovon ich zu erzählen haben werde. Rechnen Sie ja nicht auf die Lacher, Graf Karl, die Erzählung der Wahrheit führt mir sie schon zu; wie, wenn ich sie ein wenig mit meinem Witz ausschmückte? — Erklären Sie mein Mitleid mit diesem Kinde wie Sie wollen, ich mache mir ein Verdienst aus dem bloſsen Verlangen, ihn einem Manne zu entreissen, dessen Grundsätze ein so hohles Herz verrathen.

Karl. O uneigennütziges Mitleiden einer schönen Seele!

Martano dazwischen. Ich danke Ihnen, schönste, beste gnädige Frau! Sie vergeben mir?

Baronesse. Was hätt' ich Dir zu vergeben, armes, verlornes Kind; hast doch Du nicht gegen mich gesündigt! Kannst Du doch nicht dafür, daſs nun einmal Dein Beschützer Dein Verderber werden will. Dir bin ich noch Dank schuldig, Du hast mich durch einen Zufall, den die Bosheit gern miſsdeuten möchte, von Wesen befreyt, die ich nicht wohl Männer nennen kann. Männer! lieber Himmel! — werdet es erst, dann werdet Ihr Weiber finden, die Euren Werth Euch lohnen.

Karl. Fassen Sie Sich, besinnen Sie Sich doch! Glauben Sie doch ja nicht, daſs Sie Sich mit diesen Sprüchen und dieser Keckheit aus einer Schlinge ziehen werden, die Sie so grob gelegt haben. Meiner Rache folgt noch heute der Triumph; mit diesem schönen Jüngling, den sie so klug als sittsam Kind zu nennen belieben, zieh' ich noch diesen Abend durch alle Cirkel Wiens, und er selbst soll mir die heutige Geschichte in einer Romanze absingen. Leise. Lenken Sie ein, wenn wir wieder Freunde —

Baronesse laut. Freunde! sind wir es je gewesen? Konnten wir es je seyn?

Karl leise. Waren wir es nicht, so lassen Sie es uns nun werden.

Baronesse laut. Erbärmlicher Mensch; Sie können nur Sich erniedrigen, nicht mich.

Karl leise. Unsre Erbärmlichkeit wird sich vertragen, und wechselsweis ertragen. Leiser. Nehmen Sie den Baron Fabris zum Gemahl, und ich schweige.

Baronesse. Ihr Antrag und Ihre Rache machen gleiche Wirkung auf mich, und der Erfolg der Rache wird dem Erfolg des Antrags gleichen. Sie blickt seitwärts nach Fabris.

Karl ins Ohr zu Fabris. Nun schlagen Sie sie aus! es ist eingeleitet.

Fabris. Gnädige Frau, geruhen Sie doch nur ein einzigesmal, meinen heutigen Antrag mit etwas mehr Güte zu überlegen. Der Onkel, mein Präsident, und die gnädige Tante, haben mir, wie Sie wohl wissen, ihr Wort gegeben, und gnädige Frau, das Wort eines solchen Mannes, eines Präsidenten — und einer Dame vom Hofe, wie Ihre Tante — erwägen Sie doch — und wenn Sie nur wollen, ein einzigesmal recht wollen, so werden Sie und ich die Lacher gewiſs auf unsrer Seite haben, wir werden sogar die Listigen überlisten — und das, das wäre ein Meisterstück von einer Negoziation.

Blumin. Was? Was?

Karl. Sind Sie toll? Baron.

Baronesse. Wie, Graf Karl, gehört dieſs nicht in Ihren Plan? O des Schlaukopfs, der sich in seinem eignen Netze verfängt, von diesem, diesem Barone überlisten läſst! Wie, und der gewandte Kopf sah nicht durch unser Spiel, sah nicht, daſs wir ihn und den ehrwürdigen Vater dahinbringen wollten! Konnten Sie glauben, daſs ich den jungen Gecken verstoſsen würde, um nach dem ehrwürdigen Greise zu greifen, damit ich einen Groſspapa zur Verehrung im Hause hätte? Reisen Sie nur bald, Sie sind noch lange nicht am Ende Ihres Wissens. Der Papa wird indessen wohl thun, sich auf den Gütern des überfeinen Sohns zu freuen. — Was Ihren Antrag betrifft, Herr Baron, darüber müssen Sie mit dem Onkel und der Tante reden. Jetzt fahre ich aus, meine Herren, vielleicht begegnen wir uns in Gesellschaft, vielleicht wenn es Ihnen beliebt, hier beym Abendessen, wir wollen dann sehen, wer über den andern zu lachen hat.

Karl. Dafür lassen Sie mich nur sorgen!

Baronesse. Lebe wohl, gutes Kind, bleibe der Tugend treu!

Karl. Es verliert ja sein Muster in Ihnen; oder glauben Sie, das Kind habe in der kurzen Zeit genug gelernt? Freylich legten Sie zu seiner Ausbildung einen guten Grund.

Baronesse. Was würde es ihm in Ihren Händen nutzen? Ab.

Karl. Aber, Baron, sind Sie denn ganz toll? Nach Ihrem Versprechen? Nach Ihrem deutschen Handschlag? Wort und Ehre? —

Fabris. Was für ein Neuling Sie doch trotz Ihren Reisen sind! Wer rechnet wohl auf das Wort oder den Handschlag eines Mannes aus dem Kabinette? Darinnen liegt eben das superfeine!

Karl. Also darin liegt das superfeine, daſs Sie das Wort der Ehre für nichts halten und sich der Baronesse, nach allem was Sie gesehen und gehört haben, an den Hals werfen?

Fabris. Freylich wäre mir's lieber, ich hätte nichts gesehen und nichts gehört; aber bedenken Sie doch nur, der Onkel ist mein Präsident, die Tante hat mächtige Verbindungen am Hofe — durch beyde kann ich höher steigen, und dann, sagen Sie mir doch aufrichtig, habe ich nicht ein Meisterstück von Intrigue oder unsichtbarer Negoziation gemacht? He, und Sie merkten es nicht einmal, daſs Sie meine Puppen waren, daſs ich es war, der den feinen Faden in der Hand hielt?

Karl laut lachend und den Baron umarmend. Wahrlich der Mensch ist ein sonderbares Ding, Sie beweisen es mir, Baron!

Fabris. Ja wohl! — daſs ich alles führte, alles leitete? Bey meiner Ehre, dieser Streich wird mir Kredit im Kabinet verschaffen, und ich rechne, wenn es auskommt, auf den ersten bedeutenden Gesandschaftsposten.

Karl. Ganz gewiſs.

Fabris. Was die Dame anbetrifft, so verlaſs ich mich auf meine Jugend —

Karl. Und auf Ihren Witz.

Fabris. Warum nicht, hab' ich doch Sie überwitzigt; wenn Ihnen dieſs Wort deutsch genug scheint. Und liebster Graf, finden Sie nicht einen groſsen Unterschied zwischen mir und gewissen Leuten?

Blumin. O ja, ich finde ihn.

Fabris. Nun sehen Sie —

Blumin. Und um Ihre Dame in guter Laune zu erhalten, um schneller zu bewirken, daſs sie Sie kräftig bey dem Onkel und der Tante unterstütze, soll Ihnen mein Sohn das Kind da als Hochzeitgeschenk zuschicken.

Fabris. Den Hals will ich ihm brechen, und jedem der meine Schwelle betritt — und jedem, jedem, der mir verdächtig ist. Verstehen Sie mich! Die Dame ist so gut als mein, wie Sie gehört haben — ich halte auf das Punktilio — Gift, Dolch, und Kloster! ich bin keiner der Männer, wie ich sie hier zu hunderten herumlaufen sehe. Ich empfehle mich den Herren und ihren Betrachtungen; dieses wichtige Geschäft wäre mir also, ohne Ihr Wissen und Wollen, durch Ihren Beystand vortrefflich gelungen, und ich könnte mich mit meinen Lorbern ruhig niederlegen. Ab.

Karl. Rechnen Sie auf einen andern Hauptschmuck, guter Baron. Baron ab.

Blumin. Das ist gewiſs; aber ich gönne sie ihm nicht.

Karl. Ich auch nicht; aber eines ist des andern werth, damit tröste ich mich. Und Papachen, er wird seinen Teufel in ihr, sie den ihrigen in ihm finden. Sie nimmt den Mann, den sie am meisten haſst und verachtet, um sich so viel als möglich gegen den Spott zu decken, den ich ihr bereite, und er nimmt sie, um wie er sagt, durch den Onkel und die Tante höher zu steigen. Ihm den schwarzgalligten haben wir den Wurm im Herzen aufgeweckt, und ob sie ihn wird einschlafen lassen, beweiſst die Erscheinung, die sie vor Ihre Augen gezaubert hat. Papa, freuen Sie Sich, wir haben das Erbübel unsrer Familie wacker bekämpft, ich bin in meinem Schwur bestärkt, und Sie, der Sie Sich so groſsmüthig für mich opfern wollten, sehe ich gerettet.

Blumin. Das ist alles wahr; doch verdammt sey jede Lüge — Ich bin in die Heuchlerin, in die Zigeunerin noch immer verliebt.

Karl. Ach, Papa, stellen Sie Sich unsre Schande vor, ich bin es auch; aber beweisen wir dadurch nicht, daſs wir grade das in ihr fanden —

Blumin. Was wir werth sind, meynst Du! Ach ja, so ist es leider! Wir verderben uns im Auslande, bringen unsern Weibern fremde Sitten nach Hause, und wundern uns endlich gar darüber, daſs die Schülerinnen die Lehrer weit übertreffen. Karl, so wie die Männer, so die Weiber; sagte sie nicht so? — Was, Junge, weinst Du noch?

Karl. Er weint, Papa, daſs es bloſs bey der Erscheinung blieb.

Martan. Ach nicht allein darum. Nun wird mir mein Graf die Uhr, mit dem gewissen Gemählde, und die schönen Kleider, die mich zum Liebesgott schmücken sollten, auch nicht geben —

Karl. Du sollst sie haben, Junge, und die Uhr, um mir diesen Fabris recht zu ängstigen. — Was, verschwinden die Thränen. — Ach, Papa, was für ein sonderbares Ding ist der Mensch!

Blumin. Sage lieber, was für ein Ding macht er nicht aus sich.

Karl. Wir verlieren die edle Zeit. Kommen Sie, Papachen, damit wir ihr wenigstens in den Häusern den Vorsprung abgewinnen, worinnen sich abgelebte, stiftsmäſsige Damen, alte Jungfern und häſsliche Mädchen versammeln.

F. M. KLINGERS

WERKE.

ZWEYTER BAND.

THEATER.

ZWEYTER THEIL.

KÖNIGSBERG
BEY FRIEDRICH NICOLOVIUS. 1815.

6804073*3

F. M. KLINGERS

THEATER.

ZWEYTER THEIL.

DER GÜNSTLING. T.
ARISTODEMOS. T.
MEDEA IN KORINTH.
MEDEA AUF DEM KAUKASUS.
DAMOCLES. T.

KÖNIGSBERG

BEY FRIEDRICH NICOLOVIUS. 1815.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

DER GÜNSTLING.

EIN TRAUERSPIEL.

Felix hominum, Procerum pestis, Regum ruina.

1785.

PERSONEN.

KÖNIG FERNANDEZ.
DON DIEGO.
DON BRANKAS.
ALVIERO.
VELASKO.
RITTER VASQUEZ.
RITTER RAMIRO.
RITTER NAVARRO.
EIN SEKRETAIR.
EINER vom HOF.
DONNA MARIA.
DONNA GABRIELE.

Die Scene ist zu Saragossa in Arragonien.

ERSTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Ein Saal im königlichen Pallast.

Don Diego. Hernach ein **Sekretair.**

— Das Glück lächelt dem Günstling; aber nicht die Ruhe. Auch diese will ich mir erwerben. Die Erfahrung lehrt mich, daſs Fallen auf das Steigen folgt, und folgen muſs! Laſs mich den Lauf der Dinge umkehren, und die gemeine Erfahrung zur Lügnerin machen. Ich habe mich so tief hineingewagt, daſs ein zurückgethaner Schritt mich von der errungenen Höhe stürzen würde. Vorwärts! Aufwärts! Kühnheit mit Macht verbunden, erschüttert selbst die eiserne Gewalt des Schicksals. Ein Mensch, der dem gleicht, dessen fähig ist, was hier in meinem Gehirne so heiſs brütet, mag einen Thron erschüttern, und aus seinen Trümmern einen festen Sitz seiner Herrlichkeit aufbauen. Klingelt. Wer ist auſsen?

Sekretair tritt ein. Ein dicker Schwarm, dem groſsen Don Diego aufzuwarten; auſserdem ist der

Pallast von Leuten voll, die ihre Augen an den edlen Brankas zu weiden hoffen, der im Anzug ist, dem König von seinem rühmlichen Feldzug Bericht zu geben. Er naht sich schon mit seinem Heere.

Don Diego. Den Ritter Vasquez!

Sekretair. Er ist hier!

ZWEYTER AUFTRITT.

Ritter Vasquez. Vorige.

Don Diego. Sennor Vasquez! ich habe für Euer Glück gesorgt, Euch aus dem Staub' an den Hof gezogen; der Glanz, der von mir auf Euch herabschimmert, und Euer Elend übertüncht, hat euch vergessen machen, wer Ihr seyd. Ihr schmeichelt dem Könige von Arragonien, und sucht ihm Dinge, die ich zum Besten des Reichs ausführe, von einer widrigen Seite vorzustellen. Vasquez! ich fürchte keinen Deines Gleichen, und mag in Dir kein Werk zerstören, woran Eigensinn mehr Theil hat, als Überlegung. Ich setzte Dich zum König, ihm nachzureiten; nicht ihn zu unterhalten. Du fliegst in Nichts auf, wenn ich auf den Boden schlage. Reite, Sennor, und halte Dich in Klugheit zusammen! — Kein Wort! — Den Kaufmann aus der Barbarey! Beyde ab.

DRITTER AUFTRITT.

Don Diego. Velasko.

Don Diego ihn umarmend. Ich halte einen groſsen Mann in meinen Armen, und lasse ihn nicht los, bis sein Geist sich mir mittheilt. Don Velasko, um diesen Augenblick hab' ich viel gearbeitet.

Velasko. Ihr schmeichelt, Don Diego; in Euren Jahren betrat ich mit Furcht die Bahn, die Ihr schon jetzt mit Ruhm durchlaufen habt. Ihr beweist uns, daſs das Glück, die Sklavin der Jugend, der Schönheit und des Geistes sey; ich bin stolz vor Euch zu stehen. Sind wir sicher hier?

Don Diego. Diego ist hier Herr; wo Herzen zittern, sind die Ohren taub.

Velasko. Scheinen Euch meine Beglaubigungsschreiben hinreichend, die Unterhandlung mit mir anzufangen?

Don Diego. Sie liegen in Eurem Namen, auf Eurer Stirne, und dem Hasse Eures Königs. Velasko, das angefangene Werk ist dem Ende nahe, und bey jedem Schritte wachsen meine Kräfte.

Velasko. Wollt Ihr mir vertrauen, wie es nun liegt?

Don Diego. Sind die Summen bereit, und Eure Kriegsvölker an unsern Gränzen?

Velasko. Die Gelder könnt Ihr ziehen, das Heer kann zu jeder Stunde einbrechen, und einige hundert entschloſsne Kastilier sind hier verkappt, um den ersten Schlag zu thun.

Don Diego. Wie denkt der König von Kastilien? Traut er mir und meinen Kräften?

Velasko. Ich glaube, Don Diego, wir reden hier wie Männer, die sich verstehen. Mein König denkt: Der Günstling hasse seinen Herrn, von dem Augenblick, da er ihn aus den Schranken der übrigen Unterthanen gehoben hat. Wer alles gegeben, was er geben konnte, und alles nehmen kann, was er gegeben. hat das Herz der Menschen schlecht behorcht, wenn er glaubt, der Günstling wage das unsichre Spiel mit seiner Macht. Der König, der nichts mehr geben kann, fühlt sein Unvermögen, und der Günstling, der nichts mehr zu wünschen hat, zittert vor der Zukunft. Daſs ein Geist, wie der Eure, dieses Spiel nicht wagt, beweist die Art, wie Ihr gestiegen seyd, und Euch erhalten habt. Euer Blick, Don Diego, scheint die gemeinen Verhältnisse der Menschen zu zerreissen; auch weiſs mein König, den groſsen Mann von dem verwegnen Günstling zu unterscheiden. Der Eure gleiche es mit seiner Schwäche aus; wer den Thron nicht selbst ausfüllen kann, ist des Glanzes unwerth, den er um ihn lügt. Denk' ich Euch recht, so laſst mich hören!

Don Diego. Euer Blick geht tief. Wohl ist die Neigung des Mächtigen zu seinem Güngstling Schwäche, wodurch nicht selten das Schicksal die Menschheit an dem rächt, der über sie gebietet. Freylich sollte mich das Beyspiel der hier gestürzten Günstlinge klüger machen, und ich müſste der vernichtenden Macht vorgreifen, bevor sie mich gleich überreifer Frucht abschüttelt. Die Sommertage des Günstlings gleichen dem ersten Rausch der Liebe; einem Mann, wie Ihr es seyd, brauch' ich keine Bilder auszumalen.

Velasko. Don Diego, die That verschlingt die Triebfedern. Wie weit ich Euch dazu für fähig halte, beweisen mein Zutrauen, und mein sehr gewagtes Hierseyn.

Meines Königs Gründe sind: die Verachtung, mit welcher der Eure die Vermählung mit Blanka, seiner Schwester, abgebrochen. Ferner, einige Grafschaften an den Gränzen, die sein schwacher Vater an Arragonien abgetreten hat. Für beydes liegt Genugthuung in Eurem Plan: nun laſst mich hören, wie er steht?

Don Diego. So reif, daſs ich mir schmeichle, Ihr sollt das Ende selbst ansehen. Der König liebt mich.

Velasko. Und Ihr ihn nicht.

Don Diego. Ja, ich liebt' ihn —

Velasko. Wenn Ihr ihn nicht fürchtetet; und liebt man, was man fürchtet?

Don Diego. Gut; so liebt' ich seine Macht, und nicht ihn selbst; soll ich mit Euch hierüber streiten? War's mein Geist, der ihn mir erwarb, da ich ihn verbergen muſste? Mein Verdienst, da ich nichts wuſste, als ein verliebtes Lied zu singen, ein wildes Pferd zu reiten, Männer toll zu machen, und Weibern nachzustellen? Bloſse Laune war's; ihm gefielen mein Äuſsres, eine gewisse Sinnlichkeit in meinem Blick;

Geschmeidigkeit der Zunge, Vorkommen seiner Winke, und der Tyrann Gewohnheit vollendeten, was eine Grille angefangen hatte. Fürsten lehren und meistern gern; ich lieſs mich unterweisen, lieſs mich führen, schelten, küssen; weinte, wenn ich lachen wollte, und lachte, wenn ich weinen wollte. Dem Zorn, Verdruſs und Unwillen, die gewöhnlich auf den Liebling wiederprellen, setzt' ich Geduld entgegen. Meine Leidenschaften krochen in mich zurück; oder lebten, wenn er winkte; ich hörte auf Ich selbst zu seyn, und war Sklav um Herr zu werden. Velasko, wer liebt den Mann, der ihn um die ersten Vorrechte der Menschheit bringt, um Freyheit des Geistes und des Herzens? Der ihn dann nur liebt, wenn er aufgegeben hat, was uns allein der Achtung würdig macht! Zwey, die diese Rolle vor mir spielten, fielen, weil sie diesen Vorrechten nicht ganz entsagten; Zufall hob sie, Eigensinn stieſs sie herunter; sie stehen nun unter den Rächern oben an. Eben dieses war es, was sich gleich einem düstern Geiste zwischen mich und diesen König warf. Er war ganz Liebe, und ich ganz Klugheit; Feuer und Gefühl loderten auf meinen Lippen, während Furcht und Haſs mein Herz empörten. Die Waffen, die ich gegen ihn gebrauchte, und denen Könige so leicht zu unterliegen pflegen, waren Argwohn, Miſstrauen gegen alle, die sich ihm nahten. So zog ich die Gewalt an mich, ward ihm endlich durch meinen Einfluſs auf die Herzen nothwendiger, als durch die Gunst, die nur noch an Gewohnheit und Furcht zu hängen scheint.

Velasko. Ist dieſs Eure Lage, so lernt von einem alten Hofmann: daſs der Fürst, dem der Günstling furchtbar worden ist, tausend Hände ſindet, sich von ihm zu befreyen.

Don Diego. Vortrefflich, daſs wir uns hier begegnen. Noch ist alle Macht in meinen Händen. Ich habe seinen Geist in so viele Widersprüche mit sich selbst gesetzt, daſs er verwundet, wo er heilen sollte. Furcht, Eigensinn, Ausdehnung seiner Rechte schlugen ihn in meine Ketten. Gewöhnlich schreibt man die Fehler des Fürsten auf des Günstlings Rechnung, er trägt die meinen, ohne es zu merken. Die Macht, welche ich an mich gezogen habe, setzt seinen Geist und Muth der Verachtung aus. In seinem Namen hab' ich das Land erschöpft, in dem meinen vertheilt' ich unter meinen Anhang die Kraft des Reichs. Groſsmuth ist mein Titel, der seine Wollust, Tyranney und Geitz. Ha, Velasko, ich hab' die Menschen verachten lernen, und dieſs giebt dem Mann von unserm Stahl den Schwung.

Die Groſsen des Staats, miſsvergnügt, weil sie keine Rolle spielen können, und zu feige meiner wachsenden Macht die Wage zu halten, verlieſsen Saragossa. Ich theilte ihre Kraft, stürzte den Starken, gab dem Schwachen und der Unverschämtheit Flügel. Mein Geist folgte ihnen auf ihre Schlösser nach. Die wilde Zwietracht streckt ihren geiſselnden Arm durchs ganze Land, und der Aufruhr, ihre blutige Tochter, sitzt unter ihren schwarzen Schwingen, und lauert grinsend auf den Augenblick, mein groſses Werk zu enden.

Diesen Ungeheuern hab' ich die Verschwörung zugesellt. Niedrige Armuth, unverdienter Reichthum, Furcht und Verzweiflung, Selbstliebe, Eigennutz. Sklaverey und Tyranney bewegen alle Herzen, und lösen die Bande, die das Ganze halten sollen! Hört weiter, ich hoff' Euch Bewunderung abzudringen. Meine Stütze fand ich in der Kirche, des Aufruhrs Schooſs. Die Priester bereiten von lange her den zwecklosen, tollen Haufen zu diesem Unternehmen. Der König beleidigte sie durch Übermuth, Launigkeit und Eigensinn; mein Spiel wie alles. Was er niederriſs, baut' ich im Stillen wieder auf; doch dieſs alles hieſse das Gebäude bloſs untergraben, wenn ich die Männer nicht gefunden hätte, die es zertrümmern müssen.

Velasko. Die Bewunderung, die Ihr mir abdringt, schaudert durch mein Blut.

Don Diego. Weg mit dem Menschen; es ist eine Heerde, die den Wolf zum Wächter setzt, die nur seufzt, wenn der wilde Fresser seine Rechte nutzt. Zu unedel um ganz frey zu seyn, und schlecht genug die Sklavenkette zu lecken. Wir werden nur durch ihre Schwäche stark. Werft einen Blick auf diese Sennors zusammen! *Auf das Vorzimmer deutend.* Wenn ich meine Stirne falte, zerdrück' ich Herzen; lächle ich, so lächelt auch der Sklav; und wenn ich wieder mürrisch sehe, so erschrickt selbst die Freude in ihren Augen.

Velasko. Die Männer, Don Diego, die Männer!

Don Diego. Nun so hört! Der stolze Alviero, und der groſse Brankas sind's, die dieses Reich erschüttern sollen.

Velasko. Eure Worte gränzen an die Verwegenheit.

Don Diego. Und die Euren sind mein gröſstes Lob.

Velasko. Ist die enge Freundschaft des Königs mit Brankas nicht der ganzen Welt bekannt?

Don Diego. Fürsten kennen dieſs Gefühl nicht; und ich greife der Furcht, dem Neide bloſs vor, die sie endlich zwingen, den zu hassen, der ihren Thron beschützt.

Velasko. Euer Brankas! Euer Alviero! Arragoniens Perlen! Laſst mich schnell das Meisterwerk Eures Geistes bewundern!

Don Diego. Als Brankas gegen die Mauren zog, hinterlieſs er eine Braut, Alvieros Nichte; ich mag nichts von ihrer Schönheit sagen; genug, Brankas liebte sie gleich dem Ruhm. Dieſs sagt' er dem König, seinem Freund, und warf den ersten Funken ins lüsterne Herz. Ich gewöhnt' es unvermerkt an die Vorstellung des geliebten Gegenstands, bis Freundschaft, Dankbarkeit und Achtung für den furchtbaren Helden in Eifersucht und Unmuth übergingen. Diese bliesen die bekämpfte Leidenschaft zu wildem Feuer. Dem stolzen Alviero warf ich den Gedanken, von des Königs Oheim, in die Sinne. Der König selbst gelobte es. Nur die Nichte sezte der entbrannten Majestät die Liebe für den Bräutigam entgegen, und schlug ihn unauflöslicher in ihre Ketten. Um eben diese Zeit war Eure Blanka auf der Reise, die beschloſsne Vermählung zu vollziehen, und unser König opferte Kastiliens Schwester der unüberwindlichen Gabriele auf. Sie nahm dieſs Opfer stillschweigend an. Blut, Sinne, Tanz, Musik, Vergötterung, List, etwas von Gewalt, wozu die Fürsten immer Helfer finden, vollendeten das übrige; doch eben dieses gab sehr bald dem Spiel eine ernstre Miene, als in meinen Plan gehörte. Indessen hört der befriedigte Liebhaber immer leichter Vorstellung an, erwägt mit mehrerem Ernst das Wohl des Staats, als der entflammte König. Blanka war verachtet, und Gabriele das, was die Welt betrogen nennt. In Alvieros Herz erwachte schrecklicher Verdacht. Ich klagte den Wankelmuth des Königs an, stellte sein gegebenes Wort vor des Wilden Augen, sah die Sache als die meinige an, da ich für den König gut gesagt, und enthüllte die ganze Schande, die sein Haus getroffen. Ohne Sinne fiel er auf den Boden, schwur schnaubend Rache; ich faſste seine bebenden Hände, und schwur ihm Hülfe. Schrecken fuhr in des Königs Geist. Brankas errettete das Reich durch seine Siege, während Er sein Herz zertreten hatte. Schaam, Haſs, Furcht, Kleinmuth, alle Gefühle schwacher Seelen, nagen jetzt an seinem Leben. Und heute kommt der Mann, der seinen Thron beschirmte, dessen Name und ehrenvolle Wunden sein ganzes Heer zur Rache auffordern. Und dieser Mann findet seine Braut einen Raub der Schande und des nahen Todes. So liegt nun mein Plan, glaubt Ihr, daſs darauf zu bauen sey?

Velasko. Laſst mich athmen! Ich bin in diesen Gängen grau geworden; aber wahrlich dieſs Gewebe liegt auſser meinen Gränzen. Ihr habt einen kühnen Flug genommen! Don Diego, in diesem Händedruck liegt meine Bewunderung, und Unterstützung meines Hoſs. Doch merkt noch dieses! Ihr seyd weit gegangen, und sollte Brankas wider Hoffen nicht einschlagen, so geht zu Eurer Sicherheit der Weg zum König durch ihn selbst. Schonen ist Unsinn, wenn man um Kronen und Leben spielt. So lange Brankas noch dieser Mann ist, gleicht Arragonien einem Löwen, den wir nicht zu wecken wagen.

Don Diego. Er ist mein; ich weiſs, was Leidenschaften wirken.

Velasko. Wer Reiche, wie Ihr, zu zerrütten weiſs, lernt unterm Werk die Kunst zu herrschen. *Für sich.* Frevler, dieſs ist Dein Traum!

Don Diego *verstellt und kalt.* Ihr schmeichelt keinem Thoren.

Sekretair *tritt ein.* Der König!

Don Diego. Sennor Antonio, ich werd' Euren Vorschlag überlegen. *Beyde ab.* Verlösche kühnes Feuer! Von meiner Stirne, Stolz und Muth! Ruhe, schwebend Herz! Du bist nicht *Du*, Diego! Der Traum von König webt sich *hier* — und *hier* zur Wirklichkeit; der schärfste Seher selbst läse nichts auf dieser glatten Stirne, in diesen runden, sinnlichen Wangen. Ich bin, wie ich seyn soll!

VIERTER AUFTRITT.

Der König. Don Diego. Hernach einer vom Hof.

König, giebt seinem Gefolge einen wink zu weichen. Diego, er kommt; Brankas naht sich. Des Volks wilde Freude wirbelt durch die Luft; und Du verlässest mich. Gieb mir eine kühne, eiserne Stirne, daſs ich vor dem beleidigten Manne als König stehen mag.

Don Diego. O, mein König, fordert diese Gabe von fühllosen Herzen! Meine Stirne gleicht dem Wachse; der geschäftige Künstler, meine Seele, drückt da willkührlich sein Denken und Streben aus. Könnt Ihr Verstellung von dem erlernen, der bloſs durch Offenherzigkeit Eure unschätzbare Gunst gewann?

König. Die Natur vergriff sich in dem Thone, den sie zu meinem Herzen nahm. Der König verschwindet, wenn es redet; Du hättest es vertrocknen, und niemals reizen sollen.

Don Diego. Besteht nicht in dieser Fühlbarkeit mein Glück? Wo wär' Diego, wenn die Menschheit der furchtbaren Krone wiche? Euer Herz zieht den gefühlvollen Diego an sich, während die Majestät den Ausdruck der Liebe auf meinen Lippen zittern macht. Fernandez müſste keinen Scepter führen, wenn Diego sein Glück ohne Furcht genieſsen sollte! Was ist es nun, das meinen König so verwirrt? Vergeſst einen Augenblick, wer Diego ist, und seht nur den Freund in ihm, der sein Leben für Eure Ruhe giebt.

König. Brankas ist in Saragossas Thoren, und sein Heer unweit.

Don Diego. Sein Heer? Sein ganzes Heer?

König. Welcher plötzliche Schrecken fährt durch Dein Blut?

Don Diego. Vergebt! Nichts. Bloſse Ahndung, die nur die Sorge für Eure Ruhe rechtfertigen mag. Es ist in der That nichts, gnädiger Herr! Freylich auf Euren Befehl hab' ich ihm bedeutet, die Völker auseinander gehen zu lassen. Vielleicht ist's auch bloſs darum, seine Siege mit gröſserm Pomp Euch anzukündigen. Verzeiht's der Eitelkeit des Helden; auch ihnen ist der stille Genuſs der That nicht hinreichend.

König. Ich kenne den stolzen Mann, und fürchte, Rachsucht thut hier mehr als Eitelkeit. Sollte er schon alles wissen!

Don Diego. So sey's darum! Ihr sagt ja selbst, der stolze Mann! Setzt dem stolzen Manne Gleichgültigkeit entgegen, und Ihr nehmt seiner Macht den Stachel. Der Name **König** führt einen Zauber in sich, der den Schwachen und den Starken niederwirft. Was ist's denn nun! Ihr liebtet seine Braut; sie liebte Euch. Mag Brankas auch hierüber zürnen, so liebte Brankas Gabriele mehr, als seinen König. Ist Arragonien so arm an würdigen Weibern, daſs der stolze Brankas um Nachkommenschaft verlegen ist?

König. Ha! Diego, war Arragonien so arm an Weibern, daſs ich den Mann beleidigen muſste, der mit seinem Blut mein Reich verfochten hat? Unsre Fehler steigen zu Bergen auf, da die Eurigen in dem Getümmel sich verlieren.

Don Diego. Rühmt er sich seiner Siege, so lohnt er seinen Dienst durch schaale Prahlerey. Er thut für's Vaterland, was jeder thun würde, den Ihr an seine Stelle setztet. Das Glück macht den Helden; und wahrlich Vaterland sollte über Weiberliebe gehn; oder wir gehören in die Klasse gemeiner Menschen, die bloſs dem Taumel eigner Leidenschaften folgen. Hält Brankas diese Probe aus, so ist er der groſse Mann, den wir in ihm bewundern, und der bescheidne Diego, ob gleich alles fähig für Euch zu thun, überläſst ihm seines Königs Herz, auf das er nur frühern Anspruch hat.

König. Keiner mag den Mann mehr lieben, den er so beleidigt hat.

Don Diego. Muſs der König alles lieben wollen? Eben dieses macht die Bande schlaff, die die Groſsen abhängig an Euren Thron fesseln sollten.

Ist der Mann der Freundschaft seines Königs werth, den Wankelmuth der Weiber von ihm trennen mag? Fühlen wahre Männer so? Vergebt! mein König, daſs ich zu Eurer Ruhe die Sache in dem Sinn betrachte, wie's die Klugheit fordert. Eure Leidenschaft konnt' ich nicht bezwingen, die Folgen aber, die Eure Einbildung nur furchtbar sieht, mag ich leicht zerstören.

König. Diego! ich fühle etwas in mir, das mir mehr das Wort redet. Wer Reue über einen Fehler in sich spürt, faſst den Entschluſs, über sich zu wachen.

Warum soll eines Königs Herz über einen Fehler zerrissen werden, den Ihr Euch vergebt? Ich war Mensch bevor ich König ward, und bin es nun, da ich bereue. Lege dieſs Bekenntniſs gegen mein Vergehen! O Diego! warum muſst' es den edlen Brankas treffen!

Don Diego. Dieses Bekenntniſs hebt Euch über Eure Krone; doch thut es nur im Stillen, laut berechtigt es den Frevel.

König. Wirkt es dieſs, so ist Brankas was Du sagst, und ich bin geheilt.

Don Diego. Der Zug naht sich. — Röthe steigt auf Eure Wangen. König Fernandez, wenn man nach Ruhm und Gröſse ringt, wie Ihr, so verschlingt das Streben unsers Geistes die Gefühle gemeiner Menschen. Laſst Euer Herz unruhig seyn, der König bleib' sich treu! Euer erstes Wort sey ein Befehl, das Heer noch heute zu entlassen. Wer nach groſsen Thaten nicht in den Rang der Unterthanen treten mag, verwirkt den Lohn derselben.

König. Entferne Gabrielens Bild aus meiner Seele, und ich bin König.

Don Diego. Schwachheit! an Eurem Athem hängt ein Reich.

König. Eben dieses Reich fordert an mich, daſs ich König meiner Leidenschaften sey.

Einer vom Hof. Don Brankas erwartet seines gnädigen Königs Befehl, vor Euch zu erscheinen.

König. Mein Hof tret' ein, dann erlaubt ihm Zutritt. — Diego, nicht das was er für mich gethan hat, erschüttert meine Mannheit; die Verbindung unsrer Jugend quillt hier auf. Wie kann ich schwach vor dem bestehen, der mich gelehrt hat, daſs in der Herrschaft über mich die Herrschaft über alle liege! — Komm Krone! königliche Pracht, die du Thoren blendest! Umstrahle mich mit deinem Glanze, verbirg nun, was mich dem schlechtesten meiner Unterthanen gleich macht! Verbirg die Schaam, die mich über sie alle erheben würde, wenn dein Schimmer uns vor ihren Augen nicht zu Göttern löge. Schweige! Aufs Herz. Dieser goldne Reif spricht dich um das Vorrecht, schwach zu seyn! Der Hof tritt ein.

FÜNFTER AUFTRITT.

Don Brankas mit kriegrischem Gefolg. Alviero. Vorige.

Don Brankas. Euer tapfres Heer, mein gnädiger König, schlug die Mauren in drey blutigen Treffen. Die verlornen Städte sind mit Arragonien abermals verbunden, und der Mauren König legt Tribut zu Euren Füſsen.

König. Viel, edler Brankas, in wenig Worten. Ich dank es meinem Heer, und vornehmlich dem Geist, der es belebte. Ich seh'. Ihr seyd verwundet.

Don Brankas. Man sagt's.

König. Pause, sichtbare Verwirrung, die immer zunimmt. Don Brankas, Ihr habt über Euren Thaten das Reden vergessen. Kehrt mir Euer Ruhm allein zurück?

Don Brankas. Beym Himmel, es ist nicht des Redens werth.

König. Doch wohl eines Lächelns, wenn Ihr davon sprecht. Der errungne Lorbeer wirft keinen heitern Schein auf Eure Stirne.

Don Brankas. Die Wunde, die ich da erhielt, zerschnitt die Sehne des Lächelns; und dann wollt' ich die wenige Ehre, die ich erworben haben mag, über die grauen Haare meiner Mutter gieſsen; ich vermiſste sie beym Eingang unter Saragossas freundlichen Matronen. Mehr braucht es nicht zu meiner Schwermuth. Verzeiht mir diese Schwäche; Ihr wiſst von alten Zeiten her, daſs die Siege ihres Sohns ihr Leben längern. Vielleicht muſs ich mehr thun, um ihr Verlangen anzuspornen.

König. Habt Ihr darum nicht das Heer entlassen, wie ich Euch bedeuten lieſs?

Don Brankas. Der Befehl kam nicht von Euch; und da sich Kastiliens Völker an unsern Gränzen sammeln, so dacht' ich: die Klugheit fordere, ein Heer versuchter Krieger nicht zu trennen.

König. Diese Völker gelten uns nicht, entlaſst das Heer!

Don Brankas. Noch heute, und mit Freuden; es kommt erwünscht. Nach dem Kriegsgetümmel klingt die sanfte Musik einer Hochzeit gut. Ich habe hier eine Braut zurückgelassen, die, wie ich hoffe, längst die Stunden zählt.

König in merklicher Veränderung ab. Die Hofleute lispeln sich in die Ohren. Alle ab.

Don Brankas. Sitzt's ihm da?

Alviero. Don Brankas!

Don Brankas. Sollt' es möglich seyn!

Alviero. Mich däucht, des Königs Dank hätte heiſser seyn können.

Don Brankas. Wer spricht von Dank?

Alviero. Freylich findet der Held den Lohn in seinen Thaten, und Eure Seele, Brankas, ist nun eine von denjenigen, die nur im Gefühl ihres eignen Werths ihre Gröſse sucht.

Don Brankas. In seinen Blicken lag's — in seiner schnellen Flucht — O ich wag' es nicht zu denken!

Alviero. Ich fühle wie einer, und weiſs, daſs man eines Königs Thron beschützen kann, ohne seines Zulächelns zu bedürfen. Undank für groſse Thaten drückt nur eitle Geister nieder, dem ganzen Mann flöſst er eine Art von biedrem, mürrischem Stolze ein, wie Ihr eben jetzt zu fühlen scheint.

Don Brankas. Vergebt mir, Alviero, es geht etwas in mir herum, das meine Seele so in sich zusammen zieht, daſs meine Sinne ihr äuſsres Geschäft vergessen. Was sagtet Ihr?

Alviero. Nichts, gar nichts; Ihr gefallt mir so. Dank brauchtet Ihr freylich nicht; aber warum Euch so stehen zu lassen? Wozu der Blick, der so nah an die Verachtung gränzt? Ihr schlugt die Mauren; gut! es war Eure Schuldigkeit, und Euer Name schlieſst sich dadurch näher an die Helden an. Ihr trugt schwere Wunden davon! noch besser! Eure Verwandten leben in dem vergoſsnen Blut von neuem auf. Der Mauren König zahlt Tribut; noch besser! Der König kann seine Lieblinge um so reicher machen!

Don Brankas. In der That, er hat sich ganz verändert.

Alviero. Hat er?

Don Brankas. Wie, Verachtung war sein Blick?

Alviero. O daſs dieſs Alviero dem tapfern Brankas wiederholen soll!

Don Brankas. Alviero, ich wollt', es wär' sonst nichts. Es ist Königen eigen, das heruntersetzen, wodurch sie ihren Glanz erhalten, und Brankas wird über gewöhnliche Dinge nicht verwirrt. Etwas anders lag in seinen Blicken.

Alviero. Habt Ihr dieſs bemerkt?

Don Brankas. Ich wag' es nicht diesen Nebel zu durchbrechen; aber wenn es helle würde — bey der Ahndung fühl' ich Arragonien erbeben! — Habt Ihr mir nichts zu sagen?

Alviero. Was fandet Ihr in seinen Augen?

Don Brankas. Etwas das den Königen fremder ist. Schaam, Verwirrung, feiges Gewissen lagen auf seiner Stirne, und dämmerten durch die Majestät, womit er sie bedecken wollte. Eine einzige Sylbe zog das beschämte Herz in seine Augen, und so, daſs die gelogne Pracht um ihn in eitles Nichts zusammen fiel. Diese Krone bedeckt den Mann nicht mehr, den ich verlieſs, den König, der um den Werth der Menschheit mit dem Besten kämpfte. Von weitem summte ein Gerücht um mich, das ich mit Füſsen trat; ich hielt es gegen das Bild des edlen Mannes: es glich ihm nicht; aber dem, der so schnell von hinnen floh, diesem gleicht es! Alviero, diesem Mann im Purpur, mit der umwölkten Stirne, diesem gleicht es! Bin ich auf der Spur? — Ihr erblaſst! Ha! bey allen Kräften der Natur, dieser König ist ein unglückseliger Mann!

Alviero. Wär' er nur das!

Don Brankas. So wär' er mehr? Aber doch auch dieſs? Auch dieſs, was meine Stimme, die das wilde Heer der Mauren über die Haide jagte, nicht auszusprechen vermag? — Ha, ich bin da, den Wurm in seiner Seele aufzuwecken! — O ich muſs! ich muſs! — eine Frage, theurer Alviero; Ihr hattet eine Nichte?

Alviero. Und hab' sie noch.

Don Brankas. Ich hoffe. Warum sah ich meine Mutter nicht? Nur dieses wirft sich meiner Wiſsbegierde in den Weg. — Diese Eure Nichte war Arragoniens Zierde! Ist sie's noch? — Diese Frage verwirrt den alten Kopf? Näher zum Ziel, trotziger Alviero! Sie war meine, mir von Euch angelobte Braut, ist sie's noch?

Alviero. Ihr verdient die Tochter des ersten Königs.

Don Brankas. Weg mit allem was von ihnen kommen mag! Die ganze Welt hat Gabrielens gleiche nicht. Ist sie noch werth mein Weib zu werden? Ich bitt' Euch, kurz und grad; wen wollt Ihr, daſs ich fragen soll?

Alviero. Den König! — Wie, Ihr fahrt zusammen?

Don Brankas. Aus Furcht vor seinem Namen wahrlich nicht. Ja, ich will ihn fragen. Laſs mich nur erst diese — diese denken, wie sie nun ist. — Wenn dann die Gierde nach Rache alle Geister der Liebe verschlungen, alle herrliche Träume mit dem Wahn in scheuſsliches Erwachen verwandelt sind, und den Nachruf von verletzter Ehre, Vaterland und Ruhm in diesem Herzen getödtet hat — O es ist geschehen! — Und sie lebt?

Alviero. Wenn in Schande leben, leben heiſst.

Don Brankas. Weg mit der Lebenden, wir wollen die Verstorbne rächen!

Alviero. Alvieros Ehre ist dahin; die Zierde unsers Geschlechts in ihr vernichtet; ihre Schande ein Flecken in unserm Blut, den Deine Thaten selbst nicht auszulöschen fähig sind.

Don-Brankas. Hier spricht etwas lauter! — Nein! Nein! ich will ihn zur Stelle fragen.

Alviero. Glaubt Ihr, die Alvieros schliefen! Die Beschimpfung gebar Rache; reif hängt sie über seinem Haupt. Jede Thräne meiner Gabriele soll wie Feuer auf seinem Herzen brennen! Der Gram, der die Schönheit von ihren Wangen streift, soll giftig an seinem Leben zehren; und jeder bebende Ruf der Jammervollen nach dem Rächer Brankas soll Verzweiflung in seine Ohren gellen.

Don Brankas. Nichts von ihr; ich will ihn zu dieser Stunde fragen.

Alviero. Edle Hände haben sich mit Euch verbunden, und erwarten in Euch ihren Führer. Kommt, ich will Euch diesen König malen, wie er ist, und Euch den Weg zur Rache zeigen.

Don Brankas. Wie heiſst er?

Alviero. Verschwörung!

Don Brankas. Furchtbares Ungeheuer! die Schwäche zeugte dich! Brankas rächt die Sache seines Herzens. Bey ihren Thränen! ich will mein Heer behalten, hier am Ebro soll sich's lagern — vor seinen Augen — und der Wollust Töne aus seiner erschrocknen Seele scheuchen!

ZWEYTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Ein Zimmer in Donna Marias Wohnung.

Donna Maria. Don Brankas stürzt herein an ihren Hals. Pause.

Don Brankas. Meine Mutter!

Donna Maria. Mein Sohn! Mein Held!

Don Brankas. Meine Mutter!

Donna Maria. Schmerz zittert in Deiner Stimme! Dein wilder Blick stört die Wonne des Wiedersehens.

Don Brankas. Theure Mutter!

Donna Maria. Zerdrücke nicht mein Herz; laſs uns von Deinen ehrenvollen Wunden, Deinen groſsen Siegen reden! und dann Dich küssen, dann Dir danken, daſs Du Deine Mutter über Arragoniens Weiber empor gehoben hast. Ich hab' einen Helden geboren, und ich hoffe, auch einen starken, gerechten Mann. Wie, ich möchte lächeln, und dem Mauren danken, der diese Narbe so kühn über Deine hohe Stirne gezogen hat!

Don Brankas. Warum zerbrach des Mauren

Schwert den Schädel nicht, in dem jetzt verzehrend Feuer brennt. Kalte Fühllosigkeit läg' nun auf mir. — O Eure weiche, freundliche Hand besticht mich nicht!

Donna Maria. Und sie soll! sie soll! Du warst mein, bevor Du einem auf dieser Welt gehörtest. Ich erzog mit mütterlichen Sorgen einen Mann in Dir, und heute will ich sehen, wie weit Du's bist. Du wendest Dich weg! Dein Aug' ist naſs! O Brankas, Euren Zorn kann das Weib ertragen; aber Eure Thränen erheben die Gewalt, die die Natur Euch über uns gegeben hat. Du willst die meine — so brich, mein Herz! Es ist zu weit mit diesem Mann gekommen!

Don Brankas. Ja, es ist zu weit mit diesem Mann gekommen. Mutter, Ihr habt einen unglücklichen Sohn!

Donna Maria. Zürne Dich aus diesem Ton der Zerknirschung! Ich will Deine Wuth anfeuren helfen, und durchs Gewühl von wilder Leidenschaft, den edlen Empfindungen Luft machen, die Du hier gesogen hast. Lebt der wilde Afrikaner noch, der diesen kühnen Streich gewagt hat?

Don Brankas. Laſst mich schweigen; wenn nun dieſs in Worte übergeht, so habt Ihr keine mehr.

Donna Maria. Mehr als Worte; Deine Mutter, die nun von Dir fordert, was sie Dir gegeben hat, Lieb' und Stärke. — Noch stumm? Deine Seele ist so gespannt, daſs Deine Zunge nicht mehr fähig ist, Dein Gefühl an den Tag zu geben. Nur Deine Augen reden! Grad in Boden! die Stirne überzogen von gräſslicher Kälte! Ich unglückseliges Weib!

Don Brankas. Was habt Ihr?

Donna Maria. Fürchterliche Entschlüsse bewegen Dein Innres. Klagen würden mich beruhigen; aber in diesem finstern Schweigen seh' ich den Mann, der auf Rache sinnt, vielleicht auf Rache, die den Lorbeer von Deiner Stirne reiſst; doch wisse, sie geht durch Deiner Mutter Herz.

Don Brankas. Mutter, ich weiſs alles. — Wo wollt Ihr hin?

Donna Maria. Dich heilen!

Don Brankas. Ha, es geht über Eure Kraft!

Donna Maria. Nun so bin auch ich ein Weib von Entschluſs. Ab.

Pause, die Brankas Geberden ausfüllen.

ZWEYTER AUFTRITT.

Don Brankas. Donna Maria führt **Donna Gabriele** ein; verblichen und zerstört.

Donna Maria. Sieh, mein Sohn, sie ist vom Weib geboren!

Gabriele. Sie läſst sich zu seinen Füſsen nieder. Sein Blick auf ihr, voll innigstem Schmerz. Pause. Klage Deine Mutter an, die eine Elende vor Dich bringt. Du findest Gabriele nicht mehr in mir. Nur ihr Schatten schwebt noch hier. Der Gram hat ihr wahres Selbst längst aufgezehrt. Ach, ich lese in Deinen Augen den gerechten Vorwurf. namenlose Schande überlebt zu haben. O sieh! sieh! sieh! wie sie *hier* gezehrt hat;

aber da, mein Brankas, mochte sie die Zerstörung nicht vollenden. In der Verworfnen Herz lebte noch Dein Bild; unwerth Deiner Liebe, ist es voll von Dir, nur dieses hielt den Faden des peinlichen Lebens fest. Blicke mitleidsvoll auf mich, ich werde schneller scheiden; Dein Schmerz über diese, die hier im Staube vor Dir liegt, löst schon die schlaffen Bande. Schreckliche Kluft zwischen mir und dieser edlen Brust, wohin ich sonst, wie zu meines Lebens Quelle sprang! Ach, mein Verbrechen liegt zwischen uns, und meine Reue wagt es nicht, durch diesen Raum zu brechen!

Don Brankas. Mutter, Euer Mittel wirkt. Ha, Natur, der Schmuck deiner Schöpfung ist in ihr vernichtet! — Ja, ihre Mutter war ein Weib, Schwachheit war der Stoff, den die Natur zu ihrem Herzen nahm; wohl, sie büſst, sie hat bezahlt, bezahlt mit ihrem jungen Leben, und der Tod macht sie zu meinem Weibe. Aber er, den die Natur aus stärkerm Thon gebildet hat, er soll mir zahlen die Todesblässe auf diesen Wangen! soll mir zahlen die Vernichtung, die an diesem Herzen saugt! soll mir zahlen die starren Thränen, die an diesen Augen hängen, wo der Schöpfung reinstes Licht einst strahlte! Jeder peinliche Gedanke, der von dieser Stirne gleich dem Feuer in meine Adern springt, und mit Stichen meine Seele verletzt, soll schneidend in seine Seele wiederfahren! Hingegeben liegt sie hier, ohne Murren ihre Schuld abbüſsend, und windet den gegen sie gezückten Dolch aus meinen Händen!

Weg Rachgefühl vom Schwachen, der Starke trage deine ganze Last! — Steh auf, unglücklich Weib, im Grabe findest Du mich wieder!

Gabriele. Senkt mich hinab! im Grabe find' ich meinen Helden wieder. Los, mein Geist! los du, das diesem Herzen Leben giebt! Nur über'm Grabe bist Du wieder kennbar! diese abgezehrte Hülle trägt Dein Verbrechen! Ach, meine Seele hatte keinen Theil daran!

Donna Maria. Schweige, büſse, und folge unserm Loos.

Gabriele. Fürchtet nichts! ich schweige, büſse, will stumm hinunterfahren. Nehmt mich auf, Maria! das Licht verlöscht! Willkommen, Finsterniſs! ich sehe ihn nicht mehr, nur in meinem Innern befördert er mein Scheiden. Ach, Mutter, was hab' ich in ihm verloren! — Brankas, Deine Hand! Beklage die Verlorne! Keine Rache! — ich büſse — keine Rache!
sie will seine Hand küssen.

Don Brankas. Sie umfassend. Diesen auf den düstern Weg! — und diesen! — glühend fühl ich die gelösten Bande — und diesen auf den düstern Weg! — fahr sanft hin! — Die Rache überheule die Vergangenheit!

Gabriele. Halte ein! Deine Küsse erwecken von neuem den Traum des Lebens. Sie nehmen dem Tod die Macht, die er über mich gewonnen hat. O Mutter, was hab' ich verloren!

Donna Maria. Schweige, dulde! Opfer sey Dein Tod!

Don Brankas ihre Hand haltend, und sie lang betrachtend. Welk! Vertrocknet! Gift der Reue! — Ha, ein schuldig Weib zehrt sich so nicht auf. Mutter, die Erfahrung fährt durch meine Sinne! Wär' sie Mitgenossin des Verbrechens, ihre Wangen würden blühen. — Ich will Licht haben!

Donna Maria. O mein Sohn! mein Sohn! laſs sie im Frieden ziehen!

Don Brankas. Ich will Licht haben, Mutter! Ich sag' Euch, wär' sie Mitgenossin des Verbrechens, das Gefühl, das sie nun verzehrt, wär' im Augenblick der Schuld verloschen. Unglücklich betrogne Weiber büſsen nur mit ihrem Leben; wahrhaft schuldige reiſst der Wollust Taumel mit sich fort. Ich will Licht haben! Liebte sie den König? Unterlag die Eitelkeit des Weib's dem Glanz der Krone? Mögt Ihr sagen, daſs sie nur den kleinsten Schritt ihm entgegen that? Mögt Ihr sagen, sie habe gesucht, ihn mit Lächeln, Gefälligkeit und weiblichen Künsten zu verstricken? Munterte sie das Feuer auf? — Redet, Mutter! Gabriele rede! —

Auf seiner Stirne, in seinen vollen Wangen las ich das Verbrechen und Befriedigung darüber; in Eurem Zittern, Mutter, dem angstvollen Schweigen dieser, ihrem erblichnen Körper, seh' ich Miſshandlung!

Sinkt, meine Knie! Er faſst Gabrielens Hand. Die Schande meiner befleckten Ehre, den herrlichen Preiſs meines Lebens, der mir in ihr blühte, und den gierige Wollust mir geraubt hat, während meine Tapferkeit seinen wankenden Thron zusammenhielt, dieſs alles will ich rächen! rächen! — Er steht auf. Ich bin nun ein andrer Mann: nur die Zweifel über diese hier lieſsens nicht zum vollen Entschluſs kommen!

Donna Maria. Höre mich!

Don Brankas. Ich kenn' Euch, Mutter, Ihr setzt des Mannes Adel in die Überwindung seiner selbst. Beym Himmel, auch ich dachte so; aber, gute Mutter, es giebt Dinge, die über unsre Kräfte gehen. O seht sie! Denkt, was sie mir war! Brankas und sein Ruhm lebten in ihrer Liebe. Beyde liegen nun in ihr begraben; aber beyde will ich im Blute des Unedlen wieder suchen.

Gabriele. Seine Knie umfassend. Höre mich, mein Brankas! Ach, wenn nun der Traum von Königin, womit man mir geschmeichelt, mich verblendet hätte? Ich bin strafbarer, als Deine Güte sehen will. Sollte ein Held auf Kosten seines Ruhms, eine Elende, wie ich hier vor Dir liege, rächen? Höre mich! meine letzten Töne! die letzte Bitte einer Sterbenden! Du versprachst Dich mir im Grabe, dort will ich Deiner harren!

Don Brankas. Arme Unglückliche! Du sprichst im Geiste meiner Mutter, sie kennt in Männern nichts als Ruhm, alles andere scheint ihr falscher Zusatz. Sie hat Dich zu dieser edlen Aufopferung gestimmt. — Ha, und wenn er Dich mit diesem Traum verblendet hätte, so ist sein Frevel gröſser, da der König und der Mensch zugleich verführten. Auf Deinem Grabe soll ein Thron zusammenstürzen, und ihn will ich Deiner Asche zum Opfer schlachten.

Donna Maria. Aber vorher Deine Mutter!

Komm, meine Tochter, wir können nur weinen, und dann sterben. Dieser Mann vergiſst seinen edlen Ursprung, wir wollen dem unsern treuer bleiben. Brankas, ich bin ein Weib; aber auf mir ruht der Geist Deiner Väter, dieser Geist, der Dich durch mich zu groſsen Thaten angetrieben hat. Wenn Du dieſs zurück zu fühlen fähig bist, so höre mich an. Ich sehe Deine Anschläge in diesen wilden Bewegungen; vor der Vollziehung denke, daſs Du eine Mutter hast. Ich hab' erwogen, bevor Du kamst, und will dem rauhen Manne die Hände zeigen, die durch sein Herz nach seiner Ehre greifen.

Don Brankas. Meine Augen sehen diese hier. Hier ist mehr als die Gebeine meiner Ahnen, und ihr Geist, der diesen Thron beschützt hat, fordert mich zur Rache auf!

Gabriele. Zum Grabe! es deckt die Schuldige. Brankas, lebe wohl! Das schwache Licht des Lebens schwebt an Deinem Blick, die Entfernung löscht es nun.

Don Brankas. O die Dich so zernichteten! die Dich so hingerichtet haben! Geh, arme Unglückliche! Geh! aus der Tiefe hier ruft Dir's nach: lebe! seine Augen nach der Thür, wodurch die Weiber abgegangen sind.

DRITTER AUFTRITT.

Alviero. Don Brankas.

Alviero *düster.* Habt Ihr dem, was ich Euch entdeckte, reiflich nachgedacht?

Don Brankas. Ich habe sie gesehen; Alviero, hier zu meinen Füſsen! entstellt! verloschen! weiter frage nichts! ich bin Euer! Nur die Gesellschaft gefällt mir nicht. Ich geize mit meiner Rache, und möchte sie grad und bieder, wie's immer bey den Brankas Sitte war. Was Ihr da von einer Verschwörung zusammengesetzt habt, gleicht dem Dolchstich in der Finsterniſs.

Alviero. Aber den er in Euer Herz, in Eure Ehre that, war wohl kein Meuchelmord? Jch sage und schwöre, er muſs herunter, daſs unsrer Weiber und Töchter Ehre sicher sey; muſs herunter, daſs wir nicht ferner die Greuel der Lieblingsschaft zu tragen haben. Redet mir nicht mehr von diesem König vor. Aus dem Grabe meiner Nichte blüht Freyheit auf, und ganz Arragonien soll ihre Asche heilig sprechen. Wollt Ihr endlich einschlagen? Diesem Lande eine Verfassung geben helfen, worin edle Männer leben und wiederum gedeihen können? Wollt Ihr meine Nichte rächen?

Fahrt hin; ein Arm mehr oder weniger thut zur Sache nichts. Zwar müſste dieser hier nicht fehlen! — Brankas, Eure Liebe war nur ein Traum, der um friſche Wangen, um beſeelte Schönheit buhlte; Ihr fandet sie verschwunden und Eure Liebe brannte aus, da Eure Sinne von der Zerstörung beleidigt wurden. Ich wahnsinniger Thor! Gut! wirkt dieser Dolchstich nicht, so wirke der andre, der in Eure Ehre; diese müſst Ihr rächen, oder Eure Siege sind so gemein erfochten, als es die Liebe zu meiner Gabriele war. Soll ich Euch den Greuel ganz aufdecken? Aufdecken den Raub an der Königin der Weiber? Eurer Braut? meiner Nichte?

Don Brankas. Schweigt! Schweigt! Schweigt! Ihr benehmt mir den Sinn, den Ihr von mir fordert.

Alviero. So schlagt ein!

Don Brankas. Wie rasch Ihr geht!

Alviero. Und Ihr wie feige! Gewiſs, die Früchte Eurer Siege möchtet Ihr nun in Ruhe erndten! Die Gröſse Eures Gleichen hängt von der Krone ab; Ihr unterstützt die Tyranney, um sie selbst auszuüben. Auch ist dieſs ein Weg, ihn Euch zu verbinden, und wahrlich Eure Gefälligkeit verdient Belohnung. O alle edle Männer beweinen Euren Fall! Lebt wohl! Brutus zog den Dolch aus dem Busen der Entehrten, und die entflammten Römer schwuren den Eid zur Freyheit, den Eid zur künftigen Gröſse!

Don Brankas. Stürmischer Graukopf! Ihr versteht Euch schlecht auf's Herz der Menschen, wenn Ihr nicht seht, daſs mein Schweigen ihm furchtbarer ist, als Euer Toben. — Wenn ich Eure Helfer nicht zur That verlange, folgt daraus, daſs ich die That nicht will? Ich hasse die Verschwörung, und nicht die Rache

Alviero. Soll Euer Kopf am Felsen sich zerschmettern? Die Macht ist sein, und die Sklaven, die an seinen Thron gebunden sind, erwachen, wenn ihr Abgott niederstürzt. Wär's um sein Leben allein zu thun, so möcht' ihn Euer Schwert leicht finden; aber flüchtig müſstet Ihr dann irren, und die verstoſsnen Groſsen setzten einen neuen König auf den Thron, der die edle, unüberlegte That an Eurer ganzen Sippschaft rächte. Alviero und seine Freunde wollen keinen König mehr.

Don Brankas. Mein Heer leistet mir Gewährschaft.

Alviero. Das nicht mehr Euer ist.

Don Brankas. Wer sagt dieſs?

Alviero. Ich.

Don Brankas. Ihr raset; noch entlieſs ich's nicht.

Alviero. Ihr kennt die Fürsten schlecht, wenn Ihr denkt, sie lieſsen dem die Macht, den sie beleidigt haben. Wir nur fühlen Reue über ein Vergehen, bey ihnen zeugt es Haſs und Furcht. Euer Heer ist in Diegos Händen.

Don Brankas. Aber ihre Herzen, die sind mein, und fliegen auf, wenn sie meine Stimme hören. Was sagt Ihr, in des falschen Günstlings Händen?

Alviero. In den Händen Eures Freunds, den Ihr bewundern und schätzen müſst. Der König wollt es dem Luna übergeben, der unweit auf seinen Gütern lebt. Ob dieser Euer Freund ist, mag Euch die Geschichte Eures Vaters sagen. Das Heer einmal in Lunas Händen, und Brankas — schifft nach der Barbarey.

Don Brankas. Wehe! wenn ich dieſs für Wahrheit nehme!

Alviero. Nun bey dem Schatten meiner Nichte, der Mann will nicht mehr helle sehen. Ist's darum nicht wahr, weil's dem Ideal nicht gleicht, das Ihr von diesem König Euch geträumt habt? Pah, Ihr kennt die Fürsten schlecht! Diego, Euer Freund, mein Rächer, entwandt das Heer dem König, gelobte dem Schein nach, Euch zu entfernen, und kommt heute, sich und dieses Heer Euch zu überliefern. Wollt Ihr endlich einschlagen? Ist der König noch der offnen Rache werth, da er so ehrlich Eure Verdienste belohnen will?

Don Brankas. Alviero, wenn ich Eure Hände in diesem Sinn einmal gefaſst habe, so steht der Ruhm von Jahrhunderten auf dem Spiel. Es ist ein Schritt, der über meine Fassung geht. Wenn ich mich unter einer Schaar Verschworner denke, so beugt sich meine Kraft, und alles weicht von mir, was mich bisher über mich, das Schicksal und die Welt erhoben hat! Guter Alter, unsre Sache ist gerecht; aber er, der nun mit ihm aus einer Schüssel iſst, dem er sich vertraut, an dessen Busen er sicher ruht, der ihm Freundschaft vorheuchelt, den er aus Nichts geschaffen, sag', was berechtigt diesen falschen Günstling zum Verrath?

Alviero. Daſs er wie ich empfindet, und nach Freyheit dürstet. Lernt ihn kennen! Kein Günstling ist der Freund des Königs, er sieht nur den schwachen Menschen in ihm, den sonst die Krone verbirgt. Wenn er nun seiner Verbrechen müde, sich dem Gericht entziehen will, das über des Königs Haupte schwebt? Wenn er ihn nun kennt, und mit Schrecken sieht, daſs sein gedrücktes Vaterland eine Beute der Tyranney geworden ist? Wenn er an ihm merkt, daſs morgen Überdruſs ihn abwirft, und abermals ein neuer Günstling auftritt, seine niedrigen Leidenschaften an die des Königs spannt, und neue Thorheiten, kühnre Gewaltthätigkeiten auf unsre geduldigen Schädel fallen? Ha, und wenn er das in sich selbst fühlt, was von Jugend auf in mir, gegen Tyranney geblasen hat — Brankas, hier ist eine Rache, die mit dem Unkraut den Saamen selbst zerstört.

Don Brankas, nach unruhigem Nachdenken. Nun so laſs sehen, ob ihnen das Vaterland am Herzen liegt. Wir wollen diesen unglücklichen König, der seiner Freunde unwerth ist, und in Lieblingen Verräther findet, auf die Wage legen; wollen entscheiden, ob er das Opfer allgemeiner Rache, oder dieses empörten Herzens werden soll. Fort von hier! ich höre sie! Der Tod, der aus ihren Augen starrt, fordert Rache! Das Schicksal miſst mit gerechtem Maaſse! es will mein Schwert!

DRITTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Don Diego. Alviero. Navarro. Ramiro
Velasko.

Don Diego zu Velasko. Haltet Euch zu meinem Gefolge im Garten; hat er eingeschlagen, so erscheint.

Velasko. Wer auf diese Falle den Fuſs einmal gesetzt hat, zieht ihn nicht mehr zurück. Ab.

Navarro. Alviero, was macht Eure Nichte? Ich möchte mein Leben für das ihre geben.

Alviero. Das Deine ist im Preis gefallen; laſs mich mit den Fragen.

Don Diego. Brankas kommt nicht.

Alviero. Aber kommt er, so ist er ganz da.

Don Diego. Ich seh' ihn dort — in der Gallerie; er geht wie ein Mann dahin, der noch nicht einig mit sich ist. Alviero, ich fürchte, meine Freundschaft für Euch hat mich zu weit geführt; ich fürchte der edle Brankas verkennt mich.

Alviero. Er faſst einen Entschluſs seiner werth. Starke Ungewitter überladen sich, um mit schrecklichern Schlägen los zu donnern. Der Mann, der so rasch dahinstürmt, dann wieder stehen bleibt, und über seine Stirne fährt, ist nur zu geizig seine Rache mit Euch zu theilen.

Don Diego. Von Euch fordere ich's, um Eurentwillen bin ich hier. Um Eurer beleidigten Nichte willen setz' ich die Gunst des Königs auf das Spiel, ein Glück, das mir ganz Arragonien nicht rauben kann. Ha, wenn ich denke, daſs er uns fehlte, nun noch fehlen könnte, da ich mich so weit gewagt habe. — Alviero, bey meinem Leben, ich fordere es im Namen meiner Macht von Dir! —

Alviero. Pah, Eure Drohungen werden an meiner Stirne stumpf! Ihr seyd sehr vermessen! Glaubt Ihr, weil Arragoniens Groſsen vor Euch zittern, Alviero bebe, wenn Ihr droht? Laſst Euch nur sagen, daſs die Anbetung, die man Euch erweist, derjenigen gleicht, womit man das Thier ehrte, das der Göttin Isis Bild getragen hat. Wiſst, daſs ich hier um gerechte Sache stehe! daſs ich's mit Euch selbst aufnehme! Wahrhaftig, Eure Drohungen könnten mich abspringen machen; der Entschluſs in Alvieros Seele ist Männerwerk; zittert Euer Herz dafür, so geht! Ich stoſse diesen Dolch in meiner Nichte Brust, trage ihren Leichnam auf den Markt, und jeder Tropfen ihres Bluts wirbt mir tausend Rächer. Diese Drohung — wenn ich sie Euch je vergebe, so ist dieses Werk ein Kinderspiel.

Don Diego. Und doch, grauer Starrkopf! Doch, wilder Republikaner! Wär' es dieſs, was Ihr eben sagt, so sprängen wir wild und kühn hinein. Ist es genug, wenn er abgeschlachtet ist? Soll Arragonien eine

Wüste werden? Durch bürgerliche Kriege der Raub benachbarter Könige seyn? Wenn sich unter's Schicksal beugen, unser Loos seyn soll, so laſst uns unter diesem seufzen, der seine Eigenmacht an uns, seine Wollust an unsern Töchtern schon gesättigt hat? Freyheit steige aus dem Grabe Eurer Nichte, ein Opfer werde sein Tod, und keine frevelvolle That. Wollt Ihr Euch den wilden Afrikanern gleich rächen, so braucht Ihr Diego nicht; ich opfre mein Glück um des Ganzen willen.

Alviero. Ihr hättet nicht drohen sollen; doch sey's darum, die Rolle eines Günstlings bringt's so mit sich. Ich hoff' Ihr seyd der letzte. Nun geh' ich, einen andern Starrkopf Euch aufzuführen. Ab.

Don Diego. Alter Thor! Troll immer trotzig hin; ich will Dich schon zahmer machen. Eben diese Strudelköpfe sind's, die das Spiel zu Ende bringen; diese feurigen Leidenschaften taugen dazu den Schlag zu thun, das übrige nimmt die Klugheit über sich. Was sagt Ihr zu dem kollerigten Thoren?

Ramiro. Seine Leidenschaften gleichen den wilden Bergen, zwischen denen er aufgewachsen ist. Die Hofluft hat seinem Blut das Sprudelnde nicht ausgeblasen, und ich wünsche dem Don Brankas diese Laune.

Don Diego. Setzt er den Fuſs in unsern Kreis, so ist er auf immer unser. Wer Verschwornen sich einmal naht, der hat seinen Werth verkauft. In diesem Augenblick hört Brankas auf der furchtbare Mann zu seyn, und dann, Ihr Ritter, müſsten wir um eines Königs Gunst nie gebuhlt haben, wenn wir nicht wüſsten, wie mit einem solchen Manne zu verfahren sey. Würd' ich ihm schmeicheln, wenn er nicht das Heer mit einem Hauch bewegen könnte? Er naht sich, und das finstre Werk gewinnt ein edles Ansehen durch seine Gegenwart.

ZWEYTER AUFTRITT.

Don Brankas. Alviero. Vorige. Velasko.

Don Brankas. Hier bin ich, und will Euch kennen lernen. — Don Diego, lächelt mir nicht zu. Ernst ist die Sache, die wir vorhaben; zufriedne Mienen machen sie verdächtig.

Don Diego. Dieſs Lächeln schreibt dem Muth zu, den uns Euer Beytritt einflöſst. Was starrt Ihr uns an? Einen um den andern — diesen — und dann mich? —

Don Brankas. Ist dieses nicht Ramiro? dieses hier Navarro? und Ihr Diego? Beyde gefallne Günstlinge? Und Ihr seyd es noch heute? Schicksal! Schicksal! — Nehmt meine Bewundrung nicht übel auf, ich werde mich leicht in das auſserordentliche finden, werde leicht begreifen, daſs der König auf diesem Wege keine Freunde suchen muſste.

Don Diego. Weil wir seine Schwäche, seine Laster näher kennen lernten — weil es, Don Brankas, Günstlinge giebt, die zum Besten des gedrückten Vaterlands, der Macht zu entsagen fähig sind, die ihnen Tyranney verleiht.

Don Brankas. Gut, Diego, Ihr seyd ein edler Mann — und dieses hier sind edle Männer. Dieser Graukopf ist ein edler Mann; wir sind alle edle Männer, und wir wollen diesen König umbringen?

Don Diego. Nicht diesen König, sondern den König, sehr edler Brankas.

Don Brankas. O nicht so edel, als Ihr drey! Euch führt bloſs das Wohl des Staats, und mich, der ich um viele Stufen tiefer stehe, mich führt meine eigne Rache. Dieser König hat meine Ehre ermordet. Dieser König hat mir das Glück geraubt, das ich auf dieser dürren Erde zum einzigen Lohn erwartet habe. Sie ist die Nichte dieses Alten hier, und auch seine Rache ist nicht des Staates Rache.

Alviero. Sie ist's zugleich!

Don Brankas. Gut, steigt über mich hinauf! Ich allein räche dann meine eigne Sache; ihr kennt sie, denk' ich. Wahrlich, jeder Elende trägt sich mit Brankas Schande und jeder beklagt den Brankas, der diesen Thron auf seinen Schultern trug. Don Diego, haltet die Wagschale, worin dieser König abgewogen werden soll. *Er schlägt an die Brust.* Heraus, nagender Schmerz! Namenlose Beleidigung! Verletzte Freundschaft! Lohn für meine Siege! Miſsbrauchte Unschuld! Leiche meiner Geliebten! Dich! und Euch! leg' ich auf die Wage, worauf dieser königliche Tyrann nun abgewogen werden soll! Legt Eure Beschwerden gegen über, laſst sehen, ob sie mit diesem Herzen hier einstehen, ob ich gemeine Sache mit Euch machen soll! Redet, Don Diego, Ihr tragt die Farbe der frischen Gunst, Eure Beschwerden müssen unerhört seyn, da Ihr gegen den aufsteht, von dem Ihr dieses glänzende Daseyn habt. Seht nicht auf diesen alten Mann, seiner Nichte sterbend Aug schüttelt die Zunge der Wage; mit ihm bin ich eins.

Don Diego. Eure Sache ward die meine, da dieser König mich mit dem Wahn betrog, aus Eurer Gabriele seine Königin zu machen.

Don Brankas. That er das?

Don Diego. Seine Leidenschaft kannte keine Gränzen. Ich stellt' ihm Eure Verbindung mit ihm selbst, die Gröſse Eurer Seele, Eure Siege vor; sein Ohr war taub. Brankas wird sich geehrt fühlen, wenn seine Braut den Scepter mit mir theilt; dieſs war seine Antwort. Er zerriſs im Taumel das Bündniſs, das ich mit Blanka gestiftet hatte, um unsre Gränzen fest zu machen; und da Könige wie Menschen wünschen, und wie Könige ausführen, so fand er leicht die Helfer, die seinen Begierden ein Opfer überlieferten, worüber ganz Arragonien erblaſste.

Don Brankas. Ich bitte Euch, wer waren diese?

Don Diego. Ha, Don Brankas, glaubt Ihr, daſs sie meinem Zorn entgingen?

Don Brankas. Ein voreiliger Dienst bringt sich um den Dank; ich wünschte, sie wären aufgespart. Weiter, Don!

Don Diego. Nie werd' ich den Tag vergessen, da dieser edle Mann mir einen Vorfall offenbarte, der meine Haare in der Wurzel sträubte. Ich ging zum König; ein laues Bekenntniſs war seine Entschuldigung, und da ich in ihn drang, die Euch geschlagne Wunde wenigstens auf eine gute Art zu heilen, und die zur Königin zu machen — Ha, Brankas, laſst seine Antwort in meinem Herzen sterben!

Don Brankas. Nicht doch! Kann sie ärger seyn, als die That?

Don Diego. Nun er sagte: Kein bescholtnes Weib könne seinen Thron besteigen.

Don Brankas. Weiter!

Don Diego. Ihr habt kein Ohr. Dieses Wort gellt zu stark in Eurer Seele wieder.

Don Brankas. — Geht, Onkel, mich deucht, sie ruft. — Hm, es sieht doch alles einem ganz gefallnen König gleich. Ha, wenn die Macht einmal den ersten Schritt gethan hat, so ist das übrige nichts.

Don Diego. Wollt Ihr nicht hören?

Don Brankas. Ja, es ist schändlich ein Ding über sich zu leiden, das keinen andern Richterstuhl erkennt, als den, der auſser den Gränzen der Wirklichkeit liegt. Es ist höchst schändlich! Ich will ihn hier noch vor Gerichte ziehen, der Weg von meinem Herzen dahin führt über den Fassungskreis der stumpfen Menschheit. Alviero kommt zurück. Lebt sie noch?

Alviero. Ihre Augen brechen. Der Athem lispelt kalt über die erblaſsten Lippen. Brankas, unser Leben dämmert über'm Grab.

Navarro. Weh!

Don Brankas. Dieser kalte Athem bläst alles, was Ihr sagen mögt, zu Stürmen auf. Ha ich will denken, ich sey in guter Gesellschaft. Ihr wollt ihn nicht; genug! Eure Väter machten ihn zum König, ohne Euch zu fragen; Ihr habt das Recht, ihre Wahl zu schelten, zu zerreiſsen! Er soll vom Erdboden! Dieser kalte Athem lispelt ihn von hinnen; und dann stürze zusammen, Welt — Ich sehe, Ihr habt noch viel zu sagen, ein andermal das weitere. Laſst mich denken, Eure Sache sey ganz die meine. Er hat Eure Schwester, Nichte, Braut miſshandelt, und hierauf nach Eurem Leben selbst gegriffen. Er achtet keinen Freund, verpraſst das Reich mit seinen Günstlingen, laſst ihn durch sie fallen, und der Nachwelt zum schreckenden Beyspiel dienen!

Alle. Er falle!

Don Brankas. Wie Ihr ihn wegweht! Fühle, Macht, woran Du hängst!

Alviero. Er soll weg, aber was soll an seine Stelle treten?

Don Brankas. Ein hohles, unförmlich ungeheueres Nichts, wenn Du dieſs zusammenwehen kannst. Sie schlieſst die Augen! O sie schlieſst die Augen!

Don Diego. Ihr seyd so bekümmert, daſs man Euch die Lage der Sache nicht ganz enthüllen kann.

Don Brankas. Ich bin jetzt nicht bey mir! Um Mitternacht das weitre.

Don Diego. Der tiefste Schleyer deckt unser Geheimniſs. Die mächtigsten des Reichs sind in unserm Bunde; Euer Beytritt heiligt ihn; nur laſst uns die Rache mit Klugheit verbinden. Was soll an seine Stelle treten?

Alviero. Freyheit!

Don Brankas. Die hundertköpfige Hydra! Wahre Freyheit ſproſst nicht aus diesem Boden.

Alviero. Doch! die Sonne, die Rom beschien, glänzt auch hier.

Don Diego, Freyheit!

Alle. Freyheit!

Don Diego. Des Tyrannen Mord!

Alle. Des Tyrannen Mord!

Alviero. Brankas, Ihr stimmt nicht ein!

Don Diego. Eure Hand zum Schwur!

Don Brankas. Wenn Schwüre Eurem Herzen Zuversicht geben müssen, so steht ab. Der meine lebt über ihrer Leiche. O, ich bin nicht gestimmt! Diese Nacht! Ich glaube, Ihr seyd alle edle Männer, und meynt es gut mit diesem armen Lande. Ich bitte Euch, was hat es verschuldet? — Diego, Ihr habt mein Heer?

Don Diego. Um's Euch abzutreten.

Don Brankas. Behaltet's immer. Ihr befehlt durch die Vollmacht des Königs, und ich durch meinen Namen; wo der erschallt, springen Männer aus der Erde. — Ach, daſs bey dieser That die Überlegung vor ihrem Bilde verschwinden muſs!

Don Diego. Laſst Euer gerechtes Gefühl nicht stören! Wenn einst gnügende Rache den Sturm in dieser groſsen Seele gelegt wird haben, so leiht mir Euer Ohr; dann werdet Ihr sehen, wie edel die Triebfedern sind, die mich bewegen.

Don Brankas. Ich glaube alles; was wollt Ihr mehr? Auſserordentlich ist's nur, daſs Ihr bey mir steht, daſs ich bey Euch stehe; doch ich geb' es hin — also weiter nichts —

Don Diego. Nur das letzte! wie reif, wie klug unser Werk geleitet ist. Laſst den Mann eintreten.

Don Brankas. Ihr raubt mir den letzten Augenblick.

Velasko tritt ein.

Don Diego. Dieſs ist Velasko in Kastiliens Namen, ein eben so edler Mann als wir; er wollte unserm Werk nicht trauen, bis er es Euch billigen sah. Sein König bietet seine Hülfe an, die neu erwählte Staatsverfassung nach allen Kräften zu beschützen. — Ihr erblaſst!

Don Brankas. Nein! Nein! Nein! — Velasko, Ihr seyd ein Kastilier, und diese nennen sich Arragonier; der Boden, worauf wir hier stehen, ist unser Vaterland — und ich bin Brankas — dieser ist Fernandez Liebling — und diese waren's — Ich schwärme unzusammenhängend — Ich bitt' euch alle — mir ist nicht wohl, und mein Kopf kann jetzt nichts fassen. Eure Gänge sind mir dunkel, doch ihr seyd alle edle Männer, und werdet mir's wohl deutlich machen. Verlaſst mich jetzt; ich muſs einer Unglücklichen den letzten Dienst erweisen. Diese Nacht! bis dahin spricht dieser Mann für mich. Sein graues Haar steht Euch für seine Weisheit. Velasko, wenn Ihr diesen König stürzen seht, so erzählt dem Euren, wie's geschah, und sagt ihm: Brankas Herz brach vor dem seinen. Ich geh', ihren kalten Athem aufzuküſsen. Ab.

Velasko zu Diego. Er ist nicht sicher, es rast ein

Sinn aus seinen Worten, der uns Verräther schilt. Leise. Ihr habt einen groſsen Fehler begangen, daſs Ihr mich ihm so früh entdeckt habt. Es giebt ihm zu denken, und dieſs taugt nichts. Noch leiser. Diesen Fehler kann nur sein Tod verbessern.

Don Diego. Ihr irrt Euch, nur dieses bringt ihn unauflöslicher in unsre Bande. Er ward unser Mitgenoſs, da er Euch gesehen hat. Laut. Don Alviero, der Kastilier fürchtet, Brankas halt' es nicht mit uns.

Alviero. Er ist unser; aber beym Himmel, Eure Absichten müssen lauter seyn.

Don Diego. Alviero, ich will Euch dieses Herz verschreiben. Kommt! er bestellte uns auf Mitternacht, diese Stunde soll alles enden.

Alviero. Diego, ich gehe mit Euch. Werſt einen Blick auf diesen Dolch! er gilt dem König, und allen, die nach seinem Tod nicht Freyheit rufen. Schaudert nicht, für Euch hab ich einen schärfern.

Alle ab.

DRITTER AUFTRITT.

Don Brankas.

Kommt zurück. Der letzte Hauch des Lebens schwebt auf ihren Lippen; ich wagt' es nicht ihr zuzurufen; ich fürchtete das Leben flöge mit dem Abschied zum Himmel auf. Wie tief bin ich gefallen! Diese Erscheinung war nöthig mich aufzuwecken. Kalt fährt es nun durch meine Seele: Brankas, Du bist ein Verräther, und kein Rächer! Ihr sterbend Aug' blickt durch die wilden Bilder, die hier gaukeln, und selbst mein Schmerz wird zu ekler Stumpfheit. Ich rase dumpf in mir, da ihr Verlust mein Leben lösen sollte. Er ist nicht rein mein Schmerz, er sog sich voll des Gifts bey diesen hier. Wie? Ich kann nicht weinen, da der Keim meines Daseyns in ihr hinstirbt! Die furchtbare Leerheit, die auf ihr Scheiden folgen muſs, schwebt unfaſslich vor mir her! Sie gaben meinem Grimm eine schimpfliche Richtung; Verrath stört gleich einem Miſslaut die Eintracht meines Wesens. Ich will fühlen, daſs sie stirbt, und dann — Kastiliens König! — erblaſst ich? Ha. daſs ich nur erblaſste, daſs die Verräther nicht unter meinem Schwert hinsanken! Wie tief bin ich gefallen? Der Rache ganzer Werth ist in scheuſsliche Verschwörung ausgeartet, und der Sinn, der gleich einem bösen Geist durch mein Gewissen fährt, macht mich zum Verbrecher, da meine That dieſs ehrenvolle Leben krönen sollte. — Ha, Brankas Geist wohnt nicht mehr hier!

VIERTER AUFTRITT.

Donna Maria. Don Brankas.

Donna Maria. Was jagt Dich von dem Bett der Jammernden? Warum geleitet sie Dein Blick nicht übers Leben? Hör', wie Brankas auf ihren Lippen lispelnd weilet! Wie ihr Aug' Dich sucht, und ihre Hände nach Dir greifen! O ich hoffe, dieser Anblick, ihr Ergeben, werden Deine wilde Rache mildern. Etwas, das ich nicht nennen mag, hat Dich mit starrer Unempfindlichkeit gestraft! o Du bist ein unglücklicher, sehr gefallner Mann, und Deine Mutter hat zu lang gelebt.

Don Brankas. Haltet ein! was hab' ich diesen Augenblick als Euch, und wenn ich Euch nicht hätte, wenn auch dieses Band zernichtet wäre, wie es jenes werden soll, ich stünd' entschloſsner vor Euch. Arme Mutter, es tritt noch etwas zwischen mich und meinen Vorsatz — Jedes Haar, das der Kummer auf Eurem Haupte zerbricht, möcht' ich mit diesem Blute bezahlen; aber ich hoffe, liebe Mutter, Ihr überlaſst ihn seinem Schicksal, und so genug. Dieses Schwert mit seinem Blute gefärbt, will ich an ihrem Leichentuch abwischen: und ich bin ein Mann, der Wort hält. Geht, und wartet sie!

Donna Maria. Nun beym Himmel, in Deinem Entschluſs find' ich meine Geister wieder; komm, ich will Dir zujauchzen, wenn diese That das Werk Deines

Herzens ist. Ich weiſs, wie Männer handeln müssen; es kam Dir in diesem Leben immer auf meinen Beyfall an, erwirb Dir ihn bey einer That, die es vermuthlich enden wird. Warum soll ein König nicht büſsen, wenn er so gesündigt hat? Arragonien findet hundert seines Gleichen, besser oder schlechter, das Ding geht immer, wenn nur Männer Deiner Art auftreiben! Da er nun einen Mann wie Dich beleidigt hat, so soll er sterben!

Don Brankas. Ich vernehme meine Mutter!

Donna Maria. Vielleicht, daſs auch noch in eines Königs Mord Ruhm zu suchen ist, wenn er solche Gründe hat; aber, Brankas, diese Gründe müſsten unverdächtig seyn, der muſs nicht büſsen, welcher bloſs das Opfer war, das Opfer werden muſste.

Don Brankas. Mutter!

Donna Maria. Bist Du bey Sinnen? Verschlieſse ihren Seufzern einen Augenblick die Zugänge Deiner Seele! Fasse die Kraft auf, die ich Dir eingeboren und eingelehrt habe. Wir wollen diesen König richten; und Deine Mutter giebt Dir's Schwert, wenn das Urtheil ihn verdammt; und Deine Mutter stirbt mit ihrem Sohn nach schöner Rache! Willst Du mich hören?

Don Brankas. Ich will Euch hören.

Donna Maria. Und mir treu antworten?

Don Brankas. Will!

Donna Maria. Wer war bey Dir?

Don Brankas. Meine Freunde.

Donna Maria. Schon ein kleiner Gewinn für diesen armen König, daſs Brankas Verräther seine

Freunde nennt. Seit wann ist Freundschaft bey Dir so tief gefallen, daſs Du Diegos Deine Freunde nennst; oder seit wann bist Du so tief gefallen, daſs sie Dich ihren Freund zu nennen wagen? O ich seh' den Spiegel Deiner Seele trübe! ich hab' keinen Mann gezeugt, dessen Herz sich dem Verräther öffnet, der Verbindungen eingeht, die seinen Verstand so tief erniedrigen, wie sein Herz. Rede, ich will wissen, wie viel ich Antheil an Dir nehmen soll! Dein Ruhm war mein Sohn, stirbt dieser, so hab' ich keinen mehr. Sprichst Du nicht? — Auch die Schaam, die Du von Deiner kühnen Stirne verscheuchen möchtest, ist eine Antwort. Was wollte nun dieser Mann bey Dir, der Dich ärger als den König haſst, weil er nicht den König, sondern Dich zu fürchten hat? Was wollt' er von Dir? Und dieser Navarro, dieser Ramiro, die alle das Mark dieses schwachen Königs eingesogen, und das Gute seines Herzens mit ihrer Bosheit vergiftet haben? Was wollten sie? Und jener, der im Garten auf und nieder ging, der so ganz dem Kastilier glich, den Dein Vater als Gefangnen nach Saragossa brachte? Was wollte er?

Don Brankas. Mutter!

Donna Maria. Was wollten diese bey meinem Brankas, dessen edler Geist Verrath verwirft, während tolle Rache ihn zum Spiel des Undanks, vielleicht zum Spiel der Raubsucht fremder Könige macht? Freylich der Ruhm eines solchen Mannes muſste der Verschwörung das Siegel aufdrücken, wenn sie wirksam seyn sollte; denn Diegos eigner verhaſster Name machte jede Empörung fruchtlos; Deinen Ruhm brauchten sie, um Verrath zu heiligen. So ist nun Brankas der Mauren und Kastilier Schrecken, der Schutz seines Vaterlands, bis zum Werkzeug eines nach der Krone strebenden Günstlings herabgesunken! — Du lachst? Ja eines nach der Krone strebenden Günstlings; oder glaubst Du, er der alles hat, was Menschen wünschen mögen, würde dieses gegen weniger wagen? Und war dieses kein Kastilier? War es nicht Velasko, feig im Krieg, und stark in List?

Don Brankas. Ein Kastilier! Ja, ein Kastilier!

Donna Maria. Sie greift in ihre Haare. Werdet zu Dolchen auf meinem Haupt, er steht mit Arragoniens Feinden im Bunde gegen sein Vaterland!

Don Brankas. Mutter, geht! seht sie an, und denkt an das Vergangne!

Donna Maria. Ich thu' es, und Thränen möchten den Verstand ertränken, den ich nun brauche. Schon zittert es durch meine Stimme; ha! was wird es denn seyn, wenn ich Dir das ganze Gaukelspiel aufdecke?

Don Brankas. Ich habe zu lang gehört, meine Sinne zu lang gefesselt. Laſst Raum meinem Schmerz, der mich wüthend überfällt!

Donna Maria. Mein Sohn, ich hab' Dich klein und schwach gesehen, und fürchte Deine Wuth nicht. Deine Mutter bittet Dich um Gelassenheit, und hilft das Bitten nicht, so befiehlt sie Dir.

Don Brankas. Nur Ihr mögt solche Stürme schweigen heiſsen. O Mutter! Mutter!

Donna Maria. Ich habe Deine Seele an den Ruhm gebunden, und dieses Band zerreiſsest Du nur mit meinem Leben. — Fühl'! fühl'! fühle den Schmerz, und weine starr; sieh, ich nehme Deine Thränen alle auf. — Dieser unglückliche König, Dein Freund, bevor er der Raub gieriger Günstlinge ward, ist das Opfer seiner Schwäche, wodurch man zu Deinem Herzen wollte. Horch auf! dieser Diego, o welchen Namen mag ich seinem gräſslichen Undank geben! Dieser Diego nährte die Leidenschaft in des Königs Busen. Dieser Diego betrog den Alviero mit einem Traume von Königin, und Alviero lieſs sich blenden. Dieser Diego zerriſs die Vermählung mit Kastilien, um seinen König zu verwirren, den Alviero feiner zu belisten, um in dem Haſs der beyden Kronen, in der Zwietracht der Mächtigsten hier, seiner Gröſse aufzuhelfen. Dieser Diego lieſs durch Ramiro an einem festlichen Tage Deine Braut von des blinden Alvieros Seite stehlen. Siehst Du Licht? Soll ich Dir's auf Kosten Deines Lebens geben? Ich sehe, es erschüttert Deine ganze Seele! — Nun so nage an Deiner Lippe, Brankas Geist erhebt sich aus der Finsterniſs. — Verzweiflung trat an die Stelle der Begierde, Brankas Geist fiel wie ein Riese auf den gefallnen König. Er wollte sein Verbrechen gut machen, und dieser Dein Diego bewieſs ihm nun, daſs eine Verbindung mit den Alvieros ihn zu ihrem Sklaven machen würde. Dieses alles that Diego, Dich in seine Verschwörung zu verflechten, um sich durch Brankas Ruhm, durch die Verwirrung, die Deiner Rache folgen müſste, den Weg zum Thron zu ebenen. Will dieſs in Deinen Sinn? Wo ich dieſs alles hernahm? O, es ist wohl schwer zu sehen, wo Frevel, Schwäche und Leidenschaften herrschen!

Don Brankas: Mutter, der Nebel fällt, Ihr läſst mich deutlich sehen, was sie und der Kastilier mich bloſs ahnden lieſsen. Ich schleudere die Unreinen von mir weg, und führe allein meine Rache aus.

Donna Maria. Gut, dieſs nähert sich schon in etwas meinem Sohne; aber warum ihn verderben, bevor Du ihn gehört hast? Ist er keiner Anklage, keines Vorwurfs werth, dem Verrätherey so sehr das Wort spricht? Heiſst er das Verbrechen wohlgethan? Liegt Fühllosigkeit des Tyrannen auf seiner Stirne? Wenn einer Deines Gleichen Dich beleidigt, fährst Du mit dem Schwerte drein, wenn seine Gegenwaffen Reue und Zerknirschung sind? Er ist Dein König; geh, hör' ihn; und wenn's das Werk seines Frevels, seines eignen Frevels ist, wenn er unempfindlich bey Deinen gerechten Klagen bleibt, so räche Dich, und Du findest Deine Mutter wieder. Wenn aber Reue ihn in Deine Arme wirft, und Du magst ihn der schwarzen Verrätherey noch überliefern, so hast Du keine Mutter mehr, und bist des Opfers unwerth, das Dir diese mit ihrem Leben bringt.

Don Brankas. Eben dieses Opfer fordert, was Ihr nicht niederreden könnt.

Donna Maria. Aber das verrathne Vaterland fordert seinen Rächer, seinen Retter Brankas auf, und Dein eigner Schmerz muſs sich in der allgemeinen Noth verlieren; oder Du bist der Mann nicht, den es in Dir bewundert hat. Ich gehe, ihre Augen zuzudrücken; laſs sehen, ob ich meinen Sohn über ihrem Grabe wiederfinden soll.

Don Brankas. Ihr sollt, wenn ich einen König in ihm finden werde.

Donna Maria. Suche den Menschen erst in ihm. — Brankas, denke an Deine Mutter, an dieses von Günstlingen ausgesogne Land! Komm; ihr Tod lehre Dich dem Schwachen verzeihen.

Don Brankas. Laſst mich nun! bey ihrem Anblick hab' ich weder Mutter noch Vaterland. Laſst mich sinnen, und wartet sie!

VIERTER AKT.

Scene des ersten Akts.

ERSTER AUFTRITT.

König. Vasquez.

König. Laſs uns spielen, Vasquez!

Vasquez. O, mein König, Ihr spielt ein groſses Spiel.

König. Diego will Dir die Stelle nicht geben, worum ich ihn gebeten habe.

Vasquez. Und Vasquez mag sie nicht. Ich bin reicher als Diego, da ich gnügsam bin.

König. Du bist ein guter Mensch, und liebst mich aufrichtig; auch bist Du der einzige, der nichts von mir fordert, der nichts hat, und dem ich nichts gegeben habe. Gedulde Dich, ich will Deine Bescheidenheit schon belohnen.

Vasquez. Laſst mich klein und arm, so wird Euch Vasquez immer lieben.

König. Doch weiſst Du, daſs ich Dich reich und mächtig machen kann.

Vasquez. Nun, so wünscht' ich, da Ihr so gern reich und mächtig macht, Ihr möchtet auch dem Reichthum und der Macht die Gabe beylegen können, dankbar, besser und glücklicher zu machen. O, mein König, eben diese Neigung, alle glücklich und reicher machen zu wollen, stiehlt Euch, was Ihr in dem Menschen sucht, Anhänglichkeit und Liebe. Doch ich vergesse, zu wem ich rede, und wen dieſs treffen könnte.

König. Zu dem Du sprichst, mein lieber Vasquez, der liebt die Wahrheit.

Vasquez. Und vor dem, den es treffen könnte, schützt mich meine Mittelmäſsigkeit. Wenn Ihr mich nun groſs und mächtig machtet, wiſst Ihr, was aus dem armen Vasquez würde? — Euer Feind! wahrlich das Gute, das ich in mir fühle, wird gegen Undank kämpfen; aber eben dieser Kampf, und wenn ich auch die Oberhand behielte, beweist das Wagestück. Tragt einem wackren Menschen Müh, Gefahr, Mangel und Elend auf, es wird seine Seele stählen, er wird unterm Streben, der Bürde los zu werden, sich veredeln. Gebt ihm unverdienten Reichthum, des Schwachen Geist erliegt der Wollust, der Eitelkeit und Schmeicheley, und des Kühnen Hab- und Herrschsucht reizt Ihr bloſs. So lang Ihr geben könnt, scheint Ihr mächtig; doch diese Macht hat Gränzen, und diese Gränzen verrathen endlich Euer Unvermögen. Dieſs ist der Augenblick des Scheiterns. Euch ekelt vor dem Ding, aus dem Ihr weiter nichts mehr machen könnt, und er — o, mein König, des Menschen Herz, ein unersättliches Ungeheuer haſst Euch um der einzigen Stufe willen, die Ihr vor ihm habt. Laſst mich arm bleiben, gnädiger Herr; das Vorrecht, Euch dieſs sagen zu dürfen, ist

Euch und mir mehr werth, als alle Schätze, womit Eure Krone mich überschütten kann. Dieses ist verloren, so bald der kleine Vasquez etwas mehr liebt, als seinen König und sein Schwert.

König. Es war eine Zeit, Du guter Vasquez, wo Du mit diesen Worten mein Herz in der Brust empor gehoben hättest. Sie sind der Nachklang eines Mannes, bey dessen Erinnerung ich an des armen Vasquez Stelle treten möchte. Sie ist nicht mehr. Ich hab' ihn beleidigt diesen stolzen Mann, und er vergiebt mir nie. Vasquez, in dem Augenblick, da ich ihn beleidigte, wich mein guter Geist von mir; in diesem Augenblick fiel ich in die Schlingen eines Menschen, den ich hasse, und den ich fürchten muſs. Deine Wangen glühen, da Du Deinen König so reden hörst; was würd' es dann seyn, wenn Du in mein Herz sehen könntest! sähest, was dieser Mensch hier angerichtet hat, der den Schimmer meines Throns an sich gezogen, und dem ich nun nichts entgegen setzen kann, als Dich, den armen Vasquez.

Vasquez. Mein König, ich tauge wenig zu Geschäften; aber ich nehm' es über mich diesen Brankas in Eure Arme zurückzuführen, wenn Ihr mir erlauben wollt, ihm Ahndung von diesem Eurem Gefühl zu geben, das das roheste Herz erweichen muſs.

König. Du kennst ihn nicht. Ich weiſs, er verachtet mich! Diegos Freund ist des Königs Feind.

Vasquez. Dieſs ist er nicht, und wird es nimmer seyn; dafür steht mir sein Ruhm, und seine Mutter.

König. Sie ist ein edles Weib.

Vasquez. Noch an Gabrieles Sterbebett weint sie über ihren König. Ich hoffe, ich bin nicht zu weit gegangen, wenn ich diesem edlen Weibe Eure jetzige Lage und Gesinnungen vertraut habe.

König. Hast Du dieſs gethan?

Vasquez. Und hab' ein Leben, ein Schwert, um Euch zur Ruhe zu helfen. Ein Wink von Euch, und der Frevler Günstling büſst.

König. Vasquez, seines Gleichen arbeiten an dem Fall in dem Augenblick des Steigens. Bey dem Richter meines Lebens, ist Brankas mit ihm im Bunde, so fühl' ich meine Macht von neuem aufleben. Noch einmal will ich die schlaffen Zügel stark ergreifen. Das Blut meiner Väter stürmt hervor, da ich meine Krone so erniedrigt sehe! — Ha, wer stürzt die geheime Treppe herauf? Verbirg Dich, es ist Diego! Vasquez ab.

ZWEYTER AUFTRITT.

König. Don Brankas.

König. Ha, Brankas, willst Du mich ermorden?

Don Brankas. Diesen Schrecken hab' ich Eurem Gewissen abgedrungen, und Ihr habt Euer Urtheil Selbst damit gesprochen. Doch Ihr seyd mein König — Sind wir allein?

König. Allein!

Don Brankas. Wag' es keiner dieser Thüre nah zu kommen, und wär' es der erste Günstling selbst! Mein König, es geht über Euer Leben! — Ihr fahrt zusammen! Mag die Krone dem keine Stärke geben, dessen Verbrechen sie mit ihrem Glanz bedeckt?

König. Fernandez, edler Brankas, ist in Eurer Macht; doch Arragoniens König gebietet seinem Unterthan, diese seine Krone, seine angeerbte Macht nicht mit Frevel zu beflecken. Braucht nun Euer Schwert, wenn Ihr morden wollt. Ich sage Euch, wir sind allein. Wen fordert Ihr auf?

Don Brankas. Euch, Fernandez, und nicht den König, den habt Ihr längst vergessen, seine geheiligte Vorrechte in meiner Schande längst verwirkt. Ihr seyd in meiner Macht, und ein Schrey, den Euch die Furcht abzwingt, macht dem ganzen Königsspiel ein Ende.

König. Nun so gebe mein Tod dem vergefsnen König wieder Leben!

Don Brankas. Wollte Gott!

König. Nenn' ihn nicht, Du greifst hier in sein Richteramt. Sein ist die Rache über uns.

Don Brankas. Lästerung, die Tyranney erfand, und Sklaven glauben. Ist's dieser Unsinn, den Ihr von Euren Günstlingen zum Mifsbrauch Eurer Gewalt gelernt habt, so ist's Zeit Euch den falschen Wahn zu nehmen. Es war eine Zeit, da Ihr durch den Beyfall Eurer Unterthanen den Beyfall des Himmels suchtet! Kommt, ich will Euch Eure Schuld ans Herz legen! Vergebt, wenn ich Euch hart angreife! Ihr habt eine tödtliche Wunde hier gerissen.

König. Unheilbar, wie die meine!

Don Brankas. Meine Väter vertheidigten diesen

Thron. ich schützte ihn mit meinem Blut. Soll ich meine Brust öffnen, Euch zeigen, wie oft der Tod um Euretwillen mich angefallen hat?

König. Dieser Vorwurf schreckt von Eurer Stirne. Ihr schütztet einen Thron, den Ihr nun erschüttert und Euer groſser Name sinkt unter der Zerrüttung hin.

Don Brankas. Ich vollende nur, was Ihr angefangen habt. Weg, meine Siege! weg alles, was ich für diesen undankbaren König that, ich hab' andre Forderungen aufzuweisen. Ihr nanntet mich Euren Freund, ich wuchs mit Euch auf, und der Ehre glühende Träume schlangen ein Band um uns, das Brankas zu einem Helden, und Euch zu einem groſsen König leiten sollte. Edelmuth, Stärke und Liebe, waren die Pfeiler Eures Throns. Die Hoheit und Ruhe Eures Herzens leuchteten aus Euren Augen, die Schmeichler verstummten, und das Heer der feilen Seelen, die um Euch als Sklaven kriechen, um über Euer Volk tyrannischer zu herrschen, verzweifelten, auf diesen edlen Stamm ihre niedrige Leidenschaft zu pfropfen. Heiterkeit, die edle Frucht des innern Werths, folgte Eurem Gange, und schlug Euren Thron in jedem Herzen auf. Erkennt Ihr Euch in dieser Schilderung?

König. O Tage, da ich König war!

Don Brankas. Wo nehm' ich nun die Farben her, um den Mann zu zeichnen, der zum Sklaven undankbarer Günstlinge heruntersank? Brauch' ich mehr als diese Stellung? diesen trüben Blick? diese Zerknirschung? Ruht eines Königs Geist auf dieser Stirne? —

O, König Fernandez, Ihr seyd ein unglücklicher Mann, und so gesunken, daſs Euch Brankas unter seiner Rache fühlt. Empört Euch dieſs? Wir sind allein, und hörte es der ganze Erdboden, ich wollt' meine Stimm' erheben, und Euch dieſs in Eure Ohren rufen: Ihr seyd ein unglückseliger Mann, und habt Euren Freund verrathen! Ich muſs Euch besser unter die wankende Krone greifen, mein guter König! muſs Euch stärker unter das schwellende Herz fühlen, bevor ich sagen mag: Ihr seyd reif zum Abschütteln! Diese Sprache ist Euch fremd, und ich muſs nachholen, was Eure Günstlinge versäumt haben. Meine Gabriele liegt auf dem Sterbebett, das Opfer Eurer Lüste, meine Braut, die Braut des Mannes, der den Lohn seines Herzens, seiner Thaten in ihrem Leben hoffte, der nun ihren Jammer, ihre Klagen, ihren Schmerz und Schande in sein Herz gesogen hat. Was könnt Ihr hierauf antworten? Tritt der Stolz des Königs vor das Bekenntniſs des Verbrechens, wo war er dann, da Ihr es begingt? Was that ich Euch, daſs Ihr mein Herz mit Füſsen tratet? Ging sie Euch entgegen? Führte sie Lüsternheit in Eure Arme? Buhlte das Weib um Eurer Krone Glanz? Laſst mich hören, daſs ich beginnen kann!

König. Beginne, Brankas; nur ich hab' gefehlt, und Dein Schwert kann nicht so tief gehen, als die Stiche des Gewissens in Deines armen, betrognen Königs Herz. — Gieb dem Gefallnen Deine Hand; auch meine Entschuldigungen sind Verbrechen. Nimm sie hin in einer: ich habe den edelsten der Menschen beleidigt, und die Reue würde mich in seine Arme werfen, wenn der Erzürnte auf sie hören könnte. Ach, wenn Du wüſstest, wie sie's anfingen, meine Leidenschaft anfeuerten, und dem Entbrannten das Opfer in die Arme führten! — O Brankas, fasse Dich, fühle die Wirkung der peinlichen Reue — das Begangene machte mich zu ihrem Sklaven, nur dieſs suchten sie; sie kannten mich, und wuſsten, daſs solche Schuld einen Geist aus aller Fassung bringen muſste, der in Deinem Umgang sich gebildet hatte.

Don Brankas. Ihr könntet Eure Sache leichter machen; sagt, sie lieſs sich von Euch blenden.

König. Du würdest es nie wagen mich aufzufordern, wenn ich mit ihrer Schwäche die meine decken könnte. Soll ich Augenblicke vor Deine entflammten Sinne stellen, die Deinen Verstand auf immer von Dir trennen müssen? Deren Erinnern meine Geister so empört, daſs ich vor Dir, meinem Richter, zittre! Ich bin schuldig, da ich schwach war, da ich mich Günstlingen überlieſs, die durch diese That die Gränzen ihrer Macht über meine Krone auszudehnen wuſsten. Räche Dich, wenn meine Reue Dich nicht versöhnen kann, wenn der Wurm unter dieser furchtbaren Krone Dir keine Strafe scheint. Ach, Dein Schwert söhnt mich mit Dir aus.

Don Brankas. Die Rache, die ich an Euch nähme, träfe Euer Volk, und ich will denken, ich habe für Euer Volk gearbeitet, und nicht für Euch; will denken, Ihr war't das Mittel zu meiner Schande, und sie die Triebfedern. O ich will denken — Ihr seyd schwach und unglücklich! Er wirft sein Schwert von sich. Stirb, Gabriele, und lebe in Arragoniens Volk von neuem auf! — Der Geist meiner Mutter hat gesiegt!

König. Ihr vergebt mir!

Don Brankas. Nein! nur siegen will ich über meine Rache, siegen über mich! — Euch vergeben? Und ich komme von ihrem Sterbebette? Auf Eure vorige Höhe will ich Euch wieder stellen, will sehen ob die Zukunft Euch dieses Herz noch einmal zubringt. O Unsinn! Unsinn! Die Reue eines Königs ist nur Unvermögen des Augenblicks, sie ist zu selten, als daſs ihr zu trauen sey.

König. So selten, Brankas, als Männer Deines Gleichen. Laſs uns seltne Männer seyn, Du, daſs Du Deine Rache dem Besten des Volks nachsetzest, und ich, daſs ich meine Schuld gestehen, und besser werden kann. O, Brankas, Du vergiebst mir nicht; dieses und ihr Bild hemmen den Flug, den mein Geist jetzt nehmen möchte. Ich wage nicht mit Dank die Hand zu drücken, die mich aus dem Abgrund zieht.

Don Brankas. Drückt sie immer; diese Thränen fallen über sie, da ich Eure Hand ergreife. Über den Schmerz, über die Rache siegt etwas, das ich nicht nennen kann.

König. Ich fühle den Druck Deiner Hand, und bin gerettet. Er fällt an seinen Hals.

Don Brankas. Murre nicht, mein Geist! sieh es ist ein reuiger, gebeugter König!

König. Erwiedere, mein Brankas, nur einen Blick der alten Freundschaft! Hülle Dein Gesicht in

Schrecken, wenn Du mich in meinem Vorsatz wanken siehst.

Don Brankas. Ihr Schatten geht vorüber — ich bin Euer Unterthan; aber fordert, was ich halten kann.

König. Mein Freund!

Don Brankas. Der Verschwörung Haupt, die mit Dolchen nach Eurem Leben stöſst, die die Veste Eures Throns bereits erschüttert hat.

König. Ich werfe mich in Deine Arme, Du rettest mich. Verschwörung wächst nicht auf solchem Boden.

Don Brankas. Im Finstern schleicht sie um Euch, Ihr tragt das Ungeheuer, das Euer Volk zerdrückt und dann verführt hat, in Eurem Busen. Die Mitternacht raubt Euch Thron und Leben. Was wollt Ihr thun?

König. An Eurer Hand unter die Verschwornen treten.

Don Brankas. Ihr findet mich darunter.

König. Ha, Brankas, Du hast Dich gerochen und ich fürchte Dich nicht mehr. Du theilst nun mein Verbrechen, und heilest eine Wunde, die das Gewissen offen hielt. Schont meines armen Volks; was hat es gesündigt?

Don Brankas. Was wollt Ihr thun?

König. Meine Macht hat List geraubt. Undankbare haben meine Kraft gestohlen, mir bleibt nichts, als der arme beraubte König. Aber bey dem Blut meiner Väter, die diesen Thron mit Tapferkeit erworben haben, ich will unter Euch alle treten, Euren Dolchen trotzen, Deiner trotzen, Verräther Brankas, nur Dich beklagen, der Du Deinen Ruhm befleckt hast; den meinen finde ich in Euren Dolchen wieder.

Don Brankas. Dieser Entschluſs, mein König, gewinnt Euch einen Theil von Brankas. Still, mein Schmerz! — Um Mitternacht kommt zu mir, und diese Stunde soll Euch herrschen lehren; diese Stunde soll Euch zeigen, welche Freunde Könige in ihren Günstlingen finden.

König. Brankas, sollt' es möglich seyn!

Don Brankas. Habt Ihr etwas anders von Diego erwartet?

König. Diego!

Don Brankas. Dem Ihr mein Heer übergeben habt, dem Ihr vertraut habt: Euch von Brankas zu befreyen.

König. Entsetzlich! Brankas, ich hab's Euch nicht genommen, und verwarf den Anschlag, den er mir gegen Euch gegeben hat.

Don Brankas. Das kleinste seiner Verbrechen. Dieser Euer Diego wollte meinen Grimm gebrauchen, Euch zu verderben, und gab ihm eine andere Richtung, da ich die Verschwörung kennen lernte. Euer Diego steht mit Kastilien im Bunde, dessen Abgeordneter hier in Saragossa ist, dessen Völker an unsrer Gränze stehen, um den Frevel zu unterstützen, um Arragonien zu zerrütten.

König. Laſst mich über dieses Ungeheuer —

Don Brankas. Rache ist leicht; aber die Wunde zu heilen, die Ihr durch sie Eurem Reich geschlagen habt, ist schwerer. Wollt Ihr um Mitternacht zu mir kommen, und der Verschwörung in die Augen sehen? Habt Ihr Zutrauen zu einem Mann, den Euch Euer Gewissen verdächtig machen kann, wenn Euer Herz nicht ganz geheilt ist? Wollt Ihr?

König. Ich komme; Rache hatt' ich von Dir zu fürchten, und keinen Verrath.

Don Brankas. Ihr seyd verloren, wenn man erfährt, daſs ich bey Euch war; was ich Euch vertraut habe. Verschworne, wie diese, wagen das äuſserste, und mein Heer auſser diesen Mauern vermag Euch nicht zu schützen. Ich werde Männer an mich ziehen. Um Mitternacht, König Fernandez! Um Mitternacht! ich gehe, den letzten Athem von den Lippen eines Weibs zu küssen, deren schmerzlich Andenken nur Euer künftig Leben lindern kann. Sie stirbt, und Brankas lebt nur, um auf ihrem Grabe Arragonien von neuem aufzurichten. Um Mitternacht!

König. Ach die gröſste Deines Lebens, und die traurigste.

Don Brankas. Ihr habt die Rache heut entwaffnet; aber wiſst, sie lebt in jeder schlechten That. Dieſs sey mein letzter Vorwurf! Mein Schwert soll Euch Raum zum Guten schaffen. Ab.

König. Ungeheuer! Dich nährte ich in meinem Busen, und da Du alles hast, was die Begierden des Menschen reizen kann, strebst Du nach meinem Leben, nach dem Schein von Macht, den Deine Kühnheit mir gelassen hat. Ich grub den Abgrund selbst! Unglücklich Loos der Krone, ich fühle dein Gewicht. Weisheit und Stärke sind deine Stützen, durch diese trug ich dich einst leicht, nun drückst du auf mein Haupt, und rächest jede Thorheit, tausendfach. — Schändliche Verrätherey! Nur er, der Edle, stört die Wirkung deines Gifts, nur er gewinnt mich der Menschheit wieder. — Ha, was fährt durch meinen erschreckten Geist? Wenn er — wenn seine Absicht weiter, als nach meinem Leben gehen sollte — Weg Miſstrauen, gefährlicher Feind der Könige! Komm, Vertrauen, Keim der Gröſse, Mutter aller Tugenden! werd' ich auch dein Opfer, so sterb' ich gröſser, als ich lebte!

DRITTER AUFTRITT.

König. Don Diego.

König. Woher so hastig?

Don Diego. Ist Euch das Feuer, das mich zu Euch treibt, so ungewöhnlich? Glücklich, wenn ich den Geschäften einen Augenblick entziehen kann, um mich meiner Sonne zu nahen.

König. Deine Sonne würde sich geschmeichelt fühlen, wenn sie nicht fröre. Komm, ich will mich an Dir wärmen; man sagt: Du trügst das Feuer eines Königreichs im Busen.

Don Diego. So müſst Ihr's Selber seyn; doch diesen kühnen Gedanken denk' ich nur im Stillen.

König. Du hast mich verstanden! O Diego, warum hab' ich nichts mehr zu geben? ich möchte so gern geben — doch alles hab' ich Dir gegeben, und ich fürchte, Du liebst mich nun nicht mehr, da ich nichts mehr geben kann.

Don Diego. Nehmt's zurück, was Ihr mir gegeben habt, und laſst mir, was alle Schätze überwiegt, — Eure Liebe!

König. Ich beklage nicht, daſs ich Dich reich und groſs gemacht, ich beklage nur, daſs mein Vermögen Gränzen hat. Meine Krone wollt' ich mit Dir theilen, ich fürchte nur, guter Diego, Du lieſsest Dich aus Liebe für mich von ihrem falschen Glanze blenden, und griffest nach der andern Hälfte. Doch Du kennst und siehst die Furchen, die sie in die Stirne gräbt. Laſs mir die Sorgen, die sie giebt, und genieſs das Gute, das sie verleiht.

Don Diego. Auf meinen Schultern liege ihre Last; Euer sey ihr Genuſs; aber ich bitte Euch, gnädiger Herr, was macht Euch wiederum so düster?

König. Gieb dem armen Vasquez die Stelle, guter Diego, er hat kaum ein Pferd zu kaufen.

Don Diego. Laſst den Thoren zu Fuſse laufen; er hängt an Eurer Ferse; Eure Güte macht solche Leute nur unbescheiden, und ihre Unbescheidenheit schmälert Euer Ansehen.

König. Ich gab Dir alles! — Nun so laſs mir Geld auszahlen, ich machte Dich darum zu meinem Schatzmeister.

Don Diego. Das wenige, was übrig ist, reicht kaum hin das Heer zu befriedigen.

König. Habt Ihr Brankas meinen Willen kund gemacht? Nahm er das Heer von neuem an?

Don Diego. Nein; sein Stolz verachtet Euer Heer: In meinem Namen, rieſ er, springen Männer aus der Erde.

König. Woher wiſst Ihr dieſs?

Don Diego. Meinem Boten gab er diese Antwort.

König. Eurem Boten! — Diego, gieb mir von Deinem Gelde, ich bin so arm als Vasquez.

Don Diego. Ich spare keine Schätze, was ich habe, arbeitet zum Besten Eures Reichs.

König. Gieb Vasquez die Stelle, ich bitte Dich.

Don Diego. Sie ist vergeben.

König. Gieb ihm die Stelle!

Don Diego. Besteht nicht auf einem Einfall, der Eurem Dienst nachtheilig ist. Diese Stelle braucht einen erfahrnen Mann, und keinen Mann seiner Art. Wie kann ich für Fehler haſten, die Leute begehen, die durch Gunst zu Ehrenstellen steigen?

König. Wie ich für die Eure, Don, wenns zu Klagen zwischen mir und meinem Reiche kommt. Für sich. Ich vergesse mich. Laut. Sieh, wie mürrisch Du mich machst! Nun, ich bitte Dich, gieb ihm die Stelle!

Don Diego. Ihr hadert um eine Kleinigkeit, da Euer Thron vielleicht zum Spiel der Rache steht.

König. Nun beym Himmel, so muſst Du ihn

bewachen, denn Du verlörst ein Ding, wovon ich nur den Schein besitze. Du bist ein ungefälliger Freund; wem hast Du diese Stelle übergeben?

Don Diego. Dem Ritter Ramiro.

König. Ohne mich zu fragen! Diego, er war, was Du nun bist, freylich nicht so klug; aber dafür blieb er auch eine Stufe tiefer stehen, Du hast die Leiter überstiegen, ich bitte Dich, sieh zu Zeiten von der Höh herunter. Was hast Du im Sinn? O Himmel, wenn ich diese Stirne durchdringen könnte!

Don Diego knieend. Mein König, was geht in Euch vor? Seit wann faſst Verdacht in Eurer Seele? Weg Gröſse und Macht, Diego haſst euch, ihr raubt ihm seines Königs Liebe! Entlaſst mich! Nehmt alles! Werft mich von Euch, wie ich war; ich fliehe in ein Kloster, und trage zum Trost davon, daſs ich meine Ruhe einem König aufgeopfert habe, der an keine Treue glaubt. Aber wenn sie Eure Macht nun anfallen werden, und Ihr nach dem seufzt, der Euch gegen die gefährlichen Groſsen schützte, der der Rache Brankas sein Leben entgegensetzen wollte, dann wird die gefährliche Stunde den Verworfnen lossprechen! — Stirb, Diego, Du hast keinen König mehr!

König. Steh auf! Dein stolzes Herz schafft einen Thron aus diesem Staube. Was führte Dich heute, eben heute zu diesem Brankas, der, wie Du sagst, mein Feind ist?

Don Diego. Ist es dieſs was meinen König nachdenkend macht, so findet Diego in dem ungegründeten Argwohn einen neuen Weg zu Eurer Liebe. Da er das Heer so stolz ausschlug, muſst' ich nicht dem Manne näher in die Augen sehen? Muſst' ich nicht erforschen, was er wohl unternehmen möchte? Wie er empfände? Was Gabrielens Lage auf ihn wirke? Zu meinem Kummer muſs ich Euch gestehen, er setzt seinen König, sein Vaterland einem Weibe nach, und glüht in Rache gegen seinen König, dem's gefiel ein Weib zu lieben, das ihm jeder mit Freuden überlassen hätte.

König. Also auch Du hättest mir Deine Braut gutwillig überlassen?

Don Diego. Euer Glück, Euer Vergnügen gehen dem meinen vor.

König. Warum?

Don Diego. Warum!

König. Diese Frage verwirrt Dich so! Diego! Diego! gränzlose Ehrgierde lodert in Deinem Herzen, jedes Mittel zum Höhersteigen ist ihr gleich. Sieh zurück, Don! ich kann fallen, Don, und mein Fall zieht auch Euch in den Abgrund; oder habt Ihr auch diesem Fall schon vorgearbeitet?

Don Diego. Mein König, Ihr seyd ganz verändert.

König. Du bist es, und die Veränderung drückt sich bis in den Gang Deines Athems aus. Hör, Diego, es sind bloſse Träume, aber Träume, die gleich peinigenden Gesichtern vor mir schweben, und mich vor Dir warnen. Ich bin schwach genug, mich davon schrecken zu lassen. Vielleicht weiſs ich auch noch mehr. Diego, wenn Du mich einst verrathen wolltest, so merke Dir dieſs: Dein Geständniſs vor der That wirkt Dir Vergebung. Hast Du ihrer nöthig? Sag, die Ehrgierde habe Dich verblendet, Dein Freund, der schwach war, vergiebt der Schwäche anderer.

Don Diego. Verzeiht dem Demüthigen, daſs er in diesem Augenblick seinen ganzen Stolz empfindet. Unsinnig ist der, der auf die Gunst des Fürsten baut, das fühl' ich heute. Aus den Wolken nehmen sie Verdacht; aber der edle Mann antwortet auf Träume, falschen Verdacht, mit kühner Stirne, und wählt den Weg, der ihn solchen Beleidigungen entzieht. Wir sind ein Spielwerk, das Ekel wegwirft; ich fühle das Loos der Gunst. Ich bitte Euch, entlaſst mich. Diego ist zu groſs, nehmt ihm, was ihn dazu gemacht hat; doch die wahre Gröſse, die er in sich fühlte, bevor er sich auf dieses unsichre Meer gewagt hat; werdet Ihr ihm nicht nehmen können. Der gestürzte Diego geht reicher weg, als er gekommen ist, er hat den Glanz verachten lernen, hat gefunden, daſs die Gunst der Fürsten ein Traum ist, aus dem nur der Schwache mit Schrecken aufwacht. Kommt mit mir, Treue, Freundschaft, Aufopfrung, ihr seyd nicht die Mittel zu der Fürsten Liebe!

König. Habt Ihr sonst nichts zu sagen?

Don Diego. Soll ich auf Träume antworten? Meine Rechtfertigung liegt hier, und hier soll sie mit mir sterben. Ich will Euch die Röthe ersparen, die ich auf Eure Wangen zöge, wenn ich Euch zeigte, was ich gethan habe, während Eure kranke Einbildung mich als Verräther schwärmte; aber man sollte wissen, für wen man arbeitet.

König. Argwohn ist das Gift des Lebens; Diego, wir sind Freunde. Was Du mir noch mehr zu sagen hast, verspare. Ich bin verwirrt, daſs ich Dich in Unruh' setzte. Vasquez! Vasquez! — Laſs uns auf Mittel sinnen, diesen furchtbaren Brankas zu entfernen. Dir zu beweisen, wie viel ich den Berichten glaube — Vasquez tritt ein. Vasquez! Er giebt Vasquez einen Wink. Deine Berichte sind falsche Lügen. Du bist Ursach, daſs ich meinen guten Diego heut gekränkt habe. Dein Eifer für mich rafft gierig jede Neuigkeit auf. Ein andermal sey weiser, und lerne: daſs immer der Kleine zerrieben wird, der sich zwischen die Groſsen drängt. Du hast Dich um Deine gehoffte Stelle geredet. Geh, befiehl zu satteln!

Don Diego. Erlaubt, mein König, er soll die Stelle haben. Die Verläumdung entwaffnet man mit Groſsmuth!

König. Diego! Du bist mächtig, Du giebst und nimmst! Mit Vasquez ab.

Don Diego. — Aus meinen Augen, Thränen! Von meiner Stirne, Demuth! Diego tritt ganz hervor. Ha, nun haſs ich deine Schwäche, die ich sonst belächelte. Es geht zu Ende, und er bläst in den Sturm, der sich über ihm gesammelt hat. — „Sieh zurück!“ weil ich's thu', so zittre! Eine Mönchskappe auf dein lock'res Gehirn, du träumend Ding von einem Könige.

Die Krone fordert vollen, kräftigen Geist, und ich fühle ihn in meinen Adern schlagen. Deine blasse Furcht ist die Wirkung meiner Stärke. Nur noch einen Schritt, zu der Krone und du heiligst Miſsbrauch. Um deinetwillen, schimmernd Gold, hab' ich den Menschen ausgezogen, und dann sagt man, füllt man dich erst würdig aus. Er setzt die Krone auf. Deine Wirkung ist wahrlich schaales Vorurtheil, nur der Thoren König borgt seinen Glanz von dir; dieſs hier ist aus stärkrem Stoff geformt; doch du heiligst diese Macht, schützest den Tyrannen, den Schwachen und den Starken, erkennst keinen Richter, als das Gewissen, den innern Ruf, der durch diese goldne Decke niemals dringen kann. Ich verachte dich; immer zur Krone aber wahrlich ich muſs dich haben, wenn ich geheiligter Herr dieser Sklaven werden will. Drücke dich fester an meine Schläfe, gieb mir die Ruhe, die du nur einem Manne von meinem Schlag gewährst. Alles in dieser Welt ist Spiel des Stärkern über den Schwächern, der Himmel selbst scheint dieses Recht tyrannisch auszuüben. O ich fühle etwas in mir, das mich alles verachten lehrt. Nichts setzt mein Blut in Wallung, nichts lieb' ich mehr als mich — und dich — und mich lieb' ich in dir! Rollt über mich, ihr Wolken, mein Thron ist hier! — Er muſs hinunter; wer dich einmal getragen hat, kann dich nicht vergessen. Mord klingt aus diesem Golde; nur um dich, rednerische Zauberin, sprichst du so laut gegen den, der dich getragen hat; ich hoffe, du singst keinem in der Zukunft diese verführerischen Töne; wer dich erwirbt wie ich, lernt dich auch erhalten. Auch Brankas? Er soll! Wenn er lebte, du würdest zum Gebirge auf meinem Haupte. Wir müssen uns trennen — auf kurze Zeit. Liege hier, und starre Schrecken in des Schwachen Herz. Mein Geist sitzt unter deiner Decke, und wir sind vermählt.

FÜNFTER AKT.

Scene des zweyten Akts.

ERSTER AUFTRITT.

Don Diego. Velasko. Navarro. Ramiro.
Andre Verschworne.

Don Diego. Dicke Finsterniſs deckt unsern Gang. Was ist die Glocke?

Ramiro. Nah' bey Mitternacht.

Don Diego. Ich wittre Vernichtung. Hört Ihr nicht ein Gestöhn der Angst?

Navarro. Ach Gabriele stirbt, und Alvieros Schmerz heult durch das öde Haus.

Don Diego. Ihr Tod sey der Ruf zum groſsen Werk; ihre Leiche wird die Herzen mit starrer Kälte ergreifen. Das Schicksal ist unser Freund, und thut den ersten Schlag. Löse diesen schwachen Lebensfaden, düstrer Würger, du knüpfst den meinen fester an! Hört Ihr nicht seufzen?

Navarro. Der letzte Athemzug; o horch! horch!

Don Diego. Verschlieſse Dein Ohr! wir müssen über Leichen zum Leben gehen.

Navarro. Ich bitte Euch, horcht! es fährt kalt durch meine Brust. Diego, gebt mir Eure Hand, daſs ich Lebenswärme fühle. Meine verwirrte Einbildung sieht Euch für Gespenster, für ihre Würger an. Stählt mein Gemüth! Gebt meinem Herzen der Verschwörung starre Fühllosigkeit! Meinen Wangen ihre düstre Farbe! Nehmt mir dieses Zittern, und ich bin Euer Mann!

Don Diego. Navarro, Dein Eid liegt auf der Spitze dieses Dolchs. Stör die Eintracht nicht, die diese starken, furchtbaren Männer hier verbindet. Die kleinste Wendung meiner Hand kehrt ihn gegen dich. Eines Feigen Leiche kommt da nicht in Anschlag, wo man um Kronen mordet.

Navarro. Stolzer! wende ihn gegen mich; ich liebte das Weib, die mit dem düstern Würger ringt, und kann die Stunde ihres Scheidens nicht überleben.

Don Diego. Thörichter, räche Deinen Schmerz in dem Leiden desjenigen, der sie zur Beute des düstren Würgers macht.

Navarro. Laſst mich hinaus!

Don Diego. Deine Seele ist gefesselt, hier sind Männer, die's mit dem Schicksal selbst aufnehmen. Störe uns nicht, jeder Augenblick fördert oder hemmt die kühne That.

Navarro. Sie stirbt! o sie stirbt, und ich kann Euren Anblick nicht ertragen.

Don Diego. Velasko, sind Eure Kastilier um das Haus und die Burg vertheilt?

Velasko. Auf den Wink bereit. Don Diego, schnelle Entschlüsse und rasche Ausführung krönen die

Verschwörung. Fahrt kühn zu, ein verlorner Augenblick zerstört die Arbeit des gröſsten Geists, und das Schicksal fällt mit doppelter Last auf die, die seine Schläge nicht zu leiten wissen. Seyd Ihr Männer?

Alle. Wir wollen's beweisen.

Velasko. Nun, wenn Ihr wahre Männer seyd, so seht nicht auf die That allein, seht auf ihre Folgen, auf den Nutzen, der daraus entspringen mag. Meine Kastilier hier schützen Euch, und unser Heer, das sich diese Nacht bewegt, hilft Euch die Gemüther unterjochen, bevor sie sich aus dem Taumel wieder finden.

Don Diego. Der König —

Navarro. Der arme König! er war mein Wohlthäter!

Don Diego. Fort mit dem Thoren! Zu einem der Verschwornen. Übergebt ihn den Kastiliern. In den Ebro mit ihm! Navarro ab, einer der Verschwornen ihm nach.

Velasko. Ihr sagt der König? Wohl, er muſs fallen; aber ist's der König, der die Macht in Händen hat, die uns zernichten kann? Diego, sein Tod macht Euch schwächer, als Ihr seyd, denn in seinem Namen, in seinem Schein von Macht, liegt Eure Stärke. Fällt der König vor diesem Brankas, diesem Unbestechlichen, so tritt der Mächtige an die Stelle des Schwachen; oder glaubt Ihr, wenn er nun auch seine Rache selbst befriedigte, sein stolzer Geist würde sich unter den Euren beugen? Ich tret' dem Euren nicht zu nah, edler Diego, aber dieser Mann mit seinem Ruhm wirft Euch mit einem Schrey aus der Bahn, die Ihr nun betreten wollt. Diese Menschen hier sind fühllose

Elende, Ihr habt sie nicht zu fürchten; aber ein Mann wie Brankas verrichtet die zweyte Schöpfung, er erweckt den Geist in ihnen, den Ihr bisher gefesselt hieltet. Dieser Mann muſs vor dem König, muſs zu dieser Stunde fallen, und dann zu dem Pallast, den Verrath umringt!

Don Diego. Er soll jetzo fallen, während tiefer Schmerz ihn an das Bett der Sterbenden fesselt. Ramiro, hast Du Muth, den schlafenden Löwen zu erwürgen?

Ramiro. Wir sollten nur den wachenden anfallen; doch wir sind Verschworne. Diego, warum geht Ihr nicht Selbst? Fürchtet Ihr den schlafenden Löwen?

Don Diego. Feiger! Er zieht den Dolch. Ihn dürstet nach edlem Blut; ich will hinein und ihn zur Leiche machen. Ich will die peinvolle Zeit vom Entschluſs bis zur That mit einem Zwischenspiel ausfüllen, gegen das die That selbst ein Narrenwerk zu nennen sey! Ganz in meine Faust, mein Geist! Er tritt in das innre Zimmer. Die Verschwornen voll des Erwartens. Nach einer Weile kommt er zurück. Blank! Blank! auch nicht ein Tropfen seines Bluts! Nur Eure Schwüre kleben hier!

Velasko. Ihr seht schwach aus und verstört!

Don Diego. Ha, Ihr glaubt nicht, wie schwer die Luft, von diesem Dolch bis zu seinem Herzen, zu durchbohren sey! Starrt Ihr mich an! ich sag' Euch, sie sahen mich nicht, und ich sah sie alle. Ein weiſses Wesen — ein Ding von Wesen — ein Dunst, ein Nebel — Luft — ein Ding das man nicht sieht, das in unserm tollen Blut nur spukt —

Velasko. Ihr seyd der Mann nicht, den ich in Euch dachte. Diego, zitternde Hände greifen nach keiner Krone. Ich seh', ich habe zu viel gewagt! —

Don Diego. Bey der schwarzen Nacht, ich wollt' ihn ermorden! ich trat hinein; sie liegt auf dem Bette — ihr Aug' gebrochen, und gebrochen wie es war, sah es doch nach ihm — und einen Augenblick darauf wandt' es sich zu mir; aber mit einem Unwillen, einer Art von Zorn, der in lebenden Augen nie zu sehen ist. Ich fühlte das kalte Eisen dieses Dolchs heiſs in meiner Hand. Doch wie konnt' ich dieses alles wahrnehmen, da die Kerzen dunkel brannten. Pfuy, es war ein Traum — wahrlich ich erinnre mich's genau; er kniete bey ihrem Haupte, seine Lippen auf ihrem Herzen, als lauschte er dem letzten Hauch des Lebens, und doch lag der Weg zu seinem Herzen wie dichtes Bley vor meinem Dolch. Seine Mutter sah lächelnd in den Tod, aber so, wie wir alle hier nicht lächeln können; und auch dieses Lächeln warf sich mir in den Weg. Der wüthende Alviero biſs an seinen Nägeln und stemmte seinen Arm so aufs Schwert. Ich stand ihnen nah', und keiner sah mich, und alle sahen auf das wenige Leben, das auf dieser Leiche schwebte. Und dann — o hört! hört! ich sah sie liegen, und plötzlich an mir vorüber rauschen, daſs kalte Luft an meine Wangen blieſs.

Velasko. So träumt Ihr den entscheidenden Augenblick hinweg, und träumt Euch um eine Krone. O Diego, nicht der Entschluſs, die Vollziehung beweist den Mann.

Don Diego. Fühlt, sind meine Wangen nicht todt kalt? O glaubt nicht, daſs dieser Schatten Blut war, nur die Einbildung schafft das Gespenst. Seht, so fiel der Dolch aus meiner Hand in meinen Busen, und diese starren eiskalten Finger hatten ihre Biegungskraft verloren; aber nun faſst ihn der erwachte Diego wieder. Glaubt mir, es sind Mährchen, die man uns von jenen luftigen Wesen vorerzählt hat, die um Sterbende flattern sollen. Wir sind Männer, und unser Blut muſs dieses Gehirne hier nicht zum Narren machen wollen. Ramiro, liegt Vasquez?

Ramiro. Er ist entsprungen, und schlug einen nieder.

Don Diego. Ah, wie lahm geht alles! — So schwört, daſs wir Männer sind und bleiben wollen; und noch einmal will ich diesem Dunst entgegen gehen — will die Luft durchstoſsen, und so durchfahren. Lachst Du? Aus welchem Element bist Du geschaffen, Undurchdringlicher! Es schlägt Mitternacht. Schlage! Schlage! Wäre jeder Schlag ein Dolchstich, er könnte mein Herz nicht so durchreiſsen, als die Minute Zeit die nun vorüber fliegt. Faſst diesen Dolch! — Ha, welch ein Schrey! Der Geist, der so kalt an mir vorüberrauschte, hat die Hülle abgeschüttelt! Hier ist er! und hier! faſst den Dolch! Du bist der Schatten eines Weibs! wir alle hier sind Männer! Faſst den Dolch, und ich will dem lächelnden Unding unter die Augen treten.

ZWEYTER AUFTRITT.

Alviero. Vorige.

Alviero. Faſst den Dolch, Ihr Feigen! Rache! sie ist verschieden, und fordert ihre Rächer auf. Des Tyrannen Blut sollen meine Thränen stillen.

Don Diego. Brankas fehlt; es schlug Mitternacht, und Brankas fehlt.

Alviero. Er hörte den brüllenden Donner nicht, nur mich hat die Glocke aus dem starren Schmerz gerissen. An ihrem Herzen liegt er, und fordert dem Tod seine Beute ab. — Brankas! Brankas! die Rache lebt! Er öffnet die Thür, man sieht Gabrielens Leiche. Brankas bey ihr knieend. Die Mutter an ihrem Haupt. Brankas, laſs dem Tod die Beute, und greif zum Schwert. Opfre ihrem Geist! Brankas steht auf. Die Mutter fällt um seinen Hals, er drückt ihre Hand, und spricht leise zu ihr; er tritt heraus. Die Thür schlieſst sich.

DRITTER AUFTRITT.

Don Brankas. Vorige.

Don Diego. Was wollt Ihr mit diesem Blick? Wollt Ihr uns zermalmen? Seht Ihr dem Mann gleich, der von der Leiche seiner Geliebten kommt?

Don Brankas. Zermalmt Euch dieser Blick? Ha, ich habe namenlosen Schmerz besiegt. Ist Mitternacht vorüber?

Don Diego. Vorüber mit ihrem Leben. Unsre blassen Wangen, unsre Thränen zeigen Euch, was wir empfinden und unternehmen können.

Don Brankas. Stört meinen Schmerz durch Eure Worte nicht, vergiftet ihn durch Eure Thränen nicht; oder ich will aus Eifersucht Euch Stoff zu wahrern Thränen geben. Wer seyd Ihr?

Don Diego. Eure Freunde! Eure Rächer?

Alviero. Schüttle den schneidenden Schmerz aus Deinen Zügen, Brankas!

Don Diego. Wir sind da, Dich aufzufordern Verschworne gegen des Tyrannen Leben. Faſst den Dolch, und heiligt ihn zum würdigen Werk! diese Stunde soll er fallen!

Alviero. Zu ihrer Leiche! Laſst uns in ihre kalten Hände schwören.

Don Brankas. Wage es keiner diesem Ort zu nahen, wo nun der Tod seine heilige Ruhe hält. Thörichter Alter, tritt nicht gegen meinen Zorn!

Alviero. Wollt Ihr diesen Dolch hier fassen, und in diesem wilden Taumel, worin wir alle sind, nach dem Pallast hinstürmen, des Tyrannen Thron zertrümmern, und Freyheit! Freyheit! rufen, daſs meine Nichte von der Höhe mit Freuden blicke?

Don Diego. Eure Hand! alles ist bereit, schon wankt sein Thron —

Don Brankas. Wer seyd Ihr, der über einen Thron zu ordnen wagt, durch den Ihr aus dem Staube emporgestiegen seyd? Und wer sind diese wackren Männer?

Alle. Eure Rächer!

Don Brankas. Ich bin mein Rächer, und der Rache, die ich nehme, sind Männer unfähig, die Verschwörung auf der Stirne tragen. Einen beſsren Grund! was fordert Euch auf?

Don Diego. Arragoniens Wohl.

Alviero. Freyheit! Meine Nichte!

Don Brankas. Ein vortrefflicher Grund, und ich fühle sein Gewicht.

Don Diego. Ihr raubt der groſsen Unternehmung den entscheidenden Augenblick.

Don Brankas. Kann ich bey einer Sache, die das Wohl des Vaterlands betrifft, so rasch verfahren? Was that Euch der König, Don Diego? Ihr seyd sein Liebling, und das gedrückte Vaterland sagt: Diego sey sein Tyrann, und der König ein unglücklicher, beklagungswürdiger Mann. Ihr faltet die Stirne — ich geh' in allem grad zu Werk, und wenn ich Ja sagte, so wär's ein Ja, das dieses ganze Reich nun aus dem Schlummer weckte.

Don Diego. Ich dachte, Ihr wär't ein Mann.

Don Brankas. So gut wie einer. Was that Euch der König? welche Klage habt Ihr über ihn?

Don Diego. Daſs er mich zum Liebling machte, stolzer Mann, dieſs that er mir! daſs er schwachen Geistes ist, und sich dem Stärkern überlieſs, der seine Rechte nutzt. Groſse Thaten müssen kühn geführt seyn! Wollt Ihr diesen Sinn nicht fassen? Wo Verstand nicht aushilft, da mögen Dolche helfen. Zu mir, Kastilien! Er fällt Brankas mit dem Dolch an, der ihn abschlägt.

Don Brankas. Zu mir, Arragonien! Es treten von beyden Seiten Bewaffnete ein. Bey meinem Schwert! er schüttelt es wenn ich die heilige Stille, die um die Leiche meines Weibes dämmert, mit Eurem Röcheln stören möchte, ich machte Euch zu Gespenstern, denen Ihr nun alle gleicht.

VIERTER AUFTRITT.

König. Vasquez. Gefolg. Vorige.

König. Euer König, Frevler!

Don Brankas. Mein König, ich danke Euch für Euer Zutrauen. Naht Euch, und lernet Eure Freunde kennen. Dieser Dolch, der nun aus Eures Günstlings Hand hinsinkt, galt mir, und dann Euch selbst. Seine Gründe zu dieser That sind von seltnem Gewichte. — In Staub mit dir, dieſs sey dein Thron! Unter allen diesen, die auf diesen Dolch hier schwuren, ist nicht einer, der nicht von Eurer Güte lebte. Don Velasko, bleibt; ich glaube gern, daſs Euch die Wendung nicht gefällt. Es ist ein Abgeordneter König Pedros an Diego, der nach Saragossa mit verkappten Kastiliern gekommen ist, Euch vom Thron zu stürzen. Was diesen störrischen, wilden Mann betrifft, auf Alviero dessen Gründe Euch zu hassen sind Euch faſslicher.

König. Edler Brankas, Deine Handlung verschlingt die Rache, die diese Bosheit fordert. Ach, ich fühle, sehe nur Dich! Deine Gröſse rettet mich, mein Volk, Dein Vaterland! — Laſs mich sie entfernen, und dann lehre mich, König und Dein Freund zu seyn! — Vasquez, hebe diesen Dolch auf; ich hab' ihn selbst geschliffen; er sey mein Spiegel, und der Spiegel meiner Nachfolger. Es geht tief hier, was ich bey diesem Werkzeug fühle! *Zu Diego.* Sink' in Dein Nichts zurück, und alle Ihr! Meine Schwäche machte Euch zu Verräthern; aber die Stärke, die mir dieser Edle wiedergegeben hat, zeigt mir, daſs Ihr unter meiner Rache seyd! Flieht nach der Barbarey! Entweicht der Strafe des Hochverraths! Euer Gewissen sey Euer Reichthum! Treuer Vasquez, laſs sie mit sichrer Mannschaft nach der See *geleiten*; Verräther entgehen ihrem Schicksal nicht. *Man führt diese ab.* Velasko, Ihr müſstet nach dem Völkerrecht für den Frevel büſsen, den Ihr in meinem Reich verübt habt; doch geht zu Eurem König, erzählt ihm, was hier vorgefallen ist; sagt ihm, Ihr habet König Fernandez in den Armen eines Mannes gelassen, der alle Kronen Spaniens aufwiegt. Sagt ihm, ich habe eine Stütze meines Throns gefunden, stärker als List und Heere; einen starken, groſsen Mann, der die schrecklichste Beleidigung zum Wohl des Vaterlands vergessen kann. Die miſslungne Bosheit König Pedros wird noch leben, wenn gute Thaten meine Schwachheit in Vergessen senken. *Velasko ab.* O Alviero, Dein Blick, Dein gerechter Zorn, halten mir ein Bild vor, das mich von der Höhe stöſst, die ich erringen möchte. Könnt Ihr mir vergeben?

Alviero. Nimmer! seht und dann fragt mich nicht weiter. Ich gehe dahin, wo keine Könige herrschen.

LETZTE SCENE.

Das innre Zimmer öffnet sich. Die Leiche Gabrielens.

Donna Maria. Vorige.

Don Brankas nimmt den König bey der Hand, und führt ihn zur Leiche. Dieſs war mein Weib! an dieser Stelle könnt' ich Euch viele schaale Sprüche vorsagen; aber weh' Euch, wenn Ihr sie noch braucht!

Donna Maria. Brankas, Du hast mir einen groſsen Sohn, diesem Lande einen guten König wieder gegeben!

Don Brankas. Ich bin nicht groſs, Mutter; der Schmerz schwellt mein Herz, Finsterniſs deckt meine Augen, das Grab verschlingt den Lohn des Lebens.

Donna Maria. Eben darum bist Du groſs! Weine! Weine! Jede Thräne treibt ein Blatt zu dem Siegeskranz hervor, den Du heut erworben hast. Nur ein Mann wie Du, kämpft so sich durch, wenn's hier zerreiſst. — Mein König, sie vergab Euch!

König. Hier liegt der Schmuck der Welt! Zu Boden, meine Knie! Zerflieſst in Thränen, meine Augen! Unschuldiger, gekränkter Geist! sieh mitleidsvoll auf einen gebeugten, büſsenden König nieder! Sieh, mein Volk fordert versäumte Jahre wieder, sein künftig Wohl versöhne mich mit Dir und diesem Manne, dem Dich nichts ersetzen kann! Er steht auf.

Donna Maria. Doch, mein König! Eure Thränen, die aus wahrer Reue flieſsen, das Wohl des Vaterlands lindern den Schmerz in des ächten Helden Brust. Sein Herz ist Euer! Auf Alviero. Auch dieser eiserne, starre Sinn hier bricht.

König. Seyd meine Mutter! Gebt mir, was die Krone so selten giebt, in Euch eine gute Mutter, in ihm einen treuen, versöhnten Freund!

Don Brankas. Über das Haupt Eurer Feinde will ich mein Leiden ausgieſsen. Begrabet sie! — Zu Pferde, meine Reiter! Laſst aufbrechen am Ebro! Kastiliens Völker sind im Reiche. Zu Pferde! — Noch einen Kuſs auf diese Lippen — Mein Weib! Mein Weib! sieh herab auf meinen düstern Lebenspfad! sieh herab, ich reiche ihm die Hand, ich folge deinem Wink! — O, meine Mutter, begrabt meine Liebe!

ARISTODEMOS.

EIN TRAUERSPIEL.

Quid tibi vis? jam non agitur de patria.

1787.

PERSONEN.

KÖNIG EUPHAES.

ARISTODEMOS.

KLEONNYS.

TISIS.

LYSANDRA.

HERMIONE.

EIN HEROLD.

EIN BOTE.

GREISE. MÜTTER. JÜNGLINGE UND JUNGFRAUEN.

Die Scene in Ithomen.

ERSTER AKT.

Ein offner Platz vor dem Pallast der Herakliden, mit verschiedenen Ausgängen.

Der König. Aristodemos. Kleonnys. Greise.

König. Ihr Väter der Messener, ich verstehe Eure trüben Blicke; das Elend meines Volks ist mir bekannt, und ich trage seine ganze Last; es ist das Loos des Königs, das Leiden des ganzen Volks zu fühlen. Längst würd' es mich zu meinen Vätern in den Tartaros gezogen haben, wenn ich die Ursach Eures Leidens wäre; doch Ihr wiſst, der Herakliden *) Streben ist das Wohl des Volks; sie sind nur glücklich, wenn Friede im Lande blüht, und das Volk den Gewinn des Fleiſses in Ruh genieſst.

Wenn Ihr, erfahrne Greise, mit Rath mir beyzustehen wiſst, so redet; der gute König leiht dem Weisen gern sein Ohr. Kommt Ihr, Eure Thränen über den allgemeinen Jammer mit den meinen zu vermischen, Euren Schmerz durch Klagen zu erleichtern, mein Herz ist offen, gieſst das Eure in das meine: Zevs, der Menschen Vater, wird uns Muth verleihen, das Ungemach zu tragen, und nach stillen Thränen den Messenern kluge Heiterkeit zu zeigen.

---

*) Aipütos, einer der Herakliden, regierte mit so viel Weisheit und Tugend über die Messener, daſs sich die Herakliden nach ihm Aipüten nannten; doch ihr erster Name ist gelaufiger.

Ein Greis. Du treuer Hirt des Volks! Weit muſs es mit Deinen Kindern gekommen seyn, daſs wir nun Dein Herz mit ihrem Jammer so tief verwunden müssen. Wir kommen nicht zu klagen, dem Tode sind wir nah', und das Elend, womit der ungerechte Spartaner Deinem Volke droht, trifft uns nicht mehr. Wir kommen Dir die Lage und Gesinnung der Messener ohne Schonung aufzudecken, dieſs ist alles was wir noch vermögen; besser wär's, wir könnten mit den Waffen streiten, und durch unser Beyspiel der Jugend zeigen, daſs man nie am Vaterland verzweifeln müsse. Das Alter beraubt uns dieses Trosts.

Bis auf diesen Tag bekämpften wir die Ungeduld des Volks mit der Beredsamkeit, die uns Erfahrung, Liebe zu Dir und unsern Kindern eingeflöſst. Wir hofften immer sie zu bändigen; doch nun sind ihre Ohren taub, ihr erschrockner Geist sieht nur den Untergang des Vaterlands, und bebt vor harter Knechtschaft. Vier Jahre schon verfolgt uns der Spartaner mit hartem Kriege; öde liegt das Feld. Zwey Schlachtfelder bedeckten wir mit Leichen, und nach blutigem Siege konnten wir nicht so viel vom Feld behaupten, die Saat der Erde zu geben. Krankheit, Mangel, Verminderung der Streiter, trieben uns aus unsern Städten; auf Deinen Befehl verlieſsen wir das flache Land, und zogen uns in die Bergstadt Ithomen, unsern letzten Zufluchtsort. Hier ist nun Dein Volk versammelt, eingeschlossen von dem ungerechten Feind; Hunger und Seuche, die Plagen der Menschen, die uns aus der Fläche trieben, folgten uns auch hier! Verlassen von den Bundsgenossen, ohne Hülf' und Hoffnung, tobt Dein Volk, und weiſs nicht was es wählen soll, Hungertod oder harte Knechtschaft! Die Mütter drücken den Säugling an die Brust, und verwünschen die Stunde, die ihm Daseyn gab. Die Matronen und Jungfrauen weinen in den Tempeln und brechen dem kühnern Mann das Herz. Edler König, so gesunken ist Dein Volk, daſs Du, der es einst mit einem Wort aufrichten konnte, nun aufhörst ihr Trost zu seyn. Sie beweinen Dein künftig Schicksal mit dem ihren, und zweifeln, ob ein Heraklid sie retten möge!

König. Jedes Deiner Worte riſs eine Wunde hier, und das tiefe Leiden, das ich empfinde, würde mich alles Muths berauben, wenn ich, wenn Ihr, Messener, die Ursache dieses Krieges wäret.

Ihr wiſst es, Götter, ungerecht ist der Krieg des Spartaners gegen den Messener! Die fette Weide, die fruchtbare Erde, die glückliche Ruhe der Messener, reizten die Eroberungssucht der Ungerechten! Nie faſsten wir den Völkerverderbenden Entschluſs, unsre Gränzen zu erweitern! Zum erstenmal riſs der Spartaner durch die Rechte der Natur, und fiel ein freyes

Volk mit den Waffen an. Sie streiten um Gröſse, wir streiten für das Weib und das Kind! Vernimm es, Zevs Kronion, und heile das Volk von blinder Verzweiflung, flöſse mir Muth ein, daſs ihr Jammer mich nicht betäube!

Sagt den Messenern, daſs ein niedergeschlagenes Volk dem Feinde den Sieg erleichtert; daſs Muth in dem Elend den Sieg erzwingen kann; daſs ihr König hofft, sie vom Verderben zu erretten.

Ihr wiſst es, ich schickte den Priester Tisis nach Delphos, Apollo zu fragen, wie wir uns retten mögen. Jede Stunde hoff' ich nun die Rückkunft des Priesters; erwartet in Geduld den Spruch des Gottes, und die Gerechtigkeit unsrer Sache verleihe Euch Stärke!

Greis: Lange harrt' das Volk auf die Rückkunft des Priesters, doch nun hofft es nicht mehr auf sein Wiederkehren; es fürchtet, der Spartaner werde den göttlichen Boten nicht ehren, ihn mit Fesseln belegen, daſs der Spruch des Gottes nicht zu uns gelange.

König. Will Apollo die Messener retten, so wird er ihn, gehüllt in Dunkel, durch die Feinde führen.

Kleonnys. Vergebt einem Jünglinge, daſs er es wagt, in kühnen Worten vor Euch auszubrechen. Das Ungestüme meines Herzens siegt über die Achtung, die ich Euch schuldig bin; oft auch geben die Götter dem Jüngern weisen Sinn, in der Kraft zur Ausführung übertrifft er die Alten.

Die Väter sagen, der Muth der Messener sey gebrochen; warum zögern wir, sie noch einmal anzufeuern, und die Kraft gegen den Feind zu nützen, die sie noch haben! Wird sie der immer zunehmende Mangel nicht ganz erschöpfen? Was werden alsdann Männer für das Vaterland thun können, deren Arm durch den Hunger entnervt, deren Herz durch die Bilder des Elends zerknirscht ist? Entflammt ihre Geister! Führt uns in die Schlacht; es muſs uns gelingen, da die Verzweiflung auf unsrer Seite kämpft.

Aristodemos. Die Verzweiflung, Kleonnys, aber nicht die Klugheit.

Kleonnys. Nur das Zögern macht feige. Aristodemos, mein Vater hat die Spartaner geschlagen, er war kein Heraklide, und die Verzweiflung kämpfte noch nicht.

Aristodemos. Die Herakliden waren dabey, und fielen in der Schlacht. Noch leben zwey der Herakliden in Ithomen, der König und ich; auch wir waren dabey. Doch ich muſs Dir antworten, denn gerne überspringt der feurige Geist des Jünglings die Umstände, die ihm Fesseln sind.

Da Dein Vater die Spartaner schlug, waren wir noch Herrn der Fläche, konnten noch wagen, und hatten noch zu wagen; Ithomen mit seinen Bergen lag in unserm Rücken. Da wir aber die Städte geräumt, das ganze Volk auf diese Höhen gezogen haben, hängt des Vaterlands Schicksal vom letzten Angriff ab. Hier müssen wir uns stille halten, bis Vaterlands heiſse Liebe, gleich einer mächtigen Eingebung, alle Geister entflammt. Vielleicht daſs dieses Apollos Antwort thut. Und soll das messenische Volk einst fallen, so falle es groſs. Vermag die Klugheit nichts mehr, so laſst uns wüthend die Spartaner angreifen — sterben — Ithomen mit Weib und Kind verbrennen, und sie so mit uns der strengen Knechtschaft entreiſsen.

Kleonnys. Dieſs können wir auch jetzt.

Aristodemos. Ist es Ruhmsucht oder Vaterlandsliebe, die Dich so wild entflammt?

Kleonnys. Beydes, und noch eine mächtigere Flamme: Deine Tochter, die mir von Dir versprochne Braut, der nahen Sklaverey entreiſsen, und durch kühne Thaten des Vaters Gunst gewinnen!

Aristodemos. Der Herakliden Töchter denken nicht des Bräutigams, wenn die Mütter in den Tempeln weinen!

König. Kleonnys, ich weiſs es, der Geist Deines Vaters lebt in Dir; erwerbe Dir seine Klugheit. Suche Ruhm, wenn Dir des Vaterlands Vortheil winkt. Nutzt es dem Volk die Schlacht zu wagen, so theile sich Dein Feuer den Jünglingen mit; bis dahin schweige. Wer, wenn das Vaterland in Noth ist, einen andern Gedanken als dessen Rettung fühlt, ist nicht werth in einem freyen Staat zu leben. So muſs der freye Grieche fühlen; unter Tyrannen denkt der Bürger nur an sich.

Kleonnys. Nun bey den Göttern, ich bin Kleonnys, des Feldherrn Sohn, und mein Vater starb siegend fürs Vaterland — diese Thränen des Unwillens mögen aus meinen Augen stürzen, und beweisen, daſs auch ich so zu sterben wünsche.

König. Kann ein Volk Fesseln tragen, dessen Jünglinge solche Thränen weinen? Mein Freund, verzweifle nicht am Vaterland! Diese Deine Thränen leg' ich in die Waage, worauf Zevs unser Schicksal mit dem Schicksal der Spartaner abwägt!

Bote. König der Messener — Freude! endlich hat mein von Wachen müdes Aug den Trost erblickt, nach dem das Volk schon lange seufzt. Er kommt! der Priester Tisis kehrt zurück! Vom Thurm erblickt' ich ihn, und sah ihn durch die Wachen der Spartaner gehn — — — ein Gott scheint ihn zu führen. Schon steigt er den Berg herauf, und das Volk stürzt ihm entgegen.

König. Glückliche Botschaft bringst Du! Möchte Apollos Ausspruch die Freude nicht stören!

Greis. Ich höre des Volks Geschrey, und der Mütter Fragen, und der Kinder Jauchzen. Seht! er kommt, und um ihn her das Volk.

Tisis, um den sich das Volk drängt. Laſst mich los, Ihr Bürger, laſst mich einen Augenblick der Wonne ganz genieſsen, noch einmal auf den vaterländischen Boden den Fuſs zu setzen. — Gutes Weib, laſs mich weiter schreiten; nur dem Könige kann ich die Botschaft überbringen.

Das Volk. Geliebter! Erflehter! hier ist der König mit den Ältesten des Volks.

Ein Weib. Sieh, der Knabe reicht Dir die Hand zum Gruſse.

König. Sey willkommen, Freund der Götter!

aus der wilden Freude der Bürger siehst Du, wie Deine Wiederkehr erfleht ward.

Tisis. Nur den Göttern dank ichs, daſs ich vor Dir stehe! die Bürger noch einmal grüſsen kann! Schon gab ich die Hoffnung auf; aus dem Lager schoſs der Feind auf mich, und viele brachen aus, mich aufzufangen. Bebend stand ich, und blickte traurig auf diese Höhen! So nah dem Ziele, sollt' ichs nicht erreichen! In dieser Noth fleht' ich Apollo, mich zu Euch zu führen, wenn er uns retten wollte. Kaum floſs von den bebenden Lippen das stille Flehen, als eine Stimme laut ertönte: *Frey entlaſst den Überbringer des Götterspruchs!* Der Stimme unerwarteter Schall benahm dem Feinde das Herz, und gab dem meinen neue Stärke.

Volk. Dank Dir, Apollo, Du läſst uns gutes hoffen!

König. Ja, er läſst uns gutes hoffen. — Warum wirst Du so ernst?

Tisis. Die Freude verschwindet wieder, die ich empfunden, da ich das Vaterland betrat! Die schreckenvolle Botschaft macht mein Innres erzittern.

Volk. Der Priester bebet, und blickt düster. Furchtbar muſs die Botschaft seyn! Unsre Hoffnung ist getäuscht.

König. Droht uns Apollo mit Untergang? Läſst er uns ohne Rath?

Tisis. Forsche nicht! Schreckenvoll ist seine Antwort.

König. Schreckenvoller als unsre Lage kann sie nicht seyn!

Tisis. Den sie trifft, dem kann sie schreckenvoller seyn!

König. Doch liegt noch Hülfe in des Gottes Ausspruch?

Tisis. Hülfe — ja —

Volk. Rede! Rede!

Tisis. Ich zweifle, ob einer da, was der Gott gebeut, zu vollziehen Muth hat.

Aristodemos. Sprich nur immer! Apollo kennt des Menschen Herz und Stärke, und der Grieche kann für das Vaterland wohl noch etwas mehr thun.

Tisis. Laſs mich schweigen, Heraklide; Du möchtest mir zürnen, wenn ich redete.

Aristodemos. Ich werd' es, wenn Du länger schweigst.

König. Sprich! Du siehst die Angst des Volks! — Sage, was befiehlt Apollo?

Tisis. Hier? vor dem Volke?

König. Ja, vor dem Volke; um seinet-, nicht um meinetwillen sandt' ich Dich nach Delphos.

Tisis. O Götter! nun beklag' ich, daſs ich nicht unter den Pfeilen der Spartaner gefallen bin.

König. Zauderst Du noch? ich befehle Dir!

Tisis. Auf mich Unschuldigen, auf mein Geschlecht wird der Haſs der mächtigen Herakliden fallen.

König. Keinen aus dem Volke hat je der Herakliden Macht gedrückt!

Aristodemos. Trifft es die Herakliden, so zaudere nicht; sie sind fähig zu thun, was Du, Feiger, nicht auszusprechen wagst.

Tisis. Du bist ein Heraklide — und der König — keinen seh' ich sonst.

Aristodemos. Hast Du vergessen, daſs in der letzten Schlacht viele der Herakliden dem Vaterland die Schuld abtrugen?

Tisis. Und doch soll ich reden?

Aristodemos. Und schnell!

Tisis. Nun so hört Apollos furchtbaren Ausspruch! — Unterstütze mich, Kleonnys! müde bin ich von dem langen Wege, und mein Herz erbebt, wenn ich den Ausspruch denke. So sprach begeistert von dem Dreyfuſs die Priesterin:

> „Wollt Ihr Ithomen und das messenische Volk
> „erretten, so weihe eine reine Jungfrau der Hera-
> „kliden den Göttern des düstern Erebos freywillig
> „sich zum Opfer. Nur der Jungfrau reines Blut
> „kann ihren Zorn versühnen!"

Blaſs und leblos steht Ihr alle! — So, Messener, sprach Apollo; treu überbracht' ich Euch die Botschaft, und wünsche nun zu sterben, denn keiner errettet das Vaterland um diesen Preis.

Volk. Keiner rettet das Vaterland um diesen Preis! O Ithomen! messenisches Volk! ein schreckliches Opfer fordert Apollo! kein Vater vermag es.

Bald werden wir gleich den Heloten das Feld des Spartaners pflügen, und unter der Geiſsel des Strengen erliegen!

O Apollo! Schrecklicher! Groſser! Du hast nicht das Herz des Vaters erwogen, nicht das Herz der Mutter, nicht das Herz der Jungfrau!

König. Ich bin ein Heraklide und kinderlos. Muſs mein Volk verzagen sehen, und kann es nicht retten!

Greise. Wir sind ohne Rettung verloren! Bald wird der Feind Apollos Ausspruch vernehmen! Dann wächst ihm der Muth; er ersteigt unsre Berge, erwürgt unsre Kinder — und vertilgt unsern Namen!

Aristodemos. Wozu die Klagen? die Verzweiflung und das Heulen?

Kleonnys. Halte, Wüthender! ich begreife, was Du nun beginnen willst!

Aristodemos. Weg, Kühner! wilde Begeistrung ergreift mich. Das Geheul der Mütter, die Verzweiflung der Greise, der düstre Jammer des Volks, überschreyen den Ruf der Natur! Dem Vaterlande habe ich Kinder gezeugt! Ich bin ein Heraklide, hatte einen Sohn, er fiel in der Schlacht, und ich habe eine Tochter, das einzige Kind! sie ist schön und rein wie eine Nymphe aus dem Gefolge der Artemis. Wie meine Seele lieb' ich sie; aber das Vaterland ruft sie, und der Herakliden Kinder gehören dem Vaterlande!

Trocknet Eure Thränen, Ihr Mütter! Fasset Muth Ihr Väter! Ich gehe meine Tochter zu fragen, ob sie das Vaterland retten will; edel und schön ist die Seele meiner Hermione, und sie wird das Vaterland retten. Höre, Apollo, ich weihe sie den Göttern des Erebos! Ruft es hinunter ins Lager der Spartaner, es beuge ihren Muth! Ab.

Volk. Herkules, höre deinen Enkel! er weihet die Tochter zum blutigen Opfer, und wir erblassen bey dem Gedanken der schrecklichen That! Wir fühlen nicht mehr der nahen Rettung Freude; denn uns jammert des Vaters! uns jammert der blühenden Tochter!
Das Volk zerstreut sich.

König. Kehrt in Eure Wohnung — und hofft; der Heraklide versprach Euch zu retten! —

Apollo! welches Opfer forderst du von uns!

Kleonnys. Und warum nicht mich, in dem die Verzweiflung wüthet! Ha der Rasende, der die Tochter erwürgt!

König. Bewundre den Herakliden, und schweige!

Kleonnys. Meine Braut ist sie, und ich verfluche den Muth des gräſslich Groſsen, der die Natur verkennt. Mich trifft der Ausspruch Apollos, und ich leide unaussprechliches Weh! Der Strenge fühlt nichts.

König. Lerne von dem Herakliden was uns das Vaterland seyn muſs — leide und schweige, daſs ich Dich lieben kann!

ZWEYTER AKT.

Aristodemos. Lysandra.

Aristodemos. Laſs die Tochter zu mir kommen — und schnell! — ich muſs allein mit ihr reden.

Lysandra. Allein! und Du bist so bewegt! Was hast Du, mein Aristodemos?

Aristodemos. Nichts, geliebtes Weib!

Lysandra. Doch verräth der Ton Deiner Stimme, daſs etwas Groſses in Dir vorgeht.

Aristodemos. Der Feind liegt vor der Stadt — kann ich ruhig seyn? Ich bitte Dich, meine Tochter will ich sehen.

Lysandra. Ich ahnde nichts Gutes; denn freundlich bist Du sonst immer Deinem Weibe; doch ich gehorche, Dein ernster Blick gebietet. Ab.

Aristodemos. Sie fürcht' ich, und nicht die Tochter! Nie stieg ein groſser Gedanke in ihrer Seele auf — wahrlich, um so glücklicher, so lange nichts den Lauf der häuslichen Wonne stört — aber wenn das Schicksal Stärke fordert — ha, ich selbst fühle die wilde Begeisterung sinken! — Meine Zunge soll ein Opfer fordern, vor dem mein Innres erbebt! —

Apollo, Du forderst, was über des Menschen Kräfte geht; verleihe mir nun die Stärke, die dazu gehört — Weinen will ich, wenn sie nicht mehr seyn wird.

Hermione. Aristodemos.

Hermione. Mein Vater, welch ein wildes Getöse durchläuft die Stadt! Der Verzweiflung Heulen hört man in den Straſsen, und Deine Tochter kann der Bürger Jammer nicht ertragen!

Aristodemos. Ja, der Verzweiflung Heulen, dieſs ist es was Du hörst!

Hermione. Auf Deiner Stirne les' ich noch deutlicher, was ich fürchte. — O mein Vater, haben wir kein Vaterland mehr?

Aristodemos. Nein!

Hermione. Und Du bist so kalt und unthätig?

Aristodemos. Du würdest mich voll Feuer sehen, wenn ich es retten könnte!

Hermione. O Ithomen! unglückliches, messenisches Volk! schrecklich muſs dein Schicksal seyn, wenn ein Heraklide an deiner Rettung zweifelt!

Aristodemos. O seht sie, Götter! den reinen Blick! die liebliche Sanftmuth! des edeln Gefühls lebendigen Ausdruck!

Hermione. Bin ich's, mein Vater, die Dir Kummer macht? denke nicht an mich! denk' an das Volk! Die furchtsame Menge kennt keine andre Hülfe, als die ihm der edle Führer beut. Wir, die wir in höhern

Gefühlen aufgewachsen sind, finden Hülfe in uns selbst.

Aristodemos. Wie, mein Kind?

Hermione. sie nimmt seine Hand. Dein Ernst sagt mir, daſs wir verloren sind — Bin ich ruhig?

Aristodemos. Noch ist es ruhig in Deiner Brust, und gerne, meine Hermione, überlieſs ich mich der schmeichelhaften Hoffnung; aber Du warst bisher nur glücklich, und das Schicksal hat Deinen Muth noch nicht versucht.

Hermione. Ich verlor einen geliebten Bruder in der Schlacht, einen Bruder, in dem die Messener seinen Vater wieder hofften.

Aristodemos. Er starb für's Vaterland.

Hermione. Dieſs fühlt' ich, und fühlte, es sey ein wonnevoller Tod, und prieſs ihn glücklicher als mich und meine Mutter; denn wenn Ihr fallt, sind Thränen alles, was uns Armen übrig bleibt. Sag, mein Vater, trug ich nicht den Schmerz, wie es Deiner Tochter zukommt?

Aristodemos. Dieſs hast Du gethan, Geliebte! Doch das Schicksal hat Pfeile in seinem Köcher, die noch tiefer dringen!

Hermione. Wenn sie tödten, so kann auch noch in dieser Wunde Wonne seyn. — Mein Vater, es giebt noch etwas schrecklichers als Tod, und ich glaube, eben dieses ist es, was Dich so bekümmert.

Aristodemos. Laſs mich's hören, Geliebte! — Wie, Deine sanften Züge verändern sich ins Wilde — Was hast Du, meine Tochter?

Hermione. Eins kenne ich, mein Vater — eins das schrecklicher ist, und so weich ich scheine, erbebe ich in Grimm, wenn ich lebhaft daran gedenke! Und mich däucht, eben dieses ärgre als Tod, verkündigen mir Dein Blick und der Tumult des Volks.

Aristodemos. Finde Dich, mein Kind! Was meynst Du damit? Du hast ja nichts gehört! oder hast Du?

Hermione. Sklavin des grausamen Spartaners zu seyn, dieſs, mein Vater, ist ärger als Tod; und damit droht er uns.

Aristodemos. Ja dieſs ist's! Untergang des Volks, Zerstörung Ithomens, Vertilgung des messenischen Namens, nie gnügende Rache an den Herakliden, dieſs hat er bey den Göttern uns zugeschworen! Schon haben Mangel und Seuche den Messener kraftlos gemacht, und keiner fühlt die Stärke etwas zu unternehmen. Morgen, vielleicht noch diese Nacht ersteigt er unsre Höhen, belegt mit Ketten die Mütter und Jungfrau'n, ermordet die Greise, und zwingt den Jüngling und Mann das Schwert mit dem Werkzeuge des Knechts zu verwechseln! Du selbst, meine Geliebte, wirst die Beute des wilden Siegers, und schimpflich entweiht er die jugendlichen Reize, die einst den edlen Jüngling Deines Volks beglücken sollten!

Hermione. Ha, mein Vater!

Aristodemos. Wo ist nun der Muth, der Deine Einbildung so kühn entflammte?

Hermione. Ich fühl' ihn — und sehe Hülfe — Keine Furcht fesselt meine Zunge — Drang der Schmach zu entfliehen verwirrt meine Sinne — ja, ich sehe die nahe Hülfe. — —

Aristodemos. Wo?

Hermione. Von dem Felsen herab in den reinen Fluſs, der durch's blühende Thal hinströmt, dort nehmen die Nymphen der Herakliden Tochter auf.

Aristodemos. Ich danke euch Götter! — Laſs Dich umfaſsen, und glühe in edler Kühnheit! Die Farbe, die nun auf Deinen Wangen blüht, ist der schönen Seele edles Zürnen; es macht selbst die Pfeile des düstern Schicksals stumpf. — Hermione, Du bist der Unsterblichkeit werth, und ich fühle ihren unfaſslichen Umfang in diesem Ergieſsen! Dich lieben die Götter, und mit hohen Gesinnungen haben sie Dein sanftes Herz beflügelt. —

Tochter, es giebt noch einen edlern Tod, den Tod für's Vaterland!

Hermione. Diesen haben nur Euch die Götter vorbehalten; wir verschwinden aus der Zahl der Lebenden, und den Raum, den wir machen, bemerkt man nur im Innern des Hauses.

Aristodemos. Zürnst Du dagegen, mein edles Kind! höre auf mich! Auch Euch gönnen die Götter unsterblichen Ruhm, auch Euch gönnen sie zu Zeiten für's Vaterland zu sterben, und rühmlicher, da es seltner ist, da es nur auf Auserwählte fällt!

Hermione. Du spannst meine Geister über ihren engen Fassungskreis, mein Vater! Sage, und wie? Könnte es Deine Tochter?

Aristodemos. Aufopferung für's Vaterland ist der Tugend höchster Schwung; dadurch erwarben Deine Vorfahren unsterblichen Ruhm, und Dir zeigen nun die Götter den Weg dazu!

Hermione. So ist noch nicht alles verloren?

Aristodemos. Alles, und nichts; denn in Deinen Händen liegt das Schicksal des Vaterlands.

Hermione. Wie? sieh, wie meine Seele Deinen Worten entgegen horcht!

Aristodemos. Der Priester Tisis ist von Delphos zurückgekehrt, und dieſs ist die Ursach der Verzweiflung des Volks; immer zweifelt die Menge an der Tugend, deren sie nicht fähig ist.

Hermione. Was sagt Apollo? Wie ist das Volk zu retten?

Aristodemos. Furchtbar ist die Rettungsart, keiner vermag sie auszuführen, der nicht elysäische Wonne dem Leben vorzieht.

Hermione. Rede, mein Vater!

Aristodemos. Ich sage Dir, Kind, furchtbar ist die Rettungsart.

Hermione. Doch ist's Rettung!

Aristodemos. Die ich wünsche; vor der ich zittre, die mit Todesblässe Deine Wangen färben, Dein gespanntes Wesen zerreiſsen wird!

Hermione. Doch ist's Rettung! mögen meine Wangen erblassen; das, was Du in mein Herz gelegt hast, wird das Entsetzen schon besiegen!

Aristodemos. Dieses wünsch' ich, wie ich's fürchte.

Hermione. Es ist nicht Furcht, die Deine Zunge fesselt, nur Zweifel an meinem Muthe.

Aristodemos. Dein Muth wird verschwinden, so bald Du es vernimmst.

Hermione. Wär' es eine leichte That, so würde sie der Gott den Herakliden nicht befohlen haben! Was fordert Apollo? Soll ich's von fremden, nicht von Deinen Lippen hören?

Aristodemos. Von den meinen sollst Du's hören, geliebtes Kind. — Schweige mein Herz, sie ist nicht mehr dein die liebliche Tochter! die Götter rufen sie, und glühend in Vaterlandsliebe eilt ihnen die Jungfrau entgegen. Sie fordert den Vater auf und in ihrem Muthe zerflieſst mein Schmerz! — — — Hermione!

Hermione. Hier bin ich, und gefaſst!

Aristodemos. Höre Apollos Ausspruch, der das Volk errettet.

Hermione. Ich erwarte ihn voll Muth!

Aristodemos. Höre Hermione, so spricht Apollo!

> „Wollt ihr Ithomen und das Volk erretten, so weihe
> „eine reine Jungfrau der Herakliden den Gotthei-
> „ten des düstern Erebos freywillig sich zum Opfer.
> „Nur das reine Blut der Jungfrau versühnt ihren
> „Zorn.“

Bebe und vernimm!

Als der Priester diese Worte verkündigt hatte, ergriff das Volk Entsetzen; laut heulten die Mütter und die Väter, und ich konnte nicht mehr den Jammer ertragen, und rief ins Volk: Trocknet Eure Thränen, ich weihe meine Tochter den Göttern, und will die Liebliche fragen, ob sie Euch retten will von dem nahen Verderben!

Zittre! unter dem Messer des Priesters zuckt die Taube, die ihr Schicksal nicht faſst, warum solltest Du nicht zittern?

Hermione. Laſs nur immer das schwache Opfer beben, und den düstren Schauder durch meine Adern rinnen.

Aristodemos. Frey handle Tochter! hab' ich dem Volke zu viel versprochen, so falle der Frevel nur auf mich! Götter und Menschen mögen nicht von dem Vater fordern; daſs er da gebiete, wo die Natur sich empört. — —

Kämpfst Du Dich durch den Schauder; oder verschlingen düstre Bilder den Muth?

Hermione, was der Mensch leisten kann, nicht was ihn den Göttern näher bringt, mag ich von Dir fordern! — —

Du lächelst durch die wilden Bewegungen, die in Deiner Seele wühlen! — — Wer bist Du?

Hermione. Der Herakliden — Aristodemos Tochter! —

Aristodemos. Über Deine ganze Gestalt gieſst sich Dein edler Geist — ha, meine Tochter, ich fühle, wie er die Fesseln der Furcht zerbricht! — Vernimm noch dieſs, bevor Du Deine Lippen öffnest — Du bist frey, und mein Tadel kann Dich nicht treffen! — Erwäge!

Tochter! keine menschliche Macht löst Dich von der Kette, wenn Du Dich einmal gebunden hast!

Hermione. Nimm mich in Deine Arme, und unterstütze mich — einen Augenblick — Deiner würdig kämpfe ich mich durch den Schrecken — ha, meine Mutter! — sieh nur dieſs, und weiter nichts! — Fallen schon jetzt Deine Thränen auf das Opfer?

Aristodemos. Durch den Schmerz, der Dein Herz zerdrücken möchte, seh ich die kühne That sich drängen, diesem fallen meine Thränen! — laſs die Deinen flieſsen!

Ich traue mehr der Stärke Deiner Seele, wenn Du jetzt in allem Schrecken siehst, was Du unternimmst. Fühle Dich an dem Altar der Götter des Tartaros! fühle des Priesters Messer in Deiner jungen Brust — dann dränge Dich durch die Hülle, und blicke in die Wonne der elysäischen Gefilde. Dort harren Deiner die Schatten der für das Vaterland gefallnen Bürger! die Schatten der edelsten Griechen, und empfangen bewundernd die Retterin des Vaterlands!

Hermione. Mein Vater! ein entzückender Traum schwebt durch die schwarze Nacht, die Apollos Ausspruch vor meine Sinne zog. Schon wandele ich mit bebendem, furchtsamen Fuſse den Edeln der Vorwelt entgegen. Mein Vater — und sterb' ich nicht für Dich, für die Mutter! rett' ich nicht Dich und sie — und — laſs mich so träumen — laſs meine Seele in dieser Wonne schwärmen; und so führe mich zu dem Altar der furchtbaren Götter! — Hört mich, ihr Götter! — [illegible]

Aristodemos. Halte ein, mein Kind; erwäge was Du beginnst. — Durch Deine Anrufung weihst Du Dich unauflöslich den Göttern! Nicht in diesem Taumel der Sinne! Nicht in diesem Traume!

Hermione. Eben in diesem süſsen, düstren Traume; er ist Eingebung der Götter! ich fühle meine Seele sich ausdehnen, sich erweitern meine Kraft. Kaltes Besinnen zerstört den kühnen Entwurf der Seele, diesem will ich ausweichen, und dann fürcht' ich die Klagen meiner Mutter. Ich fasse mein Schicksal, sehe Ithomens, der Herakliden Schicksal, fühle noch etwas, das sich nicht in Worten fassen läſst, sehe die Rettung, und genieſse meines Lebens seligste Stunde!

Aristodemos. Noch heute flieſst Dein reines Blut!

Hermione. Um so schneller wird das Volk gerettet seyn! Jeder Tropfen meines Bluts wird neue Kraft in ihre Herzen gieſsen! Wird es nicht?

Aristodemos. Das wird es!

Hermione. Blühe, mein Vaterland! Schlaget ab den Feind von der Stadt! — Ich weihe mein junges Leben zum Heil des messenischen Volks! — o halte meine bebenden Hände! — Hört es Götter der finstern Nacht! ich weihe mein Leben für das Vaterland! für den Vater, die Mutter und den Bräutigam! — —

Zürne mir nicht, daſs ich seiner gedenke. Du weiſst es, ihn wählte nur mein Aug', du gabst ihn erst meinem Herzen! Laſs mich nun den süſsen Gedanken empfinden, auch für ihn zu sterben! —

Für sie weih' ich mein Leben! Euer bin ich ihr

Götter! — O mein Vater, ich fühle die Bande des Lebens sich lösen — schon fährt durch mein Blut die Wirkung der Weihe! — Ich bin nicht mehr Dein!

Aristodemos. Geliebte!

Hermione. Mögen doch meine Thränen fallen auf die gelösten Bande!

Aristodemos. Du bist mein, auch in der Wohnung der Schatten! ich lebe nur noch um auszuführen, was Dein Tod so rühmlich beginnt, sonst riſs der Schmerz mich mit Dir hinunter! Hermione! unser Vaterland ist bey den Unsterblichen, unser Leben auf Erden ein immerwährendes Streben zu ihnen zu gelangen; durch unsre Thaten und edle Aufopfrung zeigen wir bloſs, daſs wir auch hier gewesen sind.

Hermione. „In Elysium seh' ich Dich wieder, und die Mutter und den Bräutigam — es war der letzte Rückblick ins Leben, ich habe gesiegt!

Aristodemos. In Deinem Herzen leben die seligsten Gefühle; nur diesen verdank' ich's, daſs die Bewundrung mein Leiden niederdrückt! daſs ich die Stärke empfinde für das Vaterland nach Dir zu leben! — Soll ich Deinen Entschluſs den Messenern verkündigen? ihnen anzeigen, Hermione errette sie durch freywilliges Opfer! dem Spartaner zurufen, der Herakliden Jungfrau opfre sich für's Heil des Volks?

Hermione. Thu' es, mein Vater! ich will zu dem Altar der Götter treten ein williges Opfer!

Lysandra. Aristodemos. Hermione.

Hermione. Meine Mutter!

Lysandra. An Deinem Schrecken seh' ich, daſs wahr ist, was ich nun vernommen.

Hermione. Wahr! aber sieh, nur einen Augenblick erbebt' ich, und diesen Schrecken hat Dein angstvoller Blick in mir erweckt!

Aristodemos. Freue Dich der Tochter! sie ist ihres Ursprungs werth, und verherrlicht die Mutter, die sie geboren hat.

Lysandra. Der Rasende hat mit seinem Taumel Dich schon bezaubert, und Dein unerfahrnes Herz berückt; aber bey den Göttern! es soll ihm nicht gelingen! Wild umschlinge ich Dich, und halte Dich mit der Verzweiflung Stärke!

Hermione. Drücke mich an Deine Brust, Mutter; nur laſs mich Muth hier finden, und nicht Verzweiflung.

Lysandra. Nichts anders fühl' ich — — —

Aristodemos *für sich.* Streng und hart soll ich nun scheinen, und ihre Klagen werden mein Herz zerreiſsen! —

Lysandra! störe den Flug ihres Geistes nicht! sie hat gesiegt! sich dem Erebos geweiht, und keine menschliche Kraft löst die Fesseln, womit sie sich gebunden hat!

Lysandra. Finstrer Träumer! Hier sind Fesseln aus meinem Busen in den ihren, die wirst Du nicht zerreiſsen, obschon Du sie nicht erwogen hast! Mein ist die liebliche Tochter! ich habe sie geboren, und ihre Kindheit genährt; nur mit meinem Fleisch und Blut ist sie eins geworden! Mein ist sie — Dein Gewinn ist kalter Ruhm — Deine Wonne das Zujauchzen des feigen Volks — die meine liegt in diesem Herzen hier!

Hermione. Mutter! ich habe feyerlich geschworen!

Lysandra. Ich reiſse durch den Schwur; ein stärkerer bindet Dich an mich! mein Sohn fiel in der Schlacht; kalt kehrte der ernste Heraklide heim: „Dein Sohn hat für das Vaterland die Schuld bezahlt!“ Ich weinte in der einsamen Kammer, und nur Deine freundlichen Blicke riefen mich wieder ins Leben! Noch sah ich Trost in Dir! noch bliebst Du, die einzige mir übrig; aber nun soll ich alles verlieren! Die Mutter zweyer schöner Kinder verlassen auf der dürren Erde jammern, dem Vater fluchen! gegen die Götter ergrimmen in mütterlicher Wuth! — Hat der Erebos nicht genug der Herakliden verschlungen, daſs er vor der Zeit öffnet den alles verzehrenden Schlund nach der edelsten Tochter der Griechen?

Hermione. Ich habe feyerlich geschworen, Mutter; die Götter der Nacht haben es vernommen, und durch meine Adern rann kaltes Erbeben.

Lysandra sinkt nieder. Ich lebe noch!

Aristodemos. Weib zur Sklaverey geboren! und Du wirst heulen wie Hekuba in Fesseln, heulen über die Tochter, die Sklavin, die das unreine Bett mit dem strengen Herrn muſs theilen!

Lysandra. Laſs mich heulen wie Hekuba; dann ist sie noch auf Erden, die ich beweine, dann hab' ich noch Hoffnung, daſs das schwarze Schicksal sich ändere! ja, ich will heulen, und dabey in Wonne zerflieſsen, daſs sie noch lebt, und wiederum weinen, bis sich das Schicksal besänftiget, oder der Jammer mich auflöset!

Aristodemos. Du liebst nur Dich in ihr!

Lysandra. Was ich liebe, und wie ich's thu', darüber hab' ich niemals nachgedacht. Warum sollt' ich's? Ich folge der Stimme der Natur, und bin glücklich! und wenn ich sie sehe, so fühl' ich mich stark, und trotze dem Schicksal!

Hermione. Vorüber sind die Stunden, da ich Dir entgegen sprang, und Deine Blicke voll Güte mein weiches Herz in meinem Busen hoben!

Lysandra. Sieh sie an — und diese blühende Jugend, die nun erst dem Leben entgegen lächelt! Ausgenossen hast Du, Strenger, das Leben, und siehst nun kalt in die Freude, die es gewährt!

Aristodemos. Ich will alles leiden, und jeden Deiner Vorwürfe peinigend fühlen — Deine Thränen mögen in meinem Herzen brennen, doch unerschütterlich steht es; ein Gefühl giebt ihm Stärke, das Du nicht fassest.

Lysandra. Rauh ist Deine Tugend, und hart Dein Herz, gleich dem Erze, woraus Dein Schwert geschmiedet ist; tolle Ruhmsucht erstickt in Dir die Stimme der Natur!

Hermione. O meine Mutter, erbarme Dich meiner! Zürne dem edlen Vater nicht!

Aristodemos. Unsinniges Weib! Lerne von den spartanischen Müttern, was Vaterland ist! Glichen sie Dir, ihre Söhne hätten uns nicht auf diese Felsen getrieben! Sie ist der Herakliden, des Vaterlands Tochter, und das Vaterland fordert Rettung von ihr! Du erbebst vor einer That, die Du nicht zu denken wagst! An die Erde fesselt Dich Sinnlichkeit, Eigenliebe beherrscht Dein feiges Herz! Nie unternahmst Du etwas zum Glück des andern, nie entbrannte Dein Geist bey den Thaten des edlen Bürgers! In Selbstgenuſs dämmerst, Du Dein Leben hin, und der Bürger blickt einst kalt in Deinen Tod!

Hermione. Schone der Mutter!

Lysandra. Ungerechter! Was der Grieche nur immer von dem beschränkten Ehweib fordern kann, hab' ich gethan. Treu lieb' ich Dich, mit Eifer dien' ich Dir, und war immer gefälligen Muths. Dir gaben die Götter unternehmenden Geist, mir unterwürfigen. Auch bin ich nicht aus so rauhem Stoffe geformt wie Du! Ich kann mich nicht an den Ruhm, das luftige Unding hängen! — Dein Glück, Deine Gesundheit, Deine Freundlichkeit, und die Liebe, die aus diesem kindlichen Herzen in das meine strömt, sind meines Lebens Quellen. Nichts ist mir die Welt, nichts der Ruhm; Du und sie, ihr seyd mir Welt und Vaterland! — Wähle ein Opfer aus dem feigen Volke, nicht aus dem edelsten griechischen Blut! Komm meine Tochter, fliehe den wilden Vater, der Dein gutes Herz mit

Wahn bethört! Ich will Dich vor's Volk führen; die Wuth wird mir der Beredsamkeit Gewalt verleihen, und der Feigen Muth entflammen!

Aristodemos. Bist Du eine Scythin, daſs Du die Gränze zu durchbrechen drohst, die der Grieche dem Weibe bestimmt hat?

Lysandra. Ihre Mutter bin ich, und muſs es zwiefach seyn, da sie keinen Vater hat!

Aristodemos. Du lästerst die Natur! Kein Vater liebt sein Kind wie ich! keiner hat gelitten, was ich in dieser Stunde leide, und Deine Ungerechtigkeit legt mir die qualvollste Probe auf, die je ein Mann bestanden hat.

Lysandra. Soll ich Dir zujauchzen, daſs Du das einzige Kind den Göttern opfern willst!

Aristodemos. Leiden sollst Du — leiden wie ich! der Nothwendigkeit weichen, daſs Du, daſs sie der Sklaverey entfliehe, und das Vaterland noch einmal auflebe! Von ihr lerne, was eine freye Griechin thun muſs. Ich zwang sie nicht, kein Wort der Überredung fiel von meinen Lippen. Sie erbebte, da sie's vernahm, und ihre groſse Seele drang durch das Beben der Natur! Freywillig unterwarf sie sich dem Spruche des Gottes, und in ihrem Muth fand ich den meinen wieder.

Hermione. Nur so lang' bin ich Deine Tochter, bis der Feind auf diesen Bergen wüthet, dann hast Du keine mehr; oder glaubst Du, ich werde die Stunde überleben, die Ithomen vertilgt, die das messenische Volk vernichtet! Aus jeder Ader, Mutter, geht ein

Weg zur Freyheit; öffnet sie die Hand des Priesters nicht, so zerreiſst sie diese!

Lysandra. Er hat Deinen Verstand betäubt! Du und das Vaterland werden zu retten seyn! — Du sollst für feige Männer sterben, die nicht mehr fechten wollen! — Laſs mich zu dem König eilen! Verwandte fühlen oft mehr, als Väter!

Hermione. Jetzt erst fühl' ich das Bittre meines Schicksals. So süſs schwärmt' ich Eure Rettung, und den Dank des Volks! Du störst nun diesen Traum, und ziehst mich von der Höhe, die ich errungen habe! Vergebens, meine Mutter! nur schreckenvoller kannst Du mein Schicksal machen, doch ändern nicht. Es ist beschlossen; ich sterbe für das Vaterland, und bin nicht mehr Dein! Laſs mich nicht in starrer Verzweiflung sterben! Laſs meinen Geist in stillem Erwarten des Künftigen, im Gefühle Eurer Rettung, von meinen Lippen zu den Göttern fliehen!

Lysandra. O Apollo, furchtbarer den Müttern!

Hermione. Ja, Apollo ist es, der das Opfer fordert. Mutter, sind wir nicht durch die Götter? Dank ich nicht ihnen das selige Glück, welches ich mit Dir, mit dem Vater genossen? Und nun zeigen sie mir den Weg unsterblichen Ruhms, da sie mich vor allen Jungfrauen erwählten, Dich, den Vater, und das Vaterland zu retten.

Aristodemos. Geliebte, nur Dein Vater vernimmt den hohen Sinn Deiner Worte. Mutter, Du lösest nicht mehr die Bande, die nun die Tochter an

Univ.-Bibl. München

den Erebos fesseln. Weine, und beklage den Vater, der keine Thränen weinen kann!

Lysandra. Dich hasse ich, und will mit ihr sterben, daſs Du dem Schicksal Agamemnons entgehest! daſs ich nicht räche an Dir, wie Klytemnestra, den Tod der Tochter. Bis zum Frevel treibt Ihr die eingebildete Tugend, und fragt nicht unser Herz, vergeſst was wir leisten können, und reizet die Schwäche zum Verbrechen! Ja Ruhm und Herrschsucht sind des Mannes tolle Begierden, und diese ersticken die heiligsten Pflichten — Ich begreife Klytemnestras Haſs — ihre Rache — und will mit der Tochter in den Tartaros fliehen, daſs Du lebest, angebetet von dem elenden Volke! dort will ich dem Vater noch fluchen, der das blühende Leben der Tochter auslöscht, ein Volk zu erretten, unwerth der Freyheit, die es nicht verfechten kann!

Hermione. Wohin verirrt Dich der Schmerz?

Lysandra. Dahin wo das Besinnen aufhört! wo schwarze Nacht unsre Sinne bedeckt! Ich will ihm fluchen, und die Eumeniden aufrufen, daſs sie meinen Jammer an seiner Seele rächen!

Aristodèmos. Fluche mir, Weib! hier steh ich und hebe mein Haupt zu den Göttern! Sie sehen bluten mein Herz! sehen wie der Schmerz wüthet in meinen Gebeinen! Wie die sich aufopfernde Tugend meine Hand fesselt, daſs sie mir nicht in diesem finstern Gefühle den Weg in den Erebos öffne! — Fahre hin! mich haben die Götter zum Führer des Volks gesetzt, und noch ist mein Lauf nicht zu Ende, noch muſs ich streiten für's Volk! Hermionen umfassend. Du wirst sterben, Liebliche, und Dein Vater wird leben, bis er vollendet hat, was die Götter von ihm fordern! Dann sehen wir uns wieder!

Hermione. Um uns nie wieder zu trennen! — Ha, meine Mutter, laſs auch an Deinem Herzen mich Trost finden, und nun noch ganz das Glück Deiner Liebe empfinden!

Aristodemos. Sie hört Dich nicht!

Hermione. Tröste sie, mein Vater! ihr Schmerz nimmt mir alle Kraft!

Aristodemos. Sie sieht nicht auf mich! ergrimmt in Haſs gegen mich!

Lysandra. O vergieb, mein Aristodemos, ich hab mich ganz vergessen! Sieh auf mich! bedenke, was Du von mir forderst! Immer war ich Dir unterthänig, und hielt Deinen Willen für den Befehl eines höhern Wesens! Wohl weiſs ich es, daſs Du Dein ganzes Leben in Sorge für andere verspendet hast, nie drauf sahest, ob Dir's schädlich sey, wenn es nur dem Volke frommte! aber eine solche That, eine so schreckliche That! laſs Dich erflehen; wer kann die Tochter von Dir fordern! Bey unsern Vätern, die zu künftigem Glücke unsre Hände in einander legten! errette die elende Mutter und das einzige, geliebte Kind! Du bist ein Führer des Volks, Deine Weisheit, Deine Beredsamkeit lenken den willigen Haufen; gern hört er auf die Stimme des Edlen! Zeige ihnen die liebliche Tochter, laſs mich vor ihnen weinen; dieses wird von neuem ihren Muth gegen den Feind entflammen, und Du wirst die Tochter retten!

Aristodemos. Hermione, ich fliehe ihre Thränen — ich rufe das Volk zusammen — —

Hermione. Rufe das Volk — ich will ihre Thränen trocknen —

Lysandra. Laſs Dich erflehen! Auch Du wirst jammern um die Tochter im öden Hause!

Aristodemos. Das werd' ich, wenn ich gethan habe, was ich thun muſs. Am Rand des Verderbens schwebt das Vaterland; Zögern vernichtet's. Hermione, ich gehe!

Lysandra ihn haltend — seine Knie umfassend. Ich lasse Dich nicht! Er windet sich los, und umfaſst die Tochter.

Aristodemos. Tröste die Mutter! Ab.

Hermione unterstützt die Mutter.

Lysandra. Zeigt mir, Götter, die Mittel, die Tochter zu retten!

DRITTER AKT.

Aristodemos, dem **Kleonnys** folgt.

Aristodemos. Warum folgst Du mir unablässig, Kleonnys? Ist es Freundschaft, des Vaters Kummer zu lindern, daſs Du Dich so an mich drängst?

Kleonnys. Wuth ist es, die mich zu Deinem Schatten macht, und so werden Dir einst die stygischen Plagen folgen, wie ich nun thu! Ich weiſs, warum Du nun das Volk versammeln läſst!

Aristodemos. Du weiſst es, und zürnst mir?

Kleonnys. Ich weiſs es und fürchte Dich nicht! Ich habe Rechte auf Deine Tochter, die will ich geltend machen! Sieh kühn drein, wie Du willst, auch in meiner Brust glüht kühne Flamme! Deine Tochter ist meine Braut, mir von Dir versprochen, und Du kannst ihr Schicksal nicht mehr bestimmen! Meine Liebe soll herstellen, was Du in Frevel unternommen hast! — Sie wird nicht sterben!

Aristodemos. Du wagst es, mir die Liebe zu meiner Tochter entgegen zu setzen, da das Vaterland in Noth ist, und Rettung von ihr hofft? Bist Du ein Grieche, oder hat Dich Dein Vater mit einer Sklavin gezeugt, daſs Du Dich von dem allgemeinen Wohl trennst? — —

Geh und erröthe im Stillen!

Kleonnys. Keiner erröthet, der dem Rufe des Herzens folgt, den Du nicht hörst! Nur Du bist unempfindlich!

Aristodemos. Daſs ich so bin, dank' ich der Tochter, der Du nicht gleichst.

Kleonnys. Ha, sie willigt ein?

Aristodemos. Ja sie willigt ein, und fühlt Wonne auch für den zu sterben, der seine Leidenschaft dem Opfer für das Vaterland entgegen setzt!

Kleonnys. Du hast sie mit dem Wahne bezaubert, der Dich verblendet!

Aristodemos. Wahn? Du bist weiser, Jüngling, als wir Alten, wenn Du schon so früh das Dunkel durchforscht hast, das den Menschen umhüllt! Ist es Wahn was uns an die Götter bindet? was zügellose Menge in Ordnung hält? Wahn, daſs edle Männer auf Erden in der Götter Stelle treten, sich aufopfern, damit der Keim der Tugend in dem Herzen der Bürger Wurzel fasse? Das was Du, Kühner, nun Wahn zu nennen wagst, erhebt zum Helden jeden der Messener, raubt dem Feinde das Zutrauen, zerdrückt seinen Muth, da die Götter unser Schicksal von nun an auf sich nehmen! Ohne diesen Wahn (die Götter vergeben mir, daſs ich's mit Dir so nenne) lebte der Grieche noch in den wilden Begierden der Sinne, seine Seele dämmerte noch in thierischem Schlafe — unsre Bestimmung ist von höh'rer Art!

Kleonnys. Wilde Einbildungskraft durchbricht die Gränze, die die Natur dem Menschen gesetzt hat! Dieſs thust Du! trittst des Vaters Gefühle, der Menschheit Gefühle verwegen mit Füſsen!

Aristodemos. Was ich leide, kannst Du nicht fassen. Dir hat nie, wie mir, die Tochter von der Mutter Schooſse gelächelt!

Kleonnys. Die Du heute opfern willst!

Aristodemos. Die ich opfern muſs — für Dich, Undankbarer, und für Dein Haus!

Kleonnys. Wir können sterben — dieſs kann auch ich — und will!

Aristodemos. Dieſs kann auch der Sklave! aber leiden, das Herz zerrissen fühlen, und, um das Vaterland zu retten, doch zu leben, dieſs kann nur der freye, edle Grieche! —

Wenn die Freundschaft des Königs zu Dir, Dein Name, der Sieg Deines Vaters, der Sieg über meinen Schmerz, der Muth meiner Tochter Dir nichts mehr sagen, so geh' und sterbe! Meine Hermione wird's beym Lethe dann wahrlich nicht bereuen, daſs sie Dich vergessen soll! —

Halten Dich der Griechen Sitten, und Dein edles Herz nicht ab, so geh' und frage sie, ob die Liebe zu Kleonnys Vaterlands Liebe überwiegt!

Kleonnys. Nicht der Griechen Sitte hält mich von ihr entfernt. Wenn der Vater seine Pflicht vergiſst, kann wohl der Bräutigam den Gebrauch verletzen; aber ihren Schmerz nicht durch den meinen zu vergröſsern, sich, nur dieſs verbeut mir Deine Schwelle. Auch fühl' ich, daſs die Frage sich nicht geziemt!

Aristodemos. Was anständig ist, magst Du fragen!

Kleonnys. Ich brauche der Worte nicht, denn ich führe ein Schwert!

Aristodemos. Das Dir zum Schutz des Vaterlands gegeben ward, und dem ich trotze! Entfliehe! daſs ich nicht dem Könige und dem Volke, das sich hier versammelt, im Zorn anzeige, wie weit Du Dich vergiſst.

Kleonnys. Grausam bist Du — und siehst nicht in mein Herz!

Aristodemos, *seine Hand fassend.* Den innern Schmerz vergeb' ich Dir! Ich bitte Dich, gehe! Vergebens kämpfst Du, schon hat sich Deine Braut den Göttern des Erebos geweiht!

Kleonnys. *Ab.*

König Euphaes. Tisis. Das Volk.

Jeder Blick hängt voll trauriger Erwartung an den Augen Aristodemos. — Pause —

Aristodemos. Messener! Ich begreife Eure trüben Blicke! sie bringen den Schmerz, den ich bisher in meiner Brust gefesselt hielt, zum Ausbruch! Euch mag immer meine Seele offen seyn! Ihr könnt mein ganzes Leiden sehen, und wenn ich sie nicht halten kann, auch meine Thränen! Es ist so schmerzlich, so schrecklich, als groſs, was ich für Euch thun will! —

Wovon soll ich Euch nun reden! Ich bin verwirrt, und alle Festigkeit, alle Gegenwart des Geistes hat mich verlassen; nur Eure Noth, nur Ithomens Gefahr erinnern mich meines Daseyns! —

Da ich der Tochter Apollos Ausspruch offenbarte, war ich stark bey ihrem Beben! war stark bey den Thränen der verzweifelnden Mutter — Vaterlandsliebe entflammte das Herz der Jungfrau, und in Bewundrung, in Entzücken verlor sich mein Leiden! Nun seh' ich diesen und jenen, der Vater ist, und morgen es seyn wird, und ich fühle, daſs ich Vater bin, und morgen kinderlos seyn werde! Aus der That mögt Ihr schlieſsen; was ich in der Tochter verliere! Laſst mich immer einen Augenblick stolz vor Euch seyn, mich Vater einer solchen Jungfrau zu nennen. Das Gefühl der Bewundrung von Eurer Seite, ist ein schwacher Gewinn für den, der sie so theuer erkauft; aber wenn ich Eure Bewunderung fordere, so geschieht es um Euretwillen, so geschieht es nur darum, daſs die groſse That der Herakliden Euch zu edlen Thaten entflammen möge! denn wahrlich, sonst fordert der kinderlose Vater und die verzweifelnde Mutter das Blut der Tochter von Euch!

Ich soll Euch melden, ob meine Tochter den Muth hat, für Euch zu sterben, und finde nicht die Worte, es Euch zu sagen — Ha, wenn ich lebendig darstellen könnte, was in mir vorgeht, Ihr würdet über meinen Jammer den Euren ganz vergessen. —

Was beugt Euch so nieder? Sind es Zweifel an mir, dem Herakliden? — Laſst mich einen Augenblick noch Vater seyn, denn wenn ich ausgeredet habe, so gehört die Tochter nur dem Vaterlande! —

Pause. Trocknet Eure Thränen! Freut Euch der Rettung! Hoffnung kehre zurück! Es blühe das Vaterland!

Meine Tochter weiht sich für Euch den Göttern des Erebos, und versühnt ihren Zorn!

Sieg folge dem Opfer, und der Spartaner werde vertrieben von dem vaterländischen Boden!

Meine Tochter stirbt freywillig für Euch; mir, dem Vater, bleibt nichts übrig als Ihr!

Rufet hinunter in das Lager der Feinde: der Herakliden Tochter sterbe willig für das Vaterland! die Götter retten um ihr reines Blut das messenische Volk!

Befiehl, König Euphaes, dem Priester, daſs er das Opfer bereite, das Volk zum Tempel versammle und die Tochter abhole aus dem väterlichen Hause. Alles umringt ihn voll Schmerz und Bewundrung; sie umfassen seine Knie, und drücken seine Hände. In ihrer trüben Bewundrung fühl' ich, daſs den Bürger noch Bande an das Leben feſſeln können, wenn er alles verloren hat! Alles bist du mir Vaterland! Kind und Freund! Ab.

Alles zerstreut sich. Pause.

Lysandra tritt auf.

— Er hat dem Volke seinen Entſchluſs kund gemacht, und nun eilen die Elenden nach der Wohnung, und erzählen voll dummer Bewundrung des Herakliden tolle That! Die Mütter freuen sich der Kinder mit den Vätern, und hoffen bald in vollem Genusse den Hunger und das Elend zu vergessen! Und ich allein — die erste der Mütter des messenischen Volks, ich allein soll ohne Kinder bleiben! In jeder Jungfrau, in jedem Jüngling der andern Glück und mein Elend sehen! — Soll gelassen sehen, wie sie die einzige Tochter zu dem Altar der Götter führen, und der Priester den Stahl in ihren jugendlichen Busen drückt!

Schmerz, Haſs, Wuth und Rache durchwühlen mein Herz! —

Matronen treten auf. **Lysandra.**

Eine Matrone. Lasset uns näher treten, und die unglückliche Mutter trösten. Höre auf uns, Edle! Sieh, wir alle hängen angstvoll an Deinem düstren Blick, und flehen die Götter um Linderung Deines Leidens, um Stärke, daſs Du es tragen mögest.

Lysandra wendet sich unwillig von ihnen.

Eine Matrone. Wir verstehen Dich, auch wir haben Kinder. Laſs nicht stumm den Schmerz an Deinem edlen Herzen zehren. Gieb ihm Ausbruch — sieh, noch sind Menschen um Dich, die mit Dir leiden —

Lysandra zum Himmel.

Eine Matrone. O wir fühlen's! leer ist das Wort des Trosts bey solchem Leiden; doch ist es Etwas dem edlen Herzen. Lasse die Thränen flieſsen; nur sie mildern die Wuth, die über Deine Stirne furchtbar rollt!

Lysandra. O Apollo! Schrecklicher den Müttern!

Eine Matrone. Rede mit uns! Unser Herz ist offen, Deine Thränen, Deine Klagen einzunehmen.

Lysandra. Schweiget, und stört nicht meinen Jammer. Er soll mich aufzehren, und ich will erstarren wie Niobe, deren Herz die Götter zerrissen, wie sie dem meinen thun. Nur da, wo sie das Glück hingelegt haben, verwunden sie die Sterblichen. Schweiget, daſs ich nicht ihre Rache auf Euch herunterziehe; denn dunkel sind meine Sinne, und ich weiſs nicht, was ich sage.

Eine Matrone. Du wirst die Rache der Götter nicht reizen.

Lysandra. Ihr habt Eure Kinder, und damit sie leben, soll mein einziges sterben.

Einige Matronen. Auch die unsern gehören dem Vaterlande, und das Schwert der Spartaner kann sie noch heute wegmähen.

Lysandra. Dann kommt zu mir, und heult mit mir!

Einige Matronen. Weinen werden wir, und doch den Göttern danken, daſs sie fürs Vaterland gefallen sind.

Lysandra. Ich höre Euch nicht. Ha, ich will ihr folgen in den Erebos, und die Eumeniden auffordern, mich an dem harten Vater zu rächen. Ich sehe sie bluten, sehe die Hand des Priesters, mit ihrem reinen Blute befleckt! Stoſse mich mit ihr hinunter, Apollo, daſs ich dem Gefühl der Rache entfliehe!

Eine Matrone. Sie errettet das Vaterland, sie errettet das Volk!

Lysandra. Ich hasse das Volk, verwünsche den Gemahl, und hasse Euer Glück. Unglückliche will ich sehen, Unglückliche, wie ich es bin, und mit ihm eine Sklavin nach Sparta wandern. Nicht das Vaterland, nicht die Freyheit, nicht Eure Rettung trösten mein Herz. Geht, Ihr habt Söhne und Töchter, und heuchelt mir Schmerz. In Eurem Innern frohlocket Ihr, daſs ich mit meinem einzigen Kinde die Euren erkaufen soll.

Eine Matrone. Du bist ungerecht, doch wir vergeben es dem Schmerze; auch wir haben Kinder gesäugt.

Lysandra. O ich hasse Dich, Du Licht des Tags! Hier seh' ich Glückliche, und hier fühl' ich mein Elend. *Schlägt wider die Brust.*

Eine Matrone. Wüthe nicht gegen Dich, Weib des starken Herakliden!

Lysandra. Dieſs will ich, da ich mich an dem Urheber meines Leidens nicht rächen kann. Ich bin Mutter der schönsten Tochter in Griechenland, und nun soll ich im öden Hause leben, gänzlich verlassen, gehaſst vom Gemahle, weil sich mein mütterliches Herz gegen den Frevel empört, und meine Zunge ihm fluchen muſs.

Eine Matrone. Er vergiebt dem Schmerz der Mutter, und theilt ihn mit Dir.

Lysandra. Tödte mich mit ihr Apollo! Ach weh thut es, den zu hassen, mit dem wir die Blüthe der Jahre in Liebe und Eintracht verlebt haben! und doch muſs ich ihn hassen, denn er macht mich kinderlos, und beraubt mich im Alter der Früchte des langen mühsamen Lebens! Ekel und widrig ist das Alter, in das die Liebe der Kinder nicht lächelt! — Ich flehe dich, du Sohn der Nacht, steige herauf, und zerschneide den Faden des eklen Lebens! Erbarmt euch, ihr Götter, daſs ich nicht gewaltsam gegen mich wüthe.

Eine Matrone. Geliebte! Furchtbare Rache nehmen die Götter an den Schatten, die des Lebens Band gewaltsam zerreiſsen.

Lysandra. O die Strengen! sie sehen nicht auf das Weh, womit sie uns auf Erden schlagen! Wir sollen leben, bis der Kummer langsam die Bande des Lebens abnagt; aber lange will ich ihn nicht tragen.

Eine Matrone. Du hörst nicht auf uns! Was sollen wir thun, Deinen Schmerz zu lindern?

Lysandra. Euch Eures Glücks freuen; denn dieſs nur empfindet Ihr, ob Ihr gleich weint. Verlaſst mich, und reizt mich nicht zu Verwünschungen! Ihr treibt mich durch Eure Gegenwart zur Verzweiflung, da ich das volle Maaſs meines Elends in Eurem Glücke sehe.

Die Matronen entfernen sich langsam.

Lysandra, nach einer Pause. O säh' ich Ithomen noch vor der frevelvollen That zerstören! säh' ich dieses Volk schon in der Knechtschaft, und die feigen Männer auf dem Acker des Spartaners schwitzen! Unwerth sind sie der vaterländischen Felder; sie zu vertheidigen haben sie nicht Muth, mit dem Blute der reinen Jungfrau erkaufen sie den Sieg! — —

— — Wohin dringen meine kühnen Blicke? — Nur die Furcht vor euch, ihr Götter! hemmt meine Zunge — Frevel fühlt mein Herz, und murrt in mütterlichem Grimme, daſs ihr den Vater mit blinder Wuth begeistert, Gefühle zu zerstören, die ihr geheiligt habt! Sie sieht sich furchtsam um. O daſs keiner der Griechen dieses höre, sie würden mich verfluchen —

Ha! noch kühnere Gefühle durchdringen meine Seele, und das, was sich in Gedanken entwickeln möchte, verschwindet vor der Furcht! —

Vergebt, ihr Götter! dem mütterlichen Herzen, das nur sein Leiden fühlt! — Ach das Murren unter der Gewalt des Stärkern ist alles, was dem Schwachen übrig bleibt! —

Ja, elend sind wir Weiber, weil wir schwach sind. Müssen schweigen und den Schmerz ertragen; klagen wir, so schilt der strenge Mann uns unverständig — fordert gar fühllose Stärke — o hätt' ich sie, der Vater sollte vor mir zittern! aber so verschwindet aller Muth, wenn ich den ernsten sehe; denn ob ich gleich ihn hassen, und ihm fluchen möchte, so prägt sein tadelloses Leben, und selbst die schreckenvolle That, die er so groſs erträgt, mit Ehrfurcht vor ihm ein! —

Muth und Stärke hat uns die Natur versagt, doch verborgne Waffen legte sie ins schwächre Herz, und gefährlicher dem stolzen Manne, da er auf sich selbst vertraut, da er sie nicht ahndet! diese will ich nutzen, die Tochter zu erretten! Rasen mag der Vater, und das Volk verzweifeln, wenn ich sie nur rette! Jede Mutter, die ein Kind gesäugt hat, wird mir Beyfall geben, der Männer Toben acht' ich nicht. Die Götter will ich, gelingt mir der Betrug, mit Thränen und Gebet versühnen!

Noch kommt Kleonnys nicht, und nöthig ist er mir dazu; allein vermag das Weib nichts auszuführen. Auch in der Noth wagt er nicht den Gebrauch zu verletzen, der ihm verbeut, der Jungfrau sich zu nahen — doch mein Bote wird ihn kühner machen — — ich sehe nur Hülfe in der List!

VIERTER AKT.

Lysandra. Hermione.

Lysandra. Du verläſst mich und ich suche Dich vergebens, in dem öden Hause.

Hermione. Verzeihe, meine Mutter, ich betete zu den Hausgöttern, sie möchten Dir Stärke geben und Dich beschützen! — dann verweilte ich im dunklen Haine, bey der Quelle der Nymphe, und hörte noch einmal den Gesang der Vögel durch die heilige Stille! In den Wipfeln der Bäume säuselte leise der Wind — bald fühlt' ich es düster in mir; dann sah ich hinunter in die Ebenen nach dem spartanischen Heer, dieſs erfüllte meinen Geist mit Bildern des Künftigen! Ich sah die Ungerechten fliehen, geschlagen nach Sparta eilen, und den erblaſsten Matronen erzählen, welche Töchter die messenischen Mütter gebären. Mit Ehrfurcht und Zittern werden sie Dich nennen, und Deinen unsterblichen Ruhm beneiden!

Lysandra. Sie sind keine zärtlichen Mütter, und zerstören die Gefühle der Natur. Laſs ihnen den kalten Ruhm, der nur die Einbildungskraft beglückt, und nicht das Herz. Höre Du auf die Angst Deiner Mutter, kehre zurück aus diesem dunklen Traum, und laſs mich mit meinen Thränen die Gluth Deiner wilden Begeisterung löschen!

Hermione. Über das, was ich nun sagen werde, weine! In diesem Gedanken verloren, sah ich Dich bald einsam an dem Orte, wo ich meine Kindheit so glücklich an Deiner Hand hinträumte — ich wollte Lebewohl dem Schauplatze meiner frühern Jahre sagen; und gerissen sah ich mich von Deiner Seite — verschwinden das Licht der Sonne, fühlte mich zum erstenmal allein — irrend auf dem dunklen Wege zum Erebos. Thränen fielen aus meinen Augen, und die muſst Du stillen, Mutter, denn um Deinetwillen versank ich in diese Schwermuth. Dein Schmerz raubte mir den Muth — um Deinetwillen fühl' ich mich nochmals ans Leben gefesselt, und fühle die Bande erzittern, die der alles würgende Tod zerreiſsen soll!

Lysandra. Ich danke euch Götter! daſs der Betrug verschwindet, und mein Herz wieder in seine mütterlichen Rechte eintritt! Hör' auf die Stimme Deines Herzens, und ich will Dich retten!

Hermione. Mutter!

Lysandra. Du sollst nicht sterben! Höre auf mich! Du sollst das Licht sehen, und in Schönheit blühen.

Hermione. Mutter!

Lysandra. Durch List will ich siegen über die Stärkern, Dich erretten, und die Götter durch Gebet versühnen!

Hermione. Wie willst Du mich retten?

Lysandra. Dir kann ich's nicht sagen, Dein

Ohr verträgt es nicht, und Dein' Herz ist von dem Vater bezaubert.

Hermione. Ich begreiſe es nicht — und Du vergiſst, warum ich sterben muſs, und will!

Lysandra. Du vergiſst, daſs Du ganz mein gehörst, daſs kein Sterblicher ohne mich über Dein Schicksal gebieten kann. Mein gehörst Du nur! Ich sorgte für Dich in Deiner Kindheit; hier trankst Du des Lebens erste Nahrung — diese Hände unterstützten Deine Schwäche.

Die Ahndung der künftigen Schönheit Deines Körpers, Deines Geistes lagen in dünnem Schleyer über Dir, meine Einbildungskraft zog ihn weg, und sah Dich blühen, wie Du nun blühst. Ich kannte nichts als Dich; vergaſs, verlebte mich ganz in Dir; hing an Deinen Augen, und strebte zu errathen, was Du wünschen möchtest! Ich leitete Deine Schritte, wachte an Deinen Krankenbette; todt war für mich die Welt und ihre Freude — auf künftige rechnend, vergaſs ich gern die Gegenwart — und nun, wo ich die Früchte einzuerndten hoffe, wo ich dem Leben abgestorben bin, soll ich Dich verlieren? Dich verlieren, da Dein Leben erst beginnt, da Du meine Sorge belohnen sollst! — Trenne Dich von mir, wenn Du's vermagst — Mein Schicksal ist an das Deine gekettet, und die Hand, die Dich zerstört, zerstört auch mich!

Willst Du noch sterben? —

Zerflieſse in Thränen! Eh Du es bemerken konntest, flossen unzählbare aus meinen Augen, wenn ein kleiner Unfall Dich betroffen!

Hermione. Mutter, Du vernichtest mein schwaches Wesen, und ich ertrage den Kummer nicht! Du lösest mich auf, bevor ich das Opfer für das Vaterland vollziehen kann!

Lysandra. Ist dieſs die Hochzeit, die der grausame Vater Dir bestimmt hat? Mit Wonne sah ich dem Tag entgegen, der alle meine Wünsche krönen sollte — nun soll ich verzweifeln, und der Bräutigam! —

Hermione. Schweige, geliebte Mutter! — o schweige!

Lysandra. Ja, schweigen will ich, und Dich retten! —

Hermione. Und mein Vater?

Lysandra. Das Volk ist ihm Weib und Kind — er vergiſst was er uns schuldig ist; laſs uns vergessen, was wir ihm schuldig sind!

Hermione. Elender machst Du mich — retten kannst Du nicht —

Lysandra. Und wenn ich's könnte? —

Hermione. So geht das Volk zu Grunde, und der Herakliden Haus!

Kleonnys. Lysandra. Hermione will entfliehen, da sie Kleonnys gewahr wird.

Lysandra. Wohin eilst Du? Warum entfliehst Du?

Kleonnys. Bleibe, und zürne dem Verwegnen nicht!

Hermione zum Himmel. Stark sind die Proben, die Ihr von mir fordert! — — O meine Mutter, Du solltest das, was mich an das Leben fesselt, leichter machen, und Du strebst, mich noch fester dran zu knüpfen!

Lysandra. Dich ans Leben zu knüpfen, dieſs ist mein Wunsch, weil ich mit Dir leben will.

Hermione. Und Du — Auch Du vergiſst es, daſs der Wohlstand und das Vaterland Dich nun von mir entfernen sollten! Auch Du empfindest nicht, daſs Deine Gegenwart mein Leiden nur vergröſsern könne! daſs Du vor allen mich schonen müſstest! oder kommst Du mir Stärke einzuflöſsen, und das letzte Lebewohl zu sagen?

Kleonnys. Dich zu retten komm ich, wenn Du mich hören willst!

Hermione. So hab' ich mich in Dir geirrt! Schon träumt' ich, Du fühltest in stillem Schmerz das Opfer, dem ich mich unterworfen habe; fändest mich Deiner Liebe würdiger, und mein Gehorsam würde auch Dich zu groſsen Thaten reizen!

Kleonnys. Ich darf nicht reden, und bezwinge den wilden Schmerz, der in meinem Herzen tobt; aber retten will ich Dich auf Kosten meines Lebens!

Darauf sann' ich, als Deiner Mutter Bote mich zu ihr rief; wahrlich sonst hätt' ichs nicht gewagt hier vor Dich zu treten. Das was Du mir zum Vorwurf machst, empfand ich nur zu tief, und Deiner Liebe würd' ich unwerth seyn, wenn ich Dein Herz mit Klagen nun erschüttern wollte. Von Deinem strengen Vater hab' ich gelernt, wie man das Leiden in die Brust versenkt.

Hermione. Dein edler Muth schmeichelt meinem Geiste! Ich liebe Dich, Kleonnys; aber mehr lieb' ich die Pflicht — und so auch Du! — liebe mich in dem Vaterlande, für das ich sterbe!

Kleonnys. Dich lieb' ich mehr als Vaterland, und will Dich retten!

Hermione. Die Schaam, die bey diesen Worten Deine Wangen röthet, läſst mich verweilen, sonst bereut' ich schon, daſs ich nicht geflohen bin!

Kleonnys. Du sprichst gegen Dein Herz!

Hermione. Du gegen Deine Pflicht!

Kleonnys. Ich liebe Dich!

Hermione. Zeig' es mir durch Stärke und edle Thaten!

Kleonnys. Die will ich thun, wenn ich die Braut gerettet habe.

Hermione. Nichts rettet mich!

Kleonnys. Doch! sobald Du menschlich fühlst, und von blindem Wahn Dich nicht bethören lässest!

Hermione. Verwegner! hörte Dich der König, er würde es bereuen, seine Freundschaft in Deine Brust gelegt zu haben. — Und wer rettet das Vaterland?

Kleonnys. Unser Muth!

Lysandra. Rette sie! Dein ist die Braut!

Hermione. Der Götter bin ich! — Halte mich nun nicht zurück, die Feigheit seiner Seele drückt mich nieder.

Kleonnys. Und Du willst sterben!

Hermione. Auch für Dich!

Kleonnys. Höre mich!

Hermione. Schon zu lange hab' ich auf Dich geblickt! Schon zu lange der Gefahr getrotzt. Der Mutter vergeb' ich, daſs sie mein Herz verwundet, dem Manne nicht! — — Verlaſs mich schnell!

Kleonnys. Wenn ich gesprochen habe. — Rette Dich durch Flucht, dann müssen wir für unsre Mauern streiten, das wir auch müssen, wenn Du geblutet hast!

Hermione. Rede fort! Leichter wird mein Herz, und schon verschwindet Deiner Liebe Traum. Ha, von einer Fessel bin ich frey! — Sag, wird die Schande, das Vaterland verrathen zu haben, nicht vor uns hergehn? — Welche Stadt der Griechen wird mich, die Pflichtvergeſsne, die den Göttern Geweihte, Dich, den Verräther, aufnehmen? oder willst Du zu den Scythen fliehen?

Kleonnys. Ich werde nicht fliehen, bleiben will ich! Und das Volk wird Deine Flucht an meinem Leben rächen! Fliehe, Hermione, und laſs mich für Dich sterben! Auch der Tod des Jünglings kann die Götter des Erebos versühnen!

Hermione. Ach, meine Mutter, daſs ich schon an dem Altar geblutet hätte! Vielfach ist der Tod, den ich leiden muſs!

Lysandra. Dich will ich retten, und er soll leben! — Kleonnys, in dem Tempel erhebe Deine Stimme, und verkündige dem Volke Deine Rechte auf die Tochter; da Dich der Vater zum Bräutigam wählte, entsagte er dem seinen! Das Volk wird Deine Stimme hören, meine Bitten werden ihr Nachdruck geben.

Kleonnys. Der Vater wird mir widersprechen, das Volk gegen meine Kühnheit in Flammen setzen, doch wag' ich es. Verzweifelnde kennen kein Gesetz, und das werd' ich seyn, wenn ich sie an dem Altar der Götter sehe!

Hermione. Wag' es nicht! Kann ich den noch lieben, den das Volk verfluchen muſs?

Lysandra. Kleonnys, noch einen sicherern, zuverlässigern Weg zur Rettung, hat mir die List gezeigt. — Errathe! — sie darf es nicht hören — und ich — darf es nicht sagen — Und doch will ich — will des Wohlstands nicht achten, wie er der Gefühle meines Herzens nicht achtet — — Wie, Du zitterst?

Kleonnys. Ich ahnde nicht was Du sagen willst — —

Lysandra. Eisern ist meine Stirne, mein Herz verleugnet die weibliche Sittsamkeit. — Kleonnys! — erräthst Du nicht?

Kleonnys. Ich errathe nicht — — —

Lysandra. Ha, giebt es keine Sprache von Aug zu Auge, daſs meine geheimen Gedanken in Deiner Seele wiedertönen möchten! Unsinniges Gefühl im Menschen! zu erröthen schäm' ich mich, da die Tochter sterben soll! — Kleonnys! —

Hermione. Mutter! ich weiſs nicht was Du sagen willst; doch nichts errettet Deine Tochter, was Du nicht sagen darfst — Deine Verwirrung, Dein Stammeln bestärken mich in meinem Entschluſs — verleihen mir nun neue Kraft.

Kleonnys zu Lysandra. Sprich schnell!

Hermione. Der Priester kommt, und mit ihm die Jungfrau'n. Entfliehe, Kleonnys, daſs ich nicht beschämt vor ihnen stehen muſs!

Lysandra leise zu Kleonnys. Verzweifle nicht, und hoffe — Ich will Dir vertraun, wie sie zu retten sey!

Tisis mit **Jungfrauen**, die Blumen und Kränze tragen.

Lysandra. Hermione.

Tisis. Ich komme, edle Jungfrau, Dich geschmückt aus dem väterlichen Hause zu dem Altar der Götter abzuholen, wenn Du ein williges Opfer bist.

Hermione. Ein williges Opfer, Du Freund der Götter, und glücklich das Vaterland zu retten! Sey mir willkommen, und auch Ihr, Ihr Jungfrau'n, die Ihr das Opfer schmücken sollt.

Lysandra. Du Bote meines schwarzen Unglücks, an Dir werden die Erinnen die Rache vollziehen, die ich nicht unternehmen kann!

Tisis. Zürne mir nicht; nach meiner Pflicht, hab' ich Apollos Ausspruch überbracht — Dir vergeb' ich Deinen Fluch, weil Du Mutter bist.

Hermione. Wo ist mein Vater?

Tisis. Der groſse Heraklide besetzt die Hügel mit stärkern Wachen, damit der Feind das Opfer nicht störe. Der Spartaner ergrimmt, daſs Du die Götter uns versühnst.

Du Vaterlands Retterin! schon neigt sich die Sonne! Den Göttern des Erebos opfert der Grieche im Dunkel der Nacht! und nah ist es das Dunkel der Nacht!

Hermione. Schmücket das Opfer, Geliebte, mein Herz sehnt sich zur Ruhe!

Lysandra. Schmücket sie nur! Hier will ich sitzen und heulen — dem Volke fluchen — und dem Vater! — —

Die Jungfrauen schmücken Hermionen mit Blumen.

Hermione. Pause. — — Lebe wohl, mütterliches Land! riesle fort, du sanfter Bach im Hain! grünet frisch, meine Bäume! beleuchte, o Sonne, den Schauplatz meiner Kindheit mit Deinem wohlthätigen Auge! — Hier träumt' ich an der Mutter Hand die frühen Jahre hin, und lauschte oft von des Vaters Lippen auf die Thaten der edlen Griechen! horchte Liebe zum Vaterland in das junge Herz, und heute reifen schon die frommen Wünsche! Doch dacht' ich nicht so kühn, und wähnte nicht, daſs die Götter mich zu einer so groſsen, furchtbaren That bestimmt hätten! Alles was ich hoffte, war, einst Mutter edler Kinder zu werden, und ihrem Herzen des Vaters Worte einzupflanzen. Meine Nachkommenschaft lebt im Ruhm des frühen Todes für's Vaterland.

Beschützet, o Götter! das messenische Land! schenkt Fruchtbarkeit der Erde, und kühne Söhne den Müttern!

Heilig sey mein Name dem Enkel, und beflügle sein Herz mit Liebe zum Vaterland!

Seht auf meine weinende Mutter, die der Schmerz betäubt! Gebt ihr Stärke und Kraft; auf euren Befehl verliert sie das einzige, geliebte Kind!

Lasset reifen die groſsen Thaten des Vaters, auf die er sinnet zur Rettung des Volks. Nie kehre mein Andenken mit herbem Schmerze in seine Seele zurück! Mit groſsem, zufriedenem Lächeln blicke er auf meine Urne, und weine eine Thräne der Wonne auf meine Asche! — —

Ich danke Euch, meine Gespielen! Reizend habt Ihr mich geschmückt, und ganz mit der Blüthe des Frühlings überschüttet! Auch auf meinen Wangen blüht er — doch bald wird Blässe sie decken! — O dieſs sind sie, die hochzeitlichen Kränze, dieses ist der hochzeitliche Tag, den Eure Gespielin feyert —

Zum letztenmale seh' ich dich, väterliches Haus! Ich werde nicht mehr erwachen, unter der Liebe der Mutter, nicht mehr wird der Vater mich freundlich grüſsen beym Licht des jungen Tages! Zum letztenmal seh' ich dich! Bewacht es, Götter des friedlichen Hauses! es erschallen nicht in der einsamen Kammer die Klagen der Mutter, nicht die Wehmuth des Vaters! —

Pallas, Du Tochter des mächtigen Zevs, verleihe mir Muth! Leite mich sanft in das Schattenreich! — Nehmet mich freundlich auf, ihr Götter der Nacht! ohne Murren geh' ich aus dem lieblichen Lichte! — Laſst nicht die Bilder der Furcht mich erschrecken! Gieſset sanfte Gefühle in mein Herz, und lasset nicht das nahe Dunkel meinen Geist verfinstern! — Still wie ich gelebt habe, lösen sich die Fesseln — Nimm mich auf! — Ich bin Dein! —

Sie tritt unter die Jungfrauen die sie umringen. Leise gehen sie mit dem Priester nach dem Pallast der Herakliden.

Lysandra. Was zaudre ich noch? Keiner erbarmt sich meiner, und der Schmerz verdunkelt meine Sinne. Dem Mutter- Herzen, der Verzweiflung weiche die Schaam! Gräſslich ist es, was ich hier denke, und der Matrone Wangen erblassen dabey — ich will sie überziehen mit Wuth — und im schwarzen Dunkel der Nacht ihm mittheilen die gefährliche List!

FÜNFTER AKT.

Nacht.

Der Tempel der Götter des Erebos. In der Mitte ein Altar, vor welchem Hermione kniet, das Haupt zur Erde gebeugt. Auf ihrer Seite Tiſis. Andre Prieſter mit Fackeln. Vorwärts Ariſtodemos. Auf der andern Seite Lyſandra mit abgewandtem Geſichte. König Euphaes näher dem Altar, umgeben von den Greiſen und Edlen. Die Jungfrauen ſtehen Hermionen näher, und die Matronen der Lyſandra. Kleonnys bey den Jünglingen. Ein melancholiſches Geflüſter der Flöten, das ſich nach und nach verliert. Mit dem Prieſter fällt das Volk in tiefe Anbetung.

Tiſis.

— Götter des ſchwarzen Erebos! hört auf die Stimmen der Sterblichen, die geheimer Schauder ergreift bey euren Altären! Dunkel verſchlieſst euch uns, keiner der Lebenden iſt je zu euch gewandert, und von euch ans Licht zurückgekehrt! Doch dem Geiſte des Menſchen iſt ſie eingedrückt unüberwindliche Furcht! raſtlos iſt ſeine Einbildungskraft, Erd', Meer und Himmel durchdringt er, um das Ende ſeiner Beſtimmung zu finden!

In diesem Leben liegt auf unserm Nacken des Schicksals hartes Joch; was harret unser, furchtbare Götter, wenn wir abgeschüttelt haben, das Joch des peinvollen Lebens?

Von euch aus dehnt sich das gehässige Schicksal über die Erde, umfaſst mit der schweren Kette den ungeheuren Ball, vom Aufgang zum Niedergang! Mit mächtiger Hand schüttelt Zevs Kronion die Kette — zerstörende Kriege stürzen herab — Beben der Erde — Zwietracht — Seuche — Tod und die bleiche Furcht, der Menschen Peinigerin. Aufreiben würde sie das Menschengeschlecht — dann schlägt leise der Menschen Vater auf den goldnen Nebel, der seinen Thron auf dem Olympos umflieſst, und herabträufelt auf die Bebende die süſse Hoffnung, die Erhalterin der Menschen. Vor dem goldnen Schimmer entflieht die bleiche Furcht, die gestärkte Seele vergiſst den Jammer, und erweitert ihr Glück bis über die Gränzen des Lebens! Dank dir, Zevs Kronion! für die Hoffnung, der Menschen Erhalterin! durch sie leben wir noch!

Hier steht in der Blüthe des Lebens die liebliche Jungfrau, die Zierde des väterlichen Hauses! An eurem Altar soll sie bluten, ihr Götter der Nacht! Versühnen euren Zorn, versühnen das Schicksal, und mit Hoffnung beleben das bange Volk!

Wir zittern und gehorchen, haben das Opfer geschmückt, daſs es euch gefalle — sie bebet euch entgegen die edle Jungfrau, des Vaterlands Retterin; freywillig verläſst sie das Licht, die Wonne des Menschen, und eilt kühn in das unbekannte, furchtbare Land! —

Jammernd liegt das Volk um euren Altar, hat Abscheu am Vergieſsen des edlen Bluts! abgewandt steht der edle Vater — abgewandt die verzweifelnde Mutter! Wir alle erblassen bey dem blutigen Opfer, aber sie fordert Apollo, Euch zu versühnen, zu erretten das Vaterland!

Laſst euch versühnen, und rettet das Volk! — Verleihet uns, daſs wir dem Opfer nachsenden tausende der Feinde! daſs wir sie hinunterstürzen vor euren Richterstuhl, ihr furchtbaren Götter! Richtet strenge der Spartaner Schatten, für den ungerechten Krieg! für das reine Blut der einzigen Tochter! die wir beweinen, für die wir Rache fordern!

Was hat das messenische Volk verbrochen, ihr Götter? Unbeleidigt fielen sie mit hartem Kriege uns an! schwuren bey euch uns zu vernichten! Von uns fordert ihr das Blut der Jungfrau, was haben wir verbrochen? Schwarzes Dunkel verbirgt uns die Zukunft, Räthsel sind uns die Leitung der Götter, und wir tragen des Schicksals Joch; was harret unser, wenn wir abschütteln die Last? Nur die Götter sind frey; doch auch frey sind die, die der Nothwendigkeit Ketten zerbrechen, und die Edlen, die in hoher Tugend glühen, auch diese sind frey, denn ihnen folgt ins andre Leben ihrer groſsen Thaten Gefühl! Welcher Lohn erwartet die Jungfrau, die sich opfert für's Vaterland; die still in das Grausen des nahen Tods blickt, und voll hohen Geists, die milchweiſse Brust dem Messer des Priesters geöffnet hat? Unsterblicher Ruhm.

Wonne der Götter im Reiche der Schatten erwarten die Jungfrau!

Öffnet der göttlichen Jungfrau den Weg zu den seligen Gefilden! Verscheuchet von ihrem einsamen Pfade die schwarzen Bilder des Tods, des Sohns der Nacht! Steiget herauf, kühlt euren Zorn an dem reinen Blut: Steiget herauf, Götter des Tartaros; euch flieſset ihr Blut!

Bebe in tiefer Stille, messenisches Volk! — Verhülle deine Sinne ins Dunkel, das den Menschen umgiebt! Blickt tief gebeugt zur Erde, und seht nicht auf das Zucken des Opfers! —

Er hebt das Messer auf.

Götter des Erebos — —

Kleonnys. Halte ein — Los bricht die Verzweiflung, und ich kann dem Anblick nicht widerstehen — ich werfe mich den Göttern, dem Vaterland entgegen! Beflecket nicht mit dem Blute der Braut den Altar! Sie ist mein! Ich, der Bräutigam lege hier meine Rechte auf den Altar, gegen die Rechte des Vaters, der sie mir verlobt hat! Höre mich, messenisches Volk! höre mich, König! Der Vater kann die verlobte Tochter nicht opfern, neuer und stärker sind des Bräutigams Rechte, und ich will sie behaupten!

Volk. Hört auf den Bräutigam! Halte ein, Priester!

Aristodemos. Verwegener, entfliehe meiner Wuth, daſs ich nicht die väterlichen Rechte, die Rechte des Vaterlands mit dem Schwert gegen Dich behaupte, und Dich zum Erebos schicke, ein unwürdiges Opfer!

Messener, hört nicht auf den Verwegnen, der eigne Leidenschaft der Rettung des Vaterlands vorzieht! Wahr ist's, ich verlobte ihm die Jungfrau! Doch nur der Rasende kann behaupten, des Vaters Rechte hörten auf, so lange die Tochter noch in dem väterlichen Hause wohnt, so lange sie die Schwelle des Bräutigams noch nicht betreten hat! Auf den Altar leg' ich das väterliche Recht! das Recht des Vaterlands!

Tisis. Freywillig hat sich die Jungfrau den Göttern geweiht, verloschen sind die Rechte der Menschen auf sie.

Volk. Wahr spricht der edle, unglückliche Vater! Wahr der Priester! Entweiche unserm Zorn!

König. Entfliehe, Kühner, und störe nicht die furchtbare Handlung!

Kleonnys. Nur dem Tod weiche ich, und nicht Eurer Wuth! Auf mich Dein Schwert, rasender Herakliде! auf mich des Priesters Stahl! Ich fordere Euch auf, und behaupte meine Rechte, und Ihr sollt erblassen, wenn ich Euch sage, wie ich sie behaupte! — Der Herakliden Tochter kann das Vaterland nicht retten — Ihr mordet und opfert nicht!

Aristodemos. Wüthender!

Volk. Das Opfer bebet! — Laſst uns ihn ermorden!

Tisis. Hört ihn aus.

König. Entfliehe!

Kleonnys. Ich entfliehe nicht! Rächt an mir die betrogne Hoffnung! Ich hab' Euch der Rettung beraubt! Sucht sie nun in Eurem Muth! Der Herakliden Tochter ist kein reines Opfer — sie wird Mutter von mir!

Tisis reiſst Hermionen den Kranz vom Haupt. Fliehe, Unreine, von dem Altar der Götter! Du kannst sie nicht versühnen!

Hermione steht empfindungslos.

Volk. Laſst uns Rache an dem Verräther nehmen, aus Ithomen fliehen, daſs wir dem Hunger, der Knechtschaft, dem Schwert des Spartaners entgehen!

Hermione zu ihrem Vater wankend, und ihr Gesicht in seine Brust verbergend. Wer rettet mich von der Schande! Wer verbirgt mich!

Aristodemos sie fassend. Unsterbliche Götter! verlaſst mich nicht in dieser starren Verzweiflung! — Pause. — Welch ein wildes Gefühl durchglüht meine Seele! — Ist es Hülfe, mir von euch gesandt, die ich in diesem Dunkel noch sehe! — Ja, ich sehe noch Licht — fühle noch Stärke — Warum verzweifelt Ihr, Messener? Bey der That, die ich denke, erbebt!

Hermione. O mein Vater! — ich kann nicht reden — die Worte ersterben — meine Seele ist verdunkelt von der Schande! — rette! rette Du mich!

Aristodemos. Ich folge der Eingebung der Götter! Nichts fühlt mehr mein Herz als Rache, oder Rettung des Vaterlands!

Sieh mich an, meine Tochter! — Ha, ich lese in Deiner Seele — Schaam fesselt Deine Zunge — und nicht die Schande — Ich verstehe Dich, geliebtes

Kind! — Den Tod kannst Du leiden; aber nicht ertragen den Flecken in Deine jungfräuliche Ehre! auch ich kann es nicht — und wie es sey — ich sehe noch Rettung! Leise. Hermione, groſs und schrecklich ist die That, wodurch ich Dich retten will! Fasse Deine Kraft zusammen! — Leiser. Ich will Deinem Geist Flügel geben, der so ungestüm nach Ausbruch drängt! — Du lächelst — Nun so glühe im Gefühl der Tugend, ich will Dir helfen! So, meine Tochter! Deine Seele zürnt edel — — Er ersticht sie.

Falle, ein reines Opfer den Göttern; oder Opfer der väterlichen Rache! —

Zum Volk. Erbebt! so rettet der Heraklide das Vaterland! so tilgt er den Flecken in die Ehre!

Seht, Matronen! ob sie ein reines Opfer gefallen ist; weit hab' ich ihre Seite geöffnet!

Warum steht Ihr leblos, da ich noch lebe, und sie bluten sehe! Befreyt mich vom Zweifel! — Weit hab' ich ihre Seite geöffnet!

Lysandra reiſst ihren Schleyer los, und deckt ihre Wunde. Verflucht sey die Hand, die dieses Blut vergoſs! — Verflucht sey die Hand, die diesen reinen Leichnam berührt! Rein ist sie gefallen von der Hand des Rasenden! List gab mir Unglücklichen ein, sie vom gefürchteten Tod zu erretten! Sie fällt bey Hermionen nieder.

Aristodemos Hermionens Hand fassend. So, meine Liebe, so dacht' ich Dich — Fahre sanft hin — an Deinem Blick seh' ich, Du denkst ans Vaterland, und zürnst mir nicht!

Hermione. Ich danke Dir, mein Vater! Du haſt mich befreyt — gerettet das Vaterland! — Jetzt fühl ich Leben, vorhin fühlt' ich Tod! — Vergieb dem Geliebten! —

Wer wird kränzen meine Urne, mit dem Preise der Tapferkeit? Bist Du es mein Vater? Ist es der Bräutigam? —

Lebet für's Vaterland! streitet für's Vaterland! O meine Mutter! — weine nicht — Deine Tochter ist glücklich! — decke mich zu! Verhülle mich, daſs das Volk mich nicht so liegen sehe — Ha, schon umgiebt mich das Dunkel der Nacht! —

Ah, mein Vater, auch die Töchter der Herakliden können muthig für's Vaterland sterben! —

Die Mutter bedeckt sie.

Volk. Laſst uns Rache an dem Kühnen nehmen, der den Vater zum Mord gereizt hat! — Sie ziehen ihre Schwerter, und Kleonnys wirft sich ihnen entgegen.

Aristodemos faſst Kleonnys. Vergebt ihm Messener! Durch edle Thaten wird er die Vermessenheit abzahlen. Ihm vergab die Tochter, ich vergebe ihm. Ihn entschuldigt die Mutter. Noch ist sein Herz des Leidens unbewuſst, noch kämpft er um den Schild der Tugend; hoch hängt der Schild der Tugend! Ich hab' ihn erkämpft, und decke damit mein blutend Herz! — —

Tisis! ist das Opfer den Göttern gefällig gefallen? —

Der Donner.

Das Volk fällt nieder.

Tisis. Zevs Kronion antwortet Dir, Heraklide!

Aristodemos. Hört, Spartaner! hört die Stimme des mächtigen Zevs! laut und furchtbar tönt sie in den Felsen! — gütig nehmen die Götter das Opfer auf, und retten das Vaterland!

Tisis. Reinige Dich von dem Morde der Tochter!

Aristodemos. In dem Blute der Feinde! — Läge er nicht vor unsern Mauern, ich würde ihr folgen, und so mich reinigen von der kühnen, nothwendigen That; aber noch will das Vaterland, noch will die Tochter, daſs ich lebe! — Jammre, Mutter, mich rufen nun andere Sorgen! —

Jüngling, erwache aus der Starrheit! sie fordert Dich auf! Kämpfe um den Preis mit mir, wer ihre Urne kränzen soll!

König! ich habe die Götter des Erebos versühnt, Zevs furchtbare Stimme, das rieselnde Blut weissagen den Sieg, und begeistern das Volk —

Führe uns hinunter zu dem Lager der Feinde, daſs wir die kühne Begeisterung austasen.

Kinderlos steh' ich hier; aber diese alle erkauft' ich mir zu Kindern, da ich die Einzige um ihrentwillen zu den Schatten förderte!

Sammelt, Ihr Väter, ihre Asche in die Urne; wir eilen zu erfechten den Kranz unsterblichen Ruhms!

König. Erwägt im Stillen des Herakliden furchtbare That! Sie sind werth über Völker zu herrschen, sie geben für sie ihr edelstes Blut! —

Versühnt sind die Götter; ich will Euch führen in die Schlacht, Euch zeigen, daſs auch ich ein Heraklide bin, und freudig für's Vaterland sterbe.

Greiſt zu den Waffen, mit der wiederkehrenden Sonne stürzen wir von Ithomens Hügeln auf den ungerechten Feind! Für uns streiten die Götter! — —

Wer wird der Göttlichen nacheilen, und ihr verkünden den Sieg? Werd' ich ihr die herrliche Botschaft bringen? —

Kleonnys. Ich!

Aristodemos. Ich will mein Leben vertheidigen, und mit Dir um den Preis der Tapferkeit kämpfen; Dich auffordern, zu leben für's Vaterland! Der Jüngling, der eigenes Leiden vergiſst, erhebt sich einst zum Führer des Volks! Ruhmvoll steige zu den Schatten, dann nur wird Dir die Braut dort lächeln! Fühlst Du anders, so sinke hin zu der Mutter, heule Dein Leben aus, wir denken nur Deines heutigen Frevels!

König. Kleonnys! ich bin Dein Freund! Wie meine Seele lieb' ich Dich! Du bist nöthig meinem Herzen, und nöthig dem Vaterland! Groſs ist die Braut für's Vaterland gestorben, so sterbe auch Du, wenn Dich der Tod früh im Schlachtfeld wegmäht! Der Feige sucht den Tod, kühn schlägt ihn der Tapfre ab, bis er dem Schicksal rühmlich weicht! Sieh hin auf die Braut! Sieh auf den Vater! sie lehren uns, wie man den Schild der Tugend erkämpſt! —

Zur Schlacht! —

Männer und Jünglinge! wir streiten für die Erde, die Altäre, für die Kinder, die Weiber, und sterben für sie! — Eingedrückt in die Ordnung der Schlacht, stehen wir gewurzelt in Boden, verbunden wie Brüder! Keiner sieht rückwärts — nur vorwärts blüht der Kranz des Ruhms! — Haltet an das Feuer, „und beiſst in die Lippen“, wenn die Ungeduld den Muth aufschwellet, bis die Stimme der Führer Euch fortreisse! —

Dann blitzet das Aug'! dann blitzet das Schwert! Vor Euch her fährt der würgende Tod! Wie die Wogen des Meeres rollen meine Krieger über die Fläche, und der ungerechte Spartaner erblaſst vor dem rauhen Klang der Waffen! Furchtbar ist das Volk, das das Joch des stolzen abschüttelt, für die Weiber, für die Kinder streitet! — Furchtbar ist das Volk, dessen Töchter fürs Vaterland sterben! — Sehet, die Göttliche schwebt vor Euch her! —

„Die Tapferkeit ist des Mannes herrlicher Werth. „Im ersten Treffen steht der Edle —“ wem weicht er, der Tapfre? — „Den Nachstehenden blickt er vom „hohen Auge zu, den Tod zu verachten,“ und lächelt ins Röcheln der sterbenden Feinde! Verderben ist seine Hand — und flieht der Feind, so ist Hohnlachen der letzte Pfeil, womit er den Fliehenden verwundet!

„Wer im Treffen fürs Vaterland, in der Brust verwundet, fällt, dessen Verlust beklagt das Volk, folgt „seiner Leiche, und wünscht ihm zu gleichen! B-

„rühmt ist sein Grabmal, berühmt seine Kinder! U
„sterblich sein Name, ihn mag nicht das Dunkel d
„Erebos decken!“ *) Ohne Namen lebt der Feige

Herrlich ist's für das Vaterland zu streiten! H
lich und groſs für das Vaterland zu sterben!

Alle. Herrlich ist's für das Vaterland zu streiten!
Herrlich und groſs für das Vaterland zu sterben!

Waffengeräusch, Siegsgeschrey und kriegerische Musik.

---

*) Die mit „ bezeichneten Zeilen sind nach Tyrtäus.

MEDEA IN KORINTH.

EIN TRAUERSPIEL.

— — — nec vulnera membris ulla ferunt.
Mens est. quae diros sentiet ictus.

1786.

PERSONEN.

KÖNIG KREON.
JASON.
MERMEROS } seine Kinder.
FERETOS } seine Kinder.
MEDEA.
KREUSA.
HEKATES STIMME.
DIE EUMENIDEN.
FÖBE.
DAS SCHICKSAL, in dunklem Gewande, das Gesicht verhüllt.
GEFÄHRTEN JASONS.
STUMME.

Die Scene ist in Korinth.

ERSTER AKT.

Im Grund ein Hain der Artemis geheiligt. Von der Rechten ein Säulengang, der aus dem Pallaste des Königs führt. Auf der Linken Aphroditens Tempel, wovon nur die Stufen sichtbar sind.

Das Schicksal.

— Leise sey mein Gang; mein furchtbarer Tritt erweckt die Sterblichen aus dem sichern Schlafe, in dem sie Wahn gefesselt hält. Schicksal nennen mich die armen Erdensöhne; sie geben allem Namen, sie mögens fassen oder nicht; nach ihrem beschränkten Sinne bin ich noch weit von ihnen, wann ich schon auf ihrem Rücken würgend schwebe.

Noch ist alles ruhig hier; die Sonne, die aus den Fluthen steigt, bringt Ach und Weh über dieses Königreich. Zwar trifft es nur den Hirten, und nicht die Heerde. Kreon, der König von Korinth, fürchtet den Jammer, den Medea, der Sonne Enkelin, der Elemente Herrscherin, über dieses erschrockne Reich möcht' bringen. Furchtbare Träume schickt Zevs dem grauen, sorgerfüllten Alten. Bang vor der Zukunft sucht er die Mittel, dem Jammer vorzukommen, und brütet nur in Sorg und Angst das Ungeheuer früher aus, das ihn zerdrücken wird. Arme Sterbliche! ihr reiſst kein Glied aus der Kette, in welche ich euch eingeschmiedet habe: nur euer Dünkel mag euch früher in den wilden Kreislauf fördern, in dem sich alles dreht.

Die süſslächelnde Aphrodite, die den düstern Nebel, in dem die Menschen zweifelnd tappen, sanfter färbte, schoſs einen ihrer Pfeile in Medeens Herz. Dieses Pfeiles immer glühende Wunde fesselt die Übermacht der furchtbar Groſsen durch stärkre Gewalt. Nun da Medea in süſsen Schmerzen lebt, und gern vergiſst, daſs die Kräfte der Natur die Diener ihrer Winke sind, schieſst die Rächende einen neuen Pfeil in Jasons Herz. So rächt sich der Liebe Göttin an der Sonne Kindern, weil diese ihre Liebe mit dem Kriegsgott offenbaret hat. Nun brennt Jason für Kreusa, des alten Königs Tochter, uneingedenk, daſs Medea um seinetwillen das väterliche Haus mit Schmerz erfüllt verlassen hat; uneingedenk, daſs sie um seinetwillen mordete, sinnt er nur, wie er der Mächtigen entflöhe, wie er mit der sanftern, weichern Erdentochter, weniger gefährliche Liebeslust genösse. Ach, der Wankelmüthige bereitet sich und seinen zarten Söhnen schrecklich Weh. Schrecklicher Weh bereitet sich die kühne Mörderin in der fernen Zukunft.

Spielt, Arme, euer Spiel; ich hülle mich in undurchdringlich Dunkel, stoſs euch fort und fort, und immer in den Wirbel fort. Glücklich, der rein, gerecht, und ohne Blutschuld aus dem Trug des Lebens geht! Glücklich, der nicht durch Bruch der Treue den andern zum Verbrechen reizt!

Ha, schon wirft sie Zevs Kronion aus der Zahl der Lebenden, schon zieht sich der Faden der kleinen Söhne am Rad der Klotho dünner; schon schütteln die Eumeniden ihr Schlangenhaupt, streben schnaubend dem Tartaros zu entsteigen, unschuldig Blut zu rächen, und an das Herz der Schuldigen mit scharfen Feuerklauen sich zu hängen!

Verschwindet.

Kreusa. Föbe.

Kreusa. Gieb mir die Blumen, Föbe, und verbirg Dich im Dunkeln des Hains der Artemis.

Föbe geht.

Göttin der Liebe, mit schüchternem Schritte nah' ich mich deinem Tempel! Diese Blumen, der Erde ſüſse Kinder, leg' ich auf deinen Altar! Nimm sie gütig an, und heile mich von der Unruhe, die mich von dem frühen Lager treibt. Im Traume, im Wachen, im Hain, in deinem Tempel, seh' ich Jason, des Vaters Gast, und seh' ihn gern, im Traume, im Wachen, im Hain, in deinem Tempel. Laſs seinen Schatten von mir weichen; denn der Sonne Tochter, die furchtbare Medea, die meines Vaters und der Korinther Herz mit Finsterniſs umgiebt, späht meinen Blicken nach, und droht mir Schwachen, aus den wilden Augen, nahen

Tod. Gieb mir Ruhe! gieb Ruhe dem edlen Gaste, dessen Stirne umwölket scheint! Glückliche, die mit sanften Worten den Gram von seiner Stirn schmeicheln könnte! Glückliche, die sein Lächeln labte! Aphrodite, vernimm den leisen Wunsch, laut wagt das Herz ihn nicht zu denken!

Geht in den Tempel.

Kreon. Jason.

Kreon. Verzeih' mir, werther Gast, wenn ich Deine Träume störe, dem Kummer, der Dich zu quälen scheint, vielleicht noch ernstre Ursach gebe!

Jason. König von Korinth, schone meiner nicht. Ich bin nicht mehr jener Jason, einst der kühnen Argonauten stolzer Führer. Mit Schaam gesteh' ich Dir: Gram, des Mannes unwürdiger Feind, zehrt an meinem Innren. Gieb mir Ursach damit laut zu werden, denn so wie ich nun bin, kämpf' ich den verhaſsten Streit auf Kosten meines edlen Herzens aus.

Kreon. Ich litt bey Deinem Gram, der an Deinem edlen Herzen zehrt: doch der Gedanke, das Geheimniſs des Gasts zu schonen, erlaubte mir nicht, darnach zu forschen.

Jason. Forsche; ich wünschte, Dein freundlich Aug' zerbräch' die Bande, die ihn hier gefangen halten.

Kreon. So höre, was mein Volk, was der Götter

Priester sagen. Möchte diese Bothschaft uns zu näherm Einverständniſs führen!

Medea kann in Korinth nicht länger weilen. Ihre Verbrechen, ihre Gewalt über die geheimen Kräfte der Natur, erfüllen das Volk mit Schrecken; der bange Haufen zittert, einst ihre Schuld mit ihr zu büſsen. Die Priester rufen laut zum Volke: Ihre Opfer könnten den Göttern nicht gefallen, wo Äthos furchtbare Tochter, die Mörd'rin des Bruders, des Königs lebe!

Jason. Bey den Göttern! Du greifst gewaltsam in mein Herz; doch greife nur stärker zu, und schone nicht. Es muſs fürchterlich gerissen werden, wenn einst wieder der Jugend freudig Lächeln auf meinen Wangen blühen soll.

Kreon. Verzeih' mir, edler Gast, den Schmerz den ich Dir mache. Ich weiſs es, Zevs befiehlt, dem Gastfreunde wohlzuthun; aber ich bin der Hirt des bangen Volks, und muſs für die Heerde wachen; auch dieses wollen die Götter, die über mich und alle herrschen.

Schelte mich nicht zaghaft im blinden Zorne, wenn ich Dir sage, daſs der Ruf meines Volks schon längst der geheime Wunsch meines Herzens ist. Lang' fürcht' ich, die Götter möchten Medeens Aufenthalt in Korinth an mir und meinem Volke rächen. Ich ahnde Weh von dem Morgen bis zum Abend; von meinem Lager jagen mich böse Träume auf; Furcht vor der Zukunft füllt die Gegenwart mit herber Angst. Jason, ich bin ein Greis; dem Tode näher als dem Leben. Ich strebte immer gerecht und gut zu seyn. Das Volk nennt mich seinen Vater; soll ich nun des Lebens letzten Abend, der dem guten Könige heitre Übersicht der vergangnen Tage ist, in Sorg' und Angst hinschmachten?

Jason. Den gerechten König führen die Götter mit sanfter Leitung ins Schattenreich; dieſs hast Du, edler Greis, zu hoffen.

Kreon. So wähn' auch ich; doch die Götter lassen den Verbrecher nicht ohne Rache zu den Schatten wandern! Die Zuflucht, die ich Medeen hier verstattet habe, macht mich zu ihrem Mitschuldigen. Soll Korinth büſsen, was die Grausame in fernen Landen verbrochen hat? Soll ich den Schutz, den ich der Flüchtigen gab, bey jedem Vorfall, der mein Volk betrifft, verfluchen hören? Medeens Spiele sind Dolch und Gift. Durch ihre Zauberkünste erschüttert sie den schwarzen Erebos. Vor unsern Augen läſst sie die Vernichtung schweben, die uns auf ihren Wink ergreift. Der Sonne Enkelin steht zu hoch, auſser unserm Fassungskreis, und fühlt nicht in das schwache Herz der Menschen. Unser Daseyn scheint ihr ein wesenloser Traum, den man ohne Unheil stören mag. Wir Menschen beben vor unbeschränkter Macht; darum, mein Freund, entzogen die Götter unsern Augen, aus väterlicher Güte, die Gesetze, denen sie uns unterworfen haben: fühlten wir sie näher, sie würden die Kraft ersticken, die sie unserm Herzen eingeflöſst. Medeens Macht ist mir und meinem Volke das Bild des Todes, das, dem Schatten gleich, jedem Fuſstritt folgt, den wir vorwärts thun.

Jason. Wohl sagst Du: Medea, der Sonne Enkelin, der furchtbaren Hekate *) Tochter, stehe außer unserm Fassungskreis, und fühle nicht einstimmig ins schwache Herz der Menschen. Ich fühl' es, der ich nun ihr schmachtend Opfer bin. Mich drücken ihre Verbrechen, und an meiner Seele nagt die Reue. Um meinetwillen verließ sie Vater, Mutter, Schwester! Um meinetwillen ermordete sie den Bruder! Um meinetwillen den König Pelias, meines Vaters Bruder! Um meinetwillen ist sie von der Welt verflucht, schweift ohne Freystätte, ist aller Herzen Schrecken, und des meinen selbst!

Kreon. Des Deinen selbst?

Jason. Du hast nun meinen Schmerz berührt, und in wilden Strömen ergießt sich, was ich bis diese Stunde eingekerkert hielt. Ich liebe sie nicht mehr, und that ichs je, so war's Verblendung, vielleicht Werk ihrer Zauberey. Mich gelüstet nach einem Weibe, der ich mich freywillig gebe, von der ich fordern kann, was sie von mir fordert; die mich nicht, mit eisernen Banden der Nothwendigkeit, der Menschen Unterdrückerin, fessle. Mich gelüstet nach einem Weibe, deren Nerven aus gleichem Thone mit mir gebildet seyen, die schwach und wieder stärker fühle, und in dieser leichten Mischung mit empfinden lasse, ihre Mutter sey von dem Stoff der meinen. Medea herrscht über meine Sinne, mein Herz, meinen Muth; ihr Geschöpf bin ich, und möcht' als Mensch und

---

*) Nach Diodor von Sicilien war Hekate Medeens Mutter.

Mann das meine seyn. Wild fordert sie die Liebe auf, die durch die Furcht vertilgt wurde, dem Weib aus Götter-Stamme nicht gleich zu fliegen. Finstre, kalte Kluft zwischen der Sonne Tochter, und dem Erdensohn! In ihrer Freundlichkeit seh' ich nur Mitleid mit dem Schwächern; in ihrem düstern Blick, den Aufruf, der mich von der Höhe wirft, die ich als Mensch behaupten könnte. Schwer liegt der Druck des Schicksals auf mir, dem Weibe meinen Ruhm und mein Daseyn schuldig zu seyn, der ich keinen Dank erwiedern kann, weil sie ihn auf Kosten meines Herzens fordert, weil die Reue ihn erstickt.

Kreon. Lange hab' ich Dir diese Empfindung abgemerkt. Trüb weilt Dein Blick auf Deinen Söhnen, und schüchtern auf der Mutter. Furcht und Deine Söhne fesseln Dich an Medeens Schicksal. Ist es nicht eben dieſs, was Dich einsam in öde Thäler treibt?

Jason. Dieſs ist es und etwas mehr, das ich dem spähenden Blicke des Freunds entziehen muſs.

Kreon. Der doch nicht Freund wäre, wenn er nicht durch Deine Stirne sähe.

Jason. Nun so blicke in mein Herz: Der Mensch wird nur zum Mensch gezogen; der Traum, der uns zu höhern Wesen hebt, verschwindet, wenn unsre Seelen, durch unsre Augen, durch unsre Sprache sich vermischen. Medea beherrsche die Natur; unsre Gefühle sind freye, edle Gaben, von unsern Vätern uns angeboren, das stürmische Meer des Lebens als Männer zu beschiffen.

Kreon. So laſs uns diese edlen Gaben ganz empfinden, und unsern Geist befreyen,' den sich Medea unterworfen hat. Jason, Du fühlst in meinen Sinn, und nochmals seh' ich in Dir der Argonauten stolzen Führer. Löse deine kühne Seele von der Kette dieses Weibes, die den Trieb zu groſsen Thaten in Dir erstickt! die durch ihren Zauber Dich um den wahren Werth derselben bringt! Herkules, Theseus, Castor und Pollux, Laertes und Oileus, einst deine Untergebenen, erfüllen der Griechen und Barbaren Land mit ihren Namen, während Jason, der den Funken unsterblichen Ruhms in ihnen angeblasen hat, ins Vergessen sinkt. Wäre Dein Feuergeist, das Gefühl des Mannes so in Dir verloschen', daſs Dir es nun gnügte um das wilde Herz einer Bruder-Mörderin zu buhlen? O daſs mein halb erstorbnes Herz mir Ausdruck gäbe, auf das Deinige zu wirken! Soll Griechenland Dich ewig in den Armen der scythischen Zauberin sehen; Dich den edlen, tapfern, das groſsen Äsons Sohn?

Jason. Ein Vorwurf, mit dem die Zunge jedes Griechen meinen Ruhm verwundet.

Kreon. Laſs uns der Wilden trotzen, und Männer seyn! Laſs uns durch Kühnheit, Klugheit und Vorsicht ihrer Zauber-Kunst ausweichen!

Noch heute, Jason, verbann' ich Medea aus Korinth. Mein Muth befremdet Dich? Der Ruf des bangen Volks, mein Freund, giebt dem alten Könige Jünglingsstärke.

Heute verbann' ich die furchtbare Medea aus Korinth; vor der Sonne Niedergang muſs sie es verlassen. Du, mein Gast, dessen Hände ich bey dem

Haus-Altar gedrückt habe, den ich Freund genannt, Du bleibst bey mir!

Jason. Warum erbebt mein Innres bey einem Entschluſs, der mich von allem Kummer lösen soll?

Kreon. Dein Herz fühlt menschlich, wo das ihrige nur wild empört wird. Laſs sie zu den Scythen fliehen; Griechenland ist keine Freystatt für die Mörderin. Kühn faſst' ich den Entschluſs, kühn will ich ihn vollführen. Machst Du ih[illegible]chicksal zu dem Deinen, so hab' ich mich in Dir geirrt, und Du verzeihst dem Könige, der seiner Unterthanen Glück dem Gastrecht vorzieht, das mich Dir verbindet.

Jason. Edler Greis, mit ehernen Banden bin ich an Korinth gefesselt. In meinem Busen glüht ein reineres Feuer, das die Göttin dieses Tempels in mir angezündet hat. Es schlug zu Flammen aus, da ich es ersticken wollte. Nun quillt Muth aus der Wunde, die mir die Göttin der süſsen Schmerzen geschlagen; Kraft, die sich mit aller Macht gegen die Zauberin empört.

Kreon. Gieb Deinen Worten Flügel.

Jason. Ich kämpfte gegen die ersten süſsen Schmerzen. Medeens Kinder sprachen für die Mutter zu dem Vater-Herzen. Medeens Aufopferung forderte mit lauter Stimme Dank. Das Lallen der kleinen Söhne, die Verzweiflung der betrognen Mutter, tönten immer stärker in meine Ohren. Wer entflieht der süſsen Schmerzen-Geberin! jemehr ich zu entfliehen strebte, je tiefer drang der Liebe Pfeil. Nun schreyt die Verzweiflung der Verlaſsnen nicht mehr durch die

Stille; die junge, glühende, beseligende Liebe siegt.

Kreusa erscheint auf der Schwelle des Tempels. Jason fährt fort:

Sie siegt über Furcht und Sorge! König, hülle Deine Stirn' in Grimm! Die Nymphe des Hains, die im Gewand der leichten Jugend aus der Göttin Tempel schwebt, Kreusa, Deine Tochter ist's, die mich den Menschen wiedergeben kann.

Kreon. Warum, mein Freund, soll ich meine Stirne in Grimm verhüllen?

Jason. Durch Deiner Tochter reinen Blick, durch Deiner Tochter sanftes Herz, löste die Göttin das verhaſste Band, das mich an Medea schmiedet. Sie, die schüchtern auf des Tempels Schwelle weilet, lieſs mich empfinden, welche Wonne das sanfte, weiche Weib dem rauhern Manne gewährt. Um den Genuſs, ein reines, ungezwungnes Herz in mein Schicksal zu verflechten, trotz' ich Medeen, trotz' ich dem Tartaros und allen Gefahren, die uns auf der Ferse folgen!

Kreon. Furchtsam weilt sie dort, und wagt es nicht zu nahen.

Jason. Diese Furchtsamkeit, der reinen Seele Merkmal ist es, was mir so wohlthut.

Kreon. Sanfte Röthe färbt ihre Wangen. Flöſs' ihr Muth ein! und geleite sie zu mir.

Jason. Bey der Göttin dieses Tempels, wenn ich ihre Hand einmal gefaſst habe, so hat die Liebe uns verbunden.

Kreon. Und alle Wonne in den schönen Bund!

Jason naht sich Kreusa. Dein Vater, sanfte Jungfrau, erlaubte mir, Dich zu ihm zu geleiten.

Kreusa. Edler Gast, wenn der Vater es erlaubt, hier ist meine Hand, geleite mich zu ihm.

Jason im Gehen. Deine Hand liegt leise in der meinen, wie der Taube Fittig auf der jungen Brut.

Kreusa. Schwerer liegt mein Herz in meiner Brust.

Kreon. Jason, ich gebe den Menschen in Dir einen Helden wieder. Mir einen Freund, meinem schwachen Alter eine Stütze. Meinem bedrohten Reich einen tapfern Vertheidiger, nach mir einen gerechten König. Diesen Bund zwischen mir und Dir, meinem Reiche und Dir, bekräftige ich mit dem besten Kleinod, das ich von den Göttern habe, mit Kreusen meiner Tochter.

Jason. Mein Vater, Du öffnest mein Herz dem Glück der Menschen wieder, nach dem es lange gedürstet hat. Ich soll mein Blut in meinen Adern wieder schlagen fühlen! der Jugend-Blick Kreusens soll von neuem die erdrückten Geister in mir erwekken! Glänzet Gestirne im Äther, die meine Argo führten; die jungfräuliche Braut öffnet mein Aug' den Strahlen, die auf der Bahn des Ruhms uns leuchten! Kreusa stimmst Du in mein Glück?

Kreusa. Vor der Göttin konnt' ich um mein Glück im Stillen beten; aber Dir kann ich's nicht mit Worten sagen. Ach, ich fürchte, Theurer, der Sonne Tochter wird den angenehmen Traum mit Feuerblicken aus meiner Seele scheuchen.

Jason. Fürchte sie nicht! durch Dich hab' ich den Muth gefunden, der Dich schützen wird.

Kreon. Vor der Sonne Niedergang muſs sie Korinth verlassen; dann gelob' ich dir, mein Freund, an diesem Altar Kreusen zu Deinem Weibe.

Jason. Meine Söhne! Kreon; meine Söhne! Von diesen kann ich mich nicht trennen! Diese kann ich der wilden, flüchtigen Mutter nicht überlassen.

Kreon. Recht und Natur sprechen sie dem Vater zu.

Kreusa. Laſs sie bey uns bleiben, mein Vater; ich liebe die holden Kleinen, und suchte den Vater oft mit stiller Freude in ihnen auf. Auch sie lieben mich als freundliche Gespielin.

Kreon. Ich gehe, ihr meinen Entschluſs anzudeuten. Nur ihre Entfernung giebt mir und meinen Unterthanen Ruh.

Jason. Auch dann nur fühl' ich mein Glück erst ganz; doch, guter Greis, geh sanft und klug zu Werke. Mäſsige Dich, wenn die Kühne tobt. Ihr Zorn wird Tod dem Menschen.

Kreon. Ich werd' als König reden; ihr, die nur Muth und Stärke liebt, will ich nur Muth und Stärke zeigen.

Kreusa. Die stolze Unglückliche! Ihr Schicksal dünkt mir schrecklich, da ich die Wonne des meinigen empfinde.

ZWEYTER AKT.

Medea.

Was zischest du, düstrer Dämon, in meine Ohren? Warum sieht mein Aug' durchs Dunkel, in das ich meine Sinne hüllen möchte? Verwünscht sey mein Blick durch die Wolke, die der Menschen Herz verbirgt! Ich will noch nicht tiefer sehen, will meine Sinne fangen, und meine Macht unter das süſse Joch der Liebe beugen!

Schon wieder finstrer Geist! brütet Verrath im schwachen Herzen?

Jason! Weh Medeen! Weh dir! — Eile, binde das starke, schwellende Herz mit Liebe, in welcher ich mir gefalle, in welcher ich mich vergesse!

Mermeros. Feretos. Medea.

Medea zu Feretos, welcher gelaufen kommt, von seinem Bruder verfolgt. Ha, flüchtig, leichtes Reh, spring' in Deiner Mutter Arme! Wer jagt Dich, süſser Knabe?

Feretos. Mutter! — Mutter! — Mermeros — der Kühne — sieh, diesen Kranz hab' ich geflochten —

er will mir ihn abdringen, weil ich schwächer bin, doch bin ich flüchtiger.

Mermeros. Sey flüchtiger, Feretos, von dem Stärkern hofft der Vater mehr.

Medea. Wem gehört der Kranz?

Feretos. Mir! ich flocht' ihn schon, da kaum Helios unser Urvater über die Wiesen Feuer goſs. Noch schlief der Träge, da ich schon in Kreons Gärten Blumen sammelte. Später kam er mit Kreusen, und half ihr Blumen zu einem Opfer pflücken.

Medea. Zu einem Opfer? Ihr? Du, Medeens Sohn?

Feretos. Da sie gehen wollte, und mein Kranz ihre Blumen übertraf, sprang der Kühne auf mich los, wollt' mir ihn aus den Händen reiſsen; wollte meine im Thau gepflückten Blumen Kreusen geben.

Medea. Warum wolltest Du, Störrischer, ihm die Blumen nehmen?

Mermeros. Weil sie frischer dufteten, und Kreusa mit Verlangen darnach blickte. Sie giebt uns, was wir wünschen, spielt mit uns, nimmt uns auf, wenn Du auf uns zürnst; sollt ich ihr die Blumen nicht gegeben haben?

Feretos. Dem Vater gleich, wollt' ich nach Colchos schiffen zu dem Drachenkampf um ihrentwillen; aber mit diesen Blumen wollt' ich heute die Mutter kränzen.

Mermeros. Die Mutter liebt die Blumen nicht.

Medea. Ha, weiſst Du, Knabe, schon, was ich lieb' und hasse?

Feretos. Zürne ihm nicht, Mutter! Nimm den Kranz von Deinem Feretos an. Ich will Deine dunkle Stirne damit kränzen; die frische Rose duftet süſs, und schattet sanft.

Medea. Sagtest Du dem Bruder, der Kranz sey für Deine Mutter?

Feretos. Nein! Nein! laſs Dich kränzen, Mutter! Du wirst immer düstrer.

Mermeros. Der Schmeichler lügt; er sagt' es mir; aber haben wollt' ich ihn!

Medea. Und wenn ich Dir den Kranz nun gebe, wirst Du ihn zu Kreusen tragen?

Mermeros. Ich achte ihn nicht mehr, sie hat schon geopfert.

Medea. Weg, Knabe, Du schneidest in Deiner Mutter Herz!

Beyde. Sieh' uns freundlich an! Wir fürchten Dich!

Medea. Weg! Du setzest Deine Mutter der falschen Heuchlerin nach!

Er gleicht dem Vater Zug für Zug, gleicht ihm auch darin, daſs er sich dahin neiget, wo des Vaters wankelmüthig Herz sich hinsehnt.

Zu Feretos. Komm, süſser Knabe, Deine Zunge ist mild. Dein Aug' voll Treue. Du gleichst meinem Vater Äthos, und siehst in die Sonne wie der Adler; dieser schweift nur um die Fläche der Erde, wie sein Vater. —

Der arme Alte, was mag er machen? Ich habe sein Aug' getrübt, es hängt nicht mehr sehnend, nicht mehr voll Wonne an seines Vaters Feuerwohnung. Vielleicht wallt' er düster in dem Schattenreich, wohin ihn seine unglückliche Tochter früher getrieben.

Feretos. Du hast die Mutter traurig gemacht.

Mermeros. Zürne nicht, Mutter: ich habe im Hain ein paar Tauben verborgen: nichts liebers hab' ich; die will ich Dir zu Deinem Opfer geben.

Medea. Warum zürn' ich dem Knaben, der die Hand nicht unterscheidet, die ihm Gutes thut, der's mit Dank erwiedert, woher es komme. Kommt, meine Söhne!

Zu Mermeros. Störrischer, das Bild Deines Vaters, das ich Dir in diesem Augenblick zum Vorwurf mache, zieht mich im andern ganz an Dich.

Feretos. Nun Du gütig bist, nimm den Kranz!

Medea. Nicht auf mein Haupt, Feretos; aus Deinen reinen Händen will ich ihn der Göttin weihen.

Im Gehen. Aphrodite, unversöhnliche Feindin der Sonnenkinder, laſs Dir die Rache gnügen, die Du an mir genommen! Erhalte treu den Sterblichen, dem Du das Herz der Sonnetochter unterworfen hast! Sie tritt in den Tempel. Die Knaben folgen ihr bis an die Stufen. Dann fliehen sie erschrocken. Medea stürzt heraus, die Hände voll Blumen.

Auf dem Altar Aphroditens, Kreusens Opfer! Unglücklicher, Du pflücktest ihr die Blumen, und sie fleht Elend auf Deiner Mutter Haupt! fliehe!

Sie zerreiſst die Blumen. Verwelket! Verweset! und so ihr Herz! so ihre Jugend! — ha, giftiger Dämon, klar wird mir Dein Zischen!

Beyde. Sollen wir fliehen, Mutter? Wirst Du furchtbar, Mutter?

Medea. Verjagen will ich die Zweifel! Wegreiſsen die Decke, unter welcher das schwache Menschenherz seine Tücke feig ersinnt.

Beyde. Mutter!

Medea. Flieht, Knaben! Medeens finstre Stunde kommt!

Feretos. Ach, ich hoffte, Du würdest uns von des Vaters Zug erzählen.

Medea. Flieht, ich bin Medea.

Beyde. Wir sind Deine Kinder!

Medea. Möchtet Ihr es ewig seyn! Möcht' ich ewig Eure Mutter seyn! Er ewig Euer Vater seyn! Feretos, küsse den wilden Dämon von meiner Stirne weg! — Mermeros, die Zweifel aus meinem Herzen! Streichelt die verhaſsten Bilder vor meinen Augen weg! Koset den Knoten fester, der mich an ihn bindet.

Kreon. Vorige.

Medea. Was willst Du, König? Nichts führt Dich zu mir als Miſsbehagen, das ich zu jeder Stunde in Deinen Augen sehe.

Die Knaben schmeicheln ihm. Laſst den Greis, Ihr Knaben, der Ernste lächelt keinem Menschen.

Kreon. Wo Medea ist, verschwindet das Lächeln von Aller Wangen.

Medea. Finstrer Greis, mich wahrhaft zu erkennen, erfordert Sinne, die Feigen nicht gegeben sind. Trübt' ich jemals Deine Freude, seitdem Du mir und Jason Schutz verliehst?

Kreon. Ich verlieh' ihn Jason, und nicht Dir!

Medea. Flieht, Knaben; seyd keine Zeugen, wie der finstre Greis Eurer Mutter nun begegnen wird.

Die Knaben gehn.

Kreon. Was sagt' ich, das Dich so empört?

Medea. Verbirg Dich nur immer in des Königs eitle Weisheit. Ich sehe die schaale List, womit Du noch schaalere Menschen bethörst. Ich sehe die Feigheit durch die erlogne Stärke, die Du von Deinem Scepter borgen möchtest. Nicht was Du sagst, was Du sagen wirst, empört mich.

Kreon. Siehst Du durch des Menschen Stirne, wie Du durch die Veste der Erde dringst?

Medea. Selten lohnt's der Müh', Du Ernster! — Nie sagtest Du mir etwas Gut's, war'st mir immer unfreundlich, war'st mir immer ein Bote des Verdrusses.

Kreon. Und muſs es heute seyn; ich sagte: Jason verlieh ich Schutz, und nicht Medeen.

Medea. Ich empfinde, was der listigen Griechen König hiermit sagen will; doch verstehen will ich's nicht. Wo Jason Schutz und Gastrecht findet, findet ihn auch Medea.

Kreon. Dieſs läugne ich. Mein Vater stand mit Jasons Vater in Gastfreundschaft, nicht mit den Scythen.

Medea. Alter König, Du hast ein Rohr gefunden, dessen Stütze Dich so muthig macht.

Kreon. Der Boden worauf ich stehe, ist mein Königreich.

Medea. Das ich mit einem Wink erschüttern kann.

Kreon. Die Götter schützen es!

Doch du hast's gesagt!

Medea. Was sagt' ich, Finstrer?

Kreon. Das Reich kann den nicht tragen, der's erschüttern kann.

Medea. Du sollst mich nicht empören, Du Schatten von dem Manne. Sage mir noch dieſs! brichst Du Jason und seinen Söhnen auch das Gastrecht, das Du ihnen am Altar geschworen hast?

Kreon. Nein!

Medea. Unfreundlicher! dächt' ich dem Sinne nach, der aus Deinen Worten schallt, Du würdest beben.

Kreon. Die Götter schützen gerechte Könige, die für ihre Unterthanen wachen.

Medea. Die Götter kümmern sich um Euer Daseyn nicht.

Kreon. Um so weniger hätt' ich dann zu beben.

Medea. Um so mehr vor mir! Doch sprich nur kühn, was Du zu sagen hast; etwas Gutes ist es nicht. Medea ist groſs genug, Menschenunrecht für das zu nehmen, was es ist, für Unverstand der Schwachen.

Kreon. So nimm auch dieſs, was ich nun sagen muſs: Mein Volk verbannt Dich durch meinen Mund vor Niedergang der Sonne aus Korinth.

Medea. Unsinniger! Dich blendet ein Truggesicht des Tartaros; in diesem Wahn ziehst Du das Schicksal näher, das ferne noch im Dunkel rauscht.

Kreon. Ich fürchte nichts; Du wirst mit Undank den Schutz nicht lohnen, den Du in Korinth gefunden hast.

Medea. Die Erde ist unendlich! Dort blüht der Baum wie hier, die Quelle rieselt allenthalben, und meines Vaters glühend Aug' erleuchtet den ganzen unermeſslichen Ball.

Kreon. Du denkst weise.

Medea. Sprich nicht, was ich denke; denn was ich unter diesen Worten fühle, geht nicht in Dein dürres Herz.

Warum verbannst Du mich?

Kreon. Die Götter wollen es, deren Rache ich fürchte. Deines Bruders und Königs Pelias Blut klebt an Deinen Händen. Die Griechen fliehen Blutschuldige.

Medea. Warum nahmst Du mich auf?

Kreon. Muſs man immer thöricht seyn?

Medea. Nie warst Du es mehr.

Sagtest Du jenem alles, um dessentwillen dieſs Blut an meinen Händen klebt?

Kreon. Ich that es.

Medea. Warum hör' ich nicht die Botschaft unsrer Verbannung aus seinem Munde?

Kreon. Er ist nicht verbannt.

Medea. Nicht verbannt? Jason nicht? Medea allein?

Kreon. Er trennt sein und seiner Kinder Schicksal auf ewig von dem Deinen.

Medea. Meiner Kinder auch? — War es Weissagung in meinem Innern, wilder Geist? — Sonne, sieh' auf Deine Tochter, wie die Menschen sie verfolgen, seitdem ihr Herz an dem Sterblichen hängt! Nun fühl' ich den Sinn, der aus dem Geruch der Blumen Kreusens zu den Göttern duftete! — Warum verläſst mich Jason?

Kreon. Blick' in Dich selbst!

Medea. In ihm, in Dir, in ihr, seh' ich's, Verblendete!

Kreon. Du fühlst nicht die Leiden gemeiner Menschen. Was ist Dir Jason auf der Wage, worauf Du die Menschen abwägst?

Medea. Thor! lege meine Herrschaft über die Elemente, den Tartaros und der Sterne Lauf; der Götter selig, sorgenloses Leben, Unsterblichkeit, ewigblühende Jugend, der Musen Gesang, unbegränztes Wissen, wornach die Menschen dürsten, leg' alles dieses in eine Schaale, und gegen über seine Liebe: auffliegen alle diese Seligkeiten; denn wisse, nur an seiner Seite sind sie der Götter wonnevollste Gaben.

Zu wem red' ich? Wohin verirr' ich mich?

Er wird mich nicht verlassen; bey dem Tempel der Pallas hat er in meine Seele geschworen, und kann mich nicht verlassen. Du wirst der Sonne Enkelin nicht verbannen. Ich habe keine Stätte mein Haupt zu legen. In Griechenland bin ich um Jasons wiſſen ein Gegenstand des Abscheus. Mein Vaterland ist mir verschlossen. Meine Söhne sind unerzogen. Gieb mir einen Winkel in Korinth, fürchte meine Macht nicht weiter; er, der Ungetreue, hat sie mit Ketten gefesselt, die er nie ganz zerreiſsen wird. Glaube, die Götter rächen Verletzung der Gastfreundschaft, sie rächen die verstoſsne Mutter.

Kreon. Die Götter drohen meinem Reiche, wenn Du hier verweilst. Sie stoſsen Dich hinaus. Beym Niedergang der Sonne laſs Dich in Korinth nicht finden.

Medea. Und Jason! Jason!

Kreon. Er bleibt mit seinen Söhnen; ich übergeb' ihm meinen Scepter.

Tiefes Schweigen Medeens. Pause.

Kreon. Wirst Du gehorchen? Was willst Du thun? Was denkst Du?

Medea. Kurzsinniger Forscher! möchtest Du mich wüthen sehen? Nichts denk' ich — ein starres, leeres Nichts, durch das ein namenloses Etwas zittert. Wenn ich dieses Nichts, diese rollenden Gedanken auf meine Stirne zöge; mein schwarzes Innre ganz auf mein Äuſsres zöge, Du ständest entseelt vor mir, als blicktest Du in Medusens furchtbar Angesicht.

Kreon. Ich weiſs, daſs Du durch einen Wink mich tödten kannst.

Medea. Eben darum, daſs ich durch einen Wink Dich tödten kann, tödt' ich Dich nicht.

Kreon. Deiner Gröſse würdig ist dieſs Gefühl, doch auch dieses drückt die Schwächern nieder.

Wirst Du Korinth verlassen? Dir bleibt nichts übrig als zu fliehen.

Medea. Nichts?

Kreon. Und was denn noch, da er Dich verläſst; mein Reich Dich ausstöſst?

Medea. Ich und Ich würd' ich sagen; wäre dieses Wort, kühn in dem Munde des Sterblichen, der Muth faſst das Schicksal zu bekämpfen, in dem meinen nicht leerer Schall. Geh' und schmeichle Dir, Deine Klugheit habe heut' gesiegt. Die Söhne fordere der Vater von der Mutter.

Kreon geht. Pause.

Medea. — Der Reiz des Lebens will von mir fliehen! schon heulen die Dämonen um mich her, die ich in den Erebos verbannte, wähnend, die Liebe übertreffe die Herrschaft der Natur. —

Sie werfen dich in dein furchtbar Selbst zurück! — Nochmals soll ich über glühende Ebenen, düstre Einöden, über Meer und Berge schweben, meine Drachen mit der Zauberruthe geiſseln, den Menschen zu entfliehen!

Um eines entsagt' ich allen! Um eines ward ich ein schwaches Weib!

Rache! —

Düster rauscht sie von dem Abend her! Das Nichts, das in meinem Geiste schwimmt, wird ein ungeheuer Etwas, vor dem ich selbst erschrecke! So treffe sie der Fluch des Schicksals, den sie über ihre Häupter ziehen! Eitle Drohung! er trifft mich selbst. Aphrodite, unablässig verfolgst du der Sonne Tochter! noch fühl' ich deine Macht. Ohnmächtig wird meine Rache vor seinem Bilde. Rette mich! Gieb mir aus deinem Gürtel die Waffen, ihn zu bekämpfen! Ich will mich selbst vergessen, will bloſs Mutter seyn, meine Kinder an der Hand, ihn knieend bitten, sich meiner zu erbarmen, die Wuth zu fesseln, die sein Undank in mir anfacht.

DRITTER AKT.

Medea. Kreusa.

Kreusa, vor Medea her, nach dem Tempel fliehend. Wer rettet mich, die Furchtbare verfolgt mich!

Medea. Du wirst mir nun nicht entfliehen! Dein Vater führte den Verräther zu den Ältesten des Volks, um mein Verderben zu beschlieſsen. Indessen will ich in Deine Seele blicken, will, was ich ahnde, mit Gewiſsheit sehen.

Was sucht Dein Aug' im Tempel? Sieh Dein Opfer! — vor der Schwelle dorren Deine Blumen in der Gluth der Sonne, und duften Verderben über Euer Haupt.

Kreusa. Furchtbare, laſs mich Schwache! Ach, ich kann Deinen zerstörenden Blick nicht ertragen.

Medea. Schlichst Du, kleine Schlange, durch des Haines Schatten, nach dem Tempel, um der Göttin nun zu danken, da Dir's gelungen, den Meineidigen seiner Erretterin, der Schöpferin seines unsterblichen Ruhms, zu rauben!

Kreusa. Wenn ich die Göttin je um etwas flehte, so war's um Ruhe.

Medea. Die Du nun gefunden hast.

Du wagst es für den Mann zu brennen, den Medea liebt? Du wagst den Kampf um ihn mit mir zu unternehmen? Welcher böse Dämon verblendet Deine Augen?

Kreusa. Wagen, unternehmen, sind Dinge, die mein Herz nicht kennt.

Medea. Hülle Dich in Schwäche, Heuchlerin! mein Aug' durchspähet jede Falte Deines Herzens; jeder Nerventon tönt in mein Ohr. Jedes schmeichelhafte Bild, das vor Deinen Augen schwebt, mahlt sich vor den meinen.

Kreusa. Nun so wirst Du mir vergeben, wenn Du mich durchsiehst.

Medea. Vergeben! da meine Verbannung von Dir kommt! Dich gab der Vater Jason, sammt dem Scepter, und meine Flucht macht Dich zu seinem Weibe. Den ersten Funken des Begehrens sah' ich in Deinen Augen, die erste Flamme in den seinen.

Ich schwieg; doch dieses Schweigen wird sich furchtbar enden.

Kennst Du mich?

Kreusa. Man spricht in Korinth Deinen Namen mit Zittern aus.

Medea. Du sollst mich näher kennen lernen. Bald wird dumpfes Erstarren der Menschen Herz ergreifen; doch noch liegt ohne Namen die Rache in dem schwarzen Erebos. Deine Blicke, Dein Glück, Deine Träume ziehen sie an's Licht.

Höre, was ich für den Mann gethan, für den Du wagst zu brennen!

Kreusa. Ich brenne nicht für ihn. Keine Flamme umglüht mein Herz Sanft schimmert's nur in meinem Busen. Reine Wünsche für sein Glück steigen hier ungesehen auf. Blicke nicht voll Grimm auf mich. Vergieb dem Stammeln eines Kindes; Dein groſser, furchtbarer Geist sitzt auf Deiner Stirne den Gewitterwolken gleich, die die Heerden von den Fluren in die Höhlen treiben.

Medea. Das Stammeln Deiner Einfalt entflammt die wilde Eifersucht.

Ha, der Schwachen wird dieser Funken zu Heldenmuth! — Bebe nicht, Du Tochter des Staubs! Höre was ich für ihn that! Wer ich bin! wer ich war! was ich seyn kann!

Kreusa. Schone meiner! Brich nicht mein Herz!

Medea. Mein Vater Äthos, König von Colchos, stammt von der Sonne. Euer stumpfes Aug' wagt es nicht, in meines Urvaters Angesicht zu blicken, und Euer Herz erbebt bey dem Namen meiner Mutter, der furchtbaren Hekate. Sie riſs den Teppich weg, der das geheime Dunkel der Natur verbirgt; sie zog den Schleyer weg, der das Rollen der Himmel, das Schweben der Gestirne, die Kraft des Äthers überdeckt. Noch kühner brach sie durch die dicke Schwärze, die den Tartaros verhüllt. Mit einem Blick durchsah sie alles Wissen, wornach die Menschen, von eitlem Glücke träumend, streben. Vor ihren Augen zerflossen die Elemente in ihren Urstoff. Gift gab ihr die Erde, und des mächtigen Zaubers Pflanzen; der Tartaros erbebte auf ihren Ruf. Sie gebot den Stürmen.

und beherrschte das wogigte, dunkle Meer. In dieses geheimniſsvolle Wissen weihte mich die Mutter ein, und theilte mir ihren Zauber mit. Doch der sanfte Strahl der göttlichen Sonne, von meinem Vater mir eingeboren, und die Liebe zu dem Sterblichen milderten die unbeschränkte furchtbare Macht.

Bald werd' ich nur Hekates furchtbare Tochter seyn!

Tochter des Staubs, hör' auf mich!

In dem Tempel des Kriegsgottes lag der ewig wache Drache auf dem Fell des goldnen Widders. Die weise Mutter verkündete dem Vater, daſs sein und des Reiches Glück von dem Besitz des goldnen Fells abhing. Der Weissagung folgte das den Fremden verderbende Gesetz: Feuerspeyende Stiere, der Erd' entsprungne Krieger, den ewig wachen Drachen zu bekämpfen.

Viele Jünglinge fanden in Colchos ihren Tod.

Kreusa. Laſs Dich erbitten!

Medea. Höre was ich für den Verräther that.

Gleichgültig sah' ich den Tod der Jünglinge; denn des Vaters Leben war mir Glück. Jason kam. Ihn trieb unsterblichen Ruhms schmeichelnder Ruf. Des Vaters Bruder Pelias hatte den kühnen Geist des Jünglings angefeuert, und ihn nach Colchos zum gewissen Tod gesandt; er wähnte Herr des Reichs zu bleiben, das er nach seines Bruders Willen dem Jüngling übergeben sollte. In der Argo, einem ungeheuren Schiffe, das kühnste Werk der Menschen, durchschnitt er nun die wilden Wogen. Sein Gefolg bestand aus Götter-söhnen! aber Äsons, des Sterblichen Sohn, übertraf sie an Gestalt und Weisheit. Sie traten vor den elfenbeinernen Sitz des Vaters. Jason an ihrer Spitze forderte mit kühnen, schön gesetzten Worten das Fell des goldnen Widders.

Ich sah' ihn; ein unbekanntes, sanftes Glühen goſs sich durch meine Adern. Aphrodite, die Verfolgerin der Sonne-Kinder, schoſs einen Pfeil ins unerfahrne Herz. Zum erstenmal sah' ich voll Abscheu auf das Gesetz, das den Fremden aufopfert. Des Vaters Erhaltung bekämpfte die geheime Gluth. Der gewisse Tod des Fremdlings drückte die Pflicht der Tochter nieder. Vergebens strebt' ich weise zu seyn, eine unwiderstehliche Gewalt zog mich fort, die Göttin wollte ihn durch mich erhalten. Dieses rieth mir mein guter Sinn, ein andres die glühende Liebe, die mein ganzes Wesen schon durchdrungen hatte. Ach, ich sah die Pflicht, neigte mich zu ihr, und folgte träumend den gefährlichen Eindrücken der Rächerin. Im süſsen Taumel verlor ich mich in dem düstern Haine um der Göttin Pallas Tempel. Der Mond übergoſs die Erde mit seinem Silber. Nah stand mir die Schaam, nah des Vaters, der Mutter, der Geschwister Glück und Liebe. Schon wollt' ich neue Kräfte aus dem entflammten Herzen rufen, schon hoffte ich zu siegen. Er stand beym Tempel, war still gegangen, die Göttin um Hülfe bey dem Kampf der Ungeheuer anzuflehen. Die kaum besiegte Flamme erwachte ganz. Meine Kniee zitterten. Die Wangen glühten, und der Puls des Lebens stand! der Athem hing an meinen Lippen fest; stumm verweilte ich, und schwebte sehnend ihm entgegen.

Der Glanz des Monds enthüllte dem Fremdlinge die Schwäche der Tochter seines Feinds.

Da er nun anfing zu reden, meine Hände faſste, demüthig um meinen Beystand bat, der Liebe verführerische Versprechungen von seinen Lippen flossen, goſs sich neue Lebensfülle in mein Herz. Ich sank in seine Arme — er schwur bey allen Göttern ewige Treue, schwur mich über die See in sein Vaterland zu führen — bey seinen Schwüren wechselte ich das meinige.

Kreusa. Ach, groſs ist die Macht der Göttin!

Medea. Tief schweigend sammelt' ich die Zauberkräuter, lehrte ihn die geheime Kraft derselben; schwebte voll Angst und Freude in mein Gemach.

Die Morgenröthe versammelte das Volk um den elfenbeinernen Stuhl des Vaters. Jeder Anwesende flehte im Herzen zu den Göttern den Fremdling zu verderben, nur ich Unglückliche nicht.

Kühn nahte sich der junge Held.

Die wilden Stiere bliesen verzehrend Feuer aus den ehrnen Nasen, brannten die Pflanze aus der Erde, und brüllten, daſs es in die Berge tönte.

Kühn ging der Held den Brüllenden entgegen.

Kreusa. Ich seh' ihn dort, ich fühle die Gefahr.

Medea. Als er sich nahte, kehrten sie die Flammen, die ungeheuern Hörner ihm entgegen, und schlugen mit dem gespaltnen Fuſse die Erd' zu Staub.

Damals bebt' ich, Thörin, wie Du nun bebst.

Der Zauber, den ich ihm gegeben, widerstand der Wuth der Brüllenden. Der Kühne legte das eiserne Joch auf ihre ungewöhnten Nacken, und trieb die Wilden, das Feld zu ackern, an. Die Colchier erstaunten, des Helden Gefährten erfüllten die Luft mit lautem Siegsgeschrey. Dann nahm er aus dem Helme die Vipern-Zähne, und säete sie in die aufgeriſsne Erde. Der schwarzen Erde entsprangen furchtbare, ungeheure, in Eisen gepanzerte Krieger, und fielen mit ihren Schwertern den Geliebten an. Ich selbst erbebte bey der plötzlichen Erscheinung der Erderstiegnen, der junge Held erblaſste —

Kreusa. Schone! Schone!

Medea. Schnell winkt' ich ihm; er warf den Zauber den ungeheuren Kriegern hin. Die Wüthenden fielen sich an, und erlagen ihrem eignen Schwerte. Die Griechen umfaſsten den wunderbar Erretteten in wilder Freude. Ich wagt' es nicht, des Vaters düstrer Schrecken ergriff der undankbaren Tochter Herz.

Sie gingen in des Kriegsgotts Tempel: auf dem goldnen Felle lag der ewig wache, ungeheure Drache. Seine Zunge war ein giftiger, dreyspitziger Pfeil, seine Klauen Tiegers-Krallen. Jason warf ihm die einschläfernden Kräuter vor, sprach die Worte, mit welchen ich das stille Meer bewege, und die Sterne aus ihrer Schwingung reiſse, erbeutete des goldnen Widders Fell, und zerstörte des Vaters Ruh.

Wir flohen! und nun höre, Verwegne, den weitern Frevel, den Medea um seinetwillen unternahm. Der betrogne Vater schickte den Fliehenden Absyrthos meinen Bruder nach. Er erreichte uns bey einem Vorgebirg. Demüthig bittend stellt' er sich dar. Er saſs mit uns am Freudenmahl. Auf seiner Stirne las ich die Verstellung, sah' seiner Seele schwarzes Denken. Finster griff er nach dem verborgnen Dolche, Jasons Leben mit einem Streich zu enden; um den Geliebten zu erretten, durchbohrte ich den Bruder!

Kreusa. O Schreckliche!

Medea. Erblasse bey den Thaten, womit ich den Mann erkaufte, den Deine schwachen Reize mir nun rauben.

Wir eilten nach Jolkos. Sein Vater Äson lag erdrückt unter des Alters Bürde. Sein erstarrtes Herz schlug nicht in Freude bey dem Ruhm des Sohns. Durch meine Zauberkraft gab ich ihm der Jugend Stärke; der Neugeborne fühlte das Glück des Vaters, und fing einen neuen seligen Traum des Lebens an. Ach der meine verzehrte das seine in dunklem Gram. Meine Mutter floh zu den Schatten, das Licht des Tags verfluchend. Des Bruders Blut hatt' ich vergossen, die Göttin hatte mein ganzes Herz mit Finsterniſs umgeben.

Bald empört' ich die Menschen um seinetwillen durch neuen Greuel. Der falsche Pelias beherrschte noch immer Jasons Reich. Ihn zu rächen, sein Reich ihm zu erobern, eilt' ich dahin. Ich hüllte mich in Verstellung, bethörte des Alten Töchter mit dem Wahne, dem Vater, so wie Äson, junges kräftiges Leben einzuflöſsen. Die Verblendeten fördern den Vater ins Schattenreich; verzweifelnd lieſs ich sie bey dem entseelten Körper heulen, und entfloh. Doch konnte Jason dem Sohne das Reich nicht abdringen, und nun erkauft er Deines Vaters Reich durch Dich!

Kreusa. Ich kann nur vor Dir zittern.

Medea. Sieh, dieſs alles that ich für Jason! Durch Verbrechen, die nur ihm heilsam waren, ward ich aller Menschen Abscheu, dem Schwur der Liebe trauend. Schnöd' zerriſs ich alle Bande, um dieses fest zu knüpfen. Und er verläſst mich? Mich! Um Deinetwillen! Mich, deren Allmacht er nur mit Liebe fesselt!

— Und was thatst Du für ihn, Du Bleiche?

Kreusa. Ach nichts, und kann nichts für ihn thun. Kann nur seiner warten, nur ihn pflegen, wenn er leidet. Den Schweiſs von seiner Stirne wischen, die geheimen Wünsche aus seinen Augen stehlen — kann ihn nur lieben, und wenn er stürbe, mit ihm sterben.

Medea. Unsterbliche Götter! welch' ein Strahl von Glück floſs von Eurem Sitz' in der schwachen Menschen Herz!

Arme Thörin, auch Dich wird er verlassen!

Kreusa. Wenn er glücklicher würde, verlaſs er mich. Den Traum von ihm wird er mir nie rauben.

Medea. Träumerin! meine Rache reizest Du durch Dein Glück! Die Bewundrung Deines Muth's erhöht nur meinen Haſs!

Du wagst es den Mann zu lieben, dessen Seele durch einen Schwur an mich, an meine Verbrechen gebunden ist?

Kreusa. Ich wage nichts; ich wünsche nichts. Wenn er sich mir giebt, so folg' ich dem Geschick, das unsre Herzen leitet.

Medea. Meine Rache zerreiſst die Kette des Geschicks. Mit einem Wink vernicht' ich Dich!

Kreusa. Mich, Furchtbare, vernichtest Du; aber was die Götter mir ins Herz gegeben, folgt mir in die seligen Gefilde.

Medea. Rette ihn vor meiner Rache! Rette Deinen Vater! Rette Dich!

Kreusa. Habe Mitleid mit mir Schwachen! Laſs mich vor Dir fliehen.

Medea. Ein Hauch meines Athems — und Deine Wangen deckt Todesblässe. Der Reiz der Jugend, der Dich umflieſst, verschwindet. Durch die Kraft meiner Worte ersterben die Blicke, die ihn bestricken.

Kreusa. Wirst Du durch meinen Tod den Knoten fester knüpfen, den er zu lösen droht?

Medea. Thörin! Nimmer wirst Du das Brautbett mit ihm theilen. Nimmer das Glück empfinden, den Mann, den Medea liebt, mit Liebe zu umfassen. Verzweiflung, Angst, Geheul und Jammer werden Deine hochzeitlichen Lieder seyn. Um das verletzte Ehbett heulen die Eumeniden, und geisseln Dein Gewissen.

Kreusa. Verschone! Verschone!

Medea. Vor der Rache, die noch im Finstern vor meinen glühenden Sinnen schwebt, erschrickt der Erebos. Erhalten konnt' ich! Vernichten kann ich!

Kreusa. Ach!

Medea. Einen aus den Millionen erkauft' ich mir!

Er verläſst mich! Mich, die Mutter ſtöſst er kinderlos hinaus.

Was ist mir Euer Leben? Was der Menschen Leben? Aus meinen Händen schüttle ich Euren Tod, wie der Herbst das welke Blatt vom Baum. —

Kreusa. Laſs mich für ihn sterben! schone des Vaters! schone seiner! Laſs Dich versühnen! Wenn Du mächtig bist, so sey auch gütig. Laſs mich für sie sterben!

Sie kniet vor ihr nieder.

Mermeros. Feretos. Medea. Kreusa.

Medea. Dich und sie erwartet andre Rache! Taumle im Wahn, bis Dich die Larven des Erebos aufwecken!

Ha, um meiner Kinder Herz hast Du mich betrogen! — Wem schmeichelt Ihr, Knaben? Wo ist Eure Mutter?

Kreusa. Rette! Rette! sättige Deine Rache an mir!

Beyde. Mutter, sey gütig! beleidige die freundliche Gespielin Deiner Söhne nicht.

Feretos. Sieh' freundlich, gute, wilde Mutter!

Mermeros. Hör' auf Deine Söhne, gute, furchtbare Mutter! Zürne der freundlichen Gespielin nicht!

Medea. Ungerechte! sie raubt Euch Eure Mutter! ich verliere Euch! sie raubt mir Euren Vater!

Feretos. Wenn sie Dir ihn raubt, so geben wir Dir ihn wieder.

Medea. Kind des süſsen Trosts!

Jason. Vorige.

Medea. Dort ist er! gebt mir ihn wieder! Gebt ihn Eurer Mutter wieder!

Jason. Kreusa zu Deinen Füſsen!

Medea. Im Staube, wo auch Du seyn solltest, meine empörten Geister zu beruhigen.

Jason. Ich kenne Dich, Stolze, und fürchte Dich nicht. — Komm, süſse Unschuldige! Ich will Dich retten.

Kreusa. Ach, Schrecken und Angst verfinstern meinen Geist.

Medea dazwischen. Auf seiner Stirne liegt's beschlossen! — Geist meiner Mutter, laſs mich noch einmal ganz Weib, ganz Mutter seyn!

Jason. Meine Kinder, geleitet die Freundin zu ihrem Vater.

Medea. Kehrt dann wieder; Eure Mutter verläſst Euch heute.

Kreusa mit den Söhnen entfernt sich. Pause.

Medea. Warum sprichst Du nicht? Ist es Schuld die Dich so niederbeugt? Schaam, die Deine Stirne deckt, Deine Zunge fesselt? Warum vermeidet mich Dein Aug'? Fährt der gebrochne Eid, gleich einem drohenden Rachgeist, durch unsre Blicke? Rede, Jason, ich bin nicht Medea, Dir war ich's nie. Ich bin nur die Mutter Deiner Kinder, die mit Angst erwartet, was Du über sie entscheidest.

Jason. Nicht Schuld ist es, die mich niederbeugt!

Nicht Schaam, die meine Stirne deckt! Kein Rachgeist fährt durch unsre Blicke.

Medea. O wär' es nur noch dieſs! so ist es Furcht? Feig entwirfst Du nur, und überlässest die kühnere Ausführung dem abgelebten Alten?

Jason. Medea, die durch die Veste dringt, die unser Herz dem Aug' verbirgt, weiſs aus welchem Stoffe dieses hier gebildet ist. Ich fürchte Dich nicht, und verkünde Dir mit männlichem Herzen meinen Entschluſs, von neuem in die Menschheit einzutreten, aus welcher Du mich gerissen hast. Ich will hoffen, fürchten, leiden und genieſsen, wie meines Gleichen. Dein Zauber soll mich nicht ferner vor den Schlägen des Schicksals sichern, nicht ferner will ich in dürrem Erstaunen Deiner furchtbaren Gröſse hindämmern. An der Stelle, wo die Menschen Schmerzen fühlen, will auch ich sie fühlen. Zufall, Krankheit, Mangel treffen mich wie sie. Ihre Übel will ich tragen, um auch ihr Glück zu fühlen. Gewalt und Stärke beglücken nur die Einbildung, beglücken nur diejenigen, die sich von der Kette der Wesen trennen, und in Betrachtung ihres eignen stolzen Selbsts genieſsen; dieſs war Dein Fall, Enkelin der Sonne! der meine nie. Wenn Deine Blicke in die Tiefe drangen, an dem Himmel schwebten, suchten die meinigen ein Geschöpf, das in die Kette, in die wir alle hier gebunden sind, inniger zu dringen strebte.

Ich trenne mich von Dir, um ein Mann durch mich zu seyn. Bin ich's, da ich von Dir abhänge? Da mein Ruhm das Werk Deiner Zauberkünste ist?

Allein, meinen eignen Kräften trauend, will ich das Vermögen meiner Seele proben, und dem Vorwurf ganz entfliehen, mit dem mich die Zunge der Griechen sticht: *Ich verbärge meine Feigheit unter Deiner Macht, und fände Deine Verbrechen gut, weil sie mir nützten.*

Medea. Jason! bin ich keiner edlern Waffen werth, als dieser listigen? Wozu die Verstellung, wozu die ausgesuchte Wendung, da ich alles höre! da ich alles sehe!

Jason. Ich brauche keine Wendung; es ist die Meynung meines Herzens, schwach sey sie oder stark. Auch beweiſst sie, was Du siehst und hörst.

Medea. Was sehe ich? wagst Du es zu nennen?

Jason. Alles, was ich empfinde, wage ich zu nennen, glüht gleich Dein Aug' voll Rache.

Medea mit sanftem Schmerze. O wag' es nicht zu nennen. Um Deinetwillen fürcht' ich, wenn ich es aus Deinem Mund' vernehmen sollte. Halte Maſs in Deinem rohen Trotz, der Dir nur, verblendet wie Du bist, männliche Stärke scheinen kann. — Komm, täusche mein Ohr — ach Du weiſst, mit welchen Tönen Du in's Innerste meines Herzens dringest.

Jason. So schweige ich davon, weil Du es gebietest. Doch fürcht' ich Deine Rache weniger, als den Vorwurf der trugvollen Verstellung. Des Menschen heiligstes Eigenthum sind seine Empfindungen, sie muſs nur der Sklav verbergen. Frey wie ich bin, sag' ich Dir laut, und ohne Furcht, ich trenne mich von Dir, weil es feig ist, nicht seinen eignen Werth zu proben, weil ich zu den Geschöpfen ganz gehören will, denen die Natur mich zugesellt hat. Für Dich kann ich nur kaltes Erstaunen fühlen, und dieſs macht den Menschen, auf der Erde gezeugt, von der Erde lebend, niemals glücklich.

Medea. Wohl hatt' ich Unrecht, mir zu träumen, den Mann, den ich liebe, auf die Höhe stellen zu können, daſs er mich ertrage und begreife. Ihr folgt dem Trieb der Sinne, dem Thier gleich, das wie ihr, auf der Erde gezeugt, von der Erde lebt. Auch weiſs ich daſs ihr Griechen dem Weibe sehr beschränkte Gränzen setzt. Mein Geist kennt keine, und mein Gang auf Erden ist wunderbar bezeichnet; aber, sage, Ungerechter, lieſs ich's Dich je empfinden? Hattest Du je vor meiner Macht zu beben? Opferte ich meine allgemeine Herrschaft nicht ganz der sanftern Leitung der Liebe auf? War ich nicht Dein gefällig Weib? Dir unterworfen? Dir gehorsam? Auf Deine Winke lauschend, gleich der Schwächsten, die die Brust der Mutter sog?

Jason. Weil Dir es so gefiel; aber wenn Dein Aug' sich mit wildern Flammen füllte —

Medea. Undankbarer Vernünftler! der Liebe Flammen waren's, und sind es jetzt. Tausendmal wünscht' ich, ergriffen von diesen Flammen, ich möchte schwach, beschränkt seyn, um mir allein Deine Liebe zu verdanken. Weniger hätt' ich gefühlt, es sey Aphroditens Rache, daſs ich mit dem schwachen, unsichern Erdensohn durch ein Gefühl verbunden bin, das die Kräfte meines Geistes fesselt. Die ahndungsvolle Furcht hätte dann nicht so oft den süſsen Genuſs des Augenblicks gestört. Nur wenn ich meine Kräfte zu Deinem Besten nutzte, segnete ich meine Mutter! Zerstört' ich anders Glück, als um Deinetwillen? Floſs Blut von meinen Händen, wenn es nicht zu Deiner Rettung war?

Jason. O wär' es nie geschehn!

Medea. Durch mich genieſsest Du das Licht des Tags.

Jason. Meine Ankunft in Colchos bewieſs, daſs ich den Muth hatte, alles um den Ruhm zu wagen; daſs ich lieber rühmlich zu sterben wünschte, als namenlos zu leben. Hätt' ich immer auf den verfluchten Gefilden die Zahl der verblichnen Jünglinge vermehrt! Die Nacht, der Schatten Wohnung, wäre meinem Herzen angenehmer, als die Pein, die ich bisher getragen habe.

Medea. Ich führte Dich auf die Bahn unsterblichen Ruhms, mir dankst Du die süſse Rückkehr in Dein Vaterland, den festlichen Empfang Deines erstaunten, von Freuden trunknen Volks. Ohne meinen Beystand sankst Du schändlich in dunkles Vergessen, und nur mir bist Du es schuldig, wenn Dich die Nachwelt mit Griechenlands kühnsten Helden nennt.

Jason. Um meines kühnen Unternehmens willen hätte mich die Nachwelt ohne Dich genannt; aber Du verdankst es mir, daſs Dein Name unter den gesitteten Griechen berühmt geworden ist. Ohne mich hätten sie Deiner nie gedacht, und Du wärst einst an der Küste der Barbaren unbekannt gestorben.

Medea. So stehe hier stille, und bewahre mich und Dich, damit die Nachwelt Dich nicht mit Abscheu, mich nicht mit Entsetzen nenne. Sind meine Verbrechen nicht Dein Werk? Werden die es weniger seyn, die hinter der dunkeln Wolke schweben, in der ich eingehüllt einhergehe?

Ach, daſs der treulose Grieche nie meinen Namen vernommen hätte! Schuldlos und glücklich würde ich in dem väterlichen Hause, zur Freude der Eltern und Geschwister blühen. Ruhig würden die mächtigen, furchtbar erhabenen Kräfte in meinem freundlichen Busen geschlummert haben, denn nie hätte ich unter meinem treuen aufrichtigen Volke die Falschheit, die Laster geahndet, die ich in Dir, in Deinem Volke entdeckte, die Du und Dein Volk gegen mich begangen hast. Von dem Augenblicke, da ich Griechenlands Boden betrat, verfinsterte die schwarze Erfahrung an euch, den reinen Geist der Enkelin der Sonne, und muſs sie sich einst euch, als Tochter der furchtbaren Hekate zeigen, so zwingt ihr sie dazu.

Jason — Du schweigest — und Du schweigest —?

Ja, dieses ist der gepriesene Vorzug des Griechen vor denen, die er Barbaren nennt, daſs er sich ohne Scheu der Kunst rühmt, das höchste Unrecht mit dem Schein des Rechts rednerisch zu schmücken. Ich fürchte den Verstand des gesitteten Griechen, der nur auf seinen Nutzen sieht, der in listigen Ränken Ruhm sucht, und darum will ich nur zu Deinem Herzen reden. Fühltest Du nicht einst als Mensch an meiner Seite? Schlug Dein Herz nicht in Einverständniſs mit dem meinen?

Jason, und Dein Vater Äson lebt durch mich.

Jason. Ach! um noch einmal vor dem Tode zu zittern.

Medea. Jason! so weit? — Doch nein! — Ich lieſs meinen Vater verzweifeln, und folgte Dir.

Jason. Eben dieses macht mich nun elend.

Medea. Absyrthos, meinen Bruder, ermordete ich, um Deine Tage zu erhalten.

Jason. Die Götter rächen seinen Tod an mir. Jeder Tropfen Bluts, der an mein Herz schlägt, drückt eine schaudervolle Erinnerung Deiner Thaten ein. Ich erliege der Vorstellung Deiner Verbrechen, erliege ganz, da Du sie um meinetwillen begingst. Dein Geist fliegt über die Reue weg, der meine brütet düster drüber. Kalt blick'st Du in die Zerstörung, die Du angerichtet hast, bist kalt beym Abscheu, den Du erweckst, lebst nur in Dir, und spiegelst Dich in deiner furchtbaren Gröſse! Ich mich in dem Elend, das von Dir kommt.

Medea. Hülle Dich in Reue, ich sehe Dein Herz in wollüstigern Gefühlen schlagen.

Ha, meine Verbrechen sind Kinder der glühendsten Liebe, die je eines Weibes Brust ergriffen hat. Diese Liebe schob jedes Verhältniſs der Erde aus meinen Augen, brannte zu Asche jedes Band des Lebens, schmolz Elend, Schmerz, Genuſs und Glück in eins zusammen. Bald wird mir nur der starre Blick ins Elend übrig bleiben! Du ziehst den Nebel von meinen Augen, der mir's verbarg. Heute, mein Vater! meine Mutter! heute empfinde ich, was ihr empfandet, da ich von euch floh, und euch das Pfand der Ruhe raubte! . . . . .

Laſs mich noch einen Augenblick ganz Dein Weib seyn! Schweigen über alles, was ich für Dich that!

Sage mir, was soll aus mir werden! Gieb Deinen frostigen Blicken Deutlichkeit! Zieh die schön gefärbte Wolke ganz vor meinen Sinnen weg!

Jason. König Kreon hat Dir's gesagt.

Medea. Und Jason sagt es auch?

Jason. Weil er muſs.

Medea. Du verbannst mich aus Korinth! Ich soll Dich verlassen, Jason?

Jason. Groſs wie Du bist, verläſst Du nichts. Wir Sterbliche verlieren einen Theil von uns, wenn wir den verlassen, an dem wir hängen.

Medea. Ich verliere mehr, als alle Sterbliche, da ich keine Seele finde, die Antheil an mir nimmt. Wenn ihr hier reiſst, so knüpft ihr dort wiederum an. Der Zauber der wechselseitigen Noth bindet euch um den Ball der unendlichen Erde in einander; aber ich bin ausgestoſsen allenthalben, und nichts ersetzt Dich mir.

Wohin soll ich fliehen, Jason! Mein Vaterland nimmt mich nicht auf; um Deinetwillen hab ich's verrathen. Griechenland wirft mich aus, ich erfüllte es mit Greuel um Deinetwillen. Den letzten Schutz, den ich mit Dir in Korinth gefunden, raubst Du mir!

Jason. Nicht ich! das Volk.

Medea. Du raubst ihn mir! erkauſst durch meine Flucht des alten Königs Scepter! erkauſst durch meine Flucht des Königs Tochter, die die Mutter zweyer Söhne aus Deinem Herzen tilgte! Verzweifelnd muſs ich irren, ihr das Ehbett überlassen! Ich, die ich über Tod und

Leben herrsche! die ich mich räche, schneller als Dein Auge sieht!

O schweige nicht, laſs Deine Stimme Einklang in meine Leiden seyn! Vergiſs wer ich bin! wer ich war! was ich thun kann! was ich that! Denke, daſs ich nur Mutter bin! Nur an Dir, an unsern Kindern hänge! daſs in dem ungeheuren All, das uns umflieſst, kein Faden ist, an dem ich ferner halten kann!

Die Söhne kommen.

— Sieh sie! Blick auf Mermeros, den schönen Abdruck Deines Selbsts! seit Monaten küſs' ich ihn im stillen Schmerz, und fordre den Vater von dem lieben Knaben! Auf Feretos. Sieh ihn, das Kind des Trosts, wie er mit aufgehobenen Händen bittet, die Mutter nicht auszustoſsen! Die sich Dir gab, die sich vergiſst — ihren Ursprung — der schwächsten Erdentochter gleich fühlt — die Gefühle der Erdentöchter viel stärker faſst! Erinnre Dich, wie ich alles mit meiner Macht umfasse! Denke des Schauders, der mich einst, im heiligen Hain der Pallas, in Deine Arme warf! Nur der Sonne Enkelin konnte so entbrennen! Nur der Sonne Enkelin kann so für ihre Kinder fühlen! Denke des Schwurs, mit dem Du mich dem Vater und der Mutter abgelockt! — Kniend Sieh mich vor Dir im Staube, mit dem ich mich vermischen möchte, um durch Deine Freundlichkeit noch einmal aufzuleben!

Jason. Furchtbare, nie bist Du stolzer als in der Demuth.

Medea. Bey den Göttern! Mich hab ich ganz vergessen! Ich bin nicht Ich, wenn diese ihre Augen auf mich heften. Wenn ihre Thränen auf die Wangen rollen, bin ich nur Mutter; selbst die glühende Liebe zu Dir, nimmt einen sanftern Anstrich an. Alles opfre ich auf, um ohne Furcht zu fühlen, daſs ich bloſs Mutter sey, daſs ich von Dir sie habe! Sind es nicht diese Pfänder Deiner Liebe, durch die ich mich an der Götter Seite setze?

Feretos. Du weinst, Mutter?

Mermeros. Nie sahen wir Dich weinen, Mutter! Laſs uns mit Dir weinen!

Medea steht auf. Die zweyte Thräne! Die erste war eine Thräne des Entzückens, als ich, seiner Liebe sicher, aus dem Hain in meine Kammer flog. Dieses sind Thränen des tieſsten Menschenleidens; was darauf folgen soll, ist keiner Thräne werth.

Feretos. Vater, Du weinst nicht mit der guten, furchtbaren Mutter? — Tröste sie!

Mermeros. Tröste die Mutter, und thu' ihr nichts zu leid.

Feretos. Thu' ihr nichts zu leid, mein Vater; die Leute sagen, sie sey sehr mächtig; könne tödten.

Mermeros. Daſs sie's schon gethan habe!

Medea. Dieses Lallen ist die Stimme des unverständigen Volks. Diese Blicke von Euch zu mir, von mir zu ihm, sind die Zauberfesseln, an die die Schreckbare sammt ihrer Macht gebunden ist. Düstrer Schweiger, wirst Du sie auflösen?

Jason. Sie sind gelöst! Mein Ruhm, mein

Vaterland trennen mich von Dir. Der Biſs ist furchtbar, er muſs seyn, und löste sich durch mein Leben!

Medea. Und meine Kinder! meine Söhne!

Jason. Sind auch meine Söhne, und folgen mir.

Medea. Mein sind sie mehr! Mir sind sie näher! Ich gebar sie, und unterlag dem Loos der schwachen Menschheit. Hier tranken sie den ersten Saft des Lebens! Unter meinen mütterlichten Augen gedeihen sie! Meine Zunge plauderte ihnen die ersten Töne vor. Durch mich lernten sie erst den Vater kennen. Die Mutter ward ihnen beym ersten Blick ins Licht bekannt. Ich lehrte sie Deinen Namen aussprechen — nach Dir reichen — Dich zärtlich rufen — Deine Hand fassen — Dich mit kindischen Spielen ergötzen! Sie sind mehr mein! Der Löwin folgt die junge Brut, das junge Reh der Spur der Mutter!

Seyd ihr nicht mein? Du nicht mein, Mermeros? Du nicht mein, Feretos?

Söhne. Dein Mutter! Dein!

Jason. Eures Vaters Söhne! der Euch nicht mit wilden Blicken schreckt! der Euch zärtlich liebt! menschlich mit Euch fühlt!

Medea. Ha, mütterlich ist mehr!

Jason. Kommt, meine Kinder; seyd Ihr nicht mein?

Söhne. Dein; und der Mutter auch!

Medea. Vermagst Du zu trennen, was der innigste Ruf der Natur, das heiligste Gefühl zusammenknüpft!

Ihn umfassend, und die Kinder in die Gruppe ziehend.

Wir alle sind eins! in eins gebunden! Von Dir von mir haben sie das Leben! Dein und mein Blut bewegt sich um ihr Herz. Dein und mein Bild ist ihrem Innersten eingeprägt. Ha! wir sind in eins gekettet, wie die Sterne, die um die Sonne schweben! Nur der finstre Tod, dessen Stachel ich denken kann, mag ein solches Band zerreiſsen! Kannst Du es?

Jason. Furchtbare, Du nimmst Waffen aus einem Heiligthum, das Du zerstörst, wenn Dir's gefällt.

Medea. Werd' ich mich selbst vernichten?

Jason. Auf diese Kleinen fiel durch mich das Loos der schwachen Menschheit. Du fühlst es niemals rein; Du fühlst es nicht beständig. Der Faden, der Dich an sie knüpft, ist Deinem Geist zu dünne. Ich will sie zu Menschen weihen, von Deinen Verbrechen reinigen, und zu Männern bilden. Ich trenne sie von Dir.

Medea. Ich hör' Dich nicht! ich seh' Dich nicht!

Zittert Ihr, meine Kinder! Jammert Ihr, meine Söhne!

Düstrer Groll umwölket meinen Geist.

Wollt Ihr mich verlassen? Feretos, süſser Trost, willst Du von der Mutter scheiden? Allein dem Vater anhängen? Trennst auch Du Dich von der Unglücklichen?

Feretos. Ich bin Dein!

Mermeros. Wir sind Euer!

Medea. Laſs mich mit ihnen fliehen! mit ihnen in eine Höhle kriechen! Laſs mich hier einsam mit ihnen verborgen leben! Die süſsen Knaben sollen die Rache besiegen, die ich fühle, da Du Kreusen zu

Deinem Weibe nimmst. Sie sey Dein Weib, nur nicht meiner Kinder Mutter! Mit ihrem unschuldigen Geschwätze sollen sie alle empörende, giftige Gedanken niederlallen. Die Gluth der Eifersucht mit ihren Blikken kühlen! Die Allmacht Medeens durch ihre Liebe fesseln! Zerstöre den Bund nicht ganz, den ich durch Dich mit den Menschen machte! Allein ist Medea Hekates furchtbare Tochter.

Jason. Wenn Du drohst, gleichst Du Dir mehr.

Medea. Gieb mir Waffen gegen Dich! Ungerechter! ach die stärksten werden an Deinem blinden Herzen stumpf.

Jason. Ich habe gerissen. Fliehet Kinder! fliehet zu Kreusen! Er führt sie nach dem Säulengang.

Medea. Es ist geschehen! er hat gerissen! Dieses Wort zog die schwarze Wolke näher; schon trennen sie die Blitze. Der ungeheure, verworrne Knäuel womit die Zukunft schwanger geht, bildet sich in bestimmtre Formen aus. Was es ist, das faſs' ich nicht. Mein Aug' entzieht sich dem Beschauen.

Jason kehrt zurück.

Jason, Du hast gerissen; die Natur ächzte bey diesem Riſs ein dumpfes Weh. Ich bin bestimmt, und kämpfe weiter nicht mit Dir. Ihr folgt dem Stoſs des Schicksals, und keines Klügern Stimme lockt euch von dem Wege, auf dem ihr, im Taumel eurer Leidenschaften, wandeit. Ich bin wieder Ich, und Medea siegt über ihren Schmerz. Da ich den Vater nicht mehr haben soll, was können mir die Kinder anders seyn, als peinvolles Erinnern dessen, der für mich nicht mehr ist. Die Wunde, die Du reiſsest, soll verwachsen. Ich verlasse Dich im Genuſs des neuen Glücks. Stört Dich Dein Gewissen nicht, meine Rache soll es nicht. Ich siege über meine Schwäche: mein Geist, mein Stolz erwachen. Ich irrte mich in Dir und mir; ich kann den Sterblichen nicht zu mir heraufziehen, der an der Erde klebt; konnt' es nicht, so sehr ich strebte mich zu ihm zu beugen. Aphrodite schlägt unzählige Wunden; aber nicht jeder spendet sie aus ihrem Gürtel die Gaben zu gefallen. Ich ziehe mich in mich zurück, fliehe auf den Kaukasos. Seine düstren Felsenhöhlen seyen meine Wohnung. Auf seinen Spitzen sonn' ich mich, im Abglanze meines Urvaters. Mit meinen Blicken dring' ich durch die Ordnung der Dinge, die euch so verworren scheinen. Dort lab' ich mich in der Beschauung des unendlichen Alls, schwärme in der Betrachtung meines unbeschränkten Selbsts. Wenn die Westwinde um meine trübe Stirne wehen, klag' ich vielleicht noch leise hinein, nicht mehr schwach zu seyn. Doch diese Klagen werden Dein Glück nicht stören. Die blühende Jungfrau, der Glanz der Herrschaft, umschmeicheln dann sanft Dein Herz. Genieſse und sey glücklich!

Eine Bitte gewähre der verlaſsnen Mutter! Laſs mich von meinen Söhnen bis an den Born der guten Nymphe geleiten. Dort will ich einsam den letzten Kuſs auf ihre Lippen drücken. Gieb Deine Gefährten mit, die sie zurückführen. Es ist nicht weit von hier. Die schwüle Hitze ist nun vorüber, und die Zarten werden nicht von meiner Eile leiden. Bis die Sonne sinkt, darf ich auf dem Boden von Korinth mich finden. Sieh', schon treibt mein Vater die Rosse nach dem Meere, senkt bald der Tochter letzten, glücklichen Tag in die dunkle Tiefe. Der letzte Stral sey mir der letzte Trost.

Jason. Du forderst viel.

Medea. Viel für Medea? Viel für die ausgestoſsne Mutter?

Hier wird die Trennung bitt'rer seyn! Hier erwacht die Rache, da die Gegenstände mich umliegen, die die Trennung erzwangen. In stiller Einsamkeit mag *ich noch einmal Mutter seyn.* Gieb Deiner Tapfren! Deiner Korinther, so viel Du willst! Mögen sie einen Kreis um die Verbannte ziehen; ich sehe sie nicht, mein Blick ruht nur auf meinen Söhnen.

Ich gehe, mich zu der traurigen Wandrung zuzurüsten; dann gieb den letzten Kuſs dem armen verstoſsnen Weibe!

VIERTER AKT.

Ein düstrer Platz. Im Grund ein Cypressen-Wald. Auf der Seite der Born der guten Nymphe.

Medea. Mermeros. Feretos.

Medea, ihre Söhne an der Hand. Seht, hier ist der guten Nymphe Born! So weit, Ihr Knaben, dürft Ihr mit der Mutter gehen — und weiter nicht. Zum Gefolge. Ihr Männer, entfernt Euch einen Augenblick — auf jenen Hügel dort! ich werd' Euch rufen. Der Vater wird es Euch vergeben, wenn die Mutter im Stillen den Abschied auf der Söhne Wangen drückt. Geht! —

Sie gehn.

Seyd Ihr müd', meine Kinder?

Mermeros. Müd', recht müd', Mutter!

Feretos. Und ich sehr müde! ich sah' die Sonne aufgehen, und nun sinkt sie bald. Auch sprangen wir den Tag nicht wenig.

Medea. Und machtet beyde, gleich dem Windspiel, den Weg von Korinth hierher wohl dreymal. Bald sprangt Ihr vor, bald rückwärts. O Ihr Müden! glücklich seyd Ihr nur ein Weh zu fühlen, das Schlaf und Ruhe heilen.

Setzt Euch an den erquickenden Born, meine Knaben! Freundlich ist die Nymphe; das Murmeln ihrer Quelle, das Säuseln dieser Cypressen, haben oft Eurer Mutter Gedanken aus dem Erebos geschmeichelt.

Mermeros. Sprich nicht von dem schwarzen Erebos, Mutter; mein Bruder Feretos fürchtet sich vor Proserpinen, der Schatten Königin.

Medea. Und Du nicht?

Mermeros. Nein; Proserpinen fürcht' ich nicht; aber den König des schwarzen Erebos fürcht' ich, und den Kerberos.

Feretos. Von dem Olympos sprich, Mutter — und dem Musensitz — dem lachenden Tempe — und den Inseln, den Gärten des Meers — Setze Dich zu uns, Du gute traurige Mutter.

Mermeros. Sie hört uns nicht. Ach, sieh' Feretos, wie starr ihr Aug' an der Feuerkugel hängt, die hinter der Stadt weg sinkt. Diefs ist der Blick, der uns so furchtbar ist.

Feretos. Auf Deine Kinder sieh', Du gute Mutter!

Mermeros. Komm zu Deinen Knaben, liebe Mutter. Du siehst finster wie die Wolke, durch die nun eben die Sonne fiel. Ach, wie einsam ist es hier.

Feretos. Ohne die Mutter würd' ich mich vor'm Satyros fürchten.

Mermeros. Wirst Du wieder mit uns gehen, Mutter?

Medea. Knabe!

Feretos. Wirst Du?

Medea. O meine! meine Kinder!

Feretos. Die finstern Männer sprechen, wir müſsten mit ihnen ohne Dich zurückkehren, laſs Du uns aber immer diese Nacht mit Dir bleiben.

Mermeros. Und morgen auch.

Feretos. Dann nimm uns wieder an der Hand, und wandle mit uns über die Wiesen. Bis morgen wird des Vaters Groll vorüber seyn; er nimmt Dich wieder mit und auf.

Medea. Knabe!

Mermeros. Du zitterst, Mutter, wie der Schilf im Wind.

Feretos. Laſs uns mit Dir bleiben! sieh, mich schläfert schon.

Medea. Ihr könnt nicht bleiben, meine süſsen Kinder; nur Eure Mutter soll verloren irren. Bald würde die feuchte Kälte, die ans der Erde steigt, Eure zarten Leiber überfallen. Schädlich sind die Dünste der schwarzen Nacht; nur meines Vaters wonnevolle Wärme gedeiht dem Menschen.

Ha, wenn ich seine Stralen nicht mehr fühle, das dunkle Bild des Todes sich auf die Erde senkt, bin ich ein ander Wesen. Oft streben die kühnen, verderbenden Kräfte meines Geists die Bande zu durchreiſsen, in denen ich sie gefangen halte.

Feretos. Was sprichst Du, geliebte Mutter, in Dich?

Medea. Durch Eure zarten Sinne schaudert dann der kühle Wind, und Ihr werdet Euch fürchten in der schwarzen, öden Einsamkeit.

Feretos. Warum fürchten? Du bleibst ja bey uns. Vor Dir fürchtet sich alles, und selbst die Nacht, und selbst die Schatten.

Mermeros. Du erzählst uns die wunderbaren Geschichten der Menschen — beschreibst uns die groſse Erde.

Feretos. Kehrst Du mit uns zurück?

Medea. Eure Mutter ist verworfen — verworfen von Eurem Vater.

Mermeros. Wohin wirst Du uns führen?

Medea. Fragt die schwarze Wolke, die von der Sonne Aufgang vor mir schwimmt? Schlafet!

Gieſse dich auf die lieben Müden, du Bruder des Tod's! decke sie mit deinem sanften, bunten Mantel! Schlafet sanft! ich will bey Euch wachen. Von eurer Mutter ist jedes Labsal der Menschheit gewichen — schlafet, und dann will ich noch einmal an dieses Herz Euch drücken.

Mermeros. Wirst Du uns erzählen?

Medea. Träumer, Du schlummerst schon. Von was soll Dir Deine Mutter reden, als von ihrem Jammer; den faſst Du nicht, und thätest Du's, der süſse Schlaf, der Deine Augenlieder schlieſst, würde vom Entsetzen weggetrieben.

So, senke Dein Haupt! Leuchte hierher, mein Vater, auf den Abdruck des Meineidigen, den ich noch liebe, den ich hasse.

Der süſse Feretos gesunken auf seine Linke, das Bild der Liebe! Noch diesen Morgen sprang er hoffend in die Gärten, wollte die Mutter kränzen, für die der Reiz des Lebens schon verwelkt war. Unsanft liegst du, holder Knabe! Sie sucht unter den Bäumen. Moos unter deinem Haupte wäre ein weicher Kissen. Sie deckt die Knaben mit ihrem Mantel zu. Er schütze Euch vor kühlem Winde! Sie küſst sie. Schlafet sanft! Kein Bild des Schreckens fahr' aus Eurem Blut! Sie betrachtet sie lange.

Verlassen soll ich sie! Verlieren soll ich sie, die noch jetzt mein Herz mit süſsem Trost erquicken.

Sie steht auf.

Verstoſsen bin ich! Was schauderst du durch meine Seele, finstrer Geist? Was ächzest du in meinem Herzen, wie der Vogel der Nacht zwischen den Felsenklippen, Unglück weissagend? — Hinauf! schwinge dich durch die Finsterniſs der Nacht! dränge dich an den leuchtenden Saum des goldnen Kleids meines Vaters!

Zitterst du abermal durch mein Blut, daſs meine Hand erstarret! Sie sitzt am Born. Pause.

— Glüht ihr in der Abendsonne, meine dunklen Cypressen! Euer sanftes Wehen zieht nicht mehr meine Gedanken von dem Erebos ab! Dein Murmeln nicht, du leise, sanfte Quelle! Nach der Sonne lange sehend.

Zum letztenmal hier! auf dem Boden wo er lebt! wo er glücklich ist! —

Aufstehend. In ihren Armen meiner höhnt! Er, der mich verwirft! — Zum letztenmal blickst du hier auf deine Tochter im Elend! O hülle dein Haupt in Dunkel, ewig Glühender! Schwarz färbe sich dein goldnes Haar, das um deine göttliche Stirne flieſst! Deine Tochter leidet Schmach und Weh von den Menschen!

will. Wenn du ihnen wiederkehrst, so sende finstre Wolken vor dir her! Des Donners dumpfes Rollen verkündige deine Ankunft! Beben ergreife sie bey deinem Zorne! Räche Medea! aus der schwarzen Erde ziehen deine Stralen Gift, und schütten es über der Verräther Haupt! deine Gluth dörre das Blut in ihren Adern, daſs sie lechzen in brennendem Durst! lechzen nach Kühle, wittern in glühender Luft nach kühlendem Winde! der Labetrunk der Quelle fehle ihnen, der Fluſs versiege vor deinem Feuerauge! die dürre, gespaltne Erde versage ihnen Brod, sie versagen's deiner Tochter! Aus der Tiefe der Erde fahre das eingekerkerte Feuer, fresse auf der Unfreundlichen Wohnung! sie werfen deine Tochter in die öde Wildniſs. Das Thier findet Schutz unter ihrem Dach, ungestört nistet die Schwalbe über ihrer Thüre, deine Tochter stoſsen sie in die öde Wildniſs!

Die von der dichten Erde gedrückten Winde zersprengen ihr Gefängniſs, reiſsen weg den Boden unter ihrem Fuſse, wie sie deiner Tochter thun!

Hör' auf mich! sieh' auf mich, Helios! Begeistert. halte an der Wolke noch einen Augenblick! Schwebe noch einen Augenblick im heiligen Äther! O weile, weile, Helios, mein Vater, weile! du bist mir alles! du bist mir allein übrig! An dir allein häng' ich! Von dir allein fordre ich Trost!

Ach verschlingt dich die düstre Wolke? Kühlst du schon in den Fluthen die flammenden Rosse? Ach du verschwindest, du entsinkst meinem Auge! Schon bedeckt das ungeheure Meer deine Rosse, du, Göttlieher, schwingst dich auf den Olympos, um nach Tages Müh' an der Göttertafel dich zu laben! Erzähle Zevs Kronion die Qualen, die Schmach deiner Tochter! Fordere Rache an Aphroditen, die deine Tochter um deinetwillen verfolgt.

Schmerzlich. Du bist meinem Auge verschwunden, und ich bin allein in dem ungeheuren All! Pause.

Die Nacht, die Tochter des Chaos senkt sich hernieder. Ihr schwarzer Mantel verhüllt die unendliche Erde. Schärfer bläst der Wind durch den Baum, düstrer fühl' ich mich schon. Geheimer Schauder zittert durch die Natur, als sey sie ihrer Vernichtung nah. Dem Tartaros entsteigen die Eumeniden, und fallen über die Schuldigen! Zerfleischet mit euren giftigen Geiſseln die Seelen, die Treue brachen, die mit dem Gewissen spielen! Schont ihrer nicht! Schont seiner nicht, der die Mutter von den Kindern reiſst! Schont seiner nicht, der das Weib von sich ausstöſst, die sich ihm ganz geopfert hat! —

Lispelst du, Dämon, heller aus dem dichten Busche? Ich vernehme dich! die Sterne verschwinden wieder! Ihr Aug' wagt' es nicht auf mich zu blicken — jammernd löschen sie ihre schimmernden Lichter aus. Ganz finster.

Düster bebend. Ha, in diesem schwarzen Dunkel fühl' ich mich ganz Medea! durchgebrochen haben meine finstren Kräfte! ich sehe nichts als meine Schmach, nichts als meine Qual in meinem düstren Innern!

Verschwinde Qual, hier ist mächtiger Gefühl. Ich fühle Rache! Wild begeistert. Lust nach Vernichtung, und bin Hekates Tochter! Deine Tochter, Hekate, die dich früher zum Acheron trieb! die dich im Glück vergaſs! dich im Elend wieder ruft! dir zu klagen! dich um Rache zu flehen!

Dumpf. Mutter, finstre Bewohnerin des Tartaros, steige herauf! fahr' über das Meer, über die Erde — belade deine Hände mit Gift und Zerstörung! Es fleht dich deine Tochter! es beschwört dich deine Tochter bey den schrecklichen Geheimnissen, die du sie gelehrt hast!

Sie steigt herauf! Ich wittre Dampf des Erebos. Ich höre Zischen der Schatten durch die Finsterniſs! Bist du da?

Hekates Stimme. Medea.

Hekates Stimme. Unglückliche Tochter, ich bin da! entstiegen dem schwarzen Erebos, wohin Du mich früher triebst, Deiner Pflicht vergessend! Brudermörderin, Du hast mir den Liebling meines Herzens, Absyrthos, erschlagen! Du triebst mich in den Erebos, und ich lieſs verschmachten den Säugling, den letzt erflehten Knaben! Was schmachtest Du Thörin? Greif zur Rache! Deine Mutter sitzt auf der Cypresse in ihrem Dunkel — nah' der Elenden! Verfluchend Deine Blindheit. Warum rufst Du vom Acheron, mich, die Du vergessen hast?

Medea. Furchtbare Mutter, ich fleh' um Hülfe! Räche mich an Jason! Sieh mich gestraft für meinen

Frevel! um seinetwillen hab' ich Blut vergossen! um seinetwillen den Vater verrathen! um seinetwillen den Bruder ermordet! und er stöſst mich von sich! wirft mich ins Elend! trennt mich von meinen Kindern! Ich fühle nun nichts mehr als Durst nach Rache, Lust nach Vernichtung.

Hekates Stimme. Die süſs schlafenden am Born, sind es die Jasoniden?

Medea. Die süſs schlafenden am Born sind die Jasoniden, ihm von mir geboren; die er von mir reiſst

Hekates Stimme. Ich höre den schweren Gang der Sterblichen. Tochter, ich bin um Dich, wie ich's vom Morgen war, und lechze nach Rache, und hänge düster auf der Cypressen Höhe. Rufe mich! Ich schwebe, und treibe nun die schwarzen Wolken vom Horizont her.

Die Gefährten Jasons und Korinther.

Er. Medea, wo bist Du?

Medea. Hier!

Er. Es heult im Walde, ächzt in den Klüften! Weh! Unweit heulen die Erinnen in ihrem furchtbaren Hain. Den Menschen ist nicht wohl in schwarzer Nacht. Laſs uns ziehen! Gieb uns Jasons Kinder! Dein Schmerz drang uns ab, daſs wir König Kreons Befehl übertreten haben. Schon lange ist die Sonne unter, und Du bist noch auf dem Boden unsrer Stadt. Wo sind die Kinder?

Medea. Sieh' dort, sie schlafen süſs.

Er. Laſs mich sie nehmen!

Medea. Die Müden schlafen, sag' ich; schlafen süſsen Schlaf. Siehst Du sie?

Er. Des Erebos Schwärze liegt auf der Erde; ich sehe nicht! Nun hör' ich ihren leisen Athem hier! — ich sehe sie. Laſs mich die Kinder nehmen; ich einen in die Arme, und dieser den andern.

Medea. Noch nicht! Die Knaben sollen ruhen, sollen dann erwachen, und ich will Lebewohl den Knaben sagen.

Er. Ich nehme sie mit Gewalt.

Medea. Mit Gewalt! Kennst Du mich?

Er. Dein Aug' schieſst Flammen durch die Nacht.

Medea. Weiche, eh' sie Dich verzehren. Hier ist Medea, die Ihr in Korinth nicht kennt.

Er. Ihr Männer von Korinth, nehmt die Söhne Eures Königs. Entfernet die Verbannte! treibt sie über unsre Gränzen.

Medea. Hör'! hör'! hör'! du Rächerin in der düstern Wolke! —

Ha, wagt es die Schlafenden aufzuwecken! Sie sind Medeens, der Räch'rin Söhne; der Euer Daseyn Geweb' der Spinne ist!

Fliehet! irrt in dem Walde! umlauft ihn dreymal, und wiederum dreymal! Mein Zauber zerrütte Eure Sinne. Tappt und tappt in dicker Finsterniſs. Verschwindet!

Sie zerstreuen sich in Verwirrung.

Medea. Mir entreiſsen die Schläfer! Mich stoſsen aus über die Gränzen! Auf seinen Befehl! den ich erhielt! den ich vernichten kann!

Wild. Rache fühl' ich! in Rache glüh' ich! nach Rache lechz' ich! für den Meineid! für den Hohn! für die Schmach! für mein zertretnes Herz!

Öffne dich, Schlund des Erebos! gebäre Rache ohne Namen!

Glühend. Die Geburt ersterbe in der Mutter Leibe, bey der Rache Medeens!

Die Sinne der Sterblichen zerreiſsen bey Medeens Rache.

Der Muth des Mannes werde zerknirscht bey der Rache Medeens!

Sie fälle auf Jason! auf seinen Verstand! auf sein Herz! er lechze — lebe und lechze! bange und lebe! an seine Seele kralle ich meine Rache! er verfluche sich! verfluche Kreusen! verfluche den Alten! Alle drey schweben zwischen Tod und Leben! keinem gehörend — sie stoſse zurück der Erebos! sie schüttle ab das Leben! der Verzweiflung Spiel! Schleudert, Eumeniden, den feurigen Wurm an des Meineidigen Herz, daſs ich genieſse! daſs ich jauchze!

Mermeros schlafend. Mutter, er schieſst! Foibos Apollo!

Medea. Schlaf, Knabe; ich fühle nichts, ich sehe Dich nicht! —

Enthülle dich! Wo greif' ich an! Womit schneid' ich in sein Herz? Wohin schleudre ich die Blitze meiner Rache? — Nach ihm! nach ihr! und alle drey!

Wie häng' ich den Wurm an seine Seele, daſs er immer sauge, und niemals ablasse! daſs selbst die Götter das Zittern des Gewissens nicht stillen mögen!

Ha, die dunkle Wolke berstet! Es war die Mutter; die vor mir schwebte, die sie vor mir her trieb, die um mich war, bevor ich sie rief!

Hekates Stimme. Medea.

Hekates Stimme. Medea!

Medea. Deine Tochter! Deine Tochter! hast Du gehört?

Hekates Stimme. Ich ballte die Wolken vom dunkeln Meer her, und zog sie über Dich; doch hört' ich hier!

Medea. Du hast gehört die neue Schmach! siehst meinen Jammer! hast gesehen die Verwegnen, die mir rauben die Söhne! Laſs Dich sehen aus der Wolke, die Dich verhüllt, in der Du vor mir schwebst, von diesem Morgen.

Hekates Stimme. Sieh' herauf!

Medea. Ich sehe Dich, Schreckbare; mir bist Du's nicht, ich gleiche Dir nun. Aus Deinen Augen starret Tod! Auf Deiner Stirne liegt Untergang der Wesen! Der Kummer, der Dich zum Erebos trieb, grub schreckliche Züge in Deine Schattengestalt.

Hekates Stimme. Du grubst sie hinein, da Du den Bruder ermordetest; ich verzweifelte über den Tod des Lieblings, floh ins Schattenreich, und lieſs verschmachten den kleinen Säugling.

Medea. Rede, was soll ich thun? Wie mich rächen? Wie Dich versühnen? Wie ihn martern? Und alle drey?

Hekates Stimme. Siehst Du die Schläfer?

Medea. Die dicke Nacht verbirgt sie mir. Nur Rache seh' ich.

Hekates Stimme. Nahe Dich den Schläfern!

Medea. Leise schleicht ihr Athem in mein Ohr.

Mermeros. Foibos Apollo! auf mich keinen deiner Pfeile!

Hekates Stimme. Hörst Du die Weissagung, die vor ihrer Seele dämmert; Tochter, sie sind dem Erebos geweiht.

Medea. Ha!

Hekates Stimme. Durch sie räche Dich! Lege des Erebos Flammen durch ihren Tod an des Meineidigen Herz. Zehre auf sein Gehirn!

Versühne meines Lieblings Absyrthos Blut durch das seine. Versühne mir den schmachtenden Säugling, Du raubtest dem Säugling die Mutter, dem Bruder das Leben! Versühne meines Sohns Blut durch das seine, das in ihren Adern fliefst!

Medea. Ha, Mutter, es ist auch mein Blut!

Hekates Stimme. Und war es nicht mein Blut, in den Adern des geliebten Sohns? Mein Blut in den Adern des Säuglings? Ha, Bruder-Mörderin, wühlst Du nur in Deiner Mutter Herz? Schonst des Meineidigen, der Dich reizte zum Mord! Ich ziehe herauf den Schatten meines Absyrthos! den Schatten des Säuglings!

Willst Du durch die Schläfer ewig von dem schwachen Geschlecht abhängen? durch sie Dein groſses Leben abhärmen? Deine Kräfte vermodern lassen? Deinen Geist fesseln? die Du verlierst! die man Dir entreiſst! nach denen Du seufzen wirst, die wimmernde Mutter! Spott der trugvollen Menschen! Verachtet, ausgestoſsen vom feigen Geschlechte! Diese Rache ist Deiner werth! diese Rache versühnt Dir Deine Mutter! das Blut des Bruders! das Schmachten des Säuglings! Diese Rache vernichtet ihn! und sie! und ihn!

Zerreiſs den letzten Faden, der Dich an die Menschen bindet; sey fürchterlich groſs! steige in den Erebos! zu Deiner Mutter! zu Deinem Vater! den der Gram hinunter stieſs! zu meinem Sohn, den Dein Dolch hinunter förderte! zu dem Säugling, nach Deiner Flucht geboren, den ich aus Schmerz verschmachten lieſs. Ich will der Schläfer Blut! Stoſs in ihr Herz den Dolch! wir harren Deiner! Jason trifft die Schuld des Bluts! an seiner Seele sauge Verzweiflung! Dann fassen wir ihn in des Tartaros Dunkel! Martern seinen Schatten! des Alten Schatten! Kreusens Schatten!

Medea. Ah, Mutter, Du singst fürchterlich schön in mein Ohr, von Deiner dunkeln Höhe! Der ungeheure Knäuel spinnt sich loſs! Fürchterlich groſs! es schaudert durch alle Kräfte meines Wesens. Auf den Knien lag ich vor ihm! Ich im Staube vor ihm! vor dem Sterblichen!

Zerreiſsen den Knoten, der mich an die Menschen bindet! Austilgen das weiche Gefühl, in dem ich glücklich war, das mich nun in Wuth setzt, dem ich nicht anders entfliehen kann! dem ich entfliehen muſs!

Ha, die Rache ohne Namen, die in mir brütete! Und mein Vater im Erebos aus Gram! Und die Mutter verzweifelnd hinuntergefahren — es verschmachtete der neugeborne Säugling — den Liebling der Mutter ermordete ich um seinetwillen — und er sollte leben! in ihren Armen lüstern schwelgen!

Hekates Stimme. Sieh herauf!

Medea. Ha, ich sehe den finstern Absyrthos! Drohst Du mir, Düstrer, und zeigst Deine Wunde?

Hekates Stimme. Er heischt ihr Blut! — Sieh herauf!

Medea. Entferne den Säugling! Entferne, Mutter, den Säugling, daſs ich thun kann die That.

Hekates Stimme. Ich heische der Schläfer Blut für die Geliebten!

Medea. Weile oben, düstre Mutter! Ich binde den Wurm an seine Seele! Es flieſse ihr Blut! um meiner Rache! um Eurer Versühnung! Er zerriſs den Faden, der mich an die Menschen band — und ich reiſse nun hinein!

Ich sehe sie nicht! ich kenne sie nicht! sie sind Jasons Kinder!

Sie nahet den Kindern, neigt sich zu ihnen, und verharrt einige Augenblicke in dieser Stellung.

Hekates Stimme. Medea! vollziehe die Rache!

Medea mit bebender Stimme, noch immer über ihren Häuptern hingebeugt. Stille, stille, Schreckliche! ich höre den leisen Athem der Süſsschlummernden, und stehe an der Wiege der Neugebornen, belausche zärtlich besorgt die Ruhe der Geliebten. Sanft schlummern sie — wecke sie nicht auf, Mutter! mit Deinem fürchterlichen Zuruf. — Horch, schwerer athmet mein Feretos! Was ängstigt das Herz des Knaben! Mutter! Mutter! lispelt er bange. Sie starrt zurück. Ha, schlage mein Gehör mit Taubheit, mache mein Herz erstarren, verjage vor meinen Augen die süſsen Bilder ihrer Kindheit. Kann ich tödten, was ich liebe?

Hekates Stimme. Es erstarre Dein Herz, ich verdunkele die täuschenden Bilder. Sie sind Jasons Kinder, die er zärtlich liebt. Nur noch einen Augenblick überlieſs er sie Dir, von dem Schicksal verblendet, getäuscht von der Begierde, sich dadurch schneller, von Dir, der Lästigen, der Gefürchteten zu befreyen. Willst Du nach ihnen seufzen, während er mit ihnen glücklich ist? Dich mit ihnen, ohne Rache, in einer Höhle des unzugänglichen Gebürgs, verbergen, und hinstarren in Verzweiflung? Wird ihm nicht die Neuvermählte Kinder gebären, und er im Taumel der Freude der Geraubten vergessen und nichts sein Glück mehr stören können? Durch seiner Kinder Herz schieſsest Du den schrecklichsten Pfeil der Rache, in das Herz des Meineidigen, und nichts wird die Wunde stillen, nicht die Herrschaft über Korinth, nicht Opfer, nicht Gebet, nicht die Liebe zu der blühenden Braut.

Medea. Mutter, Du schleuderst einen zündenden Blitz in meine dunkle Brust. Er sollte treulos und glücklich seyn, mit ihr Kinder zeugen und dieser vergessen, wie er der Mutter vergaſs! Der treulose Grieehe sollte in Medeens Kindern Verräther bilden, die ihm gleichen! Jetzt liebt er sie zärtlich, und dieſs, dieſs ist die Rache, nach welcher ich lechste in düstrer Wuth; nur durch sie vernicht' ich sein Glück, das Glück der blühenden Braut. Mein Verbrechen wird das seine. Mein Zittern läſst nach, alle süſse Erinnerung flieht, taub ist mein Ohr, Mord schieſst in meine Faust, mit Kraft ergreift sie den Dolch.

Wo seyd Ihr, Ihr Schläfer? Schüttelt ab den süſsen Schlaf!

Auf! Auf! die Vernichtung greift nach Euch!

Kinder. Mutter, wo bist Du?

Feretos. Mutter, sie fallen uns an.

Mermeros. Foibos Apollo spannt den Bogen auf Deine Knaben.

Feretos. Ich zittre, Mutter; ich fürchte mich, Mutter! Wo bist Du Mutter?

Medea. Hier! hier!

Mermeros. Noch immer schwebt über uns der schreckende Gott.

Feretos. Hilf uns, Mutter!

Medea. Ich seh' Euch nicht! ich kenn' Euch nicht! Fliehet! Fliehet!

Feretos. Wohin fliehen? Vor wem fliehen?

Mermeros. Vor seinen Pfeilen?

Medea. Vor mir! Über Euch schwebet der Tod.

Feretos. Du bist mächtig, und wirst uns retten.

Medea. Ich bin Medea, bin nicht Eure Mutter. Seht dort, die Nachteule auf der Cypressen Spitze!

die will Euch haben! Lechzt nach Eurem Blute, und zieht Euch in ihrer düstren Wolke in den Erebos.

Kinder. In den Erebos! O Götter! Götter! Wo ist unser Vater? Jason unser Vater! Mutter Du wirst uns nicht weh thun! wirst uns ihr nicht geben!

Medea. Ruft den Meineidigen! schreyet seinen Namen laut! er liefert Euch dem Tod! In's Dickigt Du! — und Du! — In's Dickigt, Du Träger! Laſs los mein Gewand!

Kinder. Du wirst uns nicht dem Tode geben!

Medea. Ich werde, Du — ich werde, Du!

Kinder. Die Kinder, die Du liebst!

Medea. Fort! Fort! Du Träger! die Hände weg von meinem Gewande! weg von meinem Knie! Klammre Dich nicht an! fort in's Dickigt, Du schnelles Reh! Ich opfre Dich der Nemesis! und Dich, Du Störrischer!

Sie treibt sie ins Gebüsch. Im Gehen.

Gieſse dickre Finsterniſs herunter!

Feretos aus dem Gebüsch. Ach wohin? wohin? Spitz ist der Dolch! weg mit ihm!

Mermeros. Foibos Apollo! stecke die Pfeile in deine Köcher! Ich bin nicht Niobes Sohn, ich bin Medeens Erstgeborner.

Feretos. Und ich bin nicht Niobes Sohn, Foibos Apollo! Ich bin der Jüngere, und darum der Mutter nicht weniger lieb.

Medea. Schütte mehr Dunkel herunter! noch seh' ich sie beben!

Feretos. Wende weg den Dolch von mir! Ach

Du legtest Balsam auf die Wunde, die ich mir fiel, willst Du mir nun eine gröſsre machen!

Medea. Zur Ruhe fördre ich Euch, Ihr Jasoniden! Hinunter zu meinem Vater! zu meinem Bruder! zu dem Säugling! zu der Mutter!

Mermeros. Ach Foibos Apollo, in meiner Brust Dein Pfeil! in meiner milchweiſsen Brust, die die Mutter küſste!

Medea. Und Du! und Du! Du flinkes Reh! Sieh, des Todes Kranz zieh' ich nun um Deine Schläfe! Hinunter in den Erebos!

Feretos. Ach laſs mich schlafen, wie meinen Bruder! Mutter, ist dieſs Deine Hand in meiner Brust, Deine nasse Hand? der lieben Mutter Hand! War's der Pfeil des Gottes, der meinen Bruder traf? — Gute Föbe, lege mich schlafen!

Medea. Nemesis, dir opfre ich das leichte, lechzende Reh! ich reiſse — habe für immer gerissen!

Kinder. Mutter!

Medea. Schweiget, Schläfer an der Erde! schweiget!

Hekates Stimme. Absyrthos, mein geliebter Sohn, falle auf die Leichen der Jasoniden! Lecke ihr Blut! Säugling, lecke das Blut des jungen Rehs! Dich erschlug um den Vater die Schwester! Dich lieſs die Mutter verschmachten, weil deine Schwester sie in Verzweiflung stürzte! Heute rächt sie Euch an ihm! lecket das Blut, und fahret gesättigt ins Schattenreich!

Medea tritt hervor. Singt ihm diese Brautlieder, ihr Eumeniden! Laſst ihn hören ihr Röcheln! laſst ihn hören ihr Winseln!

Kinder, den letzten, schwachen, sterbenden Ton. Mutter!

Medea. Legt diesen Ton meiner Schwäne an sein Herz! Laſst ihn sehen die Wunden, die die Mutter in die Brust der Knaben riſs! Steiget herauf! Eumeniden, ich ruf' euch! Bringt sie ihm hin, an die Schwelle des Tempels! in die Brautkammer! Ihre Leiber! diesen Ton! Ihr Winseln! dieſs sey sein Brautlied! Eure Fackeln die hochzeitlichen Lichter! Fallt ihn an! saugt an seinem Herzen! Er lebe wie ich jetzt fühle!

Hekates Stimme. Ich fahre hinunter in den Erebos mit den Gesättigten! Mit Rache sind wir gelabt! Bald wird er kommen! und er und sie! Folge mir, Tochter, daſs wir ihn martern!

Medea. Mutter! hülle mich in Deine düstre Wolke, daſs ich nicht fühle! daſs ich nicht sey!

Vollbracht ist die That! Ich hab' mit den Menschen durch mein eigen Leben gerissen.

Hier steh' ich im Dunkel der Nacht, fürchterlich groſs!

FÜNFTER AKT.

Scene des ersten Akts. Noch Nacht. Man hört in Aphroditens Tempel, Musik der Flöten und hochzeitliche Lieder. Gegen dem Tempel über liegen die Körper der Jasoniden, mit einem Teppich bedeckt. Die Eumeniden treten aus dem Hain.

Tisiphone.

Schwinget Schwestern, die Fackeln des schwarzen Erebos! Ihr düstrer Schimmer erleuchte den begangnen Frevel! Ächzet ein dumpfes Weh durch den hochzeitlichen Gesang! Eure Geiſsel zische durch das wollüstige Flüstern der Flöten!

Uns rief herauf die furchtbare Mörderin der Kinder! die Mörderin des Bruders! die Zerstörerin des väterlichen Hauses! An den Sterblichen rächt das Schicksal den Frevel, durch uns! durch uns die Töchter der Nacht! An dem Vater das Blut der Kinder durch uns! An dem strengen Greise, das Blut der ermordeten Kinder, durch uns!

Horch auf, Mägera! horch auf Alecto! Euch ruſt Tisiphone, die rächende, der Eumeniden schrecklichste.

Beyde. Wir hören dich, sind da, mit dir den begangnen Frevel zu rächen! Flöten und Gesang.

Tisiphone. Alecto, ergreiſe den strengen Greis, der die Mutter vertrieb! das heilige Gastrecht brach, sie hinausstieſs und verwünschte! so wollt' es das Schicksal, daſs gerächt werde begangener Frevel! wir Töchter der Nacht sind die rächenden Dienerinnen des Schicksals.

Der Thörichte glaubte, nun habe er gesiegt, und ferne sey die Gefürchtete. Näher zog er sie! nah sind wir ihm! Doch ergreife nicht zu mächtig den Greis. Locker hängt das Leben an seinem Herzen. Sauge langsam daran! laſs ab, und falle wieder ihn an! Mühsam arbeite das Leben, sich anzuknüpfen. Dann fahre hindurch, mit der glühenden Sichel der Rache, und schneide langsam in den morschen Faden des Lebens! er röchle und flehe Atropos, die Tochter der Nacht, des Lebens Faden zu zerschneiden. Zieh ihn länger, Klotho, du Tochter der Nacht, wir weben hinein die Qual.

Hier büſs' er den Wahn, er wolle dem Schicksal entfliehen! hier büſs' er für die Härte, womit er die Mutter ausstieſs! Geweiht ist er der Rache! Geweiht dem Erebos!

Alecto. Mein ist er, der strenge Greis, ich räche an ihm die ermordeten Kinder.

Tisiphone. Mägera, heule den süſsen Flötengesang weg, von dem lauschenden Ohr der jungen Braut! Vor ihren Augen gaukeln der Liebe Träume, vor ihren Sinnen schweben Zauberbilder unbekannten Genusses! sie bebet — sie wünschet, die Unglückliche! erröthet in jungfräulicher Schaam, und blickt schüchtern nach dem Bräutigam. Der um ihre glatte Stirne gewundne, hochzeitliche Kranz verdorre vor deinem Hauch — doch berühre sie nicht! betäubt sinke sie vor uns, dem blutigen Anblick der Ermordeten hin, und schmerzlos löse sich ihr Leben. Der Tod befreye sie von dem Gift der Reue, der qualvollen, langsam verzehrenden Erinnerung der schrecklichen Rache.

Mägera. Vor meinem Hauch verdorrt der hochzeitliche Kranz — sie erstarret, bevor sie fühlet und denkt, den schrecklichen Wechsel des süſs geträumten Glücks.

Flöten und Gesang.

Tisiphone. Ich Tisiphone, die ich schleiche im Dunkel der Nacht, und räche den Frevel der Menschen! die ich umfaſse mit glühender Hand das Herz der Verbrecher! sie verfolge auf jedem Pfade! sie umschwebe, mit dem Gefolge der scheuſslichen Verbildungen ihrer Frevel! die ich wegheule den Schlaf von den Augen des Ermatteten — ich die Erstgeborne der rächenden Dienerinnen des Schicksals, ergreife den Vater der ermordeten Söhne.

Meine Beute ist er, der Jasoniden Vater. Ich schieſse gleich der ergrimmten Schlange, in sein Herz, und drücke die blutigen Wunden der geliebten Kinder hinein. In seinem entflammten Gehirne erwecke ich alle Gräuel Medeens, er fühle sie als die seinigen. An seinem Herzen sauge der verlaſsne Säugling; die Verwünschungen des betrogenen Äthos erschallen in seinen Ohren. Ihm erscheine Absyrthos der Ermordeten Bruder! ihn überfallen die Schatten aller, die Medea um seinetwillen, vor dem Ziel, in den Erebos stürzte. Er verstieſs die Mutter, die ihn mit Verrath und Blut erkaufte — die ihn errettete! die ihn mit unsterblichem Ruhm schmückte, ihn empor hob über die Söhne der Helden und Götter: er verstieſs die Enkelin der Sonne, die ihm die Rache Aphroditens unterwarf! die von den Menschen scheiden muſste, da die Menschen von ihr schieden!

Er brach den Schwur der Treue und reizte zum Verbrechen!

Flöten und Gesang dazwischen.

In dem Tempel lispeln wollüstig die Flöten! Uns rührt nicht Gesang! Uns rührt nicht Flötenschall! Uns rührt nicht der Musen Zauber!

Schwinget die Geiſseln, daſs sie zischen durch den Gesang! Vor der Göttin hat er neue Schwüre geschworen, der alten vergessend! Nun hofft er den Gürtel der Jungfrau zu lösen! laſst den Lüsternen sehen, womit er's erkauft hat.

Die Musik dauert. Dann tritt der Zug aus dem Tempel, mit Fackeln und Gesang. Jason, Kreusa, Kreon folgen.

Tisiphone. Auf, Schrecken, hervor aus dem schwarzen Erebos.

Enthülle dich, ungeheure That!

Die Eumeniden ziehen den Teppich von den Leichen der Knaben weg, und stehen zu ihrem Haupte. Ein Schrey des Entsetzens über. Alles flieht, auſser den dreyen die die Gewalt der Eumeniden fesselt. Kreusa sinkt leblos auf die Stufen des Tempels nieder. Die Scene wird von dem düstern Scheine der Fackeln der Eumeniden erleuchtet.

Medeens, der ausgestoſsnen Mutter, ungeheure That, in finstrer Nacht! In der Finsterniſs, wohin Du sie triebst, geschah die That! In der Finsterniſs, wo sie nicht mehr war, die Tochter der wohlthätigen Sonne! Hier fuhr ihr Dolch, in die milchweiſse Brust und hier — höre das Röcheln der Ermordeten! ihr Flehen, ihr Winseln! ihren letzten, sterbenden Ton! er erschalle in Deinem Herzen! der Rache! dem Erebos weih' ich Dich! Du brachst den Schwur der Treue, und reiztest zum Verbrechen!

Jason. Weh!

Alecto. Strenger Greis, Dich weih' ich dem Erebos! Mit der glühenden Sichel schneid' ich langsam in Dein lockres Leben! Umsonst flehst Du Atropos, der Eumeniden Schwester! dünner zieht sich der morsche Faden des Lebens! Wir, die rächenden Dienerinnen des Schicksals, weben Euch hinein die Qual.

Du brachst das Gastrecht, und reiztest zum Verbrechen.

Kreon. Ach!

Mägera. Erstarrt liegt die Braut! verdorret hängt der hochzeitliche Kranz um ihre jugendliche Schläfe. Sanft umarmte sie der Tod.

Eumeniden zusammen. Fühlet die giftigen Geiſseln der rächenden Eumeniden! An den Sterblichen rächt das Schicksal, den Frevel durch uns! An dem Vater das Blut der Kinder durch uns! An dem strengen Alten das Blut der Ermordeten durch uns!

Fühlt Medeens Marter, in die Ihr kalt blicktet, sie ist fürchterlich groſs.

Geweihte des Erebos, leidet und stöhnt! Wir sind in Euch! sind um Euch, und lassen nicht ab.

Umfaſst sie! Umfaſst sie, ihr Töchter der Nacht! drückt grimmiger die Herzen der Geweihten des Erebos!

Die Eumeniden verschwinden. Töne des tiefsten innerlichen Schmerzes — Kampf und Zuckungen der Geplagten

Jason kniend neben Kreusa. Zevs Kronion! schleudere deine Blitze auf den elenden Vater! Vor mir liegen ermordet die geliebten Söhne. In meinem Innern wüthet die stygische Pein. Um mich heulen fürchterlich die Æumeniden du hast die geliebten Söhne ermordet, da du die Mutter ausstieſsest.

O weh! weh! hier liegen sie erschlagen, und ich darf der Mörderin nicht fluchen, die wüthende Erinnis drückt den Fluch in mein glühendes Herz zurück.

Kreon. Ach blase, Sturm aus Norden! blase durch mein Gehirn, durch mein Herz, das die Erinnis umschlungen hat. Ihre glühende Sichel sägt langsam am schwachen Lebensfaden. Leitet hierher die Bäche, ihr Nymphen der Quellen! gieſset Linderung auf mich! erbarmet euch meiner innern Qual!

Jason. Steigen der Ermordeten noch mehr herauf, mich zu plagen! Ah, wer bist du, Säugling, der du mir dräust, ich kenne dich nicht. — Nimm weg von meiner Brust den Säugling, er saugt an meinem Herzen mit trocknen, brennenden Lippen.

Glühend lechz' ich! auf mir liegt die Last der Erde. Sterben soll ich nicht! nur glühen soll ich, nur nagen willst du hier! O Kreusa, schlieſse meine Augen, daſs ich die Ermordeten nicht sehe! daſs ich nicht sehe, wie die Eumeniden aus ihren blutigen Wunden auf mich schieſsen.

Kreon. Meine Tochter — auch du verläſst mich? Hauche mit deinem sanften Athem über meine brennende Stirne. Wo bist du, Kreusa? Hat auch dich Unschuldige die mächtige Erinnis ergriffen? O Kreusa, verhülle mein Haupt — starr fesselt die Erinnis meinen Blick auf die Leichen, und meine Hände sind von der Gewaltigen gebunden.

Jason. Erstarrt liegt sie da — und des Erebos fürchterlich Dunkel steiget herauf. Vor mir leuchtet düster der Eumeniden Fackel!

O meine Kinder! o des unaussprechlichen Wehs!

So tauche mich hinunter in die Tiefe des brausenden Meers! Noch tiefer! und tiefer! Ha im Abgrund des Meers hör' ich das Geheul der Eumeniden, und im Abgrund des Meers glüht noch mein Herz.

Wohlauf! in seinem Muschelwagen rollt Poseidon über die Fluth! Auf mich wälze die stürmenden Wogen, du mächtiger Gott des Meers! laſs sie treiben von meinem Herzen, den gierigen Säugling!

Der Donner.

Die Vernichtung rollet einher! Öffne die Brust dem verzehrenden Blitze! Schlage! zerschmettre! vernichte, daſs ich der Erinnis entfliehe!

Medea auf ihrem Drachenwagen. Die Vernichtung dampfet herauf von der Erde in meine Nase! Der Verzweiflung Heulen schallt in mein Ohr! sie haben sie ergriffen die rächenden Eumeniden, und drücken ihr Herz! dort liegen die Jasoniden, aus ihren Wunden schieſsen die Eumeniden in der Elenden Herz. Lasset nicht ab, ihr Eumeniden, der Tod ist zu früher Gewinn.

Jason! gefallen Dir die Knaben? Singen sie Dir das Brautlied die furchtbaren Eumeniden? Hab' ich Dir zugerichtet das Brautbett mit der jungfräulichen

Braut? hab' ich gestreut die Rosen auf Dein Lager? es begossen mit süſsen Gerüchen? Blick' auf die Braut, sieh' wie die Blässe des Todes sie deckt! Sieh den störrischen Alten! der mich verstieſs! wie sie ihn martern den Hirten des Volks!

Starrst Du auf die Ermordeten in endloser Qual? Sieh' herauf auf Medea, die sie ermordete, die mit den Sterblichen furchtbar riſs! Auf den Knien fleht' ich dich, Du möchtest meiner Dich erbarmen, und nun hab' ich gerissen! sieh' herauf in meine starren, trocknen Augen! Keine Thräne entlockt mir Eure Noth! Keinen Seufzer die ermordeten Jasoniden! Ich bin gehüllt in mein furchtbares Selbst! Genuſs ist mir Dein Jammer! Wonne der Eumeniden Stiche! Genuſs die Todesblässe der blühenden Braut! Genuſs die Marter des finstern Alten!

Hier sitz ich in meiner furchtbaren Gröſse!

Jason. Dich zeugte der Tod mit der Nacht. Weg von mir! Dein Anblick ist schrecklicher als der Eumeniden Qual! daſs ich mich rächen könnte! daſs sie mich nicht fesselten an die Erde! Ich verfluche Dich, und die Stunde, da Du in meine Arme zitternd sankst.

Medea. Süſser Gesang ist mir Dein Fluch! Fallt über sie, ihr Eumeniden!

Jason. Zevs Kronion, zögern deine Blitze?

Kreon. Weh! Weh! Weh!

Medea steigt aus dem Wagen, und legt die Leiber der Jasoniden hinein.

Die Leiber der ermordeten Jasoniden will ich in den Tempel der Pallas begraben; bey der Schwelle, wo er mir den Eid der Treue schwur, wo er mich entlockte mit verführerischen Schwüren dem väterlichen Hause. Dann flieh' ich von meinen Drachen gezogen in die Felsenhöhlen des Kaukasos, starre hin in meiner schrecklichen Gröſse, betrachte mich in meinem furchtbaren Selbst! Faſst Eure Beute, Ihr Eumeniden, der Stachel des Tod's dringt in ihr Herz!

Die Eumeniden springen sichtbar aus dem Hain, jede faſst ihre Beute.

Tisiphone. Furchtbar Groſse! dreymal ist Dein Herz mit dem diamantnen Schilde gepanzert; Du schwebest auſser dem Gewebe, in welches die Sterblichen geflochten sind, Dich erreichen wir nicht! Fliehe! diese wollen wir fassen! sie sind dem Erebos geweiht! dieser ist mein!

Alecto. Dieser ist mein! des Erebos sind sie!

Seufzen der Gequälten. Medea flieht

MEDEA AUF DEM KAUKASOS.

EIN TRAUERSPIEL.

Casus atrox, non infrequens in rebus humanis;
Succedit in pravis, succumbit in justis.

1790.

PERSONEN.

KOTIX.

ALKAMAR.

SAPHAR.

OBERDRUIDE.

DRUIDEN. Volk.

MEDEA.

ROXANE.

DAS SCHICKSAL, in dunklem Gewande, das Gesicht verhüllt.

DIE EUMENIDEN: nur Tisiphone redend.

ERSTER AKT.

Auf den Höhen des Kaukasos. Im Grunde eine Felsenhöhle, mit wildem Gesträuche umwachsen. Die ersten Strahlen der Sonne erleuchten nach und nach die Scene.

Das Schicksal. Tisiphone.

Das Schicksal. Tisiphone, furchtbarste der Eumeniden, tritt leise, daſs Medea, die stolze Enkelin der Sonne, nicht vernehme, wie nah' Ich, das Schicksal, ihr sey, wie nah' Du, die Rächerin des Frevels, ihr seyst.

Tisiphone. Ich höre seufzen; ich höre bange Töne des Schmerzes. Nah' ist die kühne Verbrecherin, die unsre Macht nicht erreichen kann.

Das Schicksal. In jener düstren Felsenhöhle trauert sie ihr einsames Leben hin, im peinlichen Gefühl der Reue. Uns konnte sie entfliehen; aber der Stachel der Reue drang durch ihr Herz, und diesen zieht nicht die Macht ihres Zaubers, nicht die Stärke ihres Geistes heraus. Sie floh' aus Korinth auf diese nackten Felsen des Kaukasos, nachdem sie Jason den Gatten, die beyden Söhne, den alten König, die junge

Braut, der Rache und Eifersucht geopfert. Stolz wähnte sie im Genuſs ihres groſsen Selbsts zu leben; doch, das Gefühl ihres Herzens, das nach Mittheilung dürstet, die Erinnerung des Vergangnen, die Neigung zu dem trugvollen und schwachen Menschengeschlecht, das sie hasset und liebt, siegen über den erhabenen, unfruchtbaren Gedanken. Bald wird ein täuschender Traum ihr Herz entflammen, und dann fange ich sie mit dem Netze, das ich um den Ball der Erde gezogen, und drücke sie unter mein eisernes Joch.

Tisiphone. Als ich auf ihren Befehl, mit den furchtbaren Schwestern, martern muſste den Gatten, den Greis und die Braut, schwebte die kühne Verbrecherin, frohlockend auf dem Drachenwagen, und wir, die Töchter der Nacht, die wir allen Frevel rächen, konnten sie nicht erhaschen, denn sie deckte des Zaubers mächtiger Schild. Nun sie sinket unter Dein eisernes Joch, räch' ich mit den Schwestern das vergoſsne Blut.

Das Schicksal. Thöricht wird sie sich den Menschen abermals vertrauen. In der Hoffnung durch gute Thaten die bösen zu versühnen, wird sie in der süſsen Täuschung nicht fühlen, daſs der schwache, blinde Sohn des Staubs, leichter auf das Böse als das Gute horcht. Rasch wird sie vollziehen wollen, was in Jahrtausenden kaum reift.

Tisiphone. Abermals hör' ich stöhnen, und den wilden Laut der Verwünschung.

Das Schicksal. Seit der letzten blutigen That ist die Ruhe von ihr gewichen; ewig wachet ihr Herz, und nie besucht sie der süſse Schlaf.

Tisiphone. So macht alles umfassender Geist, Erhabenheit und Gröſse, Kenntniſs und Wissen, den Erdgebornen nicht glücklich, wenn sein Herz von Verbrechen nicht rein ist.

Das Schicksal. Horch, die Angst treibt sie vom peinigenden Lager auf. Wir weilen hier verborgen, bis wir sie haschen. Keiner entflieht der Gewalt des Schicksals.

Tisiphone. Kein Verbrecher unsrer Geiſsel, und dem Brand, den wir in seinem Gewissen anzünden.

Verschwinden.

Medea aus der Höhle tretend.

Ich vernehme die kühlen Winde, die vor dem goldnen Wagen meines Urvaters herwehen. Nehmet weg, ihr Flüchtigen, die Schwermuth, die auf meiner Stirne dämmert! Verjaget die Bilder der düstren Träume, die die schwarze Nacht des Erebos zeugt! Wehet aus meinem Geiste, aus meinem Herzen, alles was je war! es verschwinde, was ich je gedacht und empfunden — das qualvolle Erinnern meiner blutigen Thaten, das Gefühl des Lebens selbst, das ich gleich diesen Felsen hinstarre, fühllos gegen die Stürme meiner Seele, wie sie gegen das Rasen der empörten Natur! Höret auf die Stimme Medeens — vergebens, sie eilen vorüber, und ich, die ich die Kräfte der Natur beherrsche, kann nicht vergessen, was doch dem unstäten Menschen so leicht ist. Pause.

Licht und Leben gieſsen sich in goldnem Glanze über die Erde. Sey mir gegrüſset, Helios mein Vater; höre den bangen Ruf der einsamen verlaſsnen Medea! du steigest aus den dunklen Wogen hervor, und die junge Erde jauchzet im Gefühl des neuen Lebens, nur deine Tochter trauert in der Nacht des finstern Grams. Für mich ist alles todt; bey dem Stocken meiner Kräfte verhüllte sich die blühende Natur in das Dunkel der Vernichtung. Ich sehe nur Bilder der Zerstörung, und lebe — lebe allein! Auf die öden, kahlen Spitzen des Kaukasos floh' ich, wähnend, im innern Beschauen meines groſsen Selbsts zu leben, und schwärme nur im Erinnern der Augenblicke, die ich mit den unbeständigen Menschen hingelebt. Ich hasse sie alle, und meine Faust füllt sich mit den Pfeilen des Todes, den zu vernichten, der mir nahte; und wenn er nun nahte in seinem täuschenden Äuſsern, sein Aug' mir lächelte, seine Zunge den freundlichen Gruſs stammelte, würde sich nicht mein Herz erwärmen, und in der Täuschung die schwarze Erfahrung vergessen? — Wenn ich je wieder der Menschen Sprache vernähme.

Ich durchdringe das Dunkel der Erde, durchspüre den alles umfassenden Himmel, wäge ab das Wahre und Falsche menschlichen Wissens, sehe nah das Keimen, das Zerstören der Dinge, fasse Zweck, Mittel und Ende, und tausend, tausend herrliche Gedanken wälzen sich in meinem Geiste, und verschwinden in der leeren Ferne, wie das dürre Laub, das der Sturm, an jenem einsamen Gestade des Meers in die unfruchtbaren Fluthen schüttelt. Keiner schieſst hier zum Genuſs auf; denn das Gefühl von Weh und Glück, das ich unter den Menschen sammelte, unterdrückt den stolzen Flug des Geistes. Zeiten der Wonne! wo ich gleich der schwächsten Tochter des Staubs, nur an dem Gatten, nur an den Kindern hing, nur in ihrem Glück das meine fand. wild. Jason! Jason! daſs er noch lebte! daſs ich ihn ergreifen könnte im kraftvollen Leben — ihn zu schleudern wider den schroffen Felsen — mich zu rächen für den Raub des seligen Glücks! Fallt über ihn her, ihr Eumeniden, rächet an seinem Schatten, jeden peinvollen Stich, der mein Herz durchreiſst! sanft. Töchter der Nacht, hört nicht auf den Ruf der Unglücklichen; er hat gebüſst, und was ich nun empfinde, rächt ihn an mir. Ich fühle die Wonne der seligen Tage der Liebe zurück, von ihrem Aufkeimen durch die erste bange Besorgniſs, bis zu ihrer mächtigen Gluth! Herrlicher, entzückender Traum! Was trägt die reiche Natur in ihrem Schooſse, was schüttet der mächtige Geist vom Himmel herab, das dir gleicht! Dieses fühlte ich, und nun starre ich hin vor den Bildern der Vernichteten, die ich ermordete — und höre das Wimmern der Kinder, die ich mordete — säugte, mit mütterlicher Liebe aufzog, und dann mordete! Ich höre das Heulen der Verzweiflung des Vaters — das Winseln der Geplagten — sehe sie alle — höre das Geheul der Eumeniden, und fühle meine Hände naſs von dem Blute der geliebten Söhne. Aus ihren Wunden springt die Reue hervor, die nie zu sättigende Tochter des Frevels, und naget mit giftigem Zahne an dem Herzen der Mutter. Dann drückt der Wunsch, daſs sie noch leben möchten, unter wilden Flüchen gegen mich selbst, dicke Thränen aus den Augen. Sie sind glücklich — schlafen — ruhen — nur einen Augenblick bebten die Armen, flehend an meinen Knien, und ich zerschnitt in wilder, flüchtiger Rache den schwachen Faden des Lebens. Sie sind nicht mehr die Geliebten, und ich bin, und empfinde, hänge an nichts im unendlichen All — verstoſsen, verflucht, gehaſst, zur Gefährtin die Reue, die die Kräfte meines Geistes aufnagt, die die Fittige versengt hat, auf denen ich mich bis zum Thron der Götter erhob. —

Nun wäre mein geliebter Feretos so hoch! er würde vor mir herspringen in unschuldiger Freude, und ich würde ihn fesseln, mit Erzählung der Wunder der Welt und seines Ursprungs — würde den kleinen Hader schlichten, zwischen dem störrigen Mermeros, und dem sanften Geliebten — würde seine freundliche Stimme vernehmen — ich habe den holden Knaben ermordet, und rufe nun in die Felsen, daſs ich einen menschlichen Laut aus dem Wiederhall vernehme, um nicht zu vergessen der Menschen Sprache, das Werzeug ihrer Gröſse und ihres Elends.

Horch! horch! — abermals — ich höre den Gang — die Sprache der Menschen — und bebe, und zittre, und sanfte Gluth erwärmt mein Herz. Nie entzückte das Saitenspiel der Musen mein Ohr, wie diese rauhen

Töne. — Ha, daſs ich mich fasse! daſs ich nicht vergesse, was ich unter ihnen erfahren!

Medea. Saphar. Der Oberdruide.

Saphar ist mit einem Speer bewaffnet, und nahet entschlossen. Der Oberdruide, mit Ehrfurcht und bebend; er hält Saphar zurück, und deutet warnend auf Medeen.

Medea. Verwegne, was führt Euch in meine einsame Wohnung? Kühn müſst Ihr seyn, daſs Ihr es wagt, den hohen Sitz der Wolken zu besteigen, den ich zu meinem Aufenthalt erwählt habe, den nie der Menschen Fuſs betreten? Zu Saphar. Wer bist Du?

Saphar. Saphar nennet mich die Horde, die an dem Fuſse Deines erhabenen Sitzes ihre Hütten aufschlägt, und mein Vater ist Führer der Horde.

Oberdruide. Ich bin der Oberdruide der Horde, und der erste Deiner Priester. — Lege die Schuld des Frevels dieses jungen Mannes nicht auf mein graues Haupt; er ist wild und unaufhaltsam wie die Wolke, die der Sturm gegen die Spitzen Deines Sitzes treibt. Wohl sagt' ich ihm, daſs es so ergehen würde; denn ich erkenne in Dir mit Zittern das furchtbare Wesen, das die feurigen Blitze aus den dunkeln Wolken schleudert, wilde Ströme auf unsre Heerden wälzet und sie sammt den Hirten verschlingt. Wohl seh' ich Dir an, daſs Du Deinen Gefallen an unserer Qual hast, den Jüngling in der Kraft des Lebens tödtest, und den Greis, der der Horde weisen Rath ertheilt. Kniend. Siehe, Furchtbarer, Namenloser, ich streue Staub auf mein Haupt, und flehe, daſs Du mich noch ferner das Licht mögst sehen lassen, so soll auch, Dich zu versühnen, an Deinem Altar das Opfer rein ausbluten.

Medea. Kennt Ihr mich? Woher kennt Ihr mich? Was hab' ich Euch je Böses gethan, da ich nichts von Eurem Daseyn weiſs.

Oberdruide. Wir kennen Dich aus den wunderbaren Erscheinungen, die Du um uns gaukeln lässest, wenn Du uns beim frohen Schmause necken willst; aus den Feuern, die Du vor dem Hirten hertanzen lässest, bis der verblendete Hascher in dem Sumpf ersticke. Aus dem Geheule kennen wir Dich, das von Deinen Felsen herschallt. Aus dem Donner, den Stürmen, dem Beben der Erde, der Hitze, die die Heerden erstickt, der Kälte, die den Jäger erstarrt. Tödtest Du nicht den Säugling an der Mutter Brust, stürzest den Jäger von der Klippe, und nährest Dich von dem Blute der Jungfrau, die wir Dir opfern, wenn Du uns plagest? Wer ist es, der die reifen Früchte von unsern Bäumen schüttelt, der Kuh die Milch in dem Euter vertrocknet, dem Jäger das verwundete Wild entführt, und den hellen Mond verschlingt, der auf unsern Zügen uns leuchtet? Bist Du es nicht? — Nun lächle; ja wohl bist Du der Furchtbare, Namenlose, von dem unsre Väter erzählt haben, und trägest hohe Zeichen auf Deiner Stirne, und in Deinen Augen *Gewalt*. Jetzo gleicht freylich Dein Lächeln dem bunten Bogen am Himmel, den Du nach dem Sturme, von einem Ende der Erde, bis zu dem andern ſpannst; aber wer mag ihm trauen?

Medea. Du irrest, ich bin gut und freundlich, habe Euch nie Schaden gethan.

Saphar. So sollte man glauben, wenn man in Dein Angesicht blickt; doch wenn Du jenes furchtbare Wessen bist, womit die Druiden uns schrecken, so höre mich an. Zweymal vertrieb das Licht die Nacht, seitdem Du den wilden Strom von diesen Höhen gossest, und die Hirten und die Heerden ertränktest. Die Horde erschallte in Jammergeschrey. Wir tappten in schwarzer Finsterniſs, und suchten dem Verderben zu entfliehen. Da riefen die Druiden durch die Nacht: Der Furchtbare fordert ein blutiges Opfer! Sie loosten beym Altar, mit bedecktem Angesicht, und das Loos fiel auf Roxane, die Blume des Thals. Ich hatte sie zum Weibe erkohren, und haderte mit den Druiden und der Horde um das Blut der Jungfrau. Trotzig sagten sie mir: Warum haderst du mit uns? geh' und steige auf den Wolkensitz, und hadere mit dem Furchtbaren, der sie verschlingt! So stieg ich nun herauf, bewaffnet mit dem scharfen Speer, Dir in die Stirne zu sehen, mit Dir um das Blut der Jungfrau zu kämpfen, und Dir, Dich zu sättigen, das meine für das ihre zu geben. Aber nun sieh', da ich Dir nah' trat, Deine hohe Gestalt wahrnahm, den Klang Deiner Stimme hörte und Dich lächeln sah, wandte sich schnell mein Herz, und ich schleudre den Speer gegen den Felsen, Deinem Äuſsern trauend.

Medea. Mir gefallen Deine Worte und Dein Muth. — Es sind Kinder der rohen Natur, dieſs beweisen die Blindheit des Priesters, und die edle Kühnheit des Jünglings. Ich will die treulosen Griechen vergessen, und dem Sohn der Natur vertrauen. — Ihr irret Euch in mir, ich bin sterblich wie Ihr, ein Weib wie es Eure Töchter sind, und die Mutter nannte mich Medea. Ich floh auf diese einsamen Höhen; um mich vor den Menschen zu verbergen, die mich durch Falschheit und Betrug zu Thaten gezwungen haben, die ich hier bereue.

Saphar. Wo sind sie? Ich ergreife meinen Speer Dich zu rächen.

Medea. Laſs mich sie einen Augenblick vergessen, und hört mich an. Das furchtbare Wesen, das Ihr suchet, lebt nur in Eurem erschreckten Geist, und Ihr betrügt Euch in der Erklärung der Dinge, die sich um Euch her bilden. Ein freundliches Wesen herrscht über diese Erde und den ausgespannten unermeſslichen Himmel; Zevs heiſst er, der Erhalter und Vater der Menschen. Er hasset Eure blutigen Opfer, und wird Euch für den Frevel strafen. Vergebens sucht Ihr ihn; denn wo er wohnt, dringet das Aug' der Sterblichen nicht hin.

Oberdruide. Saphar, glaubt Dein Ohr! Sie ein Weib? Gleicht sie einer unsrer Töchter? Traue dem Strome nicht, mein Sohn, der leise dahinflieſst, er lockt Dich in die gefährliche Tiefe.

Saphar. Wohl gleicht sie keiner von ihnen, und ich sah' es, Druide, da wir nahten, denn mein Herz schlug lauter in meiner Brust, wie bey dem vollen Jagdgesang. Wohl, daſs sie ein Weib ist, und sich mit uns freuen kann. Ist sie nicht gebildet wie wir? Nur daſs sie mit einem Glanze umgeben ist, den ich so wenig nennen kann, als die Wunder, die sich über die Ebene ergieſsen, wenn die Gluth des frühen Lichts hervorbricht. Tochter der glänzenden Gestirne, ich freue mich, daſs Du eine Sterbliche bist.

Medea. Ich reiche Dir die Hand zum Willkomm.

Oberdruide. Er betastet ihre Hand, und lebt noch; sie muſs doch das furchtbare Wesen nicht seyn.

Medea. Du bist der Sohn der unverdorbenen Natur, auf Deiner Stirne liegt Deine Seele, und auf Deinen Lippen schwebt Dein Herz, Du wirst mich nicht betrügen; doch wohin verirr' ich mich? Soll ich den Faden zu neuem Elend knüpfen, da ich jenen so grausam zerreiſsen muſste?

Saphar. Hab' ich Dich beleidigt, daſs Du so ernst auf mich blickest?

Oberdruide leise. Höre, Kotix Sohn, da wir den Namenlosen nicht gefunden haben, und Dich diese über seine Bedeutung nur irre führen würde, so laſs uns nun hinunter steigen. Lauter. Später müssen wir nun doch die Jungfrau opfern, und haben die Müdigkeit noch obendrein; aber wisse nur, Deine Schuld ist es, wenn der Furchtbare über die Weile zürnt, und indessen in der Horde wüthet.

Saphar. Willst Du, Schöne, in dieser Einsamkeit allein verbleiben? Nur die Todten wohnen, ferne von den Hütten, allein. Steige mit uns hinunter;

oder willst Du, daſs ich Dir die Früchte unsrer Bäume, die Milch unsrer Heerde, heraufbringe? besser, steige mit uns herunter, und ich will Deinem Auge den Willen Deines Herzens ablernen. Komm, und lehre unsre Horde den Erhalter kennen, von dem Du sprichst, so werden sie den Felsenaltar zerschlagen, und Du wirst Roxanen und die klagenden Jungfrauen erretten. — Entschlieſsest Du Dich, darf ich hoffen?

Medea in plötzlichem Entzücken. Welch ein herrlicher Gedanke durchglüht auf einmal mein ganzes Wesen! selbst der düstre Gram verschwindet vor ihm. — Entfernt Euch einen Augenblick, ich will einen Entschluſs fassen, und ihn Euch verkünden.

Oberdruide. Die Jungfrau muſs doch bluten.

Medea allein. Was war es, das selbst den giftigen Stachel der Reue in diesem Augenblick von meinem Herzen abwandte, und alle die peinlichen Gefühle in ein sanftes Glühen verwandelte? Wer führte sie hierher, daſs mein Herz einen neuen, beseligenden Gedanken fasse, und mein Geist in einem edlen Wunsche erglühe? — Wenn ich nun mit ihnen hinunter stiege, dieses rohe Volk von ihren scheuſslichen Opfern zurückriefe, sie in den sanften Pfad der Natur leitete, und das schreckenvolle Erinnern meiner blutigen Thaten durch eine schöne, wohlthätige besänftigte! Erhielt ich diese Macht, diese finstren Kräfte nur zum Verderben der Menschen von der Mutter? Schicktet ihr mir, Götter des Olympos, diese Söhne der Natur, daſs ich meine Macht nach harter Prüfung nun zu ihrem Besten anwende? Ist es dein Wink, Helios? Willst du deiner unglücklichen Enkelin, das Lächeln der Zufriedenheit gewähren, und mich aus dieser schrecklichen Lage retten, worin ich hadere mit den Göttern, der Welt, und allem was sie in sich faſst? Ja, ich will mit ihnen gehen, und dieses Volk umbilden, daſs du mit Wohlgefallen auf sie blicken mögest. — Medea! und vermag dieſs nicht die Kraft deines Herzens allein? Willst du nochmals den Lauf der Dinge stören, der Menschen Kräfte durch deine Macht zermalmen, jede Beleidigung mit Vernichtung rächen, und die Herzen mit Schrecken erfüllen, da du Liebe suchest? Dann wieder sie fliehen, verfolgt, gehaſst und verflucht? Willst du abermals bey jedem Widerstande nach deinen finstern Waffen greifen, denen alles ohne Gegenkampf unterliegen muſs? Dem feigen Tyrannen gleich, durch Schläge der Macht ausführen, was dein Geist bewirken kann? Nein, ich will mit den Menschen fühlen, von ihnen abhängen, ihr Gutes genieſsen, ihr Böses ertragen, Beleidigungen vergeben, und meine übrigen Tage in Unschuld hinleben. — Um dieſs zu können! — lange sinnend. Ich will den Geist des Schreckens fesseln, will binden an einen unauflöslichen Schwur die Kräfte des zerstörenden Zaubers.

[illegible] Hört es Götter der finstern Nacht! Höre es Erebos! Höre es Hekate meine Mutter! ich schwöre! schwöre bey der geheimen Macht der Natur! bey ihrem Urheber! bey dem eisernen Joche des Schicksals, das auf dem Nacken der Menschen liegt! Ich schwöre bey dem dunklen Styx —

Das Schicksal. Medea.

Schicksal tritt hervor. Medea, kennst Du mich?

Medea. Ich kenne Dich, Du bist das verhaſste Schicksal, das die freyen Seelen der Erdensöhne niederdrückt, und ihnen nichts als eitle Wünsche verstattet.

Schicksal. Ich erscheine Dir, Enkelin der Sonne, Dich vor dem Schwur zu warnen, den Du beginnst. Die Götter des Erebos vernehmen Dich, ich vernehme Dich.

Medea. Du und sie sollen den Schwur vernehmen.

Schicksal. Erwäge, Kühne! vollendest Du den furchtbaren Schwur, so sinkest Du von Deiner stolzen Höhe in die Zahl der Söhne und Töchter des Staubs. Unter meine Macht sinkest Du, und wirst fühlen die Tücke der Menschen, Dich betrügen in der Hoffnung des Guten. Vollende nun den Schwur, und brich ihn; dann ziehe ich Dich in das unsichtbare Gewebe, womit ich die Sterblichen alle umsponnen habe, und Du magst die Kraft Deines Geists zeigen, wenn Du meinen und der Natur Unterworfnen gleichest.

Medea. Ich höre Deine Drohungen, und fürchte Dich nicht. Ich habe Sterbliche gekannt, die Deiner und meiner trotzten, wenn Durst nach Freyheit, hohe Liebe und Freundschaft sie achtlos auf sich selbst machten.

Schicksal. Dieſs möchtest Du nun auch diese lehren; doch verberge ich Dir die Folgen des trüglichen Wahns. Medea, so wie Du bist, bist Du allein und einzig im groſsen All, und mein Alles umstrickendes Gewebe berührt Dich nicht.

Medea. Um es nicht zu seyn, wag' ich es, mich Dir zu unterwerfen, wenn ich den Schwur verletze.

Schicksal. Wisse, unaussprechliche Qualen erwarten Dich.

Medea. Schrecklich ist die Weissagung; doch ich werde den Schwur halten, um ihr zu entfliehen.

Schicksal. Lebe unter den Menschen, und Du hörst auf, Meisterin Deiner Handlungen zu seyn; Du bist nicht mehr Dein, selbst Dein Herz ist nicht mehr Dein. Gezwungen handelst Du, während der getäuschte Geist von Freyheit träumt.

Medea. Ich will nicht mehr mein seyn. Ach ich hörte auf es zu seyn, von dem Augenblick, da mich Aphroditens Rache, dem schwachen unbeständigen Sohn der Erde unterwarf. Was nutzen mir nun die Kräfte meines Geistes, die Macht meines Zaubers. Das einsame Beschauen meines furchtbaren Selbsts macht mich zur Sklavin der Reue, der wilden Fantasie, und der glühenden Wünsche; ich will Sklavin der Würklichkeit seyn, es, wenn es seyn muſs, mit Leiden erkaufen, denn auch bey dem Leiden ist Genuſs, wenn uns die Ursach gefällt.

Schicksal. Du vergiſst Deine Gröſse, wofür die Menschen kein Maas haben, und dieses zwang Dich zu Verbrechen, zwang Dich, sie zu flieſsen.

Medea. Ich achte der Gröſse nun nicht mehr, die keiner liebt, und jeder fürchtet. Ich will nicht mehr schrecken, will den Menschen nützen, und meine Verbrechen versühnen.

Schicksal. So tritt unter die Menschen, um von neuem grausam zu werden; hier zu zerstören, um dort zu erhalten. Ihr Wahnsinn werde Dein Herr, wenn Du Deiner Herrschaft so müde bist. Setze nochmals Leidenschaft und Vorliebe an die Stelle der Gerechtigkeit, die den Menschen nie zu Theil ward, begehe Handlungen, deren Folgen Du nicht absiehst, und die Dich selbst vernichten. Ich verberge sie Dir.

Medea. Ich will sie nicht sehen; ich will erhalten und nicht zerstören.

Schicksal. Weiſs der Sklave, der zum Verkauf am Markte steht, was sein neuer Herr von ihm fordern wird! Laſs sehen, was Du dann bist, wann mein eisernes Joch Deinen Nacken drückt, und die Töchter der Nacht das vergoſsne Blut an Dir rächen.

Medea. Deren Blut ich vergossen, die haben als Menschen gelitten, laſs mich leiden als Mensch, ich sehe Ende dabey: Ich will diesem Volke Licht und Recht aufdecken, sie der Götter sanfte Leitung kennen lehren, will die Quelle ihres Geistes eröffnen, um mit Dir, ihrer Unterdrückerin, rüstig kämpfen zu können, und Deines gewaltsamen Sieges zu spotten, wenn sie unterliegen müssen.

Schicksal. Du wirst eine natürliche Krankheit heilen, und ihnen tausend erkünstelte dafür geben. Bedenke das Ende des groſsen Prometheus, der kühn den Geist im Menschen erweckte! Du weiſst es, *Zevs* lieſs ihn, zur Strafe an diese nackten Klippen schmieden. Seine gröſste Marter war nicht der Adler, der seine immer neu wachsenden Eingeweide zerfleischte; der plagende Gedanke war es: Die Menschen gelehrt zu haben, die Schöpfung der Götter in ihren Werken nachzuahmen, das Unfaſsliche, Unermeſsliche, Unzählbare, fassen, messen und zählen zu wollen. Im peinlichen Gefühl ihres Unvermögens verfluchten sie ihn, daſs er ihren Blick von der Erde, ihrer Mutter, zum Himmel aufgehoben. Dieſs war der Lohn und Trost, den ihm die Menschen zur Lindrung seiner Qual ertheilten.

Medea. Hat Zevs den Menschen nur zum sinnlichen Sklaven der Erde gemacht?

Schicksal. Zu einem Wesen das sich nie begreifen wird, das Du nicht ändern wirst. Auch Du wirst es beweisen, wenn einst die Kraft von Dir gewichen ist, die Dir die Finsterniſs erleuchtet.

Medea. Umhülle mich Finsterniſs; des Menschen freundlicher Blick ist auch Licht! Liebe und Freundschaft machen sie sogar Dein verhaſstes Joch ertragen. Ich will ihnen gleich werden, wenn ich den furchtbaren Eid verletze, den ich nun beginne.

Sieh, ich schwöre, bey dem Glanze meines Vaters! bey dem Hades! bey den strengen Richtern der Todten! ich schwöre bey dem düstern Styx, meinen geheimen Kräften zu entsagen, und die Menschen nicht mehr durch meine Zaubermacht zu schrecken!

Das Schicksal verschwindet.

Erscheine, wenn ich den Schwur verletze; doch nie wirst Du das Herz besiegen, das ihm frey geschworen hat. — Sie fliehet hinweg, ich habe mich unauflöslich gebunden, werfe mich in die Arme der Menschen, und in dem Augenblick, da ich ihnen nahen will, verfinstern düstre Ahndungen meinen Geist. Schweige, mein von düstern Erfahrungen erfülltes Herz! Hüllet, du sanfte Menschenliebe, und du selige Hoffnung, meinen tiefdringenden, zweifelnden Sinn, in euren lieblichen Schleyer! er verberge mir die Zukunft! er verberge mir das Herz der Menschen! Selten thut der spähende, wägende Forscher etwas zum Besten der andern. Weichet, finstre Bilder! achtlos auf mich, überlaſs ich mich den Menschen. Lebe wohl, Schauplatz meines düstern Grams, meiner peinvollen schlaflosen Nächte, meiner Thränen, meiner Verwünschungen! Ich verlasse dich, unwissend, was ich finden werde. Entfliehe ich hier dem Schmerz, um den Faden zu neuem anzuknüpfen? Der freundliche Sohn der Natur erscheint — sein Blick zieht mich weg; ich gehöre den Menschen, und erwarte mein Schicksal von ihnen. Ich folge Euch!

Sie faſst Sapharu an der Hand, der sie freudig abführt.

ZWEYTER AKT.

Ein groſser, mit Bäumen besetzter Platz, in der tiefen Ferne wird man rohe zerstreute Hütten gewahr. Im Grund ein groſser Altar, der aus einem einzigen rohen Felsen besteht. Auf demselben liegt der Mordhammer, zum Opfer bestimmt.

Saphar führt **Medeen** ein. **Der Oberdruide** folgt.

Saphar. Siehe dort, Gütige, die Wohnung der Horde; hier sind sie gewohnt den Fremden und den Gast zu empfangen. Verweile einen Augenblick; ich eile den Vater und die Freunde herbeyzurufen, daſs Du mit ihnen redest. Wende Dein Aug' von jenem Felsen weg, es ist der Altar, worauf die Druiden die Jungfrau opfern.

Medea. Eile, ich wünsche zu vernehmen, ob Dein Volk des Guten werth und fähig ist, das ich ihm mittheilen will. — Ich sehe Spuren des ersten glücklichen Zustandes der Menschen; wie einladend würde dieser Ort meinem Herzen seyn! aber dieser Altar raget noch scheuſslicher hervor, als die Laster aufgeklärter Städte. So muſs der Mensch ausschweifen, er lebe im Schooſse der rohen Natur oder der erkünstelten Gesellschaft; überall, im Wald und Pallast, scheint sein Vorzug vor den andern Thieren der Erde der zu seyn, zu betrügen und betrogen zu werden. —

Oberdruide. Medea, so willst Du ja, daſs wir Dich nennen; wende nur immer Dein Angesicht dorthin; dieſs ist der Mordhammer, womit wir Dir opfern.

Medea. Mir? willst Du mich zum Zorn reizen, daſs Du Deinen Unsinn wiederholst? Hab' ich Dir nicht gesagt, wer ich bin, und wie ich Eure blutigen Opfer verabscheue?

Oberdruide. Zürne nicht, und höre mich gefällig an.

Medea. Ich hasse was Du denkst, und das, was Du nun sagen wirst.

Oberdruide. Siehst Du auf meiner Stirne, was ich sagen will?

Medea. Ich sehe die List und den Betrug, die Du nun aussinnst, und die Deine geheuchelte Demuth mir verbergen möchte.

Oberdruide. Nun ja; Speer und Pfeile sind die Waffen unsrer Krieger, die unsern, die List. Verstelle Dich nur immer, gleichwohl sehe ich, daſs Du mehr bist, als Du uns zeigen willst. Bist Du jenes furchtbare Weſen nicht, so bist Du ihm doch nah verwandt; denn bey diesem Altar, das was Du sprichst, was von Deiner Stirne ausgeht, aus Deinen Augen leuchtet, und Deine ganze Gestalt begleitet, beweist hohen Ursprung. Sah' ich nicht, da wir von dem Berge herabstiegen, die wildesten Thiere Deine Füſse lecken? Zogst Du nicht den Adler aus den hohen Lüften, und er folgte Dir wie der Hund dem Hirten?

Medea. Auch Du kannst die Wilden gesellig machen, wenn Du ihnen freundlich bist.

Oberdruide. Dem sey nun wie ihm wolle, und wenn Du auch das furchtbare Wesen nicht bist, so kannst Du doch leicht es vorstellen. Komm, folge mir in unser geheimes Dunkel, ich werde der Horde sagen, Du habest Dich mir durch schreckliche Zeichen offenbart, und Deinen Aufenthalt bey uns genommen. Ich will Dir die geräumigste Hütte zur Wohnung geben, die Druiden sollen Dir dienen, Dich köstlich nähren, und wir wollen durch Dich die Horde beherrschen, denn seitdem der erste unsers Stammes den Zerstörer verkündigt hat, leiten wir sie, wie es uns gefällt.

Medea düster. Fühle nun, Medea, daſs du wieder unter Menschen bist, glühe in Wuth, und bereue den Schwur, der dich an sie fesselt! Die erste ihrer Fordrungen reizt dich zur Rache, und die Folgen schweben in finstern Gestalten vor deinem Geist. Ich habe den Pfad des neuen Lebens kaum betreten, und schon höre ich die Ungeheuer zischen, noch wilder und hämischer, als alle, die meine vorigen Tage zum scheuſslichen Gewebe gebildet. — Bebe, Sohn des Staubs, der Du Dich so kühn zum feigen Betrug ausrüstest. Ich bin nicht jenes furchtbare Wesen Eures trugvollen Unsinnes. Enthüllen will ich Euren Betrug, und den von Euch Unterjochten den allgütigen Vater der Menschen bekannt machen, den Ihr als Ungeheuer darstellt!

Oberdruide. Sie werden Deinen Traum verlachen, denn sie fühlen die tägliche Pein und die Qualen von oben. Ja, hörten sie auf Dich, so würden sie unsrer nicht achten, und nur Schrecken fesselt den Stärkern. — Dein Aug' flammt — vernichte mich nicht, ich sehe, daſs Du es kannst.

Medea. Warum laſs ich mich von dem finstern Zorn hinreiſsen, und vergesse den edlen Zweck, den nur Sanftmuth befördern kann? — Ich vergesse Deinen Unsinn, höre Du mit Deinen Brüdern auf mich, und ich will Euch die Mittel zeigen, von diesem Volke geehrt zu werden, das nun vor Euch zittert.

Oberdruide. Zittern müssen sie, und darum soll Roxane bluten! und der Mordhammer Saphars Stolz an ihrer Stirn zerschmettern. Ja, Du, Du selbst sollst vor uns zittern, wenn Du hier verweilst!

Medea. Ich? Medea? — Entfliehe, Verhaſster, daſs Du lebest!

Oberdruide. Wer bist Du, die so furchtbar drohet, und der Menschen Herz erstarrt? Und Du wärst eine Tochter des Staubs?

Medea. Eine Tochter der Erde bin ich, gekommen Euch Wahrheit zu lehren, und den Betrug falscher Priester zu enthüllen.

5

Saphar. Roxane. Kotix. Alkamar. Einige **Druiden**, und einige vom **Volke**.

Sie sehen nach Medeen mit Neugierde und Staunen. Ehrfurcht hält sie in Entfernung.

Saphar. Groſse Sterbliche, dieſs ist Kotix mein Vater, der Führer der Horde. Dieſs Alkamar, der

Schrecken unsrer Feinde, und der erste nach dem Führer; nimm sie freundlich auf. — Meine Freunde, ich stieg auf den Wolkensitz, mit dem Zerstörer um Roxanens Blut zu kämpfen; ich war glücklicher, ich fand diese schöne, weise Sterbliche, die dort einsam, wie der stolze Adler, in den Klüften lebte. Sie begleitete mich, uns ihre Weisheit mitzutheilen. Medea nannte sie die Mutter, und so begrüſset sie!

Alle. Sey willkommen, Medea! sey unser Freund und Gast!

Medea. Seyd mir alle freundlich willkommen, Ihr Kinder der Natur. O daſs Euer Herz des Guten fähig seyn möchte, das ich freudig Euch mittheilen will! Nur darum verlieſs ich meine einsame Wohnung, Eurer und der Menschen nicht bedürfond. Aus den Worten Deines Sohns, aus dem Betragen dieses Priesters, vernahm ich, daſs Ihr der Stimme bedürft, die Euch von Irrthümern heile, in denen Ihr gegen Euch selbst wüthet. Die meine soll Euch erschallen, und ich will Euch lehren, die Erde, die gütige Mutter und Nährerin der Menschen, zu benutzen, daſs sie Euch ihren reichen, Euch noch unbekannten Segen gebe, Euch schütze vor Hunger, nur allzuoft das traurige Loos der Völker, die von der Jagd und der Heerde leben.

Kotix. Der verfolgt uns nur zu oft; denn bald erkranken die Heerden vor allzuvieler Nässe, bald versengt die Hitze das Gras, und sie verschmachten.

Medea. Diese Gefahr will ich von Euch entfernen. Ich will Euch die Erde öffnen, Euch die in ihrem

Schooſse verborgnen Schätze zeigen; Euch lehren, sie in nützliche Werkzenge umzuwandeln, die Felder anzubauen, und Eure rohen Hütten in festre, gemächlichere Wohnungen umzubilden. Wisset, der groſse Geist der Welt, der Euch und alles umfasset und erhält, wollte nicht, daſs sein schönstes Werk, der Mensch, in so kurz beschränkten Gränzen bliebe; ihm allein legte er den Keim zu mehrerer Vollkommenheit in's Herz. Diese verborgne Kraft will ich in Euch erwecken; Ihr sollt alle benachbarte Völker in Wissen, Kunst, Sitten, Werk und Thaten übertreffen, und das Dunkel soll verschwinden, worein Betrug Euch jetzo hüllt. Den Wechsel der Jahrszeiten, ihre natürlichen Folgen, die Ursach und schöne Ordnung der Geheimnisse und Erscheinungen, die Euch die Druiden so schrecklich vorstellen, die Nothwendigkeit des Donners und der Stürme, die die Luft reinigen, und die Erde befruchten, alles dieſes will ich Euch enthüllen, und Ihr sollt in Zukunft nur böse Thaten fürchten. Doch bevor ich Euch diese Quellen des Glücks und Genusses öffne, müſst Ihr Euren scheuſslichen Opfern entsagen, denn mir und der Erde ist das Volk ein Greuel, das seine Hände mit seinem eignen Blut befleckt.

Saphar. Siehe hier die Jungfrau, über welche sie das Loos geworfen haben, und die sie nun opfern wollen. Nahe, Roxane, und fürchte nicht; liebe die Gütige, wie Saphar sie liebt.

Roxane. Darf ich nahen?

Medea. Nahe mit Vertrauen.

Roxane. Wie wunderbar schön ist sie gekleidet!

wie wunderbar schön alles, was an ihr ist; doch bebet mein Herz.

Medea. Sey gutes Muths.

Roxane. Es ist etwas anders als Furcht, was ich empfinde. Warum sollte ich Dich fürchten; sagte mir doch Saphar, Du würdest mich von dem Mordhammer erretten, der meine Stirne zerbrechen soll. Ach viele haben schon an diesem Felsen geblutet; aber keine hat gebebt, wie ich Arme bebe. Auch achte ich dessen nicht, was mir die Druiden versprechen.

Medea. Was versprechen sie Dir?

Roxane. Sie sagen, die Jungfrauen, die hier dem Zerstörer bluten, würden im künftigen Dunkel frey seyn, und den Männern nicht sklavisch dienen, und wenn einst Saphar in's Dunkel mir folgte, würde er mein Knecht seyn, wie es der Gefangne ist, den die Krieger gebunden in die Hütte führen. Aber dieſs tröstet mich nicht, denn ich möchte ihm lieber hier und dort dienen, weil ich ihm gerne gehorche. Rette mich, schöne Sterbliche, daſs sie mich nicht in das schwarze Dunkel stoſsen, aus dem keiner zurückkehrt; ich will Dir dienen, Dir Blumen und süſse Früchte sammeln, und Dir folgen, wie das Lamm der Mutter.

Medea. Laſs Dich an meine Brust drücken, Unschuldige! Und wirst Du mich immer lieben, auch dann noch lieben, wenn Saphar mich wie Dich liebt?

Roxane. Ein groſser Baum giebt mehr als einem Schatten.

Medea. Sanfte! — Fühle, Medea, wie weit die Schwache Dich an Groſsmuth übertrifft! — Laſs noch einmal mein Herz an Deinem reinen schlagen! — Längst erflehte Wonne, laſs mich dich ganz empfinden! — Und dieses liebliche Kind der Natur wollt Ihr Eurem finstern Wahnsinn opfern? Sie, die der Vater der Menschen mit blühendem Leben beschenkt hat, daſs sie sich ihrer Jugend freue? — Versammelt die Horde, daſs ich mit dem ganzen Volke rede, und ihnen den allgütigen Erhalter der Menschen aus seinen Werken zeige!

Alkamar. Wir verstehen den Sinn Deiner Worte nicht; wenn er gütig ist, wie Du uns sagst, warum leiden wir von der Kindheit bis zum Grabe? An unsern Plagen erkennen wir kein gütiges Wesen.

Kotix. Ja, wenn er gütig ist, wie Du allein es sagst, warum leiden wir?

Oberdruide. Warum zerstört er, da Du ihn doch den Erhalter nennst? der Vater thut seinen Kindern nur Gutes.

Viele. Warum ertränkt er unsre Heerden sammt den Hirten? Warum tödtet er den, der zu leben wünschet?

Medea. Wenn der Bergstrom sein Wasser nicht herunterwälzte, würde jener Fluſs Euch und Eure Heerden tränken? Warum baut Ihr Eure Hütten nicht in jenen blühenden Ebenen, fern vom Berge, wohin der Strom sich nie ergieſst! Lasset Eure Heerden dorten weiden, und die Fluth wird sie nicht verschlingen!

Kotix. Hier weideten unsre Väter, bevor wir waren, und unsre Heerden lieben den alten Berg, wie der Vogel sein Nest, und so auch wir.

Alkamar. Unsre Väter liegen hier begraben; mögen wir zu ihren Gebeinen sagen: Stehet auf und folget uns!

Oberdruide. Können wir zu diesem Felsen, auf dem unsre Väter geopfert haben, sagen: Reiſse dich los und gehe mit uns!

Medea. Verflucht sey dieser Felsen, an dem das Blut Eurer Kinder klebt! Verflucht die Hand, die es vergossen hat! Zermalmt ihn, und mit ihm vernichtet Ihr den Schrecken, wodurch sich diese Euch unterworfen haben. Zu dem Oberdruiden. Nahe, ich will Euch in Eurer Nacktheit hinstellen, falsche Priester! Euch die Hülle der Heucheley und des Betrugs von dem Herzen reiſsen. Als Saphar sich entfernte, Euch zu mir zu führen, trug mir, einer Sterblichen, dieser Heuchler an, mich mit ihm in das geheime Dunkel der Druiden zu begeben; er wolle, so sagte er, Euch vorlügen, ich habe mich gegen Saphar verstellt, und mich ihm allein, durch furchtbare Zeichen, als das Wesen Eures Wahnsinnes, offenbart, und darauf meinen Aufenthalt in ihren Wohnungen erwählt. Verborgen in diesem geheimen Dunkel, sollt' ich dann mit ihnen durch Furcht und Schrecken über Euch herrschen. Mein Zorn entbrannte, ich verwarf mit Abscheu den Antrag, und nun entdecke ich Euch den Betrug, denn ich bin gekommen, Euch Wahrheit zu lehren, und die Natur zu rächen. Sind dieſs nicht Deine Worte? Sagtest Du nicht, Du wollest Saphars Stolz an der Stirne dieser Unschuldigen zerschmettern?

Kotix. Alkamar. Oderdruide, sind dieſs Deine Worte?

Oberdruide. Ja, es sind meine Worte, und ich sagte: Saphars Stolz müsse an Roxanens Stirne zerschmettert, und heute noch das furchtbare Wesen durch ihr Blut versühnt werden. Was ich ferner dieser Kühnen sagte, gab mir glückliche List ein, denn nach den hohen Zeichen ihres Auſsern, ihrer Macht über meinen und Saphars Geist, nach ihrer Gewalt über die wilden Thiere, die ich ihren Tritten folgen und ihre Füſse lecken sah, hielt ich sie für den Furchtbaren, der uns unablässig plagt. Ich wähnte, er verberge sich listig, unter der erhabenen und schönen Gestalt dieser Sterblichen, uns zu prüfen, und uns alle zu vernichten wenn wir ihm nicht ehrten. Darum streute ich in ihrer Gegenwart Staub auf mein Haupt, betete sie an, und lud sie in unser Dunkel, um uns und die Horde von nahem Tod zu retten. Nun sehe ich an ihrem Frevel, daſs sie eine Sterbliche ist, die von neuem den Zorn des Zerstörers gegen uns reizen würde, wenn wir auf sie horchten, und, um diesem zuvorzukommen, ergreife ich Roxane, lege meine heiligen Hände an sie, die sie dem Zerstörer weihen.

Die Druiden ergreifen auf seinen Wink Roxane.

Du Stolze, gebiete Deiner Zunge; denn leichter wirst Du diesen ungeheuren Sitz der Wolken in Asche verwandeln, als die Gebräuche vernichten, die uns unsre Väter überliefert haben, die die Horde erhalten, und denen wir die Siege über unsre Feinde verdanken.

Medea. Er soll stehen der erhabene Sitz der Wolken, und zu Asche soll der Kühne werden, der das Blut der Unschuldigen zu vergieſsen wagt. Unter dem scheuſslichen Frevel soll der würgende Tod ihn haschen, schneidende Angst sein Herz zerreiſsen, bis er leblos an diesem verfluchten Altar hinstarrt!

Oberdruide. Hört die Verwegne, sie verkündigt dem Priester des Furchtbaren Tod!

Saphar. Und den schleudre ich auf ihn mit verderbender Faust, ich, der ich überzeugt bin von der hohen Wahrheit, die die Edle lehrt. Mein Vater, gebiete, daſs sie die Jungfrau entlassen; oder ich opfre den Priester dem Zorne.

Kotix. Ich achte nicht, ob die Jungfrau geopfert werde, ist sie doch nicht von meinem Blut; soll ich nun mit den Priestern um der Fremden hadern? Verzehre sie der Zerstörer, wenn er nicht anders zu versühnen ist; doch däucht mich, es gezieme sich, daſs wir Medeens Worte erwägen, denn sie scheint mir weise und gut zu seyn. Entlasset, Druiden, die Jungfrau, bis diese mit der Horde gesprochen, und wir bey dem nächtlichen Schmause berathen.

Druiden. Unsre heiligen Hände haben den Leib der Jungfrau berührt, sie ist unser.

Alkamar. Kotix! Du bist unser Oberhaupt, herrschest über uns, und das, weil wir so wollen; doch hüte Dich, über die Priester herrschen zu wollen, und über die nächtlichen Geheimnisse zu ordnen, die nur ihnen klar sind. Leicht siehst Du auf uns und die Horde die Wuth des Zerstörers, womit sie uns drohen. Darum störe sie nicht, und thust Du es, so führen wir Speere zu ihrer Vertheidigung.

Kotix. Trotziger, ich kenne den giftigen Neid, der an Deinem stolzen Herzen friſst; aber er soll noch lange dran fressen. Nach der Herrschaft über die Horde strebst Du — und ob Du gleich im Dunkeln gehst, so weiſs ich es doch. Er schüttelt den Speer. Dieser erwarb sie meinen Vätern, erhielt sie mir, und er soll von meinem Zorn beflügelt die Quellen Deines Lebens öffnen.

Alkamar. Mein Speer ist scharf wie der Deine, und hat mehr vom Blute der Feinde getrunken. Was trotzest Du, Weichling? Du sitzest in sanfter Ruhe, und lässest Dir von den Weibern weiche Felle unterlegen, genieſsest des köstlichen Mahls und des süſsen Schlafs, während wir in Hitze schmachten, den Feind von den Heerden zu treiben, oder Dir wohlschmeckend Wild zum Schmause zu jagen. Ja, schüttle doch Deinen Speer mit kraftloser Hand! Mag immer die Wuth Deine Lippen blaſs färben, und sich Dein Aug' mit gelbem Feuer füllen — Auch ich schüttle den Speer, und mit stärkrer Hand, und fühle männlichen Zorn, der sich nicht in dem Herzen verbirgt.

Saphar hält seinen Vater zurück, der auf Alkamar dringen will. — Ich ergreife den Mordhammer, um mit seinem Blute die Erde zu tränken!

Er dringt nach dem Altar.

Die Druiden. Zurück, Verwegner, entheilige nicht das Werkzeug des Tods! Fluch und Vernichtung treffen den, der den Mordhammer berührt! Er ist die Waffe des Priesters, ihm hat sie der Zerstörer gegeben.

Kotix. Versammle die Horde, mein Sohn, die Fremde soll mit dem Volke reden; und darum nur, weil mir der Kühne widerspricht!

Oberdruide. Auf Deine Gefahr, Du Stolzer, der Du Dich mit Deinem Sohne allein den heiligen Gebräuchen widersetzest. Sie rede, was sie wolle, und ziehe auf Deinen Schädel den Grimm des Furchtbaren; aber wenn Du Dich dem Opfer widersetzest, so stehe die Horde auf, theile Deine Heerden, und treibe Dich mit diesem in die öde unfruchtbare Einsamkeit. Seyd dann weise allein. Ihr, führet Roxane weg, und bereitet das Opfer.

Roxane. So muſs ich am Altar bluten! Dich verlassen, und Dich nie wieder sehen? Ihre grausamen Hände haben mich umschlungen, schon fühl' ich die Vernichtung.

Saphar. Hoffe und traue meiner Rache, und traue dem Entschluſs, der auf der hohen Stirne der Edlen Deine Rettung verkündigt.

Medea. Fasse Muth! denn ich schwöre bey meinem Ursprung, bey dem Vater der Menschen, der mit Abscheu auf diese Verworfenen blickt! der würgende Tod soll den ergreifen, der das Opfer zu vollziehen wagt. Ihr habt in mir nur die Freundliche gesehen, hütet Euch, daſs ich Euch nicht die Furchtbare zeige, vor der Menschen-bebten, deren Sklaven Ihr nicht würdig seyd zu seyn.

Oberdruide. Wir fürchten Dich nicht; Du bist sterblich und zitterst vor höhern Wesen, wie Du selbst sagst.

Medea. Ihr sollt Medeen kennen lernen. Alle ab. — Bin ich noch Medea die Mächtige, die über die Elemente herrscht, und nun das Herz der Menschen nicht zum Guten lenken kann? Hatt' ich nur Kräfte das Böse zu bewirken, und sind sie des Guten nicht werth und fähig? Ich hörte auf die Stimme der Klugheit, und fesselte im kochenden Busen den verderbenden Zorn. Schon schnaubte mein Geist in Rache, schon füllte sich meine Faust mit Zerstörung. — Soll ich diesen Altar zertrümmern, den Pfeil des Todes auf den abschieſsen, der es wagt, das Opfer zu vollziehen? Muſs Schrecken durch den thierischen Sinn der Menschen fahren; Macht sie zerknirschen, daſs sie auf die Stimme des Weisen hören? Ich habe meine Kräfte gefesselt, und lös' ich sie nun, so sinke ich unter die Gewalt des Schicksals, und werde ein Raub der trugvollen Sterblichen. Les' ich nicht auf ihrer Stirne das schwarze Gewühl des hämischen Betrugs und wilder Leidenschaften? Seh' ich nicht das finstre Gewebe, das sich aus diesem verworrnen Kampfe entspinnt, in das ich gezogen werde, wenn ich vollführen will, w ich so herrlich entworfen? Kaum setze ich den Fuſs unter die Menschen, und es erfolgen Ekel, Reue und Haſs. Soll ich bedauern, dich verlassen zu haben, Aufenthalt meiner düstren Einsamkeit? Ist der Gedanke Wahnsinn, den ich mit Wonne umfaſste, und riſs mich das Gefühl der schönen That zu rasch hin? Müſste ich in Schrecken gehüllt, bewaffnet mit Zerstörung erscheinen, und die Bebenden mit der Geiſsel der Eumeniden zum Guten zwingen? Soll ich fliehen? Mich schwingen an's Ende der Welt? Mich emporheben in den leeren Raum, wo keine Götter herrschen, keine Menschen athmen, wo kein Schall und Laut des Lebenden sich hören läſst, wo nie die Freude lachte, nie der Unglückliche klagte, wo das Seyn und das gränzenlose Nichts in einander flieſsen — Soll ich in den Erebos flüchten vor dem blinden Geschlecht? Mich abermals verbergen in den Felsenhöhlen, und an den giftigen Stichen der Reue verzweifelnd hinsterben?

Pause. Dann fällt sie auf die Knie.

Ha, wollt ihr Götter des Olympos, daſs ich durch Menschen büſse, was ich an den Menschen verbrochen? Seht auf den Verrath, auf den Meineid, wodurch sie mich zur Rache gezwungen! Seht auf das groſse Gefühl, das nun in meinem Busen glüht! Ja, ich folge seinem Ruf. —

Ihr freundlichen Musen, gieſset der Beredsamkeit Gabe in mein Herz, auf meine Zunge! Theilt mir Eure Sanftmuth mit, daſs sich mein wilder Geist, nicht bey ihrem Starrsinn empöre! Ihr seyd es, verbundne

Schwestern, die ihr durch euren Gesang die Wilden zur Sittlichkeit bildet, den Menschen zum Halbgott emporhebt, wenn ihn eure Begeisterung durchrauscht! Wirket nun durch mich auf dieses wilde Volk, daſs ich es auf den sanften Weg der Natur zurückführe! Laſst mich hier euer schönes Werk vollenden, ihr Götter! laſst, ihr Seligen, Helios unglückliche Enkelin im Gefühl einer guten That hinsterben! —

DRITTER AKT.

Nacht.

Der Oberdruide. Ein Druide.

Oberdruide. Alles ist zum Opfer bereit; hier ist in der Schaale das Wasser zur Weihe; und nun lege die Cypressenkränze dorthin, daſs sie das Blut des Opfers bespritze. Bald wird der Mond an jenem dunkeln Wolken-Saum hervorglänzen; dieses ist die Stunde des nächtlichen Opfers! Vergebens sprach feurig und weise die kühne Fremde von den unbegreiflichen Dingen. Sie rase nun; wir haben die Herzen des Volks mit näherer Furcht erfüllt. Laſs uns das Opfer vollenden, dann rächen wir die Kühnheit an ihr.

Druide. Saphar schützet sie und Kotix der Führer.

Oberdruide. So mögen sie sie zu ihrem eignen Verderben beschützen. — Höre, heute erhebe ich Dich über alle Deine Brüder, und bereite Dir den Weg der Herrschaft nach mir. Ich übergebe Dir den Mordhammer, Du sollst die Weihe verrichten, und dem Zerstörer opfern!

Druide. Ich? Kommt nicht dieſs heilige Werk Dir, dem Oberdruiden vorzüglich zu?

Oberdruide. Ich bin alt und schwach, und habe nicht mehr die Stärke, die Stirne der Jungfrau auf einen Schlag zu zerschmettern. Ach, bald werde ich nach jenen verhaſsten dunkeln Gefilden wandern müssen; doch hoffe ich, der Zerstörer wird mich nicht plagen, um des Bluts, das ich ihm geweiht. Führe nun Du den Mordhammer, daſs nach mir die Horde vor Dir zittre, wie sie jetzo vor mir zittert.

Druide. Umsonst schmeichelst Du mir, Gefährlicher in List; wer weiſs es nicht, daſs es Dir ein festlicher Tag ist, dem Zerstörer zu opfern!

Oberdruide. Ich habe die festlichen Tage genossen, und mit vielen blutigen Kränzen das Heiligthum geschmückt. Genieſse nun Du, und schmücke das Heiligthum!

Druide. So danke ich's der Furcht, und der schreckenden Weissagung der Fremden; aber auch ich habe sie gehört.

Oberdruide. Schreckt Dich die Kühnheit eines Weibes?

Druide. Dein Schrecken theilt sich mir mit, und geziemender ist's, Du opferst selbst.

Oberdruide. Wird der Zerstörer seine Priester verschlingen? Wer möchte dann ihm opfern? Doch ich bin der Widersprüche müde und nicht gewohnt; Du opferst, oder kehrst nun in unsre geheime Wohnung zurück, daſs die Druiden über Deinen Ungehor-

[illegible] richten; was Dich da erwartet, ist nicht nöthig Dir zu sagen.

Druide. Ich gehorche, weil ich muſs, und weil Ihr dem Widersprecher furchtbarer seyd, als der Zerstörer selbst.

Oberdruide. Nun Du gehorchest, will ich Dir sagen, daſs es nur List der Fremden und Saphars ist, uns vom Opfer abzuschrecken. — Rufe die Weihe vor dem Opfer mit donnernder und klagender Stimme. Der Musik rauher Klang wird Dich erhitzen, und das Klagegeschrey der Jungfrau übertönen. Dann hebe hoch den Mordhammer, und laſs ihn mit männlicher Kraft auf die gewölbte Mitte der Stirne fallen, daſs auf einen Schlag das Leben herausströme, das Opfer dem Zerstörer gefalle, das Volk laut jauchze, und Dich preise!

Druide. Doch besser wär' es, Du opfertest selbst. Wird nicht die Horde glauben, Du fürchtest die Fremde?

Oberdruide. Laſs sie glauben, wenn sie nur gehorchen.

Der Mond erscheint. Er blinkt aus der Wolke hervor, und wird voll beym Opfer glänzen. Laſs uns im feyerlichen Zuge die geschmückte Jungfrau herführen.

Medea. Fliehe in die dunkle Wolke zurück, keusche Schwester Helios! beflecke nicht dein reines Angesicht mit dem blutigen Greuel! Das Herz der Menschen ist fühllos gegen das Gute. Löwen und

Tieger hätte ich mit den Worten bezaubert, die glühendes Gefühl, wie feurige Blitze, aus dem vollen Herzen sandte. Sie lauschten wie die dumme Heerde, die eine glänzende Erscheinung des Himmels anstarrt. An ihren Felsenherzen, an ihrem trägen Sinne, zerschlug sich die Kraft meines Geistes. Medea, rühme dich nun deiner Herrschaft! Fasse stolz die Kraft, die den harmonischen Tanz der Gestirne leitet, und halte sie auf in ihrem schön geschlungenen Reihen, das Herz der Menschen ist dir verschlossen! Verschlossen dem Guten, um deſswillen du deinem glänzenden Daseyn entsagt hast? — Ich stand in der erhabenen Gegenwart der Natur, drang an der Götter heiligen Thron — alle Hüllen entflohen — Begeistrung, wie sie nie die Brust eines Sterblichen ausdehnte, durchsauſste mich, und alle lebende Wesen, alle Geister der Erde und Gestirne, die heiligen Musen, alle Kräfte des unendlichen Alls, schienen auf die hoch Begeisterte zu horchen! Nur sie waren fühllos. Soll ich euch anklagen, ihr Götter, daſs ich bey dem groſsen Endzweck scheitre? Zevs Kronion! hast du sie gleich den übrigen Thieren auf die Erde gestreut, wie das Gewürme, das der Sumpf nur zeugt, sich unter einander zu verschlingen? Sie hingeworfen, ihrer blinden Wuth überlassen, gleichgültig, ob sie deinem hohen Zweck entsprechen? Ja, dein Fluch, nie in dem reinen Lichte der Vernunft zu leben, hat sie bey ihrer Entstehung getroffen, und gerecht war deine Rache an Prometheus, der unsinnig den Gott mit dem Thier zusammenspannte. — Welche wüthende, widrige

Gedanken wühlen in meinem Geiste — und hervorschieſsen Ekel, Haſs, Verachtung — kalte Gleichgültigkeit gegen meine Verbrechen.

Man hört in der Ferne wilde, rauschende Musik, die nur aus blasenden Instrumenten besteht.

Sie kommen, die Unsinnigen, das Opfer zu schlachten! Und sie sollten in meiner Gegenwart trotz meinen Drohungen, die Bebende morden? Eh' ich dieses ansehe — entfliehet, düstre Betrachtungen, dringe hervor mein Herz! Umhülle mich Nacht! Sie stellt sich unter das Dunkel der Bäume. Ich folge der Eingebung, und sey es mein Verderben.

Der Zug kommt hervor, unter dem wilden Schall der Musik. Roxane wird von den Druiden geführt. Alkamar und die Männer sind mit Speeren und Bogen bewaffnet, und umringen den waffenlosen Saphar. Kotix bewaffnet. Eine augenblickliche Stille. Medea steht seitwärts, so daſs sie die übrigen nicht sehen.

Roxane. Saphar, ich nahe dem schrecklichen Altar! Die Retterin ist verschwunden, die Hoffnung verschwunden! Ach, ich muſs sterben in der Blüthe der Jugend! ich sehe das Werkzeug des Todes, und kaltes Erbeben rinnt durch die Glieder.

Saphar. Ich sehe Dich und leide schreckliche Qual. Ich bin umrungen, der Waffen beraubt, und kann Dich nicht retten, kann Dich nicht rächen!

Oberdruide. Lasset das wilde Geräusch ertönen! ersticket der Feigen Klagegeschrey!

Medea. Zwischen der Musik, und dem stillern Klagegetöne. Meine finstern Kräfte stürmen heran. Noch einmal steh' ich hier, wie auf dem verfluchten Boden Korinths, schaudernd im mächtigen Gefühle meines Zaubers — wild — Auf, Ihr Dämonen! auf, Ihr Geister der Nacht, treibet aus dem Erebos die Rache hervor! Ich gebiete Euch, Medea die Rächende, die selbst den Göttern trotzt in der edlen Rache! — Wo soll ich angreifen? Wo zerstören? Wie sie erschüttern?

Die Musik schweigt. Roxane kniet vor dem Altar.

Der opfernde Druide. Würger! Zerstörer! Furchtbarer! Namenloser! der du von der schwachen Kindheit uns peinigst bis zu dem verhaſsten Grabe! Höre uns Elende, die du beym ersten Blick in's Licht mit Thränen rührst! Dich begrüſsen wir beym ersten Athemzug mit Jammergeschrey, und deuten an, du habest dem Schmerz uns geschaffen! Das Thier hast du bekleidet, uns nackend auf die Erde geworfen! In unser Innres legst du den Saamen zu nagenden, unheilbaren Schmerzen, und von auſsen geiſselst du uns mit der Ruthe der schneidenden Luft. Unsern Eingeweiden gabst du das grimmige Thier, den Hunger; ihn zu stillen verschwenden wir in mühsamer Arbeit der Jugend Kraft, und schnell erfolgt das böse Alter. Zur Last wird der Greis der Hütte, ihn hasset und verspottet der Jüngling, weil er den Gewinn des Schweiſses mit ihm theilen muſs. Dann verschlinget die Erde den von Plagen Müden, die Spur seines Daseyns verlischt, und wir wissen nicht, ob du ihn zu neuen Qualen ins Dunkel ziehst.

Sage, warum lieſsest du den Menschen gebären? Warum gabst du dem Elenden Liebe zu dem Leben, und Furcht vor dem Tode?

Du rasest im fürchterlichen Donner, stürzest in zerschmetterndem Hagel herab, und sausest in wilden Stürmen einher! Was haben wir verbrochen, daſs du die muntern Heerden sammt den Hirten verschlangst; den wilden Strom herabgossest, der die Bäume aus der Wurzel riſs, die wir mit Sorge gepflanzt und gewartet hatten.

Ziehe deine mächtige Hand von uns ab! Laſs deinen Donner über dem Haupt unsrer Feinde erschallen! Über ihre Felder treib deine Stürme, vernichte die Heerden derer, die wir hassen, und lasse dich deinem bebenden Volke versühnen! Sieh', an deinem Altar bebet die blasse Jungfrau; wir wählten sie durch's heilige Loos, nach der Weise unsrer Väter, und treiben sie, dich zu versühnen, in der Blüthe der Jugend, gewaltsam ins Dunkel. Neige dich nun von deiner stürmigen Wohnung herunter, freue dich ihres Zitterns, ihrer Blässe, ihres Röchelns, und genieſse mit Wohlgefallen das Blut, das aus ihrer glatten Stirne mit dem Leben hinflieſst! Labe dich an dem letzten Seufzer, der über die bebenden Lippen schleicht; strecke deinen gewaltigen Arm aus der Wolke, ziehe sie in dein Dunkel, daſs sie unsern Augen verschwinde, und wir erkennen, du habest Gefallen am Opfer!

Roxane. Ich sterbe — ich lebe nicht mehr — schon verschwindet die Erde — schon schweb' ich im Finstern, schon faſst mich der Würger!

Saphar. Furchtbarer, bist du mehr als Wahn, so steige herunter, und kämpfe mit mir! Ich fordere dich auf, erscheine in schreklicher Gestalt — ein Sterblicher flucht dir, ein Sterblicher spricht dir Hohn!

Oberdruide. Lasset die rauschenden, begeisternden Töne erschallen, und führet den Reihen der Weihe um den Felsenaltar! Es ertöne der furchtbare Ton, überheule die Klagen, überheule das Röcheln! Tönet lauter! tönet wilder, daſs euch auf dem hohen Sitz der Stürme der Zerstörer vernehme! — Sie beginnen den Reihen, und mit bebendem Fuſse tritt die Jungfrau im Tanz. — Tönet! tönet! daſs es durch den Wald, durch die ferne Haide schalle, daſs es die erloschne Sonne vernehme, daſs unter der Erde das Weihegetös hören die Gebeine unsrer Väter!

Sie tanzen den Reihen der Weihe um den Altar. Zwischen den Pausen und dem Klagegetöne hört man Medea.

Medea. Ich schaudre — rase — glühe bey dem Wahnsinn. — Mein Fuſs hebt sich, der Erde zu entfliehen. — Wo beginn' ich? Wo zerstöre ich? — Soll mein Zorn sie alle treffen? Alle die Wahnsinnigen mit einem Schlag vernichten, die Stätte mit ihren Gebeinen verbrennen, daſs der Sturm ihre Asche in's wilde Meer trage, dann gegen mich wüthen, und den Faden meines peinvollen Daseyns zerreiſsen? — Ihr Jammergeschrey ruft um Rettung — Der Wonnegedanke durchrauscht mich — sie werde vollbracht die groſse That — und dann fallen — fallen ohne Rettung — Kann ich den Anblick ertragen? des edlen Zwecks vergessen? — Falle groſs! falle deines Ursprungs würdig! Versühne durch deinen Fall deine Verbrechen! — Sie sollen vor meiner furchtbaren Rache erbeben! ich will ihren Geist zermalmen, und die Schrecken des Erebos heraufziehen. —

Herauf aus dem Tartaros, Dämonen, Geister der Nacht! Hervor alle meine zerstörenden Kräfte! rüstet euch zur Rache! Gürtet euch zur Vernichtung! Schwingt zu den schwarzen Wolken der Stürme empor, entreiſst ihnen die verzehrenden Blitze, daſs ich meine Hände fülle, und noch einmal jauchze in Vernichtung — Hekate! Hekate! düstre Mutter, steige herauf mit all' den Ermordeten, sieh' die letzte That deiner Tochter, wodurch sie sich opfert, das Blut der Ermordeten zu versühnen. — Der Erebos bewegt sich, sie fahren herauf; die blassen Schatten rauschen durch die Wipfel der Tannen. Mein Zauber beweget die Erde, rollet die Wolken, rollet die Wogen des Meers. — Auf, blase Sturm! heulet, tobende Winde! Medea [illegible]! Hülle dich in Schrecken, Natur! — Rasch! hieher meine Geister! sauget aus den Sturmwolken das verzehrende Feuer! Heulet zerreiſsende Töne durch den Sturm. — Ha, mir ist wohl, es füllen sich meine Hände — ich fühle die Faust voll verzehrenden Tods — die Erde zittert unter meinem Fuſse — die ganze Natur erbebt im Schauder meiner Macht. — Noch einmal, zum letztenmal herrsche ich über die Elemente — noch einmal erscheine ich in all meiner Gewalt. — Ich will sie erschüttern, auf ewig abschrecken vom scheuſslichen Opfer, und genieſsen, und jauchzen, im sausenden Gewühle der Zerstörung. — Herrlich, noch erschallt meine Stimme durch die dicke Erde, noch vernimmt sie der Himmel, alles gehorcht. Der Sturm heul', die Erde bebt, die Geister schweben um mich, der Mond verfinstert sich, und ich stehe hier in Schrecken gehüllt!

Sturm und Heulen der Winde. Roxane wird von den Priestern zu dem Altar geführt, und von ihnen gehalten.

Opfernder Druide. Leuchte! leuchte, finstrer Mond, daſs der Zerstörer bluten sehe das Opfer! Es heulet der Wind, es sauset der Sturm — du bist da, bist fürchterlich da — Zerstörer bist da, und rauschest um uns! Ich hebe den Hammer, zerbreche die Stirne — rausche näher, labe dich am Blut!

Alle die Druiden. Rausche näher! Zerstörer, näher und näher! dir flieſset das Blut! Stürme heran! eile herbey! daſs du genieſsest des rauchenden Bluts!

Oberdruide. Tönet! tönet, daſs die Erde erschalle! Übertönet den Sturm! tönet, tönet, er sauset heran! Ich höre ihn kommen! schon streckt er den Arm aus der Wolke, beweget die Erde! sie bebet, sie zittert! beugt Euch zur Erde, verhüllet das Haupt, daſs er Euch nicht vernichte, daſs Ihr nicht sehet, wie er verschlinget das rauchende Blut!

Alle die Druiden. Rausche näher, Zerstörer! näher und näher! Dir flieſset das Blut! Stürme herbey, daſs du genieſsest des rauchenden Bluts.

Wilde Musik. Alles beugt sich zur Erde und verhüllt das Haupt. Der opfernde Druide steht mit aufgehobenem Hammer, und wartet auf das Zeichen des Oberdruiden.

Oberdruide. Er ist da! der Zerstörer ist da! Nun Klagegetön! nun flehendes Getön!

Klage-Musik.

Medea. Stürme wilder! Verworrnes Gewühl des Chaos erscheine! Empört euch, Elemente, und rauschet in Zerstörung heran, daſs Medea in ihrer furchtbaren Gröſse erscheine! Sie rächet die Götter! sie rächt die Natur!

Der Oberdruide giebt das Zeichen. Der Druide will den Schlag führen. Klagetöne.

Medea schleudert Blitze auf den Priester und den Altar. Auf — zerschmettre — vernichte — den Priester — den Felsen —

Der opfernde Priester fällt erstarrt nieder. Der Felsenaltar zerspringt in Trümmer. Das Feuer bricht unter ihm hervor. Schrecken und Beben. Sausen und Heulen, Geschrey.

Volk. Der Zerstörer wüthet! Der Zerstörer ist da!

Medea ganz hervortretend. Überfalle sie Schrecken des Erebos! Bebe, Erde, unter ihrem Fuſse! Rase Sturm, spalte die alten Eichen! Erklinge in scheuſslichem Geheule über ihrem Haupte! Er lieget erstarrt! zermalmt ist der Altar! Erkennet Medeen! So rächt sie die Natur! Fliehet, Bebende! Rettet Euch schnell, daſs mein empörter Geist Euch nicht alle vernichte!

Alles flieht. Die ganze Scene in Zerstörung.

— Hier liegen die Zeichen meiner Macht; Zerstörung, Vernichtung, und ich stehe *hier* allein, nicht mehr die Furchtbare — eine ohnmächtige Tochter des Staubs. — Die empörte Natur tritt in ihre Ordnung zurück; die Schatten ziehen durch die Luft, und fahren in den Erebos. Meine Kräfte weichen von mir, mein Zauber verläſst mich, die Geister, die meiner Stimme gehorchten, verschwinden, und blicken finster nach mir. Sie eilen hinweg, und ich — ich fasse nicht, was ich bin. — Vernimm, meine Mutter, das Ende deiner Tochter, ich gehöre den Menschen, die du hassest, und sinke auf die Trümmer meiner letzten That!

Sie sinkt auf die Trümmer des Altars.

Schicksal. Medea! Medea!

Medea aufstehend. Wer ruft mir im Tone des Gebieters?

Schicksal. Das Schicksal, Deine und der Menschen Herrscherin!

Medea. Ich erwartete Dich, und fürchte Dich nicht.

Schicksal. Hier bin ich, Deinen einst freyen Nacken unter mein Joch zu drücken, Dich ins unsichtbare Netz zu treiben, womit ich die Erde umspanne. Du hast den Schwur gebrochen, den Du abgelegt hast bey dem düstren Styx und den Göttern des Acherons.

Medea. Ich habe den Schwur gebrochen, Verhaſste, und freue mich der That, sie floſs aus freyem, edlem Triebe. Auch ist mir Deine Erscheinung willkommen, sie reiſst mich aus dem dunklen Zustand zwischen Seyn und Nichtseyn. Ich fühle mich nun Mensch, in seiner Schwäche, in seiner Gröſse, und in Deiner Gegenwart strömt die Kraft Dir zu trotzen hervor.

Schicksal. Aus Deinen Reden vernehme ich, daſs Du es bist. Der Schwache waffnet sich mit Trotz, knirschet im Innern über der Nothwendigkeit Druck, und hüllt sich in gelognen Stolz; aber wenn ich die Hand öffne, daſs die widrigen Zufälle herabregnen, und seine Brüder wie grimmige Hunde auf ihn zuschieſsen, dann fliehet die Hülle, und der Stolze steht da in seiner Blöſse, ein Gegenstand eklen Mitleids.

Medea. Hassest Du mich vor allen?

Schicksal. Ich hasse nicht und liebe nicht. Das Gewebe ist entworfen, das Dich verwickeln wird, schwarz oder rosenfarben seyen die Fäden, ich kann sie nicht ändern. Ich werde nun Deine Stärke erproben; Du sagst, hoher Geist wohne in Deinem Herzen, laſs Dich ihn schützen bey den Schlägen der Menschen. Ich ziehe Dich in den Kreis der Dinge; werde im wilden Wirbel herumgetrieben, und büſse, was Du in Griechenland verbrochen hast.

Medea. Ha!

Schicksal. Fährt das Erinnern der blutigen Thaten durch Dein Herz?

Medea. Kein Theil meines Herzens ist heil, längst hat es der peinliche Stachel der Reue durchrissen; was kann mich ärgres treffen?

Schicksal. Die Rächerinnen greifen tiefer in den Busen, und wo sie anfassen, verschwindet die Quelle des Trosts.

Medea. Meine Verbrechen sind Kinder der Liebe, der schönsten Gabe des Weibes.

Schicksal. Sie werden Dir anders erscheinen.

Medea. Ich lege die edle That in die Wage, und den freyen Willen, der mich Dir unterworfen hat.

Schicksal. Warte erst ihre Folgen ab.

Medea. Laſs sie mich tödten, ich entfliehe Dir.

Schicksal. Schon rüsten sich die Schwestern der Nacht, dem Tartaros zu entsteigen, an Dir das Blut der Ermordeten zu rächen.

Medea. Laſs sie mich anfallen, und drücke Du stärker auf meinen Nacken. Ich bin Helios Tochter, einst groſs in Macht, nun groſs im Elend. Wer kann die Spur der groſsen Gedanken aus meinem Geiste tilgen, die ihn durchströmt haben? Wer kann die mächtige Ausdehnung meines Herzens einengen? Wer kann auf mich, auf die Trümmer dieses Felsens blikken, ohne Medeens Gröſse zu fühlen? Hier, auf den Trümmern meiner letzten That, hier, wo ich die Götter und die Natur rächte, hier erwarte ich Dich und die Menschen!

Schicksal. Haben Dich die Götter zu ihrer Rächerin aufgefordert?

Medea. Verhaſste, ich antworte Dir nicht mehr.

VIERTER AKT.

Medea. Saphar und **Roxane** furchtsam in der Ferne.

Medea. Nahet, Geliebte, und fürchtet Euch nicht. Ich bin eine Sterbliche wie Ihr, und allein auf der Welt, bedarf Eurer Hülfe und sehne mich nach Eurer Liebe.

Beyde zu ihren Füſsen.

Saphar. Wer Du auch bist, eine Sterbliche, oder ein mächtiges Wesen, das über Leben und Tod gebietet, nimm den Dank zweyer Glücklichen gefällig an!

Roxane. Laſs mich die Hände an mein Herz drücken, durch die ich noch lebe?

Medea. Entzückender Augenblick! Ich, deren ganzes Leben mit Unglück bezeichnet ist, habe zwey Herzen glücklich gemacht! — Stehet auf, meine Lieben, leget alle Furcht ab, und seyd vertraulich, innig vertraulich mit mir. — Nicht meine Hände, Roxane, mich selbst drücke an Deine Brust. — Saphar, Du schlingst Dich nicht mit uns in den freundlichen Knoten? Du scheinst mich anzustaunen, und nicht mehr zu lieben?

Saphar. Verzeihe, Groſse, die ich nicht mehr zu nennen weiſs! Ich wage nicht, mich an Dich zu drängen, und fürchte zu viel zu unternehmen.

Medea. Mehr Zutrauen, und weniger Ehrfurcht wünsche ich von Dir.

Saphar. Ich sah Dich, wie die Druiden den Zerstörer schildern, umgeben mit den Schrecken des Tods. Blitze fuhren aus Deiner Hand, der Priester erstarrte, der ungeheure Felsen zersprang, riſs sich aus der Erde, öffnete den Abgrund, der wilde Flammen spie. Deine erhabene Gestalt leuchtete aus den Schrecken hervor, wie der Geist der Natur, von dem Du sprichst. Die Spuren Deiner Gewalt, die hier um Dich liegen, Dein Blick, das Gefühl des Danks, dieses wirft mich vor Dir in den Staub, und mein Herz wagt es nicht mehr, sich frey zu Dir zu heben. Ich möchte Dich lieben, und bebe.

Roxane. Ich fühle nur, was Du für mich gethan hast.

Medea. Dein und sein Gefühl zeigen mir ganz des Menschen Herz, das die Verstellung noch nicht kennt, und dieſs ist es, was mich an Euch zieht. Saphar, dieses alles wird Dir einst deutlich werden, nur dann wirst Du sehen, was Medea für Dich gethan hat. Für jetzo glaube, daſs ich Euch gleiche, daſs nur mein Unglück mich von Euch unterscheidet.

Saphar. Dein Unglück? Rede, was kann Saphar für Dich thun? Vermag es der Mensch? Gebiete! Und vermag er's nicht, laſs mich im Versuch erliegen, daſs ich nur einen schwachen Theil des Danks Dir abtrage.

Roxane. Du bist unglücklich, und hast mich glücklich gemacht! Was kann die schwache Roxane für Dich thun? Komm mit mir, ich will Dir dienen, will weiche Felle auf den Boden der Hütte legen, sanft soll Dein Fuſs auftreten, sanft Dein edles Haupt ruhen, und wenn Du schlummerst, will ich wachen, daſs kein Plauderer Deine Ruhe störe. Leise will ich jeden Morgen Blumen auf Dein Lager streuen, daſs ihr Wohlgeruch beym Erwachen Dich begrüſse. Komm, die lieblichsten Sänger des Walds haben sich um meine Hütte gesammelt, sie werden zu Deinen Klagen singen. Nahe rieselt der Bach, aus dem ich Dir den kühlen Trunk zutrage. Zu dem Mahl bringe ich Dir die süſse Milch, und bey dem ersten Blick des Lichts sammle ich Dir die frischen, unversengten Früchte.

Medea. Geliebte! Unschuldige!

Saphar. Höre auf ihre Bitte! Verlaſs diesen verhaſsten Ort, und gehe mit uns. Ich will ferne von der Horde für Dich eine gemächliche Hütte bauen, und sie mit schönem Schnitzwerk auszieren. Mein Aug' hat längst eine Gegend auserwählt, sie wird Dir gefallen, denn sie ist einsam und schauerlich. Dort wollen wir ferne von diesen Wilden leben, Dir dienen, und auf Deine Lehren horchen.

Medea. Götter! schenket mir dieses stille, selige Leben! Laſst mich nach den Stürmen in dem freundlichen Schooſs dieser Unschuldigen leben! Nur dann mögen sich die Wunden meines Herzens schlieſsen. Umsonst, neue Qualen erwarten mich, mein Geist kann den Gedanken des Glücks nicht fassen.

Alkamar. Kotix. Oberdruide. Andre Druiden. Volk.

Sie nahen mit Beben und Furcht, und sehen sich lange um.

Alkamar. Ich trete näher, sie meint's nur böse mit den Priestern. Seht Ihr, mit den Kindern spricht sie freundlich. Sie wird uns nicht vernichten.

Oberdruide. Gehe Du, Kühner, voran, ich fürchte ihre Blitze.

Medea. Tretet ohne Furcht mir näher! Der Augenblick der Rache ist vorüber, und Ihr seyd sicher. Lehren wollt ich Euch, von Eurem Unsinn heilen, und Euch nicht verderben. Blicket um Euch her! Seht hier die Trümmer des verfluchten Altars. Meine Hand hat ihn zerstört, und das Wesen Eurer Einbildung konnte ihn nicht schützen, konnte den Priester nicht schützen, den meine Rache getroffen. Ihn muſst' ich vernichten, um das Blut dieser Unschuldigen, und in der Zukunft das Blut Eurer Töchter zu retten.

Kotix. Schone unser, wir bereuen und kommen in Demuth zu Dir.

Oberdruide Wir unterwerfen uns Dir.

Alkamar. Wir erkennen Deine Macht, denn wir sehen die Zeichen Deiner zerstörenden Gewalt. Dein Donner ist stärker als der Donner des Himmels; alt wie die Welt ist dieser Felsen, er hat der Zeit und den Stürmen widerstanden, und leichter kann die Hand des Sterblichen den Mond zerreiſsen als ihn; Du hast ihn zermalmt.

Oberdruide. Wir wollen Dir einen Altar bauen, Dich anbeten, und Du sollst die Horde, die Heerden, das Gras und die Bäume beschützen, daſs wir reich werden, und immer satt seyen.

Medea. Muſs der Priester immer Unsinn sprechen? Werde ich mich nun, die ich eben den Götzen Eures Betrugs vernichtete, als den Gegenstand Eurer knechtischen Furcht, Eurer eklen Anbetung hinstellen? Hab' ich Euch von einem scheuſslichen Irrthum geheilt, um Euch zu einem wahnsinnigen zu führen? Ich sagte Euch, und sage Euch, ich bin eine Sterbliche, und die Wunder meines Lebens, meines Ursprungs, die Ursache dieser Euch schreckenden und wohlthätigen Handlung sollt Ihr einst vernehmen.

Alkamar. Sey wer Du wollest, bist Du doch groſs, mächtig und furchtbar. Sieh' mich an! Mich ehret und fürchtet die Horde. Mein Arm ist stark, furchtbar dem Feind und jedem Widersprecher. Berühmt ist mein Name, die Horden jenseits des Flusses, hinunter bis an das unendliche Meer, sprechen ihn mit Zittern. Auch bin ich reich, und meine Heerden, die mir dieser Bogen und Speer erwarben, bedecken den Fuſs des alten Bergs. Ich will Dich zum Weibe nehmen, denn Du bist schöner von Wuchs und Ansehen als alle Töchter der Horde. Du sollst in meinen Hütten herrschen, und Dir soll alles unterthänig seyn, weil Du mächtiger, als der Zerstörer bist. Dann sollst Du mit Deinen Blitzen die Feinde vernichten, wie Du den Druiden vernichtet hast, und wir wollen ihnen ihre Reichthümer, ihre Pferde und Schaafe rauben, und uns zu Herren der Erde machen, so weit sie nur reichet und Menschen ernährt.

Kotix. Hinweg, Kühner! nun greifſt Du mir abermals zuvor; aber der Zorn, der wilde Sohn des Sturms und der Trunkenheit, überfällt mich bey Deiner Kühnheit und mich gelüstet ihm zu gehorchen, und Dich vor den Füſsen der Wunderbaren zu erschlagen. Ist doch die Eingebung des Zorns heilig und gut; aber sie zu ehren, greif' ich dem Stürmer in den Zügel. Bin ich nicht Führer der Horde, und Du mein Unterthan, dem ich gebiete, den ich absende, den Bösen zu strafen, und den Guten zu belohnen? Mein Weib, des Führers Weib soll sie seyn, und mit mir über Euch alle herrschen. — Siehe, Du Wunderbare, in Gestalt, Worten und That; alle Töchter der Horde streben in meinen Hütten aufgenommen zu werden, denn geehrt ist des Führers Weib, und hat des herrlichen Lebens viel. Nun sollst Du die Erste seyn in meinen Hütten, und die Weiber sollen Dir dienen. Wenn wir dann ausziehen, so sollst Du vor meinem Volke einhergehen, wie eine dunkle Wolke, die der Zerstörer mit Sturm gefüllt hat, und wir wollen ihr Land berauben, ihre schönen Weiber und Töchter in unsre Heimath führen, ihre Söhne zu Knechten machen, und uns über sie ausgieſsen, wie der giftige Regen, der das Gras versengt, auf die Heerden und die Hirten Beulen schüttet, daſs sie rasen und sterben.

Alkamar. Kotix, wenn Du so kühn sprichst und Dein graues Haupt zu Deinen feurigen Worten zittert, mag man auch noch im Zorne lachen. Was hast Du je gethan, was kannst Du thun, um dieser Wunderbaren würdig zu seyn? Soll sie heute Dein Weib werden, um morgen bey Deinem Grabe zu heulen? In mir strömt volles, jugendliches Leben, und keiner wirft den Speer wie Alkamar. Ich bändige das wilde Roſs, und überfliege den Wind der Haide. Wo Tapferkeit und Muth werben, kann sich leicht der mürbe Greis den Schädel zerschlagen.

Kotix. Medea, schlafen Deine Blitze! schleudere nur einen auf ihn dafür, daſs er meines Alters höhnt.

Oberdruide. Verwegne, seht Ihr nicht, daſs ihr Aug' droht, wie der blutrothe Mond? Schweiget, denn wenn sie nun spricht, so tönt ihre Stimme wie Donner. — Erhabene, höre nicht auf die Unverständigen; kehre in unser geheimes Dunkel ein, Deine würdige Wohnung, daſs wir Dich anbeten, und Dich verehren.

Medea. Schweige Du, denn falsch erklärst Du die Gedanken, die nun in meinem Geist sich wiegen. Ich erwäge den groſsen Schritt, den ich beginne. — Ich habe ihn erwogen. —

Sey Zeuge, heilige Wahrheit! Seyd Zeugen, Ihr Götter des Olympos, der Worte, die sich aus meinem Herzen drängen! Sey Zeuge, verhaſstes Schicksal, das du mir drohest, und merke auf die That, die ich nun beginne! Leicht könnte ich nun deiner spotten; mich in den Betrug hüllen, den meine letzte That bestätigt, und mich diesen Verirrten als einen Gott darstellen. Aber ich will mich ihnen zeigen, wie ich war, wie ich nun bin, und nach der ungezwungnen Entdeckung da stehen, eine Tochter des Elends, und sie mögen über mein Geschick entscheiden. Fällt Medea, so freue sich ihrer Helios in Eurem heiligen Kreise, und sage Euch, sie, welche die Untreue, die Falschheit der Sterblichen, zu Verbrechen reizten, fiel ein Opfer des Zutrauens, ein Opfer der Wahrheit.

Alkamar. Wir verstehen Dich nicht!

Medea. Ihr werdets. — Vernehmet, wer ich war, was ich vermochte, woher ich stamme, und was ich nun bin.

Mein Vater Äthos, König von Kolchos, stammt von der Sonne, die der kalten Erde Licht und Wärme giebt. Ihr wagt es nicht, in meines Urvaters glühend Angesicht zu blicken; aber seiner Enkelin Aug durchdringt die Gluth. Ich sehe ihn auf dem goldnen Wagen schweben, und die wilden schnaubenden Rosse um den unendlichen Bogen des Himmels treiben. Hekate nannte man meine Mutter, ihr Name war furchtbar auf Erden, ist furchtbar im Reiche der Schatten, und wird es bleiben in künftigen Zeiten. Sie besafs des mächtigen Zaubers Kraft, durchdrang die dicke Erde, durchforschte das Dunkel, zerrifs den Schleyer, der den Himmel verbirgt, gebot den Wolken, den Gestirnen und dem Mond. Auf ihren Ruf bebte die Erde, raste der Sturm, wüthete das dunkle wogigte Meer. Blitze schuf sie, die Erde gab ihr Gift, und ihr Aug unterschied des mächtigen Zaubers seltne Pflanzen. In dieses geheime Wissen weihte mich die Mutter ein, und theilte mir ihren Zauber mit. Gleich ihr gebot ich der Erde, dem Himmel und dem Schattenreiche; doch die ſanfte Neigung zu den Menschen, und die Strahlen der göttlichen Sonne milderten die unbeschränkte, furchtbare Macht. Ach, bald gebrauchte ich sie zum Verderben des väterlichen Hauses. Mein Herz entbrannte für den Sohn des griechischen Königs. Um ihn zu retten, zerstörte ich des Vaters Glück und Ruh, und ich, die Mächtige, besiegt von der Liebe zu dem schönen, edlen Sterblichen, folgte ihm in's ferne, unbekannte Land. Zu seinem Besten, nur zu seinem Nutzen, erfüllte ich Griechenland mit wilden, blutigen Thaten, und empörte die Menschen gegen mich. Dann verlieſs mich der Falsche; und sein Herz wandte sich zu der Tochter des Königs von Korinth. Und er wollte mich verlassen, mich, die ich um seinetwillen Blut vergossen, wollte er hinausstoſsen, mir die Söhne rauben, die ich ihm geboren, die ich gesäugt und erzogen! Da erwachte die Rache in der wilden Brust, und ich opferte ihn der Rache sammt den Söhnen, dem alten König und der Braut. — Ja, bebet nur! — Ich floh' auf dieses öde, einsame Gebirg, Menschenhaſs, meine Verbrechen, die Reue zu Gefährten, und schwur es meinem Geiste, nie mehr den trüglichen Menschen zu nahen. Dort ſand mich Saphar, und da ich aus seinem Munde den Wahnsinn und den Greuel vernahm, womit Ihr Euch beflecket, fuhr der freudige Gedanke durch meine traurige Seele, Euch dem Lichte der Vernunft zuzuführen, und meine schwarzen Thaten durch edles Wirken zu versühnen. Um Euch ganz zu gleichen, um Euch nicht durch Schrecken von mir zu entfernen, schwur ich bey den Herrschern der dunkeln Gefilde, meiner Zauberkraft für immer zu entsagen. Das Schicksal trat hervor, drohend, die geheime Macht würde mich verlassen, und ich zu einer gemeinen Tochter des Staubs herabsinken, wenn ich den Schwur verletzte. Ich stieg herunter, sah den Betrug Eurer Priester, sah' das blutige Opfer bereiten, sah die Jungfrau beben und zagen; ich brach den Schwur, vollzog zu Eurem Besten die letzte That meiner Macht, nun sind meine Zauberkräfte verschwunden, und Ihr seht in mir eine Tochter der Schwäche und des Elends.

Alle stehen erstaunt da.

Saphar. Groſse, Herrliche! ich bebte vor Deiner furchtbaren Macht; nun Du bist wie unser einer, freut sich mein Herz in dem Licht Deiner Güte, und Liebe zu Dir erfüllt es wieder.

Medea. Ihr steht und staunt! — Ja, erwägt nur, was ich für Euch gethan habe! Ich bin bereit mit Geduld und Sanftmuth das edle Werk zu vollenden, das ich gezwungen mit Schrecken angefangen. Die Zauberkräfte haben mich verlassen; aber die Kräfte meines Geistes und Herzens leben noch, und wünschen Euch zu nützen. Ich bedarf nun Eurer; aber wenn Ihr weise seyd, so bedürft Ihr meiner mehr. — Die Finsterniſs ihres Verstands verdunkelt das Gefühl ihres Herzens, sie stehen in düsterm Staunen, und faſsen nicht die Gröſse meiner That, nicht den Sinn meiner Worte —

Medea ab; Roxane folgt ihr. Pause.

Saphar. Wie, kein Laut des Danks schallt aus Eurer Brust? Kein Ton der Bewundrung? Kein

Wunsch das Glück zu genieſsen, das sie Euch angeboten hat?

Alkamar. Jüngling, wer bewundert, was nicht zu fürchten ist?

Kotix. Und weil sie nicht zu fürchten ist, so gefällt sie mir mehr. Sie ist die Tochter eines Königs, ich der Führer der Horde, und so nehme ich sie zum Weibe.

Alkamar. Ich habe beschlossen, sie in meine Hütten zu nehmen, und vollziehe es nun. Kann sie mir gleich durch ihren Schrecken nicht nützen, so kann sie mich doch durch ihre Schönheit und durch den hohen Klang ihrer Worte ergötzen.

Kotix. So rüste Dich zu innrem verderbendem Kriege, denn ich biete die Horde auf, falle Dich und Deine Knechte an, und werde nicht eher die Hütte betreten, bis ich Dich und Deinen Anhang vertilgt habe.

Alkamar. So sollst Du Krieg haben, und blutigen.

Kotix. Saphar, rufe die Jünglinge und Männer auf, daſs wir den Kühnen vertilgen, der lange schon nach der Herrschaft strebt, mir immer trotzig widerspricht, und mir nun die Tochter des Königs rauben will, die schöner und weiser ist als alle Töchter der Erde.

Saphar. Wilder Zorn verblendet Euch beyde. Warum soll die Horde um Eures Zwists bluten? Ihr raset; denn nie wird Medea Eure Hütten betreten, nie einen von Euch zum Gatten sich wählen. Beruhige Dich, mein Vater, sie wird mit Roxanen in meinen Hütten wohnen, und sich allein dem Guten weihen, das sie uns lehren will. Lasset die Edle ungestört, und vermehrt den Gram nicht, der ihre Stirne umschattet.

Alkamar. Verwegner Jüngling! Sie hat dem Zerstörer die schöne Roxane entrissen, und Du trugst die Jungfrau in die Hütte, dem Zerstörer zum Trotz, und uns allen zum Verdruſs; nun willst Du auch die Wunderbare erbeuten, und Beſsre als Du sollen Dich des seligen Glücks genieſsen sehen, und sich in Neid abzehren? Eh' ich das zugebe, will ich sie lieber sterben sehen, will ich sie lieber mit meinem Speer ermorden!

Oberdruide. So spricht der Mann, den der Zerstörer im Volke hoch empor heben wird! Ja sterben soll die Verwegne, die den Priester des Furchtbaren erschlug. Schweiget nun alle, und lasset vom Hader ab; ich rede und gebiete! Soll die Horde um der Fremden willen zu Grunde gehen? Soll der Zwist die Tapfern aufreiben, und sollen dann die Feinde herbeyeilen, Eure Weiber und Heerden wegführen, und Euch zu Knechten machen? Keiner soll die Mörderin des Priesters zum Weibe nehmen, nicht Du, und nicht Du, und nicht Du! über den Widerspenstigen spreche ich des Todes Weihe. Wollt Ihr den Zorn des Furchtbaren auf uns Unschuldige herabziehen? Er hat bey der That der Zauberin geschwiegen; aber nun wird er bald in zerstörender Wuth erscheinen, seinen Priester, seinen heiligen Altar zu rächen. Hier steh' ich, sein

Oberpriester, auf den Trümmern des Altars, und verkündige Euch Untergang, und sage Euch, der Zerstörer schweiget noch eine kurze Weile, harret noch eine kurze Weile, ob Ihr zu ihm zurückkehrt, ob Ihr ihn an der Zauberin rächet. Ist nicht in der Horde die Weise geheiliget, daſs der des Todes sterben muſs, der seine Hand frevelnd an den Priester legt? Soll nun die ungestraft leben, die den Priester ermordet, die den Altar entheiligt hat?

Saphar. Falscher Priester, lebte der Zerstörer wirklich, würde er nicht seinen Priester und Altar gegen ihre Blitze geschützt haben? Würde er nicht die vernichtet haben, die sich gegen ihn empört hat? Und sie sollte nun sterben, die zu unserm Besten die groſse That vollzog, um unsertwillen der Macht entsagte, wodurch sie die Erde beherrschen konnte? Sie, die ungezwungen entdeckte, sie gleiche nun uns, und ihr Zauber sey von ihr gewichen! Hätte sie geschwiegen, würdest Du wagen Deine Stimme zu erheben? Bebtest Du nicht, und verbargst Dich hinter diesen, bis sie das groſse Geständniſs vollendet hatte? Wolltest Du sie nicht im Staube anbeten, in Euer Dunkel führen, sie da aufzustellen, zu einem neuen Gegenstand des Betrugs?

Alkamar. Bändige den schnellen Lauf Deiner Zunge. Ich und die Horde schützen die Priester, sie wissen was gut und böse ist, was uns nutzt, und was der Zerstörer heischt. Sie mögen entscheiden; Dich und Deinen Vater blendet die Schönheit der Fremden; um sie zu besitzen achtet Ihr nicht der Gefahr, die andern droht. Oberdruide, gern entsage ich meinem Rechte auf sie, wenn es das Wohlseyn der Horde erfordert; denn besser ist's, die Fremde verderbe, als einer von uns.

Kotix. Finstrer! ich weiſs, warum Du die Priester schützest, Du hoffest durch sie über mich zu steigen. Was ist mir doch die Fremde?

Saphar. Mein Vater, auch Du entziehst ihr Deinen Schutz?

Kotix. Bin ich doch nicht geboren, daſs ich um ihrentwillen verderbe!

Oberdruide. Diesen Felsen hat sie zerstört, der Felsen sind mehr, und den ersten, den mir der Furchtbare zeigt, soll Medeens Blut einweihen, einweihen zum heiligen Altar! — Sprechet, Druiden! Sprich, Volk!

Alkamar. Druiden. Volk. Sie sterbe die Fremde! Blute am Altar! Versühne den Zerstörer!

Saphar. So tödtet auch mich, daſs ich nicht Zeuge sey des Undanks, nicht Zeuge sey, wie Ihr die Wohlthat von Euch stoſst!

Oberdruide. Gehe nun, thörichter Jüngling, und sage es ihr. — Ihr, bewachet die Ausgänge, daſs sie nicht entfliehe!

Alkamar. Saphar, wenn Du zu leben müde bist, breit ist der Weg zum Tode.

Kotix. Dieſs wünschest Du; aber er soll leben, nach mir herrschen, und Dich einst verderben. Saphar, mag doch die Fremde bluten, wenn sie es so wollen; leben wir doch, und haben der Weiber genug.

FÜNFTER AKT.

Medea aus dem Schlafe erwachend.

Wo bin ich? Wo war ich? Welcher Gott sandte mir nach so vielen peinlichen Jahren den ersten sanften Schlaf? All' der schwarze Kummer war aus meinem Herzen gewichen, und mein Geist wiegte sich, wie die bethaute Rose im West, in der Rückerinnerung der seligen Jugend und Unschuld. Noch ist mir wohl, und die sanften Träume schweben in lieblichen Bildern um meine Stirne, wollen sie nicht verlassen, und mir die süſse Täuschung zu Wahrheit zaubern. Ich sah den Gatten in jugendlicher Schönheit und männlicher Treue, kein düstres Erinnern störte die Eintracht. Ich sah die Söhne, sie spielten um mich, und mein Feretos, das leichte Reh, schoſs vor mir her über die Wiesen, und forderte den stärkern Bruder auf. Durch das blumigte Thal zogen wir zu dem Born der guten Nymphe, der Vater gesellte sich zu uns, wir saſsen vertraulich zusammen, und sprachen von dem Glück der Liebe und Freundschaft. Sie lebten und liebten mich, die ich ermordet habe! Warum schlief ich nicht hinüber, und muſste noch einmal dem Schmerz erwachen? —

Ha! welche unaussprechliche Qual entspringt so plötzlich aus der süſsen Täuschung? Ich sehe den Born der guten Nymphe, höre das Murmeln ihrer Quelle, das Wehen in den Cypressen, und das helle Licht hüllt sich in Nacht. Auf den Wipfeln der Bäume sitzet Hekate mit dem Säugling, mit den Schatten der Ermordeten, fordert das Blut der Jasoniden, und treibt mich zum Mord. Ich stehe im schwarzen Dunkel, glühend in Rache, meine Hände, diese zarten Hände, geschaffen zu liebkosen und ein feines Gespinste zu weben, tauchend in das Blut der Söhne! — Ich bin dort! dort, wo ich die schwarze That vollbrachte, und hier liegt der blutige Greuel. — Mein Innres brennt, die feurige Hand der Eumeniden umfasset mein Herz. Weh! Weh! Weh! Noch hast du nicht ausgelitten, Medea! Neue Qual ergreift dich, die dein Gehirn anfaſst, die du nicht ertragen kannst. Es wüthet im Geist, im innern Mark, naget mit giftigem Zahn an der Quelle des Lebens. — Ach dieses ist kein Leiden auf Erden gezeugt, es kommt aus dem Tartaros, es ist die Rache, die Strafe, heraufgesandt mich zu peinigen. Die Weissagung des Schicksals erfüllt sich, ich höre die Eumeniden auftreten mit eisernem Fuſse. Ihr fürchterliches Geheul schallt in mein Ohr — Ha, da — da — sind die Ermordeten — die Wunden bluten — sie zeigen auf die Todeswunden, und ihr letztes Winseln schneidet in mein Herz. Feretos, fluche der Mutter — o deute nicht mit so sanftem Schmerz auf die Todeswunde! Düster dräut mir Mermeros — er zeigt mir den Weg hinunter in den Erebos! — Feretos! Feretos!

er will mir nahen — mit mir reden — ach ihn treibet der schreckliche Anblick der Eumeniden, die mich umschlungen haben, zurück. — Die Knaben entfliehen — und ergrimmter fallen die Eumeniden mich an. O laſst mich athmen, ihr habt mir das schrecklichste vorgebildet — ich erliege, fühle das Ende meines unglücklichen Lebens. — Wehe! Wehe! — keine Hand, die von meiner glühenden Stirne den Schweiſs wegwische! keine Hand, die mein Haupt unterstütze, das zerspringen will! Keiner, der auf den brennenden Schmerz hauche, und ein Wort des Trostes zu mir spreche!

Sie sinket nieder.

Saphar. Roxane.

Saphar. Hier liegt sie! hier! und Leiden entstellt ihr schönes Angesicht.

Roxane. Der Schweiß rinnt von ihrer Stirne — ihr Aug ist finster, und Todesblässe liegt auf ihr.

Saphar. Trockne Du den Schweiſs auf ihrer Stirne: ich richte sie auf, und unterstütze ihr Haupt. Ach gewiſs hat sie schon vernommen, was die Grausamen beschlossen haben.

Roxane. Medea, schlage Deine Augen auf, wir, Deine unglücklichen Kinder, sind da.

Medea. Ah — sind sie verschwunden? — Seyd Ihr es wirklich? — ist keine der Eumeniden da? — Seyd Ihr es Freundliche? — So — lege Du Deine Hand wider meine Stirne — welch kalter Schauder schleicht nun durch meine Glieder — so schleichet bei schwüler Hitze die eiskalte Schlange über den heiſsen Busen des schlafenden Hirten — tritt seitwärts, daſs ich mich an dem Feuer meines Vaters erwärme — der kalte Frost erstarret mein Blut. Gieſse Wärme in mein Herz, Helios, die Luft des düstren Styx hat es angeweht. Ach, in deiner heiligen Gegenwart fielen sie über deine Tochter! — Ihr weinet, meine Lieben! o laſst Eure Thränen in meinen Busen herabfallen, es sind die einzigen, die je mir Unglücklichen geflossen!

Saphar. Es ist alles was wir vermögen, und dann mit Dir zu sterben.

Medea. Lebet, und genieſset das Glück der Liebe.

Saphar. Wie können wir leben, und Dein fürchterliches Ende sehen?

Roxane. Er will mit Dir sterben, weil er Dich nicht retten kann, wie Du mich gerettet hast.

Medea. Droht man meinem Leben?

Saphar. Hast Du es nicht vernommen? Ist es nicht dieses, was Dich den Todten ähnlich macht?

Medea. Sind die giftigen Pfeile noch nicht alle auf mich abgeschossen? — Rede!

Saphar. Als Du uns verlieſsest, beschlossen auf Eingebung des Oberdruiden die Wilden, des Priesters Tod an Dir zu rächen, und Dich an dem Altar des Zerstörers zu opfern.

Medea. Mich? — Sprichst Du Wahnsinn aus Furcht?

Roxane. Schon haben sie einen neuen Altar geweiht, und bald wirst Du sie sehen.

Saphar. Sie kommen Dich zu binden, daſs Du nicht entfliehest.

Medea. Verlaſst mich! Fliehet!

Roxane. Saphar. Wir verlassen Dich nicht! Wir folgen Dir in die Gefilde des Tods.

Medea. Hört es Götter! Vernimm es Erde! Vernehmet, künftige Menschengeschlechter, Medeens schreckliches Loos! *Das Böse gelang mir, das Gute vernichtet mich!* — Ich soll nun sterben, hingeworfen dem Wahnsinn! dem Betrug, den ich mit der Auflösung meines mächtigen Daseyns zerstörte! Ha — wo? wo sind die Kräfte meines Zaubers? Wo meine Blitze, daſs ich mich räche. Rächen! an ihnen? an den Menschen? o vergieb ihnen und fluch' ihnen nicht. Dein von Schuld gedrücktes, von ihrem Wohl begeistertes Herz täuschte dich, und verhüllte deinen tiefdringenden Sinn! Wie entflieh' ich der Schmach? — Ha! nur ein Weg steht offen, der Erde zu entfliehen! Ihn betrete ich, verfolgt von den schnaubenden Eumeniden, verlassen von den Göttern, betrogen, verstoſsen von den Sterblichen, öffne ich mir mit gewaltsamer Hand den Weg aus dem Leben. Beladen mit dem schaudervollen Gewinn meines Lebens, soll ich hinuntersteigen in den Erebos, und nie mit den freundlichen Schatten in den seligen Gefilden Elysions wandeln. Ich höre euch Eumeniden! In Verzweiflung soll die Mörderin sich tödten! ihre blutigen Hände konnten nicht die Früchte guter Thaten erndten. — Fliehet, Unschuldige; verlasset dieses verblendete, unglückliche Volk; gedenket meiner, und pflanzt meine Lehren in den

Herzen Eurer Kinder fort. Verlaſst mich nun, keiner soll sehen wie Medea stirbt.

Beyde. Vergönne uns bey Dir zu bleiben! Vergönne uns mit Dir zu sterben!

Medea. Zwey Herzen habe ich gewonnen, sie bleiben mir treu bis an die Schwelle des Tods, drängen sich da noch an mich, um sie mit mir zu betreten! Siehe, Schicksal, ganz hast du nicht über Medeen gesiegt! In der letzten Stunde ihres Daseyns durchströmt sie noch Wonnegefühl. Ja, Wonnegefühl über diese hier, und über die letzte That!

Alkamar. Kotix. Oberdruide. Druiden.
Volk.

Oberdruide. Nahet ohne Furcht und faſst sie an. Der Zerstörer steht Euch bey. — Verwegne! Du sollst an dem Altar den Mord des Priesters abbüſsen, und durch Dein Blut den Zorn des Furchtbaren versühnen! Ergreift sie! Bindet sie!

Medea naht ihnen, sie weichen zurück. Wer wagt es zu nahen? Wer wagt es von Euch über Medeens Geschick zu gebieten? Nicht an dem blutigen Altar Eures Wahnsinnes wird sie ihr groſses Leben enden. Unglückliche! ich entfliehe Euch und der Erde. Mit tiefem Schmerz überlaſs' ich Euch Euren Verirrungen — Ihr verschloſst Euer Ohr meinen sanften Lehren, und zwingt nun die Enkelin der Sonne, ihr Leben gewaltsam zu enden. Nie werdet Ihr das Glück und die Genüsse geselliger Menschen empfinden und schmecken. Zerstreut wie die übrigen Thiere der Erde, werdet Ihr Euch nie zu einem gesitteten Volke versammeln, und die Kinder Eurer Kinder werden die Folgen Eurer rohen Grausamkeit fühlen. Dieses verkündet Euch die sterbende Enkelin der Sonne mit kummervollem Geiste.

Oberdruide. Gut sind wir, so wie wir sind, und wollen nicht besser als unsre Väter seyn. Hört nicht auf sie! fasset die drohende Verbrecherin, Ihr Feigen, daſs wir den Zerstörer, seinen Priester und seinen Altar an ihr rächen!

Medea einen Dolch ziehend. O nahet nicht! zwingt mich zu keinem Mord an einem von Euch, genug hab' ich des Bluts vergossen.

— Ach du hast mich ganz vergessen, mein Vater! Soll ich mich nun anfallen, und gleich denen, die das Schicksal verdammt hat, ihr peinliches Leben gewaltsam zu enden, einsam am düstern Styx wandeln, und nie in das selige Elysion dringen? Nie meine Kinder mehr sehen? O gebt mir nur sie, ihr Götter, wo ich auch mit ihnen seyn werde, wird mir Elysion blühen.

Kniend. Helios, wenn du mein Vater bist, wenn göttliches Blut in meinen Adern flieſst, so stehe mir bey! Vertritt mich bey den Göttern des Olympos und des Tartaros! Gedenke meiner letzten That, meines groſsen Wahrheitsgefühls, und rette mich vor gewaltsamem Mord! Ich flehe nicht um Leben, lange hasse ich es. Schütte dein glühendes Feuer herunter! verzehre deine Enkelin mit deinen Flammen auf. Verbrenne ihre Gebeine, daſs sie auf diesem unreinen Boden nicht ruhen! Reinige deine Tochter, Helios, durch dein heiliges Feuer von ihren Verbrechen.

Sie steht auf. Er hört mich nicht, meine blutigen Thaten haben sein Herz von mir gewandt — Abermals überfällt mich die stygische Pein — wo? wo ist das Ende meiner Qual! — Alles hat mich verlassen! Nur die Kraft bleibt mir übrig, den Faden des Lebens zu lösen! Laſst mich sie fassen, ihr nagenden, heulenden Eumeniden! Laſst sie sterben, die von den Göttern und Menschen Gehaſste! Steiget herauf, meine Söhne! seht eure Mutter, eure Mörderin bluten! Seht wie sie den Mord an euch an ihrem Herzen rächt!

Sie ersticht sich, und sinket auf die Trümmer des Altars. Roxane und Saphar treten zu ihr.

Ha, ein Lichtstrahl von meinem Urvater gesandt, durchglühet mein Herz. Die Eumeniden entfliehen! ein süſser Wahn umspielt meine Stirne. Ich hebe meine blutigen Hände zu deinem goldnen Sitze, dir zu danken für das selige Gefühl! — sie sind es — ich sehe die geliebten Söhne — sie fliegen mir entgegen — fassen freundlich meine Hände. Dort steht der Vater und blicket düster nach mir. Deckt eure Wunden, Geliebte, mit euren Händen, zeigt ihm die meine, zeigt ihm mein von der Qual zerriſsnes Herz, und leitet mich zu ihm!

Sie sinket in Roxanes Arm.

DAMOKLES.

EIN TRAUERSPIEL.

Καὶ γὰρ κατέστη σ' αὔτον εἰς μοναρχίαν,
Ἐλευθερώσας τηνδ' ἰσόψηφον πολιν.

EVRIPIDES.

1788.

PERSONEN.

DAMOKLES.
KÖNIG ATTALOS.
CHARIKLES.
KALLIAS.
ARISTON.
MEGAKLES.
KREON.
OBERPRIESTER.
EINIGE AUS DEM ADEL.
VOLK.
ARATE.
INO.
ANTIOPE.

Die Scene ist in Rhodos.

PROLOG.

Unsre Thränen flieſsen bey des Gerechten Fall: doch bald entreiſst die Bewundrung seiner Gröſse unserm Schmerz den Stachel. Der rohe Haufen fühlt, und fühlt es stärker, als die kleine Zahl, die durch Verstand den lauten Schlag des Herzens dämpft: Aufopfrung zum Heil der Bürger verleih' im tiefsten Unglück einen Preis den kein sinnlich Gut erwirbt. Der Sturz des Feigen, des Mannes, der nur sich selbst lebt, erinnert uns an des Menschen Niedrigkeit, und unser Geist sinkt mit ihm in den Staub; der kühne Flug des Edlen hebt uns, wenn er die Erde verläſst, bis zum Thron der Götter, und Wollust, mit ihm als Mensch verwandt zu seyn, mischt sich bey seinen Leiden unter unsre Thränen.

Sonderbar mischten die Götter der Menschen Wesen, Kräfte, Geist und Fähigkeiten, und trennten sie wie Licht und Nacht. Ihre verſchiednen Gefühle, Leidenschaften und Streben, liegen, gleich streitenden Elementen, in beständigem Kriege. Zu Zeiten bringt ein edler, sich aufopfernder Mann diese wilden Dissonanzen zur einstimmigen Harmonie. Dann fühlen selbst die Feigen die Bewundrung der groſsen That, und der Halbgott hält die alles vernichtende Verderbniſs einige Augenblicke in ihrem lichtschnellen Laufe zurück. So ist hoher Sinn, uneigennützige Tugend dem Herzen der Menschen, was die Sonne der Welt ist, und die Götter erscheinen in ihrem Abglanz durch die Edlen, um die Verirrten wiederum in das Band zu ziehen, womit sie uns so sanft an ihren Sitz gebunden haben. Aber da, wo ein listiger Tyrann das Herz der Menschen beschlichen hat, staunen sie das edle Opfer an, vernünfteln über die That, und nennen den einen Thoren, der über ihr Glück das seine vergaſs. Nur die blutigen Streiche der tyrannischen Geiſsel erwecken sie aus dem starren Schlummer, und dann heulen sie in wilder Verzweiflung, daſs sie ihr Schicksal verdienen.

So machen leicht willige Sklaven den König zum Tyrannen; doch schwer legt man ein Volk in Ketten, das frey fühlt, frey seyn und bleiben will!

ERSTER AKT.

Scene in Damokles Hause.

Damokles. Ino.

Damokles. Die Freude, meine Tochter; über meine Rückkunſt, drückt sich bey Dir in bloſsem Staunen aus. Nur gestern fühlt' ich einen Augenblick Deinen heiſsen Willkomm; heute haftet ernst, und ernster als es die glatte Stirne der Jugend schmückt, Dein Blick in meinen Augen. Hier, Ino, suche den Vater! Aufs Herz deutend. Hier wohnen Sorgen; auf die Stirne deutend die dieses nur ertragen lehrt.

Ino, sich an ihn schmiegend. O längst erflehte Rückkunſt! Dir folgte über das Meer mein Herz, und mein Geist schwebte in Deinen Segeln, trieb sie vorwärts, um Dich schnell zurückzubringen. Noch hattest Du des Feindes Küste nicht erreicht, als ich schon des Windes Flug belauschte. Wie schlug mein Herz, wenn ich meinen Schleyer rückwärts flattern fühlte! Es war der Wind, der, mit meiner kindlichen Liebe einverstanden, Deine Flotte nach unserm Hafen blies. Nun bist Du da, gesund, siegreich, und —

Damokles. Wie, meine Tochter, noch ernster werden Deine Blicke?

Ino. Ja, mein Vater, auf Deiner Stirne wurzelt ernst mein Aug', gleich dem Blicke des Steuermanns am Gewölbe des Himmels, wenn er vom Sturm verschlagen dort angstvoll ein Zeichen sucht, den Weg durchs dunkle Meer zu finden. Mit eben solchen Blicken sahen gestern die Rhoder auf Dich, da Du von dem Hafen kamst. Über die Lage, in die der listige König sie gesetzt hat, vergaſsen sie Deinen groſsen Sieg, und schienen tief zu fühlen: ein Sieg, der nur dem König nützt, nur seine Eigenmacht verstärkt, sey für das Volk gefährlich. Ihr düstres Zujauchzen sagte Dir laut, nicht in Karien, in Rhodos selbst, sey Rhodos Feind, und ihre Freude galt nur der Hoffnung.

Damokles. Welcher Hoffnung?

Ino. Du würdest ihnen die in Deiner Abwesenheit verlorne Freyheit wiedergeben, und ihr Herz der reinern Freude fähig machen. Sieh, alles dieses klang so trübe durch das Jauchzen, womit sie Dich empfingen! So schwer das Joch der Tyranney auf ihrem Nacken liegen mag, so fühlen sie doch noch, daſs ehmals Siege nur für sie erfochten wurden, daſs nur Theilnahme an dem Allgemeinen der Bürger Herz in einen Punkt der Freude und des Kummers sammle. Nur dann zerfällt der Menschheit stark Gefühl, wenns der Tyranney gelungen ist, der Bürger Blicke vom Staat' ab in sich selbst zu kehren. Noch schwankt der Rhoder zwischen Seyn und Nichtseyn; denn sag' mir, mein edler Vater, sind wir, wenn wir eines andern Sklaven sind? nicht den Gesetzen, sondern einem Menschen unterworfen?

Damokles. Ino, fülltest Du meine Abwesenheit mit solchen Gedanken aus? Denken unsre Töchter wie Männer, während diese ihren besten Werth verkaufen? Sehr krank muſs Rhodos seyn, wenn unerfahrne Jungfrauen sein Weh errathen, und es zum Gegenstand ihrer Unterhaltung machen!

Ino. Daſs Rhodos krank sey, und woran, dieſs weiſs mein Vater! daſs ich es mit Unmuth fühle, dank ich den Empfindungen, die Du in mir erweckt hast. Wenn ich Dir an langen Abenden den göttlichen Plato las, und Du bey seinen erhabenen Gedanken glühtest, oft in strömender Beredsamkeit des Herzens überflossest, empfand ich wohl, unser Lesen sey etwas mehr, als leere Stunden auszufüllen. Glüht' ich nicht mit Dir, wenn Du mir merkbar machtest, wie unter tausend dunklen Gedanken, nur immer einer hell in diesem Weisen glänze: Gesetz, Gerechtigkeit und der Rechte Gleichheit. Ich fühle schmerzlich, daſs ich nur ein Weib bin, nur geboren zu weinen, zu bewundern, und beydes, mein Vater, beweist doch nur dem Menschen, wie schwach er ist!

Damokles. Hadere nicht, mein Kind, schön ist Dein Loos, bloſs tief und fein zu fühlen, ohne Dein Herz mit Thaten zu beladen, womit der Mann so selten sich und andern nützt. Ja, wenn Gutes thun und wollen, auch immer Gutes wirkt' und bliebe! So aber verschieben sich die Zwecke des Gerechtesten, und ihre Reinheit liest Du nur in dem Spiegel Deiner Seele.

Was Du hier warm und groſs entworfen hast, wird in dem finstern Gange durch des Menschen Kopf und Herz, nur zu oft zum scheuſslichen Gespenste, das Dich bey seiner endlichen Erscheinung in Zweifel über Deine Thaten setzt, und bist Du innig mit Dir einverstanden, wenigstens in den Zweifel: ob's nicht besser sey, die Menschen dem Taumel zu überlassen, der sie so verwirrend treibt.

Ino. Dieſs ist nicht Damokles Fall! auch noch da sucht nnd entdeckt er den Menschen, wo er sich, miſsgeleitet, auſser den Gränzen seines wahren Glücks verirrt.

Damokles. Sieh, wie Du mein Herz mit äuſsrem Kummer täuschest, um mir den nähern zu entfernen. Wo ist Deine Mutter? drückt der Gram noch immer ihren edlen Geist darnieder? Erwacht sie niemals aus ihrer düstren Starrheit?

Ino. O! sie lebt nur in ihrem Verlust und Schmerz! — Vertrocknet ist die Quelle der Freude in ihrem Herzen. Bey jedem Geräusche fährt sie zusammen, und sieht die wilden Aufrührer, wie an jenem Schrekkenstag, in ihre Kammer stürmen. O sie vergaſsen, verblendet vom Verrath, daſs mein Vater auch der Bürger Vater sey! Dann lebt die Mutter wiederum ganz in ihrem Herzen auf, und in einer Einfalt, die Thränen aus dem Herzen preſst, drückt sie in Täuschung, den verlornen Säugling in die Arme, umfaſst die leere Luft, und steht erstarrt! — Zur Wirklichkeit wird ihrem Geist die Täuschung, und den von Ohnmacht gelösten Armen entstürzt der Säugling. Dann rafft sie in trauriger Verwirrung den todten Knaben auf, besorgt seine Leiche und fordert ihre Weiber auf, das Klagelied zu singen. Ihr Verstand, mein Vater, ist nicht mehr Meister ihres Herzens, und nur zu Zeiten lodern, gleich den Blitzen in einer dunklen Nacht, hellere Gefühle in ihr auf. Dann drücken sich ihre gespannten Geister in düstrer Ahndung aus, und ihre Leiden machen sie zur Verkündigerin von nahem, neuem Weh. Bey Deiner Ankunft überfiel sie Zittern, und Deine Tochter erbebte vor den trüben Bildern, die ihr weissagender Geist erschuf.

Damokles. Kein Balsam der Natur heilt die Wunde, die ihr Mutterherz erlitten hat; nur der Tod mag ihr die verlorne Ruhe wiedergeben. Peinvolle Aussicht, daſs nur in ihrem gänzlichen Verlust für uns ihr Glück beginnt! — Meine Tochter, das was ihr zerstörter Geist in schwarzer Ahndung weissagt, seh' ich helle: ein Sturm schwebt über Rhodos, der uns zerbrechen, oder heilen muſs! Doch ich fürchte, ihn zu bestehen, haben wir die Kraft verloren! Ich hatte einen Sohn — den Säugling hab' ich dem frühen Tod gezeugt, und diesen, den ich als freyen Mann verlieſs, selbst gewählter Knechtschaft. Mein Sohn, mein Kallias, Führer der Leibwache des Tyrannen! und ich sein Vater, erwähltes Haupt der Rechte und Gesetze dieses Volks! Ha, mein Haus ist kränker noch als Rhodos. Da wo die Söhne von den Vätern abfallen, die Zwietracht in den Familien wüthet, eigennützige Absichten die Bürger trennen, entflieht die Freyheit, und auf die Zerstörung der besten Gefühle der Menschen, baut der Tyrann den Thron der Eigenmacht. Aber noch fühl' ich, was mir das Volk vertraut hat, und wenn wir das gethan haben, wozu die Götter uns berufen haben, so falle das Loos, wie sie es bestimmen. Edle Thaten des Bürgers gleichen der Morgenröthe, deren goldner Wagen vor der Sonne herrollt. So gehen seine Thaten vor der Unsterblichkeit her, wenn er für Gesetz und Freyheit stirbt.

Ino. Ha, mein Vater, ziehe Deine Ino mit in Deine Morgenröthe.

Arate. Ino. Damokles.

Arate hängt an seinem Arm, und drückt ihre Lippen auf seine Hand.

Ino. Meine gute, sanfte Mutter!

Damokles. Willkommen, Freundin meiner Seele! Sieh auf mich, in mein Aug', das den Kummer aus Deinem Herzen ziehen möchte, um Deine edle Seele zu erleichtern!

Arate. O Damokles!

Damokles. Mein gutes, vortreffliches Weib! — ich verstehe Dich. Du bist zu weich gebildet, die gewaltigste Erschütterung, die je ein Mutterherz getroffen hat, zu tragen.

Arate. Ich bin nur Schmerz!

Damokles. Apollo und ihr sanften Musen, berühret die verstimmten Saiten dieser schönen Seele, daſs sie noch einmal das Einverständniſs der Liebe fühle! —

Können der Blick der Liebe, die Thränen Deiner Tochter, Dir nicht die schwere Zunge lösen? Komm, laſs uns von Deinen Leiden reden! — Hörst Du mich nicht? Ist meiner Stimme Klang in Deinem Herzen ganz verloschen?

Arate. Deiner Stimme Klang und ihre Thränen leben hier, mischen sich in meine Leiden, und sind das peinvollste meiner Leiden. O mein Herz ist eine nie versiegende Quelle von Schmerz! — Fordere nicht so freundlich den Säugling von mir zurück! wohl weiſs ich, welchen Schatz der Mann dem Weibe anvertraut, wenn er nun froh den neugebornen Knaben von ihr empfängt, und ihn hoffnungsvoll an die Brust der Mutter legt!

Beyde. Geliebte! Mutter!

Arate. Schreckliches Schicksal, dem gewaltsamen, unnatürlichen Tod zu geben, was wir so eben dem blühenden Leben mit Schmerz geboren haben! — Hier schwebt sein Lächeln! Hier an meiner Wange fühl' ich das sanfte Tasten seiner Hände! Dieſs ist der lächelnde, zufriedne Blick, der sich in meine Seele goſs, wenn er hier den Saft des Lebens sog! — O es war ein holdes, freundliches Kind!

Damokles. Das war es — ein Bild der Liebe, und glich Dir ganz!

Arate. Bey der Mutterliebe, ich bin unschuldig an dem Tod des süſsen Knaben! Der grausame Würger der Menschen mit den aschfarbenen Locken um Schläf' und Stirne, hatte erst mit kalter Hand der Mutter Herz erstarrt, um sicher seine Beute zu erhaschen!

Sonst hätt' ich mit dem finstern, frostigen Schleicher kühn um Dein vertrautes Pfand gerungen; aber im Hinterhalte lauert der feige Würger, und nagt an unsers Lebens Blüthe! Nun rauscht er um Dich her, geht nochmals an mir vorüber, um mich lechzend, allein in der dürren Wüste zurückzulassen. Ich stelle mich zwischen Dich und ihn — halte hoch, Düstrer, die Lebensfackel! Damokles, um uns süſs zu täuschen, borgt der Überlistige die sanfte Gestalt des Jünglings; aber ich erkenne ihn an dem ernsten Blicke. Um seine Stirne gaukeln keine frohen Träume, wie um die Stirne seines lieblichen Bruders, ihn begleiten wehklagend blasse Mütter, verlaſsne Waisen; von ihren Thränen genährt, schleicht er furchtbar im Dunkel dahin. O ich sehe meinen Säugling in des Grausamen Händen, der Knabe lechzet dürstend nach mir; aber an meinem Jammer weidet sich der Hämische, und droht nun die Fackel Deines groſsen Lebens zu kehren!

Damokles. Fasse Dich, meine Liebe, dieses sind Bilder, die der Schmerz zeugt; sie haben nicht mehr Wirklichkeit, als die Träume einer kranken Einbildungskraft. Kein Mensch sieht das Verhältniſs des Schicksals eines andern nah.

Arate. Ich les' es in der Tiefe meines Herzens. Unglück ist die Mutter düstrer Ahndung. Nach tief empfundenen Leiden webt unsre verwirrte Phantasie einen schwarzen Schleier, in den sich unsre Seele hüllt, dem Strahl des Lichts verschlossen. All unser Denken wird Gefühl, und dieses leuchtet hervor wie der Blitz aus der Gewitterwolke, der auf einen Augenblick die schaudervolle Nacht erleuchtet, um sie noch schreckender zu machen. So weiht uns Apollo durch Leiden ein, das Weh zu verkünden, das wir in dem Spiegel unsers Jammers sehen.

Kannst Du den Nebel wegziehen, in den der Ernste Dich gehüllt hat?

Ino. Es sind Deine von Thränen wunden Augen, die diesen Nebel bilden.

Arate. O so wische die brennenden Thränen weg, und kühle meine Stirne! abermals umrauschen mich der weissagenden Begeisterung Fittige! Apollo schmückte sie mit Bildern der Zukunft, die nur Euch verworren scheinen! — Der Gerechte, der Edelste dieses Landes wird fallen, und fallen die Gerechtigkeit, und verschwinden die Freyheit! Gleich dem eklen Gewürme, von der Fäulniſs gezeugt, wenn die Kraft der Natur nicht mehr in Wachsthum treibt, liegt das Volk in dem Staube — sie erschrecken nicht mehr vor dem Schlage der Flügel des räuberischen Geyers, hin ist ihm das Gewürm zum Fraſse gestreut! —

— Weh! — Apollo, der du mich zur Unglücksverkünderin durch Leiden geweiht hast, verhülle mir nun die furchtbare Zukunft! Nimm meinem Herzen den tiefen, qualvollen Sinn der Ahndung nahen Wehs. Umsonst! Voraus soll ich Euer und mein Unglück fühlen. Die düstren Bilder drängen sich um mich, sie umschweben mich Elende, wie die Wasservögel, Stürme weissagend, ein Schiff umschweben, das das dunkle Meer durchfährt. Schon schlagen sie mit ihren Fittigen die schwellenden Wogen, und die Hand des Steuermanns erstarrt an dem Ruder. Welches Gesichte bildet sich nun vor meinem bebenden Geiste aus! Sieh! Sieh, Damokles! Da tritt er einher, stolz, kalt und frech der Verächter der Götter, der Verleugner der Götter — zum Altar zieht er ein stilles, unschuldiges Opfer. Nun drückt er den Stahl in seine Brust, und das Blut flieſst unter der Hand des Opfernden, Göttern, an die der Mörder nicht glaubt. Ha, mit Todesschmerzen, mit der Gebährerin Schmerzen, gebahr ich die Weissagung, und nun durchschaudert mich schrecklicher ihr Sinn. So fruchtlos wie dieses Opfer stirbt, stirbt der Mann, der für ein verdorbenes Volk sich hingiebt. — Damokles, willst Du es seyn! Wende Dein Angesicht von den Verworfenen; ein Mann wie Du, muſs, wenn er fällt, für Menschen fallen, die es zu seyn noch Kraft, noch Willen haben, die das Erhabene der Aufopfrung noch zu fühlen fähig sind.

Ino. Ihre Ahndungen erfüllen mein Herz mit Schrecken!

Damokles. Komm, meine Liebe, und sage mir, wie Dir ist! Ob Du meiner gedacht hast? Ob Deine Träume von mir erfüllt sind?

Arate. Mein Schlaf ist ein Gewebe von vergangenem und künftigem Weh. Gleich dem Wächter auf dem Thurme der von dem Feind bedrohten Stadt, starrt mein Geist zwischen Schlaf und Wachen hin. Nie verstummt der Knabe, nie entweichen die Bilder, die mein Geist aus jenen fernen Wolken zieht. Wenn in der Blüthe des Lebens ein Unglück tief in die Seele schneidet, so versiegt die Quelle des Lebens, selbst die Hoffnung stirbt hin, und die übrigen Tage sind nur Fortdauer des erlittnen Wehs. Ach weh dem Menschen, den der eiserne Arm des Schicksals so erschüttert hat, daſs er lebend ums Grab hin dämmert. Mein Geist starrt in den sich immer vertiefenden Abgrund des Grams, und nicht das Lächeln der Freunde, und nicht die Liebe, ziehen ihn von dem Beschauen des Elends zurück.

Damokles. Du gehörst nicht mehr uns! Still steht für Dich die alles heilende Zeit. Wandle hin in Deinen schauerlichen Träumen, die unsern sind heller; aber nicht weniger Träume. Glückliche, Du fühlst nur den Verlust des unmündigen Knaben, doch hast Du ihn der sanften Ruh geboren, und den einzigen, zurückgebliebenen, dem Verrath des Vaterlands? Darum wünscht' ich, dunkel mit Dir zu träumen.

Arate. Damokles, ich weiſs, daſs ich keinen Sohn mehr habe!

Damokles. Unglückliche Mutter! so fürcht' ich für die wenigen Strahlen, die Deinem Geiste noch jetzo leuchten.

Von der Straſse.

Damokles! Vater des Volks! Höre die Bürger, Deine Kinder! Rette! Rette das Vaterland! Höre unsre Abgesandten!

Arate. Wo flieh' ich hin? Wo verberg' ich mich? Schon naht der Sturm, den ich verkündet habe! Schon bildet sich die schwarze Zukunft in bestimmtere Formen aus. O höre sie nicht! sie sind es, die den Säugling meinem Arm entrissen haben, die Dich mir entreiſsen werden! Hör' auf mich, Damokles, der Gott der Dich retten will, spricht durch meine bebende Zunge! Verschlieſse den Feigen Dein Gehör, die nur im Aufruhr muthig sind. Was kannst Du von diesem Volke erwarten, da Dich Dein eigner Sohn verlassen hat? — O Apollo, um mich schrecklicher zu martern, ziehst Du nun die düstre Verwirrung vor meinem Geiste weg! ich sehe helle, und vor dem neuen bevorstehenden Elende verschwindet der alte Schmerz. Weh Dir! Weh Deinem Weibe! —

Du siehst ernst, in Dich gekehrt bey meinen Klagen! siehst nur mitleidsvoll auf uns, ohne auf Dein edles Selbst zu achten?

So trockne die Bewundrung des starken Mannes meine heiſsen Thränen! möcht' ich noch einmal das Weib seyn, das Dir bey kühnen, uneigennützigen Thaten zujauchzte; aber mein Herz ist gebrochen, und wenn ich helle sehe, so fühl' ich mich nur wie ich einst war!

Damokles. Laſs mich das Volk hören, und meinem Herzen folgen. — Begleite die Mutter!

Megakles. Charikles. Kreon. Damokles. Einige aus dem Adel und Volk.

Megakles. Damokles, Du hörst den Ruf des aufgebrachten Volks, und mit tiefem Kummer verkünd' ich Dir seine Deutung. Auch unsre Stimme, und die Stimmen aller Guten, die am Vaterland noch Antheil nehmen, mischen sich in diesen wilden Ruf, und klagen Dich an!

Charikles. Verstehe Megakles recht! sie klagen

Dich an, wie die Menschen über die Götter klagen, wenn sie sich aus Feigheit ein Unglück zugezogen haben; denn froh ist der blinde Mensch, wenn er mit der Führung höherer, unsichtbarer Wesen seine Thorheit decken kann. Gern mag sich der Schuldige die Last des Herzens leichter machen, und hat ihm die Kraft zum Kampfe gemangelt, so bürdet er dem wesenlosen Ding von Schicksal seine Trägheit auf; aber ich, der ich glaube, daſs wahre Männer Meister dieses Undings sind, räume nicht gern einer fremden Macht so viele Gewalt über mich ein: ich rühme mich meiner Tugend, und strafe mich für meine Feigheit!

Damokles. Wer bist Du, junger Mann?

Charikles. Charikles, ein Sohn Lysanders, Deines alten Freundes. Er führte mich jung nach Sparta, starb dort und befahl mir in seiner letzten Stunde, mir in Dir, durch Muth und Tugend, einen Vater zu erwerben. Als ich hier landete, warst Du mit der Flotte ausgelaufen; ich beklagte es; denn gerne hätt' ich unter Deiner Führung proben mögen, welchen Mann Sparta in mir auferzogen hat. — Nun Megakles, Du zürnst mir wie es scheint?

Megakles. Junger Mann, mein Haar ist grau, und ich bin Wächter der Gesetze.

Charikles. Wenn Du sie bewacht hättest, ich würde nun Kränze um Deine graue Schläfe winden, und nie gewagt haben, Dir ungestüm ins Wort zu fallen!

Megakles. Die spartanische Zucht verliert durch Dich ihren guten Ruf.

Charikles. Sie straft die Frechheit, doch preist sie die Wahrheit.

Damokles. Charikles, ich liebe die Empfindlichkeit, doch nicht ihren unzeitigen Ausbruch.

Charikles. Laſs mich Dir in Zukunft näher treten; die tiefe Achtung, die ich für Dich fühle, wird meine raschen Geister leiten. Auch weiſst Du, daſs der junge Mann in eben dem Maaſse liebt und bewundert, als er hasset und verachtet.

Damokles. Fahre fort, Megakles!

Megakles. Klagen Dich an, daſs Du unter dem Namen eines Königs die Tyranney in Rhodos eingeführt hast. Wir waren vorher ein freyes Volk, frey wie das Meer, das unser felsigt Eyland umflieſst, und stürmten wir auch zu Zeiten gleich ihm, so waren wir doch frey, und unsre bürgerlichen Unruhen zweckten nur immer dahin, dem einen Theile von der errungenen Macht so viel zu rauben, daſs er über den andern nicht tyrannisch herrschen möge. Nur in dem Kampf um Freyheit entwickelt sich der Keim der Tugend, und bey den freyen Wesen, die diese Welt beherrschen! besser war unser Schicksal, da wir noch bey jedem Auflauf für unser und unsrer Kinder Leben zitterten; rühmlicher als jetzo, da wir vor einem Menschen beben! Dieſs ist Dein Werk, Damokles! Dein Werk, der Zerstörer unsrer Freyheit! Nach Deiner Aussage hast Du uns mit einem Könige Ruhe gegeben; doch so wie man sie unter den Todten schlummert. Von Dir, der Du unsre Freyheit den Händen eines listigen Tyrannen vertraut hast, fordern wir dieſs köstliche Gut zurück; und wahrlich dieſs empörte Volk, vor Deinem Hause versammelt, wird nach seiner Weise meinen Worten Nachdruck geben.

Damokles. Eure Drohungen, Männer von Rhodos, machen nicht mehr Eindruck auf mein Herz, als Eure Anklagen auf meinen Geist, und möcht' ich Anklage mit Gegenklage erwidern, so würd' ich schnell die Schaam auf Eure Wangen ziehen; doch lieber mag ich unter Männern That mit Thaten messen.

Wohl, ich will glauben, daſs nur edle Beweggründe Euch auffordern, so mit mir zu reden, und sind Eure rauhen Töne der Freyheit kühner Schall, so sind sie meinem Ohr willkommner, als der Flöten sanft Geflüster.

Soll ich Euch an jenen Tag erinnern, da Rhodos an dem Abgrund schwebte? da Ihr wilder als die Thiere, in Euren eignen Eingeweiden gewüthet habt? Längst war der Blick auf's allgemeine Beste Eurem Aug' entrückt; von Eigennutz und roher Leidenschaft getrieben, strebte jeder nur, wie er herrschen, sich und seine Angehörigen auf Kosten des Volks bereichern möchte!

Ihr nanntet frey seyn, Euch über das Gesetz zu schwingen, die unterjochte Menge sklavischer daran zu knüpfen! Diese nannten frey seyn, das Joch der Gesetze, das nur ihren Nacken drückte, abzuwerfen, und so schwärmte das Volk einen verworrnen Traum von Gleichheit, dem die Natur des Menschen widerspricht: denn wiſst nur immer, ungleich ist der Menschen Geist und Wirken, verschieden ihre Gaben; leiten und sich führen lassen, gehorchen und herrschen, wägt die Natur auf einer uns unsichtbaren Wage ab, an der alles hängt, was Leben und Bewegung hat. Nur Ihr wolltet sie aus ihrem ewigen Gleichgewichte reissen, und Euch an ihrer ehernen Schaale das Haupt zerschlagen. Ich, der frey seyn nenne, nach dem Gesetz zu leben, aller Bürger einverstandnen Willen in einen Punkt zu sammeln, aller Kräfte ans allgemeine Beste festzuknüpfen, fand kein ander Mittel, als Euch einen König vorzuschlagen. In der Verdorbenheit Eures Geists und Herzens sucht die Ursach, nicht in mir!

Megakles. Edler Damokles —

Damokles. Du hast mich aufgefordert, so höre nun! Ich schlug die Krone aus, die Ihr mir mit Gewalt aufdringen wolltet, und unterwarf den von Euch gewählten Attalos den von Euch entworfenen Gesetzen. Ihr setztet mich an die Spitze der Wächter dieser Gesetze, und ich habe sie bey meiner Anwesenheit in ihrer Würd' und Kraft erhalten. Warum lieſst Ihr sie fallen, da ich gegen Rhodos Feinde zog? Warum habt Ihr Euch dem Willen eines Menschen unterworfen, den ich an den Euch anvertrauten Gesetzen gefesselt hielt? Megakles, Du tratst an meine Stelle; warum schuf sich der König in seiner Leibwache tausend gegen die Freyheit bewaffnete Hände? Haben nicht Eure freyen Hände den Grund zu einer festen Burg gelegt? Frey verlieſs ich Rhodos, frey unter einem Könige, wie Sparta unter seinen Königen, und find' es wieder in der Sklaverey!

Megakles. An der Spitze dieser Leibwache steht Kallias, Dein Sohn!

Damokles. Mit eben so vielem Rechte mögt Ihr die guten Absichten schelten, die ich mit Euch gehabt habe. Megakles, Du möchtest mein Herz zerreiſsen, da es Dir schwer fällt, meinen Verstand zu verwirren — Doch Du bist nicht Vater — Meinen Sohn zeugte ich dem Vaterlande; er war es, so lang er diesem treulich anhing; da er es verrieth, hört er es auf zu seyn, und ich bin ein glücklicherer Vater in dem Säugling, den die Wilden in meines Weibes Arm ermordet haben! Bey den Göttern! ich wünschte mich so von Euch losreiſsen zu können; aber wenn die Bande der Natur hier schlummern müssen, so fühl' ich diese um so stärker, die mich an Euer Schicksal fesseln.

Charikles. Verstummen die Redner, und mag ich den weisen Männern vorgreifen? Ich kann es, denn mich trifft keiner dieser gerechten Vorwürfe, ich kann frey des edlen Mannes Blick bestehen.

Megakles. Schweige!

Kreon. Wohl hat Damokles Recht, daſs wir Bürger nun eben nicht viel Ursache haben, über ihn zu klagen; denn wir sind so wenig als Ihr des Guten werth gewesen, das er uns zugedacht hat; aber daſs es so ist, und daſs wir nun vor unserm Vater so schlecht bestehen, ist nicht gänzlich unsre Schuld. Ihr vom Adel wolltet uns immer fühlen lassen, daſs Ihr allein der Geist des Staates seyd, und wir rohen Bürger die Maschine, die nur von Euch sich muſs beleben lassen. Doch wissen wir wohl, daſs ohne Euch der Staat bestehen kann; aber nie ohne unsre stärkren, arbeitsameren Hände! Auch ist's leichter, in weicher Ruhe ein wenig Weisheit zu erlernen, als in dem Schweiſse des Angesichts für sich, und mehr für andre noch zu arbeiten? Doch dieſs alles wär' noch zu ertragen, wenn Ihr nur die üppige, Euch von uns verstattete Ruhe, nicht zur Unterdrückung und schädlicher Neurung nütztet. Ungleiche Geister seyd Ihr mir, denn Ihr blast aus allen Winkeln her, heute warm und morgen kalt; und da Ihr uns unsern eignen graden Verstand verdächtig macht, Gewalt und Reichthum dem Euren Nachdruck geben, und Ihr obendrein sehr glatte Zungen habt, so ist's kein Wunder, daſs Ihr uns einfältige Leute glauben macht, Eure windschnelle Umänderung läg' in den Umständen, und nicht in Euch! Seht auf diesen einfachen, guten Mann, er ist nicht Euer, nicht unser Freund, er ist der Freund der gerechten Sache; seitdem wir ihn kennen, führt er nur eine Sprache; um eignen Vortheil hat er nie etwas unternommen, er ist ärmer als Ihr alle, ärmer als viele von uns schlechten Bürgern; auf ihn sehen wir, von ihm hoffen wir Hülfe, ihm nahen wir uns, wie dem Altar der Götter; denn sein ganzes Leben ist ein so rein Gewebe schöner, guter Thaten, daſs selbst das Aug' des Neids keinen Faden in demselben dunkel färben kann. Damokles, strafe die Wahrheit der Schmeicheley, und nicht das Volk von Rhodos, das nun durch mich spricht!

Damokles. Wie glücklich, guter Kreon, würde

Rhodos seyn, wenn Ihr nichts an mir zu loben fändet; wenn bürgerliche Tugend so allgemein wäre, daſs ich Euch um ganz gewöhnliche Thaten nichts gröſser als andre schiene! Gesunken ist das Volk, wo man die Tugend für Verdienst hält!

Megakles. Wer von uns zweifelt an Damokles Tugend? Wer weiſs nicht, daſs er ohne Flecken ist? Doch auch wir könnten vieles für uns anführen, leicht darthun, wie's dem König gegen uns gelingen muſste; könnten diesen Schritt zu Dir als einen Beweis anführen, mit welchem Herzen wir die Sklaverey ertragen. Vergieb, Damokles, diesem Gefühl' unsre zu rasche Anklage; der Unglückliche wägt nicht die Worte ab, leicht nehmen sie den Ton seiner Lage an, und der Weise blickt auf ihren Grund, nicht auf ihren Schall. Wir können diese Knechtschaft nicht ertragen; die Leibwache, die er gegen unsre Freyheit bewaffnet hat, muſs verschwinden, verschwinden die Burg, das Nest der Tyranney. Die Gesetze müssen von neuem in ihre ganze Macht eintreten; oder noch einmal beginnt der innerliche Krieg, der Rhodos so lang erschüttert hat. Du allein kannst durch Deine Weisheit, durch Deine anerkannte Tugend, Deine Gewalt auf die Herzen des Volks, diesem nahen Unglück vorbeugen. Dein tadelloses Leben macht jedes Deiner Worte zum Donner in des Königs Ohr. Hör' auf uns! Rhodos nennt Dich seinen Vater; es wird Dich nun zum zweytenmal seinen Erhalter nennen! Willst Du es verlassen, da es Dich um Hülfe anfleht? Wir schwören Dir Beystand, Rache an dem Könige, wenn er nicht in die Verbindung zurücktreten will, die er uns beschworen hat!

Damokles. O ich weiſs, daſs Ihr es versteht, Stürme aufzublasen; doch wenn sie nun drohend daherrauschen, so sucht Ihr schnell die Winkel, die Euch bergen mögen. Ruruhe, vereitelte, eigennützige Absichten sind die Quellen Eures Unwillens. Nicht aufs Volk, auf Euer eignes Beste seht Ihr bloſs, und Bürgertugend sitzt nur auf Euren Zungen. Ich weiſs, daſs wenn ich nun diesen König, den nur Eure Feigheit zum Tyrannen machen konnte, mitten in seiner Macht antaste, so werdet Ihr das Unternehmen herrlich finden; aber bey der geringsten Gefahr zieht Ihr Euch zurück, und ich — ich steh' allein!

Megakles. Setz' uns in Deinem Unwillen nicht so tief herab; leicht könnten wir uns irren, und bloſs Stolz in Deinem Vorwurf finden. Auch wir können für die Freyheit sterben, wenn's die Noth erfordert. Wir stehen nun gebeugt vor Dir, weil wir die Fehler tief empfinden, die wir in Deiner Abwesenheit begangen haben, und dieses lehre Dich, wie nöthig Du uns bist. Doch vielleicht sind wir's nicht werth, daſs Du um unsertwillen etwas unternähmst; aber nie wirst Du Dich dem Vorwurf ganz entziehen können, daſs Du es warst, der uns einem König unterworfen hat. Die Zukunft richte über Dich und uns; den Tag, den wir jetzo leben, übergeb' ich ihr!

Damokles. Des eignen Herzens Beyfall ist dem Gerechten Gegenwart und Zukunft; sich mag er nur belehren, die Menschen selten. Verdammt von Euch, ertrag' ich Schmach, Unglück und Schande, wenn dieses schweigt.

Verschiedene zusammen. So sind wir Sklaven eines Menschen! eines unsers Gleichen! Wir, die wir kühn das wilde Meer beschiffen! Mit den Elementen kämpfen! Dem Tod entflohen, ihm von neuem entgegen eilen! Wir, die wir das groſse Meer beherrschen, und seines tiefen Abgrunds spotten! So tauche Zevs dieſs Eiland in die Fluthen, den Tyrannen und die Sklaven!

Charikles. Vergebt, wenn ich nochmals Euren Reden stürmisch vorgreife! Ich bin ein junger Mann, und rede nun für ein Geschlecht, das noch im Reifen ist. Es sey, daſs unsre Väter die Freyheit hingegeben haben; aber warum sollen wir unverschuldet für sie büſsen? warum das gleiche Joch ertragen, da wir die Stärke fühlen, es von unserm Nacken abzuschütteln? O sie, des Lebens Müden, werden bald der Tyranney entfliehen! aber sollten wir, die wir blühend des Lebens Bahn beginnen, mit sklavisch gebeugtem Haupte auf den Kampfplatz treten? Der Kraft entsagen, der wir bey diesem Kampfe bedürfen? Die Gluth ausblasen, die uns zu kühnen, schönen Thaten reizt? Blick auf uns, Damokles, ein Mann wie Du arbeitet auf die Zukunft, und nie schränkt die Zeit seinen Wirkungskreis so eng ein: Was soll aus uns werden, wenn Du unsre Väter sinken läſst? Sollen wir ein andres Vaterland suchen, und den Vorwurf auf der Stirne tragen, daſs wir keines werth seyen, da wir das unsre nicht frey erhalten konnten? Binden uns nicht sanfte

Fesseln an diese Insel hier? Traut der edle Grieche dem Manne, der sein Vaterland verläſst? Vielleicht ist dieſs der Freyheit letztes Aufwallen, und die wenigen Edlen, die der alten Freyheit noch nicht vergessen haben, müssen diese Begeistrung nützen; ich sage mit Vorsatze die wenigen Edlen, denn viele haben sich schon von dem listigen Tyrannen beschleichen lassen. Er wirft ihnen das Volk als ein Aas hin, an dem die Geyer sich mästen mögen. Schon haben Wollust, Geitz und Pracht, den freyen, starren Blick der Rhoder stumpf gemacht! schon ist ihre rauhe, laute Stimme leiser, ihr derber Gang gemäſsigter! Schon übt sich die geschmeidige Zunge in feinern Wendungen! Schon beugen sie sich, gleich den Satrapen vor dem Tyrannen, und bald wird das Volk nun glauben, der Mann, vor dem der Tapfre und Weise sich so tief erniedrigen, müss' ein Wesen von anderm Stoffe als unser einer seyn! Und so dämpft die Furcht auf ewig die edle Flamme, wodurch der Mensch allein der Götter Wink entspricht. Sie werden herumwandeln, ihren Blick von dem Allgemeinen abziehen, und nicht mehr ahnden, daſs dem Menschen Freyheit angeboren sey. Das Gesetz wird schweigen, und die Geiſsel des Tyrannen, von Eigenwillen, Ungerechtigkeit, Gewalt und Furcht geflochten, an seine Stelle treten!

Viele. Wahr! erschreklich wahr!

Charikles. Die Furcht zeugt Gleichgültigkeit gegen alles, was auſser dem Menschen ist, und treibt die Bürger an, in dem heimlichen Dunkel des Lebens wollüstig zu genieſsen. Um ihn her mag stürzen was da will, wenn er nur steht und lebt. Nach seinem Tod ist Untergang des Ganzen, und er bläst sein feiges Leben weg, zufrieden, seinen Sinnen Gutes gethan zu haben. Hin und wieder werden einige Edle aufstehen, die gedrückte Menschheit zu vertheidigen; aber die Wächter, die die Heerde fressen, werden sie zerreiſsen, und die dumme Heerde wird empfindungslos den edlen Retter bluten sehen. Hier ist das allgemeine Grab der Menschheit — tiefe, schaudervolle Stille, die nur leise Seufzer, zages Heulen unterbrechen. Hier modern der Menschen Kräfte, und der kalte, unruhige Tyrann schreitet stolz durch die düstre Stille, seine ekle Schöpfung, forschend, ob's noch einer wage, Mensch zu seyn. Dann ziehen selbst die Götter ihren Blick von diesem verworfnen Volke und überlassen es der Geiſsel, die es geflochten hat.

Viele. So tief wolltest Du uns fallen lassen! Du, dem die Götter Weisheit und Seelengröſse in so reichem Maſse verliehen haben! Du, vor dem noch heute der Tyrann erbebt! O rette! rette von der gedrohten Schmach! Laſs uns Menschen bleiben! Willst Du, daſs wir vor Dir im Staube niederfallen sollen?

Damokles. Wer hat Euch dieſs gelehrt?

Alle. Leite uns durch Deine Weisheit, und laſs uns ohne Blutvergieſsen dem Vaterland die alte Freyheit wieder geben!

Charikles. Fühle den wilden Schlag meines Herzens; ich stammle nur was ich empfinde; noch Tausende empfinden so wie ich. Vernichtung ergreift jeden, der sich der Tyranney erfreut. Nur Freyheit giebt dem Leben Werth, nur ihr Besitz macht den Armsten groſs und reich!

Damokles. Für Männer, die wie Du empfinden, geb' ich gern das Leben hin. Ja für Deines Gleichen lohnt's, und könnt' ich mit jedem Tropfen meines Bluts einen Mann wie Dich erwecken, so wollt' ich's langsam auf diesen Boden gieſsen. Gut, ich will vor dem Volke mit diesem Könige reden. Ihr Väter habt die Tyranney geschaffen, doch grausam wär's von Euch, wenn Ihr Euren Söhnen kein beſsres Erbe hinterlassen wolltet. Es war nicht Gleichgültigkeit, die mich abhielt, Euch schneller beyzutreten; ich erwog, ob es Euch frommen möchte, wenn ich Euch noch einmal dem Sturm' aussetzte.

Alle. Noch heute soll er die Leibwache entlassen! noch heute seine Burg schleifen, und als ein durchs Gesetz gebundner König, nach Gesetz und den uns beschwornen Verträgen herrschen!

Damokles. Sein ist die Gewalt, unser nur das Recht. Ihr habt uns wahrlich wenig übrig gelassen, und Muth gehört dazu, dieses wenige geltend zu machen. Ich folge Euch, um ihn vorzufordern. Mein Leben gehört dem Vaterland, empfindet Ihr so, so fallen Leibwache, Burg und Tyranney!

Damokles. Charikles.

Damokles. Nun erst ganz willkommen, junger Mann! Wahrlich, die Pflanze Rhodos hat auf dem spartanischen Boden gut Wurzel gefaſst. Ich freue mich

Deiner Gestalt, Deines edlen Wuchses. Hoher Sinn liegt auf Deiner Stirne, und der Abglanz einer schönen Seele giebt ihm jene Wärme, die edle Herzen beym ersten Blick vereint! Wie sanft erröthest Du?

Charikles. Damokles! —

Damokles. O ich wette, Du hast in Athen den Grazien gehuldigt, um die spartanischen Sitten durch der Musen Weihe sanft zu färben. Welche selige Begeistrung umschwebt Deine Stirne! — Rede, Charikles! —

Charikles. Ich sehe und höre Dich nur, fühle nur mein Glück, von Dir geachtet zu seyn.

Damokles. Laß mich dem Schatten meines Freundes danken, der in des Lebens letztem Augenblick an das Glück des meinen dachte. Ich nehme Dich auf als Geschenk des Freunds, als ein Geschenk der Götter! In dem Augenblick, da ich einen Sohn verloren, ersetzt ihr den Verlust so reichlich! Was ist's nun mit dem ganzen Unterschied? Die Natur hat Dich mir nicht gegeben, sie gab Dich meinem andern Ich, und durch sein Herz warst Du mit mir verwandt, da Du das Licht erblicktest, und diese Verwandtschaft knüpfst Du nun durch einen edlen Geist zum schönsten Knoten. So hab' ich obendrein die Sorg' und Angst gewonnen, die Deine Kindheit mir verursacht hätte! Komm, sey mein Sohn!

Charikles. Selige Stunde! den Edlen, der mein Wachen, meinen Schlaf ausfüllte, dessen Bild mein Herz in träumender Begeistrung so oft entworfen, darf ich Freund und Vater nennen! Mag ich gänzlich dem

Entzücken trauen, das durch meine freudige Seele zittert, von Dir Sohn genannt zu seyn! Dich berühre ich! vor Dir steh' ich, vor Dir, dessen Namen selbst der Spartaner zum Sporn der Jugend ausspricht! Von Dir soll ich geliebt, geleitet werden — Damokles — Doch —

Damokles. Was verfinstert Deinen Blick so plötzlich? Sieh, ich nenne Dich Sohn!

Charikles. Und schändlich wär's, wenn ich dem sanften Namen nicht ganz entspräche! Damokles, das erste Bekenntniſs, das ich Dir zu machen habe, fällt meinem Herzen schwer. Nicht, als müſst' ich über das Gefühl erröthen, das auf meinen Wangen glüht, sondern weil es, so rein es immer seyn mag, meinen Schritt zu Dir doppelsinnig machen könnte. Doch warum, da so gar nichts Falsches in meinem Herzen ist? Verdiene ich darüber einen Vorwurf, daſs mich die Götter durch zwey Empfindungen so unaussprechlich glücklich machen? Jede für sich reicht hin, den Menschen dem Halbgott nachzuspornen! So sieh mich nun an, und glaube mir!

Damokles. Rede, ich glaube Dir!

Charikles. Mein Vater, nicht Athen ist es, das diese spartanische Rauhheit milder färbte, ich hab' es nie gesehen, und auf jedem Boden, sanft oder rauh, mögen wir durch unser Herz und der Musen Gaben glücklich seyn! Sieh die sanfte Lauscherin, die der Musen heiligste Gefühle in ihrem Busen trägt. Deine Ino ist's, die dieses that!

Ino. Vorige.

Damokles. Nahe Dich! o ganz übergossen von der Morgenröthe der jungfräulichen Scham!

Charikles. Ich liebe die Jungfrau, die bey der Schmach des Vaterlands unwillig glüht, und den Mann zu edlen Thaten durch ihren hohen Blick entflammt!

Damokles. Ino!

Ino. Werth ist mir der Mann, dessen Seele kein Joch ertragen kann. Er kennt und fühlt, was schön und gut ist.

Charikles. Sie ist es selbst!

Damokles. Geht, und macht mein Weib so glücklich, als Ihr mich — gemacht habt. Diese Freude werd' ihrer Seele zu einem seligen Strahl des Lichts. Ich danke den Göttern, für Dich, für ihn!

Damokles. Kallias.

Damokles. Welcher feindliche Dämon treibt Dich an, mich in meiner Seligkeit zu stören?

Kallias. Mein Vater!

Damokles. Ich hatte Dich vergessen, und Du trittst vor mein Gewissen, gleich einer tief vergrabnen Schuld, die ein Stich durchs Herz plötzlich vor die Seele des Verbrechers stellt. Ich genoſs eines Glücks, auf das ich nicht mehr hoffte; nur Deine schnelle Erscheinung trocknet die Freudenthränen in meinen Augen. Zur Freude gaben Dich mir die Götter, nun kannst Du mich durch Deine Gegenwart nur elend machen.

Kallias. Mein Vater!

Damokles. Deine Zunge spricht dieſs Wort, und nicht Dein Herz. O daſs meine Augen ihre Sehkraft verloren hätten! Wie, in Waffen? Gegen wen in Waffen? Wozu in Waffen, Du, Damokles Sohn? Du ein Bürger Rhodos? Seit wann begürtet Ihr Eure Hüften mit dem Schwerte, das nur gegen Feinde des Vaterlands geschmiedet ist? Wem droht die reiſsende Klaue des Drachen, von dem stolzen Helm herab? Dem Gesetz? Der Freyheit? Mir, Deinem Vater? — Antworte nicht; ich sehe, Dein verdorbener Verstand möchte gern unter rednerischen Sophismen Dein feiges Herz verstecken! Ich kenne die Blumen der falschen Beredsamkeit, womit Ihr müssig auf dem Platze die guten Empfindungen aus Eurem Herzen witzelt. — Ein erkaufter Sklave des Tyrannen, rauschest Du mit dem Kriegsgetöse durch Rhodos Straſsen, betäubst die Furcht, die er Deinem Geiste einflöſst, mit dem Gedanken: vor Dir und Deiner Waffen Schall erbebe der stille Bürger! — Laſs mich Dich wägen, ob Du in diesem Aufzuge noch meines Zorns werth bist!

Kallias. Mein Vater, Du hast immer die Offenherzigkeit in mir geliebt, mich von meinem ersten Stammeln an wahr zu seyn gelehrt. Selbst meine rauhen, oft ungeheuren Gedanken fanden in Deinem Herzen, wo nicht eine gute, doch mit der Menschheit einverstandne Auslegung. Auch weiſst Du, daſs viele Stürme in meinem Innern wüthen; manchen hab' ich bestanden, bin vielen unterlegen, und dieſs ist das Loos der Menschheit, das Loos des Mannes, den die Natur über die gewöhnliche Gränze treiben will. Wir können uns nicht alle gleichen, und eben die Verschiedenheit unsers Denkens und Empfindens setzt unsre Kraft in's Spiel, und befördert den Gang der Welt. Ich bin zum Mann nun aufgewachsen, weiſs was mir nutzt und schadet, habe gelernt was Recht und Unrecht ist, und was die Noth erzwingt. Es sey darum, daſs unsre Leidenschaften hier das Spiel bestimmen, und uns sehr oft irre führen; doch sind sie uns näher, lieber und inniger mit uns verwandt, als der Beyfall eines Andern. Nicht jeder findet in unnatürlicher Selbstverleugnung, Genuſs und Stolz; auch ist es nicht jedem gegeben, sich in die ätherischen Gefilde aufzuschwingen, und das was Plato Tugend nennt, verlacht der klügre Aristipp. Gern will ich an jene hohe Tugend glauben, die, ich weiſs nicht, in welche unerreichbare Wolke sich verhüllt hat; doch vermag ich es, sie von ihrem Sitze herab zu ziehen? Ich bin ein Sohn der Erde, lebe von ihr, und mein Getreibe ist mit ihren rohen Söhnen: meine Sinne glühen, und längst zehrte die Leidenschaft die Träume auf, die Du in meine junge Phantasie geschwärmt hast. Ich sehe Menschen um mich her, und keine Weisen; sehe, daſs selbst die Thaten Deiner hohen Tugend zur Thorheit aufgeschossen sind!

Damokles. Ich hielt Dich meines Zorns noch werth, doch nun seh' ich, daſs ich Dich zu hoch anschlug. Du warst mein Sohn, den schlechten Bürger veracht' ich nur.

Kallias. Du bist hart mein Vater!

Damokles. Nur gegen mich; denn wenn ich diese Züge in Deinem verwilderten Angesicht betrachte, und zurückempfinde, was ich unter diesem und jenem so hoffnungsvoll geträumt habe — wie Du warst, und werden solltest — Kallias, mein Sohn! — nein, Dein Herz ist taub, fühllos wie das Eisen, das es deckt. Fern sey's von mir, die Tugend so tief zu erniedrigen, um durch Überredung einen Mann ihr zuzulocken! Du sagst, Du seyst ein Mann, und ein Mann, der Recht von Unrecht zu unterscheiden weiſs; eben dieses beweist mir nur, wie sehr Dein Herz durch den Verstand verdorben ist. Wärst Du wild und tobend los gefahren, so hätt' ich Hoffnung gefaſst, denn dieſs ist Deinem Alter eigen und verzeihlich; aber da Du vernünftelst, Deine üppigen Gefühle in Grundsätze umgewoben hast, so laſs ich Dich! Einen solchen Mann der Tugend zurückzuführen, hieſs den Tyrannen lehren wollen, daſs es ein süſser Glück auf Erden giebt, als Menschen zu zertreten. — So tief bist Du gefallen, daſs Dir Deines Vaters Thun und Leben Thorheit scheint! daſs Du bürgerliche Tugend unter Träume rechnest! Du, in den Jahren, wo sich unser Herz so heiſs und gern an edle Gefühle schlieſst! — Weg, Du bist ein schlechter Mensch, und nicht werth in dem Spiegel meines Auges zu lesen!

Kallias. Doch haben Dir die Götter nicht so unbedingt die Wage gegeben, der Menschen Werth und Thun zu wägen. Andern schein' ich besser, schein mir selber besser, und klüger als Du selbst. Der Vortheil, den Du aus Deinen Thaten ziehst, beglückt nur Deine Einbildung, die meinigen mich selbst.

Damokles. Rede fort, jedes Deiner Worte löst ein Band, womit uns die Natur verknüpſt hat; und wahrlich, da wo der Sklave frech seyn darſ, ist es es ohne Maſs.

Kallias. Ich muſs nun erwerben, was Du verworſen hast. Wenn Du so weise bist, von den Göttern zur Menschenleitung so auserlesen, warum schlugst Du die Krone aus, die Dir das Volk auſdrang? Warum, Du **Menschenforscher**, überlieſst Du sie Attalos, der doch Deinen Hoffnungen so schlecht entspricht? Hast Du gefürchtet, Deine hohe Tugend möchte die Probe nicht bestehen? War das Unternehmen so gefährlich, daſs Du um Deines Hauses willen Dich ihm nicht unterwerſen wolltest? Doch däucht mich, es ist für den Weisen, wo nicht ein Glück, doch ein schöner Ruſ, Menschen glücklich und sich ähnlich zu machen. Warum muſs ich nun gehorchen, da ich nach Dir herrschen könnte? Mir scheint herrschen über Menschen ein ander Ding als Dir, und wenn ich je etwas kühnes unternehmen sollte, so wär's nur darum; denn an der hohen Stelle, wo aller Augen auf Dich gerichtet sind, nehmen sich des Menschen Kräfte ganz anders aus.

Damokles. O Rhodos! o mein Vaterland! Du bist gefallen! Die Verderbniſs dieser Jugend wird mehr Gefahr und Elend über Dich bringen, als alle Ränke der alten, grauen Bösewichter! — Kann der Mensch so schnell sich ändern? — — Ich schlug die Krone aus, weil ich nicht wollte, daſs einer aus meinem Blute den Grund zur künftigen Knechtschaft legen sollte. Wie wenig ich mich hierin betrogen habe, beweist Du nun! Ich sage: herrsche, wer Menschen unter sich zu sehen gewohnt ist, unter sich sehen will, wer durch Macht und Miſstrauen seines Wesens besten Theil vergiften will. Der Beherrscher eines Volks muſs sich durch ein eingebildetes Vorzugsrecht über die andern Menschen erhoben fühlen, und ein Weiser, ein Halbgott müſste der seyn, den die stolze Empfindung seines mächtigen Selbsts nicht zur Unterdrückung lenkte; doch die Menschen würden weder die Leitung der Weisen, noch der Halbgötter ertragen, denn das unstäte Ding voll üppiger Leidenschaft will von dem groben Keil getrieben werden, von dem es sich selbst getrieben fühlt; aber ich will in die Speiche des schnell rollenden Rads der Verderbniſs greifen, und der Menschheit heilig Recht behaupten, so lang ein Haar auf meinem Haupte lebt. Manchen Deines Gleichen hab ich mit einem Blick in Staub gelegt, und Du würdest nun vor mir erbeben, wenn nicht eine andre Leidenschaft Deine Sinne blendete. Ich konnte kein Ungeheuer zeugen, das Dir gliche, und die reine Milch, die Du aus Deiner Mutter Brust gesogen hast, konnte nicht in solches Gift ausarten. Sage mir, wodurch Du noch ein Mensch bist; die fremde, ungeheure Mischung, die ich in Dir wahrnehme, ist gegen die Natur.

Kallias. Ja, Du liest in meiner Seele, und wisse es nur immer, daſs ich die glühenste Leidenschaft für Antiope, des Königs Tochter fühle! daſs ich nicht mir, nicht Dir, nicht den Göttern, nicht dem Vaterland gehöre! daſs ihr Wink mich gegen Vaterland, Gesetz und Freyheit auftreibt. Ich weiſs, was Du mir alles entgegensetzen kannst, ich that es selbst; aber wahrlich, Flammen wie nun in meinem Busen brennen, verkälten nicht des Weisen trockne Lehren; sie sind mir zu hoher Tugend aufgeschossen, und alles, was ich je empfunden habe, ist in Dunkelheit vergraben. Ich stehe für ihren Vater; um der Tochter, um der Herrschaft willen; doch die Herrschaft ist mir nur um der Tochter willen lieb.

Damokles. Dieſs alles las ich in Deinen Augen, denn ich kenne Deine gierige Seele. Mit Entsetzen wirst Du aus diesem Traum' erwachen; und wirst am Ende sehen, ob es lohnte, alle edlen Empfindungen in diesen üppigen Flammen aufzubrennen. Du zernichtest die Bande der Natur, da Du eins zu knüpfen denkst, das nur einzig an dem ersten hängt. Mein und Dein Schicksal schaudert in diesem Augenblick kalt durch meine Seele! Geh!

Kallias. Mein Vater!

Damokles Geh! den Mann, den Du mit diesem Schwerte vertheidigst, greif' ich noch heute an!

Kallias. Womit?

Damokles. Mit Gefühlen, die Du nicht mehr kennst, die Du verloren hast. Wenn Du einst erwachst, so denke dieses Augenblicks. Geh! ich bedaure Dich — und nun zum letztenmal mein Sohn! Ich folge dem Ruf der Tugend, die Du nun verspottest; und sollt' ich eine Thräne weinen, so falle sie dem Jüngling, dessen Anlagen so viel versprachen. Vor dem König sehen wir uns wieder — Ich fürs Vaterland, Du für seinen Unterdrücker! — Du gehst? —

Kallias. Bedaure mich, und hasse mich nicht! —

Damokles. Und Du gehst?

Kallias. Du hassest mich!

Damokles. Haſst der Vater, dessen Thränen Dich in seine Arme locken möchten? der Dir die Hand am Abgrund reicht? Kallias! —

Kallias. Ich fliehe, denn ich bin so tief hineingesunken, daſs mich nichts mehr rettet, als Vernichtung meiner selbst. Ich bin Deiner Thränen nicht mehr werth —

Damokles. O doch meines Mitleids — nun fliehe schnell —

ZWEYTER AKT.

Vor dem königlichen Pallast. Auf der einen Seite ein Säulengang, und im Grund ein Tempel.

Antiope.

O süſse Wunder der Liebe, die einst mein Geist bezweifelte, nun strömt ihr alle in bitter-süſser Wollust aus meinem Herzen! Bin ich nicht mehr Antiope; ein andres, ein doppeltes Wesen? Wohnt ein Gott in mir? Bin ich vom Haupte bis zur flüchtigen, brennenden Sohle umgeschaffen? Wie ist's, daſs mein Innres so hörbar, jeder Tropfen meines Bluts so fühlbar geworden ist? Ich fliege, schwebe, glühe in Entzücken! Mein Geist schwebt um den Geliebten! Ich bin nicht Ich! — Er ist in mir — bin ich in ihm? Ist er Ich? Sieh, da bange ich in Furcht und Angst, und selbst meine Freude hüllt sich in die Miene der düstern, sanften Schwermuth. O der erhabenen Schwermuth! o der wollüstigen Thränen, die das Freudelächeln überglänzen! Rollt über meine Wangen! er kommt, und wie die junge Sonne den Thau von der Rose in sich trinkt, küſst er euch mit feurigen Lippen auf.

Wo bist du, Kallias, mit der dunkeln Stirne, auf welcher die Gluth der Liebe so furchtbar dämmert, wenn dein heiſses Herz in Strömen sich ergieſst, und deine Worte gleich Flammen durch meine Adern laufen. Ich bebe, zittre; aber in dem Beben vor dem Starken liegt eine Wollust, die meine Zunge nicht beschreiben kann! Antiope ist's, die diesen Sturm in dir erregt; ihre Reize sind es, und mehr als alles dieses, ihre Liebe ist's, die dich durchglüht! —

O der Wonne, den kühnen, unternehmenden Mann zu fesseln, alle seine Kräfte zu entwickeln, und in jeder seiner Äuſsrungen, in jeder seiner Thaten sich und der Liebe göttlichen Hauch zu finden! Ich bin die Seele seiner Thaten, der Hauch seiner Gedanken, die Seele seiner Seele, und durch ihn bin ich groſs und kühn und stark! —

O der Wollust so zu lieben! so geliebt zu werden! — Wo bist du, Kallias! ah daſs ich dich nicht sehe, wie du die Kraft des schnaubenden Rosses mit geschickter und starker Hand an deinen Willen fesselst! daſs ich dir auf den Kampfplatz nicht folgen kann, wo du gleich dem Alcid den Kämpfer in Deinen Armen zu ersticken drohst! Alles weicht deiner Stärke, wie sollt' ich Schwache vor dir bestehn? Nun durchfliegst du wetteifernd die lange Bahn, und läſst den trägen Eifrer mit dem Staub zurück! Es ist Antiopes Geist, der mit dem Winde hinfliegt! nun kühlt sie deine Stirne, und du fühlst sie um dich schweben! Ja, aus der Liebe Flammen ist der Mann geschaffen, der mein Herz entzündet hat! O wann werd' ich diese

Gluth an seinem Hals' ausweinen? Grausamer Zwang, in dem die Kunst das Streben unsers Herzens gefangen hält! Nur an ihn denk' ich, und ich muſs mich stellen, als dächt' ich meiner und der Zucht! Glücklich ist die Nachtigall, die im weichen Tone der Liebe vor dem Geliebten hinschmelzen kann! In unserm Innern darf nur still die Liebe glühen, und selbst in dem süſsesten Glücke des Lebens ist Leiden unser Theil. Sturm, Meer, Einöde, entferntes Land, alles wäre mir gleich und lieb mit ihm; doch den fliehenden Fuſs fesselt ein Tyrann, den uns Erziehung aufdrängt, der uns wider Willen an die kalten Pflichten fesselt! —

Attalos. Antiope.

Attalos nach einigem Schweigen. Meine Tochter, sage, was bekümmert Dein junges Herz? Sprich! Du weiſst, daſs ich nur Dich liebe! Nur in Dir glücklich bin! daſs ohne Dich selbst dieſs königliche Diadem ohne allen Reiz ist. Was bekümmert Dich, mein Kind?

Antiope. Nichts, mein Vater, es ist ein süſser, wünschenswerther Kummer, ein Gram, der gleich der Sonnenhitze die Blume ein wenig sengt, damit sie in Abendkühle süſser dufte und reizender sich färbe.

Attalos. Du hüllst Räthsel in diese dichterischen Bilder, und Deine Worte gleichen den Träumen, die um Deine Stirne schweben.

Antiope. Nur Einer mag diese Räthsel lösen, nur der, der diese Träume um meine Stirne zaubert.

Attalos. Komm, meine Antiope, gleich der Oreade, die die Erscheinung eines Gottes geträumt hat, stehst Du versunken in lauschendem Entzücken. Auch wohl mag einer der Götter an Dir vorübergegangen seyn. Wäre es auch ein Wunder? Doch wir wollen nur immer bey den Menschen stehen bleiben! — Nun weiſs ich freylich nicht, ob ich der *Eine* bin und seyn soll, dem's gegeben ist, dieſs Räthsel zu entwickeln, das sich doch so deutlich in Deinen schwärmerischen, feuchten Augen auflöst.

Mein Kind, oft zernichtet ein Funken Leidenschaft den fein gesponnenen Plan, oft aber auch entwickelt eben dieser Funken das verworrne Gewebe, bringt dessen Fäden mehr in unsre Gewalt, und hilft uns wider Hoffen aus, wenn der Verstand uns stecken läſst. Ich, als kalter Zuschauer, mag gerne groſse Kräfte zu kleinem Spiel' aufwenden sehn; auch sind die Rhoder, seitdem sie mich als König fürchten, mit fremden Sitten so vertraut geworden, daſs wirklich der schöne, bisher verschloſsne Theil des menschlichen Geschlechts, viel Einfluſs auf das Thun der Männer hat, und ich sehe es mit Freuden. So glättet sich das Rauhe ab, das ein starres, sich frey fühlendes Volk so kühn und unternehmend macht. Sage mir, mein Kind, ist es nicht angenehm, durch Reiz und Anmuth über der Männer Herz zu herrschen?

Antiope. Und besonders über starke, kühne Männer.

Attalos. Eben das! der Starke wird nur sanfter, und treibt als Kunst, womit der rohe, natürliche Sinn so schnell zu Ende ist; und dieſs heiſst die Natur veredeln, ihr neue Genüsse abstehlen, uns durch die Phantasie zu Schöpfern unsers Glücks zu machen. Rhodos ist reich an schönen, edlen Männern, und jedes Aug' ist wachsam auf Deinen Blick. Hör' ich nicht das Flüstern, das Geräusche von Seufzern, der Bewundrung rasche Töne, wenn Du der Hebe gleich durch den Saal hinwallst? O ich seh' es gerne, wie Du mir aller Herzen in einen Willen bindest! Meine Macht verliert in Dir ihre furchtbare Gestalt, und jeder der Entflammten sieht in Deinem Besitze noch ein Diadem im Hintergrund. Unsicher ist der Zeiten Lauf, unsicher die Macht, die die List nur langsam zur Reiſe treiben darf, und leicht zertritt ein roher Fuſs die zarte Pflanze. Zerstören was da hindert, rasch zu Werke gehn kann nur der glückliche König, dem sein Vater ein Volk gebunden überliefert hat. Noch gestern konnt' ich ruhig schlafen, noch gestern mich der Arbeit und des Lebens freuen — Damokles kam zurück, und mit ihm der böse Dämon, der meine Nächte schlaflos macht; denn er, der diese Macht gegründet und gefesselt hat, kann sie auch zerstören. Wohl weiſs ich, was mein Verstand gewirkt hat; wohl weiſs ich, daſs mein Gold und der Ehre Schimmer die Herzen umgeschaffen haben; doch ist des alten Unraths noch sehr viel zurück, die vorige Staatsverfassung noch nicht so ganz vergessen, noch schmeckt die wollüstige Ruhe nicht so allgemein, und dieser Damokles ist es eben, der dieses mit allem Nachdruck zu Sinne führen kann. Dieser Mann ist so ganz sein eigner Schöpfer, so ganz der Mann seines eignen Herzens; und Eigenheit des Herzens ist nun eben das, was wir vor der Hand noch nicht ganz meistern können. Zwar fürcht' ich nicht, daſs ein so fein gesponnenes Gewebe durch einen einzigen Riſs sich trennen lieſse; aber selbst das Tasten verwirrt die Fäden, und da die Menschen bey jedem gewonnenen Schritte auch so gern weiter gehen, und diese hier auf einmal den ganzen Weg zurücksprängen, den ich sie so leise abwärts führte — Gern möcht' ich jeden so für sich selbst hinstellen, alle enge Vereinigungen trennen; wenn jeder abgerissen steht, so tritt die Furcht ihm näher, und die ganze Last drückt ihn allein — auch kann ich meiner Leibwache noch nicht gänzlich trauen — denn die Gewohnheit, die der Verständige so gut zu nutzen weiſs — doch Du hörst mich nicht —

Antiope. Ja, ich höre — Du sprachst von der Leibwache —

Attalos. Eben ihre Führer muſst Du mit süſser Hoffnung täuschen; und jeden fest an Deinen Vater zu knüpfen suchen. O leicht mach' ich durch die Jüngern der Alten Thun und Worte kraftlos. Sie treibt das heiſse Blut ins Leben, und der Alten Tadel wird den Üppigen zur Last. Hör' ich nicht, wie der feurige Jüngling dem grauen Vater antwortet: Andre Zeiten, andre Sitten!

Antiope. Mein Vater, vielleicht mag eben dieser Spruch die Ursach seyn, warum ich Deinen Plan nicht so ganz befolgen kann; doch vielleicht auch darum, daſs ich den alten Sitten noch zu nahe bin. Zu dem, was Du von mir forderst, gehört viel Spiel, und Deine Tochter kann da nicht spielen, wo sie so tief empfindet. — Halte Deinen Unwillen noch einen Augenblick zurück! — Ist's nicht Damokles, der Deine Nächte schlaflos macht?

Attalos. Eben er!

Antiope. Nun, mein Vater —

Attalos. Du erröthest und verbirgst Deine glühenden Wangen.

Antiope. Kann es meine Zunge sagen, wie es diese Röthe thut?

Attalos. Kallias liebt Dich — die Röthe verschwindet, und Du sinkst hin —

Antiope. Da Du ihn nanntest — Götter, da Du ihn nanntest, goſs sich meine Seele mit meinem ganzen Leben in mein Herz!

Attalos. Fasse Dich; jeden geheimen Wunsch hab' ich längstens Deinem Herzen abgemerkt. Meinst Du, ich, der lauschend an dem Busen dieser störrischen Bürger liege, sey so achtlos in meinem eignen Hause? Freylich brauchst Du in diesem Augenblick die Liebe nicht zu spielen, da sie so gelegen in mein eignes Spiel einstimmt. Trenne den unternehmenden Jüngling von dem Vater, zerrütte durch diese Leidenschaft die einzige mir furchtbare Familie in Rhodos, und ich will der Göttin der Liebe am Gestade des Meers einen Tempel bauen.

Antiope. Um des Tempels willen? der Göttin mag es gnügen, aber mir?

Attalos. Wenn Kallias des Königs Freund ist, gegen seinen Vater es bleiben kann, so mögt Ihr beyde der Göttin Tempel weihen; anders nie! Jeder von den beyden mag mir die Gewalt entreiſsen; dieser durch seinen feurigen Geist, der alle Köpfe in Flammen setzt, und der Alte durch seine Tugend und Gewalt aufs Volk. Wie nun, wenn die Weisheit mit der tollen Kühnheit sich verbände?

Antiope. Ich gehe Aphroditen zu opfern.

Attalos. So gewiſs bist Du Deiner Sache? Nun, so danke ihr auch in meinem Namen!

Attalos. Ariston.

Ariston. O mein Vaterland! so sollst Du nie der ſüſsen Ruhe genieſsen! — Mein König, das was wir befürchteten, geschieht in diesem Augenblick.

Attalos. Befürchteten, Ariston? Ich fürchte nichts; undurchdringlicher als das Gold, woraus dieser Zepter hier gegossen ist, fühl' ich mein Herz. Als mich die Rhoder zum König wählten, stellten sie mich so viele Stufen über sich, daſs die Furcht zu mir nicht reichen kann.

Ariston. Verzeih' mir, edler König; ich, der so viele Stufen tiefer stehe, zittre, wenn Du auf Deiner Höhe der Götter gleiche Ruh genieſsest. So bebt beym Sturm der kleine Spröſsling, den der Zufall neben die Ceder streute, während diese das wilde Sausen nur in ihren Blättern fühlt. So sah Zevs von dem Olympos auf der Titanen freche Schaar —

Attalos. Genug; nun schmeichelst Du, Ariston, und dazu haben wir nicht Zeit.

Ariston. Vergieb mir dieſs; es ist nun meine Schwäche, mich in Worten auszugieſsen, wo ich tief bewundre, und gern stell' ich mich in den Schatten Deiner Gröſse, borge von Deinem Muth, wenn der meinige mich verläſst. Der Vorfall schien mir nur einen Augenblick gefährlich; denn da ich das Volk in dickem Schwarme nach dem Platze ziehen sah, und so ruhig, so einverstanden, das so selten der Fall des Volks ist, so konnt' ich den sonderbaren Aufzug nicht gleich ganz fassen; aber der Mann an seiner und des Adels Spitze erklärte mir ihn.

Attalos. Damokles!

Ariston. Nur er konnte durch seine Gegenwart den Schwarm der Raben schweigen machen. Gleich dem Oberpriester, der bey groſsen Festen das Volk zum Tempel führt, trat er daher, und das so ruhig, als wenn die Fragen, die er an Dich thun will, tief unter der Gemüthsbewegung lägen. Und darum zitterte ich, nur um dieser feierlichen, sonderbaren Stille willen. Sollt' ein Augenblick ein Werk zerstören, das zu schön geführt ward, um Köpfen einzuleuchten, die den Menschen immer über seine Kräfte treiben!

Attalos. In der That, in der Sache liegt so etwas, das einen gewöhnlichen Menschen leicht verwirren könnte; doch beruhige Dich immer; ein König, der so viel zu befürchten, eine junge Macht zu gründen hat, dringt etwas tiefer in der Menschen Herz und Wesen. Was so rasch betrieben wird, setzt mich wenig auſser Fassung. Hätte Damokles einige Monate still gesessen, die Geister um sich her geprüft, die Gefahren klug berechnet, so würde nun dieser ernste, feyerliche Zug meine Geister schneller treiben; aber so rasch — gestern angekommen, und heute mich, von meiner Macht umringt, angreifen — dieſs ist wilde Gährung, die die kalte Hand noch dämpfen mag. Der Mann glaubt, er fände Rhodos, wie er es verlassen hat; Ariston, wird wohl ein weises Volk sein gegenwärtig Glück gegen Träume tauschen?

Ariston. Bey den Göttern, nein!

Attalos. Dahin muſst' es endlich kommen! Einer von uns beyden muſs unterliegen; wer wird es seyn? Ich, der auf Menschen baue, wie sie sind, nur ihres Glücks gedenke; oder er, der ihnen dieses um ein hohles Nichts entreiſsen will? Auch weiſs ich, daſs Unerschrockenheit die stärkste Waffe gegen den Aufruhr ist, und kommt er unvermuthet, so zeigt sich der Mann in seinem ganzen Werthe. Auch hab' ich gelernt, wie in gewissen Augenblicken nachzugeben und zu versprechen sey. Ich schweige gerne, demüthige mich willig, wenn ich meiner edlen Zwecke nur sicher bin, und Zeit gewinnen, heiſst: der Menschen Muth und Kraft zerreiben. Weiſs das Volk was Dulden und Ausharren ist? wie man nur dadurch zu seinem Zweck gelangt? — War Rhodos je reicher, gröſser, je gefürchteter?

Ariston. Je glücklicher! So sprechen tausend

Zungen, und segnen den Tag, da Du den Zepter nahmst.

Attalos. Sie nahen sich. Zur nahstehenden Wache. Tretet näher — Ariston, ich will mich zeigen, wie ich seyn will.

Damokles. Megakles. Charikles. Kreon. Kallias. Attalos. Ariston. Adel und Volk.

Attalos nach einer Pause, zur Wache. Tretet zurück, nun schützen mich meine lieben Mitbürger.

Edler Damokles, ich freue mich innig Deiner Rückkunft; erwünscht ist mir der Augenblick, Dir, hier vor dem Volke und diesen edlen Männern, alle Deine und meine Freunde, meinen wärmsten Dank laut abzutragen. Deiner würdig hast Du durch Muth und Klugheit unsre Absichten gegen unsre Feinde ausgeführt. O ich danke laut den Gottern, die das Vaterland mit einem solchen Mann beglücken! den Lohn Deiner groſsen Thaten suchst Du nur in unsern Herzen; wir bezahlen sie mit Achtung, Bewunderung und Nacheiferung, wie's einem freyen, männlichen Staat gebührt.

Damokles. Die Empfindung, die Du mir zeigen möchtest, schwimmt in zu vielen Worten, als daſs sie nicht verlieren sollte, was sie eigentlich zur Empfindung machen müſste. Ich würde Dir gern in gleichem Tone antworten; doch ich hänge noch an den alten Sitten, und liebe der Worte leeren Schall nicht. Je freyer, je wahrer und derber! So war es einst in Rhodos! —

Das was ich gethan habe, that ich um der Bürger Nutzen, nicht um Deinetwillen; wenn ich des Danks bedürfte, so würd' ich ihn lieber von ihren ungeschminkten Lippen hören. Auch würd' ich ihn gern in ihrem Namen von Dir empfangen haben; doch der Mann, der von Freyheit spricht, während drohende Wache ihn umringt, ist mir verdächtig, und ich komme Dir dieſs zu Gemüth zu führen!

Ein Geräusch im Volk.

Volk. Gut! trefflich!

Attalos. Nun so lege hier durch Dein Betragen ein Zeugniſs ab, daſs Rhodos frey ist; ich hör' es gerne, wenn das Herz in Ungestüm ausbricht, sollt' es auch selbst der Frechheit nahe kommen. Unzufriedenheit ist dem Menschen eingeboren; Lob muſs man ihm abzwingen; nur mit dem Pfeile des Tadels ist er immer fertig.

Damokles. Darauf antworte der, den Du mit Deinem goldnen Netze gefangen hast. Bey den unsterblichen Göttern! besser wär's für mich gewesen, unter dem Schwert des Feindes hinzusinken; wenigstens wär' ich zu den Schatten in dem frohen Wahn gefahren, mein Blut flösse für ein noch freyes Volk! Nun seh' ich, hör' ich, daſs ich für einen König stritt, der nur auf seinen Nutzen sieht, der aus Furcht vor Menschen, die er zertreten will, sich hinter einer Wand von Spieſsen schützt! doch so lange meine Stimme das Gefühl meines Herzens ausdrücken kann, will ich Dir zurufen: Du hast Dich, die Götter und dieſs Volk betrogen!

Stärkres Geräusch im Volk.

Volk. Wahr! Wahr!

Attalos. Damokles, sehr edler Damokles, ich liebe die Feyerlichkeit, womit Du Deine Reden auszuschmücken weiſst, und noch mehr liebt sie das Volk; doch besser wär' es, wenn Du uns Deinen Irrthum mit etwas mehr Gelassenheit aufdecktest. Feuer schadet uns immer bey wichtigen Angelegenheiten; wir haben davon manch trauriges Beyspiel erlebt, und ich fürchte, wenn Du nun Deine Blicke von dem wahren Verhältniſs, von dem, was die Noth erfordert, abwendest —

Damokles. Wie elend erfüllst Du die hohe Würde, womit Dich dieses Volk geschmückt hat! — Auf alles dieses antwort' ich Dir mit einem Worte! Ich sehe Dich, und sehe die Leibwache des Tyrannen, den Grund zu einer Veste, und die Verderbniſs der Sitten, die Du angerichtet hast! sehe in Rhodos zum erstenmal ruhige Bürger in Waffen gegen ihre Brüder, und weiſs, daſs ich Rhodos frey verlieſs! Wo ist nun der Irrthum? wo die Noth?

Attalos. Mit kältrem Sinne wirst Du dieſs begreifen.

Damokles. Spotte meiner immer! Deines Gleichen geht vom Spotte der Tugend zur Menschen-Verachtung über, und wenn Eure Zunge zu Gift, Euer Herz zu Stein geworden ist, so scheint Ihr Euch vollkommen. Ich habe des kalten Sinns genug, und halte mein Herz durch Weisheit von seinem Ungestüm zurück. Rasen mag die Jugend, ich will Dich mit ruhigem Gemüthe auffordern.

Bürger von Rhodos! zum letztenmal erheb' ich nun die Stimme der sterbenden Freyheit! Möge ihr heiliger Ruf in Eurer Seele wiedertönen, und diese Stunde, die auf ewig ins Meer der Zeit hinflieſst, Euer Schicksal nach Eurem Werth bestimmen! Ich entlaſs Euch aller Rücksicht auf mich selbst, für Euch sorgt, denkt nur an Euch: mancher Sturm hat sich an meinem Fuſse zerschlagen, weil ich, meiner nie gedenkend, ihm immer kühn entgegen trat.

Starkes Geräusch.

Volk. Rede! wir können für die Freyheit sterben! Nie werden wir Dich verlassen! Du bist unser Schutz und Vater! Du bist die laute Stimme der Freyheit! Vertheidige der Menschheit Rechte! die er uns mit einem Eide beschworen hat!

Attalos Rede, Damokles! gerne leih' ich mein Ohr dem Weisen; gerne will ich von Dir lernen, wie dieses Volk ganz frey, und doch glücklich werden möge! gerne will ich von Dir erfahren, wie dieser rohe, getheilte, verdorbene Haufe zu regieren sey.

Volk mit Ungestüm. Bey den Göttern! Keiner ist verdorben, der nicht an Deinem Hofe lebt! Roh sind wir, wie das Meer, unsre Mutter, und eben so frey wollen wir seyn!

Damokles. Laſs uns von dem Augenblick ausgehen, da wir Dich als Hirten dieses Volks begrüſst haben; Deine Rechte und die Rechte dieses Volks werden sich hieraus so deutlich entwickeln, als Du sie selbst fühlst; das was der herrschsüchtige Mensch hinzugethan hat wird sich noch leichter absondern.

Ein beständiger Kampf zwischen dem Volke und dem Adel über die Regierung hatte Euch in den Fall gesetzt, worin sich jedes Volk befindet, wo bald die Macht, bald ausgeartete Freyheit die Gesetze übertreten. Einige Gute strebten, die Wage zum Gleichgewichte zu lenken, doch vergebens! Der Adel miſsbrauchte die augenblickliche Gewalt, und das Volk ertrug es wie Männer, die auf Rache lauern. Mit Zittern saht Ihr dieser Rache entgegen; Ihr empfandet, daſs ein Volk, welches nie einen Schritt gewonnen hatte, ohne ihn aufs grausamste zu miſsbrauchen, der gänzlichen Freyheit so wenig werth sey, als Ihr der Übermacht. Denn jeder von Euch, der durch Kühnheit und Schmeicheley das Volk auf seine Seite zog, setzte sich über die Gesetze weg, und zernagte die schlaffen Bande, die das Ganze nur so lange halten konnten, bis ein Frecher sie endlich ganz zerriſs. Ihr alle, Volk und Adel, fühltet Euch der Tyranney nah; um dieser gänzlichen Vernichtung zuvor zu kommen, trat' ich unter Euch! Ich, der Euch mit stillem Schmerze in Eurer Wuth beobachtet hatte! Ich, dem Ihr den Säugling, in der Mutter Arm, getödtet hattet! Ich, der bey der Leiche meines Kinds, bey der Zerrüttung meines Weibes, um Euretwillen meinen eignen Schmerz vergaſs! der im tiefsten Schmerz nur auf Mittel sann, Euch für solche schreckenvolle Scenen zu bewahren!

Dieſs war alle Rache, die ich für die grausame That an Euch zu nehmen dachte.

Volk. Es war Verrath des Adels! sie betrogen uns.

Damokles. Ich hab' es ihnen vergeben, und möchte Eintracht das Leben Eurer Kinden besser schützen! Möchte es dem Bürger lohnen, freye Kinder dem Staat zu zeugen!

Ich fühlte, daſs dem Vaterland ohne einen Punkt der Vereinigung nicht aufzuhelfen sey, und hielts für besser, wenn auch durch ein gefährliches Mittel, Euch Ruhe zu verschaffen; Weisheit mag vorgesehne Gefahr abwenden; aber getrennte, hingesunkne Geister hören den Ruf der Götter und der Edlen nicht! Es kostete meinem Herzen manchen Kampf, und die Thränen, die ich bey dem Tod des Unmündigen zurückhalten konnte, flossen der verlornen Freyheit; doch das Beyspiel Kreta's, Sparta's und Athens, die unter Königen groſs und frey empfinden, stärkten mich mit Hoffnung. Von diesem Wahne getäuscht, schlug ich Euch vor, einen König zu erwählen. Nur in einem Könige konnte sich die herrschsüchtige Forderung jedes Ehrgeizigen, der Erste seyn zu wollen, auflösen! Ihr trugt mir das Diadem an; die Gründe, warum ich es ausgeschlagen, sind nur meinem Herzen lieb und faſslich. Ihr solltet einen König wählen, der unter dem heiligen Namen der Gesetze herrsche; das Volk sollte über seinen Vortheil durch Auserwählte, nach der Stimmenmehrheit, selbst entscheiden. Ihr wähltet Attalos; er beschwor bey dem Altar der Götter, in diesem Sinne zu herrschen. Seines Schwurs vertrauend, band ich das Diadem um seine Stirne; doch leicht verführt der Reiz der Macht den Menschen, und um der Eigenmacht zuvorzukommen, wähltet Ihr auf meinen Rath Wächter der Gesetze, mich selbst zu ihrem Haupte. Uns trugt Ihr auf, des Königs Thun zu prüfen, der Macht in so weit Gränzen zu setzen, daſs sie nie aus seinem eignen, verdächtigen Willen flösse. Hohe Bestimmung für den gerechten König, den der Bürger freyer Wille vor allen auserlesen hat, groſs und einzig, zum Besten aller da zu stehen, und, rein von Rücksicht auf sich selbst, den Göttern gleich zu wirken!

Volk. Er gleicht ihm nicht.

Damokles. So dacht' ich mir den Mann, der Rhodos die Ruhe wieder geben sollte! Meine Anwesenheit hielt ihn in Schranken. Um sein tyrannisches Vorhaben auszuführen, verwickelte er uns in einen Krieg, und trug mir listig dessen Führung auf. Ich, in dem Wahne, Euer Schicksal in Sicherheit gebracht zu haben, vergaſs über Euer Glück, Gefahr und Noth; für Euch streitend, achtete ich nicht des Meeres Stürme, nicht den nahen Tod. Indessen bestach Euch der Tyrann mit Wollust, dem Reize des Goldes und der Eigenliebe feigem Kitzel, und Ihr verkauftet dafür den Stolz der Menschheit, um den wir und Eure Väter so oft geblutet haben. Nun betet Ihr den Götzen an, den Ihr selbst geschaffen habt, zeugt tausend ungeheure Wünsche in seiner Brust, wenn Ihr einen gesetzwidrigen auf seinen Wink erfüllt. Hier steht er, von Euch zum Schutz der Tyranney bewaffnet — unter seinen Füſsen das Gesetz, drohend dem Weisen und Gerechten, dem feigen Sklaven lächelnd, dürstend nach Eurem Gut und Blut, und Euch verachtend, weil er Euch nicht fürchtet. Schon liegt der Grundstein in der Erde, der die Veste tragen soll, um von der Höhe Euch den Untergang zu drohen, wenn Ihr es jemals wieder wagen wolltet frey zu seyn!

Zevs Kronion, auf den Altar deines Tempels leg' ich den Vertrag, den dieser König hier beschworen hat! in deinem heiligen Tempel liegt er nun verschlossen. Nimm dich der gefallnen Menschheit an, oder laſs mit dem letzten Ruf nach Freyheit meine Seele aus diesem Kerker ziehen!

Volk. Weg soll die Leibwache! aus der Erde heraus die Felsenstücken, die des Tyrannen Nest einst tragen sollen! Um unsertwillen, nicht um seinetwillen soll er König seyn! Weg mit den Waffen, wo das Gesetz regiert!

Charikles. Alles in der Natur, über uns, um uns und unter uns, ist ewigen Gesetzen unterworfen: Unter ihren Banden kommen wir ans Licht, sie fesseln uns durch die Tage des Lebens, von ihnen hängt unsre Auflösung ab, und wir fühlen in unserm dunkeln Inneren, daſs wir uns auch nach dem Tode durch sie an etwas schlieſsen werden. Und ein König, für den das Schicksal und die Nothwendigkeit, durch erkünstelte Verhältnisse, so viel gethan haben, sollte sich dem Gesetz entziehen? sich aus der Kette reiſsen wollen, in die wir alle, stark und schwach, geflochten sind! Er, der durch seine Lage den schädlichsten Leidenschaften am meisten ausgesetzt ist? dem wir übermenschliche Macht verliehen haben, da er durch Eigennutz und Ehrgeiz die Kräfte andrer zu den seinigen machen kann, der durch einen Wink seine Wollust sättigt, durch einen Wink des Bürgers Glück zerstören kann? der, in sich unvermögend, durch unsre Stärke zum tausendhändigen, verderbenden Ungeheuer werden kann, und so leicht es wird. Bey jedem Schritte zur Macht sieht er nur auf das, was ihm noch im Wege steht, und wenn nun alles im Staube um ihn her liegt, blickt er mit Verachtung auf die Sklaven, an denen nichts mehr zu verderben übrig ist. Und wir, die wir wie er entstehen, sollten dieſs ertragen? Vor dem Sohne der Schwäche, dem Sklaven seiner innren Natur, sollten Männer zittern, die dem Tode mit kühner Stirne entgegen treten? Er nur stark durch uns, sollte einem Gott gleich, der nach Gefallen erhalten und zerstören kann, über unsren Häuptern schweben? Entnervte Wollüstlinge mögen ihren Nacken beugen, mögen dichten, er sey aus anderm Stoffe geschaffen, kein Mann wie ich! Wenn er sich von der Kette trennen will, in die wir alle hier gefesselt sind, so sind wir da, ihn fester dran zu knüpfen!

Vertrag ist zwischen Dir und diesem Volke; da Du ihn verletztest, hörte der Gehorsam auf, und das Gesetz, das durch uns aus Deinem Mund erschallt, muſs der Herrscher Deines Herzens seyn!

Volk. Vortrefflich, junger Mann, Deine Kühnheit bleicht seine Wangen.

Attalos. Nicht doch, meine Freunde, dieses wirkt nur der Ekel an seinen vielen leeren Worten.

Charikles. Wir brauchen nun der Worte, weil wir in Ruhe mit Dir rechten; doch auch der Thaten sind wir fähig, wenns erforderlich ist.

Attalos. O ich weiſs, daſs Ihr mit Freuden dieſs arme Land von neuem der Empörung aussetzt!

Ich sage Euch, es ist Tugend, des gerechten Königs Regierung zu dulden und zu schützen, und der edle, bescheidne Mann, der sich und seinen Freunden nützen will, setzt weder sich, seine Freunde, noch den Staat, Gefahren aus. Ich liebe und lobe nicht den kühnen Steuermann, der, im Sturme das Schiff zu sichern, es auf Felsen treibt; diesem gleicht der Mann, der mit roher Hand in das Gewebe greift, woraus der Staat gesponnen ist; denn fein, unsichtbar sind die Fäden, woran das Gute hängt, das die Bürger zu Glück und Ruh vereint. Wie leicht zerreiſst Ihr nicht den besten, indem Ihr glaubt, Ihr brächtet sie in Ordnung! Auch ist tadeln leicht, und unsre Leidenschaft wirkt nur zu oft, daſs wir bloſs beym Äuſsern stehen bleiben.

Ihr seht, ich lasse mich gern herab, vergesse gern einen Augenblick, was ich der hohen Würde vergebe, womit Ihr mich bekleidet habt, und wenn ich Euch nicht nach der furchtbaren Macht des Zepters richte, so verdankt's der Freyheit, die ich mehr liebe und achte, als Ihr selbst!

Junger Mann, Dir antwort' ich nicht. Tausende Deines Gleichen sind hier im Kampf um Freyheit ohne Namen in den Tartaros gefahren. Deine Zunge ist frech, Deine Gedanken verworren und rauh, und dieſs ist Deinem Alter eigen, denn noch weiſst Du nicht was Menschen sind, und welcher Führung sie bedürfen.

Charikles. Ich lebte in Sparta, und habe Menschen von Menschen leiten sehen!

Attalos. Nun so mache mir Spartaner aus diesen rebellischen, weichlichen Rhodern, aus diesen müssigen Rednern, diesen stolzen träumenden Weisen; stürze die Reichthümer und die Pracht, die sie aus Asien zusammengefahren haben, in die Fluthen, so will ich Dir mein Ohr leihen. Laſs mich indessen diesem edlen Mann hier antworten; ich bin ihm vieles schuldig, und möcht' mich ihm gern noch mehr verpflichten.

Meine lieben Mitbürger! Ihr seht nur den äuſsern Glanz, den dieses gefährliche Diadem um meine Stirne lügt; die innre Pein, die an diesem guten Herzen nagt, ist Eurem Aug' verborgen. Ihr seyd glücklich, fühlt nicht die Last, womit Ihr meine Seele beladen habt, und zu den Sorgen, die meine Nächte schlaflos machen, fügt Ihr zum Danke den Neid hinzu. Wie gern würd' ich einem von diesen Edlen hier dieſs beneidete Diadem um die Schläfe winden; aber Pflicht des Bürgers, Sorge für Eure Ruhe, Ruf eines starken Herzens, in der Stelle, zu der die Götter mich erhoben haben, auszuharren, zwingen mich in Eure Sklaverey. Bin ich nicht Euer Sklav? Sorg' und wach' ich nicht für Euch; wer mag dieſs von Euch in Rücksicht meiner sagen? Und womit bezahlt Ihr mich? mit verdächtiger Achtung, die Ihr nicht mir, die Ihr nur der unsichtbaren Macht bezahlt, die Euch zu Eurem Glücke durch mich in Schranken halten soll! Seht auf diese Leibwache, die der edle Damokles nun so wild antastet! Wozu brauch' ich sie? Dächt' ich sie wider Euch zu nützen, so würd' ich's nun thun, da Damokles mich mit Empörung angreift. Ihr kennet des Aufruhrs schreckliche Folgen, und wiſst, daſs alles, was dadurch erzwungen wird, die Staatsverfassung untergräbt; doch gern will ich der Menschen Bosheit, ihren Stolz, und Schwäche tragen, wenn Ihr nur glücklich seyd! Ist's nicht Eure Pflicht, den zu schützen, der Euch Gutes thut, in dem Ihr Euch vereinigt? Schützt Ihr Euch nicht selbst in ihm? Ist nicht Kallias, Dein Sohn, unter den edlen Männern, die den Staat bewachen?

Damokles. Ich habe keinen Sohn.

Attalos. Du wirst mir nicht fürchterlicher, wenn Du auch der Natur in wildem Traum entsagst! Ist nicht jeder freywillig zur Wache des Staats aufgetreten? des Staats, den noch jeder unruhige Kopf zerrütten kann, wie Ihr's in diesem Augenblick beweiset? Frechheit und Neurungssucht werden nur durch die Furcht gefesselt. Ihr sagt, die Gesetze wachen; aber doch werden sie nur da durch sich selbst geachtet, wo Sitten und Tugend herrschen. Furcht vor dem Gesetze ist schon der erste Schritt zum Bruch desselben, und wo die Furcht einmal der Menschen Thun bestimmt, muſs sie Nachdruck unterstützen.

Damokles. So tief sind wir noch nicht gesunken, um auf diese elenden Sophismen zu antworten. Entwaffne diese Wache: wo Furcht herrscht, ist keine wahre Tugend, nur die Freyheit ist ihre Mutter, und giebt ihr Werth.

Kreon. Bey dieser Wache denkst Du nur an Dich, und nicht an uns; auch war Sicherheit in Rhodos, bevor Du sie bewaffnetest. Da wir Dich zum Könige wählten, geschah's doch wahrlich nicht darum, knechtisch vor Dir zu beben, Dich herrlicher zu kleiden, und köstlicher zu nähren, Dir Leute zum Hofstaat aufzustellen, die im Staube um Dich kröchen, und Deinen Wink ausführten. Wir wählten Dich, weil wir nach Damokles Dich für den Besten hielten; weil wir dachten, Du würdest Dein Glück in dem unsern finden. Ist nicht Vertrag zwischen uns und Dir? Wenn Du ihn vergessen hast, so laſs ihn aus dem Tempel holen, und hier vorm Volke vorlesen, damit Du erfahren magst, Du seyst um unsertwillen da, und wir nicht um Deinetwillen!

Attalos. Meine lieben Mitbürger, wären auch Eure Klagen gerecht, so seyd Ihr gleichwohl meine Unterthanen, und müſst Euch mir mit Ehrfurcht nahen. Ich bitte, bedenket dieses — ich kämpfe weiſslich gegen meinen königlichen Unwillen, möchte mich nicht gern so weit reizen lassen, die mir von Euch verliehene fürchterliche Gewalt zu nutzen.

Volk. Getöſs. Weg mit der Leibwache! dann wollen wir mit Dir reden! dann wollen wir den Vertrag ablesen hören.

Attalos. Zerschlagt die Macht mit meinem Leben, die Ihr selbst geheiligt habt! Gerne will ich ein Opfer fallen, denn, bey den unsterblichen Göttern, ich werde durch Euer rebellisches Blut schnell genug gerochen werden. Ich entlasse die Wache nicht, die Euch zum Gehorsam zwingt! Zevs schützt den Mann, den er zum Menschenführer auserlesen hat.

Damokles. Attalos, so lang das Meer unsre Küste wässert, so lange die Sonne diese Insel erleuchtet, so lange unser Verstand Recht von Unrecht unterscheidet, werd' ich nie von dem Gedanken lassen: Über Dir das Gesetz und über uns alle die Götter! — Entlasse die Wache, die unsrer Freyheit droht!

Charikles. Die Wache der Tyranney!

Volk. Entlaſs die Leibwache; oder sinke Rhodos mit uns in des Meeres Tiefe. Frey! frey! frey wollen wir leben und sterben.

Attalos. Thörichtes Volk, das nur an äuſsern Zeichen hängt und glaubt! Wohl, ich will sie entlassen, doch muſs ich erst von ihnen hören, ob sie entlassen seyn wollen; muſs erst mit Weisern überlegen, wie dem drohenden Übel, das diese Lücke nun im Staate hervorbringen muſs, zu steuern sey. Wehe dem Lande, wo die Macht sich theilt! Ihr werdet's fühlen, wenn Ihr aus Eurem Taumel einst erwachen werdet. — Zieht nun mit dem dummen Wahne nach Haus: Ihr habet mich schwach befunden!

Alles zerstreut sich.

Kallias. Charikles.

Kallias. Freund! Du erhebst die Stimme hoch im Volk!

Charikles. Und das darum, weil ich nicht Freund von Deines Gleichen bin!

Kallias. Freund oder nicht; ich liebe die Kühnheit auch im Manne, mit dem ich nicht gleich empfinde. Kennst Du mich?

Charikles. Nach Deinen Zügen, nicht nach Deinen Thaten; die Rolle die Du spielst, entspricht dem Abdruck schlecht, den Damokles, gleich falscher Münze, in Dir hinterläſst. Du bist Kallias, und dieser Name, wie Dein Äuſsres, gereichen Dir zum Vorwurf.

Kallias. Charikles, ich bin heiſsen Herzens, und ertrage nicht der Zunge Stich, nicht vom Höhern, nicht von dem Manne, den ich mit Stolz meinen Vater nenne.

Charikles. Heiſs oder kalt, ich achte Deiner nicht; des Mannes achte ich, der seinen Kräften mehr zutraut, als daſs er sein Daseyn durch die Gunst des Tyrannen bedeutend machen sollte.

Kallias. Ich wünschte, Du sprächest in einem mildern Tone.

Charikles. Du verstehst Dich auf Menschen meiner Art, wenn Du dieses ernstlich von mir forderst. Der Mann, der hier des Volks Rechte mit solchem Muth verfochten hat, spannte meine Geister viel zu hoch, als daſs ich sie nun mit Dir herunterstimmen sollte.

Kallias. Ich will Dich zwingen, mich zu achten.

Charikles. Du, den Damokles hier vor dem

Volke verstieſs? Wer eines solchen Vaters unwerth ist, wo fände der Achtung, wenns nicht bey Feinden seines Vaters und der Tugend ist? und in die Achtung die Du dort findest, mischt sich die Verachtung! O Kallias, welcher Zweig fällt in Dir von dem edelsten Stamme, den je dieser Boden hier getragen hat! Doch ich danke Dir, denn, wenn Griechenland Rhodos Freyheits Rächer nennt, so schlieſst sich mein Name an Damokles an, und ich raube Dir den Ruhm, auf den Du nähern Anspruch hattest.

Kallias. Stolzer, mehr als ein Weg führt zur Unsterblichkeit.

Charikles. Doch giebt's nur eine Tugend.

Kallias. Ihr Bild entwickelt sich aus unsern innern Kräften, und unsern Leidenschaften.

Charikles. Du bist der erste, der es in sklavischer Unterwerfung findet. Warum hältst Du mich auf? Ich habe Deine Pflicht auf mich genommen; besorge die Deine, so lang wir Dir's erlauben, dann verhülle Dich vor den Augen der Menschen in die Finsterniſs, wohin Dich unsre Verachtung stöſst.

Kallias. Man fühlt Dir den Spartaner an, doch nur an Deiner Ungeschliffenheit.

Charikles. Meine rauhen Sitten sind das Merkmal einer freyen, unbestochnen Seele. Ich fürchte keinen Vorwurf, und darum färben die meinigen Deine Wangen roth. Freylich muſs die rauhe Wahrheit Deinem feigen Herzen schwer zu tragen seyn, da Du ein hündischer Schmeichler, selbst der Schmeicheley gewohnt bist.

Kallias. Bey dem Zorne des Mannes, ich ertrag' es nicht!

Charikles. Wie, Du trägst einen Tyrannen, und findest die Verachtung schwer?

Kallias. Den starken Kämpfer reiſs ich nieder; glaubst Du, ich werde lange mit Worten fechten?

Charikles. So geh'; ich kann nur an der Zeit gewinnen.

Kallias. Du sollst meinem Schwerte stehen!

Charikles. Ich beſleck' das meine nur mit des Tyrannen Blut; mit des Sklaven Blut möcht' ich seinen Glanz nicht trüben; wie dem Deinen, das Du verdungen hast!

Kallias. Es ist des Deinen werth.

Charikles. Das meinige strahlte unter Cyrus, half den Rückzug der zehntausend Griechen führen, und der weise, edle Xenophon nannte mich seinen Freund.

Kallias. Mit einem Athemzug zerbrichst Du meinen Zorn und Stolz. Ich habe noch nichts gethan, um mich mit Dir zu messen.

Charikles. Und da, wo Du etwas thun könntest, etwas, das Deinen Namen in Griechenland verherrlichte, wählst Du die Schande. Sich nicht eifersüchtig auf den zweydeutigen Ruhm, den wir im Solde Cyrus suchten; die That fürs Vaterland beneide, den Kampf für die Freyheit beym väterlichen Heerde, nur diese machen auf Erden groſs und glücklich, und nach dem Tod' unsterblich. — Wie, Kallias, wüthend rollt Dein Aug'?

Kallias. Es sind Thränen der düstern Wuth, die meine Augen füllen. Ich fühle ein Herz in mir, das zum hellen Sonnenlicht geschaffen ist, und sehe mich im tieſsten Dunkel der Verachtung. Du, Du allein vernichtest mich; Dein stolzer Geist spricht mehr aus Deinen Zügen, aus der Ruhe Deiner Stirne, als er aus Deinen Worten schallt.

Charikles. Der schlechte Theil Deines Selbsts, der sich zwischen mich und Dich hinstellt, dieser vernichtet Dich, nicht ich!

Kallias. O ich fühle das Gewicht Deiner Gröſse; aber mächtigere Gefühle, mächtiger als Ruhm und Vaterland, fesseln mein kühnes Herz. Nur eine einzige Leidenschaft glüht in mir, und Götter, Menschen, alles ist mir gleich! denn Götter, Menschen, Welt, Unsterblichkeit, alles dieses find' ich in der Liebesgluth.

Charikles. Herrlich ist die Liebe, wenn sie zu schönen Thaten reizt!

Kallias. Alles wird es, was sie fordert, was wir für sie thun.

Charikles. Ich zähle Dich zu den Todten!

Kallias. O daſs ich unter ihnen wäre, und nicht den Kampf empfände, den Du nun in mir erweckt hast. — Charikles, Du bist jung, und magst Dich mit fühlbarer Seele in meine Lage setzen: mein Vater ist hart und streng, er hat mich verworfen; hält mich seiner nicht mehr werth, und das was mich zerknirschen sollte, stählt nur meine Kraft, und zieht mich stärker in die Fesseln, die mich gefangen halten.

Charikles. Und eben darum bist Du seiner nicht mehr werth. Glaubst Du, daſs er Dich leicht aus seinem Herzen riſs? Dich, seines Lebens schönste Hoffnung?

Kallias. Seine strenge Tugend verzeiht der Menschheit Schwäche nicht.

Charikles. Der Deinen nicht!

Kallias. Doch weiſs er, daſs von früher Jugend an ein herrschsüchtiger, wilder Geist in mir getobt hat.

Charikles. Du brauchst Deine Kräfte nur zur Befriedigung Deiner Leidenschaft, und dieſs hast Du mit dem Thier gemein, das reinere Verhältnisse durch seinen bloſs sinnlichen Bau nicht ahndet. Die Menschen, Kallias, nennen keinen groſs und gut, der ums Beste andrer, um den wahren Ruhm sich nicht selbst besiegen kann. Blick in die zurückgelegten Tage Deines Vaters, dann in die Deinigen, die Du zu leben nun beginnst. Hör' auf die Stimme des Volks, selbst derer, mit denen Du verbunden bist, und beschämt wirst Du Dein Urtheil hören. Sieh durch Deines Vaters That, was der unbefleckte Mann ist; die feigen Rhoder gaben Euch der Tyranney zum Schutze, mit einem Wort vernichtet Euch Damokles!

Kallias. Ich fürchte diesen zu raschen Schritt; Ihr kennt den König, den Adel und dieses Volk noch nicht. Ich warf mich auf diese Seite, weil ich einsah, daſs der König die Oberhand behalten muſs; und wenn wir einmal unterworfen seyn sollen, so ist's noch besser mit zu herrschen, als bloſs zu gehorchen.

Charikles. Ich ahnde Deinen Vorsatz; doch wisse, so lange Könige sterblich sind, wird keiner hier tyrannisch herrschen.

Kallias. Werdet Ihr so weit gehen?

Charikles. Gegen meinen Bruder, ja gegen Deinen Vater, wenn ich den Unsinn sagen mag. So wollen es das Schicksal und der Menschheit Rechte. Viele in Rhodos fühlen, wie ich, und Damokles Weisheit wird unsre Streiche leiten, wenn es so weit kommen sollte.

Kallias. Ihr wagt viel, denn seine Macht steht stärker als Ihr glaubt.

Charikles. Kein Tyrann ist stark; das Scheuſsliche bey der Sache liegt nur darin, daſs Du ihn gegen Deinen Vater schützen muſst; daſs wenn es nun um Leben für Leben geht, Du das Leben desjenigen vertheidigen muſst, dem Du Dich verkauft hast! Dadurch lösest Du das Band, womit Dich die Natur an Deinen Vater gebunden hat! lösest das Band, womit Dich Tugend und Vernunft ans Vaterland gekettet haben! Der Menschen Gefühl erstarrt bey diesem Blick, und die Zunge, die allen Lastern Namen giebt, sucht zur Ehre unsrer Vorfahren vergebens nach dem Deinen.

Kallias. Ich will dem Gerichte der Menschen vorkommen, und auf Kosten meines Daseyns die Fesseln brechen.

Charikles. Dazu gaben Dir die Götter ausgezeichneten Muth, und siegen wirst Du, wenn Du willst. Wenn die Gluth der Tugend nun einmal Deine Seele wiederum erwärmt, wird das Gefühl dieses stillen und erhabenen Genusses alle diese niedrigen Begierden tilgen!

Kallias. Schwer ist das Unternehmen, unser Herz der Liebe zu entreiſsen. Furchtbar ist diese Leidenschaft; in der Vernichtung unsrer Kräfte wächst sie bis zum Himmel! doch ich will sie bekämpfen; die Zukunft schwebt gleich einem düstren Gespenste vor meinem Geist, das mich früh oder spät überfallen, und die Liebe selbst in der Reue Gift verwandeln muſs.

Charikles. Zeige was Du vermagst! Verloren sind die Worte bey dem Mann, der keinen Sporn zum Guten in dem Herzen fühlt. Das Vaterland kann Dich entbehren, die Tugend selbst verliert nichts, wenn Du in Deiner Feigheit fortträumst. Nur Du verlierst! Nur Du bleibst der Schöpfer Deines eigenen Werths!

Kallias. Ich will mich losreiſsen.

Charikles. Sag' es noch einmal!

Kallias. Ja, ich will mich losreiſsen.

Charikles. Mehr würd' ich Dir trauen, wenn der Ton freyer aus Deinem Herzen schallte; doch die Wuth zerreiſst ihn, mitten in der Empfindung, und macht ihn mir verdächtig.

Kallias. Ich will mich losreiſsen, und gegen mein eignes Leben wüthen.

DRITTER AKT.

Kallias.

Die Luft, die ich hier einsauge, ist für mich der Lethe; hinter mich flieht das Vergangene, und ich scheine mir der Sohn des Augenblicks, der nun eben aus dem dunklen Nichts hervortritt. Wie bin ich hier? Kenn' ich die Gewalt, die mich vorwärts treibt? — Tugend — Seelengröſse — Selbstverleugnung — alles Träume, die der Mensch erschwärmt hat, um seine Kräfte gegen einen andern Zweck zu spannen, als die gerade, feurige Natur es will. Liebe, Leidenschaft — hier fühl' ich mich, und faſslich ist mir's, denn meine Seele hängt an der Wirklichkeit, und meine Kräfte richten sich in strömenden Begierden nach einem Gegenstand, der Genuſs verspricht. In die Luft zerflieſst der Traum von Tugend, sie schimmert nur in dem kalten, geistigen, stolzen Sinne; aber hier lebt und athmet die Geliebte, in dem schönen, wollüstigen Reiz des Daseyns! — Und doch! — und doch! Ha — hier steh' ich am Scheideweg, und tappe zweifelnd — irrend — der Verstand vergiftet die Wahl des Herzens — schön ist der Traum, und süſs der Wahn, der Menschen Aug' auf sich zu ziehen, Thaten auf Kosten seines Herzens zu unternehmen, die uns über die Menschen heben; doch wenn Tugend nur Stärke ist, und ich des Löwen Stärke in mir fühle — Ha, ein Ton der Liebe, den mein getäuschtes Ohr zu meinem Herzen leitet, zerschlägt die Wage, worauf ich die nahe Liebe mit dem entfernten Traume vergleichen möchte. Vor meinen Augen steh' ich groſs und stark, und glücklich — doch glücklicher? was machts den Menschen, als das Gefühl seines eignen Selbsts — Sie kommt — gehüllt in Wollust — schwebend in Entzücken, und die Liebe lacht des Kämpfers. Antiope, komm, und gieſse Dein süſses Lächeln in mein wildes Herz.

Antiope. Kallias.

— **Antiope.** Nun kann ich wieder lächeln, nun wieder Freudenthränen weinen. O wo warst Du, Kallias?

Kallias. Antiope!

Antiope. Locke mir die süſse Neuigkeit mit sanften Blicken ab; ich möchte sie nicht in Worte hüllen; sie nehmen unserm Glück schon etwas! Deinem Geiste möcht' ich sie einhauchen, daſs sie mit aller Stärke meiner Empfindung auf einmal in Deine Seele flösse. O Götter, wie wirst Du glühen!

Kallias. Sprich! an Deinen Lippen hängt meine Seele.

Antiope. Vernimm — o vernimm! Kann Kallias mein Freund seyn, so mag er mein Sohn und Erbe meiner Krone werden; anders nie! So spricht Attalos!

Wie, Deine horchende Seele reiſst sich nicht in Entzücken los? — o unglückliche Antiope!

Kallias. Fasse Dich!

Antiope. Mit bebender Stimme sagst Du dieſs! o unglückliche Antiope.

Kallias. Höre mich!

Antiope. Wüthender, durch die schrecklichsten Gefühle hast Du mein Herz zerrissen, da die Hoffnung Deines Glücks noch in dunkler Zukunft schwebte! Nun da ich die Gränze der weiblichen Scham durchbrochen habe, und meinem Vater mit glühenden Wangen, zitternden Lippen das peinigende Geheimniſs vertraut habe, rollt furchtbarer Ernst über Deine Stirne! Was willst, was wolltest Du von mir? Was soll ich thun, Dich Unersättlichen zu beglücken! Gebiete — ordne — soll ich leben, sterben, träumen — o nur in Liebe, so leb' ich, sterb' ich, träum' ich glücklich!

Kallias. Ha, ich zerreiſse die Fesseln nicht, wenn ich sie nicht mit diesem Schwerte auflöse! Nur in meinem, nur in Deinem Nichtseyn liegt meine Freyheit. Antiope, die Gluth der Liebe rast durch meine Sinne, und in dem Augenblick, da ich des Lebens Glück empfinde, fühl' ich alle Martern, die das Herz der Menschen treffen kann. Ich berühre Deine weichen Hände, der Schlag der Liebe fährt durch mein Blut, und Schauder der Vernichtung ergreift mein Herz. Wahrlich, es ist mehr als Wahn und Vorurtheil, was mich in dem Augenblick erstarren machte, da die Liebe in Entzücken mir mein Glück ankündigte. Ich war entschlossen — o ich war fest entschlossen, und ein einzig Wort, für das ich mein Leben willig gäbe, vernichtet mich! — Weg, üppige Phantasie, und tritt hervor mein Geist! —

Antiope. Du verläſst mich! Du wendest Deinen Blick von mir! O laſs mich nur von Dir geliebt sterben, so will ich gerne aus diesem Leben eilen!

Kallias. Nur einen ihrer Töne, nur einen ihrer Blicke, nur eines ihrer erhabenen Gefühle möcht' ich dem Herzen der Menschen hörbar, fühlbar machen können; dann sollten sie mich richten und verdammen! — Antiope, bebe nicht!

Antiope. Ich bebe nun nicht um meinetwillen!

Kallias. O weine, weine nicht!

Antiope. Thränen sind alles, was ich habe. — Warum hast Du meine Seele so hoch gespannt? Warum das Glück der Liebe mir so aufgedrungen? Warum so heiſs von mir gefordert? Trugst Du mich auf der Liebe Schwingen zu den Sternen hoch empor, um mich so schwindelnd, so fürchterlich in den tiefen, dunklen Erebos zu schleudern! Mein schwaches Herz vermogt' es kaum, die Höhe zu ertragen, und mein Verstand verliert sich nun in dem Abgrund, den Du mir so plötzlich öffnest!

Kallias. Ohne mich gehört zu haben!

Antiope. Ich sehe Dich, und dem Auge der Liebe entgeht kein Blick. Wie nur Deine Seele den Gedanken faſst, denkt ihn schon die meine von Deiner Stirne weg. Ich war so glücklich — ach, ich dachte nicht, daſs ich je glücklicher — je unglücklich werden könnte. Das Gefühl der Tugend und der Sittsamkeit war mir so lieb und heilig, Du erschienst und stahlst mein Herz. Tugend und Sittsamkeit schienen Deinem Herzen unerträglicheZiererey, ich lieſs mich leiten wie ein Kind, und erröthete ich auch im Innern, so überdeckte der glühende Glanz der Liebe den schwächern Schein der Scham. Gieb mir jene ruhige Tugend wieder; laſs mich fühlen, alles, was Du mir zu empfinden gabst, sey ein süſser Morgentraum, der keine andre Spur zurückläſst, als den Wunsch der Seele, seine einzige Wirklichkeit!

Kallias. Ich stehe zwischen Dir und der Tugend, und wo ich wähle bin ich verloren. Die Pflicht zieht mich zu meinem Vater, er greift den Deinen an, und edel, gerecht ist seine Sache. An Dich fesseln mich Ketten, die ich nur mit meinem Leben lösen kann.

Antiope. Du schwurst mir tausendmal, hier sey Deines Denkens End' und Anfang! Hier blühe Dir Elysium! hier sey Dir Welt und Vaterland; warum schwurst Du, was Du nicht empfunden hast!

Kallias. Ich fürchte die Stunde der Reue, die an meinem Herzen nagen wird. Gefährlich wird der Kampf zwischen unsern Vätern, und leicht wendet sich's in diesen wilden Zuckungen, daſs einer oder der andre fällt!

Antiope. Ich hörte Dich oft Deines Vaters spotten, daſs er das Diadem ausschlug; laut sagtest Du, von dem Augenblick, da er es ausgeschlagen, sey er Dir verächtlich und sein Verstand verdächtig. Nun da Du diesen Fehler, den er gegen Dich gemacht hat, verbessern kannst, mich mit dem Diadem erhalten sollst, zwängt Feigheit Deinen Muth zusammen, und so wenig fühlst Du der Liebe Macht, daſs sie Deinen Ehrgeiz nicht mehr aufwärmen kann. O ich dachte, ich liebe einen Mann, der so fest in Liebe als in Entschluſs sey! Hört Damokles darum auf, ein Träumer zu seyn, weil er meinen Vater kühn antastet!

Kallias. Ich zürne ihm; doch bey den Göttern, ich möcht' an seiner Stelle stehen!

Antiope. Nun so trenne Dich von mir! Meine Liebe gränzt an Bewundrung, daraus entsprang der erste Funken. Laſs mich Dich weniger kühn, weniger unternehmend denken, und meine Liebe löst sich im Zweifel über Deinen Werth auf. O Wahnsinn, den mein Herz verwirft!

Kallias, ich weiſs, das, was ich fordere, ist gegen die Natur; aber auch das, was ich thun will, ist gegen die Natur! Doch sind unsre Pflichten nicht den Euren gleich, und wir schaffen uns durch die Liebe wichtigere, die alle andern zu verdrängen scheinen. Wenn wir uns Euch geben, so ist es ohne Vorbehalt; Euch theilen wir mit der Welt und Eurer Thätigkeit. Ihr seyd von der Natur, was Ihr werden sollt, wir werden's nur durch Euch, und Götter, Pflichten, Vaterland und Tugend nehmen wir von Euch; so trenne ich mich nun um Deinetwillen von meinem Vater, tret' auf Deines Vaters Seite, und kämpfe mit Dir gegen seine Tyranney. Die Liebe, die mich der Scham vergessen machte, vertilgt leicht die kindliche Pflicht.

Willst Du Dich von mir trennen? Von mir, die sich in Dein Schicksal drängt? löse dieſs finstre Schweigen! Gebiete, soll ich nicht mehr Tochter seyn? Deiner stolzen Schwester gleich, mich durch männliche Gefühle höher spannen? Den weichen Ton verlassen, der Dich einst so sehr entzückte? Soll ich der Liebe Schmachten durch Unnatur verwildern? Soll ich für Dich sterben? o alles, was Du von mir forderst, will ich thun, wenn ich Dich wilden, furchtbaren Mann nur lieben kann und darf.

Kallias. Antiope, und wenn Du mir aufträgst, den donnernden Zevs auf dem Olympos in aller seiner Macht und Herrlichkeit mit kühner Stirne zu bestürmen, ich unternehme es! Weg, ich habe keinen Vater, habe kein andres Gefühl als Dich! ich trenne mich von dieser Erde, von allen Banden, womit mich die Natur, Gesetz, Erziehung und Vorurtheil gefesselt haben! Alle Phantome verschwinden, die der Träumer in meine heiſse Phantasie geschleudert hat; sie liegen auſser der Menschheit Gränzen; Du bist mir näher, und Dein Blick wägt ein Leben eitler Tugend auf, die man nur mit leeren Worten lohnt. Ich will Deinen Vater bitten, daſs er sich dem Vorsatze des meinigen etwas nahe; denn so wie die Sache steht, ist die Gefahr von beyden Seiten gleich.

Attalos. Ariston. Kallias.

Attalos. Kallias, Geliebter! Deine Wangen glühen, und Deine Augen blicken wild! — Antiope, ist es ein beklemmter Abschied, den er mir und Dir nun bringt? tritt er, den Dein Herz so standhaft schwärmte, auf die Seite der Aufrührer?

Antiope. Höre ihn gefällig! — Ab.

Attalos. Kallias — Und wie gern sagt' ich, mein Sohn! ich habe keinen; Du solltest es seyn, und mir das schwere Joch des Lebens leichter machen; doch mein Feind, Dein Vater, der aus Stolz, das Richteramt im Staate auszuführen, die Kron' ausschlug, wird es nie erlauben, daſs sein klügrer Sohn sie nach mir trage; gleichwohl sagt Plato, sein angebeteter Weise: der König, der nach Gesetzen herrsche, sey das schönste Bild der Gottheit, das unser Verstand erreichen kann. Sein Eigensinn geht weit! er begreift es nicht, daſs es eben so gewagt ist, einem Volke volle Freyheit zu verstatten, das eines Herrn bedarf, als es schwer ist, ein Volk sich unterwerfen, das frey seyn will. — Sag mir, wie soll ich Dich nun nennen?

Kallias. Mein König, ich bin unfähig zu untersuchen, was die Pflicht nun von mir fordert; Deine Tochter hat meinen Geist gefesselt, und vielleicht würd' ich mich losgerissen haben, wär' ich des Denkens fähiger. In diesem Augenblick tritt zürnend mein edler Vater hinter mich, und ein wilder Dämon blendet meinen Blick, daſs selbst seine Tugend nur eine stumme Anklage gegen meinen Meineid wird. Hinweg mit diesem düstern Blick, starr seh' ich in meines Vaters Gram, starr in die Verwirrung meiner Mutter. Die Liebe löst mein ganzes Wesen auf, ich bin nicht mehr Damokles Sohn; mit diesem Schritte werf ich mich in des wilden Zufalls Arme, und höre auf mein Herr zu seyn! Was der Mensch alsdann ist, brauch' ich Dir nicht vorzustellen. Schaudernd läuft's durch meine Adern, ein Sohn des Nichts zu seyn! Nichts bin ich nun, und alles was ich werden kann, soll die Leidenschaft auf Kosten der Pflicht, des edlen Ruhms, zum aus mir machen; eine Leidenschaft, die ihre Erfüllung von einem König hofft, der im Kampf um Macht mit meinem Vater um Tod und Leben spielt.

Attalos. Um Tod und Leben?

Kallias. Ja um Tod und Leben, oder glaubst Du, daſs Männer wie Damokles und Charikles hier stehen bleiben? Der Schritt, den sie gemacht haben, mag Dich lehren, was sie für die Freyheit zu unternehmen fähig sind. Glaube nicht, daſs Du sie mit Furcht und List verwirren wirst; ich kenne den Schwung ihrer Seele, den keine Gewalt der Erde niederbeugt, und ich würde ihnen gleichen, wenn Deine Tochter mich nicht über den stolzesten Schwung empor gehoben hätte. Der Dolch ist gegen Dich gezückt, und von Händen, die ihn nicht zitternd führen. Ich beschwöre Dich, mein König, laſs es nicht zum äuſsersten kommen!

Attalos zu Ariston. Hast Du gehört?

Ariston. Und erbebe bey der Verwegenheit.

Kallias. Wenn es anders, Ariston, sie verfechten eine Sache, die nur der Macht verdächtig scheint. Ich weiſs, was Du mir alles hierauf antworten wirst; aber ich mag es nicht hören, denn mein Geist kann es nun nicht fassen. Ich beschwöre Dich — ich, Damokles Sohn, hier im Staube vor Dir, ende den gefährlichen Streit zwischen Dir und diesem Volke mit Güt' und Weisheit. Nur dadurch wirst Du Deine Krone sichern, nur dadurch Dich zum Herrn der Herzen machen! Selbst mein Vater, der nur der Feind Deiner Übermacht ist, wird dadurch Dein Freund! Du weiſst, was er gethan hat, Dich auf dem Throne, den Du ihm dankst, zu schützen! Du weiſst, daſs das, was er nun auf Gefahr seines Lebens unternommen hat, die herrlichste That ist, wornach ein Sterblicher ringen kann, ein groſses Leben zu beschlieſsen.

Attalos: Ich bin weit entfernt, Deinen edlen und mir so lieben Vater in Gefahr zu stürzen; doch das Diadem, das Dich einst zieren soll, muſs ich unbefleckt erhalten.

Kallias. Attalos, ich fühle in diesem schrecklichen Augenblick, daſs ich schwerlich einst würdig seyn kann, über Menschen zu herrschen, da ich so wenig meiner mächtig bin. Antiope und Ruhe diesem Volk, dieſs ist alles, warum ich Dich bitte.

Attalos. Und wenn sie's ertrotzen wollen? Sprachst Du nicht von Dolchen? Wer vertraute Dir dieſs?

Kallias. Ein Mann, der die Träume eines Königs finster färben kann, Charikles!

Attalos. Der durch Ino Deinen Platz im Haus ersetzt?

Kallias. So wollt's mein Schicksal.

Attalos. Das Dir in mir einen beſsren Vater giebt! einen Vater, der mit Rhodos Schmucke Dir ein Diadem anträgt. Schlägst Du sie aus!

Kallias. Götter des Olympos!

Attalos. Fahr hin, Kallias! die Söhne der Edelsten glühen in Liebe für meine Tochter, die Aphrodite mit Reiz und Anmuth vor allen ausgeschmückt hat; auch werd' ich wahrlich nicht verlegen seyn, für dieses Diadem, das ich mit meinem Blute vertheidigen will, einen Mann zu finden, der dessen hohen Vorzug besser fühlt.

Kallias. Götter des Olympos, ich bin ein Mensch; die wilde Gluth der Liebe rast in meinem Blute, und hier knüpf' ich mich an des Schicksals eisern Joch! unterlieg' ich, so mag und muſs das Gefühl meine Seele vernichten, daſs ich seinen schwersten Schlag verdiene! — Wohl, ich bin Dein, und trenne mich von dem edelsten Bürger Rhodos; doch bey dem schrecklichsten Verbrechen schwör' ich, daſs wenn Du nicht Dein Wort hältst, wenn Du Damokles zu stürzen suchest, ich Verbrechen auf Verbrechen häufen werde! Der Mann, der die heiligste Pflicht auflöst, kennt keine mehr auf Erden! Ich zerstöre mich heute selbst, wie sollt' ich verschonen, wenn ich meines Verderbens Preis verlieren soll? Glaube mir, König Attalos, Kallias ist kein Verräther der gemeinen Art, und fühlt noch im tiefen Fall das Blut, das sein Herz erwärmt; er sollte groſs durch Tugend seyn, sorge dafür, daſs er's nicht durch Verbrechen werde! Ab.

Attalos. Schwärmer einer andern Art, und um so besser, wenn ein Schwärmer durch den andern fällt. — Er ist mir durch diese Leidenschaft zum unbedeutenden Menschen herabgesunken. — Hast Du gehört, Ariston? Er spricht von Dolch und Mord; wenn ich nicht eben hiedurch ihr ganzes Spiel verrücke, dieſs ganze Haus zusammenstürze, und durch einen einzigen kühnen Streich der Rhoder Herz zerknirsche, so will ich dieſs Diadem von meiner Stirne reiſsen! Doch vorher sollt Ihr noch eine Probe von meinem Muth und meiner Klugheit sehen. Zevs gab mir Stärke und Weisheit, Menschen zu beherrschen. Ich kann nicht ruhig herrschen, bis ich durch den Sturz der Kühnsten ein schreckend Beyspiel meiner Rache gebe. Damokles soll fallen, damit Rhodos stehe; wie dieſs geschehen soll und muſs, liegt schon hier entworfen.

Ariston. Dein Geist ist fruchtbar in Erfindung; da wo ein gemeiner Mensch verzweifeln würde, sich aus einer schweren Lage herauszufinden, scheinst Du Dir zu gefallen! Der Saamen, den ich ausgestreut, wird schon wirken. Schon sammeln sich die Männer, die ihn zu diesem Schritte verleitet haben! Doch, däucht mich, wär' es besser, wenn Du Deinen Zweck nur zu erschleichen suchtest.

Attalos. Betäuben will ich sie; er hat den Schleyer weggezogen, der meine Gänge bis hieher verhüllt hat. Nur Kühnheit stürzt den Geist des Aufruhrs. Von allen diesen, die sich zu ihm drängten, bleibt ihm nicht einer treu; dieſs weiſs ich, denn ich las in ihrer Seele. Gieb dem Volk Wein in Überfluſs, der heutige

Tag feyre den Sieg, den Damokles erfochten hat. Laſs ihnen auftragen, was Erde, Luft und Wasser kostbares tragen und nähren. Das Volk liebt immer mehr den Bauch, als den leeren Schall von Freyheit; dann will ich den Geist der Furcht unter die betäubte Heerde schicken, und jeder soll nur für sein eignes Leben zittern. Vollziehe nur dieſs geschwind, mit den Groſsen will ich schon fertig werden. Ja, ich führe eine goldene Angel, wie Damokles weislich spricht. Du siehst, mein Freund, mit schlechten Menschen muſs man schlechte Mittel zu guten Zwecken nützen. — Geh, der Oberpriester kommt!

Attalos. Oberpriester.

Attalos. Verzeih, daſs ich Dich von Zevs geheiligtem Altar abrufe. Die Götter müssen sich ins Mittel schlagen, wenn die Furcht vor den Obern die Menschen nicht mehr im Zaume halten kann. Mit meiner Macht stieg die Deine hoch empor, und wenn Ihr Euch mit dem Throne verbindet, so müssen wohl die Unterthanen in den Schranken bleiben, in die man sie zu ihrem Glücke eingeengt hat.

Oberpriester. Weit sind die Götter, König, und näher ist dem Menschen der Druck vom Menschen! die sogenannte Philosophie, die unser streifend Volk aus Griechenland gebracht hat, spottet noch mehr der Götter Macht, als der Deinen. Will Zevs noch ferner den Schmauſs der Hekatomben schmecken, so muſs er bald Athen mit seinem trägen Donner in die Asche legen. Mein König, wenn einmal die Menschen über die weitentfernten Götter zu vernünfteln anfangen, den Himmel mit kühnen Blicken messen, so dringt ihr Aug' sehr schnell in die Verhältnisse, die sie hier auf Erden fesseln. Wer die Ursachen von Dingen, die er nicht begreifen kann, zu seinem Zeitvertreib erwählt, findet bald eine ernstre Beschäftigung in den Fragen: Wie, warum, wie weit und fern seines Gleichen Macht sich über ihn erstrecken mag und darf? Und doch ist es der Druck allein, der die starken Menschen unter'm Joch zu halten fähig ist. Darum sag' ich Dir, rechne auf Dich, und nicht auf die fernen Götter. Zevs auf dem Olympos, vor dem die Götter beben sollen, ist ein herrlich Bild des unumschränkten Königs; doch auch wahrlich nur ein dichterisch Bild für Dich. Grob ist der Mensch, und will Erschütterung in seinen groben Sinnen fühlen.

Attalos. Wie, sollte der Eid, den mir meine Leibwache bey Zevs Altar geschworen hat, durch die Furcht vor ihm nicht fester stehen?

Oberpriester. Nur so fern, als er sich mit ihrem Vortheil vertragen mag. Ich sprach mit ihnen, weil Du mir's befahlst, und weil sie mir den Eid geschworen haben, und weil's die Noth und Ruh erfordern. Doch dieser Eid würde gegen Damokles und seine sogenannte bürgerliche Tugend von wenig Nutzen seyn, wenn Du den goldnen Regen nicht über sie gegossen hättest. Auch thut der Stolz mit Dir, durch Dich zu schrecken und zu herrschen, groſse Wunder.

Gern unterwirft sich der Mensch, wenn er das Spiel, das man mit ihm treibt, nur weiter gegen andere treiben darf. Fahre nur fort, und unterdrücke: jemehr Du unterdrückest, je fester werden sie sich an die Götter schlieſsen. Dieſs ist des Menschen Art; gedrückt sucht er bey fernen, unsichtbaren Wesen Schutz und Trost, frey scheint er sich selbst genug.

Attalos. Verlasse Dich auf mich, bald will ich Deine Tempel füllen; doch daſs es mir gelinge, muſst Du mir, um Deiner Götter willen, die Hände leihen. Ich will Entsetzen unter die Bürger schicken, und wenn sie zu diesem Eindruck vorbereitet sind, wird es schneller wirken. Laſs die Worte, geheiligt durch ein Opfer, in das Volk ausgehn: *Die Götter haben Abscheu an der Veränderung, die Damokles unternimmt.*

Oberpriester. Opfer, Träume und Orakelsprüche standen zu unsrer Väter Zeiten in groſsem Rufe. Wer giebt heute noch etwas dafür? Um den Pöbel wird Dir's wohl nicht zu thun seyn?

Attalos. Eben um ihn; die wilde Menge übertäubt die Klügern, und Du hörst der Grille einsames Zirpen nicht vor dem Geschrey der Frösche; auch weiſst Du, daſs, wenn die Geister einmal empört sind, so bedarf man der Funken wenig, sie gänzlich zu entflammen. — Nur ein ahndungsvolles düstres Gefühl; dieses schallt aus keinem Winkel kräftiger, als vom Altar, den das Dunkel der Nacht verhüllt!

Oberpriester. Gleich einem Nachtgeist, soll's aus unserm Tempel schleichen! Es ist Zeit, daſs der freundliche Zevs nun einmal wieder der furchtbare werde. Ich will den Erebos aufschlieſsen, und den Hades auf die Erde rufen.

Attalos. Das Beste fasse ich in diesem Augenblick! Laſs ins Volk ausstreuen: ich habe Dich aufgefordert, die Leibwache von dem Eide zu lösen; daſs Du es aber, nach Bildern, die Dir die Götter sandten, nicht zu unternehmen wagst.

Oberpriester. Du könntest Oberpriester und König seyn!

Attalos. Der Menschenkenner steht überall an seiner Stelle; Du könntest König und Oberpriester seyn.

Oberpriester. Nun noch das Beste. In müssigen Stunden blätterte ich die alten Gesetze durch, die *alten* sag ich; doch ist kein neues da, das diesem widerspräche. Horch! ich hoffe, es wird gleich Flötenlaut in Deine Ohren schleichen: *Gift trinkt der freche Bürger, der aufrührisch die Obrigkeit auffordert!* — Noch süſser wird diese Musik Deinem Herzen seyn: Megakles wär's, der dieses Gesetz auffand. Leb wohl, den Dank am Ende. Ab.

Attalos. Megakles. Verschiedene von dem Adel.

Attalos. Nach einer Pause, während welcher er sie mit verstellter Rührung angesehen. O sagt mir, wie soll ich Euch nun nennen? Meine Freunde, da Ihr Feinde dieses Staats seyd, den Ihr selbst geschaffen habt, durch dessen Gröſs' und Stärke Ihr gröſser, mächtiger geworden seyd? Meine Mitbürger! sanfte Benennung, ehmals konnt' ich Euch mit freudigem Herzen so begrüſsen; aber wie nun, da des Aufruhrs sinnloses Toben von neuem Euren Geist verfinstert hat? Glaubt Ihr, daſs Ihr Euch nur gegen mich empört, daſs Ihr nur mich vernichten werdet? Verblendete: gegen Euch selbst wüthet Ihr, und faſst nicht, daſs Ihr nur durch meine Macht bedeutend seyd! Gleichheit in Glück und Rang fordert der dumme Haufen; laſst mich nun fallen, der ich sie in Furcht gefesselt halte, und Ihr sinkt mit meinem Throne unter ihre Füſse. Eure prächtigen Häuser, Eure zusammengerafften Schätze, das Loos von vielen Tausenden, werden bald die Beute des wilden Pöbels werden! Ihr, die Ihr mit mir herrschen könnt, werdet unter das schmähliche Joch der Volksregierung sinken; weh dem Lande, wo der zügellose Pöbel herrscht! die härteste Sklaverey ist die, wo der Verstand der Dummheit unterliegen muſs, wo ein verworrner Traum von Gleichheit alle Fähigkeit des Geists erstickt. Sie werden Euch verjagen, und wenn sie Euch auch ertragen, so müſst Ihr, der edle, gesunde Theil des Staats, durch des Pöbels, mit Gold und Schmeicheley erkaufte Stimme zu Ehrenstellen steigen. Weh Euch, wenn Ihr sie nicht nach ihrem Eigensinn erfüllt! Eure klügsten Thaten werden sie an Euch, an Euren Kindern, an Euren Gütern als Verbrechen rächen. Seht, dieſs ist das groſse Ideal der Staatsverfassung, das Damokles nun einzuführen denkt. Vermuthlich will er in diesem unglücklichen Lande die verschiednen bürgerlichen Verfassungen, wovon seine müssigen Philosophen schwärmen, durch Versuche proben; aber fühlt der gute Mann nicht, daſs Versuche dieser Art jede Staatsverfassung auflösen müssen! Wie lang ist's, daſs er die königliche Gewalt in Rhodos eingeführt hat? Nun, da die Augen von ihm sich zu mir wenden, ist er ihrer müde; um des Pöbels Abgott wiederum zu werden, will er mich und Euch dem Eigensinn des dummen Pöbels unterwerfen. Vielleicht auch, daſs Reue, das Diadem einst ausgeschlagen zu haben, ihn zu dieser Unternehmung reizt. Auch würd' ich Euch in allem gern willfahren; aber dann müſstet Ihr Euch mir ohne die Miene der Aufrührer nahen. Hab' ich dieſs um Euch verdient? Seit wann seyd Ihr groſs und furchtbar, als seit der Zeit, da ich König bin? Und hängt Ihr von mir ab, so ist der Faden sanft und glänzend, der Euch mit mir verbindet; sein Schimmer blendet das Aug des Haufens, und dieser Schein von Abhängigkeit macht das Volk zu Eurem Sklaven. Wollt Ihr Euch nun wiederum vom Schrey der Freyheit betäuben lassen, so fahrt nur fort; dieses Diadem reiſs' ich von meinem Haupte, gebe dem Volke die volle Freyheit, und unterwerf' ihm meine Neider.

Megakles. Mein König, wir fühlen es, daſs jede Neurung uns und dem Volk gefährlich ist; aber das, was wir von Dir fordern, ist dem Vertrage gemäſs, den Du uns beschworen hast, und ändert in Nichts die Lage der Regierung.

Attalos. Das weiſs nur ich, der ich ihr verstehe. Geht, ich entlasse Euch! Gröſse, Macht und Reichthum goſs ich über Euch; geht nun zu Damokles, und lernet nüchterne Weisheit! Werdet des stolzen Weisen Sklaven, und lernet des Lebens süſse Weichlichkeit verachten! der Pöbel lobe Eure Tugend, und spotte Eures Ansehens. Es ist nur Güte, daſs ich meine Macht nicht nutze, denn Ihr fühlt's und wiſst's und seht's, daſs ich Euch mit einem Wink vernichten kann. Auch würd ich dieses thun, wenn ich Euch für furchtbar hielte; doch den Verräther, und wer er sey, will ich noch heute nach dem Gesetze bestrafen. Die Götter gaben mir Gewalt, und diese will ich nutzen, so lang ich König bin!

Ihr steht betroffen! Die Schaam bindet Eure Zunge, und keiner wagt es, im Angesicht des andern, die Schuld zu gestehen, die sein Herz zernagt! Ich will Euch gerne mein Ohr öffnen, will gern vernehmen, wie ich Euch noch ferner dienen möge. — Bleibe, Megakles, ich will Dich und diese edlen Männer einen nach dem andern hören. Ich, der Menschen kenne, verzeihe gern der Schwäche; denn nicht jedem ist's gegeben, das Geschwätz der müssigen Sophisten von dem wahren Gang des Lebens zu unterscheiden. Die andern ab.

Komm, Megakles! Dich, der sich durch Feinheit des Verstands, durch wahre Kenntniſs der Dinge vor allen in Rhodos unterscheidet — der Du in Unterhandlungen den Geist der Menschen stiehlst, dem nichts miſslingt, was er unternimmt, Dich hätt' ich wahrlich in Damokles rohem Anhange nicht gesucht. Und wie? Du, dessen Stolz sich beleidigt fühlte, mir, einem

König nachzustehen, unterwirfst Dich der Leitung eines Mannes, den Du hassest, den Du beneidest, dessen Weisheit Du immer Träume schaltest? wie soll ich dieſs begreifen?

Megakles. Die Antwort auf Deine Frage liegt in Deinen eignen Blicken. Ein König, der über ein Volk herrscht, das um Freyheit kämpfet, lernt die äuſsre Handlung vom innern Menschen unterscheiden.

Attalos. Das Spiel der wilden Leidenschaften, dem ich so lange zugesehen, hat mich freylich unterrichtet, wie die Menschen besondre Absichten unter allgemeinen Äuſsrungen verbergen möchten. Auch weiſs ich, daſs dem alten, versuchten Seemann die Führung der Flotte vorzüglich zugehörte; doch sind wir immer Meister unsers Willens; und ständen wir, wie wir jetzo stehen, wenn Megakles und nicht Damokles sie geführt hätte?

Megakles. König Attalos, ich hasse den Mann, dessen sonderbares Leben dem unsern zum Vorwurf wird. Der Mann, der dem Menschen aus Stolz nicht mehr gleichen will, beleidiget den meinen. Er thut nichts wie andre, und wenn er sich zum Herrn seiner Leidenschaften machte, so geschah's nur darum, daſs er Meister von unsrem Geiste werde.

Attalos. Dieſs suchte er, da er den Rath errichtete, und sich an seine Spitze setzte. Dadurch herrschte er über den König, den Adel, und den ganzen Staat; sich des Weisen Stolz befriedigt sich nur im Ungewöhnlichen, und schlug er die Krone aus, so geschah' es darum, um König eines Königs zu seyn. Und Ihr wolltet ihm dazu die Hände leihen?

Megakles. Ich hoffe, wir verstehen uns; auch siehst Du, daſs ich in dem Augenblick, da es am wenigsten geschienen, nach Deinem Sinne gearbeitet habe. Ich reizte den feurigen Charikles, und forderte mit ihm den schon zertretnen Pöbel auf, Damokles mit mir aufzurufen! Das Volk hatt' ich nicht zu fürchten, denn ich weiſs, daſs es nichts mehr wahr empfindet; Dein Muth war mir bekannt, und nun liegts an Dir, ob Du mir die Thränen, die mich sein letzter Sieg gekostet hat, mit Lächeln bezahlen willst.

Attalos. Dieſs will ich, und Dich zum Herrn des Meers machen. Erwirb mir Ruhm, Dir Ehre und Reichthum. Gerne theil' ich meine Macht mit einem Manne, der in edler Leidenschaft den Sporn zu groſsen Thaten findet.

Megakles. Mein süſsester Lohn ist Rache. Ich steh' auf seiner Seite, bis Deine Klugheit die Sache so einleitet, daſs ich auf die Deine treten kann. In dieser Täuschung muſs er's nun auſs äuſserste treiben.

Attalos. Sieh, wie weit meine Freundschaft für Dich geht. In wenig Stunden wärst Du mit ihm gefallen; noch heute soll Rhodos fühlen, daſs ich König bin. Gern mag ich Witzeley und Spott vertragen; aber wer bis zu Thaten geht, der wird aus der Dunkelheit, die ich um mich zu ziehen weiſs, Gespenster fahren sehen, die ihn auf meinen Wink vernichten. Ich freue mich Deiner Rettung; laſs uns Freunde seyn!

Was Du noch zu thun hast, sagt Dir Dein Verstand viel besser, als Ariston.

Megakles ab.

Einer vom Adel. Attalos.

Attalos. Wie, auch Du? einer der schönsten Geister Rhodos, der seine Sinne in dem üppigen Asien ganz zum Genuſs geschärft hat! der mit dem Reize der Musen den groben Genuſs so geistig zu würzen versteht! der berauscht von Chier und dem Geflüster der lydischen Flöte sich nur in dem Blicke der Liebe wieder abkühlt! Sollen nun die Demokraten Deine Gärten, Deine Haine plündern? Das Volk den Tummelplatz seiner Gelage in Deinen Marmorbädern aufschlagen? — Ich hatte so viel mit Dir vor; nun da ich sehe, daſs Du so wenig Dein eigner Freund bist, wie kann ich mir schmeicheln, den meinigen aus Dir zu machen? Wahrlich, ich beklage es, Dich, dem Sturz so nahe, nicht mehr retten zu können! Bey den Göttern, Ihr spielt ein sehr gewagtes Spiel, und faſst in Eurem Taumel nicht, was ich vermag, so bald ich meine Stärke brauchen will. Ich verzeihe es dem Manne, der roh und ohne Aufklärung, im Rausche der Wirksamkeit ein Gegengift für das Leere seines Herzens sucht; aber daſs ein Mann wie Du, der aus der geheimen Vorrathskammer der Natur den sechsten Sinn zu stehlen wuſste, daſs ein solcher Mann sich so weit vergiſst, sich, dieſs verdrieſst mich!

Die Bacchantin dort raubt mir Deine Aufmerksamkeit; Du siehst und hörst mich nicht. Wie gefällt sie Dir?

Er deutet auf eine Statue.

Er. O es ist ein Meisterstück! Der Ausguſs der wärmsten, wollüstigsten Phantasie! Schwebend zwischen Wahrheit und der göttlichen Natur! Wie sanft der Übergang! und nur darum scheint es so leise in das göttliche Ideal hinüber zu flieſsen, damit der Mensch davor so recht als Mensch genieſsen möge. Ein Stück, mein König, das die Schlafkammer des donnernden Zevs zieren würde, das aber wahrlich an seiner Stelle steht.

Attalos. Mich däucht, das Betrachten eines Wesens, wie dieses hier, müſste selbst die wilde Zwietracht bändigen. Ich bitte Dich, laſs sie morgen abholen. Mein von Sorgen erfülltes Herz kann sich nicht an solchen Gegenständen ergötzen! Ihr sorgt dafür, daſs mir die Musen das Bittre des Lebens nicht versüſsen mögen. —

Stöſst nicht der Erdstrich, der sich so sanft in die See verliert, und wovon der ernste Damokles so wenig Gebrauch zu machen weiſs, an Deine Haine?

Er. Ein herrlicher Strich; schon lange lag ich ihm darum an: doch lieber läſst er ihn verwildern, als daſs er ihn mir zum bebauen überlieſse.

Attalos. Er liebt das Rohe, weil er's selbst ist. Morgen ist er Dein, ich stehe Dir dafür!

Er. Du überhäufest mich mit Wohlthaten.

Attalos. Ich lohne gern den Undank des Verstands, um dadurch ein Herz mir zu gewinnen. Wohl weiſs ich, daſs Du Deine Schätze nicht gegen ein Unding tauschen wirst; auch weiſs ich, daſs es dem Manne geziemt, im Aufruhr Theil zu nehmen; aber der Weise zieht sich zurück, wenn das Spiel gefährlich wird.

Er. Mein König, mein Geschmack verträgt sich besser mit der königlichen Regierung, als mit der Staatsverfassung, wo man den Genuſs des Lebens nach den strengen Regeln der Polizey bestimmt. Ab.

Ein anderer von Adel. Attalos.

Attalos. Wenn Arme, Elende sich gegen den Staat auflehnen, und in der Verwirrung Glück zu machen suchen, so wundre ich mich nicht; sie können nichts verlieren; aber wenn ein Mann wie Du, dessen Reichthümer den Mund des neidischen, bettlerischen Haufens füllen, wenn ein solcher Mann sich so weit vergiſst, alles gegen nichts zu wagen, so begreif' ich nicht, welcher böse Dämon die Geister der Rhoder in Bewegung setzt. Habt Ihr denn vergessen, daſs Ihr nur, vermöge meiner Macht, den Antheil vieler Tausenden in Ruh verzehrt! daſs, wenn dieser Druck aufhört, des Adels Reichthümer sich wieder in die vielen Kanäle zertheilen müssen, die Ihr alle in einen Strom gefaſst habt. Doch bald schäm' ich mich meiner Güte, Euch vor Eurem nahen Sturz zu warnen; wär' ich ein Tyrann, wie Damokles mich dem rohen Haufen darstellt, so würd' ich die Gelegenheit nützen, mich Eurer Reichthümer zu bemächtigen; Euch hinunterzustoſsen, da Ihr mir durch Euren Aufruhr das volle Recht gegeben habt. Doch nie reizten mich Schätze, und gerne seh' ich jeden reich und glücklich, der um mich ist. Nun liegt's an mir, ob ich Dich heute vor der Versammlung des Volks in Staub zertreten soll; oder ob ich Dich nun noch der Rettung würdig finden will. Ich kann König über Spartaner seyn; ob Du ein Spartaner werden kannst, Dein Gold gegen Eisen umzusetzen fähig bist, daran zweifle ich; aber wenn Ihr Damokles zu unterstützen denkt, so trag' ich noch heute auf gleiche Eintheilung der Güter an. Über arme und starke Unterthanen zu herrschen, schmeichelt dem edlen König mehr, als Eure üppige Wollust, Euer Glanz von ungerechtem Reichthum. Dieſs sag nur denen, die im Überfluſs prassen, während das Volk mit dem Hunger kämpft. Ihr mästet Euch durch meine Macht, und ich labe mich nur an ihrem Schatten. — Noch gestern hatt' ich's mit Ariston, Deinem Freund, entworfen, Dir das Schatzamt zu vertrauen, weil ich weiſs, daſs Du den Werth des Gold's verstehst. Doch ein Staat armer gleicher Bürger bedarf der Zöllner nicht.

Er. Behüten uns die Götter vor der Barbarey, aus der Du uns gezogen hast. Ab.

Kreon. Attalos.

Attalos. Auf Dich hab' ich längst mein Aug' gerichtet; Deine starke Seele erfordert ein weitres Feld, ſich auszubreiten. Ich ſchreibe Dich dem Adel zu; ich weiſs den künftigen Staatsmann auszufinden, und einen Mann wie Dich muſs man von dem Pöbel trennen. Deine Seele iſt zum Herrſchen, nicht zum niedrigen Gehorſam geſchaffen. — Ich verſtehe Dich — komm, folge mir!

VIERTER AKT.

Damokles Haus.

Damokles.

Öde ist das Haus, nur die düstre Ahndung meines Weibs schallet in mein Ohr! Selbst meine Ino horcht ängstlich auf der Mutter Weissagung, und das, was ich nun wahrnehme, giebt dem Ausguſs ihrer zerrütteten Phantasie den Schein von Wahrheit. — Ein furchtbarer Gedanke nagt an meinem Herzen: Sind diese Menschen der Thaten werth, die du um ihrentwillen unternommen hast? Wende dich hier weg, mein edler Geist! — Verlassen steh' ich hier, nachdem ich auf ihren Ruf den Tyrannen angegriffen habe. Ich — allein — o zürne nicht, meine Seele! fühle die Stärke, die dich über den Tyrannen erhebt, wenn du ihm unterliegen solltest!

Kreon. Damokles.

Kreon. Damokles, groſs und gerecht ist Dein Unternehmen, doch wenn Du Dich dem König nicht unterwirfst, fällst Du ein Opfer unsrer Feigheit. Nur die Macht der Götter kann Dich schützen, die Menschen haben Dich verrathen.

Damokles. Nicht mich, Kreon, sich selbst haben sie verrathen.

Kreon. Edler Damokles, weiche dem Sturme bis auf beſsre Zeiten aus; wir von Wollust und Eigennutz Verblendete haben Dich verrathen, und ich und dieses Volk sind Deines Blicks nicht werth. Wir alle sind so tief gesunken, daſs wir Deine Tugend nicht ertragen können. Um unter uns zu leben, muſst Du uns ähnlich werden, sonst ist Deine Rettung die schnellste Flucht. Ab.

Damokles. Flucht! ja fliehen will ich, um unter den Todten Eurer zu vergessen!

O Tugend! o Vaterland! seyd ihr nur mir bedeutend! oder ist dieſs ein Traum, den ich von frühster Jugend, im Vergessen meiner Selbst, geschwärmt habe! — Wie, mein Herz, so zürnend fährst du auf, da du nun die Probe deines Werths bestehen sollst? Und darum, weil sie des Opfers unwerth scheinen, dich vielleicht zum Opfer ihrer Bosheit auserlesen haben! Vielleicht durch meinen Fall ihr bedrohtes Leben sichern wollen? Gerecht ist deine Sache, unbekümmert was für dich aus deinen Thaten flieſsen möchte, triebst du immer vorwärts; dein innrer Richter flüsterte dir leise zu: edel ist das Unternehmen — doch auch nützlich? Mir? Ist die Wärme, die das Bewuſstseyn deiner Unschuld durch dein ganzes Wesen gieſst, nicht der schönste Lohn? Wann fühltest du dein Daseyn herrlicher, als in dem Augenblick, da du mit dir zufrieden das Vergangne übersahst! Hier ist die Quelle unsres Glücks, dieſs ist die Seligkeit, die wir mit jenen erhabnen Wesen theilen, die unsre Seele fühlt, und unsre Zunge nicht ausspricht. Aber auch den Menschen nützlich? Wenn ihre Bosheit, ihre grobe Sinnlichkeit den Zweck verrücken, wenn du bey edlen Zwecken unterliegst, und dein Tod die Absichten des Tyrannen und seiner erkauften Sklaven mehr befördert! Furchtbarer Gedanke, in dem sich alle meine Kraft auflöst. Nur hier fühl' ich die Menschheit in mir beben! Die Geliebten zu verlassen, dem Lichte entfliehend, damit Attalos mein Vaterland tyrannischer beherrsche, das ich durch meinen raschen Schritt beförderte! Ich erliege dem scheuſslichen Gedanken, und das meiner Seele eingeprägte Bild der Tugend hüllt sich in dunkle Farben ein. Träum' ich allein? Sehen alle andre wahrer? Ist der Mensch nur um seinetwillen da? Sind die Bande, die die Menschen durch den Geist an einander ketten, so unwahr, als sie unsichtbar sind? Unsichtbar; aber fühlbar, und mit heisser Gluth strömt's aus meinem Herzen: des Menschen Ruf ist von höherer Art, als bloſs dem groben Sinn zu leben! Bist du todt, mein Herz? Hat Furcht den Flug gelähmt, daſs du der warmen Einbildungskraft so den Zügel läſst? Und wenn dieſs feige Geschlecht dich nun verräth, mag dein Beyspiel nicht aufs künftige wirken? Weg mit dem schlechten Menschen, der im Alter darum keinen Baum mehr pflanzen will, weil die Frucht davon ihm nicht mehr reift! das Wirken des

Edlen ist an keine Zeit gebunden, und seine Thaten flieſsen durch die Ewigkeit.

Charikles. Damokles.

Damokles. Woher so feurig, mein Sohn?

Charikles. Von dem Platze; ich entfloh dem Schauspiel, das meine Geister wild empört. O Damokles, mein Vater!

Damokles. Was ist es, das Dich so empört?

Charikles. Im Taumel rast und schwärmt das Volk, das Dich heute aufgefordert hat. Unterm Vorwand Deines Siegs giebt Attalos ein groſses Fest, und die Betrognen betäuben ihr Gefühl in Wein und Fraſs. Der Adel mischt sich unter den tollen Haufen, und erschreckt die entflammten Geister mit naher, schrekkenvoller Strafe ihrer Kühnheit. Die erkaufte Leibwache droht jedem Untergang, der Dich zu unterstützen wagt. Nah sind wir dem Augenblick, daſs eben dieses Volk, das Dich heute auf den Knien um Rettung flehete, Dich als Verräther ausruft.

Damokles. O sie sind zu tief gefallen, als daſs ein Mensch sie aufrichten möge! Sieh, so schnell artet der Mensch unter dem Tyrannen aus! Dieſs Volk, das vor kurzem Gut und Leben um einen Schatten von Gewalt wagte, verliert nun, bis zur Erinnrung, den Geist der Freyheit!

Charikles. Verfluchtes, zur Sklaverey gezeugtes Volk.

Damokles. Fluch den Thoren nicht! o sie werden schrecklich büſsen! Komm, mein Sohn, ich lehne mich an Deine junge Kraft, und sehe Dich in beſsren Tagen thätig seyn! Die Zeit wird die Binde von ihren Augen lösen, und dann wird der heutige Tag noch einmal auferstehen. Vielleicht, daſs Du ihn siehst! Ich fühle des Tyrannen Werk; im Finstern schleicht er, bis er die Menschen in seinem Netz verstrickt hat; dann zertritt er, was ihn hindert. Über mich vermag er nichts; so lang ich die Luft der Erde genieſse, will ich sie frey einathmen, für die Zukunft mögen Männer Deines Gleichen sorgen.

Charikles. Laſs uns handeln, so lang wir leben; auf den Todten liegt Vergessen. Die Hand des Kühnen findet durch der Sklaven Wache den Weg zum Herzen des Tyrannen. Nur eine solche That kann dieses Volk aus seinem starren Schlaf erwecken.

Damokles. Und eben darum fessel' ich die kühne Hand. Nur das Volk, das frey seyn will, rettet des Tyrannen Tod. Siehst Du nicht, daſs sie der Freyheit nicht mehr werth und fähig sind? Einer meiner Verräther würd' die Gewalt bald an sich reiſsen, und den Grund zur Tyranney mit Blutvergieſsen legen. Der Tyrann fällt, und aus seinem vergoſsnen Blute gähren bürgerliche Kriege, grausamre Tyranney. Wo man einmal durch Verbrechen den Thron besteigt, wachsen sie bey jedem Wechsel. Wäre Rhodos durch einen kühnen Streich zu retten, so würd' ich ihn, obgleich graue Haare meine Schläfe decken, der Freyheit opfern! Doch das Unternehmen wäre nun so unnütz als feige, da wir ihn öffentlich, nach Gesetz und Recht, angegriffen haben!

Charikles. Recht und Gesetz gelten nicht mehr in unserm Vaterlande.

Damokles. Eben darum rettet es nicht die kühne That. — Und wenn ich falle, Charikles, wenn ich falle; muſst nicht Du die Verlaſsnen schützen?

Charikles. Ha, mein Vater!

Damokles. Fasse Dich, junger Mann; den Augenblick, den ich jetzo lebe, tauscht' ich nicht um sein betrügrisch Glück. Mein Herz richtet sich in sich selbst, und besteht in seiner eignen Kraft. Das was meinen Geist betrübt, ist Kallias! Sage, kann ich diesem Volk wohl zürnen, da mein eigner Sohn die Natur mit Füſsen tritt? Sahst Du ihn?

Charikles. Ich sah ihn!

Damokles. Vergieb dem väterlichen Herzen! — Wie fandest Du ihn?

Charikles. Ich verwirrte seine Seele, und er erbebte vor seiner Schuld; zu Zeiten wollte ein edleres Gefühl durch die dicke Finsterniſs dringen; aber eine Leidenschaft, in die sich sein wilder Ehrgeiz mischt, raubt ihm die Kraft zum männlichen Entschluſs. Ich traue dem Manne nicht, den bloſs die Scham in seinem Vorsatz wanken macht; der Starke, der sich auf einem Irrweg findet, sieht erzürnt zurück; ein edles Feuer treibt ihn vorwärts, und das Gefühl der Reue erstirbt in Thaten, die seinen vorigen Fall vergessen machen.

Damokles. So hab' ich der Tugend eine doppelte Schuld abzutragen, für mich und ihn! Ich muſs durch meine Handlungen den bösen Eindruck auslöschen, den er auf's Herz des Volks gemacht hat. O ich bedaure ihn!

Charikles. Ich möchte Dir zürnen, daſs Du meinen Arm zurück hältst. Die schönste That eines freyen Menschen ist Tyrannen-Mord, und ich sollte Dich nun dem Kampf bloſsstellen, mit nichts bewaffnet, als Deinem unbescholtnen Leben, für das das Volk den Sinn verloren hat? Wie soll ich dieſs ertragen? Glaubst Du vielleicht, ich fürchte, daſs mich seine Sklaven nach vollbrachter That darnieder stieſsen; oder daſs die Liebe mich einer edlen That unfähig mache! Kann ich sie mehr beweisen, als indem ich für Dich sterbe?

Damokles. Du kannst schöner leben, und der Tod der Unschuld ist noch mehr werth; diesen wähl' ich, wenn's die Götter wollen.

Herold. Vorige.

Herold. Damokles, der König fordert Dich auf, vor ihm zu erscheinen. Der Adel und das Volk versammeln sich um ihn, und die Entscheidung Deiner Ansprüche soll dort vorgenommen werden.

Damokles. Ich folge Dir. Herold ab.

Arate. Ino. Damokles. Charikles.

Arate und Ino. Wohin? Wohin?

Damokles. Nach dem Orte, meine Lieben, wo ich so oft die Rechte der Unschuld gegen den Druck des Gewaltigen vertheidiget habe! Nach dem Orte, wo ich oft den tückischen Tyrannen dem Gesetz unterworfen habe, dem er sich entziehen wollte! Dahin, meine Ino, wo ich den Ruf des Volks erfüllen muſs; gelingt mir's nicht, so will ich zum letztenmal meine Stimme erheben, und dann frey von Vorwurf, gerechtfertigt vor Göttern und Menschen, mit Euch in eine ferne, einsame Hütte am Gestade des Meers hinflüchten! Einen freyen Winkel der Erde muſs uns der Tyrann wohl lassen.

Charikles. Keine Höhle im Gebirge verstattet der Tyrann dem Manne, den er fürchtet, der der Bürger Augen auf sich zieht. Damokles, nur rasche Entschlüsse entscheiden hier!

Damokles. Ino, thu' ich recht?

Ino. Mein Vater, wir wissen, was in dem Volke vorgeht, und der Bewundrung Deiner Tugend weicht noch in diesem Augenblick die Angst. Doch sollt' es dahin kommen, so wäre es besser, wir wären nicht geboren!

Damokles. Dieser wird Dich schützen! Dein Herz hat ihn gewählt, und Eure Seelen sind verwandt. Charikles, sie ist Dein! sich, in dieser zarten Hülle wohnt ein erhabener Geist, und dieser jungfräuliche Busen deckt ein fühlendes Herz! Du bist kühn und stark, groſse, männliche Tugend ist Dein Theil; sie ist geschaffen, dieſs zu achten und zu fühlen. Über das Band, das ihr geflochten habt, vermag das Schicksal nichts. Nimm sie von meiner Hand, ich gab Dir das Liebste meiner Seele; diese traurige Schweigende folgt mir bald. Nun lächelt sie dem Schicksal zu, das ihr gespannter Geist so nahe sah! Nimm auch sie von mir! sey ihr Sohn und Schutz, wenn ich nicht mehr seyn werde. Schwöre mir, für sie zu leben, wenn ich falle!

Charikles. Sie sind mein! ich schwöre Dir!

Damokles. Nun kann ich ruhig vor den Tyrannen treten. — Weinet nicht; und Du, feſsle den wilden Grimm, der Deine Seele durchglüht. Glaube mir, auch ich könnte rascher Leidenschaft leicht Raum verstatten; auch ich empfinde Gluth und Unwillen, und leichter ist's, das Schicksal durch einen verzweifelnden Streich bekämpfen, als es männlich bestehen. — Meine Arate, was sucht Dein thränenvolles Aug' in jenem Dunkel?

Arate. Ich suche den Weg zu dem Erebos; mein Geist ist dort, und ich muſs nur so lang auf Erden weilen, um vor dem Abschied aus dem Leben der Martern gröſste zu empfinden. O warum kann ich nicht vor Dir den dunkeln Weg betreten! — nah bist Du ihm — Ich will schweigen, denn wenn ich dem schweren Leiden Athem gäbe, es würde Dein groſses Herz so tief durchdringen, wie das meine; zum erstenmal würde Damokles ganz der Menschheit unterliegen. Folge Deinem Ruf! die Bewundrung Deiner Tugend war im Frühling unsers Lebens meine süſseste Wonne, nun dring ich noch einmal in die selige verfloſsne Zeit — wenn ich Dich damals am Abend eines ehrenvollen Tags voll Liebe und Bewundrung umfaſste, fühlt' ich wohl: Der Mann sey um gröſsrer Dinge willen da, als zur bloſsen Freude seines Weibs. Achte nun nicht auf mich — mit einem dünnen Faden häng' ich noch am Leben, schweigend drück' ich Deine Augen zu, dann mag er zerreiſsen.

Damokles. Die Thränen, die Ihr nun in meine Augen zieht, wägt die Herrlichkeit der Welt nicht auf. Laſst sie Euch nicht bekümmern, es sind Freudenthränen! Thränen der Wonne, so von Euch geliebt, und Eurer werth zu seyn! Selbst der Schmerz, der sich darunter mischt, gränzt an das erhabenste Gefühl, das mich je durchglüht hat. — Kommt, lächelt durch Eure Trauer, und drückt schweigend meine Hand. Der Tyrann, vor den ich nun gefordert bin, mag zittern, nicht ich! Mir verleihen die Götter unüberwindliche Kraft, die seinige liegt in feilen, feigen Händen! — Lebt wohl! lebt wohl! —

Arate. Zum letztenmal berühre ich Dein freundliches, gütiges Angesicht!

Ino. Zum letztenmal hebt die Gröſse Deiner Seele mein schwaches Herz empor.

Damokles. Warum zum letztenmal? Traut mir und der Gerechtigkeit! Nie verläſst sie die Menschen so gänzlich, daſs sie an mir, der ich mich für sie geopfert habe, zum Verräther würden; und wär' es, ist's eine Thräne werth, sie zu verlassen?

Ino. Wir fühlen nur, daſs Du uns verläſsest.

Charikles. Du empfindest groſs; doch menschlich ist unser Beben um Dich und uns!

Damokles. Glaubt mir, ich fühls wie Ihr, und bey diesem Abschiede scheint sich mein Wesen schon aufzulösen; verweilte ich länger hier, ich würde in Euren Blicken den Muth verlieren, dessen ich bedarf. Dieser Augenblick erfordert einen Mann, der sich und Euch vergessen muſs. Folge mir, Charikles! Dort lebe nur ein Gedanke in unsrer Seele: das Vaterland zu retten, fürs Vaterland zu sterben.

Die Weiber fallen um seinen Hals; er reiſst sich los, und sie gehen still und stumm ab.

Die Scene des zweyten Akts.

Der Oberpriester führt den **König** aus dem Tempel.

Beginne, König; schon treiben schwarze, mit Donner beladne Wolken von dem Meere her; die Natur wird Dir zum Wink der Götter dienen, die Gemüther beugen, und Deine Macht erhöhen. In den Tempel zurück.

Von allen Seiten tritt der Adel und das Volk ein. Megakles. Kallias. Kreon. Ariston. Später Damokles und Charikles. Die Leibwache bewaffnet.

Attalos. Damokles, sage hier laut vor dem Adel und dem Volke, was ist Deine Forderung an mich! Worauf gründest Du sie; wer gab Dir das Recht, sie an mich zu machen?

Damokles. Ich will und fordere, daſs Du, den unsterblichen Göttern gleich, diesem Lande nur Gutes thun möchtest; und um das Böse zu verhindern, will ich Dich, nach dem Rechte der Menschheit, dem Rechte, das mir dieses Volk als ersten Wächter der Gesetze anvertraut hat, so einschränken, daſs Du auch wider Willen gezwungen seyst, gerecht zu herrschen!

Attalos. Willst und willst! Woher schreibt sich dieser Stolz? Bist Du allein die Stimme des Volks?

Damokles. Die Stimme der unterdrückten Menschheit bin ich, die vor Dir und keinem Sohne der Erde verstummen wird. Herrschen magst Du über Rhodos, diese Sklaven, derer Blick Deine Macht in Staub gedrückt hat, mit Deinem Zepter muthwillig geiſseln, doch nur, wenn ich nicht mehr bin; denn so lang ich einen Athemzug vermag, soll er Freyheit seyn. Ich sehe nun, das Spiel hat sich gewandt; des Tyrannen Stolz schwellt Deine Lippen, und Deine Augen schimmern des Feigen tückische Freude. Auch weiſs ich, daſs nur ich in Rhodos Dir die Stirne biete; aber nie fühlte sich ein Mann auf Erden mächtiger unterstützt, als ich mich fühle. Vor der Gerechtigkeit, die auf meiner Seite steht, erbebst Du in Deinem Innern, und diese alle mit Dir, die meinen Blick vermeiden, und beschämt zur Erde sehen. Herrliches Gefühl, mitten unter dem Haufen ungerechter, eigennütziger Sklaven allein gerecht und rein zu stehen. — Rhoder, nicht an mir werdet Ihr zu Verräthern, an Euch, an Euren Kindern, und falle ich heut durch Feigheit, durch Eure Laster, so fällt mit mir Eure Freyheit!

Attalos. Zu lange schon hast Du unser geduldiges Ohr mit diesem Laut gemartert! zergliedre ich nun den Sinn davon, was heiſst es anders, als: ich Damokles schlug die Krone aus, um heller in dem Glanze der unerwarteten That zu strahlen; aber da die Macht noch süſser ist, als der Genuſs der Eitelkeit, so möchtest Du auch immer König eines Königs seyn. Eitler Schwärmer, verträgt die königliche Macht die Vormundschaft? Heiſst dieses nicht den einfachen Gang der Natur aufhalten? Durch die Wahl eines Königs wolltest Du die Flamme des Aufruhrs dämpfen; doch zu gleicher Zeit legtest Du sie tiefer in's Verborgene, um sie nach Willen und der Zeiten Lauf wieder aufzublasen. Gefährlich ist des Weisen Stolz! auch ich achte einfache Tugend; aber wenn man sie unterm Scheine von Aufopferung zum Werkzeug finstrer Absichten macht, so lobe ich mir den Mann, der für sein eignes Beste lebt und handelt; nur dadurch hilft einer dem andern fort, und selbst aus unsern Fehlern entspringt mehr Gutes, als aus der eitlen Schwärmerey der Tugend! Damokles, die Gesetze schlafen nicht, und Du, ihr vermeinter Wächter, hast eines aus der Acht gelassen, das Dich und jeden hier zum Tod verdammt, der mich in dem Amt angreift, das Zevs mir anvertraut hat.

Damokles. Wer die Menschen mit Füſsen tritt, der miſsbraucht die Götter ohne Scheu. Dieses hier ist allzusehr thöricht Menschenwerk, als daſs wir damit höhere Wesen vermischen sollten. O Rhodos! o mein Vaterland! daſs ich so lang gelebt habe, um hier vor einem einst freyen Volke, vor der Götter

Tempel hier, der Menschheit Lästrung anzuhören. — Charikles, Du hörst und siehst, wir haben kein Vaterland mehr!

Charikles. Laſs mich reden! o laſs mich Sparta's Tugend in meinen erzürnten Geist zurückrufen!

Damokles. Sieh auf diese, und sag ob sie es werth sind!

Attalos. Wache! tretet zwischen mich und diese Aufrührer, sie führen Dolche.

Ariston. Der Tempel öffnet sich.

Oberpriester auf der Schwelle. Beugt Euer Haupt zur Erde, Frevler! tiefe Stille herrsche! Aus den dunkeln, unerforschlichen Tiefen tret ich hervor, ich der Oberpriester des mächtigen Zevs. In diamantnen Wänden grub seine Hand der Menschen Schicksal, und ich las mit Schauder, was der Finger des Donnerers mit dem Feuergriffel eingegraben hat. Rhoder, hört und bebet!

Der Gott der Götter herrscht einzig, unumschränkt, auf des Olympos Höhen. Vor dem Donner seiner Stimme zittern die Götter, gehorchen und genieſsen durch Gehorsam der seligen Ruhe, des Gesangs der Musen und der göttlichen Speisen. Herrschen und gehorchen erhält das Wesen der Welt; doch einfach sind die Gesetze, wornach die unendliche Erde sich dreht. So sey einfach die Regierung der Menschen. Den Königen verlieh der mächtige Zevs ihn auf Erden bildlich vorzustellen, sie stehen unter seinem Schutze, und beherrschen nach seinem mächtigen Willen der Menschen Geschlechter. So sammeln sich nach dem Kampf um miſsverstandene Freyheit die Menschen zur Ruhe, die sie nur unter der Herrschaft eines Einzigen wieder finden. Tyrannen schicken die Götter den Menschen zur Strafe, und kein Volk entzieht sich der Kette des Schicksals; nur Frevler greifen in die Wage, die Zevs gewaltige Hand über den Sternen hält. Er wog Euch, und wog Euch Ruhe zu! Verderben den Träumern, die auf der eiteln Sophisten Sprüche bauen, und über die Götter vernünfteln, die der Menschen Wesen leiten. König Attalos, Dir gab Zevs den Zepter über Rhodos; richte, denn Dich erwartet Minos, der Freund des Donnerers. Vernichte, damit Du erhalten kannst! Das Opfer blutet, und ich gehe zu fragen, ob Zevs Dein Richteramt heiligt! Der Tempel schlieſst sich.

Charikles. Betrug und Lästerung der Gottheit! o Damokles, feſsle nicht ferner meinen Arm!

Damokles. Schweige!

Attalos. Ihr habt die Befehle der Götter vernommen, ich bebe! Doch vollziehen muſs ich den Ruf der strengen Götter. — Edler Damokles, ich möchte Dich retten, Dich gern dem Gesetze entziehen; sag mir, wie soll ich Dich retten?

Damokles. Ich verachte die Rettung, die von dem Manne herkommt, der den Dienst der Götter zur Unterdrückung miſsbraucht. Mein Herz spricht reiner als die erkaufte Stimme des falschen Priesters. Sey König; über Dir das Gesetz; den Tyrannen ertrag ich nicht!

Ariston. Er lästert die Götter!

Charikles. Nur die Götter des Tyrannen, die mit goldner Zunge sprechen.

Volk. Frevel! Frevel! Frevel! Deine Lästrung komme über Dein eignes Haupt!

Attalos. Damokles, diese Stunde lehre Dich, wie gefährlich es für den Unterthan ist, des Aufruhrs Sache zu unternehmen. Du verachtest die Stimme der Götter, die Dich verdammt; hör auf die Stimme der Menschen, die Dich aus der Zahl der Lebenden wirft!

Damokles. Ich sehe hier Menschen, wie ich eben Götter hörte. Eile, denn ich möchte eines bessern Anblicks genieſsen, und sey's auch in dem Erebos.

Attalos. Du bist ihm nahe.

Damokles. Licht und Leben sind nur da, wo keiner Deines Gleichen ist.

Attalos. Hört mich, Ihr Bürger von Rhodos! Im Aufruhr trat heute Damokles vor mich, seinen König! Er drang mit frecher Kühnheit drauf, daſs ich die Leibwache, die ich zum Schutze des Staats aus freyen Bürgern gesammelt habe, entlassen sollte. Gern würd' ich ihm hierin willfahrt haben, besonders da er vorgab, es geschehe in Eurem Namen. Ich trug die Sache den freyen Männern vor, die an der Spitze dieser Wache stehen, und frug sie: ob sie auf Damokles Befehl den Staat verlassen wollten? sie, die hier gegenwärtig sind, beriefen sich auf den Eid, den sie bey Zevs Altar geschworen haben, und drohten, nie das Schwert von ihrer Seite loszugürten, bis Ruh und Sicherheit in Rhodos wieder herrschen. Fragt sie nun selbst; sie sind Eure Väter, Brüder, Kinder:

sie werden Euch sagen, daſs sie nicht mich, daſs sie nur Euch gegen die Neurungen tollkühner Schwärmer schützen. Damokles ist ein edler Mann, seine vorigen Thaten sprechen laut für ihn; doch schmerzlich ist's, daſs er ein so schönes Leben aus Stolz und Herrschsucht nun mit Aufruhr endet. Vielleicht auch, daſs ihn die Trugschlüsse der Sophisten, die Sprüche alberner Weisen irre führen, und gern würd' ich ihm verzeihen; doch solche Träumereyen werden bald gefährlich, denn so bald sie laut werden, so bald es dem sogenannten Weisen nicht mehr gnügt, im Stillen seinen Stolz und Tadelsucht zu kitzeln, verwirren sie das Volk, und stürzen ihren Urheber. Ihr, die Ihr Rhodos und seine Gesetze vertheidigt, hier bewaffnet gegen des Vaterlands Feinde steht, seyd Ihr zufrieden, daſs ich den Zepter über Euch führe?

Leibwache. Herrsche über uns, Attalos! *Sie schlagen auf ihre Schilde, und ziehen die Schwerter.* Verderben den Feinden der königlichen Regierung.

Attalos. Ihr Edlen von Rhodos, die Ihr mit mir durch Weisheit und Gerechtigkeit diesen Staat regiert, auf welche Seite tretet Ihr? Habt Ihr Damokles aufgefordert, mich Euren König aufrührisch anzutasten; unterstützt Ihr ihn in diesem Vorhaben?

Alle treten auf des Königs Seite.

Damokles. Megakles, auch Du?

Megakles. Menschen irren, Weisere leiten sie: Zevs entschied; wer bin ich, daſs ich gegen den mächtigen mich empören sollte? Vergieb, o König, den Verblendeten, die nie wissen, was sie wollen!

Attalos. Der gute König fühlt sich nie glücklicher, nie beneidenswerther, als wenn er vergeben kann. Damokles, Du stehst allein!

Damokles. So scheint es Dir!

Attalos. Verurtheilt von den Göttern, verlassen von dem Volke, befleckt mit Aufruhr, verdammt zur Strafe des Verraths am Vaterlande! Sieh, und gerne möcht' ich Dich retten, ich schwör' es vor dem Volke, wenn Dein unüberwindlicher Stolz Dir nicht im Wege stände. Einen Schritt, Damokles, und wir sind Freunde!

Damokles. Glaube nicht, daſs ich durch Abfall von der Tugend ihr Daseyn wie diese hier in Zweifel setzen, und die Fesseln der Tyranney auf ewig durch meine Unterwerfung schmieden werde. Mir gnügt das Leben unter freyen Menschen nur; um alle Deine Herrlichkeit trüg' ich seine Last nicht unter Sklaven. Ihnen mag das Leben gnügen, das Du ihnen heute schenkst und morgen rauben kannst. Wir beyde können nicht in Rhodos athmen; ich fühle, daſs wenn die Götter dieses Volk nicht für seine starre Fühllosigkeit strafen wollte, so ständest nun Du vor mir, Deinem gerechtern Richter. Dein ist die Macht, brauche sie, und wie Du willst, nur eile; wenn ich dem Schicksal zürne, so ist's darum, daſs ich in Deiner Gegenwart noch stehe.

Attalos. Ihr habt gehört, wie weit meine Güte geht! —

Stolzer, und ein einzig Wort wird diese freche Stirne mit Schaam bedecken. Bey den Göttern, nichts ist scheuſslicher an dem Menschen, als Heucheley, die sich in die Tugend hüllt. Eben dieser Damokles hat durch Charikles seinem Sohn vertrauen lassen; daſs, wenn ich seine aufrührischen Absichten nicht erfüllen würde, sein Dolch mich treffen würde.

Damokles. Deine Worte gleichen Deinen Thaten! Ist es dieses Volk wohl werth, daſs ich meine Hände mit Deinem unreinen Blut beflecken sollte? Wer ist der Mann, den Du durch Dein verführerisch Gold zu diesem Verrath gedungen hast?

Attalos. Dein Sohn! —

Damokles. So trete hervor, Kallias, und klage mich an!

Kallias bebt und entflieht.

Attalos. Seine Flucht beweist die Anklage! — Du verstummst, Heuchler, und die Schaam beugt endlich Deinen stolzen Geist zur Erde. Seht, dieſs ist der Weise! Rhodos! dieſs der Tugend Schwärmer!

Charikles. Ha, Du verstehst Dich auſs Herz der Menschen! — Mein Vater, den tödtlichsten Streich haben sie Dir nun gegeben, und Dein Schweigen, das aller Herzen zerreissen sollte, wird Dir zum Verbrechen. O das meine faſst es tief, und Dein Anblick fesselt die wilde Wuth, die mich nun ergreift.

Damokles. Unterstütze mich mein Sohn! — o ich empfinde mein Alter! — so, laſs mich ein wenig ruhen! — meine lieben Mitbürger, vergebt, daſs ich mich einen Augenblick vor Euch niederlasse! daſs ich mich vor Euch, der ich sonst den Schmerz so männlich ertrug, nun weicher zeige. — Es ist schrecklich, aus seinem Blute einen Verräther gegen sein Leben gezeugt zu haben! — und einen so lügnerischen

Verräther. Es ist noch schrecklicher zu ahnden, daſs der Sohn durch eben die Hand bald fallen muſs, durch die er den Vater niederwirft. — Charikles, laſs mich auf eines Menschen Wange meine letzten Thränen weinen, damit mein Herz nicht an dem Geschlecht verzweifle, und sich mit Zorn erfülle, mein Leben ihnen geweiht zu haben. — Wische die Thränen nicht weg, sie mögen mich immer weinen sehen; ich sitze hier an dem Grabe der Freyheit, und benetze es mit meinen letzten Thränen! —

Ich dachte, Attalos, Du strebtest nur nach meinem Leben —

Dieses Volk ist nicht zu retten! ich überlaſs Euch Eurem Schicksal, der Geissel des Tyrannen, und fühle nur meinen Schmerz! —

Zevs Kronion! mein Wirken auf dieser Erde ist zu Ende, ich verhülle mein Haupt, meine Seele ist dunkel, und die Flamme verlöscht, die mir durchs Leben leuchtete. Ich habe alles gethan, was ich vermochte; sieh auf den Verrath des Sohns, auf die starre Kälte dieses Volks, für das ich mich opfre; ich löse nun das Band, das mich so innig an die Menschen knüpfte, und verhülle mich ihrem Blick! Verhülle mich in mein Leiden, den Lohn meines Lebens! Nimm mich auf, ziehe mich in den Strom deines Lichts, und heile diese hier von dem Verderben ihres Herzens, mache sie wieder zu Menschen! Ich vergebe ihnen, und bedaure sie! Er verhüllt sein Haupt.

Charikles. Verstocktes, fühlloses Volk, in diesem Augenblick verhüllt sich Eurem Auge die Tugend!

die Gerechtigkeit verbirgt sich, und die Götter nehmen den Edlen zurück, dessen Ihr nicht mehr werth seyd!

Ich bin ein junger Mann, und möchte Euch noch vieles in dem Sturme meines Herzens sagen; aber der Glanz dieser groſsen Seele hat mich berührt, und mich hoch über das Schicksal erhoben. Vielleicht daſs Tausende unter Euch wünschen den Gerechten zu retten, den Tyrannen zu stürzen, der seine Macht auf Gräuel gründet; aber feig seyd Ihr, und wagt es nicht, dem Schwert erkaufter Sklaven zu trotzen; auch fesseln Euch diese Verräther, die ihn aufgefordert haben, damit sie Euch tiefer in die Knechtschaft stürzten, damit sie durch List den verhüllten Gerechten, den Richter ihrer Thaten, aus dem Lichte entfernten. Auf ihnen ruhe der Zorn der Götter, dem sie nie entfliehen werden. Ich war es, der dem Verräther Kallias vertraute, daſs wenn der Tyrann den Euch geschwornen Eid nicht halten sollte, mein Dolch ihn finden würde. Der Edle hier wuſste nichts davon; als ich ihm meinen Vorsatz entdeckte, fesselte er meinen Arm, weil er fühlte, daſs Ihr der Freyheit nicht mehr werth seyd, und daſs eben darum auf diesen Tyrann noch ein grausamrer folgen müſste. So vergaſs er seiner Erhaltung, um Eures künftigen Schicksals willen. Kallias verrieths dem König, weil dieser ihn mit Hoffnung auf seine Tochter und das Diadem zum Vatermord gereitzt hat. Welche Könige Ihr einst zu erwarten habt, mögt Ihr daraus sehen! —

Seht hier den Dolch, der Euch von dem Tyrannen befreyen sollte! was hielt mich nun ab, den Streich zu führen? Schon erblaſst er, und bebend treten seine Sklaven näher um ihn her; doch eh sie meine Brust erreichten, würd' er darnieder sinken! Er wirft den Dolch zu den Fuſsen des Volks. Der Gerechte hier hält meine Hand zurück, deren der Tyrann nicht werth ist; die Hand des Sklaven wird ihn aus dem Dunkel treffen, wenn Ihr unter seinem Drucke die Schuld gebüſst habt, die Ihr heute auf Eure Seele ladet!

Attalos. Sein Beyspiel soll die Hand des Mörders fesseln — Ariston, wie lautet das Gesetz, womit unsre weisen Väter den Aufruhr straften?

Ariston. Gift trinkt der freche Bürger, der aufrührisch die Obrigkeit auffordert!

Attalos. So trink er den Trank des Todes, daſs der Staat bestehe, und Ruhe wiederkehre! Der Tempel öffnet sich.

Oberpriester. Zevs nahm das Opfer gütig an. Ich fragte den Donnerer durchs Opfer, und seine Antwort ist: Gründung der königlichen Macht. Herrsche, Attalos, als unumschränkter König; in der Götter Namen überliefre ich Dir den Vertrag, den Du mit diesem Volke geschlossen hast. Er enthält des Aufruhrs Saamen, vertilg ihn nun!

Attalos. Ich herrsche in Rhodos! Rhodos sey glücklich! Ich vernichte das Band, das meinen Zepter fesselt; nur in des Königs edlem Herzen lebe der Eid der Pflicht! Man hört den Donner. Das Volk erstarrt.

Oberpriester. Höre die Stimme des donnernden Zevs! er heiligt die That.

Charikles. Erstarret! Thränen und Verzweiflung ist alles, was dem unterjochten Volke noch übrig bleibt.

Zu Attalos. Nur jetzo rissest Du durch das Herz des edlen Verhüllten! — Ihr Bürger, er ist glücklich, stirbt und stirbt frey! Fürchterlicher ist das Urtheil, das der Tyrann nun über Euch gesprochen hat. Mit diesem Risse hat er der Menschheit heilig Recht vertilgt, und Ihr, die Ihr unter Göttern und Gesetzen lebtet, seyd nun die Beute der Tyranney. Mit angstvollem Blick seht Ihr nun auf Euren Vater hier. — Eurem Auge verhüllt sitzt er am Grabe der Freyheit Eures Vaterlands! o weinet, weinet! der Euch retten konnte, den habt Ihr verrathen und verlassen! Das Volk zerstreut sich in Furcht und Verwirrung. Die Wache umringt Damokles.

FÜNFTER AKT.

Ein dunkles Gefängniſs.

Damokles.

Es ist nicht die Furcht vor dem nahen Tode, nicht das schmerzhafte Gefühl des wirkenden Gifts, das durch meine Seele schaudert. Das Andenken der verlaſsnen Geliebten, das schreckliche Schicksal eines so hoffnungsvollen Sohns, das nie zu heilende Elend eines unglücklichen, verblendeten Volks, dieses ist es, was die letzte Stunde meines Lebens peinlich macht. Hier — allein in der Finsterniſs, soll ich den Tod des Verbrechers sterben — nicht den erhabenen, edlen Tod für das Wohl, das künftige Glück des Volks, um den ich euch, ihr Götter, unter den wilden Stürmen so oft gefleht. Du weiſst es, Vater der Menschen, nie gedacht' ich bey drohenden Gefahren an eigne Rettung, immer war mein stilles Gebet zu dir: Rette sie, und befestige ihre Ruhe durch meinen Tod! Diesen schönen Lohn des Lebens hast du mir versagt; doch nicht den Trost, der aus diesen stillen Klage meines Herzens flieſst, durch den ich nun das nahe Glück der Unsterblichkeit voraus empfinde. Wohl mir, daſs ich ihm nahe bin! Wohl mir, daſs ich in dieser fürchterlichen Stunde, ohne den peinlichen Stich des innern Vorwurfs und der Reue, über meine verlebten Tage blicken kann. Dir übergeb' ich dieses unglückliche Volk! Dir übergeb' ich meine verlaſsnen Geliebten! Kalt wird das Volk auf ihr Elend sehen — der Tyrann wird sie verfolgen — keiner sie schützen — meine kranke, zerrüttete Arate — meine sanfte Ino — Ha, leicht trennt sich der Mensch vom Leben, doch schwer von denen, durch die er lebt — In ihrem Elend, das auf mein Hinscheiden erfolgen muſs, das ich durch mein Aufopfern für dieses Volk bewirkte, da, nur da, fühl' ich ganz das Schreckliche meines Schicksals. Ich höre ihre Klagen, vernehme ihre Seufzer, sehe ihre starren Blicke — die düstre, schmerzvolle Verwirrung meiner Arate — die blassen Wangen meiner Ino — die wilde Verzweiflung des edlen Charikles — und sie so zu verlassen — ohne sie trösten, ohne ihren Schmerz besänftigen zu können — ohne daſs sie den einzigen letzten Trost empfinden, mir in dieser Stunde beyzustehen, durch ihren Zuruf mir die Pein des gewaltsamen Tods zu lindern, und dann meine Augen durch einen sanften Druck zu schlieſsen. Ferne von mir sollen sie die schreckliche Botschaft meines Tods in tödtender Angst erwarten, und dann — verleihe mir Stärke, Vater der Menschen, daſs ich diese schreckliche Stunde überlebe! bewahre meinen Geist vor Murren über die dunkeln Wege, die du die Menschen führst! Laſs mich in der sanften Weisheit meines

Herzens sterben! Gieb mir Thränen über ihr Schicksal, daſs das meinige, über dem Mitleid für sie, zerflieſse! —

Wächter. Damokles.

Wächter. Damokles!

Damokles. Wer bist Du? o willkommne Stimme, sprich!

Wächter. Der Mann, der Dir das Gift gereicht hat. Ich komme Dich zu fragen, ob Du seine Wirkung fühlst?

Damokles. Langsam, Freund; schwer wird mein Athem — mein Gaumen heiſs und dürre.

Wächter. Der König erlaubte, daſs Dein Weib und Deine Tochter zu Dir gelassen werden mögen; willst Du sie sehen?

Damokles. O Wonne! Wonne! gieb sie meinem Herzen und die Götter werden Dich dafür belohnen!

Arate. Ino. Charikles. Damokles.

Arate und Ino. Damokles! mein Vater! wo bist Du in dieser schreckenvollen Finsterniſs?

Damokles! Licht! Licht! Licht! o einen Strahl der glühenden Sonne, daſs ich sie sehe! *Sie fallen um seinen Hals, zu seinen Füſsen.* Ich hör' ihr Ächzen! ich fühl' ihre Thränen! Licht! Licht! einen Blitz vom Himmel, daſs ich sie sehe! Die Scene erleuchtet sich. O Wonne! Euch wieder zu sehen! noch einmal mit Euch vereinigt zu seyn!

Ino. Du allein, mein Vater, in dieser Finſterniſs?

Damokles. O eine schreckliche Einsamkeit! Nun seh' ich Euch! Du bist es — und Du! Nun kann ich sterben, kann unter dem peinlichen Schmerze, mich von Euch zu trennen, Muth aus Euren Blicken ziehen. — O mein gutes Weib!

Arate. Welche schreckliche Zerstörung ist in Deinen Zügen?

Damokles. Es ist die Blässe Deiner Wangen, das Zittern Deiner Lippen, das in meine Seele greift.

Arate. O! O!

Damokles. Du glühst, mein Kind, und starre Thränen hängen an Deinen Augen.

Ino. Thränen der Verzweiflung.

Damokles. Stille, mein Kind! störe die namenlose Freude nicht, die ich nun empfinde! Nur noch wenige Augenblicke werd' ich bey Euch seyn; laſst sie uns genieſsen! — Deine Hand, mein Sohn! Du siehst voll Grimm in mein nahes Schicksal, und die Thränen, die aus Deinen Augen dringen möchten, werden nur von dem Gefühl zurückgehalten, wodurch Dir mein Ende groſs und ruhmvoll scheint. Sey ein Mann, und hilf mir diese trösten.

Charikles. Mein Vater, Du hast meinen thätigen Geist gefesselt, und in diesem Zwange hab ich meine Kraft verloren.

Damokles. Nur Du bleibst ihnen übrig — Führe sie durch den düstern Lebenspfad.

Charikles. Ich will es thun, sie sind mir alles!

Damokles. Denke der Rache nicht, denke nur dieser Schwachen! heut empfing ich in Dir die schönste Erbschaft von Deinem Vater, so nimm nun diese hin — Steht auf, meine Lieben, und schonet meiner. Wo wart Ihr? wo bliebt Ihr?

Arate. Im verlaſsnen Hause.

Ino. Jammernd, nach Dir weinend!

Arate. Verzweifelnd!

Charikles. Getheilt zwischen der Gluth der Rache, den fürchterlichsten Entschlüssen, und Deinem strengen Willen. Ich bat den Tyrannen, uns zu erlauben, Dir beyzustehen.

Arate. Mit bebenden Händen durchdrang ich mit der Tochter den rohen Haufen, der den Platz anfüllt.

Charikles. Muthlos steht das feige, elende Volk, für das Du Dich geopfert hast.

Damokles. Später wird es reifen: der Tod, den ich heute für die Freyheit sterbe, der nun die Knechtschaft zu befestigen scheint, wird einst die Sklavenkette zerbrechen. — Wie dunkel wird es hier? — Wo, wo seyd Ihr? — ich höre Euren Athem, und sehe Euch nicht mehr — Ihr habt viel gelitten, habt viel getrauert um meinetwillen — vergebt es mir!

Charikles. Edle, groſse Seele!

Damokles. Wische die Thränen aus meinen dunkeln Augen, daſs ich Euch sehe! Es liegt viel Wollust in diesem Weinen — diese Thränen fallen auf das Band der Liebe, das ich nun zerreiſsen muſs; doch wahrlich dieses Gefühl wird mich übers Grab begleiten; wär sonst das Leben eines Lächelns werth? Unterstütze mein Haupt, Charikles! Diese liegen in starrem Schmerze zu meinen Füſsen! — schon öffnet sich mir der Weg zur Unsterblichkeit, schon sehnt sich meine Seele nach den schönen Gefilden, wo Ruhe und Freyheit wohnen, wo ich, aufgenommen unter die Edlen und Weisen, im hellen Lichte wandle, und Eurer harre! —

Arate. Dein Haupt sinkt entstellt darnieder! o Damokles, mein Gemahl!

Damokles. Ich fühle tief, daſs ich Euch verlasse — o weh und schwer -- und dunkel —

Arate und Ino. Er stirbt! er stirbt!

Charikles. Mein Vater, hast Du den Trank schon gekostet, der Dich ins beſsre Leben führt?

Damokles. Ich habe — es war der Trank der Freyheit.

Kallias erscheint. Vorige.

Arate und Ino. Weh! Weh! Weh Rhodos! Weh dem Tyrannen! Weh dem Vatermörder! Weh dem verrätherischen Volke!

Damokles. Fesselt nicht durch Eure Klagen meinen eilenden Geist in diesen Körper, den der Schmerz durchwüthet. Beweist mir Eure Liebe in dieser schrecklichen Stunde, wo der unsterbliche Geist der Pein des schwächern Körpers unterliegt! — Ino, wische den Schweiſs von meiner Stirne, kühle meine glühenden Augen — — o bald werd' ich, der Schmerzen los, mich wiederum in der Urquelle meines Wesens verlieren! — Ha wer ist hier? Wer stöhnt im Tone der Verzweiflung um mich? Er richtet sich auf, und sieht starr um sich. Weiche, Unglücklicher, daſs ich ohne Zürnen zu den Göttern eilen mag! — Mutter, ist er's? Ist er's, den meine sterbende Zunge nicht nennen kann, weil meine Seele dem Verräther nicht fluchen will? hat ihn die Verzweiflung in die Fluth gestürzt? das Meer den Verräther auf den Sand getrieben, wo er grablos modert? Ihn trieb Hades aus dem Erebos, daſs die Verzweiflung seine Seele hier martere! Entfliehe, düstres Bild, Du trägst die Gestalt des Vatermörders, den der Erebos ausstöſst, den das Licht verscheucht, für den im unermeſslichen All kein Raum und Bleiben ist. Entfliehe, und laſs mich ruhig sterben! —

Kallias stürzt stumm, verzweifelnd zu seinen Füſsen.

Damokles. Fliehe! ich fluche den Menschen nicht! fluche selbst dem Tyrannen nicht! Nur entfliehe, daſs ich ruhig sterben kann.

Charikles. Entfliehe, Kühner! Laſs ihn hinscheiden ohne Bitterkeit! Du hast die Natur zerstört, warum weckst Du sie auf?

Arate. Weiche, daſs Dich die Mutter nicht in blinder Wuth anfalle! Laſs den Vater sterben, den Du verrathen hast.

Kallias springt auf. Vernichtung! Vernichtung! Vernichtung! Ab.

Damokles. Ist er weg? Ah? der Unglückliche! in der Blüthe des Lebens verloren — Die letzten Thränen, die ich weine, flieſsen ihm. Sagt es ihm, meine Lieben! Nun tritt der ernste Jüngling aus dem Hinterhalt, den meine Arate in weissagendem Geist erblickte. — Begleitet mein Verlöschen mit dem Tone Eurer Stimme! Eine schwere, schwarze Finsterniſs drückt auf meine Augen — ah, mein Herz entsinkt mir — Ist dieſs Deine Hand, mein Kind?

Ino. Die meine und der Mutter ihre!

Damokles. Das Fühlen der meinigen ist stumpf, und Eure Lebenswärme dringt nicht durch des Todes ekle Kälte! — o mein Herz stirbt selbst der Liebe, und unter dieser Nacht, die sich um mich zieht, sinkt mein Geist darnieder — ohne Wärme zittert selbst die Weisheit auf meinen Lippen — eine kalte Flamme, die der Schmerz erstickt — Schwer reiſs ich von Euch! — Vergebt mir meine Klagen — Mir ist weh und weh! — nun Deine sanſte Stimme, meine Ino! — lebt wohl! lebt wohl! O Apollo, du Gott des Lichts, Beschützer dieses einst blühenden Eilands, heile dieses Volk von seiner Blindheit! Lasse es der Freyheit und deiner Herrschaft wieder würdig werden! Gieſse deinen besten Segen über sie und ihre Fluren! Dieses Gebet für ihr Wohl benimmt dem Tod seine Schrecken — ich fühle mich noch einmal stark, mein Geist erhebt sich, sanſt umschwebt mich die Unsterblichkeit! ich bin frey! Sie sinken stumm um ihn herum, an seine Brust, an seine Knie; nach einer Pause:

Der König. Megakles. Viele von dem Adel und dem Volk.

Attalos. Er hat gebüſst! sein Tod rettet den Staat und erwirbt Euch Ruhe! — Sein Beyspiel lehre Euch, daſs man die Menschen kennen muſs, um genau zu wissen, was ihnen nützen kann. Selbst die Tugend ist gefährlich, wenn Verstand, Bescheidenheit und Erfahrung sie nicht leiten. Euch verbanne ich, daſs Griechenland erfahre, in Rhodos herrsch' ein König, der zu strafen und zu belohnen weiſs.

Charikles. Sonne! so sollen wir dich da sehen, wo dein göttlich Licht keinem Tyrannen leuchtet!

Arate. Laſs mich seine Asche in eine Urne sammeln und mit meinem Schmerz von hinnen wandern. Sieh, meine Geister sind ganz zerrüttet — ich habe nichts, als diese meine unglückliche Tochter! den Vater und den unglücklichen Sohn hast Du mir geraubt; laſs uns nun des Edlen Asche, daſs wir unsre Thränen auf sie weinen mögen!

Attalos. Dem Verräther verstattet das Gesetz die Ehre der Todten nicht. Er liege unbegraben am Strande des Meers.

Arate zum Volk. Der sein Leben für Euch hingegeben! —

Attalos. Der als Verräther starb!

Charikles. Er starb sanft und für Euch zu den Göttern betend! Wie der Regenbogen in den reinen Himmel zerflieſst, so zerfloſs sein Leben. Sein Geist ist bey den Unsterblichen; ringend mit Schmerz und Tod gedacht' er Deiner und dieser nicht im Bösen; aber wenn einst die Götter Dich richten werden, die Rache der zertretnen Menschheit Dich überfallen wird, und nah schwebt sie dem Tyrannen, so wird der Athem Deines Lebens schwer und stechend über Deine Lippen dringen. Dein Tod wird nicht das Bild des süſsen Schlafs seyn, wie dieses Gerechten hier. Zagen, Martern, Wuth und Verzweiflung werden Dein Innres zerreiſsen, und sich scheuſslich auf Dein Äuſsres graben!

Ino. O ein Grab! ein Grab meinem groſsen Vater!

Arate. Ha, mein Kind! Bitten und Thränen der Unglücklichen sind des feigen Tyrannen süſsester Genuſs; Du verhärtest ihn nur, er verfolgt die Tugend über das Grab! Wo auch dieser Edle liege, wird die Stätte heilig seyn, ihn wird Apollo mit einer Wolke decken! Die Richter im Tartaros werden seinen Schatten nicht zurückstoſsen, weil er unbegraben liegt; aber Dich wird das marmorne Grab nicht vor ihrem schrecklichen Ausspruch schützen; die Eumeniden werden Dich herausziehen und Deine bebende Seele vor den gerechten Minos stellen! — Wüthe nur fort! schon verliert sich unser Schicksal in dem schwarzen Dunkel, nun tritt das Deinige hervor! Horch! ich höre das Ächzen des Bogens, unter dem Druck der nie fehlenden Rache! Nun zieht die blutige Tochter des Schicksals den schnellen, von Deinen Verbrechen befiederten Pfeil aus dem klirrenden Köcher. Die Eumeniden haben ihn an dem Rade des trüglichen Glücks, der Tyrannen Schmeichlerin, geschliffen, und mit dem Geifer ihrer Schlangen genetzt. Mit finsterm Ernste legt sie ihn auf die Sehne — horch! leise ist sein Flug, doch er trifft, und nun durchschneidet er Dein Herz!

Kallias von innen. Attalos! Attalos!

Arate. Hörst Du der Verzweiflung Schrey! Es ist die Rache! der erste Schlag der Rache! Schlage! treffe! tödte! er versagt dem Edlen ein Grab!

Kallias von innen und fern. Attalos! Attalos! Dich schützten Deine Wachen vor meiner Verzweiflung; aber sie, die ich liebte, erreichte mein Schwert; durch Antiopes Herz drückt' ich den Dolch der Rache in Deine meineidige Seele. Sie ist gefallen die Zierde der Erde, gefallen von der Hand des Bräutigams; mich flehte sie kniend um den Tod, da sie den Edlen nicht retten konnte, den ich um ihrentwillen verlassen und verrathen habe. Fasse mich nun Vernichtung! zerstöre meine Seele, wie ich nun verzweifelnd mein Leben zerstöre!

Attalos. Faſst ihn! Ergreift ihn!

Stimmen von innen. Er stürzte herunter von dem Thurm, die Fluthen haben ihn verschlungen, wir konnten den Verzweifelnden nicht fassen!

Arate. Die Fluth des Meers deckt seine Schande; nun kann ich Thränen über sein Schicksal weinen!

Bote. O schreckliches Schicksal! Deine einzige Tochter liegt ermordet! ermordet von Kallias!

Arate. Schlage! treffe! er ermordete den Edelsten im Volke, und versagt ihm nun die Erde!

Bote. Antiope hatte das schreckliche Schicksal Damokles erfahren. Ein fürchterliches Gefühl erwachte in ihr, sie sah sich als die Ursach seines Unglücks an, und in der Verwirrung ihrer Sinne, floh sie durch Rhodos Straſsen: „Ich! ich bin die Mörderin des Gerechten! Um meinetwillen hat ihn sein Sohn verrathen! Rettet, rettet ihn!" So flehte sie zu den Bürgern. Kallias wüthete durch die Straſsen, er suchte Dich auf, seinen Vater an Dir zu rächen. Er rief ins betäubte Volk, es sammelte sich um ihn — bebend flog Deine Tochter her: „Rette, rette mit mir Deinen Vater, wir haben ihn verrathen!" Er ist todt, schrie er, den ich verrathen habe, und nun vernicht' ich mich, sieh, die Eumeniden haben mich ergriffen. Sie fiel zu seinen Füſsen, flehte um den Tod von des Geliebten Hand, drohend ihm verzweifelnd zu folgen. Mit starrem, wildem Blicke sagt' er ihr Lebewohl — sie lächelte ihm entgegen, küſste die Hand, die sie ermorden sollte, und das Leben floſs sanft aus ihrer offnen Seite hin. Die Weiber heulen um ihre Leiche, und verwünschen Dich!

Arate. Fühlst Du nun, gleich uns, den Riſs von dem Herzen der Geliebtesten? Blutet's nun in langsamen Tropfen? Sieh, Du bist ein Mensch, und wenn Du der Unglücklichen nun nachfolgen wirst in den Erebos, geschlachtet der Freyheit, so werden Dir entgegen treten die edlen Schatten, und an Deinem feigen Herzen zählen die Streiche der Rache, und rufen: Dieſs ist der Mann, der die Menschen verdarb, die Menschen mit Füſsen trat; aber nun ist der Stachel, womit er sie trat, in sein eignes Herz gefahren. Dann wirst Du bey dem Anblick dieses Gerechten hier die Götter anflehen, Deine Seele zu vernichten!

Attalos. Wehe dem Volke, das einen König tragen muſs, der durch kein Band der Liebe ans Leben gefesselt ist, der nur sich und seiner Macht im kalten Daseyn lebt. O gern zerriſs ich dieses Diadem, um sie zu erwecken! Sie allein war der Reiz meines Lebens! Sie allein fesselte die wilden, zerstörenden Geister, die mein Herz entflammen! — Indem er Charikles gewahr wird. Bey Deinem widrigen Anblick erwacht die Rache! Der Mörder meiner Tochter kam ihr zuvor, Du sollst für ihn büſsen! Du, der nicht unter freyen, ruhigen Bürgern leben kannst, sollst nun als

Sklave unter Rhodos Feinden leben. Bindet ihn auf ein Schiff, und führt ihn auf des Feindes Küste. Dort sterbe er langsam unter Sklaven-Arbeit!

Die Wache umringt ihn.

Arate und **Ino** sinken bey Damokles Leiche hin. Gerechter! Vater! Höre! Höre! Den einzigen Freund von dem unzähligen Menschengeschlecht, den raubt er uns!

Eine Pause.

Charikles. O Glücklicher, o mein Vater, daſs Du dieſs nicht siehst! Ich will dem Versprechen treu bleiben, und nicht verzweifeln. — Nur ein Lebewohl! — Erwacht! Dort wo mich der Tyrann hinsendet, leben Menschen, und ich hab' ein Herz, sie mir zu gewinnen. Ino, das Band, das wir vor Deinem Vater geflochten haben, ist auſser der Macht der Menschen. Hört auf mich! Gebt mir ein Zeichen Eurer Liebe und Hoffnung. Ich fühle Muth das Schicksal zu bekämpfen. Lasset das Bild dieses Edlen Euch leiten; wendet Euch nach Sparta, und Ihr werdet Freunde finden.

Ino. Fliehe, Charikles, wir sehen uns wieder; Dein Name sey der Schrecken des Tyrannen. Ich, Damokles Tochter, Charikles Geliebte, will hohen Muth erkämpfen, und der tief Gebeugten Stütze seyn. Will sie bewachen, wenn der Schmerz ihren Geist verwirrt. Wir sind nicht ganz verlassen; das, um dessentwillen mein Vater so geendet hat, wird unser Begleiter auf dem düstern Pfad des Lebens seyn. Ist es nicht so, meine Mutter!

Arate. Ah wohl dem Knaben, den Ihr in meinen Armen ermordet habt! Wohl ihm, daſs er gestorben ist! Ich seh' ihn spielen auf den blühenden Wiesen Elysiums, und nun tritt sein edler Vater unter die Schatten; ihn empfangen die Groſsen der Vorwelt; jetzt nahen ihm Homer, Lykurg, Solon und der weise Athenienser, der wie er für die Tugend starb, der wie er ihr Opfer fiel. Ach ich fühle es schrecklich, noch soll ich leben, um dieses Volk hier büſsen zu sehen, für das sich dieser Gerechte hingegeben hat. — Ha, es umwehen mich die bildervollen düstren Fittige der Weissagung — nun berühren sie meine Augen und Lippen, ich werde gewaltsam von dem Gotte zu reden getrieben. Welche Nacht umhüllt mich! Welches Geheul und Gewinsel umsaust mich? Öffnen sich die Kalchgruben, die Gräber Eurer Sklaven, daſs ich Gestalten wie Schatten um mich wandeln sehe, zur Erde gebeugt, scheuend das Licht Apollos! des Gottes, der dieses Eiland, auf einen mächtigen Wink, aus den Fluthen hervorrief, es zu seinem Erbtheil machte, da die Götter bey der Theilung der jungen Erde ihn, den Geber des freudigen Lichts, vergaſsen! O Rhodos, du Geliebte des Vaters der sengenden Strahlen, flehe nun deinen göttlichen Schöpfer, daſs er deinen Felsengrund erschüttere, und von neuem die brausenden Wogen über deine reichen Fluren hinrollen. Er schuf und segnete sie, daſs sie freye, gerechte Menschen nähren sollten. Wenn er in seinem goldnen Wagen herauffuhr, und dich, von seinem Glanz' erleuchtet, aus dem Meer schimmern sah, wie den goldnen Schild an der Brust des in dunkeles Erz Gepanzerten, hielt er fester im Zaume die feuerschnaubenden Rosse; neigte sich seitwärts gegen dich von seinem Sitze, und sein göttliches Herz ergötzte sich an deiner jungen duftenden Blüthe. Nun treibt er unwillig die hier noch gerne säumenden Rosse, hüllet sein Haupt in eine dunkle Wolke, und eilt zürnend an dir vorüber! Ich sehe sie fliehen die Musen, die Schöpferinnen schöner und edler Gefühle; der Gott des Lichts führt sie hinweg, daſs sie die Sklaven nicht entweihen. Wo sind sie nun die schallenden Lieder der Freyheit, die unter dem Schlage der Ruder an deinen felsigten Ufern ertönten? Wo die Tänze der Jungfrauen? der frohe Jubel der Feste des Volks? leer und verschlossen sind nun Eure Kampfplätze; die Trümmer der Bildsäulen Eurer freyen edlen Väter liegen zerstreut in dem hohen Grase und decken das Nest der giftigen Natter. Eingeschlossen in der Burg, dem Nest des Tyrannen, üben sich Eure Söhne in den Waffen, um ihn gegen Euch, ihre Väter, zu schützen. Kalt steht er hier vor Euch; bebet nur vor seiner Kälte, sie ist erlogen, wie alles an ihm. Ich sehe die Ungeheuer, die ihn in diesem Augenblick überfallen. Schon umschlingt sein Herz das Miſstrauen, die Vergifterin des Glücks der Menschen. Menschenhaſs, Menschenverachtung und Furcht gesellen sich zu ihr, und erzeugen das blutige Ungeheuer, die Grausamkeit, die aus den zusammengewachsenen Scheusalen hervorragt. So steht er vor mir, so wird er Euch erscheinen, so wird er das Blut dieses Gerechten an Euch rächen! — Herrlich! Nun weht ein sausender Wind von dem Meere her! Wer ist der Kühne, der auf dem tanzenden, leichten Schiffe daherschwebt? Mit dem Dolche, der heute vor Deinen Füſsen hinfiel, der nun in dem Busen eines Deiner vermeinten Freunde schläft, seh' ich ihn bewaffnet! Apollo umhüllt den Kühnen, da er das Ufer betritt. Das Blut des Tyrannen flieſst — die Sklaven fallen über ihn her — sie zerreiſsen den siechen, gemarterten Tyrannen — auf dem Meere schwimmen seine blutigen Glieder und entweihen die heilige Fluth. Entfliehe nur, Du elendester Deiner Sklaven, Deinem Schicksal wirst Du nicht entfliehen! — Ha, die Wolke heitert sich auf, an der Stirne des Gottes. Rhodos leuchtet in seinem Glanze; die That dieses Edlen reift. Bekränzt steht das Grabmal; Freudenlieder erschallen, und Apollo befreyet von ihrem Leiden, mit dem schnellsten Pfeile seines Köchers, seine durch Unglück geweihte Priesterin!

Viele Stimmen aus dem Volk. Weh! weh uns! Wir haben es verdient, unter der Geiſsel des Tyrannen zu bluten, wir verriethen den Gerechten!

Nun erbeben wir vor der Weissagung der unglücklichen Mutter! Wer wird sich unsrer erbarmen, da wir unsern Vater, den edelsten der Menschen, verriethen! Nun folgt Verbrechen auf Verbrechen, das Loos eines feigen unterjochten Volks. Wir erwärmten die kalte Tyranney durch Wollust und augenblicklichen Genuſs.

Laſst uns kinderlos in den Tartaros fahren, wir zeugen nur Kinder der Geiſsel der Tyranney.

Mütter, laſst den Säugling verschmachten; er sterbe ohne die Fesseln der Sklaverey gefühlt zu haben!

Arate. Heulet nur, und bereitet Euch auf Thränen und Verzweiflung!

Du, Charikles, folge dem Schicksal. An der Küste unsrer Feinde findest Du Schutz. An einem einsamen Thal wirst Du landen, dort harret Deiner ein edler Greis im verwaisten Hause. Längst fleht er die Götter um einen Freund; sie senden Dich ihm, bis sie Dich uns wieder geben. Wir begraben den Gerechten, und der Tyrann wage es nur, uns bey dem heiligen Geschäfte zu stören. Mich schützet Apollo, zu seinem Altar fliehe ich dann mit der Tochter und der Asche des Vaters!

GRIMMA
gedruckt bey Georg Joachim Göschen.

F. M. KLINGERS

WERKE.

DRITTER BAND.

FAUST'S
LEBEN, THATEN UND HÖLLENFAHRT.

KÖNIGSBERG
BEY FRIEDRICH NICOLOVIUS. 1815.

6904075*3

FAUST'S

LEBEN, THATEN

UND

HÖLLENFAHRT.

IN FÜNF BÜCHERN.

All this with indignation have I hurl'd
At the pretending Part of the proud World;
Who, swol'n with selfish vanity, devise
False Freedoms, holy Cheats, and formal Lies,
Over their Fellow-Slaves to tyrannize.

KÖNIGSBERG

BEY FRIEDRICH NICOLOVIUS. 1815.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK · MUENCHEN ·

VORREDE.

Ich wagte in den folgenden Bänden, was so viel mir bekannt ist, kein Schriftſteller vor mir gewagt hat, ich faſste den wenigstens kühnen Entschluſs auf einmal den Plan zu zehen ganz verschiednen Werken zu entwerfen, und zwar so, daſs jedes derselben ein für sich bestehendes Ganze ausmachte, und sich am Ende doch alle zu einem Hauptzweck vereinigten.

Diese so sehr verschiednen Werke sollten meine aus Erfahrung und Nachdenken entſprungene Denkungsart über die natürlichen und erkünstelten Verhältnisse des Menschen enthalten, dessen ganzes moralische Daseyn umfassen, und alle wichtige Seiten desselben berühren. Gesellschaft, Regierung, Religion, Wissenschaften, hoher idealischer Sinn, die süſsen Träume einer andern Welt, die schimmernde Hoffnung auf reinres Daseyn über dieser Erde, sollten in ihrem Werthe und Unwerthe, in ihrer richtigen Anwendung und ihrem Miſsbrauche, aus den aufgestellten Gemälden hervortreten, die natürlich eben so vielseitig werden muſsten, als sie sich uns in der moralischen Welt, durch ihren schneidenden Kontrast, auffallend darstellen. Daher nun der bloſs scheinbare Widerspruch dieser Werke unter und gegen einander, welcher manchen Leser irre leiten könnte; und darum scheint oft das folgende Werk niederzureiſsen, was das vorhergehende so sorgfältig aufgebaut hat. Beydes ist hier Zweck; und da uns die moralische Welt in der Wirklichkeit so viele verschiedne, oft bis zur Empörung widersprechende Seiten zeigt, so muſste eine jede, weil jede in der gegebenen Lage die wahre ist, so, und nicht anders, aufgefaſst werden. Hier nun muſs die Erfahrung, und nicht die Theorie das Urtheil sprechen; denn die Widersprüche selbst zu vereinigen, oder das Räthsel selbst zu lösen, geht über unsre Kräfte, sollte und muſste über unsre Kräfte gehen. Auch dieses sollte hervorspringen. Wie es übrigens in der Welt, die wir die moralische nennen, hergehen sollte, habe ich nicht unterlassen anzuzeigen, und meine frommen Wünsche darüber liegen so klar am Tage, wie die jedes andern Gutmeinenden; auch werden sie wohl das Schicksal aller frommen Wünsche haben. Doch Wahrheit und Muth sind des Mannes herrlichster Werth, und darum stellte ich den Menschen in diesen Werken bald in seiner glänzendsten Erhabenheit, in seinem idealischsten Schwunge, bald wieder in seiner tiefsten Erniedrigung, seiner flachsten Erbärmlichkeit, auf. Hier leuchtet ihm die Tugend vor, das einzige wahre Bild der Gottheit, durch welches sie sich uns allein offenbarte; dort folgt er dem trugvollen täuschenden, bunten Götzen, dem Wahne, den er selbst geschaffen hat. Und so findet der Leser in diesen Werken den rastlosen, kühnen, oft fruchtlosen Kampf des Edeln mit den von diesem Götzen erzeugten Gespenstern; die Verzerrungen des Herzens und des Verstandes; die erhabenen Träume; den thierischen, verderbten, den reinen und hohen Sinn; Heldenthaten und Verbrechen; Klugheit und Wahnsinn; Gewalt und seufzende Unterwerfung; und, um es mit einem Worte zu bezeichnen, die ganze menschliche Gesellschaft mit ihren Wundern und ihren Thorheiten, ihren Scheufslichkeiten und ihren Vorzügen; aber auch das in jedem dieser Werke vorzüglich bemerkte Glück der natürlichen Einfalt, Beschränktheit und Gnügsamkeit, auf welche hinzudeuten ich nirgends unterlassen habe. Ist das Streben des Edeln und Guten etwas anders, als ein immerwährendes Ringen nach dem Glücke, das uns die Natur zudachte! Freylich ist die Forderung des Weisen an diese unsre Gnügsamkeit, Unterwerfung, Geduld und Beschränktheit, eins der Dinge, woraus sich gar vieles folgern lieſse, und man möchte beynahe sagen, die Weisen suchten mehr durch diese Vermahnung den so sehr verwickelten Handel von sich abzulehnen, als ihn zu entscheiden; aber wenn nun selbst die Weisen nicht mehr als dieses vermögen? Wir, die wir den Glauben, (mit dem wir es nicht zu thun haben) den Heilbalsam der heutigen Philosophie, weder brauchen wollten noch konnten, wir muſsten nach völliger Anerkennung der allgewaltigen Nothwendigkeit, unsre verwickelten Darstellungen, endlich und zu allerletzt, auf die Fragen (von welchen wir in den ersten ausgingen) zurückführen: Warum? Wozu? Wofür? Wohin? Wir lieſsen sie den Genius der Menschheit selbst thun; er erhielt keine Antwort, vermuthlich darum, weil eine zu klare dem, diesem Genius untergeordneten, Geschlechte, doch zu nichts nützen würde, wenn es dasselbe nicht gar um alle Selbstständigkeit, und dadurch um allen Werth brächte. In diesem düsteren Dunkel, das der Wiederschein des von der Erde entferntesten Gestirns kaum zu berühren scheint, steht das Wunder um so erhabener da; so wie uns der gewaltige nackende Felsen am Meer nie gröſser erscheint, als wenn wir ihn in die Nacht des Sturms gehüllt, auf Augenblicke von den Blitzen des Himmels erleuchtet sehen.

So steht nun das ganze Menschengeschlecht, in seiner Gröſse, Herrlichkeit und Erhabenheit, in seiner Niedrigkeit, Thorheit und Erbärmlichkeit, mit allen hohen Tugenden, Eigenschaften und Fähigkeiten, seinen scheuſslichen Lastern, widrigen Verzerrungen, und dem ganzen Gefolge aller Miſsbräuche seiner Fähigkeiten auf diesem so wunderbaren, sonderbaren als schaudervollen Schauplatze, und über dem Schauplatze herrscht tiefes, zermalmendes Schweigen auf alle obige Fragen, das nur der Träge, Feige, Niedrige und Schlechte, miſsversteht und miſsbraucht, da nichts diese Fragen beantwortet als unsre moralische Kraft, und auch sie nur ganz durch reines, thätiges Wirken. Denn nur eben dieses Schweigen konnte die moralische Welt zu unserm erworbenen Eigenthum, und durch das Erwerben zum verdienten Genuſs der Erkenntniſs des errungenen Zwecks unsers Daseyns machen. Unser immer geistiger Sinn sollte uns durch unser moralisches Wirken zu eigner, wahrer, faſslicher Offenbarung werden; und, daſs wir dieſs nur daraus erkennen, nur darin den Zweck unsers Daseyns fanden, finden könnten und sollten, macht eben den — sonst nur mit unerforschlichen Geheimnissen, unauflöslichen Räthseln, peinigenden Zweifeln, mit Furcht, Qual, Unsicherheit und Ungewiſsheit — von der Geburt umgebenen und umschlungenen Sohn der Erde zum Wundersohn einer höhern, unbegreiflichen Schöpfung. So findet der thätige Edle, Gute und Weise in diesem Leben, welches die Erscheinungen der Welt sonst zur unauflöslichen Aufgabe machen, einen Lichtweg zu erhabenen Gedanken, hohen Gefühlen, schönen Thaten, und knüpft durch jeden erhabenen Gedanken, jedes hohe Gefühl, jede schöne That, die Verbindung mit dem Erhabensten, dem Unbegreiflichen, fester, der sich ihm durch That — also — durch die Fähigkeit so denken, so fühlen und wirken zu können, so deutlich offenbaret hat, daſs er durch sein Denken, Wirken, durch die Ahndungen einer geistigen, höhern Welt und das Sehnen nach ihr, beseelt, sich selbst muthig und hoffnungsvoll in unabhängiger Selbstständigkeit, auf diesem geheimniſsvollen Schauplatz der Erde trägt, tragen kann und soll. Und auch nur so beweis't er, daſs ihn ein wirkender, schaffender Geist beseelt, daſs er dieses selbst ist, und frey, würdig seines Urhebers — die Gewalt der physischen Nothwendigkeit allein anerkennend.

Sapienti sat! — Wird man es mir nach dieser Äuſsrung verargen, wenn ich mich mit einem alten, kahlen Spruche von diesem Schlachtfelde zurückziehe? Ich glaube den Kampf so redlich als muthig geführt zu haben, wende ihm unverletzt den Rücken, und erwarte den glücklichern Sieger auf diesem gefährlichen, schlüpfrigen Felde, welches, um kühn zu reden, keine körperlichen Leichname, sondern feige, trauernde, miſsmüthige, klagende und verzweifelnde Geister bedecken. Mir gelang es auf meinem Wege, mich darüber emporzuheben.

ERSTES BUCH.

1.

Lange hatte sich Faust mit den Seifenblasen der Metaphysik, den Irrwischen der Moral, und den Schatten der Theologie herumgeschlagen, ohne eine feste, haltbare Gestalt für seinen Sinn herauszukämpfen. Ergrimmt warf er sich in die dunkeln Gefilde der Magie, und hoffte nun der Natur gewaltsam abzuzwingen, was sie uns so eigensinnig verbirgt. Sein erster Gewinn war die merkwürdige Erfindung der Buchdrukkerey; schaudervoller war der zweyte. Er entdeckte durch Forschen und Zufall die furchtbare Formel, den Teufel aus der Hölle zu rufen, und ihn dem Willen des Menschen unterthänig zu machen. Bis jetzt konnte er sich noch nicht, aus Vorliebe zu seiner unsterblichen Seele, für die jeder Christ wacht, ohne sie weiter zu kennen, zu diesem gefährlichen Schritt' entschlieſsen. In diesem Augenblick war er ein Mann in seiner vollen Blüthe. Die Natur hatte ihn wie einen ihrer Günstlinge behandelt, ihm einen schönen, festen Körper, und eine bedeutende, edle Gesichtsbildung verliehen. Genug um Glück in der Welt zu machen; aber da sie die gefährlichen Gaben: strebende stolze Kraft des Geistes, hohes, feuriges Gefühl des Herzens, und eine glühende Einbildungskraft hinzufügte, die das Gegenwärtige nie befriedigte, die das Leere, Unzulängliche des Erhaschten, in dem Augenblick des Genusses aufspürte, und alle seine übrigen Fähigkeiten beherrschte, so verlor er bald den Pfad des Glücks, auf den nur Beschränktheit den Sterblichen zu führen scheint, und auf welchem ihn nur Bescheidenheit erhält. Früh fand er die Gränzen der Menschheit zu enge, und stieſs mit wilder Kraft dagegen an, um sie über die Wirklichkeit hinüber zu rücken. Durch das was er in frühern Jahren begriffen und gefühlt zu haben glaubte, faſste er eine hohe Meynung von den Fähigkeiten, dem moralischen Werthe des Menschen, und in der Vergleichung mit andern, legte er natürlich seinem eignen Selbst, (welches der gröſste Geist mit dem flachsten Schafskopf gemein hat,) den gröſsten Theil der Hauptsumme bey. Zunder genug zu Gröſse und Ruhm; da aber wahre Gröſse und wahrer Ruhm, gleich dem Glücke, den am meisten zu fliehen scheinen, der sie dann schon erhaschen will, bevor er ihre feinen reinen Gestalten, von dem Dunst' und Nebel absondert, den der Wahn um sie gezogen, so umarmte er nur zu oft eine Wolke für die Gemahlin des Donnerers. In seiner Lage schienen ihm der kürzeste und bequemste Weg zum Glück' und Ruhm die Wissenschaften zu seyn; doch kaum hatte er ihren Zauber gekostet, als der heftigste Durst nach Wahrheit in seiner Seele entbrannte. Jeder, der diese Sirenen kennt, und ihnen ihren betrügerischen Gesang abgelernt hat, fühlt, (wenn er die Wissenschaften nicht als Handwerk treibt,) ohne mein Erinnern, daſs ihm sein Zweck, diesen brennenden Durst zu stillen, entwischen muſste. Nach langem Herumtaumeln in diesem Labyrinthe waren seine Erndte: Zweifel, Unwille über die Kurzsichtigkeit des Menschen, Miſsmuth und Murren gegen den, der ihn geschaffen, das Licht zu ahnden, ohne die dicke Finsterniſs durchbrechen zu können. Noch wäre er glücklich gewesen, hätte er mit diesen Empfindungen allein zu kämpfen gehabt; da aber das Lesen der Weisen und Dichter tausend neue Bedürfnisse in seiner Seele erweckte, und seine nun beflügelte und zugekünstelte Einbildungskraft, die reizenden Gegenstände des Genusses, die Ansehen und Gold allein verschaffen können, unabläſsig vor seine Augen zauberte, so rann sein Blut wie Feuer in seinen Adern, und alle seine übrigen Fähigkeiten wurden bald von diesem einzigen Gefühl' verschlungen. Durch die merkwürdige Erfindung der Buchdruckerey glaubte er sich endlich die Thore zum Reichthum, Ruhm und Genuſs aufgesprengt zu haben. Er hatte sein ganzes Vermögen darauf gewandt, sie zur Vollkommenheit zu bringen, und trat nun vor die Menschen mit seiner Entdeckung; aber ihre Laulichkeit und Kälte überzeugten ihn bald, daſs er, der gröſste Erfinder seines Jahrhunderts, mit seinem jungen Weibe und seinen Kindern Hungers sterben könnte, wenn er nichts anders zu treiben wüſste. Von dieser stolzen Hoffnung so tief herabgesunken, gedrückt von einer schweren Schuldenlast, die er sich durch leichtsinnige Lebensart, übertriebene Freygebigkeit, unvorsichtige Bürgschaften und Unterstützung falscher Freunde, auf den Hals gezogen, warf er einen Blick auf die Menschen; sein Groll färbte ihn schwarz, sein häusliches Band, da er seine Familie nicht mehr zu erhalten wuſste, ward ihm zur Last, und er fing für immer an zu glauben, daſs die Gerechtigkeit nicht den Vorsitz bey der Austheilung des Glücks der Menschen habe. Er nagte an dem Gedanken: wie und woher es käme, daſs der fähige Kopf und der edle Mann, überall unterdrückt, vernachläſsigt sey, im Elende schmachte, während der Schelm und der Dummkopf reich, glücklich und angesehen wären. So leicht nun Weise und Prediger diesen Zweifel zu heben wissen, so erbittert er gleichwohl, da sie nur zu dem Verstande reden, und das Gefühl durch die tägliche Erfahrung verwundet wird, das Herz des Stolzen, und schlägt den Sanftern nieder. Zu den erstern gehörte Faust. Von diesem Augenblick strebte sein gekränkter Geist, den verschlungenen Knäuel aufzuwickeln, über dessen Auflösung so viele tausende die Ruhe und das Glück ihres Lebens umsonst verloren haben. Er wollte nun den Grund des moralischen Übels, das Verhältniſs des Menschen mit dem Ewigen erforschen. Wollte wissen, ob er es sey, der das Menschengeschlecht leite, und wenn? — woher die ihn plagenden Widersprüche entständen? Er wollte die Finsterniſs erleuchten, die ihm die Bestimmung des Menschen zu umhüllen schien. Ja, er faſste selbst den verwegnen Gedanken, den erforschen zu wollen, dessen Seyn uns so unbegreiflich, und dessen

Wirken uns so klar ist. Die Hoffnung, mit diesen wichtigen Kenntnissen ausgerüstet, die Welt in Erstaunen zu setzen, und als ein Geist erster Gröſse unter die Menschen zu treten, versüſste eine Zeitlang seine fruchtlose, peinliche Anstrengung. Da aber seine Lage immer trauriger ward, die Menschen, die ihm so viel zu danken hatten, sich immer mehr von ihm entfernten, und all sein Streben, Licht in diese Finsterniſs zu bringen, nur dazu diente, sie noch schwärzer und quälender zu machen, so senkte sich bald der Gedanke tief in seine Seele: nur ein Geist der andern Welt könnte seinem Elend abhelfen, und ihm Licht über diese Gegenstände geben. Zwar schlummerte dieser Gedanke noch in seinem Busen, aber seine Begierden, sein Unmuth brauchten nur einen neuen, äuſsern Reiz, um ihn über die Gränzen zu treiben, gegen die er so wild anstieſs.

2.

In dieser düstern Stimmung wanderte Faust von Mainz nach einer benachbarten Reichsstadt, dem Hochweisen Magistrat derselben eine von ihm gedruckte lateinische Bibel zu verkaufen, um seine hungrigen Kinder von dem gelösten Gelde zu sättigen. In seiner Vaterstadt hatte er darum nichts ausrichten können, weil damals der Erzbischof mit seinem Kapitul in einen groſsen Krieg verwickelt war, und sich ganz Mainz in der gröſsten Verwirrung befand. Die Ursache davon war folgende: Es hatte einem Dominikanermönch geträumt, er schliefe mit seinem Beichtkinde, der schönen Klara, einer weiſsen Nonne und Nichte des Erzbischofs. Morgens sollte er die heilige Messe lesen; er las sie, und empfing ohngeachtet der sündlichen Nacht den Leib des Herrn. Abends erzählte er in der Begeisterung des Rheinweins einem jungen Novizen seinen Traum. Der Traum kitzelte die Einbildungskraft des Novizen, er erzählte ihn mit einigen Zusätzen einem Mönche, und so lief er durch das ganze Kloster, verbrämt mit Gräuel und lüsternen Bildern, bis er zu den Ohren des strengen Priors kam. Der heilige Mann, der den Pater Gebhardt, wegen seines Ansehens in vornehmen Häusern, haſste, erschrak vor dieser Ärgerniſs, und da er's als eine Entweihung des heiligen Sakraments ansah, so wagte er nicht über den wichtigen Fall zu entscheiden, und meldete ihn dem Erzbischof. Der Erzbischof, vermöge des richtigen Schlusses: was der sündige Mensch bey Tage denkt und wünscht, davon träumt er des Nachts, sprach den Kirchenbann über den Mönch aus. Das Domkapitul, dessen Haſs immer mehr zunimmt, je länger ein Erzbischof lebt, und das gerne jede Gelegenheit, ihn zu quälen, ergreift, nahm den Pater Gebhardt in Schutz' und widersetzte sich dem Banne aus dem Grunde: „Es sey weltbekannt, daſs der Teufel den heiligen Antonius, mit den üppigsten Vorstellungen und lüsternsten Lockungen, in Versuchung geführt habe, und wenn dieſs der Teufel mit einem Heiligen getrieben hätte, so könnte ihm auch wohl einmal einfallen, sein Gaukelspiel mit einem Dominikaner zu treiben. Man müsse den Mönch vermahnen, dem Beyspiel des heiligen Antonius zu folgen, und gleich ihm gegen die Versuchungen des Teufels mit den Waffen des Gebets und des Fastens zu kämpfen. Übrigens bedauerte man sehr, daſs der Satan nicht mehr Achtung vor dem Erzbischof hätte, und so unverschämt wäre, seine höllischen Vorspieglungen nach den Gestalten seiner hohen Familie zu bilden.“ Das Domkapitul führte sich hierbey ganz so auf wie die Erbprinzen, denen ihre Väter zu lange regieren. Was aber den Fall gänzlich verwirrte, war ein Bericht aus dem Nonnenkloster. Die Nonnen waren alle im Refektorio versammelt, eine Mutter Gottes zum nächsten Fest’ aufzuputzen, um es durch ihre Pracht den schwarzen Nonnen zuvorzuthun, als die alte Pförtnerin hereintrat, die höllische Geschichte erzählte, und hinzusetzte: „der Dominikaner würde gewiſs lebendig verbrannt werden, denn eben sey das Domkapitul versammelt, sein Urtheil zu sprechen.“ Während die Pförtnerin die Geschichte mit allen Umständen erzählte, färbten sich die Wangen der jungen Nonnen hochroth, und die Sünde, die keine Gelegenheit entwischen läſst, unschuldige Herzen zu vergiften, schoſs in ihr Blut, und dramatisirte in flüchtiger Eile ihrer Einbildungskraft alle die gefährlichen Scenen vor. Wuth und Zorn zogen indessen ihre grimmigen Larven über die Gesichter der Alten. Die Äbtissin zitterte an ihrem Stabe, die Brille fiel von ihrer Nase; die Mutter Gottes stand indessen nakkend in der Mitte, und schien den erstaunten und erzürnten Nonnen zuzurufen, ihre Blöſse zu bedecken.

Da aber die Pförtnerin hinzu setzte, es sey die Schwester Klara, die der Teufel dem Dominikaner zugeführt hätte, so erfüllte ein wilder Schrey den ganzen Saal. Nur Klara allein blieb gelassen, und nachdem eine kleine Pause auf das Zetergeschrey erfolgte, so sagte sie lächelnd: „Liebe Schwestern, warum schreit ihr so fürchterlich? Träumte mir doch auch, ich schliefe mit dem Pater Gebhardt, meinem Beichtvater, und wenn es der böse Feind gethan hat,“ (hier machte sie mit allen übrigen ein Kreuz) „so mögen sie ihm die Disciplin geben. Ich für meinen Theil, habe nie eine kurzweiligere Nacht gehabt, sie komme auch woher sie wolle.“ „Der Pater Gebhardt?“ schrie die Pförtnerin. „Nun alle ihr Engel und Schutzheiligen! das ist er eben, dem von Euch geträumt hat, dem Euch vielmehr der Teufel zugeführt hat, und den sie nun darum verbrennen wollen.“ So ging die Pförtnerin noch einen Schritt weiter, verkörperte den Traum, und in dieser Gestalt flog er in die Stadt. Man lieſs die Mutter Gottes so nackend stehen wie sie war, bekümmerte sich nichts mehr darum, ob es die weiſsen Nonnen den schwarzen zuvor thun würden. Die Äbtissin machte sich auf den Weg, um die höllische Geschichte auszubreiten, ihr folgte die Schaffnerin, die Pförtnerin hielt eine Versammlung an ihrem Pförtchen, und Klärchen beantwortete naiv die noch naiveren Fragen der Schwestern. Die Trompeten des jüngsten Gerichts können einst in Mainz nicht mehr Schrecken und Verwirrung verbreiten, als diese Geschichte. Doch war der Schrecken in den rheinischen Erzstiftern und

Bisthümern gröſser, als es sich die muntern Franzosen einfallen lieſsen, die schon bey dem ersten Zusammentreten in Gesellschaft verlornen Rechte der Menschheit hervorzusuchen. Und natürlich; man erinnerte sich hierbey des berühmten Sankt-Veits-Tanzes, der sich einstens ansteckend durch alle Provinzen und Reiche Europas ausbreitete, und die Köpfe der Europäer, besonders der Teutschen, so verwirrte und erhitzte, daſs sich Ritter und Bauer, Graf und Troſsknecht, Bischof und Dorfpfarrer, Edelfrau und Bettlerin, Gräfin und Kammerjungfer, unter einander und durch einander, an den Händen faſsten, und in wilden, unsinnigen Kreisen, von Dorf zu Dorfe, von Stadt zu Stadt herum tanzten, bis sie alle erschöpft, und die Geschwächtesten von ihnen so gar leblos niedersanken.

Da nun der Prior der Dominikaner diesen Vorfall erfuhr, rannte er nach dem versammelten Kapitul, und gab durch diesen Bericht auf einmal der Sache eine neue Wendung. Der Erzbischof hätte nun gerne den ganzen Handel unterdrückt; aber jetzt lag dem Kapitul daran, ihn auszubreiten, und alle Domherrn stimmten einmüthig: die bedenkliche Sache müſste dem heiligen Vater in Rom vorgelegt werden. Man schrie, raste, tobte, drohte, und nur die Mittagsglocke konnte die Streitenden aus einander bringen. Die offne Fehde verwandelte sich bald in eine feinere. Von Hofe aus fing man an zu bestechen, im Kapitul zu intrigniren, und ganz Mainz, Mönch und Laie, zerfiel auf einige Jahre in zwey Theile, so daſs sie nichts sahen, hörten, von nichts sprachen und träumten, als von dem Teufel, der weiſsen Nonne und dem Pater Gebhardt. Auf den Kathedern jeder Fakultät ward darüber disputirt; die Kasuisten, nachdem sie die Nonne und den Pater ad protocollum genommen und gegen einander gestellt hatten, schrieben Foliobände über alle die möglichen sündigen und nicht sündigen Fälle der Träume. War dieſs wohl eine Zeit für Fausten und seine Erfindung?

3.

In der Reichsstadt nun, dem stillen Sitze der Musen, dem Schutzort der Wissenschaften, hoffte Faust beſsres Glück. Er bot dem erlauchten Rath seine Bibel für zweyhundert Goldgulden an; da man aber vor einigen Wochen fünf Fässer Rheinwein in den Rathskeller gekauft hatte, so fand sein Gesuch so leicht nicht statt. Er hofirte den Schöppen, dem Schultheiſse, den Senatoren, vom stolzen Patrizier bis zu dem noch stolzern Rathsherrn der Schuhmacherzunft. Man versprach ihm überall Huld, Schutz und Gnade. Zuletzt hielt er sich vorzüglich an den regierenden Bürgermeister, wobey er aber bisher weiter nichts gewann, als daſs die Frau Bürgermeisterin eine gewaltige Flamme in seinem leichtfangenden Busen anzündete. Eines Abends versicherte ihn der Bürgermeister, daſs man ersten Tages einen Rathsschluſs fassen würde, vermöge welchem die gesammte Judenschaft gehalten seyn sollte, Mann für Mann, die Summe für die Bibel herzuschieſsen. Da Faust bemerkt hatte, daſs seine

Kinder Hungers sterben könnten, bevor eine so aufgeklärte Versammlung einstimmig würde, so ging er ohne Hoffnung, voller Liebe und Grimm, auf seine einsame Stube. In diesem Miſsmuth nahm er seine Zauberformeln vor. Der Gedanke etwas Kühnes zu wagen, und Unabhängigkeit von den Menschen durch die Verbindung mit dem Teufel zu suchen, ſchoſs jetzt feuriger als je durch sein Gehirn. Noch erschütterte ihn die Vorstellung davon. Mit heftigen Schritten, wüthenden Gebehrden, unter fürchterlichen Ausrufungen, ging er in seinem Zimmer auf und ab, und kämpfte mit seinen innern, aufrührerischen Kräften. Kühn strebten diese das Dunkel zu durchbrechen, das uns umhüllt; noch schaudert sein Geist vor dem Entſchluſs; aber nun wägt der Lüsterne die Befriedigung der unersättlichen Begierden seines Herzens, die längst gewünschten Genüsse der ganzen Natur, gegen die Vorurtheile der Jugend, die Armuth und die Verachtung der Menschen — Schon schwankt die Zunge der Wage. — Die Glocke schlägt eilf auf dem nahen gothischen Thurme. Schwarze Nacht liegt auf der Erde. Der Sturm heult aus Norden, die Wolken verhüllen den vollen Mond, die Natur ist in Aufruhr. Eine herrliche Nacht, die empörte Einbildungskraft zu verwildern. — Noch schwankt die Zunge der Wage. In dieser Schaale tanzen leicht Religion und ihre Stütze, die Furcht vor der Zukunft. Die Gegenschaale schlägt sie hinauf; Durst nach Unabhängigkeit und Wissen, Stolz, Wollust, Groll und Bitterkeit füllen sie. Ewigkeit und Verdammniſs schallen nur dumpf in seiner Seele. So strauchelt die Jungfrau, welche die glühenden Küsse des Geliebten auf dem Busen fühlt, zwischen den Lehren der Mutter und dem Zuge der Natur. So schwankt der Philosoph zwischen zwey Sätzen, dieser ist wahr, jener glänzend und führt zu dem Ruhme; welchen wird er wählen?

Nun zog Faust, nach der Vorschrift der Magie, den fürchterlichen Kreis, der ihn auf ewig der Ob- und Vorsicht des Höchsten und den süſsen Banden der Menschheit entreiſsen sollte. Seine Augen glühten, sein Herz schlug, seine Haare stiegen auf seinem Haupt' empor. In diesem Augenblick glaubte er seinen alten Vater, sein junges Weib und seine Kinder zu sehen, die in Verzweiflung die Hände rangen. Dann sah er sie auf die Knie fallen, und für ihn zu dem beten, dem er eben entsagen wollte. „Es ist der Mangel, mein Elend, das sie in Verzweiflung stürzt;“ schrie er wild, und stampfte mit dem Fuſse auf den Boden. Sein stolzer Geist zürnte der Schwäche seines Herzens. Er drang abermals nach dem Kreise, der Sturm rasselte an seinen Fenstern, die Grundfeste des Hauses zitterte. Eine edle Gestalt trat vor ihn, und rief ihm zu:

„Faust! Faust!“

Faust. Wer bist Du, der Du mein kühnes Werk unterbrichst?

Gestalt. Ich bin der Genius der Menschheit, und will Dich retten, wenn Du noch zu retten bist.

Faust. Was kannst Du mir geben, meinen Durst nach Wissen, meinen Drang nach Genuſs und Freyheit zu stillen?

Gestalt. Demuth, Unterwerfung im Leiden, Gnügsamkeit und hohes Gefühl Deines Selbsts; sanften Tod und Licht nach diesem Leben.

Faust. Verschwinde, Traumbild meiner erhitzten Phantasie, ich erkenne Dich an der List, womit Du die Elenden täuschest, die Du der Gewalt unterworfen hast. Gaukle vor der Stirne des Bettlers, des zertretnen Sklaven, des Mönchs, und aller derer, die ihr Herz durch unnatürliche Bande gefesselt haben, und ihren Sinn durch Kunst hinaufschrauben, um der Klaue der Verzweiflung zu entwischen. Die Kräfte meines Herzens wollen Raum, und der verantworte für ihr Wirken, der mir sie gegeben hat.

„Du wirst mich wieder sehen,“ seufzte der Genius, und verschwand.

Faust rief: „Necken mich die Mährchen der Amme noch am Rande der Hölle? Sie sollen mich nicht abhalten, das Dunkel zu durchbrechen. Ich will wissen, was der düstre Vorhang verbirgt, den eine tyrannische Hand vor unsre Augen gezogen hat. Hab' ich mich so gebildet, daſs das Loos der Beschränktheit meine Kraft empört? Hab' ich die Flamme der Leidenschaft in meinem Busen angeblasen? Hab' ich den Trieb, immer zu wachsen, und nie stille zu stehen, in mein Herz gelegt? Hab' ich meinen Geist so gestimmt, daſs er sich nicht unterwerfen, und die Verachtung nicht ertragen kann? Wie ich, der Topf, von fremder Hand gebildet, soll darum einst gewaltsam zerschlagen werden, weil er dem Werkmeister nicht nach seinem Sinne gelang; weil er dem niedrigen Gebrauche nicht entspricht, zu dem er ihn geformt zu haben scheint? Und immer nur Gefäſs, immer nur Werkzeug, immer nur Unterwerfung? wozu denn dieſs widersprechende lautschreyende Gefühl von Freyheit und eigner Kraft dem Sklaven? Ewigkeit! Dauer! Schallt ein Sinn heraus? Was der Mensch fühlt, genieſst und faſst, nur das ist sein; alles übrige ist Erscheinung, die er nicht erklären kann. Der Stier nutzt die Kraft seiner Hörner und trotzt auf sie, der Hirsch seine Leichtigkeit, dem Jäger zu entfliehen; ist das, was den Menschen von ihnen unterscheidet, weniger sein? Ich hab' es lange genug mit den Menschen, und allem dem, was sie ersonnen, versucht; sie haben mich in Staub getreten, Schatten habe ich für Wahrheit ergriffen, laſs mich's nun mit dem Teufel versuchen!"

Hier sprang er wild begeistert in den Kreis hinein, und Klagetön seines Weibes, seiner Kinder, seines Vaters erschollen in der Ferne: „Ach verloren! ewig verloren!"

4.

Satan, der Herrscher der Hölle, hatte durch schrecklichen an der glühenden Scheibe der Sonne wiedertönenden Hörner-Schall allen gefallnen Geistern, auf der Ober- und in der Unterwelt, kund thun lassen, daſs er heute ein groſses Freudenfest geben würde. Die höllischen Geister versammelten sich auf den mächtigen Ruf. Selbst seine Abgesandten auf unsrer Erde verlieſsen ihre Posten, denn die Einladung lieſs etwas groſses und wichtiges vermuthen. Schon ertönte das ungeheure Gewölbe der Hölle von dem wilden Geschrey des Pöbels der Geister. Myriaden lagerten sich auf den verbrannten, unfruchtbaren Boden. Nun traten die Fürsten hervor, und geboten Schweigen der Menge, damit Satan die Berichte seiner Abgesandten der Oberwelt vernehmen könnte. Die Teufel gehorchten, und eine schaudervolle Stille herrschte durch die dicke, düstre Finsterniſs, die nur das Gewinsel der Verdammten unterbrach. Die Sklaven der Teufel, Schatten, die weder der Seeligkeit noch der Verdammniſs werth sind, bereiteten die unzähligen Tische zum Schmause, und sie verdienen dieſs Loos der schändlichsten Knechtschaft. Als sie noch in Fleisch und Bein die Früchte der Erde aſsen, waren sie von jener zweydeutigen Art, die aller Menschen Freund sind, ohne es von einem zu seyn. Deren Zungen von den herrlichen Lehren der Tugend plappern, ohne daſs ihr Herz sie fühlt. Die das Böse nur darum unterlassen, weil es Gefahr mit sich führt, und das Gute, weil es Muth und Verleugnung erfordert. Die mit der Religion wuchern, und sie, wie der filzige Jude sein Kapital, auf Zinsen legen, in der Meynung, ihren elenden Seelen ein gutes Behältniſs zu sichern. Die Gott aus Furcht anbeten, und vor ihm wie Sklaven zittern. Die Teufel, die wahrlich keine beſsre Herren sind, als gewisse Herrn von Leibeignen, reiten sie dafür in der Hölle wacker herum. Indessen schwitzten ihre Brüder in den höllischen Küchen, das Mahl für ihre strengen Herren zuzurüsten; ein schreckliches Geschäft für eine Seele, die einst einen menschlichen Körper durch Fraſs, Soff und Üppigkeit aufgerieben hat. Denn obgleich die Teufel weder essen noch trinken, so haben sie den Menschen doch den Gebrauch abgelernt, jede Feyerlichkeit durch Fressen und Saufen merkwürdig zu machen, und bey solchen Gelegenheiten halten sie ein Seelenmahl. Der Anführer jeder Legion wählt eine gefällige Anzahl verdammter Seelen zum Schmause für seine Untergebenen. Diese übergeben sie den Sklaven, die sie sieden, braten und mit höllischer Brühe begieſsen. Oft trifft es sich, daſs einer dieser Elenden seinen Vater, sein Weib, Sohn, Tochter oder Bruder, an den Spieſs stecken, und das peinliche Feuer unter ihm unterhalten muſs — eine schreckliche, wahrhaft tragische Lage, noch tragischer, da ihre Aufseher, muthwillige Teufel, wie alle Diener groſser Herren, mit der Geiſsel hinter ihnen stehen, das Werk zu befördern. Ich empfehle diese Situation den Tragikern Teutschlands, die so oft ihren Stoff in den Pfühlen der Hölle und in Pfühlen überhaupt suchen. Heute wurden für den Gaumen des Groſsherrn, seiner Vizire und Günstlinge zugerichtet: ein Papst, der aus irdischer Sucht zur Weltherrschaft die Unterthanen gegen Kayser, Könige und Fürsten als Statthalter Gottes empörte; ein wilder Eroberer, ein berühmter Philosoph, der durch scholastische Spitzfindigkeiten das Wesen der Wesen zu Nichts vernünftelte; ein heuchlerischer Mönch, den sein Orden durch gelogene Wunder gern zum Heiligen geprägt hätte. Für den Pöbel der Hölle waren ganz frische Viktualien angekommen. Der Pabst hatte vor kurzem zwey Heere Franzosen, Teutscher, Italiener und Spanier gegen einander getrieben, um einige Herrschaften in dem Tumult zu fischen, die Verlassenschaft des heiligen Peters zu ründen. Sie schlugen sich wie Helden, und fuhren zu tausenden zur Hölle. Welch ein Glück wäre es für die zu der Tafel der Teufel betimmten Seelen, wenn sie dadurch das Ende ihrer Qual fänden; da sie diese aber stückweise in die Sümpfe der Hölle ausschütten, so wachsen sie wieder zusammen, und stehen zu neuen Martern auf.

Während diese an den Bratspieſsen winselten, besetzten die Kellermeister und Schenken, alle Schatten gemeldeter Art, die Kredenztische. Die Flaschen waren gefüllt mit Thränen der Heuchler, falscher Witwen, der Scheinheiligen, der Empfindsamen, und der aus Schwäche Reuigen. Mit Thränen, die der Neid bey dem Glück' eines andern auspreſst, mit Thränen der Egoisten, die sie bey dem Unglück eines andern aus Freude weinen, daſs es sie nicht getroffen. Mit Thränen lustiger Erben, und mit Thränen der Söhne, die sie bey dem Sarge der geizigen, harten Väter weinen. Die Flaschen zu dem Nachtische waren gefüllt mit Thränen der Priester, die die Rolle des Komödianten auf den Kanzeln spielen, ihre Zuhörer zu rühren; und um das Getränk schärfer zu machen, mischte man Thränen der H — n darunter, die aus Hunger so lange weinen, bis eine Kunde kommt, die Sünde für Geld mit ihnen zu treiben. Zu diesen goſs man noch Thränen der Kuppler, Kupplerinnen, der Ärzte und schelmischen Advokaten, die sie über schlechte Zeiten vergieſsen. Für den Satan und die Fürsten standen, auf besondern Kredenztischen, Flaschen des edelsten Getränks. Es war berauschend, schäumend und sprudelnd; ein Gemische von Thränen der schwachen Groſsen der Erde, die sie über das Leiden ihrer Völker weinen, während sie ihren Beamten gestatten, neue Qualen für dieselben zu ersinnen. Von Thränen der Jungfrauen, die den Verlust ihrer Keuschheit betrauern, und sich mit noch nassen Augen prostituiren. Zu diesen hatte man Thränen begünstigter Groſsen gegossen, die in Ungnade gefallen sind, und nun weinen, daſs sie unter dem Schutze ihres Herrn nicht mehr rauben und unterdrücken können.

5.

Als nun diese Elenden die Tische besorgt hatten, und so demüthig hinter den Sitzen ihrer Gebieter standen, als ein Teutscher vor einem Mächtigen, so traten die Groſsen der Hölle aus den Gemächern des Satans. Die Gefährten der Menschen — die Sünde, das scheuſsliche Gespenst der Vernichtung, der Hunger, die Krankheit, die Pest, der Krieg, die Ungerechtigkeit, die Armuth, die Verzweiflung, die Herrschsucht, die Gewalt, der Stolz, die Verachtung, der Reichthum, der Geiz, die Wollust, der Wahn, der Neid, die Neugierde und die Lüsternheit, gingen als wohlbestallte Diener des satanischen Hofes voraus. Ihnen folgten Trabanten, diesen die Kammerherren. Nun die Pagen mit brennenden Fackeln, die aus Seelen der Mönche geflochten waren, die den Weibern die Kinder machen, und den Ehemann auf dem Todtbette drängen, sein Vermögen der Kirche zu vermachen, ohne Rücksicht, daſs ihre eigne ehebrecherische Brut im Lande herumbetteln muſs. Dann trat der mächtige Satan heraus, und ihm folgten die übrigen Groſsen seines Hofs, nach Gunst und Range. Die Teufel beugten sich ehrfurchtsvoll nieder, die Pagen stellten die Fackeln auf den Tisch des Groſsherrn, und nun stieg er mit stolzer und siegreicher Miene auf seinen erhabenen Thron, und hielt folgende Rede:

„Fürsten, Mächtige, unsterbliche Geister, seyd mir alle willkommen! Wollust durchglüht mich, wenn ich über euch zahllose Helden hinblicke! Noch sind wir, was wir damals waren, als wir zum erstenmal in diesem Pfuhl aufwachten, zum erstenmal uns sammelten! Nur hier herrscht Ein Gefühl, nur in der Hölle herrscht Einigkeit; nur hier arbeitet jeder auf einen gewissen Zweck. Wer über euch gebietet, kann leicht den einförmigen Glanz des Himmels vergessen. Ich gestehe, wir haben viel gelitten, und leiden noch, da die Ausübung unsrer Kräfte von dem beschränkt ist, der uns mehr zu fürchten scheint, als wir ihn; aber in dem Gefühle der Rache, die wir an den Söhnen des Staubs, seinen schwachen Günstlingen nehmen, in der Betrachtung ihres Wahnsinns und ihrer Laster, wodurch sie unaufhörlich seine Zwecke zerrütten, liegt Ersatz für dieses Leiden. Heil euch allen, die dieser Gedanke hoch entflammt!“

„Vernehmt nun die Veranlassung zu dem Feste, das ich heute mit euch feyren will. Faust, ein kühner

Sterblicher, der gleich uns mit dem Ewigen hadert, und durch die Kraft seines Geistes würdig werden kann, die Hölle einst mit uns zu bewohnen, hat die Kunst erfunden, die Bücher, das gefährliche Spielzeug der Menschen, die Fortpflanzer des Wahnsinns, der Irrthümer, der Lügen und Gräuel, die Quelle des Stolzes, und die Mutter peinlicher Zweifel, auf eine leichte Art tausend und tausendmal zu vervielfältigen. Bisher waren sie zu kostbar und nur in den Händen der Reichen, blähten nur diese mit Wahn auf, und zogen sie von der Einfalt und Demuth ab, die der Ewige zu ihrem Glück in ihr Herz gelegt hat, und die er von ihnen fordert. Triumph! bald wird sich das gefährliche Gift des Wissens und Forschens allen Ständen mittheilen! Wahnwitz, Zweifel, Unruhe und neue Bedürfnisse werden sich ausbreiten, und ich zweifle, ob mein ungeheures Reich sie alle fassen möge, die sich durch dieses reizende Gift hinrichten werden. Doch dieses wäre nur ein kleiner Sieg, mein Blick dringt tiefer in die ferne Zeit, die für uns der Umlauf des Seigers ist. Die Zeit ist nah, wo die Gedanken und Meynungen kühner Erneurer und Beekler des Alten, durch Fausts Erfindung, um sich greifen werden wie die Pest. Sogenannte Reformatoren des Himmels und der Erde werden aufstehen, und ihre Lehren werden, durch die Leichtigkeit der Mittheilung, bis in die Hütte des Bettlers dringen. Sie werden wähnen Gutes zu stiften, und den Gegenstand ihres Heils und ihrer Hoffnung vom falschen Zusatze zu reinigen; aber wann gelingt dem Menschen das Gute, und wie lange ist er dessen mächtig? die Sünde ist ihnen nicht näher, als böse Folgen und Miſsbrauch ihren edelsten Bemühungen. Das vielgeliebte Volk des Mächtigen, das er durch ein uns furchtbares Wunder der Hölle auf immer entreiſsen wollte, wird über Meynungen, die keiner begreift, in blutigen Krieg zerfallen, und sich zerreissen wie die wilden Thiere des Waldes. Gräuel werden Europa verwüsten, die allen Wahnsinn übertreffen, den die Menschen von ihrem Beginnen gerast haben. Meine Hoffnungen scheinen euch zu kühn, ich sehe es an euren zweifelnden Blicken; so hört denn: Religionskrieg heiſst diese neue Wuth, wovon die alte Geschichte der Frevel und Rasereyen der Menschen kein Beyspiel hat. Aus der uns furchtbaren Religion sogen ihn die Unsinnigen. Einmal hat er schon gewüthet, und dort heulen die in dem glühenden Pfuhl, die ihn erweckten; aber nun erst wird der Fanatismus, der wilde Sohn des Hasses und des Aberglaubens, alle Bande der Natur und der Menschheit gänzlich auflösen. Dem Furchtbaren zu gefallen, wird der Vater den Sohn, der Sohn den Vater ermorden. Könige werden frohlockend ihre Hände in das Blut ihrer Unterthanen tauchen, den Schwärmern das Schwert überliefern, ihre Brüder zu tausenden zu ermorden, weil sie andrer Meynung wie sie sind. Dann wird sich das Wasser der Ströme in Blut verwandeln, und das Geschrey der Ermordeten wird selbst die Hölle erschüttern. Wir werden Verbrecher mit Lastern besudelt herunterfahren sehen, wofür wir bis jetzt weder Namen noch Strafe haben. Schon seh' ich sie den päbstlichen Stuhl anfallen, der das lockre Gebäude durch List und Betrug zusammenhält, während er sich durch Laster und Üppigkeit selbst untergräbt. Die Stützen der uns fürchterlichen Religion stürzen zusammen, und wenn der Ewige dem sinkenden Gebäude nicht durch neue Wunder zu Hülfe eilt, so wird sie von der Erde verschwinden, und wir werden nochmals in den Tempeln als angebetete Götter glänzen. Wo bleibt der Geist des Menschen stehen, wenn er angefangen hat, das zu beleuchten, was er als Heiligthum verehrt hat? Er tanzt auf dem Grabe des Tyrannen, vor dem er noch gestern gezittert, zerschlägt gänzlich den Altar, auf dem er geopfert hat, wenn er einmal unternimmt, dem Weg zum Himmel auf seine Weise nachzuspähen. Wer mag ihren rastlosen Geist auf Jahrtausende fesseln? Vermag der, der sie geschaffen, nur einen sich so zuzueignen, daſs er nicht millionenmal unserm Reiche näher als dem seinen sey? Alles miſsbraucht der Mensch, die Kraft seiner Seele und seines Leibes; Alles was er sieht, hört, betastet, fühlt und denkt, womit er spielt und womit er sich ernsthaft beschäftigt. Nicht zufrieden, das zu zertrümmern und zu verunstalten, was er mit den Händen fassen kann, schwingt er sich auf den Flügeln der Einbildungskraft in ihm unbekannte Welten, und verunstaltet sie wenigstens in der Vorstellung. Selbst die Freyheit, ihr höchstes Gut, wenn sie auch Ströme Bluts dafür vergossen, verkaufen sie für Gold, Lust und Wahn, wenn sie dieselbe kaum gekostet haben. Des Guten unfähig, zittern sie vor dem Bösen, häufen Gräuel auf Gräuel ihm zu entfliehen, und zerschlagen dann wieder ihrer Hände Werk.“

„Nach den blutigen Kriegen werden sie, vom Morden ermüdet, einen Augenblick rasten, und der giftige Haſs wird sich nur in heimlichen Tücken zeigen. Einige werden diesen Haſs unter dem Schatten der Gerechtigkeit zum Rächer des Glaubens machen, Scheiterhaufen errichten, und die lebendig verbrennen, die nicht ihrer Meynung sind. Andere werden anfangen, die unerklärbaren Verhältnisse und dunklen Räthsel zu benagen, und die zur Finsterniſs Gebornen werden verwegen um Licht kämpfen. Ihre Einbildungskraft wird sich entflammen, und tausend neue Bedürfnisse erschaffen. Wahrheit, Einfalt und Religion werden sie mit Füſsen treten, um ein Buch zu schreiben, das einen Namen mache und Gold einbringe. Ja so weit wird dieses aufgeblasene Geschlecht hierin den Wahnsinn treiben, daſs sogar ihre Weiber — hört es, alle ihr Kräfte und Geister der Hölle! — daſs sogar ihre Weiber Bücher schreiben werden. Ihr kennt die eitlen Töchter Evas, und ich brauche euch nicht zu sagen, was dieses für verzerrte Ungeheuer aus ihnen machen muſs. So wird nun das Bücherschreiben ein allgemeines Handwerk werden, wodurch Genies und Stümper Ruhm und Fortkommen suchen, unbekümmert, ob sie die Köpfe ihrer Mitbrüder verwirren, und die Flamme an das Herz der Unschuldigen legen. Den Himmel, die Erde, den Furchtbaren selbst, die verborgenen Kräfte der Natur, die dunkeln Ursachen ihrer Erscheinungen, die Macht, welche die Gestirne wälzt, und die Kometen durch den Raum schleudert, die unfaſsliche Zeit, alles Sichtbare und Unsichtbare werden sie betasten, messen und begreifen wollen; für alles Unfaſsliche Worte und Zahlen erfinden, Systeme auf Systeme häufen, bis sie die Finsterniſs auf Erden gezogen haben, wodurch nur die Zweifel, gleich den Irrwischen, blitzen, die den Wandrer in den Sumpf locken. Nur dann werden sie helle zu sehen glauben! und da erwarte ich sie! Wenn sie die Religion weggeräumt haben wie alten Schutt, und gezwungen sind, aus dem stinkenden Überbleibsel ein neues ungeheures Gemische von Menschenweisheit und Aberglauben, von Mystik und Poeterey, zusammenzugieſsen, dann erwarte ich sie! Und dann machet weit die Thore der Hölle, daſs das Menschengeschlecht einziehe! Der erste Schritt ist geschehen, der zweyte ist nah. Noch eine schreckliche Revolution auf dem Erdboden steht bevor. Ich berühre sie nur mit flüchtiger Eile. Bald werden die Bewohner der alten Welt ausziehen, um neue, ihnen bisher unbekannte Erdstriche zu entdecken. Dort werden sie Millionen in religiöser Wuth erwürgen, um sich des Goldes zu bemächtigen, das diese Unschuldigen nicht achten. Diese neuen Welten werden sie mit allen ihren Lastern erfüllen, und Stoff zu scheuſslichern der alten zurückführen. So werden Völker unsre Beute werden, die bisher Unschuld und Unwissenheit vor unserer Rache gesichert haben. Jahrhunderte werden sie im Namen des Furchtbaren den Erdboden mit Blute netzen; und so sieget die Hölle durch die Günstlinge des Himmels über den, der uns hierher geschleudert hat!“

„Dieſs ist es, ihr Mächtigen, was ich euch verkünden wollte, und nun freut euch mit mir des festlichen herrlichen Tags, genieſset im Voraus der Siege, die ich euch verspreche, weil ich die Menschen kenne. Höhnt des Ewigen, der so lächerlich und widersinnig in dem Sohne des Staubs das rohe Thier mit dem Halbgott zusammenspannte, daſs nun ein Theil den andern zerreibt! Höhnt seiner und ruft mit mir in Sieges-Gebrülle: Es lebe Faust!“

Erschreckliches Getöse, daſs die Axe der Erde zitterte, die Gebeine der Todten in den Gräbern zusammenrasselten, erscholl: „Es lebe Faust! Es lebe der Vergifter der Söhne des Staubs!“

Hierauf wurden die Vornehmsten des dunkeln Reichs zur Anbetung, dem Kniebeugen, Handkusse, das heiſst zum Glückwunsche zugelassen, und Satan empfing sie mit heiterer Würde.

6.

Nun warfen sich die frohlockenden Teufel an die Tische, und fielen über das zugerichtete Mahl her. Die Becher erklangen, die Seelen knarrten unter ihren scharfen Zähnen, und man trank des Satans, Faust's, aller Mächtigen, Gewaltigen und kräftigen Sünder der Erde — des Staats und der Kirche — aller lebenden und künftigen Autoren — der Entdecker der neuen Welt — Gesundheit, unter dem Donner der höllischen

Artillerie. Um das Fest recht glänzend zu machen, fuhren die Aufseher der Ergötzungen des Satans, nach den Sümpfen der Verdammten, trieben die brennenden Seelen heraus, und jagten sie über die Tafeln, die düstre Scene zu erleuchten. Sie ritten mit giftigen Peitschen hinter ihnen her, und zwangen sie, sich grimmig zu balgen; und die Funken knasterten und leuchteten am schwarzen Gewölbe, wie wenn in dunkler Nacht der Blitz die Garben des Feldes anzündet. Um die Ohren der Teufel beym Schmause mit Tafelmusik zu kitzeln, eilten andre nach den Pfühlen, gossen glühendes Metall in die Flamme, daſs die Verdammten in gräſslicher Verzweiflung heulten und fluchten. Könnt' ich, statt eurer kalten und fruchtlosen Buſspredigten, dieses scheuſsliche Gewinsel auf die Erde ziehen! wahrlich die Sünder würden ihr Ohr dem wollüstigen Gesang der Kastraten und dem üppigen Geflüster der Flöten verschlieſsen, und reuig Psalmen anstimmen. Umsonst, weit entfernt ist die Hölle, und nah die Wollust! Hierauf wurden auf einem groſsen Theater Schauspiele aufgeführt, welche die Heldenthaten des Satans darstellten; (denn da der Teufel Dichter an seinem Hofe hält, so hat er auch Schmeichler) zum Beyspiel: die Verführung Evas, Judas Ischarioth's Verrath, Davids Mord des Urias, Salomons Abgötterey u. s. w.

Dann verwandelte sich das Theater zur Vorstellung eines allegorischen Ballets. Die Scene stellte eine wilde Gegend vor. In einer dunklen Höhle saſs die Metaphysik, eine hagre, lange Gestalt, die ihre

Augen auf fünf schimmernde Worte heftete, welche sich beständig hin und her bewegten, und bey jeder Veränderung einen andern Sinn vorstellten. Der Hagre lieſs nicht nach, ihnen mit seinen starren Augen zu folgen. In einem Winkel stand ein kleiner schelmischer Teufel, der ihm zu Zeiten Blasen, mit Wind gefüllt, an die Stirne warf. Der Stolz, des Hagern Amanuensis, las sie auf, drückte den Wind heraus, und knetete ihn zu Hypothesen. Der Hagre war in ein ägyptisches Unterkleid gehüllt, das mit mystischen Figuren besäet war. Über diesem trug er einen griechischen Mantel, der die mystischen Zeichen bedecken sollte, wozu er aber viel zu kurz und zu enge war. Seine Beinkleider waren weite Pumphosen, sie verhüllten aber seine Blöſse nicht. Ein groſser Doktorhut deckte sein kahles Haupt, auf welchem man nur die Ritze sah, die er mit seinen langen Nägeln bey scharfem Nachdenken hineingerissen. Seine Schuhe waren nach europäischem Zuschnitte gemacht, und mit dem feinsten Staube der Universitäten und Gymnasien bestreut. Nachdem er lange auf die schwankenden Worte geblickt hatte, ohne einen Sinn zu fassen, winkte der Stolz dem Wahne, der auf des Hagern Linken stand. Dieser ergriff eine hölzerne Pfennigstrompete, und blies einen Tanz. Da das hagre Gerippe das Geplärre hörte, faſste er den Stolz an der Hand, und tanzte mit ihm in taktlosen Sprüngen herum. Seine mürben dünnen Beine konnten es nicht lange aushalten, und er sank bald athemlos in seine vorige Stellung.

Ihm folgte die Moral, eine sehr feine Gestalt, in einen Schleyer gehüllt, der, wie der Chamäleon, alle Farben spielte. Die Kultur prächtig geschmückt, war die Leiterin der Verhüllten. Sie selbst hielt die Tugend und das Laster an den Händen, und tanzte ein Trio mit ihnen. Ein nackender Wilde blies dazu auf einem Haberrohr, ein europäischer Philosoph strich die Geige, ein Asiate schlug die Trommel, und obgleich diese widrigen Töne ein harmonisches Ohr zerrissen hätten, so kamen doch die Tanzenden nicht aus dem Takte, so gut hatten sie ihre Schule gelernt. Gab die feine Dirne dem Laster die Hand, so gaukelte sie wie eine Buhlschwester, floh lockend vor ihm her, gab alsdann der Tugend die Hand, und bewegte sich in den sittsamen Schritten der Matrone. Nach dem Tanze ruhte sie auf einer dünnen, durchsichtigen und schöngemahlten Wolke aus, die ihre Verehrer aus vielen Fetzen zusammengeflickt hatten.

Nach ihr erschien die Poesie, in der Gestalt eines unbekleideten, wollüstigen Weibes. Sie tanzte mit der Sinnlichkeit einen üppigen, sehr figürlichen und darstellenden Tanz, wozu die Einbildungskraft die Flöte *d'amour* blies.

Hierauf trat die Geschichte auf. Vor ihr her ging die Fama, mit einer langen ehernen Trompete. Sie selbst war behangen mit Erzählungen der Gräuel, womit sie wilde Eroberer, Usurpatoren, Vizire, Höflinge, Günstlinge, Schwärmer, Thoren, Aufrührer, gemifsbrauchte Religion, falsche Politik, zum bleibenden Dokument des Strebens nach immer steigender Veredlung des Menschengeschlechts, bereichert haben. Hinter ihr keuchte ein starker, nervigter, teutschgekleideter Mann, unter einer ungeheuren Bürde von Kroniken, Diplomen und Documenten. Sie tanzte unter dem Gerassel der Erzählungen, womit sie behangen war, mit der Furcht; die Lüge nahm der Fama die Trompete von dem Munde weg, stimmte den Tanz an, und die Schmeicheley zeichnete ihr die Figuren vor.

Dann fuhren mit lautem Gelächter auf die Scene die Medicin und Charlatanerie, tanzten eine Menuet, wozu der Tod mit einem Beutel voll Gold die Musik klimperte.

Hierauf erschienen die Astrologie, die Kabala, Theosophie und Mystik, sie hatten sich an den Händen gefaſst, und trieben sich wild in dunklen Figuren herum, wozu der Aberglaube, Wahnsinn und Betrug auf Waldhörnern bliesen.

Diesen folgte die Jurisprudenz, eine feiste, gut genährte Gestalt, mit Sporteln gefüttert, und mit Glossen behangen. Sie keuchte ein mühsames Solo, und die Chikane strich den Baſs dazu.

Zuletzt fuhr die Politik in einem Siegeswagen herein, den zwey Mähren zogen, Schwäche und Betrug. Zu ihrer Rechten saſs die Theologie, in einer Hand einen scharfen Dolch haltend, in der andern eine brennende Fackel. Sie selbst trug eine dreyfache Krone auf dem Haupte, und einen Zepter in der Rechten. Sie stieg aus dem Wagen, und tanzte mit der Theologie ein *Pas de deux*, wozu List, Herrschsucht und Tyranney auf ganz leisen und sanften Instrumenten spielten. Nachdem sie das *Pas de deux* geendet hatte, gab sie den übrigen Gestalten ein Zeichen, einen allgemeinen Tanz zu beginnen. Sie folgten dem Wink, und sprangen in wilder Verwirrung herum. Alle obengemeldete spielten ihre Instrumente dazu, ein Geheul, das nur die Tafelmusik des Satans an Getöse übertraf. Doch bald mischte sich die Zwietracht unter die vertraulich Tanzenden. Sie griffen nach den Waffen, von Wuth und Eifersucht entflammt. Da die Theologie wahrnahm, daſs sie alle die wollüstige Poesie umarmten, und der Moral, ihrer Todfeindin, den Schleyer abreiſsen wollten, sich damit zu bedecken, gab sie dieser einen Dolchstich von hinten, und verbrannte der geliebkosten Dichtkunst mit der brennenden Fackel den Steiſs. Diese beyden erhoben ein fürchterliches Geheul; die Politik verwieſs die Entflammten zur Ruhe, und die Charlatanerie nahte, um die Wunde der Moral zu verbinden, indessen schnitt die Medicin einen Fetzen von ihrem Talar zur Bezahlung ab. Der Tod streckte unter dem Mantel der diebischen Medicin die Klaue hervor, um die Moral zu ergreifen, die Politik aber schlug ihn so heftig darauf, daſs er laut heulte und fürchterlich grinste. Die Poesie lieſsen sie mit verbranntem Steiſse herumhüpfen, weil sie nackend und ihr nichts abzuschneiden war. Endlich erbarmte sich ihrer die Geschichte, und legte ihr ein nasses Blatt aus einem historischen Roman darauf, in welchem der Autor einen Helden des Alterthums modernisirt, verschnitten oder verwässert hatte. Sie selbst aber winselte nach einem mystischen Sonnet, als einem noch kühlendern Mittel. Die Politik spannte sie alsdann alle zusammen vor ihren Wagen, und fuhr im Triumphe davon.

Die ganze Hölle schlug Beyfall in die Hände bey der letzten Vorstellung, und Satan umarmte den Teufel Leviathan, der dieses Schauspiel veranstaltet, und ihm so süſs geschmeichelt hatte; denn es war eine seiner stolzen Grillen, von den Teufeln für den Erfinder der Wissenschaften gehalten zu werden. Oft sagte er in seinem Übermuth: „er habe sie einst mit den Töchtern der Erde im Ehebruch gezeugt, um die Menschen von dem geraden, einfachen und edlen Gefühl ihres Herzens abzulenken, ihnen den Schleyer ihres Glücks vor den Augen wegzureiſsen, sie mit ihrer Beschränktheit und Schwäche bekannt zu machen, und ihnen peinigende Zweifel über ihre Bestimmung einzuimpfen. Er habe sie dadurch gelehrt, über den Ewigen und die Tugend zu vernünfteln, damit sie vergessen möchten, diesen anzubeten, und jene auszuüben. „Wir,“ setzte er dann hinzu, „haben mit offnen und kühnen Waffen den Himmel bekriegt, ihnen hab' ich wenigstens die Mittel an die Hand gegeben, unaufhörlich mit dem Ewigen zu scharmuziren.“ Elende Prahlerey! werden sich die Menschen das nehmen lassen, worauf sie nie stolzer sind, als wenn sie es miſsbrauchen?

Man bewundre doch hier einen Augenblick mit mir, wie sich darin alle Höfe gleichen, daſs meistens die Groſsen durch das Verdienst, die Arbeit, den Schweiſs der Kleinen, die Gunst des Fürsten gewinnen, und die Belohnung davon tragen. Leviathan giebt sich geradezu für den Erfinder dieses allegorischen Ballets aus, läſst sich dafür liebkosen und danken; gleichwohl ist der Autor davon ein teutscher Hofpoet, der erst kürzlich Hungers, folglich in Verzweiflung, gestorben und so zur Hölle gefahren war. Er verfertigte dieses Ballet auf des Fürsten Leviathans Befehl, der den Sinn hatte, Talente auszuspähen, nach dem neusten Geschmack seines Hofes, und legte vermuthlich die giftige Anspielung auf die Wissenschaften darum hinein, weil sie ihn so schlecht genährt hatten. Vielleicht auch, daſs Leviathan, der so gut wuſste, was dem Satan gefiel, den Wink dazu gegeben hat. Es sey wie ihm wolle, dieser erndtete den Lohn ein, und der dünne Schatten des teutschen Hofpoeten saſs kauernd hinter einem Felsen des Theaters, und sah mit tiefem Schmerze, wie Satan den Leviathan für seine Arbeit liebkoste.

7.

Die frohen, berauschten Teufel lärmten hierauf, daſs sie das Geheul der Verdammten selbst überbrüllten. Auf einmal erscholl Fausts mächtige Stimme von der Oberwelt durch die Hölle. Es war ihm gelungen, durch seinen Zauber bis in den Abgrund zu dringen, und einen der ersten Fürsten des schwarzen Reichs aufzufordern. Seiner Gewalt war nicht zu widerstehen. Frohlockend fuhr Satan auf: „Es ist Faust, der da ruft; nur dem Kühnen konnte es gelingen, nur der Verwegne konnte es wagen, so gewaltsam an die ehernen Pforten der Hölle zu schlagen. Auf! ein Mann wie er, ist mehr werth als tausend der elenden Schufte, die wie Bettler sündigen, und auf eine alltägliche Art zur Hölle fahren." Er wandte sich zu dem Teufel Leviathan, seinem Liebling:

„Dich, den geschmeidigsten Verführer, den grimmigsten Hasser des Menschengeschlechts, fordre ich auf, hinaufzufahren, und mir die Seele dieses Kühnen durch deine gefährlichen Dienste zu erkaufen. Nur du kannst das gierige Herz, den stolzen, rastlosen Geist dieses Verwegnen fesseln, sättigen, und dann zur Verzweiflung treiben. Fahre hinauf, verjage den Dunst der Schulweisheit aus seinem Gehirne. Senge durch das üppige Feuer der Wollust die edeln Gefühle seiner Jugend aus seinem Herzen. Öffne ihm die Schätze der Natur, treibe ihn hastig ins Leben, daſs er sich schnell überlade. Er sehe Böses aus Gutem entspringen; das Laster gekrönt, Gerechtigkeit und Unschuld mit Füſsen getreten, wie es der Menschen Art und Sitte ist. Führe ihn durch die wilden, scheuſslichen Scenen des menschlichen Lebens; er verkenne den Zweck, verliere unter den Gräueln den Faden der Leitung und Langmuth des Ewigen. Und wenn er dann abgerissen steht, von allen natürlichen und himmlischen Verhältnissen, zweifelnd an der edeln Bestimmung seines Geschlechts, der Sinn der Wollust und des Genusses in ihm verdampft ist, er sich an nichts mehr halten kann, und der innre Wurm erwacht, so zergliedere ihm mit höllischer Bitterkeit die Folgen seiner Thaten, Handlungen und seines Wahnsinns, und entfalte ihm die ganze Verkettung derselben, bis auf künftige Geschlechter. Ergreift ihn dann die Verzweiflung, so schleudere ihn herunter, und kehre siegreich in die Hölle zurück.“

Leviathan. Satan, warum wendest du dich abermals an mich? Du weiſst es, mir ist das ganze Menschengeschlecht und die Erde, ihr Tummelplatz, längst zum Ekel geworden. Was ist aus den Kerlen zu machen, die weder Kraft zum Guten noch Bösen haben? Den, der eine Zeitlang mit dem Phantom *Tugend* buhlt, machen bald Gold, Ehrgeiz oder Wollust zum Schurken, und tritt auch einer oder der andre kühn in die Bahn des Lasters, so fährt er auf halbem Wege vor den Gespenstern seiner schwächlichen Einbildungskraft zurück. Ja, wenn es noch ein heiſser, stolzer Spanier, ein rachsüchtiger, ränkevoller Italiäner, oder ein lustiger, verbuhlter Franzose wäre! aber ein Teutscher! träge Klötze, die sich vor Ansehen und Reichthum, vor allen Unterscheidungen der Menschen sklavisch beugen, von ihren Fürsten und Groſsen glauben, sie seyen von edlerem Stoffe gemacht als sie, und ganze Kerle zu seyn glauben, wenn sie sich für sie todtschlagen, oder zum Todtschlagen an andere Fürsten verkaufen lassen. Leben sie nicht ganz zufrieden unter der Feudaltyranney, mag sie schinden wer da will, und wie man will? Vernimmst du ein Wort von Empörung gegen Tyranney aus diesem Lande? Der Schall des Worts teutscher Freyheit ist wohl in ihrer Sprache, aber sie kennen die wahren Tollworte für den Sohn des Staubs nicht — Menschenrecht und Gleichheit, und darum können nie Männer für die Hölle unter ihnen aufblühen. Weg mit dem Teutschen! er ist zu rechtlich, hält zu viel auf den schwächlichen, moralischen Sinn, auf bürgerliche Ordnung, und hält Fürsten-Treu für Pflicht. Noch ist keiner dieses Volks auf eine recht stattliche Art zur Hölle gefahren, ein Beweis, daſs dieſs Volk keine sich auszeichnenden Köpfe hat. Ich meyne von jenen, die keck alle Verhältnisse benagen, den diamantnen Schild Eigenheit *) erkämpfen, an dem sich alle himmlische und irdische Vorurtheile zerschlagen. Zeige mir einen solchen Mann, der auf die Gefahr seiner Seele groſs seyn und bleiben will, und ich fahre hinauf.

Satan. Leviathan, sollen Teufel sich von Vorurtheilen blenden lassen wie die Söhne des Staubs? Der Mann nach unserm Sinne wird unter jedem Himmelsstrich geboren; dieſs wird er dir beweisen. Er ist einer von denen, die die Natur zum Groſsen geschaffen, mit allen heiſsen Leidenschaften ausstaffirt hat, und die sich gegen die alten Verträge der Menschen empören. Wenn ein solcher Geist durch dieses Spinnengewebe reiſst, so gleicht er einer Flamme, die durch ihre Heftigkeit den Stoff ihres Glanzes nur schneller aufzehrt. Er ist einer der Philosophen auf Schöngeist gepfropft, die durch die Einbildungskraft fassen wollen, was dem kalten Verstande versagt ist, und die, wenn es ihnen miſslingt, alles Wissen verlachen, und den Genuſs und die Wollust zu ihrem Gott machen. Fahr hinauf, Leviathan, bald wird ein Feuer in Teutschland ausbrechen, das ganz Europa umfassen wird. Schon schieſst der Keim des Wahnsinns auf Jahrhunderte auf, und das, was der Teutsche einmal gefaſst hat, davon läſst er nicht ab.

---

*) Originalität.

Bravo, satanische Majestät! rief auf einmal ein Schatten obiger Art, der hinter dem Satan zur Aufwartung stand; mögen sich die Spötter dieſs merken. Ja wohl, was der Teutsche einmal gefaſst hat, davon läſst er nicht ab!

Die Teufel erstaunten über die Kühnheit des elenden Schatten; aber Satan, der wegen des Ballets und Fausts Erfindung bey guter Laune war, blickte ihn gnädig an, und sagte:

Wer bist du, dünne Gestalt?

Ein teutscher Doktor Juris, hochgebietender Satan! Halte mir doch Eure gestrenge Majestät zu Gnaden, wenn ich respektwidrig meine Empfindlichkeit über die Verspottung meines Vaterlands zeigte, und zugleich merken lieſs, wie sehr mich das Lob Eurer Majestät ergötzte. Dürft' ich es nur unterthänigst wagen, Teutschlands Vertheidigung gegen den groſsen und furchtbaren Fürsten Leviathan zu übernehmen, ich bin gewiſs, er würde es bald vor allen Ländern Europa's zu seinem Aufenthalt erwählen.

Satan lächelte, und sagte: Ich vergebe dir deine Kühnheit; steige auf das Theater, und laſs hören, was du zum Lobe deines Vaterlands vorzubringen hast. Es soll mir lieb seyn, wenn du die Teutschen bey dem Fürsten Leviathan in Gunst setzest.

Der Doktor Juris stieg keck auf die Bühne, sah sich um, und erhob seine Stimme:

Vorerst, furchtbare Fürsten der Hölle, erlaubt mir, daſs ich einen allgemeinen Blick auf Teutschlands weise Verfassung werfe; gelingt mir dieses, wie ich mir schmeichle, so will ich dann versuchen, jede Anklage des Fürsten Leviathans Stück für Stück zu beantworten. Vergebt mir, wenn meine Beredsamkeit dem hohen Gegenstand nicht entspricht. Noch bin ich des Dampfes, Gebrauses und Geheuls der Hölle nicht ganz gewohnt; ich lebte auf Erden immer in der Stille der fürstlichen Gemächer, auf alles lauernd, alles bemerkend, um alles Belauerte, alles Bemerkte zu benutzen. Auch ist es schwer, vor einer so gefährlichen Gesellschaft ohne Zittern und aus dem Stegreife zu reden; doch Vaterlandsliebe besiegt selbst die Schrekken der Hölle. Aber nur in einem Teutschen! Mögen es die Spötter merken!

Unser geliebtes Teutschland ist, wie alle Welt weiſs, eine wahre fürstliche Republik, bestehend aus welt- und geistlichen Fürsten, Grafen, Baronen und des heiligen römischen Reichs Rittern, die sich alle unter dem erhabenen Glanze eines einzigen Oberhaupts vereinigen, dem aber, weil sie alle Selbstherrscher sind und seyn wollen, kein Fürst gehorcht, es sey denn daſs er muſs, oder sich auf Kosten eines Mitfürsten zu vergröſsern hofft. Von welchem Lande kann man dieſs sagen? Kühn fordere ich die ganze Hölle auf, alle groſse

Geister, die sie in ihrem unendlichen Bezirk' einschlieſst, mir eine erhabnere Staatsverfassung zu zeigen? Gebt euch nur die Mühe, ihr Spötter, die ihr mich mit euren Grimassen verwirren möchtet, sie zu studiren; ihr werdet bald sehen, daſs es selbst für einen Teufel ein ungeheures Unternehmen ist, das aber freylich die Mühe reichlich belohnt. Sagt mir, wo auf Erden glänzt das Feudalsystem, das Meisterstück der Gewalt und des menschlichen Verstandes, in seiner ganzen Pracht, als in Teutschland? Wo hat es sich so rein und vollkommen erhalten, als in Teutschland? Darum auch ist kein Reich auf Erden glücklicher als mein geliebtes Vaterland. Fürsten- und Herren-Recht auf der einen Seite; auf der andern Gehorsam, wie es seyn muſs. Ich habe wohl ehedem Bücher über andre Staatsverfassungen gelesen; aber sie wollen eben nicht viel sagen. Sie sind vor Jahrtausenden geschrieben, zu einer Zeit, wo die Staatsleute noch so kindisch waren, ein langes und breites über das Volk und dessen Gerechtsame zu schwatzen. Wahrlich es ist mir unbegreiflich, wie die Alten, die doch in manchen andern Stücken einen Anschein von Verstand haben, über diesen Punkt solchen Unsinn lehren konnten. Doch die Blinden kannten leider das Feudalsystem nicht! und Männer, die sie Barbaren schalten, haben dieſs herrliche Gebäude auf den Trümmern des ihrigen aufgeführt. Es wäre nun einmal Zeit, daſs man diese alten Bücher auf die Seite schaffte, denn unsere Staatsbücher enthalten alles, was der Mensch zu wissen nöthig hat. Ich schwöre euch, erhabene Fürsten der

Hölle, wenn mir einer von euch, auſser den Rechten benannter hohen Personen, nur ein einziges Wort über das Recht des Gesindels der Menschen in einem unserer Staatsbücher zeigen kann, so will ich mich zu einer brennenden Fackel drehen lassen, und die Ehre haben, auf Seiner Majestät prächtiger Tafel zu leuchten. Sollte diese Strafe meiner Vermessenheit nicht hinreichend scheinen, so mag mich seine hohe Satanische Majestät zu dem Mönch der das Pulver erfunden hat — (im Vorbeygehen gesagt, auch ein teutscher — merkt es, ihr Spötter! — Der Ewige stürzte ihn in die Hölle, weil er, anstatt für die Erhaltung seiner Brüder zu beten, zu ihrer Zerstörung arbeitete —) so sag ich nun — Seine Majestät soll mich, wenn ihr mir ein solches Recht aufweisen könnt, in den Mittelpunkt der glühenden Kugel keilen lassen, den sie besagtem Mönch zum eignen warmen Aufenthalt anzuweisen geruhte, und mögen die gnädigen Herren mit besagter Kugel, und unsern hineingekeilten Seelen, zum hohen Zeitvertreib den Ball schlagen, so oft es ihnen gefällt. Ich hab' an unsern Höfen gelernt, mit-mir spielen zu lassen.

Bravo, riefen die Teufel. Ein wahrer Patriot! Nimm ihn beym Wort, Satan!

Satan lächelte: Fahr fort, Doktor, du wirst nicht zu dem Mönch in die glühende Kugel gekeilt werden, denn wir haben nie von einem solchen Rechte, wohl aber von einem Faustrecht gehört.

Doktor Juris. Ein vortreffliches edelmännisches Recht, das leider etwas in Abnahme kommt.

Die Teufel wieherten und zischten.

Doktor Juris. Wiehert nur ihr Spötter, und schneidet mir Gesichter! die gnädige Miene, das Huldlächeln Satans versüſsen mir euren Spott. Ha, wiſst nur immer, ein Doktor Juris ist in Teutschland ein ganzer Kerl, und wird ein Edelmann, so bald er promoviert hat. Übrigens giebt ihm sein Diplom das Recht, das Gesindel von Menschen so gut nach seiner Art zu schinden, wie der Edelmann. Denn hat bey uns der Edelmann das Faustrecht seiner Hände, so hat der Gelehrte das weit gefährlichere Faustrecht des Verstandes. Und er nutzt dieses Recht sogar ohne Gefahr für seine hohe Person; denn eben die Gesetze, die er gegen oder für andere wendet und dreht wie er will, werden ein Schild gegen jeden Angriff an seiner klugen Brust. Daraus seht ihr zugleich, was Gelehrsamkeit für ein Ding ist!

Satan. Der Mann spricht ganz wie ein Mensch, und macht mir viel Freude. Leviathan, hättest du dieses einem Teutschen zugetraut? — Es lebe Teutschland und treibe viele deines Gleichen hervor! Es lebe das Feudalsystem!

Die Teufel brüllten: Es lebe Teutschland! Es lebe das Feudalsystem! Den ersten Freudenruf, schrie Fürst Leviathan, der Hasser der Teutschen, nicht mit.

Satan. Doktor, hast du noch etwas zu sagen?

Doktor Juris. Eure Majestät erlauben mir nun, dem Fürsten Leviathan auf seine besondern Anklagen zu antworten.

Erstlich sagt er: Ja wenn es noch ein heiſser Spanier, ein rachsüchtiger, ränkevoller Italiäner, oder ein verbuhlter Franzose wäre! Meynt etwa der Herr, wir hätten keine hervorstechenden Laster? Geh' er doch in unsre Klöster und an die Höfe unsrer Fürsten; oder laſs ihn, Hochgebietender! nur einen kleinen Spazierritt durch die Hölle machen, und meine braven Landsleute fragen, warum sie hier sind? Freylich nach mir muſs er sie nicht beurtheilen; ich hatte nicht Kraft genug ein groſser, kühner Sünder zu werden; aber dieſs kam daher, daſs ich meinen Vortheil mehr im Heucheln gewisser Tugenden fand, und mich meine Frau zu tyrannisch beherrschte. Bloſs darum bin ich nun ein Mittelding unter den Verdammten.

Zweytens sagt Fürst Leviathan: wir beugten uns sklavisch vor den Groſsen, und glaubten, unsre Fürsten seyen von edlerm Stoffe wie wir. Warum denn nicht? Sind unsre Fürsten nicht vortreffliche Herren? Ein groſser Herr ist freylich ein andres Ding, als unser einer, denn er kann wohl und weh thun. Sollen wir etwa nicht das Volk in diesem Wahn zu erhalten suchen, da wir feinern Leute, unter ihren schützenden Flügeln, unser Hühnchen ungestört rupfen? Ist ja doch überall Rangordnung, auf der Erde, hier in der Hölle, und dem Lande, von dem ich ausgeschlossen bin!

Drittens sagt Fürst Leviathan: die Teutschen glaubten ganze Kerle zu seyn, wenn sie sich für ihre Fürsten todt schlagen, oder zum

Todtschlagen an andere verkaufen lieſsen. Auf das erste antworte ich nicht, denn dafür sind sie da, wie wir Juristen beweisen; aber warum sollte er sie nicht verkaufen? Verkauft nicht jeder sein Eigenthum, es sey Ochs, Rind, Pferd, Kuh, Schwein oder Kalb? Und wenn ihm nun sein Land nicht Gold genug geben kann, es andern Fürsten in Pracht und Aufwand gleich zu thun? Doch ich schäme mich über eine so klare Sache, vor einer so erleuchteten Versammlung, vor unsterblichen Geistern, ein weiteres zu reden.

Viertens sagt Fürst Leviathan zu seiner Majestät: Vernimmst du ein Wort von Empörung gegen Tyranney aus diesem Lande? Was will er mit diesem Worte sagen? Wir kennen gar keine Tyranney; unsre Fürsten sind die besten Herren von der Welt, so lang sie ihren Willen haben, das heiſst, thun dürfen, was ihnen gefällt, und mich däucht, wenn man dieſs nicht kann, so ist es wohl nicht der Mühe werth, ein Fürst zu seyn. Auſserdem macht es der Nation Ehre, einen Herrn zu haben, der alles vermag, und dem niemand widersprechen darf. Und warum sollten sie sich empören? Was geht ihnen wohl ab? Sind sie nicht gekleidet, dürfen essen und trinken, was sie bezahlen können? Erlaubt man ihnen nicht alle übrigen Freuden des Fleisches, wenn sie nur thun, was man ihnen befiehlt, und ihren Überfluſs zur Ehre des Landes hergeben. Auch ist dem Fürsten das Wort schinden entfallen. Was soll es heiſsen? Das Schaf trägt Wolle, damit es geschoren werde, der Bürger und der Bauer haben darum Hände, daſs sie im Schweiſs ihres Angesichts arbeiten, und die Gelehrten, die Geistlichen, die Groſsen, der Adel und die Fürsten, haben darum Verstand, für sie zu denken, zu wachen, und den Gewinn ihres Schweiſses zu verzehren. Dieses alles liegt in der Natur, sehr edle Herren, und ist überall Sitte.

Was da fünftens Fürst Leviathan von der Eigenheit und ihrem diamantnen Schilde gesprochen hat, und merken lieſs als wenn uns diese fehlte, so würde ich darüber lachen, wenn es einem armen Schatten, wie ich bin, erlaubt wäre. Ey sind doch unsre Privilegien unsre Eigenheit, und wer die antastet, der würde eben so gut thun, einen schlafenden hungrigen Wolf bey den Ohren zu zupfen. Auch sprach der Fürst Leviathan etwas von dem Rechte der Menschheit. Darauf antworte ich nicht, denn ich habe in meinem Leben nichts davon gehört, und wenn ich, der ich alle alte und neue Bücher gelesen habe, nichts davon weiſs, wenn mir, der ich mit den Groſsen mein ganzes Leben zugebracht habe, nichts davon zu Ohren gekommen ist, so muſs wohl an dem ganzen Dinge nichts seyn. Recht heiſst von einer Seite befehlen, von der andern gehorchen, und dieſs prägt sich den rohen Sinnen stärker ein, wie mir einstens der Fürst-Bischof —

Beelzebub. Hm — ein Fürst-Bischof! Was doch die Menschen für widersprechende Dinge zusammen setzen.

Doktor Juris. Nicht so widersprechend wie es scheint, Fürst Beelzebub. Diese Begriffe hängen sich an einander, wie Herrschsucht und Demuth — Frömmigkeit und Heucheley! —

Satan. Doktor, du hast mit Lust und Liebe das Ding ausgemalt, nicht, wie es ist, sondern, wie es seyn sollte, um mir recht zu gefallen. Ich sehe, daſs du einen veredelnden, idealischen Sinn hast — steige herunter, ich bin zufrieden mit dir. Mir gefällt dein Eifer, und mir liegt daran, daſs das Feudal-System erhalten werde, das seine Wurzel so wie die Wissenschaften in meinem Reiche hat. Du sollst suchen deine hohe Meynung weiter unter den Menschen auszubreiten, und dazu will ich dir Gelegenheit geben. Höre! ich befördere dich aus der Küche in das Kabinet, und schicke dich mit meinem Gesandten als Sekretair an den nahen Reichstag, daſs du dort deine erhabenen Grundsätze ausbreitest. Bringe dein hohes Ideal geschwind zu Papier, und blase es einem Sohne des Staubs in das Gehirn!

— Ja das Feudal-System ist eine herrliche Erfindung für die Hölle. Aus Verzweiflung fährt das Gesindel der Menschen herunter, wie der Doktor sie nennt, und die Ungerechtigkeit und Schwelgerey sendet ihnen ihre Unterdrücker nach.

Der Doktor Juris fiel hierauf dankbar auf den verbrannten Boden, küſste Satans Füſse und stand triumphirend auf. Die Teufel fingen von neuem an zu lachen und zu toben, als zum zweytenmal Fausts gebieterischer Ruf ertönte. Satan fuhr fort: . . . .

Du hörst an seinem Rufe, daſs er keiner der Schwächlinge ist. So wüthend hat noch keiner an die Pforte der Hölle geschlagen, und wahrlich der Kerl ist ein Genie. Fahre schnell hinauf, denn wenn du zögerst, so möchte er an der Kraft seines Zaubers zweifeln, und die Hölle verlöre die Früchte seines Frevels. Wisse, ein Mann wie er, ist mehr Gewinn für uns, als tausende der Schufte, die täglich herunterfahren.

Zornig erwiederte der Teufel Leviathan:

„Ich schwöre bey dem glühenden, stinkenden Pfuhl der Verdammten, der Verwegne soll diese und die Stunde seiner Geburt verfluchen, und den Ewigen einst lästern! Er soll es büſsen, daſs ich um seinetwillen das mir verhaſste Teutschland betreten muſs!“

Er fuhr in Dampf gehüllt hinaus, und die frohlockende Hölle jauchzte ihm nach.

8.

Faust stand in seinem Zauberkreise wild begeistert. Zum drittenmal rief er mit donnernder Stimme die furchtbare Formel. Die Thüre fuhr plötzlich auf, ein dicker Dampf schwebte an dem Rande des Kreises, er schlug mit seinem Zauberstab hinein, und rief gebietend:

Enthülle dich, dunkles Gebilde!“

Der Dampf floſs hinweg, und Faust sah eine lange

Gestalt vor sich, die sich unter einem rothen Mantel verbarg.

Faust. Langweilige Mummerey für einen, der dich zu sehen wünscht! Entdecke dich dem, der dich nicht fürchtet, in welcher Gestalt du auch ercheinest!

Der Teufel schlug den Mantel zurück, und stand in erhabner, stattlicher, kühner und kraftvoller Gestalt vor dem Kreise. Feurige, gebietrische Augen leuchteten unter zwey schwarzen Braunen hervor, zwischen welchen Bitterkeit, Haſs, Groll, Schmerz und Hohn, dicke Falten zusammengerollt hatten. Diese Furchen verloren sich in einer glatten, hellen, hochgewölbten Stirne, die mit dem Merkzeichen der Hölle, zwischen den Augen, sehr abstach. Eine feingebildete Adlernase zog sich gegen einen Mund, der nur zu dem Genusse der Unsterblichen gebildet zu seyn schien. Er hatte die Miene der gefallnen Engel, deren Angesichte einst von der Gottheit beleuchtet wurden, und die nun ein düstrer Schleyer deckt.

Faust erstaunt. Ist der Mensch denn überall zu Hause? — Wer bist du?

Teufel. Ich bin ein Fürst der Hölle, und komme, weil dein mächtiger Ruf mich zwingt.

Faust. Ein Fürst der Hölle unter dieser Maske? unter der Gestalt des Menschen? Ich wollte einen Teufel haben, und keinen meines Geschlechts.

Teufel. Faust, vielleicht sind wir es nur dann ganz, wenn wir eure Gestalt annehmen; wenigstens kleidet uns keine Maske besser. Ist es nicht eure

Weise, das zu verbergen, was ihr seyd, und das vorzugaukeln, was ihr nicht seyd?

Faust. Bitter genug, und wahrer noch als bitter, denn sähen wir von auſsen so aus, wie wir in unserm Innern sind, so glichen wir nur zu oft dem, was wir uns unter euch denken; doch dachte ich dich fürchterlich, und hoffte meinen Muth bey deiner Erscheinung zu prüfen.

Teufel. So denkt ihr euch alle Dinge anders als sie sind. Vermuthlich hast du den Teufel mit den Hörnern und den Bocksfüſsen erwartet, wie ihn euer furchtsames Zeitalter schildert. Seitdem ihr aufgehört habt, die Kräfte der Natur anzubeten, haben sie euch verlassen, und ihr könnt nichts Groſses mehr denken. Wenn ich dir erschiene wie ich bin, die Augen drohende Kometen, einherschwebend wie eine dunkle Wolke, die Blitze aus ihrem Bauche schleudert — das Schwert in der Hand, das ich einst gegen den Rächer zog, den ungeheuren Schild an dem Arme, den sein Donner durchlöchert hat, du würdest in meinem Kreise zu Asche werden.

Faust. Nun so hätte ich doch einmal etwas Groſses gesehen.

Teufel. Dein Muth würde mir gefallen; aber nie seyd ihr lächerlicher, als wenn ihr erhaben zu fühlen glaubt, indem ihr das Kleine, das ihr umfassen könnt, mit dem Ungeheuren und Groſsen, das ihr nicht übersehen könnt, zusammenstellt. So mag der Wurm den vorübergehenden Elephanten dann auch ausmessen, und im Augenblicke seine Schwere berechnen, wenn er unter seinem gewaltigen Fuſse hinstirbt.

Faust. Spötter! und was ist der Geist in mir, der, wenn er sich einmal auf die Leiter zum Übersinnlichen geschwungen hat, von Sprosse zu Sprosse bis ins Unendliche steigt? Wo ist seine Gränze?

Teufel. Vor deiner Nase, wenn du aufrichtiger seyn willst, als ihr's gewohnt seyd; doch wenn du mich um dieses Schnickschnacks aus der Hölle gerufen hast, so laſs mich immer wieder abziehen. Ich kenne schon lange eure Kunst über das zu schwatzen. wovon ihr nichts wiſst.

Faust. Deine Bitterkeit gefällt mir, sie stimmt zu meiner Lage, und ich muſs dich näher kennen lernen. Wie heiſsest du?

Teufel. Leviathan, das ist Alles, denn ich vermag Alles.

Faust. O des Groſssprechers! Prahlen die Teufel auch?

Teufel. Der Gestalt Ehre zu machen, in welcher du mich siehst. Setze mich auf die Probe. Was verlangst du?

Faust. Verlangen? o des lang gedehnten Worts für einen Teufel. Wenn du bist, was du scheinen willst, so führe meine Begierden in ihrem Keimen aus, und befriedige sie, bevor sie Willen geworden sind.

Teufel. Ich will deinem Sinne näher rücken. Das edle Roſs beiſst in die Stange, so der Mensch, der sich Flügel fühlt, im Lichte zu schweben, und den eine tyrannische Hand in den dunkeln Abgrund niederdrückt. Faust, viel ahndet dein feuriger Geist; aber das, was du umfassen möchtest, verschwindet, und das Erhaschte ist immer nur Schattenbild deiner eignen Gestalt.

Faust. Rascher!

Teufel. Noch schlage ich leise an deine Seele an, wenn ich einst deine Sinne berühre, wirst du noch heiſser auflodern. Ja, du bist einer der Geister, die die alltäglichen Verhältnisse des Menschen durch angeborne Kraft und hohen Sinn zertrümmern, denen das nicht gnügt, was der Karge ihnen so sparsam aufgetischt hat. Mächtig ist deine Kraft, ausgedehnt deine Seele, kühn dein Wille; aber der Fluch der Beschränktheit liegt auf dir, wie auf allen — Faust, und doch bist du so groſs als der Mensch seyn kann.

Faust. Maske des Menschen, fahr' in die Hölle zurück, wenn du uns auch im Schmeicheln nachäffest!

Teufel. Faust, ich bin ein Geist aus flammendem Lichte geschaffen, sah die ungeheuern Welten aus Nichts hervortreten, du bist aus Koth geschaffen, und von gestern her — werd' ich dir schmeicheln?

Faust. Und doch muſst du mir dienen, wenn es mir gefällt.

Teufel. Dafür erwarte ich Lohn und den Beyfall der Hölle; der Mensch und der Teufel thun beyde nichts umsonst.

Faust. Welchen Lohn erwartest du?

Teufel. Ein Ding aus dir gemacht zu haben, das mir gleicht, wenn du die Kraft dazu hast.

Faust. Da wär' ich etwas rechts! doch du kennst den Menschen schlecht für einen so gewandten Teufel, wenn du an der Kraft desjenigen zweifelst, der es einmal gewagt hat, aus den Banden zu springen, welche die Natur so fest um unser Herz gelegt hat. Wie sanft schienen sie mir einst, da meine Jugend die Welt und die Menschen in den schimmernden Glanz der Morgenröthe kleidete. Es ist vorbey, schwarz ist nun mein Horizont, ich stehe im halben Laufe des Lebens an dem Rande der dunkeln Ewigkeit, und habe die Regel zerrissen, die das Menschengeschlecht in Harmonie zusammen hält.

Teufel. Was schwärmst du da, Faust? Harmonie! ist sie es, die den verworrnen Tanz des Lebens leitet?

Faust. Schweig! ich fühle es vielleicht zum letztenmal, blicke vielleicht zum letztenmal in die bunten, wonnevollen Gefilde der Jugend zurück. Daſs der Mensch aus diesem seligen Traum' erwachen muſs! daſs die Pflanze aufschieſsen muſs, um als Baum zu verdorren, oder gefällt zu werden! Lächle, Teufel, ich war einst glücklich. — Verschwinde, was nicht mehr zu erhaschen ist! Ja, nur dann haben wir Kraft, wenn wir dem Bösen nachjagen! Und worin bin ich groſs? Wär' ich's, würd' ich deiner bedürfen? Geh, tückischer Schmeichler, du willst mir nur zu fühlen geben, wie klein ich bin.

Teufel. Derjenige, der zu fühlen fähig ist, worin er schwach ist, und den Muth hat das zu zertrümmern, wodurch er's ist, ist wenigstens darin groſs. Mehr wollt' ich nicht sagen, und weh dir, wenn ich dich durch Worte aufreitzen soll.

Faust. Sieh mich an, und sage mir, was dich mein Geist fragt — das was ich nicht zu sagen wage!

Bey diesen Worten deutete Faust auf sich, dann gegen den Himmel, und machte eine Bewegung mit seiner Zauberruthe gegen Auf- und Niedergang der Sonne. Er fuhr fort:

Du hörst den Sturm wüthen — warst, da noch nichts war —

Hier deutete er auf seine Brust und Stirne:

Hier ist Nacht, laſs mich Licht sehen!

Teufel. Verwegner, ich verstehe deinen Willen, und schaudere vor deiner Kühnheit, ich ein Teufel.

Faust. Elender Geist, du windest dich mit dieser Ausflucht nicht los. In meinem glühenden Durste würd' ich unternehmen, das ungeheure Meer auszutrinken, wenn ich in seinem Abgrunde das zu finden hoffte, was ich suche. Ich bin dein; oder dessen — noch steh' ich da, wohin kein Teufel dringen kann, noch ist Faust sein Herr!

Teufel. Das warst du vor einem Augenblick noch. Dein Loos ist geworfen, war geworfen, da du diesen Kreis betratst. Wer in mein Angesicht geblickt hat, kehrt umsonst zurück, und so verlaſs ich dich.

Faust. Reden sollst du, und die dunkle Decke wegreiſsen, die mir die Geisterwelt verbirgt. Was seh' ich in dir? ein Ding, wie ich es bin. Ich will des Menschen Bestimmung erfahren, die Ursach des moralischen Übels in der Welt. Ich will wissen, warum der Gerechte leidet, und der Lasterhafte glücklich ist.

Ich will wissen, warum wir einen augenblicklichen Genuſs durch Jahre voll Schmerzen und Leiden erkaufen müssen. Du sollst mir den Grund der Dinge, die geheimen Springfedern der Erscheinungen der physischen und moralischen Welt eröffnen. Faſslich sollst du mir den machen, der alles geordnet hat, und wenn der flammende Blitz, der diesen Augenblick durch jene schwarze Wolke reiſst, mein Haupt sengte, und mich leblos in diesen Zirkel der Verdammniſs hinstreckte. Glaubst du, ich habe dich um Gold und Wollust allein heraufgerufen? Jeder Elende mag seinen Bauch füllen, und die Wollust des Fleisches stillen. — Du bebst? Hab' ich mehr Muth als du? Welche zitternde Teufel speyt die Hölle aus? Und du nennst dich Leviathan, der alles kann? — Weg mit dir, du bist kein Teufel, du bist ein elendes Ding, wie ich es bin!

Teufel. Kühner! du hast die Rache des Rächers noch nicht gefühlt, wie ich. Die Ahndung davon würde dich in Staub verwandeln, und wenn du die Kraft des Menschengeschlechts von dem ersten bis zu dem letzten Sünder in deiner Brust trügest. Dringe weiter nicht in mich.

Faust. Ich will und bin bestimmt.

Teufel. Du flöſsest mir Ehrfurcht und Mitleid ein.

Faust. Ich fordere nur Gehorsam.

Teufel. So hadere mit dem, der eine Fackel in dir angezündet hat, die dich aufbrennen muſs, wenn sie deine Furcht nicht auslöscht.

Faust. Ich habe es gethan, und umsonst. Ich habe ihn um Licht angefleht, er schwieg; ich habe ihn in finstrer Verzweiflung aufgefordert, er schwieg. Gebet und Grimm vermögen nichts bey dem, der blinden Gehorsam, sklavische Unterwerfung in Qual und Finsterniſs zum ewigen Gesetz gemacht zu haben scheint. Er peiniget uns durch eben den Verstand, den er uns gegeben hat. Wozu eine Fackel, wenn ihre dampfende Glut den Irrenden nur blendet? Sie leuchte mir einmal helle auf dem dunkeln Wege, und verzehre mich dann, wenn es so seyn muſs. Gehorche, und schnell!

Teufel. Unzubefriedigender! Nun so wisse, daſs auch die Teufel ihre Gränzen haben. Seitdem wir gefallen sind, haben wir die Vorbildung der erhabenen Geheimnisse bis auf die Sprache sie zu bezeichnen verloren. Nur die unbefleckten Geister jener Welt vermögen sie zu denken und zu besingen.

Faust. Glaubst du mich durch eine listige Wendung in dem zu täuschen, wonach mein Gaumen so lüstern ist?

Teufel. Thor, um mich an dir zu rächen, wünscht' ich dir, mit den glänzenden Farben des Himmels das zu schildern, was du verloren hast, und dich dann der Verzweiflung zu überlassen. Vermöcht' ich auch mehr, als ich vermag, kann die Zunge aus Fleisch gebildet dem Ohr aus Fleisch gebildet faſslich machen, was auſser den Gränzen der Sinne liegt, was der körperlose Geist nur begreift?

Faust. So sey Geist und rede! Schüttele diese Gestalt ab!

Teufel. Wirst du mich dann vernehmen?

Faust. Schüttele diese Gestalt ab, ich will dich als Geist sehen.

Teufel. Du sprichst Unsinn — nun so sieh mich — ich werde seyn, und dir nicht seyn; ich werde reden, und du wirst mich nicht verstehen.

Nach diesen Worten zerfloſs der Teufel Leviathan in helle Flamme, und verschwand.

Faust. Rede, und enthülle die Räthsel.

Wie der sanfte West über die beblümte Wiese hinstreicht, und die sanften Blüthen leise küſst, so säuselte es an der Stirne und den Ohren Fausts. Dann verwandelte sich das Säuseln in ein steigendes, anhaltendes, rauschendes Rasseln, das dem rollenden Donner, dem Zerschlagen der Wogen an der Brandung, dem Geheule und Gesause in den Felsenklüften glich. Faust sank im seinem Zauberkreise zusammen, und erholte sich mühsam

Ha, ist dieſs die Sprache der Geister, so verschwindet mein Traum, ich bin getäuscht, und muſs in der Finsterniſs knirschen. — So hätt' ich nun meine Seele um die Sünde der H — y verkauft, denn dieſs wäre alles, was mir dieser kupplerische Geist noch leisten könnte. Eben das, warum ich die Ewigkeit auf das Spiel setzte! — erleuchtet, wie nie ein Sterblicher es war, gedacht' ich unter die Menschen zu treten, und sie mit meinem Glanze zu blenden, wie die jung aufgehende Sonne. Der stolze Gedanke, ewig als der Gröſste in den Herzen der Menschen zu leben, ist dahin, und ich bin elender als ich war. Ich soll mit den übrigen Söhnen des Staubs in der Finsterniſs knirschen, an der Kette der Nothwendigkeit nagen, und weder mich noch sie von dem eisernen Joche befreyen. Ha, wo bist du, Gaukler, daſs ich meine Wuth an dir auslasse?

Teufel in seiner vorigen Gestalt. Hier bin ich. Ich sprach, und du vernahmst den Sinn meiner Worte nicht. Fühle nun, was du bist, zur Dunkelheit geboren, ein Spiel der Zweifel. Dir kann nicht werden, was dir nicht werden soll. Ziehe deinen Geist von dem Unmöglichen ab, und halte dich an das Faſsliche. Du wolltest die Sprache der Geister vernehmen, du hast sie vernommen, und sankst betäubt hin unter ihrem Schalle.

Faust. Reitze nur meinen Zorn, und ich will dich mit meiner Zauberruthe bis zu Thränen geiſseln, dich an den Rand meines Kreises fesseln, und meinen Fuſs auf deinen Nacken setzen; ich weiſs, daſs ich es kann.

Teufel. Thu' es, und die Hölle wird deines Zorns lachen. Für jede Thräne soll dann einst die Verzweiflung die Tropfen deines Bluts aus deiner verwegnen Stirne drücken, und die Rache die Wage halten, sie abzuwägen.

Faust. Pfuy des Wahnsinns, daſs ein edles Geschöpf sich mit einem von Ewigkeit Verworfnen abgiebt, der nur Sinn zum Bösen hat, nur im Bösen beystehen kann!

Teufel. Pfuy des Ekels, einen Menschen anhören zu müssen, der dem Teufel vorwirft, daſs er Teufel ist, und nicht mit der Schattengestalt Tugend prahlt, wie einer von euch!

Faust. Prahlt? Taste nur noch den moralischen Werth des Menschen an, wodurch er sich den Unsterblichen nähert, der Unsterblichkeit würdig macht, und so seinen erhabenen Ursprung beweiset.

Teufel. Ich will dir zeigen, was daran ist.

Faust. Ich denke wohl, daſs du es kannst. Kann es doch jeder von uns der seine Schlechtigkeit zum allgemeinen Maſsstab der Menschen macht, und Tugenden verdächtig macht, die er nie in seiner Brust gefühlt hat. Wir haben Philosophen gehabt, die hierin längst dem Teufel vorgegriffen haben.

Teufel. Besser wäre es für dich gewesen, du hättest nie einen gelesen, dein Kopf würde gerader, und dein Herz gesünder seyn.

Faust. Verdammt, daſs der Teufel immer Recht hat!

Teufel. Ich will dir anschaulich machen, wovon deine Philosophen schwatzen, und die Wolken vor deinen Augen wegblasen, die Stolz, Eitelkeit und Selbstliebe zusammengetrieben, und so schön gefärbt haben.

Faust. Wie das?

Teufel. Ich will dich auf die Bühne der Welt führen, und dir die Menschen nackend zeigen. Laſs uns reisen, zu Wasser, zu Lande, zu Fuſse, zu Pferde, auf dem schnellen Winde, und das Menschengeschlecht mustern. Vielleicht daſs wir die Prinzessin entzaubern, um welche schon so viele tausend Abentheurer die Hälse gebrochen haben.

Faust. Topp! Ziehen wir durch die Welt; ich muſs mich durch Genuſs und Veränderung betäuben; längst hab' ich mir einen weitern Kreis zum Bemerken gewünscht, als mein eignes tolles Herz. Laſs uns herumziehen, und ich will dich Teufel zwingen, an die Tugend der Menschen zu glauben. Nur der Glaube an den moralischen Werth des Menschen war es, der mir die peinliche Finsterniſs zu Zeiten erleuchtete. Nur er war es, der meine quälenden Zweifel auf Augenblicke besänftigte. Ja lächele nur, du sollst mir wahrlich gestehen, daſs der Mensch der Augapfel dessen ist, den ich nun nicht mehr nennen darf.

Teufel. Dann will ich als Lügner zur Hölle fahren, und dir den Bundbrief zurückgeben, den du heute mit deinem Blute unterzeichnen wirst. Wenigstens wirst du auf der groſsen Schaubühne der Welt deutlicher einsehen, wie viel Antheil der an euch und euren Qualen nimmt, dessen Augapfel du so stolz den Menschen nennst. Bey dem schnellen Pfeil des Tods! eine edle Behandlung für den Günstling eines so mächtigen Herrn. Wenn eure Fürsten den Beweis ihrer Einsetzung von ihm dahineinsetzen, daſs sie es euch zur Gnade anrechnen, euch in dem oft von ihnen zugerichteten Elende leben zu lassen, so haben sie so ganz Unrecht eben nicht. Komm, und mache mich zum Lügner!

Faust. Daſs ich dem Teufel doch traute, der mir gerne sein höllisches Gepfusche für Machwerk der Menschen verkaufen möchte. Wie, lächelt der Spötter?

Teufel. Den Mönchsgedanken hätte ich hinter dem Manne nicht gesucht, der so lange mit der Philosophie gebuhlt hat; doch darin gleicht ihr euch alle, die Weisen und die Thoren; was der Sinn nicht fassen kann, lösen Stolz und Eigenliebe zu ihrem eignen Vortheil auf. Sieh da zwey Worte, bös und gut, die ihr gerne zu Begriffen stempeln möchtet; denn wenn ihr die Worte einmal habt, so glaubt ihr auch schon den leeren Schall zum Gedanken geprägt zu haben. Da ihr nun damit nicht fertig zu werden wiſst, so haut ihr, um der Plackerey los zu werden, nach eurer Weise hindurch, und natürlich ist alsdann das Gute euer eignes Machwerk, und das Böse das Gepfusch des Teufels. So müssen wir armen Teufel nun Tag und Nacht herumreiten, um das Herz und die Einbildungskraft dieses oder jenes Elenden zu einem so genannten Schurkenstreich zu reitzen, der ohnedieſs wohl ein ganzer Kérl geblieben wäre. Faust! Faust! tausend Dinge sucht der Mensch in den Wolken und auſser sich, die in seinem Busen und vor seiner Nase liegen. Nein, ich will auf unsern Zügen nichts hinzu thun, es sey denn, daſs du es von mir forderst. Alles, was du sehen wirst, sey Menschenwerk. Du wirst bald einsehen, daſs die des Teufels nicht brauchen, die so schnell eilen, ihre elenden Schatten zu ihm zu fördern.

Faust. Und dieses wäre nun alles, was du mir leisten könntest?

Teufel. Ich will dich von Stufe zu Stufe führen; haben wir diese Bahn durchlaufen, so wird sich schon eine andre Scene öffnen. Lerne erst kennen, was so nah mit dir verwandt ist, dann steige aufwärts. — Die Schätze der Erde sind dein, — du gebietest meiner Macht — du träumest — du wünschest —

Faust. Das wäre etwas.

Teufel. Nur etwas, Unersättlicher? du sollst mich, den Teufel, zu Beförderung der Absichten zwingen können, die ihr gut und edel nennt, die Folgen davon sollen deine Erndte, und der Lohn deines Herzens Gewinn seyn.

Faust. Dieſs wäre noch mehr, wenn es nur kein Teufel sagte.

Teufel. Wer kann sich rühmen, den Teufel zu guten Werken gezwungen zu haben. Laſs diesen Gedanken nur immer dein Herz aufschwellen. — Faust, tritt aus deinem Kreise!

Faust. Noch ist es nicht Zeit.

Teufel. Fürchtest du mich? Ich sage dir, du sollst das Stundenglas deiner Zeit nach Gefallen zerschlagen! Faust, ich fülle den Becher des Genusses für dich voll und rauschend — so ward er noch keinem Sterblichen gefüllt. Deine Nerven sollen ablaufen, bevor du den Rand beleckt hast. Zähle den Sand am Meere, dann magst du die Zahl der Freuden zählen, die ich hier auf den Boden vor dir ausschütte.

Hierauf stellte er einen Kasten voll Gold vor den Kreis. Alsdann gingen die Gestalt der Bürgermeisterin und ein Zug blühender Schönen vorüber.

Faust. Teufel, wer hat dir den Weg zu meinem Herzen gezeigt?

Teufel. Ich heiſse Leviathan, habe dich und deine Kraft gewogen. Achtest du dieses?

Er schüttete aus einem Sacke Ordensbänder, Bischoffsmützen, Fürstenhüte und Adelsdiplome auf den Boden.

Kenn' ich doch Fausten besser! Genuſs und Wissen sind seine Götter, werdet was ihr seyd!

Sie wurden Staub und Koth.

Ist dieſs nicht der Weg zu dem Herzen aller Menschen? Nur um der Dinge willen, die ich dir hier zeigte, um des Bauches, der Lust und des Emporsteigens, arbeitet ihr mit den Händen und dem Verstande. Laſs die Thoren im Schweiſse ihres Angesichts, unter der Erschöpfung ihrer Geisteskräfte, darum arbeiten, und genieſse ohne Mühe und Sorge, was ich dir auftische. Morgen führe ich dir die Bürgermeisterin zu, wenn dir es so gefällt.

Faust. Wie wirst du es machen?

Teufel. Mein Probstück. Nimm hin, und ich will dir mehr sagen. Tritt aus dem Kreise! Bist du doch wie betrunken!

Faust. Ich möchte mich vernichten, um eines Gedanken willen.

Teufel. Der heiſst?

Faust. Daſs ich mich nur darum mit dir verbinden soll.

Teufel. Daſs doch der Mensch immer springen will! Lerne mich erst kennen, und wenn ich dich nicht sättigen kann, so kehre zur Armuth, zur Verachtung und deiner nüchternen Philosophie zurück. Tritt aus dem Kreise!

Faust. Die Wuth des Löwen brüllt aus mir, und wenn sich unter meinem Fuſse die Hölle öffnete — ich springe über die Gränzen der Menschheit. Er sprang aus dem Kreise. Ich bin dein Herr.

Teufel. So lange deine Zeit rollt. Ich fasse einen groſsen Mann an der Hand, und bin stolz darauf sein Diener zu seyn.

ZWEYTES BUCH.

1.

Den folgenden Morgen kam der Teufel Leviathan in dem Gepränge und mit dem Gefolge eines groſsen Herren, der incognito reiset, vor Fausts Gasthof. Er stieg von seinem prächtig gezierten Pferde, und fragte den Wirth, ob der groſse Mann Faust bey ihm wohnte. Der Wirth beantwortete die Frage mit einer tiefen Verbeugung, und führte ihn ein. Der Teufel trat zu Faust, und sagte zu ihm in Gegenwart des Wirths:

„Sein Ruhm, sein groſser Verstand, und seine herrliche Erfindung hätten ihn bewogen, einen weiten Umweg auf seiner Reise zu machen, um einen so merkwürdigen Mann, den die Menschen vermöge ihres Blödsinns verkennten, genau kennen zu lernen, und sich, wenn es ihm gefiele, seine Begleitung auf einer vorhabenden groſsen Reise durch Europa auszubitten. Er mache ihn übrigens ganz zum Herrn der Bedingungen, denn er könne seine Gesellschaft nicht zu theuer erkaufen.“

Faust spielte seine Rolle in dem Sinne des Teufels, und der Wirth eilte hinaus, den Vorfall dem ganzen Hause bekannt zu machen. Das Gerücht davon breitete sich schnell in der Stadt aus. Schon war die

Meldung von der Ankunft des vornehmen Fremden von der Hauptwache an den regierenden Bürgermeister eingelaufen, und setzte den ganzen hochedeln und hochweisen Magistrat in Bewegung. Alle liefen, als triebe sie der Satan, nach dem Rathhause, lieſsen alle wichtige Staatssachen liegen, und rathschlagten über die Erscheinung. Der älteste Schöppe, ein Patrizier, hatte sich vorzüglich auf die Deutung der Erscheinungen an dem politischen Horizont gelegt, und sich dadurch ein gewaltiges Übergewicht in dem Senat erworben. Er drückte sein fettes Kinn in Falten, seine enge Stirne in Runzeln, zog Besorgniſs in seine kleinen Augen, und versicherte die wohlweisen Beysitzer:

„Dieser vornehme Fremde sey niemand anders, als ein heimlicher Abgesandter Seiner Kayserlichen Majestät (ein fürchterlicher Name für jeden Reichsstand), den man nach Teutschland geschickt hätte, die Lage, Verhältnisse, Uneinigkeit und Verbindung der Fürsten und Reichsstädte zu beobachten, damit sein hoher Hof bey Eröffnung des vorstehenden Reichstags wissen möchte, wie er sich benehmen müſste, seine Absichten durchzusetzen. Da nun der Kayserliche Hof auf ihre Republik immer ein sehr wachsames Auge hätte, so müſste man streben, diesen vornehmen Gast von dem feurigen Eifer, den man für das hohe Kayserliche Haus empfände, zu überzeugen, und ihn ja nicht abziehen lassen, ohne ihn dem Staate zu gewinnen. Man müſste hierin den klugen Senat von Venedig zum Vorbilde nehmen, der keine Gelegenheit verabsäumte, denen am meisten Freundschaft und Ehre zu bezeugen, die er zu betrügen gesonnen sey.“

Die untergeordneten Geister des Raths versicherten, der Schöppe habe wie der Doge von Venedig selbst gesprochen; aber der Bürgermeister, der ein heimlicher Feind des Schöppen war, (denn dieser, weil er die demokratische Regierungsform als ein wahrer Patrizier eben so sehr haſste wie ein Fürst die Republiken, pflegte bey jedem widrigen Vorfall laut zu sagen: so geht es, wenn man Krämer zu Staatsleuten macht) warf ihm schnell eine Tonne hin:

„Wahr, rühmlich und trefflich, wohlweise Herren, scheint mir alles, was unser staatskluger Schöppe so eben vorgebracht hat; würde auch eben so gewiſs zum Zwecke führen, als, im Vorbeygehen gesagt, der Handel einen Staat blühender und reicher macht, als ein fauler, stolzer Adel, wenn wir nur nicht alles durch einen einzigen Umstand verdorben hätten. Ich rühme mich nun freylich nicht des tiefen politischen Blicks des Schöppen, der jeden Sturm von weitem ausspäht; aber doch hätt' ich diesen, es sey nun aus Zufall oder Überlegung, glücklich beschworen. Ihr werdet euch alle erinnern, daſs ich euch bey jeder Rathssitzung zusetzte, diesen Faust nicht so schnöde zu behandeln, und ihm seine lateinische Bibel für die kleine Summe abzunehmen. Ja sogar meine Frau, die doch nur ein Weib ist, wie es andre Weiber sind, hielt es für rathsam; denn ob wir gleich diese lateinische Bibel weder brauchen noch verstehen, so hätte man sie doch wegen der schöngemahlten Anfangsbuchstaben und der sonderbaren Erfindung als ein Kleinod mit den andern Seltenheiten zeigen und die Fremden damit herbeylocken können. Auch ziemt es sich, daſs ein reicher und freyer Staat die Künste beschützt und ihnen forthilft; aber ich weiſs wohl, was euch im Sinne gelegen; die Eifersucht und der Neid, ihr konntet es nicht ertragen, daſs mein Name dadurch unsterblich würde. Es riſs euch allen in den Bäuchen, daſs die Nachkommenschaft einstens in der Kronik lesen sollte, *sub Consulatu* *1* hat man Fausten von Mainz eine lateinische Bibel für zwey hundert Goldgulden abgekauft. Nun mögt ihr auch austrinken, was ihr eingegossen habt; und man sagt nicht umsonst, wie man bettet, so liegt man, wie man schmiert, so fährt man. Der Faust ist teufelmäſsig wild, und scheint mir tückischer Gemüthsart, ich sah es ihm gestern Abend ab. Nun ist der Kayserliche Gesandte bloſs seinetwillen hieher gereist, gar bey ihm abgestiegen, findet in dem einen groſsen Mann, den wir als einen Schuhputzer herumgehudelt haben — der wird's euch nun einbrocken beym Kayserlichen Gesandten — ja, ja, er wird ihm schon den Floh in's Ohr setzen, und all unser Hofiren und Grimassiren wird zu weiter nichts nützen, als uns vor den Bürgern zu Narren zu machen. Wer den Karren in den Dreck geschoben, mag ihn auch wieder heraus ziehen; ich wasche meine Hände wie Pilatus, und bin unschuldig an Israels Verderben und Blindheit."

Es erfolgte ein tiefes Schweigen. Die blutige Schlacht bey Kannä, die Rom den Untergang drohte, hatte den römischen Senat nicht so erschreckt, als diese kritische Lage diesen edlen Magistrat. Schon siegte der Bürgermeister in stolzem Geiste, schon glaubte er den Schöppen völlig aus dem Sattel geschoben zu haben, als dieser seine politische Weisheit und Heldenkraft sammelte, dem sinkenden Staat zu Hülfe eilte, mit starker Stimme *ad majora* rief, und trotzig vorschlug:

> „Sogleich eine Gesandtschaft aus dem Rath nach der Herberge zu schicken, den vornehmen Gast zu bewillkommen, und Fausten vierhundert Goldgulden für seine lateinische Bibel zu überbringen, um ihn dem Staate günstig zu machen.“

Der Bürgermeister spottete darüber, daſs man nun vierhundert Goldgulden für ein Ding gäbe, das man gestern vielleicht für hundert hätte haben können; seine Spötterey diente zu nichts, der Vortheil des Vaterlands schlug sie nieder. „*Salus populi, suprema lex!*“ schrie der Schöppe, und trug dem Bürgermeister mit Bewilligung des Raths auf, den Gesandten und Fausten auf Kosten des Staats köstlich zu bewirthen.

Dieser Umstand beruhigte den Bürgermeister, der gerne seine Pracht und seinen Reichthum zeigte, ein wenig über seinen Fehlschuſs auf den Schöppen, und der Zusatz, auf Kosten des Staats, versetzte ihn bald in die beste Laune.

2.

Die jüngsten Rathsherren mit einem der vier Syndiken machten sich auf den Weg, und der Bürgermeister schickte nach Hause, Anstalten zum Schmause zu machen. Der Teufel Leviathan war eben mit Fausten in einem tiefen Gespräche verwickelt, als ihnen die Gesandtschaft angemeldet ward. Man lieſs sie ein. Sie bewillkommten [illegible] Namen des Senats in aller Demuth den vornehmen Gast, und gaben ihm durch eine feine Wendung zu verstehen, daſs ihnen sowohl seine hohe Person, als seine wichtigen Aufträge bekannt wären, und versicherten ihn mit zierlichen Worten von ihrem Eifer für das Kayserliche hohe Haus. Der Teufel verzerrte das Gesicht, wandte sich zu Fausten, faſste ihn an der Hand, und versicherte die Redner: daſs ihn nichts anders in ihre Mauern geführt hätte, als ihnen diesen groſsen Mann zu entwenden, den sie, wie er nicht zweifle, zu schätzen wüſsten. Die Abgesandten wurden etwas verwirrt, faſsten sich aber bald wieder, und fuhren fort:

„Es freue sie höchlich, daſs sie ihm auf der Stelle einen Beweis von der Achtung des Magistrats für einen so groſsen Mann geben könnten. Sie hätten den angenehmen Auftrag: Fausten vierhundert Goldgulden für seine lateinische Bibel auszuzahlen, bäten ihn, sie gefälligst anzunehmen, und ihnen dieselbe als ein Kleinod zu übergeben. Auch würde sich der hochweise Magistrat für glücklich halten, ihn, wenn es ihm nur gefiele, unter ihre Bürger zählen zu dürfen, um ihm dadurch einen glänzenden Weg zu Ruhm und Ehre zu öffnen.“

Diesen letzten Umstand setzten sie aus eigner politischer Weisheit hinzu; ein Beweis, daſs sie sich als geschickte Unterhändler der Umstände, die man nicht vorsieht, zu bedienen wuſsten.

Faust fuhr zornig auf, stampfte auf den Boden, und schrie:

„Lügnerisches Gepack! hab' ich euch nicht lange genug gefuchsschwänzt, von dem stolzen Patrizier bis zu dem Schuhmacher und Pfefferkrämer, denen ihr den Rathsherrnkragen um die Hälse hängt wie dem Esel die Halfter; ihr habt mich an eurer Schwelle stehen lassen und kaum eines Blicks gewürdigt. Nun ihr hört, daſs der gnädige Herr hier mich für den Mann hält, den ihr nicht in mir sehen konntet, so kommt ihr, mir den Fuchsschwanz zu streichen. Seht, hier ist Gold, wofür ihr gern das heilige römische Reich verkaufen würdet, wenn ihr nur einen Narren finden könntet, der den ungeheuren Rumpf ohne Kopf, Sinn und Verbindung kaufen möchte."

Den Teufel freute Fausts Zorn und die Schaam der jungen Senatoren höchlich; sie aber, die die Geschichte der Römer nie gelesen hatten, waren nicht so hohen und feurigen Sinns, um gleich eine Kriegserklärung aus ihrem zusammengefalteten Rathsherrnmantel gegen Fausten hin zu schütten; sie brachten im Gegentheil die Einladung zu dem Schmauſse bey dem Bürgermeister mit einem so muntern Tone vor, als wenn gar nichts geschehen wäre. Ein neuer Beweis von ihrer Geschicklichkeit im Unterhandeln; hätten sie zum Beyspiel den Schimpf beantwortet, so würden sie dadurch eingestanden haben, sie verdienten ihn, da sie ihn aber ganz platt auf die Erde fallen lieſsen, mir nichts, dir nichts, so ward er kraftlos, und erhielt die Farbe eines unbilligen Vorwurfs. Nur Genies in einer Reichs-Republik geboren und auferzogen, sind fähig, so etwas im geltenden Augenblicke aufzufassen, zu unterscheiden und auszuführen.

Bey dem Worte Bürgermeister spitzte Faust die Ohren, und der Teufel gab ihm einen bedeutenden Seitenblick. Faust nahm hierauf die Bibel aus seinem Kasten, übergab sie den Senatoren, und sagte gefällig:

„Da er nun sähe, daſs sie zu leben wüſsten, ob man sie gleich dazu zwingen müſste, so mache er der Stadt mit seiner Bibel ein Geschenk; sie möchten sie fleiſsig lesen, und den Spruch, den er hier unterstreiche, und teutsch auf den Rand schreibe, dem versammelten Rathe zeigen, und ihn, zu seinem Andenken, mit goldnen Buchstaben an die Wand der Rathsstube schreiben.“

Die Senatoren giengen so vergnügt nach dem Rathhause zurück, als Gesandte, die nach einem schlechten Kriege einen guten Frieden nach Hause bringen, und alle Belohnungen im Geiste vorausgenieſsen, die ihrer warten. Sie wurden mit groſser Freude empfangen, man schlug die bemerkte Stelle auf, und las:

Und siehe, es saſsen die Narren im Rathe und die Thoren rathschlagten im Gerichte.

Man verschluckte die bittre Pille, weil der vermeinte Schatten der Kayserlichen Majestät, in der Gestalt des Teufels, ihnen allen die Mäuler band, tröstete sich mit den ersparten vierhundert Goldgulden, und wünschte sich wechselsweis viel Glück, so gut aus einem so schlimmen Handel gekommen zu seyn. Den Abgesandten wurde öffentlich gedankt, und Schade ist's, daſs ihre Namen nicht auf die Nachwelt gekommen sind. Da sie endlich von dem reichen Geldkasten Fausts sprachen, so fuhr der Glanz des Goldes wie ein Wetterstrahl durch alle Seelen, und jeder entwarf im Stillen einen Plan, wie es anzufangen, sich den Mann zum Freunde zu machen. Der Schöppe schrie: Man müſste ihn zum Bürger machen, ihm Sitz und Stimme im Rath geben, die Politik wolle, daſs man Herkommen und Gesetz übertrete, wenn es der Vortheil des Vaterlands erfordere u. s. w.

Faust machte indessen einen Spaziergang mit dem Teufel; aber sie fanden die Leute des Orts so flach und albern, nach einem so engen Leisten zugeschnitten, sahen so unbedeutende, nichtsversprechende Gesichter, wie sie nur immer die Nürnberger, als Damen und Herren aufgeputzt, für den Christmarkt schnitzeln können. Den einzigen Trieb, den sie ihnen ablauerten, war Neugierde, Geld- und Gewinnsucht, ein beschränkter Kaufmannsgeist, der es nicht wagt, sich ins Groſse auszudehnen. Der Teufel sagte gähnend zu Faust:

„Ängstlich, Faust, fühlt der Reichsstädter, und ängstlich fährt er zur Hölle; hier ist keine Erndte für den Mann von Geist; laſs uns abfahren, wenn du die Bürgermeisterin dahin gebracht hast, wohin du sie haben willst.“

3.

Die Glocke schlug zur Mahlzeit. Der Teufel und Faust setzten sich auf prächtig geputzte Pferde, und ritten, von einem groſsen Gefolge begleitet, an das sich ein langer Zug gaffenden Pöbels hing, zu dem regierenden Bürgermeister. Sie traten in den Versammlungssaal. Der ganze Magistrat erwartete sie, und beugte sich vor ihnen bis auf die Erde. Der regierende Bürgermeister bewillkommte sie mit einer Rede, stellte ihnen die Rathsglieder und die Weiber der Vornehmsten vor, die ihre geistlosen Gestalten so prächtig herausgeputzt hatten, daſs ihre Steifheit und Ungewandtheit nur um so auffallender wurden. Sie starrten alle gerade vor sich hin wie eine Heerde Gänse, und konnten sich an Leviathans Putze nicht satt sehen. Die Bürgermeisterin, eine Leipzigerin, ragte allein unter ihnen hervor wie eine Oreade. Ihr war der Blick Fausts so wenig entgangen, als seine vermögende Gestalt und sein geistvolles Gesicht. Sie erröthete, da er sie bewillkommte, und fand keine andre Antwort auf seine Anrede, als einen Blick voller Verwirrung, den Fausts Herz wie die süſseste Harmonie verschlang. Die Senatoren spannten ihren Witz an, den Gästen zu hofiren, und man setzte sich zur wohlbedienten Tafel. Nach Tische nahm der Teufel den Bürgermeister in ein besondres Kabinet; ein Umstand, der diesem auſserordentlich schmeichelte, und allen übrigen, besonders dem Schöppen, ein Dolchstich durchs Herz war.

Der Bürgermeister, vom Weine erhitzt, von der Ehre, die ihm der vermeynte Kayserliche Gesandte erwies, berauscht, erwartete in gebeugter Stellung und mit hervorragenden starren Augen seinen Antrag. Der Teufel bezeugte ihm in sanftem Tone, wie schmeichelhaft ihm die gute Aufnahme des Bürgermeisters sey, wie sehr er wünschte, sich ihm dankbar zu beweisen, und setzte hinzu: „er führe eine gute Anzahl Adelsbriefe bey sich, mit Kayserlicher Unterschrift bekräftigt, verdienstvolle Männer zu belohnen, und er wollte ihm gerne den ersten ertheilen, wenn —"

Freude, Entzücken, Erstaunen, schossen durch des Bürgermeisters Geist; er stand vor dem Teufel mit weit aufgesperrtem Munde, stammelte endlich: Wenn? Was? Wie? Oh — Und der Teufel raunte ihm ganz leise ins Ohr:

„Sein Freund Faust sey ganz unsinnig in die schöne Bürgermeisterin verliebt; um seinetwillen würde er alles thun, und wenn die Bürgermeisterin sich auf einige Augenblicke mit Fausten entfernen wollte, das bey dem Geräusche eines Schmauses so leicht wäre, so sollte er ihr den Adelsbrief zustellen."

Hiermit verlieſs ihn der Teufel, ging zu Fausten, unterrichtete ihn, und stellte ihm den Adelsbrief zu, seiner Sache gewiſs. Faust zweifelte, und der Teufel lachte seiner Zweifel.

Der Bürgermeister stand in seinem Kabinette wie versteinert. Der plötzliche Glanz eines unerwarteten Glücks, hatte sich durch die häſsliche Bedingung so verfinstert, daſs der Reiz desselben schon verschwinden wollte, als auf einmal der Stolz in seine Seele blies:

„Ho! ho!“ sagte dieser: „auf eine so auszeichnende Art zum Edelmann geprägt zu werden! dadurch deinen stolzen Feinden gleich zu werden, und deine Stimme im Rathe zu erheben, wie eine Posaune! unter sie zu treten, wie ein Mann, den seine Kayserliche Majestät seiner Verdienste wegen über alle und vor allen erheben will!“

Ein andres Gefühl lispelte leise:

„Hu! hu! mit Willen und Wissen ein Hahnrey zu werden — aber wer weiſs es? antwortete der Verstand. Und was ist nun an dem ganzen Dinge, ich erhalte ein wirkliches Gut, und leihe dafür eins, das längst keinen Reiz mehr für mich hat. Das Übel sitzt nur in der Meynung, und es wird ein Geheimniſs zwischen mir und meiner Frau bleiben. Und wenn es gar seine Kayserliche Majestät erführe, daſs ich diese hohe Ehre ausgeschlagen — Im Grunde, kann ich wohlfeiler zum Edelmann kommen? Wird es nicht ein Nagel an dem Sarge des Schöppen werden? Und was werden die Bürger nicht sagen, wenn sie sehen, daſs seine Kayserliche Majestät, mich so zu schätzen weiſs? Werde ich mich nicht der ganzen Regierung bemächtigen, und es allen denen vergelten, die mich beleidigt haben? Ho! ho! Bürgermeister, sey kein Narr! die Gelegenheit hat nur an der Stirne Haare, hinten ist sie kahl. Greife zu! Der Mann ist nur das, was er in den Augen der Welt scheint. Wer sieht es dem Edelmann an, wie er's geworden ist — aber meine

Frau, die wird sich dagegen setzen, ich kenne schon die sächsische Ziererey“ —

In diesem Augenblick trat sie herein, um zu erfahren, was der vornehme Herr ihm allein vertraut hätte. Er sah sie schalkhaft, doch etwas verlegen an:

„Wie, Mäuschen, wenn ich dich heute noch zur Edelfrau machte?

Sie. Schätzchen, so würden alle Weiber der bürgerlichen Rathsherren aus Neid vergehen, und die Frau des Schöppen würde an ihrem trocknen Husten zur Stunde vor Ärgerniſs sterben.

Er. Das würde sie gewiſs, und ich könnte ihren stolzen Mann unter mich bringen; aber Mäuschen, du sollst dich selbst dazu machen, und mich obendrein.

Sie. Seit wann machen die Weiber ihre Männer zu Edelleuten, mein Schatz?

Er. Wer weiſs, mein Kind, wie viele es so geworden sind — erschrick nur nicht — Da ist der verwünschte Faust, dem hast du es angethan.

Die Bürgermeisterin erröthete, er fuhr fort;

„Nur um seinetwillen will mich der Gesandte zum Edelmann machen, und er soll dir den Adelsbrief unter vier Augen übergeben. Du verstehst mich schon. Hm, was denkst du davon?“

Sie. Stille, stille, mein Schatz, ich denke, daſs uns, wenn der Kayserliche Gesandte einem andern aus dem Rathe die Bedingung vertraute, die Gelegenheit entwischen könnte.

Er. Verzweifelt, Mäuschen, so laſs uns eilen, daſs uns keiner zuvorkomme.

Die Gesellschaft hatte sich indessen in dem Garten zerstreut, der Bürgermeister schlich hinter dem Faust her, und sagte ihm leise in's Ohr: „Es würde seiner Frau eine Ehre seyn, den Adelsbrief aus seinen Händen zu empfangen, nur möchte er sich ohne Aufsehen auf der Hintertreppe, die er ihm zeigen wollte, zu ihr begeben; er denke übrigens, es sey nur eine Grille von ihm, und er fürchte nichts von einem Manne, der so viel Ehrgefühl und Gewissen zeigte.“ Er führte ihn hierauf zur Hintertreppe; Faust schlich hinauf, trat in das Schlafzimmer, und fand da die Bürgermeisterin in der gewünschten Verwirrung. Er raste seine Gluth aus, und schlug den Bürgermeister zum Ritter des heiligen römischen Reichs. Sie von ihrer Seite glaubte sich nicht dankbar genug bezeigen zu können, und fragte am Ende sehr naiv: ob in Zukunft mehr dergleichen Formalitäten nöthig wären? Hierauf überbrachte sie ihrem Gemahl heimlich den Adelsbrief, und sie verabredeten, ihn bey dem Abendessen in einer vergoldeten und verdeckten Schüssel auftragen zu lassen, um den Gästen durch die unerwartete Entdeckung einen desto peinlichern Schlag beyzubringen. Der Teufel, dem der Bürgermeister seinen Plan mittheilte, fand ihn vortrefflich; Faust aber raunte ihm ins Ohr: „Ich befehle dir, dem Schufte, der sein Weib um des Wahns prostituirt hat, und dem ganzen hochweisen Magistrat einen recht tückischen Streich zu spielen, um mich an allen den Schafsköpfen auf einmal zu rächen, die mich so niederträchtig herumgezerrt haben!“

4.

Man saſs beym Abendessen, die Becher gingen wacker herum, als auf einmal der Teufel befahl, die verdeckte Schüssel, welche die Neugierde der Anwesenden so lange gefoltert hatte, zu öffnen. Dann nahm er den Adelsbrief von der Schüssel, überreichte ihn dem Bürgermeister mit den Worten: „Würdiger Herr, Seine Majestät der Kayser, mein Herr, geruhet, Euch durch diesen Adelsbrief um Eurer Treue und Verdienste willen, zum Ritter des heiligen römischen Reichs zu schlagen. Ich fordere Euch auf, aus Dankbarkeit und Pflicht, nie in dem Eifer für das hohe Kayserliche Haus zu erkalten, und bringe Euch, Herr Ritter, die erste Gesundheit zu!“

Diese Worte rollten wie der Donner in die Ohren der Gäste. Der Betrunkne ward nüchtern, der Nüchterne betrunken; den Weibern zitterten die von Zorn blauen Lippen beym Glückwunsche; der Schlag traf den Schöppen, er saſs ohne Bewegung auf dem Stuhle, und sein Weib war nah, an ihrem trocknen Husten zu ersticken. Die Furcht zwang indessen die Übrigen, vergnügte Gesichter zu zeigen, und man trank unter lautem Vivat des neuen Ritters Gesundheit. Während dem Geräusche füllte auf einmal ein dünner Nebel den Saal. Die Gläser fingen an, auf dem Tische herum zu tanzen. Die gebratnen Gänse, die Enten, Hühner, Spanferkel, Kälber - Schafs - und Ochsenbraten, schnatterten, krähten, grunzten, blökten, brüllten, flogen über dem Tische, und liefen auf dem Tische.

Der Wein trieb in blauen Feuerflammen aus den Flaschen. Der Adelsbrief brannte loh zwischen den Fingern des bebenden Bürgermeisters, und ward zu Asche. Die ganze Gesellschaft saſs da, verwandelt in possierliche Masken einer tollen Faschingsnacht. Der Bürgermeister trug einen Hirschkopf zwischen den Schultern; alle die übrigen, Weiber und Männer, waren mit Larven aus dem launigen Reiche der grotesken und bizarren Phantasie geziert, und jeder sprach, schnatterte, krähte, blökte, wieherte oder brummte in dem Tone der Maske, die ihm zu Theil geworden. Dieses machte ein so tolles Konzert, daſs Faust dem Teufel gestand, das Stückchen mache seiner Laune Ehre. Der Schöppe allein, unter der Maske eines Pantalons, saſs leblos da, und seine Frau wollte unter der Gestalt einer Truthenne ersticken. Nachdem sich Faust lange genug an dem Spuck ergötzt hatte, gab er dem Teufel einen Wink, und sie fuhren zum Fenster hinaus, nachdem der letztere für dieſsmal den gewöhnlichen Gestank der Hölle hinterlassen hatte.

Nach und nach verschwand der Spuck, und als die weisen Herren morgens in der Rathsstube erschienen, war nichts mehr davon übrig, als obiger Spruch, der in glühenden Buchstaben an der Wand brannte, und den man nothgedrungen, mit einer eisernen Thüre bedeckte, und nur jedem neuen Rathsglied unter dem Siegel der Verschwiegenheit als ein Staatsgeheimniſs zeigte. Von allem diesem sagt nun die Geschichte, oder welches in Teutschland einerley ist, die Kronik nicht ein Wort, und nun glaube ihr einer.

Der Bürgermeister gewann wenigstens so viel bey dem Handel, daſs der Schöppe gelähmt blieb, und weiter nicht mehr im Rath erschien.

Wohl zu merken: In dem Augenblick, da die Stadt der Reformation beytrat, vertilgte der Teufel diese glühende Inschrift, und es ist keine Spur mehr davon zu sehen. Die Ursach davon liegt in der Rede des Satans. Man bemerkt diesen Umstand, neugieriger Reisender wegen, und giebt ihnen damit den Wink, daselbst nur nach den andern Seltenheiten zu fragen.

5.

Der Teufel Leviathan und Faust fuhren über die Stadtmauern weg, und als sie sich auf dem flachen Felde befanden, sandte ersterer einen Geist nach dem Wirthshause, die Rechnung zu berichtigen, und Fausts Geräthschaft zu bringen. Darauf wandte er sich zu Faust, und fragte ihn: wie er mit seinem Probstück zufrieden sey?

Faust. Hm, will der Teufel gelobt seyn? so, so! Es freut mich übrigens, daſs du ihnen etwas angehängt hast; aber nie hätte ich's hinter dem ernsthaften Schurken gesucht, daſs er sein Weib um des Wahns willen prostituiren würde.

Teufel. Nur weiter, Faust, bald wirst du dich überzeugen, daſs dieses die erste Gottheit ist, die ihr anbetet, und die ihr unter allerley glänzenden Gestalten ausgeputzt habt, ihre Blöſse zu verstecken. Man hört dir noch immer an, daſs du dich mit den Büchern abgegeben, und auf leerem Stroh gedroschen hast; freylich nicht der Weg zu dem Herzen der Menschen. Die Schuppen werden dir schon nach und nach von den Augen fallen. In deinem Vaterlande ist übrigens nicht viel zu thun. Möncherey, Scholastik, Prügeleyen der Edelleute, Menschenhandel der Fürsten mit ihren Unterthanen, Bauernschinderey, das ist euer Getreibe. Ich muſs dich auf eine Bühne führen, wo die Leidenschaften etwas freyer wirken, und wo man zu groſsen Zwecken groſse Kräfte anwendet.

Faust. Und ich will dich zwingen, an den moralischen Werth des Menschen zu glauben, bevor wir mein Vaterland verlassen, wenn wir sagen können, daſs wir eins haben. Nicht ferne von hier lebt ein Fürst, den ganz Teutschland als ein Muster der Tugend und Gerechtigkeit rühmt, diesen wollen wir besuchen und belauschen.

Topp, sagte der Teufel, ein solcher Mann könnte auch mir um der Seltenheit gefallen.

Der Geist kam mit Fausts Geräthschaften an, sie schickten ihn nach Mainz voraus, um in einer Herberge Quartier zu bestellen. Faust wollte aus geheimen Absichten, die der Teufel im ersten Augenblicke ihres Entstehens wahrnahm. bey einem Eremiten an der Homburger Höhe übernachten, der weit und breit im Geruche besondrer Heiligkeit stand. Sie erreichten um Mitternacht die Einsiedeley, und klopften an. Der Eremit öffnete ihnen, und Faust, der nun die reichen Kleider des Teufels umgeworfen hatte, entschuldigte die Dreistigkeit, die Ruhe eines so heiligen

Mannes unterbrochen zu haben, mit dem Vorwande: sie hätten sich auf der Jagd verspätet, und ihr Gefolg auſser einem einzigen Diener verloren. Der Eremit sah zur Erde, und sagte seufzend:

„Der Sterbliche, der nur dem Himmel lebt, darf der gefährlichen Ruhe nicht pflegen. Ihr habt mich nicht gestört, und wollt ihr ausruhen bis zum Aufgang der Sonne, so laſst es euch gefallen, wie ihr es findet. Wasser, Brod, und Stroh zum Lager ist alles, womit ich euch dienen kann.“

Faust. Bruder Eremit, wir haben das Nöthige bey uns, und ich bitte dich nur um einen Trunk Wasser.

Der Eremit nahm seinen Krug und ging nach der Quelle.

Faust. Ich denke, in seinem Herzen wohnt Ruhe, wie auf seiner Stirne, und preise ihn glücklich, daſs er das nicht kennt, was mich dir verbunden hat. Ihm sind Glauben und Hoffnung Ersatz für alles das, um deſswillen ich der Verdammniſs zueile; so scheint es wenigstens.

Teufel. Und scheint auch nur so! — wie wenn ich dir bewiese, daſs dein Herz rein wie Gold gegen das seinige ist?

Faust. Teufel!

Teufel. Faust, du warst arm, verkannt, verachtet, und sahst dich mit deinen groſsen Fähigkeiten in dem Staube: du bist der Verachtung als ein kraftvoller Mann auf Gefahr deines eigenen Selbsts entsprungen, und warst nicht fähig, deine Noth mit dem

Mord' eines andern zu enden, wie dieser Heilige es thun würde, wenn ich ihn in Versuchung führte.

Faust. Merke ich doch den listigen Teufel! Ich darf dir nur befehlen, deine Kunststücke auszuüben, und du wirst die Sinne dieses Gerechten so verwirren, daſs er Thaten unternimmt, die seinem Herzen fremd sind.

Teufel. Ist denn eure Tugend und Frömmigkeit ein so zerbrechliches Ding, daſs keiner daran schlagen darf, ohne sie zu zertrümmern? Seyd ihr nicht stolz auf euren freyen Willen, und schreibt durch ihn eure Thaten eurem eignen Herzen zu? Ihr seyd alle Heilige, wenn euch nichts in Versuchung führt. Nein, Faust, ich will nichts hinzusetzen, und seinen Sinnen nur den Köder zeigen, um sein Herz zu prüfen. Braucht der Teufel in euch hinein zu kriechen, da ihr durch eure Sinne gestimmt werdet?

Faust. Und wenn dir's nicht gelänge, glaubst du, ich würde deine Pfuscherey ungestraft lassen?

Teufel. Nun so sollst du mir zur Strafe einen ganzen Tag von der Tugend der Menschen vorprahlen. Laſs sehen, ob ihn dieses reitzt.

Eine mit leckern Speisen und mit feurigen Weinen besetzte Tafel erschien in der Mitte der Einsiedeley.

Der Eremit trat herein, und stellte leise das Wasser vor Faust, entfernte sich in einen Winkel, ohne der üppigen Tafel zu achten.

Faust. Nun, Bruder Eremit, wir haben aufgetischt, laſst es euch nicht zweymal sagen, und greift zu. Unbeschadet eures heiligen Rufs mögt ihr mitschmausen, denn auf eurer Stirne lese ich, daſs es eurem Herzen gelüstet. Kommt, einen Becher zu Ehren eures Schutzheiligen! Wie heiſst er?

Eremit. Der heilige Georg, der Kappadozier! nicht der Ritter vom Lindwurm!

Faust. Er soll leben!

Teufel. Ho, ho, Bruder Eremit, der Kappadozier! das war ein Mann, und wenn ihr den zum Muster nehmt, so werdet ihr gut dabey fahren. Ich kenne seine Geschichte recht gut, und will sie euch, zu eurer Erbauung, mit kurzen Worten erzählen. Er war der Sohn sehr armer Leute, und in einer elenden Hütte Ciliciens geboren. Als er heranwuchs, fühlte er früh seine Gaben, und öffnete sich durch Schmeicheley, Niederträchtigkeiten und Kuppeley die Häuser der Groſsen und Reichen. Diese verschafften dem dienstfertigen Manne aus Dankbarkeit eine Lieferung für die Armee des griechischen Kaysers. Er stahl aber dabey auf eine so grobe Art, daſs er bald flüchtig werden muſste, um nicht gehenkt zu werden. Hierauf schlug er sich zu der Sekte der Arianer, und machte sich als ein offner Kopf bald zum Meister des dunkeln, unverständlichen Wirrwarrs der Theologie und Metaphysik. Um diese Zeit vertrieb der arianische Kayser Constantius den gut katholischen und heiligen Athanasius von dem bischöflichen Sitze Alexandriens, und der Kappadozier ward von einem arianischen Synod auf den bischöflichen Stuhl gesetzt. Hier war euer Georg nun in seinem Elemente; er schwelgte, und lieſs sich gut seyn; da er aber durch Ungerechtigkeit und Grausamkeit die Gemüther seiner Untergebenen bis zur Verzweillung trieb, schlugen sie ihn endlich todt, und führten seine Leiche auf einem Kameel im Triumph durch die Straſsen Alexandriens. Seht, so ward ein Arianer ein Märtyrer und euer Schutzheiliger.

Eremit. Die Legende sagt nichts davon.

Faust. Ich glaub' es wohl, Bruder, denn um der Wahrheit willen müſste sie eigentlich der Teufel schreiben.

Der Eremit segnete sich.

Faust. Ist Essen und Trinken eine Sünde?

Eremit. Es kann dazu reizen.

Teufel. Dann müſst ihr schwach seyn, und schlecht mit dem Himmel stehen. Nur Kampf und Versuchung führen zum Triumph des Heiligen.

Eremit. Der Herr hat recht; aber nicht alle sind Heilige.

Faust. Seyd ihr glücklich, Bruder?

Eremit. Ruhe macht glücklich, und ein gutes Gewissen selig.

Teufel. Auch Ruhe reizt zur Sünde, und mehr als Speis und Trank; woher nehmt ihr diese?

Eremit. Die Bauern bringen mir des kümmerlichen Lebens Unterhalt.

Faust. Und was thut ihr für sie?

Eremit. Ich bete für sie.

Faust. Gedeiht es ihnen?

Eremit. Ich hoffe, und sie glauben es.

Teufel. Bruder, ihr seyd ein Schelm.

Eremit. Beleidigungen der sündigen Welt sind dem Gerechten nöthige Züchtigung.

Teufel. Warum seht ihr nicht aufwärts? Warum erröthet ihr? Nun denkt einmal, ich verstände die Kunst, auf des Menschen Angesicht zu lesen, was in seinem Herzen spuckt.

Eremit. Desto schlimmer für euch, ihr werdet euch selten in Gesellschaft freuen.

Teufel. Ho! ho! wiſst ihr doch das? Er sah nach Faust.

Eremit. Es ist eine sündige Welt, in der wir leben, und weh ihr, wenn tausende nicht in die Einsamkeit eilten, ihr Leben dem Gebete weihten, um die Rache des erzürnten Himmels von dem Haupte der Sünder abzuwenden.

Faust. Guter Bruder, ihr schlagt euer Gebet ziemlich hoch an, und glaubt mir nur, es ist noch immer leichter zu beten als zu arbeiten.

Teufel. Hört doch, ihr habt da einen Zug um den Mund, der euch zum Heuchler stempelt, und eure Augen, die in einem so engen Kreise herumlaufen, und immer gegen den Boden gekehrt sind, sagen mir, daſs sie überzeugt sind, sie würden zu Verräthern eures Herzens, wenn sie aufblickten.

Der Eremit blickte gen Himmel, betete mit gefaltenen Händen, und sprach: „So antwortet der Gerechte dem Spötter.“

Faust. Genug! kommt, Bruder, und laſst es euch gut mit uns seyn.

Der Eremit war nicht zu bewegen; Faust sah den

Teufel höhnisch an, der es noch höhnischer erwiederte. Auf einmal öffnete sich schnell die Thüre, und eine junge Pilgerin fuhr athemlos herein. Als sie sich von ihrer Furcht und ihrem Schrecken erholt hatte, erzählte sie, wie sie ein Ritter verfolgt hätte, dem sie so glücklich gewesen zu entwischen, und sich bey dem frommen Eremiten zu retten. Man bewillkommte sie freundlich, und entdeckte eine blühende, wollüstig gebildete Schönheit in ihr, die dem heiligen Antonius selbst den Sieg über das Fleisch würde schwer gemacht haben. Sie setzte sich zu dem Teufel, nahm bescheiden Theil an dem Mahl, und der Teufel erlaubte sich Freyheiten mit ihr, die anfangs den Eremiten empörten, endlich verwirrten; da aber der Teufel in einem Augenblick ihren milchweiſsen, vollen, schimmernden und hebenden Busen aufdeckte, ihre schwarzen Haare darüber rollten, so fühlte er das glühende Feuer der Lust von diesem Busen so heiſs in den seinen hinüber flieſsen, daſs er beynahe vergaſs, dagegen zu kämpfen. Die Pilgerin riſs sich beschämt und zornig aus den Armen des Teufels, um Schutz bey dem Eremiten zu suchen, den er ihr, vermöge seines Rocks, nicht versagen konnte.

Der Teufel und Faust stellten sich trunken und zum Schlafe geneigt; ehe sie sich niederwarfen, steckte der Teufel vor des Eremiten Augen einen schweren Beutel voll Gold unter die Streue, legte seine und Fausts reiche Ringe in eine Schachtel, die letzterer zu sich nahm. Auf den Tisch legten sie ihre Schwerter und Dolche, warfen sich dann nieder und schnarchten.

Die Pilgerin nahte leise dem Tische, goſs mit ihrer niedlichen und schneeweiſsen Hand einen Becher voll schäumenden Weins. Sie kostete den Rand mit ihrem reizenden, frischen Munde; und reichte ihn dem Eremiten dar. Er stand da wie betäubt, und in der Verwirrung leerte er diesen mit einigen folgenden aus, und verschluckte gierig die Leckerbissen, die ihm die Zauberin, einen nach dem andern, in den Mund steckte. Hierauf zog sie ihn hinaus, bat ihn unter Thränen um Vergebung, daſs sie gezwungen seine heiligen Augen beleidigt hätte; that dabey so wehmüthig und untröstlich, faſste seine Hände so warm, lieſs sich endlich gar vor ihm auf die Knie nieder, und da in diesem Augenblicke ihre Brust sich öffnete, und der silberne Mond ihren schimmernden Busen erleuchtete, der leise Wind ihre schwarzen Locken darauf hin und her bewegte, so erwachte das Gefühl der unterdrückten Natur so stürmend in dem Eremiten, daſs er an diesen blendenden Busen sank, ohne zu wissen, wie ihm geschah. Die Pilgerin führte ihn unmerklich von einer Stufe der Lust zu der andern, und da er eben hoffte, sich seinem Wunsche zu nahen, so lispelte sie ihm leise in's Ohr: „Sie würde ewig die seinige seyn, wenn er sie zuvor an diesen Frechen rächen, und sich ihres Schatzes bemächtigen wollte, durch dessen Besitz sie beyde ein seliges, wollüstiges Leben bis an ihr Ende führen könnten.“

Der Eremit erwachte ein wenig aus seinem Taumel, und fragte sie zitternd: „wie sie das verstände, und was sie von ihm forderte?“

Unter üppigen Küssen, wollüstigen Seufzern, lispelte sie ihm noch leiser in's Ohr, indem sie ihren Busen gegen sein schlagendes Herz drückte: „Ihre Dolche liegen auf dem Tische, du ermordest den einen, ich den andern, kleidest dich in ihr Gewand, bemächtigst dich ihres Schatzes, wir stecken die Einsiedeley an, und fliehen nach Frankreich."

Der fürchterliche Gedanke des Mords schauderte durch die Sinne des Eremiten, die Wollust raste in seinem Herzen, er strauchelte, wankte, blickte auf die Reitze der Zauberin, fühlte sich in ihrem Besitze, sah, daſs er sie und den Schatz ohne Gefahr erhalten könnte, alle vorige Empfindungen verschwanden, und er vergaſs den Himmel und seinen Beruf. Die Pilgerin stieſs den Taumelnden in die Zelle, er faſste einen Dolch, sie den andern; er wollte den Streich gegen Fausten führen, der Teufel erhob ein Hohnlachen der Hölle, und Faust sah den Eremiten mit gezücktem Dolche an seiner Seite knien.

Faust. Verdammter, der du unter der Larve der Frömmigkeit deine Gäste ermorden willst!

Der Eremit sank bebend zur Erde. Die Pilgerin, eine Gaukeley der Hölle, zeigte sich ihm in einer fürchterlichen Gestalt, und verschwand.

Faust befahl dem Teufel die Hütte anzustecken, und sie mit dem Heuchler zu verbrennen. Der Teufel gehorchte frohlockend, und die Einsiedeley brannte auf. Den folgenden Morgen wehklagten die Bauern über den Tod des Gerechten, sammelten seine Knochen, und verehrten sie als Reliquien des frommen Eremiten.

6.

Faust und der Teufel kamen Morgens in Mainz an, und stiegen bey Faust's Wohnung ab. Sein junges Weib fiel ihm mit einem hellen Freudenschrey um den Hals, herzte ihn, und brach dann in wehmüthige Thränen aus. Die Kinder hingen sich lärmend an seine Knie, und durchsuchten begierig seine Taschen. Der alte graue Vater nahte sich mit zitternden Knien, und reichte dem Sohne traurig die Hand. Faust's Herz bewegte sich, er fühlte seine Augen naſs, er bebte, und sah zornig nach dem Teufel. Als er seine Frau fragte, warum sie weinte, antwortete sie schluchzend: „Ach sieh doch, Faust, wie die Hungrigen in deinen Taschen nach Brod suchen, wie kann ich dieſs ohne Thränen ansehen! sie haben lange nichts gegessen, wir waren so unglücklich, alle deine Freunde haben uns verlassen, aber nun ich dich wiedersehe, ist mir, als erblickte ich das Angesicht eines Engels. Ich und dein Vater haben noch mehr um dein-, als um unsertwillen gelitten. Wir hatten so fürchterliche Träume und Erscheinungen; wenn sich meine von Thränen müden Augen schlossen, sah ich dich gewaltsam von uns gerissen, und alles war so finster und schreckend.“

Faust. Dein Traum, Liebe, geht eines Theils in Erfüllung. Sieh, dieser Herr will die Verdienste deines Mannes belohnen, den sein hartes Vaterland miſskannte und verstieſs. Ich habe mich ihm verbunden, eine lange und weite Reise mit ihm zu machen.

Der alte Faust. Mein Sohn, bleibe im Lande und nähre dich redlich, sagt die Schrift.

Faust. Und sterbe Hungers, ohne daſs man sich deiner erbarmt, sagt die Erfahrung.

Die Mutter jammerte noch kläglicher, die Kleinen schrien um Brod. Faust winkte dem Teufel, der einen Diener herauf rief, welcher bald darauf einen schweren Kasten herein schleppte. Faust öffnete den Kasten, und warf einen schweren Sack voll Gold auf den Tisch. Da er den Sack aufmachte, und das Gold schimmerte, verbreitete sich Heiterkeit auf die traurigen Gesichter. Hierauf zog er schöne Kleider und Kleinodien aus dem Kasten, und übergab sie seinem Weibe. Die Thränen verschwanden, die Eitelkeit leckte sie weg, wie die Sonnenhitze den Thau, und Munterkeit goſs sich über das Angesicht des jungen Weibes. Der Teufel lächelte, und Faust murrte in seinen Bart: „O Zauber des Golds! Magie der Eitelkeit! ich kann nun wegreisen, ohne daſs es andre Thränen, als Thränen der Verstellung kosten wird.“ — „Nun, Weib, sieh, dieſs sind die Früchte meiner Reise, sag, ist es nun besser, daſs ich im Lande mit euch allen darbe?“

Die junge Frau hörte nichts, sie stand mit den schönen Kleidern und Kleinodien vor dem Spiegel, und versuchte alle die Herrlichkeiten. Die kleinen Mädchen hüpften um sie herum, bewunderten sie, nahmen die Putzstücke, die sie weglegte, und ahmten die Mutter nach. Indessen brachte ein Diener ein volles Frühstück, die Kleinen fielen darüber her, schrien und jauchzten. Die Mutter hatte den Hunger vergessen.

Fausts Vater sagte seinem Sohn leise: „Hast du dieſs alles auf eine redliche Art erworben, so laſs uns Gott danken, mein Sohn, und des Bescheerten genieſsen. Ich habe seit einigen Nächten schreckliche Gesichter und Ahndungen gehabt, doch ich hoffe, sie kommen von unserm Kummer her.“

Diese Anmerkung des Alten wollte tief in Fausts Seele sinken; aber die Freude, seine Kinder so gierig und vergnügt essen zu sehen, zu bemerken, wie freundlich und dankbar sein ältester Sohn und Liebling nach ihm blickte, der Gedanke, ihrem Elend abgeholfen zu haben, der Miſsmuth über das Vergangene, der innere Zug nach Genuſs, dämpften die Aufwallung. Der Teufel legte noch eine Summe zu dem Golde, beschenkte die junge Frau mit einem edeln Halsschmuck, gab jedem der Kinder etwas, und versicherte die Familie, er würde Fausten reich, gesund und glücklich zurückbringen.

7.

Faust ging hierauf mit dem Teufel zu einem Freunde, den er in groſser Betrübniſs antraf. Er fragte ihn um die Ursache seiner Traurigkeit, und dieser antwortete ihm: „daſs diesen Mittag der ihm bekannte Proceſs abgeurtheilt würde, und er wäre gewiſs, ihn zu verlieren, so sehr auch das Recht auf seiner Seite sey. Meister Faust, setzte er hinzu, mir bleibt nichts übrig, als zu betteln; oder mich da in den Rhein zu stürzen, wo er am tiefsten ist.“

Faust. Wie könnt ihr gewiſs seyn, daſs ihr den Proceſs verliert, da das Gesetz für euch ist?

Freund. Aber die fünfhundert Goldgulden meines Widersachers sind gegen mich, und da ich ihn nicht überbieten kann, so muſs ich zu Grunde gehen.

Faust. Liegt's nur an dem? Kommt, und führt mich zu eurem Richter. Ich habe hier einen Freund, der solchen Nöthen gern abhilft.

Sie fanden in dem Richter einen aufgeblasnen, stolzen Mann, der einen armen Klienten kaum eines Blicks würdigte. Faust kannte ihn längst für das, was er war. Der Richter fuhr Fausts Freund verdrieſslich an: „Was quält ihr mich, wiſst ihr doch, daſs Thränen die Gerechtigkeit nie bestechen!“

Der gebeugte Freund sah demüthig zur Erde.

Faust. Gestrenger Herr, da habt ihr Recht, Thränen sind auch nur Wasser, und beiſsen nur die Augen dessen, der sie weint; aber doch wiſst ihr, daſs mein Freund das Recht für sich hat

Richter. Meister Faust, ihr seyd mir als ein Mann bekannt, der Hab' und Fahrt verpraſst, und eine lose Zunge hat. Was kümmern seine Thränen die Gerechtigkeit? Recht und Gesetz sind zweyerley; hat euer Freund das erste für sich, so hat er darum noch nicht das zweyte.

Faust. Ihr sagt, Recht und Gesetz sind zweyerley, ungefähr wie Richter und Gerechtigkeit, meynt ihr doch?

Richter. Meister Faust, ich sagte euch, ihr seyd mir bekannt —

Faust. Wir betrügen uns vielleicht einer in dem andern, wohlweiser Herr; aber lohnt's doch der Mühe nicht, den Mohren weiſs waschen zu wollen. Er macht die Thüre auf, der Teufel tritt ein. Hier ist ein Freund, der euch ein Dokument vorlegen wird, das, wie ich hoffe, der Sache meines Freundes eine beſsre Wendung geben soll.

Als der Richter den reich gekleideten Teufel sah, nahm er eine freundlichere Miene an, und bat sie beyde sich niederzulassen.

Faust. Wir können es im Stehen abthun. — Zu dem Teufel. Zeigt doch das Dokument vor, das wir ausgefunden haben.

Der Teufel zählte bis zu fünfhundert Goldgulden, dann hielt er innen.

Richter. Das Dokument ist nicht übel, meine Herren; doch die Gegenpartey hat längst eins von gleichem Gewicht eingegeben.

Faust. So müssen wir die Gründe für uns schwerer machen.

Der Teufel zählte bis tausend, dann hielt er innen.

Richter. In der That, diesen Umstand hatt' ich ganz übersehen, und solchen Beweisen ist nicht zu widerstehen.

Er raffte das Gold zusammen und verschloſs es in seinen Schrank.

Faust. Ich hoffe doch, Recht und Gesetz sind nun einverstanden.

Richter. Ihr versteht die Kunst, Meister Faust, die ärgsten Feinde auszusöhnen.

Faust, den die Schlechtigkeit des Richters eben so sehr beleidigte, wie seine Grobheit, lispelte dem Teufel beym Weggehen in's Ohr: „Räche die Gerechtigkeit an diesem Bösewichte!“

Hierauf trennte er sich von seinem Freunde, ohne seinen Dank abzuwarten, ging weiter mit dem Teufel, um seine Schulden zu bezahlen. Besuchte dann seine übrigen Freunde, gab überall mit vollen Händen, selbst denen, die ihn im Unglück verlassen hatten, und fühlte sich glücklich, seiner angebornen Groſsmuth und Freygebigkeit, ohne Maſs und Einschränkung den Zügel schieſsen lassen zu können. Der Teufel, der weiter sah, und bemerkte, wie er ohne alle Überlegung wegwarf, freute sich der Folgen.

8.

Sie kamen nach dem Gasthofe. Faust, dem nun das Betragen seiner Frau wieder einfiel, war mürrisch und betroffen, er konnte es ihr nicht vergeben, daſs ihr weiter keine Klagen über seine Entfernung entfahren seyen, nachdem sie das Gold und die Kleinodien gesehen hatte. Er glaubte sich bisher mehr von ihr geliebt, als alle Schätze der Erde, und dachte sie würde dieselben um seinetwillen fahren lassen. Diese Bemerkung über eine ihm so nahe Person machte einen widrigen Eindruck auf sein Herz. So strenge richtet und schlieſset nur der, den sein eignes

Herz verurtheilt, als Faust diesen Augenblick in seinem Innern that. Der Teufel merkte, wo es ihn drückte, lieſs ihn gern an diesen düstern Gedanken zerren, damit er das süſse Band, worin ihn die Natur noch leise gefesselt hielt, ganz zerreiſsen möchte. Er sah mit innigem Genusse die schreckliche Qual, die einst daraus entspringen würde, wenn die Zukunft alle die Ungeheuer enthüllen sollte, womit der verwegne Faust sie zu füllen auf dem Wege war.

Mittags speisten sie in einem Gasthofe mit einigen Äbten und Professoren an der Wirthstafel, die zur Ergötzung des Teufels bald in einen heftigen Streit über die Nonne Klara geriethen. Noch loderte das Kriegsfeuer in aller Stärke, der Parteygeist raste in allen Häusern und die Streiter am Tische geberdeten sich so wüthend, sagten über den bekannten Fall so tolle Sachen, daſs Faust alle üble Laune vergaſs. Als aber ein Doktor der Theologie behauptete, es sey möglich, daſs der Teufel sein Spiel so weit getrieben hätte, die Nonne durch den Traum in gewisse Umstände zu versetzen, brach der Teufel in ein brüllendes Lachen aus, und Fausten fuhr der Gedanke durch den lüsternen Sinn, sich auf eine schreyende Art an dem Erzbischofe zu rächen, der seiner Erfindung so wenig geachtet. Er hoffte dadurch den Gegenstand des theologischen und politischen Haders und Zweykampfs in Mainz so zu verwirren, daſs kein menschlicher Geist dieses Chaos mehr auseinander wickeln sollte. Er bedachte nicht, daſs er ihm dadurch ein Ende machte. Nach Tische befahl er dem Teufel, ein

Mittel anszusinnen, daſs er diese Nacht unter der Gestalt des Dominikaners bey der Nonne Klara liegen könnte. Der Teufel erwiederte, es sey ein leichtes, und wenn es ihm gefiele, so sollte ihn die Abtissin selbst in die Zelle der Nonne führen. Faust spottete des Teufels, denn die Äbtissin war ihm als eine fromme, strenge und gewiſſenhafte Frau bekannt.

Teufel. Faust, dein Weib erhob ein Zetergeschrey, als du ihr deine Reise ankündigtest; aber da der Schimmer des Goldes und des Putzes in ihre Augen strahlte, lachte das eitle Herz des Kummers. Ich sage dir, die Äbtissin soll dich in die Zelle der Nonne führen, und ich will keine übernatürlichen Mittel gebrauchen. Du selbst sollst Zeuge seyn, wie die alte Vettel in die Angel beiſsen wird. Komm, wir wollen ihr unter der frommen Gestalt zweyer Nonnen einen Besuch machen. Ich kenne die Lage der Klöster, die Gesinnungen der Nonnen und Mönche in Teutſchland genau, um sie vorstellen zu können. Ich will die Abtissin der schwarzen Nonnen vorstellen, und du ihre Freundin, die Schwester Agathe.

In diesem Augenblick kam Faust's Freund voller Freude, ihm die Nachricht von dem glücklichen Ausgang seines Processes zu überbringen. Er wollte Fausten und dem Teufel danken, Faust aber sagte: „Ich entlasse euch alles Danks, und empfehle euch meine Familie in meiner Abwesenheit.“ Der Teufel lächelte über sein Zutrauen. Faust raunte diesem in's Ohr: „es ist Zeit; denke des Richters!“

9.

Der Richter wollte Nachmittags seinem geliebten Weibe die tausend Goldgulden des Teufels vorzählen, zog sehr hastig die Schublade heraus, und fuhr bey ihrem Anblick bebend zurück. Die Goldstücke hatten sich in Mäuse und Ratten verwandelt, die alle herausfuhren, und wüthend nach seinem Gesicht und seinen Händen sprangen. Der Richter, der von Natur einen groſsen Abscheu vor diesen Thieren hatte, floh aus der Stube, sie ihm nach, und hingen sich an seine Ferse. Er stürzte zu dem Hause hinaus, lief durch die Straſsen, das Ungeziefer verfolgte ihn. Er rannte aufs Feld, sie lieſsen nicht ab. So trieben sie den Angstvollen bis in den steinernen Mauththurm im Rhein. Hier dachte er das Ende ihrer Verfolgung gefunden zu haben; aber Ratten und Mäuse aus der Hölle scheuen das Wasser nicht. Sie schwammen hindurch, fielen über ihn her, und fraſsen ihn lebendig auf. Von dieser Zeit an nannte man diesen Thurm den Mäusethurm. Seine Frau erzählte in der Bestürzung die Geschichte der Verwandlung der Goldstücke, wodurch sich ihr unglücklicher Mann hätte verblenden lassen, und seit diesem Vorfall hat man im ganzen Erzstift Mainz kein Beyspiel erlebt, daſs sich ein Richter oder Advokat hätte bestechen lassen. Der Teufel muſs dieses nicht bedacht haben, sonst hätte er gewiſs den Spuck anders eingerichtet.

10.

Der Teufel und Faust standen jetzt verwandelt und vermummt in dem Kreuzgang des Nonnenklosters. Die Pförtnerin lief voraus was sie konnte, der Äbtissin den vornehmen Besuch anzukündigen. Die Äbtissin empfing sie mit allen den frömmelnden Klosterbegrüſsungen, die der Teufel in gleichem Tone beantwortete. Man trug Zuckergebacknes und ſeine Getränke auf, schnatterte von Klostergeschichten, von der argen Welt, und der Teufel lenkte seufzend die Unterredung auf Klara's Geschichte. Klärchen, die vermöge ihrer Verwandtschaft das Schooſskind des Klosters war, stand neben der Äbtissin, und lächelte unter ihrem Schleyer. Faust bemerkte das Lächeln, verschlang sie mit den Augen, und freute sich des bevorstehenden Abentheuers, denn nie dünkte ihm einen reizendern Schalk unter dem heiligen Schleyer gesehen zu haben. Der Teufel gab dem Gespräche eine ernste Wendung, und lieſs die Äbtissin merken, er hätte ihr wichtige Sachen zu vertrauen.

Äbtissin zu Klara. Lämmchen, ihr könnt nun zu den Nonnen in den Garten gehen, und euch da ergötzen. Ich will euch, des vornehmen Besuches der Äbtissin zu Ehren, Zuckergebacknes und süſsen Wein schicken, daſs ihr den glücklichen Tag recht feyern mögt.

Klärchen sprang weg. Nach einigen Worten, wobey der Teufel sehr bedenklich und ängstlich that, um die Äbtissin zu reizen, in ihn zu setzen, fing er an, seinem Zwecke näher zu kommen.

Teufel. Ach liebe Schwester, wie sehr bedaure ich euch! Es ist wahr, und das kann euch trösten, die ganze Stadt, das ganze Land sind von eurer Heiligkeit, eurer Frömmigkeit und Strenge überzeugt. Ihr seyd ein lebendiges Muster der Bräute des Himmels; aber leider! Welt ist Welt, und oft flöſst der böse Feind den Weltmenschen böse Gedanken ein, um die durch sie zu stürzen, die ihm ein Dorn in den Augen sind. Er kann es nicht leiden, der häſsliche Satan, daſs ihr eure Schäfchen in aller Reinheit weidet. Wie gesagt, ich bedaure euch herzlich, und noch mehr die armen Schäfchen, die euch anvertraut sind; was wird aus ihnen werden, wenn sie euch verlieren?

Äbtissin. Liebe Schwester, seyd darum unbesorgt; ob ich gleich alt bin, so bin ich doch, dem Himmel sey Dank, gesund und frisch, und die kleinen Ungemächlichkeiten, ach! eine Folge der Enthaltsamkeit, des strengen Lebens und der Buſse, sichern eher mein hinfälliges Leben, als daſs sie es bedrohen. Wenigstens sagt mir dieſs immer der Arzt des Klosters, wenn ich mich beklage.

Teufel sah sie bedeutend an: Habt ihr denn gar keine Ahndung von dem, was euch bevorsteht? Kein warnendes Traumgesicht? hat sich seit einiger Zeit gar nichts im Kloster zugetragen, das euch aufmerksam auf die Zukunft macht? Es pflegt doch gewöhnlich zu geschehen, daſs fromme Seelen durch gewisse Zeichen von dem unterrichtet werden, was ihnen bevorsteht.

Äbtissin. Ihr erschreckt mich, daſs ich am ganzen Leibe zittre. Laſst mich doch nachsinnen — ja, ja, nun erinnre ich mich — ich schlafe sehr unruhig — träume von Kirchhof und Leichen — und vor einigen Tagen — o gewiſs ist dieſs ein Zeichen und Warnung. Vor einigen Tagen, liebe Schwester, ging ich mit dem Hündchen, das hier in meinem Schooſse schläft, und das ein gar sittsames Thier ist, spazieren. Ich war ganz allein, und die Nonnen erzählten sich unter den Linden Mährchen. Auf einmal sprang der groſse Hund des Gärtners nach meiner Pietas, so heiſst das Hündchen, — mein Beichtvater hat ihm den schönen schicklichen Namen gegeben, und mit diesem so frommen, kleinen, zarten Geschöpfchen wollte das scheuſsliche groſse Ungethüm das Werk des Teufels vor meinen reinen Augen treiben. Ich bebte an allen Gliedern, schlug ein Kreuz nach dem andern vor die Brust, es wollte alles nichts helfen. Endlich schlug ich mit meinem Stabe auf den groſsen Hund, schlug aus Leibeskräften auf das häſsliche Thier, das das Kloster entweihte, und schlug, schlug bis der Stab, den mir der hochseelige Erzbischof bey meiner Einweihung als Äbtissin verehrte, mitten entzwey brach. Sollte dieſs nicht ein Vorzeichen von Bedeutung seyn?

Der Teufel und Faust thaten erschrocken:

Ach das schlimmste von der Welt!

Teufel. Nun ist alles klar und wahrhaftig. Hab ich's Euch nicht gesagt, Schwester Agathe?

Faust beugte sich demüthig.

Äbtissin. So redet doch, ich bebe am ganzen Leibe.

Teufel. Faſst euch, liebe Schwester, noch ist Rettung da, vielleicht, daſs ich sie euch bringe. Bedenkt wohl, daſs es der Stab war, den euch der Erzbischof bey eurer Einweihung als Äbtissin verehrte, und hört mir dann aufmerksam zu. Ihr kennt doch meinen Bruder den Domherrn? Nun, er vertraute mir eine ganz erschreckliche Sache, und eben darum bin ich zu euch gekommen. Er nahm zwar eine Verpflichtung von mir, es euch nicht zu sagen; aber weiſs ich doch, daſs es besser ist, eine kleine Sünde zu begehen, wenn man einer gröſsern zuvorkommt, und die Absichten des Teufels stört.

Äbtissin. Da habt ihr recht, und die Kasuisten selbst lehren uns das, wie mein Beichtvater sagt.

Teufel. So wiſst denn, der Erzbischof hat endlich das Kapitel so weit gebracht, daſs sein Vorschlag durchgegangen ist, euch nach Verlauf einiger Monate abzusetzen, und seine Nichte Klara als Äbtissin einzuweihen.

Jesus Maria! rief die Äbtissin, rang die Hände, und fiel in Ohnmacht. Der Teufel machte ein saures Gesicht bey ihrer Ausrufung, und Faust rieb ihr lachend die runzlichten Schläfen. Nachdem sie sich erholt hatte, brach sie in eine Thränenfluth und in die bittersten Verwünschungen über die Bosheit der Welt aus.

Teufel. Verzweifelt nicht, liebe Schwester; für ein Übel, das noch nicht geschehen ist, kann man immer Mittel finden.

Äbtissin. Und was rathet ihr mir Unglücklichen? Ach, der Himmel erbarme sich, was soll aus mir, was soll aus den Nonnen werden?

Teufel. Ich sagte euch schon, daſs es oft besser sey, eine kleine Sünde zu begehen, um einer gröſsern vorzukommen, und ihr selbst bewiest es aus den Kasuisten, und setztet hinzu: daſs man dadurch den Absichten des Teufels, und derer er sich bedient, entgegen arbeitet; aber liebe Schwester, dazu gehört Muth und Verstand, es so einzufädeln, daſs ein Dritter die Hauptsünde davon trage, und man ohne Gefahr für sich und seine Seele seinen Zweck erhalte.

Äbtissin. Ach! liebe Schwester, und wie ist das anzufangen?

Teufel. Ich bin einmal in unserm Kloster in gleichem Falle gewesen, die fromme Schwester Agathe hier ist mein Zeuge, sie hat alles angesehen, dazu geholfen, und ihr habt sie nicht zu fürchten.

Faust verbeugte sich demüthig.

Teufel. Eine Nonne, die durch sündlichen Verstand und noch sündlichere Schönheit bey den Groſsen Schutz gefunden hatte, sollte durch ihre Hülfe über mich hinaussteigen. Ach, ihr fühlt nun, wie das thut, wenn man auf einmal gehorchen soll, nachdem man so lange unumschränkt geherrscht hat! Ich ging in Gegenwart der Schwester Agathe, mit einem meiner Anverwandten zu Rath; er war in Gewissens- und Sündenfällen sehr bewandert, und wuſste auf ein Haar, was verdammlich und nicht verdammlich sey. Dieser kluge Mann nun gab mir einen Rath, der mir aus der Noth half, und wofür ich noch heute seine Asche segne. Anfangs schien er mir freylich sündlich, aber er versicherte mich, und bewies mir's aus den Kasuisten, daſs Fasten und ein wenig Disciplin ihm das Arge und Verdammliche benehmen würden.

Äbtissin. Und der Rath? der Rath?

Teufel. Ich schäme mich, es euch laut zu sagen.

Äbtissin. So lispelt mir's in das Ohr. Was die Äbtissin der schwarzen Nonnen ohne Gefahr ihrer Seligkeit thun konnte, mag auch die Äbtissin der weiſsen thun.

Teufel ihr leise in's Ohr: Er rieth mir, es zu veranstalten, oder geschehen zu lassen, daſs die mir gefährliche Nonne die Sünde des Fleisches beginge.

Äbtissin sich kreuzigend. Heilige Ursula! dieſs ist ja Teufelswerk, und führt gerade zur Hölle.

Teufel. Den, der sie begeht, liebe Schwester, und das rathe ich euch ja nicht. Bedenkt doch, wenn ihr um der heimlichen Sünden eurer Nonnen verdammt würdet, wie würde es euch ergehen?

Äbtissin. Aber um aller Heiligen willen, wie konntet ihr eine so gefährliche Sache ausführen, ohne daſs es entdeckt wurde?

Teufel. O mein Fall war viel schwerer, wie der eurige, denn euch begünstigt schon das Gerücht von dem Traume, der die ganze Stadt erfüllt hat. Wenn ihr nun einen Mann, unter der Gestalt des Dominikaners, in Klara's Zelle schleichen laſst, und die Zeichen der sündigen That darauf erscheinen, wird nicht die ganze Welt sagen, es sey ein Spiel des Erbfeinds der Menschen? Laſst dem Satan den schlechten Ruf, und bleibt auf eurem Stuhle, mit der Herrschaft geschmückt, sitzen, die dem Himmel gefällt. Dieses rathe ich euch zu eurem Besten, aus Freundschaft für euch, und ihr mögt es nun machen wie ihr wollt.

Die Äbtissin saſs stumm da, und betete in der Verwirrung leise ihren Rosenkranz herunter. — „Die Sünde des Fleisches soll retten — *Ave Maria!* — es ist Eingebung des Satans — Heilige Ursula, erleuchte mich!“ — Sie sah nach dem Bilde der Heiligen. — „Die Schande und Ärgerniſs für das Kloster werden groſs seyn — *Ave Maria!* — es wird auf die Rechnung des Teufels geschrieben werden — aber ich kann verdammt dadurch werden! — *pater noster* — soll ich nun eine Magd im Kloster werden, und in meinen alten Tagen mich von Höhern quälen lassen, nachdem ich so lange die Nonnen gequält habe? — wir würden ihrer los, das sündliche Geschöpf hatte ohnedieſs der ganzen Stadt Ärgerniſs gegeben. — Hm, ich soll nicht mehr die Nönnchen auskeifen; und wie würde sich diese und jene an mir rächen? *Ave Maria!* — ich will meine übrigen Tage als Äbtissin ausleben, dem Kloster zum Besten, es koste was es wolle!“

Der Teufel feuerte zu, und der Anschlag ward gefaſst. Beym Weggehen sagte der Teufel zu Faust:

Was hab' ich nun anders gethan, als daſs ich den

Stolz dieser alten Vettel fragte: ob es besser sey, die gefürchtete Verdammniſs zu wagen, oder die tyrannische Gewalt über die armen Nonnen aufzugeben, die sie nur noch eine kurze Zeit auszuüben hat?

So wohl Fausten der Spaſs gefiel, so sehr miſsfiel es ihm, daſs der Teufel immer Recht behielt. Abends führte ihn die Abtissin, unter der Vermummung des Dominikaners, selbst in Klara's Zelle, während die Nonnen in der Vesper waren. Klärchen erschien und nachdem sie sich der heiligen Ursula empfohlen, legte sie sich nieder. Ihre Einbildungskraft, die einmal auf gewisse Dinge gespitzt war, wiederholte oft in Träumen die vorige Erscheinung, sie lag eben in einer solchen Entzückung, als Faust zu ihr schlich, die Erscheinung zu verkörpern. Klärchen hielt wachend das Spiel für Traum, genoſs seiner, und fühlte die Sünde der Lust in all ihrem Reitze. Die Äbtissin gab sich indessen in ihrer Zelle die Disciplin, und gelobte, jede Woche um ihrer Seele willen einmal zu fasten. Der Erfolg dieser Nacht endigte auf einmal den Krieg in Mainz; aber für das arme Klärchen war er schrecklich.

Faust nahm nun Abschied von seiner Familie. Es wurden wenig Thränen vergossen, und sein Vater gab ihm traurig heilsame Lehren.

11.

Als er mit dem Teufel über die Rheinbrücke ritt, sich an der nächtlichen Scene ergözte, und Glossen über die Äbtissin machte, sahe er ferne einen Menschen im Wasser, der dem Ersaufen nahe war, und nur noch matt mit dem Tode kämpfte. Er befahl dem Teufel, den Menschen zu retten. Dieser antwortete ihm mit bedeutendem Blicke:

„Faust, bedenke was du forderst, es ist ein Jüngling, und vielleicht ist es besser für ihn und dich, daſs er hier sein Leben endet.“

Faust. Teufel, nur zum Bösen bereit, willst du mich dahin bringen, dem Rufe der Natur zu widerstehen? Eile und rette ihn.

Teufel. Du kannst vermuthlich nicht schwimmen — gut! Die Folgen seyen dein Gewinn; du wirst es bereuen. Er eilte hin, und rettete den Jüngling. Faust tröstete sich, durch eine gute Handlung die sündige Nacht versühnt zu haben, und der Teufel lachte des zweydeutigen Trostes.

DRITTES BUCH.

1.

Der Teufel hatte Fausten durch einige Abentheuer geführt, die nebst den vorhergehenden seinem Herzen bloſs zur Vorbereitung auf die Stürme des Lebens, welche er, vermöge seiner Menschenkenntniſs, vorsah, dienen sollten. Das, was Faust bisher gesehen hatte, erfüllte seinen Busen höchstens mit Hohn und Bitterkeit; aber die Scenen, die sich nun eröffnen, rissen nach und nach solche tiefe Wunden hinein, daſs sein Verstand sie nicht mehr zu tragen und zu heilen fähig war. Und nur ein Menschenverderber, ein Schöpfer und Beförderer des menschlichen Elends kann sie gelassen ansehen.

Der Teufel und Faust ritten unter Gesprächen an der Fulda hin; als sie nahe bey einem Dorfe unter einem Eichbaum ein Bauerweib mit ihren Kindern sitzen sahen, die leblose Bilder des Schmerzens und der stumpfen Verzweiflung zu seyn schienen. Faust, den die Thränen eben so schnell wie die Freude herbeyzogen, nahte sich hastig, und fragte die Elenden um die Ursache ihrer Noth. Das Weib sah ihn lange starr an. Nur nach und nach thaute sein freundlicher

Blick ihr Herz so weit auf, daſs sie ihm unter Thränen und Schluchzen folgendes mittheilen konnte:

„In der ganzen Welt ist niemand unglücklicher, als ich und diese armen Kinder. Mein Mann war dem Fürst-Bischof seit drey Jahren die Gebühren schuldig. Das erste Jahr konnte er sie wegen Miſswachs nicht bezahlen; das zweyte fraſsen die wilden Schweine des Bischofs die Saat auf, und das dritte ging seine Jagd über unsre Felder, und verwüstete die Erndte. Da der Amtmann meinen Mann beständig mit Pfändung bedrohte, so wollte er heute ein gemästetes Kalb, mit dem letzten Paar Ochsen nach Frankfurth führen, sie zu verkaufen, um die Gebühren zu bezahlen. Als er aus dem Hofe fuhr, kam der Haushofmeister des Bischofs, und verlangte das Kalb für die fürstliche Tafel. Mein Mann stellte ihm seine Noth vor, bat ihn, die Ungerechtigkeit zu bedenken, daſs er das Kalb für nichts hingeben sollte, da man es ihm in Frankfurth theuer bezahlen würde. Der Haushofmeister antwortete: er wisse doch wohl, daſs kein Bauer etwas über die Gränze führen dürfte, was ihm anstände. Der Amtmann kam mit den Schergen dazu; anstatt meinem Manne beyzustehen, lieſs er die Ochsen ausspannen; der Haushofmeister nahm darauf das Kalb, mich trieben die Schergen mit den Kindern von Haus und Hof, und mein Mann schnitt sich in der Scheune aus Verzweiflung den Hals ab, während sie unser Hab und Gut wegführten. Da seht den Unglücklichen unter diesem Tuche! Wir sitzen hier seinen Leichnam zu bewachen, damit ihn die wilden Thiere nicht fressen, denn der Pfarrer will ihn nicht begraben.“

Sie riſs das weiſse Tuch von der Leiche weg und sank zu Boden. Faust fuhr bey dem schrecklichen Anblick zurück. Dicke Thränen drängten sich aus seinen Augen, er rief: „Menschheit! Menschheit! ist dieſs dein Loos?“ Zum Himmel. „Lieſsest du diesen Unglücklichen darum geboren werden, daſs ihn ein Diener deiner Religion durch Verzweiflung zum Selbstmorde treibe?“ Er deckte den Unglücklichen zu, warf der Frau Gold hin, und sagte: „Ich gehe zum Bischof, ich will ihm eure unglückliche Geschichte erzählen, er muſs euren Mann begraben, euch das Eurige zurückgeben, und die Bösewichter bestrafen.“

Diese Geschichte machte einen so starken Eindruck auf ihn, daſs sie schon an dem bischöflichen Schlosse waren, bevor er seiner Empfindung Luft machen konnte. Man nahm sie sehr gut auf, und lud sie zur Tafel. Der Fürst-Bischof war ein Mann in seinen besten Jahren, und so ungeheuer dick, daſs das Fett seine Nerven, sein Herz und seine Seele ganz überzogen zu haben schien. Er fühlte nirgends als bey Tische, hatte nur Sinn auf der Zunge, und kannte kein andres Unglück, als wenn eine von ihm angeordnete Schüssel nicht gerieth. Seine Tafel war so gut besetzt, daſs Faust, dem der Teufel durch dienstbare Geister einigemal hatte auftischen lassen, gestehen muſste, ein Bischof überträfe selbst diesen Tausendkünstler an feinem Geschmacke. Auf der Mitte des Tisches stand unter andern ein groſser fetter Kalbskopf, ein Lieblingsgericht des Bischofs. Er, der mit Leib und Seele bey Tische war, hatte noch nicht gesprochen. Auf einmal erhob Faust seine Stimme:

„Gnädiger Herr, nehmt mir nicht übel, wenn ich euch die Eſslust verderben muſs; aber es ist mir gar nicht möglich, diesen Kalbskopf da anzusehen, ohne euch eine schreckliche Geschichte zu erzählen, die sich heute ganz nahe bey eurem Hoflager zugetragen hat. Auch hoffe ich von eurer Gerechtigkeit und christlichen Milde, daſs ihr den Beleidigten Genugthuung verschaffen, und in Zukunft dafür sorgen werdet, daſs eure Angehörigen die Menschheit nicht mehr auf eine so unerhörte Art verletzen.“

Der Bischof sah verwundernd auf, blickte Fausten an, und leerte seinen Becher aus.

Faust erzählte mit Wärme und Nachdruck die obige Geschichte, keiner der Anwesenden schien darauf zu horchen; der Bischof aſs fort.

Faust. Mich dünkt doch, ich rede hier zu einem Bischofe, einem Hirten seiner Heerde, und sitze mit Lehrern und Predigern der Religion und christlichen Liebe zu Tische. Herr Bischof, seyd ihr es oder nicht?

Der Bischof sah ihn verdrieſslich an, lieſs den Haushofmeister rufen, und fragte ihn: „He, was ist denn das mit dem Bauern da, der sich wie ein Narr den Hals abgeschnitten hat?“

Der Haushofmeister lächelte, erzählte die Geschichte wie Faust, und setzte hinzu: „Ich habe ihm darum das fette Kalb genommen, weil es eine Zierde eurer Tafel, und für die Frankfurther, denen er's verkaufen wollte, zu gut ist. Der Amtmann hat ihn gepfändet, weil er immer ein schlechter Wirth war, und seit drey Jahren seine Gebühren nicht bezahlt hat. So verhält sich's, gnädiger Herr, und wahrlich kein Bauer soll mir etwas Gutes aus dem Lande führen!"

Bischof. Da hast du recht. — Zu Faust. Was wollt ihr nun? Ihr seht doch, daſs er wohlgethan hat, dem Bauer das Kalb zu nehmen; oder meynt ihr, die Frankfurther Bürger sollten die fetten Kälber meines Landes fressen, und ich die magern?

Faust wollte reden.

Bischof. Hört ihr, eſst, trinkt und schweigt. Ihr seyd der erste, der an meiner Tafel von Bauern und solchem Gesindel spricht, und wenn euch euer Rock nicht zum Edelmann machte, so müſst' ich denken, ihr stammt von Bettlern her, weil ihr ihnen so laut das Wort redet. Wiſst, ein Bauer, der seine Gebühren nicht bezahlen kann, thut eben so wohl, daſs er sich den Hals abschneidet, als gewisse Leute thun würden zu schweigen, wenn sie einem die Eſslust mit unnützem Gerede verderben. — Haushofmeister, das ist ja ein vortreflicher Kalbskopf —

Haushofmeister. Es ist eben der von Hans Ruprechts Kalbe.

Bischof. So! So! Gieb ihn her, und reiche mir die Würze. Ich will ihm ein Ohr herunter schneiden — er wird auch dem Schreyer dort schmecken.

Der Haushofmeister stellte die Schüssel vor den Bischof. Faust raunte dem Teufel etwas in's Ohr, und in dem Augenblick, da der Bischof das Messer an den Kalbskopf setzte, verwandelte ihn der Teufel in den Kopf Ruprechts, der wild, gräſslich und blutig dem Bischof in die Augen starrte. Der Bischof lieſs das Messer fallen, sank rücklings in Ohnmacht, und die ganze Gesellschaft saſs da in lebloser Lähmung des Schreckens.

Faust. Herr Bischof, und ihr geistlichen Herren, laſst euch nun diesen da christliche Milde vorpredigen!

Er brach mit dem Teufel auf.

2.

Die Unempfindlichkeit des Fürst-Bischofs und seiner Tischgenossen, die Faust bey der Erzählung dieser traurigen Geschichte wahrgenommen, die Art, wie dieser über das Schicksal dieser Unglücklichen entschied, legten den ersten Samen zum finstern Groll in sein Herz. Er lief in seinem Geiste seine vorige Erfahrung, und das, was er, seitdem er mit dem Teufel herumzog, gesehen, durch, und entdeckte, wohin er sich wandte, nichts als Härte, Betrug, Gewaltthätigkeit, und Bereitwilligkeit zu Lastern und Verbrechen, um des Golds, des Emporsteigens und der Wollust willen. Er seufzte tief in seinem Herzen, und sah mit feuchtem Auge gen Himmel: „Du hast allen, von dem Gröſsten bis zu dem Kleinsten, den Anspruch von Glück und Genuſs in das Herz gelegt! allen das Gefühl von Recht und Unrecht mitgetheilt. Hast sie alle gleich empfindlich für Schmerz und Freude gemacht! Warum kann und darf ein Einziger diese anerkannten Ansprüche und Gefühle verletzen? Wie kann der Mensch vor deinem Angesichte gegen den Menschen wüthen?" Noch wollte er die Ursache dazu in dem Menschen selbst suchen; aber sein unruhiger, zu Zweifeln geneigter Geist, seine Einbildungskraft, die so gern über die nähern Verhältnisse wegflog, sein erbittertes, heftig theilnehmendes Herz, fingen schon jetzt an, in dunkeln Gefühlen den Schöpfer der Menschen, wo nicht zum Urheber, doch wenigstens durch seine Duldung zum Mitschuldigen alles dessen zu machen, was ihm empörendes aufstieſs. Diese dunkeln Empfindungen brauchten nur einen stärkern Stoſs, um seinen Verstand zu verwirren, und der Teufel freute sich darauf, die Veranlassung dazu in der Ferne wahrzunehmen. Faust hoffte sich bald an dem Hofe des berühmten Fürsten von diesem Miſsmuth zu heilen, und in diesem Wahne lieſs ihn sein Gefährte sehr gerne.

Sie kamen gegen Abend in eine Stadt, wo sie bey ihrem Eintritt eine Menge Volks um einen Thurm versammelt fanden, in welchem man die zum Tod Verurtheilten die letzte Nacht ihres Lebens zu bewachen pflegte. Faust merkte, daſs einige wild, andre gerührt hinauf sahen, und erkundigte sich um den Grund dieser Äuſserungen. Das Volk schrie untereinander:

„Unser Vater, der Freund der Freyheit, der Beschützer des Volks, der Rächer der Unterdrückung, der Doktor Robertus, sitzt da oben! der harte, tyrannische Minister, sein Freund, hat ihn zum Tod verdammt, und morgen soll er hingerichtet werden, weil er uns gegen ihn so kühn vertheidigt hat.“

Diese Worte fielen in die Seele Fausts. Er faſste eine hohe Meynung von dem Manne, der sich auf Gefahr seines Lebens zum Rächer der Menschen aufgeworfen; und da er so eben ein Augenzeuge der Folgen tyrannischer Gewaltthätigkeit gewesen war, so forderte er den Teufel schnell auf, ihn zu diesem Doktor zu bringen. Der Teufel führte ihn seitwärts, schwang sich mit ihm auf den Thurm, und trat mit ihm in das Gefängniſs des Rächers der Freyheit. Faust sah da einen Mann vor sich, dessen stolze, kühne, düstre Gesichtsbildung jeden andern als ihn zurückgestoſsen hätte; aber es that eine ganz andre Wirkung auf ihn, und da er ihn in diesem entscheidenden Augenblick ruhig und gelassen fand, so setzte seine rasche Einbildungskraft, aus dem was er gehört hatte, und was er vor sich sah, beym ersten Blick das Bild eines groſsen Mannes zusammen. Der Doktor schien über ihre plötzliche Erscheinung gar nicht betroffen. Faust nahte sich ihm und sagte:

„Doktor Robertus, ich komme, eure Geschichte aus eurem eignen Munde zu hören; nicht als wenn ich daran zweifelte, denn euer Anblick bestätigt das, was ich vernommen habe. Ich bin nun gewiſs, daſs ihr als ein Opfer der Gewalt fallt, die das Menschengeschlecht unterjocht, und die mich so wie euch empört. Ich komme euch meine Dienste anzubieten.

die euch gegen allen Schein aus dieser traurigen Lage retten können.“

Der Doktor sah ihn kalt an, lieſs sein Haupt in seine Hand fallen, und antwortete:

„Wohl falle ich als ein Opfer der Gewalt und Tyranney, und was mir das empfindlichste ist, durch die Hand eines falschen Freundes, der mich mehr seiner Furcht, seinem Neide, als seinen despotischen Grundsätzen aufopfert. Ich weiſs nicht, wer ihr seyd, und ob ihr mich retten könnt; aber es liegt mir daran, daſs Männer von eurem Ansehen den Doktor Robertus kennen lernen, der morgen für die Freyheit blutet. Von frühster Jugend lebte der Geist edler Unabhängigkeit, dem der Mensch allein das Groſse, dessen er fähig ist, zu danken hat, in meiner Brust. Früh empörten meine Seele die Gewalt und Unterdrückung, wovon ich Beweise sah, und in der Geschichte las; ja bis zur Wuth entflammten sie mich, und oft vergoſs ich glühende Thränen, daſs ich mich unvermögend fühlte, die Leiden der Menschheit zu rächen: zu meiner Qual erfuhr ich aus der Geschichte der edlen Griechen und Römer, welche groſse Ansprüche der Mensch auf Würde und Achtung hat, wenn ihn die Tyrannen das seyn lassen, wozu ihn die Natur gemacht hat. Glaubt darum nicht, ich sey einer der Thoren, welche die Freyheit dahinein setzen, daſs jeder thun kann was ihm gefällt. Wohl weiſs ich, daſs die Kräfte des Menschen verschieden sind, und ihre Lage im bürgerlichen Leben bestimmen müssen; aber da ich mich nach Gesetzen umsah, die einem jeden diese Lage, sein Gut und seine Person zusicherten, so fand ich nichts, als ein wildes Chaos das tyrannische Gewalt geflissentlich zusammengemischt hat, um sich zum eigenmächtigen Herrn des Glücks und des Daseyns der Unterthanen zu machen. Nach dieser Entdeckung schien mir das ganze Menschengeschlecht eine Heerde zu seyn, gegen die sich eine Bande Räuber verschworen hat, sie nach von ihnen nur zu ihrem eignen Vortheil entworfnen Gesetzen zu plündern und zu würgen, ohne daſs sie selbst eins anerkennen. Sagt mir, wo ist das Gesetz, das die Herrscher der Erde fesselt? Ist es nicht Unsinn, daſs eben diejenigen, die ihre Macht dem Miſsbrauch der Leidenschaften und des Übermuths am meisten aussetzt, keinem Gesetz unterworfen sind, und keinen Richterstuhl anerkennen, der sie zur Verantwortung ziehen könnte? Wollt ihr den Himmel dafür annehmen, meinetwegen, sie stehen sich gut dabey, und er scheint taub gegen das Winseln der Elenden. Nah ist der Jammer, die versprochne Rache ferne, und dieses reimt sich schlecht mit dem Gefühl und der Natur des Menschen.“

Faust faſste dieses stark auf, blickte düster, und strich über seine Stirne. Den Teufel ergötzte der Redner, er fuhr fort:

„Der wilde Ungestüm, den ich nach dieser Entdeckung äuſserte, macht meinem Herzen Ehre, und ich kümmre mich wenig darum, daſs meine Feinde meine Klugheit antasten. Denn was anders heiſst den Menschen Klugheit, als blinde Unterwerfung, Niederträchtigkeit, Schmeicheley, Gleichgültigkeit darüber, wie man einen Posten erschleicht, wenn man nur dahingelangt, mit zu unterdrücken, und mit zu plündern? Nur dieses nennen sie klug seyn, aber ein Mann wie ich sucht das Glück auf reinern Wegen. Mein Unglück war, daſs ich mit dem jetzigen Minister von der Schule an auſs innigste verbunden war. Er besitzt den Geist, der dazu gehört, empor zu kommen; von frühster Jugend suchte er, durch mir entgegengesetzte Grundsätze, Aufsehn zu machen, und vertheidigte in eben dem Maſse die tyrannischen Regierungsformen, als ich sie antastete. Wir stritten über diesen kitzlichen Punkt geheim und öffentlich. Ich schlug ihn mit meiner Beredsamkeit überall nieder, aber wenn es natürlich war, daſs ich den unterdrückten Theil der Menschheit auf meine Seite zog, so war es noch natürlicher, daſs es ihm gelingen muſste, alle die zu gewinnen, deren Vortheil die Unterjochung der Menschen ist. Da es nun eben diese sind, die ihren Mitverschwornen die Thüre zu dem Glück und den Ehrenstellen öffnen, so ward er bald hervorgezogen, stieg von Stufe zu Stufe bis zur Stelle des Ersten im Lande, während ich vernachlässigt, verkannt und verachtet sitzen blieb. Der Stolze wandte alle Mittel an, mich an sich zu ziehen, trug mir bald diese, bald jene Stelle an; aber ich merkte wohl, daſs er mir dadurch nur seine Gröſse fühlbarer machen wollte, und daſs seinem Triumph nun weiter nichts mehr abginge, als daſs ein Mann von meinen Grundsätzen ihn als Beschützer erkennte, und öffentlich

Univ.-Bibl. München

seine harte Regierung durch seinen Beytritt heiligte. Überdem wollte mich der Listige dem Volke, das an mir hing, immer verdächtiger machen. Ich aber, meinen Grundsätzen getreu, griff seine Fehler bey jeder Stufe, die er stieg, noch heſtiger an. Ihr seht wohl, daſs ihm, wenn er fähig wäre groſs zu fühlen, dieser edle Kampf Bewundrung für den hätte einflöſsen müssen, der ihn mit so vieler Gefahr für sich unternahm. Auf ihn that es eine andre Wirkung. Sein Haſs gegen mich nahm bey jeder meiner Äuſserungen zu, und da ich ihn in einer Schrift vergangnen Monat sehr heſtig angriff, worauf sich das Volk vor seinem Hause versammelte, ihm drohte, und meinen Namen laut ausrief, so legte er diese Schrift vor den Fürsten, der ein Gericht niedersetzte, das mich zum Tod verdammt hat. So verurtheilt das Gesetz der Tyrannen; aber das Recht der Menschheit spricht mich los. Dieses ist meine Geschichte, und weiter sollt ihr nichts von mir hören. Ich sterbe ohne Klage, und bedaure nichts, als daſs ich die Kette nicht zerbrechen kann, woran das Menschengeschlecht gefesselt ist. Könnt ihr helfen, gut; doch wiſst, aus meines Feindes Hand ist mir der Tod willkommner, als Gnade. Laſst mich nun ruhig, kehrt in die Sklaverey zurück, ich schwinge mich zur Freyheit auf!“

Faust war ganz durchdrungen von der Gröſse des Doktors, und machte sich schnell auf den Weg, diesen Minister zu sprechen, ihm seine Ungerechtigkeit vorzuwerfen, und ihn zu beschämen. Der Teufel, der tiefer sah, merkte wohl, daſs der wilde Freyheitssinn des Doktors aus einem ganz andern Gefühl entstanden war. Der Minister lieſs sie gleich vor. Faust sprach warm, kühn und frey über die Lage und Denkart des Doktors. Stellte ihm vor, „wie nachtheilig es seinem Ruhme sey, einen Mann, den er einst seinen Freund genannt, dem Despotismus zu opfern.“ Gab ihm zu verstehen, „daſs jedermann glauben müſste, es reitzten ihn Privatrache und Furcht, sich von einem so hellsehenden Beobachter seiner Thaten zu befreyen. Ist euer Thun gerecht,“ setzte er hinzu, „so habt ihr ihn nicht zu fürchten; seyd ihr der Mann, wofür er euch ausgiebt, so bestärkt ihr durch seine Hinrichtung seine Meynung, und jeder wird in euch nichts sehen, als einen falschen eifersüchtigen Freund, und den Unterdrücker seiner Mitbürger.“

Minister. Ich kenne euch nicht, und frage auch nicht wer ihr seyd. Wie ich denke, mag euch die Art beweisen, mit welcher ich eure Zudringlichkeit, eure Vorwürfe und Beschuldigungen aufnehme. Fühlt selbst, ob ihr ein Recht dazu habt, da ihr mir sie auf bloſses Hörensagen macht, und von der Lage dieses Landes nicht unterrichtet seyd. Ich will denken, nur Mitleid spricht aus euch, und darum euch antworten. Ich war und bin ein Freund des Doktor Robertus, und bedaure es, daſs ich in ihm einen Mann der Gerechtigkeit überliefern muſs, der durch seine Eigenschaften seinem Vaterlande hätte nützlich seyn können, wenn es ihm nicht gefallen hätte, sie zu dessen Untergang anzuwenden. Ich will nach dem Grunde zu dieser Verirrung nicht in seinem Busen forschen, und es seinem eignen Gewissen überlassen. Lange hatte ich Geduld mit seinem gefährlichen Wahnsinne; da er aber das Volk aufwiegelte, für dessen Bestes ich zu sorgen habe, und sich zum Haupt' einer Empörung aufwarf, so muſs er sterben, wie es mein einziger Sohn müſste, wenn er ein gleiches unternehmen sollte. Das Gesetz hat ihn verurtheilt, nicht ich; er kennt dieses Gesetz, und weiſs, welche Folgen Empörung nach sich zieht. Das Urtheil der Welt nehme ich auf mich, und habe nichts dagegen zu setzen, als die Ruhe und das Glück dieses Volks, das es später erkennen wird, daſs nur ich sein Vater bin. Wenn es euch nicht genug ist, dem ersten Eindrucke zu folgen, so verweilet hier, und wenn ihr mir dann mit mehrerer Bescheidenheit etwas zu sagen wiſst, das diesem Volke und mir nutzen kann, so steht euch mein Ohr immer offen.“

Nach diesen Worten, die er mit festem und unverstelltem Tone aussprach, zog er sich zurück, und lieſs Fausten, der keine Antwort sogleich finden konnte, stehen. Dieser sagte beym Weggehen zum Teufel: „Welchem von beyden soll ich nun glauben?“ Der Teufel zuckte die Schultern, denn da, wo es ihm für die Hölle nützlich, nachtheilig für Fausten und die Menschen schien, wollte er nichts zu wissen scheinen.

Faust. Daſs ich doch dich frage! Ich will dem Rufe meines Herzens folgen: ein solcher Mann, der mir so nah durch seine Denkart verwandt ist, soll nicht sterben!

Hätte Faust unsere jungen Freyheitsschreyer gekannt, er würde sich in dem Doktor Robertus nicht geirrt haben; aber ihm war die Erscheinung neuer als uns.

Morgens da die Hinrichtung vor sich gehen sollte, begab sich Faust mit dem Teufel nach dem Markte, und unterrichtete ihn im Gehen von seinem Willen. In dem Augenblick, als der Henker dem Doktor, der mit wilder Miene niederkniete, das Haupt abschlagen wollte, verschwand dieser. Der Teufel führte ihn durch die Luft über die Gränze, stellte ihm auf Fausts Befehl eine groſse Summe Gelds zu, und überlieſs ihn freudig seinem Geschicke; denn er sah voraus, wozu er dieses und seine Freyheit anwenden würde. Das Volk erhob ein Freudengeschrey bey dem Verschwinden des Doktors, glaubte, Gott selbst beschütze seinen Liebling; Faust schrie mit, und freute sich der schönen That.

3.

Faust und der Teufel ritten nun nach dem Hofe des Fürsten von ***. Nicht aus Furcht verschweige ich die Namen der teutschen Fürsten und Groſsen, die in diesem Werk auftreten *), sondern weil die geheimen Triebfedern ihrer Handlungen zu oft mit ihren lügnerischen, schmeichlerischen und unwissenden Geschichtschreibern im Widerspruche stehen, und die Menschen, die sich so gerne betrügen lassen, an der Ächtheit meiner geheimen Entdeckungen zweifeln möchten.

---

*) Aus dieser Stelle sieht man, daſs der Verfaſser viele Abentheuer in Teutschland unterschlagen hat.

Sie erreichten bald den Hof dieses Fürsten, der als ein Muster eines klugen, tugendhaften, gerechten Regenten, als ein Vater seiner Unterthanen in ganz Teutschland ausgeschrien war. Seine Unterthanen selbst wollten freylich nicht immer in diesen Ton mit einstimmen; aber der Fürst soll noch geboren werden, der es allen recht macht. Ein Gemeinspruch der Politik, der, wie alle Gemeinsprüche, öfter dazu dient, den schlechten Fürsten schlechter zu machen, als dem Guten sein schweres Amt im rechten Gesichtspunkt zu zeigen.

Faust und der Teufel fanden durch ihren Aufwand und ihr Betragen bald Eingang am Hofe. Faust sah den Fürsten mit den Augen eines Mannes an, dessen Herz durch das Vorurtheil schon gestimmt war; dieses Vorurtheil nun bis zur Überzeugung zu treiben, erforderte es vielleicht weniger, als das edle Äuſsere des Fürsten. Er schien, oder war vielmehr gerad und offen; suchte zu gefallen, und die Herzen zu gewinnen, ohne es merklich zu machen; war vertraulich, ohne sich etwas zu vergeben, und besaſs jene kluge Kälte, die Ehrfurcht einflöſst, ohne daſs man sich die Ursache davon deutlich anzugeben weiſs, und ohne daſs man einen starken Trieb fühlt, ihr nachzuspüren. Dieses alles war mit so viel Würde, Feinheit und Anstand umhüllt, daſs es dem geübtesten Auge schwer fiel, das Erlernte, Erkünstelte und Erworbene von dem Natürlichen zu unterscheiden. Faust, der noch wenige Weltleute gesehen hatte, die ihren natürlichen Charakter an der politischen Klugheit abgerieben haben, setzte sich aus obigem ein eignes Ideal zusammen, und nachdem er einige Zeit den Hof besucht, und die Hauptpersonen desselben alle gefaſst zu haben glaubte, so fiel eines Abends zwischen ihm und dem Teufel folgendes Gespräch vor:

Faust. Ich habe dir diese Tage her vorsetzlich nichts von diesem Fürsten sagen wollen; aber nun, da ich mir schmeichle, ihn gefaſst zu haben, wage ich es, mit Zuversicht zu behaupten, daſs das Gerücht kein Lügner ist, und ich hoffe dir das Geständniſs abzuzwingen, er sey was wir suchen.

Teufel. Faust, ich merke schon, wo du hinaus willst, und du giebst dem Teufel eine sonderbare Bestimmung; doch hievon ein andermal. Dein Fürst da ist nun freylich ein ganzer Mann; ich werde dir auch nichts von meinen Bemerkungen über ihn sagen: denn wie ich diesen Abend bey dem Minister ausgespäht habe, so ist etwas auf dem Wege, das dich anschaulich von seinem Werthe überzeugen wird; bis dahin halte das Ideal von ihm warm in deinem Busen, und sage mir, was hältst du von dem Grafen C***, seinem Günstlinge?

Faust. Verwünscht! dieſs ist der einzige Umstand, mit dem ich nicht fertig werden kann. Er ist sein Busenfreund, und doch so glatt wie ein Aal, der dir immer entwischt, und so geschmeidig wie ein Weib gegen ihren Mann, wenn sie auf Ehebruch sinnt. Indessen gehört dieſs vielleicht zu seiner Lage, sein Inneres so zu verdecken und zu übertünchen, daſs keiner von denen, die sich so gern an begünstigte Groſse hängen, an etwas fassen mag.

Teufel. Sein Inneres? Glaubst du, Faust, der Mann, der so mühsam arbeitet, sich zu verbergen, habe ein Inneres, das das Licht verträgt? Traue dem Menschen nicht, in dem Kunst, Verstand und Interesse das Thierische seiner Natur so unterjocht und verdünstet haben, daſs sogar die Zeichen seines Instinkts und seiner Sinnlichkeit verloschen sind. Wenn sich das, was in euch kocht und arbeitet, nicht mehr auf eurer Stirne, in euren Augen und Bewegungen zeigt, so seyd ihr eurer Natur entsprungen, und werdet die gefährlichsten Thiere der Erde; Miſsgeburten, die die überfeine Kultur des Verstandes mit der letzten Aufwallung der Wollust zeugt.

Faust. Wie, so wäre es nicht einmal Verstellung?

Teufel. Da hättest du noch etwas vor dir; denn auch eine Maske hat Bedeutung, und man enträthselt den Vermummten an Gang, Stimme, Athemholen und Gewohnheiten. Nein, Faust, dieser da ist so ganz was er ist.

Faust. Und was ist er denn im Namen der Hölle?

Teufel. Hm, ein Mann, der viel gereist und die Welt gesehen hat. Der an den Höfen Europa's herumgezogen ist, den rohen Menschen abgeglättet, und die Gefühle des Herzens an dem kalten Lichte des Verstandes versengt hat; kurz einer der ausgebildeten Köpfe, die alle Verbindung zwischen Geist und Herz zertrümmern, eurer eingebildeten Tugend lachen, und mit den Menschen umgehen wie der Töpfer, der das Werk seiner Hände zu den Scherben wirſt, wenn es seiner Laune nicht entspricht. Er ist einer von denen, die sich durch ihre Erfahrung berechtigt glauben, die Menschen samt und sonders als ein Pack Raubgesindel zu betrachten, die den auffressen, der ihnen edlen Instinkt zutraut. Nichts freut ihn, als ein fein entworfner, glücklich ausgeführter Hofstreich, und er genieſst eines Mädchens wie einer Rose, die er von dem Stocke abbricht, beriecht, und dann gleichgültig mit Füſsen tritt.

Faust. Hämischer Teufel, und der Mann, den du da mahlst, könnte der Busenfreund des Fürsten von *** seyn?

Teufel. Es wird sich schon zeigen, was er ihm ist, ich sage dir, es ist etwas auf dem Wege. Hast du diesen Abend den Minister bemerkt?

Faust. Er scheint beklommen und düster.

Teufel. Dieſs ist nun einer von den Menschen, die ihr wackre Männer nennt. Groſsmüthig, arbeitsam und gerecht; aber so wie es euch immer geht, ein einziger Gran falschen Zusatzes schnellt schon die Wage hinauf. Dieser ist bey ihm der Sinn der Zärtlichkeit für das andre Geschlecht, und da er aus Grundsätzen die Einsegnung des Priesters zu seinem Vergnügen braucht, so vernarrte er sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin in das Weib, das du gesehen hast. Durch sie gab er seinen erwachsnen Kindern eine Stiefmutter, seinen Sinnen einen kurzen Genuſs, und zertrümmerte das

Gebäude seines Glücks. Sie nutzte seine Verblendung, verpraſste durch Üppigkeit, Putz und Spiel, ihr, sein und seiner Kinder Vermögen, und verwickelte ihn noch obendrein in ungeheure Schulden. Es ist wahr, sie nahm in dem Baron H***, den du gesehen hast, und der eigentlich Herr im Hause ist, einen arbeitsamen Gehülfen dazu. Da man sich nun ganz auf der Neige fühlte, die Phantasie immer mehr wuchs, und neue Bedürfnisse ersann, je schwerer es war die Mittel dazu zu finden, so lieſs sich's endlich die Mutter gefallen, einem Plan beyzutreten, den ihr Buhler entwarf: Die Tugend ihrer Tochter, unter einer zweydeutigen Versicherung auf Vermählung, so theuer an den Günstling zu verkaufen, als er sie kaufen wollte. Von allem diesem merkt der Minister nichts, fühlt nur die Lücke in seinem Vermögen, die Last der Schulden, das volle Maſs seiner Thorheit, und zittert vor der augenblicklichen Ankunft seines Sohns, den die Mutter aus dem Hause trieb, um auch sein Vermögen ungestörter zu verprassen. Indessen hat er sich in dem Türkenkriege einen hölzernen Arm geholt. Auch ist's wohl möglich, daſs der Günstling, da der Minister viel bey dem Fürsten gilt, anfangs ernsthafte Absichten hatte; aber nun hat sich seit einigen Tagen die Scene gänzlich geändert. Der Fürst schlug ihm eine Vermählung mit der reichsten Erbin des Landes vor, und jetzt brütete er darüber, durch einen kühnen und geheimen Schlag den Minister und sein ganzes Haus so zu zerschmettern daſs keiner es wage, um Rache zu schreyen oder ihn nur anzuklagen. Verstummen sollen sie, als seyen sie nie gewesen, und der Minister soll unter seiner Sohle hinsterben, wie der Wurm, dessen Ächzen euer hartes Ohr nicht hört.

Faust. Und diese That sollte der Fürst nicht rächen?

Teufel. Du sollst die Entwicklung mit eignen Augen sehen.

Faust. Ich gebiete dir bey meinem Zorne, hier keinen deiner Streiche zu spielen.

Teufel. Brauchen die des Teufels, die ihn durch ihr Thun beschämen? Faust, wir fangen nur an, die Decke von dem menschlichen Herzen aufzuheben; es ist mir aber doch lieb zu bemerken, daſs auch ihr Teutschen der Ausbildung fähig seyd. Freylich borgt ihr sie von andern Völkern, und verliert dadurch den Ruhm der Eigenheit; aber in der Hölle ist man darüber weg, und hält sich an den guten Willen.

4.

Faust vertrieb sich die Zeit mit den Weibern, verführte die Hoffräulein und Zofen, indessen sich das Drama des Günstlings der Entwicklung näherte. Dieser saſs mit dem Baron H*** zusammen, und theilte ihm den fein gesponnenen Entwurf mit. Er sollte das Werkzeug dazu seyn, und da der Glanz des Goldes den Kitzel der langen Buhlerey mit der Frau des Ministers nicht mehr schärfen konnte, überdem die Thränen der unglücklichen Tochter, der Kummer des

Vaters, die nahe Ankunft des Krüppels von Sohne, seinem zarten Gewissen anfingen beschwerlich zu werden, so war er sehr geneigt, sich dieser Bürde auf eine oder die andre Art zu entledigen. Die Belohnung ging, wie unter Leuten die sich kennen, natürlich voraus, und bestand darin, daſs der Graf über sich nahm, bey dem Fürsten auszuwirken, den Baron in einer wichtigen Angelegenheit an den Kayserlichen Hof zu schicken Dafür verband sich der Baron, die Frau des Ministers durch eine Summe Gelds, die der Graf herschoſs, dahin zu stimmen, ein gewisses Papier, das eins der wichtigsten Dokumente des fürstlichen Hauses enthielt, und dessen man so eben wegen einer Streitigkeit mit einem andern fürstlichen Hause benöthigt war, aus dem Kabinet des Ministers, dem es übergeben war, darüber zu arbeiten, auf eine unmerkliche Art zu entwenden. Der Graf hoffte dann die Sache so zu drehen, daſs aller Schein gegen den Minister sey, als habe er dieses Dokument aus Noth der Gegenpartey ausliefern wollen, und daſs nur seine eigne Wachsamkeit das fürstliche Haus aus dieser Gefahr gerettet hätte. Die Gemahlin des Ministers glaubte, daſs ein Mann, der zu ihren Thorheiten kein Gold mehr auftreiben könnte, keine Schonung verdiente, und da sie sich immer schmeichelte, den Günstling mehr zu gewinnen, je gefälliger sie sich ihm erzeigte, so überlieferte sie ohne Bedenken das Papier.

5.

Der Minister ging seufzend und einsam in seinem Zimmer auf und ab. Das Gefühl der bevorstehenden Schande, der Druck peinlichen Kummers, die Gewiſsheit betrogner Liebe, hatte auch seine Tochter, einst sein einziger Trost, von ihm entfernt. Sie weinte verschlossen, und zehrte an einem Herzen, das eines bessern Schicksals würdig war; so dorrt die Lilie im einsamen Thale hin, die eine muthwillige Hand am zarten Stengel gedrückt hat. Seine Gemahlin unterbrach seine düstre Einsamkeit, um ihm sein Elend noch fühlbarer zu machen. Bald darauf trat der Baron herein, und forderte kalt die Instruktion an den Kayserlichen Hof. Da der Fürst Befehl dazu ertheilt hatte, so ging der Minister in sein Kabinet, um sie zu holen. Indessen hatte seine Gemahlin Zeit, eine Scene der Verzweiflung mit ihrem Buhlen zu rasen. In dem Augenblick da der Minister dem Baron die Instruktion übergab, kam ein Bote des Fürsten mit einem Handschreiben, worin er ihm bedeutete, das Dokument und seine Ausarbeitung an den Hof zu bringen, weil man beydes dem Abgesandten der Gegenparthey vorlegen wollte. Der Minister suchte in seinem Kabinette, leerte alle Schränke aus, kalter Todesschweiſs rann über sein Gesicht; er forschte alle Sekretairs und Schreiber aus, sein Weib, seine Tochter; umsonst, er muſste den Entschluſs fassen, sich dem fürchterlichen Sturm' in der Unschuld seines Herzens auszusetzen. Er trat vor den Fürsten, der mit dem Grafen allein war, und kündigte ihm sein Unglück an, betheuerte seine Unschuld, und unterwarf sich seinem Schicksal. Der Graf lieſs die erste Empfindung bey dem Fürsten wirken, trat dann kalt näher, zog das Dokument aus der Tasche, übergab es dem Fürsten mit einer tiefen Verbeugung, lieſs darauf hart in sich dringen, wie er dazu gekommen, lieſs sich sogar mit Ungnade bedrohen, und gestand endlich mit dem äuſsersten Widerwillen den Vorgang der Sache nach seinem entworfnen Plane. Der Minister verstummte, der sprechende Beweis von Schuld verwirrte ihn so, daſs selbst das Gefühl seiner Unschuld nicht durch die Finsterniſs dringen konnte, die diese unerwartete Wendung vor seine Sinne zog. Der Fürst sah ihn wüthend an, und sagte: „Lange konnt' ich von Euch erwarten, daſs Ihr endlich die Thorheit Eurer Aufführung durch Verrätherey an mir zu heilen suchen würdet." Dieser Vorwurf zog die Decke von den Augen des Verstummten weg; das Gefühl seiner Redlichkeit wollte seine starre Zunge beleben, der Fürst befahl ihm zu schweigen, seine Stelle nieder zu legen, nach Hause zu gehen, und sich nicht zu entfernen, bis ein Gericht über ihn gesprochen.

Der Unglückliche ging, dicke Thränen rollten in seinen Bart. Die Verzweiflung entriſs seiner Tochter das Geheimniſs ihrer Schande, und der Mutter das Geständniſs ihres Verbrechens. Die Kraft seines Geistes zersprang, seine Sinne verwirrten sich, und nur das schrecklichste Schicksal, das den Menschen treffen kann — Stumpfheit und Wahnsinn zogen einen düstern

Schleyer vor das Erinnern des Vergangnen, und heilten durch eine gänzliche Zerstörung sein Herz von den grausamen Wunden, die ihm seine Nächsten geschlagen.

In diesem Augenblicke führte der Teufel Fausten in das Zimmer des Ministers, nachdem er ihn vorher von der ganzen Geschichte unterrichtet hatte. Noch hatte die Zerstörung nicht alle Vorstellungskraft verdunkelt, alle Fibern des Gefühls gelöst, noch stammelte die Zunge die letzten Empfindungen über das erlittene Weh, noch träufelte der letzte Thau aus den Augen des Unglücklichen auf die elende Tochter, die seine Knie umfaſste, und deren Gesicht die starre Verzweiflung, der peinlichste Schmerz entstellten. Er lächelte noch einmal — spielte mit ihren heruntergefallnen Haaren, lächelte noch einmal — sein Sohn trat herein, und wollte freudig auf ihn zustürzen. Er sah ihn starr an, ein wilder Ton der Raserey, der die Nerven durchbebt, das Herz durchschaudert, drängte sich aus seiner Brust hervor, und der sanfte Dulder ward für immer ein Gegenstand des Schreckens und des peinvollsten Mitleids.

6.

Faust wüthete und stieſs fürchterliche Flüche aus. Er entschloſs sich, dem Fürsten den ganzen Vorgang zu entdecken, und den Betrüger zu entlarven. Der Teufel lächelte, und rieth ihm leise zu Werke zu gehen, wenn es ihm darum zu thun wäre, diesen

Fürsten, den er ihm als ein Muster menschlicher Tugend angepriesen hätte, genau kennen zu lernen. Faust eilte so gestimmt nach Hofe, und sicher, durch diese Entdeckung den Fall des Günstlings zu bewirken, enthüllte er dem Fürsten alles, in einem kalten, gesetzten Tone. Als er auf die Ursache kam, die den Grafen zu dieser scheuſslichen That verleitet hätte: nehmlich sich von der Verbindung mit der Tochter des Ministers zu befreyen, heiterte sich das Gesicht des Fürsten auf, er lieſs den Grafen rufen, umarmte ihn bey dem Eintritt, und sagte:

„Glücklich ist der Fürst, der einen Freund findet, der aus Gehorsam, aus Furcht ihm zu miſsfallen, auch wohl einen Streich wagt, der die gewöhnlichen Regeln der Moral verletzt. Der Minister hat immer als ein Thor gehandelt, es ist mir lieb, daſs ich seiner los bin, und du wirst seine Stelle klüger versehen.“

Faust stand einen Augenblick wie versteinert; endlich durchglühte edle Wärme sein Herz. Er mahlte mit schrecklichen Farben die Lage des Ministers, brach dann in Wuth und Vorwürfe aus, vergaſs selbst der fürchterlichen Macht, der er gebot, entbrannte ganz im Gefühl' eines Rächers der unterdrückten Menschheit, der einem kalten Tyrannen die Larve abreiſst, seines Schicksals unbekümmert. Man entlieſs ihn als einen Wahsinnigen. Der Teufel empfing ihn frohlockend, er blieb stumm, knirschte in seinem Innersten, und freute sich im giftigen Miſsmuthe von den Menschen sich gerissen zu haben.

7.

Um Mitternacht lieſs der Graf den Teufel und Fausten aufheben, und sie in ein enges, schreckliches Gefängniſs werfen. Faust befahl dem Teufel der Gewalt nachzugeben, weil er nun erfahren wollte, wie weit diese Heuchler ihre Bosheit treiben würden. Er nagte an den peinvollen Zweifeln seiner Seele in dem dunkeln Kerker. Die schreckliche Scene des Tags mahlte sich immer düstrer vor seinen Augen, und es entsprangen gräſsliche Gedanken gegen den, der das Schicksal der Menschen leitet, aus diesen schwarzen Betrachtungen. Sein Inneres war in Aufruhr, endlich rief er hohnlachend aus: „Wo ist hier der Finger der Gottheit? Wo das Aug' der Vorsehung, das über die Wege des Gerechten waltet? Wahnsinnig seh' ich den Redlichen, den belohnt, der ihn erschlagen! Dem Tyrannen, der die Tugend heuchelt, entdeckt' ich die Bosheit seines Günstlings, und er findet ihn seiner Freundschaft, der Belohnung nur würdiger! Und es wäre Zweck, Ordnung und Zusammenhang in der moralischen Welt? Nun so sind sie auch in dem Gehirne dieses armen Zerrütteten, den sein Schöpfer ohne Schutz und Rache fallen lieſs!“ — Er fuhr fort, und der Teufel horchte lächelnd. „Ist der Mensch durch die Kette der Nothwendigkeit gezwungen zu handeln, so muſs man seine Handlungen und Thaten dem höchsten Wesen selbst zuschreiben, und sie hören dadurch auf, strafbar zu seyn. Kann von einem vollkommnen Wesen etwas anders als Gutes und Vollkommnes flieſsen? Nun so sind es unsre Handlungen auch, so scheuſslich sie uns vorkommen mögen, und wir sind ihr Opfer, ohne abzusehen warum. Sind sie dennoch sträflich, und scheuſslich, wie sie uns scheinen, so ist dieses Wesen ungerecht gegen uns, denn es straft Gräuel an uns, deren Quelle es selbst ist. Teufel, löse mir diese Räthsel auf, ich will wissen, warum der Gerechte leidet, und der Ruchlose belohnt wird?“

Teufel. Faust, du hast zwey Fälle gesetzt, wie, wenn es noch einen dritten gäbe? Nehmlich: daſs ihr auf die Erde geworfen wärt, wie der Staub und das Gewürme, ohne Vorsicht und Unterschied; einem dunkeln Wirrwar überlassen, den man euch, wie einen verworrnen Knäul hingeworfen hätte, ihn auseinander zu zerren, und wenn euch das unmögliche Werk nicht gelänge, euch euer strenger Herr und Richter doch zur Rechenschaft dafür aufforderte? Wenn er nun, gleich einem Despoten, eurem Herzen darum solche zweydeutige Gesetze und widersprechende Neigungen eingedrückt hätte, um sich die Erklärung des dunkeln Sinns derselben vorzubehalten, und nach Gefallen zu strafen und zu belohnen?

Faust. Bey welchem Philosophen bist du in die Schule gegangen, daſs du mir ein *Wenn* nach dem andern auftischest? Ha, ich fühle es, der Mensch soll und muſs in der Finsterniſs tappen, sein Herz durch die täglichen Erscheinungen zerreiſsen lassen, und wenn er's auch mit dem Teufel versucht, Licht und Klarheit zu erringen. Wenn Laster und Thorheit den Gang der Welt befördern, so ist die Tugend Unsinn, da sie den nicht schützen kann, der ihr sein Leben weiht. So haben wir dieses Gefühl erkünstelt, und unsre thierische Natur, die uns durch die Sinne zum Genusse des Augenblicks treibt, weiſs nichts davon. In thörichter Hoffnung, in stolzem Wahnsinn, blicken wir zu dem Himmel auf, und erwarten in der fernen, ungewissen Zukunft den Lohn unsrer Unterwerfung, während der Triumph und Spott des Lasters um uns her erschallt. Hier schwebe ich zwischen meinem zerrissenen Herzen und meinem empörten Verstand, wie der verzweifelnde Schiffer auf dem brausenden Meere, dessen Fahrzeug der Blitz entzündet hat. Vernichtung droht ihm die Gluth; Vernichtung die tobenden Wellen. Was soll mir dieses Mitleiden, das mein Herz, bey dem Leiden des Menschengeschlechts, auflöſst? Es werde zu Stein, wie die Herzen der Groſsen und Mächtigen, die die Menschen bloſs zu Mitteln ihrer Zwecke nutzen! Ihnen muſs ich nun gleich werden, und Hohn der Menschheit sprechen. Daſs der Keim meines Daseyns in dem Schooſse meiner Mutter vertrocknet wäre! Daſs nie meine Nerven diese Reitzbarkeit erhalten hätten, nie das Gefühl von Recht und Unrecht in meiner Brust erwacht wäre! Muſste ich dieſs an dem Menschen erfahren, um in Gegenwart des Teufels seine Natur zu lästern! Noch einmal, listiger Sophist, löse mir diese Räthsel auf; enthülle mir dieses Geheimniſs, und wenn auch Gespenster aus dem Dunkel hervorsprängen, die mich durch ihren Anblick tödteten.

Teufel. Beruhige dich und schüttele diesen Zweifel ab; keinem in Fleisch gehüllt ist es gegeben, diesen Knoten zu lösen, und tausende werden sich daran erwürgen. Vergiſs den Zweck nicht, den wir uns bey unsrer erstern Zusammenkunft vorgesetzt haben. Ich versprach dir, den Menschen nackend zu zeigen, um dich von den Vorurtheilen deiner Jugend und deiner Bücher zu heilen, damit sie dich in dem Genusse des Lebens nicht stören möchten; und wenn du wirst eingesehen haben, daſs die sogenannte Leitung des Ewigen, dem du um meinetwillen entsagt hast, und vor dessen Angesicht ihr ungehindert die scheuſslichsten Gräuel begeht, nur Wahn eures Stolzes ist, und dir dann noch Kraft im Herzen übrig bleibt, so will ich dir die schaudervollen Geheimnisse eröffnen, die dich nun umhüllen.

Faust mit bittrem Gelächter. Nun bey dem Dunkel der Hölle, das uns bey unsrer Geburt und bis zum Grabe umdampft, so wär' ich noch der Gescheiteste von allen, daſs ich dem Wirrwarr entgangen bin, und dadurch, daſs ich mich dir ergab, mein Schicksal willkührlich bestimmte, es entschied, wie es einem freyen Wesen zusteht! In sich mit verbiſsner Wuth. Einem freyen Wesen! ha! ha! ha! Ja frey, wie der Jagdhund, den ich am Seile leite, und den der Instinkt fortreiſst, wenn er das Wild wittert.

Teufel. Glaube mir, Spötter, besäſsen die Menschen die Zauberkraft, die du dem Dunkel entrissen hast, sie würden bald die Hölle entvölkern, und du würdest mehr Teufel auf der Erde herumfahren sehen, als Schutzheilige im Kalender stehen, oder als eure Tyrannen Soldaten im Solde halten, um euch zu unterjochen. Hey ho! welch ein trauriges Loos für einen Teufel, die tollen Begierden eines guten Kopfs auszuführen; was würde dann aus uns werden, wenn es jedem Schuft gelänge, uns aus der Hölle zu rufen?

Diese Bemerkung des Teufels wollte so eben der Laune Fausts eine andre Richtung geben, als auf einmal eine neue Erscheinung ihrer Unterredung ein Ende machte. Es traten sechs Bewaffnete mit einer Blendlaterne herein, denen zwey Henker mit groſsen leeren Säcken folgten. Faust fragte, was sie wollten, und der Anführer antwortete: „sie möchten sich bequemen in diese Säcke zu kriechen, denn sie hätten den Auftrag, die gnädigen Herren hineinzustecken, die Säcke zuzubinden, und in den nahen Fluſs zu tragen.“ Der Teufel erhob ein lautes Gelächter, und sagte: „Sieh doch Faust, der Fürst von *** will dich von dem Enthusiasmus der Tugend abkühlen, den du ihm heute so warm gezeigt hast.“ Faust sah ihn ergrimmt an, gab ihm einen Wink; ein höllisches Gesause erfüllte den gewölbten Kerker, die Schergen stürzten zitternd zu Boden, und die Gefangnen fuhren hinaus.

Nun erst erwachte das Gefühl der Rache in dem Herzen Fausts, und kleidete sich in den Schmuck eines groſsen edlen Berufs. Der Gedanke fuhr durch seine Seele: die Menschheit an ihren Unterdrükkern zu rächen. Ein stolzes Gefühl durchglühte seinen Busen, die Macht des Teufels, dem er sich auf Gefahr seines Selbsts ergeben, zu nutzen, um Gerechtigkeit an den Heuchlern und Bösewichtern auszuüben. Er rief dem Teufel zu:

„Fahre in den Pallast, und erwürge mir den, der mit der Tugend ein Spiel treibt! Vernichte den, der Verräther belohnt, und den Gerechten wissend zertritt! Räche in meinem Namen die Menschheit an ihm.“

Teufel. Faust, du greifst der Rache des Rächers vor!

Faust. Seine Rache schläft, und der Gerechte leidet; ich will den vertilgt sehen, der die Maske der Tugend trägt.

Teufel. So gebiete mir die Pest über die Erde zu hauchen, daſs das ganze Menschengeschlecht hinsterbe. Was soll aus ihnen werden, wenn dein Wahnsinn dauert? Du wirst nur die Hölle bevölkern, und alles wird seinen Gang gehen wie vor.

Faust. Hämischer Teufel, du möchtest ihn retten, daſs er der Greuel noch mehr begehen kann; freylich, Fürsten seines Gleichen verdienen den Schutz der Hölle, denn sie machen auf Erden die Tugend verdächtig, da sie das Laster belohnen. Er soll sterben; beladen mit seiner letzten That, soll er bebend zur Verdammniſs fahren.

Teufel. Thor, der Teufel freut sich des Mords des Sünders; was ich sage, geschieht bloſs darum, mich gegen deine Vorwürfe in Zukunft zu sichern, damit dir keine Entschuldigung übrig bleibe. Die Folgen der That sind dein.

Faust. Sie seyen mein, ich lege sie gegen meine Sünden in die Wage. Eile und morde. Sey der Pfeil meiner Rache! Fasse den Günstling, und schleudere ihn in den glühenden unfruchtbaren Sand des heiſsen Lybiens, daſs er da langsam hinschmachte!

Teufel. Faust, ich gehorche; doch bedenke, Kühner, daſs dir das Richteramt nicht gegeben ist.

Faust. Ich bin der Elendeste der Erde; aber nicht in diesem Augenblicke.

Teufel. Es ist Selbstrache, Verdruſs, dich in ihm betrogen zu haben, die dich treiben.

Faust. Geschwätziger Teufel, es ist der Rest des Unsinns meiner Jugend, der mich bey schlechten Thaten oft zu Mordgedanken reitzte. Hätte ich das Unrecht der Menschen sehen und dulden können, würde ich dich aus der Hölle gerufen haben? Eile und vollziehe!

Leviathan erschien in seiner Teufelsgestalt vor dem Bette des schlummernden Fürsten, brüllte ihn mit der Stimme der Hölle aus dem Schlaf, und der Schrecken zermalmte den Erwachten. Dann faſste er den bebenden Günstling, schleuderte ihn in den glühenden Sand Lybiens, und fuhr zu Faust zurück: Die That ist vollbracht! Sie setzten sich beyde auf den schnellen Wind, und segelten zum Lande hinaus.

8.

Faust saſs düster auf seinem Pferde; (denn da sie über die Gränzen waren, hatten sie durch des Teufels

Vermittlung das Fuhrwerk verändert.) Die letzte Geschichte nagte noch immer an seinem Herzen; es verdroſs ihn, dem Teufel in Ansehung der Menschen gewisse Dinge zugestehen zu müssen, und seine Laune ward um so bittrer, da er selbst anfing sie in einem andern Lichte zu betrachten. Doch tröstete ihn der Gedanke in seinem Miſsmuth, den unglücklichen Minister an den Heuchlern gerächt zu haben. Der Stolz schwellte nach und nach sein Herz so auf, daſs er beynahe anfing, seine Verbindung mit dem Teufel als das Wagstück eines Mannes anzusehen, der seine Seele für das Beste der Menschen opfert, und dadurch alle Helden des Alterthums, die nur ihr zeitliches Daseyn dransetzten, übertrifft. Noch mehr, da diese um des Ruhms willen sich opferten, und also aus Eigennutz handelten, auf den er, vermöge seiner Verbindung, keinen Anspruch machen konnte, so fiel vor seinen verblendeten Augen alle Vergleichung zwischen ihnen und ihm weg. Setze den Menschen in welche Lage du willst, sey unbesorgt, und laſs nur seine Eigenliebe wirken; du siehst, sie weiſs Fausten selbst die Aussicht in die Hölle zu vergolden. Er vergaſs in diesem stolzen Gefühle die Beweggründe seiner Verbindung mit dem Teufel, seinen Hang zur Wollust und Genuſs, und schwärmte sich auf seinem Rosse in gespannter Phantasie zum Ritter der Tugend, zum Rächer der Unschuld. Ja, dieser Selbstbetrug ward sogar ein Balsam für seinen gekränkten Geist, und er sah gleichgültiger auf den peinlichen Gedanken, das nicht durch den Teufel entdeckt zu haben, was er so sehnlich zu wissen gewünscht hatte. Sein Herz schlief hiebey so ruhig an dem Abgrunde der Hölle ein, als der Fromme in die Arme des Todes sinkt, der ihn in die seeligen Gefilde hinüberträgt. Der Teufel ritt neben ihm her und lieſs ihn ruhig seine Glossen machen. Er nur sah in jedem dieser vermeynten edlen Gefühle einen neuen Stoff zur künftigen Marter und Verzweiflung, und sein Haſs nahm in dem Maaſse gegen Fausten zu, als sich dessen Aussicht aufheiterte und erweiterte. Er genoſs der Stunde voraus, worin alle diese glänzenden Lufterscheinungen zusammenstürzen, alle diese bunten Bilder der Phantasie sich in die Farbe der Hölle hüllen, und des Kühnen Herz so zerreiſsen würden, wie nie eines Sterblichen Herz zerrissen ward. Nach langem Schweigen erhob endlich Faust die Stimme:

„Sage mir, wie steht es nun mit dem falschen Günstlinge?“

Teufel. Er schmachtet auf dem glühenden Sande, streckt seine verdorrte Zunge aus dem brennenden Rachen, daſs die Luft und der Thau sie erfrischen und befeuchten mögen; aber dort weht kein kühlender Wind, und in Jahrtausenden fällt kein erfrischender Tropfen vom Himmel. Sein Blut kocht wie glühendes Metall in den Adern, die Strahlen der Sonne fallen senkrecht auf sein nacktes Haupt. Schon rollt der Fluch gegen den Ewigen in seinem entflammten Gehirne, seine dürre Zunge vermag nicht ihn auszusprechen, er arbeitet in dem heiſsen Sande wie ein

Maulwurf, um die feuchte Erde zu lecken, und öffnet sich nur ein Grab. Ist deine Rache befriedigt?

Faust. Rache? Warum nennst du Ausübung der Gerechtigkeit Rache? Sieh, kalter Schauder überlief meine Haut bey deinen Worten; aber ich sah ihn kalt lächeln, da ich ihm die Marter des Edlen und der Verführten schilderte.

Teufel. Die Zeit, die nur langsam den Schleyer hebt, mag es entwickeln. Der Bauer, Faust, säet den Hanf, arbeitet ihn zum Stricke, ohne zu ahnden, daſs sein strenger Herr ihn einst damit wird geiſseln lassen, wenn er die Gebühren und Frohndienste nicht abträgt. Was wird aus dir werden, wenn du den Menschen in gröſserm Wirkungskreise sehen wirst? Wir haben dem Ungeheuer nur die erste Haut abgezogen, was wird es dann seyn, wenn wir ihm die Brust aufreissen? Schnell würde der, welcher die Rache sich vorbehalten hat, das Zeughaus des Donners ausleeren, wenn er alle die vernichten wollte, die nach deiner Meynung nicht zu leben verdienen. Aber er will, daſs sie leben, leiden, sündigen und der Strafe reifen. Gleichwohl wäre das Ding von Mensch noch immer gut genug, wenn es nur dem Trieb, alles zu verzerren und zu miſsbrauchen durch seine stolze Vernunft, etwas mehr widerstehen könnte oder wollte. Faust, woher mag dieſs Unvermögen wohl kommen? Wenn du eine Maschine verfertigest, wirst du sie nicht so zurichten, daſs sie deinem Zweck entspricht; wenn du nun fändest, daſs du dich in deinem Machwerk geirrt hättest, und es eher deinen Zweck hinderte als beförderte, würdest du sie nicht verbessern oder vernichten?

Faust wollte eben antworten, als sie in der Ferne ein Dorf in hellen Flammen sahen. Da ihn nun alles scharf reitzte, spornte er sein Pferd, und der Teufel zog hinter ihm drein. Es begegnete ihnen bald ein Haufe fliehender Ritter und Knechte, die eben ein andrer Haufe geschlagen hatte. Als sie dem Dorfe näher kamen, fanden sie das Feld mit Leichen der Reisigen und Pferde bedeckt. Sie sahen unter den Todten einen Knappen, der mit beyden Händen arbeitete, seine herausgestürzten Eingeweide in den Bauch zurück zu drücken; er heulte und fluchte fürchterlich unter dem schmerzlichen Werke. Faust fragte ihn höflich um die Ursache des Zwists, der Knappe schrie: „schert euch zu allen Teufeln, Herr Naseweiſs! wenn ihr eure Kaldaunen in frischer Luft sähet, wie ich, die Neugierde würde euch vergehen. Weiſs ich, warum sie mir den Bauch aufgerissen haben? Fragt dort den gnädigen Herrn, meinen Junker, den sie auch verstümmelt haben, und dem ich dieſs Frühstück zu verdanken habe.“

Sie nahten einem Ritter, der eine Wunde an dem Schenkel hatte, und Faust that dieselbe Frage an ihn. Der Ritter antwortete: „Ein Bauer aus dem brennenden Dorfe hat vor einiger Zeit dem mächtigen Rauhgrafen einen Hirsch erlegt. Darauf hat der Rauhgraf den Thäter von meinem Herrn gefordert, um ihn nach teutschem Herkommen auf einen Hirsch zu schmieden, und todt rennen zu lassen. Mein Herr wollte den Bauer nicht herausgeben, und erklärte die Pfändung an Hab und Gut zu seinem eignen Besten, für hinreichende Strafe. Der Rauhgraf schickte hierauf dem Edelmann im Namen Gottes und unter dem Schutze des Kaysers einen Fehdebrief zu. Die Fehde ist unglücklich für uns ausgefallen, der Rauhgraf hat nun das Dorf angezündet, es mit seinen Reisigen umgeben, daſs keiner der Bauern heraus kann, und will jetzt dem Eide Gnüge thun, den er bey dem heiligen Sakrament geschworen, alle die Bauern wie Martinsgänse für seine Hunde und wilden Schweine zu braten.“

Faust ergrimmt. Wo liegt sein Schloſs?

Ritter. Auf jener Höhe, es ist das festeste und prächtigste im Lande.

Faust ritt auf eine Anhöhe, und sah in dem Thale das brennende Dorf vor sich liegen. Die Mütter mit ihren Kindern, Männer und Greise, Jünglinge und Jungfrauen stürzten heraus, warfen sich den Reisigen zu Füſsen, flehten verzweifelnd um Rettung. Der Rauhgraf schrie, daſs es im Thal erschallte: „Treibt die Hunde zurück! In den Flammen sollen sie alle sterben!“ Die Bauern schrien, daſs es den Himmel und die Felsen zersprengen müſste: „Wir sind unschuldig; der euch beleidigt hat, ist entflohen! Was haben wir und unsre Kinder verbrochen? Ach rettet nur sie!“ Die Reisigen peitschten sie von der Erde auf, trieben sie nach den Flammen. die Mütter warfen die Kinder nieder, in der Hoffnung, sie würden sich ihrer erbarmen, der Huf der Rosse zerschmetterte sie —

Faust rief wahnsinnig: Teufel, fliege und kehre nicht zurück, bis du des Wüthrichs Schloſs, mit allem was es in sich faſst, aufgebrannt hast. Er kehre heim und finde Wiedervergeltung!

Der Teufel lächelte, schüttelte den Kopf, und flog davon. Faust warf sich unter einen Baum und blickte ungeduldig nach dem Schlosse. Als er es in Flammen sah, wähnte der Verwegne, die Ordnung der Dinge hergestellt zu haben, und empfing den zurückkehrenden Teufel mit Zufriedenheit. Dieser fuhr siegend einher, verkündigte ihm den Jammer den er angerichtet, und mit welcher Eile der Rauhgraf mit seinen Reisigen nach dem Schlosse zujage. Aber, Faust, setzte er hinzu, der Dampf des höllischen Pfuhls wird ihm einst nicht so entgegenstinken, als diese deine That. Sein junges, vielgeliebtes Weib ist vor einigen Tagen mit dem Erstgebornen niedergekommen“ —

Faust. Rette sie und den Neugebornen.

Teufel. Es ist zu spät; die schwache Mutter drückte ihn in ihre Arme, und er brannte auf ihrem Herzen zu Asche.

Diese Post durchschauderte die Seele Fausts, er sagte grimmig: „Ha, wie schnell der Teufel im Zerstören ist!“

Teufel. Faust, nicht so schnell, als der verwegne Mensch im Urtheil und Richten. Hättet ihr unsre Macht, längst würdet ihr die Welt zertrümmert und zum Chaos gemacht haben. Beweisest du es nicht, da du deine Herrschaft über mich so unsinnig miſsbrauchest? Fahre nur zu! der Mensch der sich den Zügel läſst, gleicht dem Rade, das vom Berge rollt, wer kann es aufhalten? es springt von Klippe zu Klippe, bis es zerschmettert. Faust, gerne hätte ich den Unmündigen der Sünde reifen lassen, nun ist er der Hölle entgangen sammt der Mutter; er brannte auf ihrem Herzen zu Asche, und sie wehrte der ihn aufzehrenden Flamme noch mit den Knochen, von denen schon das Feuer das Fleisch abgefressen hatte.

Faust. Du legst es an mein Herz.

Er hüllte sein Gesicht in seinen Mantel, und netzte ihn mit seinen Thränen.

7.

Das Gefühl, die Tugend an den Lasterhaften rächen zu wollen, kühlte sich in Fausten etwas ab; endlich labte er seinen, durch die letzte Geschichte gepeinigten Geist, mit dem Gedanken, den ihm der Teufel vorsetzlich hinwarf, der Säugling und die Mutter seyen der Hölle entgangen. Auch erlaubten die Sinnlichkeit, das leichte Blut, das Streben nach Genuſs, der Zug nach Veränderung, die Zweifel keiner Empfindung einen dauernden Eindruck in seinem Herzen. Da er alles mit lebhaftem Gefühl' umfaſste, so brannten seine Empfindungen wie Lichtkugeln auf, die einen Augenblick die Finsterniſs erleuchten, und dann zerplatzen.

Er blickte endlich wieder unter seinem Mantel hervor, sah Leviathan auf etwas hören und lächeln.

Er fragte ihn: Worüber lächelst du Würger? mich deucht du horchst einem Redenden zu, und gleichwohl seh' ich keinen.

Teufel. Du irrst dich nicht. So eben schwebte ein Geist einher, der sich mit ehebrecherischen Händeln abgiebt, und erzählt mir einen Schwank, über den ich lachen muſs, so ernsthaft ich auch in deiner lästigen Gesellschaft geworden bin.

Faust. Erzähle! ich bedarf des Lustigen.

Teufel. Soll er, oder ich?

Faust. Wer er? Ich seh' ihn nicht.

Teufel. Gleichwohl ist er nahe bey dir. Soll er dir erscheinen; oder willst du bloſs seine Stimme hören? Sie ist so sanft, wie die Stimme des Ehebrechers, der zum ersten Falle lockt.

Faust. So sey's die Stimme; ein Schwank aus der Luft erzählt, ist etwas neues, und ich bedarf des Neuen; aber lustig muſs der Schwank seyn.

„Lustig und tragisch, Faust, wie's bey euch immer einander auf dem Fuſse folgt;“ sagte eine feine, hellklingende Stimme, die gleich einer Lockpfeife alle Töne nachahmte.

Die Stimme fuhr fort: „Ich komme so eben von Köln, das, wie Ihr wiſst, mehr durch Kirchen und Reliquien berühmt ist, als durch Genies. Doch Hahnreye giebts dort mehr, als Kirchen.“

Faust. Ein sehr moralischer Teufel! und die Stimme hat viel gereist, denn sie fangt gleich mit Bemerkungen an. Narr von Geiste, von welchem Orte kann man dieſs nicht sagen?

Stimme. Faust, die Wahrheit steht überall an ihrem rechten Platze. — Ich hatte mich dort in die Rosenknospen der weiſsen runden Brust einer Betschwester einquartirt; ihr Mann war nach Holland gereist. Sie fühlte den schäkernden unruhigen Gast durch alle mit meinem lüsternen Sitze verbundne Nerven, klagte über den besondern Umstand bey ihrem Beichtvater; es kam zu Erklärungen, und die Folge der Erklärungen war, daſs er mich zufällig mit seinem Skapulier berührte. Mein Spuck war reif, und ich flog davon. Wie ich durch die Straſsen dahin fuhr, sah ich einen Schlingel ganz in dem scheuſslichen Kostume ausstafirt, womit uns eure Mönche beehren. Rothen Mantel, scheuſsliche Larve, ungeheure Hörner, einen Bocksfuſs und langen Schwanz. Ich setzte mich zwischen die Hörner des Verwegenen, und trabte mit ihm fort. Er schlich in das Haus des Junkers von Troſsel. Der Kerl war mir von seinem ersten Weibe her bekannt, und verdient, es euch zu werden. Stellt euch einen westphälischen Flegel von Junker sechs Fuſs hoch vor; zwischen seinen breiten Schultern einen runden, feisten Kalbskopf, auf dessen Angesicht die Natur mit grober Schrift den eigensinnigen Dummkopf, den Pfaffensklaven, den hartherzigen, rauhen, prahlenden Barbaren, den Bürger- und Bauernschinder, und den Hahnrey gezeichnet hat. Seine Erziehung gaben ihm die Buben, Knechte und Knappen des hochgebornen Vaters, in deren Schule er auch ein so fertiger und origineller Flucher ward, daſs es kein Fuhrmann seines Vaterlands mit ihm aufzunehmen wagte. Der Kapellan lehrte ihn ein wenig lesen, stopfte ihm das Gehirn voll Legenden und Zaubergeschichten, und da er so zum Junker qualifizirt war, gab man ihm ein Fähnlein Volks, und schickte ihn dem Kayser gegen die Türken zu Hülfe. Wacker hieb er in den Feind, doch führte er lieber mit dem Freunde Krieg, raubte, erpreſste, und handelte wie ein Kerl handelt, der kein ander Recht kennt, als das Recht seiner Faust und seines Adels. Eine übermäſsige Ladung ungarischen Weins machte seinem Unwesen ein Ende und stürzte ihn vom Pferde; er verrenkte sich die Hüfte, ward in der Kur verpfuscht, und setzte sich in Köln zur Ruhe. Hier legte er sich aus Miſsmuth und Langweile aufs Studiren, verschlang alle Legenden, alle Zauber- und Hexengeschichten, erhitzte, verwilderte seine leere Einbildungskraft, und faſste aus Patriotismus (worin ihr Teutschen alle Völker der Erde übertrefft) ganz natürlich eine besondre Vorliebe für die Reliquien und Legenden des Orts seines Aufenthalts. Nichts übertraf nach seinem Sinne das Wunder der elftausend Jungfrauen, (und darin hatte er nicht Unrecht). Die Legende der heiligen drey Könige aus Morgenland wurde sein Labsal, und schon vor seiner ersten Ehe unternahm er, ihre Geschichte zu schreiben, bisher ist er aber noch nicht mit ihnen nach Bethlehem gekommen. Er schreibt, wie du siehst, nach teutscher Art und Kunst. Doch alle diese frommen Beschäftigungen bekehrten den Flucher nicht. Pfaff und Laie machten ihm Vorstellungen darüber; unter neuen, schrecklichern Flüchen versicherte er, er wolle sich das Fluchen abgewöhnen. Nehmt noch hinzu, daſs dieses Thier vom vielen Sitzen hypochondrisch geworden ist, daſs er sich erschrecklich vor dem Tode, und noch mehr vor unsrer Brüderschaft fürchtet, die er gleichwohl ohne Unterlaſs citirt, und um den Kerl mit dem letzten Zug zu mahlen, daſs er eifersüchtig wie ein Tiger ist, daſs er sein Weib nicht aus den Augen läſst, daſs sie neben seinem gepolsterten Sessel hucken und ihm zuhören muſs, wenn er die Legende commentirt, oder von seinen Feldzügen lügt. Vor kurzem verheyrathete er sich mit einer derben, fleischigten Brünette — ein lüsterner Schalk, ganz auf dem schwankenden Stengel der Unschuld gewachsen, und nur vom weiblichen Sinne gepflegt. Ich hatte schon ein Netz für sie gewirkt; aber der Schalk kam mir, wie ihr sehen werdet, zuvor. Der Mönchsteufel polterte die Treppe hinauf — Ich, der ihm ablauerte, worauf es angesehen war, umzog schnell seine Hörner mit loderndem, knitterndem Feuer, und setzte mich in Gestalt einer ungeheuern Fledermaus mit glühenden Augen dazwischen — Der Mönchsteufel trat vor das Bett und schrie:

Troſsel! Troſsel! Herr von Troſsel! Mich sendet Satan, mein Herr. Mit freundlichem Gruſse läſst er dir sagen, daſs, wenn du dein schreckliches Fluchen nicht lässest, womit du ihn jeden Augenblick zu Hülfe rufest, er bald genöthigt seyn wird, dir in hoher Person den Hals zu brechen. Schon lange hätte er's gern gethan; aber du stehest unter dem Schutze der elftausend Jungfrauen, der drey Mohrenkönige, und diese vertheidigen dich gegen ihn. Doch sollen sie ihn nicht hindern, dir für jeden Fluch, den du in Zukunft herausdonnern wirst, einen Liebhaber zu deinem jungen Weibe Lene zu legen. Weh dir, wenn du alsdann dein unschuldiges Weib und den unschuldigen Kavalier beleidigest. —

Der Mönchsteufel polterte die Treppe hinunter. Troſsel zitterte und bebte — Lene war bey der Erscheinung unter die Bettdecke gekrochen, und streckte nicht eher den Kopf hervor, als bis er ihr in Verzweiflung zurief. Dann fing sie erbärmlich an zu klagen und zu jammern über das Unglück, das ihr bevorstände, und beschwor den Todtbleichen, bey allen Heiligen, sich ja vor dem Fluchen in Acht zu nehmen. Er gelobte sich's und ihr, unter Stöhnen und Gebet. Ich eilte dem Kerl nach, der uns so schändlich prostituirt hatte, und begleitete ihn nach der Rheinseite. Ein junger Edelmann, dem der Schalk von Weibe dieses saubere Spiel in der Kirche angegeben hatte, wartete dort auf ihn — der Kerl kroch aus der Maske hervor — es war ein Bettelmönch, Faust!

Troſsel saſs den ganzen Tag stumm und todt da; denn reden und fluchen war bey ihm eins. Der Schalk von Brünette blickte aus halbgeöffneten Augen nach dem Unglücklichen, und schien nach einem Fluche zu lechzen, wie, nach eurer Vorstellung, eine Seele im Fegfeuer nach Erlösung. Gleichwohl schärfte sie ihm ohne Unterlaſs ein, sich ja vor dem Fluchen in Acht zu nehmen; mahlte ihm den Teufel und die Gefahr immer schrecklicher, und sagte weinend, sie würde nie den fürchterlichen Augenblick überleben. Troſsel seufzte zum erstenmal herzlich in seinem Leben; er war nun ein lebloses Ding, ein Schatten, ein Nichts. Man bestahl ihn, warf seine Legenden untereinander, trat seinen Lieblingshund auf die Pfoten, war mürrisch, zänkisch, unverschämt gegen ihn, er verlor durch ungerechten Spruch einen Proceſs — er biſs die Zähne zusammen, schluckte die bis in die Gurgel gedrungenen Flüche zurück, erduldete alles, und schwieg. Er war dem Stummwerden nahe, und schon verzweifelte Lene, als ihm mein Bettelmönch, unter der Maske eines reisenden Edelmanns, von Troſsels Kriegsbruder empfohlen, eines Abends einen Besuch machte, und der lechzenden Brünette Gelegenheit verschaffte, den gefesselten Flüchen Luft zu machen. Das Mönchlein lieſs sich, glattzüngig, mit Troſsel in eine Unterredung über die drey Mohrenkönige ein. Die Beredsamkeit des Stummen ward lebendig, er floſs in ihrem Lobe über, las ihm aus seinem Werke vor, und die Brünette horchte andächtig zu. Als ihn der Mönch recht im Feuer sah, sagte er spöttisch lachend: Drey Könige? Drey Könige auf einmal? Und was wollten sie denn in Köln? Was hatten sie am Rheine zu thun? Hatten sie denn zu Hause keine Geschäfte, daſs sie herumzogen, wie Meistersänger? Was mögen indessen ihre Unterthanen gemacht haben? Nehmt mir nicht übel, so viel ich von Königen weiſs, so laufen sie nicht so von

Haus und Hof, es müſste denn seyn, daſs sie müſsten. Das ist alles Fabel und albernes Zeug!

Troſsel wurde blau und roth. Die Kollerader schwoll auf seiner Stirne. Der Geifer des Zorns schäumte um seine blaurothen Lippen. Er zog krampfhaft die Daumen in die Fäuste, schnitt fürchterliche Grimassen, blies aus Mund und Nase, wollte eben, um die Flüche zurückzupressen, nach seiner Krücke greifen, um dem Lästerer eins zu versetzen; aber das freundliche Lenchen sprang erschrocken auf, liebkoste ihn, streichelte ihn, gab ihm süſse Worte und Küsse, drückte sich an ihn, setzte unter Liebkosungen ihr Füſschen auf das Hüneraug' des Grimmigen, und trat aus allen ihren Kräften darauf. Da brach der eingeschloſsne Donner los. Die schrecklichsten Flüche strömten aus seinem Munde, wie eine losgelaſsne Fluth — stürzten wie der Hagel herunter — der Gast entfloh — die Brünette sank zu seinen Füſsen, schrie: Du hast mich unglücklich gemacht, meine Ehre weggeflucht! und fiel in Ohnmacht. Starr, bebend und bleich stand der Flucher da. Mit noch gräſslichern Flüchen rief er endlich: Warum hast du mir auf das Hühneraug' getreten? Hab' ich meine verdammte Zunge nicht bis auf diesen Augenblick gehalten? — Warum hast du geflucht, erwiederte Lene. Dir ist alles gleichgültig, wenn nur dich der Bocksfüſsler nicht holt, mag meine Ehre immer dabey leiden! Ich konnte dem Kitzel des Lachens nicht mehr widerstehen. Wer lacht dahier? klapperte Troſsel. Der Teufel, schrie die Brünette. Das edle Paar entfloh, kroch in's Bette.

und kaum hatte sich Troſsel von seinem Schrecken erholt, kaum fing er an zu schnarchen, als ihn eine gellende Stimme aufweckte: Heraus aus dem Bette, Flucher! Wider Willen muſs ich dich heute zum Hahnrey machen. Doch fürchte nichts, ich bin, wie du, von christlichen Eltern geboren, und werde dir nichts zu leide thun. Alles geschieht zum Heil deiner Seele, aber wenn du dich rührst, so kommt der Schwarze!

Troſsel sprang aus dem Bette, kroch in einen Winkel, zog die Nachtmütze über das Gesicht, und klapperte vor Furcht und Angst. Nach einigen Stunden rief die Stimme: Lege dich wieder zu Bette, und vergiſs nicht, daſs mein Schicksal ist, für jeden deiner Flüche deinen Platz einzunehmen, und das deine, es zu leiden!

Die Stimme stieg zum Fenster hinaus. Lenchen spielte noch toller die Verzweifelte, und ihr Haustyrann, der so streng auf sein Männerrecht hielt, der nicht den geringsten Widerspruch vertragen konnte, muſste nun bitten und flehen, sie möchte ihm nur dieſsmal verzeihen.

Man stellte dem Flucher neue Fallen, lange vermied er sie; da aber einmal die Brünette das Mittel entdeckt hatte, seine Zunge zu lösen, so spielte sie so lange auf dieser Saite, bis sie etwas erschlaffte. Ein Streich gelang ihr über alle Hoffnung. Der Arme hatte den ganzen Tag an einem Kapitel seines Werks gearbeitet, darin bewiesen, daſs seine Schutzherrn aus dem Morgenlande nicht zu Fuſse, sondern auf Kameelen von Hause aus geritten wären, und daſs ein geflügelter Bote von oben ihnen bey Nacht eine Laterne vorgetragen hätte. Lene, die seine Anstrengung während der Arbeit, und seine endliche Zufriedenheit darüber bemerkte, zerriſs die Blätter, sobald er sich einen Augenblick entfernte, wickelte Garn in die Fetzen — legte in ein Blatt einen Kreuzer, zündete es an, und warf es einem singenden Bettler aus dem Fenster zu. Troſsel kam zurück, wollte ihr nun seine Tagesarbeit vorlesen; fand sie nicht, fragte zitternd darnach; Lene lieſs sich dreymal erklären, was er wollte, und sagte endlich mit kalter Verachtung: Hier sind deine Wische! ich hielt es für eine Schmiererey, dergleichen du hunderte des Tags machst und wieder zerreiſsest! Knirschend für Wuth, öffnete er die Knäuel Garn, warf sie ihr brummend in den Schooſs, legte seine Fetzen zusammen und rief mit donnernder Stimme: Wo ist das übrige? „Zum Fenster hinaus!“ — Zum Fenster hinaus! — Die Flüche donnerten heraus, daſs die Fenster zitterten, das Glas auf dem Tisch erklang. Lene stopfte sich die Ohren zu, spielte die vorige Komödie; der Gast kam, Troſsel muſste das Bett verlassen, und murmelte dabey zwischen den Zähnen: Ich wollte, daſs die drey Mohrenkönige die Beine gebrochen hätten! schon zum zweytenmal machen sie mich zum Hahnrey.

Und sie sollens zum dritten-, vierten- und fünftenmal, verwegener Sünder! Ein Fluch gegen die Heiligen ist Todessünde! rief die Stimme hinter den Bettvorhängen hervor.

Der Gast hielt Wort. Da nun Troſseln die Besuche zu oft kamen, so sagte er diesen Morgen zu Lenchen: Ich kann es nicht mehr ertragen! Ich mag machen was ich will — mag ersticken, bersten — fluchen muſs ich! Ich will den Nachmittag nach dem Pater Orbelius schicken, daſs er mich morgen früh besuche, ihm dann alles erzählen, und ihn bitten, daſs er mir und dir helfe.

Lene lobte seinen Entschluſs; schlich aber bald darauf in ihr Kämmerlein, setzte sich hin, ihrem Galan den Vorfall zu melden, und ihm zu schreiben, er solle Abends den Teufel mit dem Auftrag schicken, Troſseln mit dem Tode zu drohen, wenn er die Erscheinung entdecke.

Ich, schon zufrieden mit dem, was geschehen war, schlich ihr nach, warf ein hellrothes Mäntelchen um die Schultern, steckte mich in einen Wamms von rauhen Fellen des Alps, legte ein Krägelchen um den Hals, aus rothen, blauen, gelb und grünen Flammen gewebt, stellte mich auf zwey hohe Hahnenfüſse mit langen Spornen, nahm eine scheuſsliche Krötenmaske vor, und bedeckte den feuchten, kahlen Schädel mit einem Federhut. Statt des Schwanzes wickelte sich eine ungeheure Schlange um meinen Leib, ihr Rachen ragte aus dem geöffneten Schlunde der Krötenmaske weit hervor, und so geschmückt stellte ich mich hinter den Stuhl der Schreibenden, und zischelte ihr mit ausgestreckter Schlangenzunge in einem süſsen, gefälligen Tone zu: Bemüht euch nicht, gnädige Frau, wenn ihr einen Teufel braucht, da habt ihr gleich den rechten. Befehlt nur!

„Die Folgen meines Gruſses, Faust, nebst der Moral, wenn wir uns wieder begegnen.“

Die Stimme schwieg, und Faust fühlte den Geist an sich vorüber sausen. Er schrie: Wo ist er hin? Die Moral will ich hören.

Teufel. Ho! ho! soll diese der Teufel auch machen? und seinen Schwank verderben, wie eure Poeten? Er ist schon weit weg; vermuthlich hat er einen neuen Spuck gewittert! Hm, Faust, es fehlt den teutschen Weibern, wie ich sehe, nicht an Genie, und wenn sie nichts aus euch machen, so geb' ich alle Hoffnung auf.

Unter Glossen und Lachen über den Schwank ritten sie in das Thor der vor ihnen liegenden Stadt, und die gute Mahlzeit, die herrlichen Weine, die sie dort fanden, schlugen bald Fausts trübe Geister völlig nieder. Da nun eben in der Stadt Jahrmarkt war, so ging Faust mit dem Teufel nach Tische auf den Platz um das Gewimmel zu sehen.

Es war ein sonderbares Land, worin sie sich jetzt befanden. In einem Kloster der Stadt lebte ein junger Mönch, dem es ohne viele Mühe gelungen war, einige wenige Funken von Verstand durch das Feuer seiner Einbildungskraft gänzlich aufzubrennen, und sich so mächtig von der Kraft des religiösen Glaubens zu überzeugen, daſs er hoffte, wenn einst seine

Seele den wahren Schwung erhielte, und der Geist Gottes ihn völlig durchsauste, es ihm ein Leichtes seyn würde, Berge zu versetzen, und sich als ein neuer Apostel in Wundern und Thaten zu zeigen. Überdem sog er, gleich einem trocknen Schwamme, die Thorheiten und Charlatanerien ein, die andere ausheckten, ein Umstand, wodurch sich die Schwärmer von den Philosophen gänzlich unterscheiden; denn diese hassen und verachten die Hypothesen eines andern, da jene allen Unrath des menschlichen Geistes aufnehmen, und sich zu eigen machen. Da dieser junge Mönch, wie jeder Schwärmer, der von seinem Gegenstande durchdrungen ist, ein feuriger Redner war, so zog er bald die Seelen der Männlein, und vorzüglich der Weiber (die alles Leidenschaftliche so gern aufnehmen) an sich. Seine Einbildungskraft verschaffte ihm bald einen neuen Zauberstab; denn da er, vermöge seiner innigen Verbindung mit dem höchsten Wesen, eine hohe Meynung von den Menschen hatte, so faſste er in einer seiner glühenden Stunden den Entschluſs, dieses Meisterwerk der Vorsehung, diesen Liebling des Himmels, für den alles übrige gemacht ist, physiognomisch zu zergliedern, und sein Inneres durch sein Äuſseres zu bestimmen. Leute von seinem Schlage betrügen sich so oft selbst, daſs man nicht mit Gewiſsheit sagen kann, ob ihm etwa ein verborgner Funken des Verstandes zugelispelt hat, diese neue Schwärmerey würde der alten einen neuen Firniſs geben, und die frommen Seelen, über deren Gesicht sich so viel herrliche Dinge sagen lieſsen, noch mehr an ihn ziehen. Da er nur die vier Wände seiner Zelle, und Leute seiner Art gesehen hatte, übrigens in Ansehung der Menschen, der Welt und wahrer Wissenschaften so unwissend war, als es Leute von heiſser Einbildungskraft gewöhnlich sind, die obendrein alle aufstoſsende Zweifel mit dem zerschmetternden Hammer des Glaubens zerschlagen, so läſst sich leicht schlieſsen, daſs auch nur die Phantasie allein bey seinem Werke die Feder führte. Aber eben darum that es eine erstaunende Wirkung auf die Geister aller derer, die lieber verworren fühlen, als klar denken. Dieſs ist der Fall des gröſsten Theils der Menschen, und da die Tage des Lebens unter dem angenehmen Kitzel des geliebten Selbsts so sanft dahinflieſsen, so konnte es ihm nicht an Anbetern fehlen. Es thut so wohl, sich als ein vielgeliebtes, vorzüglich besorgtes Schooſskind der Gottheit anzusehen, und über die übrigen rohen Söhne der Natur mit Verachtung und Mitleiden hinzusehen! Unser Mönch blieb aber nicht bey dem Menschen allein stehen, er stieg auch zu den andern unedlen Thieren der Erde herunter, bestimmte ihre Eigenschaften aus ihren Gesichtern, ihrem Baue, und glaubte groſse Entdeckungen gemacht zu haben, wenn er aus den Klauen, den Zähnen, dem Blicke des Löwen, und dem schwächlichen, leichten Baue des Hasen bewies, warum der Löwe kein Hase, und der Hase kein Löwe sey. Es wunderte ihn gewaltig, daſs es ihm gelungen, die bestimmten und unveränderlichen Merkzeichen der thierischen Natur so klar beweisen, und auf den

Menschen anwenden zu können, obgleich die Gesellschaft das Gesicht des letztern zur Maske geschliffen hat, und er nie einen in seinem ursprünglichen Zustande sah. Hierauf drang er selbst in das Reich der Todten, zog die Schädel aus den Gräbern, die Gebeine der Thiere aus den Gruben, und zeigte den Lebenden, wie und warum die Todten so waren, und wie sie, vermöge dieser Knochen, so und nicht anders seyn konnten. Zu was für gefährlichen Schlüssen könnten diese Voraussetzungen einen Sophisten, oder einen Menschen, der gern seine Schlechtigkeit von sich wälzen möchte, verleiten? Soll, kann der Mensch durch Kunst ersetzen, was durch natürliche Anlagen in ihm verhunzt ist?

Dem Teufel war dieser Spuck bekannt, und er merkte wohl, da sie im Wirthshause bey Tische ſaſsen, daſs einige Anwesende und selbst der Wirth ihn und Fausten mit besondrer Aufmerksamkeit betrachteten, und sich leise ihre Beobachtungen mittheilten, während sie verstohlen ihre Profile zeichneten. Auch zu Faust war der Ruf dieses Wundermanns gedrungen, hatte ihn aber bisher so wenig interessirt, daſs er auf dieses Geflüster nicht aufmerksam ward. Da sie nun auf den Platz kamen, überraschte sie ein ganz neues Schauspiel. Dieses Gewimmel von Menschen war die ächte Schule der Gesichtsspäher. Jeder konnte da seinen Mann fassen, und sein Gesicht auf die Wage legen, die Kräfte seiner Seele abzuwägen. Einige standen vor Müllereseln, Pferden, Ziegen, Schweinen, Hunden.

und Schafen, andre hielten Spinnen, Käfer, Ameisen und andre Insekten zwischen den Fingern, forschten mit scharfem Blicke nach ihrem innern Charakter, und suchten zu entwickeln, wie sich ihr Instinkt aus dem Äuſsern bestimmen lieſse. Einige maſsen Schädel von Menschen und Thieren aus, beurtheilten das Gewicht und die Schärfe ihrer Kinnladen und Zähne, und riethen, welchem Thiere sie zugehörten. Da aber Faust und der Teufel unter sie traten, hörte man sie ausrufen: Welch eine Nase! Welche Augen! Welch ein forschender Blick! Welch eine liebliche sanfte Rundung des Kinns! Welche Kraft ohne Schwäche! Welche Intuition! Welche Durchdringlichkeit! Welche Helle und Bestimmtheit im Umrisse! Welch ein kraftvoller, bedeutender Gang! Welches Rollen der Augen! Welch ein Wurf der Glieder! Wie einverstanden und harmonisch! „Ich gäbe, ich weiſs nicht was darum, wenn ich die Handschrift der Herren hätte,“ sagte ein Weber, „um den schnellen und leichten Gang ihrer Denkkraft aus ihren Federzügen zu sehen.“ Sie zogen alle ihr Reiſsbley aus den Taschen, und nahmen ihre Profile. Der Teufel verzerrte bey Anhörung dieser Fratzen das Gesicht, und einer der Späher schrie: „Der innre Löwe Kraft hat sich gegen eine äuſsre Versuchung oder einen schwächlichen Gedanken geschüttelt!“

Faust belächelte die Narrheit, als auf einmal ein engliches Gesicht aus einem nahen Fenster auf ihn blickte, und in süſser Verwundrung rief: „Heilige Katherine!

welch ein herrlicher Kopf! welch eine himmlische, liebevolle, sanfte Schwärmerey! Welch Gefühl und Anhänglichkeit athmende Physiogomie!“

Diese Töne erklangen melodisch in dem Herzen Fausts. Er starrte nach dem Fenster, sie sah noch einen Augenblick auf ihn, zog sich zurück, und Faust sagte zu dem Teufel:

„Ich verlasse diesen Ort nicht, bis ich mit dieser Dirne gelegen habe. Die Wollust schimmert unter einem so frommen Glanze aus ihren Augen, als sollte er der Sinnlichkeit die wahre Würze mittheilen.“

Sie wandten sich kaum nach einer Seitenstraſse, als einer der Späher zu ihnen trat, und sie keck um die Physiognomie ihrer Handschrift bat, um, wie er sie versicherte: „die Trägheit oder Fertigkeit ihrer hervorbringenden Kraft, die Geradheit, Standhaftigkeit, Reinheit oder Schiefheit ihres Charakters daraus zu entziffern.“ Er setzte hinzu: „Es habe ihm bisher kein Fremder diese Gefälligkeit abgeschlagen, und er hoffe von ihnen ein Gleiches.“

Hierauf zog er ein Taschenbuch, Feder und Dinte hervor, und spitzte die Ohren voller Erwartung.

Faust. Nicht so rasch, guter Freund, Dienst um Dienst: sagt mir vorerst, wer ist die Jungfrau in jenem Hause, die ich eben am Fenster sah, und deren Äuſseres so englisch schön ist?

Späher. O sie ist ein Engel in allem Verstande. Unser groſser Seher versichert von ihr, ihre Augen seyen Spiegel der Reinheit und Keuschheit. Ihr holder Mund sey nur geschaffen, die hohe Begeistrung eines von himmlischen Dingen erfüllten Herzens auszudrücken. Ihre Stirne sey ein glänzender Schild der Tugend, an dem sich alle Versuchungen, alle irdische und sinnliche Gefühle zerschlügen. Ihre Nase wittere die Gefilde der Unsterblichen. Sie sey das Ideal der Schönheit und aller der Tugenden, die diese begleiten, wenn die Gottheit eine vollkommen schöne Seele dem Auge des Fleisches sichtbar machen wollte.

Faust. Ihr mahlt wahrlich nicht mit Farben der Erde; aber sagt mir nun auch etwas von ihren irdischen Verhältnissen.

Späher. Diese sind freylich nicht so glänzend wie die erstern, aber doch hinreichend ihre Ausübung nicht zu stören.

Faust. Und sie heiſst?

Späher. Angelika.

Sie schrieben Worte ohne Sinn auf ein Blatt, und der Späher verschwand vergnügt mit seinem Schatze.

Faust. Teufel, wie meynst du, daſs dem frommen Kinde beyzukommen sey? Ich bin nun recht in der Laune, das Ideal dieses Sehers zu verpfuschen.

Teufel. Auf der geraden Heerstraſse zu dem menschlichen Herzen, Faust, darauf wird sie dir gewiſs begegnen; denn früh oder spät muſs jeder dahin einlenken, seine Phantasie mag ihn noch so weit davon entfernt haben.

Faust. Es muſs ein reizender Genuſs seyn, eine solche zugespitzte Einbildungskraft mit Bildern der Wollust zu füllen.

Teufel. Der Mönch hat dir schon vorgearbeitet, und ihre Sinnlichkeit so geschärft, ihr Seelchen mit so viel Eitelkeit und Selbstvertrauen angefüllt, ihre Frömmigkeit so sinnlich gemacht, daſs es weiter nichts erfordert, als gehörig an dem Herzen anzuklopfen, um sich als wirklichern Gegenstand der Schwärmerey hineinzunisten. Laſs mich eine Probe machen, zu was die Schwärmerey die Weiber endlich führt.

Faust. Und schnell! Ich habe bey Nonnen gelegen, und sie wie andre Weiber gefunden; laſs mich nun sehen, wie sich eine Schwärmerin dabey geberdet.

10.

Dem Teufel war darum zu thun, eine solche Seele dem Himmel zu stehlen, Faust's Sündenmaaſs schneller zu füllen, und stand in einem Augenblick unter der Gestalt eines alten Mannes mit einem Guckkasten vor Faust, gab ihm einen Wink, und schlich nach dem Markte. Hier schlug er seine Bude auf, und rief den Pöbel zusammen, seine schönen Raritäten zu schauen. Das Volk drang hinzu, Mägde und Knechte, Jungfrauen und Wittwen, Kinder und Greise. Der Teufel gaukelte ihnen allerley Histörchen vor, die er mit frommen Erläuterungen und moralischen Sprüchen begleitete. Jedermann trat vergnügt von dem Guckkasten zurück, und reizte die Zuschauer mit Erzählung der gesehenen Wunder. Die englische Angelika sah aus dem Fenster, und da sie den Teufel mit einem so frommen Tone die Vorspiegelung seiner Histörchen ableyern hörte, fühlte sie eine unwiderstehliche Versuchung, die Wunder des Kastens zu sehen, und dem frommen Greise ein Allmosen zufliefsen zu lassen. Der Teufel ward gerufen. Er fühlte sich selbst betroffen von ihrer wunderbaren Schönheit, ihrer Sanftmuth und Güte, und ward um so begieriger ihre Sinne zu verwirren. Nun legte sie ihr schwärmerisches Auge an die Öffnung des Kastens, der Teufel leyerte seine Alltagssprüche herunter, und gaukelte ihr stufenweis die Scenen der Liebe bis zu den ausschweifendsten Vorspiegelungen der Wollust und des sinnlichen Genusses vor; führte ihre Phantasie so rasch und unmerklich vom Geistigen zum Sinnlichen hinüber, dafs sie die Schattirung kaum gewahr werden konnte. Wenn sie das Auge zurückziehen wollte, so verwandelte sich der anstöfsige Gegenstand in ein erhabenes Bild, das den widrigen Eindruck auslöschte, und das Herz für das folgende sündbarer machte. Ihre Wangen glühten, sie glaubte vor einer bezauberten, unbekannten Welt zu stehen. In allen diesen Scenen liefs der Tausendkünstler Faust's Gestalt erscheinen, und versetzte sie immer in die anziehendsten Lagen. Sie sah ihn einen Schatten verfolgen, der ihr glich, und um ihretwillen die gröfsten Thaten unternahm, sich den schrecklichsten Gefahren unterwarf, und nachdem er ihre Aufmerksamkeit gänzlich gefesselt hatte, und wahrnahm, daſs die Neugierde, die Verwicklung, worin Faust's Gestalt mit ihr verflochten war, aufzulösen wünschte, so verwandelte er die Scene, und lieſs in schnellem Wirrwar die schlüpfrigsten und üppigsten Erscheinungen der thierischen Liebe mit den reizendsten Farben bekleidet, vor den Augen der unschuldigen Lauscherin gaukeln. Der Blitz erleuchtet nicht so schnell das Dunkel, der Wunsch nach Ehebruch entsteht nicht so schnell in dem Herzen des Wollüstlings, als diese Erscheinungen vorüberflogen. Eine Sekunde ist Dauer dagegen. Kaum hatte die Unschuldige das Auge an den Kasten gelegt, als das Gift schon in ihr Herz geflossen war. Sie sah, bevor sie fliehen konnte. Nun deckte sie mit beyden Händen ihre Augen, floh nach ihrem Schlafzimmer, und sank Fausten in die Arme. Der Verwegne nutzte den Augenblick der gänzlichen Abwesenheit ihres Bewuſstseyns, fand in ihrem Sträuben, ihren Thränen, ihrem Seufzen, neuen Reiz zur Sünde, und nie ist eine unschuldigere Seele, nie ein schönerer, unbefleckterer Körper von der frechen Hand der Verführung besudelt worden. Als sie endlich zu sich kam und ihren Fall wahrnahm, verhüllte sie ihr Haupt, und stieſs den Frechen zurück. Er legte kostbare Geschmeide zu ihren Füſsen, sie zertrat sie, und rief: „Wehe dir, die Hand des Rächers wird einst schwer auf dir liegen für diese Stunde!“

Der Wahnsinnige freute sich seines Siegs, ging ohne Reue zu dem Teufel, der die Scene belachte, und sich der schaudervollen Folgen der That freute.

11.

Faust befand sich hier in seinem Elemente; die geistige Schwärmerey hatte den Zunder der Lust so nahe an die Herzen gelegt, daſs er nur anzublasen brauchte, um sie in Flammen zu setzen. Er flog von Sieg zu Siege, nutzte hierbey die Macht des Teufels wenig, desto mehr aber sein Gold und seine Juwelen, die auch die Frommen zu brauchen wissen. Angelika ward unsichtbar, und alles Bemühen Fausts war vergebens, ihr noch einmal zu nahen; er vergaſs sie auch bald in den neuen Berauschungen. In der Zwischenzeit las er mit dem Teufel die Handschrift der Physiognomik, die ihm einer der Späher für eine groſse Summe verkauft hatte, und ärgerte sich grimmig an der Zuverlässigkeit, der Unwissenheit und dem dichterischen Schwulste des Verfassers. Der Teufel glühte vor Zorn, da er sogar sein eignes Portrait in der Handschrift fand, das der junge Mönch mit der nur ihm eignen Verwegenheit beurtheilt hatte. Es verdroſs ihn so heftig, daſs er mit seiner hohen Person sein Spiel getrieben, daſs er dem Hange sich zu rächen nicht widerstehen konnte, und da Faust in keiner bessern Laune gegen den Mönch war, so machten sie sich auf, ihm einen Streich zu spielen. Sie gingen nach dem

Kloster, und da sie beyde stattlich gekleidet waren, und Leute von Rang und Bedeutung zu seyn schienen, so wurden sie von dem jungen Mönch sehr freundlich empfangen. Aber kaum sah er den Teufel schärfer an, als er von seinem Angesichte so begeistert wurde, daſs er alle Worte des Gruſses vergaſs, ihm stark die Hand schüttelte, sich dann von ihm entfernte, und ihn bald *en face*, bald *en profil* anstarrte. Hierauf rief er hochbegeistert:

„Ha! wer bist du, Übergroſser?

„Ja, man kann, was man will.

„Man will, was man kann! dieſs sagt mir dein Gesicht, und ich brauche dich nicht zu kennen, um es zu sagen. Nie hab' ich die Gewiſsheit meiner Wissenschaft mehr gefühlt, als in diesem Augenblick.

„Wer kann ein solches menschliches Gesicht ohne Gefühl, ohne Hingerissenheit, ohne Interesse ansehen — da nicht in dieser Nase innre, tiefe, ungelernte Gröſse und Urfestigkeit ahnden! Ein Gesicht voll Blick, voll Drang und Kraft.“ Er befühlte Leviathans Stirne, und fuhr fort: „Erlaube mir, mit meinem Stirnmesser die Wölbung deiner Stirne auszumessen. — Ja eherner Muth ist so gewiſs in der Stirne, als in den Lippen wahre Freundschaft; Treue, Liebe zu Gott und den Menschen. In den Lippen, welch eine vorstrebende entgegenschmachtende Empfindung! Welch ein Adel im Ganzen!

„Ja dein Gesicht ist die Physiognomie eines auſserordentlichen Mannes, der schnell und tief sieht, fest hält, zurückstöſst, wirkt, fliegt — darstellt, wenig Menschen findet, auf denen er ruhen kann, aber sehr viele, die auf ihm ruhen wollen.

„Ach wenn ein gemeiner Mensch so eine Stirne, so eine Nase, so einen Mund, ja nur solch ein Haar haben kann, so steht's schlecht mit der Physiognomik!

„Es ist vielleicht kein Mensch, den dein Anblick nicht wechselsweise anziehe und zurückstoſse — o der kindlichen Einfalt und der Last von Heldengröſse! So gekannt und miſskannt werden wenige Sterbliche seyn können.

„Adler! Löwe! Zerbrecher! Reformator der Menschen! Steure zu, und rufe die Sterblichen von ihrer Blindheit zurück, theile ihnen deine Kraft mit, die Natur hat dich zu allen dem gestempelt, was ich dir verkündige."

Faust biſs wild die Zähne zusammen, während der Mönch alle die herrlichen und erhabnen Sachen über das Angesicht des Teufels begeistert herausstieſs. Der Teufel wandte sich kalt zu dem Seher:

„Und was hältst du von diesem hier?"

Mönch. Groſs, kühn, mächtig, kraftvoll, sanft, mild; doch das Gröſsre ist gröſser, das Kühnre kühner, das Mächtigere mächtiger, das Kraftvollere kraftvoller, das Sanftere sanfter, das Mildere milder! Groſser edler Schüler eines Gröſsern, wenn dein Geist und Herz ihn ganz fassen werden, so wird sein Licht auch durch dich leuchten! — Ich bitte euch, setzt euch, daſs ich euren Schatten nehme!

Faust, der noch mehr ergrimmte, daſs ihn der Mönch so tief unter den Teufel setzte, brach los:

„Schatten! ja Schatten, die sind es, die du gesehen hast. Wer bist du, der du dich so frech erkühnest, das Menschengeschlecht nach den Zuckungen deiner erhitzten und verworrnen Einbildungskraft zu richten und zu messen? Hast du den Menschen gesehen? Wo, wie und wann? Im Schatten hast du ihn gesehen, und diesen, ausstafirt mit den Floskeln deiner Phantasie, für seine wirkliche Gestalt gegeben! Sage, was für Menschen hast du gesehen? Sektirer, Fanatiker, Schwärmer, die Schlacken der menschlichen Natur. Eitle Betschwestern, junge Weiber, die kraftlose Männer, Wittwen, die schlaflose Nächte haben. Mädchen, die der Kitzel des Bluts quälet, diese hängen sich an Leute deines gleichen, weil sie an nichts kräftigerm hängen können, und mit dem Geiste buhlen müssen, weil ihre Leiber nicht bepflügt werden. — Autoren hast du gesehen, denen es wohlgefiel, wenn du die flachen Züge ihres Gesichts zu Merkzeichen des Genies stempeltest. Groſse, deren glänzender Stand und Name ihre Gesichter vor deinen Augen verherrlichten. Du siehst ich kenne deinen Umgang, und habe dein Buch gelesen.“

Teufel. Bravo, Faust, laſs mich nun auch das Wort nehmen, und ihm mit Wahrheit lohnen. Bruder Mönch! in deiner einsamen Zelle,- hast du dir ein schaales Ideal von Vollkommenheit zusammengesetzt, es den Köpfen der Menschen einzuprägen gesucht, das nun an den Kräften ihres Geistes zehrt, wie der Krebs am angesteckten Fleische; oder ist es ein Zug neuer Charlatanerie, den Menschen durch den Köder der Eitelkeit an dich zu ziehen, und deine sonstige Schwärmerey mehr auszubreiten? Es hat einst auch Menschen gegeben, die es wagten, von dem Äuſseren des Menschen auf sein Innres zu schlieſsen, (das im Vorbeygehen gesagt tiefer liegt, als der Mittelpunkt der Erde) aber es waren andere Kerle wie du. Sie hatten doch wohl einen Theil des Erdbodens durchlaufen, waren unter Erfahrungen grau geworden, hatten mit Menschen gehandelt und gewandelt, mit mehr als einem Weibe geschlafen, die Schlupfwinkel des Lasters und der Üppigkeit durchkrochen. Stiegen aus dem Pallast in die Hütte, krochen in die Höhlen der Wilden, und wuſsten, was ohngefähr zu einem wackern Kerle gehört, was er leisten kann, und was man seiner Natur nach von ihm fordern muſs. Du starrst vor deinen Vorurtheilen zurück, und zitterst vor der raschen Thätigkeit des Menschen! Hast dir ein Gespenst von Mönchs- und Weibertugenden zusammengesetzt, mit Engelreinheit und Keuschheit behangen, das den Menschen eben um das bringt, was ihm noch einigen Werth giebt.

Der Mönch stand zwischen ihnen, wie zwischen zwey feuerspeyenden Bergen, hielt demüthig die Hände vor die Brust, und schrie: Erbarmt euch!

Faust. Höre weiter! Du siehst auf dem Rücken der Nase eines Burschen eine kleine Wölbung, die du einmal zum Zeichen fleischlicher Sinnlichkeit geprägt hast, und er muſs dir ein Wollüstling seyn, ob er gleich Hoden hat wie Erbsen, und Gesäſse, so flach wie deine Backen. Da, wo du es nicht ahndest, wohin du nicht greifen darfst, wovon du keinen Schatten nehmen und in Holz schneiden kannst, da sitzt es dem Manne und dem Weibe, da ist nur zu oft die Wage ihrer Tugend. Du hältst das Aufsteigen der üppigen, heiſshungrigen Gebärmutter für himmlische Begeistrung, siehst selige Gefühle in den Augen der Matrone, während ihre Phantasie mit Bildern der Wollust buhlt. Drang nach edler Thätigkeit auf der Stirne des Jünglings, während der Löwe Temperament in ihm brüllt. Wie willst du die Kraft des Menschen abwägen, da du den gefährlichen, wilden Kampf, den sie im Innern erregt, nie gefühlt hast? wie bestimmen, welcher Versuchung er unterliegen muſs, da du dich bloſs mit Schatten genährt hast? Was meynst du, wenn einer die Floskeln, womit du deine Unerfahrenheit und Unwissenheit deckst, in schlichten Menschensinn auflöste? Was würde übrig bleiben als Seifenblasen?

Teufel. Und wie, wenn dir alle die Schatten, womit du dein dickes Buch ausgeputzt hast, in ihrer wahren Gestalt erschienen, wie ich dir nun erscheinen will? Ich habe gesehen, daſs du auch den Teufel portraitirt und gemustert hast, es ist hohe Zeit, daſs er dir erscheine. Sieh mich an! ich will nun mein Inneres auf mein Äuſseres ziehen, und du sollst in Staub vor dem Ideal hinsinken, das deine Phantasie in mir gesehen hat. Davon sahst du nichts, daſs dieser hier in deinen Schafstall gebrochen ist, und deine geistigen Lämmer erwürgt hat. Sieh, er dampft vom Genusse der Wollust — und nun blick' auf, und sage dann, du habest einmal ein Ding in seiner wahren Gestalt gesehen.

Hier zog der Teufel sein Inneres in der fürchterlichsten Maske der Hölle hervor, stellte sich vor Fausten, daſs dieser ihn nicht beobachten konnte. Der Mönch sank zusammen. Der Teufel wandte sich zu Faust in seiner vorigen Gestalt, dann wieder zu dem bebenden Mönch.

Teufel. Nun sage, du hättest den Teufel gesehen, und mahle ihn, wenn du die Kraft dazu hast. Oft würdest du so zusammensinken, wenn du das wahre Innere derer sähest, die du als Engel gemahlt hast.

Faust. Sey ein Thor, und zeuge Thoren; mache dich und die Religion durch deine Schwärmerey den Verständigen zum Ekel, du kannst nicht kräftiger für die Hölle arbeiten. Auf der einen Seite erweckst du Verachtung, auf der andern Verzerrung. Gehab dich wohl.

Der Mönch ward vor Schrecken wahnsinnig, schrieb aber in seinem Wahnsinne immer fort, und die Leser merkten die Veränderung seines Zustandes nicht einmal, so sehr glichen seine neuen Bücher den alten.

Faust freute sich der Scene herzlich, und da er des Orts müde war, so machte er sich mit dem Teufel auf den Weg nach dem lachenden Frankreich.

VIERTES BUCH.

1.

Frankreich war nun freylich in diesem Augenblick nicht so lachend, als es später geworden ist; noch hatte die Gewohnheit, sich nach dem Gefallen der Groſsen und Mächtigen beherrschen zu lassen, nicht so tief in den Herzen der Franzosen Wurzel gefaſst, daſs sie ihre Leiden in witzigen Gassenliedern besangen, und dieses für gnügende Rache hielten. Als Faust und der Teufel den reichen Boden dieses Landes betraten, seufzte es unter dem Drucke des feigen und listigen Wütherichs, Ludwigs des Elften, der sich zum erstenmal den allerchristlichsten König nannte. Der Teufel hütete sich sehr, Fausten etwas von ihm vorher zu sagen; ihm war darum zu thun, sein Herz durch scheuſsliche Erfahrung Schlag auf Schlag zu zerknirschen, ihm den Himmel, bey jedem Schritt' im Leben, immer verdächtiger zu machen, um ihm alsdann den fürchterlichsten Streich beyzubringen, der je einen Menschen getroffen, der übermüthig gegen die Gränzen seiner Natur angestoſsen, die eine mächtige Hand vor unsern Horizont gestellt hat. Leider fand er in den Thaten der Menschen Stoff genug dazu, und weisere Leute als Faust haben, ohne Gesellschaft des

Teufels, an dieser gefährlichen Klippe gestrandet, wenn sie einmal vergaſsen, daſs Ergebung in sein Schicksal die erste Forderung der Natur an den Menschen sey; oder wenn Güte und Nachsicht nicht den Grundstoff ihres Wesens ausmachten, deren milder Schimmer allein die schwarzen Gemählde der Welterfahrung aufheitern kann. Es giebt einen gewissen düstern, giftigen Atheismus des Gefühls, der beynahe unheilbar ist, weil es ihm nie an reel scheinenden Ursachen mangelt, weil er aus dem Herzen, und zwar aus einem Herzen entspringt, das sich durch seine Stimmung und Fühlart zu leicht von den widersprechenden Erscheinungen der moralischen und physischen Welt verwunden läſst. Ein solches Herz zehrt durch seine Gluth den Verstand eben so auf, wie das Fieber in einem durch eine starke Wunde Verletzten. Gegen diesen Atheismus ist der Atheismus der Vernunft eine Chimäre; denn der Mann, der denkt, sucht Ursachen zu Wirkungen auf, und diese Beschäftigung, da sie ihn endlich zu den Gränzen des menschlichen Geistes leiten muſs, legt dem Kühnsten eine Fessel an, die ihn wenigstens so weit bändiget, daſs er nie gänzlich in das dunkle, grasse Nichts verschleudert werden kann. Vergebens ist die Warnung: die moralische Welt hat ihre Aufrührer wie die politische, und muſs sie haben. Wenn jene uns zur Lehre von der aus Schatten gebauten Brücke, die sie aus der Sinnenwelt in die intellektuelle zu ziehen streben, herunterstürzen, so ruft uns das Opfer dieser zu, unsern Menschenwerth nicht in allzuträger

Sicherheit zu verschlummern. — Faust wuſste von Frankreichs Könige nichts, als daſs er sich den allerchristlichsten nennen lieſs; daſs er der erste sey, der die Vasallen seines Reichs gedemüthigt, und die Rechte der Krone gegen sie behauptet hätte, übrigens von allen andern Höfen gefürchtet würde, weil ihm jedes Mittel zu seinem Zwecke gleich sey, und man kein Beyspiel nennen könnte, daſs er sein Wort gehalten hätte, wenn nichts dabey für ihn zu gewinnen war. Er sollte nun Zeuge der Mittel werden, die er zu seinen Zwecken anwendete.

Der Teufel hatte durch seine ausgesandten Kundschafter erfahren, daſs der allerchristlichste König so eben einen Staatsstreich auszuführen gedächte, sich seines Bruders, des Herzogs von Berry, zu entledigen, um die ihm abgetretene Provinz der Krone wieder einzuverleiben. Er versäumte nicht, Fausten zum Zuschauer dieser Scene zu machen. Sie ritten an einem Lustwalde vorüber, der an ein Schloſs stieſs, und sahen in demselben einen Benediktinermönch, der sein Brevier zu beten schien. Der Teufel freute sich innig des Anblicks, denn er las auf der Stirne des Mönchs, daſs er so eben innig um Beystand bey dem groſsen Unternehmen betete, das ihm sein Abt aufgetragen, und um Rettung aus der Gefahr nach glücklichem Erfolge. Dieser Mönch war der Bruder Faver Vesois, Beichtvater des Bruders des Königs. Der Teufel überlieſs ihn seinen frommen Betrachtungen, und ritt mit Fausten nach dem Schlosse, wo sie als Fremde von Stand, die gekommen waren, dem Prinzen ihre Achtung zu bezeugen, gütig aufgenommen wurden. Der Prinz lebte auf diesem Schlosse mit seiner geliebten Montserau in Ruhe und Vergnügen, dachte kein Arges, und erwartete kein Arges. Faust wurde von seinem angenehmen Betragen sehr eingenommen, und freute sich, einen königlichen Prinzen zu sehen, der als Mensch that und redete, da er bey den meisten Fürsten seines Vaterlandes nur steifen Stolz und hölzernes Ceremoniel bemerkt hatte. Einige Tage verstrichen unter Jagd- und andern Ergötzlichkeiten, und der freundliche Prinz zog Fausten immer mehr an sich. Das Einzige, was ihm miſsfiel, war die Neigung des Prinzen zu seinem Beichtvater, dem Benediktiner. Er überhäufte diesen mit so vieler Zärtlichkeit und Freundschaft, lieſs seinen Willen so gefällig von ihm lenken, und der Mönch beantwortete alles mit einer so frömmelnden Miene, daſs Faust nicht begreifen konnte, wie ein Mann von so offnem Betragen eine solche heuchlerische Maske liebkosen könnte. Der Teufel enthüllte ihm durch das Verhältniſs des Prinzen mit der Dame Montserau bald dieses Räthsel. Der Prinz hatte eben so viel Liebe für sie, als Furcht vor der Hölle, und weil ihr Gemahl noch lebte, so machte es seine Lage mit ihr bedenklich. Da er ihr also nicht entsagen, und doch der Hölle gern entgehen wollte, so bediente er sich des bekannten Seitenwegs, den man in Rom aus Gold- und Herrschsucht neben der Religion gegraben hat, und lieſs sich durch Absolution seiner Sünden die Zukunft zusichern, wenn ihn die Furcht vor der Hölle zu stark überfiel. Muſste er sich nicht dankbar gegen einen Menschen bezeigen, der ihn des Gegenwärtigen genieſsen lieſs, und ihn über die Zukunft beruhigte? „Du siehst, Faust,“ sagte der Teufel, „was die Menschen aus der Religion gemacht haben, und merke nur, daſs sie durch Miſsbrauch bey jedem groſsen Verbrechen, bey jedem scheuſslichen Greuel, entweder die Hauptrolle spielen, oder doch die Spielenden über ihre Thaten trösten und beruhigen muſs.“

Dieser Umstand empfahl nun freylich den Verstand des Prinzen bey Fausten nicht, der mit seinem Gewissen so rasch sich geeinigt hatte; die letzte Bermerkung des Teufels fiel tiefer in seine Seele; indessen lieſs er noch alles gehen, und genoſs, was er der flüchtigen Zeit nur entreiſsen konnte.

Man saſs eines Abends sehr munter bey Tische; der Teufel ergötzte die Gesellschaft mit lustigen Schwänken, Faust warf sein Netz auf die künftige Nacht nach einer muntern Französin, sie beantwortete sein Spiel nach seinem Wunsche, alles war heiter, als auf einmal der fürchterliche Tod der Freude ein Ende machte. Der Benediktiner hatte eine Schüssel der schönsten und gröſsten Pfirsichen zum Geschenk' erhalten, die er zum Nachtisch auftragen lieſs, und dem Prinzen die köstlichste, mit einer lächelnden und frommen Miene, hinreichte. Der Prinz theilte sie mit seiner Geliebten, und sie aſsen beyde die Pfirsiche ohne Verdacht. Man stand auf. Der Mönch sprach das *gratias tibi* mit Salbung und verschwand. Der Teufel wollte eben anfangen eine neue Fratze zu erzählen, als die Dame Montseran einen Schrey des heftigsten Schmerzes ausstieſs. Ihr schönes Gesicht verzerrte sich plötzlich. Ihre Lippen wurden blau, und die Blässe des Todes deckte ihre blühenden Wangen. Der Prinz wollte ihr zu Hülfe eilen, das fürchterliche Gift wirkte in demselben Augenblick' in seinen Eingeweiden, er sank bey ihr nieder, und rief zum Himmel: „Höre es! es ist die Hand meines Bruders, die mich durch diesen Verfluchten tödtet! Er, der unsern Vater zwang, den Hungertod zu sterben, um nicht von ihm vergiftet zu werden, er hat diesen Mönch erkauft!"

Faust stürzte hinaus, um sich des Beichtvaters zu bemächtigen, er war entflohen; einige Reiter hatten ihn am Lustwald empfangen, und ihn auf seiner Flucht begleitet. Faust kehrte zurück. Schon hatte der Tod seine Opfer verschlungen, und lag auf ihnen in schaudervoller Gestalt. Faust und der Teufel überlieſsen ihm seine Beute, und zogen weiter.

Teufel. Nun, Faust, braucht ihr des schwarzen Teufels, wie ihr ihn nennt, da er in Mönchskutten auf der Erde herum spukt? Wie gefällt dir der Streich dieses Benediktiners, den er im Namen des allerchristlichsten Königs hier ausgeführt hat?

Faust. Ha, bald sollt' ich glauben, unsre Leiber werden von den gefallnen Geistern der Hölle beseelt, und wir sind nur ihre Werkzeuge.

Teufel. Pfuy des ekelhaften Looses für einen unsterblichen Geist, ein so zweydeutiges, miſsgeschaffnes Ding zu beseelen! Glaube mir, ob ich gleich ein stolzer Teufel bin, so würde ich doch lieber in ein Schwein fahren, das sich im Kothe besudelt, als in einen von euch, die ihr euch in Lastern herumwälzet, und euch stolz das Ebenbild des Höchsten nennet.

Faust. Verfluchter! der du den Menschen so tief herabwürdigest —

Teufel. He, werde nicht zornig, Mensch! sage, würden wir nicht an eurem hohen moralischen Werth ersticken? Kann der Teufel das Licht eurer Tugend vertragen? Ist dieser Mönch nicht ein frommer Mann? Sein Abt nicht ein frommer Mann, der ihm diese That aufgetragen hat? Ist der König nicht der allerchristlichste Monarch, und ein sehr guter Bruder, der dem Abt den Wink dazu gegeben hat? Wie sollte der Teufel in solchen frommen Leuten seine Herberge wohl aufschlagen können?

Faust. Was konnte den Elenden reizen, den Spruch der Verdammniſs auf sich zu ziehen?

Teufel. Die Verdammniſs ist weit entfernt, die Absolution nahe, und noch näher die groſsen Güter, der Lohn der That, die das Kloster des Abts zum mächtigsten und reichsten in der Provinz machen. Haben Mönche diesem Reiz je widerstanden, seitdem sie die uns furchtbare Religion so verpfuscht haben, daſs die Hölle nun siegt, die einmal vor dem Ende ihrer Herrschaft erbebte?

Dieser Gedanke fuhr gleich einer Viper in den Busen Fausts. Er schwieg, und verlor sich immer tiefer in seinen finstern Betrachtungen über den Menschen, seine Bestimmung, den moralischen Gang der

Welt, dessen Widersprüche er nicht ausgleichen konnte. Die ihm täglich aufstoſsenden Begebenheiten reizten seine Galle, legten den Keim zu noch peinlichern Zweifeln, zu Menschenhaſs und Menschenverachtung an sein Herz, die gleich dem Polypen nur langsam wachsen, und dann nur tödten, wenn sie das Herz so umsponnen haben, daſs ihm der Raum sich auszudehnen fehlt. Sie zogen im Lande weit und breit herum, hatten der Abentheuer viel, und Faust lieſs sich noch nicht von seinen finstern Betrachtungen im Genusse des Lebens stören. Überall fanden sie Merkmahle der Klaue des feigen Tyrannen, und Faust nutzte oft die Schätze des Teufels, die blutenden Wunden zu stillen.

2.

So kamen sie von Abentheuer zu Abentheuer nach Paris. Bey ihrem Eintritte war die ganze Stadt in Bewegung. Das Volk stürzte nur einen Weg; sie folgten dem Zuge und kamen zu den Hallen, wo sie ein schwarzbedecktes Gerüste aufgeschlagen fanden, das durch eine Thüre mit einem nahen Gebäude verbunden war. Faust fragte, was dieses bedeute? und man antwortete ihm, daſs so eben der reiche Herzog von Nemours hingerichtet würde. „Und die Ursache?“ — „Der König hat es befohlen. Man sagt, er habe aus feindlichen Gesinnungen gegen das königliche Haus den Dauphin umbringen wollen. Da ihn aber vom

Könige beorderte Richter geheim in seinem Käficht verhört haben, so weiſs man nichts als das Gerücht.

Einer der Anwesenden rief:

„Sagt vielmehr, es seyen seine Güter, die ihm den Hals kosten; denn um ein mächtiger König zu werden, und uns zu einer groſsen und berühmten Nation zu machen, ermordet er unsre Groſsen, und uns obendrein, wenn wir es nicht für gut halten.“

Der Teufel lieſs die Pferde nach einem nahen Wirthshause führen, und leitete Fausten durch den Haufen. Sie sahen den edlen Herzog, von seinen unmündigen Kindern begleitet, nach einem schwarz ausgeschlagenen Zimmer führen. Hier erwartete ihn ein Mönch, der seine letzte Beichte hören sollte. Der Blick des Vaters hing an seinen Söhnen, und konnte sich nicht von ihnen zu dem Himmel wenden. Nach der Beichte drückte er sie wider seine Brust, sah dann gen Himmel, legte seine bebenden Hände auf die Häupter der Schluchzenden, und sagte: „Laſs den Segen eines unglücklichen Vaters, den Habsucht und Tyranney ermorden, diesen Unschuldigen gedeihen! doch“ — hier hielt er seufzend inne. — „sie sind die Erben eines Unglücklichen, ihre Ansprüche verdammen sie zu langsamer Marter, sie sind dem Weh geboren, und in diesem Gefühl muſs ich sterben.“ Er wollte weiter reden, man zwang ihn zu schweigen, und führte ihn durch die Thüre auf das Blutgerüste.

Nach dem Befehl des Königs, der diese Hinrichtung mit der kalten Bedachtsamkeit eingerichtet hatte, wie man ein Schauspiel zum Vergnügen anordnet, wurden die Söhne von ihm gerissen, unter das Gerüst geführt, daſs das Blut ihres hingerichteten Vaters auf ihre weiſsen Gewänder träufle. Der Schrey, den der Vater in diesem Augenblick ausstieſs, schauderte durch die Herzen aller Anwesenden; nur Tristan, der Henker und Busenfreund des Königs, der schon so viele Tausende seiner Wuth geopfert, befühlte dabey lächelnd die Schärfe des Schwerts. Faust glaubte, dieser Ton müsse die Feste des Himmels durchdringen, und ihn zum Rächer der verletzten Menschheit machen. Er sah grimmig aufwärts, und sein vermeſsner Blick machte den Höchsten zum Mitschuldigen der schaudervollen That. Er war einen Augenblick in Versuchung, ihn mit seinen Kindern durch den Teufel den Händen des Henkers entführen zu lassen, aber sein nun finsteres Herz höhnte des Entschlusses, er sah nochmals gen Himmel, und sagte in seinem Inneren: „Ist mir doch die Sorge für ihn nicht anvertraut; vermuthlich gehört es zu deiner Ordnung auf Erden, daſs dieser blute, damit der König muthiger in Verbrechen werde!“ Der Herzog kniete nieder, er hörte das Winseln und Klagen der Söhne unter dem Gerüste hervor, das ihn in das andre Leben begleiten sollte, sein eigner schmählicher Tod verschwand vor seinen Augen, er fühlte zum letztenmal, und fühlte nur für die Unglücklichen — starre Thränen hingen an seinen Augen — seine Lippen zitterten — Der Henker führte den Streich, und das warme Blut des Vaters rann über die bebenden Söhne hin. So befleckt, führte man sie auf die Bühne zurück, zeigte ihnen den Leichnam, das davon getrennte Haupt des Vaters, trieb sie in das Gefängniſs zurück, wo sie in Körbe gefesselt wurden, die oben weit und unten enge waren, um sie in dieser peinlichen Lage langsam hinsterben zu lassen. Ihre Marter zu vermehren, riſs man ihnen zu Zeiten die Zähne aus.

Faust wankte betäubt von dieser schrecklichen Scene nach dem Wirthshaus, und forderte den Teufel zur Rache an dem auf, den der Himmel unbestraft solche Greuel begehen lieſs.

Teufel. Faust, ich erwürge ihn nicht, es ist gegen die Polizey der Hölle. Und warum soll der Teufel diesen Grausamkeiten ein Ende machen, da sie der geduldig ansieht, den die Menschen ihren Vater und Erhalter nennen? Vermuthlich gehört es zu der Ordnung der moralischen Welt, daſs ein König wie dieser da, der sich doch auch einen Gesalbten des Himmels zu nennen wagt, so mit den Menschen umspringen darf und kann. Wo sollte deine Rache enden, wenn ich deinem Grimme folgte?

Faust. Und wäre es nicht ein verdienstliches Werk, wenn ich gleich einem zweyten Herkules herumzöge, und Europa von Ungeheuern dieser Art reinigte?

Teufel. Kurzsichtiger, beweisen nicht eben solche Tyrannen eure verdorbene Natur! gieb der Rache gegen ihres gleichen Raum auf Erden, des Mordens wird kein Ende werden, die Völker sich trennen, und sich durch bürgerliche Kriege aufreiben. Du siehst Millionen hier, die diesen Wütherich, wie sie ihn nennen, in Geduld ertragen, sich schinden lassen, ohne von Rache entflammt zu werden. Sahen sie nicht diesen edlen Herzog hinrichten, wie ein Schaf, und genossen mit ängstlichem und peinvollem Vergnügen des tragischen Schauspiels? Beweist dieses nicht, daſs sie ihr Schicksal verdienen, und keines bessern werth sind; daſs sie als Sklaven des Himmels und ihrer Natur das Joch ertragen müssen, wie man es ihnen auflegt? Wenn dein Sinn durch die Wollust noch nicht ganz verraucht ist, so reime dieses mit den Schulbegriffen deiner Moral zusammen, ich bin kein Lehrer des Lichts in der Finsterniſs, die euch umgiebt. Ich kann meine Hand nicht an den Allerchristlichsten legen, der so wacker für die Hölle arbeitet, kann den Faden nicht zerreiſsen, an welchem ein Mächtigerer wie ich durch ihn dieses Volk leitet.

Faust. Wie gewissenhaft auf einmal mein Teufel geworden ist! Wie schnell warst du fertig, da ich dir auftrug, mich an dem teutschen Fürsten zu rächen; ist dir der Franzose mehr werth?

Teufel. Er nannte sich nicht den Allerchristlichsten, war nicht gesalbt, und wenn ich deinen Wink erfüllte, so sah ich aus der That Nutzen für die Hölle; einst wird es dir klar werden! Warum willst du, daſs ich gegen meine eignen Eingeweide wüthen soll? Ist er es nicht, der den Grundstein zu dem Despotismus legt, der durch Jahrhunderte wachsen, dann bisher unerhörte Greuel veranlassen, und unzählige Opfer der Verzweiflung zur Hölle schicken wird? Werden nicht alle die tyrannischen Groſsen, Minister und die übrigen Blutsauger des Volks in den Pfuhl der Verdammniſs fahren? Und ich sollte den zerstören, der ein solches Werk gründet? Faust, wenn der mächtige Satan in Frankreich jetzt König wäre, so könnte er nicht mit fruchtbarerer Hand den Samen zu dem künftigen Bösen aussäen, wie dieser es thut. Gedulde dich, du sollst diesen König sehen, dich an seinen Martern ergötzen, und dann wirst du ihm langes Leben wünschen, sie zu verlängern.

3.

Faust machte einige Zeit hierauf mit einem sehr verständigen und rechtschaffnen Edelmanne Bekanntschaft, und er nebst dem Teufel gefielen ihm so wohl, daſs er sie auf sein Landgut nahe bey der Stadt einlud, wo er mit seiner Familie lebte, die aus seiner Gemahlin, und seiner sehr schönen sechzehnjährigen Tochter bestand. Faust wurde von dem ersten Blicke des reizenden, unschuldigen Mädchens bezaubert, und fühlte zum erstenmal etwas von den süſsen Qualen einer feinern Liebe. Er vertraute dem Teufel seine Pein, und dieser, der das Böse so gern beförderte, als Faust es that, bot ihm seine Hülfe an, und spottete seiner Ziererey. Faust aber, der auf einmal edel zu fühlen glaubte, gestand ihm, es ginge ihm nah, dem Edelmann seine Gastfreundschaft so schlecht zu vergelten. Der Teufel spottete seiner Bedenklichkeit noch mehr, und antwortete: „Nun Faust, wenn du die Einwilligung des Edelmanns zu dem Spaſse brauchst, so ist mir's um so lieber, denn ich fange auf einen Zug zwey Vögel, und stehe dir für die Einwilligung. Für was hältst du ihn?"

Faust. Für einen Biedermann.

Teufel. Es ist doch Schade, Faust, daſs du bey dem teutschen fanatischen Mönch nicht ein wenig in die Schule gegangen bist. Du hältst also diesen Edelmann für einen biedern Gesellen? Freylich ganz Paris denkt so von ihm, und leider muſs ich nun wieder in meiner ganzen schwarzen Teufeley erscheinen — Was glaubst du, daſs er vorzüglich liebt?

Faust. Seine Tochter.

Teufel. Ich kenne etwas, das er noch mehr liebt.

Faust. Das wäre?

Teufel. Gold, davon du freylich schon Beweise haben könntest; da dir aber die Schätze der Erde durch mich offen stehen, so gleichst du einem Strome, der sich ergieſst, unbekümmert, woher die Gewässer ihm zuflieſsen, und wohin er sie ausstöſst. Wie viel hast du schon an den Edelmann verspielt?

Faust. Das berechne der, der den Quark für mehr hält als ich.

Teufel. Er, der dich betrogen hat, zählt es sorgfältiger als ich.

Faust. Betrogen?

Teufel. Wie anders? Würde er, der nie gespielt hat, sonst mit dir spielen? Er sah, was dir das Geld ist, und machte seinen sichern Plan darauf. Glaubst du, die Tafel würde so gut bestellt seyn, die Weine so wacker flieſsen, und die Gäste, seine Gehülfen dich zu rupfen, so zahlreich um den Tisch dieses Geizigen sitzen, wenn dein Gold nicht diese Wunder wirkte? Faust, in diesem Hause aſs man sich vor unserm Hierseyn nie satt. — Ich sehe an deiner Verwunderung, daſs du dein Lebenlang ein Verschwender warst, und von diesem Durst nach Gold, der alle Wünsche des Herzens, selbst die nöthigen Bedürfnisse der Natur besiegt, keine Ahndung hast. Folge mir leise!

Sie gingen die Treppe hinunter, durchschlichen einige unterirdische Gänge, und kamen endlich an eine eiserne Thüre, wo der Teufel zu Fausten sagte: „Sieh durch das Schlüsselloch!“ In diesem Gewölbe, das der schwache Schein einer Lampe erleuchtete, entdeckte Faust den Edelmann vor einem eisernen Kasten, in welchem viele Säcke mit Geld lagen, die dieser mit zärtlichen Augen ansah, und hierauf in einen leeren das Gold Stück für Stück zählte, das er Fausten abgewonnen hatte. Vorher aber besah er jedes Stück, wog es in der Hand, küſste es, rechnete zusammen, überzählte mit vielem Genusse den ganzen Schatz, seufzte am Ende beklommen über das, was ihm noch mangelte, die Zahl rund zu machen. Der Teufel lispelte Fausten in's Ohr:

„Um das Fehlende verkauft er dir die Tochter.“

Faust wollte es nicht glauben; dieses verdroſs den Teufel, und er sagte ungeduldig:

„Nun, wenn ich dir zeigte, daſs das Gold eine so unwiderstehliche Macht über das Herz des Menschen hat, daſs in diesem Augenblick' einige Väter und Mütter aus der Stadt, in dem ganz nahen Gehölze, mit einigen Abgesandten des Königs in Unterhandlung sind, ihnen ihre Säuglinge zu verkaufen, ob sie gleich wissen, daſs sie ermordet werden, und der kränkelnde König ihr Blut trinkt, in dem Wahne, sein scharfes und veraltetes Geblüt durch ihr süſses und gesundes zu verjüngen."

Faust schaudernd. So ist die Welt die Hölle, und ich will ihr mit Freuden entfliehen. Was, der König trinkt wissend diesen schaudervollen Trank?

Teufel. Der Arzt, der sein Tyrann ist, und sich bereichert, hat ihn verordnet, und der Beichtvater es unsträflich gefunden, wenn es dazu dienen kann, seiner Majestät kostbare Tage zu verlängern.

Sie eilten nach dem Gehölze, verbargen sich hinter dickes Gesträuch, und sahen die Abgeordneten des Königs mit einigen Bürgern und ihrem Amtmann in Unterhandlung. Vier kleine Kinder lagen vor ihnen im Grase, eins derselben schrie erbärmlich, die Mutter koste es, und legte es an die Brust, um es zu stillen. Die andern krochen auf den Bäuchen, und spielten mit den Blumen. Die Abgeordneten zählten den Männern das Gold auf die Hand, der Amtmann empfing seinen Theil, und man lieferte die Kinder aus. Noch lange hörte man die armen Kinder durch den Wald schreyen, die Mütter heulten, aber die Männer sagten ihnen: „Hier ist Gold, laſst uns in die Schenke gehen, und uns Muth trinken, andere zu machen. Man sagt, der König fresse die Kinder; besser er friſst, sie jung, als daſs er sie alt schindet, oder sie, in einen Sack genäht, in die Seine werfen läſst, wie er tausenden gethan hat. Laſst früh sterben, was zum leiden geboren ist; wahrlich es wäre besser für uns gewesen, wenn sein Vater uns jung gefressen hätte."

So gingen sie nach der Schenke, versoffen einen Theil des Blutgelds, und sparten den andern auf, dem Könige die Abgaben zu bezahlen.

Der Teufel sah Fausten höhnisch an: „Zweifelst du noch, ob dir der Edelmann die Tochter verkaufen wird, die du doch wenigstens nicht fressen wirst?"

Faust. Bey der schwarzen Hölle, die mir in diesem Augenblick ein Paradies gegen die Erde zu seyn scheint, ich will von nun an allen meinen Begierden den Zügel schieſsen lassen, und bey Zerstörung und Verwüstung glauben, ich arbeitete in dem Sinne dessen, der die Menschen so ungeheuer geschaffen hat. Eile, kaufe ihm die Tochter ab, sie ist der Zerstörung geweiht, wie alles, was Othem hat.

Dieses war die Laune, worin der Teufel Fausten längst zu sehen wünschte, um ihn zum Ziel zu fördern, und der lästigen Bürde los zu werden, der Sklave eines so verächtlichen Dinges zu seyn, als der Mensch ihm schien. Noch denselben Abend fing er an, den Edelmann zu stimmen, und sprach vorsetzlich von ihrer nahen Abreise; den folgenden Morgen warf er ihm bey einem Spaziergange die goldne Angel hin, der Gierige schnappte darnach, wollte sie aber noch nicht fassen, und machte die gewöhnlichen Paraden der Tugend — der Teufel stieg bey jeder heuchlerischen Floskel in der Summe, stieg endlich so hoch, daſs der Edelmann in seinem Herzen des Thoren lachte, der sein Gold so unsinnig verschwendete. Der Vertrag ward gemacht, der Vater lieſs Fausten in das Zimmer seiner Tochter ein, und dachte ihr Heyrathsgut auf eine Art erbeutet zu haben, wovon ihr künftiger Mann nichts merken würde. Das Mädchen war in der ersten Blüthe der Jugend. Faust hatte durch den Umgang mit den Weibern erlernt, sie zu bethören, und da er ihr beweisen konnte, daſs ihr Vater selbst zu ihrem Falle mitwirkte, so that die Natur das übrige.

Der Vater schlich indessen mit dem Goldsack und einer Lampe heimlich nach seinem jedermann unbekannten Gewölbe. Das Herz klopfte ihm vor Freude, einen Sack zu füllen, und endlich die Summe seines Schatzes zu runden. Aus Furcht belauscht zu werden, und im Taumel der Freude, schlug er die Thüre hinter sich hastig zu, ohne den Schlüssel abgezogen, und zu sich gesteckt zu haben. Die Lampe verlosch durch den heftigen Schlag, und er sah sich auf einmal mit seinem Golde auf dem Arme in dicker Finsterniſs. Die Luft im Gewölbe war schwer und dumpficht, und drückte bald auf seine Brust. Nun ward er erst gewahr, daſs er den Schlüssel auſsen gelassen hatte, und Todesangst schoſs kalt durch sein Herz. Noch hatte er Kraft und Instinkt genug, seinen Kasten zu finden, er legte das Gold hinein, kroch tappend zu der Thür zurück, und überlegte, ob er klopfen oder schreyen sollte. Es entstand ein peinlicher Kampf in seiner

Seele; er war in Gefahr, sein Geheimniſs zu verrathen, oder aus dieser Gruft sein Grab zu machen. Lange hätte er rufen mögen; dieses Gewölbe war mit dem bewohnten Theil des Hauses auſser aller Verbindung, und er wuſste die Zeit so gut zu wählen, daſs ihn bisher noch niemand bemerkt hatte, wenn er zu seinem Gott schlich. Nachdem er lange gekämpft hatte, ohne sich entschlieſsen zu können, nahm das Bangen seines Herzens durch die schrecklichen Vorstellungen und die schwere, verschloſsne Luft so zu, daſs es sein Gehirn verwirrte. Er sank nieder, kroch zu seinem Kasten zurück, umfaſste ihn, und fing bald an zu wüthen. Hier kämpfte er mit der Verzweiflung und dem scheuſslichsten Tode, während seine Tochter, deren Unschuld er für das Gold, auf welchem er nun winselte, verkauft hatte, Faust den Lohn seiner Sünde abtrug. Nach einigen Tagen, da man schon alle Winkel vergebens durchsucht hatte, führte der Zufall einen Diener nach dem Gewölbe. Man öffnete es, und fand den Verzweifelten blau und schwarz in der scheuſslichsten Verzerrung auf seinem Schatze. Er hatte in der Wuth das Fleisch von seinen Armen gefressen, um den wilden Hunger zu stillen. Der Teufel erzählte Fausten auf ihrem Rückweg nach Paris den Ausgang der Geschichte, und dieser glaubte, daſs sich doch einmal die Vorsehung gerechtfertigt hätte.

4.

Der Teufel hatte ausgespäht, daſs das Parlament über einen Fall richten würde, der so unerhört war, daſs er es schicklich für seinen Plan hielt, Fausten zum Zuhörer davon zu machen. Die Sache war diese: Ein Wundarzt befand sich in der Nacht mit seinem treuen Diener unweit Paris auf der Landstraſse. Er hörte in der Nähe das Winseln und Ächzen eines Menschen. Sein Herz zog ihn nach dem Orte hin, wo er einen lebendig geräderten Mörder antraf, der ihn um Gottes willen bat, ihn zu tödten. Der Wundarzt schauderte zurück, und als er sich von seinem Schrekken erholt hatte, fuhr der Gedanke durch seinen Sinn: ob es nicht möglich sey, diesen Unglücklichen durch seine Kunst wieder herzustellen. Er sprach mit seinem Diener, nahm den Mörder von dem Rade herunter, legte ihn sanft auf seinen Wagen, führte ihn nach seiner Wohnung, und unternahm seine Heilung, die glücklich von statten ging. Er hatte erfahren, daſs das Parlament hundert Pfund dem zur Belohnung ausgesetzt hätte, der es anzeigen würde, wer diesen Mörder vom Rade genommen. Beym Abschied entdeckte er dem Mörder dieses, gab ihm Geld zur Reise, und rieth ihm, sich ja nicht in Paris aufzuhalten. Das erste, was dieser Elende that, war hinzugehen, seinen Wohlthäter bey dem Parlament anzugeben, um die hundert Pfund zu erhalten. Die Wangen der Richter, die so selten erblassen, wurden bleich bey dieser Anzeige, denn er gestand gradezu: er selbst sey jener Mörder, den das Parlament auf der Stelle, wo er das Verbrechen begangen, hätte rädern lassen. Der Wundarzt wurde vorgefordert, und der Teufel führte Fausten in diesem Augenblick in die Gallerie, da dieser erschien, ohne ihm vorher etwas von dem Vorfall zu sagen. Das Gericht meldete dem Wundarzt die gegen ihn vorhandene Anklage. Er, der seines Dieners gewiſs war, leugnete sie standhaft. Man bedeutete ihm sich zu bedenken, weil man Zeugen vorführen könnte, die ihn überführen würden. Er forderte die Richter dazu auf. Man öffnete eine Seitenthüre, der Mörder trat kalt und frech herein, stellte sich vor ihn, und wiederholte seine Anzeige mit allen Umständen. Der Wundarzt schrie: „Was hat dich, Ungeheuer, zu diesem scheuſslichen Undank gereitzt?“

Mörder. Die hundert Pfund, wovon ihr mir sagtet, da ihr mich entlieſset. Glaubt ihr, daſs mir mit meinen gesunden Gliedern allein gedient sey? Ich ward für einen Mord gerädert, den ich um dreyſsig Pfund beging, soll ich nicht hundert durch eine Anzeige zu verdienen suchen, wobey ich selbst nichts wage?

Wundarzt. Undankbarer! Dein Winseln und Ächzen rührte mein Herz. Ich nahm dich schaudernd vom Rade, besorgte, verband und heilte deine Wunden, nährte dich mit eigner Hand, so lange du deine zerschlagnen Glieder nicht brauchen konntest, gab dir Geld, das du noch nicht verzehrt haben kannst, um heim zu reisen, offenbarte dir, um deinetwillen, die Bekanntmachung des Gerichts, und ich schwöre bey dem lebendigen Gott! hättest du mir dein teuflisches Vorhaben vertraut, ich wollte eher alles bis auf mein Hemde verkauft haben, dir die hundert Pfund auszuzahlen, damit der Menschheit dieses abscheuliche Beyspiel von

Undank ewig ein Geheimniſs geblieben wäre. — Ihr Herren, richtet zwischen ihm und mir, ich erkenne mich der Anklage schuldig.

Präsident. Ihr habt die Justiz gröblich beleidigt, da ihr den zu erhalten suchtet, den das Gesetz um der Sicherheit der Bürger willen verdammt hat; doch dieſsmal soll die strenge Gerechtigkeit schweigen, und die Menschheit allein zu Gerichte sitzen. Euch werden die hundert Pfund, und der Mörder werde noch einmal gerädert.

Faust, der während des Verhörs schnaubte und glühte, brach in ein schallendes Bravo aus, das die Gallerie wiederholte. Der Teufel, welcher merkte, daſs der letzte Eindruck den ersten verwischen wollte, führte ihn schnell zu einer andern Scene.

5.

Einige Wundärzte, Doktoren der Medicin, Philosophen und Naturkundige hatten eine geheime Gesellschaft geschlossen, Untersuchungen über den Nervensaft, den Mechanismus des Körpers, und die Wirkung der Seele auf die Materie anzustellen. Um ihrer Neugierde und ihrem Forschungsgeist Gnüge zu leisten, lockten sie unter allerley Vorwand arme, unbedeutende Leute nach einem von der Stadt abgelegnen Hause, dessen obern Theil sie so eingerichtet hatten, daſs man weder von auſsen noch von innen wahrnehmen konnte, was darin vorging. Hier banden sie diese Unglücklichen mit Stricken auf einen langen Tisch, legten ihnen ein Querholz in den Mund, lösten ihnen eine Haut nach der andern ab, entblöſsten ihre Muskeln, Nerven, ihr Herz, Gehirn, und zerlegten sie bey lebendigem Leibe mit eben der Kälte und Aufmerksamkeit, als man einen unempfindlichen Leichnam anatomirt. Um recht hinter das, was sie suchten zu kommen, nährten sie diese Elenden gewaltsam mit stärkenden Brühen, und lieſsen sie viele Tage lang unter Messerschnitten und langsamem Zerreiſsen der Bande des Lebens des peinlichsten Todes hinsterben. Der Teufel wuſste, daſs sie eben versammelt waren, und sagte zu Faust: „du hast einen Wundarzt gesehen, der aus Menschenliebe oder Neigung für seine Wissenschaft den geräderten Mörder heilet; ich will dir nun Naturkundige zeigen, die um Geheimnisse zu erforschen, die ihr nie ergründen werdet, ihre Brüder lebendig schinden. Du scheinst zu zweifeln? Komm und überzeuge dich. Wir wollen zwey Doktoren vorstellen.“

Er führte ihn in das entlegne Haus, sie traten in das gewölbte Arbeitszimmer, das kein Tageslicht erleuchtete. Hier sahen sie die Naturkundigen einen dieser Unglücklichen, dessen Fleisch unter ihren Händen zitterte, und dessen aufgeriſsne Brust unter dem peinlichsten Schmerz sich hob, zerschneiden, und hörten sie über ihre Entdeckungen reden und streiten, als wenn sie eine Blume zergliederten. Sie waren mit ihrem Gegenstande so beschäftigt, daſs sie den Teufel und Fausten nicht einmal wahrnahmen. Faust fühlte Zuckungen in all' seinen Nerven, er stürzte hinaus.

schlug sich vor die Stirne, und gebot dem Teufel, das Haus über die Köpfe dieser Ungeheuer zusammen zu werfen, daſs ihre Spur von der Erde vertilgt würde.

Teufel. Faust, warum rasest du? Fühlst du denn nicht, daſs du eben auf die Weise in der moralischen Welt verfährst, wie diese in der physischen? Sie schneiden in das Fleisch der Lebenden, und du wüthest durch meine zerstörende Hand in der ganzen Schöpfung —

Faust. Verworfner! denkst du, mein Herz sey schon Stein geworden? Gefällt dir das Metzeln dieser Unglücklichen? Auf! ich kann die Raserey, die in meiner Brust und in meinem Gehirne glüht, nur durch Rache kühlen. Mein ganzes Wesen löset sich vor der Vorstellung des Leidens dieser Unglücklichen auf. Die Qualen des ganzen Menschengeschlechts überfallen mich in diesem Augenblick. O ich fühle, daſs es Unsinn ist, da ich ihre Thränen nicht trocknen, ihre Wunden nicht heilen kann; aber rächen will ich sie an diesen Ungeheuern. Auf, zerstöre, und schnell! daſs nicht einer überbleibe! Eile, oder ich wüthe meinen Zorn an dir aus.

Der Teufel, der ihm mit Vergnügen gehorchte, erschütterte den Grund des Gebäudes, es stürzte krachend zusammen, und zerschmetterte die Ungeheuer. Der empörte Faust eilte nach Paris zurück, ohne auf den Wink zu merken, den ihm der Teufel gegeben hatte.

6.

Faust hatte so viel von den Käſichten gehört, die der allerchristlichste König hatte verfertigen lassen, die ihm verdächtigen und gefährlichen Personen einzusperren, daſs er dem Teufel befahl, Anstalt zu machen, damit er sie in Augenschein nehmen könnte. Dieses war ein Schauspiel, das ihm der Teufel gern verschaffte, und ob es gleich bey Todesstrafe verboten war, keinen hinzu zu lassen, so öffnete doch die Beredsamkeit des Teufels, die so mächtig von seinen Fingern floſs, das Kastell. Sie fanden dort Käſichte von Eisen, die rund um mit dergleichen Stangen versehen waren, und worin ein Mensch grade aufrecht stehen konnte. An die Füſse der Elenden, denen diese traurige Wohnung angewiesen war, hatte man schwere Ketten geschmiedet, an die eine groſse Kugel befestigt war. Der Aufſeher vertraute ihnen, daſs der König oft in gesunden Tagen in dieser Gallerie herumspaziert sey, um sich an dem Gesang seiner Nachtigallen, wie er sie nannte, zu ergötzen. Faust fragte einige der Unglücklichen um die Ursache ihrer schmählichen Gefangenschaft, und hörte Geschichten, die das Herz zerreiſsen. Unter andern that er an einen ehrwürdigen Greis dieselbe Frage, und dieser antwortete in einem kläglichen Tone:

„Ach, wer ihr auch seyd, so laſst euch mein grausames Schicksal zur Warnung dienen, nie eure Hände einem Tyrannen zu Grausamkeiten zu leihen. Ihr seht in mir den Bischof von Verdün, jenen Unglücklichen, welcher zuerst dem grausamen König den Gedanken von diesen scheuſslichen Käfichten beygebracht hat, und der den ersten verfertigen lieſs, damit einer seiner Feinde hinein gesperrt würde. Der König lieſs sogleich nach dem von mir gegebenen Muster zwey machen, und wieſs mir, dem Erfinder, den ersten zur Wohnung an. Hier büſse ich nun schon vierzehn Jahre für meine Sünde, und flehe täglich den Tod, meiner Marter ein Ende zu machen."

Faust. Ha! ha! Ew. Ehrwürden hat also, gleich einem zweyten Perillus, auch seinen Phalaris gefunden. Ihr wiſst doch die Geschichte? — Ihr schüttelt den Kopf — nun zum Zeitvertreib will ich sie euch erzählen.

Dieser Perillus, (der nebenher weder ein Bischof noch ein Christ war) goſs einen ehernen Ochsen, den er dem Tyrannen Phalaris als ein Meisterstück zeigte, und ihn versicherte, er habe ihn so zugerichtet, daſs wenn seine Majestät einen Menschen hinein stecken, und ihn durch untergelegtes Feuer glühend machen lieſse, das Geschrey des geplagten Menschen das Brüllen eines Ochsen ganz genau nachahmen würde, welches seiner Majestät viel Vergnügen machen könnte. Phalaris antwortete: wackrer Perillus, es ist billig, daſs der Künstler sein Werk selber probe! Hierauf muſste der Künstler in den Ochsen kriechen, es ward Feuer darunter gelegt, er brüllte wie ein Ochs, und so spielte vor tausend Jahren Phalaris die Geschichte, die der allerchristlichste König mit euch, ehrwürdiger Bischof von Verdün, nur wiederholt hat.

Biſchof. O hätt' ich doch dieses Beyspiel früher gewuſst, es sollte mir zur Warnung gedient haben.

Fauſt. Da seht ihr, Ehrwürden, daſs zu Zeiten die Geschichte auch einem Bischofe nutzen kann. Laſst euch die Zeit nicht lang werden; über das Schicksal dieser Unglücklichen weint man, und über das eure lacht man.

7.

Faust wollte nun diesen König sehen, dessen scheuſsliche Thaten seine Einbildungskraft so erhitzt hatten, daſs er sich ihn kaum unter einer menschlichen Gestalt vorstellen konnte. Der Teufel stellte ihm die Unmöglichkeit vor, in das Schloſs *Plessis du Parc*, worin Feigheit und Furcht den Tyrannen gefangen hielten, in ihrer wahren Gestalt zu dringen, und setzte hinzu: daſs auſser den nöthigen Dienern, seinem Quäler dem Arzt, seinem Beichtvater, und seinem Freunde dem Henker, nebst einigen Astrologen, kein Mensch ohne besondere Erlaubniſs eingelassen würde.

Faust. So laſs uns andre Gestalten annehmen.

Teufel. Gut, ich will zwey seiner Trabanten entfernen, und wir wollen ihren Dienst unter ihrer Gestalt verrichten, um diesen König und sein Glück in der Nähe zu beobachten. Der Augenblick den Elenden zu sehen ist trefflich. Die Furcht vor dem Tode rächt schon vor der Hölle seine Thaten an seinem feigen Herzen, und in dieser Marter sinnt er Tag und Nacht, wie er ihn entfernen möchte, zieht ihn dadurch immer näher, und sieht ihn jede Sekunde scheuſslicher. Komm, ich will dich zum Zeugen seines Jammers machen.

Der Teufel führte seinen Vorschlag aus, und sie standen beyde als Trabanten im Innern des Schlosses, wo die Stille des Grabes wohnte, und die schaudervollen Schrecken des Todes herumschwebten. Hierher hatte sich der verbannt, vor dem Millionen bebten, um der Rache der Verwandten der Ermordeten, der Furcht vor seinem Sohne, in dem er den Rächer seines Vaters zu sehen glaubte, auszuweichen. Dem Auge seiner Unterthanen konnte er in dieser peinlichen Gefangenschaft entfliehen; aber ihm folgten die Qual seines Herzens, das Leiden seines Körpers; umsonst ermüdete er den Himmel mit Flehen um Gesundheit und Ruhe, vergebens suchte er ihn mit Geschenken an Heilige, Priester und Kirchen zu bestechen, umsonst behing er seinen siechen, kraftlosen Körper mit Reliquien aus allen Theilen der Erde; der Gedanke: du muſst sterben! nagte gleich einer giftigen Schlange in seinem geängsteten Busen. Kaum wagt er aus seinem Zimmer zu gehen, weil er fürchtet, in jedem auf den er stöſst, einen Mörder zu finden. Treibt ihn die Angst in die freye Luft, so bewaffnet er sich mit Dolch und Speer, und hüllt sein zusammengeschrumpftes Gerippe in prächtige Kleider, um ihm einen gelognen Glanz zu geben, zeigt sich nur von weitem, damit das Auge der ferne stehenden nicht die Maskerade wahrnehme. Tag und Nacht blickt er angstvoll durch die Schieſslöcher des Thurms, ob keine Feinde nahen, seinem traurigen Leben ein Ende zu machen. Vierhundert Trabanten wachen unaufhörlich um die düstre Höhle des abgelebten Wütherichs, der sein Daseyn nur noch durch Grausamkeiten zu erkennen giebt. Ihr dumpfer Zuruf erschallt jede Stunde dreymal, von Posten zu Posten, durch die einsame Stille, und jeder Schrey erinnert den Tyrannen an seine schreckliche Lage. Das Feld um das Schloſs ist mit Fuſsangeln bestreut, damit keine Reuterey nahen kann, es zu überfallen. An den innern Mauern hängen Ketten, an welche groſse und schwere Kugeln geschmiedet sind, um seine gepeinigten Diener zu fesseln, wenn sie etwas verabsäumen. Rund um das Schloſs sind Galgen aufgerichtet, und sein einziger wahrer Freund, der Henker Tristan, geht forschend umher, Opfer auszuspähen, um die Angst des Tyrannen durch ihre Hinrichtung zu mindern, denn in jedem Verurtheilten sieht er einen Feind seines Lebens weniger. Zu Zeiten schleicht er hinter die Scheidewand neben der Folterkammer, um die Bekenntnisse der Verdächtigen zu belauschen, ergötzt sich an ihren Qualen, und findet Trost für die seinigen darin. Bedeckt mit Reliquien, an seinem Hut ein bleiernes Bild der Mutter Gottes, seiner vermeinten Beschützerin, trinkt er das Blut der ermordeten Säuglinge, läſst sich von seinem Arzte martern, dem er monatlich zehn tausend Thaler bezahlt, bestürmt den Himmel mit unablässigem Gebet, stirbt jeden Seigerschlag, und vermehrt bey jedem seiner Gedanken die Schrecken des Todes, dessen Namen auszusprechen bey Strafe des Hochverraths verboten ist.

So zeigte der Teufel Fausten den gefürchteten Ludwig, und Fausts Herz ergötzte sich an der Bläſse seiner Wangen, an den Furchen, welche die Angst auf seine Stirne gegraben. Er weidete sich an seinem beklommnen Athem, und sättigte sich an seiner Qual. Schon wollte er dem ekelhaften Aufenthalt entfliehen, als ihm der Teufel in's Ohr raunte, den kommenden Tag abzuwarten, eine besondre Scene anzusehen. Der König hatte vernommen, daſs in Kalabrien ein Eremit Martorillo lebte, den man in ganz Sicilien als einen Heiligen verehrte. Dieser Thor hatte von seinem vierzehenten bis zu seinem vierzigsten Jahr auf einem spitzen Felsen gelebt, seinen Körper durch Fasten gemartert, und seinem Geiste alle Nahrung versagt; aber der Schein des Heiligen bedeckte den Dummkopf, und er sah bald die Fürsten, wie den Pöbel, zu seinen Füſsen. Um diesen auſserordentlichen Mann hatte Ludwig den König von Sicilien gebeten, und hoffte seine Genesung von ihm. Er war nun eben auf dem Wege, und da er zugleich dem Könige die Erlaubniſs von dem Papst mitbrachte, seinen ganzen Leib mit dem heiligen Öhle von Rheims schmieren zu dürfen, so glaubte er bald alle Schrecken des Todes zu besiegen. Der glückliche Tag erschien, der kalabrische Bauer nahte dem Schlosse, der König ging ihm bis an das Thor entgegen, fiel ihm zu Füſsen, küſste seine Hände, und bat ihn um Leben und Gesundheit. Der Kalabrer spielte seine Rolle so, daſs

Faust sich nicht enthalten konnte, bey der Farce in ein lautes Gelächter auszubrechen. Schon wollte ihn Tristan mit seinen Helfern ergreifen, es war um sein Leben geschehen, der Teufel entriſs ihn ihren Klauen, und flog mit ihm davon. Als sie in Paris angekommen waren, sagte Faust zu dem Teufel:

„Dieses feige, abergläubische, bebende Ding ist es also, vor dem die kraftvollen Söhne Frankreichs zittern, und von dem sie sich ohne Widerstand erwürgen lassen? Ein Todtengerippe in Purpur gehüllt, das kaum noch den Wunsch zu leben aus der Brust hervorkeichen kann? Und sie beben vor ihm, als ob ein gewaltiger Riese, dessen furchtbarer Arm von einem Ende des Reichs zu dem andern reichte, auf ihrem Nacken säſse! Treten doch die feigsten Thiere vor die Höhle des Löwen, wenn kraftloses Alter den Räuber fesselt, und spotten des unvermögenden Würgers."

Teufel. Dadurch eben unterscheidet sich ein solcher König der Menschen von dem Könige des Waldes. Dieser ist nur furchtbar, so lange er Kräfte hat, aber da jener die Kräfte seiner mitschuldigen Helfershelfer an seinen Willen bindet, so ist er gleich stark, er liege an der Gicht, oder stehe in blühender Jugend an der Spitze der Heere. Fühlst du nun bald, daſs es Wahn ist, der euch in allem leitet, euch zu Sklaven macht, eure Ketten zerbricht, und euch wiederum neue schmiedet. So treibt ihr euch im ewigen Kreise herum, und ihr seyd verdammt, immer den Schatten für das Wesen zu ergreifen. Damit nicht zufrieden, Unterworfne der Natur, eurer Leidenschaften und gränzlosen Begierden, eines unsichtbaren, strengen Herrn zu seyn, müſst ihr auch, um bestehen zu können, um euch nicht im Freyheitsschwindel in eurer Wuth zu zerfleischen, einem solchen bebenden Tyrannen, wie diesem da, gehorchen, und damit er seine Gewalt ohne Gefahr für sich miſsbrauchen möge, müſst ihr auch seine Rechte über euch, wie die des gerechtesten seines Standes, von dem Erstern ableiten. Hadere du nun mit dem, von dem auch er glaubt, diese Rechte erhalten zu haben. Gefällt dir aber die Meynung besser — solche Tyrannen seyen von Ihm den Völkern im Zorn zur Strafe gegeben, so habe ich nichts dagegen; denn diese Meynung beweist, daſs sich die Menschen endlich kennen lernen, daſs sie wissen, welcher Behandlung sie werth sind, was sie verdienen.

Faust. Fasse es wer da kann! Er schlug wider seine Stirne und seine Brust. Dieses hier, und dieses da, stehen im Widerspruche mit allem was ich sehe, vernehme und fühle. Finstre Gedanken, wie plagende Dämonen der Nacht, ziehen in meinem Gehirne herum, und oft dünkt mich, die moralische Welt würde von eben einem solchen Dinge beherrscht, wie dieser Elende eines ist. Er mordet ohne Form und Recht, und so wird der Mensch gleich dem Stier gefällt, ohne zu wissen warum er bluten muſs.

Faust fuhr in dieser Laune fort, und spann seine dunklen Gedanken und Gefühle bis in's Abscheuliche aus. Der Teufel ergötzte sich, da er ihn seinem

Zwecke nahen sahe, stimmte ihn zu fernerm Herumstreifen, um ihn durch neue Scenen noch mehr zu verwirren. Als sie aus Paris ritten, sagte der Teufel:

„Schon wittre ich die künftigen, ungeheuren Thaten, die diese blühende Stadt erschüttern werden.“

Auf dem Wege nach Calais sagte er oft:

„Bald werden diese Felder durch Bürger- und Religionskriege mit Leichen besäet werden. Jahrhunderte wird der Geist der Zwietracht wüthen, und wenn der Despot des Mordens sollte müde werden, so wird ihn der Priester auf Befehl des Himmels zu noch schrecklichern Greueln reizen.“

8.

Faust und der Teufel flogen über den Kanal, und kamen in dem Augenblick in London an, als sich der häſsliche, miſsgeschaffne Herzog Gloster zum Protektor des Reichs aufwarf, und mit allen Kräften arbeitete, seines Bruders, des verstorbenen Königs Sohn, der Krone zu berauben. Den Vater hatte er mit Gift aus dem Wege geräumt, und die Königin, die sich bey der Entdeckung seiner Absichten nach der Westmünsterabtey mit ihren Kindern flüchtete, schon dahin gebracht, ihm den Erben des Throns, der damals vierzehn Jahr alt war, mit seinem jüngern Bruder York auszuliefern. Sie übergab sie bebend, und schien das Schicksal ihrer Söhne zu ahnden. Faust war Zuhörer, als der Doktor Shaw, auf Befehl des Protektors, dem erstaunten Volke von der Kanzel bewies:

daſs seine und des verstorbenen Königs noch lebende Mutter verschiedne Liebhaber in ihr Bette aufgenommen hätte, der verstorbene König im Ehebruch erzeugt sey, und daſs sich niemand vom königlichen Hause einer rechtmäſsigen Geburt rühmen könnte, auſser der Protektor. Er sah die Groſsen hinrichten, die diesem Plane nicht beytreten wollten, und der Teufel führte ihn in dem Augenblick in den Tower, da Tyronel den rechtmäſsigen König von England nebst seinem Bruder York durch Meuchelmörder ermorden, und an der Schwelle ihres Gefängnisses begraben lieſs. Er war Zeuge der niederträchtigen Unterwerfung des Parlaments, und der Krönung des scheuſslichen Tyrannen. Er war Zeuge davon, wie sich die Königin mit dem Mörder ihrer Söhne in Unterhandlung einlieſs, seine gewaltsame Thronbesteigung durch die Hand ihrer ältesten Tochter zu unterstützen, um im Glanze des Hofes und der Herrschaft erscheinen zu können, ob sie gleich durch die empörten Groſsen des Reichs mit ihrem künftigen Rächer, dem Grafen Richmond, in gleiche Verbindung getreten war. Dieses brachte Fausten so auf, daſs ihn selbst die Reize der schönen Engländerinnen nicht länger in dieser Insel fesseln konnten, er verlieſs sie im finstern Grolle; denn so kalt und ohne Schleyer hatte er noch nicht Verbrechen begehen sehen. Er war noch nicht in Rom gewesen. Als sie im Begriff waren sich einzuschiffen, sagte der Teufel zu ihm;

„Dieses Volk, Faust, wird eine Zeitlang unter dem Joche des Despotismus seufzen, dann vielleicht einen seiner Könige auf dem Blutgerüste der geträumten Freyheit opfern, um sie seinen Nachfolgern für Gold und Titel zu verkaufen. Übrigens ein wackres Volk im Laster, ein guter Rekrutirungsplatz für die Hölle; denn das Gold allein wird einst ihr Gott werden!"

Hierauf führte er ihn nach Mayland, wo sie den Herzog Galeas Sforza am heiligen Stephanstage in der Domkirche ermorden sahen. Faust hörte die Meuchelmörder mit lauter Stimme den heiligen Stephan und heiligen Ambrosius anrufen, ihnen zu ihrem edlen Vorhaben den gehörigen Muth zu verleihen.

In Florenz, dem Sitz der Musen, sahen sie den Neffen des groſsen Kosmus, des Vaters des Vaterlands, in der Kirche *Santa reparata* in dem Augenblick an dem Altar ermorden, da der Priester den Leib des Herrn emporhob; dieses war das Zeichen zum Mord, welches den Mördern der Erzbischof von Florenz, Salviati gegeben hatte. Der Papst hatte ihn zu dieser That durch seinen Neffen anwerben lassen, die Mediceer zu vertilgen, um in Italien zu herrschen; doch dieses gehört zur spätern Geschichte der Kirche.

In Spanien fanden sie den Betrug und die Heucheley unter der Maske der Religion auf dem Throne, sahen in einem *Auto da fé* dem milden Gott der Christen Menschen durch die Flamme opfern, und hörten den Groſsinquisitor Torquemada gegen die heuchlerische Isabella und den trugvollen Fernando sich rühmen: daſs das heilige Gericht bereits achtzigtausend verdächtigen Personen den Proceſs gemacht, und sechstausend Ketzer wirklich lebendig verbrannt hätte.

Als Faust das erstemal die Damen und Kavaliere auf dem groſsen Platze in all ihrem Glanze versammelt sah, schmeichelte er sich einem Freudenfest beyzuwohnen; da er aber die Elenden, unter der Procession der Gott lobenden Priester, heulen und wehklagen hörte, überzeugte er sich bald, daſs der Miſsbrauch der Religion den Menschen zu dem abscheulichsten Ungeheuer der Erde macht. Er genoſs indessen, unter Verwünschung des ganzen menschlichen Geschlechts, noch immer der Freuden des Lebens und der schönen Weiber in England, Florenz und Spanien, fing endlich gar an zu glauben, alle diese Greuel gehörten nothwendig zu der Natur des Menschen, der ein Thier sey, das entweder selbst zerreiſsen, oder von seines Gleichen zerrissen werden müſste.

9.

Der Teufel, der Fausten durch alle diese Scenen wund und durchglüht sah, und bemerkte, daſs sein moralischer Sinn durch das Beschauen dieser Schandthaten immer mehr in Rauch aufging, beschloſs ihn nun zum Nachtisch an den päpstlichen Hof zu führen. Diesen sah er als die reiche Quelle der Laster, als die gröſste Schule der Verbrechen an, woraus sie, von dem Oberhaupte der Religion und dem Statthalter Gottes gleichsam geheiligt, zu den andern Völkern Europa's flössen. Er sagte zu Faust:

„Du hast nun einige groſse weltliche Höfe und ihre Regierungsart gesehen; laſs uns nun nach Rom ziehen, um zu sehen, ob es heute besser mit der Kirche und der geistlichen Regierung steht.

Der Listige schmeichelte sich, Alexander der Sechste, der damals die dreyfache Krone trug, und die Schlüssel zu dem Himmel und der Hölle in seiner Gewalt hatte, sollte seinem finstern Plan gegen Fausten den Schwung geben, und seine eigne Rückkehr in die Hölle befördern. Längst war er des Aufenthalts auf Erden müde, denn da er seit Jahrtausenden schon so vielmal dieselbe durchzogen hatte, so sah er doch, so sehr ihn auch die schwarzen Thaten der Menschen ergötzten, nur immer das Alte. Ach und das Einerley ist so ermüdend, daſs ein Teufel leicht das Dunkel dem Lichte vorziehen mag, ihm zu entfliehen, da die Menschen aus dieser Ursache wenigstens die Hälfte ihrer Thorheiten begehen, die sich nur zu oft mit Verbrechen enden.

Auf dem Wege nach Rom stieſsen sie auf zwey gegen einander gelagerte Heere. Das eine kommandirte Malatesta von Rimini, das andre ein päpstlicher General. Die tückische Politik Alexanders, die den jungen König aus Frankreich nach Italien gelockt, und dann zurückgetrieben hatte, arbeitete nun durch heimlichen Gift, Meuchelmord und offne Fehde alle die Groſsen zu berauben, um aus ihren Herrschaften und Kastellen Fürstenthümer für seine Bastarde zusammen zu setzen. Er fing zuerst mit den Schwächsten an, und hatte dieſs kleine Heer ausgeschickt, dem Malatesta Rimini zu entreiſsen. Als Faust und der Teufel die Landstraſse hinauf ritten, sahen sie auf einer Anhöhe, unweit des päpstlichen Lagers, zwey stattliche Männer in einen sehr hitzigen Zweykampf verwickelt. Die Neugierde trieb Fausten näher, der Teufel folgte ihm, und sie merkten bald, daſs sich die zwey erhitzten Kämpfer nicht zu trennen gedächten, bis einer dem Schwerte des andern erläge. Das aber, was Fausten am sonderbarsten vorkam, war eine schneeweiſse Ziege, mit bunten Bändern geschmückt, die ein Schildknappe, als den Preiſs des Sieges zu halten schien, und mit welcher er ganz kalt neben den zwey Wüthenden stand. Viele Ritter hatten sich auf der Anhöhe versammelt, um Zeugen des Ausgangs zu seyn, den sie mit vieler Gleichgültigkeit abwarteten. Faust nahte sich einem von ihnen und fragte mit teutscher Ehrlichkeit: „ob sich die zwey Herren wohl um die schöngeschmückte Ziege schlügen?“ Er hatte bemerkt, daſs die zwey *Champions* bey jeder Pause mit vieler Zärtlichkeit nach der Ziege blickten, und sie nach Rittergebrauch um Beystand bey der Gefahr anzuflehen schienen. Der Italiener antwortete ihm kalt: „Allerdings, und ich hoffe, unser General wird ihn dafür zur Hölle schicken, daſs er, ein unter seinem Befehl stehender Ritter, es gewagt hat, die schönste Ziege der Welt aus seinem Zelte zu entführen, während er herumritt, das Lager des Feinds zu erkennen.“ Faust trat zurück, schüttelte den Kopf, und wuſste nicht ob er wachte oder träumte. Der Teufel lieſs ihn einige Augenblicke in dieser Verwirrung, endlich sagte er ihm etwas in's Ohr, wobey Faust erröthete, und das das Papier besudeln würde. Der Zweykampf ging mittlerweile immer hitzig fort, bis das Schwert des päpstlichen Generals eine Öffnung in dem Panzer des Ritters fand, und ihn in seinem Blut auf den Boden streckte. Er blies seine Seele unter Flüchen weg, und nahm mit seinem letzten Blicke zärtlich von der Ziege Abschied. Der General ward von den Anwesenden frohlockend empfangen, der Schildknappe führte ihm die Ziege zu, er nannte sie: *mia cara*, und streichelte sie unter süſsen Liebkosungen.

Faust entfernte sich von dem Kampfplatze, und wankte zwischen dem Kitzel zu lachen, und dem Gefühl des Unwillens, als der Teufel ihm folgendes hinwarf:

„Faust, dieser lustige Zweykampf hat dich nun mit dem päpstlichen General bekannt gemacht; aber der gegen ihm über stehende ist nicht weniger merkwürdig. Dieser schlug sich auf Gefahr seines Lebens um eine weiſse Ziege, und der andre hat schon zwey seiner Weiber, aus den besten Häusern Italiens, vergiftet und mit eigner Hand erdrosselt, um schneller von ihnen zu erben. Er freyt wirklich um die dritte, und wenn er auf den Füſsen bleibt, so wird sie vermuthlich ein gleiches Schicksal haben. Beyde sind übrigens sehr fromme Männer, halten Processionen, widmen dem Himmel Gelübde, und flehen ihn um Sieg an; für welchen glaubst du, daſs er sich erklären müſste?“

Faust machte dem Teufel ein wildes Gesicht, und lieſs die hämische Frage unbeantwortet; der Teufel aber, der sich an seiner Prahlerey über den moralischen Werth des Menschen rächen wollte, unterlieſs nicht, noch einige bittre Glossen über die Liebhaberey des päpstlichen Generals, und über die Schlechtigkeit der Menschen überhaupt zu machen, worauf Faust, der ihn eben auf der äuſsersten ertappte, noch weniger zu antworten fand.

10.

Der Anblick Roms und seiner groſsen Ruinen, auf welchen noch der mächtige Geist der alten Römer zu schweben schien, überraschte Fausten, und da er mit ihrer Geschichte ziemlich bekannt war, so erhob sich seine Seele bey der lebhaften Erinnerung und Vorstellung dieses einzigen Volks der Erde; aber die neuen Bewohner der ehemaligen Königin der Welt füllten sie bald mit andern und niedrigern Gegenständen. Auf des Teufels Rath kündigten sie sich als teutsche Edelleute an, welche die Herrlichkeit Roms nach Italien gezogen; ihr Staat, Gefolge und Aufwand aber lieſsen mehr hinter ihnen vermuthen. Die Äbte, Matronen, Kuppler, Kupplerinnen, Charlatane und Pantalons, drängten sich zu ihnen, und trugen ihnen ihre Dienste in dem Augenblick an, als das Gerücht ihrer Ankunft durch alle die Zünfte derer erscholl, die das bequeme Handwerk ergriffen haben, von den Lastern und Thorheiten der Menschen zu leben. Sie trugen ihnen ihre Schwestern, Töchter, ihre Weiber und Verwandten an, mahlten ihre Reize und Vorzüge mit so feuriger Beredsamkeit, daſs der von allen Seiten bestürmte Faust nicht wuſste, wo er zugreifen sollte. Da diese Kuppeley auf die possierlichste Art mit dem Gewande der zügellosen Üppigkeit und der strengen Religion zugleich bekleidet war, so dünkte es Fausten: dieses Volk brauche die Religion zu nichts andern, als durch sie den Zuruf der innern empörten menschlichen Natur bey ihren Schandthaten und Greueln zu stillen und zu beruhigen.

Den Tag nach ihrer Ankunft erhielten sie eine Einladung von dem Kardinal Cäsar Borgia, einem der vielen Bastarde des Papsts; er empfing sie auf das prächtigste, und nahm es über sich, sie Seiner Heiligkeit dem Papst vorzustellen. Sie ritten mit ihrem Gefolge in dem gröſsten Staat nach dem Vatikan, und der Teufel küſste mit Fausten den Pantoffel Seiner Heiligkeit. Faust verrichtete dieses in dem Glauben eines wahren katholischen Christen, der den Papst für das hält, wofür er sich ausgiebt, und der Teufel dachte bey sich: wenn mich Alexander kennte, ich würde ihn vielleicht zu meinen Füſsen sehen. Nachdem die äuſsere Ceremonie vorüber war, lieſs sie der Papst in seine innern Zimmer einladen, wo er sich freyer mit ihnen besprach. Hier wurden sie mit seinen übrigen Bastarden, der berühmten Lukretia, und Francisco Borgia dem Herzog von Gandia bekannt u. s. w.

Der Papst fand die Gesellschaft des schönen und gewandten Teufels Leviathans so sehr nach seinem Geschmacke, daſs er von dem ersten Augenblick eine besondre Gunst gegen ihn äuſserte, die, wie wir sehen werden, bald bis zu der äuſsersten Vertraulichkeit stieg. Faust hielt sich an den Kardinal Borgia, der ihm von den Genüssen und Freuden Roms ein so lüsternes Gemählde entwarf, daſs er nicht wuſste, ob er sich im Vatikan oder in einem Tempel der irdischen Venus befände. Er machte ihn zugleich mit seiner Schwester Lukretia, der jetzigen Gemahlin Alfonso's von Arragonien, genauer bekannt. Sie stellte die sinnliche Wollust in den gefährlichsten Reizen verkörpert vor, nahm Fausten auf eine Art auf, daſs er wie bezaubert vor ihr stand, und sich bey dem ersten Blicke von dem Wunsche durchglüht fühlte, den Becher der Freude aus der Hand derjenigen zu empfangen, die ihm so schäumend darreichte.

11.

Faust und der Teufel waren in wenigen Tagen mit der päpstlichen Familie auf den Fuſs der Vertraulichkeit. Eines Abends wurden sie zu einem Schauspiel ins Vatikan eingeladen, welches Fausten mehr in Erstaunen setzte, als alles, was er bisher am päpstlichen Hofe gesehen hatte. Man spielte die Mandragola. Der edle Machiavell hatte dieses Schauspiel geschrieben, um durch die Zügellosigkeit desselben dem römischen Hofe ein auffallendes Gemählde von den schlechten Sitten der Klerisey vorzustellen, und ihm zu beweisen, daſs sie die Quelle der Verderbniſs der Layen sey. Er betrog sich hier in seinem edlen Zwecke, wie er sich später betrog, da er in seinem

Fürsten die Greuel der Tyranney der Welt aufdeckte. Die kleinen Tyrannen Italiens und ihre Stützen, die Mönche, verschrien den als Lehrer der Tyranney, den sie ärger als ein Sterblicher haſste, und ihr durch sein Werk einen tödtlichen Streich beyzubringen suchte. Das verblendete Volk lieſs sich von ihren Betrügern so betäuben, daſs sie ihren Arzt als einen Vergifter ansahen. So ging es auch hier; die Mandragola wurde beklatscht, ergötzte viele Abende den päpstlichen Hof, und keiner, auſser dem Teufel und Faust merkte, daſs die Satyre Machiavells durch den Beyfall des Papsts und der ganzen Klerisey um so giftiger wurde. Faust hörte von dem Papst, den Kardinälen, Nonnen und Damen Dinge beklatschen und preisen, die nach seiner Meynung selbst die üppigen römischen Kayser nicht auf der Bühne würden geduldet haben. Aber dieses Staunen ward bald von lebhaftern Scenen verdrängt, und er merkte, daſs die Thaten Alexanders und seiner Bastarde alles übertrafen, was die Geschichte zur Schande der Menschheit aufgezeichnet hat. Lukretia, welcher ihn seine reichen Geschenke noch mehr als sein kraftvolles Ansehen empfahlen, weihte ihn kurz darauf in die Geheimnisse der Wollust ein, und er fühlte in ihren Armen, daſs der päpstliche Hof in dem Besitze von Geheimnissen sey, wovon die übrige blödsinnige christliche Welt nichts ahndete. Durch diese innige Verbindung entdeckte er ihr blutschänderisches Verhältniſs mit ihren beyden Brüdern, dem Kardinal und dem Herzog, und da er sie eines Tags mit dem Papst ihrem Vater überraschte, zu dem er und der Teufel geheimen Zutritt hatten, so fand er, daſs er sie nicht allein mit den Brüdern, sondern auch mit Seiner Heiligkeit theilte. Der einzige Miſshandelte war Alfonso, welcher die Ehre hatte sich ihren Gemahl zu nennen. Nun sah Faust die Ursache des bittern Hasses des Kardinals gegen seinen Bruder ein, dessen Grund Eifersucht über die Gunstbezeigungen der Schwester war. Er hatte ihn oft schwören hören, daſs er sich noch an ihm auf die blutigste Art rächen würde.

Wenn sich Faust den Tag über am Hofe und in der Stadt in allen Lüsten herumgewälzt hatte, so pflegte er gewöhnlich dem Teufel Abends die Ohren über die Laster der Menschen zu ermüden. Ihr Anblick empörte ihn, ob er gleich weder Kraft noch Willen hatte, einer seiner Neigungen zu widerstehen. Gewöhnlich endigte er mit dem Ausruf: „wie ist es möglich, daſs ein solches Ungeheuer Papst werden konnte!“

Der Teufel, der genau wuſste, wie es bey seiner Wahl zugegangen, (denn wahrscheinlich war einer der Fürsten der Hölle damals im Conklave) erzählte ihm:

„Wie Alexander als Vicekanzler des päpstlichen Stuhls die Stimmen der Kardinäle gekauft, und wie er diese, nachdem er seinen Zweck erhalten, und sie ihn an die Erfüllung seines Versprechens erinnert, theils verjagt, theils unter verschiednem Vorwand auf die grausamste Art habe hinrichten lassen.“

Faust. Daſs sie schlecht genug waren, ihn zum

Papst zu machen, begreife ich; aber wie sie ihn ertragen, dieſs geht über meine Fassung.

Teufel. Die Römer sind sehr wohl mit ihm zufrieden. Er sorgt für den Pöbel, mordet, plündert die Groſsen, und wird durch seine Verbrechen den päpstlichen Stuhl mehr in die Höhe bringen, als alle seine Vorgänger. Können sie wohl einen bessern Papst wünschen, als einen, der ihre Laster durch sein eignes Beyspiel heiligt? der ihnen noch über die Indulgenzen durch seine Thaten beweist, daſs der Mensch vor keiner Sünde erschrecken muſs?

12.

Der Papst hatte seinen ältesten Bastard Francisko in einem Konsistorio zum General des heiligen Stuhls gemacht, und der Kardinal faſste in demselben Augenblick den Entschluſs, seinen Bruder auf die Seite zu schaffen, um seinem Ehrgeiz ein weiteres Feld zu eröffnen. Seine Mutter Vanosa hatte ihm vertraut: die Absicht des Papsts sey, dem Herzog auf den Ruinen der Fürsten Italiens einen Thron zu errichten, und durch ihn, als den Erstgebornen, alle die Anschläge zur Vergröſserung seiner Familie auszuführen. Der Kardinal, der die Meuchelmörder zu hunderten in seinem Solde hatte, lieſs seinen getreuen Dom Michellotto aufsuchen, und hielt folgende Rede an ihn:

„Wackrer Michellotto, es sind nun schon fünf Jahre, daſs mein Vater auf dem pästlichen Stuhle sitzt, und noch bin ich das nicht, was ich seyn könnte, wenn wir unsre Geschäfte etwas klüger betrieben. Er hat mich zum Erzbischof, endlich zum Kardinal gemacht; aber was ist dieses für einen nach Thaten und Ruhm strebenden Geist? Kaum reichen meine Einkünfte zu dem Nöthigen hin, und ich bin unvermögend, Freunde, die mir wesentliche Dienste thun, nach dem Wunsche meines Herzens zu belohnen. Bist du, Michellotto, nicht selbst ein Beweis davon? Sage, hab' ich etwas von der groſsen Schuld abtragen können, die deine Dienste an mich einfordern können? Sollen wir denn immer nur stille sitzen und abwarten, bis Glück oder Zufall etwas für die thun wollen, die es nicht wagen, sich zu ihrem Herrn und Meister zu machen? denkst du, ein Leben, das ich im Konsistorium und der Kirche hinschmachte, sey für einen Geist, wie der meine, gemacht? Bin ich für diese Pfaffereyen geboren? Hätte die Natur, ich weiſs nicht warum, meinen Bruder Francisko nicht vor mir in die Welt gestoſsen, würden nicht alle die Ehrenstellen, wodurch man allein groſse Aussichten befördern kann, auf mich gefallen seyn? Würdest du, braver Michellotto, noch das seyn, was du bist? Weiſs mein Bruder die Vortheile zu nutzen, die ihm der Papst und das Glück darbieten? Laſs mich an seine Stelle treten, und mein Name soll bald durch ganz Europa erschallen! Mich stempelte die Natur zum Helden, und ihn den Sanftern zum Pfaffen. Wir müssen also den verhaſsten Streich zu verbessern suchen, den uns der Zufall gespielt hat, wenn wir das erfüllen wollen, wozu wir geboren sind. Sieh uns beyde an! wer kann sagen, wir seyen von einem Vater? Und was liegt nun daran, daſs er mein Bruder ist? Wer sich über andre erheben will, muſs alle Hindernisse seines Emporsteigens mit Füſsen treten, und die weichlichen, schwachen Bande der Natur, Zärtlichkeit und Verwandtschaft, vergessen; ja wenn er ein Mann ist, auch wohl seine Hände in das Blut derer tauchen, die seinem unternehmenden Geist durch ihr Daseyn Fesseln sind. So thaten alle groſse Männer, so handelte der Stifter des unsterblichen Roms. Damit Rom werde, was er in ahndungsvollem Geiste sah, muſste sein Bruder fallen; damit Cäsar Borgia groſs werde, muſs sein Bruder bluten. Rom soll von neuem durch mich der Sitz eines mächtigen Königs werden, mein Vater soll mir die Leiter zu meinem Emporsteigen halten, und dann will ich unter ihm den Stuhl Petri zerschlagen, den Betrug geheiligt hat, dieses Volk von dem schimpflichen Joche der Priester befreyen, und wiederum zu Männern und Helden machen. So sterbe der, der mir ein Hinderniſs ist, daſs wir wachsen, und der Welt zeigen können, was wir sind. Ob ich ihn nun gleich in der Dunkelheit der Nacht ohne allen Verdacht ermorden könnte, so will ich doch dir diese That überlassen; damit du ein noch stärkeres Recht erhaltest, meine künftige Gröſse und mein Glück mit mir zu theilen. Ich reise morgen nach Neapel, um als Legat der Krönung des Königs beyzuwohnen. Meine Mutter Vanosa, die es, unter uns, müde ist, ihren unternehmenden Cäsar als Kardinal zu sehen, und früh den Helden in mir entdeckt und angefeuert hat, giebt mir, meinem Bruder, und unsern Freunden, heute ein Abendessen — Mein Bruder wird spät in der Nacht zu einer uns gemeinschaftlichen Buhlerin schleichen, und ich müſste Michellotto schlecht kennen, wenn er den Weg zu seinem Pallaste zurück fände. Ich heiſse Cäsar, und will alles, oder nichts seyn.“

Michellotto faſste des Kardinals Hand, dankte ihm für sein Zutrauen, berief sich auf die Beweise seiner Treue und Ergebenheit, und entfernte sich, um einige seiner Gesellen auf die That vorzubereiten.

Faust und der Teufel wurden zu dieser Abendmahlzeit gleichfalls eingeladen. Die Gäste waren sehr munter. Francisko überhäufte seinen Bruder mit Zärtlichkeit, ohne dessen Entschluſs zu erschüttern. Nach dem Essen nahm Cäsar Abschied von seiner Mutter, um sich zu dem Papst zu begeben, seine letzten Befehle abzuholen; sein Bruder erbot sich, ihn eine Strecke Wegs zu begleiten, um das Vergnügen seiner Gesellschaft noch einige Augenblicke länger zu genieſsen. Faust und der Teufel folgten ihnen. Francisko trennte sich bald von dem Kardinal, nachdem er ihm vorher in das Ohr gelispelt, wohin er sich begäbe. Der Kardinal wünschte ihm lachend Glück, umarmte ihn, und nahm Abschied von ihm. Er eilte nach dem Vatikan, endigte sein Geschäft, suchte die Meuchelmörder am bestimmten Orte auf, und ertheilte seine Befehle. Faust war bey der Schwester eines *Principe* abgestiegen, und der Teufel, der das schwarze Drama seiner

Entwicklung nah sah, lenkte es so ein, daſs er sich mit Fausten in dem Augenblick an der Tiber befand, als Dom Michellotto den Leichnam des ermordeten Herzogs in den Fluſs versenken lieſs. Faust wollte auf die Mörder zusprengen, der Teufel hielt ihn zurück, und sagte:

„Nahe nicht, und halte dich still, daſs dich keiner entdecke, ihrer sind tausende in Rom, und du bist in dem Vatikan, selbst an meiner Seite deines Lebens nicht sicher, wenn sie gewahr werden, daſs du sie beobachtest. Der Ermordete, den sie nun versenken, ist Francisko Borgia, sein Mörder ist sein Bruder, und das, was du nun siehest, ist das Vorspiel von Thaten, die einst der Hölle selbst Erstaunen abzwingen werden.“

Hierauf enthüllte er ihm das ganze finstre Gewebe, und wiederholte ihm die Rede des Kardinals an Michellotto. Faust antwortete kälter, als der Teufel es erwartete:

„Ich fasse denn ihre Thaten leichter als die Hölle; was kann man wohl von einer Familie anders erwarten, wo der Vater und die Brüder blutschänderisch mit der Tochter und der Schwester leben? Der Papst nennt sich unfehlbar, den Statthalter Gottes, die Menschen erkennen ihn dafür, und der, welcher ihn an seine Stelle gesetzt hat, scheint mit seinem Regimente zufrieden; was soll Faust dazu sagen, von dem die Kirche fordert, daſs er ihn anbete; aber, Teufel, wer mir noch etwas Gutes von den Menschen sagt, den falle ich an, wie ein wüthendes Thier. Laſs uns schlafen gehen; du hast Recht, der Teufel ist nur ein Narr gegen unser einen, besonders wenn wir im Priesterrocke stecken. O wäre ich in dem glücklichen Arabien geboren, ein Palmbaum meine Decke, und die Natur mein Gott!“

13.

Das Gerücht von der Ermordung des Herzogs von Gandia erscholl bald durch Rom und ganz Italien. Der Papst ward davon so gerührt, daſs er sich der wildesten Verzweiflung überlieſs, und drey Tage ohne Speise und Trank blieb. Nachdem man endlich seinen Körper in der Tiber gefunden, gab er die strengsten Befehle, alle Mühe anzuwenden, die Mörder zu entdecken. Seine Tochter, die vermuthete, woher der Streich käme, gab ihrer Mutter Vanosa Nachricht von dem strengen Entschlusse des Papsts, und diese begab sich die folgende Nacht in das Vatikan. Der Teufel, der als Liebling des Papsts während seiner Trauer allein in seinem Zimmer bleiben durfte, entfernte sich bey der Ankunft der edlen Vanosa, suchte Fausten auf, der die Lukretia tröstete, und führte ihn an die Thüre, folgendes Gespräch zu belauschen.

Als sie der Thüre nahten, hörten sie diese Worte des Papsts:

„Ein Brudermörder, und Kardinal! Und du, die Mutter von beyden, verkündigest mir dieſs mit einer Kälte, als hätte Cäsar einen der Kolonne oder Orsini vergiftet! Er hat in seinem Bruder seinen guten Ruf ermordet, hat das Gebäude der Gröſse im Grund erschüttert, das ich durch meine Familie aufführen wollte; aber der Kühne soll der Strafe und meiner Rache nicht entgehen.“

Vanosa. Roderiko Borgia, du hast bey meiner Mutter geschlafen, darauf bey mir, schläſst nun mit meiner und deiner Tochter, und wer mag die zählen, die du heimlich ermorden und vergiften lieſsest? Gleichwohl bist du Papst, Rom zittert vor dir, die ganze Christenheit betet dich an und nennt dich den Unfehlbaren; sieh, so viel kommt darauf an, in welcher Lage man sich befindet, wenn man Verbrechen begeht. Ich bin beyder Mutter, Roderiko, und wuſste, daſs Cäsar den Francisko ermorden würde.

Papst. Ha der Abscheulichen!

Vanosa. Bin ich's, so bin ich es nur in deiner Schule geworden. Der kalte, bedächtliche, sanfte Francisko muſste dem feurigen, unternehmenden Cäsar Platz machen, damit dieser die glänzenden Hoffnungen erfülle, die du meinem Busen vertraut hast, als du den päpstlichen Stuhl bestiegst. Francisko war zum Mönch geboren, mein Cäsar zum Helden, und darum nannte ich ihn so im prophetischen Geiste. Nur er ist fähig, alle die kleinen und groſsen Tyrannen Italiens zu vernichten, und sich eine Krone zu erkämpfen. Er muſs Gonfalonier des päpstlichen Stuhls werden, und die Borgie zu Herren von Italien machen. Ist dieſs nicht dein Wunsch? Hast du nur für Francisko gemordet und vergiftet? Würden diese Verbrechen uns nützen, wenn Cäsar Kardinal bliebe und der ermordete Schwächling einst euren Raub vertheidigen sollte? Nur von ihm kann ich Schutz erwarten, wenn du nicht mehr bist; er achtete seiner Mutter, während dieser Kalte mich vernachläſsigte, und dem Vater allein schmeichelte, von dem er seine Gröſse hoffte. Cäsar fühlt, daſs ein Weib wie ich, die einen Helden gebähren konnte, ihm auch den Weg zu unsterblichen Thaten vorzuzeichnen weiſs. Heitere dich auf, Roderiko, und sey weise; denn wisse nur immer, die Hand des Mörders deines Lieblings wird von einem solchen kühnen Geiste geleitet, die auch des Vaters nicht schonen würde, wenn er es wagen sollte, den Schleyer aufzuheben, der diese nöthige That verbirgt.

Papst. Dein groſser Sinn, Vanosa, erhebt mich, ob er gleich mein Herz durchschaudert. Francisko ist kalt, und Cäsar lebt; er lebe, sey der Erstgeborne, werde groſs, weil es das Schicksal so haben will. — Er klingelte, lieſs auftischen, und war heitern Muths.

Faust. Teufel, befreye die Welt von diesem Ungeheuer; oder du sollst die Wuth empfinden, die mir sein Daseyn einflöſst.

Teufel. Sprichst du abermals Unsinn, die Sprache der Söhne des Staubs? Vergiſst du, wer der Mann ist, wen er bildlich vorstellt? Wer ich bin? Was ich kann und darf?

Faust. Du sollst!

Teufel. Geh und kühle deine Wuth in den Armen seiner Tochter und Buhlerin; freue dich, so nah mit dem verwandt zu seyn, der da bindet und löset; vielleicht daſs dir die Verwandtschaft am Tage der Rechnung nutzet.

14.

Francisko war vergessen, und der Papst sann nun, wie er dem verwegnen Geist Cäsars einen weitern Schauplatz zur Ausübung seiner gefährlichen Kräfte eröffnen möchte. Dieser krönte indessen den König von Neapel mit denen von seines Bruders Blute befleckten Händen, und Friedrich von Neapel zog daraus eine düstre Ahndung, in welcher er sich auch nicht betrog.

Der Teufel sorgte dafür, daſs Fausten von allem diesem nichts entging, und dieser sah mit hämischem Lachen alle die Kardinäle, die Gesandten von Spanien und Venedig, dem Brudermörder, den sie alle dafür erkannten, bis an die Thore der Stadt entgegen gehen, ihn darauf von einem groſsen Konsistorium empfangen, und im Triumphe zur Audienz des Papsts begleiten, der ihn mit vieler Zärtlichkeit empfing.

Vanosa legte die Trauer ab, und feyerte den Abend seiner Rückkunft mit einem Feste, wobey alle Groſsen Roms erschienen.

Bald hierauf zog Cäsar den lästigen Kardinalshut aus, vertauschte ihn mit dem Schwerte, und ward mit aller Pracht zum Gonfalonier des päpstlichen Stuhls geweiht.

Der Teufel sah mit vielem Vergnügen, wie Faust den Wurm, der an seinem Herzen zu nagen anfing, durch die wildesten Genüsse zu betäuben suchte. Er sah, wie jeder schwarze Streich, den er erlebte, sein Herz mehr vergällte, und sein verblendeter Geist sich immer mehr überzeugte, daſs alles das, was er sah und hörte, in der Natur des Menschen gegründet sey, und man sich eben so wenig über diese Greuel zu verwundern habe, als darüber, daſs der Wolf ein Räuber sey, der alles ohne Schonung zerreiſse, seinen Heiſshunger zu stillen. Der Teufel unterstützte dieſs mit den Sophismen, die spätere Philosophen in Systeme gebracht haben, leerte die Schätze der Erde, schleppte Kleinodien zusammen, und Faust wüthete unter den Jungfrauen und Matronen Roms, zerstörte tausend moralische und glückliche Verhältnisse der Familien, und glaubte nicht genug an dem Menschengeschlecht verderben zu können, das, wie er meynte, der Verwüstung geweyht sey. Der Unterricht der Lukretia hatte längst seine Sinne vergiftet, und die Wollust seine dämmernden guten Gefühle so vernichtet, daſs sich bald zu Menschenhaſs Menschenverachtung gesellte, welche Empfindung, wie der Teufel ihn versicherte, die einzige ist, die den Mann von Verstand von dem Dummkopf unterscheidet. Die Bande der sanften Menschheit zogen sich in seinem Herzen zusammen, und er glaubte in der Leitung des Himmels die Hand eines Despoten zu entdecken, der unbekümmert um das Einzelne, nur für den Gang und die Erhaltung des Ganzen wache. Die Welt kam ihn nun wie ein stürmisches Meer vor, auf welches das Menschengeschlecht geworfen ist, von dem Winde hin und her getrieben, der diesen an einem Felsen zerschmettert, den andern in den Hafen bläst, und wo der Verunglückte noch dafür verantworten muſs, daſs er sein Steuer nicht besser geführt, ob man ihm gleich eines aus so schwachem Stoffe gegeben, das sich an jeder einherrauschenden Welle zerbricht.

15.

Alexander hatte eine Lustjagd in Ostia veranstalten lassen. Es begleitete ihn daher ein groſses Gefolge von Kardinälen, Bischöfen, Damen und Nonnen, welche letztere man wegen besondrer Verdienste aus den Klöstern gezogen, um die Gelage reizender zu machen. Der Teufel war beständig auf der Seite des Papsts, und Faust war von der Lukretia unzertrennlich. Jeder überlieſs sich in Ostia dem Zuge seiner thierischen Natur, und man beging in den wenigen Tagen Ausschweifungen, wobey ein Tiber und Nero noch etwas hätte lernen können. Faust hatte nun Gelegenheit, den Menschen, nach dem Ausdrucke des Teufels, in seiner scheuſslichen Nacktheit zu beobachten; aber was waren alle diese Scenen der Üppigkeit gegen die Anschläge, die der Papst, um sich von der Ermattung der Lust zu erholen, mit seinen Bastarden, in Gegenwart Fausts und des Teufels faſste? Hier ward beschlossen, den Alfonso von Arragonien, den Gemahl der Lukretia, zu ermorden, um dem König von Frankreich einen Beweis zu geben, daſs man Willens sey, mit dem Könige von Neapel gänzlich zu brechen, und ihm zur Eroberung der Krone Siciliens beyzustehen. Ludwig der Zwölfte war schon durch Alexanders Vermittlung in Italien eingebrochen, und die Borgie sahen dadurch alle ihre Anschläge reifen. Lukretia übertrug diese blutige That ihrem Bruder, und sah sich schon als Wittwe an. Hierauf ward der Plan zu dem folgenden Feldzug entworfen, nehmlich: sich aller Städte, Kastelle und Herrschaften der Groſsen Italiens zu bemächtigen, jeden ihrer Besitzer mit seiner Nachkommenschaft zu ermorden, damit keiner am Leben bliebe, der einen Anspruch darauf zu machen hätte, und ihnen durch künftige Verschwörungen beschwerlich seyn könnte. Um das Heer zu unterhalten, diktirten Alexander und Cäsar der Lukretia eine Liste der reichen Kardinäle und Prälaten, die man nach und nach vergiften wollte, um sie, vermöge des Rechts des päpstlichen Stuhls, zu beerben.

Nach dieser geheimen Berathschlagung begab man sich zu dem Abendessen. Der Papst war mit seinen Entwürfen und ihrer nahen Erfüllung so zufrieden, daſs er sich der ausschweifendsten Laune überlieſs, und den Ton zu einem Bachanal angab, wozu man die Züge im Petron und Sueton suchen mag; doch vergaſs er dabey der Sorge für den Staat nicht ganz; er fragte in der Gluth des Weins die Anwesenden: wie er es anfangen müſste, die Einkünfte des päpstlichen Stuhls zu erhöhen, um das groſse Heer einige Feldzüge durch zu unterhalten. Nach vielen Projekten schlug Ferara von Modena, Bischof von Patria, der würdige Minister Alexanders, durch welchen er die Ämter der Kirche an den Meistbietenden verkaufen lieſs, vor: Indulgenzen, unter dem Vorwand eines bevorstehenden Türkenkriegs, durch Europa zu predigen, und setzte als wahrer päpstlicher Finanzier hinzu: „der thörichte Wahn der Menschen, ihre Sünden durch Gold abzukaufen, sey die sicherste Quelle des Reichthums eines Papstes.“

Lukretia, die in dem Schooſse ihres Vaters lag, und mit Fausts blonden Locken spielte, sagte lächelnd:

„Die Rolle der Indulgenzen enthält solche abgeschmackte, veraltete und alberne Sünden, daſs damit nicht viel zu gewinnen ist. Man hat sie in dummen und barbarischen Zeiten entworfen, und es ist einmal Zeit, einen neuen Sündentariff zu machen, wozu Rom selbst die besten Artikel liefern kann.“

Die von Wein und Wollust begeisterte Gesellschaft freute sich des glücklichen Einfalls; der Papst forderte einen jeden auf, neue Sünden vorzuschlagen, zu taxiren, und die zu wählen, die am meisten im Gange wären, folglich am meisten eintrügen.

Borgia. Heiliger Vater, überlaſst dieſs den Kardinälen und Prälaten, sie sind am besten damit bekannt.

Ferara von Modena, Bischof von Patria, setzte sich als Sekretair nieder.

Ein Kardinal. Nun dann, so will ich beginnen, die Quelle des Reichthums zu öffnen. Schreibe, Ferara; ich gebe den Ton an, die andern werden schon einstimmen. Absolution für jede von einem Priester begangne H — y; er begehe sie mit wem er wolle, mit einer Nonne, auſser oder in dem Bezirke des Klosters, mit seiner Bluts-Seitenverwandtin, oder seiner geistlichen Tochter. Mit Dispensation, alle Ämter der Kirche verwalten, und neue Beneficien erhalten zu können, so er an den päpstlichen Schatz neun Goldgulden bezahlt.

Papst. Gut! gut! Schreibe flugs neun Goldgulden, Bischof, und trinkt ihr andern den Priestern, die sie bezahlen, Absolution zu.

Jeder Gast füllte sein Glas, und man schrie Chorus: **Absolutio! Dispensatio!**

Papst. Ich sehe wohl, ich muſs den andern Muth machen. Sie sehen diesen Augenblick mehr nach den Nonnen, als auf meinen Vortheil. Bischof Ferara, schreibe: Für die feinere Sodomie zwölf Goldgulden, für die gröbere funfzehn, er sey Laye oder Priester. Mit diesem Artikel allein hoffe ich meine Kavallerie zu unterhalten, und ich sehe voraus, daſs mir ein groſser Theil ihres Soldes zurückkommen wird.

Chorus. Absolutio! Dispensatio den feinern und gröbern Sodomiten!

Nonne. He, was ist denn das da? will sich niemand unsrer annehmen? Heiliger Vater, haben wir allein kein Recht auf eure väterliche Gnade? Ich bitte euch, laſst uns taxiren, daſs auch wir in Ruhe sündigen mögen.

Alexander. Recht, meine Tochter, und ihr sollt nicht schlechter gehalten werden wie die Priester. Ich will dir gleich einen Beweis meiner päpstlichen Huld geben. Schreibe, Bischof! Absolution für jede

Nonne, die H — y treibt; es sey mit wem sie wolle, mit ihrem Bruder, Blutsverwandten oder Beichtvater, auſser oder in dem Bezirk des Klosters, mit Dispensation, allen Würden des Klosters vorzustehen, neun Goldgulden. Bist du zufrieden?

Das Nönnchen küſste ihm die Hand.

Chorus. Absolutio! Dispensatio!

Ein Bischof. Nun dann! Absolution und Dispensation jedem Priester, der eine Beyschläferin öffentlich unterhält, fünf Goldgulden.

Lukretia. O der gemeinen alltäglichen Menschen. Hört auf mich! Absolution jedem Christen, der seine Mutter, Schwester oder sonstige Verwandtin beschläft, funfzehn Goldgulden.

Chorus. Absolutio! Dispensatio!

Faust, den die ganze Scene wegen des Teufels entsetzlich ärgerte, der aber doch dem Borgia eins versetzen wollte, rief brüllend: Absolution jedem Vater - Bruder - Mutter- und Schwestermörder, für drey Goldgulden.

Papst. Ho ho Freund, wo wollt ihr hinaus, daſs ihr den Mord geringer anschlagt als H — y, da doch der erste die Menschen aus der Welt treibt, und die letzte sie hinein?

Cäsar Borgia. Heiliger Vater, er will durch einen hohen Preis nicht von der Sünde des Mords abschrecken.

Papst. Laſst es durchgehen!

Teufel. Cautela, ihr Herren! Ich sage, daſs aller gemeldeten Absolutionen und Dispensationen die Armen unfähig sind; unwürdig des süſsen Trosts der

Kirche, und ohne Rettung verdammt, mögen sie leben und sterben! Ist es so nach eurem Sinne?

Chorus unter starkem Gelächter. Ja, verdammt sey alles, was kein Gold hat! Die Armen fahren ohne diesen Trost der Kirche zur Hölle!

Cäsar Borgia. Weiter, ich eröffne eine ergiebige Quelle! Wer stiehlt, und sey es auch Kirchenraub, dessen Seele kann gelöst werden, so er der päpstlichen Kammer drey Theile von seinem Diebstahl abgiebt.

Chorus. Absolution den Kirchenräubern und allen Dieben, die mit dem päpstlichen Stuhle das Geraubte theilen!

Papst. Du öffnest eine reiche Mine, Cäsar! schreibe Bischof! Es geht vortrefflich!

Faust. Wohlauf, ihr Herren! Absolution für jeden, der Zauberey treibt, und mit dem Teufel ein Bündniſs macht. Wie hoch taxirt ihr den Fall?

Papst. Mein Sohn, hiermit wirst du den päpstlichen Stuhl nicht bereichern. Der Teufel versteht seinen Vortheil nicht, man ruft ihn umsonst.

Faust. Heiliger Vater, mahlt ihn nicht an die Wand, und schlagt nur immer an.

Papst. Um der Seltenheit willen, hundert Goldgulden.

Faust. Hier sind sie, im Fall es mir gelänge; fertigt mir die Absolution aus und singt Chorus.

Chorus. Absolution dem, der mit dem Teufel ein Bündniſs macht.

Der Bischof Ferara schrieb.

Eine andre Nonne. Herr Bischof, da ihr doch eben am Schreiben der Absolution für den Teufelsbanner seyd, so fertigt mir zugleich auch eine Schrift, ihr wiſst schon für was, aus; hier ist mein Rosenkranz, er ist, bey meiner Schutzheiligen, funfzehn Goldgulden werth, und ich behalte noch etwas Absolution übrig.

Ferara schrieb, und der Papst unterzeichnete.

Teufel. Glaubt denn Ew. Heiligkeit, daſs der Satan des Fetzen Papiers achten wird?

Der Groſsinquisitor zog plötzlich seine Hand aus dem Busen einer Äbtissin, fuhr glühend auf und schrie mit lallender Zunge:

„Wa — was ist das? Ich rieche Ketzerey! Wer ist der Atheist, der diesen Frevel gesprochen hat?“

Der Papst drückte dem Teufel den Zeigefinger leise auf den Mund, und sagte: Kavalier, dieses sind Staatsgeheimnisse! berühre sie nicht, denn ich darf selbst dich nicht retten, wenn der päpstliche Stuhl bestehen soll.“

Um dem Papst den Hof zu machen, und zugleich das Gewissen zu beruhigen, öffnete jeder der Anwesenden seinen Beutel. Ferara rief noch einige Schreiber; man fertigte ihnen die Absolution aus, und jeder griff nach einem Gegenstand, um den übrigen Theil der Nacht Gebrauch davon zu machen. Nie wurden Sünden mit ruhigerm Herzen begangen.

Ferara von Modena schrieb diesen Tariff den folgenden Morgen in's Reine, übergab ihn der Presse,*) und lieſs ihn in der Stille in der Christenheit herumlaufen.

16.

Cäsar Borgia vergaſs des Worts nicht, das er seiner Schwester gegeben hatte. Alphonso von Arragonien ward an der Schwelle des Pallasts des Gonfaloniere ermordet, als er sich eben zu ihm begeben wollte, einer Maskerade beyzuwohnen, wozu alle Groſsen Roms eingeladen waren, die Vorstellung der Siege Cäsars anzusehen, die Borgia als Vorbedeutung der seinigen aufführen lieſs. Bald darauf setzte er sich mit seinem Heere in Marsch, und nach einigen Monaten stahl der Teufel dem Papst folgenden Brief aus der Tasche, den er Fausten zu lesen übergab :

Heiliger Vater!

Ich küsse Ew. Heiligkeit Füſse. Sieg und Glück haben mich begleitet, und ich ziehe sie hinter mir her wie meine Sklaven. Ich hoffe, Cäsar ist nun

---

*) Zum Beweise dieser Greuelscene siehe: *Taxa Cancellariae Apostolicae etc.* gedruckt verschiedenemal zu Rom und Paris. Zum Belege der übrigen Greuel des Hoſs Alexanders VI. und zu mehrern, als hier dargestellt worden sind, siehe das *Diarium Burckardi etc.*, worin dieser päpstliche Ceremonienmeister mit Lust, Gefallen und aus Amtspflicht alle diese Schändlichkeiten als natürliche Hoſsgeschichten aufgezeichnet hat, damit sich die Nachwelt daran erbaue.

seines Namens würdig, denn auch ich kann sagen: ich kam, sah, und siegte. Der Herzog von Urbino ist in die Schlinge gefallen, die ich ihm gelegt habe. Vermöge des Breve Ew. Heiligkeit bat ich ihn um seine Artillerie, unter dem Vorwand Eure Feinde zu bekriegen. Von allen den Gunstbezeigungen, womit wir ihm geschmeichelt haben, verblendet, schickte er mir durch einen Edelmann seine Einwilligung schriftlich zu. Unter dieser Maske sandte ich einige Tausende nach Urbino, die sich auf meinen Befehl der Stadt und des ganzen Landes bemächtigten. Leider ist er auf das Gerücht hiervon selbst entflohen; aber die mächtige und gefährliche Familie Montefeltro hat bezahlen müssen, und ich habe die ganze Brut vernichten lassen. Hierauf stieſs der bethörte Vitellozzo mit seinen Völkern bey Camerino zu mir. Ich lieſs den Cäsar von Barano im Wahn, ihn mit guten Bedingungen aus Camerino abziehen zu lassen, und überfiel die Stadt in dem Augenblick, da er beschäftigt war, die Artikel der Übergabe niederzuschreiben. Ich hoffte der ganzen Familie durch einen Streich ein Ende zu machen; aber leider ist mir der Vater entwischt. Seine beiden Söhne lieſs ich erdrosseln, und schmeichle mir, der Gram soll ihnen den Alten nachsenden. Bald darauf zog ich von Camerino aus, und beorderte Paul Orsino, Vitellozzo und Oliverotto, mit ihren Völkern nach Sinigaglia, das sie nach meiner Anweisung bestürmten, um ihr künftiges Grab mit eigner Hand zu bereiten. Nun sah ich alle unsre Feinde in dem fein gesponnenen Netze, schickte meinen treuen Michellotto mit seinen Gesellen voraus, mit dem Bedeuten, daſs jeder auf meinen Wink einen von unsern Feinden ergreifen sollte. Ich setzte mich in Marsch; die Bethörten kamen mir entgegen, mir ihre Achtung zu bezeigen, und lieſsen nach meinem Wunsche ihre Mannschaft zurück. Ich führte sie unter Liebkosungen in die Stadt, und in dem Augenblick', als meine Völker ihre verlaſsnen Haufen überfielen, faſste Michellotto mit seinen Angehörigen jeder seinen Mann. So machte ich mich zum Herrn der Länder und Schlösser derer, die wir mit der Hoffnung von Eroberungen über ihre Feinde bethört haben. Die folgende Nacht lieſs ich sie im Kerker erwürgen. Michellotto, dem ich dieses Geschäft übertragen, hat mir mit vielem Lachen erzählt: Vitellozzo habe um weiter nichts gebeten, als daſs man ihn doch nicht ermorden möchte, bis er die Absolution seiner Sünde von Ew. Heiligkeit erhalten könnte. Man sage mir nun noch einmal, es gehöre Kunst dazu, sich zum Herrn der Menschen zu machen! Sobald Ew. Heiligkeit die Orsini und übrigen wird eingezogen haben, will ich ihnen den Pagola, den Herzog von Gravina, und die andern, gleichfalls ohne Eure Absolution nachsenden. Ich hoffe, Ew. Heiligkeit wird sich aus meinem Berichte überzeugen, daſs ich der Krone werth bin, die ich mit Muth und Verstand zu erwerben weiſs. Vorher hatte ich Faenza mit seinem Herrn Astor, einem überaus schönen Knaben von zehn Jahren, genommen. Er soll leben, so lange er zu meinem Vergnügen dient; wahrlich, nie hat ein Sieger einen reizendern Ganymed zur Beute erhalten, und herrschte der Kinsterne Jupiter noch, so würde ich den gefährlichen und mächtigen Nebenbuhler fürchten. Sollte Carraccioli, der General der Venetianer, dessen schöne Frau ich auf ihrer Reise aufheben lieſs, und die mir nun mit Astor die Arbeit würzt, nach Rom kommen, so empfehlt ihn dem Bruder meines Michellotto's. Ich höre, daſs er viel Lärmens macht, und da er ein hitziger Kopf ist, so muſs man seiner Rache zuvorkommen. Die Venetianer verstehen ihren Vortheil zu gut, als daſs sie sich um seinetwillen mit uns überwerfen sollten. Das Geräusch der Waffen hat mich der Angelegenheiten meiner Schwester nicht vergessen machen. Der Abgesandte des ältesten Sohns des Herzogs von Este ist auf dem Wege, die Vermählung in seinem Namen mit ihr zu vollziehen, und ich hoffe ihr noch beyzuwohnen. Wir sind nun der Kolonne, der Orsini, Salviati, Vitellozzo und aller unsrer gefährlichen Feinde los! Laſst uns noch das Haus Este und Medicis vertilgen, Ludwig den zwölften sich, wie sein Vorgänger in Italien, aufreiben, wer wird es dann noch wagen, gegen die Borgie aufzustehen? Ich küsse Ew. Heiligkeit die Füſse u. s. w.

Cäsar Borgia, Gonfalonier.

Faust sah nach Lesung dieses Briefs finster gen Himmel, und rief: „Er ist dein Statthalter, nennt sich nach dir, dein Volk betet ihn an, und deine Gläubigen flehen ihn um Absolution ihrer Sünde, in dem

Augenblick, da er sie erwürgen läſst! Ein blutschänderischer Meuchelmörder vertritt deine Stelle auf Erden, Tyrannen, wie ich ihrer einige gesehen, geiſseln und erwürgen deine Völker, du schläfst, und sie nennen dich ihren Vater! Ist alles Feuer in den Eingeweiden der Erde verloschen? hast du es ausgeblasen? vermag es nicht mehr durch die dicke Kruste der verfluchten Erde zu brechen, um die wahnsinnigen, die scheuſslichen Verbrecher aufzuzehren? hast du alle Materie des Donners verbraucht? Sind alle die Funken verstoben, die du einst in glühendem Feuerregen über ganze Städte gossest! hast du ganz deinen Blick von dem Menschengeschlecht abgewandt, und sind sie deiner Rache so wenig mehr werth, wie deiner väterlichen Fürsorge?"

Der Teufel lachte über diese Standrede und führte den Entflammten in das Vatikan, wo sie den Papst in groſser Freude über das Glück seiner Waffen antrafen. Er hatte schon die Befehle gegeben, die Übrigen der Orsini, den Alviano, Santa Croce, die sonstigen Kardinäle und Erzbischöfe in die Falle zu locken, und wartete mit Ungeduld auf den Ausgang. Ganz Rom eilte zum Glückwunsch herbey. Die bezeichneten wurden im Vatikan festgenommen, nach verschiednen Gefängnissen gebracht, und heimlich hingerichtet, während die Trabanten des Papts ihre Palläste plünderten. Der Kardinal Orsini ward allein nach der Engelsburg gebracht, und ihm die ersten Tage erlaubt, sich aus der Küche seiner Mutter besorgen zu lassen; da aber der Papst hörte, daſs er seit seiner Gefangenschaft einen Weinberg für zweytausend Scudi verkauft hätte, und eine wegen ihrer auſserordentlichen Gröſse sehr kostbare Perle beſäſse, so entzog er ihm diese Gunst. Die Mutter der einst groſsen und blühenden Orsini hüllte sich in Mannskleider, überbrachte dem Papst die zweytausend Scudi und die Perle; er nahm sie mit der Rechten, und gab mit der Linken das Zeichen zur Hinrichtung des Kardinals. Dieser Zug machte Fausten so wahnsinnig, daſs der Teufel allen seinen Witz brauchte, um ihn zu Verstand zu bringen. Er forderte nicht weniger von ihm, als das ganze Vatikan mit allen Borgie zu zertrümmern, und die Menschheit an den Ungeheuern zu rächen.

Der Teufel antwortete: Faust, ich wollte, aber es gelang mir nicht.

Faust. Ha, wie?

Teufel. Erinnerst du dich der Gefahr Alexanders vor kurzem?

Faust. Ich thue es, denn ich wüthete gegen den rettenden Zufall, der den rächenden Zufall fruchtlos machte.

Teufel. Zufall! rettender Zufall! rächender Zufall! Was denkst du unter diesem schallenden Geprassel von Worten? Und was für eine Art von Philosoph bist du, wenn du etwas darunter denken kannst? O der Menschen! o der Vernunft! Nein, Faust, ich war der rächende Zufall, um mich deiner hohen Gunst zu empfehlen, denn du wirst dich erinnern, daſs du mir auftrugst, ihn zu verderben; aber der rettende Zufall kam von einer Hand, deren Macht ich in diesem Augenblick noch bebend fühle.

Faust. Höllischer Gaukler! warte ich will dich Beseſsnen exorziren. — Welche gefährliche Schlingen wirſst du nun wieder um mein thörichtes Herz!

Teufel. Schlingen? Ich? Dir? Thor! Spinnt sie nicht dein Geist aus deinem eignen Herzen heraus? Sey stolz darauf, daſs deine Weisheit und Thorheit dein eignes Werk seyen; ich bin nicht so vermessen, mich meines Einflusses da zu rühmen, wo man seiner so wenig bedarf. — Erinnerst du dich des sausenden Sturms in Hagel und Donner, der vor einigen Tagen über Rom hinfuhr?

Faust. Ich thue es.

Teufel. Ich hatte mich in den sausenden Sturm geschwungen, fuhr prasselnd in den Rauchfang des Vatikans, zersprengte ihn und das Dach, warf das Dach auf die goldne Decke des Zimmers, in welchem Alexander saſs, auf neue Greuel sinnend, während er seine Horas betete. Über sein Haupt schossen die Balken — ich hoffte sie sollten ihn zerschmettern. Plötzlich sah' ich sie schweben über dem Haupte des Sünders, gefesselt von einer mächtigen Hand, gehalten von dünnen Fäden der Spinnen. Zur Warnung war er nur leicht verwundet — ich sah das ungeheure Gewicht schweben, an den dünnen Fäden, Faust! Schauder überfiel mich, und schon wollt' ich das Licht fliehen.

Faust. O daſs ich dich Elenden für deinen halben Dienst, für deinen giftigen Bericht züchtigen könnte, wie es mein nun empörtes Herz heischt.

Teufel. Versuch' es! — Ich sage dir, es gehört zur Ordnung der Dinge, daſs er noch mehr Verbrechen begehe. Die wachende Vorsicht beschützte ihn nur darum, daſs er muthiger in Greueln werde, und so befördert er vermuthlich die verborgenen Absichten, welche einst die Zukunft aufklärt.

Faust. Und die, die durch ihn leiden?

Teufel. Ja, da ist deine hohe Weisheit in der Klemme! Dieſs ist die Angel, womit eure Philosophie die kühnen Forscher fängt und nach sich zieht, bis sie daran ersticken! Sey ruhig, Faust, dir soll bald Licht werden — und dieser Papst da, der soll mir nicht entgehen. Ich wittere den Augenblick seines Falls, wie das leise Aufwallen der ersten Begierde zur Sünde — du wirst dich daran ergötzen: aber ob es die trösten kann, die durch ihn gelitten haben — He!

Der Teufel goſs Öhl in die glühende Flamme, und leicht konnte er nun Fausten beweisen, daſs es nicht seine, sondern die Sache des Himmels sey, dem Bösen zu wehren, und er führte dieses Thema so aus, daſs Faust zwar von seinem Wahnsinn geheilt wurde, aber an einer noch gefährlichern Seuche erkrankte; er überzeugte sich nun völlig, der Mensch sey ein elender Sklave, und sein Herr und Schöpfer ein grausamer Despot, der an seinem Unsinn und seinem Frevel einen Gefallen hätte, um ihn desto schärfer bestrafen zu können; ja der ihm geflissentlich alle diese seinem Glücke widersprechenden Neigungen in das Herz gelegt hätte, um seiner Rache an ihm genug zu thun. Die Tugendhaften und Gerechten hielt er für Thoren, die den Bösen zum Raub und Fraſse hingeworfen wären; aber fürchterlich peinigte ihn Leviathans Vorspieglung der wunderbaren Rettung des Papsts, die ganz Rom bezeugte und ganz Rom nicht begriff.

Als Borgia erfuhr, daſs der Papst seinen Anschlag ausgeführt hätte, lieſs er seine übrigen Gefangnen nebst dem jungen Astor erdrosseln, zog in Rom triumphirend ein, und theilte mit dem Papst und den übrigen Bastarden den Raub der Plünderung der Palläste.

17.

Die Hochzeit der Lukretia wurde bald hierauf mit aller asiatischen Pracht gefeyert, und jeder Römer strebte, dieses Fest durch allen möglichen Glanz zu verherrlichen. An dem Tage der Vermählung läutete man alle Glocken, die Artillerie donnerte von der Engelsburg, man hielt Stiergefechte, spielte sittenlose Komödien, und das betäubte Volk schrie vor dem Vatikan: „Es lebe Papst Alexander! Es lebe Lukretia die Herzogin von Este!“ Faust brüllte mit, und sagte zum Teufel: „Wenn nun dieses Geschrey mit dem Gewinsel der Ermordeten an das Gewölbe des Himmels anschlägt, wem soll der Ewige glauben?“ Der Teufel beugte sich zur Erde und schwieg.

Um das Ende der Feyerlichkeiten der Hochzeit zu krönen, hatte Alexander mit seiner Tochter auf den Abend eines Sonntags ein Schauspiel angeordnet.

wovon bisher die Jahrbücher der Greuel der Menschheit noch kein Beyspiel gegeben haben. Der Papst saſs mit seiner Tochter auf einem Ruhebette, in einem groſsen hellerleuchteten Saale; Faust, der Teufel, und die übrigen zu diesem Fest erlesenen, standen um sie herum. Auf einmal öffneten sich die Thüren, und es traten funfzig reizende Courtisanen in dem Stande der Natur herein, die nach dem wollüstigen Geflüster blasender Instrumente einen Tanz aufführten, den uns der Wohlstand verbietet zu schreiben, obgleich ein Papst die Stellungen dazu erfunden hat. Nach dem Tanze gab Seine Heiligkeit ein Zeichen zu einem Wettkampf, den wir noch weniger beschreiben können, und hielt den Preis des Sieges in den Händen, um die Kämpfenden muthiger zu machen. Die unpartheyischen Römer riefen endlich Fausten als Sieger aus; Lukretia bekränzte ihn mit Rosen unter Küssen, und der Papst übergab dem wackern Teutschen, als Preis des Sieges, einen goldnen Becher, worauf Lukretia die Schule der Wollust hatte graben lassen. Faust schenkte ihn seinem feinsten Kuppler, einem venetianischen Mönch, bey dem ihn lange hernach der göttliche *Arretino* sah, und seine berüchtigten Situationen darnach kopirte. Dieser Sieg kostete indessen Fausten so viel, daſs er mit der letzten Kraft seines Körpers auch die letzte Kraft seines Geistes zerbrach. Der Teufel, der ihn nun zu seinem Zwecke völlig reif sah, frohlockte ihm lauten Beyfall entgegen.

18.

Der Papst hatte bey der Vermählung seiner Tochter eine Kardinalsbeförderung vorgenommen, wozu er die reichsten Prälaten auslas, und da Cäsar Borgia zu dem künftigen Feldzuge groſse Summen brauchte, so nahm er sich vor, einige davon bey einem Feste, das sein Vater auf der Villa gab, in die andre Welt zu schicken. Der Papst fuhr mit seiner Tochter, dem Teufel, Fausten, dem Borgia und der Gemahlin des Venetianers, früh nach dieser Villa. Um der Lukretia ein neues Vergnügen zu machen, lieſs er einige rosigte Stuten in den Hof führen, sie von feurigen neapolitanischen Hengsten bespringen, und dieses Schauspiel ergötzte Lukretia auf eine ganz besondre Art. Die Neuvermählte, von diesem Schauspiele gereitzt, zog Fausten in ein Seitenzimmer, fand aber bald, daſs seine Kleinodien einen dauerhaftern Werth hätten, als er. Borgia begab sich mit der Venetianerin in ein andres Seitenzimmer, und der Papst blieb mit dem Teufel allein. Die Gesichtsbildung Leviathans hatte schon lange besonders auf ihn gewirkt, und erhitzt von dem was er gesehen, fing er an dem Teufel gewisse Anträge zu machen, bey welchen sich dieser in ein wildes Lachen ausschüttete; da aber der Papst immer heftiger in ihn drang, und er merkte, daſs er in Gefahr sey, seine hohe unsterbliche Person von einem verächtlichen Menschen, und gar von einem solchen Papste besudelt zu sehen, so erwachte der schwarze Groll der Hölle in seinem Geiste, und er stand in dem entscheidenden Augenblick in einer Gestalt vor ihm, die nie ein lebendes Auge gesehen, noch zu sehen wagen darf. Der Papst aber, der ihn sogleich erkannte, erhob ein Freudengeschrey:

„*Ah ben venuto, Signor diavolo!* Wahrlich, du kannst mir zu keiner gelegnern Zeit erscheinen, als jetzt, und schon lange habe ich deine Gegenwart gewünscht, denn ich weiſs, wozu man einen so mächtigen Geist, wie du bist, brauchen kann. Ha! ha! ha! du gefällst mir so weit besser, als vorher. Du Schäcker du! Komm! und sey mein Freund; nimm deine vorige Gestalt an, und ich will dich zum Kardinal machen, denn nur du allein kannst mich schnell auf die hohe Stufe heben, die ich zu ersteigen strebe. Ich bitte dich, hilf mir meine Feinde vertilgen, schaffe mir Geld, und jage mir die Franzosen aus Italien, die ich nicht mehr brauche. Dieses ist für einen Geist, wie du bist, das Werk eines Augenblicks, und du kannst zum Lohn von mir fordern, was dir gefällt. Nur offenbare dich nicht meinem Sohne Cäsar, er ist ein so groſser Bösewicht, daſs er mich selbst vergiften würde, um durch dich König von Italien und Papst zugleich zu werden."

Der Teufel, den es anfangs ein wenig verdroſs, daſs sein furchtbares Äuſsere nicht mehr auf den Papst wirkte, konnte sich doch endlich des Lachens nicht enthalten. Denn das, was er sah und hörte, übertraf alle Thaten der Menschen, die die Hölle zu ihrer Ergötzung aufgezeichnet hat. Er sagte hierauf mit ernster Miene:

„Papst Alexander, der Satan zeigte einst dem Sohne des Ewigen alle Herrlichkeit der Welt, und bot sie ihm an, so er niederfiele und ihn anbetete“ —

Papst. Ich verstehe dich. Er war ein Gott, und bedurfte nichts, wäre er ein Mensch und Papst gewesen, er hätte es gemacht wie ich.

Er fiel nieder, betete den Teufel an, küſste seine Füſse.

Der Teufel stampfte auf den Boden, daſs die Villa erbebte. Faust und Lukretia, Cäsar und die Venetianerin, sahen durch die losgefahrnen Thüren den Papst vor der schrecklichen Gestalt des Teufels mit gefaltnen Händen knien; dann rief dieser mit bittrem Hohne:

„Sodomie und dann Anbetung des Teufels! bey dem Satan, dem Herrscher des dunklen Reichs, ein Papst, wie du! kann in keinem schönern Augenblick seines Lebens zur Hölle fahren.“

Er faſste den Bebenden, erwürgte ihn, und übergab seinen Schatten einem Geiste, ihn nach der Hölle zu fördern. Borgia sank vor Schrecken zusammen, und der furchtbare Anblick zog ihm eine Krankheit zu, die ihn auſser alle Thätigkeit setzte, um alle Früchte seines Frevels brachte, und die schwarzen Thaten der Borgie dienten nur zur Vergröſserung des päpstlichen Stuhls. Der erwürgte und scheuſslich verstellte Papst wurde mit vielem Pompe begraben, und die Geschichtschreiber, die mit seinem tragischen Ende nicht bekannt waren, erfanden die Fabel, die eines Theils auf Wahrheit gegründet ist: er und sein Sohn hätten aus Versehen eines Dieners aus einer den Kardinälen bestimmten vergifteten Flasche getrunken, und sich so in ihrem eignen Netze gefangen.

FÜNFTES BUCH.

Die scheuſsliche Anbetung des Papstes, sein schaudervolles Ende, der schreckliche Anblick des Teufels, den Faust bisher nur unter seiner erhabenen Gestalt gesehen hatte, machten einen so starken Eindruck auf ihn, daſs er von der Villa nach Rom eilte, aufpacken lieſs, und mit betäubtem Sinn und klopfendem Herzen davon ritt. Sein Gefühl war durch alles was er gesehen und beobachtet hatte, so stumpf geworden, daſs er, der einst so kühn war, dem Ewigen in seinem Innern zu trotzen, es kaum wagte, dem Teufel, den er noch sklavisch beherrschte, in die Augen zu sehen. Menschenhaſs, Menschenverachtung, Zweifel, Gleichgültigkeit gegen alles, was um ihn geschah, Murren über die Unzulänglichkeit und Beschränktheit seiner physischen und moralischen Kräfte, waren die Erndte seiner Erfahrung, der Gewinn seines Lebens; aber noch weidete er sich an dem Gedanken, daſs ihn das, was er gesehen, zu diesen widrigen Empfindungen berechtigte, und daſs entweder keine Verbindung auf Erden zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer sey, oder doch der Faden, der ihn mit demselben verbände, so verworren und zweydeutig durch dieses

Labyrinth des Lebens lieſe, daſs ihn das Auge des Menschen nicht entdecken, vielweniger eine gute Absicht dabey wahrnehmen könnte. Noch schmeichelte er sich in seinem Wahne, seine Verirrungen seyen in der ungeheuern Masse der Greuel der Erde wie ein Tropfen Wassers, der in den Ocean fällt. Der Teufel erlaubte ihm gerne, sich in diesem Traume zu wiegen, damit der Schlag, den er voraussah, ihn so treffen möchte, daſs er der Verzweiflung nicht entfliehen könnte. So glich nun Faust dem welterfahrnen Manne, der seinen Leidenschaften den Zügel gelassen, so lange seine Kräfte dauerten, der das Gefühl der Natur in seinem Herzen aufgerieben, alles ohne Bedenken der Folgen für sich und andre genossen hat, und nun in Stumpfheit des Geistes und des Herzens bitter in die Welt zurückblickt, das ganze Menschengeschlecht nach der schwarzen Erfahrung beurtheilt, die er gemacht hat, ohne nur einmal zu bedenken, daſs diese Erfahrung ihren Anstrich von unserm Innern erhält, und sich hauptsächlich nach unserm eignen Werthe bestimmt. Nur das feige, schlechte Herz wird schlechter durch Erfahrung; der Edle sieht die Laster und Verirrungen der Menschen bloſs als Dissonanzen an, welche dazu dienen, die Harmonie seiner Brust in ein helleres Licht zu setzen, und ihm sein eignes Glück fühlbarer zu machen. Faust, der alle häusliche und innige Verbindung zerrissen hatte, in dem Laufe seines fernern Lebens keine mehr aufzufassen strebte, durch seine Zerrüttung und Denkart nun keiner mehr fähig war, blickte düster in die Welt und auf die

Menschen, bis er, von allgemeinen Betrachtungen auf sich geleitet, mit Schrecken vor seinem eignen Bilde zurückfuhr. Er fing an zu überrechnen, was er durch sein gefährliches Wagstück gewonnen hätte, und da er dieses gegen seine ehemaligen Wünsche, Aussichten und Hoffnungen hielt, so sah er bald, die völlige Ausgleichung müſste so ausfallen, daſs er sie nicht würde ertragen können. Der Stolz, die Rolle, die er so kühn unternommen, seiner ehemaligen Kraft würdig auszuspielen, trat hervor, und der Gedanke, sich der Zahl derer entrissen zu haben, die eine unbesorgte Hand der Gewalt, der Geiſsel der Mächtigen, den Unterdrückern und Betrügern der Menschen unterworfen, alles genossen zu haben, noch genieſsen zu können, das Werk seiner eignen freyen Wahl zu seyn, das Leere der Wissenschaften eingesehen zu haben, schwellten auf einmal von neuem seine Segel. Er lachte der Erscheinung seiner kranken Phantasie, entwarf einen neuen Lebensplan, schmeichelte sich durch Forschen und Nachdenken über Gott, die Welt und die Menschen die Räthsel endlich zu enthüllen, von welchen er glaubte, sie seyen dem Menschen nur darum in den Weg geworfen, seinen moralischen Zustand so unglücklich zu machen, als seinen physischen. „Wer diesen Knoten gelöst, oder sich überzeugt hat, daſs er nicht zu lösen sey,“ sagte er in seinem Herzen, „der macht sich zum Meister seines Geschicks,“ und so wäre er gewiſs aus seinem scholastischen Jahrhundert in unser hellphilosophisches hinüber gesprungen, wenn der Teufel nicht an seiner Seite gewesen wäre, oder ihm Zeit dazu gelassen hätte. Wenigstens war er auf dem Wege ein Philosoph wie Voltaire *) zu werden, der nur überall das Böse sah, es hämisch hervorzog, und alles Gute verzerrte, wo er es fand; oder mit einem edlern Philosophen zu reden: der überall den Teufel sah, ohne an ihn zu glauben.

2.

Faust lag in einem süſsen Morgenschlummer auf der Gränze Italiens, als sich ein sehr bedeutender Traum vor seinem Geiste mit lebhaften Farben mahlte. Ihn beschloſs eine schaudervolle Erscheinung. Er sah den Genius der Menschheit, der ihm einst erschienen, auf einer groſsen, blühenden Insel, die ein

---

*) Man glaube nicht, daſs ich mich hier, nach der Weise eines groſsen Theils unsrer teutschen Schriftsteller, an diesem groſsen und einzigen Genie der alten und neuen Zeit vergehen will. Ihnen muſs man diese Freude freylich wohl so lange lassen, bis wir einst selbst einen Voltaire erhalten! Ich wollte hier nur soviel sagen, daſs Rousseau einiges Recht hat, wenn er von Voltaire sagt: *que Voltaire, en paroissant croire en Dieu, n'a réellement jamais cru qu'au diable.* Gleichwohl sagt es zu viel, wie gewöhnlich jeder witzige Einfall, und wenn man bedenkt, daſs Voltaire Geschichtschreiber war, daſs er nur mit Groſsen, und zwar mit Groſsen aus den Zeiten des Regenten Philipps von Orleans, Ludwigs des XV., und mit Schriftstellern gelebt hat, so wird seine Faustische Laune, die er hin und wieder äuſsert, wenigstens sehr begreiflich.

stürmisches Meer umfloſs, unruhig auf und nieder wandern, und sehr ängstlich nach den brausenden empörten Fluthen blicken. Das tobende Meer war mit unzähligen Kähnen bedeckt, in welchen Greise, Männer, Jünglinge, Knaben, Kinder, Weiber und Jungfrauen von allen Völkern der Erde saſsen, die aus allen Kräften gegen den Sturm arbeiteten, um die Insel zu erreichen. So wie die Glücklichen nach und nach landeten, luden sie verschiedne Baumaterialien aus, die sie in verworrnen Haufen hinwarfen. Nachdem eine unzählbare Menge das Land betreten hatte, entwarf der Genius auf der erhabensten Stelle der Insel den Grundriſs zu einem groſsen Baue, und jeder der Menge, alt und jung, schwach und stark, nahm von den verworrnen Haufen ein schickliches Stück, und trug es nach der Anweisung derer, die der Genius erlesen hatte, an den gehörigen Ort. Alles arbeitete mit Freuden, Muth und Unverdrossenheit, und schon erhob sich das Gebäude hoch über der Erde, als sie auf einmal von groſsen Schaaren überfallen wurden, die aus einem dunklen Hinterhalt in drey Haufen auf sie eindrangen. An der Spitze eines jeden stand ein besondrer Heerführer. Der erste trug eine schimmernde Krone auf seinem Haupte, auf seinem ehernen Schilde glänzte das Wort Gewalt, in seiner Rechten hielt er einen Scepter, der, wie der Stab Merkurs, mit einer Schlange und einer Geiſsel umwunden war. Vor ihm her ging eine Hyäne, die ein unbeschriebenes Buch im blutigen Rachen trug, auf dessen Rücken zur Täuschung geschrieben war:

Gesetz! Sein Heer war mit Schwertern, Speeren, mit andern zerstörenden Geräthschaften des Krieges und mit Werkzeugen der Folter bewaffnet. Der zweyte Heerführer war eine erhabene Matrone, deren sanfte Züge und edle Gestalt unter einem Priestergewande versteckt waren. An ihrer Rechten ging ein hagres Gespenst mit blitzenden Augen, der Aberglauben, mit einem Bogen, der aus Knochen der Todten gebildet und zusammengesetzt war, und mit einem Köcher voll giftiger Pfeile bewaffnet. An ihrer Linken schwebte eine wilde, phantastisch gekleidete Gestalt, die Schwärmerey, die eine brennende Fackel führte; beyde drohten unter scheuſslichen Verzerrungen des Gesichts, und führten als gefangne Sklavin die edle Matrone an Ketten. Vor ihnen her ging die Herrschsucht, auf ihrem Haupte eine dreyfache Krone, in der Hand einen Bischofsstab, und auf ihrer Brust schimmerte das göttliche hier miſsbrauchte Wort: Religion! Der Aberglauben und die Schwärmerey erwarteten mit Ungeduld das Zeichen von dieser, dem Drang ihrer Wuth, die sie kaum zurückhalten konnten, folgen zu dürfen. Ihr Heer war ein verworrner, tobender, bunt gekleideter Haufen, und jeder desselben führte einen Dolch und eine brennende Fackel. Der dritte Heerführer ging mit stolzen und kühnen Schritten einher; er war in das bescheidne Gewand des Weisen gekleidet, und hielt, wie ein jeder seines Haufens, einen Becher in der Hand, der mit einem schwindelnden und berauschenden Getränke gefüllt war. Diese zwey letzten Haufen tobten und schrien so entsetzlich, daſs das Tosen und Gebrause der Wellen, das Geheul des Sturms nicht mehr zu hören war.

Als sie den Arbeitern nah waren, mischten sich die drey Haufen auf Befehl ihrer Führer untereinander, und fielen diese, mit ihren zerstörenden Waffen, in grimmiger Wuth an. Die Muthigsten der Arbeiter warfen ihre Werkzeuge weg, und griffen zu den Schwertern, mit denen sie begürtet waren, um die Feinde zurückzuschlagen. Die andern verdoppelten indessen ihren Eifer, das angefangne Werk zu vollenden. Der Genius deckte seine muthigen Streiter und fleiſsigen Arbeiter mit einem groſsen glänzenden Schilde, den ihm eine Hand aus den Wolken reichte; er konnte aber die unzählbare Menge nicht bergen. Mit tiefem Schmerze sah er viele Tausende der Seinigen unter den vergifteten Pfeilen und den mörderischen Waffen hinsinken. Viele lieſsen sich von den Vorspieglungen und Lockungen derer bethören, die ihnen die bezauberten Becher als Erquickung darreichten, taumelten dann in wildem Rausche herum, und zerstörten die mühsame Arbeit ihrer Hände. Die mit den Fackeln bewaffneten machten sich mit ihren Dolchen einen Weg, warfen ihre Fackeln in das angefangne Gebäude, schon loderte die Flamme, und drohte das herrliche Werk in die Asche zu legen. Der Genius sah mit schmerzvollem Blick auf die Gefallnen und Verirrten, sprach den Übrigen Muth zu, flöſste ihnen durch seine Standhaftigkeit und Erhabenheit Kraft, Geduld und Ausharren ein. Sie löschten die Flammen, stellten das Zerrüttete her.

und arbeiteten unter Verfolgung und Tod mit solchem Eifer, daſs, trotz der Wuth und dem Haſs' ihrer Feinde, ein groſser, herrlicher, edler Tempel emporstieg. Der Sturm legte sich, und helle sanfte Heiterkeit ergoſs sich über die ganze Insel. Hierauf heilte der Genius die Verwundeten, tröstete die Müden, pries die tapfern Streiter, und führte sie unter Siegesgesängen in den Tempel ein. Ihre Feinde standen betäubt vor dem Riesenwerk, und zogen sich, nachdem sie vergebens versucht hatten dessen Veste zu erschüttern, ergrimmt zurück. Faust befand sich nun selbst auf der Insel. Das Feld um den erhabenen Tempel war mit Leichen der Erschlagenen von allen Altern beyder Geschlechter bedeckt, und diejenigen, die aus den Zauberbechern getrunken hatten, gingen kalt unter den Todten herum, vernünftelten und spotteten über die Bauart des Tempels, maſsen seine Höhe und Breite, um seine Verhältnisse zu berechnen, und bestimmten sie um so zuverlässiger, je weiter sie von der Wahrheit entfernt waren. Faust ging an ihnen vorüber, und als er dem Tempel nahte, las er über seinem Eingang folgende Worte: Sterblicher! wenn du tapfer gestritten, treu ausgehalten hast, so tritt herein, und lerne deine edle Bestimmung kennen!

Sein Herz glühte bey diesen Worten, und er hoffte auf einmal, das ihn quälende Dunkel zu durchbrechen. Kühn drang er nach dem Tempel, stieg die hohen Stufen hinauf, sah wie eine schimmernde, rosenfarbene Dämmerung ihn füllte, und hörte die sanfte Stimme des Genius; er wollte hineintreten, die eherne Pforte fuhr mit einem dumpfen Schall vor ihm zu, er bebte zurück. Nun dünkte ihn, daſs der Tempel, der vorher auf ebenem Boden gestanden, auf drey groſsen Felsen ruhte, woran er die Symbole der Geduld, Hoffnung und des Glaubens erkannte. Seine Begierde, in die Geheimnisse des Tempels zu dringen, nahm durch die Unmöglichkeit noch mehr zu; auf einmal fühlte er Flügel, erhob sich, und fuhr mit solchem Ungestüme gegen die eherne Pforte, daſs er zurückgeschleudert in den tieſsten Abgrund sank, und in dem Augenblick zitternd aus dem Schlafe auffuhr, als er den Boden zu berühren glaubte. Er schlug betäubt die Augen auf, eine blasse, in ein weiſses Todentuch gehüllte Gestalt, in der er seinen Vater erkannte, riſs die Bettvorhänge auseinander, und sprach mit klagender Stimme:

„Faust! Faust! Nie hat ein Vater einen unglücklichern Sohn gezeugt, in diesem Gefühle bin ich nun eben gestorben. Ewig, ach ewig liegt die Kluft der Verdammniſs zwischen mir und dir!“

3.

Dieses bedeutende Gesicht und die schaudervolle Erscheinung durchbebten die Seele Fausts; er sprang auf, öffnete das Fenster, um freye Luft zu athmen; die ungeheuern Alpen lagen vor ihm, die aufgehende Sonne vergoldete nun eben ihre dunkeln Spitzen, und dieses Bild schien ihm eine Dollmetschung seines Gefühls. Er versank in tiefe Betrachtungen; das Luftgebäude seines Stolzes fiel zusammen, und die schlummernden Empfindungen seiner Jugend schossen hervor, um seine Qual zu vermehren. Der Gedanke, sein Leben dem Wahne geopfert, die Kraft seines Geistes nicht genutzt, in dem Strudel der Wollust, in dem Geräusche der Welt verbraust zu haben, drang durch seine Seele. Er bebte vor der Enthüllung des nächtlichen Gesichts zurück; schon arbeitete sein Geist an der Deutung der Bilder, als sein Herz ihn ins Dunkel zurücktrieb:

„Woher kamen nun diese Ungeheuer, die die fleiſsigen Arbeiter überfielen? Wer berechtigte sie zu dem Frevel, sie in ihrer Arbeit zu stören, und sie unter ihrem edlen Tagwerk zu ermorden? Wer lieſs es zu? Wollte, konnte er's nicht hindern, der es zulieſs? Wenn ich die Bilder des Gesichts recht verstehe, so deuten sie auf die Grundstützen der in Gesellschaft gesammelten Menschen, und jede derselben behauptet ihren Ursprung vom Himmel. Ist ihr Vorgeben Betrug, warum leidet der schmähliche Strafe, welcher sie antastet? deuten sie auf Miſsbrauch — wie dann? so ist alles Miſsbrauch unter der Sonne, so soll es so seyn, und mein Unwille ist gerecht. Ist es nicht das Werk eines Höhern, den wir nicht befragen können, der uns nichts enthüllt hat? Warum erlagen so viele Tausende der Wuth dieser Ungeheuer? Konnte, wollte sie der Genius nicht alle bergen? Sind einige vorher bestimmt, als Opfer für die andern zu fallen? Wer steht mir dafür, daſs ich nicht einer von denen bin und seyn muſs, den das Loos der Verwerfung bey der Entstehung getroffen? Muſsten es diese mit ihrem Leben erkaufen, damit jene im Triumph einzögen, und der Ruhe genössen? Was haben die Unglücklichen verschuldet? Was die verschuldet, die lechzend nach dem Becher griffen, ihren glühenden Durst zu stillen?“

So trieb er sich lange auf dem Meere der Zweifel herum, als ihm durch die Erscheinung seines Vaters seine seit so langer Zeit vergeſsne Familie einfiel. Er faſste den Entschluſs zu den Verlaſsnen zurückzukehren, in die bürgerliche Ordnung wiederum einzutreten, sein Gewerbe zu treiben, und sich von der lästigen Gesellschaft des Teufels zu befreyen. So machte er sich nun auf den Weg zu seiner Heimat, wie viele, die unbestimmtes jugendliches Brausen für Genie halten, mit groſsen Ansprüchen in die Welt treten, das wenige Feuer ihrer Seele schnell verdampfen, und mit den schaalen Überbleibseln sich nach kurzem auf eben dem Punkte befinden, von dem sie ausgelaufen, sich und der Welt zur Last. Faust kochte dieses alles im Stillen aus, er ritt stumm, düster und mürrisch an der Seite des Teufels. Dieser überlieſs ihn gerne seinen Betrachtungen, lachte seines Entschlusses, und verkürzte sich die Zeit mit der süſsen Hoffnung, bald wieder den süſsen Dampf der Hölle zu riechen. Er freute sich schon im Voraus darauf, wie er des Satans spotten wollte, der ihm Fausten als einen Kerl besonderer Kraft empfohlen hätte, den er doch vor der Entwicklung seines Schicksals so mürbe sah. Er stellte sich den Kühnen in dem Augenblick vor, da er ihm zum erstenmal erscheinen muſste, und nun sah er ihn gebeugt, wie einen büſsenden Mönch, neben sich her reiten. Sein Haſs gegen ihn nahm zu, und er jauchzte in seinem schwarzen Inneren, als er Worms in der Ebene vor sich liegen sah.

4.

Sie ritten beyde die Landstraſse hinan, und als sie noch einige Steinwürfe von der Stadt entfernt waren, sahen sie einen Galgen nah an derselben, an welchem ein schlanker, wohlgestalteter Jüngling hing. Faust blickte hinauf. Der frische Abendwind, der durch seine blonden, über sein Gesicht gefallenen Haare blies, und ihn hin und her schaukelte, entdeckte Fausten seine jugendliche Bildung. Er brach bey diesem Anblick in Thränen aus, und rief mit bebender Stimme:

„Armer Jüngling, in der ersten Blüthe des Lebens schon hier am verfluchten Holze! Was kannst du verbrochen haben, daſs dich das Gericht der Menschen so früh verurtheilt hat?“

Teufel mit ernstem und feyerlichem Tone. Faust, dieses ist dein Werk!

Faust. Mein Werk?

Teufel. Dein Werk! Sieh ihn genau an — es ist dein ältester Sohn!

Faust blickte hinauf, erkannte ihn, und sank vom Pferde.

Teufel. Schon jetzt vernichtet? So wirst du mich bald um die Früchte meiner Mühe bringen, die ich nur in deinem Jammer erndten kann. Winsle und stöhne, die Stunde naht, worin ich dir den dicken Schleyer von den Augen reissen muſs. Höre! ich will mit einem Athemzug das verworrne Labyrinth weghauchen, in welchem du dich nicht finden konntest, dir Licht über die Wege der moralischen Welt geben, und dir zeigen, wie gewaltsam du sie durchkreuzt hast. Ich ein Teufel, will dir zeigen, mit welchem Rechte und Gewinn, ein Wurm wie du, sich zum Richter und Rächer des Bösen aufwirft, und in die Räder dieser so ungeheuren und fest gestimmten Maschine greift. Langsam will ich dir alles zuzählen, damit das Gewicht eines jeden deines Frevels, einer jeden deiner Thorheiten, schwer auf deine Seele falle. Erinnerst du dich des Jünglings, den ich auf deinen Befehl bey unserm Auszug aus Mainz vom Ersaufen erretten muſste? Ich warnte dich; du wolltest dem Zuge deines Herzens gehorchen, vernimm nun die Folgen. Hättest du jenen Bösewicht ertrinken lassen, so würde dein Sohn nicht an diesem schändlichen Holze sein Leben verloren haben. Er, um deſswillen du durch die Führung des Schicksals verwegen griffst, nahte sich bald nach deiner Entfernung deinem jungen verlaſsnen Weibe. Der Glanz des Goldes, das wir ihr so reichlich hinterlassen hatten, reizte ihn mehr, als ihre Jugend und Schönheit. Es war ihm ein Leichtes, das Herz der von dir Vernachlässigten zu gewinnen, und er machte sich in kurzem so zum

Meister davon, daſs sie ihm ihre Führung, und alles, was sie besaſs, überlieſs. Dein Vater wollte sich seiner Wirthschaft widersetzen, der junge Mann schlug und miſshandelte ihn, er suchte seine Zuflucht in dem Hospitale der Armen, wo er vor einigen Tagen vor Kummer über dich und deine Familie gestorben ist. Da ihn dein Sohn darauf mit heftigen Vorwürfen anfiel, und ihm drohte, trieb er auch ihn aus dem Hause. Dieser irrte in der Wildniſs herum, schämte sich zu betteln, kämpfte lange mit dem Hunger, stahl endlich in einer Kirche dieser Stadt einige Groschen von einem Opferteller, ihn zu stillen, that es aber so unvorsichtig, daſs man ihn bemerkte, und der Hochweise Magistrat lieſs ihn aus Rücksicht seiner Jugend nur hängen, ob er ihnen gleich unter Thränen sagte: er habe in vier Tagen nichts als Gras verschlungen. Deine Tochter ist in Frankfurt, prostituirt um zu leben jedem ihre Jugend, der sie dafür bezahlt; dein zweyter Sohn dient bey einem Prälaten, der die Jünglinge dazu braucht, wozu mich der Papst einst brauchen wollte, und wofür er eine so billige Taxe im Sündentariff fest setzte. Der junge von mir gerettete Mann raubte endlich deinem Weibe das letzte; dein Freund, den wir vom Bettelstab retteten, versagte deinem alten Vater seine Hülfe, stieſs deine Kinder, die zu ihm flüchteten und um Brod flehten, weg, und nun will ich dir deine Familie zeigen, damit du mit Augen siehst, was du aus ihnen gemacht hast. Dann will ich dich wieder hierher reiſsen, Rechnung mit dir halten, und du sollst eines Todes sterben, wie ihn kein Sterblicher gelitten hat. Ich will deine bebende Seele herumzerren, bis du vor mir stehest, ein erstarrtes Bild der Verzweiflung.

5.

Der Teufel ergriff den Jammernden, flog mit ihm nach Mainz, zeigte ihm sein Weib und seine zwey jüngsten Kinder, mit Lumpen bedeckt, vor dem Franziskanerkloster sitzen, um die ekelhaften Überbleibsel des Nachtessens dieser Mönche abzuwarten. Als die Mutter Fausten erblickte, schrie sie: „Ach Gott, Faust, euer Vater!“ deckte ihre Augen mit ihren Händen zu, und sank in Ohnmacht. Die Kinder liefen zu ihm, hingen sich an ihn, und schrien um Brod.

Faust. Teufel, gebiete über mein Schicksal, laſs es schrecklicher seyn, als es das Herz des Menschen tragen und fassen kann, nur gieb diesen Elenden, und errette sie vor Schande und Hunger!

Teufel. Ich habe für dich die Schätze der Erde geplündert, du hast sie der Wollust und dem Vergnügen aufgeopfert, ohne dieser Elenden zu gedenken. Fühle nun deine Thorheit, dieses ist dein Werk; du hast das Gewebe zu ihrem Schicksal gesponnen, und deine hungrige, bettlerische und elende Brut wird den von dir ausgesäeten Jammer durch Kinder und Kindeskinder fortpflanzen. Du zeugtest Kinder, warum wolltest du nicht ihr Vater seyn? Warum hast du da das Glück gesucht, wo es nie ein Sterblicher gefunden hat? Blicke sie noch einmal an, und dann fort; in der Hölle siehst du sie einst wieder, wo sie dich für die Erbschaft verfluchen werden, die sie dir nur zu danken haben.

Er riſs ihn von den Jammernden, sein Weib wollte so eben seine Knie umfaſsen, und um Erbarmung flehen — Faust wollte sich zu der Unglücklichen neigen, der Teufel faſste ihn, und stellte ihn abermals unter den Galgen bey Worms.

6.

Die Nacht senkte sich schwarz auf die Erde. Faust stand vor dem grausenden Anblick seines unglücklichen Sohns. Wahnsinn glühte in seinem Gehirne, und er rief im wilden Tone der Verzweiflung:

„Teufel, laſs mich diesen Unglücklichen begraben, entreiſse mir dann das Leben, und ich will in die Hölle hinunterfahren, „wo ich keinen Menschen im Fleische mehr sehen werde. Ich habe sie kennen gelernt, mir ekelt vor ihnen, vor ihrer Bestimmung, vor der Welt und dem Leben. Die gute That zog unaussprechliches Weh auf mein Haupt, und ich hoffe, die bösen allein sind zum Glück ausgeschlagen. So muſs es seyn in dem tollen Sinne des Wirrwarrs auf Erden. Fördere mich hinunter, ich will ein Bewohner der Hölle werden, ich bin des Lichts müde, gegen welches ihre Dunkelheit vielleicht Tag ist.“

Teufel. Nicht zu rasch! — Faust, ich sagte dir einst, du solltest das Stundenglas deiner Zeit selbst zerschlagen; du hast es in diesem Augenblicke gethan, und die Stunde der Rache ist da, nach der ich so lange geseufzt habe. Hier entreiſse ich dir deine mächtige Zauberruthe, und fessele dich in den engen Bezirk, den ich nun um dich ziehe. Hier sollst du mich anhören, heulen und zittern; ich ziehe die Schrecken aus dem Dunkel hervor, enthülle die Folgen deiner Thaten, und ermorde dich mit langsamer Verzweiflung. So jauchze ich, so siege ich über dich!

Thor, du sagst, du hättest den Menschen kennen gelernt? Wo? Wie und wenn? Hast du auch einmal seine Natur erwogen? durchforscht und abgesondert, was er zu seinem Wesen Fremdes hinzugesetzt, daran verpfuscht und verstimmt hat? Hast du genau unterschieden, was aus seinem Herzen, und was aus seiner durch Kunst verdorbenen Einbildungskraft flieſst? Hast du die Bedürfnisse und Laster, die aus seiner Natur entspringen, mit denen verglichen, die er der Kunst und seinem verdorbenen Willen allein verdankt? Hast du ihn in seinem natürlichen Zustande beobachtet, wo jede seiner unverstellten Äuſserungen das Gepräge seiner innern Stimmung an sich trägt? Du hast die Maske der Gesellschaft für seine natürliche Bildung genommen, und nur den Menschen kennen gelernt, den seine Lage, sein Stand, Reichthum, seine Macht und seine Wissenschaften, der Verderbniſs geweiht haben, der seine Natur an eurem Götzen, dem Wahn, zerschlagen hat. Du wolltest mir den hohen moralischen Werth der Menschen beweisen, und um dieses zu bewirken, führtest du mich auf der breiten Heerstraſse des Lasters, nur an die Höfe der mächtigen Menschenverderber, des feigen Tyrannen in Frankreich, des Usurpators in England! Warum gingen wir die Höfe der guten und gerechten Fürsten, der Väter der Völker vorüber? Sollt' ich, der Teufel, dessen Führer du seyn wolltest, sie dir anzeigen? Der gewaltige Ruf der Ersten, der groſse Schauplatz, dein Stolz, dein Hang nach Wollust trieben dich dahin, und du hast nur diese Menschenverderber mit ihren Helfershelfern, wollüstige Weiber und Pfaffen gesehen, welche die Religion als Werkzeug zur Herrsch- und Goldsucht miſsbrauchen! Hast du den, der unter dem schweren Joche seufzt, und des Lebens Last geduldig trägt, und sich mit der Hoffnung der Zukunft tröstet, auch nur eines Blicks gewürdiget? Hast du den tugendhaften Menschenfreund, den edlen Weisen, den thätigen, rechtlichen Hausvater, in ihren einsamen Wohnungen aufgesucht? Nur einmal nach dem wahren Menschen ernsthaft geforscht? Doch, wie hättest du, der Verdorbenste deines Geschlechts, den Unverdorbenen ausfinden mögen, da du den Geist ihn nur zu ahnden verloren hattest. Stolz bist du die Hütte des Armen und Bescheidnen vorüber gegangen, der die Namen eurer erkünstelten Laster nicht kennt, im Schweiſse seines Angesichts sein Brot erwirbt, es mit Weib und Kindern treulich theilt, und sich in der letzten Stunde des Lebens freut, sein mühsames Tagwerk geendet zu haben. Hättest du da angeklopft, so würdest du freylich dein schaales Ideal von heroischer, überfeiner Tugend, die eine Tochter eurer Laster und eures Stolzes ist, nicht gefunden haben; aber den Menschen in stiller Bescheidenheit, groſsmüthiger Entsagung *), der unbemerkt mehr Kraft der Seele und Tugend ausübt, als eure im blutigen Felde und im trugvollen Kabinette berühmten Helden. Ohne letztere, Faust, ohne eure Pfaffen und Philosophen, würden sich bald die Thore der Hölle zuschlieſsen. Kannst du sagen, daſs du den Menschen kennest, da du ihn nur auf dem Tummelplatz der Laster und deiner Lüste gesucht hast? Kennest du dich selbst? Laſs mich tiefer in deinen Busen greifen, ich will mit Sturm in die Glut blasen, die du in deinem Herzen gesammelt hast. Wenn ich tausend menschliche Zungen hätte, und dich Jahre in diesem Kreise gefesselt hielte, so könnte ich dir doch nicht alle die Folgen deiner Thaten und Verwegenheiten entwickeln. Durch Jahrhunderte läuft das Gewebe des Unglücks deiner Hand, und künftige Geschlechter verfluchen einst ihr Daseyn, weil du in wahnsinnigen Stunden deinen Kitzel befriedigt, oder dich zum Richter und Rächer menschlicher Handlungen aufgeworfen hast. Sieh, Kühner, so bedeutend wird euer Wirken, das euch Blinden so beschränkt scheint! Wer von euch kann sagen, die Zeit vertilgt die Spur meines Daseyns? Weiſst du, was Zeit und Daseyn sind und sagen wollen? Schwellt der Tropfen, der in das Weltmeer fällt, nicht die Woge um einen Tropfen? Und du, der nicht weiſs, was Anfang,

---

*) Resignation.

Mittel und Ende sind, hast mit verwegner Hand die Kette des Geschicks gefaſst, und an den Gliedern derselben genagt, ob sie gleich die Ewigkeit geschmiedet hat! Nun ziehe ich den Vorhang hinweg, und schleudere das Gespenst Verzweiflung in dein Gehirn.

Faust drückte seine Hände vor seine Augen, der Wurm der Qual sog an seinem Herzen.

Teufel. Vernimm nun deines Lebens Gewinn, und erndte ein, was du gesäet hast; erinnere dich dabey, daſs ich keinen deiner Frevel ausführte, ohne dich vor den Folgen zu warnen. Gezwungen von dir, scheine ich den Lauf der Dinge unterbrochen zu haben, und ich der Teufel stehe schuldlos vor dir, denn alles sind Thaten deines eignen Herzens.

Denkst du noch der Nonne Klara, der wollüstigen Nacht, die du mit ihr zugebracht? Wie solltest du nicht, da sie dich so sehr ergötzte? Höre die Folgen derselben! Kurz nach unsrer Entfernung starb der Erzbischof ihr Freund und Beschützer, und sie muſste nach ihrer Niederkunft mit ihrem Kinde als ein Gegenstand des Abscheues im peinlichen Kerker den verzweifelnden Hungertod sterben. In der Wuth fiel sie über den Neugebornen her, sättigte sich an deinem und ihrem Blute, und verlängerte ihre scheuſsliche Marter, so lange der unnatürliche Fraſs dauerte. Was hatte sie verbrochen, sie die ihr Verbrechen nicht begriff, den Urheber ihrer Schande und ihres schrecklichen Todes weder kannte noch ahndete? Fühle nun die Folgen einer einzigen Sekunde der Wollust, und bebe! Hast du nicht den Wahnsinn bekräftigt, der sie verdammte? Muſste die Hölle nicht den Vorwurf deines Frevels tragen? Sie ermordeten deine Brut, als die Brut des Satans, und du hast durch diese That die Begriffe dieses Volks auf lange verwildert! Stöhne nur, ich ziehe der Schrecken mehr herauf.

Es ist wahr, mit dem Fürst-Bischof ist dir's besser gelungen. Er lieſs den Hans Ruprecht begraben, und versetzte seine Familie in Wohlstand. Auch verlor er durch meine Vorspieglung sein Fett, und ward einer der gelindesten und gütigsten Fürsten; erschlaffte aber die Bande der bürgerlichen Ordnung so durch seine Nachsicht, daſs seine Unterthanen bald ein Haufen Hallunken, Säufer, Faullenzer, Räuber und liederlichen Gesindels ward. Um sie wiederum zu Menschen zu machen, muſste nun der jetzige Bischof ihr Henker werden, hundert Familien zerstören und hinrichten, damit die andern, durch das Beyspiel erschreckt, in die bürgerliche Ordnung einträten. Drey Schlemmer und Fresser hätten diesem Volke nicht so weh gethan, als ihm diejenigen nun thun, denen dieser Fürst, gezwungen, das Schwert der Gerechtigkeit und die Gewalt der Rache vertrauen muſs.

Der Doktor Robertus, der berühmte Freyheitsrächer, der Mann nach deinem Sinne, war von frühster Jugend ein Feind des Ministers, den er wegen seiner Talente haſste. Neid und Eifersucht waren die Quellen seines unabhängigen Geistes, und hätte jener wie er gedacht, so würde er mit Freuden die Grundsätze des strengsten Despotismus angenommen haben, denn nur dazu war sein hartes und wildes Herz geschaffen. Der rechtschaffne Mann war der Minister, dieser ein Unhold, der die Welt in Brand gesteckt hätte, es theils gethan hat, um seinen gränzenlosen Ehrgeiz zu befriedigen. Ich muſste ihn nach deinem Willen retten, ihn mit einer groſsen Summe Gelds versehen; vernimm nun, wozu er sie gebraucht hat, und freue dich der Folgen. Er nutzte seine Freyheit, das Gold und den Wahn, den sein Verschwinden durch mich im Volke veranlaſste, so gut, daſs es ihm bald gelang, einen fürchterlichen Aufstand zu erregen. Er bewaffnete die Bauern, diese ermordeten die Edelleute, verwüsteten das ganze Land, der edle Minister fiel ein Opfer seiner Rache und dein Freyheitsrächer Robertus ist der Stifter des unglücklichen Bauernkriegs, der sich nach und nach in ganz Teutschland ausbreiten und es verheeren wird. Mord, Todschlag, Plündrung, Kirchenraub wüthen nun, und dein edler Held steht an der Spitze eines tollen Haufens, und droht aus Teutschland einen Kirchhof des Menschengeschlechts zu machen. Erndte den Jammer ein, den du veranlaſst hast, der Satan selbst hätte nicht besser für die Zerstörung der Menschen, die wir hassen, arbeiten können, als du, da du diesen Wahnsinnigen der Gerechtigkeit entrissen hast.

Kehre mit mir an den Hof jenes teutschen Fürsten zurück, wo du den Rächer der Tugend und Gerechtigkeit so rasch und kühn gespielt hast. Dieser Fürst und sein Günstling waren Heuchler eurer Tugenden; aber ihr Wirken beförderte das Glück des Volks, weil sie beyde Verstand genug hatten, zu fühlen, der Vortheil der Unterthanen sey Gewinn für den Fürsten. Weiſs der Durstige und kümmerts ihn, ob die Quelle, die ihn tränkt, aus dem Bauche eines Berges springt, der mit Gift angefüllt ist? Genug für ihn, wenn er nur ohne Schaden sein heiſses Blut abkühlt. Dieser Heuchler miſsfiel dir, weil er deiner hohen Meynung, die du mir gerne aus gewissen Ursachen aufdrängen wolltest, nicht entsprach, und mein Anblick muſste ihn auf deinen Befehl tödten. Sein unmündiger Sohn folgte ihm in der Regierung. Seine Vormünder drückten und preſsten das unter dem Heuchler einst glückliche Volk, verdarben das Herz und den Geist des künftigen Regenten, entnervten früh seinen Körper durch Wollust, beherrschen ihn nun da er mündig ist, und sind seine und des Volks Tyrannen. Hätt' ich nicht auf deinen Befehl den Vater tödten müssen, so würde er seinen Sohn nach seinen Grundsätzen erzogen, seine Fähigkeiten entwickelt, und ihn zum Manne gebildet haben, der würdig wäre an der Spitze eines Volks zu stehen. Die Hunderttausende, die nun unter dem Druck des feigen, tückischen Wollüstlings seufzen, und deren Jammer sich auf deinem Haupte sammelt, würden die Glücklichsten in Teutschland seyn. Wohl uns, du hast ein ganzes Volk elend gemacht, da du dich zum Rächer eines Einzigen aufwarfst. Erndte ihre Thränen, ihre Verzweiflung, die blutigen Thaten ihrer künftigen Empörung ein, und freue dich deines strengen Richteramts!

Wahnsinniger, auf dein Geheiſs muſst' ich das Schloſs des wilden Raubgrafen mit allen Bewohnern, seinem Weibe und dem Säugling verbrennen. Was haben diese Unschuldigen verbrochen? Es war ein Augenblick der Wonne für mich! — dein Werk ist es, daſs der Säugling auf dem Busen der Mutter zu Asche brannte; dein Werk, daſs der Raubgraf einen benachbarten Edelmann, als den Urheber des Brandes überfiel, des Unschuldigen Schloſs der Flamme übergab, ihn erschlug, und die Fehde, die meine That veranlaſste, noch in diesem Theile Teutschlands wüthet. Tausende sind schon unter dem Schwerte der wechselseitigen Rache hingesunken, und es wird nicht eher ruhen, bis sich die streitenden Familien gänzlich erschöpft und vertilgt haben. So warst du, Wurm, der sich in der Wollust herumwälzte, in die Hölle drangst, um deine Lüsternheit zu sättigen, der Rächer des Unrechts. Heule und stöhne, ich ziehe der Schrecken mehr aus dem Dunkel.

Die Tochter des Geizigen in Frankreich, die du zur H—e gemacht, und in ihrem Busen die Lust nach der Sünde erweckt hast, ergab sich bald hierauf dem jungen König als Maitresse. Sie beherrschte ihn, reizte ihn, daſs er sie mit einem neuen Buhler nicht stören möchte, zu dem unsinnigen Zuge nach Italien, und zog ein Elend über Frankreich, das viele künftige Regierungen nicht heilen werden. Die Blüthe der französischen Jugend, die Helden des Reichs, fallen in Italien, und der König kehrte beschämt und ohne Vortheil heim. So hast du, wohin du dich wandlest, den Samen des Unglücks ausgestreut, und er fruchtet zum Unheil die Ewigkeit durch.

Ich hoffe, nun begreifst du den Fingerzeig, den ich dir damals gab, als ich das Haus über die Naturkundigen zusammenstürzte. Ich sagte dir, so wie diese in das Fleisch der Lebenden schneiden, um unergründliche Geheimnisse zu erforschen, so wüthest du in der moralischen Welt, durch dich und meine zerstörende Hand. Du hast dieses Winks nicht geachtet. Fühle ihn nun tiefer. Sie verdienten unter den Ruinen ihrer Schlachtbank begraben zu werden; aber was hatten die Unschuldigen im Unterstock verbrochen, die nicht wuſsten, welche Greuel über ihrem Haupte vorgingen? Warum muſsten auch sie mit begraben werden? Warum muſste, deine schnelle Rache zu befriedigen, eine schuldlose, glückliche Familie mit aufgeopfert werden? Richter und Rächer, dieses hast du nicht bedacht. Fasse nun die Folgen deines Wahnsinns zusammen, durchlaufe sie, und sinke vor der scheuſslichen Vorstellung hin. Sagt' ich dir nicht, der Mensch ist rascher in seinem Urtheil und in seiner Rache, als der Teufel in der Vollziehung des Bösen?

Auf deinen Befehl muſst' ich den Zunder der Wollust an das Herz der himmlischen Angelika legen, die die Zierde ihres Geschlechts und der Welt war. Du hast sie im wilden Rausche deiner Sinne genossen, und die Unglückliche wuſste nicht was ihr geschah. Schaudre vor den Folgen — diese Angelika — ich, der ich Gefallen an der Sünde und der Zerstörung habe, könnte mitleidig auf ihr Ende blicken! Sie floh auf das Land, und das Gefühl der Schaam zwang sie, den Zustand zu verbergen, in den du sie versetzt hattest. Sie gebar unter Todesangst, in der Einsamkeit, ohne Hülfe, das Kind entfiel dem Schooſse der Unvermögenden, und starb in dem Augenblick, da es das Licht der Welt erblickte. Sie, das unglückliche Opfer deiner augenblicklichen Lust, ward eingezogen, und öffentlich als Kindermörderin hingerichtet. Du hättest sehen sollen im letzten Augenblick ihres Lebens — sehen sollen, wie ihr reines Blut den weiſsen Talar befleckte —

Faust öffnete seine starren Augen und sah gen Himmel.

Teufel. Er ist taub gegen dich! Sey stolz auf den Gedanken, einen Augenblick gelebt zu haben, der das Vergehen der Teufel leicht machen könnte, wenn das Gericht über sie nicht geschlossen wäre! Noch rauscht er in den düstern Gefilden der Ewigkeit. Ich rede von jenem, da du mich zwingen wolltest, den Schleyer zu heben, der euch den Ewigen verbirgt. Der Engel, der euer Schuldbuch führt, erbebte auf seinem glänzenden Sitze, und strich deinen Namen mit weggewandtem Angesicht aus dem Buche des Lebens.

Faust sprang auf. Verflucht seyst du! Verflucht ich! die Stunde meiner Geburt! der, der mich gezeugt, die Brust, die ich gesogen!

Teufel. Ha des herrlichen Augenblicks! des köstlichen Lohns meiner Mühe! Die Hölle freut sich deiner Flüche, und erwartet einen noch schrecklichern von dir. Thor, warst du nicht frey geschaffen? Trugst, empfandest du nicht, wie alle, die im Fleische leben, den Trieb zum Guten, wie zum Bösen, in deiner Brust? Warum tratst du verwegen aus dem Gleise, das dir so bestimmt vorgezeichnet war? Warum wagtest du deine Kräfte an dem und gegen den zu versuchen, der nicht zu erreichen ist? Warum wolltest du mit dem richten und rechten, den du nicht fassen und denken kannst? Warum trieb Stolz die Pflanze aufwärts, die nur an der Erde hinkriechen soll? Hat er dich nicht so geschaffen, daſs du über den Teufel, wie über die Thiere der Erde erhaben standest? Dir verlieh er den unterscheidenden Sinn des Guten und Bösen: frey war dein Wille, frey deine Wahl. Wir sind Sklaven des Bösen und der eisernen Nothwendigkeit ohne Wahl und Willen; gezwungen, von Ewigkeit dazu verdammt, wollen wir nur das Böse, und sind Werkzeuge der Rache und der Strafe an euch. Ihr seyd Könige der Schöpfung, freye Geschöpfe, Meister eures Schicksals; das ihr selbst bestimmt, Herren der Zukunft, die von eurem Thun abhängt; um diese Vorzüge hassen wir euch, und frohlocken, wenn ihr durch Thorheit und Laster die Herrschaft verwirkt. Wohl uns, daſs ihr diese Vorzüge selbst vernichtet, daſs ihr alles miſsbraucht, alle die Fähigkeiten zum Guten, die euch der Ewige verliehen hat. Tritt auch ein Weiserer unter euch auf, und schreibt euch Regeln zu eurem Besten vor, so zernichtet ihr sein Werk in dem Augenblick der Entstehung. Miſsbrauch eurer moralischen und physischen Kräfte läuft durch die Kette, die das Menschengeschlecht verbinden soll; und nie gefällt ihr euch besser, als wenn ihr zerstört, was andre zu eurem Glück und Heil aufgebauet haben. So arten unter euren Händen, in eurem Geiste, Religion, Wissenschaften und Regierung zu Unsinn, Verzerrung und Tyranney aus, und du hast das deinige redlich dazu beygetragen. Faust, nur in der Beschränktheit liegt euer Glück; wärst du geblieben was du warst, hätten dich Dünkel, Stolz, Wahn und Wollust nicht aus der glücklichen, beschränkten Sphäre gerissen, wozu du geboren warst, so hättest du still dein Gewerbe getrieben, dein Weib und deine Kinder ernährt, und deine Familie, die nun in den Koth der Menschheit gesunken ist, würde blühen. Von ihr beweint, würdest du ruhig auf deinem Bette gestorben seyn, und dein Beyspiel würde deine Hinterlassenen auf dem dornigten Pfad des Lebens leiten.

Faust. Ha, wohl mag dieſs die gröſste Qual der Verdammten seyn, wenn der Teufel ihnen Buſse predigt!

Teufel. Es ist lustig genug, daſs ihr es dazu kommen laſst. Elender, und wenn die Stimme der Wahrheit und Buſse laut vom Himmel selbst erschallte, ihr würdet ihr euer Ohr verschlieſsen.

Faust. Erwürge mich, und tödte mich nicht mit deinem Geschwätze, das mein Herz zerreiſst, ohne meinen Geist zu überzeugen. Willst du, daſs ich dein Gift Tropfen für Tropfen einschlürfen soll, gieſse ein! deine Vorstellungen laufen im Ungeheuren zusammen, und verlieren ihre Kraft an mir. Sieh, meine Augen sind starr und trocken, nenne meine Stumpfheit Verzweiflung — noch kann ich ihrer spotten, und mein Geist kämpft mit der peinlichen Wallung meines Herzens. Nur dieser da, und die ich eben gesehen, liegen wie eine ungeheure Last auf mir, und zerknirschen meine sich noch empörende Kraft. Um der guten That willen muſs er hier hängen! Um der guten That willen müssen sie im Elende verschmachten, und eine Reihe niederträchtiger Sünder fortpflanzen! Sah ich was anders als Morden, Vergiften und Greuel in der Welt? Sah ich nicht überall den Gerechten zertreten, und den Lasterhaften glücklich und belohnt?

Teufel. Das kann nun wohl seyn, und beweist nur, was für Kerle ihr seyd; aber was prahlst du mir immer von deiner guten That vor? Wodurch verdient sie diesen Namen? Etwa dadurch, daſs du mir den Wink dazu gegeben, der dich wahrlich nicht viel gekostet haben kann? Um es zu einer edlen Handlung zu machen, hättest du dich in das Wasser werfen, und den jungen Mann auf Gefahr deines Lebens retten müssen. Darauf deutete ich, als ich dir sagte: vermuthlich kannst du nicht schwimmen. Ich warf ihn an das Ufer, und verschwand. Dich selbst würde er erkannt haben, und von Dankbarkeit gerührt hätte der Zerstörer deiner Familie ihr Beschützer und Vertheidiger werden können.

Faust. Quälen kannst du mich, Teufel, aber die Zweifel des Menschen kannst du aus Stumpfheit nicht lösen, oder willst es aus Bosheit nicht thun Nie drangen sie giftiger in mein Herz, als in diesem

Stunde, da ich den Jammer meines Lebens, meiner Zukunft überblicke. Ist das menschliche Leben etwas anders, als ein Gewebe von Pein, Laster, Qual, Heucheley, Widersprüchen und schielender Tugend? Was ist Freyheit, Wahl, Wille, der gerühmte Sinn, Böses und Gutes zu unterscheiden, wenn die Leidenschaften die schwache Vernunft überbrüllen, wie das tosende Meer die Stimme des Steuermanns, dessen Schiff gegen die Klippen treibt? Wozu das Böse? Warum das Böse? Er wollte es so; kann der Mensch den Saamen des Bösen aus der ungeheuren Masse, nur aus seinem Herzen herausreiſsen, den Er mit Willen hineingelegt hat? Noch wüthender hasse ich nun die Welt, den Menschen und mich. Warum gab man mir, der zum Leiden geboren ist, den Drang nach Glück? Warum dem zur Finsterniſs gebornen, den Wunsch nach Licht? Warum dem Sklaven den Durst nach Freyheit? Warum dem Wurme das Verlangen zu fliegen? Wozu eine unbeschränkte Einbildungskraft, die immer gebärende Mutter kühner Begierden, verwegner Wünsche und Gedanken? Freyheit dem Menschen! in dieser verzweifelnden Stunde, kann ich noch bey diesem sinnlosen Worte hämisch lachen. Ja, den Durst nach ihr, den kenne ich, und darum stehe ich nun in diesem verdammten Kreise. Frey der, dessen Nacken das eiserne Joch der Nothwendigkeit, von der Wiege bis zu dem Grabe, drückt? Wahrlich wenn es Jener umwunden hat, wie man das Joch des Pflug-Ochsens umwindet, so geschah es nicht darum, daſs er unsers Nackens schone, sondern darum, daſs wir die mühsame Furche des Lebens ganz durchackern sollten, und entkräftet an dem Ziele hinsänken. Nun labe ihn mein Stöhnen, ich habe es erreicht. Zerschlage das Fleisch, das meine dunkle zweifelvolle Seele umhüllt, nimm ihr das Erinnern, daſs sie einen menschlichen Leib zum Sünder gemacht hat, dann will ich einer der eurigen werden, und nur im Wunsche des Bösen leben. O der herrlichen Welt, worin der blinde unterjochte Mensch, weise Zwecke, aus den Martern, die ihn zerreiſsen, dem ihn umheulenden Jammergeschrey der Elenden, dem Siegesgesang der Unterdrücker, der ihn umgebenden Verwüstung und Zerstörung zusammenlesen soll; worin er nichts fühlt und sieht, als eine unwiderstehliche Tyranney, die ihn hier und dort vor Gericht fordert, wenn er laut zu murren wagt. Ha, Teufel, reiſse meine Brust auf, und schreibe mit dem kochenden Blut meines Herzens deine schöne Theodicee, die du mir eben vorgesagt, in jene dunkle Wolke. Mag sie ein Philosoph kopiren und die Menschen damit narren. Verherrlicht sich nicht der Ewige in Zerstörung, und im Schaffen zur Zerstörung? So rauche dann mein Blut an dem Altar des Furchtbaren, wie das Blut des Opferthiers, das der Unsinn dem Götzen schlachtet! Daſs ich's mit beyden Händen fassen, gegen den dunkeln Himmel schleudern könnte, damit es dort glühe, wie es nun in meinen Adern glüht und zu seinem Thron aufschreye!

Ha, Teufel, dieses gefällt deinen Ohren nicht, wie der zischende, heulende Gesang der Verzweiflung, den du erwartet hast — noch kennst du den Menschen nicht ganz. Was ist die Leitung des Himmels, wenn ein Wurm wie ich, durch das Mittel eines Verworfnen wie du bist, durch seinen eignen Willen sein Werk verpfuschen kann? Ist hier Gerechtigkeit? Muſste Faust so geboren werden, sich so entwickeln, so denken und empfinden, daſs Tausende elend durch ihn würden? Warum muſsten meine Fähigkeiten und Leidenschaften mehr zum Miſsbrauch, als zu edlen Zwecken gestimmt seyn? Wollte es meine Natur so, so wollte es auch der, der sie mir gegeben hat. Er muſs Gefallen an diesen Verwirrungen haben, sonst hätte er mich der moralischen Nothwendigkeit eben so gewaltsam unterworfen, als der physischen. Löse nur immer deinen Zauber, der mich in diesem Kreise fesselt, ich werde dir nicht entfliehen, und könnte ich's, ich wollte nicht, denn die Pein der Hölle kann nicht gröſser seyn, als das was ich fühle.

Teufel. Faust, mich freut dein Muth, und ich höre das, was du sagst, noch lieber, als die wilden Töne der Verzweiflung. Sey stolz darauf, deine genialische Kraft bis zum Unsinn und zur Lästerung getrieben zu haben, die Qual der Hölle erwartet dich dafür. Ich bin deines Geschwätzes und der Erde müde, es ist Zeit zum Abfahren, deine Rolle ist hier gespielt, du beginnest eine, die nie enden wird. Tritt aus deinem Kreise, und begrabe den Unglücklichen; dann will ich dich fassen, deinen bebenden, mürben Leib von deiner Seele streifen, wie man dem Aale die Haut abstreift, ihn zerstückt auf das umherliegende Feld streuen, den Vorübergehenden zum Ekel und Abscheu.

7.

Faust stieg den Galgen hinauf, und löste den Strick von dem Halse seines Sohns, trug ihn auf das nahe Feld, das der Pflug frisch aufgerissen, grub mit seinen Händen unter Schluchzen und Thränen ein Grab, und legte den Unglücklichen hinein. Hierauf trat er vor den Teufel, und sprach mit wildem Tone:

„Das Maſs meines Jammers ist voll, zerschlage das Gefäſs, das ihn nicht mehr fassen kann; aber noch habe ich Muth, mit dir um mein Leben zu kämpfen, denn ich will nicht sterben wie der Sklave, der unter der Gewalt seines Herrn ohne Widerstand hinsinkt. Erscheine mir unter welcher Gestalt du willst, ich ringe mit dir. Um der Freyheit, der Unabhängigkeit willen, zog ich dich aus der Hölle, am Rande der Hölle will ich sie behaupten, am Rande der furchtbaren Wohnung will ich noch meine Kraft gebrauchen, und fühlen, daſs ich dich einst an meinem Zauberkreise gefesselt sah und dich zu geisseln drohte. Was du in meinen Augen siehst, sind Thränen der Verstockung, Thränen grimmigen Unwillens — Teufel, nicht du, mein eignes Herz siegt über mich!“

Teufel. Ekelhafter Prahler! mit diesem Fleische reiſs' ich dir die Maske ab, die mir Muth vorlügt, und stelle dich hin in deiner elenden, scheuſslichen Nacktheit. Die Rache rauscht heran, und *Ewigkeit* ist ihr Name.

Er stand in Riesengestalt vor ihm. Seine Augen glühten wie vollgefüllte Sturmwolken, auf denen sich die untergehende Sonne abspiegelt. Der Gang seines Athems glich dem schrecklichen Gesause des Sturms, der aus den aufgerissenen Klüften steigt, wenn die Kruste der Erde vom innern Beben berstet. Der Boden ächzte unter seinem ehernen Fuſse, der Sturm sauste in seinen fliegenden Haaren, die um sein Haupt schwebten, wie der Schweif um den drohenden Kometen. Faust lag vor ihm wie ein Wurm, der fürchterliche Anblick hatte seine Sinne gelähmt, und alle Kraft seines Geistes gebrochen. Dann faſste ihn Leviathan mit einem Hohngelächter, das über die Fläche der Erde hinzischte, zerriſs den Bebenden, wie der muthwillige Knabe eine Fliege zerreiſst, streute den Rumpf und die blutenden Glieder mit Ekel und Unwillen auf das Feld, und fuhr mit seiner Seele zur Hölle.

8.

Die Teufel waren um den Satan versammelt, der mit den Fürsten zu Rathe saſs, um auszumachen, mit was für Strafen man den Papst Alexander den Sechsten peinigen müſste. Seine Verbrechen, und der letzte Augenblick seines Lebens, waren so einzig, daſs auch die boshaftesten Teufel in Verlegenheit waren, die Pein zu bestimmen, die er verdiente. Der Papst stand vor seinen Richtern, die ihn so spöttisch und übermüthig behandelten, als nur immer ein menschliches

Gericht einen armen Angeklagten behandelt, der weiter nichts vor sich hat, als das Unglück, auch ein Mensch zu seyn. Auf einmal fuhr Leviathan triumphirend in ihre Mitte, hielt die Seele Faust's am Schopfe, und schleuderte sie hin:

„Da habt ihr den Faust!“

Die Hölle empfing ihn mit einem so lauten Freudengebrülle, daſs die Verdammten in ihren Pfuhlen erbebten: „Willkommen, Fürst Leviathan! da ist der Faust! da ist der Faust!“

Satan. Willkommen, Fürst der Hölle! Willkommen, Faust, wir haben hier genug von dir gehört.

Leviathan. Da hast du ihn nun, Satan! Sieh selbst was an ihm ist. Er hat mich nicht wenig geplagt; aber seine Thorheit hat der Hölle gewuchert, und ich hoffe, du bist mit meinem Aufenthalt auf Erden zufrieden. Zum Lohn bitte ich dich, mich für Jahrhunderte mit solchen Aufträgen zu verschonen; ich bin des Menschengeschlechts übersatt, ob ich gleich gestehen muſs, daſs dieser hier den letzten Augenblick seines Lebens, so bitter er auch war, nicht übel bestanden hat; aber dieſs kommt daher, daſs er sich in frühern Jahren mit jener Philosophie abgegeben, die du die Menschen gelehrt hast.

Satan. Ich danke dir, Fürst Leviathan, und verspreche dir, du sollst lange mit mir in dem Dampfe der Hölle verweilen, und die Schatten der groſsen Menschenverderber der Erde zum Zeitvertreib reiten und geisseln. — Hm! ein ganzer Kerl, und scheint mir den Menschen völlig ausgezogen zu haben. Verzweiflung, Vermessenheit, Haſs, Groll, Schmerz und Wahnsinn, haben tiefe Furchen in seine Seele gerissen. Er sieht selbst uns und die Hölle ohne Beben an. Faust, bist du auf einmal stumm?

Faust. Nicht aus Furcht, ich war gegen einen Mächtigern kühn, und darum bin ich hier.

Satan. He, führt doch den Trotzigen ein wenig nach dem Pfuhl der Verdammten. Nehmt eine Legion meiner muthwilligen Hofjungen mit, daſs sie denselben zusammengeiſseln, damit dieser Biedermann mit der Wirthschaft der Hölle ein wenig bekannt werde.

Ein Teufel riſs ihn nach dem Pfuhl der Verdammten. Die Legion schwärmte nach.

Leviathan, der den Papst wahrnimmt. Ha, willkommen in der Hölle, Papst Alexander! Ich hoffe, der Kitzel ist euch nun vergangen, den Teufel zum Ganymed machen zu wollen.

Papst seufzend. Leider!

Satan. Ha! ha! ha! das ist mir ein guter Schlag von Menschen, die jetzt auf der Erde wirthschaften! Laſs nur erst den Geist der Reformation über sie kommen, und sie nach der neuen Welt hinziehen, einen neuen Tummelplatz ihrer Greuel und Laster zu entdecken, so wird es noch toller hergehen.

Papst. Schade, daſs ich nicht dabey seyn kann!

Satan. Ein sehr päpstlicher Wunsch, doch tröste dich nur, deine Landsleute werden schon die Millionen um ihr Gold erwürgen.

Papst. Was thut man nicht um's Gold! — *Ma cospetto di Bacco!* Wiſst ihr wohl, Herr Satan, daſs ich diese neue Welt zwischen Spanien und Portugall getheilt habe. Nun käme mir wenigstens der dritte Theil des Golds zu! *Oime!*

Faust kam mit der teuflischen Begleitung zurück.

Satan. Nun, Faust, wie gefällt dir das Bad, und die, welche sie dort abreiben?

Faust. Unsinniger, rasender Gedanke, daſs der edle Theil des Menschen für die Sünden des aus Koth geschaffnen leiden und büſsen soll.

Die Teufel lachten, daſs es durch die unendliche Hölle ertönte.

Satan. Bravo, Faust, das was du sagst, und wie du dich benimmst, zeigt mir, daſs du für einen Menschen zu gut bist. Auch bin ich dir einen besondern Lohn für die schöne, der Hölle so nützliche Erfindung der Buchdruckerey schuldig.

Papst. Was? ein Buchdrucker, und hat sich an meinem Hofe für einen Edelmann ausgegeben, und bey meiner Tochter Lukretia geschlafen?

Faust. Schweig, stolzer Spanier, ich habe sie reichlich dafür bezahlt, und du hättest dich mir für eine gleiche Summe prostituirt, wenn ich eine Bestie gewesen wäre, wie du. Wisse, meine groſse Erfindung wird mehr Gutes stiften, und dem Menschengeschlechte mehr nützen, als alle Päpste, vom heiligen Peter bis auf dich, Scheusal!

Satan. Fauſt, darin irrſt du dich. Erſtens, werden dir die Menſchen den Ruhm der Erfindung dieſer Kunſt rauben —

Fauſt. Dieſes iſt noch mehr als Verdammniſs!

Satan. Merkt mir doch auf den Menſchen, er ſteht vor mir, dem Satan, hat den Pfuhl der Verdammten geſehen, und hält die Qual der Hölle für nichts gegen ſeine Hirngeſpinſte, Ruhm und Wahn. Seht mir doch, was aus dieſen Ebenbildern des Höchſten geworden iſt, ſeitdem ſie ſich in Geſellſchaften geſammelt, Herren über ihren Leib und ihre Seele gewählt haben, Bücher leſen, und ein erkünſteltes Ding ihres eignen, eitlen, ſtolzen, unruhigen und wahnſinnigen Geiſtes geworden ſind. —

Zweytens, Fauſt, werden die Schatten zu hunderttauſenden herunterfahren, über dich herfallen, dich mit ihren Flüchen ängſtigen, daſs du die kleine Quelle des Gifts des menſchlichen Verſtandes in einen ungeheuren Strom verwandelt haſt. Fühlſt du denn nicht aus eigner Erfahrung, was euch die Wiſſenſchaften ſind, und was ſie aus euch machen; doch hiervon ſoll dich dein ehemaliger Begleiter Leviathan unterhalten, und dir eröffnen, daſs das Unheil, das du durch deine Erfindung über die Menſchen gebracht haſt, deine ſonſtigen Fehler noch weit übertrifft. Ich, der Herrſcher der Hölle, der dadurch gewinnt, bin dir Lohn dafür ſchuldig, und wenn du dem Ewigen fluchen willſt, der dich entweder nicht beſſer machen konnte, oder wollte, ſo ſollſt du der Pein der Hölle entfliehen, und einer unſers Gleichen werden.

Papst. Satan, laſst mich der erste seyn, als Papst muſs ich wenigstens den Rang über ihn haben.

Satan. Merkt mir, doch diese Menschen, ihr Teufel, und seht, wie sie euch beschämen! Papst, du hast es gethan, da du meinem Leviathan zu Füſsen fielst. Faust, wähle —

Faust trat hervor — die rasende Verzweiflung rollte sich in scheuſslichen Zügen auf seiner Schattengestalt — er — wer kann den Frevel ausdrücken?

Alle Teufel bebten bey seinen Worten, und erstaunten über seine Vermessenheit. Seit der Entstehung der Hölle herrschte keine solche Stille in dem dunkeln furchtbaren Reiche der Wohnung ewigen Jammers, ewigen Geheuls. Faust unterbrach sie und forderte den Satan zur Erfüllung seines Versprechens auf.

Satan. Thor, wie kannst du von mir erwarten, daſs ich, der Herrscher der Hölle, dir mein Wort halten sollte, da man doch von den Gewaltigen der Erde wenige Beyspiele hat, daſs sie es gehalten hätten, wenn dadurch nichts zu gewinnen war! Du Thor! der Vortheil des Reichs ist auch in der Hölle das erste Gesetz. Und wenn du vergessen kannst, daſs du ein Mensch bist, so vergiſs nicht, daſs du vor dem Teufel stehst. Meine Teufel erblaſsten bey deiner Verwegenheit, mein fester, unerschütterlicher Thron erbebte bey deinen vermeſsnen Worten, und ich glaubte einen Seigerschlag, ich hätte zu viel gewagt. Fort, deine Gegenwart macht mich unruhig, und du beweisest, daſs der Mensch mehr zu thun fähig, ist, als der Teufel ertragen kann. Zerrt ihn in den schrecklichsten Winkel der Hölle, dort schmachte er in düstrer Einsamkeit, und starre hin vor der Betrachtung seiner Thaten und dieses Augenblicks, der nie zu versühnen ist. Daſs ihm kein Schatten nahe! Geh und schwebe allein und verloren, eingeschlossen zwischen ausgebrannten Klippen, in dem Lande, wo keine Hoffnung, kein Trost und kein Schlaf wohnen. Nur im Vergangenen, im Bewuſstseyn deines Wahnsinns und deines Frevels sollst du leben. Die Zukunft, die eure Eitelkeit und euer Stolz so gerne ausschmücken, sey für dich nichts, als der schreckenvolle Gedanke: dein Daseyn sey eine ewig fortlaufende Reihe einer unveränderlichen Qual, eines unveränderlichen, peinlichen Gefühls deines Selbsts. Nur ein einziges peinvolles Gefühl sollst du fühlen, nur einen einzigen peinvollen Gedanken denken. Es soll dir Genuſs zu seyn scheinen, diesen endlosen Schmerz nur mit einem andern wechseln zu können. An deiner Seele sollen ewig die Zweifel nagen, die dich in deinem Leben gequält haben, und nie soll sich dir eins der Räthsel enthüllen, um deren Auflösung du hier bist. Dieſs ist die peinlichste Strafe für einen Philosophen deiner Art, und ich habe sie vorzüglich meinen Schülern vorbehalten. Die Hölle ist voll von ihnen, und du hast den Saamen zu gröſsrer Bevölkerung meines Reichs ausgestreut. Reiſst ihn weg, martert ihn! Faſst diesen Papst, und werft ihn in einen andern Winkel, in der Hölle ist ihres Gleichen nicht.

Nach den Worten Satans ward Faust's Gestalt immer schwärzer und schwärzer. Die Züge der Menschheit verloschen. Ein düstres, gestaltloses, scheuſsliches, schwimmendes Gewebe umschlang seine Seele. Noch wüthete er; die Wuth schoſs glühende Funken aus dem gestaltlosen Gewebe und erleuchtete es. Zum letztenmal wüthete er.

Leviathan brüllte: Ich will ihn ergreifen, und mich nochmals an dem rächen, der mich gezwungen hat, die mir verhaſste Erde, das mir noch verhaſstere Teutschland zu betreten. Und er ergriff mit eiserner Hand das düstre verzerrte Gewebe, samt der Seele Faust's. Da goſs sich die gedrohte Qual über ihn aus, und ein Stöhnen erscholl aus dem Gewebe, daſs, hätten es Menschen mit Ohren, aus Fleische gebildet, vernommen, ihr Herz wäre bey dem Stöhnen erstarrt und die Quelle ihres Lebens versunken.

Noch stöhnte Faust aus dem düstren Gewebe unter Leviathans eiserner Hand. Als er mit ihm bey den heulenden Verdammten vorüberfuhr, fühlten sie bey dem schrecklichen Stöhnen zum erstenmal Mitleid mit einem ihres Gleichen, und vergaſsen das Geheul über ihren eignen Jammer. Noch schwebte das Gewebe, und verlor sich nun tiefer und tiefer in der unendlichen Ferne. Dann schleifte es Leviathan über die verbrannten Felsen hin, daſs die noch glühende Asche unter ihm aufloderte — schwang sich mit ihm empor bis zu der ehernen Wölbung der Hölle, schleuderte ihn herunter, und er sank in den einsamen Abgrund

So erhebt sich die kühne Seele des Forschers verwegen und frech zu dem Begriff des Unfaſslichen, Unbegreiflichen, in die Höhe, bis das Gefühl des menschlichen Unvermögens ihre Flügel lähmt, und sie wirbelnd, schwindelnd, in ihr Dunkel zurück sinkt, um in Verzweiflung zu erwachen.

Belial, der Aufseher und Beherrscher der verdammten Päpste, Erzbischöfe, Bischöfe und gefürsteten Äbte, ergriff die Seele Alexanders; eine Mischung von scheuſslichen, widersinnigen Gestalten hatte sie umhüllt, und ein so furchtbares Ungeheuer gebildet, daſs die Verdammten, gewöhnt an scheuſsliche Gestalten, gleichwohl vor Entsetzen ihre Häupter in den glühenden stinkenden Pfuhl tauchten, da Belial mit dem Papst bey ihnen vorüber fuhr.

Nach ihrem Verschwinden sagte Satan lächelnd: das sind mir Menschen, und wenn sie etwas Scheuſsliches vorstellen wollen, mahlen sie den Teufel. So laſst uns denn, wenn wir das lächerlichste, eitelste, frechste, stolzeste und niederträchtigste, grausamste und feigste, verzerrteste, undankbarste — kurz! das ächt schändliche und ächt erbärmliche Ding der ungeheuren Schöpfung vorstellen wollen, den Menschen zur Wiedervergeltung mahlen. Doch, wozu? Arbeitet er nicht rastlos und aus allen Kräften durch sein Thun, Wirken, Denken, Dichten, Wähnen, Träumen und Schwärmen, an seinem eignen Abriſs, und so, daſs der Verstand und das Herz der Einfältigen, die sich Weise und Gute nennen, davon verwirrt und zermalmt werden? Aber zugestehen muſs ich dem fertigen Künstler, seine Abbildung, die sich seit Jahrtausenden immer mehr ins Scheuſsliche verzerrt, gleicht dem Original vortrefflich; und da sich dieses in das noch Scheuſslichere verzerren — und der Künstler nicht ermüden wird, so erwarte ich mit aller Zuversicht das vollendetste, herrlichste Ideal als Kabinetsstück. Und hört! O, hört das Erhabenste im geistigen Denken und das Niederträchtigste im sinnlichen Wirken! Das sogenannte Ebenbild glaubt, es gleiche noch heute seinem Bildner, werde ihm immer mehr gleichen durch sein vermessenes Fortschreiten im Wirken und Denken, das es eingeimpftes Streben nach Vollkommenheit nennt. Und o hört! es schreibt in eitler Frechheit sich selbst die Geschichte der in ihm — und durch sein Wirken und Denken veredelten Menschheit! Und die von den schrecklichen Erscheinungen ihrer sogenannten moralischen Welt, an Geist und am Herzen wundgeschlagenen Söhne des Staubes, setzen sich vor das Gemählde, das ihnen Schmeicheley, Täuschung, Stolz, erhitzte Phantasie, Ruhmsucht eines schaalen Autors vorhalten — vergessen die Erfahrung, die ihnen die Folgen des Wahnsinns und der Verbrechen aufgedrungen, und hoffen, aus allem diesen Wahnsinn, aus allen diesen Verbrechen würde doch endlich der groſse erhabene Zweck der hohen Veredlung ihres Geschlechts in seinem völligen Glanze hervorstrahlen. Selbst die Einfältigen, oder die Weisen und die Guten, wie sie sich nennen, die vielleicht einzeln diesen Zweck erreichen, müssen sich in diese Täuschung tauchen, um nicht vor dem ungeschminkten Anblick der ernsten Wahrheit zu Narren zu werden. So sitzt der Alchymist bey der Feueresse vor seinen Tiegeln, und greift, nachdem er alle Stoffe der Erde zur Hervorbringung des Goldes vergebens versucht hat, nach seinem eignen Koth.

Grimma,
gedruckt bey Georg Joachim Göschen.

F. M. KLINGERS

WERKE.

VIERTER BAND.

GESCHICHTE RAPHAELS DE AQUILLAS.

KÖNIGSBERG
BEY FRIEDRICH NICOLOVIUS. 1815.

6904075*3

GESCHICHTE
RAPHAELS
DE AQUILLAS.

Mag auch angeborner Sinn sich verbergen!
Pindar.

IN FÜNF BÜCHERN.

KÖNIGSBERG

BEY FRIEDRICH NICOLOVIUS. 1815.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

ERSTES BUCH.

1.

In Valenzia, an dem Flusse Guadalaviar, erhob sich ein altes, romantisches Schloſs, in arabisch-gothischem Geschmacke, das Almansor, einer der berühmtesten maurischen Helden, erbauet hatte. Nach ihm nannte es die Nachwelt Kastellmansor. Seine hohen Thürme spiegelten sich riesenmäſsig in dem vorbeyflieſsenden Strome, und warfen bey untergehender Sonne ihre Schatten weit über das gegenseitige flache Ufer. Ein dicker, dunkler Wald zog sich um seinen Rücken, und nur ein steiler mühsamer Pfad führte zu seinem eisernen Thore, dessen Eingang zwey kolossalische Bildsäulen von Basalt zu bewachen schienen. Jeden, der aus dem feyerlichen Dunkel des Waldes hervortrat, und sie zum erstenmal erblickte, überraschte ihr drohender, furchtbarer Anblick. Die nahstehende, aus Felsenstücken erbaute Moschee, um die man, sie vor der Zerstörung der Christen zu bewahren, eine groſse, nun mit Moos und Gesträuchen bewachsne Masse von Ruinen aufgeführt hatte, stimmte die Seele des Wanderers zu tiefem Nachdenken über Menschen, Zeit, Entstehen, Vergehen, Ruhm und Vergessen. Der Wind, der durch die Äste der Eichen sauste, deren dunkler Wipfel die Ruinen beschattete, glich den Klagen der Abgeschiedenen, die einst hier im Gefühl ihrer Kraft und groſsen Thaten lebten, und in den Denkmählern ihres Ruhms ihren Kindern dauernde Tempel und Wohnungen aufgeführt zu haben glaubten.

Die Spanier und die Mauren (letztere nun gezwungen Christen zu scheinen,) hatten der phantastischen und schrecklichen Sagen viel über diese kolossalischen Gestalten, das Schloſs, die Moschee und die Thürme; aber all' das Furchtbare der Sagen und des Anblicks verschwand, und verwandelte sich durch das, was man von den gegenwärtigen Bewohnern Kastellmansors wuſste oder erfuhr, in eine sanfte, wohlthätige Empfindung. Schon seit mehr als zwanzig Jahren lebte hier der edle, einst tapfere Spanier, Don Roderiko de Aquilas, von dieser Zeit an des süſsen Lichts des Tags beraubt. Auſser seinem Freunde Suleima und noch einem in Madrid lebenden, wuſste kein Sterblicher, durch welchen Zufall er um seine Augen gekommen. Selbst seinem Sohne Raphael, nun ein Jüngling von drey und zwanzig Jahren, war es noch nicht gelungen, dieses Geheimniſs dem Greise zu entlocken. Immer sagte er, wenn dieser in ihn drang: „Raphael, noch ist es nicht Zeit; die Entdeckung dieses Geheimnisses muſs mein Schwanengesang seyn; nah vor meinem Ende beginn ich ihn, damit er länger als Warnung in deiner Seele nachhalle!“

Einige maurische Diener, die den Jüngling in Waffen und im Reiten unterrichteten, einige Aufseher über die Güter, und ein Kapellan, dessen ganzes Geschäft darin bestand, Messe zu lesen, und womit er sich begnügte, lebten mit dem edlen Paare ruhige Tage in diesem einsamen, romantischen Bezirke.

Raphael allein bediente den blinden Greis; er leitete ihn auf seinen Spatziergängen, schnitt ihm das Essen vor, schlief auf einem Nebenbette an seiner Seite, kleidete ihn an und aus, kämmte seinen langen weiſsen Bart, sein in Locken fallendes Haar, und kannte keinen andern Beruf des Lebens. Nie hat stille, kindliche Tugend, ohne alle falsche Beymischung, schöner gewirkt, als in diesen stillen Mauern, wo keine Zunge, durch Bewunderung und Lob des treuen Sohns, das reine Gefühl der Natur zur kalten Pflicht herabwürdigte. Sanft umschwebte sie die Menschheit, und ergötzte sich an dem Anblick des schönen Jünglings von Heldenmuth und Heldengestalt, der seine Jugendkraft dem Dienste des schwachen Blinden so ganz von Herzen weihte, als sey sie ihm nur dazu von der Natur verliehen. Seine Augen waren seines Vaters Augen, sein nervigter Arm war sein Stab; auf seinem starken Rücken trug er ihn, wenn Schwäche oder Krankheit ihn niederwarfen. Der Greis würde den Verlust seines Gesichts ganz vergessen, vielleicht nun, unter der zärtlichen Liebe und Sorge des Sohns, gesegnet haben, wenn der Mensch unverschuldetes Weh und das vergessen könnte, was allein das Glück seines frühern, frischern Lebens ausmachte. Nur dieses, und die Sorge für den geliebten Sohn, den er bald verlassen zu müssen fühlte, umdämmerten sein ehrwürdiges Angesicht, das ohne diese Empfindungen nur die reinste Zufriedenheit, die nah an dem Grabe wiederkehrende Unschuld der ersten Kindheit ausgedrückt hätte. Wahrlich, diese wiederkehrende Unschuld ist der seligste Lohn eines gut verlebten Lebens; nun schweigen alle aufrührerische Leidenschaften, der Stachel der gefährlichen Begierden ist zerbrochen, ungestört herrscht der Verstand, und der aus den Stürmen des Lebens gerettete Greis sieht in das Vergangne, wie in einen dunkeln Traum seiner Jugend, lächelt dem Grabe zu, und schlummert unter dem sanften Zulispeln eines guten Gewissens ein, wie der Säugling unter dem Wiegengesang der Amme.

2.

Die moralische Erziehung des jungen Raphaels floſs aus diesem Verhältnisse; er bedurfte keines Lehrers, der ihm Dinge zur Pflicht machte, die, wenn sie nicht aus der Natur unsers Wesens keimen, selten mehr sind, als kalte Regeln, die der Verstand, um gewisser Vortheile willen, anerkennt. In dem Thun seines Vaters lag seine Erziehung. Jeder der Vasallen Don Roderikos, meistens Mauren, (die man längst zu drücken anfing, um sie auf schrecklichere Verfolgungen vorzubereiten,) jeder Unglückliche aus der Nähe und der Ferne fand einen Beschützer, Helfer und Rathgeber in ihm. Raphael muſste ihm die vorführen, die seiner Hülfe bedurften; er saſs still da, und hörte sie mit freundlicher Aufmerksamkeit und Theilnehmung an. Die Wohlthaten gingen durch die Hand des Jünglings, der den Dürftigen, durch seine Art zu geben, zweymal beglückte. Selten gelang es dem Betrüger den Greis zu überlisten; denn er lauschte mehr auf den Ton ihrer Stimme, zu dem sein Geist die Gebehrden dachte, als auf ihren Vortrag, und sein feines Gehör, sein fest gestimmtes Herz, ersetzten den Mangel, die Augen und die Stirne des vor ihm stehenden beobachten zu können. Durch eine einzige unvermuthete Frage, durch eine kleine Bemerkung, öffnete oft der Blinde die Augen des Hellsehenden, daſs er verstummte, beschämt da stand, und sich in dem Wahn entfernte, ein prophetischer Geist warne den Greis vor Betrügern. Beschämter als der Entflohne stand Raphael dann vor seinem Vater, und oft zitterte er für den, der bang und stammelnd sein Gesuch vortrug; doch das Betragen seines Vaters, seine Bemerkungen, gaben ihm bald so viele Aufschlüsse über den Menschen, daſs er leicht das Wahre desselben von dem falschen und erheuchelten unterscheiden lernte. Wenn aber die von der Klerisey und den königlichen Beamten verfolgten Mauren mit Thränen und Schluchzen vor ihn traten, der Schmerz die Klage in ihrer Brust fest hielt, und flüchtige augenblickliche Röthe sich über die bleichen Wangen seines Vaters goſs, der Kummer seine sanften Gesichtszüge verzog, er ihn rasch aufstehen sah, und den Zitternden in starkem Tone rufen hörte: „Ich bin alt und blind — habe keine Augen über euer Leiden zu weinen, keine Kräfte, euch zu vertheidigen; aber hier steht ein Jüngling, in dem euch ein Retter aufwächst, der für euch thun wird, was er vermag!“ dann schwoll das Herz des Jünglings, seine Kräfte drangen kühner hervor, seine starken Hände bebten, seine Augen flammten, und Thränen des Mitleids und Unwillens rollten über seine blühenden Wangen. Hörte der Greis die heftige Bewegung des Jünglings, so faſste er sich schnell, seine Züge wurden sanfter, er lieſs sich von ihm auf seinen Sitz leiten, drückte seine Hand: „Mein Sohn, das Unglück, das über ihnen schwebt, kann dein Arm nicht abwenden. Nah ist es, doch hoffe ich, ich werde kein Zeuge der Greuel seyn. Laſs uns ihr Elend erleichtern, ihnen im Stillen helfen, daſs es ihre Verfolger nicht merken. Der Christ vergiebt dem nicht, der denen beysteht, die nicht glauben, wie er glaubt!“ Tief gruben sich diese Scenen, diese Worte in die Seele Raphaels.

Von dem Augenblick, da die Fähigkeiten des Jünglings erwachten, lieſs sich Don Roderiko angelegen seyn, ihm alles das beyzubringen, was er selbst wuſste, und des Wissens werth hielt. Von früher Jugend an hatte er das Arabische erlernt, und in Salamanka groſse Kenntnisse in der Geschichte der Alten, der griechischen und lateinischen Sprache erworben. Da nun diese Kenntnisse so viele Blumen über sein jugendliches Leben gestreut, seine Einbildungskraft gespannt, sein Herz erhoben, und mit edlen Gesinnungen erfüllt hatten, die Erinnerung derselben ihm zum seligsten Genuſs in seinem jetzigen Zustande wurden, so glaubte er seinem Sohne keine beſsre Erbschaft hinterlassen zu können. Sobald nun Raphael diese Sprachen gefaſst hatte, lieſs sich sein Vater die Geschichtschreiber, Dichter und Weisen der Vorwelt täglich von ihm vorlesen. Der Greis machte ihn aufmerksam auf das menschliche, edle und erhabene derselben, begleitete es mit sanfter jugendlicher Begeistrung und legte in den Jahren, wo alles so tief faſst, den Keim des künftigen Glücks und Wehs in das Herz seines Sohns. Seine Seele ergötzte sich, wenn er seinen Raphael bey den Thaten der groſsen Männer, den Schlachten Homers, den hohen Sprüchen der Weisen, den Aufopfrungen der Helden für das Beste der Menschheit in wilder Beredsamkeit des Herzens daher brausen hörte. Entzückt saſs er da, wenn der Jüngling, bald mit Leonidas für Sparta starb, mit Achill den Patroklus rächte, mit Hektor für Troja's Mauern stritt, bald mit Äneas den alten Anchises aus den Flammen trug; dann mit Demosthenes für die Freyheit seines Vaterlandes gegen den listigen Philipp donnerte, mit Themistokles gegen die Perser zu Schiffe stieg, und in den Chören Äschylus ihre Klagen als Triumphlieder sang. Aber alle seine Begeistrung verschwand, wenn er Hekuba's Jammergeschrey über die Asche Troja's, die Leiche des Gemahls, die Leichen der blühenden Söhne und Töchter las. Dunkel ward's in seinem Geiste, wenn die unglückliche Königin den einzigen geretteten Enkel, welchen die Griechen aus Furcht der künftigen Rache des Heldensohns, von den Ruinen Troja's herabstürzten, todt da liegen sah, und dann den zerschmetterten Knaben in den Schild Hektors seines Vaters legte, um ihn in diesem erhabnen Sarge zur Erde zu bestatten. Schrecklich schien ihm nun der Heldenruhm, der seine Kränze auf dem mit Leichen bedeckten Schlachtfelde, in der Zerstörung blühender Städte sucht, und der Enthusiasmus verschwand vor dem Gefühl der Menschheit.

Was der Vater an dem Beschauen der wirklichen Welt verloren hatte, gewann er nach und nach an der Einbildungskraft. Er sah in dem Innern seines Geistes die Vorwelt in einem solchen Glanze, den das tiefe Gefühl einer schrecklichen Miſshandlung von der gegenwärtigen noch erhöhte, daſs der Jüngling unter seiner Leitung ein Ideal von Welt und Menschen fassen muſste, das bey einem edlen Gemüthe leicht zum gefährlichsten Gefährten des Lebens wird. Oft träumte Raphael an seiner Seite von dem, was er Tags über gelesen; der Greis hörte ihn rufen, und wenn er sich gegen ihn neigte, ihn betastete, so fühlte er seine Wangen glühen und seine Brust ausgedehnt unter seiner Hand. Seine schreckliche Erfahrung erwachte alsdann, und er beschloſs ernsthaft, ihr Lesen zu mischen. So lieſs er ihn nun die neuere Geschichte vorlesen, machte ihn mit seinem Vaterlande, dessen Sitten und Gebräuchen bekannt, unterhielt ihn von den Kriegen, denen er beygewohnt, und erzählte ihm, wie tapfer und edel die Niederländer ihre Freyheit vertheidigt, aber nie nannte er Philipp den zweyten, dem er gedient, an dessen Hof er gelebt. Berührte er einen Umstand, der Bezug auf die Person dieses Königs hatte, so ward seine Stimme rauh und hohl, seine Stirne düster, und er drang schnell in den Jüngling, eines ihrer Lieblingsbücher aufzuschlagen. Wenn

Raphael darüber aufmerksam wurde, und es durch Fragen oder Stille zeigte, so sagte er oft: „Mein Sohn, wenn ich einst, gezwungen, das schwarze Blatt meiner Geschichte aufschlage, so fürchte ich sehr, daſs alle die schönen Träume, womit wir unsre Einsamkeit ausschmücken, verfliegen werden. Noch ist es nicht Zeit. Es wird dir vieles über die Menschen sagen, eine starke, erschütternde Wirkung auf dein junges Herz machen, und dich überfallen, wie ein dunkler Sturm den sichern Wandrer. Forsche nun weiter nicht, die Zeit naht, und bald hast du Stärke des Geistes genug, die Entdeckung zu ertragen. Sterben sollte sie mit mir; aber sie muſs meinen Lehren und Warnungen das Siegel aufdrücken.“

Bey solchen Veranlassungen sagte er weiter: „Wie nun die Welt und die Menschen ganz anders seyen! daſs wir jetzo die Männer der Vorwelt nur in dem Feyerkleid sähen, womit sie Dichter und Geschichtschreiber ausgeschmückt hätten. Der Glanz, in dem sie unsre durch ihre herrlich beschriebenen Thaten gespannte Einbildungskraft erblickt, mein Sohn, verbirgt uns das menschliche, wodurch sie uns in vielem gleichen würden. Wir haben Kräfte wie sie, setzte er hinzu: das was sie über uns erhebt, sind nur edlere, des Menschen würdigere Zwecke. Furcht- und zwanglos durften sie darnach streben; sie kannten nur ein Gut — Freyheit, und den Ruhm für sie zu streiten, für sie zu sterben. Dieses Gefühl strahlt in allen Entwürfen ihrer Helden, Weisen, Künstler, Dichter und Geschichtschreiber hervor. Uns drücken zwey von uns selbst geschaffne und feist genährte Dämonen nieder. Eine verzagte furchtsame, selbstige Politik unsrer Herrscher, die den Menschen nur im Bezuge auf sich selbst betrachten, in ihnen nichts erblicken, als ein Werkzeug, das gebildet ist, für ihre Lüste, Herrsch-Habsucht und Verschwendung zu arbeiten, und die ihm jede Gegenwirkung nach nur von ihnen entworfenen Gesetzen zum Verbrechen zu machen wissen. Eine Religion, die allen Kräften des Geists und des Verstandes offnen Krieg ankündigt, deren zerschmetternde Keule unaufhörlich von dem Blute der Erschlagenen träufelt, und die die freche Hand des Priesters unter Lobgesang gegen die Veste des Himmels schwingt. Doch, mein Sohn, es giebt privilegirte Geister, über welche diese Dämonen nichts vermögen, die unbesudelt von der Schlechtigkeit, die sie umgiebt, durch ihr Beyspiel an die Gröſse und Würde des Menschen erinnern, und deren Schimmer früh oder spät zum Lichte in dieser Finsterniſs werden muſs. Diese Stimmung geben und unterhalten in uns die Schriftsteller der Griechen und Römer, und so benutze sie. Strebe in deinem Innern den edlen Männern der Vorwelt gleich zu werden, lerne es still zu ertragen, wenn du nicht mehr um dich her findest, was einmal da gewesen ist. Das Schicksal, das, wie unsre Dichter sagen, Götter und Menschen beherrschet, rollt über die Welten hin; keine Macht kann es in seinem Laufe aufhalten. Kein Zeitalter kann das vertilgen, was ihm die vorhergehenden zur festen nothwendigen Stimmung hinterlassen und aufgedrungen haben. Nie kommt das so wieder, wie es einmal da war. Veränderung und Wechsel, Vernichtung und Leben, Sturz und Erheben, sind die Räder an dem Wagen des Schicksals. Das Glück des Riesen ist nicht gröſser als das Glück des Zwergs, wenn der Zwerg nur das will, was er kann, und sich nicht gelüsten läſst, einen Zweig aus der hohen Krone der Eiche brechen zu wollen. Macht dich dein Sinn zum Riesen, Raphael, so verbirg dein Maſs und trage es nicht zur Schau; sie zerschneiden es zu Schlingen, dich zu verstricken. Genieſse deiner Kräfte im Stillen, und brauche sie da zum Besten der Menschen, wo sie dir es verzeihen.“

Gedanken und Betrachtungen dieser Art, die der Greis oft wiederholte, sanken zwar tief in das Herz des Jünglings; aber der Stunden des schönen Enthusiasmus waren so viel, und das junge Herz zu sehr geneigt, sich nur an das Groſse und Edle des Menschen zu halten, als daſs sie eine dauernde Wirkung hätten machen können. Nur eigne Erfahrung, oder die seiner Seele näher gebrachte Erfahrung seines Vaters, konnte den glücklichen Traum mildern oder verfinstern. Jetzt ward seine Kraft gereitzt, seine Einbildungskraft mit erhabenen Bildern gefüllt; er lebte nur in dem blühenden Morgen, nur in dem goldnen heroischen Zeitalter der Welt.

Nie sprach der Greis mit ihm von jenem unfaſslichen Wesen, das die Menschen Gott nennen. Weder dogmatische Machtsprüche noch metaphysische Spitzfindigkeiten konnten die Vernunft des Jünglings einengen und seine Einbildungskraft verwirren. Alles was er darüber dachte, war, daſs sich darüber nicht denken und reden lieſse. Daher entstand in seinem Herzen, das einfache, erhabene Gefühl: „dieses unfaſsliche Wesen sey der Vater der Menschen, Heroen und Geister, aller Geschöpfe und Dinge, der sich an den Kräften, der Wirksamkeit der Natur, aller Wesen, der einmal gestifteten Ordnung ergötzte, und nichts hinderte, nichts förderte, um diese feste Ordnung nicht zu stören.“ Dieser Empfindung verdankte er die Ruhe seiner Seele, Sicherheit, Sanftmuth, Heiterkeit und gänzliche Gegenwart, bey dem Leiden der Menschen, seinen reinen unverfälschten Blick auf alles lebende um ihn. Seine Gefühle entsprangen aus einer ungetheilten Quelle, die weder Furcht noch Hoffnung auf Lohn trübten; darum nahm er sich aller so ganz menschlich an, und sah sich und die Sterblichen als Wesen an, die alles nur von sich erwarten und hoffen müssen, für die durch dieses Bewuſstseyn schon alles geschehen sey, was geschehen konnte. Der Beste und Belohnteste schien ihm der, dem das Meiste zum Besten anderer zu thun, verstattet würde und gelänge.

Von der Religion Spaniens und ihren Lehren, sprach Don Roderiko nie anders, als mit Trübsinn, Bangigkeit und Schmerz. Der Kapellan unterhielt Don Raphael zu Zeiten, während der Nachmittagsruhe seines Vaters, von den Wundern, der Legende, der düstern Martyrologie, und den dunkeln, gebietrischen Dogmen seiner Kirche. Die Phantasie des Jünglings aber war so voll der schönen dichterischen Bilder, sein Herz so genährt von den einfachen, erhabenen moralischen Begriffen der griechischen Weisen, daſs die Lehren des Kapellans, nur das ängstliche Entsetzen, das ihn bey den Äuſserungen seines Vaters überfiel, vermehrten. Um ihn her lebte Wald, Busch, Quelle, Strom, Luft, Wind, Felsen und Gebirg, in göttlicher Kraft, unter der Pflege und Sorge gütiger, schöner Wesen, deren Nähe und Faſslichkeit er nicht gegen unbegreifliche, düstre Geheimnisse, gegen schaudervolle, blutige Sagen der Legende hingeben konnte. Alles was er sah, las und von seinem Vater hörte, entflammte seine Seele gab ihm die Kraft seiner innern Menschheit zu fühlen, und alles, was ihm der gute Kapellan sagte, zerdrückte und verwirrte ihn. Hier sah er kühnes Leben in und um sich, dort Erstarren, Verleugnung und Tod; hier Drang nach Kampf und Thaten für das Edle und Gute, dort Furcht, Warnung und Abscheu vor dem, was ihn dazu antrieb. Nur die kühnen Bilder des Korans, den er in der Ursprache las, mit dem glühenden Griffel der Begeistrung hingezeichnet, siegten auf Augenblicke über seine mythologischen Jugendträume, und belebten kräftiger den Begriff von Schicksal, den seine Seele aus den hingeworfenen Worten seines Vaters, aus den griechischen tragischen Dichtern auffaſste, und in ein zwar dunkles, aber mächtiges und festes Gebilde hüllte. Dieses Gebilde, da es jeden Knoten der Verwirrung und Unbegreiflichkeit der Dinge, Begebenheiten und Zufälle der Welt zu lösen scheint, ist dem Menschen immer willkommen gewesen. Auch sitzt es in dem Geiste der Sterblichen so fest, daſs, wenn es der Kultur des Verstandes gelänge, allen Wahn in dem Menschen auszurotten, es ihr doch wohl schwerlich allgemein mit diesem gelingen würde. Der Philosoph beweist die Täuschung davon; belauscht ihn, ob er das Schicksal in dem Gedränge und der Verwirrung des Lebens nicht tausendmal als Urheber derselben bezüchtigt. Und das eben darum, weil es ein fernes, dunkles Luftgebilde ist, das der Phantasie sich aufdringt; dem wir in dem Glücke zulächeln, als einer Schutzgöttin, auf das wir in dem Unglück, als auf einen schwarzen Dämon, mit Groll und Unmuth blicken; und dem wir in dieser Lage wenigstens unsre Thorheiten und Schwächen aufbürden können. Indessen dem Don Raphael diente dieser Wahn oder dieses Gebilde zu einer festen Stimmung der Seele, und vermischte sich mit seiner übrigen, einfachen Denkungsart so innig, daſs dieser Begriff von Nothwendigkeit in der Folge seines Lebens alle Zweifel seines Geistes bey den widersprechendsten und empörendsten Erscheinungen niederschlug.

3.

So lebte dieses edle Paar in der Wonne hoher Gefühle, dem seligen Genusse der zärtlichsten väterlichen und kindlichen Liebe, der Beschäftigung und Sorge den Gedrückten und Unglücklichen zu helfen und zu rathen, bis völlige Abnahme der Kräfte den Greis erinnerte, die Stunde der Trennung nahe. Er verbarg seinem Sohne diese Empfindungen nicht, bereitete ihn mit sanften Worten darauf vor und trocknete mit bebender Hand die Thränen des Verstummten.

Eines Tages schien er sehr bewegt; still saſs er bis zum Abend. Raphael wagte nicht sein Schweigen zu unterbrechen; er las auf seinem Gesichte die innere Unruhe, die tiefe Wehmuth. Nur einzelne Worte und Seufzer unterbrachen die angstvolle Stille. Zu Zeiten winkte er seinem Sohne, der dann an seine Knie flog und mit bebender Stimme ihn fragte: „was geht in dir vor, mein Vater! nie habe ich dich so gesehen?“ Der Greis lehnte sein Haupt auf die Schultern des Jünglings, und lispelte ihm zu: „bald ist der Kampf entschieden.“ So verharrte er bis spät in der Nacht, dann erhob er sich gefaſst, rief seinem Sohne zu: „Ist alles stille im Schlosse? Ferne die Diener? Kein Horcher und Lauscher in der Nähe? Tritt in das Vorhaus und überzeuge dich davon!“

Raphael kehrte wieder: Alles still und ruhig, mein Vater.

Nimm aus dem Schränkchen über meinem Bette die zwey darinnen verborgenen Schlüssel. Bereite eine Lampe und gieſse sie voll Öls.

— Es ist geschehen!

Führe mich nun in den gewölbten Saal, wo die Rüstungen und Bilder unsrer Vorfahren aufbewahrt sind.

Der Jüngling reichte ihm die rechte Hand hin, hielt in der Linken die Lampe und führte ihn mit leisen Schritten durch die Gänge.

Als sie vor den Waffensaal traten, sagte der Greis:

öffne die Thüre mit dem gröſsern Schlüssel und schlieſse sie wieder fest zu. — Sie traten in den Waffensaal: — in der Mitte der Wand, gegen Aufgang der Sonne, hängt die Rüstung des groſsen Almansors, des Erbauers dieses Schlosses. Siehst du sie? Führe mich hin.

Roderiko. Steh' ich vor der Rüstung Almansors?

Raphael. Ja, mein Vater.

Roderiko. Beschreibe mir sie.

Raphael. Sie ist von dunkelm Stahl, stark vergoldet. Den Schild ziert ein goldner Greif. Ein silberner Mond ist auf dem Helme befestigt. Zur rechten steht ein groſses Schwerdt, zur linken eine vergoldete Lanze.

Roderiko. Hebe die Rüstung weg. — Nun öffne mit dem andern Schlüssel die verborgene Thüre; so bald der Schrank sich öffnet, nimm von der Erde den Boden weg, und sage mir, was du entdeckest.

Raphael. Es ist geschehen, mein Vater, und ich sehe eine metallne Platte, versiegelt auf deiner Linken.

Roderiko. Ist das Siegel unversehrt?

Raphael. Unversehrt.

Roderiko. Was ist dem Siegel eingedrückt?

Raphael. Ein Greif.

Roderiko. Dank dir Suleima! Du hast deinen Schwur gehalten! Zerbrich das Siegel, und hebe die Platte auf. — Was siehst du nun?

Raphael. Eine enge Treppe abwärts.

Roderiko. Steige voraus hinunter, reiche mir die Hand und ziehe mich nach. Hüte dich, daſs die Lampe nicht verlösche.

Sie stiegen beyde hinunter, schritten durch einen engen Gang, bis zu einer andern Treppe, die wieder aufwärts führte; stiegen hinauf, und traten in ein rundes Gebäude.

Roderiko. Was siehst du nun?

Raphael. Ein düstres, gewölbtes Gebäude umschlieſst uns. — Gegen Morgen les' ich in goldner arabischer Schrift die ersten Worte des Korans. An den Wänden sehe ich Leuchter, und in denselben halb gebrannte Wachskerzen.

Der Greis seufzte tief. — Was siehst du mehr?

Raphael. In dem Winkel ein Bett mit einer braunen seidnen Decke, an dessen Seite einen gepolsterten Stuhl mit rothem Damast überzogen. Vor dem Stuhl einen Tisch, auf dem Tische Geräthschaften zu weiblicher Arbeit. Über dem Bette — mein Vater — ein männlich Bildniſs — wäre es nicht sehend, wie ich bin, ich hielt es für dein Bildniſs, mein Vater.

Roderiko. So war ich einst, war sehend, wie du bist!

Raphael. So warst du einst! — O mein Vater — wie bist du um deine Augen gekommen? und wo, wo sind wir? Bekannt scheint mir dieser Ort, nur weiſs ich nicht, wann und wie ich ihn gesehn. Mich deucht, als hätt' ich vor längst davon geträumt, so dunkel schwebt die Erinnerung vor meiner Seele.

Roderiko. Wohl ist er dir bekannt, und auch nur wie ein lang verschwundner Traum. Du bist in Almansors Moschee, welche die Ruinen den Zerstörern verbergen. — Führe mich zu dem Bette und dem Stuhl.

Er leitete ihn hin, und der Greis küſste das Hauptkissen, lieſs sich in den Stuhl nieder, und blieb eine Weiſe versunken in der sanften peinlichen Rückerinnerung eines zärtlichen Schmerzes. Dann fragte er wieder: Raphael, was siehst du auf dem Boden?

Raphael. Der Boden, mein Vater, ist mit einem gewirkten Teppich bedeckt. In der Mitte seh' ich eine groſse und eine kleine marmorne Platte mit Inschriften.

Roderiko. Lies die Inschriften.

Raphael las auf der groſsen Platte folgende Worte: Diese von euern Priestern verfluchte Mauern verstatteten der Tugend Isabellas, der Gemahlin Roderikos de Aquillas, Sicherheit, Ruhe im Leben und ein Grab. Heilig ist die Erde, welche die Tugendhaften umschlieſst — Mein Vater, das Grab meiner Mutter!

Roderiko. Das Grab deiner Mutter. — Lies die andre Inschrift.

Raphael. Raphael, der Erstgeborne Don Roderikos de Aquillas. — Hatt' ich einen Bruder, mein Vater?

Roderiko. Du sollst es vernehmen. — Fasse meine Hand und leite mich zu den Gräbern. Er sank auf die Gräber, und rief mit freudiger Stimme: der Augenblick der Wiedervereinigung naht! — Darauf setzte er sich auf den Teppich bey den Gräbern nieder, und gebot Raphael ein gleiches zu thun.

Mein Sohn, der Augenblick ist nun gekommen, wo ich dir das dunkle Gewebe des Unglücks meines Lebens enthüllen muſs. Du sollst hören die Ursache meines geheimen Grams, der so oft die Stunden trübte, die mir deine kindliche Liebe so selig zu machen wuſste. Doch trug ich ihn mit männlichem Herzen, und hatte Kraft genug, mir den Trost der Mittheilung zu versagen, denn ich fühlte, daſs ihn dein Herz noch nicht ertragen könnte, daſs er den schönen Morgen deiner Jugend verfinstern, und dich in deinen glücklichen Träumen stören würde. Du warst heute Zeuge meines Kampfs. Noch stritt ich in meiner Seele, ob es nicht besser für dich wäre, die Geheimnisse, die diese Mauern einschlieſsen, mit mir zu begraben; aber der Gedanke, daſs dir die Mittheilung derselben zur Warnung dienen könnte, und der einzige Wunsch meines Herzens, von dir an der Seite dieses edlen Weibes begraben zu werden, entschieden den Kampf. Du bist nun ein Mann, und ich fordere deine Kraft bey der Erzählung auf, die ich beginne, die mein Herz erleichtern soll, bevor mich diese Gruft einschlieſst. Ich bitte dich, laſs deinen Verstand hell und wach seyn, wenn das, was ich dir sagen muſs, dein junges Herz zerreiſsen wird. Oft sagte ich dir, mein Schwanengesang am Grabe sollte dir zur Lehre auf dein künftiges Leben dienen. Lerne aus meinem Unglück dem Schicksal auszuweichen, so viel du kannst; es zu besiegen, wenn dich seine Gewalt ergreift, und glaube mir, daſs ich in dir ohne diesen Muth, ohne diese Kraft des Geistes, mit allen Reichthümern der Welt, nur einen Sklaven hinterlieſse.

Durch meine Erzählung wirst du die Menschen auf einer schwarzen, häſslichen Seite kennen lernen; aber ich hoffe, mein Beyspiel und die Gesinnungen, die ich dir eingeflöſst, werden dich vor dem Gifte bewahren, das das Herz so leicht aus schwarzer Erfahrung saugt. Du sagtest vorhin, du erinnertest dich, hier an diesem Orte gewesen zu seyn —

Raphael. Ja, mein Vater; doch ganz dunkel. Immer schwebten besondre, angenehme Rückerinnerungen vor meinem Geiste, die mir aus dem Herzen zu flieſsen schienen. Der Name Mutter, wenn ich ihn las oder hörte, lautete mir so bekannt und sanft, als hätten ihn vor langem meine Lippen ausgesprochen. Nun werden mir diese Bilder und dieser Ton ganz deutlich, die Vorstellungen der langen Vergangenheit so helle in meiner Seele, daſs mich dünkt, ich erinnere mich der Gestalt meiner Mutter ganz genau — trug sie nicht immer ein weiſses Kleid?

Roderiko. Ja, mein Sohn!

Raphael. War sie nicht von hoher Gestalt — und so freundlich, so gut? Ja — ja — ich kann sie vor mir dahin gehen sehen — kann mich erinnern, wie sie mich hier in diesem Sessel auf ihrem Schooſse hielt und mit mir spielte.

Roderiko. Wie hätt' denn ich dich vergessen können, edles Weib! — Du hast ganz recht, mein Sohn. Es war deine Mutter, deren du dich erinnerst, und hier an dieser Stelle gebar sie dich — in dieser düstern Gruft kamst du an das Licht der Welt — nah an der Seite ihres Betts stand deine Wiege. — Wohl magst du erstaunen — ach damals warst du allein der Glückliche unter uns; aber wenn ich nun reden werde, so werden die Klagen deiner Muttter an diesen Mauern noch einmal erschallen, und die Erzählung meiner und ihrer Leiden wird dich plötzlich in eine schreckliche, dir ganz unbekannte Welt versetzen. Sey ein Mann! — Laſs mich, bevor ich beginne, an deiner Brust ausruhen. Die Erinnerung ermattet mich zu früh.

Er ruhte an der Brust des Jünglings. Seine weiſsen Haare deckten seine ehrwürdige Stirne. Raphael heftete seine Augen auf ihn, und ſaſs erstarrt da. Sie schienen beyde Bilder des Schmerzes an dem Grabe, wo sie ſaſsen. Endlich erhob sich der Greis.

Vernimm zum erstenmal von mir einen Namen, den ich dir nie genannt, den ich jetzo noch nicht ohne Schaudern aussprechen kann — den Namen Philipps des zweyten, des verstorbenen Königs, und Vaters des jetzt regierenden. Als ein Fluch wird dieser Name in der Geschichte stehen; in mein Herz hat er ihn selbst mit blutigen Zügen gegraben, und wenn dort ein Vergelter und Rächer thront, so will ich vor ihn treten, meine Brust öffnen, daſs er richte zwischen mir und ihm.

Mit Ruhm focht' ich seine ungerechten Kriege. Oft benetzte ich die Erde mit meinem Blute, lieſs meine Wunde heilen, um neuen entgegen zu eilen; so wissen Könige unsern Wahnsinn zu ihrem Vortheil, zu unserer eignen Unterjochung zu nutzen. Ermüdet von den Schreckensscenen, erschüttert von dem Muth und der guten Sache eines Volks, das in neueren Zeiten den ersten gerechten Krieg führte, eilt' ich endlich nach Madrid zurück, mich dem König vorzustellen, für den ich so oft mein Leben gewagt hatte. Daſs ich dieses thun durfte, dankte ich mehr meinem Namen, als meinen Diensten. Er würdigte mich keines Blicks und ich entging den neuen Ketten, denen ich thöricht entgegen lief. Das Schicksal schien mir einen schönern Lohn vorbehalten zu haben, als den Beyfall eines Königs, den man selten anders als auf Kosten der Menschheit erwirbt und erhalten kann. Ich gefiel der Donna Isabella, aus dem Hause M***, einer der schönsten Jungfrauen Madrids; gefiel ihre Schönheit, so entzückten und begeisterten, was diese übertrifft, ihr Verstand, ihre unaussprechliche Güte, ihre reine, sittsame Tugend. Sie ward meine Gattin. Unter diesem Marmor schlummert sie, ihr Geist lauscht auf meine Worte, berührt den meinen, und läſst mich in diesem Augenblick noch einmal die Seeligkeit zurückempfinden, die ich einige Jahr in ungestörtem Glück genoſs. Dein, hier neben ihr schlummernder Bruder war die erste Frucht unsrer Verbindung. Der König sah oft deine Mutter am Hofe, den wir ihrer und meiner Familie wegen nicht gänzlich meiden konnten. Tyranney und Wollust, mein Sohn, gehen immer Hand in Hand; doch schwer war es bey Philipp zu errathen, nach welchem Gegenstand sich die letzte neigte, denn der Tyrann hüllte den Wollüstling in kalte, gefährliche Verstellung ein. In seinem Innern glühend, konnte er eine Gleichgültigkeit heucheln, die bis an die Verachtung gränzte. Einem Priester und einem seiner jungen Lieblinge, (so nennen Könige sehr oft die Beförderer ihrer Lüste,) vertraute er seine wilde, verborgene Glut. Beyde wurden in unserm Hause, als bedeutende Leute, eingeführt, und beyden gelang es, durch Heucheley und Verstellung, sich unsers Zutrauens zu bemächtigen. Deine Mutter ahndete lange nichts von ihrem Vorhaben; da sie nun merkten, daſs ihre leisen Anspielungen und verstellten Anträge nichts wirkten, nicht verstanden wurden, so wurden sie zudringlicher. Deine Mutter machte sie verstummen. Plötzlich erinnerte sich der kalte König meiner geleisteten Dienste, und lieſs mir eine Befehlshaberstelle in Italien antragen. Als ich deiner Mutter diesen Antrag mittheilte, hörte sie mich mit ungewöhnlichem Ernste an, und entschloſs sich auf der Stelle, mich dahin zu begleiten. Die Diener des Königs suchten ihr diesen Entschluſs unter allerley Vorwand auszureden, da sie aber darauf bestand, so dachte man nicht weiter daran. Ich ahndete nichts; o mein Sohn, nur zu oft wird der Rechtschaffne die Beute der Schlechtigkeit der Menschen, weil das Bewuſstseyn seiner Tugend ihn mit einem Glanz umgiebt, daſs er von sich selbst geblendet den Betrüger und Verräther in seinem eignen Schimmer sieht. Ich fühlte und suchte nur mein Glück in deiner Mutter, deinem Bruder, und meinen Büchern; vergaſs der Welt, ihrer Tücke, und sah meine Erfahrung als ein Gift an, das meinen friedlichen Genuſs verpestete. Schrecklich sollte ich aus diesem Traum erwachen.

Ihre Zudringlichkeit verdoppelte sich bey dem

Widerstand. Deine Mutter, die den König kannte, der Gefahr für mich bewuſst war, verbarg mir noch immer die schändlichen Anträge, und verlieſs sich auf ihre Klugheit und Tugend. Doch konnten mir ihre innern Bewegungen nicht ganz entgehen. Ich drang in sie, mir die geheimen Ursachen ihres Kummers zu entdecken; sie gab mir zu verstehen, daſs sie dieses nur fern von Madrid thun könnte, daſs sie ihre verlorne Ruhe nur in diesem Schlosse wiederfinden würde. Die Aussicht entzückte mich; wir faſsten den Entschluſs, Madrid zu verlassen, unterhielten uns von unserm nahen Glücke, fühlten im voraus den Genuſs desselben, in eben dem Augenblick, da die Ungeheuer einen Plan entwarfen, der es auf ewig zerrütten, der uns so unglücklich machen sollte, als der Mensch es werden kann.

O höre! höre!

Raphael mit bebender Stimme. Ich höre, mein Vater!

Roderiko. Thust du es? — wenn nur das Erinnern meine schwachen Gebeine nicht auflöst, bevor ich ende. Wuth überfällt mich bey der Vorstellung wie den jungen kraftvollen Mann, und mein Geist rüstet sich in wildem Grimme, den der morsche Körper nicht mehr tragen kann. Laſs mich dir mein Unglück mit stiller Wehmuth, mit der Hingebung des Redlichen unter die Streiche der Gewalt mittheilen.

Der Liebling des Königs, in Beyseyn des Priesters, erklärte endlich deiner Mutter mit der unverschämtesten Dreistigkeit: Der Herr und Herrscher Spaniens wollte nichts mehr von Aufschub hören. Sie möchte und müſste Tag und Stunde bestimmen, wann sie die Ehre seines Besuches in aller Stille annehmen könnte. Er wollte sich weiter herauslassen über künftige Gröſse und Herrlichkeit; deine Mutter unterbrach ihn, und sagte voll Unwillens: „Bisher hab' ich die schändlichen Absichten eures Königs und eure unerhörte Frechheit dem Don Roderiko verschwiegen, weil ich seine Ruhe nicht stören wollte, weil ich hoffte, daſs wenn auch euer Herz gegen alle edle Empfindungen taub wäre, euch doch endlich euer Verstand überzeugen müſste, wie fruchtlos bey mir eure ehrlosen Bemühungen seyen. Ich schweige von meiner Tugend; denn zu euch, zu diesem eurem König, davon zu reden, hieſse sie entweihen. Von nun an verbiete ich euch mein Haus, von nun an werd' ich das nicht mehr verschweigen, was mir nun zum Vorwurf wird. Ich kann nicht mehr in die reinen Augen Don Roderiko's blicken, ohne daſs die Scham, durch meine Geduld eure Unverschämtheit mir zugezogen zu haben, ein mehr banges, als freyes Geständniſs meinem Herzen abdringe. Doch Don Roderiko kennt seine Gemahlin, und weiſs, daſs bey ihr ein Blick seiner Augen alle Könige der Erde und ihre Herrlichkeit aufwiegt."

Der Freche erwiederte: Ist es das forschende Aug' eures Gemahls, das ihr fürchtet? Ich versichre euch, sein Blick soll bescheidner werden.

Deine Mutter zeigte ihnen die Thür. Ich fand sie schwermüthig und unruhig. Sie fiel weinend um meinen Hals, und rief angstvoll: „Laſst uns fliehen! Laſst uns morgen reisen! Eure und meine Ruhe, euer und mein Glück sind in Gefahr!“ Ich drang in sie, mir die Ursache ihrer schrecklichen Angst zu entdecken. „Hört mich ruhig an, Don Roderiko,“ antwortete sie; und nun eröffnete sie mir den ganzen Vorgang, bedeutete mir, was sie um meinetwillen fürchtete. Ich schloſs sie in meine Arme, versuchte sie zu beruhigen; es gelang mir nur dadurch, daſs ich sie versicherte, wir würden mit Aubruch des folgenden Tags abreisen, und sie entlieſs mich nicht eher, bis ich ihr gelobte, an keine Rache zu denken — nichts zu unternehmen, als sie und mich zu retten. Der Gedanke der nahen Entfernung, des künftigen Glücks, beschäftigte mich allein; ich verachtete die Elenden zu sehr, als daſs ich an Rache denken sollte, da es in meiner Gewalt stand ihren Nachstellungen zu entgehen. Ich begab mich in mein Kabinet und betrieb mit dem treuen Suleima unsre Abreise. Er entfernte sich, um die gehörigen Anstalten zu machen und lieſs mich allein. Ich versank in tiefes Nachdenken, und nur die Hoffnung der nahen Wiederkehr der Sonne milderte die düstre Ahndung, die vor meinem Geiste schwebte. Um Mitternacht trat Suleima todtenblaſs in mein Zimmer und rief: „Don Roderiko, wir sind verloren! Rettet euch! Das fürchterliche Gericht!“

Kaum hatt' ich Zeit mich näher zu erkundigen, so traten die Diener dieses Gerichts herein, das nur die Blutgierde, der wüthende Fanatismus der Christen, erfinden konnte, und forderten mich auf, ihnen zu folgen. Kein Zögern, mein Sohn — ohne Abschied von deiner Mutter und deinem Bruder — nur ein Wink auf Suleima, die Unglückliche zu beruhigen — so ward ich stumm, vermummt weggeführt, um sie nie wieder zu sehen. O mein Sohn! auch sie nennen sich Menschen — wo bist du? ich höre deinen Athem nicht?

Raphael. Ich bin da, mein Vater — da —

Roderiko. Schon jetzo erstarrt — was wird aus dir werden, mein Sohn, wenn du das Weitere hörst.

Raphael. Redet, redet — vielleicht daſs ich dann weinen kann.

Roderiko. Unter tiefem Schweigen führten sie mich aus dem Hause. Ich blickte zurück, und sah den schwachen Schein der Nachtlampe durch die Vorhänge in dem Gemach deiner Mutter. — Nein, fasse dich, ich will dir nicht sagen, was ich da empfand. — Wir kamen an in der fürchterlichen Wohnung des blutgierigen Wahnsinns. Man schleppte mich durch lange von unsern Tritten erschallende Gänge, öffnete eine eiserne Pforte, und verschloſs das aufgefangne Opfer des Todes. So muſs sich der ansehen, den die Hände dieser Priester ergreifen. Hier tröstet keine Hoffnung auf Unschuld, auf Ruhe des Gewissens, auf unbeflecktes Leben; dieses wuſste ich, und fühlte es mit Entsetzen. Finstere Wuth ergriff mich. Schwarze Gedanken über das Schicksal der Menschen fuhren wie Dolche durch mein Gehirn. Ich ahndete die Hand, die mich hieher geschleudert hatte, daſs ich verwesen sollte! Die Priester hatten es über sich genommen, den zu entfernen, zu vernichten, in dem der tyrannische Wollüstling das Hinderniſs seiner Absichten zu sehen glaubte. Ich war der Raserey nah, und nur das Andenken deiner Mutter, die Vorstellung ihres schrecklichen Erwachens, besänftigte durch die tiefen Wunden des Herzens die wilde Wuth. Ich konnte weinen — konnte nur für sie besorgt seyn. Ein schwerer Schlaf überfiel mich in dem dumpfen Loche; er war fürchterlicher als mein Wachen, da der Verstand erdrückt lag, durch den ich die Schreckensbilder zu bekämpfen suchte. Man schüttelte mich gewaltsam aus dem Schlafe. Ich weiſs nicht ob es Morgen war, in diese Mauern dringt das Licht der Sonne nicht; ich sah es nicht mehr, für immer sollte mich Finsterniſs umhüllen. Man führte mich in einen Saal. An einem Tische saſsen die Priester, die reiſsenden Wölfe, in dem weiſsen Gewande der Unschuld. Auf der Mitte des Tisches stand das Bild des milden Menschenfreundes, dessen Namen sie bey ihren blutigen Opfern lästern. — Raphael, ich sollte Verbrechen bekennen. Ich wollte reden, wollte ihnen darstellen, was mein Herz empfand, mein Verstand mir sagte. Die ganze Menschheit, ihre Gröſse, ihre Würde durchströmten mich. Ich sprach zu Felsen; starr sahen sie vor sich hin. Eine Stimme erscholl: Eure Verbrechen wollen wir von euch hören! „Ich habe keine begangen; ich sehe, ihr wollt mein Leben, denn ich weiſs, daſs keiner aus eurem blutigen Tempel ins Leben zurückkehrt! Nehmt es hin, und erwartet nicht, daſs der Unschuldige sich verdamme, um geschändet zu sterben! Seitdem der Menschenfreund den Tod des Verbrechers an dem Kreuze starb, habt ihr gleich seinen ungerechten Richtern das Loos des Todes über Tausende seiner treusten Schüler geworfen. So werft es nun über mich.“

Lästerung! ertönte die fürchterliche Stimme.

Ihr redet euch ums Leben, das wir euch retten wollten, wenn Gott es will! Enthüllt dem Verstockten sein Verbrechen.

Einer der Mönche brachte einen Kasten voll Bücher herein, stellt’ ihn auf den Tisch und legte die Bücher auseinander.

Kennt ihr diese Bücher? fragte der Groſsinquisitor.

Ich nahte. Ja, ich kenne sie, sie sind aus meiner Bibliothek. Ich hoffe, es ist kein Verbrechen sie zu besitzen.

Habt ihr die in den vorliegenden Büchern unterzogenen Stellen mit eigner Hand bezeichnet?

Ich bejahte es.

Sind die hin und wieder zerstreuten schriftlichen Anmerkungen von euch?

Auch dieses bejahte ich.

Nahet und nennet die Bücher, rief er einem der Diener zu. Es waren: ein Koran, einige andere arabische Schriften, unter denen sich Algazeals Apologie des Mahometismus gegen das Christenthum befand. Ein Lukrez von der Natur der Dinge, und einige philosophische Schriften des Cicero und Senека. Nun erst fuhr das Erinnern, wie diese Bücher in ihre Hände gekommen, mit einem peinlichen Stiche durch mein Herz. Oft besuchten mich die zwey Verräther in meiner Bibliothek, durchwühlten meine Bücher, bewunderten meinen Fleiſs, und sagten mir Schmeicheleyen über die erläuternden Noten, die ich hin und wieder an den Rand geschrieben hatte. Selten vergaſsen sie hinzuzusetzen: es sey mit diesen gefährlichen Büchern, wie mit dem Gifte, mit welchem man behutsam umgehen müſste. Da sie nun kein ander Mittel finden konnten, mich aus dem Wege zu räumen, so nutzten sie diese Entdeckung. Dieser Zusammenhang von Verrätherey, die sichre Mitwirkung des Königs, die ich darin wahrnahm, das Gefühl, daſs ich vor Männern stand, die mir den unschuldigsten Zeitvertreib zu Verbrechen machen muſsten, weil der Tyrann und ihre, den Verstand des Menschen niederdrückenden Grundsätze, sie dazu aufforderten, die Gewiſsheit eines fürchterlichen Schicksals, das Andenken an deine unglückliche Mutter — alle diese Empfindungen und Betrachtungen überfielen mich so gewaltig, daſs kaltes Erstarren mich durchdrang. Nur in der Tiefe meines Herzens fühlte ich einen schrecklichen, peinvollen Schmerz — es ward finster vor meinen Sinnen — ich glaubte mein Leben löse sich auf — o mein Sohn, die rauhen Hände ihrer Diener, ihr Geschrey voll Haſs und Drohung rissen mich aus der Ohnmacht, in die ich mit dem Wunsche hinsank, nie wieder zu erwachen. Laſs mich von ihrem Unsinn, ihrer Härte schweigen. — In jedem Worte meiner Vertheidigung fanden sie ein Verbrechen mehr. Man führte mich in den Kerker zurück, den nun die schwache Flamme einer Lampe erleuchtete; die Zeit meines Aufenthalts darin konnt' ich nur an meiner Qual, an den ängstlichen Schlägen meines Herzens, an den Seufzern über das Elend deiner Mutter zählen. Ich wuſste, daſs sie seit einigen Monaten schwanger ging, schauderte vor ihrer Gefahr, und vergaſs die meine.

Zum zweytenmal ward ich vor die Richter geführt; einer von den Unmenschen las mit kalter Stimme den Spruch: Die Kirche verdamme mich, im Namen Gottes, zum Besten meiner Seele, geblendet zu werden, um nicht mehr die gefährlichen Bücher lesen zu können. Laſs mich ihre, Gott, die Natur und die Menschheit lästernden Ermahnungen und Drohungen, nicht wiederholen — einer ihrer Henker trat herbey — ein glühendes spitziges Eisen haltend —

Raphael. O mein Vater — deine Augen — deine kostbaren Augen — Er deckte mit seinen Händen seine Augen, als fühlte er das glühende Eisen darin wühlen.

Roderiko. Das Blut floſs über meine Wange mit der Sehkraft — mit dem Lichte — und ich wankte geblendet, unterstützt von den Dienern, nach dem Kerker zurück. Das Gefühl des Lebens schien mir entflohen — ich sank in der Dunkelheit hin — mein Angesicht voll starren Bluts, meine Hände, mein Gewand voll starren Bluts, hörte ich meine Seufzer an den Mauern wiederschallen.

Halte deinen Schmerz, deine Wuth zurück, mein Sohn; ich that es damals, seufzte und lieſs mein Herz weinen, denn die Quelle der Thränen war zerissen mit der Quelle des Lichts — ich konnte nicht mehr über mein und andrer Elend weinen. Nur in dem

Gedanken fand ich Trost, daſs mich deine Mutter nicht in diesem Zustand sähe. Man wusch endlich meine blutenden schmerzenden Wunden, und legte Heilbalsam darauf. So erwartete ich in düsterm Gram den Augenblick, worin der unsterbliche Geist, sich aus dieser peinlichen Finsterniſs erheben, in die Gefilde jener Welt sich schwingen würde, wo diese Augen wieder aufgethan würden, und sich am neuen Licht ergötzen sollten. Jedes Geräusch, jeder Schlag verkündigte mir ihn. Darüber seufzt' ich nur noch, daſs ich unter den Todten lebte — ins Grab gehüllt lebte, und mich denken konnte. Ja, weine nur, mein Sohn! damals wünscht' ich mir Thränen, jetzo wünsch' ich mir Thränen, um mein vergangenes Leiden mit dir zu beweinen. Dunkel waren meine Augen — vertrocknet war die Quelle der Thränen, keine einzige kühlte die verzehrende Glut — keine fiel auf das zerspaltete, blutende Herz — wie der unglückliche Ödip stand ich in dunkler Nacht, und in meiner Seele erschallten seine Klagen, seine Flüche zurück, die ich einst gelesen:

O wehe! wehe!
Ach! Ach ich Unseliger, wo
Irr' ich umher, und von wannen kommt,
Schwebend auf Fittigen, eine Stimme zu mir?
O mein Glück, wohin bist du entflohen?
Wehe! Wehe! O Graun der Nacht!
O scheusalbelastete Finsterniſs
Die nicht hemmt Schranke, noch Kraft! — Ach wie tobt
Der Erinnerung und der Qual Stachel in mir.

Raphael. Wehe! Wehe!

Roderiko. So saſs ich auf dem feuchten Boden, und der Jammer nagte an meinem Herzen. Endlich erscholl eine drohende Stimme in meinen Ohren: „Don Roderiko, man wird euch mit dieser gelinden Züchtigung entlassen, in Hoffnung eurer Reue und Besserung. Rettet eure Seele, und seyd behutsam; das heilige Gericht straft den Frevel auf Erden, um den Sündern die Ewigkeit zu sichern. Schweigt von dem, was ihr gehört, was ihr gesehen, was euch widerfahren ist! An euch, an eurer Gemahlin, an euren Kindern, an jedem, dem ihr es vertraut, wird das heilige Gericht die Entdeckung blutig zu rächen und zu strafen wissen.“

Ich muſste Schweigen geloben. Man faſste mich unter den Armen, und riſs mich fort. Keiner sprach, keiner beantwortete meine Fragen. Ich verwundete meine Füſse, ungewohnt den Blinden zu tragen, an dem Pflaster, über das sie mich mehr zogen, als führten. Hoffnung und Angst trieben gewaltsam mich vorwärts — ich war athemlos, und der Schweiſs rann über mein Angesicht. Ich hörte sie an einer Thür klopfen — sie öffnen — leise die fürchterlichen Worte: im Namen des heiligen Gerichts, aussprechen. Die kalte Hand des Todes erstarrt den nicht schneller, nach dem er greift, als dieses Wort den Horcher. Ich hörte den fliehen, der geöffnet hatte. Man führte mich aufwärts — verlieſs mich in einem Zimmer, ohne mir zu sagen, wo ich mich befand. Ich rief mit bebender Stimme: „wo? wo bin ich? wer ist um mich? wer erbarmt sich des unglücklichen Blinden?« Raphael, ich hörte den Schrey erstaunter Freude — er durchbebte meine Seele — es war die Stimme deiner Mutter. Ich fühlte sie in meinen Armen — ich war sehend — lebte — meine Seele sah, mein Herz sah. Ich vergaſs meinen Zustand, den Eindruck, den er auf sie machen muſste, und erwachte nur aus dem Traume meines Glücks, als ich den Schrey ihres Jammers hörte — als ich vernahm, wie sie neben mir hinsank. Ich schrie um Hülfe — ach, nun fühlte ich die Finsterniſs zwischen ihr und mir. Mein Suleima kam. Deine Mutter lag leblos da; man trug sie auf ihr Ruhebett, und leitete mich dahin. Bald vernahm ich ihren Jammer, hörte, wie sie sich als die Ursache meines Unglücks anklagte, fühlte ihre Thränen unter meinen zitternden Händen. Ich lispelte Suleima zu, die Diener zu entfernen, sprach gelassen über meinen Verlust und bedeutete ihr, daſs wir durch Klugheit noch schrecklicherm Übel zuvor zu kommen suchen müſsten. Unbedachtsam fragte ich, ob es Tag oder Nacht sey, weil ich wünschte, daſs man deinen Bruder bringen möchte. Ein Schrey der Verzweiflung war ihre Antwort. Suleima sagte, es sey noch nicht Mitternacht; aber der Knabe schliefe. Nur nach und nach gelang es mir, die Geister deiner Mutter zu erwecken, um durch mein zärtliches Bitten, sich des Blinden zu erbarmen, und durch Muth und Heiterkeit seiner Seele wiederum das Licht zu geben, dessen man ihn so grausam beraubt hatte. Ich erfuhr, wie nah sie dem Tode gewesen — wie krank, entstellt sie noch sey — hörte, daſs noch an diesem Tage der Liebling des Königs, unterm Vorwand guter Botschaft wegen meiner, gewaltsam bey ihr eingedrungen wäre. Vernimm! er sagte ihr: „Sie würde mich bald wieder sehen, und hoffentlich würde das forschende Aug' ihres Gemahls kein Hinderniſs des Wunsches des Königs mehr seyn Durch ihn lieſse ihr nun der König eine Stelle als Hofdame bey der Königin antragen, die er sie bäte, um meinetwillen, nicht auszuschlagen. Jetzt habe ihr Gemahl nur die Ahndung der Kirche verdient, sie möge sorgen, daſs er nicht unter die Ahndung eines strengern Rächers, eines Rächers verschmähter Liebe fiele.“

Raphael. Und er lebt, mein Vater? lebt noch?

Roderiko. In meinem Busen glühte die Rache; aber dem rächenden Stahl fehlte meiner Augen Licht, ihn nach seiner Brust zu leiten.

Raphael. Und er lebt?

Roderiko. Ich denke er lebt. Groſs und mächtig, bis ihn die Vergeltung ergreift.

Raphael. Wie heiſst er? Nenne mir ihn!

Roderiko. Er — nein — ich will ihn dir nicht nennen. Überlaſs dem Schicksal die Rache, dich kann sie nur unglücklich machen.

Raphael. Rache! Was ist Rache? mein Vater!

Ein neues schmerzliches Gefühl durchdrang den Jüngling. Bisher hatte er die Rache nur dem Namen nach gekannt. Jetzt ergriff sie ihn, daſs er aufsprang von seinem Sitze — seine Augen glühten — seine

Fäuste zogen sich zusammen, und der erste wilde, fürchterliche Ton drang aus seiner Brust.

Raphael. Wenn dieſs Rache ist, mein Vater, was ich nun empfinde, so nenne mir schnell diesen Mann, daſs ich an ihm, seinen Kindern und Kindeskindern das thue, wozu ich mich getrieben fühle.

Roderiko. Forsche nicht! sieh — fürchterliche Erscheinungen ziehen sich bey deinem wilden Geschrey vor den Geist des Blinden! Dunkle, quälende Weissagung drängt sich aus meinem Herzen herauf! Soll dein Schicksal sich aus dem meinen entwickeln? Wehe! Wehe dem Manne, zu dessen Geschick ein unglücklicher Zufall, schon vor seiner Geburt, die Fäden des düstern Gewebes gesponnen hat! Laſs mich durch meinen Tod das meine ganz zerreiſsen. Mit mir sterbe die Geschichte meines Elends, daſs kein neues daraus für dich entspringe. Bekämpfe das, was nun in deiner Brust tobt, weiche dem Ungeheuer aus, das auch dich ergreifen möchte. Sollen meine Leiden nicht mit mir enden? Soll ich sterben, und mit dem letzten Hauche des Lebens dir neues bereiten? Soll ich mich am Grabe deiner Mutter an dem meinen anklagen, und mich strafen, dir eröffnet zu haben, was dir zur Warnung dienen sollte? Raphael, nie sollst du den Namen dieses Mannes erfahren. Kein Sterblicher kann dir ihn nennen, nur Suleima weiſs, was ich dir vertraue, aber Suleima hat sich hier durch einen Eid gebunden, dieses Geheimniſs nie, auch dir nicht zu eröffnen.

Fassest du die Gründe?

Raphael. Ich fasse sie, mein Vater; aber wer steht dir dafür, daſs der Zufall mir nicht entdecke, was du mir verbirgst! Vielleicht, daſs die Vergeltung meines Arms will, daſs sie mich zu deinem Rächer bestimmt hat.

Der Greis versank einen Augenblick in tiefes Nachdenken: „Will sie deinen Arm, so wird sie dich leiten; aber schweigen will ich. Laſs mich meinen Geist abwenden von den dunkeln Bildern der Zukunft — wer hält die Rache des Schicksals auf? Wer den Pfeil, den die Vergeltung in dem Augenblick aus dem Köcher zieht, da das Verbrechen begangen wird? Abgeschossen fliegt er durch's Dunkel, bis er sein Ziel erreicht. Auch ihn wird er nicht verfehlen. — Höre! Alles hatten wir von einem König zu fürchten, der aus Haſs und Eifersucht seinen eignen Sohn ermorden, seine junge Gemahlin vergiften lieſs! der durch diese grausame an mir begangne That mir zeigen wollte, daſs noch schrecklichere uns bevorständen. Ich sah keine Rettung; mit Einwilligung deiner Mutter entdeckt' ich Suleima unsre Lage. Er sann nach, fand ein Rettungsmittel, und schlug uns vor, in einigen Tagen Madrid zu verlassen, das bekannte Gerücht von der Krankheit deiner Mutter zu nutzen, sie einige Zeit nach unsrer Ankunft in Kastellmansor für todt auszugeben, das Leichenbegängniſs zum Schein zu halten, und sie in dieser Moschee zu verbergen, bis die Umstände sich änderten. Für eine treue Wärterin aus seinem Volke nahm er über sich zu sorgen. Deinen Bruder, der erst siebzehn Monat alt war, sollte man unter dem Vorwand, man habe ihn Verwandten zur Erziehung übergeben, der Mutter lassen. Kaum hatte er das Nähere von der Lage dieser Gruft, und der Gewiſsheit unentdeckt hier leben zu können, beschrieben, als deine Mutter rief: „Suleima, in eine Höhle der Pyrenäen! in eine Kluft der Erde! wohin ihr wollt, nur rettet meinen unglücklichen Gemahl! Ruhe und Sicherheit vor den Verfolgungen der Menschen, ist alles, was ich wünsche!“ Wir führten schnell seinen Entwurf aus. Voll Freude und Muth stieg deine Mutter in diese Gruft, die sie als ihr Grab begrüſste. Jede Nacht leitete mich Suleima zu ihr, wir vergaſsen hier der Welt. An ihrer Seite vergaſs ich den Verlust meiner Augen, und es gelang mir ihre Thränen darüber, ihre Klage, mein Unglück verursacht zu haben, zu stillen. Der Tod deines Bruders vernichtete dieses Glück, er entriſs den Trost der Einsamkeit, und öffnete die kaum geschloſsnen Wunden wieder. Er war der Erste, der diesen Ort zum Grabe weihte. Hier saſsen wir Hand in Hand, als ihn Suleima hinunter senkte. Die Freude kehrte nur dann wieder, als du das Licht erblicktest. Dich hab' ich nie gesehen; aber mein Geist dachte und sah bald dein Bild. Oft wenn ich leise dein Angesicht befühlte, die Züge unter meiner Hand zu merken glaubte, däuchte mich, ich fühlte, sähe den Umriſs deiner Mutter, ihre Mienen, ihre Züge; nur kräftiger, schärfer ausgedrückt. Aus deinen Tönen erklang mir ein sanfter Wiederhall ihrer Stimme, und oft, als du noch ein Knabe warst, ward sie dem Blinden zur süſsen, wehmüthigen Täuschung. Selige, die du uns umschwebst, du hast mich zum Grabe hingeleitet, leite nun diesen, dein Ebenbild, durchs Leben, dir übergeb' ich ihn! Raphael, der Geist des Gerechten vergeht nicht, auch ich werde dir nah seyn — so nah, wie sie mir es war. Weine nicht; Vereinigung folgt auf diese Trennung, — und ich werde mich dort an deinem Anschauen ergötzen, dessen mich hier die Grausamen beraubt haben; denn dort, singt unser Pindar, strahlen dem Redlichen Nächte nicht minder als Tage die Sonne.

Ich hoffte nun, deine Mutter würde sich durch dich wiederum froh an's Leben schlieſsen, und dein Daseyn würde ihr die düstre Einsamkeit erheitern — ach die Schreckensscenen hatten ihren zarten Leib zu sehr erschüttert. Siech waren ihre übrigen Tage. Mit leisen Schritten nahte ihr der Tod. Langsam löste er das Band des Lebens auf. Drey Jahre nach deiner Geburt bezeichnete sie hier ihr Grab, und lispelte mir zu: „hier würde sie meiner harren, und der heimgegangne Knabe zwischen den beyden dann nur Glücklichen ruhen. Bald darauf schlummerte sie in meinen Armen ein, wie ich in deinen einzuschlummern hoffe.“ Suleima bereitete ihr Grab, verfertigte die Leichensteine. Ich saſs stumm an ihrer Seite, und hörte ihn die Erde öffnen. Wir senkten sie hinab. Mein Seufzen, mein Jammer, deine Thränen, dein Ruf nach der zärtlichen Mutter, deren Schweigen du nicht begriffst, waren der Leichengesang, und nur da verlosch ganz das Licht meiner Augen.“

Nach einer Pause, die nur das Schluchzen Raphaels unterbrach, fuhr Don Roderiko fort:

„Mein Sohn, du haſt durch deine Liebe das erloſchene Licht wiederum erweckt, mir den Reſt meines Lebens zur Wonne gemacht. Ich führte dich bald darauf in das Schloſs zurück, jeder hielt dich für deinen Bruder, und ich beſtätigte dieſen Wahn dadurch, als hätte dich Suleima von unſern Verwandten abgeholt. So hat mich deine kindliche, treue Liebe unter ſeligen Gefühlen dem Tod entgegen geführt; das Leben floſs mir an deiner Hand dahin, ohne daſs ich es merkte. Du machteſt mir die Finſterniſs helle, liehſt mir deine Kraft, und erwärmteſt mein bekümmertes Herz an der ſchönen Glut deiner Jugend. Nimm meinen Dank dafür, mein Sohn! Da ich an dem Grabe deiner Mutter flehte, es möge nun mein innres Licht verlöſchen, gedacht' ich nicht, daſs ich einſt an deiner Seite das Leben ſegnen würde. Leicht vergiſst der die Menſchen und die Wunden, die ſie ihm geſchlagen haben, der ein ſolches Weib, einen ſolchen Sohn hat. Nun lege deine Hand in die meine — ſieh, meine Kraft hat mich verlaſſen; nah fühl' ich mich dem Abſchied, nah der Vereinigung mit deiner Mutter. Verſprich mir, mich hier an ihrer Seite zu begraben, ſo daſs dein Bruder zwiſchen uns beyden ruhe, und verſprich mir, dieſes Grab als das Beſte deiner Erbſchaft zu ſchützen. Deine Mutter hat es zur ſeligen Ruhe der Tugend geweiht, auch dein Vater wird es dazu weihen. Laſs dir dieſe Stätte heilig ſeyn, daſs unſre Geiſter ſie und dich mit Wohlgefallen umſchweben mögen."

Raphael drückte schluchzend seine Hand, und stammelte — ich versprech' es dir, mein Vater.

Roderiko. Niemand soll mich sterben sehen, als du. Wenn ich eingeschlummert bin, so nimm das Siegel, das den Eingang verschloſs, und übersende es in das Gebirge unserm treuen Suleima. Er wird zu dir eilen, sobald er es erkennt, und alles Übrige so besorgen, daſs keiner der Bewohner des Schlosses und der Nachbarn das Geheimniſs ahnde. Vertraue ihm, in ihm hab' ich gefunden, was ich in diesen Schein-Christen vergebens suchte: einen treuen, klugen, muthvollen Freund. Auch dir ist er es, wie du weiſst, und wird dir es noch mehr seyn, wenn ich nicht mehr bin. Sein Schicksal ist von seiner Jugend auf an das Schicksal unsers Hauses gebunden. Nie wird er sich davon trennen.

Gieb mir nun deinen Arm, und leite mich zurück. Ich begreife dein stummes Erstaunen über das, was du gehört hast. Komm zur Ruhe, ich bedarf ihrer, du bedarfst ihrer. Er stand gedankenvoll an dem Grabe, lächelte dann heiter und sagte: „Bald kehre ich wieder, um mich nicht mehr von dir zu trennen.“

Am Ausgang der Gruft gebot ihm der Greis, das zerbrochene Siegel zu sich zu nehmen, die Marmorplatte zu bedecken, und alles in den vorigen Stand zu setzen. „Die Öffnung, Raphael,“ sagte er, „bleibe unversiegelt, bis du sie mit deinem Siegel schlieſsest.“

Raphaels Empfindungen äuſserten sich nur in Thränen.

4

Das Herz des Jünglings war durch die Erzählung seines Vaters zerrissen, sein Geist verdunkelt, die schönen Träume verblichen. Er sah mit Entsetzen auf die Menschen. Angstvoll blickte er auf seinen Vater, mit düstrer weissagender Ahndung auf die Welt, die nun vor ihm lag, wie ein dunkles Chaos, welches das Licht seines Herzens nicht mehr erleuchten konnte. Was er bisher gefühlt, von den Menschen gedacht hatte, konnte er mit der Erzählung seines Vaters nicht in Einverständnifs bringen. Vor seinen Augen schien ihm dieses Chaos in willkührlicher Verwirrung zu schwimmen, ohne Leitung, Aufhalten und Zurechtweisen, und alles dieses gab seinen empörten Geistern eine Stimmung, deren Gefährlichkeit nur seine Grundbegriffe über Gott, seine reine moralische Kraft, die Güte, Sanftmuth seines Herzens, das Ergeben und die Lehren seines Vaters mildern und besiegen konnten. Unruhig wälzte er sich auf seinem Lager an der Seite seines ruhig schlummernden Vaters. Er sah und fühlte gegenwärtig die Leiden seines Vaters, seiner Mutter. Die Vorstellung davon schreckte ihn auf, wenn er einen Augenblick ermüdet in Schlaf versank. Nur das Gefühl, Rache an dem zu nehmen, der diese Leiden verursacht hatte, trieb die von Schmerz erdrückten Kräfte auf. Wenn er aber eine leichte Bewegung seines Vaters vernahm, oder ihn schwerer athmen hörte, so durchfuhr kaltes Erstarren sein Herz, und der Gedanke des nahen Verlusts verschlang alle andere

Empfindungen. Nur in dem Wunsche, der Hoffnung, mit ihm zu sterben, einer Welt mit ihm zu entfliehen, wo der Edle solchen Lohn seiner Rechtschaffenheit gefunden, von welcher er für sich keinen bessern erwartete, weil er fühlte, daſs er ihm gliche, fand er Trost.

Der Greis fühlte die Wirkung, die sein Schicksal auf den Jüngling gemacht hatte, und er strebte, die noch wenigen übrigen Tage seines Lebens sein Herz durch sanfte, milde und weise Gespräche zu beruhigen. Thränen waren Raphaels Antwort. Unauslöschlich war der erste Eindruck; ein düstrer Schleyer hüllte die Seele des Jünglings ein, den der zärtliche Greis nicht mehr gänzlich entfernen konnte. Oft sagte er ihm: „Mein Sohn, verlaſs die Unglücklichen nicht, denen noch schrecklichere Verfolgungen bevorstehen; doch gehe mit Behutsamkeit zu Werke, und beraube sie nicht deines Beystands durch kühne trotzende Thätigkeit. Bedenke, daſs du, wie dein Vater, zu einer Zeit, in einer Zeit, in einem Lande lebst, für das wir nicht geboren zu seyn scheinen. Sieh dich als eine Pflanze in deinem Vaterlande an, die man darum aus dem Boden gewaltsam reiſst, daſs sie den gewöhnlichen nicht durch ihre fremde Gestalt schade. Fordere und erwarte wenig von den Menschen, fordere, erwarte viel von dir. Sey ein strenger Richter gegen dich, ein milder gegen die Gebrechen und Schwächen andrer. Vergiſs nie, daſs sie die meisten darum an sich haben, weil sie diejenigen miſsleiten und miſsbrauchen, denen sie ihr trauriges Schicksal unterworfen hat. Groſs ist dein Herz, voll edler Kraft, gebildet dein Verstand, gestimmt zu stillem reinen Genusse. Eile, wenn ich eingeschlummert bin, ins Leben, deine Stärke zu versuchen, die Unglücklichen rufen dich. Sey gerecht, sey wahr, bleibe deiner würdig, dann werden weder die Menschen, noch das Schicksal dich niederbeugen können." Seine Seele erglühte, wie in der vollen Kraft der Jugend, wenn er ihm von der Wiedervereinigung in jenem Leben sprach, und ihm zulispelte: nur durch edle gute Thaten könnte er ihr Wiedersehen bewirken.

Eines Abends rief er ihm zu, und sagte ihm mit matter Stimme: „Raphael, beynahe hätte ich vergessen, dir einen wichtigen Umstand mitzutheilen. Du weiſst, welches Geheimniſs deine Geburt umhüllt. Du tratst in den Namen und die Rechte deines verstorbenen Bruders, du wirst für ihn gehalten. Du bist frey; dich hat keine Sekte zum Sklaven ihrer Meynungen geeignet. Dich hat nicht die Hand des Priesters zum Haſs gegen deine Brüder, zur unnatürlichen Trennung von ihnen eingesegnet! Der sprach- und empfindungslose Säugling ward in dir zu keinem Bund verpflichtet. Als ich dich empfing, weiht' ich dich der Natur, der Menschheit, der Wahrheit und Gerechtigkeit. Dieses und mein Grab seyen deine Geheimnisse! Du verstehst mich!"

Raphael. Ich verstehe dich, mein Vater, und danke dir. Keinen dieser Götter, denen du mich geweiht hast, will ich verleugnen. Will ihnen mein Leben weihen, um dir zu gleichen, um wie du zu sterben.

Der Greis drückte seine Hand, führte sie zu seinem Herzen, zu seinen Lippen. „Mein Geist versiegelt den Bund mit dem deinen — und ich fühle den Geist deiner Mutter in dem Bunde. Wahrlich, wahrlich, der Mensch, der diesen Bund rein hält, ist ein heiliges, erhabenes, unsterbliches Wesen! Ich entferne mich von dir, ohne von dir zu scheiden.“

Er versank bald darauf in den dumpfen Schlummer, welcher der nahen Auflösung vorgeht. Unschuldvolles Lächeln schwebte oft um seinen Mund — Gefühl der Unsterblichkeit goſs sich über seine Stirne. Raphael lauschte bebend auf seine Bewegungen; seine Seele folgte der Seele seines Vaters. Einigemal erwachte der Greis aus seinem dumpfen schweren Schlummer — sein schon verschlossenes Ohr schien sich zu öffnen, und er horchte betroffen auf das Schluchzen, den schweren Athem seines Sohns — er faſste seine Hände — bemühte sich zu reden — seine Zunge war erstarrt. Die Gewalt des Todes hemmte seine äuſsren Sinne. Nur einige Augenblicke vor seinem Scheiden lösten sich noch einmal die schweren Fesseln, er richtete sich auf, und rief mit freudiger Stimme folgende Worte aus dem Ödipus, den ihm noch vor kurzem sein Sohn gelesen, die er seither oft wiederholte, die immer in seinem Geiste schwebten:

Ein Bote Gottes hat ihn abgeholt!
Und Todes-Götter schlossen unter ihm
Der Erde Mutterschooſs wohlthätig auf!
Er ist hinweggenommen, ohne Schmerz
Und ohne Krankheit, ohne Seufzer.

Er sank zurück — ſpürte den Athem seines Sohns an seinen Wangen — seine Lippen an den seinen —

In dieser letzten Umarmung erwachte noch einmal die Kraft des Greises aus dem Todesschlummer. Er richtete sich auf, seine Stirne heiter, und seine geblendeten Augen gerichtet auf den bebenden Sohn. Dann rief er mit dem Tone des Entzückens:

Raphael, sanft hat der Tod meine blinden Augen geküſst, unter seinem Kusse haben sie sich geöffnet — ich sehe — sehe die lichten Gefilde der Unsterblichen — deine Mutter in den Gefilden —

Raphael antwortete in hastigem, freudigem Entzücken:

Du siehst, mein Vater! siehst — sprichst und lebst —

Roderiko. Ich sehe — sehe dich vor meinem Hinscheiden — du bist das letzte süſse Bild, welches meine von dem Tod geöffneten Augen erblicken.

Mit Wonne schien er Raphael anzusehen, und sanft berührte er seine Wangen, seine Stirne, den ganzen Umriſs seines Gesichts.

„Ja fest drückt sich das geliebte Bild meinem scheidenden Geiste ein. Es wird mir in die blühenden Gefilde folgen, und ich werde der Mutter nun sagen können, wie schön, wie rein dein Herz und deine Seele auf diesem lieblichen Angesicht strahlen.

„Dank dir Geber des süſsen Lichts, daſs du, im letzten Augenblick meines Lebens, deine Sonne noch einmal gegen mich gewandt hast. Sie umleuchtet strahlend mein Grab; es ist das Licht der Unsterblichen, und auch deine Thränen um mich glänzen in diesem Lichte. O laſs alle deine Thränen, die dir künftig der Schmerz abnöthigt, in diesem Lichte glänzen.

„O herrliches Licht! erhabene Aussicht! — deine Mutter schwebt heran, mich zu empfangen — Raphael, in deinen Zügen erblick' ich die Hoffnung, daſs wir wieder vereinigt werden, daſs wir uns nur auf kurze Zeit trennen. Erhalte sie rein, wie ich sie jetzt sehe! — Nun drückt der Tod meine Augen wieder fest zu und in mein Gehör schleicht leises Säuseln deiner Seufzer —“

Sanft löste sich der Geist des Edeln — Er lächelte, verschied —

Raphael kniete leblos an seiner Seite — sein Haupt war gesunken auf die Brust seines Vaters. Bald erscholl der Jammer der Hausgenossen in dem Schlosse, verbreitete sich in die Hütten. Jeder beweinte einen Vater; die unglücklichen Mauren sahen sich für verwaist an, und riefen zu dem Gott ihrer Väter: Hinweggenommen hast du den einzigen Freund deinem zertretenen Volke!

5.

Ein Bote eilte mit dem in einem Briefe verschloſsnen Siegel des Grabes nach dem Gebirge. Dort hatte Suleima, nach der Weise der Altväter seines Volks, eine kleine Gemeinde versammelt, der er als Richter und Priester vorstand. Der Bote traf ihn sitzend vor der Hütte mit seinem Sohn und seiner Tochter. Er erkannte das Siegel und fühlte die Bedeutung. Einige Augenblicke verhüllte er sein Angesicht, dann sah er mit nassem Blicke auf seine Kinder: „Der edelste Mann in Spanien, der Retter, der Freund eures Vaters, der Beschützer unsers Volks, ist verschieden. Sattle ein Thier, mein Sohn, daſs ich eile, ihn zur Erde zu bestatten.“ Er folgte dem Boten, und fand Raphael bey der Leiche seines Vaters. Immer ruhten seine Augen auf dem heitern, seligen Angesicht des Greises. Suleima faſste stillschweigend die Hand des Jünglings, kniete nieder, und küſste die Stirne des Erblichenen. Raphaels Empfindungen erwachten bey dem Schmerze Suleimas. Er flog in seine Arme, drückte ihn wider seine Brust — zum erstenmal konnte er weinen über seinen Verlust. Er deutete hin auf den Schlummernden.

Suleima. Er schlummert den ruhigen Schlaf des Gerechten, mein Sohn! Verschwunden ist jedes peinliche Gefühl, nur die Erinnerung des Glücks, das von euch ihm kam, nur die Empfindung der Unschuld seines Lebens, ruhen in seliger Heiterkeit auf seinem ehrwürdigen Angesicht. Es war ein edler Mann — in euch seh' ich ihn in junger Kraft aufleben.

— Ich weiſs, was ihr ihm wart.

Ihm gehörte mein Leben, Don Raphael, nun gehört es euch. Empfangt mich vor seinem Angesicht, sein Geist wird die Verbindung segnen.

— Ich kann euch jetzt nichts sagen, euch nicht danken, ich weiſs was ihr ihm wart, was ihr mir wart in jenen trüben Tagen.

Suleima forschte nach den Umständen seines Todes, erkundigte sich, wie weit Don Raphael von den Geheimnissen unterrichtet sey. Die Augen auf die Leiche geheftet, erzählte er ihm, was von dem Augenblick vorgefallen, seitdem er ihn in die Moschee geführt, und was er ihm in Ansehung des Begräbnisses befohlen.

Die Besorgung des Scheinbegräbnisses nahm Suleima über sich; aber in der feyerlichen Stille der Nacht trugen der Sohn und der Freund den edlen Dulder durch den geheimen Gang, und senkten ihn tiefschweigend in die Gruft. Weder Klage, noch Seufzer, noch Thränen erleichterten das Herz bey dem traurigen Geschäfte. Nur ein Schrey Raphaels ertönte an den einsamen Mauern, als der erste Wurf der Erde von Suleima's Schaufel auf dem Sarge erscholl. Da sank er nieder und verhüllte sein Haupt.

Als nun Suleima den Denkstein besorgt hatte, legten sie ihn auf das Grab, verschlossen den Eingang, und Raphael versiegelte ihn.

Dann rief er mit feyerlicher Stimme: „Der Ewigkeit Geweihte! Ihr seyd geborgen vor den Stürmen des mühseligen Lebens! Gesichert vor der Ungerechtigkeit, der Gewalt der Menschen! Euch ist euer Lohn geworden, wir harren des unsern! Schlafet! Heilig sey eure Ruhestätte! Gehüllet in Geheimniſs, wie euer Schicksal! verflucht sey die fremde Hand, die dieses Siegel auflöst! Kindliche Treue und Freundschaft bewachen den heiligen Ort! Zu seiner Vertheidigung flieſse das Blut des Sohns!"

Suleima. Flieſse das Blut des Freundes!

6.

Raphael überlieſs sich nun der Schwermuth. Für ihn gab es keine Beschäftigung mehr, da der hinweggenommen war, um deſswillen er sich geboren zu seyn glaubte. Er irrte in den romantischen Gegenden des Schlosses, um die Ruinen, die das Grab einhüllten, wie in dem einzigen Kreise seines Daseyns, auſser dessen Bezirke er nichts als Gefahr sah. Die Geschichte seines Vaters sank immer tiefer in sein Herz, und bildete sich in dunklern Farben vor seinem Geiste. Nur ein düstres Gefühl von Rache schoſs gleich Blitzen durch diese peinvolle Finsterniſs. Gern hätt' er sich nach dem Urheber des Unglücks seines Vaters bey Suleima erkundigt; aber er hielt es für Verletzung, den Mann um ein Geheimniſs zu fragen, das zu bewahren er durch einen Eid gebunden war.

Suleima stimmte in den jetzigen Ton seiner Seele, lockte ihn durch Freundlichkeit und Nachsicht zum Geständniſs seiner geheimsten Gedanken und Empfindungen. Er trat durch seine treue Freundschaft, Liebe und Weisheit, so weit an die Stelle seines Vaters bey ihm, als es nach diesem ein Sterblicher konnte. Nach und nach gelang es ihm, seinen Trieb nach Thätigkeit bestimmter zu entwickeln und das in seinem Busen schlummernde Feuer nach edlem Ruhm zu erwecken. Ganz in dem sanften menschlichen Geiste des Greises stellte er ihm die natürlichen und erkünstelten Verhältnisse der Menschen vor die Augen, deutete auf die Quellen ihres Glücks und ihres Elends, und zeigte ihm, wie viel Gutes der einzelne Mensch wirken könnte, dessen Kräfte ungefangener Verstand und herzliche Theilnehmung an dem Schicksal seiner Brüder leiteten. Er vergaſs dabey nicht den Genuſs des Geistes, den wir durch erweiterte Erkenntniſs der Welt und Menschen erwerben, in Anschlag zu bringen, suchte seinen Blick auf das Ganze zu schärfen, und warnte ihn vor der Gefahr, seine Denkungsart durch einzelne, abgeriſsne Erscheinungen stimmen zu lassen. Dann mahlte er ihm mit der Beredtsamkeit, deren nur von dem Schönen und Guten durchdrungene Herzen fähig sind, die erhabenen Genüsse, die aus guten, eigennutzlosen Thaten und dem daraus flieſsenden Gefühl unsers Werths entspringen. Raphael fiel ihm um den Hals, er glaubte seinen Vater zu hören, der ihn durch seinen Freund aufforderte, sich durch gute, edle Thaten, durch Prüfung seiner Kräfte und seines Werths, der gehofften Wiedervereinigung würdig zu machen. Da ihn nun Suleima versicherte, er würde die Gemeinde auf dem Gebirge einem andern vertrauen, seine Tochter und seinen Sohn kommen lassen, die Güter besorgen, und das Grab bewachen, mit seinem Blute es vertheidigen, so entschloſs sich Raphael nach und nach zu einer Reise nach Madrid, das ihm wie ein wildes, drohendes Meer vorschwebte. Er verbarg Suleima den geheimen Wunsch nicht, seinen Vater an dem Urheber seiner Leiden zu rächen. Dieser sagte ihm ernsthaft: Vielleicht hat ihn das Schicksal schon ergriffen, überlaſst ihn der unausbleiblichen Vergeltung und folgt der Weisung eures Vaters. Er wuſste, warum er schwieg, ich weiſs, warum ich schweige. Suche, mein Sohn, (du erlaubst mir, dich so zu nennen,) die Verwandten deines Vaters und deiner Mutter auf; deine Gestalt, deine Gesinnungen, werden dir sie, wenn sie ihrer Väter würdig sind, mehr zu Freunden machen, als dein Name. Das Schicksal deines Vaters sey dein Geheimniſs, damit es nicht das deine bestimme!

Raphael verlieſs Suleima mit schwerem Herzen, mit noch schwererem Herzen das Grab seines Vaters und den stillen, seligen Aufenthalt seiner Kindheit. Als er seine Gränzen verlieſs, war es ihm, wie dem verschlagenen Schiffbrüchigen, der aus zertrümmerten Brettern einen Kahn zusammensetzt, und sich bebend dem weiten, unbekannten Ocean überläſst. Suleima und seine treuen Vasallen begleiteten ihn bis zur Sonne Untergang, dann riefen sie ihm ihren letzten Segen nach.

ZWEYTES BUCH.

1.

Don Raphael an Suleima.

— Hier bin ich nun, mein Vater, ohne zu wissen, was ich bin, wo ich bin, wie ich bin, an was, an wen ich mich schlieſsen, was ich fordern und nicht fordern soll, was ich fordern kann und darf. Alle gehen kalt, ernst, in sich geschlossen an mir vorüber; jeder scheint mir sein Wesen so für sich zu treiben, als sey er allein in der Welt, und die andern höchstens nur darum da, um seine Geschäfte befördern zu helfen. Sind dann diese Menschen nicht aus dem Stoffe geschaffen, woraus wir es sind? Ich seh' ihr Herz weder in ihren Blicken, Gebehrden, noch Worten. Sie kommen mir vor, als seyen sie untereinander eins geworden, das nie zu zeigen, was uns zu Menschen macht. Nur dann zeigen sie es, aber auf eine für mich fürchterliche und empörende Art, wenn Verlust, Begierde oder vermeynte Beleidigung ihre Leidenschaften reitzen. Um mich, der ich ganz auſser dem Kreise ihres Wirkens herum zu wandeln scheine, kümmert sich keiner; doch was red' ich von mir, der ich ihre Sprache nicht rede, nicht verstehe; wohl nie verstehen werde? Was soll ich nun beginnen in diesem Gewirre, in diesem Labyrinthe, wo nur Gewinn, Habsucht und Ehrgeiz die leitenden Fäden darzureichen scheinen. Ich fürchte mich wahrlich nicht vor denen, die in diesem verworrnen Labyrinthe herumirren; aber ich fürchte mich, mit fortgezogen zu werden, ohne den Ausgang wieder finden zu können. Warum muſst' ich den Tempel der Ruhe, der kindlichen Liebe, den Ort verlassen, der die Gebeine meiner Eltern umschlieſst? Warum mich an einen Ort begeben, wo die Bosheit, die Gewalt der Menschen die Edlen so schrecklich verfolgte, daſs sie entfliehen, dem Licht der Sonne sich entziehen muſsten, um sich vor ihren Verfolgern zu verbergen? Werd' ich ihnen entgehen? Werden sie mich nicht überfallen, wie die Hunde ein junges Reh, das die Neugierde aus dem mütterlichen sichern Busche hervorgelockt hat? Du hast es gewollt, und mein Vater hat es gewollt; aber was soll ich hier? Ich bin aufgewachsen in dem Tempel reiner Götter, welchem der mit Verbrechen und Laster Befleckte nie zu nahen wagte, den die Einsamkeit, die Stille schützten. Nie hat mein Aug' kalte, untheilnehmende Gesichter, die nur wilde Begierden und eigennützige Leidenschaften bewegen können, gesehen, wie ich sie nun um mich sehe. Ich saſs zu den Füſsen meines Vaters, lauschte auf seine Lehren, seine sanften Worte der Liebe. Wohlthun war sein Geschäft, mich daran zu ergötzen das meine. Nun hör' ich Tumult, Getös, Klagen der Elenden, deren der kalte Reiche nicht achtet. Ich verlieſs meine dunkeln Wälder, welche die Seele mit erhabenen Gedanken erfüllen, den Strom, der an unsern Felsen hinflieſst, die grauen Mauern meines Schlosses, auf denen die Zeit gedankenvoll zu ruhen scheint, die umschattete Moschee, die mein heiligstes Geheimniſs in sich schlieſst, um mich in einer finstern Stadt einzusperren, wo sich die Menschen versammelt zu haben scheinen, um einen feigen, ränkevollen Krieg gegen einander zu führen; wo keiner gewinnen kann, als wenn der andere verliert, wo Tausende im Staube und Elend schmachten müssen, damit einer von ihnen groſs, reich und mächtig werde. Die stolzen Palläste erheben sich gegen die Wolken, ragen über den Hütten hervor, wie Wohnungen falscher Götzen, die knechtische Furcht, blinder Wahn gebaut haben und unterhalten. Das Thor öffnet sich, heraus springen die üppigen Pferde des Reichen, der Wagen rasselt, in welchem der Mächtige sich bläht, alles flieht, um sich zu retten, als fahre Jupiter auf seinem Donnerwagen einher. Hier hör' ich das Gelag eines Freudenmahls, die wirbelnde Musik eines Balls; dort das Geheul der Verunglückten. Alles ist hier schneidender, empörender Kontrast. Ich habe es erwartet, und mein Vater hat mich davon unterrichtet; doch kann mich dieſs, konnte es ihn mit dem Anblick versöhnen? Wohl fühle ich, daſs die Gewohnheit mein Gefühl abstumpfen muſs, bevor ich dieſs ohne Pein, wenigstens ohne Äuſsrung des Eindrucks auf mich, ansehen kann. Sieh, dieſs hab' ich eingetauscht für meine Ruhe, meine Felsen, meine von der Sonne vergoldeten Morgen und

Abende. Was soll ich nun hier? Sagte nicht mein Vater, sagtest nicht du: daſs Herrschsucht und Ehrbegierde die Netze seyen, worin sich der freye Mensch selbst fängt, und seine Rechte verliert? Soll auch ich mich verstricken lassen, damit einige in Madrid erfahren, es lebe ein Sohn meines unglücklichen Vaters; damit Tausende meinen Namen nennen, um ihn aus Haſs und Neid zu verwünschen? Auf dem Punkte, worauf ich mich befinde, will ich unerschüttert stehen bleiben, bis ich sehe, daſs ich mein Streben und Wünschen befriedigen kann, ohne daſs es auf Kosten Anderer geschehe? Kann dieſs geschehen? doch du sagst ich soll thätig seyn, und meinen Werth zeigen — durch Thaten zeigen! So soll ich denn gerecht, wahr und bescheiden seyn — dem Unglücklichen beystehen, dem Schwachen meine Kraft leihen, dem Verstummten meine Zunge, dem Verzagten meinen Muth — soll beschützen und vertheidigen den Niedergedrückten gegen den Gewaltigen — O des herrlichen, erhabenen Berufs, wie erhebt er meine Seele! Doch — nein, ich bin zu jung, um zu richten; laſs mich durch stilles Wirken in verborgenen Winkeln, durch gute Thaten ein Schlachtopfer dem bösen Genius meines Vaterlands entreiſsen, und ich beneide Alexandern seine Siege nicht. Auch willst du, ich soll hier meinen Geist weiter entwickeln, meine Kenntniſs ausbreiten, tiefer in den Menschen und die Wissenschaften dringen. Suleima, mein Vater warnte mich vor den letzten, und rieth mir, nie die Büchse der Pandora zu öffnen, die so viel Weh über die Söhne der Erde ausschüttet. Mir bleibe sie verschlossen. Aber vorwärts im Leben will ich gehen und mit festem, sichern Schritt, ohne Rücksicht auf mich.

Ich habe einige von jenen Priestern gesehen, die ihrem Gott zu Ehren ihre Brüder heimlich martern, und vor dem Angesicht des Volks verbrennen. Auch bin ich zufällig an dem fürchterlichen Gebäude vorübergegangen, wo Mord und Wahnsinn thronen. Das Schicksal meines Vaters schauderte durch mein Herz. Meine Haare richteten sich auf meinem Haupte empor, mein Blut erstarrte. Lieber will ich in den Schlund des Orkus blicken. Gehüllt in meinen Mantel eilt' ich vorüber, und fühlte mich erst in Sicherheit, als ich in mein einsames Zimmer trat. O mein Vater, daſs ich das Ungeheuer ausspürte, das dich dieser Höhle des Mords überliefert hat!

— Lebe wohl, und genieſse der Ruhe! stehe mir bey mit deinem Rath. Hüte die heilige Stätte; ich habe nur einen Wunsch — sie bald zu betreten, und so, wie ich sie verlassen habe. In dem Augenblick, da ich dir schreibe, erleuchtet sie der blasse Schein des Monds. — Warum hab' ich den Ort verlassen, wo die Geister der Edlen schweben? Wo ich ihnen nah' war, sie zu vernehmen glaubte, sie vernahm. In diesem wilden Gewühle vernehm' ich sie nicht; sie sind von mir gewichen, da ich die Stadt betrat, wo sich ihr Unglück entsponn, wo vielleicht schon jetzt das Schicksal den Faden zu dem meinigen im Dunkeln webt.

2.

Don Raphael an Suleima.

Noch immer wandere ich hier herum, als gehörte ich zu einer andern Welt. Mein Geist, an Ruhe und Einfalt gewöhnt, kann sich in dieses Gewirre nicht finden. Die Menge der Gedanken und Empfindungen, die aus meinen Betrachtungen über diese Erscheinungen entspringen, erdrücken mich, weil ich sie nicht zum Einverständniſs bringen kann. Gehört diese empörende Unordnung zum Gang der Gesellschaft, da sie ihr zum Trotz besteht, und immer vorwärts geht? Eben so ging mir's in dem Schauspiel, das ich einigemal besuchte. Alles freute sich, klatschte, lachte und genoſs um mich; nur ich konnte keinen Theil daran nehmen, saſs betäubt und betroffen unter der Menge. Ich trat in das Schauspielhaus, die Phantasie voll von dem griechischen Schauspiel, das durch seine Einfachheit, seinen edlen Zweck, durch die groſsen vaterländischen Gesinnungen, das Schicksal edler Helden mein Herz empor hob und meinen Geist beschäftigte. Hier sah ich ein wildes Gemische von Priestern, Narren, Königen, Soldaten, Hofleuten, die wechselweis auftraten, einen Schwall von Unsinn, Galanterie hersagten, ohne daſs ich Zweck und Verbindung des Ganzen wahrnehmen konnte. Heilige Dinge waren mit Frevel untermischt, Unsittlichkeit, Schwelgerey mit steifem Ernst, edle Gesinnungen mit Plattheiten, und ein Narr und ein Priester waren die Hauptthelden des Stücks. Wahrlich man hat die Gedanken dieser Menschen in einen sehr engen Kreis einzuschränken gewuſst, und ich nehme bey ihren Vergnügungen wahr, warum mich ihr Leben so wenig interessirt. Was ist das für ein Volk, welches das Recht aufgegeben hat, über die Art, wie es beherrscht wird, zu denken, zu reden und zu rathschlagen? Dem man Religion und Staatsverfassung aufgelegt hat, wie das eiserne Joch des gewaltigen Schicksals, und das seine drückende Last nicht mehr zu fühlen scheint. Sey ruhig, Suleima, ich werde mich schon in dem wilden Strome des Lebens zu finden und zu erhalten lernen; schon merke ich, daſs sein Gebrause mehr den Zuschauer ängstigt, als den, der mit ihm dahin schwimmt; denn dieser vernimmt sein Sausen nicht eher, als wenn er an der Klippe zerschmettert hängt. Doch der Kampf giebt Muth, gewährt Lohn im Streben, und der Zuschauer allein erbleicht bey der Gefahr des Wagehalses. Dieses bemerkte ich gestern bey dem Stiergefecht, wo alle für einen blühenden, jungen Edelmann zitterten, während er bey der drohenden Wuth seines gefährlichen, brüllenden Gegners lächelte. Ein Schrey entfuhr der Menge, als das Thier gegen ihn sprang, nur er, gewurzelt im Sattel, sah mit kaltem, forschenden Blick nach ihm. Ich hätte an seiner Stelle seyn mögen, ob ich gleich nicht sagen kann, daſs mir das Spiel so edel vorkommt, als meinen Landsleuten; aber warum ich an seiner Stelle hätte seyn mögen, will ich dir, dem ich nichts verschweige, ohne Rückhalt gestehen.

Es war der Lohn eines Blicks von einer jungen Dame, den ich gern mit gröſsrer Gefahr erkauft hätte. Meine Phantasie ist in Bewegung bey der lebhaften Erinnerung ihrer Gestalt, und gerne würd' ich ihr zu Willen seyn, dir gern die Schönheit der Jungfrau durch die reitzenden Bilder, die vor mir schweben, zu beschreiben suchen; aber keines entspricht der Empfindung. Sein Lohn war ein hohes, sanftes Lächeln des Beyfalls. Er führte sie am Ende des Gefechts mit einer Matrone, die ihre Mutter zu seyn scheint, vom Gerüste herunter. Ich hörte ihre Stimme — der sanfte harmonische Klang zog mich nach, bis zu ihrem Wagen, wo ich stehen blieb, um sie einsteigen zu sehen. Meine Augen folgten ihren Bewegungen, und huldigten der Macht ihrer Schönheit. Sie blickte zufällig auf mich — und eine heiſse Glut durchrann mein Blut. Sie sah mit einigem Ernste auf mich — ich wünschte zu verschwinden, denn gehen konnte ich nicht. Sie rief den Edelmann, sagte ihm einige Worte, und ihr Blick begegnete dem meinen über seinem Federbusch. Nach ihrer Abfahrt stand ich noch lange unter dem Volke, bis der Haufe mich mit fortriſs. Einige Tage darauf sah ich sie mit ihrer Duena in der Kirche der Jesuiten. Sie ging an mir vorüber, ihr Schleyer war etwas gehoben. Ich fühlte dieselbe Glut, dieselbe Leblosigkeit. Mein Betragen schien ein feines zufriedenes Lächeln um ihren Mund zu veranlassen; ich dankte ihr in meinem Innern dafür. Nun wirft dieses Lächeln ein sanftes Licht auf meine Wanderungen und dient mir zu einem Leitstern auf diesem wilden Meere. Auch sehe ich seit dieser Zeit die Weiber mit mehrerer Theilnahme an; aber noch habe ich weiter keine gesehen, deren Gegenwart mir so wohlthätig gewesen wäre. Du wirst nun meiner spotten? Auch das — hab' ich doch den Lohn davon getragen, und kann zu Zeiten heitrer über Madrid hinblicken.

Ich gehe oft in die Vorzimmer der Groſsen, um wenigstens die Männer von Angesicht zu sehen, die Spaniens Glück in den Händen haben. Auch besuchte ich meinen Vetter Don Alvaro, der durch seine Reichthümer, seine Stelle am Hofe, ein groſses, bedeutendes Haus ausmacht, wie man hier zu sprechen pflegt.

Du magst aus folgendem schlieſsen, ob mich seine Bekanntschaft sehr erfreuen kann. Er empfing mich mit vielem Wortgepränge, betrachtete mich genau, und sagte mir viele Schmeicheleyen über mein Äuſseres, vermuthlich in der Hoffnung, ich sollt' ihm den Dank in gleicher Münze abtragen. Aber mir fielen hier die Worte Pindars ein, die mir mein Vater so oft sagte: Strebe, daſs man von dir sage: „schön war sein Anblick, und seine Thaten schändeten seine Gestalt nicht." Da nun die meinigen meine Gestalt zwar nicht schänden aber auch noch nicht empfehlen können, und ich von den seinen gar nichts wuſste, so schwieg ich still. Doch wollt' er den Stummen zum reden bringen, und war sehr verschwenderisch mit Versicherungen von Freundschaft, lieſs sich sehr angelegen seyn, mir die Wege vorzuzeichnen, die ich unter seiner Leitung gehen müſste, um bald das zu werden, wozu mich mein Name und Stand berechtigten. Ich sagte ihm grad heraus, daſs ich mir keines solchen Rechts bewuſst wäre, daſs, wenn es ein solches wirklich gäbe, es mir sehr zweydeutig vorkäme, und sprach ohne allen Rückhalt, im Tone meiner Empfindungen. Er sah mich lange so an, wie man einen Menschen ansieht, der eine wild-fremde Sprache spricht, den man nicht versteht und doch gern verstehen möchte. Nach diesem Schweigen, welches seine Blicke des Mitleids und Bedauerns bedeutend machten, sagte er endlich: „Don Raphael, ich sehe eure Erziehung ist vernachläſsigt, und daran ist der Eigensinn eures Vaters schuld. Er verlieſs Madrid, um mit dem maurischen Gesindel auf dem Lande zu leben. Doch fasset Muth, noch ist nicht alles verloren, und er starb wahrlich zu rechter Zeit für euch. Wir wollen schon nach und nach das Rauhe abzuschleifen suchen, in das er euch gehüllt hat.“

Mein Herz fühlte einen Grimm bey diesen frechen Worten, den ich an mir nicht kannte. Ich füllte sein Zimmer mit einer Stimme, daſs es um ihn wie ein Sturm ertönte, und er zusammen fuhr. Wie? An meinen edlen Vater lästern hören? Von seinen Anverwandten im Grabe lästern hören, nachdem ihn die Bosheit der Menschen des Lichts, des Glücks des Lebens beraubt hat, davon der Lästrer wenigstens den Hauptumstand wuſste, wenn ihm auch unbekannt war, wie es geschehen? Und nun seinem Vater so nach zu schwatzen, ohne den meinen gekannt zu haben? Den Werth meines Lebens so anzutasten? — Ich ergriff die Thür, er eilte mir nach, suchte das Gesagte zu entschuldigen, mit Eifer für mein Bestes zuzudecken, nannte mich Sohn der Natur, und that sein Möglichstes, mich durch Schmeicheleyen über meine edlen Gesinnungen, wie er sie nun nannte, zu besänftigen. Es gelang ihm schlecht, er ward mir nur verächtlich; seine Miene gab mir die Verachtung reichlich zurück, und so blieben wir gegen einander stehen. Abermals trat er in Berathschlagungen mit mir über das, was ich zu beginnen dächte. Beginnen? Don Alvaro, erwiederte ich — Nichts! Und was sucht ihr denn in Madrid? — Vielleicht, Don Alvaro, um zu sehen, wie Leute, wie ihr, beginnen, und bey dem Zuschauen eures Beginnens mich von dem Eifer des Beginnens zu heilen. Er schüttelte den Kopf, und schien mich als einen Felsen anzustarren, auf den man nicht schlägt, ohne daſs die Hand es fühlt. Wir sahen einander wieder an. Endlich wollte er mich dem Könige vorstellen, dem, wie er meynte, auch das gefallen könnte. Ich erbebte bey diesem Namen, er legte den Eindruck anders aus, und sagte mit der Miene eines Mannes, der mit den Schrecken der Majestät vertraut ist: „Fürchtet nichts, Philipp der dritte ist sanfter wie sein Vater.“ Ich ward noch finstrer, und lieſs ihn nicht in seinem Irrthum; da aber nun einmal etwas geschehen muſs, so laſs ihn mich zu dem Manne führen, dem das Schicksal so vieler Millionen anvertraut ist. Und wo soll ich den Mann, den ich suche, anders finden, als in der Gesellschaft eines Königs? Da ich in dieses willigte, so machte er mir bald mehr Vorschläge, nannte mir seine mächtigen Freunde alle, sprach von dem Vermögen, das er hätte, mich schnell hinauf zu bringen, und legte immer das Gewicht auf das, daſs ein Mann, der mit ihm verwandt sey, und seinen Namen führe, nicht wie ein unbedeutender Edelmann in Madrid leben müsse. Ist es darum, dacht' ich bey mir, nun wahrlich, so soll dir der Sohn des Mannes, den du auf Hörensagen im Grabe gelästert hast, keinen Dank schuldig werden. Wir schieden unzufrieden einer mit dem andern. Dieses reitzt mich nun nicht sehr, die andern Vettern aufzusuchen.

Ich muſs dir sagen, mein Vater, daſs der Erzbischof von Valenzia, in Verbindung mit dem von Toledo, einen neuen Verfolgungsplan gegen euch ersonnen hat, vor dessen Erfüllung ich zittre. Noch ist er in Dunkelheit gehüllt. Wenn ich denke, daſs der beste, fleiſsigste Theil Spaniens — seine Ernährer — O Suleima, was wird aus dir, aus meinen unglücklichen Vasallen werden? — Ich sprach an einigen Orten frey und laut darüber; und man wunderte sich über mich. Schweigen und leiden, dieſs scheint nun des Spaniers Loos. An den Himmel hat die freche Hand des Priesters die Kette befestigt, woran Spanien gefesselt ist? Wer wagt sie zu schütteln? Könnt' ich sie herunterziehen, ich wagte es, und wenn sie mich auch zerschmetterte.

3.

Suleima an Don Raphael.

— Deine zwey Briefe, Geliebter, habe ich erhalten. Ihr Inhalt ist gerade so, wie ich ihn erwartet habe. Auf ein Herz, wie das deine, muſste der erste Anblick des menschlichen Lebens einen solchen Eindruck machen; doch ich hoffe, bald wird dir dein Verstand einen Faden in diesem Labyrinthe, wie du es nennst, darreichen. Du hast bisher in dem goldnen, von deinen Dichtern besungnen Zeitalter, unter der Leitung deiner unschuldigen Empfindungen, getrennt von allen fremden Verhältnissen, gelebt, und befindest dich nun plötzlich in dem erkünstelten Zustand der Gesellschaft, wo keiner mehr Herr seines Herzens und seines Glücks ist; wo man die edelsten Vorzüge des Menschen, Freyheit und Unabhängigkeit, für Gegenstände des Ehrgeitzes, der Gewinnsucht und noch mehr des Wahns verkauft. Freylich erkauft sich da das Glück eines einzigen nur durch das Unglück vieler; aber das erlittne Unglück oder Unrecht treibt darum diese vielen an, durch Industrie und Fleiſs einen Theil des Geraubten wiederum an sich zu reiſsen, und so befördern dieser Raub von der einen Seite, und die Anstrengung von der andern, den Gang der verwickelten Maschine. Noth und Bedürfniſs machen jeden zum Mittelpunkt des Ganzen, jeden dünkt, alles drehe sich nur um seinen Punkt, und die ganze Masse der Menschen, die du siehst, wirbelt in unendlichen Kreisen, die ein einziger in seinem ungeheuren Bezirk einfaſst. Eben sowohl muſst du nun dem Thier seinen aufgezwungenen Instinkt zum Vorwurf machen, wenn du den Menschen tadeln willst, daſs er seinen Bedürfnissen, den Befriedigungen seiner Leidenschaften nachgeht, deren Äuſserungen, so auffallend und empörend sie auch im einzelnen seyn mögen, doch einen so groſsen Zweck erfüllen; nämlich, Millionen stolzer, habsüchtiger, unruhiger, von Wahn-Eigen- und Selbstsucht getriebner Geschöpfe, in einem Punkt so zu vereinigen, daſs ihre Sicherheit und ihr Daseyn auf dem Spiel steht, sobald sie sich von diesem festen Punkt entfernen. Dieses ist die eiserne Nothwendigkeit, die auf ihrem Nacken liegt, über welche jeder klagt, und die doch jeder trägt. Wenn das Herz des Weisen auch bey den schneidenden Kontrasten leidet, so muſs es der Verstand durch die Betrachtung des erhabenen Schauspiels, das die vereinten Kräfte so vieler ungleicher Wesen hervorbringen, zu heilen streben. Das Schauspiel, das die Spanier gegenwärtig aufführen, ist nun freylich so erhaben nicht. Woran es liegt, das sagen deine Briefe an mehreren Stellen. Dieses anzusehen, und die aufwallende Jugendkraft zurück zu halten, ist freylich hart; aber wenn Spanien keine Heroen und Halbgötter ertragen kann, die wie dein Theseus und Jupiters berühmter Sohn die schädlichen Ungeheuer erwürgten, so braucht es um so mehr gute, bescheidne Menschen, die leise seine Gebrechen zu heilen, oder wenigstens denen, die dadurch leiden, so viel sie können zu helfen suchen. So dachte dein edler Vater, und er fand unter der härtesten Verfolgung, dem bittersten Leiden, Trost in diesen Gedanken. Mein Sohn, ich vermag nicht die Zweifel, die dir auf deinem Wege aufstoſsen, aufzulösen, verhüllt sind uns Ursache, Mittel und Zweck; und nichts kann diesen Zweifeln ihr Gift nehmen, als Güte des Herzens, Wohlwollen und Erinnerung guter Thaten. Ich lernte von deinem Vater, und meine eigne Erfahrung hat seine Lehre bestätigt: daſs Nachsinnen über unfaſsliche Dinge unsre Begriffe über die faſslichen selbst verwirrt; daſs es uns in Unthätigkeit versenkt, um den Gebrauch unserer Kräfte bringt, bis Reue, Ekel und Miſsbehagen uns als traurige Gefährten übrig bleiben. Unser Prophet, der so viel groſses that, so viel erhabenes sagte, löste das Räthsel mit einem Worte: Verhängniſs! Dieses Symbol drückte er dem Geiste seiner Schüler auf, wollte lieber, daſs der Mensch da dunkel fühlen möchte, wo es ihm hell zu sehen nie gelingen kann. Aber er gesellte ihm die Vergeltung zu, und sagte: thue Gutes, sammle in Zeiten eine reiche Erndte guter Thaten, und denke, daſs du nur dadurch dem strengen Richter- und Rächeramt entgehst. Nie werde dein Loos, den Verstand auf Kosten des Herzens zu erweitern; aber hüte dich, bloſs empfinden zu wollen.

Wenn der Mensch — doch bey dem Propheten, ich will ihn weder anklagen, noch über ihn murren, so lange mir die Natur lächelt, und ich zu meinem Glücke etwas durch das Glück eines andern beytragen kann. Hüte dich vor einer in schimmernde Wolken gehüllten Chimäre von Tugend. Es geht denen, die ihr nachjagen, wie dem Ritter von Mancha, den uns vor kurzem der geistvolle Cervantes geschildert hat, der durch die Einbildungskraft verliebt ist, ohne daſs sein Herz die Liebe fühlt. Mit Verstand, Weisheit und Stärke, zu rechter Zeit, und im richtigen Verhältniſs gerecht und tugendhaft zu seyn, ist nicht so leicht, als daſs unser schnell aufglühendes Herz, unsre rasche Einbildungskraft allein dazu hinreichend wären. Doch warum red' ich zu dem von Tugend und Gerechtigkeit, dessen Lippen sie niemals aussprechen, weil sie so rein in seinem Herzen wohnen. Wenn du einst davon reden wirst, so ist der Kampf vorüber. Der Krieger, der viel von seinen Waffen spricht, macht seinen Arm und Muth verdächtig. Wenn er nicht mehr zu Felde ziehen kann, so mag er sagen: seht, dieſs ist ein gutes Schwert, es half mir hier und dort, — hieb kräftig ein — drang oft durch den Stahl des Feindes und doch entstellt es keine Scharte. Dein Vater übergab dir das seine, als er verschied, und es ist in starken Händen.

Ich glaube, daſs ich mehr von der Jungfrau bey dem Stiergefechte hören werde, wünschen kann ich es nicht. Hüte dich vor dieser Leidenschaft, sie ergreift selten unser Herz, ohne alle unsre übrigen Kräfte zu verschlingen, ist um so gefährlicher, weil sie in dem Augenblick, da sie diese alle auf einen einzigen Gegenstand einschränkt, uns vorspiegelt, nur er sey unsers Strebens werth. Erfahrung und Miſslingen zerreiſsen wohl oft das Netz der Ehr - und Herrschsucht; aber was zerreiſst das Netz der Liebe? O Raphael, verkaufe deine Freyheit nicht, bevor du ihren Werth hast schätzen lernen.

Ich möchte dich küssen und schelten wegen des Vorfalls mit deinem Vetter. Wie, mein sanfter, gefälliger Raphael, dessen Lippen nie ein hartes Wort entfiel, auf einmal so rasch und störrisch? Doch auch dieſs hab' ich erwartet, da deine Güte in deiner Stärke liegt. Sohn der Natur, (laſs mich dich so nennen, obgleich dein Vetter dieses schöne Wort ohne Sinn brauchte, denn für mich hat es einen tiefen,) ahme dieser deiner Mutter nicht in ihren Stürmen nach; oder bedenke wenigstens, daſs sie nur im Orkan daher braust, wenn sie das Meer bewegen, Eichen zersplittern und Erdstriche erschüttern will. Der Mann, dem du zürnst, muſs deines Zorns werth seyn. Was sind dem Höfling von trocknem Herzen, zusammengezogenen Fibern, deine Empfindungen? Nie ist der Mensch in ihm erwacht, nie hat er sein wahres Seyn geahndet, und du zeigst ihn ihm so plötzlich in seiner ganzen Urkraft, seiner ganzen Würde. Deine strenge Ahndung hat er verdient; aber nicht deinen Zorn. Höre seine Vorschläge geduldig an, befolge die, welche dir nützlich seyn können, wodurch du andern nützen kannst. Erwarte, daſs der Mann, dessen einzige Gottheit der Wahn ist, keinen Schritt für sich, für dich machen wird, ohne ihm dadurch zu opfern. Warum solltest du dich nicht dem Könige vorstellen lassen? Es ist nun einmal so, daſs das Loos der Völker von einem einzigen abhängen muſs, er sey schwach oder stark, klug oder thöricht. Wenigstens kann es dir dazu dienen, in ihm, und denen, die ihn umgeben, die nähere Ursache mit eignen Augen zu sehen, warum Spanien so plötzlich und rasch abwärts geht.

Der Trübsinn, den deine Nachschrift meinem Geist mittheilte, verlieſs mich nicht, während ich dir schrieb. Sollte es den Bischöfen gelingen, das ich nur zu sehr befürchte, was wird aus uns werden? Ist ihre Wuth noch nicht gesättigt? Haben sie uns nicht gezwungen, ihnen das aufzuopfern, was dem Menschen das heiligste ist? Muſsten wir nicht zu Heuchlern werden; mit unsern Lippen den Gott unsrer Väter abschwören? Dieſs alles thaten wir um des Bodens willen, worauf wir geboren sind, den wir bearbeiten, um sie zu ernähren. Wollen sie den Wahnsinn so weit treiben, die zu verjagen, die sie ernähren, die sie kleiden, durch die sie alle Gemächlichkeiten des Lebens erhalten? Leben wir nicht still? Zwingen wir nicht unsre christlichen Nachbarn zum Geständnisse, daſs wir reiner in Sitten, rechtschaffener im Wandel des Lebens sind, als sie? Ruhig sehen wir sie in dem Besitze der Gröſse, der Macht; ertragen in Geduld ihren Hohn, ihre Verachtung, selbst ihre Verbrechen gegen uns. Sie genieſsen die Früchte unsers Fleiſses, und wir verlangen nichts als Schutz auf dem Flecken Erde, den wir bebauen, für die Hütte, die das Getös unsrer Werkzeuge erfüllt. Mein Sohn, stelle dich ihrem Unsinn nicht entgegen, du kannst uns nicht retten. Die Bosheit der Priester, die Thorheit der Groſsen ist gegen uns, was vermag deine Stimme gegen die Stimmen

Tausender? Wir schweigen, ich schweige, der ich so schrecklich von der Wuth der Christen schon in den frühen Jahren der Kindheit gelitten habe.

Als man dem König den grausamen Befehl entlockte, die Mauren, die sich nicht zur christlichen Religion bekennen wollten, auf die Galeeren und in die Minen Amerika's zu schicken, überfielen sie uns in unsern Hütten. Sie ergriffen meinen Vater, meinen Bruder. Ich sah sie, die Abkömmlinge des groſsen Almansors, gebunden. Keine Miſshandlung, keine Drohung erzwangen ein Wort von meinem Vater. Nur einen Seufzer hört' ich, nur einen Blick zum Himmel bemerkt' ich, als sie ihn von meinem Bruder rissen. Mein Bruder flehte kniend, ihn nicht von dem Vater zu trennen — Umsonst, es waren Priester, die ihr Schicksal bestimmten. Meinen Vater verdammten sie zu den Galeeren, meinen Bruder zu Arbeit in den Minen. Ich war ein Knabe von zehn Jahren, lief heulend neben der Menge der Gebundenen her, unter welchen mein Vater war, dem man mir nun nicht mehr zu nahen erlauben wollte. Ihre Schläge konnten mich nicht von ihm entfernen; ich hing mich an seinen Arm, umfaſste fest seine Kette, bis einer der grausamen Führer mich mit seinem Gewehr vor den Kopf schlug, und mich zur Erde niederstreckte. O mein Vater, in diesem Zustand sahst du zum letztenmal deinen Sohn! — Ich erwachte in dem Zimmer, worin ich dir nun schreibe. Dein Vater, der damals in deinen Jahren war, ritt mit einigen Dienern herum, um den unglücklichen Verlaſsnen beyzustehen; ihn erblickt' ich bey meinem Erwachen, er ward mein Arzt, mein Vater — trocknete meine Thränen, stillte meine Klagen —

Und wenn nun abermals die Verfolgung losbricht, was sollen wir thun? Wir bergen uns unter den dunkeln Schild des Propheten; ihn hat das Verhängniſs geschmiedet und auf seine Wölbung die rächende Vergeltung gebildet!

4.

Don Raphael an Suleima.

— Der letzte Theil deines Briefs, Suleima, hat meine Seele so erschüttert, daſs deine sanften Lehren und Vermahnungen lange keinen Eingang in mein Herz finden konnten. Wohl kannst du von der Wuth der Christen reden, die, wie ich fürchte, euch bald neuen Jammer zubereiten wird. Doch hoff' ich, der Adel wird, wenn auch nicht aus Menschheit, wenigstens aus Eigennutz, mit allen Kräften dem Vorhaben entgegen arbeiten, das die Priester zu Spaniens Verderben ersonnen haben. Ob es ihnen gelingen wird? Suleima, die Furcht vor geist - und weltlicher Gewalt hat hier der Hand des Todes vorgegriffen. Um mich wandeln Leichen, die sich von den wirklichen Todten durch nichts unterscheiden, als die Unruhe, womit sie sich und andere plagen.

Deutlich sehe ich, daſs die Groſsen die Menschen gradezu für nichts mehr halten, als wozu sie dieselben gemacht haben; daſs sie furchtlos die ganze Masse wie den Einzelnen drücken und keine Ahndung mehr davon haben, was der Miſsbrauchte und Niedergetretne wohl seyn und werden könnte, wenn er sich seines natürlichen Werths und Rechts erinnerte. Nie soll dein Raphael zu diesen Würgern gezählt werden. Nie will ich sie thöricht zum Kampfe herausfordern; aber auf der Stelle, die mir mein angestammter Sinn anweist, will ich mich erhalten, es treffe mich was da wolle, und weder der röthliche Fuchs, wie Pindar spricht, noch der fürchterlich brüllende Löwe, sollen meinen angebornen Sinn umändern können. — Viele Zeilen deines Briefs haben mich gerührt, viele überzeugt, auch halten mich einige deiner Vermahnungen von gefährlichem Nachsinnen ab. Ich selbst fühle, wohin es mich führen könnte. Nein, ich will das Glück meines Herzens nicht um dunkler Träume willen zerstören; doch, du sprichst mir von Thaten zum Besten der Menschen? Was kann ich für sie thun? Wenn ich etwas von meinem Überflusse mit diesem oder jenem Verunglückten theile, was thu' ich da, als daſs ich meinen Überfluſs gegen eine Thräne des Danks vertausche, die mein Herz erwärmt! habe nicht ich einen reinern Genuſs dabey, als er, der Dankende? Nur derjenige, der mit Nachdruck die Hand an die Wurzel des Verderbens und Unglücks legen kann und darf, der mag seine Handlung mit dem Wort That stempeln. Und wer kann, wer darf dieſs? Seh' ich nicht bey jedem raschen Ausdruck Gesichter erbleichen, die noch die Spur der erlittnen Schmach auf der Stirne tragen? Verwelkt ist die Blüthe der Menschheit; das edle Geschöpf erbebt vor seinem wahren ursprünglichen Bilde, und flieht den von der Wahrheit vorgehaltenen Spiegel wie gefährliche Gaukeley eines Beschwörers. Ich will sie beklagen und ertragen lernen, will mich in meinen Sinn, die Poesie meiner Seele zurück ziehen, nur verlange nicht, daſs ich mich um Vortheile, die ich verachte, an ihren Sinn anschlieſsen soll. Müſste nicht der Einzelne, wollte er auch etwas zum Besten anderer unternehmen, wenn nicht von Betrug, doch wenigstens von Heucheley ausgehen? darf er seinen Zweck laut werden lassen? Muſs er die Menschen nicht wie Kinder, Thoren oder Bösewichter behandeln, und wer steht uns dafür, daſs uns dieses Spiel durch öfteres Gelingen nicht endlich gefalle? Spotte meiner, daſs ich so entscheidend über Dinge spreche, wozu kaum das reife Alter berechtigt. Gern will ich der Erfahrung danken, wenn sie mich eines Bessern belehrt; aber meine Schätze will ich nicht für Wahn umsetzen. Wie die Jungfrauen der Vesta das ihnen anvertraute heilige Feuer bewacht haben, will ich die Empfindungen bewahren, die mein Vater früh in meinen Busen gelegt hat. In dem blühenden Schooſse der Natur, unter den Flügeln der Menschheit, unter dem Lichte der Wahrheit, wuchs ich auf, und diese sollen meine Götter seyn und bleiben. Die Züge, welche mein Vater in der Begeistrung des letzten erhabnen Augenblicks seines Lebens auf meinem Angesicht sah, und mit erkalteter Hand berührte, sollen weder von Verstellung verfälscht, noch durch unreine Begierden verwildert werden. Rein, wie sein Geist mein Bild in die blühenden Gefilde der Unsterblichen mitnahm, soll es bleiben, er soll mich beym ersten Blick erkennen, wenn ich mich ihm nachschwinge, und ihn in dem Kreise der Edeln aufsuche! Vor Thorheit und Kühnheit will ich mich hüten, oder die begangenen wenigstens gleich bekennen. Hier hast du einen Beweis davon. Sollte sie indessen der Zufall alle so glücklich lenken, so steh' ich dir für nichts. Ich sagte dir in meinem Vorigen, wie ich unbekannt den Groſsen meine Besuche machte; das will sagen, ich halte mich unter dem Gedränge in ihren Vorzimmern auf, wo mir's nie an Stoff zu ärgerlichen und traurigen Betrachtungen gebricht. Unter andern geh' ich öfters zu dem Kriegsminister Don Antonio ***. Suleima, als ich ihn zum erstenmal aus seinem innern Zimmer in den Vorsaal treten sah, durchdrang mich eine Empfindung, wie ich nie gefühlt habe; es war Empörung, es war Haſs. Ich blickte nach ihm, der Eindruck verminderte sich nicht. Ich muſste mir Gewalt anthun, das Gesicht dieses Mannes genauer zu betrachten. Kälte und Verachtung ausgenommen, die mir an den Groſsen nichts neues ist, entdeckte ich nichts besonders in ihm. Nun lächelte er; ich erinnerte mich plötzlich, daſs er bey seinem Eintritt eben so gelächelt hatte, und dieses Lächeln ist der Verräther dieses Mannes. Nur der Tieger kann seine Zufriedenheit so ausdrücken, wenn er dem zappelnden Raub das Blut aussaugt. Ich ging und doch kehrte ich wieder, als triebe mich das Schicksal zu ihm. Sein

Bild verfolgte mich, sah mir bey dem Einschlummern über die Schulter, und doch kehrte ich wieder. Eines Morgens stand ich nahe bey der Thüre, aus welcher er zu treten pflegt. Ein Mann von gutem Äufsern nahte ihm, bat ihn um eine Stelle bey dem Kriegswesen, und ein Brief von einem Grofsen unterstützte seine Bitte. Don Antonio sagte sie ihm in Betracht seiner Empfehlung mit seinem Tiegerlächeln zu. Dieser ging mit freudiger Miene davon. Ein zweyter wurde ihm von einem Verwandten vorgestellt, der für seinen Klienten um dieselbe Stelle bat; noch wärmere Versicherungen. Eben so fertigte er noch einige ab.

Tags darauf befand ich mich an der nämlichen Stelle. Es trat ein junger Mann vor ihn, der durch seine Bescheidenheit, sein feines Wesen, durch einen düstern Schimmer von erlittnem Unglück über seinem Angesicht, meine Seele an sich zog. Ich horchte auf seine Worte, und vernahm, dafs er um dieselbe Stelle bat, die schon so vielen zugesichert war. Noch wärmer, als für die Stelle, bat er, er möchte ihn nicht mit falschen Hoffnungen hinhalten, weil sein Glück davon abhinge, jetzt nicht getäuscht zu werden. Don Antonio *** lächelte, und sagte sie ihm mit aller Gewifsheit zu. Der wackre Mann schwebte zwischen Hoffnung und peinigendem Zweifel; die Ungewifsheit, das Mifstrauen zitterten schmerzlich auf seinen Lippen; aber er wagte nicht zu reden. Ich fühlte Unwillen, glühende Angst um seinetwillen. Mein Herz pochte, mit Gewalt entfuhr es meinen Lippen: „Guter Mann, lafst euch dieses verführerische Lächeln nicht täuschen.

Mit meinen Ohren hab' ich hier gehört, daſs Don Antonio *** die Stelle, die ihr sucht, schon vielen zugesichert hat. Unter euren Nebenbuhlern befinden sich Leute, die mächtiger empfohlen sind, als ihr; tretet darum nicht zu sicher auf diesen lockern Grund. —“

An der Stille, die ich nach diesen Worten um mich vernahm, merkt' ich erst, was ich gethan hatte. Doch fühlt' ich mich nun kalt, und sah um mich, wie ein Mann, der Recht gethan hat, und der darum nichts fürchtet. Der Bittende zitterte, und sah Don Antonio *** an, als wollte er sagen: verzeihe dem, der so wahrhaft ausdrückte, was ich empfand, und laſs es mich Unschuldigen nicht entgelten. Don Antonio *** maſs mich mit seinen stieren Augen, fragte mich mit seinem hämischen Lächeln: Wer seyd ihr, Sennor? Don Roderiko de Aquillas, hieſs mein Vater, und ich nenne mich Don Raphael de Aquillas. Dieses sprach ich mit dem Tone, der nur dann aus meinem Herzen schallt, wann ich den Edlen nenne. Seine Stirne runzelte sich in Falten, seine dicken grauen Augenbraunen senkten sich noch tiefer in seine stieren Augen. Mich dünkte, der Name miſsfiel ihm, um des harten Verweises willen, den er mir zugedacht hatte. Aber bald verscheuchte sein tiegrisches Lächeln die Wolken; er ergriff den Bittenden bey der Hand, führte ihn gegen mich, und sagte: Dankt dem Don Raphael de Aquillas für die Stelle; darauf rief er einen seiner Sekretäre, und befahl ihm die Ausfertigung derselben. Der Schrecken war allgemein, und nur jetzt erleichterte sich die gedrückte Brust der Anwesenden durch freyes Athemholen. So müssen die Umstehenden beym Hochgericht ihr freudiges Erstaunen äuſsern, wenn plötzlich das Wort Gnade für den Verurtheilten in ihren Ohren erschallt. O Spanien! Alle blickten auf mich wie ein Wunder; aber noch wagt' es keiner seine Augen gegen Don Antonio *** aufzuschlagen. Er faſste mich an der Hand, und leitete mich in seine inneren Zimmer; ich folgte ihm kalt.

Nachdem er einigemal das Zimmer auf- und niedergegangen, wandt' er sich zu mir, und fragte mich, ohne des Vorfalls zu gedenken: „Lebt Don Roderiko, euer Vater, noch?“ — Lebte er, ich würde nicht in Madrid seyn, antwortete ich ihm.

Er schien bestürzt, gerührt: Don Raphael, es war ein edler, trefflicher Mann, ein Spanier von dem alten Schlage. Ich konnte nun offner nach ihm blicken. — Er fuhr fort. Ganz Madrid nahm an seinem Unfall Antheil, und ob es gleich sehr lange ist, so erinnere ich mich doch genau der allgemeinen Betrübniſs, die sein Unglück verursachte. Noch immer ist die Ursache davon ein Geheimniſs; aber wer wagt da zu forschen, Don Raphael, wo Verderben der Lohn des Forschers ist!

Es wölkte sich finster vor meiner Stirne. Meine Augen glühten. Er schien mein Gefühl zu verstehen.

Ich habe in Flandern unter dem Regiment Don Roderiko's meine Kriegsdienste angefangen. Oft besuchte ich ihn darauf in Madrid, und ich darf sagen, daſs ich zu seinen Freunden gehörte, ob er gleich sparsam mit diesem Namen war.

Hier wollte ihm mein Herz widersprechen, ich weiſs nicht warum.

Nur noch einige wenige Jahre, Don Raphael, etwas mehr Schatten in dieses blühende Gesicht, und ich werde glauben ihn zu sehen. Daſs ihr ihm von innen gleicht, davon habt ihr mir eine Probe gegeben, für die ich euch danke, weil sie mir zu eurer Bekanntschaft verhalf. Euer Vater war ein Mann, wie man sie zu Philipp des zweyten Zeiten nicht wohl vertragen konnte.

Ist man nun nachsichtiger geworden? erwiederte ich ganz ernsthaft.

Er lächelte, und sein Lächeln tödtete selbst das Gute, das er mir von meinem Vater sagte, und das mich eben mit ihm aussöhnen wollte. Ich wandte mich weg; der Mann, der so lächelt, konnte meines Vaters, kann mein Freund nicht seyn. Doch wenn es nun eine zufällige Verzerrung seines Gesichts, eine üble Angewohnheit wäre? Weg mit dem Vorurtheil, den Kern nach seiner Schaale zu beurtheilen. Seine Antwort auf meine Frage war übrigens, wie ich sie erwarten konnte.

Die Alten rechneten auch die Klugheit zu unsern Tugenden; die Menschen lassen sich nicht zum Guten stoſsen. Sie wollen geleitet und nicht gezwungen seyn. Andre Zeiten, andre Sitten u. s. w.

Ich hatte der Gemeinsprüche genug, und wollte schon gehen, als er wieder meine Hand ergriff, und zu mir sagte: Ich habe Verbindlichkeiten gegen euren Vater, erlaubt mir einen schwachen Theil davon seinem Sohne abzutragen. Zeigt mir nur den Weg dazu. Was wollt ihr beginnen?

Das Wort meines Vetters, Suleima! Ich hab's noch nicht erwogen, antwortete ich kurz.

Wir haben Zeit dazu. Indessen muſs ich euch meiner Familie vorstellen, wenn es euch so gefällt. Ihr müſst von nun an mein Haus als das Haus eines Freundes ansehen. Je mehr ihr mir Gelegenheit verschafft, euch zu dienen, je heiterer werdet ihr mich finden. Der junge Mann muſs sich nicht an dem ernsten Gesicht des Geschäftsmanns stören.

Was ist das für ein Mensch? dacht' ich. Wie viele Worte zu einem Stummen? Ich folgte ihm.

Er öffnete eine Thür, und führte mich in ein Kabinet, worin sich zwey Frauenzimmer befanden, seine Gemahlin und seine Tochter. Ich hörte nicht was er sagte. — Ich stand erstarrt — denn das Wesen, das nun vor mir stand, erschien mir so plötzlich, als spränge es aus meiner Phantasie, gehüllt in den ätherischen Duft, in dem es immer vor mir schwebte. Es war die mir unbekannte Jungfrau von dem Stiergefecht. Suleima, sie hat mir meine Seele mitten in dem Herzen fühlbar gemacht; aber warum so wild, ernst und zuckend? Immer dachte ich, die Liebe sey ein so gutes, sanftes Gefühl. Ich sah sie erröthen, so sehr es auch vor meinen Augen leuchtete — das Blut schoſs nun von meiner Brust auf meine Wangen — ich hörte sie von ihm Seraphine nennen, und seine Stimme, die mir vorher so schneidend klang, schien mir nun sanfter. Merklich war die Verlegenheit eines jeden: die meine fühlt' ich, die ihre sah' ich: doch hatte sie von keiner Seite etwas peinliches, und es schien ein gutes Verständniſs zwischen Leuten durch die Augen zu herrschen, die noch kein Wort gesprochen hatten. Auf den Lippen der Mutter, die viel feyerliches in ihrem Äuſsern hat, schwebte eine Frage an die Tochter; ich lieſs sie nicht dazu kommen; und sagte grade, wie und wo ich Donna Seraphine gesehen, und wenn sich's nicht gezieme, von dem Eindruck zu reden, den ihr unerwartetes Wiederfinden auf mich machte, so gezieme sich eben so wenig, das zu entschuldigen, was so natürlich wäre. Ich bezeigte ihr darauf meine Achtung, und das mit mehrerer Fassung, als ich einen Augenblick vorher von mir erwarten konnte. Das Gespräch ward nun allgemein und leichter. Seraphine sprach wenig; aber das, was sie sagte, hatte Gehalt und einen Nachklang von Empfindung, der sich in die meinigen mischte, wie harmonischer Gesang zu den Tönen der Laute. Doch was soll aus dieser Bekanntschaft werden? Ich weiſs nicht, was ich fühle; aber wenn es Liebe ist, so ist es etwas sehr Ängstliches um die Liebe. Mein Sinn stimmt nicht zu dem Tone meines Herzens. Warum muſste dieses schöne Traumbild, das mich durch das stille Geheimniſs ergötzte, ein wirkliches Wesen werden? Ich muſste versprechen, morgen in dem Pallast Don Antonio's zu speisen. Warum ist dieser Mann ihr Vater?

Als ich aus dem Pallast trat, traf ich noch einige der Personen an, die Zeugen von dem Vorfall waren, und um meinetwillen sehr besorgt zu seyn schienen.

Ihre Theilnehmung that mir wohl; und ihre Freude, zu sehen, daſs mir nichts widerfahren, heiterte mich auf; aber ihre Verwunderung über meine Kühnheit, wie sie es nannten, und noch mehr darüber, daſs ich so gut davon gekommen, zeigte mir, wie eingeengt und eingeschreckt der stolze, feurige Spanier ist. Noch demüthigender war ihre Bemerkung, daſs mein Name, das Wortlein Don vor demselben, den guten Ausgang bewirkt hätte. Als ich nach dem Platz ging, hört' ich hinter mir keuchen. Ich sah mich um, es war der brave Mann, der wirklich schon die Schrift in der Hand hielt, die ihm die Stelle zusicherte. Seinen Dank verdiente ich nur halb; denn war es nicht der Groll gegen den Minister, der mich loszubrechen zwang? Ich sagte ihm dieſs, er wollte nichts davon hören. Er nennt sich Pedro Gomez. Wir sind seit der Zeit genauer bekannt geworden, und ich reite oft mit ihm auf einen kleinen Meyerhof, wo seine Schwester Donna Maria, eine junge Wittwe, mit ihren zwey Kindern wohnt. Sie verlor ihren Mann in dem Flandrischen Kriege, und ihre traurige Lage war es, die ihren Bruder so bekümmerte. Lebe wohl, Suleima. Ganz wird dir der Vorfall nicht gefallen, dieſs sehe ich voraus.

5.

Don Raphael an Suleima.

— Don Antonio und mein Vetter haben mich in so viele Bekanntschaften, in so viel Geräusch gezogen, daſs ich dir weiter nichts davon sagen kann, als daſs es mich ermüdet und betäubt. Mich dünkt, sie merken, daſs sich in meinem Herzen ein Faden angesponnen hat, der ihnen, wenn auch nicht zum Leiten, doch wenigstens zum Ziehen dienen kann. Indessen haben sie sich schon in so vielen Dingen in Betracht meiner geirrt, daſs es ihnen hier wohl auch so gehen könnte. Wenn ich diesen Faden auch nicht ganz zerreiſsen kann, so soll ihn doch mein guter Sinn so weit und dünn ausdehnen, daſs ihre groben Finger ihn so leicht nicht fassen werden. Suleima, ich war glücklicher, als ich unbekannt in Madrid herumging; darum entflieh ich ihnen nun in dem Augenblick, wo sie mich fest zu halten glauben, und suche Menschen unter dem Haufen auf. Ich könnte dir manche rührende Scene erzählen, deine Thränen für manches Schlachtopfer hervorlocken, dessen Wunden ich dem grimmigen Schicksal, das von dem Throne und der Kirche aus Spanien drückt, zum Trotze, aber zugleich mit aller Behutsamkeit zu heilen suche. Doch wozu? Wenn ich die Pfeile alle zerbrechen könnte, die hier Gewalt und Wahnsinn auf die Menschen abschieſsen, so möchte immer mein Name erschallen, und sollte ich auch unter dem Geräusche versinken. Aber dieſs schlägt meine Geister nieder, daſs einzelne gute Menschen nur durch Spendung ihres Überflusses die Wunden des Elenden stillen können, ohne je es wagen zu dürfen, die Hand an die Wurzel des Übels zu legen.

Ich wollte, ich hätte den Tempel meiner Jugend nicht verlassen. Ich wollte, ich irrte in den dunkeln Gebüschen um das Grab meines Vaters, und träumte die Welt, wie im Frühling meines Lebens. Nun kann ich nicht entfliehen, so sehr sich meine Seele darnach sehnt; ich fühle, sie würde mich zurückziehen. Ich muſs nun hier verweilen, unter allen den leeren Verhältnissen von Gröſse, Geräusch, dem Gepränge von Eitelkeit und Wahn. Meine Phantasie, die nur um Gebüsche, Quellen und Felsen, um stille heimliche Ruhe schwebt, trägt mich oft nach diesem und jenem Platz meiner Heimat, und auch nur alsdann verschwindet das peinliche ganz, das ich in ihrer Gegenwart empfinde. Ich weiſs nicht woher es kommt, in einem Augenblick verwünsch' ich den Zufall, der mich zu ihr führte, und in eben demselben preis' ich ihn selig. Wenn ich sie vor mir wandeln sehe, so fallen mir oft die Worte des alten Priamus ein, die er bey Erblickung Helenens, gerührt von ihrer Schönheit, zu den Greisen sprach:

Tadelt nicht die Troer und hellumschienten Achaier,
Die um ein solches Weib so lang' ausharren im Elend!
Einer unsterblichen Göttin fürwahr gleicht jene von Ansehn!

Dennoch kehr', auch mit solcher Gestalt, sie in Schiffen zur Heimat,
Ehe sie uns und den Söhnen hinfort noch Jammer bereitet!

Dann däucht mich, ich sehe Troja in Flammen stehen und über mich zusammenstürzen; aber wenn sie zu mir spricht, und ihre Worte voll Weisheit, Sanftmuth, und ich möchte wohl sagen, mehr als weiblicher Kraft in mein Herz fallen, so dehnt sich meine Seele aus, und ich fühle mich in heiterer, selbstständiger Ruhe. Sie gleicht der Juno, geschmückt mit dem Gürtel der Liebesgöttin, sie fühlt es, weiſs es, und verbirgt es nicht. Wenn mich ihr Ernst zu Zeiten schüchtern macht, so lockt mich bald die ungezwungene Nachlässigkeit ihres Umgangs, welche die Unschuld selbst verschönern könnte, zu einer so innigen Vertraulichkeit, einem so reinen Verständniſs, als seyen unsere Seelen schon vor unserm Daseyn auf Erden verschwistert gewesen. Wenn dieſs die Liebe ist, so sey sorgenlos wegen meiner; ich bin es selbst, denn ich empfinde, daſs die Gluth der Liebe, und die Gluth nach edlen guten Thaten rein zusammen schmelzen können. Nur wenn wir allein sind, schleicht sich oft ein mir fremdes, dunkles Gefühl zwischen die selige Vereinigung und scheint sie stören zu wollen. Wie kömmt der Mann dazu, dieser Tochter Vater zu seyn? Lebten wir in der blühenden Jugend der Welt, so sagte ich ein Gott des Olymps hat einst die ehrwürdige Matrone, ihre Mutter, besucht.

Indessen thun sie alle ihr möglichstes, mich in das

Netz zu treiben, das sie so glänzend zu machen streben, als sie können; aber ich sehe durch den Firniſs, und entschlüpfe ihnen, gleich dem fabelhaften Proteus, bald in Feuer, bald in Nichts. Noch wissen sie nicht, was sich aus mir machen lieſse, zu was ich allenfalls zu brauchen sey. Bald schein' ich ihnen zu allem fähig, bald zu gar nichts. Das Glück, das sie zu genieſsen glauben, der Rang, den sie behaupten, scheinen ihnen so wünschenswerth und erhaben, daſs sie glauben, man müsse toll und blödsinnig seyn, um nicht hastig zuzugreifen, wenn es einem angeboten wird. Dem jungen Phantasten soll einmal der verworrne Kopf zurecht gesetzt werden, und so legt alles Hände an, aus dem rohen Klotze einen Hofmann — einen — was weiſs ich alles, herauszufeilen. Ein Pindar, der in einer Gesellschaft rechnender Wucherer in lyrischem Dithyrambenschwung spräche, könnte nicht rasender erscheinen, als ich, wenn ich zu Zeiten mein Herz frey reden lasse. Sie finden sich und alles so trefflich, und sind so zufrieden mit der Einrichtung der Natur, wie der Löwe, der im Gefühl seiner zermalmenden Kraft jauchzt, wenn die Thiere des Waldes erbeben; oder besser, wie die Spinne, die das Blut der in ihrem Gespinnste sich verwickelten Mücke aussangt, und dabey glaubt, die Mücke sey nur dafür da. Ich hasse alle Stärke und Gröſse, die sich auf den Untergang der Schwachen gründet. Aus einigen Äuſserungen Don Antonios vermerke ich: er glaube, es sey Stolz von eigner Art, oder eine besondre Vermummung des Ehrgeizes, die mich so handeln, so reden machten. Er meynt', ich wollte Aufſehen erregen, um durch das Ungewöhnliche schnell über die niedern Stufen der Ehre wegzuspringen. Er spielte schon oft darauf an und die Entdeckung scheint ihm nicht zu miſsfallen. Ich konnte diese falsche Deutung nicht ertragen, und sagte ihm ziemlich kalt: „Wiſst ihr, Don Antonio, warum ich von allen euren Herrlichkeiten keine achte und mir wünsche? Weil ich für kein Gut halte, was ihr dafür haltet, weil mich das nicht glücklich machen kann, was euch glücklich macht. Ich dränge euch mein Glück nicht auf, warum wollt ihr mir das eure aufdrängen.“ Seraphinens Augen begegneten mir hier, und ihr sanfter Glanz, das holdselige Lächeln ihres Mundes bedeuteten mir, meine Worte seyen von ihrem Herzen verstanden. Der Vater schwieg, und schien sich in seiner Meynung zu bestärken. Es würde mich mehr wundern, wenn ich diese Hofleute, die sich auf ihre Vermummung, ihre Ränke und ihre Feinheit so viel zu gute thun, welche die Einförmigkeit ihrer Masken vor lauter Klugheit selbst nicht gewahr werden, nicht so schnell errathen hätte. Was *ihnen nicht gleicht*, liegt auſser ihrer Sphäre; untereinander mögen sie sich kennen, aber wahrlich, den Menschen kennen sie nicht.

— Ich unterdrückte die Wallung meines Herzens, und lieſs mich an den Hof führen. Ich glaubte in die blutigen Fuſsstapfen Philipps zu treten, als ich ihnen in die königlichen Gemächer folgte. Der Anblick der versammelten Groſsen hätte Eindruck auf mich gemacht, wenn ich die Männer nicht aus ihren Thaten kennte, wenn ich des Gedankens mich hätte entledigen können: hier in diesen goldnen Zimmern schmiedete der verstorbene Tyrann mit seinem Blutgesellen Alba Entwürfe, deren Ausführungen zum Schrecken der Menschen in der Geschichte stehen! hier gab er vielleicht dem Ungeheuer, das ich suche, den Befehl, meinen alten Vater der Wuth der Priester zu überliefern. Ich erblickte in diesem Augenblick des Tyrannen Bildniſs und die Geister Harmodius und Aristogitons fuhren in mich; ich knirschte zwischen den Zähnen: daſs du lebtest! daſs ich wenigstens deinen Helfershelfer hier entdeckte! Ich muſs wild um mich geblickt haben, denn Don Antonio trat verlegen zu mir; sein Anblick empörte mich, wie damals, als ich ihn zum erstenmal sah. Warum ist dieser Mann Seraphinens Vater? Ich kann nicht gerecht gegen ihn seyn. Meine Augen durchliefen die Menge, ich dachte, ich müſste den Mann entdecken, den ich suche. Soll ich sagen, daſs mir die meisten fähig schienen, dieſs und mehr zu thun, um ihrem König zu gefallen? Sie kennen alle nur ein Verbrechen, dem Idol, das sie anbeten, zu miſsfallen; aber ist es nicht die Gunst dieses Götzen, die den Priestern die Weihung ertheilt, das Menschengeschlecht als Opferthiere zu würgen, ihr Fett unter sich zu theilen, wenn nur er des Dampſs genieſset!

Philipps Sohn gleicht seinem Vater nicht; er ist mild und schwach, religiös, ohne fromm zu seyn. Sein Name, nicht er, herrscht über Spanien. Da er nichts durch sich ist, so ist er, und thut oder bejaht, was die Priester und Günstlinge wollen, und diese gehen Hand in Hand. Man sollte sagen, es sey die Last der Krone, die seine Stirne drückt; aber man weiſs, daſs diejenigen, die ihn umgeben, die Kunst verstehen, ihm diese Last sehr leicht zu machen. Der Druck mag also wohl von der Krankheit der Groſsen herkommen, von Übergenuſs und Leerheit. Ich konnte den Mann nicht ohne Schwermuth ansehen, von dem das Heil Spaniens abhängt, und der zu vegetiren scheint, wie einer der Götter Epikurs, die zufrieden mit ihrem Götterstand sich nicht um das kümmern, was unter den Wolken vorgeht. Was sind die Menschen, die eines solchen Schattens bedürfen, um durch ihn zusammengehalten zu werden? Welch ein Posten, wo Kraft und Schwäche, Geist und Stumpfheit, gleich gefährlich sind? Es ist zu viel für einen Menschen, und darum sah ich mit Mitleid auf den Mann, dem Millionen ihr Schicksal anvertraut haben, anvertrauen müssen, so lange es der Natur gefällt, diese schwache, zum stillen, devoten Leben geschaffene Maschine, zu beleben; doch, Suleima, verkehrte nicht die gewaltsame Hand seines Vaters den natürlichen Lauf der Dinge, damit einst dieser nach ihm herrsche? Lieſs er nicht aus Eifersucht und Haſs den Erstgebornen, den Stärkern ermorden, um dem Schwächern, Unbedeutenden, damals noch nicht Gebornen, Raum zu machen? Entriſs er nicht dem Schicksal durch diese grausame vermeſsne That eine neue Reihe von Dingen? Wäre Spanien was es ist? Wurde nicht vielleicht dein und aller deiner Brüder Schicksal durch diese blutige

That so schrecklich entschieden? Hängt nicht vielleicht das meinige davon ab? Laſs mich diesen Gedanken nicht weiter verfolgen. Ich sehe überall das einzelne, vergängliche schwache Haar des alten Nisus, an das die Götter sein Glück befestigt hatten.

Da ich auf den Herzog de Lerma, Roderiko de Kaldrone, Juan Ribera, unsern Erzbischof Bernardo de Roias, den Kardinal Erzbischof von Toledo und die übrigen Säulen von Spanien blickte, sprach mein Herz den schwachen Mann von seinen Verbrechen frey. Ist es doch nicht seine Schuld, daſs der Zufall und ein Mord ihn auf einen Posten stellten, dem er nicht gewachsen ist. Wir werden fortgestoſsen, und offen ist der nie sich füllende Schlund, der uns alle aufnimmt.

Philipp blickte gnädig auf mich, als man ihm meinen Namen nannte. Er sah auf Don Antonio und auf meinen Vetter mit einer Miene voll Gefallens. Der Lohn umstrahlte ihre Stirne. Mir wünschte man Glück über die gnädige Aufnahme; ich blieb den Dank schuldig; wuſste ich doch nicht, für was ich danken sollte.

Nach einigen Tagen trugen sie mir in dem Namen des Königs eine Stelle am Hofe an, und das mit einem Entzücken, einer Bewunderung der auſserordentlichen Güte des Königs — ich fragte, was es für eine Stelle sey, und hörte, daſs ich die Heerde der glänzenden Diener vermehren sollte, deren Geschäft in Müssiggang, Beobachtung steifen Ceremoniels, Klatscherey, Intrigue und Kabale besteht. Ich gestand, daſs ich der Ehre nicht würdig wäre, und beleidigte höchlich die dienstfertigen Bevollmächtigten. Don Antonio meynt, es würde schon wirken, und hält es für fein ausstudirte Paraden. Kann der Sohn meines Vaters der Diener des Sohns Philipps werden? Kann ich mich in das Joch des steifen, leeren Hofceremoniels spannen lassen, und meine Tage in Langeweile um einen Mann hinziehen, der in der Herrschaft über Millionen nichts finden kann, sein Herz und seinen Kopf zu beschäftigen? Ich bedaure einen König, der nur beten kann; aber ihm zusehen will ich nicht. Seraphine trat auf meine Seite, und sprach in dem Geiste, der mich beseelt. Wer hat ihr das Geheimniſs meines Herzens vertraut? O wäre sie mir an den Ufern der Guadalaviar erschienen, und wäre ihr Vater einer meiner Hirten.

6.

Don Raphael an Suleima.

— Der Mann, die Verbindung mit ihm, das Verhältniſs mit seiner Tochter, miſsfallen dir gänzlich. Du willst, daſs ich mich lieber eine Zeitlang nach Kastellmansor zurückziehen soll, um dort mich wieder zu sammeln, um ernsthaft mit dir zu rathschlagen. Du sagst, die Sache sey zu wichtig für mich, und die Reue möchte nur zu bald erfolgen. Du hoffest, die reine Luft unsrer Felsen, der Anblick der Moschee, unsre freundlichen Gespräche, die Erinnerung des Vergangnen, würden meine Zweifel, Unstätigkeit und Unbestimmtheit, zu einem ruhigen milden Einverständniſs bringen. Ich fühle, daſs du Recht hast; ja ich will zu dem Grabe der Edlen eilen, ihre Geister anflehen, daſs sie wieder zu mir sprechen, mir rathen, mich von meiner Unruhe heilen. Der Tod kann das Einverständniſs zwischen mir und meinem Vater nicht gänzlich aufgelöst haben. Sind es nicht seine Gesinnungen, seine Gefühle, die in mir fortleben, und bin ich nicht mit ihm durch ein geistiges, unsichtbares Band verbunden? Er lebt in mir, ist in mir, und ich lebe, bin in ihm.

Aber warum schreibst du mir so ernst und feyerlich über die Liebe, die du mir zutheilst? Wozu die Warnungen, als schwebt' ich an einem Abgrund? Ich erinnere mich, daſs du sagtest, diese Leidenschaft verschlänge alle unsre übrigen Gefühle; aber glaube mir, wenn ich mich der düstern Betrachtungen entschlagen kann, wozu ich hier bey jedem Schritte Stoff finde, so fühle ich mich so erhaben, so feyerlich erhaben, möcht' ich sagen, als in jenen glücklichen Stunden, da ich vor meinem Vater saſs, und die edlen Thaten der Vorwelt zu den meinen machte. Sey sorgenlos, so lang ich so empfinde; auch werde ich keinen Schritt ohne dich thun. — Warum überrasche ich Seraphinen so oft in Thränen? Warum überzieht eine für mich so gefährliche Melancholie ihr schönes Angesicht mit einem so sanften Schleyer? Sie nennt es Schwärmerey, Übermaſs des Glücks, das ihr Herz nicht ganz fassen kann; aber mir ist oft, als fühlt' ich mich scheitern an diesem Glück — und dann — sage mir, ob die Liebe die Jungfrau berechtigt — sich zärtlichen Ergieſsungen — Vertraulichkeiten zu überlassen — ich weiſs es nicht zu nennen — oft fühl' ich in einem Augenblick ihre Thränen auf meinen Wangen und ihre Küsse auf meinen Lippen, daſs mein Herz in zärtliche Wehmuth dahinschmilzt, von Stürmen ergriffen wird, und meine Gedanken, selbst das Erinnern meines Daseyns mir entschwinden. Ich glaubte, die Liebe sey ein so sanftes beseligendes Gefühl, dachte immer, nur der Mann dürfe sie ohne Schaam als Leidenschaft fühlen und zeigen; in dem Weibe müſste sie erscheinen wie das sanfte Licht des keuschen Monds, das zwar leuchtet, aber nicht brennet. Was und wo es sey, es ist etwas, von meiner oder von ihrer Seite, nicht recht zwischen uns. Eine dunkle Ahndung schieſst durch unsre Wonne, und meine Phantasie hüllt sie nicht mehr in den reinen Äther, in dem ich sie einst sah. Dicke, schwere, mit Sturm beladene Luft, umschlieſst uns; aber wenn sie hervortritt aus dieser Dämmerung — du solltest sie sehen, reden hören, und du würdest es bereuen, mir Dornen auf den beblümten Weg gestreut zu haben, den wir Hand in Hand hingingen. Doch ich folge dir, und wenn ich die Eichen um die Ruinen des Grabs werde lispeln, den Strom dahin brausen hören, und die Träume meiner Jugend sich auf ihren Rosenschwingen wieder emporheben, wird mir schon besser werden. Ich will dir eine wohlgestimmte Laute mitbringen, und du sollst mir die Lieder deiner Väter, unter den Palmen Arabiens gedichtet, singen; du sollst mich wieder zur Harmonie stimmen, daſs mein Herz geschickt werde, das Gelispel der Geister zu vernehmen, die mich jetzt verlassen haben.

Meinen festen Entschluſs muſs ich ihr sagen; bey der ersten nächtlichen Zusammenkunft in ihrem Gartenhaus will ich's ihr zuflüstern, und dann entfliehen. Ihre Seele scheint ganz in der meinen zu zerflieſsen, aber die meine kann es nicht ganz in der ihrigen; wie, und wenn nun dieſs die Ursach ihrer Schwermuth, ihrer Thränen wäre?

7.

Don Raphael an Suleima.

Zu spät! zu spät, kam dein letzter Zuruf! Zu spät deine nahe Ankunft, um mich der Gefahr zu entreiſsen. Dein Raphael ist gefallen, gefesselt an das Schicksal, durch Bande augenblicklicher Wonne geschmiedet, einer Wonne, die ich nicht kannte, die ich nicht suchte, von der ich keine Ahndung hatte. Meine Thränen fallen auf die Bande, und vergebens sucht sie meine erhitzte Phantasie mit Blumen zu umwinden. O höre! lies leise, daſs der Geist meines Vaters nicht vernehme, was ich schreibe; aber weiſs er es nicht? Sieht er nicht meinen Schmerz, meine wilde Glut, meine Thränen des Grams und der — nein, ich kann dieses Wort nicht ausschreiben. Lies, lies, Suleima!

Ich saſs in dem Garten Antonio's, berauscht von den Gerüchen des blühenden Frühlings. Das Geräusch eines nahen Wasserfalls, die Stille, der in heiterer Luft schwimmende Mond, zogen mich in die Träume meiner Jugend zurück. Um mich erhoben Nachtigallen ihr schmelzendes Lied und schienen mir die Ankunft der Nymphe dieser Gebüsche anzukündigen. Sie schwebte heran — Die kühle Nachtluft zu vermeiden, eilte sie nach dem nahen Sommerhaus. Ihr Haupt sank an meiner Schulter hin — sie lispelte, athmete nur Töne und Seufzer der Liebe, schien keine Worte mehr für ihre Empfindungen zu haben, und ihr plötzlicher, ängstlicher, schüchterner Blick lieſs mich vermuthen, sie ahnde meinen Entschluſs. Ich sagte ihr, ich müſste sie auf einige Zeit verlassen. Ihre Augen erstarben, Blässe des Todes deckte das Angesicht, das vor einer Sekunde in der schönsten Blüthe des Lebens glühte. Sie sank auf ein Knie nieder, faſste meine beyden Hände zwischen die ihren — sie zitterte, ihre Lippen schlossen sich fest, und ihre Thränen fielen auf unsre geschloſsnen Hände. Die hebende Brust drückte das Gewand von ihrem Busen — Suleima, es war der erste verborgene Reitz des Weibes, der sich mir enthüllte. Es schlug durch meine Sinne — ich weiſs nicht was geschah, weiſs nicht wie das geschah, was geschehen ist, habe keine Worte, keine Gedanken, dir zu sagen was geschah, und nie will ich darnach suchen. Plötzlich befand ich mich in einem Genuſs wilder, mir unbekannter Wonne, die ich, um sie Glück zu nennen, nicht hätte überleben müssen. Der Schrey ihrer Duena rief mich in das peinvollste Seyn zurück. Das was diese sagte, ihre Vorwürfe, ihr Jammergeschrey tönten bloſs in meinen Ohren. Ich stand erstarrt. Schaam glühte auf meinen Wangen — dumpfe Verzweiflung, schneidendes Miſsbehagen überfielen mich. Ich fühlte nun, daſs das, was geschehen, nicht so geschehen muſste; daſs mir die Wonne, die ich empfunden, so nicht gegeben werden muſste! daſs wenn es ein Glück sey, diese peinigende Empfindung, diese nagende Reue, diese bittre Schaam ihm nicht folgen muſsten. Ich hörte mich nennen mit schmerzvollen verzweifelnden Tönen — hörte schluchzen aus der Ferne — lange saſs ich da, und bedeckte mein Angesicht mit meinen Händen. Der Tag wollte anbrechen, und ich ging langsam aus dem Garten. So wanderte, nach der alten Sage, Adam aus dem Paradiese, dem Ort der Unschuld und der Ruhe — Suleima, darf ich mit ihm klagen — Herr, das Weib, das du mir gegeben hast! —

Verschwunden sind die goldnen Träume der Jugend — zerknickt, düster gefärbt ihre zarten, rosenfarbenen Schwingen. Die süſsen Erwartungen unbekannter Wonne sind mir nicht mehr unbegreiflich; die sanften Ahndungen sind verflogen und die lieblichen Bilder zukünftigen Glücks flattern nicht mehr um mein Haupt, wie Kinder reiner Luft. Sie ergötzen nicht mehr meine Träume, beseligen nicht mehr mein Erwachen. Die Liebe, die ich mir, wie ein unsichtbares, hohes geistiges Wesen dachte, deren Tempel man nur mit Schüchternheit und Beben naht, ist in meinem Busen ein kühnes unternehmendes Feuer geworden, das alles ergriffen hat, alles zu verzehren droht. Unfaſslich.

erhaben wähnt' ich ihren Genuſs, nun kenne und begreife ich ihn, und fühle mich erniedrigt, fühle etwas rohes, wildes, thierisches an mir, und gleiche den Menschen um mich her. Suleima, ich habe mich selbst überlebt, und murre gegen das Glück, womit ich überrascht worden, murre gegen die Geberin desselben, murre und dürste darnach.

Bleibe auf Kastellmansor, du sollst mich nicht in diesem Zustand sehen. Was wird aus mir werden? Ich fürchte nur deine Briefe. Ein Augenblick hat mich Menschen unterworfen, die ich verachte. Laſs hören, was sie nun mit ihrem Sklaven beginnen wollen.

8.

Don Raphael an Suleima.

Ich bin nicht mehr mein Herr, das Netz ist über mich geworfen, und ich darf nicht klagen; hab' ich es nicht selbst zusammengezogen? Da sie mich einmal in dieses getrieben haben, wie leicht wird es ihnen nun werden, mich durch die andern zu bestricken? Bald wird der Sohn Roderiko's unter der Bürde der Titel hinsinken müssen, um seinem Weibe, seinem Namen Ehre zu machen, und dann in dem Kampfe mit dem Wahn und den Verbrechen zu Grunde gehen, oder zu ihrem Mitschuldigen werden müssen. Aber was dieser schwermüthigen Zauberin gelungen, soll wahrlich diesen Beschwörern so leicht nicht werden. Gerecht ist es, daſs ich die Schuld meines Wahnsinns trage und abbüſse; doch wenn der Jüngling in die Schlinge der Lust gefallen ist, so soll es dem Manne gelingen, die andern zu zerreiſsen. Hat das Geschehene meine Einbildungskraft getödtet, mich zum gemeinen Sohn der rohen Erde gemacht; so erheben sich mein Muth und meine Kraft, wie zwey rüstige Kämpfer, vom unversehenen Fall. Lies nun, was mir Don Antonio nach jener Nacht geschrieben hat.

Don Raphael!

Das was mir die Duena meiner Tochter diesen Morgen vertraut hat, kann nur am Altar gut gemacht werden. Ich verberg' es der Mutter und der Welt, aus Mitleiden für meine Tochter, welche die ersten Männer Spaniens ausschlug. Ich verberge es aus Liebe zu euch, und weil ich es euch überlassen will, ein Versehen gegen mein Haus gut zu machen, das ich diesen Augenblick nicht nennen will, wie es verdient genannt zu werden. Ich erwarte eure Antwort, um heute dem König eure nahe Vermählung mit Donna Seraphine anzukündigen, so will es die Ehre meines Hauses; bis dieſs geschehen ist, will ich weder euch noch meine Tochter sehen. Nicht jeder Vater würde in diesem Tone mit euch reden. Aber der Sohn Don Roderiko's soll mir als der meinige willkommen seyn; er konnte es ohne Vorwurf werden. Hart ist es, daſs der Vater eine der schönsten und reichsten Erbinnen Madrids dem Manne antragen muſs, der sich ihres Besitzes so versichert hat u. s. w.

Ich schrieb zurück:

Don Antonio!

Ich fürchte, daſs das, was euch die Duena der Donna Seraphine vertraut hat, für mich von bedeutendern Folgen ist, als ihr denkt. Euch den Beweggrund meiner Furcht zu entwickeln, wäre verlorne Mühe; wir verstehen uns über diesen Punkt so wenig, wie über viele andre. Keine Furcht hielt mich ab, eurem Brief zuvorzukommen, und die letzten Zeilen desselben schmerzen mich um eurentwillen. Donna Seraphine verdient einen der ersten, gröſsten, reichsten Männer in Spanien, ich bin keiner davon, und kann es nie werden. Beschränkt, wie ich bin und bleiben will, hängt in diesem Punkt mein Schicksal von ihr allein ab. Meine Rechtfertigung wäre ein Verbrechen gegen sie; aber glaubt mir, Don Antonio, wenn ich sie nicht liebte, wenn ich nicht hoffte, sie glücklich machen zu können, so sollte mich keine Macht der Erde an den Ort bringen können, wohin ihr mich nun fordert. Auf welche Weise ich aber glücklich mit ihr seyn kann, davon reden wir, wenn ich meine Pflicht gethan habe; sie geht hier mit der Liebe Hand in Hand. Es ist mir leid, daſs der König wissen muſs, Raphael de Aquillas vermähle sich mit Donna Seraphine. Da ich ohne seine Erlaubniſs geboren ward, könnt' ich mich auch wohl ohne sie vermählen. Muſs es aber seyn und kann ich es nicht ändern, so thut, was ihr für geziemend haltet.

Suleima, ich empfand, daſs der Brief nicht war, wie er seyn sollte, aber ich konnte meinem Herzen keinen andern abzwingen.

Ich habe sie gesehen, und mich deucht, die Zufriedenheit ihres Herzens kann nicht durch die Schaam lächeln. Dieser Augenblick entzückte mich mehr, als jener, an den ich nicht ohne Schauder zurückdenken kann. Aber noch immer Spuren der Schwermuth; bey ihr hüllt sich die Liebe in das Gewand der feyerlichen Wehmuth ein. Rede ich, so glühen ihre Wangen — und sie verbirgt ihr Angesicht. Nur auf Kastellmansor, in unsrer heitern Luft, in unsrer milden Wärme, wird sich diese Rose in ihrer vollen reinen Blüthe aufthun. Es ist etwas in diesem Pallaste, das die Herzen zusammenzieht, und sie mit Ängstlichkeit und Zwang erfüllt. So wie ich die Schwelle betrete, fühl' ich mich gepreſst. Ich sprach ihr von meinen Hoffnungen; ein süſses, bezauberndes Lächeln schwebte um die Grübchen ihres Mundes; Ahndung künftigen Glücks strahlte schwärmerisch in ihren Augen. Ich möchte sagen, sie liebt ihren Vater nicht; ihr Betragen gegen ihn leitet nur der Anstand. An ihrer Mutter hängt sie, und so kindlichtreu, daſs ich nur dann mit innerm Wohlgefallen auf sie blicken kann.

Mein Vetter kam zu mir mit allem Entzücken der Eitelkeit. Ganz Madrid ist erstaunt, sagt er, beneidet mich sogar. Er zählte mir alle die Groſsen an den

Fingern her, die um Donna Seraphine gebuhlt — Gebuhlt! — er nannte sich selbst darunter und seufzte; dann sagte er mit bedeutender Miene:

Vetter, ihr seyd nun durch diese Partie auf dem Wege zum Glück. Eure und Don Antonio's Güter werden euer Haus zu einem der ersten in Madrid machen. Der König, wie ich weiſs, wird euch Vorschläge machen lassen, wie man sie noch keinem in euren Jahren gethan hat. Und dann wollen wir gegen die Lerma's mit verbundnen Kräften arbeiten.

Ich lieſs ihn reden, denn es war mir nicht gemüthlich, ihm zu antworten.

Morgen soll ich dem König mit der Braut vorgestellt werden. — Warum bin ich so unglücklich in meinem Glücke? Du hattest Recht, ich sollte zu dem Grabe meines Vaters fliehen. Aber wollt' ich nicht? Noch einmal, der Geist meines Vaters hat mich ganz verlassen. Wenn hier Glück zu finden, zu suchen war, so muſst' es nicht so geschehen, dieſs ist es, was ich peinlich fühle. Nein — ich müſste nicht mit so vieler Schwermuth, so vielen Widersprüchen glücklich seyn; ach, wir sind ein melancholisches Brautpaar. Nie hat sich Jugend mit blühender Schönheit bey äuſsern glücklichen Umständen unter einem traurigern Geleite vermählt. Noch einmal, so leitete Adam seine schöne Gehülfin aus dem Paradiese; er fühlte, was er verloren hatte, fühlte, daſs er es durch sie verloren hatte. Um ihrentwillen möcht' ich diese Worte ausstreichen, und kann nicht. Ich fühle, daſs ich gefallen bin, daſs sie gefallen ist. Zu dir wollen wir eilen, unsre Schaam in dicken Gebüschen zu verbergen, bevor sich unser Herz gegen sie verhärtet. Lebe wohl, Suleima, ich danke dir für deinen milden Brief. Ja wohl müssen wir schweigen, wenn das Schicksal uns so gefesselt hat, daſs wir die Bande nicht mehr zerreiſsen können.

9.

Die Hochzeit wurde mit aller Pracht gefeyert. Das Geräusch, die Zerstreuung, der Genuſs der Liebe heilten das neu vermählte Paar nicht von ihrer Schwermuth. Ihre Herzen blieben in Trauer. Don Raphael fand die Ursache dazu in der Zerrüttung seiner Begriffe durch jene ihm unbegreifliche Nacht, in seinem Aufenthalt in der Stadt. Seraphine willigte mit Freuden ein, ihm nach Kastellmansor zu folgen; aber noch immer gelang es dem Vater und seinem Anhang, sie durch neue Hindernisse und Ausflüchte zurück zu halten. Zwey Monate nach ihrer Vermählung schrieb Don Raphael an Suleima:

Was ich dir hier schreibe, schreibe ich in der kalten Starrheit der Verzweiflung. Mein Herz ist zusammengezogen, stumpf ist mein Verstand. Ich kann nicht klagen, nicht wüthen, nicht weinen, und hoffe, ich werde es nicht thun, wenn auch mein Herz wieder warm, meine Sinne wieder lebend werden sollten. Suleima, die Ahndungen, die vor mir schwebten, wehten als Warnungen aus der Geisterwelt, von dem Grabe meines Vaters her. Dieses glaub' ich, ja dieses glaub' ich. Meine rohen, zerrütteten, von gefährlichen Reitzen entflammten Sinne vernahmen, verstanden nur die Warnung nicht, wollten aus Feigheit, aus Hang nach Genuſs sie nicht verstehen. Ich darf nicht klagen, Suleima! plötzlich zerriſs die düstre Wolke, die vor meinen Augen schwebte, und spie das Ungeheuer aus, womit das Schicksal sie gefüllt hatte. Im sausenden Sturme überfiel es mich. Meine peinlichen Empfindungen logen nicht, ich fühlte den Schauder, der das Thier warnt, wenn die schön gefärbte Giftblume seinen Gaumen reitzt. — Ich bitte dich, lies kalt was ich schreibe, und laſs nicht den lähmenden Frost, der nun in meinen Gliedern schleicht, in dich hinüber gehen. Sitze da, ein kalter, gleichgültiger, unbestochener Richter!

Es sind heute zwey Monate, daſs ich verheirathet bin. Ich habe dir geflissentlich nicht geschrieben, weil mein erstes unsre Ankunft auf Kastellmansor melden sollte; vielmehr, ich konnte nicht schreiben. Hätt' ich dir nicht sagen müssen, daſs die peinliche Schwermuth den Glücklichen ins Brautgemach folgte? Der Schimmer reiner Liebe erfüllte es nicht, längst hatte die Glut ihren süſs duftenden Kranz versengt; verwelkt, verdorret hing er um unsere jugendliche Schläfe. Aber immer dacht' ich noch, ihre Schwermuth entspringe, wie die meine, aus allzu zarter Empfindung über jenen unglücklichen Zufall, und hoffte, alles peinliche sollte verschwinden, wenn wir einmal der verpesteten Luft dieses goldnen Hauses, das der Leichengeruch verdorbner Menschheit füllt, entflohen wären.

Ich lag dem Vater an — ja, ich bat den Mann, den ich hasse. Seraphine drang in ihn, drang mit Thränen in ihn. Er erfand immer neue Schwierigkeiten, und es lieſs sich an, als müſste der Mann endlich sein Weib mit Gewalt entführen, das ich ihm auch ziemlich launig sagte. Er lächelte sein Tigerlächeln, und meynte, es würde mir schon besser gefallen, wenn ich nur erst die Vorzüge Madrids und des Hoſs mehr gekostet hätte. Der Thor! Vorwärts stieſs ihn das Schicksal, er sollte in der blinden Sicherheit des verhärteten Verbrechers nach der Grube rennen, wo die Vergeltung auf ihn lauerte, wo die ewige Gerechtigkeit ihren Rächer hingestellt hatte.

Ich floh oft diesen mir verhaſsten Pallast, und hielt mich zu Zeiten eine Nacht auf dem Meyerhof Mariens mit Pedro Gomez, ihrem Bruder, auf. Nur hier athmete ich freyer. Gestern ritt ich dahin. Gomez versprach dort einzutreffen; den Morgen gedachten wir zu einem seiner Freunde zu reiten, den ich wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften schon längst zu kennen wünschte. Ich benachrichtete Donna Seraphine davon; und ihr Abschied schien mir beklommner als je. Kaum war ich auf dem Meyerhof abgestiegen, als mich eine peinliche Unruhe überfiel. Pedro's Schwester folgte ängstlich meinen Bewegungen; ich konnte nicht bleiben; bat sie, mich bey ihrem Bruder zu entschuldigen, und sprengte nach Madrid zurück. Es war Nemesis, die Göttin der rächenden Vergeltung, die mich trieb, mit ihrem glühenden Athem anhauchte.

Die Nacht war eingebrochen. An dem Eingang des

Pallastes traf ich eine Senfte; die Fackeln der Begleiter waren ausgelöscht. Als ich in die Vorhalle trat, entdeckt' ich unter den Dienern den jungen Edelmann von dem Stiergefechte.

Wie ein aus der Erde plötzlich aufsteigendes Gespenst erschien ich dem Manne. Er raffte sich zusammen, und flog die Treppe hinan. Ich folgte ihm auf der Ferse, schwebte nah auf seinem Nacken. Er eilte nach den innern Gemächern, nach den Gemächern Seraphinens! Ich wollte die Thür ergreifen, er stellte sich kühn davor, und schrie mit starker Stimme: „Don Raphael, nur der Tod kann mir dieses Schloſs entreiſsen!“ Ein Schrey des Schreckens brach aus dem Innern; es war die Stimme meines Weibes. Ich zog den Degen, um den Frechen an meiner Thüre zu ermorden. „Das könnt ihr,“ lispelte er mit bebenden Lippen, und umschlang das Schloſs mit beyden Händen. Mit Heftigkeit trat ich wider die Thüre, sie erbebte in den Angeln. Aus Furcht, sie würde bey dem zweyten Tritt aufspringen, lispelte er mir noch leiser ins Ohr: — „der König!“ Kaltes Erbeben goſs sich in mein Herz, die Wuth verlosch, mein Besinnen erwachte, der Schleyer war zerrissen, da stand das Ungeheuer, das mich erwürgen sollte. Doch wollt' ich ihm näher in die Augen sehen. Ich trat nun kälter und nachdrücklicher gegen die Thür, sie fuhr auf — ich stand auf der Schwelle — sie sank leblos nieder — die Schande, die Verzweiflung, zerbrachen meinen Namen auf ihren Lippen. Philipp stand stumm und bebend in der Mitte des Zimmers. Ich hatte genug gesehen. —

Ich bitte dich, fasse dich, guter Vater, das was du bisher gelesen, ist ein gewöhnliches Spiel in Madrid, nur sieht es nicht jeder so kalt und ernst an, als dein Sohn; aber was du nun lesen wirst, dieſs liegt mehr auſser dem Gewöhnlichen — doch was wäre auch am Hofe Ungewöhnliches?

Der Alte beklagte sich Morgens über das Podagra; das Geräusch, der Bericht der Einverstandenen, hatten ihn schnell davon geheilt. Er kam mir entgegen — ich schien ihm ganz gelassen, so gelassen, wie seine innre politische Überzeugung und Weisheit längst berechnet hatten. Er schien zu denken, die Maske sey mir bey der plötzlichen Erscheinung auf einmal abgefallen. Stumm folgte ich ihm in sein Kabinet.

Ich hoffe, Don Raphael, ihr habt den König nicht beleidigt?

— Warum sollt' ich, Don Antonio?

Was sollte er von dem jungen Mann nun glauben, den er nach seinen vorigen Äuſserungen in Raserey zu finden glaubte. Muſst' ich ihm nicht ein ausgemachter Hofmann scheinen? Aber der Geist des klugen Ulysses stand auf meiner Seite, den sah er nicht — merkte nicht, daſs die rächende Vergeltung ihn mir zugesellt hatte. Wuſst' ich's doch selbst nicht. War ich doch selbst ein Werkzeug, das von ihr gestimmt, ihrer Leitung blind gehorchte. — Er fuhr fort:

Ich erschrak über den Zufall, nun dank' ich's ihm, da ich euch so ruhig sehe, daſs er euch Dinge offenbart hat, die ich euch längst gerne mitgetheilt hätte.

— Auch ich danke es ihm.

Es ist ein glücklicher Zufall, so bald ihr ihn recht zu nutzen versteht. Laſst uns von dem Schrecken des Königs Gebrauch machen, in den ihn eure Erscheinung versetzen muſste. Doch laſst mich nur machen. War er sehr erschrocken? sehr in Angst?

— Mich dünkt es!

Philipp, Philipp! wir haben dich! — Es freut mich, Don Raphael, daſs ich eure innre Feinheit, eure richtig rechnende Klugheit, durch eure rauhe Schaale aufgespürt habe; aber eben diese rauhe Schaale soll uns nun zum groſsen Sieg verhelfen. Legt diese Maske noch nicht ab.

Er gefiel sich in seinen Hoffnungen, und fuhr fort:

Euer Vater versäumte einst aus Eigensinn die Gelegenheit, die ihm das Glück darbot, der erste Mann in Spanien zu werden; hier drängt sie sich seinem Sohne nun auf, und unter weit glänzendern, weit sicherern Verhältnissen. Nur auf diesen Grund gebaut, und wir wollen den schwachen König den Lerma's bald entreiſsen. Ich hab' erfahren, was ein schönes verschmitztes Weib vermag, und nur euer Vater wollte dieſs nicht fassen.

Nicht fassen, erwiederte ich noch kälter. Mich dünkte, ich läse auf seiner Stirne, hörte aus seinen hingeworfenen Worten etwas, das auf die Enthüllung des finstern Geheimnisses führen sollte. — Ich fuhr fort: er war ein sonderbarer Mann, und übersah zu leicht seinen Vortheil.

Wahrlich, das that er damals, denn er konnte durch eure Mutter werden, was ihr nun durch meine Tochter werden sollt.

Und er wollte dieſs nicht fassen? Sieh, ganz hat er sich mir doch nicht vertraut, zwar weiſs ich —

Wir wechselten hier Blicke, die in die verborgne Tiefe dringen sollten. Den meinen gelang es; aber der glatte Spiegel meiner Jugendstirne blendete den Forscher. Mein ganzes Daseyn hatte sich ins Herz gezogen.

Nun so wird er euch auch vertraut haben, daſs ich es war, der ihm den Weg zu Gröſse und Macht vorzeichnete.

Dieses sagte er mit einer Miene, die auf Dank rechnet.

— Und wenn er es gethan hätte?

So hätt' ich doch den innern Schalk errathen! Don Raphael, ihr werdet es weit bringen; nur erst heute freu' ich mich unsrer Verbindung. Da ihr das wuſstet und doch die Verbindung mit meiner Tochter suchtet, so müssen Ehr- und Ruhmsucht grade so tief in eurem Herzen Wurzel gefaſst haben, als ich immer glaubte.

Ich war gegen die Wahl meiner Tochter, weil ich einen Sohn zu haben wünschte, der mit mir einverstanden, von mir geleitet, nur an der Gröſse meines Hauses arbeitete, der fähig wäre, meine kühnen Entwürfe zu befördern. Ich hab' den Mann in euch gefunden, und nun mögen auch die Vorwürfe meines Gewissens schweigen, die es mir in schwachen Zeiten über den schnellen Tod eurer Mutter machte. Mein Eifer, eurem Vater und dem Könige zu dienen, war vielleicht zu tadeln; aber ward er nicht das Opfer seines Eigensinns? Meint' ich's nicht gut mit ihm? Feuerten mich nicht seine Anverwandten dazu an? Um des Guten willen, das ich nun dem Sohne erweisen kann, mag ich nun das Böse vergessen, das zufällig den Vater durch meinen Eifer traf. Dieſs war mein erster Wunsch, als ich euch kennen lernte. Er ist erfüllt!

— Aber es kostete ihn seine Augen, Don Antonio!

Die er nicht brauchen wollte, sein Glück zu sehen, antwortete er schnell.

Es war gleichwohl eine menschliche Stimme, die diese Worte aussprach.

In eiskalter Wuth zog ich den Degen und rief. Mein edler Vater, ich danke dem vergeltenden Schicksal, welches das verblendete Opfer, nach dem ich so lange geforscht habe, meiner Rache entgegen trieb. Im hohen Gefühl des Danks will ich es schlachten, und der Rache ganz genieſsen! Bebe nur, die kalte Hand des Todes soll dich fassen, dich vor deinen Richter stellen, der nun helle sieht. Verkünde ihm die Rache seines Sohns!

Er griff, während meiner Rede, nach seinem Degen, vertheidigte sich mit vielem Muth; aber bald faſste ich ihn an der Brust, warf ihn zu meinen Füſsen, trat auf seinen bebenden Leib, und stieſs ihm das Schwert der Rache durch die Brust. Ich verlieſs das Gemach der Rache. Sie kam mir bebend entgegen, wollte meine Knie umfassen — ich schrie ihr zu: entweiche meiner Rache — diesen da hat sie schon gefunden. Dann warf ich mich auf's Pferd, und kehrte nach dem Meyerhof zurück, entschlossen die Folgen der That geruhig abzuwarten.

Besser, mein Vater hätte mir den Urheber seiner Schmach genannt. Aus Furcht, die Rache möchte für mich gefährlich werden, verschwieg er ihn.

Wer kann den Spruch der Vergeltung abändern, wer in ihre heilige ewige Rechte greifen, durch die allein die Menschheit besteht? Mich stieſs vorwärts das Schicksal, trieb mich zu dem Verbrecher auf dunkeln Pfaden, damit er ſiele unter meiner rächenden Hand; aber auch ich muſste in das Gewebe mit verflochten werden, das anders ihn allein umsponnen hätte. So spottet der Zufall — wie soll ich's nennen? der menschlichen Vorsicht — Recht muſste geschehen, muſs geschehen, daſs die Kühnheit der Verbrecher gebeugt werde. Darum verblendete ihn das Schicksal, daſs er sich in seinem eignen Wahn verfinge. Hätt' ich ihn sonst nicht ausfinden müssen durch den widrigen Eindruck, den er auf mich machte, durch den Haſs, den er mir einflöſste? durch die dunkeln Warnungen deines Briefes?

Nicht meines Vaters Schweigen, nicht dein Eid konnten ihn retten. Empört ging ich weg von seinem Angesicht, und muſste wiederkehren; Zufall muſste sich an Zufall knüpfen, bis der alles entscheidende uns Stirne gegen Stirne stellte, ich mit Kälte gewaffnet ihm das Geheimniſs entlockte, zur Selbstanklage ihn zwang, und das leise schleichende Werk der Vergeltung zur blutigen Vollendung gedieh! Es muſste geschehen, muſste so geschehen, daſs der Pfeil der

Rache die Hand des Schützen zugleich verwunde. Auf das Grab meines Vaters will ich den blutigen Degen legen. Ich fühle, daſs mich diese Geschichte zum Manne gemacht hat; aber der Grimm, die Starrheit, der Genuſs der Rache, die Menschen, die ich diese Zeit her gesehen, erregen ein Gewühl von Gedanken und Empfindungen in mir, die sich zu einem schrecklichen Ganzen zu bilden drohen. Muſste ich darum meine stille Heimath verlassen, um mein Herz durch die Erfahrung vergiften zu lassen? Meine Einbildungskraft mit düstern Bildern zu füllen? Groll einzusaugen bey den Leiden meiner Brüder, weil ich sie nicht stillen kann? Zu theuer sind die Kenntnisse erkauft, die ich hier erworben, jede kostet einen Theil meines Glücks, und ich gleiche dem Kaufmann, der Balsam gegen Gift eintauscht, und nun mit verderbender Waare wuchert. Doch ich muſste so geführt werden, um den Verräther zu erschleichen. Bereite mir Musik, bereite mir Ruhe. Nur an deinem Busen kann ich den bittern Groll verhauchen. Noch bleib' ich hier, um abzuwarten, was sie beginnen mögen. Ich bin entschlossen zum Kampfe mit allen den glänzenden Ungeheuern. Wahrlich, Philipp sollte mir so nicht entgangen seyn; aber jene Nacht — diese Zusammenkunft — Was sollt' ich an ihm rächen? Was ist sie mir? Hat nicht die Schande den Knoten gelöst, bevor er geknüpft worden? So aufgelöst, daſs ihn weder die Macht der Erde, noch die Macht der Natur wieder zusammen ziehen kann? Zurück in das Dunkel meiner Wälder. Ich bin frey wie ich war. Ich irrte in einem wilden, verworrnen, ängstlichen Traume, der mit einer lichten Erscheinung schloſs. Aus seinem Blute sprangen keine Rächer, die Töchter des Schicksals sahen es flieſsen, und priesen ihren mächtigen Gebieter.

Hier lies meinen Brief an das Weib und ihre Antwort. Beweine sie, auch ich kann sie beweinen.

An Donna Seraphine.

— Verachtung und Haſs trieben mich aus eurem Pallaste, und nicht die Furcht wegen der Folgen einer gerechten Rache. Ihr entgingt ihr, weil ich der Schaam meine Rache überlassen will, dem Gefühl eures Herzens, das Meisterwerk der Natur selbst in euch geschändet zu haben. Was hätt' ich zu rächen? Ihr seyd für mich nicht mehr in der Welt. Ganz war't ihr es nie, denn in den trugvollen Ergieſsungen eurer Liebe fühlt' ich dunkel, es verbände mich kein reines, meiner würdiges Band, mit euch. Mein Diener wird euch sagen, wo ich mich aufhalte; ich bin bereit mich vor ein Gericht des Königs zu stellen, und die Ursachen der Welt zu enthüllen, die diese blutige That erzeugten. Stellt dieses Blatt gegen mich. Laut sage ich, ich habe euren Vater ermordet; doch wähnet nicht, es sey um des Verbrechens willen, in das ihr verflochten seyd; er beging ehmals eins, welches diese Rache nicht versühnen kann — laſst euch nach meinen Namen nennen, wenn die Schaamröthe es euch erlaubt. Gegen Natur und Recht verstattet das Gesetz dem Weibe, ihre Schande mit dem Namen ihres Mannes zu decken — nutzt es, und seyd glücklich, wenn ihr könnt. Mein Glück, wie meine Ehre, sind auſser eurer Gewalt; alles, was ihr auf mich wirken konntet, war, mich einen Augenblick zu bethören. Ich bleibe hier, bis man mich fordert.

Raphael de Aquillas.

Donna Seraphine an Don Raphael.

Durch Thränen, Reue und Gebet, hoffe ich vielleicht den künftigen strengen Richter zu versühnen. Von euch hoff' ich es nicht, darf und will es nicht hoffen. Bebend steh' ich vor euch, ich die Unwürdige, die mit Recht Verworfne. Fürchtet die Rache unsers Hauses nicht. Keiner wird euch vorfordern, keiner euch anklagen. Mein Vater ist dem Tode nah, mit ihm stirbt sein Haus, und alle seine gefährlichen Entwürfe des Ehrgeitzes. Er selbst lispelte mir ins Ohr, eure Rache sey gerecht, und befahl mir sie zu verbergen. Den Arzt hab' ich durch einen Namen erschreckt, der nur euch nicht furchtbar ist. Dem Urheber meines Unglücks, wenn ich es zwischen ihm und meinem Vater theilen darf, liegt daran, daſs die Ursache und die That mit meinem Vater sterben. Man hat bey Hofe ausstreuen lassen, man habe euch in wichtigen Geschäften nach Italien gesandt. Ihr könnt also ruhig nach eurem Schloſs hinziehen.

— Willkommen wäre mir der Tod von eurer Hand gewesen; aber ich bin nicht würdig so zu sterben.

Die Schande, der Gram, das Gift des Gefühls meiner Unwürdigkeit, sollen mich langsam nach dem Grabe hinleiten, ohne daſs mir der Trost der Klage über mein Schicksal bleibe.

Ja, Don Raphael, ich verdiene eure Verachtung; aber ob ich euren Haſs verdiene, ob die Unglückliche nicht eures Mitleids werth ist, überlasse ich dem Eindruck meines Schreibens. Ich flehe nicht um euer Mitleid, tiefer bin ich gefallen als eine meiner Gespielinnen; aber nicht so tief, daſs ich eure Vergebung wünschen könnte. Ich fühle aus meinem Herzen, aus dem euren, daſs wir ewig getrennt seyn müssen, daſs ihr mir nicht vergeben dürft, ich keine Vergebung von euch empfangen darf, und lebte auch mein Vater, und hätt' ihn eure Rache auch nicht so schrecklich getroffen. Sollte die Reuende ewig vor ihrem unsträflichen Richter zittern? In jedem seiner Blicke ihr Verdammungsurtheil lesen? Es in jedem seiner Worte hören? Ihr seht, daſs ich weiſs, wie ich seyn müſste, um neben euch zu leben; ihr sollt sehen, daſs ich es immer tief empfunden habe. Auch rechtfertigen will ich mich nicht; will nur zu euch reden, wie ich einst zu dem Richter meines Lebens reden werde.

Mein Vater erfüllte mein unerfahrnes Herz mit dem glänzenden Wahn der Welt, von dem Augenblick meines Aufkeimens. Er vergebe mir diese Anklage um des peinlichen Schmerzes, den ich dabey leide. Meinen Hang nach edlern Genüssen und Beschäftigungen verlachte er, sah nichts in seiner Tochter, als die aufblühende Schönheit, durch die er sich einst mit dem ersten und mächtigsten Hause zu verbinden hoffte. All sein Streben ging dahin, mich zu diesem Zweck zu bilden. Es sind nun sechs Monate verflossen, daſs er sich mit dem Herzog de Lerma entzweyte; von diesem Augenblick wandte der von Ehrgeitz Verblendete alles an, diesen mächtigen Günstling zu stürzen. Der König hatte mich oft am Hofe gesehen, zu meinem Vater von mir gesprochen, und darauf baute er seinen Plan — laſst mich einen Schleyer vor diese seine That ziehen. Mich! Mich will ich anklagen! Mich die Verblendete, die sich durch Drohungen schrecken, durch Vorspiegelungen bezaubern lieſs. Don Alvaro, euer Vetter, sollte die Unwürdige zum Altar führen, so war es entworfen. Und — o laſst dieſs euren Haſs mildern, wenn ihn etwas mildern kann, er trat dem Entwurf meines Vaters bey, und lobte die Gefälligkeit seiner künftigen Gemahlin. Ich sah euch, und wagte euch zu lieben, wagte es mit diesem Herzen. Als euch mein Vater so unerwartet zu uns führte, versank ich in Schaam. Ich fühlte meinen schrecklichen Fall, fühlte, eines solchen Mannes nicht mehr werth zu seyn. Da ich euch nun näher kennen lernte, die Stärke eures Geistes, die Sanftmuth eures Herzens mir sichtbar wurden, ich eure edlen Gesinnungen in euren Augen las, durch meine ausgesandten Diener eure edlen, stillen Thaten vernahm, die allem Gefühl abgestorbenen Höflinge vor dem freyen, offnen Sohn der Natur erbleichen sah, und bald eure ganze Gröſse und Erhabenheit, der ich mich vergebens nachzuschwingen strebte, in meine Seele sank, da verfiel ich in die euch so räthselhafte, mir so qualvolle Schwermuth. Ich fühlte mich eurer unwürdig; aber die eigennützige Liebe siegte, und ich konnte den Wunsch nicht bezwingen, den Mann meiner Bewunderung mein zu nennen, es koste was es wolle.

Wie oft lag ich vor den Bildern der Heiligen in meiner einsamen Kammer, jammerte und seufzte, daſs sie mir euch zugeführt hätten, da ich eurer nicht mehr würdig wäre! Vor ihnen klagt' ich meinen Vater, den König, euren Vetter an, und rief zum Himmel, mich durch seine Blitze zu reinigen, zu vernichten, und ach, mich wieder tadellos zu schaffen. Mit meinen Thränen benetzte ich das Bild der Allreinen — ihr milder erhabener Blick, der aller Schmerzen heilet, verwundete mich — denn das, was ich verloren, sah ich in ihrem heiligen göttlichen Angesicht.

Mein Vater drang in die Vermählung mit eurem Vetter; ich sagte ihm mit mehr Muth, als ich ihm bisher gezeigt: Ihr müſstet der Mann seyn, und nie ein andrer. Ich fand ihn gefälliger als ich vermuthete. Den einzigen Einwurf, den er mir machte, war: eure Art zu denken und zu handeln. Er fürchtete, ihr möchtet dem Plan nicht beystimmen, den er so glücklich ausgeführt, vielleicht durch eure sonderbare Heftigkeit das ganze politische Gewebe seines Verstandes zerreissen. Doch der Hang des Hofmanns, den Menschen immer schlecht zu denken, flöſste ihm bald den Wahn ein, euer Betragen sey nichts, als eine neue, klug erfundne Maske. Euer Vetter, der durch die Verbindung zwischen euch und mir denselben Zweck zu erhalten hoffte, lieſs sich die Veränderung gern gefallen. Die Herrschaft über den König suchten sie, und dazu war ihnen jedes Mittel gleich und gut. Von solchen Männern ward ich geführt. Meine Mutter durfte nie reden; sie weinte im Stillen über mich und fürchtete die Zukunft. Tausendmal schwebte das schreckliche Geheimniſs auf meinen Lippen, wenn ich sah, wie theilnehmend ihr auf den Schmerz blicktet, der an meinem Herzen nagte. Die Schaam, die Furcht euch zu verlieren, die Vorstellungen meines Vaters, der euch, nach seinem Ausdruck, erst nöthigen wollte, ihm eure verborgene Denkart zu enthüllen, hielten mich zurück. Dieser sträflichen Zurückhaltung folgte bald ein gröſseres Verbrechen, ein Verbrechen, das ich euch nicht nennen, das ich kaum berühren kann. Die Reue will's, und die Schaam hält mich zurück. Als ihr mir den Entschluſs, euch auf eine Zeit lang zu entfernen vertrautet, sah ich, was ich längst gefürchtet hatte, daſs ich euch verlieren müſste, daſs euch euer innrer Geist vor der Gefallnen warnte. Gleich solltet ihr mir werden — durch Überraschung an die Gefallne gefesselt werden. Verachtet mich, nur haſst mich nicht. Don Raphael, es war ein Augenblick, worin ich um eures Besitzes mit diesen schwachen zarten Händen, mit diesem Herzen, das jede Klage des Leidenden zerreiſst, gemordet, allen Heiligen, dem Himmel selbst entsagt hätte. Und that ich's nicht? That ich nicht mehr? Zerriſs ich nicht da den Schleyer, der euch bisher die Unwürdige verbarg? Zerstört' ich nicht gänzlich den schwachen Rest meines eingebildeten

Univ.-Bibl. München

Glücks? Die Strafe, die Reue, die Verwirrung, die auf diesen kühn entscheidenden Augenblick folgten, waren schrecklich. Nie empfand ich mehr mein Unglück, meinen Fall, als da ihr euch aus meinen Armen riſst. Da sah ich mich in der tiefsten Erniedrigung. Damals als ich in euren Augen, auf eurer Stirne den Unwillen, das edle Zürnen gegen euch selbst sah, da hätte mich der Tod ergreifen sollen. Nie hat ein erhabenerer Mann vor einem verworfnern Weibe gestanden. — Was für ein Wesen seyd ihr, das weder Lust, Ehrgeitz, Herrschsucht noch Gröſse blenden! der alle ihre Schlingen zerreiſst, und sie zu Siegeszeichen über unsre Verderbniſs macht. Kehrt in eure Gebüsche, in eure reine Luft zurück, flieht die Pest hier, die, wenn sie euch auch nicht anstecken kann, wenigstens den reinen Spiegel eurer Seele durch ihren giftigen Hauch befleckt. O daſs ich meine Seele von ihren Flecken reinigen könnte, daſs ich wiedergeboren werden könnte in der Hütte des Armen, fern von den Zerstörern aller guten Empfindungen, und nur einen Augenblick eurer würdig werden könnte! Umsonst — das Loos ist geworfen — unwiederruflich ist der Spruch der Verachtung, der Schande über mich ausgesprochen. Unersetzbar ist mein Verlust, der Tod der alles tilgt, tilgt diese Schuld nicht. Hier und dort darf ich euch nicht nahen — die unsterbliche Seele wandert noch jenseits des Grabes in der düstern Hülle der Schande, und darf den Reinen nicht begrüſsen.

Seht — ich schreite über glühendes Feuer, da ich dieses schreibe — die Schaam hält meine Feder zurück — und doch muſs ich es sagen, — muſs den einzigen Trost, die einzige Erleichterung, in der Entdeckung suchen — ich muſs es sagen, und vernehme mich das ganze Menschengeschlecht — Meine Duena überraschte uns, weil sie uns auf meine Veranstaltung überraschen muſste. Leset weiter! leset schnell weiter! Verachtet mich, nur haſst mich nicht!

Als ich euch wieder sah, hing das Geschehene in düstrer Schwermuth um eure Stirne. Im Staube lag das hohe Ideal, das ihr von mir geträumt hattet; und ich zitterte jeden Augenblick, es würde Licht in eurer Seele über mich werden, euer forschender Blick würde in meinem Herzen das widrige Geheimniſs erforschen. Wie ein Räthsel, das man auf Gefahr seines Lebens lösen soll, sah ich es vor euren trüben Augen schweben. Ich sah euch unglücklich — eure Stärke zerschlagen, euren Muth geschwächt, eure Empfindungen in peinlichem Schwanken, und noch wuſstet ihr nichts — noch trautet ihr der verführten Verführerin. Es war nun nicht mehr die Liebe, die mir euch zuführte; es war Unterwerfung unter ein gehässiges Schicksal. Ich wollte reden, ich durfte nicht reden, andre Kunstgriffe sollten erst euer Herz bestricken und eure Stärke brechen. Ihr solltet uns erst gleich werden, oder bekennen, daſs ihr es immer gewesen. Spottet der Thoren! ich spottete ihrer, weinte über den Gedanken der Möglichkeit, in dem Augenblick, da ich die Erfüllung wünschte. Ja, in meinem Wahnsinn wünscht' ich euch mit einem Verbrechen beladen zu sehen, um das meine gegen das eure aufzuwägen. Nie trat ein beneideteres, nie ein unglücklicheres Paar zum Altar. Schuld in dem Herzen der jungen blühenden Braut — düstre Ahndungen, quälende Zweifel in dem Herzen des schönsten edelsten Bräutigams. Die Verbrecherin zitterte an eurer Hand, und euer männlicher feyerlicher Ernst verkündete der bebenden den künftigen unerbittlichen Richter. Nur dann, wenn ihr mir von dem Aufenthalt eurer Jugend spracht, mich von dem Glück eurer Kindheit unterhieltet, heiterte sich meine Seele auf. Ich sah Trost darin, diese gefährliche Stadt zu verlassen! Ich sah Trost darin, mich dann zu euren Füſsen zu werfen, euch das Bekenntniſs zu thun, und mich eurem Ausspruch zu überlassen. Gewiſs würdet ihr der Unglücklichen einen Winkel in eurem Schlosse angewiesen haben, wo sie in Reue und Buſse hätte hinschmachten können. Vielleicht, daſs Zeit und Mitleid einst über euch vermocht hätten, die Gefallne durch einen Blick aufzurichten. Sie lieſsen es dahin nicht kommen, sie fingen an, an euch zu zweifeln, und fürchteten, die Früchte ihrer Bemühungen zu verlieren. Durch List führten sie den König zu mir — vergebens würd' ich sagen, schuldlos war die Zusammenkunft — hier findet keine Rechtfertigung statt, und keine will ich mir verstatten. Die Verzweiflung sauge an meinem Herzen. Die Schaam, die Schande, mein Verlust, das peinvolle Erinnern an euch seyen von nun meine Gefährten. Schnell werden sie den Augenblick befördern, wo ich noch einmal eurer würdig werden kann — wenn die Blässe des Todes mich decken, mein Herz erstarren wird, und ich nichts mehr sehen und fühlen werde, als euer Bild und die gewünschte Auflösung. Ich danke euch, daſs ihr mir das Verbrechen meines Vaters verschweigt — er hat es mir selbst entdeckt und ich, die für alle Unglückliche Thränen hatte, habe keine für ihn. — Ich würde es Trost nennen, wenn Trost für mich zu finden wäre, daſs dieser euer Wink mich von dem Vorwurf befreyt, schuld an seinem Tod zu seyn. Mein Verbrechen hatte keinen Theil an eurer Rache! O mein Vater, daſs ich dich nur beklagen, nicht beweinen kann! daſs ich deinem Mörder dieſs gestehen muſs! daſs bey deinem Tod die alles rächende Gerechtigkeit, selbst die Natur, in deiner Tochter Herz verstummen muſs!

Don Raphael! Vor einigen Tagen lispelte man mir leise ins Ohr — wie soll ich euch dieses sagen? — noch eine Hoffnung — ein starkes Band knüpfe mich an dieses traurige Leben. Ganz könnt ihr nicht von mir scheiden; doch hoff' ich, und suche nichts für mich durch diese Entdeckung. Mit schmerzvoller Wonne werde ich das einzige, was ich von euch habe, empfangen, und über mein Unglück auf seine Wangen weinen.

Laſst mich immer euren Namen, mir zum qualvollen Vorwurf, tragen! Wird er euch nicht an mir rächen, so oft ich mich nach euch nennen höre?

Ich war geboren, ihn zu ehren; dieſs fühl' ich, so tief ich nun gefallen bin. Der, dessen Güte mein Herz zum Bessern gebildet hatte, vergeb' es dem Leidenden, zu dem ich nun gehe, ihm beyzustehen, ihn zu beweinen, wenn ich mich und mein Elend bey dem seinen ganz vergessen kann.

Seraphine de —

DRITTES BUCH.

1.

— Don Antonio starb nach zehn Tagen an seiner Wunde. Raphael blieb noch einige Zeit mit Pedro de Gomez auf dem Meyerhof, und da keiner ihn vorforderte, so eilte er auf sein väterliches Schloſs. Er flog in Suleima's Arme, in den Schooſs der Natur, wie der junge Hirsch, der unvorsichtig den unzugänglichen Aufenthalt seiner Freyheit verlieſs, sich nach lichten Gegenden des Waldes begab, wo den Unerfahrnen kaum die Hunde der Jäger erblickten, als sie auf ihn anschlugen, um ihn bis zur Entkräftung zu verfolgen. Aber der kräftige Sohn der Wälder setzte über Netze, Gräben und Gebüsche, und kehrte, obgleich abgejagt und athemlos, doch frey und gerettet in das sichre Lager seiner Jugend zurück. Nun fühlt' er erst, daſs Sicherheit und Ruhe in der Beschränktheit bestehen. Eben so fühlte sich Raphael; er lag lange stumm in Suleima's Armen, bis dessen milde Worte und sanfte Töne der Freundschaft Thränen aus seinem Herzen lockten. Er empfing den Geretteten, wie der Priester der Natur, und zeigte auf die Schätze unsrer erhabenen Mutter mit der Heiterkeit und Ruhe, die nur sie verleiht. Von dem Geschehenen sprach er wie von einem Traume, einem warnenden Gesichte, führte ihn hinaus in die Gefilde zu den Hütten seiner Vasallen, die seine Ankunft als einen festlichen, glücklichen Tag feyerten. Er unterhielt ihn von dem Glück und der Lage eines jeden, von den neuen Anstalten, die er hier und da gemacht, und stimmte sein Herz zu sanfter Theilnehmung.

Raphael sehnte sich nach dem Grabe seines Vaters, und kaum war alles zur Ruhe, als er mit Suleima nach dem Saal ging, das Siegel erbrach, und in das Gewölbe trat. Er stürzte auf das Grab: „Mein Vater, hier bin ich wieder, an dem seligen Ort, den ich nie hätte verlassen sollen; aber das Verhängniſs wollte es, und ich kehre nun wieder mit zerriſsnem Herzen. Ich habe den Mann gesehen, der deine Tage in die Finsterniſs des Grabes hüllte, der die Edle, hier Schlummernde, verfolgte, und sie zwang das Licht zu fliehen. Auch deinen Sohn wollte er verstricken; aber getreu deinen Lehren und den Empfindungen, die du seiner jungen Seele eingeflöſst hast, entfloh er noch den gefährlichen Schlingen. Sie wollten mich fangen mit dem Netze des Wahns, ich habe es zerrissen, und bin werth an der Stelle zu stehen, die du geheiligt hast. Die Natur hat deinen ihr geweihten Sohn wieder aufgenommen, und ihm verstattet, ihre heiligen Rechte durch Wiedervergeltung an deinem Verfolger zu rächen. Bis zu seinem Herzen führte mich das Schicksal durch dunkle Wege, fügte Zufall an Zufall, bis er selbst sich entlarvte. Diese Rache heilt viele der Schmerzen, die ich gelitten. Hier leg' ich das blutige Werkzeug meiner kindlichen, gerechten Rache nieder; so wollt' es die ewige Gerechtigkeit! Zu ihrem Dienst bin ich gerüstet, so oft mich die gedrückte Menschheit ruft. Nur um ihrentwillen werd' ich den Ort deiner Ruhe verlassen. Heile, mein Vater, die Wunden meines Herzens! Bringe meine verworrnen Gedanken zur Eintracht! Laſs mich wiederum werden, wie ich damals war, als das Licht deiner schönen Seele die Dunkelheit der meinigen erleuchtete."

Suleima richtete ihn gerührt auf — versiegelte das Grab, und führte ihn zurück.

Noch waren die empörten Geister Raphaels nicht ruhig, er sprang diese und die folgenden Nächte oft von seinem Lager auf — der Schlaf floh ihn — er sah und hörte düster und verschlossen auf alles, was um ihn geschah. Suleima bemerkte seinen Zustand mit innerm Schmerz; er fürchtete, die plötzliche Erfahrung, die unerwartete empörende Entwicklung der Begebenheiten, in die er in Madrid verflochten war, möchten den Saamen zu Miſsmuth, der so schnell aufschieſst, unsern edlen Kräften so gefährlich wird, zu tief in sein Herz gesenkt haben. Aber noch war dieses Gift nicht tief in Raphaels Herz gedrungen; das Gute seiner Natur siegte über die Wirkung der Miſsgestalten, die sich ihm so scheuſslich offenbart hatten. Nur ein Gefühl erhob sich klar in seiner Brust: den Ort zu meiden, wo sich das Verderben zusammendrängt, damit es ihn, da er es nicht hindern könnte, nicht in den gefährlichen Strudel zöge. Das was ihn jetzt so tief und ernst beschäftigte, war Nachsinnen über das Vergangene. Er glaubte das Schicksal habe darum von lange her Zufall an Zufall gereiht, ihn durch sie, als den von ihm und der Natur bestellten Diener der Rache, bis zu dem Augenblick fortgestoſsen, worin er den sichern, verborgnen Verbrecher ergriff und opferte. Von Glied zu Gliede lief er die Kette der Begebenheiten durch, und glaubte in jedem die Spur der allwaltenden Gerechtigkeit zu entdecken; aber sein Herz erbebte, da sein spähendes Auge wahrnahm, wie das Schicksal durch den Verbrecher die von der Natur so schön und edel gebildete Jungfrau mit in die Verkettung gezogen, daſs sie als Mittel zu seiner Enthüllung dienen muſste, um dann als Opfer so schrecklich zu fallen. Obgleich Betrachtungen dieser Art seine Schwermuth beförderten, so verstärkten sie doch zu gleicher Zeit das Gefühl von Entsagung und Hingeben in seiner Seele; und je näher er die Macht über sich schweben fühlte, welcher der Mensch nicht entfliehen kann, je sichrer, fester ging er vorwärts.

2.

Don Raphael war schon acht Tage auf seinem Schlosse, und noch hatte er Almerine, Suleima's Tochter, nicht gesehen. Suleima wollte sie ihm mit seinem Sohne, den er von dem Gebürge erwartete, zugleich vorstellen. Aber Almerine hatte den jungen Mann, von dem ihr Vater, als dem Wohlthäter ihres verfolgten Volks, als dem Sohn seines Erhalters gesprochen, auf seinen einsamen Gängen gesehen, und lange für ihn gelitten, da sie ihren Vater um seinetwillen in Angst und Sorge sah. Sorgfältig vermied sie ihn nun, und schwebte um ihn, wie ein liebender, besorgter Geist der unsichtbaren Welt. Auch gnügte ihr dieſs, und sie sah ihn mit frommem Entzücken, wie den wohlthätigen Genius ihres Volks, in schöne menschliche Gestalt verhüllt, in den dunkeln Gebüschen wandern.

Raphael war mit Suleima ausgegangen seine Vasallen zu besuchen. Bey einbrechender Dämmerung kehrten sie durch das dunkle Gehölze zurück, in traurigen Gesprächen über den nahen Sturm begriffen, womit die Wuth der Priester den Unglücklichen drohte. Auf einmal hörten sie in arabischer Sprache Klagen, von der mit Ruinen bedeckten Moschee, in die Laute singen. Sie glichen dem Trauergesang eines abgeschiedenen Geistes an dem Grabe der Tugendhaften; und so saſs auch die Sängerin, gehüllt in den Schatten der Eichen, auf den bemoosten Steinen. Suleima stand betroffen, und Raphael lauschte auf die Worte der Klagenden:

„Almansor! den Trümmern deiner Moschee gleicht nun das Volk, das du führtest über das Meer, unter den schattichten Palmen zur Freyheit geboren.

Ach dein edles Volk, die Abkömmlinge deines blühenden Hauses, schmachten unter dem Druck der mächtigen, blutdürstigen Verfolger. Sie flüchten in die öden Gebürge, verbergen sich in den Höhlen, um dem Gott ihrer Väter ihre Leiden zu klagen.

Ohne Hülfe läſst er sein Volk! Zur Verfolgung werden wir geboren, im Staube liegen deine Kinder, verhöhnt und zertreten von den Übermüthigen.

Die Flügel der Schwalben müſsten wir haben, um ihrer Wuth zu entfliehen! O gieb uns die Flügel der Schwalben, daſs sie uns tragen über das Meer und wir uns sammeln unter den Palmen in Arabiens duftenden Gefilden!

Dort wollen wir preisen den Gott unsrer Väter und seinen Propheten! Besingen die Thaten des groſsen Almansors! Hier dürfen wir nicht preisen den Gott unsrer Väter, nicht laut nennen seinen Propheten, dürfen nicht laut weinen über unsre Schmach, nicht klagen über die Leiden, womit sie uns plagen.

Doch laut darf klagen Almerine, die Tochter deines edlen Enkels, sie darf klagen über die Leiden ihrer Brüder und Schwestern, und alle dürfen klagen über das Elend ihres Volks, die diese blühenden Thäler bewohnen. Ein uns schützender Genius lebt in dem von dir erbauten Pallast. Mein Herz opfert ihm stille Seufzer, reine Gebete, melodischen Gesang und sanftes Saitenspiel.

Almansor, wenn ich ihn nicht sehe, so schwebt er vor mir, gleich einem Genius; aber wenn ich ihn wallen sehe, zu meinen Brüdern freundlich sprechen höre, so freue ich mich, daſs er ein Mensch ist, und danke dem, der ihn schuf, uns Unglücklichen zum Trost!"

Hier löste sich der Gesang der Klagenden in einen Seufzer auf, der mit dem Nachklang der Laute und ihrer Töne in Raphaels Herz floſs. Mit leisen Schritten, als ginge er einer himmlischen Erscheinung nach, die er durch Geräusch zu verscheuchen fürchtete, nahte er den Ruinen, die das Grab umschlossen. Seine gespannte Seele wähnte einen Augenblick, es seyen wirklich die Klagen eines Abgeschiedenen über den Verfall des Hauses und des Volks Almansors. Er erblickte auf dem Moos die erhabene Gestalt. — Ihr Anzug — ihre Stellung — ihre Blicke — ein sanftes Lispeln der Luft in den Blättern der Eichen, die sich dunkler färbende Dämmerung, durch welche die letzten Strahlen der Sonne wie durch einen vorgezogenen Flor schimmerten, beförderten die Täuschung. —

Als Almerine ihn erblickte, sank die Laute in ihren Schooſs, und da sie ihren Vater hinter ihm gewahr ward, erhob sie sich schnell, schwebte gleich einem Geiste über das dunkle Moos, und verschwand hinter den dicken Stämmen der Eichen.

Raphael folgte ihren Bewegungen, und als sie verschwand, wandt' er sich gegen Suleima; seine Blicke schienen ihn über die Wirklichkeit der Erscheinung zu fragen.

Suleima schwieg.

Raphael. Umschweben die Geister der Vorwelt die Grabstätte des Beschützers, ihres Volks?

Suleima. Daran zweifle ich nicht. Doch diese Erscheinung, die so melancholisch die Leiden ihres Volks beklagt, ist in jugendlichen Körper gehüllt; es ist Almerine, meine Tochter.

Raphael. Deine Tochter! und du verbargst mir sie so lange?

Suleima. Ich wollte sie dir mit meinem Sohne zugleich vorstellen, und dich für beyde um deinen

Schutz bitten. In ihm hoff' ich dir einen Freund zu geben, der deinem Dienste ein kräftigers, längers Leben zu weihen hat, der durch Muth und Treue das erfüllen wird, woran mich mein nahendes Alter hindert. Der Dank, den ich diesem hier Ruhenden schuldig bin, wird nicht mit mir sterben.

Raphael. Du bist mein Vater, und ich hoffe, deine Kinder werden darum gern mich Bruder nennen. Komm, laſs uns der bebenden, schönen Erscheinung folgen. Nun erst erinnre ich mich, daſs Almerine erschrak, als sie uns erblickte. Suleima, wenn je ein Geschöpf gebildet war, das körperlich vorzustellen, was unsre Seele in ihrer reinsten Erhebung unter Wesen jener Welt denkt, so scheint sie es zu seyn. Komm, sie wird durch das melancholische Lispeln ihrer Klagen, durch ihre sanfte Musik, die bittern Erinnerungen verscheuchen, die mich noch immer verfolgen.

Sie traten in das Schloſs; Suleima suchte seine Tochter auf, und führte sie in den Saal, wo Raphael sie erwartete. Leise bebend, mit jungfräulicher Schüchternheit nahte sie; sanfte Röthe umflog mehr ihre Wangen, als daſs sie dieselben färbte.

Almerine, sagte Suleima, der edle Sohn meines edlen Beschützers will dein Schutz, dein Bruder seyn.

Raphael. Laſs mich sie erst fragen, mein Vater, ob sie meine Schwester seyn will; ob ich's werth bin, mich ihren Bruder zu nennen. Darnach streben will ich gern, will mir gern angelegen seyn lassen, ihre Gunst zu erwerben.

Suleima. Warum so schüchtern, mein Kind?

Almerine. Ich bin nicht schüchtern, mein Vater, nur weiſs ich nicht, was ich jetzt sagen soll, da er meinem Herzen die Worte genommen hat, die ich ihm sagen wollte.

So knüpfte sich bald der Knoten freundlicher Vertraulichkeit. Asan, der Bruder, kam in einigen Tagen hinzu, und Raphael fand mehr in ihm, als Suleima ihm versprochen hatte. Ihre Seelen wurden eins. Gleicher Muth, gleiche Gesinnungen belebten sie. Einer lebte in dem andern, und sie fühlten die innige, reine Freundschaft, wie die hohe Tugend, ohne sie zu nennen, ohne davon zu sprechen. Almerinens sanfter Geist ergoſs sich in lieblicher Zärtlichkeit und jungfräulichen Gefühlen. Ihre Gedanken, von reinen Empfindungen gezeugt, entfielen ihren schönen Lippen, wie die von der Abendsonne vergoldete Blüthe, die der leise West vom Aste haucht.

3.

In den stillen Abendversammlungen erzählte Suleima die Thaten und Geschichten seiner Väter, die schauderlichen Sagen der Bewohner um Kastellmansor von den zwey Riesen am Eingang, und wechselte seine Erzählungen oft mit den phantastischen Mährchen Arabiens, die er in das Gewand der Weisheit und Welterfahrung hüllte. Almerine sang arabische Romanzen in die Laute, von den Zügen der Mauren, dem Heldenruhm ihrer Voraltern, der Wonne und dem Schmerz eines verliebten Paars. So reinigte sich Raphaels Seele nach und nach in ihrem freundlichen Umgang, in dem Schooſse der Natur, von allen widrigen Empfindungen und bittern Erinnerungen. Die Gefühle seiner ersten Jugend kehrten unvermischt zurück, wurden fester und bestimmter. Er beschäftigte sich mit Lesung seiner und seines Vaters Lieblingsbücher, besuchte mit den Freunden seine treuen Vasallen, half ihnen durch Rath und Beystand, und noch einmal blühte das volle Glück der Menschheit in den Thälern um Almansors Kastell. Der übrige Sommer und ein Theil des Winters verflossen in Ruhe und reinem Lebensgenuſs. Das einzige was sie störte, war die Furcht der nahen Verfolgung; aber noch schmeichelten sie sich mit der Hoffnung, die wiederholten Vorstellungen des Adels an den König, denen Raphael immer beytrat, und der Nutzen Spaniens, würden über die Wuth der Priester endlich siegen.

Mit Kummer bemerkte Suleima die stille Gluth der Liebe in dem Herzen seiner Tochter. Sichtbar blickte sie durch die freundliche Vertraulichkeit, die zärtliche Benennung, Bruder und Schwester; was aber seinen Kummer vermehrte, war, daſs er in Raphael gleiche Empfindungen wahrzunehmen glaubte.

Eines Abends, da die Glücklichen vertraulich beysammen saſsen, sprach Raphael mit Entzücken von dem Augenblick, da er Almerine zum erstenmal gesehen, und verweilte lange bey der Rückerinnerung seiner damaligen Empfindung, da er sie für eine Erscheinung der andern Welt gehalten. Er blickte nach ihr.

sie nach ihm, und plötzlich sagte sie mit einem leisen Seufzer: „O, daſs ich es wäre, daſs ich euch so umschweben könnte! gewiſs ich würde ein glücklicher seliger Geist seyn — vielleicht dürft' ich dann eurer Seele zulispeln — was ich nun verschweigen muſs."

Diese schwärmerischen Empfindungen und Wünsche beflügelten ihre Seele so, daſs sich ihr schöner Körper leicht und schnell erhob, sie sanft gegen ihn hinschwebte, sich zu ihm neigte, als habe die Seele den Körper verlassen, der ihre Wünsche hinderte. Sie fuhr mit sanfter Begeisterung fort:

„Dann dürft' ich immer um euch seyn, freudige Zeugin der Wohlthaten seyn, die ihr meinem Volke thut! könnte alle Empfindungen eures Herzens, alle Gedanken eurer Seele vernehmen, alle eure stillen Wünsche belauschen. Wie wollt' ich dahin fliegen sie zu erfüllen, bevor sie vollendet wären. O der Zustand der Geister muſs ein seliger ruhiger Zustand seyn!"

Raphael faſste sie in seine Arme. „Ich freute mich damals, und freue mich immer mehr, daſs sich die Täuschung so schön auflöste, daſs die Erscheinung nicht vor mir in Luft zerfloſs, und ich ein Wesen fand, das empfindet, glücklich seyn und glücklich machen kann. Muſs meine Schwester zum Geiste werden, um mich zu umschweben, meine Wünsche, Gedanken und Empfindungen zu belauschen? Kennt sie dieselben nicht alle? Vielleicht würde dieser unkörperliche Zustand ihr gnügen, sie glücklich machen, aber auch mich? Süſse Schwärmerin, sind wir nicht innig verbunden? Und können wir uns nicht so verbinden, daſs uns in dieser Welt nichts mehr trenne; daſs wir einst in den seligen Gefilden der künftigen vereinigt hinschweben?“

Almerine löste sich leise aus seinen Armen. Seine letzten Worte sanken mit aller Bedeutung in ihr Herz, und zogen sie in die Gefühle zurück, über die sie sich durch den Flug ihrer Seele erheben wollte. An dem sanften Feuer seiner Augen, an der plötzlichen Röthe seiner Wangen, zerschmolzen die geistigen Schwingen ihrer Phantasie, sie wankte nach ihrem Sitz und neigte ihr Angesicht gegen ihren Busen.

Suleima sah ernster als je. Die kleine glückliche Gesellschaft konnte diesen Abend zu keinem freyen Einklang gelangen.

4.

Raphael ging einige Tage stiller und nachsinnender herum, als gewöhnlich. Suleima's Betragen und forschender Blick waren ihm nicht entgangen. Sein Entschluſs war gefaſst; er wollte es nicht länger verschieben, ihn dem mitzutheilen, von dem die Erfüllung abhing. Er trat mit der offnen Miene zu ihm, mit der er alle seine Empfindungen mitzutheilen pflegte.

Raphael. Siehe, wir alle hier sind in dem schönsten Bund vereinigt; um ihn noch enger zu schlieſsen, fehlt nur eins, und dieses steht in deiner Gewalt.

Suleima. In meiner Gewalt? mein Sohn!

Raphael. Ja, mein Vater! ich bitte dich, blicke nicht so ernst auf mich; höre freundlich auf das, was ich dir sagen will. Deine Tochter kann mich glücklich machen.

Suleima. Wie das?

Raphael. Gieb mir die zum Weibe, die mein Herz liebt.

Suleima. Wie, zum Weibe! vergiſst du, daſs du in einer Verbindung stehst, welche die Kirche der Christen für unauflöslich hält?

Raphael. Um dir darauf zu antworten, müſst' ich die Natur beleidigen. Kannst du, darfst du mit jenen Unsinnigen meine Ansprüche auf das Glück der Menschheit in Zweifel ziehen, weil man mich durch Betrug in eine Verbindung gezogen, die die Schande gelöst hat?

Suleima. Und wenn ich auch dieſs nicht dürfte, so kann, muſs ich doch dich warnen, dich nicht von neuem zum Sklaven des Schicksals zu machen, dem du kaum entronnen bist. Was würde eine solche Verbindung für dich, für mich und uns alle für Folgen haben? Würdest du nicht unsre Hasser und Verfolger gegen uns reitzen? Müſsten sie nicht an uns und dir die Gesetze rächen, die du so kühn verletzen willst? Uns würden sie durch die Flamme als Verführer strafen — und glücklich wärst du, wenn du ihr entgingest.

Raphael. Dieses habe ich erwogen; aber sage, sollten nicht in ganz Spanien zwey Geschöpfe, unter dem Schatten des Geheimnisses, in dem Schooſse der Natur, fern von allen Menschen, trotz den gefährlichen Unsinnigen, glücklich seyn können? Ich will es werden; und nicht du, nicht sie, nicht ich, keiner soll dadurch leiden. Von dir soll diese Verbindung, an dem Grabe meiner Ältern, geheiligt werden, damit auch ihre Geister den Segen dazu sprechen. Ich erwarte von dem Volk der Christen kein Glück mehr. Wie frey ich von ihnen bin, dieſs weiſst du; weiſst, daſs keine Verbindung mich gegen sie verpflichtet.

Suleima. Dem Innern nach, vielleicht; aber nicht nach dem Äuſsern.

Raphael. Darum sollst du, der Priester der Natur, nicht Mahomets, nicht Christus Priester, uns die Kinder der Natur, nach der Weise deiner Altväter insgeheim verbinden. Oder hält vielleicht darum das Vorurtheil den ernsten Mann zurück, weil diese Verbindung Geheimniſs bleiben muſs? Weil vielleicht die Welt sie anders nennen würde? Willst du dem Wahn unser Glück aufopfern? Wenn mein Vater nun lebte, den Wunsch meines Herzens vernähme, würde er nicht freudig meine Hände in die ihren legen?

Suleima. Aber würde er nicht vorher erwägen, daſs er dadurch dein Schicksal mit einem Volk verbände, das nicht weiſs, ob es morgen aus diesem Lande verjagt wird, das nicht weiſs, ob nicht morgen sein Blut auf den Boden, den es heute noch bearbeitet, flieſsen wird? Wie, wenn es nun den Wüthenden gelingt, und wir fliehen müssen? Du dich von denen trennen muſst, in deren Schicksal du dich gegen alle Klugheit drängst!

Raphael. Noch ist nicht entschieden was du fürchtest, und laſs geschehen was da will. Sieh, ich trete mit dir und ihr unter des Propheten dunkeln Schild. — Stöſsest du mich weg?

Suleima. Mein Sohn!

Raphael. Ja ich dränge mich in euer Schicksal, und mache es zu dem meinen. Würde ich es nicht thun, wenn du auch hart genug wärst, mich nicht so, wie ich's nun wünsche, damit zu verknüpfen? Bin ich nicht dir, bist du nicht mir mit allem was dir angehört, von dem sanft Ruhenden übergeben? Nie werd' ich euch verlassen. Es ist ein erhabenes Gefühl, was ich jetzt in meinem Busen trage, und ferne sey von mir, es zu einem eigennützigen zu machen. Ich lege mein Glück in deine Hände, und frage dich noch einmal, willst du mein Vater seyn, so seyn, wie ich dir sagte?

Suleima. Nur wenn ich muſs.

Raphael. Nur wenn du muſst, Unfreundlicher!

Suleima. Tritt die Gebräuche deines Volks mit Füſsen; was bleibt dir übrig, wenn sie einst die Beleidigung rächen, als der Gedanke, ihre Rache berechtigt zu haben?

Raphael. Berechtigt? Nun so muſs ihr Unsinn, Klugheit, ihre an mir ausgeübte Bosheit, Gerechtigkeit, die Verfolgung gegen euch, Wohlthat, ihre Heucheley, ihr Blutdurst, Religion seyn! So sind die Gefühle der Natur, der menschlichen Rechte, Verwegenheit und Aufruhr; so darf keiner mehr wagen, sich über den Morast zu erheben, in dem sie sich wälzen, und der Spanier ist allein geboren, sich von Männern blindlings leiten zu lassen, die seine besten Eigenschaften zu Verbrechen und seine schlechten zu Tugenden zu machen wissen. Opfre diesem Wahnsinn, laſs den zum Glück geschaffenen nach der Wonne des Lebens lechzen, laſs sie hinschmachten in der Blüthe der Jugend, und trenne was die Natur verbunden hat.

Suleima. Raphael, du entscheidest durch diesen Schritt über dein Leben; ich sehe vor meinem bangen Geiste das Gewebe des Schicksals schweben, das uns und dich mit uns umgeben wird. Und wie magst du dem Schicksal Folgen zuschreiben, die du aus freyer Wahl veranlassest? Dieses dunkle Wort hat nur für den Verunglückten einen tiefen, tröstenden Sinn, der sein Verhängniſs nicht selbst bestimmt, der ohne Schuld und Vorwissen von dem Strudel gewaltsamer Begebenheiten dahin gerissen wird. Doch du bist entschlossen und dieſs scheint dir für dich genug; aber soll der Vater nicht vorher die Tochter fragen, ob sie sich dem Gerüchte aussetzen will, das nothwendig über sie ergehen muſs, wenn sie in diese geheime Verbindung mit dir willigt. Hat das Volk das Recht auf guten Leumund darum verloren, weil es in Unterdrückung seufzt?

Raphael. Dieses fällt schwerer in mein Herz; doch bedenke, mein Vater, daſs mein und ihr Glück davon abhängt; bedenke, daſs Raphael dich auffordert, ihn ganz zu dem deinigen zu machen. — Laſs uns nun hinunter zu deinen Brüdern steigen.

5.

Die Liebe besiegte bald alle Bedenklichkeiten des bangen Vaters. In der Moschee, an dem Grabe der Sanftschlummernden, wurde in der Stille der Nacht die Feyerlichkeit von Suleima nach der Weise seiner Väter vollzogen. Raphael flehte zu den sie umschwebenden Geistern seiner Eltern um Segen, und stellte ihnen die schüchterne Jungfrau dar. Die Gefühle der Vergangenheit und Zukunft mischten sich in die gegenwärtige Wonne der Liebe. Vater, Bruder, Braut und Bräutigam neigten sich in eine Gruppe, und ihre Herzen schwuren in stiller, freudiger Wehmuth, Unzertrennlichkeit im Glück und Unglück.

Raphael fühlte nun zum erstenmal den Genuſs der Verbindung schöner gleichgestimmter Seelen; sanfte Begeisterung umschattete das glückliche Paar. In ruhiger Wonne zerflossen die Tage, selbst das sorgerfüllte Herz Suleima's dehnte sich wiederum aus in Glauben an Glück bey dem Anblick der Seligen. Raphaels Muth, Kraft und Gefühl für das Wohl der Menschen, für die Einfalt der Natur, veredelte sich ganz an der sanften Flamme der Liebe und Freundschaft. Nach Verlauf einiger Monate erhielt er folgendes Schreiben von Seraphinen:

Seraphine an Don Raphael.

— Ich sehe, Don Raphael, wie euch die Züge dieser Schrift empören, und doch muſs ich euch schreiben. Eilen will ich, und euch nicht lange an die Erinnerung der Unglücklichen fesseln. Ich bin an das Leben gebunden, mit den süſsesten, gewaltsamsten Banden des Herzens daran gebunden. Die Unglückliche, die Verworfene hat euch einen Sohn geboren, hat gewagt ihn Raphael de Aquillas zu nennen. Ach, sie muſs euch diese Nachricht, die auch das Thier dem Walde mit freudigem Geschrey verkündigt, mit einem von Furcht, Sorge und Angst erfüllten Herzen anzeigen. Verwerft den Unschuldigen nicht. Laſst ihn nicht das Verbrechen der Mutter entgelten — ich schwöre euch — nein, ich darf nicht schwören — Eyd und Schwüre der einmal meineidig Erfundnen haben keine Kraft der Überzeugung. Dieſs, dieſs ist das schrecklichste meiner Lage. O daſs er schon aufgewachsen wäre, und ich euch durch euer eignes Bild, das ich mit thränenvollen Augen in ihm entdecke, von der Wahrheit überzeugen könnte. Ich will ihn erziehen, daſs er eurer würdig sey, und wenn er mich einst vernehmen kann, will ich ihm vertrauen, warum er bey seinem Eintritt ins Leben keinen Vater fand. Ich hoffe es um ihn zu verdienen, daſs er mir vergebe! daſs er mit mir weine! So hab' ich doch ihn von euch, so ruht doch er an meinem Herzen, und trinkt den oft mit Thränen vermischten Saft des

Lebens aus meiner Brust — An meiner Seite schläft er, ich wache bey ihm, beobachte ihn, ob er ruhig ist, ob kein innrer Schmerz den Unmündigen quält. Ach, wenn ich denke, so würde ich seinen edlen Vater bewacht haben, so besorgt für sein Glück gewesen seyn — zürnt mir nicht darüber, diese Empfindungen strafen nur mich, und können eurem Glück nicht schaden. Auch schweige ich davon. Ich bin sehr entstellt — ohne ihn, ohne die Hoffnung auf ihn, hättet ihr längst die Botschaft von meinem Tode erhalten; der Gram that sein möglichstes, und nur das Gefühl für den, der so nah an dem bangen Herzen lag, widerstand ihm. Vergebt mir um seinetwillen, daſs ich lebe! Vergönnt mir mit ihm zu leben, und nie will ich etwas von euch fordern, nie einen lauten Wunsch wagen. Wenn ihr mich nun sähet — längst ist die Schönheit, die Ursache meines Unglücks, hingewelkt — Nach meinem Auſseren gehör' ich nicht mehr zu den Lebenden, und doch, da ich den wüthenden Schmerzen unterlag, dem Tod mich nah fühlte, zitterte die unglücklichste der Weiber für ihr Leben. Sollt' ich den einzigen Trost, der mir von euch kommt, nicht sehen? Klagen durft' ich nicht; verdien' ich nicht, daſs jedes Glück, das mir von euch kömmt, mit bittern peinvollen Schmerz mir nahe! Es war mein Loos, da ich euch sah, da ich hoffte, da ich euch in meine bebenden Arme schloſs!

Verzeiht mir, daſs ich um euer Glück mich kümmre. Ich weiſs, daſs ihr nun glücklich seyd, und segne die, die euch glücklich macht. Sie hat einen Vorzug, der selbst den Neid und die Eifersucht derjenigen niederschlagen müſste, die mehr als ich dazu berechtigt wäre. Einmal, nur einmal trieb mich das Verlangen zu sehen, ob ihr ruhig seyd, in eure dunklen Gebüsche. Ich sah euch, sah sie. Bey ihrem Anblick weint' ich über mich — so war ich einst — zwar nicht so vollkommen — die Verführung hatte die Unschuld meiner Seele früh um den heitern Glanz gebracht. Sie umschwebt sie ganz — ich sah sie dahin wallen, und mein Herz konnte ihr für das Glück danken, das euch von ihr kömmt. Mit Schrecken hör' ich nun auf das sich immer verstärkende Gerücht, von dem grausamen Schluſs gegen das Volk, zu dem sie gehört. Was wird aus ihr, was wird aus euch werden? O daſs es mir gegeben wäre, der Schutz einer einzigen Geretteten zu werden! Bin ich es werth zu seyn? Verflieſset in Luft meine Klagen, meine Wünsche! Mein Schreiben gleicht dem Schrey des Unglücklichen in der einsamen Wüste; kein Ohr hört ihn, keine Stimme beantwortet seine Klagen. Keine beantwortet die meinen, die Zunge meines Säuglings ist gebunden, er kann nur weinen, wenn er leidet.

Ich weiſs, daſs euch Don Alvaro, euer Vetter, einigemal geschrieben hat. Er lieſs mich davon benachrichtigen. Hindern konnt' ich es nicht. Ich hoffe, ihr glaubt, daſs ich keinen Theil an seinen Vorschlägen habe. Würd' ich den Verlust eines Mannes so beweinen können, wenn ich dächte, er könne auf solche Vorschläge hören? Groſs und erhaben muſs ich euch denken, euch wissen. Durch euren Sohn will ich euch nahen; dadurch, daſs er euch gleich werde, mit euch verbunden seyn. Mit mir söhnt euch nur mein Tod aus — in diesem Leben hoff' ich's, will ich's nicht."

Raphaels Herz ward innigst bewegt durch diesen Brief. Almerine beweinte und bewunderte sie in ihrem Fall. Sie drang in ihren Gemahl, ihr zu antworten, er konnte sich nicht entschlieſsen, weil er des Knabens nicht erwähnen wollte, weil er dadurch, daſs er seiner nicht erwähnte, ihren Schmerz nicht bittrer machen wollte.

Don Alvaro's Briefe, deren er einige, gleich nach seiner Ankunft, erhalten hatte, enthielten glänzende Vorschläge und Einladungen des Königs, um ihn zur Aussöhnung mit Seraphinen zu bewegen. Er zerriſs sie in Unwillen, ohne sie ganz zu lesen.

6.

— Schon verschwand der Winter vor dem Hauch des erstgebornen Sohns der Natur; neues Leben begann in den glücklichen Thälern um Kastellmansor. Auch unter dem Herzen Almerine's bildete sich der Keim süſser Erwartungen aus, und die Glücklichen sahen seiner Entwicklung mit ängstlicher Freude entgegen. Aber über Spanien hatte sich der schwarze Dämon, von den Priestern beschworen, niedergelassen, der mit seinem giftigen Hauch ihr Glück und das Glück eines ganzen Volks vernichten sollte. Dem Erzbischof von Valenzia de Ribera, unterstützt von dem Erzbischof von Toledo, de Roias, dem Bruder des mächtigen Herzogs de Lerma, war es gelungen, eine Bulle von Rom zu erhalten, die den gesammten Bischöfen verstattete, über das Schicksal der Unglücklichen zu entscheiden. Lange stimmten ihre priesterlichen Herzen dahin, die Unglücklichen alle, Greise, Männer, Weiber und Kinder, der Schärfe des Schwerts zu überliefern; nur dieses schien ihnen das beste Mittel, den Glauben in Spanien von der Apostasie dieser Verworfnen zu reinigen, und ihn von aller Gefahr für wahre Christen zu sichern. Ungern stimmten sie endlich zur gänzlichen Verbannung von dem spanischen Boden. Der Herzog de Lerma, um sich die Klerisey geneigt zu machen, unterstützte diesen Schluſs. Mit den Mauren in Valenzia sollte der Anfang gemacht werden, weil ihre Anzahl hier am gröſsten war, und sie leicht furchtbar werden konnten. Transportschiffe versammelten sich nun in Alikante und andern Häfen des mittelländischen Meers. Die Truppen zogen sich in den nahen Provinzen zusammen, der Unterkönig von Valenzia hatte seine Instruktion erhalten, und schon erscholl das Gerücht, wie der Ruf zum Tod in den Herzen der Unglücklichen; wie der Schrey des Wahnsinns in den Ohren der Baronen, deren Felder öde, deren Werkstätte verlassen werden sollten. Mit jedem neuanbrechenden Tage sahen die Unglücklichen der Erfüllung ihres Schicksals entgegen, und benetzten mit ihren Thränen die Felder, die sie bearbeiteten, besäeten, ohne Hoffnung der Erndte.

Über Kastellmansor hing düstre Schwermuth; nur Raphael zeigte Gelassenheit und Muth, und unterhielt die Traurigen mit Hoffnungen, die er selbst verloren hatte.

Nachdem die Furcht der Tyrannen vor der gefährlichen Kühnheit und Verzweiflung der Hunderttausenden, die man mit Gewalt von ihrem väterlichen Boden wegtreiben wollte, in der Stille alle Anstalten des plötzlichen Schreckens getroffen hatte, so erschien das königliche Edikt, das einen groſsen Theil Spaniens zur Wüste machen sollte. Der Unterkönig von Valenzia schickte es an die Baronen, und ihm folgten die besoldeten Werkzeuge der Gewalt.

Unter Strafe des Todes gebot das Edikt, daſs in Verlauf von drey Tagen, Männer, Weiber und Kinder fertig seyn sollten, in den ihnen bestimmten Seehäfen zu erscheinen, um da eingeschifft und nach Afrika übergesetzt zu werden.

Unter Strafe des Todes sollte jeder an dem Ort verbleiben, wo er sich nun befände, bis ihm der Hafen bekannt gemacht würde, wohin er sich begeben müſste.

Alles was sie besäſsen, sollte den Edelleuten anheim fallen, deren Vasallen sie wären, und nichts sollte ihnen erlaubt seyn mitzunehmen, als was sie mit sich tragen könnten. Strafe des Todes, wer etwas verberge oder verderbe.

Unter keinem Vorwand, selbst unter dem Vorwand der aufrichtigen Annahme der christlichen Religion, sollte keiner zurückgehalten werden, alle sollten sie

Spanien verlassen, den Greis, den Neugebornen nicht ausgenommen u. s. w.

Don Raphael erhielt dieses Edikt in dem Augenblick, da er sich bemühte, die Gemüther seiner Getreuen zu beruhigen. Er erblaſste bey Lesung desselben, faſste sich aber schnell, und sagte kalt:

„Unser Schicksal ist entschieden und der Wahnsinn siegt!“

Er machte sie mit dem Inhalt des Edikts bekannt, und fuhr fort:

„Warum erblaſst ihr, meine Lieben? Warum erstarrt ihr, ihr Männer? Besser Entscheidung, als das beständige Bangen in Ungewiſsheit. Sind wir nicht alle innig verbunden? Bin ich nicht mit euch verbannt? Verwechseln wir nicht ein Land, wo die Thorheit am Ruder sitzt, mit dem Lande eurer Brüder, welche die der Verfolgung und Grausamkeit Entgangenen freundlich aufnehmen werden? Ist es dieser Boden, der uns zu dem macht, was wir sind? Werden wir nicht in dem entferntesten Striche der Erde eben so glücklich seyn, da unser Glück unabhängig von den Rasenden in unsrer eignen Brust sich bildet? Fasset Muth, meine Lieben, dort blüht die Natur wie hier, die Sonne leuchtet und erwärmet auch dort die Erde. Dort könnt ihr ohne Furcht dem Gott eurer Väter dienen. Verlieſsen nicht auch eure Vorfahren ihren vaterländischen Boden, schwammen über das Meer, um sich in diesem Lande festzusetzen. Ihr habt hier den Kreis durchlaufen, den euch das Schicksal vorgezeichnet hat, nun führt es euch dahin zurück.

woher jene gekommen sind. So befördert es seine Absichten durch Wechsel und Veränderungen. Es will Spanien bestrafen, darum verblendet es seine Beherrscher, und sie fühlen nicht, daſs sie durch eure Verbannung gegen sich selbst wüthen. Sie werden über diesen Tag seufzen, wann ihr ihn längst vergessen habt. Nur Almerinens Zustand kann uns besorgt machen; aber werden wir nicht bey ihr seyn und sie bewachen? Ich gehe mit euch; viele Edelleute der Provinz haben sich entschlossen, ihre treuen Vasallen nach Afrika zu begleiten, um für ihre Sicherheit zu sorgen. Wenn ich euch an einen Ort der Ruhe gebracht habe, wenn uns Almerine mit der Frucht unsrer Liebe beglückt hat, und ganz hergestellt ist, so kehr' ich noch einmal hieher zurück, verkaufe die ihrer treuen fleiſsigen Bewohner beraubten Güter, und führe nichts aus diesem, der Thorheit und dem Wahnsinn geweihten Lande, als die Leichen der Edlen, um ihnen da ein Grab zu bauen, wo wir wieder vereinigt leben. Schon jetzt würd' ich dieses thun; aber der Argwohn der Tyrannen, ihre Habsucht wachen, und wir müssen das zu erhalten suchen, was uns unabhängig von den Menschen macht. Zerschlüg' ich jetzt die Fesseln, die mich durch dieses Grab, durch unsre künftige Erhaltung, an dieses Land binden, so würden sie den Entschluſs leicht entdecken, den wir ihnen so sorgfältig verbergen müssen. Ich habe einen Freund unter den Christen, Pedro Gomez, dem will ich indessen die Verwaltung der Güter übergeben. Stündlich erwarte ich ihn, denn ich war vorbereitet auf diesen Schlag. Für mich fürchte ich nichts; wenn ich mich unter eurem Volke niederlasse, werden sie nicht mild gegen einen Mann seyn, der immer ihr Freund war? Werdet ihr mich nicht bey ihnen vertreten?“

Almerine fiel schluchzend um seinen Hals; Asan ergriff seine Hand, und Suleima sprach mit bebender Stimme:

„Erinnert euch, wie ich euch widerstand, da ihr unser Schicksal zu dem euren machen wolltet. Düster schwebte dieser Augenblick vor mir. Warum drängt ihr euch in unser Schicksal? Was soll ich eurem Vater sagen, vor dem ich bald erscheinen werde? Wie wird er seinen Freund empfangen, der zugeben konnte, daſs ihr durch die Verbindung mit uns den Saamen zu eurem künftigen Unglück säetet?“

Almerine sank auf ihren Sitz zurück, zu dem Raphael sie leitete.

Raphael. Was beginnst du, mein Vater? Sagte ich dir nicht damals, ich trete mit dir unter des Propheten dunklen Schild? Was geschieht, geschehen wird, muſste geschehen, und deckt uns der bildliche Schild des Propheten nicht, so deckt uns dieser da vor unsrer Brust. Fürchte nicht meinem Vater zu nahen; ich sage dir, er hat uns vernommen, und an dem Beyfall meines Herzens vermerke ich, daſs ich in dem Sinn handle, den er in mich gelegt, in mir erweckt hat. Nicht du, nicht sie, kein Sterblicher, er allein hat durch die Erziehung die Quelle meines Glücks, das Gewebe meines Geschicks entworfen, und darum mag ich mit Muth ihm entgegen treten. Was wäre ich nun ohne euch? Würd' ich euch nicht folgen, wenn ihr auch hart genug gewesen wär't, mir diese Verbindung zu versagen? Erinnere dich des Bundes zwischen dir und meinem Vater, des Bundes, den unsre Herzen still an seinem Grabe eingegangen, als wir uns, gezogen von Liebe und Freundschaft, in einen Knoten vereinigten! Laſst uns der tyrannischen Macht der rasenden Priester entfliehen, die Natur öffnet ihren Kindern die Arme, wohin auch das Schicksal sie führt. Verweilet bey Almerine. Ich gehe, um meinen treuen Vasallen ihr Schicksal anzukündigen, sie zu trösten, wenn ich's vermag.

Er warf sich auf's Pferd und ritt nach den Feldern. Alle versammelten sich, als sie ihn von ferne sahen, sie hatten schon einen Theil des schrecklichen Gerüchts vernommen und ihn erwartet. Als er nun näher kam, und sie sein blasses Angesicht, die in seinen Augen schwimmenden Thränen sahen, sahen wie er strebte zu reden, und vor Schmerz nicht konnte, drängten sie sich in Wehmuth um ihn, umfaſsten, küſsten seine Hände und Knie, und schienen bey seinem Mitleid zu vergessen, sie seyen der Gegenstand davon.

Er muſste ihnen nach Befehl das Edikt bekannt machen. Erstarrt und stumm sahen sie auf den Boden und nach ihm.

Er versuchte vergebens sie zu trösten, sprach vergebens von dem was er für sie thun wollte, wie er ihnen alles ersetzen wollte, was sie zurück lassen müſsten.

Thränen, Seufzer und Schluchzen war ihre A wort. Nur da er ihnen sagte, daſs er sie begleit wollte, um für ihre Sicherheit zu wachen, wurd ihre Klagen laut. Sie fielen nieder, küſsten den Bode den sie verlassen muſsten, und erhoben voll still Danks ihre Augen gegen ihn.

7.

Nun erscholl Wehklagen in ganz Valenzia; Wel klagen bey den Gräbern der Väter, deren Geister s aufriefen mit ihnen aus dem Lande zu ziehen, das ih Kinder verstieſs. Wehklagen in den Werkstätten, a den hoffnungsvollen Feldern, bey denen mit nahrei fenden Früchten beladnen Bäumen, deren Saat, dere Gewinn, den Schweiſs ihres Angesichts nicht belohne sollten. Wehklagen bey den nährenden Heerden, de Thieren, den treuen Gefährten und Mitgenossen ihre Arbeit, die aufgewachsen waren unter ihren Sorgen und die sie nun verlassen muſsten, ohne Ersatz un ohne Pflege. Ausgestreckt lagen sie auf der Erde, di sie genährt, die sie und ihre Väter getragen, und klagten in ihre Tiefe. Sie küſsten die Schwellen der Häuser, die ihre Väter erbaut, in denen sie geboren, in denen sie die Freuden des Vaters und Gatten genossen. Sie umfaſsten die Grabsteine und flehten den Tod, ihrem Leben ein Ziel zu setzen, und sie gleich ihren Vätern auf dem vaterländischen Boden sterben zu lassen. In den einsamen Kammern weinten die Jungfrauen; bey dem Herde, auf dem kein Feuer mehr brannte, saſs die verhüllte Matrone. Die sorgenden Mütter, umringt von den unerwachsenen Kindern, standen traurig in den Gemächern, und rathschlagten in ihrem Herzen, was zu entbehren und mitzunehmen sey, und wählten, was die äuſserste Nothdurft der Kinder und Gatten erforderte. Jedem theilten sie das mit, was er auf der Wanderung tragen muſste, und vergaſsen nicht den Greis, nicht den Unmündigen. Von dem was sie verlassen muſsten, was ihre Hände gesponnen und gewirkt, der Fleiſs ihrer Männer erworben, von dem Ehebette, der Wiege, worin sie den Säugling zur Ruhe gesungen, wandten sie die thränenvollen Augen.

Furcht vor den bevorstehenden Gewaltthätigkeiten auf dem fernen Meere, wo keine Richter sie beschützen würden, erfüllte ihre Herzen mit banger Angst. Dreyſsig tausend entflohen nach den Gebirgen mit Weibern und Kindern, entschlossen, ihr Vaterland lieber mit ihrem Blute zu netzen, als es zu verlassen. Sie hofften, ihre Glaubensgenossen von der Küste würden ihr gewagtes Unternehmen unterstützen.

Die Truppen folgten dem Edikt, um die Unglücklichen nach denen ihnen angewiesenen Häfen zu begleiten. Nun wimmelten die Straſsen von zitternden Greisen, düster blickenden Männern, klagenden Müttern, wimmernden Säuglingen, schreyenden Kindern und bebenden Jungfrauen, jeder nach seinen Kräften mit den nothwendigsten Geräthschaften beladen. Die Soldaten umringten sie, trieben die Verweilenden und Müden vorwärts, drängten sie zusammen in Heerden.

schlugen den und drohten mit Tod, der sich von der Menge entfernte. Nun erschollen die Klagelieder der Wandernden, der traurige Abschied von der Erde, auf der sie geboren waren, und wechselte mit den Ahndungen des schrecklichen Schicksals, das ihrer erwartete.

Nachdem Raphael seine Heimat, seine beynah von Volk leeren Güter dem Pedro Gomez übergeben hatte, der ohne es zu sagen seiner Stelle entsagte, zog auch er aus seinem Schlosse. Almerine saſs auf einem Maulthier, das bald er, bald der Vater oder Bruder leitete. Schweigend, nur mit dem Elend ihres wandernden Volks beschäftigt, zog sie einher, sah bald mit nassen Augen auf die Verbannten, bald auf sich selbst. Blickte sie aber auf den entschloſsnen, für alle besorgten Geliebten, so trockneten sich ihre Thränen an dem Sonnenschein seiner Liebe und Menschlichkeit; aber ihr Herz schauderte oft unter dieser Erhebung vor der Zukunft. Die Worte ihres Vaters: er habe sich in ihr Schicksal gedrungen, erschallten voll ahnender Bedeutung in ihrem Herzen.

Raphaels wachsames Auge beobachtete alles. Er hatte Lastthiere und Vorrath von Speisen gesammelt, und wo er einen müden Greis, eine Mutter mit ihrem Säugling entdeckte, lieſs er ein Lastthier hinführen, ihnen Erquickung reichen, und versüſste den Armen das Bittre ihres Schicksals durch That, Sorge und sanfte tröstende Worte. So ward der wilde Schmerz der seinigen zu sanfter Wehmuth gestimmt, sie dachten jetzt nur an das, was sie in ihm verlören, und vergaſsen, was sie verlassen muſsten. Sie glaubten sich nicht unglücklich, so lange sie sich unter seinen schützenden Flügeln befänden, und zitterten nur vor dem Augenblick, da er sie verlassen würde. Seinen Entschluſs durfte er ihnen nicht entdecken. Suleima und Asan mischten sich wechselsweis unter den Haufen, erhoben und stärkten ihre Mitbrüder durch ihre nahe Freyheit im Denken und Thun. Raphaels Beyspiel hatte selbst auf die seinen Vasallen zugetheilten Soldaten einen milden Einfluſs, und so langten sie ohne Schmach in dem Hafen Alikante an.

8.

Don Raphael bestieg mit seinen Geliebten ein Schiff, das der Kapitain Melchior Perez kommandirte. Er fühlte sein Herz zusammengedrückt, als er den Mann begrüſste, von dem nun das Schicksal der Verbannten abhing. Der Kapitain war ein langer, hagrer Mann; unruhige feurige Augen blitzten unter seinen dicken grauen Augenbraunen hervor, seine Habichtnase sank gegen seine Lippen, und jeder seiner Blicke, jede seiner Bewegungen deuteten auf Trotz, Gewalt und Habsucht. Sein verbranntes langes Gesicht war eher eyförmig als oval, die Knochen standen scharf heraus, und sein zugespitztes Kinn deckte ein dünner Bart. Er nahm Don Raphael kalt auf, und da dieser suchte seine Gunst für die Unglücklichen zu gewinnen, sagte er ihm trocken: Er würde besser gethan haben, zu Hause zu bleiben: doch könnte er ihm nicht wehren die Elenden zu begleiten. Nur möchte er sich hüten, sich in sein Geschäft zu mischen, denn er sey König auf seinem Schiff. So verlieſs er ihn und musterte die Eingeschifften mit spähenden Blicken. Raphaels sanfte Seele schien an der Felsenstirn dieses Mannes zu zerflieſsen. Ein Priester war auf dem Schiffe, der auſser dem Gottesdienst noch die Pflicht auf sich hatte, zu wachen, daſs die Unglücklichen nicht Gott auf ihre Weise dienten.

Sobald sie die Küste verlassen hatten, ordnete der Kapitain, der sein Leben damit zugebracht hatte, Sklaven aus Afrika nach Mexiko und Peru zu schiffen, die Einrichtung des Schiffes an. Er befahl dem Schiffsvolk die Mauren unter das Verdeck zu treiben, den Landofficieren Posten auszustellen, mit dem Bedeuten, auf jeden zu feuern, der seine Stelle verlassen würde. Gegen die Verdecke lieſs er einige Kanonen aufführen, und kündigte ihnen nun mit rauher Stimme an, welches Schicksal ihrer erwartete, wenn sie gegen die von ihm gegebenen Befehle fehlen würden. Die Stille des Todes herrschte auf einmal, die Augen der Unglücklichen sanken zu Boden. Die Verachtung, der Haſs, die ihnen jeder zeigte, zermalmten ihre Kraft. Sie seufzten schweigend, und sahen nach Raphael und Suleima.

Raphael nahte dem Kapitain, und sagte ihm: „Sennor Melchior, ich stehe euch für das Betragen meiner Vasallen, sie sind stille, ordentliche Leute, gegen welche diese schreckende Vorsicht überflüssig ist.“

„Don Raphael, ich weiſs, was ich geladen habe, kenne diese Elenden; und weiſs, was ich thun und lassen muſs. Von euch will ich weiter nichts hören. Ich habe euch eine Kammer angewiesen, da mögt ihr euer Wesen treiben, ohne euch zu kümmern, was über euch vorgeht.“

Raphael. Darauf könnt' ich vieles antworten; aber noch ist es zu früh, und ich wünschte, um dieser Unglücklichen willen, in gutem Vernehmen mit euch zu stehen. Um euch zu zeigen, wie vielen Antheil ich an denen nehme, durch deren Hände ich, wie der ganze Adel, reich geworden bin, so versprech' ich euch eine gerichtliche Verschreibung eines meiner besten Güter, wenn wir, einer zufrieden mit dem andern, in Oran landen.

Melchior Perez. Ihr würdet eine Thorheit begehen, wenn ihr mir die Verschreibung machtet, und ich, wenn ich eurem Verſprechen glaubte. Ein jeder warte seines Amts, dieſs ist Melchior Perez Spruch.

Raphael wollte den gefährlichen Mann nicht reitzen; er ging zu seinen Vasallen, suchte sie zu trösten, und bat sie, zu ihrem Besten die vorgeschriebene Ordnung auf das genaueste zu beobachten. Den Kapitain vermied er, und wenn ihn dieser erblickte, so funkelten seine Augen, aber um so entschloſsner sah ihm Raphael in die Stirne. Das Schiffsvolk und die Soldaten ergriffen jede Gelegenheit, die Verbannten zu miſshandeln. Raphael eilte herzu, suchte die Ungerechten zu beschämen, und machte sich bald zum Gegenstand des allgemeinen Hasses. Der Kapitain spottete seiner Klagen. Nun segneten die Unglücklichen den Wind, der sie von ihrem Vaterland entfernte, und hofften nur endliche Erlösung an der fremden Küste. Auf einmal forderten die Matrosen und Soldaten, im Namen des Kapitains, alles was sie an Geschmeide und Werth beſaſsen. Ein Schrey des Unwillens und der Empörung erscholl in der Kammer Raphaels. Er eilte herauf, erfuhr die Ursache, drang zu dem Kapitain, der mit dem Priester in der Legende las, und frug ihn, ob er diesen Befehl gegeben. Ein trotziges Ja war seine Antwort.

Raphaels Herz glühte, doch wollte er noch milde mit ihm rechten.

Kapitain, sprach er, diese Verbannten sind unglücklich genug. Auch ihr habt sie die Härte ihres Schicksals schon empfinden lassen, sie ertrugen es ohne Murren. Wenn ich bey den vorigen Gewaltthätigkeiten schwieg, so geschah es nicht aus Furcht; ich schwieg bey tückischen Bosheiten, um lauter nun zu reden. Doch ich will nicht drohen! Bedenkt, sie haben alles verlassen müssen, was dem Menschen lieb ist, den Ort ihrer Geburt, ihre blühenden Felder, Haus und Hof. Auſser dem Gefühl ihres Elends durften sie nichts mit sich nehmen, als das, was kaum zum äuſsersten Bedürfniſs hinreicht. Das wenige Gold und Geschmeide wird kaum genug seyn, sie auf eine kurze Zeit in dem fremden Lande zu erhalten. Wollt ihr sie nun auch dessen berauben, daſs ihre Armuth die dortigen Völker abschrecke, sie aufzunehmen? Sollen sie an der öden, brennenden Küste verschmachten;

oder eine Beute der wilden Thiere der Einöde werden?

Der Kapitain schwieg.

Gebt mir eine Antwort, Kapitain, eine befriedigende, menschliche Antwort. Ich kenne die Pflicht, die euch der König aufgelegt hat, ich weiſs, daſs euch geboten ist, diese Verbannten unberaubt und unbeleidigt an jene Küste zu bringen. Ich wünsche, daſs ich nicht gezwungen werden möchte, in Madrid gegen euch als Kläger aufzutreten.

Melchior Perez. Don Raphael, in dem, was ihr da alles gesagt habt, habt ihr ganz recht; aber auch ich habe recht in dem, was ich nun sagen werde. Seht, ich bin ein guter alter Christ, und habe mir vorgenommen, so oft ich eine Ladung solcher Heiden fahre, ihnen alles zu nehmen was sie haben, und das darum, weil ich bey meiner ersten Reise, mit Sklaven nach Amerika, ein Gelübde gethan habe, von dem dritten Theil des ihnen genommenen einen silbernen Apostel der Kirche des Dorſs zu weihen, worin ich geboren bin, damit mir Gott alle meine Sünden vergebe, und das Dorf sich immer erinnere, einen Mann wie Melchior Perez hervorgebracht zu haben. Der ehrwürdige Herr kann dieſs bezeugen.

Das kann ich, sagte der Pater mit einer Verbeugung; lobe euer frommes Gelübde, und versichre euch, daſs ihr euch in diesem Apostel einen kräftigen Vorsprecher in jenem Leben erwerbt.

So sag' ich euch nun, fuhr der Kapitain fort, daſs diese Ungläubigen, mit meinem Wissen, nichts von

Werth nach Afrika bringen sollen; denn sagt mir doch, ist es nicht besser, daſs ihr Gold, das sie in Spanien erworben haben, wiederum nach Spanien zurückkehre? Der König ist viel zu gnädig gegen sie; hätte er Melchior Perez um Rath gefragt, so würde er ihm gerathen haben, sie alle nach den Minen zu schicken; wir hätten dann lange der Sklaven aus Afrika entbehren können. Mögen sie immer an der Küste verschmachten, was kümmert mich ausgeladnes Gut. Doch ich sehe, daſs ihr zornig werden wollt; laſst dieſs nur immer seyn, es kann euch und diesen Elenden nur schaden.

Raphael. Und ihr seyd entschlossen sie berauben zu lassen?

Melchior Perez. Das will ich, wenn ihr es so nennen wollt.

Raphael zu dem Priester. Und ihr gebt eure Einwilligung dazu?

Priester. Ihr fragt verfänglich! Hab' ich hier zu befehlen? Messe zu lesen, für die Reinheit des Glaubens zu wachen, dieſs ist mein Geschäft. Sagt mir doch, darf, kann der Priester den gläubigen Christen vom Gelübde abhalten?

Raphael. Vorerst, Kapitain, will ich mit euren Leuten im Namen des Königs reden, und sie fragen, ob ihr ihnen die Instruktion vorgelesen habt. Er ging nach dem Verdeck, der Kapitain folgte ihm. Raphael sprach zu den Schiffsleuten: „Aus eurer Bereitwilligkeit, die ungerechten Befehle eures Kapitains zu vollziehen, sehe ich, daſs er es geflissentlich versäumt hat, euch das Edikt des Königs in Betreff dieser Unglücklichen vorzulesen. So muſs nun ich es thun." Er las es vor. „Hieraus vernehmt ihr, der Wille des Königs sey, daſs den Verbannten alles gelassen werden soll, was sie mit sich nehmen können; daſs er bey schwerer Strafe befiehlt, sie ungekränkt nach dem Orte ihrer Bestimmung zu bringen. Seht nun zu, ob ihr auf eigne Gefahr eurem Kapitain, der die Befehle des Königs, wie die Menschheit, frech beleidigt, gehorchen wollt. Wie ihr eure Schuldigkeit gethan habt, von euch an, Kapitain, bis zum Letzten, werde ich in Oran melden, und die Strafbaren in Madrid vor des Königs Gericht fordern; euch, meinen Vasallen, gebiete ich, nichts herauszugeben, was euch des Königs Edikt zusichert. Derjenige, dem man etwas mit Gewalt nimmt, wende sich an mich, daſs ich den Räuber und den Raub aufmerke. Dieſs ist alles, Kapitain, was ich zu sagen habe, und nun wagt es auf eure Gefahr."

Melchior Perez. Don Raphael, in dem, was ihr da gesagt habt, habt ihr wiederum vollkommen recht; aber auch ich habe recht, wie ihr gleich vernehmen sollt: In dem Edikt des Königs steht, ich sollte diese Heiden unversehrt nach Afrika bringen; dieſs will ich auch in Betracht ihres Leibes und ihrer Seele, wenn solche von Gott Verworfene eine Seele wie wir Christen haben. Doch seht, in dem Edikt steht kein Wort, daſs ich ihnen Speise und Wasser reichen soll. So schwöre ich euch nun, ich, der ich gelernt habe zu gehorchen und zu befehlen, daſs keiner dieser Elenden, so lange sie mein Schiff belasten. Speise oder

Trank erhalten soll. Mit ihrem Geld sollen sie es erkaufen, wenn sie nicht verschmachten wollen; dieſs sagt Melchior Perez, der nie gelogen hat. Für meine Leute hab' ich Wasser, für sie muſs ich sorgen, da ich nicht weiſs, wie lange die Reise dauert. Meynt ihr, ein Christ sollte um ihrentwillen Mangel leiden? — Schaffner, dieſs ist mein Wille! Die Soldaten und Matrosen können, wenn sie wollen, mit ihren Portionen einen Handel eröffnen, ihnen für Gold oder Goldeswerth Wasser reichen, und auch Speise, wenn das ausgegangen ist, womit sie versehen sind. Diesen Befehl, Don Raphael, nehme ich über mich, in Madrid gegen euch zu vertheidigen.

Der Kapitain entfernte sich, ohne auf Raphael hören zu wollen. Dieser wandte sich zu dem Schiffsvolke, sprach sanft und bittend; Murren war ihre Antwort. Trostlos stieg er hinunter zu seinen Gefährten. Suleima saſs düster da. Almerine verbarg ihre Angst an Raphaels Brust. Asan glühte in Wuth. Raphael faſste seine Hand: „Sey ruhig Bruder, um unsrer, um der Unglücklichen willen. Nur diese Betrachtung hat die Wuth in meiner heiſsen Brust gefesselt. Wir sind in seiner Gewalt, nichts bleibt uns übrig, als zu schweigen und zu leiden. Das was sie ihnen nehmen, ist zu ersetzen, und ich hoffe, es wird dabey bleiben.“ — Er wollte Almerinens Thränen trocknen, aber die seinigen vermischten sich bald mit den ihrigen.

Die armen Verbannten bebten ihrem traurigen Schicksal entgegen. Keiner wagte zu klagen, keiner zu seufzen. Die Verfolger standen ihnen nah, und lauschten auf jede ihrer Bewegungen. Bald drückte sie die schwüle Hitze gänzlich nieder, glühend ward sie in dem engen Raum, in welchem sie zusammengedrängt lagen. Schon dreymal war die Zeit verflossen, in welcher man ihnen Wasser reichte. Noch immer überwanden sie den marternden Durst. Nach Mitternacht erst winselten die Mütter, die keine Milch mehr in der Brust hatten, den schreyenden Säugling zu stillen. Auf einmal erhob sich das Geschrey der Lechzenden. Raphael sprang aus seiner Kammer, trat unter sie und rief ihnen zu: „Unglückliche, rettet euch und eure wimmernden Kinder! Gebt den Grausamen euer Gold für die Labung hin! Kühlt die Gluth, die euch zu verzehren droht, und hütet euch vor der Verzweiflung, zu der sie euch gern treiben möchten, um zu noch schrecklichern Qualen sich berechtigt zu glauben. Nah ist eure Erlösung, duldet bis dahin; alles was ich besitze, will ich in dem Lande mit euch theilen, das wir bald betreten werden.“

Sie faſsten seine Hände, sein Gewand, und küſsten sie mit brennenden Lippen. „O labt unsre Seelen mit eurer Güte. Gern wollen wir alles hingeben, was wir besitzen, und wenn wir nichts mehr haben, unser Leben zu fristen, euch segnen und sterben!“

Raphael stieg auſs Verdeck, um seine Thränen zu trocknen, bevor er zu seinen Freunden zurückkehrte. Er blickte gen Himmel. Seine Thränen erstarrten in seinen Augen, als er an den Gestirnen bemerkte, daſs das Schiff einen andern Lauf genommen hatte, und nicht mehr gegen die Küste, sondern aufwärts steuerte.

Die schrecklichsten Vorstellungen überdrängten seine Seele. Er sah den Kapitain, der mit dem Steuermann redete, nahte ihm und sprach: „Ich merke eure grausame Absicht, das Schiff steuert aufwärts, und nicht mehr nach Oran.“

„Da habt ihr recht, Don Raphael, das Schiff geht mit dem Wind, und mit einem guten Wind. Gleichviel, wo ich diese Heiden auswerfe.“

Raphael. Ich sehe, es ist vergebens, mit einem Unmenschen, wie ihr seyd, zu reden, und fühle, daſs sich meine Worte an eurem harten Herzen zerschlagen, wie der Schrey des Schiffbrüchigen an den Felsen. Diese Unglücklichen sind ohne Waffen, und in eurer Gewalt. Auch meine Kraft ist um ihrentwillen in eurer Gewalt. Ich feſsle meine Wuth und Rache in meiner Brust, und will eure Bosheit ertragen, so lange die Menschheit sie ertragen kann; aber ich schwöre euch, bey dem Winseln dieser Säuglinge, den Klagen dieser elenden Mütter, bey dem finstern Schmerz dieser Männer, ihr sollt nimmer die Früchte eurer ungeheuren Thaten genieſsen.

„— Wägt eure Worte besser, Don Raphael; für euch habe ich Ketten, wie für jeden Rebellen. Für diese Elenden Kanonen, Flinten und Schwerter, und das weite Meer zum Grabe, worin ich ihr ganzes Volk schon lange gerne sehen möchte. Eure Drohungen erschüttern mich übrigens eben so wenig, als meinen Hauptmast. Gute Nacht!“

Raphael stand in schaudernder, bebender Empfindung auf dem Verdeck, und starrte gen Himmel. Sein

Geist drang kühn zum dunkeln Sitz der unbekannten Macht, die alles umfaſst, und deren Spur nirgends zu finden ist. Er knirschte in seinem Innern: „Starrheit, Fühllosigkeit wie diesem Elenden, oder vernichtende Donner, daſs ich diese Unglücklichen rette, und die Menschheit räche, deren du nicht zu achten scheinst! Gott, Vater der Menschen! Geist! dessen Gegenwart und Seyn ich fühle, in meiner innern Kraft, in meinem rastlosen Streben nach Wirken und Denken! der du schwebest über jenen dunkeln Wolken, jenen düster schimmernden Gestirnen! der du lebst in der unermeſslichen Höhe, in der unergründlichen Tiefe! Alles soll deine Allmacht umfassen, das Kleine wie das Groſse, deine Vorsicht sich auf alles erstrecken, dieses glauben diese unglücklichen Geschöpfe, die du fühlbar für Glück und Leiden geschaffen hast, die nun zu dir schreyen in Verzweiflung! die man in deinem Namen, um deinetwillen verfolgt und martert! Sieh sie hier zusammengedrängt, erliegend unter der marternden Geiſsel eines einzigen deiner Geschöpfe! Und alles schweigt — Himmel und Erde, ihre Seufzer verwehen, wie der Wind, der über die rollenden Fluthen hinfährt. Sind sie dir nichts? Vernimmst du nicht das Wimmern der Kinder, das stille Gebet der bangen Mütter? Siehst du nicht die Absichten dieses Grausamen, der sie herumtreiben will auf den Fluthen, bis er sie alle vernichte? Hast du sie dazu gebären lassen? Erfüllt er dadurch seine und ihre Bestimmung, und gehört dieſs auch zu dem uns dunkeln Zwecke, zu dem du alles gewaltsam hindrängest? Schwebt die ganze Erde ferne von deiner Sorge in der Luft, in der sie hängen muſs, wie dieses mit Leiden erfüllte Schiff auf den Wogen des Meeres? — Umsonst, ich fasse dich nicht, Verhüllter! Nothwendigkeit ist dein Name, dieſs fasse ich allein! Durch dich, durch die Welten, die deine Kraft erhält, bist du selbst der Nothwendigkeit unterworfen. Du darfſt und kannst nun keinen der Planeten in seinem Laufe hemmen, ohne deine Ordnung zu zerstören; darfſt die dem Menschen verliehene Kraft nicht aufhalten, sie treibe ihn zum Bösen oder zum Guten. Jedes deiner Geschöpfe muſs in seiner ursprünglichen, ihm eignen, aufgedrungenen Stimmung wirken, und das endlose Wesen der Dinge durch Einverständniſs wie durch Zwietracht befördern. Warum? dieſs ist der unergründliche Abgrund, an dem ich stehe und schaudere. Verstummen muſs ich! leiden, und leiden sehen, bis mein Haupt an dem eisernen Joche zerschmettert werde!“ — Er ging zu seinen Freunden mit zerriſsnem Herzen, setzte sich zu den Füſsen Almerinens, und verbarg sein glühendes Haupt in ihren Schooſs. Fürchterliche Vorstellungen über die Zukunft ängstigten seine Seele, und er durfte es nicht wagen, den Niedergebeugten seine Entdeckung mitzutheilen. Nur die leisen Seufzer, das Zittern der bangen Geliebten, entrissen ihn dem innern Kampfe. Almerine sagte ihm mit bebender Stimme in's Ohr: „Warum muſstet ihr der Warnung meines Vaters widerstehen? Warum euch in das Schicksal der von Gott Verlaſsnen, von den Menschen Verfolgten, drängen?“

Raphael küſste die Worte von ihren Lippen. „Wäre ich nicht hier, ohne euch? Würde das Schicksal dieser Unglücklichen nicht eben so mein Herz zerreiſsen? Aber, freylich, da ich deine Wangen bedeckt sehe mit der Blässe des Todes, unter meiner Hand deine zarten Glieder beben fühle, verſinstert sich gänzlich mein Geist, und verliert seine angeborne Kraft. — Gut, laſst uns hier zusammensitzen, die Hände falten, uns und sie beweinen. Ein Mensch gebietet hier, und unsere Gefühle, unsre Stärke sind seine Sklaven. Ihr sollt ein unauslöschliches Erinnern an die Christen mit euch nehmen. Ich bitte euch, fesselt die wilden Geister in meiner Brust durch Liebe, daſs ich nicht durch einen kühnen Schritt euer und ihr Unglück vermehre, denn dieſs ist es, was der Mann sucht, dem wir zum Raube hingeworfen sind. Ständ' ich allein auf dem Spiel, wir hätten schon ausgekämpft."

Suleima saſs stumm da, tiefer Schmerz band seine Zunge. Sein Herz war mit Raphaels Leiden beschäftigt.

Asan sagte Raphael leise in's Ohr: Ihr und ich an der Spitze meiner Brüder; sollte es uns nicht gegen diese Räuber gelingen?

Raphael. Ich hab' es erwogen, und finde, daſs es eben dieses ist, wozu uns der Elende zwingen will, um mich in Ketten zu legen und das Verdeck mit Leichen zu füllen. Laſst uns hier zusammensitzen wie Bilder des Schmerzes, und nur dann, wenn uns nichts mehr retten kann, laſst uns der Verzweiflung gehorchen.

Suleima faſste seine Hand, lobte seinen Entschluſs, und dankte ihm dafür.

Raphael. Die Kinder und die Mütter schweigen, alles ist still, und sie sind erquickt. Kommt, laſst uns von unsern Hoffnungen sprechen, von dem Glücke, das uns dort erwartet. Das was uns an dem Grabe meines Vaters verband, ist auſser der Gewalt der Menschen, auſser der Gewalt des Schicksals. Den Knoten kann es zerhauen; aber nicht lösen. Wunderbar groſs ist der Mensch, in dem der innere Geist erwacht ist, der ihn an die Zukunft durch hohe Gefühle der Gegenwart knüpft! Wahrlich es kann sich nie lösen, was uns hier in Eins zusammenbindet. — Er umschlang Almerine — lächelte heiter, und entriſs dem schrecklichen Geschicke, von dem er sich schon umschlungen fühlte, noch einige Augenblicke reiner Wonne.

9.

Raphael irrte sich nicht in den Absichten des Kapitains; dieser fürchtete seine Anklage, und legte es nun darauf an, ihn zu einer kühnen That zu nöthigen, um ihn entweder als Verbrecher zu behandeln, oder sich seiner in einem Aufstand zu entledigen. Sein zügelloses Volk überlieſs sich auf seinen Wink den wildesten Leidenschaften, den grausamsten Behandlungen gegen die, welche ihren Lüsten zu widerstehen wagten. Sie entrissen den Männern die Gattinnen, den Vätern die Töchter, miſsbrauchten sie vor ihren Augen, und spotteten ihrer Verzweiflung. Gewinsel und Jammer der Miſshandelten, Toben und Gebrüll der Frechen erfüllten das Schiff. Raphael setzte sich mehr als einmal der Gefahr aus, von den Wüthenden ermordet zu werden; er muſste endlich die scheuſslichen Scenen fliehen, sich in der Kammer mit seinen Freunden verbergen, wo sie das unablässige Klaggeschrey der Unglücklichen vernahmen.

In ihrer Sprache winselten sie:

„Warum habt ihr, grausame Christen, unsers Lebens auf dem vaterländischen Boden geschont? Warum uns nicht mit dem Schwert ermordet, lebend auf dem Scheiterhaufen verbrannt, wie ihr unsern Vätern gethan habt? ihr wolltet uns aufbewahren der Schmach, der Schande, der Verzweiflung, und diesen Tigern hinwerfen zum Raube!' Vor unsre Väter sollten wir treten, mit unsern geschändeten Weibern und Töchtern, daſs ihre Geister die Verunreinigten fliehen, und ihr lautes Weh über uns erschalle! Drängt euch, Geister unsrer Väter, zu dem Throne unsers Gottes, beugt euch nieder vor ihm, fleht ihn, daſs er unsrer sich erbarme! Fleht ihn, daſs er seine zerstörenden Blitze herabschleudere, dieses Schiff zerschmettere, uns senke in den Abgrund des Meeres, mit unsern Leiden, unserer Verzweiflung, unsrer Schmach — daſs er uns gänzlich vernichte, damit nicht die Verunreinigten erscheinen in dem Kreiſse ihrer glücklichen Väter!“

An Wahnsinn gränzte Raphaels Zustand bey diesem Klaggeschrey. Dem Tode nah lag Almerine an seiner erstarrten Brust. Suleima schien ganz empfindungslos.

Scharf blies der Wind von der Küste. Das Schiff lavirte. Der Schleyer der Nacht umzog traurig den Himmel. Der Mond schwebte in einem dunkeln Gewölke, durch das sein blasser Schimmer auf Augenblicke hervordrang. Todesstille lag auf dem Meere, die nur das Ächzen der ganz Vernichteten unterbrach. Das Schiff war noch einige Meilen von der öden Küste entfernt, und nun wollte der Kapitain das letzte versuchen, den einzigen ihm furchtbaren Mann zu stürzen; oder so zu reitzen, daſs er der Schlinge nicht entgehen sollte, die er ihm gelegt hatte. Er bemerkte die innige Verbindung zwischen Raphael und seinen Freunden vom ersten Augenblick, die Schönheit Almerinens hatte sein wildes Herz entflammt, und er hoffte, durch eine Unternehmung seine Brunst und seinen Haſs zu befriedigen. Abends verdoppelte er die Wachen, und gab jedem seine Befehle auf die Nacht. Nach der ersten Nachtwache schickte er zu Raphael und lieſs Almerine mit dem Bedeuten von ihm fordern: sie habe lange genug zu seinem Vergnügen gedient. Raphael sprang auf, und schrie dem Boten zu: „Sagt dem Kapitain, daſs wenn er sein Leben wagen will, er kommen soll, sie von mir selbst zu fordern!“ Almerine sank in die Arme ihres Vaters.

Raphael. Nun fasset Muth, jetzt bedürfen wir seiner, um wenigstens so zu sterben, wie wir gelebt haben. Ich hoffe, meine Almerine, du kannst und willst mit mir sterben!

Sie drückte seine Hand an ihre Lippen: „Durch meinen Tod euch retten, wenn mir dieſs vergönnt würde!“

Raphael. Mein Vater, mein Bruder, ermannet euch! schüttelt ab den stumpfen Schmerz. Laſst uns nicht fallen wie das Opferthier unter dem Messer des Götzendieners. Laſst uns die Ehre dieser retten, und dann wie Männer sterben. Der Augenblick ist da, wo unser Bund in Erfüllung geht. Hier sind Dolche und Schwerter, die das Gewebe des Schicksals zerschneiden, in dem es uns fangen will. Schütze deine Tochter, mein Vater, wir schützen euch!

Der Kapitain drang mit seinem Gefolge in die Kammer. Raphael zog sein Schwert, Asan seinen verborgenen Dolch. Almerine umschlang ihren Vater.

Raphael schrie in arabischer Sprache seinen Vasallen zu. Geheul der Verzweiflung beantwortete seinen Schrey. Sie sprangen auf, kämpften mit den Spaniern um die Waffen, womit diese sie tödteten. Der Schuſs zweyer Kanonen auf dem Verdecke, einiger Flinten unter dem Verdecke, erschütterten das Schiff. Raphael hörte das Gewinsel der Verwundeten durch das Geheul. Er stürzte auf den Kapitain, ihn zu ermorden; dieser wich zurück, Raphael verfolgte ihn; eine vor der Kammer verborgene Schaar umschlang und entwaffnete ihn. Asan eilte herbey zu seiner Rettung, und hatte gleiches Schicksal mit ihm. Sie trugen beyde auf das Verdeck. Raphaels wildes Geschrey während des Kampfes mit denen, die ihn überfielen, drang in das erstarrte Herz Almerinens. Sie riſs sich aus den Armen ihres Vaters und drängte sich durch die Menge nach dem Verdeck. „Laſst ihr den Willen," rief Perez, „nun geht das Spiel zu Ende!"

Sie hielten Raphael und Asan an dem Vordertheil des Schiffs fest umschlungen. Der Kapitain hielt Almerine gewaltsam zurück. Noch immer heulten die Verzweifelten unter dem Verdeck, und kämpften ohne Waffen mit ihren Mördern, um ihren Wohlthäter zu retten. Nur einige wenige folgten Suleima.

Der Kapitain rief: „Don Raphael, gebietet dem Gesindel, das ihr zum Aufruhr gereitzt habt, zu schweigen, wenn ihr nicht wollt, daſs ich sie alle ermorden lasse. Euch erwartet morgen mein Gericht, und Gnade widerfährt euch, wenn ich hier am Maste euren rebellischen Kopf zerschmettere. — Zu dem Schiffsvolk. Werft über Bord, was sich rührt! — dieses Weib hier will ich haben, und sie soll diesen Augenblick mir folgen. Lange genung hat sie zu eurem Zeitvertreib gedient, sie diene nun dem meinen. Zu Almerine. Laſst euch ohne Gewalt bewegen, und wiſst, daſs es mich nur ein Wort kostet, euren aufrührerischen Haufen mit all dem heulenden Gesindel da unten über Bord zu werfen. Der Dienst des Königs will's."

Raphael. Ungeheuer, sie ist mein Weib!

Melchior Perez. Eine Ungläubige euer Weib? Was liegt mir daran; wie sie euer Weib war, soll sie nun das meine werden.

Priester. Don Raphael, was ihr da ausgesprochen habt, ist höllische Ketzerey, die das heilige Gericht ahnden wird. Weiſs ich nicht, daſs ihr vermählet seyd? Habt ihr darum eure Gemahlin verlassen, um euch mit dieser Heidin zu beflecken? Kapitain, im Namen der Inquisition fordere ich Don Raphael von euch.

Der Kapitain wollte Almerine ergreifen.

„Laſst mich nur einige Worte mit meinem Vater sprechen,“ sagte sie sanft zu ihm, „und ich folge euch.“

Sie zog Suleima an den Rand des Schiffs; faſste ihn mit bebenden Händen, sah mit einem angstvollen, schaudernden Blick nach dem Kapitain, dann heiter und entschlossen nach den dunkeln Fluthen.

„Mein Vater,“ lispelte sie ihm zu, in arabischer Sprache: „die Geister unsrer Väter umschweben mich — Verstehst du mich?“

Suleima. Ich verstehe dich, mein Kind, diese dunkeln Fluthen sollen dich vor Schande retten. Du willst dein Volk erretten, willst den Knoten lösen, der den Edlen an unser Schicksal fesselt, und das gefährliche Geheimniſs soll mit deinem Daseyn von der Erde verschwinden.

Almerine. Dieses will ich, mein Vater, aber — Hier sah sie mit Schauder auf ihren Leib, den sich die Natur durch das anvertraute Pfand der Liebe geheiligt hatte.

Suleima. Ja, es ist schrecklich — aber noch schrecklicher was geschehen soll.

Almerine. So laſs mich schnell entfliehen! Wird ihn nicht mein Geist umschweben, wie ich immer so süſs träumte?

Suleima. Er wird.

Almerine. Sag' ihm dieſs! sag' ihm, daſs er vergebe, daſs Almerine nicht anders der Schmach entfliehen konnte! sag' ihm, daſs ihn anders Almerine ewig verlieren muſste! daſs ich mich, ihn und euch, nicht anders retten konnte.

Suleima. Ziehe hin und sage seinem Vater, daſs dich Suleima sendet, weil er dich vor Schmach nicht anders retten, den Bund zum Unglück seines Sohns nicht anders lösen konnte.

Almerine zog ihr Gewand näher und fester an ihren Leib. Sah mit einem Blick des Entzückens nach Raphael — er kämpfte mit dem Tode. Noch einmal sah sie gen Himmel mit heiterer Erhabenheit — lispelte ihrem Vater zu: „ich fühle, daſs ich ihn umschweben werde!“ wischte die Thränen aus ihren Augen, trat an der Hand ihres Vaters näher an den Rand des Schiffs, zog noch fester ihr Gewand an, schwang sich empor, und stürzte sich in die dunkeln Fluthen.

Suleima wandte sich zu dem Kapitain: „Sieh, Mensch, so entflieht entschloſsene Tugend der Schmach. Erwarte deinen Richter dort, zu dem sie nun geflohen ist.“

Alle erstarrten. Ein Schrey des Entsetzens, der Bewundrung entfuhr der Menge. Die Bestürzung hatte alle ergriffen, und es gelang Raphael sich denen zu entreiſsen, die ihn umschlungen hielten. Er sah Almerinen schweben auf den dunkeln Fluthen in ihrem weiſsen, ausgebreiteten Obergewand. Er stürzte ihr nach. Asan sah seine Gefahr — er folgte ihm — Almerine war vor Raphael gesunken, als er nah war sie zu fassen — schon sank er, als Asan ihn ergriff. Suleima entdeckte das Boot, das man zum Fischen ausgelassen hatte, er rief seinen Brüdern in ihrer Sprache zu, ihm zu folgen, und lieſs sich den Hintertheil des Schiffs hinab. Sie sprangen ins Meer. Die Spanier glaubten, sie wollten bloſs Raphael und Asan retten. Suleima zerhieb das Seil, womit das Boot an’s Schiff befestigt war. Die Mauren schwammen um Raphael und Asan, stiegen aus den Fluthen in das Boot, und zogen die beyden hinein. Sie ergriffen die Ruder. Der Wind blies stark von der Küste und trieb sie nach der offnen See. Vergebens lieſs der Kapitain nach ihnen feuern, sie entgingen seiner Wuth. Suleima hielt mit einigen den unglücklichen Raphael, der sich loszuwinden strebte, um der Gesunkenen zu folgen. Sein Haupt sank nun auf den Rand des Boots, seine starren Augen blickten in die Fluthen nach der Verſchwundnen ohne Thränen. Asan hielt das Ruder, sie fuhren dahin in dem blaſsen Schein des Monds, und noch lange hörten sie in der Ferne das dumpfe Geheul ihrer unglücklichen Brüder. Bald verschwand der Mond, Finsterniſs hüllte sie ein, und die tiefe Stille ward nur von dem einfachen Schlage der Ruder unterbrochen.

VIERTES BUCH.

1.

Der Morgen erleuchtete die Fläche des Meers. Die Unglücklichen begrüſsten die Sonne mit Klaggeschrey. Entsetzen ergriff sie, da sie Raphael erblickten. In dem Schooſs Suleima's lag er ganz entstellt, seine Augen starr gewandt gegen das Meer. Leblos schien sein ausgestreckter Körper. Suleima strich sanft über sein Angesicht; nur Zuckungen zeigten, daſs er noch lebte. Er lag in düstern, dunkeln Vorstellungen, die seine zerrüttete Seele aus der Schreckensscene hervorzog. Nur wenn er Almerinen schweben sah auf den Fluthen, schoſs die Kraft des Wüthenden in seine ermatteten Glieder, und er arbeitete heftig, sich aus den Armen seiner Freunde zu winden. Er hörte nicht auf die sanfte Stimme Suleima's, nicht auf seines Bruders muthigen Zuruf. Ermüdet sank er in Suleima's Schooſs zurück, neigte sich nach dem Rande des Boots, und an seinem Lächeln merkte man, er glaube, sie schwebe vor ihm in den Fluthen; aber wenn diese Bilder verloschen, so sank er wieder in die erste Empfindungslosigkeit zurück. Suleima's Thränen rannen oft in die Locken des Fühllosen, und sein angstvoller Blick bedeutete seinem Sohne, er fürchte, der Verstand des

Edlen sey gänzlich durch den schrecklichen Schlag vernichtet.

Die Ruderer waren erschöpft von der heftigen Anstrengung. Sie lieſsen das Boot mit dem Winde langsam treiben, bis sie sich erholt hatten, dann ruderten sie mit neuer Kraft. Erst später fanden sie ein Segel unter einer Bank des Boots; nun trieb sie schneller der Wind. Drey Nächte und zwey Tage waren verflossen in stummem, düsterm Schmerze, ohne Speise, ohne Trank. Ermattet von Hunger, Hitze und Durst, erschüttert von der Kühle der Nächte, sanken sie darnieder. Gegen den Morgen der dritten Nacht entdeckten sie die spanische Küste, sahen in der Ferne die Spitzen der Berge, von den Strahlen der aufgehenden Sonne noch schwach erleuchtet. Nun rathschlagten sie erst, wohin sie sich wenden müſsten, um nicht in die Hände eben so gefährlicher Feinde zu fallen. Suleima sprach:

„Steure, mein Sohn, nach jener Klippe, hinter welcher das Boot sich verbergen kann. Einige von euch schwimmen an das Land, und suchen reife, erquickende Früchte. Dann laſst uns ferne vom Ufer zu unsern Brüdern in das Gebirge hinrudern. Entdecken uns die Spanier, so tödten sie uns alle, und was würde aus unserm unglücklichen Beschützer werden, der sich uns aufgeopfert hat. Wir dürfen ihn in diesem Zustand nicht aussetzen, weil keiner von uns Unglücklichen bey ihm bleiben darf, die Pflichten der Freundschaft und Menschheit zu erfüllen. Laſst uns ihn heilen in den Gebirgen, dann kehre er heim nach seinem Schlosse, und uns werde wie unsern Brüdern.“

Sie folgten seiner Weisung, kamen beladen mit Früchten zurück und erquickten sich. Auch gelang es ihnen, den brennenden Gaumen des Ermatteten zu erfrischen. So erreichten sie das Gebirge, welches sich gegen die See erstreckt. Sie hielten sich in Gebüschen verborgen bis zum Abend; dann banden sie das Segel an zwey Stangen, um ihren kranken Freund sanfter zu tragen. Erst gegen Morgen stieſsen sie auf einige Haufen der Geflüchteten. Suleima gab sich zu erkennen, erzählte ihnen ihr trauriges Geschick, und das Unglück des Beschützers ihres Volks. Die Freude über Suleimas Ankunft verwandelte sich in Trauer, sie führten sie still nach den Höhen, wo sich die Führer Morgens zu versammeln pflegten. Suleima wiederholte die traurige Geschichte, und da er Don Raphael nannte, auf ihn deutete, ihnen sagte, was er für sie gethan, in welchem Zustand er nun um ihrentwillen sey, erhoben sie ein Klaggeschrey, fielen bey dem Erstarrten nieder, küſsten seine Hände, und riefen ihn, mit Flehen und Gebet, zur Wiederkehr in's Leben. Suleima bat um Stille und Ruhe. Sie leiteten ihn in die Höhle eines der Führer, die sie mit frischen Gesträuchen verziert hatten, und bereiteten ihm von Moos und ihren Gewändern ein Lager. Suleima lieſs ihn einige Stunden ruhen, dann rief er die Jungfrauen zusammen, lehrte sie das Klagelied Almerinens an Almansor, und bat sie, es in sanften Tönen zur Laute zu singen. Die sanften Klagen ertönten an dem Eingang der Höhle. Suleima und Asan saſsen an Raphaels Seite und lauschten auf seine Bewegungen. Seine Seele schien bey dem leisen Gelispel der klagenden Jungfrauen aus ihrem Erstarren erwachen zu wollen, und sank wieder in Schlummer. Da winkte Suleima den Jungfrauen, in die Tiefe der Höhle zu treten und noch leiser zu singen. Die Töne drangen nun in sein Herz, durch sein Herz erwachte seine Seele aus dem Schlummer — er erhob sein Haupt — horchte — Thränen freudiger Wehmuth zitterten in Suleimas und Asans Augen. Raphael sah sie — sah hin nach der Tiefe der Höhle, aus welcher die bekannten Klagetöne so sanft in sein Herz flossen.

„Wo bin ich? Bin ich? Ist sie?“

Die Klagestimmen schwiegen.

„O Grab meines Vaters! Nimm mich auf. Suleima, es ist ihr Geist, sie ruft mich ihr zu folgen!“

Suleima schloſs ihn in seine Arme: „Du sollst alles vernehmen, Geliebter, wenn du ihren Vater, ihren Bruder nicht verwerfen willst. Alle die mir vertrauten Aufträge will ich dir verkünden, wenn du uns Unglückliche freundlich aufnimmst.“

„ — Sage, wo bin ich? ist dieſs ein Grab? Ein anderes Grab? Es ist nicht das Grab meines Vaters. Sind wir alle hier? Alle Abgeschiedne geborgen? Hat er uns alle ermordet, und haben sich unsre Geister, der Geist des Gehofften, unter dem Schutz der Verschwundnen hier gesammelt? Wo ist sie mit ihm?“

„Wir sind geborgen, leben, leben, weil sie es will. Du bist gerettet, bist bey den Unglücklichen meines Volks im Gebirge, die dir ihr Leben weihen, die deines Raths, deiner Hülfe bedürfen.“

„— Und sie ist nicht gerettet?“

„Sieh, es sind Unglückliche, die den edlen Sohn des edlen Roderiko um Hülfe anflehen.“

„— Ich sah sie auf den Fluthen schweben — nun seh' ich sie nicht mehr. Warum entriſst ihr mich dem Schlafe, in dem ich sie sah?“

„Du wirst sie sehen — sie umschwebt dich, verläſst dich nie. Gebietet ihrem Vater, ihrem Bruder, sich zu deinen Füſsen zu werfen, in ihrem Namen dich zu flehen, sie nicht zu verwerfen, und auf ihr Elend zu blicken.“

Die Führer riefen an dem Eingang der Höhle: „Lebe, edler Menschenfreund, für uns Unglückliche, für uns grausam Verfolgte!“

Dann baten sie ihn, etwas Wein und Speise zu sich zu nehmen; er that es, verfiel darauf in abermalige Verirrungen, und seine Seele schwebte bald in düsterm, bald in glänzendem Nebel der Träume. Er schlummerte ein unter dem sanften Geflüster der klagenden Jungfrauen, von seinen Freunden bewacht.

Beym Aufgang der Sonne erwachte er, und erblickte seine Freunde an seiner Seite; seine Kräfte hatten sich gesammelt. Sie führten ihn vor die Höhle, die aufgehende Sonne goſs ihren goldnen Glanz über das Gebirge, die kühle Morgenluft umwehte sein Haupt, und des Lebens verstopfte Quellen öffneten sich.

Er sah mit ernster Entschlossenheit nach Suleima.

„Mein Vater, täusche mich ferner nicht, und entreiſse mich dieser dunkeln Verwirrung. Verschlang sie das Meer? Hört' ich ihren Geist? Du weiſst, sie sagte mir einst, sie würde mich umschweben.“

Suleima. Ich täusche dich nicht, und ich, ihr Vater, der alle Freude des Lebens mit ihr verloren, sage dir, daſs sie das Meer verschlungen hat! Daſs nur dieses sie vor Schmach und Schande retten konnte, daſs sie ihnen zu entgehen den Tod dem Leben vorzog! Hier lege ich nochmals mein Leben und das Leben ihres Bruders in deine Hände, und wir erwarten beyde, was du über uns bestimmst.

Hierauf theilte er ihm die ganze schreckliche Begebenheit mit, ihren freyen Entschluſs, ihre Worte, ihren Auftrag an ihr, und schloſs: „Sollte die, die ganz Reinheit war, befleckt von dem Ungeheuer leben? Nur dann wäre sie vernichtet worden durch die Schmach, durch die Verzweiflung! Wir, der Vater und Bruder, die wir sie beweinen, so lange wir Thränen haben, danken ihr für die Rettung.“

Raphael sah gen Himmel: „Geist der Welt, du hast sie wiederum aufgenommen. Erscheinen wird sie mir in ihrer reinen Erhabenheit, wie die Gedanken aus den Gefilden deines Aufenthalts. Der Tod kann mir nicht nehmen was in mir lebt, in mir ist und fühlt. Nie sollen sie meine Lippen mehr nennen, nie sollen meine Augen um sie weinen. Nur der klage über den der Erde entflohenen Gefährten des Lebens, der ihm nicht zu nahen hofft. Als der Tod die Augen meines Vaters vor seinem sanften Hinscheiden küſste, durch seinen Kuſs sie noch einmal öffnete, und der Urheber der

Sonne sein Licht zum letztenmal gegen ihn wandte, sah er — ahnend mein künftiges Elend — meine Thränen in dem Glanze schimmern, welchen das Licht der Unsterblichen auf seiner Stirne verbreitet hatte. Da zeigte er mir meinen Trost und meine Rettung! — Ha! nie fühlt' ich mehr, ich sey zur Fortdauer über das Grab geschaffen, als in diesem Augenblick. Unterstützet das Gefühl, das mir von ihr kommt, das mich durchdringt wie der süſse Laut ihrer Stimme. Wir haben alles verloren, und unser Zweck geht von nun an über die Gränzen unsers Hierseyns. Laſst mich ruhen auf jenen Felsen, daſs ich in die fern wallenden Fluthen sehen kann, und dahin bringe mir die Führer jener Unglücklichen.“

Suleima. Was willst du beginnen?

Raphael. Mit ihnen reden von ihrer Lage, ihren Hoffnungen, und vernehmen, was ich für sie thun kann.

Suleima. Ich bitte dich in dem Namen deines Vaters, in dem Namen der Geretteten, verlaſs uns nun, da du genesen bist, und kehre in dein Schloſs. Einmal hast du dich in unser Schicksal gedrungen, und nun erst sind deine Bande gewaltsam und schrecklich gelöst. Entferne dich von denen, die das Verhängniſs auf diese öden Gebirge gestreut hat, um da zu verschmachten, oder unter dem Schwert ihrer Verfolger zu fallen. Laſs den treuen Freund und Diener deines Vaters nicht um deinetwillen in Verzweiflung sterben, gewähre mir sanften Tod, und die Hoffnung, dem Geist deines Vaters dort nahen zu dürfen, wie meiner Tochter. Sieh, kniend bitte ich dich, verlaſs diese Opfer des Todes, deren auf diesem Gebirge zerstreuten Gebeine bey den künftigen Geschlechtern von ihrem grausamen Schicksal zeugen werden.

Asan kniete neben seinem Vater nieder, und Thränen erstickten seine Bitte.

Raphael. Unbilliger! erst locktest du mich mit trügerischen Tönen in das Leben zurück, dann suchtest du mich daran zu fesseln durch den Zuruf der Menschheit, und zogest mich aus dem seligen Schlummer der Starrheit durch den Gedanken, mein thätiges Leben könne diesen Unglücklichen noch nützen. Dein Ruf erscholl in meine dunkle Seele, und stillte die blutenden Wunden des Herzens. Nun da ich gerüstet bin zu ihrem Schutze mit Muth und Stärke, willst du mir das entreiſsen, wodurch ich allein leben kann. Ich kann euch nicht entsagen, durch das Band, das dort das Schicksal so schrecklich zerschnitt, knüpft es mich hier fester an euch. Vorwärts treibt es mich durch meinen angebornen Sinn; durchlaufen muſs ich die mir von ihm festgezeichnete Bahn, bis geschehen ist, was durch mich geschehen soll. Gewähre du mir nun, daſs ich meinem Bruder das gerettete Leben danken kann. Ihr und diese Unglücklichen seyd das mir von ihr zurückgelassene Erbe, und ich kann mich von euch nicht trennen.

Suleima. Das Grab deines Vaters ist ohne Schutz, es ruft dich zurück, dein Vater ruft dich durch mich zurück.

Raphael. Der Geist bewacht es nun, der uns einst von da so sanft entgegen klagte. Störe mich nicht weiter; ich bin genesen und bin entschlossen. Von jenen in der Sonne glänzenden Fluthen wehen mir hohe Gesinnungen, erhabene Gedanken her. Geheiligt ist mir die Fluth, geheiligt das Gefühl, das aus ihrer Tiefe mir empor steigt. Um diesem Gefühl zu gehorchen, bekämpfe ich den glühenden Durst meiner Seele, der mich antreibt hineinzutauchen, um sie schneller an dem Grabe meines Vaters aufzusuchen. Weine nicht, und bringe mir die Führer her!

Suleima ging; da faſste er Asan bey der Hand: „Wir wollen Männer seyn und unsre Lenden mit dem Schwert der Rache gürten. Willst du sie, dein Volk rächen, für die Schmach, die Qualen, deren Zeuge wir waren, seitdem wir denken und empfinden?

Asan. Um deinetwillen will ich; um mein Schwert für dich zu führen, um für ein Grab zu fechten, denn dieſs ist alles, was uns zu hoffen übrig bleibt.

Raphaël. So laſs es uns wie Männer suchen, und das Grab unsrer Verfolger mit dem unsern aufwühlen.

Er schwieg; finstre Gedanken entsprangen aus seinen Betrachtungen über die letzten schrecklichen Scenen. Haſs gegen die verfolgenden Christen stieg zum erstenmal in seiner Brust auf. Aber bald fühlte er wieder aus seinem Herzen, was der Mensch sich und andern seyn könnte und sollte, wie er ihn dachte in den glücklichen Träumen seiner Jugend, und seine Phantasie leitete ihn in die goldne Zeit der Welt zurück, die ihm blühte in den stillen Thälern um Kastellmansor, die er ganz genoſs an der Seite Almerinens.

Sudeima kehrte mit den Führern zurück. Raphael erkundigte sich nach ihrer Lage. Sie sagten ihm, daſs sich ihrer bis dreyſsig tausend mit Weibern und Kindern in das Gebirge geflüchtet hätten. Daſs sie nun fürchteten, der nahe Mangel an Lebensmitteln würde sie aufreiben; aber sie seyen entschlossen, lieber mit ihren Weibern und Kindern hier zu verschmachten, als sich den Würgern anzuvertrauen, die in der Ebene unter den Befehlen des Don Mescias auf sie lauerten. Sie wollten, obgleich nur wenige von ihnen schlecht bewaffnet wären, einen Angriff auf die Spanier thun, und das letzte wagen.

Raphael. Ja, das wollen wir, mit Muth, Entschlossenheit und Vorsicht. Als eure Vorfahren die Christen verdrängten, sammelten sich diese in den Gebirgen, lebten in Höhlen, wie ihr nun thut; die edlen erloschnen Gefühle erwachten wieder in dieser freyen reinen Luft, und es gelang ihnen, sich die kühnen Eroberer zu unterwerfen. Warum sollte dieſs euch nicht gelingen? wenn ihr wie Männer zusammenhaltet und muthig für euch, eure Weiber und Kinder streitet. Eine einzige glückliche Unternehmung erwirbt euch Lebensmittel auf einige Zeit, und Zeit gewinnen ist Sieg für euch. Auf das Gerücht eurer Thaten und Entschlossenheit werden eure in Spanien zerstreuten Brüder aus ihrer Starrheit erwachen, sich hier versammeln, und der Zertretne wird noch einmal den Tyrannen furchtbar werden. Laſst uns hier leben unter dem Schutz der rauhen und kühnen Natur, und von ihr gestärkt und beseelt ihre Rechte gegen eure grausamen Verfolger vertheidigen. Ich für mich bin entschlossen, euer Schicksal zu dem meinigen zu machen, mit euch zu leben, für euch zu streiten, für euch zu sterben. Fühlt und denkt ihr so, so theilt meine und eure Gesinnungen euren Brüdern mit, und wir wollen die Anstalten eurer Feinde beobachten, dann kühn von diesen steilen Höhen auf sie herabstürzen, streiten, sterben und siegen!

An dem Strahl seiner Augen entbrannten ihre Seelen. Ein Freudengeschrey ertönte zum erstenmal in den Felsen. Die Menge sammelte sich auf der Spitze des Gebirges, die Führer theilten ihr Raphaels Entschluſs mit, und jeder rüstete sich zum Kampfe, unter der Leitung eines Mannes, den sie als einen ihnen vom Himmel gesandten Genius verehrten.

So stieſs ihn das Schicksal vorwärts durch die edlen Gefühle seines Herzens, und trieb ihn zu den gefährlichen Kämpfen, in welchen der so selten siegt, welcher sie zur Rettung derer unternimmt, die Herrschsucht, religiöse Wuth, und politische Absichten zum Opfer auserselien haben.

2.

Raphael hatte das Gebirge umgangen, die Stellung der Feinde und ihre Stärke genau erforscht. Er unternahm gegen ihre äufsersten Posten einige Züge, um den Muth der Mauren zu proben, sie mit der Gefahr bekannt zu machen, und kam immer glücklich und siegreich zurück. Voll Vorsicht und Entschlossenheit stritt er an ihrer Spitze, schärfte ihnen bey jedem Auszug ein, sich geschlossen zusammenzuhalten, und beym Vortheil keine andere Beute zu machen, als Waffen und Kriegsgeräthe. Durch entfernte Pässe schickte er Haufen ins platte Land und befahl ihnen, in den Dörfern nichts zu nehmen, als Vieh, Mundvorrath, Ackerzeug und Saat. Asan führte einige dieser Streifereyen mit vielem Glück, und jeder der wiederkehrenden Haufen legte die kostbare Beute zu Raphaels Füfsen. Unter die Streitbaren vertheilte er die Waffen, unter die Schwachen das Ackergeräthe, und wiefs ihnen Thäler an, sie zu bearbeiten und zu besäen. Die Weiber richteten die Höhlen zu bequemen, reinlichen Wohnungen ein, und Kinder und Greise, alles arbeitete, alle Geister waren voll Zutrauen und Muth. Die bisher zerstreute Menge sammelte sich zu Ordnung und enger Verbindung, und das öde Gebirge, auf dem vorher Winseln und Klagen erschallten, ertönte nun von Freudengeschrey, dem Gesang der Krieger, dem freyen Gebet zu dem Gott ihrer Väter. So bildete sich dieser Haufen Verfolgter unter den Flügeln der Natur, durch innere Kraft, zu einem wohlgeordneten Ganzen, und trotzte muthig den Tyrannen, die sie von allen Seiten umgaben. Raphaels Aussichten erweiterten sich mit jedem Tage, und er hoffte in diesem rauhen Gebirge einen Stamm von Menschen, zu bilden, wie er sich seine Landsleute dachte, da sie mit den Römern um Freyheit und Daseyn kämpften.

Den Spaniern entgingen diese Veränderungen nicht. Don Mescia merkte, daſs sie ein neuer Geist beseelte, daſs ihre Unternehmungen mit einer Entschlossenheit und Ordnung geführt würden, die auf die Zukunft und langen Widerstand zielten. Er begriff nicht, woher den Verzweifelnden dieses neue Leben komme, bis man ihm berichtete, es sey ein Spanier, der sich zu ihrem Führer aufgeworfen hätte. Er befahl alles anzuwenden, sich seiner zu bemächtigen. In dieser Absicht verstärkte er das kleine Korps gegen den Paſs, aus welchem Raphael schon einigemal gefallen, und stellte kleine auserlesene Haufen an Orte, wo sie gedeckt von Felsen, Gesträuchen und Hohlwegen liegen konnten. Durch diese neue Anordnung drohten die Spanier, die Mauren von einem kleinen Flusse, der sie tränkte, abzuschneiden. Der Quellen waren sehr wenige im Gebirge, und leicht durch die Menge erschöpft. Raphael wollte diese Quellen zusammen leiten und einfassen lassen; um aber der Gefahr des Augenblicks zuvorzukommen, gedachte er nun mit den genug Erprobten einen Hauptschlag zu wagen, und hoffte sich bey dieser Gelegenheit eines Städtchens zu bemächtigen, das in dem Rücken der Spanier lag, und mit groſsem Vorrath angefüllt war. Er versammelte in dieser Absicht dreytausend Auserlesene, theilte sie in drey Haufen und befahl ihnen, nach einem gegebenen Zeichen aus den Pässen hervorzubrechen. Er wollte mit Asau das kleine Korps vorwärts angreifen.

die übrigen sollten sich von den Seiten in dem Rücken desselben bewegen, um dann verbunden grade auf das Städtchen loszugehn.

Raphael stürzte mit seinem Haufen herunter. Die Spanier hielten seinen ersten Angriff aus, beym zweyten wichen sie zurück. In diesem Augenblick hörten die Mauren das Freudengeschrey ihrer Brüder, sie beantworteten es, und folgten muthig dem langsam weichenden Feinde. Plötzlich sahen sie sich im Rücken und von den Seiten angegriffen. Die weichenden Spanier wandten sich, und traten ihnen voll Feuer und Muth entgegen. Ihre Freunde wurden zu gleicher Zeit von kleinen, gutgestellten Haufen aufgehalten, und die Umringten sahen keine andere Rettung mehr als in der Verzweiflung. Die verschiedenen Angriffe hatten sie getrennt. Raphael schrie ihnen zu, sich fest zu schlieſsen, alles von ihrem Muth zu erwarten, und sich durch den in ihrem Rücken stehenden Feind zu schlagen. In dem nämlichen Augenblick sah er Asan, nebst einem kleinen Haufen Mauren, umringt, die sich verzweifelnd gegen die Spanier wehrten. Asan sank an ihrer Spitze, und focht noch liegend gegen den Feind. Nun sah Raphael nichts mehr als dieſs, er schrie den Mauren zu: „Rettet mit mir den Sohn Suleima's!“ Ein Haufen wandte sich mit ihm, er fiel wüthend in die Spanier, entriſs ihnen den noch lebenden Bruder, lud ihn auf die Schulter, umgeben von den wenigen, dem Schwert entronnenen Mauren. Ein Trupp Spanier warf sich indessen zwischen ihn und die weichenden Mauren. Sie feuerten, eine Kugel verwundete Raphael an dem Arm, womit er Asan umfaſste, die andere zerschmetterte die Stirne des Bruders. Er hörte sein leises, letztes Ächzen, sah sich um, und aus Asans hängendem Haupte floſs das Gehirn. Noch hielt er ihn umschlungen mit seinem verwundeten Arm und drang vorwärts. Viele seiner Gefährten waren gefallen. Die Spanier drangen nun näher auf sie ein. Raphael legte die Leiche seines Bruders sanft zu Boden, stellte die wenigen übrig gebliebenen um sich herum und erwartete den Angriff. Seiner vergessend schrie er laut den Mauren zu: „Rettet Euch nun, meine Brüder, und sagt Suleima, er solle sich schnell mit dem Volke tiefer in das Gebirge ziehen!“ Aber die Mauren traten näher zu ihm. Ergrimmt fielen sie die Spanier an, schrecklich war der Kampf der Umringten für den Freund, den Beschützer. Raphael fühlte seine Wunde nicht — tödtete und stritt bis er erschöpft neben der Leiche Asans hinsank. Der spanische Officier hielt den zurück, der ihn ermorden wollte, übergab ihn der Wache einiger, und verfolgte die Fliehenden. Es war dem Haufen gelungen, sich durchzuschlagen; sie standen auf den Felsen, sahen die Niederlage ihrer Brüder, sahen Raphael sinken, in der Gewalt ihrer Feinde. Ein Klaggeheul erhob sich im Gebirge, und erscholl von Felsen zu Felsen. Die kleine Schaar lag um Raphael herum, keiner war ohne Rache gefallen. Der Officier kehrte zurück, und lieſs den Ermatteten aufrichten. Das Geschrey der Unglücklichen zerriſs sein Herz; er sah düster nach dem

Gebirge; dann neigte er sich gegen Asan, drückte seine Hand an seine Lippen und folgte den Spaniern. Schrecklicher ertönte das Winseln, das Jammern der Unglücklichen von dem Gebirge.

Die Spanier führten ihn zu ihrem General, Don Mescia. Verwundernd blickte dieser auf ihn. Kalt stand Raphael vor ihm, den Schmerz tief im Herzen.

„Ihr gehört nicht zu diesem Volke?“

— Nein.

„Wer seyd ihr?“

— Ich darf meinen Namen auch jetzt noch nennen; Raphael de Aquillas.

„Unglücklicher, wie kommt ihr unter diese Elenden? Seyd ihr nicht der Gemahl der Donna Seraphine, der Tochter Don Antonios ***?“

Raphael blickte ihn düster an.

„Ich bedaure euch, bedaure mich, daſs ich einen Mann von eurem Stande, eurer Miene und eurer Gestalt als Rebellen gegen euren König, euer Vaterland finden, und als einen solchen behandeln muſs.“

— Ich bedaure nichts, als daſs ich meinen Freund und diese wirklich Elenden nicht retten konnte.

„Ich fürchte, Don Raphael, ihr werdet in Madrid mehr als dieſs zu bedauern finden. Was konnte euch bewegen, euch an die Spitze dieser Unglücklichen zu stellen, und ihr Schicksal in dem Augenblick der schrecklichsten Entscheidung zu dem euren zu machen?“

— Schrecklich ist ihr Schicksal, das ist wahr, und eben darum machte ich es zu dem meinen. Doch die Ursachen dieser euch so unbegreiflichen That, vielleicht vor Gericht. Ich bin euer Gefangener, so weit der Mensch der Gefangene eines Menschen seyn kann; aber in diesem Augenblick bin ich mehr der Gefangene dieser mich schmerzenden Wunde; laſst mir diesen lästigen Arm abnehmen, und ich bin um vieles freyer.

„Könnt' ich euch so sicher retten, als ich hoffe, daſs meine Wundärzte euch diesen Arm erhalten werden — ihr weint —“

— Nicht um mich — Ich höre noch das Heulen der Unglücklichen von jenen Felsen, die bald ihr Blut benetzen wird. O sie sind hingegeben! Ihrer und meiner spottet das Schicksal, und ihr seyd nur der blinde Vollzieher seines grausamen Spruchs. Ich bitte euch, entscheidet schnell über mich!

„Ich muſs euch, sobald es eure Wunde zuläſst, nach Madrid senden.“

— So sey's nach Madrid.

Ein Officier trat herein und meldete: Einer der Mauren habe sich den Spaniern friedlich genähert, und gebeten, man möge ihn dahin senden, wo sich der gefangene Spanier befinde.

Don Mescia winkte und man führte ihn ein. Es war Suleima. Raphael sank an seine Brust. „O mein Vater, warum thust du mir dieſs? Warum verlieſsest du die Unglücklichen ohne Rath, um zu einem Hingeschiedenen zu eilen, dem du nicht mehr nützen kannst?“

„Erinnere dich des Bundes,“ lispelte ihm Suleima zu, — „keiner soll ihn überleben.“

„Keiner, und du weiſst, wo wir uns wieder sammeln. — Dein Sohn ist uns vorangegangen — “

„Auf kurze Zeit.“

„— Nun, General, fordere ich euer Mitleid auf, um dieses guten Alten willen, trennt mich nicht von ihm.“

Euch, so lange ihr in meiner Gefangenschaft seyd, gut zu behandeln, ist alles was ich kann. Trennen muſs ich euch von ihm. Das Gericht, das dieses dunkle Geheimniſs erforschen muſs, würde mir diese Einwilligung zum Vorwurf machen.

Raphael drückte Suleima an seine Brust und legte seinen Finger bedeutend auf dessen Mund, dann wandte er sich zu dem General: „Ich bin von ihm getrennt, wie ich gefangen bin. Die Macht der Menschen erstreckt sich nur auf das Sichtbare; wer vermag die zu trennen, die durch sich leben!“

3.

Als Raphaels Wunde geheilt war, wurde er nach dem Staatsgefängniſs in Madrid gebracht. Von Suleima erfuhr er weiter nichts.

In dieser Einsamkeit erstieg seine Seele den höchsten Gipfel ihrer Kraft. Er trennte sich von allem, was ihn umgab, schwang sich in die Gefilde der Geisterwelt, und fühlte sich ein Wesen, das gleich ihnen nicht mehr in die Kette leidender Geschöpfe gehört. Er glaubte, das Schicksal habe ihn durch diese schreckliche Verkettung von Unglück, Miſslingen aller seiner edlen Unternehmungen; zu diesem erhabenen Standpunkt leiten wollen, auf dem er sich nun so glücklich und ruhig fühlte. Ungeduldig schlug sein Herz nach der Stunde, die ihn dahin befördern sollte, wo er, vereint mit Almerine und seinen Freunden, in den lichten, ätherischen Gefilden schweben würde. Sein Geist drang zu dem Grabe seines Vaters, sein Ohr hörte die Klagetöne Almerinens. Die Erinnerungen der glücklichen Tage der Liebe erwachten, gehüllt in Bilder der stillen Ruhe, des reinen Genusses, lebendig in seinem Herzen. Seine Phantasie trug ihn unter seine Eichen, er hörte das Wehen in ihren Wipfeln, das Rauschen ihrer Blätter an den bemoosten Ruinen, den Gesang seiner arbeitenden, glücklichen Vasallen, ihr fernes Lautenspiel, und erinnerte sich der weisen und sanften Gespräche mit Suleima, Almerine und Asan, bey dieser und jener Veranlassung. Erhabene Gedanken quollen aus diesen Erinnerungen, wurden zu warmen Empfindungen, und strahlten in dem sanften Schimmer seines Herzens. Er hoffte den zerrissenen Faden der genossenen Seligkeiten dann wiederum ganz fest zu knüpfen, wenn der Tod ihn auflösen würde. Sein Zustand glich einem Morgentraum der Jugend, in dem wir so leicht über die Erde hinschweben, als entfessele uns eine mächtige Hand von der Schwere unsers Körpers, um uns ein entzückendes Vorgefühl der Unsterblichkeit zu geben. Das Wohlwollen seines Herzens, die Heiterkeit seines Geistes, die Eindrücke seiner Erziehung, sein fester Glaube an Nothwendigkeit, siegten über sein schreckliches Geschick; nur wenn der Schrey der verzweifelnden Mauren von dem Gebirge wieder in seiner Seele erklang, sank seine Kraft, und seine Thränen flossen über die gewisse, gänzliche Vernichtung derer, die er zu retten wähnte, für die er so gern sein Leben hingegeben hätte. Er sah sie fallen unter dem Schwert ihrer Feinde, gejagt von Felsen zu Felsen, von Höhle zu Höhle — Weiber, Kinder und Greise zerschmettert oder verschmachtet auf den nackten Klippen. Sein Gefühl empörte sich, riſs ihn zu finstern Betrachtungen über die Menschen, die solcher Thaten fähig sind. Grasse, finstre Gedanken sprangen aus diesen Betrachtungen, gleich den Gespenstern aus der zerrütteten Phantasie des Fiebernden, trieben ihn in wildem Grimm und starrer Kühnheit bis zu dem Thron des erhabenen, uns verhüllten Wesens, das allein die Kette der Begebenheiten faſst. Dann leiteten ihn die Geister Almerinens und seines Vaters an einem sanften Lichtstrahl der Liebe aus der verworrenen, schrecklichen Finsterniſs zurück, und lispelten ihm zu: „Bald wirst auch du in Klarheit mit uns schweben!“

4.

Peinvoller war der Zustand der unglücklichen Seraphine. Sie hatte durch ihren treuen Diener Balthasar, der sich auf ihren Befehl in der Nähe Kastellmansors aufhielt, Raphaels Abreise erfahren. Melchior Perez war nach Madrid zurückgekehrt und hatte berichtet:

Don Raphael habe die Mauren zum Aufruhr gereitzt, sich dann in einem Boote geflüchtet; er sey genöthigt gewesen die Verwegensten über Bord zu werfen, und die übrigen an der nächsten Küste auszusetzen. Sie zitterte für den Mann, der ihrem Herzen alles war, ob er ihr gleich auf dieser Erde nichts mehr seyn konnte. Nun vernahm sie die Schreckenspost von seinem kühnen Unternehmen, seiner Gefangenschaft; lange saſs sie betäubt von dem schrecklichen Schlag', endlich erwachte der Gedanke in ihrer bangen Seele: vielleicht bedarf er meiner Hülfe. Sie nahm Gold zu sich, eilte mit ihrem Knaben, einer Wärterin, und dem treuen Balthasar nach dem Gefängniſs, gab sich dem Aufseher zu erkennen, füllte seine Hände mit Gold, und bat ihn, unter Versicherung, ihn über alle Hoffnung zu belohnen, geheim zu halten, was sie hier zum Besten Don Raphaels unternähme. Zitternd nannte sie ihn ihren Gemahl. Dann fragte sie nach seinem Zustand, und Thränen der innigsten Wehmuth flossen über ihre bleichen Wangen, als er sprach von seiner Geduld, seiner Sanftmuth. Plötzlich fuhr der Gedanke in ihr Herz: Wenn ich es nun wagte, vor ihm zu erscheinen, ihm meine Dienste anzubieten! Mich ihm darzustellen als eine Fremde, ohne Rücksicht auf mich! Würde er mich verwerfen? Und wenn er mich verwürfe, sollten ihm mein Mitleid, meine stummen treuen Dienste beschwerlicher seyn, als die Dienste der harten Diener dieses finstern Hauses? — Sie bat den Aufseher, sie nach seinem Gefängniſs zu führen. Als sie vor die Thüre trat, fühlte sie ein Erbeben, und sie wagte nun nicht, den Aufseher zu bitten, sie zu öffnen. Sie lieſs sich auf ihre Knie nieder, und sah durch die Öffnung des Schlosses. Sie erblickte ihn auf seinem Sitze, ruhig, gelassen, seine Seele so in sich gezogen, als gehörte er dieser Welt nicht an. Seraphinens Herz schlug in ihrer Brust, sie athmete, lebte nicht — nur einige Augenblicke beobachtete sie ihn, dann stand sie auf und sagte zu ihrem Knaben: „Dein Vater ist kein Verbrecher, mein Kind, und deine Mutter darf ihm nicht nahen. Er bedarf keiner Thränen — laſs uns nur über deine Mutter weinen!“

Sie entfernte sich schnell, bat nochmals den Aufseher zu verschweigen, daſs sie hier gewesen sey. Hierauf ordnete sie alles an, was zu Raphaels Bequemlichkeit dienen konnte, lieſs Balthasar mit dem Auftrag zurück, auf alles zu sehen, und sich angelegen seyn zu lassen, Don Raphael bedienen zu dürfen; aber nie sollte er es wagen, ihm ihren Namen zu nennen, oder ihn an sie zu erinnern.

Zum erstenmal suchte sie wiederum Menschen auf. Sie erkundigte sich nach seinen Richtern und besuchte einen jeden. Ihr Herz erbebte bey ihrer Antwort. Sie rathschlagte mit ihnen, ob sie sich an den König wenden sollte; sie riethen ihr, sein Verhör abzuwarten, und die Gnade des Königs nur dann anzuflehen, wenn das Gesetz ihn verdammte. Zwey Tage lebte sie in tödtlicher Angst. Das Gericht versammelte sich, und Raphael wurde vorgefordert. Er trat vor die Versammlung, ohne Furcht, ruhig und bescheiden. Man legte ihm die Anklagen Don Mescias und Melchior Perez vor. Die ersten nahm er an, die zweyten verwarf er und erklärte, nach seinem Gericht würde er als Kläger gegen diesen auftreten.

Auf die Frage: was er zur Vertheidigung seines eingestandnen Verbrechens vorzubringen habe?

„Nichts; er habe und bedürfe keiner Entschuldigung dafür.“

— Die Ursachen, die ihn bewogen, sich mit den Mauren zu verbinden.

„Diese könnte und wollte er nur dem König sagen.“

— Er stände vor dem König, da sie in dessen Namen Gericht über ihn hielten.

„Das läugne er nicht; aber er habe eine Klage gegen den König selbst, die er ihnen zu ihrem eignen Besten nicht vertrauen dürfte.“

Die Richter drohten, stellten ihm den Spruch des Gesetzes vor, das ihn nach seinem eignen Geständniſs als Hochverräther verdamme.

Diesen Spruch erwarte er, war seine Antwort. Sie möchten ihn immer nach seinem Geständniſs richten; die Ursache seiner That solle nur der König von ihm erfahren.

— Und wenn der König ihn nun nicht hören wollte?

Er schwieg, und ihre Vermahnungen, ihre Drohungen vermochten nichts über ihn. Sie verdammten ihn.

Als Seraphine vernahm was vorgefallen, so schrieb sie an den König:

— Die Unglückliche, die euch schreibt, glaubte bisher, sie habe nur über sich zu weinen, und in bittrer Reue zu sterben. Nun soll sie verzweifeln über den Fall des edelsten Mannes eures Reichs. Wenn er ein Verbrechen begangen hat, so ist es mein Werk, und mit Schaam setze ich hinzu, auch das eure. Die schreckliche euch bewuſste Entdeckung, seine Rache, die ich beweinen und nicht verdammen konnte, haben ihn aus Madrid getrieben. Konnte nicht der Unwillen — doch nein, so stolz darf die gefallne Seraphine nicht seyn, sich als eine ferne Ursach der That eines Mannes, wie Don Raphael, anzusehen; aber ich irre mich weniger, wenn ich sage, sein groſses, menschenfreundliches Herz, die schrecklichen Miſshandlungen, deren Zeuge er war, haben ihn bewogen, sich zum Beschützer der Unglücklichen aufzuwerfen, die ganz Spanien verfolgt. Für seine Richter ist dieses vielleicht keine Entschuldigung; aber sie ist es zwiefach für euch, mein König. Ich habe ihn gesehn, ohne daſs er meine Gegenwart vermuthen konnte. Welche Ruhe! Welche Unschuld! Er ein Verbrecher! Ich, ich bin eine Verbrecherin, ich die erste Ursache seines Unglücks. Ihr müſst ihn sehen, Don Philipp, müſst selbst beobachten, was ich nicht beschreiben kann. Ihr müſst ihn um euretwillen wie um meinetwillen sehen! Ihr müſst ihn sehen, daſs euch die Unglückliche in Verzweiflung und Wahnsinn nicht laut anklage! Er forderte dieſs von seinen Richtern, will nur euch die Beweggründe seiner That entdecken. Seht ihn, hört ihn, vergebt ihm, dann will ich gern alle Schuld des gemeinschaftlichen Verbrechens auf mich nehmen, gern allein dafür büſsen, und euch frey davon sprechen. Ich fordere ihn nicht für mich, ich fordere ihn in dem Namen der Menschheit, um deren willen er als Verbrecher erscheint.

Dieses Schreiben und der Bericht der Richter machten einen tiefen Eindruck auf Philipp. Er gab Befehl, Don Raphael in der Stille nach dem Pallast des Herzogs de Lerma zu bringen, wo er ihn hören wollte. Raphael wurde vor ihn geführt, und einige Vertrauten so gestellt, daſs sie ihn beobachten konnten, ohne ihn zu hören. Er nahte dem König ohne Groll; Unschuld und Sanftmuth schienen ihn einzuführen. Philipp fühlte sich bey seinem Anblick erleichtert. Raphael sprach folgendes in mildem Tone, und nur seine Blicke gaben seinen Worten Nachdruck.

„Nicht um mein Leben zu bitten, tret' ich vor euch, mein König. Auch nicht die That zu entschuldigen, deren man mich anklagt. Was ich that, that ich aus freyer Wahl, und beklage nichts, als die Unglücklichen, die ich nicht retten konnte. Was mich vor euch führt, mögt ihr aus dem vernehmen, was ich nur euch vertrauen konnte, und dann mich richten und verdammen.

Mein Vater hat dem euren treu gedient; zum Lohn für seine Dienste suchte euer Vater meine Mutter zu verführen. Don Antonio *** und ein Priester waren seine Werkzeuge. Da es ihnen nicht gelang, gaben sie meinen Vater dem euren als das Hinderniſs der Erfüllung seines Wunsches an, und der König lieſs ihn dem furchtbaren Gerichte übergeben, das sich so gern zum Sklaven der Lüste der Könige gebrauchen läſst, um sichrer ihr Tyrann zu seyn. Sie lieſsen ihn blenden. Mein Vater, um der Gefahr zu entgehen, womit man ihn von neuem bedrohte, floh auf sein Schloſs, und meine Mutter, um das Leben ihres Gemahls, ihre Tugend zu retten, verbarg sich unter den Ruinen einer Moschee bey Kastellmansor. Hier starb sie, und ward auf der Stelle begraben, auf welcher sie ihr junges Leben hingetrauert hatte. Unter diesen Ruinen ward ich geboren. Mein blinder Vater erzog mich in Grundsätzen, die, wie ich nun erfahren, in Spanien Verbrechen sind. Vor seinem Tode eröffnete er mir sein Geheimniſs, um des Wunsches willen, in eben dieser Gruft an der Seite meiner Mutter begraben zu werden. Dieſs that ich. Ich kam nach Madrid, den Urheber seines Unglücks, dessen Namen er mir verschwiegen, aufzusuchen, ihn zu rächen, wenn ich ihn entdeckte. Der Unerfahrne fiel bald darauf in die Schlingen der Donna Seraphine, Antonio's *** Tochter. Ich eile schnell über diesen Punkt, Don Philipp. Aber verschweigen darf ich nicht, daſs dieser Antonio *** mir an jenem Abend gradezu gestand, er sey der Urheber des Unglücks meines Vaters, und er habe nun, um seines Gewissens und meines Glückes willen, an mir vollendet, was er mit meinem Vater angefangen. Ich opferte ihn der kindlichen Rache, und kehrte zu dem Grabe meines Vaters zurück. Auf meinem Schlosse fand ich die Tochter des Freundes meines Vaters. Er ist einer der Ersten dieses unglücklichen Volks, dessen Beschützer mein

Vater immer war, und das des Schutzes so sehr bedurfte. Von mir genöthigt und erfleht, verband er mich auf dem Grabe meiner Eltern, nach der Weise seiner Väter, mit der Tochter. Ihr erschrecket und erstaunt; aber sie war, was vielleicht jene ohne ihre Verführer gewesen wäre! Das Edikt der Verbannung dieses treuen, Spanien ernährenden Volks, erschien. Ich begleitete meine gewählte Familie, meine unglücklichen Vasallen nach Afrika, um sie vor Miſshandlung zu schützen. Ihr würdet unter der Beschreibung der Greuel hinsinken, die Melchior Perez, der Kapitain des Schiffes, gegen die Verbannten ausgeübt hat! Es ist eine Reihe von Schandthaten und Verbrechen, die nur ein höherer Richter rächen kann; doch schwer wird Spanien dafür büſsen. Um mich, dessen Anklage er fürchtete, zu einem raschen Schritt zu zwingen, griff er mein Weib an, drohte sie zu schänden, wie sein Volk die Weiber und Töchter der Unglücklichen geschändet hatte. Dieser Schmach zu entfliehen, stürzte sich mein Weib in's Meer. Ich folgte ihr; das Meer verschlang sie, als ich nach ihr greifen wollte. Mich retteten der Vater und der Bruder; sie bemächtigten sich mit einigen Mauren eines Boots, der Wind blies nach der spanischen Küste, mein Geist war verfinstert, ich lebte nicht. In diesem Zustand konnten sie mich nicht verlassen, und aus Furcht entdeckt zu werden, trugen sie mich in die Gebirge. Dort fanden wir die Flüchtlinge dieses unglücklichen Volks. Ich, der Zeuge der Greuel auf dem Schiffe gewesen, fühlte noch mehr als sie das Schicksal, das sie erwartete. Ich sah ihre Angst, ihren nahen Mangel, hörte das Winseln ihrer Kinder, den Jammer der Mütter, sah sie umringt von Feinden, die nach ihrem Blute dürsteten, und faſste den Entschluſs, ihnen beyzustehen mit Rath und That. Bey einem Unternehmen ward der Bruder meines Weibes verwundet, ich wollte ihn retten, und ward gefangen. Durch euch hatte das Schicksal gesprochen, sie sollten von der Erde vertilgt werden. So seht ihr nun, mein König, daſs ich um euretwillen niemand diese Geheimnisse vertrauen konnte. Seyd nun ihr mein Richter!“

Der König sah ihn gerührt und bang an. — „Don Raphael — ein Mörder — durch ein sündliches Band mit einer Ungläubigen verbunden. — Ein Verbrecher gegen sein Vaterland — und doch — doch kann ich euer Richter nicht seyn!“

— So mögen dann sie sprechen.

„Raphael, der Schleyer, den ihr so schonend vor meinen Fehler gezogen habt, decke auch die euren. Gott hat über euch gerichtet, er richte ferner über euch. Ich will auf die Quellen eurer Thaten sehen, und sie vergessen. Das Geheimniſs bleibe um unser, meines Vaters willen, unter uns. Ihr seyd frey; alles was ich wünsche, ist, daſs ihr mit Donna Seraphine leben möchtet.“

Raphael schwieg.

— „Doch davon, wenn wir uns wieder sehen.“

Raphael. Ich bitte euch, verhelft mir dazu, daſs ich euch danken kann. Der Vater meines Weibes schmachtet im Gefängniſs — gebt ihn mir, wenn ihr wollt, daſs ich des Geschenks achten soll, das ihr mir gemacht habt.

Der König lieſs den Herzog de Lerma rufen und übergab ihm Don Raphael mit den Worten: „Bedeutet den Richtern, Herzog, daſs der Prozeſs Don Raphaels und seines Mitgefangenen geendigt ist. Sucht den jungen Mann mit der Welt auszusöhnen, und seht zu, daſs ihr ihn meinem Dienst gewinnt. Leise zu Raphael: Ihr, söhnt euch mit Gott und der Kirche aus, damit ich euch ohne Sorge sehen kann.“

Der Herzog de Lerma sah den jungen Mann, der sein verwirktes Leben so kalt aus den Händen des Königs nahm, mit Verwunderung an. Doch bald fand er den Mann aus, der vor ihm stand, und da er mehr als gewöhnliche Theilnahme in den Blicken des Königs wahrnahm, von der Vermählung Don Raphaels, ihren Folgen, nebst dem Nutzen daraus für ihn, unterrichtet war, aus dem Instinkt des Hofmanns fühlte, daſs die Begnadigung damit zusammenhing, so überhäufte er ihn mit Versicherungen seiner Dienste und feurigen Freundschaftsbezeigungen.

Suleima erhielt seine Freyheit, und Raphael fühlte nur erst in seinen Armen den Werth der seinigen. Nach einigen Tagen eilte Suleima nach Kastellmansor, und Raphael blieb auf Zudringen des Herzogs, der im Namen des Königs sprach, in Madrid.

5.

Suleima an Don Raphael.

Hier bin ich nun, mein Sohn, wo sich die Ruhe der Todten niedergelassen hat, in deinem öden verlaſsnen Schlosse. Mit welchem Herzen durchwanderte ich die Felder, die noch vor kurzem meine Brüder bebauten. Die überreifen Früchte faulen an dem Baum, die Ähren beugen sich zur Erde, und die Sichel rostet, die in der Hand des frohen Schnitters blinkte. Ich sank in die von den Unglücklichen gezogenen Furchen nieder, und klagte, daſs ich allein die Vernichtung meines Volks überlebt habe. Als ich zu den Hütten kam und keiner heraustrat mich zu empfangen, und ich vor den Schwellen das Gras aufgewachsen sah, flossen meine Thränen. Der Schlag des Hammers erschallt nicht mehr in der Esse der Schmiede, der Webestuhl saust nicht mehr zu den Fleiſsaufmunternden Liedern, die Spinne zieht ihr Gewebe von Pfosten zu Pfosten, nistet über dem verlaſsnen Ehbett, über dem häuslichen Tische. Ach, daſs ich allein das Unglück meines Volks überleben muſste! Nur hier beweint' ich meine Kinder. Sparte mich, den letzten Zweig des Heldenstamms, das Verhängniſs nur darum auf, daſs ich in dem von meinen Ahnen eroberten Lande nun dastehe, wie der Rumpf einer Säule, die sich einst auf dem Markte einer blühenden, volkreichen Stadt erhob, welche die alles vernichtende Zeit allein aufbewahrte, um künftigen Menschengeschlechtern zum Stoff ernster Betrachtungen über Vergänglichkeit zu dienen? In diesen Gedanken wanderte ich den Pfad hinauf, die dunkeln Gebüsche empfingen mich, und düster, trauriger wurden meine Gedanken; aber als ich den Ruinen nahte, die die Gräber der Edlen decken, an die Stelle trat, wo du die weissagenden Klagen aus der Geisterwelt zu vernehmen glaubtest, da floſs mir Heiterkeit aus den Gefilden der Hoffnung zu, und meine Seele entfloh der Verzweiflung, die sie schon ergreifen wollte. Von ihr, aus ihrer That, nicht von der erlernten kalten Weisheit, kam mir dieser Trost. Wird sich nicht in den blühenden Thälern, die der Prophet so erhaben schildert, dieses verfolgte Volk wiederum versammeln, und da den Lohn einerndten, den die Vergeltung dem edeln Dulder zwiefach zuzählt? Dank sey es dem Unfaſslichen, der dem Geist des Menschen die Kraft verlieh, sich über die Gränzen dieser Welt, als in sein künftiges Eigenthum, zu schwingen! Ruhig trat ich nun in das öde Schloſs. Pedro Gomez empfing mich mit Freude, welche die Hoffnung erhöhte, er würde nun auch dich bald sehen. Von unserm Schicksal wuſste er nichts. Ich muſste mit der Erzählung sein und mein Herz zerreiſsen. Ein Theil der Nacht verging in dieser Trauer. Spät ging ich allein, das Grab zu besuchen; ich fand das Siegel, alles unversehrt. Ich zerbrach es nicht, und vertraute durch meine Seufzer den Edlen, was aus denen geworden ist, die vor ihnen den feyerlichen Bund geschworen haben. Komm hierher, mein Sohn! Nur hier ist Ruhe!

fliehe die Welt, bevor das Schicksal ein neues Gewebe entwirft, um dich zu fangen; aber wer mag ihm entfliehen?

Pedro Gomez hat die wenigen christlichen Unterthanen deiner Güter gesammelt, und sie in die verlaſsnen Thäler vertheilt. Ihre Hände reichen nicht hin, den von den Verbannten hinterlaſsnen Reichthum der Felder zu sammeln, vielweniger sie künftig zu bearbeiten.

Sage mir, was ist aus meinen unglücklichen Brüdern geworden? Ist es ihnen allen ergangen wie uns? Ich vernehme ein dunkles schreckliches Gerücht, schone meiner nicht, sage mir alles, daſs ich sie beweine.

6.

Don Raphael an Suleima.

Wie, mein Vater, und du forderst, daſs ich dir von dem Unglück deiner Brüder schreiben soll? Hast du nicht des Leidens genug? Erliegt deine Seele nicht unter der Vorstellung der erlittnen Qual und Schmach? Willst du das Elend eines jeden zu dem deinen machen, bis du der ungeheuren Last erliegest? Mein Herz ist zerfleischt über das geschehene, meine Vernunft verwirrt, und doch gehe ich mit angstvoller Begierde umher und forsche, wie es ihnen ergangen; aber was ich erfahre — Suleima, die Spanier sind Christen und keine Menschen. Groſsmüthiger ist der Tiger der glühenden Wüste Afrika's, er zerfleischt auf einmal seinen Raub, langsam zehren diese an dem ihrigen.

Nur zwanzig tausend sind glücklich in Afrika gelandet von den vielen Hunderttausenden. Die übrigen hatten das Schicksal meiner Vasallen. Beraubt, die Männer verstümmelt, die Weiber geschändet und dann ermordet, schwimmen ihre Leichen in den Fluthen; welche die Qualen überstanden haben, verschmachten auf dem wüsten Ufer, seufzen nach den fruchtbaren Feldern ihres Vaterlandes, bis reiſsende Thiere, der schreckliche Hunger, oder der wilde herumirrende Beduine, um der wenigen Lumpen willen, sie tödten. Keine Stadt, kein Dorf nimmt die Unglücklichen auf, die nichts mit sich bringen, als Armuth und ihre schrecklichen Gefährten. Sieh, dieſs ist das Schicksal von Hunderttausenden arbeitsamer Menschen, die Spanien von sich stieſs, für deren Verbannung und Überfahrt der König achthundert tausend Dukaten zahlte. So gehen Wahnsinn und Grausamkeit Hand in Hand, wüthen gegen sich selbst, indem sie um sich her zerstören. Bald wird das Blut der in die Gebirge Geflüchteten flieſsen. Man hat einen Preiſs auf das Haupt eines jeden gesetzt, und schon rüsten sie sich, sie mit Hunden, wie die Thiere des Waldes, zu jagen. Du weiſst aus Amerika's Bekehrung, daſs der spanische Christ die Menschenjagd liebt. Keiner deiner Brüder wird der durch Geitz angefeuerten, religiösen Wuth entfliehen. Suleima, und ich lebe! lebe unter diesen Menschen! Und hier, wo man von diesen neuen Grausamkeiten spricht, wie von einem Stiergefecht!

Wo man sich auf den Tag der Verbrennung der Ketzer freut, wie auf einen festlichen? Was soll aus mir werden? Wie soll ich den wilden Trübsinn bekämpfen, der aus meinem Herzen steigt, und meinen Geist umhüllt? Warum fiel ich nicht bey der Leiche Asans! Wozu haben sie mich aufgespart?

Mit Recht fragst du: und du kannst um diesen König seyn, der solche Befehle giebt? O Suleima, was weiſs er davon; er unterzeichnet diese Befehle, weil ihm die Diener der Kirche und des Staats beweisen, es fromme der Kirche und dem Staate; weil er dem Verstand der letzten und dem Gewissen der ersten traut, und trauen muſs; weil der Staatsmann seinen Verstand und der Priester sein Gewissen gefangen halten. So ein König ist ein bedauerungswürdiges Wesen, über das man in der Nähe seufzen muſs, ob man gleich fern von ihm bey denen durch seine Schwäche verursachten Leiden in Wuth erglüht, in Verzweiflung heult, und seinem Haupte flucht: Ein schreckliches Loos, nur darum der Erste zu seyn, um von der Herrschsucht, der Bosheit, dem Geitze, der Kabale, der Priesterwuth ersonnene Verbrechen zu heiligen! Wird der, welcher ihn auf diese Stelle gesetzt hat, ihn darauf erhält, diese Entschuldigung annehmen? Verliert das alles duldende Volk das Recht der Anklage? Hat es Recht dazu? Suleima, was ist der Mensch, der eines Herrschers bedarf, und gliche er auch diesem? Sey er auch noch ärger? Und dieser König will, ich soll sein Freund, sein Allmosenspender werden; will, daſs ich frey zu ihm reden soll.

fühle die gefährlichen Schlingen für mein Herz. Ich habe es einigemal gethan, ihm den Verlust des Reichs, die begangenen Greuel, zu deren Fortsetzung er eben einen Befehl unterzeichnet hatte, ohne Schonung vorgestellt. Er erbebte vor dem Heere der anklagenden Geister, die aus den Fluthen, von den Gebirgen, und Afrika's glühendem Sande emporstiegen; aber der Christ siegte über den Menschen. Er sagte: es sey schrecklich; doch sey sein Gewissen ruhig, Gottes Statthalter und die Bischöfe hätten es für nöthig gehalten, um die Reinheit des Glaubens zu erhalten, die ihm über alles gehen müſste. Gott würde ihn nach seiner Absicht richten! — Menschenhaſs will mich überfallen, meine Blicke schieſsen grimmig aufwärts, mein Geist strebt in das uns umhüllende Dunkel zu dringen, worin sich die auf uns lauernde Verzweiflung verbirgt. Sie soll mich nicht erhaschen, so lang mein Herz noch Menschenliebe fühlt. Ich muſste schweigen, Suleima, denn der Schwache ist nur im Unsinn stark. Warum bin ich in Spanien geboren? Es ist gesunken und sinkt, wer kann, wer darf es aufhalten in seinem Sturze? Mit spähenden Blicken wandern die Verderber um die Todtengruft der Menschheit umher und lauschen, ob es einer wage, den wandelnden Schatten zuzurufen. Auf mich scheinen sie nun besonders aufmerksam zu seyn; mit Eifer und List suchen sie die Quelle des Schmerzes zu entdecken, der mein Gesicht umhüllt. Was sie zu trösten scheint, ist die Gewiſsheit, daſs ich nichts suche, nichts seyn und bedeuten will; und sie rächen sich an mir, daſs sie mich einen traurigen Schwärmer nennen. Das bin ich nun freylich, und vorzüglich darum, daſs ich unter ihnen verweile. Schon wollte ich zu dir fliehen; aber es scheint, Philipp will das neue Gewand, das er in mir gefunden, erst ganz abtragen, um es dann in Ungnade wegzuwerfen. Der Mann mit dem guten Gewissen versichert mich, meine Gegenwart nutze ihm; er will mich als einen Mittler zwischen ihm und den Unglücklichen gebrauchen, die man von ihm drängt. Ihn dünkt, er habe längst einen solchen Mann gesucht, ihn nun in mir gefunden, und ich müſste sein Gnaden- und Allmosenspender werden, weil er nur mir so reine Hände, ein so menschliches Herz zutraut. Suleima, wenn dieſs die Fäden sind, womit das Schicksal ein neues Gewebe webt, mich zu fangen, so sind sie zu nah an mein Herz gelegt, als daſs sie mich nicht nach sich ziehen sollten. Gelingt es mir, nur einen Unglücklichen den Klauen der Unterdrücker zu entreiſsen, so ist es Gewinnsts genug für mich. Freylich sagt mir mein Verstand, daſs diese Rolle, bey diesen Menschen, unter diesen Menschen, nicht dauern kann; aber wer das Gute nach der Dauer, und edle Absichten nach ihren Folgen nur beurtheilt, der muſs sich zur zerstörenden, nicht zur heilenden Rotte der Gesellschaft schlagen. Jährliche Opfer trugen die Griechen auf die Gräber der verstorbenen Geliebten, laſs mich die Erinnerung einiger gelungenen guten Thaten zu dem Grabe meines Vaters als Opfer bringen. Schon ist seinem unglücklichen Sohne die süſse Erndte einigemal gelungen, und nur dieses kann die blutenden Wunden meines Herzens stillen. O daſs ich Thaten thun könnte, wie meine Seele wünscht! welch einen kühlenden Kranz wollt' ich um meine glühende Stirne winden, um ihn dort zwischen meinem Vater und der Geliebten zu theilen. Aber das Gute muſs ich nur heimlich thun, das Böse kann ich nicht thun, und was dazwischen liegt, ist von so unlauterer Mischung, daſs sie nur Flecken in der Seele läſst. Wie theuer mich dieser schwache Mann das wenige Gute, das ich thun kann, bezahlen läſst! Nie spricht er von meiner Geschichte, ohne die Glosse: Zum Besten meiner Seele habe Gott das Band mit der Ungläubigen getrennt, mir dadurch eine väterliche Züchtigung verliehen, die ich mit Dank erkennen müſste. Welch ein Wesen ist der Gott dieser Menschen! Ich stehe erstarrt und schweige. Was kann ich anders? Grüſse mit einem heitern Blick das Grab der Edlen! Bald werd' ich den Wiederhall der himmlischen Klägerin vernehmen.

Hier ist ein Schreiben an den guten Pedro; auch eines von seiner Schwester Donna Maria, die ich oft besuche. Von ihr vernahm ich erst, daſs er um meinetwillen seine Stelle aufgegeben hat; ich lege hier eine Schrift bey, die ihm wenigstens einen Theil seines Verlusts ersetzt. Sage ihm, daſs sein Freund nichts geben könnte, als menschenleere Felder.

7.

Don Raphael an Suleima.

Ich kann hier nicht die Kraft der Seele erwerben, die ich brauche, mein Leben an einen festen Zweck zu knüpfen. Wo ich auch einen Faden anknüpfe, so zerreiſst ihn der Wahn. Die verderbende Rotte scheint mir keinen andern Weg, Gutes zu bewirken erlauben zu wollen, als den ihrigen. Ich soll für mich einerndten, das heiſst, für sie. Fallen und vergehen lassen, was da fällt und vergeht. Unter den Ruinen der Menschheit fest zu stehen suchen, denn nur dieses nennen sie weise seyn, weil der Spruch über das Menschengeschlecht von Anbeginn, nach ihrer Meynung, unabänderlich ist. Warum fühl' ich so ganz anders? Warum kann mein Herz an Dingen keinen Genuſs finden, für dessen Besitz sie ihr Leben, ihre Ehre, selbst ihren Gott wagen, den sie doch schreckend und rächend genug gebildet haben. Gehör' ich zu einer andern Welt; oder ist es Spiel der Phantasie, was mir so labend aus der Seele quillt, mich bey jeder Ungerechtigkeit empört, und bey jeder guten That entzückt? Muſs der Mensch ihnen gleichen, und bin ich dem Zwange seiner Natur durch Zufall entgangen, daſs sie nun hinter mir herjagen, mich in ihren Wirkungskreis zu treiben, oder an seinem Rande zu erwürgen, wenn ich ihn nicht betreten will. Weil ich ihrem Götzen, dem Wahn, der Gewalt über andere.

nicht opfern, den Vortheil, der aus diesem Opfer flieſst, nicht für Vortheil halten kann, ihre kleinliche Ehrsucht verachte, bey ihrem schwächlichen Bösen, ihren halben Lastern ergrimme, über ihre Thorheiten, die Qualen ihres Lebens, bitter lache, nennen sie mich Schwärmer. Ich spotte ihrer, wer über Elend lachen kann, wer sein Gefühl an dem Verstand, an der Selbstliebe verkältet hat. Ich kann nicht über die lachen, die andere weinen machen. Damit du nicht glaubest, ich ginge zu weit in meinem Urtheil, so will ich dir einige von den Menschen, zwischen denen ich nun stehe, hinzeichnen. Jeder von ihnen möchte mich auf seine Seite ziehen, und was du lesen wirst, hab' ich von ihnen selbst.

Der Herzog de Lerma wankt, ist seinem Fall ganz nah. Lange schon hat er dieser vorgesehenen Gefahr entgegengearbeitet; er glaubte als Vater und feiner Hofmann, in seinem Sohne, dem Herzog de Uzeda, die sicherste Stütze seiner immersinkenden Macht zu finden. Er empfahl ihn dem König, und gab ihn ihm zum Gesellschafter. Leicht war es dem jungen Uzeda, durch seine Unbedeutsamkeit, sein geschmeidiges, artiges Wesen, durch die Gewohnheit, die Tyrannin der Groſsen, dem schwachen Philipp unentbehrlich zu werden. Lerma freute sich als Vater und Hofmann; als Vater, weil er hoffte den König seinem Sohne nur als Erbschaft zu hinterlassen; als Hofmann, sich ihn ganz zugesichert zu haben. Um den König von der zugänglichsten Seite zu fesseln, zog er einen Mönch Aliaga aus dem Staube hervor, und drang ihn ihm als

Beichtvater auf. Der alte Hofmann unterrichtete den Mönch wie den Sohn, und wähnte, es würde ihn, da er die Dankbarkeit nicht unter des Menschen Tugenden rechnete, doch wenigstens das Bewuſstseyn an ihn fesseln, daſs sein Glück von ihm allein abhinge. Der Sohn, verbunden mit dem Beichtvater, machte schnelle Fortschritte, schnellere, bedeutendere, als der Vater gerne sah, und nun merkte er erst, daſs er verlor, was dieser gewann. Mit Schrecken sah er sich getäuscht, getäuscht von seinem Sohne, und von einem Menschen, den er wegen seines Blödsinns aus dem Staube emporgehoben hatte. Bald zerflossen in dem Kampfe um die Gnade des Königs, den Einfluſs dadurch auf andere, um den Schimmer des Throns, der die Mängel und Gebrechen des Hofmanns vergoldet, alle väterliche, kindliche Gesinnungen und Verhältnisse. Das Gespenst Herrschsucht tödtete in ihren Herzen die Gefühle der Natur; Vater und Sohn traten von nun an als erhitzte Streiter auf, die nur sichern Sieg in der politischen Vernichtung des gefährlichen Gegners sehen. Beyde buhlten um den Beystand des Beichtvaters. Dieser war lange verlegen, auf welche Seite er sich schlagen sollte; doch der Geist seines Ordens lehrte ihn bald, daſs mehr von dem zu erwarten stehe, den man sich selbst verpflichtete, als dem man durch Wohlthat verpflichtet sey. Lerma, der in gleicher Lage dasselbe gethan hätte, seufzte nun laut über die Schlechtigkeit der Menschen; da er aber fühlte, daſs ihn dieses nicht weiter bringen würde, so setzte er seinem Sohne einen neuen gefährlichen

Nebenbuhler in seinem Neffen, dem Grafen de Lemos entgegen. So dachte nun der Klügling zwey junge, kühne Streiter einander entgegen zu stellen, die beyde seines Einflusses benöthigt wären, wechselsweis von ihm abhängen müſsten, und über die, wenn er nur das Gleichgewicht klug vertheilte, er sich bald schwingen würde. Doch der angenehme, geschmeidige Uzeda, gefiel dem König besser, als der edle, feurige, unternehmende Lemos. Sobald man am Hofe diese Lage merkte, wagten alle Feinde des Herzogs laut zu werden. Nun erst traten Kläger auf, weil sie Hörer fanden, auf deren Schutz zu bauen war. Uzeda sorgte dafür, daſs das allgemeine Miſsvergnügen über seinen Vater, alle alte und neue Beschwerden gegen ihn durch den Beichtvater zu des Königs Ohren kamen. Äuſserte der König seinen Unwillen gegen Uzeda, so hüllte sich dieser in heuchlerisches Mitleid, und überzog die Fehler seines Vaters, unter der Miene, sie zu entschuldigen, mit dem grellsten Firniſs. Demohngeachtet würde der Herzog noch lange widerstanden haben, wenn er nicht einen Schritt gewagt hätte, dessen Folgen ihn nothwendig stürzen müssen. Er suchte in Rom, und erhielt den ersten Rang der Kirche, ward Herzog Kardinal in der festen Überzeugung, auf das fromme Herz des Königs durch die ihm nun schuldige Ehrfurcht zu wirken; sich wenigstens, wenn er sich auch nicht halten könnte, vermöge dieses Rangs, von der strengen Untersuchung seiner Regierung, womit seine Feinde ihm drohen, zu befreyen. Aber nun zerriſs erst der Faden der Gunst, den Furcht vor Veränderung und Gewohnheit bisher noch hielten. Der schwache Philipp gleicht wenigstens darin andern Königen, daſs ihm, wie ihnen, nur der Mann gefällt, der ihm allein Glück und Ansehen zu verdanken hat, der mächtig ist, weil sie es so wollen, es ist, so lange sie wollen. Ohne Eifersucht sehen sie auf die Achtung, die man ihren Günstlingen erzeigt, weil sie es als einen Tribut ansehen, den man dem Glanze bezahlt, der von ihnen auf den hervorgezogenen Günstling strahlt. Aber nun strebte Philipps Geschöpf unabhängig von ihm zu werden, forderte Achtung in dem Namen eines andern, forderte vermöge seines, von einer fremden Hand ertheilten Ranges, Achtung von ihm selbst, und setzte sich durch den Purpur sogar an seine Seite. Du kannst leicht denken, wie sein Sohn und der Pater Beichtvater diesen Fehltritt zu benutzen wuſsten. Sein Fall ist nun beschlossen, und man sinnt nur noch auf die Form. Mit bittern Thränen klagt er über die Grausamkeit seines Sohns, und sieht in seinem herannahenden Sturz gänzliche Vernichtung seines Daseyns. Vergebens bittet er die Undankbaren, vergebens schmeichelt er ihnen, umsonst sind seine Warnungen, sein Flehen, seine Thränen; sein Sohn spottet seiner Schwäche, und genieſset ohne Schonung seines Siegs. Suleima, was machen Könige aus den Menschen? Mit Wohlgefallen sieht Philipp auf diesen empörenden Kampf um seine Gunst zwischen Vater und Sohn, und hofft in dem einen Freund zu finden, der auf die Ruinen des Glücks seines Vaters das seine baut. Sieh, so weit verblendet sie der Schimmer, den ihre Sklaven durch knechtische, blinde Unterwerfung um sie zaubern. Ich war Zeuge von Scenen zwischen dem Vater, dem Sohn und dem Mönch, die mich so empörten, daſs ich nicht an mich halten konnte; aber keiner versteht mich, weil ich von Grundsätzen ausgehe, die ihnen so fremd sind, als mir die ihrigen einst waren. In dem Augenblick, da ich jedem besonders seinen Unsinn zeige, spricht er zu mir, als glich ich ihm, und hängt einen glänzenden Preis aus, um mich in sein Interesse gegen den andern zu ziehen. Was auch erfolge, ich glaube Mittel gefunden zu haben, und sie so leiten zu können, daſs dieser schändlichen Farce, worüber auch die Verdorbensten lachen, ein Ende werde. Der Graf Lemos ist ein Mann, der durch Adel des Herzens, durch Kraft des Geistes, durch tiefe Kenntniſs der Quellen unsers Elends, allein fähig ist, Spanien von seinem gänzlichen Sturz zu retten. Für ihn arbeite ich — mag Lerma immer den Namen tragen, wenn nur der junge, feurige, unternehmende Mann wirken kann. Auch wird dem Alten der Schatten voriger Macht genug seyn, und besser ist es, daſs er, der schon alle Begierden befriedigt hat, an der Stelle bleibe, wo er steht; nur nach neuen Erpressungen kommt der Nachfolger so weit, daſs er so reif wie er zum abschütteln werde. Gelingt mir nun dieſs, so will ich nach Kastellmansor eilen, und mich in der Ferne an dem Lichte ergötzen, das dieser zu Spaniens Wohl geschaffene Geist ausbreiten wird. Ich habe gegründete Hoffnung, und schon hört Philipp mit Wohlgefallen auf die kühnen Äuſserungen des edlen

Lemos, vor denen er sonst so sehr erschrak. Dieses, die Anklage gegen den Unmenschen Melchior Perez, und das Schicksal eines grausam Unterdrückten, beschäftigen mich nun hauptsächlich. , Wann werde ich zu dem Grabe meines Vaters flüchten, um mich da von allen den Greueln zu reinigen, deren Zeuge ich seyn muſs? Ich muſs fliehen, bevor ich die Menschen hasse, bevor ich die Groſsen des Staats und der Kirche mit der Menge in eine Masse werfe, da doch die Schlechtigkeit dieser so wie ihr Elend, nur das Werk der Erstern ist. —

8.

Don Raphael an Suleima.

Was hat das Schicksal weiter mit mir vor? Auf welche Probe will es mich stellen, daſs es nun so den Weg zu meinem Herzen sucht? Bin ich nur das Wild, nach dem es jagt? Sieh, es hat einen neuen Weg gefunden, mich zu peinigen, mir ein Wesen in Gröſse und Erhabenheit dargestellt, dessen Fall ich dadurch nur mehr beweinen und bedauren muſs, dessen Gröſse und Erhabenheit mir lästig werden, weil sie den Flecken nicht tilgen, nur sichtbarer machen können.

Gestern ritt ich zu Pedros Schwester, um mein verflogenes Glück in der Einsamkeit zurückzurufen. Ich stieg bey dem Garten ab, um mich nach meinem Ruheplatz unter die Kastanien zu begeben. Tief in

Gedanken bemerkte ich nicht, daſs der Platz schon eingenommen sey, bis ich vor den Bäumen stand. Nur da erst ward ich einer schwarz gekleideten Dame gewahr, die ein unmündiges Kind auf dem Schooſse hielt, und es mit freundlichem Spiel ergötzte. An ihrer Seite stand eine Wärterin, die dem Kleinen den Namen Mutter vorsprach, es ihn nachzulallen reitzte. Diese bemerkte mich zuerst, und hielt plötzlich inne. Die Mutter sah nach ihr, und von der Wärterin Blick geleitet, nach mir. Es war Seraphine — nur an ihrer hohen Miene, die der Gram in ihrem edlen Gesicht nicht vertilgen konnte, erkannte ich sie. Ein sanftes Beben ergriff sie. Röthe und Blässe wechselten auf ihrem Angesicht, auf dem sich plötzliches Erstaunen und bange Angst ausdrückten, das nur allein die Freude nicht auszudrücken wagte, die durch die peinvollen Empfindungen dringen wollte. Ihre Lippen wollten sich öffnen, und konnten nur zittern. In der kurzen Sekunde schien alles Vergangene durch ihr Herz zu stürmen; aber ihre Seele faſste das Ruder in diesem unerwarteten Sturme. Ich sah plötzlich ihren Geist sich auf ihrer Stirne ausbreiten. Sie stand auf — nahte mir sanft. — Ihr Angesicht war heiter — stumm; aber mit einer Beredsamkeit der Seele aus den Augen, die durch das Innerste meines Wesens drang, reichte sie mir den schönen, freundlichen Knaben gegen meine Lippen dar. Ich starrte den Knaben an, ohne mich zu ihm zu neigen — sah die Thränen in ihre Augen treten, sah schweben den Knaben auf ihrem bebenden Arm — ich küſste ihn und mein Herz war in meinen Lippen. Heiter ward ihr Blick — der gepreſste Athem drang aus ihrer Brust, sie drückte den Knaben mit einem unaussprechlichen Entzücken an ihr Herz, und ging — erstarrt, tief gerührt sah ich ihr nach. Langsam wandelte sie dahin, den Knaben fest an ihre Brust gedrückt — sie verschwand, und ich hörte ihren Wagen aus dem Hofe rollen. Suleima, die Rosen sind verschwunden von ihren Wangen, die Reue, die Schaam, der Gram haben die Blüthe der Jugend abgezehrt; aber nur der Sieg ihres Geistes, das erhabene Gefühl, das aus dieser Verwüstung hervorbrach, nun so feyerlich auf ihrer Stirne liegt, der feste Entſchluſs, die gänzliche Hingebung in das unerbittliche, unversöhnliche Geschick, ihr hohes Betragen, ihr Schweigen, erfüllen meine Seele. Lange stand ich erstarrt; gleich den dunkeln Gewitterwolken, durch die die untergehende Sonne vor ihrem Verschwinden noch einmal dringt, zogen die Bilder des Vergangenen vor mir über. Aber der holde Knabe — mein Geist sank in die Tiefe des Meers, ich kämpfte mit den mich umsausenden Gewässern — lebte nun nicht der Sohn der reinen unglücklichen Mutter, den das Meer mit der Mutter verschlang? Suleima, oft, noch die letzte Nacht, sah ich sie auf den Fluthen schweben — sie retten, empfangen von den Nymphen des Meers. In einem glänzenden Wagen fuhr sie auf dem dunkeln Gewässer, begleitet von ihren Retterinnen, und hielt das Kind der süſsen Hoffnung auf ihrem Schooſse. Namenloses Entzücken rann durch meine Adern, und ich faſste beym Erwachen den Entschluſs, auf dem weiten Meer herumzuschwärmen, sie aufzusuchen, bis ein Sturm mich zerschlüge, und ich landete an dem Orte, wo sie meiner harrt, mit dem Geist des Ungebornen. Dann sah ich sie wieder, von den Wellen grablos getrieben, ausgeworfen auf das wüste, wilde Ufer, und Wahnsinn überfiel mich, mein Geist trieb mich, sie aufzusuchen, ihre Asche zu sammeln und sie in jener Erde zu bestatten, auf welcher wir den Bund ewiger Vereinigung schwuren. Alles dieses kam nun in meine Seele zurück; ich versank in tiefe, düstere Schwermuth, hörte näher und näher die rauschenden Pfeile des Schicksals, denen ich so gerne die zerriſsne Brust öffnete. Pedros Schwester nahte und entschuldigte sich, mir nicht längst vertraut zu haben, daſs Donna Seraphine sie zu Zeiten besuche. Es sey ihr unmöglich gewesen, einer so guten, traurigen Dame die Luft zu versagen, die sie hier mit ihrem lieblichen Kinde zu genieſsen suchte. Ich konnte nicht reden, ich fühlte Thränen in meinen Augen, deren Miſsdeutung ich Donna Maria verzieh. Sie fuhr fort, mir zu erzählen, was die edle Dame alles gelitten, wie sie nach dem Gefängniſs geeilt; daſs sie mich dort gesehen hätte, daſs von ihr die Anstalten zu meiner Bequemlichkeit herrührten, die ich damals nicht begriff. Dieses alles habe sie ihr in der einzigen frohen Stunde nach unsrer Trennung, in der Stunde meiner Befreyung erzählt, und ihr beym Abschied gesagt, sie würde sie nie wieder besuchen, wenn sie mir ihr Geheimniſs vertraute. Auch Balthasar, der mir so treu ergeben ist, kommt von ihr. Ich danke dem braven Mann für sein Schweigen, er soll bey mir bleiben. Ich drückte Marien die Hand, und brach auf; aber dieser Knabe, Suleima, und die Mutter, die ihn so darreichte — mit bebendem Arm darreichte, und schwieg — und ging — ich kann für sie sterben, für sie ins Feuer springen; aber nie ihr nahen — will nie ihr nahen.

9.

Ich weiſs nicht was Philipp will. Er sprach mir heute von einem Briefe, den ihm Seraphine während meiner Gefangenschaft geschrieben; sagte mir geradezu, wie nöthig ihm unsre Aussöhnung zu seyn schien. Ihm, Suleima? Er drang in mich, that mir die glänzendsten Anträge, bat mich um seines Gewissens, seiner Ruhe willen, und das mit einer Art —

Ich konnte ihm nichts antworten.

Wahrlich, sagte er endlich mit sichtbarem Verdrusse, der erste Grande meines Hofes würde eine Helene, eine Lais, um einen solchen Preiſs zum Weibe nehmen.

Und würde eines des andern werth seyn, antwortete ich ihm. Doch es thut mir leid, Donna Seraphine nach solchen Namen zu nennen. Sie ist die erste ihres Geschlechts, so wie sie jetzt ist, und damit sie es bleibe, müssen wir ewig getrennt seyn.

Ich begreife euch nicht, Raphael, und oft bewundere ich euch, ohne zu wissen, was ich bewundere.

Verzeiht, mein König, wenn ich euch sage, daſs ich dieſs an eurem Hofe oft habe hören müssen. Auch ich weiſs nicht, was man an mir bewundert, und oft verwundere ich mich über die Bewunderer. Bewundert man hier darum einen Mann, weil er nicht ein Sklave der schrecklichsten Tyrannen, der Ehr- und Herrschsucht werden will, von denen er doch weiſs, daſs sie ihre Unterworfenen mit giftigen Ruthen peitschen, und unheilbare Wunden in ihre Seelen reiſsen?

Ich wollte dir gerne das Fernere von dieser Unterredung mit dem König schreiben, die wahrscheinlich die letzte ist, denn meine Rolle hier scheint zu enden. Erwarte mich und heile mich. Eben, da ich obiges schrieb, erhielt ich ein Blatt von Seraphinen folgenden Inhalts: „Don Raphael, entfernt euch eine Zeit lang aus Spanien, das Männer wie euch nicht tragen kann. Der König selbst kann euch nicht retten, wenn euch gewisse Männer, deren Namen man nur mit Zittern nennt, verderben wollen. Fliehet, schenkt mir euer Mitleiden, und dem Knaben, den ich euch nicht zu empfehlen wagte, eure väterliche Liebe. Daſs er sie verdienen soll, dafür sorgt seine unglückliche Mutter.“ —

Ich wuſste nicht, was ich von diesem Schreiben halten sollte. Warum fliehen? Was hab' ich verbrochen? Sohn Roderiko's, lispelte mir mein Geist zu, du bist in Spanien, und fragst, was du verbrochen hast. — Nein, ich will nicht fliehen!

Mein Vetter, dem ich bisher ausgewichen, dem man immer meine Thüre versagte, drang heute gewaltsam bey mir ein. Ich empfing ihn mit kalter Verachtung; er lieſs sich dieſs nicht stören und sagte: „Auch eure Verachtung will ich tragen, wenn ihr mich nur zu eurem Besten hören wollt. Don Raphael, nehmt noch heute eine Bedienung von dem König an, die euch schütze; oder verlaſst Madrid diese Nacht. Nein, setzte er gedankenvoll hinzu, auch er kann euch nicht gegen eure Feinde schützen, er muſs euch fallen lassen. Verlasset Madrid, bis der Sturm vorüber ist.“

„Und warum?“

— Diese Frage hab' ich von euch erwartet. Um vier Ursachen willen, wovon jede hinreichend ist, euch zu verderben, weil man nun einmal euer los seyn will.

„Die Ursachen, Don Alvaro!“

— Ich schweige von der Gefahr, welcher euch die geheimniſsvolle, sonderbare Verbindung mit dem Könige aussetzt. Ich rede nichts von euren stillen Wohlthaten — gut mögen eure Absichten immer seyn; aber die Leute, denen ihr sie erweist, in dem Namen des Königs erweist, erfüllen die Stadt mit eurem Lobe, und dieses Lob vergeben euch die Hofleute und Priester eben so wenig, als die guten Thaten selbst. Sie schlieſsen so: der Mann, der im Namen des Königs Gutes thun kann, kann durch eben diesen Einfluſs Böses thun — kann wenigstens das, was wir thun, auffallender machen; ein Thor arbeitet nur immer für andere, und Don Raphael ist kein Thor. Doch dieſs berühre ich nur. Die erste Ursache also ist: eure Anklage gegen Melchior Perez. Er ist auf dem Weg nach Indien.

„Nach Indien, vor seinem Urtheil?“

— Nach Indien, auf einem königlichen Schiffe. So viel ich weiſs hat er dem Gerichte, vor dem unsre Könige selbst erblassen, eine Anklage gegen euch eingegeben, die von schrecklichen Folgen seyn kann. Ihr sollt euch nach eurem eignen Geständniſs mit einem maurischen Weib vermählt haben. Der Priester seines Schiffs beschwur die Aussage. Da ihr es so kalt anhört, so möcht' es ihnen an Beweisen fehlen; doch Vetter, dieses Gericht fragt nicht nach Beweisen; Vermuthung, Verdacht sind ihm genug, wenn es verdammen will. Auch fehlt es ihm nicht an Mitteln, Geständnisse zu erzwingen.

„Weiter!“

— Habt ihr nicht einen jungen Menschen, Alfonso Ferando, in eurem Hause, der den Jesuiten in Indien entsprungen ist? Ich höre, es ist eine Sache von groſser Wichtigkeit für den Orden, denn es kommt auf die Verlassenschaft des reichen Xavier Ferandos an. Ist er bey euch?

„Allerdings. Seht, Alvaro, die guten Väter, um die Million des alten Ferandos sich zuzueignen, zogen diesen Alfonso, seinen zweyten Sohn, in ihren Orden und schickten ihn nach Indien. Der ältere Bruder starb hierauf plötzlich. Ihm folgte der Vater. Zum Verdruſs des Ordens erfuhr Alfonso in Indien den Tod seines Bruders und seines Vaters. Da er nun keine Gelübde abgelegt hatte, bat er um Entlassung aus dem Orden. Die Väter, die von dem Testament des Alten zum Besten des Ordens noch früher unterrichtet waren als der junge Mann von dem Tod seines Vaters, wollten ihn zum Gelübde zwingen. Er entfloh auf einem englischen Schiffe und kam nach Madrid. Vor ungefähr vierzehn Tagen ging ich, in einer sehr dunkeln stürmischen Nacht, an dem Kloster der Jesuiten vorüber. Nah an demselben hörte ich Degengeklirre, und um Hülfe rufen. Zwey Männer, die, wie ich nachher erfahren, verkappte Väter dieses Ordens waren, wollten den Entflohenen mit Gewalt nach dem Kloster ziehen. Drey Bewaffnete unterstützten sie. Ich zog meinen Degen und rettete den jungen Mann, der sich bisher muthig vertheidigt hatte, aus ihren Händen. Er erzählte mir seine Geschichte, ich gab ihm bey mir sichere Herberge, brachte ihn in Dienst der Armee und hoffe nun, er soll in einigen Tagen vorerst gegen die guten Väter, um des Testaments willen, zu Felde ziehen. Auch ist der König davon unterrichtet."

— Vetter! Vetter! was gehn euch Jesuiten und die Erbschaften an, die sie heben wollen! Glaubt mir, die Sache wird für euch so schlimm ausfallen, als für den jungen Mann. An eurer Stelle würd' ich ihn aufpacken, ihn dem Pater Provinzial überliefern, in dessen Hände er doch spät oder früh fallen muſs. Besser noch für ihn, ein Jesuit zu seyn als ein Bettler, oder etwas schlimmeres. Und dann — ich achte eures Unwillens nicht, weil ich euch dienen will —

dann, sage ich, würde ich mich, wenn ich diesen Sturm beschworen hätte, mit Donna Seraphine aussöhnen, um durch ihre geist- und weltlichen Verwandten einen schützenden Hinterhalt gegen die erste Anklage zu haben.

„Und die dritte Ursache, Don Alvaro?“

— Was wird euch diese seyn, da euch die ersten so wenig schreckhaft scheinen; doch ich thue meine Pflicht. Warum schlosset ihr euch so fest an den kühnen Lemos an? Warum kämpft ihr für den alten, gesunkenen Herzog Kardinal, der nicht zu retten ist? Glaubt ihr, dafs Don Useda, der seinen eignen Vater, um der Gunst des Königs willen, zu stürzen sucht, eurer schonen wird? Eurer, den er hafst! — Ich mache keine Anmerkungen, denn so viel ich sehe, so seyd ihr entschlossen, gegen eine Priesterkabale von einer Hofkabale unterstützt, als muthiger Kämpfer aufzutreten; aber wenn ihr keine Wunder thun könnt, so entflieht, denn mit unsichtbaren Feinden schlägt sich's schlecht.

„Und die vierte Ursache?“

— Die weifs ich nicht; aus der Miene des Beichtvaters vermuthe ich blofs, dafs sie den ersten Nachdruck geben soll. Auch er meynt, es sey um unserer Familie willen gut, dafs ihr euch schnell entferntet.

„So lafst ihm die Familie für den guten Rath danken.“

— Besser wär' es, ihr nähmt den meinen an.

Er ging — und ich sollte fliehen? Fliehen wie ein Verbrecher? Nimmer! Sie sollen mich finden, heute und morgen, und ich will kämpfen mit ihnen, wie ein Mann und fallen wie ein Mann. Nah steht mir der Geist meines Vaters, ich werde die Pfeile des Schicksals nicht fühlen.

10.

Die Warnungen waren nur allzusehr gegründet. Die Kabale des Hoſs, die Wuth der Priester, hatten im Finstern den Dolch geschliffen, der Raphaels Herz zerspalten sollte. Das Schicksal ließ sich nieder auf dem Grabe seines Vaters, bereitete ihm den zermalmenden Schlag an der Stelle, die es zum Kreiſs seiner Bestimmung mit dem diamantnen Griffel der Nothwendigkeit bezeichnet hatte. Von dem Augenblick, da er diese Stelle betrat, umschlang ihn das da entworfene Gewebe; gewaltsam zog ihn die Kette der Zufälle, und hier, in dem Mittelpunkte seines Heiligthums, sollte, muſste er scheitern.

Daſs ein Geheimniſs zwischen dem König und Raphael sey, konnte den spähenden Augen seiner Feinde nicht entgehen. Daſs der König kein Geheimniſs haben dürfte, war wie überall festgesetzte Regel. Daſs der Mann fallen müſste, der ihn so weit bringen könnte, ein Geheimniſs zu verschweigen, war Herkommen. Aus Raphaels festem Gange schloſs man auf seine Sicherheit; aus der Kühnheit, womit er diesen oder jenen beschützte, auf groſse Entwürfe. Diese Meynung bestärkten einige hingeworfene Gedanken des Königs, die zu neu und stark waren, als daſs sie aus seiner eignen Seele flieſsen konnten. Raphaels innige Freundschaft mit dem Grafen Lemos verband endlich alle Partien gegen ihn; aber noch wagte es keiner ihn einzeln anzugreifen, bis die Aussage des Kapitains auf eine Spur führte, die zu wichtigen Entdeckungen zu leiten schien. Der Beichtvater erhielt von dem Groſsinquisitor den Auftrag, dem König sein Geheimniſs durch Furcht, Schrecken und Drohen zu entreiſsen. Dieser nutzte den Augenblick einer Erschlaffung des Königs, die auf eine Unverdaulichkeit erfolgte. Philipp beichtete, und der Pater konnte den Mann nicht absolviren, der durch geheimniſsvolle Vertraulichkeit mit einem der Apostasie Verdächtigen seine Seele der Verdammung aussetzte. Er versicherte den erschrocknen König, er suche hierbey nichts als seine Ruhe, die er ihm doch nur nach einem aufrichtigen Bekenntniſs der Beschaffenheit des gefährlichen Verhältnisses mit Don Raphael zusagen könnte. Hierauf bewies er ihm, daſs, wenn ein uns vertrautes Geheimniſs Sünden enthielte, wir dieselben durch unser Schweigen mit dem Verbrecher theilten. Da dieſs wirkte, so trieb er bald die Seele des schwachen Königs durch fürchterliche Gemählde der Zukunft so in die Enge, daſs er ihm das Geheimniſs Raphaels unter dem Siegel der Beichte vertraute. Philipp genas und vergaſs.

Einige Zeit darauf berichtete der Groſsinquisitor dem König: es befänden sich noch viele Moscheen in Spanien, die der Zerstörung entgangen wären, und in diesen Moscheen, wie er gewiſs wüſste, versammelten sich heimliche Apostaten. Auch vermuthe man mit vieler Wahrscheinlichkeit, daſs die Verbannten viele Schätze darin vergraben hätten, die ihre Anhänger nach Verlauf einiger Zeit ausgraben würden, um sie ihnen zuzustellen. Er bat demnach den König, einen Befehl zu unterschreiben, diese Reste des Unglaubens zu zerstören, und aus ihren Trümmern, den darin gefundenen Schätzen, Kirchen und Kapellen, zum Dienst des wahren Gottes aufzubauen. Philipp, der den Befehl zur Verbannung der Unglücklichen unterschrieben hatte, fand nichts Bedenkliches hierin. Nur einige Tage hernach, als er Raphael gewahr wurde, der düsterer als gewöhnlich vor sich hinblickte, erinnerte er sich des ihm vertrauten Geheimnisses. Er winkte ihm, verschloſs sich mit ihm in sein Kabinet, und fragte ihn ängstlich, ob er ihm nicht vertraut hätte, daſs er die Leiche seines Vaters in eine der Moscheen begraben hätte.

Der besorgte Blick des Königs schlug in Raphaels Herz. Er antwortete ein banges Ja.

— So eilet und suchet die Leichen zu entfernen.

Raphael erstarrte. Philipp sagte ihm, durch welche Beweggründe ihm der Groſsinquisitor einen Befehl zur Zerstörung aller übrigen Moscheen abgenöthigt hätte — Eilet, ich fürchte, es gilt euch, weil ich euch liebe, weil sie die Feinde eines jeden werden, den ich an mich ziehe.

Raphael. Fürchtet ihr das, Don Philipp? Nun so seyd auch ihr *es*, der ihnen mein euch allein vertrautes Geheimniſs offenbart hat. Wiſst, in ganz

Spanien steht keine Moschee mehr, lange hat sie die Wuth der Christen zerstört. Nur die Ruinen der einzigen, die das Grab meines Vaters decken, die mich nun zerschmettern sollen, sind der gänzlichen Vernichtung entgangen.

König. Ihr irrt euch; um der Ruhe meines Gewissens willen vertraute ich euer gefährliches Geheimniſs dem Pater Aliaga unter dem Siegel der Beichte. Es wäre sträfliche Vermessenheit, von einem Priester zu denken, er könnte eine so heilige Handlung entweihen. Auch bin ich weit entfernt davon, es zu glauben. Durft' ich wohl mit dem Manne rechten, der mich in dem Namen Gottes zum Mitschuldigen fremder Sünden macht, die ich unbekümmert in meinem Busen schlafen lieſs? Konnt' ich, der ich um irdischer Vortheile willen so oft gezwungen ward, meine liebsten Freunde zu verleugnen, mein künftiges Glück um euretwillen wagen? Ich weiſs, daſs ihr hierüber anders denkt, und dieses hat mich oft bekümmert. Eilet nun und sichert die Leichen, angstvoll erwarte ich eure Rückkunft.

Raphael. Erwartet sie nicht. Verflucht sey die Stunde, in der ich euch mein Geheimniſs vertraute! Verflucht der Augenblick, in dem ich mein Leben aus euren Händen nahm. Ruhig konnt' ich damals sterben. Würdig seyd ihr, der König eines solchen Volks zu seyn. Ja, ich will fliehen, sie an dem Grabe erwarten, und die Asche der Todten rächen, wenn sie sie zu stören wagen. Philipp — der ihr mein Weib verführt habt — der ihr mich euren wüthenden blutdürstigen Priestern aus Schwachheit verrathen habt — Sohn des Tyrannen, des Verfolgers meines Vaters, meiner Mutter, euch schützt nur mein Beruf, die Entweihung ihres Grabs zu rächen, nur die Verachtung vor dem Mord, zu dem mich mein empörtes Herz jetzt auffordert. Ihr seyd der Rache meiner Hand nicht werth, und müſst als zitternder Sklave eurer Priester sterben.

König. Raphael, ich vergab euch ein Verbrechen gegen den Staat, ich vergeb' euch dieses gegen mich. Geht nun, und laſst mich's nicht bereuen. Ihr wüthet über eine Begebenheit, wo ich bebend den Finger Gottes wahrnehme. Er ist es, der um eure verirrte Seele zu retten, die verborgenen Sünden auf eine mir unfaſsliche Art an das Licht gebracht hat. Rettet euch, nutzet die Warnung!

Raphael flog nach Hause. Wuth und Rache begeisterten ihn. Er umgürtete seine Lenden mit einem breiten maurischen Schwerte, schwang sich auf's Pferd, nur von Balthasar begleitet. Alles vergangene Schreckliche verschwand aus seiner Seele, er sah nichts als die Entweihung des Heiligthums seines Herzens, schnaubte in Rache, Angst und Verzweiflung. Rastlos ritt er. Zu spät! Schnell hatte der Groſsinquisitor Priester mit Alguasils gesandt. Sie drangen in das Schloſs und forderten die Öffnung der Moschee. Pedro Gomez erblaſste bey ihrer Erscheinung, da er aber nichts von dem Geheimniſs wuſste, so erholte er sich von seinem Schrecken und führte sie nach denen von ihnen bezeichneten Ruinen, die ihre Wache schon besetzt hatte.

Der Schrecken des Todes drang in die Seele Suleima's. Er sah die letzte Stunde nahen, sah nahen die schreckliche Entwicklung des Schicksals Raphaels, sah nahen die Entweihung des heiligen Orts. Er löste das Siegel, eilte durch den dunkeln Gang und setzte sich mit gefaltnen Händen auf den Stein, der die Edlen deckte. In feuriger Erhebung der Seele saſs er da und erwartete den Augenblick, der ihn zu den Geistern der Geliebten führen sollte. Er vernahm im dunkeln Gewölbe ihr düstres Gemurmel, das Brechen der Eisen, den Schlag des Hammers. Von auſsen stürzten mit dumpfem Rollen die Ruinen zusammen. Ein Lichtstrahl fiel durch die Öffnung des Schlosses der mit Ruinen bedeckten Thüre. Er verhüllte sein Angesicht. Die Thür sprang auf. Die Priester traten herein und fuhren vor dem Verhüllten, wie vor einem die Todten bewachenden Geiste, zurück. Dann drangen verbunden die Alguasils mit ihren Speeren herein, rissen das Gewand von seinem Angesicht, und erkannten an seinen Zügen, er sey einer des verabscheuten Volks. Auf ihre Frage, wer er sey, warum er sich hier verberge, antwortete er:

Suleima. Ich bewache das Grab dieser Edlen, die nur hier Ruhe vor Verfolgung fanden. Ihr müſst mich, den Wächter der Todten tödten, denn ich verlasse diese Gräber nicht, bis mein Blut sie benetzt.

Die Priester. So tödtet ihn auf den Gräbern der Verdammten, die dem Glauben entsagt, ungeweihte, verfluchte Erde der heiligen vorgezogen haben.

Suleima verhüllte abermals sein Haupt, sank nieder auf das Grab und empfing die Todeswunden, seufzend über das Schicksal des Unglücklichen, der allein den hier beschwornen Bund überlebte. Sein Blut floſs über den Marmor hin, sie ergriffen den Sterbenden und warfen ihn hinaus.

Sie lasen die Inschriften, eröffneten unter Verwünschungen die Gräber, zogen die modernden Leichen heraus und warfen sie zu der blutenden Leiche Suleima's. Die Priester befahlen die verdammten Reste der Apostaten zu verbrennen, und bald loderte hoch die Flamme.

Raphael nahte. Ein Bote von Pedro Gomez sprengte ihm entgegen und rief ihm aus keuchender Brust die schreckliche Nachricht zu.

Seine Augen starrten auf gen Himmel. Finsterniſs umgab ihn und die Verzweiflung schoſs durch das Dunkel seiner Seele.

„Und Suleima?“ fragte er bebend.

Ermordet auf den Gräbern, die man unter den Ruinen fand.

„Auch du! Und das Heiligthum meiner Seele entweiht! Verbrannt die Leichen der Edlen! Verflucht sey das Volk, das die Ruhe der Todten stört! Verflucht sey ich, wenn ich sie nicht räche. Rächen will ich ihre Asche, und dann unstät irren auf dem Erdboden, bis Schmerz und Verzweiflung die Kraft aufzehren, die mich an diesem Schauplatz des Wahnsinns und namenloser Grausamkeit fesselt. Laſs, laſs mich diese edlen Todten rächen, diese Christen verfolgen, meine Hände mit ihrem Blute füllen, und es gegen den Thron ihres Gottes schleudern!“

Die Nacht senkte sich düster herunter. Der Sturm brauste vom Meer her. Umheult von dem Winde, umsaust von den Fittigen der Rache, sprengte er den Felsen hinan. Durch die Finsterniſs loderte ihm die Gluth entgegen. Die kühnen Priester brüllten in dumpfen hohlen Tönen den letzten Verdammungsgesang, über die in Asche sinkenden Gebeine der Todten, der Ewigkeit zu. Raphael ächzte in das Gebrüll. Die Alguasils hatten sich an den Stämmen der Eichen gelagert, und waren unter dem finstern, einförmigen Verdammungsgesang entschlafen. Raphael sprang unter die Priester, sein Schwert schwingend, wie der Engel des Todes. Die Rache umsauste ihn. Todeswunden schlug er mit dem Schwerte der Rache. Die Priester stürzten nieder, und er sah glühen die heiligen Reste der Geliebten — zerfallen in Asche ihre Gebeine — er neigte sich nach der Gluth. Schnell ergriffen ihn seine Getreuen. Balthasar eilte nach dem Fluſs, ergriff einen Kahn. Pedro befahl Pferde aus dem Stalle zu ziehen und nach dem Ufer zu führen. Raphael sprang in den Kahn mit den beyden, sie leiteten die Pferde am Zaume an der Seite des Kahns und schwammen hinüber.

FÜNFTES BUCH.

1.

Stumm ritten sie die Nacht. Raphael starrte mit gespanntem Geiste in die Scene des Schreckens, der man ihn entrissen hatte. Die wilde Verzweiflung nagte an seinem Herzen, und seine Vernunft war in das Dunkel des Chaos gehüllt. — Der Morgen brach an. Pedro Gomez und Balthasar blickten mit Entsetzen nach ihm. Es war nicht mehr der sanfte Raphael; die stille gedankenvolle, theilnehmende Melancholie war von seinem Angesicht verschwunden. Verschwunden waren der Blick des Wohlwollens und der Liebe, das zarte einladende Lächeln um seinen Mund, das harmonische Spiel seiner Züge, die freyen, edlen Bewegungen seines Leibes. Starre, trutzvolle, drohende Entschlossenheit, lag nur auf seiner Stirne. Hohnlachen schwellte seine Lippen. Drohende Kraft fuhr aus seinen Bewegungen. Das Band, welches einst sein Herz mit seiner Vernunft so harmonisch verknüpfte, das den schrecklichsten Stürmen seines Lebens widerstanden, war zerrissen, und sein Geist forderte ergrimmt die todte und lebende Natur, Himmel und Erde, zur Rechenschaft auf. Selbst die Aussicht in jene Welt verfinsterte sich in dem fürchterlichen Chaos seiner dunkeln schmerzvollen Empfindungen, seiner wilden verworrenen, kühnen Gedanken. Die erhabenen Lichtgestalten, welche ihn so oft durch ihren fernschwebenden Schimmer aus den finstern Verwirrungen seiner Leiden in die entzückenden Gefilde der Träume gezogen hatten, waren seinem Geist entschwunden. Alle Hoffnung zerrann. Ein dickes Gewölk zog sich zwischen ihn und die Menschen, zwischen die Erde und den Himmel. Entheiligt schien ihm die Erde durch die Entweihung des Grabs seiner Geliebten, leer und trostlos der Himmel; ausgespannt sah er die zermalmende Hand des Schicksals über den Welten, und wanderte dahin, in Dunkelheit gehüllt, wie ein ausgestoſsenes, abgerissenes, der Verfolgung geweihtes Wesen, das an nichts mehr hängt, das nichts mehr wünschet, nichts mehr hoffet. Kein Gegenstand fesselte sein Auge, todt und vernichtet war alles um ihn her. Vor ihm loderte die Gluth, er sah die Leichen zu Asche werden, hörte das Geheul der Priester, und sein Herz erfüllte sich mit grimmigem Hasse gegen eine Religion, welche die Lebendigen mordet und die Todten unter der Erde verfolgt. Nur einzelne Töne und Ächzen hörten seine Begleiter von ihm.

Auf den Pyrenäen schickte er, trotz alles Flehens, Pedro Gomez zurück, und gab ihm den Auftrag: Seraphinen zu grüſsen, ihr zu sagen, daſs er den Knaben zu seinem Erben einsetzte, wenn sie seine Güter von den Verfolgern erhalten könnte. „Sagt ihr,“ fuhr er fort, „daſs ich ihrer, um unsrer letzten Zusammenkunft, nicht vergessen werde, so lange ich mich meiner erinnere. Sagt ihr, wenn sie etwas rettete, so möchte sie euch und meine treuen Diener belohnen. Ich ziehe nun dahin, wo die Todten ruhig schlummern dürfen."

Bey dem Abschied vergoſs er die ersten Thränen.

Pedro steckte Balthasarn einige Juwelen und einiges gerettetes Gold zu, bat ihn, er möge ihm Nachricht von seinem Herrn geben, und über ihn zu erhalten suchen, daſs er seinen Namen änderte, wenn er sich nach Italien begäbe.

So zog nun Raphael mit seinem Diener weiter, und nicht das Gewühl der Städte, nicht die freye blühende Natur, zogen ihn aus seinen düstern Betrachtungen. Ohne allen Gegenkampf lieſs er seinen Verstand von seinem tiefverwundeten Herzen leiten. Ehemals konnte sich seine Seele in das goldne Abendroth, auf ferne umschattete Gebirge schwingen, und sich sanft mit dem Heere der Sterne hinbewegen; dann leise auf den Fittigen des Wests, über die duftenden Felder, nach dunkeln Gebüschen schweben, wo er Schatten aus jener Welt, in dem Schimmer des Mondes, zu sehen glaubte. Zu diesen gesellte er sich in seiner Täuschung, schwang sich an der Hand Almerinens über die Gränzen dieser Welt, und genoſs der Unsterblichkeit in entzückenden Träumen. Nun war sein Blick gegen die Erde gesunken. Nur an dem Rande der Abgründe verweilte er, und blickte hinunter in die rauschenden Bäche, welche dunkle Klüfte verschlangen, drang ihnen nach, und sah nur in der Tiefe Ende und Auflösung der Dinge. Sein Geist bedurfte keiner Antwort mehr, alle seine Fragen schienen ihm entschieden und aufgelöst.

Beym Eintritt in Italien erhielt Balthasar von ihm, daſs er seinen Namen änderte. Zugleich machte er ihn auf die Gefahr aufmerksam, welcher er sich aussetzte, wenn er sich nach Neapel, unter spanischer Herrschaft, begäbe. Raphael fürchtete nichts; er ahndete den Geist des Herzogs Ossuna, des Unterkönigs, aus der Furcht und Angst, die er Philipp und seinem Hofe schon so lange eingeflöſst. Er glaubte seinen Zweck zu errathen, und fühlte sich überzeugt, daſs ein Mann wie er ihn nicht hindern würde sich von Menschen zu trennen, die er selbst so laut verachtete. In Rom hielt er sich einige Tage auf. Mit finsterm Groll blickte er auf den Vatikan, wo man die Ketten für das Menschengeschlecht schmiedete. Er verfluchte den gekrönten Priester, der den Dämon der Verfolgung in sein Vaterland gesandt, den Mord gegen die unglücklichen Mauren geheiligt, die Entweihung der Gräber, all sein Unglück und seine starre Verzweiflung verursacht hatte. Er wandelte unter den Ruinen des alten Roms und erwärmte auf Augenblicke sein erstarrtes Herz an der Rückerinnerung der edlen Männer der Vorzeit. Aber bittre Thränen folgten diesem Gefühl, wenn er seine Augen aufschlug gegen die Stadt, wo nun freche Priester herrschen, und sich zwischen Gott und die Menschen zu stellen wagen. Nächte lang saſs er auf den Trümmern eines

Tempels, den Riesenruinen des Kolisäums, in öden, verwüsteten Grabmählern, und versammelte hier die Geister der Männer um sich, die nach der Kraft ihres Herzens wirken durften, ihre Brüder nicht um Meynungen verfolgten und mordeten, die Gräber der Todten für heilig hielten, und sie durch schützende Denkmähler der Nachwelt empfahlen. Aber auch sie hatte der zerstörende Verfolgungsgeist der Christen aufgewühlt und entweiht. Er weinte bey dem Anblick der zerschlagenen Aschenkrüge und rief: „Nichts ist diesem Volke heilig als sein Wahnsinn! Laſs mich fliehen, um nicht ihrem Götzen als Opfer zu bluten!"

2.

Sein Schicksal trieb ihn nach Neapel. Dort wollte er sich nach Afrika einschiffen, um sich auf immer von den Christen zu trennen.

Der Herzog Don Pedro Girone de Ossuna herrschte in Neapel als Unterkönig unumschränkt. Er war einer von den kühnen, unternehmenden Geistern, deren Spanien so viele zur Bewunderung und zum Schrecken der Welt hervorgebracht hat, die so oft durch ihre Unternehmungen ganze Welttheile erschüttert haben, und an deren ehemaligem Daseyn man zweifeln würde, wenn man sie nach den gewöhnlichen Kräften der Menschen beurtheilte. Aber ihr Daseyn steht in blutigen Zügen in der Geschichte der Menschheit; einzeln leuchten sie darin hervor wie drohende Kometen am Firmament, die der Hauſe mit angstvoller Bewunderung, mit banger Erwartung anstarrt. Ossuna's glühende, regellose Einbildungskraft schuf die gefährlichsten Entwürfe, riſs ihn gewaltsam zu ihrer Vollziehung hin, und trieb ihn zu den auſserordentlichsten, kühnsten Mitteln, die je ein Mann unter der Herrschaft eines andern anzuwenden wagte. Alles Gewöhnliche verwarf er; was er unternahm, muſste an das Unmögliche gränzen. Die Regeln der Klugheit verlachend unterwarf er seinen hellen Verstand der Leitung seiner kühnen, wilden Phantasie. Am spanischen Hofe hielt man ihn für einen Rasenden und zitterte vor ihm. Die Macht seines Geistes erschütterte alle Staaten Italiens. Er verachtete den schwachen Philipp, trotzte seinen wiederholten Befehlen die Ruhe Italiens nicht weiter zu stören, schritt kühn in seinen Unternehmungen fort, und verletzte alle gewöhnlichen Verhältnisse. Alles um ihn herum suchte Frieden in Madrid, erhielt ihn, nur er allein wollte und führte Krieg, weil sein reifender Plan gerüstete Armeen und Flotten erforderte. Ohne Religion, ohne Sitten, blieb er ein Gegenstand der Bewunderung und des Staunens, selbst für die, die ihn haſsten und fürchteten, und obgleich alle seine Unternehmungen offenbare Empörungen waren, so wagte es doch der schwache Philipp nicht, den kühnen, gefährlichen Mann grade anzugreifen. Er hauste in Neapel wie ein Wesen höherer, besonderer Art, das alles in seinen rauschenden Wirbel mit sich fortzog, Freund, Feind und Auflaurer. Erst vor kurzem hatte er durch einen Mann von seinem Schlage, den kalten, ränkevollen Marchese de Bedmar Venedig durch eine Verschwörung, die einzig in der Geschichte steht, nah an die Klippe des Untergangs getrieben. Das Miſslingen, diese Königin der Meere zur Sklavin zu machen, störte ihn nicht; den Staat, den er nicht verderben konnte, suchte er nun zu gewinnen. Alle seine ungeheuren Entwürfe waren dem Ausgang nah, als Don Raphael in Neapel ankam. Er hatte den hohen Adel erniedrigt, ihn dem Volke verächtlich gemacht und es über ihn erhoben. Die von ihm gesammelten und gut bezahlten Truppen gehorchten seinem Wink, die Flotte führte einen Wimpel von der Farbe seiner Familie, und viele Groſsen in Madrid standen in seinem Solde. In dem Königreich Neapel und Sicilien wirkten seine Geschäftsträger, schilderten Philipp als einen Sklaven der Pfaffen und Günstlinge, der ihnen einen Mann zu nehmen drohte, dem sie schon so viel zu danken hätten, und welcher nun auf dem Punkt stände, Italien von dem Joche der Spanier, der zügellosen Franzosen und der teutschen Barbaren zu befreyen. Diese Sage durchlief ins Geheim die benachbarten Staaten, und viele Tausende blickten hoffnungsvoll auf Italiens Freyheitsrächer. Den Unterkönig in Sicilien hatte er durch seine Intriguen auſser Stand gesetzt, ihm zu schaden. Mit der Pforte stand er im Einverständniſs; an Mahomets Grabe, für dessen Anhänger er gern gehalten seyn wollte, brannten in seinem Namen hundert Lampen, und dieses günstige Vorurtheil hoffte er auf der Küste Afrika's zu seinem Vortheil zu nutzen. Nun glaubte er dem Augenblick nahe zu seyn, seine rastlosen Bemühungen zu krönen und die lästige Abhängigkeit von einem schwachen Hofe abzuschütteln. In diesen gefährlichen, wirbelnden Kreis, den der feurige Geist dieses Mannes um sich zog, stieſs nun das Schicksal Raphael, um ihn zu zerschmettern.

Don Raphael lieſs sich bey dem Herzog unter seinem angenommenen Namen melden, und bat um einen Reisepaſs nach Afrika.

Ossuna sah ihn an und wog den jungen Mann, der vor ihm stand, auf der Wage, die sein Geist zur Bestimmung der Kräfte des Menschen so fest und sicher zu halten wuſste. Mit zuversichtlichem Tone sagte er zu ihm:

„Ihr seyd nicht der Mann, für den ihr euch ausgebt. Wenn ich auch euer Unglück nicht wüſste, so würde ich's auf eurer Stirne, in euren Augen lesen, aus dem Tone eurer Stimme hören. Freylich hat Spanien keinen Raum für Männer eures Gleichen, oder vielmehr Männer wie ihr finden dort keinen Raum. Wozu die Verstellung gegen mich, die eurer Natur so sehr zuwider ist. Ihr seyd Don Raphael de Aquillas.“

Raphael sah ihn unerschüttert an.

Ossuna. Euer Blick sagt mir, der Mann, der diesen edlen Namen führt, fürchtet nichts. Wahrlich bey Ossuna hat er nichts zu fürchten! Gut, daſs ihr den spanischen Kardinälen und ihrem Anhang in Rom entwischt seyd; ich wundere mich darüber, denn Pfaffen sind sonst gut bedient. — Ich bitte euch, laſst euch nieder. — Dank unserm blinden, unterjochten Vaterlande, daſs es solche Männer ausstöſst, sie zwingt sich hier zu sammeln, um ein Volk zu bilden, das der Aufmerksamkeit der Menschen wiederum würdig werde. Eure Geschichte ist mir bekannt, ich habe Freunde in Madrid, die aufmerksam auf Geister eurer Art sind. Überdem hab' ich Briefe an euch von einem Pedro Gomez, nebst einer Anweisung auf eine Summe Gelds, die ihr heben könnt. Ihr seht, daſs ich euch kenne; verstehen werden wir uns bald. Nun sagt mir, worin ich euch dienen kann?

Raphael. Ein Paſs nach Afrika, Don Pedro, ist das einzige, für das ich euch danken kann und will.

Ossuna. Und warum nach Afrika?

Raphael. Sagtet ihr nicht, ihr wüſstet meine Geschichte?

Ossuna. Allerdings; eure Verfolger selbst haben mich von ihrer heiligen Wuth, von eurer Rache unterrichtet, mir in frommem Vertrauen aufgetragen, euch ihnen zuzusenden, wenn ihr euch in dieses Reich verirren solltet. — Ich danke euch für die Ruhe, womit ihr diesen christlichen Auftrag anhört.

Raphael. Ich kann nicht mehr erschrecken, und wenn ihr wollt: der Herzog de Ossuna kann Spanien, einem Schatten von König, gefährlich werden, nicht mir.

Ossuna. Hierüber sind wir eins; aber mir gnügt es nicht, euch ihren Klauen entrissen zu sehen, zum

Rächer möcht' ich euch an ihnen machen. Haſs ist ein Gefühl der Ohnmacht, das uns selbst verzehrt; nur wenn er zur Rache wird, uns zur Thätigkeit anspornt, wird er unsrer würdig.

Raphael. Was hätt' ich zu rächen? Sie sind dahin, um deren willen ich lebte! ich kann sie nicht zurückrufen, kann durch keine Unternehmung sie aus dem Nichts herauskämpfen, in das sie die Ungeheuer gewaltsam vor der Zeit gestoſsen haben. Unverwundbar ist der Dämon, der sie zu wüthenden Thaten treibt; laſst mich ziehen, bevor er auch mich ergreift. Dem, der zu sterben wünscht, ist darum nicht jeder Tod gleich, und ich möchte mich nicht gern einem Götzen schlachten lassen, den Herrschsucht, Blutdurst und Wahnsinn geschaffen haben. Laſst mich schnell nach einem Lande ziehen, wo wenigstens die Todten in der Erde ruhen dürfen.

Ossuna. Und um eben diesen Götzen von dem blutigen Thron zu stoſsen, möcht' ich euch hier behalten; wenigstens habe ich gegründete Hoffnung, ihn zu erschüttern. Daſs dieser Dämon verwundbar sey, zeigen uns die edlen Kämpfe um Licht in Teutschland. Auch in Italien beginnt die Dämmerung. Sollen denn wir nur immer stille sitzen, unsre Leiber morden, unsre Geister erdrücken lassen, als seyen wir nur dafür in die Welt geworfen? Wenn Männer, wie ihr, die so gelitten, so fühlen, mit solcher Kraft begabt sind, so helle sehen, es tragen können und wollen, so sind wir freylich zur Finsterniſs verdammt;

aber wir verlieren auch das Recht zu klagen, und verdienen die stechenden Vorwürfe der Zeitgenossen und Nachwelt. Sollen wir immer nur für den Augenblick, für unser kurzes Daseyn arbeiten? Laſst uns den Saamen auswerfen, sehen wir ihn auch nicht reifen, so wird er zu seiner Zeit schon auftreiben. Ich will euch nun ein Feld zu Thaten öffnen, in denen sich euer gedrückter Geist in aller Kraft entwickeln soll.

Raphael. Ich habe nichts gethan, Don Pedro, das mich zu Unternehmungen berechtigen könnte, die ein Mann, wie ihr, entwirft.

Ossuna. Nichts gethan, Don Raphael? Der junge Mann, der sich allein in Spanien, trotz aller Gefahren, zum Beschützer der Bedrängten aufwarf, nichts gethan? Der Mann, der so früh beurtheilen konnte, er sey in einem Lande geboren, wo alles sich gegen den rüstet, der kühn genug ist, die verwüstenden Ungeheuer anzugreifen? Der jeder Versuchung, jeder Schmeicheley, jedem Reitz der Gröſse und Macht widerstand, weil er seine Gröſse nur in edle, uneigennützige Thaten setzte? Ich würde sagen, nur eure künftigen Thaten nehme ich in Beschlag, wenn ich nicht wüſste, welchen Plan ihr auf dem Gebirge zur Rettung der unglücklichen Verbannten entworfen, wie entschlossen und klug ihr ihn betrieben habt. Hätte euch die Groſsmuth, den Freund zu retten nicht hingerissen, ihr würdet nun, zum Schrecken Spaniens, mit Hunderttausenden auf den unüberwindlichen Gebirgen sitzen. Schon war man in Frankreich aufmerksam auf euer Unternehmen, und hättet ihr euch noch eine kurze Zeit gehalten, so trug man euch von dorther Beystand an. Dieses weiſs ich von meinem Geschäftsträger am französischen Hofe, der dieses Vorhaben nach allen Kräften unterstützte. Wäre dieſs gelungen, so hätten wir, ohne uns zu kennen, auf einen Zweck gearbeitet. Wie, wenn wir es nun könnten; wenn nun euer kühner Entwurf erst in Neapel reifen sollte?

Raphael. Ihr sprecht mir von einem schönen Traume, aus dem ich so schrecklich erwachte, wie aus allen Träumen meines Lebens. Don Pedro, wenn euch das gelingen soll, wovon die schüchternen Höflinge sich in die Ohren flüstern, wovor Philipp zittert, und worüber ich euch nicht weiter fragen will, so laſst mich um eurentwillen keinen Theil daran nehmen. Ich habe nichts gethan und will nichts thun; leise, unbemerkt will ich über die Erde hinschleichen, bis sie sich mir öffnet. Das Schicksal hat mich und meinen edlen Vater zum Opfer seiner Tücke auserlesen. Unablässig schwebt es über mir, treibt mich durch dunkle Wege, dahin und dorthin, zwingt mich zu beginnen, und Schmach, Miſslingen, Unglück und Verzweiflung sind mein steter Lohn. Den besten Schwimmer rettet seine Kunst nicht, wenn das Verhängniſs will, daſs er ertrinken soll: ja seine Retter selbst zieht er mit sich in's Verderben. Ihr lächelt über meine Worte! Meine Erfahrung spricht für mich und das, was das Herz erlitten, spottet des Verstands. Was bin ich? Was leitet mich, da mein innrer Sinn gänzlich zerschlagen ist. Laſst mich nach Afrika zu den Unglücklichen ziehen, mit ihnen nur kann ich über mein Elend weinen, da es mit dem ihren aus einer Quelle flieſst.

Als Ossuna ihn so entschlossen sah, drang er für diesen Augenblick nicht weiter in ihn.

Ossuna. Bleibt einige Tage bey mir; ich bin gesonnen einen von der Pforte an mich geschickten Abgesandten nach Afrika übersetzen zu lassen, mit diesem könnt ihr reisen, wenn ihr euren Sinn nicht ändert. Auch kann er euch dort durch sein Ansehen von groſsem Nutzen seyn. Und nun zu Neuigkeiten von Madrid. Den Herzog Kardinal haben sie endlich zur Ruh gebracht, sein Sohn Uzeda hat das Ruder des Staats ergriffen, um das kranke morsche Schiff rascher zwischen die Klippen zu treiben. Dem König hat der Groſsinquisitor, wegen seines Umgangs mit euch Sünder, eine strenge Buſse aufgelegt, die er nun seufzend trägt.

Raphael. Ist er zu etwas anderem geboren? — Erlaubt mir mich zu entfernen, um diese Briefe hier zu lesen.

5.

Raphael ging und erbrach Pedros Brief, der ihn von Seraphinens Jammer unterrichtete. Er schrieb ihm, sie sey dem Tode nah gewesen, und nur der unmündige Knabe halte noch das schwache Band ihres peinvollen Lebens. Sie klage ohne Unterlaſs darüber, daſs es ihr nicht vergönnt sey, Raphaels Geschick mit ihm zu theilen. Nur Furcht vor Miſsdeutung von seiner Seite halte sie in Spanien zurück. — Er hütete sich ihm zu melden, daſs die überschickte Summe von Seraphinen komme, und gab vor, er habe sie aus Dingen von Werth gelöst, die er in Kastellmansor gefunden und gerettet hätte. Er bat ihn, sich nicht lange in Neapel aufzuhalten, ihm den Ort seines künftigen Aufenthalts, in welchem Winkel der Erde es auch sey, bekannt zu machen, damit er ihm dahin folgen könnte. Ein rührender Abschied von Seraphinens Hand schloſs den Brief.

— Raphael sah nun täglich den Herzog de Ossuna, drang unaufhörlich um seine Entlassung in ihn. Nur nach und nach gelang es diesem seine Aufmerksamkeit zu fesseln, und da er dieser einmal gewiſs war, so theilte er ihm seinen Plan mit der Beredsamkeit einer von groſsen Gedanken erfüllten Seele mit, die Gegenwart, Zukunft umfaſst, und des glücklichen Ausgangs ganz versichert ist. Alle seine Zwecke enthüllte er ihm; sagte ihm grade heraus, wie er nun auf dem Punkte stehe, sich gänzlich von Spanien abzureiſsen und das Papstthum, den Thron des Aberglaubens zu erschüttern.

Er stellte ihm vor, wie alle seine bisherigen Unternehmungen nur darauf zweckten, das blühende Italien von dem Joche der Priester und Ausländer zu befreyen. Daſs er für sich keinen andern Lohn suchte, als dieſs gethan zu haben. Dann sprach er von der Zuverläſsigkeit seiner Armee und Flotte, entwickelte ihm seine Verbindungen in Italien, mit der Pforte, die seine Unternehmungen so gern sähe, daſs sie ihm Hülfe angeboten hätte. Da ihm aber diese Hülfe verdächtig wäre, so sey er entschlossen, den Rest der aus Spanien verbannten Mauren an sich zu ziehen, ihnen feste Plätze in Sicilien einzuräumen, um sie zu seinen weitern Entwürfen zu brauchen. „Laſst uns, Don Raphael,“ fuhr er fort, „die Fesseln der Menschheit zerschlagen, die ihr Priester und Tyrannen angelegt haben, und den Menschen in seinem groſsen ursprünglichen Werthe wiederum herstellen. Laſst uns der Schutz der Unterdrückten werden, und zugleich die blutenden Wunden jener Verbannten stillen, die ihnen unser blödsinniges grausames Vaterland zu seinem eignen Verderben geschlagen hat. Beym ersten Blick sah ich einen Beförderer und Mitwirker dieser so edlen That in euch. Ziehet hinüber nach Afrika, der Abgesandte der Pforte wird euch bey den Beys unterstützen. Führet die Unglücklichen in das fruchtbare Sicilien herüber, gern werden sie euch folgen, ihr kennt ihre Sitten, sprecht ihre Sprache, und euer Andenken ist ihnen heilig. Auch mein Name ist ihnen als Freund bekannt, immer nahm ich mich ihrer an, und sprach mit feurigem Eifer gegen ihre Verfolgung und Vertreibung. Um ihrentwillen zog ich mir den Haſs der Inquisition zu, dem ich nur dadurch entging, daſs ich mich furchtbar zu machen wuſste. Ziehet zu ihnen, reichlich will ich euch mit Gold versehen, euer Schiff mit Waffen beladen lassen, damit sie in Sicilien als Rächer ihrer Schmach gegen Spaniens besoldete Sklaven erscheinen können. Gleich nach eurer Abreise sollen euch noch einige Schiffe voll Kriegsgeräthe nach Algier folgen, und so bald ihr mir Nachricht gebt, daſs alles zum Einschiffen bereit ist, will ich euch den Ort sagen, wo euer erster Angriff in Sicilien geschehen soll. Der schon geschwächte Unterkönig wird mich gegen euch zu Hülfe rufen, ich eile mit einem Korps hinüber, wir verbinden uns, Sicilien ist unser und Neapel folgt ihm. Dann wollen wir das erstarrte, von Priestern bezauberte Blut der Christen wiederum neu beleben! Die Götzen des Wahnsinns mit ihren falschen, blutdürstigen, tyrannischen Priestern zertrümmern, Italien befreyen und unsre Namen mit glänzenden nie zu vertilgenden Zügen in der Geschichte der Menschheit aufzeichnen. Ihr allein sollt der Anführer dieser Unglücklichen seyn und bleiben — die Geister der Ermordeten, euch, euer edles Weib, eure Freunde, euren Vater, eure Mutter, ihre entweihten Leichen rächen! rächen als Gatte! als Sohn, als Held, der für die Freyheit und das Glück gegenwärtiger und künftiger Geschlechter das Rachschwert führt! — Von Gefahr spreche ich zu einem Mann, wie ihr seyd, nicht; denn wäre diese nicht damit verbunden, so wäre es kein Unternehmen für euch und mich! In dem Kampfe, dem Ringen und Streben liegt der Preiſs und Lohn der That, und selbst die Herrschaft über die Welt würde mir keinen Genuſs gewähren, wenn ich sie nicht mit Mühe und Anstrengung erworben hätte. — Laſst mich eure Hand fassen; ich sehe, wir verstehen uns auch hierin; die groſsen Gedanken eurer Seele, die ein gerechter Unwille unterdrückte, drängen sich aus dem Trübsinn hervor, und ihr seyd in diesem Augenblick ganz der Mann, wozu euch die Natur so früh gebildet hat. Soll ich euch noch fragen, ob ihr nach Afrika ziehen wollt, eure unglücklichen Freunde, die dort mit dem Elend, dem Hunger und der Verzweiflung kämpfen, zu retten? Führet das edle Volk herüber, daſs ich es mir und euch durch Wohlthaten verpflichte, es herstelle in seiner vorigen Kraft, in seinem vorigen Glanze."

Dieser Gedanke zündete in dem Herzen Raphaels. Ein sanfteres, heiteres Erglühen goſs sich über seine Wangen. Der düstere Nebel verschwand von seiner Stirne, seine Augen glänzten in dem Schimmer des Wohlgefallens seiner Seele bey einer guten Handlung, und die kühnen Entwürfe Ossuna's schienen ihm, verbunden mit der Rettung des unglücklichen, verfolgten Volks, ein schönes edles Werk. Der sanfte Zug der Menschheit allein bewirkte, was weder die Rache, noch die Ruhmbegierde vermochten.

Raphael. Nur darum, weil ihr das Gute mit dem Groſsen verbindet, tret' ich eurem Entschlusse bey. Gern zieh' ich nun hin; möchte es euch gelingen, durch dieses Volk den Dämon, der die Christen zur Verfolgung antreibt, zu vertilgen, und die Menschen wieder in ihre Würde einzusetzen. Ich würde sagen, gern spende ich mein Leben dieses bewirken zu helfen, aber es hat keinen Werth für mich; doch vielleicht giebt ihm dieses Unternehmen einigen.

Ossuna schloſs ihn in seine Arme: ja, Werth soll es durch diese That erhalten. Aus den Händen der Menschheit wollen wir einst den Kranz des edlen Ruhms empfangen, und die späte Nachwelt soll uns segnen, wenn wir längst zu Staub geworden sind. Freyheit und Recht! Zerstörung der blutigen Altäre, die sie einem Gott des Zorns, der Rache, des Wahnsinns und der Verfolgung erbaut haben, dieſs sey unser Zweck!

Er machte ihn mit dem Abgesandten der Pforte bekannt, der mit Schreiben des Sultans versehen war, um Ossuna's Ansuchen bey den Beys zu unterstützen. Raphael hob die für ihn angewiesene Summe, Ossuna stellte ihm eine sehr beträchtliche zu, und er segelte mit dem türkischen Botschafter aus dem Hafen von Neapel.

4.

Raphaels Herz glühte nun wieder, und konnte die vergangenen Schreckensscenen in sanfterer Schwermuth zurückempfinden. Er schwang sich in die Zukunft, in die Geisterwelt, und fühlte wiederum das Band, durch das sein Daseyn an Almerinen geknüpft war, fühlte sich von ihrem schützenden Geist umschattet. In dem Dienste dieses Geistes segelte er nun nach Afrika. Oft sah er mit düstern Augen in die Fluthen, schaudernd überfiel ihn das Andenken jener schrecklichen Nacht, als er das ferne Land erblickte. Er sah sie ins Meer stürzen, in ihrem weiſsen Gewande von den Wellen getragen, dahinschweben, dann sinken — hinunter hätten ihn die lockenden Fluthen gezogen, wenn der neue Beruf, ihren unglücklichen Brüdern beyzustehen, nicht die düstre Melancholie bekämpft hätte. Mit peinvollen Stichen, unter grauenvollen Bildern durchriſs das Gefühl sein Herz und drang in seinen Geist: „grablos liegt ihre Leiche an jener glühenden Küste!“ Dann überfiel ihn all das Vergangene, eine schreckliche empörende Vorstellung folgte der andern, bis er ihrer Last erlag, und ihm sein Leben der qualvollste Traum zu seyn schien, welcher je ein fühlendes Wesen gemartert hat. Nur der Willkomm der Verbannten, ihr lautes Freudengeschrey, ihre Thränen, ihr Stammeln, ihr Segen, erweckten ihn aus seinen finstern Betrachtungen. Von ihren Gesichtern verschwanden bey seinem Anblick die Spuren des Unglücks; voller Hoffnung, voller Gewiſsheit eines bessern Schicksals durch seine Ankunft, erzählten sie ihm ihre ausgestandnen Leiden. Der Waise sah in ihm seinen Vater, der Kinderlose seinen Sohn, Mütter und Jungfrauen ihren Beschützer und das ganze Volk seinen Retter. Tief gerührt stand er mitten unter dem sich ihm nah drängenden Haufen, vergaſs sich, sein Unglück, und unterrichtete sie von dem Zweck seiner Überkunft. Jeder war bereit ihm zu folgen, wohin er sie auch führen wolle. Er gab jedem so viel Gold als er bedurfte, und schnell erscholl der Ruf seiner Ankunft in dem Lande, den fernen Dörfern und Städten, wo die geflüchteten Elenden von sparsamen Almosen lebten. Viele Tausende versammelten sich. Er vertheilte die Waffen unter die Streitbaren, versah sie mit allem Nöthigen, unterhandelte mit den Beys wegen der Überfahrt, und als er alles angeordnet hatte, bestieg er eine Brigantine, um dem Herzog von der glücklichen Beendigung seines Geschäfts Nachricht zu geben.

5.

Die Scene in Neapel hatte sich einige Tage vor seiner Ankunft geändert. Der Hof in Madrid erwachte endlich aus seinem Schlummer, und die Stimmen der Bestochenen muſsten verstummen vor den allzuklaren Anzeigen der nahen Empörung Ossunas. Man wollte ihn zurückberufen, und zweifelte an seinem Gehorsam. Den Kühnen, umgeben von seinem Anhang, unterstützt von seiner Macht, mit Gewalt anzugreifen, hielt man für gefährlich. In dieser Verlegenheit ergriff man die List, die Waffen der Schwachen, und wählte einen Mann dazu, der an einem Hofe lebte, dessen einzige Stütze sie immer war. Man sandte dem Kardinal Kaspar de Borgia Befehl zu, von Rom nach Neapel zu eilen, sich, gleichviel durch welch ein Mittel, der Regierung in dem Namen des Königs zu bemächtigen und Ossuna zu stürzen. Der nämliche Bote überreichte ihm das Diplom zum Unterkönig. Der Kardinal suchte vor allen Dingen den Kommandanten des neuen Kastells durch Furcht und groſse Versprechungen zu gewinnen; es gelang ihm. Er eilte in Verkleidung nach Neapel, der Kommandant lieſs ihn bey Nacht in das Kastell ein, und plötzlich verkündigte der Donner der Kanonen von dem neuen Kastell den bestürzten Einwohnern die Ankunft des neuen Unterkönigs und den Fall Ossuna's. Ossuna's Geist lachte der Gefahr, und wagte noch um die Herrschaft, das Gelingen seines groſsen Unternehmens, zu kämpfen. Er schmeichelte sich durch seine Freunde, die Armee und das ihm ergebene Volk gegen den neuen Unterkönig zu empören; aber der Besitz des über ihrem Haupte drohenden Kastells, der wiederholte Donner der Kanonen, der unter Trompetenschall bekannt gemachte Befehl des Königs, das Anerkennen Borgias von Seiten des unterdrückten Adels und der Staatsbedienten, die Furcht eines jeden Einzelnen, lösten alle Anhänglichkeit an den kühnen Waghals auf. Ossuna's Riesengedanken, seine glänzenden Aussichten, schimmernden Entwürfe schwanden, wie eine leuchtende, schreckende Erscheinung am Horizont, und nur er stand groſs und unerschrokken unter den Ruinen seines wirklichen und geträumten Glücks. In dem ersten Augenblick der ihm aufgezwungenen Ruhe dachte er an Raphaels Gefahr; aber beobachtet wie er war, fand er kein Mittel, ihm die unerwartete Veränderung bekannt zu machen. Der Hafen war mit Wache besetzt, und jedes Fahrzeug das auslaufen wollte, ward zurückgehalten. Raphael lief hoffnungsvoll in den Hafen ein. Die Wache umringte ihn im Namen des neuen Unterkönigs. Bitter lachte er, und sein Lachen zischte durch die Luft. „Ich fühle deine Hand, allgewaltiges Schicksal, und hoffe, es ist der letzte deiner zermalmenden Schläge!“ Sie führten ihn zu Don Borgia, er lieſs ihn nicht vor. Auch er hatte in Rom Aufträge erhalten, ihn, wenn er ihn entdeckte, nach Spanien zu senden; aber Raphael war schon auf dem Wege nach Neapel, als er in Rom nach ihm forschen lieſs. Von dem Kommandanten im neuen Kastell hatte er seine geheime Verbindung mit Ossuna, sein verdächtiges Auslaufen nach Afrika erfahren, und schickte ihn nun, als ein nahes Opfer des Todes, nach dem Gefängniſs der verworfensten Verbrecher. Raphael winkte Balthasarn, sich von ihm zu trennen, und da dieser ihn nicht verlassen wollte, so gab er ihm Aufträge an Pedro Gomez, unter dem Vorwand, als könnte dieser vielleicht etwas zu seiner Rettung beytragen. Balthasar suchte den Herzog de Ossuna von Raphaels Unglück zu unterrichten. Ossuna's starke Seele ward von Raphaels Geschick tief erschüttert, er sah sich als die Ursache seines Unglücks an, und der Stolze, den nichts bewegen konnte sich zu unterwerfen, machte nun den ersten Schritt gegen den Kardinal. Er bat ihn schriftlich um die Freyheit des edlen jungen Mannes, bot ihm einen Theil seines Schatzes dafür, und verband sich, alles was dieser unternommen auf sich zu nehmen. Sein Schreiben begleiteten Kostbarkeiten von hohem Werthe, der Kardinal nahm sie und antwortete kalt: „Er sey ein Diener der Kirche und des Staats, Verbrecher gegen diese zu schützen wäre gegen sein Gewissen und Pflicht.“ Ossuna muſste bald darauf abreisen, er begab sich zu Lande nach Madrid. Raphael wurde zu Schiffe mit einigen Priestern nach Spanien gesandt, deren Auftrag war, ihn der Inquisition zu überliefern. Ohne Seufzer, ohne Klagen, ohne Thränen stieg er ein, sah in die nahe schreckliche Entwickelung seines Lebens mit aller Kraft seines Geistes, und betrachtete sich als ein Opferthier, welches das Schicksal ausersehen hatte, nach einer Reihe von Weh, Unglück und Miſslingen, an dem blutigen Altar des Wahnsinns geschlachtet zu werden. Die Hoffnung, nach dem Sieg über die gedrohten Schrecken, denen zu nahen, deren Geschick es vor dem seinen so gewaltsam und grausam entschieden hatte, gab seiner Seele den erhabensten Schwung. Die Geisterwelt öffnete sich ihm in allem Glanz, er fühlte sich erwartet von dem Vater, der Mutter, der Gattin, den Freunden und allen den Unglücklichen. die er um sich her vergehen sah. So nahte er nun dem Felsen der Nothwendigkeit, an dem er zerschmettert werden sollte, ohne Schauder, ohne Murren, ohne Beben.

Sie landeten. Schrecklich war die Post Balthasars für Seraphinen. Sie sah nun keine Rettung mehr, und langsam löste der Tod das Band des schmerzerfüllten Lebens. Pedro Gomez verlieſs sie nicht, und gelobte ihr, sein Leben ihrem Knaben zu weihen.

Ossuna erschien am Hofe ohne Furcht, entschlossen nicht für sich, nur für Raphael zu sprechen, wenn man es ihm vergönnte. Er nahte dem König und wollte sprechen. Des milden schwachen Philipps ganze Rache an dem Manne, dessen kühne Unternehmungen ihn so sehr geängstigt hatten, war, daſs er ihn keines Blickes würdigte und ihm den Rücken wandte. Der stolze Ossuna sah ihm lächelnd nach und sagte zu den Umstehenden: „Dieser König da behandelt mich als einen Knaben, nicht wie einen Mann. Sagt mir, hab' ich ihn ihm nicht genug gezeigt?"

Ein König kann ein Verbrechen gegen seine Krone vergeben, sich hinlänglich gerächt glauben, wenn er den kühnen Frevler unbedeutend gemacht hat; aber nie verzeiht der Priester.

Schon hatte Raphael die Schwellen der finstern Wohnung betreten; ihn empfingen ihre Bewohner, der Schrecken, der Aberglauben, die Wuth, der Wahnsinn, die Rache, und bliesen ihn mit ihrem giftigen, vernichtenden Athem an; aber gestählt war sein Herz gegen die schreckenden Gespenster. Mit höhnendem Triumphe führten ihn die Priester als ein ihrem grausamen Götzen willkommnes Opfer in ein düstres Loch, das eine schwache Lampe erleuchtete, und bedeuteten ihm, daſs es einst sein Vater bewohnt, daſs hier auf seinen verwegnern Sohn schrecklichere Strafen warteten. Sie verschlossen die eiserne Thür — ihn umsausten die Klagen seines Vaters, er sah ihn liegen auf dem feuchten unreinen Boden, sah ihn stehen geblendet, sein Angesicht bedeckt mit seinem Blute. Die Stärke seines Geistes erlag der schreckenvollen, lebendigen, plötzlichen Rückerinnerung, und aus seiner Brust drang ein wilder, bittrer Schrey über des Edlen, sein und der Menschen Loos. Hoffnung. Muth und Entschluſs drohten zu zerrinnen vor den Leiden seines Herzens, vor den schaudervollen Bildern, die seine empörte Einbildungskraft aus dem Vergangenen zog, bis das Gefühl erwachte: „Er ist ihnen entronnen und du wirst ihnen entrinnen, und wirst dann noch seyn, mit denen seyn, die dem Leiden des Lebens entronnen sind, das ein unfaſsliches Schicksal mir und ihnen zugetheilt hat. Hierher muſst' ich getrieben werden, vergebens war aller Gegenkampf, vergebens war die Flucht. Vater und Sohn sollten hier von den Unmenschen gemartert werden, so wollte er es — wer wollte es? Wer hat dieses Loos über mich und ihn so geworfen? Wer das Herz des Edlen so gestimmt, und das meine durch ihn, daſs es uns in diese Mörderhöhle führen muſste?“

Er drang in die dicke Finsterniſs, bestieg die morschen unsichern Sprossen der Vernunft, geleitet von ihrem Zwitterlicht, getrieben von den qualvollen Empfindungen seines Herzens, den wilden schaudervollen Vorbildungen seiner Einbildungskraft, bis er, ergriffen von dem Wirbel, zurücksank: „Schweige und laſs dich zerschlagen! Nothwendigkeit ist der Name der gewaltigen unbekannten Macht; dieſs ist alles, was du fassest! Unterwirf dich und stirb!“ Aber die Geister der Freunde lispelten ihm zu: „Nah bist du uns,

uns ist das Räthsel enthüllt worden, dir wird es enthüllt werden durch uns! Die Ahndung davon liegt in dem Bewuſstseyn guter Thaten, in dem Segen derer, denen du wohlgethan hast, denen du wohlthun wolltest!"

Er endeckte Schriftzüge an den grauen Wänden, nahm die Lampe und erkannte sie nach ihrem Inhalt, nach Aufsätzen die er gelesen, für die Schrift seines Vaters. Es waren Stücke aus dem Homer, den griechischen Tragikern, den Weisen Griechenlands und Roms, über Menschen, Schicksal, Welt, Helden, Gegenwart und Zukunft. Heiſse Thränen des Danks weinte er dem Abgeschiednen, der hier in dem schrecklichsten Augenblick seines Lebens ein Denkmal seiner edlen Gesinnungen hinterlassen hatte, durch das sich nun seine Seele in gleich schrecklicher Lage erheben sollte.

Mit bebender Stimme rief er: „Dank dir, mein edler Vater, daſs du mir hier ein Denkmal deines Daseyns hinterlassen hast, durch das sich mein banger Geist dir nachschwingen kann. Wohl magst du gehofft haben, daſs diese erhabenen Sprüche einen Unglücklichen aufrichten und einige Augenblicke der einsamen, schauerlichen Gefangenschaft ausfüllen würden; aber ferne warst du zu ahnden, daſs sie deinem noch ungebornen Sohne zum Trost und zur Stärkung dienen sollten! Hättest du dieſs ahnden können, deine Hand und dein Herz würden erstarrt seyn, und nie wäre ich aus dem Nichts an das Licht getreten, in welchem mich namenloses Weh erwartete, das nun ein gewaltsamer, scheuſslicher Tod beschlieſsen soll. Aber würde ich dann an deiner Seite die seligen Träume meiner Jugend genossen, die Weisheit in sanftem Tone von deinen Lippen gehört haben? Es war Vorbereitung auf das Kommende. — Du solltest mich fähig machen, auch noch in diesem öden Kerker Hoffnung fühlen, dem Schicksal trotzen und mich so empor schwingen zu können, als gehörte ich zu der Zahl der Heroen, der Söhne der Götter alter Zeit, denen darum so viel Leiden zugetheilt wurden, daſs sie ihren Ursprung durch Kampf und Dulden bewiesen. Wenig waren meiner Thaten, viel meines Leidens, und ich sterbe nun hier in der kraftvollen Blüthe des Lebens, fern von den Augen der Menschen! Mir ward nicht wie ihnen der Tod fürs Vaterland, der Tod für die Rettung der Brüder, für die Befreyung der Unterdrückten. Ich habe kein Vaterland, meine Brüder stieſsen mich von sich, und da ich mich zum Kampfe für die Unglücklichen aufwarf, ergriff mich das Schicksal und schleuderte mich in die Gewalt der Feinde der Menschheit, daſs ich in der Finsterniſs den Tod des Verbrechers sterbe! Verschwinden muſst' ich sehen von der Erde alle meine Geliebten und Freunde — zerstört sehen die heilige Stätte deiner Ruhe — entheiligt, in den Flammen glühen deine Gebeine, und gänzlich getilgt die Spur deines Daseyns. Hier erscheinst du mir wieder, daſs ich noch einmal mit dir lebe, noch einmal aus diesen todten Worten den Klang deiner sanften Stimme vernehme! Hilf mir die

Schrecken des schmählichen Tods bekämpfen! Stehe mir nah mit der Freundin meiner Seele, daſs meine Mörder nicht über den Geist siegen, den du gebildet hast, wenn sie diesen bebenden Leib zerfleischen!“

Oft las er die halb verblichenen Worte; dachte ihrem hohen Sinn nach, erinnerte sich der Zeit, der Umstände, da er sie seinem Vater vorlas, seine Auslegung, ihre Anwendung, und es gelang ihm, die Schrecken, das Gewinsel, die Klagen aus der Ferne, die oft die Todesstille seines Kerkers unterbrachen, zu besiegen.

6.

Der fürchterliche Tag erschien, an dem er vorgeführt wurde. Man lieſs ihn lange vor der Marterhöhle stehen, in welcher verwegene Priester Gott an seinen Geschöpfen zu rächen wagen. Bald erschallten Töne des Schmerzes, Ächzen und Stöhnen eines Gemarterten in seinen Ohren und zerrissen sein Herz. Seine Wächter bedeuteten ihn, er sollte sich auf die nahen Qualen rüsten, denn er würde den nun Gemarterten ablösen. Wilde Gluth goſs sich in seine Adern, er sog die Thränen, die über seine Wangen stürzten, mit zitternden Lippen ein, fühlte schrecklich seine Ohnmacht und den Hohn der Unmenschen. Das Jammergeschrey und Ächzen lieſs nach, er hörte das Röcheln des Sterbenden — man trug ihn in einem offnen Sarge an ihm vorüber — er erkannte den noch Röchelnden, es war Alfonso Ferrando, den er den Jesuiten entrissen — kalter Schauder rauschte durch sein Blut — die Nerven zogen sich in seinem Gehirne zusammen — dicke kalte Tropfen drangen auf seine Stirne — sein Geist, sein Daseyn verloschen — er sank nieder und stöhnte in die kalte fühllose Erde. Man riſs ihn aus seiner Betäubung und zog ihn gewaltsam vor die furchtbaren Richter. Sie saſsen um einen langen schwarzbedeckten Tisch, auf welchem einige Lichter und ein groſses Kruzifix standen. Stumm saſsen die Priester da, und hefteten lange ihre kalten ernsten Blicke auf das längst erwünschte Opfer ihrer Rache. Bey ihrem Anblick hatte sich Raphael aus der Starrheit empor gehoben, Wärme belebte wieder sein Herz, er fühlte sich stehen zwischen dem Geist seines Vaters und Almerinens, sah sie seiner harren, um ihn nach dem Schrecken des Todes siegend und freudig zu empfangen.

Der Groſsinquisitor brach das schaudervolle Schweigen, und ergoſs sich in Verwünschungen über Raphaels Apostasie, den Priestermord, die Entweihung der Religion durch die Ehe mit einer Ungläubigen, und das Begräbniſs seines Vaters. Die entflammten Beysitzer stimmten ein, und der gewölbte Saal ertönte von dem Schrey der Verdammung, dem Geheule der Rache.

Der Groſsinquisitor winkte Schweigen:

„Priestermörder! Abgefallner von der christlichen Kirche, hier steht ihr vor Gottes Gericht, an der mit dem Blute der Frevler benetzten Schwelle des Tods! Martervoll habt ihr ihn verdient, und martervoll soll er euch werden. Zerrissen werde euer Leib, der ewigen Verdammung übergeben wir eure Seele nach schmerzlichem Tode. Doch das heilige Gericht verstattet auch euch, dem verworfensten Sünder der Erde, vor eurem schrecklichen Tode durch aufrichtige Entdeckung eurer Verbrechen, ihrer fernsten Veranlassung aller mit euch durch Worte oder Thaten in eure Verbrechen Verwickelten, dem Gott zu nahen, den wir an euch rächen. An einem eurer Verbundnen ist schon die Rache vollzogen, ihr habt ihn gesehen, und werdet ihn bald sehen an dem Ort der endlosen Qual. Sprecht und nutzet die euch verstattete Frist. Mit diesem Sande läuft eure sündenvolle Zeit zu Ende und die Qualen beginnen!“ Er drehte das Stundenglas.

Raphael sprach:

„Ja, ich will reden! und daſs meine Sprache Donner, die Strahlen meiner Augen Blitze würden, mein Odem dem in der Erde gefangenen Sturm gliche, damit ich euch alle vernichten und diese Höhle des Mords zertrümmern und über euch zusammenstürzen könnte. Das Lamm mag sich ohne Murren erwürgen lassen, und nicht der Mensch, in dessen Brust das Gefühl von Recht und Unrecht thront, dessen Verstand Wahrheit und Irrthum unterscheidet. Doch zu euch will ich nicht reden von den Gefühlen meines Herzens, dem Sinne, der mich durch das Leben leitete, den Hoffnungen, die mich nun über eure Schrecken erheben; denn ihr seyd Priester des Wahnsinns, sprecht der Menschheit Hohn und zertretet sie, um tyrannisch über sie zu herrschen. Ihr ermordet die Lebenden, störet die Ruhe der Todten, reiſst die Leichen aus den Gräbern, die auch der roheste Wilde ehrt. Von Gott sprecht ihr zu mir? Was wiſst ihr von ihm? Wer ist euer Gott? Was kann mir ein Gott seyn, um deſswillen ihr Vermeſsne sagt, daſs ich hier stehe, den ihr nun durch meine Ermordung rächen wollt! Was that ich ihm, der ich nur strebte die Gesetze der Menschheit nach der Leitung meines Herzens zu erfüllen, der ich mich gern vergaſs bey der Noth und den Gefahren Anderer, der ich im Dienste der von euch verfolgten Unglücklichen nun in das Netz gefallen bin, das ihr über das Menschengeschlecht gezogen habt, so weit eure tyrannische Herrschsucht reicht! Was that mir euer Gott, der weder mir noch einem der Opfer eurer Wuth beystand! der keines meiner Leiden stillte? zu dem der von euch Geplagte vergebens ruft? Wohl ist es ein Gott nach eurem Herzen gebildet, denn er ist grausam, tyrannisch und blutdürstig, wie ihr, ein Gott der Rache, der Zerstörung und nicht der Liebe und Erhaltung. Nie sah ich ihn den Jammer, die Wunden, die Thränen, die Verzweiflung der Unglücklichen stillen. Zornig sitzt er auf seinem flammenden Stuhl der Rache, taub und fühllos gegen das Klaggeschrey der Geplagten, läſst euch ruhig in seinem Namen Verbrechen begehen, an denen nur ein böses Wesen und seine Priester sich ergötzen können. Hunderttausende der Verbannten habt ihr ihm zu Ehren ermordet; in Madrids Straſsen verbrennt ihr eure Brüder um seinetwillen, hier in der Finsterniſs tödtet ihr sie mit langsamer Marter, und er schweigt. Diesen Gott kenne ich nicht; habe ihm nie geopfert, habe nie zu ihm gefleht und will ihm nie nahen. — Raset nur, eure Blicke tödten mich nicht, und können mich nicht verwirren. Ich verachte euch, eure falschen Tugenden, eure sklavische Götzenfurcht, wie ich eure Laster hasse. Keines Vorzugs rühme ich mich. Menschenliebe, Bereitwilligkeit den Unglücklichen beyzustehen, führten mich endlich in diese Wohnung der Schrecken. Und hier, wo ich das Ächzen, das Todesröcheln des von euch zerfleischten edlen Freunds hörte, bereue ich keine meiner Thaten. Ich weiſs, daſs meiner noch schrecklichere Qualen warten, denn bekannt sind die Priester der Christen auf dem weiten Erdboden in Ersinnung neuer Qualen; aber laſst immer meine innre Natur erbeben, meine Nerven erzittern, ich werde die furchtbare Stunde der Martern meiner würdig bestehen, denn reinere, mächtigere Götter stehen mir zur Seite. Diesen hat mich mein edler, von euch geblendeter Vater, bey meiner Geburt geweiht, und mich gesichert vor Meynungen, um derenwillen ihr mordet. — Ergrimmet, raset, wüthet, ersinnet neue Qualen, ich bin kein Christ, gehöre euch nicht zu, und rühme mich dessen. Seht, und dahin habt ihr mich getrieben, daſs ich mit Groll und Murren zum Himmel aufblicke; daſs Vorsehung und Absicht und Sorge einer höhern Macht für das Menschengeschlecht mir verschwanden! daſs nun meine Seele stürmt in meiner Brust nach schneller Befreyung, um das erhabene von euch miſskannte Wesen kühn um die Ursache meiner Leiden, der Leiden aller Unglücklichen zu fragen, deren Anblick von je mein Herz zerrissen. Gezwungen von euch, muſs ich den milden Menschenfreund hassen, dessen Namen ihr so freventlich miſsbraucht, und dessen Lehre, nach eurer vermeſsnen Deutung, eure Frevel rechtfertigen und heiligen soll. In eurem Busen lodert des Fanatismus wilde Flamme, die sanfte Gluth der menschenfreundlichen Religion habt ihr nie empfunden. Weg mit euren Göttern! Mein Gott ist die Kraft meines Herzens, die mich zur Veredlung meines Geistes belebte, mich weitere, höhere, edlere Entwicklung ahnden läſst. Durch sie seh' ich euch ohne Schrecken. Ob ich mich hierin irre, werd' ich vielleicht erfahren, ich stehe der Enthüllung des unauflöslichen Räthsels nah; dieſs nur fühl' ich deutlich, daſs da, wo Menschen wie ihr leben, geehrt sind, und glücklich scheinen, kein Wesen herrscht und leitet, das ihr Gott zu nennen wagt. Hingeschleudert in das Unermeſsliche schwimmt dieser Ball, die Erde nährt und trägt den Guten wie den Bösen, und daſs der Böse und Ungerechte die Herrschaft führen, beweist ihr ja. Fern sey von mir die Lästerung zu glauben, der Erhabene, den ich vielleicht nur denken kann und soll, wenn ihr diesen Leib zerstört habt, bemerke, daſs auch ihr da seyd. Was über dieses wilde Chaos herrscht, das weiſs ich nicht. Zufall, Schicksal, Nothwendigkeit, nennen es die Thoren und die Weisen, so nenn' ich's auch mit ihnen, und durch sie steh' ich vor euch, ohne Hoffnung auf die Zukunft, ohne Furcht vor ihr. Wahnsinnige! soll ich glauben, er habe mich hierher gestoſsen, damit ihr ein Verbrechen mehr an mir begehen möchtet? Durch euch entflieh ich nun der gewaltigen Hand des Schicksals, und nur besser kann mein Zustand werden. Nichts oder mehr; ewige Dunkelheit oder Klarheit. Doch wahrlich von groſser Bedeutung ist mir der sehnende Blick, der nach Freyheit, Licht und Erkenntniſs strebende Geist, und das Herz voller Ahndung und süſser Hoffnung. Sättigt nun eure Rache an mir. Ja, ich habe bey dem scheuſslichen Feuer die Wüthenden geschlachtet, welche die Ruhe der heiligen Todten störten, die den Busen der Erde aufrissen, in welcher sie der Ewigkeit entgegen schlummerten, nachdem sie euch entflohen waren. Ich rächte die Entheiligung der Asche der Geliebten, den Tod des Freunds, und noch seh' ich die verweseten Reste der Edlen in den Flammen glühen, noch hör' ich das Geheul der kühnen Verdammung, und mein Geist ergrimmt und treibt mich zur Rache! Daſs ich euch alle hier schlachten könnte, wie sie, eure Leiber zum Haufen aufthürmen könnte — jauchzen könnte in dem Genuſs der gerechten Rache, der Stärke meiner Faust, dann auffliegen könnte, wie der Adler, gesättigt vom erjagten Raub in den Schooſs der Natur."

Die Richter des Tods saſsen erstarrt vor Wuth und Grimm. Nie war ein Mann vor sie getreten, der so ihrer trotzte. Nie ein Sterblicher, der dem Gott, den sie zu rächen glaubten, Hohn zu sprechen gewagt hätte. Nur flehende, bleiche, zitternde, von der Furcht halb getödtete Leichen hatten sie bisher gesehen.

Der Groſsinquisitor rief:

„Er falle durch die schrecklichsten Martern, ein Opfer dem Gotte, den er verhöhnt. Ich übergebe seinen Leib der Pein, seine Seele der Verdammung, der endlosen Qual der Hölle. Langsam sterbe er, bis die Verzweiflung die Stärke des Kühnen vernichte, und er sein Leben aushauche in Stöhnen, in Flehen um Erbarmung, um Erbarmung bey dem Gott, den er gelästert hat!“

„Höre sie, erhabener Verhüllter! höre sie Natur! — Mein Vater, hier siehst du mich vor diesen wahnsinnigen Mördern, wie du mich sahst, als der sanfte Tod in der letzten Sekunde deines Lebens deine von meinen Mördern geblendeten Augen noch einmal öffnete. Rein und unbefleckt strahlt meine von dir gebildete Seele auf meinem Angesicht. — Ich darf dir nahen ohne Furcht und Schaam — du wirst mich erkennen!“

Die Diener der Rache ergriffen ihn mit wüthender Faust. — Ausgespannt lag er — die Menschheit schaudert bey dem Anblick — und nur ein Priester, der solche Qualen ersinnen und ansehen kann, vermag es sie zu beschreiben. Drey Tage dauerte die Marter — stumm lag der Gemarterte — nur Ächzen und Stöhnen erzwangen die Henker. Als er der Erlösung nah war und graue Todesbläſse sein entstelltes Angesicht bedeckte, und das letzte Lebensgefühl auf seinen Lippen zitterte, nahte ihm der Groſsinquisitor, stieſs ihm einen Dolch in die eingesunkene, zerfleischte Brust, und rief in das Ohr des hingesunkenen Sterbenden: „Ich räche hier das Blut der Priester. Ziehe hin zu neuen ewigen Qualen!“

Raphaels Geist vernahm ihn nicht. Er war entflohen dem gemarterten Leichnam, hatte sich empor geschwungen über die Höhle des Schreckens. Ihn empfingen die Geister der Geliebten. Umschlungen von Almerine, geleitet von seinem Vater, begleitet von den Freunden, schwebte er dahin, und sie eilten nun alle, in dem seligen an den Gräbern gestifteten Bund wiedervereinigt, nach den Gefilden der Ruhe.

Grimma,
gedruckt bey Georg Joachim Göschen.

F. M. KLINGERS

WERKE.

FÜNFTER BAND.

GESCHICHTE
GIAFARS DES BARMECIDEN.

KÖNIGSBERG

BEY FRIEDRICH NICOLOVIUS. 1810.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

GESCHICHTE
GIAFARS
DES BARMECIDEN.

Mag auch angeborner Sinn sich verbergen!

Pindar.

IN FÜNF BÜCHERN.

KÖNIGSBERG
BEY FRIEDRICH NICOLOVIUS. 1816.

GESCHICHTE
GIAFARS DES BARMECIDEN.

Die ersten zwey Bücher 1791, die drey
letzten 1793.

Die Geschichte Giafars soll gewisse Ideen aus **Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt**, weiter entwickeln.

Diese wenigen Worte mögen mich vor der stolzen Anmaſsung verwahren, als habe ich durch Faust's Leben u. s. w. die Träume von Theodiceen vermehren wollen. Dieses wichtige Geschäft überlasse ich den Schülern jener Philosophie, die sie selbst eine Zeitlang die **zermalmende** genannt haben, und die sie nun mit allem Eifer als **allein seligmachende** aufzustellen bemüht sind. Sie, die schon so viele verworrne Knoten aufgelöst haben, werden nun wohl auch den allerverworrensten auflösen, mag es auch ihr erhabener Meister für ein Unternehmen über unsre Kräfte halten Mein Zweck ist bescheidner, und jeder, der **Raphael** und **Giafar** u. s. w. in Rücksicht auf **Faust** liest, wird ihn leicht wahrnehmen. Ich greife dem Leser ungern vor, und darum jetzt nur so viel: **Faust** scheitert durch sein allzu reitzbares Gefühl, seine wilde und warme Einbildungskraft, an den Übeln und Gebrechen der Gesellschaft, von denen er entweder bloſs Zuschauer ist, oder sie selbst bewirken hilft. **Raphael** sucht sie zu heilen, erträgt die Übel, die ihn selbst treffen, durch die moralische Reinheit und Güte seines Herzens, durch Resignation, deren Quelle immer der Fatalismus war und ist, man verfeinere ihn auch noch so sehr, übertünche ihn, so viel man will, mit neuern Dogmen. **Giafar** thut dasselbe, durch die Stärke der Vernunft, durch ſeste Anerkennung ihres allgemein verpflichtenden moralischen Gesetzes, gegründet auf die Freyheit und die Reinheit des Willens. Übrigens sagt der Jansenist Pascal: *il faut avoir une pensée de derrière, et juger du tout par là, en parlant cependant comme le peuple.* 1793.

ERSTES BUCH.

1.

Giafar war der geliebteste Sohn des berühmten Vizirs Jahiah Saffahs, den der Khalife Hadi durch einen Machtspruch erdrosseln lieſs, weil er es zu oft wagte, ihm mit Vorstellungen über das Glück seiner Unterthanen Langeweile zu machen. Besonders fiel er ihm mit dieser Zudringlichkeit in Persien, wo damals der Khalife sein Hoflager hielt, beschwerlich, weil er sich als Perser und Minister, und was noch unerhörter ist, als Abkömmling der alten Herrscher dieses Landes, dreyfach dazu verpflichtet glaubte. Natürlich beförderte er dadurch nur schneller seinen Fall. Sollte dieses unpolitische und ungewöhnliche Betragen eines Staats-Ministers gleich Anfangs dieser so wahrhaften Geschichte das Ansehen eines morgenländischen Mährchens geben, so mögen es unsre hohe Kultur und verfeinerte Denkungsart entschuldigen. Mit allem Recht giebt der Umstand: daſs Jahiah Saffah für das Glück eines Throns arbeitete, auf welchem einst seine Vorfahren mit groſsem Ruhm gesessen hatten, daſs er sich, zufrieden mit dem Guten, welches er thun durfte, der Ansprüche seines Hauses auf denselben kaum erinnerte, dieser Meynung bey uns verfeinerten Europäern viel Gewicht.

Der Vizir empfing den Befehl zu seiner Hinrichtung, als er sich eben mit seinem Sohne über die dunkeln Geheimnisse des Schicksals und der Bestimmung der Menschen unterhielt. Ein Gegenstand, wovon die Sterblichen um so mehr und um so lieber reden, je unbegreiflicher er ihnen ist; auch lassen es ihnen die Beherrscher der Erde selten an Stoff zu solchen traurigen Unterhaltungen fehlen. Giafars Vater stand einige Augenblicke, in seinem Innern tief bewegt, vor seinem Sohne, dann hob er die Augen gen Himmel, umarmte ihn, und sagte:

„Giafar, in einem Nu wird diese Finsterniſs verschwinden, alle Zweifel werden mir hoffentlich gelöst werden, und ich werde erfahren, woher, warum und wozu, der dümmste und grausamste Mensch das Recht hat, deinen Vater, den seine Unterthanen den Gerechten nennen, ungestraft durch einen Wink zu vernichten. Ich werde erfahren, ob es zur Ordnung der moralischen Welt gehört, daſs unsre edlen Väter von Persiens Thron gestoſsen werden muſsten; daſs ich, ein eifriger und treuer Diener der Verdränger unsers Hauses, einem Andern gewaltsam Platz machen muſs, damit er das wenige Gute zerstöre, welches ich auf Kosten meiner Ruhe, auf Gefahr meines Lebens bewirkt habe. Sey ein Mann, und vergiſs nicht, daſs du ein Barmecide bist — sieh hier einen derselben,“ setzte er mit edler Begeisterung hinzu, „um der Tugend willen, ohne Murren gewaltsam sterben.“

Nach diesen Worten verhüllte er sein Haupt, die Sklaven des Khalifen traten näher, zogen ihm den seidnen Strick um den Hals, und Giafar sank auf die Leiche seines Vaters. Als seine Lebensgeister wiederum erwachten, schoſs wilder Unwillen in seine Seele, er sagte in glühender Wuth:

„Bey Abermen, dem Urheber des Bösen, dem Beherrscher dieser Welt, ich will dir folgen, mein Vater, um mit dir zu erfahren, ob und warum dieſs der Lohn der Tugend ist!“

Schon griff er nach einem Dolche, als seine Mutter mit den übrigen Weibern und der kleinen Nichte Fatime hereindrangen, den Leichnam mit ihren Thränen benetzten, und Giafars Herz mit Klagen und Jammern zerrissen. Ihre Lobeserhebungen des ermordeten Gerechten drangen tief in seine Seele. Die kleine Fatime war auf ihre Knie gesunken, hielt ihre Hände auf ihrer Brust über einandergeschlagen, sah auf Giafar, und die in ihren unschuldigen Augen glänzenden Thränen stimmten seinen bittern Schmerz zu sanfterm Leiden.

Ein Verschnittner vom Hofe trat ein, und verkündigte Giafarn: Der Khalife überlieſse ihm aus besondrer Gnade den dritten Theil der Reichthümer seines Vaters! Giafar ward in der Betäubung von der Gewohnheit so hingerissen, daſs er niederfiel, und dem Khalifen, nach Hoſs-Gebrauch, für die besondre Gnade dankte. In dem nämlichen Augenblicke fühlte er das Scheuſsliche seiner That, er stand auf, und schlug sich ergrimmt vor die Stirne:

„Sind wir unsers Schicksals nicht werth, da wir es so tragen? Was ist der Mensch, und was machen diejenigen aus ihm, welche Armozd, der Geist des Guten, zu seinen Herrschern bestellt haben soll.

Es war ein Glück für ihn, daſs sich der Verschnittene schnell entfernt, und ihn die Gewohnheit so weit bemeistert hatte, sonst möchte er ihre Verabsäumung oder seine Bemerkung mit seinem Kopfe bezahlt haben. Indessen brachte ihn die Sorge für seine Mutter und die kleine Nichte von dem Entschlusse, seinem Vater zu folgen, zurück, und um so leichter, da er in dem entscheidenden Augenblicke in der Vollziehung gestört ward.

2.

Für Giafar war der Eindruck, den das grausame Ende seines Vaters auf ihn machte, von schrecklichen Folgen. Längst war er düster und ernst, denn früh hatten Nachdenken und Betrachtungen über das Leiden der Menschen, unter dem Tyrannen und seinen gebietenden Sklaven, Furchen in seine jugendliche Stirne gegraben, seine Augenbraunen heruntergedrückt, und dicke Falten zwischen dieselben gezogen. Das seltne Lächeln um seinen Mund glich eher einer schmerzlichen Zuckung als dem Ausdruck des Gefallens. Nun erst überlieſs er sich seinem Hange, traurige Gedanken zu verfolgen, über widrigen Empfindungen zu brüten, ohne den geringsten Gegenkampf; er fühlte ihn gerechtfertigt, und hielt dafür, Schmerz sey das einzige Gefühl, welches einem über diese Welt nachdenkenden Wesen zukomme. Um sich indessen dem Khalifen nicht verdächtig zu machen, blieb er noch einige Zeit in der Hauptstadt, erschien öffentlich, und lieſs sein Herz durch die Geiſsel der Tyranney, die beständig um ihn herzischte, so lange zerfleischen, bis sein Verstand durch das peinliche Leiden so verwirrt und verdunkelt ward, daſs er sich vor den Schreckbildern, die seine verwilderte Phantasie zusammensetzte, nicht mehr zu retten wuſste. Zweifel, Groll und Wuth hatten seine Seele gefaſst, wie blutgierige Hunde das erjagte Wild, und bald schien ihm das Loos der Menschen das scheuſslichste, welches nur immer eine feindliche Hand im Grimm über sie werfen konnte. Endlich wagte er sich laut zu gestehen, was er so tief in seinem gepeinigten Innern empfand:

„Die Hand der Gottheit gleiche der Hand des tyrannischen Khalifen, die nur die Gerechten zerschlüge, und der Bösen schonte. Der Mensch sey geschaffen, beyden zum Spiel zu dienen, und es sey auf dem ganzen Erdenrunde nicht mehr Ordnung und moralischer Zusammenhang, als an dem Hofe des Khalifen. Alles was wir von edlem Ursprunge, hoher Bestimmung, angebornen Rechten auf Glück und Wohl träumten, sey ein Netz, das unsre Verfolger gesponnen hätten, uns leichter und ohne Gefahr für sie zu verstricken.“

So sah er bald das ganze Menschengeschlecht an die einzige ungeheure Kette der Nothwendigkeit gefesselt, an welcher jeder von uns bey dem ersten Besinnen sein Daseyn zerschlagen würde, wenn jenes Wesen, das uns daran geschmiedet, nicht das erste Glied derselben, an die Furcht vor dem Tod in den Abgrund

und das letzte, in die glänzende Ferne, an die betrügerische Hoffnung, geknüpft und geschmiedet hätte. Sein Geist empörte sich gegen diesen Zwang, und sprang von diesem erdrückenden Gedanken zu einem noch gefährlichern über, nämlich:

„Nur die Fabeln der Indier, die gleichwohl von tiefdenkenden Köpfen herrührten, lösten diesen verschlungenen Knoten. Armozd, der Geist und Schöpfer der Welt, hätte entweder aus Unvermögen oder Unwillen, gegen die Menschen, (den sie doch als sein eignes Werk nicht verdienten) ihr Schicksal dem Ahermen oder Geist und Schöpfer des Bösen überlassen, der auch seine Tücke, besonders durch seine Gesellen die Khalifen, Shahe, Pashahe und Vizire, auf das grausamste an ihnen ausübte. Und da er keinen der Guten gegen die Bösen schützte oder schützen wollte, so schien es, daſs dieser böse Geist sein Wesen auf der Welt als unumschränkter Herr triebe, und immer treiben würde.“

So sah nun Giafar die Welt als ein ungeheures, von Blut triefendes, von Brüllen und Gestöhn' erschallendes Schlachthaus an, in welchem ein unersättlicher Dämon herumwüthet und würget, vor dem ein noch gefährlicherer und schrecklicherer Geist einherschwebt, der mit süſsen Träumen, täuschenden Gaukeleyen, die unschuldigen Opferthiere auf die lachende, beblümte Wiese des Lebens lockt, damit sie sich da, als künftige Beute des Würgers, mästen, um nur reifer und empfindlicher gegen die nahe Qual zu werden. Nur Geschrey des Jammers tönte in seinen Ohren, nur

Dampf der Vernichtung stieg in seine Nase, nur zerrissene Fäden aller moralischen Verbindung und Harmonie schwebten vor seinem düstren Geiste; er verlor das Ganze aus den Augen und saugte gierig aus jedem einzelnen Umstand alle das Gift, das er mit sich führte, oder das ihm sein eigner schwarzer Groll beylegte. Sein edles krankes Herz, das an dem Leiden der Geplagten den heiſsesten Antheil nahm, machte seinen Zustand noch grausamer, und oft entbrannte seine Wuth, daſs er sich aufmachen wollte, mit den Unterdrückern der Menschen zu kämpfen, um lieber sein peinvolles Leben im edlen Kampfe für ihr Bestes auszubluten. Das schaudervolle Ende seines Vaters dämpfte die Gluth der Rache; er hatte den Mann fallen sehen, den Asien vergötterte, und dessen gewaltsamer Tod selbst auf die, für welche er sich geopfert hatte, nicht mehr Eindruck zu machen schien, als der Fall eines Sperlings. Sein Nachfolger, der jeden Tag mit Grausamkeiten und neuen Thorheiten bezeichnete, war eben dadurch der Liebling des Khalifen geworden, und am Hofe fand man bald, daſs ein Mann, der, weil er leben wollte, leben lieſs, sich viel besser zum Vizir schicke, als ein strenger, karger Barmecide, der es immer nur mit dem Volke halten wollte. Ja selbst dieses Volk ward von dem Glanze, den prächtigen Thorheiten des neuen Vizirs, und seinen unsinnigen Anschlägen und Thaten zu Vergröſserungen verblendet, und vergaſs, daſs es das Opfer davon war.

Giafar rief: „Es ist eine sinn- und zwecklose Menge ihrer dunkeln Bestimmung werth, die man ihrem

Schicksal überlassen muſs. Keiner kann so weit ihr Meister werden, um sie zu ihrem Besten zu lenken; sie bewaffnet die Hand, die sie zertrümmert, und betet den Götzen an, der sie verschlingt. Ich will sie fliehen, über ihr und mein Schicksal weinen, bis Finsterniſs mich umschlieſst, und die Verwesung die Fasern aussaugt, die nur zu meiner Qual fühlend sind.“

Und da er obendrein in jedem stolzen Sklaven des Khalifen einen Henker zu erblicken glaubte, der nur auf den Befehl lauerte, ihm, wie seinem Vater, einen Strick um den Hals zu ziehen, so schlich er sich mit seiner Familie, den geretteten Schätzen und der Sammlung von Büchern seines Vaters, aus der Residenz des Khalifen. Alle Barmeciden, seine Verwandten, folgten seinem Beyspiel.

So bilden sich unsre Begriffe über Gott, die Welt und die Menschen, die moralischen und physischen Erscheinungen, nach unsern ersten Erfahrungen, der Stimmung unsrer Seele, der Macht unsrer Vernunft über unsre Leidenschaften, und vorzüglich, nach der Kraft unsers Herzens, der Quelle des moralischen Sinns. Daher kommt es, daſs ein Theil der Menschen diese unübersehbare Masse, wo man nur Erscheinungen sieht, deren Ursache und Zweck unbegreiflich sind, mit Ungeheuern anfüllt, während sie der glücklichere oder weisere Theil mit einem freudigen Glanze umzieht. Keiner kann dem Gefühle, das aus den ersten Eindrücken flieſst, ganz entfliehen, und auch der hellste und kälteste Kopf nimmt einen Anstrich von ihnen an, den er nie ganz verbergen kann.

3.

Mit solchen Gesinnungen, unter solcher Marter des Geistes, begab sich nun Giafar an den Euphrat, und kaufte an dessen Ufern in einem wilden entfernten Striche eine groſse Strecke Landes. Jeder Wirthschaftsverständige wird Giafarn für einen Thoren halten, wenn ich sage, daſs in dem Bezirk, den er gekauft hatte, die Natur erst vor kurzem aus dem Chaos hervorgedrungen zu seyn schien. Der urbaren Felder waren so wenige, daſs sie kaum seine Familie nähren konnten, hingegen waren Wald, Felsen, Gebüsche, Höhlen, Schlünde, Abgründe, Berg und Thal, so grauſs, wild phantastisch, unter einander geworfen, daſs das Auge nirgends ein Ganzes fassen, und die Seele sich überall, wie in einen engen, schaudervollen Zauberkreis eingeschlossen fühlte. Er lieſs auf der mittlern Höhe ein geräumiges Haus für seine Familie bauen, und für sich einen kleinen Pavillon zwischen die höchsten Felsen einklemmen, von dessen Dache er auf eine nach dem Flusse sich senkende Klippe steigen konnte. Nur hier hatte er einen weiten Horizont vor sich, den das weit entfernte Gebirge unterbrach.

Die wilden, verworrnen und düstern Gegenstände der Natur beschäftigten eine Zeitlang seine kranke Phantasie, und er gefiel sich in dem Schaudervollen, ohne doch das Erhabene zu fühlen, das in diesen kräftigen Auswürfen der jungen von keines Menschen Hand unterjochten Natur lag. Dieser Ort schien ihm der schicklichste Aufenthalt für seinen Geist zu seyn, und die Bilder, die seine Einbildungskraft aus diesem Chaos zog, schmolzen so schnell mit seiner Erfahrung aus der Welt in einander, daſs er in dieser wilden Masse das verworrne, unfaſsliche Ganze im Kleinen vor sich zu haben glaubte. Sein innerer Zustand ward bald noch schlimmer, da nun seine von groſsen und düstern Gegenständen erfüllte Phantasie alles über die wirklichen Gränzen hinüberrückte. Er kroch zwischen den Felsen herum, wie ein gebannter Geist, und noch wär' es ein Glück für ihn gewesen, wenn er den Kampf, bloſs mit seinen Kräften, auszufechten gehabt hätte. Die Ruhe, die Einsamkeit, die Entfernung von den moralischen Zerrüttungen der Gesellschaft, die er, sein Innres ausgenommen, überall zu sehen glaubte, hätten vielleicht sein wundes Gefühl geheilt; aber Langeweile und Begierde zu wissen, trieben ihn zu den Büchern seines Vaters. Er durchblätterte die Weiſen, Geschichtsschreiber, die Lehrbücher seiner und andrer Religionen, und wollte nun durch sie die Räthsel enthüllen, an deren Auflösung er für ſich zu verzweifeln anfing. Alles was er dabey gewann, waren noch giftigere Zweifel, Erweiterung seiner Einbildungskraft über das Vermögen des Verstandes, und ängstliches fruchtloses Bestreben, das Unfaſsliche zu denken und zu begreifen. Der Wahn trug ein lockres Gebäude nach dem andern zusammen, neue Zweifel zertrümmerten sie im Werden, bis sich endlich diese unermüdete Anstrengung in Gleichgültigkeit gegen alles, Kälte und philosophische Apathie endigte, die nur Murren über die Beschränktheit der Kräfte des Menschen unterbrach. Entstand vorher sein Unwillen aus Güte des Herzens, aus Mitleiden, das er für die Geplagten empfand, so entsprang er nun aus einer unreinen Quelle, aus seinem beleidigten Stolze, das nicht ergründen zu können, wozu ihn sein heller Verstand und seine rastlose Anstrengung zu berechtigen schienen. Ehemals litt er und vergoſs Thränen bey dem Leiden der Einzelnen, verlor das Ganze aus den Augen, und jetzt da er das Ganze umspannen wollte, achtete er des Einzelnen nicht. Seine traurigen Nachforschungen trockneten sein Herz auf, ihm lächelte die Sonne nicht, kein goldnes Abendroth entzückte ihn mehr, und kein Vogel sang ihm Töne der Liebe. Kein Bach murmelte für ihn, und lud seinen Geist zu sanfter Ruhe ein. Der hell gestirnte Himmel, der silberne Schein des Monds, die Ruhe der Natur rührten seine Seele nicht; er sah in allem nur Täuschung, Genuſs der Einbildung für wirkliche Qual. So nutzte er nun die Wissenschaften als Waffen, Krieg mit dem Urheber der Dinge zu führen, und bevölkerte Erde und Himmel mit Miſsgeburten, die er mit den verschiednen Systemen der Weisen zeugte. Auch erndtete er bald die übrigen gefährlichen Früchte der Einsamkeit und des tiefen Nachdenkens über den Menschen und seine Bestimmung in vollem Maaſse ein. Er sah sich auf einmal für ein besondres und höheres Wesen in Vergleichung aller andrer Menschen an, fand nun in seiner Natur und in seiner erhabenen moralischen Stimmung den Grund, warum er sich nicht mit ihnen vermischen konnte. Es dünkte ihm wohlgethan zu seyn, daſs er sich von einer durch niedrige Leidenschaften getriebenen wilden Heerde entfernt hätte, die ihn nicht fassen könnte, und seine aus feinerem Stoffe gebildete Seele nur verunreinigen würde. So bläht Wahn den Denker noch dann oft auf, wenn er auch mit bittrem Unwillen fühlt, sein ganzes Wissen sey nichts anders, als Vermehrung seines Sprachvorraths, wodurch er Dinge benennen lernt, die seinem Ohr zwar Schall sind, aber seinem Geiste nie Wesen werden. Da nun der Stolz die Wage hielt, worauf sich Giafar gegen andre abwog, so spannte er endlich sein Selbst zu einem so hohen Ideal von Tugend hinauf, daſs entweder seine Natur zertrümmern, oder seine Seele zu dem wildesten Kampfplatz dieser sich widersprechenden Dinge werden muſste. Als er noch allein ging, und seine Gedanken aus seinen eigenen Empfindungen flossen, war er wenigstens bescheiden, und seufzte über das Elend, das er nicht hindern konnte; jetzt aber, da er bey den Weisen in die Schule gegangen war, floh diese schöne Tugend von ihm, und er glaubte sich durch das, was er aufgefaſst hatte, berechtigt, den Himmel zu mustern, und, vermöge der Geschichte und seiner Erfahrung das Menschengeschlecht zu verdammen.

4.

Die kleine Nichte Fatime gab Giafarn öfters Gelegenheit, seine Weisheit, die nun einmal in Apathie zerfrieren sollte, zu prüfen; aber immer müſste die sanfte Gluth, welche sie seinem Herzen einflöſste, und die allein vermögend gewesen wäre, sein verworrnes Denken zu glücklicherer Harmonie zu stimmen, von den Dunstwolken, die sein Gehirn zusammentrieb und sein idealischer Sinn vergoldete, erstickt werden. Nur seit kurzem war sie in den Zeitpunkt getreten, worin das Daseyn eines Mädchens bedeutend wird, das Herz anfängt sich zu öffnen und sprechende Blicke, liebliche Scham, die Veränderung des innern Zustands andeuten. Dann zaubert die Einbildungskraft die flüchtigen Gedanken zu sinnlichen Bildern, und die gereitzte Phantasie strebt, den Schleyer, der vor der Zukunft *hängt, zu durchblicken.* Leise und zaghaft zieht ihn die Neugierde weg, bis es ihr endlich gelingt, die Gottheit, welche er verbirgt, in ihrem Glanze zu entdecken. Fatime glich ganz dem ätherischen Bilde, das wir uns unter Psyche, der Braut Amors, denken, und ihr schönes Körperchen floſs so sanft um ihre schöne Seele, als seyen sie aus einem Stoffe geschaffen. Giafar fühlte dieſs in seinem Innersten, wenn er sie zu Zeiten über das Moos der Felsen dahin schweben, oder unter dunkeln Bäumen am rauschenden Wassersturz ruhen sah. Oft zeigte ihm ihr unbefangener Sinn, der nur Gutes sah und ahndete, ihre Heiterkeit, die nichts trübte, als Giafars Stirne, den wahren Pfad des Glücks. Noch öfter verwirrten ihn ihre naiven Fragen und ihre glückliche Auslegung der ihm so dunkel scheinenden Dinge: er war aber nun einmal ein Philosoph geworden, und sein denkender Geist hatte es darauf angelegt, nichts leicht zu finden und nach natürlichem Maaſse zu messen; er lächelte, und sann dann über

Fatimens Auflösungen so lange nach, bis sie so philosophisch dunkel wurden, als die Auflösungen seiner Weisen.

So stand es mit Giafarn, als er eines Tags, nachdem er sich lange den düstern Betrachtungen über das moralische Übel überlassen hatte, von seinem Dache auf die Klippe stieg, um sein erhitztes Gehirn abzukühlen. Tief unter ihm rauschte der Euphrat dahin; lange sah er dem hinflieſsenden Wasser nach, bis er endlich aufwärts blickte, und am fernen Horizont einen fürchterlichen, schwarzen Sturm entdeckte. Noch trieben die schweren und dunkeln Wolken leise herauf; aber bald rauschten sie unter dem Gesause der Winde heran, thürmten und schoben sich auf und übereinander, als drohten sie der stillen Erde Vernichtung. Die Heerden, die Thiere des Waldes, die Bewohner der Luft, suchten Schutz ohne Blöcken und Geräusche. Der Donner rollte dumpf in der Ferne — rollte näher — die Blitze schossen durch die Luft, die Felsen-Wohnung Giafars erbebte in ihrem tiefen Grunde bey dem fürchterlichen Schall; die Eichen, Fichten, Cedern und Pappeln zerbrachen, und stürzten von Klippe zu Klippe. Giafar sah und hörte dieses groſse Schauspiel mit ängstlicher und schaudervoller Bewundrung an. Unter dem Gesause, unter dem Beben vor möglicher Vernichtung seines Selbsts, vergaſs er seine Philosophen, und fand es natürlich, daſs der Mensch in dieser fürchterlichen Erscheinung das nähere Daseyn eines Wesens vermuthe, das dem verwegnen Geschlechte der Sterblichen seine Macht, Gewalt, Zorn und Rache sinnlich machen wollte. Auf einmal ertönte es durch die Atmosphäre, als zerrissen die Himmel, als zerberste die Kraft, die den Erdball im Schweben erhält. Der Sturm hatte eine ungeheure Wolke an das ferne Gebirg getrieben, sie zerriſs an den Felsen, und goſs eine Fluth herunter, die den Strom über seine Ufer drängte, und den ganzen Erdstrich unter Wasser setzte.

Giafar sank betäubt nieder, ohne zu begreifen, was geschehen war. Die Sonne drang wieder hervor, das dunkle Gewölke zerfloſs vor ihrem Glanze, und der herrliche Bogen des Himmels dehnte sich ihr gegen über in seinem sanften Schimmer aus. Wer fühlt nicht nach einem wilden Sturme, der durch Schall, Krachen, Zerstörung, schaudervolle Verfinsterung, plötzliches drohendes Feuer die fürchterlichste Sprache eines erzürnten Gewaltigen zu seyn scheint, wie natürlich die rohen Söhne der Natur in dieser lieblichen Erscheinung ein Zeichen der Gnade, Versöhnung und neuer Hoffnung erblicken muſsten. Giafar wollte sich nun diesen Empfindungen überlassen, als er auf einmal den aufgeschwollnen Fluſs wahrnahm, der fürchterlich einherrauschte, und Menschen, Thiere, Häuser, Geräthe und Bäume mit sich fortriſs. Er sah die Unglücklichen mit der Fluth kämpfen, und dann verschwinden. Bey diesem Anblick brach er in folgende Klagen aus:

„Welche tyrannische Macht gebot diesem Sturme zu zerstören und ganze Geschlechter zu verschlingen? In einem Augenblick zu vernichten, was Jahrhunderte erfordert, um zu werden, was es war! Ein Theil der Erdbewohner wird von den Fluthen dahingerissen, und keiner rettet, keiner kann retten! Wozu? Warum dieser Sturm? daſs er in einem Nu die Früchte der Vergangenheit mit dem Keim der Zukunft aufreibe, eine schaudervolle Lücke im Ganzen mache, die nun Geheul und Jammergeschrey der Verlaſsnen ausfüllt! Unbegreifliches Loos der Menschen! Ich vergieſse Thränen über euch, und knirsche in Wuth, mit euch verwandt zu seyn, da ich nichts, als euch beklagen kann. Wohin ihr auch flieht, bleibt ihr Sklaven der Furcht und der Nothwendigkeit, seyd nirgends eures Daseyns und der Verhältnisse, die ihr zu euerm Glück entwerft, gewiſs. Floh ich darum die Greuel der Verwüstung eines grausamen und tollen Khalifen, um in der Einöde die Natur mit noch grimmigerer Wuth Tausende ihrer Kinder auf einmal zerstören zu sehen? Wer leitet die Herrscher der Welt, die Blitze, die Fluthen, die Winde, zum Verderben der Menschen? Sklav deiner innern und der äuſsern Natur, des Windes, der dich umsaust, der Luft, die dich in deinem Gleichgewicht erhält, der Erde, die dich trägt! Sklav alles dessen was dich umgiebt, und dich mit den Klauen der Gewalt umfaſst! — Selbst aus der fernen, unfaſslichen Zukunft, schieſsen die Ungeheuer deiner Einbildungskraft hervor, zermalmen deine Kräfte, und erschüttern deine Sinne, daſs dem Bebenden der Genuſs des Augenblicks nicht werde! So lange du athmest, sollst du gewaltsam leiden, jede Widersetzung heiſst Empörung, und fliehst du endlich in den Schooſs der Natur, so umfaſst sie dich zwar mit mütterlichen Armen, aber um dich zu erwürgen, wenn du am sichersten zu ruhen glaubst. — Im Grabe soll Ruhe seyn — und wenn sich dann ein Faden zu neuer Dauer anspinnt, wer steht dir dafür, ob es nicht darum geschieht, um dich an ein neues Joch zu knüpfen?“

Seine Klagen wurden auf einige Augenblicke von einer Begebenheit unterbrochen, die ihm trotz seinen Augen unglaublich schien. Ein einzelner Mann warf sich in die Fluth, faſste der Unglücklichen, so viel er ihrer ergreifen konnte, rettete sie auf die nächste Klippe, Kind, Mutter und Greis. Dieses wiederholte er, ohne zu ermüden, und hielt sie über dem brausenden Strome, als trüge ihn eine nur ihm eigne oder eine göttliche Kraft. Giafar erstaunte, und fuhr fort:

„Vortrefflich, du Edler! aber du kämpfest vergebens mit der zerstörenden Gewalt, die ihr Spiel mit uns treibt. Diesen und jenen rettest du — Tausende verschlingt er — doch glücklich ist dein Loos, auch nur einen gerettet zu haben; du findest hohen Lohn in deiner That; aber ob er dir es danken wird, daſs du ihn zu neuen Qualen erweckst —“

So verfiel er in neue Klagen, als auf einmal eine feyerliche Stimme erscholl:

„Barmecide! du würdest besser gethan, und menschlicher gehandelt haben, diesen Unglücklichen beyzustehen, als hier über Gott und die Natur zu klagen, die du beyde nicht begreifst. Hätte ich's, wie du gemacht, so könntest du nun deine Mutter und deine Nichte beweinen. Leichter ist es dem Ursprunge der Übel der Welt nachzusinnen, als die uns verliehene Kraft anzuwenden, eins derselben zu heilen.“

Der Retter der Unglücklichen war es, der den engen steilen Pfad zu Giafars Pavillon erstiegen hatte, ohne daſs er es gewahr wurde; ein Mann in voller Kraft des Lebens, auf dessen Stirne tiefes Denken und jene Erhabenheit ausgedrückt waren, die nur aus dem Gleichgewicht unsrer Seele mit allem Äuſsern, aus der Gewiſsheit entspringen, die Wage, worauf man die Dinge der Welt abwägt, am rechten Punkt gefaſst zu haben. Sanftmuth lächelte um seinen Mund; aber der Ernst und das Feuer seines Blickes überwältigten und unterjochten den Verstand und das Herz.

Giafar staunte ihn an, und konnte keine Worte finden. In demselben Augenblick sprang Fatime herein, seine Mutter folgte ihr, und warf sich in seine Arme. Ihre nassen Gewänder, ihr Beben, ihre Freude, zeugten von ihrer Gefahr. Fatimens nasses, dünnes Gewand schmiegte sich an ihren schlanken Leib, an ihre jungfräuliche Brust, welche hindurch schimmerte und ihren lieblichen Umriſs enthüllte. Ihre goldnen Locken träufelten, und so hing auch sie an dem Erstaunten, und rief mit froher bebender Stimme:

Wir sind gerettet, leben und können dich noch lieben!

Die Mutter. Dieser edle Unbekannte hat uns gerettet.. Der Sturm überfiel uns in der Grotte. Wir wollten fliehen, die Fluth rollte hinter uns her, ergriff uns —

Giafar fiel dem Retter zu Füſsen: Ich verdiene, daſs dein gerechter Tadel den glücklichsten Augenblick meines Lebens verfinstert. — O sage mir, wem danke ich mein und dieser Geliebten Leben?

Der Retter erwiederte: Fragst du mich, um mir zu danken, so erlaſs ich dir die Mühe. Ich habe meinen Lohn in dem Augenblick geerndtet und genossen, als sie dich umfaſsten.

Giafar. Sey wer du wollest; ich sah dich über den Fluthen schweben, ihnen trotzen; nach deinen Thaten, nach dem Geiste, der auf deiner hohen Stirne ruht zu urtheilen, bist du keiner der Menschen, wie ich sie bisher gesehen habe. Entreiſse nicht deiner schönen That die Frucht, die sie nun eben in meinem Herzen aufzutreiben beginnt. Sage, wie soll ich dich nennen? Wie dich halten? Wo dich wieder finden?

Retter. Du willst es; nun so nenne mich Ahmet, Halems Sohn. Ich bin ein Mensch gleich andern — komme — gehe — wirke und bereue. Fange an, und vollende nicht. Helfe die allgemeine Zerstörung befördern, und beschleunige die meinige. Wähle und verwerfe, wünsche und genieſse nicht was mir gewährt ist. Verschwinde dann, und hinterlasse nichts, als die Folgen meiner guten und bösen Thaten. Gerne spüre ich dem Grund meiner und andrer Menschen Handlungen nach; aber selten entdecke ich etwas, das mich erfreut. Die Stirne des Denkers reitzt mich zu Gesprächen; doch lieber seh' ich Wärme des Herzens, Wohlgefallen an dem Menschen und der Natur in den Blicken des Weisen. Giafar, wenn zwey Menschen sich nahen und vertraulich werden, so spinnet sich für Beyde ein neues Daseyn an; dauert es auch nur eine kurze Zeit, so erweitert es doch die Gränzen unsers Geistes um etwas, und legt unsre moralische Kraft auf eine neue Probe. Laſs mich nun zu jenen Unglücklichen eilen; hat die Fluth auch meine einsame Wohnung verschlungen, so kehre ich wieder und bitte dich um Schutz. Er verschwand.

Giafar horchte mit gespannter Seele auf die Worte Ahmets, und als dieser verschwand, überlieſs er sich zum erstenmal, nach seines Vaters Tode, dem reinen Entzücken, das jetzt sein Herz empfand. Er drückte die Hände seiner Mutter, sein Blick sank auf Fatime — ihr frohes Lächeln erweckte seine innigsten Empfindungen. Der düstre Nebel rollte einen Augenblick vor seinem Geiste weg. Er faſste sie in seine Arme, drückte einige Küsse auf ihre Lippen, und fühlte ein ihm unbekanntes Glück des Lebens. Hierauf begleitete er sie in ihre Wohnung; sie wechselten ihre Kleider. Ahmet überraschte sie bey dem Abendessen, welches die Freude würzte, und der Retter nahm darauf ein Zimmer in Giafars Pavillon ein.

5.

Giafar war nach und nach mit Ahmet so vertraut geworden, als es dessen Ernst und ihn durchdringender Blick erlauben wollten. Er fühlte seinen Verstand von ihm unterjocht, ohne daſs es jetzt sein Herz beschwerte; dunkel ahndete er aus seinem Betragen, daſs sein Schicksal durch ihn eine andre Wendung nehmen müſste, und erwartete den Augenblick mit

Sehnsucht. Als sie eines Tages auf der Klippe saſsen, und das von den Trümmern der Verwüstung bedeckte Thal vor sich liegen sahen, sagte Giafar mit einem tiefen Seufzer:

Aber wozu dieser Sturm? Warum dieser Wolkenbruch?

Ahmet kalt. Vielleicht um ein fern wohnend, aus Durst verschmachtend Volk zu tränken, einen Boden zu wässern und zu befruchten, dessen Quellen die Sonne vertrocknet hatte.

Giafar. Diese Antwort ist mir nicht neu, und das, was sie in sich faſst, hat mich nur zu oft empört. Muſste er diese ersäufen, um jene zu tränken? Hier Weiber zu Wittwen, Kinder zu Waisen machen, damit das Blut jener gekühlt werde? wird es ein Trost für diese Unglücklichen seyn, daſs nun jene, die ihnen nichts sind und seyn können, auf ihre Kosten gerettet wurden?

Ahmet. Sie leiden, seufzen, vergessen, und bauen wieder auf, was der Sturm zerstört hat; sie kennen die ewigen Gesetze der Nothwendigkeit nicht, denen sie unterworfen sind, empfangen das Gute aus den Händen der Natur ohne Dank, und das Böse ohne Groll.

Giafar. Beym Propheten, auch ich habe das sogenannte Glück der thierischen Stumpfheit in Persien bemerkt, und wenn du damit die Grausamkeiten des Khalifen rechtfertigen willst, so muſs es dir freylich unbedeutend scheinen, ob ein Wolkenbruch, der mit der Verwüstung einer Sündfluth herunterstürzt, dasjenige bewirkt, was ein wohlthätiger, unschädlicher Regen eben so wohl hätte thun können. Gehe nun hin, Mensch, und nenne die Natur deine Mutter!

Ahmet. Hast du die Wasser gegen die Bedürfnisse der Erde abgewogen, und weiſst du bestimmt, ob ein sanfter Regen das bewirken konnte, was der Sturm bewirkte?

Giafar. Bey dem Gefühl des Menschen, es ist scheuſslich zu denken, daſs hier ein Erdstrich mit seinen Bewohnern aufgefressen werde, damit ein ferner, uns unbekannter blühe! Dieſs ist es was ich empfinde, und was meinen Verstand erdrückt. Wenigstens ist es dem Menschen zu verzeihen, wenn er gegen den murret, den er sich so mächtig denken soll, und den er gleichwohl handeln sieht, wie die beschränkten Sterblichen, die nicht selten gezwungen sind, ein vermeyntes und zwar sehr kleines Gute durch ein groſses Übel für sich oder andre zu erkaufen.

Ahmet. So scheint es freylich.

Giafar. Scheint es nur? und dieſs wäre alles, was ein Mann wie du mir antworten könnte oder wollte? Gleichwohl weiſst du, daſs dem Menschen alles nur Schein ist, daſs er sich leider damit begnügen muſs. — Wenn aber nun einer diesen Schein oder Schleyer gewaltsam wegzureiſsen strebte, um zuzusehen, was er uns verbirgt? Und wenn er nun, indem er das trügrische Gewebe seines Scheinglücks zerstört, die Anordnungen eines Wesens mit zu frechem Blicke musterte, in dessen Macht es stand, unser Glück etwas fester zu gründen, und das sich uns ohne Zweydeutigkeit enthüllen konnte!

Ahmet. Mit gleichem Rechte magst du hadern, daſs dir die Materie des Lichts ein Geheimniſs sey. Ziehe die Sonne dem Erdball näher, das wohlthätige Licht, das dich erwärmte, dir leuchtete, und die Saat des Feldes zur Reife trieb, wird Gluth werden, und dich und ihn zerschmelzen.

Giafar. Das Bild ist treffend, vielleicht schön; aber es läſst mich kalt, denn ich sehe dieses Thal vor mir.

Ahmet. Wie, und wenn dieses Wesen alles dieses nun gethan hätte, was du forderst? Wenn es sich nun mir und dir, und jedem offenbart hätte, der mehr auf die innere Stimme, als auf die üppigen Verirrungen eines verdorbenen Verstandes hören will?

Giafar. Ahmet, der Verstand kann hier nicht entscheiden, das Gefühl, das diesen vergleichen lehrt, und uns von unserm Elende jeden Augenblick so schmerzlich überzeugt, scheint mir dazu allein berechtigt. Ich habe den Khalifen und seine Sklaven Dinge begehen sehen, die mir die Welt zur Hölle machten. Vor meinen Augen wurde mein edler Vater erdrosselt, weil er es mit der Tugend hielt, und ich Elender fiel in Betäubung vor dem Verschnittnen nieder, der mir im Namen des Tyrannen den dritten Theil seines Vermögens zusagte. Noch glühe ich vor Scham, und nie werde ich diesen Stachel aus meinem Herzen ziehen können. Ich floh, und rettete mich in diese wilde, unzugängliche Einsamkeit, wie der bebende Vogel vor dem Geyer. Hier glaubte ich mich sicher in Ruhe, und hoffte die Wunden meines Herzens sollten heilen; plötzlich verwüstet ein Wolkenbruch meine Einsamkeit, ertränkt Tausende vor meinen Augen, damit, wie du sagst, ein fernes Volk, das mir und ihnen nichts ist, gerettet werde — es sey so; aber ich sehe hierbey nichts als Unordnung, Mangel und Gebrechen in dem Ganzen, und weiſs nicht, warum ich vor allen Thieren die so hoch gepriesene Fähigkeit erhalten muſste, dieses recht tief zu fühlen und recht klar zu denken.

Ahmet. Ich begreiſe es, daſs ein fühlender Mensch, der von früher Jugend ein Zeuge der Greuel der Tyranney war, der einen so edlen Vater durch sie verlor, und den der Egoismus gegen diese Frevel weder verkälten noch zum Mitschuldigen machen konnte, oft vor diesen Verbrechen zurückstarren muſste, fasse es, daſs ein solches Schauspiel, worin weder Zweck noch Verstand zu erblicken ist, deine sich eben entwickelnde Vernunft verwirren muſste, und daſs du in dieser Betäubung nicht mehr wuſstest, ob du den Menschen allein anklagen, oder ob du, auſser seiner Sphäre, die Ursache dieser Übel suchen solltest. In so weit rechtfertigt dich mein eignes Herz, und es macht sogar dem deinigen in einem gewissen Sinne Ehre.

Giafar. Ahmet, wer sein Herz einmal gefühlt hat, kann der kalter Zuschauer dieser Verwüstungen bleiben? Wie kochte es in meinem Busen, wenn ich mein Unvermögen empfand, diesen Gewaltthätigkeiten Einhalt zu thun. Oft trieb mich das Nachdenken über die Unvernunft der Tyrannen, die durch ihre Grausamkeiten gegen sich selbst wüthen, bis zum Wahnsinn. Wenn ich dann die Augen aufschlug, und den Himmel heiter über diesen schwarzen Greueln hängen sah, muſste ich nicht denken, er achte unsers Daseyns nicht, und habe das schreckliche Loos über uns geworfen, noch mehr von der Gewalt unsers Gleichen, als der Gewalt der Natur zu leiden? Kann unser Verstand, der jeden Augenblick durch eine neue peinliche Erscheinung zerrüttet wird, die Wunden des Herzens heilen? Ich spürte den Ursachen dieser Übel aus allen Kräften nach; aber nur zu geschwind entdeckte ich, daſs eben über dem, was der Mensch am begierigsten zu wissen wünscht, und wozu ihn ein innerer unwiderstehlicher Trieb zu berechtigen scheint, das schwärzeste Dunkel liegt. Da ich nun diesen verworrenen Knäuel nicht selbst loswickeln konnte, versuchte ich es durch die Weisesten der Menschen der alten und neuen Zeit, las ihre Schriften —

Ahmet. Und fandst in dem stolzen Gewebe ihrer Systeme die Beweise der Armuth, der Pein ihres Geists, das Unerforschliche nicht erforschen zu können. Dein Verstand verwirrte sich von nun an noch mehr, und deine Zweifel wurden stechender.

Giafar. Ach wie ekelhaft wird uns die Menschheit durch diese Demüthigung, wenn wir sehen, daſs Männer, ausgerüstet mit dem feinsten Verstand, mit dem schärfsten Blick, die alles wissen, was der Mensch durch Erfahrung, Fleiſs und Anstrengung erhaschen kann, die alles durchforscht haben, uns gerade darüber, worüber wir sie fragen, keine befriedigende Antwort geben können.

Ahmet. Dieſs ist nun freylich demüthigend, und sollte uns, deucht mich, von dem Wahn heilen, das erforschen zu wollen, was man uns so geflissentlich verbirgt; aber hast du dich auch je gefragt, ob es zu unserm Glücke so nöthig ist? Ob eine entscheidende Antwort auf die kühne Frage, vielleicht nicht das wenige Glück, das wir, wie du selbst nicht leugnen wirst, genieſsen, gänzlich zerstören würde? So unsinnig wirst du doch nicht seyn, den Schleyer vor dem ungeheuern All, wovon du nur einen unausdrückbaren kleinen Theil umspannen kannst, ganz wegziehen zu wollen? Denn eben so leicht möchtest du die Gewässer des Weltmeers mit deinem Trinkbecher messen wollen. Würdest du nicht über die Ameise, die hier im Moose vor uns kriecht, lachen, wenn sie mit dem Schöpfer haderte, daſs sie nicht jenes Gebirge, so wie wir, übersehen kann? Gelänge es uns nun auch, einen Zipfel von diesem Schleyer aufzuheben, würden wir mehr als ein kleines Theilchen von einem ungeheuern Ganzen sehen können? Würdest wir, da das Ganze über unsre Fassung geht, und wir die Theilchen nirgends einzupassen wissen, mehr damit unternehmen können, als mit den übrigen Bruchstücken?

Giafar. Macht diese Überzeugung unsre Lage besser? Warum muſsten wir einen Theil fassen und begreifen können, da das Ganze über unsre Vorstellung geht? Geschah es darum, um uns lüsterner auf das zu machen, was uns vorenthalten ist? Oder sollten wir darum den unbedeutendsten Theil begreifen, um unſre Beschränktheit, unsre Stumpfheit, desto peinlicher zu fühlen?

Ahmet. Vielleicht weil Befriedigung hierüber durch einen einzigen Schlag das ganze moralische Wesen des Menschen vernichten, und das edelste Geschöpf des Unnennbaren zwar zu einer vollendetern, aber auch zu einer sehr langweiligen und sich selbst sehr lästigen Maschine machen würde. Barmecide, du hast bisher nach nichts gestrebt, und weiſst nicht, in wie weit uns der rechte Gebrauch unsrer Kräfte veredeln und weiser machen kann.

Giafar. Weiser?

Ahmet. Ich sage, weiser, und in eben den Dingen, die dir so dunkel scheinen.

Giafar ward ernsthaft, und schwieg einige Augenblicke. Ich glaube dich zu verstehen — indessen ist es die Schuld des Blinden nicht, wenn er von den Farben falsch urtheilt. Wozu nützte uns die Dämmerung, wenn wir in Finsterniſs wandeln sollen, ohne je das Licht zu sehen.

Ahmet. In deinem Herzen ist Licht, warum löscht es dein Verstand aus?

Giafar. Nach meiner Erfahrung war es das Herz, das den Verstand auslöschte.

Ahmet. Weil beyde eine Übereinstimmung voraussetzen, die nur der Lohn der wahren Weisheit ist. Würden die Menschen mehr auf dieses arbeiten, so würde es mir ein leichtes seyn, dich von dem zu überzeugen, was ich dir nun sagen will. Ich bin nicht so verwegen, es dir für Wahrheit zu geben; welcher Sterbliche vermag dieſs von Dingen zu sagen, die, wie ich glaube, zu unserm Glück verborgen bleiben muſsten. Denn entweder würde durch ihre Entdeckung unsre Kraft stehen bleiben, oder sich daran zerschlagen. Ich gebe dir meine Meynung, und dieſs ist alles, was über diese Gegenstände der gröſste und hellste Kopf vermag. Auch bin ich weit entfernt sie dir aufzudrängen, und noch weniger geneigt, mit dir darüber zu streiten — nur bitte ich dich, spanne deine Erwartung nicht zu hoch; alles was ich kann, ist vielleicht den Zweifeln, die dich quälen, den giftigen Stachel auszureiſsen, und gelingt mir dieses, so habe ich genug gewonnen.

Giafar. Du hast sie schon durch deine That erschüttert, und das, was ich auf deiner Stirne, in deinen Augen lese, verspricht mir die Heilung der Wunden, die sie hier gerissen haben.

Ahmet. So mag nun mein Gefühl zu dem deinen reden. Mich deucht, man kann, nach allem, was wir um uns vorgehen sehen, mit Recht behaupten, daſs die meisten Plagen der Menschen aus Wahn, Unwissenheit, Stolz und Eitelkeit entspringen, und daſs sie eben dadurch die Herrschaft und Politik ihrer listigen Mitbrüder, wo nicht ganz geschaffen, doch wenigstens befördert haben, und sie noch in Kraft erhalten. Daraus folgte denn, daſs wir den Hauptkampf, den wir im Leben zu bestehen haben, meistens mit Phantomen kämpften, die wir selbst geschaffen haben, und durch Feigheit und Gewohnheit unterhalten. Der denkende

Mensch fühlt sich zugleich der Natur unterworfen, und je mehr er beobachtet, je stärker überzeugt er sich von dieser zwiefachen Abhängigkeit, dieser seinen Stolz demüthigenden Beschränktheit, und will alsdann das wiefern und warum erkennen; will wissen, zu welchem Zwecke er da ist; und kann er keine Antwort erzwingen, so möchte er wenigstens erfahren, warum die Natur, so zu sagen, mit ihm auf halbem Wege stehen geblieben ist, und ihn da nur ahnden läſst, wo er Gewiſsheit fordert.

Aus deinen Äuſserungen vernahm ich, daſs dieses dein Fall ist —

Giafar. Völlig; möchtest du mir doch diese Räthsel lösen!

Ahmet. Umschlieſst doch auch meinen Geist die Hülle des Fleisches, wie den deinen! Doch laſs uns immer weiter in dieser Finsterniſs herumtasten, vielleicht daſs wir hier oder da etwas ergreifen, woran wir uns halten können. Da die Natur immer fortwirkte, und immer schwieg, und der Mensch keine bestimmte Antwort auf seine Fragen erhalten konnte, so nahmen endlich sein Stolz und seine Eigenliebe die Auflösung über sich. Auch war er mit dieser Auflösung so wohl zufrieden, daſs er sie bald zu Glaubenslehren machte, und so entstanden die Worte Schicksal, Verhängniſs, Vorsehung und Leitung höherer, unsichtbarer Wesen. Verstehst du sie?

Giafar. So weit, daſs ich die erstern als ein lästiges Joch abschüttle, und was jene höhere Wesen betrifft, so denke ich von ihnen zu erhaben, als daſs ich sie zur Ursache oder zu Mitschuldigen unsrer Thorheiten machen sollte.

Ahmet. Und doch geschieht dieses, sobald du den Damm mit Gewalt durchbrechen willst, der dich einengt, sobald du dich von deiner Mutter, der Erde, losreiſsest, und in der Höhe suchest, was du nur in dir und nirgends anders finden kannst. — Laſs uns wiederum einlenken —

Da diese Worte nun einmal da waren, so fanden sich bald Köpfe, die sie mit so viel Schrecken, Furcht und Hoffnung zu umspinnen wuſsten, daſs es ihnen leicht fiel, den Geist und die trotzenden Kräfte ihrer übrigen Brüder in unauflösliche Ketten zu schmieden. Der Mensch, Giafar, konnte nur durch seinen edelsten Theil, auf den er auch noch unterm Joche so stolz ist, zum Sklaven werden, und damit er der Freyheit ganz vergesse, muſste er über den wahren Gebrauch desselben irre geführt werden und ihn nie anerkennen lernen. Er mag nun erst gemeldeten Worten eine Bedeutung geben, welche er will, so ist es doch, wie du selbst äuſserst, unmöglich, daſs er den Unnennbaren nicht auf die eine oder die andre Art zum Mitschuldigen oder zur Ursache seiner Handlungen mache, da dieser, nach der frömmsten Meynung, die Greuel, welche dich in der moralischen und physischen Welt so sehr empören, voraus sieht, die Macht hat, sie zu hindern, die Gewalt hatte, uns und die Natur anders zu bilden, und nun gleichwohl alle moralische Greuel zuläſst, und der Materie den Saamen zu solchen dir miſsfallenden physischen Ereignissen beymischte. Du siehst, wie ich mich deiner Meynung nahe.

Giafar. Ich sehe es wohl; aber ich fühle auch den Stachel meiner Zweifel um so schärfer. Ahmet, was würde man wohl von einem König sagen, der die Gabe hätte, die Verbrechen seiner Unterthanen voraus zu sehen, und sie darum nicht daran verhinderte, um das Vergnügen zu haben, sie erdrosseln und spieſsen zu lassen! Dieses gliche so ziemlich unserm Khalifen, wie denn seine Hanshaltung überhaupt sich der Haushaltung der Natur zu nahen scheint. Ich sehe voraus, was du darauf antworten wirst; aber eben das, was man darauf antwortet, verwirrt den Knoten; der Mensch urtheilt nur mit und durch die Sinne, die Kanäle seiner Begriffe und alle metaphysischen Grübeleyen führen am Ende nur dahin, daſs man diesen Knoten in Verzweiflung zerhaut.

Ahmet sehr ernst. Darf dieſs der Mann, der sich und seinen Werth, sein Gutes und Böses, mit dem Werth, dem Guten und Bösen andrer noch nicht abgewogen hat?

Der kalte und ernste Ton, womit Ahmet dieses sagte, verwirrte Giafarn. Er erröthete, und sah vor sich hin.

Ahmet. Vielleicht werde ich das nicht antworten, was du zu erwarten scheinst. Ich gestehe dir vielmehr ein, daſs du mit Recht dem Meister die Fehler seines Werks zuschreibst, und folglich mit gleichem Rechte dem Urheber der Welt, den du hier unter dem menschlichen Begriff von Werk- und Baumeister denkst, die vermeynten oder wirklichen Gebrechen dieser Welt —

Giafar. O Ahmet, beynahe fürchte ich, du nimmst deine Zuflucht zu den zwey berühmten, sich entgegen strebenden Geistern, und suchst den Saamen des Übels in der Materie, den Ahermen hineingepfuscht haben soll. Wahrlich eine so unsinnige Meynung, daſs sie den Schöpfer der Welt mehr herabwürdigt, als die verwegensten Zweifel.

Ein kaltes spöttisches Lächeln bildete sich um den Mund Ahmets; er blickte scharf in die Augen Giafars, der sein Herz in diesem Augenblicke von einer sonderbaren Empfindung zusammengedrängt fühlte.

Ahmet fuhr fort:

Wenn wir nun diesen Ahermen oder Geist des Bösen schon gefunden hätten?

Giafar. Wie das? Wo?

Ahmet. Ich hätte vielleicht vor allen Dingen fragen sollen, ob denn dieses so geradezu Gebrechen sind, und ob es nöthig ist, eine entfernte Ursache aufzusuchen, da uns die wahre so nahe liegt.

Giafar. So nahe — nun —

Ahmet. Du sollst sie aus dem Folgenden selbst herausnehmen. Höre dann, was Ahmet über den Menschen, seinen Zweck, und über die Übel denkt, die dich so empören, daſs du deiner Kraft zum Guten selbst vergiſst.

So wie das ganze Geheimniſs der Natur in dem Menschen, Ideen, Fähigkeiten und Fertigkeiten zu entwickeln, nur darin besteht, daſs sie ihn empfindlich für Schmerz und Vergnügen machte, so scheint seine moralische Entwicklung bloſs davon abzuhängen, daſs sich in der Gesellschaft sein Sinn für Ordnung, das Gute, ihm und andern Nützliche, entfalte. Der Unbegreifliche hat diesen Sinn von moralisch Gutem und moralisch Bösem in unsern Busen an Selbstliebe und Selbsterhaltung geknüpft, dem Menschen Vernunft zu unterscheiden, Verstand zu erwägen, Willen zu wählen gegeben, und ihn dadurch von allen uns bekannten Geschöpfen abgesondert. Dieser Sinn ist zugleich mit seiner physischen Natur aufs innigste verwebt, und hängt mit ihr, so fein, geistig und erhaben du auch deine moralischen Verhältnisse betrachten magst, aufs genaueste zusammen. Nie würden die moralischen Empfindungen (denn dieses sind sie mehr, als Räsonnements) haben Wurzel fassen können, wenn sie mit unserm physischen Wohlseyn nicht verknüpft wären; so aber wird das Wohlbehagen unsers zwiefachen Daseyns nur durch die reine Verbindung beyder befördert; oder durch den Miſsbrauch des einen oder des andern gestört und oft ganz zerrissen.

Diese moralischen Pflichten und Verhältnisse entstehen, sobald die Menschen in Gesellschaft zusammentreten. Der Saamen dazu liegt in ihrer Natur, entwickelt sich durch das Streben, ihren Zustand immer zu verbessern, aus dem Gefühl der Selbsterhaltung, der Sorge für sich und andere, und es erfordert weiter keine höhere Macht, diesen Keim herauszutreiben. In dem Fortlauf der Zeit entwickelt sich dieses alles in das Feinere, wird endlich von spekulativen Köpfen aufgefaſst, und in Systeme von Recht und Unrecht, moralischen und politischen Pflichten und Verhältnisse geformt. Da nun dieses auf verschiedene Art, und nur gradweise geschieht, so sind darum die moralischen Begriffe eines Volks die bestimmten Zeichen seiner Rohheit, Kultur, Regierungsverfassung, seines edlen Zustands und seiner Verderbniſs. Hier arbeitet also die politische Verfassung, entweder gleichförmig mit der moralischen Stimmung des Menschen, oder gegen dieselbe, nach ihr angemessenen oder widerstrebenden Gesetzen, und bestimmt den Begriff vom moralisch Guten und moralisch Bösen, veredelt oder zerrüttet die menschliche Natur. — Um es noch sinnlicher zu machen: So wie der Unnennbare in Steine, Pflanzen und Metalle den Druck und Stoſs zu ihrer Entwicklung gelegt hat, daſs sie durch fest bestimmte und dem Zweck gemäſse Veränderungen gehen müssen, um Marmor, Ceder oder Gold zu werden, eben so hat er das Streben, sich zu vervollkommnen, und seine verschiednen Kräfte auf dem Wege dahin zu äuſsern, in den Menschen gelegt. — Scheint dir dieses anders?

Giafar. Die Erfahrung spricht dafür; indessen dünkt mich, dieser Satz lieſse sich auf jeden Gegenstand der Natur eher anwenden, als den Menschen, der, wenn er einen gewissen Punkt der Verfeinerung erhalten hat, seinen Originalcharakter ganz auszuziehen scheint, und alsdann seine moralischen Verhältnisse so zernagt, daſs es oft zum Räthsel wird, wie die Bande noch zusammenhalten.

Ahmet. Und wer kann die Gränzen des Menschen bestimmen? Wer kann sagen, er überschreitet seine Natur, sobald er über diese oder jene Linie tritt? Wo ist seine Natur? Ist er nicht alles, was er ist, vermöge seiner Natur, er befinde sich wo er wolle, unter den Horden der Wilden, oder in dem Gewühle üppiger Städte? Glaubt nicht jeder, da wo er sey, sey auch des Menschen wahre Lage? Das moralische Element des Menschen, wenn ich es so nennen darf, ist gränzenlos wie seine Einbildungskraft. Er muſste alles werden können, wenn der Mächtige ein Wesen aus ihm machen wollte; das sich selbst Quelle seiner Selbstständigkeit und Bewirker seiner moralischen Schöpfung seyn sollte. Und eben dieses ist es, was ich Entwicklung seiner Kräfte nenne."

Giafar. Ein stolzer Gedanke, der stark in meinem Herzen faſst.

Ahmet. Vielleicht daſs er Licht in deinem Geiste anzündet. — Nur dadurch konnte ihm die Pflicht auferlegt werden, den Gebrauch seiner Kräfte zu verantworten. Dadurch wird der Sklave von seiner drückenden Kette befreyt, und er darf es nicht mehr wagen, seine Laster mit seinem niedrigen Zustand zu entschuldigen.

Giafar. Und was hinderte den Mächtigen, uns gleich vollkommner zu machen? Warum legte er den Funken zu gefährlichen Leidenschaften in unser Blut, der sobald er Flamme wird, das Streben nach dem Guten so schnell und leicht aufzehrt? Sind wir nicht ihr Sklav? Ist unser Leben nicht ein rastloser Kampf mit denen uns aufgedrungenen Tyrannen?

Ahmet. Frage dein Herz, Giafar, ob es sich der Ketten nicht schämt, womit es deine Verirrungen fesseln? Hat er dir nicht einen warnenden Geist in den Busen zum Wächter bestellt, den du erst einschläfern, dessen Stimme du erst betäuben muſst, wenn du von dem Wege weichen willst, den er dir zeigt? Und wo bliebe alsdann dein eignes Verdienst, das Werk deines Herzens, der Lohn des Kampfes, des Sieges deiner Vernunft über diese gefährlichen Leidenschaften? die Wahl zwischen Guten und Bösen, deine Freyheit, der Ursprung deiner Gröſse, deines Stolzes, wenn auch oft deines Elends! Wo das erhabene Vorrecht, das dich von allen Geschöpfen der Erde unterscheidet, deine Kräfte zu nutzen, wie es dir gefällt, und dein Wirken als Folge deiner freyen Entschlieſsungen anzusehen? Du kannst den Drang deiner innern Natur bemeistern, wenn du willst. Gute Thaten läſst sich keiner nehmen, und jeder sieht sich nur dann nach Mitschuldigen um, wenn er vor seinem Gewissen erschrickt, oder schlechte laut verantworten soll. Vollkommen wäre der Mensch ohne Verdienst, weil er es ohne Kampf wäre, frey und nur fähig, vollkommner zu werden, wird jede seiner Tugenden und edler Handlungen sein Werk, die er zwischen sich und seinen Schöpfer als Beweise seines Werths hinstellt.

Giafar. Ahmet, du erhebst meine Seele aus dem Staube, und giebst meinem Geiste die Freyheit! O daſs ich nie mehr von dieser stolzen Höhe heruntersänke, die ich an deiner Seite zu ersteigen strebe!

Ahmet. Du wirst dich in dieser Höhe erhalten, wenn du dich davon ganz überzeugest, daſs der Mensch, durch seinen innern Sinn und freyen Willen, Herr und Schöpfer seines Schicksals, Vollender seiner Bestimmung ist. Er kann durch seine Thaten, durch sein Wirken, den Gang der moralischen Welt stören, zerreiſsen, oder befördern. Nach seiner Lage und seinem Wirkungskreise ganze Völker glücklich oder unglücklich machen, und das ganze Menschengeschlecht zusammen von dem Bettler bis zu dem König, jeder nach seinem Einfluſs, ist der Werkmeister der sogenannten moralischen Welt. Überzeugt von dieser einfachen Lehre wirst du bey jeder deiner Handlungen auf ihre Folgen sehen. Und wird sie nicht deinen Geist erheben, da sie dich von allem Zwang, allem Druck jener eisernen Nothwendigkeit befreyt? Nur sie macht dich zu einem selbstständigen Wesen, und setzt dich mit deinem Urheber in die innigste und reinste Verbindung, wenn du seinen Zweck erfüllst und die Harmonie der Welt befördern hilfſt.

Giafar. Mein Herz ist durchdrungen von dem, was ich gehört habe. Deine Gedanken sind groſs, und noch erhabener liegen sie auf deiner Stirne. Dein Blick scheint die Verhältnisse der Welt auf einmal zu durchforschen, und dein Herz die wilden Dissonanzen derselben in Wohlklang zu verwandeln; aber er überzieht auch ihre widrige Schwärze nur einen Augenblick mit einem täuschenden Glanze. O Ahmet, warum muſs ich das, was meinen Geist durchglüht, nur wie einen schönen Traum ansehen! Wenn ich zurück denke, welchen schlechten, unsichern Händen diese deine moralische Welt anvertraut ist, so wird meine Qual um so peinigender. Ist es nicht schrecklich zu denken, daſs ein Khalife, weil er so oder so erzogen ist, dieser oder jener Schooſs-Neigung fröhnt, die ihm dieser oder jener Günstling oder Lehrer zu geben wuſste, über das Schicksal vieler Millionen nach allen diesen zufälligen Ereignissen entscheiden soll? Welche Schauder müssen mich dann überfallen, wenn ich die Geschichte, das Protokoll der Verbrechen und Thorheiten der Menschen, aufschlage! Wenn ich lese, daſs Herrschsucht, Geitz und Raubsucht, Eroberungsgeist, unsinnige Rache, elende Streitigkeiten, lächerliche Miſsverständnisse, verschiedne Meynungen, die keiner versteht, oft einen Theil der Erde mit Blut getränkt, und Völker von den entferntesten Welttheilen gegen einander getrieben haben, sich zu erwürgen! Ahmet, schimmernd ist deine Meynung; aber Giafar hat das Unglück, keine über diesen unbegreiflichen Punkt fassen zu können. Sage mir, ist es ein Trost für die Unglücklichen, zu wissen, der Mensch bestimme selbst sein Schicksal, wenn ein Einzelner, den der Zufall ihnen vorgesetzt hat, ohne Furcht ihr Henker seyn, und sie zu Werkzeugen seiner thörichten Leidenschaften machen kann? Ist nicht vielmehr alle Hoffnung von Rettung für sie verloren, wenn sie einmal gewiſs sind, daſs der Menschen Schicksal nur von dem Menschen abhängt, und daſs kein Mächtigerer dabey wirkt oder hindert. Glaubst du, daſs mir dieser Gedanke, der nun mein Herz beflügelt, damals zur Beruhigung hätte dienen können, da ich meinen edlen Vater darum erdrosseln sah, damit ein Elender an seine Stelle trete, und das Gute, das er gethan, mit seiner Spur vernichte?

Ahmet. Hast du die letzten Worte deines Vaters vergessen?

Giafar. Ahmet kann diese Frage nicht im Ernst thun.

Ahmet. So hast du wenigstens ihren Sinn nicht recht gefaſst. Der Barmecide, Giafar, sollte in die Spur seiner Ahnen treten, und so hättest du vielleicht den Weg durchlaufen, den er nicht vollenden konnte. Wenigstens hättest du durch deine Thaten den Persern zeigen müssen, wie gefährlich es für sie sey, einen Mann aus deinem Geschlecht, der sich für sie zu opfern fähig war, so schnell zu vergessen. Wenn ich anders deinen Vater kannte, so würde er noch heute denselben Pfad betreten, und sollte er auch gewiſs seyn, daſs ihn derselbe Lohn erwartete. Sprach er von den Menschen und ihrem Schicksal, so sprach er als ein Mann davon, der seinen Werth mit beyden ausgeglichen hatte.

Giafar. Meine Schaamröthe beweise dir, daſs ich diesen Vorwurf tief empfinde.

Ahmet. Es ist leichter über die Stürme des Meers zu murren, als sie zu bekämpfen —

Giafar. Auch ich habe Kraft dazu, den Willen hast du schon erweckt.

Ahmet. Indessen laſs mich dir antworten. Weiſst du auch die Folgen jener grausamen That des thörichten

Khalifen? Ahndest du, was für ihn, für dich, für ganz Persien einst daraus entspringen soll und muſs? Würde es für dich tröstender gewesen seyn, den Unnennbaren als gleichgültig oder mitschuldig bey dieser höchst ungerechten That anzuklagen? Würde es dein Herz erleichtert haben, wenn du ihm vorgeworfen hättest, er habe sie zugelassen, dieselbe gar, ich weiſs nicht aus welchen dunkeln Ursachen und zu welchen Zwecken veranstaltet? Versuche es nur, das Böse, das sich die Menschen einander thun, und ihre Thorheiten mit der Vorsehung oder der Leitung des Höchsten auszugleichen. Schnell wirst du dann mit dem trägen Pöbel glauben, sie gäbe den Tyrannen eine giftige Geiſsel in die Hände, um die jung aufblühenden Geschlechter für die Sünden der vergangenen zu züchtigen. Nur dann, wenn wir das Böse, das uns widerfährt, als Verhängniſs und Züchtigung annehmen, verleihen wir unsern Verfolgern und Peinigern Kraft. Es ist Stumpf- und Feigheit, wenn sich Millionen von einem ihres gleichen miſshandeln lassen. Ein augenblickliches Nachdenken wird dich zu der wahren Quelle zurückführen; du wirst sehen, daſs aus dem Miſsbrauch der Religion, der Regierung und der Wissenschaften, welche die Schöpfer unsers Glücks seyn sollten, all' unser Elend flieſst. Aus Herrschsucht, Ehrgeitz und Stolz hat der Priester, der Beherrscher und der Philosoph den Menschen früh von dieser einfachen Lehre entfernt, und den Himmel durch Schrecken und Hoffnung in sein Bündniſs gezogen und zu seinem Mitverschwornen gemacht; aber es ist Menschenwerk, und besteht nur, so lange als der Wahn uns blendet. Wer diesen Miſsbrauch duldet, verliert das Recht zu klagen.

Hast du ein Beispiel, daſs eine höhere Macht dem Völker-Würger, dem Menschen-Zertreter Einhalt gethan hätte? Von Anbeginn der Welt erschallt die Klage, das Glück begünstige nur die Ungerechten. Der Mensch nur soll das Unrecht, das ihm von Menschen kommt, rächen, und ihm Einhalt thun, thut er dieses nicht, so giebt er sein angebornes Recht auf; denn er geht frey aus den Händen der Natur hervor, begabt mit dem Gefühl für sein Wohl und für sein Recht.

So sind Unwissenheit, Miſsbrauch unsrer angebornen Kräfte, die einzigen Quellen unsers Elends. Nur in ihrem rechten Gebrauche besteht unser Wohl. Selbstsucht, niedriges Interesse, Leidenschaften, die wir zu feige sind, zu bekämpfen, und die dann erst tiefe Wurzel fassen, wenn man den Menschen über seine Würde und seinen Werth irre geführt hat, müssen erst seinen Verstand durch Sophismen blenden, sein natürliches Gefühl tödten, bevor er eine der Gesellschaft und dadurch ihm schädliche Handlung begehen kann.

Giafar. Und dieses eben scheint die Klippe zu seyn, woran wir gewöhnlich scheitern, wenn wir uns auf dieses gefährliche Meer des Lebens wagen. Was dem groſsen Haufen der Menschen vortheilhaft scheint, scheint ihm auch gut, und dazu ist ihm jedes Mittel gleich. Er spricht wohl von der Tugend, handelt aber, als ob er sie unter die Schwärmereyen müſsiger Köpfe rechnete

Ahmet. Und eben darum, weil man sie mit einem falschen Schimmer überzogen hat. Bringe sie der Natur des Menschen näher, und er wird in ihr seine Erhalterin erkennen.

Giafar. Und was versteht Ahmet unter diesem vielsinnigen Wort?

Ahmet. Unter der gewöhnlichen, die das Band der Gesellschaft ausmacht: Sorge für dich, ohne den Schaden andrer; aber dieses Band wird von edlern Menschen, die man mit Recht Helden der Tugend nennt, enger zusammen gezogen, wenn es erschlaffen will. Unter diesen verstehe ich jene Männer, die ohne Rücksicht auf sich selbst, auch mit Gefahr ihres Lebens, das Beste der Menschen durch Weisheit und edle Thaten zu befördern suchen. Die Nachwelt spricht ihren Namen mit jener Ehrfurcht aus, die man nur für erhabene Wesen fühlt. Durch Jahrtausende geht ihr Wirken, und die Saat, die sie gesäet, blüht noch in künftigen Geschlechtern auf. Solche Männer bewunderte Asien unter den Barmeciden. Und gröſser, bewundrungswürdiger waren sie, da sie den Thron, von welchem sie Gewalt verdrängt hatte, durch ihre Tugend und Weisheit zum Glück des Volks zusammenhielten, als da sie darauf saſsen. Oft haben Männer ihrer Art tief gesunkene Völker wiederum emporgehoben, und die Verbindung mit ihrem Urheber erneuert, welche die moralische Verderbniſs aufgelöst hatte. Giafar, ein solcher Mann, war dein Vater; laſs dich nun eine Welt anekeln, die er für einen Wirkungskreis des Guten hielt.

Giafar. Tief verwundest du; doch die Heilung will ich selbst bewirken, denn auch ich will streben, in ihren Kreis zu dringen. Aber sage mir, wer von ihnen war des Guten, das sie so heiſs zum Besten der Menschheit entworfen haben, gewiſs? Wie oft betrügt hier der Erfolg die Absichten. Sehen wir nicht täglich, sah ich es nicht durch das Beyspiel meines Vaters, daſs oft aus dem Guten Böses entsteht, und was den Widerspruch noch peinigender macht, sogar aus dem Bösen Gutes. Erlaube mir, dir die Worte eines Dichters anzuführen, die er einem dieser Helden der Tugend in den Mund legt, der, was er sagt, durch seinen schrecklichen Fall bewies. Er antwortete seiner Tochter in einem gefahrvollen Augenblick, da sie sich schmerzlich beklagte, daſs ihr als Weib groſse Thaten versagt seyen, und sie nur geboren wäre, zu bewundern und zu beweinen, folgendes:

„Hadere nicht, mein Kind, schön ist dein Loos, bloſs tief und fein zu fühlen, ohne dein Herz mit Thaten zu beladen, womit der Mann so selten sich und andern nützt. Ja, wenn Gutes thun und wollen, auch immer Gutes wirkte und bliebe. So aber verschieben sich die Zwecke des Gerechtesten, und ihre Reinheit liesest du nur in dem Spiegel deiner Seele. Was du hier warm und groſs entworfen hast, wird in dem finstern Gang durch der Menschen Kopf und Herz oft zum scheuſslichen Gespenst, das dich bey seiner endlichen Erscheinung in Zweifel über deine Thaten setzt, und bist du innig mit ihnen einverstanden, wenigstens in Zweifel: ob es nicht besser sey, die

Menschen dem Taumel zu überlassen, der sie so verwirrend treibt.“

Ahmet. Giafar, wenn du die Worte dieses Helden der Tugend, die der Ausbruch einer augenblicklichen Empfindlichkeit zu seyn scheinen, für Überzeugung nimmst, so wirst du nie in jenen erhabenen Kreis gelangen. Wer dieses zur Lebensregel macht, ist nicht von Rücksicht auf seinen Vortheil frey. Und sagt er nicht: ihre Reinheit liesest du nur in dem Spiegel deiner Seele? — Allerdings, und eben in diesem Beschauen, das allen Genuſs der Erde übertrifft, findet er auch seiner Thaten Lohn. Wird er alsdann nicht die Stärke seines Geistes aufbieten, um sich bloſs in dem Lichte zu beschauen, in dem er erscheinen muſste, wenn der Erfolg seinen Zweck gekrönet hätte? Nach seinem Sinn war die That ganz und vollendet, da er sie entwarf, und auch im Miſslingen würden ihn die Menschen so ansehen, wie er sich selbst betrachtet, wenn sie gerechter und mit ihrem eignen Besten einverstandner wären. Ist der Mensch nicht zum Wirken geboren?

Giafar. Unläugbar.

Ahmet. Ich hoffe doch, nur zum Wirken des Guten.

Giafar. So sollte es seyn, und daſs es nicht so ist, darum hadere ich, darum bin ich unglücklich.

Ahmet. Und doch ist uns dieses für jetzt genug. Wir könnten nun sagen, daſs diese Welt, wenn auch nicht die beste, doch gerade so gut ist, als sie sich die Menschen einander machen, und folglich wäre das moralische Böse, welches dich so sehr empört, ihr eignes Werk. Was das sogenannte physische Übel betrifft, so scheint mir dieses nichts anders, als jene Nothwendigkeit oder Bewegung zu seyn, die allen Dingen Daseyn, Wachsthum, Fortgang und Gestalt giebt, und welches, vermöge seines beziehenden Verhältnisses, diese Benennung kaum verdienen kann. Wir entdecken in allem, was die Natur um uns wirkt, etwas so fest bestimmtes, das nie ermangelt. Jedem Geschöpfe der Natur, von dem Elephanten bis zu dem kleinsten Insekte, von der Ceder bis zu der kleinsten Pflanze ist eine gewisse Impulsion aufgedrückt und aufgezwungen, welcher es folgen muſs. Die Regeln und der Instinkt sind sichtbar und fühlbar, nach welchen sich jedes Wesen entwickeln, leben und vergehen muſs. Hier entdeckt man jene unbegreifliche Macht, die auf Ewigkeit, wenn du dieses Wort verstehst, jedes Ding geordnet hat, so und nicht anders zu seyn. Nur der Mensch erhebt sich durch seinen moralischen Sinn und den daraus flieſsenden von ihm abhängigen Handlungen über diese physische Nothwendigkeit, und bringt durch dieses sein moralisches Daseyn eine neue Schöpfung hervor, die selbst über seine Dauer geht.

So wie nun Schmerz und Vergnügen die Entwicklung der moralischen Kräfte hervorbringen, so sind alle Äuſsrungen, Erscheinungen und Ausbrüche der Natur, Erdbeben, Stürme und Ergieſsungen nichts anders, als das Streben und die Beförderung der physischen Kräfte zur Veränderung, Hervorbringung und Auflösung der Dinge, und da sie nicht anders, als durch Bewegung, Zusammensetzen und Trennung hervorgebracht werden können, so mag und muſs der Theil um des Ganzen willen zerrüttet werden. Eine vollkommne Welt (und nur jene nennt ihr so, worin dieses nicht geschähe) ist ein lebloses Ding, das der Natur widerspricht. Vollkommenheit schlieſst Unveränderlichkeit, Stille, Dauer, Stätigkeit und gänzliche Vollendung in sich — verträgt selbst das Fühlen, das in dem Menschen alles hervorbringt, nicht, und zerstört mit unserm Werth alles Glück, das wir genieſsen.

Scheint dir nun der Zweck, den wir dem Menschen hier beylegen, nicht groſs und edel, da er sich nach unsrer Meynung von seinem Entstehen bis zu seinem Hinscheiden in einer fortlaufenden Entwicklung befindet, und sich dann auflöst, wenn er so weit vollendet ist, als es seine Dauer, Lage und Kräfte verstatteten? Glaubst du nicht in gewissen Stunden in deiner Brust warm zu fühlen, es müsse dir noch eine höhere Entwicklung bestimmt seyn? Nur des Menschen Geist ist weder durch Raum und Zeit beschränkt, und er hat sich als einer durch seine Natur berechtigter Eroberer in eine künftige eingebildete Welt geschwungen; die ihm, ob sie gleich ganz auſser seiner Fassung liegt, doch vermöge seiner Ahndung und seines Strebens nach Vollkommenheit zu einer wirklichen wird. Wäre dieses Gefühl nicht mit seiner Natur verwebt, wer hätte es erwecken können? Wer es ahnden können, um es zu erwecken? Und wäre es auch durch Stolz. Wahn oder Eitelkeit, oder ängstlichen Wunsch fortzudauern, erzeugt worden, wer hat in uns die Stimme des Gewissens, den innern, immer wachen und richtenden Geist unsrer Handlungen und unsrer geheimsten Gedanken erweckt? Nie ist ihm ein Sterblicher entflohen, und konnte die Erziehung allein diese Herrschaft über das ganze Menschengeschlecht hervorbringen? Bringt die Erziehung etwas hervor, das nicht in der Natur des Menschen liegt?

Sage zu dem Menschen in finsterm Miſsmuth, er sey ein verworfnes, elendes, nur zum Bösen geneigtes Geschöpf, und du wirst seine moralische Kraft zerdrücken, ihm das Laster zur Nothwendigkeit machen, oder ihm wenigstens Entschuldigungen seiner Verbrechen und Thorheiten darreichen. Überzeuge ihn, jede schlechte Handlung sey ein Widerspruch seiner edlen Natur, er sey ein freyes, unabhängiges, zum Guten geschaffnes Wesen, des Groſsen und Erhabenen fähig — mache ihn aufmerksam auf die Beweggründe seiner Handlungen und ihre Folgen, und du wirst ihn erheben, seine Leidenschaften veredeln, ihn über sein wahres Interesse erleuchten, und ihn in nähere Verbindung mit dem Geist der Welt setzen.

Genug, und schon zu viel. Erwäge nun, Barmecide, ob du deine Bestimmung dadurch erfüllst, daſs du, eingeschlossen in diese unzugänglichen Felsen, mit der Natur haderst, ohne das geringste zu deinem und dem Besten deiner Brüder beyzutragen. Doch der Mensch ist Schöpfer seines Werths, Glücks und Schicksals, der Samen des Guten liegt in dir wie in jedem, er keime nun auf oder ersticke, die Zeit rollt dahin, verschlingt den Feigen und den Thätigen; aber die alles verzehrende vermag nicht, die Spur des Edeln zu vertilgen, und sie selbst ist gezwungen, ihn der Zukunft zu verkündigen.

Nach diesen Worten erhob sich Ahmet und wollte gehen. Giafar hielt ihn bittend zurück:

Ahmet, siehst du nicht, wie mein Herz sich in dem System gefällt, das du mir entfaltet hast! Alle meine Kräfte erheben sich in edler Thätigkeit, zu beweisen, was ich so lebhaft empfinde; o gern möchte ich hinzusetzen, und noch lebhafter glaube. Nie suchte ich etwas anders, als der Menschen Wohl, die Linderung ihrer Leiden. Meiner gedachte ich und gedenke ich nicht. Ich würde mich gerne zu ihrem Besten aufopfern, und in diesem Augenblick fühle ich, daſs das Bewirken desselben alle meine peinigenden Zweifel stillen müſste. Werde dieses mein Loos; und sollte auch dein ganzes moralisches Gebäude ein bloſser Traum seyn, so ist er doch so erhaben, umschlieſst das Ganze mit einer so schönen Harmonie, flöſst dem Menschen einen so edlen Stolz ein, führt so gerade zu dem einfachsten Zweck des Lebens, daſs der Verstand, der alles so gerne benagt, selbst von seinem lichten Glanze bezaubert wird. Darf ich nun wagen — zu sagen — du habest meinen Zweifel eher eingeschläfert, als geheilt. — Ahmet, wenn ich einen Blick über das ganze Menschengeschlecht werfe, und das wilde Gewühl wie ein verworrnes, sausendes Chaos vor meinen Augen schwimmt und mein Gehör betäubt — wenn ich überdenke, wie jeder von den Umständen abhängt, und nur das thun und ausführen kann, was sie ihm erlauben —

Ahmet. Sprich immer frey, was ich so deutlich in deinen Augen lese! Du willst hinzusetzen: so sinkt der Flug meines Herzens. Weiſs ich doch, daſs deine Spekulationen die Flügel des schönen Enthusiasmus in dir, wo nicht gelähmt, doch wenigstens zerknickt haben. Nur dieſs ist der Gewinn, den sie uns verleihen. Giafar, der Mann, der jede seiner Handlungen nach seinem Gewissen abwägt, ist in Ansehung seiner darüber so gesichert, daſs er sich weder von den Umständen treiben läſst, noch von ihnen abhängt. Gewöhnlich sind diese Umstände oder Hindernisse nichts anders, als Rückblicke, die wir auf eignen Vortheil und unsre Schooſs-Neigungen werfen. Nur die Furcht, diese aufs Spiel zu setzen, macht uns feige, und dann scheint uns das Wesen der Menschen ein schreckendes Gewühl zu seyn, dem wir entweder zu entfliehen suchen, oder von dem wir uns, um gröſsern Gewinnst, mit forttreiben lassen. Freylich ist beydes leichter, als mit einiger Gefahr an der Herstellung der Ordnung dieses Gewühls zu arbeiten. Giafar, ich sage dir noch einmal, mit diesen Gesinnungen wirst du die Zahl der Helden der Tugend nicht vermehren; aber eben dieses sollte dich bescheidner in deinem Urtheil machen. Geh und prüfe erst meine Lehre durch die That, und wenn die Wärme deines Herzens, die nun in deinen Augen glänzt, keine augenblickliche Entzündung ist, so wirst du einst erfahren, was ein Einzelner vermag, der den festen Entſchluſs faſst, gut zu seyn.

Giafar. Ich fasse, oder vielmehr ich fühle deinen ganzen Sinn. Die Dunkelheit entweicht aus meinem Geiste, die Zweifel entfliehen, und ich sehe einen bestimmten Weg des Lebens vor mir. Ja, es scheint mir sogar ein leichtes, die höchste Tugend auf diesem Pfad zu erreichen. Kann der Mensch durch Willen und Kraft, durch seinen moralischen Sinn Herr seiner Handlungen werden und bleiben, so soll mir's gelingen, mich und die Welt von deinem System zu überzeugen. Ich will es zu dem meinen machen, und nach edlen Thaten so *rein* in diese Einsamkeit zurückkehren, als ich sie verlassen kann. Und was thue ich wohl hier mehr, als daſs ich der Neigung meines Herzens folge? daſs ich mir das süſseste, reinste, erhabenste Glück erwerbe, das den Sterblichen auf dieser Erde beschieden ist? Du weiſst, all mein Gram, all mein Leiden, all mein Hadern entsprang nur daraus, daſs ich leiden sah und nicht helfen konnte! nichts zum Besten der Unglücklichen unternehmen konnte! Zeige mir den Weg dazu, und solltest du mich auch auf eine Bahn führen, auf welcher ich als Opfer fallen sollte, ich bin bereit dazu!

Ahmet. Vergiſs die Feinde nicht, die im Hinterhalt deines Herzens lauern. Bekämpfe Stolz, Herrschsucht, Wollust, Geitz, Rache und Selbstsucht, wenn du dein Herr bleiben, ein Wohlthäter der Menschen, und ein Held der Tugend werden willst. Und dann vergiſs nie bey deinem Urtheil, daſs der Beherrschte und der Herrscher auf Erden nur Menschen sind.

Giafar. Ich fürchte diese niedrigen Leidenschaften nicht, und nie hatten sie Gewalt über mich. Ich will den Menschen durch mein Beyspiel zeigen, das moralische Übel sey ihr Werk.

Ahmet. Dein Unternehmen ist groſs.

Giafar. Giafar soll Ahmets System durch seine Thaten und Wirken erweisen; oder Ahmet soll eingestehen, es sey ein schöner Traum, das Übel sey das Werk eines Mächtigern, und wir seyen ohne Rettung auf die Erde zum Leiden hingestreut.

Ahmet. Ich nehme den Kühnen beym Wort. Giafar, ich bin der Mann, so wenig ich es auch scheine, dich in Lagen zu versetzen, wo du alle deine Kraft, deinen Verstand, deine Erfahrung, erworbene Kenntnisse und besonders deinen moralischen Werth zeigen kannst. Ich reise morgen nach Indostan, willst du mir folgen?

Giafar. Wohin du willst.

Ahmet. Am Ende deines Laufs (daſs er rühmlich werde, hängt von dir ab,) wollen wir deinen Thaten, ihrem Ursprung, ihren Folgen, den geheimsten Triebfedern, und den versteckteſten Empfindungen deines Herzens nachspüren. Du selbst sollst alsdann dein Richter seyn, verdammen oder lossprechen. Diese Stunde wird dir mehr Licht geben, als ich es jetzt vermag.

Giafar. Ich fürchte sie nicht.

Ahmet. Du wirst einen strengen, vielleicht einen gefährlichen Beobachter in mir finden.

Giafar. Ahmet, ich bin ein Barmecide, floh aus Haſs gegen die Laster die Welt; werde ich mich nun hineinwerfen, um sie auszuüben?

Ahmet. So wage es, und werde durch dich, was du werden kannst. Sieh, die Sonne ist über unser Gespräch untergegangen. Gieb Befehl zu deiner Reise, und laſs uns deiner Familie unsern Entschluſs bekannt machen. Tröste sie mit dem Gedanken, du würdest heiterer wiederkehren.

6.

Giafars Geister waren erwacht. Das stolze Zutrauen auf ſich, die glänzenden Lagen der künftigen Thätigkeit, die ihm Ahmet beym frugalen Abendessen vormahlte, seine reine, uneigennützige Neigung zum Guten, seine glühende Begeisterung für das Wohl der Menschen, seine Hoffnung es noch befördern zu können, hatten allen Groll und Trübsinn verschlungen. Er eröffnete seiner kleinen Fatime sein Vorhaben. Die Mutter weinte, Fatime erblaſste und Ahmet stellte ihnen diese Reise als das einzige Mittel vor, Giafars Trübsinn zu heilen. Dieser umarmte seine Mutter, drückte die sanftweinende Fatime an seine Brust und entfloh. Er warf sich auf seinen Sopha, nachdem er die gehörigen Anstalten zu seiner Reise gemacht hatte. Lange lag er stumm da. Der Schlaf floh ihn. Er durchlief alles hastig, was mit ihm vorgefallen war.

Ahmets Bild, sein feyerlicher Ernst, die Zweifel, die er ihm in Ansehung seiner merken lieſs, die letzten Worte, die er ihm in die Seele legte, der sonderbare Blick, womit er sie begleitete, der Ursprung seiner Verbindung mit ihm, alles dieses drang sich seinem Geist so mächtig auf, daſs er aufsprang und mit Wärme ausrief:

„Was du werden willst, das werde durch dich! Dieses sagt mir der Geheimniſsvolle. Nein! das Licht, das nun aus meinem Herzen strömt, und die grübelnde Vernunft erleuchtet, ist kein Schimmer der Phantasie. Beym Propheten, ich bin der Mann, der es wagen darf, dein System gegen die Erfahrung abzuwägen. Du dringst dich dadurch mächtig meinem Geiste auf, ob ihm gleich alles widerspricht, was ich gedacht und gesehen habe. Noch spottet die freche Vernunft dieser Flamme. Werden wir doch sehen, was die Menschen sind, und wie weit sie dem von dir ihnen angedichteten idealischen Ursprung entsprechen. Ich fühle ihn, und empfinde die Kraft, ihm gemäſs zu handeln; aber kann das, was ein Barmecide fühlt und thut, zu dem Maaſsstab der übrigen Menschen dienen? Wohl! ist deine Meynung mehr als Schwärmerey, so muſs sich die Welt vor meinen Augen zu einem harmonischen Ganzen bilden, oder meine eignen Handlungen müssen es wenigstens werden. Ich fürchte den scharf sehenden Beobachter nicht — werden wir doch sehen, ob die moralische Welt sammt ihrem Übel so ganz bedingt das Werk der Menschen ist.“

Seine Phantaſie haſchte andre Vorſtellungen auf, ſchwang ſich in die Zukunft: er fühlte ſich in groſser Thätigkeit, in glänzenden Lagen. Ganze Völker ſahen auf ihn. Mitunter drang Fatimens Bild in allem Zauber ihrer jugendlichen Reitze hervor. Ermüdet von allen den groſsen und lieblichen Erſcheinungen ſank er endlich auf den Sopha zurück und entſchlief.

ZWEYTES BUCH.

1.

Die Scene ändert sich, und wir finden auf einmal den düstern Giafar auf einem so glänzenden, als gefährlichen Schauplatz, wo keiner einen Schritt thut, der nicht für ihn oder andre von wichtigen Folgen begleitet wird. Als sie den Boden des reichen Indostans betraten, sagte ihm Ahmet:

„Sieh, die Schranken öffnen sich nun dem kühnen Kämpfer! Erinnre dich, daſs du dich erst besiegen muſst, wenn du in der Fehde mit andern den Siegeskranz erwerben willst. Ich stelle dich dahin, wo du dein Gutes und Böses mit dem Guten und Bösen andrer abwägen kannst, und überlasse dich deinem eignen Herzen. Dein Gewinn sey es, wenn dich dieses Land einst segnet; aber auch sein Fluch liege nur auf deinem Haupte.“

Giafar lächelte, als sey er seines Siegs gewiſs.

Überall kündigte ihn Ahmet als einen Barmeciden an. Der Ruf, der weise Ahmet führe dem Kayser einen Barmeciden zu, erreichte vor ihnen die Residenz, und erfüllte alle Herzen mit Hoffnung. Man drängte sich von allen Seiten zu ihnen, und als sie in der Kayserstadt anlangten, eilten ihnen viele Tausende engegen. Ahmet begrüſste man als einen alten Freund des Volks mit lauter Freude, und nahte Giafarn wie einem künftigen Erlöser mit tiefster Ehrfurcht. Er hörte mit innigem Wohlgefallen, wie das Volk jubelnd in den Straſsen schrie:

„Einer der Barmeciden! Einer der Gerechten Asiens ist in unsern Mauern!“

Da Giafar diese schmeichelhafte Aufnahme nicht begriff, wandte er sich zu Ahmet, der ihm in diesem Augenblick ernster als je zu seyn schien, und fragte ihn um die Ursache.

Ahmet antwortete kalt: „Du siehst hier, was ein groſser Name, den uns die Tugend unsrer Ahnen erworben hat, wirkt. Vergiſs darüber nicht, was man von dem Manne fordert, der ihn trägt. Dieses Volk zählt die Barmeciden unter die Helden der Tugend, und ihr Herz setzt dich, in der Voraussetzung, ein Mann aus ihrem Blute müsse ihnen gleichen, unter ihre Zahl. Lange schon seufzen sie unter der Regierung des Kaysers, des unumschränkten Sklaven eines harten Vizirs, einer herrschsüchtigen Gemahlin, und schmeicheln sich nun, der Barmecide würde allem ihrem Elend ein Ende machen.“

Bey der Asche meiner Väter, rief Giafar, sie sollen sich nicht betrügen, wenn ich mich je in der Lage befinde, ihre Hoffnungen erfüllen zu können.

Ahmet. Folge mir zu dem Kayser, vielleicht daſs dein Wunsch in Erfüllung geht.

Giafar sah den wunderbaren Mann erstaunt an; aber seiner Zuversicht war nicht zu widerstehen.

Das Volk, das Ahmet mit Giafar nach dem Pallaste gehen sah, folgte ihnen mit groſsem Freudengeschrey. Der Vizir Hasan, den seine Kundschafter von allem unterrichtet hatten, warf sich mit seinem Gefolge aufs Pferd, trieb das Volk aus einander und nahte Ahmet mit Ehrfurcht.

„Weiser Ahmet, glücklich ist das Land, das du betrittst, und glücklich würde sich der Kayser, mein Herr, fühlen, dich und den edlen Barmeciden zu empfangen, wenn es nur seine allzugroſse Betrübniſs zulieſse, Menschen zu sehen.“

Ahmet sah ihn ernsthaft an, und entfernte ihn mit einem Wink. Der Vizir zog sich zurück, und schoſs einen Blick auf Giafar, der allen Haſs, alle Bitterkeit und Verachtung ausdrückte, die ein Staatsmann gegen einen Nebenbuhler fühlt, von dem er fürchtet verdrängt zu werden. Dieser Blick erweckte einen finstern Groll in dem Herzen Giafars gegen den Vizir. Sein Reisegefährte ward ihm nach allem, was er wahrnahm, noch unbegreiflicher, und da er ihm in diesem Augenblick sagte: „Giafar, der Mann, dessen Brust nicht gegen den Haſs, den Spott und die Verachtung der Ungerechten gestählt ist, steht in Gefahr ihnen gleich, oder ihr Sklav zu werden,“ sah er ihn mit einem innern Schauder an.

Die Verschnittenen öffneten die Säle und führten sie zu dem Kayser ein. Giafar erblickte einen jungen Mann von der edelsten Gesichtsbildung, die aber gegenwärtig der tiefste Kummer entstellte. Er lag auf einem Ruhebett, seine Augen sahen starr auf ein ihm gegenüberstehendes, goldnes Vogelhaus, das mit reichen und glänzenden Edelsteinen verziert war. Die Verschnittenen fielen vor ihm nieder, und verkündigten ihm die Ankunft des weisen Ahmet und des edlen Barmeciden. Er richtete sich freudig auf.

Kayser von Indostan. Willkommen, weiser Ahmet! Willkommen, Mann, aus dem edlen Blut der Barmeciden! Eurer bedurft' ich, nur Männer eures Gleichen können mir, dem Unglücklichsten in Indostan, helfen. O welch ein trauriges Loos, Beherrscher unwissender Menschen zu seyn! Ihr seht mich hier aus Gram verschmachten, da meine Lieblinge ohne Rettung sind. Längst lieſs ich durch mein ganzes Reich ausrufen, daſs ich dem meinen Schatz öffnen würde, der ein Mittel fände, diesen Geliebten zu helfen. Keiner hat sich bisher gezeigt, und da ich aus Erfahrung weiſs, daſs sie um des Golds willen auch selbst ihr Leben wagen, so seh' ich wohl, daſs alle Hoffnung umsonst ist, und daſs mir nichts übrig bleibt, als mit ihnen zu sterben.

Da bey diesen Worten des Kaysers Thränen seine Wangen netzten, so fragte ihn Giafar sehr gerührt um die Ursache seiner Leiden; er glaubte nun nicht anders, als daſs Seine Majestät in bittre Klagen über das Elend und Unglück ausbrechen würde, das Indostan durch die Schuld des Vizirs betroffen, und daſs er es darum für unmöglich hielt zu heilen, weil ein Monarch, den sein Günstling unterjocht hat, das von ihm veranlaſste Unheil wohl einsehen kann, aber selten den Muth und die Kraft hat, diesen auſser Stand zu setzen, es zu begehen. Doch er betrog sich: der Kayser richtete sich auf, nahm sie beyde an der Hand, führte sie vor das goldne Vogelhaus, und sagte:

„Unter diesen meinen zarten Lieblingen wüthet der Tod. Ein Feind meiner Ruhe hat die Pest unter sie geschickt — könnt ihr sie nun durch Zauber oder Heilmittel stillen, so laſst euch meine Schätze öffnen.“

Giafar erstaunte, sah Ahmet an, und flüsterte ihm zu: Ist dieses der Weg, den du mir zeigst, der Erretter Indostans zu werden?

Ahmet sah kalt vor sich hin; der Kayser fuhr fort:

„Hier seht ihr die schönsten Vögel der Welt versammelt. Wenn das Gefieder dieses euer Auge bezaubert, so singt euch jener die süſsesten Gefühle ins Herz. Ich kannte keinen gröſsern Genuſs, als hier auf diesem Ruhebette zu liegen, ihren Gesang zu hören, und die feinen Schattierungen ihres Gefieders zu bewundern. Kühlten mich dann noch die kühlen Winde und brachten mir aus meinen Gärten den Geruch der Blumen, so ward mir dieser Saal zum Paradies, und glücklich war der, welcher mir mit einer Bitte nahte. Dieses Vergnügen unterbrachen noch angenehmere. Bald sah ich ihren kleinen Neckereyen, den Ausbrüchen ihrer Eifersucht und ihren Zänkereyen zu. Bald beobachtete ich das zärtliche, feine Spiel ihrer Liebe. Hier schnäbelte sich ein Pärchen — dort trug ein Mütterchen ein Nest zusammen — hier sang ein Väterchen einem Mütterchen vor, ihm die Zeit bey dem Ausbrüten der Eyer zu verkürzen — dort zerbrach und zerpickte ein kleines sein Gefängniſs, und sah mit seinem Köpfchen in die Welt. In einem andern Nestchen nährte die zärtliche Mutter die Unmündigen — hier lehrte ein Väterchen seine Kinder mit ihren kleinen Flügelchen zu schweben, flog ihnen vor, und lockte die Verzagten, ihre Kraft zu erforschen. Kurz es war in der Welt kein glücklicherer Mensch als ich — mit allem zufrieden, genoſs ich eines Vergnügens, das keinen beschwerte. Ach vor einigen Tagen hauchte eine giftige Krankheit Verderben und Tod in dieses Behältniſs meiner Freude. Die Mutter stirbt, und läſst die Jungen verschmachten — das Väterchen hängt das Köpfchen, trauert, bis er der Geliebten folgt. Gesang, Liebe, Spiel, alles ist verschwunden. Wohl sagt man, des Bösen sey viel in der Welt, des Guten wenig, und der Mensch sey zur Plage geschaffen!“

Giafar erröthete, indem er bey diesen Worten dem Blick Ahmets begegnete, so erzürnt er auch über das war, was er hörte.

„Ach, fuhr der Monarch fort, könnte ich nur diese purpurfarbichten, mit goldnen Sternchen besäten Wachteln retten, die mir mein Vizir mit eignen Händen auf einer fernen Insel fing, und sie mir mit einer Freude brachte, die mich innigst rührte. Er versicherte mich, sie würden goldfarbene Eyer legen. — Nun hab' ich euch meine Leiden geklagt, und sage euch, wenn ihr der Gewalt des Todes über diese Geliebten nicht Einhalt zu thun wiſst, so ist der Kayser Indostans —“

Giafar lieſs ihn nicht ausreden. Er glühte vor Zorn, Scham und Unwillen, über das was er hörte, stampfte respektwidrig auf den Boden, und schrie:

„Zeit ist es also, daſs ich den übrigen die Freyheit gebe, und dich zu deiner Pflicht zurückrufe, von welcher dich die List deines Vizirs und die Trägheit deines Geistes entfernt haben. Erblasse nur, ich muſs dir etwas stark an deine entnervte Seele greifen, muſs tief dein Herz erschüttern, wenn ich versuchen will, ob deine eingeschlafene Kraft noch zu erwecken ist. Du hast nie Wahrheit gehört, bereite dich, sie zum erstenmale zu vernehmen.“

„Wie? Du, Kayser von Indostan, den Ormozd als Vater so vieler Millionen eingesetzt hat, jammerst hier über den Verlust dieser Vögel, die nur darum hinsterben, weil du sie den Gebüschen, ihrem natürlichen Aufenthalt, entrissen hast, und sie in ein Gefängniſs sperrst, das ihnen zum langsamen Tod wird? Fühlst du nicht, daſs dich dein herrschsüchtiger Vizir darum mit ihnen einbauert, daſs die Kraft deines Geistes vermodere, Trägheit und Weichlichkeit dich zu allen ernsthaften Beschäftigungen unfähig machen, und du deinem Volke ein Gegenstand des Spotts und der Verachtung werdest! Hast du je einen Blick auf Indostan geworfen? Je bedacht, daſs der Tod Tausende deiner Unterthanen jede Stunde hinraft? daſs vielleicht Tausende durch Hunger und Krankheiten hinsterben, die du durch Vorsorge, wie es deine Pflicht erfordert, hättest retten können! Hast du bedacht, daſs während du hier deine Vögel fütterst, der Vizir und seine Mitverschwornen dein armes Volk martern und aussaugen — hier einen Unschuldigen einkerkern, dort einen verjagen — einen andern gegen Recht und Gesetz erdrosseln, um sich in Besitz seiner Güter zu setzen, oder ihre Rache zu kühlen? Bist du geboren, Vögel zu füttern und singen zu hören? Könnte ich dir doch die dicke Decke von den Augen wegreiſsen! Mit feurigen Zügen wollte ich dir die schrecklichen Bilder des Elends deines Volks hinmahlen, daſs deine schwache Seele davor erbeben sollte. In Indostan herrscht die Pest, und sie ist dein Werk! Gedrückte Wittwen, beraubte Waysen, verfolgte Unschuld, miſshandelte Tugend — alle deine Unterthanen, die unter der Geiſsel einiger wenigen üppigen gefühllosen Sklaven winseln, diese rufen dir zu: Auf die Töne ihrer Verzweiflung horche! Sie schreyen unter Flüchen über dein Haupt zum Himmel, daſs der Mann, der für sie wachen, der sie schützen soll, sie gleich einer Heerde ohne Hirten den reiſsenden Thieren zur Beute hingeworfen hat. Richte dich auf, und strebe einmal ein Mensch zu seyn und als ein Mensch zu fühlen. Ich, ein Barmeeide, rufe dich dazu auf, und will dir den Weg dazu zeigen."

Mit diesen Worten drang er nach dem Vogelhaus, riſs gewaltsam die Thüre auf, und freudig flogen gesunde und kranke davon.

Der Kayser griff wüthend nach seinem Dolche. Giafar trat ihm entgegen, öffnete seine Brust und sagte:

„Tödte einen Barmeciden dafür, daſs er dich zu einem edlen Manne machen wollte, und bleibe ein Sklave!"

Ahmet sah den Kayser so ernst an, daſs ihm der Dolch entfiel.

Schmerzhaft sagte er endlich: aber glaubst du, daſs die armen nun gesund werden? O ich fürchte, der Geyer wird sie verschlingen!

Giafar. Jammert dich ihrer? und du achtest nicht, daſs deine Groſsen deine Unterthanen, wie Tieger zerreiſsen. Ich will dir es noch näher legen, dein Herz noch mehr verwunden, und dann greife nach deinem Dolche.

Hierauf mahlte er ihm erstlich mit den glänzendsten Farben der Begeisterung der Regenten Tugend und Pflicht. Sprach in dem Geiste Ahmets über die Quelle des Bösen und über die moralische Harmonie der Welt. Zeigte ihm wie er sie durch seine Trägheit aufgelöst habe, und wie er sie wieder durch edle Thätigkeit herstellen könnte. Legte ihm darauf seine Lage auseinander und bewies ihm seine sklavische und entehrende Abhängigkeit von seinem Vizir.

Ahmet unterstützte Giafarn, und sagte bedeutend:

„Ich habe dir einen Barmeciden, einen Abkömmling der alten Herrscher Persiens, das heiſst: einen Helden der Tugend zugeführt; vernimm, was dein Volk von ihm erwartet.“

Groſses Geschrey erscholl: „Es leben der Barmecide und der weise Ahmet, welcher ihn zu unserm Glück nach Indostan gebracht hat!“

Der Kayser faſste Giafarn bey der Hand: „Barmecide, du hast meinen Vögeln und mir die Freyheit gegeben, und ich hoffe, bald soll mir der Freudenschrey meines Volks so süſs wie der Gesang der Nachtigall tönen.“

Giafar war entzückt über die Wirkung, die er gemacht hatte; er sah, er habe festen Fuſs gefaſst, und da er den Monarchen in dem Guten bestärken und zugleich unterhalten wollte, lieſs er Musikanten und Sänger kommen, welche nach seiner Anweisung die erhabenen Thaten der Helden der Tugend vergangener Zeit besangen. Die Sänger merkten bald, daſs es dem neuen Günstling vorzüglich gefiel, wenn sie seine Ahnen besangen, und so erfüllten sie den Saal mit dem Lob der Barmeciden. Gleichwohl sagte der Kayser gerade heraus, seine Vögel hätten besser gesungen, und Giafar schrieb dieses indessen der Gewohnheit zu. Bey dem Abendessen unterhielt er den Monarchen mit Mährchen, die, ob sie gleich alle einen moralischen Endzweck hatten, doch mit so vielem Wunderbaren gewürzt waren, daſs der Kayser Vergnügen daran fand, und den Erzähler im Rausch der Freude zum Vizir an die Stelle Hasans ernannte. Da er zugleich hinzusetzte, er wünschte und hoffte durch seine Anschläge ein Vater seines Volks zu werden, so gestattete ihm Giafar aus Dankbarkeit das Vergnügen eines Vogelhauses, das er in einem Lustwäldchen anlegen könnte, weil dort, wie er freundlich hinzusetzte, die armen Vögel in freyer Luft seyn würden, von Krankheiten nichts zu fürchten hätten, Seine Majestät einige Verschnittene zu ihrer Aufſicht bestimmen, und sich alsdann ohne weitere Sorge an ihrem unschuldigen Spiel ergötzen könnte. Ahmet sah ihn ernst an; aber Giafar lächelte ihm zu, als wollte er sagen: die Schwachen muſs man schonen und sie spielend zum Guten leiten.

Indessen rannten die Verschnittenen auf des Kaysers Befehl keuchend hinweg, um den so sehr gefürchteten Hasan noch diesen Abend mit aller Härte und Schmach aus seinem Pallast zu treiben, damit ihn der neue Günstling Augenblicks beziehen könnte. Giafar hörte gleichgültig diesen Befehl an, frohlockte aber ein wenig in seinem Innern, sich so schnell an einem Mann gerächt zu sehen, der es gewagt hatte, einen Barmeciden verwegen anzublicken.

Als die Verschnittenen dem Kayser die Bothschaft brachten, der Vizir sey vertrieben, lächelte er und sagte:

„Es ist mir lieb, daſs ich seiner los bin, und wenn sich meine Unterthanen so vor ihm gefürchtet haben, als ich, so wird ihnen sein Fall viele Freude machen; doch sieh Giafar, wenn er mir die purpurnen Wachteln mit den goldnen Sternchen wiederbringt, so will ich ihm alle seine Reichthümer lassen, und ihn noch obendrein zum Aufseher des neuen Vogelhauses in meinem Lustwäldchen machen; denn gar zu gerne möchte ich die goldfarbenen Eyer von ihnen sehen.“

Der Lieblings-Verschnittene des Kaysers, auf dem er seine Füſse ruhen lieſs, schrieb sich diese Worte in sein Gedächtniſs.

Giafar überhörte sie eben so wenig, er sah den Monarchen ernsthaft an, und dachte in seinem Geiste „Ich sehe wohl, du Schwächling, daſs man dir die Tugend nicht zur Pflicht machen kann; aber sie soll dir zur Nothwendigkeit werden.“

Seine Majestät fing nun stark an zu gähnen: Giafar nahm dieses für ein Zeichen seines Urlaubs, und begab sich auf den Weg nach seinem Pallast, nachdem er noch einige schöne Tiraden hergesagt hatte. Der Jubel des Volks, das sich an eben der Schwelle versammelt hatte, von welcher man einige Augenblicke vorher den vorigen Vizir mit Spott und lautem Gezische geſtoſsen hatte, schwellte sein Herz so hoch, und berauschte ihn so gewaltig, daſs er nicht einmal gewahr wurde, sein Freund, der weise Ahmet, sey ihm nicht gefolgt. Da er es endlich bemerkte, fand er sogar in seiner Entfernung eine Art von Erleichterung. Sein Blick schien ihm zu scharf und ernst; auch dachte er, es würde seinem Ruhme zuträglicher seyn, alle das Groſse und Gute ohne einen Mann zu bewirken, für den das Volk so viele Vorliebe zeigte.

Als er in seinen Pallast eintrat, ward er von einer Menge prächtig gekleideter Verschnittenen und andern Sklaven empfangen, die bey seiner Erscheinung auf das Angesicht fielen und in dieser Stellung seine Befehle erwarteten. Er gab ihnen ein Zeichen aufzustehn; der oberste Verschnittene, Asuph, stellte ihm die Vornehmsten derselben vor, und der ganze Haufe that und handelte nun in seinem Dienste, als hätte er nie einen andern Herrn gehabt. Sie waren dieses Wechsels des Glücks so gewohnt, daſs der Fall eines Vizirs nicht mehr Eindruck auf sie machte, als wenn sie eine überreife Granate von dem Baum herabfallen sahen. Das Glück lächelte den Barmeciden zu freundlich an, als daſs er hierüber eine Bemerkung hätte machen können. Asuph führte ihn in das Harem, dessen reitzende Bewohnerinnen ihn mit Tanz, Musik und Gesang empfingen. Sie schlangen sich um ihn in Gruppen und zauberten seinen Sinnen das schönste Bild des Paradieses vor. Die Verschnittnen gingen indessen mit köstlichem Räuchwerk herum, und erfüllten die Säle mit einem Geruch, der nach Genuſs der Wollust lüstern machte. Fatimens Bild stellte sich, in aller Schönheit der Unschuld, vor Giafars Augen, und das Erinnern der Empfindungen, die sein Herz bey ihrem letzten Kuſs durchglüht hatten, öffnete es nun den Eindrücken, welche die schönen Sklavinnen durch Reitz und Kunst auf ihn zu machen suchten. Sie besangen seine Tugend, aber noch lieblicher klang ihm das feine Lob seiner Schönheit aus ihrem lieblichen Munde. Bald hörte er ohne Verdacht die Versicherung des Eindrucks, den er auf sie alle gemacht hatte, und mit innigem Wohlgefallen vernahm er die bittern Klagen der Schönen über den mürrischen Vizir Hasan, dessen Herz, wie sie sagten, gegen allen Reitz des Körpers und des Geistes, ja selbst gegen Musik und Gesang, unempfindlich war.

So umfaſste nun das Glück Giafarn mit so sanften Armen, überschüttete ihn mit so vielen süſsen, berauschenden Liebkosungen, daſs er gar keine Tücke ahndete, und es als ein ihm zugehörendes Eigenthum gefesselt zu haben glaubte.

2.

Giafar fing nun in dem Sinne Ahmets seine Staatsgeschäfte an, und arbeitete mit Eifer an der moralischen Harmonie in Indostan. Er machte gleich anfangs einige so glückliche Operationen, daſs ihn, wo er sich auch zeigte, Freudengeschrey empfing, und der Zuruf: Segen dem Barmeciden! Dank dem weisen Ahmet! folgte ihm bis in den Pallast Seiner Majestät, welche es ohnerachtet der Grimassen seines Lieblings-Verschnittenen mit Gefallen hörte. Der Name Ahmets erweckte indessen immer eine unangenehme Empfindung in Giafarn, und ob es ihm gleich gefiel, daſs man ihn als einen Freund des weisen Ahmets ansah, so gefiel es ihm doch nicht, daſs sich das Volk seiner so lebhaft erinnerte. Daher mag es auch kommen, daſs die Groſsen oft lieber etwas Dummes oder Böses allein thun, als daſs sie den Ruhm, etwas Gescheidtes oder Gutes mit Hülfe andrer gethan zu haben, theilen mögen.

Dem Kayser lieſs er, seinem Versprechen gemäſs, ein prächtiges Vogelhaus in seinem Lustwäldchen bauen, und schickte obendrein seine Verschnittenen nach allen Gegenden aus, um durch Gesang und Gefieder merkwürdige Vögel aufzusuchen. Er betrieb dieses Geschäft mit vielem Eifer; denn die Worte Seiner Majestät in Ansehung des Vizirs sausten ihm immer in den Ohren. Gleichwohl vergaſs er nicht seiner Pflicht, und versäumte keine Gelegenheit, den Monarchen von Staatssachen, und den Mitteln, ein Volk glücklich zu machen, zu unterrichten; auch gelang es ihm bald, die eingeschlafenen, guten Eigenschaften desselben aufzuwecken, und ihn auf Dinge aufmerksam zu machen, an die er vorher nie gedacht hatte. Zu Zeiten dünkte ihm doch, der Kayser fasse das, was er ihm sagte, mit zu vielem

Feuer und Kraft, und wenn dieses geschah, so suchte er ihn weislich durch Bemerkungen über die Menschen, der Schwierigkeit, sie zum Guten zu leiten, abzukühlen; denn sein Herz lispelte ihm zu: der Verstand seiner Indostanischen Majestät sey noch lange nicht reif genug, seinen Plan zu begreifen, und sollte er sich zu früh in die Geschäfte mischen, so könnte leicht das Gute und Edle desselben durch seine Unwissenheit zerrüttet werden.

3.

Unter der Menge, die sich zu ihm drängten, und durch Schmeicheleyen, knechtische Unterwerfung seine Gunst suchten, zeichnete sich vornehmlich sein erster Verschnittener, Asuph, aus. Da er sehr früh seine Schooſs-Neigungen ausgespürt hatte, so gelang es ihm vor allen, den Weg zu seinem Herzen zu finden und sein Zutrauen zu gewinnen. Er fing damit an, daſs er den neuen Vizir mit allen seinen Feinden, ihrer Bedeutung, ihrem Anhange, ihrer Gefährlichkeit und ihren Entwürfen bekannt machte. Da er fühlte, daſs er auf dem rechten Wege war, so ging er noch einen Schritt weiter, und zeigte ihm, daſs eben diese seine Feinde alle Hasans Freunde wären, und ihm sein Glück und Daseyn zu danken hätten, folglich nichts mehr wünschten, als er möchte wieder in die Höhe kommen. Übrigens bedauerte er jederzeit mit vielen Seufzern den Barmeciden wegen der Hindernisse, die ihm Hasans Anhang in den Weg legen würde, um seine erhabenen Absichten zu vereiteln. Giafar war nun gezwungen wenn er seinen groſsen Plan nicht wollte scheitern sehen, einen nach dem andern von diesen gefährlichen Leuten zu entfernen. Ihre Stellen besetzte er mit Männern, deren Verdienst sein heller, unbestechlicher Verstand erkannt zu haben glaubte, wobey aber doch einige Rücksicht auf den Haſs und die Verfolgung, die sie unter Hasan erlitten hatten, genommen ward. Der Verschnittene spielte hierbey keine kleine Rolle. Da diese nun so lange im Staube hatten kriechen müssen, so lange von der Quelle, Reichthümer zu sammeln, weggedrückt waren, sich obendrein an ihren Verfolgern zu rächen hatten, so traten sie nun nieder, was ihnen vorkam, fielen wüthend über ihre Feinde her, und sogen das ihnen anvertraute Volk wie Raubvögel aus, die sich eilen die erjagte Beute zu verschlingen, bevor ein Stärkerer sie verdrängt. Das Volk wunderte sich gewaltig, daſs es der Barmeeide, von dem sie goldne Tage erwarteten, grade so machte, wie seine Vorgänger, wurde lauer in seinem Zuruf und erlaubte sich schon lautes Murren. Der Barmeeide fühlte seine edlen Grundsätze, schritt wacker vorwärts, und achtete weder der Klagen noch des Murrens: „Der soll noch geboren werden, sagte er zu seinem Verschnittenen, der es dem Volke lange recht macht. Undank ist sein Lohn. Es erhebt aus Neuerungssucht und wirft aus Laune weg. Beharrlichkeit und Stärke gehören dazu, wenn man für sein Glück arbeiten will — Asuph, später wird's schon reifen!"

Herrliche Gemeinplätze, über die manches Land geweint hat! — Das Glück schloſs Giafarn noch zärtlicher in seine Arme, wiegte ihn noch sanfter mit seinem Syrenen-Gesang ein.

4.

Der Verschnittene, Asuph, trat mit ängstlicher Geberde zu Giafar, und raunte ihm ins Ohr, er habe ihm wichtige Dinge zu hinterbringen. Giafar entfernte den Troſs von Höflingen, und Asuph begann:

„Groſser Barmecide, ein fürchterlicher Sturm zieht sich über deinem edlen Haupte zusammen, der Geist des Bösen sucht das Gute zu verschlingen, das du wirkst.“

Giafar. Laſs ihn kommen; Giafar fürchtet ihn nicht, und noch weniger den Geist des Bösen, den das Herz des Menschen zeugt, und den ein Geist, wie der meine, bey seiner Erscheinung vernichtet.

Asuph. Wer weiſs, ob dir's mit dem gelingt, den ein weibliches Herz zeugt. Wisse, daſs die von dir vernachlässigte Kayserin alle ihre Kräfte, und was noch mehr ist, ihre List aufbietet, den Vizir Hasan, durch den sie Indostan beherrschte, wieder in Gunst zu setzen. Lächele nicht, weiser Barmecide, suche vielmehr deine Fehler gut zu machen; denn unter uns gesagt, deine Aufführung gegen sie ist eben kein Meisterstück deines Kopfs, so viel Ehre es auch deinem Herzen macht, das nun einmal den geraden Weg der Tugend wandeln möchte. Ach der Tugend! Wie oft ist der Kluge gezwungen, eben um ihrentwillen Schleich- und Nebenwege einzuschlagen.

Giafar lächelte, ob er gleich von dem Vortrag des Verschnittenen nicht wenig betroffen war. Und wie wäre es anzufangen, wenn wir nun das Geschehene besser machen wollten?

Asaph. Nichts ist leichter; aber vorher muſs ich dich mit dem ſeinen Plan deiner Feinde bekannt machen.

Der Lieblings-Verschnittene des Kaysers, der dich, zur Nachricht und Warnung sey es dir gesagt, ärger haſst, als den Mann, der ihn einst verstümmelt hat, vertraute dem Vizir, der Monarch habe geäuſsert: daſs wenn er ihm die berühmten, purpurnen Wachteln wiederbringen würde, er ihm seine Schätze zurückgeben, und ihn noch obendrein zum Auſseher des von dir sehr weislich erbaueten Vogelhauses machen wollte. Beym Propheten, ein für dich sehr gefährlicher Posten! Aus diesen Worten hat nun der Vizir sehr klug geschlossen, es stecke noch ein Häckchen seines Machwerks in des Kaysers Herzen, das ein gescheidter Mann durch Gewandtheit wohl noch ergreiſen könnte. Er trug es der Kayserin Astarte zu, und die Kabale entwarf folgendes Gewebe dich zu verstricken. Die Kayserin selbst will die gefährlichen Vögel ihrem Gemahl im Namen des Vizirs überbringen, und ihm dabey so zärtlich thun, ihn so süſs in das Netz durch verstellte Liebe schmeicheln, daſs er ein Barmecide seyn müſste, um ihren Lockungen zu widerstehen. Darauf wird der Verschnittene den Schritt Hasans in ein schönes Licht zu setzen suchen, dem Kayser zugleich zeigen, wie sich der Enthusiasmus des Volks für dich längst abgekühlt hätte, und ihm so viel zu sagen wissen, daſs ich sehr fürchte, alle deine Tugend, alle deine trefflichen, Indostan beglückenden Werke, werden an ihrer Bosheit und den purpurnen Wachteln scheitern. Ist der Verschnittene gar so schlau oder boshaft, deine so edle als kühne That, die gleichwohl zwey Seiten hat, in diesem Augenblick auf der gehässigsten vorzustellen — o so ist es um Indostan geschehen!

Giafar. Von welcher That sprichst du?

Asuph. Von jener, durch welche du gewaltsam die Lieblinge des Kaysers in Freyheit setztest. Es ist wahr, ganz Indostan bewunderte bebend die erhabene That, man bewundert sie noch; aber nur so lange du auf der Höhe stehst und beglücken und verdammen kannst. Fällst du, so heiſst sie schrecklicher Hochverrath, wovon die Geschichte kein Beyspiel aufbehalten hat. Weh uns, weh dir, weh Indostan, wenn sie der Verschnittene dem Kayser in diesem Gesichtspunkte zeigt; denn unter uns, die Kühnheit deiner That hat den Monarchen wohl erschüttert, aber wahrlich nicht ihr edler Bewegungsgrund.

Diese Worte fielen stark in Giafars Seele. Unwillig rief er: Ahmet, ständest du nun hier, um Zeuge zu seyn, wie weit man mit der Tugend kommt, in wie fern man Herr seiner Handlungen und seiner guten Absichten ist. Ist das menschliche Herz die Quelle des Bösen, was vermag ein Einzelner? Sieh hier, die Folgen meiner edlen Bemühungen, ja das Glück und Heil dieses groſsen Reichs von einem Paar purpurfarbenen Wachteln abhängen, und dann rede mir von deiner moralischen Schöpfung und Harmonie.

Asuph. O was das belangt, das Wohl der Völker hängt oft von noch kleinern und lächerlichern Dingen ab. Deine Tugend übrigens ist ein sehr schönes Wort, womit du aber leider, so lange du bleibst, was du bist, die Hofsprache nur bereichert hast.

Haſs, Wuth und Stolz schwellten Giafars Herz. Er ging hastig auf und ab, und sann auf Mittel, die Kabale seiner elenden Feinde zu sprengen, und da er es gefunden zu haben glaubte, wandte er sich zu Asuph und sagte: „Laſs sie nur kommen!“

Asuph. Die Klugheit sagt: Laſs sie lieber nicht kommen. Edler Barmecide, selbst der Sieg blendet nur hier. Für den Mächtigen hat nichts bösere Folgen, als wenn es einmal ruchbar wird, man habe es gewagt ihn anzugreifen. So lange du die Gunst der Kayserin nicht hast, stehst du nicht fest, und wenn du auch mit ehernen Füſsen vor dem Monarchen einwurzeltest. Sie herrschte durch Hasan über Indostan, und wenn du zum Heil Indostans vollenden willst, was du so schön angefangen hast, so suche Astarte zu beherrschen, und Indostan liegt für immer zu deinen Füſsen.

Giafar. Wie kann ich dieſs?

Asuph. Fragt ein Mann, gebaut wie du, voll Kraft, Muth und Geist einem unglücklichen Verschnittenen? Zeige dich ihr, und ich stehe dir für den Eindruck auf ihr allzu empfängliches Herz. Nur mache sie glauben, es würde ihr gelingen, dich zu leiten

Das Übrige sind Dinge, worüber ein Mann in meiner Lage das Recht zu reden verloren hat.

Giafar. Melde mich bey der Kayserin; um der Tugend willen mag auch ein Barmecide eine unbedeutende Regel verletzen.

Asuph. Vergieb! Je plötzlicher und unerwarteter deine Erscheinung seyn wird, je gröſser wird die Wirkung davon seyn. Weiſs ich doch, was die Weiber deines *Harems* von dir sagen.

5.

Giafar begab sich in Begleitung Asuphs zu Astarte. Man wagte einen Mann, wie ihn, nicht aufzuhalten, und er überraschte sie in einem Bosket ihres Gartens, in eben dem Augenblick, da sie von Hasans vertrautem Sklaven die purpurnen Wachteln empfing. Astarte stand betroffen über die plötzliche Gegenwart eines Mannes, den sie haſste und den sie so wenig erwartete. Bald schien sie es aber noch mehr von seiner Gestalt zu seyn, und da ihre Schönheit, ihre blühende Jugend, ihre feurigen, geistreichen Augen, einen noch stärkern Eindruck auf Giafar machten, so stand er in einer begeisterten Bewunderung eine Weile vor ihr, die mehr als Worte dazu diente, den gegen ihn gefaſsten Groll im Herzen der Kayserin zu dämpfen. Er wuſste hierauf, belebt durch das Gefühl, das sie ihm einflöſste, seinen Entschuldigungen über sein voriges Betragen eine so feine und schmeichelhafte Wendung zu geben, seine angebliche Unterwerfung, die in seinem Herzen schon an eine wirkliche gränzte, so schön darzustellen, daſs Astarte sich wunderte, wie man ihr so schwarze Dinge von einem so gefälligen, sanften und liebenswerthen Manne hätte vorsagen können. Ihre Sinne verglichen ihn flüchtig mit dem rauhen Hasan, und glaubten bey gleichem Vortheil noch einen Gewinn zu finden, auf den sie nicht gerechnet hatten. Ihr Gespräch ward bald vertraulich, und der Barmecide ergoſs sich in ein feuriges Lob ihrer Reitze, die er sehr fein als das liebliche Gewand ihrer Tugend bewunderte. Er durchflocht überdas seinen Lobgesang mit vielen lyrischen Sprüngen einer furchtsamen und doch schwer zurückzuhaltenden Leidenschaft, die bey Weibern, und sollte sie auch der Glanz der Majestät umgeben, selten ohne Wirkung sind. Astarte, ob sie gleich niemals von dieser schwärmerischen Deutung ihrer Reitze gehört hatte, noch viel weniger sie ahndete, wuſste sich gleichwohl sehr schnell hineinzuschicken, und das in sich zu sehen, was Giafar in ihr wollte entdeckt haben. Sie erwiederte ihm auf eine noch feinere Art ein Gleiches, und glaubte endlich, ihm die Wirkung, die er auf sie gemacht, nicht besser zeigen zu können, als daſs sie ihm vertraute, was sie von ihm gehört, gedacht und gefürchtet habe. Sie hüllte das Bittre dieser Offenherzigkeit in ein liebliches Lächeln ein, und endigte damit, daſs sie ihn ganz leise vernehmen lieſs, was sie nun von ihm hoffte. Den Barmeciden entzückte diese Aufrichtigkeit, er erkannte darin eine edle, erhabene Seele, die er gerne zu der Beherrscherin der seinigen machen würde, wenn es ihm erlaubt wäre, so verwegen zu denken. Dieses Geständniſs bewog Ihre Majestät, ihm sogar den Plan zu seinem Sturz mitzutheilen, bey welcher Gelegenheit sie ihm mit vieler Anmuth zu verstehen gab, wie nöthig ihm ihr Schutz und wie unbedeutend, ja gefährlich, die Gnade des Kaysers ohne denselben sey. Nach dieser Äuſserung deutete sie nachlässig auf die purpurnen Wachteln, die sich in einem Käficht auf einem Tischchen vor ihnen befanden.

Giafar betrachtete diese purpurnen Wachteln mit vieler Aufmerksamkeit, und entdeckte endlich mit vielem Erstaunen, es sey ein Betrug, und das schöne Gefieder von einem sehr künstlichen Pinsel gemahlt. Da er der Kayserin seine gemachte Entdeckung mittheilte, erröthete sie zwar, antwortete aber mit vieler Fassung:

Gleichviel, Barmecide, gemahlte oder natürliche Wachteln, wir brauchen nur den Schein davon, der am Hofe alles entscheidet.

Giafar murrend. Gemahlte Wachteln sollten einen Barmeciden stürzen.

Astarte sagte kein Wort; sie sah wohl, der Barmecide sey in Hoſs-Verhältnissen, wie in der Liebe, ein Neuling, und keins von beyden war ihr zuwider. Endlich sagte sie kalt:

Da wir nun diesen Schein nicht mehr brauchen, so kannst du die Wahrheit der Sache nutzen. Eine Wirkung müssen die Wachteln nun wohl thun, für oder wider dich.

Giafar faſste den Sinn ihrer Worte schnell auf, und entwarf eben so schnell einen Plan in seinem Geiste, der den Vizir und seinen Anhang gänzlich zerschmettern sollte. Hierauf bat er Astarte, die gemahlten Wachteln in demselben Augenblick zum Kayser zu schicken, als er sich bey demselben befinden würde. Man sieht wohl, daſs Giafar nicht so ganz Neuling in diesem Punkte war.

Die Kayserin lächelte und antwortete: „Du hast den Takt oder das feine Gefühl, das man am Hofe haben muſs. Wohl, braucht unser Bündniſs ein Opfer, so nimm es hin. Weiſs ich doch, daſs ich zu einem königlichen Prinzen rede.“

Dieses Bündniſs ward geschlossen, und geheime Wünsche, lüsterne Flammen, weite Aussichten des Ehrgeitzes, zogen es so fest zusammen, daſs von diesem Augenblick das Schicksal Indostans für immer daran zu hängen schien.

Nach einem zärtlichen Abschied, den eine so reitzende Kayserin dem berauschten Barmeciden erlaubte, begab er sich zu dem Monarchen, um seine Entwürfe auszuführen.

6.

Giafar fand den Kayser in Gesellschaft seines Lieblings, der sich bey seiner Ankunft demüthig entfernte, im Herzen überzeugt, es sey das letztemal, daſs der Barmecide die Macht hätte, ihn zu vertreiben. Giafar hielt dem Verschnittenen, sobald er den Rücken gewandt hatte, eine groſse Lobrede, und bezeugte seiner Majestät seine Verwunderung darüber, daſs sie noch nicht darauf gedacht hätte, einem so fähigen und rechtschaffenen Manne einen ihm würdigen Posten zu verleihen. Der Monarch war hoch erfreut, seinen Vizir für seinen Liebling so gut gestimmt zu sehen, und Giafar nutzte den Augenblick, den Verschnittenen unter einem Vorwande augenblicklich als Satrape in eine Gränzprovinz des Reichs zu schicken. Der Befehl ward ausgefertigt, unterzeichnet, und der erstaunte Verschnittene muſste reisen, nachdem er sich auf des Kaysers Befehl bey seinem edlen Wohlthäter bedankt hatte.

Unterdessen brachte man die Wachteln, mit der Empfehlung des Vizirs Hasans, von Seiten der Kayserin. Giafar nahm sie selbst in Empfang, stellte sie vor den Kayser im Namen seiner Gemahlin, empfahl ihm Hasan mit vieler Wärme, und erinnerte ihn an sein kayserliches Versprechen. Der Monarch weinte vor Freude über Giafars edle Gemüthsart, umarmte ihn, und sagte entzückt: „So werde ich die goldnen Eyer nun doch sehen, und der Vizir soll, weil du es so willst, seine Schätze zurück haben und Aufseher meiner Vögel werden. O Barmecide, welchen Schatz besitze ich in dir!“

Giafar nahm hierauf eine Wachtel aus dem Käficht, streichelte sie, liebkoste sie, pfiff ihr vor, netzte endlich unvermerkt seine Finger, und fuhr ihr damit über den Rücken. Der Monarch freute sich innigst über Giafars Gefälligkeit und Theilnahme. Auf einmal zeigte ihm Giafar das Innre seiner Hand, die das glänzende und wunderbare Gefieder abgerieben hatte, und mit der andern hielt er dem Monarchen den Vogel in seinem kahlen, gemeinen Gefieder hin, das durch den hier und da zurückgebliebenen Firniſs von Gold und Purpur noch widriger ward.

Der Monarch erblaſste und bebte: Giafar, ist dieſs Zauberey?

Giafar. Eine ganz natürliche — hier siehst du den Firniſs, (indem er seine flache Hand und die Wachtel hinhielt,) womit sich der Verwegene erkühnte, einen so edlen und gutmüthigen Monarchen zu täuschen. Ich bedaure es, daſs ich das Gute zurücknehmen muſs, das ich für ihn gesprochen; aber konnte ich dieses voraussehen? Beym Propheten und dem Schwerte der Gerechtigkeit! nie ist Hochverrath kühner gewesen, und wär' ich zur Härte, oder besser zu sagen, zur strengen Gerechtigkeit geneigt, ich würde sagen, der Mann, der ein solches Verbrechen gegen den Kayser von Indostan begeht, ist des Todes schuldig!

Der Monarch glühte vor Wuth. Er nahm den andern Vogel auch aus dem Käficht, überzeugte sich gänzlich von dem Betrug, lieſs dann die Vögel fliegen, die mit lautem Ruf davon flatterten. Hierauf sagte er: „sie haben sein Urtheil gesprochen! schicke ihm einen Strick, den Lohn des Betrugs!“

Giafar ging den Befehl dazu zu geben. Die Wachteln riefen ihm von einem nahen Baum nach; eine kleine Wallung des Herzens wandelte ihn dabey an; aber schnell flüsterte ihm die Staatskunst zu: „dein Vater, der tugendhafteste Mann in Persien, ward auf Befehl des Khalifen erdrosselt, weil er es zu gut mit seinen Unterthanen meynte; soll nun ein grausamer Vizir verschont werden, der so viel Böses gethan hat, und den besten Monarchen mit gemahlten Wachteln betrügen will, um mich zu stürzen? Dafür allein verdient er den Strick, weil er das Gute hindern will, das ich in Indostan gewirkt habe und ferner wirken werde!

7.

Der Barmecide hatte den Befehl zur Hinrichtung Hasans gegeben, und ging nun vergnügt mit seiner Staatsklugheit und Weisheit nach seinem Pallast, auf dessen Treppe er unvermuthet den ernsten Ahmet antraf. Seine Gegenwart erschütterte ihn, und alles was zwischen ihnen vorgefallen war, fiel nebst seinen jetzigen Handlungen schwer auf sein Herz. Ahmet folgte ihm schweigend in sein Zimmer, und sagte ihm dann mit einem sehr feyerlichen Tone:

Säugling des Glücks, bedenke daſs die Milch, womit dich deine gefährliche Mutter nährt, aus vergifteten Brüsten flieſst!

Giafar bebte, und als sich Ahmet plötzlich entfernte, eilte er ihm nach, um sich zu rechtfertigen, ihn zu überführen, mit welchem Eifer er an der moralischen Harmonie arbeite.

Ahmet war verschwunden, und er suchte nun Asuph auf, der seine Düsterheit bald zu vertreiben wuſste.

In der Stadt und am Hofe raunte man sich indessen in die Ohren: „Ein Verschnittener Satrape! Ein Vizir erdrosselt, weil er geschickt genug ist, Vögel zu verschönern! Was wird aus Indostan unter dem tugendhaften Barmeciden werden? Da man aber bald erfuhr, wie Giafar mit der Kayserin stand, so trat auf einmal die Furcht vor ihm an die Stelle des Enthusiasmus, den er vor kurzem eingeflöſst; ein Wechsel, wovon man an Höfen täglich Beyspiele sehen kann, und woran sich diejenigen, die ihn veranlassen, so gewöhnen, daſs sie beydes als Mittel zu einem Zwecke benutzen, und ach! nur zu oft schmeichelt ihrem Stolze die Furcht, die sie erwecken, mehr, als der Beyfall der unverständigen Menge.

8.

Die Worte Ahmets verhallten in den Ohren des Barmeciden; das trugvolle Glück wiegte ihn noch sanfter ein, und lispelte ihm zu: Ahmet sey ein mürrischer, neidischer Mensch, der ihn darum in seiner glänzenden Laufbahn zu stören suche, weil er miſsvergnügt sey, daſs er sein Glück und seine Macht nicht mit ihm theile, das gleichwohl, da der Pöbel eine so hohe Meynung von ihm habe, unmöglich sey. Auch müſste er, nach ihrer Abrede, die Probe allein und unabhängig bestehen, und er würde bald den ernsten Moralisten von dem Wahne seiner überspannten Meynung über den Menschen überzeugen können.

So ging er nun auf seinem Wege ungestört fort, glaubte in dem Geiste Ahmets für das Glück Indostans zu arbeiten, und that nichts anders, als dem Drang seiner Leidenschaften zu folgen, die seine Schmeichler nach Gebühr vergötterten.

Die Kayserin, die endlich den Lohn des überlieferten Opfers erndten wollte, lieſs ihn̄ in ihre Gärten bitten. Kunst und Üppigkeit hatten in denselben alles zusammengetragen, was das reiche Indostan vermag, und es so geordnet, daſs die Sinne bey dem Eintritt in ein Meer von Genuſs versanken. Da aber Astarte wollte, daſs der Barmecide von diesen wollüstigen Gegenständen nur gereitzt werden sollte, ohne daran hängen zu bleiben, so hatte sie dafür gesorgt, daſs geistige Empfindungen die gröbern in dem Augenblick der höchsten Spannung unterdrücken muſsten. Dieses sah sie zugleich als ein Mittel an, sein Herz mit seinen Sinnen zu fesseln. Strebte er, einer schlanken, wollüstig sich windenden Houri den Schleyer zu entreiſsen, so verschwand sie in einer Rosenlaube, die eine weibliche Bildsäule umschattete, welche dem rohesten Erdensohn feine Gefühle eingeflöſst hätte. Dann lockten ihn Geflüster und Gelächter scherzender Mädchen nach einem andern Gebüsche, schon sah er sie in Gruppen sich schlingen und bewegen — sich küssen — er drang nach ihnen — hinter ihm ertönte eine Musik, die durch den Eindruck auf seine Seele seinen Fuſs an den Boden fesselte, und so sehr auch seine gröbern Sinne sie mit sich fortreiſsen wollten, so vermochten sie doch nichts über diesen Zauber. Die feinsten Wohlgerüche erfüllten die Luft. — Die Musik verlor sich in eine sanfte Stille, nur von dem Geräusche kleiner Wasserfälle unterbrochen. Auf einmal hörte er einen Gesang aus einem nahen Bosket, der ihn bis zur seligsten Auflösung entzückte — er eilte nach dem Bosket und fand Astarte von ihren reitzenden Sklavinnen umgeben. Bey seiner Erscheinung verschwanden sie. Astarte lag auf einem Ruhebette und die feinste Wollust schien ihre Stellung geordnet zu haben. Ein leichtes Gewand schwebte um ihren reitzenden Körper, wie die Westwinde um die Glieder der badenden Nymphe. Eine angenehme, rosenfarbene Dämmerung erfüllte plötzlich das Bosket — sie ward durch eine gemahlte Wolke von Nesseltuch bewirkt, welche die Vertrauten Astartes durch einen Zug aufrollten und die das ganze Bosket umschloſs. Giafar war seinem Glück nah, war nah, durch einen Frevel ein Bündniſs zur künftigen Herrschaft über Indostan zu befestigen, als ihn auf einmal Ahmets fürchterliche Stimme aus dem süſsen Wahn aufschreckte und durch seine Seele sauste.

Der rosenfarbene Nebel zerfloſs, und Ahmet führte den Kayser, der einen Dolch in der Hand hielt, mit diesen Worten in das Bosket: Sieh, so lohnt der Barmecide dein Vertrauen!

Die Kayserin that, was einer auf diese Art überfallnen Dame zukommt, sie sank in Ohnmacht, und der wüthende Monarch stieſs ihr den Dolch in die entblöſste, milchweiſse Brust. Das Blut spritzte über Giafar, er faſste sich zusammen, dachte an sein eignes Selbst, sah grimmig auf Ahmet, und warf sich durch das nächste Gebüsch auf die Flucht.

Kaum hatte er sich aus den kayserlichen Gärten gerettet, als er seinen Ober-Verschnittenen unweit des Haupt-Thors des Pallasts antraf, der ihm ein Pferd zuführte und ihn folgendergestalt anredete:

„Barmecide, ich weiſs was dir begegnet ist, und seh' es leider an dem Blute, womit du befleckt bist. Alles dieses ist das Werk des weisen Ahmets. Er hatte deine Zusammenkunft mit der Kayserin ausgespäht, den Monarchen davon unterrichtet und ihn selbst nach den Gärten seiner Gemahlin geführt. Auch hat er den Vizir Hasan errettet, in dem Augenblicke, da man ihn erdrosseln wollte. Du siehst hieraus, wie weit seine Freundschaft für dich geht. Übrigens ist keine andre Rettung für dich als die Flucht, und dazu soll dir dieses windschnelle Pferd behülflich seyn. Ich thue hierbey nicht mehr für dich, als ich für viele deiner Vorgänger längst gethan habe. Die Veränderung im Staat macht mir Vergnügen, und ich liebe den Wechsel des Glücks. Ich verstehe die Kunst, den Leidenschaften der Groſsen so lange zu schmeicheln, bis sie klein werden. Gewöhnlich brauche ich nicht viele Zeit dazu, und es ist ein Spiel, das einem Verschmitzten nur einen kleinen Ersatz für einen so groſsen Verlust gewährt. Eile, ich gehe nun unsern vorigen Herrn zum zweytenmal zu empfangen. Grüſse die Tugend von mir, Barmecide, wenn du sie ja erhaschest, und erzähle ihr, was für Wunder du um ihrentwillen in Indostan gethan hast!“

Die Wuth über die Entdeckung des Verraths Ahmets hatte Giafars Sinne so betäubt, daſs er die Bedeutung der letzten Worte Asuphs nicht fassen konnte oder wollte; er warf sich auf den flüchtigen Springer und eilte davon. Als er in die Hauptstraſse kam, ertönte ein furchtbares Geschrey: „Der Barmecide! der Barmecide! er will entfliehen! er der unsre Hoffnung täuschte! der uns noch unglücklicher machte, als Hasan! Da flieht er, befleckt mit dem Blute unsrer Kayserin!

beladen mit den Thränen und Flüchen der Unglücklichen und Verfolgten! Laſst uns sie rächen und ihn zerreiſsen!“

Der Barmecide bebte — das Geschrey und Herandrängen der Menge machten den flüchtigen Springer stutzen. Giafar trieb ihn an mit zitternden Knieen und Fersen — er bäumte sich, sprang vorwärts, und warf den Bebenden zu Boden. Das Volk fiel über Giafarn her, riſs ihm sein Geschmeide, seine Prachtkleider ab, bedeckte ihn mit Lumpen der Bettler, die sich um ihn versammelt hatten und ein groſses Jubelgeschrey über seinen Fall anstimmten. Sie theilten sich in die von ihnen zerriſsnen Fetzen seines Gewandes und tanzten wild um ihn herum. Hasan ritt mit seinem Gefolge die Straſse herauf, ein Theil des Volks goſs sich ihm unter Siegsgeschrey entgegen, führte ihn zu Giafar und schrie mit rasender Wuth: „Hasan, wir rächen dich an deinem und unserm Feinde! Du sollst sehen, wie wir ihn zerfleischen wollen!“ Mein sey eure Rache, rief Hasan, sprengte gegen Giafarn, und zog sein Schwert, ihm das blasse Haupt vom zitternden Rumpfe zu trennen. Ahmet erschien, und der wüthende Haufe floſs aus einander. Er rief dem Vizir zu: „greife der Rache nicht vor, er wird ihr nicht entfliehen!“ Sobald Hasan Ahmets Stimme vernahm, drückte er gehorsam sein Schwert in die Scheide, beugte sich demüthig gegen ihn, sah mit Verachtung auf Giafarn und rief in einem näselnden Tone: „Ein Barmecide! He! he! Ein Barmecide!“

Der Pöbel näselte das Wort nach, geleitete den halbtodten Giafar unter Spott und Hohn aus der Stadt, und stieſs ihn über die Gränzen derselben.

9.

So hatte nun Giafar in Bettlerslumpen und unter dem muthwilligen Gespötte des Pöbels die Hauptstadt Indostans verlassen; lange eilte er keuchend fort, bis er endlich ermüdet niedersank. So wie er sich nur einen Augenblick gesammelt hatte, schoſs alles, was mit ihm vorgegangen war, wie glühendes Feuer und Skorpionen in seinen Busen und in sein Gehirn. Er sah die reitzende, wollustathmende Kayserin vor sich liegen, den Dolch ihres Gemahls in dem Busen wühlen, den er einen Augenblick vorher, in warmer Fülle des Lebens, unter seinen heiſsen Lippen schwellen und sich gegen ihn bewegen fühlte. Da seine Phantasie sich nun an diese empörende und wollüstige Vorstellung hielt, so glitschte sein Gewissen über den Anlaſs zu dieser tragischen Entwicklung, selbst über seine Schuld weg, und er fing bald an, seinem Schmerz dadurch Luft zu machen, daſs er den weisen Ahmet mit den wildesten Tönen des Hasses und des Gefühls der Rache verwünschte.

„Nur er ist es,“ fuhr er fort, „der mir aus Neid und Miſsgunst diesen unmenschlichen Streich gespielt hat, der ihn so lange aufsparte, um sich endlich auf das grausamste an mir zu rächen. Mich zu verhöhnen, führte er mich nach Indostan, mich um so empfindlicher, um so tiefer zu stürzen, stellte er mich auf eine

Höhe, welcher ich würdig war, die ich ohne seine Bosheit und Kabale durch meinen Verstand, durch das Groſse und Edle meiner Entwürfe und Thaten behauptet hätte. War es meine Schuld, wenn mich Verhältnisse mit den Menschen und ihre Schlechtigkeit zwangen, zu ihrem Besten Mittel zu befolgen, die ich von Herzen verabscheue. Wahrlich seine Meynung über den Menschen schien mir nie mehr Hirngespinnst als jetzt, und nie war es mir klärer als jetzt, daſs sich der Schöpfer in seinem Zweck mit uns betrogen hat, wenn er ja einen mit uns hatte. Wenn dieser Zweck reine Tugend, reine Religion, menschliche Regierungsform und moralisches Einverständniſs unsers Daseyns mit dem in unsre Herzen gelegten Gefühl ist, so sucht man wenigstens umsonst eine Spur davon auf diesem verworrnen Erdboden. Die Menschen sind keines derselben fähig, und entfernen sich in dem Augenblick um so weiter davon, je näher wir sie ihnen zu bringen streben. Aber wer ist er, der Geheimniſsvolle, der Mann, dem alles gehorcht, der Völker mit einem Wink leitet, und den Pöbel im wildesten Aufruhr fesselt? der den Arm eines nach meinem Blut dürstenden Feindes erstarren macht? der meine Seele mit einem Blick auſser Fassung bringt? Er ein Weiser, der mich stürzt, damit ein wilder Tieger über Indostan herrsche? der mir das einzige Gut, das ich je auf der Erde erkannte, in dem glücklichsten Augenblick meines Lebens so schrecklich entriſs! Nur ein fühlloses Ungeheuer konnte die Hand eines so erbärmlichen Monarchen zum Mord gegen das schönste Weib der Welt bewaffnen, und durch einen abscheulichen Streich mein Glück und alle das Gute vernichten, das aus unsrer Verbindung entspringen sollte. O daſs ich ihn in meinem gerechten Grimm ergreifen könnte, um mich an ihm zu rächen!“

Hier fuhr, wie eine schnell auflodernde Flamme, das Gespräch mit Ahmet und die daraus entflossene Verbindung durch seine Seele. Seine letzten warnenden Worte über den Trug des Glücks, seine Rettung von der Wuth des Pöbels und Hasans, drangen mit Dolchstichen durch sein Herz. Er blickte einen Augenblick hell über seine Thaten und ihren Bewegungsgrund — verglich sie mit seinem Vorhaben — seine Thränen rollten in seinen Bart; aber die starren, schmutzigen Lumpen, die er um sich fühlte, verdrängten alle andern Empfindungen. Er raffte sich auf, und faſste den Entschluſs, durch Abwege, über entlegene Gebirge, unbesuchte Einöden nach Hause zu schleichen, und sich an Ahmet zu rächen, wo er ihn ergreifen würde.

10.

Lange irrte Giafar in der Wildniſs herum. Seine Zunge erstarrte von glühendem Durst, und nirgends entdeckte er Wasser, ihn zu löschen. Unter dieser Marter eilte er immer fort. Plötzlich sah er ein blühendes, angebautes Thal vor sich, aus dessen erfrischendem Grüne sich einige Gebäude empor hoben. Das Feuer seines Bluts machte ihn seinen äuſsern Zustand und die Schaam darüber vergessen; er warf sich schnell in eine dichte Allee, die zu diesen Gebäuden führte. Als er ihnen näher kam, entdeckte er eine schöne und einfache Moschee, über deren Eingang folgende Worte in eine Marmorplatte gegraben waren:

„Stiftung des Barmeciden Malek! Kehre ein, wenn du reines Herzens bist!“

Der Name seines Hauses, den er sonst mit so vielem Selbstgefühl hörte und las, fuhr wie ein peinigender Vorwurf durch sein Gewissen. „O ich fühle mein Herz nicht rein,“ seufzte er, und wandte sich beschämt von der Schwelle der Moschee nach dem andern Gebäude, über dessen Eingang er folgende Worte las:

„Kehre hier ein, milder Pilger, ruhe aus und laſs dich erquicken. Der Barmecide Malek, der seine Wallfahrt vollendet hat, ladet dich ein. Wohl dem, der nach guten Thaten ruht.“

„Ach,“ seufzte Giafar, „sähest du deinen Enkel hier, in Bettlers-Lumpen, sterbend durch Durst, verfolgt von Menschen, und so beschämt, daſs er nicht an der Thüre der Karavanserie zu klopfen wagt, die dem ganzen Menschengeschlecht sich öffnet! Hättest du die Menschen gekannt, mein edler Ahnherr, du würdest eher deine Schätze ins Meer geworfen haben, als sie zum Besten eines so betrügerischen Geschlechts zu weihen.“

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als sich die Thür öffnete. Ein Greis trat heraus, und reichte ihm mit freundlichem Willkommen die Hand, führte ihn ein, übergab ihn den Sklaven, die ihn in's Bad brachten, wuschen, salbten, beräucherten, und ihm dann reine Kleider anlegten. Der Greis empfing ihn, und führte ihn in einen groſsen Saal, worin sich Personen verschiednen Standes und Alters um mit Speisen besetzte Tafeln gelagert hatten. Der Greis stellte ihn der Gesellschaft mit diesen Worten vor:

„Gäste des Barmeciden Maleks, des Wohlthäters der Menschen, grüſst in diesem Manne seinen Enkel Giafar!“

Die Gäste standen von ihrem Lager auf, legten ihre Hände über die Brust, und grüſsten ihn mit diesen Worten: „Willkommen, Barmecide Giafar, möchtest du deinen Vätern gleichen!“

Giafar stand beschämt und erstaunt da. Der Greis sagte ihm: „Wundere dich nicht, daſs wir dich kennen. Ein Barmecide braucht sich da, wo seine Ahnen einst gewandelt haben, nicht zu nennen. Dein Geschlecht unterscheidet sich durch seine Gesichtsbildung wie durch seine Thaten von den übrigen Menschen!“

Giafar fühlte sich nun wieder, sein Blut wollte rascher flieſsen, er griff nach einer Schüssel — und in demselben Augenblick hörte er den Wachtel-Schlag. Er wandte sich nach dem Orte, woher er kam, und sah die zwey ihm bekannten Wachteln auf dem offnen Fenster sitzen, die ohne Aufhören ihren gewöhnlichen Ruf anschlugen. Der Bissen, den Giafar genommen, wollte nicht die Kehle hinunter, er erblaſste, schlug endlich beschämt die Augen auf, und sah um sich, wie ein Mensch, den plötzlich ein Zeuge einer bösen That überrascht, und der sich nun ängstlich überzeugen will, ob die Anwesenden den Schlag seines Gewissens auf seiner Stirne gelesen haben; aber da er Ahmet an einer Tafel gegen sich über gelagert sah, der ihm gerade in die Augen sah, erstarrte er, als zerschnitte die Sichel des Todes die Sehnen seines Lebens.

Ahmet erhob sich, nahte ihm mit dem Blick, der ihn so oft zermalmt hatte, und sagte: „Barmecide, genieſse der Frucht der Tugend deiner Ahnen, und fühle in den Mauern, die sie den Pilgern des Lebens gebauet haben, daſs Wohlthaten noch in späten Zeiten unsern Nachkommen nützen.“

Er entfernte sich; Giafar wollte ihm nachfolgen, aber sein ernster und strafender Blick fesselte ihn auf seinen Sitz. Alle Anwesenden sahen mit ängstlicher Verwundrung auf Giafarn, nur der Greis sprach freundlich zu ihm, gab ihm einen Sklaven und Gold, und sagte ihm: „Barmecide, eile nach Bagdad, und suche den weisen Ahmet zu versühnen. An der Schwelle der Karavanserie wirst du zwey Kameele finden — denke deiner Ahnen und strebe die Gunst des weisen Mannes durch würdige Thaten wieder zu gewinnen!“

„Des weisen Mannes!“ seufzte Giafar, als er das Kameel bestieg. „Ach, seine Weisheit kostet mich viel!“

11.

Giafar kam zu Bagdad an und ritt nach dem Markte, der mit einer so groſsen Menge Menschen angefüllt war, daſs er kaum mit seinem Kameel hindurch konnte. Als er bey einer Karavanserie halten wollte, machte ihn ein starkes Geschrey streitender Partheyen aufmerksam. Er nahte, und das Volk trat ehrfurchtsvoll aus einander. Kaum sah ihn einer der Streitenden, so schrie er:

„Meine Brüder, der Himmel schickt uns einen Barmeciden, einen Mann aus dem Stamme der Gerechten; laſst ihn den Streit, der uns entzweyt, entscheiden.“ Das Volk antwortete: „Ja, ja, nur ein Barmecide kann diesen verworrnen Handel schlichten.“

Giafar erstaunte, sich abermals erkannt zu sehen, fand es aber nun, nach der Rede des Greises, natürlicher. Das Volk umfloſs ihn, schien sich an seinem Blick zu weiden, und begierig auf die Entscheidung einer Sache zu warten, an welcher es so heiſsen Antheil nahm.

Giafar. Bin ich doch nicht euer Richter und habe kein Recht dazu, eure Streitigkeiten zu schlichten; wendet euch an den, den euch der Khalife zum Richter gesetzt hat!

Die Streitenden. Der Himmel hat dich gesandt! Wir lassen alles auf deinen Ausspruch ankommen und vergleichen uns darnach.

Man trug ihm den Handel vor, er überdachte, und sprach. Das Volk frohlockte, bewunderte seine Weisheit und seinen Scharfsinn. Der Lerm hatte den Statthalter herbeygezogen, der, als er die Ursache des Zwists und die Entscheidung des Barmeciden vernahm, vom Pferde stieg, ihn ehrfurchtsvoll grüſste, und ihn bat, sein Haus mit seiner Gegenwart zu beglücken. Das Volk schrie: „Gieb uns den Barmeciden zum Ober-Kadi, die Barmeciden sind strenge Diener der Gerechtigkeit und unbestechliche Richter!“ Der Statthalter setzte Giafar in diese Würde ein, und er sprach mit so vieler Weisheit und Menschlichkeit Recht, daſs seine

Entscheidungen selbst denen nicht ganz miſsfielen, die dadurch ihre Sache verloren. Einer der einen wichtigen Proceſs verloren, trat mit den Worten zurück: „Gerecht wie ein Barmecide! Weise wie Ahmet!“ Giafar erröthete ein wenig, als er dieses hörte, und hatte er vorher vergessen, sich nach Ahmet zu erkundigen, so reitzte ihn dieses nun noch weniger dazu.

In Bagdad wohnte zu der Zeit ein am Hofe des Khalifen sehr angesehener Mann, Namens Hagul. Dieser suchte vor allen durch Gefälligkeiten und feine Schmeicheleyen die Gunst des Kadis zu gewinnen. Hielt er Gericht, so stand er unweit seines Sitzes und bewunderte seine Weisheit in stillem, doch sehr redendem Entzücken. Bald brachte er es auch dahin, daſs Giafar keinen Ausspruch that, ohne auf ihn zu blicken, und die Wirkung davon in seinen Augen zu suchen. Da Hagul dieses merkte, so bat er demüthig um die Erlaubniſs, seine Söhne zu seinen Gerichtssitzungen mitbringen zu dürfen, die für sie eine Schule der Weisheit, Gerechtigkeit und Sittenlehre seyn würden. Der Kadi bewilligte es gefällig, und sagte heimlich in seinem Herzen: „Möchte doch Ahmet Zeuge seyn, was Giafar in Bagdad wirkt!“

Hagul versuchte nun durch kleine Geschenke, die Güte des Ober-Kadis zu belohnen. Er fing damit an, daſs er ihm so unbedeutende Dinge schickte, die nicht den geringsten Verdacht von Absicht erwecken konnten; als Früchte aus seinem Garten, Wild von seiner Jagd, wodurch er aber eben das, was er suchte, erhielt, den gerechten Richter nach und nach an die Annahme von Geschenken zu gewöhnen. Dabey äuſserte er immer mehr Entzücken über die Weisheit und Uneigennützigkeit Giafars, und Giafar gefiel sich immer mehr in dem Lobe Haguls. Den kleinen Geschenken folgten bald wichtigere, die Giafar nahm, weil er es für einen Mangel an guter Lebensart hielt, einen so höflichen, an dem Hofe des Khalifen so beliebten Mann wegen einer Kleinigkeit zu beleidigen.

Als Giafar bey ihm zum Besuche war, zeigte er ihm Schnüre auserlesener Perlen, und sprach davon mit einer Gleichgültigkeit, daſs der Barmecide bey sich dachte, es sey Schade, daſs ein Mann einen so kostbaren Schatz besäſse, den er so schlecht zu achten wüſste. Wie er nach Hause kam, und sein Schwert ablegte, erstaunte er, daſs er statt des seinigen ein mit kostbaren Steinen besetztes in seiner Hand sah, und noch mehr, da er statt seines Turbans einen mit jenen kostbaren Perlen umschlungnen von dem Haupte nahm. Er erinnerte sich, daſs er bey Hagul sein Schwert abgelegt hatte, auch daſs er einen Augenblick seinen Turban abgenommen, um sein Haupt zu kühlen. Die beyden Stücke glänzten ihm so sehr in die Augen, daſs der aufwallende Zorn, den er bey der Entdeckung fühlte, nur in einen kleinen Unwillen überging. Doch lieſs er auf der Stelle Hagul rufen, nahm sich vor, ihn recht hart zu behandeln, beydes ihm zurückzugeben, und für immer mit ihm zu brechen. Hagul erschien mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit, und als ihm Giafar mit Heftigkeit sein Betragen vorhielt, antwortete er:

„Ich sehe, edler Barmecide, du bist des armen Haguls müde, und suchst nur eine Gelegenheit, meiner los zu werden. Ich kenne weder dieses Schwert noch diesen Turban, und wären sie mein gewesen, so würde ich es lieber sehen, daſs dieser Turban dein weises Haupt ziere, als das meine — so wie jenes Schwert mit mehrerm Recht an der Hüfte des gerechten Richters dräut. Ich bitte dich, laſs mich deine Gunst nicht durch ein Miſsverständniſs verlieren, das ich nicht zu erklären weiſs. Nur der Khalife kann solche Geschenke machen!“

Hierauf entfernte sich Hagul demüthig, und Giafar hielt sich, weil es ihm so gefiel, an den Gedanken: es sey möglich, daſs der Khalife, von seiner strengen Gerechtigkeit und Weisheit unterrichtet, ihm durch Hagul dieses Geschenk gemacht habe, weil er ihm aus Haſs gegen das Andenken seines Vaters keine öffentliche Gunst erzeigen wollte.

12.

Der Barmecide saſs zu Gericht, und Hagul trat mit einer Klage vor ihn gegen den Greis Harmodas, den Abkömmling der ehemaligen Herrscher des arabischen Iraks, den einer der vorigen Khalifen in Schutz genommen und mit groſsen Gütern beschenkt hatte, damit er seines Ursprungs würdig leben könnte.

Die Klage lautete:

„Der Greis Harmodas sey ein Feueranbeter.“ Dieſs zu beweisen führte Hagul zwey Zeugen hervor, die ihn nach ihrer Aussage in einem dicken Walde unweit Bagdad diese Abgötterey hatten treiben sehen. Er forderte hierauf vermöge des Gesetzes des jetzt lebenden, groſsen und gerechten Khalifen, als Ankläger, das ganze Vermögen des Beklagten. Über dieſs, setzte er hinzu, spricht eben dieses weise Gesetz jedem das Leben ab, den man bey dem Feuerdienst ergreift. Gott will es! der Prophet will es!

Das Volk schrie: Gott will es! der Prophet will es!

Giafar erschrak heftig über diese Anklage, von einem Manne, mit dem er in einer solchen Verbindung stand, und sein Herz oder sein Gewissen lispelte ihm zu, es sey nicht richtig damit. Er erbebte, als die Zeugen ihre Aussagen beschwuren. Da er anfing seine Zweifel über den Vorfall za eröffnen, griff Hagul wie aus Zerstreuung, aber mit sehr redender Geberde an seinen Turban und sein Schwert. Das Volk schrie: „Abgötterey! vollziehe das Gesetz! er ist ein Syrer, und Zeugen haben geschworen!“ Giafar zitterte; aber er muſste nun dem Rechte seinen Lauf lassen.

Der Beklagte, ein bebender Greis, von seinen zwey blühenden, hoffnungsvollen Söhnen unterstützt, wankte vor Giafars Stuhl. Man theilte ihm die Anklage mit, und er antwortete in dem Tone eines Mannes, der schon einer andern Welt zugehört, der es verschmäht, am Rande des Grabes über Angelegenheiten der Erde zu reden.

Harmodas. Giafar, du stammst aus königlichem Blute, wie ich! Deine Vorfahren verloren den Thron Persiens, die meinen die Herrschaft über den arabischen Irak. Du und ich, deine und meine Verwandten, leben durch die Gnade der Sieger über unsre Väter! Noch mehr, du bist ein Barmecide, und wirst diesen groſsen Namen durch keinen ungerechten und übereilten Ausspruch entehren. Nie hat sich einer deines Geschlechts eines solchen Verbrechens schuldig gemacht. In mir siehst du einen abgelebten Greis, der nur dann wieder leben wird, wenn er diese Hülle abgeworfen hat, darum kann ich dir nur danken, wenn du mich schneller, als der langsame Tod, nach dem Ort beförderst, nach dem ich mich sehne; aber ich bin es diesen meinen blühenden Söhnen schuldig, deine Gerechtigkeit aufzufordern. Es würde ein leichtes seyn, dir zu beweisen, daſs es meine von dem Khalifen geschenkten Güter sind, die diese Anklage gegen mich hervorbrachten. Auch könnte ich anführen, es sey unmöglich, daſs ich, ein Abkömmling der Beherrscher des arabischen Iraks, welche die Abgötterey mit dem Schwerte verfolgt haben, mich einer solchen Thorheit schuldig machen sollte. Doch warum soll ich deiner Weisheit vorgreifen? Nur dieses betheure ich, bey Gott und dem Propheten, daſs ich seit zehen Jahren, wegen Entkräftung des Alters, keinen andern Schritt aus meinem stillen Hause gethan habe, als vor deinen Richterstuhl. Auch dachte ich nie mehr vor einem weltlichen Richter zu erscheinen. Sieh mich an, erwäge und richte! Meine Wangen, die durch keine Handlung meines Lebens beschämt sind, sollen es nun nicht durch unwürdiges Bitten werden. Verdammst du mich, so mögen diese Jünglinge, die einzigen Zweige groſser

Männer, durch Muth und Weisheit zu erwerben suchen, was ihnen deine Ungerechtigkeit raubt, und gelingt ihnen auch dieses nicht, so werden sie sich nach dem Beyspiel deines edlen Vaters ihrem Schicksal ohne Murren unterwerfen, das, wenn es auch den Tugendhaften gänzlich niederwirft, ihm doch die Kraft nicht nehmen kann, sich über es selbst zu erheben.

Diese letzten Worte besonders gruben sich mit flammendem Griffel in Giafars Herz; aber das Volk, das den Greis Harmodas wegen seiner Reichthümer haſste, murrte; die Zeugen, die nochmals und zwar beym Leben des Khalifen schwuren, besonders die wiederholten Geberden und Bewegungen Haguls betäubten ihn. Er sprach mit bebender Stimme, als spräche er sein eignes Todes-Urtheil:

„Das Gesetz des Khalifen verdammt dich; die Barmeciden sind darum gerecht, weil sie das Gesetz erfüllen und ihm gehorchen. Die Wahrheit besteht aus der Zeugen Mund. Ich kann nur dein Schicksal beweinen.“

Das Volk schrie: O des gerechten Richters!

„Beweine das deinige!“ rief der Greis; „führt mich zum Tode, und meinen Ankläger in meine Wohnung!“ Er lehnte sich auf seine Söhne.

Eben wollten ihn die Gerichtsdiener seinen Söhnen entreiſsen, und schon wandte sich Hagul mit seinem Gefolge nach Harmodas Wohnung, als der Statthalter mit Ahmet durch die Menge drang.

Ahmet rief mit einem schrecklichen Tone: „Noch ist das Gericht nicht geschlossen, ihr Männer von Bagdad! Steige herunter von deinem Sitze, Barmecide, und laſs einen unbestochnen Richter deine Stelle einnehmen. Stehe indessen zu meinen Füſsen, und schwitze Todesangst unter deinem reichen Turban.“

Giafar senkte seine Augen zur Erde, um den Blick des Strengen zu vermeiden.

Hierauf lieſs Ahmet einen der Zeugen entfernen, und forderte den andern auf:

Sage, wahrhafter Zeuge, in was für einem Walde hast du den Greis Harmodas den Feuerdienst begehen sehen?

Erster Zeuge. In einem Eichen-Wald.

Ahmet. Merkt dieſs, ihr Männer von Bagdad! — In welcher Gegend? Gegen Mittag, Abend, Mitternacht oder Morgen?

Erster Zeuge. Gegen Abend.

Ahmet. Wie weit von Bagdad?

Erster Zeuge. Eine Parasange mag es seyn.

Ahmet. Entferne dich.

Der zweyte Zeuge trat vor.

Ahmet. Sage, wahrhafter Zeuge, in was für einem Walde hast du den Greis Harmodas den Feuerdienst begehen sehen?

Zweyter Zeuge. In einem Fichten-Wald.

Ahmet. Merkt dieſs, ihr Männer von Bagdad! — In welcher Gegend? Gegen Mittag, Abend, Mitternacht oder Morgen?

Zweyter Zeuge. Gegen Morgen.

Ahmet. O des wahrhaften Zeugen! — Wie weit von Bagdad?

Zweyter Zeuge. Drey Parasangen, wenigstens.

Ahmet. O der wahrhaften Zeugen, und des gerechten, weisen Richters! — Männer von Bagdad, schämt euch eures Frohlockens über den Tod eines Unschuldigen, den ihm ein bestochener Richter zuerkannt hat. Was vernehmt ihr nun aus der widersprechenden Aussage dieser falschen Zeugen? Seht ihr nicht, daſs es von Hagul erkaufte Sklaven aus nördlichen Ländern sind, die nicht einmal die Gegend eurer Stadt kennen? Ihr alle wiſst, daſs zwey Tagreisen von Bagdad kein Wald zu finden ist; ihr alle wiſst, daſs weder Fichten- noch Eichenwälder in euren Gegenden sind, und gleichwohl haben sie den edlen Harmodas, der eine in einem Eichen-, der andre in einem Fichtenwald, und zwar ganz nah von hier, den Feuerdienst begehen sehen? Falsche Zeugen, schon liegt das Schwert der Gerechtigkeit auf eurem Nacken!

Die Zeugen fielen nieder, bekannten: Hagul habe sie zu dieser Aussage erkauft, und baten für ihr Leben.

Das Volk rief: O des weisen Ahmets! o des weisen Ahmets!

Ahmet. Statthalter, richte die Schuldigen, die falschen Zeugen, den bestochenen Richter, und den der ihn dazu machte. Dieser Turban und dieses Schwert sind Haguls, und sprechen des unwürdigen Barmeciden Urtheil. Er verschwand.

Statthalter. Dank sey es dem weisen Ahmet, der diese schreckliche That verhindert hat, womit du, nachdem ich dich aus Vertrauen auf deinen Namen und deine Tugend zum Richter gesetzt habe, diese Stadt beflecken wolltest. Du hast den Tod verdient den der edle Harmodas leiden sollte; doch Asien soll nicht sagen, Bagdad habe das Blut eines Barmeciden vergossen. Deine Ahnen haben auch uns Gutes gethan, so entweiche ihr unwürdiger Enkel, mit Schande belastet, von unserm Boden. Du, Hagul, verlasse unsre Stadt vor Untergang der Sonne, du bist ein gefährlicher Bürger. Die falschen Zeugen richte das Gesetz!

Das Volk jauchzte, drang sich zu dem Greise, und liebkoste den, welchen es einen Augenblick vorher mit groſser Freude verurtheilen hörte.

Der Statthalter gab Hagul, ganz gegen unsre Gebräuche, den Turban und das Schwert zurück. Giafarn lieſs er einen Beutel reichen, und das Volk stieſs ihn unter Vorwürfen aus dem Thor Bagdads. Die Thränen liefen über seine Wangen, die Schaam drückte seine Augen zu Boden, und sein Herz zersprang unter der Last der verdienten Vorwürfe.

13.

Kaum war Giafar in einiger Entfernung von Bagdad, so vertrockneten seine Thränen, so verschwand seine Schaam. Der Zorn gegen Ahmet erwachte und erfüllte sein Herz so gewaltig, daſs er all sein Unrecht vergaſs, und sich abermals nur an das hämische Betragen, das rastlose Verfolgen dieses ihm unbegreiflichen Menschen hielt. Nur ihn sah er als die Quelle seines Unglücks an, und betrachtete ihn wie ein Ungeheuer, das unablässig über ihn herschwebte, den Augenblick ablauernd, wo es eine Tücke seiner Bosheit an ihm ausüben möchte.

Sein Gespräch sah er als eine Falle, ein Gewebe der Bosheit an, um ihn in ein endloses Gewühl von Schande und Ungemach zu verwickeln. Ja, er glaubte in seinem Betragen nichts anders als einen Plan zu entdecken, wodurch er ihn zwingen wollte, ein System anzuerkennen, dessen Irrthum er durch sein Betragen allein sattsam bewiesen. Seine Eigenliebe brachte ihn selbst völlig aus dem Spiel, und er rief mit Unmuth:

„Wohin ich trete, legt er mir eine neue Falle — verwirrt meinen Verstand, unterwirft sich mein Herz, und dieſs mit einer Macht, daſs ich bey seiner Erscheinung selbst der Rache vergesse, die ich, sobald er ferne ist, in meinem Busen kochen fühle. Er der Geheimniſsvolle ist es, der alles anzettelt, meine Entwürfe vereitelt, und meine guten Absichten ins Scheuſsliche umändert!“

Da er nun auf diesem Seitenwege von der Betrachtung seines innern Selbsts abgekommen war, so ward es ihm leicht, der letzten Geschichte, wo nicht eine unschuldige, doch eine ganz erträgliche Wendung zu geben. Nur der Turban und das Schwert machten ihn noch zu Zeiten erröthen. Er faſste abermals den Entschluſs nach Hause zu gehen, sich einzusperren, allen Menschen zu entsagen, und auf ewig den Anblick des Gefährlichen zu fliehen, der nie anders erschien, als ihn von der Höhe, die er durch seine Klugheit und den Ruhm seines Namens erstiegen, herunterzustürzen.

Eine heranziehende Karavane machte seinen Betrachtungen ein Ende. Er machte sich auf, nahte dem

Führer derselben, und bat um die Erlaubniſs, sich anschlieſsen zu dürfen. Der Führer erwiederte: „Sey willkommen, ein Mann wie du, kann den Menschen, zu denen er tritt, nur Segen bringen. Geselle dich zu uns, und wenn wir nach meiner Heimath in Samarcand kommen, will ich dich aufnehmen, wie du es verdienst.“

Giafar sagte in seinem Herzen: so kennt mich denn der ganze Erdboden; doch wie gefährlich ist es, einen Namen zu führen, von dem man so viel erwartet, besonders, wenn sich ein so rastloser, mächtiger Feind gegen uns verschworen hat. — Woher kennst du mich? Hab' ich doch nie dein Angesicht gesehen?

Der Führer mit Ehrfurcht. Du bist einer der Barmeciden!

Ein Barmecide! rief der ganze Zug; unsre Reise ist gesegnet.

Hierauf sagte ihm der Führer, er nenne sich Nagor, sey einer der reichsten Kaufleute in Samarcand, kehre mit dieser Karavane heim, und würde sich für glücklich halten, seine Schätze mit ihm zu theilen, da er sein erstes Glück dem Barmeciden, Jahiah Saffah, dem Vizir des Khalifen Hadi zu danken habe. Ach, setzte er hinzu, sollte ich jemals so glücklich seyn, seinen Sohn zu finden, der, wie ich höre, vor der Rache des Khalifen flieht —

Giafar. Binde dich nicht zu stark, Nagor — du siehst ihn hier vor dir, und er bittet dich um Schutz.

Nagor drückte ihn an seine Brust und vergoſs Thränen der Freude. Jedermann nahm Theil an seiner Rührung, und Giafar sammelte sich wieder zur Ruhe.

Als die Karavane in Samarcand ankam, räumte ihm Nagor die prächtigsten Zimmer seines Hauses ein, öffnete ihm seine Schätze und machte ihn zum Herrn derselben. Dann führte er ihm seine Familie und Hausgenossen vor. Seine Tochter, in welcher er Fatimen zu sehen glaubte, so sehr glich sie ihr, machte einen starken Eindruck auf ihn, und erweckte alle Gefühle, die ihm jene eingeflöſst hatte. Dem Vater entging dieses nicht. Einige Worte, die sie sprach, trieben die Täuschung beynah bis zur Wirklichkeit; Giafar glaubte Fatimen zu hören und zu sehen, und mit Freuden nahm er den Antrag an; der Sohn des reichen Nagors zu werden.

14.

Nagor sah sich nicht gezwungen, seinem Schwiegersohn den Antrag zu wiederholen, er möge seine Schätze brauchen, wie die seinigen. Er griff ohne Maaſs und ohne zu zählen hinein, um seinem Namen Ehre zu machen, und verwickelte sich in ein groſses Gewühl von Geschäften, Unternehmungen und Ergötzlichkeiten. Er baute die prächtigsten Landhäuser, die schönsten Gärten, und legte ein Harem an, das, wie er sich schmeichelte, alle Harem in Asien an Pracht und Wollust-einflöſsenden Gegenständen übertreffen sollte. Schon sah er es aus dem Boden empor steigen, schon erhandelte er die schönsten Sklavinnen, um es zu bevölkern, versah sich mit Mohren, Verschnittenen, kaufte was zu kaufen war, und Nagors Schatz war noch nicht leer. Er selbst sah ihn bald ganz als den seinigen an, da ihn Nagor, wie er es selbst bekannte, seinem Vater zu verdanken hatte.

Unter diesen Ergötzlichkeiten und Geschäften vergaſs er seiner Gemahlin, so sehr sie auch der lieblichen Nichte glich, und trieb die Kälte und Nachlässigkeit gegen sie auſs äuſserste.

Was ihn endlich an ihr Daseyn erinnerte, war die Nachricht eines Mohren, der ihm vertraute, der Sohn des Mufti habe geheime Zusammenkünfte mit ihr und tröste sie über seine Vernachlässigung. Diese Nachricht setzte ihn in Flammen, nicht als fühlte er dadurch seine Liebe beleidigt, nur der Gedanke empörte ihn, daſs sie einen solchen Menschen einem Barmeciden vorziehen könnte, um deſswillen eine Kayserin sey ermordet worden. Ergrimmt gab er dem Mohren den Auftrag, sie zu belauschen, und ihn selbst von ihrer ersten Zusammenkunft zum Zeugen zu machen. Um ihn dazu Muth zu machen, gab er ihm ein kostbares Kleinod, mit der Versichrung, weiter für ihn zu sorgen. — Der Mohr säumte nicht. Er schlich zu Giafar und lispelte ihm zu: „So eben hat sich der Sohn des Mufti durch eine dir unbekannte Pforte zu deiner Gemahlin in eine Laube geschlichen.“ Giafar steckte einen Dolch in seinen Gürtel, und folgte dem Mohren in heftiger Bewegung. Leise schlich er nach der Laube und glaubte seine Gemahlin mit einem Manne in einer vertraulichen Lage zu sehen, drang wüthend hinein, und stieſs ihr den Dolch in die Brust. Er zog ihn aus ihrem Busen, wandte sich nach ihrem Buhlen, ihn ihr nachzusenden, und entdeckte die vertraute Sklavin seiner Gemahlin, die ihn aufforderte, sie mit ihrer edlen Gebieterin im Tode zu vereinigen. „Grausamer," sagte sie, „sieh hier an ihren starren Augen die Thränen, die sie wegen deiner diesen Augenblick geweint hat." — Giafar sah sich nach dem Mohren um, ihn in seiner Wuth zu vernichten. Dieser war schon entflohen, und schrie durch das Haus und alle Straſsen: „Der Barmecide hat seine unschuldige Gemahlin ermordet!"

Noch stand Giafar in starrer Verzweiflung bey der Leiche seiner Gemahlin, als der Kadi, die Gerichtsdiener und der unglückliche Vater eintraten. Er fiel seinem Wohlthäter zu Füſsen, gestand das Verbrechen, das er aus einem Irrthum begangen, und überlieferte sich den Gerichtsdienern, die ihn wegführten. Der Vater rief ihm nach: „O Barmecide, deine Ahnen brachten den Menschen Segen, du bringst ihnen Fluch. Du hast in mir einen Vater gefunden und machst mich kinderlos. Die Rache wird dich ereilen!"

Giafar fuhr in seine Brust und wüthete mit grimmiger Faust gegen sich selbst. Als er in das grauenvolle Gefängniſs trat, überfielen ihn die Schrecken des ihm schon angekündigten Todes.

„Ahmet, du siegst, und ob du dich gleich nicht zeigest, so fühle ich doch, daſs dieſs dein Werk ist. Du hast mich meiner stillen Wohnung entrissen, wo ich nur der Tugend und ernsten Betrachtung lebte, daſs ich hier als Mörder eines schmählichen Todes sterbe! Von dem unglücklichen Augenblick, da ich auf deine schimmernden und täuschenden Gespräche horchte, entspann sich der Faden meines Elends! Du entlocktest mich der einsamen Tugend, damit ich von den Umständen und dem Betrug der Menschen gezwungen, von Laster zu Laster eilen, und mir eine Last auf die Seele laden möchte, die kein fühlendes Wesen ertragen kann. Ich bin nicht Herr meiner Tritte, das unwiderstehliche Schicksal reiſst mich fort, ich beginne mit Tugend, labe mich an der Hoffnung ihrer nahen, schönen Früchte, und in dem Augenblick, da ich sie pflücken will, verwandelt sich alles in ein scheuſsliches Gespenst, und die Früchte werden mir selbst zu Gift. War es nicht ein elender Sklave, der meine Hand zu diesem raschen Mord bewaffnete? Muſst' ich nicht die Schande rächen, womit man mein Ehebett zu beflecken drohte? Erlaubt es nicht das Gesetz? Konnte ein Barmecide diesen Flecken an sich tragen? — Ach, sie glich Fatimen!"

Bey dieser Vorstellung flossen seine Thränen. Plötzlich schlugen die bekannten Wachteln auf dem eisernen Gitter des Gefängnisses. Kaltes Entsetzen rann bey ihrem Ruf durch seine Glieder. Der Mord, den er am Hofe des Kaysers von Indostan veranlaſst hatte, stellte sich mit allem Schauder vor seine Seele. „Die Rache rauscht heran," schrie er mit dem schneidenden Ton der Verzweiflung; „der schallende Ruf dieser Unglücksboten verkündigt sie mir. Es ist der Ruf zur Wiedervergeltung — zum Tod! o daſs er mich schon ergriffen hätte!"

Ein Bote trat ein und verkündigte ihm, er müsse nach Untergang der Sonne sterben. Er sank zurück, die kalte Vernichtung schlang sich um seinen Leib und drang bis in sein Herz. Dicke Tropfen rannen von seinen starren Augen. Er wollte sich dieser schauerlichen Empfindung entreiſsen, schlug mit bebender Hand an sein Herz, und forderte es vergebens zu dem Muth auf, den seine Thaten längst erstickt hatten. Die wenige Kraft, die er fassen konnte, nutzte er, den vermeynten Urheber aller seiner Verirrungen zu verfluchen. Darauf sank er gleich dem Verbrecher hin, den sein Gewissen mehr drückt, als die Gewalt des Ausspruchs des Blutrichters.

Schwach erleuchtete auf einmal eine Lampe den Kerker. Giafar glaubte, der Henker trete herein, er seufzte ein Ach, das an den Mauern hinschlich, wie das Stöhnen eines geplagten Geists. Der Anblick eines langen hagern Mannes, der rasch auf ihn zutrat, bestärkte ihn in seiner Meynung. Die Spitze einer krummen Habichtsnase sank in seine Oberlippen. Grau mit schwarz vermischte Augenbraunen zogen sich in einem vollen Halbzirkel um ein paar kleine Augen, die ein wildes, unstätes Feuer schossen. Seine Wangen hingen ganz ausgetrocknet auf den scharfen Knochen.

Giafar mit zitternder Stimme. Vollziehe schnell deinen Befehl, ich bin bereit zu sterben.

Der Hagre hielt ihm seine Lampe vor das Gesicht, betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit, und sagte:

„Sterben — Barmecide, du wirst jetzt nicht sterben! Die Züge deines Gesichts bekräftigen mir, was ich so eben wegen deiner in den Sternen gelesen habe. Gedenke des armen Schemi, der dir in einem düstern Gefängnisse mitten unter den Schrecken eines unvermeidlich scheinenden Todes verkündigt, daſs du den Thron der Khalifen besteigen, dich an allen deinen Feinden rächen und das Reich erweitern wirst.

Giafar. O spotte nicht des Unglücklichen!

Schemi. Werde ich dessen spotten, den mich die Sterne anzubeten gebieten? Ich sage dir, Barmecide, der nahen Todesgefahr zum Trotz, deinem Feinde und Verfolger zum Trotz, wirst du durch deine Tapferkeit der Khalifen Thron besteigen; doch darüber mehr, wenn wir in Freyheit sind. Nun ist keine Zeit zu verlieren; in wenigen Augenblicken werden die Männer erscheinen, die dich erdrosseln sollen. Ihnen zuvorzukommen, deinen Wächtern zu entfliehen, hab' ich einen Plan entworfen.

Giafar. Unmöglich!

Schemi. Vernimm, und verehre den erhabenen Schluſs des Schicksals. Vor deinem Gefängniſs wartet ein junger Derwisch, der vor deiner Hinrichtung mit dir beten soll. Wir ziehen ihm die Kleider aus, bedecken dich damit, ihn mit den deinigen, binden ihn, entfliehen, man wird ihn für dich halten und ihn erdrosseln, und du eilst nach dem Thron der Khalifen.

Giafar fährt zurück. Wie! einen Unschuldigen an meiner Stelle für eine That erdrosseln zu lassen, die ich begangen habe, die ich büſsen muſs!

Schemi. Das Schicksal des Derwisches spricht: er soll eines gewaltsamen Todes sterben! das deinige:

du sollst Khalife werden und durch deine Tugend und Tapferkeit alle Völker besiegen und beherrschen. Hast du vergessen, daſs deine Väter über Persien herrschten? Das Schicksal hat sie von dem Thron gestoſsen, um dich mit gröſserm Glanze darauf zu setzen. Zerreiſse das Gewebe deines Geschicks nicht durch Schwächlichkeit; doch du vermagst es nicht, es zwingt dich, seinen Willen zu erfüllen. Was ist das Leben eines Derwisches gegen das Leben eines Mannes, der Völker beglücken soll? Es ist wahr, dieser Derwisch betet für Allmosen, um seine Mutter und Geschwister zu nähren — laſs sie hungern; oder die Reichen ihnen von ihrem Überfluſs geben. Wir müssen leben. Was ist dem, der ertrinken soll, das Leben dessen, der ihn rettet — er eilt nach dem glücklichen Ufer, und sieht sich nicht eher nach seinem Retter um, bis er selbst auſser Gefahr ist.

Die Weissagung des Sterndeuters, die Furcht vor dem Tode, lösten schnell Giafars Zweifel. Er entkleidete sich eilend. Der junge Derwisch trat herein, und als er sich in die Stellung eines Betenden niederlieſs, überfielen sie ihn, entkleideten ihn, stopften ihm den Mund zu, legten ihm Giafars Gewand um, und Giafar warf sich in die seinigen. Dann zog der Sterndeuter einen Strick aus der Tasche und sagte Giafarn ins Ohr: „Besser wir erdrosseln ihn selbst, man wird glauben, du habest dir Gewalt angethan, dieſs verhindert die mögliche Entdeckung des Betrugs und rettet uns von den Verfolgern der Gerechtigkeit. Halte seinen Nacken; in den Sternen steht, er soll eines gewaltsamen Todes sterben, und du Khalife werden.“ Giafar bat um des Derwisches Leben. Schemi antwortete: „Eine kurze Frist wird sein Schicksal nicht verbessern, in einigen Augenblicken thut der Henker, was wir nun thun: und wenn man den Betrug entdeckte und uns nachsetzte?“

Giafar hielt den Nacken des Unglücklichen — wandte sein Angesicht weg, der Sterndeuter zog den Strick zusammen — der Derwisch erstarrte, und seine Henker entflohen.

15.

Die Freude sich gerettet zu sehen, machte Giafarn schnell die Art vergessen, womit es geschehen war. Die Weissagung des Sterndeuters, der Gedanke, Ahmet, sein Verfolger, lasse endlich von ihm ab, weil er bey den letzten tragischen Vorfällen nicht erschienen, erfüllten abermals sein Herz mit Hoffnung einer glänzenden Zukunft. Er floh mit dem Sterndeuter über Berg, durch Thal, Wald und Einöde.

„Wirf dich links, Barmecide,“ rief ihm der Sterndeuter zu; „ich wittere von der Spitze jenes dunkeln Waldes her ein Feld mit Leichen bedeckt, ein Fraſs für die Vögel des Himmels und die Thiere der Erde. Zwey räuberische Stämme haben hier dem Tod ein Mahl aufgetischt, da sie uneins wegen der Beute wurden, die sie aus einer von ihnen verbrannten friedlichen Stadt schleppten. Laſs sehen, ob noch etwas Geschmeide an ihren Leichen zu finden ist. Du sollst die Kleider eines Vornehmen anziehen, der Kittel des Derwisches ist kein Anzug für den künftigen Beherrscher Asiens.“

Giafar folgte seinem Befehl. Sie fanden das Feld mit blutigen Leichen bedeckt, wie der Sterndeuter gewittert hatte.

„Hier ist wenig zu plündern,“ schrie der Sterndeuter verdrüſslich; „die Sieger haben die Überwundenen ausgezogen. Sie liegen alle da, wie sie die Natur ins Leben gestoſsen hatte. Gewöhne dich an diesen Anblick, Giafar, wenn du einst über Menschen herrschen willst. Über so geschmückte Felder eilt der Held zum Tempel der Unsterblichkeit. Tritt frisch zu, und scheue das Blut nicht, das deine Füſse netzt, es ist der Thau, der die Pflanze des Ruhms auftreibt. Tod, sprach die Natur über alle ihre Söhne aus, erfülle ihren Ausspruch, gleichviel ob die Sichel die Ähre vor der Reife wegschneidet. — In jenem Gebüsche seh' ich einen Schimmer — es ist ein Krieger, der prächtig gekleidet zu seyn scheint. — Eile zum Ziel, Giafar, und schnell, ehe dich die Zeit ermüdet!“ —

Giafar eilte nach dem Gebüsch, Schemi folgte ihm, riſs dem entdeckten Krieger das Schwert von der Seite und gab es Giafarn in die Hand: „Dieses soll dir den Thron der Khalifen erwerben und mit dem Blute deiner Feinde geschmückt werden. Stille Tugend löst den Mann auf, nur Tapferkeit ist sein Werth und Preis.“ Giafar empfing das Schwert, und fuhr zurück, als er es für eben dasselbe erkannte, womit ihn Hagul bestochen hatte. Der Sterndeuter lächelte: „Ich sehe, es ist dir bekannt, nun so wisse, es war für dich von dem Schicksal geschliffen. Mit Recht besaſsest du es einst; mit zwiefachem Rechte besitzest du es nun. Zertheile Reiche damit, damit dein erhabener Geist sie zu einem groſsen Ganzen zusammenfüge. Wer groſs werden will, muſs in den Menschen nur Feinde und Sklaven sehen!“

Hierauf reichte er ihm einen Turban hin: Fährst du auch vor diesem zurück, so laſs dich lieber von Ahmet leiten, der deine aufstrebende Kraft zu zermalmen strebt. Besser, bedecke dein Haupt damit. Der Strauſs an des Khalifen Turban, aus Edelsteinen gebildet, wird ihn einst besser zieren, als dieses Diadem von Perlen. Lege dieſs Gewand an, und dann wirf einen Blick auf diesen Elenden. So mag es allen deinen Feinden ergehen. Dieser hier hat Hagul des Schwerts und des Turbans halber ermordet, so erreicht die Rache den Ungerechten. Wirf ihr ein stärkres Bollwerk entgegen!“

Giafar wollte sich in Bemerkungen über diese Vorfälle einlassen, als ihn das nahe Wiehern einiger Pferde unterbrach. „Horch,“ sagte Schemi, „sie fordern den Helden in's Schlachtfeld!“ Sie eilten nach dem Ort, woher das Wiehern kam, und fanden zwey zum Kriege gerüstete Pferde, schwangen sich darauf, und sausten über das blutige Schlachtfeld davon. Auf einmal befanden sie sich unter dem Gewühl eines versammelten Heers. „Glück zu, ihr Krieger,“ rief Schemi, „der

Barmecide, der Abkömmling der alten Könige Persiens, bringt euch Sieg!“

Man empfing Giafarn mit brüllendem Freudengeschrey, das in der düstern Einöde erschallte. Der Führer lud ihn auf einen Zug gegen einen feindlichen Stamm ein, der vor einigen Tagen viele von den ihrigen erschlagen hätte. „Noch liegen sie dorten unbegraben,“ setzte er hinzu, „und sollen es bleiben, bis ihre herumschwebenden Geister gesehen haben, wie wir sie rächen.“

Giafars Blut wallte bey dem Anblick dieser wilden Schaar. – Des Sterndeuters Weissagung zeigte sie ihm als Werkzeuge seiner künftigen Gröſse, und er griff kühn in das Heft seines Schwerts. Der Sterndeuter raunte ihm ins Ohr: „es sind Tatarn, Feinde des Khalifen und der Perser!“ Ein blutgieriger Blick war die Antwort, die er dem Führer gab. Er sprengte zum Vortrapp, die Schaar brauste über die Haide, und machte nicht eher Halt, bis sie den feindlichen Stamm erblickte.

Dann schrie der Sterndeuter: Tod dem Heer, das der Barmecide angreift! Die Schaar wiederholte es, und Giafars Schwert wüthete unter den Feinden, wie die Sichel des Todes. Je mehr er Blut flieſsen sah, je gieriger ward er, zu vergieſsen. Jeder Schwertschlag sollte ihm den Weg zum Thron, auf welchen er nun seine Ansprüche so gerecht als feurig fühlte, öffnen. Der Feind floh, und noch schnaubte er auf dem blutigen Schlachtfelde. Die Tatarn erstaunten über seine Wuth und seine Thaten, nahten ihm wie einem höhern

Wesen, knieten vor ihm nieder, baten ihn, ihr Führer zu werden, und forderten ihn auf, sie gegen neue Feinde anzuführen. Er antwortete: „Wenn ihr mir gelobt zu folgen, wohin ich euch führe, so will ich euer Haupt seyn!“ Sie jauchzten ihm zu, und der Sterndeuter rief: „Persien ist euer!“

16.

Giafar wüthete in Zerstörung fort. Sein Ruhm stieg unter dem Moder der Leichengefilde empor. Er überwand, wohin er zog, und bildete aus den wilden überwundnen Stämmen ein Heer, das Asien den Untergang drohte. Nun stellte er sich an die Spitze desselben, um die Weissagung Schemi's zu erproben, und fand sein blutiges Unternehmen durch den Gedanken gerechtfertigt, er räche durch den Tod des Khalifen seinen edlen Vater. Diesen Gedanken theilte er seinem Heere mit, und warf ihnen die reichen Städte und Schlösser als Lohn ihrer Tapferkeit hin. Hierauf drang er in Persien ein, ohne daran zu denken: der Boden, den er verheerte und mit Blut befleckte, habe ihn getragen und genährt. Als der Khalife Hadi vernahm, der Sohn Jahiah Saffahs sey mit einem Heer Tatarn in Persien eingefallen, sammelte er seine Völker und zog ihm entgegen. Es zerflog wie Staub, den der Sturm über die Haide treibt, vor dem Schwerte Giafars. Man führte ihm den gefangenen Khalifen vor, der sich vor ihm niederwarf und um sein Leben flehte. Der Sterndeuter lispelte Giafarn zu: „Durch sein, seiner

Brüder und Kinder Leben, geht der Weg zum Thron! das Blut seiner Sklaven hat dein Schwert befleckt, reinige es nun durch das seinige."

Giafar rief: „Mein Vater, heute rächt dich dein Sohn!" und mit diesen Worten spaltete er den Schädel des Khalifen, daſs das Gehirn die Umstehenden bespritzte. Triumphirend zog er in die Hauptstadt ein; glühend in Haſs, Wuth und Rache setzte er sich auf den Thron der Khalifen. Sein Herz genoſs und höhnte die Perser, die im Staube vor ihm lagen. „Komme, nun, Ahmet," sagte er in seinem Stolze, „und störe das Werk des groſsen Barmeciden!" Seine Krieger breiteten sich aus, wie eine fressende Seuche, und Giafar herrschte, als wollte er mit dem ganzen Menschengeschlecht enden.

Seine Abgesandten hatten schon vor seiner Ankunft die Kinder und Brüder des Khalifen ermordet, ohne des Säuglings zu schonen. Nur eins war, was Giafarn noch quälte. Haroun, der älteste Bruder des Khalifen, durch kriegerische Thaten berühmt, war nicht zu finden. Er lieſs seine Mutter vor sich führen, und drohte ihr mit den schrecklichsten Martern, wenn sie den Aufenthalt ihres Sohns nicht entdecken würde. Unerschrocken antwortete sie: „Giafar, Sohn Jahiah Saffahs, dein Wille geschehe. Der Tod stand auf meiner Seite, als ich ihn gebar, werd' ich ihn jetzt fürchten, da ich den Erwachsenen erhalten kann!"

Seine Wuth und Drohungen vermochten nichts über sie. Er lieſs sie fesseln, und sie sagte: „Haroun, der Abkömmling des Propheten, wird dich von diesem

Thron stürzen, den du mit Verwüstung deines Vaterlandes bestiegen hast!“

Giafar. Thörichtes Weib. Stieſsen nicht deines Sohnes Vorfahren die meinigen eben so gewaltsam von dem Throne, auf welchem ich, ihr Enkel, nun wieder sitze? So wollten es die Rache, die Vergeltung und das Schicksal!

17.

Da nun Giafar vernahm, der Vizir herrsche noch immer im Namen des Kaysers über Indostan, so bot er abermals sein Heer auf. Er schnaubte, den Mord Astarte's an dem Kayser zu rächen, und noch mehr entflammte ihn die Begierde, ganz Indostan zu erobern, und dann seine Siege so weit zu verfolgen, bis ihm Asien und Afrika huldigten. Den Sterndeuter lieſs er zurück, setzte die Vornehmsten der Tatarn den Provinzen vor, gab ihnen den Auftrag, Haroun aufzusuchen, und ihn zu ermorden, sobald sie ihn ergreifen würden.

Schrecken, Tod und Verwüstung gingen vor seinem Heer einher. Er lächelte zu den Gräueln von seinem Pferde herunter, und sah sie als Mittel zu seinem groſsen Zweck an.

Als der Vizir des Kaysers von Indostan die Schreckenspost vernahm, sah er sich schon als ein Opfer der Rache Giafars an. Der Kayser bebte nicht weniger, denn er hatte das Schicksal des Khalifen erfahren. Seine Furcht erweckte den erloschnen Muth des Vizirs; er sammelte ein Heer und führte es Giafarn entgegen.

Giafar frohlockte, da er die Stunde nahen sah, die ihm seine Feinde in die Hände liefern sollte. Die Indostaner ertrugen seinen Angriff nicht, alles floh. Giafars Schwert, die Schwerter seiner Krieger wütheten unter den Fliehenden. Schon freute er sich des Siegs, schon warf er sich mit seinem Heere auf die Landstraſse nach der Hauptstadt in Tumult, Gesause und Unordnung. Auf einmal hörte er den Ruf der bekannten Wachteln, die sich auf der Spitze der Fahne, die man vor ihm hertrug, niedergelassen hatten. Wie ein unerwarteter Donnerschlag fuhr er durch seine Seele. Ein Schrey des Vortrapps: „es nahe ein neues feindliches Heer!“ vermehrte seine Bestürzung; doch faſste er sich und gab das Zeichen zur Schlacht.

Das kleine feindliche Heer nahte entschlossen. Schon trieb Giafar sein Pferd an und wollte nach seiner Weise einbrechen, als er Ahmet an der Spitze der Feinde mit bloſsem blinkenden Schwert entdeckte. Er erstarrte — sein Arm sank — das furchtbare Schwert zitterte in seiner Hand. —

Ahmet stürzte mit seiner Schaar an. Die Krieger, die Giafars Schrecken gewahr wurden, wichen, und theilten den andern ihre Furcht mit. Als Giafar dieses wahrnahm, raffte er seine Kraft zusammen: „Sieg folgt dem Barmeciden!“ rief er. „Nur gegen den feindlichen Führer wendet eure Schwerter, und alles ist unser! Er ist Giafars Feind!“ Seine Krieger blickten nach Ahmet und schrieen: „Wer kann des weisen Ahmets Anblick ertragen, der Engel des Todes begleitet ihn, und er führt das Schwert der Gerechtigkeit.“

Ahmet rannte gegen Giafarn: „Fliehe, dein Schicksal entwickelt sich in Persien!“

Giafars fliehendes Heer riſs ihn mit fort.

18.

Wüthend kam er in Persien zurück. Er deutete die Worte Ahmets auf die Gefahr, die ihm Harouns Daseyn drohte. Endlich gelang es dem Sterndeuter, dessen Aufenthalt zu entdecken. Nun athmete Giafar frey. Er gab Befehl, ihn sogleich vor ihn zu bringen. Durch einen Streich seines Schwerts hoffte er, sich nun Ruhe und Sicherheit zu verschaffen. Man zeigte ihm Harouns Ankunft an. Seine Faust griff gierig in das Heft des Schwerts, als er es vernahm. Haroun trat ein. Ein junger Mann von der erhabensten Gestalt, der edelsten Bildung, dessen Anblick dem kühnsten Mörder das Schwert aus der Hand gewunden hätte, nur dem Mann nicht, der durch sein Daseyn einen Thron verlieren konnte. Schon setzte sich Giafar in die Lage ihn niederzuhauen, als seine Sklaven mit Zetergeschrey hereinbrachen:

„Meuterey gegen dein Leben! Ahmet naht, das Schwert der Gerechtigkeit schwingend! Der Engel des Todes begleitet ihn!“

Wüthend faſste Giafar alle seine Kraft zusammen, stürzte Ahmet entgegen, und hob sein Schwert empor. —

„Barmecide!“ rief Ahmet mit einer Stimme, die auf einmal seine Kraft lähmte, „das Maaſs deiner Verbrechen und Thorheiten iſt voll, und ich bin da, über dich zu richten."

Rache und Wuth verlieſsen Giafarn bey dem fürchterlichen Schall dieſer Stimme. Plötzlich fühlte er ſich von einem brauſenden Wind ergriffen, der ihn in eine ſchwindelnde Höhe riſs — dann ſchlenderte ihn eine Geſtalt herunter, die wie ein düſtres Meteor gegen ihn an rauſchte. Schon nahte er dem Erdboden, und glaubte zerſchmettert zu werden, als ihn eine Hand ergriff. Leiſe ſank er nieder, noch bebend ſah er ſich nach ſeinem Retter um, und als er die Augen aufſchlug, fand er ſich unbekleidet auf ſeinem Sopha, und Ahmet, deſsen Hand er noch hielt, ſtand mit eben dem ernſten, feyerlichen, drohenden Blick vor ihm, der ihn ſo oft erſchüttert hatte.

19.

Giafar fühlte dunkel in ſeinem erſchrocknen Geiſte, Ahmets unbegreifliche Gewalt, welcher er ſo oft unterlegen, habe ihn von dem Throne der Khalifen geſtürzt, und in dieſem brauſenden Sturm auf ſeinen Sopha geſchleudert. Er blickte ihn bebend an, und nun ſchoſsen die Frevel ſeiner Thaten, wie von der Verzweiflung befiederte Pfeile des Todes, durch ſein Herz und Gehirn.

Ahmet brach endlich ſein furchtbares Schweigen: „Iſt dieſs der Mann, der gegen Gott und die Natur verwegen murrte? Der Held der Tugend, der die Quelle des Übels auſser dem Herzen der Menſchen suchte; der auszog, die Harmonie der Welt wiederherzustellen? Mord, Verwüstung und Zerstörung sind nun auf deiner Stirne eingegraben! Deine Fuſstritte haben den Erdboden mit dem Blute der Unschuldigen bezeichnet. — Wehklagen und Geheul erheben sich zum Himmel, wo du gewesen bist, und alle Tugenden deiner Ahnen können deine Verbrechen nicht vergessen machen. Wie, und auch mich, deinen Lehrer, deinen Freund und Retter wolltest du tödten? O Barmecide! Barmecide! wie leicht ist es, den Unnennbaren und die Natur zu mustern, und wie schwer, ihren Wink zu erfüllen!"

Giafar. Furchtbarer; wer du auch seyst, so verlasse mich, daſs ich nicht in Wuth über dich herfalle. Ich kann deinen Anblick nicht ertragen — du hast mein Daseyn vergiftet, dieſs sey dir genug. Die Rache an mir sey mein Werk.

Ahmet. Erst, kühner Vernünftler, will ich dir deine Thaten, ihren Ursprung und ihre Folgen, näher an's Herz legen. Du sollst hier liegen, und vor dem strengen Richter zittern, den du aufgefordert hast. Ich warnte dich vor dir selbst, ich warnte dich vor der Stunde, die uns, nach deinem Wirken in der Welt, zusammenbringen würde; sie ist da, und du bebst, und das Bewuſstseyn deines Wahnsinns nagt an deiner Seele. Ich will die Gluth in deinem Gewissen noch mehr aufblasen, damit sie dich langsam aufzehre! Verhülle immer dein Angesicht; das Feuer, das du in deinem Busen gesammelt hast, kühlen keine Thränen, kühlt keine Reue, die von dir miſshandelte Menschheit steigt als Ankläger gegen dich auf! Stolz hast du mich aufgefordert, dich auf die Bühne des Lebens zu stellen, damit deine eingebildete Tugend einen würdigen Kampfplatz hätte. Ich habe es gethan, dich dahin gestellt, wo du Völker beglücken konntest! Du wolltest mir durch dein Beyspiel beweisen, der Mensch sey nicht freyer Herr des Guten, und meine Lehre sey ein Traum, dessen die Erfahrung lache. Wir wollen nun deine Thaten mit meiner Lehre vergleichen, und dann untersuchen, wie und warum Giafar den Gang der moralischen Welt zerrissen hat, den er befördern wollte, den er befördern konnte — daraus werden wir sehen, mit welchem Rechte du dich über die Übel der Welt beklagest, mit welchem Rechte du die Menschen hassest, mit welchem Rechte du dich gegen den Mächtigen empörst, der dir hohe Kraft zum Guten verliehen, die du allein zur Befriedigung der niedrigsten Leidenschaften genutzt hast — *Barmecide* —

Giafar. Ah verschone mich mit einem Namen, dessen Last mich vernichtet —

Ahmet. Du hast nun deinen Werth mit dem Werth der Menschen abgewogen. Hasse sie, wenn du dich selbst ertragen kannst. Wage, den Erhabenen zum Mitschuldigen der Verbrechen und Thorheiten der Menschen zu machen, wenn ich die deinen in ihrer scheuſslichsten Gestalt aus den Winkeln deines Herzens gezogen habe. —

Giafar *aufspringend.* Schrecklicher! keine Macht soll mich weiter vor deinem Angesicht fesseln. Ich höre nicht mehr auf dich. Du hast mich durch Vorspiegelung dieser stillen Wohnung entrissen, wo meine Thorheiten nur mir schaden konnten. Du hast über mich gesiegt, wie du es wolltest. Ich bin ein Mörder, ein Ungeheuer, besudelt mit allen Lastern und Verbrechen; sie sind mein Werk, die Werke meiner Leidenschaften. Ergötze dich an meiner Verzweiflung — labe dich an dem scheuſslichen Schauspiel, das ich dir bereiten will. Ich eile, meinen Schädel an den Felsen mit dem Bewuſstseyn dieser Verbrechen zu zerschlagen, und möge mich dann gänzliche Vernichtung verschlingen. —

Ahmet hält ihn zurück. Wohl, ich überlasse das Urtheil über dich deinem innern Richter. — Richte dich streng! schaudere vor deinem tiefen Fall, und dann raffe deine Kraft zusammen und erhebe dich! Sieh, wenn ich dir die Folgen deiner Handlungen vorstellte, wie ich sie vor mir sehe — dir die Millionen Fäden sichtbar machte, die du zur Befriedigung deiner Leidenschaften in der moralischen Welt zerrissen hast, an welchem das Glück so vieler Geschlechter und ihrer Nachkommen bis in's Unendliche geknüpft war, so würde dich die Vorstellung davon erdrücken, als risse ich jenes Gebirg aus seiner Wurzel und schleuderte es auf dein Haupt. Des Menschen Daseyn ist an keine Zeit gebunden, gränzenlos läuft es durch die Kreise der moralischen Welt. Jede seiner Handlungen ist eine neue Schöpfung, ein abermaliger Auswurf der Saat zu neuen Entstehungen, zu Schöpfungen in der Zukunft. Die Masse des Wirkens eines Einzigen übersteigt die Kraft der Vorstellung; die Summe des deinigen würde dich vernichten, ich fasse sie und schaudere davor zurück; doch ich will, du sollst leben. War es nicht die unsinnige Weissagung jenes elenden Sterndeuters, die den Durst nach Herrschaft, die Ansprüche auf einen Thron, den das Schicksal zerschlagen hatte, in dir erweckte?

Giafar. Schrecklicher! was mit mir vorgegangen, begreife ich nicht! Nur fühle ich in meinem Innersten jetzt wie bevor, daſs ich den Thron der ganzen Erde nicht mit dem Leiden eines Einzigen erkaufen würde.

Ahmet. Was du thun sollst — kannst — einst muſst — doch richte dich nur immer auf, ich nehme dir die ungeheure Last mit einem Wort von dem Herzen, und zerschmettert sie dich einst, so fühle sie noch schaudernder; denn sie ist alsdann nur deines Herzens Werk. Das was nun mit dir vorgegangen ist, war ein Gebilde, das ich vor deine Sinne schuf und das dein Verstand ausdeuten mag.

Giafar. Ein Gebilde?

Ahmet. Ja, ein Gebilde; aber ein Gebilde, das sich so lebend aus deinem Herzen entwickelte, daſs du es für Erfahrung an dir selbst nehmen kannst —

Giafar. Ein Gebilde!

Ahmet. Ein Traum, der dir für Wirklichkeit gelten kann. Du hast nur einige Stunden geschlafen, hast diesen Sopha nicht verlassen, und ich bin nicht von deiner Seite gekommen. Ich habe dich durch Erfahrung unterrichtet, ohne daſs dein Wahnsinn dir oder andern schaden konnte. So wie du dein Gesicht in dem Spiegel siehst, stellte ich dir deine Seele nackend vor. Durch die Wirkung auf deine entflammte Einbildungskraft setzte ich dich in alle die Lagen, in denen du dich, seitdem du dich niedergelegt, befunden hast. Ich zeichnete deinen Sinnen die Luftgestalten vor, deine Leidenschaften ergriffen sie, und dein Herz übte seine Kraft und seinen Werth daran, als wenn sie wirkliche Wesen wären. Wachend und thätig lebend wäre Giafar in diesen Lagen eben das geworden, was er in der Vorstellung war. Möchte dieses Gesicht nun den kühnen Vernünftler bescheiden machen!

Giafar. Ahmet — wie? — ein Traum — und ich bin nicht Khalife gewesen?

Ahmet. Wenigstens hast du die Erfahrung gemacht, wie schlecht du dich dazu schicken würdest, wie leicht es sey, die Herrscher der Erde zu verdammen, und wie schwer, es besser als sie zu machen.

Giafar. Meine Hände sind rein von Blut — ich bin kein Mörder — habe nicht den Derwisch erdrosselt — Fatimen nicht ermordet — bin kein Verwüster der Erde —

Ahmet. In denselben Umständen hätten dich Wollust, Geitz, Herrschsucht, Schmeicheley, Verschnittene und Sterndeuter dazu gemacht. —

Giafar. Verzeihe, wenn ich einen Augenblick daran zweifle, so wahrscheinlich es auch ist. Nur meine dem Menschen so gefährlichen Sinne wachten; die helle Vernunft schlief allein. Der edelste Mann mag scheuſsliche Dinge im Traum begehen, und Giafar, der sein Daseyn nicht durch die kleinste Ungerechtigkeit um eine Sekunde verlängerte, erkennet sich nicht in dem Gebilde dieser scheuſslichen Thaten. Noch einmal, meine Vernunft schlief, mein Herz war erstarrt, und wachend fühle ich mich nun wieder der Mann, der ich war, der ich bin! Nur einen Wunsch empfinde und denke ich, Gutes zu wirken, die Menschen nach meinen Kräften von den Übeln zu heilen, an welchen sie leiden, und sollte ich auch mein Daseyn wagen!

Er versank in tiefes Nachsinnen, während welchem sanfte Begeisterung seine Züge zu erleuchten schien.

Ahmet beobachtete ihn einige Minuten und fuhr fort: Deine Vernunft war nur allzuwach, arbeitete nur allzusehr zum Vortheil dieser gefährlichen Sinne; aber der Wille zum Guten, die Sympathie, die Quelle des Guten, der Geist oder innere Richter, der über die Handlungen wachen, ihre Folgen vorfühlen soll, diese schliefen bey dem Glanze des Glücks ein, den ich um dich gezogen habe.

Giafar. Ha, träume ich noch? Wer bist du, Unbegreiflicher, der du so auf den Menschen wirken kannst und darfst?

Ahmet. Was ich bin, faſst und trägt dein Sinn nicht. Noch bin ich, was du bist, und scheine mit gleichen Organen ausgerüstet zu seyn. Hüte dich, daſs ich dir nie ohne diese Hülle erscheine; denn wenn ich wiederkehre, so erscheine ich ein furchtbarer Richter über das Leben, das du nun beginnen wirst. Die Stunde der Thätigkeit naht, die Menschen rufen dich zum Wirken auf, laſs dir dieſs Gesicht zum Spiegel in deinem künftigen Leben dienen. Du wirst hoch stehen, und Haſs, Neid, Rache und Unwissenheit werden an deinen Wurzeln nagen. Deine Tugend soll erprobt werden, wie es nie die Tugend eines Menschen ward. Stehe fest und trotze deinen Verfolgern. Mäſsigkeit und Gerechtigkeit seyen deine Begleiter; suche die Thorheiten der Menschen, die Quelle des Übels der Welt, zu heilen, so weit du es vermagst. Fällst du dann, so reiche dir die Tugend die Hand, wie es Ahmet that, da dich der Sturm an der Erde zu zerschmettern drohte.

Nach diesen Worten blendete eine helle Flamme Giafars Augen, und als er aufblickte, war Ahmet verschwunden.

Der Barmecide saſs lange in stummem Erstaunen da, und wuſste nicht, wie ihm geschehen war. Er glaubte, ein Genius aus der erhabenen Sphäre der Unsterblichen sey heruntergestiegen, um sein Herz von seinen quälenden Zweifeln zu heilen, ihn zur Selbsterkenntniſs zu bringen und zu einem groſsen Leben vorzubereiten. Seine Sinne konnten dieses Chaos noch nicht entwickeln, noch nicht die Täuschung gehörig von der Wahrheit unterscheiden, und sein Verstand fing nur nach und nach an Licht und groſsen Zweck in diesem Gebilde zu erblicken. Doch fühlte er immer noch einige Unruhe darüber, ob auch das, was er mit einer solchen Wahrheit und Wirklichkeit gefühlt und gethan hatte, eine bloſse Täuschung sey.

In diesen Gefühlen überraschte ihn ein Sklave, der zu ihm trat, ihm anzukündigen, alles sey zu seiner

Abreise nach Indostan bereit. Als Giafar Indostan nennen hörte, goſs sich Schaamröthe auf seine Wangen. Er antwortete stammelnd — „die Reise ist vollbracht, entlade die Thiere von ihrer Bürde.“

Nun erkannte er ganz, das was mit ihm vorgegangen, sey ein warnendes Gesicht, das ein um das Wohl der Menschen besorgter Genius ihm offenbart habe, um ihn über seine peinigenden Zweifel zu beruhigen.

Kaum vernahmen seine Mutter und Fatime, Giafar habe seine Reise aufgegeben, so eilten sie beyde zu ihm. Freude und Liebe führte sie in seine Arme. Seine Mutter dankte ihm für seinen Entschluſs, bey ihr zu bleiben, Fatime sagte nichts; aber ihr sanfter, heitrer Blick, der den reinsten Genuſs und die schönste Freude ausdrückte, warf den wohlthätigsten Schimmer in seine Seele. Alles was mit ihm vorgegangen war, zerfloſs in ihrer Gegenwart, und er fühlte nichts als das Glück der Liebe und Freundschaft. Nur bey ihrem Eintritt schauderte die Scene in Samarcand durch seine Seele.

20.

Nachdem nun Giafarn das Vergangene immer deutlicher geworden war, und er den ganzen Sinn aus dem Gebilde aufgefaſst zu haben glaubte, setzte er sich endlich nieder, und schrieb es nebst seinem Gespräch mit Ahmet ohne alle Schonung seiner Selbst nieder. Es sollte ihm zur Richtschnur in seiner Art zu denken und zu handeln werden, und weder das Gefühl der

Schaam, noch das öftere Herzklopfen, das er bey dieser Arbeit empfand, konnten ihn davon abhalten. So wie er damit fertig war, las er es mit vieler Beklemmung durch, und sagte endlich hingerissen von einem bittren Unwillen über sich selbst:

„O wahrlich, darum brauchte wohl kein Genius von dem Himmel zu steigen, um mir zu beweisen, der Mensch sey ein unsichres, ungerechtes und undankbares Geschöpf! Ohne ihn konnte ich dieses wissen, so wie ich fühlen konnte, daſs es in ihm liegt, glücklich zu seyn, und andre glücklich zu machen. Ja, ich begreife sogar, dieses sey seine Bestimmung, die moralischen Übel seyen sein Werk, und die physischen eine Nothwendigkeit — aber warum? und warum konnte es nicht anders seyn? Warum geschieht von allem dem, was nach den Worten des Genius geschehen sollte, gerade das Gegentheil, und die Welt geht trotz dem ihren Gang fort, als leitete sie —“

Er fuhr vor der Folge dieser Gedanken zurück. Sein Blick fiel auf die um ihn her zerstreut liegenden Bücher:

„Es ist das Gift, das ihr in euch schlieſst, welches diese Wirkung auf mich thut. Ich will euch vernichten, Fatimen zum Weibe nehmen, Kinder zeugen, und sie vor euch bewahren. Der Genius sagt: Jede unmoralische Handlung des Menschen sey ein Widerspruch seiner Natur, und Giafar sagt: Je beschränkter unsre Verhältnisse sind, je weniger laufen wir Gefahr, unsre moralischen Pflichten zu verletzen. Darum will ich mich hier anbauen, und nie einem Khalifen oder Groſsen nahen. Mein Ehrgeitz sey, weise und vergnügt zu werden!“

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als alle seine Sklaven zu ihm rannten, und ihm eine Gesandtschaft des Khalifen ankündigten, die mit aller Pracht und Feyerlichkeit nahte. Giafar empfing sie nach der Weise des Landes, und betete das überbrachte Schreiben an.

Der erste Gesandtschafter sprach: „Haroun Alraschid, der Khalife, sendet uns zu dem Barmeciden Giafar! Er läſst dich an seinen Hof einladen, wie dieses Schreiben dich lehren wird. Er sucht einen Freund und weisen Rathgeber, und hofft ihn in dir zu finden. Auch wünscht er die Tugend deines Vaters in dir zu belohnen, die Hadi zu seinem Unglück miſskannt hat. Durch deine Hülfe denkt er die Wunden zu heilen, die Hadi's Unsinn seinen Unterthanen geschlagen hat.“

Giafar fuhr bey dem Namen Hadi zusammen; das schreckliche Erinnern, er habe Hadi mit eigner Hand getödtet, und das Schwert gegen Haroun aufgehoben, drang wie ein Pfeil durch sein Gehirn. Er sah seine Thaten in diesem Augenblick für Wirklichkeit an, und fragte mit zitternder Stimme:

„Ist der Khalife Hadi todt? Wann und wie ist er gestorben?“

Der Gesandtschafter. Seine Mutter hat ihn vergiftet, weil er zum Nachtheil ihres Sohns, des tapfern Harouns, einen seiner Söhne zum Erben des Throns der Khalifen ernennen wollte.

Giafar athmete frey, blickte freudig gen Himmel

Er sah den Spruch Ahmets in Erfüllung gehen, vergaſs seinen Plan sich zu beschränken, und als die Gesandten ihn als Vizir im Namen des Khalifen begrüſsten, und hinzusetzten: „Die Völker Asiens richten ihren Blick auf Jahiah Saffah's edlen Sohn," rief er mit Feuer:

„Soll noch ein Opfer um der Tugend willen aus dem Stamm der Barmeciden bluten, so bin ich bereit. Ahmet sagte mir, meine Tugend sollte erprobt werden, wie es nie die Tugend eines Menschen ward. Die Weissagung schreckt mich nicht ab. Ich werfe mich muthig jedem Sturm entgegen. Laſs mich ihn bekämpfen, mein Vater, wie du es gethan hast; soll ich dann fallen, so falle ich wie du, und mein Name werde genannt, wie der deine!"

DRITTES BUCH.

1.

Satan, der Herrscher der Hölle, saſs ernst und düster auf seinem erhabenen, ehernen Throne. Die Mächtigen des dunkeln Reichs standen um ihn herum, wie die Höflinge um einen Fürsten, der eben die Nachricht erhalten hat, seine Kasse sey leer, alle Mittel sie zu füllen erschöpft, den Unterthanen weiter nichts mehr zu nehmen, und sein Nachbar, unterrichtet von der Erschöpfung, im Begriff, den besten Theil seiner Staaten an sich zu reiſsen. Doch war nur das Letzte der Fall Satans. Zum zweytenmal war sein Bothschafter am Hofe Karls des Groſsen mit widrigen Berichten zur Hölle gefahren. Die ersten lauteten: „Karl habe die Sarazenen auf Spaniens Gränzen völlig geschlagen.“ Da nun Satan sich immer schmeichelte, die Sarazenen würden die der Hölle so fürchterliche Religion endlich aus Europa, wie aus Afrika und Asia verdrängen, so fuhr er ergrimmt auf; doch lieh er noch dieſsmal dem Fürsten Moloch sein Ohr, der ihm folgenden Trost zurief:

„Worüber ergrimmst du, Herrscher der Hölle? Haben nicht die Pfaffen und deine Schüler, die Philosophen, ein so scheuſsliches Gewebe von Unsinn und niedrigem

Eigennutze aus dieser uns furchtbaren Religion gemacht, daſs keine Spur ihres reinen Ursprungs mehr zu entdecken ist? Laſs den Ewigen nun ergrimmen, dessen Wort und Werk seine Ebenbilder und Günstlinge so schändlich verpfuscht haben. Die Hölle kann nur durch die Ausbreitung dieser Pfaffen-Religion gewinnen. Auch ich ergrimmte einst, da die Opfer aufhörten, die der weise Salomo an den mir geweihten Altären schlachtete. Doch, bey dem Blute der Säuglinge, das vor meinem Bilde in den Flammen zischend dampfte, ich tröste mich nun wieder, da ich sehe, daſs die Söhne des Staubs, welche sich der Ewige durch einen neuen Bund erkauft hat, ihre Brüder zu tausenden der religiösen Wuth schlachten, die, bey deinem Throne sey es geschworen, weit verderbender ist, als wir alle hier zusammen genommen. Befiehl nur, die Schatten der letzten Jahrhunderte zu mustern, und du wirst für einen Nachfolger Mahomets tausende Jenes finden, bey dessen Namen die Hölle erbebt.“

Aber anders ward es Satan zu Muthe, als er nun vernahm: Karl habe endlich die Sachsen zur allein seligmachenden Religion mit dem Schwerte bekehrt, und die Überbliebenen in dem von ihrem Blute gefärbten Flusse getauft. Er warf seinen knotigen Zepter auf den ausgebrannten, hallenden Boden, schüttelte sich auf seinem Throne, daſs die Grundveste des dunkeln, unendlichen Gewölbes erbebte, die Teufel auf dem erschütterten Boden wankten, das Gesindel der Hölle zitternd und heulend niederfiel, und die Verdammten in den aufgerührten Pfuhlen fluchten und brüllten. Nur Satan stand unerschüttert — er sah dem Beben der ungeheuern Höhle einen Seiger-Schlag zu — freuete sich seiner Kraft — setzte sich nieder — streckte seinen Arm aus, und die schwankende Wage stand. Die Mächtigen sahen ihn erstaunt an; aber er dachte als Herrscher bey sich: „Kann es doch nichts schaden, daſs ich ihnen zu Zeiten durch den Sinn fahre, und ihnen zeige, was ich vermag!“

Schnell hüllte er sein Angesicht wieder in Dunkel, und seine Stimme erscholl nun durch die Hölle, wie, wenn der Donner eines zwischen den Alpen gefangenen Gewitters in tausendfachem Wiederhall an den Felsen erschallt. „Soll ich nun wiederum einen Theil meines Reichs verlieren? Sollen alle kräftige Söhne der Natur auf Erden vertilgt werden, und die Hölle sich von nun an bloſs mit Sündern füllen, die Mönche und Tyrannen ausgesogen haben? Sollen nur Schattengestalten herunterfahren, und keine Geister mehr, die mir durch genialischen Schwung und jovialische Laune die düstre, einförmige Herrschaft über die Hölle erträglich machen? Soll ich hier auf meinem ehernen Thron sitzen, wie der Abt eines Klosters, der über Bauchpfaffen herrscht? Was! soll die Hölle, einst der Zufluchtsort kühner, kraftvoller, aufrührischer Geister, nun der Aufenthalt des Auswurfs von Menschen werden, deren Verlust der Ewige nicht einmal vermiſst?“

Kalt und plump erwiederte Moloch: „Was doch der Zorn für ein wunderliches Ding ist! Selbst der erhabene Satan vergiſst seinen Vortheil, wenn ihn der Zorn ergreift. Doch stellt er sich nur so grimmig. — Hörst du denn nicht, daſs er sie mit dem Schwerte bekehrt, in ihrem Blute tauſt, nach der sanften Art der eifrigen Christen? Bedenke doch nur, was dieſs Werkzeug des Glaubens auf die wirkt, gegen die es geführt wird; aus denen machen muſs, die es führen? Laſs diese Apostel nur wüthen, Satan; die Hölle öffnet sich den Bekehrern und den Bekehrten, und was ihre künftigen Laster betrifft, so versichere ich dich, du selbst wirst in Verlegenheit seyn, sie zu benennen. Ich dächte doch, die Schatten, die zahllos aus dem griechischen Reiche herunterfahren, hätten dich endlich überzeugt, daſs diese Christen zu denen dem Menschen eignen Lastern solche neue und originelle gefügt haben, die ihren blöden Vorfahren gänzlich unbekannt waren. Vermuthlich werden diese auch nur darum von dem Patriarchen in Konstantinopel, und dem Manne, der über die sieben Hügel herrscht, verdammt."

Obgleich Satan dieſs alles faſste und den Vortheil dieses Bekehrungsgeschäfts für die Hölle einsah, so fühlte er doch in diesem Augenblick zu viel als herrschender Fürst, um den Verlust eines ganzen Landes so leicht ertragen zu können. Mit bitterm Grimme dachte er an die Verwüstung seiner Tempel in Sachsens Hainen, und verharrte noch immer in seinem düstern Sinne. Schon fingen die Teufel an des langweiligen Hofzwangs müde zu werden, als Fürst Leviathan wie der Pfeil des Todes hereinfuhr. Da sie ihn erblickten, erhoben sie ein Jubelgeschrey, und Leviathan! Leviathan! erscholl bis in den äuſsersten Winkel der Hölle.

Satans finstre Stirn heiterte sich auf, da er seinen

Liebling so schnell daher fahren sah. Er reichte ihm die Rechte, die Leviathan ehrerbietig küſste. Hierauf zog er ihn sanft zu seinen Füſsen, und fragte ihn mit melancholischer Freundlichkeit: Hasser, Verderber der Söhne des Staubs, was bringst du aus Asien?

Leviathan. Nicht viel; du weiſst, daſs, seitdem Mahomet dieses Volk zum Dienst des Ewigen geführt hat, in Asien für die Hölle schlechte Zeiten sind. Doch nur Geduld, die Begeisterung wird sich schon legen! — Puh! willkommen Dampf der Hölle! Wohl mir, daſs ich wieder da bin, wo man das, was man ist, so ganz ist. Beym Geheul und Winseln der Verdammten, ein Teufel könnte unter den Schwächlingen seine Kraft verlieren, wenn er lange mit ihnen hausen müſste. Indessen höre, was Leviathan gethan hat. Ich kann eben nicht sagen, daſs ich stolz darauf bin, doch hoffe ich auf deinen Beyfall, wenn das reift, was ich ausgesäet habe.

Mit hohem Stolze. Es ist nichts weniger, als der gänzliche Umsturz des Hauses der stolzen, uns verhaſsten Barmeciden.

Satan und die Teufel riefen erstaunt: das Haus der Barmeciden?

Leviathan. Ja, das Haus der Barmeciden! der Thoren, die seit Jahrhunderten für das Glück der Menschheit arbeiten, welche die Wunden zu heilen streben, die Asiens Herrscher ihren Sklaven schlagen! die durch ihr Beyspiel und Wirken der Hölle mehr Seelen entrissen haben, als die unsinnigen Kriege der Prälaten in Konstantinopel herunter fordern können!

Wir erinnern uns kaum, daſs einer dieses Geschlechts herunter gefahren sey, vielleicht daſs wir nun diesen erhaschen und dem Geschlechte der Thoren durch ihn ein Ende machen.

Satan. Und alles, was du gethan hast, läuft auf ein Vielleicht hinaus? Ist dieſs ein Wort für Leviathan, der nie einen Sterblichen belauscht hat, ohne das Register seiner künftigen Sünden, die Gewiſsheit seines Falls mitzubringen? Als du begannst, dacht' ich schon, er sey gefallen, und alles mit ihm, was diesen Namen trägt.

Leviathan. Hört es, alle ihr Teufel, ich habe die Erfahrung seit Jahrtausenden gemacht: der Sitz der Undankbarkeit ist ein Thron! — Verzeihe die rasche Aufwallung, Herr, und vernimm, was ich entworfen habe. Durft' ich ihm Gewalt anthun? durft' ich dem nahen, um den ich schon so lange in der Ferne vergebens herum schwebte?

Satan. Was? sprichst du nicht von Giafar? steht der nicht nah an der Gränze meines Reichs, seitdem er sich in die Arme meiner Tochter, der Philosophie, geworfen hat?

Leviathan. Ja, er hat den Zauberbecher des Wiſſens gekostet, doch noch ferne halten ihn sein thörichtes Herz, seine eiskalte Vernunft von unserm Reiche. Er nagte an dem unauflöslichen Knoten, wie der thörichte Goldmacher an unserm Geheimniſs, kämpfte mit den Hirngespinnsten seiner verwilderten Einbildungskraft, strebte, lechzte nach Wahrheit, und ertappte, was der Sohn des Staubs immer ertappt, seine Gestalt in Verzerrung. So sah ich eine alte Vettel, aus rothen, triefenden Augen, nach einem kraftvollen Jüngling blinzen; ich hauchte in ihre vertrocknete Phantasie, sie fühlte sich im Frühling ihres Lebens, da hielt ich ihr schnell einen Spiegel vor, sie spukte auf das Glas, das ihr die scheuſsliche, runzlichte Larve zeigte, und watschelte heulend davon. Doch der Miſsgriff vermochte nicht, das Herz dieses Thoren zu vergiften, wie ich es hoffte; er murrte nicht über sein Elend, er murrte über das Elend anderer, und jammerte nur, daſs er es nicht heilen konnte. Höre nun, wie ich ihn gefaſst habe, bemerke den feinen, auf das Herz des Menschen berechneten Plan, und dann erstaune — ihn will ich durch den Götzen seines Hauses — durch das stürzen, was die Menschen Tugend nennen, und sein ganzes Geschlecht unter den Trümmern des erhabenen Hirngespinnsts begraben.

Satan lächelte und liebkoste Leviathan. Laſst mir doch die plumpen Teufel näher treten, die sich nur immer an das Gesindel von Menschen machen, das schon als Eigenthum der Hölle geboren wird. Sie sollen hier von meinem gewandten Leviathan lernen, wie man nach Absichten handelt und den Wolkenrittern beykommt. Ich wittre aus dem scharfen Blick des Fürsten etwas neues und originelles — horcht auf!

Die Teufel nahten, wie Hofleute, denen ihr Fürst winkt, die Thaten seines Günstlings anzuhören.

Leviathan antwortete Satan: das Lob am Ende der That! Ich saſs auf den Trümmern Persepolis und erinnerte mich mit Freude des Zerstörers der herrlichen

Stadt. Unter dem Schutt hatten sich Unglückliche verkrochen, die der Grausamkeit des Khalifen Hadi's und seiner Statthalter entflohen waren. Vom wilden Peiniger, dem Hunger, getrieben, fraſsen sie das Ungeziefer, welches das Gift mit der Fäulniſs zeugt, verfluchten beym ekelhaften Schmause ihr und des Wüthrichs Daseyn. Ihre Flüche entzückten mich und ich wünschte dem Menschenverderber das Alter des Greises. Plötzlich sah ich Astargoth mit des Khalifen Hadi's dunkelm Schatten an mir vorüberfahren. Ich schwang mich ihm nach, und vernahm: „seine Mutter habe ihn vergiftet, um den uns verhaſsten Haroun zu retten.“ Betäubt sank ich auf den Schutt zurück. Was hatten wir durch den Frevel des Weibes gewonnen? Er war schon unser. Gelang es ihm gegen seinen Bruder, da war Gewinnst für uns zu hoffen, und gerne hätte ich dann diesem das Paradies seines Propheten gegönnt. Der Gedanke, daſs nun Asien, welches der Unsinn des Vergifteten verwüstete, durch Harouns Weisheit wieder blühen sollte, machte mich so rasend, daſs ich dreymal die ungeheuern Rümpfe von Säulen umfaſste, um sie auf die Flucher unter mir zu stürzen — sie wankten im Grunde und standen. Ich fühlte die Macht, die sie hielt und entfloh. Verdammt sey die Kraft, die in ihrer Ausdehnung gehemmt ist und zurück gedrückt ihrem Besitzer zur Marter wird! Gift, Grimm und Rache trieben mich so schnell, daſs ich durch die Luft schoſs, wie der Neid durch das Herz des Sohns des Staubs beym Anblick des Glückes eines andern des verhaſsten Geschlechts. Ich schlich um Harouns Pallast, und Satan, was ich nicht zu wagen hoffte, ich durfte ihm nahen; denn in seiner Brust wüthet eine verschloſsne Gluth, welche die Tugend dieses Stolzen aufzuzehren droht, sie vielleicht verschlingt.

Satan. Verdammtes, abermaliges Vielleicht — Leviathan, zum erstenmal hört man dir an, daſs du unter Menschen warst.

Leviathan, stolz. Meine Absicht ging auf Männer, nicht auf Menschen. Wer bemerkt den Fall eines Menschen? nur der Fall von Männern, wie diese hier, erschüttert die moralische Welt.

Satan. Um so mehr hasse ich dein Vielleicht. Ich weiſs, worauf du deutest, und sage dir, Haroun ist gefallen.

Leviathan. So erhebe die Hölle ein Siegsgebrüll; ich aber, der ich seine Kraft gewogen habe, sage vielleicht, und abermals vielleicht. Satan, was kannst du von einem Manne anders sagen, welcher der forschenden Vernunft durch Frömmigkeit, der Güte durch Strenge, der Wollust durch Ehrgeitz, der Herrschsucht durch Menschlichkeit, der strengen Gerechtigkeit durch Milde die Wage hält? der bey jeder seiner Thaten auf die Folgen sieht? Versuche es nur mit einem der Regenten, der weise genug ist, der Tugend aus Interesse anzuhängen! Ich, der Bescheidne, sehe voraus, daſs er diese geheime Gluth nur durch den Fall eines andern besiegen kann, und ist es Giafar, der ihn retten muſs, so ist Harouns Sieg über sich ein Sieg für die Hölle; denn auf einen Regenten, wie Haroun, folgen, wenn es recht gut geht, Thoren; aber diese

Barmeciden glänzen seit Jahrhunderten, durch Stolz und Vorurtheil, in ununterbrochener Reihe, als Heroen der Tugend, und ein Sieg über sie, ist ein Sieg über die ganze Menschheit. Ich vernahm, daſs Haroun Befehl gab, diesen Giafar, um der Tugend seines Hauses willen, als Groſsvizir nach seinem Hofe zu rufen. —

Satan. Hm, ein Einfall, der den Herrschern in Asien selten kommt!

Leviathan. Und den er als Herrscher bereuen soll! Der Wunsch kam rasch aus dem Herzen des Khalifen, und ich sah bey seiner Entstehung, was ein Barmecide unter einem Haroun, und ein Haroun durch einen Barmeciden wirken könnte. Ergrimmt fuhr ich nach dem Euphrat, um diesen Giafar in seiner gewählten Einöde zu belauschen. Die Natur arbeitete in fürchterlicher Gestalt, die Erde auf Kosten des Lebenden zu erfrischen. Ein wilder Sturm raste, die Wolken zerrissen an dem Gebirg, der Euphrat ergoſs sich und brauste, bedeckt von den Söhnen und Töchtern des Staubes und ihrer Habe, dahin. Das Brüllen des Sturms, das Sausen der Gewässer, das Winseln und Geheul der Verunglückten entzückten mein lauschendes Ohr, noch mehr entzückten mich die kühnen Worte, die ich durch den Sturm vernahm. Giafar stand auf einem Felsen und haderte mit dem Ewigen über die Zerstörung. Schon kannte ich ihn für einen der Thoren, die da fassen wollen, was dem Staube versagt ist, die sich zum Mittelpunkte der ungeheuern Maschine machen, und dem Mächtigen den Plan seiner ihnen unbegreiflichen Haushaltung nach ihrem stumpfen Sinn, ihren schwachen, kränklichen Nerven, ihren selbstigen Begriffen von Glückseligkeit, und ihrem kindischen Stolze zuschneiden. Der Ewige hatte sein Auge von dem frechen Empörer gewandt, sein guter Engel war bey diesen wilden Ergieſsungen von ihm gewichen. Mein Blick durchdrang sein und Harouns Herz; ich sah, daſs ihn der Ruf des Khalifen von seinem Wahnsinn heilen würde — und reif war mein Plan. Ich erhob mich, schwebte über den tobenden Fluthen, und gaukelte ihm ein Blendwerk vor. Mir muſsten Mutter und Nichte ihre Rettung danken, ob sie dieselbe gleich nur ihrem eilenden Fuſse schuldig waren. Dann kroch ich in die Maske eines ehrwürdigen Weisen, nahte ihm plötzlich, und schalt ihn über seine Vermessenheit. Meine Worte, mein erhabenes Äuſsre, meine vermeynte gute und gewagte That, das Wunderbare, in das ich mich hüllte, unterjochten seinen Verstand und sein Herz. Bald gaukelte ich ihm eine Art von Theodicee vor, um ihn für den Hof des ruhm- und herrschsüchtigen Khalifen zuzurichten. Schwatzte als Philosoph, im Geiste der Menschen, der Wissenschaften, die du sie gelehrt hast, und flickte ein System zusammen von glänzender Wahrheit, täuschenden Irrthümern, aufgeputzt mit Sinn und Unsinn, Licht und Dunkel, wobey ich Sorge trug, daſs der Mensch überall als Mittelpunkt der Schöpfung hervorragte. Satan, bey der ersten Gelegenheit will ich dich damit einschläfern. Der Sohn des Staubes wollte das dünne, schimmernde Gewebe mit seinen groben Sinnen betasten, ich zerhieb den Knoten, zog eine leuchtende Wolke vor seinen Verstand, kitzelte seinen Stolz, und entflammte, begeisterte seine Einbildungskraft. Ich sprach ein langes und breites von der hohen Bestimmung des Menschen, seiner Selbstständigkeit, weitern Veredlung durch sich, von der Freyheit des Willens, die, wie du weiſst, die Lieblings-Grille dieser Sklaven der Sinnlichkeit ist. Dann würzte ich das Ganze mit einem Zusatze von moralischer Harmonie der Welt, von der Verbindung durch sie mit dem Ewigen, und zeigte ihm, wie sie diese Harmonie durch ihre Thaten befördern und stören können. Um endlich alle seine Kräfte auf einen Punkt zu spannen, bewies ich ihm, wie nur Geister seines Schlags die Welt von den moralischen Übeln heilen könnten, und wie die physischen nur Hirngespinnste wären, die ihre Unwissenheit erzeugte. Das Herz verschlang die trüben Erfahrungen des Verstandes, alle seine vorigen edlen Gefühle, die sein düstres Forschen erstickt hatte, erwachten, er glühte —

Satan. Warum verstummst du auf einmal?

Leviathan. Bey der Hölle — der Mensch ist ein erhabenes, sonderbares Wesen! Mit Erstaunen, Grimm, mit Durst nach Rache, sah ich diesen an — Kalt gegen den Ewigen, wie alle Forscher des Unfaſslichen, empört von den Übeln und Leiden andrer, gleichgültig gegen sich selbst, belebt ihn der reinste, nun stärkste Wille zum Guten. Seine Vernunft senkte Licht in sein Herz, das Herz gab dieser von der empfangenen Wärme und Klarheit zurück, und von beyden getragen und begeistert erhob er sich über das düstre, verworrne Labyrinth, in das ihn seine Einbildungskraft und Erfahrung geschleudert hatten. Eben der Mann, der mit dem Ewigen haderte, ihn in finsterm Miſsmuth lästerte, der ein ungeheures System nach dem andern aufstellte — der an der Tugend verzweifelte, während er vor dem Gedanken des kleinsten Verbrechens zurückschauderte, derselbe Mann, der ein Spiel der Zweifel, des Unsinns und der Widersprüche war, würde damals wie jetzt eher sein kurzes Daseyn aufgeopfert, als eine Handlung begangen haben, durch die der schlechteste seiner Brüder hätte leiden können. Was hat der Ewige mit dem Menschen gemeynt? bildete er ihn darum so elend, beschränkt und widersprechend, um die Erhabenheit, die er mitten in seine Brust gedrückt hat, merkbarer zu machen? um deutlicher zu zeigen, nur dadurch sey er sein Werk? Verflucht, daſs ich diese Bemerkung an diesem machen muſste!

Satan. Und dreymal verflucht, daſs du mir sie wiederholst. Ha, wer spricht dahier, wie ein faselnder Mönch? Was soll mir dieses mystisch-platonisch-poetische Geschwätz? Ist dieſs Leviathan, der Verderber der Menschen? O des herrlichen Stücks Arbeit für einen Teufel! In einem Sohne des Staubs die schlafenden Tugenden bis zur Schwärmerey zu erwecken, dann vor mich mit siegversprechender Miene zu treten, und in dem Narren dem ganzen verhaſsten Geschlechte eine Lobrede zu halten, weil es dir an Sinn und Gewandtheit fehlte, ihn zum Bösewicht zu machen!

Leviathan erwiederte kalt: Satan, alle die da herrschen, gleichen sich; rasch im Wollen, noch rascher im Urtheil! Ich sagte dir, und wiederhole dir: diesem Giafar war nicht durch das Laster beyzukommen, und ich, sey es auch bloſs um der Neuheit willen, bin stolzer darauf, ihn durch die Tugend, als durch das Laster zu stürzen. Mir schmeichelt nur ein Sieg, den ich durch einen feinen, absichtsvollen, auf Menschenkenntniſs gebaueten Plan erwerbe; und wenn er deines Beyfalls nicht werth ist, so schenke ihn meinetwegen immer den stumpfen Geistern deines Reichs, die so brausend und keuchend herunterfahren, wenn sie einen elenden Kerl aufgefangen haben, der schon auf dem Wege zur Hölle war.

Satan. Kann ich gelassen anhören, wenn du in Gegenwart der Groſsen meines Reichs die Söhne des Staubs erhebst? hat nicht auch die Hölle ihre Schwächlinge? — Doch fahre fort, Geliebter, der Eifer für des Reiches Beste verblendete mich —

Leviathan. Voll groſser Entschlüsse schlummerte der Barmecide ein, und ich, um ihm Miſstrauen gegen sich selbst beyzubringen, ihn dadurch ganz auf meinen Zweck zu spannen, dabey gelegentlich zu beobachten, ob nicht im Innern seines Herzens ein Funken verborgen glimmte, den ich nach Umständen zur Flamme der Wollust, der Herrschsucht und Goldbegierde aufblasen könnte, gaukelte ihm ein Gesicht vor, in welchem ich meine ehrwürdige Rolle fortspielte, und ihn sich selbst in der verworfensten erscheinen lieſs. Er wuſste nicht, wie ihm geschah, ich hatte seine Vernunft eingeschläfert und nur seine Sinne berührt. Bey seinem Erwachen wollte ich die Wirkung dieser auf sein Herz beobachten; aber Verzweiflung war sein Erwachen. Ich stand an seiner Seite, und jedes meiner Worte ward seiner Brust zum Biſs der Schlange. Er sprang auf, das Erinnern seiner Thaten mit seinem Gehirne an die Felsen zu zerschmettern; gern würde ich ihn dazu angetrieben haben, wenn sich meine Macht so weit erstreckt hätte, wenn mir's um ihn allein zu thun gewesen wäre. Ich entwickelte ihm die Täuschung, sprach in warnendem Tone von den nahen, harten Prüfungen seiner Tugend, und verschwand, um mich nach den Begriffen seines Volks zu modeln, in der lichten Gestalt eines Genius. Die Gesandten Harouns kamen an, und nun rüstet sich mein Held der Tugend, die Harmonie der Welt an des Khalifen Hofe zu befördern.

Satan. So fahre schnell hinauf, und blase diesen Khalifen an; denn wenn nun er, der, wie wir alle wissen, selbst ein Stück von Wolkenritter ist, sich in dem noch heiſsern Wolkenritter gefiele —

Leviathan. Es hat weder Noth noch Eile; ich kenne das Herz der stolzen Herrscher durch Erfahrung in der Hölle und auf Erden. Wer hier, unabhängig von dir, das Böse thun wollte, der würde eben so gut fahren, als der dort oben, welcher das Gute, unabhängig von seinem Herrn und Herrscher, thun wollte. Sey ganz unbesorgt; denn wenn der Teufel, hört' ich einmal einen jovialischen Burschen sagen, einmal einen ganz ehrlichen Kerl an den Hof gebracht hat, so kann er von ihm Abschied nehmen, und das weitere den Hofleuten und seinem Herrn überlassen

Satan lächelt. Giftiger Schmeichler!

Leviathan. Laſs nun wirken, was ich angelegt habe. Die Tugend muſs dem Menschen in einem sanften, leichten, gefälligen und freundlichen Gewand erscheinen, wenn er sie an seines Gleichen ertragen soll; am Hofe muſs sie gar ihren hohen Glanz mit dem von dem Herrscher erborgten Schimmer übertünchen, wenn sie sich da erhalten will. Davon weiſs dieser Barmecide nichts. Ihm habe ich sie zur Dichterey gemacht. Das, was seine weisern Vorfahren mit Bescheidenheit und Kälte gethan haben, wird er nun mit ernstem, kraftvollem, schonungslosem Nachdruck thun. Hast du je gehört, daſs ein Groſser dem Kleineren verzieh, wenn dieser sich durch Eigenschaften auszeichnete, durch die er selbst sich auszuzeichnen dachte? Erträgt der Sohn des Staubs die Vorzüge seines Bruders? Und wie ein Herrscher? — Wenn er nun einst den gewöhnlichen Lohn der Tugend eingeerndtet hat, das schreckliche Gefühl darüber an seinem edlen Herzen nagt, seinen erhabenen Verstand verdunkelt, und ihm seine Aufopferung Raserey scheint; der Glauben an die Tugend wankt, die Zweifel ihn von neuem überfallen, und die Blendwerke von Gröſse und Rache vor seinen Augen spielen, so müſste er mehr als Mensch seyn, wenn ich ihn nicht zum schrecklichsten Zerstörer eben dieser moralischen Welt machte, von welcher er nun so dichterisch schwärmt. Schon sehe ich die Ungeheuer sich bilden, die den stolzen Wolkenritter erdrükken werden; und dann will ich vor ihn treten, ihn entweder zum Narren oder zum Verbrecher machen, und gelingt mir dieses nicht, so soll er wenigstens in Verzweiflung das Phantom verfluchen, dem er nachgejagt hat.

Satan. Vortrefflich, Leviathan; tief ist dein Plan gedacht, reif seh' ich ihn. Mit Entzücken genieſs' ich im Voraus den Sieg über diese Barmeciden, der, wie du richtig sagst, ein Sieg über die ganze Menschheit ist. Merkt doch genau, ihr trägen Teufel, auf meines Leviathans Worte, und lernt von ihm, wie man die Wolkenritter stürzt. Der süſseste Triumph für die Hölle ist der Fall des Gerechten durch seine Tugend; und unser herrlichstes Schauspiel, ihn von den Klauen derer zerreiſsen zu sehen, denen er sich aufgeopfert hat. Damit uns dieser Genuſs nicht fehle, daran arbeiten die Unsinnigen vom Anbeginn der Welt, und auch nur so konnten sie ihr Glück zerstören.

2.

Giafar rüstete sich mit seiner Familie zur Reise, übergab sein Gut einem armen Nachbar, und warf am letzten Abend seine ganze Bücher-Sammlung in die Flamme. Lächelnd sah er sie zu Asche werden; ihn dünkte, alle die in ihnen verschloſsnen bösen Geister führen nun zürnend heraus, daſs sie ihn ferner nicht mehr quälen könnten. Er schüttete die Asche in den Euphrat und rief: „Werde, sammt meinen Zweifeln, in das Welt-Meer getrieben, und kehre dann nur mit ihnen zurück, wenn der Fluſs, der dich dahinreiſst, sich gegen seinen Strom wendet!“

Den folgenden Morgen begab er sich unter der glänzenden Begleitung der Abgesandten Harouns auf den Weg nach Bagdad, wo der Khaliſe sein Hoflager hielt.

Um zu wiſsen, wie sich ein Mann benehmen wird, den ein mächtiger Fürst der Erde unerwartet zu einem hohen Posten berufen hat, muſs man genau auf die ersten Bewegungen seiner Seele lauern; seine Äuſserungen behorchen, bevor er Zeit ſindet nach der Maske der Verstellungen zu greifen, und seine feurigen Wünsche, kühnen Hoffnungen, frohen Ausſichten, plötzlich entsprungenen Entwürfe in das Innerste seines Herzens zurückzuziehen. Man muſs aufmerken, wie er die Glückwünsche der vermeynten und wirklichen Neider, der über und unter ihm stehenden, annimmt, was er für sich, seine Angehörigen, für Anstalten macht, wie sich diese gegen andere benehmen; aus welchen Beobachtungen sich dann mit vieler Gewiſsheit bestimmen läſst: ob sich der Fürst und das Land des Berufenen zu erfreuen haben werden. Ist nun dieser Fürst einer der gröſsten der Erde, welch eine Probe für das Herz und den Verstand! da die Lieblings-Neigungen des Menschen, Eitelkeit, Stolz, Wahn, Gold- und Herrschbegierde, auf einmal so rasch den Damm überspringen können, der sie bisher eingeengt hat. Schrieben wir Satyren, so würden wir hier einen Finanz-Minister anführen, der beym Antritt seines Postens in einem sehr verschuldeten Reiche (wie bekannt die ergiebigsten für den Finanz-Minister) eine groſse Summe von einer Geſellschaft Kaufleute borgte, und sie bald darauf mit einem ausschlieſsenden Handelszweig bezahlte; einen Staats-Minister, der, um sich auf seine Rolle vorzubereiten, in dem ersten Augenblick seiner Erhebung ein heilig gegebenes Wort seinem Freunde brach, mit der Entschuldigung, die Verpflichtungen der Groſsen hätten keinen Maaſsstab, und bänden nur nach ihrem Vortheil; einen Schriftsteller, der die Zuschrift seines neuesten Werks an seinen Wohlthäter zerriſs, weil er ihn, nach erhaltener Beförderung, nicht mehr brauchte, und die Welt nicht daran erinnern wollte, was er ihm schuldig sey. Giafar wuſste von diesem allen nichts. Er saſs auf seinem Pferde, und schien mehr zu träumen, als zu denken. Stiegen auch Wünsche in seinem Herzen auf, so betrafen sie nicht ihn; machte er Entwürfe, so knüpfte er sie nicht an den unreinen Faden des Eigennutzes; dachte er des Fürsten, zu dem er zog, so wünschte er ihn weise, gerecht und menschlich; gleichgültig gegen sein eignes Loos, wünschte er nur, daſs er ihm wenigstens erlauben möchte, jenes seyn zu dürfen. Das Vergangene beschäftigte ihn mehr als das Zukünftige. Er durchlief die Geschichte seines Vaters, seines Hauses, der Regierung der Khalifen, bis auf den letztermordeten, und fand nach allen seinen Betrachtungen nichts wunderbarer, als sich nun auf dem Wege zu sehen, die Zahl der verunglückten Werkzeuge nach aller Wahrscheinlichkeit zu vermehren. Diese Betrachtungen schlugen ihn indessen nicht nieder. Der Gedanke, die Gefahr für gewiſs zu nehmen, sie nie um seinetwillen zu scheuen, siegte über jede düstre Vorstellung. Des vermeynten Ahmets Lehren drangen immer tiefer in sein Herz, und er faſste nun einen Entſchluſs, der über diese Lehren ging: sie vorzüglich an sich selbst zu proben, und ihren Erfolg mehr von sich, als von der Welt und andern zu erwarten. „Es sind Menschen, zu denen ich wandere,“ rief er; „und ich bin ein Mensch! ein Mensch, der in kurzem von einem Menschen abhängen muſs, und zwar von einem, der die Kraft und den Willen vieler Millionen lenkt! dessen Athem das Glück und Unglück dieser Millionen bestimmt! Es sey; kann ich die Menschen nicht anders machen, als sie sind, so kann ich doch vermeiden, ihnen in dem zu gleichen, worüber ich sie tadele. Reicht meine Kraft nicht hin, so auf sie zu wirken, wie ich wünsche, so reicht sie doch dahin, meinen Willen durch die Vernunft zu dem Wirken zu bestimmen, das sie mir verstatten. Klar fühle ich, daſs das Gute und Böse unser Werk ist, daſs es aus der Einrichtung der Gesellschaft, aus unsern Handlungen gegen die Gesellschaft flieſst; daſs der, welcher seine Pflicht dem moralischen Gesetz gemäſs erfüllen will, Furcht, Eigennutz, Selbstsucht überwinden, und nur auſs allgemeine Beste blicken muſs.“

Seine Mutter bemerkte mit innigstem Wohlgefallen seine Ruhe, und segnete die Stunde, die ihn von dem düstern, gefährlichen Trübsinn geheilt hatte. An dem festen, gleichen Sinn, womit er alle schmeichelnde Ehrenbezeugungen annahm, erkannte sie ihren edlen Gemahl, und sie würde sich diesem angenehmen Traum mit Freuden überlassen haben, wenn sie nicht gefühlt

7. hätte, daſs er durch eben diese Gleichheit in Gesin-

nung und Betragen der nehmlichen Gefahr entgegen ging. Fatime hing voll unschuldiger Zärtlichkeit, voll süſser Erwartung an seinen Augen, und erheiterte seinen tiefen Ernst. In ihr sah und hoffte er nur den gewissen Genuſs, glücklich zu machen und glücklich zu werden. Die Sonne ging ihnen in einem Thale unter, das frisches Grün, schlängelnde Bäche, Pappeln, Cypressen, Myrthen und blühende Fruchtbäume schmückten. Der kühle, sanfte Wind, der um Giafars Stirne spielte, verwehte die ernsten Betrachtungen über die Welt und ihre Bewohner. Der Wohlgeruch der Blüthen, das Murmeln der Bäche, das ferne Geräusch einiger Wasserfälle, die von den Hügeln herunterschossen, das magische Spiel der letzten goldnen Strahlen der Sonne in den leise bewegten Wipfeln der Bäume, stimmten sein Herz und seine Phantasie zu dem reinen Genuſs des Glücks, das ihm so heiter aus den Augen der Geliebten entgegenstrahlte. Still wandelte sie an seiner Seite, und ihre Hand berührte die seine so sanft und leise, wie der Gedanke an ihn ihr Herz. Er lagerte sich mit ihr und der Mutter unter einen blühenden Mandelbaum. Lange sah er dem Spiele des Westes zu, der die Blüthe bald auf Fatimens Nacken, bald auf ihren Busen, bald auf ihren Schooſs hauchte. Unschuldig lächelnd blickte sie ihn an, und ihr Herz schien dem seinen zuzulispeln: „Warum bist du nicht so glücklich, wie ich!“ Er war es in diesem Augenblick, verstand den stillen Wunsch, faſste ihre Hand, drückte sie an seine Brust und Lippen, und rief: „Ja, Ahmet, du hast Recht, das Gefühl ist die Quelle unsers Glücks; zur Quelle unsers Elends machen wir es dann nur, wenn üppige, überkünstelte Einbildungskraft und grübelnde Vernunft unser Herz vergiften!“

Ahmet! riefen die Mutter und ihre Nichte: Wo ist der wunderbare Mann hingekommen, dem wir so vieles schuldig sind?

Giafar. Mit Recht nennt ihr ihn wunderbar. Er verschwand wie er kam, und ich weiſs nicht woher er kam, wohin er entflohen ist. Doch vielleicht umschwebt er uns in dem Augenblick, da wir von ihm reden, vernimmt was wir von ihm reden.

Mutter. Umschwebt uns? — Giafar — wer war er? — Ein Zauberer — Geist — einer der uns zugetheilten Schutz-Geister — eines der Wesen, die, wie der Prophet sagt, zwischen Gott und dem Menschen stehen?

Fatime. Wer er auch sey, ein gutes Wesen ist er gewiſs, denn hat er uns nicht von dem Tod errettet?

Giafar erschrak, daſs er sich so weit herausgelassen hatte. Die Weiber bemerkten seine Verwirrung, und drangen nun um so mehr in ihn. Er sah sie beyde mit feyerlichem Ernste an, und begann: Gut, ich will euch dieses Geheimniſs vertrauen. Auch ist es nöthig, meine Mutter, daſs du die Gesinnungen ganz kennen lernst, in welchen ich mich jener Klippe nahe. Sehe ich nicht, daſs dich meine plötzliche Erhebung so sehr täuscht, daſs du gern das schreckliche Ende meines Vaters vergessen möchtest.

Mutter. Vergessen möchte — ihn? Mein Sohn, nur die Bewunderung des edlen Mannes trocknete meine Thränen, und wohl mir, sollte ich je Thränen über dein Schicksal weinen, wenn auch sie dieselben trocknet. Du hast deine Mutter nie gekannt — Ihr verlaſst, vergeſst uns, sobald ihr mit den Männern gehen könnt. In der Einsamkeit, worin wir nun lebten, vermiedest du mich; deine Düsternheit, deine Bücher, machten dich auf mich und die Menschen achtungslos. Vielleicht wirst du mich näher kennen lernen. Mich täuscht deine Erhebung nicht, und wenn ich mich ihrer freue, so geschieht es darum, weil das Andenken meines Gemahls durch dich wieder aufleben wird, weil ich ihn in dir wieder zu sehen und zu bewundern hoffe.

Giafar. Verzeih, meine Mutter, daſs Dünkel mich so weit verblendete, dich lehren zu wollen. Bedurfte ich eines Genius aus jener unbekannten Welt, da mir Jahiah Saffahs Gemahlin zur Seite lebte!

Beyde. Eines Genius?

Giafar. Ja, eines Genius', eines Wesens höherer Art. Dieſs erhellt wenigstens aus dem, wie er auf mich wirkte, was er mit mir vornahm — wie ich ihn in hellen Flammen verschwinden sah.

Die Weiber rückten ihm näher. Sanft schaudernd drängte sich Fatime an ihn. Die Mutter horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, und Giafar erzählte seine geheime Geschichte mit Ahmet, von der Unterredung auf dem Felsen bis zu seinem Erwachen auf dem Sopha. Um Fatime zu schonen, berührte er nur leise, was sie betraf.

Furcht, Angst, Schauder und Bewunderung fühlten die Horcherinnen. Nur am Ende athmeten sie aus freyer Brust. Fatime saſs in tiefem, ehrfurchtsvollem Staunen vor dem Manne, zu dem sich unsterbliche Wesen herunterlieſsen. Der weibliche Sinn der Mutter faſste in gleichem Augenblick dieſs Gefühl noch höher, und sagte laut: „Giafar müſste zu groſsen Dingen, zur Erfüllung der hohen Zwecke seines Vaters geboren seyn, da Wesen der andern Welt ihn unterstützten.“ Giafar wollte sich einen Augenblick in dieser Vorstellung gefallen; aber der Schauder, der ihn überfiel, als er Ahmet bey seinem Erwachen erblickte, rauschte kalt durch sein Herz. Ohne diese Empfindung jetzt erklären zu können, ohne der Erklärung nachspüren zu wollen, sprach er: „Mutter, er verschwand, und überlieſs mich meiner Kraft, ohne daſs er sich mir zu erkennen gab. Vermuthlich erschien er nur, um sie in mir aufzuwecken. Er sey, wer er wolle, ich fürchte ihn nicht, so lange ich so denke und empfinde, wie ich nun thue. Er vernehme meine geheimsten Gedanken und Wünsche, er sey unsichtbarer Zeuge meines Thuns! Erhaben wäre der Gedanke, unter dem Einflusse hoher, mächtiger Wesen zu stehen, wenn er unsre Freyheit nicht beschränkte, unsre natürliche Stärke nicht zermalmte, uns nicht fühlbar machte, wir seyen Sklaven der Nothwendigkeit, und nur Mittel uns unbekannter Zwecke. Er selbst sagte mir, was du werden willst, muſst du durch dich werden, damit deiner Thaten Lohn dein erworbener Gewinnst sey. Zeigte er mir dadurch nicht, was der Mensch durch seine

Kraft vermag? Kommt zur Ruhe; in wenigen Tagen umsaust uns Geräusch, und umsonst werden wir nach solchen Thälern seufzen. Das was ich euch vertraute, bleib' euch ewig ein Geheimniſs; denn leicht miſsdeuten die Menschen, was sie nicht begreifen!"

Je näher sie der Residenz des Khalifen kamen, je mehr eilte das Volk hinzu, den Barmeciden zu sehen und zu begrüſsen. So zog nun Giafar an den Hof des gröſsten Herrschers in Asien, fest entschlossen, keine Linie von der Gerechtigkeit zu weichen; ein Unternehmen, das, seitdem die Menschen die Erde bebauen und verwüsten, gewöhnlich gleichen Lohn gefunden hat.

3.

Als Giafar noch eine Tagereise von Bagdad entfernt war, schickte ihm Haroun Khozaima, einen seiner vornehmsten Höflinge, entgegen, ihn zu bewillkommnen und in den ihm bestimmten Pallast einzuführen. Diesem Khozaima hatte der Khalife die glückliche Wendung seines Schicksals zu danken. Lange war er der innigste Vertraute des Khalifen Hadi, der Beförderer seiner Thorheiten, Ausschweifungen und Ungerechtigkeiten; aber plötzlich erweckten das allgemeine Miſsvergnügen der Groſsen, die empörenden Auſserungen des Volks, die Anhänglichkeit aller an Haroun, seine Furcht. Da nun Hadi ihm um diese Zeit einen neuen aus dem Staube gezogenen Günstling vorzuziehen schien, so nannte er seine Furcht Eifer für's allgemeine Beste, und sann auf Mittel, wie er sich dem Nachfolger durch einen wichtigen Dienst empfehlen möchte. Hadi selbst beförderte seine Absicht. Er war, trotz den Anordnungen seines Vaters, entschlossen, seinen Bruder Haroun von der Thronfolge auszuschlieſsen und sie seinem Sohne zu verschaffen. Um dieses sicher zu bewirken, muſste Haroun sterben. Er trug Khozaima die Ausführung eines Entwurfs auf, der so fein und sicher ausgedacht war, daſs Haroun, bey aller seiner Vorsicht, hätte unterliegen müssen. Khozaima schwor bey dem Haupte des Khalifen, Haroun sollte durch seine Hand sterben. Noch dieselbe Nacht machte er die Mutter des Khalifen mit der Gefahr ihres zweyten Sohnes bekannt. Er sprach zu der Angstvollen von seinem Hasse gegen den ungerechten Khalifen, seiner Liebe zu dem groſsen, edlen Haroun, und bewies ihr, es sey kein anderes Mittel, ihn zu retten, als eine schnelle, rasche That. Hadi ward in seiner Mutter Harem vergiftet, und Khozaima zwang durch Furcht vor nahem Tod seinen Sohn, dem ausgerufenen Khalifen Haroun in Gegenwart der Groſsen den Eid der Treue zu schwören. Der Dienst war groſs, und da er noch nicht sehr lange her geleistet worden, selbst am Hofe nicht ganz vergessen.

Khozaima ergrimmte in seinem Innern, als er von dem Khalifen vernahm, er habe Giafarn aus seiner Einsamkeit zur ersten Stelle des Reichs gerufen; aber mit freudigem Lächeln, mit gebeugtem Knie, dankte er ihm, daſs er das groſse Geschlecht der Barmeciden zum Glanze seines Throns, zum Glück seiner Völker wieder aus dem Staube emporzuheben gesonnen sey. „Furcht vor ihrem Ursprung, vor ihrer Gröſse, ihrem

Einfluſs auf das Volk," setzte er hinzu, „nöthigten deinen Bruder, die Barmeciden zu entfernen; doch du, Herr, der du an Gröſse des Geistes, Tapferkeit, Weisheit und Gerechtigkeit alle deine Vorfahren übertriffst, hast die Vergleichung nicht zu fürchten."

Haroun antwortete kalt: der groſse Khalife Omar vergebe dir. Weiſst du, warum mein Bruder Giafars Vater erdrosseln lieſs? — Er würde noch heute leben, wenn er meinen Bruder auf seine Gefahr nicht abgehalten hätte, mich zu ermorden. Ich war damals an seinem Hofe ohne Argwohn, ohne bewaffnete Freunde, wie leicht wäre es ihm gewesen, mich zu tödten, oder mich durch meines Bruders Sturz zu retten? Das Schicksal hatte dir es vorbehalten, und dir danke ich, was du gethan hast; ihm danke ich, was er unterlassen hat.

Khozaima stand da, als dächte er, dem Sinne der letzten Worte nach; Haroun schlug ihm leise auf die Schulter, lächelte und fuhr fort: Wir, die wir über Menschen herrschen, brauchen Menschen verschiedener Art, achten jeden nach dem, wodurch er sich hervorthut. So stellen wir den Verschlagenen und Kühnen gegen unsre Feinde, weil wir sie vernichten wollen; dem Volke setzen wir Männer entgegengesetzter Art vor, weil wir es erhalten wollen. Dir, Khozaima, übergebe ich, wenn es Noth thut, das Schwert gegen meine Feinde, ihm die Wage der Gerechtigkeit, und richte jeden von euch nur nach seinen Thaten.

Khozaima nahte nun Giafarn mit eben den Gesinnungen, mit welchen jeder begünstigte Höfling dem neuen Minister naht. In dem Augenblick, da er um seine Gunst buhlt, forschet er nach seiner Stärke und Schwäche, schmeichelt dieser mit glatter Zunge, während er in seinem Herzen Gift zu den Farben mischt, mit welchen er jene zu schildern denkt. Demüthig, ehrfurchtsvoll, freundlich und lauschend auf Miene, Stellung und Worte, nahte Khozaima dem Barmeciden. Er fand ihn eine halbe Tagreise von Bagdad, bey einem frugalen Mahl, schlecht gekleidet, achtlos auf seine Ergieſsungen, und so einfach in Worten und Geberden, daſs er des gewählten Groſsvizirs gelacht hätte, wenn ihm nicht sein hoher Ernst, seine gedankenvolle Stirne, seine feurigen Augen, der feine und durchdringende Blick der Beobachtung bedeutet hätten, er stände vor einem Manne, welcher der Leute, wie er sich fühlte, mehr gesehen; der sich seines Werths bewuſst, ihn nicht in die äuſsern Zeichen setzte, die der Wahn erfunden hat, unsre Nacktheit zu verbergen. Giafar nahm mit tiefer Achtung, mit Würde und Anstand, des Khalifen Grüſse an, und als ihm Khozaima durch eine feine Wendung zu verstehen gab, was er zur geschehenen Staats-Veränderung beygetragen habe, antwortete er mit kaltem Ernste: Als ich den Hof des Khalifen Hadi verlieſs, warst du sein Busenfreund; ich hoffe nun, Khozaima, des Khalifen Harouns Regierung wird die That überglänzen, wodurch Hadi's Schicksal entschieden ward. Und wenn Absichten dieser Art deine Hand geleitet haben, so rechtfertigt wohl auch dich das Glück der Millionen, das dadurch befördert ward.

Da der alles vorsehende Hofmann doch auf diesen graden Ausfall nicht vorbereitet war, so fuhr er zurück, nahte aber gleich wieder, lächelnd:

Daran zu zweifeln, ob der Khalife diese deine Hoffnungen erfüllen würde, wäre ein Verbrechen, dessen sich nur der schuldig machen kann, der ihn nicht kennt. Harouns Muth setzte und erhielt seinen Bruder auf dem Thron, zum Lohn wollte er ihn ermorden — doch wohin verleitet mich meine Verlegenheit? Beym Propheten, ich hätte nicht geglaubt, daſs ich, der Abgesandte des Khalifen an seinen Diener, heute eine Handlung vertheidigen müſste, welcher der Khalife Thron und Leben dankt, und die zu gleicher Zeit den Tod deines gerechten Vaters rächte! Ich rathe dir, den Beherrscher der Gläubigen darüber zur Rede zu setzen.

Giafar. Wir verstehen uns nicht ganz. Du wolltest mich, wenn ich anders dich begreife, durch Berührung dieser That von deiner Wichtigkeit überzeugen, und darum legte ich sie dir, nicht dem Khalifen, näher. Warum sollte ich dem Khalifen verschweigen, was ich dir sagte? für die Rache meines Vaters kann ich dir nicht danken: diese kommt nur mir zu; und wenn ich ihm einst gleiche, bin ich gerächt genug.

Khozaima. Nun verstehe ich dich nicht.

Giafar. So wird es der Khalife.

Sie begaben sich auf den Weg. Khozaima sprach viel von dem Hofe, den Hauptpersonen desselben, ihren Verhältnissen, aber er konnte Giafars Aufmerksamkeit nicht fesseln. Als sie in Bagdad ankamen, strömte ihnen das Volk entgegen, und schrie: „Gruſs und Friede dem Sohn des edlen Jahiah Saffahs! dem edlen Barmeciden!“ Giafars Herz schlug bey diesem Freudengeschrey, und sein Traum mahlte sich in seinem ganzen Umfang vor seinem Geiste. Stärker, beklommen schlug sein Herz, da er über den Markt hinzog, wo er im Gesichte als Richter ſaſs. „Ahmet! Ahmet!“ lispelte er leise; „ich danke dir für die Warnung! Tief fühle ich den ganzen Umfang der Pflichten, deren Erfüllung dieses Volk mit Recht von dem Mann erwartet, dessen Name durch die Tugend seiner Vorfahren geheiligt ist. Ich will ihn so rein erhalten, als sie mir ihn überliefert haben!“

Khozaima beobachtete ihn genau während des Zugs, und ergrimmte er über das Freudengeschrey der Bagdaner, so ergrimmte er noch mehr über die Art, wie es Giafar aufnahm; denn die Regungen seines Herzens, die sich in seinen von sanften Thränen glänzenden Augen zeigten, lieſsen ihn merken, daſs er die Hoffnungen des jauchzenden Volks zu erfüllen hoffte. Er führte ihn in den für ihn zugerichteten Pallast. Giafars Brüder und Verwandte, die Haroun alle aus der Verbannung zurückgerufen hatte, empfingen ihn an der Pforte. Er umarmte jeden von ihnen, segnete den Khalifen, und überlieſs sich der Freude des Wiedersehens. Der Pallast war auſs prächtigste ausgeschmückt. Die Diener und Verschnittenen zeigten ihm die Reichthümer — öffneten Zimmer voll prächtiger Gewänder, einen Kasten voll Gold, deuteten auf seinen groſsen, blühenden Garten, und Khozaima übergab ihm die Wiedereinsetzung in seine väterlichen Güter. Giafar sah kalt über das Gold und die Pracht hin, und verschloſs sich mit seinen Brüdern und Verwandten.

4.

Der Khalife saſs mit seiner geliebten Schwester Abassa in der Kühle der Abendluft; als Khozaima sich anmelden lieſs, um ihn von Giafars Ankunft zu benachrichtigen. Heiter rief er ihm entgegen: das Geschrey der Bagdaner hat mir laut verkündigt, was du mir sagen willst. Ich freute mich, eine Wahl getroffen zu haben, die denen so wohl gefällt, deren Schicksal davon abhängt. Wie fandest du den Mann? Wie benahm er sich? Was sagte er? Kaum erinnere ich mich seiner noch.

Khozaima. Herr der Gläubigen, nur er scheint mir der Mann deines groſsen Reichs zu seyn, der es verdient deinen Ruhm, deine groſsen Thaten, und dein erhabenes Geschäft, Asiens Völker zu beglücken, mit dir zu theilen. Ein Derwisch kann nicht demüthiger, der Khalife nicht stolzer seyn.

Haroun. Verstehst du den Mann, Geliebte?

Khozaima. Auf seine Tugend meyne ich, Herr! Ich traf ihn eine halbe Tagereise von Bagdad an, und hätte mir seine Miene so düster erhaben, so denkend schön nicht angezeigt, er müſste der Mann seyn, den du zum ersten Platz nach dir berufen hast, so hätte ich ihn, nach seinem Äuſsern, nur für einen seiner Diener halten müssen. Aber als er sprach — bey dei nem Glanze, alle Geister der Barmeciden wohnen in des Mannes Busen! Frey und kühn, unabhängig kühn; auf seiner innern Stärke ruhend, wie die Pyramiden, die du am Nil bewundert hast. Ich erschrak und begriff nicht, wo dieſs hinaus wollte. Verzeihe, Herr, ob ich gleich weiſs, daſs oft der erste Anblick täuscht, so fühlte ich doch in dem Augenblick die höchste Bewunderung, als er mich dadurch erschütterte, daſs er mir gefliſsentlich, oder zufällig, meine ganze Nichtigkeit mit edler Kühnheit fühlbar machte.

Khozaima sah, daſs ihm Haroun sehr aufmerksam zuhörte, und da dieser ihm mit der Hand bedeutete fortzufahren, so gehorchte er schnell dem willkommnen Befehl.

Nachdem ich ihm deine hohe Bothschaft überbracht hatte, die er mit Ernst und Würde annahm, sah er mich an, als wollte er meinem Geiste abfragen, wer der Mann sey, der vor ihm stände. Ich nannte mich, und da er nichts von dem zu wissen schien, was doch alle deine Unterthanen wissen, so sagte ich ihm, was er doch erfahren muſs. Ich hoffe, Khozaima, war seine Antwort, des Khalifen Regierung wird die schwarze That überglänzen, wodurch Hadi's Schicksal so rasch entschieden ward. Haben solche Absichten deine Hand geleitet, so rechtfertigt auch wohl dich das Glück der Millionen, das du durch diese That befördert hast. Beym Propheten, ich muſste mich vor dem sonderbaren Mann vertheidigen, daſs ich eine That gewagt habe, die mir nicht ziemt, dir ins Gedächtniſs zurückzurufen. Gut, daſs deine erhabene Mutter nun in

Damas ist, sonst würde auch sie dem strengen Richter Rede stehen müssen.

Abbassa lächelte, und Haroun, der ernsthaft vor sich hinblickte, heiterte sich plötzlich an ihrem sanften Lächeln auf. Er sah nach Khozaima, und bemerkte einen Zug innrer Zufriedenheit über die Wirkung seiner Worte um seinen Mund.

Haroun. Mit Recht, guter Khozaima, nennst du ihn einen sonderbaren Mann. Freylich ist dieſs nicht die Aufführung eines Hofmanns, daſs er dich, den ausgelerntesten, so rasch und rauh zur Selbsterkenntniſs bringen wollte; dich, der so geschäftig, sich ihm wichtig und bekannt zu machen, von seinen Thaten spricht, die immer besser in dem Munde des dritten klingen; Giafar ist also ein schlechter Höfling; doch ich habe noch nicht vergessen, daſs ich ihn zum ersten Diener der Gerechtigkeit bestimmt habe.

Khozaima verbeugte sich tief.

Haroun. Nun weiter; wie benahm er sich beym Zuruf des Volks?

Khozaima. Ich sah Thränen in seinen Augen. Sein Haupt sank gedankenvoll gegen seine Brust.

Haroun. Du träumst! Du schwärmst! Wie? er wuchs nicht höher auf seinem Thier? Meine Gnade, die Wirkung davon, machte ihn nicht stolzer? Er fühlte seine Wichtigkeit nicht? Bemerkte die Höhe nicht, worauf ihn ein einziges meiner Worte gestellt hat?

Khozaima. Es scheint, er ist und will nur groſs durch sich seyn, uns allein merkbar machen, daſs ihn nichts gröſser machen kann, als er sich denkt und fühlt. Nur bey dem Anblick seiner Verwandten lächelte er, nur da segnete er dich. Nicht die Pracht seines Pallasts, nicht der Glanz des Goldes, nicht die Wiedereinsetzung in seine Güter rührten ihn. Für alles dieſs vernahm ich keinen Dank: es schien, ich weiſs nicht, über oder unter seinem Danke. Nie habe ich einen demüthigern, nie einen stolzern Mann gesehen; doch bewundern muſs ich ihn, bis ich ihn begreife, bis ich weiſs, was er dadurch sucht, was in ihm erkünstelt und natürlich ist. Ich wünsche deinem Volke Glück mit ihm; um seine Gunst will ich mich bewerben. Durch mich läſst er den Herrn der Gläubigen bloſs fragen, wenn er vor ihm erscheinen soll.

Haroun winkte ihm, sich zu entfernen. — Gedankenvoll ging der Khalife auf und nieder, denn obgleich sein Herz voller männlichen Tugenden war, so stieſs sich doch der Herrscher an denen, die kein Herrscher an seinen Dienern gerne bemerkt: der Kühnheit, Unabhängigkeit des Geistes. Ihn dünkte, Giafar habe ihm durch sein Betragen mit Khozaima eben diese vorzüglich fühlbar machen wollen. Die Worte des Hofmanns: „er scheint mir allein der Mann zu seyn, der es verdient, deinen Ruhm, das Geschäft, deine Völker zu beglücken, mit dir zu theilen,“ klangen noch immer in seinem Ohr. Ein Gedanke schoſs schnell durch seinen Geist; die Tugend des Dieners muſs durch den Khalifen glänzen, nicht die Tugend des Khalifen durch den Diener. Er wandte sich zu seiner Schwester:

„Geliebte, was hältst du von dem Manne, den uns der listige Khozaima mit so vielem Pomp ankündigt?"

Abbassa. Bruder, den Mann, welchen der Hofmann mit so vielem Pomp ankündigt, den fürchtet er, dem sucht er zu schaden. Ich bin neugierig diesen Barmeciden zu hören und zu sehen. Ich liebe ein Geschlecht, das vor grauer Zeit einst dieses Land beherrschte, und sich nun, seines Ursprungs ganz vergessend, bloſs durch Tugend auszeichnend, zwischen den Thron des Khalifen und das Volk hinstellt, gleich wach und sorgsam für beyder Rechte. Wie ich gehört habe, haben seine Vorfahren viel darüber erlitten, und auch dieſs war meinem Bruder vorbehalten, die Tugend aller in ihrem Enkel zu belohnen. Unser Bruder Hadi fürchtete die Barmeciden, weil er so tief sich unter ihnen fühlte; aber Haroun ist nicht durch seinen Rang allein der Erste seiner Völker. — Doch du hörst mich nicht, und lächelst mit dir selbst.

Haroun. Ich lächele über diesen Khozaima, über die Wichtigkeit, die er diesem Manne beyzulegen sucht. Weiſs er nicht, daſs der Menschen Tugenden nur das sind, was wir sie gelten lassen!

Abbassa. Bruder!

Haroun. Haroun! Haroun! Liebe! und sieh, unter Haroun soll ihr Preis hoch steigen, nur ihm wird er erworben. Jeden Sieg, den ich erfochten habe, erfocht ich durch die Schwerter meiner Treuen; doch ist er mein, weil mein Geist ihre Schwerter leitete. So flecht' ich mir den Kranz des Ruhms aus den Tugenden meiner Diener; denn ich bin es, der sie ausfindet, thätig macht, sie zu groſsen Thaten spornt, und groſse Thaten gern belohnt. Sie alle sterben, verschwinden mit ihrem Namen, und lassen mir, dem Einzigen, ihren Ruhm zur Erbschaft. Und diese, nur diese Erbschaft und dich will ich mit keinem theilen — Gold, Herrlichkeit und Pracht, so viel er will, nur keins von diesen muſs er mir berühren wollen. — Ich verstehe diesen Blick, Abbassa! sey unbesorgt — Freylich, der groſse Mann, der keines seines Gleichen um sich leiden kann, gesteht dem, den er vermeidet, schon den Vorzug ein, und der Fürst, der Leute von Verstand, Muth und Tugend scheut, beweist der Welt, daſs er seinen Werth nur dem Glanze des Throns verdankt. Ist es so recht? Nun wohl, der Barmecide soll mir willkommen seyn, wenn er das ist, wofür er sich ausgiebt, und ob er es ist, werden dieſs nicht mein und dein scharfer Blick ergründen?

Nach einer Pause, während welcher ihn die Prinzessin mit einiger Verwundrung ansah, fuhr er fort:

So weit ich die Menschen kenne, ist keiner so gut, als er sich darzustellen sucht, und keiner so schlecht, als ihn die Zunge des Neids und der Bosheit macht; aber Tugenden, welche sich so laut und schreyend ankündigen, müssen sich durch Proben erst erweisen.

Abbassa. Sonderbar, daſs ich meinen Bruder zum erstenmal nicht ganz verstehe, daſs, so viel Sinn auch in dem, was er sagt, zu liegen scheint, ich doch den Sinn seines innern Sinns nicht fasse.

Haroun. Den Sinn des innern Sinns, Spötterin! Gut, spiele nur mit Worten; hier hast du ihn klar.

Wenn dir ein Kaufmann aus Indien einen Edelstein anbietet, und ihn, als vom reinsten Wasser, anpreist, untersuchst du ihn nicht bey jedem Lichte, ob er keine falsche Strahlen spielt? Mit dem, den er dir als gewöhnliche Waare anbietet, der nur dazu dienen soll, den Werth des andern durch seinen mindern zu erheben, nimmst du's nicht so genau —

Abbassa. Und so —

Haroun. Und so wie du es mit den Steinen machst, so mache ich's mit den Menschen, und erfreue mich des Kaufs, wenn die Waare dem entspricht, wofür sie ausgegeben worden ist; aber am Lichte muſs sie besehen werden können. Dieſs nun ist der Sinn des innern Sinns!

Abbassa. Verzeih mir, Bruder; wenn es der Thron der Khalifen ist, der dich so kaufmännisch gesinnt gegen die Menschen gemacht hat, so führst du nach deinen öftern Äuſserungen einen sehr unsichern Handel. Dein Gleichniſs ist übrigens mehr witzig, als wahr; denn sieh, mein Stein kann an seinem Werthe durch die Probe nichts verlieren. Fühlt er doch mein Miſstrauen nicht! Kann er doch nicht ahnden, daſs ich ihn für einen Betrüger halte! Und wenn er dieses könnte; wer steht mir dafür, daſs die Beleidigung seinen reinen Glanz nicht düster färbte? In diesem Fall würde ich bedauern, eine kostbare Seltenheit zu einem gewöhnlichen Ding gemacht zu haben.

Haroun. Beym Propheten, so wahr und fein, als schön gedacht, und dieſs kann nur meine Schwester.

Abbassa. Die gerne das Lob anhört, das sich der Lehrer in der Schülerin giebt.

Haroun. So küss' ich meine kleine Schülerin, und wünsche —

Abbassa. Was?

Haroun. Daſs ich ihr nie einen andern Namen geben müſste.

Abbassa. Ist Bruder und Schwester nicht zärtlicher!

Haroun. Kälter — zärtlich —

Abbassa. Haroun —

Haroun. Ich höre, Abbassa —

Abbassa. Doch nur mit dem Ohr.

5.

Haroun verhüllte sich und begab sich mit einem seiner Getreuen auf die Straſse. Seit dem Antritt seiner Regierung stellte er oft in den Stunden, da man ihn in dem Harem glaubte, solche nächtliche Wanderungen an, mischte sich unter das Volk, ging in die öffentlichen Häuser, und lauschte, was man von ihm, den Groſsen, den Hofleuten und Richtern sprach. In den Karavanseries unterredete er sich mit den Reisenden, erkundigte sich nach den Statthaltern in den Provinzen, und vernahm er eine Verletzung der Gerechtigkeit, ein heimliches Verbrechen, so forderte er den Schuldigen vor seinen Thron, und sah es gerne, daſs die Sage ging, er habe Geister in seinem Dienste, die ihm alles zutrügen, was in Bagdad und in seinen Staaten vorging. Für dieſsmal aber führte ihn ein anderer Bewegungsgrund auf die Straſse. Er wollte mit eignen Ohren hören, was das Volk von dem neuen Groſsvizir spräche und hoffte. Vor Giafars Pallast traf er eine Menge Volks an, das nach den erleuchteten Fenstern blickte, und in jedem Vorübergehenden, in jedem, der sich nahte, den Barmeciden zu sehen glaubte. Haroun horchte aufmerksam auf die verschiednen Unterredungen des rohen Haufens. Einige sprachen von des gerechten Jahiah Saffahs traurigem Ende und der Schlechtigkeit des letzten Khalifen. Andre erzählten mit starkem Gefühle die guten und groſsen Thaten der Barmeciden, und behaupteten, Giafar würde sie alle übertreffen. Sie erinnerten ihre Zuhörer an seine Freygebigkeit, seine Herablassung, seine Traurigkeit über den Tod seines Vaters und die Regierung des bösen Hadi. Ein Derwisch schrie: „Es lebe der Khalife, er gab uns einen Barmeciden; sich zur Stütze, uns zum Schutze! Mag er nun gegen die Ungläubigen zu Felde ziehen, wenn er will, wir haben einen Vater! Beym Propheten, er hat uns durch seine Wahl zeigen wollen, daſs er immer so regieren will, wie er angefangen hat. Ihr wiſst ja alle, daſs nur immer unsre schlechten Fürsten die Barmeciden verfolgt haben.“ Es lebe der Khalife, schrie der Haufe; es leben die Barmeciden, das Echo! Haroun schlich in den Pallast Giafars, eilte nach den dunkeln Gängen des Gartens, wo ihn Masul, der erste Diener des Groſsvizirs, nach seinem Befehl erwartete. Diesem Masul, der zu den erprobten Vertrauten gehörte, deren er eine kleine

Anzahl sich gänzlich zugeeignet hatte, und die, durch stilles, eingezogenes Leben, durch die unsichtbare Verbindung mit ihm, den Augen der Hofleute verborgen blieben, hatte er den Auftrag gegeben, den Mann, mit dem er nun seine Macht theilen wollte, genau zu beobachten, ihm Nachricht von seinen Verhältnissen, seinem Thun und Reden zu geben. Diese Kundschafterey nannte der Khalife Klugheit, Vorsicht, und so mag es, nach der verfeinerten Hofsprache, dann auch heiſsen. Ihn hatte seine ehemalige, gefährliche Lage dazu gezwungen, und da ihm diese Art von Leuten sehr wichtige Dienste geleistet hatte, so glaubte er nun, er müsse aus Klugheit fortsetzen, was er aus Noth begonnen hatte. Diese kleine Schaar hatte er so weise in den Provinzen vertheilt, daſs er vermöge ihrer und seinen nächtlichen Wanderungen leicht für den Beherrscher eines Geists gehalten werden konnte. Haroun schlich mit Masul in den Pallast, stellte sich so hinter die dünne Wand eines Nebenzimmers, daſs er Giafar und seine Verwandten sehen und hören konnte. Die Diener waren entfernt, es herrschte eine augenblickliche Stille, dann sprach Giafar:

Barmeciden! Brüder! der Wille Eines hatte uns alle hier zerstreut, der Wille Eines hat uns alle nun wiederum versammelt. Der Wille dieses kann uns abermals zerstreuen, er kann noch mehr thun. Bereitet euch darauf, und geschieht es einst, so sey der Trost eines jeden von uns, er habe es nicht um ihn verdient. Was ich nun sage, meine Brüder, laſst euch allen zur Regel dienen: Nicht um meinetwillen, nicht um eurentwillen, hat mich der Khalife zu diesem hohen Posten berufen. Ich kenne keinen andern Ruf, als das zu vollenden, was mein Vater begonnen hat, sollte ich auch enden, wie er geendet hat. Was ich an Gütern und Gold besitze, gehört euer und den Dürftigen, weiter fordert nichts von mir. Keinen von euch werde ich zu erheben suchen. Man soll nie sagen, ich füllte die wichtigen Posten mit meinen Verwandten, um den meinen fester zu gründen, meines Einflusses sichrer zu seyn. Ihr alle gewinnt dadurch, denn ich entziehe euch dadurch dem Neid und Hasse, und stelle mich der Gefahr, die der Gröſse auf dem Fuſse folgt, allein aus. Nur durch eure Tugend zeigt, daſs wir von dem Blute der Könige dieses Landes stammen, nie flieſse es über eure Lippen; denn der Herrscher dieses Landes möchte uns das Zufällige leicht zum Verbrechen oder Spott machen. Seyd bescheiden und demüthig. Eure Bescheidenheit und Demuth nehme mit dem Glücke zu, das mir nun zu lächeln scheint. An den Verwandten und Hausgenossen der Groſsen erkennt man, was sie sind; so laſst mich nun in euch erscheinen, wie ihr mich immer sehen werdet. Ein Wort verbinde uns alle: das Haus der Barmeciden kann fallen, aber nie sein Ruhm, den es nur in der Gerechtigkeit und Tugend sucht.

Seine Verwandten nahten ihm gerührt, bezeigten ihm ihre gänzliche Ergebenheit, ihren eifrigsten Willen, seinem Winke durchaus zu folgen. Hierauf erzählte jeder sein Schicksal von dem Augenblick ihrer Zerstreuung, und jeder hatte die Prüfung mit Geduld und

Muth ertragen. Nur Giafar erröthete, da er seine Geschichte erzählen sollte. „Brüder, ich, den nun das Glück vor euch allen emporgehoben, habe allein in Unthätigkeit, in mürrischer Unzufriedenheit gelebt. Ein Zufall zog mich heraus, führte mich dahin, wo ich nun für euch alle die Prüfung bestehen soll. Ich habe nichts gethan, diese Unterscheidung zu verdienen, und glaube, der Khalife will nur des Vaters Tugend in dem Sohn belohnen. Laſst uns streben, daſs er es nicht bereue.“

Haroun entfernte sich, da er das Geräusch des Aufbruchs hörte. „Ein sonderbarer Mensch,“ sagte er bey sich. „Ich wünsche mir Glück zu ihm; aber ihn so gerade auf's Wort zu nehmen, dieſs kann, dieſs darf ich nicht. In seinen Worten, seinen Geberden, liegt ein Zauber, der selbst mein Herz ihm unterwirft, um so wacher muſs darum der Geist auf seine Herrschaft seyn. Mir, meiner Gerechtigkeit, meiner Tugend, scheint er nicht ganz zu trauen, gleichwohl hab' ich der Proben viel gegeben, und ich sollte der seinen trauen, die er durch Proben noch nicht erwiesen hat?“

So beschönigte der Herrscher eine dunkele, eifersüchtige Empfindung, deren sich der edle Mann noch schämte. Zwey Seelen hat der Mann, der auf einem Throne sitzt, eine des Herrschers, eine des Menschen; welche von beyden die untergeordnete ist, erzählt uns die Geschichte.

6.

Morgens schickte der Khalife Khozaima zu Giafar, um ihn zu bedeuten, er sollte zur öffentlichen Audienz erscheinen. Giafar zog aus seinem Pallaste, von dem jauchzenden Volke begleitet. Man empfing ihn an der Pforte des Pallasts des Khalifen, führte ihn durch die glänzenden Prachtsäle, und in dem Augenblicke, da man die Thüren zu dem Thronzimmer öffnen wollte, trat Khozaima heraus, und sagte laut, der Khalife könne ihn heute nicht sehen. Lächelnd blickte er auf ihn; Giafars Miene veränderte sich nicht. Einen Monat lieſs der Khalife verstreichen, ohne nur Giafars zu erwähnen, und Giafar durfte seinen Pallast nicht verlassen, ohne den Khalifen gesehen und seine Befehle empfangen zu haben. Er dankte dem Khalifen für den Aufschub, ohne der Ursache nachzudenken, und wandte die verstattete Ruhe an, noch ernstre Betrachtungen über seine künftige Lage anzustellen. Sein einziger Zeitvertreib war, Almosen auszutheilen, und den Mahlzeiten beyzuwohnen, die er in seinen Gemächern für die Armen zubereiten lieſs. Das Volk, das nicht begreifen konnte, warum der Khalife den Barmeciden von sich entfernt hielt, ersann ein Mährchen nach dem andern, und jeder Tag vermehrte den Enthusiasmus für den verschloſsnen Groſsvizir. Haroun belustigte sich an ihren Mährchen, ihrer Ungeduld, und glaubte, es sey bloſs dieses, was ihn ergötzte. Zugleich dachte er sich an seiner Schwester zu rächen, die ihn oft um die Ursache seines Betragens fragte, und ihr Verlangen, den sonderbaren Mann zu sehen, immer lauter werden lieſs. Khozaima bekam endlich einen neuen Auftrag, und hoffte schon im Geiste, die zweyte Audienz würde wie die erste enden. Er betrog sich. Giafar trat vor den Khalifen, neigte sich zur Erde, und sein Herz glühte in der Gegenwart des blühenden, schönen, kraftvollen Herrschers Asiens, den er im Traume seines Reichs entsetzt, den zu tödten er das Schwert gezogen hatte, und der dem Bilde von Zug zu Zuge glich, das ihm im Gesichte erschienen war. Haroun saſs in aller Hoheit auf seinem Throne, schien sich in Giafars Verwirrung zu gefallen, und winkte ihm sich zu entfernen.

Nach dieser Audienz schien der Khalife den mit so vielem Feuer erwarteten Groſsvizir ganz vergessen zu haben. Daſs ihn keiner seiner Höflinge an ihn erinnerte, war zu erwarten. Auch seine schöne, tief fühlende Schwester schwieg, beobachtete ihn genau, und erwartete was aus dem ihr unbegreiflichen Betragen Harouns werden sollte. Das was sie kränkte, war sein Zurückhalten, seine erkünstelte Kälte über diesen Punkt, die dunkle Ahndung eines neuen, ihr bisher unbekannten Zugs in dem Herzen des Mannes, der ihr nie etwas verbarg, der immer sein gröſstes Glück in der Mittheilung seiner geheimsten Gedanken und Empfindungen fand. Der Khalife dachte indessen Giafars nur allzusehr, und erhielt täglich Bericht aus dem Innern seines Hauses.

Giafar fand es nun freylich sonderbar, daſs ihn Haroun aus seiner Einsamkeit gezogen hatte, um ihn in seiner Residenz zum Einsiedler zu machen; noch weniger konnte er sein Betragen mit dem ausgleichen, was er von seiner frühern Jugend wuſste, nun von seiner thätigen Regierung hörte. „Mit mir zu spielen, dachte er bey sich, dazu ist er zu ernsthaft, und noch ernsthafter ist der Posten, zu dem er mich berufen hat. Doch sey es, was es wolle, er ist ein Mensch — Regent — wer kann ihr Herz ergründen! Vielleicht will er mir nur zeigen, daſs er mich entbehren kann, und da ich ihn nicht suchte, so ist's an ihm, mir seinen Willen kund zu thun, nicht an mir, ihn darum zu fragen.“

Nach und nach lieſsen die Aufwartungen der Groſsen bey ihm nach, und er befand sich plötzlich in einer Lage, in welcher sich noch kein Minister befunden hat, in Ungnade zu seyn, wenigstens es zu scheinen, bevor er seinen Posten angetreten hatte. Nur Khozaima kam zu Zeiten, sah ihn mit der Miene des Bedauerns an, die beym Hofmann an Verachtung gränzt. Er gab ihm auch wohl aus Mitleid zu verstehen, er müſste den Khalifen, der ihn vielleicht vergessen hätte, bitten lassen, ihn im Divan einzuführen. Giafar antwortete: „Der Herr der Gläubigen gebietet über mich. Meine Pflicht ist, seinen Befehl zu erwarten, und ihn dann zu erfüllen. Wohin er mich auch stellt, steh ich an meinem Platz.“

Er fuhr in seinem angefangenen, stillen Leben fort, theilte seine Zeit zwischen Nachdenken, Almosen spenden, der Gesellschaft seiner Mutter und Fatime. Das Volk murrte über den Khalifen; er hörte es oft mit eignen Ohren, und dieses Murren war einer der Bewegungsgründe seines Betragens, ob er sich's gleich nicht gestehen wollte. Eines Abends, als eben Giafar an der Seite Fatimens ganz vergessen hatte, daſs er in Bagdad sey, kam ein Eilbote vom Khalifen, forderte ihn auf, ihm schnell zu folgen. Er warf sich in sein Gewand, und der Bote bedeutete ihm, ohne Geräusch und Begleitung ihm nachzufolgen.

Der Khalife ruhte neben seiner Schwester auf dem Sopha, und hielt ihre Hand vertraulich in der seinen. In ihrem rechten Arm ruhte ihre Laute. Er hatte ihr kein Wort von der Erscheinung Giafars gesagt. Die Thüre öffnete sich, Giafar trat herein, und lieſs sich zu Harouns Füſsen nieder. Als ihm der Khalife winkte, sich zu erheben, stellte er sich gerad und frey vor seinen Sitz hin. Es erfolgte eine kleine Pause, und nur der unerwartete Anblick der Schönheit der Prinzessin, ihr Blick voll Geist und Güte versetzte ihn in wunderbares Erstaunen, das aber bald in Verwirrung überging, da er bemerkte, wie die feurigen Augen Harouns, gleich Blitzen, über ihn hinschiessen, dann forschend auf der sanft erröthenden und niederblickenden Schwester ruhten.

Ernsthaft begann Haroun: Giafar, um dich zu sehen, dich meiner geliebten Abbassa zu zeigen, muſs ich dich suchen lassen. Schon vierzehn Tage — ja beynahe vierzehn Tage bist du hier in Bagdad, wenn ich mich anders recht erinnere —

Giafar. Nachfolger des Propheten, zwey Monate sind's, und etwas drüber.

Haroun. Wie, zwey Monate lieſsest du vergehen, ohne das Amt anzutreten, zu welchem ich dich berufen habe? So hat denn durch deine Schuld mein Volk das Glück entbehrt, das ich ihm durch dich zudachte. Wahrlich, du hast die verlornen Tage zu verantworten.

Giafar. Herr, mein Ruf hierher liegt in deinem hohen Willen, nicht in meinem Werth, nicht in der Meynung von meinem Werth; und nicht zwey Monate, mein Leben durch hätt' ich auf deinen Befehl gewartet. Was habe ich gethan, durch was mich ausgezeichnet, um es wagen zu dürfen, nach der hohen Würde aufzublicken, zu der du mich berufen hast?

Haroun. Bescheidenheit und Demuth haben immer dein Haus dem Neid entzogen, durch sie schmückt ihr eure Tugend; darum wünscht' ich, daſs die deine meiner strengen Macht ihren sanften Schimmer leihen möchte. Ich, der von früher Jugend in Lägern, unter rauhen Kriegern, lebte, lernte mehr, Menschen zu verderben, sie mit Härte zum Gehorsam zu zwingen, als sie im Frieden zum wahren Glück zu leiten. Du sollst nun die Heerde wie der milde Hirt weiden, während sie mein Schwert beschützt.

Abbassa sah ihren Bruder bedeutend und forschend an. Haroun fuhr fort: Wie, du schweigst? —

Giafar. Herr der Gläubigen, es beliebte dir zu sagen, die Bescheidenheit sey eine Tugend unsers Hauses; die meine nun, da ich noch nichts Gutes und Groſses gethan habe, verdient diese Benennung nicht; aber daſs ich deinen fein verhüllten Spott nicht verdiene, dieses fühl' ich, dieses seh' ich ein. Herr, deine Befehle zu erfüllen, das auszuführen, was du entwirfst, Werkzeug in deinen Händen zu seyn, so weit das Glück deines Volks, mein Gewissen, meine Kenntniſs von Recht und Unrecht es erlauben, dazu glaube ich mich von dir berufen. Ob dieses auch mir nützlich seyn möge, das hab' ich nicht erwogen, erwäge es nicht, und mag vielleicht einst dadurch allein verdienen, zu meinem Hause gezählt zu werden.

Haroun zu seiner Schwester. Wahrlich der Mann spricht gut.

Zufriedenheit goſs sich über das Angesicht der Prinzessin. Der Khalife wandte sich voll Ernst zu Giafar:

Um deines Namens willen hab' ich dich zum Vizir erhoben. Aus Dankbarkeit gegen deinen Vater, dem ich das Leben danke, der das seine verlor, weil er der blinden Rache meines Bruders nicht gehorchte. Dieses nur war das Verbrechen deines Vaters, das ihm Hadi nie verzeihen konnte. So zahl' ich meine Schuld an seinen Sohn ab. Als Regent muſs ich hier meine Rechnung mit ihm schlieſsen; die deine beginnt, von dem Augenblick, da ich dich in dem Divan einführe. Viel fordere ich von dem Manne, der deinen Namen führt, der stolz und kühn auf seine Tugend über die weite Kluft hinschreitet, die ihn von mir trennt; der sich durch sie so dem Throne naht, als könnte er ihm Glanz verleihen, und keinen mehr von ihm empfangen.

Giafar. Richte mich, Herr, nach meinen Thaten, und laſs dein Urtheil nur von dem bestimmt werden, was allein dabey mir zur Leitung dienen soll.

Haroun. Und das ist?

Giafar. Die Gerechtigkeit.

Haroun. Die Stütze meines Throns, der nur ich meinen Ruhm verdanken will. Bey dem Glanze Gottes, du hast ein groſses, vielfassendes Wort gesprochen; erwäge seine Bedeutung wohl. Sie ist die schwerste aller Tugenden, denn alle schlieſst sie in sich ein. Ganz gerecht ist nur der, der alles sieht und hört, der alles in einem Nu erwägt, den weder Leidenschaft, weder Trug noch List verblenden. Wer ist gerecht auf Erden?

Giafar. Der, welcher für sich nichts fürchtet, noch hofft, der gegen dich, den Mächtigsten auf Erden, zu entscheiden wagt, wenn du Unrecht hast. Der ohne Rücksicht, nach deinen und der Natur Gesetzen, losspricht und verdammt; der, welcher dir seinen Willen nur in so ferne unterwirft, als er hiermit besteht, dieser ist so gerecht, als der Mensch es seyn kann. Das Verborgene, das Zufällige sieht nur der, der alles sieht, und dieser richtet nach den Absichten, die unser Thun bestimmen, nach den Kräften des Geistes, die er uns verliehen hat. Wohl weiſs ich, was ich wage, indem ich so frey dir rede; doch, Herr, wenn meine freye Äuſserung dir miſsfällt, so schicke mich schnell in meine Einsamkeit zurück; beschränkt wie ich dort lebte, war ich des wenigen Guten, das ich thun konnte, gewiſs, und das Böse traf nur mich.

Haroun. Mir miſsfällt nicht, was du sagst; nur spannst du dadurch meine Forderung, meine Erwartung immer höher. Du muſst dich und deine Kräfte kennen; dieſs vorausgesetzt, glaub' ich alles, was du willst. Jeder andre als du würde mir verwegen scheinen. — Nahe — hier, vor meiner erstaunten Schwester Augen, laſs uns Hand in Hand einen Bund schlieſsen, wie ihn Herr und Diener selten schlieſsen. Der Diener werde mein Freund. Bereite dich, morgen in dem Divan zu erscheinen.

Nach Giafars Entfernung wandte sich Haroun zu seiner Schwester: Was hältst du nun von dem Manne?

Abbassa. Viel verspricht er, und wenn er das hält, was seine männliche Zuversicht zu verbürgen scheint, so sehe ich ihn als ein Geschenk des Himmels an. Wird er nicht meinen edlen Bruder von dem Miſstrauen heilen, zu dem ihm die Menschen bisher so viel Grund gegeben haben? Und ich, die ich sie, trotz allen widrigen Äuſserungen, immer vertheidigte, werde endlich siegend sagen dürfen: die Menschen sind, wozu sie ihre Herrscher machen, was sie ihnen zu seyn erlauben. Gut und edel, wenn sie es selber sind, wenn sie die Tugend achten, wenn sie dieselbe allein zum Preis und Gewinn zu machen wissen. Zu welchen dieser Giafar meinen groſsen Bruder zählt, beweist die edle Freyheit seiner Rede, wodurch er ihm, ohne es zu suchen, das gröſste Lob ertheilt hat.

Haroun. Was der Mann nun ist, oder scheinen will; dieſs fühl' ich und seh' es gerne. Was aus ihm werden kann, was er unter dieser glänzenden Achtlosigkeit auf sich und Glück verbirgt, dieſs weiſs ich nicht, und muſs es zu erfahren suchen. Die Barmeciden, Liebe, die königlichen Barmeciden, wie sie das Volk in seinem Taumel so gerne nennt, haben diese

Stelle unter den Khalifen schon oft bekleidet, waren immer durch den Ruhm ihres Hauses, den Ruf von der Voräitern Tugend her, die Herren ihrer Herren; oder strebten wenigstens es zu seyn. Und dieser da, der so laut ruft: so bin ich, so werd' ich seyn! wollt ihr mich oder nicht? Gleichviel, ihr könnt mich nicht gröſser und glücklicher machen, als ich bin — dieser da, der so rund seine Gesinnungen ausdrückt, und, Geliebte, der so männlich schön gebildet er dir auch scheinen mag, das freylich seiner Tugend ein gewisses feyerliches, anziehendes und sogar erhabenes Ansehen giebt — dieser Mann sage ich — Lächelnd. — Nein, erschrick nur nicht — dieser Mann hat mehr Eindruck auf mein Herz gemacht, als mir lieb ist, als mir vielleicht zuträglich ist. Sieh, den Zauberkreis, welchen zu unserm und der Menschen Besten der Wahn und die Vorurtheile bewachen, den muſs keiner zu betreten wagen, und wer es wagen will, der wage es ja mit leisen Schritten, verberge sich ja sorgfältig unter unser magisches Gewand. Gut, gut, er thut es kühn und offen, und gerne will ich sehen, wie wir beyde zusammengehen mögen. Eins nur wünsch' ich; er hätte gethan, wovon er so viel gesprochen hat, und davon geschwiegen.

Abbassa. Bruder, sende schnell den Mann in seine Einsamkeit zurück.

Haroun. Ohne ihn erprobt zu haben? Und warum?

Abbassa. Weil es eben so schädlich für den Regenten ist, sich für einen Menschen, und sey es auch um der ausgezeichnetsten Tugend willen, zu feurig und rasch zu interessiren, als dieser Tugend mit zu scharfen Blicken nachzuforschen. Mensch muſs er dann doch bleiben, wenn wir mit ihm leben, ihn ertragen sollen. Wie leicht macht der Späher Fehler zu Tugenden, und Tugenden zu Fehlern. Du weiſst, wem ich hier nachspreche.

Haroun. Vortrefflich, Listige! Doch höre — und zwar abermals ein Gleichniſs — nenne es wie du willst. Nimm an, ein Zauberer, eine Fee, ein Geist, brächte dir einen Wunderstein — groſs und glänzend, wie der Morgenstern uns erscheint — dieser Wunderstein — enthielte einen Talisman — und der Zauberer oder Geist sagte zu dir: Schönste der Sterblichen! dieser Stein hier hat seines Gleichen nicht auf Erden, und dir nur, als der würdigsten durch Geist und Reitz, bestimm' ich ihn; doch wisse, so bald du dich damit schmückest, und dieſs muſst du, wenn du ihn annimmst, wird sein magischer Glanz durch den Talisman, den er in sich enthält, die Augen der Menschen so an sich ziehen, daſs er deine eigne Schönheit verdunkeln wird, daſs man die glückliche Besitzerin des einzigen Kleinods nicht mehr vor dem Glanze des Kleinods bemerken wird. Würdest du ihn annehmen — ihn tragen wollen?

Abbassa. Entsetzliche Frage an ein Frauenzimmer! Und noch dabey so ernst und rasch gethan! Gleichwohl erfordert die Antwort des Nachsinnens sehr viel — Eine Pause. — Nun sieh — ich — ja ich würde ihn annehmen, ihn tragen, wenn er alle die, welche mich damit geschmückt sähen, glücklich machte.

Haroun aufstehend und heftig. Und ich — ich würde ihn zerschlagen.

7.

Der Divan versammelte sich, und der Khalife führte Giafar ein. Mit feyerlichem Ernste stellte er ihn den Räthen vor, überreichte ihm das Siegel, und bedeutete den Anwesenden Unterwerfung, Gehorsam gegen die Befehle, die durch Giafar von ihm ausgingen. Giafar setzte sich auf seine Stelle mit eben der Gemüthsruhe, als sey es sein gewöhnlicher Sitz. Nach Aufhebung des Divans, in welchem eben das geschah, was in dem Senat jedes unumschränkten Reichs geschieht, lieſs der Khalife Giafar und einige der wichtigsten Räthe in seine geheimen Zimmer rufen. Hier nun befahl Haroun dem Groſsvizir bestimmten Bericht abzustatten von der Verfassung jeder Provinz, ihrem Ertrag, dem Charakter und Betragen der Statthalter, den Einkünften und Ausgaben des ganzen Staats, dem vorhandenen Schatze, den geheimen Verhältnissen im Lande und mit den Nachbarn. Giafar hörte dem Khalifen, der jeden Theil der Staatsverwaltung mit der gröſsten Klarheit entwickelte, dem nichts in seinem ungeheuern Reiche unbekannt zu seyn schien, mit Bewundrung und Erstaunen zu. Haroun, der dieſs beobachtete, sagte zu ihm: „Ich habe den Faden wiederum aufgefaſst, den dein Vater unter meinem Bruder angelegt hatte, raubbegierige und unwissende Diener hatten ihn zerrissen. Vollende du nun das Gewebe seiner Hand, und hüte dich, so viel als möglich, vor Neuerungen, nur die äuſserste Noth entschuldigt sie. Die Menschen fühlen unsre Leitung nur dann, wenn wir sie durch Störung des Gangs, zu dem wir sie gewöhnt haben, an unser Daseyn erinnern. Ordnung, unerbittliche Strenge gegen den, der sie stört, dieſs ist's, was ich vorzüglich von dir, von jedem meiner Diener fordere. Des unablässigen Drucks bedarf es nicht; je weniger das Volk unsre Hand fühlt, je glücklicher, sichrer lebt es, je mehr arbeitet es auf die Zukunft. So wie der fruchtbarste Regen der ist, dessen Geräusche du nicht hörst, so ist die beste Regierung die, deren Gang man nicht empfindet. Ich möchte darum meine Macht so unsichtbar machen können, wie es uns die Natur ist; wir sehen ihre Ordnung, empfangen, genieſsen ihren Segen, ohne die Mittel zu sehen, wodurch sie es bewirkt. Nur den Groſsen, denen ich die Ausübung meiner Macht anvertrauen muſs, diesen möcht' ich wie ihr Schatten folgen können, und immer vor den Augen stehen, denn von ihnen fordere ich Rechenschaft für das Vergehen des rohen Haufens. Dieser fehlt nur durch ihre Schuld. – Harouns Grundsatz ist: Vater des Volks, Tyrann derjenigen Groſsen, die aus Bosheit und Habsucht vergessen, daſs ich nur so in jedem von ihnen erscheinen will."

Das frohe Gefühl des Herzens schoſs auf Giafars Wangen, schimmerte in feuchtem Glanze in seinen Augen. Haroun ward es gewahr, und fühlte sich zu ihm hingezogen. Das Herz wollte das Band der Freundschaft näher zusammenziehen, der Geist des Herrschers blickte kalt darauf, es dehnte sich weiter aus. Es schien, als schwebe ein unsichtbares frostiges Wesen zwischen ihnen, das sie in dem Augenblick aus einander riſs, da sie sich nahen wollten. Giafar verlor sich in den Gedanken Ahmets, und sprach in seinem Geiste: „Hier oder nirgends.“

Das Volk erwartete ihn an dem Pallast des Khalifen; empfing ihn mit Freudengeschrey, segnete Haroun, und begleitete den Vizir jubelnd nach seiner Wohnung. Es war ein Festtag in und um Bagdad, durchs ganze Land, wohin nach und nach das Gerücht erscholl.

Giafar ergriff nun das Steuer der Regierung, so weit es nur der Khalife ihn ergreifen lieſs. Der Geist seines Vaters, die Erfahrung in Geschäften, die er unter ihm gemacht hatte, seine festen Grundsätze, leiteten ihn. Er warf sich, ausgerüstet mit Klugheit, Muth und Menschenliebe, ohne für sich die Stürme zu befürchten, auf dieses unsichere Meer. Haroun bemerkte jeden seiner Schritte, vernahm jede seiner Bewegungen, wuſste jedes seiner Worte, und blieb kalter Zuschauer. Nur dann, wenn Giafar eine wichtige, verworrne Sache, die zu seinem Ruhme sich enden muſste, bis zur Entwicklung gebracht hatte, erschien er, lieſs sie oft durch einen Machtspruch in Luft zerflieſsen, bis er ihr später eine Wendung geben konnte, die sie zu seinem Werke machte. Giafar lieſs sich durch nichts in seinem festen Gange stören.

Khozaima und die Hauptpersonen des Hoſs erschöpften ihre Beredtsamkeit vor dem Khalifen im Lobe Giafars. Sie sprachen nur von seinen hohen Tugenden, sein

Freygebigkeit, seiner Mäſsigkeit, seinem Fleiſse, seiner Milde bey der Ausübung der Gerechtigkeit; führten bey jeder Gelegenheit seine Sprüche an, die, wie sie sagten, von Bagdad aus bis in die entferntesten Provinzen erschallten. Sie ermüdeten Haroun mit den Lobeserhebungen der Tugenden des Barmeciden so, daſs er sie endlich so beschwerlich fand, als er zu Zeiten ihre Schmeicheleyen zu finden glaubte. Die Prinzessin, zu welcher ihn der Khalife oft rufen lieſs, um sich vertraut mit ihm zu unterreden, sprach aus reinerm Herzen über ihn, ertheilte ihm ein gemäſsigtes, gegründetes Lob, das eben dadurch einen stärkern Eindruck machte. Der Mann, von dem er so viel Gutes hörte und sah, ward ihm unausstehlich, ohne daſs er sich gestehen wollte oder konnte, warum. Da nun Giafar sich immer bescheiden verhielt, mit der sanftesten Art fest auf seiner Weise blieb, ihm dabey ohne Furcht, in Angelegenheiten, wo das Recht für die bestrittne Sache war, widersprach, worüber er seine Räthe oft erstaunen sah, so fing er nun an, ihn in seinem Herzen geradezu der Heucheley zu beschuldigen, und ihm geheime, herrschsüchtige Absichten beyzulegen. Giafar, der die Veränderung bemerkte, so sehr sich auch der Khalife zu verstellen suchte, verblieb so gerad und offen, wie im ersten Augenblick. Nur eins störte seine Fassung, und dieſs war ein dunkles, peinliches Gefühl, das aus der öftern Beobachtung floſs: der Khalife liebe seine Schwester auf eine Art, die mehr an Leidenschaft als Bruderliebe gränzte. Die Liebkosungen, die er ihr erwies, waren mehr feurig als zärtlich; bey den, ernsthaftesten Unterredungen schien er nur sie zu sehen, nur auf das zu lauschen, was sie sagen würde. Oft unterbrach er sich und ihn mitten in der Rede — bat sie, eins ihrer Lieder in die Laute zu singen — sprach dann in Entzücken von ihren Reitzen, ihrem Verstand, ihrem Gesang, ihrem Lautenspiel, den Liedern, die sie dichtete — und wenn Giafar in solchen Augenblicken ihn ernsthaft und aufmerksam anhörte und seinen Augen folgte, so sah ihn der Khalife als einen Mann an, der unser verborgenstes Geheimniſs, dessen Entdeckung wir über alles fürchten, entweder schon errathen hat, oder doch zu errathen strebt. Von nun an ward ihm Giafars Tugend in eben dem Grade verdächtig, als sie ihm lästig war, und der edle Haroun, welcher der Vater seines Volks seyn wollte, es wirklich war, faſste, durch viele dunkle, kleinliche Gefühle gedrängt, den sultanischen Entschluſs, die Tugend des Mannes, der so rein seinen Zweck befolgte, den er deſshalb achtete, liebte, in dessen Gesellschaft er sich gefiel, auf die strengsten Proben zu setzen, und dieſs in der Hoffnung, er würde ihnen unterliegen. Ein Triumph über die Menschheit, dessen sich nur ein Herrscher erfreuen kann, und den wir beschränktere, glücklichere Menschen bedauern und beweinen. Um diese Proben giftiger zu machen, äuſserte er die höchste Zufriedenheit gegen ihn, und nur Augenblicke von Laune, rascher Ungeduld, und plötzlichen, bittren Spotts, zeigten Khozaima, daſs etwas besonders in dem Khalifen vorging. Dieses zu ergründen, lauerte er auf Gelegenheit. Der Zufall diente ihm.

Als er eines Tags den Khalifen von einem Gastmahl unterhielt, das Giafar den Bettlern gegeben — und dabey erzählte, wie der Groſsvizir mit ihnen zu Tisch gesessen, wie freundlich er sie unterhalten hätte, fragte ihn Haroun plötzlich: Wer trug dir die Bothschaft von meinem Neffen an Giafar auf?

Khozaima. Der, den du zu seinem Wächter gesetzt hast.

Haroun. Wie lautete der Auftrag?

Khozaima. Dein Neffe, Herr, lieſs mich durch ihn bitten, ihn dem edlen Barmeciden zu empfehlen. Er flehte um Giafars Schutz, und wünschte den gröſsten, gerechtesten Mann in deinen Ländern, nur ein einziges Mal zu sprechen, um ihn, und dich durch ihn, wenigstens davon zu überzeugen, daſs er den Verdacht nicht verdiente, um deſswillen er als Gefangener bewacht würde. Er wisse wohl, die an Jahiah Saffah begangene grausame That seines Vaters könnte ihn, den unglücklichen Sohn, nicht empfehlen, doch zählte er auf das Mitleid, das der menschliche Giafar keinem deines Volks versagte.

Haroun. Und was antwortete Giafar auf dieses?

Khozaima. Sage, guter Khozaima — so nannte mich zum erstenmal der groſse Barmecide in sehr sanftem Tone — sage, guter Khozaima, daſs ich dem unglücklichen Sohn die That des Vaters nicht gedenke, daſs ich ihn bedaure, ihm meine Dienste, so weit sie reichen können und dürfen, von ganzem Herzen antrage. Daſs ich ihn, überzeugt von der Groſsmuth des Nachfolgers des Propheten, versicherte, er würde nie vergessen, er sey seines Bruders Sohn. War er es nicht, setzte er hinzu, indem er mich scharf ansah, der zuerst unserm Herrn den Eid der Treue schwur, der dem von seinem Vater ihm aufgedrungenen Anspruch auf den Thron in Gegenwart der Groſsen feyerlich entsagte? Kann der Khalife dieſs vergessen? Was den Besuch betrifft, den er von mir zu wünschen scheint, diesen kann ich ihm ohne Erlaubniſs des Khalifen nicht abstatten. Ihn dem Khalifen zu empfehlen, schlieſst einen Zweifel in sich, der mir ein Verbrechen gegen den edlen Haroun zu seyn scheint, den zu hegen ich keine Ursach' habe und nie zu haben wünsche.

Haroun. Und dieſs in Gegenwart der Bettler?

Khozaima. Sie sind seine Freunde.

Haroun. Daſs du ihm die Bothschaft in ihrer Gegenwart überbrachtest, dieses wollt' ich sagen.

Khozaima. Ich sprach leise in sein Ohr — er antwortete laut, und die Bettler segneten den guten Wirth.

Haroun. Wie leise du gesprochen hast, dieſs hat mir mein Geist gesagt. Doch gut; auch dieses; aber mein Neffe kann nicht leben — die Noth erfordert's, hat es längst erfordert — ich kann die That beweinen — doch geschehen muſs sie, und dir übertrage ich sie.

Khozaima. Verzeihe, Herr! da ich es war, der den Vater gezwungen stürzen half, und hierauf den Sohn zur Pflicht gegen dich überredete, so würde die That grausam scheinen, wenn ich sie beginge. Nur dann erst würde die reine Absicht meiner ersten That dem Volke verdächtig. Ja selbst dir, Herr, würde sie den Vorwurf der Grausamkeit zuziehen, und nur die allgemein erkannte Tugend des Barmeciden kann ihr den Schein von Recht verleihen.

Haroun. Und mir zur Probe seiner Treue dienen.

Khozaima stellte sich, als wenn er den Sinn nicht faſste, der in diesen Worten, und noch mehr in den Blicken des Khalifen lag. Er eilte schnell zu denen, die längst Eifersucht und Haſs gegen Giafar verbunden hatte, und theilte ihnen die wichtige Entdeckung mit. Triumphirend schloſs er: „Seine Treue will er proben! Also zweifelt er doch an seiner Treue — an seiner hohen Tugend? — Hatte ich nicht Recht, wenn ich euch immer sagte, der stolze Haroun wird den Mann nicht lange ertragen können, der, kühn und sicher auf seine schwärmerische Tugend, alle Abhängichkeit von ihm abwirft; der nichts fürchtet, der, was er ist, nur durch sich seyn und scheinen will? Träumender Barmecide! abhängig von ihm, ertrüg' er auch wohl das Böse, das du thun möchtest; unabhängig wie du seyn willst, verzeiht er dir das Gute nicht, das du täglich thust. Aber hat er nicht Recht? Ist diese stolze Tugend, dieses allzu ausgedehnte Wohlwollen, diese allzu kluge Tugend, ihm nicht gefährlicher, als unsre Ränke, die uns zu seinen Sklaven machen? Er fühlt bereits, daſs ihn Giafars Thaten in Schatten stellen, daſs er sich durch die auffallende Art, wie er sie zu betreiben versteht, in jeder einen Sieg über seine Macht erwirbt. Fahrt nur fort, wie ihr angefangen habt; laſst uns unaufhörlich von des Barmeciden Tugend reden, ihm nur dafür danken, daſs er uns den groſsen Mann gegeben hat. Ich, der ich am Hofe aufgewachsen bin, weiſs, daſs dieſs wirken muſs, und der groſse Haroun müſste mehr als Mensch seyn, müſste auf keinem Throne sitzen, wenn ihn kluge, innig verbundene Hofleute nicht endlich klein zu machen wüſsten. Die That, die er jetzt von dem Barmeciden fordert, stürzt diesen oder macht ihn uns gleich."

Auch der Hof hat seine Leviathane!

8.

Einige Tage nach der Unterredung mit Khozaima lieſs der Khalife den Groſsvizir in seine innersten Zimmer rufen. Er faſste ihn mit Wärme bey der Hand und sprach zu ihm mit festem Tone:

Heute will ich sehen, ob du mein Freund bist. Die Ruhe meines Reichs, die Sicherheit meines Throns, meiner ganzen Familie erfordern eine That, die ich verabscheue, die ich beweine, in dem Augenblick, da ich sie gebiete. — Mein Neffe muſs sterben.

Giafar. Was hat er verbrochen, Herr!

Haroun. Nichts — sein Verbrechen ist, daſs er mein Neffe ist.

Giafar. Und muſs sterben?

Haroun. Sein Verbrechen ist, daſs meine in- und auswärtigen Feinde in ihm, so lang' er lebt, den Mann sehen, durch den sie mir gefährlich werden können.

Giafar. Darum, nur darum müſst' er sterben! Unmöglich, dieſs kann nicht die Ursache seyn; der groſse Haroun kennt die Furcht kleiner, zager Geister nicht. Ihn schützen seiner Thaten Ruhm, seine Weisheit, seine Groſsmuth, die Liebe seines Volks, das sein gegenwärtiges Glück allzu sehr empfindet, als daſs es nach dem unbedeutenden, ihm unbekannten Sohne eines Herrschers aufblicken sollte, dessen Andenken ihm verhaſst ist.

Haroun *finster.* Einen Beweis deiner Treue wollt' ich sehen. Ich weiſs, was ich zu fürchten habe, nicht du! Dich blendet mein und dein gegenwärtiges Glück, und in dieser Täuschung knüpfst du das Vergangene nicht mit dem Künftigen zusammen, und blickst nicht auf das, was die Erfahrung lehrt. — Wohl, es sey, der Herr soll sich zu dem Diener herablassen, dem Diener Gründe für die That darlegen, die er von ihm fordert, die er gebieten kann und muſs. Das thut nur Haroun, thut es nur gegen einen Barmeciden; doch der Barmecide traue darum sich und ihm nicht allzu sehr. — Du weiſst, mein Vater Mahadi ernannte mich, den zweyten seiner Söhne, in seinem letzten Willen zum Nachfolger des Erstgebornen; auch weiſst du, daſs ich diesem gegen die Aufrührer zum Thron verhalf, ihn mit meinem Schwert darauf schützte. Dir ist bekannt, daſs er zum Lohn dafür mich ermorden lassen wollte. In den weiten Staaten meines Bruders war bald kein Ort der Sicherheit für mich. Aus einem verborgenen Winkel muſst' ich, mit meiner geliebten Schwester, meiner einzigen Freundin, meinem einzigen

Trost, in den andern flüchten; mit den wilden Thieren auf den Gebirgen um Herberge kämpfen, und in jedem Menschen, der mir nahte, einen abgesandten Mörder ahnden. Ein Wort von mir konnte ganz Asien in Flammen setzen; ich sprach es nicht, und hoffte endlich meinen unsinnigen Verfolger durch Groſsmuth zu besiegen. Er fiel — und wer kann, wer darf die beschuldigen, durch die er fiel, die nur auf diese Weise den geliebtern, bessern Sohn erretten konnten? Der Spruch meines Vaters setzte mich auf den Thron, gegen den Spruch des Vaters meines Neffen; aber meines Neffen Rache, sein eingebildetes Recht, leben so lange, als er athmet, sind als gültig von jedem anerkannt, der in Staatsveränderungen Vortheil hofft.

Giafar. Zürne mir nicht, wenn ich, ohne jetzt auf dieſs zu antworten, nur von dem Unglücklichen zu reden wage. Was ist dein Neffe, den du so gefährlich denkst? Ein roher, sinnlicher, junger Mensch, der üppige Ruhe, Genuſs und Wollust den glänzenden Beschwerlichkeiten deines Throns vorzieht. Der, zufrieden seinen Sinnen zu leben, der Herrschaft über die Welt keine Stunde seines Vergnügens aufopferte. Der stumpf an Geist nur den Genuſs des Thiers kennt. Weiber, berauschende Getränke und Schlaf, ist alles was er wünscht. Und nun denke deiner, Herr!

Haroun. Du täuschest dich — denn sieh, eben dieses macht ihn so gefährlich. Eben in ihm sehen die Elenden, die unter meinem Bruder den Staat verheerten, einen Herrscher, in dessen Namen sie abermals die kaum vergeſsnen Gräuel ungestraft erneuern können. Diesen ist meine Strenge, meine Wachsamkeit beschwerlich. In den finstern Winkeln, in die ich sie gestoſsen habe, lauern sie nur auf die Gelegenheit, die mich, den nur von ihnen gefürchteten und gehaſsten, in eine Lage versetzte, die ihre Absichten befördern könnte. Wäre mein Neffe ein Mann von Geist und Sinn, der meinen Werth, mein Recht vor ihm, zu erkennen fähig wäre, der fühlbar für meine Wohlthaten seyn, der begreifen könnte, daſs ihn diese Elenden nur darum zu Mentereyen reitzen, um ihn zu miſsbrauchen, den Staat auf seine eigne Gefahr zu verwirren, so möchte er leben und mein Freund werden. Aus dem Menschen, Giafar, auf den jeder wirken kann, der seinen Sinnen neuen Kitzel zeigt, macht man, was man will, und der stumpfe, furchtsame Mensch läſst sich leichter zu einem kühnen Schritt verleiten, als der Mann von Geist, der die Folgen vorsieht und erwägt.

Giafar. Verzeihe, Herr, ich kann mit dir nicht einstimmen; ich fühle nur, daſs durch diese That der groſsmüthige Haroun seine Tugend befleckt, daſs er dadurch zu verstehen giebt, er glaube an die Möglichkeit, daſs man etwas gegen ihn unternehmen könnte. Dieſs glaubt und denkt nun keiner in deinem weiten Lande; willst du sie darauf aufmerksam machen? Wenn dein Volk denen verzeiht, die deinen Bruder stürzten, so geschieht es darum, weil sie die Nothwendigkeit davon fühlen, weil sie einsehen, daſs ihr Freund und Vater nur dadurch erhalten werden konnte, weil sie deiner Rettung ihre Ruhe und ihr Glück verdanken.

Du selbst hattest keinen Theil an jener That; aber diese — die schreibt man dir allein zu; und eben dieses Volk, das dich wegen deines Muths und deiner Menschlichkeit erhebt, wird dich der Feigheit, der Rachsucht und des Hasses beschuldigen. Die hohe Meynung, die deine Groſsen von dir haben, welche die Edlen zur Nacheiferung anspornt, die Schlechten zur Erfüllung ihrer Pflichten zwingt, wird auf einmal sinken, und jeder wird in dem erhabenen Khalifen den Mann zu sehen glauben, der seiner Tugend nicht mehr allein vertraut.

Haroun. Eben darum trag' ich diese That einem Manne auf, dessen anerkannte Tugend sie rechtfertigt, dem man kein Verbrechen zutraut, dem man selbst das verzeiht, was ihm ähnlich zu seyn scheint. Und dieser Mann bist du! In jeder deiner Thaten liegt schon meine und deine Rechtfertigung eingeschlossen.

Giafar rasch. Unmöglich, Herr!

Haroun. Ging je ein Befehl aus meinem Munde, der unvollzogen blieb?

Giafar. So befiehl da, wo ich gehorchen kann und darf.

Haroun. Kühner — auf was trotzest du?

Giafar. Auf dich! Auf deine Gröſse! Auf deine Tugend, die, wenn du sie auch nur einen Augenblick von dir entfernst, nie so wiederkehrt, wie sie dir nun noch zur Seite steht.

Haroun. Deine stolze Tugend ist's, auf die du trotzest, die mir durch deinen Trotz zweydeutig wird. Wem dienst du, daſs du ein Luftgebilde neben mich hinstellst, nach ihm hinstarrst, wenn ich dir gebiete — ich, der verantworten muſs, was ich dir gebiete? Ich kann das Werkzeug leicht zerschlagen, das sich zu meiner Hand nicht schicken will — dieſs merke und gehorche! — Wie, stumm? — Warum blickest du zum Himmel auf — dahin blicke, wo dein sichtbarer Herr hinzeigt.

Giafar. Da ein Haroun so denken und fühlen kann, so danke ich ihm in diesem Augenblick, daſs er mich nicht zum Herrscher der Menschen gemacht hat. Ja, ich bin dein Werkzeug; doch nur so fern ich will, und stärker ist mein Wille, als deine Macht. Ein gröſsrer Meister, ein erhabenerer Künstler hat auch mich gebildet; in meinen Busen das Gefühl von Recht und Unrecht, von Menschen-Werth gelegt. Auch du bist sein Werkzeug, so hoch der Zufall dich gestellt hat, bist gebildet wie ich es bin, und wir beyde, Herr und Diener, stehen vor ihm auf einer Linie. Der einzige Unterschied zwischen uns ist nur der vor ihm, daſs du des Guten mehr und leichter thun kannst, daſs du das Gute, welches du durch andre wirkst, zu dem deinen machen kannst; und gerne will ich dir den Gewinn dessen überlassen, das du durch mich beförderst. Ob du das Böse, welches du selbst thust, zu thun befiehlst, damit entschuldigen kannst, weil ein Thron dein Sitz ist, dieſs überlaſs ich deinem eigenen Gewissen. Die Rechtfertigung meines Thuns behalt' ich nur mir vor, und beklage es, daſs der edle Haroun sich so weit vergiſst, dem Mächtigen dadurch Hohn zu sprechen, indem er sein schönstes Werk so tief heruntersetzet, als könnte er, gleich dem Töpfer, der bald ein Gefäſs für Wohlgeruch, bald für den niedrigsten Gebrauch bildet, seine Bestimmung nach eigner Willkühr entwerfen.

Haroun. Ich lieſs dich reden, um dich näher kennen zu lernen. Mir miſsfällt nicht ganz, was du sagst, und wie du denkst. Ich, der ich mich auf der Khalifen Thron mehr Mensch fühle, als der Bettler auf der nackten Erde, kann es leiden, daſs man mich so betrachte. Auch ziehe ich den innern Werth dem Glanze vor, den mir der Thron verleiht, doch an der Stelle, wo ich nun stehe, zu der ich dich so nahe gezogen habe, giebt es Lagen, die die allgemeinen Regeln nicht vertragen. Die Tugend eines Derwisches hält kein Reich zusammen, und die Tugend eines Regenten würde den Derwisch in seinem Kloster zum Verbrecher machen. Ich sagte dir, daſs ich die That verabscheue, die ich von dir fordere; aber der Regent thut viel, muſs viel thun, das er verabscheuet. Dieſs schreibe nicht ihm, sondern den Menschen zu, die ihre wilden Leidenschaften und Begierden beständig gegen einander treiben, die er zusammenhalten muſs, es sey durch Gewalt, List oder Ränke, wenn er nur diesen Zweck erfüllt, nur so viel Gutes hervorbringt, als die Menschen fähig sind. Alle Mittel müssen uns hier gleich seyn; er, der die Menschen so gebildet hat, sieht heller in das Spiel, das wir mit ihnen treiben müssen, und rechnet uns vielleicht die Tugenden zu, die wir gezwungen unterlassen müssen. Soll ich dir nun zur Pflicht machen, was ich von deiner Treue erwartete?

Ich suchte für mich und meine Kinder einen Freund in dir. Sind meine Kinder nicht unmündig? Kann ich nicht heute sterben? Soll ich in dem Gedanken sterben, er, der Erwachsene, der solche Rechte für sich hat, den Rache entflammt, würde sie nach meinem Tode seiner Sicherheit aufopfern? Soll dein Vaterland, alle meine nahen und fernen Provinzen, unter der Regierung eines Elenden abermals verwüstet werden, das Geheul der jetzt Glücklichen wiederum erschallen, und ihr unschuldiges Blut den Boden netzen?

Giafar. Die düstern Gedanken über der Menschen Leiden und Bestimmung haben mich noch vor kurzem sehr unglücklich gemacht; von neuem weckst du sie mit allen ihren Schrecken in mir auf. In der peinlichen Verwirrung, in welcher ich jetzt vor dir stehe, fühl' ich nur dieſs ganz helle: der Mensch müsse nicht gewaltsam durch das dunkele Gewebe greifen, welches das Schicksal, die Vorsicht, nenn' es wie du willst, entworfen hat. Das was du bist, durch dich seyn und werden kannst, dieses seh' ich nur; was aus deinen unmündigen Kindern werden wird, was ihnen schaden oder nutzen kann, dieſs weiſs ich nicht, weiſst auch du nicht. Aber daſs sie, wenn sie dir einst gleichen, von deinem Neffen nichts zu fürchten haben, dieses weiſs ich, und daſs dieſs geschehe, hängt von dir ab. Erfüllt Haroun seine Pflichten als Regent und Mensch, so darf er noch Lohn für seine Nachkommenschaft erwarten. Gerne schlieſsen sich die Menschen an die Guten, und so schlecht auch du von ihnen denken magst, so vergessen sie doch ihren Vortheil nicht. Heute, Herr, ermordest du deinen Neffen; wer steht dir dafür, daſs nicht einer deiner Söhne einst ein Gleiches in seinem Bruder, an seines Bruders Kindern aus den nehmlichen Gründen thut? So kannst du durch eine rasche That den Samen zu Verbrechen aussäen, die durch Jahrhunderte laufen, und dann noch die Welt erschüttern, wenn du längst Asche bist.

Haroun. Ha, welcher böse Geist treibt dich düstern Schwärmer an, über die Wiege meiner Kinder diese schreckliche Weissagung auszusprechen? Meinen Verstand zu verwirren, mir die Freude des Lebens, alle Hoffnung auf Lohn für meine Thaten zu rauben? Weg von mir! Die Weissagung treffe dein Haus! deine Kinder! Du bist ein unglücklicher, verhaſster Mensch, der mich durch schwarze Träume erschrecken will, weil er zu feig ist, mir zu dienen, weil er vielleicht in dem Dunkel seines Herzens den Feind meines Hauses als einen Mann ansieht, dessen Daseyn ihm wichtig ist, wichtiger werden kann. Entferne dich, zeige dich nicht vor meinem erzürnten Angesicht, bis die That geschehen ist. Geschicht sie nicht in diesem Augenblick, so fliehe schnell, daſs mein Zorn dich nicht erreicht. — Noch stehst du da?

Giafar. Wie mein Vater vor deinem Bruder Hadi, als du sicher in seinem Pallast schlieſst, und er ihm auftrug, dich zu ermorden. Hätte er ihm gehorcht, so würde er nun leben, und du würdest seinem Sohne heute diesen Befehl nicht geben.

Haroun wandte sein Gesicht von ihm ab. Giafar fuhr fort: Zwingt dich die Nothwendigkeit zum Frevel, so bedaure ich dich, beklage, daſs du so tief von deiner Höhe sinken muſst, und mit Wehmuth seh' ich deinen guten Geist sich von dir entfernen.

Haroun. Thor, um hundert Derhem vergiftet ihn der Christ, mein Arzt, und sein Pfaffe spricht ihn noch obendrein von der Sünde frey.

Giafar. Um so weniger wünscht' ich mir ihn zum Arzt, denn ich würde fürchten, der Mann, der so geschwind mit seinem Gewissen auſs reine kommen kann, dem das Leben eines Menschen so wohlfeil ist, möchte leicht einen Kaufmann für das meine finden.

Haroun. Du reitzest meine Wuth — Noch eine Sekunde! — Meine Stummen sind bereit, den ungehorsamen Sklaven zu erwürgen. Eins meiner Worte vernichtet dich.

Giafar. Dieſs kann auch ein Fieber. — Er kniet nieder, streckt seinen Hals dar. — Laſs die Stummen eintreten und Jabiah Saffahs Sohn erwürgen.

Haroun stürzte aus dem Zimmer, seine heftige Bewegung zu verbergen. Er sank in die Arme Abbassa's, die im Nebenzimmer die ganze Scene behorcht hatte. Er starrte zurück, da er sie erblickte, eilte schnell mit ihr in ein entfernteres Zimmer. Sie fiel um seinen Hals: „Laſs mich diese Thränen von deinen Augen küssen! keine Perle glänzt in deiner Krone, wie diese hier!"

Haroun drückte sie heftig wider seine Brust. Geh, sage ihm, daſs er sich entferne.

Abbassa schwebte in das Zimmer wie der Genius der Menschheit, der zum Trost des Unschuldigleidenden herbeyfliegt. Noch kniete Giafar in voriger Stellung. Sie ergriff seine Hand: „Entferne dich, edler Barmecide, und fürchte nichts.“ Sie begleitete diese Worte mit einem leisen Druck ihrer Hand, mit dem innigsten, seelenvollsten Blick.

Giafar erstaunte — stand auf — seine Hand bebte in der ihren — seine Seele verlor sich in dem Glanz, den ihr hohes, theilnehmendes Gefühl über ihre ganze himmlische Gestalt gegossen hatte. Er stammelte: „Prinzessin, nur für den Khalifen fürchtete ich!“

Haroun war ihr gefolgt. Er beobachtete sie von ferne; hörte ihre Worte, die Empfindung, die sie begleitete, aus dem Tone ihrer Stimme; vernahm Giafars Antwort, erinnerte sich, daſs sie, ihm unbewuſst, die ganze Scene behorcht hatte, und kalter Ernst folgte auf die tiefe Rührung.

Haroun, nach einer Pause. Er hat mich überwunden; mein Herz freute sich seines Siegs, und doch wünscht' ich, daſs er mich nicht so überwunden hätte, daſs er wenigstens keine mir verborgene Zeugen seines Siegs gehabt hätte.

Abbassa. Zürne mir nicht — deine Stimme erscholl fürchterlich zu mir — ich bebte — zitterte — eilte herbey — o laſs mich nur nicht den innigsten Kuſs bereuen, den ich meinem Bruder je gegeben habe!

Haroun. Bruder! Bruder!

Abbassa. Meinem Haroun — meinem groſsen, edlen Bruder! O sey nur mir und ihm ein Mensch — und ich will dein ganzes schönes, ernsthaftes Gesicht mit Küssen überdecken — o dieser Thränen — ich will sie nie vergessen — ich habe sie in dieses Tuch gesammelt — Es sind die ersten, die Haroun weinte, seitdem er auf dem Throne der Khalifen sitzt — sonst sah ich öfter Thränen in seinen Augen; aber da war er unglücklich — da liebte er wie der Unglückliche — da liebte er seine Schwester, vergab ihr jeden kleinen Fehler, freute sich ihrer Gebrechen, um nur etwas zu verzeihen, nur etwas an ihr zu dulden zu haben —

Haroun sie heftig an seine Brust drückend. Mehr liebt dich der Glückliche — denn nur durch dich ist er's, nur durch dich kann er's bleiben; aber warum nur dir und ihm? Ha, daſs du Zeugin seines Sieges warst —

Abbassa. Du möchtest mir den Dank deiner Vergebung gern' erlassen — gut — ich verschlieſse ihn hier. Sind doch die Worte ein armer Dank für ein solches Schauspiel, für die Folgen eines solchen Schauspiels!

Haroun. Folgen! Welche Folgen?

Abbassa. Sah ich nicht Haroun, den Schrecken Asiens, bis zu Thränen gerührt? Bemerkte ich nicht auf seiner hohen Stirne die Bewundrung des edlen Mannes? Sank er nicht an meinen Busen darüber in Entzücken, daſs er endlich einen Mann gefunden hat, der die Tugend ihm, seiner Macht, allem seinem Glanze vorzieht, der selbst um ihrentwillen den gedrohten Tod nicht fürchtet? Hättest du ihn gesehen, wie er hier kniete, ihn erwartete — hättest du gefühlt, wie leise seine Hand in der meinen bebte — wie seine Seele alles verstand, was die meine empfand — Nie, sie werde mein geliebter Bruder anders besiegt — hier auf dieser Stelle steht er gröſser vor mir als auf dem Schlachtfelde seiner überwundnen Feinde.

Haroun. Ich fühle die List — den Bruder lobst du — um sein Lob in das meine zu verflechten. —

Abbassa. Abbassa und Haroun sprechen, wie immer, nur aus einem Herzen, und wäre dieſs nun hier der Fall nicht, so gewönne nur sie, so wäre sie einmal gröſser als ihr Bruder, und dadurch gröſser als alle Männer. Doch ich merke wohl seit einiger Zeit, daſs der Khalife ernst und kalt durch den zärtlichen Bruder blickt. Wie und was es sey, die Schwester soll sich daran nicht stören lassen; kann er ihr doch nicht entwischen, da sein Herz, Leben und Zufriedenheit nur in ihrem Busen wohnen.

Haroun. O so bewahre sie ja wohl.

Abbassa. So unzärtlich feyerlich!

Er umschlang sie ungestüm. Sie zog sich sanft, jungfräulich beschämt aus seinen Armen. Mürrisch stand er auf. Ich kann diesem Menschen die verwegene Weissagung über meine unmündigen Kinder nicht verzeihen.

Abbassa. Weissagung? Das was er sagte, sah sein kalter Verstand als Folge der Thaten, die du von ihm fordertest. Nur wenn dir's damit Ernst war, verdienen seine Worte erwogen zu werden. Wäre mein Bruder nun freundlicher gestimmt, so wagte ich eine Frage —

Haroun. Ich verstehe dich — mag er noch leben — er gräbt sein Grab durch seine Sinnlichkeit — o dieser Giafar!

Abbassa. Ist er nicht ein achtungswerther, trefflicher Mann?

Haroun. Ein Schwärmer ist er, der der Schwärmerin nur allzu sehr gefällt; doch ich — ich will dafür sorgen, daſs der Schwärmer den Herrscher Asiens mit seiner erkünstelten, tief angelegten Tugend nicht allzu sehr verblende.

9.

Giafar kam in voller Gemüthsruhe in seinen Pallast. Im Gehen schon hatte er den Entschluſs gefaſst, den Vorfall mit dem Khalifen seiner Mutter und Fatimen zu verschweigen, die Folgen davon ruhig abzuwarten, und sich von nun an auf die gefährlichsten Kämpfe vorzubereiten, zu denen der immer gewappnet seyn muſs, den das Schicksal der Laune eines Regenten unterworfen hat. Er verschloſs sich in sein Kabinet, und lief das Geschehene im Geiste durch. Sein Herz schlug, als er sich in die Lage zurückfühlte, da er niederfiel und seinen Henker erwartete; aber hohe Begeistrung ergriff ihn, als er sich des Augenblicks erinnerte, da Abbassa, gleich einem himmlischen Boten der Gerechtigkeit, hereinschwebte, und ihn so sanft in's Leben zurückrief. Er fühlte den leisen Druck ihrer Hand warm und wonnevoll in seinem Herzen. — „Ich habe meine Pflicht gethan," rief er in seliger Zufriedenheit; „und es erfolge, was da wolle; sey Armuth, Schmach, Spott, Verachtung, Tod mein Loos — dir, dem reinen Willen, das Gute nur zu thun und zu befördern, bleib' ich treu! O Ahmet! Ahmet! wo ist die moralische Harmonie der Welt, wenn ein Haroun solcher Thaten fähig ist, sie von einem Barmeciden fordert, dessen Tugend er zu achten scheint, den er, nach seinen eignen Äuſserungen, um seiner Tugend willen sich zugeeignet hat! Doch ist sie nicht hier in meiner Brust? Was ist es, das mich leitet auf diesem gefährlichen, schlüpfrigen Pfade? Was giebt mir Kraft und Festigkeit? Was verlieh mir Muth, dem zürnenden, drohenden Blicke des mit Macht ausgerüsteten Mannes zu widerstehn? Zitterte ich vor ihm? Was erhob mich über des Todes Schrecken, da er wüthend mich verlieſs, und ich da lag, den Streich erwartend? Fühlte ich je mehr des Menschen Werth und Würde, als in dem Augenblick, da ich den grausamen Befehl des Khalifen bestritt? Nie empfand ich erhabener, als da ich die Pflicht durch den Tod versiegeln sollte. Nie war ich glücklicher, als jetzt, da ich die Prüfung männlich überstanden habe. Und ein Lohn ward mir dafür, der mein Herz mit Wonne füllt — sie kam — gleich einer Tochter des Himmels schwebte sie gegen mich — berührte mich — Ahmet, du sprichst wahr — es ist kein Traum, was ich nun fühle — Die Thaten meiner Väter, die noch heute in den Herzen der Menschen leben, beweisen es mir, die plötzliche Flucht des Khalifen bekräftigt es, und noch klarer, noch unwidersprechlicher das, was ich jetzt fühle, was mich so glücklich, so zufrieden macht."

Haroun sprach mit Giafar von dieser Angelegenheit weiter kein Wort; er erzeigte ihm in Gegenwart des

Hofs so viele Achtung und Freundschaft, daſs jeder den Barmeciden für den erwählten Günstling hielt. Selbst Giafar glaubte, er habe endlich Eingang in sein Herz gefunden, und er würde sich dem angenehmen Traum gänzlich überlassen haben, wenn ihn nicht allzu oft der kalte Spott, die bittern Widersprüche und das plötzliche Zurückhalten des Khalifen in den vertrautesten Augenblicken überzeugt hätten: man könne wohl die kalte Achtung eines Monarchen, dem man mit Treue dient, erwerben; aber nie anders seine zweydeutige, gefährliche Freundschaft, als wenn man es nach seiner Weise thut. Abhängigkeit von ihnen gelte ihnen für die erste Tugend, und jede andre hielten sie für Anbetung eines fremden Götzen, dessen Altar man neben den ihren setzt. Er lieſs sich durch diese Bemerkung in seinem Gange nicht stören, ertrug die Laune Harouns, so lange sie nur ihn traf; aber unerschütterlich stand er, so bald sie Einfluſs auf die Entscheidung der Verhandlungen zu haben schien. Nur in seinem kleinen Kreise fand er Entschädigung für die Kränkungen, die er des Tages so oft erlitt. Um sich nun zu Hause ganz glücklich zu machen, eröffnete er seiner Mutter, daſs er sich den folgenden Tag mit Fatime vermählen wollte, und bat sie, seine Geliebte darauf vorzubereiten. Hierauf rief er Masul, befahl ihm alles zu seiner Hochzeit einzurichten, schärfte ihm besonders ein, eine Mahlzeit für seine Freunde, die Armen, zuzurichten, und jedem, der sich zeigte, ein reichliches Almosen darzureichen.

Masul sah ihn an und lächelte: Herr, dazu hat dein Knecht den besten Willen; gieb du ihm nur die Mittel dazu. So eben wollt' ich vor dich treten, um dir Rechnung von dem Golde, das ich vorgefunden, abzulegen. Deine Kasse ist leer, bis auf den letzten Derhem leer.

Giafar. Wie das?

Masul. Freylich, du — du hast sehr wenig davon genossen; doch lies nur selbst. Sieh, diese groſse Summe haben deine Verwandten — diese noch gröſsere deine Freunde — du nennst sie so — aus der Nähe und Ferne, erhalten. Diese kleine hier hast du auf dich gewandt, und wenn du morgen Hochzeit machen willst, so muſst du deine Braut zwischen die Armuth und deine Tugend setzen, zwey Gäste, Herr, die bis auf den heutigen Tag diesen Pallast noch nicht betreten haben.

Giafar. Die Gäste, die du nennst, sind mir so achtungswerth, daſs ich dir sogar um ihrentwillen deine kühne Spötterey verzeihe. Masul, wir wollen in Zukunft klüger seyn, mit unserm Vorrath so verfahren, daſs er länger dauert. Indessen auf Morgen muſst du zu helfen suchen; morgen kann ich ohnmöglich sparsam seyn. In dem Pallaste hier sind viele Sachen von groſsem, mir ganz unnützem Werthe — greife zu, Masul — nur laſs mich und meine Freunde auf meinem Hochzeittag nicht darben.

Masul. Dieſs geht nicht an, diese Geräthschaften gehören dem Khalifen; für sie muſs ich mit meinem Kopfe stehen. Dieser Pallast, sagte man mir, als man ihn mir übergab, gleicht einer Karavanserie — deren

Geräthschaften man sich nur so lange bedienen darf, als man darin herbergt.

Giafar. Freund, golden sind deine Worte, das Beste nehm' ich mir davon heraus, und wenn wir wieder Gold haben, so bezahl' ich dich dafür mit hundert Dirhem. — Kannst du derweilen nichts von meinen Gütern heben, wenigstens darauf borgen?

Masul. Hast du vergessen, daſs du sie deiner zahlreichen Sippschaft zum Gebrauch vertheilt hast? War es nur zum Pachte, so will ich gleich Boten an sie senden, um den Ertrag zu fordern, doch diese Boten müssen gehen und wiederkehren — auf Morgen wenigstens kannst du nicht Hochzeit halten.

Giafar. Meine Anverwandten darfst du nicht beunruhigen, aber meine Hochzeit leidet keinen Aufschub. Geh, guter Masul, zu des Khalifen Schatzmeister, und laſs dir etwas auf mein künftiges Gehalt auszahlen.

Masul. Recht gerne; doch vielleicht weiſst du nicht, daſs der Khalife vor dir einen sehr strengen Befehl durch alle seine Staaten hat ergehen lassen, keinem etwas vorauszuzahlen, damit, wie er selber sagt, jeder hübsch in Ordnung bleibe, sich nach seinem Einkommen richte, nicht heut' im Überfluſs lebe und morgen darbe, oder gar, ich weiſs nicht, durch was für Mittel, die gemachte Lücke zu füllen suche.

Giafar. Das ist sehr weise von dem Khalifen, und um meinetwillen soll sein Befehl nicht verletzt werden.

Masul. Doch wird der Schatzmeister gerne mit dir eine Ausnahme machen — mit Freuden wird er's thun, um dich ihm zu verbinden — aber dem Khaliſen muſs er es sagen, und dabey kannst du nur gewinnen. Denn wenn der Khaliſe unsre Lage erfährt, wird er nicht eilen unsre leere Kasse zu füllen? Ja, ja, ich gehe, Herr, damit deine Freunde nicht so leer ausgehen, wie diese Tage her.

Giafar. Daſs sie leer ausgehen müſsten, dieſs ist wohl das härteste, denn sie rechnen auf mich; doch sie müssen sich nun schon gedulden, bis wir wiederum reicher werden. Wir wollen indessen immer unsre Hochzeit feyern, und dann leben, wie wir können. Der Garten dieser Karavanserie, wie du diesen Pallast sehr weise nennst, ist voller Gemüse und süſser, reifer Früchte — der Bräutigam und die Braut lieben sie — besorge du damit die Tafel, wenn du nichts anders hast.

Masul. So mag ein Derwisch in seiner verborgenen Zelle leben, aber nicht ein Groſsvizir, auf den ganz Asien die Augen richtet.

Giafar. Was der Groſsvizir iſst, das ist für Asien gleichviel, nicht was er thut. Geh, dabey bleibt's, bis wir wieder reich werden.

Masul. Wie, wenn wir borgten; wer wird, wer darf mir abschlagen, wenn ich in deinem Namen fordere?

Giafar. Eben darum darf es nicht geschehen — und, Masul, wenn nun der Herr der Gläubigen dem Groſsvizir auf einmal bedeuten lieſs, diese Karavanserie zu verlassen, und er die Rechnung, die heimlichen

Schulden nicht bezahlen kann? Ein beſsres, anständigeres Mittel; oder es bleibt bey unsern Früchten.

Masul. Nun, so nimm indessen von denen, denen du so viel gegeben hast.

Giafar. Masul, du hast den Koran nicht gelesen, wie ein wahrer Muselmann ihn lesen muſs — er muſs ihn fühlen — muſs die Worte des Propheten tief empfinden. — Auf- und abgehend, sich dann zu Masul plötzlich kehrend. — Weise mir die Dürftigen ja sanft ab, versprich ihnen zwiefach auf die Zukunft — ich bitte dich, Freund, laſs mich milde in dir erscheinen. Übrigens bleibt es so auf morgen.

Masul. Wie?

Giafar. Wie ich schon gesagt habe. Die Namen der Gäste will ich dir schriftlich geben.

Masul. Ich werde sie wohl am Hofe nicht zu suchen haben, da wir so nüchtern leben wollen. — Erlaube nun, daſs ich dir den reichen Juden Nabal anmelde; seit diesem Morgen wartet er in der Halle.

Giafar. Erst heute habe ich über ihn gesprochen; bedeute ihm, er möge sich wohl bedenken, bevor er vor mich tritt; denn wenn das, was er vorzubringen hat, nicht Stand hält, so möchte es ihn gereuen.

Nabal trat mit einigen der Ältesten seines Volks herein. Er hatte eine reiche Karavane eingeführt und des Khalifen Zölle betrogen. Nach dem Gesetz hatte Giafar die ganze Ladung dem Schatze des Khalifen zugesprochen. Nabal sagte kein Wort davon. Er dankte Giafar im Namen seines Volks für seine Groſsmuth gegen die gesammte Judenschaft, stellte als ihr

Abgesandter ein Kästchen mit Juwelen auf den Tisch, und sprach von einem mit Gold beladenen Thier, das vor der Thür des Pallasts hielte. Bat ihn dann sehr dringend, er möchte dieſs als einen Beweis der Dankbarkeit annehmen, daſs er die Juden schützte, gütig behandelte, und ihren Armen eben so groſsmüthig Almosen spendete, wie dem Muselmann. Plötzliche Röthe stieg auf die Wangen Giafars. Der Zorn wollte sein Herz aufschwellen, eine mildere Empfindung siegte. Masul winkte ihm bedeutend. Die Scene mit Hagul mahlte sich vor Giafars Geist — er sah beschämt zur Erde, doch schnell erhob er seinen Blick. Nabal lächelte seinen Begleitern zu und glaubte sich seines Sieges gewiſs.

Giafar wandte sich zu ihm: daſs ich den Armen deines Volks wohl will, will ich dir beweisen, und du selbst sollst eine gute That begehen, indem du vielleicht auf eine schlechte sannst. Um deſswillen untersuche ich deine Absicht nicht. — Rufe einen Kadi herein, Masul.

Der Kadi kam. Giafar sprach: Freund, hier habe ich ein Geschäft für dich, das der Muselmann für das angenehmste hält, das du mir danken wirst. Dieser Jude, den du kennen wirst — wer kennt den reichen Nabal nicht? — brachte mir dieses Kästchen mit Juwelen, ein mit Gold beladnes Thier, das, wie er sagt, vor meiner Thür steht. Dieſs alles bracht' er mir im Namen seiner Brüder, weil ich, wie er sagt, kein Feind seines Volks bin. Nun sind die Menschen seines Volks mir Menschen, die des Schutzes mehr bedürfen, als der Muselmann, den das Schicksal zu ihrem Herrn gemacht hat. Nimm hin, und theile den Ertrag des Schatzes hier, sammt dem Golde, womit das Thier beladen ist, in drey gleiche Theile. Mit dem einen begieb dich nach der Synagoge der Juden, rufe ihre Vorsteher zusammen, laſs dir die Armen ihres Volks vorführen, und vertheile ihn, im Namen Nabals, unter sie. Mit dem andern wandere durch die Viertel der Stadt, begieb dich in die Karavanseris, geh keine Hütte vorüber, und vertheile ihn, im Namen Nabals, unter die Dürftigen unsers Volks. Diese Gabe wird ihre zu oft strengen Herrn milder gegen sie gesinnt machen. Den dritten Theil gieb den armen Christen, frey oder Sklave, und zwar in deinem Namen, damit auch du Gewinn und Dank einernten magst.

Beschämt und traurig ging der Jude. Masul blickte unwillig auf seinen Herrn: Wir haben keinen Dorhem mehr! Morgen Hochzeit, und hier wirſst du einen Schatz weg, der uns auf einmal in Überfluſs versetzen könnte.

Giafar. Sey nicht böse, Masul; nun erst wird mir die Mahlzeit bey der Hochzeit schmecken; denn morgen speise ich mit Tausenden, und der Gedanke ihrer unerwarteten Freude, die Stillung ihrer Noth, macht mich reicher, glücklicher, als alle Schätze Indiens. Sieh, so reich sind wir plötzlich geworden.

Masul. Reich? Wie?

Giafar. Freylich reich — Du weiſst noch nicht, wie reich, frey und glücklich das Geben macht; wie traurig, abhängig und klein das Nehmen. Dieſs fühlte der Prophet, darum wiederholt er seinen Schülern so *oft dieses Mittel, freudig zu seyn.*

Masul schlich zu dem Khalifen, hinterbrachte ihm Giafars Vorhaben, und erzählte ihm alles, was er gesprochen hatte, was eben vorgegangen war.

Haroun lächelte, bewunderte, und durch sein Lächeln, durch seine Bewunderung, brach ein Zug von Miſsmuth. Verdrieſslich sagte er zu Masul: „Thu, wie er dir befohlen hat — doch warte, die lustige Geschichte seiner Hochzeit sollst du der Prinzessin selbst erzählen.“ Er eilte zu Abbassa, und sagte laut lachend: Was giebst du mir für eine Neuigkeit, oder für eine wirkliche Geschichte, die ganz wie ein Mährchen klingt! Eine Geschichte, die sich nicht zugetragen hat, seitdem Vizire und Khalifen lebten. Du muſst mir sie abschmeicheln, und daſs du es thun wirst, weiſs ich ganz gewiſs, so bald ich dir nur den Mann nenne, der die Hauptperson der Geschichte ist, so bald ich dir nur sage, daſs er morgen Hochzeit feyert.

Abbassa. Hochzeit — Giafar — und mit wem?

Haroun ernsthaft. Giafar! Hab' ich ihn doch nicht genannt — dir doch nicht gesagt, daſs er es ist! — könnte es kein anderer meines Hofs seyn?

Abbassa. Und dieſs verdrieſst dich, daſs ich's errathen habe? —

Haroun. Eben dieſs — weil ich dich damit überraschen wollte.

Abbassa. Nun dieſs hast du, Bruder.

Haroun. Hab' ich? — Nun ja, eine Hochzeit — seine Hochzeit, und das mit einer Jungfrau — die beynah — nicht ganz — doch nah so schön, als meine Abbassa ist. — Gefällt dir diese Hochzeit nicht? Ich kann sie mit einem Wort vereiteln.

Abbassa. Warum sollte sie mir miſsfallen. Nur dir könnte es miſsfallen, daſs die Braut so schön, nah so schön, wie deine Abbassa seyn soll! Warst du es nicht, der diese Möglichkeit nie eingestehen wollte?

Haroun. Vielleicht auch nicht — denn da meine Abbassa nicht mein seyn kann, es vielleicht nicht einmal wollte, wenn sie auch könnte, so wär' es doch noch ein Ersatz, eine Schönheit zu besitzen, die ihr so nah kommt — so nahe — daſs man sie beyde zusammen sehen müſste, um darüber zu entscheiden.

Abbassa. Und hast du sie gesehen?

Haroun. Was sieht Haroun in Bagdad nicht? Nun möchtest du auch wissen, was sie für Manieren, für Verstand hat — Gedulde dich, es soll geschehen.

Abbassa. Um so besser; doch ich sehe das Lustige nicht, merke von der Geschichte nichts, die wie ein Mährchen klingen soll. Was ist wohl gewöhnlicher, als daſs ein Mann ein Weib nimmt?

Haroun. Gleichwohl weiſst du, daſs dieser Barmecide nichts wie andere Menschen thut. Du sollst einen Beweis davon hören.

Der Khalife lieſs Masul eintreten, der auf Harouns Befehl seine Unterredung mit Giafar, die Geschichte mit Nabal umständlich wiederholte.

Abbassa athmete nicht während der Erzählung. Ihre Augen schimmerten in sanftem Glanze — ihre Wange färbte das weichste Roth, welches das feine Gefühl des

Herzens nur darauf hauchen kann. Haroun beobachtete sie genau — er entlieſs Masul, als er geendet hatte, und Abbassa wandte sich nach einer kleinen Pause zu ihm:

Bruder, du versprachst mir ein lustiges Mährchen; doch dieses da klang so erhaben angenehm, daſs, um meine Empfindungen darüber ganz auszudrücken, ich so möchte lächeln können, wie ich mir träume, daſs Engel lächeln, wenn sie unsichtbare Zeugen schöner, guter Thaten sind.

Haroun. Du wünschest dir, was du in diesem Augenblick schon hast.

Abbassa. So hab' ich's nun, da ich deine Empfindungen in deinen Augen lese. Daſs dein künftiger Geschichtschreiber dieſs Mährchen ja nicht vergesse! Es wird dich verherrlichen, und die Nachwelt wird sagen, welch ein Mann muſs Haroun gewesen seyn, der solche Diener hatte, sie aufsuchte und ihrer achtete. Du weiſst es wohl, wie wenig Gutes die Geschichte von den Herrschern der Menschen aufgezeichnet hat! — Doch sage mir, mein ernster Bruder, wirst du ihn in dieser Verlegenheit lassen?

Haroun. Ganz gewiſs! Er muſs besser Ordnung lernen; das was bey ihm schön und groſs ist, dir wenigstens so scheint, kann leicht für andere, endlich für ihn selbst, schlimme Folgen nach sich ziehen. Ist diese Freygebigkeit in seinem Herzen gegründet, so muſs sie in Thorheit ausarten; ist sie erkünstelt, so verdient er die Bestrafung. Was würde aus uns werden, wenn ich gäbe, wie er giebt. Der kann leicht geben, der ohne Mühe jede Stunde von tausenden nimmt, um einen zu bereichern. Der Mann, der seinen im Schweiſs erworbenen Erwerb mit dem Armen theilt, thut mehr durch eine Kupfermünze, als ich durch meinen Schatz thun kann. Ich nehme, er erwirbt — giebt mir, damit ich geben kann.

Abbassa. Vortrefflich, Bruder; aber paſst dieſs auf den Barmeciden? Doch wie sollt' ich dir es beweisen, da du seine Tugend selbst bezweifelst, sie erkünstelt nennst.

Haroun. Schwester, nichts leidet weniger Übertreibung und lauten Anspruch, als die Tugend. Würde meine Abbassa so anmuthig schön seyn, das Herz durch ihre Reitze so entzücken, wenn sie uns zu zeigen bemüht wäre, wie schön sie ist? — Der Mensch bleibt immer Mensch, ein Augenblick voll hoher Spannung, Laune — von — ich weiſs nicht was — giebt uns für die Zukunft keine Sicherheit. Das was sich so stark, so geflissentlich auszeichnet, taugt in einem Staate nicht, wo Einer herrscht; und der durch so schreyende auffallende Tugenden hervorragende Vizir kann mir gefährlicher werden, als der, welcher dieses durch Laster thut. Diesen macht jeder falsche Schritt, jede Bosheit, jedes ausgeübte Unrecht zu meinem Sklaven, da jenen jede seiner Handlungen über mich erhebt. Viel lieber will ich den zum Bösen geneigten durch meine Strenge zur Erfüllung seiner Pflichten zwingen, als dem, der die Tugend übertreibt, mit spähendem Blick nachforschen, ob seine Tugend Maske sey — ob er mir durch sie nur wichtig, bedeutend werden, oder mir gar trotzen will.

Abbassa. Hört' ich wirklich meinen Bruder? Spielt er nur mit seiner Schwester? Was hat dieses edle Herz vergiftet, was es mir, die ich so nah daran zu liegen glaubte, so ganz unkenntlich gemacht? Ich weiſs die Zeit, wo Haroun den Menschen alles Gute und Groſse zutraute, wo er an diesem Mann nicht gezweifelt hätte, wo er ihm auf das bloſse Gerücht über Berg, Thal und See, durch Hitze und Kälte gefolgt wäre, um ihn sich zu gewinnen. Wen soll ich mehr bedauern, den Mann, den dieses Miſstrauen unschuldig trifft, oder den, der das gefährliche, die Tugend verzehrende Gift in seinem Busen nährt?

Haroun. Mich! Mich! Nur hier, vor dir, in diesem kleinen, seligen Bezirk kann und darf ich Mensch seyn; so bald ich ihn verlasse, bin ich der Mann, der über Millionen herrscht, der seine Herrschaft über die Menschen durch die Herzen und den Geist, nur dem Scheine nach, mit andern theilen darf. Wer diesen Schein — diesen geborgten Schein — nicht tragen will, den muſs ich bewachen. Klugheit muſs nun meine Tugend seyn; mich für Täuschung zu bewahren, meine erste Regel.

Abbassa. Armer Giafar! besser, du wärst in deiner Einsamkeit geblieben.

Haroun. Arm — Er — Er, den Abbassa bedauert? — in Gegenwart ihres Bruders bedauert? — so sanft bedauert? Der die Herzen meiner Unterthanen sich zueignet, mit mir den Schatz zu theilen droht, nach dem allein ich geitze — ihn mir vielleicht raubt? Was ist mir die Herrschaft über Asien, wenn ich nicht mehr sagen kann, ich bin Herr der Herzen? — Ha, sage mir, ob ich's noch ganz von dem deinen bin?

Er entfernte sich hastig, verlieſs Abbassa erstaunt über sein Betragen, seine letzte Äuſserung. Sie konnte den Sinn davon nicht fassen und verlor sich in düstern Betrachtungen. Harouns Betragen widersprach ihrer Erfahrung nach seinem Herzen, seiner bisherigen Denkungsart, seinem ganzen vorigen Leben. Nie hatte sie die kleinliche Eifersucht auf die Tugenden und Fähigkeiten anderer an ihm bemerkt, ihn immer, selbst gegen seine Feinde, gerecht gesehen. Nun sah sie ihn eifersüchtig auf einen Mann, von dessen Tugenden nur er die Früchte erntete, den er darum berufen hatte, weil er hoffte, er würde so handeln, wie er that. Durch Betrachtungen dieser Art, durch das Gefühl des Mitleids, gewann der Leidende nach und nach in ihrem Herzen, was der eifersüchtige, unbegreifliche Bruder verlor; sie dachte den Mann noch gröſser und erhabener, den ihr Bruder zu fürchten, zu beneiden schien, da er vor ihren Augen bisher nie einen zu fürchten, zu beneiden Ursache fand. Nur in seinen Tugenden, seinem Muth, seinen guten, edlen Thaten hatte sie gelebt, jetzt theilte sich ihr Herz, und gewöhnte sich an den Gedanken, man könnte nicht allein ihm gleichen, man könnte ihn übertreffen.

10.

Am Morgen des Vermählungs-Tags brachte ein Verschnittener aus dem Harem der Prinzessin der Braut Giafars einen reichen Schmuck und ein prächtiges Gewand. Masul stellte er eine Summe Golds zu, und sagte ihm: er möge nur dem Groſsvizir sagen, es sey ein Hochzeit-Geschenk des Khalifen. Heiter erwachte der Barmecide, freudig begrüſste er den jungen Tag, er sah ihn als den schönsten seines Lebens an. In Fatime erblickte er die zärtlichste Geliebte, die treuste Freundin, die zuverlässigste Theilnehmerin seines Glücks und Unglücks, in deren Armen er allen Kummer zu vergessen hoffte, den er im Geiste vorsah. Der längst erwünschte Abend kam, die wenigen Gäste erschienen, die Ceremonie ging vor; man begab sich in den Speisesaal, und Giafar erstaunte über die Pracht der Tafel, noch mehr über die Musik, die bey ihrem Eintritt ertönte, und das Glück der Neuvermählten in Begleitung sanfter Instrumente besang. Er schrieb die Überraschung dem Khalifen zu, und sein Herz dankte ihm still dafür.

Die glückliche Mutter wollte nun die blühende, schüchterne Braut durch den Saal nach dem Schlafgemach führen, als Khozaima hereintrat und dem Barmeciden einen schriftlichen Befehl folgenden Inhalts überreichte: „Giafar, verstoſse dein Weib! Überliefere sie nach der Verstoſsung dem Überbringer meines Befehls! Daſs sie rein aus deinem Hause trete, dafür steht mir dein Kopf! die Braut ist verwandt mit dir, das Gesetz des Propheten untersagt die Ehe!“

Giafar erblaſste — bebte — sank einem der nahstehenden Gäste in die Arme. Die Mutter eilte hinzu, er erwachte durch den heftigen Ausbruch ihres Schreckens aus seinem Erstarren. Er sah auf Fatime, Thränen rannen über seine Wangen, über seine zitternden Lippen. Ahmet! Ahmet! stammelte er, und blickte wieder mit dem tiefsten Schmerz nach Fatime, die sich bleich, sprachlos an ihn lehnte. Die Gäste standen in Angst um ihn herum, und nur Khozaima sah kalt auf das peinvolle Schauspiel.

Der Khalife ist in Irrthum, rief Giafar; Fatime ist die Nichte meiner Mutter, von einem Halbbruder her, und diese Ehen verbietet der Koran nicht.

Khozaima. Der Herr der Gläubigen, der Nachfolger des Propheten, ist Erklärer des Gesetzes!

Kraft schoſs in das Herz des Barmeciden. Sein Blick riſs sich von der Gegenwart und heftete sich auf die Zukunft, auf das was er war, was er seyn sollte. Er führte seine Mutter und Fatime in ein Seitenzimmer, und las ihnen den Befehl des Khalifen vor.

Was willst du thun? fragte die Mutter in bangem Tone, während sie die hinsinkende Fatime unterstützte.

Giafar. Gehorchen, Mutter, mit zerriſsnem Herzen gehorchen, und in dem tiefsten Schmerz erwarten, ob das die Wunde heilen mag, wofür dieser Khalife keinen Sinn zu haben scheint.

Fatime. Du willst mich — verstoſsen! verwerfen!

Giafar. Können wir der Gewalt entfliehen? —

Und könnten wir's, darf ich der Pflicht entfliehen, deren grausame Last ich nun empfinde? Sie will es, daſs ich mich von dir, meinem besten Theil, allen meinen Hoffnungen auf Glück, nun trennen soll und muſs. Ich verstoſse dich in dem Augenblick, da du mein geworden bist, da ich der Stunde nahte, die mich für vergangenen Kummer trösten, auf künftigen stärken sollte. Ich verstoſse dich, damit ich zum Besten anderer leben mag, damit dieser harte, mir unbegreifliche Mann an die Tugend zu glauben lerne. Was aus mir wird, das weiſs ich nicht; nur dieses fühl' ich, ich bin nicht um meinetwillen da, bin nicht da, um glücklich zu werden. Was aus dir werden wird, das ahnde ich, und diesen Gedanken zu ertragen, geht noch über meine Kraft. Fasse dich — Unterstütze sie, meine Mutter; weinen wollen wir, wenn sie uns verlassen hat. Ich muſs die schrecklichen Worte aussprechen, und dem Glücke nachseuſzen, das mit dir auf immer von mir weicht.

Die Unglücklichen traten in den Saal zurück. Der Priester und der Kadi erwarteten sie. Giafar sprach die Formel der Ehescheidung aus, schlug sein Gewand über sein Angesicht, eilte davon, von dem Jammergeschrey der Geliebten begleitet.

Khozaima führte Fatimen nach einem verschleyerten Tragsessel, begleitete sie nach dem Harem Abbassa's, in dessen Vorhalle sie Haroun erwartete. Er raunte ihr in's Ohr, als sie in die Halle trat: „Der Herr der Gläubigen empfängt dich selbst!“ Ein Schrey der Verzweiflung war ihre Antwort. Haroun ergriff ihre Hand, sprach ihr Trost zu, und führte sie in die Gemächer der Prinzessin. Das Schluchzen, das Seufzen der Betäubten erreichte das Ohr Abbassa's, sie sprang erschrocken von ihrem Sopha auf, eilte nach dem Zimmer, woher die Klagen ertönten, und Haroun sprach ernst und kalt zu ihr:

Schwester, hier bring' ich dir einen furchtsamen, schönen Gast! Es ist Giafars Wittwe, bevor sie sein Weib geworden ist. Auf meinen Befehl verstieſs er sie. Tröste sie, und sage ihr, sie heiſse von nun an Zobaide, und werde des Khalifen Gemahlin.

Abbassa sah ihren Bruder mit erstaunten, strafenden, durchdringenden Blicken an; aber die Thränen der Unglücklichen fesselten bald ihre ganze Aufmerksamkeit. Leblos war sie zu ihren Füſsen hingesunken, sie richtete sie sanft auf, drückte sie wider ihren Busen, und suchte ihre Empfindungen durch zärtlichen Zuruf zu erwecken. Fatime schlug die Augen auf, erblickte den Khalifen, und sank an ihrer Trösterin Busen.

Abbassa. Entferne dich, Nachfolger des Propheten! Erlaube mir wenigstens, daſs ich die Unglückliche wieder in das Leben rufe, das du ihr zur Last gemacht zu haben scheinst. Das Volk nennt dich den Gerechten! Du warst einst stolz auf diesen Titel! — o bey dem erhabenen Propheten, dessen Sitz du füllst, ich wünsche nicht, daſs dein künftiger Geschichtschreiber auch diese That aufzeichne. Durch welche kannst du sie vergessen machen? Geh, laſs mich mit ihr, über sie, über mich, über dich, und über den Mann weinen, dem du das geraubt hast, was ihn allein über die

Launen seines strengen, argwöhnischen, ungerechten Herrn trösten konnte. Ich habe genug gelebt; mein Bruder ist mir ein dunkles, peinigendes Räthsel geworden.

Haroun. Sieh sie als meine Gemahlin an! Die Zeit wird lehren, wer Unrecht hat.

Giafar saſs indessen in düsterm Gram und klagte der Verlornen nach. Er fühlte den hämischen, tückischen Schlag der tyrannischen Gewalt, den Spott, die Verachtung, Miſshandlung der Menschheit, und ergrimmte in seinem Innern. Schon wühlten wilde, finstre Gedanken in seinem Geiste, schon schossen bittre, empörende Empfindungen in seinem Herzen auf. Die Mutter beobachtete die Bewegungen seiner Seele, las seine Gedanken in seinen starren Augen, den dunkeln Falten seiner Stirne. Mit feyerlicher Stimme rief sie ihm zu:

Sohn, dieſs ist das Loos der Barmeciden, war deines Vaters Loos! Dafür, daſs sie Unrecht leiden und keins begehn, segnen sie die Völker Asiens. Leide und weine jetzt; morgen zeige dem Khalifen, daſs du gröſser bist, als er! daſs du das Unrecht, welches er dir thut, um des Guten willen, das du ihm thust, ertragen kannst.

Giafar. Mutter, was hab' ich von dem Manne wohl noch zu erwarten, der einer so gewaltsamen, so grausamen That fähig ist! Und gegen mich, der ich ihm mit Treue und Eifer diene! der ich nur seinen Ruhm, nur sein Bestes suche?

Mutter. Eben dadurch bist du gröſser als er. Durch diese That hat er dich hoch über sich erhoben.

Erniedrigt, beschämt, sitzt der mächtige Beleidiger auf seinem glänzenden, goldnen Throne, während du der Beleidigte, so lange du deinem edlen Zweck getreu verbleibst, erhaben auf dem Staube der niedrigen Erde sitzest.

Giafar. Wer kann mir den entrücken? Verlor ich ihn aus den Augen, da mich die Schreckenspost erschütterte? Er rase — mein Wille ist mächtiger, als seine Macht, und vergebens strebt er, sich ihn zu unterwerfen. Zum blinden Werkzeuge des seinigen will er mich machen, darum martert er mich durch seine Laune, seine Widersprüche, und seinen kalten, bittren Spott — darum greift er nun gewaltsam durch mein Herz — es sey, er zerreiſse es, quäle mich, verfolge mich, mein Geist ist über ihn, über seine Gewalt erhaben. Ja, Mutter, ich will auf dem Posten verharren, zu dem er mich berufen hat, alles ertragen und leiden, was bloſs mich betrifft, und unerschütterlich vor ihm stehen, wenn er mich zum Unrecht gegen andere zwingen will.

Mutter. Nun höre ihn, Ahmet! — Nun höre ihn, mein Gemahl! Hört ihn, Geister seiner Väter!

Giafar. Seht mich leiden, seht mich aufgerichtet in meinen Leiden, und wenn ich falle, ihr Geister meiner Väter, so falle ich euer würdig. Doch ihr wart — seyd ihr nun? wo seyd ihr? — Sey auch das, was euch leitete, was ich nun so warm empfinde, ein Traum; es ist ein süſser, erhabener Traum, und wenn andere Wesen über uns sind, so ahnden wir sie nur durch diesen Traum. Trocknet er meine Thränen über die Verlorne nicht, so unterstützt er mich — Mutter, überlaſs mich diesem Traume — morgen muſs ich vor dem Räuber meines Glücks erscheinen, und dieſs will ich, meiner würdig.

Er brachte die Nacht schlaflos in den einsamen Gängen seines Gartens zu, kämpfte mit seinen Leiden, mit den immer aufwallenden Empörungen seines Herzens. Oft rief er: „Ahmet! Ahmet! Ist dieſs die moralische Harmonie der Welt? dieſs der Lohn derer, die sie zu befördern suchen!“ Er wünschte seine Erscheinung in seinem Groll, glaubte ihn in jedem Geräusch zu hören, in jedem Schatten, den das Spiel des Winds bewegte, zu sehen. — Morgens trat er vor den Khalifen ernst und kalt, sprach von den vorhabenden Geschäften, als sey nichts vorgefallen. Nie war Haroun freundlicher gegen ihn; er bewilligte alles ohne Widerspruch, was ihm Giafar vortrug. Es gelang ihm einen Mann zu retten, der ein Verbrechen begangen hatte, weil man ihn durch ein gröſseres dazu gereitzt hatte, und den mehr der Zorn des Khalifen, als das Gesetz verdammt hatte. Schon ein Gewinn, sprach der Barmecide in seinem Herzen. Als er gehen wollte, rief ihm Haroun nach: Ich höre, dein Schatz sey leer.

Giafar. Herr, ich hatte keinen Schatz und sammle keinen; war nie reicher und bin nun nicht ärmer.

Haroun. Freylich, wenn du so fortfährst, muſs ich es wohl aufgeben, dich reich machen zu wollen. Bettler müſsten durch dich reich, und du zum Bettler werden. Wer sind die Leute, die du nährst, denen du das Leben so leicht machst, daſs sie der Hände nicht mehr brauchen?

Giafar. Die nähre ich nicht, die ihre Hände brauchen können. Meine Almosen, Herr der Gläubigen, erhalten Leute ohne Schutz und Hülfe; Christen, Griechen, Juden, Armenier, Ägypter, alles Menschen, die deinem und anderer Krieger Schwert ihr Elend danken.

Haroun. Ich danke dir, daſs du da ersetzest, wo wir gezwungen schaden müssen. So thut jeder von uns seine Pflicht. Ich, der den Thron der Khalifen und die Muselmänner schützen und vertheidigen muſs, kann und darf nicht fragen, wem ich dadurch weh thue. Barmecide, du hast den besten Theil gewählt, du heilst das Böse, das ich thun muſs. Nimm diese Anweisung auf meinen Schatzmeister; dem königlichen Barmeciden soll es unter Haroun nicht an Mitteln fehlen, Gutes zu thun.

Giafar sah, daſs es eine Anweisung auf eine groſse Summe war! Herr, sprach er, beynahe sollt' ich glauben, du wolltest etwas bezahlen, das keinen Preis hat, das du, so reich du bist, nicht bezahlen kannst — doch warum sollten die Unglücklichen um meiner Bedenklichkeit willen leiden? Irr' ich mich, um so besser; irr' ich mich nicht, so spricht mich der Gebrauch von der Beschämung frey. Der Geber frage sein eignes Herz, indem ich ihm meinen Dank abstatte.

VIERTES BUCH.

1.

Der Ruf von Giafars Tugend erscholl immer mehr durch die Staaten des Khalifen. Hundert wahre Züge davon gingen von Mund zu Munde, tausend wurden dazu erfunden, und die geschäftigen Hofleute sorgten dafür, daſs die wahren und erfundnen dem Khalifen zu Ohren kamen. Noch verzieh Haroun ihm seine Tugenden, weil sie ihm nützten, quälte ihn, wo er konnte, und ermüdete nicht, diesen Tugenden, die er im Grunde seines Herzens anerkannte und verehrte, durch Wort und That Netze zu stellen. Giafar entging ihnen immer mit Triumph. Von Fatime vernahm er nichts. Nie sah er sie bey der Prinzessin, zu welcher ihn der Khalife nun jeden Abend einlud; nie hörte er sie dort nennen, und nie sprach er ihren Namen aus. Den einzigen Trost, den er fand, war die Theilnehmung der Prinzessin, welche sie ihm aber, da Haroun seine und ihre Bewegungen sorgfältig zu beobachten schien, nur durch Blicke zeigen durfte. Die Zärtlichkeit des Khalifen gegen seine Schwester hatte nicht abgenommen, nur bemerkte Giafar, daſs oft eine plötzliche ungestüme, leidenschaftliche Wildheit seine zärtlichen Ergieſsungen unterbrach. Diese

Ausbrüche, die Schaamröthe, die in solchen Augenblicken der Prinzessin Wangen färbte, die bedeutenden Blicke, womit sie ihren Bruder strafte, sein finstres Betragen darauf gegen sie und ihn, verwirrten und ängstigten ihn so, daſs ihm diese Stunden der Zusammenkunft bald zu den beschwerlichsten seines Lebens wurden. Er ahndete etwas, das er nicht zu denken wagte, das ihn mit kaltem Schauder überfiel, wenn sich ihm ein Gedanke davon wider Willen aufdrang. Auf den nächtlichen Wanderungen, die er nun zu Zeiten mit dem Khalifen machen muſste, unterhielt ihn dieser ohne Unterlaſs von der Anmuth, den Reitzen, den Talenten, dem Verstand der Prinzessin, und schon zitterte Giafar vor einer schrecklichen Entdeckung, als ihm Haroun, eben da er ihn an der geheimen Pforte des Pallasts entlieſs, seine nahe Vermählung mit Fatime ankündigte, ihm für das Glück dankte, das er ihm in ihr geschenkt hätte, und darauf verschwand.

Giafar blieb lange an der Thüre stehen, und sah dem Manne erstaunt nach, der so schonungslos die Wunde seines Herzens wieder aufriſs. „Er spottet meiner noch, und dankt mir; wie der Räuber dem waffenlosen Wanderer, den er ausgeplündert in der Wildniſs der Verzweiflung überläſst. Nah bin auch ich ihr — er fühlt nicht, aus welchem Bewegungsgrund ich ihm dieses groſse Opfer brachte, er nimmt's für sklavischen Gehorsam, weil ich leide und schweige. — Ich seufze, und alles schweigt um mich — Doch eben in diesem geheimniſsvollen, feyerlichen Schweigen wirkt der unbegreifliche Verhüllte die groſsen Wunder durch die alles lebt, genieſset und sich freut. Stört es ihn in seinem Wirken, weil wir ihn verkennen? Verzeih dem Sohne des Staubs, Geheimniſsvoller, den kühnen Gedanken, durch den er sich dir in unendlicher Entfernung von dir nahet!“ Er sah zum sternvollen Himmel, trocknete seine Augen, und wanderte durch die einsamen Straſsen nach seinem Pallaste.

Der Tag der Vermählung des Khalifen war wirklich bestimmt. Abbassa, die ihres Bruders Festigkeit in seinen Entschlüssen kannte, befolgte seinen Befehl, ohne weiter mit ihm darüber zu reden. Sie suchte Fatimens Kummer zu lindern, und sie auf das vorzubereiten, was geschehen sollte. Der Prinzessin Vorstellungen, ihre Sanftmuth, Güte, und noch mehr, die glänzende Aussicht, Gemahlin des Khalifen zu werden, die tägliche Gesellschaft des freundlichen, blühenden Herrschers Asiens tilgten nach und nach in dem jungen weiblichen Herzen die Liebe zu dem ernsthaften, melancholischen, gleichförmigen Geliebten. Sie hörte die Spöttereyen Harouns über den Barmeciden bald ohne Widerspruch, und dann lächelnd an; doch der Ernst Abbassa's verbitterte oft den kleinen Triumph. Der Prinzessin Bewundrung für den Leidenden nahm täglich zu. Sie hatte Fatime alles Vorgegangene abgefragt, und ihr Herz setzte nun den Mann, der, um das Leben eines andern zu retten, seinen Hals darbot, der nun aus so edlem Zwecke die Geliebte ohne Murren hingab, weit über alle Sterbliche. Den Mann, der dieses unnatürliche Opfer erzwungen hatte, konnte sie nicht mehr mit ihm vergleichen.

Die Vermählung geschah mit aller Pracht. Giafar muſste der Feyerlichkeit, dem Gastmahl beywohnen; denn es ist eine weltbekannte Sache, daſs die Groſsen der Erde wenig von bürgerlicher Delikatesse wissen; was ihnen gefällt, muſs allen gefallen, selbst denen, auf deren Kosten es geschieht. Giafar betrug sich dabey, wie sich ein Mann beträgt, der noch etwas erhabeners kennt, als den Besitz eines Weibes. Die Zufriedenheit Zobaidens (unter diesem Namen spricht Harouns Geschichte viel von ihr) machte ihm den Verlust der sanften, unschuldigen Fatime erträglicher; doch bis zum Glückwunsch konnte er sich weder gegen den Khalifen, noch die Neuvermählte erniedrigen. Er verlor sich während dieser Ceremonie unter dem Haufen, und Khozaima versäumte nicht, es der Neuvermählten merkbar zu machen. Sie sah sich gerührt nach dem Barmeciden um, und Haroun, der es gehört, ihre Bewegung bemerkt hatte, erröthete.

2.

Die Reitze Fatimens fesselten den Khalifen nur auf wenige Tage. Er kehrte bald zu seiner Schwester zurück; theilte von neuem seine Zeit zwischen seine Geschäfte und ihre Gesellschaft, ohne weiter seiner neuen Gemahlin zu erwähnen. Noch düsterer, noch quälender ward nun seine Laune. Die Sanftmuth, die Freundlichkeit, der Witz der Prinzessin, ihr Gesang, ihr Lautenspiel, wirkten weiter nichts auf ihn, als daſs sie ihn zu noch ungestümern Äuſsrungen reitzten.

Sein Betragen gegen Giafar war entweder äuſserst rauh oder äuſserst zärtlich. Er haſste und liebte ihn in gleichem Maſse; seine Abwesenheit war ihm so unerträglich, wie seine Gegenwart, und je weiser, muthvoller Giafar seine Laune ertrug, je mehr empörte sich sein stolzes Herz. In jedem seiner Worte, in jedem seiner Blicke sah und hörte er einen Sieg über sich, und um so peinlicher ward ihm diese Empfindung, da sein Verstand ihm deutlich zeigte, er verdiene die Niederlagen. Eines Tages neckte er ihn in Gegenwart Abbassa's auf das grausamste; Giafar erduldete es lange, endlich sah er ihn mit kaltem Ernste an, und sagte: „Herr der Gläubigen, wäre mein Herz zum Stolze geneigt, du müſstest ihn heute mehr als je erweckt haben; denn nun seh' ich erst ganz klar, daſs du in deinem Innern mit mir und meinen Diensten weit zufriedner bist, als ich zu denken wagte. Würdest du es wohl, wenn du gegründete Ursache zum Miſsvergnügen hättest, bey der Verspottung der Eigenschaften bewenden lassen, wodurch ich allein deiner würdig seyn kann? Spotte, Herr; ich, der ich nur einen Wunsch habe, von dir geachtet zu seyn, wenn ich es verdiene, kann auch deinen unverdienten Haſs ertragen. Erlaube mir nur für mein Dulden, daſs ich dir so dienen darf, wie es deiner, meiner und der Menschen würdig ist, die das Schicksal dir zur Leitung anvertraut hat."

Haroun sah von ihm auf Abbassa. In ihren Augen schimmerte der Beyfall des gerührten Herzens. Sie blickte nach Haroun; er ward die Thränen gewahr, die an ihren Augenwimpern zitterten — lispelte Giafar ins Ohr: „diese Nacht begleite mich durch Bagdad,“ und brach auf.

3.

Giafar erschien zu der ihm bekannten Stunde. Sie schweiften absichtslos in der Stadt herum. Haroun schwieg. Endlich traten sie, nahe am Tygris, in eine Karavanserie, worin sie eine Gesellschaft persischer, arabischer, egyptischer und indischer Kaufleute antrafen, die in einem lebhaften Gespräche über die Regierung begriffen waren. Haroun hörte Giafars Namen zehnmal vor dem seinigen. Unter dem Haufen saſs ein Araber, der bey jedem Lobspruche, den man einem von ihnen ertheilte, ungeduldig die Schultern zuckte, und finstre, widrige Grimassen schnitt. Haroun bemerkte ihn und zeigte ihn seinem Begleiter. Bisher bewies der Araber noch immer sein Miſsvergnügen durch Geberde; aber endlich brach er ungestüm los, und sagte mit einer heischern, gellenden Stimme, in arabischer Sprache: „Ihr seyd alle Heuchler und feige Memmen! denn ihr alle hier wiſst so gut, wie ich, daſs der Khalife und sein Groſsvizir der Lobsprüche nicht mehr würdig sind, die ihr ihnen ertheilt. Beym Propheten, sollte einer von ihnen mich je darum fragen, ich wollt' es ihm in's Angesicht sagen!“ Die Kaufleute erschracken, sahen einander an, und da sie die zwey subitat angekommenen Fremdlinge bemerkten, so zerstreuten sie sich. Nur der Araber blieb ruhig sitzen. Haroun trat zu ihm, und sprach ihn arabisch an. Der Araber antwortete ihm nicht, stand auf; Haroun folgte ihm mit Giafar.

Wackrer Fremdling, sagte Haroun, da sie in einiger Entfernung von der Karavanserie waren; da du so viel Muth hast, dem Khalifen und seinem Groſsvizir in's Angesicht zu sagen, daſs sie der Lobsprüche dieser Männer nicht mehr würdig sind, so wirst du wohl auch den Muth haben, uns, deinen Landsleuten, die Ursache davon mitzutheilen.

Der Araber starrte sie beyde an. Warum nicht? Ist nicht ganz Bagdad davon voll? Wird es nicht bald durch alle die Länder des Khalifen erschallen? Fluch dem Muselmann, der länger davon schweigt?

Und wovon? fragte Haroun in einem leisen Tone.

Davon, Zudringlicher, antwortete der Araber rauh, daſs der Herr der Gläubigen, der Nachfolger des Propheten, seine Schwester liebt, Blutschande mit ihr treibt, oder treiben will! Daſs der hochgepriesene Barmecide das Geheimniſs weiſs und dazu schweigt! Geh! und sage dieſs dem Khalifen, wenn du von seinem Hofe bist, und sage ihm: der Blutschänder könnte des Propheten Kinder nicht beherrschen!

Wüthend, unbemerkt von dem Araber, zog Haroun während diesen Worten seinen Dolch aus dem Gürtel, und stieſs ihn dem Redner in die Brust: „Nimm den Lohn dafür, du Kühner, daſs du mir ein Geheimniſs ins Ohr gesagt hast, das ich nie selbst zu ergründen wagte!“ Noch einmal wollte er nach dem Sinkenden stoſsen, Giafar warf sich seinem Dolch entgegen, wollte reden: „Schweige,“ schrie Haroun — „dieses soll der

Lohn eines jeden seyn, der in mein Herz zu blicken wagt. Ich will ihn aufſparen, wenn der Tod ihn aufspart. Bleibe hier; ich will dir Männer von der Nachtwache schicken, bringe ihn an einen geheimen Ort, und laſs mich morgen wissen, ob er lebt, wer er ist — und daſs ich ja erfahre, wer ihn zu diesem kühnen Schritt gedungen hat. Ist er todt, so sey der Tygris sein Grab!"

Als sich der Khalife entfernt hatte, so neigte sich Giafar gegen den Verwundeten, rief ihm zu, befühlte seine Wangen und Hände, richtete sein Haupt auf, und da er noch Leben in ihm spürte, so zog er ihn zu einem nahen Baum hin, um ihn daran zu lehnen. Der Verwundete schlug die Augen auf, sah sich um, und fragte auf persisch: Ist der Khalife fort? Giafar fuhr vor Erstaunen zurück, als er Khozaima aus der Stimme erkannte. „Khozaima!" rief er. „Ja, Khozaima — der ich diesen Undankbaren zum zweytenmal auf die Gefahr meines Lebens errettete — da du es nicht wagen wolltest — Entferne mich, bevor die Männer kommen, damit mein gewagtes Unternehmen nicht vergebens sey. Unfern hab' ich eine geheime Wohnung. Dort will ich dir alles entdecken. Meine Wunde ist nicht gefährlich; ich spielte den Todten, wie du siehst, um es nicht zu werden." Er löste seinen Turban auf, bedeckte seine Brust, damit die Spuren des Bluts ihn nicht verrathen möchten. Giafar leitete ihn zu seiner geheimen Wohnung, und nachdem einer seiner Vertrauten die Wunde verbunden, und er sich erholt hatte, sprach er:

Barmecide, ich bin, wie du siehst, in deiner Gewalt, und du kannst mich verderben, wenn du mich dem Khalifen entdeckst; doch erwäge, daſs ich mich dieser Gefahr aussetzte, ihn vor Blutschande zu warnen und vom unvermeidlichen Verderben zu retten. Glaubst du, der Muselmann würde einen Mann als Herrscher ertragen, den er im Verdacht eines solchen Verbrechens hat? Schon geht das Gerücht davon im Volke — (er log, denn dieſs sollte erst geschehen, wenn er nicht auf Haroun wirkte, wie er hoffte) — und du, der du öfters Zeuge der Ausbrüche seiner Leidenschaft warst — du schwiegst — schwiegst, weil du für dich und deine Stelle fürchtetest. Wie ich dieſs mit deiner hochgerühmten Tugend vereinigen soll, begreife ich nicht. Ich, der ich keine andere Tugend kenne, als meinen Muth, entschloſs mich, dem Verblendeten die Augen zu öffnen. Ich nahm Urlaub auf einige Zeit, verbarg mich hier, und lauerte schon seit acht Tagen auf allen öffentlichen Plätzen, in der Hoffnung, der Zufall möchte mich mit dem spähenden Forscher zusammenbringen. Bey eurem Eintritt erkannte ich ihn und dich, so sehr ihr auch verhüllt waret, und ward bald gewahr, daſs ich durch mein Betragen des Khalifen Aufmerksamkeit auf mich gezogen hatte. — Giafars Wuth, seine rasche Rache beweisen, daſs ich mich nicht geirrt habe, daſs er das Verbrechen schon begangen hat, oder ihm sehr nahe ist. Wär' er unschuldig, wär' seine Liebe zu seiner Schwester rein, so hätt' er den Vorwurf nicht mit Mord gerächt. Nur der Verbrecher rächt sich so! — Dein Schweigen bestätigt meine Meynung. Warum schwiegst du, da er dich so laut seinen Freund nennt, daſs es durch ganz Asien erschallt? Warum muſst' ich auf Gefahr meines Lebens ihn zu retten wagen?

Giafar. Ich schwieg, weil ich keine Gefahr für den Khalifen sah, weil ich verschweigen konnte, was ich sah, weil ich den Mann, den du als Verbrecher denkst, des fernsten Gedankens dieses Verbrechens nicht fähig halte. Der Unterschied zwischen mir und dir ist nur dieser: du, um ihn zu warnen, zu retten, wie du sagst, nahmst unter einem Vorwand Urlaub, verbargst dich in Bagdad, und nahtest ihm vermummt, und ich, wenn ich es für nöthig gehalten hätte, würde es ihm laut, unverhüllt, beym hellen Lichte, in seinem Pallaste gesagt haben. Freylich wär' es noch gefährlicher für mich gewesen; aber vermuthlich auch wirksamer. Und darum nun, muthiger Khozaima, muſst du mir verzeihen, wenn ich dir sage, daſs es nicht die Rettung des Khalifen ist, die dich zu diesem höchst gefährlichen Schritt verleitet hat.

Khozaima. Und was sonst?

Giafar. Das wirst du mir sagen, wenn du die Entdeckung nützlich für dich findest. Groſs muſs das seyn, wornach du strebst; denn ob ich gleich deine Tugend, die du in deinen Muth setzest, nicht bezweifle, so weiſs ich doch, daſs kein so kluger Hofmann, wie du bist, sein Leben bloſs zum Besten eines andern, am wenigsten zum Besten seines Herrn, aufs Spiel setzt, besonders wenn der Herr ein Mann wie Haroun ist.

Khozaima, nach einigem Nachsinnen. Barmecide, ich lachte deiner Tugend; nun scheint sie mir achtungswerth, vielleicht gar furchtbar — ich sehe, daſs die Schwärmerey, die deine Augen gegen dich selbst zu verdunkeln scheint, sie durchdringend gegen andere macht; doch auch die meinen sind geübt, in des Menschen Herz zu blicken.

Giafar. Wer zweifelt daran? Und wer fürchtet's?

Khozaima. Wenn der Khalife nun erfährt, daſs ich es war, der ihm die Warnung gab, wird er das Ganze nicht als eine Hofkabale ansehen? wär' dann nicht aller Vortheil, den ich durch mein Wagstück suchte, für ihn verloren? Dieſs erwäge — denn daſs du um meinetwillen schweigen solltest, das fordere ich nicht, kann und will es nicht fordern — ich weiſs, du hassest mich.

Giafar. Wie es der Khalife ansehn würde, wenn ich ihm sagte: Khozaima war's, der dir diese Warnung gab, das weiſs ich nicht; denkt er, wie ich denke, so muſs ihm eine Kabale, von seinem Hofe aus, mit Vorsatz unternommen, mit so viel Kühnheit ausgeführt, bedeutender scheinen, als ein bloſses Volksgerücht. Denn ein Volksgerücht verliert sich; aber wo endet eine Hofkabale? Um so leichter würde also dieser Kabale Zweck erfüllt, wenn wir nur dabey die Gefahr für dich vermeiden könnten. — Doch du sagtest, ich haſste dich — warum sollte ich dich hassen?

Khozaima. Weil ich dich hasse — dir zu schaden suche, so viel ich kann.

Giafar. Ich habe davon nichts wahrgenommen.

Khozaima. Um so bittrer ward mein Haſs. Nicht genug, daſs du meinen Neid erweckest, beleidigst du auch meinen Stolz.

Giafar. Deine Aufrichtigkeit gefällt mir, und wenigstens bist du in diesem Augenblick der feine Hofmann nicht, wofür man dich hält.

Khozaima. Vielleicht mehr als je. Ich kenne den Mann, der vor mir sitzt, und lehne mich auf seine Tugend. Zum weitern Beweis — wenn ich einst eben diesen Vorfall, den du verschweigen muſst und wirst, zu meinem Vortheil gegen dich benutzen könnte, glaubst du, daſs ich's unterlassen würde?

Giafar. Ich glaube es nicht, und obgleich diese Drohung mir ein schmerzliches Lächeln abzwingt, so kann sie doch nicht bestimmen, was ich thun soll.

Khozaima. Eben dieses ist's, worauf ich trotze. Sagst du das nicht laut genug, was deine Handlungen bestimmt? Laſs es nun sehen — du kannst mich verderben — kannst bey dem Khalifen, den ich besser kenne, als du ihn zu kennen scheinst, durch die Entdeckung meine That um allen Nutzen bringen — dich zugleich von einem gefährlichen Feind befreyen. —

Giafar. Ich danke dem Schicksal für Feinde deines Gleichen — sie sind mir nützlich, da sie mich aufmerksamer auf mich machen.

Khozaima. Wirst du schweigen?

Giafar. Ich werde schweigen, wenn Schweigen dem Khalifen nutzt, wenn nur ich dabey Gefahr laufe, und eine Lüge mit fester Stirne sagen kann. Doch alles, was geschieht, sollst du sogleich vernehmen.

Khozaima. Ich hab' ihn auf den Thron gesetzt.

Giafar. Dieſs ist mir nicht neu.

Khozaima. Ich wagte mein Leben damals für ihn — wagte es nun, wuſste, daſs ich es wagte, und sollte nun schweigen, da es alles gilt, was ich zum Lohn mir wünschte? Ich fürchte ihn nicht, und lieber unternehme ich das Spiel mit seiner ganzen Macht — Höre! höre den Bewegungsgrund meines Unternehmens, vertrau' es ihm, wenn du nicht schweigen kannst. Ich liebe die Prinzessin, habe, als Retter ihres Bruders, vor allen Ansprüche auf sie. Ich sah, daſs er sich nie von ihr trennen würde, daſs die Flamme widernatürlicher Liebe ihn mehr an sie fesselte, als die Herrschsucht an seinen Thron; um ihn zur Trennung von ihr zu zwingen, that ich diesen Schritt, in der Überzeugung, daſs er sie nur mit mir vermählen könnte. Nun verlaſs mich, ich übergebe dir mein Schicksal — rede oder schweige — das Gesumse der Wespen soll sein eingeschlafenes Gewissen schon aufwecken!

Giafar. O Aufrichtigkeit des Hofmanns! Nun erst merke ich, wie sehr du wünschest, daſs ich recht geschwätzig seyn möchte. Vergiſs nur nicht, guter Khozaima, daſs Haroun mehr durch seine Tugenden, durch die Liebe seiner Völker herrscht, als durch seine Macht, und daſs wir, wenn wir den Groſsen wichtige Dienste geleistet haben, davon schweigen müssen; denn leichter reitzen wir sie dadurch zum Hasse, als zur Dankbarkeit. Gehab dich wohl, morgen früh sollst du erfahren, was zu thun ist.

4.

Giafar brachte den übrigen Theil der Nacht in Sorgen über die bedenkliche Lage des Khalifen zu. Seine eigene Bemerkungen trafen mit dem, was Khozaima ihm so kühn gesagt hatte, nur allzu sehr zu, und aus seiner raschen Rache schloſs er auf die Stärke seiner Leidenschaft. Er hielt das Wagstück Khozaima's für ein Glück, faſste den Entschluſs, dem Khalifen über ein Verhältniſs die Augen zu öffnen, das man, wär' es auch unschuldig, so leicht und gern miſsdeuten würde. Er trat vor den Khalifen, den er allein und verschlossen antraf.

Mit wilden, forschenden Blicken empfing ihn Haroun: Lebt der Elende? Wer ist er?

Giafar. Herr, sage lieber der Unglückliche, der den Muth hatte, dir ein Gerücht zu verkünden, dem bey Menschen, die den weisen, edlen Haroun nicht kennen, deine blutige Rache einen auffallenden Schein von Wahrheit geben könnte.

Haroun. Giafar, der Dolch ist noch feucht von des Kühnen Blut.

Giafar. Wenn ich vor deiner Drohung erschrecke, so ist es mehr um deinetwillen. Vergieb mir, Herr; ich glaubte dich über diese That gerührt zu finden; wenigstens entschlossen, die Warnung des Unglücklichen zu benutzen. Wahr sey es oder falsch, was er dir verkündet hat, so verdient er deinen Dank. Dein Zorn läſst mich nun befürchten, daſs ihm noch viele folgen müssen, wenn du jeden so belohnen willst:

aber eben dadurch wird dieses für dich bedenkliche Gerücht nur lauter werden. Brauch' ich dem Oberhaupt der Gläubigen die Folgen davon darzulegen? —

Haroun ging einigemal auf und ab, dann trat er schnell zu Giafar: Glaubst du, was dieser Elende sagte?

Giafar. Ich glaube, daſs Haroun, der Nachfolger des Propheten, nicht fähig ist zu denken, was dieser Zudringliche sagte; aber dieses glaube ich, daſs er durch Äuſserungen, durch Umstände, Gelegenheit zu einem Gerüchte gegeben hat, das die Bosheit seiner Feinde, die Neigung der Menschen, alles ihren Herrschern nachtheiliges für wahr zu halten, gern verbreiten wird. Wahrheit und Unwahrheit sind hier gleich nachtheilig für dich, für deine erhabene Schwester — dein Volk — und für das Gute, das es von dir hofft.

Haroun stand tief gerührt vor Giafar — seine Augen wurden feucht — seine Lippen öffneten sich zu reden, plötzlich zog sie Grimm zusammen, und er rief in schneidendem Tone: Ich fragte dich, ob der Elende lebte? wer er ist?

Giafar. Dein Dolch hat ihn getödtet; ich begrub deine That in den Tygris, möcht' ich dein Geheimniſs so begraben können.

Haroun. Vortrefflich! ich hoffe, es ist mit ihm begraben. Jeden will ich ihm nachschicken, der ergründen will, was ich zu ergründen selbst nicht wage.

Giafar. So möchtest du am Ende über Todte herrschen.

Haroun. Giafar, reitze meine Wuth nicht allzu sicher — der Unschuldige, der du dir nur scheinst, möchte ihr leicht das liebste Opfer seyn.

Giafar. Wer Königen dient, und seyen sie auch Harouns, geht dieſs gefährliche Wagstück mit ihrer Laune ein.

Haroun. Die Antwort auf dieſs später, Barmecide! — Wer war der Mann? Du hast ihn doch nicht begraben, ohne sein Angesicht zu betrachten? ohne dich weiter zu erkundigen?

Giafar. Ein mir gänzlich Unbekannter.

Haroun. Du lügst — dein Mund sagt dieſs — und dein Geist, der unwillig über deine Lüge in deine Augen schieſst, widerspricht ihm.

Giafar. So ist's die erste Lüge — weil ich dir nützen und — den Warner retten will; doch vielleicht ist dir die Wahrheit nützlicher, vielleicht, daſs mich eben darum mein, der Lügen ungewohnter Geist, verrathen hat. Vernimm — und mögen die Folgen eben so deinem Geist erscheinen, wie sie dem meinen erschienen, als ich ihn erkannte. Es ist kein Unbekannter — Khozaima ist's, der dir diesen Dienst auf seine Gefahr erwiesen hat.

Haroun. Dein Glück ist dieses Wort; denn wisse nur, kaum war ich in meinem Pallast angekommen, kaum hatte ich mich aus der Betäubung erholt, als ich ihn erkannte. Seine Stimme, sein Äuſsres konnte er ändern und verhüllen; aber wie den Blick, wie die Geberde, womit rastlose Ehrsucht, giftiger Neid, ihn zur Warnung anderer gezeichnet haben? Nur ihm glich diese That, er ist der Erfinder dieses Gerüchts, mit ihm ist es gestorben. Ich danke dir für sein Grab, du hast mich und dich von einem gefährlichen Feind befreyt.

Giafar. Du dankst mir umsonst — dein Dolch hat ihn verwundet, nicht getödtet. Er lebt!

Haroun finster. So ist meine Ruhe auf immer hin — und dich — dich hasse ich — Warum lebt er? Warum vollendetest du nicht die halbgeschehene That? — Unsinniger Schwätzer, fühltest du nicht den Dienst, den du mir erweisen konntest? Hatte ihn mir nicht sein Verhängniſs zur Rache in blinder Verwegenheit entgegengeführt? Verschwand er nicht von der Erde, ohne daſs man wuſste, durch wen, und wie? Und du nennst dich meinen Freund?

Giafar. Nur dann würd' ich's nicht mehr seyn, wenn ich deinen Leidenschaften diente. Du selbst befahlst mir ihn aufzusparen, wenn er noch lebte; hätt' ich dir nicht gehorcht, so wär' ich strafbar. Sollte er darum sterben, weil er dir dienen wollte, weil er dich mit einem Gerücht bekannt machte, das für dich gefährlich ist? Er verdient deinen Dank, und nicht die blutige Rache, die dein gutes Verhängniſs von ihm abgewendet hat.

Haroun. Welchen Dienst hättest du mir erwiesen — Giafar! Giafar, du hast dir einen sehr gefährlichen Feind aufgespart.

Giafar. Das sagte er mir selbst, und um so näher liegt mir seine Rettung, um so mehr muſs ich mich nun hüten, daſs mir nichts menschliches widerfahre. Herr, sieh nur auf den Vortheil, den dir dieser

Zufall bringt. Ist es nicht besser, du vernahmst dieſs Gerücht aus seinem Munde, bevor es dein ganzes Land erfüllt? Nun wird dir deine Weisheit leicht die Mittel zeigen, es zu dämpfen.

Haroun. Meine Rache soll ihn finden.

Giafar. Auf dich ziehst du die Rache; und nur durch sie kann der Verdacht zur Wahrheit werden. Selbst die Klugheit will, daſs du dieses als den zweyten, gröſsten Dienst ansiehst, den dir ein Unterthan erwiesen hat. Sieh nicht auf das Innre des Mannes, sieh auf seine That. Eben der Khozaima, der, um dich zu retten, einst deinen Verfolger stürzte, warnt dich nun vor einer Gefahr, deren Folgen nicht abzusehen sind. Die Verbindlichkeit, die du ihm für den ersten Dienst hast, ist von der Art, daſs ihn die Menschen nicht so leicht vergessen, und daſs der zweyte, wenn du der Rache folgst, nicht vergessen werde, dafür werden seine Genossen schon Sorge tragen. Glaubst du, daſs Khozaima ein solches Wagstück ohne Kenntniſs anderer unternommen hat? Ein Volksgerücht dämpft sich durch ein neues; aber wie ein Gerücht, das Leute deines Hofs aus Absichten geflissentlich unterhalten?

Haroun. Alles dieses weiſst du, und doch lebt er? Thorheit ist die Tugend, wenn sie nicht weiſs, daſs man oft das Gute durch eine bös scheinende That befördert.

Giafar. Hüte dich, Herr, daſs dieser Spruch an deinem Hofe nicht zur Regel werde; des Bösen bist du dann gewiſs, und was erwartest du von diesem vermeinten Guten, da es der Vortheil und die Neigung eines jeden bestimmen wird? Hat nicht Khozaima bey diesem Vorfall, der dich so sehr empört, davon Gebrauch gemacht, um seine Absichten zu befördern?

Haroun. Welche? Welche?

Giafar. Er offenbarte mir sie so absichtlich, daſs ich ihm diene, wenn ich dir sie vertraue. Wie, wenn er nun, in dem Augenblick, da er den Khaliſen warnte, ihm fühlbar machen wollte, das beste Mittel, dieses Gerücht zu dämpfen, sey, die Prinzessin zu vermählen. —

Haroun. Giafar! —

Giafar. Und das an ihn, weil er sich durch seinen Rang, und mehr noch durch den Dienst, den er dem Bruder erwiesen hat, für den ihrer würdigsten hält.

Haroun. Abbassa! — ihm? — einem Manne? einem Sterblichen? Sie, die allein das Glück meines Lebens macht — die die Blüthe meines Ruhms durch ihren Geist, durch ihre Freundschaft zur Reiſe treibt? Die alles Gute, dessen ich fähig bin, zum Leben und Gedeihen bringt? — Weiſst du, was Abbassa ist? Kann dein Herz ihren Werth empfinden? — Und du kannst mir dieſs so kalt sagen? — Du bist fühllos — du kennst die Freundschaft nicht. — Und er — er hat gelebt! Dankt' ich nur ihm mein Daseyn, wär' er die Stütze meines Throns, er müſste sterben, um des kühnen Gedankens willen. Befreye mich schnell von ihm, wenn du nicht willst, daſs ich von dir glauben soll, du seyst mit dem Verbrecher einverstanden — wenn du nicht willst, daſs auch dich meine Rache treffe.

Giafar. Glaubst du dieſs, so hat sie's schon gethan.

Ist es zärtliche Freundschaft, die dich an deine erhabene Schwester fesselt, so bedaure ich dich, und ergrimme mit dir, daſs die Frechheit der Menschen ein so reines, schönes Band antastet, und dein süſsestes Glück verunreinigt. Doch, Herr, du weiſst es besser, als ich dir es sagen kann, daſs die Herrscher der Menschen manch hartes Opfer bringen — viel um des Vorurtheils entbehren müssen. Gerne macht der Haufen ihnen zum Verbrechen, was sie an ihres Gleichen kaum bemerken, und jeder rächt sich freudig durch Entdeckung und Verbreitung der Schwäche des gefürchteten Groſsen, den er im Schooſs des Glücks sich denkt. Auch weiſst du, daſs äuſsre Macht den Herrscher nicht wirklich gröſser und erhabener macht, als er sich in seinem Innern fühlt. Vergieb mir, Herr! auf deine Weisheit, auf diese deine wahre Gröſse vertrauend, hielt und halt' ich meine Zweifel gern zurück. Ich sehe ein, daſs die Kühnheit Khozaima's dich mit Recht empört; aber hier gilt der Spruch vielleicht: das Böse könne das Gute befördern, und die geheime Tücke, die Beleidigung eines Kühnen, schlage zu unserm Vortheil wider seine Absicht aus. Ich, der diesen Vortheil mit mehr Kälte betrachten kann, finde in dem Wunsche eine Entschuldigung für Khozaima. Ist sein Fehler nicht menschlicher, verzeihlicher, als wenn ihn bloſse Bosheit, nur Wille dir zu schaden, zu diesem kühnen Schritt verleitet hätten?

Haroun. Ich danke dir; er soll leben und leiden; in seinem kühnen Wunsche sehe ich dauernde Rache für mich. Wo ist er? Wie steht's mit seiner Wunde?

Giafar. Er lebt verborgen. Seine Wunde wird ihm nicht so bald erlauben, vor dir zu erscheinen.

Harounn. Laſs ihn wissen, du habest mir nichts entdeckt; ich glaubte, es sey ein Unbekannter gewesen, den der Tod meiner Ahndung entrissen hätte, und er möge bis zum Ende seines Urlaubs in seinem Aufenthalt verbleiben. — Peinvoll ist die Lage, worein er mich versetzt hat. Laſs mich allein! ich, der ich über Millionen herrsche, tauschte gern in diesem Augenblick mit dem Ärmsten meines Reichs. Ich habe keinen Freund — keiner würde mich verstehen, und der Beste würde das miſsbrauchen, was mich zum Menschen macht —

Giafar. Keinen Freund! — Haroun keinen Freund!

Haroun. Ich fühle den Stich durch's Herz, den du empfindest, und doch kann ich nicht widerrufen, in Ansehung deiner nicht widerrufen. Dunkel liegt die Ursache in meinem Geiste — entdeckte ich dir sie — so zerriſs ich ganz das lockre Band, das mich an dich fesselt, das ich gern' enger zusammenziehen möchte. Geh deines Weges gerad fort, und hüte dich, mir über das Geschehene zu reden. Was Haroun thut, muſs aus seinem Willen, aus seinem Herzen kommen: er muſs jeden Sieg nur sich verdanken, wenn er ihm gefallen, wenn er ihm nützen soll.

5.

Haroun kämpfte in seinem Innern; er sprang von Entſchluſs zu Entſchluſs, und jeden, den sein Verstand erwählte, verwarf sein Herz mit Unwillen. Wuth, Liebe, Rache und Zärtlichkeit wechselten in seinem Busen; bald wollte er Abbassa nicht mehr sehen, bald allen trotzen, bald sie zu der Mutter senden, sie auf immer von sich trennen; aber da lag die Welt leer und düster vor ihm, und schnell entschied der Stolz des Herrschers zum Vortheil des entflammten Herzens. Empört rief er: „Soll ein Elender über mich und mein Glück entscheiden? Soll ich, der ich Asien beherrsche und glücklich mache, vor dem Geschwätze erbeben, das der müssige Pöbel so lange wiederholt, bis eine neue Verläumdung ihre Ohren kitzelt, ihre Zungen in Bewegung setzt? Soll ich diesem Khozaima und seinem Anhang den Triumph über mich gestatten, sie hätten mich durch einen kühnen Schritt gezwungen, sie als Richter meiner Handlungen anzuerkennen? Es sind Eingriffe in meine Macht, die mich zu ihrem Sklaven machen würden!“

Kühn wollte er nun das Gerücht mit Füſsen treten, sich in seine Unschuld, seine Stärke hüllen, und so handeln, als ob er nichts vernommen hätte. Doch bald beunruhigten ernstere Betrachtungen seinen Geist. Der reine Ruf seiner geliebten Schwester — das schreckliche, scheuſsliche, empörende des Verbrechens, das man ihm, dem Oberhaupt der Gläubigen, dem Lehrer des

Volks, dem Nachfolger des Propheten, dem Manne, der durch Unsträflichkeit, durch Reinheit der Sitten das Vorbild aller seyn sollte, laut andichten würde. Unter fürchterlichen Gestalten erschienen ihm die Folgen, und er fühlte, daſs in seiner Lage der Verdacht und das Verbrechen, Schein und Wahrheit eins seyen. Zum erstenmal sah er mit Grimm auf die Höhe, auf die ihn das Schicksal, aller Augen ausgesetzt, gestellt hatte! — „Und wenn ich sie vermählte!" — Er knirschte vor Wuth bey dem Gedanken; aller Entschluſs, alles Sinnen erstarrte vor dem kalten, widrigen Frost, der ihn überfiel. So kämpfte er viele Tage mit sich selbst, und verbarg den Sturm seines Herzens unter seinem ernsten Äuſsern. Er floh Giafar — floh seine Schwester, und wenn ihn sein Herz hinzog, so konnte er nicht verweilen. Die Stunden, die er den Geschäften entziehen konnte, verlebte er in qualvoller Einsamkeit, und schon war er in Gefahr, die Weisheit und Stärke seines Geistes an der sträflichen Gluth seines Herzens aufzubrennen, als ihn das Volk in Bagdad aus seinem Schlummer weckte. Er begab sich den Freytag, wie gewöhnlich, nach der Moschee, und betroffen merkte er, als er aus seinem Pallaste ritt, daſs sich nur wenig Volk versammelt hatte, daſs die wenigen ernsthaft und traurig auf ihn blickten, ohne ihn nach ihrer Weise mit einem Freudenschrey zu empfangen. Er trat in die Moschee — niedergeschlagen blickte die Versammlung auf den Boden. Als er auf seine hohe Stelle stieg, den Koran aufschlug, und über das stille, ernste Volk hinblickte, und keiner seine Augen gegen ihn empor hob, schauderte der Gedanke durch seine Seele: „Sie alle wissen, was in deinem Busen glüht. Die Herrschaft über sie liegt in der Meynung, die sie von dir haben. So wie du nun da stehst, bist du, trotz deiner Macht, trotz deinem Glanze ihr Sklave — noch zweifeln sie; aber bald wirst du der Gegenstand ihres Hasses, ihres Abscheues werden — bald werden sie nur dich als die Ursache jedes Unglücks ansehen, das sie treffen wird!“

Die Stärke seines Geistes erwachte — seine Miene heiterte sich auf, er stimmte das Gebet mit freyer, heller Stimme an, des nahen Siegs über sich gewiſs. Sparsam, ohne Theilnahme, begleitete ihn das Volk auf seinem Rückzug. Khozaima's Anhang hatte den Abend vorher verschiedene widrige Gerüchte ausgebreitet, das Volk zur Traurigkeit gestimmt, und da Haroun, gebeugt von den Vorwürfen seines Gewissens, selbst seine Vertrautesten nicht um die Ursache zu fragen wagte, so blieb sie ihm ein Geheimniſs. Entschlossen, empört über seinen Entschluſs, ergrimmt, als drohe eine feige, meuchelmörderische Bande ihm Ehr und Leben zu rauben, begab er sich nach langem, qualvollem Streit zu seiner Schwester. Mit Heiterkeit und sanftem Lächeln empfing sie ihn, machte ihm zärtliche Vorwürfe, daſs er sie so lange vernachläſsigt hatte, fragte dringend: ob sie etwas gegen ihn verschuldet, ob sie seine Liebe verloren hätte?

Er drückte sie wider seine Brust, und Thränen netzten seine Wangen.

„Rühren dich meine Thränen, Geliebte? Was wird es dann seyn, wenn du hörst, von deinem Haroun hörst, daſs sie unsrer Trennung hieſsen?"

Abbassa. Unsrer Trennung, Bruder? Womit hab' ich dieſs grausame Loos verdient?

Haroun. Womit ich?

Abbassa. Und wer fordert sie? Wer erzwingt sie? Wer kann Haroun, den Herrscher Asiens, nöthigen, sich von seiner geliebten Abbassa, seiner zärtlichen Freundin, zu trennen?

Haroun. Eben das, daſs er der Herrscher Asiens ist, dieses zwingt ihn. Was gäbe er nun darum, daſs er es nicht wäre!

Abbassa. Ein neues Räthsel! doch Bruder, so viele mir auch dein unbegreifliches Betragen zur Lösung aufgegeben hat, so ist mir dieses doch dunkler als die vorigen. Es ist nun einmal deine Laune — deine Freunde auf die Probe zu setzen — sie immer durch neue, unerwartete zu überraschen, und um dir Genüge zu thun, wechselst du mit Giafar und deiner Schwester.

Haroun. Giafar! Giafar! — Doch gut, daſs du ihn nennst, ihn wenigstens mit einem mir so theuren Namen, mit dem einzigen, den mein Ohr mit Gefallen hört, zusammenstellst. — Du bist meine Schwester! Wollte Gott, ich könnte dich mit einem andern Namen nennen — dann wär' alles gut — für dich — für mich — für diesen Giafar. — Sieh mich an! Warum erröthest du? Deine Wangen glühen, und eiskalt fühl' ich deine Hand in der meinen. — Nun schieſst wieder Wärme — bis in die Fingerspitzen — und dein schönes Angesicht erblaſst — Er läſst ihre Hand fahren. — berühre mich nicht! — Höre — höre — Zitternd und stammelnd. — Ich will — ich muſs dich vermählen — an diesen Giafar — Nun schieſst Röthe auf deine Wangen — dein Athem stockt — o Haroun! Haroun! — Er faſst ungestum ihre Hand — legt sie dann sanft wider sein Herz, und sieht sie tief gerührt an, sie neigt ihr Haupt gegen ihn — er sieht ihre Thränen, und ruft mit bebender Stimme: Abbassa, wir müssen uns trennen — wenigstens auf eine Zeit — wähle nun zwischen Trennung, Erwartung auf Wiedersehen, oder diesem Giafar —

Abbassa, lange nachsinnend. Und wenn ich ihn wählte — darum wählte, um dieser gedrohten, mir unbegreiflichen Trennung zuvorzukommen —

Haroun entfärbt sich, und sagt mit verbiſsner Wuth: Du hast gewählt, du liebst den Mann, und ziehst ihn deinem Bruder vor.

Abbassa. Wenn ihn mein Bruder gewählt hat, meiner würdig findet, so ist doch wohl nicht sein Wunsch, daſs er mir zuwider sey? Warum sollt' ich nicht beantworten, was dein Antrag so bestimmt zu fordern scheint? Es ist nur ein Mann in Asien, der Harouns Schwester Gemahl werden kann, und dieſs ist Giafar, des groſsen Harouns edler Freund.

Haroun. Undankbare! ich habe dich mit aller Zärtlichkeit geliebt — zu meinem Unglück, mit mehr als brüderlicher Zärtlichkeit; aber bekämpfte ich nicht jeden kühnen Wunsch, jede verbotene Empfindung, jeden gefährlichen Gedanken, die nur allzu oft deine

Reitze in mir erweckten? Dir verbarg ich sorgfältig die unglückliche Gluth, litt allein, und lieſs sie an meinem Busen peinlich zehren. Unablässig strebt' ich, sie an deinem erhabenen Geist zu läutern, sie mir zum reinsten Licht des Lebens auszubilden. Nur in dir sah ich meine Freundin, nur von dir erwartete ich meinen gewissen, unfehlbaren Trost, nur in deinem Umgang den Lohn für meine Mühe. In diesen Träumen wähnt' ich, das Herz, die Liebe deines Bruders würden dir gnügen — du könntest dich mit dem Ruhm seiner Thaten, seiner Weisheit, seiner Groſsmuth vermählen, und ihm beweisen, daſs ein menschliches Herz nur um seinetwillen leben könnte. Ich habe mich betrogen — lange sah' ich es, und dieses ist die Quelle meines unbegreiflichen Betragens, das doch so begreiflich war, wenn du für mich empfunden hättest, was ich allein empfand. Es ist wahr, ich forderte viel von dir; aber wenn Haroun nichts von seiner Abbassa fordern kann, von welchem Sterblichen soll er fordern? Nur seit Giafars Daseyn merkt' ich, daſs meine Forderung über deine Kräfte, über deinen Willen ging. Die Blicke deines Wohlgefallens, die Lobeserhebungen des Verhaſsten bewiesen mir's, und früh fühlte ich die peinvolle Ahndung, ich würde dich einst durch ihn verlieren. Nun hört' ich, wovor ich bebte, und Haroun hat keinen Freund mehr, kann sein Herz keinem mehr vertrauen — an keinem Busen mehr sicher ruhen — Und ich sollte dich, die Quelle meines Glücks, meiner Gröſse, meines Ruhms, meiner irdischen Seligkeit, einem andern überlassen? Auf ewig dich verlieren? Auf ewig dich und den hassen, den du mir vorgezogen hast?

Abbassa. Die Vorwürfe, die du mir machst, sind so grausam als ungerecht. Kann ich, darf ich beantworten, was du von mehr als brüderlicher Liebe sprichst? — O laſs mich meine beschämten Wangen bedecken, meine Augen verhüllen, und dir in leisem, bebendem Ton zulispeln — deine allzu feurige Liebe, deine zu leidenschaftliche Bewundrung war mir, die ich dich so sanft und schwesterlich zärtlich liebe, nur zu oft schrecklich, und ich durfte es nicht wagen, dir meinen Schrecken, meine Angst zu zeigen, weil ich fürchtete von dir zu hören, was mich zur Unglücklichsten der Erde hätte machen müssen. Und darum — darum — vergieb mir, Haroun, darum preis' ich mich und dich nun glücklich, daſs bald meine Furcht verschwindet, daſs ich ohne Angst und Schaam auf dich und mich blicken darf. Wenn du das in Abbassa suchst, was du mir nun so edel und deiner würdig geäuſsert hast, werd' ich dir dieſs alles nicht seyn können? Hör' ich auf das zu seyn, was du so gütig von mir denkst? Können dein Ruhm, dein Glück, deine Gröſse mir fremd werden? Bleiben mir nicht alle meine reinen, freundschaftlichen, zärtlichen Gesinnungen für dich? Geliebter Bruder, sie können durch den Umgang mit dem Manne, den du trotz deinen Äuſserungen liebst und achtest, weil du, stolz wie du bist, ihm den zweyten Platz nach dir einräumst, ihn deiner Abbassa und deiner Verwandtschaft würdig hältst, nur erhöht werden. — O höre mich und zürne nicht.

Laſs mich deinen Unwillen von deiner Stirne küssen — du muſst meine Antwort auf deine Vorwürfe aushören. Soll ich auch einst vor dem strengen Herrscher zittern, so sey es nur nicht heute, so erlaube er mir nur noch heute, seine geliebte, aufrichtige Schwester zu seyn.

Wenn ich ihn liebe, diesen Giafar, diesen edlen, von dir geschätzten Mann, so ist es mehr dein Werk, als das meine. Wer hat mich, durch Lehren und Beyspiele seltner Tugenden, so aufmerksam auf männlichen Werth, so empfänglich dafür gemacht? Warst du es nicht? Und nun — nachdem du dieſs gethan hast, bemühtest du dich ohne Unterlaſs mir den seinen in erhabenem, glänzendem Licht zu zeigen. Du hast ihn gedrückt, verfolgt, mit Wort und That beleidigt, auf die grausamsten Proben gestellt, damit er immer gröſser sich erhebe, seine Tugend immer heller strahle. Jede deiner unbilligen Kränkungen, jede deiner harten Beleidigungen, jeder beiſsende Spott, jeder deiner finstern unverdienten Blicke gewann dem stillen, edlen Dulder einen Theil des Herzens deiner Schwester, bis Mitleid, Bewundrung — ich muſs es sagen, so wild du auf mich blickest, mein ganzes Herz mit seinem Bild erfüllten. Klein müſst' ich von meinem groſsen Bruder denken, wenn ich ihm nun verschwiege, daſs der Beleidiger oft in Gefahr stand, das zu verlieren, was der unschuldig Beleidigte gewann. Konnte es wohl anders seyn? Raubtest du nicht eben diesem Manne, der, um dir zu dienen, alles ertrug, was deine Laune ihn zu quälen ersann, das einzige Weib, das sein Herz gewählt, das er zu künftigem Glück sich auferzogen hatte? Brachte er nicht deiner Gewalt, deinem Eigensinn dieſs Opfer, damit du, der du ihn seines gehofften Glücks beraubt hattest, ihm nun ferner gestatten möchtest, dein und deiner Völker Bestes zu befördern?

Haroun. Er raubte mir dich zuvor, dich, das edelste Kleinod meines Lebens, die Sicherheit meines Ruhms und meiner Gröſse. Dann erst raubt' ich ihm sein angetrautes Weib, weil ich in der gehofften Täuschung dich zu vergessen wähnte. Umsonst, in ihr umarmt' ich dich, der Trug verschwand, und du fehltest mir bey ihr. Meine Tugend, die sich an den Strahlen deiner Augen nur erwärmt, erkaltete — Ha, so wollte es das Verhängniſs; von ihm getrieben, von ihm verblendet, muſst' ich diesen Raub begehen, damit du ihm, die erste deines Geschlechts, den Verlust eines gewöhnlichen Weibes ersetztest. Könnt' ich dich vergessen! könnt' ich nur sagen, ich sey schuldlos! könnt' ich nur dich und ihn allein anklagen! — Wohl, werde die seinige, das du, nach deinem Geständniſs, schon lange bist; deinen Verlust werd' ich betrauern, wenn ich die Wunden nicht mehr so brennend fühle, die mir deine Worte schlugen. — O ich fürchte, ganz Asien wird einst mit Haroun diesen Tag beklagen! — Er betrachtet sie lange mit zärtlichem Schmerz. — Nein, ich kann es nicht denken — beym heiligen Wort des Propheten; er soll, kann, darf dich nicht besitzen — darf dich nicht ganz besitzen. Sein, mein und dein Unglück steht darauf. Abbasa soll keines Menschen Eigenthum werden, da sie das meine nicht werden kann.

Abbassa. Ich will, was du sagst, im besten Sinn nehmen; ob es gleich einen sehr widrigen in sich schlieſst, ob ich gleich sagen könnte, mein Bruder denke nur an sich.

Ich habe dir mein Herz entdeckt, du hast es gefordert, vernimm nun meinen festen Entschluſs. Liebst du deine Schwester, wie sie dich liebt, gehört ihr Umgang zu deinem Glücke, kannst du reine Freundschaft für sie fühlen, und des Mannes schonen, den du ihr durch dein Betragen so liebenswürdig gemacht hast; so vergiſs, was ich gesprochen habe, und Abbassa weiht dir ihr ganzes Leben; ihr genügt deine Freundschaft, sie setzt dich über alles, wenn du ihr wieder werden kannst, was du ihr warst, bevor du den Thron bestiegst.

Haroun. Schwester, vernimm mein ganzes Unglück — ich darf nicht annehmen, was deine Groſsmuth mir anbietet. Wir müssen uns trennen. Die Elenden haben unsre Liebe miſsgestaltet — sie verunreinigt unter das Volk gebracht — Und ich — das Oberhaupt der Gläubigen — Mahomets des Propheten Nachfolger, stehe in dem Verdacht eines Verbrechens, dessen fernster Gedanke meine Seele empört.

Abbassa sinkt auf den Sopha erstarrt zurück — Thränen und Schluchzen ersticken die folgenden Worte: Laſs mich entfliehen! diesen Pallast verlassen! laſs mich zu unsrer Mutter nach Damas bringen. Rette, rette die unglückliche Abbassa von einem Verdacht, der sie zum Gegenstand des Abscheues der Menschen macht — von dem der Tod, der von allem Unglück befreyt, nicht rettet.

Vermeide mich, Bruder, um meiner Ruhe, deines Glücks, deines Ruhms willen, vermeide mich!

Er faſste ihre Hände — sie wand sich los, und eilte in ein Nebenzimmer; Haroun rief ihr nach: Fasse dich — Mag Haroun elend werden, du sollst glücklich seyn.

6.

Mit Bitten, Thränen, den dringendsten Vorstellungen hatte der Khalife Tags darauf von der Prinzessin erhalten, sich noch einige Zeit an seinem Hofe aufzuhalten, um seine fernere Entschlieſsung abzuwarten. Er fühlte die Nothwendigkeit der Trennung, und je mehr er sich davon überzeugte, je schrecklicher, qualvoller ward ihm seine Lage. Giafarn hatte er sie bestimmt; aber so oft sich der Barmecide anmelden lieſs, wies er ihn ab. Sein Herz empörte sich, wenn er ihn nennen hörte. Wuth, Rache und Haſs erfüllten seine ganze Seele. Auch lieſs er ihn nicht eher vor sich, als bis er einen Plan ersonnen hatte, der seine Eifersucht befriedigte, der diesem die abgezwungene Verbindung zur gefährlichsten Probe und zur schrecklichsten Qual zu machen geschickt war. Als Giafar erschien, fragte er ihn kalt:

Ist Khozaima von seiner Wunde hergestellt?

Giafar. Beynahe.

Haroun. Ich will ihn entfernen, ihn als Statthalter nach Egypten schicken, sobald er sich mir zeigen wird.

Giafar. Davor bewahre dich dein guter Genius.

Haroun. So kann ich nichts thun, das dir gefiele? — Warum nun nicht?

Giafar. Weil ich denke, daſs der Khalife den Egyptern in ihrem Statthalter keinen Feind zusenden will.

Haroun. Eben darum send' ich ihn; denn da du mich von ihm nicht befreyen wolltest, so mögen es seine Verbrechen thun.

Giafar. Und in dieser Voraussetzung wollte der Herr der Gläubigen diesem Manne das Schicksal einiger Millionen übergeben? Unmöglich, dieſs kann Haroun nicht wollen; er kann nicht wissentlich das Unglück seines Volks befördern wollen; er fühlt sein Loos schon hart genug, daſs er dem Bösen nicht überall zuvorkommen kann, das nah und fern von ihm begangen wird.

Haroun. So hör' ich doch den Barmeciden einmal zum Nachtheil eines Mannes reden — es ist mir begreiflich, er ist dein Feind, aber warum hast du dieſs nicht zuvor bedacht?

Giafar. Ich habe keinen Freund und keinen Feind, wenn ich zum Besten deines Volks rede. Ständ' er hier, ich würde dasselbe sagen; und spreche ich nicht zu seinem Besten, da du sein Verderben nur durch das Unglück anderer suchen willst?

Haroun. Giafar — bedenke er ist dein Feind — er kann dir sehr gefährlich werden.

Giafar. So wird er dir's. Erlaube mir die kühne Frage, Herr: kann Khozaima Harouns Freund seyn, wenn er Giafars Feind ist?

Haroun. Die Frage ist noch stolzer, als sie kühn ist.

Giafar. Damit hast du meine Worte, nicht mein Gefühl beantwortet.

Haroun. Ich bin nicht aufgelegt zum Wortgefechte. Kann Khozaima nicht Statthalter von Egypten werden, so mag er dann mein Schwager werden. Gefällt er dir so besser?

Giafar. Nun wäre meine Antwort Vermessenheit.

Haroun. Gleichwohl will ich sie hören; ich will wissen, was der weise Barmecide denkt; ob er diese Verbindung nicht für mich gefährlich hält.

Giafar. Dieses wird ja wohl der Khalife erwogen haben.

Haroun. Aber ich will deine Meynung hören.

Giafar. Nun meine Meynung ist, daſs der Khalife mit seinem Diener scherzt, daſs er der Verbindung der Prinzessin mit Khozaima nie im Ernste gedacht hat —

Haroun. Und warum? Ist er nicht ihrer würdig? Geben ihm nicht sein Rang, sein Reichthum, der letzte mir geleistete, von dir selbst gebilligte Dienst, meine ältere Verpflichtung, vor allen Groſsen meines Reichs ein Recht auf sie?

Giafar. Allerdings.

Haroun. Und doch wär' er, deiner Meynung nach, nicht der Mann für sie.

Giafar. Nein.

Haroun. Kennst du einen würdigern?

Giafar. Keinen.

Haroun. Beym erhabnen Propheten, du hast

Recht! Wer auf dem weiten Erdboden könnt' es seyn? Wär' ich nicht ihr Bruder — und besäſse ich die Herrschaft über die bekannte Welt, wäre der edelste, gröſste aller Menschen, ich hielte mich nicht ihrer würdig. — Und doch, Giafar, muſs ich mich von ihr trennen — muſs sie, deren, wie du selbst sagst, keiner würdig ist, einem andern hingeben. Folge mir, ich will dir den Mann zeigen, den ich für sie gewählt habe, den ich in ihr mit dem Schmuck der Welt belohnen will.

Er führte ihn in die Zimmer Abbassa's. Giafar fühlte des Khalifen Hand in der seinen beben. Sein Gesicht ward blaſs, seine Lippen zitterten. — Da er ihr nahte, faſste er seine Kraft zusammen, und sprach mit feyerlicher Stimme:

Schwester — Giafar ist dein Gemahl! — Er wollte weiter reden — Thränen drangen in seine Augen — ihm fehlte die Stimme — er verschwand.

Abbassa sank in den Sopha zurück. Blässe und Röthe wechselten auf ihren Wangen. Giafar stand — erstaunt — erstarrt — er sank bey dem Sopha auf seine Knie nieder, ohne zu wissen, wo er sey, was mit ihm geschehen war, und hielt für Spiel, für Täuschung, was mit ihm geschehen war. Die Prinzessin winkte ihm aufzustehen — er blickte wie durch ein Traumgesicht nach ihr — sie reichte ihm die Hand, und die Erinnerung, daſs sie ihn einst in der nehmlichen Stellung, in dem nehmlichen Zimmer, mit eben dem seelenvollen, theilnehmenden Blick aufgerichtet hatte, drang mit der ganzen Wärme, der ganzen seligen Wonne, die er damals empfand, der er damals nicht nachzusinnen wagte, durch sein Herz. Und nun erfolgte ein Gespräch, von seiner Seite so voll Bescheidenheit, edler Wärme, schöner Weisheit, von der ihrigen so voll Feinheit, Zärtlichkeit und reinen jungfräulichen Sinns, daſs man, um es sich lebendig vorzustellen, nur das Gegentheil von dem, was die Verliebten in unsern gewöhnlichen Romanen und Dramen reden, zu denken braucht.

Haroun lieſs sich nicht mehr sehen. Giafar ging nach Hause, verschloſs sich mit seiner Mutter, und lispelte ihr noch bebend die Nachricht seines Glücks in's Ohr. Er küſste die Thränen des freudigen Erstaunens von seiner Mutter Augen, und fühlte sich nun zwiefach glücklich, da er den Khalifen aus einer Lage gerettet sah, vor deren Folgen er so lange gezittert hatte. Entzückt sprach er von der Seelengröſse, der Erhabenheit, dem Geist, der Schönheit der Prinzessin, und überlieſs sich den süſsen Träumen seines Glücks. Er sah seine Tugend, sein Leiden, über die kühnste Hoffnung belohnt; schmeichelte sich, er habe das Herz des Khalifen gewonnen, seine Laune besiegt; er dürfe nun, ungekränkt von ihm, seinen Zweck verfolgen; und seine Seele erhob sich während dieser Betrachtungen zur reinsten erhabensten Begeisterung.

Ach, nur zu bald sollte er erfahren, daſs von Groſsen kein reines Glück zu hoffen ist, daſs sie es nur so glänzend färben, um dem Getäuschten die giftige Tücke zu verbergen.

7.

Kaum hatte Haroun den entscheidenden Schritt gethan, als es ihn reute. Seine Unruhe, seine Eifersucht folterten ihn schrecklicher, als je; mehr als einmal sprang er von seinem Sitze auf, um die Glücklichen, die er eben vereinigt hatte, durch einen Machtspruch wiederum zu trennen. Nur sein Ehrgeitz, die Sorge für seinen Ruhm, seine Klugheit, sein Verstand hatten gesiegt, nicht sein Herz; dieſs fühlte er nun. Schon wollte dieses alle gemachte Vorstellungen unterjochen, als ihm sein böser Dämon den entworfenen Plan zulispelte. In diesem sah er Ruhe für sich, Genugthuung, die peinvollste Probe für Giafar, Strafe, Rache an ihm, an seiner Schwester; mit eben dem wollüstigen Genusse, mit dem die Groſsen jeden Plan zur Unterjochung des Menschen ansehen, betrachtete er ihn nun. Zum erstenmal lächelte er wieder. Kalt gab er seinem obersten Diener den Befehl, alles auf den künftigen Abend zur Hochzeit der Prinzessin einzurichten, davon zu schweigen, bis er ihm gebieten würde, laut zu werden. Die schnelle, unerwartete Nachricht sollte ihn zugleich an Khozaima rächen, den er als den Urheber seiner Qual ansah.

Giafar erschien den folgenden Tag vor dem Khalifen, lieſs sich vor ihm nieder, und dankte ihm mit dem lebhaftesten Gefühl für das hohe Glück, das er ihm bestimmte.

Haroun. Danke mir nicht, Barmecide, für das, was ich gezwungen that — und erwäge, daſs das Glück, für das du mir so entzückt nun dankst. mein Unglück macht — vielleicht das deine — später beweinst auch du vielleicht diesen Augenblick, den nun ich beweine. Schweige und höre; ich weiſs was mir deine Weisheit alles sagen kann, Haroun hat sich's selbst gesagt, und bedarf deines Geschwätzes nicht. — O unaussprechlich Glückliche, die ich hasse und liebe — bewundre und verabscheue — die ich lieben muſs. so sehr ich sie verabscheue — du — du hast mich alles dessen beraubt, was meinem Leben Reitz und Werth gab. Hier steh' ich Asiens Herr, von äuſserm Glanz umschimmert, und Finsterniſs, Pein, Groll und Miſsmuth im zerfleischten Busen.

Giafar. So klage sich der Herr Asiens selber an, daſs er eine Pein in seinem Busen nährt, die ihn, seinen Werth und seinen Ruhm zu verzehren droht. Ich bin schuldlos, und kann dich mehr bedauern, als entschuldigen.

Haroun. Schuldlos! Keiner ist schuldlos, der die Ursache des Leidens eines andern ist. Sein Daseyn scheint dem ein Verbrechen, der durch ihn leidet, und reitzt nur zu oft dazu.

Giafar. Herr, das Glück ist groſs, das du mir einen Augenblick gezeigt hast. Nie konnt' ich wagen, es zu hoffen, und noch scheint mir's ein Traum, von dem ich mich, wachend, wie ich vor dir stehe, kaum überzeugen kann. Auch sagst du weise, vielleicht in prophetischem Geiste, ich könnte einst diesen Augenblick beweinen. Setze deinen Ruhm, dein Glück in Sicherheit, wenn du es auf eine andre Weise kannst.

und laſs mir, alles was geschah, einen Traum bleiben. Kann ich ihn nicht vergessen, so kann ich ihn doch verschweigen.

Haroun. Feiger! so kalt kannst du diesem Glück entsagen? Kannst, willst der entsagen, deren Preis mein ganz von ihr durchdrungenes Herz nicht zu bestimmen, nicht auszusprechen fähig ist? O Abbassa, kein Sterblicher war deiner werth, als Haroun! Und diesem — diesem da sollt' ich dich geben, dem kalten Schwätzer, der dich nimmt, weil ich's so haben will, der dir entsagt, weil ich mürrisch auf ihn blicke. Du liebst Abbassa nicht!

Giafar. Mein Geständniſs würde deinen Zorn entflammen — und doch — ja, ich liebe sie — liebe sie mehr wie du — reiner und edler — und darf sie lieben. —

Haroun ergrimmt und dann sich fassend. Giafar — die Wiederholung dieses Geständnisses könnte mich zu deinem Mörder machen. Ich bitte dich, sey hier nicht vorschnell. — Liebt sie der, welcher um ihrentwillen nicht sterben kann? Und du — du kannst ihr entsagen, wenn ich es gebiete?

Giafar. Ich entsagte einer, die ich mir erzogen, zu meinem künftigen Glück erzogen hatte. Gestern überraschtest du mich mit der Vermählung deiner Schwester, der schönsten, erhabensten Sterblichen; meine Seele erhob sich, da ich aus meinem ersten Erstaunen erwachte; schon sah ich mich durch ihren Besitz der hohen Tugend näher, nach der ich ringe, fühlte mich gedoppelt glücklich, weil ich wähnte, diese Verbindung würde auch deine Ruhe sichern. Was ich heute sehe, setzt mich in Zweifel über dich, und darum sage ich dir noch einmal: kannst du auf Kosten meines Glücks, bisher nur geträumten Glücks, deine Ruhe sichern, so thu' es. Ich liebe, bewundere deine erhabene Schwester; aber mich fesselt ein noch stärkeres, wichtigeres, älteres Band, dem ich deine Gunst, sie und mich aufopfre!

Haroun. Und dieses Band?

Giafar. Die Pflicht, die mich an dein Volk, durch dein Volk an dich bindet; denn kein anderes Band an dich hast du mir verstattet, so sehr mein Herz es suchte. Erlaube mir zu thun, was meine Vernunft für gut erkennt, und hier stehe ich, das Spiel deines Unwillens, deiner Laune, deines Hasses — tritt auf das Opferthier, das sich dir geweiht hat.

Haroun. Giafar, du lehrst mich meine Pflicht, ich fühle sie; aber wenn ich dir sagte, wie ich sie liebe — dir den Kampf erzählte — die Qualen, die ich ausgestanden — die Gefahr, in der ich schwebte — Pflicht, Herrschaft, Ruhm, Thron, alles würd' ich ihr aufgeopfert haben. Nur eins fesselte mich, der Zuruf des Gewissens, das Bewuſstseyn, das Gefühl, die reinste, die erhabenste ihres Geschlechts, herabzuwürdigen. Schaudere nun! ohne dieſs wär' ich gefallen, für diese und jene Welt gefallen. O warum ward ich nicht mit ihr geboren, bevor der Prophet durch einen Machtspruch, den ich mit schaudernder Ehrfurcht verehre, über mein Schicksal entschied! Warum lebt' ich nicht, da die Herrscher dieses Landes — deine Vorfahren, Barmecide, sich mit denen vermählen durften, mit denen sie die Natur schon durch's Blut vermählt hatte. — Giafar, sie wuchs an meinem Busen auf — ich bildete sie — belebte die ersten Empfindungen ihres Herzens, entwickelte mit Sorgfalt die Blüthe der Schönheit ihres Körpers, ihres Geistes. Mein waren ihre ersten Empfindungen, nur floſsen sie verklärter, schöner in mein Herz zurück. Mit der Sanftmuth ihres Geistes geschmückt, neu beseelt hört' ich meine Gedanken wieder. Sie begleitete mich auf meiner Flucht vor meinem Bruder, ward meine getreue, unermüdete Gefährtin, trotzte allen Gefahren, schlief oft mit mir in unzugänglichen Höhlen, ergötzte mich mit ihrem süſsen Geschwätze, heilte meinen Trübsinn mit ihrer Musik, ihren schöngedichteten Liedern, und die Schwache, die Furchtsame, die Zartgebaute, ward aus Liebe zu dem irrenden Flüchtling kühn und stark. Wie nun die reine Bruderliebe in eigennützige, leidenschaftliche ausartete, dieſs weiſs ich nicht — es begann und war — entstand, ohne daſs ich's wuſste, ohne daſs ich's sah, ohne daſs ich's wollte — und da sie da war — schon in meinem Busen glühte, da konnt' ich nicht mehr wollen, daſs es anders sey — da faſste ich den Entschluſs, sie sollte nie eines andern seyn — nur mir leben — sollte sich mit meiner Tugend, meinem Ruhm vermählen, in ihnen den Lohn der Aufopfrung finden, und meine Stirne mit denen an ihrer Seite errungenen Lorbeern kränzen. So hoffte ich, die wilden Flammen an ihrem Glanze zu reinigen, und gelungen wär' mir's ohne dich. — — Es ist vorbey, ich habe sie nicht mir gebildet, habe für andere der Blume gewartet — doch bey dem Propheten, kein Lebender soll die schöne Blüthe beflecken — rein, duftend wie sie nun noch ist, soll sie die verheiſsnen Gärten des Propheten schmücken; dort will ich sie wieder finden, wie ich sie hier gewaltsam hingeben muſs, und dieses ist's, was ich dir nun sagen will. Raserey ergreift mich bey dem Gedanken, daſs sie eines andern Weib soll werden, wie das Weib es wird — sie — dich — die Kinder, die sie zeugt — laſs mich's nicht aussprechen, Allmächtiger! — Ja, starre, zittre, erblasse, bebe — heute vermähl' ich dich mit ihr — noch diesen Abend — doch vorher muſst du mir auf das heilige Wort des Propheten schwören, ihr nie als Mann zu nahen. Du muſst deine Seele durch einen Eid an meine Ruhe, an meine rastlose Eifersucht fesseln, mit dem Bewuſstseyn fesseln, daſs du des Todes stirbst, wenn du ihn verletzest. Schwöre, und sey mein Freund, mein Retter — gebiete über Asiens Schätze — fordere, alles was Haroun vermag, ist dein!

Giafar. Ich kann diesen Eid nicht schwören.

Haroun. Warum?

Giafar. Weil ich nichts beschwören kann, wovon ich nicht gewiſs bin, ob ich die Kraft es zu erfüllen habe.

Haroun. So gedenkst du's nicht zu halten?

Giafar. Herr, hast du erwogen, was du nun von mir forderst? Nach deinem eignen Herzen erwogen? Hast du erwogen die Reitze deiner Schwester, die

Schwäche der Menschheit, das Unnatürliche, was du forderst?

Haroun. Ich habe es, und fühle, daſs ich dich vor allen Groſsen meines Reichs zu meinem Schwager erhebe, daſs dieser Name dich mehr belohnt, als du je verdienen kannst. Ich lebte Stunden an ihrer Seite, wo ich gerne mein Leben um ihren Besitz gegeben hätte, noch gerne drum gäbe! ihre Reinheit fesselte mich — Laſs sie dich nun fesseln —

Giafar. Sie soll mich fesseln — ich will der Menschen Recht vergessen, der Natur Hohn sprechen, und Haroun wiederum zu dem Mann machen, den ich jetzt in ihm vermisse. Doch nur der Leichtsinnige, der auf augenblicklichen Gewinn sieht, und das Übrige dem Zufall überläſst, bindet sich durch einen Eid.

Haroun. Ein Mann wie du, der seine Pflicht nie aus den Augen verliert, der selbst meiner Macht trotzt, wenn er mit ihr im Widerspruch steht, kann diesen Eid mir leisten, kann ihn halten. Schwöre ihn, und sey mein Freund.

Giafar. Der dir ihn schwört, verpflichtet sich über seine Kräfte, oder schwört ihn in der Hoffnung, dich zu täuschen.

Haroun. So schwöre ich — hier auf dieses heilige Buch — bey dem Glanze meiner Vorfahren — bey dem erhabenen Propheten — bey dem Allmächtigen, zu dessen Thron mein kühner Schwur aufsteigt, du stirbst den Tod des Verbrechers, wenn du meine Schwester — die ich über Pflicht und Gewissen liebe, die ich dir gezwungen abtrete, als Weib erkennst. —

Blässe des Todes deckt nun deine Wangen — ich kann nicht anders — an meinem Herzen nagt die Verzweiflung und das Gift der Eifersucht hat es ganz erfüllt.

Giafar. Hier steht dein Opfer — das Schicksal hat dir's zugeführt, und die Pflicht unterwirft es deinem Wahnsinn. Tödte, vernichte — und wisse nur, daſs Giafar, dem du dräust, Abbassa, nicht um seinetwillen, nicht um ihrentwillen, zum Weibe nimmt! daſs er deinen Willen erfüllt, um dich zu retten, da du anders nicht zu retten bist! daſs er nur dadurch deine durch diese Leidenschaft zerrüttete Tugend wieder herzustellen hofft.

Haroun. Sey ein Mann! Dir geb' ich sie, weil ich nur deiner Tugend traue. Weil ich dich eben so achte, als ich dich hassen muſs, und weil ich hoffe, daſs du mich nicht zur Rache reitzen wirst. Diesen Abend wird sie deine Gemahlin — ihren Namen sollst du nicht mehr von meinen Lippen hören; vernimmst du ihn, so ist er der Ausspruch deines Todes.

Er öffnete die Thüre, winkte den Hofleuten einzutreten, und stellte ihnen den Barmeciden als seinen Schwager vor. Alle standen erstaunt, blickten wie träumend, bald auf den Khalifen, bald auf Giafar; nur Khozaimas Freunde erholten sich zuerst, und bezeigten ihre Freude über Harouns Entschluſs. Reiner, wärmer fühlte sie das Volk, da das Gerücht durch Bagdad erscholl. Die Handwerker warfen ihr Werkzeug weg, die Kaufleute schlossen ihre Buden, alles stürzte auf die Straſsen, eilte nach des Khalifen, nach Giafars Pallast, und schrie ihnen Dank, Glück und

Segen zu. Sie riefen einander zu: „der Khalife habe nur darum den Barmeciden gezwungen, seine erste Gemahlin zu verstoſsen, damit er ihn mit der schönsten und gröſsten Prinzessin, mit seiner erhabenen Schwester, belohnen könnte.“

Haroun fühlte nun, was er gewonnen hatte; aber er fühlte es als Regent, lächelte seiner Weisheit und Stärke zu, genoſs die Frucht des schwer erfochtnen Siegs, und erinnerte sich dessen nicht, der ihm, ihn zu erkämpfen die Mittel gab, der sich so groſsmüthig als Opfer seiner Rettung hingegeben hatte. Giafar hörte das Freudengeschrey des Volks, ahndete die Ursache, und Thränen stürzten aus seinen Augen — rollten über seine Wangen nach seinen bebenden Lippen. Ein düstres, Unglück weissagendes Gefühl verfinsterte seinen Geist und zog sein Herz zusammen. Er eilte nach dem Garten des Khalifen, und fühlte nun mit aller Stärke, zu was er sich verbunden hatte. Sein Geist empörte sich gegen die Grausamkeit Harouns, seine harten Äuſserungen, sein Geständniſs des Hasses, das er ihm ohne alle Schonung machte. Sein Herz fühlte alles zurück, was er schon von ihm erlitten, und schauderte ahndungsvoll vor dem, was er noch zu erwarten hatte. In der widernatürlichen, tyrannischen Bedingung sah er seinen von ihm entworfenen Sturz, seine tückisch ausgesonnene Rache, eine die Menschheit empörende Eifersucht, einen gänzlichen Mangel von moralischer Kraft und Werth. Alles edle, groſse, was er bisher von ihm gedacht hatte, stürzte vor diesen Vorstellungen zusammen, und er fand in seinen Tugenden weiter nichts, als einen kalt ausstudirten Plan des gefühllosen Herrschers. Sein Herz wollte sinken, die schmerzhaften Empfindungen wollten seinen Verstand umhüllen — ein heller Blick auf das Vergangene, auf das was er gethan hatte, noch thun konnte; sein Ruf, das was das jauchzende Volk von ihm erwartete; das Groſse, Erhabene des Siegs, wenn er hier nicht unterläge, die Hoffnung, durch sein Dulden, sein Ausharren, seine Stärke, eben diesen, ihm nun bedaurungswürdig scheinenden Khalifen, zum Glauben an die Tugend zu zwingen; der Gedanke, ihn von einem Verbrechen gegen die Natur gerettet zu haben; der feste Vorsatz, nichts zu thun, was den Zweck stören könnte, auf den ihn seine Vernunft so hell und bestimmt hinwies, erhoben seine Seele. Vor seinen Augen stand Abbassa's Bild in ihrem ganzen Reitz, sein Herz erglühte in reinem Feuer, und sein erwachter Geist dachte nun, was sie ihm seyn könnte, wie sie durch die Gröſse ihrer Seele, durch ihre Sanftmuth, das Gute, das er suchte, befördern würde. Nun sah er in ihr eine ihm zugetheilte Gesellschafterin, ihn auf dem rauhen, gefährlichen Weg zu leiten, worauf die Menschheit sich so leicht verirrt. Er fühlte die Möglichkeit des Siegs über sich, blickte auf das Glück der Millionen, die Vollendung seines Zwecks, und Schaamröthe färbte seine Wangen, daſs er der Prüfung gewohnt, auf Prüfung gefaſst, das Erhabene seiner Bestimmung so lange vergessen, sie gegen einen augenblicklichen Genuſs der Sinne in Anschlag bringen konnte. Seine ganze Stärke war zurückgekehrt, er eilte nach dem Pallast zurück, entschlossen, wenn er fallen müſste, als ein reines Opfer der Tugend hinzusinken, im Bewuſstseyn seine Pflicht gethan zu haben, in der Gewiſsheit, der Mensch sey Schöpfer seines Werths, und nichts entschuldige die Unterlassung des Guten, das er auszuführen fähig ist.

8.

Die Vermählung ward mit aller Pracht gefeyert. Mit leisen Schritten, begleitet von der jungfräulichen Schaam, der süſsen Verwirrung, dem sanften Ernst, nahte Abbassa. Haroun legte ihre Hand in Giafars Hand — sein Herz zerrissen und voll Grimm, seine Stirne in Majestät gehüllt. Giafar empfing sie von ihm, als ein Wesen einer andern Welt, das ihn nur an sein erhabenes Ziel fester knüpfen, seine Tugend erwärmen und begeistern sollte.

Jubel empfing die Neuvermählten, als sie den Pallast verlieſsen. Die Stadt war erleuchtet, ihr Weg mit Blumen bestreut. Giafars Mutter empfing kniend die erhabene Tochter, sie richtete sie auf, und drückte sie an ihre Brust. Der Barmecide führte sie nach seinem Harem, wo sie allein herrschen sollte. Ihre Dienerinnen erwarteten sie. Die Zimmer waren mit prächtigen Geschenken des Khalifen angefüllt, und Masul überreichte Giafarn die Anweisung auf einen reichen Brautschatz.

Abbassa trat in das Schlafgemach, der Barmecide entfloh, verschloſs sich in sein Gemach, und rief: „Die

Forderung geht über des Menschen Kräfte, und nur der kann sie zu erfüllen versuchen, der der Menschen Glück zu dem seinen macht. O Tugend, der ich mich aufopfere, laſs nun den Dank derer, die ich glücklich gemacht habe, mein Schlafgenosse seyn! Gieſse einen deiner reinsten Strahlen in mein Herz, umschimmre mich mit deinem sanften Lichte! Wehe mir die Begeistrung zu, von welcher beflügelt, sich deine Auserwählten über sich selbst, die rohe Sinnlichkeit, die Schrecken des Todes, die Gewalt der Tyrannen und die Schwäche der Menschheit erheben! Geister meiner Väter, wenn ihr noch seyd, verlaſst euren Enkel nicht! — Gute Nacht, Abbassa! Ihr Bild umschwebt mich, in ihr sehe ich mir die Tugend nah.“

9.

Für Khozaima war die Nachricht eine Todespost; alle seine Entwürfe sah er auf einmal zerrissen, er wüthete, rasete, verfluchte sich, Haroun und Giafar. Seine Wunde, die sich kaum geschlossen hatte, drohte durch die heftige Bewegung wieder aufzubrechen. Seine Freunde bemühten sich, ihn zur Vernunft zu bringen, und es gelang ihnen nur dadurch, daſs sie seine Rache reitzten, indem sie ihm zu verstehen gaben, Giafar habe ihn betrogen, den Khalifen geschreckt, und den Vorfall zu seinem eignen Vortheil benutzt. Nun sah er sich von dem als überlistet an, den er der List nicht fähig hielt: „Zu seinem Besten,“ schrie er: „habe ich mich der Gefahr des Todes ausgesetzt, nun siegt er über mich — hat sie — und ich rase hier! Dem Träumer gab er sie, und ich, der ich sein Leben rettete, ihn auf den Thron setzte, muſs den einzigen meiner würdigen Lohn in dem Besitze eines andern, eines mir verhaſsten Schwärmers, sehen!“ — Der Streich war geschehen, die Flamme der Wuth legte sich nach und nach, und machte dem gefährlichern Gefühl des Hofmanns Platz. Düstre, giftige, verschloſsne Rache umschlang sein Herz; sein in Ränken geübter Kopf sann mit den Genossen auf Mittel, diese Rache zu befriedigen; aber fest stand Haroun durch seine Macht, noch fester Giafar durch seine Tugend. Es blieb Khozaima nichts übrig, als auf den verborgenen Haſs des Khalifen, wozu er den ersten Grund gelegt hatte, zu rechnen. Er wuſste, wie tief er Wurzel gefaſst hatte, und von diesem erwartete er spät oder früh das Verderben seines vermeinten Feindes. Die Zeit seines Urlaubs war nun vorüber; er begab sich erst heimlich zu dem Barmeciden, wünschte ihm mit feurigen Ausdrücken zu seiner Vermählung Glück, und dankte ihm für seine Erhaltung, seine Verschwiegenheit. Bald darauf erschien er vor dem Khalifen; dieser nahm ihn freundlich auf, lieſs sich von seinen Vergnügungen, seinen vorgenommenen Jagden erzählen, und sagte ihm am Ende mit bedeutendem Ernste: „Khozaima, du hast für einen so gewandten Hofmann einen groſsen Fehler begangen. Wie konntest du dich zu einer Zeit von meinem Hofe entfernen, da deine Gegenwart so nöthig war. Immer dachte ich, meine Schwester an einen Helden zu vermählen, und da ich mich umsehe, dem Würdigsten den

Wink zu geben, sich um sie zu bewerben, finde ich ihn nicht. Indessen kommt mir der stille Weise zuvor, setzt sich in ihrem Herzen fest, und doch hat Haroun nur eine Schwester.“

Khozaima. Der gerechte, groſse Haroun, hat seinen Diener nach Verdienst belohnt. Keiner deines Reichs ist der Prinzessin würdiger, als Giafar. Wer, auſser dem Manne, der von den alten Königen dieses Landes abstammt, könnte den Gedanken fassen und ertragen, des erhabenen Khalifen Schwager zu heiſsen? Das Volk segnete dich, als du ihn zum Groſsvizir erhobst, nun segnet es dich mit Freudenthränen, da du ihm einen so redenden Beweis gegeben hast, daſs du den Mann, den es seinen Freund, Beschützer und Vater nennt, zu schätzen weiſst. Nur er verherrlicht durch seine Weisheit und Gerechtigkeit deinen Thron, und setzt deine erhabene, gefürchtete Tugend in ein sanftes Licht.

Haroun. Wie glücklich bin ich, von so wahrhaft groſsen Männern umgeben zu seyn. Fern von dem Neide, der Eifersucht kleiner Geister, achtet jeder der Tugenden des andern, weil er der seinen sicher ist. Bald sollen die Ungläubigen die Folgen dieses seltnen Einverständnisses empfinden. Sey und bleibe des edlen Barmeciden Freund, wie er der deine ist.

Khozaima. Er ist zu groſs mein Freund zu seyn; er kann mir nur zum Muster dienen, dem ich schüchtern in weiter Entfernung nachzufolgen strebe.

Der Herr trennte sich von dem Diener, und jeder von beyden glaubte, seine Rolle gut gespielt zu haben.

10.

Haroun hatte sich seit der Entfernung Abbassa's in Kälte und Ernst gehüllt. Täglich vernahm er von seinen Kundschaftern das Betragen Giafars, erfreute sich der Pein, in der er ihn gedachte, und je mehr er sich davon überzeugte, je gefälliger, freundlicher ward er gegen ihn; aber in seinem Herzen blutete die Wunde, wüthete der Haſs. Alles fehlte ihm, sein Pallast schien ihm leer, träumend durchirrte er seiner Schwester Zimmer, lagerte sich gedankenvoll und seufzend auf den Sopha, wo er so viele Stunden an ihrer Seite zugebracht hatte. Todt wie die Laute, die vor ihm lag, der nur ihr Spiel und Gesang entzückendes Leben gab, schien ihm nun sein Herz. Nur ihre Stimme hören zu können, nur eine Stunde des Tags an ihrer Seite zu sitzen, ihre geistvollen Blicke zu beobachten, die Empfindungen ihres Herzens von ihren Lippen zu belauschen, nur eine Sekunde zu denken, sie sey noch sein, sie habe sich für keinen andern erklärt, schien ihm der seligste Genuſs des Lebens. Diese Unruhe, diese qualvolle Leere, die er Tag und Nacht, zum erstenmal, bey den wichtigsten Geschäften, selbst in den Armen seiner liebkosenden Weiber empfand, würden ihn endlich gegen seinen festen Entschluſs zu ihr geführt haben, wenn nicht der Bericht einiger unbedeutender Vorfälle mit den Griechen auf den Gränzen seinem Geiste plötzlich eine andere Richtung gegeben hätte. Kaum hatte er die Bothschaft gehört, so entflammte sich sein Herz. Krieg, Ruhm, Eroberung, Ausbreitung des Glaubens, seinem Geiste angemessene Beschäftigungen erfüllten auf einmal seine ganze Seele. Der Divan ward versammelt, die Berichte vorgelegt, zum Schein berathschlagt, und nur Giafar meynte, die Ursachen der Beschwerden seyen nicht hinreichend, das Blut des Muselmanns aufzuopfern; es lieſsen sich vielleicht von der schwachen Regierung des griechischen Kaysers die Vortheile, die man suchte, durch Unterhandlungen erhalten, und um menschlich zu seyn, müſste man wenigstens dieses erst versuchen. Khozaima rief: „das Gesetz des Propheten will's.“ Der Divan hallte nach: „der Prophet will's! Zu lange haben die Waffen des Muselmanns geruht, und nach des Propheten Willen sollen sie nicht ruhen, bis sie seiner Lehre die Erde unterworfen haben!“ Der Khalife hielt eine Rede in demselben Geist; der Krieg ward beschlossen, durch ein Wort über das Schickſal so vieler tausend Schlachtopfer entschieden, weil Haroun die Leidenschaft, die sein Herz verzehrte, nicht überwinden, die Leere des erzwungenen, des nothwendigen Verlusts nicht ertragen konnte. Die Zurüstungen wurden schnell gemacht; die Statthalter bekamen Befehl, die Völker an den Gränzen zu sammeln; und Haroun begab sich bis zur Zeit seiner Abreise in seinen Pallast jenseit des Tygris, weil ihm sein gegenwärtiger Aufenthalt verhaſst war.

11.

Haroun irrte sich nicht, wenn er Giafar in Pein dachte. Er fühlte die Qual des fabelhaften Tantalus; jede Sekunde seines Lebens setzte ihn, trotz des erhabenen Schwungs seiner Seele, trotz der reinen Begeistrung und seines festen Vorsatzes, auf die gefährlichste Probe, mit welcher jemals ein Sterblicher von höherer Macht belastet ward. Die Prinzessin schwebte vor ihm wie eine vom Himmel gesandte Erscheinung, die er nicht berühren durfte, ohne die Gränzen des Todes zu betreten — und doch lud ihn diese Erscheinung so freundlich ein; das Band der Herzen zog sich durch den Umgang immer fester zusammen, ihre Seelen lernten sich immer mehr verstehen — er entdeckte von Augenblick zu Augenblick höhere Vollkommenheiten. Jeder ihrer Blicke, jede ihrer Bewegungen, jedes Lächeln, jedes Öffnen des lieblichen Mundes, jede Stellung, zeigten ihm noch unentdeckte Schönheiten eines Körpers, den die Natur in der schönsten Begeistrung nur so vollkommen gebildet zu haben schien, um den erhabenen Geist, diesen göttlichen Funken aus der Quelle des ursprünglichen Lichts, seiner würdig einzuhüllen. Und diese Abbassa, die alle diese Vollkommenheiten besaſs, die wie er über Weisheit, Tugend und Menschenglück dachte und empfand, mit ihm über die Mittel, es zu befördern, rathschlagte, gestand ihm, wie glücklich sie nun sey, wie sie es immer mehr würde, ihn immer mehr liebte; vertraute ihm, von welchem Augenblick an sie ihn erst bewundert und dann geliebt hätte. Diese Abbassa hielt ihn mit ihren geistreichen Gesprächen zurück, wenn er gehen wollte, verscheuchte seinen Ernst mit seelenvoller Munterkeit, fesselte den Traurigen mit himmlischem Gesang, mit melodischem Lautenspiel, liebkoste ihn, lehnte sich an seine Brust, fragte ihn, ob und wie sehr er sie liebe! erzählte ihm, wie sie mit ihrem Bruder in der Irre herumgewandert sey, was sie dabey ausgestanden, erfahren, gedacht und empfunden hätte, fragte ihn dann um sein vergangenes Leben, wollte alles wissen, was ihm besonders begegnet sey, was er gedacht und empfunden hätte; was er nun dächte und fühlte — dann entfaltete er das Innerste seines Herzens, und ihre Seelen schmolzen zusammen in innigster Vertraulichkeit, in seligster Zärtlichkeit. Begeisterung, Schwärmerey erhob sie, sie überlieſsen sich dem süſsesten Einverständniſs. Plötzlich rauschte die Drohung Harouns durch den Geist des von Liebe trunknen Barmeciden; der kalte, mörderische Gedanke zog sein Herz zusammen — er muſste sich losreiſsen, einen Vorwand mit bebender Lippe stammeln — erstaunt, gerührt sah sie dem Fliehenden nach, und versank in Träume.

Giafars Mutter konnte ihres Sohns Betragen, seine Entfernung von seiner Gemahlin nicht begreifen; sie beobachtete ihn und Abbassa lange und schwieg aus weiblicher Sittsamkeit. Da sie aber die zunehmende Unruhe ihres Sohns gewahr wurde, und bemerkte, wie seine Heiterkeit nach und nach verschwand, wie der Mann, der so festen, sichern Tritts einherging, nun mit sich in innerm Kampfe zu leben schien, so widerstand ihr mütterliches Herz nicht länger; sie fragte ihn ohne Rückhalt um die Ursache seines Kummers, seines unbegreiflichen Betragens gegen die Prinzessin. Er erblaſste bey ihrer Frage, sein Haupt sank gegen seine Brust: „Forsche nicht, meine Mutter! dein Sohn soll und darf nur glücklich durch das Glück der andern werden. Ihm ist keins vorbehalten: Er ist der Spott des Gewaltigen, dem er sich aufopfern muſs. Hilf ihm, daſs er seiner ganz vergesse, daſs er seinem Zweck getreu verbleibe! Für ihn ist Abbassa nur die Erscheinung einer andern Welt.“

Die Mutter drang nun weiter in ihn, und sein Herz goſs das qualvolle Geheimniſs mit allen Umständen in ihren Busen.

Lange saſs die Mutter betroffen, tief gerührt vor ihm. Sie fühlte die Gefahr ihres Sohns — sein unvermeidliches Unglück, wenn er unterläge, seinen qualvollen Zustand im Kampfe — ihr hoher Sinn drang nach und nach durch die schwarze Vorstellung; sie empfand, daſs sie ihn weder laut beklagen, noch ihm zeigen dürfe, was sie fürchtete. Kalt sagte sie:

Barmecide, da du dich hierzu verpflichtet hast, so hast du auch gewiſs deine Kraft gegen die Gefahr erwogen.

Giafar. Ich habe es.

Mutter. So richte deinen Blick auf deinen hohen Zweck, und erinnere dich, daſs keiner deines Hauses anders groſs und gut, als auf seine Kosten ward. Hoffst du ihnen zu gleichen?

Giafar. Ich hoffe es.

Mutter. Der Perser Glück werde dein Genuſs, der stärkste, erprobteste deines Hauses zu seyn, dein Ruhm. Weiſs die Prinzessin den Befehl des Grausamen?

Giafar. Konnt' ich es ihr vertrauen?

Mutter. Ich will es leise ihrer schönen Seele zuhauchen. Sie muſs die Gefahr wissen, in der du schwebst, und dein Schutzengel werden.

Giafar sah die Nothwendigkeit davon ein, und er hoffte viel dadurch für seine Ruhe. Er schmeichelte sich, das reine Verständniſs zwischen ihr und ihm würde dadurch von aller Hinderniſs befreyt werden, und die Liebe würde ihn gegen die Liebe selbst bewachen.

Die Gelegenheit bot sich der Mutter leicht dar; denn alles was Abbassa dachte, empfand und redete, bezog sich nur auf ihn. Da sie in einer Laube vertraulich zusammen saſsen, und Abbassa in strömender Beredtsamkeit der Liebe von ihm sprach — alle seine edlen Eigenschaften berührte — hielt sie auf einmal plötzlich inne, und sah in der Mutter Augen, als ertappte sie ihn so eben auf einem Fehler, den ihre Zunge nicht aussprechen konnte, weil ihn ihr Herz nicht deutlich dachte. Die Mutter deutete leise auf ihr dunkles Gefühl, und mit einem Seufzer antwortete sie: „Ach Mutter, meine Liebe macht ihn nicht so glücklich, als sie mich es macht. Er liebt mich nicht, wie ich ihn liebe; denn sieh, er kann mich in der wärmsten Ergieſsung des Herzens kalt verlassen, kann bekümmert seyn, wenn ich unaussprechlich glücklich bin — Doch sage ihm ja nicht, was ich dir vertraue.“

Mutter. Kenntest du sein Herz, du würdest ihm bedauern. Der Schein ist wider ihn; und das was du ihm zum Fehler machst, würde seine höchste Tugend werden, wenn du die Quelle dieses Fehlers kenntest.

Abbassa. Wie, und er hätte mir dieſs verborgen? hätte mir etwas verborgen, und etwas, das den Kummer, der sich meinem Herzen täglich mehr nähert, entfernen könnte? aber nein, ich hätt' es entdecken, wenigstens an ihm nicht zweifeln sollen, und habe die Strafe der Besorgniſs verdient.

Mutter. Du konntest es nicht errathen, und er durfte, konnte dir's nicht sagen. Meine Tochter — laſs mich dich so nennen — nur durch dich ist er glücklich, nur durch dich kann er's bleiben; nur durch deine Leitung, deinen Beystand, deinen erhabenen Sinn, kann er seine Tugend fort ausüben. Nur dieses Glück kann ihm keine Macht der Erde nehmen, so eigensinnig, so eigennützig der Gewaltige es auch beschränkt. Du muſst ihm, um ihn zu erhalten, die Fesseln leicht machen, mit denen ihn dieser drohende Gewaltige belastet hat — die er nun so schmerzlich fühlt.

Abbassa. Kann ich? Ich? und du zögerst Mutter!

Mutter. Nun so höre, wie er gefesselt, von ihm gefesselt ist. Sie lispelt ihr das Geheimniſs zu.

Der Abglanz der Rose auf die Lilie überschattete ihre Wangen und Stirne. Der Athem hielt an ihrem Herzen; aber als die Mutter des Schwurs des Khalifen erwähnte, verschwand die Röthe der jungfräulichen

Schaam; kaltes Erbeben schlich durch ihre Glieder, sie sank an der Mutter Brust! „Haroun! Haroun! was hat der Thron der Khalifen aus dir gemacht!“ — Die Schaam verbot ihr weiter zu reden, sie eilte nach ihren Zimmern, und nur da sie allein war, über ihres Bruders Verfahren mit ihr und Giafar lange nachgesonnen hatte, erleichterte sich ihr Herz durch Klagen: „Er sollte sterben — um meinetwillen — durch meinen Bruder — den ich so zärtlich liebte — dessen Schicksal das meinige ward, von dem Augenblick, da ich empfand, und nun, da er das meinige bestimmt, vergiftet er's. Vor uns stellt sich der Furchtbare, umschwebt uns unsichtbar, um jede Aufwallung der Liebe durch Todesangst niederzuschlagen! Den Tod stellt er als Scheidewand zwischen mich und ihn! O Haroun! Haroun! — Ich danke dir Mutter, daſs du mir ein Räthsel gelöset hast, mit dem sich mein Geist beschäftigte, ohne zu wissen, womit er sich beschäftigte. Du hast mich von meinem Verdacht, meinem Kummer geheilt. Er sey der Unglückliche, er leide durch das Bewuſstseyn unsers Glücks, das er uns nicht rauben, über das keine Macht der Erde gebieten kann.“

Zum erstenmal erwachte Groll in ihrem Herzen; aber bald verschwand er vor dem Bilde Giafars. Noch bewundrungswürdiger schien ihr nun der Mann, der um ihren Bruder zu retten, um dem Undankbaren noch ferner nach seinem groſsen Sinne dienen zu können, sich durch dieses unnatürliche Gelübde gebunden hatte. Leicht schien es ihr, sich einem Ausspruch zu unterwerfen, der den Mann bedrohte, welchen sie über alles liebte, der eines solchen Opfers fähig war, und unbedeutend schien ihr die Entbehrung eines Glücks, das noch dunkel vor ihren Augen schwebte. Ihn zu beruhigen, ihm das Opfer leicht zu machen, sann sie nun auf Mittel; aber trotz aller Begeistrung faſste doch das Herz mit tiefem Schmerz den Entschluſs, den Ausbruch der Zärtlichkeit zu mäſsigen; sie fühlte die Qual der Bande, womit sie sich nun fesseln sollte, seufzte über den Verlust der vergangenen, wonnevollen Stunden, in welchen sie sich ganz ihren Empfindungen überlassen durfte, weiter nichts mehr hoffte, nichts mehr fürchtete, und ihr Glück an des Geliebten Busen für ganz gesichert und entschieden ansah. Sanfte Thränen folgten dem Entschluſs, die nur der Gedanke der Gefahr Giafars trocknete. Als ihr der Barmecide zum erstenmal wieder nahte, färbten sich ihre Wangen höher, ihr Herz fühlte sie eingeengt, und ihre Blicke sanken unwillkührlich auf ihren bewegten Busen. Verschwunden war die glückliche Vertraulichkeit, das freye Entgegenschlagen der Herzen, die keine Gewalt über sich erkannten, als die Gewalt der Liebe. Mit jedem Worte, mit jedem Blicke, mit jeder Bewegung glaubte man zu viel zu thun. Noch vor kurzem sang sie in ihre Laute das frohe Glück der Liebe, nun sang sie ihre schmelzenden Klagen, ihre peinvolle Unruhe; und jungfräuliche Schaam, die kalte Regel der Pflicht, Furcht, Zwang, Wünsche, Hoffnung zogen einen düstern, melancholischen Schleyer um das edle Paar. Giafar fühlte was er verloren hatte, doch berührte er diese

Saite nicht; er sah die Nothwendigkeit der Unterwerfung ein, und suchte ihr Herz nach dem Ton des seinigen zu stimmen, die vorige Vertraulichkeit und Offenheit wieder hervorzulocken, und ihr Zuversicht auf sich und ihn einzuflöſsen. Mit Wärme schilderte er das Glück der Liebe, stellte sie dar als den feurigsten und reinsten Trieb zum Schönen und Guten; unterhielt sie von dem, was er gethan, was er auf die Zukunft zum Glück der Menschen entworfen hatte, und lud sie ein, ihm mit ihrem Rath, ihrer Hülfe beyzustehen, und den seligen Genuſs des Wohlthuns mit ihm zu theilen. Dann zeigte er ihr, indem er sich sanft an sie schmiegte, daſs er nur durch sie ihres Bruders und seines Glückes sicher wäre, nur durch ihren Beystand hoffen könnte, den betretnen Pfad nach dem Wunsche seines Herzens durchzulaufen, und wenn er das Ziel erreichte, nur von ihr den Kranz des Ruhms erwartete. Es waren ihre Gefühle, ihre Gesinnungen, und Giafar konnte nichts groſses denken und empfinden, das sie nicht gedacht und empfunden hätte; aber durch eben diese Begeistrung, durch dieses völlige Übereinstimmen, durch die Mittheilung des Genusses über das beyderseitig bewirkte Glück der Menschen, nahm ihre Liebe den gefährlichen Ton der Schwärmerey, wechselseitiger Vergötterung an, und je mehr sie sich auf den Flügeln des Geistes zu erheben glaubten, je näher brachte sie die entflammte Phantasie zusammen; je mehr fühlten sie, was sie schied, was sie hinderte, einander in die Arme zu fliegen, um sich Herz an Herz, Mund an Mund, ihr Entzücken, ihre Bewundrung mitzutheilen. Ein Blick, ein einziges dem Herzen entflohenes Wort, ein unvermuthetes Berühren und die Begeistrung sank; sie sahen sich betroffen an, strebten ihre Blicke von einander abzuziehen, und die Furcht, der Zwang, vergiftete die Quelle ihres Glücks. Der thätige, in Geschäfte und Sorgen verwickelte Barmecide, der stündlich mehr empfand, was er noch zu leisten hätte, der laut hörte, was man von ihm erwartete, der mit den Intriguen, den Kabalen und Schlechtigkeiten der Hofleute, der unter ihm stehenden Beamten, zu kämpfen hatte, fand in diesen äuſsern Verhältnissen immer neue Kraft, die Probe zu bestehen, und jede überwundne Erschütterung, jede erkämpfte Zurückhaltung eines feurigen Wunsches spannten seine Hoffnung des Sieges über sich. Ganz anders wirkte der Zwang auf Abbassa, alle Gluth zog sich in ihr Herz, und da sie keine Empfindung mehr zu äuſsern wagte, so drängten sie sich in ihrem Busen zusammen, und jeder zurückgehaltne Wunsch, jede versagte Äuſserung von Zärtlichkeit kehrte feuriger zurück. In Gegenwart Giafars faſste sie sich so viel sie konnte, strebte sich aufzuheitern, und schien nur mit ihm und seiner Zufriedenheit beschäftigt; aber undeutliche Wünsche, unbekannte Gefühle, rastloses Spiel, der durch Furcht und Angst gefesselten Phantasie, Unruhe, der sie keinen Namen zu geben wuſste, die ihre Seufzer nicht erleichterten, ihre Thränen nicht kühlten, folgten ihr in die Einsamkeit. Voll der Bewundrung für den edlen Mann, verzieh ihm doch oft ihr Herz nicht, daſs er sein Schicksal so kalt ertrüge, sich nicht beklagte, seine

Lage nicht bedauerte, seine Klagen nicht mit den ihren vermischte, keine Thränen darüber mit ihr vergoſs, durch seine Thränen, durch seine Klagen ihren Kummer nicht zu stillen suchte. Mit der Mutter vermied sie aus Schaam davon zu reden, und zeigte sich ihr immer gefaſst und heiter, so weit sie's nur vermochte.

Schwermuth hatte sich nun auf sie herabgelassen. Schon nahte ihr Giafar mit Beben, schon empfing sie ihn mit schmerzlichem Willkomm, schon konnte oft das Wort des Abschieds nicht über die bebenden Lippen flieſsen. — In dieser Stimmung saſsen sie eines Abends beysammen, als ein Eilbote kam, und Giafar zu dem Khalifen forderte. Kaum vernahm es Abbassa, so fiel sie ihm erschrocken um den Hals: „Was will er zu dieser Stunde? In der tiefen Nacht? Was haben wir verbrochen? Will er dich tödten? Laſs mich dich begleiten, mit dir zu ihm eilen, daſs ich mit dir sterbe!"

Giafar lächelte und sagte: Worüber erschrickst du, Geliebte? Läſst er mich nicht täglich rufen? Du weiſst, daſs sich der Khalife diesen Tag zur Armee begiebt; glaubst du, daſs er mir keine Befehle zu hinterlassen hat? Verbrechen! Kann Giafar, der Gemahl Abbassa's, ein Verbrechen begehen, das ihm den gerechten Zorn des Khalifen zuzöge? — Er umarmte sie zärtlich, warf sich mit einigen seiner Diener in ein Fahrzeug, und schwamm über den Tygris.

12.

Die Unruhe des Khalifen hatte sich nicht gelegt; er versuchte, sich in der Gesellschaft seiner Weiber zu zerstreuen, und seine Gegenwart gab allen Leben, erweckte ihre Talente, ihre schlafenden Fähigkeiten, und jede strebte ihre Reitze durch Anmuth, Witz, und bisher kaum von ihm bemerkte Geschicklichkeiten in ein schimmerndes Licht zu setzen. Musik, Tanz, Muthwillen, Spiel, Laune, wechselten ab; doch nur des Khalifen Ohr vernahm es. Nachdem man nun alles erschöpft hatte, und der strenge Herrscher Asiens immer kalt und ernst vor sich hinsah, so verfiel man endlich auf Mährchen, auf wunderbare Erzählungen von Feen, Geistern, Genien, Sylphen, und erzählte nach der Runde herum. Haroun horchte — lächelte über seine und ihre Thorheit, und horchte wieder. So wild, wunderbar und unnatürlich die Mährchen auch seyn mochten, so entzündete sich doch bald der Glaube der Weiber an ihrer eignen Einbildungskraft, und diese Tausendkünstlerin hüllte endlich die ganze Versammlung in ihren bunten Zaubermantel ein. Eine Griechin that sich durch lebhafte Darstellung, durch starke Gemählde und Kenntniſs dessen, was am meisten die Phantasie fesselt, am meisten hervor. Aller Augen hingen an ihren Lippen, wenn sie sie zum Reden öffnete. Sie glänzte im Tragischkomischen, und verstand durch das Gemische von Lächerlichem und Schrecken, von Mitleiden und Laune, die Neugierde zu reitzen, das Interesse zu unterhalten, wuſste ihre Geister, Genien, Feen und Sylphen so zu humanisiren, so mit dem Menschen zu verschmelzen, ihr Daseyn mit dem unsern in ein so genaues Verhältniſs zu setzen, daſs, bevor sie ihre Erzählung endete, der ganze Kreis, sammt dem Herrn der Gläubigen, gedrängt um sie herumſaſs. Die erwärmte Einbildungskraft erstickte bald gänzlich das Licht der Vernunft, die Widersprüche der Erfahrung, und man sah unwillig auf die kalte Zudringliche, welche die Wallungen des Herzens legen, die bunten Gemälde auslöschen wollte. Haroun, der, so sehr sich sein Verstand auch sträubte, doch eben so gerne wie jeder andere Erdensohn über das Unbegreifliche faselte, der so viel Genuſs darin fand, mit diesen reitzenden Schwärmerinnen zu faseln, hielt es gleichwohl gegen seine hohe Würde, seinen männlichen Sinn so ganz zu schweigen, und lieſs die Erzählerinnen die Geiſsel seines Spotts ohne Mitleid und als Herr ohne Furcht der Wiedervergeltung empfinden. Jede beeiferte sich nun, ihm die Möglichkeit zu beweisen, und nur Zobeide (einst Fatime) schwieg; aber ihr Schweigen war so bedeutend, daſs der Khalife merkte, sie habe etwas über den Punkt des Streits auf dem Herzen. In dem Augenblick, da er sie auffordern wollte, drang das lang zurückgehaltene über ihre Lippen: „Herr, du zweifelst an der Erscheinung der Geister, der Genien, und hier siehst du gleichwohl eine vor dir, die ein Geist oder ein Genius vom Ertrinken errettet hat.“ Erstarren, Erstaunen, Fragen, Siegesblicke der Weiber über den Zweifler, alles war nur ein Augenblick. Haroun lachte, und fragte noch dringender. Fatime erzählte was sie wuſste, wie der Geist sie und Giafars Mutter errettet, wie Giafar ihr und der Mutter eine lange Erzählung von seiner Unterhaltung, von einem durch den Geist erweckten Traume gemacht hätte. Den Inhalt, die besondern Umstände davon hätte sie vergessen, kaum bemerkt, da sie während der Erzählung viel zu erstaunt gewesen wäre. — Haroun brach ernsthaft auf, sandte einen Eilboten an Giafar, und blieb allein bis zu seiner Ankunft. Fatime erschrak über die ernste Miene des Khalifen; nur jetzt erst erinnerte sie sich, daſs Giafar ihr und seiner Mutter Schweigen geboten hatte, und ob sie gleich für sich und Giafar nichts Böses in der Begebenheit sah, das Bedeutende davon nicht faſste, so fühlte sie doch Unruhe, sein Geheimniſs verrathen zu haben.

13.

Giafar kam; der Khalife lieſs ihn ein, befahl der Wache, ferne von dem Zimmer zu halten, schloſs selbst die Thüre ab, und wandte sich zu dem Barmeciden:

Warum verbargst du mir das wichtigste Geheimniſs deines Lebens? Bin ich allein nicht werth, von dir über Dinge belehrt zu werden, nach denen der Mensch so lüstern ist?

Giafar. Herr der Gläubigen, ich verstehe dich nicht.

Haroun. Du hast einen Geist — einen Genius — was weiſs ich? gesehen? mit ihm gesprochen? durch ihn geträumt — Wo? Wenn? Wie?

Giafar. Einen Geist? Was ist ein Geist? Wer sieht einen Geist?

Haroun. Das will ich eben von dir erfahren, und darum lieſs ich dich rufen. Ist das Mährchen, vielleicht nur für Weiber-Ohren ersonnen? Es sey, wie es wolle, ich will es hören, von dir hören, ob ich gleich nicht an die Möglichkeit glaube. Aber wie daran zweifeln, da mir Zobaide betheuerte, dein Geist habe sie und deine Mutter vom Ertrinken errettet?

Giafar. Deine Gemahlin, Herr — deine Gemahlin sagte —

Haroun. Ja sie — sie hat durch Zufall entdeckt, was du mir so lange verschwiegen hast, was du mir, wie ich sehe, noch jetzt gerne verschweigen *möchtest.*

Giafar. Ich hatte so wenig Ursache, dir einen sonderbaren Zufall meines Lebens mitzutheilen, als ich nun habe, ihn dir zu verschweigen, da du mich darum fragst. Warum sollt' ich's? Was hätte ich dabey zu fürchten? Was es war, wie es zugegangen, was es ist, begreife ich nicht. Nur dieſs weiſs ich, daſs die Erscheinung ganz körperlich war, mit menschlicher Stimme sprach, und folglich, so lange ich sie sah, kein Geist war.

Haroun. Und was sprach die Erscheinung?

Giafar. Sie sprach sehr gut über die unbegreiflichen Dinge, die ich von ihr wissen wollte, verstand sehr gut, sie mit einem schimmernden Glanze auszuschmücken. Sie erweckte mich aus meinem Trübsinn, indem sie mein Verlangen, gut und tugendhaft zu seyn, auf einen zwar hohen, aber sichern Zweck hinspannte:

Haroun horchte lächelnd zu; er winkte dem Barmeciden sich niederzulassen, und befahl ihm, umständlich den wunderbaren Zufall zu erzählen. Giafar ergriff mit Wärme die Gelegenheit, ihn ganz mit seiner Denkungsart bekannt zu machen. Er entwickelte ihm die Lage, worin er sich nach seines Vaters Tod befunden, die Erscheinung Ahmets, seine Unterhaltung, und hielt sich besonders bey dem Gedanken auf, was der Mensch dem Menschen seyn sollte, wie nur durch ihre Schuld das moralische Böse entstände, und wie sie nur durch reinen Willen, durch das Gesetz der Vernunft, durch aus ihr bestimmte Wahl zwischen Gutem und Bösem, den Endzweck des Ewigen befördern könnten. Dann berührte er das Gesicht — zeigte, welche Warnung ihm die Erscheinung durch Selbsterkenntniſs gegeben hätte, und lieſs nichts aus, als die Rolle, die Haroun im Traum gespielt hatte, weil er dabey Nachtheil für sich, ohne Vortheil für den Khalifen, sah. — Er verschwand — zerfloſs in hellem Feuer vor meinen Augen, setzte er hinzu — deine Boten kamen, ich sah ihn nicht wieder. Ich dankte ihm für die Warnung; aber ich fühlte bald, daſs mich meine Vernunft, das Gefühl meiner Freyheit ohne ihn durch das Leben führen könnten, daſs sie allein mich führen müſsten, wenn das Gute und das Böse, das ich wirke, mir zugerechnet werden soll.

Haroun. Giafar, und dieſs soll ich dir glauben?

Giafar. Kann ich es fordern, da ich es selbst nicht begreife?

Haroun. Und gleichwohl glaubst du, was du mir erzählt hast?

Giafar. Ich glaube es — fühle es durch die Wirkung.

Haroun. Du glaubst, du ständest mit höhern, unsichtbaren Wesen in Verbindung?

Giafar. Davon weiſs ich nichts, auch bedarf ich ihrer nicht. Dieses erschien, ohne daſs ich es gerufen habe, verschwand, und ist nie wiedergekehrt.

Haroun. Und es war ein Geist — ein wahrer Geist — ein Genius?

Giafar. Wie kann ich sagen, was es war; ich sah ein Wesen meiner Art: aber das, was dieses Wesen auf mich wirkte, mit mir vornahm, geht über unsre Kräfte, wie über unsre Erfahrung.

Haroun. Du bist ein Träumer, ein Schwärmer! Dich täuschte deine kranke Einbildungskraft, damit täuschtest du die Weiber, die so empfänglich für das Wunderbare sind, und nun täuschest du mich, um nicht als Lügner zu erscheinen, um dich mir durch deine geträumte Verbindung mit Wesen höherer Art wichtiger zu machen. Sieh in meine Stirne, und sage noch einmal, du ständest mit Geistern in Verbindung.

Giafar. Ich sagte es nicht, und sage es nicht! Ich erzähle dir, was mir widerfahren ist, weil du es verlangst. Was sind mir Wesen einer andern Welt? So lange ich hier auf Erden bin, habe ich nur Sinn für das, was ich begreife; leide, denke und wirke, beschränkt auf die Gegenwart. Ich erfülle den Kreis meines Wirkens, wie du; entfliehe ich einst dieser Welt, und fühle, und denke, bin noch, so geht für mich ein neues, mir jetzt ganz unbekanntes Daseyn an. Alles was ich jetzt zu thun habe, ist, dafür zu sorgen, daſs mir alsdann die Erinnerungen von diesem kurzen Daseyn hier nicht zur Bürde werden mögen. Vielleicht daſs ich dann erfahre, was diese Erscheinung sagen wollte, vielleicht daſs ich's noch hier erfahre; denn eben dieses Wesen drohte, mir einst wieder zu erscheinen.

Haroun. Ich wünschte es mit dir zu sehen, denn nur meine Augen können mich davon überzeugen. — Wunderbar! zu deutlich und licht für einen Träumenden — zu unwahrscheinlich, zu dunkel für einen Wachenden. Meine Vernunft empört sich, und doch möcht' ich wissen — mehr wissen — tausend Fragen drängen sich nach meinen Lippen. Erinnerst du dich, wie dieses Wesen aussah?

Giafar. Sehr genau.

Haroun. Und wie? Wie? Wie war seine Kleidung? seine Miene?

Giafar. Seine erhabene Gestalt, seine nur ihm eigne Bildung, sein ernstes, ehrwürdiges Wesen, seine ausdrucksvollen, bedeutenden Züge schweben lebendig vor meinem Geiste. Er war in ein graues, fliegendes Gewand gehüllt — ein feuerfarbener Gürtel umschloſs sein Unterkleid — eine weiſse Binde, in sonderbaren Biegungen, deckte sein dunkles Haar. — Durchdringendes Feuer strahlte aus den Augen, die dunkle, fein gezogene Braunen deckten. Tiefer, hoher Ernst saſs auf seiner festen Stirne, Überredung floſs von seinen Lippen, er unterjochte den Horcher, und der Ton seiner Stimme durchbebte die Nerven. Alles gewann er, nur das Herz nicht; denn um seinen Mund, der nur zum Genuſs des Unsterblichen gebildet zu seyn schien, spielte ein Lächeln, wenn er sanft seyn wollte, das das Herz durchschnitt, und mit kaltem, qualvollem Schauder füllte.

Haroun. So wie du das meine bey der Täuschung, die du mir vorgegaukelt hast; bey den Lügen, die du mir aus unedlem Zweck aufdringen willst. Wessen soll ich dich nun bezüchtigen? des Selbstbetrugs, der Schwärmerey, der Thorheit, einem Gaukler zum Spiel gedient zu haben — oder — Geh, erzähle Weibern dein Hirngespinst; Männer wissen nur allzu gut, was kluge Männer dadurch *suchen.* — *Ha!*

Bey diesem Schrey fuhr der Khalife plötzlich zurück; er sah Ahmet in dem Winkel des Sopha's sitzen, mit den Geberden, in der Kleidung, wie ihn Giafar geschildert hatte.

Giafar. Was ist dir, Herr?

Haroun. Siehst du nicht? — Ist er's nicht? Dort — dort in dem Sopha.

Giafar. Ich sehe nichts.

Haroun. Ich sage dir, er ist's — Er! dein Geist, dein Genius — dein Erl. Ha, so will ich einmal einen Geist in der Nähe sehen —

Er eilte nach dem Sopha, die Gestalt verschwand. — Unruhig, betroffen, wandte sich Haroun zu Giafar.

Hast du nichts gesehen?

Giafar. Nichts.

Haroun. Da! da saſs es!

Giafar. Was? Wer?

Haroun. Dein Hirngespinst — mein Hirngespinst — dein Geist!

Er sprang nach der Thür, sah nach, ob sie noch verschlossen wäre — er fand sie fest geriegelt. Bedeutend sagte er zu dem Barmeciden: dein oder mein Hirngespinst! Bist du ein Magus?

Giafar. Herr!

Haroun. Ha, sey es was es wolle! — der war es, der uns von einander riſs, wenn wir uns nahen wollten. Dieser ernste Geist, mit dem kalten bedeutenden Blick, warf sich immer zwischen mich und dich.

Giafar. Welche fürchterliche Deutung giebst du dieser Erscheinung, die ich nicht begreife, die ich nur als eine Wirkung deiner durch meine Erzählung gespannten Einbildungskraft ansehe?

Haroun. Sprichst du nun so? Ich sage dir, ich sah ihn, wie du ihn mahltest — hier — hier — er verschwand in Luft — und kalt, eiskalt, blies mich die Luft an. Und du hast ihn nicht gesehen? diese kalte Luft von ihm nicht empfunden?

Giafar. Ich sah und fühlte nichts.

Haroun. Es sey — Morgen früh reden wir von Geschäften. Die Nacht ist dunkel, der Tygris gefährlich reiſsend — dein Geist ist vielleicht nicht immer bereit, einen deiner Familie aus den Fluthen zu ziehen. Schlafe hier, auf dieser Stelle, wenn du kannst. Er deutet auf den Sopha.

Giafar. Was sollte mich daran stören?

Haroun. Zählst du so gewiſs auf deinen Genius?

Giafar. Auf den deinen zähl' ich, Herr, und mehr noch auf den meinen, auf den, meine ich, der in mir wohnt.

Haroun. So gieb jenem schnell den Abschied.

Giafar war mehr betroffen über das Betragen des Khalifen, als über die plötzliche Erscheinung des vermeynten Ahmets, die jener gesehen haben wollte. Harouns Worte klangen noch immer in seinen Ohren. Er sann der Erscheinung, ihrer Bedeutung, der Ursach nach, warum sie sich ihm entzogen hätte. Die Geschwätzigkeit Fatimens, die Wendung, welche der Vorfall genommen hatte, füllten seinen Geist mit einer Ahndung, die er sich nicht erklären konnte. Da er aber die Laune des Khalifen, von der er schon so viel gelitten, kannte, und sein Bewuſstseyn ihn rechtfertigte, so schlief er bald unter diesen Betrachtungen auf eben der Stelle ein, wo Haroun den Geist gesehen haben wollte. Ganz anders war es mit dem Khalifen; ihn quälten Unruhe, Zweifel, Miſstrauen. Bald sah er Giafarn als einen Schwärmer, bald als einen Zauberer, bald als einen Betrüger an, der seinen Verstand durch Vorspiegelungen unterjochen wollte; aber wenn er dachte, daſs er so lange geschwiegen hatte, daſs ein bloſser Zufall die Ursache der abgedrungenen Entdeckung war, mit welcher Gleichgültigkeit, Gewiſsheit der Barmecide ihm alles mittheilte, wie sehr sein Leben und Wirken den vorgegebenen Inhalt der Unterredung mit dem Geist bestätigten — „und habe ich dieses ernste Wesen nicht selbst gesehen?" rief er laut. „Schwebt es nicht noch jetzt vor meinen Augen in eben dem Gewande, mit eben der Geberde, eben den Zügen, wie ich's sah, und wie er's schilderte? Aber konnte es nicht meine erhitzte Einbildungskraft erzeugen? Konnte es nicht eben so entstehen, wie es nun aus dem Gehirn durch meine Augen hervortritt? Hätte nicht auch er es sehen müssen!" —

Diese Betrachtungen hinderten seinen Schlaf; er ergriff den Koran, und wollte seinen Geist zur Ruhe lesen. Umsonst! — Plötzlich sprang er auf; er wollte Giafar noch einmal ausforschen, ihn listiger, kälter über jeden Umstand fragen. Er trat in das Zimmer, wo er ihn verlassen hatte, fand ihn auf eben der Stelle des Sopha's ruhig schlafend. Heiter und glücklich war seine Miene, keine Spur von Sorge auf seinem Angesicht, der Athem floſs unmerklich über seine Lippen. Lange betrachtete ihn Haroun, endlich murmelte er in sich: „Hier stehe ich als ein Thor vor ihm. In der Überzeugung, seine Rolle gut gespielt zu haben, schlief er ruhig ein. Furchtbar wollte er sich mir machen, ich sollte ihn unter dem Schutze, in der Verbindung mit höhern Geistern denken — so hoffte er durch diese Täuschung meiner gewissen Rache einst zuvorzukommen. Wag' es nur, und reitze sie. Haroun hat früh gelernt, die Tiefe des menschlichen Herzens zu ergründen."

Er ging, bestärkt in seiner Meynung, in seinem Hasse. Verblendet von diesem bittren Gefühl empfand er nicht, daſs nur die Eifersucht, nur Giafars tadellose Tugend die ungerechten Ankläger in seinem Hersen waren; er wollte nicht fühlen, daſs eben dieser ruhige Schlaf der sicherste Beweis von der Unschuld, der Reinheit des Gewissens des Angeklagten war.

14.

Der Khalife hüllte sich in Verstellung ein. Er empfing Giafar den folgenden Morgen, in Gegenwart seines Hofs, mit aller Freundlichkeit; sagte laut, mit welcher Ruhe er sich zur Armee begäbe, da er einen Mann, wie Giafar, als Stellvertreter hinter sich lieſse; empfahl ihm sein Volk, die Gerechtigkeit, und trat mit ihm in sein innerstes Kabinet. Hier theilte er ihm seine Absichten, seine weitern Befehle mit, und verabredete alles mit ihm, was auf den Feldzug, die innere Regierung Bezug hatte. Ihres nächtlichen Gesprächs erwähnt' er nicht. Der Barmecide muſste ihn hierauf zum Heere begleiten, das in den Ebenen um Bagdad versammelt war. Die Mannschaft war ausgerückt. Khozaima empfing ihn an ihrer Spitze. Kriegerische, rauschende Musik ertönte — Siegesgeschrey überbrüllte sie. Der Name Haroun schallte von Flügel zu Flügel. — Haroun wandte sich zu Giafar: „Barmecide! Sieh, dieſs sind *meine* Geister!“ Er wartete keine Antwort ab, begab sich in sein Zelt, gab Befehl zum Aufbruch mit Anbruch des künftigen Tags, ordnete die Reise seines Harems und seiner Kinder an, bestimmte die Stadt im Rücken seines Heers, wohin sie sich begeben sollten. — Die Stunde des Gebets ward ausgerufen, er umarmte Giafar zum Abschied. Giafar kniete nieder, ergriff seine Hand, drückte sie wider seine Lippen. Haroun fühlte seine Thränen auf seiner Hand; gerührt richtete er ihn auf — „Giafar, der Khalife soll als Sieger in Bagdad einziehen, sorge dafür, daſs dir Haroun als dein Freund zurückkehre!“

15.

Abbassa hatte am frühen Morgen einen Boten über den Tygris gesandt. Er kehrte zurück, und sagte ihr: Giafar habe den Khalifen nach dem Heere begleitet, man habe des Khalifen Zelt aufgeschlagen, er würde im Lager übernachten und den folgenden Tag aufbrechen.

Da die Prinzessin dieses vernahm, so erwachte das Verlangen in ihrem Herzen, ihres Bruders Kinder, die sie so zärtlich liebte, für deren Erziehung sie so viel gethan hatte, noch einmal zu sehen, von ihnen Abschied zu nehmen, und sie ihren Wärterinnen zu empfehlen. Die Kinder sprangen ihr froh entgegen, schalten sie, daſs sie so lange nicht zu ihnen gekommen, fragten sie, wo sie gewesen wäre? sie beantwortete mit stillen Thränen ihre zärtlichen Vorwürfe, ihre kindischen, endlosen Fragen, trug ihnen auf, ihren Bruder zu grüſsen, unterhielt sich lange mit ihren Wärterinnen, und entriſs sich den Kleinen. Hierauf begab sie sich zu Zobaide; angenehm überrascht, eilte ihr diese zärtlich entgegen; aber da sie Spuren von Thränen in ihren Augen gewahr ward, ihren innern Kummer beym ersten Blick bemerkte, und erfahren hatte, daſs Haroun Giafar den Augenblick hatte rufen lassen, da er aus dem Harem ging, so glaubte sie, ihr Besuch habe auf das Bezug, was den Abend vorgegangen war. Um ihren Vorwürfen zuvorzukommen, fing sie an, sich zu entschuldigen, und fragte ängstlich: ob Giafar ihr zürne, was der Khalife gesagt hätte; sprach verworren von dem Geiste, dem Genius. Abbassa rief erstaunt: ein Geist, ein Genius! — Ja, eben der Geist, der Genius, der mich und seine Mutter errettet hat, der ihn beschützt!

Abbassa. Der ihn beschützt? — *Ein sonderbares, dunkles, freudiges Gefühl durchdringt ihr Herz.* — Der ihn beschützt, ihm erschienen ist?

Zobaide. Der ihn durch alle Gefahren glücklich geführt hat, ihn ferner führen wird.

Abbassa. Ein Geist, der ihn durch alle Gefahren glücklich führt?

In ihrem Herzen, ihrer Phantasie, lag der Keim zum Wunderglauben. Eine Frage folgte der andern. Zobaidens Antworten wurden immer dunkler, immer verworrner. Einige Worte, die sie von Harouns Antheil an der Erscheinung fallen lieſs, ängstigten sie; das dunkle Gefühl von Schutz; die Gewiſsheit, daſs Giafar nichts wiederfahren sey, beruhigten sie. Die Erzählerin konnte ihr nichts deutlicher machen. Die Stätte brannte unter ihren Sohlen. Der Abschied ward schnell genommen, sie versprach Zobaide, sie bey Giafar zu entschuldigen, eilte davon, befahl ihren Leuten schnell zu seyn. Giafar war angekommen, sie flog an seine Brust: Dank dem Propheten, daſs du da bist! Was haſt mein Bruder dir von dem Geist gesagt? Warum verschwiegst du mir ein Geheimniſs so seltner, glücklicher Art? Durfte Abbassa nicht so gut, als Fatime wissen, daſs du unter dem Schutze höherer Wesen stehst? Wer ist es würdig, wenn du's nicht bist? Erzähle mir schnell — Laſs mich den Geist kennen lernen, der dich schützt, und empfiehl auch deine Abbassa seinem Schutz!

Giafar sah sie ernster und feyerlicher an, als sie ihn je gesehen hatte. So weiſst auch du, daſs mich der Khalife um dieser Erscheinung willen hat rufen lassen?

Abbassa. Wohl weiſs ich es. Fatime ist untröstlich darüber, daſs sie dein Geheimniſs verrathen hat. Es war zufällig, und du wirst sie entschuldigen, wenn du alles hörst. Doch wo ist die Gefahr dabey? Was kann es dir bey meinem Bruder schaden? Muſs er nicht mit Ehrfurcht den Mann ansehen, der mit Höhern, mit Mächtigern, als er, in Verbindung steht?

Das dunkle Gefühl legte einen starken Nachdruck auf das Wort Mächtiger.

Giafar. Die Wirkung, Geliebte, die es auf ihn that, ist von anderer Art; jene wünschte ich nicht, und diese konnte ich nicht vermuthen, da er mich um die Erscheinung fragte. Er hielt mich für einen Träumer, einen Betrüger, und als er selbst die Erscheinung erblickte, ergrimmte er gegen mich, sagte Unsinn in seinem Zorne. Habe ich dieſs Wesen doch nicht gerufen! bedarf ich doch seiner nicht!

Abbassa. Ihm — auch ihm ist dein Geist erschienen?

Giafar. So sagte er — ich sah ihn nicht — sah, nur sein Staunen — seine Augen starr gekehrt gegen den Winkel des Sopha's — sah ihn die Luſt durchgreifen, mit wilden Blicken sich gegen mich kehren — doch ich bin es von ihm gewohnt, und vergebe es ihm; diesen Morgen war er milder.

Er verfiel in Nachsinnen. Abbassa hing an seinen Augen; er begann: du sollst alles hören, sollst zwischen ihm und mir als Richter sitzen. Dir wird der tiefe Sinn des sonderbaren Gesichts mehr einleuchten. Du wirst die Warnung fassen, wie ich sie faſste, und die Erzählung wird dir Licht über mein vergangenes und jetziges Leben geben.

Mit düstern Farben schilderte er seine ehemalige Lage und ihre Ursache, von dem gewaltsamen Ende seines Vaters, bis zum Augenblick der Erscheinung Ahmets. Das Mitleiden, die Theilnehmung Abbassa's erweckten ganz sein damaliges Gefühl; aber da er nun anfing, Ahmets Erscheinung, seine Unterredung mit ihm zu schildern, und sie ihm immer näher rückte, ihr Athem bald stand, bald leise über die Lippen drang — ihre gespannte Seele, ihr Herz voll Glauben sich in allen ihren Zügen ausdrückten, so entflammte sich seine Beredtsamkeit an dem sanft glühenden Feuer der Augen und Wangen, der durch die Liebe zum Wunderbaren gestimmten Horcherin. Kühne Bilder, erhabene Gesinnungen, groſse Gedanken drangen aus seinem Herzen. Ihn erhob das Gefühl des Guten, das er gethan hatte, die Überzeugung, daſs er seinen Ruf erfüllte, die anerkannte Gewiſsheit, daſs die Ereignisse der moralischen Welt durch unsern reinen Willen, durch den wahren Gebrauch unserer Vernunft, unabhängig von aller fremden, äuſsern Macht, in unserm Vermögen stehen, unser Vermögen bestimmen müſsten. Noch mehr erhob ihn der Gedanke, Abbassa's Herz immer mehr an diesen seinen hohen Zweck zu fesseln, ihre Ruhe, ihr Glück dadurch zu sichern, und glaubte in der Begeisterung, er sichere dabey seinen schweren Sieg. Dann beschrieb er ohne Schonung für sich die Warnung, die ihm dieses unbegreifliche Wesen durch eine Reihe von Gesichtern im Traum gegeben — vergaſs den Antheil nicht, den Haroun daran hatte — Abbassa bebte auf ihrem Sitze — sank bleich gegen seine Brust, als er seinen schrecklichen Fall, sein noch erschrecklicheres Erwachen schilderte. . . . . . .

Lächelnd drückte er sie wider seine Brust: Fürchte nichts, Giafar ist nur im Traum gefallen, war nur im Traume ein Verbrecher. Nur im Traume verblendete ihn der Wahn, damit er wachend die Klippe zu vermeiden strebe. Es ist mir bisher gelungen, und wird mir's an deiner Seite, die du mir eine nähere, verwandtere, begreiflichere und angenehmere, himmlische Erscheinung bist, nun nicht leichter gelingen? Kann ich von dir, deiner Tugend, deiner Weisheit geleitet, straucheln? — Sieh, dieſs ist die Erscheinung, die ich deinem Bruder gezwungen mittheilen muſste; in der er einen Betrug von mir zu sehen glaubte, die ihn gegen mich empörte, da sie dem Zweifler sich darstellte.

Abbassa sah sich mit banger Neugierde um.

Giafar. Er ist nicht da! dir wird er nicht erscheinen. Was hätte er dir zu sagen?

Alle Vorstellungen von Furcht und Gefahr verschwanden vor dem glänzenden Gedanken, der Mann, den sie liebte, stehe durch seine Tugend, durch diesen Geist, mit dem Erhabenen in Verbindung, der das Schicksal der Menschen leitet, und Bosheit, Macht und Gewalt vermöchten nichts gegen ihn. Selbst der Zwang verlor sich während dieser Begeisterung; kaum erinnerte sie sich der Drohung des eifersüchtigen Bruders. Giafar entriſs sich spät der reitzenden, gefährlichen Schwärmerin, und überlieſs sie ihren Träumen.

16.

Giafar ging nun noch muthiger an seine Geschäfte; die Liebe war seine Begleiterin; ihre reine, wonnevolle Flamme glühte in seinem Herzen, und umleuchtete das Ziel seines edlen Strebens. Aber nur zu bald fühlte er die Gefahr der Schwärmerey; entsprungen aus der Liebe, dem Wunderglauben an einen schützenden Geist, beflügelt von dunkler Hoffnung auf die Hülfe dieses Geistes, theilte sie allem, was Abbassa that und sagte, einen unwiderstehlichen Zauber mit. In sanftem Schimmer umschwebte sie ihre Stirne, ihre ganze Gestalt, belebte ihre reitzenden Züge, spielte in geistigem, durchdringendem Feuer in ihren Augen, und drohte ihn selbst jeden Augenblick in den magischen Kreis zu ziehen, den sie um sie gezogen hatte. Zu schnell muſste er der Hochbegeisterten erzwungene Kälte entgegensetzen, und sie durch seine Blicke, durch hingeworfene Worte zu dem Zwang zurückrufen, den die Schwärmerey so rasch gelöst hatte; aber das was er dabey litt, der innre Kampf, das brennende Verlangen seines Herzens, der Unwille über den Grausamen, der zwey zum Glück geschaffne Wesen aus einander riſs, die heimlichen Thränen, das plötzliche Wegwenden seiner Blicke verriethen nur allzu sehr, was er verbergen wollte. Die vorige peinliche Stimmung von beyden Seiten trat wieder ein. Man suchte sich mit feurigem Verlangen, träumte von dem Glück der nahen Zusammenkunft — sah sich, wagte nicht zu reden, nicht um die Ursache des Verstummens zu fragen. Noch verlieſs Giafar seine Stärke nicht, noch ergriff er die Gelegenheit, ihre Aufmerksamkeit durch Mittheilung seiner Entwürfe, des Guten, das ihm gelungen, zu fesseln — sie drückte seine Hand wider ihre Lippen und ihre feuchten Augen erhoben sich zum Himmel. Wenn er sie verlieſs, so machte sie sich Vorwürfe über ihr Betragen, sah sich als die Ursache seiner Qual, seines Unglücks an. „Wenn ich nicht mehr seyn werde, wird er nicht ruhig seyn?“ lispelte sie sich zu. „O um seiner Ruhe, um des Guten willen, das er thut, das ich nun hindere, möchte ich sterben! Werde ich dann nicht glücklich seyn? Was mich jetzt unglücklich macht, begreife ich nicht; ich fühle es nur — und das Gefühl davon überzieht meine erbleichenden Wangen mit Schaam. — Kälte schleicht durch meine Glieder; undeutliche, verworrne Gesichter schweben in meinen Träumen vor mir: in glühender Hitze erwache ich, und ermattet sink ich wieder in schweren Schlummer. Ihm darf ich nicht sagen, was ich leide, darf ihn nicht fragen, warum ich leide — sehe ihn leiden, und darf ihn nicht fragen, warum er leidet, wage ihm nicht mehr zu sagen, daſs ich ihn liebe. Erbeben, Zittern ergreifen mich, wenn ich klagen, wenn ich ihn beklagen will.“

Ihr Blick fiel während einer dieser Ergieſsungen auf die goldne Spitze eines Pavillons, der, getrennt von dem Garten, unter dem dunkeln Schatten hoher, dichter Bäume lag. Oft hatte sie diese düstre Einöde durchirrt und sich vorzüglich da gefallen. „Dorthin will ich fliehen,“ rief sie begeistert; „unter dem sanften Rieseln der Bäche, dem Gesange der Vögel, der stillen Ruhe, dem Weben in den Ästen der dunkeln Bäume mich wieder suchen und finden! Ihn nicht wieder sehen, bis ich diesen lästigen Trübsinn überwunden habe, bis ich ihn durch meine Gegenwart wieder beglücken und aufheitern kann!“

Ihre Seele heiterte sich auf bey dieser Vorstellung, bey dieser Hoffnung, die der Wunsch zur Gewiſsheit machte. Sie theilte ihrer Amme ihren Entschluſs mit, und nur diese nebst einigen getreuen Dienerinnen sollten sie begleiten. Durch die Mutter lieſs sie Giafar bitten, sie in ihrer Einsamkeit nicht zu stören. „Sage ihm, in jenen einsamen Gebüschen sucht' ich meine und seine Ruhe, sein und mein künftiges Glück; er sollte mich nur dann wieder sehen, wenn ich sie gefunden hätte. Wie ich mir es angelegen werde seyn lassen, kannst du denken, da unser Wiedersehen der Preis ist, um den ich nun kämpfe. Auch du muſst mich nicht besuchen, denn dein Ernst, deine Blicke, dein Mitleid — und wozu dein Mitleid, da ich glücklich bin?“ fügte sie gerührt hinzu, und riſs sich von ihr los.

Giafar erschrak über diesen raschen Entschluſs; sein Herz machte ihr diese willkührliche Trennung zum Vorwurf, er erwartete nichts von dieser Einsamkeit als Vermehrung ihres Grams, Angst und Unruhe für sich. Die Mutter fühlte die Ursache seines Widerspruchs, sie hatte in sein und Abbassa's Herz geblickt, und oft für beyde gezittert. Sie warnte ihn vor der Gefahr, die ihm drohte, zeigte ihm seine Schwäche, und bewies ihm, die Prinzessin sey durch ihren Entschluſs gröſser, stärker und vorsichtiger, als er. Sie sprach viel von ihrer Heiterkeit, ihrem Muth, und Giafars Seele füllte sich mit neuer Hoffnung.

17.

Die ersten Tage verflossen Abbassa ruhig in der Einsamkeit. Das neue der Scene, die Stille, die nur der Gesang der Vögel, das Rieseln der Bäche, das Lispeln der Luft in den hohen Bäumen belebten, versetzte sie in sanfte Träumereyen; aber eben diese sanften Träumereyen stimmten sie nach und nach zu einer gefährlichern, stillern, verschloſsnern Melancholie. Sie klagte nicht mehr — sie sammelte alles Fühlen und Denken in ihr Herz, und empfand täglich mehr, daſs ihr alles fehlte, ohne zu wissen, was ihr fehlte. Kaum erinnerte sie sich noch, warum und wozu sie sich in diese Einsamkeit zurückgezogen hatte; und doch war dieser wachend träumende Zustand so angenehm, das Versinken in sich selbst so reitzend, der Gedanke, Giafar genösse nun der Ruhe, so entzückend, daſs sie sich unter leisen Seufzern, unter Thränen selig pries, sich von ihm geschieden zu haben. Schwärmerisch traurig und schwärmerisch begeistert, wandelte sie in den dunkeln Gängen und sah sich als ein von der Welt, von ihrem Körper, von allem Kummer geschiedenes und befreytes Wesen an, während der stille Gram, der zärtliche Hang, der geheime Wunsch an der Blüthe ihres Lebens nagten. Täglich lieſs sie Giafar von ihrem glücklichen Zustand Nachricht geben, ihn versichern, sie würde ihn bald, geschwinder, als er hoffte, sehen. Mit süſser Zufriedenheit horchte sie auf Nachricht von ihm, und lieſs sich seine Worte hundertmal wiederholen. Sie hatte in die Einsamkeit ihre Laute, ihre Stickereyen, die Schriften arabischer Dichter und Geschichtschreiber mitgenommen. Der hohe Flug, die erhabenen Gesinnungen, die kühnen Bilder, womit diese die Natur, die Gewalt des Schicksals, die Thaten der Vorwelt, die Aufopferungen groſser Männer zum Besten des Vaterlandes und des Glaubens, besangen und beschrieben, spannten ihre Phantasie nur auf groſse Gegenstände, entrückten ihr unvermerkt das Wirkliche, beynah das Gegenwärtige. Nah war sie der Ruhe, nah dem Siege, als ein Traum diese Begeistrung niederschlug. Giafars Gesicht, die Erscheinung des

Geistes, dessen Thaten, Worte und Gestalt sich so ganz ihrer Einbildungskraft bemächtigt hatten, waren in schlaflosen Nächten der Hauptgegenstand ihrer Betrachtungen, ihres Nachsinnens. Mit schauderndem Verlangen fühlte sie den Wunsch, er möchte ihr erscheinen, daſs sie ihn fragen könnte — aber das, was sie ihn fragen wollte, lag noch dunkel in ihrem Busen. Oft fuhr sie bey dem Säuseln der Blätter, dem Spiele des Monds, dem Flattern eines Vogels von einem Ast zum andern, bebend aus ihrem Nachsinnen, und glaubte ihn zu sehen — seine Stimme zu vernehmen. Sank sie nach diesen Erschütterungen in Schlaf, so sah sie Giafar bald in dieser, bald in jener Gefahr, und überall unter dem Schutze des mächtigen Wesens, das er ihr geschildert hatte. Giafar lag in ihren Armen, sie fühlte seinen Athem auf ihren Wangen, seinen Kuſs auf ihren Lippen, der grausame Haroun überraschte sie, zog einen Dolch auf Giafar, der Geist erschien drohend, ergriff sie und den Geliebten, und trug sie durch die Luft. Dann wallte sie mit dem Geliebten in blühenden Gefilden, geleitet von dem wunderbaren, schützenden Wesen, sah Haroun in der Ferne, bittend, versöhnt — ein Bild, eine Erscheinung voll Schrecken, Glück, Furcht und Wonne folgte auf das andere. Aus diesen Träumen erwachend bildete der Wunsch des Herzens diesen Gedanken immer weiter aus. Er ward zur Gewiſsheit: „Was hat der zu fürchten, der unter dem Schutze eines so mächtigen Wesens steht? Wird er nicht zu seiner Rettung herbeyeilen? Zeigte er ihm nicht durch seine Erscheinung, daſs er ihn zu seinem

Liebling erwählt hat, daſs er durch ihn groſse Zwecke erfüllen will? Wird er ihn in Gefahr verlassen? Kann mein Bruder die Verfügung des Schicksals stören? Weiſs er nicht, daſs Giafar unter dem Schutze des Mächtigen steht? Wird er es wagen, den von Geistern bewachten anzugreifen?“

Aus diesen Betrachtungen, dieser kühnen Hoffnung, entsprang neue, qualvollere Unruhe. Sie bebte, glühte — sie wollte Giafar sehen, ihm mittheilen, was sie hoffte, ihn durch die Mittheilung gegen alle Gefahr vor ihrem Bruder zu sichern. Die Schaam fesselte ihre Füſse — Furcht, Ungewiſsheit umnebelten in dem Augenblick des Entschlusses ihren Geist, und sie versank in tiefere, peinlichere Schwermuth. Noch immer sandte sie Giafar gute Bothschaft; jede Stunde, jeden Tag hoffte er sie zu sehen, litt und bekämpfte sein Leiden, die heiſse Begierde sie zu sehen. Schwarze Melancholie ergriff auch ihn; er zweifelte an den Berichten, die er erhielt; aber immer fesselten ihn die Warnung der Mutter, die Drohung des Khalifen, der Gedanke der Gefahr, alle seine Zwecke zu zerrütten. Oft trug ihn sein Fuſs nach den dunkeln Gebüschen, die seine Geliebte verbargen, die ihm seine Einbildungskraft leidend, entstellt, traurig vorstellte. Eine stärkere Macht schien ihn zurückzutreiben, er floh, erfreute sich seines Siegs mit zerriſsnem Herzen. Hätte er gesehen, wie die Rosen auf ihren Wangen erblichen, wie der Gram an dem Herzen nagte, das nur für ihn schlug, wie die Gluth der Liebe die Blüthe ihrer Schönheit versengte! Hätte er gehört, wie sie, wenn sie seiner

Leiden gedachte, in den dunkeln, einsamen Gebüschen, wo nur das fühllose Echo ihre Klagen beantwortete, rief: Warum that der Grausame nicht den Ausspruch, daſs ich sterben sollte! — Sie verblühte, sank hin, und je mehr ihr schöner Körper verblühte und hinsank, je höher stimmte sich ihr Geist, je feuriger ward ihre Phantasie, je verworrner, dunkler, glänzender und bunter wurden die Bilder, die sie schuf. Im Wachen sah sie Erscheinungen — Geister umschwebten sie — sie schlief nicht mehr, sie träumte wachend — fühlte sich vergehen, sah lächelnd in ihr langsames Hinscheiden. Entkräftet sank sie auf ihr Lager — sie sah den Geist vor sich stehen — vernahm seine Stimme — vernahm von seinen Lippen, was sie zu hören wünschte. In dieser Verwirrung, Täuschung, Pein und Hoffnung auf Rettung, ergriff sie eines Morgens, vor Aufgang der Sonne, ein Blatt, und schrieb folgendes an Giafar:

Die strenge Sittsamkeit gebot,
Die Gluth, die mich verzehrt, dir ewig zu verhehlen;
Ich wollt' es; aber ach! umsonst.
Erröthend geb' ich nun der heiſsen Liebe nach —
Zerreiſs dieſs Blatt, benetzt mit meinen Thränen.
Vor Liebe oder Schaam, erblassen muſs ich bald
Doch sterben, ohne dir zu sagen,
Daſs nur für dich Abbassa stirbt,
Dieſs kann sie nicht.

Die Amme eilte nach dem Pallast, sie weckte Giafar auf, er las, sprang auf, warf sich in sein Gewand.

Die Sonne stieg den Horizont herauf — er trat in den Pavillon. Sie lag auf dem Sopha, los ihr langes, rabenschwarzes Haar — Sie vernahm ihn — ein Zuruf der Freude, des Schreckens empfing ihn. Die Schaam überzog schnell ihre blassen Wangen. Erstarrt stand Giafar; er sah die Zerstörung, die der Gram, die gewaltsam zurückgehaltne Gluth der Liebe bewirkt hatten. Thränen glänzten in ihren sterbenden Augen. Ihre Lippen bebten, ihr Busen drängte sich gegen das Gewand — ihre Hände zitterten. Gewaltsam brachen seine Thränen hervor — sie neigte sich zu ihm — ergriff seine Hand, drückte sie an ihre bebenden Lippen, lispelte ihm zu: „Warum that der Grausame nicht den Ausspruch, daſs ich sterben sollte! Du solltest dann glücklich seyn! — Zürne mir nicht! sieh wie ich gekämpft habe — ohne Abschied von dir konnte Abbassa nicht sterben!“ — Sie verbarg ihr Angesicht — Bey diesen Worten, dem Ton, der sie begleitete, dem Hinsinken, dem Anblick der Zerstörung, verlieſs ihn alles Denken. Alle Vorstellungen wurden von dem Schmerz verdrängt. Sein Herz fühlte den Vorwurf, der in ihren Worten lag — er drückte sie an seine Brust, küſste ihre Lippen, ihre sterbenden Augen — hatte nur ein Gefühl, das Gefühl ihrer Rettung.

FÜNFTES BUCH.

1.

Wenige waren der Augenblicke des Glücks für Giafar; kurz die reine Freude, der selige Genuſs, die hinwelkende Rose an seinem Busen erfrischt, die hinsterbende Geliebte in's Leben zurückgerufen zu haben. Nur bey Abbassa vermochten die Begeistrung, die Empfindung des wiedergekehrten Lebens, die Hoffnung auf Hülfe unsichtbarer, mächtiger Wesen, die Gedanken von Gefahr niederzuschlagen; aber bald wurde auch sie durch ein öfteres, peinliches Miſsbehagen, eine unüberwindliche Traurigkeit in ihren süſsesten Träumen gestört. Die Folgen der wonnevollen Stunde traten für die Glücklichen nur allzu schnell ein. Die Mutter, die das Geschehene an der heitern, glänzenden Ruhe, der schaamvollen Verwirrung, der stillen Zufriedenheit bemerkte, errieth nun mit Entsetzen die Ursache des jetzigen Zustandes der Prinzessin. Sie waffnete sich mit Muth und Klugheit, und eröffnete ihr mit der zärtlichsten Schonung ihre Vermuthung. Beschämt, zitternd für den Geliebten, sank Abbassa an der Mutter Busen. Die Mutter suchte sie aufzurichten, und stellte ihr vor, wie nun all ihr Denken darauf gehen müſste, ihren Zustand und seine Folgen den

Augen der Menschen zu entziehen; fragte sie dann, wem von ihren Weibern sie trauen könnte. Sie nannte ihre Amme und einige andere. Die Mutter vertraute Giafar ihre Entdeckung. Kalter Schauder fuhr durch sein Blut. Er sah sein ganzes Daseyn, sein künftiges Wirken, die Früchte aller seiner Thaten, seine erhabenen Wünsche und Hoffnungen verschwinden, und fühlte sich Sklave der Menschen und des Zufalls. Er theilte seiner Mutter diese Empfindungen mit. Sie antwortete ihm gerührt: er müſste von dem Ausspruch des Khalifen, wie er ihn kennte, gewiſs die schrecklichsten Folgen erwarten, und darum müſste sein ganzes Bestreben seyn, dem Verbrechen des Khalifen an der Menschheit zuvorzukommen, und die Ruhe und das Glück seiner Gemahlin zu sichern.

Giafar. Mutter, nur dieſs! Es falle übrigens aus, wie es wolle, ich konnte sie nicht anders retten, und wenn ich dir sagte — nein, es soll nie über meine Lippen kommen, der Grausame forderte mehr, als der Mensch leisten kann; will er ein Verbrechen an mir begehen, schon lange bin ich zubereitet, als ein Opfer zu fallen. Sorge du nur für sie und die Frucht, womit sie dir Liebe gesegnet hat.

Mutter. Giafar, von dem Augenblick, da deine Gemahlin dein Haus betrat, vertraute sie dir, daſs dich Kundschafter des Khalifen umgeben; du hattest sie nicht zu fürchten, nun hast du sie zu fürchten. — Komm folge mir zu ihr! —

Abbassa saſs in düstern Gedanken auf ihrem Sopha, als die Mutter und Giafar hereintraten. Sie hörte

Geräusch, sah auf, und ihr Blick sank schwermüthig auf ihren Busen. Giafars feste Stimme, sein heiterer, liebevoller Blick, der Mutter freundlicher Zuruf, die Worte der Hoffnung, dem Khalifen das Geheimniſs verbergen zu können, wenn sie Muth faſste, und sich leiten lieſse, richteten sie auf. Giafar mahlte ihr die gewisse Gefahr für sich, wiederholte ihr Harouns auf den Koran geschwornen Eid, und erinnerte sie an die ihr bekannte Ursache desselben. Bebend antwortete sie: „Wir sind verloren, Giafar — Nie nahm mein Bruder ein Wort zurück — und einen Eid — einen solchen Eid! — Ich erwarte nichts als blutige Rache von ihm — Hättest du ihn gekannt, bevor er den Thron der Khalifen bestieg — damals nur fühlte er menschlich — doch sey ruhig — die Menschheit soll dich nicht verlieren — das Geheimniſs wird mit mir vor seiner Ankunft begraben werden!“ Giafar küſste die Thränen von ihren Wangen, die Mutter sprach ihr Muth zu, und zeigte ihr die Möglichkeit, Giafar zu retten.

Für jetzt sey nichts nöthig, sagte sie, als ihren Zustand zu verbergen, sich in Gegenwart ihrer Dienerinnen über Giafar zu beklagen, damit diese glaubten, es herrsche Miſsvergnügen zwischen ihr und ihm. Die Besuche Giafars müſsten seltner seyn, kalt und erzwungen scheinen, damit es das Ansehen hätte, sie geschehen bloſs des Anstands wegen. Nur in ihrer Gegenwart dürften sie sich ihren Empfindungen überlassen, und nur vor ihr sich über das weitere berathschlagen. Die Kundschafter würden diese Veränderung gewiß dem Khalifen berichten, und getäuscht von diesem Bericht würde er wähnen, sein unnatürliches Gebot habe diese Zwietracht verursacht, sein Verdacht, seine Eifersucht würden einschlafen, und um dieses desto sichrer zu bewirken, müſste die Prinzessin den Pavillon nicht mehr verlassen, und nach und nach die ihr verdächtigen Personen von sich entfernen. Die Natur, fuhr die Mutter fort, die der Khalife so frevelhaft beleidigt, an der er ein Verbrechen zu begehen droht, hat dir einen Zufluchtsort bereitet. Sie wird dich in einer tiefen Grotte, die durch einen geheimen Gang mit dem Pavillon verbunden ist, in ihren heiligen Schleyer hüllen — ihr, eurer geheimniſsvollen Mutter, müſst ihr das Kind eurer Liebe anvertrauen, sie wird es aufnehmen und schützen, bis es an deinem Busen so stark geworden ist, daß man es ohne Gefahr entfernen kann. Dann will ich es selbst, gehüllt in Sklavenkleider, den Priestern der heiligen Moschee in Mekka übergeben, und der erhabene Prophet werde sein Beschützer und sein Vater!

Ein freudiger, frommer, dankvoller Blick zum Himmel war Abbassa's Antwort. Giafar fand den Gedanken schön und sicher, und neue Hoffnung belebte sein Herz. Mit Zuversicht ging er nun wieder an seine Geschäfte, führte auf's genaueste, so viel es ihm auch kostete, den Willen seiner Mutter aus. Die süßen Erwartungen, das zärtliche Vorgefühl der seligen Bande, die täglich mehr das Herz umflochten, das feyerliche, geheimnißvolle der immer mehr nahenden Stunde der Befreyung, der dunkle, verborgene Zufluchtsort, die bildliche Vorstellung des Beystands der Natur, der Schutz des Propheten, die nie versiegende Hoffnung auf die Hülfe des Geistes in plötzlicher Gefahr, besänftigten alle Unruhe der Prinzessin, und die Frucht der Liebe gedieh unter ihrem Herzen.

2.

Die Zeit der Befreyung nahte: Die Mutter bereitete Abbassa in Giafars Gegenwart auf den glücklichen, groſsen Augenblick vor, sie erblaſste. Giafar umschlang sie, drückte sie an sein Herz: Warum erblassest du? Es ist der Augenblick, der uns glücklich macht, unsre Ruhe sichert, und uns von aller Furcht befreyt.

Abbassa. Ich fürchte nicht für mich. Ein schreckliches Gefühl drang durch mein Herz. — Sie sieht auf ihren hohen Leib, Thränen dringen aus ihren Augen, rollen auf das Gewand, das ihn deckt. — Wenn das mit Sehnsucht erwartete Pfand deiner Liebe, dir, mir — und sich — den Tod brächte! —

Die Mutter winkte ihr, sie ward die schreckliche Wirkung gewahr, die ihre Worte auf Giafar machten, und sagte sanft: Sey ruhig — ich fürchte nichts! Was hab' ich zu fürchten? wenn es auch mein grausamer Bruder erführe, wird nicht dich und den sehnlich erwarteten, vielleicht auch seine Mutter, dein Geist, dein Genius gegen ihn in Schutz nehmen?

Giafar sah sie betroffen und ernst an.

Abbassa. Nimm mir diese süſse Hoffnung nicht. Sie hat mich bisher getragen, erhalten und gestärkt.

Ohne sie hätte ich nie in deine Arme sinken, nie die Stunde überleben können, die auf jenen Augenblick folgte!

Eine zermalmende Empfindung ergriff Giafars Herz bey dieser Äuſserung. Er bot alle Kraft auf, den schrecklichen Eindruck ihrer Worte auf sein Herz nicht merken zu lassen, und nur der plötzliche Gedanke, wie viel diese Täuschung zu ihrer Ruhe beytragen könnte, verlieh sie ihm; aber von dem Augenblick folgte ihm dunkles, qualvolles Gefühl, dem er nicht nachzusinnen wagte, welches verschwand, um mit Stichen durchs Herz, mit kaltem Erzittern durchs Gehirn zurückzukehren.

In den Armen Giafars, unterstützt von der Mutter und der Amme, entwickelte sich in der unterirdischen Grotte das Geheimniſs der Natur. Abbassa drückte einen Knaben an ihr Herz, begrüſste ihn mit Freudenthränen, vergaſs bey seinem Anblick allen Schmerz und Furcht, überreichte ihn dem Vater, der ihn an seine Brust drückte, die Natur aufrief, ihn in ihr Geheimniſs zu hüllen, und das nur ihr anvertraute Pfand mütterlich zu schützen. Er legte es an den Busen Abbassa's, und dachte mit Schauder an die Stunde, da er es wieder nehmen müſste, um es dem Zufall zu überlassen. Zur gesetzlichen Zeit verrichtete er das Amt des Priesters, schloſs den Knaben in den Bund seines Volks, nach der Sitte des Landes, und nannte ihn Asan. Den Knaben bewachten wechselsweise die Amme, die wenigen Vertrauten, und Abbassa schlich bey Tag und Nacht unbemerkt durch den geheimen Gang zu ihm.

3.

Der Säugling trank Kraft, Leben und Gedeihen an dem Busen seiner nun glücklichen Mutter, und Giafar genoſs oft in stillem Entzücken des schönsten, rührendsten Anblicks, womit die Natur ihre Kinder belohnt. Abbassa's Blick theilte sich zwischen ihm und dem, der an ihrer Brust lag, und nichts störte ihre Wonne, als der Gedanke der gedrohten Trennung. Mit freudig bebendem Herzen sah sie sein Gedeihen, bemerkte sie jede Entwicklung, sein erstes Lächeln, seinen ersten vernehmlichen Laut, sein erstes Sitzen, und hatte täglich Giafar neue freudige Wunder zu erzählen. Bey seinem ersten wankenden Stehen fühlte sie Freude und Schrecken — es brachte die gedrohte Trennung näher herbey — Sie lächelte und weinte, drückte den Knaben fest an ihr Herz: „Warum darf ich nicht mit dir fliehen? Warum mich nicht mit dir verbergen? Warum dich nicht an deinen heiligen Zufluchtsort begleiten?“

Schon verkündigte ihr die Mutter wegen der baldigen Ankunft des Khalifen die Nothwendigkeit der Entfernung des Knaben, und sprach von den Anstalten, die sie insgeheim zur Reise gemacht hätte. Giafar erhielt in diesem Augenblick Nachricht von dem Khalifen, sie lautete: er würde, nachdem er den griechischen Kayser zu einem schimpflichen Frieden gezwungen, und das Reich erweitert hätte, sein, während der Verfolgung Hadi's, gethanes Gelübde erfüllen, sogleich eine Wallfahrt nach Mekka antreten, und sich erst von da nach

Bagdad begeben. Der Barmecide trat zu den Weibern, und unterrichtete sie von dem Vorhaben Harouns. Bekümmert sagte er zu seiner Mutter: „Wir können den Knaben nun nicht nach Mekka senden, wie leicht entdeckte ihn dort der Khalife? Wir müssen warten, bis er Mekka verlassen hat, bis er in Bagdad angekommen ist.“ Abbassa's Augen glänzten vor Freude bey dieser Nachricht, sie fiel Giafar entzückt um den Hals: „Ich werde ihn noch länger behalten, noch länger seine Mutter seyn dürfen! Dank sey dem Propheten, der meinen Bruder nach Mekka rief! Der Knabe wird indessen noch stärker werden, und ich habe weniger für ihn zu zittern! — Doch warum so ernst, Giafar? Nimmst du keinen Theil an meiner Freude?“

Giafar. Ich schweige, Geliebte, um deine Freude nicht zu stören. Sey wachsam — unsre Lage wird nun mit jedem Tag gefährlicher. Gefahrvoller ist die Reise des Knaben, wenn dein Bruder in Bagdad ist. An ein Wunder gränzt es, daſs unser Geheimniſs bisher verborgen blieb; noch gröſser wird das Wunder seyn, wenn wir ihn von hier bis nach Mekka den Augen seiner Kundschafter entziehen können. Ist er auſser unserer Hand, so ist er und unser Glück in der Gewalt des Zufalls. Darum sey weise, daſs wir nicht durch unsre Schuld zerschmettert werden. Ich weiſs und fühle es, was ich und du in dem Knaben verlieren, fühle die Gefahr, der ich ihn aussetze, und beym Propheten! gehörte mein Leben mir allein, ich stellte mich bey des Khalifen Ankunft vor ihn, und sagte ihm, was geschehen ist — [illegible]

Abbassa. O Giafar — er würde dich tödten —

Giafar. Er würde mir Ruhe geben, und so würd' ich sie suchen. Ich fühle ergrimmt mein Recht als Mensch, das er mit Füſsen tritt. Fühle heiſs, daſs ich ein Barmecide bin! daſs ich Vater bin! Und mich nun zur Lüge, zur Verstellung erniedrigen muſs, um meine Pflicht zu erfüllen, mein Kind zu retten, ihn, den Grausamen vor einem Verbrechen zu bewahren, das die Menschheit empören, ihn zum scheuſslichen Ungeheuer machen müſste.

Abbassa. Welche schreckliche Zukunft eröffnest du mir? Und mit so viel Ernst, einer so finstern Stirne, als triebe dich eine dunkle Ahndung zur Weissagung deines, meines und dieses Knaben Unglücks.

Giafar. Abbassa, ich bin nicht mehr frey, hänge nun von den Menschen, von dem Zufall ab. Dieses empfinde ich, und muſs dich auf alles vorbereiten, was uns treffen kann. Mit Muth und Klugheit muſst du dich bewaffnen, um diesem schrecklichen Ausgang zuvorzukommen. Dieſs ist's, was ich sagen will; es ist keine Ahndung, die mich zu reden treibt; auch erfordert's keinen weissagenden Geist, um dieſs zuvorzusehen. Es ist Vorbereitung, Warnung, daſs deine mütterliche Zärtlichkeit dich nicht verrathe. Wie unglücklich ist Giafar, daſs er dich in deinen süſsen Träumen stören muſs; aber er ist aus den seinen erwacht, und sein Glück beginnt nur wieder, wenn dieser geliebte Knabe in Sicherheit ist.

Abbassa. Er ist es, wird es seyn. Ihn begleiten seines Vaters Tugend, die Liebe seiner Mutter, der

Schutz des Ewigen, der ihn, seines Vaters Tugend zu belohnen, ihre fernere Wirkung nicht zu stören; dem Auge der Menschen verbergen, dem Zufall, den Er lenkt, entreiſsen wird. Ihn schützt der Geist, der seinem Vater einst erschienen ist, um ihn von düsterm Trübsinn zu heilen, und in das Leben zum Besten der Menschen zurückzuführen.

Giafar wandte sich bey den letzten Worten weg. Er fühlte eine eiskalte Hand in seinen Busen greifen. Mit Mühe wandte er sich zu Abbassa: Glaube, und sey glücklich; doch wisse, daſs der Ewige alles an uns dadurch gethan hat, daſs er uns einen Geist beygesellt hat, der für sich fähig ist zu wählen und thätig zu seyn. Auf ihn zu warten, daſs er den Knoten löse, den wir verworren haben, hieſse den Unbeschränkten zum Unterworfenen des Beschränkten machen, brächte uns um unsern Werth, und machte ihn zum Mitschuldigen unsrer Thorheit. — Meine Mutter lächelt! Höre auf sie, Geliebte; ihr kluger, kalter Sinn wird schon die Mittel zu unsrer Rettung finden. Mein tugendhafter Vater starb, und kein Geist kam ihm zu Hülfe.

Abbassa. Er kam dem Sohn zu Hülfe.

Giafar. Er erweckte ihn aus dem Schlummer; soll er nun auch den Wachenden leiten?

Abbassa. Erschien er nicht meinem Bruder, um ihn von der Wahrheit, die er bezweifelte, zu überzeugen?

Giafar. Er erschien, um deines Bruders Herz von mir noch mehr abzuwenden; schwieg bey seinen fürchterlichen Worten, und verschwand. Wollte er nur dieſs bewirken? wollte er — Er sieht mit forschenden Blicken auf sie, sie schlägt die Augen verwirrt nieder. Er deutet auf seine Brust. — Verzeihe mir, ich will deinen Kummer nicht vermehren. Glaube an Geister, an ihre Hülfe! Der Gedanke werde dein Trost, befördere deine Ruhe. Meine Mutter und ich, wir handeln als stehe unsre Rettung nur in unsern Händen.

Abbassa. Vergieb mir, Giafar! Ich bin nicht mehr die vorige Abbassa. Seitdem ich dich liebe, diesen Knaben habe, lebe ich nur in euch — und habe keine Klugheit, keinen festen, kalten Sinn mehr.

4.

Abbassa's mütterliches Herz fand zu viel Trost in diesen Träumen, als daſs Giafars Ernst und Worte sie hätte verscheuchen können. Auch störte er sie weiter nicht in ihrem Wahn. Da die Zeit der Ankunft des Khalifen herannahte, so begab sich die Mutter unter einem Vorwand zu einem der Barmeciden auf ein Landhaus nahe bey der Stadt. Giafar theilte einem alten treuen Diener seines Vaters, der ihn auferzogen hatte, seinen Plan mit, bereitete seine Gemahlin auf die nahe Trennung von dem Knaben vor, und unterrichtete sie von allem.

Der Khalife kam an. Giafar zog ihm an der Spitze des Volks entgegen. Sorge, Angst, die Pein der nothwendigen Verstellung, Furcht für Abbassa, für den Knaben, erfüllten seine ganze Seele. — Das Freudengeschrey des Volks, die Glückwünsche dem Sieger, erschallten. Der Khalife empfing den Barmeciden freundlich, eilte mit ihm nach seinem Pallast, dankte ihm für die Ausübung der Gerechtigkeit, den Fleiss, womit er für sein Kriegsheer gesorgt hatte, zog ihn in sein Kabinet, besprach sich mit ihm über die wichtigsten Vorfälle, machte ihm eine Beschreibung von seinen Siegen, den erhaltnen Vortheilen durch den Frieden, fragte nach seinem Neffen, sah ihn dann mit einem forschenden Blick an: „Und Giafar hat mir nichts zu sagen, das meine Freude stören könnte!“

Giafar verstand durch den Blick den fürchterlichen Inhalt der Frage. Er sah ihn fest, zuversichtlich an.

Haroun blickte starr in seine Augen, und sagte nach einer Pause: du hast mich verstanden. Ein Barmecide wird nicht zwey Verbrechen begehen, wird nicht durch Verstellung meine Rache mehr entflammen wollen. — Er umarmte ihn zärtlich. — Ich danke dir für meine Ruhe, für mein Glück. Giafars Herz wollte unter der Last der Verstellung brechen; aber seine Vernunft lispelte ihm zu: „erspare dem Grausamen ein Verbrechen, und sieh nur auf deinen Zweck.“ Fester blickte er den Khalifen an.

Mit ausschweifendem Lobe erzählte ihm Haroun die Thaten Khozaima's; setzte mit leiser Stimme hinzu: Und ich habe nichts mehr, dem Manne, dem ich so viel schuldig bin, nach seinem Wunsche zu lohnen. Das was der Herrsch- und Ehrsüchtige sucht, das was er nur allein für seiner würdig hält, darf ich ihm nicht geben. Darf ihm, aufgeblasen wie er nun ist, nicht die entfernteste Hoffnung dazu zeigen. Giafar!

Giafar! warum gabst du ihm nicht den Tygris zum Grabe?

Giafar. Hat er sein Leben gegen deine Feinde nicht gut genutzt?

Haroun. Beym Propheten, sein Tod hätte mich über den Verlust einer Schlacht getröstet! Vielleicht wirst du bald mit mir einstimmen, so erstaunt du nun über diese Worte bist. Nach deinem Platz strebt er — Groſsvizir will er heiſsen, und alle Mittel dazu sind ihm gleich. Doch sey ruhig, wenn du sonst nichts zu fürchten hast. Hast du nicht? — so ist Haroun so glücklich, als er in diesem öden Hause seyn kann. Mir fehlt meine Sängerin, meines Ruhms Pflegerin — kalt ist der, den ich mitbringe, der Hauch ihrer Freude erwärmt ihn nicht. — Überbringe ihr dieses Kleinod, Barmecide — du hörst, ich nenne sie nicht — dieses Kleinod ist rein, wie ich sie denke. Sage ihr, es sey ein Geschenk der griechischen Kayserin, das sie mir, dem siegenden Bruder, zum Dank für den geschenkten Frieden zugeschickt hätte. Auch dich habe ich nicht vergessen. Und nun gehe, bevor mein Groll gegen dich erwacht.

5.

Giafar eilte nach seinem Pallast, überbrachte Abbassa die Geschenke ihres Bruders; nur einen Augenblick ergötzte sie sein Andenken. Sie benetzte die glänzenden Steine mit ihren Thränen, warf sie unwillig weg, und rief: „Der Grausame, der mir das kostbarste Kleinod entreiſst, höhnt meiner mit diesem Tand! Will er sein Opfer schmücken?“ — — Stumm, angstvoll und bebend, begab sich das unglückliche, edle Paar die dritte Nacht nach der Ankunft des Khalifen in den Pavillon, und schlich wie Verbrecher nach der Grotte — Abbassa stand an der Wiege des schlafenden Knaben — Ihr Haupt gesenkt gegen ihn — Umsonst rief ihr Giafar an, umsonst sprach er von der drohenden Gefahr — sie hörte ihn nicht. Nur da er sagte: so behalte ihn; aber wie, wenn auch der gewisse Tod seines Vaters ihn nicht schützte! wenn nun die Rache des Khalifen sich auch bis auf ihn erstreckte! — „Und ich soll den süſs Schlafenden aufwecken?“ — Du sollst ihn aufwecken, Geliebte, daſs er den Schlaf des Todes nicht schlafe, seinen Vater nicht tödte! — Leise schüttelte sie ihn — sprach sanft zu ihm — der Knabe erwachte — sie drückte ihn an ihr Herz, hob ihn empor zum Himmel — übergab ihn Giafar, und entfloh nach dem Pallast. Der Barmecide küſste den Knaben, übergab ihn schweigend dem alten Diener, und eilte Abbassa nach. Der Diener verbarg ihn unter seinem Gewand, setzte über den Tygris, eilte nach der Vorstadt, wo ihn die Mutter, als Sklavin gekleidet, mit den Sklaven, die er theils gekauft, theils gedungen hatte, antraf. Die Mutter setzte sich mit dem Knaben in einen verhüllten Palankin, von Maulthieren getragen. Nach Mitternacht begab sich die kleine Karavane auf den Weg. Die Sonne ging auf, und Giafars Mutter blickte dankbar zum Himmel, da sie sich so weit von Bagdad entfernt sah.

Auf einmal hörte der alte Diener in der Ferne den lauten Schlag der Hufe der Pferde. Er erhob sich auf seinem Thier — und bald sah er eine dicke Staubwolke, die einen Haufen Reuter umgab, deren Waffen und Zeug in der Sonne schimmerten. Da sie gegen ihn kamen, so fürchtete er nichts, und zog ruhig fort. Es war Khozaima, der heran sprengte; er war bey Sonnenuntergang mit seinen Leuten aus Bagdad geritten, um den heimlich gemachten Raub von Gold und Weibern in Sicherheit bey einem seiner Freunde zu bringen, und eilte nun zurück. Der alte Diener erkannte ihn, und ritt langsam voran. Als Khozaima den Zug wahrnahm, vertheilte er seinen Haufen auf die zwey Seiten der Straſse, nahte dem, den er für den Führer erkannte, und fragte: „Wohin?" Nach Mekka, antwortete der Diener. „Wer sendet dich?" Der reiche Kaufmann Yousuph aus Balkh, antwortete er noch entschloſsner. „Was ist dein Auftrag?" Geschenke zu überbringen, die er der Moschee gewidmet hat. Von seiner Hand gesiegelt, liegen sie im Palankin, Teppiche und andere Kostbarkeiten. Khozaima ritt vorüber. Der Alte freute sich der List, womit er den gefährlichen Mann abgefertigt zu haben glaubte. Als die Reuter langsam vorüber zogen, erkannte ein Diener Khozaima's einen der Sklaven von der Karavane, und lieſs sich nah bey dem Palankin in ein Gespräch mit ihm ein. Der Alte wurde es gewahr, und wollte eben hinzueilen, ihn zu entfernen, als der Knabe, durch den Fehltritt eines der Thiere, auf dem Schooſse der Mutter erwachte, und laut zu schreyen anfing. Der Diener Khozaima's lachte, und rief dem Alten zu:

Eure Geschenke werden lebendig; spornte sein Pferd, und ritt davon. Der Alte hatte seine Worte gehört, das Geschrey des Knaben vernommen, und tödtliche Angst überfiel ihn. Er hob die Decke des Palankins auf, und sagte der Mutter leise, was vorgefallen war. Eben wollten sie sich berathen, was zu thun sey, als Khozaima mit seinem Haufen umwandte. Der Diener hatte ihm lachend erzählt, es sey ein Kind, das man nach Mekka schickte, und sein Landsmann habe ihm gesagt, man habe ihn erst gestern in Bagdad gedungen, und sey diese Nacht von da abgereist. Ein Kind nach Mekka! rief Khozaima, und plötzlich erinnerte er sich, daſs ein Gerücht an dem Hofe des Khalifen ging: eine der Weiber des gefangenen Neffen Harouns habe heimlich geboren. Er glaubte also, man wollte das Kind in Mekka aus gefährlichen Absichten verbergen, und dachte dem Khalifen einen neuen, wichtigen Dienst zu leisten. Giafars Mutter hatte kaum die Zeit, dem Alten zuzulispeln, zu schweigen und zu sterben, als Khozaima schon heran sprengte, und den Palankin gewaltsam aufriſs: Die Mutter hielt den Knaben auf ihrem Schooſse. „Wer bist du, Weib?“ rief Khozaima, „Wessen ist der Knabe?“ Mein, antwortete die Mutter, aus Angst und Verwirrung, und der ist sein Vater! indem sie auf den alten Diener hinwies. Khozaima lachte laut: Weib, deine Zeit zu gebären und seine zu säugen, ist wohl schon lange vorüber — und wo sind die Geschenke des reichen Yousuph aus Balkh? Auf den Thieren, antwortete der Alte. Vor einem Augenblick waren sie auf dem Palankin, du alter Lügner!

Ich weiſs, wessen Knabe dieſs ist; wollt ihr euer Leben nun retten, so sagt die Wahrheit. Die Mutter und der Alte: Wir haben dir's gesagt. Er fragte die Sklaven, wer und wo man sie gedungen hätte. Sie erzählten ihm, dieser Alte habe sie in Bagdad gedungen und gekauft, und sie seyen erst gestern mit ihm ausgezogen. Khozaima überzeugte sich noch mehr von seiner Vermuthung; und zwiefach freute ihn die Entdeckung, da er hoffte, dem Khalifen einen neuen wichtigen Dienst zu erzeigen, und sich zugleich an dem Barmeciden zu rächen, der einen so gefährlichen Vorfall entweder nicht bemerkt, ihn verschwiegen, oder gar, nach seiner Weise zu handeln, befördert hätte. Er überlieſs die Sklaven einigen seiner Leute, befahl den Alten zu binden, den Palankin zu umringen, und zog so nach Bagdad zurück. Je weniger er während des Weges von der Mutter und dem Alten erfahren konnte, je gewisser schien ihm seine Vermuthung, und sein Herz klopfte vor Freude, als er die Mutter über seine Frage: ob es nicht der Groſsvizir sey, der ihnen den Auftrag gegeben? erschrecken und zurücksinken sah. Er lieſs den Palankin jenseits des Tygris, setzte mit der Mutter, dem Knaben, dem Alten, und einigen seiner Diener über, übergab die beyden der äuſsersten Wache des Pallasts, verbarg den Knaben unter seinem Gewand, und lieſs sich bey dem Khalifen melden. Er erzählte dem Khalifen den Vorfall, seine Vermuthung, zog den Knaben unter seinem Gewand hervor, und hielt ihn ihm vor's Angesicht. Erstaunt nahm ihn der Khalife in die Arme. Der

Knabe schmiegte sich an ihn — hielt sich fest an ihm, und sah dem Verwunderten, Erstarrten freundlich in die Augen. Haroun betrachtete ihn lange; endlich sprach er im Tone der schmerzvollsten, äuſsersten Wuth: „Meines Neffen Sohn? Wollte Gott, er wär's — Khozaima — sieh diese Züge — es ist meiner Schwester Abbassa Sohn!" Bey diesen Worten schleuderte er den Knaben auf den Sopha, der, da er sich von dem Schrecken erholte, laut zu schreyen und zu wimmern anfing. „Schweige," schrie Haroun knirschend, und drohte ihm mit aufgehobener Faust. Die Thränen des Knaben erstarrten vor Furcht in seinen Augen. Khozaima sah ihn mit forschenden, verwundernden Blicken an. Der Khalife schlug ihn auf die Schulter: „Du hast mir einen groſsen, einen erschrecklichen Dienst erwiesen — schweige über das, was du hören und sehen wirst. Laſs die beyden Alten kommen!"

Die Unglücklichen wurden hereingeführt. Der Knabe streckte die Arme nach der Mutter aus. Haroun stellte sich zwischen ihn und sie, fragte sie mit fürchterlicher Stimme:

Wessen ist der Knabe?

Unser!

Die Qualen der Folter sollen euch das Geheimniſs abdringen.

Unerschüttert stand der Alte, die Mutter blickte nur nach dem wimmernden Knaben.

Khozaima wollte die beyden wegführen lassen; der Khalife besann sich plötzlich: Spare sie noch auf — laſs sie bewachen. Schicke einen meiner ersten Diener zu Abbassa, er soll sie zu mir einladen; ihr bedeuten, schnell zu seyn. Ihm folge bald ein anderer nach, rufe Giafar zu mir, und ihn halte du im groſsen Saal auf, bis ich zu euch sende.

Haroun blieb mit dem Knaben allein. Mit schrecklichen Blicken betrachtete er ihn Zug vor Zug, und seine Wuth entflammte sich mehr bey jedem neu entdeckten. Der Knabe verbarg sein Angesicht in den Sopha vor seinen fürchterlichen Blicken, gewaltsam riſs er ihn gegen sich. Er kroch an ihm hinauf, hüllte sich in das Gewand, das seinen Busen deckte, er riſs ihn weg — stieſs ihn von sich — ergriff ihn wieder — Der Knabe stöhnte aus Schmerz — Er liebkoste ihn, streichelte ihn, sprach zärtlich zu ihm, Thränen in den Augen, Wuth und Durst nach Rache in dem Herzen.

„Es ist sein — es ist Abbassa's Kind — Ist dieſs deine Tugend, Barmecide? Hältst du so die Probe aus? Und trittst vor mich, lügst mit eiserner Stirne, wie ein im Verbrechen lange Geübter? Nun will ich die Last, die ich so lange trug, von mir auf dich werfen, meinen Haſs, meine Rache, meine Eifersucht befriedigen. Ich habe lange genug geweint — und bin ich nicht durch einen Eid gebunden? Ihm gehorchend, will ich dich, heuchlerischen Schwärmer, zu deinen Geistern senden! Dir deinen Knaben mit auf den Weg geben! die Verzweiflung sende dir die Mutter nach!“

Er trug den Knaben nach dem Harem, in die Zimmer Abbassa's, in eben das Zimmer, wo er zum letztenmal sich mit ihr unterredet, wo er den Eid geschworen hatte. Alles floh vor seinem wüthenden Blick. Er winkte einem seiner Vertrauten. Er verschwand und kehrte mit den Stummen, den Ausführern seiner Rache zurück. Der Knabe ward auf Abbassa's Sopha gelegt, mit einem Tuch bedeckt; um ihn standen die Stummen mit Dolchen, ferne stand Haroun. Abbassa trat herein. Der Diener riſs die Decke weg, die Stummen zückten die Dolche auf den schreyenden Knaben. Abbassa hörte, erblickte ihn: Ha, mein Asan! mein Sohn!

Ist er's, rief Haroun grimmig: dein und Giafars Sohn? Hat dir der treulose Barmecide nicht gesagt, daſs ich meine Seele durch einen Eid auf das Wort des Propheten gebunden habe?

Mit der Blässe des Todes bedeckt, mit starren Augen, sah Abbassa auf Haroun — Sie hatte den Knaben umschlungen — ihre Arme bebten — der Knabe bebte in ihren Armen. Sie sah auf ihren Bruder — auf den Knaben — stumm und leblos.

Er muſs sterben! er und sein Vater!

Tödtet ihn, rief Haroun, und wandte sein Angesicht weg.

Fester drückte sie ihn wider ihre Brust — überdeckte ihn mit ihren Armen.

Tödtet ihn in ihren Armen, schrie Haroun wüthender, und verhüllte sein Gesicht.

Die Stummen zückten die Dolche gegen die Brust des Knaben — in dem Augenblick, da sie den Streich führten, lieſs Abbassa plötzlich den Knaben in ihren Schooſs fallen — die Dolche fuhren in ihren Busen —

sie griff durch die schwebenden, aus ihrer Brust gezogenen Dolche — riſs den Knaben wider ihren blutenden Busen — deckte ihn nochmals mit ihren Armen — sank zurück und zog ihn mit der letzten Lebenskraft an ihr zerriſsnes Herz.

Bey ihrem Ächzen schlug Haroun sein Gewand zurück, ein Schrey des Entsetzens entfuhr ihm, und wüthender gebot er, den Knaben zu tödten.

Die Stummen ermordeten den Knaben an der Mutter Brust —

Er nahte ihr: der Unglücklichste ist dein Bruder! — Sie wandte ihre sterbenden Augen von ihm ab, drückte den leise ächzenden Knaben an ihr Herz, erhob ihn mit der letzten Kraft gegen ihre Lippen — drückte ihren Mund auf den seinigen — auf seine Wunde — Giafar — Asan zitterte auf ihren Lippen — sie verschied. Haroun vernahm es.

Verzweifelnd stand er da — dicke Thränen rollten in seinen Bart — aber es waren Thränen der Wuth — sein Haſs ward noch giftiger bey ihren letzten Worten.

Giafar trat auf seinen Wink herein. Er deutete auf die Leichen, und rief ihm in der grimmigsten, glühendsten Rache zu: Sieh hin, treuloser Barmecide, meine Tugend scheiterte da, wo die deine scheiterte! Die Erde kann mir nicht ersetzen, was ich durch dich verloren habe — Warum logst du? Warum verbargst du mir dein Verbrechen? Du! Du hast alles Elend auf mich geschüttet — Verflucht sey die Stunde, da ich dich zu mir rief, die Tugend deines Vaters in dir, meineidigem Heuchler! zu belohnen! Du und dein ganzes Geschlecht sollte von dem Erdboden verschwinden! Mein Haſs soll sie alle bis in das öde Gebirge verfolgen! —

Giafar hörte ihn nicht. Er kniete bey den Leichen — sein Haupt gesunken auf die Wangen Abbassa's — seine Hand hatte den Knaben umspannt.

Weg von ihr! Berühre sie nicht; nun ist sie wiederum mein. Führt ihn in den Thurm des Todes, auf diese Leiche soll er keine Thränen weinen. Verzweifeln soll er in der todten Einsamkeit, bis ihn meine Rache ergreift. Ich will sie beweinen — sie beklagen — rasen — und dich verfluchen. Mein letztes Wort reitze dich zur Wuth gegen dich — Khozaima war's, der dein Verbrechen entdeckt hat!

Giafar erhebt sich von den Leichen. Legt keine Hand an mich, ich folge euch ohne Zwang.

Als man Giafar entfernt hatte, schrie Haroun: Weg mit seinem Knaben — hier will ich weinen, bis ich keine Thränen mehr habe! — Er warf sich neben die Leiche Abbassa's.

6.

Zwey Nächte und drey Tage saſs Giafar, angekettet an dem Rumpfe einer Säule, in dem dunkeln, gewölbten Thurm des Todes, der verbunden mit dem Pallaste der Khalifen gegen den Tygris lag, und über Bagdad zum Schrecken seiner Bewohner hervorragte. Lange lag er da, zwischen Seyn und Nichtseyn, verloren an dem starren, leeren, schaudervollen Abgrund des Schmerzes, der Verzweiflung, und nur nach und nach entwickelten sich die schrecklichen, scheuſslichen Begebenheiten wieder vor seinen Augen. Er sah die Gattin in ihrem Blute — den Knaben ermordet an ihrer geöffneten, zerfleischten Brust — ihren schrecklichen Mörder — fühlte seinen Schmerz, sich wieder in dem Schmerz — empfand sein schaudervolles Daseyn — wollte aufspringen, die schweren Fesseln zogen ihn auf den von ihnen erklirrenden Boden zurück. Starr blickte er in die düstre Finsterniſs; befühlte seine Ketten und erinnerte sich des Todesausspruchs des Khalifen. Sein Haupt sank gegen seine Brust, und er rief in das öde Gewölbe: „Eile, Wahnsinniger, bevor der Schmerz das Opfer deiner unmenschlichen Rache in Freyheit setzet!“ Beym Anbruch der dritten Nacht sank er erschöpft von seinen Leiden, erdrückt von den schrecklichen Vorstellungen, in einen tiefen Schlaf. Alle die scheuſslichen Bilder verflogen aus seiner Seele. Er sah im Traume seine blühende Gattin — auf ihrem Schooſs den kleinen Asan. Sein Herz erglühte — er fühlte sich Flügel — sie trugen ihn zu der Geliebten — er drückte sie an seinen Busen, der Knabe hing erwachsener um seinen Nacken — Freudenthränen netzten seine Augen — sein ausgestreckter Arm hing in der Fessel; der Schmerz vom Druck, die Anstrengung, weckten ihn auf, er fühlte die Täuschung, fühlte seinen Verlust, und seine Seufzer wiederhallten am Gewölbe. Auf einmal erblickte er den matten Schein eines Lichts, sah sich um, und entdeckte Leviathan, unter der Gestalt Ahmets, auf einem Steine gegen sich über sitzen. Ernst, feyerlich und mitleidsvoll sah dieser auf ihn.

Giafar. Ahmet — du?

Leviathan. Ich! — Versprach ich nicht, dir einst wieder zu erscheinen? Wesen meiner Art halten Wort. Hier bin ich. Fürchtest du mich?

Giafar. Was hätte Giafar noch zu fürchten! Vermuthlich kommst du, Zeuge zu seyn, wie Haroun die Tugend belohnt. — Er schüttelt seine Ketten. — Gehe hin, sieh mein Weib und meinen Knaben, im Blute liegend, ermordet von ihm, und dann blicke in mein Herz.

Leviathan kalt. Ich habe sie gesehen in ihrem Blute; ihren Mörder bey den Leichen heulen, dich von ihm verfluchen und anklagen hören, als den Mörder seines Glücks, den Zerstörer seiner Tugend. Ich war unsichtbarer Zeuge der That, blicke nun in dein Herz, sehe alle deine Leiden, deine Gröſse, vernehme deine wilden, verworrenen, zerrissenen Gedanken, und komme, dich in diesem Zustande nach deiner Erfahrung an dir und den Menschen zu fragen: Wie es nun mit der Harmonie der moralischen Welt steht? Was du sie befördert hast? Wo du sie findest?

Giafar. Da nur, wo ich sie suchte, seitdem du mich verlassen hast. In meinem von Schmerz zerrissenen Busen, in meiner Vernunft, die alle Widersprüche, die ich sah und erfuhr, nicht verdunkeln, welche die blutige, schreckliche That des Wahnsinnigen nicht vernichten konnte. In dem Guten, das ich mit Bewuſstseyn auf meine Gefahr gethan habe; in seiner Wirkung auf die Lebenden, die künftigen Geschlechter; in dem Willen, so unglücklich ich auch nun bin, es nach der schrecklichen That dieses Mannes, selbst für ihn noch zu thun, wenn er mich darum aufforderte, zu leben.

Leviathan. Groſs ist dein Gefühl, Barmecide, und gröſser, als nöthig. Ich sehe, Giafar ist ein Held der Tugend geworden, meine Lehre hat gut angeschlagen, und ich hoffe, die künftigen Früchte sollen noch blühender seyn.

Giafar. Ha, Ahmet, hätte ich diese moralische Welt, diese Tugend, anderwärts gesucht, so würde ich ihm ergrimmt sagen: sie sey der Traum einer erhitzten Einbildungskraft, der Wunsch eines zu hoch gespannten Herzens, eine fein ausgesponnene Vernünfteley unsers Stolzes, eine erkünstelte Schwelgerey unsers Geistes; denn sieh, um das ganze herrliche Gewebe meiner Vernunft und meines Herzens zu zerreiſsen, erforderte es weiter nichts, als daſs dieser wahnsinnige Khalife eine sträfliche Leidenschaft für seine Schwester im Busen trage, sich wüthender Eifersucht, unmenschlicher Rache überlasse, und alle meine Zwecke scheitern.

Leviathan noch kälter. Wahr, Barmecide, vollkommen wahr; wie fern hernach. Freylich, es erforderte weiter nichts, als daſs sich der erhabene Barmecide einen Augenblick von dem Kitzel der Wollust hinreiſsen lieſs, nur einen Seigerschlag seiner erhabenen Zwecke vergaſs — Laſs deinen Zorn ruhen, Barmecide, der Richter, der vor dir sitzt, fürchtet ihn nicht — und er zwingt, durch dieses Vergessen, den wahnsinnigen Khalifen zur Erfüllung seines Eids, den er in seiner Gegenwart geschworen hatte. Durch diesen einzigen Augenblick ist der harmonische Gang der moralischen Welt in Asien zerrüttet, die Zerrüttung wirkt auf die lebenden und künftigen Geschlechter, wir haben eine neue Reihe der Dinge, eine andere Welt, andere Menschen, und der nicht so ganz wahnsinnige Khalife setzt uns Khozaima an Giafars Stelle zum Groſsvizir hin, in der Gewiſsheit, dieser würde ihm durch Miſsbrauch der anvertrauten Gewalt schnell Gelegenheit geben, eines gleich Verhaſsten auf eine eben so gerecht scheinende Art los zu werden. Mögen sich die trösten, die darunter leiden; hat doch der Barmecide weiter nichts gethan, als daſs er sich einen kurzen Seigerschlag dem Rausche der Sinne überlieſs.

Giafar. Khozaima! armes Volk!

Leviathan. Sehr gut, daſs dir dieſs nah geht, so verzweifle ich nicht an dir. Ja Er, durch den du gefallen bist, der die Flucht deines Knaben — zufällig, um noch deine Sprache zu reden — entdeckt hat, den du vernichten konntest, dessen Tod der Khalife von dir forderte, und den du zu deinem und dieses Volks Verderben aufgespart hast.

Giafar. Ich handelte gerecht, so weit gerecht, als es der Mensch, nach seinem beschränkten Blick, von einer That sagen kann, deren Folgen nicht in seiner Gewalt sind, die er nicht verantwortet. Mich erschüttert dein Vorwurf nicht. Weiſst du, daſs ich mich nur darum dem Eid des Khalifen unterwarf, um ihn vor einem Verbrechen zu bewahren, das ihm Thron und Leben gekostet, und sein Reich zerrüttet haben würde?

Leviathan. Was weiſs Ahmet nicht? Aber um so mehr muſste dir der Wille des strengen, drohenden Herrschers unverletzliches Gesetz seyn. Er, der Herr deines Schicksals, in dessen Gewalt du warst, durch dessen Namen du wirktest, hatte das Todesurtheil über dich ausgesprochen, und doch lieſsest du dich von der Wollust hinreiſsen, zeugtest den Knaben dem Morde, weihtest dich, dein Weib, deine Verwandten dem Morde, der Verfolgung, und warfst dieses Volk, das nur in dir seinen Vater und Volksbeschützer sah, seinen Tyrannen zum Raube hin. Hätte diese fürchterliche Aussicht dein heiſses Blut nicht abkühlen sollen? Sey ruhig, Held der Tugend, du hast diesen Haroun durch dieses grausame Verbrechen zum Blutdurst eingeweiht, und schrecklich werden die Folgen seyn, wenn du ihnen nicht zuvorzukommen suchst.

Giafar. Wer bist du, Schrecklicher, der du so schonungslos in meinem zerriſsnen Herzen wühlst? Der du das Licht meines Verstandes, das ich in allen diesen Stürmen erhalten habe, nun auszulöschen strebst? Da ich dich erblickte, hoffte ich Trost, nähere Erleuchtung, und mit kaltem, fühllosem Blick, mit hähmischem Genusse siehst du auf meinen Schmerz.

Leviathan. Lob, die Lieblingskost des Sohns des Staubs, dieſs erwartetest du von mir, doch noch ist's zu früh dazu.

Giafar. Sage Mitleid — Lästiger! Fühle als Mensch, oder entfliehe nach den kalten Regionen, woher du kamst. Ich habe dich nicht gerufen, und bedarf deiner nicht. Ich habe Kraft, meine Leiden auszutragen, und das Gefühl meines Herzens empört sich gegen dich!

Leviathan. Ich fühle als Mensch, und will dich auch als Mensch fühlen lehren. Hier sitz' ich vor dir — dein hellsehender Richter, mit Gewalt versehen, der du unterworfen bist — Mein Fuſs ruht auf der Tiefe, mein Haupt hebt sich über die Wolken, und der Strahl meiner Augen spaltet dein Herz. Was ich bin, woher ich komme, später! Ich bin nicht, was ich scheine, und scheine weniger als ich bin, damit du meine Gegenwart ertragen kannst. Wenn ich erst die ganze Kraft deiner Seele abgewogen habe, ganz eingesehen habe, ob du der Mann bist, die groſsen Zwecke auszuführen, die ich auf dich berechnet habe — dann sollst du mich näher kennen lernen — sollst erstaunen — unter meiner furchtbaren Gröſse hinsinken, und dich an meiner Gröſse wieder aufrichten. — Hast du, was ich dir vorwarf, nicht alles durch den Fall mit diesem Weibe bewirkt?

Giafar. Verblühte sie nicht? Starb sie nicht den langsamen, qualvollen Todes? Konnt' ich sie anders erretten? Wer der Erdensöhne wäre nicht so gefallen? Konnt' ich vorsehen, da ich mich allein zu ihrer Rettung aufopfern wollte, daſs die Rache des Grausamen auch sie, auch den Knaben, mein Geschlecht und sein unschuldiges Volk treffen würde? Sey was du willst — dein Blick zerspalte mein Herz; er entdecke die Ruhe meines Gewissens über diesen Fall — ich beweine die Folgen, und vergesse mich darüber.

Leviathan. Täuscht dich die Ruhe deines Gewissens, so täuscht sie mich nicht. Ist mir doch bekannt, wie eure Feigheit, euer Stolz, eure Leidenschaften diese gefällige Kupplerin eurer Lüste zu stimmen wissen. Mich wirst du nicht verblenden, ich dringe tiefer — rede ich nicht zu dem Manne, der den Held der Tugend zu spielen unternahm? der die Harmonie der Welt befördern wollte? der sie beförderte, um sie schrecklicher zu verwirren? Wie, du, dem jetzt noch das Licht der Vernunft so hell vorleuchtet, du konntest diese Folgen nicht voraus sehen? So ahndet ihr immer die Übel, wo sie nicht sind, und seht sie da nicht, wo sie wirklich sind; seht sie nicht da, wo euer Eigennutz, eure Sinnlichkeit euch blenden. Ist dein Weib nun weniger todt? Hast du nicht ihren Bruder zum Mörder gemacht, da du seinen Eid wuſstest, da dir bekannt war, daſs er ihm Genüge leisten muſste? Sind die Folgen der blutigen That nicht dein Werk? Was war dieſs Weib für Asien? Hing von ihrem Leben das Glück dieser Völker ab? Konnte sie die erhabenen Zwecke erfüllen, die du dir vorgezeichnet hattest? Nur von dir, von deiner Kraft hing das Glück dieser Geschlechter ab, konnte nur durch dich auf die künftigen hinüber blühen! Ha! sie ahnden nicht, daſs die augenblickliche Thorheit eines Barmeciden ihr Schicksal so schrecklich bestimmte, und klagen einst bey ihren Qualen den Ewigen, das Verhängniſs und das Reich der Finsterniſs an.

Giafar. Du bist grausamer als Haroun, und vergiſst, daſs du zu einem beschränkten Menschen redest, der über die Zukunft nicht gebieten kann, der nur sein gegenwärtiges Wirken, nur den Bewegungsgrund seines Wirkens zu verantworten hat. Ich? Ich sollte diese schrecklichen Folgen verantworten, nicht der blutdürstige Mörder, der erst der Menschheit Hohn sprach, und dann ihr reinstes Heiligthum befleckte? Ich liebte mein Weib, liebte sie über meine Pflicht, war gieriger nach ihrem Genusse, als nach der Erfüllung meiner Pflicht, sah mit Unwillen auf mein Wirken, ob ich gleich stündlich das Gute daraus entspringen sah, weil ich auf Kosten meines Herzens, meiner Ruhe, dieſs schwere Opfer bringen muſste. Doch widerstand ich, doch konnte ich sie in ihrer Einsamkeit verschmachten lassen, und sank nur an ihren Busen, um sie dem Tode zu entreiſsen — entschlossen für die zu sterben, die mit Freuden für mich gestorben wäre, wenn ihr Tod mich hätte retten können. Verlaſs mich, kaltes, unempfindliches Wesen, das sein Daseyn nicht durch das Herz empfindet. Ich habe alles gethan, was der Mensch thun kann. Und ich sollte deine Vorwürfe verdienen, sollte strafbar seyn, weil ich Haroun, auf meine Gefahr, vor Blutschande sicherte, weil Haroun an seinem Retter, an seiner unschuldigen Schwester, dem noch unschuldigern Knaben, ein Verbrechen begangen hat, wovor die Menschheit sich entsetzt? Ich sollte die Folgen seiner Verbrechen als mein Werk ansehen, da er über mein Schicksal aus einem Gefühl entscheidet, welches das Gesetz verdammt?

Leviathan. Diese Entschuldigung hätte in jedes andern Mund Gewicht, nur in dem Munde des Mannes nicht, der einst die Natur und ihren Urheber lästerte! Der Mann, der die Übel auſser sich suchte, der muſste so handeln, daſs er bey seinem Fall rein und groſs da stehen konnte! Vor den Augen höherer Wesen ist der der strafbarste, welcher durch Schwäche oder Bosheit Ursache zum Verbrechen giebt. Doch ich will einen Augenblick deine Entschuldigung annehmen, und dich als einen gewöhnlichen Menschen betrachten; aber dann muſs ich auch diesem Haroun die Decke von den Augen reiſsen, die ihm sein Schicksal verbirgt, muſs ihm zeigen, daſs er aus dunkler Ahndung, zu seinem Besten, zum Besten seiner Kinder und Kindes-Kinder diese That begangen hat, daſs ihn und sie nichts als dieses empörende Verbrechen retten konnte! dann wäge deine Entschuldigungen gegen die seinigen ab.

Giafar. Ich begreife dich nicht mehr. Sieh —

Leviathan. Du wirst es immer mehr. In deinem Knaben Asan ermordete der Khalife seinen künftigen Mörder, den Mörder seiner Kinder. Diese dunkle Ahndung seines Schicksals stieſs ihn vorwärts — aus dieser dunklen Ahndung entsprang sein Eid! aus dieser dunklen Ahndung entsprang sein wilder Kampf, seine widernatürliche Eifersucht! Doch ohne dich hätte er seine Schwester umarmt, und sich, sie, seine Kinder, seinen Thron, Asiens Glück, unter der Last der Blutschuld begraben! Dich las das Schicksal als Opfer seiner Rettung aus, und von Ewigkeit her warst du dazu bestimmt! —

Giafar. Ahmet! Ahmet!

Leviathan. Höre, Sohn des Staubs! und schweige! noch mehr sollst du vernehmen! Ich will deinen Stolz zermalmen, deinen Geist zerrütten, dein Herz zerbrechen — dich bis zum Wahnwitz treiben — dann dich heilen! dann dich Wahrheit sehen lassen! — Vernimm! du hast ihn von allem diesem errettet; doch nur halb war die Rettung, da du die Probe nicht erfülltest, die er dir aufgelegt hatte. Nur durch die gänzliche Erfüllung entferntest du deinen Untergang, gewannst Harouns Herz dir und der Tugend, und befördertest Asiens Glück in dem Bunde mit ihm. Eure so verbundne Regierung sollte das erhabenste Schauspiel werden, das je hohe Weisheit, kluge Güte, strenge Gerechtigkeit, zum Sieg der Menschheit über ihren Hang zum Bösen dargestellt hat. Darum erhöhte ich deinen Begriff von Freyheit, darum spannte ich deinen Begriff von Tugend bis zur äuſserſten Spitze deiner Kräfte! darum erhob ich deinen Stolz, durch deinen innern, unabhängigen Werth, deine Selbstständigkeit, und verbarg dir die Kette der Dinge, in die du, wie alles, eingeschmiedet bist, damit ihre Last dich nicht erdrücken möge, damit du deinem Schicksal durch deine Kraft entgingest! Alle diese Zwecke hast du in einem Augenblick vernichtet, den Saamen zu künftigem Unglück ausgestreut — und Haroun, getrieben vom dunkeln, weissagenden, innern Geiste, glaubte, er opferte der Rache, da er nur seinen, seiner Kinder, von dir gezeugten Mörder tödtete.

Giafar. Hört mein Ohr? Faſst mein Geist die Worte, aus denen ein so schwarzer, fürchterlicher Sinn aufsteigt? Spottest du meiner, Gefährlicher, daſs du mich nun wieder in das wilde, verworrne Chaos stöſsest, das mich einst zu verschlingen drohte. Was sind wir, Schrecklicher, wenn das ist, was du mir nun sagst? Sklaven der eisernen Nothwendigkeit, blinde, tugend- und lasterlose, verdienst- und straflose Werkzeuge, in der Hand eines grausamen Mächtigen, der uns zu Zwecken anwendet, die er uns verbirget? der uns für das zur Rechenschaft zieht, was er in seinem undurchdringlichen Dunkel entworfen hat! Gegen den wir durch Thun, wie durch Unterlassen fehlen? So ist meine Aufopferung Thorheit, so hat Haroun nichts verbrochen, so muſste er mich verfolgen, seine Schwester, meinen Knaben ermorden! Und der, der alles dieses so entworfen hat, muſs mit Wohlgefallen auf das Vollbrachte sehen!

Leviathan. Ich sehe Licht und Klarheit, wo du nur Finsterniſs vernimmst. Was ihr seyd, sollst du später vernehmen.

Giafar. Behalte deine Weisheit — laſs dir dein Licht leuchten, gerne will ich in dieser Finsterniſs verbleiben, die mich nicht erschreckt. Ahmet, das was du mir sagtest ist mir, wie du weiſst, nicht neu. Dachte ich nicht so in meinem unsinnigen wilden, eingebildeten Gram? In meinem wirklichen Unglück sehe ich heller, und blicke mit Abscheu auf die Widersprüche, durch die du mich martern oder prüfen willſt. Der Menſch, der mit so klarem Bewuſstseyn, mit so viel Ordnung, Kraft und Vorsicht, durch seine Vernunft, durch seinen von ihr bestimmten Willen, selbst auf Gefahr seines Daseyns, so groſse Dinge unternehmen, so viel zum Glück anderer bewirken kann — der sich überwinden kann — ist kein blindes Werkzeug einer despotischen Gewalt; er ist ein freyes, mit einem reinen Geist verwandtes Wesen, wie du ihn einst geschildert hast. Behalte du deine Kenntniſse, die über des Menschen Kräfte gehen, die sein Daseyn, seine Kraft und sein Wirken zermalmen und vernichten müſsten, die ihn elender machen würden, als mich die Gewalt dieses sichtbaren Tyrannen gemacht hat. Ich sehe mich nun auf dem höchsten Punkt meiner irdischen Entwicklung, glaube das Maſs meiner möglichen Vollkommenheit erreicht zu haben, und der, der meinen weitern Fortgang stört, der verantworte es. Er soll mich erwürgen, und nicht die Verzweiflung.

Leviathan feyerlich. Jener zuvorzukommen, diese zu heilen, bin ich gekommen. Verschwinde Hülle vor den Augen des Sterblichen! Du stehst auf dem höchsten Punkt, auf dem ich dich sehen wollte. Meine Lehre hat gefruchtet; laſs sehen, ob du ihr ganz entsprichst. Was könnte wohl mich aus jenen Gefilden zu dem Sohne des Staubs ziehen, als sein Glück? Ich habe mich dir nicht enthüllt, und enthülle mich dir nicht, bis ich den ganzen Umfang deiner Kraft gemessen habe. Merke auf, in Finsterniſs Geborner! Ich, der ich das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige durchschaue, der ich die entfernteste Veranlassung deiner Wünsche und Gedanken erhasche, der ich Thaten reif sehe, wenn ihr Keim noch in deinem Busen schlummert — will dir nun die Mittel zeigen, die Fehler, die du gemacht hast, zu verbessern, und wieder herzustellen, was dieser unsinnige Khalife zerstört hat, zu zerstören droht.

Er berührte Giafars Stirne mit einem Stabe und rief: Enthülle dich, Zukunft, dem Erdensohne des Staubs! Er sehe geworden, was noch im Werden liegt! das Ungeborne stehe vollendet da! Was künftig leidet, ächze in sein Ohr! was künftig sich freut, jauchze ihm zu! klage ihn als seinen Urheber an! segne ihn als seinen Schöpfer! Verschlinge dich, Zeit! ziehe dich zusammen, Raum! alles stehe still, und lebe, wenn ich's gebiete!

Das schwache Licht verlosch. Dicke Finsterniſs erfüllte den Kerker. Es rauschte wie die Wogen des Meers, die der Sturm aufwühlt. Eine widrige, blutrothe Dämmerung erleuchtete die Scene. Giafar befand sich in einem wilden Thal, umschlossen von einem Gebirge strotzender, nackender, drohender Felsen. Tiefe Stille herrschte. Bald hallte ein dumpfes Stöhnen, Ächzen und Todes-Röcheln, und Geheul der Verzweiflung in den Felsen. Eine dunkle Wolke stieg aus der Erde auf, rollte über den dürren, scheuſslich gefärbten Boden, gegen Giafar hin. Leviathan schlug mit seinem Stabe durch den Dampf. Die Wolke zerriſs und gebar ein Chaos von schrecklichen Bildern. Stärker erscholl das Geheul, Stöhnen und Ächzen. Abermals schlug Leviathan durch das wilde Gewühl; es zerfloſs in Gruppen, in einzelnen Gestalten. Das Ächzen, das Geheul lieſs nach, und Giafar sah vor sich liegen die Leichen seiner Mutter, seiner Brüder, seiner Verwandten, noch zuckend — noch bebend.

Leviathan rief: Dieses Geschlecht hat seine Rolle auf Erden seit Jahrhunderten gespielt, gut und groſs gespielt, durch dich ausgespielt. Merke auf! die Zukunft ist im Kreisen.

Giafar sah sich unter den Händen der Henker — sah seinen Kopf vom Leibe trennen — seinen Rumpf zerstücken. Die Kälte des Todes, den Krampf des Todes fühlte er in seinen Gliedern bey dem scheuſslichen Schauspiel.

Fürchterlich schrie Leviathan: Barmecide! dieses wird geschehen!

Das Gemählde verschwand. Krachend stürzten die Gebirge in den Abgrund. Die Erde verschlang sie, bebte, die blutige Luft zitterte.

Leviathan rief: Entwickle dich, Zukunft, dem Sohne des Staubs! Er sehe die Folgen seines Todes!

Aus dem Abgrunde stiegen schwarzer Rauch, zischende, feurige Dämpfe. Rollend fuhren sie in dunkel-glühenden Wolken dahin, breiteten sich aus zwischen dem Himmel und der Erde, und wirbelten in flammenden, dampfenden Kreisen. Schreckliche Geistergestalten entschwangen sich dem Schlunde und stürzten sich in das wirbelnde Chaos. Dann erscholl eine Stimme aus der Tiefe, daſs die Erde tönte in ihrem Zittern, die Geister in den wirbelnden Kreisen versanken, und sich nur mächtig kämpfend dem Strudel entrissen. „Aufruhr! Zwietracht! Bürgerkrieg!“ brüllte der dampfe Donner aus der Tiefe der Erde. Mit gellendem Gekreische wiederholten es die mit dem wirbelnden Chaos kämpfenden Geister. Langsam erhob sich aus dem feurigen Schlunde ein dunkles, ungeheures Haupt empor, stieg über das sausende, kochende, dampfende Feuermeer; seine Füſse standen im Abgrund, seinen gepanzerten Leib umrollten die rauchenden Dämpfe. Abermals donnerte es herab durch das Chaos, und stärker zitterte die Erde, wilder wirbelten die flammenden Kreise: „Ich zerreiſse das Gesetzbuch! zerschmettre den Thron! Zerschlage die Stühle der Richter! Verschlinge Wohnung und Feld! Unter meinen Fersen liegt ächzend die Menschheit! Zum Kampfe gerüstet stehen die Söhne des Staubs! Ihr Schwert bereitet den Vögeln der Luft, den Thieren des Waldes ein Mahl!“ Das Gekreische der Geister tönte es nach. Höher stieg das ungeheure Haupt über das kochende Chaos, seine Schultern erhoben sich, wie Felsen von Lava gebildet. Ein ungeheurer, bepanzerter Arm fuhr aus dem Chaos, und schlug mit einem flammenden Schwerte hindurch. Das zischende, dampfende, wirbelnde, kochende Gewirre riſs sich von einander, und im brausenden Sturme rollten die dunkel glühenden Wolken durch die Luft. Zwey Heere standen in unübersehlicher Ebene gegen einander. Haroun an der Spitze des einen, Khozaima an der Spitze des andern. Der Donner rief: „Wahnsinn, Blutdurst, Rache, Herrschsucht, beginnt euer blutiges Spiel!“ Die Heere stürzten gegen einander. Das Schwert wüthete. Auf einem feurigen Wagen, von Wölfen, Tygern und Löwen gezogen, saſs die ungeheure, gepanzerte Gestalt, und fuhr über die Heere hin. Sein Haupt umschwebten die kreischenden Geister. An den flammenden Rädern hing der Tod und die Verwüstung. Der Gepanzerte schwang eine vom Blut triefende Fahne über die Heere; es war die Fahne der Khalifen, aufgeschwollen vom Wind, wie ein ausgespanntes Segel: Er griff in die Fahne, zerriſs sie, und die blutigen Stücken stürzten herab über Harouns Heer.

Leviathan schlug mit seinem Stabe in das wilde Kriegsgemenge. Todesstille erfolgte. In der Ferne brannten Städte und Dörfer; beym Glanze des Feuers sah Giafar die Ebene mit den Gebliebenen bedeckt.

Noch dumpfer, fürchterlicher schrie Leviathan: bebe, Sohn des Staubes! dieses sind die Folgen deines Todes!

Giafar lag auf der Erde — seine Hände emporgehoben — seine Augen blickend gegen den nun glühenden Himmel.

Abermals berührte Leviathan seine Stirne, und schlug durch die brennende Luft. Die Verwüstung verschwand, Nacht erfolgte. Bald stieg die Sonne den Horizont herauf. Giafar erblickte die Leichen Harouns, seiner Söhne, Khozaima's, vor dem Pallast der Khalifen. Frohlockend stürzte das Volk herbey und weidete sich an dem Fall des Tyrannen. Sie rissen die Erde bey dem Pallast auf, warfen die Leichen hinein, und deckten sie mit einem Steinhaufen. Giafar sah sich nach dem

Pallast eilen, umgeben von seiner Mutter, seinen Verwandten, hörte seinen Namen frohlockend ausrufen von dem Volke. Er sah sich sitzen auf dem Throne der Khalifen, Fatime zu seinen Füſsen, blühende, erwachsene Kinder um sich. Auf seiner Rechten stand eine erhabene Gestalt, die Wage der Gerechtigkeit haltend — auf seiner Linken ein schöner gedankenvoller Jüngling, der Ahmet glich. Das Volk vor ihm knieend, die Hände gegen ihn ausstreckend.

Leviathan schlug durch die Luft, die Bilder verschwanden. Das Licht der Sonne erleuchtete hell die Scene. Duftende, blühende Wiesen, reiche Felder lagen vor ihnen. Mit munterm Gesange, fröhlichem Gebrülle, zogen Hirten und Vieh aus den Dörfern. Ihnen folgten fröhliche Arbeiter und zerstreuten sich in den Feldern. Die Karavanen zogen ruhig über die Straſsen. Lobgesänge des Barmeciden ertönten.

Sanft erscholl Leviathans Stimme: Giafar, dieſs kann noch geschehen!

Er berührte seine Stirne. Giafar erwachte wie aus einem schweren Traume, lag gefesselt an dem Rumpfe der Säule; Leviathan saſs gegen ihm über in voriger Stellung.

Nach einer langen Pause: Wähle, Barmecide! Dieses kann geschehen! Jenes wird geschehen! Nochmals, zum letztenmal ruft dich Ahmet, dessen Macht du kennst und siehst, zum Glück der Menschen auf! Noch mehr, er sichert auch das deine!

Giafar bebend. Wie kann es geschehen? Was muſs ich thun?

Leviathan. Stehe auf!

Giafar richtete sich auf; klirrend fielen die Fesseln von seinen Gliedern. Er sah den Kerker weit offen stehen, seine Wächter vor demselben liegen, als habe sie der Tod hingestreckt. In der Ferne hörte er sich rufen —

Leviathan. Sie schreyen um ihren Erretter von künftigem Jammer! hoffen auf ihren Retter, harren, bis Ahmet ihn zu ihnen führt, sie lechzen, den Barmeciden zur Rache zu begleiten, und den Abkömmling ihrer alten Könige, unter deren Scepter sie so glücklich waren, auf den Thron der Khalifen zu setzen. Alles was ich bisher mit dir vorgenommen habe, sollte nur zu deiner Prüfung dienen und dich auf höhere Zwecke vorbereiten. Nun erst weiſst du, wie man die Menschen leiten, wie man auf sie wirken muſs. Die Erfahrung hat dir den Mittelweg zwischen Tugend und Laster gezeigt; beyde sind als gleich gefährliche Klippen zu vermeiden. Kalt muſst du von nun an zwischen beyden stehen, und sie so mischen, wenn es noth thut, daſs keiner errathe, in welche Wagschale du gegriffen hast. Du schweiftest in der Tugend aus — wolltest ein Gott seyn — ich mache dich zum Menschen, daſs dich die Menschen ertragen mögen, daſs du menschliches Glück genieſsest. Das Gefängniſs steht offen, die Wächter schlafen, durch meine Macht — dieser dunkle Gang führt zu dem Schlafgemach des Khalifen, dem Mörder deines Weibes, dem Mörder deines Knaben, deinem Mörder. Von Wollust ermattet, sank er an Fatimens Seite in Schlaf — ich gehe dir vor, bewache und schütze dich! Du stöſsest diesen Dolch in die Brust des Schlafenden — rächest dich, bist gerettet, und Asien blüht unter dem weisen Barmeciden.

Giafar stand erstarrt — den Dolch in bebender Hand haltend.

Leviathan. Warum zitterst du, Feiger? Habe ich deine Kraft, deinen Sinn für's Groſse und Gute zu hoch angeschlagen? Wagst du dieses, was ich fordere, gegen das Glück der Menschheit abzuwägen?

Giafar. Ahmet — als ich diese schrecklichen Gesichter sah, litt ich über des Menschen Kräfte; nun du ein Verbrechen von mir forderst, leide ich nicht mehr. Vor einem Augenblick bebte ich vor deiner zermalmenden, mir unbegreiflichen Macht, nun bin ich stark, stärker als du!

Leviathan. Stark! Daſs ich doch ja deine Stärke nicht prüfe! Doch noch lasse ich mich zu dem Sohne des Staubs herab. Verbrechen? Wo ist ein Verbrechen? Durch das, was ich nun von dir fordere, was die Gerechtigkeit will, handelst du der ewigen Ordnung eben so gemäſs, als es Harouns Mutter that, da sie ihren Sohn vergiftete, um dem Bösen, das er that, ein Ziel zu setzen, und dem Guten, das Haroun thun sollte, Raum zu geben. Er hat den Kreis des Guten, das ihm bestimmt war, durchlaufen; nun da er, durch das Verbrechen an dir, zum Bösen hinüber springt, ist es deine Pflicht, dir vom Schicksal, von Ewigkeit her bestimmt, seinen Lauf zu hemmen, und das gröſsere, gewissere Gute, das die Menschheit von dir erwartet, zu vollenden. So nur zerstörst du den Saamen des künftigen Bösen, und Asiens Glück blüht unter dir auf.

Giafar, nach einer langen Pause. Dich begreiſe ich nicht mehr; doch sey was du willst, ein Versucher oder Verführer, ich begreiſe mich und wache, und deine Worte haben mich kalt gemacht. Was ist mir deine Vernünfteley? Was deine Zukunft? Ich fühle die Gränzen, in die ich eingeschlossen bin, und handle nach diesen Gränzen. Das Gegenwärtige ist der Kreis meines Wirkens, für die Zukunft ist mein Auge zu stumpf. Zum Mord forderst du mich auf? Der Barmecide sollte durch ein Verbrechen Gutes wirken? — Der Sohn des Staubs, wie du mich nennst, der nur bis morgen lebt, und dann das vermeinte Gute andern überlassen muſs, dieser Sohn des Augenblicks sollte sich erkühnen, den Gang der Welt durch einen Mord zu stören, ihr einen neuen aufzuzwingen? Du kannst wohl meinen Verstand verwirren, aber mein Herz empörst du. Zweyzüngiger! und wo bliebe die moralische Welt, von welcher du einst so erhaben sprachst? Nach deiner jetzigen Lehre würden bald Verbrechen die Erde verwüsten und alle gesellschaftlichen Bande auflösen. Die durch Eigennutz und niedrige Begierden bestochene Vernunft würde jeder schlechten That eine Wendung in diesem gefährlichen Sinn zu geben wissen. Und wäre nun ich so unsinnig, den Thron der Khalifen durch ein Verbrechen besteigen zu wollen, würde ich mich nicht durch neue darauf erhalten müssen? Würde nicht jeder Verwegene durch gleiches Verbrechen mich herunter zu stürzen berechtigt seyn?

Könnte dann noch der Barmecide das moralische Gesetz der Vernunft zur Richtschnur seines Lebens machen? Ahmet, oder wer du seyst, wenn ich mein geliebtes Weib, meinen geliebten Knaben, durch eine solche That wieder auferwecken könnte, wenn eine Stimme vom Himmel ertönte, wenn der Erhabene mir so sichtbar werden könnte, als du gefährlicher Geist mir es bist, und mir eine That geböte, die dem Gesetze meiner Vernunft widerspräche, ich würde ihm mein Ohr verschlieſsen, und zerfiel ich in Staub vor seinem Odem. Doch du machst mich Unsinn reden, denn heilig, wie er ist, kann er das Gesetz nicht aufheben, das er mir gegeben hat.

Leviathan. Du schwärmst im Fiebertraum; denn was du fühlst, denkst und sprichst, flieſst nicht aus dem natürlichen Zustand des Menschen. Selbsterhaltung ist das erste der Gesetze, dieses fühlt das Herz des Menschen bey seiner Geburt, und verläſst ihn nur beym letzten Athemzug. So wie keiner das Böse um des Bösen willen, sondern um des Vortheils willen thut, der daraus für ihn entspringt, so thut keiner das Gute bloſs um der Idee des Guten willen. Erwache aus deiner Schwärmerey, laſs dich die Bande der Menschheit wieder durch das Herz, die Sinne umfassen, und kehre zur Erde zurück, auf der du geboren bist.

Giafar. Damals, als meine Vernunft verdunkelt mein Herz von Zweifeln gefoltert war, und ich die Weisen las, die meine Selbstständigkeit auflösten; damals, da ich die Quelle des Übels auſser dem Herzen und dem Unverstand der Menschen suchte, und Gott und die Natur zu Mitschuldigen unsrer Thorheit machte, da war ich ein Schwärmer, ein unglücklicher Schwärmer; aber als meine moralische Kraft durch Thätigkeit lebendig ward, und ich durch die Ausübung der Tugend lernte, daſs aus dem Bösen, worüber ich murrte, unsre Vollkommenheit entspringt, nur daraus entspringen könnte, und ich mich dieser Vollkommenheit immer näher fühlte, die Früchte des Guten um mich her reifen sah, da verschwand die Schwärmerey, da ward ich Mensch; da trat mein Herz mit der Vernunft in Einverständniſs.

Leviathan. Um kalt, gleichgültig gegen den Ewigen zu werden? um ihn in stolzem Sinn zu lästern?

Giafar. Wer kann heiſs gegen das seyn, was er nicht fassen, nicht denken, nicht begreifen kann. Der Mensch liebt nur, was ihm durch Bedürfniſs verwandt ist, was sein Glück und Unglück mit ihm sichtbar theilen und fühlen kann. Jede dunkle, ferne, unfaſsliche Macht drückt unsre Stärke nieder, zermalmt die Kräfte, die uns zum freyen Gebrauch gegeben sind. Was ist für mich auſser dieser Welt? Ich erfülle den Kreis meines Wirkens durch die Vernunft, strebe so zu handeln, daſs der Beweggrund meines Handelns Gesetz für alle seyn mag. Der Erfolg ist nicht in meiner Gewalt; aber meine Handlung ist vollendet durch den Zweck, durch den reinen Willen. Noch fühle ich, denke ich durch diesen Körper, bald überlaſs ich ihn der Verwesung, und lebt ein anderes Wesen in mir, so kann ich nur durch dieses mit der Zukunft verbunden seyn, kann nur dadurch mit höhern Wesen in Verbindung kommen, und nur dann erfahren, in wie fern ich hier mit ihnen in Verbindung stand.

Leviathan. Der mit dem Geiste schwelgt, ist nur der feinere Wollüstling. Die ausgekünstelte Selbstsucht bestimmte einst dein Wirken, nun deinen Entschluſs. In deinem stolzen, kalten Flug, deiner dichterischen, unnatürlichen Überspannung verlierst du das Glück der Menschen aus den Augen, und stürzest dich üppiger in den Tod des Verbrechers, als der rohe Wollüstling in die Arme des lang gewünschten Weibes.

Giafar. Eben darum, weil er nicht der Tod des Verbrechers ist; nur alsdann würde ich vor ihm beben. Sieh dieſs ist eben die Freyheit meines Willens, an der ich einst zweifelte, daſs ich nun diesen fürchterlichen Tod wähle, und die Rettung verwerfe, die du mir angeboten hast. Was ist es nun, das mich über alle diese Schrecken, über deine Zweydeutigkeit, deine schaudernde Macht erhebt, was mich alles Gefühl der Rache zu unterdrücken lehrt? Ich hoffe nichts durch diesen Tod, verliere alles, was der sinnliche Mensch Glückseligkeit nennt —

Leviathan. Bemühe dich nicht, du suchst vergebens darnach; im Reiche der Träume schwebt es; aber ich will dir's mit menschlichen Namen bezeichnen — Feigheit ist es, Schwäche, dein Weib, deinen Knaben nicht überleben zu können. Ermüdung, bevor du das Ziel erreicht hast. Stolz, Wahnsinn des beschränkten Thoren, der um eines Hirngespinsts willen die Welt der Tyranney zur Verwüstung hinwirft! der in dichterischen Verzuckungen von der beschwerlichen Bahn abspringt, die zur männlichen ernsten Tugend führt. Doch es ist Zeit, daſs ich die Täuschung wegblase, in die ich dich gehüllt habe. Es ist Zeit, daſs ich die Vorsehung gegen deine kühne Anmaſsung rechtfertige. Du nanntest dich frey! Was ist Freyheit? Was heiſst frey seyn? Wann, wie, wo warst du es? Hing es von dir ab geboren zu werden? Konntest du über deine Erziehung ordnen? Die Begriffe, Gefühle bestimmen, die dir dein Vater eingeflöſst hat? Sprang dein Denken aus deiner innern Kraft, ohne daſs das Äuſsre, über das du nicht gebieten kannst, das seinige hinzuthat? Warst du damals frey, als ich dich an dem Knoten nagend fand, den der Ewige nur zur Pein der Frevler geschürzt hat? Warst du es, da ich dir, aus dir damals unbekannten Absichten, die Tugend zur Dichterey machte, und dem Sklaven der Nothwendigkeit das schmeichelnde Lied der Freyheit vorsang, um ihn fester an die Kette zu schmieden? Warst du es, da ich dich dem glänzenden Dampf nachjagte? Bist du jetzt frey? Kannst du sagen, ich will nicht in Ketten liegen, ich will nicht fühlen, ich will nicht denken? Nichts ist frey, von allem was dein Auge erreicht, dein Geist umspannt. Das Thier folgt dem aufgezwungenen Instinkt, der Stein, die Pflanze, der Baum dem Triebe des Wachsthums, die Welten den fest vorgezeichneten Bahnen, und der Mensch, das leidende Ding, den Eindrücken der äuſsern Gegenstände, die ihm seine Begierden, Wünsche, Denken und Empfinden gewaltsam wider seinen Willen aufdringen. Entspringt eine Handlung rein aus deiner Kraft, ohne allen Bewegungsgrund? Kennst du seine Veranlassung? Weiſst du sein entferntes, unsichtbares Entstehen? Die Kette der Nothwendigkeit umspannt dich hier und dort, und wenn ich die leeren, lockern Begriffe von Freyheit und Selbstständigkeit bey dir, bis zum Wahnsinn, zuspitzte, so geschah es darum, um dich später der faſslichern Wahrheit, dem nothwendigen Schicksal, das alle Knoten löst, zuzuführen. Auſser ihm ist nichts als wilder Zufall, ohne Festigkeit, ohne Zweck. Gleich einem losgeriſsnen Wesen treibst du in den Wirbeln dieser ungeheuren Maschine, ohne Steuer und Ruder. Störst und wirst gestört — zerreibst und wirst zerrieben, und sinkst zerrieben in's leere Nichts. O der herrlichen Welt, wo jeder Zwerg des blinden Geschlechts die festbestimmte unveränderliche Ordnung der Weltbegebenheiten verwirren könnte! Und welche Beschäftigung giebt denn das fünfsinnige, leidenschaftliche Thier dem Herrn und Herrscher dieser Welten? Soll er bloſs über den Wolken sitzen und eurem unsinnigen Spiel zusehen; oder allenfalls die Glieder, die ihr aus der Kette reiſst, wiederum hineinschmieden? Was ist Er, wenn jeder vermessene blinde Sohn des Staubs, jeder Wurm, jedes Insekt sein eigenes Schicksal bestimmen kann? Wenn jeder frey ist zu wollen, ohne weitere Ursache zu wollen, als weil er will. Der Zwerg steht auf und sagt: ich bin frey, es giebt keine Zukunft, mein Eigensinn, mein Wohlgefallen, meine Leidenschaften geben ihr erst Daseyn. Was will das Wesen der Wesen mit seiner festen Ordnung? wir leben ohne Haupt; von unsrer Bosheit, unsrer Narrheit, unsren schwarzen Lastern, unsrem Stolze, unsrem Wahn, unsrer Tugend, über deren Bedeutung wir noch nicht einig sind, hängen die Weltbegebenheiten ab; durch sie zerrütten oder befördern wir die Reihe der Dinge, die der Ewige entworfen haben soll. Wir machen die Welt aus, und er hat seine Freude an uns. Die Sonnen, die Planeten mögen wohl nach einer festen Ordnung laufen; doch wir, die wir ihm ähnlich sind, wir sind unsre Gesetzgeber, Schöpfer unsers Werths, sind Götter im Kleinen, pfuschen in seiner Schöpfung, pfuschen seiner Schöpfung nach.

Dein stolzes Haupt sinkt — merke auf! — Ich muſs die Vorsicht rächen — durch dein eignes Beyspiel rächen. Laſs sehen, was deine Freyheit, dein Wille zu den Begebenheiten hinzugethan hat, in die du verwickelt warst.

Hadi muſste grausam seyn, damit er deinen Vater ermorden konnte. Dieser Mord muſste in deiner Gegenwart geschehen, deinen Geist verwirren, dein Herz mit unnützen Betrachtungen über die Übel der Welt foltern, und dich zur künftigen Überspannung stimmen. Hat deine Freyheit, dein Wille hierbey gewirkt? Konntest du eines dieser Ereignisse ungeschehen machen? Eine Wolke muſste am Euphrat bersten, dich zur Lästerung gegen den Ewigen reitzen; ich muſste dir erscheinen, dich diesem dunkeln, verworrenen Labyrinthe entreiſsen, um dich zwar in ein glänzenderes, aber noch weit verworrneres zu führen. Hat dein Wille hierbey etwas gethan? Harouns Mutter muſste ihren

Erstgebornen ermorden, damit Haroun den Thron besteigen möchte, damit Haroun dich zu sich rufe, um die Tugend deines ermordeten Vaters in dir zu belohnen. Was that hierbey der freye Barmecide? Wahr ist's, etwas thatest du auf deiner Reise; du erzähltest im Selbstgenuſs den Weibern meine Erscheinung? War dieſs eine Wirkung deiner Freyheit; oder nennst du einen Kitzel deiner Zunge, Zufall — Zufall, was später über dein Schicksal so schrecklich entschied? Gewiſs, das Geheimniſs war ganz für Weiberohren gemacht und gut verwahrt. Du kamst in Bagdad an, gingst stolz, kühn und stark einher, und deine Freyheit bewirkte hier, was ganz natürlich war, das Miſstrauen, die Eifersucht eines Herrschers, der seine schwankende, junge Regierung noch erst gründen muſste; später, Giafar, hätte er deiner unabhängigen Tugend nur gelacht. Warst du damals frey, so warst du wahrlich der Sklave deiner Freyheit. In der Brust dieses Khalifen muſste eine unnatürliche Leidenschaft für seine Schwester glühen, und Giafar muſste just solche glänzende Thaten thun, um dieser Schwester Herz durch Bewunderung zur Liebe für ihn zu reitzen, und das Herz dieses Eifersüchtigen noch mehr gegen sich zu empören. War dieſs eine Wirkung deiner Freyheit, daſs sich nach und nach der Sturm zusammenzog, um dich zu zerschmettern? Von Eigennutz getrieben muſste dein kühner Feind Khozaima diesem Khalifen ins Gewissen reden. Dein Wille that hier nichts, als daſs du den gefährlichen Mann aufspartest, da dir der Khalife doch befohlen hatte, ihn mit seinem Geheimniſs in den Tygris zu begraben. Nenne dich hier frey, wenn du willst. — ich, der ich die ganze Kette fasse, sage, du warst des Schicksals blinder Sklave, und muſstest ihn aufsparen, damit er später dich erwürgte. Um seinen Ruhm, seinen Thron zu retten, deine Tugend auf die Probe zu stellen, seiner wilden Eifersucht genug zu thun, giebt dir der Khalife seine Schwester zum Weibe, und bindet sich durch einen furchtbaren Eid. Was that der freye Barmecide hierbey? — Beschämt, daſs du der Männer Pflichten nicht erfülltest, im Wahn die Phantasie der Neuvermählten mit Luft zu füllen, vertrautest du den Eid des Khalifen deiner Mutter; sie flüsterte ihn deinem Weibe in's Ohr, und blies den ersten Funken des Begehrens in ihrem Blute an. Aus Miſsmuth zieht Haroun über den Tygris; seine Weiber erzählen ihm Mährchen von Geistern, Feen und Zauberern, damit er durch seinen Spott die weibliche Ungeduld Fatimens reitze, mit deinem Geheimniſs herauszuplatzen. Abbassa muſste das Verlangen, die Kinder ihres Bruders noch einmal zu sehen, nach dem Pallast treiben, sie muſste Fatime besuchen, das Geheimniſs von ihr erfahren, der Gedanke sich in ihrem Herzen festsetzen: der Mann, der unter dem Schutze der Geister stehe, habe keine irdische Macht zu fürchten. Vergebens seufzest du, vergebens blickst du ergrimmt auf mich. Schon hatte die üppige Flamme der thierischen Liebe den hohen Sinn, die feste Klugheit des Weibes angefressen, der Wunderglaube verzehrte sie, und dieser Wunderglaube muſste den groſsen, erhabenen Barmeciden stürzen! Wie? warst du da frey, als die lodernde, zitternde

Gluth aus den Augen der vor Durst nach Wollust Sterbenden dein Herz ergriff und dich in ihre Arme zog? Konnte deine Freyheit diesen Augenblick beschwören, der über Haroun, dieses Volk, über dich, über sie, und den Knaben, den sie empfing, so schrecklich entschied? Gleichwohl wuſste der auf seine Freyheit stolze Barmecide, daſs sein Leben, und mehr als sein Leben, sein hoher Zweck, seine Tugend auf dem Spiele ständen? Wo war da deine Freyheit? Die Wollust hatte sie eingewiegt, die Weiberliebe eingeschläfert. Barmecide, war es Freyheit oder Furcht, die dich zum Heuchler machte, dich mit Frechheit ausrüstete, als dich der Khalife durch eine Wendung nach deiner Lage mit seiner Schwester fragte? Warst du frey, als du deinen Knaben deiner Mutter übergabst? Konnte deine Freyheit den räuberischen Khozaima hindern, daſs er deinem flüchtigen Knaben nicht begegnete? Konnte deine Freyheit das Stolpern des Thiers abwenden, den Mund des schreyenden Knaben zuhalten, das Ohr des Dieners deines Feindes mit Taubheit schlagen? Hing es von dir ab, daſs sich Khozaima bey seinem Berichte eines Hofgeschwätzes erinnerte, und deinen flüchtigen Knaben für einen Sohn des Neffen Harouns hielt? Was hat nun bey allem dem der freye Barmecide gethan? Wurde er nicht von einer äuſsern Macht gewaltsam fortgestoſsen, bis der Strudel ihn ergriff? Muſste er sich nicht leidend verhalten? Hat deine Tugend, dein Verstand, einem einzigen dieser Umstände entgegen wirken können? Wurde nicht dieser zum Sklaven gemacht, und iene durch sie zum Fall gebracht? Was siehst du nun hier? Zufall, blindes, sinnloses Ohngefähr; oder eine Reihe von Begebenheiten, wo nothwendig eine aus der andern flieſst? Keines Menschen Kraft vermag ihren schnellen Lauf zu fesseln; keines Menschen Kraft den kleinsten Umstand hinzu oder davon zu thun. Alles ist fest, von Ewigkeit her bestimmt; alles nothwendig. Jede gegenwärtige Begebenheit ist von der vergangenen gezeugt, und zeugt die künftige. Wäre es anders, so wäre es diese Welt nicht mehr, so wäre es eine andere, Haroun nicht das was er ist, und der Barmecide wäre nicht der erhabene, stolze Mann, den er mir hier vorspielt. Die Kette, die von dem Throne des Ewigen ausgeht, umspannt alle Welten, alles, was sie in sich fassen, keines ihrer Glieder kann verändert oder herausgerissen werden. Fest hat der Ewige alle Wesen durch die Nothwendigkeit, sich selbst durch sie gefesselt. Was wäre er, wenn er diese Kette mit so schlaffer Hand hielte, daſs jedes seiner geschaffnen Wesen sich davon trennen dürfte? Daſs jedes aus dem Kreise springen dürfte, den er zu seinem Laufe bestimmt hat? Er hörte auf zu seyn, was er ist, wäre schwach, eigensinnig, veränderlich, verleugnete seine Natur, und wäre ein Sklave seiner Sklaven. Barmecide! alles ist festes, unveränderliches Schicksal; alles ist nothwendig, was geschieht, alles was geschieht, muſste geschehen, so geschehen, wie es geschieht. Nur ein Band umspannt alles. Es giebt kein Drittes — entweder ist alles Zufall; oder alles Nothwendigkeit. Zwischen beyden liegt nichts, und das erste selbst ist nichts. Du verfliegst dich in den ungeheuren Leeren, bist ein Spiel des sinnlosen Zufalls; oder du ergreiſst die Kette der Wesen, an der alles hängt.

Da nun alles, was du gewirkt hast, was dir begegnet ist, von Ewigkeit her bestimmt und vorgesehen war, so ist auch fest bestimmt und vorgesehen, was du ferner wirken sollst, was dir ferner begegnen soll. Du muſst es wirken, es muſs geschehen, weil die Nothwendigkeit das Gesetz aller Wesen ist, und durch den Himmel, die Erde und die Hölle herrscht.

Giafar. Ich hörte dir zu und schwieg. Alles, was ich bey deiner langen Rede dachte, war, daſs du an Haroun und allen Verbrechern gefälligere, gläubigere Zuhörer finden würdest, als an mir. Den Schluſs erwartete ich, und du hast ihn ganz nach der Weise der Philosophen gemacht, die ich so lange gehört habe. Ahmet — wie ich dich nennen soll, weiſs ich nun nicht; aber ich fürchte dich nicht mehr. — Wenn, wie du zweyzüngiges Wesen nun sagst, der Mensch eine Puppe dieses schrecklichen Mächtigen ist, das Gute und Böse nicht aus freyer Wahl thut, sondern weil er muſs, demnach weder tugend- noch lasterhaft seyn kann, so stehe ich, der mit Ketten Belastete, gegen ihn auf, schüttle dieses Joch ab, empöre mich gegen deine ewige Nothwendigkeit, und zerreiſse kühn den Faden, den er, nach deiner Aussage, zur Bewirkung einer fernern Reihe von Weltbegebenheiten durch mich von Ewigkeit her gesponnen haben soll. Du sagst, ich sey an der Klippe der Wollust gestrandet, wenigstens sollst du mich nicht an der Klippe des Unsinns stranden sehen.

Leviathan. Des Unsinns? Ward nicht eben diese Lehre dem Propheten offenbart?

Giafar. Die Offenbarung der Vernunft ist älter. Und zieht der Prophet diese Folgen daraus? Wirkt wohl seine Lehre mehr, als daſs sie die Menschen unter das Joch des Gewaltigen des Himmels und der Tyrannen der Erde beugt? sie durch Furcht und Angst zur stumpfen, thierischen Geduld zwingt, damit sie sich nicht das Haupt zerschlagen? Weiſst du, warum ich frey bin? Nicht darum, weil ich alles kann, was ich will, sondern weil ich will, was ich soll. Auf dieses Sollen ist meine Freyheit eingeschränkt, daſs sie das moralische Gesetz nicht verletze, das die Vernunft mich lehrt, das in die Tafel meines Herzens von ihr nur eingeschrieben ist. Ich bin frey, weil nichts mich zwingen kann, eine Handlung zu begehen, die diese Gesetzgeberin für böse erkennt. Weiſs ich nicht, wie ich frey bin, so weiſs ich doch, wie ich gerecht, wie ich tugendhaft seyn soll. Du hast vergessen — ich begreife es warum — daſs der Mensch, auſser dieser sinnlichen Welt, durch seine Vernunft noch zu einer andern Welt gehört, und je mehr gehört, als er sich über diese sinnliche erhebt. Du hast vergessen, daſs ein Geist ohne Willen und thätige Kraft ein Unding ist; daſs er nicht Mittel, sondern Zweck ist, daſs wir nur unter Freyheit Sittlichkeit denken können. Mir ist der ganze Zusammenhang aller Weltbegebenheiten ein Spiel der moralischen Kräfte freyer, nur von dem

Gesetze der Vernunft abhängiger Wesen. Jedes übt, entwickelt, veredelt, vervollkommnet, vermindert oder verschlimmert die seinen, und bestimmt schon hier in seinem Innern seinen Werth. Mehr weiſs ich nicht, und dieſs ist mir genug. Empfinde ich nicht, daſs ich mich durch die Vernunft von allen andern Dingen, selbst denen, die auf mich wirken, unterscheide? Muſs ich mich nicht durch dieses Bewuſstseyn als ein Wesen ansehen, das auſser dieser sinnlichen Welt zur intellektuellen gehört? Giebt mir dieses nicht zwey Standpunkte, nach denen ich mich betrachten muſs? als ein zur intellektuellen Welt gehöriges Wesen kann ich die Bestimmung meines Willens nicht anders als unter der Idee der Freyheit denken. Mit dieser ist die daraus flieſsende, sich selbst Gesetz zu seyn, unzertrennlich verbunden; an beyde schlieſst sich fest der allgemeine Grund der Sittlichkeit. Wäre ich nun bloſs ein Glied der intellektuellen Welt, so würden alle meine Handlungen dem Gesetze der Vernunft gemäſs seyn, da ich aber zugleich ein Glied der sinnlichen Welt bin, so muſs mein Streben dahin gehen, daſs sie ihm gemäſs seyen.

Leviathan. Ein wahrhafter Todessprung für den Sohn der Erde! — Wie, du siehst nicht, daſs du den Knoten zerhauest, daſs du die Gränzen der Vernunft überspringest, da du dich in die intellektuelle Welt versteigst?

Giafar. Ich würde es, wenn ich mit diesen Augen hineinblicken wollte.

Leviathan. Und für diese Chimäre, für diesen Fiebertraum unterwirfst du dich dem Henker?

Giafar. Ich unterwerfe mich dem Henker, weil ich nicht der Henker eines andern seyn will.

Leviathan. Und deine Mutter? deine Anverwandten?

Giafar. Sie sind mir mehr durch Tugend, als das Blut verwandt.

Leviathan. Und das Menschengeschlecht, das durch deinen Wahnsinn leidet?

Giafar. Du spottest meiner. Wie kann Haroun den tödten, den das Schicksal von Ewigkeit her bestimmt hat, eine neue Reihe der Dinge anzufangen!

Leviathan. Wenn es nun dich fallen lieſse?

Giafar. So ist Ahmet was er mir scheint, und ich habe recht, oder, wenn du willst, dem ewigen Rathschluſs gemäſs gehandelt.

Leviathan. Welchen Lohn erwartest du für deine Thorheit?

Giafar. Keinen. Glaubst du, daſs ich mit der Tugend Wucher treibe? Vielleicht, daſs mir dann hell wird, was mir jetzt dunkel ist.

Leviathan bricht in ein schallendes, gräſsliches Lachen aus. Träumer, bevor du dahin gelangst, will ich dich zu Asche hauchen! deine Stärke zerbrechen! deinen Stolz unter meine Ferse treten! deine Kraft zum Sterben zermalmen, und dich in heulender Verzweiflung deinem Schicksal überlassen!

Erkenne mich, Barmecide! — Ich bin ein Philosoph — das böse Princip — der Ahermen — der Teuſel, Barmecide! — der Teufel, deſsen Spiel du warſt, der dich, da er dich nicht durchs Laſter ſtürzen konnte, durch den Wahnſinn übertriebener Tugend ſtürzte. Hier ſtehe ich, genieſse meines Siegs über dich, dein ganzes Haus, und dieſen unſinnigen Khaliſen. Löſe nun dieſen Knoten auf — vergleiche mein Daseyn, meine Erscheinung mit deiner Freyheit.

Während dieſer Worte überzog der Grimm der Hölle ſein Angeſicht. Wuth, Hohn, Haſs, bittrer Miſsmuth über das Miſslingen ſeiner Abſicht verfinſterten, verzerrten ſeine erhabenen Züge. Seine Lippen ſchwollen auf, dick rollten ſich die Falten über ſeine Stirne, und drangen über der Naſe hervor. Seine Augenbraunen ſenkten ſich herunter, unter ihnen ſchoſs wildes, glühendes Feuer hervor. Sein Athem fuhr kalt und ſauſend aus ſeinen weit geöffneten Naſenlöchern.

Die Worte des Drohenden, ſeine plötzliche, ſchreckliche Verwandlung zerrütteten auf einen Augenblick die Sinne Giafars. Er ſank an dem Rumpfe der Säule zurück. Schon triumphirte Leviathan in ſeinem Grimme, ſchon hoffte er ihn gänzlich zu zerknirſchen, und ihn zum Wahnwitz, zur Verzweiflung zu treiben. Nochmals rief er ihm zu: Kannſt du dieſen Knoten löſen?

Giafar faſste ſeine Kraft zuſammen, richtete ſich auf an dem Rumpfe der Säule, ſah in Leviathans fürchterliches Angeſicht, und antwortete mit feſter Stimme: Der Knoten iſt gelöſt, denn ich habe dich beſiegt.

Noch ſchrecklicher blickte Leviathan auf ihn; Giafar fuhr fort: Philoſoph, Teufel, böſes Princip, was du auch seyst, wirklich, oder ein Blendwerk meiner Phantasie! der Knoten ist gelöst, ich habe das Böse in dir besiegt. Bist du, wofür du dich ausgiebst, so bist du nichts als ein Auswurf der Geisterwelt, der mir, dem Sterblichen, nicht anders, als unter der Maske der Weisheit nahen durfte.

Leviathan. Und nie bin ich gefährlicher, als wenn ich diese Maske annehme; denn so erscheine ich in euren Philosophen. Dir nahte ich — durfte dir nahen, da du dich frech gegen den Ewigen empörtest, da die Zweifel deine Seele zerrissen, und er sein Angesicht von dir gewandt hatte. Hätte ich dein Herz vergiften können, so würde ich diese Zweifel geschärft haben; aber zu groſsen, entscheidenden Thaten warst du zu feige, und mir blieb nichts übrig, als deine Einbildungskraft zu entflammen. Gelang mir's nicht, durch das Geschwätze über unbegreifliche Dinge, durch die Träume, die ich in deinem Gehirne erzeugte, deine Tugend bis zur unsinnigen Schwärmerey zu treiben? Nur dadurch konnte ich das Gute vernichten, das du, wenn du bescheiden einher gegangen wärst, mit diesem Khalifen ausgeführt hättest. Ich sah voraus, daſs der stolze, unabhängige Schwärmer durch seine schreyende Tugend diesen, auf seine junge Macht eifersüchtigen Herrscher empören muſste! Ich sah voraus, daſs du mit jedem Widerstand, mit jedem Kampſe gegen seine ungerechten Forderungen dich höher über ihn schwingen, durch jeden Sieg über ihn seinen Stolz mehr beleidigen, seinen Haſs mehr vergiften müſstest! Ich sah voraus, daſs Harouns Schwester den Mann bewundern würde, den ich so gut zugestutzt hatte. Ich sah voraus, daſs diese Liebe, das auf dein, des Khalifen und das Weiber-Herz berechnete Spiel so blutig enden würde. Ich sah voraus, daſs du meine zweydeutige Erscheinung aus Schlaffheit oder Eitelkeit ausplandern würdest, und dieses war es, was dein Glück zertrümmerte. So muſstest du fallen, da fallen, wo Haroun mit Recht einen Beweis deiner Tugend erwarten konnte! So muſste durch dich dein, der Hölle verhaſstes Geschlecht, zu Grunde gehen! das Gute verlöschen, das du gethan hast, das du noch thun konntest. Ein Augenblick der Wollust vernichtete alles, und nun stehst du vor mir, wie der Landmann, der seine Felder umging, die reifen Früchte in Garben sammeln lieſs, sich seines Reichthums erfreute — eine Wolke stieg am Abend den Horizont herauf, der Blitz schoſs aus ihrem Bauche und verzehrte in einem Nu den Lohn des Schweiſses. Morgen sehe ich dich unter den Händen des Henkers sterben, du wirst Staub, zerfällst in Nichts, und ich fahre siegreich in die Hölle.

Giafar. Fahre hin! Noch weiſs ich nicht, woher ich komme, wohin ich gehe. Hier stehe ich vor dem Versucher zum Bösen, der meinen Verstand durch die schrecklichsten Vorspiegelungen, durch die giftigsten Erläuterungen über mein Leben zu verwirren sucht! der mich in das Dunkel zurückzustoſsen strebt, durch das ich mich muthig gekämpft habe! Um mich her sehe ich die Leichen meiner Geliebten — ahnde die Vernichtung meines ganzen edeln Geschlechts, sehe alle meine Zwecke zum Guten von der Hand eines

Mannes zertrümmert, dem ich mich aufgeopfert habe! höre sie verspottet, entstellt von diesem schrecklichen Wesen! In dieser Qual, dieser Finsterniſs, diesem Zweifel erwarte ich den Tod des Verbrechers — und was ist es nun, das mir eine lichte, leuchtende Flamme vorhält in diesem schrecklichen Dunkel? Durch was besiege ich die Zweifel, die dieser gefährliche Geist mit höhnender Miene in meine Seele schieſst? Was ist es, das mich über ihn erhebt? daſs ich ohne Schauder den Furchtbaren ansehe, seine trugvolle Hülfe verschmähe, und keine Rache auf das Haupt des Mörders meiner Geliebten herabflehe? Trugvoller Geist, in dem ich die Neigung zum Bösen besiegt habe! die Reinheit meines Willens ist es, das Gefühl, nach dem Gesetze der Vernunft gehandelt zu haben. Die Überzeugung, daſs ein Wesen nicht vergehen kann, das durch den Verstand gewirkt hat. Die Überzeugung ist es, die höchste Vollendung meiner Kraft erreicht zu haben, durch das Streben nach ihr, den uneigennützigen Gebrauch meiner Freyheit, durch den Segen der Menschen, der mich aus diesem Leben begleitet, des Lichts würdig zu seyn, dessen mein Geist bedarf, die peinliche Finsterniſs zu zerstreuen, welche du um mich gezogen hast, die ich hier nicht ganz zerstreuen kann. Dieses ist es, was mich zum Sieger über dich und alle Schrecken macht. Mein Vater, wenn du noch bist, höre mich, nimm mich auf in deinen Schooſs, ich falle wie du!

Schon erhoben sich die Haare auf dem Haupte Leviathans in rauschendem Feuer — schon dehnte sich seine Gestalt bis zum Gewölbe des Kerkers aus. Ein Bothe des Allheiligen schwebte um das Haupt des Barmeciden, ihm unsichtbar; berührte mit seinen glänzenden Schwingen sanft seine Augen, und öffnete sie der Unsterblichkeit. Leviathan entfloh, die Lampe verlosch, und Giafar versank in einen erquickenden Schlaf. Seine Seele schwebte in den Gefilden der Ruhe; sanfte kühlende Lüfte umwehten seine Stirne. Er wandelte mit Abbassa und Asan, auf blumichten Wiesen, unter freundlichen Schatten.

7.

Harouns Wuth, Rache und Haſs nahmen zu beym Gefühl seines Verlusts, beym Anblick des schrecklichen Mords seiner Schwester. Lange weinte und klagte er bey ihrer Leiche; dann sprach er das Todesurtheil über Giafar, verbannte die Barmeciden aus seinen Staaten, und lieſs in Bagdads Straſsen dem den Tod ankündigen, der einen Barmeciden beherbergen, der ihren Namen aussprechen würde. Einen gleichen Befehl sandte er nach allen Provinzen. Das Volk bebte, und verfluchte im Herzen den Mann, der ihm den Vater und Freund raubte. Die furchtbare Macht Harouns fesselte den stillen Grimm. Khozaima bekam von dem Khalifen Befehl, den Barmeciden zu dem Richtplatze zu führen. Man weckte ihn auf aus seinen süſsen Träumen, verkündigte ihm sein Urtheil, das Urtheil über sein ganzes Geschlecht, und führte ihn in Ketten aus dem Kerker. Wehklagen des Volks empfing ihn.

Heiter und ruhig sah er über das Volk hin, seine Augen winkten den Weinenden den Abschied zu, seine Hände waren gefesselt. Alles floh, da er dem Richtplatze nahte, und verschloſs sich in die Häuser. Giafar der Barmecide, die Zierde Asiens, der Ruhm der Menschheit fiel unter der Hand des Henkers, und Harouns Völker sahen sich verwaist an.

8.

Tiefe Traurigkeit herrschte in Bagdad, bald im ganzen Lande. Jeder seufzte im Stillen über den Tod des Gerechten, über den Tod des Wohlthäters des Menschengeschlechts, und jeder zitterte, den Namen des Mannes auszusprechen, den er beweinte. Nur ein einziger Alter, Namens Mondir, hingerissen von Bewunderung und Schmerz, achtete den Befehl des gefürchteten Khalifen nicht. Er stellte sich, dem verlassenen Pallaste über, auf eine Anhöhe, und brach in laute Klagen über das Schicksal Giafars und der Barmeciden aus. Das Volk versammelte sich um ihn her, und, begeistert von seinem Gefühle, von dem Schluchzen, den Thränen der Umstehenden, hielt er eine Lobrede auf Giafar und sein Geschlecht. Mit der rührenden, wahren Beredtsamkeit des Herzens schilderte er ihre groſsen Thaten, die unzähligen Wohlthaten, die sie Persien und ganz Asien erwiesen haben, dann streckte er die Arme gegen den Pallast Giafars und ihr Geschlechtshaus aus, und rief: „Und diese Häuser, in denen jeder Unglückliche Zuflucht, jeder Arme Hülfe und Trost, jeder Hungrige Speise, jede Waise einen Vater fand, sind öde und verlassen! Ihr edelster Bewohner ist nicht mehr — ist ermordet! Und Er, der alle seine Väter übertroffen hat, hat kein Grab, auf dem wir weinen, auf dem wir für ihn beten können!“

Thränen, Murren und Seufzen und Wehklagen begleiteten diese Worte des Alten. Der Kadi, der von dem Zusammenlaufe Nachricht erhalten hatte, eilte mit einer Wache herbey, trieb das Volk auseinander, riſs den Redner herunter, und schleppte ihn nach dem Pallaste des Khalifen. Der Khalife ergrimmte, ließ ihn vor sich bringen, und als er ihn erblickte, schrie er ihm zu: „Verwegener, hast du meinen Befehl nicht gehört?“

Mondir gelassen. Ja!

So tödtet den Kühnen, den andern zum Schrecken, sprach Haroun.

Mondir. Ich danke dir, Nachfolger des erhabenen Propheten! Erlaube mir nur aus Gnade, bevor du mich tödten lässest, einige wenige Worte, und ich eile dem Barmeciden nach.

Haroun winkte ihm die Erlaubniſs zu.

Mondir. Herr der Gläubigen! wer wird wohl darüber erstaunen, daſs du den armen Mondir tödten lässest, nachdem du den Gerechtesten in Asien zum Tod verurtheilt hast? Dein Volk ist nach dieser That auf das schrecklichste vorbereitet; denn um sie begehen zu können, muſs der gute Geist, der dich bisher geleitet hat, von dir gewichen seyn. Nur wenig Athem habe ich noch; aber ich will ihn anwenden, um dir zu sagen: Du hast die Zierde deines Throns, den Vater deines Volks, deinen weisen Freund in Giafar ermordet! die künftigen Freunde und Lehrer deiner Kinder in seinem Geschlecht verbannt. Freylich kannst du mich tödten, und hast, so mächtig du auch bist, kein anderes Mittel, mich alten Mann verstummen zu machen. Aber kannst du auch den Ruhm seiner und seiner Väter Thaten tödten? Kannst du den Dank deiner Völker, den Segen der durch sie Glücklichen schweigen heiſsen? Kannst du die heimlichen Thränen über ihren Verlust in deiner Unterthanen Augen zurückhalten? Kannst du gebieten, ihre Herzen sollten dich nicht im Stillen verwünschen? Tödte nur und wüthe! die Barmeciden sind unsterblich, sie leben durch ihre Wohlthaten, durch ihre Tugend. Sie leben fort in den Gebäuden, die sie als Denkmäler ihrer Menschlichkeit aufgeführt haben. Zerstöre sie, und die Trümmer werden dann noch bezeugen, was ich sage, wenn von dir nichts mehr übrig ist, als das Andenken der schrecklichen That, die du begangen hast. Dein Bruder Hadi tödtete den edlen Vater, du den noch edlern Sohn, den Sohn des Mannes, dem du das Leben dankst! „Unter solchen Herrschern ist der Tod Gewinn!“

— Harouns Wangen glühten, seine Augen wurden feucht. Vergebens erwachte Groll in seinem Geiste. Die Worte des Alten, seine Vorwürfe, das Andenken Hadi's, das er ihm so plötzlich vorhielt, die Erinnerung der Tugenden Giafars, das Bewuſstseyn: die Stimme des Volks sey gerecht, das Gefühl: der Mann, der alle diese Vorzüge besessen, sey nicht mehr, er habe seine

Rache an ihm gesättigt, seine Macht durch seinen Fall bewiesen, die Klugheit des Herrschers stimmten ihn zum Mitleid mit dem Alten. Er rief einem seiner Diener, sprach leise zu ihm; dieser trat ab. Die Umstehenden sahen den Tod Mondirs als gewiſs an. Der Diener kam zurück mit einer goldnen Schüssel voll Derhem. Haroun lieſs sie dem Alten reichen, und sagte:

Haroun ist gerecht; Asien nennt ihn Alraschid, und so wird ihn die Nachwelt nennen. Nimm hin, und Friede sey mit dir!

Mondir empfing die goldne Schüssel, hielt sie gegen die Anwesenden hin, und rief: Seht hier noch eine Wohlthat des edlen Barmeciden!

Diese Worte wurden zum Sprichwort in ganz Asien, und jeder, der noch heute unvermuthet eine Wohlthat empfängt, ruft Mondir nach: Seht hier noch eine Wohlthat des edlen Barmeciden!

9.

Leviathan fuhr ergrimmt in die Hölle zurück. Schweigend, die Augen fürchterlich rollend, sank er zu den Füſsen Satans hin. Das Triumphgeschrey der Teufel stockte plötzlich, da sie seine finstre Wuth bemerkten.

Satan rief ihm zu: Bringst du Sieg, mein Sohn?

Leviathan. Sieg, Herr, doch keinen für mich.

Satan. So stehen die Barmeciden?

Leviathan. Gefallen! Aber der, den ich hierher reiſsen wollte, den ich vernichten, dem ich Laster zur Tugend machen wollte, der hat über mich gesiegt. Ich habe mich in ihm betrogen, und der Haſs gegen die Menschen würde mich tödten, wenn mich die Last der Unsterblichkeit nicht drückte. Ich wollte ihn nur äffen, nur den Wunsch zum Verbrechen in ihm erzeugen, dann mit Hohnlachen davon ziehen; die Verzweiflung hätte ihn mir schon nachgesandt. Nichts lieſs ich unversucht; ich gaukelte ihm die künftige Glückseligkeit der Söhne des Staubs vor, setzte ihn auf den Thron der Khalifen, ermordete ihn, sein Geschlecht, tausende der Elenden, im Bilde vor seinen Augen; verwüstete, verbrannte Städte, sprach im Geiste deiner Philosophie — umsonst! Alle meine List, alle meine Kenntniſs vom Menschen scheiterten an ihm. Die Vernunft ist seine Gesetzgeberin, der reine Wille sein Leiter. Erhaben über die Schrecken, womit ich ihn umgab; stand er da! Mein fürchterlicher Anblick erstarrte ihn nicht! Sein schreckliches, nahes Ende machte ihn nicht erbeben! Alle Qualen unsers Daseyns empfand ich; da ich ihn in seiner kalten Erhabenheit vor mir stehen sah. Bis zum glühenden Wahnsinn von seinem Geschwätze über Tugend ermüdet, wollt' ich wagen, die Gränzen meiner Macht über ihn zu überschreiten — schon schloſs ich in die scheuſslichste Larve der Hölle, schon berührte mein flammendes Haar das Gewölbe des Kerkers; ein Sklave des Ewigen erschien, berührte mit seinen glänzenden Schwingen die Augen des Thoren — er sah in Verzückung, was wir verloren haben! Ich muſste entfliehen! Leviathan muſste vor dem Sklaven entfliehen! — Noch sah ich

Giafar unter den Händen des Henkers — noch hörte ich die Verbannung seines Geschlechts ausrufen.

Satan leise. Da haben wir's! doch deine Neider würden froh seyn, wenn ich dir zürnte. — Laut. Mein Sohn, du hast genug gethan! Das uns verhaſste Geschlecht der Barmeciden, die Hauptstütze der Tugend in Asien, ist durch die Bosheit der Menschen dahin; das Andenken dieses Khalifen wird das Andenken der groſsen Aufopferungen dieser Thoren schon abkühlen und wenig gefährlich für uns machen. So ein Herrscherstreich heilet die Narren von dem Enthusiasmus der Tugend auf lange. Tretet näher, ihr Teufel, bewillkommt den Fürsten, und sucht ihm gute Laune einzuflöſsen.

Die Teufel nahten spöttisch, und Moloch sagte: Fürst Leviathan, auch dem geschmeidigsten Sophisten gelingt nicht immer der Zungenkampf. Schade nur, daſs es ein Sohn vom Weibe geboren ist, der dich überwunden hat.

Satan. Schweig, Prinz Moloch! Leviathan hat gesiegt! für die Hölle groſs gesiegt! Nur sein edler Ehrgeitz macht ihn miſsvergnügt.

Leviathan. Verdammt sey die Vernunft des Menschen! Durch sie dachte ich diesen dem Ewigen zu entreiſsen, und brachte ihn ihm näher. Dreymal verdammt — meine Verwünschung erschalle durch die ganze Hölle — sey die kalte, starke Vernunft! Groſs ist die moralische Kraft des Menschen, wenn sie ihn leitet, und nur durch sie steht er da, ein Bild des Ewigen! An keinen will ich mich mehr machen, der sich bloſs von ihr leiten läſst, der das Gute um des Guten willen thut, ohne Hoffnung auf Lohn, der die Tugend zu seiner Natur und Bestimmung macht! Macht euch, ihr Teufel, an die, welche sich vom Glauben leiten lassen, die vor Strafe zittern, und nach dem Lohn schnappen, der so lockend für sie ist, weil er, wie sie meinen, alle Genüsse übertrifft, die sie in Schwelgerey ihrer Sinne gekostet haben. Die Vernunft steht in einer Schanze, in Felsen gehauen; nur dann, wenn sie sich mit dem Glauben sinnlich vermischt, zieht die Einbildungskraft eine Verzäunung von Stroh um sie, diese setzt ihr mit einem einzigen irdischen Funken in Flammen, und erstickt die gefesselte Sklavin im Dampfe!

Satan. Merkt euch dieſs, ihr Teufel!

Leviathan. Doch sage mir, Herr, was soll aus uns werden, wenn die Philosophie, die dieser Giafar nur ahndete, und die von der deinen so sehr absticht, einst von einem tiefen Denker systematisch bearbeitet wird, und faſslich unter den Menschen in Gang kommt.

Satan. Damit hat es noch lange Zeit, und geschieht es einst, so wird es damit gehen, wie mit allem, was die Menschen thun. Sey ruhig, mein Sohn, über diesen Punkt. Der Faden ist für die groben Sinne viel zu fein gesponnen, das Licht viel zu helle, als daſs es die bloſs an *Helldunkel* gewöhnten Augen der Menschen ertragen könnten. Und wagt sich einst dieser Denker hervor, so werden die Schüler meiner Weisheit ein solches Geschrey erheben, daſs man die Stimme der Wahrheit nicht vernehmen wird. Meine

Schüler, Leviathan, schreyen für die Ehre, das Brod, das Handwerk, und ihre Zunft ist groſs, wie du weiſst. — Alles das ist nur für die Hörsäle, allenfalls noch für die Wolkenritter, wie dein Barmecide einer war. Versuche nur einer, diese kalte philosophische Dichterey thätig unter den Menschen auszuüben, und es wird ihm ergehen, wie diesem da. Nur meine Philosophie ist und bleibt die wahrhaft allgemein praktische für diese sinnlichen Söhne der Erde. Die übersinnliche des Philosophen, womit du uns bedrohst, wird nur eine Satyre mehr zur Beschämung dieses Geschlechtes werden, und meinen treuen Schülern noch viel giftigere Beweise zur Bekräftigung der meinigen, von den Menschen geliebtern, liefern.

Grimma,

gedruckt bey Georg Joachim Göschen.

F. M. KLINGERS

WERKE.

SECHSTER BAND.

REISEN VOR DER SÜNDFLUTH.

KÖNIGSBERG
BEY FRIEDRICH NICOLOVIUS. 1815.

6804075*3

REISEN

VOR DER SÜNDFLUTH.

Mag auch angeborner Sinn sich verbergen!

Pindar.

KÖNIGSBERG

BEY FRIEDRICH NICOLOVIUS. 1815.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK · MUENCHEN

REISEN
VOR DER SÜNDFLUTH.

1794.

EINLEITUNG

DES HERAUSGEBERS

nach Ben Hafi, und den arabischen Traditionen.

Nach den strengen und thätigen Weisen und Eroberern, die dem groſsen Propheten in dem Khalifat nachfolgten, lebte nun einer, der vermöge seiner Erziehung und seines natürlichen Hanges zur Ruhe, das Geheimniſs finden muſste, der Oberherrschaft über Asien in aller Gemächlichkeit zu genieſsen. Seine Vizire und Vertrauten bewiesen ihm klar, daſs alle seine Vorfahren, nur um ihm, ihrem weisesten und glücklichsten Nachfolger, ruhige, selige Tage zu verschaffen, so viel Land erobert, und so viele hunderttausende während der Eroberungen aufgeopfert hätten. Es hält, wie man sagt, nicht schwer, einen Mann, der als Thronerbe geboren wird, von einer solchen Meynung zu überzeugen, und man soll sogar bey noch sonderbarern Meynungen auf seinen Beyfall rechnen können, wozu aber Erfahrung und Geschichte die

Beweise liefern mögen. Der Khalife wenigstens widersprach diesen edlen Männern selten, und wären die Kräfte seines Körpers, der Witz seiner reich besoldeten Mährchenerzähler, zu seinen physischen und geistigen Ergötzlichkeiten immer hinreichend gewesen, so wäre er, aller Wahrscheinlichkeit nach, ohne weitere Klage und Miſsbehagen, von seiner Seite wenigstens, mit dem Ruhme zu seinen Vätern gewandelt, selbst nichts Gutes und nichts Böses gethan, und weder das erste gehindert, noch das zweyte befördert zu haben. Hofleute und Priester mögen es beweisen, daſs dieses die besten Regierungen sind. Da aber nun des Khalifen Nerven durch Ruhe und Genuſs etwas geschwächt waren, seine witzigen Köpfe sich in wunderbaren Mährchen so erschöpft hatten, daſs sie die alten wiederholen muſsten, ein Ding, welches dem Herrscher ganz unerträglich vorkam, so waren plötzlich alle Personen, die in seinem heiligen und mächtigen Namen herrschten, und als wohlverbundne Räuber gegen die Menschheit fest zusammen hielten, in der gröſsten Verlegenheit. Was ihre Verlegenheit sehr ängstlich machte, war, daſs der Khalife, der sich bisher um die Regierung gar nicht thätig bekümmert hatte, auf einmal anfing, sich nach diesem und jenem zu erkundigen, und für einen Mann von vierzig Jahren, der seit einigen zwanzigen regieren lieſs, die sonderbarsten Fragen that. Es schien, er, der bisher ohne alle Sorge und Unruhe auf dem Throne gesessen hatte, wollte nun auf einmal wissen, warum er auf dem Throne säſse, und was ihm denn eigentlich für Geschäfte in dieser

Welt zugetheilt wären. So weit kann sogar Abspannung und Mangel an die Phantasie kitzelnder Unterhaltung einem Khalifen selbst in Asien bringen.

Der Khalife war ein sehr frommer Mann, ein eifriger Verehrer Gottes, und treuer Schüler des Propheten. Keiner seines groſsen Reichs war von dem Hauptgesetze der wahren Gottesfurcht, dem völligen Ergeben in den Willen des Höchsten ohne Murren und Fragen, dem Dulden unter dem Schicksale ohne Klage, so tief durchdrungen, wie er. Er kannte kein andres Buch als den Koran, dessen Worte beständig im feyerlichsten Tone von seinen Lippen flossen, weil der Geist derselben ganz in seinem Herzen wohnte. So leicht nun die Verbündeten, die von diesem Geiste weniger durchdrungen waren, dieses miſsbrauchen konnten, so wuſsten sie doch, daſs es ihrem Herrn, der so oft die naivsten, ja gar erhabene Dinge sagte, und eben so oft die weisesten Entschlüsse faſste, weder an Verstand noch Witz, sondern bloſs an dem gebrach, was diesem allem Gedeihen giebt — dem festen, ernsten Willen. Daſs dieser ihnen so gefährliche Feind nicht rege würde, dafür hatten sie bisher weislich gesorgt, nun aber fürchtete jeder des Bundes, es möchte wohl einer unter ihnen herrschsüchtig und treulos genug seyn, diesen halberwachten Feind ganz aufzuwecken. Zwar fürchteten sie nicht, der Mann, der seinem Fleische so lange wohlgethan hatte, daſs zu Zeiten sein Geist mit demselben eins geworden zu seyn schien, würde nun auf einmal ein thätiger Regent werden; alles was sie besorgten, war, einer von ihnen möchte sich, durch die Erfindung eines neuen Gaukelspiels, des Herrschers über Asien allein bemächtigen. Diese Sorge und Angst dauerte einen ganzen Monat lang; einer beobachtete den andern, Ruhe und Schlaf hatte alle verlassen. Die Kabale, Intrike, Niederträchtigkeit, die Heucheley und der Stolz, angefeuert von Furcht, Miſsgunst und Neid, spielten eine so possirlich tragische Farce, daſs des Khalifen Unterthanen, hätten sie in die Herzen ihrer Unterdrücker blicken und ihrem Spiel zusehen können, wenigstens einen kleinen Trost für ihre Leiden gefunden haben würden. Ach die Lage eines Hofmanns, der nicht mit den vollen Segeln der Gunst schiffet, oder der in seiner stolzen Fahrt auf eine Klippe stöſst, ist gar zu traurig, und gewiſs, es beweiset die eingewurzelte Bosheit der Menschen, wenn sie sich eines so rührenden Schauspiels erfreuen! Zum Trost der Gutgesinnten befreyte indessen der Zufall, das dunkelste und entscheidenste aller Wesen in menschlichen Ereignissen und Begebenheiten, unsre Bekümmerten aus ihrer Verlegenheit. Freylich nur auf eine kurze Zeit; da man aber nirgends mehr als an Höfen auf den gegenwärtigen Augenblick sieht, so schien schon alles gewonnen.

In Bagdad trieb sich um diese Zeit ein gewisser Ben Hafi herum, den das Volk den weisen Narren nannte; zwey Gemüthsbeschaffenheiten, die, so widersprechend sie auch bey dem ersten Anblick erscheinen, sich doch sehr oft beysammen finden. Vielleicht nannten die Bagdaner ihn auch darum den weisen Narren, weil er nicht weise auf ihre Art war, und gewiſs hätte er nach der ihrigen mehr gewonnen, als nach der seinigen. Bis jetzt beſaſs er nichts an Werth und Schätzen, als eine seltne Handschrift mit wunderbaren Zeichen geschrieben, des Inhalts: Reisen vor der Sündfluth, aus dem er bald diesem bald jenem, für ein Mittagsessen oder Nachtlager, etwas vorerzählte. Diese besondre Art sein Brod zu erwerben ward dem Ober-Kadi durch seine geheimen Aufseher hinterbracht, und dieser Umstand beweiset den Spruch des weisen Salomo, daſs unter der Sonne nichts Neues mehr geschehen und erfunden werden kann. Der Herausgeber dieses Buchs bedauert es, daſs er seine Zeitgenossen um den Ruhm dieser Erfindung der weisesten Polizey bringen muſs, tröstet sich aber mit dem schmeichelhaftesten Gedanken, daſs sie diese rohe Erfindung so zur Vollkommenheit gebracht haben, daſs es unserm erleuchteten Zeitalter noch immer als charakteristisches Ehrenzeichen vorzüglich angehört. Auf was für Absprünge doch ein Mann, der heute ein Buch schreibt oder nur zusammenträgt, gebracht wird, und gleichwohl klagt man, daſs wir nicht mehr so einfach schreiben, wie die Alten. Klagt die Veränderung der Umstände, die hohe Erleuchtung an, ihr beschwerlichen Miſsvergnügten! Was kann der Schriftsteller dafür, daſs Religion, Moral, Politik, Polizey, Finanzwesen und Regierung, in ein so schönes, feines, rundes und vollendetes Ganze zusammengeflossen sind, daſs man keinen Faden dieses so mannichfaltigen Gewebes berühren kann, ohne die unzähligen andern mit zu bewegen. Und warum darüber klagen, da wir daraus beweisen können, daſs sie nicht allein uns glücklich machen, sondern auch durch den Reichthum unsrer Ideen den Vorrath unsrer Sprache so vermehrt haben, daſs die Alten mit ihren so ausgebildeten Sprachen als arme Stümper erscheinen müſsten, wenn sie mit unsern Moralisten, Kammeralisten, Finanziers, Polizeyaufsehern oder gar mit einem Minister zu unterhandeln hätten.

Der Ober-Kadi, der vermöge seines Berufs, natürlich gleich etwas Widriges gegen den Koran oder den Khalifen in dem Benehmen des weisen armen Narren finden muſste, lieſs ihn ohne weiteres vor der Hand gefänglich einziehen, und dieſs nach den Regeln der Klugheit; denn er war überzeugt: daſs wenn bey der Sache Gefahr wäre, so sey er ihr zuvorgekommen, und fände man den armen Narren unschuldig, so habe er ja noch immer Zeit genug, gegen ihn gerecht zu seyn. Ein Mann, der in Bagdad vor grauer Zeit so schlieſsen konnte, wäre auch noch heute in unsern feiner organisirten Staaten zu gebrauchen; doch maſsen wir uns mit dieser Bemerkung gar nicht an, unsre Ober-Kadis belehren zu wollen, was in solchen Fällen ihre Pflicht sey.

Zum Glück des armen Ben Hafi sprach der Ober-Kadi zufällig von diesem besondern Vorfall mit dem Groſsvizir. Der Groſsvizir, der sich am meisten im Gedränge fühlte, hörte kaum die Worte: Reisen vor der Sündfluth, ein närrischer Weiser, als sein Geist ihm zuflüsterte: „Wer weiſs, ob uns dieser nicht aus der Verwirrung hilft; je seltsamer, je besser! Ist der Kerl ein Narr, und doch weise dabey, so wird er ja wohl wissen, wie man einem etwas abgespannten Monarchen die Zeit vertreibt, ohne daſs es nützet oder schadet!“

Der Groſsvizir sah und hörte Ben Haſi, durchblätterte seine wunderbare Handschrift, schüttelte den Kopf über die verworrenen, verzerrten Zeichen, und blickte ihn lächelnd an, während ihm dieser ernst und kalt in die Stirne sah. Hierauf rollte der Groſsvizir die Handschrift zusammen, nahm sie unter den Arm, winkte Ben Haſi, ihm zu folgen und sagte im Gehen: „Ben Haſi, närrische Weisheit, so viel du immer willst, nur keine ernste. Die erste erwirbt dir Gold und des Groſsvizirs Gunst, die zweyte des Khalifen Unwillen, weil sie ihm Langeweile machen würde, und sein Diener müſste sie dir, vielleicht gezwungen, mit einem Strick belohnen.“

Nach diesem sehr verständlichen Fingerzeig führte ihn der Groſsvizir bey dem Khalifen ein, legte diesem die Handschrift vor, sagte ihm was sie enthielte, und was er von dem närrischen Weisen wuſste.

Während der Khalife, neugierig und erstaunt, die wunderbare Handschrift durchblätterte, hatte Ben Haſi Zeit, ihn zu beobachten. Sein freundlicher, milder Blick, seine schöne ehrwürdige Gestalt, gewannen ihm Ben Haſi's Herz, und es fuhren diesem so viele sonderbare Gedanken über den Herrn der Gläubigen durch den Kopf, in die sich zugleich so viele Kühnheit mischte, daſs sie selbst die Gegenwart des strengen Groſsvizirs nicht niederschlagen konnte. —. Bald that der Khalife eine Menge Fragen an ihm: „Woher er die Handschrift habe? In welcher Sprache sie geschrieben sey? Wer der Urheber davon sey? Wie sie der allgemeinen Fluth hätte entgehen können? Ob es nicht gar eine Erdichtung wäre? Scheue dich nicht, Ben Haſi, setzte er hinzu, mir dieſs zu gestehen, denn aus gewiſsen Ursachen wäre es mir noch lieber, wenn es eine Erdichtung wäre.“

Ben Haſi versicherte den Khalifen, die Handschrift enthielte Wahrheit, und stellte ein treues Gemählde von der Erde und ihren Bewohnern in dem letzten Zeitraum vor der Sündfluth dar.

Khalife. So fürchte ich sehr, diese Gemählde werden so wenig lustig seyn, wie die Gemählde von den Menschen nach der Sündfluth.

Ben Haſi. Nachfolger des Propheten, du hast viel mit wenig Worten gesagt, vielleicht noch mehr, als du sagen wolltest.

Khalife. Ich will weiter nichts sagen, als daſs ich fürchte, deine Geschichte da wird für mich nicht unterhaltend seyn.

Ben Haſi. Höre sie an, und urtheile dann.

Groſsvizir. Du bist sehr kurz, Ben Haſi! Glaubst du, der Khalife habe weiter nichts zu thun, als das Wagstück mit dir einzugehen, seine kostbare Zeit auf's Spiel zu setzen?

Ben Haſi. So erspare sich und mir der Herr der Gläubigen die Zeit, denn ich stehe für nichts. Und beym Propheten, ich würde eine groſse Sünde begehen, wenn ich dem Nachfolger des Propheten Stunden raubte, die seinem Volke gehören. Noch mehr, meine Geschichten müſsten erbärmlich flach seyn, wenn man sie an einem Hoſe immer unterhaltend ſinden sollte; oft erfordern sie etwas mehr, als das bloſse Ohr. Laſs mich darum immer wieder einpacken.

Khalife fuhr hastig zu. Halt! beantworte erst meine Fragen, und dann will ich deine Geschichten hören.

Ben Hafi. Herr, wenn du mir befiehlst, daſs ich dir die Zeichen der Handschrift verdollmetschen soll, so wirst du die Antworten auf deine Fragen nach und nach selber ſinden. Für jetzt so viel!

Diese wunderbare Handschrift fand viele Jahrhunderte nach der Sündfluth ein Weiser Indostans, auf dem alten Gebirge, *) tief unter einem Felsen vergraben. Durch Eingebung eines höhern Geistes lernte der Weise die Handschrift zu entziffern, wenigstens sagte er so. Die Handschrift erbte in seiner Familie fort, und immer lehrte der Vater den Erstgebornen den Sinn der wunderbaren Handschrift. Ich wanderte in Asien herum, kam nach Indostan, lernte den Besitzer der Handschrift kennen, und stahl ihm, durch den

---

*) Da die Handschrift Ben Hafi's weder dieſs alte Gebirge noch den Khalifen namentlich bezeichnet, so hätte der Herausgeber eine schöne Gelegenheit, sich das Vergnügen zu machen, eine lange historische Abhandlung darüber zu schreiben, und sie diesem Werke anzuhängen. Das einzige was ihn abhält, ist der Zweifel, ob sie dem Leser eben so viel Vergnügen machen würde. Ein Zweifel, der da beweiset, daſs der Herausgeber gewiſs kein Teutscher ist.

Beystand meines natürlichen Geistes, den Schlüssel zur geheimen Sprache dieser Zeichen. Bald darauf verlieſs ich ihn und wunderte mich sehr, als ich in dem Sacke, worin ich meinen Vorrath auf der Reise trage, die seltne Handschrift fand. Vielleicht wollte mich der gute Weise mit dem Geschenke, nach dem er mich so lüstern sah, überraschen; vielleicht auch, daſs das Schicksal wollte, sie sollte nicht fernerhin das zu eigennützige und beschränkte Eigenthum eines Einzigen bleiben; vielleicht wollte es gar, daſs der arme immer herumwandernde Ben Hafi an des Khalifen Hofe dadurch das Ende seiner mühseligen Wanderungen finden sollte. Die Zeichen nun, die du hier siehst, Beherrscher der Kinder des Propheten, sind Zeichen und keine Sprache, oder besser, sie sind Versinnlichung der Gegenstände. Und wer nun diese Zeichen zu deuten weiſs, und jedes derselben durch drey und sieben, und sieben durch drey, und eins durch drey, und drey durch eins, und neun durch drey, und drey durch neun zu theilen und zu verbinden versteht, der versteht die Bedeutung und den Sinn der Zeichen, er sey Araber, Perser oder Indostaner. Die Wurzel liegt in dem Ungraden, und der Geist der Wurzel in dem Einfachen.

Khalife. Genug! genug! Sage mir lieber, was die Handschrift enthält.

Ben Hafi. Wie schon gesagt: Reisen, Geschichten vor der Sündfluth. Mahals, Noahs des Propheten Schwähers Reisen, oder die Geschichte der Menschen und ihrer Herrscher vor der Sündfluth.

Khalife. Ich lieſs dich schon merken, daſs ich die Geschichten nicht leiden kann, die wahren meyne ich. Mährchen! Mährchen müssen es seyn! denn sieh, Ben Hafi, Mährchen lehren Weisheit, ohne den Anschein davon zu haben; sie belehren den Zuhörer, ohne daſs sich der Erzähler dem Verdacht aussetzt, höhere und bessere, als er selbst ist, belehren zu wollen. Mährchen kitzeln die Einbildungskraft und schläfern ein. Von Mährchen glaubt der Zuhörer was er will, und erzählst du etwas Schlechtes von Sultanen und ihren Dienern, so kann man denken, es sey Erfindung eines müſsigen Thoren, oder eines warzgallichten Miſsvergnügten; aber der Geschichte muſs man glauben. Darum muſst du mir deine Reisen da wie Mährchen erzählen, wenn du willst, daſs ich sie hören soll. Miſsfällt mir etwas, so denk' ich oder sag' ich dann: ist's doch nur ein Mährchen und keine Wahrheit!

Ben Hafi. Ich bewundere was du sprichst! Springt doch immer da der tiefe Sinn hervor, wo du ihn nicht suchtest! Ach gliche nur das Vermögen meines Geistes dem Willen dir zu gefallen, so sollten dir Mahals Reisen vor der Sündfluth eine herrliche Erzählung werden und ich wäre des reichen Lohns gewiſs.

Khalife. So beginne!

Ben Hafi. Da nun meine Erzählungen wie Mährchen klingen sollen, so erlaube, daſs ich erst ihren Ton umstimme. Auch muſst du mir, bevor ich anfange, eine Bedingung gewähren. —

Khalife. Eine Bedingung! Wer macht die als ich? Vernimm die meine und schweige. Ich unterbreche dich, so oft es mir gefällt. Mache meine Anmerkungen über das was du erzählst, schlafe ein, wenn ich dazu geneigt bin, und wenn ich schlafe, so erzählst du fort; denn derjenige, der unter dem Erzählen schläft — vorausgesetzt, daſs der Erzähler keine schnarrende, rauhe, gellende Stimme hat — der glaubt, er schliefe unter dem sanften Gemurmel eines Baches, und erwacht er, so hat er den Vortheil, daſs er gleich Gedanken vor sich findet, die ihn weiter keine Mühe kosten, als sie aufzunehmen.

Ben Hafi. Vortreflich, Herr! doch ich kann von meiner Bedingung nicht abstehen, solltest du auch mir zürnen.

Khalife. Laſs hören.

Ben Hafi. Du erlaubst mir in diese Reisen oder Mährchen so viel von meiner eignen Weisheit und Thorheit, meinen Sprüchen und Bemerkungen einzumischen als mir gefällt, und wenn sie auch nicht an ihrer Stelle ständen. Kein Philosoph hört sich lieber, als ich mich höre, und springt meine Ader einmal, so möcht' ich mich lieber erdrosseln lassen als schweigen. Auch muſs ich aufhören können, wenn ich es für gut finde, und meine Mährchen nach mir gefälligem Maſs zuschneiden dürfen. Ferner muſst du Mahals Reisen bis ans Ende anhören, und sollten sie dir auch noch so viele Langeweile machen; denn erst am Ende kommt das Lustige und Stechende. Bin ich mit Mahals Reisen fertig, so erzähle ich dir meine Wanderungen durch Asien und Afrika, die, ob schon nach der Sündfluth gemacht, mit denen vor der Sündfluth sehr viel ähnliches haben, nur daſs sie etwas wunderbarer und lustiger sind. — Herr der Gläubigen, gefallen dir meine Bedingungen nicht, so rolle ich meine Handschrift zusammen, und du machst mit mir was du willst.

Khalife. Und du fürchtest nichts von dem, der hier über Tod und Leben gebietet?

Ben Hafi. Nichts, gar nichts, und dazu habe ich einen ganz eignen Grund.

Khalife. Wie lautet der?

Ben Hafi. Ich glaube, Herr, daſs nur die Bösen nach diesem Leben sich fühlen und fortdauern, daſs die Guten dort ohne Träume und Erinnern schlafen, und darum kann ich nicht geschwind genug dahin kommen, wo man nicht mehr erwacht, wo man vergiſst, daſs man gewesen ist.

Khalife. Du sprichst Unsinn, Mensch, doch Gott ist groſs! denn bey den Engeln, die einigen die Seelen gewaltsam entreiſsen! bey den Engeln, die sie einigen sanft ablösen! bey den Engeln, die mit den Befehlen Gottes schwimmend in der Luft hingleiten! bey den Engeln, die dem Gerechten in dem Paradiese vortreten, und seinen Sitz bereiten! bey den Engeln, die die Ereignisse der Welt leiten! Nur ein Stoſs in die Trompete wird ertönen, und die Gräber werden sich öffnen, und die Ungerechten werden rufen: Ach, Unglück über uns, der Tag des Gerichts ist da! Dann wird die Erde von ihrer Stelle beweget, die Gebirge in Stükken zerschlagen werden und in Staub zerfliegen. An diesem Tage soll die unvermeidliche Stunde des Gerichts kommen. Dann soll die Sonne zusammengefaltet werden, die glänzenden Gestirne erlöschen und die Himmel zerrissen werden. Das Meer wird kochen, die reiſsenden Thiere werden sich zu Haufen sammeln, des zehen Monden trächtigen Kameels wird man nicht achten, die Seelen werden mit den Leibern wieder vereinigt werden, die Gräber sich öffnen und die Todten lebend hervorgehen. Dann wird eines jeden Buch geöffnet werden und jedem geschehen, nach dem er gethan hat! *)

Ben Hafi. Gott ist groſs und gerecht und darum fürchte ich nichts. — Ohne diese Bedingungen rolle ich die Handschrift hier nicht auf.

Khalife zum Groſsvizir. Was für einen Menschen hast du mir da gebracht?

Groſsvizir. Ich bedeutete dir, Herr, daſs ihn das Volk den närrischen Weisen nennt. Geh immer ein, was er verlangt; kannst du ihn doch durch einen Wink zum Stummen machen.

Khalife. Wohl weiſs ich dieſs; aber du weiſst auch, daſs ich es eben darum nicht thue. Wie kann ich, der Aller Willen lenkt und bloſs nach seinem

---

*) Aus dem Koran; wie alle übrigen so gedruckten Stellen, die in diesem Werke vorkommen.

Willen lebt, einem Sklaven Willen gegen mich verstatten?

Ben Hafi, der die letzten Worte vernahm. Herr der Gläubigen, dabey leidet dein hoher Wille nichts. Du kannst, wenn, was und wie du willst, und willst du, so willst du doch nur durch deinen Willen, da du Herr bist zu wollen oder nicht zu wollen. Nur du gebietest dir; denn wer könnte dich wohl nöthigen, mir dem armen Ben Hafi eine Bedingung zu gestatten, wenn du nicht wolltest. Alles was man sagen könnte (vorausgesetzt, man dürfte es wagen, von dir zu reden) wäre: der Herr der Gläubigen gehorchte dem edlen Triebe des Wissens, der, wie du weiſst, die Mutter aller Kenntniſs ist. —

Khalife. Genug! Ich gehe es ein. Vizir, laſs ihn kleiden, daſs er morgen Abend anständig vor mir erscheinen kann. — Bringe du die Handschrift mit den Fratzen mit. Wahrlich, man sollte sagen, die Hähne hätten sie im Kampfe darauf gezeichnet. — Doch noch eins! Ich setze voraus, daſs die Handschrift nichts enthält, was den Koran beleidigen kann.

Ben Hafi. Sie kann ihn nur verherrlichen, wie du am Ende sehen wirst.

ERSTER ABEND.

Der Khaliſe lag auf dem Sopha. Zu seinen Füſsen ſaſs ein alter Verschnittner, Masul, der von des Khaliſen frühster Jugend um ihn war, ohne den er nicht seyn konnte und der, weil er taub war, ein sehr ernsthafter Zuhörer blieb. Gegen dem Khaliſen über ſaſs sehr ehrerbietig der Groſsvizir; hinter diesem der Leibarzt, und in einiger Entfernung die wichtigen Diener des Staats, die man nach unsern Gebräuchen Kammerherrn nennen könnte.

Ben Hafi ſaſs an einem kleinen Tische, mitten in dem Zimmer. Er beugte sich auf den Wink des Khaliſen dreymal mit vielem Ernst und Anstand, rollte die Handschrift aus einander, blickte über die hohe Versammlung hin, und begann:

Da ich Mahals Reisen vor der Sündfluth, oder die Mährchen vor der Sündfluth, wie sie der Herr der Gläubigen genannt will haben, ganz nach meiner Laune erzählen darf und will, so schicke ich zur Einleitung die drey folgenden wichtigen Anmerkungen voraus.

Für's erste: da die Menschen und Sultane, die darin auftreten werden, alle vor der Sündfluth gelebt haben, so kann ich keinen der jetzt Lebenden, noch weniger der Gegenwärtigen, durch meine Erzählung beleidigen wollen, träfe es auch zufällig zu, daſs das

Gemählde dieses oder jenes der Vorwelt, diesem oder jenem der Nachwelt so haarscharf gliche, als habe er dem Mahaf dazu gesessen. Selbst die ältesten Familien Asiens können von dem Erzählten nichts auf sich ziehen, denn es ist bekannt, daſs, so wie die alte Welt ihren Ursprung nur einem Manne zu danken hat, die neue den ihren gleichfalls —

Khalife. Ben Hafi, ich weiſs was du sagen willst, und gebiete dir, davon zu schweigen. Es ist besser, gewisse Dinge in dem Dunkel zu lassen, in dem sie verborgen liegen. — Wenn du zum Beyspiel nun sagtest, wir alle hier, selbst diesen tauben Verschnittenen nicht ausgenommen, stammten von einem Manne her, so könnte dieser oder jener nicht glauben, wir alle seyen eines Ursprungs; darüber nun lieſse sich gar vieles denken; und sage, wem frommte das?

Ben Hafi. Dem Weisen, Herr! doch ich bitte dich, werde nicht zum Räuber an dem armen Ben Hafi und denke unsers Vergleiches. Die Bemerkung gehört mein, und ich lasse mir sie von keinem nehmen, selbst von dir nicht, der Millionen alles, bis auf den Athem, nehmen kann. Herr der Gläubigen, Gedanken sind ein Eigenthum, worauf die Allmacht selbst Verzicht that, da sie den Menschen den denkenden Geist einblies.

Dieses sagte Ben Hafi mit einem so feyerlichen Ernste, daſs sich die Gesellschaft anblickte, und einer den andern zu fragen schien, wie es zu nehmen sey. Der Khalife sagte zu ihm: Friede sey mit dir! lieſs sich noch ein Polster unterlegen, und winkte dem Erzähler fortzufahren.

Ben Hafi. Vor einigen Tagen begegnete ich einem Barbier an dem Tygris, der wie ich die weite Welt durchlaufen hatte, und nun auf seiner Heimkehr war. Ich fragte ihn, wie es drauſsen herginge, und er antwortete mir: Bruder, überall wie bey uns. Dieses ist meine zweyte Anmerkung, und vielleicht möchte ein so philosophischer Kopf, wie mein Barbier, an dem Ende der Reisen Mahals und meiner Wanderungen mit ihm sagen: es ist heute noch vieles wie damals.

Khalife. O des Schwätzers! erzähle und laſs die Leute sagen was sie wollen.

Ben Hafi. Herr der Gläubigen, die Bedingung.

Khalife. Nahe bin ich daran, eine der meinigen zu erfüllen und einzuschlafen.

Ben Hafi. Dieſs muſs ich ertragen, verschweige meine dritte Anmerkung und beginne.

Khalife. Nun will ich sie hören.

Ben Hafi. Sie lautet: obgleich die Sündfluth alles Unkraut der alten Welt weggespühlt hatte, so blieb doch, wie du hin und wieder merken wirst, einiger Saamen desselben in der Erde zurück, und vermuthlich wird sie nur das Feuer einst ganz und gar ausreinigen.

Khalife. Dann werden alle glauben.

Ben Hafi. Ich beginne:

Kaum athmeten auf diesem Klumpen Erde einige wenige Menschen, so theilten sie sich schon in Gute und Böse, und was man von Geschöpfen, die ihrem

Urſprunge ſo nahe waren, die ihren gröſsen Schöpfer zum Theil mit Ohren gehört, mit Augen geſehen hatten, wenigſtens nicht hätte erwarten ſollen, die Guten machten bald Gemeinſchaft mit den Schlechten und übertrafen ſie am Ende gar in Bosheit und Verderbtheit.

Khalife. Einen Augenblick, Ben Haſi! fängt gleich dein Mährchen wie die Ermahnung eines Mullah's an, ſo habe ich doch nichts dawider, weil es mir Gelegenheit giebt, etwas zu ſagen, das mich oft beſonders dünkte. Warum wundert man ſich doch ſo ſehr, daſs die Menſchen heute ſo böſe ſind, da doch die Menſchheit ſo zu ſagen ſchon zum Greiſe geworden iſt, und damals ſo zu ſagen noch als Säugling an der Bruſt der Amme lag. Und dieſs, dieſs ſage mir, warum ſind die Menſchen böſe? Warum giebt es der Böſen mehr als der Guten?

Groſsvizir. Dieſes kommt von dem in den Menſchen eingewurzelten Böſen her, und darum muſs man ſie mit einem eiſernen Zepter beherrſchen.

Khalife. Ich kenne deinen Spruch, Vizir; doch Ben Haſi ſoll mir antworten.

Ben Haſi. Willſt du, Herr, hierüber eine beſtimmte Antwort, ſo frage den Propheten und die Ausleger des heiligen Buches; durch dieſes wiſſen ſie eine Antwort auf jede Frage.

Khalife. So iſt es, Gott iſt groſs und dieſs iſt eines ſeiner Geheimniſſe. Er ſagte zu den Engeln: ich will in dem Menſchen einen Stellvertreter auf die Erde ſetzen! Sie antworten: willſt du einen auf die Erde ſetzen, daſs er darauf Böses thue, und Blut vergieſsen? Doch wir beten dich an, und preisen dich. Gott sprach: wahrlich ich weiſs, was euch verborgen ist.

Ben Hafi. Und so ist der verworrne Knoten gelöst.

Kain erschlug seinen frommen Bruder Abel, Gott trieb den Mörder in das Elend, er floh von dem Gebirge der Unschuld in die Thäler und baute sich an. Adam zeugte einen Sohn, den nannte er Seth. Seths Nachkommen wohnten auf dem alten Gebirge, verblieben Gott getreu, lebten in Einfalt und Unschuld, nährten sich von den Früchten der Erde und von der Milch ihrer Heerden. Darum hatte Gott Wohlgefallen an ihnen und nannte sie seine Kinder. Unter ihnen waren weder Weise, Künstler, Richter noch Sultane, jeder sorgte nur für das nöthigste, keiner vernünftelte über sein Daseyn, und jeder war sich selbst Richter und Sultan, weil jeder in dem reinen Menschensinn wandelte, den auch wir zu Zeiten ahnden, wenn wir wund und ermüdet von den Schlägen der Menschen und des Schicksals, dem Tand und Truge der Welt, nach dem unschuldigen Glücke der Beschränktheit seufzen.

Khalife. Ich begreife ganz wohl, wie Leute leben können, ohne etwas anders zu thun, als zu essen, zu trinken und zu schlafen; aber wie sie ohne Richter und Sultane leben mögen, oder wie man sich Sultan und Unterthan zugleich seyn kann, dieses begreife ich nicht. Magst du auch sagen, was du willst, sehr unterhaltend muſs ihr Leben nicht gewesen seyn, und ich sehe schon voraus, daſs es eben darum nicht lange wird gedauert haben.

Ben Hafi. Du hast es getroffen, Herr der Gläubigen, siehst für einen Mährchenerzähler viel zu scharf, und raubst ihm, wornach er vorzüglich strebt, die Überraschung.

Khalife. Darüber klagten alle; aber dieſs macht die Ungeduld, die du nicht wenig reitzest.

Ben Hafi. Sieh, schon fahre ich in dem Entwurfe des Hauptgemähldes fort, das ich an dem Eingang ausstellen muſs, damit jeder wissen möge, was er im Innern zu suchen hat.

Vermehrten sich die Nachkommen Seths auf dem Gebirge, so vermehrten sich die Nachkommen Kains noch mehr in den Thälern, die durch ihren Fleiſs und erworbene Geschicklichkeit bald blühend wurden. Kain legte zuerst den Grund zur Gesellschaft und zum Bösen, indem er das Eigenthum einführte. Durch das Mein und Dein weihte der Brudermörder die Erde und das was sie hervorbrachte, der Gewaltthätigkeit, dem Raube, und ihre Besitzer dem wechselseitigen Morde. Er baute Wohnungen, setzte Richter ein, und wies dem Menschen das Fleisch und Blut seines Halbbruders, des Thiers, zur Speise an. Seine Nachkommen gingen weiter, sie entrissen der Erde die Erze, erbauten Städte, sammelten sich in gedrängte Haufen, zwangen die Erde, den ihr vertrauten Saamen hundertfältig zurückzugeben, bändigten das Roſs, beschifften die Gewässer, und beseelten Erz, Holz und die Eingeweide der Thiere, durch ihren Athem und ihre Finger, daſs sie in wollüstigen und brausenden Tönen erklangen. Den Künsten, deren Mutter das Bedürfniſs war, folgten schnell Erfindungen der Üppigkeit, und bald erschuf sich der zu gekünstelte Verstand ein Spielwerk für die Phantasie, und dieses Spielwerk nannten sie Wissenschaft. Seths Nachkommen sahen von dem Gebirge auf die blühenden Thäler herunter, sie erblickten die reichen Felder, die duftenden, schattigten Gärten, die dunkeln kühlen Haine, die spiegelnden Teiche und sich schlängelnden Flüsse, die Städte und ihre glänzenden Thürme. Sie sahen ihre Einwohner auf den Wiesen herumschwärmen, in den Hainen und Gärten wandeln, auf dem Rücken des schnellen Pferdes einherschweben, und mit ausgespannten Segeln über die Gewässer hingleiten. Nach und nach nahten sie furchtsam den lang angestaunten Wundern, hörten in der Ferne die Zaubertöne der Musik, das Freudengelächter und den süſsen; wollüstigen Gesang der Töchter Kains. Gelockt von den Zauberbildern und dem Zaubergetöne schlichen sie näher. Sie sahen die reitzenden Töchter der Thäler, geschmückt von der erfinderischen Hand des Künstlers, unterrichtet von dem Verlangen zu gefallen, in wollüstigen Ringeln, abgemessenen Schritten, nach dem süſsen Geflüster der Flöten, dem hellen Klange der Cyther, und dem noch süſsern Gesange der Gespielen sich winden. Viele vergaſsen der Rückkehr bey dem Anblick, einige schlichen nach dem Gebirge, beschrieben, von dem gefährlichen Gifte berauscht, mit feurigen Worten das was sie gesehen hatten. Aber mehr als Worte wirkte auf die erstaunten Horcher das glühende Verlangen in den Augen der Erzähler, der Widerwille, der Ekel, womit sie auf die Gegenstände um sich her blickten. Sie verglichen ihren Zustand mit dem Zustande der Bewohner der Thäler so lange, bis ihnen der ihrige ganz unerträglich ward. Die Nachkommen Seths vermischten sich mit den Nachkommen des Brudermörders Kain, und aus der Vermischung der Kinder Gottes mit den Kindern des Fleisches, oder der Einfalt und Unschuld mit der Aufklärung und Üppigkeit, entsprangen die Gewaltigen der Erde, ihre Tyrannen und ihre Verwüster. So, Befehlshaber der Gläubigen, verschlang in den ersten Tagen der Welt die Kultur die Unschuld.

Khalife. Das ist mir sehr leid; aber wenn dieses nun nicht geschehen wäre, was wäre dann geschehen?

Ben Hafi. Wir lebten noch in der Einfalt unsers Herzens und der arme Ben Hafi würde dem Herrn der Gläubigen keine Reisen vor der Sündfluth als Mährchen zu erzählen haben, da entweder alsdann die Sündfluth gar nicht gekommen wäre, oder doch vor der Sündfluth nichts geschehen wäre, was des Erzählens nach der Sündfluth werth gewesen wäre.

Khalife. Geschehen muſste es denn doch, weil es geschehen ist, und weil es geschehen ist, so wollte es Gott, und Gott ist groſs! Er hat den Schlüssel zu den verborgenen Dingen, auſser ihm kennet sie keiner; er weiſs was auf dem trocknen Lande und in dem Meere geschieht. Kein Blatt fällt von dem Baume, er weiſs es, in der Dunkelheit der Erde ist kein Sandkorn, das er nicht kennt, auf ihr sproſst kein Grasbalm, den er nicht sieht. Er läſst euch schlafen bey Nacht, und weiſs was ihr den Tag verdienet; er weckt euch auf, daſs ihr die Zahl der euch bestimmten Tage erfüllen mögt! Zu ihm sollen wir wiederkehren und er wird jedem von uns offenbaren, was wir gethan haben.

Gleichwohl muſs ich als ein frommer Muselmann wünschen, dieſs alles wäre nicht geschehen, und wir lebten noch in der Unschuld, in der die Kinder Seths sollen gelebt haben. Aber wenn ich bedenke, daſs von allem dem, was mir jetzt Vergnügen macht, nichts da wäre, daſs ich alsdann nicht Khalife wäre, und dem geringsten meiner Sklaven gleich, ohne Dach und Fach auf dem Gebirge herumziehen müſste, wo mein bester Leckerbissen Gras und Kraut wären — so muſs ich anderer Meynung seyn, und ich hoffe, Gott wird mir es vergeben. Er sagte vor meiner Zeit, du sollst seyn, und er schuf das Kleine wie das Groſse, macht das Kleine groſs und das Groſse klein. Auch denke ich, das, was du Aufklärung nennst, und der Einfalt entgegen stellst, sey an sich besser, da der Mensch, wie sie sagen, nur dadurch seine herrlichen Eigenschaften entwickeln und zu jener Vollkommenheit gelangen kann, zu der er bestimmt seyn soll. Übrigens, Ben Hafi, kann doch der Mensch so wenig dafür, wenn er gescheiter wird, als die Katze dafür kann, wenn sie Mäuse fängt, und wenn ich mich baden will, muſs ich nicht scheuen naſs zu werden. Was meynst nun du: ist Dummheit besser oder Aufklärung?

Ben Haſi. Die Frage ist zu verworren und wichtig für mich. Alles was ich davon weiſs, ist dieses: die rohe Unart sah ich im zottichten Fell' einhergehen, und das feinere Laster in weicher glatter Seide, was dazwischen lag, war nicht viel besser als jedes Mittelding. Ich fahre fort:

Im Jahr tausend fünf hundert und fünf und siebenzig nach Erschaffung der Welt, lebte nur noch ein Muselmann mit seiner Familie auf dem alten Gebirge. —

Khalifé. Ben Haſi — ein Muselmann vor der Sündfluth?

Ben Haſi. Dem Geiste nach! Glaubte Noah nicht an einen Gott; nennt ihn sein Apostel nicht einen der Propheten? — Ja ein Muselmann, denn er wandelte auf dem Wege, den Gott den Menschen vorgezeichnet hat, fromm und gerecht; dieser Mann war Noah, der Sterblichen zweyter Urvater. Seths übrige Nachkommen waren nach und nach alle in die lustigen Thäler hinabgestiegen, hatten sich gegen Morgen, Abend, Mittag und Mitternacht in dem Lande zerstreut, und Städte und Dörfer angebaut. Bald vergaſsen sie Gott, sündigten und zitterten unter den Tyrannen, die Kains Söhne mit ihren Töchtern zeugten, und die sie selbst als Herrn und Richter über sich gesetzt hatten. Da nun die Gewaltigen ihre Stärke und Macht fühlten, wütheten und immer furchtbarer durch den Schrecken wurden, erscholl eine Sage aus einer dunkeln Höhle: den Gewaltigen dürfe man nicht widerstehen, denn die Söhne Gottes, die Beschützer der Menschen, die von dem Herrn ausgehen, hätten sie, von der Schönheit der Töchter Seths entflammt, gezeugt, und die Mütter in den geheimen Künsten, wodurch ihre Söhne herrschten, unterrichtet. Die Gewaltigen der Erde fanden, daſs diese Sage ihnen heilsam sey; sie gaben sich von nun an für Söhne der Engel aus, und sagten laut: Ihre mächtigen Väter hätten ihnen darum Geist, Verstand, Kraft und Zauber mitgetheilt, damit sie dieselben von ihrem Amte ablösten und die Menschen an ihrer Stelle leiten, beschützen und beherrschen sollten. Die Thoren, die Gott und die Unschuld verlassen hatten, glaubten es ihnen, und ihre Herrscher benutzten den Wahn, nach der Lust ihres Herzens, das keine Gränzen mehr anerkennt, wenn es nichts zu fürchten hat.

Der Groſsvizir sah Ben Hafi sehr bedeutend an, und wollte eben den Mund zum Reden öffnen, als der Khalife sich aufrichtete, sich mit Nachdruck auf seine Rechte stützte und sprach:

Ben Hafi, dieses ist noch das gescheiteste, was du bisher vorgebracht hast, und wenn du Verstand hast, so laſs es keine Sage seyn. Daſs sie es nicht ist, kann ich dir beweisen, weil ich das alles an mir fühle; doch nehme ich die Zauberey aus, die der Koran verbietet. Verstehst du aber die geheime Kunst zu herrschen darunter, so habe ich nichts dawider. Zum Kammerherrn. Bringe hundert goldne Derhem, Ben

Hafi soll sie mit nach Hause nehmen. — Sagt, leite und beschütze ich nicht ganz Asien? Ist es bloſses Menschen Werk, daſs ich, geboren wie ihr, nicht weiser, nicht stärker als ihr, diese ungeheure, vielsinnige, bösartige Menge, ohne alle Mühe in Ordnung und Zucht erhalte, daſs jeder thut, was ich will und jeder überzeugt ist, daſs ich nur wollen darf? Und woher käme es wohl, daſs ich immer nur das Beste, ihnen Heilsamste will, und daſs nur Menschen eurer Art mir verpfuschen, was ich entwerfe? Dieſs kommt von Gott, von dem alles kommt; er weiſs, daſs alles rein und meines Ursprungs würdig aus meinem ihm ergebenen Herzen flieſst, und daſs es nur in den Händen meiner Sklaven verunreinigt wird.

Gegen diesen Beweis fand keiner der Anwesenden etwas einzuwenden; jeder, besonders der Groſsvizir, fühlte sein Gewicht mit tiefer Ehrfurcht. Ben Hafi sah den Khalifen mit ernster Verwunderung an, dankte für die Derhem und fuhr fort:

Noah, seine Söhne und Töchter wandten ihr Angesicht nie nach den verführerischen Thälern; der einzige seiner Familie, welcher forschend und lüstern hinunter blickte, war Mahal, sein Schwager. Dieser Mahal war einer der Geister, denen es nicht genug ist, da und glücklich zu seyn, sie wollen auch wissen, warum, wozu sie da sind, ob sie so auf die rechte Art glücklich wären, ob sie es auf eine andere nicht mehr und besser seyn könnten. Dabey war er heftiger, gallichter und starrsinniger Gemüthsart, und trug in seinem unruhigen Busen den Saamen zu Zweifeln, die um so quälender für ihn werden muſsten, weil es ihm an hellem Verstande und dem wahren Glauben, der in völligem Hingeben besteht, zugleich gebrach. Ihm kam sehr sonderbar vor, daſs sich Noah ganz allein von dem übrigen Menschengeschlechte absonderte, und so furchtsam in dem Gebirge vergrübe. Fragte er nun Noah um die Ursache, so erhielt er zur Antwort: „Der Gott unsrer Väter will es so! Jene sind von ihm abgefallen, sollen nun auch wir von ihm abfallen, und keiner des ganzen Menschengeschlechts ihm mehr anhängen?“

Je entscheidender nun eine solche Antwort ist, je weniger befriedigt sie den lüsternen Forscher. Der erste flüchtige Gedanke über den Unterschied der Familie Noahs und der Thälerbewohner, hatte Mahal des reinen Glücks unfähig gemacht. Nun entspann sich ein Gedanke aus dem andern und es erging ihm, wie allen Vernünftlern, er fing mit leisen, zagen Zweifeln an, und endigte mit Murren und Unmuth. Viel hatte er von den Bewohnern der Städte erfahren, die Sage von ihren Gewaltigen und ihren Thaten vernommen, er stellte sich diese als ungeheure Riesen vor, und gedachte ihrer in grausender Bewunderung.

Eines Tages sagte er zu seinem Schwäher: „Ich bin dieses Lebens hier müde, der Dorn der Unruhe sitzt in meinem Herzen, und ich kann ihn nicht herausziehen. Alles ist hier einerley und ich scheine mir nicht mehr zu leben als unsre Vorfahren, die dort tief in der Erde schlafen. Auch weiſs ich nicht mehr als die Schafe, die ich weide. Ich will hinunter in die Thäler steigen zu unsern Brüdern und die Weisheit der Menschen kennen lernen. Ich will diese gewaltigen Riesen, diese Söhne Gottes, welche die Mächtigen des Himmels mit den Töchtern unsers Bluts gezeugt haben, in der Nähe sehen. Mich gelüstet wahrzunehmen, wie sie die Erde beherrschen und den Menschen, die sie bewohnen, gebieten."

Noah ergrimmte und sprach: „Thor, der Dorn, der in deinem Herzen sitzt, ist der lüsterne Hang des Fleisches, den du selbst erzeugt hast! Wohl, gehe und folge ihm, und kehre mit Reue zurück, wenn du denen nicht gleich wirst, nach deren Weisheit dich gelüstet. Aber warum lästerst du Gott vor mir und die Mächte, die er den Menschen als Führer und Beschützer gegeben hat. Diese Gewaltigen, die du Riesen und Söhne Gottes nennst, sind Menschen wie die andern, ihre Stärke und Macht bestehen in ihrer Bosheit und List, mehr noch in der Verderbtheit derer, über die sie nun eigenmächtig herrschen. Die Nachkommen des Brudermörders zeugten sie mit den Töchtern unsrer Väter; denn da diese den Menschen nahten, lernten sie alles, was ihr unruhiger Geist ersonnen hatte, wurden ihnen gleich und verlieſsen Gott. Darauf, daſs einst ihre Väter Kinder Gottes genannt wurden, weil sie es durch ihre Frömmigkeit waren, bauten ihre Söhne die vermeſsne Sage, die dich nun irre führt."

Mahal erwiederte: „Schilt mich nicht, Schwäher, in deinem Unwillen! Hat sich doch der Mensch diesen ersinnenden Geist nicht selbst gegeben, und vermag er doch nicht mehr als ihm verliehen ist. Der Löwe und der Bär sind stark, das Pferd und die Gemse schnell und der Mensch ist sinnreich. Das was ich von ferne sehe, aus der Ferne vernehme, beweiſst mir, daſs die Gewaltigen der Erde Göttersöhne und Riesen seyn müssen. Ich sehe die Ebene mit ihren zahllosen Bewohnungen bedeckt, sehe sie auf dem starken Rosse hinfahren gleich dem Winde. Leicht wie der Schwan schwimmen sie in Häusern auf den Gewässern. Oft hör' ich Töne in mein lauschendes Ohr flieſsen, die mir mein Innerstes fühlbar machen, es erweichen, empören und erheben. Alles haben sie sich unterthan gemacht; ihnen gehorcht die harte Erde, das flieſsende Wasser und die veränderliche Luft, nebst allem was sie tragen und ernähren. Ja Riesen müssen ihre Gewaltigen seyn, ausgerüstet mit der Stärke des Stiers und des Sturms. Wie wäre es sonst möglich, daſs sie solche groſse, ungeheure Thaten thun könnten, daſs die andern, glichen sie ihnen, die Gewalt ertrügen. Mich verlangt heiſs, ihr Leben anzuschauen, zu erfahren, ob Gott auch unter ihnen ist, und ist Gott unter ihnen, warum sollten wir von denen getrennt leben, die mit uns eines Blutes sind."

Khalife. Ich wette, dein Mahal macht einen dummen Streich; aber seine Gründe dazu sind vernünftig und darauf kommt vieles an bey einem dummen Streiche.

Ben Hafi. So muſs auch er gedacht haben: denn Noah erfuhr an ihm, wie schwer es sey, den

Geist des Forschers zu befriedigen, und da er befürchtete, die kühnen Worte seines Schwähers möchten seine Söhne und Töchter vergiften, so schied er von ihm.

Mahal stieg bald darauf mit seiner schönen Tochter Milka von dem Gebirge, und lagerte sich an dem Fuſse desselben. Hier verweilte er in einer Höhle einige Tage, weil der nähere Anblick der Stadt Enoch, deren Grund Kain gelegt hatte, seine Geister erschreckte. Die dritte Nacht weckten ihn Stampfen und Wiehern der Pferde aus dem Schlafe. Der Schein der Fackeln erleuchtete plötzlich seine Höhle. Männer mit Schwertern und Lanzen bewaffnet traten ungestüm herein, durchsuchten alles, bemerkten seine blühende Tochter, bemächtigten sich ihrer und verschwanden mit ihrem Raube.

Mahal zerriſs in Verzweiflung sein Gewand und zerraufte sein Haar. Die Furcht trieb ihn auf das Gebirge zurück und er murrte in seinem Geiste: „Herr, warum lieſsest du dieſs zu? Warum lieſsest du die Gewaltigen geboren werden?"

Khalife. Bey dem Rosse des Kriegs, das zur Schlacht eilt — es fliegt an dir vorüber, du siehst nicht, mit welcher Farbe es geschmückt ist, aber sein Muth saust durch seine weit offne Nase an dir vorbey *) — Bey dem Feuer, das es mit seinem Hufe aus dem Steine schlägt!

---

*) Der Koran sagt: sein Keuchen ertönt. Entweder hat der Khalife, oder welches wahrscheinlicher ist, der Herausgeber diese Stelle so paraphrasirt.

Bey denen, die am Morgen den Feind überfallen, den Staub aufwühlen und durch die Mitte der Feinde ſprengen, der Menſch iſt undankbar gegen Gott. So ſagt der Prophet!

Ben Haſi. Deſſen goldner Mund die Wahrheit iſt.

Als Mahal bey dem wiederkehrenden Lichte über die Ebene hinſah, ward es noch finſtrer in ſeinem Geiſte, ſein Herz ſchwoll von Groll, ſeiner Gedanken wurden immer mehr und ihre Verwirrung ſtieg durch die Mehrheit. Er warf ſich unter eine Ceder, haderte und klagte. Den zweyten Tag nahte er Noah düſtern Muths, und erzählte ihm im Grimme, was ihm widerfahren ſey.

Noah antwortete ihm: „So haſt du nun die Gewaltigen der Erde kennen gelernt, und der Herr hat dich gezüchtigt.“

Mahal erwiederte: „Hätte er mich geſchlagen, würde ich murren? Was hat die Jungfrau verbrochen, daſs er ſie in die Hände der Gewaltigen fallen lieſs? Ach dieſes iſt mir leidiger Troſt! Leben dieſe nicht vor ſeinem Angeſichte wie wir, thun vor ihm, was ihnen gelüſtet, ſind dabey groſs von Macht und Anſehen, und wir, die wir ihm treu anhängen, uns ſchützt er nicht und wir müſſen uns vor ihnen verbergen.“

Noah *). Du möchteſt deine Thorheit gern entſchuldigen und ſollteſt du auch Gott Hohn ſprechen.

---

*) Der Herausgeber geht darin von der Handſchrift ab, daſs er das ſagte und erwiederte u. ſ. w. das zu oft vorkommt, wegſtreicht.

Mahal haderte fort. Da säuselte es, als die Dämmerung einbrach, in den Wipfeln der Bäume und die Erde bebte sanft. Noah rief: „Der Herr wandelt auf dem Gebirge!“ er fiel nieder und betete an.

Khalife. Gott ist groſs!

Ben Hafi. Mahal fiel nicht nieder, sein Geist blieb finster.

Khalife. Gott ist langmüthig und barmherzig!

Ben Hafi. Die Stimme des Herrn erscholl: „Worüber hadert ihr Männer des Gebirges?“

Noah. Herr, vergieb mir und ihm! Wir hadern um der Menschen willen, die in den Städten wohnen, belehre ihn und mich!

Die Stimme des Herrn erscholl stärker: „Soll ich den noch lehren, den ich so gebildet habe, daſs er sein eigner Lehrer seyn kann? Habe ich ihm nicht einen Geist zum Wächter und Richter gesetzt, den er nicht einschläfern und belügen kann? Habe ich seine Zunge nicht zum Reden gebildet, daſs er seinen Gedanken Leben geben möge? Habe ich dadurch nicht alles für ihn gethan, da ich ihn lehrte, sich von allem dem, was ihn umgiebt, zu unterscheiden, damit er sich nicht für eins mit dem halte, was ihn umgiebt? Habe ich den Menschen nicht dadurch mit mir verbunden? Doch hat mich das Menschengeschlecht verlassen, und reifet schnell dem Verderben. Sieh, auch dein Schwäher ist nun ein Thor geworden. Die Menschen wollen sich von meinem Geiste nicht mehr leiten lassen, sie leben nach den Sinnen ihres Fleisches. Sie schaffen und erzeugen nun mit ihren Händen und ihrem Geiste, und dünken sich Götter. Sie wollen alles wissen, jeder jagt nach Genuſs, Ruhm und Wahn, den Götzen, die sie mit der Lust und dem Stolze gezeugt haben. Gleich habe ich sie alle geschaffen; da sie mich verlieſsen, haben sie sich nach Ständen unterscheiden müssen, und die Mächtigen und die Reichen im Volke halten sich für besser gezeugt. Wer ist der Bessere vor meinem Angesicht? Der Gerechte und der, welcher den Schwachen beschützt und den Unverständigen leitet. Gewaltige herrschen über die Völker; von dem Augenblicke, da mich die Söhne des Staubes verlieſsen, bedurften sie des sichtbaren Herrschers, daſs er sie bändige durch Macht. Ihre Laster, ihre Üppigkeit, ihre Feigheit, ihr Vergessen meiner Gesetze, die ich ihnen mit dem Geiste eingeblasen, machten Tyrannen aus den Herrschern — und nun sagen sie in ihrem Übermuth: ich habe ihnen Macht und Gewalt verliehen, zu thun nach ihrem Willen. Keiner ist weise, und die Weisheit allein vermag nichts über die Thoren. Keiner ist gut; denn die Bösen spotten der Guten. Aber wer ist gewaltig vor mir? Aller Dichten und Trachten ist das Böse, der Säugling lernt es schon von den Alten, und wächst auf, das Böse zu thun und zu ertragen. Sie leben von dem Blute und dem Fleische des Lebenden, ermorden sich selbst aus Ruhm und Habsucht. Wahrlich nun reuet es mich, daſs ich die Menschen gemacht habe. Die Erde ist mir abscheulich, sie ist mit Blut bedeckt. Noch will ich ihnen eine kurze Frist geben, ob sie zu dem einfachen unschuldigen Leben zurückkehren, das mein Sohn Noah lebt. Kehren sie nicht zu mir zurück, so will ich sie alle von der Erde vertilgen, von dem Menschen an, bis auf das Vieh, das Gewürme der Erde und die Vögel in der Luft.“

Noah schwieg und betete an. Mahal sprach: „Vergieb, wenn ich zu reden wage, wie der Geist mich treibt, den du mir gegeben hast. Es reuet dich, daſs du sie gemacht hast! du willst sie vertilgen samt den schuldlosen Thieren. Sind sie doch alle dein Werk und nicht ihr eignes? Sind sie böse, warum besserst du sie nicht durch Worte, Zeichen und That? Herr, warum hast du die Menschen so gemacht, daſs es dich gereuen kann, sie gemacht zu haben?“

Khalife. Eine kühne vermeſsne Frage, mein Engel *) mache sie mich schnell vergessen. — Aber was antwortete Gott darauf?

Ben Hafi. Er schwieg und eine dunkle Wolke zog sich einen Augenblick vor sein glänzendes Angesicht.

Khalife. Nun beym erhabenen Propheten, mit mir hätte er nicht so gut davon kommen sollen; denn wenn mich einer fragte, warum ich dieses oder jenes gewollt hätte — ich glaube, ja ich glaube beynahe, ich würde ihn verderben können, so gut ich auch sonst bin.

---

*) Die Mahometaner glauben, daſs ihnen immer zwey Schutzengel zur Seite stehen, die sich jeden Morgen mit andern ablösen.

Ben Hafi. Darum bist du auch nur ein Herrscher im Fleische, und wenn Gott wie unsre meisten Sultane und Richter dächte, so würde es schlecht mit den Sultanen, Schahen, Scheiken, Richtern und Philosophen selbst aussehen. Schwerlich hätte ich dir dann Reisen vor der Sündfluth zu erzählen. —

Khalife. Ich habe zu viel gesagt und meynte es nicht so böse. Gott ist grofs. Er bringt hervor das Lebende aus dem Todten, das Todte aus dem Lebenden; er weckte die Erde auf, die todt war, und so sollt ihr aus euern Gräbern hervorgerufen werden. Eins seiner Zeichen ist, dafs er euch aus Staub gebildet hat, und sieh, ihr seyd Menschen geworden und seyd zerstreut über der Fläche der Erde. Eins seiner Zeichen ist, dafs er für und aus euch Weiber geschaffen hat, dafs ihr mit ihnen wohnen möchtet. Die Liebe und das Mitleiden hat er zwischen euch gestellt, wahrlich darin liegen Zeichen für den Nachsinnenden. Und sein Zeichen ist die Schöpfung der Himmel und der Erde, die Verschiedenheit eurer Sprachen und Gemüthsarten, wahrlich diefs sind Zeichen dem Verständigen. Und sein Zeichen ist euer Schlaf bey Nacht und bey Tage, euer Streben, euch mit dem zu versorgen, was er in Überfluſs gegeben hat, wahrlich dieſs sind Zeichen für den, der hören kann. Und eins seiner Zeichen ist, daſs er euch die Blitze sehen läſst, euch durch sie zu erschüttern und Hoffnung des Regens zu geben; er sendet Wasser von dem Himmel, die todte Erde aufzuwecken, wahrlich dieſs sind Zeichen dem Verständigen. Und eines seiner Zeichen ist, daſs die Himmel und die Erde auf seinen Befehl feststehen! Er wird euch durch einen Ruf auffordern und ihr sollt alle aus ihr hervorgehen. Alles ist ihm unterthan und alles gehorcht ihm.

Ben Hafi. Ja dieſs sind die Zeichen Gottes, die Mahal nicht erkannte. Gott sprach abermals: „Mein Sohn Noah! deinen Schwäher Mahal ekelt der Friede der Unschuld an, sein Herz ist nicht mehr rein und einfältig, und ihn gelüstet nach der Weisheit der Menschen. Er steige nun zu ihnen hinunter, lerne ihre Weisheit erkennen, entdecke die Quelle ihrer Bosheit und ihres Wahnsinns, und richte zwischen mir und ihnen, zwischen sich, mir und ihnen. Vielleicht auch, daſs er sie bekehre, da er im Tadeln so schnell ist. Fragt' ich jeden von ihnen, ob die übrigen alle das Verderben verdienten, womit ich sie bedrohe, jeder würde rufen: sie verdienen es alle auſser mir! Nur Mahal weiſs es besser. Gehe zu ihnen, wie du in deinem Herzen beschlossen hast, denn mit den Unschuldigen kannst du ferner nicht leben, und dieses ist des Forschers erster trauriger Gewinn. Wandele so weit sie die Erde bewohnen und mit Greueln erfüllen. Merke durch die Zeichen, die du von ihnen lernen wirst, alles auf, was du siehst, hörst, empfindest, thust, denkst und sprichst, was ihre Räthe rathschlagen, ihre Herrscher thun und ihre Weisen sprechen. Je thörichter sie sind, desto weiser dünken sie sich. Dann kehre auf diese Stelle zurück, lies was du aufgemerkt hast und ich will dich fragen, was sie verdienen, was die Ursache deiner und ihrer Thorheit ist.“

Hierauf überfiel Mahal ein Schlaf voll quälender Finsterniſs. Noah kehrte heim zu den Seinen, und schlief den ruhigen Schlaf des Friedens, den ich auch dir, Herr der Gläubigen, am Ende meiner Einleitung zu Mahals Reisen vor der Sündfluth, zum Dank für dein geneigtes Gehör, wünsche.

Er rollte seine Handschrift zusammen und der Khalife antwortete: „Sind deine Mährchen nicht lustiger als deine Einleitung, so entlasse ich dich des gutgemeynten Wunsches auf die Zukunft, die Langeweile wird ihm schon zuvorkommen. Doch laſs dich dieses nicht stören, es läſst sich noch immer besser zuhören als denken, und Gott hat dieses, wie alles, weislich eingerichtet: denn was sollten langweilige Erzähler anfangen, wenn es anders wäre. Du lächelst? — Nun Friede sey mit dir!“

Der Groſsvizir, der bisher sehr aufmerksam und bisweilen betroffen zugehört hatte, schien jetzt sehr zufrieden, da der Khalife die Sache so nahm; doch beschloſs er aufmerksam auf den Erzähler zu seyn, und wenn er selbst nicht gegenwärtig seyn könnte, wenigstens einen solchen Horcher zu bestellen, der den wahren Sinn der Mährchen fassen möchte. Daſs dieses ein sehr weiser Entschluſs war, wird niemand bezweifeln, der da weiſs, von welchen Folgen ein Mährchen am Hofe erzählt seyn kann.

ZWEYTER ABEND.

Die von dem Khaliſen ausgewählten Glücklichen versammelten sich den folgenden Abend zur festgesetzten Stunde. Jeder stellte sich ehrfurchtsvoll an den ihm für immer angewiesenen Ort, und erwartete das Zeichen zum Niedersetzen. Bey solchen Gelegenheiten zeigte der Khaliſe gern, wie sehr er auf Ordnung hielt, und selten unterlieſs er hiebey einige praktische Regierungsregeln mit einflieſsen zu lassen. Er war überhaupt von einer solchen ängstlichen Pünktlichkeit in Kleinigkeiten, daſs er dem wohlgeordnetsten Hofe eines kleinen Fürsten noch zum Muster hätte dienen können. Seine Grundregel war: „Wie im Kleinen, so im Groſsen, denn nichts ist klein, was ein Regent thut.“ War er bey guter Laune, so setzte er wohl noch hinzu: „Oft spürt man in dem entferntesten Winkel des Reichs, ob der Khaliſe früher oder später als gewöhnlich aufgestanden, ob er mit dem rechten oder linken Fuſs zuerst aus dem Bette getreten ist. Die Hauptsache ist, daſs die Uhren in seinem Pallaste richtig gehen, und alles was geschieht, zur bestimmten Stunde geschieht.“

Nach diesen weisen Staatsmaximen geschah nun an einem Tage, was an dem andern geschah, und damit ja nichts die eingeführte Ordnung stören und die festgestimmte Regierungsmaschine zerrütten möchte, so hüteten sich alle Diener des Staats sorgfältig, mit einer Nebensache in die Queere zu kommen. Der es wagte, wurde als ein unsystematischer Brausekopf, ohne Rücksicht auf Noth und Pflicht, von seinem Posten getrieben. Die Fälle waren indessen selten. Zu dieser löblichen Ordnung ward der Khalife von Jugend auf von seinen Erziehern gewöhnt, und vermöge ihrer blieb also die Gesellschaft und die Versammlungsstunde fest bestimmt, keiner derselben durfte eine Ausnahme machen, der Groſsvizir allein nur, der auf diesen Fall schon gesorgt hatte.

Ben Hafi erschien auf den Glockenschlag, rollte seine Handschrift auseinander und begann:

Mahal erwachte aus seinem finstern, quälenden Schlafe, nahm einen unfreundlichen, trotzigen Abschied von Noah, und stieg mit Eile das Gebirge hinunter. Er war ein Mann von stattlicher Gröſse, und trat so eben in die volle kräftige Fülle der ernsten Mannheit. Sein reicher, schwarzer Bart rollte sich in vielen Locken um sein rundes Kinn, seine Wangen blühten in frischer Röthe der Gesundheit, und seine feurigen Augen strahlten unter schön gezogenen Bogen munter und kühn hervor. Der Seher würde von seiner kleinen, krausen Stirne sagen: felsenharter Eigensinn hat sie gebildet, und seine etwas gekrümmte Nase wittert die Entfernung; unstäte Gedanken, ungeduldige Kraft, düstres Spähen mit Hohn vermischt, Heishunger des Geistes, liegen in seinem Gange, seinen Blicken und allen seinen Bewegungen. Ich aber sage, was ihn in den Ländern, wohin er nun wanderte, als sonderbar auszeichnen muſste, war seine kühne, kraftvolle Rohheit, seine Neuheit im Benehmen. —

Khalife. Worin bestand diese?

Der Leibarzt bat mit einer Verbeugung um das Wort; der Khalife gewährte es ihm durch einen Wink: „Nach der kräftigen Beschreibung des Mannes sollt' ich denken, er war ein Neuling bey den Weibern," sagte der Leibarzt.

Khalife. Ein Vorwurf, den ich mir gerne machen lieſs; aber ich wette, dieſs war nicht Mahals Fall, da er, wie du nach seiner Tochter schlieſsen kannst, beweibt war. Ich denke vielmehr, er war ein Neuling in der Weise, wie man sich mit Fürsten zu benehmen hat, das, wie ihr wiſst, keiner auf dem Gebirge lernt. Getroffen, Ben Hafi?

Ben Hafi. Lernt er nur dieses, Herr, so wird er bald in Nichts mehr ein Neuling seyn. Er war ein Neuling im Verstellen, und für die, die in der Gesellschaft leben, denen diese Kunst zur Natur geworden ist, giebt's auf Erden keine lustigere, spaſshaftere Erscheinung, als ein Mensch, der nicht zu leben weiſs.

Khalife. Nun verstehe ich dich! Ein roher Klotz! Unter den Türken meiner Leibwache giebt es viele solcher Gesellen — Weiter! —

Ben Hafi. Den folgenden Tag wanderte schon Mahal durch die mit blühender Saat bedeckten Felder; aber noch schlich er furchtsam an den zerstreuten ländlichen Wohnungen vorüber. Er übernachtete in einem dunkeln Hain, und erwachte unter dem Gesang der Vögel, dem sanften Wehen der Morgenwinde in den Wipfeln der Bäume. Bald durchspähte sein Blick den Hain. Plötzlich entdeckte er in einem Kreise von Bäumen ein blendend weiſses Wesen auf einer Erhöhung. Seine Geister erstarrten, er glaubte, es sey einer der Gewaltigen, der über die zerstreuten Wohnungen, den Hain, herrschte, und wollte entfliehen. Die Neugierde fesselte den Fliehenden. Er wagte öfterer und länger nach dem Gegenstand hinzublicken, und da er endlich gewahr ward, daſs sich das blendend weiſse Wesen nicht rührte, und immer in der nehmlichen Stellung verblieb, so nahte er mit leisen Schritten, damit es ihn nicht vernehmen, aus seinen Betrachtungen erwachen, ihm zürnen oder ihn gar verderben möchte. Er stellte sich hinter einen Busch und lauschte. Erstaunt bemerkte er, daſs die Vögel um das Wesen herumflatterten, sich gar darauf niederlieſsen. Da trieb ihn die Begierde zu erkennen vorwärts, er eilte mit kühnen Schritten nach dem Gegenstand, und stand plötzlich versteinert, mit in der Brust gehemmtem Athem, klopfendem Herzen, starren Blicken, vor einem Wesen seiner Art, nur gröſser, nur ganz entkleidet, nur glänzend weiſs. An dem vollen Busen, dem sanften Lächeln erkannte er, es sey ein Weib, und da er dieses erkannte, und glaubte, sie lächele ihm, so ging der Athem frey aus seiner Brust, die Erstarrung löste sich, und die bebende Furcht verwandelte sich in angenehmes Erstaunen. Doch ganz legte sich seine Unruhe nicht, denn da die Gestalt so sehr über die seine erhaben war, so dachte er: wo solche groſse Weiber leben, müssen noch gröſsre Männer leben, und gewiſs ist diese eine der Töchter der Mächtigen des Himmels. Mit bittenden, demüthigen Blicken sah er nach der sanft Lächelnden, stammelte endlich einige Worte, und da die Gestalt noch immer lächelte, so erzählte er ihr mit Zuversicht, woher er käme und was er suche. Die Gestalt veränderte weder Miene noch Stellung. Mahal stand betroffen vor ihr und sann nach: „Es ist ein Wesen meiner Art, sprach er endlich; nur gröſser, und ist sein Fleisch gleich weiſser wie das meine, so ist es doch Fleisch. Alle Gliedmaſsen sind gebildet wie die meinen. Seine Augen sprechen, der Mund lebt und die Lippen öffnen sich zu reden — sie reden wirklich, ich vernehme nur den Schall der Worte nicht. Ja, es ist ein Wesen wie ich, und da es mir so freundlich zulächelt, so will ich ihm nahen und seine Kniee bittend berühren."

— Er streckte die Hand aus —

Khalife. Das hätte der Narr längst thun sollen, und hätte er dieſs gethan, so würde er schon so lange als ich gewuſst haben was an dem Dinge ist. Schwieg ich so lange still, so geschah es nur darum, um der Sache recht gewiſs zu werden. Soll ich euch nun sagen, was es für ein Ding war, das diesen witzigen Kopf von Mahal so sehr in Verlegenheit setzt?

Daſs jedermann, auſser Ben Haſi, in den Herrn der Gläubigen drang, war zu erwarten.

Khalife mit Zuversicht. Eine Bildsäule war es, und ich fürchte wir sind mitten unter Abgöttern. Ja, ärgere dich nur, Ben Haſi, ich will dir noch mehr sagen, die Bildsäule war von weiſsem Marmor, und stellte die Sultanin des Landes vor.

Die Geſellſchaft bewunderte des Khalifen Scharfſinn.

Ben Haſi. Wie glücklich ist der arme Ben Haſi, dem Nachfolger des Propheten Gelegenheit zu geben, seinen durchdringenden Verstand zu zeigen, doch schwer fällt es, Dem Mährchen zu erzählen, der der Überraschung vorgreiſt; aber ich räche mich dadurch, daſs ich das Errathne nach eignem Gefallen forterzähle.

Khalife. Ich habe nichts dagegen, und höre es gerne. Wie wüſst' ich sonst, daſs ich errathen habe, und wie könnte es mich freuen, errathen zu haben?

Ben Haſi. Mahal streckte seine Hand aus, fühlte einen kalten Körper, und fuhr so erschrocken zurück, wie der Hirte, der nach einem bunten Stabe greiſt, und statt dessen eine Schlange um seinen Arm sich winden sieht. Ein Schrey entfuhr ihm: „Das Wesen ist todt!"

Khalife. O des Dummkopfs! Noch begreiſt er nicht, daſs es Marmor ist? Nun der ist zum Reisen ausgerüstet, und wird Gott schöne Nachrichten von seinen Wanderungen zurückbringen.

Ben Haſi. Da es ihm an dem fehlte, wodurch du, Herr, so sehr glänzest, so würde er noch lange in diesem Erstaunen geblieben seyn, wenn ihn nicht sich nähernder Gesang und helle Musik daraus gezogen hätten. Ein Haufen Jünglinge und Jungfrauen zogen Paar und Paar einher, traten in den Kreis der Bäume, faſsten sich an den Händen, und tanzten nach Musik und Gesang in verschlungenen Reihen um das Wesen herum, sangen dann einstimmig ein feyerliches Lied, und legten Blumenkränze zu den Füſsen der Süſslächelnden. Mahal stand in dem Kreise gleich der Bildsäule, die auf der Erhöhung stand.

Khalife. Die Bildsäule! da habt ihr sie!

Ben Hafi. Die lispelnden Töne der wollüstig blühenden, schön geschmückten Sängerinnen und Tänzerinnen bezauberten Mahals Ohren, und noch mehr sein Herz.

Khalife. Das glaube ich; oder er müſste meinem ersten Verschnittnen da gleichen. Ich erinnre mich was das ist, und wenn es nun gar einen überrascht — doch kann ich eben nicht sagen, ob daran etwas besonders ist; denn so viel ich mich erinnre, hat mich in meinem ganzen Leben nichts überrascht. Ben Hafi, kannst du mir sagen, woher dieſs kommt?

Ben Hafi. Wie sollte ich?

Khalife. Nun weiter; ich dachte, ich wüſste es, und da ich es nicht gleich finden kann, so ist es schon genug.

Ben Hafi. Ich will dir es sagen.

Khalife. Wozu? Ich will es nun nicht wissen, ich brauche es nicht zu wissen.

Ben Hafi. Herr der Gläubigen, du muſst es von mir hören; oder mein Mährchen ist aus.

Khalife. Hüte dich und scherze nicht mit dem, der über Leben und Tod gebietet, der alles kann was er will.

Ben Hafi. Nicht darum schweige ich, sondern weil du nun selbst gesagt hast, warum in deinem ganzen Leben dich nichts überrascht hat.

Khalife. Was sagte ich? Ich weiſs kein Wort davon.

Ben Hafi. Was sollte den Mann wohl überraschen, der über alles gebietet, der seine Genüsse ermordet, weil ihm keiner einige Mühe kostet, der seinen Sklaven und Sklavinnen nur zu winken braucht?

Khalife. In der That darin liegt etwas wahres, und diese Bequemlichkeit führt die Herrschaft mit sich. Doch wie fange ich es an, daſs mich etwas überrasche? Gerne möchte ich mich einmal überraschen lassen, wär' es auch nur, um zu sehen, wie es thut.

Ben Hafi. Ich nehme es über mich, und überrasche dich, bevor du dich's versiehst.

Khalife. Und hundert Derhem sind dein; doch ich will auf meiner Hut seyn.

Ben Hafi. Der Gesang endigte und die jugendliche Schaar umfloſs ihren erstaunten Zuschauer. Man fragte ihn wer er sey, er gab sich zu erkennen. Ein freudiger Willkomm, mit Spott über die Thoren auf dem Gebirge, mit Gemählden des Glücks in den Thälern gewürzt, erfolgte. Die Jungfrauen spielten mit ihren zarten, weiſsen Fingern in seinem schwarzen, lockichten Barte, streichelten seine frisch blühenden Wangen; aber seine Seele war noch so voll des wunderbaren und süſsen Staunens, noch so sehr beschäftigt mit dem Wesen, das vor ihm stand, und dem diese frohe Schaar gehuldigt hatte, daſs seine erste Frage an sie nur dieſs betraf. Lächelnd antwortete man ihm: „Es sey ein Bild, das die Liebe, der sie so eben geopfert hätten, vorstellte!“ Ein Bild, rief Malml, ein Bild? „Ja, ein Bild von weiſsem Steine, berühre es nur!“ Einige Jungfrauen leiteten ihn scherzend zu dem Bilde, er betastete es, und fragte noch erstaunter: Stein? Wie ward es? Entstand es gleich den übrigen Steinen? Gleich den Bäumen um uns her? Ist es von der Erde gezeugt? oder fiel es von den Wolken? Man antwortete ihm: „Es ist von Menschenhänden gebildet, aus rohem, todtem Steine hervorgezogen und lebt nur in dem Ausdrucke, in dem Geiste des Ausdrucks, den ihm der Geist des Künstlers durch die Schöpfung seiner Hände eingehaucht hat. Sieh, dieser junge Mann erschuf es.“ Diese Nachricht vermehrte Mahals Verwirrung. Er sah bald auf das Bild, bald auf den jungen Mann, besah und befühlte seine Hände und sagte in seinem Herzen: „Ist dieſs wunderbare Wesen ein Werk dieser Hände, so nennen sich wahrlich die Bewohner der Thäler mit Recht Götter, denn sie schaffen aus todtem Steine Geschöpfe, die ihnen gleichen, die an Gröſse sie noch übertreffen! Gewiſs ist dieſs eine Wirkung der Mächtigen des Himmels, die ihre Mütter einst beschliefen, und in den Zaubereyen unterrichteten. — Und was, sprach er laut, stellt dieses Bild vor? — Die Liebe. — Was ist die Liebe? Diese Liebe?“

Die Jünglinge sahen die Jungfrauen, die Jungfrauen die Jünglinge an.

Der Khalife brach in ein Lachen aus und rief: O des Thoren! Die Gesellschaft machte ein leises Echo, den Verschnittnen nicht ausgenommen, und nur Ben Hafi blieb ernsthaft.

Ein Jüngling nahte ihm und sprach: Folge uns in unsre Wohnungen, du sollst sie kennen lernen. Sie ist der sechste Sinn, den wir selbst geschaffen, durch Kunst gestohlen haben. Der Geist der Gesellschaft, die Würze des Lebens, die Verbindung der Herzen zum Genusse, durch ein Spiel des Verstandes, das uns von den rohen Thieren und deinen Brüdern auf dein Gebirge unterscheidet. Sie ist die Mutter des süſsen Glücks und der süſsen Schmerzen.

Sie nahmen ihren Schüler in die Mitte, und zogen unter Jauchzen und Muthwillen nach den nah gelegenen Wohnungen. Die Alten bewillkommten ihn freundlich, und er fand in allem, was er sah und hörte, so viel Stoff zum Erstaunen und Bewundern, daſs er gleich einer leblosen Maschine unter seinen Gästen stand. Blühende Jungfrauen führten ihn in's Bad, rieben, salbten, wuschen ihn, beräucherten seinen Bart und bekleideten ihn mit einem feinen leichten Gewande. Er sagte in seinem Herzen: „Herr, verdienen wohl diese schönen, guten und freundlichen Wesen deinen Zorn und das Verderben, womit du sie bedrohest! Sieh, wie sie sich bemühen mir zu gefallen und mir Gutes zu thun. Gleichwohl habe ich es durch nichts um sie verdient. Wie schön ihre Weiber sind! wie weich und sanft ihre Hände, wie mild und einladend ihr Blick. Gewiſs, sie können nicht böse seyn!“

Mit dieser Überzeugung trat Mahal in den Saal, worin ein groſses Mahl zubereitet war. Der Dampf der Speisen stieg in seine Nase und reitzte seinen Gaumen. Sein Benehmen, seine Fragen während der Tafel, unterhielten die frohen Gäste, und alles was er genoſs, bemerkte und empfand, bestärkte ihn in dem Glauben, Gott thue diesen frohen, muntern und guten Geschöpfen zu viel. Bey dem Schlafengehen sagte man ihm: „Am morgenden Tage würde man in dem Haine ein Fest feyern, weil der erhabne und mächtige Sultan in der Stadt Enoch sich eine junge Gemahlin zulegte.“ Gesang und Musik weckten ihn aus einem Schlafe, der eine Reihe angenehmer, wunderbarer Erscheinungen und Bilder war. Man begab sich in das Dunkle des Hains, aſs und trank und überlieſs sich der Freude. Bald vertheilte sich Jung und Alt, nach Laune und Verbindung in Gruppen, über die ich einen Schleyer ziehe.

Khalife. Warum?

Ben Hafi. Weil ich deinem Verstande erzählen und nicht deine Phantasie kitzeln will.

Khalife. Um so schlechter werden deine Mährchen seyn.

Ben Hafi. Noch vor Sonnenuntergang nahm alle Herrlichkeit ein Ende. Man hörte plötzlich das wilde Geschrey des Haders aus einem nahen Gebüsche. Die

Eifersucht hatte zwey Nebenbuhler entzweyt. Das Neüe des Vorfalls zog den Späher hin. Noch haderten die Jünglinge um die Jungfrau, und Mahal hörte Worte, die seltsam gegen die abstachen, welche er bisher gehört hatte. Der Stärkere wollte mit der Jungfrau nach dem Dickicht rennen, und hielt sie fest umschlossen. Der Schwächre folgte ihm, und stieſs ihm sein Schwert in den Rücken. Dieser sank, die Jungfrau entfloh, und verkündigte den Hinzueilenden das Geschehene. Alles floh und nur Mahal blieb bey dem Verwundeten in Betrachtungen vertieft stehen, die er mit dem frohen Gewühle des Tages, mit der Freundlichkeit dieser guten Wesen, nicht zusammen reimen konnte. Bey dem Anblick des Bluts, dem Röcheln des Sterbenden, fielen die Worte Gottes: „Die Erde ist mir abscheulich, sie ist mit Blut bedeckt!“ schwer in sein Herz. Mitleidig sah er auf den Sterbenden, zog das Schwert aus seiner Wunde, und bewunderte in schauder- und angstvollem Erstaunen das künstliche Werkzeug des Mords. Seiner Handlung folgte schnell der Tod des Jünglings, und Beben überfiel Mahal, als er die Verzerrung und die Blässe des Todes auf seinem Angesicht sah. Heranstürzende Bewaffnete umringten ihn, entrissen ihm das blutige Schwert, banden ihn, und eilten mit ihm nach der Stadt. Hier wurde er in ein düstres Behältniſs verschlossen, und seinen weitern Betrachtungen für diese Nacht überlassen.

Ben Hafi rollte seine Handschrift zusammen und stand auf.

Khalife. Ich wette, sie halten den armen Narren für den Mörder des Jünglings, und in dieſem Falle kann es ihm sehr schlecht ergehen, da er ein Fremdling und ein so groſser Dummkopf ist. Wär' ich grausam, so sagt' ich, mag es ihm ergehen, wie es will, denn er ist ein erbärmlich langweiliger Tropf.

DRITTER ABEND.

Ben Hafi erschien auf den Glockenschlag, rollte seine Handschrift aus einander und begann:

Gestern Abend, Herr der Gläubigen, verlieſsen wir Mahal in dem Gefängnisse. Der Ort war zu finster, der Übergang zu rasch, die Veranlassung dazu zu tragisch, das Benehmen der Bewaffneten zu roh, als das es sein Herz nicht mit besondern und unangenehmen Empfindungen hätte erfüllen und beschäftigen sollen. Die Bewohner der Thäler erschienen ihm nun in einem etwas veränderten Lichte und er ahndete, Gott möchte doch nicht in Ansehung ihrer so ganz Unrecht haben.

Da nun in Enoch die Gerechtigkeit sehr schnell in Erfüllung ihrer Pflichten war, so ward er schon beym Anbruche des Tags vor das Gericht geführt. Ein Gebrauch, Herr, den die Sündfluth mit manchen andern hie und da weggeschwemmt zu haben scheint.

Khalife. Und der ein gutes Vorurtheil für den Herrscher des Reichs einflöſst; denn wo die Richter so früh aufstehen ihre Pflicht zu thun, da muſs der Oberherr sehr wachsam seyn.

Ben Hafi. Ganz gewiſs. — Einige Männer in Scharlach gekleidet, traten zu Mahal in's Gefängniſs, hüllten ihn in ein langes schwarzes Gewand, warfen einen schwarzen Schleyer über sein Haupt, der gleich einem Sacke über seine Schultern herunterhing, und gingen dann langsam, in tiefem Tone heulend, mit ihm durch die Straſsen. In einem Saale zog man ihm den Schleyer ab. Hier sah er in einem Kreise um sich herum zwölf schwarze Gestalten, eben so verhüllt wie er es vor einem Augenblick noch war. Hinter jedem der Verhüllten stand ein blendend weiſs Gekleideter, mit einem schwarzen Stäbchen in der Hand. Einer der in Scharlach Gekleideten schlug dreymal stark auf eine Pauke, die mitten in dem Kreise stand. Auf den dritten Schlag berührte jeder der Weiſsgekleideten den vor ihm sitzenden Verhüllten mit dem Stäbchen, und in demselben Augenblick fielen alle die Schleyer herunter. Die zwölf Entschleyerten starrten nach Mahal hin, ohne daſs einer den andern ansah. Die Köpfe, die sich so plötzlich aus der Verhüllung emporhoben, glichen alle den völlig ausgewachsenen Kürbissen und bewiesen, daſs die Richter gut genährte Leute waren. Der Scharlachene schlug abermal auf die Pauke, die Stäbchen rührten sich und eben so schnell verhüllten sich die starren Gaffer.

Khalife. Was ist das? Was soll es bedeuten? Sage, was sind dieſs für sonderbare Richter? Und was ist dieſs für ein tolles Gericht?

Ben Hafi. So toll nicht als es scheint, Befehlshaber der Gläubigen. Doch alles nach der Ordnung, die mir die Handschrift vorzeichnet. Jedes Land hat seine Gebräuche, und jedes hält die seinen für die besten.

Hierauf trat einer der Scharlachenen zu Mahal, und überreichte ihm eine Anklageschrift. Mahal hielt lange die Schrift in den Händen, und besah die sonderbaren Zeichen. Der Mann brachte ihm eine Feder und hielt sie ihm dar. Mahal nahm sie nicht, darüber wurde der Scharlachene ungeduldig, drohte, und Mahal rief endlich: „Männer von Enoch! Ich komme vom Gebirge, weiſs nicht was ihr wollt, und verstehe diese Zeichen nicht.“

Bey dem Schall seiner Worte schlugen die Weiſsen neunmal sehr heftig auf die Häupter der Verhüllten, diese brachen in Verwirrung auf und liefen davon. Die Führer faſsten Mahal sehr erzürnt an, und zogen ihn fort.

Khalife. Aber warum? Was that der arme Narr?

Ben Hafi. Die Form war verletzt und du weiſst, diese thut alles; das weitere wirst du hören. Es ist dir wohl nicht unbekannt, Herr der Gläubigen, daſs oft in einem Narrenspiel ein sehr weiser Gedanke zu Grunde liegt. — Da man in dem Nebenzimmer den entflohenen Richtern den Vorfall begreiflich gemacht hatte, so erging der Spruch: man sollte den Angeklagten in Entzifferung der Zeichen unterrichten und Bericht erstatten, wenn er es so weit gebracht hätte.

Einer der Schriftkundigen Enochs erschien demnach vor Mahal, und erklärte ihm seinen Antrag. Mahal erinnerte sich, daſs ihm Gott befohlen hatte, alles was er hören, sehen und denken würde, in Zeichen aufzumerken, und überlieſs sich demnach mit allem Eifer dem Unterricht des Schriftkundigen. Da nun Mahals kindische Unwissenheit dem Schriftkundigen bey jedem Worte Gelegenheit gab, seine Kenntnisse zu zeigen, so entstand sehr bald das angenehme und friedliche Verhältniß zwischen ihnen, das wir so oft mit Erbauung zwischen Dummkopf und Gelehrtem sehen. Mahal wurde nicht müde zu fragen, sein Lehrer nicht müde zu antworten, und jede Antwort gab Stoff zum Bewundern, Erstaunen und zu neuen Fragen. Unter andern fragte ihn auch Mahal, was es für eine Bewandtniſs mit den Verhüllten hätte, und um dich nicht mit der zu kindischen Erläuterung ihres Ursprungs zu ermüden, welche die Handschrift enthält, so stimme ich sie so um, damit sie deines aufgeklärten Geistes würdiger werden möge.

Unter allen Verderbnissen, Herr der Gläubigen, die die Grundsäulen eines Staats untergraben, ist das verderblichste und gefährlichste die Bestechlichkeit der Richter. Sie greift gleich der Pest um sich, und theilt sich allen denen mit, die den Angesteckten nahen. Setze den Fall, Beherrscher der Kinder des Propheten, unser gerechter Groſsvizir sey mit diesem schändlichen Laster angesteckt, so kannst du gleich sicher schlieſsen, daſs es von ihm aus, bis auf den Vorsteher des kleinsten Dörfchens deines Reichs, sich ausdehnt. Sieht nun einmal das Volk, Recht und Gerechtigkeit seyen feil, so sinnet jeder auf Ränke, wie er die Bestechlichen zum Verderben seines Nächsten benutzen möge. Dann verschwindet alle Redlichkeit, alle Vaterlandsliebe, alles Gefühl von Recht, und das Mitleid selbst. Habsucht und Eigennutz lösen alle Bande der Menschlichkeit auf, tödten in dem Verbrecher und dem Leidenden das Zutrauen zu dem Herrscher, und die allgemeine Schlechtigkeit, nebst dem Elend das sie zeugt, muſs am Ende den Thron erschüttern, und sey er auch in Felsen eingehauen.

In dieser Lage, fuhr Mahals Lehrer fort, befand sich das Reich Enoch unter dem Urvater unsers erhabenen Sultans. Mit Kummer und Unwillen sah er die Verderbniſs, und versuchte alle Mittel ihr zu steuern. Er strafte, belohnte, umsonst; das Gift war zu tief eingedrungen. Er gab die weisesten Gesetze, sie nahmen sich ganz artig im Gesetzbuch aus, wurden gelobt und blieben todter Buchstabe. Ach dem Sultan, der unter einem verderbten Volk Gutes thun will, fiel ein schweres Loos. So schnell ein einziger Schlechter es verdirbt, so langsam bessern es viele Gute; und daſs viele Gute sich einander auf dem Throne folgen, ist ein Fall, wovon bis jetzt die Geschichte schweigt.

Groſsvizir, trotzig und ärgerlich. Dieſs alles kommt von dem in dem Menschen eingewurzelten Bösen her, und darum muſs man sie mit einem eisernen Zepter beherrschen und sie zum Guten peitschen.

Ben Hafi. Ich beneide den Zuchtmeister nicht. Der Urvater unsers erhabenen Sultans, fuhr der Schriftkundige fort, sann auf einen neuen Plan. Er wollte nun einmal, es koste auch was es wolle, das Übel mit der Wurzel ausreiſsen.

Groſsvizir, zwischen den Zähnen. Es wird ihm nicht gelingen.

Ben Hafi. Eine Handlung, Herr, die sehr selten gelingt, vielleicht dem Menschen gar nicht gelingen soll, weil, wenn sie ihm gelänge, eins gegen hunderte zu wetten wäre, man risse das wenige Gute, das daran kleben mag, mit dem Bösen aus, und das Unkraut sprossete plötzlich an einem Orte hervor, wo man es nicht vermuthete. Das Menschen-Verbessern mag das Einreiſsen, wie das gewaltsame Antreiben nicht wohl vertragen. Mit dem eisernen Zepter des Groſsvizirs ist es etwas anders, denn wird dadurch auch der Mensch nicht besser, so wird er doch geschmeidiger.

Der Groſsvizir blickte finster nach Ben Hafi.

Khalife. Alles Gewäsche! Der Mensch ist ein gutes nützliches Ding, Gott ist aller Schöpfer und Vater, und ich wünschte, daſs es jedem auf der weiten Erde recht wohl gehn möchte; geschieht es nicht in meinem Reiche, so ist es, bey dem Glanze Gottes, nicht meine Schuld. — Nach deinem Spruche, Vizir, dessen Wahrheit und Nützlichkeit ich übrigens nicht bestreite, müſste nun eigentlich Ich die eingewurzelte Bosheit aus dir herauspeitschen, und wer peitschte sie aus mir heraus? — Du staunst mich an, Ben Hafi? —

Ben Hafi. Ich bewundere dich.

Khalife. Worüber?

Ben Hafi. Nun verehre ich dich. Für sich. Deine eingeschläferte Tugend soll erwachen.

Khalife. Dieses muſst du.

Ben Hafi. Dem äuſsern nach, gewiſs; doch der innern, wahren Verehrung, wie ich dir sie nun zolle, bin ich Herr und Meister wie meiner Gedanken, und so mächtig du auch bist, kannst du diese nicht in

Fesseln legen und jene nicht erzwingen. Sieh, Herr der Gläubigen, so ist jeder wahre Mensch ein unbeschränkter Sultan in den kleinen und groſsen Reichen, die er sich in dem Umfange seines Kopſs und Herzens schafft.

Khalife. Ich habe nichts dagegen, und auch als Sultan bist du mir willkommen. Fahre indessen fort, denn ich bin nun einmal begierig zu erfahren, was es mit dieser Vermummung für eine Bewandtniſs hat.

Ben Hafi. Der Urvater unsers erhabenen Sultans, fuhr der Enocher fort, lieſs auf einmal die fähigsten Köpfe im Lande ausheben.

Khalife. Ha, Ben Hafi, und wer waren denn die, die sie aushoben und dafür erkannten?

Ben Hafi. Davon schweigt die Handschrift. Vermuthlich die Vizire und Ober-Kadis.

Khalife. Ich habe nichts dagegen; aber lieber wäre es mir gewesen, wenn sie die Bürger gewählt, und dabey nicht auf die Fähigsten, sondern auf die Gerechtesten gesehen hätten.

Ben Hafi für sich. Weise wie Salomo.

Groſsvizir. Sagte doch Ben Hafi, es sey kein Gerechter mehr in Enoch gewesen.

Khalife. Das thut mir leid, und ich hatte es vergessen.

Ben Hafi. Und ich nicht gesagt. — Diese fähigen ausgesuchten Köpfe nun lieſs der Sultan in den Gesetzen unterrichten, und nachdem sie ihre Studien vollendet, die schärfste Prüfung ausgestanden hatten, lieſs er ihnen allen auf einen Tag die Trommelfelle des Gehörs durchstechen, und so viel von der Zunge abschneiden, als nöthig war, sie völlig stumm zu machen.

Khalife. Taub und stumm die Richter?

Ben Hafi. Taub und stumm die Richter; dafür nun lieſs er sie köstlich nähren und unterhalten, und das Volk muſste ihnen, wo sie sich nur zeigten, die tieſste Ehrfurcht erzeigen; da aber leider die Tauben und Stummen den Weg der Hörenden und Sprechenden einschlugen, so ersann der Sultan die Gebräuche, die ich beschrieben habe. Du siehst daraus, daſs dieser Sultan ein Regent war, der seine Plane durchzusetzen wuſste, und man sagt, daſs nur dieses das wahre und nützliche eines Planes sey, wenn sonst der Plan sein Gutes hat.

Verhüllt müssen sie die Angeklagten richten, nur einen Augenblick ihr Angesicht sehen, und den ganzen Handel schriftlich mit ihnen und unter sich ausmachen. Stumm müssen Angeklagte, Zeugen und Vertheidiger vor ihnen stehen, weil die Richter taub sind; verhüllt, damit das Spiel der Augen, Mienen und Geberden sie nicht bestechen könne. Während der Angeklagte seine Antwort abfaſst, sitzen alle Richter vermummt, so bald er sie geendigt hat, wird er selbst verhüllt, dann läuft die Antwort von einem der Richter zu dem andern, einer von ihnen nach dem andern zieht den Schleyer weg, schreibt sein Gutachten nieder, ein Weiſsgekleideter sammelt sie, überliefert sie dem Vorsitzer, der nach der Stimmenmehrheit durch übereingekommne, allgemein bekannte Zeichen, das Urtheil andeutet. Der Urvater unsers groſsen Regenten, fährt Mahals Lehrer fort, traute den so weit Verstümmelten gleichwohl so wenig, daſs er es noch für nöthig und klug hielt, sie von allen übrigen Menschen abzusondern. Jedem wurde nebst seinem Weibe eine bequeme, abgelegne Wohnung angewiesen, wo sie sich dem Genusse ihrer noch übrigen Sinne ohne alle Störung überlassen konnten. Der Staat nahm es auf sich, sie mit allem dem zu versorgen, was der lüsternste Mensch von drey Sinnen nur wünschen mochte.

Khalife. Dieser Sultan scheint mir ein weiser und entschlossener Mann, und dabey ein groſser Menschenkenner gewesen zu seyn.

Ben Hafi. Dieses meynte auch Mahal, ob ihm gleich das Licht nicht sonderlich gefiel, in welchem sich ihm hier die Menschen zeigten. Gleichwohl betrog sich dieser Menschenkenner von einem Sultan, wie du gleich hören wirst.

Es dauerte gar nicht lange, so ging alles den alten Gang; denn da ihre Weiber hören und sehen konnten, mit den Tauben und Stummen bald durch Geberden reden lernten, so fanden die Angeklagten, obgleich nicht durch die Ohren und die Augen, doch einen noch weit geradern und sichern Weg zu dem Herzen ihrer Männer. Diesen Weg nun abzugraben, ersann nach vieler und langer Anstrengung der Vater unsers gewaltigen Sultans, ein Mann von groſsem Geiste, wie diese Probe zeigt, ein ganz unfehlbares Mittel, und nun, sagte der Enocher zu Mahal, richten unsre Richter so ziemlich gerecht, wenn sie nicht den Schnupfen haben.

Khalife. Wie machte er dieses? Bey den Geistern meiner Vorfahren, Ben Haſi, wenn du mir dieses Geheimniſs vertraust, und es Stich hält, so bist du der reichste Mann in Bagdad. Laſs hören, es soll dich nicht gereuen.

Ben Haſi. Errathe, Herr. Du hast mir so viele Proben von der Feinheit deines Geistes gegeben, daſs du es mit einem kleinen Nachsinnen selber finden wirst.

Khalife. Nun er lieſs den Weibern dasselbe thun, sie taub und stumm machen.

Ben Haſi. Und hätt' er sie bis auf den Rumpf verstümmelt, blieb ihnen die erlernte Sprache, der Weg zu dem Herzen ihrer Männer nicht?

Khalife. So sag' es nur heraus; du weiſst ja, daſs ich mir erzählen lasse, um nicht zu denken.

Ben Haſi. Vernimm dann, Herr der Gläubigen, das Geheimniſs, und mache mich zum reichsten Mann in Bagdad. Er lieſs sie verschneiden.

Alle riefen: Verschneiden! und alle sahen nach dem tauben Verschnittnen, und der taube Verschnittne sah nach allen.

Ben Haſi. Ja verschneiden; aber dafür gab er ihnen auch den ersten Rang im Staate, und was du, Herr, kaum glauben solltest, die Handschrift sagt hier deutlich: Jede Familie in Enoch strebte mit allem Eifer nach dem groſsen Glücke, einen ihres Stammes unter die Stummen, Tauben und Verschnittnen zu bringen, und die erwählten Glücklichen studirten mit solcher Anstrengung die Gesetze, als die Diener deiner hohen

Person auf Mittel dir zu gefallen. Wahrlich man hätte sagen sollen, es wären dadurch drey neue Sinne zu gewinnen und keine zu verlieren.

Khalife bestürzt und tief nachsinnend. Taub, stumm, verschnitten, eingesperrt und doch nur gerecht, wenn sie nicht den Schnupfen haben! Das überrascht mich!

Ben Hafi. Thut es dieſs?

Khalife. Ha, Vizir, wenn dieser so entschloſsne Mann nichts ausrichten konnte, wozu werden uns die schönen Verordnungen wohl dienen, die wir vor kurzem ergehen lieſsen?

Ben Hafi. Herr der Gläubigen, laſs dem armen Ben Hafi die hundert goldnen Derhems auszahlen.

Khalife. Wofür?

Ben Hafi. Für die Überraschung, die du selbst eingestanden hast; ist es die erste dieser Art, so verdient sie wahrlich die Belohnung, und du bist der Weiseste deiner Vorfahren, wie du nach aller Meynung der Glücklichste bist.

Der Groſsvizir blickte grimmig nach Ben Hafi, und Ben Hafi erwiederte seinen Grimm mit einem ernsten Lächeln.

Khalife. Die hundert Derhem, die sind dein, ob ich gleich diese Überraschung nicht unter die angenehmen zählen kann. Ich hoffte ein Geheimniſs von dir zu lernen, mein Volk auf einmal von dieser Pest zu heilen, und alles was ich höre, ist, daſs diese Pest unheilbar sey. Doch schlagen meine letzten Verordnungen nicht ein, und die Bestechung dauert in meinen Landen immer so fort, so wage ich dieses schreckliche Mittel; denn besser ist es, daſs ein Richter nicht bey dem Weibe schlafen kann, als daſs er die Gerechtigkeit zur feilen Metze macht. Beym Propheten. —

Ben Hafi. Herr, binde dich durch keinen Eid, und solltest du dieses schreckliche Mittel in Ausübung bringen wollen, so laſs erst alle deine Unterthanen im Lesen unterrichten, und die Richter aus fremden Landen kommen. Ich fürchte immer, der Schnupfen, von dem Mahals Lehrer spricht, ist eine Familienkrankheit, und erklärt sich nur aus dem Drängen nach den Richterstühlen.

Khalife. Wohl, ich binde mich durch keinen Eid, und will vorerst abwarten, was meine letzten Verordnungen für Wirkung thun. Indessen beweist doch abermals deine Geschichte, wie viel ein Sultan mit seinen Unterthanen unternehmen kann, wenn er nur entschlossen ist, auf seinem Sinn verharrt, und es klug anfängt. Daſs sich die Söhne der besten Familien verstümmeln lieſsen, nimmt mich nicht Wunder, denn der Sultan wollte es so; aber daſs sie sich darnach drängten, daſs er es ihnen so anziehend zu machen wuſste, daſs sie die besten Glieder hingaben, um den sonst unbrauchbaren Rumpf geehrt zu sehen, darin liegt das groſse Wunder. Doch nur weiter, er hätte noch mehr wagen können, und ich weiſs die Ursache.

Ben Hafi. Darf ich mich erkühnen, darnach zu fragen?

Khalife. Was sollte es anders seyn, Ben Hafi, als der Wille des Allmächtigen; er hat den Menschen, um der Ordnung willen, so für uns zugerichtet; laſst uns dieſs anerkennen und dankbar schweigen. Gehorchet dem Khalifen, dem Diener Gottes, und preiset den Herrn. Alles, was lebet, singet ihm ein Loblied, er ist mächtig und weise. Sein ist das Königreich des Himmels und der Erde, er ist allmächtig. Er ist der Erste und der Letzte, der Offenbare, der Verborgene, und er kennt alle Dinge. Er ist es, der die Himmel und die Erde in sechs Tagen erschuf und dann seinen Thron bestieg. Er weiſs was in die Erde geht, was aus ihr hervorkommt, was von dem Himmel heruntersteigt, was in den Himmel aufsteigt; er ist mit euch wo ihr seyd, und weiſs alles was ihr beginnet. Sein ist alles, zu ihm kehrt alles zurück. Gehorchet ihm und seinem Diener, glaubet an ihn und seinen Apostel, gebt einen Theil eures Vermögens den Armen, ihr gebt von der Erbschaft, die euch von ihm kommt, und für eure Allmosen soll euch groſser Lohn werden. Alles was wir thun, thun wir, weil er es will, weil er es vor unserm Daseyn in das klare Buch aufgezeichnet hat. Wer kann ungeschehen machen, was er in das klare Buch aufgezeichnet hat? —

Ben Hafi. So sey denn alles in das klare Buch geschrieben, und die Nothwendigkeit unser Herr, auch ist es nur sie, die alle Verwirrung löset.

Daſs Mahal in seines Lehrers Erzählung sehr reichen Stoff zum Nachsinnen gefunden haben muſs, ist sehr begreiflich; er selbst gesteht, daſs er ohne seinen Beyſtand sehr wenig davon begriffen haben würde. Endlich, setzt er noch hinzu, sey ihm daraus so viel deutlich geworden, daſs er vor diesem Gerichte wohl das Ende seiner Reisen finden würde; aber er betrog sich. Du wirst wohl gemerkt haben, Herr der Gläubigen, daſs das Gefängniſs die Schule Mahals war, und ohne dasselbe würde ich nicht das Glück haben, dir diese kostbare Handschrift zu verdollmetschen.

Khalife. Noch mir Langeweile zu verursachen.

Ben Haſi. Wohl dem Manne, der über sonst nichts zu klagen, der Zeit zur Langenweile hat! Ein Groſser, der sonst nichts thut als gähnt, ist wahrlich ein beſsrer Mann als der, der sich die Zeit mit Thaten vertreibt, die den Kreis seines Wirkens mit Geheul und Jammer erfüllen, und ihm am Ende die Reue als Lohn abwerfen.

Der Groſsvizir sah Ben Haſi mit Beyfall an, und Ben Haſi achtete es nicht.

Ben Haſi. Überzeugt von dieser groſsen Wahrheit, der die Gemächlichkeit das Wort redet, fahr ich fort.

Der Schriftkundige hatte so oft den Sultan genannt, daſs er Mahals Neugierde endlich reitzte. Du weiſst, welches groſse Bild sich seine gespannte Einbildungskraft von den Gewaltigen der Erde erschaffen hatte. Der geschwätzige Enocher machte ihm nun eine so erhabene, prächtige und kräftige Beschreibung von seines Sultans Person, Eigenschaften und Ursprung, als habe er die Farben dazu aus Mahals Phantasie gestohlen. Er sagte ihm: die Sultane von Enoch stammen in gerader Linie von Naahmah, der schönen Enkelin Kains, des Stifters dieses Reichs und dieser Stadt. Diese Naahmah war so reitzend, daſs sie die Herzen der mächtigen Geister Aza und Azael mit irdischem, wollüstigem Feuer entflammte. Von ihnen empfing sie den gewaltigen Gedim. Aza beschenkte seinen Knaben mit schrecklicher Kraft, Azael mit durchdringendem Verstande, unternehmendem Geiste und gefährlicher List. Da Gedims Väter aber Geister waren, und nicht durch der Menschen Sinne fühlten, so vergaſsen sie, was uns armen Menschen das nothwendigste und ersprieſslichste ist — Mitleiden und Theilnahme. Doch eben dieses, sagte der Enocher, machte sie zu wahren groſsen Sultanen, da sie sich durch keine Nebenabsicht, durch kein kleinliches Gefühl, in ihren Entwürfen, Unternehmungen und Thaten fesseln lieſsen. Ich, der arme Ben Hafi, sage: glücklich sind wir, daſs unsre Sultane nach der Sündfluth von Menschen gezeugt und geboren werden, daſs ihnen nichts Menschliches fremde ist, daſs sie fühlen, wo es uns drückt und unsre Lasten gern erleichtern, vorausgesetzt, daſs ihre Vizire ihnen nicht allzustark beweisen, die Kasse und das vermeinte Ansehen leide zu sehr dadurch.

Khalife. Ben Haſi, der Muselmann thut mehr. —

Ben Haſi. Und erwirbt den Himmel. — Ferner bedachten die von den Reitzen der Mutter verblendeten Geister nicht, daſs sie diese gefährlichen Geschenke dem Sohne eines sterblichen Weibes ertheilten, die ihn zugleich zum Erben von Neigungen machte, welche den Besitzer solcher Eigenschaften so leicht zum Miſsbrauch reitzen. Gedim gebrauchte die Geschenke nach Herzenslust, ward allen furchtbar durch seine Gaben, gefiel sich bloſs in dem Gerüchte des schreckenvollen Ruhms, der sich von ihm über das ganze Land verbreitete. Er unterjochte seine Nachbarn, und nachdem er sich alles durch Gewalt und Schrecken unterworfen hatte, hielt er es durch seinen Verstand und sein Schwert zusammen, unterrichtete seine Unterthanen in den Künsten, und führte durch sie Werke aus, die wir noch heute anstaunen. Er herrschte so gewaltig über die Herzen der Menschen seiner Zeit, daſs sich die Furcht vor ihm von Geschlecht zu Geschlechte fortpflanzte, und wir noch heute in seinem Urenkel vor ihm beben. Doch glücklicher Weise lieſs, der Einfluſs der mächtigen Geister in den Enkeln, bey jedem neuen Geschlechte, etwas nach; sie sind nun viel milder, und alles was ihnen noch übrig geblieben, ist das Bewuſstseyn ihres hohen Ursprungs, die Verachtung derer, die von gemeinen Eltern oder Menschen herkommen, und gewisse Geheimnisse, welche die Geister Naabmah lehrten, von der sie Gedim empfing, und die sich nun von Vater zu Sohn immer forterben. Dieses ist ein gar glücklicher Umstand, und nichts ist nützlicher als Geheimnisse, wenn das Licht irre führen könnte. Sieh, fuhr Mahals Lehrer fort, dieses ist der hohe Ursprung unsers erhabenen Sultans; möchte er uns nur bald mit einem Erben seiner Macht beglücken, damit sein himmlisches Geschlecht nicht aussterbe, und wir armen Enocher zu Waisen oder gar der Raub habsüchtiger Nachbarn werden. Vergebens flehten wir bisher zu dem furchtbaren Gedim, seinem Ahnherrn, unser Vorbitter bey den Geistern, seinen Vätern, zu seyn, doch nun scheinen sie uns endlich erhört zu haben, denn vor kurzem sandten sie eine Jungfrau von dem Gebirge, die von dem Sohne Gottes Seth abstammt, und die der Sultan sich nun zugelegt hat.

Khalife. Ich wette, ich weiſs wo dieſs hinaus will. Ist diese Sultanin nicht die geraubte Tochter deines einfältigen und langweiligen Mahals?

Ben Hafi. Du hast es errathen, und auch der Vater erkannte sie aus den nähern Umständen, die er dem Schriftkundigen nach und nach abfragte. Überzeugt, es sey seine verlorne Tochter, rief er freudig: Ach, Milka, meine Tochter! Der Lehrer bat sich Erläuterung über den Ausruf aus, und als er sie erhalten, fiel er demüthig vor seinem Schüler nieder und sagte: „Gedenke meiner, Herr, in deiner Gröſse!“ Nach diesen Worten verlieſs er den froh betäubten Mahal. Der Gedanke, seine Tochter sey die Gemahlin eines der Riesen und Gewaltigen der Erde, vor denen er sich so sehr fürchtete, ward bald so überschwänglich und berauschend in seinem Herzen und Kopfe, daſs er ganz vergaſs, dieser Sultan sey von dem wahren Gott abgefallen. Sein Vaterherz und die Überzeugung, das Ende seines Studirens sey das Ende seines Lebens, mögen ihn hier entschuldigen.

Ben Hafi rollte seine Handschrift zusammen, und der Khalife winkte ihm für heute gnädig Urlaub zu.

VIERTER ABEND.

Ben Hafi erschien auf den Glockenschlag, rollte seine Handschrift aus einander und begann:

Der Schriftkundige lief so lange herum, bis es ihm gelang, vor das Oberhaupt seiner Zunft zu kommen. Er berichtete ihm den Vorfall mit allen Umständen; das Oberhaupt empfand, welchen Vortheil ihm dieser Vorfall bey der Sultanin erwerben könnte, und da er wegen des Auftrags, sie von ihrer Unwissenheit zu heilen, zu jeder Stunde des Tags bey ihr Eintritt hatte, so eilte er schnell nach dem Pallaste, und hinterbrachte ihr die glückliche Botschaft. Mit der gehörigen Ehrerbietung vertraute sie alles dem Sultan ihrem Gemahle, und der Götter-Sohn geruhte seine Staatsbedienten abzuschicken, um den Vater mit geziemender Achtung abzuholen.

Mahal ward prächtig gekleidet, unter tiefer Verehrung aus dem Gefängnisse geführt, und wider seinen Willen, gegen sein flehentliches Bitten, auf ein Pferd gesetzt, das, wie gewöhnlich, einige Diener leiteten. Einige Schreyer des Hofs gingen voraus, und riefen sehr vernehmlich: „Heil Mahal! Dem Enkel Seths! Dem weisen Manne vom Gebirge! dem ehrwürdigen Vater unsrer schönen Sultanin!“ Das Volk verbeugte sich tief vor ihm, und Mahal gesteht hier auf dieser Stelle: „so groſs auch seine Furcht auf dem gefährlichen Thiere anfangs gewesen wäre, so hätte er sie bey diesem Anblick doch sehr bald vergessen.“

Khalife. Ich glaube es gerne, und wie kann es anders seyn. So sehr er auch Klotz gewesen ist, so muſste er doch nun empfinden, daſs er, da ihn der Sultan so sehr ehrte, ein andrer Mann geworden sey.

Ben Hafi. Wir wollen sehen, wie es ihm bekommt. — Die Sultanin Milka empfing ihn reich und prächtig gekleidet, umgeben von ihrem Hofstaate. Mahal, entweder geblendet von ihrer schimmernden Pracht, oder erstarrt von ihrer erhabenen Kälte, wagte es nicht ihr zu nahen, sie an sein klopfendes Herz zu drücken und vor Freude laut zu weinen, wie er doch so gerne gethan hätte. Die Sultanin that vor der glänzenden Versammlung einige Fragen über sein Wohlbefinden an ihn, und freute sich über den glücklichen Zufall, der ihn nach Enoch gebracht, so, wie sich eine Sultanin öffentlich freuen muſs; hierauf entlieſs sie ihn höchst gnädig. Man vertrieb ihm bis zum Abend mit tiefer und kalter Verehrung die Zeit, führte ihn dann in das innre Zimmer der Sultanin, die ihm für dieſsmal beym ersten Blick um den Hals fiel, und nach allem fragte, was ihm begegnet sey. Sein Herz erwärmte sich nun wieder, er gab ihr von allem Nachricht, berührte selbst seine hohe Sendung, die aber der Sultanin Aufmerksamkeit nicht sonderlich reitzte. Endlich fragte er sie sehr beklommen um die Ursache der Kälte von dem Morgen her, und die Sultanin antwortete: „So will es mein erhabener Gemahl, der Sultan. Er sagte mir, dieſs Betragen sey eines von den vielen Geheimnissen, die Gedim durch seine Mutter von Aza und Azael erhalten hätte, die Menschen zu beherrschen. Anfangs fiel es mir ein wenig schwer, da mich aber der Sultan sehr hart anging, und mir der furchtsame, ängstliche Zwang der andern in meiner Gegenwart immer mehr gefiel, so unterwarf ich mich dem mir selbst aufgelegten, und finde nun Ersatz in dem ihrigen."

Khalife. Diese Sultanin ist für eine Tochter ihres Vaters sehr gelehrig und gefällt mir nicht übel; hier wenigstens hat sie, wie man sagt, den Nagel auf den Kopf getroffen. So viel ist einmal gewiſs, wenn ich meinen ganzen Hof so steif und hölzern um mich stehen sehe, daſs man alle meine Höflinge für Richter des Königreichs Enoch halten sollte, so vergesse ich, bey ihrem ehrfurchtsvollen Anblick, allen Zwang, den ich selbst empfinde. Weiſs ich nicht, daſs es von mir, von einem meiner Winke, von einem Zulächeln abhängt, diese hölzernen Maschinen zu beleben? Und dieſs tröstet, Ben Hafi, und macht gar viel ertragen. Wie sie es ertragen, womit sie sich trösten, das weiſs ich nicht, auch kümmert mich's nicht. Doch, womit glaubst du, daſs sie sich trösten?

Ben Hafi. Ohne deinem durchdringenden Verstande vorgreifen zu wollen, mit dem Gedanken: daſs sie das Spiel, das du mit ihnen spielst, mit ihren Untergeordneten wieder spielen.

Khalife. Und diese mit den andern, und so immer abwärts. Ja der Mensch ist ein wunderbares Ding, doch Gott hat ihn gemacht, er sprach: dieſs habe ich gemacht, und es ist gut! Auch ist dieses wirklich eines der Geheimnisse, die den Staat und die Menschen in Ordnung zusammen erhalten, und bin ich gleich eines Menschen Sohn, so habe ich's nicht weniger gefunden.

Ben Hafi. Mahal war nicht so glücklich, er nagte an dem Räthsel, und bey jedem Schritte schien es ihm verworrner und dunkler zu werden.

Khalife. Seine Tochter wird ihn schon in die Schule nehmen.

Ben Hafi. Vielleicht. Beym Abschied sagte sie ihm: „Mein Vater, ich habe in der kurzen Zeit, in dieser wunderbaren Stadt, unter diesen wunderbaren Leuten, Dinge erfahren und gesehen, wovon man auf unserm langweiligen Gebirge nichts im Traume sieht. Auch sind ſie nicht so böse, wie der strenge Noah ſie zu schildern pflegte. Mache es nur, wie ich, und sey hübsch gelehrig. Du wirst sehen, wie alle sich bestreben werden, dich zu unterrichten und dir zu gefallen."

Den folgenden Morgen bekleidete man Mahal mit einem noch reichern Gewande, gürtete ihm ein Schwert um und führte ihn in den goldnen Saal des Sultans Puh. Man bedeutete ihm sein nahes Glück. Seine Geister waren gespannt, sein Blut in Wallung über den Gedanken, bald den Gewaltigen des Landes, den Riesen und groſsen Abkömmling der Söhne Gottes von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Dieser Sultan Puh, Herr der Gläubigen, auf welchen durch den so öftern Vererb nur sehr wenig von den hohen Kräften, welche die Geister oder Engel seinem Urvater ertheilt hatten, übergegangen war, suchte wenigstens das ihm Fehlende durch Aufrechthaltung und Verbesserung des von seinen Vorfahren eingeführten Ceremoniels zu ersetzen.

Khalife. Man thut, was man kann, und wozu einem jeden Gott Kraft und Muth verliehen hat. Wer das gethan hat, wozu er bestimmt war, hat seinen Lauf und seine Schuldigkeit erfüllt. Der Ochse zieht den Pflug, das Pferd trägt den Krieger, das Kameel die Last.

Ben Hafi. Und der Affe schneidet Grimassen.

Khalife. Und macht selbst den Zornigen lachen.

Ben Hafi. Und den W[illegible]n nachsinnen.

Khalife. Und ist dem Thoren ein Spiegel.

Ben Hafi. In dem er sich doch selten erkennt.

Khalife. Warum?

Ben Hafi. Weil es für den Thoren keine Spiegel giebt. Doch um wieder auf den Sultan Puh zu kommen — Er unterwarf sich und seine Hofleute den strengsten Regeln der äuſsern Achtung (denn die innre erzwingt, wie gesagt, kein Sultan auf der Erde, wenn er sie nicht verdient) — hatte seinen Hofstaat so eingeschult, daſs alles wie ein Uhrwerk ging, und er des Geistes seiner Vorfahren so lange entbehren konnte, als nichts den Gang der Räder hemmte. Ich versichre dich, Herr der Gläubigen, auf diesem Wege hat sich vor der Sündfluth (nach der Sündfluth geht es ganz anders her) mancher flache Kopf mit Ehren auf dem Throne erhalten, und gewiſs ist es die beste Regierungsart (die sicherste und bequemste ist es ohne allen Zweifel), wenn nur nicht zu Zeiten wilde Brauseköpfe, unvorgesehene Umstände, kleine Zufälle und Begebenheiten, die oft die gröſsten Ereignisse und Begebenheiten hervorbringen, den schönen gemächlichen Gang der weislich eingeführten Ordnung störten. Auch würden wahrlich die Völker unter solchen ruhigen Regenten viel besser fahren, als unter den feurigen, ruhm- herrsch- und eroberungssüchtigen Geistern, welche die Erde mit dem Blute der Menschen düngen, Städte zertrümmern, ohne neue aufzubauen, ohne alle Ordnung und Regel leben, auf kein Hofceremoniel achten, eine Zeitlang, wie ein drohendes Schwanz-Gestirn, über den bebenden Völkern einherschweben, und dann plötzlich in das Dunkel sinken, woraus sie besser nie hervorgegangen wären. Du wirst sagen, ihr Daseyn war nothwendig, war mit allen den blutigen Zeichen im klaren Buche aufgezeichnet; auch ich sage mit einem Seufzer so, und bin froh, daſs mein Sultan Puh kein Völkerwürger und Städtezertrümmrer gewesen ist.

Khalife. Er soll mir darum nicht weniger gefallen. Ich danke Gott, daſs ich in Frieden auf dem Throne der Khalifen sitze, doch vergesse ich nicht, daſs ihn ihr Schwert erworben hat. Wer das meinige will kennen lernen, der greife ihn nur an.

Ben Hafi. Sitze in Ruhe darauf, Herr der Gläubigen, es stirbt sich leichter so, als wenn die Geister der Erschlagenen ihm umschweben. Mit diesem aufrichtigen Wunsche gehe ich in meinem Mährchen weiter.

Der Glanz des Saals, worin sich Mahal befand, der prächtige, schimmernde Thron, auf Löwen ruhend, über dem ein ungeheurer Vogel mit einem Menschenangesicht, langen Flügeln, einem langen Ziegenleib mit Tiegerklauen, schwebte, die reiche Kleidung der Hofleute, die ernste, tiefe Stille, das ehrfurchtsvolle Benehmen aller, muſste ihn immer mehr von dem Gedanken überzeugen, ein Wesen höherer, besondrer, schrecklicher Art müſste nun bald hereintreten.

Eine groſse Pforte flog sausend auf. In dem nehmlichen Augenblick riſs man Mahal etwas gewaltsam zu Boden, die Stirne niederwärts. Diejenigen, welche ihn gebeugt zur Erde hielten, raunten ihm in's Ohr: „Bey deinem Leben, rühre dich nicht!“ In dieser Stellung verblieb Mahal so lange, als der Sultan den Kreis seiner Staatsdiener und Hofleute, mit ernsten, kalten Blicken durchlief, und so seine Audienz ertheilte. Darauf stellte der Ober-Ceremonienmeister den zur Erde Gebeugten dem Sultan vor. Der Sultan nahte mit hoher Majestät, setzte dem Gebeugten, von zwey der ersten Diener der Krone unterstützt, den Fuſs auf das Haupt, trat dann mit aller ihm möglichen Kraft so gewaltsam darauf, daſs der rohe, unwissende Mahal glaubte, der Fuſs eines ungeheuren Riesen zerschmettre sein Gehirn. Er seufzte, ächzete laut, und sträubte sich unter den Händen der ihn Haltenden, wie ein gefangener Eber unter den Zähnen der Fanghunde.

Der Sultan setzte sich auf seinen Thron, beschattet von den Flügeln des sonderbaren Vogelthiers. Ein Teppich rollte davor herunter. Man richtete nun Mahal auf, und da man seine Nase und den Boden blutig sah, so nahte man ihm mit der tiefſten Ehrfurcht, und wünschte ihm zu der auszeichnenden Gnade Glück. Vermöge deines durchdringenden Verstandes, Nachfolger des Propheten, wirst du ohne mein Erinnern denken, daſs man die Grade der sultanischen Gnade in Enoch nach dem Nachdruck maſs, mit welcher der sultanische Fuſs die ihm Vorgestellten beehrte, und daſs man in Enoch einen gewaltigen Fuſstritt des Sultans eben so inbrünstig wünschte, wie anderwärts den Blick der Huld. Mahal, der den Geist dieser so merkwürdigen als bedeutungsvollen Ceremonie jetzt nicht faſste, nahm sie in dem rohen Sinne eines unkultivirten Menschen, und hätten ihm die Staatsbedienten nicht den schäumenden und blutigen Mund zugehalten, so hätte er sich gewiſs seinem natürlichen Unwillen und Zorn überlassen, und um alle Vortheile gebracht, die ihm der Sultan so gnädig zugesichert hatte.

Khalife. Eine sonderbare Ceremonie, aber ich sehe doch Ordnung und Methode darin, wie in allem, was in diesem Reiche geschieht, und sind die dabey, so ist es gleichviel, wie ein Ding geschieht; die Menschen gewöhnen sich an alles, und was ſiele wohl dem Hofmann schwer und hart, wenn er unsre Gunst erhalten kann? Er thut und erträgt das Böse, selbst ohne Gewissensbiſs und ohne Klage. Nur ein einziges

Versehen bemerke ich hier, Ben Haſi; warum unterrichtete man den rohen Menschen nicht von des Hofes Sitte? Dieſs Versehen dünkt mich unverzeihlich, und mein Ober-Ceremonienmeister wage es nicht, ein gleiches zu begehen.

Ben Haſi. Konnten die Hofleute des Sultans in Enoch vermuthen, daſs ein Mann auf Erden lebte, der so barbarisch unwissend wäre, die Gebräuche des ältesten Hofs der Welt nicht zu kennen?

Khalife. Das ist ein anderes; ich dachte wohl, daſs ihnen die Entschuldigung nicht fehlen würde. Hofleuten fehlt sie nie, und eben dieses beweist die Bildung, die wir ihnen geben.

Ben Haſi. Die Hofleute in Enoch, die ich gern wieder mit dir ausgesöhnt sehe, flüsterten ihm hierauf, von seiner thierischen Wildheit gezwungen, die Bedeutung des Geschehenen ins Ohr, wuschen seine Nase mit einem blutstillenden Wasser, und stellten ihn vor den verhüllten Thron. Langsam rollte nun der Vorhang auf. Auf einmal sah Mahal die Majestät von Enoch in ihrer ganzen Pracht und Gewalt vor sich, und ward von dem Anblick derselben noch mehr erschüttert, als von dem Tritt, mit dem sie so eben sein Gehirn betäubt und seine Nase zerquetscht hatte. Anstatt eines ungeheuren Riesen, eines furchtbaren Götter-Sohns, eines übermächtigen Gewaltigen, sah er eine dünne, grämliche, blasse, prächtig geschmückte Gestalt, fünf Fuſs und einige Linien hoch. Du siehst, Herr, daſs der Einfluſs der mächtigen himmlischen Urväter, wenigstens dem Körper nach, nicht sehr merkbar war. So verhaucht alles auf dieser Erde, und nichts ist beständig, als die Neigung des Menschen zum Bösen, und der Undank des Menschen gegen seine Wohlthäter.

Mahals Verwirrung, dummes Erstaunen und weit geöffneter Mund wurden ihm indessen zum Besten ausgelegt. Sultan Puh schrieb die Wirkung, die er auf seinen Schwiegervater machte, seinem majestätischen Wesen, seiner erhabenen Gestalt und seinen groſsen, glänzenden, starren Augen zu, das einzige erbliche Abzeichen, das er von seinen Urvätern an sich trug. Ich sage Abzeichen und nicht Merkzeichen, weil ihnen das fehlte, was sie in seinen Urvätern beseelte, und durch sie mit Blitzen sprach. Du weiſst, Herr der Gläubigen, aus Erfahrungen an kleinen, flachen Menschen, daſs in ihnen ein Geist, aus bunten Dünsten gebildet, lebt, der in ihrer Einbildungskraft sein Spiel so mit ihnen treibt, daſs sie sich immer in dem Glanze sehen, den der lügenhafte Zaubrer in ihrem wässerichten Gehirne erzeugt. Ein schwacher Sultan hat oft viele solcher Geister in und um sich. Puh, gekitzelt von den seinen, hingerissen von dem süſsen Genusse des Selbstgefühls, überschritt sogar die sich vorgeschriebene Regel, und lächelte ein wenig; aber schnell erinnerte sich der Sultan seiner Würde und starrte ernsthaft vor sich hin. So endigte diese für Mahal groſse und merkwürdige Stunde. Unter abermaligen Glückwünschen ward er in seine neue Wohnung am Hofe gebracht, wo er sich sogleich sehr miſsmüthig auf ein weiches Lager niederwarf. Er war mehr darüber ergrimmt, daſs er sich in seiner groſsen Erwartung, etwas Gewaltiges, Ungeheures in dem Herrscher Enochs zu sehen, betrogen hatte, als über die Miſshandlung und den Schmerz, den er noch an seiner Nase und seinem Haupte empfand. Sein Ärger vermehrte sich noch, da er beynahe gestehen muſste: Noah möchte in dem, was er ihm von den Gewaltigen der Erde sagte, wohl Recht haben. Eine bittre Bemerkung für einen Mann von Mahals Gemüthsart und Forschungsgeist. „Wie, sagte er bey sich, dieses grämliche, ernsthafte, geschmückte Männchen, das mir, einem Enkel Seths, auf das Haupt trat — um den alle zitternd stehen — der kleinste, schwächste Wicht, den ich bisher gesehen habe, herrscht über diese alle? Wirkt alles, was ich sehe, höre und vernehme? Und das so gewaltig, daſs dem Nahen und Fernen sein Name wie der Donner des Erhabenen ertönt? Wie macht er dieſs? Worin besteht das Geheimniſs, wodurch er alles dieſs bewirkt? Etwa darin, daſs er ein Abkömmling der Geister ist? Das, was ich an ihm wahrnehme, zeigt mir nichts davon; er ist ein Schatten gegen mich und die meisten, die bebend um ihn stehen. Doch seh' ich noch nicht, warum der Herr so sehr ergrimmt gegen sie ist, und warum er sie verderben will; den Schmerz ausgenommen, den mir dieser traurige Sultan verursachte, scheinen sie mir noch ganz gut zu seyn, und er selbst, sagen sie, wollte mich dadurch seines Wohlwollens versichern. Ich glaubte lauter fürchterliche, groſse, kraftvolle Menschen zu sehen, und finde sie klein, lächerlich und schwächlicher, als ich es bin; aber eben dieses verwirrt mich noch mehr. Wie können so kleine schwache Wesen so böse seyn, um den mächtigen, groſsen Gott selbst zum Zorne zu reitzen? Wie können sie alle das Ungeheure, das ich um mich sehe, hervorbringen? Wie diese Städte, Brücken und Thürme erbauen? Wie sich das Pferd, den Wind und die Gewässer unterthan machen? Und wie die bösen Thaten begehen, wovon der Herr im Zorne spricht und deren Zeuge ich selbst war? Wie, wie kann dieser kleine schwache Mann alle die Stärkern an seinen Willen fesseln? Wie können sie sich, um seines traurigen Zulächelns willen, das Haupt von ihm zertreten lassen? Ach, er ist kein Riese; da er nun kein Riese ist, so muſs er gewiſs ein Zauberer seyn, und ohne allen Zweifel hat seine Urmutter Naamah von den Söhnen Gottes die Zauberey gelernt, sie Gedim ihren Sohn gelehrt, von dem sie dann bis auf seinen Enkel, diesen kleinen Puh, fortgeerbt hat!"

Nach dieser Standrede fiel ihm sein Lehrer ein. Er lieſs ihn schnell aufsuchen. Der Schriftkundige trat herein, fiel auf sein Angesicht vor ihm nieder, und als er seine geschwollne Nase erblickte, wünschte er ihm Glück dazu und empfahl sich seiner Gnade. Hierauf erzählte er ihm, wie er es angefangen hätte, der Sultanin von seinem Hierseyn Nachricht zu geben, und lieſs leise in seine Rede einflieſsen, was er von ihm zum Lohn erwartete. Mahal hörte ihn nicht, er war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, und sagte ihm ganz rasch heraus, welches Wunder er in dem Sultan zu sehen gehofft hätte, und wie gewaltig er sich betrogen fände. Der Schriftkundige gab ihm die klügste Antwort, die ihm je über die Lippen gegangen war und sagte:

„Vielleicht hast du eben da das gröſste Wunder gesehen, indem du keines zu sehen glaubtest!“

Mahal horchte hoch auf, sann vergebens nach, um den tiefen Sinn dieser Worte zu fassen, drang dann in ihn, ihm dieſs Wunder zu beschreiben, ihm zu sagen, worin es läge. Der Schriftkundige macht hier in der Handschrift, nach der Gelehrten Art, ein so dunkles, klingendes Gewäsche über die Geheimnisse der Wunder der Regierung, daſs ich vermuthe, er habe einen sehr alltäglichen Sinn mit den Worten verbunden, die einen so tiefen in sich schlieſsen, und das Wunder gerade da nicht gefunden, wo es nach seinen eignen Worten zu liegen scheint. So geht es Schriftkundigen und Dummköpfen sehr oft; zu Zeiten spricht der Geist durch sie, und sie gleichen alsdann Glocken, die nur andern tönen.

Mahal ahndete gleichwohl etwas von dem tiefen Sinne, denn er sagte zu dem Schriftkundigen im Fortgang des Gesprächs: „Das gröſste Wunder würde immer dieses seyn, wenn dieser Mann von Geistern, von Söhnen Gottes abstammte. Wenigstens werde ich an dieses nicht mehr glauben und dem andern will ich suchen auf die Spur zu kommen.“

Der Schriftkundige erblaſste bey dieser kühnen Äuſserung, sah sich furchtsam um, faſste sich, da er niemand sah, und hielt weiter nicht für zuträglich, über diesen höchst kitzlichen Gegenstand fortzureden. Er entfernte sich bald, und hinterbrachte, aus zarter Gewissenhaftigkeit, die kühne Äuſserung des Schwiegervaters des Sultans dem Oberhaupte seiner Zunft. Das Oberhaupt legte dem Untergebenen Stillschweigen auf, und schrieb sich die Ketzerey in's Gedächtniſsbuch.

Mahal ward mit dem traurigen, furchtbaren Sultan nach und nach so vertraut, als es die Würde des Sultans erlauben konnte, und seine Verwunderung nahm durch die nähere Bekanntschaft mit dem grämlichen, mächtigen Zaubrer immer mehr zu.

Khalife. Und ganz natürlich, Ben Hafi, denn dein roher Dummkopf wird in dem Umgang mit dem Sultan doch endlich begriffen haben, daſs es nicht die Masse von Fleisch und Knochen, sondern der Geist oder der Verstand ist, durch den man die Menschen leitet.

Ben Hafi. Und wenn er nun nichts davon entdeckt hätte, was sollte der rohe Bergbewohner denken?

Khalife. Wer sagt denn, daſs er denken sollte? Wozu nutzt es ihm?

Ben Hafi. Gegen diesen Ausspruch ist nichts anders einzuwenden, als daſs Mahal denken muſste, weil er sah, hörte und verglich, und daſs sein Denken auſser den Gränzen der Macht des Zauberers von Enoch lag. Nach seiner Handschrift sage ich: er konnte noch immer nicht begreifen, wie die Hofleute in Enoch so viel an ihrem Sultan finden konnten, an dem er so wenig fand, und sann noch immer über die dunkeln Geheimnisse nach, welche die Wunder, die er sah, bewirkten. Der Sultan ertrug und achtete ihn dem Äuſsern nach, weil er der Vater seiner Gemahlin war, ihm dadurch angehörte, sonst fand er weiter nichts an ihm.. Die Sultanin erzeigte sich ihm immer sehr gnädig vor den Augen andrer, sie war sogar freundlich gegen ihn, wenn sie sich mit ihm allein befand.

Mahal, so erstaunt als ermüdet über und von dem prächtigen Schauspiel, das er am Hofe täglich aufführen sah, warf sich nun in die volkreiche Stadt, von einigen Dienern begleitet, und wenn es dir nicht zuwider ist, so will ich dir morgen, Herr der Gläubigen, einige seiner Bemerkungen verdollmetschen. — Er rollte seine Handschrift zusammen.

Khalife. Ganz und gar nicht, ob ich gleich nicht viel erwarte.

FÜNFTER ABEND.

Ben Hafi erschien auf den Glockenschlag, rollte seine Handschrift aus einander und begann:

Mahal spricht: Enoch heiſst die Stadt, in welcher die Menschen ihr unruhiges Wesen treiben. Mitten hindurch flieſst ein Strom, sie nennen ihn den Pfeil. Über denselben haben sie einen groſsen Bogen von Steinen gespannt, er soll ein Werk Gedims seyn, und scheint wirklich eher von mächtigen Geistern, als von solchen schwächlichen Menschen herzurühren. Doch wer weiſs? So klein sie auch sind, so vermögen sie doch sehr viel, wenn sie einig sind, und sich zu einer Unternehmung verbinden. Ihre Höhlen, die sie Häuser nennen, sind sehr ordentlich eingerichtet, reich geschmückt und voller Gemächlichkeiten, die mir nicht zuwider sind. An jeder Höhle ist eine Thüre, die man verschlieſsen kann, damit keiner sehe, was man darin macht. Kommt einer zu dem andern, so kündigt er sich durch einen starken Schlag an der Thüre an, aus Furcht, er möchte den Herrn der Höhle oder des Hauses bey einer bösen oder unanständigen That überraschen. —

Es wird mir dunkel vor den Augen, wenn ich auf der Straſse durch das Gewühl von Menschen gehe, weil ich immer fürchte, es möchte zwischen ihnen zu gefährlichem Streit kommen, da ich in meines Schwiegersohns Hause bemerkt habe, daſs sie sich unter einander gar grimmig hassen, und mein Schwiegersohn, der kleine Zauberer, sein grämliches, blasses, finstres Angesicht doch nicht überall zeigen kann. —

In Enoch wohnen viele Leute, die mit ihren Händen, vermöge verschiedner Werkzeuge, aus Holz, Stein, Metall und Fäden, allerley zum Gebrauch und Vergnügen bilden, hauen, schaffen und weben. Diese haben wahrlich Verstand in den Fingern. Auch sah' ich einen Bildner eine Gestalt aus Stein bilden, und lache nun über meine Furcht vor dem steinernen Bilde, das sie die Liebe nennen. Ihr Bild hab' ich zwar wieder in Enoch gesehen, doch noch nichts von der Auslegung wahrgenommen, die mir die Bewohner der Felder gemacht haben. Sonderbar kommt mir vor, daſs diejenigen, die am meisten arbeiten, die ärmsten sind, und in den elendesten, schmutzigsten Höhlen wohnen. Die auf den Feldern, höre ich, arbeiten noch mehr, und sind noch ärmer; auch sollen die, die mich so gut bewirthet haben, keine Feldbewohner, sondern Städter seyn, die auf das Land gezogen waren, um sich daran zu ergötzen, die andern arbeiten zu sehen. Dagegen leben in der Stadt, und besonders an dem Hofe viele Leute, die sehr reich sind, alles im Überfluſs haben und gar nichts thun. Einige nennen sich die Bessergebornen — wie diese leben begreife ich nicht, besonders da sie so gar viel brauchen. Auch begreife ich nicht, wie sie es anfangen, um sich besser als die andern zeugen und gebären zu lassen.

Andere heiſsen die Beamten des Sultans, unter ihnen sind die meisten aus den Bessergebornen, und sie stehen sich dann zwiefach gut. Andere arbeiten mit dem Kopfe und der Zunge für die, die keinen Kopf haben, und ihre Zunge nicht zu brauchen wissen; sie stehen sich auch nicht schlecht. Andere kaufen von den Arbeitern auf dem Lande und in der Stadt, was sie nur hervorbringen, sehr wohlfeil ein, und verkaufen es sehr theuer. Der wird der reichste, der am wohlfeilsten einkauft und am theuersten verkauft. Was mich sehr wundert, ist, daſs der Arme alles, was er von ihnen kauft, sehr theuer bezahlen muſs, daſs die Groſsen und Vornehmen alles viel wohlfeiler von ihnen kaufen, ja oft gar nicht einmal bezahlen. Vielleicht daſs sie eben darum den Armen so theuer verkaufen müssen und dürfen; auch ist der Arme gar zu furchtsam in Gegenwart der Reichen, und thut ihm der Reiche Unrecht, so wagt er nicht einmal es zu sagen.

Jetzt begreife ich, warum die Bessergebornen so reich sind und nichts thun: die Armen arbeiten für sie, und oft hat ein einziger viele hunderte, die für ihn arbeiten, die er nicht seine Ernährer, sondern seine Untergebenen nennt. Die Leute hier nennen die Dinge immer anders, als sie an sich sind. —

Der Sultan und meine Tochter, die Sultanin, verzehren so viel, daſs es gewiſs viele tausend Hände erfordert, für sie zu arbeiten. Ich habe nichts dagegen; was mich aber ärgert, ist, daſs die Reichen und Faulen diejenigen verachten, ja oft miſshandeln, die für sie arbeiten. Diese müssen sehr gutmüthige Leute seyn; wie sollten sie es sonst ertragen, sich mit dem wenigen mühsam Erworbenen begnügen, und nicht den andern gewaltsam den Überfluſs rauben, der doch von ihnen herkommt? Alle, mit denen ich darüber spreche, sagen mir, der groſse Sultan Gedim habe es so geordnet, und der Sultan Puh halte nun darauf durch seine Richter und die Schwerter seiner Gewaffneten. Es ist recht gut, daſs dieses hilft, und sich die Vielen vor den verstümmelten Richtern und den Gewaffneten fürchten; ich möchte sonst keiner von den Bessergebornen und Reichen seyn. So laſs ich mir's gefallen. —

Die Künstler, die aus Steinen Bilder schaffen und die, welche Menschen, Thiere und Bäume durch bunte Farben nachäffen, nebst den Schriftkundigen, waren sehr zufrieden mit mir. Ich bewunderte sie ganz laut, und erstaunte über alles, was ich sah. Meine Begleiter sagten es dem grämlichen Sultan, der mir bittre Verweise gab und mir sagte, ich machte ihm durch meine rohe Plumpheit Schande; ein Groſser müsse nichts bewundern, noch viel weniger, wenn er auch innerlich nicht anders könnte, es äuſserlich den Kleinen zeigen. Man machte sie dadurch nur stolz und übermüthig. Vermuthlich verdrieſst es ihn, daſs ich nicht lobe, was er bildet, denn wenn er nicht steif und grämlich unter seinen Hofleuten steht, so schlieſst er sich ein, und schnitzelt Bilder, die noch steifer und grämlicher aussehen, als er selbst. Ich kann sie nicht loben, wie ich denn überhaupt nichts von dem loben kann, was er macht, thut und spricht. Indessen ist er doch ein guter Mann, alle Bewohner der Stadt sind gute Leute und sie sind ganz besonders freundlich und ehrerbietig gegen mich. Auch kann ich noch nicht recht begreifen, warum Gott so gar gewaltig auf sie zürnt. Wäre es nicht Schade, Leute zu verderben, die so groſse Dinge ausführen, die todten Steine beleben, Metalle in andere Gestalten zwingen, gar zu flüssigem Feuer machen, und ihre Gedanken so durch Zeichen zu mahlen wissen, daſs sich zwey in der weitesten Entfernung unterreden, durch welche sogar der Todte noch mit dem Lebenden sprechen kann. Sie leben alle vergnügt, ja zu Zeiten selbst die Arbeiter; und daſs mein grämlicher Schwiegersohn unter ihnen wohnt und sein Name überall zu hören ist, hindert sie nicht einmal daran. Keinen Genuſs versagen sie sich und hängen allen Lüsten nach. Von nichts lieber sprechen sie, als von Essen, Trinken, Putz und Weibern. Die Vornehmen sprechen am liebsten von der Gunst meines traurigen Schwiegersohns. Dieses alles wundert mich eben nicht, denn das, was sie essen und trinken, ist sehr gut, dem Munde sehr angenehm, ihre Weiber gefallen durch ihre Artigkeit und Schönheit, und sehen es sehr gerne, wenn man ihnen zu gefallen sucht; auch thun sie in diesem Falle alles, was einem Vergnügen machen kann. Daſs den Groſsen viel an der Gunst des Sultans liegen muſs, ist ganz natürlich, sie erhalten ja dadurch alles, was die andern haben, im Überfluſs, und brauchen nicht zu arbeiten. Übrigens thun sie alles, das

Gute wie das Böse, so sorgenlos, als könnte es gar nicht anders seyn. Sehe ich ihnen zu, so däucht mich selbst, sie könnten nicht anders handeln und Gott zürne ihnen über Dinge, die sie nicht zu ändern vermögen. Da er sie gemacht und so gemacht hat, muſs er es doch wohl besser wissen. Meine Tochter, die Sultanin, die doch noch vor kurzem auf dem Gebirge den Weg des Herrn wandelte, ist ihnen ganz ähnlich geworden, ich kenne sie beynahe nicht mehr. Das Leben unter den Städtebewohnern muſs also sehr ansteckend, und ihre Laster, worüber Gott zürnt, den Menschen sehr natürlich seyn. Es ist mir leid, besonders da die Quelle davon, nach Gott und meinem Schwäher Noah, in ihrem eignen verdorbenen Herzen springen soll. Ich werde es ja wohl erfahren! —

Auf dem Markte der Stadt liegt der groſse alte Gedächtniſsstein Kains, des Brudermörders und Stifters Enochs. Sie nennen die Stätte heilig, ich weiſs nicht warum. Sie wagen nicht, den Stein zu berühren, oder ihm zu nahen. An diesem Orte, sagen die Enocher, traf Lamech den hinter einem Busche stehenden Brudermörder mit einem Pfeile, den er nach einem Reh abschoſs, mitten durch das Herz. Ich dachte bey mir hätte ihn doch der Pfeil des Herrn getroffen, bevor er in das Thal stieg, und den Grund zu dieser Stadt legte. Sie würde nun, nach seinen Worten, nicht voller Greuel und dem Verderben reif seyn. Doch vieles, was ich hierüber denke, halte ich aus Furcht zurück, denn der Herr ist strenge, und fordert Unterwerfung. —

Noch steht auf dem Markte das Bild Gedims, gewaltig groſs und fürchterlich. Man hört beynah nur ihn nennen, selten Gott; sie scheinen ihn über diesen Gedim ganz vergessen zu haben. Ich sprach mit dem Sultan Puli sehr heftig darüber, und er antwortete mir sehr verdrieſslich: „Ob es mir miſsfiele, daſs das Volk seinen groſsen Ahnherrn und ihn in seinem Ahnherrn verehrte?" —

Um das Bild des fürchterlichen Gedims stehen noch viele andere Bilder seiner Nachfolger, alle Sultane, und sehr groſs, doch immer ein wenig kleiner, als Gedims Bild. Meines grämlichen Schwiegersohns Bild steht auch darunter, und ist nach Gedim das gröſste, so klein er auch wirklich ist. Die Sultane müssen sich wohl gern groſs abbilden lassen, und die Wahrheit nicht sehr lieben. Hier in den Abbildungen sah ich sie doch wenigstens, wie ich mir sie einst auf dem Gebirge vorgestellt habe. Überhaupt vergröſsern diese Menschen gern alles, was sie thun, bilden, und in Worten ausdrücken; sollte es wohl daher kommen, weil sie sich so klein fühlen, und gerne gröſser, besser scheinen mögen, als sie sind? Was mich aber ganz besonders an diesen sultanischen Bildern wundert, ist, daſs jeder von ihnen ein reiſsendes Thier oder einen Raubvogel zum Gefährten hat. Mein trauriger Schwiegersohn hat einen ungeheuren Löwen zu seinen Füſsen liegen, der grimmig um sich her sieht, und den Rachen zum Verschlingen öffnet. Die Zähne sind sehr schön gebildet. Ich will ihn doch um die Ursache fragen; denn, wie ich ihn kenne, so bin ich überzeugt, er würde gleich vor Schrecken sterben, wenn er einen viel kleinern Löwen lebendig sähe. —

Meinen geschwätzigen Lehrer habe ich fortgeschickt; er lobte ohne Unterlaſs den kleinen Sultan Puh, sprach immer von seinen groſsen Eigenschaften, und ward mir unerträglich. Ich kann nun einmal nichts an ihm finden, das mir gefalle, und besitzet er keinen Zauber, so sind sie alle toll, daſs sie sich so gar sehr vor ihm fürchten. —

Endlich habe ich einen Mann gefunden, der mir die dunkeln Räthsel lösen will; er heiſst Ram. Wie ich merke, so kann ihn mein Schwiegersohn, der Sultan, nicht leiden, und er darf nicht mit den andern Bessergebornen am Hofe erscheinen, ihn anzugaffen. Gewiſs denkt er wie ich, denn er lacht über seinen Zorn. Dieser Ram hat mich gewisse Worte gelehrt, und mir durch ihre Anwendung ihren Sinn so gezeigt, daſs ich vieles dadurch unter den Menschen hier erklären kann, was mir bisher so dunkel schien. Die Worte sind: „Bedürfniſs, Nutzen, Genuſs, Betrug, Heucheley, Wahn, Stolz, Hoffnung und Furcht.“ Nach dem Sinne dieser Worte, die er mir durch Fälle zu erklären sucht, sehe ich den Grund von vielem, was geschieht. Nach seiner Meynung ist es die Kraft dieser wenigen Worte allein, die alles hier zusammen hält, und sie sind die Quellen des Guten und Bösen und alles dessen, was die Menschen thun. Ich fragte ihn, woher diese Worte kämen? Wer sie erfunden hätte? Er antwortete mir: „Unsre Triebe, unser Herz.“ Nun kenne ich in mir den Trieb des Hungers und des

Durstes, den Trieb nach dem Weibe, und seit langer Zeit, den Trieb alles zu wissen, was die Menschen in den Städten wissen. Keinem davon kann ich widerstehen, keinen habe ich mir selbst gegeben, wie wenn es nun mit diesen Trieben eben so ist? Wenn sie nun ohne diese Triebe nicht verbunden in den Städten leben und bleiben können? Mein neuer Lehrer sagte mir: „So ist es allerdings. Da unsre Väter auf den Gebirgen in Unschuld lebten, so wuſsten sie von allen diesem nichts, und kein grämlicher Puh saſs ihnen auf den Nacken, weil sie keines Herrschers bedurften, um sie in Ordnung zu halten.“ Das ist wohl wahr, antwortete ich, und ich, der ich so eben von diesem langweiligen Gebirge komme, weiſs es gewiſs am besten. Doch was können nun diese dafür, daſs ihre Urväter von den Gebirgen gestiegen sind, und sich in den Städten niedergelassen haben. Ram antwortete mir mit einem widrigen, spöttischen Lächeln: „Fahre nur so fort, du bist auf gutem Wege.“ Und als ich ihm etwas von der Drohung Gottes sagte, erwiederte er mir mit einer ganz äffischen Verzerrung des Gesichts: „Lieber, es wäre schon lange Zeit, daſs er diesem Possenspiel ein Ende machte, und wenn es ihn nicht ergötzte, wäre es wohl schon längst geschehen. Vielleicht aber kümmert's ihn gar nicht.“ Ich erschrak über seine kühnen Worte, er verlieſs mich kalt, und so Unrecht er auch hat, so liegen mir seine Worte doch noch immer schwer auf dem Herzen. —

Mein grämlicher Schwiegersohn muſs ein Herz von eben dem Steine haben, aus dem sein Bild gehauen ist.

Heute ging ich mit den Lästigen, die er mir zugesellt hat, nach dem Markte, wo ich eine Menge Volks versammelt fand. Als mich das Volk gewahr wurde, floh es ehrerbietig aus einander. Da sah ich nun meinen neuen Lehrer, der mir die bedeutenden Worte mitgetheilt hat, entkleidet vor der Bildsäule meines grämlichen Schwiegersohns stehen, und ein Mann peitschte ihn ganz schrecklich auf den nackten, zitternden Leib. Der meine schauderte, und das Herz schmerzte mich entsetzlich in meiner eignen Brust. Ich schrie dem Schlagenden zu, einzuhalten, aber er gehorchte mir nicht, und mein Führer sagte mir sehr erzürnt: „Rufe ihm zu, die Streiche zu verdoppeln, er hat Hochverrath begangen.“ Auf meine Frage, was es sey, erfuhr ich, Ram habe den Sultan gelästert, und laut gesagt, er entspringe nicht aus göttlichem Saamen, sey ein Mensch wie andere, und das, was man von den Götter-Söhnen Aza und Azael erzählte, sey ein Mährchen, erfunden, die Enocher zu unterjochen. Hätte meinem Leibe nicht so entsetzlich vor der Peitsche gegraut, und mein Herz bey Rams Leiden so sehr geächzt, ich würde gewifs geschrieen haben: „Ram spricht wahr, Noah, mein Schwäher, hat zu meinem Verdrusse Recht und der Sultan Puh ist, wie ich sehe, ein böser Narr. Wäre er göttlichen Ursprungs, wie ihr sprecht, er würde es nicht durch die Peitsche beweisen.“ Doch ich schwieg und ging eilends weg, da ich doch dem guten Manne nicht helfen und sein Geschrey nicht ertragen konnte. Ergrimmt ging ich zu dem Sultan, hielt ihm vor, was ich gesehen hatte; er nannte mich einen unwissenden Thoren, wandte mir den Rücken zu, und murmelte: „Wäre deine Tochter Milka nicht meine Gemahlin, ich würde dir ein gleichesthun.“ — Ich muſs mich hüten, denn er ist wohl fähig Wort zu halten, der kleine grämliche Puh.

Khalife. Und mit Recht, Ben Hafi! Eine kleine Züchtigung thut diesem Mahal, wie ich merke, Noth, und wird ihm bald mehr Aufschluſs geben, als die Worte, die er von jenem Tollkopf gelernt hat. Was tausende glauben, muſs nicht einer mustern und bezweifeln wollen, besonders, wenn es eines der Geheimnisse ist, die den Staat zusammen halten.

Ben Hafi. Ich erstaune, der Nachfolger des Propheten spricht der Abgötterey das Wort und vergiſst, das Mahal ein Gläubiger ist.

Khalife. Ferne sey die Sünde von meiner Seele! Aber sagt nicht Gott durch seinen Apostel: Die Teufel, die bösen Geister sind es, die dem Menschen trügliche Gedanken und Reden einblasen, um sie zu verführen; gefiele es dem Herrn, sie würden es nicht vermögen. Darum fliehe sie, und das, was sie fälschlich erträumen, höre nicht an. Laſs die daran glauben, die nicht auf die Zukunft hoffen. Mögen sie sich in ihren Erdichtungen gefallen, und das gewinnen, was ihr Gewinnst seyn wird. Und wiederum sagt Gott durch seinen Propheten: Gott ist es, der euch erschaffen hat, einer ist bestimmt ein Ungläubiger zu seyn, und ein anderer ist bestimmt ein Gläubiger zu seyn. Er hat die Himmel und die Erde geschaffen in Wahrheit, hat euch gebildet, und euch schöne Gestalten gegeben, und zu ihm müſst ihr wiederkehren.

Alle. Preis sey Gott!

Ben Hafi, nach einer Pause. Herr der Gläubigen, du müſstest eine schlechte Meynung von dem Hofe des Sultans in Enoch haben, wenn du nur einen Augenblick glaubtest, ein Mann, der so verwegen denkt und spricht, und sey er auch der Sultanin Vater, könne sich lang' erhalten. Die Polizey war in Enoch viel zu wachsam, als daſs der Sultan Mahals Verhältniſs mit dem Gegeiſselten, und seine sonstigen lauten Äuſserungen nicht hätte erfahren sollen. Er selbst hatte ja einige von ihm gehört, und Mahals Fragen, womit er den Sultan täglich beehrte, waren viel zu naiv verwegen, als daſs sie den zerriſsnen Faden der Gunst, der eigentlich nie fest gesponnen war, wieder hätten ganz anknüpfen können. Auch das Oberhaupt der Schriftkundigen hielt es nun für seine Pflicht, dem Sultan zu berichten, was ihm der geschwätzige und nun beleidigte Lehrer Mahals hinterbracht hatte. Die Zunft der Schriftkundigen in Enoch hielt weislich und pflichtmäſsig eben so eifrig auf die Vorrechte des Sultans, als die Bessergebornen, und fand ihren Vortheil nebst ihrem Daseyn so eng mit dem Vortheil und dem Daseyn des Sultans verbunden, daſs sie den ganzen Reichthum ihres Witzes und ihrer Beredtsamkeit anwandten, das Volk immer mehr von dem göttlichen

Ursprunge des Sultans, als der Hauptquelle aller Macht zu überzeugen. Darum waren die Staffeln des Rangs in Enoch so geordnet: Die Opfrer Gedims, die verstümmelten Richter, die Groſsen des Hofs nebst allen übrigen Bessergebornen und sultanischen Beamten, und dann die Schriftkundigen. Alles übrige hieſs Pöbel und war nur da, für die andern zu arbeiten, wie Mahal sagt. Ob sich nun gleich diese Klassen unter einander haſsten, so kamen sie doch in dem, was den Sultan betraf, einträchtig überein.

Der Sultan Puh machte seinem Schwiegervater eine saure Miene, seine Hofleute folgten dem Beyspiel. Mahal, der es gewagt hatte, verwegen vor Gott zu stehen, fühlte Groll darüber, und überlieſs sich ohne Schonung der kraftvollen Äuſserung seines natürlichen Unwillens. Auch glaubte er, es sey nun Zeit, seine hohe Sendung zu beweisen und Gott an den Betrügern zu rächen.

Der Sultan Puh begegnete ihm eines Abends sehr schnöde, und seine eigne Tochter Milka stimmte gegen ihn in den Ton ihres Gemahls ein. Den folgenden Morgen, an dem Tage des groſsen Festes Gedims, wollte er ihr Vorwürfe über ihr unkindliches Betragen machen, und seine Strafpredigt über ihren Leichtsinn wiederholen. Bisher hatte er nichts damit gewonnen, als der Sultanin lästig zu werden, welches sie ihm auch ohne alle Verstellung sagte. Trotz der Vorstellung einer alten Wächterin, welcher die Aufsicht über das Betragen der Sultanin anvertraut war, drang er in ihr Schlafgemach, und fand sie mit einem jungen Hofmann in einer Lage, wozu er nur seinen grämlichen Schwiegersohn berechtigt zu seyn glaubte. Der junge Mann entfloh durch eine Seitenthüre, und der wüthende und beschämte Vater wollte nun eben anfangen, der Tochter ihr sträfliches Vergehen vorzuhalten, als ihm die Sultanin mit hoher Würde und kaltem Ärger entgegen rief: „Glaubst du, mein Vater, du wärst noch auf dem Gebirge unter deinen Heerden, und der Hof meines Gemahls wäre eine Höhle für Thiere, in die man ohne alle Achtung und Vorsicht eindringt?“

Mahal entflammt. Ja wohl ist es eine Höhle für Thiere, für recht schändliche Thiere, und wie ich sehe, bist du selbst das unreinste der Heerde.

Sultanin ganz kalt. Worin? Wodurch?

Mahal. Dieses fragt meine Tochter? Die Enkelin Seths? Sie, die noch vor kurzem auf dem Gebirge lebte, wo Gott wohnt?

Sultanin. Da ich auf dem Gebirge lebte, lebte ich nach der Weise des Gebirges; nun ich am Hofe lebe, und Sultanin geworden bin, lebe ich, wie man am Hofe, wie man als Sultanin leben muſs. So lehrt mich jedermann, ich bin meinen Lehrern folgsam, und rathe dir ein Gleiches, sonst wär' es besser für mich und dich, du kehrtest zu dem strengen Noah, deinem Schwäher, und den Heerden zurück.

Mahal. Muſs die Sultanin so leben, wie ich dich gefunden habe?

Sultanin. Warum nicht, wenn sie einen Mann zum Gemahl hat, wie ich einen habe. Will ich Sultanin bleiben, und mich nicht gleich meinen Vorgängerinnen verstoſsen lassen, so muſs ich wohl selbst dafür sorgen, diesem Throne, wie sie sagen, Erben zu gebären. Umsonst will ich nicht gehört haben, daſs der Sultan immer seinen Weibern den Fehler der Unfruchtbarkeit zum Vorwurf und Verbrechen macht. Ich weiſs nun, was daran ist, und weiſs, daſs zu den groſsen Eigenschaften, welche die Söhne Gottes seinem Urvater als Erbschaft hinterlieſsen, und die er alle hat, wie man sagt, nur diese einzige nicht gehört, die mich zur Mutter machen könnte.

Mahal wollte reden, die Sultanin lieſs ihn nicht zum Worte kommen und fuhr fort: Zürne dir, nicht mir! Bin ich Schuld daran, daſs ich Sultanin in Enoch bin? Warum verlieſsest du mit mir das Gebirge, wo, wie du sprichst, der Herr wohnt? Immer zanktest du dort mit jedermann, schaltst auf alles, und alles ekelte dir an. Deinen Schwäher selbst nanntest du einen langweiligen Thoren, der stolz auf sich, vor Gott einher ginge. Miſsmüthig sagtest du mir oft, das Leben dort sey dir zur Last, du wolltest mit mir in die Thäler steigen, um die Menschen in den Städten, ihre gewaltigen Herrscher, und aller Thun und Wissen zu sehen und zu begreifen. Ich sagte nichts, aber mir lachte das Herz in dem Busen; denn längst hattest du mich mit deinem Ekel angesteckt, und das Verlangen nach dem Neuen in mir rege gemacht. Du ruhtest mit mir in einer Höhle, an dem Fuſse des Gebirges, Gewaltige nahmen mich dir, du folgtest nicht, und sie führten mich hierher. Herrlich schmückten mich die Freundlichen, und der Älteste der Opfernden stellte mich dem Sultan vor und sagte: „Weiser Sohn des gewaltigen Gedims, des Sohns Azas und Azaels! Hier ist eine reine Tochter des alten Gottes, schön wie deine Urmutter Naahmah, welche die Mächtigen des Himmels mit irdischem Feuer entflammte! Gedim sendet sie dir durch mich. Nimm sie zum Weibe, daſs du blühende Söhne von ihr erhaltest, und Enochs Volk unter Aza und Azaels Enkeln immer glücklich lebe!“ Der Sultan nahm mich von seiner Hand, und die Freude im Reiche war groſs. Der Sultan und sein ganzes Reich verehren mich und mir gefällt die Verehrung. Sage nun, was du gesehen hast, keiner wird dir glauben, und du wirst nur dir schaden.

Nach diesen Worten trat die Sultanin in das Seitenzimmer und lieſs den Vater stehen. Ihr Vorwurf fiel ihm schwer auf das Herz. Beschämt stand er noch einige Augenblicke auf derselben Stelle, und schon wollte ihn sein Gewissen laut anklagen, als er plötzlich den Einfluſs der wenigen Ausbildung empfand, die er erhalten hatte. Er entschuldigte sein Herabsteigen von dem Gebirge, mit dem Durst nach Kenntniſs und Wissenschaft, dem bestimmten Befehl Gottes, und ergrimmte nur noch heftiger gegen die Verderber, die seiner Tochter Milka Herz so schnell vergiftet hatten. Er warf sie alle dem Zorne des Herrn hin. Sein Unwillen gegen den Sultan fand neue Nahrung in dem verächtlichen Bilde, das Milka von ihm gemacht hatte, und ganz wagte er nun nicht mehr ihre Vorsicht zu tadeln, da ihre Furcht, verstoſsen zu werden, so sehr gegründet war.

Der Trompeten- und Paukenschall, das Geschrey des jauchzenden Volks, erweckten Mahal aus seinen Betrachtungen. Er verfügte sich zu dem Sultan. Bald zog der Monarch in dem Gefolge seines Hoſs nach dem Markte, um vor Kains, Gedims und der übrigen Sultane Denkmäler zu opfern. Geschmückte Schafe und Rinder standen um die Säulen. Der Sultan stand vor Kains Denkstein, wo das Opfer beginnen muſste. Die Opfernden entblöſsten ihre Messer, und jeder derselben faſste ein Thier. Doch bevor der Älteste das Zeichen gab, fiel er zuerst mit dem ganzen Volke vor dem Sultan nieder, und hielt eine lange Rede an ihn. Nach dieser langen Rede war der kleine grämliche Puh der Inbegriff aller der groſsen Eigenschaften und erhabenen Vollkommenheiten, die seine Vorfahren insgesammt besessen hatten. Sultan Puh hörte die Rede mit seinem gewöhnlichen Ernste an, und Mahal ergrimmte über ein Ding, worüber ein Weiserer kaum gelächelt hätte. Der Redner verglich den Sultan einigemal mit seinem Ahnherrn Gedim, nannte ihn den göttlichen Sprossen des Geister-Sohns, und das Volk rief aus voller Kehle: „Er ist es! Er ist Gedims Sohn! Er ist Azas, Azaels Enkel!“ Mahal hätte vermuthlich diese ihn empörende Scene ausgehalten, wenn ihn der Sultan nicht selbst zum Ausbruch seiner innern Wuth gereitzt hätte. Er ward plötzlich gewahr, daſs Mahal nicht mit den übrigen niedergefallen war, sondern gleich ihm gerade auf seinen Beinen stand. Sein possirlicher Ernst verwandelte sich in Verzerrung des Zorns; er schoſs drohende Blicke nach

Mahal aus seinen groſsen Augen. Mahals verschloſsne Wuth entzündete sich nun wie eine dunkle Wolke an dem hinschieſsenden Blitze, und er schrie mit einem schrecklichen Gebrülle: „Herr, warum tödtete dein Pfeil den Brudermörder Kain nicht, bevor er den Grund zu dieser verfluchten, abgöttischen Stadt gelegt hat? Dein Zorn ist gerecht, vertilge sie alle, sie beten diesen grämlichen Wicht hier an, und vergessen dich über das elendeste und lächerlichste deiner Geschöpfe!“

Nun erst ergriff ihn die Begeisterung, schon wollte er den Enochern von seiner Sendung reden, und ihnen Gottes fürchterliche Drohung in die Ohren donnern, als man ihn umringte und gewaltsam davon führte.

Der Sultan erinnerte sich noch in dem Aufruhr seiner Seele der hohen Würde, und faſste sich. Die Opfer an den Bildsäulen wurden nach der Reihe vollzogen, man hielt noch eine Rede an ihn, worauf er mit allem Ernst und Anstand nach seinem Pallaste hinzog.

Lange vor seiner Ankunft hatte die Sultanin von dem tollen Eifer ihres Vaters Nachricht erhalten, und diese neue Begebenheit setzte die von dem Morgen bey ihr in ein noch gehässigeres und gefährlicheres Licht. Sie fühlte sich nun gänzlich überzeugt, ihr roher Vater tauge nicht zum Hofleben, und sey gar nicht gemacht, seine Verhältnisse zu fühlen und zu achten. In dieser Verlegenheit sandte sie nach ihrem Lehrer, dem Oberhaupt der Schriftkundigen, der keuchend zu ihr rannte. Sie theilte ihm ihren Kummer mit, und sprach sehr ängstlich über die Gefahr, in welcher sie sich durch ihren Vater zu befinden glaubte. Der Lehrer antwortete: „Es sey gewiſs sehr gefährlich für sie, wenn sie sich, bey einem so schrecklichen, in Enoch unerhörten Verbrechen, ihres Vaters gegen den Sultan annähme, oder es nur wagte ihn zu entschuldigen. Ihr Vater müſste nach dem Gesetze ohne alle Rettung sterben; doch vielleicht lieſse der Sultan gegen ihn, als einen zu seiner Familie Gehörigen, Gnade für Recht ergehen. Darum rathe er ihr, sie sollte dem Sultan bey seiner Zurückkunft entgegen gehen, sich heftig über ihren Vater beklagen, und ihm den Vorschlag thun, den blinden, tollen Eifrer zum Richter verstümmeln zu lassen. Dadurch würde sie den Zorn des Sultans ein wenig besänftigen, ihren Vater durch die erste Würde des Staats geehrt und glücklich machen, und ihn für immer auſser Stand setzen, Thorheiten zu begehen, die am Ende ihm und ihr höchst schädlich werden könnten. Du weiſst, Sultanin, fügte er hinzu, daſs unsre Richter die ruhigsten und stillsten Leute in Enoch sind.“

Diese Worte machten natürlich Eindruck auf das Herz und den Verstand der Sultanin und Tochter. Sie ging ihrem Gemahl entgegen, brach in Vorwürfe und Klagen gegen ihren tollen Vater aus, vergoſs Thränen, und theilte ihm, unter Seufzern und Schmeicheleyen, das Rettungsmittel ihres Vaters mit. Der Sultan ward kühler, er fühlte was er sich und seinem Hause schuldig sey, willigte ein, und gab Befehl es auszuführen. Damit er aber keine neue Thorheit begehen könnte, befreyte er ihn von dem vorläufigen Studium der Gesetze, und wollte, daſs man die Einweihung Mahals den folgenden Tag vornehmen sollte.

Milka lieſs ihren Vater vor sich bringen, hielt ihm mit vieler Bitterkeit sein unsinniges Betragen vor, erzählte ihm, wie sie ihn von dem unvermeidlichen Tod errettet hätte, und vertraute ihm dann das glücklich ersonnene ehrenvolle Rettungsmittel. Mahal sagt hier, sein Herz sey in diesem Augenblick so vor Wuth geschwollen, daſs er schon in die Haare seiner Tochter hätte greifen wollen, um sie nach väterlicher Art zu züchtigen. Aber auf ihr Geschrey seyen ihre Weiber und ihr Lehrer hereingesprungen, hätten ihm seinen schwarzen Undank vorgeworfen, und dann zu seiner hohen Ehrenstelle sehr ernsthaft Glück gewünscht. Weislich, setzt er hinzu, erinnerte ich mich nun eines der Worte, die nach des gegeiſselten Rams Meynung, die Gesellschaft fest zusammen halten sollen, aus denen, wie er sagt, alles Gute und Böse der Menschen entspringt, und schwieg.

Sie entlieſsen ihn, da er ruhig schien. Er aber wartete die Einweihung zu der hohen Ehrenstelle nicht ab, sondern schlich sich bey einbrechender Nacht aus dem Pallaste, warf sich in einen Kahn, rief: „Herr, verdirb sie alle!“ und trieb wohin der Strom ihn zog.

Ben Hafi rollte seine Handschrift zusammen.

Khalife. Daran thut er wohl, die Verwünschung ausgenommen; denn die Rache ist Gottes, er bestimmt und weiſs ihre Stunde! — Ob ich nun gleich nichts dagegen hätte, daſs deine langweiligen und doch immer anziehenden Mährchen zu Ende wären, so wünschte ich doch nicht, daſs sie so endigen möchten. Erstlich opferte sich doch dein Mahal hier für den Ruhm Gottes auf, da er den Unsinnigen ihre Abgötterey verwies, und zweytens ist ein solcher Richter ein gar erbärmliches Ding, und ein Gläubiger wird diesen Schicksal keinem Hund anfluchen, sollte er ihn auch im Gebet anbellen. Aber ländlich, sittlich! Es steht in der Macht der Monarchen, das Bitterste zum Süſsesten und das Süſseste zum Bittersten zu machen, wie dein Mährchen beweist.

Ben Hafi. Auch soll es nicht mehr beweisen, Herr der Gläubigen.

Khalife. Friede sey darum mit dir und euch!

Der Groſsvizir, der mit seinem Gewissen nicht so gut stand wie sein Herr, fand auch darum in Ben Hafis Mährchen weit mehr, als sein Herr. Er lieſs Ben Hafi zu sich rufen, sprach mit ihm in einem sehr gelinden, schmeichelnden Tone, den er bald mit versteckten Drohungen, bald mit glänzenden Aussichten unterstützte. Ben Hafi stellte sich, als verstände er seine Meynung nicht; der Groſsvizir ward rauher und Ben Hafi antwortete ihm: „Herr, du verwaltest des Khalifen groſses Reich so ziemlich nach deinem Sinne, ich erzähle meine Mährchen nach dem meinen, oder vielmehr dieser Handschrift, deren Ächtheit ich beweisen kann. Ist es dir gelegen, so bin ich bereit, dir darzuthun, daſs mein Recht auf diese sogenannten Mährchen hier, wo nicht gegründeter, doch eben ſo gegründet iſt, als das deine auf die Unterthanen des Khalifen.

Der Groſsvizir ſtimmte ſeinen Ton herunter, erlieſs ihm den Beweis, und Ben Haſi fuhr mit äuſsrer Ehrfurcht fort: „Die Geſchichten oder Mährchen, die ich dem Herrn der Gläubigen erzähle, werden eben das bewirken, was Wahrheit gewöhnlich bey den Groſsen wirkt. Warum? Dieſs wiſsen die am beſten, die von Jugend auf um ſie ſind. Meine Mährchen können dem Khalifen höchſtens dazu dienen, uns ſeine Beleſenheit im Koran und ſeine Weisheit zu zeigen. Willſt du aber, daſs ſie noch mehr bewirken ſollen, ſo laſs ihn nur deinen Unwillen und Verdacht gewahr werden; ich wette, er ſieht dann eben dieſs, was du, wie es ſcheint, nicht gern wollteſt, daſs er es ſehen möchte.“

Groſsvizir. Aber wozu? Warum?

Ben Haſi. Wozu? Warum? Für das erſte, weil ich es für ein Verbrechen halte, die Wahrheit, welche dieſe Handſchrift enthält, zu verſtellen oder zu verbergen. Zweytens, weil es mir mehr Vergnügen macht, als der Beſitz des Goldes mir machen könnte, dem Khalifen Wahrheiten zu ſagen, die ihm keiner ſagt. Drittens, weil kein Genuſs dem Genuſse gleich kommt, ſeiner Laune ohnen allen Zwang den Lauf zu laſsen, und dieſs nenne ich mit und in dem Geiſte ſchwelgen. Viertens, weil es doch möglich iſt, daſs es einem oder dem andern von den Zuhörern nützte. Dieſes nun ſind meine Gründe. Soll ich meine Mährchen erzählen, so laſs es mich nach meiner Weise thun, und glaube mir, so mächtig du auch bist, so vermagst du doch nichts über das kleine, unsichtbare Ding, das in dem Umfange meines Kopfes sein Wesen treibt. Bist du ein so weiser Hofmann, als der Ruf dich ausschreyt, so versuchst du's nicht einmal. Ich habe des Khalifen heiliges Wort, meine Mährchen und dann meine Wanderungen bis an das Ende anzuhören; willst du ihn gegen den armen Ben Hafi meineidig machen, so thue es immer. Ich finde überall Zuhörer, und ich versichre dich, es ist für dich noch besser, daſs der Khalife meine Mährchen hört, als daſs sie Bagdaner hören. Verlangst du es, so kann ich dir auch hiervon verschiedne Gründe vorlegen, denn ich zähle Gründe gar zu gerne an meinen Fingern her, während ich den Augen des Horchers folge.

Groſsvizir. Aber was gehen uns die Völker vor der Sündfluth und ihre Sultane an? Wozu uns dieser Unsinn, diese Laster, die du in deinen Mährchen von den Verderbten aufstellst — und wahrscheinlich noch mehr aufstellen wirst — da sie der Herr mit allem diesem Unsinn und ihren Lastern nun einmal samt und sonders ersäuft hat, und ihnen heute kein Volk der Erde mehr gleicht?

Ben Hafi. Daſs die heutigen Völker und Sultane, und, was noch mehr ist, ihre Vizire, den Sultanen, Viziren und Völkern vor der Sündfluth gar nicht gleichen, das weiſs auch ich, und behaupte es mit dir. Denn glichen sie ihnen, würde sie das Feuer des Rächers nicht längst verzehrt haben? Aber könnte ich wohl den allgemeinen Untergang der ganz Verderbten durch die Sündfluth, oder die gerechte Rache Gottes nur mit einiger Wahrscheinlichkeit herbeyführen, wenn ich die Völker, die Sultane und ihre Vizire nach denen mahlte, die nach der Sündfluth gelebt haben, heute leben? Würdest du mir glauben, die Groſsvizire vor der Sündfluth hätten verdient mit den übrigen Verderbten ersäuft zu werden, wenn ich sie so darstellte, wie du dich uns darzustellen suchst? Die Wahrscheinlichkeit soll dir eigentlich meine Mährchen zur Geschichte machen; und legst du ihnen einen andern Sinn bey, so thust du es selbst, und magst um die Ursache dein Inneres fragen. Ich fühle es, meine Mährchen werden den Khalifen und alle Sultane seines Geistes und Herzens verherrlichen, und, daſs der Geist und das Herz seines Groſsvizirs auch durch sie verherrlichet werde, dafür muſs ja der Groſsvizir schon lange her gesorgt haben.

Der Groſsvizir vermerkte nun, daſs mit diesem närrischen Weisen nichts zu machen sey, und da er ihn einmal brauchte, so entlieſs er ihn ganz freundlich; ärgerte sich aber sehr darüber, daſs er ihn aufgeführt hatte, und daſs er, der mächtigste Mann in Asien, sich der Laune eines herumschweifenden Menschen unterwerfen, gar jeden Abend ihm zuhören muſste, um den weisen Thoren nicht aus den Augen zu lassen. Ben Hafi fühlte es wohl, und sagte in seinem Herzen: „Er soll mein Zuhörer bis an das Ende bleiben; diesen Lohn wenigstens nehme ich im Voraus!“

SECHSTER ABEND.

Ben Hafi erschien auf den Glockenschlag, rollte seine Handschrift aus einander und begann:

Mahal, Herr der Gläubigen, saſs, wie du dich erinnern wirst, in seinem Kahne und folgte dem Strom des Flusses. Vieles hatte der Mann in der kurzen Zeit freylich erlernt, doch war alles nur Stückwerk, denn es fehlte ihm an Kühnheit und Gewandtheit, das Erlernte hübsch in ein Ganzes zu verarbeiten, der Umriſs sey richtig oder nicht. Durch den Talisman der Worte, die er von dem gegeiſselten Ram gelernt hatte, konnte er manches der ihn quälenden Geheimnisse deuten, manche Erscheinung von ihrem schimmernden Dunst und Nebel reinigen, auch schwammen sie beständig in seinem Gehirne und schwebten immer auf seinen Lippen, da er in seinem Kahne über all das Geschehene und Gesehene nachsahn.

Auf seine Tochter war er so sehr ergrimmt, daſs er gar nicht rückwärts blickte, und mit seinen Beleidigern so beschäftigt, daſs er keinen Augenblick finden konnte, auf das zu horchen, was sein Herz ihm über sich selbst zu sagen hatte. Als nun endlich dieser Augenblick kam, und sich das Ich in dem erschütterten Herzen selbst empfand, ihn ohne alle Schmeicheley und Schonung an gewisse Dinge erinnerte, wie zum Beyspiel: an sein Wohlgefallen an den Ergötzungen der abgöttischen Enocher, an seine schnelle Beruhigung über das sträfliche Verhältniſs seiner Tochter mit dem jungen Hofmanne, an die Vorwürfe, die sie ihm machte, so besänftigte doch sehr bald sein schon etwas erleuchteter Verstand den beschwerlichen, ungestümen Richter. Der geschmeidige Sophist lispelte ihm zu: „Er habe Gott an dem erbärmlichen Wicht gerochen, da er sich nur für seine Sache in Gefahr begeben.“ Ja er ging in seiner Täuschung so weit, daſs er zu denken wagte, die Enocher würden ganz gute Leute seyn, wenn dieser grämliche Sultan nicht über sie herrschte, und sie bedürften nur eines weisen Mannes, um wieder Gott gefällige Menschen zu werden. Demnach sprach er sie bald von der Verwünschung frey, schüttete diese ganz auf das Haupt des Sultans Puh und seinen Hof, ohne selbst seine Tochter auszunehmen. Aus Betrachtungen dieser Art, die ein wenig den Schooſs-Neigungen der Menschen fröhnten, erweckte ihn der Hunger. Er trieb nun schon lange genug auf dem Strome hin, sah seine blühenden Ufer mit Bäumen süſser anlockender Früchte besetzt, die fernen und nahen Wohnungen, und sah keine Möglichkeit sie zu erreichen. Unerfahren in der Erd- und Schiffkunde, fürchtete er, der Strom würde ihn bis an das Ende der Erde forttreiben; durch welchen Gedanken natürlich seine Lage sehr unbehaglich ward. Nun seufzte er zum erstenmal nach denen in dem fernen Blauen sich verlierenden Gebirgen, die er nach seiner jetzigen Meynung so thöricht verlassen hatte, um gewaltige Riesen aufzusuchen, an deren Statt er nur einen grämlichen Puh gefunden hatte, der ihn noch obendrein zum Richter verschneiden lassen wollte.

Gebeugt und entkräftet sah er endlich in der Ferne Felsen in dem Strome, die zu einem Übergang durch Kunst verbunden waren. Seitwärts lag eine Stadt auf Hügeln erbaut. Dieser Anblick heiterte ihn auf und stärkte sein gesunknes Herz; er vergaſs sogar, wie wenig er noch vor kurzem mit den Städtern zufrieden gewesen war. Als er den Felsen näher kam, trieb sein Kahn sehr schnell, und ehe er sich's versah, stieſs ihn die Gewalt des Stroms gegen sie an und zerschmetterte ihn. Mahal hielt sich winselnd und laut schreyend an den Felsen. Auf dem Übergang, den man gezogen hatte, stand ein Mann, der ganz gleichgültig zusah, und ihm endlich kalt und ernsthaft zurief: „Ja, du wirst ersaufen, richte dich nur darnach ein.“ Auf dem gegenseitigen Ufer saſs ein Fischer und flickte sein zerriſsnes Netz. Kaum vernahm er das Schreyen Mahals, so sprang er auf, warf sich in den reiſsenden Strom, kämpfte mit seiner Gewalt, drang bis zu Mahal, ergriff und rettete ihn. Der Mann auf der Felsenbrücke sagte während der Bemühung des Fischers sehr ärgerlich: „O des Thoren! des Thoren! sie müssen nun beyde ersaufen!“ Mit vieler Mühe brachte der Fischer Mahal an das Ufer; der Mann von der Felsenbrücke kam nun langsam hinzu, und lächelte, da er Mahal vor sich liegen sah. Mahal erwachte bald hierauf und erkannte in dem kalten Zuschauer seiner Noth seinen gegeiſselten

Lehrer Ram. Dieser grüſste ihn, und fragte ihn um die Ursache seiner so sonderbaren Reise, und Mahal sagte mit matter Stimme: „Ich sterbe vor Hunger und habe keine Kraft zu reden!“

Der Schiffer hörte kaum seine Worte aus, so lief er schon über die Felsenbrücke, und brachte sein Morgenbrod, nebst etwas Milch. Nachdem nun Mahal sein Herz gestärkt hatte, so erzählte er Ram seine traurige Geschichte, und Ram brach in ein zischendes Gelächter aus. Mahal ärgerte sich über das Lachen, und Ram sagte spöttisch: „Hättest du den Sinn der Worte, die ich dich gelehrt habe, besser gefaſst, so würdest du an des grämlichen Sultans Puh Hofe ein ganz angenehmes Leben geführt haben, und nicht in Gefahr gekommen seyn, hier zu ersaufen, das indessen immer noch das klügste war, was du nach deiner Thorheit thun konntest. Sey in Zukunft weiser, denn nicht immer ist so ein Narr bey der Hand, der dich aus dem Wasser auf eigne Gefahr zieht.“ Mahal antwortete ihm sehr ärgerlich: Du Weiser, warum warst denn du so thöricht, den Sultan so zum Zorn zu reitzen, daſs er dich geiſseln und dann verjagen lieſs?

Ram spöttelnd. Was bey mir Übermaſs des Verstandes that, that bey dir rohe Stumpfheit. Ich hatte Zwecke von besondrer Art, und ohne falsche Vertraute (denn keine Freunde giebt es, sonst würde ich sie so nennen) wollte ich dem erbärmlichen Puh seine Götterheit schon ausgezogen haben. Auch war er nicht mein Schwiegersohn und ich in Ungnade.

Mahal. Und warum lieſsest du mich so gleichgültig ertrinken, und schaltest noch den guten Mann da, der mich errettet hat?

Ram. So will es die Selbsterhaltung, ein Ding, das man auch auf dem Gebirge kennt, ob man gleich das Wort nicht weiſs. Merke es indessen, du wirst dadurch manches, was in dir und andern vorgeht, deuten lernen. Der Mann übrigens war immer ein Narr, daſs er sich um deinetwillen, der du ihm nichts bist, in Gefahr begab, und diejenigen, die seines Daseyns bedürfen, würden es ihm schlecht gedankt haben, wenn er um deinetwillen ertrunken wäre.

Mahal seufzte und sagte: „Wiederum ein neues Wort!“

Es ging nun gegen Mittag, die Sonne brannte heiſs auf ihre Häupter, sie begaben sich nach einem kleinen Gehölze, wo der Fischer Mahal eilends ein Lager von Moos zubereitete, und dann dessen triefende Kleider an Äste hing, um sie zu trocknen. Mahal schlief, ermüdet wie er war, sehr bald ein. Ram folgte seinem Beyspiel, der Fischer sah bald nach Mahals Kleidern, bald flickte er an seinem Netze, das er von dem andern Ufer herüber gebracht hatte. Während jene schliefen, zog sich ein schwarzer Sturm zusammen. Plötzlich erweckte fürchterliches Rollen des Donners die beyden Schlafenden. Der Fischer sagte ihnen, sie möchten sich schnell entfernen, denn der Blitz schlüge sehr oft in dieses Gehölze. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als ein hellleuchtender Blitz zischend herunter fuhr, und ihn todt zu den Füſsen der Beyden warf. Die schreckliche Erleuchtung, der Dampf, das schnell erfolgende Gerassel des

Donners betäubte die Beyden, und nur nach einer langen Weile fühlten sie sich lebend. Ram schlug zuerst die Augen auf, und sah mit einem spöttischen Lächeln auf den Fischer, indem er sagte: „Da hast du deinen Lohn!“

Als Mahal die Augen nun aufschlug, und den Fischer todt liegen sah, fing er laut zu weinen und zu klagen an. Er rief in seinem Jammer: „Herr, in dessen Händen der Blitz ist, warum thatst du doch dieses? Warum erschlugst du den Retter meines Lebens, dem ich noch nicht gedankt habe? Warum erschlugst du ihn, und verschontest den, der kalt meiner Gefahr zusah?“

Diese Worte verdrossen Ram, er sagte mit Verachtung: Vermuthlich tödtete der, welcher, wie du sagst, die Blitze in seiner Hand hat, den Thoren, weil er dich, einen noch gröſsern Thoren, von dem Tode errettet hat.

Mahal erbebte, und entfernte sich weiter von ihm, indem er sagte: „Du lästerst Gott, der noch ferne in den Wolken donnert.“

Ram. Was schwatzest du nun? Hättest du dich an dem Hofe deines erbärmlichen Schwiegersohns nicht wie ein Narr aufgeführt, so hättest du nicht flüchten müssen. Hättest du nicht flüchten müssen, so hättest du Unwissender dich nicht in diesen Kahn gesetzt. Hättest du dich nicht in diesen Kahn gesetzt, so wäre dieser Kahn nicht an den Felsen dort zerschmettert worden. Wäre der Kahn nicht an den Felsen dort zerschmettert worden, so würdest du nicht in Gefahr gekommen seyn, zu ertrinken. Wärst du nicht in Gefahr gekommen, zu ertrinken, so würdest du nicht wie ein Feiger gewinselt und geschrieen haben. — Hättest du nicht wie ein Feiger gewinselt und geschrieen, so würdest du die Nerven dieses armen Narren nicht gereitzt haben, dir beyzuspringen. Wär' er dir nicht beygesprungen, so würde er ruhig auf der andern Seite des Flusses bey seinem Netze geblieben seyn. Wäre er ruhig auf der andern Seite bey seinem Netze geblieben, so würde er nicht in dieses Gehölze, das der Blitz, wie er sagte, so gern auszeichnet, gekommen seyn. Wäre er nicht in dieses Gehölze gekommen, so würde ihn der Blitz, der auf diese Stelle, und nicht auf jene fallen sollte, nicht getödtet haben. — Folglich hast du, oder die dir erwiesene Wohlthat, den Narren getödtet.

Khalife. Der kühne Vernünftler! Muſste es nicht geschehen? Stand es nicht in dem Buche des Schicksals? Gott sagt: Wir haben einem jeden von euch sein Schicksal um den Hals gebunden, und an dem Tage des Gerichts wollen wir jedem ein Buch vorlegen, worin seine Thaten aufgezeichnet sind, und zu jedem sagen: Lies dieſs Buch, deine eigne Seele soll dein Richter seyn. Preiſs sey Gott, der Himmel und Erde geschaffen, Licht und Finsterniſs geordnet hat. Er hat uns aus Erde geschaffen, das Ziel unsers Lebens fest bestimmt, und bey ihm ist das Ziel unsers Lebens.

Ben Hafi. Allerdings; aber Mahal muſste gleichwohl den Kitzel des Wissens in seiner thörichten Brust fühlen, von dem Gebirge heruntersteigen, den König Puh beleidigen, damit der gute Fischer, so scheint er immer noch, eine gute Handlung an ihm begehen möchte, und der Blitz muſste diesen tödten, damit er auf der Stelle seinen Lohn empfing. Der Herr ist gerecht und das Ende erweist es immer, hier oder dort.

Khalife. Und auſser ihm ist kein Gott; er ist der Lebendige, der Selbstständige; ihn überfällt nicht Schlummer, nicht Schlaf; ihm gehört alles, was im Himmel und auf Erden ist. — Er weiſs was geschehen ist, was geschehen wird, und keiner soll von seinem Wissen mehr begreifen, als so fern es ihm gefällt.

Seht, der Engel des Todes ging einst sichtbar an Salomo vorüber, und sah auf einen, der bey ihm saſs. Der Mann fragte Salomo, wer ist dieser? Salomo sagte, es ist der Engel des Todes. Der Mann erwiederte: Es scheint, daſs er meiner bedarf, befiehl darum dem Winde, daſs er mich von hier nach Indien bringe. Da dieſs geschehen war, sagte der Engel des Todes zu Salomo: Verwundert sah ich so ernstlich diesen Mann an. Mir war befohlen, seine Seele in Indien von ihm zu nehmen, und fand ihn bey dir in Palästina, wo ich ihn nicht suchte.

Ben Hafi. Vortrefflich!

Ram fuhr fort: Begrabe deinen Retter wenigstens zum Dank. Ich begreife den Narren wahrlich nicht, aus jener Stadt kann er unmöglich seyn; doch mag ja auch ein Narr unter den klugen Iradern wohnen. Begieb dich zu ihnen, du wirst viel neues von ihnen lernen. Ich eile in ein Land zu kommen, wo, wie man sagt, ein Philosoph als Sultan herrscht.

Mahal bat ihn zu bleiben, und sich deutlicher zu erklären; aber Ram antwortete: Ich fliehe dich, und mag dich nicht wieder sehen. Deine Gesellschaft bringt Unglück, wie dieser Todte hier beweist.

Er eilte davon.

Mahal sah ihm lange nach; seine Worte hatten seinen Geist verdunkelt, und er sprach seufzend: „Gott sollte diesen Guten hier getödtet haben, weil er mich errettet hat? Wäre er dann gerecht? Um der guten Handlung willen sollte er sterben, und der Sultan Puh, nebst seinem Hofe und allen den Sündern in Enoch, sollten leben? Ach er nahm sich meiner nicht an, da sie mich verstümmeln wollten, und doch reitzte ich bloſs um seinetwillen die abgöttischen Frevler zum Zorne gegen mich!“

Lange sah er auf die Leiche, weinte, grub dann die Erde auf, und legte sie in ihren Schooſs. Darauf wanderte er über die Brücke nach der Stadt Irad zu.

Der Sultan von Irad —

Groſsvizir. Was, abermals ein Sultan? Müssen denn immer Sultane der Inhalt dieser langweiligen Mährchen seyn? Wäre es nicht unterhaltender für den Herrn der Gläubigen, wenn du sie mit wunderbaren Begebenheiten zu Wasser und zu Lande, mit Zauberern, Riesen, Feen und Geistern ausschmücktest, wie man es von einem vernünftigen Mährchen mit Recht erwartet?

Den Khalifen verdroſs das ehrfurchtwidrige Betragen des Groſsvizirs, er sprach:

Langweilig mögen nun wohl Ben Hafis Mährchen seyn, aber doch gewiſs nicht darum, weil Sultane, wie sich's gebührt, der Hauptinhalt sind. Warum sollen sie nicht dabey seyn? Was in der Welt interessirt wohl mehr, als diejenigen, die sie beherrschen? Welcher Gegenstand ist wohl erhabener und zugleich unterrichtender? Ich finde jedes Mährchen gemein und niedrig, worin Sultane nicht die erste Rolle spielen. Auch ist es immer so von alten Zeiten her gewesen. Dieses sage ich nun nicht, als hätte ich etwas gegen Zauberer, Riesen, Feen und Geister, ganz und gar nicht, sie sollen mir alle recht willkommen seyn; aber man sieht sich doch gerne in Gesellschaft seines Gleichen. Kann nun Ben Hafi das Wunderbare, die Zauberer und Geister, die du zu lieben scheinst, mit den Sultanen zusammenbringen, so werde ich's ganz gerne sehen, denn mich dünkt, eben dieser Mangel ist die Ursache, warum seine Mährchen so langweilig sind und dem Geiste so wenig Nahrung geben.

Ben Hafi. Ich folge meiner Handschrift, und lügen will ich, befiehlst du es, wenn ich dir meine eignen Wanderungen erzählen werde.

Der Sultan von Irad saſs mit seinen Räthen in dem Divan, und rathschlagte mit ihnen über die wichtigste, neueste, sonderbarste, unerhörteste Sache, über

Univ.-Bibl. München

die je ein Sultan mit seinen Räthen gerathschlagt hat. Du glaubst vielleicht, Befehlshaber der Kinder des Propheten, die Weisen in Irad hätten untersucht: ob es besser oder anständiger sey, einen langen oder einen Knebelbart zu tragen? Was die Tugend sey? Von welcher Farbe? Ob sie eingelehrt oder ob sie angeboren werde? Ob sie in einem Staate nöthig sey? Ob der Mondschein eine Farbe habe? Ob der Sultan der Unterthanen wegen da sey, oder die Unterthanen des Sultans wegen? Ob es besser für die Menschen wäre Sklaven oder frey zu seyn, da sie doch im zweyten Fall die schwere Last tragen müssen, für sich selbst zu sorgen? Ob es klüger sey, mit dem rechten oder linken Fuſse aus dem Bette zu treten? Ob die sultanische Würde ein Amt, wie jedes andere Amt, oder nur eine Würde, ohne Sorge und ohne Mühe wäre? Ob der Mensch zu den Lastthieren gehörte, und wie viel er in diesem Falle denn eigentlich wohl zu tragen fähig und geschickt wäre? Von allen diesen Fragen handelte der Divan in Irad nicht.

Khalife. Und wovon denn, du lästiger Schwätzer?

Groſsvizir im Bart. Ja wohl, und giftiger dazu.

Ben Hafi. Ich erkühne mich, es deinem scharfsinnigen Geiste zum Errathen vorzulegen.

Khalife. Nichts ist leichter, ob du es gleich sehr listig zu verhüllen suchst. Ich wette, der Sultan von Irad rathschlagte mit seinem Divan über das, worüber ich so oft mit dem meinen rathschlage, und was ich so gerne ausführen möchte, wenn man mir nicht so viele Schwierigkeiten entgegen zu setzen wüſste, nehmlich: Wie er seine Unterthanen recht glücklich und zufrieden machen möchte.

Ben Hafi für sich. Gute, betrogene Seele! — Laut. Auch diese Berathschlagung in einem Divan war vor der Sündfluth neu und unerhört genug; nach der Sündfluth ist es, wie alle Welt weiſs, ein ganz gewöhnliches Ding, und geschieht in kleinen und groſsen Reichen täglich. Ich wundere mich daher, wie du, Herr, auf so etwas Alltägliches fallen konntest. Nein, es war etwas so Unerhörtes, wovon wir nach der Sündfluth gar kein Beyspiel haben, und darum eben durft' ich es nur wagen, es dir zum Errathen vorzulegen.

Khalife. Ben Hafi, mir scheint, ich bin nun nicht zum Errathen aufgelegt, und ob ich gleich wetten könnte, alles was ich wollte, zu errathen, so mag ich mich doch nicht immer der Mühe des Nachsinnens unterwerfen. Ich gebiete dir also, es grade herauszusagen.

Ben Hafi. Ich gehorche. Nun so höre. Der Sultan Zobar rathschlagte mit den Räthen in seinem hohen Divan, wie er es wohl anfangen müſste, sich all das Gold seiner Unterthanen zuzueignen. Das heiſst: sich nur zum Obereinnehmer und sichren Verwahrer alles ihres Gewinnstes und Erwerbes zu machen, und ihnen nur so viel übrig zu lassen, daſs es ihnen nicht an Mitteln und Kräften mangele, in seinem Frohndienst fortzuarbeiten.

Khalife. Du spottest, Ben Hafi? Dieſs sollte etwas neues und auſserordentliches seyn? Es ist etwas so alltäglich gemeines, daſs ich es gleich hätte errathen können, wenn ich nur gewollt hätte.

Ben Hafi. Vor der Sündfluth, sage ich, war es neu. Weiſs ich doch, daſs nun alles anders ist. Daſs sich unsre Herrscher nur durch den Reichthum ihrer Unterthanen reich halten, daſs sie gerne den ihrigen spenden, um den Reichthum des Volks zu befördern; daſs unsre Herrscher zwar geben, aber nur von der Noth gezwungen, nehmen.

Khalife. Da weiſst du, beym Propheten, mehr als ich. Doch wozu brauchte der Sultan von Irad rathzuschlagen, wenn es ihm bloſs um das Gold seiner Unterthanen zu thun war; er durfte ja nur nehmen, da sie geben muſsten, und alle das Ihrige ihm gehörte, wie meine Vizire beweisen, ob ich es gleich nicht ganz glauben kann.

Ben Hafi. Der Zweifel ist hierin wenigstens erlaubt. Übrigens hätte es, wie du sagst, der Sultan von Irad, nach der Sündfluth, ohne alle Gefahr wagen können. Vor der Sündfluth aber war es damit ein anders, und wäre es auch in andern Ländern damals Sitte gewesen, so ging es doch in Irad nicht an, weil die Irader gewisse Vorrechte hatten. —

Khalife. Vorrechte? Wozu? Was ist dieſs für ein Ding? Nie hörte ich in meinem Divan davon reden.

Ben Hafi. Zum Beyspiel, Herr: Ein jedes Ding bey seinem rechten Namen zu nennen, wenn es nur der rechte war, und keine andere Deutung litte. Da aber die Diener des Sultans die Deutung sich vorbehalten hatten, so muſste der Sprecher, bey dem Gebrauche dieses Vorrechts, sehr behutsam seyn. Ferner zu lachen, wenn man sie kitzelte, und zu weinen, wenn man sie schlug, oder ihnen sonst wehe that; zu murren, wenn sie wider Willen thaten, was man wollte, und keiner der Diener des Sultans es hörte; zu essen und zu trinken, was sie bezahlen konnten. Den Narren öffentlich zu spielen, wenn es ihnen gefiel, sogar ihre Kinder selbst zu machen, wenn sie sich die Mühe geben wollten, ihre Weiber es dabey verbleiben lieſsen, und damit zufrieden waren. Alle diese beschwerlichen Vorrechte für den Sultan, über welche ich den Herrn der Gläubigen mit Vergnügen lächeln sehe, würden am Ende wohl noch zu überwinden gewesen seyn; aber die Irader hielten das Gold für ihren Gott, und darin lag die groſse Schwierigkeit. Denn seinen Gott läſst, wie du weiſst, der Mensch sich nicht gerne nehmen, besonders wenn es nicht der rechte, wenn es ein Götze ist. Für ihn wagt er das Leben, ja was noch mehr ist, den Gehorsam, den er dem Sultan schuldig ist.

Khalife. Scheuſsliche Abgötterey!

Ben Hafi. Und eins der Übel, das, wie man sagt, die Sündfluth auch nicht ganz weggeschwemmt hat. — Aus diesem sehr erheblichen Grunde nun, muſste es Sultan Zobar schon listiger anfangen.

Khalife. Ich verlasse mich auf seinen Divan.

Ben Hafi. Dein Zutrauen macht deiner Erfahrung Ehre, und mit Recht verlässest du dich auf ihn, denn diejenigen, die in dem Divan saſsen, wuſsten, ihr Gott lieſse keine Gefahr, und könnte nur das an Werth und Gewicht gewinnen, was deren Gott, die nicht in dem Divan ſaſsen, oder des Divans Befehle nicht zu vollziehen hatten, an Werth und Gewicht verlöre. So nun, Nachfolger des Propheten, ſaſs der Sultan von Irad mit seinen Räthen in eben dem Augenblick im Divan, als Mahal in das Thor der Stadt trat. Ein Gewappneter hielt ihm einen Speer mit der Frage vor: „Wohin? Woher? Warum?“ Als ihm nun Mahal sehr bescheiden zur Antwort gab: Er sey einer der Söhne Seths, kömme vom Gebirge, und reise der Menschen Wissen und Weisheit zu erlernen, so lieſs ihn der Gewappnete durch einen seines Gleichen, nach der Sitte des Orts, zu dem Sultan führen. Der Sultan lieſs ihn eintreten, und beschäftigt mit dem dir bekannten wichtigen Gegenstand, fragte er ihn sehr rasch: Was bringst du, Fremdling?

Mahal sehr feyerlich. Die Furcht Gottes bring' ich dir, Sultan von Irad.

Der Sultan launig. Wir fürchten nur die Armuth hier. Hast du Gold?

Da nun Mahal die wichtige Frage mit einem kalten Nein beantwortete, so rief einer dem andern verächtlich zu: „Er ist nichts werth! Er ist kein Mensch! Er hat kein Gold!“

Man stieſs ihn hinaus und rathschlagte fort.

Mahal begriff weder den ganzen Sinn der Frage, noch die sonderbare Aufnahme. An dem Hofe seines Schwiegersohns brauchte er kein Gold, da die Diener, die ihm zugetheilt waren, seine Kasse führten, und bey seiner Flucht dachte er gar nicht an dieses so nöthige Hülfsmittel des menschlichen Verkehrs. „Kein Gold!“ rief er, als er mitten in der Straſse allein stand; „kein Gold! und darum stieſsen sie mich hinaus, und ich stehe hier auf der Straſse, weil ich kein Gold habe. Vermuthlich ist es dieſs, was ich, wie Ram mir sagte, hier Neues lernen soll. Der Mann da, der mir die gottlose Antwort gab, ist also auch ein Sultan. Ob er nun gleich kein Riese ist, so ist er doch viel stärker und kraftvoller gebildet, als der Sultan Puh, mein grämlicher Schwiegersohn; ich zweifle aber daran, ob er darum besser und verständiger ist als er!“

Lange sah sich nun Mahal um, ob ihn jemand von den vielen an ihm Vorübergehenden anreden wollte; er folgte jedem mit seinen Augen, aber jeder ging kalt an ihm vorbey. Er dachte bey sich, die Leute hier sind nicht so freundlich, wie in Enoch, vermuthlich weil sie mich nicht kennen. Da es nun dunkel ward, und nach dem magern Mahl des armen Fischers der Hunger sich bey ihm meldete, so wagte er es endlich, in ein groſses Haus einzutreten. Der Herr des Hauses kam ihm auf der Schwelle entgegen, und fragte wer er sey? was er wollte? Mahal antwortete: er sey einer der Söhne Seths, hungere und bedürfe Obdach. Hast du Gold? erwiederte der Irader. Da er nun sein trauriges Nein vorbrachte, stieſs ihn der Irader von der Schwelle, rief ihm verächtlich laut nach, daſs es die Vorbeygehenden hörten: „Ein werthloses Ding! Es hat kein Gold!“ Wie ein Echo ertönte es in der langen Straſse: „Ein werthloses Ding! Es hat kein Gold!“ lief von Haus zu Hause, und jede Thür verschloſs sich ihm.

Khalife. Das ist ja ein abscheuliches Volk, und scheint von Gastfreyheit gar nichts zu wissen. Wahrlich das gröſste Laster auf Erden, das Gott nicht ungestraft läſst. Euch sagt der Prophet: Dienet Gott, und gesellt ihm kein Geschöpf zu. Zeigt Milde und Barmherzigkeit euren Verwandten, den Waisen und dem Armen, euren Nachbarn, die eures Geschlechts sind, und auch euren Nachbarn, die euch fremde sind. Euren Genossen des Hauses, und auch dem Reisenden, denn Gott liebt nicht den Stolzen, nicht den Ruhmsüchtigen, nicht die Habsüchtigen, die den Geitz empfehlen, und das verbergen, was er aus Güte ihnen zum Erbe gegeben hat. Jede gute Handlung belohnt er zwiefach. O Gläubige, seyd milde und barmherzig, daſs Gott milde und barmherzig gegen euch sey. Wendet eure Augen nicht von dem Hülflosen, daſs Gott an jenem Tage sein Angesicht nicht von euch wende, und sage: Ihr kanntet den Hülflosen nicht, ich kenne euch nicht.

Ben Hafi. Die Irader, Herr der Gläubigen, werden dein gutes Herz noch mehr empören. — Die Verachtung, womit man diese Worte aussprach, die Blicke, das Hohnlachen, womit man sie begleitete, reitzten Mahals Galle. Der Hunger bellte in seinem schwarzen Groll, die feuchte Kühle der Nacht schauderte durch seinen Leib, und in Unmuth rief er: „Herr, verdirb die Grausamen, sie verdienen deinen Zorn! Dem Nachkommen deines Knechts Seth, den du deinen Sohn nanntest, versagen sie Obdach und ein wenig Brod! Versagen dem Manne, mit dem du gewürdigt hast zu sprechen, den Namen Mensch! Herr, dein Zorn ist gerecht, hart und grausam ist der Städte-Bewohner!“

Khalife. Ich hoffe, Gott wird diesen Fluch nicht als Sünde in Mahals Buch aufgezeichnet haben; denn die Sünde der Grausamen, da sie das Gastrecht gegen ihn verletzten, reitzte den Unglücklichen. — Schrecklich muſs es seyn, von Hunger und Kälte zu leiden, wo Brod und Wärme so nahe sind. Ich habe sie nie empfunden; aber ich kann fühlen, wie es dem seyn muſs, den sie überfallen; und wüſste ich, daſs einer in meinem Reiche Hunger litte, ich wollte nicht eher essen, bis ich ihn aufgefunden und gespeiset hätte.

Groſsvizir. In deinem Reiche, Nachfolger des Propheten, leidet keiner Hunger.

Khalife. Ich hoffe es um deinetwillen. Gott sieht alles und ihm ist nichts verborgen. Wisset, der leiseste Seufzer, den ihr der Brust des Leidenden durch Miſsbrauch der Gewalt entreiſst, wird zum lauten Donner dem Ohr des Herrn, und die Thräne, die ihr dem Auge des Unschuldigen abdrängt, wird zum brausenden Strome vor seinen Augen. — Der Khalife richtete sich auf und sah feyerlich gen Himmel:

„Herr, richte zwischen mir und meinen Dienern am Tage deines Gerichts! richte mich nach meinem Willen, sie nach ihrem Thun, und der Weise, wie sie ihn erfüllen. Du lieſsest mich wie die andern als beschränkter Mensch geboren werden, bildetest mich aus Erde wie sie, und setztest mich zu ihrem Herrn auf den Thron der Khalifen, und doch reicht mein Arm nicht weiter als der ihre, mein Ohr hört nicht schärfer als das ihre, und mein Auge sieht nicht weiter als das ihre. Und hätte auch ich das Gesicht des Adlers, das Gehör des Hasen, die Stärke des Löwen und die Weisheit Salomos, der Gewissenlose könnte mich gleichwohl mit seinem Netze umstricken. Herr, zerreiſse das Netz des Gewissenlosen, daſs es deinen Diener nicht verstricke!"

Bey dem ersten Blicke der Andacht des Khalifen warf sich der taube Verschnittne neben seinem Lager auf die Kniee und betete inbrünstig. Eine feyerliche Stille herrschte, noch betete der Khalife leise. Als er sich wieder niederlieſs, sah er auf Ben Hafi, von Ben Hafi auf den knieenden Verschnittnen, auf dessen Haupt er dann seine Hand legte, und indem er freundlich dabey auf Ben Hafi blickte, sagte er:

Dieser kennt mich, und ich weiſs, er betet für mich, und ich weiſs, der Herr erhöret sein Gebet.

Der taube Verschnittne faſste des Khalifen Hand, indem er sie von seinem Haupte wegzog, küſste sie — verbeugte sich bis zur Erde, setzte sich auf seine Stelle und wischte seine Augen.

Ben Hafi sah dem was vorging so lange zu, bis seine Wangen erglühten und seine Augen voll hellen Wassers standen.

Khalife. Du bist ein guter Mensch, Ben Hafi.

Ben Hafi. Wer sollte es vor dir nicht werden? Auch kenne ich die Armuth und ihr Gefolge, den Mangel, die Verachtung.

Khalife. Die Feinde des Gerechten, die der Ungerechte zeugt. Sie sollen dich nicht mehr erreichen.

Ben Hafi rollte seine Handschrift zusammen, indem er für sich sagte: Edle Seele! es soll schon wirken. —

SIEBENTER ABEND.

Während Ben Haſi seine Handschrift aus einander rollte, sagte der Khalife: Nun, Ben Haſi, hat endlich einer der Grausamen dem Mahal die Thüre geöffnet? Ich dachte seiner so oft ich nur erwachte. Du hättest dein Mährchen da nicht abbrechen sollen. Der Erzähler muſs wenigstens seine Leute immer in Sicherheit zu bringen suchen, und höchstens nur so viel von Verlegenheit übrig lassen, als dazu gehört, einen neuen Faden an den alten anzuspinnen.

Ben Haſi. Deine Bemerkung macht deinem Herzen Ehre, Herr der Gläubigen.

Zum erstenmal strafte sich nun Mahal, der immer noch in den Straſsen fror und hungerte, seiner Thorheit, das Gebirge verlassen zu haben, wo seine Heerden ihn nährten und er alles das hatte, dessen er bedurfte.

Da aber nun der Groll nicht sättigte und Gott nicht, nach seinem Wunsche, über die Irader herfiel, die Kälte seinen hungrigen Leib immer mehr durchdrang, so wagte er noch einmal am äuſsersten Ende der Stadt an der Thür eines kleinen Hauses anzuklopfen. Ein Alter trat heraus, und fragte ihn, wer er sey? was er wolle? Mahal erzählte ihm kurz seine

Geschichte, und brachte seine alte Bitte vor; der Alte gab ihm denselben Bescheid.

Mahal. Werthloses Ding! Kein Mensch! Warum bin ich kein Mensch? Bin ich nicht gebaut wie du? Habe die Glieder die du hast, bin von dem Geiste belebt, der dich belebt, habe dieselben Bedürfnisse, und fühle Hunger und Kälte wie du?

Der Alte. Du Thor, das ist eben dein Unglück, daſs du dieſs fühlst und doch kein Gold hast. Die Thiere fühlen es auch, und darum sagen wir in Irad von dem, der kein Gold hat, er ist ein Thier, weil er gleich dem Thier des Feldes von dem Raube leben muſs. Aber das Thier des Feldes ist noch besser daran; denn das Gesetz tödtet es nicht um des Raubes willen, wohl aber das weit gefährlichere werthlose Ding, das gestaltet ist, wie du es bist, und vom Raube lebt.

Mahal dachte abermals mit einem tiefen Seufzer an die Gebirge, den Sitz der Ruhe und Unschuld. Einige Thränen drangen in seine Augen. Gerührt sagte er zu dem Alten: „Willst du nicht, daſs ich von dem Raube leben soll, so gieb mir Brod und Obdach. Morgen will ich weiter ziehen und dieſs grausame Land verlassen. Tödtet mich auch der Hunger, so sollen doch meine Gebeine nicht in diesem harten Boden ruhen.“

Der Alte. Narr! bedarf dieser Boden deiner Gebeine? Wer von uns würde wohl die Kosten tragen wollen, sie zur Erde zu bestatten. Wem nutzt die Leiche eines Todten? — Doch wofür willst du, daſs ich dir Brod und Nachtlager geben soll?

Khalife. O Gott! o Gott!

Mahal. Um der Menschheit willen.

Der Alte. Du hörst ja, daſs die Irader das Ding, das kein Gold hat, nicht unter die Menschen zählen.

Mahal. Um Gottes willen, der uns alle nährt!

Der Alte. Thor, sieh, die Schwielen in meiner Hand, sieh mein verbranntes Angesicht. Die Arbeit nährt uns und sonst nichts. Der Gott in Irad ist das Gold, wir kennen keinen andern, und dieser macht uns zu allem was wir sind.

Khalife. Ben Haſi, dieſs ist ein ängstliches abscheuliches Mährchen, und glücklich ist mein treuer Masul hier (auf den tauben Verschnittnen deutend), daſs er es nicht hört.

Ben Haſi. O wär' es ein Mährchen! —

Khalife. Es ist's! es soll es seyn!

Ben Haſi. Mahal erblaſste bey dieser Lästerung, sein Herz entbrannte und er sprach abermals dem Menschengeschlecht den Verdammungs-Spruch.

Khalife. Ich verzeihe es ihm.

Ben Haſi. Der Alte schien indessen über etwas nachzudenken. Nach einer Weile zog er Mahal gegen das Licht, betrachtete seinen Bau, seine Hände, befühlte seinen Nacken, maſs seinen Rücken und sagte: „Du bist zum Lastthier gut genug gebaut, mir ging eins vor kurzem ab. Willst du, daſs ich dir Brod und Obdach geben soll, so nimm dieses Werkzeug hier. Mein Neffe soll dich auf das nahe Feld führen, der

Mond scheint helle, grabe es um, daſs ich es morgen besäen kann, und wenn ich dir pfeife, so kehre hierher zurück, dann sollst du essen und darauf auch schlafen. Beym Anbruch des Tags bepacke ich dich und treibe dich zu Markte.

Mahal ergriff die Hacke, sah das, was ihm widerfuhr, für eine verdiente Züchtigung an, lieſs sich von dem Knaben auf den Acker führen, und arbeitete unter dessen Anweisung bis zur Mitternacht. Der Alte pfiff ihm, gab ihm Brod, und stieſs ihn mit den Worten in einen Winkel, der seinem Lastthiere zum Lager diente: „Dinge, die kein Gold haben, sind gefährlich.“ Hiermit riegelte er ihn ein.

Als er ihn Morgens mit gefüllten Körben bepackte, sagte er zu ihm: „Sieh, Fremdling, die kein Gold haben, müssen ihre Hände und ihren Rücken hergeben, daſs die, welche ihren Rücken und ihre Hände brauchen, Gold durch sie erwerben können. Hast du nun gleich kein Gold, so bist du, wie du siehst, doch wie jedes andere nützliche Hausthier des Goldes werth. Und thust du, was du kannst, so soll dir es an Lager und Brod nicht fehlen, denn wir schonen um unsers Vortheils willen des Thiers, das uns nutzt.“

Mahal beugte seinen breiten Rücken, hörte geduldig an, was der Alte sagte, überdachte im Gehen unter seiner Last den Sinn seiner Worte, und fand, daſs sein neuer Lehrer, der mit einem Prügel hinter ihm herging, den von Ram erlernten Worten Nachdruck und Bedeutung gab. Auch verstand er nun den Wink, den ihm jener beym Abschied gab, und that auf einmal einen groſsen Sprung in der Kenntniſs des gesellschaftlichen Lebens, ohne es doch für jetzt so bequem zu finden, als in Enoch an des grämlichen Sultans Hofe. Das Gesindel, das Mahal vor dem Alten so rasch und sicher hertraben sah, rief: „Ein gutes Lastthier, das der Alte da gedungen hat. Stark von Nacken und Rücken. Wenn es sonst keine Tücken hat, wird es sein Brod gewiſs verdienen.“

So trug nun eine Zeitlang Mahal Morgens die Lasten auf den Markt, und zur Abwechselung bearbeitete er, unter der strengen Aufsicht des Knaben, die Felder. Täglich wurde ihm dabey das menschliche Leben, in einem Punkt wenigstens, klärer; aber auch unerträglicher. Oft seufzte er in seinem Winkel: „Wie schön und erquickend ging mir auf dem Gebirge die Sonne auf, und nun wie trübe und schrecklich in diesem feuchten, schmutzigen Loche! Dort tönte der Gesang der Vögel, das Rauschen des Wassers von den Felsen in mein Morgenlied. Die sanften Winde umsäuselten mein Haupt während meines ruhigen Schlafs. Die reine Milch meiner Heerde nährte mich, und mein Weib, meine Tochter, ergötzten mich mit ihrer Sorge und ihren freundlichen Gesprächen. Ich war glücklich bis auf den Augenblick, da der unruhige Geist der Begierde nach Kenntniſs in mir erwachte. Da verstummte der Gesang der Vögel und das Rauschen des Wassers, da sang ich kein Morgenlied mehr dem Gott meiner Väter. In meinem Schlafe sah ich unbekannte Gestalten und bunte wilde Bilder. Mein Haupt umsausten Stürme, in meiner Brust gezeugt; und die Sorge, die Gespräche der Meinen wurden mir zum Ekel. Gebeugt unter meiner Last gehe ich nun dahin, und hinter mir tritt der strenge Treiber einher, und nennt allein sich Mensch. Meine Gebeine erkrachen unter der schweren Last, auf dem Felde treibt die heiſse Sonne den Schweiſs aus meiner Stirne, daſs er in meinen Bart flieſst, und meine Thränen werden oft mein Getränk bey lechzendem Durste. Werf ich mich auf dieses elende Lager hin, so quälen mich Vorstellungen des Vergangenen, Gedanken über die Menschen und ihr Wesen, und ich frage dich, Herr, in meinem Unmuthe, warum sind sie so; aber du antwortest mir nicht."

Da der Alte mit Mahala Fleiſse zufrieden war, so lieſs er es ihm wenigstens nicht an gutem Unterrichte fehlen, und ertheilte ihn ihm bey jedem magern Bissen, den er ihm reichte. Seine Güte gegen sein Lastthier ging gar so weit, daſs er ihn einsmals in der zur Erholung bestimmten Stunde mit seinem Neffen in die Schule der Stadt führte, damit er recht deutlich und klar erkennen möchte, was der Werth des Goldes und wer der Gott der Irader sey.

Ein lumpichtes Ding, eine wahre Abbildung des Hungers und des Elends, hatte sich als Lastthier diesem Viertel der Stadt auf die Bedingung verkauft, die aufwachsende Jugend für Schutz und schlechte Nahrung in der den Iradern nöthigen Wissenschaft zu unterrichten. Er stand auf einer erhabenen Stelle, die Knaben verschiedenen Alters saſsen um ihn herum, hinter ihnen standen die Alten, um selbst von den Fähigkeiten und dem Fleiſse ihrer Söhne Zeugen zu seyn. Die Wissenschaft der Irader war schon so vollendet und zugerundet, daſs sie sich in Gemeinsprüchen vortragen lieſs, und glich darin so ziemlich derjenigen, die wir jetzt die Sittenlehre nennen, nur daſs die Irader jene praktischer befolgten.

Nachdem sich nun das lumpichte Ding von Menschen lange in Gemeinsprüchen über den einzigen und wichtigen Gegenstand der Kenntniſs der Irader herumgetümmelt hatte, so legte er den Knaben, einem nach dem andern, folgende Fragen vor, um ihre Aufmerksamkeit zu prüfen, und den Alten zu zeigen, wie weit sie unter seiner Leitung gekommen wären.

Was ist das höchste Gut, wornach der Mensch zu streben hat?

— Das Gold.

Warum ist es das Gold?

— Weil dadurch allein der Mensch zu den Mitteln der wahren Glückseligkeit, der Achtung unter seinen Mitbürgern, dem Genusse aller Dinge, und der wahren Vollkommenheit gelangen kann.

Was muſs also der Zweck eines vernünftigen Wesens in diesem kurzen, mühseligen Leben seyn?

— Gold zu erwerben.

Recht gut, mein Sohn. Aber, Folgender, sind, um Gold zu erwerben, auch alle Mittel gleich gut und erlaubt?

— Gleich gut sind sie alle, wenn sie den Hauptzweck erfüllen; aber nicht alle erlaubt.

Was hat also der Verständige dabey zu beobachten?

— Wenn er sich durch das Gesetz verbotner Mittel bedient, so muſs er darauf sehen, es entweder heimlich oder doch so zu thun, daſs das Gesetz in dem ihn betreffenden Fall nicht gelte, wenigstens darauf nicht anwendbar sey. Da dieses oft mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, so setzt es auch viele Gewandtheit und Erfahrung voraus, erwirbt aber unter den Mitbürgern noch mehr Achtung, als der Gebrauch der geraden und gemeinen Mittel, weil es groſsen Verstand und listige Verschlagenheit beweiset.

Vortrefflich, mein Sohn. Ein anderer! — Darf man wohl um des Goldes willen auch Mord begehen?

— Nein, und zwar um seines eignen Besten willen nicht, weil sonst keiner seines Goldes unter den Mitbürgern lange sicher wäre.

Es giebt eine sehr nöthige Wissenschaft als Hülfsmittel, und ohne welche der Irader nicht bestehen kann, wie heiſst die?

— Die Rechenkunst.

Richtig, die Rechenkunst. — Wie hat man sich in Ansehung der Fremden überhaupt zu verhalten?

— Fremde kann man betrügen, und muſs sie aus Gold- und Vaterlandsliebe betrügen. Auch kann man sie durch Krieg unterjochen, zu Sklaven machen, sie mit so viel Nahrung, als zur Fristung des Lebens hinreicht, zur Arbeit zwingen, und empören sie sich dagegen unter dem Vorwand, es geschähe ihnen Gewalt und Unrecht, so darf man sie als Aufrührer gegen den Staat tödten; doch besser ist es, man tödtet sie durch Arbeit, weil die Arbeit Gold einbringt.

Recht sehr gut! — Folgendes! Was ist die höchste Tugend?

— Reichthum.

Was das gröſste Laster? Die schändlichste Schmach?

— Armuth.

Wie nennt man das Ding, das kein Gold hat?

— Werthlos. Man zählt es auch gar nicht unter die Dinge oder Wesen, man nennt es nur ein Werkzeug in den Händen dessen, der Gold hat. Viele sprechen ihm sogar alle Vernunft ab.

Und das mit Recht, mein Sohn, sagte der Elende seufzend. Was ist nun der, der Gold hat?

— Alles! Er ist vernünftig, beliebt, schön, witzig, vollkommen. Er ist ein Weiser, ein Sultan unter den Menschen.

So ist es; sucht es zu werden, ihr Kinder, wie eure Väter hier es sind. Nun sage mir ein anderer: Wem unter allen Geschaffenen gehört die vorzüglichste Achtung?

— Dem Golde.

Warum?

— Weil es das Vollkommenste der Schöpfung ist, und allein seinem Besitzer alle Vollkommenheiten ertheilt.

Was ist Gold?

— Der Gott, den wir anbeten.

Der Khalife hielt hier seine Ohren zu.

Warum beten wir ihn an?

— Weil nur er glücklich macht, und der Mensch für das Glück geboren ist, oder wenigstens es seyn sollte.

Ja seyn sollte, seufzte der lumpichte Lehrer. — Sage du! giebt's wohl auſser ihm noch andere Götter?

— Ja einen, den man den Alten, Unsichtbaren nennt.

Muſs man auch ihn verehren?

— Schaden kann es weiter nichts, weil er, wie man sagt, das Gold gemacht hat. Auch sagten unsre Voreltern von ihm, er könne, wenn er wolle, durch seine groſse Macht zum Besitze des Goldes verhelfen. Vielleicht war es so zu ihrer Zeit, jetzt giebt er keinem nichts, und jeder muſs das Gold durch Mühe und List zu erwerben suchen. Da übrigens die Achtung, die man ihm erzeigt, weiter nichts als Worte oder höchstens Gedanken kostet, so kann es jeder halten, wie er will.

Denken die Völker um uns herum, wie wir?

— Alle erleuchtete und aufgeklärte Völker, die Fernen und die Nahen denken so, handeln auch darnach, und dienen nur diesem Gott; aber nicht alle sind sie so aufrichtig, es zu gestehen, wie wir es thun. Sie sind meistens Heuchler, und nur der Irader ist ehrlich genug zu sagen, wie er denkt.

Vortrefflich, ihr lieben Kinder, ich hoffe, eure werthen Eltern sind mit euch und dadurch mit mir zufrieden. Es thut mir Noth.

Hierauf sprach der lumpichte, von dem Elend und dem Kummer ausgemergelte Lehrer, in hoher Begeisterung folgendes Gebet, während welchem er mit Augen voll starrer Entzückung nach dem Wort Gold, das über seinem Lehnstuhl als Inschrift hing, blickte. Die

Alten und die Jungen sahen mit tiefer, brünstiger Verehrung mit ihm nach dem bedeutenden Symbol.

„Gold, du Herrlicher, Trefflicher! Der du unter dem sichtbaren Erschaffnen glänzest, wie die Sonne an dem Gewölbe des Himmels, wenn du sie beym Anbruche des Tages mit deinem schönen, strahlenden Gewande bekleidest! Ohne dich sinkt sie in schwarze Dunkelheit, und so bald du ihr das geliehene Gewand abziehst, hört sie auf zu seyn, und gleicht dem elenden Menschen, der keine Gnade vor deinen Augen gefunden hat. Doch damit wir dich auch bey dunkler Nacht verehren können, und dich immer vor Augen haben mögen, übergoldest du die unzähligen Gestirne mit deinem Glanze. Ach warum können wir nicht zu der Sonne und zu den Gestirnen hinauffliegen, um ihnen die uns so nöthige, und ihnen so unnöthige kostbare Bekleidung zu rauben. König! Oberhaupt der ganzen Natur, vor dem das ganze Menschengeschlecht die Kniee beugt, von dem Sultan bis zum Bettler! Dem alles, für den alles lebt! Du ertheilst alle Tugenden und Vollkommenheiten, und überschüttest deine auserwählten Günstlinge mit des Lebens üppigstem Genusse. Ach ich bin keiner derselben! Alles was die Menschen ersinnen und hervorbringen, geschieht nur weil du bist. Ohne dich lebte der Mensch noch in der Wildheit gleich den Thieren. Du hast die edlen Fähigkeiten seines Geistes, die Triebe seines Herzens, die Kräfte seines Leibes erst recht entwickelt, und dir ist er das schuldig, was er durch Verstand, Geist und Kunst vermag. Um deinetwillen wacht der Denker die lange Nacht durch, um deinetwillen schwitzt und keucht der Ackermann auf dem Felde, um deinetwillen kämpft der Schiffer mit dem Sturme, um deinetwillen achtet der Krieger selbst seines edlen Lebens nicht, das er doch nur einmal lebt. Deinen Begünstigten umgaukelt die Freude des Lebens.. Alles arbeitet, wächst, entstehet und wird hervorgebracht zur Befriedigung seiner Sinne. Du bist sein Gott, und deine Tochter, die Wollust, seine Göttin. Ihm blüht das zarte Mädchen zur Jungfrau auf; im ersten Augenblick der Reife löst er sie von dem Stengel der Unschuld, an dem sie ihm die Mutter, um deinetwillen, auferzogen und bewacht hat. Die Erde trägt ihm Früchte und Gewächse, das dunkle Meer nährt ihm kostbare Fische, der Wald das geschmackvolle Wild, und die Luft ist für ihn mit Vögeln bevölkert. Ach nur eine Klage bleibt deinen Günstlingen übrig. Daſs sie der Sinne nicht mehrere haben, und daſs sie durch den Genuſs ihren Reitz und ihre Kraft verlieren. Aber auch alsdann noch tröstet sie dein herrlicher, blendender Glanz. Du verleihest ihnen Verstand, Ansehen, Macht und Unsträflichkeit; denn alles dürfen diejenigen wagen, welche dich besitzen. Hoch mögen sie die Häupter empor heben; die von dir Verworfnen kriechen im Staube vor ihnen, lassen sich von ihnen mit Füſsen treten, und sehen von der niedrigen Erde zu ihnen, wie zu Göttern hinauf.

„O du Wesen aller Wesen! Du Schöpfer aller Künste und Wissenschaften! Du Triebrad der menschlichen Gesellschaft! groſser, mächtiger Zauberer! gleich dem gröſsten Monarchen der Schöpfung, sitzest du in ihrem Mittelpunkt, und ziehest durch deinen Glanz alle durch Verstand, Geist und Kunst gebildete Wesen an! Selbst der rohe Sohn der Unwissenheit, der nur durch den thierischen Instinkt lebt, lächelt, wenn ihn dein Schimmer umstrahlt, das Dunkel der Unwissenheit erheitert sich, und der thierische Trieb verfeinert sich. Alle Wesen der Gesellschaft drehen sich in deinem Kreise herum, und jeder strebt, dem andern aus allen Kräften vorzudringen, um deinem Heiligthum der Nächste zu seyn.

„Ohne dich, du gewaltiger Zauberer, ständen plötzlich die Triebräder der menschlichen Gesellschaft still, alle Tugenden verschwänden mit den Lastern, und der Tod aller moralischen Kräfte erfolgte bald. O Gold, du mühsame Jagd des Menschengeschlechts! dir verkaufen die Jungfrau und die Matrone die Keuschheit! der Denker die Wahrheit! der Staatsmann seinen Sultan und sein Vaterland! der Richter die Gerechtigkeit! der Herrscher das Glück seiner Unterthanen! Um deines Glanzes willen läſst sich der Verständige von dem Dummkopf verachten, und schmeichelt ihm noch! Um deines Glanzes willen beugt der Stolze den Nacken, und übt seine Zunge im glatten Spiele der Schmeicheley! Um deines Glanzes willen verkaufe ich den edeln und weisen Bürgern von Irad die Tage meines Lebens, und doch fliehest du mich, und mein Gewinn ist hartes Brod und das bloſse, farblose, geschmacklose Wasser.“

„Alles lehrst du ertragen! Durch dich wird der

Feige tapfer! der Träge thätig! Du entfernst selbst die schwarzen Schrecken des Todes, das scheuſsliche Loos der Menschheit, den auf ihr liegenden unabänderlichen Fluch, welchem allein, nebst seinen Vorläufern und Gefährten, den häſslichen Seuchen, deine Günstlinge nicht entfliehen können, und säſsen sie auch in dem Mittelpunkte deiner Herrlichkeit. Sie müssen sterben, wie wir Elende es müssen, und von deinem Glanze geschieden, in die dunkle Finsterniſs wandeln. Trotz dem furchtbaren Gespenste thut gleichwohl der Mensch, die Augen auf dich geheftet, Thaten, welche die Nachwelt bezweifelt. Er trägt Leiden und Gefahren, die wir schaudernd bewundern und doch aufsuchen.

„Herrlicher! Glänzender! Erhabener! Sieh gnädig auf dein auserkohrnes Volk herab! Umleuchte nur uns mit deinem strahlenden Glanze. Fliehe unsre Nachbarn, sey ausschlieſsend unser Gott! Kein Volk auf Erden verehrt dich, wie wir dich verehren! Der Irader sucht durch dich die Herrschaft über alle Völker, und wird sie gewiſs erhalten, wenn du ihm gnädig bist. Gieſse dich, Mächtiger, Erhabener! da wir doch einmal den Tod und seine Gefährten, die Seuchen, nicht durch dich besiegen können, wenigstens so lange wir leben, auf uns herab, und verbleibe dann denen hold und getreu, die wir verlassen müssen, denen wir hinterlassen müssen, was du uns von deinem göttlichen Wesen ertheilt hast!“

Khalife. Alles was dieses lumpichte Ungeheuer da sagt, ist so abscheulich, daſs mir ganz finster vor den Augen und ganz weh um das Herz geworden ist.

Ben Hafi. Ich glaube es dir gerne, Herr der Gläubigen; aber noch abscheulicher ist es, daſs an dem abscheulichsten, was man von dem Menschen dichten oder sagen mag, immer mehr wahr ist, als einem lieb ist.

Khalife. Leider habe ich in meiner langen Regierung diesen Durst nach Gold nur allzu sehr bemerkt, und ich erstaunte oft, wenn ich um seinetwillen den Besten zu dem Schlechtesten werden sah.

Groſsvizir. Dieſs alles kommt von dem in den Menschen eingewurzelten Bösen her, darum muſs man sie mit einem eisernen Zepter regieren und zum Guten peitschen.

Khalife. Gott allein weiſs es. Er sieht in der Tiefe des Meeres den Keim der Muschel sich bilden, und in dem Herzen des Menschen die fernste Anregung zum Bösen. So sagt ein Ausleger des Buchs.

Ben Hafi dazwischen für sich. Dieſs ist eben das Sonderbare und Bedenkliche von der ganzen Sache.

Khalife fortredend. Er kennt alles, Ben Hafi, und kennte sich der Mensch, sagt der Ausleger — kennte sich der Mensch — wie sagt er doch? Er braucht ein Gleichniſs.

Ben Hafi. Das mir unbekannt ist. Vielleicht sagt er so, Nachfolger des Propheten: kennte sich der Mensch, so fände er mehr in sich, als er zu seyn scheint, oder er hielte sich vielleicht gar bey dem plötzlichen Schrecken über die unerwartete Selbsterkenntniſs für gar nichts.

Khalife. Dieses kann nur dem Ungläubigen widerfahren, nicht dem Schüler des Propheten. Auch ist was du sagst kein Gleichniſs, und ich suche, wie du hörst, ein Gleichniſs. Er sinnet nach, und sieht eine Weile eine brennende Wachskerze an. Mir fällt statt des seinigen ein Gleichniſs ein, das ich, weil ich es selbst gefunden habe, mein Eigenthum nennen kann. Kennte sich der Mensch, sage ich, er würde gewiſs eben so erstaunen, wie diese brennende Wachskerze, wenn sie auf einmal ihr uns erleuchtendes Licht so schön und deutlich denken könnte, als wir es sehen und denken. Aber was ihr zweyter Gedanke seyn würde, das gebe ich dir und euch allen zu errathen auf.

Der Groſsvizir und die Hofleute versicherten den Khalifen, es sey ihnen unmöglich, seinen tiefen Sinn zu erforschen. Ben Hafi schwieg aus einem andern Grunde.

Khalife. Es ist doch ein gar begreifliches Ding. Ihr zweyter Gedanke würde gewiſs eine Klage über den wenigen Rauch seyn, der von ihrem Licht ausgeht, und gleichwohl kann die kleine, schöne, leuchtende Flamme ohne den wenigen Rauch nicht seyn.

Ben Hafi. Beym Propheten, es ist überraschend tief und schön gedacht.

Khalife. Daſs ich nicht wüſste, es scheint mir so leicht als natürlich, und jeder von euch möchte es sagen, der diese Kerze in demselben Augenblick angesehen hätte, da ich sie ansah. — Wie betrug sich dein Mahal bey diesem abscheulichen Unterricht?

Ben Hafi. Da er nicht so lange wie du über Menschen geherrscht hatte, so fand er ihn noch abscheulicher. Anfangs hörte er mit ängstlichem Erstaunen zu, dann mit Schmerz, endlich gar mit Wuth. Sie brach aus, und er donnerte den Iradern in kräftigen Ausdrücken ihren Unsinn, den Zorn des Allmächtigen, seine Sendung und ihren nahen Untergang in die Ohren.

Die Zuhörer schrieen: Raset das Lastthier? Wie waget das werthlose, nichtsnützige Ding zu rasen, das nichts als die Sprache und Gestalt von Menschen hat? Es raset Ketzerey und verdirbt unsre Jugend. Zum Lehrer. Du Schatten von Menschen! gieb Ruthen her, daſs wir dieses tolle Ungeheuer vor den Knaben züchtigen. Es soll lernen, wie es sich unter Menschen zu betragen hat. Zu dem Alten. Wie unterstehst du dich, dein nichtswürdiges Lastthier unter uns zu bringen?

Der Lehrmeister brachte Ruthen, die Knaben fielen über Mahal her, entrissen ihm unter Spott und Muthwillen sein Gewand, und so eben wollte das lumpichte Ungeheuer anfangen, ihm seinen breiten Rücken zu zerhauen, als ein Eilbote des Sultans Zobar hereinfuhr, und Mahal zu dem Sultan aufforderte.

Khalife. Das ist mir lieb, Ben Hafi, denn ich mag keinen Menschen, auch nicht in einem Mährchen geiſseln sehen; ich fühle alle die Streiche, die man einem giebt.

Ben Hafi. Friede sey mit deinem Herzen, du Freund des Menschen! aber ich erinnere mich deines Mitleids nicht, da Ram gegeiſselt wurde, und ich dir beschrieb, wie Mahal dabey litt.

Khalife. Das ist ein andres; Ram scheint mir ein böser Mensch zu seyn, der Gott Hohn spricht. Er griff, wie es scheint, die Stütze des Throns des Sultans in Enoch an, und war bey ihm in Ungnade gefallen. Gleichwohl hätte ich ihn nicht geiſseln sehen mögen, und hätte er mir es selbst gethan, wäre er in meine Ungnade gefallen. Wir, Ben Haſi, müssen nur Freudenthränen sehen, wenn wir uns zeigen, und keine Thränen des Schmerzes; könnten wir dieſs nur immer, ja dann wären wir zu beneiden!

Ben Hafi. Dieser Wunsch allein macht dich des Thrones würdig, auf dem du sitzest.

Khalife. Was thu' ich als meine Pflicht, der Prophet will es, ich bin sein und Omars Nachfolger. Und wollt' ich anders, mein Herz würde es nicht können. Wer möchte wohl hart seyn, da das Gutseyn so viel Vergnügen macht?

Ben Hafi. Herr der Gläubigen, ich kann nach diesem, was du mir sagst, nichts mehr vorbringen, das heute des Hörens noch würdig wäre. Die einzige Gnade, um die ich dich bitte, ist, mir zu erlauben, den Saum deines Gewandes mit meinen Lippen zu berühren und mich dann zu beurlauben.

Khalife. Thue es, wenn es dir gefällt.

Ben Hafi berührte ehrfurchtsvoll mit seinen Lippen den Saum des Gewandes des Khalifen, rollte seine Handschrift zusammen und ging.

Khalife zu den Übrigen. Es ist ein guter Mensch. Langweilig sind seine Mährchen, das ist wahr; aber da sie denen, die ich bisher gehört habe, so wenig gleichen, und immer etwas besonders an sich haben, so muſs ich sie doch bis an das Ende anhören, geschäh' es auch bloſs darum, den guten Mann nicht verdrieſslich zu machen.

ACHTER ABEND.

Ben Hafi erschien auf den Glockenschlag, rollte seine Handschrift aus einander und begann:

Die Irader, Nachfolger des Propheten, antworteten dem Eilboten des Sultans: „Laſs uns ihn erst züchtigen, er ist ein Ketzer, und lästerte so eben den Gott des Vaterlandes. Du siehst ja, daſs er nur ein Lastthier des Alten hier ist, und durchgepeitscht soll er dir folgen.“

Eilbote. Laſst ihn nur immer los. Der Sultan ist sehr erzürnt, und gewiſs wird er bey ihm nicht besser fahren. Geht er auch ledig aus, so habt ihr ja noch immer Zeit, ihn für seine Lästerung zu züchtigen.

Irader. Du erkennst also das Recht, das wir über ihn haben? Daſs wir ihn geiſseln können, ob ihn gleich der Sultan fordert?

Da nun der Eilbote ihnen dieſs Recht nicht bestritt, so überlieferten sie ihn ihm.

Der Sultan Zobar von Irad hatte von dem Sultan Puh von Enoch eine Botschaft folgenden Inhalts erhalten:

„Wir, Sultan von Enoch, der Herrliche, Groſse, Göttliche, abstammend in gerader, unbefleckter Linie, von den Söhnen Gottes Aza und Azael, durch unsre Mutter, die schöne Naahmah. Diese Mächtigen, die um den Thron des alten Gottes stehen, zeugten unsern groſsen Urvater, den Schrecken der alten Welt, mit der Enkelin Kains, der schönen Naahmah. Die Kraft, Macht, Weisheit und Zauberey, die sie unserm Urvater mitgetheilt haben, gingen in vollem Maſse in uns über, und wir, aus Götterstamme, entbieten unsern Gruſs dem Sultan Zobar zu Irad, von Menschen gezeugt und geboren. Wir bitten dich durch diese unsre Botschaft, uns den Mann vom Gebirge, Mahal, aus dem Stamme Seths, in unsre prächtige Stadt Enoch, die älteste und berühmteste des Erdbodens, sogleich zu senden. Dieser Mann vom Gebirge hat unsre Majestät höchlich beleidigt. Wir vergaben es ihm gleichwohl, weil er uns durch unsre glänzende Sultanin, seine Tochter, angehört, und wollten ihn zur ersten Ehrenstelle unsres Reichs erheben. Demohngeachtet entfloh er aus unsrer prächtigen Stadt, und hält sich, wie wir durch unsre Kundschafter erfahren haben, in deinem Lande auf. Wir zweifeln nicht an deiner Willfährigkeit, und werden den Dienst erkennen. Die Unkosten erstatten wir, wie sich's gebührt. Die Herrscher der Menschen sind sich dergleichen Dienste schuldig, damit die Verbrecher an ihrer Majestät auf der weiten Erde keinen Schutz und keine Zuflucht finden. Wir empfehlen dich der Obhut unsers Urvaters, des göttlichen Gedims. Gegeben in unsrer prächtigen Stadt Enoch den dritten Mond des Jahrs tausend fünfhundert und sechs und siebenzig.

Puh, Sohn der Götter-Söhne Azas und Azaels,
Sultan in Enoch, der ältesten Stadt der Welt."

Als der Sultan Zobar diese Botschaft vernahm, wollte er den Überbringer auf der Stelle ermorden. Schon griff er nach seinem gewaltigen Speer, seine Hofleute aber fielen weislich vor ihm nieder, und baten ihn, seinen Grimm zu mäſsigen. Der Bote allein blieb ruhig stehen, eingedenk seines erhabenen Senders, und sagte voll Muth: „Tödte mich, Sultan zu Irad, wenn du des sultanischen Boten nicht achtest, und beweise dadurch, daſs du nicht weiſst, was du dir schuldig bist!“

Diese kühn ausgesprochenen Worte brachten den erzürnten Sultan schnell auf andre Gedanken; er erinnerte sich nun, wie sich ein Sultan vor dem Haufen achten müsse, und welche Rache seiner allein würdig sey. Er entlieſs den Boten aus seiner Gegenwart, durchlief noch einmal die Botschaft, und fürchterlicher ward seine Wuth. Er schüttelte seinen gewaltigen Speer, und noch begriff keiner der um ihn stehenden bebenden Hofleute die Ursache davon. Er befahl endlich Mahal aufzusuchen, und kochte noch immer den Zorn still in seinem Herzen aus. Die Boten flogen in den Straſsen Irads herum, und es war nicht schwer dem Lastthier auf die Spur zu kommen, das jeden Morgen auf dem Markte zur Schau da stand. Man führte ihn zu dem erzürnten Sultan, der, gelehnt auf seinem groſsen Speer, mitten in dem Saal stand, ihn wild anblickte, und ihm in einem kreischenden Tone zurief: „Sage schnell wer du bist? Woher du kommst? Wodurch du den Sultan Puh, den Tropf, beleidigt hast? Wie du, ein Ding ohne Werth, in diese Stadt gekommen bist, und wovon du lebst? Bey deinem Anblick erinnere ich mich, daſs du schon einmal vor mir erschienen bist, und thörichte Worte gesprochen hast.“

Mahal. Sultan Zobar, ich heiſse Mahal, und stamme von Seth. Der Durst des Wissens, die Begierde nach Kenntnissen trieben mich Thoren von dem Gebirge, dem Sitze der Ruhe und Unschuld.

Sultan Zobar. Geschwätze! du hast wohlgethan, daſs du hierher geflüchtet bist; denn nur in Irad ist die wahre Quelle der Kenntniſs und Weisheit. Mein Volk handelt mit allen Völkern der Erde, betrügt sie alle, und keines kennt den Werth des Goldes, wie es ihn kennt.

Mahal. Ach dieſs habe ich erfahren und erfahre es auch noch. Ich stieg von dem Gebirge, ruhte mit meiner Tochter an dem Fuſse desselben in einer Höhle, Gewaffnete überfielen uns, und raubten mir die Jungfrau. Ich kehrte traurig nach dem Gebirge zurück, haderte, und immer noch gelüstete mich nach den Thälern, den Städten und ihren Bewohnern. Der Gott der Welt, der Schöpfer Alles, erschien mir, strafte mich meines Haderns, und weil ich noch immer fort murrte, so sandte er mich selbst von dem Gebirge, damit ich die Menschen und ihr Wesen näher sehen möchte. Ach ich habe es gesehen! Zugleich verkündigte er mir, wie groſs sein Zorn gegen die Menschen wäre, und daſs er sie alle verderben wollte, wenn sie sich nicht besserten.

Sultan Zobar. Ja groſs muſs sein Zorn seyn;

wir fühlen nur allzusehr, was es uns kostet, Gold zu erwerben. Gleichwohl sind wir die Besten auf Erden, und seine Drohung kann uns nicht gelten. Unsern Vätern machte er alles weit leichter; doch nur weiter.

Mahal. Als ich nach Enoch kam, fand ich meine Tochter vermählt mit dem Sultan des Landes. Ich wunderte mich sehr, daſs er so klein, schwächlich und grämlich war, denn ich hoffte einen gewaltigen, kraftvollen, schrecklichen Riesen in ihm zu sehen.

Der Sultan Zobar dehnte sich aus an seinem Speer, blickte Mahal an, als wollte er sagen: „Wie du nun in mir gefunden hast.“ Da er aber weit unter der Vorstellung Mahals war, ob er gleich für eines Menschen Sohn, und besonders für eines Sultans Sohn, aus altem Herrschersgeschlechte, kühn, kraftvoll und stark genug aussah, so beantwortete doch der stumpfe Sohn des Gebirges die Frage nicht, und fuhr fort: „Als ich nun wahrnahm, daſs sich der schwächliche, grämliche Sultan Puh für einen Sohn der Mächtigen hielt, die um den Thron Gottes stehen, endlich gar hörte, daſs er sich in Gegenwart des dummen Volks, worunter sonst ganz gute Leute sind, laut Gott nennen lieſs, da erwachte mein Unwille, ich rächte vor dem Volk den wahren Gott an ihm, und zeigte ihm seinen Wahnsinn und seine Thorheit.“

Der zornige Sultan Zobar brach in ein lautes schallendes Freudengelächter aus, und seine Hofleute, entzückt über den glücklichen Wechsel der Laune ihres strengen Herrn, folgten seinem Beyspiel, daſs der Saal ertönte. Dann sauste die gewaltige Stimme des Sultans in folgenden Worten: „Daran hast du wohlgethan! O des armen grämlichen Thoren, der es wagt sich für einen Sohn der Götter auszugeben, und von seinem Ursprung nichts vorzuzeigen hat als starre Glasaugen, trockne, dünne Lenden, eine eingedrückte Brust, schmale Schultern, und ein gelbes, trübseliges, runzlichtes Gesicht. Mich sieh an, Mann vom Gebirge! Ich beweise meinen Ursprung durch mein Äuſseres, und der Geist, der in mir lebt, ist allen fühlbar bis an das brausende Meer, das sich an den Küsten meines Reichs zerschlägt. Er ein Götter-Sohn! Ich, der unbezweifelt von dem Gott abstamme, welcher Speer, Schwert und Schild erfunden, das Pferd gebändigt und zum Krieg gerüstet hat, ich muſs wohl wissen, was daran ist. Ich, der durch meine Väter so nah mit den Göttern verwandt bin, muſs wahrlich wissen, wer von ihnen abstammt."

Mahal erschrak über diese Äuſserung und lächelte so schmerzlich, als der Herr der Gläubigen nun thut. Der Sultan legte zu seinem Glücke das Lächeln anders aus, und fuhr fort: „Du hast Recht gethan, daſs du ihm seinen Wahnsinn verwiesest. Stammte auch Gedim von den Göttern her, so ist doch die Göttlichkeit seiner Urväter durch die erbärmliche, erschlaffte Menschheit der Enocher längst verraucht. Und wäre auch noch etwas davon in der lächerlichen Abbildung dieses Puhs übrig geblieben, was sind seine Ahnherrn Aza und Azael, gegen Alfazal, den Gott des Kriegs, den Lehrer, den Vater meines Hauses! Von ihm sind durch meine Väter Tapferkeit und Muth in mich übergegangen, und ich bin auf Erden, was er in dem Himmel ist. Führt er die Kriege des alten Gottes gegen die aufrührerischen Geister in dem Himmel, so führe ich die Kriege auf der Erde für den jungen blühenden, schönen Gott, das Gold. Doch dieser Puh ist ein gemeiner Mensch, und ich will mich an ihm rächen. Sage mir indessen, was du treibst? Da du als ein kahles Ding herkamst, das die Irader nicht Mensch nennen, so begreife ich nicht, wie du dem Hungertod entgangen bist."

Mahal. Ich diene für das tägliche Brod einem strengen Alten als Lastthier, und baue seine Felder.

Sultan Zobar. Ich bin den Nachkommen Seths gewogen, meine Mutter stammt von ihnen her, und darum will ich dich schützen. Du kannst in Irad bleiben, und ferner thun, was du bisher gethan hast.

Khalife. O des Hartherzigen!

Ben Hafi. Mahal fand die Groſsmuth des Sultans gegen sein Geschlecht sehr sonderbar, wagte aber nicht, es merken zu lassen; doch faſste er den Muth, sich über die Bürger in Irad zu beklagen, die ihn geiſseln wollten, weil er gegen ihren Gott gesprochen hatte.

Sultan Zobar. Thor! Gedim, den Gott des Sultans Puh, magst du lästern, so viel du willst, dieser ist ein Unding und nutzt zu nichts. Aber den Gott Alfazal, von dem ich abstamme, und das Gold, den Gott meines Volks, wage ja nicht anzugreifen; durch sie bestehen wir. Doch weil du es aus Unwissenheit gethan, dem Sultan Puh die Wahrheit gesagt haſt, und deine Tochter einmal Sultanin ist, so nehme ich deinen Rücken unter meinen Schutz. Geh, bis ich dich wieder rufe. Arbeite und strebe vor dem Gott Irads, den du so thöricht gelästert hast, so viel zu erwerben, daſs du auch ein namhaftes Wesen im Staate werdest.

Mahal ging zu seinem Alten, der ihm seine Ketzerey sehr hart verwies, ihm die entsetzlichste Strafe drohte, wenn er noch einmal eine solche Lästerung ausspräche. Er machte sich zugleich selbst die bittersten Vorwürfe, daſs er ein Lastthier in die Gesellschaft vernünftiger Menschen gebracht hatte.

Sultan Zobar sann, während der Unterredung mit Mahal, einen Plan der Rache aus. Nun trat er mit dem Groſsvizir in ein Seitenzimmer, und las ihm die Botschaft Puhs vor. Der Groſsvizir erblaſste über Puhs Verwegenheit, und brach in Schmähungen gegen denselben aus.

Sultan Zobar hörte ihm lächelnd zu, und sagte dann: „Dafür wollen wir ihn bekriegen, ihm sein Gold, seine Unterthanen, sein Land rauben, und seine vermeinten Götter zerschlagen. Diese kühne Botschaft an mich wird die Irader gegen ihn entflammen, und der listig angeblasene Krieg wird mir zugleich die Schlüssel zu ihrem eingeschloſsnen Gott geben, und Vizir, habe ich sie einmal arm gemacht, so sorge für weiter nichts. Ich kaufe den Iradern dann ihre Vorrechte mit ihrem eignen Golde ab."

Khalife. Dieser Sultan Zobar, der mir übrigens sehr zuwider ist, geht so systematisch zu Werke, daſs ich beynahe wetten möchte; er verschlingt den kleinen Puh, die Vorrechte der Irader und sie selbst am Ende.

Ben Haſi. Eine Mahlzeit, Herr der Gläubigen, die ein Sultan vor der Sündfluth sehr leicht verdaute. Der Groſsvizir lobte den erhabenen Entschluſs, wie du leicht denken kannst, und freute sich in seinem Herzen der glücklichen Veranlassung, die Enocher und Irader zu gleicher Zeit plündern zu können.

Khalife. Sage mir doch, Ben Haſi, woher mag es wohl kommen, daſs die Vizire so schnell gehorchen, wenn unser einer etwas Dummes oder Böses befiehlt, und so träge sind, so viele Schwierigkeiten ersinnen, wenn wir etwas Gescheites oder Gutes wollen. Und wie machen sie es, daſs wir ihnen, aller Widersprüche unsers Verstandes ungeachtet, am Ende doch immer glauben, sie wenigstens in dem eben vorliegenden bestrittnen Falle für gescheiter und erfahrner halten, als uns selbst?

Ben Haſi. Beym Propheten, eine fürchterliche Frage an den armen Ben Haſi in Gegenwart des deinen!

Khalife. Du scheinst mir nicht der Mann, der sich vor ihm fürchtet, und ist es, so rede nur immer frey heraus. Ich meyne ihn nicht damit, und ich hoffe, er fühlt sich nicht getroffen. Auch weiſs er, daſs du unter meinem Schutze stehest. Und daſs ihr es ein für allemal wisset, komme mir keiner und sage, wie ihr sonst wohl zu thun pfleget: Ben Haſi ist verschwunden, verreiset, man weiſs nicht warum und wohin. Keiner konnte es ihm nach Gefallen machen und dergleichen.

Ich werde nicht darauf hören; denn ob er gleich langweilige Mährchen erzählt, so ist doch Sinn darin, und er scheint Verstand zu haben. Nun rede!

Ben Haſi. Vielleicht, Herr der Gläubigen, daſs du in einem meiner Mährchen unvermuthet selbst die Antwort auf deine Frage findest, und ich das seltne Glück habe, dich zum zweytenmal zu überraschen.

Khalife. Und ich dir die Überraschung mit hundert Derhem zu bezahlen; ich habe nichts dawider. Weiter!

Ben Haſi. Der Divan ward nun versammelt, die Botschaft Puhs abermals vorgelesen, die eine schreckliche Wirkung auf alle Gemüther that. Der Sultan und alle Räthe schrien endlich: Krieg! Raub! Verwüstung! Tod!

Der Sultan Zobar lieſs folgende Botschaft an den Sultan Puh in Zeichen aufsetzen:

„Der Sultan Zobar, von dessen Tapferkeit die Welt spricht; Sultan Zobar, Beherrscher der reichen und kühnen Irader, Sohn des Gottes Alfazals, des Erfinders des Schwerts, der Lanze, des Schilds, des Bändigers des Kriegsrosses, des Führers der blutigen Schlacht. Unser Urvater führet die Kriege des alten Gottes im Himmel gegen die aufrührerischen Geister, wir sein Enkel auf Erden gegen diejenigen, die uns beleidigen. Wir Sultan Zobar, mit dem sich kein Herrscher auf Erden zu vergleichen wagt, entbieten dir, dem Sohne der Menschen und des Staubes, unsern Haſs und unsre Verachtung. Sieh, wir rüsten uns mit Mord und Verwüstung, an dir den Frevel zu rächen, daſs du gewagt hast, dich den Sohn eines der Mächtigen des Himmels zu nennen! Daſs du es gewagt hast, mich, in dessen Gestalt die Göttlichkeit seines Ahnherrn ausgedrückt ist, den Sohn eines Menschen zu nennen! Mich, der ich durch groſse und fürchterliche Thaten meinen Ursprung erwiesen habe! Wer besitzt die Zauberey die Menschen zusammenzuhalten, und nach Willen zu lenken, wie wir sie besitzen? — Doch in Kurzem wollen wir dir durch Übermacht des Geistes und durch blutige Thaten beweisen, was du bist und was wir sind. Wir rüsten uns, und du, deine prächtige Stadt, dein und aller deiner Unterthanen Gold, seyd unser Raub. Ich will den Gott, den wir anbeten, von der Knechtschaft befreyen, in welcher ihr ihn gefangen haltet, und meinen Speer nicht eher an die Wand lehnen, bis du meine Göttlichkeit und deine erbärmliche Menschheit erkennest. Den Mahal, der sich zu uns geflüchtet hat, sollst du nicht haben.

Sultan Zobar.“

Hierauf lieſs der Sultan eine Bekanntmachung des Frevels Puhs an seine Unterthanen ergehen, und schloſs sie mit den Worten: „Wir wollen dem Sultan von Enoch und seinen Unterthanen alles Gold rauben, und unsern Gott den Elenden nehmen.“

Diese letzten Worte entzündeten die Irader. Die Kriegsrüstungen wurden schnell gemacht, die Irader öffneten ihre Kisten und glaubten, sie legten ihren Gott mit Wucher aus. Da die Kriegsschaaren versammelt waren, und Zobar zum Auszuge fertig war, lieſs er Mahal abermals rufen und sprach:

„Mann vom Gebirge! Ich will dich mit zu Felde nehmen, weil du von dem Stamme Seths bist, und den alten Gott gesehen hast, dessen Kriege Alfazal, mein Urvater, führt. Der alte Gott nimmt sich nur unsrer sehr wenig an, vertheilt das Gold auf dem ganzen Erdboden, und mit Mühe müssen wir es sammeln. Freylich wirst du mich etwas kosten, denn ich muſs dich ernähren und kleiden; doch da der Tropf von Sultan dein Schwiegersohn ist, und du gewiſs Freunde unter den Unzufriednen an seinem Hofe hast, so kannst du mir vielleicht durch sie dienen. Der Speer entscheidet nicht allein, und ein Sultan darf nichts umsonst thun, darf nicht geben, wo es ihm nichts nützt.“

Khalife. Die Abgötterey abgerechnet, die jeden Gläubigen empört, ist dieser Sultan erträglich genug. Nur sein scheuſslicher Geitz ist mir zuwider; ein Monarch muſs immer geben, muſs nur nehmen, um zu geben; aber er muſs mit Weisheit und Verstand geben, da es ihm so wenig Mühe kostet, freygebig zu seyn. Noch einmal, ich wollte wetten, er macht diesem armen grämlichen Puh den Garaus, denn er ist gar zu entschlossen, gar zu systematisch.

Ben Hafi. So scheint es, und dieser sehr systematische Sultan fuhr fort: „Da wir nun in Krieg gegen Enoch ziehen, und alles niederwerfen werden, so kannst du dich mit Raube bereichern, und dich auf einmal zum Menschen unter meinem Volke machen.“

Mahal hatte alle Bewegungen seit dem letzten Vorfall in Irad bemerkt, aber er wagte nicht, weil der

Unwille gegen ihn so groſs war, jemand um die Ursache derselben zu fragen. Er fragte demnach den Sultan Zobar geradezu: „Was ist Krieg?“

Der Sultan Zobar wunderte sich sehr über die einfältige Frage; da er aber durch den glücklichen Fortgang seiner geheimen Wünsche bey guter Laune war, so geruhte er, Mahal folgendes zu antworten:

„Dummkopf! du fragst was Krieg ist! So höre denn: es giebt Kriege zweyerley Art, einen, den wir gegen herrsch- und eroberungssüchtige Nachbarn zur Vertheidigung führen, und aus Pflicht führen müssen.“ —

Mahal. Aber ist dieser, den du unternehmen willst, ein solcher?

Sultan Zobar. O des Dummkopfs! wer wagte einen Angriffs-Krieg gegen mich zu führen! Ich seh', ich müſs dich Menschenthier etwas aufklären, um dich in meiner Nähe ertragen zu können. Der Krieg, den ich führe, ist das blutige Lieblingsspiel der Sultane meiner Art, wobey die Unterthanen die Auslage mit ihrem Gut und Leben machen, und die Übergebliebenen zum Lohne Wunden und Ruhm nach Hause bringen. Nur ich gewinne dabey. Für mich ist der Krieg die edelste Leidenschaft, die hohe Jagd, die herrlichste Kraftäuſserung, das sicherste Bereicherungs- und Vergröſserungsmittel, und wie es dabey hergeht, davon sollst du Zeuge seyn.

Mahal. Und warum, Sultan von Irad, spielst du dieses blutige Spiel, wobey, wie du sagst, deine Unterthanen die Auslage mit ihrem Gut und Leben machen, und du allein gewinnst?

Sultan Zobar. Einfalt! wenn ich dir nun sagte, es geschieht um deinetwillen.

Mahal. Um meinetwillen! O dann laſs es nur immer bleiben. So sehr mich auch dein Volk miſshandelt, so wünsche ich ihm doch das Spiel nicht, das du auf seine Kosten beginnen willst.

Sultan Zobar. Thor, nicht so um deinetwillen, als wollt' ich mich um dich, das Ding ohne allen Werth, schlagen; du gabst nur die glückliche zufällige Veranlassung dazu, da du in meine Staaten flohst. Der Sultan Puh forderte dich von mir in einer Botschaft, und bey dem Glanze des Goldes, ich hätte dich ihm auf der Stelle übergeben — denn was läge mir an dir? — wenn er mich in seiner Botschaft nicht beleidigt, sich einen Götter- und mich eines Menschen Sohn genannt hätte. Nun soll er es mit seinen Unterthanen büſsen; wir wollen sie tödten, berauben, ihre Weiber schänden, alles verwüsten, und du sollst die Freude haben mit zu machen und dich an dem Tropf gerächt zu sehen. Geh nur und rüste dich.

Mahal ging und sagte wie im Traume: „Weil ich mich nicht zum Richter in Enoch wollte verstümmeln lassen, und Puh in der Botschaft, worin er mich zurück forderte, diesen noch fürchterlichern Thoren den Sohn eines Menschen nennt, sollen ihre Unterthanen gegen einander rennen, sich erwürgen, und der, der am meisten erwürgt, wird, wie es scheint, den andern berauben und sein Herr werden. Und dazu habe ich, nach seiner Aussage, Gelegenheit gegeben. Auch scheint es mir wirklich so; denn wäre ich, mit Ram zu reden, nicht von dem Gebirge gestiegen, um diese Unsinnigen in der Nähe zu sehen, so hätte ich den Thoren in Enoch nicht beleidigt, so würde er diesem tollen Würger keine Botschaft zugesandt haben, und alles was geschehen ist, und noch geschehen soll, wäre nicht geschehen. Was sind dieſs für Menschen, und was für ein Mensch bin ich geworden, daſs ich zu solchen Begebenheiten Anlaſs gebe, ohne zu wissen wie, und ohne es hindern zu können? Gott sagte mir, ich sollte die Quelle des menschlichen Thuns erforschen; ich sehe wohl diese Quelle, aber ihren Ursprung kann ich nicht entdecken, und mit den Worten, die mich Ram gelehrt hat, kann ich wohl der Menschen böse Triebe benennen, doch weiſs ich immer nicht, ob und warum sie dieselben haben müssen. Herr, so wie sie sind, taugen sie freylich nicht viel; aber warum sind sie so? Konnten sie nicht besser seyn?“

Mahal folgte nun dem Sultan Zobar und seinem Heere. Als sie die Gränzen des feindlichen Landes betraten, überfielen sie die Wohnungen, verwüsteten die blühenden Felder, tödteten die Männer, und beschliefen auf den Leichen die jammernden Weiber. Da blutete das Herz Mahals bey dem schrecklichen Schauspiel, Thränen flossen in seinen Bart, und er rief: „Was sind dieſs für Geschöpfe, die die Erde vor mir verwüsten, und ihre Bewohner ermorden wie die Schafe? Herr, du hast, wie ich sehe, das Ziel des Verderbens dieser Unsinnigen zu weit hinausgestellt!

Eile, sonst kommen sie dir durch ihre wüthende Hand zuvor!“

Zum Sultan sagte er: „Haben dich diese Unglücklichen auch durch eine Botschaft beleidigt, daſs du sie tödtest und tödten lässest?“

Sultan Zobar sagte kalt, indem er über die Leichen und die Verwüstung hinblickte, wie der Schnitter über die Arbeit des Tages: „Der Sultane Thorheit und Wahnsinn büſsen die Völker. Tödte, raube, schweige, damit du ein Wesen werdest, das die Menschen zählen.“

Mahal klagte unter den Leichen und der Verwüstung: „Der Sultane Thorheit und Wahnsinn büſsen die Völker! Welche neue schreckliche Worte vernehm' ich hier! Und warum? Warum müssen die Sultane rasen, und die Völker büſsen, die nichts verbrochen haben? Aber wer ist unsinniger, diese, die sich für die zwey Wahnsinnigen tödten, oder die zwey Wahnsinnigen, die die Tausende mit einem Wort gegen einander jagen, um sich zu tödten? Und dieses alles, weil der Sultan dieser unglücklichern Narren eine tolle Botschaft an den Sultan der glücklichern Narren abgesandt hat, die den geiſseln wollen, weil er das Gold, um deswillen sie hier morden und sich morden lassen, nicht wie sie für einen Gott hält. Das alles, weil der grämliche Puh den Wilden eines Menschen Sohn genannt hat! Ach, das alles, weil Mahal, getrieben von der Begierde zu wissen, das Gebirge verlassen hat! Herr, laſs mir dieses klar werden, oder werde mein Geist so dunkel wie die Finsterniſs, welche die Erde einhüllte, ehe du das Licht erschufst! Sind dieſs keine Menschen, wie ich es bin? Wie können sie so grausam und so böse seyn, da sie doch zugleich so gut seyn, so viel groſses thun und ausführen können? Du bist mächtig, groſs und vollkommen, Herr; aber etwas muſs in diesen deinen Menschen, in dieser deiner Schöpfung nicht richtig seyn, irgendwo muſs es fehlen, und dieses irgendwo entzieht sich meinem Blicke. Du sagst, es reue dich den Menschen gemacht zu haben; so muſs er denn nicht nach deinem Sinn gelungen seyn, und du hältst ihn in der Anlage so verdorben, daſs er der Ausbesserung nicht mehr werth und fähig ist!"

Khalife. Höre, Ben Hafi, dein Mahal schwatzt nun gerade so unsinnig, wie diese thun.

Ben Hafi. Dieſs ist die Folge seiner Forschungen, und mehr gewinnt selten der Mann, der über die dunkeln Wege vernünftelt, die Gott das Menschengeschlecht führt.

Khalife. Gott ist groſs! Bey ihm ist Anfang und Ende.

Ben Hafi. Der Sultan Puh starb beynahe vor Wuth, als er die Botschaft des Sultans Zobar vernahm. Sie schnitt mitten durch die Wurzel seines Daseyns; da er aber bald von der gewaltigen Rüstung seines kühnen und unversöhnlichen Feindes hörte, starb er beynahe vor Schrecken; doch sein sultanischer Sinn ermannte sich bey der warmen Theilnahme seiner Hofleute und Unterthanen. Sie sahen sich alle in ihm für beschimpft an, und ihre Menschheit konnte nicht ertragen, daſs man die Götterheit ihres Oberhaupts bezweifelte. Die Enocher hielten es natürlich für ihren gröſsten Ruhm, von einem Göttersohn beherrscht zu werden. Wirklich thaten sie auch alles, was Unterthanen und Leuten zukam, die in Gefahr sind, das Leben, und was noch mehr ist als das Leben, das zu verlieren, was dem Leben in aufgeklärten Ländern Werth giebt. Man bot schnell ein Heer auf; nur war es jetzt sehr zu bedauern, daſs der Göttersohn selbst nicht ein wenig mehr wahre Menschheit besaſs, und daſs er die Anführer seiner Krieger mehr in den künstlichen Bewegungen des Hofceremoniels, als in den Bewegungen, wodurch man ein Kriegsheer gewandt macht, geübt hatte. Daran dachte indessen niemand, man verlieſs sich auf die Götterheit, die gerechte Sache des Sultans, opferte seinem Urvater Gedim, während Zobar schon die Gränzen verwüstete, und zog dann zu Felde. Der Sultan Puh, der wegen Mangel der Gelegenheit bisher kein Ceremoniel des Verhaltens zu Felde gegen seine hohe Person entworfen hatte, und die Zeit dazu für jetzt zu kurz fand, blieb aus diesem wichtigen Grunde zu Hause, und spielte seine alltägliche Rolle fort, so lange es gehen wollte.

Sultan Zobar war hoch erfreut, als er Puhs Heer zu Gesicht bekam. Er schrie dem seinen zu: „Sieg! hinter diesen Feigen liegt Enoch! Euer Gott liegt dort! Seht seinen herrlichen Glanz! Auf, befreyet ihn aus der Knechtschaft! Laſst euch von dem Herrlichen begeistern!“

Diese Worte thaten mehr Wunder, als das Wort

Vaterland bey einigen Völkern nach der Sündfluth. Pohs Heer zerfloſs vor dem Würgeschwerte der, von ihrem schimmernden Gott hoch begeisterten Irader. Mahal stand auf einem Hügel, haderte und heulte: „Ach das alles, weil die böse Begierde des Wissens mein thörichtes Herz reitzte, und ich von dem Gebirge zu den Menschen hinunterstieg! Das alles, weil ein unsinniger Sultan noch unsinniger als der andere ist. Nein, mit diesen Sultanen, mit diesen da, die sich für sie schlachten lassen, und sie für Götter halten, ist es nicht ganz richtig. Es muſs wo ein Fehler stecken; dieſs scheuſsliche, grausame und zugleich so wunderbare Geschöpf kann nicht ganz vollendet seyn!“

Khalife. Das ist es, Ben Hafi, und hier liegt die Beruhigung. Ja über dem Grabe ist Vollendung, in den Gärten jener Welt, da werden wir erst, was wir seyn sollen, und jedem geschicht dort, wie er hier verdient hat. Daran hätte dein Mahal denken sollen.

Ben Hafi. Herr der Gläubigen, sie hatten vor der Sündfluth das *Buch* noch nicht, das uns Glücklichere dieses lehrt, und uns in diesem Leben so geduldig und geschmeidig macht.

Khalife. Es ist mir leid um sie!

Ben Hafi. Als der Sultan Zobar vor Enoch kam, sein Heer jetzt die Stadt stürmte, alles tödtete, was ihm flehend entgegen stürzte, nun plünderte, die Stadt endlich im Rauch aufging, und Zobar, in völligem Genusse seiner Macht und seines Siegs, dem schrecklichen Schauspiel zusah, da rief Mahal unter dem

Geheule und dem Röcheln der Sterbenden: „Herr, mit Recht sagst du, die Erde ist abscheulich, sie dampft von dem Blute der Erschlagenen! Sieh auf Enoch! Ach, warum giebst du die schöne Erde der Zerstörung und dem Morde dieser Wüthenden so lange Preis? Und alles dieſs geschieht, weil Mahal vom Gebirge gestiegen ist? Darum müssen nun Menschen Menschen erwürgen! Darum müssen Weiber, Kinder, Greise sterben! Darum müssen die schönen Werke ihres Fleiſses, ihre Felder, ihre Wohnungen, diese prächtige Stadt verwüstet werden, weil ich sie aus Lüsternheit betrat, weil ich aus ihr entflohen bin, um nicht verstümmelt zu werden. Weil Mahal, erfüllt von dir, sie Abgötter schalt, weil dieser im Blute der Menschen sich badende Zobar kein Mensch genannt seyn will! Auch ist er es wahrlich nicht, gewiſs hat ihn der böse Geist gezeugt, der sich gegen dich empört, und unser aller Mutter in den Gärten der Unschuld einst verführt hat. Doch Herr, vielleicht willst du, daſs sich diese Unsinnigen, von dir Abgefallnen, durch einander strafen sollen. Vielleicht soll nun dieser jene durch sein Volk verderben, und ein anderer rüstet sich schon in der Ferne, bald an ihm das Gleiche zu vollziehen. Vielleicht willst du durch die eignen Hände der Rasenden die Erde von einem Geschlechte reinigen, dessen Daseyn dich gereut, das deinem verborgenen Zwecke so schlecht entspricht. Vielleicht willst du dann ein Geschlecht hervorbringen, das deinen Willen besser erfüllt! Ach alle diese Vielleicht sind dem ein schlechter Trost, der dieses Schauspiel ansieht."

Während Enoch in Rauch aufging, sah Mahal seine Tochter und seinen grämlichen Schwiegersohn vor den Sultan Zobar führen. So empört er nun auch gegen alle die Greuel war, so sagte er diesen Augenblick gleichwohl in seinem Herzen: „Sieh, dieſs ist der Mann, der dich tödten lassen wollte, weil du ihm die Wahrheit sagtest! Dieses ist die pflichtvergeſsne Tochter, die dem Bette ihres Gemahls untreu wurde, dich verstümmeln lassen wollte, und deine Vorwürfe, deine Vorstellungen mit Spott erwiederte. Gott ist gerecht!“

Puh und seine Gemahlin traten mit aller Würde ihres erhabenen Standes vor den Sultan Zobar, und Mahal schreibt hier in diesen Zeichen: „Der grämliche Sultan Puh habe eben so ernst und steif vor seinem Überwinder gestanden, als er ihn zum erstenmal auf seinem Throne gesehen hätte. Er habe sich sehr darüber gewundert, und es müsse doch ein ganz besondrer Geist in dem Menschen wohnen, der auf einem Thron geboren würde.“ Von seiner Tochter sagt er: „Ihr stolzes Wesen sey bey den milden Blicken, womit sie Sultan Zobar begrüſste, in ein so besonderes, sanftes, anlockendes Lächeln übergegangen, wie er vorher nie auf dem Gebirge an ihr bemerkt hätte.“

Der Sultan Zobar warf nun dem Sultan Puh sein Vergehen in harten, übermüthigen Ausdrücken vor, und fragte ihn: „Wie ein so erbärmlicher Schatten von einem Sultan es habe wagen können, sich einen Götter-Sohn, und ihn, seinen groſsen, tapfern Ueberwinder, einen Menschen-Sohn zu nennen.“

Puh antwortete mit stolzem, festem Tone, und seine fünf Fuſs nebst einigen Linien hohe Gestalt wuchs dabey so hoch empor, als seine natürliche Länge durch inneres Aufblasen nur wachsen konnte: „Daſs ich ein Götter-Sohn bin, beweist die Art, wie ich mein Unglück ertrage! Daſs du eines Menschen Sohn bist, beweist die Art, wie du dein Glück erträgst!“

Zobar brüllte ihm entgegen: „In Irad wollen wir dir die Götterheit schon austreiben. Indessen nutze ich die ersten Rechte des Siegers vor deinen starren Augen. Deine Gemahlin ist schön, eine Tochter Seths, hier steht ihr Vater, der dir deine Thorheit vergebens zu Gemüthe geführt hat, und ich nehme sie zum Weibe!“

Milka folgte der Hand, die ihr der Sieger hinreichte, ohne Weigern. Puh sah ihr nach und sagte, indem er nach Mahal blickte: „Daſs ich an dir den Schimpf nicht rächen konnte, den du mir und meinem Ahnherrn angethan hast, dieses ist die gröſste Qual, die ich in diesem Augenblick empfinde.“

Khalife. Höre, wenn dein Puh da kein Narr ist, so ist er wahrlich, die Abgötterey ausgenommen, ein groſser Mann, und des Thrones würdiger als sein übermüthiger Sieger.

Ben Hafi. Mahal, der diese Seelengröſse nicht ahndete, hielt sich nur an das erste, und sagte bey sich: „Immer wahnsinniger! Dieser Mensch sah seine Unterthanen erwürgen, seine Stadt in Rauch aufgehen.

sein ganzes Reich verwüsten, sein Weib sich gewaltsam nehmen, und hält nur dieses für sein gröſstes Unglück, daſs er mich nicht getödtet hat, mich, der ihm seinen Wahnsinn zeigte, durch den er gefallen ist.“

Der Sultan Puh ertrug alles standhaft, nur als einige den ungeheuren Kopf von Gedims Bildsäule nebst dem seinigen von seiner Gedächtniſssäule hereinbrachten, und sie dem Sultan Zobar verächtlich zu Füſsen warfen, brach er in einen Strom von Thränen aus; er erstickte beynahe vor Schluchzen und Seufzen. Sultan Zobar fragte ihn spöttisch: „Warum er bey der Zerstörung dieser leblosen Thoren weinte, da er die Vernichtung der Lebenden so kalt angesehen hätte?“ Puh konnte vor Schmerz nicht reden, er verhüllte sein Angesicht, um die abgehauenen Köpfe nicht zu sehen.

Daſs ein Sieger, wie Zobar, Enoch nicht eher verlieſs, bis es einer Wildniſs glich, wirst du, Herr der Gläubigen, leicht denken, da dir die Geschichte der Erobrer alter und neuer Zeit bekannt ist. Die überbliebenen Enocher lieſs er endlich zusammentreiben, und machte sie zu seinen Lastthieren. Nun zog er im Triumph in Irad ein. Es wurden Dankfeste über den glücklichen Ausgang des Kriegs gefeyert, und jeder Irader freute sich eine Zeitlang, seinen Hausgott vermehrt zu haben; aber bey kühlerer Überlegung fanden sie bald, daſs der Gewinnst weit hinter der Auslage geblieben war, und daſs eigentlich nur der Sultan zwiefach bey dem blutigen Spiel gewonnen hatte. Der Schimmer des Ruhms war für Leute, die des brennenden Glanzes des Goldes bloſs achteten, viel zu kahl und fahl, als daſs sie sich damit hätten trösten können.

Der Sultan Puh sollte jetzt auf den Befehl seines Siegers vor dem versammelten Volke sein Verbrechen an dem Sultan Zobar bereuen, und laut anerkennen, er sey nur eines Menschen Sohn, und Zobar allein stamme von den Göttern her. Keine glänzende Hoffnung, keine Drohung, keine Schmach, selbst der nahe Tod vermochten es nicht über seinen hohen Sinn. Ernsthaft, steif und unerschütterlich stand er vor dem ihn höhnenden Volke, und je mehr man in ihn drang, sein Leben dadurch zu retten, und sich gute Tage zu erkaufen, je heftiger schrie er: „Ich bin ein Sohn der Götter Aza und Azael! Ihr Geist lebt in mir! Tödtet mich und macht mich ihnen gleich!“

Herr der Gläubigen! war nun der Mensch ein Narr, oder ein groſser Mann?

Khalife. Als gläubiger Muselmann wünschte ich, er hätte für jede andere Sache so viel Muth gezeigt, als für seine wahnsinnige Abgötterey. Doch Gott richtet ihn dafür, nicht ich. Es scheint, vor der Sündfluth war das Wesen der Sultane mit dieser eingebildeten Götterheit sehr eng verbunden, und die Götterheit unterstützte durch ein Vorurtheil die allzubeschränkte schwache Menschheit, und vernichtete diese am Ende ganz und gar. Doch dem sey wie ihm wolle, ein Mann, Ben Hafi, der auf einem Throne gesessen hat, kann es nie vergessen. Sein ganzes Wesen verändert sich darauf, und ein gewisser Geist scheint ihn in dem Augenblick, da er sich auf denselben niederjetzt, zu umarmen, und sich auf ewig mit ihm innigst zu vermischen. Dieſs scheint alles so, und ihr, die ihr nichts davon empfunden habt, ihr müſst es denen glauben, die es empfunden haben. Darum bleibt ein Sultan auch ohne Thron noch Sultan. —

Ben Hafi. Vermöge dieses Geistes, der ihn auf dem Thron umarmt, so meynst du ja, Nachfolger des Propheten, und ich, der ich diese Umarmung nicht gefühlt habe, glaube es dir. Ob dieser Geist den Sultan Puh auch umarmt hat, davon steht in Mahals Handschrift nichts. Er schrie ohne Unterlaſs: „Ich bin ein Götter-Sohn, und Zobar ist eines Menschen Sohn!“ Das empörte Volk würde den Frevler endlich zerrissen haben, wenn ihn die Gewaffneten des Sultans nicht beschützt hätten. Da nun Zobar sah, daſs er durch Schrecken nichts ausrichten konnte, so hoffte er es durch Elend und Hunger zu bewirken. Diese Rache schien ihm sogar einen süſsern und dauerhaftern Genuſs zu versprechen, als der zu schnelle Tod. Er lieſs also den Sultan Puh beobachtet in Irad leben, wie ein Ding ohne Werth, das er nun auch wirklich nach den Begriffen der Irader war. Er war überzeugt, seine Unterthanen würden ihn so behandeln, wie sie jedes Ding behandeln, das von ihrem Gott verlassen ist. Der Sultan Puh machte auch diese Erfahrung sehr geschwinde, und befand sich nun auf einmal in der Lage, in welcher wir Mahal gesehen haben, als er zum erstenmal in Irad auftrat. Aber Mahal war jetzt am Hofe, und ob ihm gleich seine Tochter, die Sultanin Milka, sehr freundlich und gnädig zulächelte, so konnte er sich doch nicht mit ihr aussöhnen, weil er die gedrohte Verstümmlung nicht vergessen konnte.

Der grämliche Puh trieb sich in den Straſsen herum, ohne Dach und Nahrung, ein Gegenstand des Spotts und der Verachtung. Mahal suchte ihn auf, redete ihn an, und erhielt keine Antwort von dem erhabenen Stolzen. Ob ihn dieſs nun gleich verdroſs, so hatte er doch Mitleid mit dem Thoren, wie er ihn in seinem Herzen nannte, und schlug ihm vor, indessen seine vorige Stelle bey dem Alten anzutreten, um wenigstens den letzten Zweig seines Hauses vor dem nahen Hungertod zu retten. Diese letzten Worte wirkten. Puh sprach wegwerfend: „Führe mich zu dem Alten, du Urheber meines Unglücks! Auch dort will ich beweisen, daſs ich Sultan bin. Mag sich mein Nacken unter der Last beugen, von welcher du mir sprichst, nie wird sich mein Geist — ich schwöre es bey meinen Vätern Aza, Azael und Gedim! — unter den Willen eines Menschen beugen, der sich göttlichen Ursprungs rühmt, und sich verwegen mir gleich zu halten wagt.“

Mahal lächelte, führte ihn zu dem Alten, und trug diesem den grämlichen Sultan Puh als Lastthier an. Der Alte besah und untersuchte die schwächliche, erbärmliche, grämliche Gestalt, und sagte: „Das magre, trockne, sauersehende Ding da, mag wohl dazu getaugt haben, was es ehemals war; aber, beym Glanze unsers Gottes, zum Lastthier taugt es nichts. Indessen, da es weniger Futter brauchen wird als du — du warst ein groſser Freſser, Mahal — so wollen wir es versuchen. Kann ich es doch wegtreiben, wenn es mich gereut.“

Sultan Puh arbeitete nun auf dem Felde, lieſs sich bepacken, so weit seine Kraft zureichte, trabte unter seiner schweren Last mit eben den hohen sultanischen Gesinnungen, und that überhaupt alles mit eben der ernsten Würde, mit welcher er sonst in dem Kreise seiner Hofleute gestanden hatte. Der Spott, das Gelächter der Irader, die erschreckliche Pein, die ihm die Anstrengung verursachte, nichts brachte seinen erhabenen Geist auſser Fassung. Der Sultan Zobar lieſs ihn bey dem Alten so ruhig leben, wie er vorher Mahal bey ihm leben lieſs, und hoffte immer, er würde bald seiner Götterheit entsagen und die seinige anerkennen. Wie wenig indessen seine Hoffnung gegründet war, soll dir die hier aufgezeichnete Unterredung Puhs und Mahals darthun.

Mahal suchte den Sultan in dem ihm bekannten Winkel während der Erholungsstunde auf, und fragte ihn: „Wie er in der Lage, in welcher er sich nun befände, noch immer so unsinnig seyn könnte, sich für einen Götter-Sohn zu halten, da ihn doch das Loos der Menschheit so erschrecklich drückte?“

Sultan Puh. Wie würde ich sonst deine Frage ertragen, du Kühner, wenn ich es nicht wäre? Würde ich dich nicht für deine Frechheit tödten?

Mahal. Mit dem Tödten hat es nun gute Weile, und die Ursache, warum du jetzt so groſsmüthig bist, mag wohl diese seyn, daſs du keinem mehr befehlen kommst, den dir Verhaſsten zu tödten. Wolltest du mich nun tödten, so müſstest du stärker seyn als ich, und käme es zum Kampfe zwischen mir und dir, so würde meine Faust deiner Götterheit bald ein Ende machen.

Sultan Puh. Die Stärke eines Sultans besteht nicht in seinem groben Bau, sie besteht im Geiste, wie seine Göttlichkeit, und diese tödtet der Menschen-Söhne keiner.

Mahal. Im Geiste? Und wo zeigst du ihn, da du nicht mehr Sultan bist?

Sultan Puh. Darin, daſs ich noch lebe, ohne es zu seyn! Daſs ich dich ohne Zorn anhören kann! daſs dieses schmutzige, feuchte Lager, für ein Thier selbst zu schlecht, unter mir zum Thron wird!

Mahal sann seinen Worten eine Weile nach. So weit ging meine Einbildung nicht, als ich hier einst lag; ich fand dieſs Lager wie es war, und eines Sultans Einbildungskraft muſs ungeheuer seyn, wenn sie aus diesem Stroh, der lange Mist geworden ist, einen Thron zu schaffen fähig ist. Doch was höre ich unter Menschen nicht! Könnte indessen das Wunder, das du mir da erzählst, nicht aus deiner Furcht entstehen, und deine Menschheit beweisen?

Sultan Puh. Dieses widerlegt sich von selbst. Ich, der Einzige von dem Götterstamme Gedim, muſs leben, unter Schmerz und Qual, Schmach und Schande leben, damit noch einer des göttlichen Geschlechts auf Erden sey. Kann es nicht geschehen, daſs die mächtigen Götter, meine Urväter, mich eben darum einst wieder empor heben, weil ich in der Erniedrigung ihrer würdig bleibe?

Mahal. So thut doch wenigstens die Hoffnung das ihrige, und beweiset deine Menschheit.

Sultan Puh. Sie thut das ihrige, und muſs es thun. Erlebe ich nur den Tag, an welchem deine Tochter einen Sohn gebärt, so sterbe ich mit der Gewiſsheit, daſs mein Sohn, der einzige Nachkommen meiner Urväter, der einzige Erbe ihrer groſsen Eigenschaften, nach mir das Reich meines Feindes beherrschen, und unser göttliches Geschlecht über dieses verworfene den Sieg davon tragen wird. Ich weiſs Milka, meine Gemahlin, die Sultanin, ist von mir gesegnet.

Mahal. Wirklich? Darauf hoffst du also? Und diese Hoffnung unterstützt deinen Wahnsinn, macht diesen Mist zum Throne? Nun so sollst du dann von mir erfahren, wie toll du bist, wie gefährlich es mit der Götterheit deines Erben, und vermuthlich auch mit der deinigen aussieht. Das Kind oder der Göttersohn, womit meine böse Tochter Milka schwanger geht, ist nur allzutägliches Menschenwerk. Höre, ich traf meine Tochter an eben dem Morgen, an welchem du dich als Gott verehren lieſsest, und meinen gerechten Zorn reiztest, mit einem jungen Hofmann in eben der Lage an, in welcher die Menschen Kinder zeugen. Als ich ihr darüber Vorwürfe machte, sagte sie mir, du Göttersohn vermöchtest nicht, ihr dazu zu verhelfen, und sie müſste zu eines Menschen Sohn ihre Zuflucht nehmen, damit du stolzer Schwächling sie nicht, unter dem Vorwande der Unfruchtbarkeit, aus deinem Bette stieſsest, wie du andern Weibern vor ihr schon gethan hättest. Wie steht es nun um deine und deines Erben Götterheit?

Sultan Puh etwas beschämt, und dann stolz: Es ist nicht wahr, weil es unmöglich ist, und ich würde es nicht glauben, wenn ich, was du sagst, mit eignen Augen gesehen hätte.

Mahal. Und warum? Aus eben dem Grunde, aus welchem du dein stinkendes Lager hier für einen Thron hältst?

Sultan Puh. Es ist unmöglich, daſs ein Menschen-Sohn, ein Unterthan, das Weib berühren sollte, das der Sultan sich gewählt hat. Die Götter, meine Urväter, hätten ihn gewiſs des bloſsen Gedankens wegen getödtet. So ging die Sage in meinem Pallast von Gedim bis auf mich.

Mahal. Ach rede mir nichts von Sagen; du warst der erste, der mir bewies, was daran ist. Auch diese Sage log. Deine Götter verhielten sich ganz ruhig, als ich meine pflichtvergessene Tochter überfiel. Auch verhalten sie sich jetzt ganz ruhig, da sie doch Sultan Zobar als ein Weib erkannt hat. Du sagst ja von ihm, er sey eines Menschen Sohn, folglich müſsten deine Urväter dich auch an ihm rächen.

Sultan Puh. Er ist ein Sultan, kein gemeiner Mensch, dieſs verändert die Sache sehr. Und wer weiſs, was meine Urväter dadurch suchen? Ich bin es sehr wohl zufrieden, denn gewiſs wird mein Erbe nach ihm über Enoch und Irad herrschen.

Mahal. Dessen bist du ganz gewiſs, und glaubst wohl auch, der Sultan Zobar wird ihn seinen andern Kindern vorziehen.

Sultan Puh. Der meine ist ein Götterkind, Gedim wird ihn in Schutz nehmen, und alles ausführen, was er beschlossen hat.

Mahal. Der Schutz, den er dir bewiesen hat, könnte diese Hoffnung niederschlagen. Doch dein strenger Alter pfeift, deine Ruhestunde ist vorüber, und ich sehe, du bist ein unheilbarer Thor. Ich komme wieder, und will versuchen, dir deinen Wahnsinn ganz deutlich zu machen. Ich will mein Möglichstes thun, dich dem wahren Gott zuzuführen, der dich verlassen hat, weil du ihn verlassen hast.

Mahal, Herr der Gläubigen, sollte die Bekehrung an dem Sultan Puh nicht vollenden. Der Sultan Zobar hatte, da Mahal ohne den Gott der Irader von dem Zuge gegen Enoch zurückgekehrt war, und er ihn nun ernähren sollte, eine gar zu schlechte Meynung von dessen Verstande gefaſst. Noch hätte er ihn, aus Rücksicht seiner Gemahlin, bis zu seiner eignen Besserung hinleben lassen, wenn er nur unglücklicher Weise nicht erfahren hätte: ein vornehmer, reicher Irader habe Mahal eine groſse Summe Goldes angeboten, um eine Sache für ihn bey dem Sultan durchzusetzen, die freylich der Vorsprache eines so mächtigen Gottes gar sehr benöthigt war. Was aber Mahals Sache ganz zu Grunde richtete, war seine Antwort: „Ist deine Sache gut, warum willst du mir von deinem Golde geben, und mich dadurch zum Abfall von dem wahren Gott verführen, indem du mir das hinreichst, was du unsinnig als deinen Gott anbetest. Nie sollen meine Hände dieses verfluchte Metall anrühren, das ihr mit trugvollen, blutigen und grausamen Thaten erwerbt, und mit wahnsinnigen, gotteslästerlichen Gesinnungn betrachtet!“

Der Sultan Zobar lieſs Mahal sogleich vor sich bringen, als er diese schreckliche Ketzerey erfuhr, schalt ihn grimmig aus und sagte: „Wärst du nicht der Vater meiner Gemahlin, bey dem strahlenden Glanze des Gottes der Irader! ich lieſse dich zu Tode steinigen, wie man es den rasenden Thieren thut. Gehe von hinnen, aus meinem Reiche, du taugst nicht an meinen Hof, du taugst nicht für Irad. Du bist ein werth- und verstandloses Ding, und wirst es ewig bleiben. Fort! fort! Ein Mann wie du kann die Gesinnungen eines ganzen Volks verderben! Ein Mann wie du ist das nicht werth, was er einem Sultan kostet! Mein Schatzmeister wird dir ein weniges zur Zehrung von dem Gott geben, den du nicht zu achten scheinst, dann eile zu Thoren, die dir gleichen!“

Mahal. Ich schüttle den Staub von meinen Füſsen, um nichts aus dieser verfluchten Stadt an mir davon zu tragen. Schon lange lebe ich bekümmert unter diesem verworfnen schändlichen Volke, dessen würdiges Haupt du bist. Dich und dein Gold und dein Volk verachte ich, und übergebe euch alle der Rache Gottes, die euch nahe ist.

Sultan Zobar. Ich lache der Verachtung eines Dings ohne Werth, und fürchte nur die Armuth. Geh!

geh! damit du mit heiler Haut davon kommest. Hören die Irader deine Ketzerey, so beschimpfen sie mich in dir; denn so mächtig ich auch bin, so darf und kann ich doch keine Ketzer gegen ihre gerechte Wuth schützen, wie du einer bist.

Nach diesen Worten stieſs ihn der Sultan sehr unsanft zur Thür hinaus, und Mabal rasete vor Wuth, daſs er nicht mehr antworten konnte. Endlich blieb ihm doch weiter nichts mehr übrig, als sich in Geduld zu fassen; wenigstens wollte er nun, vor seiner Abreise aus Irad, seiner Tochter, der Sultanin, einige gute Lehren hinterlassen; aber sie konnte ihn unmöglich sprechen. Er wanderte also zum Pallast hinaus, entschlossen nach dem Gebirge, durch das zerstörte Reich seines grämlichen Schwiegersohns, zurückzugehen; aber der Sultan Zobar hatte seine weitere Reise anders entworfen. Als er aus dem Pallast trat, umgaben ihn einige Bewaffnete, eilten mit ihm davon, reiseten Tag und Nacht, und verlieſsen ihn nur an dem Gestade des Meeres, wo sie ihn dem Herrn eines segelfertigen Schiffs übergaben.

Hieraus siehst du, Herr der Gläubigen, daſs die Sultane vor der Sündfluth rund und grade zu Werke gingen, wenn sie eines Lästigen los werden wollten. Dieser Gebrauch war wenigstens nicht der schlechteste jener Zeit, da der Lästige geschwind davon kam, und nicht, wie es manchmal nach der Sündfluth geschieht, so lange an kleinem Feuer geröstet wird, bis er von selbst zu Asche verfällt.

Nach dieſen Worten rollte Ben Hafi ſeine Handſchrift zuſammen.

Khalife. Mir gefällt keiner von den beyden. Weiſst du, Ben Hafi, wie ich mir die Lästigen vom Halse schaffe?

Ben Hafi. Wie, Herr? Ich bin begierig es zu hören.

Khalife. Ich erzeige ihnen mehr Gnade als den andern, in kurzem begehen sie einen dummen oder bösen Streich, verschwinden dann von selbst vor meinem Angesicht, überzeugt, daſs ich keinen Sünder aufsuche, den sein Gewissen von mir weg treibt. — Dein heutiges Mährchen war lang und endete gerade, wie ich dachte. Dieser Sultan Zobar ist ein gar methodischer und systematischer Mann, und ein methodisch-systematisch-herrsch- und goldgieriger Fürst kann seines Entzwecks nie verfehlen; doch ist mir lieb, daſs ich keiner davon bin, denn der Mann, der methodisch und systematisch das Böse thut, thut das Böse, als thät' er recht, und sündigt ohne Erlaſs. Doch dieſs ist die Sache Gottes! Friede sey mit dir!

NEUNTER ABEND.

Ben Hafi erschien mit dem Glockenschlag, rollte seine Handschrift aus einander und begann:

Mahal befand sich nun auf einmal in einer ganz neuen Lage, einer ganz neuen Welt. Das vor ihm wallende weite Meer, das groſse ungeheure Haus, auf dem er sich befand, und das auf dem Rücken dieses wallenden Meers so sicher schwamm; das unordentlich scheinende Gewühl und Geschrey der Schiffsleute, auf das immer eine neue überraschende Erscheinung erfolgte, versetzten ihn in das sonderbarste Erstaunen. Er bewunderte den Bau des ungeheuern Schiffs, die Kunst und Gewandtheit der kleinen Geschöpfe, welche diese schwimmende Masse nach ihrem Willen lenkten, und bereute ein wenig seine Verwünschungen gegen das Menschengeschlecht. Doch seufzte er einigemal mitten in seiner Bewunderung: „Herr, warum hast du doch dieses wunderbare Geschöpf so böse, so geneigt zum Zerstören gemacht, da es so geschickt ist, solche Werke durch seinen Geist und seine Hände hervorzubringen? Warum müssen diese so gern zerstören, die so groſse, wunderbare Schöpfer seyn können? Seh' ich auf das, was sie erschaffen, so muſs ich über sie erstaunen, und in meinem Staunen weiſs ich fürwahr nicht, wer Unrecht hat, sie oder — ach, Herr, ich wage es nicht herauszusagen, aber du vernimmst mich. Sollte das Geschöpf, das so viel vermag, nicht zu unterlassen fähig seyn, was dich so sehr gegen dasselbe empört? Fehlt es ihm an Kraft oder an Willen? An Willen? Das Wort klingt in meinem Ohr, wie viele der Wörter, die ich unter den Menschen gelernt habe. Aber da ich von dem Gebirge herunterstieg, da wollte ich auch — und du weiſst es, Herr, ich muſste wollen, denn der unruhige Geist in meiner Brust, die Begierde nach Kenntnissen trieben mich fort, und ich wollte, weil ich wollen muſste. Gewiſs leben mehrere dieser unruhigen Geister in den Menschen, und sie müssen vielleicht gar oft, wenn sie nur zu wollen glauben. Oder wie, wenn sie ohne diese unruhigen Geister alles dieses nicht hätten hervorbringen können, was mich so in Erstaunen setzt, daſs mich beynahe meine Verwünschung gegen sie gereut. Wären sie schlimmer daran ohne diese Begierden und Triebe? Wäre Mahal schlimmer daran, wenn er nicht gesehen und gelernt hätte, was er sah und lernte?"

Mahal hatte während der Überfahrt nach dem Reiche Gin, noch oft Gelegenheit die Geschicklichkeit dieses so elenden und so erhabenen, dieses so bösen und trefflichen, dieses so schwachen und starken Geschlechts zu bewundern. Ein Sturm überfiel sie auf der Hälfte der Fahrt. Der bebende Mahal sah die Männer mit so kalter Gelassenheit, mit so vieler Festigkeit, Gewandtheit und Zuversicht, die ungeheure Maschine durch die brausenden, Gebirgen ähnlichen Wogen lenken, daſs sein Erstaunen über sie, sein grausendes Beben unter dem schrecklichen Getöse der schäumenden Wogen, dem heulenden, pfeifenden Zischen des Windes, dem rollenden Donner, den herabschieſsenden Blitzen, die auf Augenblicke die dunkeln Fluthen, das auf ihnen wirbelnde und springende Schiff zu entzünden schienen, zu dem schaudervollsten erhabensten Gefühl ward, das er je empfunden hatte. Er vergaſs in diesem Augenblick alles, was er an den Menschen erfahren hatte, und war stolz darauf, ihnen anzugehören. Der Sturm legte sich endlich, und seine muthigen Besieger sanken vor Mahals Augen bald wieder zu dem herunter, was sie wirklich waren. Auch hatte er nun den Bau des Schiffs so lange bewundert, sich nach den Ursachen der Beweglichkeit desselben so lange erkundigt, dem Steuermann so viele Fragen gethan, bis seine Bewunderung da sank, wo sie eigentlich hätte steigen sollen, und darum, Herr der Gläubigen, ist für das menschliche Herz und einen gewöhnlichen Geist nichts unangenehmeres und nachtheiligeres, als mathematische Kenntniſs.

Khalife. Ben Hafi, dieſs lautet neu, und darum erkläre dich darüber, wenn es sich erklären läſst.

Ben Hafi. Eigentlich läſst es sich nur fühlen, wie alles, wobey der Geist und das Herz in Widerspruch stehen, und wo Vernunft und Einbildungskraft sich so lange scheiden, bis Noth und Bedürfnisse sie wiederum vereinigen und zusammenschmelzen.

Khalife. Dieſs mag fein seyn; aber es lautet wie Nichts; ist doch alles nur darum, weil es einmal so seyn sollte.

Ben Haſi. Laſs mich doch nur erst alle meine Weisheit an das Licht hervorbringen, und erinnere dich unsers Vergleiches. Beym Propheten, du muſst mich aushören, und ich wette, es springt Klarheit aus dieser Dunkelheit hervor.

Khalife. Es soll mir lieb seyn.

Ben Haſi. Vor diesem mathematischen Sinne, Herr der Gläubigen, zerstiebt alles Wunderbare, in dem Augenblick, da er erwacht, und mit seinem eiskalten Blick den Gegenstand der Bewunderung betrachtet. Er ruht dann nicht eher, bis er alles aufgelöset, zu Gerippe, zu Federn, Triebrädern und Zugwerk gemacht hat; doch er selbst ist so wunderbar, daſs nur durch ihn eigentlich sich der Mensch von dem Thier unterscheidet, daſs er nur durch ihn Schöpfer aller der Werke wird, ohne die wir noch in den Wäldern lebten. Denn durch ihn allein ahmen wir im Kleinen die unermeſsliche Schöpfung nach, und wenn Gott Welten und Sonnen durch den Raum wälzet, so bewegen wir, nach unserm Maſse berechnet, ungeheure Massen auf dem stürmischen Meere, führen aus Kalch und Sande Gebirge auf, die wir Palläste nennen, und schlagen, aus zugerichteten Brettern, Balken und Steinen, Brücken über den reiſsenden Strom. Ein Mann, der wie Mabal zum erstenmal ein solches Werk erblicket, sieht es nur durch die Einbildungskraft, und der Zauber dauert nur, so lange ihm die mechanischen Hülfsmittel, durch welche die ihn in Erstaunen setzende Schöpfung nach und nach entstand, Geheimniſs sind. Er muſs aus dem noch grünenden Baume das Schiff entstehen, und dann im Sturme über die Wogen hinfliegen sehen, um es für das zu halten, was es ist; das Wunderwerk der menschlichen Schöpfungskraft. Was aber jetzt die Herabspannung von Mahals hochgeflogener Einbildungskraft beförderte, war die Aufführung dieser Männer, die er so sehr bewundert hatte. Nachdem sie sich von ihrer gewaltigen Anstrengung erholt hatten, überlieſsen sie sich allen Ausschweifungen, und fanden bald in Mahal einen trefflichen Gegenstand ihres Muthwillens und ihrer Neckerey. Jeder suchte es dem andern durch Spott, grobe Streiche und Bosheiten zuvorzuthun, und der arme Mahal wünschte nun den Sturm zurück, der seine rohen Plagegeister so wacker beschäftigt hatte. Er strafte sie mit harten Worten, sie schnitten ihm Grimassen, wie eine Heerde Affen. Er verbarg sich in einen Winkel und seufzte: „Sind es dieselben Menschen, die so eben die empörten Fluthen bändigten, die ich als Geschöpfe höherer Art bewundert habe? Zu denen ich mich mit Stolze gezählt habe? Ich that ihnen nichts, und sie gewinnen nichts damit, daſs sie mich plagen. Gleichwohl giebt es keine Schmach, die sie mir nicht anthun, und derjenige, welcher die mir empfindlichste ersinnt, erweckt das Lachen aller, und lauter Beyfall ist sein Lohn. O Herr, was ist der Mensch? Wie hast du ihn doch so sonderbar böse gemacht, daſs er da sogar Genuſs in bösen Thaten findet, wo es ihm nichts nützt?“

Hier hatte nun freylich Mahal eine der schlechteſten Seiten der Menschen entdeckt, und hätte er die Quelle davon gefunden, so würde sein Groll gewiſs noch giftiger geworden seyn. Welche ist wohl unreiner als die Quelle des Spottes über ein Wesen, das wie wir gebildet ist, das da fühlt und leidet, wo wir fühlen und leiden? Was ist wohl giftiger als die Quelle des Muthwillens, den wir aus Schadenfreude mit einem Geschöpfe treiben, das daher kommt, und dahin geht, woher wir kommen, wohin wir gehen? Gleichwohl ist dieses, nebst der Verleumdung, der Lieblingszeitvertreib der feinen und der rohen Menschen. Und wenn nun einer den andern ausspottet, einer an dem andern so viel des Spottes würdiges findet, was soll man von dem Ganzen halten, über das die Einzelnen unter sich ein so unparteyisches Urtheil fällen?

Groſsvizir. Dieſs alles kommt von dem in dem Menschen eingewurzelten Bösen her, und darum muſs man sie mit einem eisernen Zepter beherrschen, und zum Guten peitschen.

Ben Hafi. Versuche nur deine Universalmedicin. — Wie, wenn nun dieses aus wahrer Selbsterkenntniſs entspränge, und die Menschen, wenigstens in diesem Punkte, gegen sich gerecht wären?

Khalife. Haltet ein! Dieſs ist alles nichts, und du verdirbst deine Mährchen völlig mit deinen Glossen. Gegen deine mathematischen hatte ich nichts, weil man dadurch die Allmacht Gottes näher sieht. Mit dieser da ist es etwas anders. Den Spott, den ihr da so unverständig lästert, ist der Zuchtmeister der Thoren.

Gott hat ihn ſo gewiſs erschaffen, und dem Menschengeschlecht absichtlich gegeben, wie das Salz dem Meere, das er ihm gab, damit es nicht verfaule. Glaubt mir nur, fürchtete der Mensch, und besonders die Groſsen, den Spott nicht, die Welt würde noch viel schlimmer gehen. Damit aber will ich nicht entschuldigen, was diese rohen Menschen dem armen Mahal zu leide thun; denn wahrlich seine Lage geht mir an das Herz, und ob ich gleich sein Vernünfteln nicht leiden kann, so wünscht' ich ihn doch heraus.

Ben Hafi. Ich danke dir für Mahal, Herr der Gläubigen; für ihn, der noch immer an den ersten Linien *zum Umrisse der menschlichen Gesellschaft* arbeitete, ohne bis jetzt zu wissen, wo er den Cirkel ansetzen, von welchem Punkte er ausgehen sollte, worin denn auch eigentlich die Schwierigkeit allein zu liegen scheint. —

Khalife. Ben Hafi, dieses weiſs nur der Allmächtige, er, der in einem Nu den Umriſs aller Welten dachte, sie durch ein Wort mit allem ausfüllte, was in ihnen lebt und ist. Sein Geist durchdringt sie alle, alle hat er sie mit einem einzigen Ring umfaſst, der ihn nicht schwerer dünkt, als mich der Siegelring an meinem Zeigefinger.

Ben Hafi. Herr, deine Worte klingen so erhaben, enthalten einen so groſsen Sinn, daſs sie im **Buche** *) selber glänzen würden.

---

*) Der Koran.

Khalife. Ist es wahr, so verdanke ich es dem Geiste des Buches; was wäre der Khalife ohne ihn?

Ben Hafi für sich. Sünde wäre es dich laut zu loben! Wie groſs sitzest du unter deinen fühllosen Verderbern hier!

Khalife. Seht, der Prophet sagt in dem Buche der Bücher: Gott ist es, der den Himmel empor hob, ohne eine sichtbare Säule, dann seinen Thron bestieg, und der Sonne und dem Mond gebot, ihren Lauf zu beginnen. Jeder himmlische Körper durchschwebt seine ihm angewiesene Bahn. Deutlich läſst er euch seine Zeichen sehen, damit ihr gewiſs seyet, daſs ihr vor ihm am Letzten der Tage erscheinen müsset. Er hat die Erde ausgedehnt, die Gebirge darauf befestiget, und die Ströme und das Meer um sie herumgezogen. Alles hat er nach einem festen Maſse geordnet, und ihm ist nichts verborgen. Keiner ist groſs vor ihm, und keiner ist klein vor ihm. Er sieht das Wirken der Ameise, wie das Wirken des Khalifen. Er ist groſs und gnädig, preise sein Geschöpfe nicht, es sey dann zu dem Lobe des Herrn. Friede sey mit dir!

Ben Hafi. Mahal, der nicht wuſste, daſs das Salz das Meer und der Spott die menschliche Gesellschaft vor Fäulniſs bewahrte, fand die grobe, rauhe Lauge, womit ihn das Schiffsvolk rieb, ganz unerträglich, und er schreibt hier, daſs, wenn man nicht zum Glücke: Land! Land! geschrieen hätte, er sich aus Verzweiflung in das Meer hätte stürzen müssen. Die Schiffsleute waren nun allzusehr mit dem nahen Gewinne und den ihrer wartenden Ergötzungen beschäftigt, als daſs sie seiner weiter denken konnten. Sie wurden endlich gar so artig gegen ihn, daſs sie ihm ihre Dienste auf dem Lande anboten, und ihn versicherten, sie hätten es nicht böse mit ihm gemeynt; einen Narren müſste man bey jeder Fahrt zum Zeitvertreib haben, und wäre er es nicht gewesen, so würden sie sich genöthigt gesehen haben, einen unter sich selbst zu wählen. Mahal war von viel zu saurer Gemüthsart, als daſs er sich mit ihnen hätte aussöhnen sollen, und so bald er nur das Land betrat, lief er ihnen, so geschwind er konnte, aus dem Gesichte.

Er befand sich nun in dem Mittelpunkte der volkreichen Stadt Gin. In glänzenden weiſsen Stoff gekleidete Bürger gingen freundlich und vertraulich auf und ab, oder standen in einzelnen Gruppen beysammen. Alles war heiter um Mahal her, Menschen, Luft, Gebäude und Himmel. Die glücklichste, seligste Eintracht schien über dem groſsen Platz zu herrschen, und alles Lebende und Leblose in ein schönes Bündniſs vereint zu haben. Mahal, der noch die goldbegierigen Blicke der Irader, die von ihnen in Enoch verübten Greuel vor Augen hatte, und die scharfe Lauge des Schiffsvolks erst gekostet hatte, erquickte sich eine Zeitlang an dem lieblichen Anblick, und dachte bey sich: „Diese da scheinen mir gute und glückliche Menschen zu seyn. Gewiſs beten sie das

Gold nicht an, das zu so abscheulichen Verbrechen reitzt. Wie brüderlich sie sich besprechen! Wie ruhig und vergnügt sie einhergehen. Sie begleiten, was sie einander sagen, mit so vieler Gefälligkeit — verbeugen sich gegen einander so freundlich, umarmen jeden Neuankommenden so herzlich — ja, es muſs ein gutes Volk seyn, das den Zorn des Herrn gewiſs nicht verdient. Ohne Zweifel werden sie mich gut aufnehmen; aber vor allen Dingen muſs ich mich erst erkundigen, ob sich ihr Sultan für einen Gott hält; denn leider kommt all mein Unglück von diesen allzumenschlichen Göttern, in denen ich so viel Groſses zu sehen hoffte.

Khalife. Ben Hafi, ich wette, ich fürchte, wollt' ich sagen, dein Mahal wird bey den Lächlern da noch schlimmer fahren, wenigstens traue ich den gar zu Freundlichen nicht viel.

Ben Hafi. Wir wollen sehen! Er nahte einem, der sich eben von seinem Gefährten unter den heiſsesten Umarmungen trennte, mit dem sanftesten Lächeln, der artigsten Bescheidenheit, die er auszudrücken fähig war, und sagte: „Vergieb einem Fremdling eine Frage.“

Der Giner. Ich stehe zu Befehl, du Guter, dir tausend zu beantworten, ohne zu ermüden.

Mahal. Ich danke dir; eine vor der Hand ist hinreichend. Sage mir, habt ihr hier zu Lande auch einen Sultan?

Der Giner lächelte, doch ohne Spott. Allerdings, mein Lieber! Kann doch ein Volk so wenig ohne Sultan bestehen, als die Erde ohne Sonne.

Mahal. Das kann wohl seyn, und ich muſs es dir wohl glauben; aber sage mir nun, und dieſs ist eigentlich meine Frage: hält sich euer Sultan auch für einen Gott?

Der Giner. Wie sollte er kein Gott seyn, da er über Götter herrscht?

Mahal fuhr zurück. Was Götter? Über Götter?

Khalife. Wahr ist es, dein Mahal da erfährt wunderliche Dinge, und ich fürchte all der Wirwarr muſs endlich seinen Verstand angreifen, an dem, nach seinem Vernünfteln zu urtheilen, ohne dieſs nicht viel ist; aber warum blieb der Narr nicht auf seinem Gebirge?

Ben Hafi. So ist es. — Der Giner antwortete *dem Erstaunten: „Freylich über Götter! Bist du von* den Gestirnen heruntergefallen, daſs du dieses Gewand nicht kennst, und nicht weiſst, daſs alle die es tragen, und deren so viele du auf dem Platze hier siehst, Götter sind? Was könnten sie auch anders seyn?“

Mahal sah ihn lange mit solchen forschenden Blicken an, als suchte er ein Merkzeichen der Götterheit an ihm und denen, die auf und nieder wandelten; endlich sagte er mit einem tiefen Seufzer: „Alle, die ich hier wandeln sehe, sind Götter, und können gar nichts anders seyn? Warum können sie denn nichts anders seyn?“

Der Giner. Weil sie Götter sind und Menschen diesen Platz nicht betreten dürfen.

Mahal. Weil sie Götter sind — und Menschen diesen Platz nicht betreten dürfen? Warum dürfen sie nicht?

Der Giner. Weil sie Menschen sind, mein Lieber!

Mahal. Also bist du kein Mensch? Bist ein Gott dieses Landes?

Der Giner. Allerdings. Siehst du nicht die blutrothe Verbrämung um den Saum meines Gewands? das flammende rothe Schwert auf der Brust gestickt?

Mahal. Freylich sehe ich es, und diese Verbrämung, dieses flammende rothe Schwert, macht dich zu einem der Götter dieses Landes?

Der Giner. Nicht doch, mein Bester! es ist nur das Zeichen, daſs ich einer der Götter des Landes bin. Ich bin es, weil ich aus einem der Geschlechter abstamme, die man die Auserwählten, die Herrschenden in Gin nennt. Nur sie stehen um den Thron des Sultans, und vollziehen seinen Befehl. Er ist die Sonne, wir die Gestirne, und so wie der Gott, der diese Welt erschaffen hat, Geister höherer Art um sich her versammelt, und durch sie die Welt beherrschen läſst, eben so versammelt uns der Sultan um seinen Thron, und beherrscht durch uns das Land, nebst den Menschen, die es bewohnen und bebauen.

Mahal. Sind diese auch Götter, die das Land bebauen?

Der Giner lächelnd. Sie sind nur Menschen, Lieber, wie gesagt, Menschen über die wir in des Sultans Namen gebieten, und die alles das thun und verrichten, was den Menschen zu verrichten und zu thun zukömmt, wenn sie leben wollen.

Mahal. Und worin besteht es?

Der Giner. Du thust sonderbare Fragen, Geliebter; doch die Höflichkeit gebietet mir, dir sie zu beantworten, und wären sie auch noch sonderbarer. Sie säen, pflanzen, handeln, bauen, und bringen alles durch ihrer Hände Arbeit hervor, was zur Noth und zum Vergnügen des Lebens gehört. Sie bauen die Häuser, die du hier siehst, für uns, weben uns diese schimmernden Kleider, besetzen unsre Tische. —

Mahal. Und was thut denn ihr?

Der Giner. Wir setzen uns daran und essen, leben überhaupt wie es Göttern zukommt, ohne Mühe und Sorge.

Mahal. So viel ich sehe, so seyd nicht ihr die gröſsten Thoren dieses Landes, und beweiset dieses eure Götterheit, so fällt euch der Beweis, bey dem wahren Gott! nicht schwer.

Der Giner ernsthaft. Fremdling!

Khalife. Der arme Narr ist unter noch gefährlichere Narren gerathen, als die Irader waren; Stolz ist rachsüchtiger als Habsucht.

Ben Hafi. Du kennst sie, Herr der Gläubigen, wie ich höre. Mahal fragte abermals: Und ihr — ihr habt also gar nichts zu thun?

Der Giner. Wir beherrschen sie dafür durch unsern Verstand und unsere Kenntnisse, auſserdem haben wir der Mühe und Sorge genug; denn von frühster Jugend spornt uns der edle Trieb der Ehre, immer eine Staffel nach der andern hinaufzusteigen, und dieses ist nicht so leicht, mein Lieber, da unsrer so viele sind, die zugleich den Fuſs auf die Sprossen der Leiter setzen. —

Mahal. Hinauf? Wohin? Zum Himmel, wo die Götter wohnen?

Der Giner milde lächelnd. Zu der Gunst des Sultans! In der Rangordnung, die von ihm abhängt.

Mahal. Ich begreiſe es, und habe abermals ein neues Wort gelernt. Trieb! edler Trieb der Ehre! — Doch sage mir noch dieses, wie sehen denn die aus, die ihr hier Menschen nennt?

Der Giner. Du sahst ihrer viele in dem Hafen und in den Straſsen. Alle, die nicht wie ich gekleidet sind, die nimm nur immer geradezu für Menschen. Sieh, dort schleicht eben einer an den Häusern des Platzes hin!

Mahal. Jener, der sich so furchtsam an der Wand hindrückt; der es nicht wagt nach dem Platze zu blicken?

Der Giner. Eben der. Der Weg, den sie um diesen Platz her wandeln dürfen, ist nur eine Elle breit, und klüger thun sie, nicht nach dem Platze zu sehen, wenn die Götter darauf lustwandeln.

Mahal. Warum?

Der Giner. Weil sie Menschen und wir Götter sind.

Mahal. Aber siehst du denn nicht, daſs der Mann, dein weiſses feines Gewand ausgenommen, gerade so gebildet ist, wie du und diese hier?

Der Giner. Dieſs scheint dir so von auſsen, im Innern sitzt die Götterheit.

Mahal. O Sultan Puh!

Der Giner. Was sagst du, Lieber?

Mahal. O ich erinnere mich eines armen Thoren von einem Sultan, der auch ein Gott ist, nun Lasten wie ein Thier zu Markte trägt, auf faulem Stroh schläſt, und es für einen Thron hält.

Der Giner. Wir haben von seinem Unglück gehört, er ist kein Göttersohn.

Mahal. Er nicht? Nun wahrlich, er wird dir dieſs so wenig glauben, als du mir es glauben würdest, wenn ich an deiner Götterheit zu zweifeln Ursache fände.

Der Giner. Besser, wage es nicht, um deinetwillen.

Mahal. Sage mir doch noch dieses; wie viel sind ihrer denn eigentlich hier, die sich für Götter halten, und wie viel zählt ihr derer, die ihr Menschen nennt?

Der Giner. Unsrer sind einige tausend Geschlechter; die Zahl der Menschen weiſs nur der, der das Steuerbuch in Händen hat und die monatlichen Gefälle heben läſst.

Mahal. Was ist das?

Der Giner seitwärts. Des beschwerlichen Fragers! — Laut. Der bestimmte Abtrag, Theurer, an allem was sie hervorbringen, und was dazu dient, den Sultan und uns zu erhalten, und den sonstigen Bedürfnissen des Staats genug zu thun.

Mahal. Wie, und dieses ertragen und thun sie alles? Und ohne Zwang, ohne Murren? Sehen euch zu, wie ihr ein müh- und sorgenloses Götterleben führt, und schwitzen auf den Äckern, keuchen in den

Werkstätten, damit ihr Wenigen dieses Götterleben geruhig führen mögt?

Der Giner. Warum sollten sie nicht? Wie könnte es wohl anders seyn?

Mahal. Aber warum sollen sie? Warum müssen sie? Sie die Mehrern für die Wenigen?

Der Giner. Weil sie Menschen und wir Götter sind.

Mahal. Und sie glauben, daſs ihr Götter seyd? Ihr glaubt es, daſs ihr es seyd?

Der Giner. Fremdling, der Giner ist höflich und nachsichtig, dieſs dankt er seinen Göttern, und seine Götter danken es ihren Sultanen. Deine Frage ist sehr verwegen, hüte dich ja, sie einem Menschen in diesem Reiche zu thun. Ich gebe dir mit Sanftmuth diese Warnung, damit du den Zorn der Götter nicht reitzest, die hier auf und nieder wandeln. Sie sind mild und gut, vergeben, ertragen alles, nur dieses nicht. Des blühenden Staats Erhaltung, dieser Menschen eigne Erhaltung hängt von diesem Glauben ab. Diese Menschen haben Kräfte, Hände, sogar Verstand; doch wozu würde ihnen dieses alles nützen, wenn unser Geist sie nicht führte und leitete, und ihre gefährlichen Leidenschaften so unterjochte, daſs sie zu ihrem und unserm Besten gehorchen, arbeiten und einträchtig leben. Dafür verstatten wir ihnen alle Freuden des Lebens. Kein Volk der Erde thut es den Ginern an Geschicklichkeit voraus, sie haben die Kenntnisse von unsern Vätern, den Göttern, erhalten. Kein Volk der Erde übertrifft die Giner an Fleiſs und Arbeitsamkeit, wir die Söhne unsrer Väter erhalten sie dabey. Kein Volk der Erde ist reicher, glücklicher, aufgeklärter, gesitteter und genieſst des Lebens mehr; wir Götter theilen nur mit ihnen, und unterrichten sie dafür in der feinen Lebensart, und in der Kunst des Lebens zu genieſsen.

Mahal. Setze immer noch hinzu: Und kein Volk ist verträglicher.

Der Giner. Warum, mein Bester?

Mahal. Muſs es nicht verträglich seyn, da es so viele Götter, sichtbare Götter, vertragen kann?

Der Giner. Durch diese Götter ist es alles dieses geworden, hat alles erlernt, was es weiſs, und dieſs kann der dankbare Giner nicht vergessen.

Mahal. Vergieb mir Unwissendem! sieh, ich glaube noch immer du spottest meiner.

Der Giner. Ich sollte deiner spotten? Ich sollte ein solches Verbrechen an einem Manne begehen, der uns die Ehre seines Besuches schenkt? So weit sollte einer der Götter in Gin die Höflichkeit verletzen? Du hast mich mit diesem ungegründeten Verdacht sehr tief gekränkt, und doch vergebe ich dir's.

Mahal. Du bist sehr gütig.

Der Giner. Es ist meine Pflicht; wie könnten wir anders über der Menschen Kinder herrschen, wenn wir nicht so milde, so nachsichtig, als gerecht und streng wären.

Mahal. Also doch auch strenge?

Khalife. Sieh doch den rohen Sohn des Gebirgs!

Hat ihm der Giner, der kein Narr zu seyn scheint, ob er gleich wahnsinnig ist, nicht alles in wenigen Worten gesagt, was darüber nur zu sagen ist? Doch was antwortete ihm der Giner?

Ben Hafi. Er antwortete: weil leider die Noth es will.

Mahal. Wo sitzt die Noth?

Der Giner. Der gröſsre Haufen wird leicht dem kleinern furchtbar.

Mahal. Was haben Götter von Menschen zu fürchten?

Khalife. Gut! gut, Mahal! Das erste gescheite Wort, das ich noch von dir gehört habe, und spitz genug dazu. Ich liebe das.

Der Giner sehr ernsthaft und feyerlich. Fremdling!

Mahal. Dein Ernst kleidet dich noch besser, wie dein Lächeln; und solltest du auch ernsthafter werden, sieh, ich glaube noch immer, daſs du meiner spottest.

Der Giner. Warum?

Mahal. Daſs du dich für das halten solltest, das ich ernsthaft nicht zu nennen wage, ohne den zu beleidigen, der diese Welt, nebst allen Thoren und Weisen, die sie trägt und nährt, geschaffen hat.

Der Giner. Wer ist der?

Mahal. Gott.

Der Giner. Er ist der Herr der Geister, wir der Erde, auf der wir wohnen.

Mahal. Und eurer nicht?

Der Giner. Auch unsrer, und vorzüglich, weil wir nach den Geistern, die um seinen Thron stehen, das Beste sind, das er geschaffen hat.

Mahal. O Adam! Adam! Vater der Menschen!

Der Giner. Er ist nicht der unsere.

Mahal. Nicht; und woher kommt ihr?

Der Giner. Unser Ursprung ist in glänzende Dunkelheit gehüllt; besser ist es, mein Lieber, davon zu schweigen, damit die Götter hier an dir nicht zu Menschen werden.

Mahal. Ich nahm mir vor aus diesem Lande zu fliehen, so bald ich vernehmen würde, es herrschte ein Sultan, der sich für einen Sohn der Götter hielte. Ach diese Söhne der Götter haben mir gar viel zu leide gethan, sich gar zu menschlich gegen mich erzeigt; aber das was ich hier sehe, und von dir vernehme, ist so unerhört, erinnert mich meines Berufs so stark, daſs ich nicht entfliehen kann, bevor ich nicht die Quelle dieser auſserordentlichen Erscheinung ausgespürt habe. Doch ich bin hülflos — habe nichts von dem After-Gott der Irader — du kennst ihn vermuthlich —

Der Giner. Ganz gewiſs.

Mahal. Sieh doch wie verkehrt die Menschen sind! In Irad hielten sie sich, den Sultan ausgenommen, für Menschen, und ehrten in dem Golde ihren Gott. —

Khalife. Ben Hafi, dein heutiges Mährchen ist das langweiligste, das ich noch gehört habe.

Ben Hafi. Gleichwohl schläfst du nicht darüber ein.

Khalife. Eben darum taugt es nichts.

Ben Hafi. Mahal fuhr fort: Hier finde ich nun gar Menschen, die mit ihrer eignen Götterheit einen noch weit vortheilhaftern Wucher treiben.

Der Giner. Und beyde, mein Lieber, haben Recht, nur sind wir die weisern; wir nennen uns Götter, weil wir es sind, und brauchen nur das Gold, unsre Götterheit noch glänzender zu machen. Übrigens sind die Irader ein kluges Volk, und nichts mangelt ihnen, als —

Mahal. Als daſs sie keine Götter, wie ihr seyd, zu Herren über sich setzen, und für sie säen und pflanzen. Beruhige dich hierüber, denn ob sich gleich diejenigen, die dort eure Rolle spielen, Menschen nennen, so haben sie doch die Mittel gefunden, das für sich thun zu lassen, was man hier für euch thut. Ihr Sultan Zobar ist ein Meister in dieser Kunst. Da ich nun von diesem unglücklichen gelben Metalle nichts habe, und von Hunger, Durst und Kälte leide, Übel, die du, ohnerachtet deiner Götterheit, vielleicht selbst empfindest, so bitte ich dich, gewähre mir Schutz und Nahrung, damit ich hier verweilen, und euer Wesen näher kennen lernen möge.

Khalife. Siehst du, Ben Hafi, daſs dein Mahal nun eben dieses Salz gebraucht, womit man die Thoren reibt, und daſs er Unrecht hatte, über die Lauge des Schiffsvolks sich zu beklagen.

Ben Hafi. Ob es ihm bekommen wird? — Der Giner antwortete sehr höflich: Ach, mein Bester, wer könnte, dürfte dir die kleine Gefälligkeit wohl abschlagen! Wie sehr bedaure ich für meine Person, daſs ich nicht eingerichtet bin, Gäste zu bewirthen und aufzunehmen. Ich sage dir's mit vielem Kummer und trenne mich sehr ungern von dir. Doch jeder dieser Götter hier wird dich gern aufnehmen.

Mahal. Ich danke dir und ihnen. Ich will lieber zu denen gehen, die ihr Menschen nennet; vielleicht sind sie darum gastfreyer.

Der Giner. Ich zweifele; sollt' es aber geschehen, so hüte dich ja solche Fragen an sie zu thun, solche Bemerkungen zu machen, wie ich einige von dir vernommen habe. Wie leid würde es mir thun, mein Theurer, wenn ich dich an das Kreuz sollte schlagen sehen.

Mahal. Und was ist das nun wieder?

Der Giner. Die Strafe der Frevler. Siehst du jenes Kreuz an dem Eingang des Platzes. An ihm stirbt jeder des langsamen, qualvollen Todes, der unsrer Götterheit spottet, oder sie bezweifelt.

Mahal. Um so schneller will ich fliehen.

Der Giner. Einen Augenblick! Vielleicht beleidigte ich gar die Pflicht — vielleicht bist du einer des Geschlechts, dem wir unser Haus nicht versagen dürfen — Wo kommst du her? Wer bist du?

Mahal. Ich heiſse Mahal — bin einer der Söhne Seths, komme von dem Gebirge, und bereue, es verlassen zu haben.

Der Giner umarmt ihn feurig. Einer der Kinder Seths! O glückliches Ungefähr! Wisse, Geliebter, wir stammen alle von seinen Töchtern her, und du bist mit uns allen hier verwandt. Folge mir, und beglücke meine Wohnung mit deiner Gegenwart.

Mahal. Ich danke dir. Ich bin ein Mensch, halte mich dafür, und will erst sehen, was für Wesen eure Menschen hier sind, da ich ihre Götter nun gesehen und gehört habe.

Ben Hafi rollte seine Handschrift zusammen.

Khalife. Ich fürchte, es wird dem armen Narren bey diesen Menschen nicht besser ergehen.

Ben Hafi. Warum, Nachfolger des Propheten, fürchtest du dieſs?

Khalife. Ich traue ihnen wegen der Höflichkeit ihrer Herren nicht viel Gutes zu. Auch sagt man, wie der Sultan, so die Hofleute und seine Diener, wie die Hofleute und seine Diener, so seine Unterthanen. Doch wünschte ich, ich hätte mich betrogen. — Friede sey mit dir und euch! —

ZEHENTER ABEND.

Ben Hafi erschien auf den Glockenschlag, rollte seine Handschrift aus einander und begann:

So entfloh Mahal, verlor sich in den Straſsen, und befand sich nun in einem Theile der Stadt, wo Menschen wohnten, die, obgleich anders gekleidet, wie ihre Oberherrn, die Götter, doch eben so heiter und zuvorkommend zu seyn schienen, wie ihre Oberherrn, die Götter. Mahal ging also ganz unbesorgt auf einen zu, und forderte was ihm jetzt so nöthig war. Der Mann beantwortete seine Bitte mit dem holdesten Lächeln, machte ihm die feinsten Entschuldigungen, und wies ihn an einen andern. So spielte ihn die Höflichkeit so lange aus einer Hand in die andere, bis er endlich über die süſsen Redner und lieblichen Lächler ergrimmte.

Khalife. Habe ich dir es nicht vorausgesagt? Nicht gesagt, daſs mir ihre allzugroſse Freundlichkeit verdächtig ist, und daſs sie ihren klugen Herren gleichen würden?

Ben Hafi. Das alles hast du gesagt, Herr der Gläubigen. — Mahal trug endlich sein Begehren, nach seiner jetzigen Stimmung, einem Giner etwas trotzig vor. Den wohlerzogenen Giner beleidigte der rohe Ton, und er antwortete ihm: „Mensch, was gehst du mich an? Was geht mich es an, ob du hungerst und kein Obdach hast? Habe ich doch ein Obdach und hungere nicht.“

Wäre nun Mahal aufgeklärt genug gewesen, den Sinn, der in diesen Worten lag, in seinem ganzen Umfang zu fassen, so würde er gleich den Schlüssel zu der Höflichkeit der Giner gefunden, und dadurch entdeckt haben, daſs die Giner einem Gott dienen, der mit dem der Irader gleichen Ursprungs ist, oder den vielmehr jener mit der Erleuchtung gezeugt hat. So viel begriff er indessen, daſs diese Worte für ihn nicht von allzuguter Vorbedeutung waren.

Ein nahstehender Giner, von dem glattesten, geschmeidigsten Äuſsern, dabey etwas ältlich, hatte die rauhe Antwort seines Landsmanns gehört, und war nun Zeuge der unangenehmen Verlegenheit Mahals. Er nahte ihm sehr liebreich, fragte ihn, woher er käme und wer er sey? Als ihm nun Mahal antwortete, er käme von dem Gebirge, lächelte der Giner noch liebreicher, maſs ihn von dem Scheitel bis zur Sohle, betrachtete genau den Umriſs seines kräftigen Baues, legte endlich seine Hand unter Mahals Hüfte, und befühlte einen Ort, den ich dir, Herr, zu errathen überlasse. Hierauf sagte er ernsthaft: „Wie kann doch ein Mann deines Schlags in Gin verlegen seyn? Folge mir, mein Theuerster!“

Mahal wuſste nicht, was er von dem Manne, der sonderbaren Betastung und seinen Worten denken sollte. Er hielt es endlich für einen Gebrauch des Landes, eine ihm neue Begrüſsungsart, und folgte dem

Giner, der ihm so freundlich vertraulich die Hand darreichte.

Der gute Giner führte ihn in ein Bad, lieſs ihn waschen, reiben, salben, kleiden, leicht speisen, und bat ihn hierauf sehr höflich, ihm weiter zu folgen. Es war nun Abend geworden. Der Giner trat mit ihm in ein groſses wohlausgeschmücktes Haus, lieſs durch einen Diener eine Botschaft in das Innre laufen, die Thüren öffneten sich, und der Giner stellte den Mann vom Gebirge einer jungen, schönen, blühenden Wittwe mit einem Lobspruch vor, über den die schöne Wittwe vergnügt erröthete, und durch den Mahal sich die Begrüſsungsart des Giners erklärte, indem er ihn zugleich verwirrte. Diese Verwirrung gereichte ihm aber bey der Wittwe nicht zum Nachtheil. Sie nahte ihm vertraulich und liebreich, und betrachtete ihn mit vielem Wohlgefallen. Indessen erzählte ihr der Giner, was er von Mahal wuſste, in welchen Umständen er ihn gefunden, und was er bisher mit ihm unternommen hatte. Die Wittwe sagte endlich zu dem Redner: „Ich danke dir, Lieber, daſs du meiner gedacht, und mir ihn zugeführt hast. In meinem Hause, wenn er sonst leistet, was sein Ansehen verspricht, (und daran zweifele ich nicht, da er von deiner Hand mir kommt,) soll er, ich schwöre es bey meinem Selbst, gewiſs nicht Mangel leiden. Für sein Vergnügen zu sorgen ist von nun an mein Geschäft; das seinige sey, mir seine Schuld und Dankbarkeit durch Vergnügen abzutragen."

Nun trat sie mit dem Giner auf die Seite, und Mahal sah sie so ernsthaft mit einander reden, wie

Leute, die einen sehr wichtigen Handel mit einander abzuschlieſsen haben, wovon der eine seine Waare so theuer als möglich an den Mann zu bringen, und der andere sie so wohlfeil als möglich zu erstehen sucht. Oft stand das Geschäft einige Augenblicke stille, der Giner setzte dann seinen rechten Fuſs zum Abmarsch vorwärts, die Wittwe blickte auf Mahal und hielt den Handelsmann am Arme fest. Der Vertrag ward endlich geschlossen, die Wittwe füllte die Hand des Giners mit dem Gott der Irader, den Mahal so sehr verabscheute. Dieser ging, und sie nahte Mahal nun vertraulich, und sagte, indem sie über seine Wangen strich, mit derem festen braunen Roth der schwarze lockichte Bart so bedeutungsvoll abstach: „Lieber, ich habe dich theuer von dem Manne erstanden, doch ich hoffe nicht zu theuer. Wer kann die Freundschaft eines Mannes, wie du mir scheinst, eines Mannes, der von dem fernen Gebirge herkommt, und so ganz das Ansehen hat, auf demselben gleich einer unverletzten Eiche aufgewachsen zu seyn, zu theuer bezahlen.“

Du kannst leicht denken, Herr der Gläubigen, daſs der Mann des Gebirges von allem diesem sehr wenig begriff: doch die schlaue Wittwe machte ihm das Unverständliche bald verständlich, und wenn ein junges schönes Weib es über sich nimmt, einem gesunden Manne etwas begreiflich zu machen, so findet sie, wie man sagt, sehr leicht Eingang. Vielleicht aber wunderst du dich über Mahals schnelle Gelehrigkeit? —

Khalife. Ganz und gar nicht.

Ben Hafi. Wenigstens mochtest du erwarten, daſs ein Mann von solchem Berufe doch eine Zeitlang das hätte spielen sollen, was man jetzt hin und wieder vorzüglich Tugend zu nennen beliebt, und wodurch man eigentlich der Tugend ein so enges, neues, dünn gewobenes Gewand umhängt! Damit war es vor der Sündfluth ganz ein anderes. Die Handlung, auf welche für das menschliche Geschlecht eine so wichtige Erscheinung erfolgen kann, betrachtete man damals eben so, wie man jetzt das Pflanzen eines guten und nützlichen Gewächses ansieht. —

Khalife. Warum sollte man nicht?

Ben Hafi. Man betrachtete es als ein ergötzliches und verdienstliches Geschäft. Ergötzlich, weil es dem Pflanzer Vergnügen macht, und verdienstlich, weil es einem Wesen Leben gab. Noch unter den Propheten (den Patriarchen) nach der Sündfluth hielt man es so damit, wie man in den alten Schriften von ihnen lesen kann, und ich weiſs nicht, woher es kommt, oder was das menschliche Geschlecht dabey gewonnen hat, daſs einige Schwärmer diese so wichtige, als natürliche Handlung lästern — doch vermuthlich ist dieses die Ursache davon: die Ausübung der wahren männlichen Tugend scheint ihnen zu beschwerlich, und sie suchen sich wenigstens mit einer zu brüsten, die, wenn sie auch weniger kostet, ihnen doch am Ende, vor den Augen Blödsinniger und Heuchler, Ruhm erwirbt. Heldenmuth erfordert es gewiſs nicht, und darum nennt man es auch mit Recht die neue Tugend, zum Unterschied der alten.

Khalife. O des Geschwätzes! Ben Hafi, der Mann muſs wenig Werth haben, der keinen andern als diesen vorzeigen kann, und damit genug.

Ben Hafi. So ist es! — Mahal fand seinen gegenwärtigen Dienst bey der jungen Wittwe weit lustiger, als bey dem strengen Alten in Irad.

Khalife. Ich glaube es gerne.

Ben Hafi. Die Wittwe war vollkommen mit ihm zufrieden, überhäufte ihn mit Schmeicheleyen, lieſs die besten Leckerbissen für ihn zubereiten, und er lebte, ohne daran zu denken, das wahre Leben der Götter in Gin, das er anfangs doch so anstöſsig gefunden hatte. Da es nun der Wittwe nicht an Verstand und Witz gebrach, so machte sie ihm den eingeschränkten Aufenthalt in ihrem Hause ohne viele Mühe sehr angenehm. Sie übernahm es sogar, seinen Geist etwas mehr auszubilden, und er lernte in ihrer Schule manches, von dem ihm nicht geträumt, das er schwerlich unter Männern erfahren hätte. Doch in so rohen Zeichen, als er sich bedient, lassen sich solche feine Dinge nicht so glücklich ausdrücken, wie in unsrer hochausgebildeten arabischen Mundart. Um der Langenweile, die am Ende doch immer zwey Personen beschleicht, die zusammen leben, zuvorzukommen, lud die schöne Wittwe oft Gäste beyderley Geschlechts ein, und Mahal fand immer mehr Ursache mit dem Lande und seinen Bewohnern zufrieden zu seyn; ja er wagte es sogar, die Giner von den Völkern auszunehmen, die nach seiner Meynung den Zorn des Herrn verdienten. Die Enocher, Irader, nebst den Schiffern, übergab er seiner Rache, ohne allen Vorbehalt: „aber warum, sagte er, willst du diese feinen wohlthätigen, wohlerzogenen Leute, deren Weiber so schön und zuvorkommend, deren Männer so höflich und artig sind, verderben? Sieh, sie leben in Eintracht dem Vergnügen ihrer Sinne, der angenehmen gesellschaftlichen Unterhaltung, und ich sehe sie gar nichts Böses thun."

In dieser guten Laune that Mahal oft die naivsten Fragen; eine Zeitlang ergötzte sich die Gesellschaft daran. Da aber das Naive, weil es allzunatürlich ist, gebildeten Leuten gar bald kindisch und einfältig vorkommt, so hielt es die Wittwe für nöthig, ihm, um des Tons der Gesellschaft willen, etwas von dieser allzugroſsen Naivität zu benehmen. Um ihm nun den ersten Unterricht zu geben, versammelte sie zu einem Abendessen eine ganz auserwählte, ganz eingeweihte Gesellschaft, und da kam es denn sehr bald heraus: „Das Reich Gin sey ein Land voller Freundschaft und Liebe. In Gin lebe jeder, von dem Sultan bis auf den Letzten, sich und seinem Vergnügen. Das Ich, das Selbst sey der angebetete Gott des Landes, und das Ganze halte nur dadurch so fest zusammen, weil jedes weisen Giners Ich, des Ichs der andern Giner, zu gewissen unentbehrlichen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten, benöthigt wäre. Das eigne Ich sey also der Grund aller Handlungen der Giner, und die Giner seyen darum das allerverfeinerteste Volk der Welt, weil sie diese Beweggründe des menschlichen Thuns so fein und artig zu verbergen wüſsten, daſs man in keinem Lande vor der Sündfluth so viel von Aufopferung, Groſsmuth, Uneigennützigkeit, Freundschaft und Liebe redete, als in Gin, davon man aber selten etwas in der Wirklichkeit sähe, es müſste denn einmal ein roher, unerzogener, wilder Mensch den thierischen Trieben seiner Natur folgen. Jeder Giner nähme aber, dem Äuſsern nach, diese Worte, um durch Höflichkeit und Sittlichkeit dem gesellschaftlichen Leben einen schönen, glänzenden Firniſs zu geben, für baare ächte Münze an, und der, welcher dem andern merken lieſse, er zweifele an ihrer Ächtheit, gälte für einen Menschen ohne Lebensart, sey untauglich für die Gesellschaft und den Verkehr des Lebens. Doch hätte dieses keinen Einfluſs auf die wirklichen Handlungen, und darum thäte gewöhnlich jeder Giner das Gegentheil von dem, was er dem andern zusagte, und selten frage ein Giner den andern, warum er seinen Worten nicht gemäſs gehandelt hätte. Jeder wisse zu gut, was und wie viel es erforderte, um einen von ihnen dazu zu bewegen.“

So spricht zum Beyspiel, setzte ein sehr feiner Mann hinzu, der sich besonders zum Lehrer Mahals aufwarf, ein Giner zu einem, der ihn um Hülfe anfleht, und von dem sein Ich weder etwas zu fürchten noch zu hoffen hat: „Ich bedaure von Herzen, mein Theurer, daſs ich dir nicht dienen kann! Dieſs heiſst auf gut arabisch: was geht dein leidendes Ich mein Ich an, das sich jetzt ganz wohl befindet, und dem du nichts Böses noch Gutes thun kannst.“

So spricht der Sultan laut: Ich habe das Glück über die Giner um ihretwillen zu herrschen. In seinem Herzen sagt er: Ich herrsche über die Giner um meinetwillen, sie sind mein Eigenthum.

So sagen die erhabenen, auserwählten, die als Götter um des Sultans glänzenden Thron stehen. —

Mahal fuhr auf. Götter! Götter! Wie könnt ihr, sonst ganz vernünftige Leute, doch so rasend seyn, diese sogenannten Götter für etwas anders zu halten, als was sie wirklich sind, Menschen, wie ihr es seyd?

Die ganze Gesellschaft erblaſste, erbebte und sah sich so furchtsam um, als ständen die verderbenden Götter mit den flammenden Schwertern hinter ihnen. Die schöne Wittwe blickte Mahal zum erstenmal voll Ingrimm an, und schrie: „Du rasender Rohling! sage, willst du, daſs ich mit dir an das Kreuz geschlagen werden soll! Wage nur noch einmal ein solches Wort, und ich überliefere dich den erzürnten Göttern, so lieb du mir auch bist; denn noch lieber ist mir mein Leben und mein Haus, mein Hab und Gut!“

Die Freunde trösteten die Erzürnte, indem sie sagten: „Kein Diener ist gegenwärtig, und wir haben nichts gehört.“

Alle schärften nun dem rohen Gebirgsmann ein, nie mehr zu wagen, von diesen Göttern zu reden, deren Gewalt so groſs, deren Rache so schrecklich wäre, und die, dieses abgerechnet, sonst so gütig und groſsmüthig wären, jeden Menschen nach seinen Lüsten leben zu lassen, so reich zu werden, als er werden könnte, die alles erlaubten, wenn man ihnen nur gäbe, was ihnen zukäme, und sich nie einfallen lieſse, daran zu zweifeln, daſs sie Wesen höherer Art seyen, und daſs die

Wesen niederer Art darum geboren würden, um für sie zu arbeiten und von ihnen beherrscht zu werden.

Nachdem man nun dem stumm gewordenen Mahal genug hierüber gesagt hatte, fuhr der Lehrer fort: „Besser ist es von den Göttern ganz zu schweigen, und sie weder zu loben noch zu tadeln. Weiter; der Groſsvizir sagte laut —“

Groſsvizir. Hm, Ben Hafi, was soll nun der Groſsvizir?

Khalife. Wie? Folgt er nicht auf den Sultan? Soll er von dem Sultan zu dem letzten Giner überspringen, und die Rangordnung beleidigen, die im Staate so groſse Wunder wirkt? Was sagt der Groſsvizir, Ben Hafi, ich bin begierig zu hören, welchen blauen Dunst er den Ginern, die, wie ich sehe und höre, ein Pack Betrüger sind, vormacht?

Ben Hafi. Er sagt, fuhr der Giner fort: „Ich diene dem Sultan, dem Staate. Dieſs heiſst in gemeiner Sprache: Was geht mich der Sultan und der Staat an, ich diene mir.“

Khalife. Glaube mir, Ben Hafi, dergleichen geschieht auch noch nach der Sündfluth.

Ben Hafi. Vielleicht hier und dort. Mahal rief seinem Lehrer zu: „Sage mir doch, ist der Groſsvizir nicht einer dieser, die ich nicht nennen soll?“ Sein Lehrer sagte: Allerdings. Wer in Gin kann sonst ein Amt verwalten, als sie, die Auserwählten? Ihre Väter hinterlieſsen ihnen, mit ihrem Geiste, die Macht über Gin als Erbschaft, und so gehört ihnen das ganze Reich eigen zu, mit allem, was darauf lebt, wächst und ist. Sie borgen uns nur den Boden, damit wir ihn für sie und uns bebauen. Doch was geht uns dieses an? Ob wir gleich nur Menschen sind, so leben wir doch, mit ihrer Erlaubniſs, so vergnügt wie sie, unser eignes Selbst ist unser Gott, wie ihr hohes Selbst der ihrige ist, und beten wir zu dem alten Gott, so geschieht es bloſs darum, daſs er es unserm Selbst wohl ergehen lasse, und dem zarten vielgeliebten ja nicht wehe thue.

Der Giner ging in der Entwickelung seiner Lehre immer weiter. Mahal hörte ihm lange sehr beklommen zu, und that nun auf einmal die sehr naive oder sehr rohe Frage an seine schöne Wittwe: „Wenn ihr Giner, wie ihr sagt, alles um eures Selbst willen thut, warum hast denn du mich in dein Haus aufgenommen, da ich dir gar nichts bin? Warum nährst du mich, den Fremdling, so gut und reichlich?“

Die Wittwe antwortete, um den angefangenen Unterricht befördern zu helfen, eben so naiv: „Weil du der rohe Neuling vom Gebirge —“

Leibarzt dazwischen. Da haben wir den Neuling an seinem rechten Orte; ich habe es längst gesagt.

Ben Hafi fuhr fort: „vom Gebirge mir sehr willkommen warst. Du warst mir sehr willkommen, weil du stärker und muthiger bist, als die zarten, feinen Giner. Weil mir nun deine Stärke und dein Muth Vergnügen machen, so suche ich sie durch eine gute Tafel und Ruhe zu unterhalten. Bleibe du nur fernerhin bey den Kräften, die ich an dir kenne, und mein Ich wird immer mit deinem Ich zufrieden seyn.“

So endigte für einen Augenblick die für Mahal so neue, lehrreiche und schmerzliche Unterhaltung. Sie war darum schmerzlich für ihn, weil der Umgang mit der schönen, freundlichen Wittwe, und ihren artigen Gästen sehr viele feine, versteckte Empfindungen in dem rohen Sohne des Gebirges gezeugt, erweckt und entwickelt hatte. Doch kaum sind es Empfindungen, und besser nennt man sie Kitzeleyen der Eigenliebe, des Wahns, des Wohlgefallens an sich selbst, die, wie wir sehen, nur der Umgang mit der hochgebildeten Welt entwickelt, und wozu jeder Erdensohn die Anlage, wie zum Bösen, mehr oder weniger mit sich auf die Welt bringt. Mahal hatte sich beynahe schon für das gehalten, wofür ihn die schöne Wittwe in Stunden der Begeisterung zu halten schien; auch schrieb er die ihm von ihr erzeigte Achtung ganz andern Verdiensten zu, als er nun auf einmal das Glück oder Unglück hatte, wahrzunehmen. Er war noch roh genug, bestürzt zu werden, zu schmollen, und bey sich zu murren: „So bin ich denn auch hier ein Lastthier, nur anderer Art, nur daſs ich besser gefüttert werde, und besser gebettet bin. Doch dieſs geschieht ja nicht um meinetwillen. Dort pflügt' ich des strengen Alten Äcker, und hier —“ die Wittwe legte ihm in diesem Augenblick einen Leckerbissen vor.

Lange schwieg indessen Mahal still und hing seinen Betrachtungen nach. Die Wittwe merkte wohl, wo es den Rohling drückte, unternahm es daher, ihn mit sich selbst bekannt zu machen, und ihm seine Thorheit ohne alle Schonung aufzudecken. Plötzlich wandte sie sich mit der Frage an ihn: „Mahal, warum verbleibest du in meinem Hause?“

Mahal. Die Frage ist leicht zu beantworten; weil du mich als Lastthier gedungen oder gar gekauft hast!

Die Wittwe und die Gäste hielten die Ohren zu, als sie die rasche, ungeschminkte, mit einem mürrischen, knurrenden Tone vorgebrachte Antwort vernahmen. Mit einem beiſsenden Tone sagte nun die Wittwe: „Wie oft, du Wilder, habe ich dir schon gesagt, daſs ich den Unterhändler nur darum bezahlt habe, weil er dich mir vor allen andern zugeführt hat, und daſs ich dich weder gekauft noch gedungen habe. Oft sagte ich dir, du kannst mein Haus verlassen, wenn und wie du willst; da du bliebst, so verdankte ich deiner Liebe dein Verbleiben. Sage mir nun, warum verweilst du demohngeachtet bey mir?“

Mahal. Weil es mir bis hierher bey dir wohlgefiel.

Wittwe. Warum gefiel dir es bisher bey mir?

Mahal. Weil es mir Vergnügen machte.

Wittwe. Und was ist es eigentlich, das dir hier Vergnügen macht?

Mahal. Der Genuſs deines schönen Leibes, deine Artigkeit, dein Zuvorkommen, deine Schmeicheleyen, deine gute Tafel, die Ruhe, die Unterhaltung. —

Wittwe. Sieh nun, ist etwas anders in diesem deinem Bekenntniſs hörbar als dein eignes Ich? Verbleibst du, nach deinem eigenen Geständnisse, nun um meinetwillen oder um deinetwillen in meinem Hause?

Mahal betreten. Mich dünkt beynahe um meinetwillen; aber doch bist du es nur, die mir es angenehm macht.

Wittwe. Und wenn sich nun diese Schönheit, deren Genuſs dir Vergnügen macht, in Häſslichkeit verwandelte, wenn ich mit dir keifte, anstatt dich zu liebkosen, und wenn diese gute Tafel, die dir so wohl zu schmecken scheint, auf einmal aufhörte, gemeine, rohe, harte Speise dein Tägliches würde — was würdest du denn thun?

Mahal. Mich dünkt, ich würde davon laufen.

Wittwe. Und worüber zürnst du denn, da du mehr eingestanden hast, als ich? Bekennest du nicht selbst, daſs dein Ich dein Gott ist, wie mein Ich der meine ist. Daſs du alles, was du in meinem Hause thust, bloſs um deines Selbst willen thust. Wollte nun ich mit dir schmollen, daſs du nicht alles aus bloſser Liebe zu meinem Ich thust, würdest du nicht meiner spotten?

Mahal. Ich weiſs nicht was ich thun würde, und freylich scheint alles so wie du sagst, auch kann ich weiter keine Antwort darauf finden, es sey denn, ich sagte: Es ist vielleicht nicht recht, daſs ich in dieser Lage mit dir bin. Überdieſs widerspricht ein dunkles Gefühl in meiner Brust allem, was ich heute höre, und es erniedrigt mich zu denken, die Menschen seyen nur durch ein so unreines Band verknüpft.

Vielleicht auch ist dieſs die Ursache, warum ich davon laufen würde, da mich kein reineres an dich bindet.

Wittwe für sich. Das rohe Ungeheuer! Alles sagt er grade heraus, und nie wird er der feinen Bildung fähig werden; doch man muſs ihn nehmen, wie er ist, und vielleicht verlöre ich, wenn er anders würde. — Der vorige Giner, der sich als Lehrer aufwarf: „Sahst du ein reineres Band, mein Lieber?“

Mahal. Auſser auf dem Gebirge leider nicht.

Der Giner. Wir sprechen von Menschen, Guter, nicht von Thieren — Was sich in deiner Brust gegen die Wahrheit empört, die wir dich hier lehren, ist deine beleidigte Eigenliebe, und nur dieses läſst auf die Zukunft noch etwas von dir hoffen. Auch verdankst du dieſs Gefühl nur unserm Umgang. Sieh, mein Theurer, wir machen es alle so, der Groſse und der Kleine. Ein jeder von uns, den die Erfahrung noch nicht genug belehrt hat, möchte gar zu gerne, daſs man das Spiel, das er doch gegen alle spielt, nicht gegen ihn selber spielte. Jeder dieser Thoren möchte gerne, daſs die andern ihr Ich dem seinen aufopferten, und derjenige, der seinem Selbst am meisten fröhnt, sieht es oft als den gröſsten Fehler, den schwärzesten Flecken in Andern an, wenn sie ihn zu deutlich merken lassen, der Keil, der ihn treibt, treibe auch sie. Den Widerstand gegen das Selbst erträgt nur der Weise mit Geduld, und alles, was er in dem unvermeidlichen Kampfe der Ichheiten thut, besteht darin, nicht beleidigt zu werden; von dem Ich der Mitkämpfenden alle den Vortheil zu ziehen, den sein Verstand ausfindet, und den Beweggrund seines Handelns so schön und glänzend zu schmücken, als Höflichkeit, Glätte, Feinheit und Beredtsamkeit nur gewähren können. Die gröſste Kunst besteht hauptsächlich darin, seinen Vortheil so zu berechnen, daſs die andern den ihrigen dabey finden, und dann ist man Herr des Spiels. Sieh, so ist Ichheit oder Selbstheit jedes Menschen Gott!

Mahal. Ein Afterdienst, der, wie ich nun höre, bey euch nicht versäumt wird, und so begreife ich auch alles, was mir hier widerfahren ist. O meine Gebirge! meine Heerden! meine Felsen! meine murmelnden Bäche! meine Ruhe! meine glückliche Unwissenheit!

Die Gäste sahen Mahal betreten an; einer von ihnen befühlte seinen Puls.

Mahal fortredend. Das Menschengeschlecht hat nur mit der Unschuld den wahren Gott verlassen! den Stand verlassen, zu dem er sie geschaffen hat! Alles rennt nun nach einem Ziele, jung und alt; jeder will nun der erste seyn; selbst den Lastern hat ihr Geist glänzende Namen gegeben. Von der List, dem Betruge, der Heucheley, der Goldbegierde und dem Morde begleitet, sah ich sie auf dem Kampfplatz zum Streite gerüstet! Welches Zerreiben! Welches fürchterliche Gewühl! Welches Mordgeheul! Welches Wehklagen! Welches Freudengeschrey! Welches Gelächter des Hohns und der Schadenfreude! Stoſse sie vorwärts, Wahnsinn! Versammelt um den Altar des Afterdienstes des Goldes und des Wahns, ergreife sie der Zorn des

Herrn, daſs ich sie um ihn her zerschmettert liegen sähe!

Die Giner belachten diese Standrede aus vollem Halse, und Mahal ward noch zorniger.

Der Giner. Worüber zürnest du doch, und sprichst so viele thörichte Worte, Mann vom Gebirge! Was kann der Mensch dafür, daſs er so gebildet ist?

Mahal. Unmöglich! Ist *er* so, so hat er sich selbst dazu gemacht; wodurch, dieſs weiſs ich nicht.

Der Giner. Sollte er nicht so seyn, so hätte er nicht so werden können. Sey er so gebildet, oder habe er sich dazu gemacht, gleichviel. Hast du nicht unsrer schönen Wirthin zugestanden, es geschähe nur um deinetwillen, daſs du ihr gewisse Dinge zu Gefallen thust? Was treibt dich nun dazu?

Mahal. Mit mir und ihr mag es so seyn; aber Gott hat den Menschen gewiſs nicht so gemacht, daſs er sich einzeln denken soll, und die andern alle bloſs als um seinetwillen geschaffen.

Der Giner. Da dieſs aber alle denken, so wird dadurch das Spiel des Lebens befördert, und alles ruht dadurch auf einem so einfachen Grund, der gleich in die Sinne eines jeden fällt, das ganze Geheimniſs enthüllt, und alle Schwierigkeiten löset. Der Mensch ist nicht weniger und nicht mehr, als er seyn kann. Der Glücklichste ist der, der seinem Ich am besten thun kann, am besten zu thun versteht, der aller anderen Ich zum Besten seines Ichs zu gebrauchen weiſs. Der geliebteste ist der, der dieses Spiel am feinsten zu übertünchen gelernt hat. Ist es nun Gott, der uns so gemacht hat, was können wir dafür? Haben wir uns dazu gemacht, was können wir dafür, da nicht die Umstände und Veranlassungen von uns abhängen, sondern wir von ihnen? Da sich das entwickeln muſs, was in uns gelegt ist? Wir empfingen diese Lehre von unsern Vätern, und hinterlassen sie unsern Kindern, weil wir uns dabey gut befunden haben. Wir können diese Triebe in uns so wenig hindern, als wir den Stein aufhalten können, den ein Entfernter in die Höhe schleudert. Fallen muſs er, bis ihn ein anderer Körper hindert, oder zum Absprung zwingt. So ist es mit dem Ich des Menschen; es geht in gerader Linie fort, bis ihm das Ich eines andern in den Weg tritt; kann es des andern Ich überwinden, so unterwirft es sich dasselbe, und zieht es in seinem eigenen Wirbel mit sich fort. Muſs es dem andern Ich weichen, so macht es einen Umweg; wird es von dem Ich des andern verschlungen, so bewegt es sich mit so viel Gewinnst als möglich in dem Wirbel des Ichs des andern, bis es sich gewaltsam losreiſsen, oder klüger — sanft von ihm ablösen kann.

Khalife. Höre, Ben Hafi, du und dein Giner, ihr seyd beyde unerträgliche Schwätzer; und du gar, du miſsbrauchest in seinem Namen den Vertrag, den ich so groſsmüthig als unüberlegt mit dir gemacht habe. Wozu dieſs alles? Ist doch nichts leichter zu beantworten, als die einfältige Frage, warum der Mensch sein eignes Ich mehr liebt, als eines andern Ich?

Ben Hafi. Beschenke mich mit dieser Beantwortung, Herr der Gläubigen, und ich lasse meinen Giner schweigen.

Khalife. Auf diese Bedingung, herzlich gerne. Nun der Mensch liebt sein eignes Ich mehr als das Ich der andern, weil ihm nichts so nahe verwandt ist, als sein eignes Ich.

Ben Hafi. Wahrlich die Antwort ist so einfach, daſs sie gar keinen Widerspruch verstattet; doch, Herr der Gläubigen, entschuldigst du dadurch nicht alles, was er zum Besten dieses geliebten Verwandten thut?

Khalife. Ganz und gar nicht, denn darum gab Gott dem Menschen das Gewissen, und durch seinen Propheten Gesetze, damit er seinen Vortheil nicht in dem Nachtheil des andern suche.

Ben Hafi. Aber wie, wenn die allzugroſse Vorliebe zu dem Ich das Gewissen nun erstickt, oder das Gesetz so listig zu umgehen weiſs, daſs der Richter den heimlichen Verbrecher nicht in Anspruch nehmen kann?

Khalife. Dem Herrn bleibt nichts verborgen, und der Tag wird kommen, an welchem die Erde verwandelt werden wird. Dann werden sich die Menschen aus ihren Gräbern erheben, um vor dem einzigen, dem mächtigen Richter zu erscheinen. An diesem Tage sollt ihr die Bösen und die Ungerechten in Ketten sehen, das Gewand, das sie bekleidet, wird von Pech seyn, Feuer wird ihr Angesicht decken, und

Gott wird jede Seele belohnen und bestrafen, nachdem sie verdient hat.

Ben Hafi. Wird dieſs die trösten, die durch die Bösen und Ungerechten leiden?

Khalife. Gott sagte zu der Biene: bereite deine Wohnung auf den Gebirgen. und in den Bäumen. Esse von jeder Art der Früchte und Blumen, und laſs, was du issest, durch die von dem Herrn zugerichteten Wege gehen. So iſst nun die Biene bittere Pflanzen, bereitet sie in ihren Eingeweiden zu süſser Speise, und so wird der Mensch, der unter dem Druck der Ungerechten, auf dem harten und mühsamlichen Pfade seines Lebens, das bittre Brod des Elendes unter Thränen und Seufzern iſst, sich süſse Speisen in den Gärten des Propheten zubereiten. Der Herr sagt durch seinen Apostel: Die, die mich fürchten, die um meinetwillen leiden, die das Gute thun, sollen in den Gärten wohnen, zwischen frischen, nie versiegenden Quellen, schattigten, immer grünenden Bäumen. Die Engel werden zu ihnen sagen: tretet herein; ihr sollt hier in Sicherheit und Frieden leben. Wir wollen jede Qual, jede Pein aus eurer Brust nehmen. Gleich Brüdern werden die Gerechten einander gegenüber gelagert sitzen, kein Ermüden fühlen, und ewig in den blühenden Gärten wohnen. Es ist nur ein Gott, der einzige wahre Gott, er zeuget nicht, er hat nicht gezeugt, und da ist keiner, der ihm gleich wäre.

Ben Hafi. Herr der Gläubigen, du heilest nicht das Haupt des Zweiflers, du zerschlägst es!

Khalife. Wehe dem Zweifler! Wer zweifelt noch als der Thor, da Gott das Gesetz durch seinen Apostel gegeben hat? Doch es ist Gottes Sache, und er hat bestimmt, wer auf dem geraden Wege einhergehen soll, und hat fest bestimmt, wer irren soll. Er wird über beyde richten. Friede sey mit euch!

Ben Hafi. Die Lehren der Giner hatten Mahals Verlangen zu dem Abendessen, wie zu seiner schönen Wittwe für heute verdorben. Man lieſs endlich den rohen Dummkopf sitzen, und lächelte der Wittwe zu, als wollte man sagen: „Er ist nur dazu gut, zu dem er sich verkauft zu seyn glaubt.“ Mahal setzte die ganze Nacht die verschiedenen alten und neuen Worte, die er erlernt hatte, in mancherley Formen zusammen, dachte sie bald verbunden, bald einzeln. Schon wollte er durch das letzt erlernte die verschiedenen verworrenen Fäden zusammenreihen, und in einen Knoten schürzen, schon schwebte ein neuer Verdammungsspruch gegen Enocher, Irader, Giner auf seinen Lippen, als ihn die warmen, sanften Lippen der schönen Wittwe wegküſsten, und ihm sein eigenes Ich sehr lebhaft fühlbar machten. Gewiſs wäre es auch der schönen Ginerin gelungen, ihn nach und nach mit dem System ihrer Landsleute auszusöhnen, für jetzt aber waren seine Nerven noch viel zu stark, und bevor sie dieselben so geschmeidig machen konnte, um seine kräftige Ichheit auf dem sanften Throne der Weichlichkeit, Wollust und Verfeinerung einzuschläfern, trug sich ein Vorfall zu, der aller seiner Bildung, in ihrem Hause wenigstens, ein Ende machte.

Vor Mahals Ankunft in Gin hatte die schöne Wittwe mit einem der Götter des Landes in einer sehr menschlichen Verbindung gestanden. Dieser Göttersohn fiel durch ein Versehen bey dem Oberhaupte der Götter, dem Sultan, in Ungnade. Man versetzte ihn zur Strafe an die Gränze des Reichs, gab ihm einen wichtigen Posten, damit er dort seine übele Laune an den Menschenkindern ausbrausen möchte. Da aber die eng verbundenen Götter des Landes selten einen ihrer Art lange unter der Ungnade des Sultans schmachten lieſsen, so ward er zurückgerufen, ohne daſs es die schöne Wittwe erfuhr. Auf einmal erschien er vor ihr, fand sie mit dem Menschensohne Mahal allein, und das in einer Vertraulichkeit, zu welcher nur er sich berechtigt zu seyn glaubte. Er machte der Wittwe in zierlichen Worten Vorwürfe, und dem Menschensohne wies er verächtlich und gebieterisch die Thüre. Der rohe Mahal rührte sich nicht. Bald kam es zum Wortwechsel, und Mahal sagte ganz derbe: „Versuche nur deine Götterheit mit meiner Menschheit, damit wir sehen, wer hier Sieger bleibt!“ Der Göttersohn wagte nicht sich so tief zu erniedrigen, und ging erzürnt davon. Nun rang die schöne Wittwe in Verzweiflung die Hände, zerraufte ihr langes Haar, und schimpfte Mahal in den wildesten Ausdrücken. Mahal wunderte sich sehr, wie seine schöne Wittwe auf einmal so häſslich und rauh werden könnte, und fragte sie um die Ursache. „Rohling, Ungeheuer von einem Berg- und Thier-Menschen, und du fragst noch! Wie konntest du, Staub, es wagen, einen der hohen Götter des Landes zu beleidigen, der mir vor allen Töchtern der Menschen die Ehre anthut, seine Götterheit bey mir auf einige Stunden zu vergessen! Du hättest dich vor ihm demüthigen, bey seiner Erscheinung tief gebeugt dich entfernen sollen, und ich würde ihn sehr leicht besänftigt haben. Du hast mir nun das gröſste Unglück zugezogen, das einen Menschen treffen kann. Soll ich um deinetwillen zu Grunde gehen! Fliehe! daſs man dich ja nicht in meinem Hause finde! daſs ich mich noch rette, und dem Kreuze entgehe, dem du nicht mehr entgehen kannst."

Der starrsinnige Mahal rührte sich nicht. Die ergrimmte und vor Furcht bebende Wittwe rief ihre Leute zusammen, diese stieſsen den mit ihnen kämpfenden Wilden zum Hause hinaus. Voller Wuth stand er eine Zeitlang vor demselben: er hatte auch nicht die Zeit über das Geschehene vernünftig nachzudenken, als ihn eine Schaar unter der Leitung des beleidigten Göttersohns ergriff, und ihn in sichre Verwahrung brachte. Diese Nacht nun hielt Mahal den Ginern und den Menschen überhaupt eine sehr schlechte Lobrede. Bey dem Anbruche des Tages brachte man ihn vor ein Gericht der Götter, die schon vor seiner Erscheinung entschieden hatten, ihn an das Kreuz zu schlagen; doch nahm man ihn sehr höflich auf, schilderte ihm mit den ausgesuchtesten, schonungsvollsten Ausdrücken sein schwarzes Verbrechen, geruhte mit vielem Bedauern über die Nothwendigkeit den Verdammungsspruch auszusprechen und fragte dann erst: Was er zu seiner Vertheidigung und Entschuldigung vorzubringen hätte?

Mahal wuſste nichts vorzubringen, als seine Geschichte, und dachte, er wollte am Ende derselben seine Sendung nutzen, um ihnen ihren Unsinn recht deutlich zu machen. Es kam nicht so weit; kaum sagte er, er stamme von Seth, als sich alle Gesichter aufheiterten. Der Ober-Kadi sprach: „Sohn Seths, ferne sey, es von uns, einen unsers Gleichen zu verdammen, du gehörst uns an, da wir alle von den Töchtern und Söhnen Seths abstammen. So gewiſs es ist, daſs kein gemeiner Mensch in Gin es wagen kann, einen der Götter zu beleidigen, so gewiſs muſst du einer der Götter seyn! Wir gewinnen viel dabey, daſs dieser für uns immer höchst verdrieſsliche Handel einen solchen Ausgang nimmt!“

Der Ober-Kadi und alle Beysitzer, der Ankläger selbst umarmten ihn, und Mahal sagte bey sich: „Es sey doch besser jetzt sein Leben ihrem Unsinn zu danken, als ihn durch Aufdeckung desselben noch mehr zu reitzen!“

Der Ober-Kadi. Man muſs sogleich diese Begebenheit in Gin öffentlich bekannt machen, damit ja das Volk einsehe, daſs keiner aus ihm das Verbrechen habe begehen können, einen von uns zu beleidigen. Unser Wohl und Daseyn hängen von dieser Meynung ab. Den Sohn Seths hier, unsern Bruder, wollen wir dem Sultan vorstellen, und seinen Namen in das Götterbuch eintragen lassen.

Man führte Mahal in ein Seitenzimmer, entkleidete ihn, warf ihm ein weiſses, verbrämtes, mit dem flammenden Schwerte geziertes Gewand um, nahm ihn in die Mitte, und zog mit ihm in den Pallast des Sultans. Mahal murmelte bey sich: „Diese Göttersöhne sind wahrlich noch toller, als sie böse sind; doch was soll Mahal unter ihnen? Gestern ein wohlgenährtes Lastthier in dem Dienste einer schönen Wittwe, die mich aus dem Hause werfen lieſs, weil ich einen dieser wahnsinnigen Thoren beleidigte, und heute bin ich selbst einer davon. Ach, was soll, was wird, was kann aus Mahal werden, und was kann Mahal thun, daſs nicht das aus ihm werde, wozu er gewaltsam fortgestoſsen wird! Soll ich nun wahnsinnig mit den Wahnsinnigen seyn, oder dieses schimpfliche Kleid zerreiſsen, und mich an jenes hohe Kreuz lebendig schlagen lassen! Ach, Herr, was sind die Menschen? Wo fehlt es ihnen? Was soll Mahal unter ihnen? Warum begab sich Mahal unter sie? Täglich erfahre ich mehr; aber da das Erfahrne so wenig taugt, so verdunkelt sich mein Verstand immer mehr, anstatt sich aufzuhellen. Ach nur Worte lerne ich, ihr Geist scheint immer weiter von mir zu fliehen, je mehr ich ihrer lerne!“

Mahal ward nun dem Sultan Lom, dem Herrscher der Giner, durch die Götter, die stolz um seinen prächtigen Thron her standen, vorgestellt. Die fürchterliche, groſse und erhabene Vorstellung, die sich Mahal auf dem Gebirge von den Gewaltigen der Erde gemacht hatte, und welcher nach seiner Aussage nichts entsprach, als ihre bösen Thaten, war nun durch die Erfahrung so ziemlich verwischt worden; er war demnach sehr zufrieden, einen Mann vor sich zu sehen, der vor allen seinen höflichen Hofleuten oder Göttern, durch seine geistreichen Blicke, sein sanftes, bescheidenes und doch hohes Wesen, den melodischen Klang seiner Stimme, angenehm auf seine Sinne und sein Herz wirkte. Er sagte bey sich selbst: „Schade, daſs dieser Mann kein Mensch heiſsen will, da er ihn doch so gut und schön vorstellt!“

Auf die Vorstellung der Götter, und weil Mahal von Seth herstammte, lieſs ihm der Sultan sogleich einen Bezirk zum Unterhalt anweisen, und so ward er einer der Götter des Landes, und lebte gleich ihnen von dem Schweiſse der Giner, die als Menschen verpflichtet waren, das Stück Land zu bebauen, das ihm der Sultan von dem seinigen zugetheilt hatte. Doch war er von dem Wahnsinn weit entfernt, sich für mehr zu halten, als er war; auch erinnerte er sich oft der Unterredung bey der Wittwe, und die Unterlage, die sein Geist der Glattheit, Höflichkeit und Geschmeidigkeit derer unterschob, mit denen er leben muſste, machte ihm alles verdächtig, was er sah und hörte. Er sah überdem diese Götter solche menschliche Dinge begehen, daſs er oft im Begriff war, seinen weiſsen Kaftan zu zerreiſsen, und den Göttern zu sagen, sie seyen erbärmliche, böse Menschen und

Betrüger. Nur das hohe Kreuz, das er täglich sah, kühlte seinen heiſsen Eifer etwas ab; und wahr ist es, es giebt kein besseres Mittel den Enthusiasmus und das Wahrheitsgefühl abzukühlen.

Der Sultan Lom lieſs sich eines Tages Mahals Geschichte von ihm erzählen, und so langweilig sie auch der Herr der Gläubigen in meinem Munde findet, so wirkte sie doch in dem Munde Mahals so mächtig, daſs ihn der Sultan Lom von demselben Augenblicke an an seinen Hof aufnahm, und ihm eine Stelle gab, die ihn seiner Person sehr nahe brachte.

Groſsvizir. Ich glaube es nicht.

Khalife. Ich glaube es wohl, denn warum sollte ich es nicht glauben; aber wenn er so wie du erzählt hat, so möchte ich doch wissen, wie und warum dieser weise Sultan den Erzähler einer solchen Ehre würdig finden konnte.

Groſsvizir für sich. Ja wohl! Es ist eine Lüge, deren Zweck leicht zu errathen ist; doch wir wollen schon dafür sorgen.

Ben Hafi. Herr der Gläubigen, wo nannte ich diesen Sultan den Weisen? Indessen mag es so seyn. Mahal sagt nicht, wodurch er so besonders auf den Sultan Lom gewirkt hatte, und so muſs es in jedem Falle der Inhalt seiner Geschichte gethan haben; doch wenn es dir gefällt, so will ich dir, nach einigen versteckten Deutungen, meine Muthmaſsung über diesen sehr wichtigen Punkt mittheilen.

Khalife. Du hast mich einmal in deiner Gewalt, da mir mein gegebenes Wort so heilig ist, als ein Eid auf das Buch der Bücher.

Ben Hafi verbeugt sich. Mahal sprach mit vieler Bitterkeit von den Sultanen Puh und Zobar, und sagte gerade heraus, sie bewiesen durch ihre Thorheit und ihren Wahnsinn nur allzusehr, daſs das Menschengeschlecht zu dem Verderben, womit es Gott bedrohte, völlig reif wäre. Der Sultan Lom lieſs sich diese Worte erklären, und ob er gleich den Verdammungsspruch über das ganze Menschengeschlecht etwas hart fand, so sah er ihn doch für gerechter an als Mahal, worüber sich dieser ein wenig wunderte. Da nun der Sultan Lom weiter vernahm, daſs Mahal einst wieder auf das Gebirg zurückkehren sollte, um dem erzürnten Herrn der Welt Bericht von dem abzustatten, was er gesehen und gehört hätte, so hielt er es für gut und weise, sich einem Manne von so wichtigem Beruf so zu zeigen, daſs er in seinem Denkbuch eine bessere Rolle spielen möchte, als der grämliche Puh, und der wilde, blutdürstige Zobar.

Khalife. Hm — mit diesem weisen Manne da muſs es nicht ganz richtig stehen; denn sieh, Ben Hafi, käme dieser Mahal, oder sonst einer an meinen Hof, unter allen diesen Umständen, ich würde ihn, um besser als alle die Thoren und Bösewichter, die er aufgeführt hat, in seinem Buche zu stehen, weder scheuen noch darum aufnehmen. Denn Gott wird am letzten Tage eines jeden Buch aufschlagen, in welchem all unser Thun und Denken aufgezeichnet ist, nebst allem was

wir öffentlich und heimlich gesagt haben. Dann soll eines jeden Seele für sich antworten, und einem jeden soll bezahlt werden, was er Böses gethan hat, und keines Seele soll Unrecht leiden. Was würde es mir vor den Augen dessen, der alles sieht, helfen, wenn ich besser in den Büchern der Menschen stände, als er mich kennt? Die Sünde der Heucheley würde die Schaale meiner Schuld noch schwerer machen, und vielleicht die Schmeicheley die ihrige. Zwiefach sündigte ich dann, da ich noch zu Sünden reitzte. Wer besser scheinen will, als er wirklich ist, wird vor den Augen Gottes und des Mannes, der ihm in den Busen blickt, um eben so viel schlechter, als er sich besser dünkt.

Ben Hafi. Da der Sultan Lom von des Herrn der Gläubigen edlen Gesinnungen sehr weit entfernt war, und das heilige Buch nicht kannte, so wollte er doch sehr gerne, ob er sich gleich für einen Gott hielt, gut in dem Denkbuch Mahals stehen. Ob Mahal seine sehr menschliche Absicht bemerkt hat, weiſs ich nicht; bisher lautet sein Bericht von diesem Sultan noch immer gut. So sagt er zum Beyspiel hier auf dieser Stelle, und mit diesen Zeichen:

„Der Sultan Lom habe weit mehr Verstand gehabt, als alle die Götter, die um seinen Thron herstanden, seine Befehle ausführten, und das ganze Land in seinem Namen beherrschten. Er sagte und dachte, fährt Mahal fort, ganz vortreffliche Dinge, drückte sich oft so erhaben, so menschlich gut und groſs aus, daſs ich, in Bewunderung verloren, vor dem seltenen Sultan stand — dabey war er so mild und groſsmüthig — und nur der einzige traurige Umstand war, sagt Mahal, daſs er von allen den groſsen, schönen und erhabenen Sachen, von denen er beständig sprach, auch nie eine ausgeführt hat.“

Khalife. He, Ben Haſi, was sprichst du da? Und warum hat er es bloſs beym unnützen Reden gelassen?

Ben Haſi. Ich spreche nicht, Nachfolger des Propheten, Mahal spricht und fährt fort:

„Die Götter des Landes hatten ihm durch gewisse Vorspiegelungen, die sie mit einigem Anschein von Wahrheit zu übertünchen wuſsten, von frühster Jugend seinen eigenen, sehr hellen Verstand so verdächtig gemacht, daſs er sich ihnen in allem, was sie wollten, und was er nicht wollte, unterwerfen muſste, und wenn er es auch mit Händen hätte greifen können, daſs nur er es sey, der in der vorhandenen Sache das Wahre und das Nützliche wollte.“

Khalife. Beym Propheten! gerade so machen sie es mit mir, und ersinne ich etwas Gutes und Nützliches, so fährt alles auf, mir es auszureden. Der eine spricht von Gefahr für mich und den Staat, der andere von Verletzung durch Herkommen ehrwürdiger Gebräuche, der dritte von gänzlicher Unmöglichkeit der Ausführung, und der vierte gar von den groſsen Übeln, die durch die Heilung eines kleinen Übels entstehen könnten. Dann setzen sie alle hinzu, wie nachtheilig es für den Herrscher über Menschen wäre, wenn er sich gezwungen sähe, einmal gegebene Befehle zurück zu nehmen; loben, was ich vorbringe, mit den ausgesuchtesten Worten, setzen seufzend hinzu, wie sehr es zu bedauern sey, daſs ein so guter Sultan, wie sie mich dann nennen, nicht über Menschen herrschte, die des Guten und Groſsen, das ich zu ihrem Glück ersänne, nicht so fähig und würdig wären, als sie es selber wünschten. Hört man ihnen zu, so sollte man wirklich glauben, ein Sultan könnte und sollte nichts Gutes thun, sey nur darum da um Böses zu thun, und die Menschen seyen so schlecht, daſs man sie nicht anders in Ordnung zusammenhalten könnte, als durch Gewalt und Schrecken.

Der Groſsvizir hörte Ben Hafi mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und während der Khalife sprach, sah er sehr ernsthaft auf den Boden. Doch konnte er am Ende der Rede des Khalifen ganz fest und heiter um sich blicken. Der taube Verschnittne allein verwandte kein Auge von ihm. Ben Hafi sah in seine Handschrift, und sagte dann:

„Sonderbar! — Du hast dir nun, Herr der Gläubigen, die Antwort auf deine an mich ohnlängst gethane Frage selbst gegeben.

Khalife. Auf welche Frage?

Ben Hafi. Du beliebtest mich vor einigen Tagen zu fragen, woher es wohl komme, daſs die Vizire so schnell gehorchten, wenn ihnen die Sultane etwas Dummes oder Böses anbeföhlen, und warum sie so träge wären, so viele Schwierigkeiten ersönnen, wenn man ihnen etwas Kluges, Nützliches und Gutes auftrüge.

Du setztest die Frage noch hinzu: Wie sie es wohl machten, daſs ihnen die Sultane am Ende immer glaubten, und sie die Vizire, wenigstens in dem vorhandenen bestrittenen Punkte, immer für erfahrner und klüger hielten, als sich selbst. Hier hast du nun die Antwort darauf, die sich der Herr der Gläubigen nur selber geben durfte.

Khalife. Ben Hafi, du hast mich überrascht, und so viel ich sehe alle deine Zuhörer. Hundert Derhem zahle ich dir dafür.

Groſsvizir. Mich hat er nicht überrascht. Das, was er da erzählt, mag sich wohl vor der Sündfluth zugetragen haben, und ich bezweifele es auch gar nicht, aber nach der Sündfluth ist so etwas unerhört.

Khalife. Warum sollte es nach der Sündfluth so unerhört seyn? Geht es doch beynahe bey mir so her, und an euch liegt es wahrlich nicht, daſs mein Divan dem Divan des Sultans in Gin nicht ganz und gar gleiche.

Groſsvizir. Dieſs ist ganz unmöglich, und wenn du es erlaubst, Herr der Gläubigen, so will ich dir es so klar beweisen —

Khalife. Groſsvizir, ich mag deines Beweises nicht, weil ich nun gerade keinen Beweis davon hören will, wie du am Ende immer Recht behältst.

Groſsvizir. Ich sehe dich gerne in guter Laune, und schweige.

Khalife. Du thust wohl daran; und hierüber fällt mir eine Fabel ein, die mir mein treuer, guter Masul, mit vielen andern, in meiner Kindheit sehr oft erzählt hat, und der ich mich, wie alles, was er mir erzählt hat, mit vielem Vergnügen erinnere. Du glaubst nicht, Ben Haſi, welch ein guter, scharfsinniger, munterer Erzähler mein Masul war, und noch ist; aber leider weiſs ich beym Anfange jeder seiner Erzählungen gleich das Ende, da ich sie oft gehört habe, und er keine neue sammeln kann, weil er taub ist, oder sammeln will, weil er nur das liebt, was er in glücklichern jüngern Tagen zu erzählen pflegte. Die Fabel nun lautet so:

„Ein junger Krieger ging mit gespanntem Bogen im Felde umher, um sich im Schieſsen zu üben. Auf einem Baume saſsen ein Rabe und eine Taube. Der Rabe sagte zu der Taube: Ich will dem auf seine Sprache stolzen Menschen zeigen, daſs wir Vögel auch eine Stimme haben, und vernünftig und vernehmlich sprechen können. Er sprang auf einen entblätterten Ast und krächzte. Der junge Krieger schoſs, und als der Rabe sterbend niederfiel, sagte die erschrockene Taube, indem sie in die Luft sich schwang: Armer Schwätzer! nicht selten ist der Schweigende der weiseste.“

Groſsvizir. Merke dir die Lehre, Ben Haſi.

Ben Haſi. Herr, wenn ein Weiser eine Fabel dichtet, so denkt er sich die Groſsen und die Kleinen als Zuhörer.

Khalife. Und der Groſse muſs um so mehr aufmerken, weil seine Thorheit mehrern schaden kann.

Ben Haſi. Ich danke dir, Herr der Gläubigen, für die hundert Derhem, und damit ich dir dafür nichts schuldig bleibe, so beliebe weiter mich anzuhören. Doch bemerke, Mahal spricht, nicht ich.

„So nun vernichten sie in den Sultanen, dadurch, daſs sie ihnen ihren eigenen Verstand verdächtig machen, allen Willen, vernichten die Kraft des Wollens selbst in ihnen, und der klügste Sultan handelt wie der schlechteste Kopf, sagt Mahal, weil es ihm an Willen, an Kraft zu wollen fehlt. Nur der starke Willen, meynt Mahal, mache den Sultan, wenn es übrigens mit seinem Gehirne und seinem Herzen gut bestellt ist, und nicht die ausgeschmücktesten Reden, nicht die erhabensten Gesinnungen, hälfen hier zu etwas, weil, wie Mahal sagt, der schönste Sprecher, der erhabenste Denker, im wirklichen Leben oft die dümmsten, einfältigsten, ja bösesten Handlungen, ohne es zu ahnden oder zu wissen, begeht und begehen läſst." — Vielleicht bemerkst du, Herr der Gläubigen, daſs dieser rohe Mahal auf einmal als ein welterfahrner Mann spricht, und dieſs kommt vermuthlich von dem Geiste des Kaftans her, den er jetzt trägt. Du weiſst, der Rock wirkt viel auf den Verstand des Mannes. Anders begreife ich es nicht, es müſste denn seyn, daſs ihn einer der Götter in die Schule genommen hätte. Dem sey nun wie ihm wolle, er entdeckte bald, sagt er: daſs der treffliche, verständige Sultan Lom, von den Göttern, die um seinen prächtigen Thron her standen, so unterjocht war, daſs ihm weiter nichts mehr übrig blieb, als in dem Zauberkreise, den sie um ihn gezogen hatten, auf dem Throne zu sitzen, sich äuſserlich verehren, bewundern, anbeten zu lassen, Befehle zu geben, die man ihm einzuflöſsen wuſste, und weiter nicht zu fragen, wie und ob sie ausgeführt würden, ob es denen nutzte oder schadete, die sie betrafen. Reden lieſs man ihn darüber so viel, so lange und schön er wollte, bewunderte auch alles, was er sagte, und nun spricht Mahal, hatte der Sultan Lom zu viel Verstand, um den Grund des Spiels nicht einzusehen, das man mit ihm spielte und ihn spielen lieſs.

Khalife. Soll ich dir ihn sagen?

Ben Hafi. Wenn es dir so gefällt.

Khalife. Die sogenannten Götter da, die in diesem Punkte wenigstens keine Thoren waren, verehrten ihn als das Oberhaupt ihrer tollen und sträflichen Götterheit, damit er nicht über sie und die Giner als Mensch herrschen möchte. Habe ich's getroffen?

Ben Hafi. Ganz!

Khalife. O die heutigen Groſsen gleichen deinen Narren von Göttern nur allzusehr. Sie verehren ihr Oberhaupt so lange, bis es, wenn es sie nicht durchsieht, und sich vor ihnen hütet, vor lauter Verehrung es zu seyn vergiſst.

Ben Hafi für sich. Weise wie Salomo! es soll schon wirken. Laut. Herr der Gläubigen, du darfst sagen, was der kleine Ben Hafi nur zu denken wagt.

Der Sultan Lom fühlte es mit vielem Kummer, fährt Mahal fort, denn da er, wie gesagt, Verstand hatte, so sah er wohl ein, welches Spiel sie mit ihm und denen trieben, die sie Menschenthiere nannten. Was aber das allerstärkste ist, das man von einem Sultan sagen kann, er war von dem Betrug seiner und ihrer Götterrolle völlig überzeugt, und hätte ihm gern ein Ende gemacht, um über die Giner insgesammt als Mensch zu herrschen.

Khalife. Und warum that er es nicht?

Ben Hafi. Nicht weil es ihm an Verstand, sondern an Willen und der rechten Kraft zu wollen gebrach. Dieſs Wollen nun wollte der Mann vom Gebirge in ihm erwecken. Er sprach zu ihm:

„Sultan Lom, du hast mir nun alle deinen Kummer vertraut, und ich, ein treuer Verehrer des wahren einzigen Gottes, vor dem wir alle Staub sind, ergreife mit Freuden die Gelegenheit, dich zum wahren Herrn der Giner zu machen, um sie und dich von diesem schändlichen Afterdienst zu bekehren. Wolle nur recht, und es geschieht. Es giebt verschiedene Wege dich von dem Druck und der Unterjochung dieser sogenannten Götter zu befreyen. Wähle einen. Der einfachste wäre: du bewiesest diesen Göttern ihren Unsinn dadurch, daſs du dich zeigtest, was du so trefflich bist, ein Mensch, der ihres Betrugs müde ist; ob aber dieser sehr einfache Weg der klügste und sicherste ist, dieses muſst du erwägen. Wenigstens muſst du ihn vorbereiten, bevor du ihn betrittst. Ein künstlicherer wäre, wenn du so viele von deinem Volke oder denen, die sie Menschenthiere nennen, zu Göttern machtest, daſs es nicht mehr der Mühe lohnte, einer davon zu seyn, weil alsdann jeder der Götter, der weiterhin leben wollte, zu einem nährenden Werkzeuge greifen müſste. Oder du forderst im Stillen die Menschen in Gin auf, deren du Tausende gegen einen der Götter zählen kannst, und sagst ihnen, du wolltest durch sie der Tyranney dieser Götter ein Ende machen. Sey überzeugt, daſs die Giner, die diese Götter so kostbar ernähren müssen, sie mit Freuden zu dem machen werden, was sie wirklich sind. Alsdann nur wirst du alles das ausführen können, worüber du so schön und herrlich sprichst."

Khalife. Es soll mir lieb seyn, wenn es gut geht; aber ich zweifele sehr daran.

Groſsvizir in Bart murmelnd. Es kann, es soll nicht gut gehen.

Ben Hafi. Dem Sultan Lom gefiel Mahals Vorschlag, er überlegte ihn nach seiner an diesen Göttern gemachten Erfahrung, und fühlte eine starke Beklemmung in der Brust, bey dem Gedanken der Ausführung.

Khalife. Es thut mir leid; aber ich dachte es wohl.

Groſsvizir für sich. Ich auch!

Ben Hafi. Er glättete nach und nach den rohen Vorschlag Mahals, machte ein Mittelding daraus, und indem er ihm das Kühne nahm, machte er ihn zu dem, was jedes Mittelding am Ende wird. Er wollte Schritt vor Schritt gehen, und seine Schritte dabey so weise leiten, daſs er sie entweder zurückthun oder doch übertünchen könnte. Er that nun den ersten bedeutenden Schritt, die Götter wachten auf, ohne es sich merken zu lassen. Er that den zweyten, sie lobten ihn; er that den dritten, sie sagten kein Wort, und alles was geschah, bevor er den vierten thun konnte, war, daſs Mahal in einem Gange des Pallastes, nicht ferne von seiner hohen Person, einen Dolchstich empfing, worüber er ohne Bewuſstseyn zu Boden sank.

Als sich Mahal von seiner Ohnmacht erholte, befand er sich in einem fremden Hause, unter den Händen der Ärzte, die ihm mit vieler Ehrfurcht seine Wunde in der Brust verbanden. Keiner der Ärzte noch Umstehenden sprach ein Wort mit ihm, auch beantwortete niemand seine Fragen. In dieser peinlichen langweiligen Lage brachte er einige Monate zu. Als er nun genesen war, und aufstand, um sich zu dem Sultan zu begeben, trat einer der Götter zu ihm, und sagte im Namen des Sultans Lem:

„Der Sultan bedaure seinen Unfall gar herzlich; auch habe er dem Göttersohn, der ihn nicht weit von seiner hohen Person verwundet hätte, einen sehr rauhen Verweis gegeben. Ihm riethe er nun, sich aus Gin zu entfernen, damit er auf's künftige solchen Gefahren nicht mehr ausgesetzt wäre. Er möge gleich das Land mit einem der seegelfertigen Schiffe verlassen, und es freue übrigens den Sultan höchlich, daſs er an seiner Wunde nicht gestorben wäre. Noch versichre er ihn, als einen wahren Enkel Seths, aller seiner Achtung."

Mahal wollte reden. Der Göttersohn sprach: „Mein Bester, sprich lieber nicht. Es würde uns und dem Sultan leid thun, an dir das Herkommen verletzen zu müssen, und einen unsers Geschlechts, gleich einem gemeinen Menschenthier, an das Kreuz zu schlagen."

Hierauf legte er ihm mit vieler Artigkeit ein Säckchen voll des Gotts der Irader in die Hand. Mahal warf es ihm zu Füſsen, zerriſs sein verbrämtes Gewand, und forderte eins von denen, welche die Menschenthiere trugen.“ Der Göttersohn bemitleidete seinen Wahnsinn, bedauerte, daſs er seinem erhabenen Ursprunge so schlecht entspräche, erfüllte seinen Willen, und lieſs ihn eilends zu Schiffe bringen.

Hieraus siehst du, Herr der Gläubigen, daſs es oft ein groſses Wagestück ist, einem Sultan zu zeigen, wo es ihm fehlt, oder wie er sich aus einer Lage, die ihn hindert Gutes zu thun, retten müſste. — Mahals Lohn beweist das Übrige.

Groſsvizir für sich. Und mit Recht.

Khalife. Wäre ich in diesem Fall, oder könnte ich in diesen Fall je kommen, beym Propheten, es sollte so nicht gehen.

Ben Hafi für sich, indem er seine Handschrift zusammenrollt. Ich nehme deine Worte für eine gute Vorbedeutung. Und wer wollte es um deinetwillen nicht wagen?

Khalife. Habe ich es doch immer gedacht, daſs es dem armen Mahal unter diesen glattzüngigen Ginern übel ergehen würde; doch es hätte noch schlimmer ausfallen können, und es ist mir lieb, daſs er so davon gekommen ist. Ich wette, er wird in Zukunft behutsamer an den Höfen seyn. Friede sey mit euch!

EILFTER ABEND.

Ben Hafi erschien auf den Glockenschlag, rollte seine Handschrift aus einander und begann:

Als Mahal sich gerettet sah, murrte er für sich: „Also ein Dolchstich von der Hand eines dieser Götter sollte meinem Leben und meiner Götterheit ein Ende machen. Und der verständige Sultan, den ich zum Menschen und dadurch zum Herren dieser Götter machen wollte, giebt einem von ihnen einen Verweis dafür, daſs er mich ermorden wollte. Vermuthlich haben sie es gemerkt, und der schön und erhaben sprechende Sultan lieſs mich fallen, um mit ihnen ferner zu bleiben, was er ist, ein Unglücklicher unter Thoren, und obendrein ein armer, mit goldnen Ketten gefesselter Unglücklicher. Herr, was soll Mahal dabey thun und dazu sagen? Der grämliche Puh und meine schöne, böse Tochter, die Sultanin, wollten mich verstümmeln lassen, weil ich ihnen ihren Unsinn und ihre Bosheit zeigte. Der wilde Sultan Zobar jagte mich fort, weil ich so dumm war, nichts von ihrem schändlichen Gott nehmen zu wollen. Diese Göttersöhne geben mir nun einen Dolchstich, und der Sultan läſst es dabey, und das alles geschieht, weil ich Gott und die Menschheit wieder in diesem verdorbenen Lande herstellen wollte. So wird mir jede neue Erfahrung zu einer neuen Pein, und jeder neue Zusatz der Kenntniſs neuer Schmerz. Das Zeichen der Wunde auf meiner Brust, einige neu erlernte Wörter, die auch nur Zeichen in meinem Gehirne sind, ist nun abermals alles, was ich aus Gin mitnehme. Ach Herr, was soll ich nun zu meinem Ruhme, zum Ruhme der Menschen einst vor dir sagen! O meine Gebirge, meine Felsenquelle! mein süſser Schlaf! meine glückliche Unwissenheit!“

Diese Standrede hielt Mahal ganz still für sich, während sich das Schiffsvolk zur Abfahrt rüstete. Er hatte nun so reichen Stoff zum Nachsinnen gesammelt, daſs ihn die äuſsern Gegenstände nicht sehr reitzen konnten. Er bewunderte für dieſsmal weder das Schiff, noch die Geschicklichkeit der Schiffer, und aus Furcht, Herr der Gläubigen, vor dem Salze der Gesellschaft, das er so scharf und beiſsend gefunden hatte, verbarg er sich unter der Decke des Schiffs, in einen Winkel, und lieſs es über sich ergeben, wie Wind und Wellen wollten. Gleich einem reisenden Philosophen, der auf Menschenkenntniſs auszieht, und bey andern weislich damit anfängt, war es ihm gleichviel, an welchem Landstrich man landete, überzeugt, daſs, wohin auch der Wind ihn blasen möchte, er immer Thoren finden würde; vorausgesetzt, daſs das Land von Menschen bewohnt sey. Meynst du, Herr der Gläubigen, Mahal habe sie alle in seiner eigenen Person schon auf dem Gebirge finden können, so habe ich nichts dawider; alles was sich dagegen sagen lieſse, ist dieſs: der Philosoph wird es nicht glauben, und die Verschiedenheit ergötzt. Was aber das sonderbarste bey Mahal war, so erwachte trotz allem, was er zu Zeiten sagte, und trotz allem, was er erfahren hatte, gleichwohl der Wunsch zur Rückkehr auf das Gebirge, nicht lebhaft in seinem Herzen. Ihn spornte der Reitz des Schauspiels, die Begierde immer mehr zu wissen, alles philosophisch zu bemerken, das wie ein weiser Sultan des grauen Alterthums sagt, die böse Beschäftigung ist, welche Gott dem Menschen, ihn zu ermüden, gegeben haben soll. Er hoffte doch endlich, ob sich sein Geist gleich immer mehr verdunkelte, heller zu sehen, die Quelle aller ihn plagenden Erscheinungen zu entdecken, und genau zu erfahren, woher eigentlich der unreine Zu- und Einfluſs herkäme, ob aus dem Menschen selbst, oder ob ihn der so gemacht hätte, der ihm nun mit Verderben drohte. So erging es ihm wie jedem Späher des Labyrinths des menschlichen Geistes und Lebens, der unbegreiflichen Erscheinungen der physischen und moralischen Welt. Dieser überzeugt sich immer mehr von seiner Unzulänglichkeit, den verworrnen Knäuel loszuwinden, gleichwohl läſst er nicht ab, wird nur hitziger, schmollt, murrt, hadert mit sich, durch sich mit Gott, und verwirrt das Verworrne immer mehr. O selige Einfalt! du Balsam des Lebens!

Die Worte, die Mahal bisher erlernt hatte, stehen hier unter allerley Formen und Gestalten. Bald steht das letzte zuerst, bald das erste zuletzt, und es scheint Mahal war mit ihnen in einem unablässigen Kampfe. Ein Luftgefecht, Herr der Gläubigen, aus welchem bisher noch keiner als gekrönter Sieger zurückgekomnen ist. Mahal wenigstens scheint in diesem Kampfe nicht glücklich gewesen zu seyn; ich sehe dieses daraus, daſs er am Ende seiner Fechter-Streiche immer dieselben Fragen aufwirft: „aber Wohin? Woher? Wozu? Warum? Was ist der Hauptsinn davon?“ Es scheint ihm eben so gegangen zu seyn, wie allen denen, die über Gott und die Welt Systeme bauen, ein Gerüste von Worten zusammentragen —

Khalife. Genug! Genug! O Ben Haſi, du fängst dein heutiges Mährchen so arg an, daſs ich an meinem gegebenen Wort zu zweifeln anfange.

Ben Haſi. Dieses fürchte ich nicht, und vielleicht lohnt es am Ende. — Sieh, Nachfolger des Propheten, schon bin ich mit Mahal in dem Lande der Faraker angelandet. Die aufgehende Sonne vergoldet den Himmel, Mahal steht vor einer mit Gräben, Thürmen und Mauern umgebenen Stadt, und wartet bis das eherne, feste Thor sich öffnet. Es geschieht; das eherne Thor öffnet sich so langsam auf den Angeln, so ächzend und knarrend, wie das Thor eines Gefängnisses. Mahal wird eingelassen, ausgekundschaftet, sein Innres und Äuſsres mit Zeichen aufgemerkt; schon wandelt er in den noch stillen und einsamen Straſsen, und wundert sich sehr, ganz klare und durchsichtige Häuser zu sehen, die wie eine Reihe ungeheurer Laternen neben und gegen einander über standen. Er sah die Bürger Faraks mit den Bürgerinnen in den Betten, und in den übrigen verschiednen Lagen des häuslichen Lebens. Mahal dachte —

Khalife. Laſs mich dir erst sagen, Ben Haſi.

was ich davon denke. Ich denke nun, dein Mahal findet hier was er schon so lange suchte, gute, gottesfürchtige und vortreffliche Menschen, die das Tageslicht nicht scheuen, die, weil wir nun einmal kein Guckglas an unsrer Brust anbringen können, wogegen ich für meine Person und als Regent nichts hätte, ihr ganzes Haus zu einem Guckglas machten. Glücklich ist das Land, wo es die Bürger in der Sittlichkeit und Gottesfurcht so weit gebracht haben, daſs die ganze Stadt Zeuge von dem Thun und Handeln eines Jeden seyn kann!

Ben Hafi. Und sogar eines jeden Worte hören kann, wenn man sie auch noch so leise lispelte.

Khalife. Warum nicht? Hört sie doch Gott! — Fahr fort, Ben Hafi; leicht könnte mir dieses ein unterhaltendes Mährchen werden, und Zeit wäre es einmal.

Ben Hafi. Ich wünsche es von Herzen; doch mäſsige immer ein wenig deine Erwartung, da ich nichts anders geben kann, als was ich in dieser Handschrift finde.

Noch mehr wunderte sich Mahal, Männer an den Thüren stehen zu sehen, die ihr Ohr an eine Öffnung derselben legten, und während sie sehr aufmerksam horchten, Zeichen auf Tafeln niederschrieben. Diese Männer waren mit schönen, vielfarbigen Mänteln bekleidet, die ihnen bis zur Ferse herunter hingen, und auf ihrem Haupte trugen sie tief herunterhängende Deckel.

Mahal schlich nach ihrem Beyspiel an eine der

Öffnungen, und hörte ein leises Lispeln. Dieses Geschäfts ungewohnt, vernahm er nicht gleich den Sinn des Lispelns, und wollte nun eben recht aufmerksam lauern, als einer der Männer zu ihm trat, ihn an dem linken Ohr ergriff, und das Zeichen forderte, das ihn zu diesem Geschäft berechtigte. Da nun Mahal kein Zeichen vorzuweisen hatte, so befahl ihm der Mann, ihm zu folgen. Er führte ihn in eine sehr breite und lange Straſse, deren Häuser nach der Auſsenseite alle sehr fest vermauert, und ganz das Gegentheil der Laternen waren. Sie hielten vor einem groſsem Hause, und Mahals Führer sagte: „Hier wohnt der erste Gomer in Farak, unser Oberhaupt."

Dieses Wort, Herr der Gläubigen, hat nach Mahals Erklärung dreyerley Bedeutungen, die es nach und nach in guten und bösen Zeiten erhalten hat. Du weiſst ja wohl, daſs die Worte, deren sich die Menschen bedienen, mit den Menschen besser oder schlimmer werden. Die erste Bedeutung war die ursprüngliche, die Sache bezeichnende. Die zweyte die figürliche, oder auch verschlimmerte. Die dritte die ganz veredelte. In der Geschichte dieser Worte hast du zugleich die Geschichte derer, die man damit bezeichnete. Nach der ersten ursprünglichen, die Sache bezeichnenden, bedeutet das Wort Gomer einen Mann, der von den Zeichen der Worte lebt. Nach der figürlichen, verschlimmerten, einen Mann, der mit der Wahrheit Wucher treibt, auch der sie verkauft, und sogar einen Lügner mit geschminkten Lippen. Nach der dritten und ganz veredelten bedeutet es einen

Büchermacher oder Schriftsteller, und dieses letztern Worts bediene ich mich nach Mahal, wenn ich von den Gomern in Farak rede.

Sie fanden das Oberhaupt der Gomer, oder der Schriftsteller, in einem groſsen Saale, an dessen Wänden rundum Schränke voller wohlgeordneter Handschriften standen. Es ist Schade, daſs die Sündfluth sie weggeschwemmt hat, da wir nun an Büchern Mangel haben!

Der Führer Mahals, ein untergeordneter Schriftsteller, lispelte dem sehr ernsthaften Oberhaupte seiner Zunft etwas in das Ohr, und der sehr stattliche ernsthafte Mann wandte sich zu Mahal, und fragte ihn in einem sehr derben Tone: „Wie hast du, Unglücklicher, es wagen können, den Weisen in Farak in das Amt zu greifen, und dein Ohr an die Thüre des Hauses eines unsrer Bürger zu legen?“

Mahal. Herr, ich kenne weder die Weisen noch die Thoren dieses Landes. Ich kam diesen Morgen vor eurer Stadt hier an, man lieſs mich ein, ich sah diesen Mann sein Ohr an eine Thüre legen, ich that es ihm nach, in der Hoffnung etwas zu erfahren, das ich noch nicht wüſste, und das vielleicht des Wissens werth wäre.

Hierauf erzählte Mahal den ersten Theil seiner Geschichte, und der stattliche Mann sagte ihm: „Lege ferner nicht dein Ohr an die Thüren der Faraker. Gehe durch die Straſsen ohne in die Häuser zu sehen, denn dieses kommt nur denen zu, die du so gekleidet siehst wie mich und diesen Weisen hier, und die das geheime Zeichen von sich geben können. Man vergiebt für dieſsmal deiner Unwissenheit, und da du so weit herkommst, so will ich dich dem mächtigen, groſsen Sultan der Faraken vorstellen. Neige dich dreymal bis zur Erde vor ihm, erzähle ihm, was dir in Farak widerfahren ist, vielleicht lächelt er, und dein Glück ist gemacht. Vor allen Dingen vergiſs ja nicht, dich dreymal bis zur Erde zu neigen, und deinen Zeigefinger auf den Mund zu legen, bis er dir zu reden gebietet."

Mahal. Sey doch so gütig, und sage mir: Hält sich der mächtige und groſse Sultan der Faraker auch für einen Gott? Verzeihe mir diese Frage, ich fürchte mich gar zu sehr vor den menschlichen Göttern.

Der ernsthafte Mann lächelte, und sagte: „Ich merke schon, du kommst aus Gin, dem Lande der Thoren und Betrüger."

Mahal. Ach ja, und beydes sind sie.

Das Oberhaupt der Schriftsteller. Du bist nun im Lande der Weisen, die durch ihren Verstand und den Geist ihrer Schriften alle Thorheit ausgerottet haben.

Khalife. Weniger erwarte ich von Weisen nicht.

Ben Hafi. Der ernsthafte und vornehme Mann fuhr fort: „Der Macht nach, Fremdling, ist der groſse Sultan Komar, ein Gott in Farake, denn er kann da wohl und weh thun, wo es Männer unsrer Farbe für erſprieſslich und nöthig finden. Übrigens ist er ein Mensch wie ich und du, und zu weise sich für mehr zu halten."

Khalife. Das ist mir lieb.

Ben Hafi. Mahal antwortete: „Ist dem so, so führe mich nur immer zu ihm. Ich versichre dich, er ist der erste Mensch auf dem Throne, den ich auf meiner mühseligen Wanderung gefunden habe; auch mache ich mir daraus im voraus einen groſsen Begriff von ihm.

Das Oberhaupt der Schriftsteller. Du kannst nicht groſs genug von ihm denken, und jede deiner Vorstellungen wird er übertreffen, denn er ist der erste Sultan, den Schriftsteller ganz gebildet und ausgebildet haben.

Hierauf winkte das Oberhaupt der Schriftsteller den Mahal abzutreten, lispelte dessen Führer etwas in die Ohren, und Mahal ward von diesem in ein Zimmer geführt, worin man ihn sehr reichlich speiste und tränkte. Dieser an sich unbedeutende Umstand erhöhte Mahals Begriff von dem vornehmen Manne, den Schriftstellern, dem Sultane und den Farakern insgesammt. Das Oberhaupt der Schriftsteller erhob sich bald unter der Begleitung einer groſsen Anzahl vielfarbiger Mäntel, und Mahal vergaſs während des Zuges seines Befehls nicht, starrte grade vor sich hin, und schielte er auch ein wenig seitwärts, so geschah es nur, um die vielfarbigen Mäntel zu beobachten, die rechts und links in die Laternen sahen, und sich ihre Bemerkungen zuzischelten. Sie traten nun alle in einen ungeheuern Pallast, dessen Höhe und Breite das Auge kaum erreichen, kaum ausmessen konnte. Die Wächter und Diener neigten sich tief vor dem Oberhaupte der Gomer und seinem Gefolge, und nun traten sie in einen glänzenden sehr langen, sehr hohen und sehr breiten Saal, der, so wie der Pallast, für Wesen gebaut zu seyn schien, wie sie sich Mahal unter den Gewaltigen auf dem Gebirge einst dachte. An einem Ende dieses ungeheuern Saals saſs der Sultan Komar, auf seinem Throne, bey dessen Erblickung Mahal einen lauten, starken, heftigen Schrey des Staunens und des Entsetzens ausstieſs.

Khalife. Ich wollte wetten, der rohe Mann vom Gebirge macht wieder einen dummen Streich, oder hat ihn schon gemacht.

Ben Hafi. Mit Recht nennst du ihn so, Beherrscher der Kinder des Apostel Gottes! Der Sultan Komar war weder ein Gegenstand des Staunens noch des Entsetzens. Höchstens war er für einen ausgebildeten Mann der Gegenstand eines stillen, leisen Lächelns, denn der groſse und mächtige Sultan Komar, wie ihn das Oberhaupt der Schriftsteller nannte, war ein ganz kleiner Zwerg, ein wenig über eine Elle hoch, prächtig geschmückt, auf seinem Haupte einen sehr dicken, hohen, mit einer reichen Feder gezierten Turban tragend, der seinen rechten Fuſs auf eine groſse Kugel stemmte, auf welcher das Zeichen der Erde in Gold zu sehen war. Sein Angesicht war etwas runzlicht, dabey aber sehr majestätisch; er spielte seine Sultans-Rolle in der kleinen Person sehr gut, sah sehr ernsthaft und kalt über die Versammlung hin, und zupfte zu Zeiten an seinem sehr dünnen, langen Barte. Auch hatte er einen sehr langen Stab in der rechten Hand. Der Schrey Mahals unterbrach gleich im Anfange den feyerlichen Auftritt. Der Sultan blickte auf den rohen Gebirgsmann, das Oberhaupt der Gomer bemerkte es, er nahte dem Sultan, küſste ehrerbietig seinen langen Bart, lispelte ihm etwas leise dem Stabe hinauf zu, worüber der Sultan Zwerg vergnügt zu seyn schien.

Khalife. Ich habe lange an mich gehalten; doch, bey dem dünnen Barte dieses kleinen Sultans! nun erzählst du eine Fabel und kein Mährchen. Ein Zwerg ein Sultan! — Ich weiſs wohl, Ben Haſi, daſs ein Mann, der ein Mährchen erzählt, das Recht hat zu lügen, es nach Gefallen auszuschmücken; aber er muſs in den Gränzen der Wahrscheinlichkeit bleiben, wenn er will, daſs man ihm glauben soll, so lange wir ihm erlauben, uns Langeweile zu machen.

Ben Haſi. Bey der Wahrheit, ich erzähle nichts, was sich nicht in dieser seltnen Handschrift findet. Sieh hier, Herr, diesen Zwerg mit Turban, Stab und Kugel abgebildet, den Maſsstab unter ihm, der gerade eine Elle und etwas drüber ausmacht.

Khalife. Wahrlich ganz natürlich! und wie du sagst, so lächerlich es ihm auch läſst, doch sehr majestätisch, — und dieses Zeichen da, was soll es vorstellen?

Ben Haſi. Die Erde.

Khalife. Gleicht es doch grade dem Dinge, womit das Volk bey tollen Festen den Schädel seiner Narren ziert. Aber wie konnte das kleine Ding da Sultan seyn?

Ben Hafi. Und warum sollte es ein so kleines Ding nicht seyn können? Ist es doch nicht der Körper, sondern der Geist, der die Menschen beherrscht und leitet, und so gut ein Riese ein Zwerg an Geist seyn kann, so gut kann ein Zwerg ein Riese an Verstand seyn.

Khalife. Das erste mag seyn, und ist um so schlimmer, das zweyte glaube ich gar nicht.

Ben Hafi. Warum, Herr der Gläubigen?

Khalife. Weil des Riesen Geist in dem Zwerge nicht Platz hätte, den Körper des armen Zwerges leicht zersprengen könnte, besonders wenn er in ihm zu brausen anfinge. Glaubt mir, Gott giebt dem Zwerge und dem Riesen, was sich für jeden schickt, und giebt er dem Riesen Dummheit, so geschieht es darum, daſs ihn der Verstand der Zwerge bändige. Der Zwerg, Ben Hafi, der Gott fürchtet, ist so groſs wie der Riese, und noch gröſser wie der Riese, wenn der Riese ein Ungläubiger ist und Gott nicht fürchtet; aber zum Sultan taugt er wahrlich nicht. Nehmt einmal an, Ich! der Herr der Gläubigen, der Nachfolger des Propheten, der ich über mehr Länder und Menschen herrsche, als alle Sultane zusammen vor der Sündfluth, wäre ein Zwerg, wie dieser da — was meint ihr davon?

Groſsvizir. Herr, du würdest auch dann so groſs und gütig seyn, als du nun bist.

Khalife. Ich habe nichts dagegen, daſs du dieses glaubst, weil es doch nichts schaden kann; aber ich glaube es nicht.

Ben Hafi. Ich auch nicht.

Khalife. Und warum nicht?

Ben Hafi. Weil Kraft zum Guten gehört, und wenn sie auch nicht da ist diese Kraft, so muſs doch wenigstens die Wahrscheinlichkeit davon da seyn.

Khalife. Ja die thut viel in unsrer Lage: denn ist auch der Herrscher nicht was er seyn soll, so müssen oder sollen wenigstens doch alle glauben, daſs er es seyn kann, wenn er nur will.

Ben Hafi. Es recht will. Du hast's gesagt, und ich fahre fort.

Das Oberhaupt der Schriftsteller nahm nun einigen Untergebenen verschiedne Rollen ab, und las dem Sultan ganz leise vor, was die Kundschafter gesehen und gehört hatten. Es schien den Sultan sehr zu unterhalten, und er gebot über das Gehörte weiter zu verordnen. Nun muſste Mahal vortreten, die drey Verbeugungen bis zur Erde machen, und seinen Zeigefinger auf den Mund legen. Auf ein Zeichen des Sultans mit dem langen Stabe durfte er reden, sein Vergehen gegen die Sitte des Landes und dann seine Geschichte erzählen. Des Sultans Runzeln zertheilten sich auf seiner Stirne, und da ihm gar das Oberhaupt der Gomer Mahals Frage wegen seiner Götterheit vorbrachte, so brach der vernünftige Sultan in ein so starkes Gelächter aus, daſs die Kugel unter seinem rechten Fuſse hin und her rollte, der dicke, hohe Turban um sein Haupt schlotterte, und sein kleiner Bauch sich aufblies und zusammenfiel, wie ein Blasebalg. Die ganze hohe Versammlung ward hierbey ehrerbietig heiter.

Hierauf gebot der Sultan dem Fremdling eine Wohnung und Unterhalt zu geben. Ein Hauſen der Schriftsteller nahmen nun Mahal in die Mitte, führten ihn durch die Straſsen, und rieſen: „Faraker! er hat ihn gesehen — er hat den Groſsen, den Herrlichen, den Mächtigen gesehen! — er hat den erhabenen Weisen gesehen, den wir gebildet haben! Er hat ihn gesehen den Schluſsstein der menschlichen Gesellschaft, der alles zusammenbindet, ohne den alles zusammenfällt! Er hat ihn gesehen den gewaltigen Sultan Kamor und der gnädige Sultan Kamor hat ihm zugelächelt!“

Die Faraker rieſen, jung und alt, Mann und Weib, Greis und Kind, in wehmüthigfreudigem Tone, aus ihren Laternen heraus. „Ach der Glückliche hat ihn gesehen — hat den Schluſsstein gesehen, den Groſsen, den Mächtigen gesehen, und er hat ihm zugelächelt. Wir Unglückliche haben ihn nicht gesehen — wann werden wir Unglücklichen ihn sehen, und nicht mehr unglücklich seyn!“

Ein Schriftsteller rief: „Weise und glücklich ist, der ihn nicht sieht und doch glaubt.“

Man führte nun Mahal in eine sehr helle und durchsichtige Laterne ein, wies ihm seinen Unterhalt an, und rieth ihm behutsam zu seyn. Ganz natürlich war es, daſs Mahal fragte, worin er eigentlich behutsam seyn müſste, und aus seinen zerstreuten und sehr dunkeln Bemerkungen habe ich nur Folgendes zusammen bringen können.

Die Faraken waren ehemals, wie es scheint, ein sehr widerspenstiges, zu Empörungen und Neuerungen sehr aufgelegtes Volk. Sie stritten mit eben so viel Ungestüm und Feuer, wenn sie Recht, als wenn sie Unrecht hatten. Es war ihnen genug, wenn sie nur streiten und kämpfen konnten, mochte es ihnen auch schädlich oder nützlich seyn. Daher waren sie selten mit ihren Sultanen und ihre Sultane noch seltner mit ihnen zufrieden. Beliebe, Herr der Gläubigen, ein für allemal zu bemerken, daſs nur der Gomer oder Schriftsteller in Farak die Geschichte schreiben durfte. — Die Faraker fühlten, wie es scheint, den Kitzel der Freyheit ein wenig allzulebhaft, und ihre Beherrscher den Kitzel der Allgewalt nicht minder lebhaft. Dieses nun sind zwey einander so entgegenstrebende Kitzel, daſs der eine immer Schmerz empfinden muſs, wenn der andere den seinigen befriedigt; ja es kann beynahe keiner derselben seinem Kitzel ganz genug thun, ohne ihn dem andern auszutreiben. Sogar nach der Sündfluth ist es noch keinem gelungen, diese sich so sehr widerstrebenden Kitzel, oder Empfindungen, durch Verstand und Weisheit so zu vereinigen, daſs jede Partey zufrieden wäre, und jede derselben ihren Kitzel fühlen könnte, ohne der andern Schmerz zu verursachen. Demnach war nun in Farak ein beständiger Krieg, und der kleinste von der einen oder der andern Partey errungene Sieg endigte mit Miſsbrauch. Die Gomer, Weisen, Gelehrten, oder Schriftsteller des Landes, hätten nun sehr leicht dem verderblichen und wilden Kampfe ein Ende machen können. Sie hatten weiter nichts zu thun, als eine scharfe Linie zwischen den Parteyen zu ziehen, die Rechte und Vorrechte einer jeden genau abzusondern, und zu wachen, daſs jede derselben in den angewiesenen Schranken ruhig blieb. Doch es scheint, die Gomer in Farak trauten der menschlichen Natur nicht vieles zu, vielleicht war dieses Miſstrauen eine Frucht ihrer Weisheit oder ihrer Erfahrung an sich selbst. Leicht soll auch das Ding überhaupt nicht seyn. Dem sey nun wie ihm wolle, die Schriftsteller in Farak waren dieser Meynung, und wer kann mit ihnen darüber streiten? Sie hielten sich, als Leute, die das Waffengeräusch, das Blutvergieſsen aus Menschlichkeit verabscheuen, während des Kampfes sehr still, und lagen den Wissenschaften ob. So sehr sie aber mit den erhabenen und entfernten Wahrheiten beschäftigt waren, so entgingen ihnen doch die gemeinen und nähern nicht. Sie entdeckten, daſs der Vortheil für sie sehr groſs seyn würde, wenn sie es mit dem hielten, der alle Macht in einer einzigen Person vereinigte; und daſs wenn diese einzige Person durch sie zum Sieger über die wilde Menge würde, diese einzige Person viel leichter durch sie zu leiten wäre, als diese wilde Menge. Alle Fehde muſste auch alsdann auf einmal ein Ende nehmen. Diesen sehr patriotischen Gedanken theilten sie sich unter einander mit, verbanden sich zur Ausführung desselben, theilten die Vorbereitungs-Rollen aus, und arbeiteten eine Zeitlang, ganz im Stillen, für die Ruhe der Faraker. Man überlistete die Rohen nach und nach, fing mit Vernichtung unbedeutender, den einfachen Gang der

Regierung störender Vorrechte an, als: Sicherheit der Person, des Guts, des Rechts selbst zu bestimmen, was ein jeder nach Vermögen zum Bedürfniſs des Staats beyzutragen fähig ist u. s. w., und endigte, wie es immer geht, mit Vernichtung derer, ohne deren Besitz man grade das wird, was du, Herr der Gläubigen, die Faraker wirst werden sehen. Doch muſs ich zum Lobe dieser Schriftsteller sagen, daſs wenn sie den Geist der Freyheit in den Farakern ausrotteten, sie sich ihn weislich ausschlieſsend vorbehielten. Und damit der ihrige nie Gefahr liefe, so umspannen sie den Sultan mit einem so feinen Netze, daſs er etwas mehr als ein Zwerg hätte seyn müssen, um sich heraus zu wickeln. Darum sorgten sie dafür, daſs der schwächste Erbe dem letztverstorbenen Sultan auf dem Throne folgen muſste. Die Stärkern verblühten früh, und bevor sie in ihrer allzugefährlichen Kraft ganz aufgeschossen waren. Sie übernahmen die Vormundschaft über den Sultan Zwerg, und schnitten während derselben den Plan zu der glücklichen Regierung zu, die ich hier, dir zur Erbauung, und zur Freude aller Genies dieser Art, aus Mahals Handschrift zusammenlese.

Khalife. Sie erbaut mich schlecht, und ich fürchte sehr, ich habe mich in diesem Volk und seinen Laternen betrogen. Es ist mir leid.

Ben Hafi. Der erste Schriftsteller war und blieb für immer Groſsvizir. — Die Wahl nur verursachte einen groſsen Krieg unter der ganzen Zunft, weil sich jeder für den ersten hielt, und sie waren nah daran, sich unter einander durch Uneinigkeit, zum Unglück Faraks, aufzureiben, als sie glücklicher Weise auf den Einfall kamen, für dieſsmal den ältesten Greis zum Groſsvizir zu wählen. — Damit aber in Zukunft die Wahl keine weitere Uneinigkeit verursachen, und das Wohl des Staats Gefahr laufen möchte, so ward einstimmig ausgemacht, daſs nur der zu diesem hohen Amte sollte gewählt werden, der die meisten und die dicksten Bücher geschrieben hätte. Ich brauche dir nicht zu sagen, wie dieser Sporn die Schriftsteller in Farak in Athem setzte! Bey dem Absterben eines Groſsvizirs trug jeder, der Anspruch machen konnte, seine Handschriften, keuchend unter der Last, nach dem Saal der Wahl, in welchem eine sehr richtige Wage aufgestellt war. Die Handschriften oder Bücher wurden dann so genau wie Gold und Edelsteine gegen einander abgewogen, und das Übergewicht entschied die Wahl. Alle übrigen Stufen von dem Groſsvizir bis zum niedrigsten Diener des Sultans wurden gleichfalls von Schriftstellern besetzt, und ihre Rangordnung, nebst weiterer Beförderung, eben nach dem Gewichte ihrer Schriften bestimmt. Der vielfarbige Mantel unterschied sie von den übrigen Farakern. Ein Theil derer von ihnen, die in Kronbedienung standen, hatten zugleich das sehr wichtige Geschäft, ihr Ohr an den Mund ihrer Mitbürger zu legen, in ihre Laternen zu sehen, und alles aufzuzeichnen, was ein Faraker sprach, dachte und that. Damit dieses nun ohne alle Schwierigkeit geschehen möchte, ward einem Bauverständigen aufgetragen, den Riſs zu einem Hause zu machen, in dem nichts geschehen könnte, was man nicht von auſsen sähe, in dem nichts gesprochen werden könnte, was man nicht an der Thüre hörte. So entstanden die schönen, hellen, durchsichtigen Laternen, über die sich Mahal so sehr bey seinem Eintritt in Farak wunderte. Durch alle Zimmer wurden künstliche Röhren gezogen, diese mit einem Hauptrohr, dessen Öffnung in der Mitte der Thüre sich befand, verbunden, und das Machwerk davon war so vortrefflich eingerichtet, daſs es das allerleiseste Lispeln verstärkte, und dem Lauscher verständlich machte. Dieser nützliche Beamte hielt Griffel und Tafel in der Hand, und zeichnete das Gehörte auf. Die Berichte aller insgesammt wurden jeden Morgen dem Groſsvizir überbracht, der den Sultan damit unterhielt, und das Weitere selbst verfügte. Bey Todesstrafe durfte keiner den Gomer oder Schriftsteller in seiner Amtsverrichtung stören, und der Faraker lief Gefahr, verdächtig zu werden, und für einen schlechten Bürger zu gelten, wenn er in dem Augenblicke, da er den Horcher merkte, seine angefangene Rede unterbrach. Für alle diese groſse Mühe, den Staat zu beherrschen, und die Faraker zu belauschen, lebten ganz natürlich die Schriftsteller in Farak, gleich den Göttern in Gin, auf Kosten derer, die diese groſse Mühe verursachten, und für deren Glück und Ruhe sie so weislich sorgten. Der Sultan Zwerg lebte durch ihre Sorgfalt als unumschränkter Herr in seinem ungeheuern Riesenpallast, schlief immer ruhig, lebte vergnügt, hatte nichts zu fürchten, und durfte auf seinem goldnen Throne denken, er sey Beherrscher der Welt, alles zittere vor ihm, und Niemand dürfe wagen etwas zu reden, daſs ihm miſsfallen könnte. Auch wuſsten die Gomer das Netz, worin sie den Zwerg gefangen hielten, so fein zu verbergen, daſs er, wäre er auch ein Riese an Leib und Geist gewesen, doch nicht hätte merken können, er sey der erste Sklave in Farak. Und in diesem Sinne, Herr der Gläubigen, sagt Mahal, ist jeder Sultan ein Zwerg, wenn er aus Güte, oder Schwäche, oder Weichlichkeit, oder Stumpfheit, oder Mangel an ächtem, starkem Willen, sein Volk durch seine Vizire regieren läſst.

Khalife. Darin hat Mahal vollkommen recht, und der Sultan, den es trifft, der mag es sich gesagt seyn lassen.

Der Groſsvizir fand dieses Mährchen Ben Hafis bis hierher ganz erträglich, nun aber änderte er seine Meynung.

Ben Hafi. Den Farakern war übrigens erlaubt mit Kopf und Händen so viel zu arbeiten, als sie Kräfte hatten; das Bücherschreiben doch ausgenommen. Und was brauchten sie mehr? Sie durften sogar lustig seyn, sagt Mahal, alles thun was sie ergötzte, wenn man nur sah und hörte was sie thaten und sprachen, und es weiter keinen Verdacht gegen die Ruhe und die eingeführte Ordnung des Staats erweckte.

Die Schriftsteller fanden diese ihre Staatsverfassung so vortrefflich, daſs des Lobens und Preisens derselben von ihrer Seite kein Ende war, und die Faraken wurden mit Schriften in gebundener und ungebundener Rede über ihre glückliche Verfassung überschwemmt, die jeder lesen, bewundern, zur Erholung von der Arbeit abschreiben und sammeln muſste, wenn er sich nicht als schlechter, unpatriotischer Bürger verdächtig machen wollte. Dabey gewannen nun die Gomer oder Schriftsteller zwiefach; denn erstlich arbeiteten sie für ihre herrliche Staatsverfassung, und zweytens erschrieben sie sich Ehrenstellen, da ihnen jedes dicke Buch, das ihnen von ihren Fingern floſs, eine Stufe weiter helfen konnte, wenn es zum Wägen ihres Verdienstes kam. Auch waren die Bücher sehr schön geschrieben, denn die Gomer wandten alle Gaben ihres Geistes an, ihr Lieblingsgeschäft recht auszuschmücken. Es ist Schade, daſs die Sündfluth sie weggeschwemmt hat!

Sieh, Herr der Gläubigen, so machten Leute, die kein Schwert gezogen, kein Kriegsroſs bestiegen hatten, die vor dem Wort Kampf erbebten, der wilden blutigen Fehde in Farak ein Ende, und Farak ward unter ihrer sanften Leitung das glücklichste, ruhigste, seligste Land, das vor der Sündfluth auf dem Erdboden geblühet hat. Man hörte da keinen raschen, tollen Schrey, keinen kühnen, gefährlichen Gedanken, keine kraftvolle, zarte, der Ruhe gewohnte Sinne beleidigende Ausdrücke. Der Zwerg Sultan konnte vergnügt auf seinem Throne sitzen, die Schriftsteller konnten sich ruhig in ihren Gemächern Ehrenstellen, bis zum Viziriat hinauf, erschreiben; jeder war gewiſs, keine Gefahr, keine Veränderung bedrohe ihn, und auch die Bürger waren fest überzeugt, man würde ihnen nichts zu Leide thun, wenn sie das verblieben, wozu die Gomer sie gemacht hatten. Kurz die Faraker lebten so ruhig, wie die Todten in den Gräbern, und unterschieden sich nur dadurch von ihnen, das sie thun muſsten, was die Todten nicht mehr thun, für die Gomer und sich so lange zu arbeiten, bis sie den Todten völlig glichen.

Khalife. Ben Hafi, ich hatte im Anfange deines Mährchens eine bessere Meynung von diesem Lande; nun sehe ich, daſs ich mich betrogen habe, und dieſs ärgert mich. Dein Mährchen da, es sey nun Fabel oder Wahrheit, ist eins der widrigsten, das ich noch gehört habe, und beym Glanze meiner Vorfahren! der Mann, der so, und über solche Menschen, in solchen Laternen, und mit solchen Sprachröhren an den Thüren der Laternen, herrschen mag, muſs ein Zwerg an Leib und Seele seyn, wie dieser dann es ganz gewiſs seyn muſs. Es ist mir nur lieb, daſs du ihn dazu gemacht hast, und ich sehe daraus, daſs oft ein Mährchen durch das wahrscheinlich wird, wodurch es anfangs unwahrscheinlich zu seyn schien. Und diese Schriftsteller, diese Gomer — ich spreche nicht gern Böses von den Menschen — aber wahrlich ich wünsche sie meinen Feinden — ich wünsche sie den Ungläubigen — doch nein! es ist zu viel — ich nehme meinen bösen Wunsch zurück — Ist es an mir sie zu richten? Gott hat sie gerichtet, und wird an jenem Tage sie richten, an welchem die Mutter ihren durstigen schreyenden Säugling selbst nicht hören wird. — Aber was sagte Mahal von dem Dinge?

Ben Hafi. Er dachte gerade so wie du, nur durfte er es nicht wagen in seiner Laterne laut zu denken. Unvorsichtiger Weise fragte er einen Schriftsteller: „Woher es käme, daſs nur sie in undurchsichtigen Häusern und nicht in Laternen wohnten, wie die übrigen Faraker?“ Der Schriftsteller antwortete: „Weil wir dem Staate nicht gefährlich sind.“ Mahal erwiederte lächelnd: „Ich glaube es wohl!“ und machte sich verdächtig.

Zu seinem Unglück konnte er nicht unterlassen, wie du schon oft bemerkt wirst haben, laut zu denken, und so sehr er es sich auch vorgenommen hatte, sich während seines Aufenthalts in Farak in Acht zu nehmen, so entwischte ihm doch eines Tages aus Langerweile folgendes Selbstgespräch: „Dieser Sultan da gleicht wahrlich meinem ehemaligen Schwiegersohn Puh im Kleinen, und seine Unterthanen, die, so wie ich, in Laternen wohnen, und gleich mir nicht zu reden wagen, sind gerade eines solchen Sultans werth. Diese Schriftsteller da, die nichts thun, als die Bürger zu belauschen, und dicke Bücher zu schreiben, sind noch ärger als die Götter in Gin. Diese legten doch ihr Ohr nicht an die Brust der Giner, und der Ehemann durfte ihnen wenigstens einen Sklaven zeugen, ohne daſs sie zusahen, wie er es machte. Lange halte ich es hier nicht mehr aus! Ach Herr! Was sind die Menschen! Was ist aus deinen Geschöpfen geworden! Wie konnte, was ich sehe und erfahre, aus deinen Geschöpfen werden?“

Kaum hatte Mahal diese letzten Worte ausgesprochen, als einer der Gomer in sein Zimmer trat, und ihm von seiner Tafel herlas, was er eben gesprochen hatte. Hierauf sprach der Gomer in einem sehr ernsten Tone: „Fremdling in Farak, ich bin dein zugesellter Schutzgeist, und habe es über mich genommen, für deine Ruhe, deine Sicherheit und dein Glück zu sorgen, so lange du in Farak unter unsrer weisen Leitung lebst. Überbrächte ich deine kühnen und unvernünftigen Worte unserm Oberhaupte, so würde es dich dein theures Leben kosten. Doch unser gütiges Oberhaupt hat mir, als er dich meinem Schutze übergab, bedeutet, mit dir bey deinem ersten Fehler gelinde zu verfahren. Ich weiſs nicht, wodurch du diese besondere Gnade vor seinen strengen Augen gefunden hast. Ich gehorche indessen gerne, und lege dir nun, als dein dich liebender Schutzgeist — nicht zur Strafe — denn wie kann dieſs eine Strafe seyn? — sondern zu deiner Erleuchtung auf, daſs du alle die Bücher, wodurch sich unser erhabenes Oberhaupt das Viziriat erschrieben hat, und die alle, in gebundener und ungebundener Rede, zum Zweck haben, die Bürger über ihre glückliche Staatsverfassung aufzuklären, durchlesest. Ich hoffe, du wirst durch sie überzeugt werden, daſs Farak das einzige Land auf dem Erdboden ist, welches weise und glücklich regiert wird.“

Auf des Schriftstellers Befehl kamen bald viele Lastthiere, mit den Büchern des Groſsvizirs beladen, vor der Laterne Mahals an. Mahal muſste sie abladen, und sehr sorgfältig, nach der Anweisung des Gomers, in Ordnung aufstellen. Hierauf gab ihm sein Schutzgeist einen strengen Aufseher, und Mahal muſste sich, noch denselben Tag, über das ungeheure schreckliche Geschäft hermachen.

Zwanzig Monate brauchte Mahal, um alle die dicken Bücher des Groſsvizirs zu durchlesen. Oft seufzte er still in seinem Herzen, denn dieſs war alles, was er in seiner Laterne und in Gegenwart seines strengen Aufsehers, ohne Gefahr thun durfte: „Ach Herr! Herr! du strafest mich schrecklich für meine Wiſsbegierde! Deine Strafe geht über meine Kraft! Tödte mich, und laſs mich nicht an diesen fürchterlichen Büchern den Tod der Langenweile sterben!“

Während der zwanzig Monate sah und hörte er nichts von dem, was um ihn her vorging. Das einzige neue und sonderbare, was er bemerkte, war ein Auftritt, der sich gerade vor seiner Laterne, die mitten auf dem Platze stand, ereignete. Ein alter Schriftsteller, in einem neuen, prächtigen, vielfarbigen Mantel, erschien auf einmal öffentlich. Einige seiner Diener hielten neben ihm drey sehr schön geschmückte Kameele, die mit seinen Handschriften beladen waren. Als er nun durch Trompetenstöſse die Aufmerksamkeit der Faraker aufgefordert hatte, und diese sich ehrfurchtsvoll um ihn her versammelten, fing er gleich einem Vogel schwarzer Vorbedeutung an, folgendes zu sagen:

„Hört mich, Faraker, ich will euch etwas Groſses sagen, und, wie man spricht, den Mund recht voll nehmen. Die Thoren sprechen, wahre Gröſse schweigt von sich. Doch ich kenne euch, und weiſs, daſs man euch seinen Werth in die Ohren schreyen muſs, denn ihr seyd gar stumpfen Herzens.“

„Es sind nun vier und vierzig Jahre, seitdem ich, der Verfasser aller dieser Handschriften, zum erstenmal im Kor der Dichter und Schriftsteller auftrat.“

„Meine Laufbahn umfaſst beynahe ein halbes Jahrhundert. Ich begann sie da, eh die Morgenröthe unsrer Litteratur vor der aufgehenden Sonne zu schwinden anfing, und ich beschlieſse sie — wie es scheint, mit ihrem Untergange.“

„So stellt nun Gebete und Opfer an, damit ich noch lange unter euch leben möge; denn ob es mir gleich zum groſsen Ruhm gereichte, wenn mit mir aller Witz und alle Einbildungskraft zu Grabe ginge, so dauert ihr armen Faraker mich doch gar zu sehr.“

Die armen Faraker waren über die schwarze Prophezeihung, die ihnen mit lauter Miſsjahren an Werken des Witzes und der Einbildungskraft drohte, sehr tief gerührt. Viele weinten und schluchzten.

Ein Verständiger unter ihnen sagte: „Der berühmte Mann hat sein Lebenlang viel Schönes und Herrliches geschrieben, viel Artiges über die Staatskunst gedichtet, aber wahrlich, dieſs ist das erste erhabene Wort, das er gesprochen hat. Laſst es uns bewundern, und es unsern Kindes-Kindern überliefern. Haben wir indessen doch seine Schriften noch, um uns daran zu erwärmen, wenn der kalte unfruchtbare Winter kommt, womit er uns so fürchterlich bedroht!“

Mahal sagte: „Die Faraker sind doch ein gutes Volk!“ und sein strenger Aufseher antwortete: „Wie sollte es nicht, da wir es gebildet haben?“

Als nun Mahal sein schreckliches Geschäft beendigt hatte, war er so zerschlagenen und zerrütteten Geistes geworden, daſs er bey seinem ersten nun verstatteten Ausgang, die gröbste aller Thorheiten, und nach der Sprache der Schriftsteller in Farak, das gröſste aller Verbrechen beging. Er ging vor der Stadt an dem Ufer des Meers herum, um frische Luft zu athmen, und Gott zu danken, daſs er mit dem Leben von seiner schrecklichen Strafe davon gekommen sey. Auf einmal kam ein Haufen Volks aus der Stadt, in ihrer Mitte drey Faraker, deren Hände gebunden waren. Ein vielfarbiger Mantel, oder Gomer, führte den Haufen an. Als sie nun an das Ufer des Meers kamen, öffneten sie drey Säcke, legten schwere Steine in jeden, steckten hierauf die drey gebundenen Faraker hinein, und wollten sie in das Meer schleudern. Mahal sah zu bis auf diesen Augenblick, dann fuhr er sehr heftig hinzu, und fragte um die Ursache dieses grausamen Unternehmens. Der vielfarbige Mantel oder Schriftsteller hatte die Güte ihm zu sagen:

„Der erste da hat das entsetzliche Verbrechen begangen, und unsern groſsen Sultan Komar einen Zwerg genannt!“

„Der zweyte hat das entsetzlichere Verbrechen begangen, und unsere treffliche Staatsverfassung getadelt!“

„Der dritte hat das allerentsetzlichste Verbrechen begangen, und ein Buch unsers erhabenen Oberhaupts, des Groſsvizirs, ein plattes Ding genannt!“

„Darum nun haben wir Gomer sie zum Tode verdammt, andern zum Schrecken und zur Warnung."

Da sagte der Mann vom Gebirge in seinem Grimm: „Ihr Wahnsinnigen und boshaften Heuchler! Ist eure Staatsverfassung nicht ein Ungeheuer? Ist euer Sultan nicht ein Zwerg? Sind die Bücher des Groſsvizirs, an denen ich mich beynahe zu Tode lesen muſste, nicht die plattesten, elendesten Schmierereyen?"

Der weise Gomer rief: „Faraker, seyd taub!" und die Faraker schrieen: „Wir waren taub! wir sind taub!"

Der Gomer winkte, und man verband Mahal den Mund, und umgürtete seine Hände.

Die drey Verurtheilten muſsten nun vor ihrem Ende aus den Säcken rufen: „Der Sultan sey kein Zwerg! die Staatsverfassung in Farak sey die beste der Welt! und das Buch des Groſsvizirs das herrlichste Werk, das die Vernunft zur Erleuchtung und Aufklärung der Menschen aufgestellt hätte!"

Hierauf schleuderte man die Faraker in das Meer, und Mahal ward in die Stadt zurück geführt. Weil er nun ein Fremder war, und der Sultan über ihn gelacht hatte, so ward er aus besonderer Gnade zur Landesverweisung verdammt, zuvor aber sollte er, des Andenkens an Farak halben, gestäupt werden.

Khalife. O, Ben Hafi, ich bitte dich, laſs ihn nicht stäupen! Der Arme leidet für die Wahrheit, und ich vergesse in diesem Augenblick all sein kühnes Vernünfteln.

Ben Hafi. Ich wollte dir es gerne zu Gefallen ihm, Herr der Gläubigen; aber die Pflicht — das Gewissen — und beruhige dich nur immer — Mahal versichert, die Ruthenstreiche auf seinen Rücken seyen ihm lange nicht so schmerzlich und beschwerlich gewesen, als das Lesen der Bücher des Groſsvizirs in Farak.

Khalife. Es kann leicht seyn, und er muſs es am besten wissen; doch ist es hart die beyden schrecklichen Züchtigungen nach einander auszustehen, und ich hätte ihm gerne die letzte erlassen sehen. Auch hat er nur die erste verdient, wie er selbst gesteht. Indessen da es geschehen ist, und er doch nicht anders aus diesem abscheulichen und mir ganz verhaſsten Lande kommen konnte, so ist es gut, daſs es vorüber ist.

Ben Hafi. Mahal sprach das Verdammungsurtheil über die Faraker, die Giner, die Irader, die Enocher, über alle Büchermacher aus, und ward über die Gränze gebracht.

Ben Hafi rollte seine Handschrift zusammen.

Khalife. Es ist mir lieb, daſs du ihn dahin gebracht hast, denn dein Mährchen war nicht allein langweilig, es war abscheulich. — Friede sey mit dir und euch!

SIEBZEHNTER ABEND. *)

Ben Haſi erschien auf den Glockenschlag, rollte seine Handschrift aus einander, und wollte eben beginnen, als der Khaliſe sagte:

„Ben Haſi, du hast mir seit einiger Zeit so widrige und scheuſsliche Mährchen erzählt, daſs ich mein Wort so heilig halten muſs, als ich zu thun gewohnt bin, um dich ferner anzuhören.“

Ben Haſi. Das Übel davon ist nur, daſs sie wahr sind, und das Gute davon ist, daſs sie für die Völker und ihre Beherrscher vielleicht belehrend seyn können.

---

*) Der Herausgeber sieht sich genöthigt, fünf Abende aus diesem Buche herauszuschneiden, und das darum, weil die Begebenheiten, die sie enthalten, einigen Vorfällen unsrer neuern Zeit so ähnlich sind, daſs man sagen sollte, Mahal habe seine Reisen im achtzehnten Jahrhundert, und zwar nicht in Asien, sondern in dem christlichen aufgeklärten Europa gemacht. Auch er mag keine Eulen nach Athen tragen. Das Ausgelassene würde nur dem Einzelnen gleichen, nicht dem Menschengeschlechte; und wer bedürfte auch heute der Erinnerung an das Einzelne, da wir Lebenden Zeugen davon waren, und die Geschichte es den künftig Lebenden genug erzählen wird, wenn es nicht die Folgen des Geschehenen selbst thun?

Khalife. Ich hoffe, nach der Sündfluth wird sich so etwas nicht mehr zutragen, und ferner hoffe ich, daſs dein heutiges Mährchen lustiger seyn wird, als die letzten traurigen.

Ben Hafi. Ich stehe für nichts; doch schmeichele ich mir, ein Umstand darin wird dem Herrn der Gläubigen gefallen.

Khalife. So muſs es gewiſs das Letzte seyn.

Ben Hafi. Meine Eigenliebe erlaubt es nicht, dir dieses zuzustehen.

Die Laune Mahals, Nachfolger des Propheten, die eben nicht die sanfteste war, stieg durch diese Erfahrungen und Kränkungen bis zum giftigsten Groll, und in dieser Stimmung lief er nun über die ihm verhaſste Erde hin. Nach seiner Geiſselung, nach den Schauspielen, denen er in *** und in *** u. s. w. als Zuschauer und Theilnehmer beygewohnt hatte, schwebten nun ohne Unterlaſs Verwünschungen gegen das ganze Menschengeschlecht auf seiner Zunge. Er warf die Menschen insgesammt dem Zorne des Herrn, als dem Verderben völlig gereift hin, und wünschte herzlich den Tag der groſsen Rache bald zu sehen. Aber leider arbeitete demohngeachtet sein empörter Geist noch immer fort, den sich vor seinen Augen immer mehr verwirrenden Knoten des menschlichen Lebens aufzuwickeln. Und wie gelänge dieſs dem empörten Geiste des Menschen, da es dem stillen, sanften und bescheidenen nicht gelingt, wenn er aufhört weise zu seyn, und diesem düstern Abgrund naht? Noch immer dünkte Mahal, er habe nur Worte erlernt, alle die tollen Triebe und ihn empörenden Erscheinungen zu benennen, aber keines dieser Worte erklärte ihm das Wie? Warum? Wozu? Daſs die Menschen das gedrohte Verderben verdienten, darüber war er völlig einig; aber der Vernünftler wollte auch gern wissen, warum sie dahin kommen muſsten? Warum sie das, was sie von den Thieren unterschiede, und so hoch über sie stellte, gerade dazu anwendeten, um unter sie zu sinken? Warum sie ihre Vernunft, ihren Witz, ihre wunderbare, schöpferische Einbildungskraft, die Fähigkeiten, die Künste gerade zum Bösen, und wie es schiene, aus Willkühr zum Bösen —

Khalife. Ich will hierüber nichts mehr hören. Unser Buch beantwortet, wie du weiſst, alle diese kühnen Fragen.

Ben Hafi. Allerdings, aber Mahal kannte es nicht.

Khalife. So konnte er doch wissen, daſs alles Böse von Eblis, von dem Teufel kommt.

Gott sagte, wir schufen den Menschen aus getrocknetem Thone, und schwarzem Leimen, und bildeten daraus seine Gestalt. Vorher hatten wir den Teufel aus feinem Feuer geschaffen. Erinnere dich, daſs dein Herr zu den Engeln sagte: gewiſs ich gehe damit um, den Menschen aus getrocknetem Thone, und schwarzem Leimen zu schaffen, und ihm eine Gestalt zu geben; wenn ich ihn ganz gebildet und ihm meinen Geist eingehaucht habe, so sollt Ihr niederfallen, und ihn verehren. Und alle

Engel zusammen verehrten Adam, auſser Eblis, der nicht unter den Engeln war. Und Gott sagte zu ihm: Eblis, warum warst du nicht unter denen, die Adam verehrten? Was hinderte dich den zu verehren, den ich mit meiner Hand gebildet habe? Bist du aufgeblasen von Stolze? Oder bist du wirklich von so ausgezeichnetem Verdienste? Eblis antwortete: Ich bin besser als er, du hast mich aus Feuer geschaffen, den Menschen aus trocknem Thone und schwarzem Leimen zur Gestalt gebildet; es ist nicht schicklich, daſs ich ihn verehre. Gott sagte: darum gehe von hinnen, denn du sollst mit Steinen vertrieben werden, und ein Fluch soll auf dir liegen bis zum Tage des Gerichts. Der Teufel sagte: O Herr, gieb mir Frist bis zum Tage der Auferstehung. Und Gott antwortete: Wahrlich du bist einer von denen, denen Frist gegeben seyn soll, bis zum Tage der bestimmten Zeit. Der Teufel erwiederte: O Herr, weil du mich verführt hast, so will ich gewiſs die Menschen auf Erden verführen, und alle will ich verführen, auſser diejenigen, die du zu deinen Dienern erwählt hast. Gott sagte: so ist es recht. Wahrlich über meine Diener sollst du keine Gewalt haben, sondern über die, die sich verführen lassen und dir folgen.

Ben Hafi. Und der Teufel verführte unsre Mutter durch die Frucht der Erkenntniſs, indem er sie glauben machte, sie und Adam würden Engel und unsterblich werden. So löst der Prophet den Knoten, und er ist gelöst. Auch Mahal kannte dieses Bild, gleichwohl löste er sich die ihn quälenden Schwierigkeiten nicht damit, und deutet sie an einigen Stellen dieser Handschrift auf den Kitzel des Wissens, wie du weiter hören wirst. Übrigens scheint der Teufel erst nach der Sündfluth recht in Ansehen gekommen zu seyn, und seine Herrschaft muſs einst beschränkter gewesen seyn, als sie nun ist. Wenigstens muſs er damals noch nicht so böse gewesen seyn. Du weiſst, Herr der Gläubigen, aus dem Buche, daſs er noch lange in vier Himmeln erscheinen durfte. Aus dem vierten wurde er nur bey der Geburt des Propheten Jesus verstoſsen, und aus den drey übrigen bey der Geburt unsers erhabenen Propheten. Von dieser Zeit her ist er vermuthlich so arg geworden.

Mahal suchte also noch immer die Quelle der Thorheit und Bosheit der Menschen, hielt, wenn er allein war, sehr oft Standreden, die ich dir erlasse, um deine Geduld nicht zu miſsbrauchen. Zu was könnte es uns auch nützen? Der Koran sagt uns alles, und der Zweifler ist gestraft, da ihn immer noch nach der Überzeugung dürstet, die wir im Glauben finden.

Bisher, Nachfolger des Propheten, hatte Mahal nur reife Menschen gesehen; aber nun sollte er sie überreif sehen. Menschen, meyne ich, die mit der Vernunft und Einbildungskraft so lange schwelgen, bis sie

Ungeheuer zeugen. Molche der Geister - oder Verstandes-Welt, welche die Einfalt auf der Erde getödtet, die natürliche Glückseligkeit davon verbannt, und ein Spiel erfunden haben, das die thätigen Kräfte im Menschen auflöset, die nothwendigen Übel zu ertragen und zu bekämpfen. Thun die Sultane oft das Böse ohne zu wissen, auf Antrieb ihrer Diener, so thun es diese aus Üppigkeit des stolzen vermessenen Verstandes.

Mahal befand sich nun in dem groſsen Reiche Kopha, das nach Haſa, welches wir eben verlassen haben, den höchsten Grad der Bildung und Erleuchtung erstiegen hatte, und recht dazu gemacht war, einen Denker entweder ganz zu vollenden oder ganz zu verwirren.

Als Mahal auf dem Platze der Hauptstadt auf und nieder ging, und dem Zufall zu überlassen schien, was er für ihn verfügen wollte, sah er einen reich gekleideten Mann, dem das Wohlleben die Wangen geschminkt hatte, auf sich zukommen. Er glaubte diesen Mann, trotz der äuſsern Veränderung, an Gang und Geberde zu erkennen, und irrte sich nicht; es war Ram, sein alter Lehrer aus Enoch, der ihn bey der Felsenbrücke ohnweit Irad so sonderbar verlassen hatte. Ram erkannte ihn gleich, begrüſste ihn jetzt ganz freundlich, und hieſs ihn willkommen in dem groſsen Reiche Kopha.

Mahal. Wenn ich dir nicht zuwider bin, wie ich dir es damals schien, als du mich so schnöde verlieſsest, so nimm mich in deinen Schutz. Ich habe des Bösen so viel erfahren, daſs ich nun mit Furcht den Fuſs in jedes mir neue Land setze.

Ram. So hoffe ich denn, das menschliche Leben ist dir nach und nach klärer geworden, als es dir in Enoch zu seyn schien, und du hast die Quellen springen gesehen, die du in Enoch so eifrig suchtest.

Mahal. Ganz und gar nicht. Je mehr ich Böses sehe und erfahre, je mehr scheinen sie sie sich vor mir in der Tiefe zu verlieren.

Ram. Glück zu! du bist nun in ein Land gekommen, wo man alles weiſs, weil man weiſs, daſs man nichts wissen kann. — Indessen denke ich doch, daſs sich das Bewundern und Anstaunen ein wenig bey dir gelegt haben wird.

Mahal. So ziemlich; doch habe ich mehr dabey verloren als gewonnen. — Aber in welchem Lande bin ich eigentlich?

Ram. Im Lande der Vernunft! Im Lande der Weisheit! In einem Lande, wo ein Philosoph *) Sultan ist, zu dem ich gezogen bin, und der Leute meiner Art zu schätzen weiſs.

Mahal. Nun so hält er sich gewiſs für keinen Gott, wie beynah die Narren alle, die ich gesehen habe.

---

*) Um verständlich zu seyn, braucht der Übersetzer dieses angenommene Wort. Das eigentliche arabische bedeutet Denkling; ein Ding, das wohl dem Begriff, aber nicht dem Ausdruck nach in Europa im Gange ist.

Ram. Nichts weniger, er ist ein Philosoph, ein Denkling, mag nur Denklinge um sich leiden, will alle seine Unterthanen dazu machen, Gott ganz abschaffen, weil er sich durch seine Schuld nicht begreifen lassen will, und sich an seine Stelle setzen. Das Volk ist schon auf diese Begebenheit vorbereitet, und du wirst die Wunder mit ansehen, welche die Vernunft hier wirkt.

Mahal. So laſs mich geschwinde weiter reisen!

Khalife. Ich bitte dich, thue es, Ben Hafi; ich erwarte von diesem Lande, diesem Sultan nichts Gutes, und mir ist leid, daſs Mahal diesen Ram hier angetroffen hat.

Ben Hafi. Dieses Mährchen, Herr der Gläubigen, wird dich empören, und doch wirst du um eines Umstandes willen damit zufrieden seyn.

Ram sprach: Wie, ein Mann, der das Gebirge um der Erkenntniſs und des Wissens willen verlassen hat, wollte nun fliehen, da er an ihrer wahren Quelle ist?

Mahal. So sage mir erst, was ist ein Philosoph?

Ram. Ein Ding, wie ich eins bin, ein Mann, der bald nichts, bald alles weiſs, und über alles spottet: doch dieſs ist Scherz! Ich bin ein Philosoph des Sultans Denkling, befinde mich ganz wohl dabey, und wenn noch etwas aus dir zu machen ist, so sollst du dich bald eben so wohl befinden. Aber du muſst allen Meynungen, die du bisher eingesogen hast, den Krieg ankündigen, muſst bloſs den Gesetzen der kalten, reinen Vernunft folgen, sonst können wir dich hier nicht brauchen. Komme nun mit mir in meine Wohnung, damit ich sehe, wie es mit deinem verworrenen Kopfe jetzt aussieht.

Mahal folgte ihm in ein Haus, das eher einem kleinen Tempel der Sinnlichkeit, als der Wohnung der Weisheit glich. „Du siehst, sagte Ram, daſs der Sultan Denkling seine Freunde zu schätzen weiſs. Nackend am Leibe ward ich in dieses Land geworfen, aber der Geist, den der Sultan in diesem nackten Körper zu finden wuſste, hat, wie du siehst, für seine elende Hülle gut gesorgt.“

Ram lieſs Erfrischungen auftragen, und Mahal fand bisher alles gut; nur der einzige Gedanke verbitterte seine Zufriedenheit, und erregte sein Miſstrauen, daſs der Sultan Denkling, aus einem so besondern Grunde, Gott in seinem Lande abschaffen wollte. Er lieſs sein Miſstrauen merken, Ram lächelte spöttisch darüber, und verlangte nun von ihm, er sollte ihm seine Geschichte, ohne alle Schminke, von dem Augenblick ihrer Trennung an, erzählen. Mahal erfüllte seinen Wunsch mit der ihm gewöhnlichen Treue; Ram hörte sehr ernsthaft zu, und lächelte nur bey jedem für Mahal traurigen und schmerzlichen Vorfall. Besonders ergötzten ihn die Begebenheiten in Irad, der Fall Puhs, das Lesen der Handschriften des Groſsvizirs in Farak, die Geiſselung, die *** der *** u. s. w., und da der Erzähler seine Geschichte mit seinen Zweifeln untermischte, die zu Zeiten wie ein Dampf aus der Erde aufstiegen, in den die Mährchen-Erzähler gewöhnlich ihre Zaubrer zu hüllen pflegen, und dieser Dampf alles um Mahal her in Nebel hüllte, so faſste ihn Ram am Ende derselben bey der Hand, und sagte: „Mahal, du bist der Alte noch, so viel ich sehe; doch der Sultan dieses Landes liebt das Neue und Sonderbare. Ich will dich zu ihm bringen, du sollst ihm deine Geschichte erzählen, vielleicht daſs du hier das Ende deiner traurigen Wanderungen findest.“

Mahal. Du weiſst, daſs sie auf meinem Gebirge endigen müssen; auch weiſst du ja, daſs mir Gott befohlen hat, dahin zurück zu kehren, wenn ich die Quellen der Bosheit und der Thorheit der Menschen entdeckt habe.

Ram. Eben darum kann dein hiesiger Aufenthalt das Ende deiner Wanderungen werden. Geselle dich nur immer zu uns, und selbst das, was du da gesagt hast, wird dir vielleicht zur Fabel werden.

Mahal. Ich glaube, Ram, ihr hier zusammen seid noch unsinniger, als alle die ich gesehen habe.

Ram. Es kann wohl seyn, und um so mehr sind wir des Sehens werth. Ich hoffe dem Sultan einen Gefallen zu thun, wenn ich dich ihm bringe, und darum will ich dich mit dem Manne vorher bekannt machen, damit du nicht bey ihm einen deiner Streiche machst, wodurch du in Gefahr kommst verstümmelt zu werden, und wodurch dir bald ein Dolchstich, bald eine Geiſselung, bald ein zwanzig Monden langes Lesen, bald u. s. w. zu Theil wird.

Mahal. Hast du vergessen, daſs ich auch deinen Leib in Enoch unter der Geiſsel bluten sah.

Ram. Nein Mahal, und du sollst sehen, daſs ichs nicht vergessen habe. So höre denn:

Der Vater des Sultans Denkling war ein groſser, gewaltiger Mann. Er liebte den Heldenruhm, und erkaufte sich mit dem Leben vieler Tausende seiner Kopher, die Menschen in Sullah und Mullah zu Unterthanen. Da diese Sullaher und Mullaher nur vieles Blut und wenig Gold kosteten, so hielt es der Sultan für einen sehr guten Handel. Nachdem er nun unumschränkter Herr über diese drey Reiche war, und die Einwohner dieser drey Reiche seine Herrschaft sehr geduldig ertragen muſsten, so herrschte er ganz erträglich, und sorgte als ein guter Vater seiner Völker dafür, daſs er ihnen seinen Saamen als Erbschaft hinterlassen möchte. Er nahm ein Weib und zeugte drey Söhne, die er alle drey, nach den an ihnen entdeckten Eigenschaften ihres Geistes, benannte, und sich dann entschloſs, seine drey Reiche, nach ihren und der Bewohner Eigenschaften unter sie auszutheilen. Hieraus siehst du, daſs der gute Sultan auf die Zukunft dachte, und keiner der Herrscher war, die da glauben, mit ihnen sterbe alles, und mit ihrem Tode erfolge der Untergang der Welt.

Sein erster Sohn Fakim (Denkling) hatte sich diesen bezeichnenden Namen dadurch erworben, daſs er, wie sein Vater von ihm erzählte, alles was man ihm zur Unterhaltung in die Hände gab, sogleich in Stücken schlug und riſs, über die zerschlagenen und zerriſsnen Fetzen so lange nachsann, sie so lange auf verschiedne Art zusammensetzte, bis er den Mechanismus des Machwerks entdeckt zu haben glaubte, oder etwas anders, sey es auch noch so sonderbar oder verzerrt gewesen, draus geschaffen hatte. Aber nie versuchte er, ein Ding wiederum in seinen vorigen Zustand herzustellen; alles dieses bewies nun eben sowohl seine Eigenheit, als seinen tiefen, rastlosen Forschungsgeist. Darum nun bestimmte ihn schon der weise Vater in der Kindheit zum künftigen Beherrscher der tiefsinnigen, verdrieſslichen und launichten Kopher. Der Name thut oft viel; denn da der kleine Mann sich immer Herrscher und Denkling nennen hörte, so glaubte er, er sey beydes schon, und setzte aus den zwey Begriffen ein ganz artiges Ungeheuer zusammen. Die Lehrer, die man ihm gab, versäumten natürlich nicht, diesem Unman ihm gab, versäumten natürlich nicht, diesem Ungeheuer Glätte, Schmuck und Gestalt zu geben, sie überzeugten ihn dabey so sehr von seinem tiefen Forschungsgeist, daſs er nun der gröſste, tiefste Denker in seinem Reiche wirklich geworden ist, und so viel Genuſs in dem Denken findet, daſs er nichts weniger will, als alle seine Unterthanen zu solchen ungeheuern Denkern machen, als er sich zu seyn glaubt. Er wird sich dann nur für ganz glücklich halten, wenn er ein Denkling über Denklinge herrscht. Mit dem Hofe hat er es schon ziemlich weit darin gebracht, und selbst die traurigen Kopher benehmen sich ganz artig dabey. Sie werden auf der einen Seite witziger und auf der andern dümmer. Das einzige was uns bisher einige Narren vorwerfen können, ist der unbedeutende Umstand, daſs die Kopher, seitdem sie der Sultan zu so groſsen Denklingen gemacht hat, und sie so viel von moralischen Maximen und reinen Beweggründen ihrer Handlungen sprechen, so gar viel über Gott und die Welt vernünfteln, viel schlechtere Arbeiter, und noch schlechtere Menschen geworden sind. Doch dieses alles wird sich schon geben, wenn sie nur erst die Sittengesetze, die mit so feiner Schrift in die Vernunft aufgezeichnet sind, recht deutlich werden lesen können. Diese Sittengesetze nun sind die Erfindung unsers Sultans Denkling, und du wirst erstaunen, wenn du sehen wirst, wie leicht es ist, die Menschen damit zu der lange gewünschten, lange gesuchten nützlichen Vollkommenheit zu leiten.

Mahal. Könntest du mir diese merkwürdigen Gesetze nicht im Voraus mittheilen.

Ram. Sehr gerne. Sieh, es sind nur einige Zauberformeln, die auf einmal das ganze Menschengeschlecht von allem moralischen Übel, aller Unruhe des Geistes, aller Ungerechtigkeit, aller Habsucht, aller Zweifelsucht heilen werden, die alles auf einen ganz einfachen Grundsatz zurückführen, und die Menschen zu so reinen vollkommnen Wesen machen müssen, als die nur immer werden können, die auf zwey Beinen gehen, und von irdischer Speise und irdischem Tranke leben. Merke wohl auf!

Die erste Formel lautet: Keine unsrer Erkenntnisse und Begriffe erstreckt sich über die Erfahrung unsrer fünf Sinne. Das heiſst: Alles was du nicht riechen, schmecken, hören, befühlen und sehen kannst, das ist nicht für dich, ist für dich gar nicht da, und alles was du je gedacht hast, je denken wirst, und jetzt denkst, muſs von den Eindrücken herkommen, die sie erhalten haben, die du bemerkt und unterschieden hast.

Die zweyte Formel lautet schon erhabener: Du muſst immer so handeln, daſs der Beweggrund deiner Handlungen ein allgemein verbindendes Sittengesetz für alle Menschen werden kann.

Die dritte Formel, die eine Folge der zweyten ist, lautet so: Der Beweggrund deiner Handlungen muſs aus einem freyen Willen flieſsen, die thierische Lust und Unlust, der thierische Schmerz und das thierische Vergnügen müssen auch nicht den geringsten Einfluſs darauf haben. Alles was du thust, muſs ohne Furcht vor der Strafe, die auf deine Handlung erfolgen könnte, ohne alle Hoffnung auf Lohn, die deine Handlung verdienen könnte, geschehen, muſs bloſs darum geschehen, weil die Handlung gut ist und weil das Gesetz der reinen unbestochnen Vernunft sie gebietet. *)

---

*) Dieses erhabene Prinzip der Moral steht wahrlich nicht hier, um verspottet zu werden. — Nimm es in Rücksicht, wie die Menschen handeln sollen, so ist es das Erhabenste, was die erleuchtete Vernunft aufgestellt hat; hältst du es gegen die Erfahrung, so ist es freylich die giftigste Satyre gegen die Menschen, und Lucian, Rabelais und Swift konnten ihrer nicht grausamer spotten, als es diese wenigen Worte thun. — Neu ist es eben so wenig, denn von den alten Philosophen bis zum platonischen Shaftesbury haben es sehr viele aufgestellt, und niemand kräftiger, als das Weib in Damas, das der Gesandte Ludwigs des Heiligen auf der Straſse sah, indem es in der einen Hand Feuer und in der andern Wasser trug. Der Gesandte fragte es um die Ursache, und es antwortete im Geiste dieses Prinzips: „Mit dem Feuer will ich das Paradies verbrennen, mit dem Wasser

Mahal. Ob ich gleich dieses so ziemlich begreife, so erinnre ich mich doch, daſs ich auf meinen unglücklichen Wanderungen keinen Menschen gefunden habe, der nach diesen Zauberformeln, wie du sie nennst, gehandelt hätte. Jeder that immer grade so, als wäre er allein in der Welt.

Ram. Du wirst es auch hier so finden; doch ist es gut und nützlich den Menschen recht oft zuzurufen, wie sie seyn sollten. — Die einzige Schwierigkeit, die wir hier vor uns finden, ist nur diese, daſs wir die Kopher noch nicht ganz von dem Gefühl der Lust und Unlust heilen können; daſs sie noch immer fürchten und hoffen. Doch eben daran arbeitet unser

---

das Feuer der Hölle auslöschen, damit die Menschen Gott um seinetwillen, und nicht wie Tagelöhner verehren." — Damit aber dieses Prinzip allgemein praktisch werde, so erfordert es weiter nichts, als daſs dieses und jenes geschehe, bis dahin (und warum sollte es nicht einst in Erfüllung gehen, da es nicht vom *Können*, sondern vom *Wollen* abhängt, und der *Wille* so leicht, wie theoretisch erwiesen ist, zu rectificiren ist) kann es einstweilen zum Probestein der Würdigung menschlicher Tugenden und Handlungen dienen. Dem Beobachter, der ihn recht zu brauchen weiſs, wird man nicht leicht durch den Schimmer von heuchlerischen und tagelöhnerischen Scheintugenden blenden. Damit er aber als ein gerechter, billiger Mann verfahre, und selbst dabey gewinne, so fängt der Schätzer und Beobachter am besten bey sich selbst an. Dann wird er auch leicht finden, wo es ihm und den Nachbaren eigentlich dazu fehlt.

Sultan Denkling aus allen seinen Kräften, und unterstützt seine Arbeit mit aller Macht, die ihm der Thron verleiht.

Auſserdem finden sich noch einige kleine Widersprüche, die aber so unbedeutend sind, daſs ihrer der Sultan nur lacht. Zum Beyspiel: wir sagen: der Mensch ist frey, hängt nur von den Gesetzen ab, die ihm die Vernunft, folglich er sich giebt. Da nun die Vernunft sein eigentliches Ich ausmacht, so ist der Mensch natürlich sein eigner Gesetzgeber. Dagegen lautet eine andere Formel: der Sultan ist unumschränkter Herr, sein Wille ist euer Gesetz, dieses müſst ihr befolgen, vertrüge es sich nach eurer Meynung auch nicht mit den Gesetzen eurer Vernunft.

So sehr sich auch der Sultan dem Gesetze seiner Vernunft unterwirft, so kann er doch gleichwohl nicht vergessen, daſs er Sultan ist, und ein Sultan, guter Mahal, muſs manches befehlen, das der Vernunft zuwider ist, und daher kommt es vermuthlich ganz allein, daſs nichts schwerers für einen Sultan ist, als zugleich ein Philosoph zu seyn, weil sein sonderbares Amt, und die daraus flieſsenden Ansprüche und Forderungen, sich so hart mit der Philosophie vereinigen lassen. Auch braucht jeder Sultan die Fabel der Lust und Unlust, des Schmerzes und des Vergnügens, die, ob sie gleich alles Böse in der Gesellschaft verursachet, sie gleichwohl bisher im Gang erhalten haben, und ohne deren Ertrag wir es wohl nicht der Mühe werth hielten, mit dem Sultan Denkling zu philosophiren. Indessen dieses alles wird sich schon geben, wenn wir nur erst einmal mit der Ausrottung des Unkrauts fertig sind, das neben der Vernunft aufwächst.

Mahal. Ram, ich verstelle von dem allen nichts.

Ram. Brauchst du das! Und glaubst du, es lohne wohl der Mühe zu philosophiren, wenn Leute wie du sogleich verständen, worüber wir so lange gebrütet haben!

Mahal. Wozu sagst du mir es denn?

Ram. Um dich zu einem gröſsern Narren zu machen, als du schon bist, und um dich neue Worte zu lehren.

Den zweyten Sohn nun nannte der alte Sultan Gripik. — Dieſs heiſst in der gemeinen Sprache, Herr der Gläubigen, Schönling. *) — Diesen Namen, sagte Ram zu Mahal, gab ihm der Vater darum, weil er alles, was ihm unter die Hände kam, verschönerte, es mochte die Verschönerung vertragen oder nicht. Alles beschmierte er mit glänzenden Farben, Menschen und Thiere, sein belebtes oder unbelebtes Spielzeug. Dabey schnitt und schnitzelte er an allem, und suchte allem was er vorfand eine schönere Form zu geben, als die Natur oder die Hand des Künstlers ihm gegeben hatte. Auch sprach er, von frühster Kindheit an, in wohlgeordneten klingenden Worten, liebte und suchte jeden Ausdruck, der über die gemeine Vorstellung hinüberschoſs, hüllte alles, was er sprach, in groſse, erhabene Bilder ein, und schien ganz Einbildungskraft zu seyn. Der Vater wählte ihm Lehrer dieser Art, und unter ihrer Leitung bildete er sich in dem geistigen Genusse des Schönen, Guten und Erhabenen so aus, daſs ihm alles Alltägliche und Gemeine unerträglich ward. Er ist von dem zartesten Gefühl, dem feinsten Geschmack, und von so erhabenem Sinne, daſs ihm alles, was man ihm in der nackten Wahrheit vorstellt, zur Marter wird. Jeder geht an seinem Hofe auf feyerlichen Stelzen, und spricht in Bildern und Figuren. Ihm bestimmte der Vater die Sullaher zu Unterthanen, ein sehr leichtes, munteres Volk, ganz der Freude und Wonne ergeben. Es soll nun in Sullah herrlich hergehen, alles im Genusse des Schönen und Guten leben, mit der Einbildungskraft schwelgen, alle Tugenden, und besonders die Tugenden des Sultans Schönling trefflich besingen, und sie sollen in Sullah sogar von Gott in ihren Gedichten reden, weil er als ein groſser, prächtiger, geheimniſsvoller, dichterischer Gegenstand zu brauchen ist. Unsere Philosophen sagen zwar, die Sullaher verlören nicht allein, bey ihrem angenehm und erhaben Fühlen, allen Sinn für Wahrheit, sondern sie vergäſsen auch, über dem Kitzel der Einbildungskraft, das zu thun, was das Feuer dieser schönen Zauberin unterhält, und man fühle schon die Folgen der Dichterwuth in Sullah. Doch Denklinge sprechen selten gut von Schönlingen, und Schönlinge eben so selten von Denklingen.

---

*) So paraphrasirt der Araber, und der Übersetzer braucht auch dieses Wort, weil es, wenn auch nicht gebräuchlich, doch verständlich ist.

Khalife. Wie wahr spricht doch der Prophet von den Dichtern: Der Sinne beraubt laufen sie in den Thälern herum, und sprechen, was sie nicht thun.

Ben Hafi: Gerade so war es in Sullah vor der Sündfluth, und ist, wie der Prophet beweiset, noch nach der Sündfluth so. —

Den dritten Sohn, fuhr Ram gegen Mahal fort, nannte der Sultan Pah! das heiſst im gemeinen Arabischen, der Einfältige.

Khalife. Dieses Wort ist mahlerisch genug; weiſst du wohl warum, Ben Hafi?

Ben Hafi. Gern lerne ich von dir.

Khalife. Weil sich der Einfältige über alles wundert.

Ben Hafi. So ist es, und dann ruft er in dieser Sylbe aus. — Dieser Pah nun, fuhr Ram fort, war so gemeinen Schlags, daſs er weder tief zu denken noch schön zu empfinden schien, sondern alle nöthigen Verrichtungen des menschlichen Lebens so gerade weg machte, wie jedes andere Menschenthier. Es schien ihn gar nicht zu bekümmern, womit und wodurch er dieses that, ob durch seinen freyen Willen, ob durch die Nothwendigkeit, das Gesetz der Vernunft, oder den Trieb der Lust oder Unlust; aber alles was man ihm zu thun auftrug, das that er so eifrig und so treu wie ein Lastthier, dessen Vorzüge, mein lieber Mahal, du dich wohl erinnern wirst. Da der Sultan Vater sah, daſs an dem Knaben so wenig war, so überlieſs er ihn weislich seiner angebornen Einfalt, und gab ihm auſser ihr keine andern Lehrer. Ihn bestimmte er zum Sultan der Mullaher; ein wildes ungesittetes Volk, das aber in einem Punkte das ist, wozu unser Sultan die Kopher erleuchten will. Sie wissen nichts mehr von Gott, haben ihn ganz vergessen, sie pflanzen, säen, erndten, jagen, fischen, essen und trinken, schlafen bey ihren Weibern, wissen nicht woher sie kommen, wohin sie einst gehen werden, und fragen auch nicht einmal darnach. Es ist ein dummes, gesundes, glückliches, starkes Volk, das selbst den Tod nicht fürchtet, und will sie der Gott, mit dem du gesprochen haben willst, mit uns feinern, ausgebildetern Leuten verderben, so verdirbt er wahrlich Menschen, die, da sie von ihm nichts wissen, ihn auch nicht beleidigen können.

Khalife. Ben Haſi, laſs den Menschen schweigen.

Ben Haſi. Ich kann nicht, Herr, es führt zum Zweck. — Ram fuhr fort: doch dieſs ist ja seine Sache, nicht die meine. Wie, Mahal, du erblassest — sey nur ruhig, dein Ohr wird sich schon gewöhnen; dein Blut wird bald an deinem Herzen fester sitzen bleiben, und nicht so leicht nach deinen Wangen fliegen, wenn du uns besser kennen lernen wirst.

Khalife. Warum muſste Mahal diesen Ram antreffen!

Ben Haſi. Kann ich's ändern? Gedulde dich, Herr, du wirst am Ende zufrieden mit diesem Mährchen seyn.

Khalife. Keine Zufriedenheit kann mir die Angst bezahlen, die ich bey den Äuſserungen dieses Menschen leide. Ich wette, Ben Haſi, es ist einer der bösen Geister oder Eblis selbst, der in der Gestalt dieses

Rams den armen Mahal zum Abfall von Gott verführen will.

Ben Hafi. Es könnte wohl seyn, und die Larve eines Philosophen schickte sich am besten dazu; aber in diesem Mährchen geht alles gar zu natürlich her, und dieser Ram ist leider ein Mensch. — Es giebt einige Leute hier, sagte nun Ram, die da behaupten, der alte Sultan würde besser gethan haben, den tiefen Denker über die muntern Sullaber, den anmuthigen Geist über die tiefsinnigen, launichten Kopher, als Sultane einzusetzen. Andere gehen gar so weit, (und es sind nicht die Dümmsten) zu sagen, er würde am besten gethan haben, dem Sultan Einfalt die drey Reiche allein zu hinterlassen, weil er mit den Menschen ihren angewöhnten Gang in aller Ruhe fortgegangen wäre; doch diefs wissen wir Philosophen besser. Und sieh nur, Mahal, so stumpf und blödsinnig sind die Menschen, dafs nun viele aus diesen beyden erleuchteten Reichen davon laufen, sich bey den wilden Mullahern niederlassen, und keiner der wilden Mullaher zu uns herüber in die Schule kommt. Der Sultan Denkling meynt, es würde sich noch alles geben, und wer von uns wird ihm wohl die Freude verderben wollen?

Der alte Sultan lag auf dem Sterbebette, die drey Erben seiner Thronen standen um ihn herum. Er hielt eine sehr lange Rede, und legte nun, wie Sultane manchmal thun, ein Bekenntnifs seiner Fehler ab, die er nun erst bereute begangen zu haben. Dieses ist ein recht guter Gebrauch der sterbenden Sultane; es ist nur Schade, daſs er zu nichts mehr nutzet, daſs sie das Geschehene nicht mehr ungeschehen machen oder verbessern können, und ihre Erben, während des Bekenntnisses, gewöhnlich an etwas ganz anders denken, als aus dem Bekenntnisse nützliche Warnungen und Lehren für sich zu sammeln. So ging es auch hier. Einfalt heulte wie ein ganz roher natürlicher Mensch über den nahen Verlust des Vaters, Schönling setzte dem Sterbenden in seinem Geiste eine schöne Leichenrede zusammen, und Denkling spottete des armen Tropſs von Sultan, der von Sünden gegen sein Volk und ein Wesen sprach, das er als überflüssig schon damals abzusetzen dachte. Auch meynte er, es sey einmal hohe Zeit, daſs der Mann, der so wenig von den Gesetzen der Vernunft wuſste, ihm, der ganz nach diesen Gesetzen herrschen wollte, Platz mache. Damit ihm nun die Zeit nicht lang würde, nahm er sich vor, genau acht zu geben, was seinen Vater bey dem Verscheiden verlassen würde, ein Nichts oder ein sichtbares Körperchen. Schönling lief bey den ersten Todeskrämpfen davon, um nichts von dem häſslichen Tod zu sehen. Einfalt heulte immerfort, und Denkling ärgerte sich innerlich über den gemeinen Menschen, und kann ihm sein damaliges Betragen noch heute nicht vergeben. Einige Augenblicke vor dem Hinscheiden sagte der Alte: „Für meine zwey Ältesten bin ich unbekümmert, der eine hat Verstand, der andere Gefühl, aber Einfalt! Einfalt!“ Einfalt küſste seine Hände, legte ihm ein Polster unter das Haupt, der alte Sultan sank in seine Arme, verschied, und Einfalt allein blieb bey ihm und weinte über seine Leiche. Sieh dieſs alles hat mir Sultan Denkling mit sehr viel philosophischem Stolze erzählt, und dabey gesagt: „da er nichts seinen Vater beym Verscheiden habe verlassen sehen, so müsse auch wohl nichts in ihm gewesen seyn.“

Nachdem nun Schönling seine lange, schöne Rede abgelesen, Einfalt genug geweint, und Denkling über beyde genug gespottet hatte, folgte jeder seiner Bestimmung. Jeder setzte sich auf seinen goldnen Thron, und alles geht so herrlich, wenigstens bey uns in Kopha, daſs ich dir Glück wünsche hergekommen zu seyn. Nun gehe ich zum Sultan, um dich ihm als ein recht ungeheures, der Bildung aber recht fähiges Menschenthier anzumelden. Noch einmal, hüte dich vor einem rohen Gebirgsstreich, und damit er dir nicht entwische, will ich dir zur Seite sitzen.

Mahal war während der langen Rede Rams nicht wohl zu Muthe, und er fühlte die ängstlichste Beklemmung, als er ihm von dem wilden Volke in Mullah sprach; aber die aufgeklärten Kopher sollten ihm ganz andere Bangigkeiten verursachen.

Ram meldete ihn dem Sultan an, und der Sultan verordnete, man sollte ihn bey der ersten Versammlung in den Saal der Vernunft einführen. Es waren in dem Pallaste des Sultans drey Versammlungssäle, der Saal der Vernunft, der Saal der Wahrheit, der Saal des Lichts; doch hörte man in diesen drey Sälen nie etwas Vernünftiges, nie etwas Wahres, nie etwas Klares, und darin gleichen ihnen die philosophischen Hörsäle oft noch nach der Sündfluth, ob sie gleich nicht so prächtig ausgeziert, auch nicht in den Pallästen der Sultane zu suchen sind. Bis dahin führte Ram seinen Gast bey einigen seiner philosophischen Freunde auf, und weil Mahal ihnen nur zuhorchte, so faſsten sie keine schlechte Meynung von ihm, und versicherten ihn sogar ihres Schutzes. Die Meynung aber, die Mahal von ihnen faſste, war so vortheilhaft nicht, denn der Sohn des Gebirgs fühlte, daſs sein eben nicht sehr heller Geist in ihrer Gesellschaft immer dunkler ward, und ein ängstliches Beben überfiel ihn jedesmal, wenn sie den Knoten so rasch zerhieben, an dem er so furchtsam nagte.

Der Tag erschien nun, an welchem Mahal vor dem Sultan in dem Saal der Vernunft erscheinen sollte. Ram führte ihn ein. Sultan Denkling saſs unter seinen Brüdern, ohne alles Zeichen seiner Macht. Hier herrschte allgemeine Gleichheit, und der Werth des Menschen ward nur nach dem Maaſse der Vernunft gemessen. An der Hauptwand des Saals waren die ebigen Zauberformeln, in goldenen Zeichen, eingegraben. Sultan Denkling war eine lange hagere Gestalt, mit einem sehr blassen Angesicht, das stolze Gnügsamkeit des Geistes und kalte Selbstsucht ganz gut ausdrückte. Mahal muſste sich gegen ihm über niederlassen, und ohne weitere Umstände seine Geschichte anfangen. Ram saſs neben ihm. Die Gesellschaft hörte ihn eine Zeitlang sehr aufmerksam an, nickte ihm sogar Beyfall zu, als er seinen heiſsen Durst nach Kenntnissen und Wissen beschrieb, als er aber ganz unbefangen erzählte, wie ihm Gott erschienen sey, so brach der Sultan Denkling in ein lautes, schallendes Gelächter aus. Die Versammlung wieherte ihm nach, und der Saal der Vernunft erscholl von dem sausenden Gelächter der Philosophen, während Mahal wie ein Mann da saſs, den man plötzlich überfällt und mit Fäusten schlägt.

Ram, der diese Wirkung voraussah, und mit unbeschreiblichem Verlangen den Augenblick erwartete, lächelte nun und sagte zu dem Sultan: „Habe Mitleiden mit dem Armen, und laſs ihn lieber die Schärfe deines Verstandes und den Stachel deines Witzes empfinden.“

Mahal wollte reden; aber Ram stieſs ihn an und sagte: „Ich bringe dich, wie du siehst, auf guten Weg. Schweige und reitze ja diese Denker hier nicht; wahrlich du würdest nicht so gut davon kommen, wie in Gin, Farak u. s. w.“

Sultan Denkling schien eine Zeitlang tief nachzudenken; die ganze Versammlung saſs gleich ihm in tiefsinnigem Schweigen. Endlich öffnete er seine blassen Lippen, warf sich in die Stellung eines zermalmenden Denkers, und alle seine Brüder richteten ihren Blick auf ihn.

Sultan Denkling. Fremdling, du sagst, du habest Gott gesehen?

Mahal. Das habe ich!

Sultan Denkling. Nun so hast du ihn doch wohl in menschlicher oder in einer andern Gestalt gesehen; hast ihn mit einer menschlichen oder sonst einer dir verständlichen Sprache reden hören?

Mahal. Ganz gewiſs.

Sultan Denkling. Gut! — Hast du Gott in menschlicher Gestalt gesehen, mit menschlicher Stimme reden hören, so hast du nicht Gott gesehen, nicht eine göttliche Stimme gehört, sondern eine menschliche Gestalt gesehen, und eine menschliche Stimme gehört. Wir hier wissen nichts von Gott, weil er nicht wollte, daſs wir etwas von ihm wissen sollten. Wir alle sind überzeugt, daſs wir ihn mit diesen unsern Sinnen nicht begreifen können, und was wir mit unsern Sinnen nicht begreifen können, das lassen wir dahin gestellt seyn. Denken wir uns etwas unter diesem Begriff, oder bilden wir uns ein, wir dächten etwas darunter, so sagen wir nach dem Maaſse unsrer Sinne vergleichungsweise: er ist unendlich, unermeſslich, dem Auge des Menschen unerreichbar und unsichtbar. Du siehst, dieses alles sind Gegensätze unsers eigenen Wesens! Wir nennen ihn auch wohl den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, ohne doch etwas darunter klar zu denken, weil unsre Sinne davon nichts fassen können, und was unsre Sinne nicht fassen können, ist nach der ersten Formel dort nichts für uns, und kann uns nie Wahrheit werden.

Mann vom Gebirge, hast du nun nach deiner Aussage Gott in einer Gestalt gesehen, so hast du ihn in dieser Gestalt eingeschlossen und eingeschränkt gesehen; hast du ihn in dieser Gestalt eingeschlossen und eingeschränkt gesehen, so war er damals weder unendlich, noch unermeſslich, noch allmächtig, noch dem Auge unsichtbar und unerreichlich, sondern er war in diesem Augenblick meſslich, endlich, erreichbar, sichtbar, und in seiner Macht beschränkt, wie wir alle hier, die wir in Körper eingeschlossen sind. Nun sagt man ferner, sein Geist durchdringe Weltgebäude, nebst allem, was auf und in ihnen ist und lebt. Diese Weltgebäude müſsten also in dem Augenblicke seiner Einschränkung in die endliche begränzte Gestalt zusammengefallen seyn. Da sie nun nicht in dem Augenblick, als du Gott in menschlicher Gestalt sahest, zusammenfielen, und wir mit allen diesen Weltgebäuden noch da sind, so konnten wir und sie diesen Augenblick ohne seine Einwirkung bestehen; konnten wir und sie, während deiner Unterredung mit ihm, ohne seinen Einfluſs bestehen, so konnten wir und alles auch ohne ihn entstehen. Oder willst du lieber sagen, nur ein Theil von ihm habe sich in der Gestalt verborgen, so hebst du abermals sein Wesen auf, indem du ihn theilbar denkst. Du hast also Unsinn gesagt; oder du hast ein Traumgesicht gesehen.

Ein allgemeiner Ausruf der Bewunderung erscholl, als der Sultan Denkling zu reden aufhörte, den Zeigefinger über seine Nase legte, und dem verwirrten, glühenden, bebenden Mahal ganz kalt in die Stirne sah. Stürmend wollte dieser losbrechen; aber Ram stieſs ihn noch heftiger an und sagte: „Schweig; noch einmal sage ich dir, dieser Sultan Denkling und seine Freunde sind noch weit gefährlicher, als alle die Götter von Sultane, die du bisher gesehen hast. Du bist nun auf dem Wege dein Glück zu machen, sich vorwärts, und laſs hinter dir liegen und fallen, was da will."

Der Khalife erhob begeistert seine Stimme, indem er rund um sich herblickte: Gesegnet sey Gott der Allmächtige! Ihr glaubet, und Ihr werdet sterben, und Ihr werdet auferstehen. Sehet, da ist ein Mann, der streitet über Gott, ohne Kenntniſs und Weisung eines offenbarten Buchs, er windet sich in seinem Geiste, daſs er die Menschen von dem Wege des Herrn locke. Schande wird sein Lohn in dieser Welt seyn, und an dem Tage, da die Mutter den vor Durst lechzenden Säugling zu stillen vergessen, und sein Wimmern nicht hören wird, an dem Tage der Auferstehung, soll er die Qual des Feuers empfinden. Gott ist gerecht! Mit glühenden Gewändern sollen die Ungläubigen bekleidet werden. Kochendes Wasser soll über ihre Häupter gegossen werden, daſs sich ihre Haut, ihre Eingeweide auflösen, und mit eisernen Keulen sollen sie zerschlagen werden.

Ben Hafi. Dieses wird ihr Lohn seyn! — Ohngeachtet der Vermahnung Rams unterlieſs doch Mahal nicht, seine bebenden Lippen zu öffnen: „Damals sah ich kein Traumgesicht; aber nun sehe ich ein Gesicht, scheuſslicher, als mir der Unsinn der Menschen bisher gezeigt hat. Ihr Gottesleugner —“

Der Sultan Denkling fuhr auf: „Freund! deine Geschichte. Wir hier leugnen deines Gottes Daseyn nicht, und bejahen es auch nicht. Was nicht erkannt seyn will, nicht erkannt werden kann, ist für uns nicht da. Das was du von ihm sagtest, ist Wahnsinn, und Wahnsinn muſs sich nicht erkühnen in dem Saale der Vernunft laut zu werden. An der Tafel magst du mich damit ergötzen.“

Khalife. Ben Haſi, könntest du dein Mährchen nicht erzählen, ohne mich mit diesen ungeheuern Menschen ferner zu quälen?

Ben Haſi. Und wie sollt' ich zu dem Hauptumstand gelangen, den es enthält? Wie mit meinem Mährchen zu Ende kommen? Sind es doch eben diese Menschen hier, die es zu Ende bringen.

Khalife. Hundert Derhem, und mehr sind dein dafür. Fordere!

Ben Haſi. Ich nehme die hundert Derhem mit Dank an, und entwerfe dir nur ein Gerippe von meinem Mährchen, mir doch vorbehaltend, es schriftlich nach der Handschrift Mahals weiter auszuführen, und es dir dann mit allen kleinen Umständen, Beschreibungen und Reden zu überliefern. Groſs ist das Opfer, das ich dir bringe; denn nun erst habe ich die rechte Gelegenheit gefunden, alle mein unnützes Wissen anzubringen — und unnützes Wissen, Herr der Gläubigen, bringt man am liebsten an.

Khalife. Auch bey der Kürze des Unsinns ist Gewinn, für den der ihn anhören muſs, und auch diese Thoren predigen wider ihren Willen Gottes Macht. Ich hoffe, die Engel, die mir heute zur Seite stehen, werden die kühnen Worte dieser Lästerer von meinen Ohren wegblasen, und sie zu meinem Herzen nicht kommen lassen. Für diesen armen Mahal aber ist mir bange.

Ben Hafi. Mahal fuhr nun in seiner Geschichte fort, berührte seine Sendung, welche die Gesellschaft, als eine Allegorie, so ziemlich ergötzte. Dann erzählte er seine Begebenheiten an den verschiedenen Höfen, die den Sultan sehr unterhielten. Und obgleich Denkling alle diese Sultane für Thoren hielt, so hielt er sie doch darin für klug, daſs sie sich als Götter aufgestellt hätten. Er sagte: „Der Mensch bedarf einer sinnlichen Darstellung der Macht und Gewalt über ihn; da nun der Begriff von Gott über alle Fassung geht, und in Unsinn ausartet, so kann man das Nützliche davon nicht besser versinnlichen, als unter dem Bilde eines herrschenden Sultans, und darauf denken wir!"

Nachdem nun Mahal seine Erzählung geendigt hatte, warf er folgende Fragen auf: „Nun ihr, die ihr, wie ihr sagt, so viel und so wenig wisset, die ihr meinen Verstand durch das, was ihr sprecht, noch mehr verwirrt habt, erleuchtet mich doch in einer Sache, und sagt mir: Warum der Mensch nicht besser ist, als ich ihn hier finde, und anderwärts gefunden habe? Warum er sogar böse ist? Wo wohl die Ursache sitzen mag? Ob auſser oder in ihm? Und zeigt mir deutlich, wo die Quelle seines Unsinns und seiner Bosheit springt?"

Khalife. Abermals die unerträgliche, alte Frage, die doch so leicht zu beantworten ist.

Ben Hafi. So leicht! freylich nach dem Koran —

Khalife. Auch aus der Vernunft, der ganz gemeinen Vernunft.

Groſsvizir für sich. Dieſs alles kommt von dem in den Menschen eingewurzelten Bösen her, darum muſs man ihn mit einem eisernen Zepter regieren, und zum Guten peitschen.

Khalife. Ben Hafi, es ist gerade mit dem Bösen, wie mit dem Durst. Gott, von dem alles kommt, gab ihn dem Menschen, damit er nicht austrocknen, und des Vergnügens zu trinken genieſsen möchte. Das Böse ist darum in der Welt, damit der Mensch nicht einschlafen, das Vergnügen genieſsen möchte, Gutes zu thun, und sich vor Gott Verdienst zu erwerben. Wie könnte er nun dieses, wenn er gut seyn müſste?

Ben Hafi. Herr der Gläubigen, mit diesen wenigen Worten hast du mehr Wahres gesagt, als du von diesen Weisen hören wirst.

Khalife. Davon weiſs ich nichts; so laſs sie schweigen, denn ich wünsche nun nichts, als daſs ich sie nicht hören müſste.

Ben Hafi. Ein Denkling sagte ganz kalt: „Freund, der Mensch ist weder gut noch böse.“

Mahal. So wünscht' ich, du hättest meine Wanderungen gemacht, wärst in Enoch in Gefahr gewesen, zum Richter verstümmelt zu werden, wärst in Irad ein Lastthier gewesen, man hätte dir in Gin einen Dolchstich beygebracht, du hättest in Farak zwanzig Monat des dortigen Groſsvizirs ungeheure Bücher lesen müssen, und zur Veränderung so viele Ruthenstreiche bekommen, als ich dort bekam.

Der Denkling. Und was bewiese dieſs? Das was dir dort widerfuhr, schien dir zwar böse, aber es war es nur in Bezug auf dich; denen die es gegen dich ausübten, war es gut, nützlich und heilsam. Wärst du weiser, als du mir zu seyn scheinst, so würde dir selbst die Erfahrung nützlich geworden seyn. Da nun das, was dir böse scheint, ein Gut für andere werden kann, und das, was dir gut scheint, ein Übel für andere werden kann, so siehst du doch wohl ein, daſs Bös und Gut nur zwey Worte sind, die das bezeichnen, was uns, einzeln betrachtet, schädlich oder nützlich ist.

Ein anderer Denkling. Leider hat diese abscheuliche Lehre die Erfahrung für sich, und scheint sogar wirklich der Beweggrund aller menschlichen Handlungen zu seyn; aber der weise Denker geht nicht von dem Menschen aus, der im Schlamme des Eigennutzes versunken liegt, er zeigt dem ganzen Menschengeschlecht den hohen, erhabenen Standpunkt an, auf dem es eigentlich stehen sollte, auf dem es stehen kann, einst stehen wird. Nach dieser abscheulichen Lehre, die du diesem Fremdling da aufgestellt hast, ist unser erhabener Sultan, und keiner von uns, seines Guts und seines Lebens sicher. Denn ein Kopher darf nur ein Verbrechen gegen ihn oder einen von uns für ausführbar halten, ohne daſs er Gefahr laufe, entdeckt zu werden, und deine Lehre der Nützlichkeit wird ihn sehr leicht dazu verleiten. Würde nicht das Böse, das er dem Sultan oder einem von uns zufügte, ein Gut für ihn? Ich sage, der Mensch ist böse.

weil er sich von Lust und Unlust hinreiſsen läſst, weil er nach ihren Anregungen, ihren dunkeln und thierischen Trieben handelt; weil er seine Handlungen nicht nach dem Gesetze der Vernunft, den Tafeln der Sittlichkeit, die sie selbst sich vorzeichnet, erwägt, bestimmt, und nach ihrem Ausspruch, ohne Furcht und ohne Hoffnung handelt.

Ram. Lieber! Mahal könnte noch immer fragen, woher dieſs komme, und ich zweifle so wenig an der Antwort, die du geben könntest, als an der, die du schon gegeben hast. Aber um dieses Menschenthier zu unterrichten, frag' ich dich nun, wo kommen diese Tafeln her? Wer hat sie beschrieben?

Der obige Denkling. Der höchste, oberste Gesetzgeber.

Der erste Denkling. So giebt es wahrlich keinen Gesetzgeber und keinen Schriftsteller, dessen Gebote und Vorschriften schlechter befolgt werden, als die seinigen. Alle und selbst du, handeln nach dem Triebe des Fleisches, der Anregung zur Lust, dem Eigennutz, dem Gefühl des Schmerzes oder des Vergnügens, und nur dieses bringt das menschliche Leben auf einen klaren, bestimmten, einfachen Satz zurück, der allein von unsern Sinnen sich fassen läſst, und wie du selbst sagst, mit der Erfahrung übereinstimmt. Auſser ihm ist nichts als Zweifel, Widerspruch oder Schwärmerey. In welch einem abscheuſslichen Lichte erscheint dann erst der Mensch, wenn er, wie du sagst, solche von seiner Vernunft anerkannte, von dem Obergesetzgeber eingegrabene, klare, lesbare Tafeln mit sich herum trägt, sie stündlich sehen und lesen kann, und doch so handelt, als kenne er kein Gesetz, auſser dem Gesetz des Eigennutzes und der Selbstsucht. Entweder sind diese Gesetze der Vernunft nicht so ganz klar und leserlich geschrieben, das Auge, das sie sehen soll, nicht recht dazu gebildet, oder der sie lesen soll, versteht die Sprache nicht, in der sie abgefaſst sind; oder die stärkern, mächtigern, gemeinen thierischen Triebe, ziehen einen Dunst vor diese Tafeln in dem Augenblick, da sie über die vorhabende Handlung entscheiden sollen. Ist es so? Wessen ist die Schuld? Sollte der Mensch nach den Gesetzen dieser in seiner Vernunft aufgehangenen Tafeln leben, so muſsten auch sie, und nicht die Sinne herrschen!

Der andere Denkling. Dein Widerspruch ist klarer Unsinn. Das Gesetz der Vernunft ist da und klar, und redet laut, und ist darum gegeben, Lust und Unlust so zu ordnen, daſs ihnen keiner zum Nachtheil des andern Gnüge leiste, nicht sie aufzuheben.

Der Denkling. In der Welt lebt alles auf Kosten des andern, sie selbst lebt von ihrem eigenen Stoffe, nährt und zerstört sich um zu leben.

Sultan Denkling. Wir reden hier von Menschen, nicht von Thieren. Freylich sind die Menschen nicht mehr und nicht weniger als sie seyn können; doch Weise und ihre Herrscher können viel aus ihnen machen, wozu sie nicht geschaffen zu seyn scheinen, und eben darum ist der Mensch das Wunder der lebenden Natur. Immer von Lüsten und Begierden getrieben, schmieden wir ihn in die zwar kalte, aber glänzende Kette der Vernunft, fesseln ihn an das in ihm vorhandene Gesetz, wodurch er alles auſser der Nothwendigkeit besiegen kann; aber auch zappelnd und knirschend unter der Nothwendigkeit lästigem Joche, entspringt er ihr durch seine Vernunft so weit, daſs sie ihn zwar zerschlagen, doch nicht zwingen kann, gegen das Gesetz seiner Vernunft zu handeln. Dieses ist nun freylich nicht so leicht, und erfordert Männer, wie wir zu werden streben, wozu wir die Kopher zu bilden willens sind. Männer höherer Art, die das Gute um des Guten willen thun, die Pflicht um der Pflicht willen erfüllen, die aus reinem Willen handeln, und die Tafeln der Sittlichkeit nie aus den Augen verlieren. Haben wir es nur einmal so weit gebracht, so haben wir den Sieg über das Böse davon getragen, und sind dem gleich, was man sich unter Göttern denkt.

Der Denkling. Und auch das Gute ausgerottet! Denn was wäre es ohne das Böse? Würde das Gute zur Nothwendigkeit, wie es nun das Böse leider zu seyn scheint, wo bliebe dem Guten sein Verdienst? Laſs den Augenblick kommen, der noch ziemlich ferne ist, und wohl nie kommen wird, so sinken wir zu der kalten Gleichgültigkeit herab, in welcher diejenigen leben mögen, von welchen zu Zeiten die Dichter an dem Hofe deines Bruders, Sultans Schönling, schwärmen, um ihre klingenden leeren Verse mit Bildern auszufüllen.

Sultan Denkling. Desto besser, so werden wir, was ich eben sagte, Götter in menschlicher Gestalt.

Ram. Nicht dir zu widersprechen, Herr, rede ich, sondern um deinen Verstand auf meine Kosten leuchten zu lassen. — Ja, Götter werden wir, und Götter, denen ihre Menschheit ein tiefes Geheimniſs bleibt, die nicht einmal wissen, was sie unter diesem Worte, sobald sie es auf ihre Bestimmung anwenden, und die sich widerstrebenden, widersprechenden Mittel, die dahin leiten sollen, erwägen, denken sollen. Umsonst fragt man, warum der Mensch böse ist? Ob das Böse eine Nothwendigkeit seiner Natur sey, oder aus seinem verderbten Willen flieſse? Vielleicht ist beydes wahr, vielleicht keines von beyden. In jeder Schaale liegt die Wahrheit, aber auch die Zweifel und die Widersprüche; in welche wir nun greifen, fassen wir keines ohne das andere. Der Mensch ist zur Dunkelheit, wenigstens zum Helldunkel geboren, und nie wird er etwas gewisses von seinem Ursprunge, seiner Bestimmung erfahren, da wir den nie begreifen werden, von dem sie beyde, nach der Meynung vieler, abhängen. Da wir nun den Trieb zum Bösen fühlen, und von Gott, der, wie viele sagen, die Bösen strafen und die Guten belohnen soll, nichts nach der Weise, wie der Mensch erkennt, zu erkennen vermögen, so kann uns, auf der Erde gezeugt, von ihr genährt, von denen uns und ihr anhängenden Plagen gemartert, nichts anders verbinden, als das, was das Thier verbindet, das, wie wir, von ihr lebt und endlich auf ihr stirbt. Der geschwindeste Fresser, der beste Jäger unter ihnen, ist der Fetteste. Was uns in der menschlichen Geſellschaft dazu macht, brauch' ich Männern, die sich im Saale der Vernunſt versammeln, nicht zu entwickeln. Um aber auf den Hauptpunkt, von dem alles am Ende abhängt, zurückzukommen, so hat es Thoren und Weise gegeben, giebt vielleicht noch, die sich durch etwas in ihnen, das sie eben so wenig begreifen, weil es sich nicht sinnlich denken läſst, mit einer andern Welt in Verbindung setzten, und sogar behaupteten, daſs diejenigen, die nach diesen Tafeln der Vernunſt, gegen die ich weiter gar nichts habe, als daſs sie ihr Daseyn der Kunst verdanken, ihre Handlungen auf dieser Erde eingerichtet hätten, wohl nach dem Tode Licht sehen, vollendet, das Wesen Gott erkennen, und alles erfahren würden, was uns schon hier zu wissen sogar nöthig wäre.

Khalife. O daſs ich so taub wie mein treuer Masul wäre!

Ben Hafi. Ram fuhr fort: Es kann wohl seyn; denn wer kann sagen, was seyn und nicht seyn kann? Ich aber frage, wie werden sie das Wesen Gottes erkennen? Ganz oder stückweise? Werden sie so vollkommen werden, daſs auch kein dunkles Fleckchen in ihrem lichten Geiste kleben bleibt? Erkennen sie das Wesen Gottes ganz, so müssen sie ihm gleich werden, und das Endliche, Begränzte, muſs dann unendlich, unbegränzt werden, sonst ist das Maaſs seines Erkennens des Unendlichen immer noch zu kurz. Zum Theil, stückweise; so bleibt die alte Qual, die uns auf

Erden martert. Denn das kleine dunkle Fleckchen, das unerleuchtet bleibt, wird einen finstern Schatten über die hellen Theile werfen, und diese der Vollkommenheit so Nahen, nach dem Fehlenden, um menschlich zu reden (können wir anders?) eben so lüstern machen, als wir es in unsrer gänzlichen Dunkelheit zu seyn das Glück oder Unglück haben.

Wollt ihr eine Stufenleiter annehmen, wie wir im Reiche des Geschaffenen thun, und sagen, die Kette der Geister geht auf- und abwärts, so habt ihr die sinnliche Leiter dort wie hier, von dem ausgebildetsten Geist, wie zum Beyspiel unser erhabener Sultan ist, bis zum Wurme herab, und der, welcher zunächst an dem Throne des uns unbekannten, geheimniſsvollen Wesens steht, muſs vergleichungsweise in einer noch weitern Entferung von ihm stehen, als wir von unserm Sultan. Faſsten sie den Unsichtbaren, und wir unsern sichtbaren Sultan ganz, so wären sie dem ihren, wir dem unsern gleich, und sie fänden an dem ihren nichts mehr zu bewundern, wie wir an dem unsern. Und was sollte der Herr des Himmels mit Geistern um sich, die an ihm nichts mehr zu bewundern fänden? Er müſste sie so langweilig finden, als ein sichtbarer Sultan seine Groſsen, die sich in dieser Lage gegen ihn befänden. Was man mit allem diesem will, das begreife ich nicht. Es liegt etwas Ungeheures in dem Gedanken, daſs dieſs Wesen, dem alles sein Daseyn und seine Erhaltung zu danken haben soll, gehüllt in Dunkelheit, in völliger Gnügsamkeit und Selbstgenuſs da sitzt, und sich uns entzieht, da wir doch von brennendem Durst zu ihm, der Quelle unsrer Kenntniſs, getrieben werden.

Khaliſe. Glaubet, Kinder des Apostels! Wenn der unvermeidliche Tag des Gerichts einbricht, so werden einige erniedrigt, andere erhöhet werden. Wenn die Erde erbeben wird von einem gewaltigen Stoſse und die Gebirge in Stücken zerschlagen werden, und in Staub verfliegen, werdet ihr in drey verschiedene Theile geordnet werden! In die zur Rechten, (wie glücklich werden die zur Rechten seyn!) in die zur Linken, (wie elend werden die zur Linken seyn!) und in die, die andern im Glauben vorgegangen sind. Diese sollen euch im Paradiese vorgehen. Sie sollen Gott am nächsten seyn, und in den Gärten des Vergnügens wohnen. Auf Betten, mit köstbaren Steinen und Gold geschmückt, sollen sie einander gegen über ruhen. Immer blühende Jünglinge sollen um sie herumgehen, ihnen aufwarten, und ihnen Kelche voll duftenden Weins darreichen. Von diesem Weine soll ihr Haupt nicht beschwert, und ihre Vernunft nicht verwirrt werden. Sie sollen ihnen die Früchte darreichen, die sie wählen werden, und das Fleisch der Vögel, nach dem ihnen gelüstet. Jungfrauen mit groſsen schwarzen Augen, weiſs, wie das Ey des Strauſses, der Perle gleich in der Muschel verborgen, sollen ihre Gesellschafterinnen seyn, als eine Belohnung für ihre Thaten. Dort sollen sie kein eitles Geschwätze, keinen Vorwurf der Sünde hören, sondern nur den Gruſs: Friede! Friede! Strebet, Kinder des Apostels, den andern im Glauben vorzugehen. Und die auf der rechten Hand, (wie glücklich sind die auf der rechten Hand!) sollen wohnen unter Lotus-Sträuchen ohne Dornen, unter Akazienbäumen ohne Dornen, immer beladen mit ihren Blumen von dem Fuſse bis zum Wipfel. An immer flieſsendem Wasser, unter breiten kühlen Schatten, unter nie mangelnden Früchten, die sie nach Gefallen sammeln mögen, sollen sie sitzen, und auf hohen Betten ruhen. Wahrlich wir haben die Jungfrauen des Paradieses erschaffen, und Moschus ist der Stoff, aus dem wir sie gebildet haben. Und wir haben sie zu Jungfrauen geschaffen, geliebt zu werden von den ihnen Vermählten, die gleiches Alters mit ihnen sind. Und sie sollen nur den anblicken, der ihnen vermählt ist, und in groſsen, prächtigen Gezelten wohnen. Glaubet, daſs dieſs euer Loos werde!

Ben Hafi. Wir glauben. — Mahal sagte zu Ram: „Du bist der Abscheulichste unter allen diesen.“

Ram. Schweige, es sitzen Thoren um mich her, und du bist wahrlich der kleinste nicht.

Er erhob abermals seine Stimme:

Khalife. Genug des Wahnsinns! genug der Lästerung! Ich kann heute nichts mehr hören, und morgen, Ben Haſi, laſs diese Rasenden schweigen; oder ich breche zum erstenmal mein Wort!

Ben Hafi. Nur dieſs, während ich meine Handschrift zusammenrolle. Beym Aufbruch sagte Mahal zu Ram: „Ich habe heute unter euch die Quelle der Verderbniſs, der Thorheit, und des Wahnsinns gefunden, nach der ich so lange geforscht habe; es ist das Wissen." Ram antwortete lächelnd: „Halte dich indessen immer daran, sie flieſst breit, stark und voll, und du kannst auf ihr nach der Entdeckung der andern kühnlich schiffen. Aber warum haben wir es und den Trieb dazu? Das Kind, das aus Mutterleibe kommt und das Licht empfindet, legt schon den ersten Grund zum Wissen. — Kann es dafür?"

Khalife. Ben Haſi, Friede sey mit dir!

ACHTZEHNTER ABEND.

Ben Hafi erschien auf den Glockenschlag, rollte seine Handschrift aus einander und begann:

Da du, Herr der Gläubigen, das Geschwätz dieses sogenannten philosophischen Sultans und seiner sogenannten Freunde nicht weiter hören willst, so darf ich dir auch nicht die glänzende Rede Rams herlesen, die er in dem Saale des Lichts hielt, und deren Erfolg war, daſs nun Sultan Denkling wirklich den Entſchluſs faſste, die weise und einfache Allegorie der Gottheit, die von den ältesten Zeiten her in einem Tempel stand, zu zerschlagen, und sein eigenes Bildniſs an ihre Stelle zu setzen, damit doch die Kopher eine Versinnlichung der Macht und Gewalt vor Augen haben möchten. So war nun dieses meistens das Werk des Mannes, der in Enoch gegeiſselt wurde, weil er des armen Narren Puh's Götterheit verspottet hatte. Mahal seufzte, glühte, ras'te; Ram spottete seiner, und verwirrte durch Witzeleyen und Sophismen sein schon genug verwildertes Gehirn noch mehr. Er sprach bey sich: „Dieses ist also die Weisheit, um deren willen ich das Gebirge verlassen habe! Dieſs die Frucht der Wissenschaften und Künste, nach denen ich so lüstern war? Dieſs sind die Wesen, deren Wirken und Thun ich bewunderte, und das ich, was das unbegreiflichste ist, in so vielen Stücken bewundern muſs. Und ich muſs zu dir rufen: Verdirb sie, Herr! sie sind deiner Rache reif! aber warum sind sie so? Warum rasen die, die so vernünftig handeln könnten? Warum sprechen die dir Hohn, die alles von dir haben, alles durch dich sind, denen du eben die Vernunft gegeben hast, durch die sie sich gegen dich empören? Warum gabst du ihnen Fähigkeiten, die sie gegen dich miſsbrauchen? Mit Recht sagst du, sie sind dem Verderben reif; aber warum muſsten sie ihm reifen? Ich rede von dir, und sie spotten meiner; ich spreche von ihrem nahen Verderben, und sie lachen mir in's Angesicht, verwirren meinen Geist mit ihren ungeheuern, kühnen Gedanken, zerreiſsen mein Herz mit ihren Zweifeln, und hätte ich dich nicht wachend gesehen und gehört, sie würden mich selbst überreden, du seyst nicht, und ich habe ein Traumgesicht gesehen. Ja ihr Wissen macht ihr Unglück, ihr Wissen macht sie kühn und wahnsinnig! Alles was ich bisher gewonnen habe, ist die Überzeugung, daſs das Wissen Gift ist, und ein Gift, das man dafür erkennt und doch verschlingt, das das Gehirn mit Worten füllt und das Herz einengt, das den vor Durst lechzenden Geist nie erquickt. Und darum hab' ich mein Gebirge verlassen, wo glückliche Unwissenheit, Unschuld und Einfalt wohnen? Mit diesem Bekenntnisse soll ich vor dich treten, Herr! Aber ach Herr! warum wissen die Menschen so viel und doch nichts, und warum hast du ihnen diesen gefährlichen Durst nach Wissen gegeben?"

Der Tag zur Aufstellung der Bildsäule des Sultans

Denkling war bestimmt, er sollte in dem ganzen Reiche Kopha feyerlich begangen werden.

Der Sultan begab sich, begleitet von seinen Philosophen, unter denen Mahal war, nach dem Tempel. Die tiefsinnigen Kopher hatten das groſse Gebäude angefüllt, und nun hielt der Sultan Denkling eine lange Rede über den Unbegreiflichen und die Allegorie, die ihn versinnlichen sollte, zeigte die Miſsdeutungen und übeln Folgen, die sowohl die kalten Begriffe, als sinnliche Vorstellungen von ihm veranlaſsten, und that dar, daſs alles Unglück, das bisher in Kopha geschehen, daher entsprungen sey. Er sagte ferner: „Bloſs diese Versinnlichung, nebst den verworrenen Begriffen über den Unbegreiflichen, seyen Schuld, daſs die Kopher nicht so weit in der wahren Erleuchtung gekommen wären, und daſs noch viele unter ihnen, vor Furcht zitternd, nach Lohn schnappend, das Gute thäten und das Böse unterlieſsen. Er wolle nun diese Bilder, und mit ihnen die irrigen Begriffe, die man sich von dem Unbegreiflichen machte, zerschmettern; wolle ihnen dafür ein sinnliches Bild der Gewalt, welche die Gesellschaft zusammen hielte, hinstellen, das Bild ihres Sultans und Herren, der nach den Tafeln der Sittlichkeit, deren Urheberin die Vernunft selbst wäre, herrschte, und dadurch diese Tafeln, die bisher Lust und Unlust, Furcht und Hoffnung, Eigennutz und Selbstsucht überdünstet und verdunkelt hätten, in ihrer reinen ursprünglichen Klarheit wiederum herstellen.“

Hierauf ergriff der Sultan eine Axt, die Philosophen thaten dasselbe; der Sultan führte den ersten Streich.

und nun schlugen alle auf die Bilder, bis sie in Stücken zerfielen. Doch plötzlich trug sich eine Erscheinung zu, welche die Philosophen und den Sultan selbst betäubte.

Der seltene Vogel, der aus seiner Asche wieder aufersteht, und ein Bild des Muselmanns an jenem groſsen und furchtbaren Tage ist, erhob sich in seinem glänzenden Gefieder aus einer groſsen ehernen Kugel, die mit einem schrecklichen Brausen von sich selbst zersprang, und hielt eine Handschrift in seinem Schnabel. Als er sich erhob, erscholl eine Stimme: „dieſs ist der Koran, dessen die lebenden Geschlechter nicht würdig werden konnten."

Herr der Gläubigen, Gabriel der Fürst der Engel hatte ihn in diese Kugel auf Befehl Gottes eingeschlossen, und sie ist ein Zeichen dem Gläubigen, daſs der Koran einst über die ganze Welt herrschen werde. Der Phönix überbrachte das heilige Buch dem Fürsten der Engel, der Fürst der Engel überreichte es dem Allerheiligsten; der Allerheiligste legte den Koran neben seinen erhabenen Thron nieder, bis das Menschengeschlecht seiner würdig würde. Tausende der Jahre verflossen, der Apostel, den Gott ausersehen hatte, erschien, und Gott sandte und offenbarte ihm, durch seinen Diener Gabriel, das heiligste der Bücher.

Khalife. Preis sey Gott dem Erhabenen, dem Allmächtigen, dem Barmherzigen, der den Koran seinem Apostel offenbart hat, und uns durch seinen Apostel, daſs er der Lehrer aller Geschöpfe werde. Ihm dem

Herrn gehört das Königreich des Himmels und der Erde; er ist einzig, er hat keinen Sohn gezeugt, hat keinen Theilhaber seines Königreichs. Er hat alles geschaffen, alles geordnet nach seinem festen unveränderlichen Willen. Preis sey Gott! Es ist nur ein Gott, und Mahomed ist sein Apostel.

Alle. Preis sey Gott! Es ist nur ein Gott, und Mahomed ist sein Apostel!

Khalife. Alles was im Himmel und auf der Erde ist, preiset den Herrn, den Heiligen, den Mächtigen. Er ist es, der unter den ungelehrten Arabern einen Apostel ihres Geschlechts aufgestellt hat, ihnen seine Zeichen zu verkündigen, sie zu reinigen, und sie die Schrift und Weisheit zu lehren; vorher waren sie gewiſs in offenbarem Irrthum. Andere haben die Weisheit nicht gefunden. Die so den Glauben nicht angenommen haben, sollen zur Zeit, die Gott gefällt, bekehrt werden, er ist mächtig und weise. Dieſs ist die Gnade Gottes, er giebt die Weisheit denen, die er auserwählt.

Ben Hafi. Sieh, Herr der Gläubigen, dieſs ist der geheimniſsvolle Umstand, auf den ich dich verwies.

Khalife. Ben Hafi, ich bin zufrieden mit dir, du hast mir dadurch alle Angst, die mir dieses Mäheben, und alle Langeweile, die mir die vorigen verursachten, hinlänglich versüſst, und nie sollst du darben. Friede sey mit dir! Die Gärten des Propheten sollen dir aufgethan werden, und du ewig in ihrem erquickenden Schatten ruhen.

Ben Haſi verbeugte sich, und fuhr fort:

Die tiefſinnigen Kopher schrien einstimmig: ein Wunder! der Sultan und seine Freunde standen eine Zeitlang betäubt da, endlich ermannte sich Ram und rief: „Warum erstaunt ihr über den groben Betrug der Priester dieses Tempels? Sie haben diesen Vogel in der Kugel verborgen, sie durch ein geheimes Kunstwerk aus einander gerissen, um das Volk zu blenden, ihren ihnen vortheilhaften Aberglauben für immer zu erhalten, und der Erleuchtung der Kopher entgegen zu arbeiten!“

Die Kopher muſsten es glauben. Hierauf wurde das Bildniſs des Sultans aufgestellt, und Denkling sah sich als einen Gott dastehen. Auf dem Fuſsgestell waren die dir bekannten Zauberformeln eingegraben. So sah nun Mahal das möglichste Maaſs der menschlichen Vermessenheit und Raserey; ergrimmt wanderte er mit dem Hofe nach dem Pallast zurück, und an der fröhlichen Tafel, wo man das Siegesfest über den Aberglauben feyerte, hielt er dem Sultan eine sehr derbe Strafpredigt, wodurch er aber weiter nichts wirkte, als daſs er ein Gegenstand des Spotts und Gelächters ward, und von diesem Augenblick sah ihn der Sultan als einen Wetzstein seines Witzes an, und duldete ihn auch nur darum in seiner erleuchteten Gesellschaft.

Die ernsthaften, launichten Kopher, die nun nichts mehr aus Furcht vor der Strafe und aus Hoffnung auf Lohn thun sollten, lachten bald in ihrem Herzen des Sinnbilds eines Gottes, der im Fleisch vor ihnen wandelte, und der, trotz der Tafeln der Vernunſt, so vieles that und thun muſste, was sich mit ihren strengen Gesetzen nicht reimen lieſs. Übrigens schwatzten sie, gleich ihm, ein Langes und Breites über die Gesetze der Vernunſt und gingen den Weg der Lust und Unlust; aber über die Beweggründe ihrer Handlungen, die Reinheit des Willens, dachten sie so scharf und mühsam nach, daſs wenn der Hunger in den Kophern nicht gewirkt hätte, wie in andern Menschenthieren, die ganze Staatsmaschine bald gestanden haben würde, und ihre Lehrer diese Tafeln, mit eigner Hand, würden haben zerschlagen müssen, um ferner fort philosophiren zu können. Doch thaten diese Denklinge was sie konnten, das ganze Gebäude des Staats zu Grunde zu richten, und um es ganz zusammen zu werfen, erforderte es weiter nichts, als einen groben Schlag von einer unphilosophischen Hand. Die gescheidtesten Kopher zogen zu Sultan Pah oder Einfalt, und lieſsen sich unter den Mullahern nieder, um nicht vernünfteln zu müssen. Diese machten dem Sultan eine so sonderbare Beschreibung von der Wirthschaft seines erhabenen Bruders, daſs er theils aus Neugierde, theils aus Gutmüthigkeit, den Entschluſs faſste, einmal an seines Bruders Hof zu ziehen, um die Wunder, die er wirkte, und die so viele Unterthanen aus seinem Lande jagten, mit eignen Augen anzusehen. Begleitet von einigen rohen Mullahern kam er ohne weiteres in eben dem Augenblick in Kopha an, als der Sultan Denkling in dem Saal der Vernunft mit seinen Freunden saſs, und ihnen eine Rede über die Erleuchtung, Aufklärung und moralische Vollkommenheit vorlas. Bruder Einfalt ging gerade auf ihn zu, und wollte ihn zärtlich umarmen; aber der Sultan, beleidigt von der Zudringlichkeit Einfalts in den Saal der Vernunft mit seinen Barbaren, verlieſs seinen Posten nicht, zeigte ihm ganz kalt einen Ort zum Niedersitzen, und fuhr in seiner Rede fort. Als nun seine Rede zu Ende war, und die Philosophen sie genug bewundert hatten, sagte auf einmal Einfalt mit vieler Herzlichkeit:

„Bruder Denkling, von allen dem, was du gesagt hast, verstand ich kein Wort. Wir in Mullah verstehen unter Bebauen nichts anders, als das Bebauen unsrer Felder, unter Erleuchtung nichts anders, als die Erleuchtung der guten Sonne, und geht uns die aus, so zünden wir Lichter an. Von Vollkommenheit wissen wir weiter nichts, als gesund zu seyn, zu essen und zu trinken, so viel wir verdauen können, und so viel Kinder zu zeugen, als wir Kräfte haben. Die Vernunft kennen wir nicht, noch weniger verstehen wir dasjenige darin zu lesen, was, wie du sagst, darin aufgeschrieben ist. Gott ist gar nicht mehr in Mullah, auch haben wir kein Bild von ihm, wie du eines in deiner Person von ihm sollst aufgestellt haben. Ich bin begierig das Ding zu sehen, das so viel Lermen macht. Übrigens gehorchen mir die Mullaher gerne, wenn ich ihnen nur befehle was Rechtens ist. Befehle ich ihnen aber etwas Dummes oder etwas, das sie für unrecht halten, so sagen sie mir es gerad heraus, thun es auch nicht, und da sie sich vor dem Tode gar nicht fürchten, so halte ich mich lieber an das, was sie für klug und gut halten, und mich däucht sogar, sie wissen es noch besser als unser einer, was ihnen nützlich oder schädlich ist. Nun bin ich eigentlich hierher gekommen, dich, lieber Bruder, recht zu bewundern, deine groſse Wirthschaft, von welcher ich gar nichts verstehe, anzusehen, und etwas von dir zu lernen. Zeige mir nur den Weg dazu, und sage mir, wo und worüber ich eigentlich anfangen muſs, dich zu bewundern. Aber vor allen Dingen erkläre mir: Woher kommt es wohl, daſs trotz deiner Weisheit und deinen Wundern, so viele Kopher zu uns rohen Mullahern wandern, sich bey uns niederlassen, und kein Mullaher zu deinen Kophern wandert, um sich bey ihnen niederzulassen?"

Khalife. Eine spitze Frage für einen Einfältigen, und es ist vermuthlich *die* gescheidteste, die in dem Saale der Vernunft bisher aufgeworfen worden ist

Mahal horchte dem Sultan Einfalt sehr aufmerksam zu, und sah bald ihn, bald Sultan Denkling an.

Denkling antwortete: „Bruder Einfalt! du bist noch der Alte, und ganz für das rohe Volk geboren, das unser Vater dir zur Herrschaft übergeben, oder vielmehr dem er dich, um von ihm beherrscht zu werden, übergeben hat. Rohheit und Einfalt vertragen sich recht gut mit einander; darum hättest du besser gethan zu Hause zu bleiben, als dich diesen Weisen in deiner Nacktheit zu zeigen. Doch ich will dir sagen, warum deine wilden Mullaher nicht zu uns wandern und sich bey uns niederlassen. — Warum kommen die Thiere des Waldes nicht zu uns?“

Sultan Einfalt. Weil sie Thiere sind, und sich da, wo sie sind, recht wohl befinden.

Der Sultan und die Weisen lachten laut über Einfalts Antwort; Einfalt lachte herzlich mit, und sagte endlich: „Nun weiſs ich, warum die Thiere des Waldes nicht zu euch kommen; weil sie nicht über euch lachen können.“

So arglos auch Einfalt diese Worte vorbrachte, so fühlte sie gleichwohl Sultan Denkling, und antwortete mit sehr feyerlichem Ernste: „Bruder Einfalt! die Thiere kommen nicht zu uns, weil sie der Vernunft nicht fähig sind, und die Mullaher kommen nicht zu uns, weil sie noch in dem Schlamm der Unwissenheit versunken liegen, und gleich ihren Brüdern im Walde nur den viehischen Trieben des Fleisches folgen. Meine Kopher ziehen in dein Reich, weil sie als erleuchtete Menschen das Licht, das ich in ihnen angezündet habe, gerne weiter auf der Erde verbreiten möchten. Du wirst bald die Wirkung davon empfinden, und dann einsehen: daſs du zwar über Thiere, aber nicht über Menschen zu herrschen fähig bist.“

Sultan Einfalt. Wollen deine Kopher dieſs, so ist es Zeit, daſs ich zurückreise, und sie wegjage; doch bisher haben sie sich ganz still gehalten, und da sie von dir viel Dummes, Lächerliches und Böses erzählen, so glaube ich beynahe, sie sind eher aus Überdruſs deiner hohen Weisheit davon gelaufen, als mit dem Vorsatz, Thiere zu belehren, deren glücklichen Sultan ich mich nenne.

Diese letzten Worte machten einen so widrigen Eindruck auf den Sultan Denkling, daſs er plötzlich die Gesellschaft aufhob, seinen Bruder stehen lieſs, und sich in sein Gemach begab, wohin ihm die Auserwählten nebst Mahal folgten.

Sultan Einfalt lief in dem Pallaste herum, um seine alten Bekannten aufzusuchen, er fand aber keinen derselben; denn die Denklinge hatten die Diener der vorigen Regierung, als ungebildete Leute, alle weggedrängt, und sich in ihren Stellen festgesetzt. Dieses that dem Sultan Einfalt sehr weh. Er saſs ganz einsam in einem Zimmer voller Handschriften und andern Geräthschaften zur Weisheit, und wunderte sich sehr darüber, daſs sein Bruder Denkling so viel zu thun hätte, und ihm, der so weit herkäme, ihn zu besuchen, nicht einmal eine kleine Stunde seiner Zeit schenken könnte. Hierüber schlief er ein, und war so glücklich wie Einfalt und Unschuld in allen Lagen des Lebens ist.

In dem Augenblick, da Sultan Einfalt des sanften Schlaſs genoſs, rathschlagte sein Bruder Sultan Denkling mit seinen weisen Freunden, was mit dem rohen Menschen anzufangen sey. Er ging lange ärgerlich und miſsvergnügt auf und nieder, endlich beklagte er sich laut über die Fühllosigkeit und Dummheit seines

Bruders, wovon dieser eben, nach seiner Meynung, so schreyende und schimpfliche Beweise gegeben haben sollte. „Und dieses Thier, schrie er heftig, soll über Menschen herrschen! Es macht mir, der Vernunft, der ganzen Menschheit Schande! So lange Sultane wie er regieren können, und die Menschen unter ihnen wie Pflanzen leben und hinwelken, kann sich das Reich der Vernunft nicht ausbreiten. Kann ein Geist, wie ich, auf die Dauer der Aufklärung nach sich rechnen? Ich steige in das dunkle Grab, werde Asche, und die Dummheit herrscht, wenn ich nicht bey den benachbarten Völkern, eben so wie in Kopha, Aufklärung auszubreiten suche. Auf meiner Rechten da ist mein Bruder Schönling, durch einen breiten Strom von meinem Reiche getrennt, er verbrennt die Vernunft durch die Einbildungskraft, und macht die Sullaber zu klingenden Narren. Auf meiner Linken dieser Barbar, den Gebirge von meinem Reiche scheiden, der über Thiere herrscht, und mir ins Angesicht sagt, er halte es für ein Glück. Was hilft es mir nun, daſs ich gleich einer strahlenden Sonne in ihrer Mitte sitze; der eine sieht mein Licht aus Dummheit nicht, und der andere haſst es, weil die Schönlinge das Helldunkel lieben, und ihnen die Vernunft alle die erlognen Bilder ihrer Phantasie zu Gerippen macht.“

Ram. Herr, so müssen sich die Philosophen aufmachen, und ihnen das Licht zutragen; doch meine Meynung wäre (der deinen unbeschadet), wir fingen mit diesen Menschenthieren zuerst an; denn Schönlinge der Vernunft zuzuführen, ist eben so leicht, als

Affen geſetzt, ſittſam und beſcheiden zu machen. — Du sagtest vorhin ſelbst, daſs ſich ſchon viele deiner Unterthanen in dieſer Abſicht nach Mullah begeben hätten. —

Sultan Denkling. Ach Ram, ich wollte Einfalt nicht die Wahrheit ſagen. Die Entflohenen ſind Abtrünnige der Vernunft, die darum die Dummheit der Erleuchtung vorziehen, weil ſie hier keine Rolle ſpielen können, weil —

Ram wollte nicht gerne, daſs der Sultan die Gründe aufſuchen und aufzählen ſollte, und fiel ihm ein: „Sultan Denkling, wenn ich zu dir rede, ſo rede ich zu einem Denker, zu einem Manne, der, ob er gleich Sultan iſt, doch einen Sultan über ſich anerkennt, und dieſer iſt deine helle, reine, von allen Vorurtheilen befreyte Vernunft. Dem zufolge ſage ich, das Gröſste, Erhabenſte, was du unternehmen kannſt, iſt, daſs ſie, die deine Herrſcherin iſt, die Herrſcherin aller Menſchen werde. Es wäre verwegen dich zu fragen, ob du dieſes eingeſtehſt."

Sultan Denkling. Dieſs wäre es allerdings.

Ram. So frage ich dich: hältſt du den Sultan Einfalt der Erleuchtung fähig?

Sultan Denkling. Du haſt die Beweiſe davon in dem Saale der Vernunft gehört.

Ram. So hat er ſich ſein Urtheil ſelbſt geſprochen.

Alle. Das hat er gethan.

Sultan Denkling dachte ernſthaft nach.

Ram. Iſt Einfalt der Erleuchtung unfähig, ſo kann er nie erleuchtet werden. Kann er als das Oberhaupt der Mullaher nicht erleuchtet werden, so kann von ihm die Erleuchtung zu den Mullahern nicht übergeben. Kann die Erleuchtung zu den Mullahern nicht übergehen, so bleiben sie in ihrer Dummheit; bleiben sie in ihrer Dummheit, so ist es unmöglich, daſs dein Licht sich weiter ausbreite — und dieſs — dieſs, Herr, ist noch das Unbedeutendste.

Sultan Denkling auffahrend. Was wagst du zu sagen?

Ram. Hm, ich sage, daſs diese rohen, dummen, ungeschliffenen Mullaher, deinen verfeinerten, erleuchteten, tiefsinnigen Kophern, mit der Zeit sehr gefährlich werden können. Die Erleuchtung ist eine gar herrliche Sache für den Geist, doch oft nicht für den Körper; oft geschieht sie sogar auf Unkosten der Kräfte des Körpers, und wenn es zwischen den Kophern und Mullahern zu Schlägen kommen sollte —

Sultan Denkling. Du thust uns zu viel. Der Verständige siegt immer über das Thier, geschieht das nicht mit dem Schwerte, so geschieht es mit der List.

Ram. Die doch die Schwäche des Körpers beweist. Besser ist es, du lässest es nicht dazu kommen, und benimmst dem Thier die rohe gefährliche Kraft. So machten es unsre Vorfahren mit dem Pferde und mit dem Stier. Bedenke noch, daſs die Mullaher nicht vergessen haben, daſs dein Vater sie sich gewaltsam unterworfen hat. — Nach allem diesen sage ich nur, da Sultan Einfalt ein Thier über Thiere bleiben will, und diese Thiere Menschen werden sollen, so kann Sultan Einfalt nicht Sultan in Mullah bleiben.

Sultan Denkling lächelt. Und wer sollte es an seiner Stelle seyn.

Ram. Wer anders als die Sonne in Kopha? Liegt es dir nicht als Pflicht ob, die vernunftwidrige Einrichtung deines Vaters umzustoſsen, und dich nach und nach als Herr der drey Reiche auf den Thron zu setzen, auf dem er gesessen hat?

Sultan Denkling. Dieſs alles ist trefflich und gut; aber —

Ram. Ich sehe nur eine Schwierigkeit, und die ist für einen systematischen Denker unausstehlich, denn der erste Schritt zur Bildung dieser rohen Mullaher müſste darin bestehen, daſs du ihnen den Begriff von Gott beybrächtest. Da du ihn nun den Kophern genommen hast, wie kannst du —

Sultan Denkling. Das werde ich nie thun, und warum, wozu?

Ram. Hm, es ist sonderbar genug! Sieh, Sultan Denkling, der erste Schritt zur Aufklärung ist der Begriff von Gott, und der letzte, den meyne ich, der der Erleuchtung das Siegel der Vollendung aufdrückt, ist, ihn als überflüssig wegzuwerfen. Ich denke, wir haben dieſs in Kopha bewiesen, und alles was wir nun in Mullah suchen müssen, ist, daſs die Mullaher mit der Zeit durch Kunst werden möchten, was sie nun von Natur sind. Wir bedürfen dieses Begriffs nicht mehr, weil er der Beweggrund unsrer Handlungen nicht seyn darf; denn wär' er der Beweggrund unsrer Handlungen, so bewegte uns nicht die Vernunft, sondern Furcht, Hoffnung, Liebe oder Achtung, die beyde wiederum in den ersten unreinen sich auflösen. Überall ist nur Knechtschaft, und diese hassen wir. Doch davon, wenn wir nur erst Herrn der Mullaher sind.

Sultan Denkling. Und wie sollten wir dieſs werden?

Ram. Nichts ist leichter. Bist du nicht als der Älteste sein nächster Erbe? Will ich nun einen beerben, so muſs das voraus gehen, was mich zum Erben machen kann. Ich spreche das Wort nicht aus, denn jeder erleuchtete Mensch verabscheut den Begriff der Auflösung. Spräche ich nun zu einem gewöhnlichen Menschen, so würde ich mich, nach der Weise der Schönlinge, in rednerischen Figuren fein und zierlich herumwinden; aber dir sage ich, bist du der Mann, der du uns zu seyn scheinst, so darfſt du hier das Gesetz der Vernunft verletzen, über eine ihrer Tafeln einen Schleyer fallen lassen, da du sie alle in den Köpfen der Mullaher mit deinem Lichte dadurch erleuchtest. Auch kann man ein Thier, das unnütz ist, einsperren, und es seinen Sinnen leben lassen, bis es sie abgenutzt hat.

Sultan Denkling. Wir wollen es überlegen. So viel ist klar, Einfalt ist in das Netz gelaufen, und wir müſsten ihm gleichen, wenn wir ihn wieder entspringen lieſsen. Indessen seyd freundlich gegen ihn. Ich will ihn auf morgen zu einer Versammlung einladen, und bleibt er, wie er ist, so wollen wir das andere berathen. Zum Sultan taugt er auf keine Weise.

Ram. Dieſs ist es eben, was ich beweisen wollte und bewiesen habe.

Khalife. Das sind ja abscheuliche Menschen.

Ben Hafi. Es sind Selbstler, *) aus Philosophen, Höflingen und Herrschern entsprungen, und es ist zu bewundern, daſs aus der sonderbaren Mischung nicht etwas schlimmeres hervorgegangen ist. —

Abends schmeichelte man dem Sultan Einfalt, und machte ihn mit Mahal zum Gegenstand des Spotts; Einfalt merkte nichts. Auf den folgenden Tag lud man ihn in den Saal der Wahrheit ein; aber Einfalt war verschwunden.

Khalife. Das ist mir lieb.

Ben Hafi. Als es Ram vernahm, sagte er zu Mahal: „An Einfalts Flucht bist du Schuld; du hast ihm unsern Anschlag verrathen.“

Mahal. Freylich hab' ich es gethan, mag ich auch das Leben darüber verlieren, das mir unter euch zur Last wird.

Ram. Gleichwohl hast du gehört, daſs wir die Mullaher von Gott unterrichten wollten; nun bist du Schuld, daſs sie in ihrer groben Unwissenheit verbleiben.

Mahal. Ihr seyd abscheulich mit und ohne Gott.

---

*) Nach dem Arabischen paraphrasirt; das Wort ist bezeichnend genug und hat nichts gegen sich, als daſs es nicht gebräuchlich ist.

Ram. Wie hast du ihm unsern Anschlag beygebracht?

Mahal. Durch einen seines Gefolgs.

Ram. Schweige davon gegen jedermann. Du hast recht wohl gethan, denn eben darum sprach ich so in deiner Gegenwart vor dem Sultan. Ich war gewiſs, du würdest in deinem Eifer thun, was du gethan hast, und wollte wahrlich nicht, daſs Einfalt etwas zu Leide geschähe.

Mahal. Wer begreiſt dich, Schlange!

Ram. Nenne mich wie du willst. Ich hasse alle diese Narren hier, auch habe ich die Geiſselung in Enoch noch nicht vergessen. Sey nur ruhig, du wirst noch mehr sehen, und vor lauter Sehen blind, vor lauter Erkennen stumpf werden, und wirst du das nicht, so muſst du endlich über alles denken, wie ich, dein erster und dein letzter Lehrer denke. Hier bist du an der Quelle der Weisheit, und je nachdem du aus ihr schöpfest, wirst du entweder ein Narr, ein hohles Nichts oder ein Bösewicht; doch das erste brauchst du nicht erst zu werden.

Mahal. So bin ich es unter euch geworden; doch bevor eins von den dreyen wirklich geschieht, will ich mich auf das Gebirg flüchten, um über euch und mich zu weinen, bis ich sterbe.

Ram. Siehst du wohl, daſs du ein Narr bist? aber folge mir nur; da du ein weinender und kein lachender Thor bist, so will ich dein Wohlthäter werden, und dir Stoff zu Thränen zubereiten. Auf das Gebirge will ich dir schon helfen.

Nach dieser Unterredung ging Ram mit Mahal zum Sultan Denkling, der, umgeben von seinen Freunden, über die Flucht seines Bruders nachsann, und äuſserst ergrimmt war, daſs er ihm entgangen war, und seine Einladung in den Saal der Wahrheit verschmäht hatte. Ram sagte ihm gerade heraus, es müſste ein Verräther unter den Denklingen seyn; denn Einfalt wäre viel zu einfältig, als daſs er ihren so klugen Anschlag hätte merken sollen. „Sey indessen ruhig, Sultan,“ fuhr er fort, „hat er sich zu dem Sultan, deinem Bruder, begeben, so wird es ihm bey den Schönlingen nicht besser ergeben.“

Sultan Denkling. So will ich gleich meinen Bruder Schönling zu einem Bündniſs gegen Einfalt einladen; von der Hoffnung gereitzt, die ihm mein Gesandter vorspiegeln soll, die Mullaher zu Schönlingen zu bilden, wird sich seine Einbildungskraft den Augenblick entflammen. Haben wir es einmal so weit gebracht, daſs wir Mullah theilen können, so müſsten wir keine Philosophen seyn, wenn wir nicht Sullah und Mullah der Vernunft unterwürfen. Auch soll ihm mein Gesandter sagen, wie sehr mich Einfalt beschimpft hat, da er meiner Einladung in den Saal der Wahrheit so schnöde ausgewichen ist. Mein Bruder, ob er gleich nur ein Schönling ist, ist doch fähig eine solche Beleidigung zu fühlen. Wir müssen nun einen Mann aussuchen, der die Kunst versteht, recht glühend und erhaben zu reden, denn Bruder Schönling muſs durch die Phantasie gefaſst werden.

Sultan Denkling hatte sich in seiner Muthmaſsung nicht betrogen. Einfalt zog grade zu Schönling, beklagte sich mit vielem Schmerz über seinen Bruder Denkling, und gewann durch seine Klagen weiter nichts, als daſs er Schönling reitzte, mit seinen Freunden zu Rathe zu gehen, wie man es wohl machen müſste, die Mullaher dichterisch zu bilden, und empfänglich für das Schöne und Gute zu machen; aber das Glück, das die Einfalt oft so gerne beschützt, rettete Sultan Einfalt auch hier; wie? erzählt Mahal nicht, weil er kein Zeuge davon war.

Die Bothschaft des Sultans Denkling machte demnach einen starken Eindruck auf den Sultan Schönling. Er erblickte sich plötzlich in dem Glanze eines Helden. Die Schönlinge sahen in seinen und ihren Thaten einen neuen erhabenen Gegenstand ihrer Dichterey, und in den starken, nervichten, arbeitsamen Armen der Mullaher, eine neue, reiche Quelle der Nahrung ihres Dichtergeistes. Der Krieg gegen Mullah ward also mit der den Dichtern und Schönlingen eignen Begeisterung unternommen. Der Sultan lieſs eine Schrift in feurigen Zeichen und hohem Style an die muntern Sullaher ergehen; sie zündete, und alles machte sich auf, die Menschenthiere in Mullah zu Schönlingen zu bilden.

Als Sultan Einfalt in Mullah ankam, erzählte er seinen Ältesten mit vielen Thränen, wie seine Brüder ihn hätten tödten, und sich dann die Mullaher unterwerfen wollen, um sie zu Denklingen und Schönlingen zu bilden. Wuth und Grimm überfielen die gegenwärtigen rohen Mullaher; sie schwuren alle bey der

Erde, ihrer Ernährerin, sie wollten den Kophern und Sullahern die Schädel einschlagen, die so viel Böses und Dummes ausheckten, und sich auf einmal für die alte Unterjochung rächen.

Einfalt that es nun herzlich leid, daſs es dahin kommen sollte; aber da sich mit den Mullahern viel thun und wenig reden lieſs, so setzte er sich an die Spitze der Mullaher, die wohlgeordnet, mit Keulen und Schwertern bewaffnet, aus ihren Gebirgen hervorbrachen, und gegen Denklings Gränzen anzogen. Es war ein fürchterliches Heer, Herr der Gläubigen, da die Mullaher den Tod nicht fürchteten, und von der Tapferkeit weiter gar nichts wuſsten, als daſs ein Mann nicht wohl ohne sie seyn könnte.

Die zwey erhabenen Brüder hatten sich indessen vereinigt und vertrugen sich grade so, wie Vernunft und Einbildungskraft sich zu vertragen pflegen. Sie fühlten die unerträglichste Langeweile wenn sie beysammen waren; einer verachtete den andern, und die Denklinge und Schönlinge thaten auf beyden Seiten ihr möglichstes, diese Verachtung bis zum Hasse zu treiben, dabey aber klüglich zu rathen, es nur beym innern Groll bewenden zu lassen, bis man den andern nicht mehr brauchte. Denkling dachte, er wollte die Schönlinge zur Unterjochung der Mullaher brauchen, und dann die Mullaher zur Unterjochung der Schönlinge. Sultan Schönling dachte eben so von den Denklingen, und so spielten sie ganz artig das Spiel Verbündeter, und es steht zu erwarten, der Gewinn werde so ausfallen, wie er zwischen verbündeten Groſsen gewöhnlich ausfällt.

Während nun die Oberhäupter mit so vortrefflichen und weisen Gedanken umgingen, sprachen die tieſsinnigen Kopher so lange über die edle Verachtung des Todes und den reinen Heldenmuth, seine wahre Quelle, bis sie endlich fanden, es vertrüge sich gar schlecht mit der Vernunft, für einen Sultan, wie der ihrige sey, sich todtschlagen zu lassen. Zu dieser weisen Bemerkung trugen einige von den Keulen der Mullaher eingeschlagene Schädel vieles bey; denn die Kopher fühlten bey dem scheuſslichen Anblick, diese Keulen zerschlügen auf einmal alle Tafeln der Sittlichkeit, indem sie die Gesetzgeberin Vernunft selbst heraus schmetterten. Die Schönlinge besangen die Heldenthaten, die sie thun wollten, so lange, sprachen so lange von dem schönen ruhmvollen Heldentode, der Unsterblichkeit des Namens nach dem Heldentode, dem schaudervoll Erhabenen, das den Krieg begleitet, bis sie bey gleicher Veranlassung empfanden, ein so grober Schlag mache allem Spiel der Einbildungskraft, allem Gefühle des Schönen und Guten ein Ende, und dann sey alles gleich, der ausgebildetste, gefühlvollste Schönling nicht besser daran, als der roheste Barbar; der Tapfre würde dort behandelt, wie der Feige, und man müſste ein Thor seyn, um eines andern willen, und sey es auch ein Sultan, aufhören zu wollen, schön zu fühlen.

Der Tag der Schlacht brach an. Denkling und Schönling hielten Reden an ihre Heere, voll Tiefsinn und Erhabenheit. Die Heere rückten einander entgegen, Schönlings Heer unter rauschender Musik, Denklings still und feyerlich. Als ihnen nun die Mullaher in das Weiſse der Augen sahen, ihre Keulen emporhoben, ihre Schwerter zogen, und eben losbrechen wollten, setzten sich die Kopher und Sullaher ganz ruhig auf ihre Schilder nieder, und riefen den Mullahern zu: „Gebt euch weiter keine Mühe uns zu besiegen; das Gefühl der Schönheit, die Tafeln der Vernunft machen uns zu euern Freunden, und ihr könnt nun unsere zwey Sultane da nehmen, die uns hierher geführt haben. Gebt uns dafür Einfalt zum Herrn, und laſst uns alle Feindseligkeit vergessen.“

Ram brachte mit einigen Denklingen und Schönlingen die zwey Sultane zu Einfalt, der ihnen um den Hals fiel und herzlich weinte. Ram sagte zu Einfalt: „weine nur immer, doch vergesse nicht darüber, daſs du Sultan bist, und was deine edlen Brüder mit dir vorhatten.“

Sie sind meine Brüder, sagte Einfalt schluchzend, wie sollte ich nicht weinen? Ach ich kann ihnen nicht zu Leide thun.

Ram. Das sollst du auch nicht. Sperre sie nur zusammen ein, und sie werden sich selbst so viel Böses thun, daſs sie dich bald von ihrer Last befreyen werden.

Die Kopher und Sullaher waren zufrieden, sie riefen Sultan Einfalt zum Herrn der drey Reiche aus, und sagten unter sich: „Wir waren Narren unter diesen Thoren, unter Einfalt werden wir wieder gescheidt werden.“ Die Kopher und Sullaher zogen heim, und Ram nebst Mahal folgten Einfalt nach Mullah.

Ben Haſi rollte seine Handschrift zusammen.

Khalife. Das war ein böses, abscheuliches und einfältiges Mährchen, Ben Haſi. Es ist mir lieb, daſs es zu Ende ist.

Ben Haſi. Vergiſs nicht, daſs es nur ein Gerippe ist, und daſs ich dir es schriftlich, mit allen Umständen, geben werde.

Khalife. Es sey, mich freuet es indessen recht sehr, daſs Einfalt so gut davon gekommen ist. Ich hoffe, er wird gut regieren, denn ein einfältiger Sultan ist noch immer besser, als ein überweiser.

Groſsvizir. Dieſs ist noch das beste Mährchen, das Ben Haſi uns erzählt hat, und dieser Einfalt ist ein ganz vortrefflicher Sultan: denn der Einfältige, der sich von weisen Leuten führen läſst, ist besser, als der Weise, der sich selbst vertraut, und dem es an Erfahrung und Menschenkenntniſs fehlt.

NEUNZEHNTER ABEND.

Ben Haſi erschien auf den Glockenschlag, rollte seine Handschrift aus einander und begann:

Mahal hatte nun Stoff genug zum Nachsinnen. Ram war für ihn ein quälendes Räthsel, und fragte er ihn um die Auflösung desselben, so war ein spöttisches Lächeln seine ganze Antwort. Die Mullaher setzten ihn noch mehr in Erstaunen, ob er sie gleich gerade so fand, wie sie Ram und Einfalt geschildert hatten. Das ganze Land glich einem wohlgebauten Garten; Gnügsamkeit und Zufriedenheit herrschte in den Feldern, in der Stadt. Der rohe Mullaher, der nichts sagte was er nicht that, und nichts that was er nicht sagte, schien ihm der beste Mensch, den er auf seinen traurigen Wanderungen angetroffen hatte. Sie lebten um zu leben, ohne zu wissen, woher sie kamen, wohin sie einst gingen. Sonne und Mond waren ihnen nichts als Lichter, die Erde ihre Ernährerin, und der Himmel das Behältniſs des Wassers, ihre Felder anzufeuchten. „Schade, sagte Mahal, daſs dieses sonst gute Volk an keinen Gott glaubt, von Gott gar nichts weiſs! Und wunderbar, daſs die, die an keinen Gott glauben, gerade die besten sind, welche ich gesehen habe!“ Er faſste im Stillen den Entschluſs, die Mullaher mit Gott bekannt zu machen. Die Mullaher hörten ihn an und sprachen: „Fremdling, die Erde ist unser Gott, sie ernährt den Arbeiter und läſst den Faulen verhungern.“ Mahal lieſs sich von dieser thierischen Antwort nicht abschrecken, und fuhr in seinem Eifer fort. Ram, der nun Einfalts Groſsvizir geworden war, vernahm Mahals Bekehrungsgeschäft, lieſs ihn vor sich fordern und sagte:

„Mahal, ich höre, du sprichst den Mullahern von Gott vor; laſs dieses immer unterbleiben, damit wir nicht gezwungen werden, dich zum Lohne mit einer Geiſselung wegzusenden. Die Mullaher sind Thiere, und gute Thiere; was aus den Menschen werden kann, wenn sie aufhören Thiere zu seyn, davon hast du Beweise genug gesehen und erfahren. Wie ich merke, suchst du noch immer die Ursache, warum die Menschen so sind, wie sie sind; ich zweifle nur daran, daſs du sie je finden wirst. Darum, mein Lieber, ist es Zeit, daſs du nach deinen Gebirgen zurückwanderst, und Gott alles erzählst, was du gesehen, gehört und erfahren hast. Er wird daraus vernehmen, daſs wir ganz artige Leute sind, und daſs Ram nicht der Dümmste unter ihnen ist. Das, was du mich thun und ausführen sahst, war ein Spiel, das ich mit diesen Sultanen trieb, und du siehst daraus, daſs ich die Geiſselung nicht vergessen habe, die mir dein grämlicher Schwiegersohn aufladen lieſs. Nun will ich Einfalt zu einem ganz sonderbaren Ding machen, wenn uns Gott Zeit dazu läſst; thut er es nicht, so wär' es wahrlich Jammerschade. Gott wird sich wohl nicht wundern, wenn du ihm sagst, du habest die Ursache nicht entdecken können, warum wir sind, wie wir sind; wir wissen es selber nicht, und sollte er dir sein Geheimniſs vertrauen, so komm zu uns, und theile es uns mit; aber ich zweifle daran, denn mir scheint es eigentlich das Haupt- und Staatsgeheimniſs des Himmels zu seyn. Ich, Groſsvizir des erhabenen, mächtigen Sultans Einfalt, gebe dir nun Leute mit, die dich bis an das Gebirge begleiten sollen, und wenn du unterweges keine dummen Streiche machst, so wirst du wohlbehalten dort ankommen. Leid wäre es mir, wenn es nicht geschähe, und Gott würde gar viel dabey verlieren. Lebe wohl! Das Reisen hat dich wohl erfahrner gemacht; aber das, was du suchtest, hast du nicht gefunden. So gehts uns allen auf unsrer Reise durch diese sonderbare Welt.“

Mahal ergrimmte heftig über diese kühne Rede Rams; aber Ram lachte seines Grimms. Er stieſs seine Verdammungsformel über die Menschen und Ram aus, der ihn daran hinderte dieſs gute Volk Gott zuzuführen, und Ram sagte: „Grüſse Puh und Noah deinen Schwäher!“

So trat nun Mahal seine Rückreise nach dem Gebirge an, beschämt, das, was er gefunden hatte, für Weisheit gehalten zu haben, empört gegen das ganze Menschengeschlecht, murrend gegen Gott, vor dem er nun in seiner nackten Thorheit, und als Zeuge der Bosheit und Verderbniſs der Menschen erscheinen sollte, nach deren Umgang er so lüstern war. Auch hatte unvermerkt das ungeheure Geschwätz der Denklinge einigen Eindruck auf ihn gemacht, ihn wenigstens in seinem starren Steiſsinn bestärkt.

Auf seinem Rückzug fand er den Sultan Zwerg noch immer glücklich unter dem Schutze der Schriftsteller. Der Sultan Lom war noch immer geistreich und verständig, hielt es auch noch immer für klug, seinen Verstand den Göttern, die um seinen glänzenden Thron herstanden, zu unterwerfen. Mahal hielt es für weise, ganz stille durch die Staaten dieser beyden Sultane zu ziehen. In Irad fand er, daſs Zobar plötzlich vor Zorn gestorben war, weil ihm der Vizir mit dem Schatzmeister viel von seinem Hausgott veruntreuet hatte; daſs seine Tochter, die erleuchtete Milka, an seiner Stelle herrschte, daſs der Enocher Höfling ihr Groſsvizir war, und, was Mahal noch mehr Wunder nahm, daſs der kleine Sohn, bey dessen Pflanzung er dem Höfling überraschte, bestimmt war, den Thron nach ihr zu besteigen. Er suchte Puh auf, der noch immer mit aller majestätischen Erhabenheit und Würde seine Last trug, und allen seinen Kummer bey dem freudigen Gedanken vergaſs, sein Sohn würde Gedims Götterstamm fortpflanzen, und über die zwey Reiche herrschen. Die kluge Milka, die nun eine Göttin geworden war, durfte es nicht wagen, den armen Puh von seinem Elende zu befreyen, weil er auf keine Weise, zum Vortheil der Sultane in Irad, seiner Götterheit entsagen wollte. Milka lieſs ihn also staatsklug, menschlich hinschmachten. Mahals Herz pochte über die Verderbniſs seiner Tochter, von welcher er sich nun als der Urheber ansah. Er begab sich zu ihr, um ihr ihren Wahnsinn zu verweisen, sie fiel ihm aber kalt und stolz in die Rede: „Vater, du hast mich zu Narren geführt, und nun, da ich unter Narren bin und bleiben muſs, bin ich ihnen, was ich ihnen seyn muſs: eine kluge Närrin. Das Beste für mich und dich ist, du hältst dich in Irad nicht lange auf; denn wie ich vernahm, so sind die Irader deine Freunde nicht.“

Sie verlieſs ihn, und selbst die Thränen der Reue, des tieſsten Schmerzes, die nun zum erstenmal aus den Augen des verstockten, eigensinnigen Mahals drangen, rührten sie nicht. Er sprach nichts mehr; der Schmerz, der Unwille, der Groll zogen sich in sein finsteres, empörtes Herz zurück. Seine Begleiter verlieſsen ihn unfern des Gebirges. Er erblickte den Grabhügel Adams, eilte hinzu, warf sich auf das Grab, und lieſs, nach langen, qualvollen, stummen Betrachtungen, seinen Verdruſs und Gram folgender Gestalt in der Luft verhallen:

„Hier, in diesem kleinen Bezirke, liegt also der Staub des ersten Mannes, von dem alle ausgehen, die ich gesehen habe, alle ausgehen werden die noch geboren werden sollen, alle ausgegangen sind, die, wie er, Staub geworden. O daſs ich nicht unter denen bezeichnet gewesen wäre, die aus dir entspringen sollten! Wäre ich nur Asche, wie du nun bist, oder besser nie gewesen! In dir dem Einzigen, einem Einzigen! lag also der Keim zu allem was wir sind, was wir werden muſsten; und wie unsre Väter sagten, muſstest du sogar durch einen Fehltritt diesen Keim entwickeln; muſstest durch diesen Fehltritt erfahren, was Gut und Böse sey, und diese unglückliche Kenntniſs, dein erstes Wissen, muſste von dir zu deinen Söhnen, von deinen Söhnen auf uns forterben, steigen und wachsen, sich ins Unaussprechliche und Unzählige vervielfältigen; wir deine Nachkommen, und jedes neue aufblühende Geschlecht muſste des Bösen mehr zu dem Bösen fügen, bis die Menschen so reif dem Verderben würden, wie ich sie gesehen habe. Ach Vater des Menschengeschlechts! wenn du nun sähest, was aus deinen Enkeln geworden ist! Wenn du nun den Erdboden durchziehen könntest, wie ich gethan habe, und ihre Bosheit, ihre Laster, ihren Abfall von Gott, ihr Blutvergieſsen, ihre Herrschsucht, ihre Goldsucht, ihren Wahn sähest, und sie dir alle zuriefen: „Vater, wir haben es von dir! Warum strecktest du deine Hand nach der verbotenen Frucht aus, die dir die reitzende Verführerin darreichte? warum wolltest du einer der Götter werden? warum dürstete dich nach der unglücklichen Erkenntniſs, der Quelle alles Bösen, das wir thun und leiden? Hättest du dich nicht reitzen lassen von der verbotenen Frucht, so würden wir nun wie du, vor deinem Fall, in den blühenden Gärten leben, die schönsten, glücklichsten, durch Einfalt und Unschuld seligsten Geschöpfe der Welt seyn, ohne Arbeit, Sorge, Furcht und Hoffnung, unter kühlenden Schatten, an rauschenden, erfrischenden Quellen sitzen, die süſsesten Früchte essen, den ruhigsten Schlaf schlafen, und uns an den uns umgebenden erhabenen Gegenständen ergötzen, ohne zu wissen, warum und wodurch sie es sind. Du sprachst mit dem Herrn, den wir nun vergessen, verkennen, oder vor dem wir zittern, und wuſstest weiter nichts, als daſs er dein Schöpfer, der Herr der blühenden Gärten sey. Er war dir ein Hirt, der die Schafe auf die Weide führt, dem die Schafe gehorchen, ohne von seinem Recht über sie etwas zu wissen. Du strecktest deine Hand nach der lieblich scheinenden Frucht aus, in der die Kenntniſs, und ihre Töchter, die Sünde, die Thorheit, der Wahn und die Begierde, schliefen, und hinterlieſsest sie uns zur Erbschaft. Bald vermählten sich diese mit dem Stolze, dem Durst nach Gewalt, und aus ihnen entsprangen die zahllosen Verderbnisse, Laster und Qualen der menschlichen Gesellschaft; ein nie hinwelkendes, immer grünendes, sich mehrendes Geschlecht. Ach was nutzt es uns, daſs unser Geist und unsre Hände durch Wissen, Künste, Zeichen und Geräthe erschaffen und bilden können; alles was wir schaffen und zeugen, beweiset unsern Mangel und unser Bedürfniſs, beweiset was wir verloren haben, und legt die rastlose Begierde an den Tag, durch Erkünstlung das Glück wiederum herzustellen, das wir verloren haben. Aber umsonst! das Glück ist die Gefährtin der Unwissenheit; wer da weiſs, daſs er glücklich ist, weiſs auch auf wessen Verlust er es ist, er weiſs, daſs sein Glück zerstörbar ist, und weiſs, daſs ihm ein Ziel gesetzt ist! Sieh, so würden die Menschen dir zurufen. Und ich rufe hinunter in dein dunkles Grab, und sollte auch mein schmerzvoller Ruf deine Asche bewegen — der Trieb des Wissens, den ich von dir geerbt habe, machte mich unglücklich; er stieſs mich gewaltsam unter die Menschen.

die mich geiſselten, verhöhnten, die meiner Warnung, meiner Sendung spotteten, bey denen ich Weisheit erlernen wollte, und nichts erfuhr, als daſs sie wahnsinnig sind, daſs Laster und Thorheit sie allein ergötzen, und daſs der Herr wohlthut, sie zu verderben. Aber das, was nun mein Herz zerreiſset — Zweifel und Unwillen gegen den, der sie gemacht hat, der dich so gemacht hat, daſs dich gelüsten konnte und durfte nach Wissen und Kenntniſs, sind mein schrecklicher Gewinn! Der gleich schreckliche ist, eine Sünderin gezeugt, den Menschen zugeführt zu haben, die an Vermessenheit und Kühnheit alle Töchter Kains, des Brudermörders, übertrift. Doch du vernimmst mich nicht, du bist Staub, das, was wir alle werden, die aus deinen Lenden entsprungen sind. Der Herr will sie nun alle zerschlagen, und nichts soll von ihnen, und dem, was sie hervorgebracht haben, übrig bleiben, als das Gedächtniſs ihrer Laster und Thorheit. Adam! Vater der Menschen, warum strecktest du deine Hand nach der Frucht der Kenntniſs aus? Warum muſsten wir erfahren, was Gut und Böse ist, und warum muſsten wir so gebildet seyn, daſs wir des Bösen viel und des Guten so wenig thun?"

Nach dieser Rede stieg Mahal auf das Gebirge, eilte nach dem Ort, wo er den Herrn gesehen hatte, und brachte nichts mit, als die Handschrift über seine Brust gebunden, unter welcher jetzt sein Herz schlug und bebte.

Er setzte sich auf einen Stein unter eine Ceder, und überlas, nach dem Befehl des Herrn, unter Seufzern, Beklemmung, Murren und Unwillen seine Handschrift bis zum Ende, schlug sie zusammen, und rief mit starker Stimme: „Herr! hier bin ich, ein unglücklicher Thor, des Lebens müde, verwirrt und zermalmt von dem, was ich gesehen habe!“

Da sausten die Winde, der Berg bewegte sich leise, und die Ceder rauschte in dem Wipfel. Die Stimme des Herrn erscholl:

„Mensch, dem nach der Weisheit seiner Brüder gelüstete, was hast du gewonnen?“

Mahal. Vergieb mir, Herr, wenn ich rede, wie mein trauriges Herz mich antreibt zu reden. Mein Gewinn ist, daſs ich müde bin zu leben, mich selbst hasse und verachte, und das ganze Menschengeschlecht in mir. Vernichte sie alle, sie sind reif dem Verderben, wie du gesagt hast, und vernichte mich, den Thoren, mit ihnen. Doch, Herr, ſchaffe nicht mehr ihres Gleichen, denn ich fürchte, es möchte dich abermals gereuen.

Gott. Und du hast kein Volk, kein Geschlecht gefunden, dessen meine Gnade schonen könnte?

Mahal. Vergieb mir, Herr, wenn ich rede, wie mein bekümmertes Herz mich zu reden antreibt. Ein einziges Volk habe ich besser als die andern gefunden; aber dieses Volk hat dich ganz vergessen, kennt deinen Namen nicht mehr, weiſs nichts von dir, lebt wie die Thiere des Waldes und die Pflanzen der Erde. Ihre Unwissenheit ist so groſs, daſs wenn du sie auch mit den andern verdirbst, sie nicht einmal glauben werden, daſs sie es verdienen; sie nicht einmal ahnden werden, woher ihr Verderben kommt. Ach, Herr, vergieb mir Thoren; aber warum gereuet es dich doch, daſs du die Menschen gemacht hast, und warum hast du sie so gemacht, wie ich sie gefunden habe?

Gott. Was ich geschaffen habe, habe ich geschaffen; wie ich es geschaffen habe, habe ich es geschaffen. Ich sprach, da ich alles geschaffen hatte, es ist gut! und es war gut! der Mensch war das Beste, was nach den Geistern des Himmels aus meiner Hand hervorging, denn ich belebte ihn mit meinem Geiste vor allen Geschöpfen der Erde. Nur dadurch war er das Beste, weil er das Böseste des Geschaffenen werden, und alles Geschaffene, das ihm erreichbar ist, zum Guten oder Bösen anwenden konnte.

Mahal. Ach, Herr, ich verstehe dich nicht!

Gott. Weil du verstockten Sinnes und thörichten Herzens bist! — Du hast nun die Menschen gesehen — hast du auch entdeckt, warum sie so böse sind, und warum du ein Thor bist?

Mahal. Ich weiſs, daſs ich ein Thor war, dieses Gebirge zu verlassen; aber ich muſste dieses Gebirge verlassen, weil die rastlose Begierde zu wissen und zu erkennen stärker war, als die Vernunft oder der Geist, den du meinem aus Thon und Leimen geschaffenen Leibe zugetheilt hast. Kann ich doch nicht dafür, daſs Adam, unser aller Vater, von der Frucht der Erkenntniſs genossen, und den heiſsen Trieb des Wissens in uns, nebst der Erkenntniſs des Guten und Bösen fortgepflanzt hat. Herr, ich habe alles aufgezeichnet, was ich gehört, gesehen und empfunden habe. Ich habe gesehen, und an mir selbst erfahren, daſs die Menschen wahnsinnig und böse sind. Keiner kennt dich, und denen ich dich nannte, die spotteten meiner. Ich habe die Quelle des Bösen gesucht in ihrem Fleische und in ihrem Geiste, und frage noch immer: Herr, warum beherrscht das Fleisch den Geist, warum geht das Böse des Fleisches zu dem Geiste hinüber? Warum muſste doch der Geist, der von dir kommt, der ein Theil von dir ist, weil du ihn dem Menschen eingeblasen hast, von dem Fleische abhängen, das du aus Thon gebildet hast, und das der Mensch der Erde wiedergiebt? Wie kann der Mensch zwey sich so widerstrebende Dinge ausführen, zu leben dem Geiste und dem Fleische? Gewiſs weiſst du dieses alles, o Herr! und du hast alles gut gemacht; aber ich weiſs es nicht, und alles was ich darüber erfahren habe, was ich gelernt habe, sind Worte, womit ich die Triebe zum Guten und Bösen benennen kann; doch es sind nur Worte, und ich benenne diese Triebe, wie ich die Sonne, den Mond, die Gestirne, die Kräuter benenne, ohne ihr Inneres zu kennen. Alles was ich davon weiſs, ist, daſs du sie geschaffen hast, daſs alles von dir kommt. Mir fehlt der Sinn den Zweck zu fassen, den Schlüssel zu dem dunkeln Geheimnisse, vor dem ich bebend, schaudernd und schwindelnd stehe. Du hast ihn, und ich darf ihn von dir nicht fordern, denn keinem vertraust du dein Geheimniſs. Mir bleibt nichts übrig, als vor dir in den Staub, aus dem du mich hervorgerufen hast, niederzufallen, über mich und das ganze Menschengeschlecht, das du erschaffen hast, dessen Erschaffung dich gereut, das du verderben willst und das deinen Zorn verdient, zu weinen und dann zu sterben.

Gott. Sieh, so erziehe ich mir das Menschengeschlecht zu dem hohen Zweck, den ich festgesetzt habe. Dieses ist der erste Schritt seiner Kindheit. Ich verderbe dieses Geschlecht, das nun die Erde mit Greueln erfüllt, meinen Namen vergessen hat oder ihn lästert und mifsbraucht. Ich vertilge sie alle, und den Geschlechtern, die einst nach ihnen aufblühen sollen, sende ich Weisen, Propheten und Apostel, offenbare mich ihnen durch sie, und erziehe mir das Kind zum Manne.

Khalife für sich. Abraham, Moses, Christus und unser erhabener Prophet.

Mahal. Vergieb mir, Herr, dafs ich rede, wie mein dunkler Geist mich zu reden antreibt. Was haben diese gethan, dafs sie früher geboren wurden und früher sündigen mufsten? Was können doch sie dafür, dafs sie in der Kindheit des Menschengeschlechts entsprossen sind, und keine Weisen, Propheten und Apostel unter ihnen auftraten, dich ihnen zu offenbaren? Was ist doch dem Einzelnen, den der Tod wegrafft, die Erziehung des Ganzen, da er verwelket, bevor sie beendiget ist?

Gott. Ich war euch Prophet und Apostel, und liefs mich selbst zum Lehrer unter euch nieder. Ich sprach dir und allen Lebenden die deutliche und starke Sprache meines väterlichen Daseyns, und meiner väterlichen Sorge. Meine Offenbarung steht lebendig um euch her in grofsen, erhabenen, unverhüllten Zeichen.

Ihr wollt sie nicht sehen, wollt meine Stimme nicht hören, ob ich gleich im Donner zu euch rede und mit Blitzen zu euch spreche. Nun muſs ich die Menschen ihrer Verstockung überlassen, denn ich bin ein väterlicher Erzieher und kein zwingender Zuchtmeister. Darum sprach ich zu diesen Geschlechtern, wie der Vater zu dem geliebten Kinde. Die künftigen Geschlechter sollen mich und meinen Willen nur durch die Stimme des Menschen vernehmen und kennen lernen, und sie sollen glauben und ahnden, was ihr mit euern Augen gesehen habt.

Mahal. Ach, Herr, vergieb doch der Blindheit meines Geistes und den Zweifeln meines Herzens; sieh, ich kann die bösen Gedanken nicht unterdrücken, und mit Recht nennest du mich verstockt. Sind diese Menschen, die ich gesehen habe, noch in den Jahren der Kindheit, so möchte ich jene wohl sehen im Alter des Mannes oder des Greises. Zürne mir nicht! aber, Herr, was läſst sich doch von einem solchen Kinde erwarten? Ich habe nichts als Böses gesehen. Greuel und Abscheulichkeiten im Denken und Thun ist das Geschäft des Menschen; deiner spottet er, arbeitet nur für sich selbst und seine Lüste, und hält dafür, die ganze Welt, seine Brüder, du selbst, Herr, alles sey bloſs um seinetwillen da. Die Menschen gefallen sich im Blutvergieſsen und Zerstören, sie finden Ruhm in schrecklichen Thaten und grausender Vernichtung ihrer Brüder, der Erde, der Wohnungen und der nährenden Felder. Böse, thörichte Menschen herrschen über die Thoren, nennen sich Götter, und die noch elendern

Thoren halten sie dafür, lassen sich für sie tödten, kriechen vor ihnen im Staube, und sagen: du bist einer der Götter, bist besser als wir, und darfst mit uns nach deinem Gefallen thun! Warum muſste der Mensch, dessen Herr du bist, den du geschaffen hast, sich so tief vor seines Gleichen erniedrigen?

Gott. Dieſs ist das höchste Maaſs ihres Wahnsinns, und muſste in dem Augenblick erfolgen, da sie mich verlassen haben. Ich wollte ihre Führer sollten Hirten seyn, sie machten sie selbst zu ihren Tyrannen! Darum soll dieser Wahnsinn mit ihnen allen von der Erde vertilgt werden, um nie wieder aufzukeimen. Das junge künftige Menschengeschlecht soll nur Väter in seinen Herrschern sehen; denn dazu, und daſs sie Recht und Gerechtigkeit ausüben, setz' ich sie ein.

Mahal. Ach Herr! warum lieſsest du es jetzt geschehen? Warum durfte dieser Wahnsinn herrschen? Und höre, Herr, das schrecklichste, das scheuſslichste, das ich gesehen habe! Sie beten das Gold an, und halten es für ihren Gott. Warum hast du das Gold erschaffen, Herr, warum hast du die Dinge überhaupt geschaffen?

Gott. Thor, so könntest du nun auch fragen, warum ich dich geschaffen habe?

Mahal. Vergieb doch Herr meinem finstern Geiste, ich bin ein Thor; aber ich frage dich darum.

Gott. Und sollst keine Antwort erhalten!

Mahal. Ach dieſs ist unser Schicksal! So will ich nun das Menschengeschlecht in dem Alter des Säuglings, des Mannes und des Greises beweinen, und mit der Frage sterben: warum hast du sie so gemacht, so werden lassen? Ich bin verstockten, unmuthigen Herzens, und kann selbst vor dir, meinem Schöpfer und Richter, nicht schweigen. Was hülfe es mir auch, da du das Innere des Geistes siehst, den du mir gegeben hast, und durch den ich denke und bin.

Gott. Dem Verstockten verschlieſse ich mein Ohr! Mit offenen Augen siehst du nicht, mit deinen Händen greiſst du nicht, und horchest nicht auf den Geist, den ich dir zum Wächter in das Herz gesetzt habe.

Mahal. Ach, Herr, ich vernehme ihn, und schelte mich über meine Thorheit; aber die Finsterniſs wird mir darum nicht heller. Herr, warum tödtete dein Blitz den armen Schiffer, der mich von dem nahen Tode errettete, den einzigen, der mir unter den Menschen wohlgethan hat?

Gott. Dieſs sollst du wissen! Mein Blitz tödtete ihn, weil er während deines Schlafes nachsann, wie er dich und deinen vermessenen Gefährten um des Wenigen, das ihr besaſset, tödten möchte. Hätte mein Donner euch nicht so schnell von den Banden des Schlafes entfesselt, er würde an euch das Verbrechen vollzogen haben. Oft strafe ich, wo ich zu belohnen scheine; oft belohne ich, wo ich zu strafen scheine.

Khalife. Gott ist gerecht!

Ben Hafi. Dieſs fühlte Mahal in diesem Augenblick, und Gott fuhr fort: „Du fühlst meine Gerechtigkeit, und doch sagt dein Geist: warum blieb mein Gefährte, der des Bösen so viel noch that, verschont?

Du bist verstockten Herzens, und unheilbar, und ob ich dir gleich sagte, ich übersehe das unzählige Menschengeschlecht, das da ist, gewesen ist und seyn wird, wie du diese Ceder mit ihren Ästen übersiehst, und sehe das Gute für das ganze Menschengeschlecht da hervorkeimen, wo du das Böse wahrzunehmen glaubst, so würdest du doch verstockt bleiben, weil du unwilligen Herzens, finstern Geistes bist, und die Zweifel dir gefallen. Ich zwinge mein Licht dem Sterblichen nicht auf, daſs sich der Sterbliche des Lichts erfreuen und seiner würdig werden möge. Diese Geschlechter sollen ferner nicht mehr leben. Ich will Wasserfluthen über die ganze Erde senden, und alles Lebende, alles von den Händen der Lebenden Erschaffene soll untergehen mit Thieren und Gewürmen. Nur mein Knecht Noah mit seinen Söhnen, den Weibern seiner Söhne (und den Thieren paarweise gesammelt), sollen leben, und Väter der Völker werden, die ich mir erziehen will zu groſsen Zwecken der Vollendung. Er soll ein Schiff bauen, das über den Wasserfluthen einherschwebe, bis sie die Winde, auf mein Geheiſs, verwehen, und die von den Sündern gereinigte Erde trocknen.“

Mahal. Zürne mir nicht, Herr, und vergieb meinem bekümmerten Herzen. Ich will keine Kammer in diesem Schiffe; *) denn mit den Guten, den Un-

---

*) Obgleich dieser verstockte Mahal, nach unsrer Art zu denken, vielen unwahrscheinlich vorkommen könnte, so wird ihn doch der Leſer des ältesten der Bücher nicht dafür erkennen, denn er gleicht sehr viel den starrköpfigen, eigensinnigen,

schuldigen kann ich nicht mehr leben, mit den Bösen und Verdorbenen will ich nicht leben.

Gott. Dieſs und die traurigen Zweifel, die dich plagen, sind der Lohn der Thoren, welche die Weisheit unter den Menschen, und nicht bey mir suchen. Du sollst dieses Geschlecht nicht überleben. Vergrabe die Schrift, in welcher du mit künstlichen Zeichen den Wahnsinn der Menschen aufgezeichnet hast, tief unter diesem Felsenstein, der dir nun zum Lager dient; die

---

mürrischen und empörischen Israeliten, wie sie uns dieses älteste der Bücher ohne alle Verschönerung, Veredlung und Schmuck zu Dutzenden aufstellt, und wodurch diese Bücher zu den wahresten und aufrichtigsten Büchern auf Erden geworden sind, und wie es scheint, wohl auch bleiben werden. Sie allein mahlen den Menschen ohne alles Idealisiren und bleiben der Wahrheit und der Menschheit so getreu, daſs sie den Mann, den sie auf der einen Seite den Mann nach dem Herzen Gottes nennen, auf der andern Handlungen begehen lassen, wofür wir ihn oft einen Mann des Teufels nennen möchten. Schriftsteller gemeiner Art würden gewiſs das Böse ihrer Helden zu mildern, und das Gute zu verschönern gesucht haben; aber sie wollten nur Menschen historisch schildern, Menschen, die es vor Gott in aller ihrer Menschheit sind, und die einmal wissen, seinen Augen sey doch keine ihrer Blöſsen verborgen. Alles was man dawider sagen könnte, wäre etwa: die Schriftsteller dieses Buches schrieben in dem Charakter des sonderbaren Volks, den sie selbst an sich trugen. Auch dieſs! und diese Bücher bleiben dadurch um so mehr der wichtigste, wahreste, und sonderbarste Beytrag zur Geschichte der Menschheit.

Fluth soll ihn verschonen, und deine Schrift nicht verderben. Dieser Stein verbleibe dein Sitz, diese Ceder deine Decke, bis ich deinen unruhigen Geist von dir nehme. Die Vögel des Himmels sollen dich speisen; denn auch gegen die Thoren bin ich barmherzig, und ernähre sie. Weine über deine und der Menschen Thorheit, nach welcher dich gelüstete, vor welcher mein Knecht Noah dich gewarnt hat. Keiner der Kinder Seths soll dir nahen, selbst Noah mein Sohn nicht, damit du ihre Einfalt nicht vergiftest und sie von meinen Wegen leitest, bevor ich sie sende in die Ebene, um das Schiff der Erhaltung zu bauen. Thörichter bist du wiedergekehrt, als du ausgewandert bist; dieſs ist die Frucht des menschlichen Wissens; dem nur wird es zu Gift, der erforschen will, was ich ihm verbergen muſs, damit ich ihm gnädig seyn und ihn belohnen kann. Gott schwieg. —

Mahal betete an, aber sein Herz blieb verstockt; er wollte forschen und wissen, und wollte nicht anerkennen das nothwendige Gesetz der Entsagung in den Willen Gottes, wodurch wir tragen und erdulden, was er uns zugetheilt hat. Ohne diese Entsagung giebt es, wie du, Herr der Gläubigen, am besten weiſst, keinen wahren Glauben an Gott, und dieses hat uns der Prophet gelehrt.

Mahal saſs auf dem Felsenstein, beweinte seine Thorheit, der Menschen Thorheit, ihre Laster und ihren Wahnsinn. Sein Geist verlieſs ihn, und sein Leib ward zum bleibenden Denkmal auf dem Steine, worauf er gesessen und über sich und das Menschengeschlecht geweint hat. Noch steht dieses Denkmal auf dem Gebirge, und scheint im Steine noch über die Nachkommen Noahs zu weinen, die unter ihm leben und sündigen.

Ich, Ben Hafi, habe ihn auf dem Gebirge gesehen, ihn der Verstockung angeklagt, und dann mit ihm geweint, wenn ich von dem Gebirge auf die Erde sah, welche die Menschen bewohnen, und worauf sie so viel Böses thun. Dann warf ich mich nieder vor dem Herrn, und bat ihn, mich vor Zweifel über die Wege zu bewahren, die er die Menschen führt.

So endigen, Herr der Gläubigen, die Reisen oder Mährchen Mahals. Haben sie dir gefallen, so ist der arme Ben Hafi belohnt. Viele der einzelnen Greuel, Verbrechen und Gewaltthätigkeiten habe ich verschwiegen, um deines menschlichen Herzens zu schonen. Auch erwirbt man damit keinen Dank, und verschafft dem Zuhörer wenig Vergnügen.

Khalife. Daran thatst du wohl, und besser wäre es, wir könnten alles Böse vergessen, das die Menschen gethan haben, und unseren Nachkommen nichts als das Andenken guter Thaten hinterlassen. Auch habe ich beynahe alles vergessen, was du mir erzählt hast, und erinnere mir nichts so lebhaft, als das, was du von dem Koran erzähltest, der vor der Sündfluth in der ehernen Kugel auf Erden war. Und darum befehle ich dir diese Mährchen schriftlich aufzusetzen, damit Gläubige und Ungläubige sehen mögen, wir seyen das auserwählte von Gott erzogene Volk, das vor Allen er gewürdigt hat, durch seinen Apostel sein heiliges Wort zu senden. Dafür und weil du ein guter Mensch bist, sollst du in meinem Pallaste wohnen, von meiner Güte leben, und ich will dein Schutz seyn. Leid ist mir übrigens, daſs dieser Mahal in seiner Verstockung verharrte; doch möchte ich gar zu gerne sein weinendes Denkmal sehen, wenn die Reise nur nicht zu weit, und mein Geschäft nicht in Bagdad wäre.

Ben Hafi. Ich danke dir, Herr, für deine groſse Güte, und will aus allen Kräften sie ferner zu verdienen suchen; doch bevor ich nach deinem Befehl diese Schrift abfasse, muſs ich dir, aus gewissen Ursachen, erst meine Wanderungen durch Asien und Afrika erzählen.

Khalife. Das sollst du, Ben Hafi, und ich wünschte um deinetwillen, daſs sie mir besser als deine Mährchen gefallen möchten.

Ben Hafi. Ich hoffe es, und haben dem Nachfolger des Propheten auch meine Mährchen nicht gefallen, so kenne ich doch zwey, denen sie gefallen haben.

Khalife. Und wer sind diese?

Ben Hafi. Dein Diener Ben Hafi, und dein treuer Masul.

Khalife. An dir zweifle ich nicht; aber er, der so taub ist, daſs er, ohne die Gnade Gottes, den Stoſs in die Trompete nicht hören würde, wenn jetzt der Tag des Gerichts einbräche —

Ben Hafi. Gleichwohl hörte er meine Mährchen mit vieler Aufmerksamkeit, Zufriedenheit und Erbauung an, nahm mit seinen Augen mir jedes Wort von den Lippen, und begleitete meinen Blick, als horchte er mit dem Herzen und dem Geiste, und verstände den Sinn des meinen.

Khalife. Ja, mein treuer Masul hat das Gehör und alle seine Sinne in seinem guten Herzen, dieses weiſs ich; doch daſs er deine Mährchen verstanden haben sollte, glaube ich nicht, denn er war viel zu ernsthaft.

Ben Hafi. Eben darum! beliebe ihn nur zu fragen.

Der Khalife machte Masul einige Zeichen, Masul verstand sie, trat vor den Khalifen, und sagte sehr ehrerbietig mit einer starken, hellen, klingenden Stimme:

„Ja, Herr der Gläubigen, ich habe alles sehr gut verstanden, was dieser ernsthafte Mann da erzählt hat, denn ich habe ihn erzählen sehen. Oft kam mir vor, wenn ich auf ihn und die wunderbaren Zeichen seiner Handschrift sah, wir säſsen alle hier vor Gerichte, und er sey der von Gott beorderte Engel, uns Allen unser Schuldbuch vorzulesen. Du, Herr der Gläubigen, da du nichts Böses thust noch denkest, hörtest es mit der Ruhe des unschuldigen Säuglings an, und schienst nur gerührt bey den bösen Thaten anderer. Ich armer Verdienstloser, der ich weder Böses noch Gutes gethan habe, glaubte, es ginge mich nichts an, und erschrak nur ein einzigesmal, da alle nach mir blickten. — Ach, Herr, was hat Masul verbrochen? Was hat Masul gethan, daſs er Gnade vor dir einst finden sollte! — Doch hoffe ich, Herr der Gläubigen, Gott wird mir nicht zurechnen, was ich unterlassen habe, und mir, um der Liebe zu dir willen, erlauben, in den Gärten des Paradieses zu deinen Füſsen zu sitzen, wie ich hier in diesem Leben zu deinen Füſsen immer sitze. Nur einer war unter uns, der sehr unruhig, sehr ängstlich, sehr verdrieſslich zuhörte, während der ernsthafte Mann da unser Schuldbuch ablas. Oft glaubte ich, der Engel des Todes stände hinter ihm, und mir war bange um seinetwillen.“

Masul verstummte nach diesen Worten. Die Augen des Khalifen, selbst die Augen der anwesenden Hofleute wandten sich plötzlich gegen den Groſsvizir. Nur Ben Hafi sah starr in seine Handschrift.

Der Groſsvizir blieb unerschüttert, und da er sich nicht vertheidigte, glaubte er die Anklage abgewiesen zu haben.

Khalife. So muſs doch mehr in diesen Mährchen verborgen seyn, als ich darin gefunden habe. — Herr! gieb mir Stärke und Weisheit, und meinen Dienern Milde und Gerechtigkeit!

Ben Hafi. Erlaube deinem Diener, nur einmal laut sein Gebet an das deine anschlieſsen zu dürfen.

Khalife. Du begehst schon eine Sünde durch die Bitte! Der Khalife ist nicht gröſser vor dem, zu dem wir beten, als du, und leicht ist das Gebet des Armen ihm willkommner.

Ben Hafi schlug seine Hände über der Brust zusammen, neigte sich auf seine Knie, und betete mit lauter Stimme:

Herr! laſs meinen Namen ein Schrecken seyn den Thoren, den bösen und den harten ungerechten Viziren, die dem Schrey der Menschheit ihr Ohr verstopfen! Er erschalle wie ein gutes Gerücht, und dufte gleich dem Weyhrauch vor den guten, starken, menschenfreundlichen Sultanen der Erde. Überzeuge diese (sie sind die besten Geschenke, die du den Menschen machst), daſs sie keine bessern Freunde, keine wärmern Verehrer haben, als die, welche den Geist und den Muth besitzen, die Wahrheit zu sagen. Sie singen der edlen Sultane und ihrer treuen menschlichen Vizire Verherrlichung und Lob, indem sie die Schande, Schwäche und Thorheit derjenigen aufdecken, die ihnen nicht gleichen.

Khalife. Dein und mein Gebet werde erhört!

Der Khalife erhob sich, Masul und Ben Haſi folgten ihm.

Groſsvizir. Dich und deines Gleichen übergebe ich dem Teufel, und hinge es von mir ab, dein Gebet sollten deine letzten Worte seyn; doch wir wollen darüber nachsinnen, bevor du deine Wanderungen zu erzählen beginnst. Zu den Anwesenden: Sie mögen sagen, was sie wollen, alles kommt von dem in den Menschen eingewurzelten Bösen her, und darum muſs man sie mit einem eisernen Zepter regieren, und zum Guten, das heiſst: zum Gehorsam peitschen. Dieses will ich dem Khalifen gegen diesen gefährlichsten der Bösewichter klar und deutlich beweisen. Alles wollt' ich ihm verziehen haben; denn was gehn uns der Unsinn und die Laster der ersäuften Welt an, von denen heute keine Spur auf der Erde zu sehen ist? Aber, daſs er es wagte, dem Khalifen von Muth und Stärke zu reden, daſs er ihm meine kluge, auf Menschenkenntniſs gegründete Regierungsweise verdächtig zu machen sucht — dieſs ihm zu verzeihen, fordert selbst der Prophet von dem Manne nicht, der als Groſsvizir den Staat zum Besten seines Herrn zusammen halten muſs. Beruhigt euch; auch an diesem Thoren bekräftige ich meinen Spruch. Menschliche Vizire — ich kenne diese Lockung und ihren Zweck!

Grimma,

gedruckt bey Georg Joachim Göschen.

F. M. KLINGERS

WERKE.

SIEBENTER BAND.

DER FAUST DER MORGENLÄNDER.

KÖNIGSBERG
BEY FRIEDRICH NICOLOVIUS. 1816.

6804075x3

DER
FAUST
DER
MORGENLÄNDER.

Mag auch angeborner Sinn sich verbergen!

Pindar.

KÖNIGSBERG

BEY FRIEDRICH NICOLOVIUS. 1816.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

DER

FAUST DER MORGENLÄNDER.

1795.

Der Herausgeber dieses Buches setzet voraus, daſs der Leser desselben die **Reisen vor der Sündfluth** entweder schon gelesen hat, oder vorher noch lesen wird.

Die Ursache des Kontrastes dieser morgenländischen Behandlung mit der abendländischen desselben Gegenstandes wird dem Leser ohne Erinnern auffallen, da er schneidend genug ist.

Auch schmeichelt sich der Herausgeber, man werde leicht den Faden wahrnehmen, welcher dieses Werk mit **Faust**, **Giafar**, **Raphael** und **Mahals Reisen** u. s. w. zu einem Ganzen und zu einem Zweck verbindet.

Mohammed Ebn Fadhul sagt: die Reinheit der Absicht macht, daſs gleichgültige Handlungen gut sind, denn ohne sie werden selbst die guten schlecht.

Im November 1795.

EINLEITUNG

nach Ben Hafi's Handschrift, und der Tradition.

Der Groſsvizir berührte alle Saiten des Herzens des Khalifen, versuchte alle Schleichwege zu seinem Geiste, um den armen, weisen Narren Ben Hafi zu stürzen. Da er nun diese Saiten gestimmt, und alle die Schleichwege selbst gegraben hatte, so glaubte er das sicherste Spiel zu spielen; gleichwohl betrog er sich. Ein Beweis, daſs Erhabenheit des Geistes und Güte des Herzens solche himmlische und unzerstörbare Geschenke sind, daſs selbst die abgefeimtesten Hofleute sie zwar niederdrücken und irre leiten, aber nie ganz ersticken können. Darum glaube ich, der Herausgeber dieses Buchs, daſs der Sieg eines Monarchen über die listigen Verführungen, die gefährlichen Anfechtungen, die blendenden Vorspieglungen, die leidenschaftlichen Reitzungen zum Miſsbrauch der Gewalt, zur Befriedigung der Begierden, womit ihn seine Groſsen und Höflinge von der Wiege an empfangen, und durch das ganze Leben bis zum Grabe begleiten, wenn auch nur halb, wenn auch nur zum Theil erfochten, doch immer noch der schönste Triumph der Menschheit über das Böse ist. Rasche Tadler, gutmeinende Träumer, kühne Vernünftler, anmaſsende Weisen sollten bedenken, daſs der Khalife hier mehr gethan hat, als vielleicht mancher von ihnen in seiner Lage würde gethan haben, oder zu thun fähig sey.

Er antwortete gutmüthig: „Was hat dir der Mann gethan? Wem an meinem Hofe, in meinem Lande hat er geschadet?“

Der Groſsvizir meinte: „Der Mann sey einmal gefährlich, dieſs erkenne jedermann, und wenn er bisher nichts Böses gethan hätte, so geschähe es bloſs darum, um das Böse in Zukunft mit gröſsrer Sicherheit zu thun. Seine Pflicht sey, dem Bösen, das dieser Gefährliche gewiſs thun würde, zuvorzukommen, den Khalifen davor zu warnen, und sollte er sich auch der Gefahr aussetzen, seinem erhabenen und groſsmüthigen Herrn zu miſsfallen.“

Der Khalife erwiederte: „Gott weiſs es allein, was er thun wird, was er thun soll und muſs; er kennt Ben Hafi's, dein und mein Herz, und der Engel, der unsre Gedanken und Thaten aufzeichnet, zeichnet sie auf wie wir sie denken und thun, nicht wie wir sie aussprechen, und mit dem Schleyer der Heucheley verhüllen.

„Ein gewisser Tag wird kommen, und Gott wird alle zum Leben auferwecken, und ihnen alles erklären, was sie gethan und gedacht haben. Er hält genaue Rechnung darüber; aber sie haben es vergessen. Gott ist Zeuge über alle Dinge. Weist du nicht, daſs ihm alles bekannt ist, in dem

Himmel und auf der Erde? Es giebt keine geheime Unterredung zwischen drey, oder er ist der vierte; keine zwischen vieren, oder er ist der fünfte; keine zwischen mehrerern oder wenigern als diese, oder er ist mit ihnen, wo sie auch immer seyn mögen. *)

„So richtet ihn nun Gott, wie mich und dich, nach seinem Wirken und Denken, nicht nach deinem Urtheil. Mir scheint Ben Haſi ein ganz guter Mensch zu seyn, und ich lese in seinen Blicken, auf seiner Stirne, daſs er es ehrlich mit mir meint, und glaube darum seinen Blicken, seiner Stirne, weil er so wenig von seiner Treue spricht. Auch hat er mir bisher noch nicht geschmeichelt, er muſs also mir und sich doch trauen. Und sage mir, Vizir, warum sollte es Ben Haſi nicht ehrlich mit mir meinen? Könnte er durch Falschheit wohl mehr gewinnen? Ich begreife wenig; aber von allen den dunkeln und geheimniſsvollen Dingen ist mir das allerunbegreiflichste, daſs der Mensch treulos und falsch seyn mag, da er durch Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit viel leichter zu seinen Zwecken kommen müſste, und mit seinen Zwecken der Menschen Herzen zugleich gewänne."

Groſsvizir. Aber wenn nun seine Zwecke selbst nicht ehrlich sind?

Khalife. Miſsgönnst du ihm dann den Gewinst desselben, Vizir?

---

*) Aus dem Koran, wie alle die folgenden, auf diese Weise gedruckten Stellen.

Groſsvizir. Nicht ich! doch die Erfahrung lehrt uns leider, daſs der Böse ohne Reue verschlingt, was er durch Trug erwirbt, der von ihm Betrognen lacht, und auf neue Ränke sinnt.

Khalife. Bis er sich selbst in dem Netze seiner Ränke fängt. Vizir! Wenn die Erde durch Erbeben erschüttert werden wird, und sie ihre Lasten auswerfen wird, und ein Mann rufen wird: was schmerzet sie doch? An diesem Tage soll die Erde Neuigkeiten verkündigen, denn der Herr wird sie begeistern. An diesem Tage werden die Menschen hervorgehen nach verschiedner Ordnung; und wer Gutes gethan hat, nach dem Gewichte einer Ameise, der soll dasselbe wieder sehen; und wer Böses gethan hat, nach dem Gewichte einer Ameise, der soll dasselbe wieder sehen.

„Ben Hafi gleicht dem letztern nicht. Mein treuer, tauber Masul liebt ihn, und derjenige, den mein treuer Masul liebt, der muſs, beym erhabenen Propheten, ein ehrlicher Mann seyn; denn meinem treuen Masul sitzet der Geist der Wahrheit in dem Herzen, und der Geist der Erfahrung in den Augen, und darum kann er des Gehörs entbehren. Gott nahm ihm hier und legte ihm dort zu. Er erräth den Menschen an den Blicken, den uns unsichtbaren Bewegungen der Lippen, dem leisen Spiele der Gedanken um den Mund, entziffert jedes Fältchen der Stirne, jedes Senken und Erheben der Augenbraunen, und sieht mit seiner Seele des Menschen Seele durch das Fleisch, so weit es Gott dem Sterblichen erlaubt. Hast du nicht selbst bemerkt, wie richtig und genau er Ben Hafi's Mährchen verstanden hat?

Hätte ich nur immer dem Rathe meines treuen Masuls gefolgt, so wäre nun vieles anders! Der edle Abdallah, mein Bruder, lebte an meinem Hofe, und ich hätte einen Freund in ihm. Nur Masul sprach für ihn; aber ich hörte die Stimme des Treuen nicht; der Glanz, die Sorge der neuen Würde, das Geräusche der lermenden Feste, und mehr als dieses alles, die glatten, gesprächigen Zungen seiner listigen Feinde, hatten mein Gehör betäubt, und mein Herz durch Furcht verhärtet.‘‘

Groſsvizir. Der edle Abdallah! Er, der nach dem Thron und Leben seines Herrn und groſsmüthigen Bruders strebte!

Khalife. So sagtet ihr: vielleicht that er's auch, wenigstens gebiete ich oft dadurch der Rührung meines Herzens für ihn; aber wenn ich wiederum gedenke, welch ein liebender Bruder, welch ein munterer, aufrichtiger, geistreicher Gefährte er mir während des Lebens unsers Vaters war, und wie ich ihn, von dem Augenblick, da ich den Thron bestieg, durch allzu viele Kälte, die ihr Klugheit nanntet, von mir entfernte, ihn endlich gar verdammte, ohne ihn zu hören, so wünsche ich, er wäre an meiner Stelle auf den Thron der Khalifen gestiegen. Ich hätte dabey gewonnen, für diese und jene Welt, und, Groſsvizir, bey dem Glanze des Ewigen! Abdallah hätte seinen

Bruder nicht ungehört verdammt, denn er war so stark, als er weise und gut war.

Groſsvizir. Herr, wer verdammte ihn? Sprach er sich nicht selbst das Urtheil durch seine Flucht.

Khalife. Du hast Balsam für jede meiner Wunden, Linderung für jeden Stich durch mein Herz, dieſs habe ich längst erfahren; doch deine Heilart gelingt nicht ganz, die Narben bleiben, und jede kleine Erschütterung reiſst die Wunde wieder auf.

Groſsvizir. Deine allzu groſse Güte, deine zu sanfte Milde, waren immer die Plagen deines Herzens, und selbst die traurige Erfahrung, welche du täglich machst, wie wenig ihrer die Menschen werth sind, wie selten sie ihnen entsprechen —

Khalife. Und wenn sie die Menschen so ganz verdienten, was thäte ich wohl, das des Redens werth wäre? Der Thron der Khalifen wäre mir ein ganz bequemer Sitz, wenn ich nur so gut seyn dürfte, als ich es gern wäre; doch ihr polstert ihn mir mit Dornen, denn ihr beweist mir ohne Unterlaſs, man müſste hart und streng seyn, und da ihr mir die Härte und Strenge immer zur Pflicht zu machen wiſst, was bleibt mir übrig, als es eurem eigenen Gewissen zu überlassen?

So dachte ich auch, da mein Bruder fliehen muſste!

Groſsvizir. Leider ist es nun nicht anders, und alles kommt von dem in den Menschen eingewurzelten Bösen her, und darum muſs man sie mit einem eisernen Zepter regieren und zum Guten peitschen.

Dein Bruder floh, weil er kein Zutrauen mehr in sich fühlte, vor dich zu treten!

Khaliſe. Er hatte keins zu mir, und darum floh er. Er muſste fliehen, vor seinem Bruder fliehen, um sein Leben zu erretten, um seinem Bruder vielleicht ein Verbrechen zu ersparen. Wo mag er seyn? In welcher elenden Hütte dürftig schmachten, während ich im Überfluſs hier sitze, und Asiens Schätze ausspende. Vielleicht steht er längst als Ankläger gegen mich vor Gott, und mein Vater zu seiner Seite. Er ist gerecht! Besser ich hätte erlitten, was er erlitten hat; denn dem unschuldig Verfolgten öffnen sich vor allen die blühenden Gärten des Propheten, und der höchste Sitz ist sein ewiges Lager.

Der Groſsvizir hatte dieses so oft gehört und umsonst bestritten, daſs er endlich die weise Regel wählte, den Khaliſen über diesen Gegenstand so lange ohne allen Widerspruch reden zu lassen, als er es für gut hielt. Das äuſserste, was er sich hierbey merken lieſs, war ein kaltes, bedauerndes Minenspiel, ein stiller Seufzer, von einem frommen Blick zum Himmel begleitet, wodurch er dem Khaliſen bedeuten wollte, es sey traurig, daſs Abdallah so vieler Zärtlichkeit nicht würdiger gewesen sey, und daſs man alles, was er und seine Gehülfen dabey gethan hätten, als ein Opfer der Nothwendigkeit ansehen müſste.

Der Khaliſe fuhr fort: „Nun muſs ich einen Freund in jedem suchen, zu dem mein Herz mich hinzieht: warum ich keinen Freund an meinem Hofe suchen kann und soll, dieſs weiſst du am besten. Du hast mir erwiesen, und meine Erfahrung hat mich davon überzeugt, daſs jeder den Khalifen nur um der Macht und der Vortheile willen liebt, die er ertheilen kann. Ich kann es nicht ändern und muſs es geschehen lassen; alles, was ich dabey denke, ist: mögen sie diese Macht zum Besten meines Volks gebrauchen, und nicht vergessen, daſs der Diener, dem der Herr vertraut, der gleich ihm doch nur ein Mensch ist, zwiefach strafbar vor Gott und Menschen wird, wenn er diese Macht miſsbraucht."

Auch dieses war dem Groſsvizir nichts neues; er wuſste ja wohl, daſs, wenn er dem Khalifen eine Sache durch öfteres Anliegen und Wiederhohlen recht schwer und lästig machte, er es am Ende noch für Gewinn halten müſste, sich der Bürde durch Bewilligung dessen, was man ihm so gewaltsam abdrang, zu entledigen. Dabey schonte ihn freylich der Groſsvizir in so weit, daſs der Herr der Gläubigen entweder glauben muſste, er habe ohne allen Zwang aus eignem Willen gehandelt, oder der Tugend und Güte seines Herzens ein Opfer dargebracht. In diesem Sinne fuhr er einige Tage fort, an dem Khalifen zu nagen und zu quälen; aber trotz aller seiner List, seiner feinen Wendungen und versteckten Drohungen, scheiterte er hier zum erstenmal. Selbst die Langeweile, die er ihm damit verursachte, (das fürchterlichste Übel für den Khalifen) beförderte dieſsmal seine Absicht nicht. Er fragte ihn mit ganz ungewöhnlichem Ernste:

„Fürchtest du den armen, guten Narren?"

Der Groſsvizir lächelte verächtlich.

Khalife. Nun, wenn du ihn nicht fürchtest, was macht dich zu seinem Feinde?

Groſsvizir. Muſs ich darum der Feind eines Mannes seyn, weil ich ihn erkenne, wie er ist, und mich seine listigen Absichten nicht verblenden. Mir kann er nicht gefährlich werden; wodurch vermöchte er's? Gieb ihm Gold so schwer er selber ist, ich wünsche es ihm; aber in dem Augenblick, da ich dieses wünsche, muſs ich dir sagen, der Mann taugt an dem Hofe des Khalifen zu nichts, taugt in Bagdad zu nichts, taugt in deinem ganzen Lande zu nichts. Er hält nichts von der Ordnung, nichts von meinem durch die Erfahrung bewährten Spruche. Seine nur ihm eigne Verwegenheit, dir gewisse Dinge ins Angesicht zu sagen, die nie einer deiner Unterthanen zu denken wagte — Gedanken laut werden zu lassen, die, wenn sie in den Köpfen deiner treuen Unterthanen erwachten, deinen festen Thron, dein und ihr Glück erschüttern könnten. —

Khalife. Davon weiſs ich nichts und was kümmert es mich, was er von den Bösen und von den Thoren spricht. In mir erweckt er Gedanken, mit denen ich ganz zufrieden bin, die ich wohl in jüngern kräftigern Jahren, und zu bessern Zeiten selbst gedacht habe. Du weiſst, warum diese Gedanken nicht zu Thaten reiften. Auch fürchte ich für mich und für mein Volk gar nichts von diesem Manne; denn der Khalife, der so fürchtete, wie du zu fürchten scheinst, müſste des Bösen viel gethan haben, oder zu thun noch willens seyn, und das Volk müſste noch thörichter und böser seyn, als du es mir zu mahlen ohne Unterlaſs beflissen bist.

Ben Haſi soll heute anfangen, seine mir versprochenen Wanderungen zu erzählen, und ich lade dich dazu ein.

Groſsvizir. Verzeih mir, Herr, die einzige kühne Frage: Was hast du an dem Menschen? Was glaubst du an ihm zu haben?

Khalife. Was ich an ihm habe? Wenn ich alles wüſste, was ich an ihm hätte, so könnte es mich vielleicht der Freude des Suchens, vielleicht gar des Gewinstes des Funds verlustig machen. Der Taucher muſs nicht wissen, auf welcher Stelle die edelste Perle in dem Grunde des Meers verborgen liegt, sonst läſst er die minder edlen liegen, und dieſs wäre doch Verlust für ihn; da viele minder edle selbst den Werth der reinsten und gröſsten aufwiegen können. So sagt ein weiser Ausleger des Korans, indem er von der Menschenliebe spricht, und uns damit eine kluge Warnung giebt.

Ich will nicht wissen, was ich alles an Ben Haſi habe, damit ich länger etwas an ihm haben mag.

Groſsvizir. Nachfolger des Propheten, dein Gleichniſs ist schön; aber ich verstehe es nicht.

Khalife. Du verstehst es nicht, weil du in dem Menschen keine Schätze suchst.

Groſsvizir. Und das darum, Herr, weil keiner deiner Diener die Zeit erübrigen kann, sich vergebens zu bemühen.

ERSTER ABEND.

Ben Hafi erschien mit dem Glockenschlag, die kleine Gesellschaft hatte sich versammelt, und jeder derselben den ihm angewiesenen Platz eingenommen.

Der Groſsvizir ergrimmt, daſs es ihm nicht gelungen war, den ihm verhaſsten Menschen zu entfernen, und nun noch ergrimmter, daſs er seinen Erzählungen von neuem beywohnen muſste, sah Ben Hafi sehr liebreich an, wandte sich darauf demüthig gegen den Khalifen und schien mit seinen Blicken um das Wort zu bitten. Der Khalife winkte ihm gütig zu.

Groſsvizir. Ich schmeichle mir, Nachfolger des Propheten, unser guter Ben Hafi wird die weisen Lehren, welche wir alle hier aus Mahals Reisen vor der Sündfluth gezogen haben, durch die Erzählung seiner eignen Wanderungen, die nach seiner Versichrung weit unterhaltender für den Herrn der Gläubigen seyn soll, noch weit mehr ins Licht setzen.

Khalife. Unterhaltend wünsche ich sie; aber was die weisen Lehren betrifft, von welchen du sprichst, da weiſst du wahrlich mehr davon als ich. Doch laſs nur immer hören; es soll mir lieb seyn, wenn du etwas zu deinem Besten daraus genommen hast.

Groſsvizir. Ich nahm für mich daraus, daſs der Mann, welcher über Menschen herrscht, durch und auf Menschen wirken will, alles mit kaltem Sinne, ohne den mindesten gefährlichen Einfluſs des blendenden und verführerischen Enthusiasmus thun müsse, weil nur das gelingt, und dem Ganzen nützt — dem Ganzen, Beherrscher der Kinder des Propheten — was man mit kluger Berechnung der Erfahrung auf die Bosheit, Schlechtigkeit, Selbstigkeit, Unzulänglichkeit der Menschen unternimmt, und alles das verzerrt und verschoben herauskommt, was man in Begeisterung hoher, eingebildeter Tugend, und warmer trüglicher Hoffnung auf die Billigkeit, Gerechtigkeit und Einsicht unserer Zwecke von den Menschen thut.

Daſs man demnach den Menschen bloſs als ein Thier betrachten muſs, das man durch seinen angebornen Instinkt zu dem zwingt, was ihm nützt, und von dem abhält, was diesen durch Erkünstelung verdorbnen Instinkt irre führen könnte. Zu dem ersten gehören: Arbeit, Fraſs, Hervorbringung seines Gleichen, der ganze sinnliche Genuſs des Lebens, welcher, man sage und heuchele was und wie man will, doch immer noch das einzige wirkliche ist, was der Mensch in diesem Leben davon trägt, und wodurch er sich und, so fern er gut und groſsmüthig seyn will, auch andern gütlich thut. Zum zweyten gehören: Zuschärfen der Vernunft, Aufklärung des Geistes, Zuspitzen des Verstandes, und das allzu gefährliche Spiel mit dem Gifte der Wissenschaften, welches Langeweile, Kitzel, Stolz und Vermessenheit erzeugt und erfunden haben.

Dieses nun alles lehrt uns Ben Haſi recht anschaulich, und beweiset damit, daſs ein Herrscher der Menschen nichts aus warmem täuschendem Gefühl des Herzens, sondern alles bloſs nach kalten Regeln der Vernunft thun müsse, weil er alsdann seines Vortheils immer sicher ist.

Khalife. Und wozu, Vizir, hätte denn Gott dem Herrscher ein Herz gegeben, wie dem Bettler, und die Liebe und das Mitleiden, nach den Worten des Propheten, wie zwey erhaltende schützende Engel zwischen das Menschengeschlecht gestellt?

Groſsvizir. Der Herrscher hat andere Pflichten, als der Mensch.

Khalife. Dieſs ist mir leid um beyder willen.

Groſsvizir. Dieses alles flieſst aus unsers ehrlichen Ben Hafis Lehren, wie daraus flieſst, daſs mein Spruch: man muſs die Menschen, wegen des in ihnen eingewurzelten Bösen, mit einem eisernen Zepter beherrschen, und zum Guten, das heiſst zum Gehorsam peitschen — die erprobteste Wahrheit vor und nach der Sündfluth sey, welches gewiſs seine eignen Wanderungen nach der Sündfluth, wie Mahals Reisen vor der Sündfluth, beweisen werden.

Dieses eingewurzelte Böse nun ist der schwarze Flecken oder das berühmte schwarze Korn, welches jeder Sohn Adams, von diesem seinem Urvater her ererbt, in der Mitte des Herzens trägt.

Khalife. Und das der Engel Gabriel aus dem Herzen des Propheten riſs, damit er nicht mehr sündigte.

Ben Hafi. Schade, daſs wir dieses schwarze

Korn nicht auf der Stirne tragen, wenigstens würdest du auf der meinigen, ich auf der deinigen sehen können, wer von uns beyden das gröſste geerbt hat.

Doch sage mir, wie liegen alle diese Lehren in des starrsinnigen Mahals Reisen?

Groſsvizir. Nach deines Mahals Berichten waren alle Sultane vor der Sündfluth gar erbärmliche Wichte, nur zum Bösen und Unterdrücken geneigt, das selbst auszuüben sie nicht einmal die Kraft hatten; und die Menschen, mit denen sie dieses schöne Spiel trieben oder treiben lieſsen, verdienten gar kein beſsres Schicksal, weil sie selbst ihre Sultane zu dem machten, was sie waren, und wenn sie dieselben dazu gemacht hatten, in aller Geduld ertrugen.

Nach Mahals Berichten dienen die Wissenschaften, welche doch die Menschen aufklären sollten, nur dazu, sie schlechter, üppiger, kühner, Gottes und des Glücks der Menschen vergeſsner zu machen.

Khalife. Aber, Vizir, was in aller Welt kann doch der arme Ben Hafi dafür, daſs er nichts Bessers von diesen Sultanen in seiner Handschrift zu erzählen vorfand? Ist es doch nicht seine Schuld, wenn sie nur böse und thöricht waren? So viel ich ihn kenne, wünscht er sie so gut und weise, als ich sie nebst allen Menschen gerne sehen möchte. Gesetzt nur, ich gliche einem von jenen, und einer sagte es laut, so würde ich vielleicht darüber ungehalten werden, vielleicht auf eure Vorstellung gar ihn strafen; doch was thäte ich wohl hierbey, als eine böse That mehr, da es doch im Grunde dieser Mensch nicht schlimmmit mir meynte, als mein eigenes Gewissen, das mir immer zuruft: ich sollte nicht thöricht und böse, sondern weise, klug und gerecht handeln.

Ben Hafi. Goldne Worte! merke sie doch, roſsvizir!

Khalife. Was eure Wissenschaften betrifft, so ist der um so strafbarer, wenn er das zu Gift für sich und andere macht, was ihm als Gabe zur Weisheit für ihn und andere gegeben ward. Und wozu braucht sie der Mensch? Vor Gott ist der Gelehrteste und der Unwissendste einer wie der andere; und nur die Erfüllung der Pflichten macht einen gröſser als den andern.

Der Barmherzige hat seinen Diener den Koran gelehrt. Er hat Menschen geschaffen und sie verschiedne Sprachen gelehrt. Die Sonne und der Mond verrichten ihren Lauf nach fester Ordnung, und die Pflanzen, welche an der Erde kriechen, und die Bäume, welche ihre Wipfel gen Himmel erheben, sind seiner Ordnung unterworfen. Er erhub die Himmel, und stellte eine Waage auf der Gerechtigkeit und Billigkeit!

Wahrlich die Muselmanen beyderley Geschlechts, und die wahren Gläubigen beyderley Geschlechts, und die frommen Männer und die frommen Weiber, und die wahrhaften Männer und die wahrhaften Weiber, und die geduldigen Männer und die geduldigen Weiber, und die demüthigen Männer und die demüthigen Weiber, und die Allmosen spendenden Männer und die Allmosen spendenden Weiber, und die Männer, welche fasten, und die Weiber, welche fasten, und die keuschen Männer und die keuschen Weiber, und die beyderley Geschlechts, welche Gottes immer eingedenk sind, für diese hat er Vergebung und Belohnung vorbereitet.

Ben Hafi. Erlaube mir nun, Herr, deinem Groſsvizir noch eine Frage zu thun? — Und alles dieses hörtest du aus Mahals Reisen heraus?

Groſsvizir. Ich bin zufrieden damit, weil es meinen Spruch beweist, und den Herrn der Gläubigen dadurch von meinen Regierungsgrundsätzen immer mehr überzeugt.

Ben Hafi. Das thut es bey dem Glanze seines Thrones, und noch mehr bey der menschenfreundlichen Güte seines Herzens nicht! Daſs du dieses alles darin finden konntest, begreife ich gar wohl; du hörtest Mahals Reisen mit deinem Geiste und Herzen, nicht mit dem Geiste und Herzen des Khalifen an. So sieht der Gelbsüchtige selbst die Rose gelb. Du hörtest Mahals Reisen als Groſsvizir an, als ein Mann von Grundsätzen, die aus deinem Spruche flieſsen; denn hättest du sie als Mensch gehört, so würdest du höchstens daraus geschlossen haben: der Mensch miſsbrauche leider oft, was ihm zu seinem Glück gegeben ist, Religion, Regierung und die Wissenschaften.

Groſsvizir. Ich hörte es recht gerne.

Ben Hafi. Daſs sie die Groſsen und Hofleute, die Priester und die Denklinge, mehr zu diesem Miſsbrauch verleiten, als ihre Herrscher, weil ihre Herrscher dabey gewinnen, wenn Religion, Regierung und Wissenschaften den hohen Zweck erfüllen, wozu sie Gott gegeben hat. Du würdest ferner aus Mahals Reisen geschlossen haben, daſs die Sultane vor der Sündfluth, ohne genannte Herren, ganz gute Leute gewesen seyn würden (es nach der Sündfluth wohl alle wären), weil sie ihren Vortheil dabey gefunden haben würden und noch jetzo fänden; denn der Mensch ist von Natur lieber billig, gut und ruhig, als grausam, hart und unruhig, und der Herrscher erlangt durch Gerechtigkeit und Milde seinen Zweck viel sichrer. Du würdest gesehen haben, daſs dieſs Böse nicht in der Natur der Sultane liegt, denen doch beym erhabenen Propheten! das härteste Loos zufiel, welches das Schicksal über einen Sterblichen werfen konnte. —

Groſsvizir. Und in wem läge es?

Ben Hafi. In denen, die sie umgeben, in ihren Hofleuten, Groſsen und Dienern, die ihnen ihren Verstand verdächtig machen, und dann beweisen, das, was ihnen ihr Herz zum Besten der Menschen sagt, sey Thorheit; die Begeisterung für's Gute und die daraus entspringenden Tugenden seyen für den Herrscher gefährlicher Wahnsinn, fruchtloses Bemühen; die Menschen seyen samt und sonders eine bösartige Heerde, nur immer tückisch gegen ihren Hirten gesinnt, er meine es auch noch so gut mit ihr, und darum müsse man sie, nach deinem Spruche, mit einem eisernen Zepter beherrschen, und zum Guten, das heiſst zum Gehorsam peitschen.

Sieh, dieses lehren Mahals Reisen. Warum nun die Hofleute, Groſsen und Staatsbeamten den Sultanen so viel Böses von den Menschen sagen, brauche ich einem Manne nicht vorzuerzählen, der so lange Groſsvizir gewesen ist.

Khalife. Beym Propheten, das was du da sagst, ist wahr, und ich erfuhr es von dem Augenblick, da sie mir sagten, ein Thron erwarte mich. Noch toller ward es, da ich mich endlich darauf setzte. Immer war nur der der ehrliche Mann, der den andern bey mir verläumdete, und da diesem Schicksal keiner von ihnen entging, so magst du leicht erachten, wie mir zu Muthe gewesen ist.

Doch wenn nun einmal die Herrscher selber Menschen sind, und ohne Hofleute und Diener weder leben noch bestehen können? —

Soll es mir gnügen, daſs sie täglich meine Schwelle in Demuth mit ihrer Stirne begrüſsen? Werde ich dadurch, was ich seyn soll? Bin ich darum ein Riese, weil das Volk das aus meinem Fenster, zur Verehrung der Hofleute, herunterhängende zwanzig Ellen lange Stück schwarzen Sammet den Ermel des Khalifen nennt?

Ach wohl ist alles eitel; der Mensch ist böse, dieſs habe ich erfahren, und hängt es der Rolle an, die wir spielen, daſs er es wird, so bald er sich uns naht, so ist es wahrlich das schrecklichste Loos, auf einem Thron zu sitzen. Keinem zu trauen, seine warmen Empfindungen, sein Wohlwollen, seine Liebe und Freundschaft in der Brust zu verschlieſsen, und immer zu drohen, immer zu strafen und zu schrecken, für alles Böse angeklagt zu werden, alles Gute sich von fremden Händen entreiſsen zu lassen, das Gute herzlich zu wollen, und es fremden Händen anvertrauen zu müssen —

Feyerlich — Herr, wenn du uns den guten Willen nicht anrechnest, wie soll einst dein Knecht vor dir bestehen!

Ben Hafi. Zum Verdienst rechnet er nur den Willen an, der That geworden ist, sagt ein Ausleger des Buchs. Dieses muſs geschehen, oder das noch schwerere — die Besserung derer, welche die Sultane zur Ausführung ihres Willens brauchen; doch leider rechnet man dieses unter die unmöglichen Dinge.

Khalife. Ben Hafi, Gott ist nichts unmöglich, und wenn er will, so kann er sogar die Hofleute zu ehrlichen aufrichtigen Leuten, und die Vizire und Kadi zu gerechten Männern machen.

Bey dem Gebirge Sinai, bey dem Buche geschrieben auf einer ausgedehnten Rolle, und bey dem besuchten Hause, und bey dem erhabenen Dache des Himmels, und dem schwellenden Weltmeer, die Strafe des Herrn wird gewiſs herunter kommen. An diesem Tage soll der Himmel zusammengefaltet werden wie ein Seegel nach der Reise, und die Gebirge vorübergehen.

Ben Hafi. Wer zweifelt hieran? doch indessen thue jeder Sultan sein Bestes.

Sieh, Groſsvizir, dieses flieſst ungefähr aus Mahals Reisen, es sey dann, daſs du die darin versteckte Lehre noch merken wolltest: Derjenige sey der glücklichste, der in stiller, unschuldiger Ruhe, fern von den Höfen und der rauschenden Thätigkeit der Menschen, seine Tage hinlebt, ohne zu wissen, wie die Menschen regiert werden, und ohne nachzuforschen, warum Gott vor unsern Augen Dinge geschehen läſst, wie wir täglich geschehen sehen.

Khalife. Da aber die Menschen nun einmal regiert werden müssen, was bleibt uns übrig, als auf dem Posten zu bleiben, auf den das Schicksal uns gestellt hat, und das zu thun, was wir vermögen? Darin hast du übrigens ganz recht, daſs die Sultane der Erde gute Leute seyn würden, wenn nur andre Leute nicht ihren Vortheil dabey fänden, daſs sie böse wären. Wenn ich über das, was ich erfahren, gehört und gesehen habe, nur einen Augenblick nachsinne, so begreife ich nicht, wie es zuging, daſs ich so gut geblieben bin, da man sich alle Mühe gab, mich miſstrauisch, feig und bös zu machen, und, Ben Haſi, was das allerschlimmste des Schlimmen ist, da die Menschen unser einem so viele Ursache geben, über sie böse zu werden. Gewiſs muſs mir Gott etwas in das Herz gelegt haben, das diesem gefährlichen Gifte immer widerstand; was es ist, das weiſs ich nicht; aber mitten im Zorn und Miſsmuth regt es sich warm und lebendig in meiner Brust. Bin ich nun nicht besser, so ist es meine Schuld nicht. Übrigens glaube ich gerne, daſs du die Hofleute und die Menschen kennst; aber um sie recht zu kennen, guter Ben Haſi, muſs man eine Zeitlang selbst auf einem Thron gesessen haben; da sieht man erst, wie schwer es hält, gut zu bleiben, und sie zu lieben. Freilich bin ich nun wohl zufrieden, daſs ein Thron mein Sitz ist; ob ich gleich begreife, daſs man vor den Augen Gottes und der Menschen eben so würdig, glücklich, und gut in einer Hütte seyn kann; doch will ich auch damit nicht gesagt haben, daſs ich meinen Thron mit einer Hütte vertauschen möchte. Weiſst du warum?

Ben Haſi. Ich bin begierig es zu vernehmen.

Khalife. Weil der Thron der Khalifen doch ein ganz bequemer Sitz ist, wenn man ein gutes Gewissen hat, und weil es vor Gott und den Menschen mehr Verdienst erwirbt, auf dem Throne, als in der Hütte gut, mild und gerecht zu seyn. Gewiſs wird Gott die Rechtschaffenheit und Tugend nach dem Maſse der Schwierigkeiten belohnen, die ihre Ausübung erfordert. Wären wir sonst nicht zu beklagen?

Du weiſst nicht, guter Ben Haſi, was die Menschen von uns verlangen und fordern, und glaube mir nur, es ist nichts weniger als das, was kein Sterblicher erfüllen kann; denn um so zu seyn, wie sie von uns wollen, müſsten wir eigentlich keine Menschen von ihrer Gattung seyn. Nur wir sollen keine Leidenschaften haben, damit sie desto ungehinderter dem Zuge der ihrigen folgen können. Frey sollen wir von Begierden seyn, damit sie desto ungestörter ihre Habsucht und Wollust befriedigen mögen. Wir sollen wachen, denken und sorgen, damit sie ruhig und sorgenlos bey ihren Weibern liegen können. Und alles dieses fordern sie von Männern, die von den Reitzen der Wollust, der Macht und Gewalt bey dem Eintritt in das Leben begrüſset werden. Wir sollen kalt und weise an dem reichen Mahl der Genüsse der Erde sitzen, und entweder gar nicht zugreifen, oder uns doch mit einem Maſse zumessen, das sie für sich selbst zerschlagen.

Gott, gieb mir Stärke, Weisheit und Geduld!

Man sage von mir, was man will. Keiner kann mir den Geist der Ordnung, die Güte des Herzens, und das unbestechliche Gefühl der Gerechtigkeit absprechen. Ich thue keinem mit Willen weh, mein Thun und meine Tageszeit ist regelmäſsig abgetheilt, und geht so sicher und gewiſs, wie der Lauf der Sonne.

Ben Hafi. Vortrefflich, Herr, wenn deine Bestimmung wäre, um dein Reich herumzulaufen, wie sie um die Erde läuft, und sich die menschlichen Dinge eben so in eine gewisse Ordnung fügen lieſsen, wie sie Gott der Sonne vorgeschrieben hat.

Khalife. Davon ein andermal. Nun sage mir, ohne Rücksicht auf mich und deinen Widersprecher hier: ob es heilsamer für den Menschen ist — du siehst, Ben Hafi, ich sage Mensch und nicht Regent, weil ich denke, es sey doch im Grunde einerley — ob es besser für den Menschen ist, will ich sagen, den warmen (versteht sich und auch guten) Eingebungen des Herzens im Leben und Wirken zu folgen; oder bloſs dem kalten Verstande, der, wie der Vizir sagt, immer weislich den Nutzen voraus berechnet. Auf welcher Seite liegt wohl der gröſste Gewinnst für den Menschen und die Menschen, und durch welches wird er glücklicher?

Antworte mir nicht: durch den rechten Gebrauch der beyden; wer weiſs dieſs nicht? Ich will wissen, was ich nicht weiſs, und was mir zu wissen noth thut, weil man mir immer widerspricht, wenn ich etwas warm und feurig unternehmen will.

Groſsvizir. Beherrscher der Gläubigen, du hast, mit deiner hohen Erlaubniſs, die Frage nicht so gestellt, wie sie der Herr Asiens stellen müſste.

Ben Haſi. Mit der deinigen, Groſsvizir, der Herr der Gläubigen hat sie menschlich schön gestellt.

Er dachte einen Augenblick nach. Sanfte Begeisterung schwebte auf seiner Stirne, spielte in seinen Augen, und er sprach:

Herr der Gläubigen, ich beginne nun meine Wanderungen; vielleicht, daſs im Laufe derselben etwas vorkommt, das auf deine Fragen Bezug hat. Ben Haſi würde zu viel wagen, durch sich selbst zu reden, und das Beyspiel eines Mannes mag es jetzt für ihn thun.

Khalife. Wie du willst; doch lieb wär mir's, wenn Genien und Geister in deinen Wanderungen erschienen, vorausgesetzt, es seyen keine Lügen.

* * *

Ben Hafi. Ueber dem Kaukasus, Beherrscher der Kinder des Apostels, erhebt sich auf Wolkensäulen ein Gezelt, gewebt aus Äther, den Strahlen der Sonne und des Monds, dem Ausfluſs der Gestirne, den Düften der Blumen, und den Wohlgerüchen der Pflanzen unsrer Erde.

Dieses Gezelt schwebt auſser dem dicken Dunstkreis unsrer Erde, und ist die Wohnung reiner Genien; die Wohnung der Geister der Edeln, welche einst diese Erde durch ihre Tugend erleuchteten, und sich unter den reinen Genien durch schöne Thaten, Aufopferungen für ihre Brüder, selige Sitze erwarben. Ein Obergenius, mit dem Lichte und der Wahrheit zugleich erschaffen, ist der glückliche Beherrscher dieser Genien und Geister.

Seliges, ruhiges Beschauen ist ihr Genuſs. An den ätherischen Wänden des Gezelts, (um sinnlich auszudrücken, was die Einbildungskraft geistig sieht) spiegeln sich in Gemählden die schöne Erde, ihre schattigten Haine, ihre wallenden Meere, nebst ihren Gärten, den Inseln, und das, was die Menschen Schönes mit ihren Händen erschufen und erschaffen. Aber höheres Entzücken gewährt den Geistern das, was die Menschen durch die moralische Kraft ihres Geistes und Herzens hervorbringen und schaffen; denn an den ätherischen Wänden mahlen sich die Thaten guter, edler Menschen, von dem Augenblicke an, da sie in ihrer Brust aufkeimen, bis zur Vollendung, in sanft schimmernden Bildern, und verlöschen nur, wenn Schwäche, Furcht, Selbstsucht, Eigennutz und Zweifel über den Werth der Handlungen, und derer, für die sie unternommen wurden, die schöne Begeisterung verfinstern.

Bleibt aber ein Sterblicher dieser schönen Begeisterung bis an sein Ende getreu, und verlischt auf dieser Erde, die das Andenken seiner Thaten in der späten Zukunft noch erleuchtet und erwärmt, so erglüht das ganze Gezelt, der Abglanz der feyerlich prächtigen Glut strahlt durch unsern dicken Dunstkreis, erleuchtet in zitterndem, sanftem Lichte den Horizont, der Wandrer staunt das erhabene Wunder entzückt an, der unwissende Klügling benennt mit einem nichtssagenden Wort das prächtige Schauspiel, und der Forscher der Natur sinnt vergebens seiner Ursache nach.

Khalife. Ob nun gleich deine Wanderungen wie Mährchen anfangen, und deine Mährchen wie Geschichte klangen, so gefällt mir gleichwohl der Anfang, und dieses prächtige Gezelt hat meinen ganzen Beyfall. Auch möchte ich gerne wissen, ob wohl dein Gezelt erglühen wird, wenn ich einst zu meinen Vätern wandere. Ich befehle euch allen, genau darauf zu achten. Seit meiner Regierung erinnere ich mich nicht, dieses schöne Schauspiel am Himmel gesehen zu haben, und vermuthlich kommt dieses daher, daſs meine Groſsen nichts an die Wände dieses Gezelts gemahlt haben, oder daſs sich die Bilder ihrer Thaten aus gewissen Ursachen nicht daran erhalten konnten.

Grofsvizir. Mit Erlaubnifs des Herrn der Gläubigen möchte ich wohl fragen, ob sich die bösen Thaten der Menschen auch an diesen ätherischen Wänden zeigen?

Ben Hafi. Würde ich alsdann die Bewohner dieses Gezelts glücklich und selig genannt haben?

Khalife. Ach leider! Und ich glaube, selbst das unendliche Gewölbe des Himmels würde zu klein seyn, wenn sich alles darauf abspiegeln sollte, was die Menschen Böses und Thörichtes thun. Doch möchte ich gar zu gerne nur ein einziges Mal in dieses wunderbare Gezelt blicken, um zu sehen, ob sich denn gar nichts von den Thaten meiner Grofsen und Staatsbeamten dort findet. Glaubst du, Vizir, dafs ich einige deiner Thaten abgebildet sehen würde?

Der Grofsvizir lächelte, und der Khalife fuhr fort:

Ich will es hoffen, will hoffen, deine Frage an Ben Hafi, entsprang mehr aus der Neugierde, als Regung des Gewissens. — Indessen, Ben Hafi, sehe ich gar nicht ein, was dieses Gezelt, so schön es immer ist, mit deinen Wanderungen gemein hat; wenigstens fängst du sie von den Wolken an.

Ben Hafi. Und werde geschwinder, als es mir lieb ist, auf die Erde zurückkehren.

Khalife. Du kannst es mit deinen Wanderungen machen wie du willst, und sind sie unterhaltend, so gebe ich dir nicht nur die Erde, sondern obendrein alle Gestirne, Sonne und Mond nicht ausgenommen, zum Schauplatz.

Ben Hafi. Du giebst nie wenig, und ich danke dir.

Das Abendroth glühte durch die Wolkensäulen, vergoldete den Boden des Gezelts, und erleuchtete mit seinem rosenfarbenen Abglanze die Bilder der Wände. Bald erfüllte Dämmerung das Gezelt, und durch die Dämmerung spielte von den fernen Sonnen und Gestirnen ein Licht, wie es nie das Auge der Sterblichen erblickt hat. Nur der, dem ein Strahl der Wahrheit in die Seele geblitzt hat, vermag es, dieses Licht zu ahnden.

Die Genien und Geister genoſsen stilles Entzücken über die schönen Thaten der Menschen, die in dem sanften Lichte schimmerten.

Plötzlich erzitterte leise das luftige, schwebende Gezelt. Eine heulende Stimme erscholl durch den dicken Dunstkreis der Erde herauf.

Die Genien und Geister verhüllten ihr Angesicht, denn in demselben Augenblick färbten sich die Gemählde der Thaten eines der edelsten Sterblichen trübe an den schimmernden Wänden.

Einer der Genien schwebte leise herein, und stellte sich traurig vor den Oberherrn. Mit einem Winke gebot ihm dieser zu reden.

Der Genius sprach:

„Einer der Geister der kalten und düstern Inseln, die bald in dem Dunstkreise schweben, der die Erde umflieſst und trägt, bald tief sich tauchen in die unruhige, wirbelnde Luft, der Sterblichen Thun zu beobachten, die sie weder lieben noch hassen, sauste eilends herauf, und schwebend auf der Spitze einer der Wolken, welche unser reines Gezelt tragen, rief mir der finster Ernste zu:

„Abdallah hat mich gerufen, und ich muſs seinem Rufe gehorchen, denn er zwingt mich im Namen Salomo's des Gewaltigen.“

Der oberste Genius. Wir haben seine widrige Stimme vernommen, das reine Gezelt erzitterte, Abdallahs Thaten färbten sich dunkel, und wir verhüllten unser Angesicht aus Schmerz über ihn.

Abdallah, fuhr der Genius fort —

Khalife. Ben Hafi, könntest du dem Manne, den du uns da aufführst, keinen andern Namen geben?

Ben Hafi. Wodurch miſsfällt dir dieser schöne Name, Herr?

Khalife. Wenn er mir nur miſsfiele! Da er mir aber nicht miſsfällt, und doch auch nicht gefällt, so wäre es mir lieb, wenn du mir zu Gefallen diesen Mann anders nenntest. Ich sehe schon voraus, daſs ich ihn oft werde hören müssen, und mein Ohr hört ihn nicht allein.

Ben Hafi. Ich kann dir hierin nicht willfahren, so gern' ich es auch wollte, und am Ende der Geschichte wirst du mir es vielleicht verzeihen. Trug diesen Namen einer deiner Feinde, so kann es dieser Mann nicht seyn, da er nie in Bagdad, noch in einem deiner Länder war.

Khalife. Kann es nicht anders seyn, so fahre nur fort; warum soll ich nicht hören können, woran ich ohne Unterlaſs denke?

Der Groſsvizir blickte Ben Haſi voll Ingrimm und Verdruſs an; Ben Haſi schien es nicht zu merken, und gehorchte dem Befehl des Khaliſen.

„Aus den Worten des Geistes der kalten, düstern Inseln, fuhr der Genius fort, vernahm ich folgendes:

„Abdallah, der bisher so gerade, kühn und stark auf dem schlüpfrigen, steilen, engen Pfad der Tugend einherging, Abdallah, der Freund, Günstling und Groſsvizir des Sultans von Ginzurat in dem reichen schönen Indostan, ist verwundet von der Bosheit, der Falschheit und dem Truge der Menschen, mit denen er lebt, für die er lebt und arbeitet. Aus seiner Seele ist der Gedanke, die Stütze der hohen Tugend, verschwunden: daſs der Edle der Tugend um so mehr anhängen muſs, als seine Brüder sich von ihr entfernen, weil nur die Edeln durch ihr Wirken und ihr Beyspiel das Band wiederum befestigen, welches das Menschengeschlecht zum moralischen Zwecke verbindet. — Er, der diese Wahrheit bisher für seine einzige Leiterin hielt, jede gute That nur darum unternahm, weil sein Herz ihm sagte, daſs sie gut sey, will nun seiner Thaten Ursprung und Folgen bloſs nach dem kalten, sparsamen, vor und hinter sich blickenden Verstande abwägen. Maſs, Regel und Gewicht sollen über die Wärme seines Herzens bestimmen, und er fühlt in seinem Wahne nicht, daſs sie ihm das seyn werden, was der Frost der Blüthe ist. Er betrog sich in seinen Freunden und Dienern, einigemal in seinem

Herrn; Miſsbehagen und Zweifel zernagten seine Kraft, und er erlag der Probe, die der Mann bestehen muſs, der für die Menschen und mit den Menschen wirken soll und muſs. Einer der Wäger und Forscher der Kräfte des Menschen, welche die ihnen verliehenen weder zu ihrem, noch anderer Besten zu nutzen wissen, oder benutzen wollen, spannte seinen Geist auf die dunkeln Geheimnisse, die den Menschen umgeben müssen, wenn sein Wirken ihm verdienstlich werden, und er selbstständig bleiben soll. Von ihm unterrichtet erfuhr er, daſs der Sterbliche sich die Geister jener kalten düstern Inseln unterwerfen könnte, und von ihm lernte er die gewaltigen Worte, eines dieser Wesen in seinen Dienst zu zwingen.

„So eben beschwor ihn der edle Thor, ihm zu erscheinen und ihn zu warnen, wenn der Enthusiasmus der Tugend, Freundschaft und Liebe ihn hinrissen. Ihn zu warnen vor der Falschheit, der Heucheley und dem Betrug seiner Brüder, den Schein von der Wahrheit zu trennen, vor seinen Augen das Herz der Sterblichen zu zerspalten, ihn in ihr Innerstes blicken zu lassen, ihm die Folgen seiner und ihrer Thaten im Voraus zu zeigen, und alles vor seinen Sinnen wegzuhauchen, wodurch und womit die Täuschung die Sterblichen blendet und irre führt! In dem Augenblick, da ihm das gefährliche Werk gelungen war, schwang sich der Geist herauf, den er gerufen hatte.“

Oberster Genius. Abdallah sollte einer der unsern werden, und oft sagte ich euch, er wird einer der unsern werden. Nun hüllt schon trüber Nebel die Bilder seiner Thaten ein, und schwer wird er diesen Kampf mit seinem Geiste und Herzen, mit dem Geiste und Herzen seiner Brüder bestehen. Mit Recht nennst du ihn einen edeln Thoren, denn ihn verblendet der Schimmer eines erhabenen Gedankens. Er wähnt, wenn die Täuschung vor seinen Sinnen verschwände, und er die Herzen seiner Brüder geöffnet sähe, so würde die Wahrheit seine Führerin allein seyn, und er würde mit unbestochenem Verstande berechnen können, was aus seinem Wirken erfolge. Er will Herr des Guten werden, und die Früchte seiner Tugend sichern. Dieser Wunsch konnte nur in seinem Herzen entstehen, und wir müssen ihn in dem Augenblick bewundern, in welchem wir ihn bedauern. So laſst ihn nun diese traurige Erfahrung machen, und seinen Brüdern zum Beyspiel werden.

Der Sterbliche, welcher durch die kalte Vernunft die Wärme seines Herzens auslöscht, seinen Kräften und seiner Selbstständigkeit nicht mehr vertraut, wagt mit dem schönsten Genuſs des Lebens seinen eigenen Werth.

Wir wissen es, und er war so lange als uns seine Thaten ergötzten, überzeugt: daſs nur allein dieses edle Feuer der Schöpfer schöner, groſser, uneigennütziger Thaten ist und wird; daſs nur von ihm belebt, der Mensch kühn und groſs handelt, und in der Ausführung seiner edeln Zwecke sich selbst vergiſst. Daſs er nur von ihm begeistert, sich für Tugend und Vaterland aufopfert, seine Brüder glücklich macht, durch sein

Thun und Beyspiel zu höherer Veredlung bildet, und in den, von der thierischen Sinnlichkeit unterdrückten Geistern die Verwandtschaft mit dem Erhabenen wiederum erweckt, den wir hier tief schweigend denken.

Als der Erhabene die Stirne des von seiner Hand gebildeten Sterblichen berührte, floſs dieses Feuer von seinem geistigen Finger in die Brust des Neugeschaffenen, und er weihte ihn dadurch zu dem hohen Zwecke, da er ihm die Ahndung davon hinterlieſs. Deutlicher durfte ihm dieses Geheimniſs nicht werden, damit das Geschöpf des Erhabenen nicht sklavisches Werkzeug würde.

Dieses Feuer ist es, das die Welt mit Wundern füllt, die wilden zerstreuten Söhne der Erde zu geselligen, geistigen Wesen bildet, und die ätherischen Wände unsres Gezelts ausschmückt.

Verkältete es der erkünstelte Verstand, die Mutter der Selbstsucht und Gleichgültigkeit, so würden bald die schimmernden Bilder hier verlöschen, und wir dann nichts mehr sehen, als die farbelose Abspiegelung der beschneyten Gipfel dieses Gebirges, auf dessen Wolkensäulen der Tempel schöner, groſser Thaten ruht.

Dieses göttliche Feuer begeisterte einst Abdallah, und machte ihn vor allen seinen Brüdern glücklich. Was er nun wird, entziehe ich eurem Blick.

Der Geist jener kalten, düstern Wohnungen erscheine ihm, und heiſse ihm Namenlos, bis er ihm einen Namen giebt.

Bald wird die schöne Blüthe des Lebens, die nur durch die Wärme des Herzens zur Frucht sich bildet, vor seinem Verstand erstarren — traurig hört ihr mich an — der Gedanke tröste euch: das Elend, welches sich der Sterbliche zubereitet, dient seinen Brüdern zur Warnung. So wollte die ewige Gerechtigkeit, daſs weder der Thor noch der Bösewicht ohne Nutzen für seine Brüder leide und falle.

Morgen, Herr der Gläubigen, werde ich dir nun diesen Abdallah und seinen Geist vorführen.

Khalife. Thue es immer, sie sollen mir beyde willkommen seyn, und ob ich gleich nicht begreife, was deine Wanderungen mit diesem Geiste da gemein haben, so habe ich doch nichts dawider.

Alles, was ich wünsche, wäre: ein einziger Blick in dieses luftige Gezelt, und wäre ich nicht ein Muselmann (vergieb mir Gott, was kann der Mensch besseres seyn!) so wünschte ich mir einen solchen Geist; denn da wir leisten sollen, was über des Menschen Kräfte geht, so bedürfen wir vor allem eines solchen Wesens, um etwas tiefer blicken zu können, als den Sterblichen verliehen ist.

Doch was da ist, das ist, und wer aus Staube geschaffen, wagt zu sagen, wie es seyn soll! Auch glaube ich nicht, daſs dein Held da darum besser fahren wird.

Friede sey mit Dir und Euch!

ZWEYTER ABEND.

Ben Haſi erschien mit dem Glockenschlag und begann:

Abdallah, Beherrscher der Gläubigen, der Groſsvizir, der Freund und Günstling des Sultans von Ginzurat in dem schönen und reichen Indostan, war ein Mann, wie Groſsvizire es selten sind; er war mehr Freund des Staats, dadurch der Ginzurater, als des Sultans seines Herrn, und was noch sonderbarer ist, er hielt sich als Groſsvizir, noch mehr im Dienste der Ginzurater, als des Sultans, von dem er doch als Groſsvizir seine Bestallung erhalten hatte, und durch welchen allein nur er sie behaupten konnte.

Khalife. Einen Augenblick, Ben Haſi, angenommen, daſs das, was du von diesem Groſsvizir erzählst, sich wirklich so verhalte, welches gleichwohl ein starkes Zutrauen zu deiner Glaubwürdigkeit erfordert, so bin ich demohngeachtet nicht besser daran, und das darum, weil ich mich auf einmal in einem innern Streit über diesen seltenen Mann befinde. Mein Verstand sagt mir gerade zu, daſs wenn ein solcher Mann auch mehr wäre, als Auszierung eines Mährchens, dessen Gränzen der mächtigste Herrscher weder beschränken noch bestimmen kann, so tauge doch ein solcher Mann eigentlich nicht zum Groſsvizir. Dagegen aber wünscht mein Herz, ein solcher

Mann möchte keine dichterische Lüge seyn, und ein Groſsvizir sollte so denken und handeln, weil er, meyne ich, das Gute, welches er für das Volk thut, doch im Grunde für seinen Herrn mit thut. Bey allen dem liegt aber doch immer etwas besonders in dem Dinge; und ob ich's an der Stelle dieses Sultans da vertragen könnte, daſs mein Groſsvizir hier mehr der Groſsvizir des Volks, als der meinige sey, kann ich nicht so ganz bestimmt sagen, wenigstens müſste ich, um es ertragen zu können, bey recht guter Laune seyn. Damit will ich nun diesen Sultan von Giuzurat nicht tadeln, im Gegentheil, er gewinnt dadurch meine Achtung, und alles, was ich dabey denke, ist: er müsse muthiger und beherzter gewesen seyn, als ich, wenn er ohne Verdruſs und Ärger einen solchen Groſsvizir ertragen konnte.

Groſsvizir. Ja, ja, in einem Mährchen läſst sich so etwas recht gut hören.

Khalife. Und warum lieſse sich's nicht eben so gut auſser einem Mährchen thun? Ich setze immer dabey voraus, der Herr sey ein Mann, wie dieser Sultan in Giuzurat. Auch hätte ich gar nichts dagegen, wenn du so dächtest und handeltest, und die einzige Bedingung, die ich in diesem Falle machen würde, wäre: du möchtest keinen Augenblick vergessen, daſs du von mir allein abhängig bist, daſs ich dich, den ich zum Groſsvizir erhoben habe, wieder zum niedrigsten meiner Unterthanen machen kann.

Ben Hafi. Selbst davor fürchtete sich mein Abdallah nicht.

Khalife. Und wovor fürchtete er sich denn?

Ben Hafi. Unrecht zu thun.

Khalife. Wahrlich, dieſs kommt nur daher, weil du ihm den Namen Abdallah gabst — ich kannte einen, der ihn trug und eben so dachte.

Der Groſsvizir, dem diese Wendung der Unterredung nicht gefiel, sprach rasch dazwischen:

Dein Groſsvizir, Herr der Gläubigen, handelt so, daſs deine hohen Vorrechte und der Nutzen deines Volks immer gleichen Schritt halten.

Khalife. Gleichen Schritt! Der Nutzen meines Volks und meine Vorrechte? — Vizir, Gott stärke dich bey diesem schweren und seltnen Werke. Nur er vermag es. Ihm, der alle Dinge verschiedner Art erschaffen hat, gebührt der Preis. Er hat dem Monde seine verschiedenen Wohnungen angewiesen, damit er sich nicht verändere und verirre, und dem alten Aste des Palmbaums ähnlich werde. Es ist nicht gut, daſs der Mond die Sonne überlaufe; auch soll die Nacht dem Tage nicht überlegen seyn, sondern jedes der Lichter soll in seinem festen Kreise laufen. Und so soll der Herrscher unerschüttert auf der Bahn der Gerechtigkeit einhergehen, von der Milde an der Hand geleitet. Dieses setze ich zu den Worten des erhabenen Propheten aus meinem eignen Herzen. — Doch was meynst du von meinem Vizire und seinem Werke?

Ben Hafi. Daſs dein Groſsvizir noch ein gröſsres Wunder thut, als der Groſsvizir des Sultans von Giuzurat; denn sonst war ich immer so einfältig zu denken, es sey eben so leicht und sicher, den Tieger und das Schaf vor einen Pflug zu spannen.

Khalife. An Wunder von seiner Seite glaube ich so eigentlich nicht; aber —

Groſsvizir. Doch an meine Pflicht, an den Eid, den ich dir geschworen habe, an die Wirkung, die deine Güte auf mein dir ganz hingegebenes Herz gethan hat, an die Ruhe und Zufriedenheit, welche in deinen Ländern herrschen, seitdem es dir gefallen hat, mich auf diesen wichtigen, gefährlichen und wie ich sehe, auch beneideten Posten, zu erheben. Vielleicht um so besser, Herr, daſs ich keiner der Vizire bin, wie man sie in Mährchen aufstellt — Ich — Ich — arbeite für die Geschichte.

Khalife. So soll sie Ben Hafi schreiben; er ist wahr, ehrlich und uneigennützig — gerade die Eigenschaften, welche ihn dazu geschickt machen. Indessen fahr er in Abdallahs Geschichte fort; ich nehme nun viel Antheil daran.

Ben Hafi. Abdallah, Herr, war einer jener Geister, welche kalte Leute Thoren nennen, Schurken gern an einem hohen Posten sehen, mittelmäſsige Köpfe für gefährlich halten, Dummköpfe anstaunen, Hofleute verspotten, und die selten von den mit ihnen lebenden Geschlechtern für das gehalten werden, was sie wirklich sind: Männer, welche, begeistert von dem Schönen und Guten, Thaten unternehmen und ausführen, die das Werk eines Jahrhunderts zu seyn scheinen. Die oft allein einen gesunknen Staat emporheben, und uns mit der Menschheit, an der wir lange verzweifelten, wiederum aussöhnen. So wie die Kometen, (nur durch Unwissenheit in übeln Ruf gebracht) durch ihren unregelmäſsig scheinenden Lauf die Bahnen der Welten reinigen, so führen diese Männer durch rasches, kühnes Wirken das Menschengeschlecht in die Bahn zurück, welcher es, von Leidenschaften verblendet, von seinen Führern irre geleitet, so gern und schnell entspringt. Und so wie jene, wenn sie in die Sonne fallen, ihrer glühenden Zerstörerin noch Stoff zu ihrer glänzenden Fortdauer geben, so leuchten und nützen diese den nachkommenden Geschlechtern derer noch, für die sie sich aufgeopfert haben, die nicht selten selbst ihre Opfer gewesen sind.

Khalife. Ben Hafi, dieſs ist ein schönes Bild.

Groſsvizir. Murmelnd – Und sonst auch nichts.

Ben Hafi. Aber selten, Nachfolger des Propheten, ist ein solcher Mann sehr glücklich, es sey denn, daſs er den Menschen, für die er arbeitet, alles verzeihen, alles von ihnen ertragen könne, sich aber selbst nichts verzeihe, nichts an sich vertrage. Das Herz eines solchen Mannes muſs von seinem Zwecke so ganz durchdrungen seyn, daſs die Erfahrung an denen, für die er arbeitet, und durch die er arbeitet, nicht mehr Wirkung auf ihn macht, als der Dunst auf die Sonne, der weiter nichts gegen sie vermag, als sich zwischen ihrem Glanz und unserm Auge zu Wolken auszubilden, um in fruchtbarem Regen auf das Land zu fallen.

Wer nun das Gute immer will, ob gleich er so viel Böses sieht, und sich doch dafür noch aufopfern kann, der muſs ein Mann seyn, wie ich freylich gern einen sehen möchte.

Khalife. Ich spreche nicht gern von mir, dieſs wirst du schon bemerkt haben, aber bey Gott! läge es an mir allein, du solltest deinen Wunsch erfüllt sehen.

Ben Hafi. Und was hindert den Herrn der Gläubigen daran, da er doch nur zu wollen braucht?

Khalife. Daſs ich es nicht früher bedacht habe, und wenn ich es auch bedacht hätte, man mich gewiſs daran verhindert haben würde.

Ben Hafi. Für sich — Es soll schon dahin kommen.

Dieser Abdallah nun war ein solcher Mann, von theilnehmendem, feurigem Herzen, hohem Muthe, rastloser Thätigkeit, der das Gute eben so rasch und schnell wollte und betrieb, als sein Herz es auffaſste. Wer aber das Gute gar zu rasch und schnell will, befindet sich sehr oft in der Gefahr, ein ganz anderes Ding hervorzubringen, als er willens war; weil die Menschen, welche man zu diesem Zwecke braucht, oft diesen Zweck nicht fassen, und wenn sie ihn auch fassen, ihn wenigstens für sich nicht so ersprieſslich halten, und sogar noch öfter glauben, es lieſse sich für sie durchs Böse weit mehr gewinnen. Auch arbeiten selbst die bessern Menschen selten mit der Wärme, die den Urheber desselben während seines Entwurfs begeisterte, und die dazu gehört, das Gute zu befördern. Aber Abdallah war der Mann nicht, der sich von den ersten unangenehmen Entdeckungen, die er Gelegenheit genug hatte in den menschlichen Herzen zu machen, abschrekken lieſs. Der Widerstand und diese unangenehmen Entdeckungen feuerten seinen Enthusiasmus nur um so mehr an, und da der Sultan von Giuzurat sich selbst davon anstecken lieſs, so sah man an seinem Hofe eine Erscheinung, die auf unserer kalten Erde, und an unsern noch kältern Höfen, gewiſs unter die allerseltensten zu zählen ist.

Glaube darum nicht, Herr, daſs Abdallah in Giuzurat wie ein wilder, brausender Schwärmer verfuhr. Er hatte Verstand genug, um früh einzusehen, daſs kein Geschäft der Welt weniger Schwärmerey verträgt, als das Geschäft, Menschen zu beherrschen, oder zweckmäſsiger zu reden — Menschen zu leiten. Er irrte sich nur darin, daſs er die Menschen etwas besser dachte, als sie vielleicht sind, und wenn auch nicht immer besser, wenigstens doch klüger. Er stand nämlich in dem Wahne: das Gute, welches er ihnen zudachte, und aus welchem so sichtbar ihr eigner Vortheil entspringen müſste, erschiene auch ihnen so, und verrechnete sich hierbey nur in dem einzigen kleinen Umstand: daſs die Menschen zwar herzlich gern ihr eignes, persönliches Beste, mit allem Feuer und aller Betriebsamkeit befördern, aber für das Allgemeine, für das, was Allen nützen kann, keinen oder sehr wenig Sinn haben. Doch noch mehr irrte er sich darin, daſs er die Leute, welche er zur Ausführung seiner Pläne wählte, für so willig als fähig hielt, das auszuführen, was er zum Besten derer ersonnen hatte, denen sie vorgesetzt waren. Das, was er selbst ausführen, oder wozu er einige wenige ihm von fern ähnelnde Geister entzünden konnte, glänzt in lieblichem Abdruck in dem erhabenen Gezelt; aber vieles, das er warm, schön, kräftig und groſs in seinem Busen entworfen hatte, und in dieser Gestalt andern anvertrauen muſste, erschien ihm später so entstellt, miſsgestaltet, verzerrt und verkrüppelt, daſs er sich vor seinem Werke entsetzte, und da Böses erndtete, wo er so sorgfältig zum Guten ausgesäet zu haben glaubte.

Aus diesem letzten Grunde ist es nun freylich nicht zu verwundern, daſs er zu Zeiten dem Sultan von Giuzurat als ein Mann erschien, der zwar alles besäſse, was zu einem groſsen Manne erforderlich wäre, dem aber doch das abginge, was den groſsen Mann eigentlich zum Vizir geschickt macht.

Groſsvizir. Ich glaube es gern, und es war nicht schwer sich davon zu überzeugen.

Khalife. Und was war es denn?

Ben Hafi. Der Sultan wuſste es eigentlich selbst noch nicht; aber ihn däuchte, ein Groſsvizir müsse die Geschäfte des Staats so betreiben, daſs der Sultan nicht allzu sehr in seiner Ruhe gestört würde, und wenn man ein Reich mit allem Guten und Bösen, das es in sich fassen mag, so fortrollen lassen will, so ist dieses ohne allen Widerspruch, wo nicht die beste, doch die allerbequemste Art zu regieren.

Groſsvizir. Sage nur immer, auch die allererſprieſslichste. Die Natur dient uns hier zum Muster; alles geht bey ihr in gleicher Ordnung, und wir sehen keine das Alte zerstörende Erscheinung.

Ben Hafi. Und für was rechnest du die Stürme und Gewitter, welche die Erde und die Luft reinigen, und die Erdbeben, die unsre alte Mutter oft so schrecklich erschüttern?

Khalife. Dieſs alles ist das Werk des Herrn; Er ist es, der den Regen von dem Himmel sendet, euch zu tränken, und die Pflanzen, wovon eure Thiere leben. Durch seinen Regen wächset euer Korn, eure Öl- und Palmbäume, eure Weintrauben und allerley Art von Früchten, die für euch aus der Erde hervortreiben. Und er hat die Nacht und den Tag eurem Dienste unterworfen, und die Sonne, den Mond und die Gestirne gezwungen, auf seinen Befehl euch zu dienen. Wahrlich dieſs sind Zeichen dem Verständigen. Er hat euch Macht über alles gegeben, was er in der Erde für euch erschaffen hat, unterschieden durch mancherley Farben. Wahrlich dieſs sind Zeichen dem Nachsinnenden. Er ist es, der euch das Meer unterthan gemacht hat, daſs ihr die Fische desselben essen, und Schmuck für euch herausziehen möchtet. In dem Schiffe, das die Wogen durchpflügt, sitzest du, daſs der Handel dich bereichere. Er hat die Erde dahin geworfen, Gebirge fest darauf eingewurzelt, damit ihr euch nicht mit ihr bewegtet. Flüſse und Wege zog er auf ihr, und die Gestirne stellte er am Himmel auf, damit der Mensch auf seinem Wege von ihnen begleitet werde.

Wer ist der Kühne, der da fragt, was thust du, Herr?

Hat er nicht eine vortreffliche Rede offenbart, ein Buch nur sich gleich? Die Haut derer, die Gott fürchten, schrumpft darüber zusammen, aus Furcht, und dann wird ihre Haut sanfter, und gleicherweise ihr Herz, bey dem Erinnern an Gott.

Ben Hafi. Dieser Sultan von Guzurat nun, Herr, war ein sehr guter Mann; und bey seinem Guten war nur dieſs das kleine Übel, daſs es mehr von denen abhing, die sein Vertrauen hatten, als von ihm selbst. Da er zu allem Anlagen, für alles Empfänglichkeit, ein weiches Herz, eine leicht zu entzündende Phantasie, und eine erstaunende Neigung berühmt zu werden hatte, so konnte Abdallah in ihm erwecken, was er nur wünschen mochte. Ja er konnte ihn für das Schöne und Gute so sehr begeistern, daſs der Sultan Augenblicke des Enthusiasmus hatte, in welchen ihn Abdallah, um der Tugend willen, in die Zelle eines Derwisches hätte treiben können, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre. Das aber, was ihm Abdallah weder geben noch einreden konnte, und was allem Guten Kraft, Dauer und Zuverläſsigkeit zusichert, war das, was man Charakter nennt.

Khalife. Und wer den nicht hat, pflegte mein Vater zu sagen, ist der beste Regent von der Welt, doch nur für seine Hofleute. Darum, Ben Hafi, habe ich so fest auf den meinigen gehalten. Ich weiſs, daſs ein solcher Regent, für gewisse Leute, seinen Hof zum Paradiese macht; wer aber auſser diesem Paradiese lebt, schmeckt, wie sie sagen, hier die Hölle schon im Voraus.

Ben Hafi. Du hast es so stark gesagt, als ich es zu denken wagte.

Der Sultan von Giuzurat gefiel sich in allen Empfindungen Abdallahs, ohne daſs doch eine einzige die seinige ausschlieſslich ward. Er redete sogar seine Sprache mit der Zunge, den Augen und Gebehrden, und wenn ein Mann, sey er auch der weiseste, sich so in einem Sultan wieder sieht und hört, so schleicht sich bey ihm sehr natürlich der Glaube sehr leicht an das ein, was er sieht und hört.

Unter den Hofleuten, die dieser Sultan von Giuzurat gern um sich sah, hatte er schon von lange her den Sohn seines verstorbenen Kanzlers ausgezeichnet. Er liebte und achtete ihn so eigentlich nicht; aber er mochte ihn leiden, und sehr erfahrne Hofleute versichern, diese Lage sey für einen ihres Gleichen weit sichrer und dauerhafter, als die Lage des Freundes oder des Günstlings. Sie meynen, dem Freund und Günstling ständen nur noch Überdruſs und Fall bevor, da der Wohlgelittne noch tagtäglich in

Glück und Gunst aufwärts steigen könnte. Ebu Amru muſs sehr fest von dieser Meynung überzeugt gewesen seyn, denn er hielt sich sorgfältig in den ihm angewiesenen Schranken, zeigte die demüthigste Ehrfurcht für die erhabene Person des Sultans, sprach klein von sich, und strebte vorzüglich dadurch, daſs er sich so gar klein machte, den Sultan recht groſs zu machen. Bisher gewann er freylich hiermit weiter nichts, als daſs ihm der Sultan viel Verstand, und noch mehr Anhänglichkeit, Bewunderung und Ehrfurcht an und für seine hohe Person zutraute.

Khalife. Wie, und dieses hältst du für nichts? Ben Haſi, glaube mir, einem solchen Menschen widersteht es sich am schwersten, und der Herrscher, welcher dieser gefährlichen Schlinge entgehen will, muſs stärker seyn, als ich mich zu gewissen Zeiten fühle: denn ich versichere dich, unser Herz hat gewisse heimliche Schwächen, die der Verstand wohl kennt; aber ihre Berührung von geschickter und geübter Hand thut uns so wohl, daſs sich unser Verstand am Ende gar mit dem Spiele so weit aussöhnt, es für allen Ernst zu nehmen.

Ich habe Leute kennen gelernt, die dieses Spiel so meisterhaft und trefflich mit mir zu spielen wuſsten, daſs ich ihnen, wenn sie endlich mit einem dummen oder bösen Streich endigten, der von ihnen immer am ersten zu erwarten ist, wegen des Vergnügens, das sie mir so lange gemacht hatten, kaum recht zürnen konnte.

Ich bin begierig zu erfahren, wie es deinem Sultan mit diesem da ergeht.

Ben Hafi. Du siehst scharf, und ergötzlich ist's, dir zu erzählen.

Dieser Ebu Amru, Herr, war, wie du nun selbst absiehst, ganz das Gegentheil von Abdallah. Dieses wuſste er aber so geschickt zu verbergen, daſs der Sultan und selbst Abdallah nicht das geringste davon ahndeten: denn er hatte ihre Sprache sehr gefliſſentlich erlernt, und seine Blicke sehr genau nach den ihrigen geübt. Ja er übertrieb's in beyden, wie es Nachahmer immer zu thun pflegen. Nur dann, wann der Sultan zu Zeiten leise über Abdallahs feuriges Betreiben seiner Lieblingsentwürfe zu klagen anfing, lieſs er etwas weniges von seinem kältern Sinne, von seiner vom Vater ihm hinterlaſsnen geprüftern Weltklugheit merken. Damit konnte er nun Abdallah bisher keinen andern Schaden thun, als hin und wieder den Sultan zum Widerspruch gegen ihn zu reitzen; daraus entstand aber nach und nach ein stiller unsichtbarer Kampf zwischen diesem Ebu Amru und Abdallah, der für diesen gefährlicher als für jenen werden muſste. Und dieſs darum, Beherrscher der Gläubigen, weil der Böse (ich nenne ihn so wider den Gebrauch des Hofes) durch Widerstreben an Argwohn und Gewandheit gewinnt, was er an Festigkeit und Kraft verliert, so wie der Rechtschaffene durch das zu öftere Reitzen der Galle und des Unmuths an Herzensgüte verlieren kann, was er an Festigkeit und Kraft gewinnt. Auf diesem Wege wird Bosheit leicht gefährliche Feigheit, und Rechtschaffenheit leicht Starr- und Steiſsinn; welches nun von diesen am Hofe die besten und zuverläſsigsten Waffen sind, wage ich nicht zu entscheiden.

Khalife. Wozu? Sprichst du doch nicht zu Neulingen? Gleichwohl gestehe ich dir, daſs ich den Steiſsinn auch nicht leiden kann, und dieſs darum, weil man mir dadurch so vieles abgedrungen hat.

Ben Hafi. Der Sultan von Giuzurat liebte noch immer Abdallah leidenschaftlich, sah ihn noch immer als die Stütze seines Throns, die Zierde seines Hofes, den Beförderer des Glücks seines Volks und dadurch des seinigen an; auch kränkte noch jetzo nichts sein Herz mehr, als wenn er gezwungen war, ihm Unrecht zu geben, oder einem von seinem feurigen Geiste entworfenen Unternehmen die Einwilligung zu versagen. Dieses that er einigemal bey Fällen, welche Abdallah für zu wichtig hielt, als daſs er gleichgültig dabey bleiben konnte, und da er den geheimen Urheber dieser Widersprüche entdeckt zu haben glaubte, so umzogen bald Gram und Miſsmuth seine heitere Stirne.

Gram und Miſsmuth, Herr, empfehlen selten den Günstling dem Herrscher, und halten eben so selten Maſs. Die Gunst und Freundschaft bestanden immer noch zwischen dem Herrn und dem Diener; aber sie hatten nun den Grad erreicht, worauf sie stehen blieben, und dieses soll so wenig bey der Gunst der Groſsen, wie bey der Liebe taugen, weil beyde nur ihren vollen Genuſs und Glück, und die Sicherheit ihres Genusses und Glücks im Unermeſslichen und Unausdrückbaren finden.

Um eben diese Zeit entdeckte Abdallah so viel Empörendes und Widriges an Menschen, die er emporgehoben und zur Ausführung seiner edeln Zwecke angestellt hatte, daſs er sich, ohne es vorherzusehen, ohne es nur zu ahnden, plötzlich in dem angstvollen, gefährlichen Labyrinthe befand, in welchem Miſstrauen diejenigen Groſsen fängt und umhertreibt, welche als Groſse edle, gute Menschen bleiben wollen.

Khalife. Höre, Ben Hafi, alles was du mir da sagst, mag ganz wahr und sogar auch nützlich seyn; aber ich finde es entsetzlich langweilig, und es wäre mir sehr angenehm, wenn du weniger wahr, und desto unterhaltender wärst. Wozu alle die Bemerkungen, die Seitenblicke? Wer weiſs besser als ich, daſs das Miſstrauen ein sehr häſsliches, abscheuliches Ding, und der gefährlichste Vergifter ist; doch so ganz umsonst muſs man auch nicht unumschränkter Herr der Menschen seyn wollen.

Übrigens entspringt dieses Miſstrauen eben so oft aus dem Stolze und der Schwäche unsers Herzens und Verstandes, als aus der Erfahrung, die wir wirklich an den Menschen machen. Wozu brauche ich miſstrauisch zu seyn, da ich mit Klugheit, Vorsicht und Muth ganz gemächlich durch das Leben kommen kann. Der Mann, welcher mit Gift handelt, muſs es sich zuschreiben, wenn ihm dadurch etwas Arges widerfährt. Ich traue mir, und so lange ich mir traue, traue ich auch andern, und kann dabey nur gewinnen. Also nur kurz; es wäre Zeit, daſs du mir den Div, Gin, Geist oder Genius aus den kalten, düstern

Inseln vorführtest. Ein neues Gesicht erweckt wenigstens die Aufmerksamkeit auf einen Augenblick.

Ben Hafi. Herr, wenn der Erzähler wirken will, so mufs er den Schlag vorbereiten, der den Zuhörer treffen oder rühren soll. Der Geist soll erscheinen, so bald es Zeit ist, beliebe dich nur hierbey unsers alten Vertrags zu erinnern.

In dieser trüben Stimmung ward Abdallah ein Magus aus Egypten vorgeführt, welcher sich in Doltabad, der Hauptstadt Giuzurats, verdächtig gemacht hatte. Abdallah unterhielt sich mit ihm über seine geheime Wissenschaft, und der Magus, der sich auf Gesichter, Blicke und Gebehrden verstand, las schnell etwas zu Gunsten seiner Wissenschaft in Abdallahs Augen. Dieses war nun hier nicht schwer, denn kaum fing der Magus an, von der Gewalt zu reden, welche er besäfse, Genien und Geister der höhern Welt in seinen Dienst zu zwingen, als der Gedanke wie ein Lichtstrahl durch die unruhige Seele seines Zuhörers fuhr: „Der Herr eines solchen Wesens zu seyn, wäre das einzige und sicherste Mittel, das ihm helfen und seine grofsen Zwecke befördern könnte.“ Sein von dem Guten und Edeln ganz durchdrungenes Herz jauchzte dem flüchtigen Gedanken Beyfall zu, hielt ihn fest und durchglühte ihn. Er ward der Schüler des Magus, und je weiter er in dieser geheimen Wissenschaft kam, je mehr überzeugten sich sein Herz und sein Verstand von der Gröfse, Schönheit, Erhabenheit, Sicherheit und Nützlichkeit seines Unternehmens. Und zu seinem Ruhme mufs ich dir sagen, Herr, daſs er, wenigstens in diesem Augenblick, nicht an sich und seinen Vortheil, sondern bloſs an den Vortheil der Giuzurater, und das Glück seines Herren dachte.

Als er die Beschwörungsformeln erlernt hatte, verschwand der Magus, und in dieser Sekunde steht Abdallah mitten unter seinen Zauberrollen — er hat den Ruf vollendet, der Teppich seines Gemachs rauscht zischend auseinander, ein dünner, kalter Nebel rollt gegen ihn, und aus dem Nebel tritt die Gestalt eines Jünglings hervor, wie Abdallahs Augen nie gesehen, seine Einbildungskraft unter menschlicher Form nie geträumt hatte.

Seine erhabene Gestalt entsprach dem wunderbar schönen Angesicht — ein Ideal, nach allen Regeln der im Geiste abgezogenen Schönheit gebildet; aber dabey so kalt, gleichgültig, ernst, empfindungslos, daſs das Verwundern und Bewundern des vor ihm stehenden plötzlich in ein erstarrendes, ängstliches Gefühl überging. Auf seinem wunderschönen Gesichte war kein Zug, keine Miene, keine Spur eines Zugs oder einer Miene zu finden, welche dem ihm gegenüber stehenden den Weg zu dem Herzen oder innern Sinn desselben anzeigte.

Seine hoch und schön gewölbte Stirne war so glatt und fest, wie gediegenes und hell geglättetes Silber. Seine groſsen rabenschwarzen Augen sahen grade und starr vor sich hin, und glichen dem Krystall, den man gegen das farbelose Wasser hält. Fest und unbeweglich standen seine in sanftesten, zierlichsten Bogen gezogenen Augenbraunen über ihnen. Seine schön gebildete, sich sanft nach der Oberlippe senkende Nase, schien so wenig von dem Athem, als dem feurigern Hauche der Begierden belebt zu werden. Seine vollen Lippen schienen nie die Freude oder den Kummer ausgedrückt, und um seinen lieblichen Mund, auf seinen blühenden Wangen sich nie das Lächeln des Wohlwollens oder des geistvollen Spotts gebildet und gezeigt zu haben. Ein langer, grauer, schwebender Talar, der wie ein sich kräuselnder Nebel um seine Gestalt floſs, war seine Bekleidung. Sein Haupt deckte ein rückwärts flatternder Schleyer, der aus dem Reife gewebt schien, den eine kalte Frühlingsnacht leise auf die aufgeblühte Rose streut. Er hielt seine Hände fest über der Brust gefaltet, und stand unbeweglich vor Abdallah. Nachdem dieser lange die durch Kälte tödtende Erhabenheit dieses Wesens angestarrt hatte, und vergebens in seinem Angesicht dem nachspürte, was uns bey einem Unbekannten zum Wort verhelfen kann, fragte er ihn endlich mit einem beklommnen Tone:

Wer bist du?

Geist. Der Geist, den du riefest, und dessen du bedarfſt. Sagt dir nicht mein Angesicht, daſs ich der Rechte bin?

Abdallah. Der Rechte! — Vielleicht! Jugendliche, blühende, erhabene Gestalt, und eine Kälte, vor der mein Herz erstarrt, als erkalte der Strom des Lebens in meinen Adern. Du bist eine wunderbar schöne, aber eine fürchterlichere Erscheinung, als wenn du empörend häſslich wärest: denn Häſslichkeit hat Ausdruck, und bestimmte Bedeutung durch ihren Ausdruck.

Geist. Eben darum bin ich der Rechte — der, dessen du bedarfst.

Abdallah. Wozu die Larve, die dieser Jugend und Schönheit zu spotten scheint?

Geist. Untrüglichkeit, Schnelligkeit der Gedanken, eiserne, mitleidslose Kraft, eiskalte Klugheit, Unbestechlichkeit, Gewiſsheit und Furchtlosigkeit, sind diese Eigenschaften dir nichts, so hast du bey meiner Erscheinung deines Zwecks vergessen.

Abdallah. Das meiste dessen ich bedarf; doch wollte ich, du sähest anders aus. So wirkest du auf mein Herz, wie der kalte Marmor auf die erhitzte Hand.

Geist. Eben darum bin ich der Rechte. Doch wenn du meiner, so wie ich bin und seyn muſs, nicht bedarfst, so entlaſs mich nur. Mir ist gleich wo ich bin, hier oder dort. Ob ich mich in den Strahlen der Sonne, oder den feuchten, kalten Dünsten bade, ist einerley für mich; denn mir sind die Strahlen der Sonne nicht warm, und der Nebel nicht kalt. Ich diene dir, wenn du willst und weil ich muſs, und diene dir nicht, wenn du es nicht heischest.

Abdallah. Vernahmst du, warum ich dich gerufen habe?

Geist. Wohl vernahm ich es, doch du magst es immer sagen.

Abdallah. Weiſst du, frostiges Wesen, was die Tugend ist.

Geist. Ich habe wohl davon reden gehört, doch es kümmert mich nicht.

Abdallah. Es kümmert dich nicht? Die Tugend kümmert dich nicht? Und das Laster?

Geist. Auch davon habe ich gehört, und noch viel mehr; aber auch dieses kümmert mich nicht, und darum eben bin ich der, dessen du bedarfst. Am Hofe Salomo's sprach man auch sehr viel von den Dingen, nach denen du mich fragst.

Abdallah. Am Hofe Salomo's? — des Weisen?

Geist. Ja, des Weisen, wie sie ihn nannten. Ich war sein Diener, und am Abend seines Lebens sein liebster Gefährte. In meiner Gesellschaft überzeugte er sich endlich, alles sey eitel.

Abdallah. Auſser das, was er sich selbst zu gute gethan hatte?

Geist. Vielleicht.

Abdallah. Dieſs ist es nicht, was ich von dir lernen will; denn ich, der ich nicht so weise wie Salomo bin, glaube gleichwohl, daſs nur dieſs eitel sey, was wir aus Selbstsucht zu unsrer eignen Befriedigung thun.

Geist. Vielleicht! Mir ist es ganz gleichgültig. Als Salomo so weit gekommen war, entlieſs er mich, und die alte Nothwendigkeit, mit der Welt zugleich geboren, ward wiederum ganz mein Meister. Sie ist auch der deinige. Seitdem verweilte ich in den düstern, kalten Inseln, welche die Dünste eurer Erde und des Meers umhüllen, bis auf den Augenblick, da du mich gerufen hast.

Abdallah. So muſs es dir denn doch gefallen, daſs ich dich aus diesem langweiligen, düstern Orte gerufen habe?

Geist. Langweilig? — Gefallen? Was ist langweilig? Was ist gefallen? Mir gefällt und miſsfällt nichts. Wenn du befiehlst, so gehorche ich dir, weil es dein und mein Meister so haben will.

Abdallah. Und du fühlst weder Willen noch Widerwillen, weder Liebe noch Haſs?

Geist. Ich weiſs nichts davon, und darum bin ich der, dessen du bedarfſt.

Abdallah. So ist es dir gleichviel, was du bewirkest, was ich durch dich bewirke, und wenn ich dich in meinen Dienst zwinge, so thust du das Gute wie das Böse, das Böse wie das Gute?

Geist. Ich weiſs nicht, wovon du sprichst, und dieſs ist deine Sache, nicht die meine. Ich kann weder verlieren noch gewinnen, nicht gröſser und nicht glücklicher, nicht kleiner und nicht unglücklicher werden. Ich rede jetzo in eurer Sprache, nicht in der meinen, wie du wohl hörst.

Abdallah. Wozu habe ich dich berufen?

Geist. Dieſs will ich von dir hören, und dir dann sagen, ob ich es leisten kann.

Abdallah. Da du meinen Ruf vernahmst, auf meinen Ruf erschienst, so weiſst du, was mein Herz bekümmert, kennest meine Leiden und ihre Quellen.

Geist. Wohl vernahm ich dieses alles; da mich aber die Leiden deines Herzens nicht kümmern, so achtete ich auch nicht darauf. — Was betrübt dich nun so plötzlich? — Wie wunderbar doch ihr Menschen seyd! Da du nun in mir den gefunden hast, dessen du bedarfst, erschrickst du vor der Erfüllung deines eignen heiſsen Wunsches.

Ich sehe wohl, die Söhne der Erde haben sich seit Salomo's Zeiten nicht verändert.

Abdallah. Und was ist der Mensch?

Geist. Der Mensch? — Was er ist, der Mensch? — Frage mich lieber, was er nicht ist.

Abdallah. Und wenn ich dich nun frage!

Geist. So antworte ich dir: er ist alles das nicht, was er gern seyn wollte, und wäre er alles dieſs, so wollte er wieder seyn, was er vorher gewesen ist. Streben und Wünschen ist sein Erbtheil, und vielleicht ist es nur dieses, was ihn verhindert, so glücklich zu werden, als der ist, welcher hier vor dir steht.

Abdallah. Glücklich! Du! Du Fühlloser! — Doch deine Antwort sagt sehr viel, indem sie nichts zu sagen scheint.

Geist. Vielleicht; was weiſs ich? Du magst aus meiner Antwort nehmen, was du dabey denkst. Indessen ist es Zeit, daſs du mir sagst, was du von mir forderst.

Abdallah. Ich will nur das Gute, das Glück der Menschen, will es mit Eifer, Feuer und Begeisterung, und achte nicht, was daraus für mich entsteht, wenn es mir nur gelingt.

Geist. So! Und was bist du unter den Söhnen der Erde? Ich will sagen, welche Rolle spielst du unter deinen sterblichen Brüdern, die, wie du sagst, dir noch lieber sind, als du dir selber bist.

Abdallah. Das Schicksal hat mich zum Freund, zum Günstling und Groſsvizir des Sultans von Ginzurat gemacht.

Geist. Und doch willst du alles das, was du so eben gesagt hast?

Abdallah. Oder lieber es nicht mehr seyn, lieber ganz zu seyn aufhören.

Geist. Weiser, gewaltiger Salomo! So ist doch einer deiner klugen Sprüche falsch!

Abdallah. Und welcher?

Geist. Dieser: Nichts neues geschieht unter der Sonne. — Doch ich habe nichts dagegen.

Abdallah. Treffe dein frostiger Spott die Menschen, mich trifft er nicht, und hätte ich die schwarze Erfahrung nicht an ihnen gemacht, du kaltes, seelenloses Wesen ständest nicht vor mir.

Geist. Laſs mich seyn, wie ich will, denn so bedarfst du meiner.

Abdallah. Rastlose Thätigkeit spornte meinen Geist und mein Herz! Nur erwärmt und begeistert von dem Guten trieb ich vorwärts, alles kühn zu unternehmen, was das Glück der Millionen, die mir der Sultan anvertraut hatte, befördern konnte. Ich glaubte und glaube es noch, nur darum sey ich da, nur darum von dem mächtigen Schicksal auserlesen, diesen hohen Posten zu bekleiden. Vieles ist mir gelungen, noch mehreres miſslungen, weil ich es andern anvertrauen muſste, weil ich, hingerissen von der Wichtigkeit der Sache, dem Zutrauen, der Freundschaft und Liebe, jeden von den Empfindungen begeistert dachte, die mich begeisterten. So erndtete ich oft Vorwurf und Flüche, wo ich so sorgfältig auf Dank und Segen ausgesäet hatte.

Da ich nun meinen Enthusiasmus den eigennützigen Sterblichen nicht mittheilen kann, da mich dieser Enthusiasmus in Ansehung ihrer und der Unternehmungen zu ihrem Besten so oft irre führte und blendete, so dachte ich endlich, es sey vielleicht besser und klüger, diese Begeisterung durch den kalten Verstand und die widrige Erfahrung zu leiten. Aber das Feuer meines Herzens überglühte beyde in dem Augenblick, da es darauf ankam, etwas zu bewirken, das es als gut empfand.

So rief ich dich nun, daſs du mich warnetest, wenn die Begeisterung mich hinreiſst. Du sollst mich bewahren vor der Falschheit, der Heucheley und dem Betruge der Menschen. Du sollst vor meinen Augen den Schein von der Wahrheit scheiden, mir das Herz der Sterblichen zerspalten, mir die Folgen meiner Unternehmungen und der ihrigen im Voraus anzeigen, und alle Täuschung vor meinen Sinnen weghauchen.

Geist. Du hast deinen Mann an mir gefunden. Vor meinem kalten Athem, meinem ernsten Blick, verschwindet alle euch blendende Täuschung. Ich sehe die Dinge, wie sie wirklich sind, blicke durch das

Fleisch, welches das verhüllt, was ihr in eurem trugvollen Innern denkt und fühlt. So sollst auch du durch mich sehen und erkennen. Mich besticht nichts. Weder die feurige, augenblickliche Aufwallung des unbeständigen Herzens, noch das erkünstelte oder natürliche Zauberlächeln des Mundes, nicht der lügenhafte oder aufrichtige Blick des Wohlwollens, nicht die verstellte oder wahre Demuth, nicht die süſse Schmeicheley, welche selbst das Ohr des Weisesten und Stärksten deines Geschlechts bezaubert. Der bunte Regenbogen, der euer Auge entzückt, ist mir ein blendendes Gaukelspiel, aus Dünsten gewebt, in denen sich die Sonne bricht; der Schmelz der Wiesen ein kurzes Blendwerk, hinter welcher die Fäulniſs lauert; das Murmeln des Baches ein Stück der Nothwendigkeit, und alles was die Natur und ihr durch sie macht, ein Flickwerk und mühsames Zusammensetzen, das bey seinem Keimen und Entspringen den Samen der Vernichtung mit seiner Entstehung zeugt. Was aufblüht, sehe ich schon verwelkt, und das, was ihr Groſses ersinnt und ausführt, sehe ich schon von den Händen derer verzerrt und verunstaltet, zu deren Besten ihr es ersannt und ausführtet.

Für mich ist nichts groſs und klein, und selbst der Enthusiasmus, der euch zu erhabenen Thaten antreibt, ist für mich nichts als eine Aufwallung des Bluts, welches in den Adern dieses oder jenes üppiger und feuriger rauscht, und in das ein unruhiger, kühner, stolzer Geist etwas ungestümer hinein bläst.

Befiehl, und dich soll nichts mehr täuschen, die

Menschen und Dinge sollen dir erscheinen, was sie wirklich sind.

Abdallah. Ich nehme dich beym Wort; so dachte ich dich mir, so wollte ich dich haben. Von diesem Augenblicke an bin ich vor Wahn und Betrug gesichert. Kühn kann ich nun auf meine hohen Zwecke zusteuern, da du mir die enthüllen wirst, welche ich dazu brauchen muſs, da du mich selbst vor dem Blendwerk bewahren wirst, womit die Begeisterung mich so oft getäuscht hat. Ginzurats, meines Herrn und Freundes Glück ist gesichert, gesichert gegen alle, die es untergruben oder untergraben wollen.

Geist. Dieſs kümmert mich nichts.

Abdallah. Frostiges Wesen, an was nimmst du denn Antheil, wenn dich die Freude, meine Freude nicht rührt?

Geist. Freude! Rühren! Antheil! Was ist Antheil?

Abdallah. Wenigstens nimmst du Antheil an dir selbst, und um so mehr, je weniger du etwas auſser deinem kalten Selbst liebst.

Geist. Liebst! Mich! Ich! Mein Selbst! Was ist mein Selbst? Was ist dein Selbst? Ich weiſs von allem diesem nichts. Was sollte der Sklave der Nothwendigkeit wohl an sich lieben?

Abdallah. So bist du alles Glücks unfähig, da du den Genuſs entbehrest, den wir Sterblichen erwerben, wenn wir etwas zu unserm Besten und dem Besten unsrer Brüder ausführen.

Geist. Glück! Genuſs! Ich habe beydes wohl nennen hören — aber ich — ich lache und weine nicht — und auſser diesen sah ich nichts — denn das, was dazwischen liegt, führt ja doch am Ende zu dem einen oder zu dem andern.

Vielleicht ist dieses aber euer Glück, beydes zu können.

Abdallah. Tief wahr, aber ich bin auf dem Wege eines höhern, reinern, unvermischtern Glücks.

Geist. Vielleicht; doch was kümmert mich's. Wäre ich ein Mensch, ein Ding, das etwas wollte, um es wiederum nicht zu wollen, das etwas begehrte, um es hernach zu bereuen, das etwas aufbaute, um es hernach zu zerstören; so möchte ich wohl seyn, wie du gewesen bist.

Abdallah. Und nun?

Geist. Nun möchte ich es nicht mehr seyn.

Abdallah. Warum?

Geist. Erfahre es selbst.

Abdallah. Ich gebiete dir, es zu sagen.

Geist. Wer hindert dich daran; aber ich werde schweigen.

Abdallah. Ich weiſs, daſs ich dich zu reden zwingen kann.

Geist. So müſste ich fürchten, doch ich fürchte und hoffe nichts.

Abdallah. Und darum taugest du auch nichts dazu, der Gefährte eines Menschen zu seyn.

Geist. Aber doch zu dem deinigen, wenn du deines Zweckes, aus Furcht und Feigheit, nicht schon vergessen hast.

Abdallah. Mir ist nicht wohl in deiner Gesellschaft.

Geist. Was liegt mir daran; mir ist in der deinigen nicht wohl, nicht weh. Ich muſs dir nun einmal den Knäuel abwinden helfen, den das Schicksal für dich zusammengewickelt hat. Auch ist mir dein künftiges Geschick ganz wohl bekannt; aber ich schlage dir langsam die Blätter der geheimen Rolle auf. Hätte ich das letzte lesen dürfen, so wüſste ich auch, wie lange ich um dich seyn müſste; doch endet ja alles, das Gute und das Böse, wie Ihr Eure Ereignisse zu nennen pflegt. —

Abdallah. Deine Gegenwart, dein Anblick, deine Worte, dein kalter, starrer Blick, deine wunderbare Schönheit, die weder die Seele, noch das Herz beleben, zermalmen mich, und doch muſs ich dich haben, muſs dich so nehmen, wie du dich mir vorstellest. Ich wage es um eines groſsen, erhabenen Zwecks willen, und ich hoffe, so kalt und empfindungslos du auch erscheinst, so bist du doch ein gutes Wesen.

Geist. Ich weiſs es nicht; ich bin, was ich bin, weil ich seyn und so seyn muſs.

Abdallah. Verschwinde, bis ich mich gesammelt habe, bis sich mein Herz wiederum so weit erwärmt, daſs ich dich ertragen kann. — Doch wie nennt man dich?

Geist. Ich erscheine dir, und ohne deinen Ruf, wenn du meiner bedarfst, nur deinen Augen sichtbar; darauf verlasse dich, denn mein und dein Meister gebot es mir.

Abdallah. Ich will deinen Namen wissen.

Geist. Ich heiſse Namenlos, bis du mir selbst einen Namen giebst.

Abdallah. Verschwinde; du gefällst mir nicht. Mein Feuer und deine Kälte können sich nicht vertragen.

Geist. Du muſst die Probe machen.

Abdallah. Ich möchte dich noch vieles fragen, aber mein Herz ist vor dir Eis geworden. Genug!

Der Geist verschwand.

Khalife. So wie das meine, Ben Hafi. Jeden Augenblick wollte ich dich unterbrechen, und gewiſs hätte ich es gethan, wenn ich nicht so begierig gewesen wäre, mehr zu hören. In der Gesellschaft dieses Geistes könnte ich's nicht aushalten, und sein Frost, seine Gleichgültigkeit haben mich für immer von dem Wunsche geheilt, ein Wesen dieser Art zu sehen. Nutzen mag er deinem Abdallah, das kann wohl seyn. —

Groſsvizir. Ganz gewiſs; denn da eben diese Kälte und Gleichgültigkeit die nothwendigsten Eigenschaften eines Herrschers der Menschen sind, so kann dieser Groſsvizir, wenn er anders klüger als bisher sich aufführt, nur gut mit ihm fahren, und Giuzurat, der Sultan von Giuzurat, wollt' ich sagen, muſs dabey gewinnen. Wenigstens kann Abdallah durch die

Hülfe dieses Geistes die Tiefe der Heucheley ergründen, die sich unsern Augen so gern in blendenden Masken zeigt.

Er sah bey diesen Worten Ben Hafi sehr scharf an.

Ben Hafi. Wenn wir, Vizir, mit unserm Bewuſstseyn nur auf dem Reinen sind; so kommen wir auch wohl mit unsern Augen ohne Hülfe eines Geistes aus. Werden wir doch sehen, wie es diesem Abdallah bekommt, so gar helle zu sehen.

Groſsvizir. Wie es ihm ergehe, ist mir gleichviel, meinen Spruch wird er immer erweisen.

Khalife. Desto schlimmer! — Friede sey mit Dir und Euch.

DRITTER ABEND.

Ben Hafi erschien auf den Glockenschlag und begann:

Nach dem Verschwinden des Geistes, Herr der Gläubigen, stand Abdallah noch lange auf derselben Stelle. Der Frost, der von diesem Wesen zu ihm übergegangen war, schien alles Feuer seines Herzens erkältet, alle Kraft seines Geistes erstarrt zu haben. Nur nach und nach erglühte wiederum sein Herz durch das Erinnern seiner edeln Zwecke, erwärmte seine erstarrten Geister, und rüstete sie mit Muth und festem Zutrauen aus.

Nun schossen die Gedanken lange zurückgehaltner groſser Entwürfe, im strahlenden Glanze der Vollendung, durch seine Seele. Vor ihnen verschwanden Eifersucht, Selbstigkeit, Treulosigkeit, Neid und Miſsgunst seiner und des Guten Feinde.

Gleich einem Wesen höherer Art, erhob er sich siegend über den unreinen Haufen, sein Blick übersah die Höflinge. In ihrer Nacktheit standen sie um ihn her, und ihre gefährlichen Ränke, ihre Bosheit und Heucheley vermochten nichts mehr gegen ihn.

Khalife. Ich wünsche es von Herzen; aber ich fürchte, ich fürchte, er betrügt sich in diesen, trotz seinem Geiste. Sie sind so schlau, Ben Hafi, daſs sie es sogar, dem Scheine nach, mit der Tugend halten.

wenn sie auf keine andere Weise ihre Tücke mehr ausüben können. Und dann sind sie dem erst recht gefährlich, der sie nicht kennt, wie ich sie kenne.

Groſsvizir. Nachfolger des Propheten, du hast ja eine schreckliche Meynung von den Hofleuten. Ich schmeichele mir indessen, daſs die deinigen unschuldig daran sind; es sey denn, daſs du in allem Ernste von ihnen fordertest, sie sollten etwas mehr als Menschen seyn, in einem gewissen Verstand gar aufhören es zu seyn, welches mir der Fall des erhabenen, wunderbaren Helden unsers guten Ben Hafi ein wenig zu seyn scheint.

Khalife. Vizir, du thust ganz wohl daran, daſs du dich meiner Hofleute annimmst, ich verarge dir es auch ganz und gar nicht; wer sollte es sonst thun?

Ich sage nicht, daſs meine Hofleute mehr als Menschen seyn sollen, denn wer kann das Unmögliche möglich machen? Ich klage nur, daſs sie bloſs Hofleute, und nicht im geringsten Menschen sind; ich meyne Menschen, die an dem Schicksal ihres Gleichen Antheil nehmen. Für sich selbst sind sie, beym erhabenen Propheten! Mensch genug, denn nie hat einer noch von ihnen sein eignes liebes Ich vergessen. Ich versichre dich, der Hofmann soll noch vor mich treten, der zum Besten eines andern gesprochen, oder ein Wagstück unternommen hätte, es sey denn, daſs er ihm etwas Böses zudachte, oder selbst dabey gewann, indem er dem andern zu helfen schien. Zu ihrem eigenen Besten sah ich sie wohl Dinge wagen und ausführen, die mir klar genug bewiesen, sie seyen der frechsten Kühnheit, der geschmeidigsten Gewandheit, der tiefsten List, der feigsten, schwärzesten Bosheit, des wärmsten Eifers, des furchtlosesten Muths, der rastlosesten Thätigkeit fähig. Zugleich bemerkte ich an ihnen, Gold- Ehr- Rach- Gewalt- und Herrschsucht bewirkten in ihnen eben das, was der Enthusiasmus der Tugend in Ben Hafis Helden bewirkt, nämlich: Selbst das, was man besitzt, um das zu wagen, was man nicht besitzt, und heiſs zu besitzen wünscht; doch mit dem Unterschied, daſs sie es, wie gesagt, immer für sich selbst gethan haben.

Woran übrigens meine Hofleute schuldig sind, mag ich gar nicht wissen. Gott weiſs es!

Sage ihnen, Gott ist schneller in der Ausführung einer List, als sie. Wahrlich seine Boten schreiben nieder, was Ihr betrügrisch ersinnet.

Das gegenwärtige Leben gleichet dem Wasser, das wir vom Himmel herab gieſsen; die Früchte der Erde, von welchen Menschen und Thiere essen, mischen sich damit, und es schmücket und bekleidet die Erde mit verschiednen Pflanzen. Die Bewohner der Erde glauben, sie hätten Macht über die Erde; aber unser Befehl kommt zu ihr bey Tag oder Nacht, und wir verunstalten sie, als habe man sie gestern abgemäht,

und von dem reichen Überfluſs, der sie schmückte, ist keine Spur zu sehen.

Ben Hafi, der Mann, welcher so lange auf einem Throne sitzt, als ich, mag vielleicht eben so leicht die Blätter der Bäume in seinem Reiche zählen, als die verborgenen Sünden und Verbrechen seiner Diener und Hofleute. Und ich schwöre dir, dieſs ist ein höchst trauriger Gedanke für einen Mann, welcher auf dem Thron sitzt, und es gut mit allen Menschen meynt. Fahre fort, daſs ich es schnell vergesse.

Ben Hafi. So schön begeistert schlief Abdallah ein, und setzte schlafend den schönen Traum noch fort, den er wachend zu träumen angefangen hatte. Morgens begab er sich zu dem Sultan, um mit ihm zu berathen, wer dem in der Provinz Buglana verstorbenen Statthalter in diesem wichtigen Posten folgen sollte. Der Sultan von Guzurat war heitern Muths, er hatte sehr gut geschlafen, denn Ebu Amru hatte ihn sehr lieblich und sanft eingeschläfert.

Khalife. Womit?

Ben Hafi. Mit dem Inhalt eines Liedes, den Groſs und Klein nie ermüden anzuhören, und der in jedem Munde gefällt. Der Inhalt war der Sultan selbst.

Khalife. Ich glaube es gern. Es war eine Zeit, wo ich so begierig nach solchen Liedern war, wie der Durstige nach Wasser, der Ermüdete nach Ruhe, und der Erhitzte nach Kühle. Und sieh, Ben Hafi, ob ich gleich weiſs, daſs diejenigen, welche uns diese Lieder versingen, es sehr selten ehrlich und gut mit uns meynen, so gefällt doch noch immer ihr Gesang meinen Ohren. Darum sagt der Weise mit allem Recht: „Der gefährlichste Beschwörer ist der Schmeichler, und nur der taube Heilige hört nicht mehr auf seinen Ruf." Unser Herz, Ben Hafi, liegt unserm Ohr viel näher, als wir glauben, und der Athem des Schmeichlers ist ein viel gefährlicherer Hauch, als der tödtende giftige Wind Samiel, der in der Wüste die Karavanen überfällt. Wenn die Wanderer, Menschen und Thiere diesen Wind wittern, so werfen sie sich auf die Erde nieder, und entgehen so dem Tode; aber wenn jener sanfte Hauch unser Ohr liebkost, so richten wir uns in die Höhe auf, neigen uns zu ihm hin, geniefsen mit immer wachsendem Verlangen die Wollust dieses weit gefährlichern Gifts, und reitzen doch nur den nie zu sättigenden Hunger nach der losen Speise.

Der starke Löwe selbst schont des Schmeichlers, und sollte auch sein junger Sohn vor Hunger heulen. Der taube Masul soll euch eine seiner Fabeln davon erzählen.

Der Khalife machte Masuln einige Zeichen, dieser stand auf, stellte sich in die Mitte des Zimmers, und erhob seine Stimme:

Der Löwe, sein Sohn und der Fuchs.

Nach einer schlechten, nächtlichen Jagd, stiefs der Löwe bey anbrechendem Tage mit seinem jungen Sohne auf einen wohlgenährten Fuchs. Schnell sah der Fuchs, für ihn sey keine Rettung mehr. Er seufzte in seinem Herzen: „Armer, deine letzte Stunde ist nun gekommen, wenn dir dein Verstand nicht aus der, Gefahr hilft. Die Flucht kann dich nicht mehr retten; doch deine Feinde verschlingen dich, du magst nun vor dem Tod beben, oder ihm muthig entgegen gehen." Hierauf ging er ganz munter auf die Schreklichen los, lieſs sich demüthig vor ihnen nieder, und sprach vernehmlich:

„Beherrscher aller Thiere! Wie glücklich bin ich doch, daſs ich dich endlich finde. Schon lange treibt mich edle Ruhmbegierde in Wäldern und Wüsten herum, um durch dich eines ehrenvollen Todes zu sterben. Verachte mich nicht, weil ich so klein, schwach, mager und furchtsam bin; erzeige mir die Gnade und friſs mich auf. Ach besser ist es, unter den gewaltigen Zähnen eines so berühmten Helden zu sterben, als sich langsam von dem bösen, verachteten Alter auftrocknen zu lassen. Vorher gewähre mir nur eine einzige Gnade! Erlaube mir, dich einmal recht nahe betrachten, und nach Herzenslust bewundern zu dürfen. — Welch ein herrlicher Bau! Welche Kraft und Gewandheit! Wahrlich, die Stärke und die Groſsmuth sind dem stolzen Menschen und allen Thieren der Erde bildlich in dir dargestellt! Du bist der König der Erde, sie ward nur für dich erschaffen. Wer dich sieht, wer dich nur von fern hört, erkennt in dir ihren und seinen Herrscher, und beugt sich in Demuth und Furcht vor dir. Wie fürchterlich schön die goldnen Mähnen um den vollen, kräftigen Nacken schweben! Welch ein königlicher Blick! Welcher Ausdruck des hohen Selbstgefühls, der unüberwindlichen Stärke und der hohen Groſsmuth in dem schönen furchtbaren, erhabenen, ernsthaften Angesicht. Bey deiner zermalmenden Hoheit! Auf dieser groſsen Erde giebt es kein prächtigeres, ruhmvolleres Grab für einen armen, feigen Fuchs, als dieser schlanke Leib. Demüthig bitte ich dich, laſs ihn das meine werden, damit sich mein feiges Blut mit deinem tapfern vermische. Ja man muſs dich sehen, um zu begreifen, was Elephant und Tieger, Stier und Pferd, Adler und Geyer, Menschen und Affe, Groſses und Herrliches von dir erzählen. So du mich noch ein klein wenig willst leben lassen, will ich dir alles gern erzählen, was sie täglich von dir sagen. Dort sehe ich einen Felsen, an dessen Fuſse dir die Blätter der Bäume ein weiches Lager zubereitet haben, nicht weit davon flieſst ein Bächlein, das die Gazellen zum Morgentrunk einladet."

Ohne eine Antwort abzuwarten, fing nun der Fuchs schon im Gehen an, die Groſsthaten aller verstorbenen und lebenden Löwen zu erzählen. Er erzählte sie alle als die Thaten seines ernsthaften Zuhörers, nannte bey jeder einen wichtigen Gewährsmann, und ob sich gleich der Löwe nichts davon bewuſst war, so hörte er ihm doch aufmerksam zu. Der junge hungrige Sohn, welcher den Schwätzer lieber gefressen hätte, als daſs er den Ruhm seines Vaters anhörte, hob einigemal die Tatze auf, und rüstete sich zum Schmause. Der Fuchs sah sich keck um, und sagte zum Vater: „Schon ermüdet dein edler Sohn, den Ruhm seines groſsen Vaters anzuhören. Es ist mir leid, denn ich dachte, meine Erzählung sollte ihn zu gleichen Thaten entflammen. Nun fürchte ich, um deinetwillen, er friſst mich auf, bevor ich geendet habe.“

Der Vater blickte den Sohn grimmig an und sagte: „Laſs ihn reden, und friſs ihn auf, wenn er genug geschwatzt hat.“

Indessen waren sie alle drey dem Felsen nah gekommen. Der Fuchs lagerte sich neben dem jungen Löwen, und erzählte dem Vater, mit noch feinern Wendungen, noch blühenderem Rednerschmucke, die groſsen Thaten, womit sich die Bewohner der Erde von ihm unterhielten. Auf einmal hielt er inne und sprach im Klageton: „Alles das Groſse, was ich von dir gehört habe, finde ich bestätigt. Das einzige nur, was die Thiere fälschlich von dir rühmen, ist deine hochgepriesene Kinderzucht. Ob du gleich deinem Sohne befohlen hast, meiner noch zu schonen, so hat er mir doch schon das Blut aus der Seite gesogen, und ich vermag aus Schmerz und Schwäche nicht, die letzte und schönste Geschichte zu vollenden.“ Bey diesen Worten wandte er die blutige Seite gegen ihn.

Der grimmige Vater zerschlug dem Sohn die Hüfte, daſs er fürchterlich brüllte. Der Fuchs schlich sich durch einen engen Ritz des Felsen, und rief heraus:

Löwe, wenn dein Sohn vor dir herhinkt, so erinnere dich des Schmeichlers. Der Fuchs hat sich selbst den Balg zerkratzt, um durch diesen Felsen davon zu tragen, was der Balg bedeckt.

Ben Hafi. Vortrefflich!

Der Khalife streichelte freundlich Masuls Wangen, und winkte Ben Hafi fortzufahren.

Ben Hafi. Die freundliche Miene Abdallahs heiterte den Sultan noch mehr auf. Er empfing ihn als Jugendfreund und Günstling. Ihr Gespräch ward bald wärmer, inniger und vertrauter, als es seit langer Zeit gewesen war.

Abdallahs Herz dehnte sich aus, seine Augen schwammen in wonnevollem Entzücken, und strömende Begeisterung floſs von seinen Lippen. Der Sultan faſste ihn bey der Hand, und sah ihm freundlich bittend in's Angesicht. Auf Abdallahs Lippen schwebte Zusicherung alles dessen, was der Sultan fordern würde. Plötzlich sah er im Grund des Saals den Geist, in seinem frostigen, zermalmenden Ernste — er deutete auf den Sultan und legte warnend den Zeigefinger auf seine Lippen.

Abdallah sah starr vor sich hin, die blühende Röthe flog von seinen Wangen, die Begeisterung verlosch in seinen Augen, das Zusichernde verschwand von den Lippen, die das innere Gefühl so schön und einladend aufgeschwellt hatte.

Der Sultan zog seine Hand aus Abdallahs Hand, sah ihn erstaunt an, und versank bald in die Stimmung, die Abdallah so frostig angab.

Nach einer Pause fragte er ihn: Ahndet dir, was ich von dir begehren wollte? Und miſsfällt dir, was ich von dir begehren wollte?

Abdallah. Mir ahndet nichts, und wie könnte mir miſsfallen, was du von mir begehrest, da du zu befehlen hast.

Sultan. Ich war in diesem Augenblick nicht Herr, und du warst nicht Diener. Wenn ich zum Vizir rede, so befehle ich; spreche ich zu meinem Freunde, so wünsche ich, und wünsche, daſs ihm gefalle, was ich von ihm fordere.

Abdallah. So fordere vom Freunde! Soll dir Abdallah noch heute sagen, daſs er gerne mit seinem Daseyn deine Zufriedenheit erkauft?

Sultan. Ein andermal — wenn du wiederum bist, wie du zu mir hereintratst. — Was verwandelte dich so plötzlich? — Wahrlich dir ahndete, was ich sagen wollte.

Abdallah. Nein.

Sultan. So kurz!

Abdallah. Zur Bestätigung der Wahrheit war dir bisher ein Wort von mir genug.

Sultan. Nun so ist vielleicht das, was dir widerfuhr, und mir durch dich widerfuhr, eine Vermahnung, dem reifer nachzudenken, was ich dir mittheilen wollte. Ich will ihr folgen.

Ein gleichgültiges Gespräch erfolgte. Abdallah konnte seine Wärme nicht wiederfinden, der Sultan entlieſs ihn endlich, und kaum war er allein, so rief er mit heftiger Stimme den Geist.

Indem er vor ihn trat, rief dieser: „Bemühe dich in Zukunft nicht. Thut es noth, so stehe ich ohne deinen Zuruf vor dir.“

Abdallah. Was bedeutete dein plötzliches Erscheinen?

Geist. Meine Pflicht zu erfüllen, den Verblendeten zu warnen. Begeistert von dem Gefühl der Freundschaft, den Liebkosungen, dem Händedruck deines Herren, hättest du ihm in diesem Augenblick gegen die Einsprache deines Verstandes bewilligt, was er im Begriff war, von dir zu fordern, als ich erschien.

Du schriebst seiner Liebe zu, was doch aus einer ganz andern Quelle floſs.

Abdallah. Aus welcher? Ist der Sultan mein Freund nicht mehr? Verstellt er sich?

Geist. Freylich ist er's noch, sonst würde er dir gradezu befohlen haben, was er zu erschleichen suchte. Ob nun gleich etwas erschleichen wollen, eben kein Merkmal eines sehr zuverläſsigen und männlichen Herzens ist, so beweist es doch, daſs man des Freundes noch schont, des Günstlings noch achtet.

Abdallah. Und was wollte er? Nur dieses frage ich dich jetzt.

Geist. Der Sultan wollte deine freundliche Einwilligung erschleichen, einem gewissen Ebu Amru die Stelle des Kanzlers, welche sein Vater einst bekleidet hat, geben zu dürfen.

Abdallah. Und du erschienst, um mich daran zu hindern?

Geist. Um durch den Frost, den ich dir einflöſste, deinen Enthusiasmus abzukühlen, und durch dein plötzliches Erstarren die Bitte des Sultans in sein Herz zurückzudrängen.

Abdallah. Frostiger! Du hast mich durch deine Erscheinung um einen der schönsten Augenblicke meines Lebens gebracht.

Geist. Das kann wohl seyn; aber ich that meine Pflicht, weil ich sie thun mußte.

Abdallah. Hätte mich der Sultan um meine Stelle für diesen Ebu Amru gebeten, ich wollte sie ihm lieber abgetreten haben, als mich ihm so zu zeigen, wie ich that. Weg, ich hasse dich!

Geist. So schnell! Doch wie du willst. Von dem Menschen, dem ich dienen muß, erwarte ich diesen Lohn. Aber kennst du diesen Ebu Amru, dem du durch Abtretung deiner Stelle das Glück von Guzurat so leichtsinnig vertrauen wolltest? Ist sein Zweck der deinige? Haßt er dich nicht? Glaubst du, daß dem Sultan seine Gesinnungen gegen dich fremde sind? Würde er sonst da zu erschleichen gesucht haben, wo er nur befehlen konnte. Sich, wie nun bey dir eine Begeisterung die andere austreibt; doch ich sehe in dem Menschen die kalte Betrachtung folgen, bevor er sie gemacht hat. Mit der Abtretung deiner Stelle an ihn brauchst du gar nicht zu eilen — erhält er, was er jetzo sucht, so ist sie ihm so gewiß, wie dir dein Sturz durch ihn!

Abdallah. Mein Sturz — und durch ihn?

Geist. Durch ihn, wenn du ihm nicht als Hofmann vorzukommen suchst.

Abdallah. Geschieht dieses, so habe ich des Sultans Herz nicht mehr, und was kann ich dann noch verlieren? Von dem Augenblick, da der Sultan Abdallahs Freund nicht mehr ist, entsagt er dem Zwecke, der uns verband, und ich bin schon unglücklich.

Geist. Das kann seyn; aber warum solltest du sein Herz verlieren? du hast es noch, wirst es dann noch haben, wenn selbst deine jetzige Rolle endiget. Der Sultan wird es gewiſs sehr bedauern, daſs er dich fallen lassen muſs, er wird sogar deinen Fall beklagen.

Abdallah. Du sprichst Unsinn!

Geist. So scheint dem Menschen oft das, was man ihm von dem Künftigen sagt; doch der Weg bis dahin wird sein Lehrmeister.

Abdallah. Wie kann mich Ebu Amru um die Gunst des Sultans bringen, dessen Herz ich, wie du sagst, besitze, und besitzen werde? Wie kann er mir eine Gunst rauben, die sich auf meine Liebe und Treue zu ihm, meinen Eifer für sein Glück, und noch mehr das Glück seines Volks gründet?

Geist. Vielleicht ist es eben dieses! Ebu Amru besitzt nicht des Sultans Herz, wird es nie gewinnen; aber er hat sich zum Meister eines gewissen Etwas gemacht, das oft in einem Herrscher mehr wirkt, als das Herz, wenigstens dieses nach sich zieht. Dieses Etwas ist der Schlüssel zu seiner Phantasie. Er versteht die Kunst, den Sultan dem Sultan in einem Lichte zu zeigen, worin er gröſser, verständiger und herrlicher erscheint, als er es wirklich ist, es je werden wird. Einen solchen Mann achtet nun eigentlich der Herrscher nicht, wie ich am Hofe Salomo's gesehen habe; aber ehe er sich's versieht, wird er ihm unentbehrlich.

Abdallah. Dieses sollte ihm der kalte, ränkevolle, fühllose Ebu Amru, der keine seiner Empfindungen erwiedern kann, werden? Ist es andem, so ist er der Mann nicht mehr, den ich in ihm liebte, und ich verliere nichts.

Geist. Hier spricht ein Mensch aus eben dem Gefühl, aus welchem dort ein andrer handelt.

Abdallah. Du irrst geflissentlich in dieser deiner Deutung, oder du versprachst mehr, als du zu halten fähig bist. Wenn dein eiskalter Blick in das Herz des Menschen dringt, so nimmst du wahr, was jetzt das meine quält.

Geist. Ich höre seine geheimen Seufzer darüber, dafs du deinen Lieblingstraum nicht austräumen kannst — doch der Mann beweist im Wachen, was er ist.

Abdallah. Zeige mir Mitgefühl, und mein Herz fliefst über.

Geist. Mitgefühl! Was ist Mitgefühl? Ich höre und antworte auf das, was ich höre — was soll, was kann ich mehr?

Abdallah. Wahrlich, das, was mich nun durchglüht, sollte selbst ein Wesen deiner Art erwärmen können; aber du hast von dem Menschen nichts, als diese erstarrende Maske. Nur zwey Dinge wünsche ich zu erhalten, das Herz des Sultans, und das Vermögen, ihn durch sein Volk, und sein Volk durch ihn glücklich zu machen. Der Verlust dieses Vermögens kann nur dann für mich schrecklich werden, wenn Giuzurat und Er durch meinen Nachfolger verlieren, was sie durch mich gewannen, und noch ferner gewinnen können.

Geist. Mögen sie gewinnen oder verlieren, was kümmert's mich. Und was liegt daran, ob das, was da kommen soll, früher oder später geschieht, da es einmal geschehen soll und muſs. Der, den Ihr Gut nennet, fällt, und macht dem, den Ihr Bös oder Thöricht nennet, Platz, und die Guten wechseln mit den Bösen, damit das Schauspiel mannichfaltiger wird, und Eure Kräfte nicht einschlafen. Frage die, denen mehr daran liegt als mir, warum es so und nicht anders ist.

Entweder muſst du diesen Ebu Amru, deinen Feind und den Feind deiner Zwecke, die du schön und edel nennst, stürzen; oder ihn selbst emporheben, und das übrige dem Sultan überlassen. Du weiſst nun, woran du bist, und ich that, wozu ich verpflichtet bin.

Der Geist verschwand.

Khalife. Dieser Abdallah befindet sich für einen Groſsvizir und Günstling in einer so kitzlichen und miſslichen Lage, daſs ich an seiner Stelle wirklich nicht wüſste, wie ich mich benehmen sollte. Laſs darum nur geschwind hören, wie er sich herauszieht.

Ben Hafi. Abdallah saſs lange gleich einem Leblosen auf seinem Sopha, und brütete über dem, was er vernommen hatte. Welcher Günstling, welcher Groſse, welcher Vizir, kann ohne innern Schauder den

Gedanken denken, seine Rolle laufe zu Ende? Der Gedanke der gänzlichen physischen Auflösung ist vielleicht einigen derselben weniger schrecklich, als dieser, und obgleich Abdallah ein Günstling und Vizir war, wie es auf dieser Erde wenige sind, so hatten sich doch durch die Gewohnheit beyde Rollen so mit seinem Daseyn vermischt, daſs er jetzt nicht leicht eins ohne das andere denken konnte. Auſserdem war er, wie du weiſst, von einem Gefühl oder Traum begeistert, von welchem selten Vizire und Günstlinge begeistert sind, und natürlich muſste er in dieser Begeisterung immer stärker und schmerzlicher empfinden, daſs, wenn ihm auch sein eigner persönlicher Verlust mit der Zeit gleichgültig werden möchte, er sich doch niemals über den Verlust Giuzurats würde trösten können. Und dieser Verlust schien ihm unvermeidlich, so bald Ebu Amru als Kanzler die Macht mit ihm theilen, oder gar sein Nachfolger in seinem Amte würde.

Er betrachtete diesen Gegenstand so lange, bis er endlich den Entschluſs faſste, alles dem Zufall zu überlassen, und zu diesem Entschlusse trug der Gedanke, man könnte den Zufall durch immer zunehmendes Verdienst um den Sultan leiten, das seinige auch mit bey. Doch auch dieser Entschluſs hielt nicht lange Stich; denn wie sollte er sich benehmen, da der Sultan nun einmal Ebu Amru zum Kanzler erheben wollte? Sollte er seinen Befehl darüber ruhig abwarten? Sollte er selbst den Sultan mit dem Antrag auf eine angenehme Art überraschen, und sich dadurch zugleich den gefährlichen Mann so verpflichten, daſs der Undankbare, durch feindliche Äuſserungen gegen ihn, den Sultan empören müſste?

Sein Verstand lächelte einen Augenblick diesem Entschlusse zu; aber sein Herz verwarf ihn mit Verachtung. Schaam röthete seine Wange, das Selbstgefühl rauschte durch sein Blut, er stand auf und rief: „Wolltest du die Gunst des Sultans durch das Unglück Unschuldiger erkaufen? Willst du heute auf einem Seitenwege den ersten Schritt zu deiner Erniedrigung thun, um einst bey deinem Falle sagen zu müssen, du habest ihn dadurch verdient, daſs du von dem Pfade abtratest, auf welchem du bisher so fest und kühn einhergegangen bist!"

Kaum hatte Abdallah diese Worte ausgesprochen, so fiel ein sanfter Lichtstrahl auf die Bilder seiner Thaten in dem erhabenen Gezelte, und die Genien und Geister bemerkten es mit Wohlgefallen.

Herr der Gläubigen, du siehst abermals hieraus, daſs dieſs kein Vizir war, wie man sie zu sehen gewohnt ist.

Khalife. Du hast Recht, und ich sehe es mit Vergnügen. Die Miene des meinigen nennt ihn zwar einen Thoren, und im Zwitterlichte des Hofes betrachtet, mag er auch wohl diese Benennung verdienen; aber ich, Ben Hafi, betrachte den Mann in dem Lichte meines Herzens, und lobe ihn, und glaube, er habe jetzt eine groſse That gethan, so wenig sie ihn auch zu kosten schien. Denn mich däucht, es sey sehr schwer in Fällen, wobey so viel von unserm Glücke auf dem Spiel steht, sich gleich zu bleiben, besonders wenn man ohne Zeugen auf seinem Sopha sitzt. Bey groſsen, öffentlichen Ereignissen, oder bey Thaten, wozu man sich feyerlich vorbereitet, ist es schon viel leichter. Daher mag es wohl auch kommen, daſs ich oft da gröſser bin, wo es keiner sieht und hört, als da, wo alle auf mich blicken, und mich gleichsam zwingen und anfeuern, mich meiner würdig zu zeigen. So ist der Mann, der geschmückt in seinem Feyerkleide vor den Augen aller in der Moschee betet, vielleicht weniger andächtig, als der, welcher in dem Winkel seines Hauses in seinem Alltagskleid ohne Zeugen betet, weil nur sein Herz ihn dazu antreibt. Doch dieses ist Gottes Sache! Er sagt durch seinen Apostel: darum seyd Ihr nicht gerecht, daſs Ihr Euch wendet im Gebet gegen Mittag und Abend: denn der ist gerecht, welcher glaubet an Gott, den letzten Tag, die Engel, und die Schriften der Propheten; der Gold giebt um Gottes willen, seinen Verwandten, den Dürftigen, für die Erlösung der Gefangenen, und dem, der ihn um Hülfe bittet; der beständig ist im Gebet und Allmosen spendet; und die sind gerecht, welche den Vertrag erfüllen, den sie gemacht haben, und die geduldig das Unglück ertragen, und das Elend in schweren Zeiten.

Dein Abdallah, Ben Hafi, wäre mir, so weit ich ihn jetzt kenne, zum Vizir willkommen, und es ist ein Glück für den meinigen, daſs ich bisher Leute dieser Art vergebens suchte.

Ben Hafi. Doch können wir zur Ehre der Menschheit ihre Möglichkeit glauben, und sogar denken, ein Vizir müſste eigentlich so seyn, und ein Mensch könnte es seyn.

Groſsvizir. Ich glaube nun einmal nicht an solche Wundermänner, an solche erhabene Tugendhelden, und weiſs, daſs solche hochgespannte Leute für den gewöhnlichen und natürlichen Gang des menschlichen Lebens ganz und gar nichts taugen. Die Menschen können nicht zu ihnen hinauf, und sie nicht zu ihnen herunter, darum kommt nichts dabey heraus, als Verwirrung und Verzerrung. Und so schaden sie am Ende immer mehr, als sie anfangs zu nutzen scheinen. Der mag freylich an sie glauben, dem darum zu thun ist, ein trocknes, langweiliges Mährchen auszuschmücken; aber so blendend für manchen auch ein solcher Glaube seyn mag, so gefährlich ist er zu gleicher Zeit für gewisse Personen. Denn eben dieser unselige Glaube ist es, welcher die Forderungen der nie zu befriedigenden Menschenheerde über alle Gebühr hinaus reitzt, ja sogar über das Maaſs ihres eignen Verdienstes und Werths. Das Gift der offenen Satyre ist nicht gefährlicher, als solche Gemählde von geträumten Herrschern, und ihren eben so geträumten Dienern. Während nur Weisheit und Menschenliebe dem Mahler den Pinsel zu führen scheinen, bereiten und mischen Galle, Miſsgunst, Unzufriedenheit und Neid die Farben. Das Auge lächelt schwärmerisch, und das Herz kocht Bosheit aus. So beweist dieses wieder, wie alles vorige meinen Spruch: Alles kommt von dem in den Menschen eingewurzelten Bösen her, und darum muſs man sie mit einem eisernen Scepter beherrschen, und zum Guten peitschen.

Ben Hafi. Ich wollte dem Herrn der Gläubigen erzählen, womit Ebu Amru den Sultan von Giuzurat den Abend vorher unterhalten hatte, und das vielleicht vieles zu der ihm so schnell zugedachten Beförderung beytrug; aber du hast mir vorgegriffen, und ich kann mich, da du es so geschickt gethan hast, gleich zu einem andern Gegenstand wenden.

Khalife. Was hat mein Vizir denn eigentlich gesagt?

Ben Hafi. Er meynt nur, daſs derjenige, der laut von Tugend und Gerechtigkeit spräche, eine Satyre auf die Sultane und ihre Vizire mache, für welche Schmeicheley ihm die Sultane und Vizire nach eignem Gutbefinden danken mögen. Denn entweder will er damit sagen, Tugend und Gerechtigkeit seyen in politischen Verhältnissen die überflüssigsten und unnöthigsten Dinge von der Welt, oder ein Sultan und Groſsvizir laufe mit keinen Begleitern gröſsere Gefahr, als mit diesen beyden. Darum sey nun eines weisen und treuen Vizirs vorzügliche Pflicht, seinen Herrn tagtäglich vor diesen höchst gefährlichen Dämonen zu warnen, weil er durch jede gute und groſsmüthige That die Ansprüche seines Volks auf noch beſsre, noch uneigennützigere reitzte, das nach seiner, durch Erfahrung bewährten Meynung, nichts weniger als Hochverrath gegen den Regenten ist. Der Regent, meynt der Groſsvizir, habe sehr viel, ja alles mögliche, nach göttlichen und menschlichen Rechten an sein Volk zu fordern, aber Forderungen des Volks an seinen Regenten seyen in keinem Rechte gegründet, weil das Volk bloſs von dem guten oder bösen Willen seines Herrn abhinge, und abhängen müsse. So habe ich deinen Vizir verstanden, und so will er, däucht mich, verstanden seyn.

Khalife. Glaube mir, guter Ben Hafi, von allen Meynungen, die man uns von frühster Jugend an beyzubringen sucht, und die, so zu sagen, das Hauptstück unsrer Erziehung ausmacht, gefällt uns keine besser, als gerade diese hier, die dir nicht zu gefallen scheint. Und wenn ich nicht irre, so ist es eben diese, die uns so recht auf den Punkt unsrer eignen Schwere stellt, und aus welcher alle andere Meynungen wie aus einer reichen Quelle entspringen. So viel diese Meynung nun auch in der strengern Betrachtung gegen sich haben mag, so hat sie doch in der wirklichen Ausübung viel für sich, denn sie macht das Regieren sehr leicht und faſslich, und den Gang der Welt höchst einfach.

Ben Hafi. Wie das?

Khalife. Dein Erstaunen wundert mich. Weiſs nicht Ein Einziger gewisser, bestimmter, und schneller, was er an Millionen fordern soll, als die Millionen wissen, was sie an Einen Einzigen fordern sollen. Die Forderungen eines Einzigen (wenn er anders bey Sinnen ist) widersprechen sich sehr selten; aber der Eine Einzige soll noch geboren werden, der die Forderungen vieler Millionen, ja nur einiger Hunderte, erfüllen oder vereinigen könnte.

Groſsvizir. So ist es, Herr; ein scheuſsliches, ungeheures, sinnloses Gewühl!

Ben Hafi. Und was fordert nun der Herrscher?

Khalife. Weiter nichts, als die leicht zu erfüllende, allen nützliche Kleinigkeit — Gehorsam!

Groſsvizir. Und zwar blinden, unbedingten! Denn bey deinem erhabenen Throne! nur er hält die Reiche und Menschen zusammen. Und nur nach diesem einfachen und herrlichen Grundsatze habe ich die Unterthanen meines erhabenen Herrn eingeschult. Zieh ihnen die Haut ab, laſs sie gerben, auf eine Trommel spannen, locke darauf, ich stehe dir dafür, die Geschundnen werden hinten drein marschiren.

Der Khalife horchte auf, lächelte und schien dann nachzusinnen.

Ben Hafi. Herr! du hast, wie ich jetzt vernehme, in deinem Groſsvizir einen Trommelschläger, dessen Musik die Himmel zerreiſsen und die harte Kruste der alten fühllosen Erde zersprengen könnte. Selbst um den ersten Sitz der Gläubigen, möchte ich diesen Gedanken an seiner Stelle nicht gedacht haben, und hätte er auch das auf unsre Gedanken und Werke lauschende Ohr des schreibenden Engels nicht erreicht.

Khalife. Gott vergebe mir mein Lächeln! Vizir, bey dem Glanze des Ewigen! wüſste ich, daſs du diese Musik in meinem Lande machtest, ich wollte dir die Haut abziehen lassen, das Recht meines Volks, das Er ihm durch seinen Apostel und mich den unwürdigen

Nachfolger seines Apostels zusichert, eigenhändig mit groſsen goldnen Buchstaben darauf schreiben, und an der Hauptpforte meines Pallasts aufhängen.

Groſsvizir. Ereifre dich nicht, Herr, es war nur eine figürliche Redensart, womit man gewöhnlich mehr sagt, als man zu sagen Willens ist.

Khalife. Ich will es hoffen; doch Gott hat deinen Gedanken gehört, bevor du ihn mit Worten bekleidetest.

Ben Hafi. Wenigstens bezeichnet eine solche Redensart den Mann, der sie braucht. Wie weit aber diese Redensart bloſs figürlich ist, darüber müſste der Herr der Gläubigen seine Unterthanen fragen.

Groſsvizir. Man fragt die nicht, denen man keine Antwort verstattet.

Ben Hafi. Und was verstattet man ihnen?

Groſsvizir. Gehorsam! Bist du andrer Meynung, so laſs sie hören und uns von dir lernen.

Ben Hafi. Mit nichten; auch ich halte ihn für die Stütze der Gesellschaft und des Throns, der nur von denen zusammen gehalten und getragen wird, die den Gehorsam leisten sollen; aber damit sie dieses immer freudig und willig thun, es am Ende nicht müde werden, was hat der zu leisten, der darauf sitzt? Darf ich dieses wohl ohne Gefahr des Hochverraths fragen?

Groſsvizir. Warum nicht?

Khalife. So antworte ihm; doch, Ben Hafi, noch lieber hörte ich's aus deinem Munde, denn ich fürchte, er möchte wiederum figürlich reden.

Ben Hafi. Du befiehlst.

Das, Herr, wofür sie so vieles thun, und das so leicht zu spenden ist, dem Spender so wenig kostet, ihm so viel Gewinn abwirft, und was gleichwohl von allen Dingen der Erde so schwer von den Herrschern, ihren Dienern und Groſsen zu erhalten ist — Gerechtigkeit, Sicherheit, und ungehinderte Betriebsamkeit, ein Leben zu befördern, das doch nur dem Ganzen wuchert, dessen Herr du bist.

Khalife. Ich dachte Wunder, was du alles in ihrem Namen fordern würdest, und ich würde mich in mein eignes Herz schämen, wenn einer ernstlich mit dieser Forderung vor mich träte. Welch ein erbärmlicher Regent muſs der Mann seyn, welcher seinem Volke nicht mehr als dieses leistet!

Ben Hafi. Herr der Gläubigen, du siehst daraus, wie bescheiden das Volk in seinen Forderungen an den Herrscher ist, und könnten sie nur diese immer erhalten, man würde selten von andern hören. Die Miene deines Groſsvizirs bedeutet mir, daſs er anderer Meynung ist. — Doch findest du, daſs diese Forderung des Volks weniger einfach ist, als deine Forderung an's Volk?

Groſsvizir. Gewiſs ist sie es weniger. Mir ist es ganz deutlich, was ich unter Gehorsam verstehe; aber dem Volke ist es nicht so klar, was es unter Gerechtigkeit verstehet. Jeder nennt nur das Gerechtigkeit, was ihm nützlich ist, und da sie nie anders, als mit dem Schaden eines oder des andern ausgeübt werden kann, so findet sich immer einer oder der andere, der über Unrecht schreyt.

Ben Hafi. Ist er schuldig, so fürchte seine Stimme nicht; sein innerer Richter überführt ihn noch stärker, als der äuſsere, welcher ihm das Urtheil sprach.

Groſsvizir. Du hältst heute die Menschen für billiger, als sie wirklich sind. Ohne die Gerechtigkeit antasten zu wollen, die der Ruhm meines glorreichen Herrn ist, sage ich gleichwohl: daſs selbst unter seiner vortrefflichen Regierung der Fall noch eintreten soll, worüber alle Stimmen einig gewesen wären. Daraus folgere ich nun, und man sage auch dagegen, was man wolle: daſs die Gerechtigkeit der Menschen sich nach ihrem eignen Vortheil, nach den Ständen modelt, in welche sie abgetheilt sind, und daſs in jedem Falle die Forderung an sie, die in Gehorsam besteht, einfacher ist, als die Forderung an uns, die in der zweydeutigen Gerechtigkeit besteht.

Der Gehorsam ist ein gerades, faſsliches, sinnliches und festes Ding, das alles immerfort in ebenem Gleichgewicht erhält; aber oft erfordern Umstände, Bedürfniſs des Staats, auf die Zukunft berechnete, nützliche Unternehmungen, augenblickliche Gefahr, unvorgesehene Zufälle, Sicherheit des Throns und des Regenten, der darauf sitzt, daſs man auch wider Willen das verletzen muſs, was man Gerechtigkeit zu nennen beliebt. Und so wie die höchste Gerechtigkeit das höchste Unrecht werden kann, so kann das höchste Unrecht oft die höchste Gerechtigkeit werden.

Gefällt dir dieser Grundsatz nicht, so klage die Menschen an, nicht mich. Die Verabsäumung desselben hat manchen sichern Staat erschüttert, so wie seine Befolgung manchen wankenden erhalten hat.

Ben Hafi. Du verdrehst die Frage, und ich begreife warum. Ich rede nicht von den seltnen Fällen, der Noth des Staats, noch von allem dem, was du daran gehängt hast. Und untersuchten wir auch diese einzelnen Fälle, so würden wir beynahe immer finden, daſs vorhergegangene Beleidigung der Gerechtigkeit, Leidenschaften der Mächtigen, Vergehen der Richter, Nachlässigkeiten der Untergeordneten in kleinen Pflichten, welche darum die gröſste Wirkung haben, weil sie weniger sichtbar und auffallend sind, diese einzelnen Fälle hervorbringen, und um es mit einem Worte zu sagen, daſs man nur in einem verdorbenen und tief gesunkenen Staate sich gezwungen sehen und gezwungen glauben kann, ein Heil - und Hülfsmittel in der Verletzung dieses Heiligthums zu suchen.

Befindet sich aber ein Staat in einer so traurigen Lage, wen klagst du mit Recht an: das Volk oder die, welche ihm vorgesetzt sind, und es dahin gebracht haben?

Ich sprach nicht allein von der Gerechtigkeit, welche die Verbrechen straft, ich sprach zugleich von jener erhabenen Tochter des Himmels, der Mutter des Gewissens, die auch der unter dem Schwerte des Henkers bebende Verbrecher anerkennt.

Groſsvizir. Eine Tochter des Himmels mag sie wohl seyn, diese deine Gerechtigkeit, und vermuthlich sieht man sie darum auf Erden nicht.

Ben Hafi. Überall ist sie fühl- und sichtbar. Sie zog die Bindungsfessel zum Wohl der Menschen durch alle Herzen, und knüpfte sie fest an die Brust der Herrscher. Ihnen trug sie auf, durch Weisheit und Vorsicht den Verirrungen so weit vorzukommen, als menschliche Weisheit und Vorsicht es zu thun vermögen, und jeden zu ergreifen, der sich diesem Bande entziehen will. Gleich ihr sollen sie mit fester, unbiegsamer Hand das Schwert über den Häuptern der Groſsen und der Kleinen halten, und dabey fühlen, daſs das ihrige über ihren eignen Häuptern schwebt und dräut. Von einer Gerechtigkeit spreche ich nun, deren Ruf, so stark und donnernd er auch in dem Busen aller Menschen erschallt, freylich der Mann nicht vernehmen kann, der sein Gehör mit einer Musik betäubt, bey deren scheuſslichem Laut mein Herz zerspringen möchte.

Groſsvizir. Ich habe nichts dagegen, und kann es nicht hindern, daſs mir meine erprobte Erfahrung klarer beweist: Gehorsam sey ein viel einfacher Ding.

Ben Hafi. Er schlug Wurzel in dem Herzen der Menschen von dem Augenblick, da sie sich in Gesellschaft sammelten. Die wechselseitige Noth, die häusliche Verbindung, die natürliche, kindliche und eheliche Liebe, die Furcht vor dem Schlimmern, erschufen ihn ohne dein Zuthun. Wenn der, welcher ihn durch gewaltsame und unnatürliche Mittel zu erzwingen sucht, die stillen Thränen sähe, das Winseln und Seufzen hörte — wenn er bemerkte, wie dieses in dem Busen lange eingekerkerte Leiden nach und nach in Knirschen und Verwünschung, dann in Tücke, Haſs, und endlich schnell wie der Blitz in thätige Rache übergeht, er würde vor der Wirkung und den Folgen seines fürchterlichen Werks erbeben, und sollte er auch den Sklaven auf ihrem abgeschundnen Felle mit eigner Faust gelockt haben.

Blicke grimmig! sollte auch dein Blick mich tödten, der Herr der Gläubigen mich mit seinem Unwillen strafen, so sage ich doch laut: Es giebt auf Erden keinen scheuſslichern Sitz, als ein Thron, den Seufzen, Winseln und Klagegeheul umzischen und umsausen.

Khalife. Ich höre es nicht auf dem meinigen, Ben Hafi, und hörte ich's ein einzigmal, bey dem Allmächtigen! ich zerschlüge meinen goldnen Thron, und bereitete selbst aus seinen Trümmern meinen Sarg.

Ben Hafi. Laſs den armen Ben Hafi für dieses schöne Gefühl deine Hand küssen.

Khalife. Nimm sie hin, und Friede sey zwischen uns. Sieh, die Augen meines Masuls glänzen vor Freude.

Groſsvizir. Herr, sitze ruhig und unbekümmert auf deinem Thron.

Khalife. Wessen ist der Thron? Er, der Erhabene, der Ewige, ist Besitzer des Throns! Er sendet seinen Geist herunter, zu solchen von seinen Dienern, die ihm gefallen, dafs er die Menschen warne vor dem Tage der Zusammenkunft, dem Tage, an welchem sie aus ihren Gräbern hervorgehen sollen, an dem Tage, an welchem Gott nichts, was sie betrifft, verborgen seyn wird. Wem gehört das Königreich dieses Tags? Ihm allein dem Allmächtigen! An diesem Tage soll eines jeden Seele nach Verdienst belohnt werden, und an diesem Tage wird keine Ungerechtigkeit geschehen. Wahrlich, Gott wird schnell seyn mit der Rechenschaft, er wird das trugvolle Auge erkennen, und das, was die Brust verbirgt.

Grofsvizir. Dieses wird geschehen. Ich sage nur, mir ist Ben Hafi's Sprache gar nichts neues; er meynt es gut, und des Guten kann man nicht zu viel thun, und kann man es auch nicht wirklich ausführen, so kann man doch nicht genug davon reden. Jeder thut, was er vermag; aber wenn man es gar zu weit treibt, so setzt man sich oft der Gefahr aus, anderer Absichten bezüchtigt zu werden, als man wirklich hat. Dein Vizir weifs, Herr, was dir dein Volk schuldig ist, und nichts, auch nicht die frechsten Äufserungen,, auch nicht die spitzfindigsten Sophismen sollen mich von meinem bewährten Spruche abbringen: das alles kommt von dem, in den Menschen eingewurzelten Bösen her, und darum mufs man sie mit einem eisernen Scepter beherrschen, und zum Guten, das ist zum Gehorsam, peitschen. Sollte ich ihn je ändern, so müſste mir der weise Ben Hafi vorher klar beweisen, die Menschen seyen, was sie einmal nicht sind — gute, treue, ehrliche, verträgliche, zuverlässige, das allgemeine Beste besorgende, verständige Geschöpfe, die man mit bloſser Ehrlichkeit, Güte und Vernunft zusammen halten kann. Bis dahin wollen wir auf dem Wege, auf dem wir bisher uns so ziemlich leidlich befunden haben, ganz stille fortgehen. Übrigens irrt sich Freund Ben Hafi sehr, wenn er glaubt, mein Blick zürne ihm; er zürnte den wahnsinnigen Regenten und Viziren, die er uns mit so schwarzen Farben mahlte, und an deren Daseyn ich, mit seiner Erlaubniſs, zur Ehre der Menschheit zweifele. Zweifele ich nun an den Überbösen, so wird er mir es auch zu gute halten, wenn ich nicht so festen Glaubens an die Überguten bin. So wenig ich an das Daseyn solcher Ungeheuer glaube, wie er uns vormals in seiner bittern Galle aufstellte, eben so wenig glaube ich nun, daſs Leute, wie sein Abdallah, dazu taugen, das Ruder eines Staats zu führen.

Khalife. Ich sehe es ganz gerne, wenn ihr verschiedner Meynung seyd, und jeder von euch in der Hitze des Streits mich Dinge hören läſst, womit man unser einen so selten unterhält. Doch alles hat sein Maaſs. Es wäre nun Zeit, daſs du uns deinen Helden wiederum vorführtest.

Ben Hafi. Herr der Gläubigen, für heute ist mir's nicht möglich. Ich habe schwache Nerven, ein leises Gehör und ein kindisches Herz. Die Trommelschläge deines Vizirs donnern immer schaudervoller in meinem Gehirne. Ich sehe die Geschundnen in langem Zuge hinter ihm einhertreten, und fürchte mich vor dem fürchterlichen Gesichte in meinen Träumen.

Khalife. Friede sey mit dir, und Friede sey in deinem Schlafe! Ich sehe wohl, du bist des Hofes nicht gewohnt, und darum denke ich nicht schlechter von dir. Glaubst du, ich könnte ruhig schlafen, wenn mein Vizir alles das thäte, von dem er spricht? Weiſst du denn nicht, daſs es Leute giebt, die sich fürchterlicher machen, als sie in der That sind? Du reitztest seine Galle, und der Fuchs möchte gerne vor dir den Löwen spielen. Fürchte ihn darum nicht!

VIERTER ABEND.

Ben Hafi erschien auf den Glockenschlag und begann:

Abdallah erhielt einen Eilboten von seinem Vater, der seit langer Zeit krank darnieder lag. Er fand ihn schwach; sein Bruder Mansur saſs düster an dem Haupte des Alten. Bey seinem Eintritt richtete sich der Greis auf, ergriff seine Hand und sagte:

„Ich habe dich rufen lassen, mein Sohn Abdallah, um Abschied von dir zu nehmen, und die letzte, einzige Bitte vor meinem Ende an dich zu thun!“

Abdallah drückte gerührt seines Vaters Hand, Thränen drangen in seine Augen. Der Alte fühlte die Antwort des Herzens, sah ihn freundlich an, und fuhr nach einer Weile fort:

„Du warst mir immer ein guter, freundlicher Sohn, bliebst gut und freundlich in einer Lage, in welcher es so wenige bleiben. Heute sage ich dir zum erstenmal, ob ich gleich weiſs, es sey dir unvergeſslich, daſs es meine Verdienste um den verstorbenen Sultan allein waren, die dich mit seinem Sohne, unserm Herrn, in Verhältniſs gesetzt, und dich zu dem gemacht haben, was du bist — der Glücklichste, der Mächtigste in Guzurat. Rechtschaffenheit, Bescheidenheit und Weisheit, machen dich des Glücks würdig, das ich dir zubereitet habe, und ich für meine Person würde mich dadurch reichlicher belohnt finden, als es je ein Vater ward. Gerne würde ich mich mit diesem schönen Lohn begnügen, wenn nicht noch ein Mann lebte, dessen Ansprüche auf glänzende Versorgung eben so billig und gerecht sind, als es die deinen waren. Fühlte ich mich bey Kraft, so würde ich die Erfüllung meines stillen Wunsches noch ferner mit eben der Geduld abwarten, als ich bisher gethan habe. Auch mache ich dir keine Vorwürfe darüber, daſs du weder deinen Bruder hier, noch einen deiner Verwandten empor gehoben hast; müſste ich dich nicht zugleich fragen, ob du keinen derselben dazu würdig fändest? Es ist keine bedeutende Familie in Giuzurat, die dir nicht für einen der ihrigen gedankt hat, nur die deinige konnte dieses Glücks nicht theilhaftig werden."

Abdallah. Mein Vater!

Vater. Du kannst sagen, wir alle seyen dir schon genug verpflichtet, daſs du uns durch deinen Ruhm verherrlichest; aber sie können antworten: warum du allein? Gieb uns Gelegenheit, daſs auch wir zeigen mögen, wir seyen deines Namens würdig.

Sieh hier deinen Bruder Mansur! ein Mann voll Muth, Feuer und kühnen Geistes. Er hat den Feinden Giuzurats bewiesen, von welchem Stamm er ist, und ihm kommt die Statthalterschaft in Baglana an den Gränzen unsers Reichs zu, als meinem Sohne, als deinem Bruder, als einem Manne, dessen Namen den Feinden furchtbar geworden ist. Dadurch wird nun

Ginzurat erfahren, daſs Abdallah nicht allein mein Sohn ist, daſs er noch einen würdigen Bruder hat.

Mansur stand auf, umarmte seinen Bruder, und sprach: „Abdallah, es geschieht wider meinen Willen, daſs unser guter Vater so in dich dringt. Nur seiner Liebe schreibe seine Bitte zu, so wie alles, was er zu meinem Lobe sagt. Jeder meines Alters und meiner Ansprüche, den du empor gehoben hast, beugte meinen einst kühnen Stolz, weil ich fühlte, wie wenig geltend meine Ansprüche vor deinen Augen seyn müſsten. Ich gestehe, daſs diese Überzeugung mein Gemüth erbittert hat. Das einzige, was mich beruhigte, war der Gedanke, dir und dem Sultan endlich, durch Verdienst und That, Belohnung abzuzwingen. Doch wenn es mein Vater will, und Trost für sich darin findet, so nehme ich diese Statthalterschaft mit Dank von der brüderlichen Freundschaft an, vorausgesetzt, daſs du mich ihrer für würdig hältst.“

Vater. Hörst du, welcher Geist aus Mansur spricht?

Abdallah. Ich hörte lieber einen sanftern; doch es ist des jungen Kriegers Art. Mein Vater, du siehst mich über das, was du mir gesagt hast, tief gerührt. Wenn ich weder meinen Bruder, noch einen unsrer Verwandten empor gehoben habe, so hatte ich Gründe, die du einst selbst gebilligt, mir selbst eingeflöſst hast. Sollte ich die hohen Stellen mit ihnen besetzen, damit ganz Ginzurat sagen möchte, ich wollte meine Macht durch sie furchtbar machen? Sollte man dem Sultan zuflüstern können, ich befestigte die von ihm mir übertragene Gewalt gegen ihn selbst, indem ich ihm auf jedem bedeutenden Posten Leute entgegen stellte, die durch Blut, Nothwendigkeit und Gefühl der Selbsterhaltung, so innig mit mir verbunden wären, daſs er keinen antasten, beleidigen und bestrafen dürfte, ohne sie alle in einem anzutasten, zu beleidigen und zu strafen? Sollte ich mich und ihn dadurch in ein Netz verstricken, das der Mächtigste nicht ohne Gefahr zerreiſst, wenn es ihn umfangen hat? Dein Sohn muſste nur seine Fehler zu verantworten haben, und darum frey von jeder Rücksicht auf andere seyn. Ich kann für die gute Sache als Opfer fallen; aber weiſs ich, ob ich in meinem Bruder, oder meinem Verwandten, der guten Sache ein Opfer bringe, oder bringen darf? Wahrlich, mein Vater, wer einen wichtigen Posten im Staate nur um der Vortheile, der Macht und des Glanzes willen sucht und antritt, ist desselben selten werth. Kann, will sich jeder vergessen? Du weiſst, mein Vater, daſs ich nicht Vizir um meinetwillen bin. Wie ich es seyn sollte, lernte ich in deiner Schule. Es ist genug, wenn einer deines Hauses für alles Böse, das in einem so groſsen Staate geschieht, das oft keine menschliche Vorsicht hindern kann, zu verantworten hat. Laſs einem allein die traurige Last, die gewissen Vorwürfe, und sieh ihn als ein Opferthier an, das sich für sein Haus, sein Volk, dem unausbleiblichen Schicksal geweiht hat, mit Undank belohnt zu werden, oder unverdient zu fallen. Nur dadurch, daſs ich diesem Grundsatz getreu verblieb, bekämpfte ich bisher den Neid; soll ich ihn nun erwecken, und mich mit dem

Vorwurf stechen lassen, ich gösse Giuzûrats Macht und Schätze über unser Haus allein aus?

Khalife. Groſsvizir, wie viele deiner Verwandten dienen mir?

Groſsvizir. Die, welche dir dienen, Herr, sind alle rechtschaffene Leute, und arbeiten mit mir in gleichem Geiste.

Khalife. Ich wünschte, ein anderer sagte mir dieſs.

Ben Hafi. Der Vater Abdallahs antwortete: Diese Grundsätze waren anfangs gut und nöthig; aber nun, da du die Höhe der Macht erstiegen hast, muſst du alle Mittel anwenden, dich darauf zu erhalten.

Abdallah. Alle?

Vater. Oder du bist nur für dich allein weise.

Abdallah. Ich muſs es hören und schweigen.

Vater. Du hast nur einen Bruder, dein sterbender Vater bittet dich für ihn allein, nicht für deine übrigen Verwandten.

Abdallah. Und eben dieses würde die Forderungen aller reitzen, die ich bisher nur dadurch zurückgehalten habe.

Vater. Um der Gegenstand ihres Hasses zu werden.

Abdallah. Auch dieses muſs ich leiden, und kann es nicht ändern.

Mansur. Und wie, wenn auch deines Bruders —

Abdallah. Von ihm hoffe ich besser —

Vater. Und der Unwille deines Vaters —

Abdallah. Ich fühle nun erst schrecklich die Last, die ich, sicher deines Beyfalls, bisher so leicht und freudig trug. Alles verliere ich, und gewinne nichts als Haſs und Neid.

Vater. Der verdiente Lohn aller derer, die nur für sich besorgt sind. Gut, ich wollte dir's zu danken haben. Da du nun meinen Dank verwirfst, so will ich mich an den Sultan selber wenden. Wirst du mir entgegen seyn?

Abdallah. Ich werde dem Sultan sagen, was meine Pflicht erfordert, und ihn dann handeln lassen.

Vater. Wer ist der Mann, der *nach deiner Meynung* diese Stelle haben soll?

Abdallah. Khaled, der einmal schon Giuzurat errettet hat, es zum zweytenmal erretten wird, wenn es die Noth erfordert.

Vater. Dieſs kann auch dein Bruder; half er nicht Khaled den letzten Sieg erfechten?

Mansur. Mein Vater, tief erniedrigest du deinen Sohn!

Vater. Laſs mich nun immer sterben. Ich habe einen kalten, nur um seine Macht besorgten Staatsmann gezeugt, und keinen Sohn. Wenn er etwas wagt, so geschicht es bloſs um seiner Träume willen. Er, der Ohren für die Bitten aller Unglücklichen hat, verschlieſst sie der letzten, der einzigen Bitte seines sterbenden Vaters, dem er sein Daseyn, und mehr als dieſs, sein Glück zu danken hat. Er, der alles wagt, um das wild Fremden angethane Unrecht wieder herzustellen, der um das Heil eines elenden Bettlers mit dem Reichsten und Gröſsten kämpft, kann seinen Vater über die Schmach, die er ihm selbst anthut, kalt und gleichgültig leiden sehen! Vor meinen Augen, die ihn vielleicht zum letztenmal anblicken, verwirft er meinen tapfern Sohn, seinen Bruder, und in ihm einen Mann, dessen Tugenden, ohne seinen Neid, so hell wie die seinigen strahlen würden.

Abdallah. Du verkennst mich gänzlich, mein Vater. Von dir gezwungen, von deinen Vorwürfen überwältigt, soll ich einen meiner weisen und festen Grundsätze aufgeben, um in Zukunft keines einzigen mehr Herr zu seyn? Aber du willst es, und dein letzter stechender Vorwurf verwundet mein Herz zu tief; bin doch auch ich ein Mensch! Gut, mag Mansur steigen, und einst Abdallahs Schicksal theilen.

Der Geist erschien und warnte ihn mit finsterm Ernste; er fuhr fort:

Mein Vater, wenn unser Haus zusammenstürzt, so erinnere er sich, daſs ich ihn retten, und mich den Schlägen des Schicksals allein aussetzen wollte.

Vater. Furchtsame Ahndungen eines um seine Macht zu ängstlich besorgten Groſsen! Ihr beyde seyd Männer, die es mit der Welt aufnehmen können, da Weisheit und Muth euer Erbtheil sind.

Abdallah. Sind sie das seine, so kann er es beweisen, wenn der Sultan hier nichts einzuwenden hat.

Mansur. Bruder, ich würde dir wärmer danken, wenn dir unser Vater mein Glück nicht abgedrungen hätte.

Abdallah. Um so wärmer müſste dein Dank seyn, wenn ich des Danks bedürfte. Doch laſs uns zuvor abwarten, ob das ein Glück ist, was du nun so nennst.

Als Abdallah, bekümmert über das Vorgefallne, in sein Zimmer trat, stand der Geist in seinem düstern, kalten Ernste vor ihm!

Abdallah fuhr zurück: „Abermals! Düstrer, wenn du zu meinem Schatten werden willst, so nimm etwas Menschliches an, damit mir deine Erscheinung erträglich werde.“

Geist. Erträglich oder nicht, dieſs ist mir gleich.

Abdallah. Und was wolltest du dort? —

Geist. Dort? — Muſste ich nicht? Bin ich nicht von dir gedungen, dich vor jeder Thorheit deines Herzens zu warnen und dir zu sagen, was aus deinen Thorheiten erfolgen wird.

Abdallah. Beging ich eine, da ich auf die letzte Bitte eines sterbenden Vaters horchte?

Geist. Die Menschen, um derer willen du da zu seyn glaubst, leben fort. Was liegt mir an ihm, an dir, an ihnen; ich würde schweigen, wäre ich nicht gezwungen, dir zu sagen, daſs du diese Bitte nicht erfüllen darfst, weil ihre Erfüllung Folgen haben soll, die Giuzurat erschüttern werden — doch die Nichterfüllung derselben wird dein eignes Herz zerreiſsen. —

Abdallah. Willst du mich mit dieser Zweydeutigkeit tödten?

Geist. Was kümmert mich die Wirkung meiner Worte, die du zweydeutig nennst? Ich thue meine Pflicht, gleichviel für mich, ob sie dich tödtet oder ergötzt. Kennst du den Mann, den du nach Baglana als Statthalter senden willst; oder verblendet dich brüderliche Liebe? Weiſst du, daſs es Ebu Amru ist, der im Bunde mit deinem Bruder an deinem schwachen Vater so lange arbeitete, bis er dir abdrang, was du nun eben zu bewilligen so thöricht warst?

Abdallah. Wiederum Ebu Amru?

Geist. Er ist überall, wird überall seyn. In deines Bruders Mansur Busen glüht längst ein stilles, eingeschloſsnes, wildes Feuer der gränzenlosen Herrschbegierde. Ebu Amru blieſs es nun zu Flammen auf. So lange dein Bruder auf deinen Beystand hoffte, beneidete er dich nur. Von dem Augenblick, da er zu hoffen aufhörte, mischte sich Haſs in seinen Neid, und diese beyden schwarzen Empfindungen haben nun sein Herz so vergiftet, daſs ihm jedes Mittel gleich ist, Macht zu erhalten und sich an dir und dem Sultan zu rächen. Selbst deinen alten Vater hat er mit diesem Gifte angesteckt.

Setze nun Mansur als Statthalter ein, und er macht, bey der ersten sich schon nahenden Gelegenheit, einen Bund mit den Feinden Ginzurats, reiſst die ihm vertraute Gränzprovinz von seinem Vaterlande, und überzieht das Land, das ihn genährt hat, mit verheerendem Kriege.

Folge nun der Bruderliebe und sende diese Pest den Baglanaren. Ebu Amru hat dir schon fleiſsig vorgearbeitet, und der Sultan fordert für seine Einwilligung weiter nichts — als daſs Ebu Amru Kanzler werde.

Verdient meine Weissagung keinen andern Dank, als diesen Blick des Unwillens?

Abdallah. Fürchterlicher Wahrsager, dessen frostige Blicke noch mehr zermalmen, als seine Worte — schütte deine ganze Weissagung in mein zerriſsnes Herz und sage, was geschieht, wenn ich der Pflicht gehorche?

Geist. Ich spreche Leben und Tod, Vergnügen und Schmerz, Glück und Unglück, mit gleichem Tone aus, und mein Blick wird weder von deiner Freude erwärmt, noch von deinem Unwillen betrübt.

Was alsdann geschehen wird? Willst du von nun an beginnen, das Böse mit dem Bösen abzuwägen — abwägen, was dich treffen kann, mit dem, was andern widerfahren mag? Soll aus dem Fall, dem Sturz, dem Leiden und Unglück anderer, deine Erhaltung, deine Gröſse, dein Glück aufblühen?

Sprich ein Ja, und sage: der Groſsvizir und Günstling des Sultans handelt von nun an um seiner Gröſse und Erhaltung willen, und ich will dir eine Bahn andeuten, auf welcher du alles niedertreten kannst, was dich in deinem Laufe hindert. Fürchterlich erhaben, gleich einem Gedächtniſshügel, den die Menschen aus prächtigen Trümmern verwüsteter Palläste und Tempel zusammen getragen haben, um die Nachkommen an ihren wilden Zerstörer zu erinnern, sollst du am Ende derselben stehen.

Sprich dieſs Wort, mir ist alles gleich — ich rathe und führe dich, wie du wünschest, und lasse dich das Gute aus dem Bösen, das Böse aus dem Guten, nach deinem eignen Wohlgefallen machen, oder es so mischen, daſs deine blinden Brüder nicht mehr begreifen werden, wie sie dein Wirken nennen sollen. Für mich ist nichts böse und nichts gut, und wenn du dieses Wort einmal gesprochen hast, so wird dein innrer Mensch das Weitere schon besorgen.

Abdallah. Durchsiehst du das Herz des Menschen, so hast du deine Antwort schon in dem meinen gelesen.

Geist. Mich kümmert's nicht. Freylich sehe ich, wie der Bund deines Bruders mit diesem Ebu Amru in die Begeisterung der Pflicht einbläst.

Abdallah. Siehst du dieses, so siehst du auch die tiefe, blutende Wunde, die deine Weissagung hier geschlagen hat. Ich soll meines Vaters Herz in dem Augenblick, da es kaum noch das Leben bewegt, mit Kummer füllen — seine letzte, einzige Bitte verwerfen — vielleicht seine Todesstunde dadurch schneller befördern. Geh, verschwinde, du bist kein Mensch; und ich wollte, ich hätte dich nie gesehen. Was habe ich durch dich gewonnen, als Furcht und Beben vor jedem Unternehmen?

Geist. Vortrefflich! Der Mann, welcher ein Wesen meiner Art zwang, ihm die Folgen seiner Thaten zu enthüllen, möchte nun des gegenwärtigen Augenblicks ruhig genieſsen, unbekümmert, was die Zukunft mit seinen Thaten zeugt. Wo bleibt dein Zweck? Wo der Vertrag mit mir? Mir zürnst du vergebens; die dichte dunkle Wolke, die dort am Horizont schwebt, ist eben so in deiner Gewalt, als ich. Sie kommt herauf, wenn die Dünste der Erde sie gebildet haben: ich komme herauf, wenn dein Geist Gedanken gebärt, die dem Zweck widerstreben, zu welchem du mich gedungen hast. Jene Wolke hat keinen Willen, dein Diener hat keinen Willen, auf ihr und ihm liegt das Joch der Nothwendigkeit. Wer wird es zerschlagen? — Von dir erwarte ich nichts als Undank, den *Lohn, der jedem gewiſs ist, der euch wohlthut.*

Freylich würdest du nun, ohne meine Warnung, eine sehr vergnügte Stunde leben. Deines Vaters schwacher Lebensfaden würde sich fester an sein Herz knüpfen, er würde dich mit stammelnder Zunge, nassen Augen segnen, dein Bruder dich mit falschen Küssen liebkosen, der Sultan dir schmeicheln, und du würdest in süſser Täuschung hinträumen, bis der Sturm dich überfiele und die Gespenster an das Licht sprängen, welche die rastlose Kabale, der verbündete Neid und Haſs im Finstern zeugen.

Thue nun, was du willst. Hast du vergessen, warum du mich aus meiner düstern Wohnung gerufen hast, so habe ich's nicht vergessen, weil ich nicht vergessen darf.

Abdallah. Ich habe es nicht vergessen; doch wann und wo du mir auch immer erscheinest, so erstarren meine Kräfte, und du bist mir nur ein Unglücksbote.

Geist. Beschuldigst du mich dessen, was doch nur aus deiner Rolle und deinem Zweck entspringt! Habe ich dich zu einem Vizir, zu einem Günstling, zu einem Manne von einem Wirkungskreise gemacht, den des Menschen Kräfte nicht umspannen können?

Abdallah. Du weiſst es, was mich dieser Last unterwirft.

Geist. So trage sie, und sey deiner Tugend Sklav; keiner verbleibt es lange, der nicht des Leidens fähig, zum Leiden ausgerüstet ist.

Abdallah. *Ich soll, ich muſs meines Vaters* Herz brechen.

Geist. Was liegt mir daran!

Abdallah. Ungeheuer, das weder Mitleid noch Achtung fühlt.

Geist. Nun sprichst du Unsinn, das einzige, was der Mensch vermag, wenn er sich selbst quält, oder andere ihn plagen; und darum entfliehe ich.

Thue was du willst — Verbrechen oder edle That — beydes seh' ich mit den Blicken an, die dich so sehr empören. Was daraus entsteht, sage ich dir voraus — du selbst giebst dem Entstandnen Namen und Bedeutung.

Khalife. Mich däucht, Ben Hafi, dein Abdallah weiſs nicht recht, so klug er auch sonst seyn mag, was er will. Sein Geist da, der mir übrigens gar nicht gefällt, und bey dessen Erscheinung mich immer ein Frost anwandelt, handelt doch gerade so, wie er es von ihm verlangte, wie er es wirklich zu bedürfen scheint. Und wenn ein Mann, der am Ruder des menschlichen Wesens und Lebens sitzt, das Glück oder Unglück hätte, voraus zu wissen, was auf sein Thun erfolgte, so würde doch des Bösen sehr wenig geschehen.

Ben Hafi. Und des Guten vermuthlich eben so wenig. Irre ich nicht, so fühlte Abdallah dieſs schon dunkel. Den Blick in die Zukunft kann nur Gott ertragen; er übersieht die Reihe der Dinge, von ihrer ersten Entstehung, bis zu ihrer letzten Entwicklung, und führt jede zu dem Zwecke, dem er alles unterworfen hat.

Khalife. Und vom Anfange bis zu dieser Sekunde war ihm alles so gegenwärtig, wie ihm das Künftige von dieser Sekunde bis zum letzten freudigen und schrecklichen Tage ist. Er hat alles angeordnet, trägt alles, und die Welten sind ihm nicht schwerer, als der Flügel einer Mücke.

Er weiſs alle Geheimnisse des Himmels und der Erde. Das Geschäft der letzten Stunde soll seyn, wie der Wink des Auges. Gott hat Euch aus Eurer Mutter Leibe hervorgebracht; Ihr wuſstet nichts, und Er gab Euch die Sinne des Hörens und Sehens, und des Verstandes, daſs Ihr denken möchtet. Seht Ihr nicht die Vögel, die begabt sind, an dem Gewölke des Himmels zu fliegen! Keiner unterstützt sie als Gott. Und Er hat für Euch gesorgt, und für Euch aus dem, was Er erschaffen hat, Bequemlichkeiten vorbereitet, daſs Ihr Euch schützen könnt gegen die Hitze der Sonne. Er hat Euch Kleider gegeben gegen die Kälte, und Panzer Euch im Kriege zu vertheidigen. So füllte er das Maaſs seiner Gnade für Euch, damit Ihr Euch ihm allein ergebet.

Ben Hafi. Nach dem Verschwinden des Geistes fühlte Abdallah gleichwohl den Werth des Dienstes, den er ihm jetzt geleistet hatte, und schauderte vor dem Bösen, das sein Bruder thun sollte, das er durch ihn zu befördern auf dem Wege war. Seufzend unter der Last der Vorstellung des Schmerzes seines Vaters begab er sich zum Sultan.

Kaum betrat er die Treppe des Pallastes, so fühlte er abermals den kalten Athem des Geistes an seinen Wangen. Dieser lispelte ihm zu:

„Ergrimme, erstarre, und doch muſst du hören, was Ebu Amru diesen Augenblick dem Sultan sagt.

„Mit geheucheltem Kummer beklagt er: daſs der erhabene Sultan, der so viel Gutes und Groſses, zum Glück für seine Unterthanen, durch seinen sehr edlen und mächtigen Diener Abdallah wirkte, im Grunde nur für den Ruhm und die Macht seines sehr edlen Dieners Abdallah arbeitete, weil dieser vortreffliche Mann die Kunst verstände, alles so zu thun, als sey es sein Werk allein. Noch leiser giebt er ihm zu verstehen, das gefährliche Vorurtheil sey so tief in den Köpfen der Guzurater eingewurzelt, (die Ursache davon möge nun List oder Zufall seyn) daſs alles noch viel besser gehen würde, wenn man diesem edlen Manne nicht so viele Hindernisse in den Weg legte. Und da man diese Hindernisse dem Sultan selbst zuschriebe, so geschähe hier das Unerhörte, Empörende und Beyspiellose: daſs dieser edle Mann den Ruhm alles Guten erndtete, während man den Sultan als den Urheber alles Bösen anklagte. So meynt nun Ebu Amru, die Weisheit eines Monarchen von so vielem Geiste und Willen, wie derjenige, zu welchem er das Glück zu reden hätte, müſste darin bestehen: die Macht unter seine Diener zu vertheilen, und sie *dann so zu leiten, daſs jeder nur für des Herren* Ruhm arbeitete, und jeder nicht allein bloſs Werkzeug seines Geistes sey, sondern es auch zu seyn schiene. Geschähe dieses nicht bald, so lieſe er Gefahr, von seinen Unterthanen, wo nicht ganz vergessen, doch wenigstens verkannt zu werden."

Khalife. Bey dem, was der Mensch da sagt, kommt alles auf die Absicht an, die er dabey hat. Meynt es dieser Ebu Amru gut, woran ich doch zweifle, so sagt er sehr kluge Dinge, und daſs es so herzugehen pflegt, davon habe ich Beweise genug. Hätte ich zum Beyspiel dieses verwegene Spiel nicht sehr früh bemerkt, meine Diener, unter welchen doch kein Abdallah war und ist, das den Fall etwas zu verändern scheint, würden es grade so mit mir gemacht haben. Wenn dein Sultan ein weiser Mann ist, das ich gerne von jedem Sultan glaube, so merkt er sich, was ihm dieser Ebu Amru da sagt; denn so vortrefflich auch sein Vizir seyn mag, so ist er doch nur ein Mensch. Sollte es aber der Sultan ertragen können, daſs die Vortrefflichkeit des Vizirs ihn ganz verdunkelte, oder er nur vortrefflich durch die Vortrefflichkeit des Vizirs zu seyn schiene, so muſs der Sultan selbst ein wenig mehr als Mensch seyn, und so etwas, Ben Haſi, erwartet man billiger Weise weder von einem Sultan, noch von einem Groſsvizir. Fahre nun fort.

Ben Haſi. Obgleich die Worte des Geistes stechend durch das Herz Abdallahs fahren muſsten, weil er sich einer solchen Absicht nicht bewuſst war, und wirklich so unwahrscheinlich, eigen und sonderbar in seiner Lage fühlte, daſs er mehr an den Ruhm des Sultans seines Herrn, als den seinen dachte, oder vielmehr an dieſs gar nicht dachte, und nur bloſs auf den Vortheil sah, der durch seine Thaten den Ginzuratern und durch sie dem Sultan zuflöſse, so faſste er sich doch schnell genug. Denn noch trug er in seinem Busen das, was den Menschen in jeder Lage des Lebens in festem Gleichgewicht erhalten kann — edles Bewuſstseyn reiner Zwecke. Und damit, Herr, geht ein Mann sogar am Hofe sehr weit, und fällt er auch, so scheint er doch mehr zu fallen, als er wirklich fällt.

Khalife. Wie verstehst du dieſs?

Ben Haſi. Weil das, was andern Fallen scheint, für ihn kein Fallen ist, so lange er auf dieser festen Säule ruht.

Khalife. Nun verstehe ich dich; du meynst der Vizir könnte fallen, und der innre Mensch noch gröſser aufstehen.

Ben Hafi. So meyne ich.

Groſsvizir. Die Einbildungskraft mit Stolz vermählt thut Wunder.

Ben Hafi. Mit denen — ich meyne dieser Art — du uns wohl schwerlich überraschen wirst.

Khalife. Gewiſs nicht, Ben Hafi, er ist nur Vizir!

Groſsvizir. Und will bey deinem Glanze, so lange ich das Glück habe, dir als Groſsvizir zu dienen, nichts anders seyn. Die Pfuschereyen des innern Menschen, wie du ihn nennst, in das Amt des Groſsvizirs, wirken selten etwas Gutes. Dieses Amt hat seine strengen, fest bestimmten Pflichten, in die sich nichts fremdartiges mischen muſs.

Ben Hafi. Ich beneide dich um diese Meynung nicht.

Groſsvizir. Ich antworte wie dein kluger frostiger Geist: was kümmert's mich!

Ben Hafi. Abdallah stand nun vor dem Sultan frey und grade, und wartete lange auf den Wink zu reden. Jeder andere Günstling, Groſsvizir oder Höfling, der die miſsmüthige Verlegenheit, die vornehme Kälte des Sultans bemerkt, der vernommen hätte, was Abdallah so eben vernahm, würde auf Feuer gestanden, oder doch wenigstens gesonnen haben, wie er die bösen Geister beschwören möchte, welche ihm jetzt so furchtbar drohten. Der unsre stand so fest auf seiner Säule, wie die Pyramiden des Nils auf dem Punkte ihrer Schwere. Sogar das Spiel des Sultans mit seinem Lieblingsaffen, seine kalten Spöttereyen mit seinem Verschnittnen über Dinge, die er vorher nie bespöttelt hatte, brachten ihn nicht aus dieser Fassung. — Sieh, Herr, so sicher ruht der Mann, der auf sich selber ruht.

Als nun ein giftiger versteckter Spott gegen Abdallah von des Sultans Lippen flog, und der Sultan nach ihm schielte die Wirkung seines Witzes wahrzunehmen, und sich vielleicht seines groſsen Siegs zu erfreuen, so sah ihm Abdallah so treu und aufrichtig in die Augen, daſs sein Blick in das Herz des Spötters schlug, das verkaltete Gefühl plötzlich erweckte, er auf ihn zutrat, und mit bewegtem Athem fragte:

„Was bringt mein Freund Abdallah?“

Du glaubst vielleicht, Herr der Gläubigen, die plötzliche Veränderung des Sultans hätte die gewöhnliche Wirkung hervorgebracht, und Abdallah hätte sein Entzücken darüber in einem Strom von Worten ausgedrückt; auch dieſs geschah nicht. Seine Worte, wie der Ausdruck seines Gefühls, blieben männlich, fest und bieder.

Khalife. Schaffe mir den Mann, wenn er zu haben ist.

Ben Hafi. Er fühlte tief den Zug der alten Freundschaft in dem Herzen des Sultans; aber er fühlte auch Bedauern mit dem Sultan, in das sich natürlich einiges Miſsbehagen mischte. In dem Gefühl dieses Miſsbehagens rechnete er dem Herzen des Sultans als Gewinn an, was er seinem Verstand als Verlust aufmerkte, und das, was nun erfolgt, bestätigte ihm, was er geahndet hatte, was ihn der Geist so deutlich merken lieſs — mit einem Wort, er sah, daſs er nur noch Groſsvizir war.

Khalife. Wie das? Wodurch?

Ben Hafi. Abdallah dachte: wäre der Sultan noch mein Freund, so würde er mir die Ursache seiner Kälte oder seines Unwillens geradezu gesagt haben; da er aber sein Miſsvergnügen durch erkünstelte Mittel zeigt, und mir die Quelle davon verschweigt, so muſs ich schlieſsen: nur die zufällige Erinnerung der alten Freundschaft unterstützt den Groſsvizir, nicht mehr sein Wirken, die Anerkennung seines Werths und seiner Treue. Und war Abdallah nun gerührt, so war er es über das, was er für verloren ansah.

Khalife. Ich verstehe nicht, was du mit dieser Spitzfindigkeit sagen willst — Nein! Nein! Laſs es nur genug seyn. Ich merke wohl, alles läuft dahin aus: es tauge nichts, daſs ein Monarch mit seinem Vizir auf den Fuſs einer solchen Freundschaft stehe. Auch war ich immer davon überzeugt; denn gesetzt, ich stände mit dem meinigen in diesem Verhältnisse —

Groſsvizir. Herr, der Groſsvizir, der es wagte, der Freund seines Herren seyn zu wollen, beginge Hochverrath. Im Stillen mag er ihn verehren, anbeten, in der Tiefe seines Herzens als seinen erhabenen Wohlthäter und Erhalter — gar lieben, wenn ich dieses vertrauliche Wort hier zu brauchen wagen darf; aber öffentlich, vor aller Augen sein Freund seyn und beiſsen zu wollen, das wage er nur nicht! Davor hüte er sich!

Khalife. Halte ein, Vizir, du gehst zu weit; doch es mag leicht seyn, daſs du hierin nicht zu viel thun kannst.

Ben Hafi lächelte und fuhr fort:

Abdallah antwortete dem Sultan: Ich komme, Herr, dir vorzutragen, daſs die Besetzung der Statthalterschaft an den Gränzen deines Reichs keinen weitern Verzug erlaubt. Geruhe einen Mann für diesen wichtigen Posten zu ernennen.

Sultan. Ich trug dir auf, unter den verdienstvollen Groſsen den Mann zu wählen. Wen hast du gefunden, der sich besonders empfohlen hätte?

Abdallah. Empfohlen haben sich Viele! Du weiſst, Herr, daſs da des Empfehlens sehr viel ist, wo des Verdienstes wenig ist. Nach meiner Meynung habe ich einen gefunden, den man ohne Gefahr diesen höchst wichtigen Posten anvertrauen kann. Treue, Tapferkeit und Klugheit sind in ihm vereint.

Der Sultan, welcher, wie du weiſst, an Mansur, Abdallahs Bruder, und mehr noch an Ebu Amru dachte, antwortete freudig: „Ich kann mir zu dem Manne nur Glück wünschen, den du mir empfiehlst — nenn' ihn schnell.“

Abdallah. Es ist Khaled, der Held Giuzurats.

Sultan. Khaled? Er?

Abdallah. Sollt' ich mich in ihm irren? Hast du Entdeckungen gemacht, die dem widersprechen, was ich mit dir und den Giuzuratern von ihm sage, so laſs mich sie gefälligst hören. Alles, was ich bis jetzt von ihm weiſs, macht ihn zum trefflichsten Unterthan deines Reichs.

Sultan. Allerdings, und selbst mein Vater hielt ihn dafür, auch hat mich sein letzter Dienst völlig davon überzeugt. Aber mich däucht gleichwohl, er sey nicht der Einzige, den du zu diesem Posten vorzuschlagen übernommen hast. Besonders weiſs ich einen, den ich um deinetwillen gern befördert hätte.

Abdallah. Warum um meinetwillen, Herr; was der Vizir um seinetwillen thut, ist selten wohl gethan. War dieſs nicht immer deine Meynung?

Sultan. Und ist es noch, auch selbst in Ansehung meiner, und ich sage mit dir: das, was der Sultan um seinetwillen thut, ist selten wohl gethan. Doch der Mann, von dem ich rede, verdient diesen Posten auch um seinetwillen, und kann ich auch dir keinen Theil meiner Schuld dadurch abtragen, so kann ich's doch einem alten treuen Diener meines Vaters. Erräthst du nicht, von wem ich spreche?

Abdallah. Ich errathe es, ohne zu begreifen, wie diese Bitte oder Forderung schon an dich gekommen ist.

Sultan. Ist sie nicht an dich geschehen?

Abdallah. Sie ist es.

Sultan. Und gleichwohl verschweigst du mir die letzte Bitte eines Vaters für einen Bruder, der deiner so würdig ist.

Abdallah. Dieses that ich.

Sultan. Warum?

Abdallah. Ich denke, daſs ich darum Vizir bin, um auf das zu sehen, was deinem Dienste, nicht was meinem Hause nützt. Auſserdem habe ich Gründe dazu, die dir nicht fremde sind, die du so schnell nicht vergessen haben kannst. Dein weiser Vater hatte es so eingerichtet, daſs sich nie eine der groſsen Familien in die mächtigen Posten allein theilen möchte. Er befand sich gut dabey, verpflichtete sich alle, blieb aller Herr, und konnte ohne Furcht und Rücksicht den Einzelnen strafen und belohnen. Auf deinen eignen Befehl befolgte ich diese kluge Regel in Ansehung andrer, soll ich sie nun um meiner Familie willen verletzen, und die Forderungen aller reitzen?

Der Sultan liebkoste Abdallah und sprach: Du bleibst dir immer gleich und treu —

Abdallah. Dir treu!

Sultan. Grundsätze der Pflicht verstatten keine Ausnahme. Du hast Recht. Die kleinste Abweichung zerrüttet das Vergangene und übergiebt dem Zufall das Zukünftige; aber wie wirst du den Kummer deines Vaters lindern, den Unwillen deines Bruders besänftigen? Die dir am liebsten sind, werden dich nun hassen?

Abdallah. Ich werde es ertragen und schweigen, bis meine Liebe und Geduld sie wiederum mit mir aussöhnen. Auſserdem sind nur dieses die gewissen Früchte meiner Erndte, und ihr Samen schlug von dem Augenblick Wurzel, da du mich emporhobst.

Sultan. Meine Freundschaft sey dein Ersatz.

Univ.-Bibl. München

Abdallah. Darum kämpfe ich, finde nur darin meinen Lohn. Ja mein Vater wird mich hassen, und was das peinlichste für mich ist, man hat diesen Wunsch durch Vorspiegelung in ihm erzeugt, hat ihn dahin gebracht, daſs er vergaſs, was er mir einst selbst als Pflicht auflegte.

Sultan. Wer that dieſs?

Abdallah. Der Mann, welcher dir seine Bitte für meinen Bruder Mansur vorgebracht hat — Ebu Amru.

Sultan. Ebu Amru? — Ja, mich däucht, er war es. Nun, er meynt es gut mit deinem Bruder; verdient er darüber Vorwürfe?

Abdallah. Ich mache sie ihm nicht.

Sultan. Er ist der Einzige, der mit mir von deinem Bruder Mansur sprach, wie er es mir zu verdienen scheint, und darum möchte ich hier nach Neigung handeln können, darum und um deinetwillen, so wenig du auch dieses gelten lassen willst. Ich weiſs es, daſs ich dich dadurch dem Neid und Haſs noch mehr aussetze, daſs man deinem Verfahren eine deiner unwürdige Deutung geben wird, und ich möchte dich geliebt und nicht gehaſst wissen, weil der Haſs mich in eben dem Grade in dir trifft, in welchem mich die Liebe meines Volks zu dir in dir beglückt. Jetzt sagt ganz Giuzurat: Abdallahs Tugend verherrlicht den Thron des Sultans, und ich höre es gerne.

Abdallah. Weil du fühlst, daſs der Ruhm des Herrschers über Giuzurat nie reiner glänzt, als in der Tugend seines Dieners, und weil der Giuzurater von dem Diener auf den Herrn schlieſst, der so durch seinen Diener wirkt, ihn so zu wirken durch seine eigne Tugend und Weisheit antreibt.

Sultan. Es sey so; ich beneide den Glanz nicht, der dich umstrahlt, und sollte selbst der meinige dadurch verdunkelt werden.

Abdallah. Kann er dieſs? Dein Ruhm, Herr, kann nur durch schlechte Thaten deiner Diener verdunkelt werden; jede gute wird zwiefacher Gewinn für dich, sie verbreitet Wohlseyn und verherrlicht deinen Namen. Du bist der einzige Erbe aller guten, schönen, groſsen Thaten, und dein Nahme verschlingt in der Geschichte die Namen aller, die unter deiner Leitung wirkten. Doch was du jetzt gesagt hast, hat einen andern, einen tiefern Grund — und ich weiſs, was du mit diesen versteckten, dir bisher ungewöhnlichen Anspielungen sagen willst —

Sultan. Sprich!

Abdallah. Ich möchte vorher von unsrer jugendlichen Verbindung reden — dann von den glücklichen hoffnungsvollen Tagen, da du mir, begeistert von deinem erhabenen Berufe, den Plan vorzeichnetest, nach welchem du dein Volk beherrschen wolltest. Von den Thaten, die dir — und durch mich dir, gelungen sind — die du damals nicht mir, sondern dem Geiste zuschriebst, der uns beyde verbunden hatte. Du nanntest meine Tugenden die deinigen, ich durfte es wagen, deine Tugenden die meinigen zu nennen. Alles was mir Gutes gelang, sah ich als Gewinn für dich an: du als Gewinn für die, welche dir das Schicksal zur Leitung übergeben hatte. Ich suchte keinen andern Lohn, als die Gewiſsheit, deiner würdig zu handeln, und damals schmeichelte ich mir, dein künftiger Geschichtschreiber würde, unter deinen vielen, menschlich schönen Thaten, auch diese nicht vergessen aufzuzeichnen.

Sultan. Und nun? — Und jetzt, Abdallah!

Abdallah wollte dem Sultan sein ganzes Gefühl darlegen, ihm alles sagen, was er von Ebu Amru für den Sultan und sich befürchtete; aber in dem Augenblick, da die Reinheit und Aufrichtigkeit seines Herzens in allen Zügen seines Angesichts strahlten, seine Lippen sich eben zu reden öffnen wollten, fühlte er den kalten, erstarrenden Athem des Geistes an seinem Ohr: „Wohin verleitet dich die Täuschung? Du verkennst den Mann, der vor dir steht!"

Sein Herz zog sich während des frostigen Lispelns des Geistes zusammen, die Begeisterung verlosch in seinen Augen, seine Züge wurden düster, kalt — er fuhr fort:

„Du kannst mich verkennen, Herr, aber ich werde immer derselbe bleiben, den du einst in mir geliebt hast, dem du einst getraut hast."

Die plötzliche Veränderung Abdallahs beleidigte den Sultan tief. Er sah den warmen Ausdruck der Empfindung in dem Augenblick verschwinden, da sich sein eignes Herz ihr öffnete, und schrieb die ihm unbegreifliche und unerwartete Zurückhaltung einer unzeitigen Aufwallung des Stolzes, eines finstern Trotzes zu. Nach einer Weile sagte er:

„Traut mir Abdallah nicht mehr?“

Abdallah. Ich traue mir, und traue mir um so mehr, je eifriger Haſs und Neid das Bündniſs zu zernagen streben, welches uns, von frühster Jugend an, so schön umschlossen hat.

Sultan. Abdallah! Deinem Miſstrauen allein könnte es gelingen, was du diesen widrigen Empfindungen zuschreibst. Du hast dich gegen mich verändert, ich nicht gegen dich; wenn dir dieſs der Herrscher vergeben, und zum Besten auslegen kann, so kann es doch der Freund nicht, ohne aufzuhören, es zu seyn. Was trat zwischen uns, das uns jetzt von einander scheidet? Warum erkalten deine Blicke? Warum ersterben die Worte auf deinen Lippen, deren Sinn und Geist doch so lebendig aus deinen Augen spricht? Was tödtet die Empfindung, in eben der Sekunde, in welcher sie lebendiger Ausdruck werden will? Ist das, was du denkst, Beleidigung, so beleidige grad und frey; kalte, zweydeutige Beleidigungen lassen einen Stachel zurück, welcher der Freundschaft am gefährlichsten ist. Mit dir ist etwas vorgegangen, das ich nicht begreife. Wozu nun diese feyerliche Miene? Mein Herz spricht dich frey; aber mir ist nicht mehr so wohl in deiner Gesellschaft, als mir sonst war, und daſs es anders werde, hängt noch von dir allein ab.

Abdallah. Herr, mache diese Stunde zu einer meiner glücklichsten — was hast du gegen mich?

Sultan. Du wendest meine Frage gegen mich — wohl, ich beantworte sie — Nichts!

Abdallah. Nichts.

Sultan. Nichts; und hätte ich auch etwas gegen dich, wer öffnet sich dem Verschloſsnen? — Fertige die Bestallung für Khaled zum Statthalter aus; ich bewundere dich, und wollte, ich könnte in diesem Augenblicke noch mehr thun.

Khalife. Ben Hafi, so schön dieſs alles seyn mag, so ist doch deine Geschichte für ein Mährchen etwas zu ernsthaft und langweilig, und verständest du die Kunst nicht, einen mit der Hoffnung auf das Beſsre hinzuhalten, du würdest bald dir allein erzählen. Aber ich muſs nun einmal wissen, wie sich dein Abdallah aus dieser Lage zieht, die er, wie mich däucht, selbst erzwungen hat, und wundern soll es mich, wenn er sich lange der Bekanntschaft dieses kalten Geistes erfreut. Freylich kann ich mir, wenn ich nur will, ganz deutlich vorstellen, was es für ein Ende mit ihm nehmen wird; aber ich will dir die Freude nicht verderben. Übrigens ist dein Abdallah für einen Vizir ein ganz rechtschaffner Mann, und gut hätte er gethan, bloſs dabey zu bleiben.

FÜNFTER ABEND.

Ben Hafi erschien auf den Glockenschlag, und begann:

Abdallah lebte seit der letzten Unterredung mit dem Sultan in einer düstern, melancholischen Stimmung, die, so peinlich er sie auch fühlte, gleichwohl nicht ohne allen Genuſs für ihn war. Denn da er den Kummer, den man ihm machte, unschuldig zu leiden glaubte, so erhob sich sein eigner Werth vor seinem Geiste um so höher, je tiefer der Werth derer heruntersank, die ihm diesen Kummer verursachten. Aber so sehr auch sein beleidigtes Herz, sein stolzes Bewuſstseyn, seine durch Verdruſs erhitzte Einbildungskraft sein eignes Ich verherrlichten, so stand er doch mehr als je in Gefahr, daſs sich die innre Kraft seiner Thätigkeit auflöste; oder wenigstens eine Richtung nähme, die ihn von dem glänzenden Ziel abführte, das er bisher so fest ins Auge gefaſst hatte, das er zu Zeiten schon erreicht zu haben glaubte. Schon wehten leise Ahndungen in seinem Geiste: „Ist es dieser miſstrauische, auf meine Feinde horchende Sultan wohl werth, daſs ich mich ihm aufopfre, und so aufopfre? Er, der nach der Versichrung des Geistes im Bunde mit meinem Feinde steht? Kann Ebu Amru Abdallahs Feind seyn, ohne zugleich der Feind des Guten zu seyn, das ich gewirkt habe und noch wirken kann?

Muſs nicht endlich der Sultan selbst durch diesen Bund diesem gefährlichen Ebu Amru ähnlich werden?“

Bestätigung dieser Furcht fand er in der erkünstelten Verstellung und Zurückhaltung des Sultans, in der er verblieben, so nah er ihm auch seine Zweifel, Furcht und Ahndung gelegt hatte. Abdallah bedachte nicht, daſs er es selbst war, der zuerst der Regung seines Herzens, bey der Erscheinung des Geistes, widerstanden hatte, oder widerstehen muſste. Daſs er dadurch die erwachte Wärme, die aufkeimende Vertraulichkeit verkältet, und die wechselseitige Erklärung, nebst dem Einverständniſs, das nothwendig darauf folgen muſste, vernichtet hatte. Er vergaſs in seiner düstern Stimmung, daſs der Sultan dasselbe Recht hatte, über ihn zu klagen, und bedachte nicht, daſs die leisesten Klagen des Herrn, durch das Gefühl des mächtigen Herrschers, und den Mund derer, denen er sie vertraut, zu furchtbaren, verwüstenden Stürmen geblasen werden können, da die Klagen des miſsvergnügten Dieners entweder in der Luft verhallen, oder die Stürme noch schneller und schrecklicher zusammen treiben.

Noch fühlte, noch ahndete er nicht deutlich, daſs er, seiner Kraft, seiner Erkenntniſs des Guten miſstrauend, zwischen sich und die Menschen ein Wesen gestellt hatte, das durch jede neue Erscheinung die Kluft zwischen ihm und ihnen weiter aus einander sprengte.

So gestimmt, aber noch immer von dem reinen Bewuſstseyn, diesem Eindruck des Fingers der Gottheit in der Brust des Menschen empor gehalten, stieg er eines Morgens auf den hohen Berg unfern der Stadt, an dessen Abendseite sein Landhaus lag. Ein Wald von Cypressen, Cedern, Pappeln, Citronen und Granatbäumen schmückte den Berg bis zu seiner Spitze. Die Gazellen lebten ruhig unter ihrem Schatten, frische, sprudelnde Quellen tränkten sie, duftende Kräuter nährten sie. — Hier verstummte nie das Chor der Sänger vor dem Tritte des Jägers. An dem Fuſse des Bergs lag eine alte prächtige, berühmte Pagode. Die von derselben ausgehende Ebene war mit Grabmälern aus der grauen Vorzeit bedeckt, und lud zum Nachsinnen über Vergangenheit und Zukunft ein.

Die Luft war heiter, kühle Winde säuselten um das sorgerfüllte Haupt Abdallahs, und trugen ihm die Wohlgerüche zu, die sie mit ihren sanften Fittigen von den Blumen und Kräutern des Thals abstreiften. Die Wohnungen der Menschen, jetzt noch so still wie die alten Grabmäler, die blühenden Wiesen und Gärten, Strom und Bach, glühten und glänzten in dem rosenfarbenen Schimmer der aufgegangenen Sonne.

Tiefe Stille lag vor ihm, über ihm, um ihn, und nur die Chöre der jetzt erwachten Sänger schienen der erhabenen, neu erwachten, sich immer mehr belebenden Schöpfung entgegen zu jauchzen. Lange sah Abdallah in stillem Entzücken diesem erhabenen Schauspiele zu. Nun begann das Leben in den Wohnungen der Menschen; sein Herz erglühte, sein Geist ergötzte sich an den wohlthätigen Gedanken, die aus jenem sich empor hoben. Er fühlte in diesem Augenblick, wie glücklich alle diese neu erwachten Menschen unter ihm, durch ihn geworden seyen, wie sein Wirken, von dem beschränkten Umrisse, den sein Auge umspannte, bis an die entferntesten Gränzen des Reichs, alle darin Lebende umfaſste, und ihr Fortkommen, Erhalten und ihre Sicherheit beförderte. Wie sein Name unter Begleitung des Segens von allen Lippen ertönte, der Säugling ihn schon der Mutter nachlallte, und der Greis seinem Enkel Glück wünschte, daſs er die harten Zeiten seiner Jugend nicht gesehen, und unter Abdallah nicht zu fürchten habe. Sein Geist erhob sich noch freyer und kühner bey dem Gedanken: „Was ein Einziger vermöchte, der es mit den Menschen redlich meynte, und ihr Glück allein zu seinem Endzweck machte."

In dieser Sekunde sah er ganz Ginzurat durch seine Verbindung mit dem Sultan glücklich, und kühner als jemals faſste er den Entschluſs: ihr von seiner Seite treu zu bleiben, auf seinem Zweck fest zu halten, nichts zu thun, das ihm zuwider wäre, und wenn es seyn müſste, sich für die Millionen aufzuopfern, die ferne und nah den glücklichen Kreis um ihn her schlössen, den er jetzt mit seinen begeisterten Augen durchmaſs.

Mit bebendem Lispeln rief er in das Thal hinab: „Der laute Schrey der Zufriedenheit, der Segen der Tausenden seyen meine Vertheidigung und mein Trost, wenn ich um ihrentwillen einst als Opfer falle!"

Khalife. Höre, Ben Hafi, dein Abdallah gefällt mir, und ich möchte wohl diesen Augenblick auf einem

Berge meines Reichs stehen, und dieses von mir sagen können. Ich frage, wie kann wohl ein Mensch glücklicher seyn, als er es nun eben seyn muſs, vorausgesetzt, er macht sich selbst nichts weiſs, und alles verhält sich grade so, wie du uns erzählest. In diesem Falle sage ich dir: ein Mann, der dieses ein einziges Mal in seinem Leben, mit aller Gewiſsheit und Zuverlässigkeit, von sich sagen kann, ist über alles mögliche Unglück erhaben — denn selbst das Unglück, wenn ich anders jetzt keinen Unsinn sage, das dem Gescheidtesten, der ein Herz wie ich hat, in solch einem Augenblick begegnen kann — setzt seinem Glück die Krone auf. Ein rechtschaffener Mann, meyne ich, der immer glücklich war, ist es nur noch halb, und gleicht der Ceder, die der Sturm noch nicht geschüttelt hat.

Ich schwöre bey diesem Lande! Du Apostel wohnest in diesem Lande! (Mecca) und bey dem, den er geschaffen hat, wahrlich, wir haben den Menschen im Elend erschaffen. Glaubt Ihr, daſs ihn keines erreichen soll? Er sagt: ich habe die Fülle der Reichthümer verschwendet. Glaubt Ihr, daſs ihn keiner sieht? Haben wir ihm nicht gegeben zwey Augen, und eine Zunge und zwey Lippen, und ihm zwey Straſsen gezeigt, die Straſse des Guten und die Straſse des Bösen. Und doch versucht er nicht die Klippe zu ersteigen. Wer soll ihn verständigen, was die Klippe sey? Die Gefangenen zu befreyen, den Weisen zu nähren in den Tagen des Hungers, und den Armen, der auf der Erde liegt, dieses ist die Klippe. Wer dieses thut und glaubt, und andern empfiehlt die Geduld und Mitleid, und selbst geduldig und mitleidig ist, der soll zur Rechten sitzen.

Zum Groſsvizir. — Kannst du von dir sagen, was Abdallah von sich rühmt, so sollst du mir willkommen seyn, als hättest du mir die ganze Erde erobert, und ob ich es gleich am liebsten von mir selbst sagen möchte, so will ich dir doch diesen Ruhm verzeihen, weil, wie Abdallah sehr richtig spricht, die Tugend des Dieners die noch gröſsere Tugend des Herrn beweist.

Der Groſsvizir verbeugte sich tief.

Ben Hafi. Kaum, Herr der Gläubigen, kaum hatte Abdallah die letzten Worte ausgesprochen, als der Geist vor ihm stand.

Abdallah sprach: Unermüdeter Verfolger! Was führt dich in diesem Augenblicke hierher! Es ist der erste glückliche, den ich lebe, seitdem ich dich gerufen habe.

Geist. So muſs es auch der thörichste seyn, der, in welchem du dich am meisten täuschest, denn nur dadurch könnt ihr euch für Augenblicke glücklich machen.

Abdallah. Erstarre nicht mein Herz mit deiner Kälte! Laſs nur einen Strahl seines Gefühls in dich hinüber gehen, die frostigen Züge deiner wunderbaren

Schönheit zu erwärmen und zu beleben. Laſs deine Schönheit, die alles übertrifft, was Menschen je gesehen haben, nur eine Sekunde wohlthätig für mich werden. Warum trägst du die Bildung der Liebe und machst sie durch deinen frostigen, zermalmenden Ernst, zu der schrecklichsten Larve, die je die zitternde Phantasie des Fieberkranken aus scheuſslichen Zügen zusammengesetzt hat. Sieh in mein Angesicht, in mein Herz, um dich her — kann dir dieses, das im Thal blühende schöne Leben kein Lächeln ablocken?

Geist. Ein Lächeln! Mir? Könnte ich lächeln, deine Zumuthung würde mich dazu reitzen, nicht die Dinge, worauf du hinweisest. Das blühende schöne Leben!

Ich sehe die Zeit, die mit ihrer schneidenden Sense abmähet, was du Leben nennst, was du leben siehst. Der Tod tritt hinter ihr her, und sammelt in Garben, was unter der schneidenden Sense hinfällt, wirft sie der Verwesung zu, die darüber brütet, und dem unermüdeten Schnitter neue Erndte aus sich selbst erzeugt.

Nie endet die Erndte; das ewige Lied: „Alles ist eitel! Alles Trug und Tand!“ saust durch den Bart des furchtbaren Schnitters.

Abdallah. Der Augenblick der That und des Wirkens ist Leben — Genuſs darüber Reitz und Stärkung zu neuem Wirken. — Die Tauschung selbst ist Leben, sie treibt unsere Kräfte an, und die Zeit, die du mit der alles niederreiſsenden Sense einher treten siehst, sehe auch ich; aber ich sehe auch, daſs sie nur das Gereifte wegmäht. Laſs mir meine Täuschung!

Geist. Dieſs forderst du nun vergebens. Du hast mich gedungen, sie vor deinen Augen wegzuhauchen, und ich thue meine Pflicht, muſs sie thun, und achte weder deiner Bitte, deiner Klagen, deines Zorns, noch deines Jammers.

Mein Ohr ist taub, wie das Ohr des ernsten Schnitters; er mäht das Leben weg, und hört nicht das Wimmern und Seufzen derer, die er mit der Sense zerschneidet.

Aber bevor ich deine jetzige Täuschung mit dem kalten Hauche der Wahrheit wegblase, will ich dir sagen, womit Ebu Amru den Sultan unterhält.

Während du hier schwärmerisch träumst, beweist er ihm: „die strenge Tugend, der du dich opferst, und zu der du ihn zwingen willst, sey oft für den Regenten nachtheiliger und gefährlicher, als die durch Verstand und Berechnung des Menschen geleitete Ausübung dessen, was ihr Laster oder Böses thun zu nennen pflegt. Die zu strenge Tugend mache den Geist einseitig, unverträglich, erfülle ihn mit Vorurtheilen, spanne das Herz des Herrschers über seine natürlichen Kräfte; reitze ihn zu übertriebenen Forderungen an die Menschen, und raube ihm das feste unterscheidende Überschauen der Ursachen des Thuns und Wirkens der Menschen, welches weder bestimmtes Maaſs noch feste Regel vertrüge. Oft verwerfe ein solcher Regent Männer um eines Fehlers oder sogenannten Lasters willen, ob sie gleich zu dem ihnen aufgetragenen Geschäfte die gehörigen Eigenschaften und Fähigkeiten besäſsen; zöge ihnen Leute seiner Denkart vor, die, aus allzu groſser Strenge, Starrsinn und Ungewandtheit, welches sie mit dem Namen Pflicht und Gewissenhaftigkeit zu Tugenden stempelten, den Gang der Geschäfte schwerer machten, ihn oft bis zum Stillstehen brächten, oder so sehr übereilten, daſs noch öfter ein ganz anderes Ding zum Vorschein käme, als sie hervorzubringen strebten. Diese allzu strenge Tugend, in welcher sich ihre Verehrer nicht selten, als in einem, in sich selbst geschaffnen und gebildeten Götzen, anbeteten, mache die Herrscher und die Vizire zu moralischen Pedanten, und jeder wisse doch, daſs nichts in der Welt Pedanterey weniger vertrüge, als das Herrschen über die unzuverlässigen Menschen. Der Geist eines Herrschers und seines Vizirs müsse frey, und von keinem der Vorurtheile der Sterblichen gefesselt seyn. Ihre einzige und wahre Bestimmung sey, die Menschen fest zusammen zu halten, ihren Kräften freyes Spiel zu verschaffen und zu lassen, ihren Nutzen und durch denselben den seinigen zu befördern. Geschähe nur dieses, so sey jedes dazu taugliche Mittel gerecht und gut.

„Zum Beyspiel seiner Lehre führt er das empörende, widernatürliche Betragen Abdallahs an, der aus allzu strenger Pflicht (wenn dieses anders der wahre Beweggrund sey) die Bitte seines Vaters dem Sultan verschwiegen hätte, und nun durch den Bruch seines gegebenen Wortes, durch Meineyd an dem edeln Greise und seinem gleich edeln Bruder, den Greis der Gefahr des Todes, den Bruder der Schmach und Schande, ohne alle Schonung, mit kaltem Blut aussetzte.

„Durch diese rauhe Art zu handeln, habe eben dieser Abdallah schon längst die Menschen von sich gestoſsen, und durch seine übertriebene Strenge selbst den Namen des Sultans schrecklicher und furchtbarer gemacht, als diese mit der wildesten, unsinnigsten Tyranney hätte thun können.

„Ein Herrscher müsse die Liebe und das Zutrauen seiner Unterthanen und der ihn Umgebenden, durch Nachsicht, Geduld, Langmuth mit der Schwäche des Menschen gewinnen, und Gott nachahmen, der das Böse und das Gute in seiner groſsen Haushaltung zu einem Zweck zu brauchen wüſste.“

Und Ebu Amru schlieſst: „überhaupt hätten diejenigen, welche ihr böse nennt, mehr Fähigkeiten des Geistes, und seyen geschickter, über Menschen zu herrschen, als die sogenannten Guten, weil sie besser wüſsten, wie das Menschenthier eigentlich beschaffen wäre, was von ihm zu fürchten und zu hoffen sey.“

Der Groſsvizir horchte während dieser langen Rede sehr aufmerksam zu, und wollte eben reden, als ihm der Khalife schnell das Wort nahm.

Schweige, Vizir, ich und Ben Hafi wissen, was du sagen willst; selbst mein tauber, guter Masul liest es in deinen Augen.

Ben Hafi, wärst du in Bagdad geboren und dein Lebenlang kein armer, herumschweifender, armer Narr gewesen, ich würde schwören, du habest mich von dem Augenblicke, da ich den Thron bestieg, umschwebt, wie dieser kalte, mir widerliche Geist, den armen, tugendhaften Abdallah.

Groſsvizir. Warum nennst du ihn arm, Herr?

Khalife. Nannte ich ihn so? O er wird es gewiſs. Laſs du mich nun reden und schweige! — Was dieser Ebu Amru dem Sultan von Giuzurat vorgesungen hat, sangen sie mir alle ohne Unterlaſs vor; und es muſs wohl noch an andern Höfen, als dem seinen und dem meinen, gebräuchlich seyn. Ob sie mich nun gleich nicht so böse und unbesorgt machen konnten, als sie wollten, so ist es ihnen doch gelungen, viele meiner festen Entschlüsse kraftlos zu machen. Denn sieh, Ben Hafi, so sehr auch dieſs, was dein Ebu Amru dem Sultan von Giuzurat sagt, und das sie mir gerade so, wie er, gesagt haben, die Vernunft und das Herz empört; so läſst sich doch leider, durch Beweise aus dem wirklichen Leben, so viel dafür vorbringen, daſs man ihr Gesagtes wider seinen Willen nicht ganz Unsinn nennen kann. Du glaubst gar nicht, was dieses für unser einen für eine peinliche Lage ist, wenn man die Neigung seines Herzens und seinen besten Willen einem Gespenste unterwerfen muſs, das einem bey jedem Schritt in den Weg tritt.

Ben Hafi. Welchem Gespenste, Herr?

Khalife. Dem Einverständnisse vieler gegen einen Einzigen, der, so mächtig er auch ist, doch nicht mehr vermag als ein Einziger, und Verantwortungen übernimmt, die über die Kräfte eines Wesens gehen, das wie andere geboren wird, und nur fünf Sinne hat. Gott stärke mich, und gehe nach meinem

Willen und nach meiner Neigung mit mir ins Gericht. Ich schuf mich und die Menschen nicht, die er mit mir zu gleicher Zeit geboren werden lieſs, und an dem letzten Tag, an dem Tage, an welchem Er die Himmel aufrollen wird, wie der Engel Al Sijil das Buch aufrollen wird, in dem jedes Sterblichen Thun, Gedanken und Worte aufgezeichnet sind, will ich mich vor seinen erhabenen Thron, an der Spitze meiner mit mir auferstandnen Vizire, Hofleute und Unterthanen stellen und sagen: „Herr, richte mich und diese da nach Verdienst und Recht! Ich wollte das Gute; aber ich muſste es den Händen dieser hier anvertrauen, weil ich ein Mensch, und wie sie beschränkt war; weil ich glaubte und hoffte, sie als Menschen würden für diese ihre Brüder auf Erden menschlich sorgen, und sie nach deinem Willen, nach deinem und durch deinen Apostel gegebenen Gesetze behandeln!“

Bey den Engeln, die von Gott gesandt werden, einer dem andern folgend, und bey denen, die schnell daher schweben, und bey denen, welche die Befehle ausstreuen, und bey denen, welche die Wahrheit von der Falschheit scheiden, und bey denen, welche die göttlichen Vermahnungen mittheilen, zum Trost oder zum Warnen! Wahrlich, was Euch versprochen ward, ist unvermeidlich. Wenn dann die Sterne ausgelöscht, und die Himmel gespaltet, und die Berge gesichtet werden sollen, und die Zeit da ist, die den Aposteln bestimmt ist, gegen ihre Genossen als Zeugen aufzutreten, an diesem unvermeidlichen Tage werde ich mich als Zeuge und Ankläger für und wider euch, für und wider mich vor den Richter der Menschen stellen! An diesem Tage werden wir uns gewiſs alle erkennen und sich keinen mehr in dem andern irren.

Während der Khalife die Hände über der Brust zusammen schlug, und seine Augen zum Himmel empor hob, betete der taube Masul inbrünstig. Sanft lächelnd winkte ihm der Khalife zu, und sagte: „Du sollst der nächste an jenem Tage neben mir stehen, und von meinem Herzen zeugen, denn nur du kennst es!“

Seufzend fuhr er leise fort: „Den Ankläger, den ich dort fürchte, ist mein edler Bruder! Sein Zeugniſs wird mir fehlen!“

Ben Hafi blickte tief gerührt auf den Khalifen — sah nieder und einige Thränen rollten in seinen Bart. Der Khalife sprach ihn in dem mildesten Tone seines Herzens an, er sah freundlich um sich, und fuhr fort:

Abdallah rief mit einer Stimme, aus welcher der bitterste, peinvollste Schmerz hallte: „Der Sultan ist verloren, und alles Gute, das er noch wirken konnte!“

Der Geist erwiederte:

Dieses kann seyn, wird seyn, weil es wohl so seyn muſs; darum nun will ich die Täuschung von deinen geblendeten Sinnen weghauchen, die doch nur befördern würde, was du gerne verhindern möchtest. Greife alsdann hindurch, wenn du dazu Muth hast.

Ich ziehe den geschmückten Vorhang vor dem Schauspiel weg, das so herrlich und täuschend um dich her glänzt. Umsonst verhüllst du jetzt dein Haupt; der Ton meiner Stimme dringt in dein Herz, und wenn es mit dem Grundfelsen dieses Gebirges umwachsen wäre. Du hast mich gerufen, und ich bin von der eisernen, unwiderstehlichen Nothwendigkeit, deiner und meiner Herrscherin, sklavisch gezwungen, dein Schicksal mit dir und durch dich zu entwickeln. Die Pfeile liegen auf der Werkstätte des Schicksals, die Menschen, die dich umgeben, bringen sie zur Gluth, und du selbst schleifest ihre schneidende Spitze. Labe dich indessen an dieser Luſt, die jetzt noch so wollüstig deine reitzbare Haut fächelt, dein heiſses Blut kühlet, und es kräftiger um dein Herz bewegt. Ich sehe in dem fernen Norden einen Wirbel von dem Schneegebirge herfahren, er sauset in diese Stille, bläst sie zum wüthenden Sturme auf, von ihr genährt, rast er über die blühenden Thäler her, überfällt ein Volk im Schlummer, hinterläſst die Spuren der Verwüstung, und am Morgen erstarren die Erwachten bey dem Anblick. Die Sonne, die diese Thäler vergoldet, und deinen Augen alle diese entzückenden Gemählde sichtbar macht, zieht aus den Wohlgerüchen, die deine Nase kitzeln, Stoff zu Blitzen, die an dem Bösen vorüberfahren und den Redlichen zerschmettern.

Abdallah. Wozu dieser Unsinn, der nichts anders sagt, als daſs gröſsre Wohlthaten aus kleinen Übeln entspringen?

Geist. Tröste den mit diesem Spruche, welchen das kleinere Übel trifft, und handele nach diesem Gesetze, wenn du es für so weise und wohlthätig hältst. Von deinen Lippen hörte ich Unsinn, da ich deine letzten Worte vernahm, und du dich mit dem schmeichelhaften Gedanken ſüſs einschläfertest: „Der Schrey der Zufriedenheit, der Segen der Millionen, deren Glück du machtest, seyen deine Sicherheit gegen deine Feinde.“ Nie betrog dich die Täuschung mehr. Glück und Zufriedenheit einiger Millionen, da das Glück des Einzelnen nur aus dem Unglück des Andern entspringt!

Du hast gethan, was der Mensch vermag, und wähnest nun alle darum glücklich, weil es der Wunsch deines Herzens ist und du dir einbildest, dein Wirken verdiene diesen Lohn. Wenn ich plötzlich den Schrey aller Unglücklichen, Verfolgten und Bedrängten in deine Ohren ertönen, alle das Elend, das in diesem dir vertrauten Reiche wüthet, alle die Bosheit, die deine Entwürfe zum Guten vergiftet und verunstaltet, alle die Ungerechtigkeit, welche die in deinem Namen begehen, welche deine Weisheit gewählt hat, vor deinen Augen, in ihren scheuſslichen Gestalten aufsteigen lieſse, das Bewuſstseyn deiner Unschuld würde vor dem schrecklichen Anblick verlöschen, dein Herz zerfallen, und dein Daseyn ohne einen Seufzer, ohne eine Thräne hinflieſsen.

Welcher Herrscher eines groſsen oder kleinen Reichs könnte den Blick über das aufgethürmte Scheusal von Elend und Unglück ertragen, das sie in sich faſsen?

Khalife. Keiner, Ben Haſi! Ich bitte dich, laſs diesen Geist schweigen, er verwildert mein Gehirn, und drückt mein Herz zusammen, ob ich gleich weiſs, ich sey von Gott zum Herrscher gesetzt, die Menschen für das Gute zu belohnen und für das Böse zu bestrafen, aber nicht, die ewige Anordnung der Dinge zu ändern, die allein in seiner Macht steht.

Ben Haſi. Beynahe in diesem Sinne antwortete Abdallah; aber der düstre Geist erwiederte: „Um so weniger wird er sich trösten, doch ihm verbirgt die Täuschung diesen Anblick, die dich von der Sekunde an nicht mehr blenden darf, in welcher du mich aus meiner einsamen Wohnung gerufen hast. Du hast um gröſserer, erhabenerer Zwecke willen diesem nur schimmernden Glücke entsagt, und ich bin ein Wesen, das Wort hält, seiner ihm aufgedrungenen Pflicht getreu bleibt, ohne sich um die Folgen zu kümmern.

„Sieh dort in jener einsamen Wohnung, die der Tamarindenbaum beschattet — dein Auge erreicht sie — stirbt ein redlicher Hausvater auf einem zerlumpten Bette, und das Geheul seiner verzweifelnden Kinder tönet durch sein schweres Röcheln, zerbricht sein Herz, bevor der ihm nahe stehende Würger des Lebens es sanfter löst.

„Einer der Richter, die du eingesetzt, hat ihn in dieses Elend gebracht, seine ganze Familie vernichtet, und diese und ihre künftigen Nachkommen als Bettler auf die harte Erde hingestreut.“

Khalife. Gott stehe ihnen bey, und leite sie zu mir, daſs ich sie speise und tränke!

Ben Hafi. Abdallah sprach: Nenne ihn mir!

Geist. Was wird es dir nützen? Der Allmächtige selbst kann das nagende Gift nicht mehr aus einer Welt herausziehen, das mit ihrem Gange, ihrer Dauer und Erhaltung darum verschmolzen zu seyn scheint, um die Erscheinungen hervorzubringen, die dich zu Zeiten entzücken, aber noch öfter empören. Darum mischt der Weise, auch wider Willen und Wissen, das Böse mit dem Guten, um mit dem Plan des Ganzen fortzugehen. Derjenige, der anders handelt, gleicht dem Manne, welcher den Ganges gegen seine Quelle zurückführen will.

Khalife. Er spricht Lästerung, so sehr er auch Geist seyn mag. Gott sagt: Eines jeden Seele soll den Tod schmecken, und wir wollen Euch mit dem Bösen und dem Guten versuchen, und dieſs soll Eure Probe seyn!

Ben Hafi. Und der Geist fuhr fort:

Starre mich an, und schüttele dein zweifelndes Haupt — der Stachel dringt tief in's Herz.

Sieh auf den in der Sonne glänzenden, durch das beblümte Grüne sich windenden Fluſs! — seine leuchtende Fluth erquickt dein Auge — tauche deinen Blick mit mir hinein — sie treibt den entseelten Körper eines blühenden Jünglings nach dem Weltmeer, den seine nächsten Verwandten heimlich ermordeten, um ihn zu beerben.

Umsonst forschest du nach, und nennte ich dir sie auch; Dunkelheit deckt das Verbrechen, der Ankläger wird zu Schande, das Schweigen ist erkauft, und der, welcher es verkauft hat, sitzt unter den Beschützern der Waisen dieses Landes.

Bemerke jenes alte Weib, die an dem Gesträuche langsam hinschleicht, und die blühenden, durch ihre bezaubernden Farben, anlockenden Blumen bricht! Diese schön geschmückten Kinder der Erde verbergen Gift in ihrem Kelche; sie sammelt es zu einem künftigen, gedungenen Verbrechen, dem deine Weisheit nicht zuvorkommen wird, und tritt die schmucklosen Heilkräuter, die um die schimmernden Vergifterinnen stehen, mit Füſsen.

Abgerissen, stückweise, einzeln werfe ich dir hin, was ich mit einem Blick übersehe.

So weit mein Auge reicht, so weit dein Geist fleucht, der vor einem Augenblick dieses glückliche Land umschaute und durchdrang, und sich ergötzte, sehe ich Thorheit und Wahnsinn und Bosheit zu Verbrechen reifen — verschwinden — und den Samen zu neuen keimen, empor wachsen.

Sey stolz auf deine Tugend! Euer Herrschen und Regieren ist nur ein Kampf mit einer ungeheuern, unwiderstehlichen Macht, die aus dem Menschen, und durch den Menschen, und auf den Menschen wirkt; die, weil ihr sie nicht besiegen könnt, euern Kampf zu Spiegelfechterey macht, den Ihr nur so lange fruchtlos fortsetzt, als Stolz und Täuschung euch dazu Kräfte borgen.

Abdallah wollte reden; aber mit grellem schneidenden Tone rief der Geist:

Schweige jetzt! Ich wollte dich in den Pallast führen, aber schon höre ich den lauernden Mörder den Bogen spannen — die Sehne ertönt — der unschuldige Wanderer hört ihren Klang nicht. Nun zieht der Meuchelmörder behutsam den giftigen Pfeil aus dem Köcher — sein Auge miſst scharf und kalt den Weg bis zu dem Herzen des Sorglosen — des Mörders Herz schlägt nicht — die Begierde zu morden hält den Athem fest in der Brust — das Blut in seinen Adern steht still — so viel vermag die Neigung zum Bösen über die schnellen Triebräder des Lebens, wenn der Mensch die böse That vollbringen will. — Der giftige Pfeil zischt durch die Luft — mein Ohr vernimmt sein Zischen — vernimmt das Ächzen Khaleds — das Röcheln Khaleds — und mein Auge sieht das Lächeln der Zufriedenheit des verborgenen Mörders.

Der Geist verschwand.

Abdallah erblaſste, bebte, erstarrte, und als seine Glieder sich wieder lösten von der Erstarrung, sein Bewuſstseyn zurückkehrte, und die schreckliche Ankündigung abermals durch sein Herz fuhr, stürzten Thränen aus seinen Augen, und vor seinem Gesichte breitete sich ein dicker, schwarzer Flor aus, auf dem die Bilder und Gestalten, welche der Geist in sein entflammtes Gehirn geschleudert hatte, in blutrothen Zügen schwebten, und auf ihn einzudringen drohten.

Herr der Gläubigen, und wenn du diesen Abdallah durch Unglück willst geprüft sehen, so bist du nun nahe daran.

Khaliſe. Ben Haſi, meinetwegen mache ihn nicht unglücklich; du weiſst wohl, ich wünsche, daſs es jedem auf Erden wohl ergehe. Ich habe selbst für den Thränen und Mitleid, der sein Unglück verdient oder zu verdienen scheint; was meynst du, was ich für den Redlichen, für einen Mann, wie dein Abdallah ist, thun würde?

Ben Haſi. Ich danke dir für ihn; doch gewissenhaft gebe ich dir die Wahrheit.

Groſsvizir, murmelnd dazwischen. Ich habe für keinen Thränen und Mitleid, weder für den Bösen noch für den stolzen Thoren.

Laut. — Herr der Gläubigen, beliebe doch zu bemerken, daſs das, was der Geist vorhin sagte, ganz genau mit meinem durch die Erfahrung bewährten Spruche übereinkommt!

Khaliſe. Was zögst du nicht auf ihn! Doch was sagte er?

Groſsvizir. Mein Spruch ist, wie du weiſst —

Khaliſe. O möchtest du ihn vergessen, und ich ihn nicht mehr hören.

Groſsvizir. Dieser sehr kluge und sehr erfahrne Geist sagt: „Euer Herrschen und Regieren ist nur ein Kampf mit einer ungeheuern, unwiderstehlichen Macht, die aus dem Menschen, und durch den Menschen, und auf den Menschen wirkt; die, weil ihr sie nicht besiegen könnt, euren Kampf zu Spiegelfechterey macht, den ihr nur so lange fruchtlos — fruchtlos, Herr! — fortsetzt, als Stolz und Täuschung euch Kräfte dazu borgen.“

Dieses beweist nun, daſs ich in allem Recht habe, und daſs dieser Geist die Menschen, für ein Wesen einer andern Welt, recht gut kennt.

Ben Hafi. Gerade so wie der Mann, der die Menschen, auf ihrem abgeschundnen Felle, zum Gehorsam lockt.

Groſsvizir. Dieſs ist, wie vorhin gesagt, nur eine Redensart, und wenn dein Abdallah nichts von diesem Geiste lernt, so ist alle Mühe an ihm verloren. Übrigens freut es mich herzlich, guter Ben Hafi, daſs du meinen Regierungsgrundsätzen immer näher kommst.

Ben Hafi schien nicht auf den Vizir zu hören. Der Khalife lächelte und sagte:

Vizir, du betrügst dich, wie es scheint; doch wir werden es ja erfahren. Wer weiſs des Menschen Gedanken, auſser Gott. — Er sagt: Wir schufen den Menschen und wir wissen, was seine Seele in ihm lispelt, und wir sind ihm näher, als ihm die Drosselader ist. Wenn die zwey Engel, gesandt Rechnung zu führen über den Menschen, ihren Auftrag ausrichten, und einer ihm sitzet zur Rechten und der andere zur Linken, so denkt er keinen Gedanken und spricht kein Wort, das sein schreibender Wächter nicht aufmerket.

O Vizir denke an die Rechnung des künftigen, unvermeidlichen Tages, und sorge nicht für die Rechnung deines Nächsten!

SECHSTER ABEND.

Ben Hafi erschien auf den Glockenschlag und begann:

Abdallah, Herr der Gläubigen, eilte bebend nach Dolt-Abad zurück. Die schreckliche Verkündigung des Mords des edeln Khaleds gab den wilden, peinlichen und widrigen Vorstellungen, die der Geist in seine Seele geworfen hatte, und die immer blutrother auf dem vor seinen Augen schwimmenden, düstern Flore schwebten, und in sein Gehirn zu steigen schienen, einen tiefen, schaudervollen Sinn. Selbst das heitere Licht der nun im Mittag glühenden Sonne schien ihm dicke Finsterniſs, gefüllt mit Werkzeugen des Todes und des Mords, welche um ihn herblitzten, und das Gefühl seines edeln Selbsts zerstückten. In dem Lispeln des Windes hörte er das Zischen des giftigen Pfeils, in jedem leisen Geräusche das Ächzen Khaleds.

Sobald er seinen Pallast erreichte, sandte er nach der Wohnung Khaleds. Man lieſs ihm zurück sagen, er sey den vorigen Abend auf sein Landhaus geritten. Abdallahs Eilboten flogen hinaus, und nach einigen angstvollen Stunden, zwischen dem wachsenden Entsetzen der Gewiſsheit und einem zitternden Strahl der Hoffnung, trat der Ober-Kadi vor ihn, und kündigte ihm den Mord des edeln Khaleds an. Abdallah erblaſste, Thränen füllten seine Augen und erstarrten, als ihn das Erinnern des furchtbaren, ernsten Weissagers überfiel. Mit zitternden Lippen fragte er:

Wie fiel er?

Der Ober-Kadi antwortete: „Durch einen vergifteten Pfeil in der Morgenstunde. Die Wunde über dem Herzen ist kaum sichtbar; aber das Gift der spitzigen Stachel des Pfeils drang in die Quelle des Lebens.“

Bey diesen Worten drückte sich das schwere, zermalmende Siegel der Gewifsheit allem dem auf, was der düstre Geist mit glühenden Zügen in Abdallahs Phantasie gegraben hatte, und gab seinen übrigen Weissagungen einen Nachdruck, vor dem er nun erbebte.

Der Ober-Kadi fuhr in seinem Berichte fort, und meldete: „der Thäter des Mords sey schon ergriffen und verhaftet, es sey Kasem, Khaleds bekannter Feind, den man bewaffnet mit Schwert, Bogen und Köcher, in der Gegend, wo das Verbrechen geschehen, gefunden hätte. Er läugne zwar die schreckliche That; aber sein allgemeiner Hafs gegen Khaled, der immer vergebens gestrebt hätte, sich mit ihm auszusöhnen, mache ihn nur zu verdächtig.“

Abdallah ging mit dem Ober-Kadi zu dem Sultan, den er in Ebu Amru's Gesellschaft fand.

Mit bebender Stimme und nassen Augen trug er dem Sultan den traurigen Bericht vor. Der Sultan antwortete kalt: „Ich war noch früher unterrichtet wie du, und sitze morgen über den Schuldigen zu Gericht.“

Die Kälte des Sultans bey der Ermordung eines Mannes, welchen er als den zuverlässigsten, treusten und tapfersten Vertheidiger seines Throns kannte, desſen Schwert ihm und seinem Volke so oft Sicherheit und Ruhe erkämpft hatte, sank schwer in die Schale des schon empfangenen Schmerzes, und machte das Gewicht der männlichen Kraft Abdallahs auf einige Augenblicke so leicht, daſs nun die Thränen aus seinen Augen träufelten, wie aus den Augen der Mutter, die heute den Säugling zur Leiche werden sieht, der noch gestern wie eine blühende Blume des Lebens an ihrem ihn nährenden Busen lag.

Khalife. Ich bitte dich, Ben Haſi, lege den Kummer dieses Mannes meinem Herzen nicht gar zu nahe, da ich ihm doch, wie du weiſst, nicht helfen kann. Könnte ich dieſs, so möchtest du ihn immer noch quälender schildern, denn in seiner Heilung fände ich ja wiederum Linderung.

Groſsvizir. Laſs dich dieſs nicht so sehr rühren, Herr der Gläubigen; Abdallah weint hier vor dem Sultan nicht über die Kälte des Sultans gegen Khaled, er weint schon im Voraus über die, welche einst seinen eignen Fall begleiten soll, begleiten wird, und muſs.

Khalife. Ich glaube es nicht; doch sage mir, Ben Haſi, ist es so?

Ben Haſi. Mischte sich auch dieſs Gefühl dunkel in seinen Schmerz, so bezeugte es ihm nur um so herber die schreckliche Wahrheit: daſs das, was er hier sähe und wahrnähme, der gewöhnliche Lohn der Tugend sey. Ich wünschte, dein Groſsvizir möchte einst in ähnlichem Falle dasselbe fühlen und von sich sagen können. Doch ich erzähle ja die Geschichte eines Menschen, leider eines seltnen Mannes, nicht die Geschichte eines Groſsvizirs — eines Mannes, der, wenn er auch fallen sollte, gewiſs gröſser fällt, als gewisse Groſsvizire jetzt auf ihren Füſsen zu stehen scheinen.

Übrigens erzähle ich seine Geschichte dir, Herr, weil in deinem Herzen ein reiner Geist wohnt, und kein feindliches Wesen, welches, wenn es recht höflich ist, das Gute nur zur Thorheit macht. Meine Geschichten erfordern Zuhörer, die ausgedehnte Menschheit und moralische Kraft in ihrem Busen tragen, und keine Groſsvizire.

Der Groſsvizir lächelte, Ben Hafi sah darüber weg und fuhr fort:

Abdallah wankte aus der Gegenwart des Sultans, überlieſs Ebu Amru das Feld, der bey dem Sultan das schon zu Ende gebracht zu haben scheint, was, wie man glauben könnte, der frostige Geist mit unserm Helden selbst beabsichtiget.

Der Schlaf besucht einen Mann nicht wie Abdallah, wenn er einen solchen Tag gelebt hat. Die widrigen, verworrnen Bilder des Geschehenen, des geweissagten Künftigen, zogen in ununterbrochener Reihe vor seinem Geiste auf und ab. Vergebens war das Streben und Kämpfen seiner Vernunft, diese schreckliche, feste Ordnung zu brechen, und mit ihrem Lichte zu verscheuchen. Aus jeder Betrachtung, jeder Erinnerung des Vergangenen, jedem zaghaften Blick auf die Zukunft, sprang ein neues Gewühl finstrer Bilder, die vor seinem Geiste hinzogen, und sich an die vorigen anschlossen. In dieser ängstlichen Verwirrung wollte er den Geist heraufrufen; aber sein Herz erstarrte bey dem Gedanken, und die dunkle Ahndung fing nun an, sich deutlicher und peinvoller zu entwickeln. Er sah endlich die Sonne herauf steigen, um noch unglücklicher zu werden.

Der Sultan saſs auf seinem Throne, die Groſsen des Reichs standen um ihn herum. Abdallah wunderte sich, seinen Bruder Mansur prächtig gekleidet, nicht weit von dem Throne neben Ebu Amru stehen zu sehen; aber er erstaunte, als er auch seinen Vater erblickte, der dem Tode schon so nahe war, sich nun hier befand, und finster auf ihn sah.

Auf den Wink des Sultans ward Kasem, der Mörder Khaleds, vorgeführt, und ihm sein Verbrechen von dem Ober-Kadi vorgelesen.

Er läugnete die That mit einer Art, die von einem reinen Gewissen zu zeugen schien.

Als man ihm sein feindliches Verhältniſs mit Khaled vorhielt, und die Zeugen auftraten, welche ihn in der Nähe des Ermordeten mit Bogen und Köcher gefunden hatten, antwortete er gelassen:

„Ich läugne nicht, daſs ich ein Feind Khaleds war. Mein Haſs war offen und jedem bekannt, so wie seine Ursache. Er hat mir einst aus Eifer für deinen Dienst, Herr, das bitterste Unrecht angethan, und mich unverschuldet, vor den Augen meiner Waffenbrüder, mit dem Namen eines Feigen beschimpft. Giebt es für einen Krieger etwas Schrecklichers, als den Vorwurf der Feigheit, von einem Manne, der, als der Tapferste, mit einem solchen Worte auf immer tödtet? Der Schein war gegen mich; aber auch nur der Schein, denn ich war tapfer, da ich feige schien, da ich durch Zurückweichen wirkte, was andere in diesem Augenblick nicht mehr durch ihren Muth vermochten. Ich schwieg, weil ich von dem kalten Verstande und der strengen Gerechtigkeit Khaleds, von seinem Hasse gegen alle Verläumdung hoffte, er würde sich in einem Falle, wobey die Ehre eines alten erprobten Kriegers auf dem Spiel stände, nicht von dem Scheine blenden lassen. Und doch geschah es, und um so mehr haſste ich ihn, weil ich der erste war, gegen den er sich ungerecht bewies, und weil ich glaubte, persönlicher Widerwille oder Neid trieben ihn zu einem, ihm so fremden Betragen. Ich trat entehrt aus der Zahl der Krieger, lebte hier verborgen, niedergedrückt von der Schande. Nun suchte schon seit langer Zeit Khaled mich wieder zu gewinnen. Oft klopfte er an die Thüre meiner Hütte; mein Haſs kochte fort, ich wies ihn rauh zurück. Vor einigen Tagen drang er gewaltsam ein, und rief mir auf der Schwelle stehend zu:

„„Hasse mich, Kasem, nur höre mich! Mache mir Vorwürfe, nur laſs mich gerecht gegen dich seyn. Der Sultan hat mich zum Statthalter von Baglana ernannt, und wenn mich dieses erfreut, so geschieht es darum, daſs ich dich zu dem mir Nächsten in Rang und Würde wählen darf. Der edle Abdallah hat schon eingewilligt. Nur dadurch kann ich unsern Waffenbrüdern zeigen, welches Unrecht ich dir einst gethan habe, und wie ich mein Unrecht zu erkennen weiſs.“

„Mein Haſs schmolz mehr vor seinem Blick, und durch seinen sanften Händedruck, als durch das Glück, das er mir zeigte. Doch sprach ich nicht; denn er kam mir diesen Augenblick gar zu groſs und gut vor. Er bestellte mich als einen wieder gefundnen und wieder gewonnenen Freund auf seinen Landsitz, um sich mit mir über das Weitere zu bereden. Einsam zog ich die Straſse hin. Nahe an seinem Landsitze hörte ich das Zetergeschrey des Mords, und ehe ich mich erkannte, umringte man mich als seinen Mörder.“

Man forderte Beweise seines Vorgebens. Da er nun keine andern, als die Worte des Ermordeten vorbringen konnte, und einer der Zeugen den Pfeil vorzeigte, womit Khaled getödtet worden, und dieser Pfeil den übrigen ganz ähnlich war, die Kasem in seinem Köcher führte; er ihn auch selbst für den seinigen erkannte; so fiel der Todesspruch auf sein Haupt.

Kasem rief: „O Khaled! Khaled! Tapferster der Ginzurater! In deinem Leben thatest du mir Einzigem schrecklich weh! Dein Tod von der Hand des verborgenen Meuchelmörders tödtet mich nun heute! Der Unschuldige, welcher unter der schmählichen Last der Schande, von dir ihm aufgelegt, so viele Jahre geschmachtet hat, muſs nun in dem Augenblick als dein Mörder sterben, da du ihn davon reinigen wolltest. Unbegreifliches Schicksal! Den, welchen du zerschlagen willst, wählst du frühe zu deinem Raube aus.

Du triffst ihn, gehst schweigend, verhüllt vorüber, und das stille Grab verschlingt dein gewähltes Opfer, ohne Rechtfertigung und Genugthuung!“

Der Sultan erklärte von seinem Throne Mansur zum Statthalter in Baglana. Mansur und sein Vater fielen vor ihm nieder zu danken. Abdallah erstarrte; die schwarze Weissagung des Geistes über seinen Bruder schauderte durch seine Seele — er bebte — erblaſste — und schon schoſs, in gewaltigem Strome, die hohe Kraft seiner innern Tugend durch seine noch bebenden Glieder, und unterjochte alle Verhältnisse, die ihn so drohend, so sprechend umgaben. Er öffnete die Lippen zu reden, und plötzlich erblickte er alle Anwesenden, den Sultan selbst auf seinem Throne, bebend, erstarrt, als zerschmetterte sie eine erhabene Macht. Aller Blicke waren starr auf einen einzigen Gegenstand geheftet. Abdallah sah sich um, und der Geist trat herein, mit seinem kalten, ernsten, zermalmenden Wesen, gekleidet in sein wunderbares, rollendes und rauschendes Gewand, bewaffnet mit einem straff gespannten Bogen von Ebenholz, auf welchem ein gefiederter Pfeil zum Abflug fertig lag. Mit sausendem Gange, in das sein schwebendes Gewand lispelte, mit fester, unerschütterlicher, fürchterlich schön erhabener Miene, schritt er in die Mitte des Saals, vor den Thron des Sultans, den Bogen gespannt, den Pfeil gerichtet gegen den Sultan, und keiner seines Hoſs, keiner seiner Wache fühlte die Kraft, sich dem Zermalmenden mit That oder Rede entgegen zu stellen, und den erstaunten Herrn gegen den drohenden Pfeil zu schützen.

Der Geist sprach, und langsam, und schwer, und schallend, wie der am fernen Gebirge hinziehende Donner, fielen seine Worte durch das Gehör in die Herzen der erstarrten Zuhörer.

„Söhne des Staubes, welche Schein, Wahn und Trug verblenden! Ich, der Rächer der ewigen Gerechtigkeit, trete unter euch, bewaffnet mit dem nie fehlenden Bogen der Rache, den Verbrecher zu strafen, den Unschuldigen zu retten, und euch vor Mord zu bewahren. Dieser Krieger hier hat Wahrheit geredet. Euer Herz würde das seine aus seinen Worten erkannt haben, wäre euch der blendende Schein nicht willkommner, als die nackte Wahrheit. Der Pfeil, den jener bestochene Zeuge vorwies, ward vorsätzlich mit dem vergifteten verwechselt, um den wirklichen Verbrecher zu retten. Hier liegt er auf meinem gespannten Bogen, den meine nie fehlende Hand umfaſst. Nun bewege ich langsam das nie irrende Geschoſs durch euern Kreis, von dem an, der auf dem Throne sitzt, nach seiner Linken, dann zu seiner Rechten — an allen hier Versammelten vorüber. Der Unschuldige fürchte das giftige Geschoſs nicht, nur der Meuchelmörder bebe. — So wie der weit treffende, nie fehlende Bogen der Rache sich gegen seine Brust wendet, fährt der von ihm vergiftete, aus Khaleds Wunde gezogene Pfeil in sein Herz, und zeigt euch Khaleds Mörder, ohne daſs meine Hand die sausende Saite berührt!“

Während der Geist so sprach, bewegte er sich mit langsamen Schritten, und wandte den gespannten Bogen.

mit ernstem, forschendem, durchdringendem Blicke, von dem Sultan nach seiner Linken herunter, von seiner Rechten herunter — Bebend sah jeder den Bogen gegen seine Brust gekehrt, doch stand der Unschuldige, obgleich mit zitternden Knieen. Da aber der Geist den Bogen langsam gegen Mansur wandte, und sein kalter, zermalmender Blick in seine Seele drang — und die Sehne erklang, erblaſste Mansur und fiel zu Boden, als stürzte ein Felsen des Gebirges auf sein Haupt.

Der Geist rief in seinem kalten, düstern Tone:

„Hier liegt Khaleds Mörder, verblendeter Richter!"

Die Decke der Verblendung fiel vor den Augen der Anwesenden herunter, und die Angst des Todes ergriff das Herz Abdallahs. Sein Vater lag zu den Füſsen des Sultans, eine starre Leiche, und Mansur erhob das Haupt, erblickte den Geist und rief:

„Verflucht sey mein Bruder! Verflucht sein Meineyd! Verflucht sein Haſs! Ja, ich vollzog die blutige That, um durch Mord zu erwerben, was sein Neid mir versagte!"

Der Geist wandte sich zu Abdallah:

„Laſs sehen, ob deine Tugend diese Probe besteht, ob du Muth hast, den Verbrecher dem Gesetze zu opfern, der aus gleichem Blute mit dir gebildet ist, dessen Verbrechen das deinige wird, wenn er der rächenden Vergeltung nicht abbezahlt. Ich zog die Decke der Täuschung vor euren Sinnen weg, Söhne der Erde, und überlasse euch der ernsten Betrachtung über das, was ihr gesehen und vernommen habt!"

Der Geist verschwand; der Pfeil war hinter Mansur tief in die Wand des Saals gedrungen.

Der Sultan winkte Abdallah, dieser der Wache, und der bestürzte, bebende Sultan entfloh.

Nun drangen die Verwünschungen des erwachenden Vaters, des gefesselten Bruders in die Ohren Abdallahs, und zerrissen sein Herz. Er warf sich vor seinem Vater nieder, und wollte seinen Fuſs umfassen. In knirschender Wuth entzog er ihm denselben, und stieſs ihn damit gegen die Stirne. Ächzend küſste Abdallah den Fuſs, der ihn so schmählich zertrat, und ein noch schrecklicherer Fluch fiel von den Lippen des wüthenden Greises auf sein Haupt.

Aber in dem erhabenen Gezelte fiel ein hell leuchtender Blitz auf die Bilder des Lebens Abdallahs.

In seinem Herzen erwachte der Geist, der mächtiger als das Schicksal ist; er richtete sich auf, und sagte zu seinem Vater:

„Ich zürne dir nicht, mein Vater, daſs dein Fuſs meine Stirne trat — hätte er auch mein Leben zertreten, so würde dich doch mein fliehender Geist noch segnen. Hier stehe ich, von dir gehaſst, von allen verkannt, und habe keinen Vertheidiger, als die Stimme meines Herzens, der sich das Ohr der Menschen verschlieſst. Vernähmest du sie, du würdest deinen Sohn bedauern, und deinen raschen Fluch bereuen. Dein Fuſs stieſs mich weg — es ist der Fuſs eines Vaters, aber doch eines Menschen — die Tugend nimmt mich auf, sie ist ewig. Der Mensch vergeht;

aber nicht das, was seine moralische Kraft gewirkt hat, und was mich nun über das Elend empor hebt.

„Ihr alle hier, die ihr Zeugen dessen wart, was mir geschah, verdammt mich; denn was mich frey spricht, ist euch fremd, und das, was meine Zunge bindet, euch unfaſslich. Werft das Loos über Abdallah, er fürchtet es nicht.“

Er entfernte sich, sein Angesicht voll Mitleid, Milde und Freundlichkeit gegen seinen Vater gekehrt. Die Wache führte Mansur ab. Das Gerücht von der wunderbaren Erscheinung des Rächers, der Entdeckung des Mörders Khaleds, mit den Abdallah belastenden Zusätzen, flog vom Hofe nach der Stadt, aus der Stadt nach dem flachen Lande — jeder heimliche Verbrecher bebte, staunte — und keiner der Horcher begriff.

Der Sultan saſs stumm und zerrüttet vor Ebu Amru, und sann der furchtbaren Erscheinung nach. Endlich hob er seine Augen zum Himmel empor, und sagte bewegt:

„Wer und was dieses wunderbare Wesen auch sey, es hat mich vor Vergieſsung unschuldigen Blutes bewahrt, mich auf mein ganzes Leben durch seine Erscheinung erschüttert und gewarnt. Ich danke ihm; der Mörder sterbe, und versöhne die Schuld, die er über uns gebracht hat!“

Ebu Amru schwieg. Einem Manne wie ihm dringt sich eine solche Erscheinung um so fürchterlicher auf, je kürzer die Dauer der Wirkung auf ihn ist.

30 Als Abdallah vor den Sultan trat, umarmte ihn dieser, indem er gerührt sagte:

„Unglücklicher! Verbleibe dir getreu, ich verbleib' es dir!“

Abdallah verbarg sein glühendes, benetztes Angesicht und stammelte:

„Beladen mit den Flüchen meines Vaters, trete ich nun vor dich, und keiner der Lebenden erkennt meine Unschuld, wenn du es nicht thust.“

Khalife. Deine Geschichte da, Ben Hafi, hat mich erschüttert, gerührt und überrascht, und dafür, daſs dieser unschuldige Kasem errettet worden ist, und du diesem Sultan das Schrecklichste erspart hast, was einem Monarchen widerfahren kann, laſs ich dir zwey hundert goldne Derhem ausbezahlen. Um dieser That willen bin ich selbst mit deinem frostigen Geist zufrieden, ob ich ihn gleich nicht leiden kann, und noch immer seine Tücke fürchte. Hier war er wenigstens zu Etwas gut, und der Gerechte, Ben Hafi, dankt selbst dem Teufel für das Böse, das er unterläſst; der Muselmann thut mehr, er hofft und wünschet seine Besserung. Dein Abdallah gefällt mir immer mehr; aber ich fürchte, ich werde um seinetwillen viel zu leiden haben. Doch bey dem Schlage! Was ist der Schlag? Wer soll dir begreiflich machen, wie schrecklich der Schlag seyn wird? An diesem Tage sollen die Menschen zerstreut werden, und die Gebirge sollen werden wie gekrämpelte Wolle von verschiedner Farbe, die der Wind vor sich her treibt. Aber dessen Waage schwer von guten Werken seyn wird, soll ein entzückendes Leben führen. Dieses wird das Loos der Gerechten seyn. Friede sey mit dir und euch!

SIEBENTER ABEND.

Ben Hafi erschien auf den Glockenschlag, und begann:

Der Sultan von Ginzurat, Herr der Gläubigen, fühlte zwar Mitleid mit Abdallah; aber dieses Mitleid war mehr ängstlich als rein. Vor seinem erschütterten Geiste zog sich ein dunkles, zweydeutiges Gebilde um Abdallahs That und Schicksal, und ohne daſs er ihn beschuldigen konnte oder wollte, sah er ihn doch unvermerkt als die entfernte Ursache des Mords Khaleds und des schrecklichen Verbrechens Mansurs seines Bruders an. Von diesen Empfindungen gequält, blickte er von nun an auf ihn, als auf einen Mann, der, so uneigennützig, groſsmüthig und gerecht er auch wäre, doch etwas unerklärbares, drückendes an sich trüge; der vielleicht darum zu solchen schauderhaften Ereignissen Anlaſs gäbe, weil ihn entweder das Glück gänzlich verlassen hätte, oder weil er aus Stolz, Starrsinn und allzu schonungsloser Strenge die Tugend übertriebe.

Ebu Amru, der diese noch dunkeln Empfindungen leicht klar machen konnte, weil er sie selbst nach und nach erzeugt hatte, spielte auf diesen düstern Saiten fort, und ehe es sich der Sultan versah, so theilte er die Blutschuld zwischen Abdallah und seinem Bruder. Ebu Amru konnte ihm nun leicht beweisen, daſs, wenn Abdallah seinem unglücklichen, um den Staat so sehr verdienten Vater Wort gehalten, und die groſsmüthigen Gesinnungen des erhabenen Sultans für seinen einst edeln Bruder benutzt hätte, so würde Khaled noch für den Dienst des Vaterlandes leben, Mansur von Verbrechen rein seyn, und dem Sultan durch seine entschiednen groſsen Eigenschaften nützen können. Ja selbst der groſse und tugendhafte Abdallah würde nun nicht als ein Mann dastehen, der aus Grundsätzen, die jedem verdächtig schienen, weil sie keiner faſste, Unglück um sich her verbreitete, und dadurch das traurige, niederdrückende Vorurtheil erweckte, es müsse von nun an jedem seiner Schritte folgen, da er es selbst über die gezogen, deren Glück und Wohlfahrt ihm die Natur als Hauptpflicht auferlegt hätte.

Doch war Ebu Amru weit entfernt, die Tugend Abdallahs, die auch selbst in der Übertreibung noch Tugend bliebe, anzutasten. Er bedauerte nur, daſs Hof und Volk den seltnen Mann als die Ursache des Unglücks seiner Nächsten ansehen, und nach ihrer Art ihn laut beschuldigen würden, er habe seinen Bruder aus Neid zurückgedrängt. So habe man ihn auch schon längst, zwar unverdienter Weise, beschuldigt, er gäbe darum nicht zu, daſs der Sultan die ledige Kanzlerstelle besetzte, damit keiner den Ruhm mit ihm theilen möchte, die Giuzurater so glücklich zu machen, als er sie unter seiner unbeschränkten Alleinherrschaft zu seyn glaubte.

Seufzend setzte er hinzu: „Gehören zu der Ausübung der Pflicht, und zu der Beförderung dieses Glücks solche schreckliche Ereignisse, so miſsgönne ich ihm seinen zweydeutigen Ruhm nicht, und lieber wünschte ich, wenn ich einmal wählen müſste, daſs man ein Verbrechen gegen mich beginge, als daſs einer der unbedeutendsten deiner Unterthanen mir die Veranlassung zu einem Verbrechen gegen ihn zuschriebe. Dieſs kommt daher, Herr, daſs der Flug, den Abdallahs Geist genommen hat, für den meinen viel zu hoch ist; daſs ich, ein ganz gewöhnlicher Mensch, nur den gewöhnlichen Gang der Menschen gehen kann, das Gute zwar willig und mit Freuden bewirke, ohne es doch von andern und selbst von mir strenger zu erzwingen, als es ihr und mein Bedürfniſs erfordert.“

Du siehst, Herr der Gläubigen, daſs Ebu Amru mit deinem Groſsvizir so ziemlich aus einem Tone singt.

Groſsvizir. Da es der rechte ist, so wird er damit nicht übel fahren, das versichre ich dich.

Khalife. Aber sein Herr?

Groſsvizir. Wird sein Dienst dadurch befördert, so kann er nur gewinnen, und Ebu Amru scheint mir der Mann dazu. Träumer, wie dieser Abdallah, zerstören nur durch ihr wildes Feuer, bis sie sich endlich selbst aufbrennen. Alsdann muſs ein Mann auftreten, der die Menschen kennt, sie für das nimmt, was sie wirklich sind, und seyn können, um den Staat wiederum aus den Trümmern aufzubauen. Der edle Bruder meines erhabenen Herrn, des Nachfolgers des Apostels, war gerade ein solcher Mann wie dieser Abdallah, und auch er hatte das Schicksal —

Khalife. Kühner! wagst du die tiefe Wunde meines Herzens so frech anzutasten? Einen Mann mit einem Seitenblick zu nennen, den ich so stark beleidigt — durch euer Einblasen beleidigt habe — in dessen Armen ich nun sicher ruhen würde, und der des Thrones würdiger war, als ich! Laſs mich noch einmal diesen Miſsklang von deinen verwegenen Lippen hören, bey dem erhabenen Propheten! — ich halte meinen Schwur zurück; aber, bey dem Regen des Himmels, der das trockne Land erquickt! ich will dich in die weite Welt senden, und du sollst mir nicht eher wiederkehren, bis du ihn in meine Arme zurückgeführt hast.

Ben Haſi's und des Khalifen Augen begegneten sich in einem Punkte des Gefühls, und der Groſsvizir wuſste, wann er durch Schweigen gewann.

Ben Haſi fuhr fort:

Während man Abdallah und sein Unglück so schonungslos beurtheilte, fühlte er die schwere Last desselben, und nicht das Bewuſstseyn seiner Unschuld, nicht die Überzeugung nach Pflicht gehandelt zu haben, konnten seine Leiden lindern. Er sah seinen mit Ketten belasteten Bruder zum Tode des Verbrechers verurtheilt — sein Vater stand vor ihm — die weiſsen Haare, die über seine vor Wuth funkelnden Augen stürzten, bewegten sich unter dem Schrey der Verwünschung, die seine Seele zerriſs. Er fühlte den Tritt des Verwerfenden an seiner glühenden Stirne. Gepeiniget von diesen Vorstellungen traten ihm die Bilder des Todes des Greises, des Bruders näher, und die ungerechte Anklage der Ginzurater sauste durch seine empörten Geister: „Du bist Schuld an dem Falle, der Schmach deines Hauses, und verdienst deines Vaters Fluch!“

Er empfand, daſs sogar der innre Beweggrund seiner Handlungen, und wenn er ihn auch laut bekennte, von den Verblendeten würde miſsdeutet und verspottet werden.

Zum erstenmal sah er nun mit Schauder auf die eingegangene Verbindung mit einem Wesen, das ihn durch seine Weissagung gegen seinen Bruder so gestimmt, das bisher alle seine Schritte so geleitet hatte. Schon jetzt würde er es als die einzige Ursache seines Elends angesehen haben, wenn seine letzte rächende Erscheinung seinen Geist nicht unterjocht, und ihm das Geständniſs abgedrungen hätte, seine Weissagung sey durch die blutige That seines Bruders bestätigt, und er habe durch die Erfüllung seiner Pflicht sein Vaterland vor noch schrecklichern Verbrechen bewahrt. Eben so empörend fühlte er, daſs der Sultan einen Schuldlosen verdammen wollte, und daſs diesen nur die Erscheinung des furchtbaren Geistes gerettet hatte. An diesen Gedanken schloſs sich die Betrachtung des unmenschlichen Betragens seines Bruders, der durch sein Schweigen, da ein Unschuldiger vor seinen Augen um eines Verbrechens zum Tode verdammt ward, das er selbst begangen hatte, seine entsetzliche That so ungeheuer machte, daſs sich selbst das brüderliche Herz dem Mitleid verschlieſsen muſste. Schaudernd rief er: „Und diesen mit einem Morde befleckten Mann erklärte der Sultan zum Statthalter seines Volks, und dieser Mann dankt ihm vor den Augen dessen, den er für sein Verbrechen so eben zum Tode verurtheilen hörte — und ich sollte über sein Schicksal klagen — es bereuen, daſs es sich so entwickelt hat!“

Sein Herz ermannte sich, dankend blickte er auf den ernsten, furchtbaren Geist, der durch Enthüllung der verborgenen That die verletzte Gerechtigkeit so erschütternd gerächt, das Vergeltungsrecht so schaudernd ausgeführt und den Verblendeten eine unauslöschliche Warnung hinterlassen hatte. Diese That unterjochte jetzt sein Herz und seinen Verstand, so unbegreiflich ihm auch dieses Wesen nach seinen zweydeutigen Äuſserungen vorkam.

Trotz der allgemeinen Anklage, den Verwünschungen, dem Hasse seines Vaters, den ihn umheulenden Vorwürfen seiner Verwandten, dem kalten Blick der Hofleute, würde er sich doch durch seine innre Kraft und sein reines Bewuſstseyn empor gearbeitet und dem rächenden Gesetze seinen Lauf gelassen haben, wenn ihn sein Vater, den er auf seinen Befehl bis hierher fliehen muſste, nicht plötzlich in seinem Kampfe gestört hätte. Er lieſs ihn rufen. Die Erschütterung des Geschehenen, der Todesspruch des Sultans über seinen Sohn Mansur hatten den Greis wiederum an den Rand des Grabes getrieben, von welchem ihn die Hoffnung der glänzenden Versorgung desselben auf einige Augenblicke entfernte.

Der Greis lag ringend mit dem Tode, seine Stirne benetzt von dem kalten Schweiſse des letzten schweren

Kampfes. Er winkte Abdallah, faſste seine Hand, und sprach mit schwacher Stimme:

„Rette deinen Bruder von dem schmählichen Tode des Verbrechers, und ich will vergessen, was du ihm und mir gethan hast. Laſs mir nur diesen Gedanken nicht das Herz brechen: er sterbe als Mörder, weil sein Bruder ihn verwarf. Rette den Unglücklichen, ich will meinen Fluch zurücknehmen, und dich segnend sterben. Eile schnell, das schwache Leben zittert nur noch in meinem bangen Herzen, ich will es fest halten, bis du zurückkommst, und mir Nachricht von seiner Flucht bringst — dann will ich an der letzten traurigen Freude sterben!“

Abdallah zitterte beym Eintritt vor Vorwürfen und Verwünschungen; aber mächtiger als Vorwürfe und Verwünschungen wirkten die mit dem letzten Hauche des Lebens ausgesprochenen, kaum vernehmlichen Worte des milden, flehenden, sterbenden Vaters. Der Blick, der sie begleitete aus den verlöschenden, düster funkelnden Augen, aus denen der sich lösende Geist, nur noch von dem letzten Wunsche, der einzigen Hoffnung gefesselt, strahlte — der schwache Druck der erkalteten Hand, entschieden über Abdallahs Schicksal. Alles versank um ihn her, das Geschehene, das Zukünftige, das Zubefürchtende — Pflicht, Tugend, Vaterland verloschen — er drückte die kalte Hand an seine Lippen, netzte sie mit seinen herabrollenden Thränen, und eilte davon, entschlossen, sich, alles, den Gewinnst seines vergangenen und künftigen Lebens hinzugeben, kaum denkend des Zwecks seines Lebens.

Der Abend war eingebrochen.

Auf dem Wege nach dem Staatsgefängnisse fühlte er den Athem des Geistes an seinen Wangen:

„Du eilst, Verblendeter, dein Schicksal zu entscheiden, deine Zwecke zu vernichten, deinen Fall zu befördern, Ebu Amru zu erheben, einen Verbrecher dem Gesetze zu entziehen, um ihn zu künftigen Freveln auszurüsten!“

Abdallah. Laſs Ebu Amru steigen und mich fallen! Laſs alles geschehen!

Näher dem Staatsgefängnisse vernahm er abermals den Geist:

„Unsinniger! Um die letzten unnützen Stunden eines Sterbenden zu erheitern, der morgen in Verwesung sinkt, vergiſst du deine Pflicht.“

Es ist mein Vater, seufzte Abdallah, dessen Segen allein mein Leiden lindern und heilen kann.

Geist. Soll der Mörder nicht büſsen?

Abdallah. Das Bewuſstseyn seines Verbrechens folgt ihm.

Geist. Umsonst, sein Herz ist verhärtet, und du greifst gewaltsam durch die Gesetze, die ich gerächt habe. Du öffnest dem Verbrecher das Gefängniſs, um ihm zu neuen schrecklichen Freveln Muth zu machen. Befreye ihn, und er wird unter Ebu Amru's Schutz, mit Ebu Amru's Hülfe, vollziehen, was ich dir geweissagt habe.

Abdallah ächzte, und der Blick des sterbenden Vaters drang in sein Herz, und seine letzten Worte drangen in sein Herz, und verdunkelten das Licht seines Herzens und seines Geistes.

Als er in den Vorhof des Gefängnisses trat, vernahm er nochmals das Lispeln des Geistes:

„Erfahre nun, was du gewinnst, wenn du deiner Neigung, und nicht meiner Warnung folgest.“

In der nämlichen Sekunde hörte Abdallah Getöse und Geschrey. Das Licht vieler Fackeln erleuchtete plötzlich den Vorhof. Die Wächter des Gefängnisses umringten, erkannten ihn, und traten ehrerbietig zurück. Der Oberaufseher eilte hinzu und berichtete ihm: „Mansur sey entflohen, und er tröste sich in seinem groſsen Unglück, daſs er sähe, die Flucht desselben sey ihm nicht fremd, da er sich selbst an diesem Ort befände.“

Abdallah floh betäubt zurück, eilte zu seinem Vater, und rief ihm zu:

„Dein Sohn Mansur war vor meiner Ankunft entflohen und ist gerettet!“

Der Greis hob die starren Hände langsam empor, blickte gen Himmel, und der letzte glühende, zitternde Funke der Freude schimmerte in den schon brechenden Augen; dann sagte er zu Abdallah:

„Nahe, mein Sohn, daſs ich dich segne, und den Fluch von deinem Haupte nehme, bevor ich sterbe. Du wirst nun nicht mehr ganz unglücklich werden können.“

Er segnete ihn.

Der schreckliche Gedanke, sein Vater segne ihn, weil er wähnte, er habe seinen, mit Mord befleckten

Bruder in Freyheit gesetzt, und ihm nach der Weissagung des Geistes zu neuen Verbrechen den Weg geöffnet, schauderte, während des Segens des Alten, durch Abdallahs Herz. Er hörte ihn nicht, er glaubte nicht an die Wirkung des Segens des sterbenden Vaters. Das Loos der verblendeten, über ihr Daseyn, Entstehen und Wirken unsichern, zweifelnden und immer forschenden Menschen drückte mit zermalmendem Gewichte auf ihn.

Als der Greis ihn gesegnet hatte, horchte er erst auf das Nähere, und er sprach:

„Abdallah, du sollst doch gesegnet bleiben, denn du wolltest ihn retten! Und gesegnet sey auch der, der ihn gerettet hat!“

Bald darauf versank der Greis in einen sanften Schlummer, Abdallah wachte an seinem Bette, empfahl ihn Morgens den Dienern, und begab sich in seinen Pallast.

Der Ober-Kadi stattete ihm Bericht von der Flucht seines Bruders ab, und setzte hinzu:

„Sie war dir vor mir bekannt, da du dich selbst im Augenblick seiner Flucht in dem Vorhofe des Gefängnisses befandest!“

Abdallah begab sich mit ihm zum Sultan, und meldete die Flucht seines Bruders.

Entrüstet fuhr ihn der Sultan an:

„Mag der Mörder unstät irren, und das Gewissen an seinem Herzen zehren bis er sterbe! Aber daſs du, Abdallah, deine Pflicht so weit vergessen hast, die Gesetze, deren Rächer du seyn sollst, aus Liebe zu einem Bruder zu verletzen, den du doch zum Verbrechen gereitzt hast, dieſs nebst der Rache der unbefriedigten Vergeltung lege ich zu meiner und meines Volkes Rechtfertigung deinem Gewissen heim. Trage die Blutschuld! Und was wirst du dem künftigen Verbrecher antworten, wenn er dich an diesen Fall erinnert?“

Abdallah. Ich habe die Flucht meines Bruders nicht befördert.

Sultan. Fand man dich nicht in dem Vorhofe des Gefängnisses? Lieſs nicht der Oberaufseher von der Verfolgung des flüchtigen Verbrechers ab, da er dich erkannte und aus deiner Gegenwart sehr richtig schloſs, nur der Mann, der mir an Macht der nächste ist, könnte die Ketten seines Gefangenen gelöst haben.

Abdallah. So scheint es.

Sultan. Und ist es nicht so?

Abdallah. Nein!

Sultan. Was führte dich nach dem Gefängniſs?

Abdallah. Eben das, dessen du mich beschuldigest; das ich zwar thun wollte, aber nicht gethan habe.

Sultan. Absicht und That — straft nicht beyde das Gesetz? Dem Gesetze soll genug geschehen, und Khaleds Blut versöhnt werden.

Abdallah wollte nun dem Sultan die ganze Veranlassung des Geschehenen erklären, als er das leise Lispeln des Geistes vernahm:

„Greife in deinen Gürtel über der rechten Hüfte.

ziehe das beschriebene Blatt hervor und überreiche es dem Sultan.“

Abdallah that es. Es war ein handschriftlicher Befehl des Sultans an den Ober-Kadi: Mansur heimlich entfliehen zu lassen, auszustreuen, er habe sich selbst gerettet, man wisse nicht wie, und über diesen Befehl bey Todesstrafe zu schweigen.

Abdallah küſste das Blatt, und überreichte es dem Sultan. Die Stirne des Sultans ward dunkeler und er sprach:

„Abdallah ist rein von der Ausführung der That, nicht von dem Willen sie zu begehen, wie er selbst gestanden hat. Die Anklage mag fallen, das Gesetz mag schweigen. Könnte ich nur vergessen, daſs ein Fall möglich war, in welchem Abdallah Pflicht und Gerechtigkeit verletzen konnte. Aber wie kommst du zu diesem Blatt?“

Abdallah. Es rechtfertigt mich von der That, mehr sollt' es nicht; laſs dir dieses genug seyn, Herr, und erlaube mir, mich zu entfernen, die Augen meines Vaters zu schlieſsen, und seine Leiche der Erde zu geben.

Der Sultan hatte wirklich diesen Befehl an den Ober-Kadi gesandt; denn Ebu Amru stellte ihm Abdallahs Neid so lange als die Ursache des Verbrechens Mansurs vor, bis er sein Mitleid für den Mörder rege machte. Sobald er diese Wirkung wahrnahm, mahlte er ihm das bevorstehende, alle Herzen empörende Elend des Vaters vor, da gewiſs Abdallah seinen Bruder der Rache der Gesetze hingeben, und in der Verdammung desselben einen Ruhm, nach Pflicht und Recht zu handeln, suchen würde, wovor die Menschheit erbeben müſste. Um Abdallah ein noch gröſsres gesetzliches Verbrechen zu ersparen, setzte er hinzu, müſste der Sultan die Tafeln des Vergeltungsgesetzes in diesem Falle verhüllen.

Als nun der Sultan die Gegenwart Abdallahs in dem Gefängniſs, nebst der Deutung derselben vernahm, so wollte er die Gelegenheit nutzen, ihn dadurch zu verwirren und zu demüthigen, daſs er ihn zu einem Geständnisse zwänge: er habe hier seine Pflicht der Neigung aufgeopfert. Dieſsmal hoffte er gewiſs das Vergnügen zu genieſsen, dem Mann einen gegründeten Vorwurf machen zu können, der sich bisher gegen alle decken konnte.

Da sich aber nun das Spiel gegen ihn selbst wandte, so fühlte er sich durch das Miſslingen seiner Absicht um so mehr beleidigt, und sein Herz, das die Zunge Ebu Amru's schon lange vergiftet hatte, machte Abdallah den vermeynten Sieg über ihn zu einem gröſsern Verbrechen, als die That, der er ihn überführen wollte, vor seinen Augen gewesen war.

In diesem finstern Augenblick entschied er in seinem Geiste: Ebu Amru zum Kanzler zu machen, und sey es auch bloſs darum, den Stolz Abdallahs zu demüthigen.

Sieh, Herr der Gläubigen, so handelt selbst der sonst gerechte Herrscher, wenn er einmal dem gefährlichen Beschwörer sein Ohr geöffnet hat. Dieser spielt dann so lange auf der Saite seiner Schwäche, bis er ihn in dem Netze seiner eignen Thorheit verstrickt hat, das er mit eignen Händen weben muſste.

Der Ober-Kadi, welcher des Sultans Fragen nicht zu beantworten wuſste, wurde aus Verdacht, er habe Abdallah den Befehl des Sultans überliefert, in Mansurs Gefängniſs geworfen.

Khalife. Ich fürchte für diesen guten Abdallah, er steht zwischen zwey gleich gefährlichen Wesen; doch scheint mir der Mensch Ebu Amru noch weit gefährlicher, als der frostige Geist. Gott helfe ihm, und bewahre mein Ohr vor dem Gifte des Beschwörers, und lasse mich, wenn er lispelt, so taub wie mein treuer Masul seyn!

Wahrlich, wir wollen die Todten zum Leben auferwecken, und wir wollen die Werke niederschreiben, die sie vor sich her gesandt haben, und die Fuſsstapfen, die sie hinter sich gelassen haben.

Ich hoffe dein Abdallah wird sich in seiner Lage dieser Worte erinnert, und in ihnen Trost gefunden haben. — Friede sey mit dir und euch!

ACHTER ABEND.

Ben Haſi erschien auf den Glockenschlag und begann:

Indessen Abdallah bey der Leiche seines Vaters trauerte, und sie der Erde übergab, ward Ebu Amru von dem Sultan in den Divan als Kanzler eingeführt. Mit Kühnheit, Gewandtheit und rascher schonungsloser Thätigkeit trat er seine Geschäfte an. Er verstand die Kunst, sich und dem Sultan alles leicht zu machen, und jedes Ding so zu drehen, daſs es das Werk des Herrn und nicht das seinige zu seyn schien. Eben so leicht gelang es ihm, den Sultan zu überzeugen, daſs er nun erst wirklich regiere, und den Ruhm genösse, dessen man ihn bisher so frevelhaft beraubt hätte.

Gleichwohl bemerkte Ebu Amru, daſs tiefe Achtung, Mitleid und Erinnerung der jugendlichen Verbindung, des schönen, ruhig genossenen Glücks der blühenden Jahre, noch immer zur Gunst Abdallahs in dem Herzen des Sultans sprachen; daſs er sogar in seinem Miſsbehagen über ihn fühlte, er handele nicht gerecht. Darum fürchtete Ebu Amru, wenn Abdallah von seinem Stolze und Starrsinn, denen er sein Betragen allein zuschrieb, nur etwas nachlieſse, und dem Sultan mit Zutrauen und frohem Sinne nahte, könnte er sehr leicht das lockre Band der alten Freundschaft wiederum fester knüpfen. Er verlieſs sich indessen auf die Macht, welche ihm seine Stelle verlieh, und wodurch Abdallahs Macht beschränkt ward, auf Abdallahs allzu strenge Tugend, die das Miſsbehagen des Sultans mehr reitzen als besänftigen muſste, auf die düstre Stimmung, welche ihm das Unglück seines Hauses eingeflöſst zu haben schien, und vorzüglich auf seinen eignen Einfluſs auf den Sultan.

Bald fand er Gelegenheit alle diese Hülfsmittel auf einmal in Bewegung zu setzen, denn der Sultan trug ihm das Gericht über den Ober-Kadi auf.

Abdallah vernahm Ebu Amru's Erhebung zum Kanzler, die ihn mit demselben in einen unaufhörlichen Kampf setzen muſste, mit dem tiefſten Kummer.

Groſsvizir. Ich glaube es wohl, dein Geist hat uns ja gesagt, warum.

Ben Hafi. Und gleichwohl fühlte er diesen Kummer mehr um des Sultans, als um seinetwillen. Denn da ihm der Geist auch die obige geheime Veranlassung zu Ebu Amru's Erhebung zutrug, so sah er nach seinen jetzt gespannten Sinnen den Sultan noch viel tiefer gesunken, als er es vielleicht wirklich war. Dieſs kam daher, daſs er sich von der Einbildung noch nicht heilen konnte, in dem Sultan einen Freund zu sehen und zu lieben, sich noch immer mit ihm in einem Verhältnisse zu träumen oder zu denken, wovon man wohl aus der alten Vorwelt einige Beyspiele hat, die aber weder Sultane noch Vizire gegeben haben. Von dieser Einbildung konnte ihn weder sein langer

Aufenthalt am Hofe, das letzte falsche, hämische und tückische Betragen und Benehmen des Sultans in Ansehung der Flucht seines Bruders, noch die Erfahrung heilen, die wir ihn machen sahen und machen sehen werden. Er rechnete also mit dem Sultan bloſs nach seinem eignen Herzen in diesem idealischen Sinne ab, und vergaſs ganz die Lage, in welcher er sich nothwendig von dem Augenblick an gegen ihn befand und befinden muſste, da ihm dieser nur den Herrn und Herrscher zeigte.

Schuldlos, Beherrscher der Kinder des Apostels, wenn du ihm seine Verbindung mit jenem frostigen Wesen nicht zum Vorwurf machst, und dabey mehr auf seine irrigen und doch edlen Absichten siehst, stand nun Abdallah, durch das Verbrechen seines Bruders, den Tod seines Vaters, die Kälte des Sultans, vor den Augen der Hofleute und seines Herrn, als ein zu fürchtender Gegenstand verhaſsten Unglücks da. Man sorgte dafür, daſs sich dieses düstre Vorurtheil immer mehr unter dem Volke verbreitete. Und das Volk, das empfangene Wohlthaten so schnell vergiſst, weil es sie, wie dein Groſsvizir zum Verwahrungsmittel dagegen sagt, nur als einen Vertrag zu neuen Wohlthaten ansieht, sah Abdallah bald als einen Mann an, der es unmöglich gut mit ihm meynen könnte, da er es mit seinen eignen Nächsten so schlimm meynte, daſs er lieber seinen Bruder zum Morde reitzte und seinen Vater in's Grab stürzte, als das erfüllte, was doch Pflicht, Achtung und Neigung unbedingt für sein Haus von ihm forderten.

Diese Vorurtheile gegen ihn wurden durch seine Unthätigkeit noch mehr und schneller bestärkt.

Abdallah befand sich nun in der Lage, in welcher man, ohne es zu merken, von Miſsmuth zur Bitterkeit, von Bitterkeit zum Stolze, vom Stolze zur kalten Gleichgültigkeit, von der kalten Gleichgültigkeit zur Selbstsucht, und von der Selbstsucht zur Verachtung und Geringschätzung der Menschen, seines und ihres Werths, seiner und ihrer Bestimmung, übergeht. Ein Übergang, der bey Menschen, die in der Luft des Hofes leben, wo man bald überkühlt, bald überhitzt wird, so leicht geschieht, als er sie wenig kostet. Da aber Abdallah das gefährliche Gift der spekulativen Philosophie nie gekostet, und sich dem Kitzel des Forschens über unbegreifliche Dinge nie überlassen hatte, so siegte er, trotz allen Vorspiegelungen des Geistes, trotz den Neigungen, die seine durch das gefahrdrohende Glück Ebu Amru's noch mehr gereitzten Leidenschaften seinem Herzen unaufhörlich aufdrangen, über diese finstren Dämonen. Aber alle seine Thätigkeit, ja selbst der Trieb dazu, muſste ihm zu Marter werden. Jede That, die sein Geist entwarf, jeden Wunsch, den sein Herz schuf, jede Äuſserung des Willens, dieses oder jenes zu unternehmen oder auszuführen, zernichtete und zerblieſs der kalte Athem seines unermüdeten Verfolgers durch die Aufzählung ihrer widrigen Folgen. Er tödtete selbst den Genuſs seiner Sinne, da er die Täuschung vor ihnen wegzog, und von jedem Gegenstande die anlockenden Farben abstreifte, die unsern Blick, und durch den Blick unsre

Phantasie und unser Herz anziehen. Streckte Abdallah seine Hand zu einer wohlthätigen Handlung aus, so lähmte sie der Geist durch die trockne und schneidende Zergliederung des Bedürftigen. Unternahm er Geschäfte, wollte er etwas in dem Divan oder dem Sultan allein vortragen, so lispelte er ihm die Folgen zu, und da nun Menschen nichts unternehmen können, dessen Erfolg nicht zweydeutig sey; oder da das Beste selten ohne Mischung und ohne seinen nachhinkenden Begleiter, das Schlimme oder Böse, geschehen kann, und wir nun einmal glücklicher Weise keinen warnenden Geist zur Seite haben, noch haben sollen, als den, welchen uns der Erhabene zum Wächter in das Herz gesetzt hat, so muſste Abdallah, der sich an diesem sichern Warner allein nicht genügen lieſs, zu der furchtsamen, düstern Unthätigkeit herabsinken, zu welcher vermuthlich jeder von uns herabsinken würde, der die fernen und nahen Folgen seiner Handlungen vor Augen sähe.

Herr der Gläubigen, die Folgen jeder That sind vermischt und auſser unsrer Macht. Nur der reine Zweck, die lautere Absicht, die innre Stimmung des Handelnden, die durch das Herz gefühlte, durch den Verstand geleitete Anerkennung des Guten, drücken dem Werthe unsers Wirkens oder Nichtwirkens das Siegel auf. Den Erfolg müssen wir der ewigen Anordnung unbedingt überlassen, die unserm Geiste immer dunkler wird, je mehr wir Erfahrung machen, und über das Erfahrne nachsinnen.

In Abdallah verlosch zwar, durch den Einfluſs seines frostigen Warners, der ihn einst oft blendende und irre führende Enthusiasmus; aber dafür schwebte er nun zwischen dem unablässigen Drange seines Herzens zu wirken, seinem noch immer lockenden, glänzenden Zwecke, und der Furcht der unvermeidlichen, vorhergesagten Folge jeder That, deren Gewiſsheit ihm alles Geschehene schaudernd bewies.

Sein Daseyn ward ihm zur Qual; die Erscheinungen des Geistes, dem er nicht entfliehen konnte, tödteten die Kraft seines Herzens, und verdunkelten sein innres Licht. Flehend bat er ihn, er möge von ihm lassen. Der kalte Düstre erwiederte:

„Fliehe — durchwandre den ganzen Erdboden; wo du gehest, wo du weilest, wo du dein müdes Haupt zur Ruhe niederlegest, überall ist des mächtigen Schicksals Herberge!“

Khalife. Und ich sage euch, diese Erde ist nichts anders für uns. Gott spricht: Nichts geschieht Euch auf Erden, was nicht aufgezeichnet ist in dem Buche unsrer Rathschlüsse, bevor wir die Erde und Euch geschaffen haben. Es ist aufgezeichnet, wenn Ihr jammert über das Gute, das Euch entging, und Euch freut über das Gute, das Euch zu Theil ward. Das Leben gleichet dem Wasser, das wir von dem Himmel senden. Das Gras der Erde ist damit gemischet, und nachdem es grün war und blühte, wird es zu Stoppeln, die der Wind wegweht. Reichthum und Kinder sind

Zierden des Lebens, aber gute Werke sind durch ihre Dauer besser vor dem Auge des Herrn, ersprieſslicher in Rücksicht auf Belohnung und Hoffnung.

Ben Hafi. So ist es Herr!

Der Geist antwortete Abdallah kalt:

Das Schicksal mag dich zerschlagen oder heilen, was kümmert es mich? Mich knüpft nun einmal die Nothwendigkeit an dich, ich kann ihr Joch nicht von deinem, nicht von meinem Nacken lösen, das du mir und dir aufgelegt hast, da du mich aus meiner düstern Wohnung riefest. Du hast mich dir verpflichtet, dich vor aller Täuschung deiner Sinne, der Menschen, die dich umgeben, durch die du wirken muſst, zu bewahren; dir die Früchte deines Wirkens in dem Augenblick, da du den Samen dazu auswirfst, reif zu zeigen: was liegt nun mir daran, ob du dadurch leidest, dahin sinkest, oder dich empor schwingest! Du bist mir nichts, kannst mir nie durch einen Punkt deines Seyns etwas werden, und ich kann dir nie etwas anders seyn und werden, als ich dir nun seyn muſs.

An dir liegt es zu handeln wie du willst, deinem Zwecke nachzujagen, oder ihn fahren zu lassen, und in dem Geiste zu wirken, der die Sterblichen um dich her forttreibt, und sie nach der Neigung ihrer Begierden immer vorwärts stöſst. Werde eine glänzende augenblickliche Erscheinung oder ein Wirbel in dem wilden Chaos der Welt, die ihr die moralische nennt, wie jeder es seyn muſs, der darin gefangen und eingeschlossen ist. Streite mit eben den Waffen, mit welchen man dich bekämpfet, versinke in nichts, oder schmachte hin in der Qual deines Herzens; in mir hast du nur einen kalten Zuschauer. Ich rechne weder auf deinen Dank, noch auf deine Liebe, noch auf deine Achtung, ich bedarf ihrer nicht, wie ihrer der Sohn des Staubes bedarf, und sehe in deine mit Thränen gefüllten Augen, wie auf deine entzückten Blicke der täuschenden Freude, ohne daſs mich jene rühren, oder diese ergötzen.

Jetzt erst empfand Abdallah die schrecklichen Folgen des Bundes, den er mit diesem fühllosen, mit ihm durch nichts verwandten Wesen eingegangen war, den zu zerreiſsen er kein Mittel vor sich sah. Der schöne Zweck seines Lebens verschwand durch eben die Verbindung, welche ihn nach seinen Träumen sichern sollte.

Er fühlte sich vor dem rastlosen Verfolger wie ein aufgejagtes Wild, dessen Spur der gierige Jäger verfolgt, dem er weder Ruhe noch Athemhohlen verstattet, bis er seine Lebenskräfte ganz erschöpft hat.

In melancholischer Düsternheit wanderte er herum, und während er bey jedem Schritte zagte, bey jeder That bebte, bey jedem Schritte zur That das kalte, tödtende Flüstern des Geistes an seinen Wangen fühlte, ging Ebu Amru in den Geschäften kühn vorwärts. Alles gelang ihm, denn er that das Böse ohne Furcht, Scheu und Schonung, das Gute ohne Wahl und Vorliebe, und nur darum, weil es der Fall so mit sich brachte und vertrug. Diese Art zu handeln muſste Ebu Amru nun natürlich zu einem der Vizire machen, wie wir sie täglich vor uns sehen, und deren eifriger Lobredner der deinige ist.

Groſsvizir. Giuzurat wird unter ihm darum nicht schlechter fahren.

Khalife. Woran ich doch zweifle, Vizir!

Ich sehe nun ganz deutlich, wo Ben Hafi mit seinem Abdallah hinaus will, und hätte sich der Unglückliche mit diesem frostigen Wesen nicht eingelassen, so wäre er der Mann, dessen ich bedarf. Könnte er sich von diesem lästigen Gesellschafter noch befreyen, du solltest ihn mir aufsuchen, so wenig dir auch dieses Geschäft, aus gewissen Ursachen, gefallen möchte.

Groſsvizir. Herr, alles was du mir aufzutragen geruhest, gefällt mir, und ich würde mich zur Stelle aufmachen, diesen seltnen Mann aufzusuchen, wenn er anderswo, als in einem langweiligen Mährchen zu finden wäre.

Khalife. Langweilig oder nicht, sinnreich bleibt es immer, und ich glaube daran. Dir kann es leicht aus Gründen, die du wohl verschweigen wirst, langweiliger vorkommen als mir. So viel scheint mir aber ausgemacht: das Mährchen ist wahr, denn es ist viel zu ernsthaft für eine dichterische Lüge, und überdem sind die Umstände darin so wahrscheinlich, besonders diejenigen, die sich am Hofe ereignen, und ferner, wie ich voraussehe, ereignen werden, daſs man deine Gründe haben muſs, um daran zu zweifeln.

Ich, der ich den Glauben für das Beste halte, was Gott den Menschen gegeben hat, nehme, was ich erzählen höre, gerne für Wahrheit an, so bald es nur das

Glück hat, mich zu rühren oder zu ergötzen, und kann dieses Ben Hafi hervorbringen, so fahre er nur getrost fort.

Ben Hafi. In dem Maſse Abdallah nun zur Unthätigkeit heruntersank, riſs Ebu Amru alle Macht an sich, und Abdallah war nur noch Groſsvizir dem Namen nach.

Groſsvizir. Wer wird sich darüber wundern; ich wahrlich nicht.

Ben Hafi. Dem Sultan muſste er darum bald als ein unglücklicher Träumer vorkommen; wenigstens als ein Mann, der sich von ihm beleidigt glaubte, ihm trotzte, ihm vielleicht gar darum zu trotzen wagte, daſs er den thätigen Ebu Amru zum Kanzler erhoben hatte.

Je tiefer also Abdallah sank, je höher muſste Ebu Amru steigen, und Ebu Amru, der den Sultan aus seinen eignen Empfindungen das Netz weben lieſs, worin er ihn und Giuzurat fangen wollte, wuſste diese Gefühle mit aller Klugheit zu benutzen.

Khalife. Guter Ben Hafi, du berührst hier eigentlich, vielleicht ohne daran zu denken, unsre ärgste Thorheit und die Quelle unsers Unglücks. Wahrlich dein Vorwurf würde ganz unerträglich seyn, wenn er die Menschen, die uns umgeben, und denen wir trauen müssen, nicht noch viel mehr als uns selbst träfe. Darum sage so viel Böses von uns, als du willst, du machst immer mehr die Satyre der Menschen überhaupt, als die unsre.

Ben Hafi. Leider, Herr; doch habe ich diese Absicht nicht.

Khalife. Und hätte ein Mann von meinem Herzen diesen Trost nicht, was bliebe ihm übrig, als von dem Throne herunterzusteigen, in die Zelle eines Derwisches zu kriechen und da in Einsamkeit Gott zu bitten, daſs er ihm die verlebten Tage vergessen möchte.

O Herr! Verleihe mir Weisheit! Mein Name stehe unter den Namen der Gerechten! Gewähre, daſs die spätesten Nachkommen mit Ehre von mir sprechen!

Ben Hafi. Abdallah saſs einsam unter den dichten Bäumen seines Gartens, und sann, eingewiegt von dem leisen Lispeln in ihren Wipfeln, und dem sanften melodischen Rauschen eines nahen Baches, über sein Schicksal nach. Die Sonne war im Sinken, und die nahende Dämmerung umzog nach und nach alle Gegenstände um ihn her mit der Farbe seiner Seele. Sein Nachsinnen war mehr sanftwehmüthig, als herbe und quälend. Plötzlich stand der Geist vor ihm, und sein marterndes Weh erwachte.

Geist. Erschrick, bebe, zürne oder freue dich über meinen Anblick, du muſst mich ertragen, wie ich dich ertragen muſs, dein und mein unerbittlicher Meister gebietet mir und dir, und treibt mich jetzt hierher. Während du hier träumest, seufzest und in feiger Unthätigkeit deine Kraft aufzehrest, bereitet Ebu Amru den Schlag, der dich mit allen deinen schönen Träumen, deinen stolzen, glänzenden Zwecken noch heute zerschmettern soll.

Er saſs zum letztenmal über den Ober-Kadi, dem ich des Sultans Befehl zu deiner Rettung entwandte, zu Gerichte. Dieser Mann soll sterben, weil er sich mit nichts, als Läugnen, gegen die Anklage rechtfertigen kann: er habe dir jenes Blatt überliefert.

In der Todesangst beruft er sich auf dich, und sein Leben und sein Tod stehen in deiner Gewalt. Was wirst du thun?

Abdallah. Wie, zweifelst du an dem, was ich thun werde, da du doch sagst, du läsest in meinem Herzen? Glaubest du, ich würde den Unschuldigen um meinetwillen fallen lassen?

Geist. Mir ist es gleich, er lebe oder sterbe. Sage du nur laut, was ich in deinem Herzen lese, denn das ausgesprochene Wort allein bindet den trugvollen Menschen.

Abdallah. Wenn ich ihn nicht anders retten kann, so werde ich sagen, wie ich zu diesem Blatt gekommen bin.

Geist. Und dadurch deine Verbindung mit mir offenbaren?

Abdallah. Dieses werde ich thun, wenn es seyn muſs.

Geist. Thue es immer; doch vergiſs nicht, daſs ich dich vor den Folgen warnte.

Abdallah. In diesem Augenblicke fühle ich noch schrecklicher die Thorheit, mich mit dir verbunden zu haben.

Geist. Dieſs iſt deine, nicht meine Sache; ich drang mich dir nicht auf.

Abdallah. Kann ich dadurch den Unſchuldigen retten?

Geist. Du kannſt es, und nur dadurch.

Abdallah. So folge ich meiner Neigung einmal wieder, und ohne Furcht.

Geist. Thue es nur, und laſs es dich ſchneller an die Klippe der Verzweiflung treiben. Die Errettung dieſes Unſchuldigen wird die Waage deines Elends nicht erleichtern.

Sprich noch einmal dieſes Wort, und werde dann allen ein Gegenſtand der Furcht und des Abſcheues, wie du es ſchon des drohenden Unglücks biſt.

Abdallah. Dieſs verdanke ich dir, und ſeitdem ich dieſes weiſs, bin ich auf das Ärgſte vorbereitet. Nur einen Wunſch habe ich noch — dich nicht mehr zu ſehen.

Geist. Deſſen Erfüllung von mir und dir nicht mehr abhängt. Ich verlöre und gewönne übrigens hierbey nichts.

Schwebe ich unter den Menſchen, ſo höre ich Seufzen, Wehklagen, Jammergeſchrey und die achtloſe Zufriedenheit derer, die es veranlaſſen. Ich ſehe den Wahnſinn ſich drehen in blendenden Farben, das Lächeln grundloſer Freude, und die Thränen unnützer Traurigkeit.

Über meiner düſtern Inſel ſauſen und kämpfen bald raſende Winde; bald umhüllt ſie finſtrer Nebel, durch den die Sonne nur zittert, mit der dicken Finsterniſs streitend. Siegt sie, so durchglüht sie die Sümpfe; feurige, schwere Dämpfe steigen empor — dann rasselt der Hagel, dann heulet der Donner, dann brauset und toset das Meer, und ich bin in den Wellen des Meers, dem Wirbeln des Nebels, dem Sausen des Windes, dem Heulen des Donners, und bade mich in den kalten Strahlen des Mondes, der nach den Stürmen hervortritt, und sich in den brechenden Wellen der Fluthen spiegelt.

Sage, ist dieses euer Stöhnen, euer Seufzen, euer Winseln, euer theuer erkauftes Lachen nicht werth? Und wie lange glaubst du, daſs ich mich dort deiner erinnern werde?

Abdallah. O daſs ich mich deiner erinnern muſs! Du, du hast mich um alles gebracht, nur durch dich bin ich ein Gegenstand des Elends, des Hasses, der Verachtung geworden.

Geist. Du sprichst, wie ich es an den Menschen gewohnt bin, und Salomo, trotz seiner unter euch berühmten Weisheit, machte es nicht besser; doch du magst immer reden, ich muſs es hören.

Abdallah. Alles dieses wollte ich ertragen und besiegen, könnte ich nur der Qual entfliehen, dich Fürchterlichen zu sehen, der du mir immer diese einzige, kalte, fühl- und trostlose Larve der Schönheit zeigest.

Verlaſs! Verlaſs mich, oder laſs menschliches Gefühl in diesen erhabenen Zügen lebendig werden — gaukle mir wenigstens vor, was du nicht bist, damit ich deinen Anblick ertragen kann!

Geist. Der Mensch spricht Unsinn und erröthet nicht, spricht Lügen und erblasset nicht, dieses hat er vor dem Thier voraus. Ich sollte dich mit Täuschung betrügen; ich, den du gerufen und gedungen hast, dich vor jeder Täuschung zu bewahren und zu warnen?

Abdallah. Spreche ich Unsinn, so beweist dir der Unsinn selbst mein Elend. Verlaſs mich!

Zu deinen Füſsen wollte ich dich mit meinen heiſsen Thränen darum bitten, wenn Flehen und Thränen auf dich wirken könnten. O ich wollte dich so lange anflehen, bis ich dich erweicht hätte, wenn ich in deinem Gesicht nur eine Spur entdeckte, in welche der Mensch sich flüchten könnte.

Geist. Mein Angesicht ist licht und schön, wie der schimmernde Mond, und eben so kalt für dich. Meine mir Verwandten gefallen sich darin, wie der von Eitelkeit verblendete Sterbliche in dem Spiegel. Kann ich dafür, daſs es nicht für deinen Genuſs geschaffen ward?

Dein Reden, dein Klagen, dein Bitten sind vergebens. Ich bin auf Befehl meines mächtigen Meisters dein Sklave — und fühle, was ich sage, Mensch: du bist mein Herr, so lange er es gebietet. Du hast die unauflöslichen Ketten selbst geschmiedet, ich muſs dir folgen, dir gehorchen, dich umschweben, wie der Tod, der sich zu jedem von euch, von dem Augenblicke des Eintritts in's Leben, gesellt. Ich bin um dich, bis sich dein Schicksal entwickelt.

Abdallah. Wann endet es? Wie endet es?

Geist. Ich habe das letzte Blatt nicht gelesen — dein Herz soll vielleicht den Inhalt bestimmen. Fühlst du dein Glück nicht? Wie, wenn ich auch dieses dir vorzeigen könnte?

Abdallah. Stunde des Elends und der Qual, in welcher ich dich rief, begeistert von dem trugvollen, täuschenden Traume: der Blick in das Herz der Menschen, das Voraussehen der Folgen ihres und meines Wirkens, sichre meine Tugend! —

Grausamer, mit dem ich allein von meinem Elende reden kann, sey nur der Theilnahme, des Mitleids fähig, und ich bin weniger unglücklich.

Geist. Und was bist du mir? Was ist mir dein Elend? Was dein Glück? Deine Worte sind mir Schall, dein Seufzen Hauch, deine Thränen Wasser, dein Unglück die alte Fabel, die ich immer wiederholt höre und sehe, wenn mich die Übermacht unter die Menschen treibt.

Warum wolltest du zwey widersprechende, sich wechselseitig zerstörende Dinge vereinigen: die Begeisterung zu edeln Thaten, und den ihre Wirkung berechnenden, kalten Verstand? Warum wolltest du gegen die ewige Anordnung kämpfen, und auf einem Felde nur Gutes erndten, worauf des Samens zum Bösen so viel ausgesäet ward?

Doch was wirst du thun? Der Bote des Sultans an dich ist schon auf dem Wege.

Abdallah. Weiſs ich es? Bin ich? Meine Thätigkeit ist erstorben, deine Erscheinungen und deine Vorspiegelungen haben sie vertilgt. Ich gleiche nun dem Manne, dessen Verstand durch Aufklärung und Erfahrung so ausgebildet ist, daſs er jeden zu Zeiten erwachenden Reitz seines Herzens zu einer guten, uneigennützigen That durch einen klugen und gegründeten Einspruch niederschlägt. Dem Geitzigen gleiche ich, der bey dem Anblick des Elenden Thränen weint, während er das Gold in seinem Gürtel mit krampfigten Fingern fester zusammendrückt.

Geist. Glaubst du, daſs du darum schlimmer daran bist.

Abdallah. Ich weiſs nur, daſs ich höchst elend bin, daſs ich es durch dich bin. Du hast mir alles genommen; meine Ruhe, meine Tugend, meine schönen Hoffnungen, den Gewinn meines Lebens, meine schönen Träume. —

Geist. Du wolltest nicht mehr träumen, und vergaſst vielleicht damals, daſs eben von diesem Träumen alles das abhing, dessen Verlust du nun betrauerst.

Abdallah. Schrecklich, wenn dieses Wahrheit wäre!

Geist. Mensch! Warum nun schrecklich, wenn es Wahrheit ist? Du solltest früher deine Kraft geprüft haben, ob du sie nackend sehen könntest. Gereicht es mir zum Vorwurf, daſs du die Wahrheit, die ich dir zeigen und sagen muſs, nicht ertragen kannst?

Abdallah. Wer kann sie von diesen Lippen ertragen, ohne Licht und Wärme!

Geist. So wolltest du das, was eure Kraft, eure Genüsse, eure Phantasie und Einbildungskraft tödtet, was euch auftrocknet, so bald es euch vor die Augen tritt.

Die Wahrheit, Thor, ist ein nacktes, hagres, trocknes, zermalmendes, alles in seinen Ursprung und Ende zerlegendes und auflösendes Gespenst, ohne Licht und Wärme. Wirft das Licht nicht Schatten? Täuscht die Wärme nicht die Sinne?

Der Sterbliche, der dieses Gespenst einmal sieht, hört auf es zu seyn, oder es ergeht ihm wie dir.

Der Bote des Sultans naht; noch einmal, was willst du thun?

Abdallah. Zu seinem Herzen reden. Du nahmst mir alles; doch das Gefühl unsrer jugendlichen Verbindung, der seligen Stunden, die wir zusammen lebten, die Erinnerung dessen, was ich mit ihm und für ihn gethan habe, konntest du mir und ihm nicht nehmen.

Geist. Könnte ich lächeln, so würde ich's nun thun. Geh' und erprobe es.

Dein Schicksal hier entwickelt sich heute — noch in dieser Stunde.

Abdallah. Befreyt es mich von dir, so treffe es immer mein Haupt.

Geist. Der Erdboden, seine Tiefe, die Höhe der darauf fest gewurzelten Gebirge, das Meer, das ihn umschlieſst, verbergen dich nicht vor mir. So lange du fühlst und bist, umschwebe ich dich, bis mich mein mächtiger Meister abruft.

Der Bote des Sultans erschien, und forderte Abdallah auf.

Der Sultan empfing ihn mit gebieterischem Ernste, den aber Abdallahs freundlich trauriger Blick und sanftes Betragen bald milderten.

Sultan. Abdallah, es war eine Zeit, in welcher ich nicht benöthigt war, dich zur Rechtfertigung eines Unschuldigen aufzurufen. Warum schmachtet der Ober-Kadi in Ketten durch deine Schuld? Warum verschweigest du ein Geheimniſs, von dem das Leben und der Tod dieses Mannes abhängt? Sage: er habe dir meinen Befehl überliefert; er stirbt und du bist gerechtfertigt. Kannst du dieses sagen?

Abdallah. Nein, Herr, und ich schwöre dir, bey deinem Leben, bey der Freundschaft, die uns einst verband, der Mann ist unschuldig. Dein Befehl kam ihm aus den Händen, er weiſs nicht wie, und keine Vorsicht hätte ihn vor dem Verlust desselben sichern können.

Sultan. Und wie bist du dazu gekommen?

Abdallah. Wenn ich dir noch einer Wohlthat würdig scheine, so laſs sie darin bestehen, daſs du meinem traurigen Herzen ein Geheimniſs überlässest, dessen Enthüllung nichts nützen und vielleicht vieles schaden kann.

Sultan. Wem kann es schaden?

Abdallah. Mir, vielleicht auch dir — könnte es dir nicht schaden, würde ich dir es nicht längst enthüllt haben?

Sultan. Der Rücksicht auf mich entlaſs ich dich, ich fürchte nichts; weder Zweydeutigkeit noch Dunkelheit begleiten meine Handlungen. Ich gehe noch immer den geraden Weg, den wir einst zusammen gingen, und den du nun verlassen zu haben scheinst. Die eigennützige Rücksicht auf dich selbst bezahlt der Unglückliche mit seinem Leben, und wenn ich ihm das Loos des Todes zuwerfe, so schütte ich sein Blut auf dein Haupt und entsündige mein Volk.

Abdallah. Vermag ich hier gar nichts mehr? Kann die Erinnerung des Vergangenen nicht mehr so viel Zutrauen zu mir erwecken?

Sultan. Wo ist das deine? Können dein tiefes Schweigen, dein verschloſsnes Wesen, deine Vernachlässigungen, deine unbegreifliche Unthätigkeit, dein Zurückziehen, mein Zutrauen wohl reitzen? Ist der Mann mein Freund, wagt er sich so zu nennen, der ein Geheimniſs verschweigen kann, bey dessen Enthüllung er nichts zu fürchten hat, wodurch er das Leben eines Unglücklichen retten kann? Und wenn du für dich wagest, wenn du dieses unglückliche Blatt durch ein Mittel erhalten hast, das deinem vorigen Leben und Thun widerspricht, so bist du durch dein Schweigen zwiefach strafbar.

Und du schweigest noch?

Abdallah! Du bist der Mann nicht mehr, den ich in dir liebte, du warst nie der, den ich in dir liebte.

Abdallah. Ich war es, und bin es, und darum schweige ich, und schweige, weil düstre Ahndung meine Zunge fesselt.

Sultan. Ausflüchte, welche List oder Schwäche ersinnen. Beweise mir, daſs du der bist, der du warst, den ich in dir liebte?

Abdallah. Wenn es dir dein eignes Herz nicht sagt, wenn mein vergangenes Wirken und Leben, wenn das, was diesen Augenblick aus meiner Stimme zu dir spricht, dir es nicht beweisen, womit könnte ich es?

Haben diese Beweise ihre Kraft verloren, so kann ihnen die Aufzählung derselben keine mehr verleihen. Ich halte sie zurück, und kann einst mein Herz zur Ruhe kommen, so kann es nur durch sie geschehen.

Noch schweige ich, Herr, und ertrage deinen Unwillen, deinen mir so schrecklichen Haſs, selbst mein Unglück, bis es mich erdrückt.

Ich kann dir und mir nichts mehr seyn; alle meine Thätigkeit, selbst der Wille dazu ist in mir erstorben. Laſs mich, nach diesem Geständniſs, mit der Erfüllung eines einzigen Wunsches in die Einsamkeit ziehen. Gieb diesem Unschuldigen die Freyheit und deine Gnade wieder, und erlaube mir ein Geheimniſs zu verschweigen, das dich an mir rächt, wenn du Rache an mir wünschest.

Sultan. So ziehe mit dem Gedanken in deine Einsamkeit, daſs mir durch dein jetziges Betragen deine Tugend, deine ehemalige Tugend selbst verdächtig ist — ziehe hin, und der Ober-Kadi sterbe.

Abdallah. Ich verliere alles — gebe alles hin — Nimm nur dieſs Wort — dieſs letzte Wort zurück!

Sultan. Nimmer! Von diesem Augenblicke an fühle, daſs du nun vor deinem Herrn und Richter stehest.

Abdallah. Herr, es ist die furchtbarste, qualvollste Stunde, die ich lebte.

Sultan. Wer gab Anlaſs dazu? Fragt der Richter darnach, was der Schuldige leidet? Er sucht die Wahrheit an den Tag zu bringen, und sollte auch das Herz des Angeklagten darüber brechen.

Abdallah. Schicksal, dem ich unterliege, laſs dich erflehen, und die widrige Wirkung eines Geheimnisses, das ich enthüllen muſs, einen Unschuldigen zu retten, nur mich allein treffen!

Du befiehlst, so höre!

Hier entwickelte Abdallah dem Sultan seine Verbindung mit dem Geiste, nebst den Bewegungsgründen dazu; und eben wollte er ihm die Folgen derselben, alle Vorfälle, die sich zugetragen, nebst den Weissagungen des Geistes ohne allen Rückhalt mittheilen, als der Sultan, der ihm mit Verwunderung, Erstaunen, Verwirrung und Angst zuhörte, rasch und schreyend rief, indem er sich von ihm entfernte:

„War es dasselbe furchtbare Wesen, das mit Bogen und Pfeil bewaffnet, drohend vor meinen Thron trat, und den verborgenen Mörder Khaleds offenbarte?“

Abdallah. Er war es.

Zweydeutige Gefühle, plagende Zweifel, Schrecken und Furcht, Miſstrauen über den Mann, der ihm erst jetzt ein solches unerwartetes Geheimniſs mittheilte, wechselten in dem Herzen des Sultans. Er zog sich noch weiter von ihm zurück und rief abermals:

„Abdallah! Und eine solche gefährliche Verbindung konntest du ohne mein Wissen eingehen — an meiner Seite in der Gesellschaft eines Wesens leben, bey dessen

Erinnerung mein Herz erstarrt? Und du nanntest dich meinen Freund?“ —

Abdallah. Verwirf mich, verabscheue mich, nur höre was dir nützen kann.

Sultan. Weg mit allen diesen gefährlichen Gaukeleyen, die mich mit Angst und Abscheu erfüllen! Entfliehe, und nahe mir nicht, bevor du dieses schrecklichen Gefährten los bist. Ich sah ihn einmal, und sein Bild ängstet mich noch im Traume und Wachen. Du hast mir, dir und den Menschen nicht mehr getraut; wer kann dir trauen, wer den Mann ertragen, dem ein solches Wesen zur Seite steht? Dieses war es, das sich zwischen dich und mich so frostig stellte, und unsre Herzen trennte. Dein Unglück ist unheilbar! Fliehe; dem du nahest, den machst du so unglücklich, wie du es zu seyn scheinst. Könnte ich vergessen, was ich gehört habe!

Der Sultan entfernte sich schnell, Abdallah eilte nach Hause, um diese Nacht noch die Stadt zu verlassen.

Sieh, Herr der Gläubigen, so endete Abdallah, durch diese Verbindung, an dem Hofe des Sultans von Giuzurat, so ward er schuldlos, nach seiner Absicht wenigstens, durch sein gefährliches Wagestück, ein Gegenstand des Abscheues, und zum unglücklichsten Menschen, der jetzt auf der Erde herumirrt.

Gefällt es dir, so wollen wir ihn morgen auf seiner Flucht begleiten.

Khalife. Es geschehe! Ich bedaure deinen Abdallah herzlich; aber so sehr ich ihn auch bedaure, so kann ich diesem Sultan gleichwohl nicht ganz Unrecht geben; denn ich, der ich vieles weiſs, was dem Sultan von Giuzurat unbekannt ist, der ich diesen Ebu Amru wie meinen Groſsvizir hier kenne, und diesen Ebu Amru für weit gefährlicher für den Sultan halte, als diesen Geist für Abdallah, möchte deinen Abdallah doch nicht um mich haben. Es thut mir leid; aber ein Mensch, der sich auf fremde Kräfte verläſst und solchen gefährlichen Kräften gebieten kann, taugt nichts mehr für den Menschen, weil unsre Tugend, wenn sie etwas werth seyn soll, ihren Stoff in unserm eignen Herzen finden muſs. Dieſs ist meine Meynung, und dein Abdallah beweist sie mir.

Groſsvizir. Mich wundert gar nicht, was ich gehört habe: denn das, was diesem Abdallah widerfahren ist, hat er wohl verdient. Warum nützte er seinen Verstand und den Geist nicht besser?

Ben Hafi. Weil er nicht wie du dachte.

Khalife. Dieſs meyne ich auch, Vizir. — Friede sey mit dir und euch!

NEUNTER ABEND.

Ben Hafi erschien auf den Glockenschlag und begann:

Abdallah, Herr der Gläubigen, verlieſs noch vor Sonnenaufgang Dolt-Abad, ohne Plan und Zweck. Diener, mit seinen Schätzen und nöthigen Geräthschaften beladne Thiere folgten ihm.

Es war ihm jetzt gleichviel, wohin ihn das Schicksal trieb, da er einmal seinem unermüdeten, furchtbaren Verfolger nicht entfliehen, und ihn weder der Erdboden noch seine Tiefe, noch das ihn umgürtende Meer vor ihm verbergen konnte. Er ritt in Dämmerung gehüllt über die Erde hin. Die aufgehende Sonne, welche sie mit goldnem Licht erleuchtete, und die mannichfaltigen, herrlichen Gegenstände seinen Augen entschleyerte, alles um ihn her belebte und erheiterte, strahlte nun auf ihn, wie auf das stille Grab, dessen aufgeworfene lockere Erde ihre Gluth erwärmt, ohne daſs sie der darin Schlummernde empfindet.

Schwer lag das Vergangene auf ihm, noch schwerer das Zukünftige. Selbst die Erinnerung seiner schönen, uneigennützigen Handlungen erwärmte sein Herz nicht mehr, und nur schwach erleuchtete der, dem schuldlosen Unglücklichen so wohlthätige sanfte Schein des reinen Bewuſstseyns, die schwarze Finsterniſs, welche der Kummer vor seine Seele gezogen hatte. Der frostige zerknirschende, in seiner Seele fest eingedrückte Blick des Geistes verkältete diese wohlthätigen Strahlen in dem Augenblick, da sie sein Herz berühren wollten. Doch würde dieses reine Bewuſstseyn ihm endlich Stärke zum Siege verliehen haben, wenn ihn die düstre Weissagung nicht unablässig umtönt hätte. Er sah und hörte ihn im Wachen, im bangen Schweben zwischen Wachen und Träumen, und fühlte sein Leben abgeblüht, seine Kraft zerschlagen, seines Wirkens Ziel und Ende, und in jedem neuen Verhältnisse mit den Menschen eine Quelle neuen Elendes.

So fiel der edle Abdallah von seiner Höhe, und keiner der vielen Tausenden, die durch ihn glücklich geworden waren, seufzte oder klagte über seinen Fall. Er war der einzige Trauernde an der Gruft, die er sich selbst gegraben hatte.

Khalife. Ben Hafi, du würdest mich dir sehr verbinden, wenn du diesen guten Menschen, doch unbeschadet deines Mährchens, wiederum glücklich machtest. Mich däucht, er hat schon genug gelitten, und er könnte sich jetzt viel leichter wieder zusammen nehmen, da er dem Hofe, der freylich kein Platz für ihn war, entgangen ist.

Groſsvizir. Eben darum kann er's nimmer.

Khalife. Wie so?

Groſsvizir. Kann er wohl vergessen, daſs er Groſsvizir gewesen ist? daſs er es nun nicht mehr ist? daſs ihn sein Herr verstoſsen hat; und, was wohl kein Mensch von Fleisch, Bein und Blut ertragen kann, daſs sein Feind, wie ich immer als gewiſs voraussah, an seiner Stelle Groſsvizir geworden ist?

Der Geist hatte es ihm vorhergesagt, und wie ich ihn kenne, so muſste es auch ohne den Geist so ergehen. Und, Herr, der Mann, der einen solchen Verlust ertragen, die Ungnade seines Herrn überleben kann, ist seiner Gnade niemals werth gewesen.

Khalife. In dem, was du da sagst, liegt etwas Wahres, und ich glaube beynah selbst, daſs die Traurigkeit Abdallahs ein wenig aus dieser Quelle flieſst; denn so selten uns Ben Haſi auch den Mann vorstellt, so war er doch ein Mensch, und wie du sehr richtig bemerkest, ein Groſsvizir.

Ben Haſi. War Abdallah hierüber traurig, so war er's wenigstens aus einem andern Grunde.

Dein Vizir, Herr, hat sich übrigens in diesem Augenblicke die Inschrift auf seinen Leichenstein selbst entworfen. —

Groſsvizir. Gott entferne von mir jede böse Ahndung, jeden bösen Wunsch — und erfülle ihn dem, der mir Böses wünschet oder weissagt.

Khalife. Gehe nicht stolz im Lande einher, denn du kannst die Erde nicht zerspalten, noch die Gebirge eben machen.

Sey ruhig, Vizir; das, was dir widerfahren soll, schläft unter dem Kissen, auf dem dein Haupt ruht, und kommt der Augenblick, daſs ich sagen muſs: der Mann ist reif! und geschieht dir dann, was du fürchtest, und ich nicht wünsche, so will ich deinen Fall so leicht und gelinde machen, als ich die Strafe jedem

Sünder mache, doch vorausgesetzt, daſs du nur gegen mich gesündigt hast.

Fahre fort, Ben Hafi, du hast meinen Groſsvizir erschreckt, und doch muſs er es gut mit dir meynen, so wenig er auch Gefallen daran finden mag; dafür stehe ich dir!

Ben Hafi. Abdallah wanderte weiter und immer weiter, und jeder Ort, wo er sein Haupt niederlegte, war ihm gleich. Nur als er den Namen der Provinz Baglana vernahm, erinnerte er sich eines Freundes, den er, wegen seiner Fähigkeiten und guten Eigenschaften, von den geringsten Dienern des Sultans zu einem wichtigen Amte an der Gränze dieser Provinz befördert hatte. Er rechnete auf seinen Dank, und der Wunsch ihn zu sehen, von ihm aufgenommen zu werden, erwachte in seinem Herzen.

Er betrog sich nicht in ihm. Obgleich sein Fall und das Unglück seines Hauses ihm auch hier schon vorgegangen war, so wurde er doch mit Treue und Ergebenheit aufgenommen. Er erbat sich nichts von seinem Freunde, als einen Aufenthalt ungestörter Ruhe; um diesen Wunsch schnell zu befriedigen, führte ihn dieser einige Parasangen weit von der Stadt nach einem einsamen Orte, den er sich, nach seiner Aussage, erwählt hatte, um daselbst zu Zeiten die Kräfte seiner Seele wiederum aufzuwinden.

Mit dieser Äuſserung übergab er ihm einen Strich Landes, den die Natur in einem Augenblick melancholischer Erhabenheit über ihre ewigblühende und ewighinwelkende Schöpfung, für Wesen von Abdallahs Stimmung, hervorgebracht zu haben schien.

Denke dir, Nachfolger des Propheten, Wälder, Felsen, Thäler, Quellen, Wiesen, Wasserfälle, in der wildesten, regellosesten Verbindung, der kühnsten Zusammenstellung. Denke hinzu, daſs die Hand des staunenden Menschen, gefesselt von der Übermacht des groſsen, hier gewaltig herrschenden Meisters, nie gewagt hat, sein in Schutz genommnes Werk zu stören, und daſs ein Geist aus diesen groſsen Gegenständen wehte, welcher der gerührten Seele zulispelte:

„Alles das, was du um dich her siehst, war vor Jahrtausenden schon da. Diese zum Himmel steigenden Bäume sind die Söhne der Väter, die einst hier, wie sie, ihre Riesenarme ausbreiteten, und nun an dem Fuſse ihrer grünenden Söhne Staub geworden sind. Die zerstörende und künstelnde Hand deines Geschlechts zerstörte hier nicht, schuf nicht im Kleinen meine erhabenen Werke nach. Alles, was hier blüht, blüht durch eigne ungestörte, ungeleitete Kraft, und alles was stirbt, stirbt ohne fremde Gewalt, und löst sich nur nach meinen Gesetzen auf. Die Oberfläche eines Felsen verwittert hier, der Thau des Himmels befruchtet den lockern Staub, bildet ihn zur fruchtbaren Erde, der Wind führt ihr den Samen von der Ebene zu und das Haupt des undurchdringlichen wird mit einer blühenden Krone geschmückt. Dort löst sich der grünende Garten von einem andern, rollt in das Thal, und der uralte Sohn der Erde, mit ihr entsprungen, hebt sein nackendes Haupt empor, und blickt zum erstenmal in die Schöpfung, um nach Jahrhunderten wiederum mit Blüthe bekleidet zu werden. Suchest du Ruhe, so verweile hier. Kein Seufzen, kein Ächzen und Jammern des Menschen stört dich, wenn dich das deinige nicht stört. Die Menschen fliehen diesen Ort, den auch du fliehen wirst, wenn du dein Innres, das bey meinem Anblick erwacht, zu fürchten hast!“

Khalife. Gott ist es, der die Gebirge fest in die Erde gewurzelt hat; sie erheben sich über die Erde, und er segnete die ganze Erde, und sorgte für die Nahrung derer, die sie bewohnen sollen. Dann dachte er an die Schöpfung des Himmels, und es war dunkel, und er sagte zu dem Himmel und zu der Erde: Komm hervor, mit Willen oder Widerwillen. Der Himmel und die Erde antworteten: Wir kommen hervor auf deinen Befehl. Und er theilte den Himmel in sieben Himmel, und offenbarte jedem derselben sein Amt. Und die untersten zierte er mit Lichtern und setzte Engel zur Wache in die Lichter.

Ben Hafi. Abdallah fühlte das Lispeln dieses erhabenen Geistes, seine düstre Seele verlor sich in der tiefen, schaudernden Beschauung der Gegenstände um ihn her, sein Herz gab ihnen die hohe Deutung, die ihnen aufgedrückt war, in dem wahren Sinne ihres mächtigen Urhebers.

Er bezog bald ein kleines Haus, das erste, welches hier die Erde drückte, und das sein Freund in dem

Mittelpunkt dieses erhabenen Tempels der Natur gebauet hatte.

In dieser Einsamkeit, getrennt von allen Menschen, los von allen Verhältnissen mit ihnen, glaubte er vor dem furchtbaren Geiste, seinem Verfolger, sicher zu seyn. Sein Freund besuchte ihn oft, die Stürme legten sich in seiner Brust unter ihren weisen, vertraulichen Gesprächen. Sein Bewuſstseyn konnte nur nach und nach erwachen, und seinen Trübsinn aufheitern. Seine ehemalige Erhabenheit im Denken und Empfinden richtete sich wieder an den mächtigen, kraftvollen Gegenständen um ihn her empor. Schon konnte er mit seinem Freunde von seinen überstandnen Leiden, wie von einem dunkeln, qualvollen Traume sprechen, aus dem er hier erst erwacht wäre. Er schmeichelte sich bereits, seinem Verfolger entflohen zu seyn, als er eines Abends in eben dem Augenblick vor ihm stand, da er sich in diesem seligen Traume wiegte, und von dem Gedanken entzückt, daſs dieses schreckliche Wesen die Verbindung mit seinem Freunde ungestört lieſs, über die in sanfte Dämmerung sinkenden, erhabenen Gegenstände hinblickte.

Ein Schrey des schmerzvollsten Entsetzens entriſs sich der Brust Abdallahs, als er den frostigen, ernsten Geist erblickte. Der Schrey tönte in dem Echo der nahen Felsen wieder.

Der Geist sprach:

„Dein Schrey wirkt auf mich, wie auf diese Felsen, deren Echo dir den Laut zurückgiebt, damit du den Ausdruck deines Schmerzes wieder hörest, und zwiefach leidest.

„Entzückt über die bunten, mannichfaltigen Gegenstände, sitzest du hier, die ein Ding, dich zu täuschen, um dich her ausgebreitet hat, das du Natur nennst, ohne zu wissen, was du unter diesem nichts- und vielsagenden Worte denkest und denken sollst.

„Das Lispeln des kühlen Abendwindes küſst deine Wangen, deine Augen erfreuen sich an dem dunkeln Blau des Himmels, an welchem einzelne goldne Sterne hervorschieſsen, und deine Ohren ergötzen sich an dem melodischen Gesumse des Geschmeiſses über deinem träumenden Haupte, das dich gerne in Schlaf sumste, um seinen giftigen Stachel in deine Haut zu drücken, um dein Blut zu trinken.

„Ich sehe schon den Sturm, den Hagel und Donner in der Luft, die dich entzückt, sich sammeln, bilden, um dich in der fernen Wüste zu geiſseln, wo du keine Höhle finden wirst, dich vor ihrer Wuth zu schützen.

„Ächze! Ich, dein gedungener Sklave muſs dich warnen, ich mag wollen oder nicht, und ich sehe dich in eben dem Augenblicke mit neuem Elend kämpfen, in welchem du hier in täuschender Ruhe schwärmst.

„Du muſst diesen Ort verlassen — zu dieser Stunde fliehen.“

Abdallah. Rastloser Zerstörer meines Glücks, vergebens sind nun deine drohenden Weissagungen. Ich erwarte hier den Schlag des Schicksals, hier will ich sterben, umgeben von diesen erhabenen Gegenständen, bedeckt von diesem sich erleuchtenden Himmel, meine Augen gegen ihn empor gehoben, ohne daſs ich um Hülfe flehe; denn ich entfliehe dir. Meine letzten Seufzer sollen an diesen Felsen verhallen, und überlebt mich das Gefühl, das einst mein Daseyn so wichtig, merkbar, wunderbar, elend und glücklich machte, so wandelt vielleicht mein Geist in diesen Gefilden, und umschwebt die Glücklichen, die hier suchen, was ich gefunden habe, was du mir nun raubest.

Geist. Du wirst hier weder verweilen, noch hier sterben. Von mir aufgejagt muſst du den Pfeilen entgegen eilen, die dort dein Herz verwunden sollen.

Abdallah. Was wird mich dazu zwingen?

Geist. Das, was ich dir sagen muſs, sagen werde.

Abdallah. Nein!

Geist. Ich sage Ja!

Abdallah. Ich weiſs worauf ich mein Wort gründe; worauf gründest du das deine?

Geist. Auf das, was dich bis hierher getrieben hat, dem du dich, trotz meiner Warnung, geopfert hast — die Täuschung, ob du ihr gleich einen stolzern, erhabenern Namen beylegst. Verläugne sie hier, was kümmert es mich. Ich diene dir, in welches Gewand du dich auch hüllen magst, bis mich der Ruf des Mächtigern von dir trennt, oder bis dein eignes Herz dein Schicksal entscheidet.

Abdallah. So soll es hier seyn.

Geist. Blicke in mein Angesicht, und sage, du könntest wollen.

Höre! Der Sultan vertraute Ebu Amru, nach deiner Flucht, das Geheimniſs deiner Verbindung mit mir. — Ich warnte dich vor der Mittheilung desselben — bemerke, ich warnte dich. Von den Folgen schweige ich, weil du leben, neues Elend fühlen sollst und muſst.

Der Groſsvizir Ebu Amru —

Wie, dieses Wort erschüttert dich? — fiel eins von meinen Lippen, das nicht in Erfüllung ging?

Khalife. Ben Hafi, nun da ich dieses weiſs, so fällt mir schwer zu entscheiden, wer am meisten zu beklagen ist, der Sultan oder Abdallah; aber aus gewissen Ursachen bin ich beynah geneigt zu glauben, der Sultan sey es noch mehr.

Groſsvizir. Ich müſste mich sehr in dem Manne irren, Herr, wenn nicht alles gut unter seiner Regierung gehen sollte. So viel ich von diesem erhabenen Sultan aufgemerkt habe, so ist Ebu Amru eben der Mann, der ihm fehlte. Auch scheint er es mit meinem Spruche zu halten, und wie kann er wohl anders als gut damit fahren?

Khalife. Werden wir doch hören, wie der Sultan mit ihm fährt.

Ben Hafi. Der Geist fuhr fort:

Ebu Amru der Vizir, der keines Geistes bedarf, wie du, um sich gegen Täuschung zu sichern, konnte dich leicht dem bebenden Sultan als einen der gefährlichsten Verbrecher darstellen, und ihm Strafe und Rache an dir zur Nothwendigkeit machen.

So sollst du nun als ein Magus, als ein Hochverräther sterben; als ein Mann, der den Sultan von je her mit Vorspiegelungen und Gaukeleyen verblendet, und durch eine übernatürliche Macht alle die Schrekkensscenen erzwungen hat, die ihn, seinen Hof und sein Volk erschüttert haben.

In dieser Sekunde sind seine bewaffneten Abgesandten auf dem Wege, um dich von deinem Freunde zu fordern. Dein Leben, sein Leben, das Leben seiner Kinder, das ihm einst von dir ertheilte Glück, hängen von deiner Entschlieſsung ab. Überliefert er dich, so werden bis zum Grabe Reue und Verzweiflung seine quälenden Begleiter seyn; verbirgt er dich, so fällt er mit allen, die durch ihn leben, als ein Opfer des Hirngespinstes, das er gleich dir liebkoset. Er wird längnen — wanken — beben —

Soll die Selbsterhaltung ihn zum Verbrecher machen? Soll er der Nothwendigkeit erliegen, die aus dem Munde der Unmündigen in seinen Ohren ertönt?

Fliehe von hinnen, bevor die Abgesandten ankommen; oder stirb hier, und laſs das Wehklagen der Waysen deines Freundes dein Leichengesang seyn, bis ihm das Schwert ein Ende macht. Ich sehe den Dank in deinen Augen; doch dieses Danks bin ich gewohnt.

Der Geist verschwand, und der Sinn seiner Worte drang schmerzlich in Abdallahs Herz. Die Gedanken drängten sich in seiner Seele:

„Ebu Amru soll das Loos des Todes über mich werfen und der Sultan will mich als Verbrecher tödten! Er, um deſswillen ich eine Verbindung wagte, die mich mit langsamer Marter tödtet, von welcher nur er den Vortheil erndten sollte, da ich mich lieber aufopferte, als daſs ich die Erfüllung der fürchterlichen Weissagung dieses schrecklichen Wesens verstattete. Er treibt mich aus diesem Bezirke, wo ich mich noch einmal des Guten mit Freuden erinnern konnte, das ich ausgeführt habe, so lange er meiner Tugend traute. Von ihm verjagt, verfolgt von diesem frostigen, unglückweissagenden Wesen, wie die Antelope von dem Tiger, soll ich abermals über die Erde hinfliehen! Den einzigen, treuen Menschen, der mir nach meinem Unglück geblieben ist, verlassen! Kein menschliches Herz soll ich mehr mein nennen, keinem angehören, als dem, dessen elender Sklave ich bin, der alle meine Kraft zermalmt, und alle Quellen des Genusses und des Lebens in mir auftrocknet, mit kaltem Athem den Himmel und die Erde von ihren Reitzen entkleidet, die Menschen und alles Geschaffene in Gerippe und Verzerrungen vor meine Seele hin stellt, davon fliegt, und wiederkehrt, um die zerschlagenen Wunden tiefer aufzureiſsen. Sein alles vertrocknender Athem berührte mein Auge, und mich däucht, die erhabenen Gegenstände um mich her zerfallen vor meinem Blick in die rauhen gestaltlosen Theile, aus denen sie zusammengesetzt sind. So zerfällt alles vor meinen Augen, und ich wandle umher wie eine Leiche über ein ödes Todtenfeld."

Er eilte mit seinem Diener nach der Stadt, lieſs aufpacken, nahm einen schmerzvollen Abschied von seinem Freunde und zog davon.

Indem er durch Baglana hinzog, seufzte er:

„In diesem Lande sollte mein Bruder Mansur die Mittel finden, seinen Verrath gegen den Mann, der mich verfolgt, auszuführen. Von hieraus sollte er ihn bekriegen, das Vaterland verwüsten, und ich, der ich, um diesem Frevel zuvorzukommen, mein Haus zerrüttet, meines Vaters Tod befördert, mein ganzes Glück und Daseyn aufgeopfert habe, und die schrecklichste Qual mir zuzog, die je einen Sterblichen getroffen, muſs vor dem Manne fliehen, um deſswillen ich dieses alles that und leide, damit er nicht an mir zum Mörder werde!“

Eine Tagreise von der Gränze des Reichs Giuzurat erblickte er nahe an einem Hügel einen kleinen Haufen von Menschen, die, überfallen von Räubern, sich eben noch mit der äuſsersten Anstrengung vertheidigten.

Abdallah rief: „O wenn ich um der Rettung eines Menschen willen sterben könnte!“

Er befahl seinen Leuten, die Schwerter zu ziehen und ihm zu folgen. Er trieb sein Pferd an, und als er dahin sprengte, den Hügel zu umreiten, dann unvermuthet hervorzubrechen und den Räubern in den Rücken zu fallen, sah er den Geist neben sich herschweben.

„Rette ihn, schrie er ihm zu, damit der, den du rettest, an dir zum Räuber werde, und meine Weissagung erfülle. Es ist Mansur, der Mörder! Mansur, dein Bruder!“

Abdallah antwortete: „Er werde es an mir, und befreye mich von dir.“

Heiſser trieb er sein Pferd an, brach mit seinem Gefolge hinter dem Hügel hervor, überfiel plötzlich die Räuber, und entschied den Streit. Ein Theil der Räuber entfloh, die übrigen wurden gebunden.

Abdallah wollte seinem Bruder nahen; aber von dem Augenblicke, da ihn dieser erkannte, erfüllte wilder Groll sein Herz. Mit wüthender Gebährde und drohendem Schwerte gebot er ihm, nicht näher zu treten. Abdallah wollte reden, und noch fürchterlicher drohte Mansur.

Abdallah lieſs einige seiner beladenen Thiere vorführen, und sagte zu dem Wüthenden:

„Ich theile mit dir, was ich gerettet habe, laſs mich in Frieden ziehen!“

Mansur antwortete nicht, und Abdallah entfernte sich. Kaum aber verlor ihn Khaleds Mörder aus dem Gesichte, so erwachten die Rache und die Begierde nach den übrigen Schätzen seines Bruders in seiner Brust. Er theilte seinen Gefährten sein Vorhaben mit, warb die gebundenen Räuber für seine Rotte, zu diesem und gröſsern Zwecken, löste ihre Fesseln, und sie schwuren ihm Treue. Er brach mit ihnen auf, überfiel seinen Bruder in der Wüste, und erfüllte die Drohung des Geistes.

Nachdem er ihm alles genommen hatte, Schätze, Diener und Thiere, rief er ihm zu:

„Reich an erhabener Tugend, bedarſst du des irdischen nicht. Mich machte deine Tugend zum Verbrecher; laſs sehen, was sie nun aus dir macht. Wie du jetzt vor mir stehst, so stand ich da, als ich mein Leben durch die Flucht erretten muſste. Das Glück lächelt mir wieder, und ich will ihm durch mein Schwert, durch diese meine Gefährten hier abdringen, und durch Raub ersetzen, was du mir genommen hast. Das Leben laſs ich dir darum, weil ich hoffe, daſs seine Qual mich an dir rächen wird!“

Abdallah sank nieder, und verhüllte stumm sein Haupt in sein Gewand.

Die Sonne goſs bald ihr glühendes, sengendes Feuer über die unabsehbare Sandwüste, auf welcher das Auge keinen Busch, keinen Grashalm entdeckte. Abdallah wanderte fort in dem durchglühten, seine Sohlen brennenden Sande, und die einzige Feuchtigkeit, die den heiſsen, unter seinen Füſsen weichenden Boden benetzte, waren die Thränen, die jetzt zu Zeiten in dicken Tropfen aus seinen Augen stürzten.

Bald umzog sich der Himmel — die Winde rasten — Finsterniſs deckte die Wüste — die Staubwolken wirbelten über die Fläche hin, die sich wie ein Meer bewegte — der Donner rollte über Abdallahs Haupt, und er fand und sah keine Höhle sich zu bergen.

Die Wirbel umschlangen ihn, und rissen ihn nieder. Er wühlte sich in den Sand, mit dem dumpfen

Gefühle, er wühle sein Grab auf. Voll dieses Wunsches, drückte er seine Brust fest gegen den fühllosen Staub, der ihn nun vor allen fernern Schlägen und seinem schrecklichen Verfolger bergen und schützen sollte.

Khalife. Ben Hafi, wenn ich nicht fest überzeugt wäre, Gott würde sich des Mannes um seines guten Willens annehmen und erbarmen, mein Herz würde die Vorstellung seiner Leiden nicht ertragen können.

Gott spricht:

Ich schwöre bey dem Roth der Wolken nach Sonnenuntergang, und bey der Nacht, und bey dem Vollmonde — wahrlich, Ihr sollt aus einem Zustande in den andern versetzt werden.

Doch sage mir schnell: ist ihm die Hülfe noch in diesem Leben nah?

Ben Hafi. Sie ist es.

Grofsvizir. Wie sollte sie nicht, da der gute Ben Hafi noch so lange auf deine Geduld zu rechnen scheint.

Khalife. Er kann es sicher thun, Vizir, und das darum, weil ich auch in einem Mährchen nicht leiden kann, dafs man einen Menschen im Elend sitzen lasse, sey er auch ein Bösewicht. Ist er nicht von unserm Fleische, Blut und Gebeine? hat er nicht ein Herz, ein Gehirn und Fibern, fühlbar, wie wir? Des Erzählers Pflicht ist, ihn besser zu machen, oder es sonst so einzurichten, daſs man mit dem Ausgange zufrieden sey. Und der Erzähler, Vizir, der seine Zuhörer durch Täuschung bis zu Qual lockt, und sie dann sitzen läſst, muſs ein Herz von Stein haben, besonders da der Heilbalsam ihn so wenig kostet, und sein Mährchen noch obendrein verlängert. Darum sey Friede mit dir und euch!

ZEHNTER ABEND.

Ben Hafi erschien auf den Glockenschlag, und begann:

In diesem traurigen Zustande, Beherrscher der Kinder des Propheten, fand am folgenden Tage eine vorüberziehende Karavane unsern Abdallah.

Ein junger Mann, der seine Kameele den Kaufleuten verdungen hatte, war der erste, der ihn wahrnahm. Er eilte mit seinen Treibern auf ihn zu, und richtete ihn behutsam auf.

Der menschenfreundliche Blick des jungen Mannes, seine milde, ungekünstelte Zusprache wirkten auf die erstarrten Lebensgeister Abdallahs. Der Anblick eines guten menschlichen Geschöpfes durchdrang sein Herz mit der süſsesten Wehmuth.

Er beantwortete die Fragen, die man über seinen Zustand an ihn that, mit dem, was ihm wirklich widerfahren war, ohne doch seines Bruders zu erwähnen, und ohne sich zu erkennen zu geben. Der junge Mann lieſs ihm Speise reichen, setzte ihn auf ein Thier —

Khalife. Ehe du weiter gehest: wie heiſst der junge Mann?

Ben Hafi. Mazar, Herr! —

Er setzte ihn, wie gesagt, auf ein Thier, und in einigen Wochen kamen sie in Meliopour, der Hauptstadt des Reiches Karnateks, an.

Der junge Mann führte Abdallah, unweit der Stadt, nach seiner Heimath, wo die Triſten seiner Kameele lagen. Hier übte nun Mazar die Gaſtfreyheit gegen Abdallah aus, ohne weiter nach seinen Umständen und Angelegenheiten zu fragen. Auch trat bald ein vertrauliches Verhältniſs zwischen Wirth und Gast ein, Abdallah genoſs abermals der stillen Ruhe, und erheiterte sich an dem ſanften Wiederscheine des beschränkten Glücks einer durch Liebe, Vertrauen und Einfalt verbundnen Familie.

Hier verglich er nun seinen vormaligen Zustand mit der Lage dieser durch Beschränktheit Glücklichen; seinen Kampf, seine Anstrengungen, das zweydeutige Gute zu bewirken, mit der gleichmüthigen, ruhigen Erfüllung der natürlichern und reinern Pflichten dieses Paars, ihres sichern Erfolgs, und seufzte über das Schicksal, das ihm das Loos seines unheilbaren Unglücks zugeworfen hatte, eine Zeitlang Günstling, Freund und Groſsvizir eines Sultans zu seyn.

Groſsvizir. Es nicht mehr zu seyn! Ben Hafi! Es nicht mehr zu seyn!

Khalife. Warum nicht, es gewesen zu seyn, Vizir! Die Zeit kann kommen, wenn auch nicht in diesem Leben, daſs du, wie dieser Abdallah, darüber seufzest. Ein Vizir muſs, wie sein Herr, du weiſst es am besten, gar viele Dinge thun, die der Mensch entweder sehr schwer oder vielleicht gar nicht an Ort und Stelle verantworten kann. Und da der Kleine mit dem Gröſsten in jener Welt auf einer und derselben Linie steht, dort gar keine Rangordnung mehr gilt, so wird vielleicht mancher von uns wünschen, hier klein gewesen zu seyn, um dort, wo man nach einem andern, aber einem gerechten Maſse miſst, groſs zu werden.

Vizir, je weniger des Gepäcks, je leichter die Reise.

Tritt uns einst der Engel des Todes vor die Augen, so glaube ich immer, dieser gute Kameelhirte da wird ihn unerschrockner nahen sehen, als ich und du. Auch wollte ich das beste Kleinod meines Schatzes wetten, er ist besser mit seiner Heerde umgegangen, als ich und du mit der uns anvertrauten.

Ben Hafi. So dachte Abdallah.

Das Loos dieser Menschen, tugendhaft zu seyn ohne Anstrengung, und ohne es zu wissen, daſs sie es seyen; die das Schicksal von der Verkettung der Gesellschaft, und dadurch von ihren Thorheiten, Lastern und Verbrechen schied, schien ihm jetzt allein beneidenswerth. Und für so thöricht ihn auch dein Groſsvizir halten mag, so wünschte er doch nun aufrichtig, er wäre wie sie geboren worden, und nie Vizir gewesen.

Groſsvizir. Der Geist mag bey diesem Wunsche das seinige wohl auch gethan haben, und darum beweiset sein Beyspiel nichts.

Khalife. Vizir! Ist dieser Abdallah wohl weiser, als Locman, der Sklave aus Nubien?

Wer ist weiser, als Locman, von dem der Prophet, durch Gott, spricht: „Wir haben Locman die Weisheit gegeben!“

Sich eines Tags, zur Stunde der Mittagsruhe, traten leise die Engel in Locmans Kammer, ohne sich von ihm sehen zu lassen. Locman, der eine Stimme hörte, ohne jemand zu sehen, beantwortete den Gruſs der Engel nicht. Da sagten die Engel zu ihm:

„Wir sind die Boten Gottes! Dein Schöpfer ist auch unser Schöpfer, er hat uns zu dir gesandt, dir zu verkündigen, daſs er dich zu einem Herrscher, zu seinem Stellvertreter auf Erden machen will!“

Locman antwortete den Engeln:

„Ist das, was ihr mir verkündiget, ein fest bestimmter Rathschluſs Gottes, so muſs sein Wille hier, wie in allen Dingen geschehen. Und geschieht es, so hoffe ich, daſs er mir auch die nöthige Hülfe und Gnade verleihen wird, seinen Befehl mit Treue zu vollziehen. Verstattet mir aber der Herr die Freyheit der Wahl, so wünschte ich lieber, in der Lage zu verbleiben, in welcher ich mich jetzt befinde. Doch sein Wille geschehe; die einzige Gnade, um die ich ihn zu bitten wage, ist: daſs er seinen Diener vor aller Beleidigung gegen ihn schütze und bewahre; denn auch die kleinste würde ihm alle Herrlichkeit der Erde zur schwersten Bürde machen.“

Diese Antwort Locmans war Gott so angenehm, daſs er ihm auf der Stelle die Gabe der Weisheit in einem so hohen Grade verlieh, daſs er fähig ward, alle Menschen durch seine Sprüche, Meynungen und

Parabeln zu unterrichten, und jede derselben ist mehr werth als die irdischen Schätze der Welt.

Vizir, dieses sage ich dir, und frage noch einmal: „Bist du weiser als Locman, der Sklave aus Nubien, von dem der Prophet, und Gott durch den Propheten, im Buche der Bücher zu reden gewürdigt hat?“

Der Groſsvizir verbeugte sich tief, berührte mit seiner linken Hand den Fuſsteppich des Khalifen, schlug dann seine beyden Hände demüthig über seiner Brust zusammen, ohne doch von Locmans Weisheit überzeugt zu werden; denn er dachte in seinem Herzen:

„Locman hatte nicht empfunden, was es heiſst, Khalife oder Groſsvizir zu seyn!“

Ben Hafi. Herr der Gläubigen, so fühlte nun Abdallah, und fühlte sich glücklicher, wenn er die Kameele auf die Weide oder zum Wasser führte, als er sich selbst damals fühlte, da er noch in Sicherheit und Vertrauen die Unterthanen des Sultans von Giuzurat beherrschte.

Aber noch sollte er die Folgen seines Wagestücks tiefer empfinden, noch sollten die Pfeile, die er im Wahn selbst zugespitzt und vergiftet hatte, viel schmerzlicher in seine Seele dringen.

Das junge blühende Weib des Kameelhirten Mazars, saſs eines Morgens unter dem Schatten der Pappeln, vor der Flur des Hauses, und stillte ihren Säugling.

Die reinste, innigste mütterliche Zärtlichkeit regnete aus ihren Blicken, aus ihrem holden, seligen Lächeln um ihren Mund, auf den Säugling nieder. Jede Bewegung seiner Händchen, jedes Lallen seiner Lippen, jedes stumme Anblicken schien ein Genuſs für sie, den kein Glück der Erde aufwiegt. Bey jeder seiner Äuſserungen drückte sie ihr Entzücken in einzelnen süſsen Tönen, oder der melodischen Strophe eines einschlummernden Liedes aus. Abdallah, der gegen ihr über saſs, versank in ein so sanftes, wohlthätiges Gefühl, wie er noch nie empfunden hatte. Er pries sich und die ganze Menschheit selig, welcher Augenblicke zu Theil wurden, deren Genuſs alles Leiden übertrifft, für jedes Leiden belohnt, und dessen Anblick schon das erhabenste, reinste Glück ist, womit die Natur ihre Söhne und Töchter auf Erden belohnt.

Sein Herz fühlte die seligste Ruhe bey der Betrachtung des glücklichen Schicksals der einfachen, ruhigen Bestimmung des Säuglings, der an dem freundlichen, nährenden Busen der zärtlichen Mutter einem Stande entgegen reifte, der schon jetzt sein Glück und seine Tugend auf die Zukunft zu verbürgen schien.

Das junge Weib trug den eingeschlummerten Säugling, mit der behutsamsten Sorgfalt, nach der nahen Wohnung: er sah ihr nach, sanft erglühten seine Wangen, und in seinen Augen schimmerte seliges Entzücken, als plötzlich die Erscheinung des Geistes sein Angesicht mit Todesblässe deckte, und seine Augen mit starrem Entsetzen füllte.

Der Geist sprach:

„Du siehst, ich vergesse meine Pflicht nicht; ich erfülle sie, und zerflögst du auch in Staub vor meinem Angesichte.

„Dich täuscht der Anblick dieser zärtlichen Mutter und des unschuldigen Säuglings; wen würde er nicht täuschen? Doch jeden mag diese süſse Täuschung verblenden, dich darf sie es nicht; denn hast du mich nicht gedungen, dich vor aller Täuschung zu warnen?

„In diesem Augenblicke war und ist dieses junge, blühende Weib, was sie dir schien. Auch würde sie und der Knabe die glücklichsten Wesen unter den Sterblichen seyn, bliebe nur sie, was sie jetzt ist.“

„Hier auf dieser Stelle wird dieser Säugling, nach einem Monden-Jahr, in eben dieser Sekunde, in welcher er dich an dem Busen seiner Mutter entzückte, der Fraſs der ungeheuren Schlange Anaconda werden, bey deren Name schon alle lebende Wesen erstarren.

„Sagst du nun diese meine Weissagung der Mutter, so wird auch sie jetzt erstarren, wie du vor meiner Erscheinung erstarrest, und doch wird sie den Tag und die Sekunde vergessen; denn zu jener Zeit wird sie die Ehe schon gebrochen haben, und ein einziger lüsterner Blick des Mannes, den sie jetzt hasset, in einem für die Töchter des Staubs gefährlichen Augenblick, wird das Leben dieses geliebten Kindes und dieses blühenden Hauses vernichten!“

Dieses schreckliche Erwachen aus dem schönsten und reinsten menschlichen Gefühle war der qualvollste Augenblick des Lebens Abdallahs.

Mit einer Stimme voll Wuth und Schmerz rief er dem finstern Geiste entgegen:

„Würger meines Glücks! Geist der Verzweiflung“ —

Geist. Du hast meinen Namen genannt; dieses muſste ich dir werden, und in dem Augenblicke, da dieses Wort aus deiner bebenden Seele flog, schlug die Zeit an die Keule des tiefsinnenden, ewig wachenden Schicksals.

Nun muſs ich das Maſs deines Leidens durch Enthüllung deiner Thorheit füllen, damit geschehe, was der Tiefsinnende gesprochen hat.

Abdallah. Ich entfliehe dir!

Geist. Fliehe nur; du fliehest auf eben die Stelle, welche mein Auge gewählt hat.

Was verbirgt dich mir? Nicht die Erde, nicht die Luft, nicht das Meer — du schwebest in den Banden des Schicksals und ich mit dir.

Fliehe, ich bin dir nah!

Abdallah floh. Die Verzweiflung trieb ihn vor dem Geiste her, der sausend hinter ihm her schwebte. Sein Gewand rauschte wie fallender Hagel auf die dürre Saat.

Als Abdallah die Klippe an dem Meere keuchend erstiegen hatte, stand der Geist vor ihm, in seiner kalten, feyerlichen, zermalmenden Erhabenheit, und sprach:

„Hier stehe und vernimm, was du durch die Verbindung mit mir gewonnen hast; dann folge deinem Wahnsinn, und erfülle den herabgefallnen Spruch des Tiefsinnenden und Fernesehenden.

Abdallah. Deine Gewalt fesselt mich, meine Glieder erstarren — Frost zieht durch meine Glieder, mein Herz ächzet — sprich, daſs ich schnell sterbe. Es ist der Schauder des nahen Todes, der von dir zu mir übergeht.

Geist. Lebe oder stirb, wenn du gehört hast, was dein gedungener Sklave dir sagen muſs.

Alles was du von mir gefordert hast, habe ich treu erfüllt, weil es die mich zwingende Nothwendigkeit gebot; aber eben das, was du von mir gefordert hast, was ich aus Zwang erfüllen muſste, zerschlug dich, dein Haus, vernichtete deine, deines Herrn Tugend, und trieb zur Reife das Elend, das nun dein Vaterland fühlt, das es in der Zukunft noch schrecklicher fühlen wird.

Meine Erscheinungen und Warnungen sollten dich hindern, das Böse zu thun; sie thaten es — aber sie nahmen dir dafür die Kraft, das Gute zu wirken, das du noch wirken konntest. Dadurch ward alles gegenwärtige, das mit schnellen Schritten herbey stürzende künftige Elend deines Vaterlandes dein Werk, und alles Bösen, das geschehen ist, und noch geschehen wird, deſs klagen dich der Sultan und sein Volk allein an.

Ich sollte dir den bunten Zauberschleyer der Täuschung, in den euch das Schicksal einhüllt, um euch das Böse, das aus eurem Wirken entspringt, zu verbergen, und das ferne Gute schöner zu verklären, vor deinen Sinnen wegziehen; die Begeisterung, wodurch ihr allein aufhört, Söhne dieser drückenden, euch nie gnügenden Erde zu seyn, in deiner Seele mit meinem kalten Athem verkälten — ich that es, ich tödtete den Geist deines höhern Daseyns auf deinen Befehl, und dein Beben, deine Furcht, deine Todesangst bey dieser und jeder meiner Erscheinungen beweisen, was du dadurch gewonnen hast.

Erfahre nun alle die Folgen deiner Thorheit; ich zähle sie dir langsam zu, denn der, welcher mir und dir gebietet, will, daſs sie schwer auf dein Haupt fallen sollen.

Du wolltest ein Wesen einer andern Welt, es sollte deine Schritte in dieser hier leiten. Ich erschien dir, und war dir ein Wesen, wie ich es seyn muſste, durch nichts mit dir verwandt, das eben so kalt auf deine Freude, wie auf dein Leiden blickte. Was konnte ich dir, was konntest du mir seyn und werden, da deine Bedürfnisse mir fremde sind, und du die meinen, gehüllt in Fleisch, nicht ahnden kannst?

Von dem Augenblick an, da du in mein Angesicht geblickt hast, muſste das Gefühl erkalten, das dich, durch Liebe und Kummer, an die durch Liebe und Kummer mit dir verwandten Sterblichen knüpfte. Dieses Gefühl allein reitzt eure Kräfte, euren Brüdern diesen zu erleichtern, und sie durch jene glücklicher zu machen.

Dieser Trieb erstarb in dir. Der Mann, der durch seine Thätigkeit Glück befördern sollte, hielt sich an das traurige, unnütze Geschäft, Unglück abzuwenden. So wardst du der Sklave deines Sklaven, wardst durch mich unter deinen Brüdern, was ich dir war — als Mensch ein einzelnes, abgeriſsnes, zitterndes, bebendes Wesen, das sich und keinem mehr traute, das entweder zu der kalten Gleichgültigkeit und der noch kältern Selbstsucht übergehen, wie es eigentlich deine Rolle zu erfordern schien, oder endlich dahin gelangen muſste, wohin du dich gebracht fühlst.

Abdallah. Tödte mich, nur laſs mir die Täuschung: ich sey um eines edeln Zwecks gefallen.

Geist. Dein Leben und dein Tod sind beyde auſser meiner Macht; und geböte ich darüber, warum sollte ich dich tödten, da mir dein Seyn oder Nichtseyn gleichgültig ist.

Stütze deinen bebenden Leib an den Stamm der jungen Cypresse, die sich aus dem Risse des Felsen heraufdrängt, damit du nicht hinsinkest, bevor du vernommen hast, was du hören muſst.

Verblendet von der kühnsten und glänzendsten Schwärmerey, wolltest du durch den kalten Verstand allein das zweydeutige Spiel des menschlichen Lebens befördern, dein Wirken sollte auf ihn allein gegründet seyn, und jede seiner Folgen fest von ihm bestimmt werden.

Gleich einem Wesen erhabenerer und besondrer Art, wolltest du dich, mit kaltem Stolze, in die Mitte des bloſs von Leidenschaften und Begierden, durch den Durst nach Genuſs und Glück, durch die Schläge des Schicksals und die Pein der Leiden zu seinem dunkeln Zwecke getriebenen Menschengeschlechts hinsetzen, die euch unsichtbaren Zügel mit den Händen des Fleisches fassen, und die Sterblichen ohne alles Unheil leiten, da doch dieses nur ihre Kraft und ihren Werth entwickelt.

Der in ewiger Täuschung wandernde und träumende Mensch lechzte nach der kalten, trostlosen und erstarrenden Wahrheit; Thor, was wärt ihr ohne diese Täuschung, der Zauberquelle eures Daseyns, ohne die

Begeisterung, den idealischen Sinn, durch die ihr allein hervorgebracht habt, was Groſses und Herrliches durch euch geschehen ist!

Da du mich rieſst, verschwanden diese deine Seele tragenden Flügel. Da du mich rieſst, war schon in dir das Zutrauen an dich und deine Brüder verloschen — schon damals hattest du deiner Kraft entsagt, mein Anblick löste sie völlig auf.

Abdallah. Grausames Wesen, um mich langsamer zu tödten, vergiſst du meines Zwecks.

Geist. Indem ich dir zeige, daſs er Wahnsinn war?

Was kümmerte Giuzurat dein Zweck; deines Wirkens bedurfte es. Tröste nun die Unglücklichen damit, und sage ihnen: ich wollte und suchte euer Gutes.

Meine Erscheinung benahm dir alles, was dir in deiner Lage zu deinem Zwecke nöthig war; zu einem klügern wolltest du mich nicht nützen.

Da ich dir deinen Fall und Ebu Amru's Steigen weissagte, weissagte ich dir das, was ich in deinem, durch die mit mir eingegangene Verbindung erzeugten künftigen Betragen las; was deine daraus keimende Zagheit, Furcht, Laune und Unthätigkeit erzeugen muſsten. In deinem von mir so gestimmten, von den herzuströmenden Ereignissen betäubten Herzen sah ich schon das Zukünftige.

Ebu Amru würde emporgestiegen seyn; aber ausgerüstet mit Muth und Kraft hättest du ihn mit That bekämpft, und durch deine wirkende Tugend Ereignisse hervorgebracht, denen endlich die feige List Ebu Amru's, die Bosheit aller deiner Feinde, und die stille Tücke deines eifersüchtigen, mehr von dir, als deinen Feinden gereitzten Herren, unterliegen sollten.

Doch du wolltest von nun an ohne alle Täuschung, ohne den Einspruch des Herzens, ohne Vorliebe und Neigung, nach den kalten Regeln des Verstandes handeln, wolltest mehr als Mensch seyn, wolltest es nicht mehr dadurch seyn, wodurch allein ihr glücklich werden könnt.

Du suchtest da das Glück, wo es nie Blüthe getrieben hat, nie treiben wird.

Hättest du deinen Bruder, auf die Bitte deines Vaters, und nach dem Wunsche des Sultans, zum Statthalter gemacht, das ohne meine Erscheinung geschehen wäre, so hättest du ihm den Mord Khaleds erspart, und der Schmerz würde deinen Vater nicht so früh erwürgt haben.

Dein Bruder muſste den Spruch des Schicksals erfüllen; aber er sollte dir zugleich Gelegenheit geben, deinen Muth, deine Vaterlandsliebe und die Stärke deines Geistes zu zeigen.

Deine Weisheit sollte den kühnen Verräther mehr besiegen, als Khaleds Schwert, und die schöne That für das Vaterland sollte dein Glück, das Glück des Sultans, der Giuzurater gründen, und den gefährlichen, verborgenen Theilnehmer des Mords und Verraths deines Bruders, Ebu Amru, zerschmettern.

Dann erst konnte aus dem Sultan der Mann werden, den du einst in ihm geträumet hast. Du entsagtest dir selbst, fühle nun was du gewonnen hast.

Abdallah. Zweyzüngiger! Warst du es nicht, der meine Kraft durch seine Weissagung, deren Erfüllung ich bebend sah, auflöste?

Geist. Ich weissagte dir, was geschehen würde — es ist geschehen und muſste geschehen; aber an dir lag es, ob es dein Mitwirken hindern oder befördern sollte.

Du riefest mich, ich bedurfte deiner nicht, und ich erfüllte die mir aufgezwungene Pflicht, da ich dich vor jeder Täuschung warnte. Warum lieſs sich der Sohn des Staubs mit einem Wesen ein, das durch nichts mit ihm verwandt ist? Ich sagte dir jedes Ereigniſs voraus, gleichgültig ob du dabey gewannst oder verlorst.

Freylich tödtete meine Erscheinung das aufkeimende Vertrauen in des Sultans Brust, da du dich gegen ihn erklären und ihm dein Herz ohne allen Rückhalt öffnen wolltest? Eure jugendliche Verbindung wollte euch wieder umschlieſsen; aber muſstest du nicht durch meine Erscheinung erstarren? Solltest du nicht deine Einwilligung zur Erhebung Ebu Amru's geben? Sollte nicht die erste warme Sekunde den Verrath deines Bruders zum Gedeihen bringen?

Nun wüthet er gleichwohl in Verbindung mit Ebu Amru in Baglana, aber die Schätze, die er dir geraubt hat, und die Räuber, die ihn tödten sollten, brachten das Unternehmen zu schnellerer Reife. Ich warnte dich den Mörder zu retten, doch du folgtest der Neigung deines Herzens, und zogst das Elend über dein Vaterland.

Warnte ich dich nicht, als du auf dem Wege zum Gefängnisse warst, den Verbrecher zu befreyen? Hast du nicht durch diesen Schritt dein Schicksal dort entwickelt? Entsprang nicht aus diesem Schritte das gefährliche Bekenntniſs deiner Verbindung mit mir? Ward nicht alles durch diese That entschieden?

Schon flieſst das Blut der Unschuldigen, schon breitet sich die Verwüstung aus, und der Sultan, der dir ein Mensch zu seyn schien, da er nichts, als ein durch deine Sprüche und die Gewohnheit deines Umgangs aufgewundener Herrscher war, wird der Sklave der Verräther, und klagt nicht sie als die Ursache seines und der Giuzurater Unglücks an, sondern dich. Deine vorigen Thaten, deine Tugend, die er einst für untrüglich hielt, sind ihm durch die Enthüllung deines Verhältnisses mit mir so verdächtig geworden, daſs er von diesem Augenblicke an keine Tugend mehr glaubte, in diesem Sinne herrschte, Ebu Amru herrschen lieſs, und alle das Unglück beförderte, das seinen Thron umspann, da ich auf deinen Ruf erschien, und du so schnell in Trübsinn, Miſsmuth und Unthätigkeit versankst.

Abdallah ächzte unter der Last dieser Vorstellungen, und der Geist rief:

Alle Täuschungen sollten vor deinen Sinnen verschwinden. Ich, dein und der Nothwendigkeit Sklave, vollende nun deinen Willen.

Er berührte leise seine Augen.

Durch dieses leise Berühren zog nun der Geist den letzten Schleyer der Täuschung vor den Sinnen

Abdallahs weg. Und Himmel und Erde, und Licht und Luft und Raum schienen ihm ein fürchterliches, düstres Leere — gefüllt mit gestaltlosen Wesen — ein blutgefärbtes Nichts, in dem ein grausendes, neblichtes Etwas schwimmt — das sich trennet — verbindet — sich selbst verschlingt — sich dann wieder selbst erzeugt. Die Sonne, das Maſs der Zeit der Sterblichen, hing gleich einer Scheibe geronnenen Bluts in dem Nebel und ihr schaudervoller Widerschein zuckte durch das düstre Gewühl — So drang plötzlich und ohne Theile die ganze Schöpfung auf den Bebenden ein, und füllte zuckend, strebend, kämpfend, wirbelnd, sich auflösend und wieder schaffend seine Seele. Nichts war jetzt mehr auſser ihm — er ward alles selbst — und das verworrne, ungeheure Gewühl dehnte sein Haupt ins Ungeheure aus — er konnte sich nicht mehr von ihm trennen — sich nicht mehr von ihm unterscheiden — Und jetzt schwebte er wirbelnd in dem ungeheuern All, das mit ihm ohne Stütze und Haltung dahin sauste.

Der Geist rief durch das Gewühle:

Nun siehst du das was auſser dir ist, wie es euch ohne den wohlthätigen Schleyer der Täuschung erscheinen würde. Ich zog ihn weg; du hast deinen Wunsch erreicht, meine Pflicht ist erfüllt.

Abdallah. Ist das todt, wodurch ich war? Ist alles todt? — Bin ich im rauschenden Meere? Stoſse mich tiefer hinunter — Ich kann nicht ertragen, was ich bin — Mein Haupt dehnt sich immer mehr aus — o zersprenge es! Vernichte mich!

Geist. Thu' es selbst! Ich halte dich nicht ab, ich rathe dir nicht. Du nanntest mich den Geist der Verzweiflung, und der muſste ich dir werden.

An dem Fuſse des Felsen rauschet das Meer — du stehst auf seiner äuſsersten Spitze —

Ich sehe deinen Sturz von dem Felsen mit eben der Ruhe an, wie den Fall des Blatts, das der Wind hinunter trägt.

Abdallah wankte betäubt gegen die äuſserste Spitze des Felsen und stürzte in die sausende Fluth.

Khalife. Ach, grausamer Ben Hafi, und der Unglückliche endet sein Leben so? Es wäre schrecklich; aber wenn ihn nichts anders von diesem furchtbaren Verfolger retten kann, was bleibt ihm übrig? Gott erbarme sich seiner!

Sage, ich flehe um Rettung zu dem Herrn der Menschen, zu dem Könige der Menschen, zu dem Gott der Menschen, daſs er mich bewahre vor der Bosheit des Flüstrers, der sich schlau entfernt, wenn er böse Gedanken dem Herzen des Menschen zugelispelt hat!

Groſsvizir. Fürchte nichts, Herr! Ben Hafi wird schon Mittel finden, den Thoren wieder aus der Fluth zu ziehen.

Khalife. Ich werde ihm herzlich dafür danken! Doch, Vizir, Thor so viel du willst, er ist unglücklich, und dieser frostige, gefährliche Geist mag reden was ihm beliebt, mein tiefes Mitleiden hat er und meine Achtung oben drein. Ich würde gewiſs meine

Thränen über sein Schicksal nicht zurückhalten, wenn ich nicht auf Hülfe rechnete. Gott ist den Unglücklichen nah!

Übrigens hat Ben Hafi bewiesen, was er uns beweisen wollte, und was das eigentlich war, davon wollen wir am Ende reden. So viel erinnere ich mich noch, daſs wir um Gutes zu thun, weder mit uns, noch mit andern rechnen müssen. Was ich sonst noch darüber denke, laſs ich gern dunkel vor mir schweben, damit es mir im Fall der Noth recht helle werde.

Friede sey mit dir und euch!

EILFTER ABEND.

Ben Hafi erschien auf den Glockenschlag, und begann:

Abdallah, Herr der Gläubigen, erwachte aus der unaussprechlichen Angst, in die ihn der Geist versetzt hatte, an dem Ufer des Meers, unter der Sorge eines Fischers, der, als er die Augen öffnete, seine Rückkehr in das Leben mit einem treuherzigen und freudigen Lächeln begrüſste.

Noch wuſste er nicht, was mit ihm vorgegangen war, wie er hierher gekommen sey; aber als er den Himmel wieder in seinem Glanze erblickte, und das wogigte Meer und die grünende Erde übersah, und ihn die ganze Schöpfung in ihrem ursprünglichen, stillen und erhabenen Schmucke zu bewillkommen schien, goſs sich sanfte Gluth des Lebens in sein Herz, strahlte aus seinen Augen in des Fischers Nasers Augen, der mit ruhiger Zufriedenheit den Bewegungen seiner Seele zusah.

Abdallah fragte ihn in dem mildesten, dankbarsten Tone: „Wo bin ich? Wie bin ich hierher gekommen?“

Der Fischer antwortete:

„Er habe hier in der Nähe sein Netz ausgeworfen, ihn auf der Klippe mit einem Menschen von sonderbarer Art, Gestalt und Kleidung gesehen, und darauf bemerkt, wie er von der Klippe taumelnd ins Meer gefallen sey. Er habe sein Netz fahren lassen, sey in das Meer gesprungen, habe ihn gerettet, und an das Ufer gebracht, wo er ihn nun mit groſser Freude wieder leben sähe!“

Abdallah dankte seinem Retter mit der tieſsten Rührung, und setzte seufzend hinzu:

„Guter, mein Dank ist alles, was ich dir dafür geben kann, daſs du dein Leben um meinetwillen gewagt hast.“

Naser, der Fischer, erwiederte:

„Und was wolltest du mir wohl noch mehr geben? Ist doch schon dieſs zuviel. Sieh, das Schicksal meynte es mit uns beyden gut, wie ich nun gewahr werde. Ich habe heute, wie es mir vorkommt, den reichsten Fang meines Lebens gethan. Mein Netz ist so voll, daſs ich mich lange vergebens bemühte, es an den Strand zu ziehen. Ich muſste mir erst in dir einen Gehülfen an das Ufer tragen, das mir viel leichter war. Gefällt dir es nun, so hilfſt du mir meinen Gewinn in Sicherheit bringen, wofür ich dir herzlich gern einen Theil zum Lohne überlassen will.“

Die Worte, der Ton, mit dem sie gesprochen wurden, die treuen Gebährden, welche sie begleiteten, träufelten wie Balsam in Abdallahs Wunden. Er drückte des Fischers Hand und sagte:

„Du hast dir ein Recht auf mein Leben erworben, gebiete mir, und traust du mir, so gewähre dem, der keine Stätte der Ruhe auf Erden hat, Gastfreundschaft. Gerne will ich dir alle die Dienste leisten, deren ich fähig bin und die du mich lehren wirst; aber du wirst einen ungeschickten Gehülfen in mir finden, einen willigen und eifrigen gewiſs.

Der Fischer Naser. Bedarf es doch nicht mehr.

Er führte Abdallah nach der Stelle, wo er sein Netz ausgeworfen hatte, theilte sein Frühstück mit ihm, und lehrte ihn dann die Handgriffe des Zugs. Abdallah arbeitete aus allen Kräften, der Zug war reich, sie füllten die Barke, ruderten den Kahn, an den sie befestigt war, dem Ufer hin nach der Stadt Meliopour, und landeten bey einer geräumlichen und reinlichen Hütte.

Auf einen Schrey des Fischers, der das Glück seines heutigen Tags bezeichnete, sah seine Tochter aus dem Fenster, und sang ihm eine Strophe des Willkomms und der Freude über das angekündigte Glück entgegen. Die untergehende Sonne vergoldete die wogende in der Ferne schon dämmernde Fluth, und ihr Widerschein glänzte in dem zartesten Rosenschleyer auf dem freudigen Gesichte des Mädchens. — Abdallahs Herz strahlte in diesem Glanze, welcher die bald in Finsterniſs sinkende Schöpfung, vor ihrer Verhüllung, so schön und feyerlich erleuchtete. — Das Mädchen verhüllte sich, kam mit der alten Amme aus dem Hause, und alle legten Hand an, den begrüſsten und bewunderten Schatz nach den frischen Behältern ins Innere des Hofes zu bringen.

Nach geendigter Arbeit führte der Fischer Abdallah in die Hütte, und stellte ihn seiner Tochter und der

Amme als einen Gastfreund vor, erzählte, welchen Dienst er ihm beym Zuge des Netzes geleistet hätte, und wie es ihm ohne seinen Beystand unmöglich würde gewesen seyn, den reichen Fang nach Hause zu bringen.

Abdallah verwies ihm freundlich das Gesagte, und erzählte mit Wärme, wie ihn der Vater, mit Gefahr seines Lebens, vom Tode gerettet hätte.

Das Mädchen sagte: „Und doch hat der Vater recht. Was er für dich gethan hat, muſste er wohl thun, es war nur Pflicht; aber das, was du für ihn gethan hast, war Gefälligkeit von dir.“

Abdallah erstaunte über diese Worte, und bat das Mädchen, sich zu erklären. Sie sprach:

„Weil du mir nach deiner Sprache und deiner Art kein Mann zu seyn scheinst, der zu solchen Geschäften geboren ist, und darum gewiſs etwas gethan hast, das dich viel kosten muſste. Denn entweder muſstest du dich dadurch erniedrigt fühlen, oder dich deines Unglücks dabey recht tief erinnern.“

Der Fischer sah nun Abdallah aufmerksam an, und entdeckte erst jetzt, was des Mädchens Auge auf den ersten Blick wahrnahm. Mit einiger Verlegenheit fragte er Abdallah, wer er sey, und bat ihn, ohne seine Antwort abzuwarten, um Vergebung, wenn er sich nicht so gegen ihn betragen hätte, wie er wohl nach dem, was er jetzt merkte, hätte thun müssen.

Die Worte des Mädchens und des Alten schmerzten Abdallah. Er sprach:

„Freund, ich bin ein Unglücklicher! Ein schuldloser Unglücklicher, wenn der sich schuldlos nennen kann, der es wagt, das Schicksal zu versuchen. Sieh, ich habe keine Ruhe, keine Stätte auf Erden, mein Haupt niederzulegen, ich suchte sie bey dir, und doch — wäre ich dir nicht so verpflichtet, wie ich es bin, deine Worte und deine Entschuldigungen würden mich von deiner Schwelle treiben, bevor ich an deinem Tische das Brot der Gastfreundschaft genossen hätte.“

Das Mädchen eilte schnell nach dem Tische, brach das Brot, füllte einen Becher mit Wasser, und reichte ihm beydes mit furchtsamer Freundlichkeit dar.

Abdallah nahm es aus ihren Händen, und sagte gerührt: „Ich nehme das Brot und den Trank des Freundschaftsbundes aus deinen Händen!“

Und als er das Brot und das Wasser genossen hatte, fuhr er fort:

„Frage nicht wer ich bin. Nimm meine Dienste an, und haben wir uns wechselseitig geprüft, so sollst du vernehmen, wem du das Gastrecht so freundlich verliehen hast.“

Das Mädchen sagte schüchtern:

„Wir werden deines Geheimnisses achten — doch meinen Vater nennt man Naser — die Amme Fatme, und mich Selahmeh —“

Abdallah. Nenne mich Haſi — denn so heiſse ich.

Khalife. Haſi! Haſi! Ben Haſi und Haſi! Führt dieſs nicht zu etwas?

Ben Haſi. Vielleicht, Herr!

Die Amme Fatme trug die Abendmahlzeit auf, und nach dem Essen sprach Selahmeh:

„Sieh, Gast, jeden Abend singe ich meinem Vater eines meiner Lieder. Hat er einen guten Fang gethan, so besinge ich das Glück des Fischers, kommt er unbelohnt zurück, so singe ich ihm das Lied der Hoffnung; aber heute singe ich zuerst das Lied des Willkomms dem neuen Gaste, wie es bey uns gewöhnlich ist.“

Während der Lieder des Mädchens fühlte Abdallah den Stachel seines Kummers nicht. Nach einem glücklichen Abend ging er in das Kämmerchen, das ihm der Fischer Naser in dem Hofe anwies, und als ihn dieser verlieſs, und er den gestirnten Himmel über sich sah, rief er:

„Furchtbarer Verfolger! laſs ab von mir, und ich bin gerettet. Noch fühle ich schaudernd den Schrecken, den du in meine Seele geschleudert hast; aber unter dieser erhabenen Decke, die du mir verfinstert hast, und die ich nun in ihrem Glanze wieder sehe, will ich die Kraft sammeln, allen Schrecken zu besiegen. Mein Bewuſstseyn soll erwachen unter dem Erkennen meiner Thorheit. Vielleicht gewährt mir das Schicksal noch eine gute That, und will es, daſs ich noch schrecklicher büſsen soll, so gehe ich willig ihm entgegen. O mein unglückliches Vaterland, nur bey deinem Andenken verlöscht alle meine Hoffnung!“

Morgens ging Abdallah mit Naser auf den Markt, um den Fang des vorigen Tags zu verkaufen. Nach einigen Tagen fragte er diesen:

„Willst du mich für den nöthigen Unterhalt des

Lebens zu deinem Gehülfen annehmen, so sage es nun frey heraus. Meinen guten Willen und Eifer hast du gesehen, sie werden nicht erkalten."

Naser antwortete: „Haſi, wir Armen sagen: je mehr der Kinder, je mehr der Arme, und je reicher der Vater. Ich habe keinen Sohn; willst du der meine seyn?"

Der Bund der Vereinigung ward zwischen den beyden schnell und leicht geschlossen, da Treue, Güte des Herzens, wechselseitiges Bedürfniſs und Armuth den Grund des Vertrags ausmachten.

Abdallah würde nun ganz glücklich gewesen seyn, wären die Erinnerung des Elends seines Vaterlandes und die Furcht vor seinem schrecklichen Verfolger nicht seine unablässigen Begleiter gewesen. Seine Stirne verfinsterte sich, sein Herz füllte sich mit Wehmuth, und nur selten gelang es der muntern Selahmeh, durch Gesang und Erzählungen, ihren traurigen Bruder, wie sie ihn dann nannte, aufzubeitern. Das Geschäfte des Erwerbes ging indessen so glücklich von statten, daſs Naser eines Abends sagte:

„Der Segen ist mit Haſi in unser Haus gekommen."

Dieser Glaube des Fischers erweckte die angenehmste Empfindung in dem Herzen Abdallahs, denn er sah sich bis auf diesen Augenblick, nach allem Geschehenen, als ein Wesen an, das das Schicksal verdammt hatte, überall Unglück zu erfahren, oder zu veranlassen.

So lebte er nun viele Monate, als Naser, durch eine Verkältung, die er sich durch einen nächtlichen

Schlaf am Ufer des Meers zuzog, erkrankte, und sich von seinem Lager nicht mehr erhob. Eine unheilbare Lähmung lag auf seinen Gliedern. Abdallah tröstete ihn in seinem Leiden, übernahm die Nahrungssorge nun allein, und wandte jeden ersparten Augenblick an, ihm zu dienen, ihn mit Hoffnung und Zusprache aufzumuntern, und die Pflege mit der treuen Tochter zu theilen. Täglich trug er den Lahmen auf dem Rücken nach einem mit Bäumen besetzten Platze vor der Stadt, daſs er da des Schattens, des Gesangs der Vögel, der Kühle und der frischen Luft genösse. Die Nachbarn, die den Fremdling mit seiner Last vorübergehen sahen, priesen, gerührt von Abdallahs Treue, Liebe und Fleiſse, Naser glücklich, und stellten Abdallah ihren Söhnen als ein Muster der kindlichen Ergebenheit vor. So ward Abdallah bald der Gegenstand der Achtung, Liebe und Bewundrung aller der Menschen, die von dem Schweiſse ihres Angesichts leben, und die den nur für den Besten, Weisesten und Glücklichsten halten, der die Pflichten erfüllet, welche das Herz uns lohnt. Oft hörte Abdallah sein Lob mit eignen Ohren, und es war ihm so wenig von dem Günstlinge eines Sultans und dem Groſsvizir zurückgeblieben, daſs ihn dieses Lob mehr ergötzte, als ihn einst der Beyfall und die Bewunderung des Hofes von Ginzurat über Thaten ergötzt hatte, die ihm jetzt so zweydeutig schienen.

Als er eines Tages nach der Arbeit Naser an den gewöhnlichen Ort der Erfrischung getragen, und ihm da einen weichen Sitz zurecht gemacht hatte, sah dieser, von der kühlenden Luft des Meeres erquickt, Abdallah gerührt an, und sprach:

„Freund, was wäre der arme Naser nun ohne dich? Ein elender Krüppel, der mit seinem einzigen, guten Kinde Hungers sterben, oder von dem Mitleiden der Armen kümmerlich und schmählich leben müſste. Ach, wohl war dieſs der glücklichste und reichste Zug, den ich mein Lebenlang aus dem Meere gethan habe, da ich dich auffischte. Das Schicksal sandte mich jenen Morgen dahin, und verordnete alles so, daſs ich einen Retter für die Zeit finden sollte, in welcher mich seine schwersten Schläge treffen würden. Ich fühle sie nun nicht, beklage mich auch nicht; denn das, was du für mich thust, macht mir oft sogar mein Leiden angenehm. Nur dieſs, daſs du allein, für zwey — für drey arbeiten muſst, ist eine schwere Last für mich."

Abdallah sprach ihm Muth zu, erinnerte ihn an seine Schuld, aber Naser antwortete:

„Könnte ich mich auch hierüber trösten, so bleibt mir doch eine Sorge, und diese werde ich wohl mit in das Grab nehmen müssen."

Abdallah. Das wirst du nicht, wenn du nicht vergiſst, daſs du einen Freund und Sohn hast.

Naser. Einen Sohn! Ach, Hafi, wärst du meines Standes, ich würde dir längst meine Sorge anvertraut haben; aber du bist nicht meines Standes, du bist zu uns heruntergestiegen, wie meine Tochter sagt, theilst jetzt Armuth und Erniedrigung mit uns; doch das Glück und die Gerechtigkeit lassen einen Mann, wie du bist, nicht immer im Elende, sagt meine Tochter, und darum kannst du dich nicht mit uns auf das Leben verbinden. Ich meynte, es könnte doch wohl seyn; aber meine Tochter bewies mir das Gegentheil zu klar, und darum muſs ich meine Sorge mit mir in das Grab nehmen.

Abdallah. Mein Bund mit dir war auf das Leben, von dem Augenblicke an, da du es errettet hast, da ich aus deiner Tochter Hand das Brot und Wasser empfing, und du dem Unbekannten trautest, ihn als Gastfreund, darauf als Sohn aufnahmst.

Naser. Ich forsche gar nicht, wer du bist, und wenn auch das neugierige Mädchen und die noch neugierigere Amme in mich dringen, so antworte ich ihnen: „Was kümmert uns das, was er war! Ist er nicht ein guter Mensch, muſs er nicht einer der Besten seyn, da er an mir thut, was Söhne so selten an ihren Eltern thun?“ und darum, Hafi, darum wollte ich dir gerne den einzigen und kostbarsten Schatz geben, den ich besitze, und dann ruhig einschlummern, wann der Engel des Todes vor mein Angesicht tritt, mich abzurufen.

Abdallah. Ist dieses deine einzige Sorge, so gieb sie auf. Ich nehme den kostbaren Schatz an, dem ich mehr schuldig bin, als du glaubst. Ist es nicht deine Tochter?

Naser. So trage mich schnell nach Hause, der Wind würde mich nun doch nicht mehr kühlen.

Selahmeh stand auf der Schwelle und wunderte sich, daſs der Vater heute so geschwind zurückkam.

Der Vater sagte ihr, was geschehen war, das Mädchen erröthete, wie an jenem ersten Abend, da der Rosenschleyer der Abenddämmerung ihr Angesicht erleuchtete. Abdallah legte sein Versprechen in ihre sanft bebende Hand. In dem nämlichen Augenblick erinnerte er sich seines furchtbaren Verfolgers, und Entzücken glänzte in seinen Augen, da er den Schrecklichen nicht wahrnahm.

Groſsvizir. Warum sollte er ihm auch jetzt erscheinen, da er den dümmsten Streich macht, und des Geistes Absicht zu seyn scheint, daſs er das Maſs seiner Thorheit recht anfülle.

Der Mensch ist unheilbar! Wahrlich ein schöner Glückswechsel für den Vizir des Sultans von Guzurat, und die Erfindung macht dem Erzähler Ehre.

Ben Haſi. Dieses beyseite gesetzt, Vizir, so entschloſs sich Abdallah hierzu, weil er des Glückes Wechsel müde war, und anders über Glück zu denken scheint, als du!

Khalife. Vizir! Unterbrich Ben Haſi nicht. Ich habe schon lange vergessen, daſs der Mann Vizir war, und dachte nur, er sey ein guter Mensch. Bloſs darum fürchtete ich jeden Augenblick, der finstre Geist würde wiederum auftreten, und ihm sein Glück verderben, das, so arm er auch ist, doch immer Glück ist, und vielleicht ein glücklicher Glück, als das meine und das deine.

Ich sehe nun wohl, wo Ben Haſi hinaus will, und leicht kann es noch geschehen, daſs du eine Reise zu diesem armen Fischer machen muſst.

Fahre fort, Ben Haſi; ob ich gleich weiſs, was du erzählen wirst, so will ich mir es doch von dir erzählen lassen, weil dir's Vergnügen macht, und ich noch mehr daran glauben werde.

Scheue dich übrigens nicht; bringe Fischer, Krüppel, Arme und Waysen in dein Mährchen, sie sind mir alle willkommen, und wenn ich dabey über etwas klage, so ist es nur darüber, daſs ich sie nicht alle zufrieden, gesund und glücklich machen kann. Gott ist ihr Vater, und er hat den Khaliſen um ihrentwillen zu seinem Stellvertreter auf Erden gesetzt.

Ben Haſi. Gott höret dich!

Khaliſe. Und sieht in mein Herz, sieht, daſs meine Lippen Wahrheit reden. Er weiſs, sieht und hört alles, ihm ist alles bekannt. Euer Gott ist ein Gott, auſser ihm ist keiner; er ist barmherzig, gütig, groſs und mächtig. In der Schöpfung des Himmels und der Erde, in dem Wechsel der Nacht mit dem Tage, in dem Schiffe, das über die Fluthen des Meers dahinfährt zum Nutzen der Menschen, in dem Regen, den er vom Himmel sendet, die trockne Erde zu erquicken, und in der Veränderung des Windes, und in den Wolken, die gezwungen sind, zwischen dem Himmel und der Erde ohne Lohn zu dienen, sieht der Verständige hohe Zeichen seiner Güte und Barmherzigkeit. Gläubige! Vergeſst nicht, daſs er die erhaltenden Engel, die Liebe und das Mitleiden, zwischen die Menschen gestellt hat; dieses ist eines seiner höchsten Zeichen!

Ben Hafi. Um Mitternacht setzte sich Abdallah heitern Muths in seinen Kahn, ruderte an dem Strande des Meers hin, hoffte auf einen glücklichen Fang, um von dessen Ertrag seine Hochzeit zu besorgen. Er fuhr gegen die Klippe, und als er sein Netz ausgeworfen, seinen Kahn und seine Barke hinter dem Gesträuche befestigt hatte, stieg er zum erstenmal ohne Schauder auf den Felsen, auf welchem er die Todesangst erlitten hatte. Hier wollte er den Aufgang der Sonne abwarten.

Das Rudern hatte ihn ermüdet, die sich erhebenden Morgenwinde bliesen scharf und schneidend. Um sich vor ihnen zu schützen, lagerte er sich in der engen Kluft des Felsens, aus welcher die junge Cypresse, an der er sich einst bebend hielt, hervordrang. Er entschlief und träumte so leicht, wie die Winde, die in der Cypresse über seinem Haupte säuselten, und seine Stirne umspielten.

Bald weckten ihn Stimmen tief im Felsen unter ihm Redender auf. Er lauschte, und vernahm Berathschlagungen über die Ausführung einer Verschwörung gegen den Sultan von Karnatek, deren Mittel, Ausbrechung und Zweck bestimmt wurden. Aus den Reden und dem Tone vermerkte er, daſs die Sprechenden Leute von Wichtigkeit, und selbst vom Hofe des Sultans waren. Jeder beklagte sich über die Strenge und den Geitz des Sultans, über sein Hervorziehen geringer Leute, und jeder suchte das schwarze Unternehmen mit der Farbe der Gerechtigkeit zu schmücken. Besonders hörte er den Sohn des Sultans von jedem beklagen, den der Geitz und die Eifersucht des Vaters, nach ihrer Meynung, in der schimpflichsten Erniedrigung und Beschränktheit hielte, und der sich von dieser Sklaverey nicht anders, als durch den Sturz des Mannes, der sich so wenig gegen ihn als Vater bezeigte, befreyen könnte. Jeder schloſs, die Ausführung dieses Unternehmens sey die schönste That, da sie dem jungen, kraftvollen und groſsmüthigen Prinzen den Weg öffnete, durch seine Tugenden und groſse Eigenschaften die Karnateker zu beglücken, und dem ganzen Lande wiederum zu seiner vorigen Blüthe zu verhelfen. Zuletzt sprach eine sanfte, mehr klagende, als Empörung hauchende Stimme, die endlich bis zum Ton des Bittens heruntersank; aber Abdallah konnte den Sinn der Worte nicht durch den Felsen vernehmen.

Die Verschwörer beeidigten ihr Vorhaben, die Sonne glitt über das Meer herauf, und Abdallah hörte die Redenden sich in dem Felsen bewegen. Leise hob er das Haupt über dem Felsen empor, und sah sie, vierzehn an der Zahl, sich auf Pferde werfen, welche Sklaven in weiter Entfernung hielten.

Als Abdallah sie nun aus den Augen verloren, stieg er von der Klippe herab, umging sie, und entdeckte endlich eine Öffnung, die in eine geräumige Höhle führte. Über das, was er gehört hatte, stand er lange in bangem Erstaunen da. Er wuſste von dem Sultan weiter nichts, als was das Volk von ihm erzählte. Dieses pries einmüthig seine Strenge, Enthaltsamkeit und Gerechtigkeit, und konnte nach Abdallahs Meynung nichts Bessers von ihm sagen, als daſs er, streng gegen sich selbst, andern keinen Fehler nachsähe und kein Verbrechen ungestraft lieſse, der Fehlende oder Verbrecher möge ein Rath seines Divans, ein Groſser seines Hofs, oder ein armer Lastträger seyn. Um so mehr fühlte Abdallah die ihm obliegende Pflicht, diese Verschwörung dem Sultan zu entdecken; aber ein kalter Schauder überfiel ihn bey dem Gedanken, daſs er sich dadurch abermals in das gefährliche Wesen der Herrscher der Menschen und ihrer Diener mischen, und seine kaum errungene Ruhe, sein noch nicht mit Sicherheit genossenes Glück, auſs Spiel setzen müſste. Noch gröſser ward seine Verlegenheit, da er bedachte, wie wenig ihn sein jetziger Stand und seine jetzige Lage zu einer solchen Entdeckung geschickt machte, und wie es Leuten von der Bedeutung und Wichtigkeit der Verschwornen leicht seyn würde, bey dem geringsten Argwohn, entweder seine Entdeckung zu unterdrücken, zur Fabel zu machen, oder ihn aus der Welt zu schaffen, bevor er bis zu dem Sultan gelangen könnte.

Plötzlich hörte er das sausende Geräusche des Gewands des Geistes; er stand in derselben Sekunde vor ihm, und die Sonne, die durch den Riſs des Felsen fiel, erleuchtete sein kaltes, ernstes, furchtbar erhabenes Angesicht.

Ein tiefes Ächzen entriſs sich der Brust Abdallahs, und alle seine Hoffnungen, seine Wünsche, sein Glück, schienen sich in diesem Augenblick von seinem Herzen zu lösen.

Der Geist sprach in seinem festen, zermalmenden Tone:

„Abdallah! vor kurzem stand über diesem Felsen dein Sklave, der Sklave der Nothwendigkeit, deines und seines Meisters, vor dir. Du entflohst mir, und hofftest, das ungeheure Meer sollte dich vor mir schützen. Das ungeheure Meer durfte dich nicht aufnehmen, es stieſs dich aus, warf dich den Menschen zu, und nun stehe ich abermals vor dir, unter demselben Felsen. Und stiegst du auch durch diese Höhle zu dem Mittelpunkt der Erde, ich müſste dir folgen, bis der Zwang zwischen mir und dir von dem Mächtigern gelöst ist.

„Ich sah so kalt in deinen Tod, wie ich in dein Erwachen am Strande blickte; doch dieses ahndete ich nicht, und glaubte mich von deinem Joche befreyt; aber aus deiner Rettung merke ich, daſs das tiefsinnende und fernsehende Schicksal das Blatt aufgeschlagen hat, dessen Inhalt mir verborgen ist, weil ihn dein eignes Herz bestimmen soll.

„Darum warne ich dich nicht über die That, die sich jetzt unruhig in deinem Busen wälzt.

„Sieh hin zu deinen Füſsen, und nimm diesen vor dir liegenden Siegelring auf. Einst werden die Menschen sagen, der Zufall habe ihn von dem Finger des Besitzers gestreift; vielleicht denkst du es selbst; denn so nennt ihr die Begebenheiten, deren verborgene Ursache ihr nicht faſst. Nach eurem Sinn entscheidet ja wohl auch der Fall eines Ringes von dem Finger eines eures Gleichen über das gegenwärtige und künftige Glück eines Landes, das Millionen Lebender trägt und nährt.

„Verwahre den Ring wohl, und schalte über die reiſsenden Ereignisse nach freyem Sinne. Nochmals blüht dein Glück und Abdallah kann erhalten, was er verloren hat, Gröſse, Glück und Macht!“

Abdallah. Bewahre mich vor ihnen, und gieb mir Ruhe und Weisheit.

Geist. Ich gebe und nehme dir nichts, und du bist für mich in Macht, Gröſse, Glück, Reichthum, Armuth, Elend und Erniedrigung ein Wesen, das mich weder erfreuen noch betrüben kann.

Der Geist verschwand. Abdallah wickelte den Siegelring fest in einen Zipfel seines Gürtels und ging beklommen an die Arbeit, ruderte in düstrer Stimmung heim, und weder die Freude des Vaters noch die Munterkeit der Tochter konnten ihn jetzt aufheitern. Die Erscheinung des Geistes hatte seine Lebensgeister so durchbebt, daſs ihm selbst der Sinn seiner Worte dunkel blieb.

Als er am folgenden Nachmittag den lahmen Naser über den Markt nach Hause trug, hörte er den Herold des Sultans ausrufen:

„Der Sohn des Sultans habe seinen Siegelring auf der Jagd verloren, und verspräche dem Überbringer desselben zweyhundert Derhem, nebst einem Feyerkleide.“

Der Herold beschrieb den Ring, und als Abdallah an der Beschreibung den in seinem Gürtel verborgenen erkannte, lieſs kalter Frost seinem Rücken herunter. Er bebte, und der lahme Naser wankte auf dem Bebenden. Die schwankende Bewegung Nasers brachte Abdallah zu sich, er trug ihn heim, der Abend verfloſs ihm traurig, und die Nacht brachte er in ängstlichem Nachsinnen zu, durch welches Mittel er wohl sicher das gefährliche Geheimniſs an den Sultan bringen möchte. Auf jeder Seite war Gefahr, und er konnte zu keinem festen Entschluſs kommen.

Morgens begab er sich in die Moschee, da es der Ruhetag der Gläubigen war. Er sah den Sultan mit seinem jungen, blühenden Sohne durch die Vorhalle schreiten, und sein Geheimniſs drückte ihn noch schwerer bey ihrem Anblick.

Der Gottesdienst ging an, und auf einmal rief eine Stimme von der Erhöhung:

„Gläubige! Der Khatib (Redner) hat eine Leiche im Hause, und darf heute nicht zu euch reden. Wer von euch fühlt den Beruf, seine Stelle zu vertreten, und zu dem Volke zu sprechen!“

Kaum vernahm Abdallah diese Worte, so sah er Licht. Begeistert drang er durch das Volk, stieg auf die Erhöhung, blickte über die Versammlung hin, und hielt eine Rede, voll Weisheit, Erfahrung und Gefühl, über die Pflichten des Volks gegen seine Regenten, der Regenten gegen das Volk. Darauf betete er für das Leben des Sultans, zeigte im Gebete die Verschwörung im kühnen, prophetischen Tone an, und forderte das versammelte Volk auf, ihren gerechten, von Verräthern bedrohten Herrn zu schützen.

Das Volk und der Sultan, sammt seinem Hofe, hörten Abdallahs Rede mit Erstaunen an. Da er aber das Gebet hersagte, und grade auf den Sultan hinsah, indem er von der Verschwörung redete, blickte die ganze Versammlung mit ihm auf den bestürzten Sultan. Der Sultan faſste sich schnell, und lieſs Abdallah durch einen Vertrauten, der seinen Wink verstand, nach dem Pallaste rufen.

Abdallah gehorchte mit freudigem Herzen. Als ihn der Sultan erblickte, fragte er ihn mit strenger Miene:

„Mensch, was berechtigt dich zu diesen kühnen und gefährlichen Äuſserungen vor den Ohren meines Volks?“

Abdallah. Die Wahrheit, Herr, dein und deines Volkes Heil. Doch lasse, bevor ich dir mein Geheimniſs eröffne, schnell deinen Sohn von einigen deiner Getreusten beobachten; deine Feinde sind seine noch weit gefährlicheren Feinde. Irre dich nicht an meinem Stande, auch der Kleine kann oft dem Groſsen nützlich werden. Ich habe nichts als mein Leben, mit diesem steh' ich dir für das, was ich von dir fordere, und was ich dir sagen werde.

Der Sultan gab einem seiner Vertrauten diesen Auftrag, und Abdallah erzählte ihm darauf, mit allen Umständen, was er gehört und gesehen hatte.

Sultan. Sey behutsam, denke vor wem du stehst, und wen deine Anklage treffen kann. So wahrscheinlich auch das ist, was du mir da erzählest, so macht mich gleichwohl meine Erfahrung an den Menschen zweifelhaft. — Du bist nicht der erste, der mir durch Vorspieglung ähnlicher Geschichten eine Belohnung abzulocken suchte; aber mancher empfing dafür, was die gefährliche List verdient.

Abdallah. Ich weiſs, Herr, welcher Gefahr ich mich aussetze, und hätte ich der Gefahr mehr geachtet, als der Pflicht, so stände ich nicht vor dir; dich weckten dann die Verschwörer aus deiner Sicherheit, nicht ich!

Gieb mir den gedrohten Lohn, wenn ich ihn verdiene, doch vorher prüfe! Auf das, was du sonst noch Belohnung nennst, thue ich Verzicht.

Sultan. Kannst du einen der Verschwornen nennen?

Abdallah. Wie sollt' ich, ein armer Fischer, ein Fremdling in deinem Lande, die Groſsen deines Hofes an ihrer Stimme oder in der Entfernung kennen? Unter Herrschern, die dir gleichen, Herr, fühlt selten unser einer ihr Daseyn; denn wenn sie sich durch böse Thaten keinen Namen machen können, so bleiben sie uns zu unserm Glücke unbekannt.

Sultan. Du bist ein sonderbarer Fischer!

Abdallah. Jeder Stand trägt Menschen sondrer Art. — Gefällt es dir, so will ich dir ein Mittel sagen, die Verschwornen noch heute — noch vor Untergang der Sonne — in zwey kurzen Stunden zu erkennen. Findest du mich als Lügner, so bin ich in deiner Gewalt; rechtfertigt mich der Ausgang, so entlaſs ich dich des Danks und Lohns im Voraus.

Sultan. Deine Worte und deine Mienen, so sehr sie auch mit deinem Auſsern abstechen — ich meyne mit deinem Gewande — sind von einem Geiste beseelt, der Zutrauen einflöſst. — Rede! welches Mittel soll diese Entdeckung bewirken?

Abdallah. Laſs diesen Augenblick deine Groſsen und Räthe durch einen Herold zum Divan versammeln; in allen Straſsen der Stadt laut ausrufen, du bedürftest schleunigst ihres Raths über die Entdeckung einer gefährlichen Verschwörung gegen dich. Keiner der Verschwornen wird erscheinen, jeder von ihnen wird sich auf die Flucht begeben, und diese, Herr — doch, was sinnest du nach?

Sultan. Rede — ich erstaune — über dich — über das, was ich höre.

Abdallah. Ich wette, das Gerücht von meinem heutigen Gebete in der Moschee hat sie alle schon im Voraus in Schrecken versetzt. Darum verkündigte ich an heiliger Stätte laut, was ich nicht anders vor dich zu bringen wuſste. Denn entweder hättest du mich abgewiesen, oder das schlimmste für dich wäre mir begegnet.

Sultan. Weise, fest und klug gedacht ist alles, was du gethan hast, was du mir nun räthst; doch noch eins — wie viel zähltest du ihrer?

Abdallah. Vierzehn habe ich gezählt, wie gesagt, und erscheint der vierzehnte nicht, so ist es der, welcher sich für sicher hält, und es doch am wenigsten ist. Mache indessen nur diese Probe, und lasse mich bis dahin bewachen.

Alles dieses geschah. Der Herold rief den Divan nach Abdallahs Anweisung zusammen; dreyzehn Groſse fehlten, und als man Boten nach ihnen sandte, erfuhr man, daſs sie vor einigen Stunden entflohen waren. Der Sultan theilte dem Divan die Verschwörung mit, klagte die Flüchtigen an, entfernte sich, und lieſs Abdallah rufen.

Zu diesem sprach er:

„Du hast die Wahrheit gesagt, und der Lohn meines Retters soll dir werden. Doch sieh, der vierzehnte ist nicht entflohen, und vielleicht ist eben dieser der gefährlichste von allen.“

Abdallah. Dieses wird von dir abhängen, und darum, weil du selbst so vieles dabey thun kannst, wage ich, dir ein Geheimniſs zu offenbaren, das dein Herz durchbohren wird.

In diesem Siegelring erkennst du ihn.

Er überreichte dem Sultan den Ring, erzählte ihm, wo er ihn gefunden, wie er ihn durch die Beschreibung des Herolds auf dem Markte erkannt hätte.

Der Sultan erblaſste, und sagte mit bebender Stimme:

„Mein Sohn! mein eigner Sohn!“

Abdallah. Ja, dein Sohn; ich fühle mit dir deinen tiefen Schmerz.

Sultan. Er unter Verschwornen gegen mich! Was that ich ihm? Was konnte ihn zu einem so schwarzen Unternehmen bewegen?

Abdallah. Darf ich dir sagen, was ich vernommen habe?

Sultan. Rede, ich will dich anhören, bevor ich ihn verwerfe, und als Richter sein Urtheil spreche. Wüßtest du, wie ich ihn liebe, was ich alles für ihn gethan habe! —

Abdallah. Und doch hast du nicht alles für ihn gethan — ich meyne für den jungen, leidenschaftlichen Mann in seiner Lage. Deine Strenge, deine Gerechtigkeit, deine Enthaltsamkeit, wofür dein Volk dich segnet, machten die Flüchtigen zu Verschwornen gegen dich, deinen Sohn gesellte ihnen deine vielleicht kluge, doch zu weit getriebene Sparsamkeit zu. Du wolltest ihn früh gewöhnen, mit dem hauszuhalten, was das Volk ihm anvertraut; aber auch dieses hat seine Gränzen, denn leicht artet Sparsamkeit in Geitz aus. Verzeih, wenn ich dir eine Wahrheit sage, die ich aus dem Munde dieser Männer hörte, die ihn dadurch zum Werkzeuge deines Sturzes zu machen strebten, um in ihm einen von ihnen abhängigen Sklaven auf den Thron zu setzen.

Konnte dein Sohn etwas anders werden, wenn er durch Hülfe Verschworner den Thron bestieg?

Sultan. Es ist so wahr als schrecklich; aber warum nanntest du ihn nicht gleich?

Abdallah. Herr, sollte dein Volk in deinem Sohne, in seinem künftigen Herrscher einen Verschwornen gegen dich erkennen, und es nie vergessen? Sollte sich die schreckliche Geschichte bis auf die spätesten Nachkommen deines Geschlechts fortpflanzen? Hätte ich dir ihn vor der Versammlung des Divans genannt, du würdest ihn als Richter vorgefordert, ihm die Namen der Verschwornen abgedrungen haben, und dann muſste seinem Bekenntnisse die Strafe des Verbrechens folgen. Dieses wollte ich dir ersparen, und dir einen Sohn erhalten.

Konntest du ihm dann verzeihen, in ihm ferner einen Sohn, er in dir einen Vater erblicken? Nun ist sein und dein Schicksal noch in deiner Gewalt, und du kannst als Vater oder Richter handeln. Dieses Geheimniſs verschwieg ich dir, damit seine dir nur bekannten bösen Rathgeber entfliehen möchten, dein Sohn vor den Augen deiner Hofleute und deines Volks unverdächtig bliebe, und du ihn durch Verzeihung, durch weise Ermahnungen, durch Enthüllung der schändlichen, für ihn so gefährlichen Absichten der Verschwornen der Pflicht wieder zuführen möchtest. Ich vernahm den sanften, nur klagenden Ton seiner Stimme durch den Felsen, und diese Stimme kann nicht aus einem harten Herzen kommen.

Sieh, Herr, mit diesem Siegelring übergab ich dir das Mittel, ihn zu erproben, ihn nach deiner fernern Erfahrung als Vater oder Richter zu behandeln.

Doch bemerke, daſs allzu sparsame Väter oft ihre Söhne zur Undankbarkeit reitzen, und noch öfter verschwenderische Erben in ihnen hinterlassen.

Ich setzte mich als Vater an deine Stelle, fühlte als Vater für dich, und darum handelte ich, wie ich gehandelt habe.

Sultan. Deine Entdeckung fuhr wie ein Dolch durch meine Seele. Doch früher hätte sie mich getödtet, da der Vater über den Sohn das Todesurtheil sprechen muſste. So hast du mein und sein Leben gerettet, und ich will suchen den Verirrten zur Selbsterkenntniſs zur bringen.

Aber wer bist du? Was habe ich in dir, was soll ich in dir haben? Deine Weisheit, deine Erfahrung an den Menschen, deine geprüfte Klugheit setzen mich bey jedem Worte, bey jeder Miene, jedem der Blicke, die sie begleiten, immer mehr in Erstaunen. Wie soll ich dieses mit deinem Stand ausgleichen?

Abdallah. Ich bin ein armer Fischer.

Sultan. Bist du es jetzt, so warst du es doch nicht immer.

Abdallah. Dieſs ist mein Geheimniſs, Herr, dessen Entdeckung dir nicht nützen kann, und das ich mir zum Lohne vorbehalten muſs.

Sultan. Du wirst die Zeichen meines Danks nicht abweisen, wirst nicht so hart gegen mich seyn, und mir die schwere Last einer solchen Wohlthat auf dem Herzen lassen!

Ich bedarf eines Mannes wie du bist, mein Sohn bedarf seiner, wie du siehst, noch mehr. Ein Wort von mir erhebt dich zu ihm und mir. In dir habe ich zwey seltne Dinge vereint gefunden, Verdienst und Bescheidenheit, und ich kann dir geben, was nur deinem Äuſsern fehlt, was dein Innres wirksamer machen kann.

Ich gebe dir eine Stelle an meinem Hofe — Reichthum und die schönste Jungfrau meines Harems.

Abdallah. Du beliebtest mich weise zu nennen; würde ich diesen Namen länger verdienen, wenn ich einen Schauplatz beträte, auf welchem sich Dinge ereignen, wie ich dir heute mittheilen muſste?

Vergieb mir, Herr, ich habe mich mit der Tochter meines Gastfreundes und Wohlthäters verlobt, und die Hütte, die wir bewohnen, ist viel zu klein, ein Weib deines Harems zu beherbergen. Das Glück, das du mir anbietest, habe ich versucht, und begebe mich nicht zum zweytenmal in die Gefahr, daran zu scheitern. Ich bin ein Fischer und bleibe es.

Sultan. Und was kann, was soll ich für dich thun?

Abdallah. Mich vergessen, und kannst du dieſs so geschwind nicht, dich meiner bis dahin nicht laut erinnern.

Sultan. Bey Gott, du bist weiser, als wir alle, und beweist mit jedem deiner Worte tiefe Erfahrung. Sey glücklich auf deine Weise, doch sey nicht so eigennützig glücklich, laſs auch mich es dadurch werden, daſs du meinen Dank nicht ganz verschmähst.

Laſs mich nur etwas für dich thun? Bin ich dir nicht die Belohnung schuldig, die der Herold dem Finder dieses unglücklichen Rings versprach?

Abdallah. Du giebst sie mir, wenn du mich jetzt schnell entlässest; ich muſs eilen meinen Vater und seine Tochter über meine lange Abwesenheit zu beruhigen. Auch naht schon die Stunde, zu welcher ich gewohnt bin, den Lahmen in die erquickende Luft zu tragen.

Sultan. Der Glücklichste in meinem Lande bist du, denn du bist der Weiseste. Geh gröſser von mir weg, als ich je auf meinem Throne ſaſs.

Wenn du meiner bedarfst — wenn ich deiner bedarf — wie soll ich dich nennen, wo dich suchen lassen?

Abdallah. Ich heiſse Hafi, wohne in der Hütte des Fischers Naser, am Strande des Meers.

Sultan. Hafi, auch in mir hast du einen Vater! — Und nichts? Nichts willst du von deinem Vater?

Abdallah. Einen Druck der Hand, die das Schwert der Gerechtigkeit so feste hält — und Milde für den nur verirrten Jüngling, deinen Sohn!

Sultan. Ich schlieſse dich in meine Arme, umfasse einen edeln, uneigennützigen Mann, ein Glück, das uns so selten, den wenigsten — ja fast keinem von uns wird.

Groſsvizir. Dein Abdallah ist ganz wahnsinnig, und dieses ist noch das mildeste, was man von ihm sagen kann.

Khalife. Dieſs kann wohl seyn, Vizir; aber es ist etwas so schönes und weises in seinem Wahnsinn, daſs ich wohl wünschte, dich und andere deines Gleichen zu Zeiten in diesem Wahnsinn rasen zu sehen.

Ihr seyd freylich alle zusammen gar vernünftige Leute, und haltet das Herz, das Gott dem Menschen gegeben hat, für das überflüssigste Ding, und fühltet ihr sein Daseyn nicht durch eure unersättlichen Begierden, die euch immer foltern, je mehr ihr empfangt, ihr würdet kaum ahnden, daſs ihr so etwas unter eurer Brust tragt.

Mache dich indessen immer zu der Reise fertig, denn auch ich will, bevor ich wandere, einen Mann wie diesen da umarmen; bisher ist mir, wie du wohl weiſst, dieses Glück noch nicht geworden.

An meinem Hofe soll er leben.

Groſsvizir. Du hörtest ja, Herr, daſs der Stolze dem Sultan alles, sogar dieses abschlug.

Khalife. Vizir, das kann wohl seyn; aber ich bin der Khalife, er der Mann für mich, ich der Mann für ihn, und wenn er dieſs recht einsehen, empfinden und begreifen wird, so müſste ich mich sehr in ihm irren, schlüge er es mir ab. Demnach mache dich nur immer zu der Reise fertig.

Ben Hafi. Abdallah eilte nach Hause, und erfreute die ängstlich auf ihn Wartenden durch seine Gegenwart. Er erzählte ihnen die Ursache seines Auſsenbleibens, sie priesen ihn glücklich, daſs er dem Sultan diesen Dienst erweisen konnte, und weder der Vater noch die Tochter fragte, ob der Sultan ihn belohnt hätte.

Abdallah genoſs seines Glücks den Tag über, bestimmte seine Hochzeit auf den folgenden, und als er sich Abends in seine Kammer begab, trat der finstre, kalte Geist vor ihn, und sprach:

„Da du mich einstens riefest, dachte ich einen kühnen, groſsen, unternehmenden Mann in dir zu sehen; es ging mir wie jedem, der einem Menschen näher tritt, dessen Namen das Gerücht verherrlicht. Es sey! Klein oder groſs, feig oder unternehmend, glücklich oder elend, bist du nicht mehr, nicht weniger für mich.

„Du hast nun dein Schicksal aus deinem eignen Herzen entschieden, ich trenne mich auf Befehl meines mächtigen Meisters von dir, schwinge mich in den düstern Nebel meines Eylands, wo ich weder das Lachen noch das Weinen der Thoren höre, die nur leben, um verkehrt zu handeln, und dann zu verwelken.

„Ob du in meiner Gesellschaft etwas gelernt hast, weiſs ich nicht, auch kümmert es mich nicht. Ich zeigte dir die Wahrheit, du konntest sie nicht ertragen, und seufztest bald nach Täuschung, wie du einstens nach Wahrheit seufztest. Um das zu werden, was du geworden bist, bedurftest du meiner nicht. Doch was liegt mir daran, was aus dir geworden ist, was aus dir werden wird. Ein Mächtiger trieb mich zu dir, der Unwiderstehliche zieht mich weg.“

Abdallah. Seligster Augenblick meines Lebens — einmal kann ich ohne Schauder in dein wunderbar schönes, furchtbar erhabenes Angesicht blicken! Sage mir nur eins — und ich will dir danken — mein Herz wird dir zulächeln können — Mein Vaterland? —

Geist. So vernimm meine letzten Worte, und danke nicht.

Das blutige, herrschsüchtige Spiel des Verraths läuft in Guzurat zu Ende; schon streckt das Schicksal seinen den Erdball umfassenden Arm aus, und greift nach den Schuldigen, das Vergeltungsrecht auszuüben; der Sultan ist und wird seyn, was die meisten seines Gleichen sind.

Hierauf berührte der Geist Abdallahs Stirne und verschwand.

Abdallah entschlief und hatte ein Gesicht.

Er stand in dem erhabenen Gezelte, über den Höhen des Kaukasus, sah die Versammlung der Geister und Genien, vernahm den Sinn der wichtigen Geheimnisse.

Der oberste Genius deutete auf die luftige Wand, und Abdallah erblickte im sanften Schimmer der Morgenröthe die edeln Thaten der Heroen der Tugend. Die Bilder der seinigen erglühten, und der Dienst, den er dem lahmen Naser täglich erwies, schimmerte vor allen hervor.

Der oberste Genius rief mit einer Stimme, die in die Seele Abdallahs, wie ein reiner, harmonischer und erhabener Gedanke floſs:

„Dein Herz hat die Blüthe des Lebens, welche der kalte Verstand vertrocknen wollte, wiederum belebt. Die schöne Blüthe wird nun reifen zur Frucht, in einsamen, stillen Thaten des menschlichen Lebens. Das Herz erschaffe die That, der Verstand überlege und rathe, Güte und Weisheit umschlieſsen beyde, dann geht der Sterbliche sichern und festen Tritts einher, das übrige ist des Schicksals!“

Abdallah erwachte; der roſenfarbene Duft des Geſichts umſchwebte ſeine Stirne und die Stimme des Genius tönte ſanft fort in ſeiner Seele. Sein Herz und ſein Verſtand floſſen, in der Harmonie der ſchönen Gemählde des Gezelts und der melodiſchen Töne, zur Vereinigung. Die Natur zog vor ſeinen Augen wiederum ihr liebliches Gewand an, er ſah ſich und die Welt in dem roſenfarbenen Schimmer ſeines erhabenen Geſichts, und die widrigen, düſtern Laute ſeines Herzens verhallten vor dem Klange der Stimme des Genius.

Khalife. Das düſtre, froſtige Weſen hat ihn verlaſſen. — Ich ſage dir, Vizir, mache dich zur Reiſe fertig.

Groſsvizir. Dein Wille, o Herr, geſchehe!

Ben Hafi. Der Sultan lieſs Abdallah noch einmal rufen, und ſagte ihm:

„Dieſen Ring, Hafi, will ich meinem Sohne auf meinem Todbette erſt geben und ihm dann ſagen, wie, wann und wo man ihn gefunden hat, zu welcher Stunde ich ihn erhalten habe. Er ſoll in meiner Familie forterben, und jeder Erbe dieſes Throns ihn tragen. Dieſen Entſchluſs verdanke ich dir und deiner Weisheit.

„Nun höre mich weiter an, und entſcheide zwiſchen mir und dir.

„Du haſt mir deine Tugend ſo fühlbar und achtungswerth gemacht, daſs ich ganz wohl begreife, du könntest allein durch sie glücklich seyn. Doch bedenke, ob in diesem Falle deine Tugend nicht allzuviel auf die Kosten der meinigen, vielleicht der Tugend selbst, glänzen würde. Dir kann es gnügen, von mir unbelohnt zu bleiben; aber kann es mir gnügen? Wird nicht jeder meines Volks, das den Beweggrund deines Weigerns nicht weiſs, und wüſste es ihn, ihn kaum fassen würde, mich des schwärzesten Undanks gegen dich anklagen? Brauche ich dir zu sagen, was dieser so gerechte Vorwurf für Folgen für mich haben kann, haben muſs? Wer wird dem Manne ferner, mit einiger Gefahr, einen Dienst erweisen wollen, der einen solchen unbelohnt läſst? Wird es mir nicht alle Achtung rauben? und doch sind Achtung und Liebe meines Volks die Reichthümer, nach denen allein ich geitze. Willst du mich ärmer an meinen wahren Schätzen machen? Die Stadt ist voll von dem, was du für mich gethan hast. Das Gerücht wird von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe, bis in die entfernteste, einsamste Hütte laufen, und jeder wird hinzusetzen: der arme Fischer errettete des Sultans Leben, und der geitzige Sultan lieſs den Fischer arm.

„Darum nimm von mir, was mehr Schein, als Werth hat, weil du so reich nicht werden willst, als ich dich gerne machen möchte.

„Auf jenem Platze, wohin du deinen lahmen Vater zu tragen pflegest, steht ein bequemes Haus, das Pappelwäldchen ganz nah dabey. Einige Hufen Landes und Garten drum herum. Nimm dieſs und Leute, die dir das Land bebauen, und du bleibst mein Freund, und beweist mir's nun, da du mich vor dem Vorwurf des Undanks schützest.“

Abdallah. Deine Gründe sind billig und gerecht, ich gehorche.

Sultan. So halte deine Hochzeit dort, es ist schon dazu eingerichtet.

Abdallah trug Naser in die neue Wohnung, die Braut ward Abends dahin abgeholt, und kaum ein Jahr darauf legte mich, den armen Ben Haſi, die blühende Mutter, als Sohn der Liebe, in die Arme des glücklichen, weisen Abdallah.

Khalife. Ben Haſi, ob ich dieſs gleich erwartete, so hast du mich doch überrascht. Was? Dieser Abdallah, dessen Geschichte du erzähltest, war dein Vater? Nun um so wahrer muſs dein Mährchen seyn. Beym erhabenen Propheten! es freut mich herzlich, daſs du der Sohn eines solchen Mannes bist, und kann ich den Vater auch nicht haben, so hab' ich doch nun den Sohn gewiſs.

Groſsvizir. Ich dachte es wohl, daſs so etwas am Ende herauskommen würde, und das aus gewissen Ursachen. Wahrlich es ist so fein, als grob. — Man hörte Ben Haſi doch immer an, daſs ein solcher Mann sein Vater war.

Khalife. Vizir, hätte es Gott gewollt, er könnte der Sohn eines Khalifen seyn!

Ben Hafi. Herr der Gläubigen, dein Vizir spricht nur darum so, weil ich von dem Geiste des Hauptschmucks nichts an mir habe, den einst mein Vater trug.

Khalife. Um so besser! Um so besser! — Friede sey mit dir, euch und allen Menschen!

ZWÖLFTER ABEND.

Ben Hafi erschien auf den Glockenschlag, und begann:

Ach, Herr der Gläubigen, ich könnte dir ein ganzes Monden-Jahr von dem Glücke meiner Kindheit erzählen, und vor Freude weinen und lachen, und wieder weinen; denn nie ist wohl einem menschlichen Wesen eine seligere Jugend zu Theil geworden, als mir, und wäre ich beym Eintritt in das männliche Alter gestorben, so hätte ich den süſsesten Traum von diesem Erdenleben geträumt. Liebe, Unschuld, Vertrauen! selige, blühende Gefährten der Jugend, was ersetzt euch uns?

Das Schicksal gab mir die munterste, beste, gesundeste Mutter, den weisesten, edelsten Vater, die alles thaten, den kleinen Hafi so weise, glücklich und munter zu machen, als sie selbst waren, sie, die, um dieses recht zu können, mit ihm selbst zu Kindern wurden, es gar so einrichteten, daſs der Aufwachsende mit ihnen immer ein Kind verblieb, weil sie ein so groſses Vergnügen darin fanden, es immer fort zu verbleiben.

Der Vater lehrte mich den Fischfang und den Feldbau, und das übrige nur darum, damit ich früh einsehen möchte, daſs, den Acker zu bauen und Fische zu fangen, weit glücklicher, als gewisse andere Fischereyen und Battereyen machten. Die Mutter lehrte mich ihre Lieder und ihre schönen Mährchen.

Als ich aufgewachsen war, erzählte mir der Vater auf jenem Felsen die Geschichte, mit welcher ich dich unterhalten habe, und erwies mir, was du, Herr, nach deiner Äuſserung, darin gefunden hast, ohne es uns zu sagen. Dadurch ward ich so unbesorgt um alle meine Handlungen und Worte, folgte dem Triebe meines Herzens so unbekümmert um die Folgen derselben, als wenn es damit genug wäre, wenn mein Herz mir sagte: das Ding, das ich thäte und das Wort, das ich spräche, sey gut und wahr.

Von diesem Augenblicke an nistete sich in meinem Herzen jener schöne Dämon ein, der uns für die verstattete Herberge so herrlich belohnt, und dessen Belohnung darum die allersicherste und allerzuverlässigste ist, weil sie den Augen der Menschen unsichtbar, ganz unabhängig von ihnen genossen werden kann. Diesem Gaste lieſs ich so freyes Spiel, daſs er bald aufhörte bloſs Gast zu seyn, und wirklicher Besitzer und Eigenthümer des armen, durch ihn so reichen Haſi ward. Und daher kommt es nun, Beherrscher der Kinder des Apostels, daſs ich deinem und allen Groſsviziren so sehr miſsfalle; aber dir zu gefallen, das schöne Glück erworben habe.

Khalife. Darauf kannst du rechnen, Ben Haſi; doch wie nennst du diesen Gast?

Ben Haſi. Ach, Herr, es ist eben der, den mein Vater einst miſskannte, den er nach schwerer Prüfung erst recht kennen lernte — der Enthusiasmus für alles

Gute und Wahre, die Begeisterung von allem Schönen und Edeln, der heftigste Haſs und Widerwillen gegen alles Böse, Schlechte und Niederträchtige, alle Menschenverächter, Menschenschinder und Menschenunterdrücker, die nicht ausgenommen, welche auf ihrer Haut die Trommel schlagen, und sich dessen rühmen.

Auch begreife ich wahrlich nicht, besonders wenn ich deinen Groſsvizir anblicke, wie man mich, der ich doch eine lange Zeit auf dieser Erde hin und her gelaufen bin, und, wohl zu merken, meinem Gaste nicht untreu ward, so lange auf dieser Erde hat laufen lassen, bis mir das seltenste Glück zu Theil ward, bey dir, der du selbst diesen Gast in deinem Busen trägst, und meinen und deinen Gast gegen seine grimmigen Verfolger vertheidigest, Schutz zu finden.

Dafür danke ich dir nun, und hoffe unter deinen Flügeln des schönen Dämons, an Gestalt ein frischer, kühner, ewigblühender Jüngling, recht zu pflegen, und so selig zu werden, als es die von ihm Begeisterten gewöhnlich sind, wenn sie freyen Spielraum haben.

Der Khalife lächelte ihm freundlich zu, und er fuhr fort:

Es ist nun Zeit, daſs ich mich dir mahle, und da ich dieſs nicht anders, als durch meine Wanderungen kann, wobey ich aber mehr sah als that, so muſs ich dir voraus erzählen, durch welche Veranlassung ich das glückliche, väterliche Haus verlassen habe.

Eines Tags ging ich mit dem Vater auf den Markt. Da stand ein junger Mann von so trauriger, und doch so harmloser, feiner, guter Miene, daſs mein Vater beym ersten Blick aufmerksam auf ihn ward.

Er zeigte mir den jungen Mann. Ich sah nach ihm, und in eben dem Augenblicke sah er auch auf mich. Sein Blick aber drang aus einem so feurigen, dabey so milden und freundlichen Auge, daſs der Dämon in meiner Brust plötzlich lebendig ward, mein Herz durchglühte, und in den Augen des traurigen Fremdlings zu lesen schien: auch in seiner Brust wohne ein ihm verwandter Dämon.

Mein Vater bemerkte unsre Blicke und das Zucken des Dämons meiner Brust. Er trat mit mir zu dem Fremdling, und bot ihm, wie Leute, die sich lange kennen, das Gastrecht an. Er nahm es an, als ein Freund, der erwartet ist.

Die Mutter wusch ihm die Füſse, der Tisch ward gedeckt, eine Kammer für ihn zugerichtet, und wir fragten ihn weiter nicht, denn wir waren ja durch den schönen Dämon mit ihm verwandt, der uns beym ersten Blick und Gruſs so freundlich und vertraulich umschloſs. Er selbst redete nicht viel, aber seine Aufmerksamkeit und die Blicke auf das, was wir thaten und sagten, zeigte, daſs er den Sinn unsers Handelns und Redens recht gut verstand, und so traurig er auch übrigens schien, recht sehr damit zufrieden war.

Dieser Fremdling, Herr, lebte lange in unserm Hause, und vermehrte um eines die Zahl der Kinder, die es bewohnten, und von welchen, wie du dich zu erinnern belieben wirst, Vater und Mutter sich nicht ausschlossen; ja selbst der Groſsvater nicht, so lange er lebte.

Da ereignete es sich nun eines Abends, daſs die Mutter von dem ersten Eindrucke sprach, den mein Vater auf sie gemacht, als er mit Naser in das Haus gekommen, und der Vater erzählte ihm viel aus seiner Geschichte, bis zu seiner Verheirathung, ohne doch von seinem Verhältnisse mit dem Geiste zu reden.

Der Fremdling horchte sehr gerührt zu. Endlich öffnete er die Lippen und sprach:

„Ihr verzeiht mir wohl mein bisheriges Schweigen; doch länger kann ich es nicht halten. Bisher trennt mich Schatten von euch, und der Mensch, der uns ganz lieb werden soll, muſs uns gleichwohl deutlich seyn. Wir müssen wissen, wo und wie er entstanden, wie und durch welche Verhältnisse er gegangen ist, wie er sich durch sie gebildet hat, sonst liegt immer eine weite, kalte Kluft zwischen seinem vorigen und jetzigen Daseyn, die wir nicht ausfüllen, und darum ihn uns nie ganz zueignen können. Ich will nun alle diese Hindernisse wegräumen, Kluft und Schatten.

„Traurig ist freylich, was ich euch von mir zu erzählen habe; aber unter so guten Menschen, wie ihr seyd, verliert selbst das Traurige seine düstre Farbe, und nimmt den sanften Schimmer der Herzen an, denen man es anvertraut. Was ich verloren habe, kann ich zwar nie wieder finden, doch ihr knüpfet mich abermals an das Leben, und zeiget mir in eben der Quelle Ersatz, aus welcher all mein Unglück entsprang.

„Eure glückliche Einfalt, eure ungeschminkte Liebe zu einander, eure herzliche Vertraulichkeit, erinnerten mich oft an meine glückliche Jugend, die ich in einem Stande und in einem Hause verlebte, wo man Glück dieser Art so selten genieſst, wo man es kaum ahndet. Ich bin in dem Glanze des Pallastes geboren, und meinem Vater fiel das schwere Loos, Menschen zu beherrschen.

„Ich wuchs unter Schmeicheleyen, Liebkosungen, Vergötterung auf, wie alle meines Standes, und gewiſs würde ich durch sie geworden seyn, was die meisten meines Standes dadurch werden, wenn nicht ein gewisses Gefühl, so selten in dieser Lage, dieses gefährliche Gift für mich unschädlich gemacht hätte.

„Ich hatte einen ältern Bruder — nie hatte die Natur einen Sterblichen aus milderm Thone gebildet, nie einem ein reineres, liebenderes, unschuldigeres Herz gegeben, und dieser Bruder liebte mich, wie nie ein Bruder geliebt hat, und ich liebte diesen Bruder, wie nie ein Jüngling geliebt hat. Unser Leben war ein Gedanke, ein Geist, eine Beschäftigung. Wie die durch die Liebe allein getrauten Turteltauben, flogen wir sorglos und unbekümmert über die blühende Wiese des jugendlichen Lebens hin, und sahen, und ahndeten keinen andern Zweck des Lebens, als das Glück, das wir jetzt empfanden. Ach, daſs diese Zeit nicht dauern kann, daſs das zu schnelle Reifen zum Manne diese Blüthe des Lebens vertrocknet, und aus ihren lieblichen Knospen oft eine so bittre Frucht hervortreibt!

Noch ahndeten wir nichts davon. Wir standen auf diesem entscheidenden Punkte des Lebens, ohne daran zu denken. Meines Bruders Leidenschaft war, Mährchen zu hören, die meinige Mährchen zu erzählen. Wir sollten bald aus diesem süſsen Wahne erwachen, und die schön gefärbten Fäden der Phantasie sollten plötzlich von unsern Herzen abgelöst werden.“

Der Khalife hörte mit der äuſsersten Aufmerksamkeit, und mit einer beklommnen Theilnahme zu. Als Ben Haſi von den Mährchen sprach und seine letzten Worte endigte, färbten sich des Khalifen Wangen mit einem sanften Roth, und ein Seufzer schwellte leise seine Lippen.

Ben Haſi fuhr fort:

„Unser Vater, ein weiser Mann, der anfangs unsre jugendliche Verbindung wie jedes kindische Verhältniſs ansah, bemerkte nun erst, daſs meinen Bruder und mich ein ganz eigner Geist der Liebe vereinigt hatte. Von diesem Augenblicke betrachtete er unsre Vertraulichkeit als Regent, und fürchtete, der jüngere Bruder möchte durch sie an dem nöthigen Gehorsam und der Achtung verlieren, die er einst seinem künftigen Herrn zu leisten schuldig seyn würde, und sah von nun an dieses Verhältniſs für beyde als höchst gefährlich an.“

Khalife. Ben Haſi — doch fahre nur fort — nur geschwinde fort!

Ben Hafi. „Dieses sagte uns der Vater mit ernster Miene, und befahl mir, dem Jüngern, meinem Herrn von nun an mit Ehrfurcht zu begegnen, und mich zu dem Gehorsam zu gewöhnen, den ich ihm einst, zum Beyspiel aller andern, vorzüglich zeigen müſste. Bedenkt, setzte er hinzu, daſs die Sicherheit des Throns, des Reichs, oft die Nächsten unsers Bluts als Opfer fordern muſs, wenn wir nicht frühe weise sind; bedenkt, daſs dieses schreckliche Opfer durch unsre Schuld zur Nothwendigkeit werden kann.

„Wir beyde standen vor ihm stumm und leblos, und keiner von uns fühlte den Schlag seines Herzens.

„Der Vater verlieſs uns, nachdem er uns unser künftiges Betragen sehr streng und drohend anempfohlen hatte.

Ich sah meinen Bruder an — aus seinen Augen drangen zuerst die Thränen.“

Sie stürzten aus den Augen des Khalifen.

Ben Hafi fuhr fort:

„Ich fiel um seinen Hals und schluchzte: Sey mein Herr, mein strenger gefürchteter Herr, so strenge als es unser Vater ist — nur liebe mich!

„Mein Bruder antwortete:

„Sey du mein Herr, und bleibe mein Bruder!

„Wir verloren uns in unsern Klagen, in unsrer Zärtlichkeit, bis die Worte meines Vaters, denen das Lesen der Geschichte Nachdruck gab, in meine Seele zurückkehrten. Ich wiederholte sie meinem Bruder und sagte:

„Die Erfahrung und die Weisheit unsers Vaters geben seinen Worten ein schweres Gewicht; denn so wenig ich auch an deiner Liebe zweifle, so können doch die bösen Leute, vor denen uns der Vater so oft warnt, wenn du einst herrschest, durch ihre Kunstgriffe zwischen zwey Unschuldigen und Unerfahrnen, wie wir beyde sind, leicht Zwietracht stiften, diese Zwietracht durch Argwohn immer gefährlicher und mich endlich zum Unglücklichsten der Erde machen. Erinnerst du dich der Lehre, womit unser Vater gewöhnlich seine Vermahnungen schlieſst? Sagt er nicht: daſs die Hofleute an den Regenten nichts ärger haſsten, als ihre Tugenden, nichts mehr liebten, als ihre Gebrechen und Laster, und daſs der Kampf mit ihnen der gefährlichste von allen wäre, die ein Regent zu bestehen hätte?

„Mein milder Bruder erglühte über meine Rede, strafte mich mit zärtlichen Verweisen, und drückte unter seinen Verweisen Küsse auf meine Lippen. Seine Thränen netzten meine Augen unter seinem Schmollen — er verwünschte wegen meines Verdachts sein Loos, der Erstgeborne zu seyn, und wünschte mir den Thron, um mir zeigen zu können, wie er mir mehr traute, als ich ihm, und folglich mich mehr liebte.

„Der Eindruck, den die Worte unsers Vaters auf mich gemacht hatten, die Erinnerung ähnlicher Fälle aus der Geschichte, verloschen nicht aus meiner Seele. Mein Bruder, um mich von meiner Schwermuth zu heilen, sagte:

„Das Schicksal will, daſs ich herrschen, und daſs du glücklicher, als ich seyn sollst. Doch höre, laſs uns jetzt ein unverletzliches Bündniſs machen, und es durch ein unauslöschliches Zeichen versiegeln.

„Nach diesem Worte führte er mich eilend in unsre Zimmer, nahm unvertilgbare Farbe, rieb die Stelle über meinem Puls der Hand, und drückte das Siegel mit seinem Namenszug, an seinem Herzen erwärmt, auf die Stelle, wo, wie er sagte, das Leben schlägt. Meinen Namenszug muſste ich eben so auf seinen Puls ausdrücken.

„Nun sprach er: bey dem geringsten Argwohn, der kleinsten Miſshelligkeit, zeige mir dieſs, und eher müſste der Thron unsers Vaters unter mir zerfallen, als daſs, nach diesem Anblick, noch einen Seigerschlag Argwohn oder Miſstrauen zwischen uns herrschen sollte.

„Aber man trennte von nun an unsre Erziehung — ihm gab man andere Lehrer, andere Führer — und diese Lehrer und diese Führer sollten ihn bloſs zum Fürsten bilden.

„Mein Vater starb, mein Bruder bestieg den Thron“ —

Hier schwieg unser Gastfreund einen Augenblick — die Thränen träufelten über seine Wangen — dann fuhr er fort:

„Ich klage ihn nicht an, auch beklage ich mich nicht darüber, daſs ich als ein herumwandelnder Bettler auf der Erde irren, und meinen Nahmen verbergen muſs! daſs ich ihn nicht mehr sehen, nicht mehr lieben darf, ihn unter seinen Verführern traurig und unglücklich denken muſs, daſs die Güte seines Herzens, sein schöner Verstand von den Elenden miſsbraucht und verworren wird" —

Der taube Masul sprang plötzlich auf und rief schreyend und tief gerührt:

„Mann, du sprichst von Abdallah, dem Bruder meines Herrn; nichts anders könnte ihn so erschüttern, wie ich ihn jetzt erschüttert sehe!"

Der Khalife stammelte:

„Ja von ihm — er ist's — der Fremdling" —

Er neigte sein Haupt auf die Schulter Masuls und weinte.

Ben Hafi trat hinter den Vorhang des Seitengemachs, und als er wieder hervor kam, rief er:

„Bruder!"

Der Khalife bebend:

„Ich höre meines Abdallahs Stimme!"

Er schlug die Augen auf, und sah in Ben Hafi seinen Bruder.

Dieser hatte sein Oberkleid abgeworfen, und erschien in der Farbe des Gewands, in welchem ihn der Khalife zum letztenmal gesehen hatte. Sein grauer Bart war nun schwarz, und die Farbe, welche seine Gesichtszüge verbarg, verschwunden.

In frohem starrem Erstaunen ſaſs der Khalife noch einen Augenblick auf dem Sopha, sich fest an Masul haltend. Dann drangen die Freudenthränen aus seinen Augen, er konnte die Arme ausstrecken, den Geliebten umfassen, und seine Zunge konnte sich lösen:

„Abdallah! mein Freund! mein Bruder! meine wiedergefundene Glückseligkeit, Stärke, Kraft und Weisheit!“

Masul lag zu ihren Füſsen, und umschloſs ihre Kniee. Der Khalife stammelte unter Schluchzen: „Weine doch, Masul, und sey glücklich! Du siehst ja, daſs ich nicht weinen, noch nicht glücklich seyn kann!“

„Ach, Abdallah, vergiebst du mir?“

Abdallah. Vergiebst du mir, daſs ich entfloh, nicht vor dich drang, und dir dieses Zeichen vorhielt?

Der Khalife küſste die Stelle des entblöſsten Arms Abdallahs. „Ach, Bruder, du durftest es nicht wagen, und ein Glück ist es, daſs du es damals nicht gewagt hast, denn dieser Verworfene, Bebende hier – Auf den Vizir deutend. – Nein, der Verworfene und Strafbare bin ich — aber ich habe dafür gebüſst — Wollte Gott, ich hätte nur allein gebüſst — dann hätte mir mein Abdallah leichter vergeben können — Er hätte mir vergeben müssen!“

Abdallah. Bruder, du hast mich noch nicht umarmt.

Khalife. Dieser Augenblick! und der Augenblick der Auferstehung an jenem groſsen, fürchterlichen Tage! —

O mein Bruder! mein Bruder! wie konntest du so lange um mich seyn, ohne dich mir zu entdecken — wie mein Glück so lange aufsparen!

Abdallah. Das Gerücht von dir lautete, durch die Sorge dieses Mannes und seines Gleichen, so übel, und ich fand dieses Gerücht, durch meine Wanderungen in deinem Reiche, so bestätigt, daſs ich dich erst unter dieser Verhüllung sehen und beobachten muſste, ehe ich mich dir entdecken konnte.

Ich erkannte dich beym ersten Blick, ich fühlte deine Unschuld, deine gränzenlose Güte, deinen gesunden Verstand, ich fand den Jüngling in dem Manne wieder, und mein Herz sprach das deinige von dem Bösen frey, das ich in deinem Namen begehen sah.

Khalife. Um meine Schwäche anzuklagen! — O mit dir verschwanden mein Muth und meine Stärke — dieses wuſsten diejenigen wohl, die uns von einander rissen. Das Gewissen, so gegen dich gehandelt zu haben, machte mich schwach, furchtsam und feige — dieses wollten sie. Aber nun bist du mir wiedergekehrt, und mit dir meine Stärke, die Kraft meines Willens. — Was muſst du indessen gelitten haben — dieſs alles wirst du mir erzählen — und ich will bey jedem deiner Unfälle weinen, mich anklagen, dich um Vergebung bitten, sie erhalten, und wieder bitten.

Abdallah. Beruhige dich über das, was ich gelitten habe. Ganz unglücklich konnte dein Bruder nie werden. Erinnre dich des Dämons! — Das Schicksal wollte, ich sollte wandern, um Erfahrung zu deinem Dienste zu sammeln. Vielleicht habe ich dir es durch meine Erzählungen bewiesen, daſs ich auf das menschliche Leben und Wesen aufmerksam gewesen bin.

Meine Wanderungen erzähle ich dir allein, zum Theil hast du sie schon vernommen.

Khalife. Was soll ich mit diesem Menschen hier anfangen, der mein Herz so lange mit Argwohn gegen dich vergiftete, und dann —

Abdallah. Er liegt zu deinen Füſsen! Ein Mann, der einen Wahlspruch führt, wie er, und der sich bey solchen Trommelschlägen einst gefiel, ist das unglücklichste Wesen der Erde, wenn er jenen nicht mehr ausüben und dieses nicht mehr wagen darf.

Groſsvizir. Prinz Abdallah, gegen dich habe ich ein unverzeihliches Verbrechen begangen, dieses erkenne ich; aber es ergehe mir, wie es wolle, was das Regieren betrifft, da verbleibe ich bey meinem Spruche:

„Alles kommt von dem in den Menschen eingewurzelten Bösen her, und darum muſs man sie mit einem eisernen Zepter beherrschen, und zum Guten, das heiſst, zum Gehorsam peitschen.“

Abdallah. Jene Trommelschläge ertönen in deinem Gewissen, und begleiten dich ins Grab, und erwachen mit dir an jenem Tage!

Khalife. Dort sehen wir uns wieder! Entferne dich. Ihr alle geht. Verkündiget ganz Bagdad, was ihr hier gesehen und gehört habt. Es erschalle durch mein ganzes Land, und bald soll die Wirkung davon dem Gerüchte nachfolgen. —

Und du — du liebst mich, wie du mich geliebt hast?

Abdallah. Noch mehr, wenn es möglich ist. Bist du nicht so gut, so milde, so geboren für das Glück der Menschen, die dir anvertraut sind!

Khalife. Dieſs ist meines Abdallahs sanfte Stimme. Dieſs der Klang seines Herzens! — Wo war deine Stimme? Wie verkannte ich sie? War sie in meinem Gehöre verklungen, und erwachte sie mir jetzt erst?

Abdallah. Ein silbernes, dünnes Blättchen auf der Zunge machte sie schärfer und schnarrender.

Khalife. Armer Masul, daſs du nun taub bist, und diese Stimme nie mehr hören sollst! Er war es nicht, da du mich verlassen muſstest — er war dein einziger Freund, und blieb mein einziger Freund. Als er sah, wie sehr ich durch deine Entfernung litt, nannte er dich nicht mehr. Aber wohl wuſste ich, daſs er deiner immer dachte, wenn ich deiner dachte. —

Doch, Bruder, das Mährchen von jenem Abdallah ist doch wahr, ob er gleich dein Vater nicht mehr ist?

Abdallah. Durch den innern Sinn, so wahr wie die *Reisen Mahals vor der Sündfluth*, und alle Mährchen, die ich dir je erzählt habe.

Und sieh! Im späten Alter küſste jenem Abdallah der Engel des Todes die Seele sanft von den Lippen weg, und er trat unter jene Geister und Genien, und der Himmel schimmerte in dem Abglanze des erhabenen Gezelts. Dieſs werde einst dein und mein Loos!

Khalife. An deiner Hand, Bruder, kann es mir nun werden.

Komm, laſs uns umschlungen die Stäten durchwandeln, die wir als glückliche Jünglinge durchsprungen haben, und uns bey jeder erinnern, was wir damals thaten und sagten. Unsre Herzen haben nicht gealtert.

Abdallah. Und werden es nie, denn uns umschlingt der immer junge, ewig blühende Dämon, und zu ihm gesellen sich seine Ernährerinnen, die Liebe, die Freundschaft, das Vertrauen und die Güte.

Khalife. Und sie sterben nicht mit uns, sie begleiten uns in die Gärten des Propheten; sie sind die süſsesten Früchte der Gärten Gottes. Und dort sitzest du an meiner Seite, und der treue Masul zu meinen Füſsen, und freundlich lächelt Gott seinen Kindern zu.

Grimma,

gedruckt bey Georg Joachim Göschen.

F. M. KLINGERS

WERKE.

ACHTER BAND.

GESCHICHTE EINES TEUTSCHEN DER NEUSTEN ZEIT.

KÖNIGSBERG
BEY FRIEDRICH NICOLOVIUS. 1809.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

ERSTES BUCH.

1.

Der teutsche Mann, dessen Geschichte ich, aus mir selbst aufgelegter Pflicht, zu schreiben unternommen habe, ist durch seine ihm eigne Denkungsart und besondre Stimmung des Herzens, eben so merkwürdig, als durch sein Schicksal. Für mich war er eine Erscheinung in der moralischen Welt, einem Luftzeichen ähnlich, das durch seinen strahlenden Ausfluſs die Augen so lange ergötzt, als es sich noch am fernen Horizont bildet; zieht es aber im düstern Dunstkreise den Bogen des Himmels herauf, so fliehet der Haufen vor der ihm zweydeutigen Erscheinung, und nur der Kundige freut sich, wenn auch unter kleinem Schauder, eine nicht alltägliche Wirkung der Natur gesehen zu haben. Unter diesem Bilde stelle ich Euch Ernst von Falkenburg, als Jüngling und Mann, dar. Als er in blühender Jugend die Bahn des thätigen Lebens betrat, zog er die Blicke der Menschen auf sich; als er aber die Mitte derselben kaum erreicht hatte, und Bosheit und Wahnsinn seinen Glanz verdunkelten, ward er eben diesen Menschen ein Gegenstand des Schrekkens, des Abscheus. Was er dem Kundigen werden wird, hängt von dieser Geschichte ab. Hier wo nur Wahrheit spricht, wo nur sie Zweck ist, zieht sich der Schriftsteller zurück.

Von ihr allein geleitet soll und muſs ich darthun, warum, wie und wodurch Ernst von Falkenburg aus dem mildesten, freundlichsten und edelsten Jüngling ein Mann geworden ist, den man in den Gegenden seines Aufenthalts nur zu nennen braucht, um die Herzen erkalten oder ergrimmen zu sehen; den man nie nennt, ohne daſs eben die Lippen, welche einst nie ermüdeten, ihn lobzupreisen, den Spruch des Hasses und der Verwerfung über ihn aussprechen.

Ich muſs der Welt zeigen, warum ihn seine Lästrer verkennen, und es soll aus seiner Geschichte hervorgehen, daſs keiner der ihn so schnöde und schonungslos Richtenden, je nur das erhabene Gefühl geahndet hat, das sein Führer im Leben war, welches ihn nun auf einen Punkt des moralischen Daseyns geführt hat, worauf ich ihn zwar mit ängstlichem Schauder, aber mit dem Schauder, den Bewunderung erzeugt, stehen sehe. Seine Lästrer sollen einsehen, daſs er sich selbst nie untreu ward, daſs er sich noch jetzt treu ist, und daſs sie, in dem Verdammungsspruch über ihn, nur sich, ihrem Wahne, und ihrem gesammten Wesen, Denken und Thun, das Urtheil sprechen. Doch diejenigen, mit welchen er nie etwas gemein hatte, als die Erde, die sein Fuſs nur betrat, sie, deren Weg von dem seinen so weit entfernt liegt, als die Heerstraſse, die der Karrnführer im nassen Herbste durchackert, von der Sonnenbahn, auf welcher der Gott des Lichts seinen fliegenden, feurigen Wagen lenkt, werde ich ihm schwerlich zuführen. Auch kümmert mich ihr Urtheil eben so wenig, als den Mann, von dem ich zu Euch rede, und ich halte mich für belohnt genug, wenn ich für ihn die Theilnahme, das Mitleiden, die richtige Erkenntniſs seines Zustands, einiger Edlen unseres Volks gewinne. Mit ihnen war er immer verwandt, und ist es jetzt noch, da er getragen von dem Gefühl, wodurch er ihnen gleicht, über der Brandstätte seines herrlichen jugendlichen Gebäudes emporgehalten schwebt, und sein düstrer männlicher Geist über die Leiche des Jünglings stille klagt, der unter dem dampfenden Moder in Asche zerfiel. Nie konnte er ganz fallen, weil er fühlte, was er als Jüngling war, was ihn als Jüngling beglückte; weil er über den Schauplatz von seinem einsamen Schlosse hinsieht, auf welchem seine schönen blühenden Jugendträume, seine edlen Entwürfe, und die versprechenden Keime uneigennütziger Tugenden, entstanden, sich bildeten und entwickelten.

In diesen muſs ich Euch führen; denn der Schauplatz der Jugend hat auf Menschen der Art, wie der Mann ist, dessen Seele ich Euch nun zu enthüllen beginne, nicht mindern Einfluſs, als die Felsenklippen in der Einöde, zwischen welchen der Adler nistet, und der Myrtenbusch im geselligen

Rosengarten, auf welchem die Nachtigall den jungen Sänger der Liebe erzieht, auf die Brut des Königs der Luft, und die Brut des Sängers der zärtlichen Gefühle.

2.

Nicht weit von den Ufern des *** Flusses, lag auf einer Anhöhe das Schloſs der Herren von Falkenburg, seit Jahrhunderten im Besitze dieses edlen Geschlechts. Ein biedrer, treuer, teutscher Sinn hatte mit dem alten, festen Felsenschlosse in diesem Geschlechte fortgeerbt, und wurde vermuthlich dadurch so unverfälscht erhalten, daſs sie den gröſsten Theil ihres Lebens hier zubrachten. Ein dichter Eichenwald, der unsern Urvätern, den alten Germaniern, Schatten verliehen zu haben schien, empfing den Knaben in seinem kühlen feyerlichen Dunkel. Felsen mit der Erde geboren, lockten ihn auf ihre Höhe, daſs er von ihren Spitzen, die Anmuth, den Reichthum, die Herrlichkeit und Macht, womit die Natur die Gegend so schön und erhaben geschmückt hatte, in einem Überblicke genösse. Eine Höhle in dem nahen Gebirge, zu deren düsterem, weitklaffenden Schlunde man durch Felsenkrümmungen mühsam gelangte; in deren Mitte die Natur ein kühnes wunderbares Werk gebildet hatte, indem sie einen groſsen Raum zu einem Riesensaale wölbte, und die ganze Masse des Gebirges auf ungeheure wild und regellos geformte und geordnete

Säulen stellte, die verschlungen in labyrinthischen Gängen endlich zu einem Abgrunde führten, welcher sich, der Sage nach, weit unter dem Flusse weg verlor, lud die Seele des Jünglings zum Nachsinnen über die dunkeln Geheimnisse der Ober- und Unterwelt, und ihre mächtigen unfaſslichen Kräfte, ein. Fleiſs und Kunst hatten die wilden Striche der Gegend mit Wiesen, Feldern und anmuthigen Gärten durchschnitten. Betriebsame, gesunde und ruhige Bewohner belebten diesen groſsen und lieblichen Schauplatz, und prägten dem heranwachsenden Jünglinge früh ein reines, sanftes, durch die glückliche Beschränktheit einfaches und leicht zu fassendes Bild des menschlichen Lebens, in das zarte Herz.

Glückliche Bewohner dieses Bezirks! Ihr kanntet keine Klagen über die Menschheit und ihr Elend, da Ihr ihre Thorheiten, ihre Laster, ihren Wahn, die Quellen dieses Elends, nicht ahndetet! Euer froher Sinn, Eure Genügsamkeit, Eure Geduld und Eure Hoffnungen, bey dem unabänderlichen Leiden, das uns die Nothwendigkeit aufgebürdet hat, um ihre geheimen Zwecke zu befördern, bewahrten selbst die Bewohner des Schlosses vor dem Miſsbehagen, dem Miſsmuth, dem grämlichen Nachsinnen, nicht selten dem einzigen Gewinn des verfeinerten Theils der Bewohner der Erde. Ja selbst der Städter, der Welt- und der Hofmann, vergaſsen, wenn Eure reine Luft sie anwehte, der groſse Schauplatz Eures Wirkens sie in Erstaunen setzte, und Eure gesunden Kinder sie anlächelten, was sie Bittres in der Welt erfahren, was sie sich durch Wahn und rastloses Jagen nach Glück zugezogen, und was sie der leicht- und tieſsinnige Philosoph, über das Menschengeschlecht und seine Bestimmung, gelehrt hatte. So ist das Leben auf dieser unsrer Mutter der Erde nur denen kein Räthsel, die sie im Schweiſse ihres Angesichts bebauen.

Hier nun erblickte Ernst von Falkenburg das Licht der Welt, hier empfing seine Seele die ersten lebendigen und kräftigen Eindrücke der Natur, und nahm für immer die Farbe der Gegenstände an, die ihn umgaben. Unter solchen Menschen keimten die ersten, einfachen, reinen, moralischen Gefühle und Gesinnungen in seinem Herzen auf. Sein Vater, der im *** Dienste, beym Anfange des siebenjährigen Kriegs, so schwer verwundet ward, daſs er Jahre lang darnieder lag, erwählte nach seiner Wiedergenesung den ruhigern Reichsdienst, um wenigstens etwas für eine Verfassung zu thun, die er aus Vaterlandsliebe schätzte, und als unmittelbarer Reichsritter, als Herr solcher Unterthanen, zu schützen alle Ursach hatte. Seinem Ernst gesellte er einen Jüngling zu, den ihm sein Jugendfreund und Dienstgefährte, nach der blutigen Schlacht bey Zorndorf, als Erbschaft hinterlassen hatte; und er erfüllte dessen Pflicht mit so vieler Treue und Zärtlichkeit, daſs er das Glück genoſs, Vater zweyer hoffnungsvoller Söhne zu seyn.

Diesen beyden Jünglingen gab er Hadem, den

Feldprediger seines ehemaligen Regiments, zum Führer, den er wegen einiger nicht gewöhnlichen Thaten nie vergessen konnte, und den er für eben so bescheiden, klug und rechtschaffen, als unterrichtet hielt. Er machte ihm Bedingungen, wie sie der teutsche Adel selten macht, und nahm ihn auf, wie der teutsche Adel selten Männer aufnimmt, denen sie so viel anvertrauen.

Hadem trat zu seinen Zöglingen mit Offenheit und Vertrauen, und ward von ihnen in eben dem Geiste aufgenommen, mit welchem er sich ihnen nahte. Er faſste dadurch ein gutes Vorurtheil für seinen Beruf, und entdeckte bald mehr, als er erwartete.

3.

Hadem ward früh gewahr, daſs Ernstens Daseyn und Wirken mehr in seinem Innern ruhte, sich mehr gegen dieses richtete, als nach auſsen und um sich her. Er bemerkte schon in den ersten Tagen, daſs er ohne Aufwand und Geräusche höher und tiefer empfand und dachte, als Ferdinand von ***, mit dem lebendigsten Ausguſs und Gebrause einer feurigen Einbildungskraft; mit Einem Worte, er sah, daſs sich die Welt in der Seele Ernstens abspiegelte, und Ferdinands Seele in der Welt. Er hielt diese Entdeckung für so wichtig, daſs er seine Erziehung darauf bauen zu müssen glaubte. Fragen und Proben überzeugten ihn in kurzer Zeit.

daſs in Ernsten, vermöge seiner moralischen Kraft, der Stoff zu einem Manne verborgen läge, der einstens wohl das Wagestück, mit seinen Sinnen, der Welt und dem Schicksale bestehen könnte; daſs Ferdinand, mehr auf den Flügeln einer warmen Phantasie getragen, zwar kühnere Dinge unternehmen mögte, das Maaſs seiner moralischen Kraft aber sehr schwer mit der Leichtigkeit und Kühnheit seines Wollens und Begehrens in ein richtiges Verhältniſs treten würde. Nach diesen Beobachtungen fürchtete er nur für den letztern. Er strebte nun, die moralische Kraft in Ernsten zu entwickeln, ihn durch dieselbe über alle Ereignisse des Schicksals zu erheben, und in Ferdinand die Einbildungskraft mehr in Einverständniſs mit der seinigen zu bringen, ihn so fest daran zu knüpfen, daſs er bey den feurigen Aufwallungen der Begierden, und den ersten Schlägen des Schicksals nicht erläge; jenen nicht auf Kosten seines bessern Werths nachgäbe; oder vor diesen, um denselben hohen Preis, sich zu bergen suchte.

In diesem Sinne unternahm Hadem die Bildung der Jünglinge; und da er mehr entwickelte als lehrte, und nichts lehrte, was nicht mit seinem Hauptzwecke in Verbindung stand, so bildete sich der Geist aus der moralischen Kraft des Herzens, und jede neue Kenntniſs und Anschauung dienten nur dazu, diese zu verstärken, zu erheben und zu veredeln. Durch den milden und schimmernden Glanz guter und groſser Thaten des Alterthums und der neuern Zeit, führte er sie, mit der Erlernung der Sprachen, zur Kenntniſs der Welt und der Geschichte. Ferdinands lebhafte Einbildungskraft folgte der Bahn der Helden. Er erkämpfte ihre Siege mit ihnen, zog mit ihnen die Augen der Menschen auf sich, genoſs ihres Ruhms, sprang an das Ziel, pflückte mit ihnen den Lorbeer; und, trunken von dem Siegesgeschrey, verblendet von dem Glanze der Thaten, übersprang sein feuriger Geist die Mühe und Aufopferungen, die sie erforderten, übersah er die Mittel und die Folgen dieser täuschenden Thaten für ihre Urheber, ihr Glück und das Glück ihrer Zeitgenossen. Nur auf dem Siegeswagen erblickte er die Helden der Vorwelt, und ihr schimmernder Glanz verbarg ihm sowohl ihr wahres Bild, als das Bild der echten Menschengröſse.

In tiefer Stille aber betrat Ernstens Geist jenes Land der reinen, erhabenen Tugend, das die Menschen idealisch nennen, weil sie, versunken im Schlamme des Eigennutzes und der niedrigen Begierden, das Gefühl bis zur Ahndung verloren haben: daſs der Mensch sich nur als Bewohner dieses Landes von den Thieren unterscheidet, daſs wir dieses unsichtbare Land nicht nur ahnden, daſs wir uns bis in sein innerstes Heiligthum schwingen können. Wer es erreicht hat, ist über das Schicksal erhaben; ihn tragen für immer die Fittige der hohen und echten Begeistrung der Dichtkunst, die nur aus jenem Lande die Farben und die Kraft zu ihren Darstellungen erhält. Es eröffnet sich den Geistern der Geweihten in dem Augenblicke, da die moralische Kraft ihres Herzens die Wolken durchdringt, und dort ihr Daseyn mit höhern Zwecken verknüpft. Die dieses Land betreten, werden von der Beherrscherin desselben mit hohen Gesinnungen, mit unüberwindlichen Waffen zum Kampfe ausgerüstet, und ihre Thaten, ihre Gedanken und ihre Empfindungen tragen das unnachahmliche Merkzeichen ihres wieder errungenen Vaterlands an sich. So sind alle groſsen und edlen Menschen, die von dem Wege des Haufens abtraten, und Gutes, Wahres, Edles denken, thun und laut sagen, die Bewohner jenes unsichtbaren Landes, das die Menge nicht ahndet, und durch dessen Einfluſs gleichwohl auch sie von diesen unter sich verwandten Geistern zu den Zwecken geführt werden, welche der erhabenste Geist dem Menschengeschlecht dort aufgestellt hat. Daher entspringt das Eigenthümliche, Kräftige, Feste und Sichre jener Dichter, thätiger Menschen und Helden; und umsonst bemühen sich alle andern, die sich über die Erde, ihre Verhältnisse und die Vortheile, die sie gewährt, nicht erheben, den sichern Schwung, die feste Haltung, in Wort und That nachzuschweben oder nachzuahmen; ihre Handlungen, wie ihre Darstellung, sind nur Abdrücke ihres eignen, um sich besorgten Selbsts. Ihre kalte, berechnende Vernunft, die über That und Darstellung wuchernd und künstelnd dasitzt, entfernt den Geist jener Geweihten. Ernst drang in die Mitte dieses Heiligthums, und ward da zum Dichter für dieses Leben eingeweiht. Ungern setze ich zur Erläuterung dieses Worts hinzu, daſs er seine Gefühle weder in Versen noch in Prosa der Welt mitgetheilt hat; daſs er Dichter in einem Sinne war, den ich nicht nöthig hätte, anzudeuten, wenn Dichter dieser Art so gemein wären, als es diejenigen sind, die sich darum Dichter nennen, weil sie die Spiele ihres Witzes und ihrer Phantasie, in wohlklingenden Versen, zur Schau ausstellen. Die Spuren der Theorie der Dichtkunst, von welcher ich rede, findet man eben so selten in geistigen Darstellungen, als in Thaten und Handlungen; denn ich rede von der hohen moralischen Kraft, die allein den Helden und den Dichter macht, und ohne welche es zwar mancher durch Talente und glückliche Umstände scheinen, aber nie es wirklich in seinem Innern seyn kann.

Gleich der Tochter Jupiters, mit Schild und Speer bewaffnet, sprang die Göttin, welcher sich Ernst im Stillen weihte, plötzlich aus seinem Herzen: mit dem Speer, um die niedrigen Ungeheuer, die Feinde des Lichts und der Wahrheit, zu bekriegen; mit dem Schild', um den Liebling gegen die Pfeile des Schicksals, gegen die Angriffe des Neides und der Bosheit zu decken. So schwebte sie vor ihm, so wandelte er, ein anderer Telemach, an der Seite der unsichtbaren, erhabenen Führerin; von ihr war Hadem ihm zugesellt. Selbst in reifern Jahren verlieſs ihn dieses, über ihm schwebende jugendliche Bild nicht; und oft, wenn ihn alles verlieſs, wenn er in Gefahr war sich selbst zu verlassen, trat es in seiner ganzen Klarheit, aus den verdunkelten Wolken, hervor.

Schon lange war Ernst in dieses idealische Land gedrungen, schon hatte er sich dort angepflanzt, es gleich den Gärten der Hesperiden ausgeschmückt, und mit den Geistern bevölkert, deren Asche um ihn her zu lebendigen Wesen wurden, ehe Hadem bemerkte, daſs der Jüngling das Irdische übersprungen, das Land seines Ursprungs erobert hätte, und sich dort an der Tafel der Unsterblichen labte.

Ein besondrer Vorfall muſste ihm dieses entdecken. Oft gingen die Jünglinge durch den Eichenwald, in welchem ihre Phantasie die vergangenen Zeiten träumte, sie mit den jetzigen verband, wieder trennte, und alle thätig im Geiste durchlebte, nach der Höhle im nahen Gebirge. In dem Riesensaale der Höhle überfiel sie das erhabene Erstaunen, der gedankenvolle geheime Schauder, der uns bey den mächtigen Gegenständen der Natur ergreift; und aus diesen Gefühlen erwachten in der Seele der Jünglinge das Nachsinnen und Ahnden, über die Höhe, Tiefe, den Zweck, die Mittel alles Geschaffenen, der denkenden, der fühllos scheinenden Wesen, die diese Schöpfung beleben und darstellen. Ferdinand nannte den Riesensaal den Tempel des Ruhms, weil ihn keine menschliche Kraft zerstören könnte, weil er so alt wäre als die Welt, und so lange als sie dauern müſste. Ernst nannte ihn den stillen Tempel der Tugend, weil ihn Menschenhände nicht gebaut hätten. Ferdinand schuf die Säulen um sich her zu Denkmälern der von ihm bewunderten Helden, und nannte sie nach ihnen. Ernst behielt sich, fern von den Denkmälern seines Gespielens, nur eine Blende in der Felsenwand des Bergs nahe bey dem Abgrund vor, deren Mitte zu einer Stunde des Tags ein Lichtstrahl traf und erleuchtete.

Eines Tages drangen die Jünglinge weiter in dieses unterirdische Labyrinth, als sie bisher noch gekommen waren. Ihre Schritte und abgebrochenen Worte hallten dumpf an den Felsen. Ohne Verabredung schien jeder von ihnen das schwere Räthsel der Natur in ihrem düstern, geheimniſsvollen Schooſse auflösen zu wollen. Hand in Hand wandten sie sich forschend aus einem Gang' in den andern. Auf einmal standen sie Beyde vor dem ihnen bekannten Abgrund, der sich der Sage nach in einem Gange unter dem Fluſs weg endet, und nach einem Gebäude führt, von dem die Bewohner der Gegend viele wunderbare Geschichten zu erzählen wuſsten. Und eben dieses Wunderbare entflammte Ferdinands Phantasie; seine aufkeimende Ehrbegierde sah in diesem Dunkel seine erste Heldenthat vergraben. Zuckend drückte er Ernstens Hand, und sein kühner Vorsatz sprang durch die Adern in Ernstens Herz über. Er erwiederte den Druck, und zog ihn sanft zurück. Nun erst erglühte

Ferdinands Einbildungskraft, und er rief in einem starken Tone:

„Ernst, ich will hinunter, das Geheimniſs enthüllen, und aus dieser Finsterniſs an das Licht bringen. Herkules stieg in den Schlund des Orkus, um den Höllenhund herauszuziehen; — ich muſs der erste seyn, über dessen Haupte der Strom hinrollt!“

Ernst bewies ihm das Verwegene und Unsinnige des Unternehmens, die Unmöglichkeit der That und der Rückkehr, die unvermeidliche Gefahr des Todes, und reitzte durch den Widerspruch Ferdinands stolze Kühnheit nur um so mehr. Schon machte er Anstalten, den Abgrund hinab zu gleiten, als Ernst vor ihn trat, und entschlossen zu ihm sagte:

„Du willst? Wohlan! so warte nur eine Sekunde. Den Weg der Gefahr muſs man nicht so langsam kriechen, wie du thun willst; man muſs ihn überspringen. Dieses will ich nun thun. Tritt zurück.“

Ernst war im Begriff den Sprung zu wagen, als ihn Ferdinand umfaſste, an sein Herz drückte, seine Wangen und Lippen küſste, und, vor Freude bebend, rief:

„Ernst! ich weiſs, warum du es thun wolltest! Mich, der eine Tollheit begehen wollte, durch eine wahre Heldenthat zu retten!“

Eine Heldenthat? erwiederte Ernst ruhig.

Ferdi-

Ferdinand. Wäre sie es nicht, da der Tod, wie du selbst sagtest, bey der That unvermeidlich ist?

Ernst. Könnte sie es sonst seyn? Aber daran dachte ich gar nicht. Würde ich dir nicht ohnedieſs gefolgt seyn, wenn du die Tollheit, wie du es nun selbst nennst, begangen hättest? Sollte ich ohne dich zurückkehren? Freylich hätten vielleicht mein guter Vater und der gute Hadem nie erfahren, was aus uns geworden wäre. — Und, Ferdinand, sprang ich allein hinein, so hatte ich auch mehr Hoffnung, als du, an das Licht zurückzukehren. — Dein Führer war ja nur die Ruhmbegierde; aber ich — ich trat unter den Schild einer Göttin, die mich nicht verlassen, die mich in diesen Schlund begleitet hätte.

Ferdinand. Und wer ist diese Göttin?

Ernst. Die Tugend, die, wie Hadem sagt, ruhig und prunklos einhergeht, die denen immer zur Seite steht, welche den Pfad nach ihrem erhabenen Tempel wandeln. Erinnerst du dich, wie uns Hadem vor einiger Zeit die Fabel von Minerva erklärte? Freylich nannte er es eine Fabel; aber er erklärte sie sehr schön. Auch ich deutete sie, und zwar nach meinem Sinne; und seit dieser Zeit schwebt diese Tochter Jupiters immer vor mir — und ich sah sie in dem tiefen Abgrund, wie ich sie in der lichten Höhe sehe.

Ferdinand. Was du sagst, begreife ich nicht ganz; aber ich bewundre dich jetzt mehr als Alexandern, der allein über die Mauern der feindlichen Stadt sprang. Du wolltest für mich Thoren aus Liebe thun, was er um seines Ruhmes willen that; und darum nenne ich die ihm geweihte Säule meines Tempels nach deinem Nahmen. Er sprang in die Stadt, wie ich in den Abgrund; aber du! du!

Ferdinands ganzes Herz war in seinen Umarmungen; zum erstenmahl nannten sich die Jünglinge Freunde, und schworen an dem gefährlichen, dunkeln Abgrund, der ihnen wie ein Bild des Lebens vorschwebte, den Bund der Liebe, und jeder von ihnen verpfändete der Seele des Andern sein Leben und Daseyn.

Hadem, der die Jünglinge nie aus den Augen verlor, und ihnen oft, unbemerkt von ihnen, folgte, um die Früchte seines Unterrichts in ihren Reden, ihrem Thun und den freyen Ergieſsungen ihres Herzens zu beobachten, hatte hinter einem Felsen die ganze Scene angehört. Als Ernst den gefährlichen Sprung zu wagen unternahm, wollte er schon hinzuspringen; als er aber gewahr wurde, daſs Ferdinand ihm zuvorgekommen war, zog er sich leise zurück. Auf den Schrecken und den Schauder, die ihn bey dem Wagestück der Jünglinge überfiel, erfolgte Staunen und Bewundrung; und bey den letzten Worten Ernstens, die den Grund seines Entschlusses so klar enthüllten, erglühte sein Herz in sanfter Wonne. Er blickte gegen das Gewölbe der Höhle, und lispelte leise:

„Braucht dieser mich noch, da du ihm zur Seite stehest?“

Die Jünglinge eilten aus der Höhle. Als Ferdinand an Alexanders Denkmal vorüberging, rief er: „du heiſsest Ernst!“

Hadem folgte ihnen, und erreichte sie in dem Eichenwald. Sie hatten sich unter dem gröſsten Baum gelagert; noch glühten ihre Wangen sanft von der vergangenen Scene, und der Abendwind spielte in ihren Locken.

Hadem setzte sich nicht weit von ihnen auf eine Anhöhe, noch tief über das bewegt, was er vernommen hatte. Er sah die Jünglinge nah bey dem Abgrunde stehen. Plötzlich stellte sich ihm das menschliche Leben, in Rücksicht ihrer, unter diesem düstern Bilde vor; und unter diesem Gesichtspunkt fühlte er nun den ganzen Vorgang. Ferdinands Kühnheit, die ihn um des Wahns willen zu der Erforschung des Abgrunds trieb, erregte Sorge und Angst in seinem Busen. Selbst Ernstens Entschluſs, der ihn in dem ersten Augenblick des Vorgangs dahinriſs, erschien ihm nun unter düstrer erhabener Gestalt, und er konnte seine Gedanken lange von der Zukunft nicht ablenken, die sich ihm hier in weissagendem Gesichte enthüllt zu haben schien. Die Geschichte und seine Erfahrung hatten ihn gelehrt, was den Mann in der Welt erwartet, was das Schicksal von dem fordert, der sich der Göttin weiht, unter deren Schutze sich sein Zögling für so sicher hielt. Er kannte die Gefahr der

Proben, die ihre Verehrer zu bestehen haben; er wuſste, daſs man selten mit dem Geist und Herzen aus ihnen hervortritt, mit denen man sie beginnt. Der rastlose Kampf mit den Menschen, ihren Verfassungen, ihren wirbelnden Leidenschaften, ihrem Wahne und Eigennutze, mahlte sich in wilder Gährung vor seinen Augen. Auf dem Schlachtfelde stand endlich der ermüdete Kämpfer, zwischen nagenden Zweifeln, grämlichem Miſsmuth, der kalten Selbstigkeit, dem bittern Menschenhaſs; und statt des Triumphgesangs, hört er zischendes Hohngelächter und die frostigen, erstarrenden, giftigen Sarkasmen der Vernünftler. Sein Herz rief ihm zu: „so könne sein Ernst nicht enden;" aber ob er ihn gleich am Ziele der Laufbahn in sich selbst-unbesiegt sah, so faſste er doch den festen Entschluſs, seines Zöglings Begriffe über die Tugend, in Rücksicht auf die Menschen und ihre Verhältnisse, so zu berichtigen, daſs sie nicht in schimärische Überspannung ausarteten: eine Stimmung der Seele, in welcher sich nur die Edelsten der Erde befinden können, und die gewiſs die glücklichste, beneidungswürdigste wäre und bliebe, wenn nur diejenigen, zu deren Bestem diese Stimmung immer wirkt, sie nicht auf Tod und Leben davon zu heilen suchten. Ernsten dachte er nun dahin zu leiten, daſs ihm zwar die Höhe und Reinheit seines Geistes und Herzens verblieben, seine Begriffe aber sich so berichtigten, daſs ihn die Widersprüche und Miſsverhältnisse von auſsen mit seinem Gefühl, weder irre machen, noch zerrütten möchten. Vorzüglich sollte er das, was ihn belebte, in den Menschen nicht mit der Kraft suchen, noch von ihnen erwarten, wie er es zu empfinden schien; und zu dieser gefährlichen Erkenntniſs wollte er ihn durch Nachsicht und schonende milde Menschlichkeit führen. Ferdinands eitle Ruhmsucht hoffte er durch Ernstens milden Geist, und seine eignen, absichtslos-scheinenden Lehren zu läutern.

Nach diesen Betrachtungen nahte er sich den Jünglingen.

Das Abendroth glühte an dem Horizont; und der Eichenwald glänzte in seinem goldnen Feuer. Ferdinand stand heftig redend vor Ernsten; und dieser blickte ihn so eben mit sanfter Begeistrung an, und sagte:

„Ferdinand, ich habe es gefunden.“

Hadem trat hinzu: „Was hat Ernst gefunden?“

Ferdinand. Den Stoff zu einem Heldengedicht über unsre Altväter, die Cherusker, Katten und Seven.

Hadem. Und wie kommt Ihr darauf?

Ernst. Der Strom, die Abendröthe, die Vergangenheit, Homer, der Eichenwald — die Schatten unsrer Vorfahren traten herein, wir träumten sie lebend, mit den Römern im Kampfe um ihre Tugenden.

Hadem. Wie das? Ernst, wie das?

Ernst. Dieſs ist eben der Sinn des Heldengedichts, das wir dachten oder träumten, als Sie kamen. Der Teutsche kriegt mit den ihn angreifenden Römern um seine Tugenden, seine Sitten, seine Freyheit. Herman ist der Held. Der Kampf wird nun geführt zwischen den unverdorbenen Söhnen der Natur, und den durch Glück, Kunst und Üppigkeit ausgearteten Römern. Spott, List, Betrug, Biederkeit, Aufrichtigkeit und Treue stehen gegen einander auf. Es ist der Krieg der edlen, einfachen Natur, mit der Ausartung der Kultur. Die Römisch-Griechischen Götter schweben über dem Schauplatz' im Kampfe für ihr Volk, mit den Göttern unsrer Väter, die Sie uns bekannt gemacht haben. —

Hadem. Gut, recht gut; aber ich fürchte für die Götter des Nordens.

Ernst. Fürchten Sie nichts, Hadem; jedem der Griechisch-Römischen Götter haben wir einen kühnern und mächtigern entgegen zu stellen.

Hadem. Und doch fehlt eine Göttin, die leicht den Ausschlag, zum Vortheil der Götter des Griechisch-Römischen Himmels, geben könnte.

Ernst. Und diese?

Hadem. Wer anders als Minerva, die erhabene Tochter Jupiters, die Göttin der Weisheit und Klugheit.

Ernst. O, auch sie war unter den Göttern des Nordens; unsre Väter kannten sie recht gut, und unter einem viel reinern und kräftigern Bilde.

Hadem. Sagen Sie doch! Unter welchem?

Ernst. Unter dem Bilde der männlichen Tugend, um deren Besitz sie eben mit den Römern stritten, von denen sie sich die Griechisch-Römische Göttin nicht aufdringen lassen wollten, weil die Klugheit derselben ihrem geraden, aufrichtigen Sinne zuwider war, weil Klugheit so gern in List ausartet, sich so leicht in List gefällt. Unsre Väter dachten sich ihre Götter wie sie selbst waren: ohne alle List, Betrug und Feinheit. Und siegten sie nicht, unter dem Schilde ihrer Göttin, über die Zöglinge der Kunst? Ja, eben diese Göttin müſste die Muse des Heldengedichts seyn, den Dichter begeistern, und die Helden so beleben, daſs sie sich selbst in ihnen kräftig darstellte.

Hadem sagte lächelnd: „Ernst, Sie sprechen ja selbst wie ein Dichter.“

Ernst erwiederte: „Macht dieses, was ich empfinde, den Menschen zum Dichter, Hadem, so „soll mein ganzes Leben unter ihrer Leitung ein „Heldengedicht werden; denn auch ich will unter „dem Schilde dieser erhabenen Göttin stehen. Die „Tugend der Helden blüht nicht allein auf dem „Schlachtfelde; dieses haben unsre Vorfahren ge„zeigt.“

Hadem. Wozu auch immer Heldentugend? Warum ein so groſses, ein so schallendes Wort?

Ernst. Nicht wahr? Denn ist nicht Ausübung der Pflicht, wenn ein Sieg über uns, unsre Leidenschaften, unsern Eigennutz vorausgeht, eine Heldenthat? Lehrten Sie uns dieses nicht?

Hadem. Freylich, wenn wir sie ohne Rücksicht auf uns selbst, mit Gefahr für uns, zum Besten Andrer ausüben. Ich wünschte nur dem schönen, guten Gefühl ein bescheidneres Beywort. Ich kenne zum Beyspiel einen Mann, der sich keiner Heldentugend und Heldenthat bewuſst ist, sich wenigstens keinen Helden nennt, und gleichwohl, nach meiner Meinung, ein reinerer Held ist, als Euer Macedonier.

Ferdinand. Als Alexander? O, lassen Sie uns geschwind seine Thaten hören!

Hadem. Thaten? Ich sagte ja, er weiſs nichts von Thaten. — Ich rede nur von dem Kammerrath Kalkheim. Lachen Sie immer, Ferdinand; Sie werden dessen ungeachtet sehen, daſs dieses Mannes Geschichte, in dem Herzen einer groſsen Anzahl von Menschen im Stillen gefühlt, einen Werth hat, um den ihn wohl mancher groſse Held beym letzten Überblick seiner Thaten beneiden möchte.

Dieser Kalkheim hatte früh einen groſsen Theil seines Vermögens zu einer Reise angewendet, um die Entdeckungen zur Verbesserung der Landwirthschaft praktisch ausüben zu sehen. Mit diesem Zwecke, den er sich zur künftigen Bestimmung machte, allein beschäftigt, versagte er sich allen andern Genuſs, den sonst junge Leute auf Reisen suchen. Als ihm bey seiner Rückkehr ins Vaterland der Fürst diese Stelle anvertraute, machte er viele Versuche der gesehenen Neuerungen auf seinem eignen Lande nach; er hoffte, die Aufmerksamkeit Andrer dadurch zu reitzen. Aber die Vorliebe oder das Vorurtheil für das Alte schien unüberwindlich, und ob er es gleich über sich nahm, den aus seinen Versuchen entstehenden Schaden zu ersetzen, so konnte er doch nur mit groſser Mühe einige Landleute dahin bringen, sie nachzuahmen. So erreichte er seinen Zweck nur nach und nach, nur unter Streit, Kampf und Mühe. Durch den nähern Umgang mit den Landleuten, lernte er so viel Elend und Armuth kennen, und sah die Quellen davon so genau ein, daſs er sich bald mit der Fürstlichen Kammer in eine Fehde einlieſs; aber da er hier nichts ausrichten konnte und doch helfen wollte, so war er in Kurzem dahin gebracht, von seinem beträchtlichen Vermögen nichts mehr übrig zu behalten, als ein kleines Haus und ein kleines Gärtchen, in welchem er Gesäme zieht. Seinen Sold theilt er mit den Dürftigen. Der Verlust seines Vermögens zog den Verlust der Freundschaft eines Mannes nach sich, der ihm ohne alle Schonung seine versprochene Tochter, in welcher der Kammerrath den Lohn für alles hoffte, versagte. Dieses verwundete sein Herz; und doch ist er glücklich: denn er sieht seine Thaten auf den Feldern der einst Armen blühen, und die ganze Gegend unter seiner Aufſicht, gleicht einem von ihm gebauten Paradiese, in welchem ihm der reinste Segen und Dank von den Lippen und Augen der Bewohner empfängt, wenn er es betritt.

Ernst. Hadem, lassen sie uns diesen Mann, diesen Glücklichen, in seinem Paradiese besuchen.

Ferdinand. Wäre der Macedonier ein Kammerrath gewesen, er hätte dieſs auch gethan; denn Gold achtete er nicht.

Ernst. Ich fürchte, Ferdinand, um die Herrschaft über dieses Paradies, hätte er es im Kampf zerstört.

Ferdinand. Um es schöner wieder aufzubauen.

Ernst. Führen Sie uns zu ihm, Hadem?

Hadem. Gern' und bald. Ihr Herr Vater will ohnedieſs, daſs wir uns in der Residenz bey Ihrem Oheim aufhalten sollen, während er nach den Bädern reist.

4.

In der Residenz * * * wohnte nun Hadem mit seinen Zöglingen in dem Hause des Präsidenten von * * *, Ernstens mütterlichem Oheim. Hier fanden sie alle die feine Höflichkeit und allen den kalten Anstand, wodurch sich die Vornehmen von dem Volke unterscheiden, und womit sie ihre Genüsse zu veredeln glauben. Hadem hatte die Jünglinge hierzu weder vorbereitet, noch ihnen Regeln des Betragens vorgeschrieben; er wollte auch hier ruhiger Beobachter seyn und bleiben. Ernst schien ihm, in den ersten Tagen, einer Pflanze zu gleichen, die, durch Versetzung, in dem einheimischen Boden ihre Lebenskraft gelassen hat; aber Hadems Gegenwart wurde auch ihm bald, was dieser der erste Morgenthau und die wiederkehrende Sonne sind. Er drang sich hier noch fester, noch inniger an ihn, und in ihren Blicken drückte sich, ohne weitere Erklärung, ein Verständniſs über alles Neue und Besondre aus. Bald ging auch Ernst so sicher und fest einher, wie in seinem Eichenwalde. Ferdinand ward in Kurzem der Liebling des ganzen Hauses. Die neuen Gegenstände belebten seine Einbildungskraft, reitzten seine Ehrbegierde, seinen Stolz, seine Eitelkeit; und durch die Aufregung dieser Empfindungen, wurden ihm die Verhältnisse der Menschen unter einander so deutlich, daſs er, gleichsam aus natürlichem Triebe, ohne weiteres Nachsinnen und weiteren Vorsatz, jedem gab, was er zu wünschen schien; denn es war das, was er selbst von ihm erwartete. Dem Oheim, der die Jünglinge von seinem Schwager auf einige Zeit gefordert hatte, um zu sehen, was sie versprächen, gefiel zwar Ernstens festes Betragen, weil er es dem Bewuſstseyn zuschrieb, das der junge Mensch von seinem Range und seiner künftigen Rolle in der Welt empfände; aber ihm gefiel auch das Lob, das jeder dem muntern, artigen und gewandten Ferdinand ertheilte.

Er sprach hierüber mit Hadem; doch bevor ihm dieser seine Gedanken sagen konnte, fiel er ihm ins Wort:

„Verstehen Sie nur! Ich will darum gar nicht,

„daſs Ernst eigentlich so, wie dieser arme Ferdinand, werden soll. Ernst soll fühlen, was er ist, was aus ihm wird, was ihn erwartet. Ferdinand ist ein armer Waise, der sein Glück machen muſs; und ein solcher Mensch kann nie artig genug seyn. Was ich eigentlich wollte, wäre, daſs Ernst zu Zeiten zeigte: auch er könnte es seyn, wenn es ihm so gefiele. Dadurch, lieber Herr Hadem, unterscheidet sich der Mann von Stande, dessen Glück und Ansehen gewiſs ist, von dem, der beydes noch suchen muſs: der eine thut alles, weil es ihm so gefällt; und der andere, weil er muſs. Hätte Ferdinand zu hoffen, was mein Neffe zu hoffen hat, so sagte ich, er thut zu viel; und nun sage ich, er kann nicht genug thun.

„Und sehen Sie doch nur! Die Natur hat das, was ich sage, selbst in den beyden jungen Leuten angedeutet. Bemerken Sie nur den schönen, schlanken, kühnen Wuchs Ferdinands! seine feurigen schwarzen Augen! seine anlockende Gesichtsfarbe! sein Feuer, seine Lebhaftigkeit, sein einschmeichelndes, immer zuvorkommendes, lächelndes Wesen! Da steht der Abentheurer, der Wagehals, ganz ausgerüstet zum Kampfe mit der Glücksgöttin. Es wird ihm nicht fehlen, glauben Sie mir. Und nun mein Neffe — man kann eigentlich nicht sagen, daſs er schön sey; aber er ist mehr als schön — er hat etwas Feyerliches, etwas Eignes, ihn von allen Unterscheidendes an

„sich — etwas, das mehr auf die Seele, als auf „die Augen wirkt — und da liegt ja der Unter„schied, den ich bemerkte. Ferdinand wird den „Weibern gefallen, und das kann ihm nützlich seyn; „Ernst verständigen Männern, und den Weibern, „wenn er will!“

Hadem schwieg nach diesen ihm unerwarteten Auſserungen, und der Präsident legte ihm sein Schweigen als Bescheidenheit aus: in seinen Augen das Hauptverdienst an Leuten ohne Stand.

Hadem lieſs Ernsten gehen, und nutzte jede sich darbietende Gelegenheit, Ferdinands gereitzte Eitelkeit zu mäſsigen.

In dem Hause des Präsidenten versammelten sich der Hof und die Angesehensten der Stadt. Seine zwey Töchter und sein Sohn empfingen von ihrer Seite die Fräulein und jungen Herren, mit ihren Gouvernanten und Gouvernören, und übten sich in ihren Zimmern in den Rollen, die in dem groſsen Gesellschaftssaale gespielt wurden. Natürlich muſste Hadem mit seinen Zöglingen dieser Versammlung beywohnen. Ernst hörte und sah zwar; aber er schien nur zu träumen bey dem was er hörte und sah; Ferdinand hingegen war hier ganz in seinem Elemente.

Zum erstenmal hörten sie jetzt von Romanen und wunderbaren Begebenheiten reden; und als die junge Gesellschaft ihre Unwissenheit in einer so wichtigen Sache entdeckte, erstaunte man, bedauerte, und lieſs es sich sehr angelegen seyn, sie mit dieser nöthigen Kenntniſs zu bereichern. Hadem sah die Unmöglichkeit ein, seine Zöglinge vor einem Übel zu bewahren, das alle Stände unsers Zeitalters ergriffen hat. Man gab den Jünglingen die Romane des Tages. Ferdinand verschlang sie; Ernst, dem ein Wunderbares andrer und höherer Art vorschwebte, konnte das Wesen, Leben, Handeln und Denken der Menschen in denselben gar nicht begreifen, und würde von aller weiteren Neugierde auf immer geheilt worden seyn, wenn ihm die Tochter des Präsidenten nicht einen gegeben hätte, der sein Herz zerriſs, ausdehnte, und seine Seele folterte, spannte, erhob, niederdrückte und zermalmte. Wer kennt nicht die feurigste, vollendetste Darstellung des heutigen Genius?

Auch Ferdinand las diesen Roman, und seine Einbildungskraft entbrannte so gewaltig; daſs er von diesem Augenblick nichts Gröſseres, Erhabneres und Nachahmungswürdigeres kannte, als die Lage dieses jungen Helden, sein pathetisches Ende, das er als ein Opfer hoher Tugend für ein Geschlecht ansah, für welches man nach seiner jetzigen Stimmung nichts weniger thun könnte. Alles, was sonst so tief, stark und schön Gedachtes und Gefühltes über Menschen, Schicksal und Natur darin lag, und was einen so mächtigen Eindruck auf Ernsten machte, entwischte ihm.

Natürlich ward nun dieses der Hauptgegenstand der ersten Unterhaltung in dem jugendlichen Kreise. Ferdinand mahlte seine Gefühle mit den stärksten und lebhaftesten Farben, und fand in den jungen Fräulein um sich her, die sich als den Gegenstand seiner Begeistrung und seines Heldenmuths ansahen, sehr aufmerksame und gespannte Zuhörerinnen. Begeistert rief er, indem er seine feurigen, schwarzen Augen gegen Amalien, die dreyzehnjährige Tochter des Ministers * * *, eins der reitzendsten Geschöpfe, wendete: „O, es muſs ein süſser, er„habener Tod seyn, für seine Geliebte zu sterben! „Ich wünsche mir ihn!"

Keine der Zuhörerinnen widersprach, und nur einige Junker, die schon weiter in der Erfahrung gekommen waren, lächelten. Amalie erröthete sanft, und die Tochter des Präsidenten fragte Ernsten, in dessen Augen sie ein ihr fremdes Gefühl zu bemerken glaubte: was er davon dächte. Er antwortete gelassen, indem sein Blick auf eben diese reizende Amalie fiel: „Ich schlage des Mannes Bestimmung höher an."

Alles schwieg, und Amaliens Wangen färbten sich höher. Ein Blick schoſs unter ihren langen Augenwimpern auf Ernsten hervor; dann sah sie gegen den Boden.

Hadem trat nun näher und sprach:

„Ich höre Ihnen wirklich mit Verwunderung zu, „und kann gar nicht begreifen, wie junge Leute, „die weder den Werth des Lebens, noch die Be„stimmung des Menschen kennen, sich anmaſsen, „über Dinge zu reden, die ihnen eben so fremd „als dunkel seyn sollten. Da es aber nun einmal

„so ist, so will ich Ihnen doch sagen, was mein
„Zögling unter den Worten gedacht hat, die Ihnen
„so sonderbar vorzukommen scheinen. Er meint,
„der Mann habe höhere und bedeutendere Pflichten,
„als für ein Mädchen zu seufzen oder zu sterben;
„und ich hoffe, er soll auch dann noch so denken,
„wenn er erfährt, was dieſs ist, von dem
„Sie so früh vor der Zeit reden. Jetzt weiſs er es
„gewiſs nicht; aber sollte er es einmal empfinden,
„so bin ich gewiſs, er würde für die Person, für
„die er es empfände, noch weit gröſsre Übel ertragen,
„als das ist, welches man sich unter dem
„Tode denkt; und doch würde er leben, und eben
„durch sein Leben beweisen, wie würdig er ihrer
„sey. Die Liebe, um das Wort nur zu nennen,
„das Sie so leicht aussprechen, soll den Mann erhöhen,
„nicht niederwerfen; und derjenige, welcher
„darum stirbt, weil ihm das Schicksal den
„Gegenstand seiner Leidenschaft vorenthält, ist ein
„Kranker, der vermuthlich an der Versagung jedes
„andern heiſsen Wunsches gestorben wäre: denn
„er wollte über seine Kräfte. Des jungen Menschen
Schicksal, das dieses Buch so meisterhaft
„darstellt, lag eben so sehr in seiner ihm eignen
„Denkungsart, der düstern, forschenden Stimmung
„seiner Seele, seinen Begriffen über die Natur, und
„die Verhältnisse der Menschen gegen einander,
„als in seiner leidenschaftlichen Lage; ja, sie gaben
eigentlich seiner leidenschaftlichen Lage die
„auszeichnende Farbe, und muſsten endlich die Ka-

tastrophe

„tastrophe hervorbringen, die schon so früh in ihm vorbereitet war, gegen die er auch so wenig kämpfet, daſs er ihr vielmehr langsamen Schritts, und mit einer Art innern Genusses, entgegen geht. Er gleicht einem seltnen, lieblichen, interessanten Kinde, das einen düster erhabenen, dichterischen Traum schwärmt, bevor seine Vernunft ganz erwacht ist. Ich bewundre das Buch, als dichterische Darstellung der Wirkung dieser gefährlichen Leidenschaft, gewiſs mehr als Sie; aber ich bewundre nicht den Helden, den es uns darstellt. Ich könnte ihn zu Zeiten sogar hassen, weil er den Muth unsrer Jünglinge erschlafft, und die Köpfe unsrer Mädchen so verwirrt, daſs sie beyde das zu einem übertriebenen, romantischen Spiele machen, was doch die Natur und die Gesellschaft zum wichtigsten und ernsthaftesten Geschäfte des Lebens gemacht haben. Die Männer sind in der Welt, um Beweise ihres Verstandes und Muthes zu geben; und die Weiber, wenn ihr Verstand und ihr Herz nicht durch Romane verdorben sind, achten nur die Männer, welche dieses thun. So war es bey den Völkern, die wir noch jetzt bewundern, die wir nur so lange zu bewundern Ursache finden, als dieses dauerte. Welche seelenkranke, erbärmliche und niedergedrückte Männer müssen die nicht seyn, die in solchen Spielen der Phantasie Ersatz für Thätigkeit und Muth finden können; die ihre Weiber und Töchter schon bis dahin gebracht zu haben

„scheinen, daſs sie ihnen solche Erschlaffung, „Weichlichkeit und Feigheit für die einzigen Heldentugenden anrechnen, deren sie noch fähig sind! „Glauben Sie darum ja nicht, daſs ich dieses dem „Dichter zuschreibe. Er denkt weder der Thoren „noch der Schwachen; noch weniger will er ihnen „Bilder zur Nachahmung in seinem Helden aufstellen. Ihn ergreift die Liebe zu einem Gegenstand; „die Begeistrung übt ihre Gewalt an ihm aus. „Sein entflammter Genius thut dasselbe an Euch, „indem er Euch durch Angst, Staunen, Furcht, „Grausen, und alle menschliche Gefühle, in seinen magischen Kreis bannet, in welchem eine „Gottheit ihn gefesselt hält, und aus dem er selbst „nicht eher treten kann, als bis ihn seine mächtige Beherrscherin entläſst.“

„Ich sehe wohl, daſs ich Ihnen lästig falle; „mein Rock mag es entschuldigen. Eigentlich spreche ich hier nur um eines Einzigen willen; und „dieser versteht mich. Um Ihnen übrigens den „Unterschied zwischen meinen beyden Zöglingen „zu zeigen, will ich Ihnen eine kleine Geschichte „erzählen; dann mögen Sie selbst urtheilen, wer „von ihnen, im Fall der Noth, für Freundin und „Freund mehr zu thun fähig wäre.“

Er erzählte hierauf den Vorfall in der Höhle, beschrieb den furchtbaren Abgrund, seine Angst, den Ausgang des Vorfalls, und endigte mit den Worten:

„Wer war nun hier der muthigste? Er, der

„in die Höhle gleiten wollte, um der Erste zu „seyn, der uns sagen könnte, ob die einfältigen „Märchen des Volks gegründet wären; oder der, „welcher um den thörichten Freund zu retten, „hinein zu springen drohte, hinein gesprungen „wäre?“

Keiner der Gesellschaft schien das Edle des Zuges zu fühlen, den ihnen Hadem von Ernsten mittheilte, und Aller Augen, auſser Amaliens Augen, wendeten sich jetzt nach Ferdinand. Sein Vorsatz schien ihnen gröſser, kühner, obgleich seine eigne jetzige Beschämung so laut gegen ihn sprach. Hadem bemerkte hier die gewöhnliche Wirkung des Romanen-Lesens auf die alltäglichen Menschen, das alle einfache, natürliche Gefühle in ihnen verzerrt und verdunkelt, und an deren Stelle einen erkünstelten Kitzel der Phantasie und der Eitelkeit setzt.

Ernst schien in diesem Augenblick ein Verbrechen begangen zu haben. Er athmete kaum, und nur die sichtbare Verwirrung seines Freundes erweckte ihn aus seiner Betäubung. Er eilte auf ihn zu; die glühenden Wangen der Jünglinge berührten sich, und einige Thränen von verschiednem Gefühl erzeugt, drängten sich zwischen ihre Küsse.

Amalie allein sah gerührt dieser Umarmung zu. Sie sah immer auf Ernsten; aber nun verweilte ihr begeisterter Blick länger auf Ferdinand. Dieser bemerkte es, und drängte sich zu ihr, von ihrem Blicke angezogen. Noch ganz von dem vorigen Gefühls belebt, das jetzt unter dem Rosenschimmer der Scham, von Beleidigung der jugendlichen Eitelkeit hervorgebracht, sanfter auf seinen Wangen und in seinen Augen glühte, stand er schweigend vor ihr. Sie sah ihn lächelnd an, und sagte:

„Seyn Sie froh, daſs die Fräulein in der Resi„denz zu mitleidig oder zu klug sind, Sie bey dem „Worte zu nehmen, das Sie so rasch ausgesprochen „haben. Wir würden sonst bald über Ihre Leiche „weinen müssen; und das wäre doch zu früh.“

Ferdinand erwiederte, und ein Flammenblick begleitete seine Worte:

„Für eine einzige Thräne aus solchen Augen „wollte ich es schon wagen.“

Und noch kühner setzte er hinzu:

„Spotten Sie nur; aber hüten Sie Sich, diesem „Fenster hinauszuwinken: denn ginge auch der „Sprung durch die Erde, ich folgte dem Winke „doch.“

Nun zog sich Amalie sanft von ihm weg, faſste eine Gespielin unter dem Arme, und ging an das Klavier im Nebenzimmer.

5.

Beym Niederlegen sagte Hadem zu seinen Zöglingen:

„Morgen besuchen wir den Kammerrath Kalk„heim; aber ihr müſst früh aufstehen, damit wir „durch seine blühenden Felder wandeln, bevor

„die Sonne den Morgenthau ganz aufgetrocknet
„hat. Die Lerche erhebt sich dann mit schmetterndem
„Gesange.“

Sie brachen früh auf, und nach einigen Stunden sagte Hadem zu den Jünglingen:

„Hier fangen die Felder an, die unter des Kammerraths
„Aufsicht und Leitung bebauet werden.
„Vergleicht sie mit denen, an welchen wir vorüber
„gegangen sind. Bemerkt doch, wie viel höher
„und voller die Ähren stehen, wie auf diesem
„überall blühenden und grünenden Schauplatze kein
„Fleckchen unbenutzt geblieben ist. Das ganze
„Land gleicht einem einzigen, groſsen Garten: so
„unschädlich und geschickt, für Äcker und Wiesen,
„sind die Fruchtbäume angelegt. Ehemals
„entbehrten die Einwohner der Gegend diesen frischen
„und erquickenden Genuſs; und nun danken
„alle diese Bäume dem Kammerrath ihr Daseyn,
„und füllen reichlich die Behälter der Hausmütter.
„Die Kinder empfangen die süſsen, gesunden Früchte
„aus den Händen der Mutter, und genieſsen sie
„unter dem Andenken ihres Wohlthäters. Von jenem
„Hügel werden wir das Dorf schon sehen, in
„welchem der Glückliche wohnt, dessen wohlthätiger
„Geist diesen einst rauhen und unfruchtbaren
„Strich Erde so schön und blühend geschmückt
„hat. Es soll heute das Ziel unsrer Wanderung
„seyn; den Rückweg nehmen wir durch eine andre
„Gegend: denn seine Verwaltung erstreckt sich
„über mehrere Dörfer und Felder.“

Ferdinand hatte viel zu fragen. Hadem mischte in seine Antworten seine Gesinnungen über das Glück der Beschränktheit und Einfalt, um dem Geiste des reitzbaren Jünglings die Richtung zu geben, die er ihm wünschte.

Als sie an das reine, wohlgebauete Dorf kamen, führte Hadem sie gerade nach dem Hause des Kammerraths. Sie traten hinein, und Hadem bemerkte schon in dem Vorhause, eine ihn befremdende Veränderung. Er öffnete die Thür des Zimmers, worin sonst Kalkheim wohnte, und fand hier alles verändert. Die Wände, die er bey seinen ehemaligen Besuchen mit den verschiednen Werkzeugen des Ackerbaues bemahlt sah, waren blendend weiſs übertüncht. Die Schränkchen an diesen Wänden, in welchen der Kammerrath, in Flaschen, oder unter Glase, alle nöthigen Gesäme in systematischer Ordnung aufbehielt, waren abgebrochen; das Bücherbret im Winkel, alle Geräthschaften waren verschwunden, und das ganze Zimmer strotzte von langen Tischen und leeren Bänken. Hadem glaubte sich in dem Hause geirrt zu haben, und wollte schon umkehren, als ihm aus dem Winkel eine traurige Stimme zurief:

„Nur immer zu, meine Herren!“

Hadem fragte nun nach dem Kammerrath, und der Mann sagte noch klagender:

„Ach, daſs Gott erbarme! Er wohnt schon „lange nicht mehr hier; aber ich armer, zu Grunde

„gerichteter Mann — ein Gastwirth ohne Gäste — „wohne hier in einem Wirthshause, das Ihr zum „erstenmal als Gast betretet!"

Hadem. Ein Wirthshaus?

Wirth. Ja, ja! ein Wirthshaus, so schön als nur eins im Lande seyn kann, und so unbesucht, als eins in dem groſsen Teutschland. Haben Sie denn das Schild nicht gesehen, das so prächtig vergoldet über die Straſse hinüber hängt? Pracht von auſsen, Herr, und Elend im Innern. Gras wächst vor meiner Thüre, daſs der Hirt die Kühe nicht vorüberbringen kann, wenn er hinaustreibt. Haben Sie das nicht bemerkt?

Hadem trat an das Fenster, und las die Aufschrift: zum Verschwender! mit groſsen goldnen Buchstaben. Das Schild selbst war mit einem anspielenden Gemählde geziert, das den Geist verrieth, der es angegeben hatte. Und nun erfuhr Hadem: der Kammerrath sey von der Kammer abgesetzt worden; man habe das Haus um einiger Schulden willen verkauft und zu einem Wirthshause gemacht. „Aber," setzte der Wirth hinzu: „es ist ein Kauf, der mich zum Bettler „macht. Kein Bauer des Dorfs und der Gegend „hat noch den Fuſs über meine Schwelle gesetzt. „Mit Vergnügen sieht jeder das Gras vor meiner „Thüre wachsen, und sagt laut: ich müſste in „diesem Hause entweder verhungern oder toll werden. Der Kammerrath, der mich bedauert, ist „noch der Einzige, der mich zu Zeiten besucht;

„aber selbst sein Beyspiel vermag nichts über die „Halsstarrigen, die nie an meinem Hause vorübergehen, ohne einen Fluch in ihren Bart zu murmeln. Und mich recht elend zu machen, spricht „keiner ein Wort mit mir; keiner dankt meinem „Grufse; in der Kirche mufs ich allein sitzen, und „selbst die kleinen Kinder laufen schreiend weg, „wenn ich sie anreden will. Ich war bey dem „Pfarrer; auch der schweigt und seufzt, und „scheint unzufrieden mit der Kammer."

Ferdinand. Und warum setzte denn die Kammer ihn ab? Was hatte er Böses gethan?

Wirth. Böses? Junger Herr, darüber wäre vieles zu reden! Die Kammer mufs es ja wohl wissen. — Ich klage und jammre nun auch umsonst bey ihr. —

Und wo ist denn der Kammerrath? fragte Hadem besorgt.

Wirth. Dem geht es recht gut! Jetzt wohnt er bey dem Schulzen. Er ändert seine Wohnung von Woche zu Woche; und ist er bey den Wohlhabenden eines Dorfes herum, so zieht er auf das nächste, und so immer fort. Da ist es denn ein Lärmen, Singen und Schreyen, wenn der Sonnabend kommt! Da führen ihn Mütter, Kinder und die Alten, mit Hund und allem was lebt, so freudig und mit solcher Ehrfurcht in die neue Wohnung ein, als wäre ein Engel vom Himmel gestiegen, um das Haus reich, glücklich und alles darin gesund zu machen.

Hadem eilte nun mit seinen Zöglingen nach dem Hause des Schulzen. Die Hausfrau war in der Küche beschäftigt; und als man sie nach dem Kammerrath fragte, öffnete sie freundlich die Thüre. Den Kammerrath fanden sie an dem Bette eines kranken Knaben sitzen, mit der rechten Hand einen Fliegenwedel, und mit der linken ein groſses Pflanzenbuch auf dem Arme haltend.

Als er die Eintretenden gewahr wurde und Hadem erkannte, bewillkommte er ihn, ohne aufzustehen, und ohne sich anders zu entschuldigen, als daſs er mit einem Blick auf den kranken Knaben hinzeigte.

Hadem stellte ihm seine Zöglinge vor, drückte ihm die Hand, zog einen Schemel näher, und setzte sich bey dem Bette nieder. Der Kammerrath stellte nun sein Kräuterbuch zwischen seine Füſse, und bewegte leise den Wedel über dem Angesicht des Kindes.

Hadem erkundigte sich, was dem Kinde fehle, das er so freundlich besorge; und der Kammerrath antwortete:

„Ein böser Bube hat ihm einen Stoſs gegeben, „der üble Folgen haben könnte, wenn das Kind „nicht so artig und geduldig litte, was wir zu „seiner Heilung thun. Ich suche nun noch kräftigere Kräuter zu Bähungen aus; — denn, unter „uns gesagt, ich lege mich seit einiger Zeit auf „die Kräuter- und Heilkunde, um doch dem guten „Volke durch etwas nützlich seyn zu können. Sie

„*müssen mich aber ja nicht verrathen*, *Herr Hadem*, „und auch ihre junge Herren nicht. Erführen es „die Apotheker und der Land-Physikus, so wür„den sie gewiſs schreien: ich schade ihnen.“

Hadem. Sollten sie?

Kammerrath. Ich habe es ja erfahren, daſs man nicht behutsam genug gegen Leute seyn kann, die der Eigennutz zu Einem Körper verbindet. Ich war es nicht genug, Herr Hadem; wenigstens sagen sie so. Aber was soll ich thun? Wie Sie sehen, werde ich den Fehler wohl behalten.

Hadem drückte ihm noch wärmer die Hand, und Ernst trat näher.

Hadem. Wir sind in Ihrem Hause gewesen, lieber Kammerrath.

Kammerrath (lächelnd). Und haben mich dort nicht gefunden, weil es mein Haus nicht mehr ist. Aber doch haben Sie mein Portrait auf dem groſsen Schilde gesehen. Wenigstens soll es mich vorstellen, getroffen oder nicht.

Hadem. Sie?

Kammerrath. Sagen Sie, ist es nicht eine Thorheit von der Kammer, dem armen Manne mit aller der Vergoldung und närrischen Pracht, so viele Kosten zu verursachen? Wenn die Kammer sich einen Spaſs machen wollte, so hätte sie doch ökonomischer dabey verfahren müssen. Dafür heiſst sie die Kammer; und das hätte sie auch hier nicht vergessen sollen.

Hadem. Was wir da sahen, lieber Kammerrath, ist nichts anders als ein dauerndes Denkmahl Ihrer Tugend, und durch seine Bosheit ein noch schändlicherer Beweis von dem Unsinn und der Undankbarkeit der Kammer. Ich ahnde, woher es kommen mag; und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir sagten, wie es möglich war, wie das geschehen konnte, was ich von dem jetzigen Bewohner Ihres Hauses erfahren habe.

Kammerrath. Der arme Mann dauert mich; ich muſste die unschuldige Ursache zu seinem Elende seyn.

Hadem. Wollten Sie uns erzählen —

Kammerrath. Ich rede so ungern davon.

Hadem. Nun, so kurz, als es die Bosheit verdient; wir lernen dann von Ihnen sie zu vergessen.

Kammerrath. Nur auf diese Bedingung. Nun, lieber alter Freund, die Kammer sagt: der Kammerrath Kalkheim sey ein Narr; und daran mag wohl etwas seyn. Aber das weiſs die Kammer nicht, daſs ich immer ein sehr glücklicher Narr war, und es noch bin. Ich habe für die Bewohner der hiesigen Gegend allerley gethan, und die Leute wuſsten mir es Dank. Sie werden wohl gesehen haben, wie es mit ihren Feldern, Häusern, Scheunen und Ställen steht; das nun machte mir so viele Freude, daſs ich gar nicht daran denken konnte, es mache andern Leuten Kummer. Auch dachte ich so wenig daran, was es mir etwa kostete, daſs ich mir gar nicht einfallen lieſs, dir fürstliche Kammer, die doch dabey gewann, würde mir es verargen. Aber sie sagen, ich sey nicht klug, verdürbe die hiesigen Bauern, die unter andrer Leute Aufſicht ständen, und machte sie unzufrieden, weil die, unter deren Aufſicht sie ständen, gescheidtere Männer wären, und man sie nicht darum als Kammerräthe über die Bauern gesetzt hätte, um solche Narren wie ich zu seyn. Sie sagen, ein Strich Landes müsse nach eben der Regel behandelt werden, wie der andere, und der Kammerrath, welcher von dieser Regel abweiche, schade denen, die bey dieser Regel blieben. Ja, ein solcher Kammerrath schade am Ende dem Fürsten selbst; denn der Fürst könne doch unmöglich so verfahren, wie der Kammerrath, der von der Regel abweiche, wenn er Fürst bleiben wolle. Man müsse sich wohl hüten, sagen sie, die Ansprüche der Bauern über die Gebühr zu reitzen, weil es sonst kein Ende damit nehme; und das Allerklügste, wie das Beste, sey, alles bey dem Alten zu lassen. Dieſs kann nun so wahr als klug seyn; mir thut es nur leid, daſs es so ist. Und sehen Sie nur, wie sich alles sonderbar fügen und schicken muſs. Vor einiger Zeit brannten in einem der benachbarten Dörfer einige Häuser, mit Habe, Fahrt und der eingeführten Ernte, ab. Das Elend war groſs, und ich wuſste, wie langsam alles bey der Kammer, vermöge dieser Regel, geht. Ich wich also, mit gutem Gewissen meinte ich, ein wenig von dieser Regel ab, nahm von meinem

Eignen, was ich zusammenbringen konnte, und lieh das Fehlende aus der fürstlichen Kasse; denn sehen Sie nur, zehn Monate hatte ich schon von meinem Gehalt verdient, zwey Monate hatten bis zur Zahlung noch zu laufen. So borgte ich demnach nur, was ich schon abverdient hatte. Wie dieses die Kammer erfahren hat, das weiſs ich nicht. Man kam auf einmal, untersuchte die Kasse vor der gewöhnlichen Zeit, und als man sie eröffnete, sagte ich den Herren, was und warum ich es gethan. Man erschrak gewaltig, bedauerte höchlich den besondern Vorfall, wollte gehörigen Orts melden, und ich erhielt nicht lange hierauf meinen Abschied, wegen des gefährlichen Beyspiels, das ich gegeben. Der Abschied enthielt noch allerley sonderbare Vorwürfe, Vorwürfe, Herr Hadem, die ich gar nicht vermuthen konnte. Aber man erfährt allerley in dieser Welt, wenn man nicht so klug ist, wie die Herren. Es meldeten sich noch einige Schuldner, und so verkaufte man geschwind mein Haus mit dem Gärtchen, und machte den Mann, der jetzt darin wohnt, zum Bettler. Ich kann ihm nicht helfen, so viele Mühe ich mir auch gebe; denn die Bauern sind so eigensinnig, so aufgebracht — und, denken Sie, der arme Mann kann nicht einmal das Gärtchen nutzen — was soll er mit den Kräutern und Gesäme machen, das ich dort gepflanzt habe, das Ihnen so viel Freude machte! Alles fault, lieber Herr Hadem!

Einen Augenblick, ich muſs doch der guten Schulzin sagen, daſs sie etwas mehr zum Mittag anrichte; die jungen Herren werden Hunger haben. Der Schulze wird nun bald nach Hause kommen. Denken Sie nur, der eigensinnige Mann wollte den Branntwein zu den Umschlägen nicht bey dem Wirthe *zum Verschwender* kaufen, so sehr es auch Noth that; er lief lieber nach dem Städtchen. —

Er gab Hadem den Fliegenwedel, und ging hinaus.

Hadem setzte sich vor das Bett, und blickte nach seinen Zöglingen. Ferdinand bat um den Fliegenwedel. Ernst sah unverwandt nach der Thüre; und als der Kammerrath wieder hereintrat, ging er ihm entgegen, begleitete ihn bis zu seinem Schemel, und setzte ihn zurecht, als Hadem aufstand. Der Kammerrath sagte:

„Alles ist bestellt. Mir ist es sehr lieb, Herr
„Hadem, daſs ich einmal der häuslichen Sorgen
„los bin. Ich konnte nie mit dem Gesinde zurecht
„kommen, weil ich das Zanken nicht verstehe;
„und recht zu zanken, ist eine gröſsre Kunst,
„als Sie wohl glauben. Man muſs nach dem Sinne
„eines jeden zu zanken wissen, wenn es wirken
„soll. Nun habe ich mehr Häuser als unser guter
„Fürst, und nicht die geringste Sorge dabey.
„Darum sage ich eben: wenn die Kammer Recht
„hat, daſs ich ein Narr bin, so bin ich ein sehr
„glücklicher Narr!“

Ernst ergriff seine Hand: O Gott! laſs mich es so werden!

Hadem sah Ernsten gerührt an. Ferdinand bewegte den Fliegenwedel stärker. Der Kammerrath lächelte, und sagte zu Ferdinand:

„Sie machten es recht gut, wenn es ein wenig „langsamer ginge. Ich will indessen die Kräuter „dort pflücken!“

Ernst half ihm, und Hadem unterhielt sich mit dem Kinde, das ihm erzählte, was es von dem Kammerrath gelernt habe.

Der Schulze kam nach Hause. Man setzte sich zu Tische, und die Zeit verflog unter Gesprächen über das Leben des Landmanns. Der Kammerrath legte zu Zeiten die Umschläge auf, und Hadems Zöglinge gingen ihm zur Seite, wohin er sich wendete. Er begleitete die Rückkehrenden: der Abschied ward wie von Freunden genommen, und Ernst pflückte beym Heimwandeln in den blühenden Feldern einen Kranz von Feldblumen und Ähren, den er sehr fest und sorgfältig zusammenfügte und dann am Arme trug. Er bestimmte ihn im Geiste zur Zierde seiner gewählten Blende in der Höhle; da sollte er als ein Denkmahl des Mannes hangen, der dieses Paradies geschaffen hatte, und dessen Tugend und Güte so rein waren.

6.

Beym Abendtische erzählten die Jünglinge dem Oheim, wie angenehm sie diesen Tag auf dem Lande zugebracht hätten. Der Oheim lieſs sich erzählen, und sah während der Erzählung verdrieſslich auf Hadem. Als aber Ernst über den Undank und die Ungerechtigkeit klagte, die man gegen den Kammerrath ausgeübt, und von diesem Manne in dem Gefühle sprach, in welchem er ihn ansah, endlich gar seinen Oheim dringend bat, sich für ihn zu verwenden, sagte der Präsident in einem rauhern Tone, als er bisher noch gethan hatte:

„Herr Hadem, wissen Sie wohl, daſs ich Präsident dieser Kammer bin? daſs ich des Thoren „Abschied unterschrieben habe? daſs ihm widerfahren ist, was er mehr als verdient hat? Soll „mein Neſſe etwa von Ihnen lernen, sein Oheim „sey ein ungerechter Mann? Und was soll das „heiſsen, daſs sie die jungen Leute zu einem „Thoren führen, dessen Beyspiel, Narrheit und „Spiegelfechterey so verderbend als ansteckend für „sie sind? Zu einem Phantasten, der die fürstliche Kasse mit der Rechten bestiehlt, um mit „der Linken, wie Hans Eulenspiegel, Almosen zu „spenden! Ich mag mich jetzt nicht weiter über „diese Sache herauslassen, und sage Ihnen nur so „viel, daſs dieses nicht die Leute sind, zu denen „ein Hofmeister die ihm anvertraueten jungen Edelleute führen muſs, da sich in der Residenz, und

„vorzüg-

„vorzüglich in meinem Hause, bessere, anständigere und nützlichere Bekanntschaften für sie „machen lassen.“

Hadem antwortete kalt und trocken:

„Den Schaden, Eure Excellenz, der durch diesen Besuch diesen jungen Edelleuten widerfahren „seyn mag, habe ich gegen Herrn von Falkenburg „zu verantworten.“

Sie vergessen, mein Herr, daſs ich nun seine Stelle vertrete! sagte der Präsident mit Unwillen.

Hadem erwiederte:

„Das Weitere nach der Tafel, Herr Präsident!“

Ernst trat bittend zu seinem Oheim, ergriff sanft seine Hand, und küſste sie. „Sie irren sich, „lieber Oheim; dieser Besuch ist uns sehr nützlich gewesen. — Verzeihen Sie mir meine Zudringlichkeit; und sollten Sie mir dieselbe auch „nicht verzeihen, so muſs ich doch noch einmal „für den Kammerrath bitten, dem so viel Unrecht „geschehen ist. Gewiſs hat man Ihnen, in Ansehung seiner, nicht die Wahrheit gesagt; er hat „Feinde, der gute Mann. — Hören Sie die Wahrheit von mir!

Präsident. Ich weiſs sie recht gut, lieber Neffe, die Wahrheit, und weiſs auch, daſs dieser Thor keinen gröſsern Feind hat, als sich selbst. Vernimm nun mein letztes Wort über diesen, mir jetzt noch gehässigern Punkt. Laſs dir dasselbe als ein Edelmann, der einst thätig in der Welt auftreten muſs, von einem erfahrnen Geschäftsmann gesagt und unvergeſslich seyn. Jeder Staat, er sey groſs oder klein, besteht durch ein Ding, an das alles gefesselt ist und gefesselt bleiben muſs, das alles durch feste, unabänderliche Ordnung in Abhängigkeit von sich hält. Dieses Ding, Ernst, heiſst System; und nach ihm muſs sich ein jeder von uns bequemen, er sey und heiſse wie er wolle. Es ist unser Aller gewaltiger Herr und Herrscher. Der Fürst selbst muſs sich ihm unterwerfen, und gleicht dadurch dem Gott der alten Fabel, der zwar alles beherrscht, aber von dem ewigen Schicksal, vor ihm selbst geboren, abhängt. Sieh, ich kann auch in Bildern reden, und beweise dir nun, daſs ich die Bücher gelesen habe, die dich zu erhitzen scheinen. (Er blickte nach Hadem, und fuhr fort): Jeder kühne Vernünftler nun, oder jeder heiſse Schwärmer, der durch anmaſsende Zurechtweisungen, unregelmäſsige Eingriffe, den festen Gang dieses kalten, unbiegsamen, nothwendigen Wesens, das alles zermalmet, was sich ihm entgegenstellt, und das die Menschen zu ihrer eignen Erhaltung als Herrscher über sich erschaffen muſsten, zu stören wagt, zerstöſst sein leeres oder feuriges Gehirn an diesem in Erz gepanzerten Riesen. Ich habe bemerkt, daſs die Metapher deine Lieblingsfigur geworden ist; so wirst du mich ja um so leichter verstehen.

Hadem saſs da, als führen verzehrende Blitze aus dem Munde des Redenden. Er sah durch einige Athemzüge des gereitzten kalten Mannes sein ganzes Gebäude erschüttert; die Blüthen seiner Hoffnung von einer giftigen Luft in dem Augenblick angehaucht, da sie eben aus der Knospe dringen wollte.

Ernst stand da, als habe sein Oheim durch einen Zauberspruch die Sonne verfinstert, und ihn mitten in den Kreis scheuſslicher, der Finsterniſs entsprungener Gespenster gestellt.

Hadem wollte reden. Der Präsident hob die Tafel auf, und trat mit ihm in ein Seitenzimmer. Er sprach:

„Es scheint nicht, Herr Hadem, daſs Ihnen „das sehr gefalle, was ich so eben nothgedrungen „sagen muſste. Ich glaube es gerne; denn Ihr „Herren, die Ihr auf Eurer Studierstube die Menschen und ihr Wesen nur aus Büchern kennen „lernt, tragt gar zu gern' Eure abgezogenen Begriffe in die Welt über, in welcher Ihr immer „Fremdlinge seyd und bleibt. Ich dachte wohl, „daſs Sie so etwas diesem Ähnliches vorbringen „würden; darum endigte ich das Gespräch im „Speisesaal. Glauben Sie mir, Herr Hadem, nichts „ist jungen Leuten von lebhaften Gefühlen nachtheiliger, als wenn man ihre Erwartungen von „den Menschen und ihrem Werth über die Gränzen der Wirklichkeit treibt. Denn entweder sieht „der junge Mann ein, daſs man ihm zu viel gesagt „hat, und wirft plötzlich alles als Lüge weg, wird „ein schlechter Kerl; oder, hat er Kraft und Stolz, „so wird er am Ende ein miſsmuthiger, melan-

„cholischer Tropf, sich und Andern zur Last. „Darum frage ich Sie nun als ein Mann, der beydes haſst: was denken Sie eigentlich in meinem „Neffen zu erziehen?“

Hadem. Und so antworte ich Ihnen als ein Mann, der auch beydes haſst. — Wenn es mir glückt, wie ich zu hoffen Grund habe; wenn Äuſserungen, wie ich so eben vor der Zeit vernehmen muſste, mich nicht in meinen schönen Hoffnungen betriegen . . .

Der Präsident ward finsterernsthaft.

Hadem fuhr fort: Warum sollt' ich Ihnen nicht sagen, daſs Bemerkungen, Bilder über die Gesellschaft, der wir einst beytreten sollen, so fürchterlich und ohne alle Vorbereitung aufgestellt, wie Sie es eben thaten, nur dann von uns ertragen und richtig beurtheilt werden können, wenn unser Herz schon so weit ausgebildet, schon seiner so mächtig geworden, und mit der Vernunft in eine so richtige Übereinstimmung gebracht ist, daſs es unsre eigennützigen Leidenschaften, unsre selbstigen Triebe und Begierden, die aus dergleichen, auf sogenannte Erfahrung gegründeten, Sätzen entspringen, meistern kann? Leicht nimmt der Mensch die Stelle des Ganzen ein, und sieht es gerne für einen Gegenstand an, mit dem der am besten auskommt, der ihn am klügsten zu seinem Vortheil zu benutzen weiſs. Ich denke Ernsten und seinen Freund so hoch zu stellen, daſs sie nie im Schlamm des Eigennutzes versinken können; und darum müssen die Flügel, die sie über diesem Pfuhl empor halten sollen, aus ihrem eignen Herzen wachsen. Hier haben Sie meine Antwort auf Ihre Frage, und den ganzen Sinn meines Erziehungsplans.

Präsident. Und nochmals frage ich: was wollen Sie in meinem Neffen erziehen?

Hadem. Einen Menschen.

Präsident. Einen Menschen!

Hadem. Und zwar in dem Sinne, weil Sie doch die Bedeutung von mir hören wollen, daſs er es nicht für sich allein sey, daſs er es für jeden sey, es für sich selbst, in jeder Lage des Lebens, er sey glücklich oder unglücklich, reich oder arm, verbleibe; daſs er jeden Schlag des Schicksals, der Bosheit der Menschen ertragen lerne, und keinem unterliege; daſs er keinen gröſsern Sieg kenne, als den Sieg über sich und seine eigennützigen Leidenschaften, über das Böse und Unrecht Anderer. Einen Menschen hoffe ich in ihm zu erziehen, der eine sille, gute That der gröſsten und rauschendsten vorziehe, und der den Menschen so durch sich und sein Wirken achten lerne, daſs er ihn in keinem, auch in dem Geringsten nicht, verachte; der fest glauben lerne, und nie vergesse, daſs es nur Leute der Art sind, wozu ich ihn bilden möchte, und wozu er so vielversprechende Anlagen hat, die das gepanzerte Gespenst, das Sie so fürchterlich schreckend auftreten lieſsen, noch so im Zaume halten, daſs es die Menschen, die es, wie Sie selbst sagen, nur um ihrer Erhaltung willen geschaffen haben, nicht unter seinem ehernen Fuſse zermalmen kann.

Präsident. Ein Stoiker könnte nicht erhabener sprechen! Setzen Sie das Horazische: er ist König! hinzu; und das Bild des Weisen ist vollendet. Freylich sind dieses gewaltige Machtwörter, Herr Hadem; aber ihr zauberischer Glanz verdunkelt sich gar schnell vor dem Zwitterlichte, das uns in diesem Sumpfe, wie es Ihnen das menschliche Leben zu nennen beliebt, noch immer leuchtet. Wir stecken nun einmal darin, und müssen es sogar leiden, daſs es uns Leute Ihrer Art von ihrer glänzenden Höhe zurufen. Indessen ist leider auch meinem Neffen ein Platz in diesem Sumpfe angewiesen, und er muſs einmal darnach erzogen werden, daſs er darin nicht versinke. Darum, Herr Hadem, einen Edelmann und keinen Menschen — Sie verstehen ja, was ich sagen will.

Hadem. Und so, Ew. Excellenz, daſs jede Antwort überflüssig wäre.

Der Präsident wendete ihm verdrieſslich den Rücken zu.

7.

Ernst ging wie im Traum auf das Zimmer. Sein innrer Sinn schwankte, und das hohe Gebilde seiner Seele, in jugendlicher Begeistrung errungen, schien hinter fernen dunklen Wolken, auſser seinem Gesichtskreise, zu schweben. Der Sinn der Worte, die der Präsident gesagt hatte, bildete sich in ein furchtbares, drohendes Wesen um ihn aus; und schon jetzt würde es sich ihm, in dieser Spannung, enthüllt haben, wenn der Mann, der die Veranlassung dazu gab, nicht aus dem ihn umschattenden Dunkel hervorgetreten wäre. Seine reine, einfache Tugend warf einen sanften Lichtstrahl auf den Kranz, den er heute gepflückt hatte, und der jetzt über seinem Hauptküssen hing. Die Wolken, die seine Göttin verhüllten, wurden wieder lichter.

Ferdinand! rief er nach langem Schweigen; du hast gehört, daſs ich meinen Oheim umsonst für den Kammerrath gebeten habe. Der arme, gute Kammerrath! Wie konnte der Oheim mir eine so billige, so kleine, so gerechte Sache abschlagen!

Ferdinand. Wenn ich deinen Oheim recht verstanden habe, so hat er dir sie eben darum abgeschlagen, weil sie gerecht ist, und er Unrecht hat. Auch dünkt es mich nach seinen Reden, daſs es eben nicht die kleinste und leichtste Sache in der Welt ist, gerecht zu seyn. Und um so besser, Ernst! Es ist mir recht lieb, daſs es sich so verhält. Um so mehr können die, welche den Muth haben gerecht zu seyn, Lob und Ruhm in der Welt erwerben. Wie, wenn wir nun dem guten Kammerrath, trotz dem Oheim, zu helfen suchten, helfen könnten!

Ernst. Trotz dem Oheim? Und wie?

Ferdinand. Ich möchte gar zu gerne das ganze Fürstenthum in einen solchen Garten verwandelt sehen, den Hadem mit allem Rechte ein Paradies nennt. Und wenn ich mich so mitten hineinsetzen könnte, als sein Schöpfer —

Ernst. Dich? Was träumst du nun wieder von der Zukunft! Ich dachte, du wüſstest ein Mittel, dem Kammerrath zu helfen, ihm sein Haus, seinen Garten, seine Stelle wieder zu verschaffen!

Ferdinand. Dieſs ist es eben, was mich beschäftigt; und darum, Ernst, muſs etwas Kühnes unternommen werden, etwas das kein Mensch von uns erwartet, so etwas, das deinen klugen Oheim selbst in Erstaunen setzt.

Ernst. Und was?

Ferdinand. Es wird in der ganzen Stadt, am Hofe selbst, Aufsehen machen, darauf verlasse dich. Ich dachte es mir schon heute, als ich an dem Bette des kranken Knaben stand, die Fliegen wegjagte, und den guten Mann so reden und handeln hörte und sah.

Ernst. Schon da dachtest du es? Nun, so muſs es gewiſs ein guter Einfall seyn, da du ihn in diesem Augenblicke gehabt hast. Ich dachte an weiter nichts, als wie glücklich er wäre, wie er gar nichts zu bedürfen schiene. Aber nun, Ferdinand, da ich meinen Oheim so von ihm reden hörte, denke ich ganz anders; und jetzt denke ich auch, daſs ihn die Menschen brauchen; daſs ihn die brauchen, die an das Wesen, von welchem mein Oheim so ängstlich für mich sprach, gefesselt sind. Er nannte das kalte, ungeheure Ding: System; und mich überläuft ein frostiger Schauder, wenn ich das Wort ihm nachspreche. Ach, ich sehe es wohl, eben dieses furchtbare Wesen hat den guten Kammerrath zermalmet; und herrscht wirklich ein solches Ungeheuer überall, so fürcht' ich, Ferdinand, es wird auch mich zermalmen.

Ferdinand. Das würde es gewiſs, wenn wir uns vor ihm fürchteten; aber das wollen wir nicht. Wir fürchten uns ja nicht vor andern Gespenstern, sondern lachen über den Wahn, der sie erzeugt. Und mit diesem da, das der Oheim so schrecklich mahlt, möchte ich am liebsten kämpfen.

Ernst. Auch ich könnte es; aber was hast du ersonnen?

Ferdinand. Geradezu an den Fürsten zu schreiben, der, wie Alle sagen, so gut ist, und ihm die ganze Geschichte des Kammerraths zu erzählen. Ich wette, er gibt ihm alles zurück; und dann kann der Kammerrath noch mehr Gärten in des Fürsten Lande pflanzen.

Ernst (ging auf und ab). Und mein Oheim?

Ferdinand. Deinen Oheim hat die Kammer betrogen; wie hätte sonst er, ein so kluger Mann, etwas zum Nachtheil der Kammer und des Fürsten thun können? Hätte er es aber gekonnt, Ernst, so muſs einer aus Eurer Familie wieder gut machen, was der Andere schlecht gemacht hat, und so die Ehre der Familie retten. Mein Timoleon schonte seines Bruders nicht, als dieser anfing ungerecht zu seyn.

Ernst. Ferdinand, ich will hoffen, mein Oheim hatte keinen Theil daran.

Ferdinand. Und wenn nun? Wir zeigen ihm doch, daſs wir uns vor seinem Gespenste so wenig fürchten, als Hadem, den dessen Hervorrufen nur deshalb zu bekümmern schien, weil er ganz anders von der Sache denkt. Und sagt uns Hadem nicht immer, daſs man bey guten, gerechten Unternehmungen, weder auf sich noch Andre, Rücksicht nehmen müsse? Sollte ich nun etwas unternehmen, so würde ich eher Hadem, als deinen Oheim, um Rath fragen; denn mich dünkt, dein Oheim weiſs recht gut, was sein Gespenst ihm nützt, kümmert sich aber nicht sehr viel darum, was es Andern schadet.

Ernst. So laſs uns Hadem um Rath fragen.

Ferdinand. Auf keine Weise. Ich theile den Ruhm der ersten guten That, die wir unternehmen wollen, nur mit dir, mit keinem Andern, selbst mit Hadem nicht. Nur dir bin ich dieses und alles schuldig, von der Höhle her. Ernst, es muſs eine Jugendthat seyn; — und soll sie ihn recht freuen, die That, soll er sie als eine Wirkung seiner uns gegebenen Lehren betrachten, so muſs sie ohne seine Leitung geschehen. Leicht könnte es ihm auch bey deinem Oheim, der ihn eben nicht zu lieben scheint, Verdruſs machen; und da es etwas für die Gerechtigkeit Gewagtes ist, so müssen wir alle Gefahr allein bestehen.

In Ernstens Seele arbeitete die Vorstellung des Unternehmens mächtig. Schon entwarf er im Geiste, was er dem Fürsten schreiben wollte. Er wendete sich zu Ferdinand:

„Aber wie dem Fürsten den Brief zustellen?“

Ferdinand. Nichts ist leichter. Erinnerst du dich der dunkeln Laube am hellen Teiche, der grünen Insel gegenüber, wo wir ihn jeden Morgen, von fern, mit einem Buche allein sitzen sehen? Wir legen den Brief auf die Bank, und verschwinden. Er kommt, findet, liest; und der Kammerrath erhält, was wir ihm wünschen.

Die Jünglinge kleideten sich aus. Hadem kam; er fand sie ruhig, sah in Ernstens Augen den Duft der schönen Begeistrung, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daſs die Reden des Oheims, ohne gefährliche Wirkung, an ihm vorübergegangen wären.

Im Traume arbeitete der Gedanke in Ernstens Seele fort. Er erwachte sehr früh, und rief Ferdinand. Da dieser von dem gestrigen Vorhaben nichts erwähnte, und ganz ruhig im Bette blieb: so sprang Ernst auf, kleidete sich schnell an, und schrieb dem Fürsten die Geschichte des Kammerraths in eben dem schönen und einfachen Gefühle, wie sein junges Herz sie gestern empfunden hatte. Er endigte mit den Worten: „Ich fürchte durch „eine Bitte für den Kammerrath, einen so guten „Fürsten zu beleidigen, da jede Bitte einen Zweifel „an seiner Güte und Gerechtigkeit voraussetzt.“ Ehe Hadem und Ferdinand aufstanden, war Ernst schon in dem fürstlichen Garten gewesen, und hatte sein Schreiben an Ort und Stelle gebracht. Auf den Schwingen der ersten guten That flog er nach Hause, und lispelte die Zeitung davon in das Ohr des noch schlafenden Ferdinands.

Es war der erste Schritt, der erste Gedanke, den er Hadem verheimlichte; und dieser Schritt entschied über seine Denkungsart, die Stimmung seines Geistes, und verdunkelte über den wichtigsten Punkt seines Lebens sein Gefühl so sehr, daſs er dessen in spätern Zeiten nie mehr so mächtig werden konnte, wie er es in seiner schönen, blühenden Jugend im Busen trug.

8.

Der Präsident ward nach Hofe gerufen, und der Fürst gab ihm mit freundlicher Miene den Brief seines Neffen. Er las, beobachtete dabey diese Miene, gab den Brief lächelnd zurück, und erzählte dann dem Fürsten in einem leichten Tone, was Abends vorher zwischen ihm und seinem Neffen vorgefallen sey. Zugleich gab er dem Fürsten zu verstehen er glaube, der Hofmeister verwirre dem jungen Menschen den Kopf; bat dann für den Jugendstreich um Vergebung, und versicherte dem Fürsten, er wolle alles in der Stille in Ordnung bringen.

Der Fürst antwortete:

„Ich habe Ihrem Neffen gar nichts zu vergeben,
„und bin so wenig gegen ihn aufgebracht, daſs
„ich ihn vielmehr zu sehen wünsche. Der Brief
„ist schön, ruhig und bescheiden abgefaſst. Ich
„erinnere mich von langer Zeit her keines, der mir
„so viel Vergnügen gemacht hätte. Herz und Ver-
„stand sprechen hier, und meine Räthe schreiben
„nie so. Der junge Mensch that, was ich selbst
„so gern thue; er will einem nützlichen Manne
„helfen, und dazu wählte er den geradesten Weg.
„Diese Einfälle kommen unsern jungen Leuten jetzt
„eben so selten, wie den Alten, und darum muſs
„man ihn so behandeln, daſs man ihn nicht ab-
„schrecke. Leicht könnten wir hier das Gute zer-
„rütten, das sich mit so vieler Güte, mit so un-
„schuldigem Vertrauen zeigt. Sorgen Sie nur dafür,
„daſs der Kammerrath wieder angestellt werde; denn
„ich glaube der Erzählung Ihres Neffen mehr, als
„Ihren Räthen. Diese verdrehten aus Liebe zur
„Ordnung einen Umstand, den der junge Mensch
„viel richtiger gefaſst hat.“

Der Präsident äuſserte: „es sey nie sein Wille
„gewesen, den würdigen Kammerrath in Unthätigkeit
„zu lassen. Was geschehen sey, habe ihm selbst sehr
„leid gethan; aber das Sonderbare der Umstände

„habe ihn dazu gezwungen. Der Posten, den er „ihm jetzt bestimme, sey von der Art, daſs der „Kammerrath in demselben alle seine Eigenheiten, „ohne Nachtheil für Andere, ausüben könne; nur „bitte er Seine Durchlaucht, ihm noch einige Frist „zu geben, damit sein Neffe nicht etwa glauben „möge, er habe es durch die Klage bewirkt. Er „fürchte die Folgen davon nur für seinen Neffen, „da die Welt seinem Benehmen wahrscheinlich eine „andere Wendung geben werde, als es die wirklich „gute Absicht des Jünglings verdiene. Auch wage „er es, Seine Durchlaucht zu bitten, seinen Neffen „jetzt nicht zu sehen; es könnte zu viel Aufſehen „machen, vielleicht gar den Stolz des jungen Menschen reitzen: und nichts sey gefährlicher für Jünglinge von der sonderbaren Geistesstimmung seines „Neffen. Gewiſs, setzte er hinzu, wird niemand „in der Residenz, da doch im Grunde die Klage seinen Oheim betrifft, so darüber denken, wie Ew. „Durchlaucht und ich. Soll ich nun den Jüngling „dem Unwillen der Welt, über eine Handlung, aussetzen, für die er, wie Sie selbst zu sagen geruhen, „Lob verdient?“

Der Fürst fand seine Vorstellung billig und weise. Er nahm den Brief aus den Händen des Präsidenten zurück, und äuſserte:

„Sagen Sie Ihrem Neffen, daſs ich diesen Brief, „als ein mir gethanes Gelübde, aufbewahren will; „daſs ich, wenn er ein Mann seyn wird, nach diesem Briefe urtheilen werde, ob er gehalten hat,

„was er hier verspricht, wozu er sich, durch einen
„solchen Schritt, als Jüngling verpflichtet. Sagen
„Sie ihm, daſs ich auf ihn rechne — und Ihnen
„wünsche ich Glück zu einem solchen Neffen.“

9.

Der Präsident spottete in seinem Herzen über das Benehmen des Fürsten bey einer Sache, die ihm so widerlich und empörend vorkam. Gleichwohl war er mit der Wendung sehr zufrieden, die sie genommen hatte. Mit ganz andern Empfindungen kehrte er nach Hause zurück. Die Handlung seines Neffen mahlte sich, mit den schwärzesten Farben, vor seinen Augen. Er betrachtete sie als ein Verbrechen gegen seinen nächsten Verwandten, und ihn selbst als einen gefährlichen Aufrührer gegen die Gerechtigkeit, die er nach Gesetze und Recht, gegen einen schädlichen Thoren, ausgeübt zu haben glaubte. Die ganze That kam ihm durch diese Vorstellung so frech und unerhört vor, daſs sein ganzer Haſs auf den Neffen gefallen seyn würde, wenn der stärkere Haſs gegen Hadem nicht in diesem Augenblick auf diesen, als den Urheber der ihm so widrigen That, gezeigt hätte. Hadem miſsfiel ihm von dem ersten Augenblick an, da er ihn sah; er war nun froh, ihn schuldig zu finden, und seinen Neffen, den er als Sohn seiner Schwester, und dadurch als einen zu seiner Familie Gehörigen, zu lieben glaubte, entschuldigen zu können.

Er lieſs sogleich Hadem rufen, und fragte ihn mit spöttelnder, verachtungsvoller Kälte:

„Herr Hadem, wollen Sie einen Don Quixotte „in meinem Neffen auferziehen, der sich mit der „Welt für die Dame Gerechtigkeit auf Leben und „Tod herumschlage, um seine Tage endlich im Toll„hause, oder auf einem Dorfe zuzubringen, wie „der Held, um dessentwillen er den dummen Streich „gemacht hat?"

Hadem. Ich verstehe Ew. Excellenz nicht.

Präsident. Verstellen Sie sich nur! Wenigstens soll es Ihnen hier an Zeit fehlen, auch diese Kunst meinen thörichten Neffen zu lehren.

Hadem. Wie sollte ich zu dieser Kunst kommen? wie ihrer bedürfen? Präsidire ich doch weder am Hofe, noch in einem Departement! — Sie scheinen eine Klage gegen mich zu haben; warum bringen Sie diese nicht eben so gerade und bieder vor, als ich sie, wie Ew. Excellenz wohl sehen, erwarte?

Präsident. So hören Sie denn, biedrer, ehrlicher Mann! Ich habe so eben in den Händen des Fürsten einen Brief meines Neffen gesehen. In diesem Briefe klagt mein Neffe über die Ungerechtigkeit, welche die Kammer, deren Präsident ich bin, wie Sie und er wissen, gegen den Narren von Kammerrath begangen haben soll. Herr Hadem, glaubte ich, daſs mein Neffe diesen Brief aus eignem Antrieb geschrieben hätte: ich würde ihn zur Stelle aus dem Hause stoſsen, in welchem er Blutsverwandtwandtschaft und Gastrecht so schändlich beleidigt und gebrochen hat. Aber es ist Ihr Werk; meine gestrige vernünftige Vorstellung hat Sie beleidigt, und um sich zu rächen, haben Sie den jungen Phantasten gegen seinen nächsten Verwandten empört — haben ihn selbst dem Fürsten auf immer lächerlich gemacht. Ich denke doch, Sie wissen, was für Folgen dieses für ihn haben muſs. Erfährt es nun die Stadt, so muſs er ein Gegenstand des allgemeinen Hasses und Abscheus werden. Und noch einmal — bey Gott! — könnte ich glauben, die Bosheit käme von ihm her, ich würde ihn den Augenblick aus dem Hause jagen — ihn wegschleudern wie ein giftiges Ungeziefer — die ganze Verwandtschaft vor dem jungen Ungeheuer warnen, das schon so früh den Busen derer verwundet, mit denen es durch das Blut verwandt ist.

Kaum faſste Hadem den ganzen Sinn der Worte des Präsidenten, als er alle die Folgen dieses unüberlegten Schrittes, für sich und seinen geliebten Zögling, einsah. Er begriff die That, ihren reinen Bewegungsgrund in dem Herzen des Jünglings, und schmerzlich drangen die Worte des Präsidenten: „er „habe sich bey dem Fürsten lächerlich gemacht; er „müsse ein Gegenstand des Abscheus werden;“ in seine Seele. Dieser Schmerz wurde aber bald durch ein noch peinlicheres Gefühl verdrängt. Wenn er erklärte und bewiese, daſs er von dem ganzen Vorfall nichts wüſste, so würde der edle Jüngling, beladen mit dem Hasse seines Oheims, aller seiner

Verwandten, vielleicht selbst seines Vaters, dastehen; und wie müſste dieser Haſs auf sein fühlbares Herz, seinen hochgestimmten Geist wirken! wie ganz seine Denkungsart verkehren, vergiften, und alles geträumte Glück vernichten! Sollte er ihn aus dem Hause seines Oheims stoſsen lassen? sich mit ihm? wie ein, mit ihm von seinem nächsten Verwandten Verstoſsner und Verbannter, zu dem Vater wandern?

In dieser Angst für den von ihm so unaussprechlich geliebten Jüngling, sah er für ihn keine andere Rettung, als die Schuld allein auf sich zu nehmen, alle Vorwürfe des Oheims, ohne Entschuldigung, ohne ihn weiter zu reitzen, als verdient, geduldig und bescheiden anzuhören. Er schwieg, und sah ihn mit den Blicken eines Mannes an, der sich zum Besten eines Andern vergiſst, dessen Glück er seinem eignen vorzieht.

Der Präsident sah sein Schweigen als ein Geständniſs an, und sagte:

„Ihr schweigendes, demüthiges Geständniſs söhnt „mich wieder mit meinem Neffen aus, und ich bin „so erfreut darüber, daſs ich Ihrem eignen Gewissen „die Vorwürfe überlasse, die ich Ihnen zu „machen so sehr berechtigt wäre. Ich ziehe einen „Schleier über das Geschehene, weil ich die ganze „Geschichte zur Ehre meines Hauses, der Familie, „und zum Vortheil meines Neffen, unterdrücken „will. Sie können nur dadurch einen Theil des „von Ihnen veranlaſsten Übels wieder gut machen,

„daſs Sie mir hierin behülflich sind. Ernst soll „von allem nichts erfahren; er soll nicht wissen, „wie der Fürst über seine Thorheit denkt. Den „Grund davon werden Sie, hoffe ich, begreifen. „Sie verlassen in einigen Stunden mein Haus; ich „sorge dafür, daſs alles zu Ihrer Abreise fertig ist. „Sie versprechen mir jetzt, mit meinem Neffen „nicht über das Geschehene zu reden, und ihm zu „verschweigen, daſs Sie ihn verlassen, warum „Sie ihn verlassen. Ich werde ihm dieses auf eine „Art ankündigen, die ihn gewiſs befriedigen wird. „Und ferner geben Sie mir Ihr Wort, an meinen „Neffen nicht zu schreiben; wir haben schon an „dieser Probe genug."

Der Gedanke an die plötzliche Trennung von seinem geliebten Zögling, die Furcht vor den Folgen dieser unvorbereiteten Trennung für denselben, erschütterten Hadems männlichen Muth. Die Thränen brachen aus seinen Augen hervor; er wankte gegen einen Stuhl hin, um sich daran zu stützen.

Der Präsident, welcher seine Empfindungen falsch deutete, klopfte ihm leise auf die Schulter, und sagte kalt:

„Ich wünsche von Herzen, daſs dieses die letzte „Thorheit sey, die Sie zu beweinen haben mögen."

Hadems Thränen erstarrten in seinen Augen; er sah den Mann mit einem Blick' an, den dieser nicht ertragen konnte.

Sie geben mir Ihr Wort? fragte der Präsident abgewendet.

Hadem. Ja, ich gebe es Ihnen; es ist zugleich das letzte, das Sie von mir hören sollen. Vergessen Sie nur nicht, Herr Präsident, daſs in dem Jüngling, den Sie einen Phantasten nennen, ein Mann keimt, für den Sie weder in Ihrem Herzen, noch in Ihrem Geiste einen Maſsstab haben. Hüten Sie sich deshalb, da nach Ihrer Art modeln und künsteln zu wollen, wo die Natur so kräftig und schön gebildet hat!

Er ging nach dem fürstlichen Garten, um sich zu sammeln. Unter dem tiefen Schmerz des Abschieds von dem liebenswürdigen Jüngling, in welchem er alle seine schönen Träume von edler Menschheit nach und nach lebend aufblühen zu sehen hoffte, tröstete ihn jetzt nur der einzige Gedanke, daſs er, durch sein Benehmen, die Härte des Schlages für ihn gemildert habe. Der gestrige Tag, die Veranlassung zu dem Besuche bey dem Kammerrath, der alle die Ereignisse erzeugt hatte, drangen auf ihn ein; er sah sich von allem als die Ursache an. Obgleich der Bewegungsgrund seiner Handlung und seiner Reden so rein war, so sah er doch jetzt mit trübem, traurigem Blicke zum Himmel auf, und seinen bebenden Lippen entfielen die Worte:

„Sieh, das Schicksal eines von deinen edelsten „Geschöpfen durch Zufälle herbeygeleitet, die ich „veranlaſste, weil ich ganz andere Folgen davon „erwartete! Gehört der unvermuthete, für mich „so peinliche Schlag zu meiner, zu des Jünglings „Prüfung? Muſste ihn darum eine so rauhe Hand

„aus dem süſsen Traume aufschrecken, aus welchem ich ihn ohne Erschütterung zu erwecken hoffte? Ich hatte sein Erwachen vorbereitet, und mitten in dieser Welt sollte er so leise und sanft erwachen, wie der Säugling an dem Busen der sorgfältig wachenden Mutter. Gleich ihm sollte er wissen, wohin er sein Haupt legen könnte. Ganz sollte er erst fühlen, wie und wozu du den Menschen gebildet hast, eh' er erführe, was der Mensch aus sich gemacht hat! Ich kann es nun nicht mehr. Erhalte du ihm die Denkungsart, die ich so sorgfältig gewartet habe; entferne den finstern Eindruck dieser Ereignisse von seinem reinen Geiste, und laſs die Worte der Beschwörer von seinem guten Herzen abgleiten. Gib ihm einen guten Führer, der seine Seele nicht mit Tand, Wahn und Gaukeleien vergifte. Bewahre das Heiligthum seines Herzens, in welchem sich die Schöpfung, dein erhabenes Werk, so schön und treu abspiegelt. Laſs mich ihn einst wiederfinden, wie du mir ihn gabst!“

Hadem kam spät nach Tische zurück. Seine Zöglinge, gespannt durch die Erwartung des Ausgangs von ihrem Unternehmen, und beunruhigt über die ungewöhnliche, lange Abwesenheit ihres Lehrers, sprangen ihm entgegen, als sie ihn die Treppe herauf kommen hörten, und führten ihn in ihr Zimmer. Er trat bis in die Mitte desselben, sah Ernsten mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit an, und sagte:

„Lieber Ernst, vergessen Sie nicht, was ich „Ihnen in diesem Augenblick, und viel früher sagen „muſs, als es mein Vorsatz war.“

„Auch das, Geliebten, was den Menschen allein „gut, groſs und erhaben macht, was seinen Ur„sprung von Dem allein beweist, mit welchem er „durch seinen unsterblichen Geist verbunden ist — „auch die Tugend hat auf Erden und unter den „Menschen ihr Maſs und ihre Regel — auch sie „verträgt, zum Besten derer, für die sie ausgeübt „wird, wie zum Besten derer, die sie ausüben, „keine Übertreibung. Das Herz —“

Er wollte seine Empfindungen und Gedanken weiter entwickeln, als der Präsident hereintrat:

„Sie haben mir nur halb Wort gehalten, Herr „Hadem; aber da es das erste gescheidte Wort ist, „das Sie den jungen Leuten gesagt haben, so mag „es darum seyn. Das letzte ist es gewiſs.“

Hadem. So lassen Sie mich denn in Ihrer Gegenwart den Abschiedskuſs von meinen Zöglingen nehmen, und verantworten Sie die Folgen vor dem, der diesen Geist so erschaffen hat, wie ich ihn kenne... (Zu den Jünglingen) Die Nothwendigkeit gebietet hier; lernen Sie von mir ihr Joch tragen.

Er drückte Ferdinanden und dann Ernsten an sein Herz. Ferdinand schrie laut und heftig. Was ist das? Verlassen Sie uns?

Ernst sah, mit der Aschfarbe des Todes bedeckt, auf Hadem, auf den Präsidenten, und stammelte seinem Freunde nach: Verlassen!

Hadem bedeckte seine Augen, und eilte davon.

Präsident. Es thut mir leid, lieber Neffe; aber es kann nicht anders seyn. Der verrätherische, schändliche Brief, den er dem Fürsten geschrieben hat, oder durch dich schreiben lieſs, veranlaſst seine Entfernung. Er kann von Glück sagen, daſs der Fürst mich rufen lieſs, und mir die Sache anvertraute; ohne meine Bitten und Vorstellungen wäre er für die That bestraft worden, wie er es verdiente.

Ernst. Er gestraft? Er den Brief geschrieben? Er hat ja nicht das Mindeste davon gewuſst! Ich, ich habe den Brief erdacht und geschrieben, als er und Ferdinand noch schliefen, und ihn in dem Garten des Fürsten auf seine Ruhebank gelegt, ehe Hadem noch aufgestanden war.

Präsident. Neffe, ich sage, er hat ihn geschrieben!

Ernst. Er hat ihn nicht geschrieben; er weiſs kein Wort davon. Ist es eine Thorheit, um so schlimmer für den Fürsten; aber ich allein beging sie.

Der Präsident stampfte zornig mit dem Fuſse auf den Boden, und rief:

„Neffe, bey meinem Gott! er muſs den Brief „geschrieben haben!"

Ernst. Kennen Sie Ihren Neffen als Lügner?

Präsident. Er gestand es selbst.

Sobald Ernst diese Worte vernahm, sprang er nach der Thüre. Der Präsident trat vor ihn:

„Umsonst, du siehst den Pedanten nicht wie-„der; er hat seinen Abschied, und ich kam, es dir „anzukündigen.“

Ernst. Seinen Abschied? — Oheim! — seinen Abschied von mir? — (mit starrer Kälte) — Herr Oheim, geben Sie ihm seinen Abschied nicht — jetzt nicht — o, nur jetzt nicht! —

Präsident. Es ist nicht zu ändern. Aber warum nur jetzt nicht? Hast du ihn noch zu einem solchen Geschäfte nöthig?

Ernst. O ja; ich habe ihn zu einem sehr wichtigen Geschäfte nöthig. Thun Sie es nur jetzt nicht! — nur jetzt nicht! — Es wird Sie gewiſs reuen — denn ich glaube, es wird mich sehr unglücklich machen — jetzt, in diesem Augenblick, wird es mich mehr als unglücklich machen!

Es lag etwas Erschütterndes, unbeschreiblich Rührendes in dem sanften ernsten Tone, den zitternden Bewegungen der Lippen, dem schüchternen Umherblicken der Augen, und der ganzen Stellung des Jünglings. Er setzte selbst den Präsidenten in besorgtes Erstaunen. Ferdinands Thränen und Schluchzen nahmen mit jedem Blicke, jedem Worte von Ernsten zu. Er rief: „Ernst, wir sind verloren!“

Präsident. Schweige du! — (sanft zu Ernsten) „Und was ist es denn, das eben jetzt von so vieler „Bedeutung für dich ist?“

Ernst. O, er hat mein Herz mitten entzwey geschnitten — er hat vor meine lichte Seele einen schwarzen Vorhang gezogen. Lassen Sie ihn schnell zurückkehren, daſs er mein Herz wieder ergänze, meiner Seele wieder das Licht gebe, das er um sie her erschuf.

Präsident. Du schwärmst und träumst gleich einem faselnden Phantasten.

Ernst. Ja freylich träume ich jetzt; aber so zu träumen, ist fürchterlich — so zu schlafen ist ängstlich. Lassen Sie Hadem schnell zurückkehren, daſs er mich aufwecke! daſs ich ja erwache, Oheim, daſs ich ja nicht lange so träume! Oheim, er hat die erhabne Göttin gelästert, die mich leitet; und er soll, er muſs mir sagen, warum er sie gelästert hat.

Präsident. Welche Göttin?

Ernst. Kennen Sie denn diese Göttin nicht? Sie hörten ja, wie er sie lästerte! — Oheim, er hat auch Sie gelästert, alle Menschen; denn seine letzte Rede ist eine Satire, eine Schmähung auf das ganze Menschengeschlecht. Er sagte: die Tugend habe auf Erden ihr Maſs und ihre Regel, vertrage keine Übertreibung. Sie, die ich mir denke, als das ganze Menschengeschlecht in einem Kreise umfassend, der von dem Throne Dessen ausgeht, der es erschaffen hat; sie die es erhält, allein emporhebt über diese Erde; sie, diese Himmlische, Unendliche müſste beschränkt und vorsichtig ausgeübt werden? — nach Maſs? — nach Regeln? — Die Menschen vertrügen sie nicht in ihrer ganzen Kraft? — Und ihr ganzes volles Daseyn in meiner Brust — was ist denn das? Und was ist sie, wenn sie allen Menschen nicht so natürlich und willkommen ist, wie mir! Darf sie auf Erden nicht in ihrem vollen Glanze erscheinen, nur stückweise, nur behutsam, wie ein Gast an einer Tafel, den man nicht eingeladen hat? Oder ist das Wesen der Menschen auf Erden so eingerichtet, daſs ihre Gegenwart sich nicht damit verträgt? Gründet sich das Wesen und Thun des Menschen nicht auf sie? O gewiſs, Oheim, ist das gepanzerte Gespenst, von dem Sie gestern so abschreckend für mich sprachen, ihr Feind — Und wenn dieses ist — Oheim — wenn dieses ist — so sagen Sie mir geschwind: warum ist es so? warum sind die Menschen da? warum bin ich da? — Sie schweigen! — Lassen Sie Hadem zurückkehren, daſs er mich belehre, meinen Zweifel beruhige, meine Göttin versöhne! — Soll ich ihm durch das Fenster, über Berge, durch Flüsse folgen? — Fort! nach meinen Bergen, meinen Thälern, meinem Eichenwalde, in meine düstre Höhle! Dort werde ich ihn und meine Göttin wiederfinden; dort erschien sie mir, dort ist ihr ungestörter Aufenthalt.

Die Empfindungen, die Gedanken des Jünglings, mit dieser Kraft, dieser Begeistrung ausgesprochen, verwirrten den Präsidenten immer mehr, und die Bewundrung des Neuen, Unerwarteten fesselte einige Augenblicke seine Zunge. Er faſste sich, so viel er konnte:

„Jetzt erst beweisest du mir recht klar, wie „nothwendig die Entfernung dieses Mannes von dir

„ist. Beruhige dich! Du kannst den Sinn der einzigen, wahren und klugen Worte, die er gesprochen hat, jetzt nicht begreifen; wenn du mehr „bey dir bist, will ich ihn dir deutlich machen.“

Ernst. Versuchen Sie es ja nicht! Von ihm muſs ich es hören. Er nur weiſs, wo es mir noth thut; er nur weiſs, was ich bedarf. Wüſsten Sie es, Sie würden ihn nicht entfernt haben.

Präsident. Du wirst, du kannst ihn nicht wiedersehen. Willst du ihn dem Zorne des Fürsten aussetzen, und ihn unglücklich machen? Nur in seiner Entfernung liegt seine Rettung.

Ernst. Oheim, Hadem fürchtet keinen Fürsten der Erde, und um meinetwillen trotzte er der ganzen Welt, so wie ich um seinetwillen die ganze Welt nicht fürchte. Ich liebe ihn — Oheim, o wenn Sie wüſsten, wie ich ihn liebe! — Für ihn zu sterben, wäre das Wenigste, was ich für ihn thun könnte. — Er thät' es für mich — und er sollte mich aus Furcht vor Menschen verlassen? mich, seinen Schüler, dem er tausendmal sagte, daſs er durch mich seinem Leben Werth zu geben hoffte? Lassen Sie ihn zurückkehren, Oheim! Ich beschwöre Sie bey Ihrem Leben! bey meines Vaters Leben! bey meiner Mutter in jenem Leben! bey der Tugend, die er mir entstellt hat! lassen Sie ihn zurückkehren! Mein Leben, alles was ich bin, was ich werden soll, liegt auf dem Flügel dieses vorübereilenden Augenblicks! — O, nur diese Nacht! Nur eine Stunde! Nur eine Viertelstunde, daſs er den Gedanken ausführe, den Sie unterbrachen; daſs er mein Herz heile; daſs er mich wieder zu dem schaffe, der ich war!

Präsident. Er selbst verläſst dich; er selbst sagt: nach diesem Streiche könne er nicht mehr in unserm Hause bleiben.

Ernst. Sagt er das? Er verläſst mich? verläſst mich willig? So muſs es recht seyn, was er thut; so fällt die ganze Schuld auf mich allein. So habe ich ihn vertrieben! durch eine That vertrieben, wobey ich von ihm nichts befürchten zu dürfen glaubte! So muſs es seyn; denn anders hätte Hadem mich nicht verlassen können. Er handelt auch hier gerecht; denn, sehen Sie, Oheim, an Hadem glaube ich, wie ich an meine Göttin glaube. —

Er stand mitten in dem Zimmer, erhob seine Augen gegen die sich neigende Sonne, deren Strahlen durch einen dunkeln, vor dem Fenster stehenden Kastanienbaum gebrochen in das Zimmer fielen. Die Begeistrung schimmerte in seinen Augen; ein Licht, wie es von dem unsterblichen Geiste des Menschen ausgeht, wenn dessen ganze Kraft ihn durchdringt, umglänzte seine Stirne, und schoſs nun in Blitzen aus seinen Augen. Er rief:

„Nein! nie werde ich dir untreu werden, erhabene Göttin! Dir folge ich, von Hadems Lehren geleitet. So ferne du auch schwebst, so bist du mir doch nahe und sichtbar. Ich stehe unter deinem Schilde, ich gehöre dir an; und sollte

„mich auch das furchtbare Gespenst meines Oheims
„mit seiner gepanzerten Faust zerschmettern. Bin
„ich nicht unsterblich, unvergänglich wie du?“

Sein Blick fiel auf den Blumen- und Ährenkranz, den jetzt die Abendsonne beleuchtete:

„Schon welkte deine Blüthe in der Sonnenhitze;
„erst gestern pflückt' ich sie frisch in den Feldern
„der Glücklichen, als ein Denkmahl der stillen
„Tugend. Und doch bist du es noch, und zerfielest
„du auch in Asche — du bleibst es doch!“

Er nahm den Kranz von der Wand, und seine Thränen benetzten ihn:

„Alles hat mich verlassen — denn Er hat mich
„verlassen; und von dem Daseyn meiner Göttin
„habe ich keinen andern Beweis, als dich! So umwinde
„nun meine Schläfe, und lispele meinem
„Geiste und Herzen die Gedanken und Empfindungen
„zu, unter denen ich dich pflückte!“

Ferdinand fiel ihm um den Hals.

„Und ist dir Ferdinand nichts? Hat Hadem nicht
„auch mich verlassen?“

Ernst. Ja, und nun erst bist du eine Waise! Doch du sollst mich haben, und auch du sollst diesen Kranz tragen, und wir wollen durch ihn in Eins verbunden seyn.

Die Jünglinge umarmten sich, und ihre Seelen, ihre Thränen, flossen in einander.

Einen Augenblick legte Ernst Ferdinanden den Kranz auf das Haupt; dann hängte er ihn wieder an die Wand.

Der Präsident sah dem Schauspiele gerührt zu; aber der kalte Geist der Welterfahrung sagte ihm bald: „Die feurige Ergieſsung des Jünglings ist gut „und heilsam; die Ruhe wird um so gewisser und „schneller darauf erfolgen.“

Ernst bestärkte ihn in dieser Meinung, da er nun gefaſst zu ihm trat und sagte:

„Mein Vater wird bald kommen, und Ihnen die „Sorge für Ihren Neffen abnehmen. Bis dahin wird „ihn der Geist Hadems führen. Dieses Zimmer verlasse ich nicht, bis zur Rückkehr meines Vaters. „Ich traue nun der Welt nicht mehr; Ihre Worte „und diese Ihre That dienen mir zur Warnung.“

Der Präsident versuchte ihm zu liebkosen; aber Ernst antwortete:

„Dieses ist die Stunde, in welcher Hadem mit „uns die Thaten der Männer der Vorwelt las. Er „wird nicht kommen; aber wir werden denken, er „sitze bey uns, und alles das thun, was wir in seiner Gegenwart zu thun pflegten.“

Er legte ein Buch auf Hadems Platz, stellte einen Stuhl für ihn hin, dann zwey andre für sich und Ferdinand, und sagte zu diesem:

„Ferdinand, er ist mitten unter uns!“

ZWEYTES BUCH.

1.

Der Präsident hoffte durch Vorstellungen des Unschicklichen, und durch freundliche Begegnung, Ernsten von seinem Vorsatz abzubringen; aber an der Ruhe, der Kälte, womit dieser darauf beharrte, sah er wohl, daſs er damit nichts ausrichten würde. Er schmeichelte sich indeſs, der beschränkte, einförmige Aufenthalt würde dem jungen Menschen bald lästig werden; doch auch hierin irrte er sich. Ein Tag verfloſs nach dem andern, und er sah in dem Gesichte des Jünglings keine Spur des Verlangens oder der Unbehaglichkeit; er bemerkte nicht die sanfte Melancholie, welche Ernst in seinem Busen darüber nährte, daſs er durch seinen Brief Hadems Entfernung veranlaſst hatte. Es schien, als hielte er seinen Schmerz für einen geheimen Schatz, der an seinem Werthe verlöre, wenn er ihn einem menschlichen Auge zeigte. Diese Stärke, diese Ruhe wirkten auf den Präsidenten, und in den ersten Tagen bewunderte er sogar dieses Betragen; da aber Ernst ohne weitere Auſserung immer dabey beharrte, so setzte sich ein bitterer, tiefer Unwille in dem Herzen seines Oheims fest, der nur eine neue stärkere Veranlassung zu erfordern schien, um in unauslöschlichen Haſs überzugehen. Jetzt sah er sich von seinem Neffen einem Fremden nachgesetzt, von einem Knaben verachtet und beleidiget, und um so mehr beleidiget, da er alles zu dessen Bestem gethan zu haben glaubte, und für alle seine Bemühungen nichts als Beweise eines störrischen, undankbaren Gemüths entdeckte, das, durch eine Schimäre verzerrt, keines einzigen natürlichen und vernünftigen Verhältnisses unter Menschen achtete.

Ferdinand sah in den ersten Tagen den Entschluſs seines Freundes als etwas Heroisches an, und es gefiel ihm ungemein; aber bald merkte Ernst, daſs sein lebhafter Gesellschafter sehnende Blicke nach der Ferne warf, daſs er, den im Garten Spazierenden, verlangend nachsah. Er bat ihn, in Gesellschaft zu gehen, und ihn allein zu lassen.

Ferdinand antwortete:

„Ich sollte dich verlassen, ich, der ich Schuld „an deinem Kummer und an Hadems Entfernung „bin? ich, der ich dich angefeuert habe, den Brief „zu schreiben?“ —

Ernst legte seine Hand auf seine Brust:

„Sieh, dieses allein ist Schuld — und war es „ein Fehler, so muſs ich wohl dafür leiden. Hadem verzeiht mir ihn gewiſs. Laſs du mich nur „immer allein; es scheint ja doch nur so, als sey „ich allein.“

Er konnte Ferdinand auf keine Weise bewegen, ihn zu Zeiten zu verlassen. Dieser gestand ihm geradezu, er fände ihre freywillige Gefangenschaft wohl langweilig; aber er würde es anderwärts, ohne ihn, noch unerträglicher finden. „Es würde „mir gehen," setzte er hinzu, „wie damals, als „du krank warst. Lief ich auch einen Augenblick „in den Wald, so hörte und sah ich doch nichts „anders, als dein schweres Athemholen, dein im „Fieber glühendes Gesicht."

Ernst drückte ihm die Hand, und rechnete ihm in seinem Herzen das Opfer um so höher an.

Ernstens Geistesstimmung schildert sich am besten in den Bruchstücken von Briefen an Hadem, die er niederschrieb, während daſs Ferdinand schlief, und dann sorgfältig aufbewahrte.

Ernst an Hadem.

Ich habe meinen Oheim gebeten, Ihnen schreiben zu dürfen; er antwortete mir: Sie hätten ihm Ihr Wort gegeben, weder einen Brief von mir anzunehmen, noch zu beantworten. Das Vergehen Ihres Schülers muſs sehr groſs seyn, da Sie gar nichts von ihm hören, ihn vielleicht ganz vergessen wollen. Doch vergessen können Sie ihn nicht, lieber Hadem; verlassen muſsten Sie ihn, und konnten gewiſs nicht anders. Sie muſsten; und vermuthlich muſsten Sie auch Ihr Wort geben, mir nicht zu schreiben: sonst wäre es nicht geschehen, sonst konnten Sie es nicht thun. Und der Grund, der Sie dazu nöthigte, muſs eben so gerecht als zwingend seyn; denn, lieber Hadem, was sollte aus mir werden, wenn ich dieses nicht glaubte! Ich glaube daran, wie an die Tugend, und darum will ich Ihnen auch gar nicht sagen, wie weh mir dieſs alles thut, damit es Ihnen nicht wehe thue, damit Sie mich nicht allzu sehr bedauern. Wie schmerzlich müſste es Ihnen nicht seyn, mich verlassen zu haben, wenn Sie wüſsten, in welchem Zustande ich bin! Aber was wollte ich Ihnen doch schreiben? Dieses war es wenigstens nicht. Es geht mir so wunderlich durch den Kopf, — durch das Herz wollt' ich sagen, — daſs ich gar nicht weiſs, wovon ich reden will und soll. Ja, das war es!

Warum muſsten wir den stillen, ruhigen Aufenthalt meiner glücklichen Kindheit verlassen? warum die hohen Felsen, die sprudelnden Quellen, die blühenden Thäler mit ihren guten freundlichen Bewohnern, den rauschenden Strom, den dunkeln Eichenwald — die Wiege Ihres Schülers, verlassen? Nun dringt mein trauriger, gebeugter Geist immer dahin; wir sitzen unweit des Stroms auf einer Anhöhe — die kühle Abendluft umsäuselt uns — wir sehen die untergehende Sonne auf goldnen Wolken ruhen — ihr Glanz verklärt Ihr Angesicht, und Ihre Gedanken bey diesem Schauspiele, die alle Keime meines innern Wesens entfalteten, steigen wieder in meinem Herzen auf. Ich fühle dann die Luft, die dort wehte, an meinen Wangen; ich höre das Säuseln der Bäume — die Schalmey unsrer Hirten — den Gesang, das frohe Gelächter unsrer Mädchen; — und alles, was ich dachte und fühlte, steigt in meinem Busen lebendig auf. — Und erwache ich aus diesen süſsen Träumen, so frage ich ängstlich: „Warum haben wir dieses verlassen? Darum, daſs erfolge, was mir widerfahren „ist?“ Mir antwortet keiner, lieber Hadem; und ich vermag es ja nicht, da mir alles dunkel ist.

Ja dort, da kannte ich keinen Kummer, keine Veränderung; da stand der Tempel des Glücks und der Freude auf jeder Stelle: denn das unschuldige Herz bauete ihn überall auf. Wüthete auch zu Zeiten ein Sturm, so geschah es nur, die Gegend um uns her erhaben-schauerlicher zu machen; und beleuchtete das Licht sie wieder, so lag sie vor uns in neuer, erfrischter Herrlichkeit. Wir bebten staunend und schaudernd bey den Blitzen, den Schlägen des Donners, bewunderten die Macht der Natur in ihren groſsen, erschütternden Erscheinungen, und süſse Freude durchströmte uns, wenn wir nach der Gefahr die einsame Lilie unverletzt im Thale wiederfanden. Erinnern Sie Sich, wie ich Ihnen einmal kindisch sagte, als die dicken Tropfen des nächtlichen Sturmregens, von den noch leise schwankenden Pappeln, auf unsre Häupter fielen: „Hadem, die Pappeln weinen vor Freude, „daſs sie den gewaltigen Sturm überstanden haben, „und noch grünen, noch leben.“ Ich kann dieses nicht von mir sagen; — der Sturm, der mich überfiel, dauert fort — und noch lebe ich — es ist der erste, Hadem, und ich bin noch zu jung. Noch hat die Zeit den Stamm, auf dem mein Wipfel ruhen soll, nicht abgehärtet. Die Stütze, deren ich bedarf, sank weg; mein Licht verschwand mir plötzlich, und kehrt nicht wieder. Vor meinen Augen liegt nun eine Dämmerung, wie die Dämmerung meiner Höhle, wenn ein plötzlicher düsterrother Fackelschein die dunkelsten Winkel derselben erleuchtet. Kaum entdecke ich meine Göttin in dieser Dämmerung, und nur dann werde ich sie wieder in ihrer ganzen, reinen Klarheit sehen, wenn ich da seyn werde, wo sie mir zum erstenmal erschienen ist. Und wenn sie mir nicht wieder erschiene! Hadem, wenn auch sie mich verlassen hätte, da der mich verlassen hat, der mir die Wolke öffnete, die sie mir verbarg!

Ich las einmal in einem Buche von einem frommen Jünglinge: es habe diesem frommen Jünglinge geträumt, ein schöner, glänzender Engel küsse ihn im Schlafe. Dieser Kuſs habe auf seinen Lippen einen solchen unauslöschlichen, süſsen Eindruck zurückgelassen, daſs er ihn sein ganzes Leben hindurch gefühlt, sich nie von einem Sterblichen die Lippen mehr berühren lassen, und nie ein unreines oder sündliches Wort gesprochen habe. Hadem, Sie sagten, es sey sonst ein sehr einfältiges Buch; aber diese einzige Stelle enthalte einen so tiefen Sinn, daſs er alles andere Thörichte reichlich bezahlte, und Sie möchten diese Stelle lieber geschrieben haben, als das gelehrteste Werk. Ich verstehe jetzt diesen Sinn!

Was habe ich nicht alles erfahren, seitdem wir den Ort verlassen haben, wo ich an Ihrer Seite wandelte! wo die schönsten Blüthen des Geistes von Ihren Lippen auf mich herabregneten, und Ihre Empfindungen und Gedanken mir immer so erschienen, als wären sie mir aus einer vergangenen Zeit, aus einem fernen Lande her bekannt, deren Erinnerung Sie bloſs erweckten und auffrischten!

Aber was ich sagen wollte, Hadem! Ihre letzten Worte! — Ich muſs es Ihnen sagen, und sollte ich Sie auch ängstigen — denn mich überfällt eine unbeschreibliche Angst, wenn ich sie höre — und ich höre sie immer — im Schlafe — im Wachen — ich höre sie im leisen Winde, der durch den Kastanienbaum vor meinem Fenster mich anweht. — Warum unterbrach Sie mein Oheim, mitten in Ihrer

Rede? — Sollte die Tugend das seyn, was Sie mir sagten — was soll dann aus mir werden? Zerstückelt, in Theile zerstückelt, die vor meinem Geiste zerrissen schweben — nach Maſse gemessen, nach Regeln gezogen — nach Verhältnissen abgewogen, soll ich sie in Rücksicht meiner und der Menschen denken? Das einzige Gute, das einzige Wahre, die Tugend, leide keine Übertreibung? Was heiſst hier Übertreibung? So soll ich das nie in seiner ganzen Kraft und Stärke ausüben können, was meine Brust ausfüllt, was mir allein der Mittelpunkt von meinem und der Menschen Daseyn zu seyn scheint? So ist sie zu erhaben für den Menschen, um sie ganz zu besitzen, um sie ganz auszuüben? Ihre Worte, Hadem, nicht die meines Oheims, von jenem unglücklichen Abend, auf einen so glücklichen Tag, erzeugen quälende Zweifel in meinem Geiste; und doch scheint es, daſs sie genau mit den Ihrigen zusammenhangen. Hadem, wenn es so ist — wenn es ganz so ist, so geben mir die Worte meines Oheims über einen mir so dunkeln, so weit entlegenen Gegenstand mehr Licht, als ich je zu sehen wünsche, als ich je ertragen kann. So sprengte er zwischen mir und der Welt eine Kluft auf, in die ich mich stürzen muſs, die ich nicht überspringen kann, weil Sie mir fehlen, nachdem Sie dieselbe so weit aus einander gerissen haben, daſs sich meine Haare vor ihrem klaffenden Schlunde sträuben. Verstehen Sie, was ich sagen will? Ich empfinde wohl, daſs ich dunkel rede;

so dunkel, wie ich fühle; aber dieſs ist eben mein Unglück, dieſs ist es, worüber ich klage, was für mich so ängstlich ist — da eben liegt die Qual, daſs ich das Dunkel nicht erleuchten, nicht durchdringen kann, in das mein Oheim mich geführt, in das Sie mich tiefer gestoſsen, und dann verlassen haben. Mich einen siebzehnjährigen Jüngling! mich Ihren Schüler, Hadem! Ich fühle wohl, daſs ich den ganzen Kampf bloſs meinem Herzen überlassen sollte, daſs ich da gewiſs Grund finden würde; aber, Hadem, kann ich auch die Gespenster in die Flucht schlagen, in deren Mitte mich mein Oheim gestellt hat, und die nun mit ihren verzerrten Larven meine Einbildungskraft schrecken?

Es ist schrecklich! — Lesen Sie nur, und sagen Sie mir geschwind, was daraus für mich werden soll. Beynahe fange ich an zu begreifen, daſs solche Männer wie Sie und der Kammerrath, und wie ich durch Sie einer werden sollte, dem Gespenste meines Oheims zuwider sind, weil es durch sie als das erscheint, was es wirklich ist, was es nicht seyn sollte. Bin ich auf der Spur? auf der rechten Spur? Nun, meine Göttin, so nimm du den verlaſsnen Jüngling in Schutz! — Hadem, ist jenes Wesen ein Popanz, von Menschen zusammengesetzt, um Kinder und Schwache zu schrecken? Ist es ein falscher Götze, den seine Priester auferzogen, wohlgepflegt, und dann in das Dunkel hinter dem Altar gestellt haben, damit keiner von den Anbetern den Betrug entdecke? Sagen Sie mir das! beantworten Sie mir nur dieses schnell! Mufs es so seyn? Vertragen es die Menschen nicht anders? Warum sagten Sie mir denn: die stillste, geräuschloseste Leitung der Menschen auf Erden sey die beste und weiseste; sie müsse einem Sommerregen gleichen, der die Erde befruchte, ohne dafs man ihn höre?

Ich dachte, das Leben und Thun der Menschen unter und gegen einander sey so freundlich, ihre wechselseitige Noth schlinge ein Band um sie alle, dem sich keiner entziehen möchte, das jeder gern fester zusammenzöge, und der beste, und auch der glücklichste unter ihnen sey der, welcher am meisten Gutes thun könnte, auch sey er der Beliebteste und Willkommenste. Und ist es nicht so? Darf es keiner auf seine Weise? Auf die gerade, die rechte Weise?

Auch für den guten Kammerrath ist es mir, wie es scheint, nicht gelungen. Mein Oheim sagt überdiefs, ich hätte mich lächerlich bey dem Fürsten gemacht. Lächerlich? Desto schlimmer für den Fürsten, wenn man sich mit solchen Erinnerungen bey ihm lächerlich macht! Oder liegt das Lächerliche nur in dem Neuen für ihn; o, so ist es noch schlimmer! Was forderte ich denn von ihm? — Die Geschichte des Kammerraths ist mir nun so klar — übte nicht auch er die Tugend mit seiner ganzen Kraft, ohne alle Rücksicht auf sich, aus? Er ging ja nicht, mit dem Maſse in der Hand, an das Werk; er berechnete ja sein Thun und Wirken nach keinen Regeln, folgte ja nur der Weisung seines guten, menschenfreundlichen Herzens! — Und darum? darum? — Von seiner Geschichte begann alles, was mir widerfahren ist; aus ihr entsprangen in meinem Kopfe die ersten ängstlichen Gedanken über das Wesen der Menschen — und was darauf erfolgte, entwickelte und verwirrte sie immer mehr. So liegt denn das Ding, das mein Oheim System nennt, wie ein Joch auf dem Nacken Aller? und jedem, der es trägt, ist seine Furche so scharf abgezeichnet, daſs er seinem Herzen und Geiste völlig entsagen muſs, um, so lange er es trägt, die einmal gezogene Linie, ohne auszutreten, auf und ab zu ackern? — Hadem, reden Sie doch! Ich fordere in meiner Noth Ihren Geist auf, der um mich ist. Er schweigt, alles schweigt um mich: ich sehe die Sichel des Mondes am gestirnten, ruhig erhabenen Himmel, höre nichts als das Lispeln des Windes in dem Baume vor mir, und das leise Athemholen meines schlafenden, glücklichen Freundes. Er ist es, Hadem; er weiſs, er ahndet nicht, was mich quält, und er soll es nie erfahren. Genug, daſs Einer leidet. Und weiſs ich, ob er es ertrüge, wie ich? ob es nicht noch schlimmre Wirkung auf ihn hätte, als es auf mich hat? — Gute Nacht, Hadem. Ich vernehme Ihre freundliche Antwort nicht mehr wie sonst, kann Ihnen nicht mehr nachsehen, wie Sie sich langsam nach Ihrem Zimmer begeben, sich nochmals umwenden, mir noch zum letztenmal zuwinken. Ach, jetzt scheine ich mir ganz allein auf der Erde lebend, allein wachend. Die von der Nacht umschleierte Erde liegt vor mir, wie ein düster geschmücktes Grab; die flimmernden Sterne und der helle Mond sind die Lichter, welche diesen Kirchhof mit ihrem sanften Scheine beleuchten. Ich rufe in der Einsamkeit über dieses Grab, und keiner antwortet mir, keiner löset meine Zweifel. Soll ich mir allein trauen? mich befragen? Ist die Zeit, die ich jetzt lebe, eine Prüfungszeit, so früh mir aufgelegt, mein Herz und meinen Verstand zu üben? Dieser Gedanke kommt jenseits dieses Grabes her; er kommt von Ihnen, Hadem. Ich will ihn fassen, und mich fest daran halten.

Wir leben recht glücklich, und ich sehne mich nach meinem Vater, den wir in Kurzem erwarten. Was wird er sagen, wenn er Sie nicht findet? Wie wird er seinen Sohn bedauern, der Sie verloren hat! Indeſs arbeiten wir so fort, als wenn Sie bey uns gegenwärtig wären. Wir lesen in den Ihnen bekannten Büchern, von den Stellen an, wo wir mit Ihnen stehen geblieben sind. Bey schweren, fragen wir Sie um Rath; und wenn Sie dann schweigen — es ist wahr, einigemal füllten sich meine Augen mit Thränen bey Ihrem Schweigen; aber ich suche sie vor Ferdinand zu verbergen, um ihn nicht zu bekümmern. Denken Sie, der Freundliche opfert sich mir zu Liebe so weit auf, daſs ich ihn nicht überreden kann, das Zimmer zu verlassen; und Sie begreifen leicht, was dieses dem Lebhaften kosten muſs. Haben Sie einen Freund, Hadem? Möchten Sie doch einen haben! Sie würden weniger leiden, daſs Sie mich verlassen muſsten; denn ich weiſs, ich fühle ja, wie weh es Ihnen thut, daſs Sie mich haben verlassen müssen.

Mein Oheim sagte mir, er würde dem Kammerrath Kalkheim eine Stelle geben, die ihm reichlich die verlorne ersetzen sollte. Nun spricht er, der Kammerrath habe sie ausgeschlagen, und äuſsere sich, er ziehe seine jetzige Lage jeder vor, selbst der ehemaligen. „Du siehst also,“ setzte er hinzu, „für wen Ihr den unbesonnenen Streich gemacht „habt; daſs man die Menschen erst kennen muſs, „bevor man etwas zu ihrem Besten unternimmt. „Erst hättet Ihr bedenken sollen, ob der Thor des „Dienstes bedurfte, oder werth war. Du siehst „also, Neffe, daſs sich Hadems letzte Worte besser „bewähren, als seine Handlungen, daſs die gute „Absicht bey einer Handlung nicht genug ist, daſs „man dich durch Täuschung zu einer schlechten

„gegen deinen nächsten Blutsverwandten reitzte, „und daſs der, um dessentwillen sie geschah, dir „nicht einmal Dank dafür weiſs.“

Seine schrecklichen Worte durchdrangen tief meine Seele. Was sollte ich ihm antworten! Ich wuſste es in diesem Augenblick wirklich nicht; denn das Gefühl, daſs ich durch diesen Schritt, der selbst dem, für den er geschah, unnütz scheint, Sie, meine Ruhe, alles verloren hätte, preſste mein Herz zusammen. Habe ich mich nicht selbst aus dem Paradiese vertrieben, in welchem ich, an Ihrer Seite, in Unschuld, Sicherheit und Unwissenheit einherging? Wenn meine erste gut gemeinte That so ausfällt — solche Folgen für mich hat — mir solche Lehren aufdringt, mir solche Aussichten in die Zukunft eröffnet — Hadem, was soll ich von der Zukunft hoffen, was von der Welt denken, in welcher ich bald thätig auftreten soll! Wenn ich bey jeder That, die mein Herz für gut und gerecht erkennt, so verfahren soll, so wägend und berechnend, — wird dann auch nur Eine so kräftig und rein aus ihm hervorspringen, wie sie seyn muſs, um diesen Nahmen ganz zu verdienen? Wird bey diesem Wägen und Rechnen, bey dieser Rücksicht auf die Verhältnisse um mich her, deren Umriſs kein Auge erreicht, mein Blick sich nicht nach und nach auf mich selbst zurückziehen? Und dann? Ja dann, wenn ich einmal angefangen habe, die Tugend zu zerstückeln, um gerade so viel zu thun, daſs auch nicht das Mindeste mehr geschehe, als eben die Verhältnisse erlauben — dann, Hadem, ist es mit mir und der Tugend aus. Dann bin ich ein recht guter Handelsmann, der sein Kapital wohl anzulegen versteht; aber kein Mensch, wie Sie einen aus mir bilden wollten. Meinen Geist schwindelt es vor diesem leeren, starrende Kälte aushauchenden, sich immer weiter aufreiſsenden Abgrund — und ich fürchte, die Gedanken, die Ihr in mir erweckt habt, entfernen meine Göttin so weit von mir, daſs ich sie nicht mehr werde erreichen können. Um mich ihr auf den Flügeln meines Geistes nachschwingen zu können, muſs ich wieder fest glauben, daſs sie mit der einen Hand den glänzenden Sitz des Ewigen berührt, und mit der andern das Menschengeschlecht. Nach meinem dunkeln Eichenwalde! nach meinem rauschenden Strome! meinen blühenden Thälern! meinen schroffen Klippen, aus denen der einsame Adler zur Sonne emporsteigt! Wenn ich dann seinem kühnen Fluge nachsehe, und die Lerche aus der Saat aufſteigt, und über meinem Haupte wirbelt, und diese Stadt, mit allem was ich darin erfahren habe, aus meinem Geiste verschwunden ist, und die freundlichen, glücklichen Landleute mich wieder anlächeln, als den künftigen Wohlthäter ihrer Kinder: dann wird die Kluft verschwinden, die vor mir ist; dann erst wird mir der Sinn, der in dem Kusse des frommen Jünglings liegt, recht klar werden. Und sind nicht Sie mein Schutzengel? Küſsten Sie mich nicht bey dem plötzlichen Abschiede? begleiteten Sie nicht

Ihren Kuſs mit einem Blicke, der meine Seele so durchdrang, wie der Kuſs des Engels die Lippen des träumenden Jünglings?

Hadem, dieser Ihr letzter Blick verlöschte in etwas den Eindruck Ihrer Worte. Er sagte mir: „verharre in der Lehre, die ich dir gegeben!“ Und ich setze hinzu: die Tugend muſs das seyn, was ich mir dachte; oder das ganze Menschengeschlecht wäre längst zerfallen, es hätte sich längst zerstreuet, es hätte sich in diesem gefährlichen Zustande, in dem es mir zu schweben scheint, ohne sie nicht erhalten können. Sie ist ihm von dem Ewigen zur Erhalterin und Beschützerin gegeben, und sie führt es wieder zu ihm zurück. Sie ist uns, was die feste Ordnung der um uns rollenden Welten ist, die Sie uns so klar und schön beschrieben haben. So wenig als die regellosen Kometen ihren fest bestimmten Lauf nicht stören können, eben so wenig vermögen die Thoren und Bösen gegen die Tugend. Sie bezeugen ihr Daseyn, da sie durch allen ihren Wahnsinn, alle ihre Bosheit, das Band nicht lösen können, womit sie das Menschengeschlecht an den Thron des Ewigen gebunden hat. Ja, sie beweisen die Macht der Tugend, wie jene Kometen die Allmacht Gottes. Und was würde aus diesen Unglücklichen werden, wenn sie nicht wäre! wenn Alle ihres Glaubens würden! Hadem, sie erhält selbst die, deren Herz sie nicht erkennt, deren Wahnsinn gegen sie arbeitet. Und ich sollte nicht an sie glauben?

Hadem, der Mann, der um ihrentwillen leidet, gleicht dem Märtyrer, dessen vergossenes Blut den Glauben weiter ausbreitete, der selbst seinen Henker der heiligen Sache gewann, für welche er so eben starb.

2.

Einige Zeit nach Hadems Abreise brachte der Buchbinder Ernsten eine Anzahl Bücher. Als Ernst sie in Empfang nahm, fand er vier Französische Bände, die er ihm nicht gegeben hatte. Er gab sie dem Buchbinder zurück, und sagte ihm: diese Bücher gehören vermuthlich einem Andern zu. Der Mann erklärte ihm: Herr Hadem habe sie ihm Donnerstag Abends gebracht, und ihm anbefohlen, sie seinem Zögling Ernst von Falkenburg, mit den andern, zu übergeben.

Es war der Tag der Abreise Hadems, und Freude floſs aus Ernstens Herzen nach seinen Wangen, in seine Augen. Er drückte die Bücher an seine Brust; und als ihm der Mann sagte: Herr Hadem habe auf die Gegenseite des Titels vor dem ersten Bande etwas geschrieben, eröffnete er ihn schnell. Er erkannte Hadems Hand, und küſste die Schriftzüge. Dann trat er auf die Seite, und las leise:

„Der Jüngling, der keinen Führer hat, wähle „diesen. Er wird ihn sicher durch das Labyrinth „des Lebens leiten, ihn mit Stärke ausrüsten, den „Kampf mit dem Schicksal und den Menschen zu

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK

„bestehen. Diese Bücher sind unter der Eingebung der lautersten Tugend, der reinsten Wahrheit geschrieben; sie enthalten eine neue Offenbarung der Natur, die ihrem Liebling ihre heiligsten Geheimnisse zu einer Zeit entschleierte, da die Menschen sie bis auf die Ahndung verloren zu haben schienen.“

„Du siehst, Ferdinand,“ rief Ernst entzückt, „daſs Hadem uns nicht verlassen hat, daſs er uns nicht verlassen konnte. In diesem Buche muſs sein Geist leben, und er wird zu mir reden, ich werde ihn wieder hören.“

Er schlug den Titel um, und las: Emil.

Es war das erste Buch unsers Jahrhunderts, das erste Buch der neuern Zeit. Der Mann, der es schrieb, faſste den erhabenen Gedanken, — die durch Üppigkeit, Selbstigkeit, Witz, überfeinerte Ausbildung, durch eine Philosophie voller Sophismen, eine alles zerstörende, sich selbst dadurch endlich auflösende Regierung, — erwürgte moralische Kraft, in seinen Zeitgenossen wieder aufzuwecken. Dieses that er so wahr und kühn, als er es fühlte, und mit der Stärke der Beredtsamkeit, deren nur derjenige fähig ist, in dessen Brust und Geist diese moralische Kraft in ihrer ganzen Fülle wohnt. So tief wie er, sah Keiner die Gebrechen der Gesellschaft; so tief wie er, fühlte Keiner, daſs wahre Menschen in derselben keine Stelle mehr finden können, auf welcher sie es ohne Gefahr verbleiben durfen. Sein scharfes Auge, sein forschender Geist, sein zartes, verwundetes Herz, entdeckten die Wurzeln des Übels; und mit kühner Hand riſs der Begeisterte die sich im Dunkel windenden Gänge auf, in denen sie vergraben lagen, und verjagte die Gespenster, welche Stolz, Wahn, Eigenliebe und Gewalt zu ihren schreckenden Wächtern bestellt hatten. Offen legte er das Gift dar, welches das Edle und Wahre im Menschen zernagt, und nichts konnte ihn bestechen, nichts ihn zurückhalten. Je mächtiger, je glänzender, je höher diejenigen dastanden, welche dieses Gift erzeugten und unterhielten, desto schonungsloser, desto kühner, griff er sie an. In weissagendem Geiste sagte er den Vergiftern, was ihnen bevorstände, und wie eben das Gift, das sie ausstreuten, am Ende sie selbst verzehren würde. Sie verschlossen ihm ihre Ohren. Er empfing von seinen Zeitgenossen den Lohn, der jeden erwartet, welcher den Menschen die Wahrheit sagt; aber eben dadurch legten sie bey der Nachwelt ein Zeugniſs ab, daſs er der einzige Mann seines verderbten Zeitalters war, der ihnen den Spiegel der Wahrheit treu vorhielt, und sie vor dem Abgrunde warnte, den sie in ihrem Taumel und Wahn selbst aufgruben.

Nach vielen Leiden und Verfolgungen ist er in das Land zurückgekehrt, in welchem er hier im Geiste wohnte: in das idealische Land, über welches der Witzling spottet, an das der Eigennützige nicht glaubt, und dessen Ahndung, dessen Anerkennen, unsern Ursprung und unsre Bestimmung allein beweisen. Und trügen uns die schnellen Flügel des Geistes nicht dahin, wenn der Druck der Gewalt, das Hohnlachen der Spötter, das Schauspiel der Thorheit und Bosheit, uns drängt, verfolgt und empört — wo sollten wir Zuflucht vor ihnen finden? wie die marternden Zweifel, die bittern Empfindungen, die aufrührerischen Gedanken heilen?

In jenem Lande ist unsre Zuflucht, dieser Mann sprengte die goldnen Pforten unsers Vaterlandes auf, und vor dem Eingange rollte die Finsterniſs weg, welche die Menschen davor gezogen hatten.

Ernst verschloſs die Bücher sorgfältig, und sagte in seinem Herzen: „Da du mir von Hadem geschenkt „bist, so wirst du in diesem Hause nicht willkommen seyn; du sollst mich ja lehren, woran sie „nicht zu glauben scheinen. Ich verschlieſse dich „vor meinem Oheim und jedem, wie ich ihnen „meine Brust verschlieſse. In der Nacht will ich „dich öffnen, und den Geist aus dir hervorrufen, „der den Mann beseelte, welcher dich der Welt „gegeben hat.“

Da Ernst in dem Französischen noch nicht sehr stark war, so enthüllte er mit vieler Mühe die ersten Worte dieses Buches: sie sind gleichsam die Inschrift an diesem Tempel der Natur, den ihr Liebling dem Menschengeschlecht wieder geöffnet hat.

„Alles ist gut, wie es aus den Händen des Urhebers der Dinge kommt; alles artet unter den Händen des Menschen aus. Er zwingt ein Land, die

„Erzeugnisse des andern zu nähren, einen Baum,
„die Früchte des andern zu tragen. Er vermischt
„und verwirrt die Himmelsstriche, die Elemente,
„die Jahrszeiten, verstümmelt seinen Hund, sein
„Pferd, seinen Sklaven; er verkehrt, entstellt alles;
„er liebt die Miſsgestalten, die Ungeheuer, und
„will nichts, wie die Natur es gemacht hat, selbst
„den Menschen nicht: man muſs ihn für ihn zurichten,
„wie ein Schulpferd, ihn nach seiner
„Weise biegen, wie den Baum seines Gartens."
Emil. 1. B.

Kaum hatte Ernst den Sinn dieser Worte gefaſst, als ihm ein lauter Schrey entfuhr, der Ferdinand aus dem Schlafe weckte. Er beruhigte diesen, und legte sich dann in das Fenster. Seine Brust dehnte sich aus, seine Augen durchflogen den gestirnten Himmel vom Niedergang zum Aufgang:

„Also ist sie nur des Menschen Werk, diese
„Verzerrung, diese Ungestalt, dieser Miſsklang mit
„mir! Und du bist, bist ganz wie ich dich dachte,
„fühlte und sah! Diese Worte sagen mir es deutlich;
„ihr Sinn durchbebte meine Seele, und aus
„dem Zittern entsprang ein Lichtstrahl des Himmels.
„Die Menschen konnten ihre Bestimmung
„nur dadurch aus den Augen verlieren, daſs sie das
„schönste, erhabenste Werk der Schöpfung, in sich
„und den Gegenständen um sich her, verunstalteten,
„verstümmelten und zerstörten. Und wie sie
„dieses bewirkten, wodurch sie so unglücklich wurden,
„und wie sie glücklich werden können: das

„soll mich dieser dein Priester lehren, heilige Natur! Schon stehe ich vor den Geheimnissen; der „Vorhang ist aufgezogen, und der Geist meines „Hadems steht mir zur Seite."

Mit eben der Anstrengung und Heftigkeit, mit welcher ein Durstiger in der Wüste Africa's arbeitet, den feuchten Boden aufzusprengen, unter dem er eine Quelle wittert, sein kochendes Blut zu erfrischen, arbeitete Ernst an der Enthüllung der Worte, welche die Gedanken und Empfindungen verschleierten, von denen er die Ruhe seiner Seele erwartete. Er stand vor dem Buche, wie der Unglückliche vor der begeisterten Priesterin zu Delphos, die ihm von ihrem Dreyfuſs einen Rath ertheilt, dessen Sinn er nicht ganz begreift. Seine beschränkte Kenntniſs dieser Sprache reichte nicht hin, den Mann zu fassen, der so viel mit wenigen Worten sagt. Auch wagte er es nicht, eine Zeile zu verlassen, deren Sinn er nicht hell begriffen hatte, aus Furcht seinen neuen Führer zu miſsdeuten. Über seiner Anstrengung ging die Sonne auf; er überblickte den erworbenen Gewinn neuer Ideen und Gefühle, verschloſs seinen Priester der Natur, wie er ihn nannte, und freuete sich auf die nächtliche Zusammenkunft mit ihm.

3.

Der Präsident gab sich indessen Mühe, für Ernsten einen Hofmeister zu finden, der das Alles zu verbessern und zurecht zu setzen im Stande wäre, was Hadem nach seiner Meinung verdorben hatte. Er fand bald alles, was er wünschte, in einem Schweizer, Namens Renot. Eine empfangene Beleidigung, welche er an einem jungen Manne aus einer groſsen und mächtigen Familie in Frankreich, zu gewaltsam und auffallend gerächt hatte, brachte ihn in diese Gegenden. Er muſste fliehen, um der Bastille zu entwischen.

Dieser Renot nun besaſs in den Augen des Präsidenten alle mögliche Eigenschaften: Ton, Muth, Bekanntschaft mit den Gebräuchen der feinen Welt, Geschmeidigkeit im Umgange, und tiefe Achtung für das, was Stände und Menschen so scharf unterscheidet und trennt. Den Angriff gegen einen Mann von hohem Stande, verzieh ihm der Präsident als Officier, und vergaſs darum, daſs er nur ein Bürgerlicher war. Dieser Renot war seit einiger Zeit bey ihm eingeführt, aſs oft an seiner Tafel, und je mehr der Präsident ihn sah und hörte, desto mehr überzeugte er sich, es sey der Mann für seinen Neffen. Er sprach von diesem mit ihm, erwähnte seiner Schimäre, und hörte mit innigem Wohlgefallen Renots Auſserung hierüber. Dieser sagte:

„Der vorige Hofmeister hat höchst wahrschein-„lich Ihres Neffen lebhaftes, versprechendes Gefühl

„der Ehre und der Ruhmbegierde nach einem Gegenstande
„geleitet, welcher ihm, als einem Manne,
„der die Welt und die Menschen nur aus Büchern
„kennt, bekannter war, als jene. Diese Verzerrung,
„Ew. Excellenz, ist nicht neu; es ist eine alte
„Krankheit aller derjenigen sogenannten aufgeklärten
„Leute, die ihre Lage und ihr Stand auf immer
„von der Rolle ausschlieſsen, welche Leute von
„Geburt und Macht mit Recht sich ausschlieſslich
„zugeeignet haben. Auch ist es natürlich, vielleicht
„gar verzeihlich, daſs ihr gekränkter Stolz,
„ihre zurückgedrückte Eigenliebe, einigen Trost in
„dem Gedanken findet: sie besäſsen etwas, das
„denjenigen fehlte, welche so weit über sie erhaben
„sind. Aber wenn sie dieses Leuten von Geburt,
„Ansprüchen und Stand beybringen wollen,
„und von diesen zu fordern wagen, daſs sie das,
„was sie wirklich besitzen, für Schimären austauschen
„sollen, da muſs man ihnen Einhalt thun,
„und ich sehe, daſs Sie es zu rechter Zeit gethan
„haben. Sie werden vermuthlich dieselbe Krankheit
„an einigen neuen Schriftstellern Frankreichs bemerkt
„haben; die Teutschen, die diesen immer so
„gerne nachahmen, wollen auch hier nicht zurückbleiben.
„Diese Schimäre verschwindet aber leider
„sehr schnell, wenn man einmal selbst auf diesen
„Schauplatz tritt, und die Menschen in ihrem thätigen
„Wirkungskreise handeln sieht. Gnädiger
„Herr, hätte ich die Kur eines solchen Jünglings zu
„übernehmen — wissen Sie, was ich thun würde? —

„Ich würde eine luftige Schimäre durch eine andere vertreiben, die gewisse Leute nur darum so nennen, weil sie, wie gesagt, der edelste Theil des Volks, vermöge Geburt und Stand, ausschlieſsend in Anspruch genommen hat, und sich mit Recht in dem Besitze behauptet.“

Präsident. Und das wäre?

Renot. Wovon ich so eben sprach: die Ehre, der Ruhm, der *point d'honneur*, den das erleuchtetste Volk zu einer Feinheit, einer Zartheit, einer Höhe und Bestimmtheit gebracht hat, daſs er bey ihm alle andern Tugenden ersetzt, ja die einzige Tugend der Gesellschaft geworden ist.

Leiten Sie die Einbildungskraft Ihres Neffen auf diese Göttin; zeigen Sie ihm diese Tugend unsers verfeinerten Zeitalters in ihrem ganzen Glanze; beweisen Sie ihm, wie alle andren, einen Mann von Stande zierenden Tugenden, aus dieser allein entspringen, durch sie allein geltend werden: und ich stehe Ihnen dafür, er wird der phantastischen Göttin, welche sein grämlicher Hofmeister vor seine Augen gezaubert hat, bald den Abschied geben.

Der Präsident, höchst zufrieden mit den Gesinnungen Renots, erkundigte sich nun sorgfältig nach seinen Umständen und Verhältnissen; seine Kenntnisse glaubte er genug geprüft zu haben. Alles sprach zu Renots Vortheil, bis auf seine Kasse; doch eben auf diesen letzten Umstand bauete der Präsident die Erfüllung seines Wunsches. Er lieſs ihm die Erziehung der jungen Leute antragen, und ihn versichern, daſs er ihm am Ende derselben durch seinen Einfluſs, eine ehrenvolle Bestimmung verschaffen wollte, die ihn gewiſs für dieses Opfer entschädigen würde. Renot nahm, nach vielen Schwierigkeiten, den Antrag endlich an, bewies aber dem Präsidenten sehr weitläuftig, welch ein Opfer er seinem einmal gewählten Stande hierdurch brächte.

Nun bereitete der Präsident seinen Neffen darauf vor. Dieser versicherte ihm gelassen: er brauche keinen Führer mehr; Hadem habe ihm einen zurückgelassen, und der Führer, den ihm die Natur gegeben, werde ihm bald in seinem geliebten Vater zurückkehren.

Der Präsident lieſs sich hierauf nicht ein; er erzählte: es sey ein Mann von Ehre und Verdienst, ein Officier, und rühmte unter andern, wie vortrefflich er Französisch spreche, wie er den ganzen Reichthum, die ganze Feinheit und Gewandtheit dieser Sprache in seiner Gewalt habe. — „Und du „weiſst, Neffe,“ setzte er hinzu, „wie nöthig uns „Leuten von Stande diese Sprache ist.“

Ernst. Ja, Oheim, diese Sprache ist mir nun sehr nothwendig; ich fühle es nur zu sehr, wie wenig ich bisher Fortschritte darin gemacht habe — und darum, — wenn er mir in dieser Sprache Unterricht geben will, soll er mir willkommen seyn. Ob ich ihn als Führer brauchen kann — ob ich seiner dazu bedarf, davon sind mir andere Beweise nöthig, als Sie mir von ihm gegeben haben. Ich weiſs nur allzusehr, was es bedeutet, einen Menschen zu erziehen, und was es von beyden Seiten voraussetzt.

Der Präsident glaubte, Ernst wollte wieder in seine alten Grillen verfallen. Er schwieg darüber, und dachte: er habe für jetzt genug gewonnen, und könne nun das Übrige dem gewandten Renot überlassen.

Er freute sich noch mehr, als Ernst ihm sagte: „Schicken Sie ihn noch heute; ich möchte noch „heute etwas von ihm lernen.“

Der Oheim liebkoste ihm, und sagte:

„Ich hoffe, lieber Neffe, er wird dich bald zu uns „bringen, und du wirst uns allen wieder der will„kommne Gast seyn, den wir so lange vermiſst „haben.“

Oheim, antwortete Ernst, glauben Sie, ich würde Sie so sehr beleidigen, daſs der Fremde von mir erhalten könnte, was ich Ihnen nicht gewähren konnte? gewiſs nicht konnte; sonst würde ich es längst gethan haben.

Präsident. Ich danke dir für die Feinheit der Empfindung. Behalte sie bey; und du wirst bald können, was ich so sehnlich wünsche. Bedenke nur, mit welchem Kummer dein guter Vater das sonderbare Verhältniſs bemerken wird, in welchem du in seines Schwagers Hause lebst. Wird er an mir, dem lang' Erprobten, zweifeln? Wird er daran zweifeln, daſs alles, was geschah, nur zu deinem Besten geschah? Was konnte mich anders bestimmen so zu handeln, als dein Bestes? die Liebe zu dir, die Sorge für dich? Glaubst du, daſs du die nie gestörte Eintracht zwischen deinem Vater und mir zerrütten könntest? Oder willst du es? willst du Verwandte trennen, die sich brüderlich lieben? in unsern Jahren trennen? — Ernst, ich habe durch dich meine einzige geliebte Schwester verloren — denn du weiſst ja wohl, daſs sie an den Folgen der Niederkunft mit dir starb —: willst du mir nun auch die Freundschaft des Mannes rauben, mit dem ich durch sie verbunden bin? willst du mich bey ihm anklagen?

Thränen der Rührung traten in Ernstens Augen:
„Oheim, ich klage nur mich an, niemand anders;
„und — warum haben Sie mir dieses nicht
„längst gesagt, warum nicht längst so mit mir gesprochen?
„Ich fühle es wohl, ich bin ganz verkannt,
„und werde es wohl immer bleiben; denn
„ward nicht Er es? — Aber ich kenne ihn, und
„ich hoffe, auch ich werde mich immer erkennen. —
„Und, Oheim, noch heute sollen Sie mich an
„Ihrem Tische sehen, wenn Sie mich annehmen
„wollen.“ —

Der Oheim küſste ihn, nannte ihn seinen lieben guten Neffen, und sagte: er eile nun, seinen Kindern die Freude schnell mitzutheilen, da sie sich schon so lange nach ihrem Vetter sehnten.

Ernst wendete sich zu Ferdinand: „Ich danke
„dir für deine Treue, dein Ausharren, und werde
„es nie vergessen.“

Ferdinand lobte seinen Entschluſs, freuete sich der Veränderung, und konnte, wie er Ernsten geradezu gestand, kaum den Augenblick erwarten, die Treppe hinunter zu fliegen.

Ernst sprach von dem neuen Hofmeister (denn so nannte er ihn, wie er Hadem nie genannt hatte), und sagte bedenklich: „Das Einzige, was ich von „ihm fürchte, ist, daſs er die Einrichtung unsrer „Zeit stören wird; und ich kann den Gedanken „gar nicht ertragen, ihn an der Stelle sitzen zu „sehen, wo Hadem zu sitzen pflegte.“

Ferdinand. Aber du kennst ihn ja noch nicht!

Ernst. Ich kenne ihn, Ferdinand; denn gliche er Hadem nur in etwas — glaubst du wohl, daſs er dem Oheim gefallen hätte? Und gliche er ihm auch, so wäre es doch Er nicht — Er! —. Doch um eines willen, und um deſswillen, wird es Hadem mir gewiſs vergeben; aber auf seiner Stelle soll er nicht sitzen. Wir wollen in dem Nebenzimmer lernen, die Bücher wechseln, und das Französische soll mit ihm unsre Hauptsache seyn.

4.

Renot glaubte, in Ernsten einen träumenden Phantasten, oder störrischen, miſsmuthigen jungen Menschen zu finden, und ward etwas betroffen, als ihm ein heiterer, schöner Jüngling frey und offen entgegen trat, ihn anständig grüſste, und seinen Antrag zu erwarten schien. Er gab sich zu erkennen, und sagte: „es sey zwar bisher nicht „sein Geschäft und seine Bestimmung gewesen, sich „mit der Erziehung abzugeben, wie sie an seiner „Kleidung wohl sehen würden; aber er hätte unmöglich dem Wunsche des Herrn Präsidenten widerstehen können. Es erfreue ihn nun, da er ihn „und seinen Freund sehe, daſs der Herr Präsident „ihn der Ehre würdig gehalten, etwas zu der Bildung so viel versprechender Jünglinge beyzutragen. „Das Opfer, setzte er hinzu, das ich etwa dadurch „*bringe*, kann mir nun *selbst*, *nicht anders*, als „zur Ehre gereichen!“

Ernst. Gereicht es nur zu Ihrem Vergnügen und zu unserm Vortheil, so gönnen wir Ihnen das gerne, was Sie so hoch anschlagen. Aber ich wünschte nicht, daſs es ein Opfer wäre; denn ein Opfer kostet so viel, und man wagt so viel dabey, daſs Sie mich dauern sollten, wenn es wirklich nur ein Opfer wäre.

Renot empfand den abgewogenen Sinn dieser Worte recht gut, und sah etwas verwundert den Rosenmund an, aus dem sie so sanft flossen. Er antwortete:

„Freylich wage ich es nicht, mir zu schmeicheln, den Verlust, welchen Sie in Ihrem vorigen „Hofmeister erlitten haben, zu ersetzen“ —

Ernst. O, mein Herr, er war mein Freund. Nennen Sie ihn nicht so — denn eben in diesem Worte liegt ja, was ich vorhin sagen wollte.

Renot. Glauben Sie denn, ich würde dieses Geschäft übernommen haben, wenn ich mir nicht mit der angenehmen Hoffnung schmeichelte, ihn ersetzen zu können?

Eine leichte Röthe flog auf Ernstens Wangen. Sein Herz klopfte — seine Augen konnten den Eindruck der schmerzlichen Erinnerung nicht verbergen. Hadems männliche, feste Gestalt, sein ruhiger, seelenvoller Blick, seine ernste, gedankenvolle Stirne, von sanfter Freundlichkeit gemildert, sein lockiges, ungepudertes, braunes Haar, das sich um seinen Nacken ringelte und seine Schläfe beschattete — der volle schöne Laut seiner Stimme, der nie durch Unwillen, Zorn oder andre Leidenschaften in Miſston überging — dieſs Alles stellte sich in diesem Augenblicke lebendig vor Ernstens Seele. Er sah ihn, hörte ihn, verglich mit ihm das zuversichtliche, anspruchsvolle Wesen und Betragen des vor ihm Stehenden, seine glatte, wie ein Spiegel glänzende Stirne, die nichts von dem zu verrathen schien, was sie verbarg — seine süſse Lieblichkeit, seine lispelnde Aussprache, sein mit Sorgfalt gekräuseltes und weiſs gepudertes Haar, seinen hastig lebhaften Blick, dem er zu gebieten strebte; und er fühlte tief, wie unersetzlich sein erlittner Verlust sey. Sein Geist sagte ihm: „Dieser kennt „den Weg zu deinem Tempel nicht!“

Renot beobachtete ihn genau, ohne es sich merken zu lassen. Sein Blick schien auf Ferdinand um so mehr zu verweilen, je mehr er mit Ernsten beschäftiget war. Auch that seine Gegenwart eine bessere Wirkung auf jenen, wozu sein Rock, und das Neue, Glänzende, Versprechende und Feine seines Betragens, sehr viel beytrugen.

Ernst erwachte aus seinem tiefen Nachsinnen, und sagte zu Renot:

„Mein Oheim hat mir Ihre Stärke in der Fran-
„zösischen Sprache gerühmt. Ich freue mich sehr
„darüber, und Sie können auf meinen Dank rech-
„nen — Sie können mich sehr glücklich machen,
„wenn Sie mich den kürzesten, leichtesten Weg
„zur Kenntniſs dieser Sprache führen. Aber ich
„muſs sie in ihrem ganzen Umfange kennen lernen —
„Sie müssen mir die ganze Stärke ihrer Ausdrücke,
„alle ihre Eigenheiten und Wendungen, recht deut-
„lich machen. Ich bedarf es, den Werth, die Kraft
„der Worte so kennen zu lernen, daſs ich mich
„in keinem irre, daſs ich ja den Sinn eines jeden
„recht fasse — keines zu miſsdeuten Gefahr laufe.
„Dieses halte ich für das Allerschlimmste — für
„das Allerschwerste.“ —

Renot freute sich über Ernstens heiſse Begierde, eine so wichtige Sprache in ihrem ganzen Umfange lernen zu wollen; er sagte laut: dieſs sey ein gutes Zeichen; und nun lieſs er sich in ein weitläuftiges Gespräch über diesen Gegenstand ein. Er entdeckte sehr bald, daſs Ernst die Hauptschwierigkeiten schon besiegt hatte; und um so wichtiger machte er jetzt das, was ihm noch zu thun übrig bliebe.

Er

Er bewies, daſs ihm dieses nur ein Mann beybringen könne, der lange in der Hauptstadt von Frankreich gelebt habe. Und nun erfolgte ein groſses, glänzendes Lob des Französischen Volkes. Vorzüglich rühmte er dessen zartes, feines Gefühl für die Ehre, und vergaſs nicht, seine eigne Geschichte damit zu verweben. Weitläufig bemerkte er, wie viel er diesem Gefühle aufgeopfert, und wie er die glänzendsten Aussichten nun aufgegeben hätte; „dafür aber," fuhr er mit gefälligem Lächeln fort, „kann ich mich nun in meinem Unglücke mit dem „Gedanken trösten, der Ehre genug gethan zu haben. „Mein Nahme wird in Frankreich, wie bey meinem „Regimente, gewiſs unvergeſslich seyn." Indem er sich so den Jünglingen bedeutend machen wollte, suchte er ihnen zu gleicher Zeit die glänzende Schimäre in der Ferne zu zeigen, deren Anbetung von nun an der Hauptgegenstand ihrer Erziehung seyn sollte. An Ferdinand fand er einen sehr aufmerksamen Zuhörer; denn seiner lebhaften Einbildungskraft stellten sich alle die Scenen, die Renot leicht und flüchtig berührte, und von denen er, als dem Menschen ganz eigen und natürlich, sprach, lebendig dar. Er stand in der Mitte dieses Schauplatzes, und bewunderte den Mann, der dieses alles erfahren und mitgemacht hatte.

Ernst hörte nur, wie vortrefflich er Französisch sprach. Bey allen den neuen Vorstellungen, die einander so leicht und schnell folgten, dachte er nur an seinen geheimen Lehrer, und sagte still in seinem Herzen: „Ja, der Mensch verdirbt alles an „sich, sogar das Organ, wodurch er seine Gedanken mittheilt!“ denn das Lispeln Renots war ihm unerträglich. Er leitete das Gespräch auf andere Kenntnisse. Renot blieb keine Antwort schuldig; er wuſste alles, wuſste wirklich vieles, wuſste es leicht, und verstand die Kunst vollkommen, schön und geläufig über alles das zu reden, was er nur berührt hatte. Er hatte in Genf den Wissenschaften geliebkoset; und da der Sinn ihm angeboren zu seyn schien, das allgemein Nützliche und überall Angenehme schnell auszufinden, und er die Wirkung auf Andere sehr früh zu berechnen wuſste, so hatte er die Ideen des Vertriebs sehr geschwind und leicht erworben. In der Französischen Litteratur war er sehr stark, und sprach von ihren Schriftstellern mit Begeistrung. Ernst horchte auf, und erwartete jeden Augenblick, daſs Renot seinen Lehrer unter den berühmtesten Männern Frankreichs nennen würde, und besonders, weil dieser ein Genfer war, wie ihm der Titel seines Werkes gesagt hatte. Da aber dieses nicht geschah, so hielt er die sich immer verdrängende Frage über den einzigen Mann zurück, von dem er so gern' etwas erfahren hätte. Er fühlte wohl, Hadem würde ihm Rousseau nicht gesandt haben, seine Stelle zu vertreten, wenn er der Liebling dieses Mannes wäre; und ihn selbst zu nennen, hieſse den Schleier zerreiſsen, der sein schönes Geheimniſs bedeckte, vielleicht gar seine Wirkung stören. Er bat nun

Renot um eine Stunde, und führte ihn in ein Seitenzimmer.

Renot verlieſs die Jünglinge, sprach gegen den Präsidenten hoffnungsvoll von ihren Fähigkeiten, leicht von ihren bisherigen Fortschritten, und rühmte sich sehr bescheiden: er denke alles Übrige bald in das gehörige und natürliche Geleise zu bringen.

Ferdinand ergoſs sich in groſse Lobsprüche über Renot. Ernst sagte gelassen: „Da du nun einmal „Soldat werden willst, so kann er dir vielleicht „nützlich seyn. Ich aber bleibe bey dem, den du „vergessen zu haben scheinst.“

Ferdinand fühlte das Gerechte des Vorwurfs; und da ihm plötzliche Wirkung so natürlich war, so traten ihm Thränen in die Augen. Er ergriff Ernstens Hand, und sagte:

„Kannst du mich so miſsverstehen?“

Ernst. Vergib mir; aber der Gedanke, du könntest ihn vergessen, machte mich um deinetwillen besorgt. Und die Möglichkeit, du könntest ihn vergessen, zeigt mir ja auch die Möglichkeit, daſs du mich einst vergessen könntest. Denn mein Daseyn ist mit dem seinigen eins, und du weiſst, was es mit dem seinigen verbindet. Es soll mir lieb seyn, wenn du von diesem lernest, was Hadem dich nicht lehren konnte. Aber bewahre wohl, was Hadem dich gelehrt hat; denn schwerlich wird es dieser ihm hierin gleichthun.

Die Jünglinge erschienen bey dem Abendessen.

Der Präsident hatte jedem seiner Hausgenossen anbefohlen, weder durch Worte noch Mienen das Vergangne merklich zu machen. Ernst trat ein, als wäre nichts vorgefallen, und nur eine flüchtige Röthe überzog seine Wangen, nur ein leises Zittern zeigte sich an seiner Oberlippe, als Renot sich zwischen ihm und Ferdinand niedersetzte. Der darauf folgende Gedanke: dieser Mann denke ihn nun unter seinem Schutze und seiner Leitung, war ihm so empörend, daſs es ihm den schwersten Kampf kostete, das nicht zu zeigen, was jetzt in ihm vorging.

5.

Trotz der gleichen Ruhe und Kraft, die Renot täglich mehr in Ernsten bemerkte, zweifelte er doch nicht einen Augenblick daran, es würde und müſste ihm gelingen, den jungen Phantasten zu einem vernünftigen Menschen zu machen. So viel sah er nun wohl ein, daſs es leise geschehen müsse, daſs er das Vorhaben nicht merken lassen dürfe, daſs er durch einen raschen Schritt alles verderben könne, mit Einem Worte, daſs man hier das aufgedunsene Herz durch Verstand, Spott und Witz erleichtern müsse. Er bewunderte zwar Ernstens schnelle Fortschritte in dem Französischen, schrieb sich aber ganz natürlich bey dem Oheim das Verdienst davon allein zu. Gleichwohl konnten ihn seine Eigenliebe und seine Eitelkeit nicht so weit verblenden, daſs er nicht hätte einsehen sollen: Ernst sey ein Wesen von so eigner sonderbarer Art, wie ihm noch keines vorgekommen sey. Lächeln konnte er zwar über ihn, aber die Achtung für ihn drang sich ihm wider seinen Willen auf; und dieses lästigen Gefühls wollte er für immer los werden.

Indeſs kam der Vater aus dem Bade zurück. Der Präsident hatte ihm den Vorfall, die Entfernung Hadems, und die Anstellung Renots geschrieben. Mit welchen Farben, läſst sich leicht vermuthen; und wie nachtheilig er die Wirkung des Briefes auf den Fürsten vorstellen mochte, beweisen seine obigen Äuſserungen. Doch schonte er Ernsten, und versicherte seinem Schwager: er würde bey dem Fürsten alles wieder gut machen. Nur sey es nöthig, daſs er Ernsten bey seiner Rückkehr so bald als möglich wieder auf das Land bringe, und sich selbst jetzt dem Fürsten nicht zeige, um ihn nicht an die unangenehme Sache zu erinnern.

So sehr Herr von Falkenburg Hadem auch liebte, so nahm er es ihm doch sehr übel, daſs er seinen Sohn zu einem solchen unüberlegten Schritte, den man so häſslich auslegen konnte und muſste, verleitet hätte. Er sah es, nach der Vorstellung des Präsidenten, als eine schlechte That gegen diesen an, als eine gesetzwidrige, aufruhrerische Handlung gegen die Ordnung des Landes, als einen Eingriff in die Rechte des Fürsten, für den er die tiefste Achtung fühlte, als einen Vorwurf, den ein Jüngling seiner Gerechtigkeit gemacht habe. So sehr er nun auch den Verlust Hadems im Übrigen bedauerte, so hielt er doch jetzt seine Entfernung für nothwendig und nützlich. Das Einzige, was ihn beunruhigte, war der Gedanke an das Leiden seines Sohnes, dessen Anhänglichkeit und unbegränztes Zutrauen an und auf Hadem, ihm so wohl bekannt waren.

Ernst flog in seine Arme, drückte sich so fest an seine Brust, und umschlang ihn so innig, wie der Unglückliche den Erretter, der ihn eben der Gefahr des Todes entrissen.

Der tief gerührte Vater blickte ihn an, und sah nur Zärtlichkeit, nur Liebe, Vertrauen und Freude. Der Sohn blühte wie sonst, seine Augen strahlten das vorige Feuer, seine Seele sprach durch alle seine Blicke und Bewegungen wie ehemals; und nur als er wieder zu Athem kam und zu reden anfing, zeigte sich dem Vater einige Veränderung. Es war das durch das Geschehene fester, bestimmter gewordene Wesen in seiner Haltung, seinem Tone, seinen Blicken, und er schien dadurch seinem Vater, in der kurzen Zeit, um einige Jahre dem männlichen Alter näher gerückt zu seyn. Der Vater bemerkte dieses laut, und Ernst antwortete: „Ich „hatte dessen wohl nöthig, geliebter Vater; und „was wäre aus Ihrem Sohne geworden, wenn er „auch dieses nicht errungen — wenn es der, wel„cher ihn verlassen hat, nicht so früh in ihm

„erweckt hätte. Ich habe meinen Schutz verloren; „meinen mich leitenden und bewachenden Engel „selbst von meiner Seite entfernt, durch eine That „entfernt, bey welcher ich auch auf Ihren Beyfall „rechnete. Ich bin gestraft genug dafür“ —

Vater. Ich weiſs alles, Ernst. Aber Er that es ja; Er reitzte dich ja, den Brief zu schreiben; warum klagst du denn dich an?

Ernst. Er? Mein Vater, er that es nicht; er wuſste nichts davon. Sie glauben Ihrem Sohne auf sein Wort, und nie betheuerte er Ihnen, was er sagte. Sollt' ich es jetzt bey einer für mich so wichtigen, ich möchte sagen, heiligen Sache thun, so würde ich mich als tief gefallen ansehen. Und dieses wollen Sie gewiſs nicht. Ich will gerne von dem Geschehenen schweigen; die Nothwendigkeit gebietet hier. Aber machen Sie, mein Vater, daſs wir schnell hier weg kommen — ich muſs diese Stadt verlassen, wo mein Unglück entstanden ist, wo ich Dinge erfahren habe, denen ich kaum gewachsen war, die ich so schwer ordnen konnte. Seyn Sie nun mein Führer, mein Freund!

Der Vater fragte, wie er mit seinem jetzigen Hofmeister zufrieden sey; und Ernst antwortete:

„Er spricht das Französische vortreflich; und „da ich das brauche, so bin ich zufrieden mit ihm. „Reisen wir heute? Führen Sie mich heute nach „unsern blühenden Thälern zurück?“

Vater. Morgen! morgen mit dem Aufgang der Sonne!

Der ganze heitere Frühling der Jugend umschimmerte Ernstens Angesicht:

„Und sagen Sie mir nun, geliebter Vater — nur „noch das, was ich Keinen hier fragen konnte, „nicht zu fragen wagte: — was ist aus Hadem „geworden? Wo ist er nun? werde ich ihn nicht „wiedersehen? ihm nicht schreiben dürfen? keine „Antwort von ihm erhalten können?“

Vater. So bald wirst du ihn wohl nicht wiedersehen, und zum Briefwechsel ist die Entfernung viel zu weit. Er schrieb mir in einigen Zeilen den Abschied von dir, und meldete mir zugleich, er würde, mit einem Regiment an England verkaufter Teutscher, nach Amerika gehen; und aus den Zeitungen erfahre ich, daſs sein Regiment sich schon einschiffet.

Ernst. Also nach einem andern Theile der Welt vertrieb ich ihn — und ich bin nun so geschieden von ihm, daſs ich die weite Entfernung nicht mehr messen kann! Aber, mein Vater, er ist hier, ist mir nahe; er wird, er kann sich nie von mir trennen.

Vater. Dieses wünsche ich, in dem Sinne, wie du es verstehst. Er war ein edler Mann, und ich bedaure seinen Verlust —

Ernst. O, das war er, mein Vater, das ist er noch; und sein Lob aus ihrem Munde verklärt sein Denkmahl in meinem Herzen. O, er ist ein edler Mann!

Als sein Vater ihn verlieſs, suchte er Ferdinanden auf, und rief ihm entgegen: „Höre die Worte „meines Vaters! Er sagte: Hadem war ein edler „Mann! — Und morgen fliehen wir diese Stadt, „wo man ihn verkannte; morgen Abend, Ferdinand, „stehen wir wieder in dem Garten der Unschuld.“

Ferdinanden war diese Nachricht nicht so willkommen. Seine durch die Eitelkeit und die Mannichfaltigkeit der Gegenstände gereitzte Einbildungskraft blickte mit Ekel, auf den ihm nun todt scheinenden ländlichen Aufenthalt, zu dem er so plötzlich zurückkehren sollte. Ernst sah ihn an, und sann seinem ihm unbegreiflichen kalten Betragen, bey einer so fröhlichen Neuigkeit, nach.

Ernstens Vater bezeugte dem Präsidenten seine Verwunderung darüber, daſs er ihm so gerade geschrieben: Hadem habe den unüberlegten Schritt veranlaſst, da ihm doch sein Ernst, der nie eine Unwahrheit gesagt, versicherte, Hadem sey der ganze Vorfall unbekannt gewesen.

„Bruder, antwortete der Präsident, unbekannt „oder nicht: er hat es veranlaſst, deinen Sohn dazu „gereitzt; und eins ist so sträflich, wie das andere, „und gleich nachtheilig für deinen Sohn. Wenn „dein Ernst ihn zu entschuldigen sucht, so entspringt dieses aus seinem guten Herzen, aus der „närrischen Liebe zu diesem Menschen, gegen den „ich, bis auf diesen Punkt, selbst nichts habe. „Willst du übrigens aus deinem Sohne einen Phantasten oder ein störrisches Ungeheuer erziehen „lassen, das gegen seine nächsten Verwandten schon

„so früh zum Ankläger wird, so ist dieses gerade „der Mann dazu, ihn zu einem oder dem andern „zu machen. Dein Sohn war schon ganz auf dem „Wege, ein träumender Philosoph zu werden, dem „alle bürgerliche Verhältnisse miſsfallen, der mit „Lufterscheinungen buhlt, während er jene mit „Füſsen tritt. Ich erwartete deinen Dank für das „Geschehene, und dachte wenigstens, du würdest „meiner Weltkenntniſs so viel zutrauen, daſs ich „wüſste, was sich für einen Edelmann von deinem „Nahmen und Ansehen schickt. Schriebe ich die „That deinem Sohne allein zu, so würdest du ihn „wahrlich nicht in meinem Hause gefunden haben. „Dafür danke mir wenigstens, daſs ich ihn durch „die Wendung, die ich der Sache gab, von dem „allgemeinen Hasse der Stadt und des Hofes errettet „habe.“

„Dafür danke ich dir,“ antwortete Herr von Falkenburg; „und du hast als Bruder gehandelt. „Hadems Absicht kann recht gut gewesen seyn; „aber der Schritt war immer unüberlegt. Nach „seinem Schreiben scheint er es gewissermaſsen „selbst auf sich zu nehmen, da er des Vorfalls gar „nicht erwähnt. Indessen der Fürst hätte es auch „nicht so ernsthaft aufnehmen müssen; wenigstens „verdient' ich's nicht um ihn. Und darum will „ich deinem Rathe folgen, und ihn gar nicht sehen. „Es möchte leicht seyn, daſs ich ihm meine Empfindlichkeit darüber zu lebhaft zeigte. — Es ist „mir leid um das Geschehene, und ich wollte gerne

„meine alte Wunde wieder aufbrechen sehen, wenn „es nicht vorgefallen, wenn Hadem noch da wäre. „Du hättest immer nicht zu rasch verfahren, wenigstens meine Ankunft abwarten sollen — denn „du magst von ihm sagen, was du willst, er wollte „nur das Gute, vielleicht ein wenig auf seine Weise; „aber er wollte es. Und wenn dein Schweizer da „meinen Ernst nur nicht gar zu weit von dem „Wege abführt, auf den Hadem ihn leitete — mein „Ernst hat freylich Dinge im Kopfe, die sonderbarer Art sind; aber sie sind so guter Art, daſs „ich es nicht gerne sähe, wenn er sie so ganz „verlöre."

6.

Ernstens Einbildungskraft schwebte mit leichten, rosenfarbenen Schwingen. Mit Ungeduld erwartete er den Untergang der Sonne; bey ihrem Aufgange stand er schon am Fenster, und als sie nun im Osten in ihrer ganzen Herrlichkeit auferstand, und der Teppich der Nacht ganz verschwunden war, und ihr goldnes Licht sich über die neue Schöpfung ergoſs und sie schmückte, sah Ernst die Erfüllung aller seiner Hoffnungen, aller seiner Wünsche, in diesem erhabenen Bilde am Horizont, aufgehen.

„Du gehst mir auf," rief er, „glänzendes Licht; „und wenn du dort wieder hinter die Wolken „trittst, so stehe ich schon in der Mitte meine-

„wiedergefundnen Paradieses, und dann zieht die „Nacht ihren Schleier zwischen mich und das, was „ich hier erfahren habe. Dann stehe ich wieder „in dem Tempel der Natur; ihr Priester wandelt „mir zur Seite, und ich höre das Zulispeln seines „Geistes — dort! dort werden mir seine Worte erst „recht ganz lebendig werden!“

Und als sie nun ankamen, und die Freude der Hausgenossen und aller Landleute sie empfing, als jeder herbeydrang, um die lange Vermiſsten zu sehen, und jedes Freude sich in Blicken und Geberden zeigte: da fühlte sich Ernst, wie er gewesen war. Und als er den schmerzlichen Augenblick überstanden hatte, in welchem er Renot in Hadems Zimmer treten, und da sich einrichten sah, eilte er mit Ferdinand nach seinem Walde, den Felsen, dem Flusse, den Thälern, und jauchzte in seinem Herzen, alles so zu finden, wie er es verlassen hatte. Er trug ein weiſses, feines Tuch in seiner Hand, in welches etwas eingeschlagen war; er verheimlichte selbst Ferdinanden, was es enthielte. Als er aber in die Höhle trat, und die Blende erreichte, sagte er zu diesem:

„Ferdinand, alle diese Riesensäulen, welche „den Berg tragen, hast du deinen, in der Geschichte „berühmten Helden, zu Denkmählern, aufgestellt; „ich lasse sie dir, und fordere keine. Aber auch „ich will ein Denkmahl aufstellen, ein Denkmahl „meines Glaubens an die Tugend — an die Tugend, „Ferdinand, die nicht erwägt, nicht berechnet, ein

„Denkmahl der ungetheilten, die ganze Welt umfassenden und erhaltenden Tugend. Den Kranz, welchen ich in diesem Glauben, in den blühenden Feldern des edlen Mannes pflückte, will ich dieser einsamen, schauerlich erhabenen Höhle anvertrauen, und dem Auge der Menschen ganz verbergen. In dem dunkelsten, unbemerktesten Winkel soll er hangen, so lange als ich an die Tugend glaube. Ferdinand, es ist ein Bundeszeichen zwischen ihr und mir. Noch einmal, zum letztenmal, umwinde ich meine Schläfe damit — dann die deinen. — Erinnere dich jetzt, was wir fühlten, als wir an dem Tage, da Hadem abreiste, vor meinem Oheim standen, und uns so bekränzt umarmten. Verehre mein Denkmahl!“

Ferdinand. Wie, Ernst? ein Kranz verwelkter Blumen, dürrer Ahren, den die Feuchtigkeit des Orts in Kurzem ganz vernichten wird — ist dieses ein Denkmahl der ewigen Tugend?

Ernst. Mein Glaube macht ihn dazu, zu einer Pyramide, die den Menschen und der Zeit trotzt. Ich werde Staub vor ihm seyn, und mein Geist wird noch aus jenen Welten herabsteigen, und den seinen sammeln; denn wenn ich denken, wenn ich fürchten könnte, daſs je ihn meine Hand wegrisse, so wäre es besser für mich, ich hätte nie das Licht der Welt erblickt, wäre nie aus jenem Lande in das Land der Prüfung herabgestiegen. An dem Tage, Ferdinand, an welchem ich ihn wieder berührte, gehörte ich den Todten zu!

Ferdinand. Du wirst immer bleiben, wie du bist, so gut und edel. Aber warum wählst du diesen Winkel? Sieh, ich trete dir gerne die gröſste Säule in meinem Tempel des Ruhms ab. Sprich ein Wort, und ich stoſse Cäsarn herunter — hänge den Kranz an das Felsenhaupt seiner Gedächtniſssäule — sie scheint ewig und fest wie die Tugend, scheint selbst der Erderschütterung zu trotzen.

Ernst. Ich danke dir, Ferdinand — ich wähle diesen Winkel. Die Tugend ist sehr bescheiden, und ich fürchte beynahe, man verstattet ihr in der Welt keine ansehnlichere Stelle. Wenigstens glaube ich nicht, daſs man sie in der Höhe suchen muſs. Und da dieses nur ein Denkmahl zwischen mir und ihr ist, so soll es so seyn. Wenn ich daran vorüber gehe, oder davor sitze, so werden sich meine Ansprüche darnach bilden, und die Lehren, die es mir dann zuflistern wird, die Gedanken, die mir von ihm kommen, werden von der Art seyn, wie ich ihrer bedarf: groſs im Innern, stark in sich selbst, still, ruhig, bescheiden im Äuſsern. Ferdinand, der Ruhm bedarf prächtiger Denkmähler; denn nur zu oft soll die Pracht uns die Wahrheit verhüllen. Dieses hier ist ein stiller Bund des Herzens.

Als er nun ein zugespitztes Holz, zwischen die Spalte des Felsens in der Blende getrieben, und den Kranz daran gehängt hatte, sagte er feyerlich zu Ferdinand:

„Verehre meinen Bund! berühre nie diesen „Kranz! Nie möge ich ihn berühren! Mein Geist „sehe seinen Staub, sammle ihn, und trage ihn „in unser Vaterland.“

7.

Während nun Ernst aller der Wonne in seinem Herzen genoſs, die ihm die bluhende und wohlthätige Natur so reichlich darbot; während er auf seinen einsamen Wanderungen auf die Stimme seines geheimen Führers horchte, und dessen Geist, in der reinen Luft, mitten im Schooſse der Natur, ihm immer näher trat, immer vertrauter und deutlicher ward, und sein Blick in das Wesen und Leben der Menschen immer tiefer eindrang, sich immer weiter ausdehnte, und er nun näher sah, was für Schätze der Mensch verloren, und wodurch er sie verloren hat; während er von seinem geheimen Lehrer lernte: wie der Mensch, der auf den deutlichen Ruf der Natur, die reine Stimme des Herzens horche, und allen ihr widersprechenden, sie zerstörenden Reitzungen des Wahns, der Eitelkeit, der Gewalt und Herrschsucht entsage, sich allein, trotz allen wilden, empörenden, von diesen angebeteten Götzen erzeugten Auſserungen, getreu verbleiben könne: sann Renot, ein Sklav dieser Götzen, auf Mittel, ihm dieses wiedergefundne Paradies der Unschuld, der Ruhe und des Glücks zu rauben. Und nicht allein, sie ihm zu rauben, sie ihm lächerlich zu machen, und alle die Begierden, Leidenschaften und Thorheiten in ihm zu entflammen, die ihm sein Führer, als die Verwüster und Zerstörer dieses Paradieses, so treffend und schrecklich geschildert hatte.

Zu diesem Zwecke sollte ihm das Werk: Helvetius von dem Geiste, dienen. Dieses hielt er für den besten Wegweiser für einen Mann, der sein Glück, ungestört von allen ängstlichen Träumen, nicht allein machen, sondern auch genieſsen will.

Dieses Buch ist durch vielerley Beziehungen merkwürdig. Der Verfasser stellt uns in demselben ein treues, aufrichtiges Gemählde der Denkungsart seines Zeitalters, seines ganz in Sinnlichkeit versunknen Volkes dar, und so systematisch geordnet, daſs, wenn die Zeit es allein dem Vergessen entrisse, es den späten Nachkommen zu einem sichern Leitfaden dienen könnte, die Ursachen der bald darauf erfolgten schrecklichen Ereignisse aufzufinden. Ohne alle Scheu und Rücksicht entschleiert uns dieser Mann, in dem dogmatischen Tone der Überzeugung, alle Triebe seiner Zeitgenossen, des Eigennutzes, der Selbstigkeit, Sinnlichkeit und aller ihrer zahllosen Gefährten, als wären nur sie die einzigen nothwendigen Gesetze der menschlichen Natur. Kühn zerreiſst er das Band, welches uns an eine höhere Welt bindet, und beweist uns, daſs wir nur, ausgerüstet mit diesen Trieben und Begierden, in das Leben gestoſsen werden, und nur durch sie unsre Bestimmung erfüllen; daſs alles

Andere

Andere Täuschung und erkünstelter Zusatz des Stolzes und einer aufgedunsenen Einbildungskraft sey, das zu weiter nichts diene, als uns zu blenden, oder Dornen auf einen Weg zu streuen, den wir so leicht und froh hinwandeln könnten. Sein Werk zeigt uns von Anfang bis zu Ende, durch das ganze glänzende, witzige, metaphysisch und moralisch seyn sollende Gewinde durch, daſs er und seine aufgeklärten Zeitgenossen, sammt allen Machthabern jedes Standes, nicht allein an die Tugend nicht mehr glaubten, sondern so weit gekommen waren, daſs sie es gerne hörten, wenn man ihren Unglauben, durch sogenannte philosophische Beweise systematisch, erhärtete. Und so legte er in diesem seinem Werke der Nachkommenschaft das Bekenntniſs ab, daſs nicht allein bey ihm und dem Volke, für welches er schrieb, alle wahre moralische Kraft aufgetrocknet sey, sondern daſs es derselben entbehren konnte und wollte.

Und dieses System der Sinnlichkeit, dessen Lehre sich an seinen Bewunderern und Befolgern so schrecklich gerächt hat, sollte dem Schüler Hadems und des Priesters der Natur, dem Jünglinge, in dessen Busen beyde nur leise zu rufen brauchten, um ihren eignen Geist sich antworten zu hören — diesem sollte es, wie ein langsames Gift, als die einzige, durch Erfahrung bewährte Weisheit, eingeflöſst werden!

Das Einzige, was sich zu Renots Entschuldigung sagen läſst, damit er nicht wie Leviathan im

Faust oder Giafar dastehe, ist, daſs er es wirklich nicht für Gift hielt, daſs er es früh auf dem Schauplatze eingesogen hatte, wo es aus der moralischen Fäulniſs empor schoſs; daſs er wirklich dachte, seinen Zöglingen zu nützen, und um so mehr, da es sie dem Ziele näher bringen sollte, nach welchem allein ein Mann von Stand, Geburt und dadurch groſsen Ansprüchen, zu streben hat. Auch kannte er in sich selbst keine andern Triebe, hatte nie nach andern gehandelt: wie konnte er nun an Götzen zweifeln, die er selbst anbetete?

Lange drehten sich seine Gespräche um den Lauf der Welt, um das, was sie in Bewegung setzt, und in Bewegung erhält. Er zeigte von fern' an, wie aus diesen Trieben allein, alles Groſse, Glänzende und Nützliche, welches die Menschen gethan hätten und thäten, entspränge; wie diese Triebe sie zusammenhielten, und wie sie eigentlich allein das Band der wechselseitigen Verhältnisse ausmachten. Gleich einem vom Aberglauben entflammten Priester, stellte er einen seiner Götzen nach dem andern auf, schmückte jeden aufs herrlichste, rühmte jedes ihm eigne Wunder, und zeigte begeistert auf das glänzende Glück, welches er seinen Anbetern gewährt. Und nun lieſs er zu Zeiten seinem Witze freyen, ungebundnen Lauf, und mahlte bis zur Verzerrung die Göttin, welche Ernst im Stillen verehrte. Die Geschichte und seine Erfahrung lieferten ihm freylich hierzu traurige Beweise, und er wuſste sie zu nutzen; aber er ahndete nicht, daſs Ernst von seinem geheimen Lehrer auf alles dieses vorbereitet war; er wuſste nicht, daſs ihn dieser fest überzeugt hatte, die Stärke der Seele sey der Grundstein aller Tugend, und diese könne sich nur durch Proben erweisen.

Da Ernst immer ruhig und still zuhörte, so glaubte endlich Renot wirklich, der Zeitpunkt sey gekommen, worin er die nähere und gänzliche Entwickelung seines Systems würde vornehmen können. Nun flocht er es in alle Unterredungen ein, und jeder laute Gedanke, jede ausgesprochene Empfindung, muſste ihm dazu Gelegenheit geben. Dabey vermied er die Miene des Lehrers so viel als möglich; alles sollte nur Erwerb der Erfahrung groſser, berühmter und weiser Männer scheinen, damit es an Kraft und Glanze gewönne.

Von mir erwarte niemand, daſs ich ihm dieses System des Eigennutzes und der Sinnlichkeit hier nach Renot vortrage, und es mit ihm, durch das ganze Schlangengewinde von Sophismen, Witz und Vernünfteley verfolge. Möchte mein Vaterland es nie ausüben lernen, nie so tief sinken, daſs es unter uns die Triebe der Handlungen bestimme! — Meine Zeit ist zu kostbar, und mich drängt das Schicksal des edlen Mannes, der meine Seele so innig beschäftigt, zu gewaltig vorwärts. Sollte ich nun über diesen Schlamm der Menschheit, mit gesenkten Flügeln hinschweben, in Gefahr sie zu beflecken?

Ernst hatte während dieser Zeit lebhaft gefühlt, daſs die ganze Lehre Renots die natürliche Folge der Zweifel seyn müſste, welche ihn so lange gequält hatten; daſs eine Moral, die das bloſs Nützliche zum Grund unsrer Handlungen aufstellte, uns bald dahin bringen müſste, bey allen unsern Handlungen bloſs auf das uns Nützliche zu sehen, und daſs demnach alle Moral nur Spiegelfechterey der Schule wäre.

Ernst lieſs Renot ruhig seine ganze Denkungsart, mit allem dem Wohlgefallen, das er dabey zu empfinden schien, und das er täglich mehr zeigte, aufstellen. Dieser legte ihm sein stilles, ernsthaftes Nachdenken dabey so aus, als werde er nach und nach von der Stärke seiner Gründe überzeugt; aber ehe er es sich versah, erweckte ihn Ernst, auf eine Art, die er gewiſs nicht erwartete, aus seinem Irrthum. Und der Jüngling, welcher ihm so lange, ohne den mindesten Widerspruch, zugehört hatte, bewies ihm plötzlich, daſs er die ganze Zeit zu nichts anderm angewandt, als dem sich gefallenden Redner bis in den verborgensten Winkel des Herzens zu blicken, und daſs er wirklich den Punkt seiner Schwäche richtig gefunden hätte.

Eines Morgens trat Ernst, nachdem er Ferdinanden entfernt, in Renots Zimmer, und stellte sich so männlich gefaſst vor ihn, wie ihn dieser bisher noch nicht gesehen hatte. Er sprach mit einem festen, immer gleich gehaltnen Tone:

„Herr Renot, hören Sie mich nun einige Augenblicke mit eben der Aufmerksamkeit an, die ich „Ihnen so lange, ohne Sie ein einziges mal zu unterbrechen, geliehen habe. Es ist wirklich hohe „Zeit, daſs wir uns gegen einander erklären, damit „jeder von uns wisse, wie er den andern anzusehen und zu behandeln habe. Das, was ich Ihnen „jetzt sagen werde, muſs auf immer zwischen uns „entscheiden; es muſs für immer über unser Verhältniſs, zu meiner Ruhe und, wenn Sie wollen, „zu Ihrem Vortheil bestimmen.

„Die Eltern bezahlen eigentlich die Hofmeister „ihrer Kinder dafür, daſs sie denselben gute Lehren geben; ich, Herr Renot, will etwas Ungewöhnlicheres thun: ich will Sie dafür bezahlen, „daſs Sie mir und meinem Freunde keine schlechte „Lehren geben; daſs Sie uns der Tugend, welcher „Sie uns entweder nicht zuführen können oder „wollen, wenigstens nicht zu entführen suchen. „Meinem Versprechen können Sie gewiſs glauben; „denn Sie sehen ja wohl, daſs es Ihnen mit allem „Ihrem Witze, aller Ihrer Erfahrung und Ihrer „wirklich glänzenden Beredtsamkeit nicht gelungen „ist, mich einem Wesen untreu zu machen, welches Sie Schimäre nennen. Darum meyne ich nun, „daſs Sie dieser meiner Schimäre zuversichtlicher „trauen können, als derjenigen, die Sie an ihre „Stelle zu setzen suchten; und gewiſs hat Ihnen „Ihre Welterfahrung auch hierüber einige Beweise „gegeben. Ich will Sie nicht um Ihre Aussichten

„bey meinem Oheim bringen, will Sie vielmehr „über Ihre Erwartung belohnen, so bald ich es „im Stande bin; denn lieber will ich doch den „Hofmeister behalten, den ich kenne, als Gefahr „laufen, mir für die noch kurze Zeit einen auf„dringen zu lassen, der sich vielleicht sorgfältiger „zu verbergen wüfste.

„Zum Beweise, dafs ich Sie nicht mit bloſsen „Worten bezahlen will — ich habe eine ziemliche „Summe erspart; mein Vater gibt mir, wie Sie „vielleicht wissen, immer mehr, als ich bedarf. — „Diese Summe hatte ich zwar meinem Freunde „Hadem, als ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit „bestimmt: aber er wird es mir gewifs verzeihen, „dafs ich sie so anwende; er würde sogar, das „versichere ich Ihnen, sein Letztes hergeben, um „sie zu vergröfsern. Sie sollen dieses und alles „künftig Ersparte haben: darauf können Sie, bis „zu der Zeit, wo ich reicher seyn werde, gewisse „Rechnung machen.

„Wundern Sie Sich nicht über das, was ich „sage, und hören Sie mir mit der Kälte zu, mit „welcher ich rede.

„Entweder, Sie nehmen nun meinen Antrag an, „oder wir trennen uns. Nehmen Sie ihn an, so „lehren Sie uns Französisch, Geographie, Geome„trie, schweigen aber von allen, Ihnen ganz frem„den, unbekannten Dingen, und behalten Ihre ganze „Welterfahrung zu eignem Gebrauche. Ich kann „Ihre Lehren nicht allein nicht brauchen; ich kann

„sie gar nicht mehr anhören, wie Ihnen mein Vor„schlag klar beweist. Gefällt Ihnen mein Antrag „nicht, so verlassen Sie noch heute unser Haus; „meinem Vater werde ich sehr leicht die Nothwen„digkeit davon begreiflich machen.“

Nach diesen Worten legte er einen Beutel voll Gold vor Renot auf den Tisch, und schien ganz ruhig den Erfolg abzuwarten. Renot sah bald auf ihn, bald auf den Boden, bald auf das Gold. Endlich antwortete er:

„Sie verkennen und beleidigen mich; miſsdeuten „ganz, was ich bey meinen Reden über diesen Punkt „beabsichtige. Bey meiner Ehre, ich denke nur „an Ihr Bestes.“

Ernst. Mein Bestes kannte ich schon vor Ihnen; doch darauf lasse ich mich nicht ein. Ich habe Ihnen meinen Entschluſs bekannt gemacht; er ist unerschütterlich: denn er betrifft die wichtigste Angelegenheit meines Lebens. Erwägen Sie nun die Ihrige.

Und um Ihnen nichts zu verbergen — wissen Sie, warum ich Sie von meinem Oheim angenommen habe? Nur darum, daſs Sie mir durch die Mittheilung Ihrer Kenntniſs der Französischen Sprache einen Führer verständlich machen sollten, durch welchen Sie mir ganz entbehrlich wären, der mich jeden Tag mit neuen Waffen gegen Ihre gefährlichen Lehren ausrüstete.

Ernst ging in sein Zimmer, und brachte den Emil.

Hier sehen Sie meinen Freund und Führer; in dieser Verlassenschaft Hadems ruhet sein Geist und meine Stärke. Sie können, wenn Sie wollen, mein Geheimniſs nun verrathen; sein Geist wohnt in meiner Brust, und nie werden Sie oder die Menschen das austilgen, was er, dem die Tugend selbst den Griffel gab, in mein Herz geschrieben hat. Doch vergessen Sie ja nicht, Herr Renot, daſs Sie nur ihm den Vertrag verdanken, den ich, trotz allem, was ich von Ihnen hören muſste, bereit bin, mit Ihnen abzuschlieſsen. Ich kann wenigstens nicht vergessen, daſs ich ihn durch Sie erst recht habe verstehen lernen.

Renot schlug indessen die Bücher um, schob sie kalt bey Seite, und sagte:

„Wissen Sie wohl, daſs diese Bücher das gefährlichste Gift gegen die Religion enthalten?“

Ernst. Vielleicht gegen die Ihrige; gegen die meinige nicht. Wenn Sie Sich die Mühe geben wollen, den dritten Theil aufzuschlagen, so werden Sie da einige Stellen bezeichnet finden, die mich gegen die Ihrige schützten.

Renot. Es ist überflüſsig. Folgen Sie diesem Führer in allem, Herr von Falkenburg? — Ich sehe, Sie verehren ihn ausschlieſsend. Das Einzige, was mir zu wünschen übrig bleibt, ist, daſs Sie sein Schicksal nicht treffen möge.

Ernst. Und welches ist es?

Renot. Allen Menschen lächerlich, von allen gehaſst und verfolgt zu seyn.

Ernst. Von allen? Ich hoffe, von den Menschen nie schlecht genug zu denken, um dieses glauben zu können. Und wäre es, so bewiese es ja doch nur, was ich glaube, was ich von ihm glaube. Der Mann Ihres Systems wird freylich ein glänzenderes Schicksal haben. Ich wette, er ist reich, geachtet, allgemein beliebt. Es sey so! Darum behandele ich auch Sie nach seinem System, und fordere weiter nichts von Ihnen, als daſs Sie mich nach dem meinigen behandeln möchten. Weiter habe ich Ihnen nun nichts zu sagen. Zeigt mir mein Vater an, daſs Sie Ihren Abschied verlangen, so verwerfen Sie meinen Antrag; schweigt er, so ist alles zwischen uns ausgemacht.

Er ging.

Renot saſs noch lange, in tiefes Nachdenken über diesen sonderbaren Antrag versenkt. Die Art und Weise, die Festigkeit, die Offenheit, der Geist und Muth, womit Ernst sich erklärt, und ihn so geradezu auf den Punkt der Entscheidung gestellt hatte, brachten seinen Stolz, seine Eitelkeit, und sein sogenanntes Ehrgefühl in ein peinliches Gedränge. Sein Lieblingsgötze, der *point d'honneur*, den der junge Mann so gewaltig und schonungslos geschüttelt hatte, spielte an seinem Herzen, bis er es empörte; aber die Empörung dauerte nicht sehr lange: denn sein ausgebildeter Verstand zeigte ihm schnell den ganzen Vorfall von einer so lächerlichen Seite, daſs er in ein helles Lachen würde ausgebrochen seyn, wenn er nicht befürchtet hätte, Ernst möchte sich in der Nähe befinden. Endlich lispelte ihm der Geist seines Systems zu:

„Warum sollt' ich einen Thoren nicht auf seine
„Weise behandeln? That ich nicht meine Pflicht,
„da ich ihm zeigte, daſs er es sey, da ich mir die
„Mühe gab, ihn von seiner Thorheit heilen zu wollen?
„Er will nun einmal zu der Zahl derjenigen
„gehören, die das Schicksal, so gestaltet und gestimmt,
„in die Welt wirft, daſs sie Leuten von
„Verstande zum Spiel oder Miſsbrauch dienen. Soll
„ich nun meine Zeit verloren haben, oder mich von
„seinen Grillen anstecken lassen, und mein Glück
„zerstören? Alles, was ich für den Thoren thun
„kann, ist, ihn zu bedauern; denn seine Geistesstimmung
„verspricht ihm keine heitere Tage. Doch
„schaden wird er mir gewiſs nicht, dafür steht mir
„seine Narrheit. Er ist so zufrieden mit seinem
„Zustande, daſs alle Sorge für ihn lächerlich wäre.
„Sein gewählter Führer hat, so viel ich weiſs, noch
„keinem Menschen genützt; so nütze er mir! —
„Aber dem Knaben da, der mich so beleidigt hat,
„werde ich nie vergeben!"

8.

Nach obigen Betrachtungen lebte Renot in dem Hause des Herrn von Falkenburg so ruhig und heiter fort, als wäre nichts geschehen. Er behandelte Ernsten, wie dieser es wünschte, das heiſst, er kümmerte sich nicht um ihn. Da aber auch Philosophen, von welcher Sekte sie seyn mögen, ihren Systemen gerne Schüler gewinnen, um ihre Schätze durch sie auf die Nachwelt forterben zu lassen, so hielt sich Renot jetzt bloſs an Ferdinand, in welchem er immer einen sehr aufmerksamen Zuhörer bemerkt hatte. Das unruhige Feuer der Ehrbegierde, der Reitz nach Genuſs, das Verlangen in der Welt zu glänzen und eine Rolle zu spielen, waren durch Renots schimmernde Schilderungen, schon lange in seinem Herzen in brausender Gährung. Er konnte kaum den Augenblick erwarten, auf dem Schauplatze, den man ihm so anlockend und bezaubernd mahlte, ein thätiger Mitspielender zu werden. Gewisse andere Begierden, die in diesen Jahren so stark und laut anfangen zu sprechen, und die der Blick der reitzenden Amalie so mächtig erweckt hatte, zogen einen noch blendendern und reitzendern Firniſs über eine Welt, wo sie ihre Befriedigung ahndeten. Renots Unterhaltung setzte sie in volle Flammen; denn er erzählte ihm gerne seine und Anderer Begebenheiten mit einem Geschlechte, das, nach seinen geäuſserten Meinungen, nicht allein den Werth eines Mannes bestimmt, sondern auch über sein Glück entscheidet. Dieses alles that nun Renot in der Absicht, den jungen Menschen für die Welt zu bilden, und ihn zum wahren Glück zu führen. Demnach sah nun der lebhafte Ferdinand in seinem Hofmeister, nicht allein den angenehmen Verkündiger aller der Genüsse, nach denen er sich sehnte; er sah in ihm auch den Mann, der ihm den leichtesten und sichersten Weg zu ihnen zeigte, der allein ihn lehren konnte, zu gefallen, und die Herzen dieser Glücksgöttinnen zu gewinnen. Seine Einbildungskraft ward durch diese Vorspiegelungen immer reger, und Genuſs, Liebenswürdigkeit, Gefühl der Ehre, in Renots Sinne, wurden bald die einzigen Gedanken, mit denen er sich beschäftigte. Renot bewies ihm die Nothwendigkeit seiner Lehre auch dadurch, daſs er, als eine Waise, nur durch die Gaben, mit denen die Natur ihn so reichlich beschenkt hätte, das ersetzen könnte, was ihm vom Glück und Schicksal vorenthalten wäre. Und hier ergoſs er sich gewöhnlich in ein groſses Lob über seine Gestalt, seinen Witz, seine Lebhaftigkeit, Anmuth und Gewandtheit, und versäumte nie, Ernstens Betragen und Denkungsart lächerlich zu machen. Vertheidigte Ferdinand diesen gegen seine Sarkasmen, so sagte er: „Den Reichen ist alles erlaubt; „ihnen verzeiht die Welt sogar die sonderbarsten „Grillen: aber ein Mann, der sonst nichts hat, als „seine Talente und empfehlende Gestalt, muſs sich „hüten, einer Schimäre nachzulaufen, die noch „keinen glücklich gemacht hat, und die gewöhnlich „damit endiget, daſs sie die Geiſsel derer wird, „die mit ihr gebuhlt haben. Diejenigen, welche „sie noch am besten behandelt, läſst sie, nachdem „sie dieselben um allen wahren Lebensgenuſs gebracht hat, als einen Gegenstand des Spottes und „des Gelächters stehen; und die vom Elend Erdrück-

„ten und Erwürgten verweiset sie auf die Hoffnung „über dem Grabe."

Hörte und sah Ferdinand Ernsten, so dachte er freylich anders; aber doch glaubte er auch von ihm: es lieſse sich zwischen Renots und Ernstens Denkungsart ein Vergleich stiften, vermöge dessen ein Mann von Ehre, mitten im Geräusche und Genusse der Welt, es verbleiben könne; und die Welt zu genieſsen und zu benutzen, schlieſse die Tugend und Rechtschaffenheit nicht aus.

Das schöne Band der jungen Freunde wurde, wenigstens von Ferdinands Seite, durch diese Verschiedenheit der Gesinnungen von Tage zu Tage lockrer. Ernst sah es mit tiefem Kummer. Er zeigte Ferdinand seine Besorgnisse; aber so schonend er es auch that, so erblickte doch dieser in ihm mehr einen spähenden Beobachter und ernsthaften Zurechtweiser, als einen wohlmeinenden Freund. Renot unterhielt ihn in dieser Meinung.

9.

Die Zeit der Trennung war nun gekommen; Ernst und Ferdinand hatten die Jahre erreicht, wo sie den Wirkungskreis ihrer Thätigkeit erwählen muſsten. Ferdinand wurde durch den Präsidenten, bey einem auswärtigen Regimente, in Frankreich angestellt; Ernst sollte die Universität beziehen. Ferdinand reiste zuerst, und Ernst sagte ihm beym Abschiede:

„Ich bin dein Freund. Beweise mir, daſs du „der meinige bist, wenn du dich in Noth befindest. „Ich theile mit dir; und gelingt es dir in der Welt „nicht, hier sollst du immer alles finden, dessen „du bedarfst. Nur kehre mir zurück, wie du mich „verlässest. Vergiſs Hadem und seine Lehren nicht, „so kannst du mich nie vergessen.“

Renot dachte noch immer, er würde Ernsten auf die Akademie begleiten; aber dieser wuſste seinem Vater so klar zu beweisen, wie entbehrlich Renot ihm sey, daſs man ihn entlieſs und ihn dem Präsidenten zuschickte. Ernst wiederholte sein Versprechen, und gab ihm neue Beweise davon.

Ernst blieb noch einige Monathe bey seinem Vater, und genoſs nun ungestört seines Zutrauens und seiner Liebe. Oft sprach er von Hadem mit ihm, und der Vater überzeugte sich immer mehr, daſs er seinen Sohn diesem ihn schützenden Geiste anvertrauen könnte.

Nun durchstrich Ernst die Gegenden, wo er seine Kindheit und die Jünglingsjahre so glücklich und unschuldig verlebt hatte. Den letzten Abend vor seiner Abreise besuchte er die Höhle, küſste den Kranz, und sagte:

„Blühend, wie ich dich gepflückt habe, schwebest du über meinem Haupte! Und nie wirst du „mir verdorren! Laſs mich dich mit dem Gefühl „wiedersehen, mit welchem ich dich verlasse; und „ich bin glücklich!“

DRITTES BUCH.

1.

Vielleicht miſsfiel es manchem, daſs ich mich bey der Jugendgeschichte des Mannes, den ich darzustellen unternommen, so lange verweilt, und Vorfälle erzählt habe, die diesem und jenem geringfügig scheinen mögen. Gleichwohl konnte ich nicht anders, wenn ich euch den Mann zeigen wollte, der so schrecklich verkannt wurde; und entsprang nicht aus eben diesen unbedeutend scheinenden Vorfällen seine ganze Denkungsart, die Stimmung seines Herzens auf sein Leben? — Hätte ich keine anderen zu melden, Ihr würdet auch diese nicht gelesen haben; aber nun muſs ich vorwärts, und den glücklichen Scenen seiner Jugend den Rücken wenden. So lange ich ihn nur mit sich selbst beschäftiget schilderte, so lange ich die schönen Blüthen seines Geistes, die sein idealischer Sinn so lieblich färbte, zu mahlen versuchte, konnte ich oft vergessen, was auf diesen seligen Traum der Jugend erfolgte. Aber nun, da ich ihn, um der Ursache willen, die ich Euch gleich anfangs gesagt, in dem Verhältnisse mit den Menschen aufführen, und Euch darthun muſs, was Dummheit, Bosheit und Neid thaten, einen Geist zu erschüttern, der gegen alle Schläge des Schicksals durch ein Gefühl gestählt ist, das zwar nicht vernichtet, aber doch verdüstert werden kann — nun wird mein Geschäft bey jedem vorwärts gethanen Schritte trauriger und schmerzlicher. Fassen will ich mich, so viel ich kann, und ohne Bitterkeit und Haſs das Weitere treu und wahrhaft erzählen.

Ich überfliege, so viel ich kann und darf, um schneller den Begebenheiten näher zu kommen, die jetzt auf mich zudrängen.

Nach einigen auf der Universität zugebrachten Jahren, begab sich Ernst auf Reisen: zuerst durch Teutschland, dann durch England und Frankreich. Seine Kenntnisse erweiterten sich: aber sein innrer Sinn blieb derselbige; nur dehnte er sich mehr aus, nur ward er kräftiger durch die gemachten Beobachtungen. Sein geheimer Führer hatte ihm einen richtigen Maſsstab gegeben, die Erscheinungen der moralischen Welt zu bestimmen; und darum konnten ihm diese Erscheinungen, so auffallend und empörend er sie auch hin und wieder finden mochte, die Natur des Menschen und seine Anlagen, gut und edel zu seyn, in kein zweydeutiges Licht setzen. Sein Führer hatte ihm klar gezeigt, daſs alles Verzerrte, Verstümmelte, Miſsgestaltete und Ungeheure, welches in der Gesellschaft ohne Unterbrechen hervorschieſst, bis ins Unendliche fortwächst, und in allem, was der

Mensch thut und denkt, sichtbar ist, nur in dem Augenblick entstehen konnte, in welchem der Mensch, dieses so vorzüglich geliebte, so glücklich ausgestattete Lieblingskind der Natur, seine Mutter verlieſs. Sie hatte ja ihre heiligen Lehren, als die einzigen Quellen des Glücks, seinem Herzen anvertrauet, und ihm die Gränzen dieses Glücks so fest und bestimmt angezeigt, daſs er nicht übersehen konnte, das Elend beginne, so bald er sie übertrete. Ernst wuſste durch seine Lehrer, wodurch der Mensch diese Gränzen einriſs und übersprang; er wuſste, wer ihre Spur so ausgelöscht hatte, daſs die aus ihrer glücklichen Heimath Verirrten wohl noch zu Zeiten ihr verlornes Glück, wie einen Jugendtraum, vor ihrem Geiste dunkel schweben sehen, aber es nie wiederfinden können. Man glaube darum nicht, Ernst habe seinen Lehrer so verstanden, wie ihn mancher verstanden hat, und noch versteht: als müsse man diese selige Heimath in dem wilden Zustande suchen, der darum dem Menschen nicht, allein und vorzüglich, eigen und natürlich seyn kann, weil er in demselben seine hohe Würde, die seinen Ursprung allein beweiset, nie entwickeln könnte. Nachdem er die übrigen Schriften seines Lehrers gelesen hatte, die alle nur Ein Geist durchhaucht und zu einem zusammenhangenden Ganzen verbindet, und wovon jeder Theil zu einer Stufe des Tempels der Wahrheit dient, sah er klar ein, daſs die oft wild und übertrieben scheinenden Gedanken des begeisterten

Künstlers, der dieses erhabene Gebäude aufführte, nur deshalb da stehen, weil sie das entgegenstehende Gerüste des Wahns, der Thorheit, Eitelkeit und Eigenmacht in seiner elenden Blöſse zeigen sollen. Er wuſste, daſs Plato, als er die Gebrechen der Staaten seines Zeitalters merkbar machen wollte, dasselbe that, indem er das Gesetz, die Gerechtigkeit, und die moralische Würde des Menschen, als die einzigen Führer und Leiter, seinen Zeitgenossen, mit der ganzen Erhabenheit und Kraft seiner Seele, darstellte; er wuſste, daſs ihn nur die miſsverstanden, verhöhnten und haſsten, welche ihn entweder nicht faſsten oder, als Verbrecher gegen diese Gesetze und Würde, es nicht ertragen konnten, daſs dieselben in diesem hohen Lichte der Wahrheit erschienen.

2.

In Paris machte er sehr viele and angenehme Bekanntschaften mit Gelehrten, Bürgern und Staatsleuten; und auch er fand, was so Viele beobachtet hatten, daſs, trotz der Verderbniſs der Sitten, in keiner Stadt Europas mehr Kenntnisse, Annehmlichkeiten des Umgangs, und gesellschaftliche Tugenden zu finden wären, als eben in dieser verderbten Stadt. Auch hatte gerade die allzu offne und schreiende Auſserung dieser Verderbniſs nach und nach alle diejenigen erweckt, in welchen die Funken des Edlen noch glimmten; ihre Tugend erhob sich an der Seite des Lasters, und schon hörte man einige laute Stimmen unter dem wilden Gebrause.

Franklin war um diese Zeit in Paris, und Ernst hatte das Glück, diesem seltnen Manne zu gefallen und von ihm geachtet zu werden. Als sich dieser nun zu seiner Abreise fertig machte, bat ihn Ernst um die Bestellung eines Briefes an Hadem, von dem er den edlen Greis so oft unterhalten hatte. Franklin versprach ihm, wenn Hadem in dem ungeheuren Bezirke von Amerika lebte, so sollte er diesen Brief gewiſs bekommen. So viel hatte Ernst schon von Franklin erfahren, daſs das Regiment, wobey Hadem stand, in einem für die Engländer und Teutschen unglücklichen Treffen beynahe gänzlich zu Grunde gerichtet worden sey, und man die übrigen als Kriegsgefangene in das Innere des Landes geführt hätte.

Ich darf dem Leser diesen Brief nicht vorenthalten.

Ernst an Hadem.

Ein Brief von Ihrem Schüler, Ihnen durch den edelsten Mann des Landes, in welchem Sie nun leben, zugesandt, wird Sie gewiſs erfreuen. Und damit Sie ja nicht fürchten, daſs etwas diese Freude stören möchte, so sage ich Ihnen gleich im Eingange meines Briefes, daſs Ihr treuer Schüler noch in dem Lande lebt, in das Sie ihn eingeführt haben. Sie würden ihn, trotz der Veränderung, welche die Zeit in seinem Auſsern gemacht hat, gewiſs wieder erkennen, und so finden, wie Sie ihn verlieſsen. Damit Sie sehen, wie und wodurch er sich auf seiner Grundfeste erhalten hat, sende ich Ihnen hiermit zugleich die Beweise des Kampfes *), den Sie bey Ihrer schrecklichen und plötzlichen Entfernung durch Ihre letzte Worte veranlaſst haben. Und dann sage ich Ihnen, daſs Sie mich nie verlassen haben, daſs Ihr Geist mir immer zur Seite stand, daſs ich nur in dem Gedanken lebte, Sie wiederzusehen, nur Sorge trug, von Ihnen wieder erkannt zu werden. Franklin, der erste Mann seines Volkes, hat mir versprochen, Sie in meine Arme zurück zu senden; und dann, Hadem, mag das Schicksal über mich beschlieſsen, was ihm gefällt.

Denken Sie Sich meine Lage, meine Traurigkeit, meine Furcht, meine Angst, meinen Kampf, als Sie mich verlieſsen! Und denken Sie, wie ich Ihnen, in der Stille des Herzens, für den Führer dankte, dem Sie mich anvertraueten! Daran erkannte ich meinen Hadem wieder. So übergibt der schützende Genius den ihm anvertrauten, eben verschiednen Gerechten einem Engel, daſs er ihn in unser Vaterland leite, weil ein Neugeborner seines Schutzes bedarf. Er hat mich geleitet; er hat den jungen, ganz verlaſsnen Kämpfer ausgerüstet mit Stärke; er hat ihm wieder Muth eingeflöſst, auf der Bahn, auf welcher er einen Augenblick wankte. Und von dem Augenblick an, da ich den Geist verstand, dem Sie mich anvertrauten, stehe ich wieder in der Mitte meines Paradieses, und ich hoffe, Sie sollen mich darin finden.

---

*) Die obigen Briefe in dem zweyten Buche.

Von dem Manne, dem man mich und Ferdinand nach Ihrer Entfernung übergab, sage ich nichts. Er konnte mir nicht mehr schaden; er bestärkte mich nur in dem Glauben, den Sie in mir erzeugt hatten. Nur fürchte ich, daſs er auf Ferdinand mehr Wirkung gethan hat. Dieser ist jetzt im Französischen Dienste, und ich habe ihn in seiner Garnison besucht. Nach den Begriffen dieses Landes besitzt er Alles, was ein Mensch besitzen muſs, um hier sein Glück zu machen; und ich glaube, er wird das seinige machen. Freude, Vergnügen und Hoffnung umgaukeln ihn, und er ist so liebenswürdig, so angenehmen Umgangs, daſs der Zauber seines Betragens und seiner Liebkosungen mir selbst die Furcht verschleierte, die einige seiner Auſserungen in mir erweckten. Ich liebe ihn, und werde ihn immer lieben; und da seine ihn ganz beherrschende Einbildungskraft nun einmal nicht zu bändigen ist, so wünsche ich nur, daſs er bey Fehlern und Thorheiten stehen bleibe, daſs diese Fehler unter einem so leichtsinnigen Volke, wie das Französische, nicht in Laster ausarten. Fehler kann er im Unglück bey mir vergessen, Thorheiten kann ich vielleicht gut machen; aber Laster?

Ich habe mich vier Jahre auf der Universität *** aufgehalten, und da das menschliche Wissen mehr geprüft, als mir zum Eigenthum gemacht. Ich lernte mich von der Beschränktheit des menschlichen Geistes überzeugen, und fand bey meinem Nachsinnen darüber, daſs uns zu unserm Glücke so vieles Groſse und Herrliche deutlich, klar und verständlich ist, als wir bedürfen, um unsre Bestimmung zu erfüllen. Ihr Geist, und der Geist des Mannes, den Sie mir zum Führer hinterlieſsen, leiteten mich auch hier; ich ging mit ungestörtem Verstande und ruhigem Herzen an allen täuschenden Syrenen vorüber, die uns mit ihrem reitzenden Gesange in Labyrinthe locken, aus denen wir uns selten herauswinden, ohne die Heiterkeit des einen, und die Zufriedenheit des andern, zu verlieren. Wie die goldnen Strahlen der Morgenröthe, schweben die Fäden meines Daseyns, die mich an jenes Land so sanft binden, vor meinem Geiste — ich überlasse mich ihrem Zuge, und vermeide alles, was sie düster färben könnte.

Ich war in England, Hadem, in dem Lande, das die Söhne der Teutschen von ihren Fürsten erkauft, um sie über das Meer zur Schlachtbank zu senden. Auch Sie sandte es dahin; aber zum Schutz und Troste der dem Tode geweihten Opfer. Und nur dieser Gedanke, wenn ich Sie bisweilen zu lebhaft zurück wünsche, und murrend über meinen Verlust klage, söhnt mich wieder mit dem Schicksal aus, das Sie mir vorenthält. Ich empfinde, was Sie diesen Unglücklichen seyn müssen, welche die Goldsucht ihrer Fürsten von dem väterlichen Boden vertrieb, die nun seufzen in der Gefangenschaft, im Innern eines fremden Landes, dessen Erde schon den gröſsten Theil ihrer Brüder, in Wildnissen deckt. Ist der Teutsche dazu geboren? seinem Fürsten von der Natur als eine Waare gegeben? Was hofft dieser von den zurückgebliebenen Waisen, wenn die Zeit kommt, da das Vaterland seiner Söhne bedarf? Wird er mit seinem aufgehäuften Golde nun auch fremde Vertheidiger erkaufen? oder wird er dem Feinde die Summe entgegen tragen, die er für das Blut seiner Kinder erhalten hat, und damit Schonung erkaufen? Ich darf diese Gedanken nicht weiter verfolgen. Kein Volk der Erde verdient mehr Achtung und Schonung von seinen Fürsten, als das Teutsche; und dieses Volk wird von ihnen verkauft! Weg mit dem elenden Gedanken, der Teutsche habe kein Vaterland! — Er hat ein Vaterland; ich habe ein Vaterland, ich fühle es, und fühlte es schon, als ich das erste lebendige Rauschen in meinem Eichenwalde vernahm. Ich fürchte, Hadem, durch diese Gesinnung sind Tugenden in Teutschland verschwunden, deren Verlust wir einst bereuen werden. Die Zeit kann kommen, wo sich dieser Gedanke, der Teutsche habe kein Vaterland, grausam an denen rächen wird, die ihn erzeugten und unterhielten. Der Teutsche hat kein Vaterland — was hat er denn, Hadem? Und was sind seine ihm eignen Sitten und Tugenden? Ist nicht Treue, Aufrichtigkeit und Tapferkeit sein unterscheidendes Merkzeichen? Und den Boden, der diese Tugenden nährt, auf welchem sie gedeihen, sollten wir nicht unser Vaterland nennen? Und wäre dieser traurige Gedanke wirklich wahr — wie, wenn nun der Teutsche fragte: „warum er kein Vaterland habe, in dem Sinne wie andere Völker, und durch wen ihm diese Quelle edler Tugenden genommen sey“ — was würde man ihm antworten?

In England forschte ich vergebens nach jenen Tugenden, mit deren Geräusche dieses, nach allen Theilen der Welt handelnde Volk seine verblendeten Bewundrer so lange täuschte. Längst hat die Goldgierde sie verschlungen. Mich überfiel ein Schauder bey dem Gedanken, daſs dieses von politischer Freyheit träumende Volk, welches gleichwohl allen wirklichen Werth nur in Gewinn setzt, die unschuldigsten und ältesten Bewohner der Erde in der scheuſslichsten Sklaverey hält, und uns ihre unter der Gewalt erzwungenen Erzeugnisse zuführt, um für das uns abgenommene Gold, Teutschlands blühende Söhne, von unsern Fürsten zu kaufen! Ich sehe sie alle Meere durchfahren, alle Küsten der cultivirten und wilden Völker besuchen, überall handeln, tauschen, Gewaltthätigkeiten und Raub ausüben, und selbst hier in der Hauptstadt, für den Glanz des Goldes, den Schatten ihrer noch übrigen Freyheit verkaufen. Hadem, und doch treibt dieses, durch seine Reichthümer aufgeblähete Volk, seinen miſsverstandnen Stolz so weit, daſs es alle Völker der Erde verachtet, ob es gleich bey ihnen seine Tugenden für Gold umsetzt. Und wenn die Engländer nun alles Gold der Erde zusammengehäuft haben, werden sie nicht ärmer durch ihren Reichthum seyn? Wird das Elend bey dem gröſsten Theile des Volkes, nicht in eben dem Maſse, steigen, wie der Reichthum des kleinern? Welches bloſs kaufmännische Volk der alten und neuen Welt rief nicht, in der Zeit der Noth, seinen Götzen vergebens um Hülfe an? O, es ist ein trugvoller Götze, Hadem; und die Zeit wird einst gewiſs die gemiſshandelten Völker der Erde, an seinen feurigen Anbetern rächen! Und geschieht es nicht schon jetzt, in dem Erdtheile, wo Sie leben? Tugend, Mittelmäſsigkeit zu Gefährten, Eisen zur Vertheidigung — was vermag das Gold gegen diese? Und ist dieses nicht das Loos der Teutschen?

Ich durchreiste verschiedne Provinzen von Frankreich, bevor ich mich nach Paris begab. Da nun, und in Versailles, entdeckte ich freylich sehr geschwind die Quellen des Elends, von dem dieses gutmüthige, muntre, geistreiche und freundliche Volk so vielfach leidet. Gewiſs besitzen die Franzosen schon von Natur, alle geselligen Tugenden in einem höhern Grade, als andere Völker; und darum können andere Völker auch nur ihre Thorheiten nachahmen. Ich werde überall eine ſeine Urbanität und gefällige Redlichkeit gewahr, die nur der Haſs oder der rohe Sinn verkennt. Der Franzose ist durchaus ein vollendeterer Mensch, und Feinheit im Denken, Sprechen und Handeln macht sein unterscheidendes Merkmahl aus. Um so mehr ist es zu beklagen, daſs die Urheber seines Elends ihm alles Böse mit einer Leichtigkeit, Zuversicht und Vergessenheit thun, als sey es ein unvermeidliches Gesetz der Nothwendigkeit. Ich fliehe oft den Tumult dieser groſsen Stadt, um mich dem Nachsinnen dessen zu überlassen, was täglich vor meinen Augen vorgeht; und oft flüchte ich mich auf die ruhige, selige Insel, welche die Gebeine des Mannes in sich schlieſst, dessen Leitung Sie mich anvertrauet haben. Mit welchem Gefühle der Rührung und des Danks ich zum erstenmal sein Grab begrüſste, denken Sie wohl. Diese Insel, Hadem, war der letzte Zuſluchtsort des verfolgten Priesters der Natur und der Wahrheit. Auch hat die Natur sie zur Ruhestätte ihres Lieblingssohns reitzend ausgeschmückt. Schlanke Pappeln wiegen sich lispelnd um sein Grab, als sprächen Geister aus einer andern Welt von ihren Wipfeln herab. Hier sprach sein Geist stärker, als je, zu mir; und selbst der heiſse Wunsch, daſs er noch leben möchte, die stillen Klagen, daſs ihn meine Augen nicht sehen, daſs ich ihm für meine Errettung keinen Dank sagen konnte, verloren sich bey dem Gedanken: Werde ich ihn nicht ſinden in dem Lande, wohin er geflohen ist, zu welchem er mir die Bahn so fest, so bestimmt, vorgezeichnet hat?

Hadem, nie vergehen die Worte dieses Mannes, und an seinem Grabe fühlt' ich, was denen bevorsteht, die dem Edlen ihr Ohr verstopften — diesem Edlen, der ihnen so laut und schrecklich warnend den Abgrund zeigte, an dem sie so thätig und rastlos graben, als könnte er sie nicht früh genug verschlingen.

Hier, an seinem Grabe, schwor ich, seiner Lehre treu zu bleiben, und alle widrigen, empörenden Erscheinungen um mich her, mit dem Gedanken zu bekämpfen: „Die Natur machte den Menschen „gut; in dem Augenblicke, da er sie verlieſs, hörte „er auf, es zu seyn.“ —

Ja, Hadem, hier ist die Tugend nur ein Paradewort, nur ein Ausdruck des Vertrags. Hier weiſs man nichts von Übertreibung derselben, als wenn man von ihr spricht, wenn man Handlungen aus Romanen, zum Gegenstande des Gespräches macht. Hier übt man Ihre letzten Worte in einem Sinne aus, wie Sie dieselben gewiſs nicht ausgesprochen haben; denn aus Vorsicht, die Tugend nicht zu übertreiben, sich und Andern durch sie nicht schädlich zu werden, verliert man alle Kraft und allen Muth dazu.

Ich werde in Kurzem Frankreich verlassen; denn ich sehne mich nach meinem Vaterlande, wo die goldne Mittelstraſse noch betreten wird, wo Üppigkeit, und ihre Quelle, der Reichthum, noch nicht alle Tugenden verschlungen haben, wo noch Einfalt, Zutrauen und inniges Verhältniſs unter den Bürgern herrschen. Möchte es in diesem Zustande verbleiben! Möchten nie Witz und Spott die einzigen Bedürfnisse der Unterhaltung, die Hauptforderung an unsere Schriftsteller, werden! Möchten dem Teutschen noch lange Wahrheit, Empfindung und Einfalt genügen, und ein Gemählde der schönen, ruhigen Natur, die Erzählung einer guten That, das rührende Schicksal eines ihrer Brüder, sie mehr entzücken, als die witzigste, geistreichste Spötterey, die glänzendste Schilderung des üppigen Wohllebens, die berühmteste Darstellung der mit dem schimmerndsten Firnisse übertünchten Laster! Euer Ruhm sey Eure Treue, Eure Aufrichtigkeit, Euer Muth! Erhaltet diese Erbschaft Eurer Väter, und miſsgönnt andern Völkern den Ruhm nicht, den sie sich auf Kosten dieser Tugenden erwerben!

Mit diesen Empfindungen werde ich den vaterländischen Boden wieder betreten, mich auf den Schauplatz meiner fröhlichen, unschuldigen Jugend einschränken, und da Sie erwarten. All mein Bemühen soll darin bestehen, mir diesen Sinn zu erhalten, meines Vaters und Ihre Lebenszeit aufzuheitern, und alle die glücklich und zufrieden zu machen, die meiner Sorge anvertrauet sind.

Kehren Sie bald zu uns zurück, Hadem, so bald, als Ihre Pflicht es verstattet. Sie fehlen mir und meinem Vater. Mitten in dem blühenden Schooſse der Natur wollen wir einen Tempel bauen, dessen Grund ich an Ihrer Seite mit zarter Hand anlegte. Ich bin nun kühner und zutraulicher geworden — und der Grundstein dieses Tempels liegt mitten in dem von Ihnen gebildeten Herzen, welches ich so rein erhalten will, daſs Sie es nie abweisen werden. So bin ich, durch unermeſsliche Entfernung getrennt, noch Ihr, so sind Sie noch mein; denn das Band, das uns vereinigt, umschlingt und erhält die Welten. Leben Sie wohl, Hadem!

Zwey Dinge vergehen nie in mir: die Gewiſsheit eines höhern Ursprungs, sichre Rückkehr dahin, und die Freundschaft für Sie. An diesen Zeichen werden Sie Ihren Schüler gewiſs erkennen, in welcher Lage des Lebens Sie ihn auch finden mögen. Noch einmal, leben Sie wohl!

3.

Nach Franklins Abreise kehrte Ernst zu seinem Vater zurück. Wie er Teutschland und seine Landsleute betrachtete, hat er selbst angedeutet; und ich brauche nicht zu sagen, daſs er den vaterländischen Boden mit Gesinnungen betrat, die dem gröſsten Theil unsres von Reisen zurückkehrenden Adels fremd sind. Von auſsen gebildeter und vollendeter, mit Erfahrung und Kenntnissen bereichert, kehrte er, was seine innere Denkungsart betrifft, unverändert zurück. Sein Auſseres hatte durch seine ſestere innre Stimmung gewonnen; seine ernste und oft düster nachsinnende Miene war durch gefällige Sanftmuth gemildert. Aus seiner Liebe zum Guten, seinem Muthe, seinem Zutrauen, seinem einfachen Gefühl, floſs ein schonendes Betragen gegen Andere. Er konnte Thorheiten mit ansehen, ohne aufgebracht zu werden. Er bedauerte still; denn da er die Menschen kannte, so kannte er auch die Ursachen ihrer Thorheiten, und da er für sich ohne alle Anmaſsungen und Ansprüche war, so lieſs er sich nie verleiten, durch Bemerkungen und Zurechtweisen die Menschen zu reitzen, überzeugt, daſs man sie wohl dadurch erbittern, in ihrem Unsinne verstärken, aber selten bessern kann. Nur wenn er aufgefordert wurde, wenn man Wahrheit von ihm verlangte, wenn sie oder die Unschuld in Gefahr waren: nur dann trat er in der ganzen Würde und Stärke seines Gefühls auf, ohne die Folgen für sich zu achten.

Die Freude seines Vaters, einen solchen Sohn, nach allen ihm bekannten Gefahren, in seiner Unschuld zu umarmen, ihn so zu finden, wie er ihn verlassen hatte, war unbeschreiblich. Es war immer sein Ernst, und in seinem Herzen lebte das Gefühl der Jugend, als sey ihre Blüthe unvergänglich. Muſste sie nicht? Hatte er sie nicht in dem ewig blühenden Lande gepflückt, in das er so früh eingedrungen war? Auch sollten nur dort ihm die Früchte reifen, deren Keime er so sorgfältig wartete; denn nur dort blühet der Baum des wahren Lebens.

Als sein Vater nun alle Freude des Wiedersehens genossen, und Ernst die Höhle besucht, den Kranz unversehrt gefunden hatte, ohne daſs ein Vorwurf die geistige innre Verbindung mit ihm störte — drang sein Vater in ihn, sich dem Fürsten vorstellen zu lassen. Ernst empfand, daſs es nothwendig wäre; aber er versicherte seinem Vater: er würde sich durch nichts fesseln lassen, in seine Arme zurückkehren, und nur ihm und dem stillen Berufe leben, den die Natur ihm so glücklich angewiesen hätte.

4.

Ernst kam in der Residenz an, und stieg bey seinem Oheim ab. Sein Eintritt und sein Betragen überraschten den Präsidenten; der Jüngling, den er als einen phantastischen, träumenden Knaben kannte, war nun zu einem jungen Mann aufgewachsen, der bey allem Anstande, aller Freundlichkeit und Sanftmuth, doch mit jedem Worte und Blick' anzeigte, daſs er auf einem festen Punkte der Stärke und Entschlossenheit stände. Ich sage zu wenig, wenn ich sage: der erfahrne Mann ward dadurch verwirrt. Ernst drückte ihn; denn wenn er ihm gleich als sein Neffe und als Edelmann gefiel, so miſsfiel er ihm doch als Mensch. Indessen war der Freude, des Bewillkommens und Wohlaufnehmens kein Ende, und der Tag seiner Ankunft muſste ein Fest in der Familie werden, wozu man alles einlud, was man seine Freunde nannte. Ernst muſste von seinen Reisen erzählen, und er sagte eins und das andere darüber, das seinen Oheim in Erstaunen setzte. Zu Zeiten dachte er, Renot habe, trotz seinen Prahlereyen, doch nur gepfuscht, und der alte Schade sey dem jungen Manne geblieben; er tauge nur für das Landleben, oder für das Bücherschreiben. Als er aber endlich seinen Entschluſs erfuhr, daſs er sich dem Fürsten wolle vorstellen lassen, ward er ernsthaft, lobte indessen seinen Entschluſs sehr, und setzte hinzu:

„Sie werden Ihren Hofmeister Renot, als Secre-
„tair, bey dem Fürsten finden, Neffe. Er hat mir
„diese ehrenvolle Stelle zu danken. Ich that es
„um Ihrentwillen, und Sie können dafür, auf seine
„Gefälligkeit, bey jeder Gelegenheit rechnen. We-
„nigstens glaubte ich, ich sey verbunden, die Dienste
„zu belohnen, die er Ihnen erwiesen hat.“ —

Ernst erröthete; er hatte die Kunst nicht erlernt, einen Schlag an sein Herz, abzuleiten, ohne daſs er sich dem Geiste mittheilte. Er antwortete kalt:

„Ich sehe es gerne, daſs es ihm wohl geht;
„und da Sie wirklich glauben, er habe Ihre Vor-
„sorge verdient, so danke ich Ihnen dafür; doch
„erlasse ich ihm seinen Dank und seine Gefälligkeit,
„wenn ich Ihre Worte recht verstehe, weil ich nie
„etwas suchen werde, als wozu ich Recht habe;
„und dazu ist ja der gerade Weg immer der beste.“

Ernst traf hier, ohne es noch zu ahnden, gerade den rechten Gesichtspunkt, den der Präsident bey der Anstellung Renots im Auge gehabt hatte. Er, der an dem kleinen Hofe gerne die Politik ausübte, wie sie an groſsen im Gange ist, um seine Geisteskräfte alle zu gebrauchen, hatte Renot dem Fürsten zum Secretair gegeben, weil er gerade einen so gewandten und ihm zugethanen Menschen an dieser Stelle brauchte. Der Fürst hatte unter vielen Eigenheiten auch die, daſs er gewisse Dinge gern allein that, und seine Minister und geheimen Räthe nicht alles wissen lassen wollte. Da dieses nun eine Eigenheit an einem Fürsten ist, welche Minister und Räthe an kleinen Höfen eben so wenig vertragen können, als die Minister und Räthe an groſsen, so muſsten sie natürlich diese ihnen unangenehme Eigenheit, für sich so unschädlich als möglich, zu machen suchen. Nehmen lieſs der Fürst sie sich einmal nicht; das hatten sie erfahren. Renot war nun freylich der Mann zu einem solchen Zwecke. Er legte, sobald er den Fürsten kennen gelernt, und das Verhältniſs, nebst allen daraus für ihn entspringenden Vortheilen, durchschauet hatte, den Franzosen so weit als möglich ab, und stellte nur den biedern, einfachen, treuen Schweizer dar. Der Fürst war mit ihm zufrieden; denn Renot besaſs die Kunst, ihm jede Arbeit leicht und nach seinem Sinne zu machen. Und um diese Zufriedenheit bis zum Zutrauen zu erheben, zeigte er ihm bey jeder Gelegenheit das, was Groſse so gern an Kleinen sehen: eine besondere Anhänglichkeit und Ergebenheit; und er wuſste es so zu drehen, daſs er dieses noch mehr für den edlen Mann, als für den Fürsten, zu fühlen schien.

Der Präsident versuchte nun, Ernsten einige Regeln über sein Betragen gegen den Fürsten zu geben, und legte besonders auf diese einen starken Nachdruck: „Da der Fürst das Kühne und Muthige „nicht liebe, so möchte er ja zurückhaltend in „seinen Reden seyn.“

Ernst hörte ihn ruhig an, und sagte:

„Ich gehe zu dem Fürsten, ihm die Achtung „zu bezeigen, die er von mir, von jedem unter „uns, von jedem seines Volks, und von jedem „Teutschen verdient. Kann ich ihn von diesem „meinem Bewegungsgrund überzeugen, so habe ich „meine Absicht schon erreicht.“

Der Fürst erlaubte Ernsten schon auf den folgenden Morgen Zutritt. Gerne hätte ihn der Präsident an den Hof begleitet; aber er wuſste, daſs er darum doch weiter nichts erfahren würde: denn der Fürst hatte auch die Eigenheit, daſs er den Zutritt in das Innere seines Kabinets erlaubte, und sich da gern' allein und ungestört mit denen unterhielt, die er sehen und kennen lernen wollte.

Dem Fürsten gefiel nun alles das an Ernsten, was dem Präsidenten nicht gefiel; und als er ihm angemeldet ward, erinnerte er sich augenblicklich seines ehemaligen Schreibens. Er las es durch, bevor Ernst zu ihm trat, und nun sah er den jungen Mann gerade in dem Lichte an, in welchem er ihm damals erschien. Der Eintritt, das Betragen, die Gesinnungen Ernstens bestärkten den frühen guten Eindruck. Nachdem sich der Fürst lange mit ihm, von seinen Reisen und auswärts gemachten Bekanntschaften, unterhalten hatte, fragte er ihn: „welchem Geschäfte er sich nun zu widmen „gedächte? welchen Theil an der kleinen Staats„wirthschaft seines Vaterlandes er wählen würde?“

Ernst antwortete: „Meine Neigung geht vor„züglich auf ein beschränktes Leben; ich halte es „jetzt für mein Hauptgeschäft, das Leben meines „Vaters angenehm zu machen, und ihm alle Sorgen „abzunehmen. Ich muſs mich erst im Kleinen ver„suchen, Ew. Durchlaucht, bevor ich mich an das „Groſse wage.“

Fürst. Sie reden von Beschränktheit, Herr von Falkenburg, das heiſst von Ruhe. Der thätige Geist in Ihren Augen scheint über Ihre Worte zu zürnen. Was sollen wir Alten denn thun, wenn Rosenlippen von Ruhe reden? Nach Ihrer jetzigen Auſserung, habe ich mich also in Ihnen geirrt. — Sie wundern sich? — Freylich geirrt. Denn Sie haben mir nicht Wort gehalten, Ihr Gelübde gegen mich gebrochen, daſs Sie mir schon in Ihrer Jugend durch diesen Brief ablegten.

Er gab ihm den Brief, und bemerkte sein Erstaunen darüber. Nun fuhr er fort:

„Sie sehen, ich habe ein besseres Gedächtniſs, „als Sie. Sie vergaſsen den Vertrag, den Sie durch „diesen Brief mit mir gemacht haben; ich vergaſs „ihn nicht. Es ist mir leid, daſs Sie es thaten;

„ich habe auf Sie gerechnet. Und doch hätte ich „mich in Ihnen nicht irren sollen; Ihre erste Bitte „wenigstens habe ich gleich erfüllt.“

Ernst. Verzeihen Sie, gnädiger Herr, mein Erstaunen über das, was ich höre und sehe. Wenn Sie wüſsten, wie es mit diesem Briefe zugegangen ist, was er für Folgen für mich gehabt hat, ich würde leicht Ihren ernsten Blick mildern.

Fürst. Reden Sie. Ich höre gerne von den Jahren, in welchen der Mensch beginnt.

Ernst. Darf ich eine Frage wagen?

Fürst. Sie wagen bey mir nur dann, wenn Sie mit blühenden Wangen von Ruhe reden.

Ernst. Waren Ew. Durchlaucht nicht ungehalten über diesen Brief?

Fürst. Gar nicht. Ich trug ja Ihrem Oheim auf, er sollte Ihnen sagen, daſs ich diesen Brief als ein an mich, von Ihnen abgelegtes Gelübde, ansähe, daſs ich hoffte, Sie würden als Mann leisten, was Sie hier als Jüngling versprächen. Ich hörte in dem Briefe den jungen Mann, der hier vor mir steht; aber da nicht, als Sie von Ruhe sprachen.

Ernst. So muſs mein Oheim Ihre gütige Äuſserung dem Jüngling für nachtheilig gehalten haben, und vielleicht hatte der erfahrne Mann darin Recht. Und nun erlauben Sie mir, gnädiger Herr, daſs ich Ihnen nicht erzähle, was für Folgen der Brief für mich gehabt hat.

Fürst. Ich verstehe Sie, verstehe Sie gerne so, und dringe darum nicht weiter in Sie; aber dafür werden Sie auch Ihr Wort halten, und das mir gethane Gelübde nicht vergessen. Ich bewahre es auf. — Herr von Falkenburg, versagen Sie Sich Ihrem Vaterlande darum nicht, weil sein Umfang so klein und beschränkt ist. Das kleinste Land braucht gute Menschen; und vielleicht ist ein kleiner Bezirk denen, welche gut sind und es bleiben wollen, zuträglicher, als ein groſses Reich. Ich gestehe Ihnen, daſs ich darum als Teutscher Fürst mit meinem Loose sehr zufrieden bin. Jetzt kann ich meinen Wirkungskreis ganz übersehen; wär' er gröſser, so müſst' ich mein Geschäft zerstückeln, und es mit so vielen Händen theilen, daſs mein Fürstenthum zwar gröſser, mein eigner Wirkungskreis aber eben um so viel kleiner und beschränkter wäre. Jetzt kann ich mir noch etwas zuschreiben, kann alles und jedes noch beobachten und in Ordnung halten; aber wenn Leute Ihrer Art mir fehlen wollen, wenn sie sich mir versagen, wenn sie die Probe mit sich und mit den Menschen aus Miſstrauen oder Gemächlichkeit nicht machen, und ihre Tugend und ihr Talent vergraben wollen: so ist es traurig für den, der an der Spitze steht. Und warum suchen Sie die Ruhe? so frühe Ruhe? Herr von Falkenburg, das Amt in dem kleinen Staate schlieſst die Sorge für den eignen Herd nicht aus, wie in dem groſsen. Es bereichert selten; und um so besser! so nimmt der Diener des Vaterlandes zugleich als Bürger und Hausvater Theil am Staate.

Dieses sind meine Gesinnungen. Haben Sie etwas darauf zu antworten, so will ich es gern' anhören; haben Sie mir nichts zu antworten, und verharren doch bey Ihrem Vorsatz, so haben Sie Gründe, die Sie mir nicht anvertrauen können: und in diesem Falle geb' ich Ihnen Ihren Brief zurück.

Ernst. Ich wäre des Teutschen Nahmens nicht würdig, nicht würdig in einem Lande geboren zu seyn, dem ein solcher Fürst vorsteht, wenn Ihre Worte meinem Herzen nicht zu Gesetzen würden. Der Sinn, in welchem Sie meinen Brief aufnahmen, als ich noch ein Knabe war, gnädiger Herr, ist so schön und selten, daſs mir die Erinnerung daran zum ewigen Vorwurf würde, wenn ich ihn n[illegible] so treu erfüllte, als ich ihn lebendig fühle. So wird der Teutsche selten von seinem Fürsten geworben. Nehmen Sie mich denn ganz, wie ich bin, und nützen Sie mich, wo es Ihnen gefällt.

Fürst. Ich nehme Sie an; und glauben Sie mir, an den Fürsten liegt es nicht allein, wenn sie ihren Adel nicht so werben, wie ich Sie geworben habe. Zeige sich nur unser Adel so Teutsch und bieder, wie ich Sie finde, wie ich Sie mir denke, und erhalte sich auf den ihm vertrauten Posten so: dann werden Teutsche Fürsten auf diesen Titel stolzer seyn, als auf jeden andern. Und nun begleiten Sie mich auf meinem Spaziergang.

Der Fürst führte ihn durch verschiedne Alleen gerade nach dem Teiche, und lieſs sich in der Laube nieder, wo Ernst einst seinen Brief niedergelegt hatte. Er lächelte über die schöne Wärme, die das Erinnern jenes Morgens auf Ernstens Wangen zog; da aber Ernst die weitere Erörterung so zart abgelehnt hatte, so vermied er jede Frage darüber. Ernst blieb zur Tafel.

5.

Renot sorgte dafür, daſs der Präsident alles auf das genauste erfuhr, was zwischen dem Fürsten und Ernsten öffentlich vorgefallen war. Der Präsident erwartete Ernsten mit vieler Ungeduld; und als dieser endlich kam, fragte er ihn gleichgültig über seine Aufnahme. Ernst sprach von dem Fürsten, wie er es verdiente, und um so auffallender für seinen Oheim, da er es mit Fassung that. Als er endlich dem Präsidenten erzählte, daſs er dem Lande dienen würde, sagte dieser: „So!“ und als Ernst hinzu setzte, wie ihn der Fürst geworben; so rief er: „o der vortreffliche Fürst! der vortreffliche „Fürst! wie will ich ihm dafür danken!“ Diese Worte sagte er mit einem so sonderbaren, so lang gedehnten Tone, daſs Ernst ihn darüber ansah. Der Ton schien bloſs aus dem Kopfe zu kommen, und durch eine Reihe von Nebengedanken verlängert zu werden.

Nun nahm das Gespräch eine andre Wendung. Den Inhalt desselben wird der Leser von Ernsten selbst lieber, als von mir hören.

Renot unterbrach sie. Er war eilends gekommen, um Ernsten seine Aufwartung zu machen. Als der Präsident sich einen Augenblick entfernt hatte, sagte Ernst zu Renot:

„Sie haben mir Ihr Wort gehalten, als ich noch „ein Knabe war; ich will nun das meinige erfullen, „da ich ein Mann geworden bin."

Nicht die Sache, sondern die gerade Erinnerung daran, verdroſs Renot: aber um so freundlicher war er gegen Ernst, um so schmeichelhafter sprach er gegen den Präsidenten und Andre von ihm.

Ernst fuhr den folgenden Tag zu seinem Vater zurück, und ich kann dem Leser seine Gesinnungen über seine gegenwärtige Lage nicht besser darstellen, als wenn ich ihm ein Bruchstück eines Briefes von ihm, an Hadem, vorlege. Er hatte die Gewohnheit, bey jedem ihm wichtigen Vorfalle sich mit diesem zu unterhalten; und eine solche Unterhaltung nannte er: einen Geisterrath zwischen sich und diesem.

Ernst an Hadem.

Mit welchem Entschluſs' ich in meine Einsamkeit zurückkehrte, habe ich Ihnen geschrieben, lieber Hadem. Doch alle die schönen Hoffnungen, die sichern Erwartungen, muſs ich nun aufgeben; und dagegen zu murren, wäre ein Verrath an Ihren Lehren, an meinem Herzen. Ich soll ein Amt annehmen, fühle die ganze Stärke der Gründe unsers edlen Fürsten; und doch gehe ich hier nachsinnend in meinen blühenden Thälern herum, und sehe mit scheuem Blicke nach der fernen Zukunft, hinter den Felsen. Wie ich jetzt hier herumwandere, denke ich mir den, von der Habsucht und dem Geitz, an die Europäer verkauften Neger, der nun zum letztenmal an dem Gestade seiner Heimath traurig umher geht, und bebend über das Meer nach dem fernen Lande hinblickt, wo er weiſs, daſs ihn harte, ewige Sklaverey erwartet. Und nicht darum, Hadem; nicht dieses ängstiget mich. Ihr Schüler kann nicht so klein und eigennützig denken, um nur Ketten für sich im Dienste des Vaterlandes zu sehen, weil er des Lohns nicht bedarf. Es ist nicht die Freyheit, mit seiner Zeit nach eignem Gefallen und Gewissen schalten zu können, die ich beklage; ich glaube vielmehr, daſs ich sie nicht besser anwenden kann. Brauche ich Ihnen zu sagen, was es ist? Wenn ich an dieses lebhaft denke, so fühl' ich einen kalten Schauder durch mein Herz laufen. Und doch — was will ich im Grunde? Kann ich wohl dem süſsen Rufe mein Ohr verschlieſsen? Kann ich meine Tugend als mein Eigenthum ansehen, so lange sie nicht unter den Menschen, und dem Wirken mit ihnen, die Probe bestanden hat? wenn ich nur mir, in stiller Beschränktheit, allein durch sie nutze, wo mich keiner stört? Daſs die, auf diesem glücklichen Flecke hier, nichts verlieren, dafür sorgt mein Vater; denn dieſs ist die schöne Ernte seines herannahenden Alters. — Und sind es nicht Teutsche, auf Einem Boden mit mir erzeugt, von eben demselben Boden mit mir genährt, gleich mir für ihr Bestes besorgt, mit denen ich zu thun haben soll? Fordere ich mehr an sie, als das, was billig, gerecht, ihnen nützlich ist? Und dieses mögen sie an mich so strenge fordern, als sie nur wollen: darüber werde ich nicht mit ihnen in's Gedränge kommen. Also was ist es, das diesen geheimen Schauder verursacht? An Willen, meine Pflicht zu thun, fehlt es mir gewiſs nicht; auf Muth, in Verwicklungen auszuhalten, auf Stärke im Kampfe, wage ich zu rechnen. Und ich sollte fürchten, den Schauplatz zu betreten, wo sich dieses nun bewähren kann? Sind es nicht die gefährlichsten Versuche zum Bösen, welche die Legende den Heiligen am höchsten anrechnet? — Und doch Hadem, ich muſs es Ihnen sagen — verzeihen Sie; aber ich kann nicht schweigen. Ihre letzten Worte erklangen in der Tiefe meines Herzens, während der Fürst mit mir sprach. Ich fürchte, die Menschen können die Tugend in ihrer Kraft, Würde, Reinheit und Unbestechlichkeit nicht ertragen, und nur halbe, schielende Tugenden leiten ihre Handlungen, so wie sie durch ihre Schwäche beständig nahe an der Gränze des Lasters hinstreifen. Sollte das ganze Erblicken dieser erhabenen Tochter des Himmels, für ihren moralischen Sinn das seyn, was das glänzende Licht des Himmels unserm physischen Sinne ist? Ist es so Hadem: was soll aus Ihrem Schüler werden? Wo soll er seinen Standpunkt finden? Wo soll er seinen Fuſs hinstellen? wo vorwärts schreiten? wo stille stehen? wo und wonach seitwärts blicken? Wie? ich sollte meinen festen, reinen Blick, durch die strahlenbrechenden, dunkeln, verworrnen, sich kreuzenden Verhältnisse der Menschen, theilen und färben lassen? Das innere Licht meiner Seele soll von fremden Schattirungen abhangen? Dieſs ist es, Hadem, dieſs ist es!

Jetzt erst kann ich Ihnen erzählen, wie es gekommen ist, daſs ich meinen Entschluſs so schnell geändert habe. Hadem, wenn Sie diesen Fürsten gehört hätten! Ich wollte Ihnen gerne jedes seiner Worte hinschreiben; aber wo blieben seine gutmüthigen, menschenfreundlichen, väterlichen, geistreichen Blicke? wo das sanfte Spiel des Wohlwollens um seinen Mund? das Herz und Zutrauen Gewinnende in jeder seiner Auſserungen? der Nachklang seiner Stimme in dem Geiste? sein edler, ruhiger Anstand? — Sie wissen, Hadem, wie sehr ich das Ruhige, Feste im Betragen liebe; Sie wissen, an wem ich es so früh schon kennen und schätzen lernte! —

(Nachdem nun Ernst die obige Unterhaltung zwischen dem Fürsten und sich beschrieben, fährt er fort:)

Ich fühle, daſs Sie Ihren Schüler glücklich preisen, dieses von seinem Fürsten, von einem Teutschen Fürsten, gehört zu haben. Ich höre, daſs Sie sagen: „Mein Ernst wäre meiner und des Führers nicht werth, dem ich ihn überlieſs, wenn er „dieser Aufforderung nur mit dem leisesten Gedanken widerstanden hätte.“ Und Sie haben Recht, Hadem! Ich bin sein. Er fordere, was ich vermag; denn nie wird er fordern, was ich nicht vermöchte.

Wie klopfte mein Herz, wie erhob sich mein Geist, als er von dem Briefe sprach, so davon sprach! Wie standen Sie an meiner Seite, wie griff meine Hand nach der Ihrigen! Wie strömte es aus meinem Herzen nach meinen Lippen, von Ihnen zu reden! Ich schwieg hier, ich muſste schweigen; aber das damalige Betragen meines Oheims war von so sonderbarer Art, daſs ich wenigstens gegen ihn nicht schweigen konnte. Er schien betroffen, nachsinnend über die Veränderung meines Entschlusses, über das Benehmen, die Äuſserungen des Fürsten gegen mich; und als ich ihm nun alles geradezu sagte, sprach er etwas von seinen guten Absichten, und setzte endlich kalt hinzu: „er habe es für klug „gehalten, den Stolz des Jünglings nicht durch die „Botschaft des Fürsten noch mehr zu reitzen, und „das aus der gegründeten Furcht, ihn durch das „Gelungene des ersten Schritts zu mehreren zu verleiten, deren Erfolg nicht so glücklich ausfallen „möchte.“

Ich zeigte ihm das Widersprechende seiner damaligen und jetzigen Reden sehr gelinde, und sagte:

„Gleichwohl hielten Sie mich zu jener Zeit für „ganz unschuldig, und schrieben meinem Hadem „alles zu, so sehr ich Sie auch von dem Gegentheil „versicherte.“

Er schwieg einige Augenblicke, und dann sagte er:

„Ich hatte meine Ursache dazu, und habe sie „noch jetzt.“

Ich erwiederte:

„Das Ding, welches Sie System nennen, mag „vielleicht Schuld daran seyn; denn es erlaubt gar „sonderbare Dinge. Freylich war ich nur ein Knabe; „aber vielleicht waren Sie mir um so mehr die „Wahrheit schuldig.“

Er antwortete:

„Der Mann sagt dem Knaben nur alsdann Wahrheit, wenn sie ihm wirklich nützt.“

Ich wollte ihn nicht aufbringen; ich wollte aus seinem Munde hören, was ich ahndete, und sagte:

„Ich bin es nun nicht mehr, und bitte Sie jetzt, „als um eine Wohlthat: sagen Sie mir, da Sie nichts „mehr für mich zu fürchten haben, da Sie vernehmen, daſs mir bekannt ist, wie der Fürst den „Vorfall ansah — hat Hadem Ihnen eingestanden, „daſs er mich zu diesem Schritte gereitzt, daſs er „darum gewuſst habe?“

Er erwiederte trocken: „Sie hätten geschwiegen;

„und Schweigen sey in einem solchen Falle ein Bekenntniſs.“

„Verzeihen Sie, lieber Oheim,“ antwortete ich ihm: „machen Sie Ihre Wohlthat ganz vollkommen! „Zeigten Sie Hadem Unwillen über diese That? „sagten Sie ihm: der Fürst habe das Geschehene „übel aufgenommen?“

„Dieses that ich,“ erwiederte er verdrieſslich, „weil es nothwendig war, weil ich Sie fortlieben „wollte.“

Und nun fiel die Hülle von meinen Augen. Sie standen verklärt vor mir, und der Schimmer Ihrer Verklärung verbreitete sich über mein ganzes Wesen. Ich dankte meinem Oheim mit Wärme, und fühlte Thränen in meinen Augen.

Da erkannt' ich meinen Hadem! — Es war ein Opfer, das Sie der Tugend brachten, ein schmerzliches, schönes Opfer. Und der Mann, der es brachte, der mir einen solchen bedeutenden Wink noch mitgab; eben der Mann, der dieses für einen Knaben, für seinen Schüler that, mit Schmach und Vorwurf belastet ihn floh, und alles stillschweigend ertrug, warnte den Knaben in dem letzten Augenblicke vor eben dem, was ihn zu der That antrieb — vor Übertreibung der Tugend, sprach von Maſs und Regel der Tugend! — Hadem, ich halte mich an Ihre Handlung; in dieser liegt der Sinn, der mich leiten soll. Und ich sollte nach diesem Fingerzeige zweifelnd am Scheidewege stehen?

6. Der

6.

Der Vater hörte das Betragen des Fürsten gegen seinen Sohn, mit stiller Rührung an. „Gehe, mein „Sohn," sagte er; „es sind dein Vaterland und „der edelste Teutsche Fürst, die dich rufen. Fügte „ich ein Wort hinzu, so müſst' ich der Wirkung „dieses Rufs auf dich nicht trauen. Für diese hier „will ich schon sorgen. Riefe der Fürst mich an „dem letzten Abend meines Lebens, so würde ich „mich noch von meinem Lager aufmachen, und „ihm die letzten Stunden widmen. Eile zu ihm!"

Als Ernst wieder vor dem Fürsten erschien, erklärte ihm dieser: „Ich habe eine Stelle für Sie „gefunden, die Stelle eines Ober-Kammerraths in „der Grafschaft * * *; dem jetzigen Ober-Kammer„rath dieser Grafschaft werde ich eine Stelle am „Hofe geben, wie dieser, weil er alle Arbeit haſst, „schon lange zu wünschen scheint. Sind Sie mit „dieser Einrichtung zufrieden?"

Ernst sprach von seinen wenigen Kenntnissen in diesem Fache; und der Fürst antwortete ihm:

„Wille Gutes zu thun, ist hier das Haupterfor„derniſs; und was Ihnen an Kenntnissen fehlt, dazu „wird Ihnen gern ein Mann behülflich seyn, der „sich Ihnen gewiſs nicht versagt. Ich verweise Sie „an den Kammerrath Kalkheim. Der eigensinnige „gute Mann scheint nur auf Sie zu warten. Sie „gewinnen ihn dem Lande gewiſs wieder."

Ernst ritt noch denselben Tag nach der Gegend, wo der Kammerrath sich aufhielt. Im ersten Dorfe seines Gartens fragte er nach ihm. Man wies ihn nach einem entlegenern; dort fand er den Kammerrath noch in derselben Lage, und eben so gesund, zufrieden und glücklich, wie er ihn das erstemal gesehen hatte. Kalkheims Freude war groſs, als er Hadems Schüler in dem erwachsenen, bescheidnen, schönen, jungen Mann erkannte. Und als sich der Kammerrath genug gefreuet und nach Hadem erkundigt hatte, und immer froher ward, bezeigte ihm endlich Ernst seine Verwunderung, daſs er sich aller Thätigkeit entzöge.

Kammerrath. Der Thätigkeit entzög' ich mich? Lieber Herr von Falkenburg, im ganzen Fürstenthum ist kein Mensch thätiger, und eben darum auch glücklicher, als ich. Mein Gott, sehen Sie mich doch nur an! Bin ich nicht so mager wie eine Nachtigall im Frühjahr? Sehen Sie denn das glänzende Fleisch der Trägheit an mir? Trag' ich denn die Spuren der Langenweile in meinem Gesichte? oder der dummen Behaglichkeit, oder der kalten, gefühllosen Gleichgültigkeit gegen das, was Andern widerfährt? Sie glauben gar nicht, was ich alles zu thun habe. Ich bin der Arzt der ganzen Gegend für Menschen und Thiere. Da ich die Äcker der Bauern nicht mehr zu besorgen brauche (denn damit geht es noch immer gut), so sorge ich nun für ihre Gesundheit, und die Gesundheit ihrer Weiber, ihrer Kinder und ihres Viehes.

Erschrecken Sie nur nicht; denn ein so groſser Arzt ich auch geworden bin, so brauche ich doch wenig Arzeney. Meine ganze Kunst besteht in gewissen Regeln der Diät; und da ich durch mein voriges Bemühen für die Zufriedenheit der Bauern gesorgt habe, und weder der Kummer, die Sorge, noch das Elend, meiner Kunst in die Hände arbeiten, so geht alles so herrlich, daſs bisher an meiner Kunst noch keiner gestorben ist.

Ernst. Dieſs alles ist so vortrefflich, als vernünftig. Aber sagen Sie mir doch — mein Oheim bot Ihnen ja nach unserm Besuche eine Stelle an; warum schlugen Sie die aus?

Kammerrath. Weil ich glücklich war, und es mir schien, als ob Ihr Herr Oheim mit mir spaſste. Denn die Stelle, die er mir anbieten lieſs, schien mir ein gar sonderbarer Einfall zu seyn. Denken Sie nur — die Kammer wollte mich — was glauben Sie wohl! — die Kammer wollte mich, in diesem Lande, unter diesem Himmelsstriche, zum Vorsteher eines neu anzulegenden Seidenbaus machen. Lieber Herr von Falkenburg, in diesem ganzen Lande werden Sie keinen Strauch vom Maulbeerbaum finden. Doch dieſs lieſse sich in Jahren wohl noch auftreiben; aber ich muſs Ihnen sagen, daſs ich in der Welt nichts mehr hasse, als solche Künsteleyen, solche unnatürliche Versetzungen, solche erzwungene Erzeugnisse. Doch auch dieſs thäte noch nichts. Aber wozu ein Seidenbau? Unsre Bauern zu Grunde zu richten? Ich weiſs, daſs dabey nichts herauskommt; ich weiſs es so gewiſs, daſs ich, und wenn die Kammer mir tausend Ducaten Gehalt angeboten hätte, doch Nein gesagt haben würde. Aber die Kammer hat es nie ernstlich gemeynt: sie scherzte nur mit mir; und ich wunderte mich wirklich noch mehr darüber, daſs sie dazu Zeit hat.

Ernst. Wie es scheint, hat die Kammer an Ihnen keinen Bewundrer; und sie machte es Ihnen darnach. Doch thut es mir jetzt leid; denn auch ich bin nun ein Mitglied dieser Kammer.

Kammerrath. Was Sie sagen!

Ernst. Und zwar Ober-Kammerrath, lieber Kalkheim.

Kammerrath. Wirklich? Nun das freuet mich herzlich. Da hat doch der Fürst wieder etwas recht Vernünftiges gethan, wie er immer thut, wenn er aus eignem Triebe wählt und handelt. Ich wünsche Ihnen Glück.

Ernst. Aber bedenken Sie doch: ein junger, unerfahrner Mensch, wie ich bin!

Kammerrath. Aber ein guter Mensch! Meynen Sie, daſs ich vergessen hätte, wie Sie so jung um mich her gingen? Und Ihre Worte, und Ihre Blicke! — Ich sagte Ihnen freylich gar nichts; das ist so meine Art: denn dem Guten braucht man gar nicht zu verstehen zu geben, daſs er gut ist. — Und sind Sie nicht ein Schüler Hadems? Das ist ein Mann, Herr von Falkenburg! Nicht wahr? O, wäre er nur hier! — Glauben Sie mir auf mein Wort, in solchen Geschäften macht ein guter Mensch selten dumme Streiche; denn eben darum, weil er gut ist, bekümmert er sich immer im Voraus sorgfältig, was denen nützlich seyn kann, für die er zu sorgen hat. Er dringt in alle ihre kleinen Angelegenheiten; und da er es ehrlich mit ihnen meynt, so berechnet er den Gewinn nie auf den Augenblick, nie einseitig: er arbeitet für den Nutzen des Fürsten und des Landes, durch den Nutzen der Unterthanen; und dann geht es. Sie können gar nicht glauben, Herr Ober-Kammerrath, wie einem alles gelingt, wenn man nur auf das Gute und Nützliche sieht, und keine Nebenrücksichten hat.

Ernst. Sie sprechen ganz im Geiste unsers guten Fürsten. Doch — um auf das zu kommen, was mich heute eigentlich hierher führt, und was ich von Ihnen zu erhalten wünsche —: der Fürst schickt mich als einen Schüler zu Ihnen. Sie sollen mich durch Ihre Kenntniſs in der Oberaufsicht der Grafschaft *** leiten; kurz, Sie sollen der Kammerrath dieser Grafschaft, und mein Lehrer seyn.

Kammerrath. Was? der Grafschaft ***? Und ich? ich soll sie an Ihrer Seite anbauen, wie diesen Gau? Und das sagt der Fürst? das will der Fürst? Herr von Falkenburg, ich bin zu Ihren Diensten. Kommen Sie! Lassen Sie uns auf der Erde Gottes Gärtner seyn, und sie durch die Hände seiner Geschöpfe schmücken, so lange wir darauf wandeln. Wir legen dadurch ein Fleckchen in seinem groſsen Garten an! Es lebe der Fürst! Er ist der erste, beste Teutsche Mann seines Landes. Und gelegentlich werden Sie ihm ja wohl sagen, daſs Kalkheim der Narr nicht ist, für den die Kammer ihn hält.

Ernst. Das weiſs er, und soll es noch mehr erfahren. Morgen schicke ich Ihnen meinen Halbwagen, und Sie treten in der Stadt bey Ihrem Schüler ab.

Kammerrath. Gehorsamer Diener! Ich muſs geschwind meinem Wirthe die Neuigkeit sagen. Ach, die werden schreyen! Sie glauben mich auf's Leben zu haben, und nun entwisch' ich ihnen. Das wird ein Lärmen im Gau seyn! Doch zum Glücke gränzen wir ja mit ihnen.

7.

Der Präsident hatte Ernstens Bestimmung schon erfahren, als dieser sie ihm anzeigte; doch stellte er sich, als hörte er etwas Neues von ihm. Auch wuſste er, daſs sein Neffe bey Kalkheim gewesen war.

Präsident. So! Ober-Kammerrath, Neffe! Das geht geschwind! Ich gratulire. Und der Ober-Kammerrath *** abgesetzt?

Ernst. Der Fürst stellt ihn, nach seinem Wunsche, am Hofe an.

Präsident. So! am Hofe! Der Mann war

mein Freund — er wird es ja wohl bleiben, trotz der Veränderung. Sie glauben nicht, lieber Neffe, wie weh es einem thut, wenn ein Mann, mit dem man lange still und ohne Zänkerey den schweren Amtsweg gegangen ist, aus einem Departement abgeht.

Ernst. Liebster Oheim, das hieſse doch auch diesen Amtsweg auf eine allzu ruhige Art wandeln wollen, und setzte gar voraus, daſs man sich gänzlich über diesen Weg mit einander verstände. Gleichwohl ist der Zweck nicht unser Einverständniſs. Ich von meiner Seite freue mich wenigstens, daſs ich bey dem Eintritt in die Geschäfte, in meinem Oheim ein erfahrnes Oberhaupt vor mir finde.

Präsident. Und zugleich Ihren ersten Blutsverwandten. Denken Sie denn, Neffe, daſs mich dieses nicht auch freuet, recht sehr um meinetwillen freuet? Auch würde es mich um Ihrentwillen eben so sehr freuen; aber nicht Alle denken, wie Ihr Oheim, lieber Neffe. Diese Geschäfte setzen so viele Erfahrung, so viele Kenntnisse voraus! Freilich gibt sich das mit der Zeit, besonders wenn man einige Jahre bloſs zuhört; aber werden die Alten nicht sagen: Ihr Neffe ist doch gar zu jung, um gleich da anzufangen, wo Andre aufhören?

Ernst. Darin haben die Alten nicht Unrecht; doch da es der Fürst nun einmal wollte, und auf eine Art wollte, welcher nicht zu widerstehen war, so halte ich mich an die Lehren des Kammerraths Kalkheim. Bey ihm will ich in die Schule gehen, und er ist eine so gute Quelle, daſs er mich nicht Mangel leiden lassen wird.

Präsident. So! Sind Sie etwa gestern bey ihm gewesen?

Ernst. Ja; ich habe ihn mir geworben, und der Fürst wies mich selbst an ihn.

Präsident. So! Der Kammerrath hätte, der Rangordnung wegen, doch wohl zu Ihnen kommen können.

Ernst. Darauf sehe ich nicht; ich brauche ihn, nicht er mich. Und da mir der Fürst die Grafschaft *** übergab, wem hätte ich mich besser anvertrauen können, als ihm?

Präsident. So! Ist er wieder eingesetzt, und zwar als Kammerrath? Sonderbar, höchst sonderbar, daſs der Präsident dieses alles nur so von der Seite hört! Ein Ober-Kammerrath abgesetzt, ein Ober-Kammerrath angestellt, ein abgesetzter Kammerrath von neuem eingesetzt! Das ist wahr, die Kammer wird sich wundern! Nicht darüber, lieber Neffe, daſs Sie Ober-Kammerrath geworden sind, sondern, daſs es so geschah. Aber mit Ihnen gehts alles einen eignen Gang, und ich wünsche Ihnen von Herzen Glück dazu.

Ernst. Ich danke Ihnen. Gleichwohl begreife ich nicht, wie sich die Kammer wundern sollte, da doch der Fürst den Oheim in dem Neffen zu ehren glaubt, wenn er den Neffen, sey es auch auf eine eigne Art, in eben dem Departement anstellt, dem der Oheim vorsteht. Natürlich konnte er auch den Gedanken dabey haben, daſs der Oheim und der Neffe sich leichter und besser darüber verstehen würden, was seinem Lande, und dadurch ihm, nützlich sey. Hätte er diese Meinung nicht von meinem Oheim, so müſste er ja befürchten, daſs er seine Macht in eben dieser Kammer, zum Nachtheil seines Landes, verstärkte.

Präsident. Sehr richtig und fein bemerkt! Ja! es lieſse sich so erklären; auch will ich es denen, die sich darüber wundern, so auslegen. Und was für einen Plan haben Sie bey der Verwaltung der Geschäfte? Wie werden Sie es angreifen? Alles ist jetzt durch mein Bemühen so schön im Gange — und das Neuern — lieber Neffe, hüten Sie Sich ja vor dem Neueren! —

Ernst. Hier kann nie die Rede vom Neueren seyn. Warum sollte man das Alte stören, wenn es gut ist! Etwas verbessern, hier oder dort nachhelfen, heiſst ja nur: der wohlthätigen Natur zu Hülfe kommen, ihr durch Fleiſs und gehörige Anwendung der Erfahrung von ihren reichen Schätzen mehr abgewinnen. Dieſs hat der Kammerrath Kalkheim dem ganzen Lande schon lange bewiesen.

Präsident. So! der! Ich wünsche es von Herzen, und werde dem vortrefflichen Fürsten für alles danken, was er der Familie zu Ehren gethan hat, und das, sobald es ihm belieben wird, uns Ihre schriftliche Bestallung zuzusenden. Kommen Sie doch zum Abendessen; Sie werden Gäste im Saale finden. Da können Sie noch heute Bekanntschaften mit Leuten machen, mit denen Sie von nun an Verkehr genug haben werden. Sie müssen übrigens meine Auſserungen ja nicht miſsdeuten! Wir im Amte grau gewordenen Leute sind so besorglich, daſs wir von den jungen gar leicht miſsverstanden werden. Und doch geht es den jungen Leuten gerade so, wenn sie dahin gelangen, wo wir Alten nun stehen.

Ernst fand den Ton und das Betragen seines Oheims sehr sonderbar; aber er war weit entfernt, die rechte Ursache davon zu ahnden. Seiner reinen Absichten allzu sicher, glaubte er, der Stolz seines Oheims sey nur dadurch beleidigt, daſs der Fürst alles ohne sein Vorwissen gethan habe. Daher glaubte er, diese Empfindlichkeit würde bald vorüber gehen. Freylich hatte er einen Theil der Ursachen von dem Betragen seines Oheims errathen; aber er war weit entfernt, die Wirkung derselben zu vermuthen. Der Präsident meynte: der Fürst hätte dieses, auf keine Weise, ohne ihn thun können und dürfen; und da er es doch gewagt, so müſste sein Neffe schuld daran seyn, und aus geheimen Ursachen auf eine Art gebeten haben, wodurch der Fürst überrascht worden wäre. In dieser Meinung bestärkte ihn Ernst hauptsächlich dadurch, daſs er sich äuſserte, er würde sich dem Kammerrath anvertrauen, und ihn bey der Grafschaft anstellen, die ihm übertragen sey. In diesem

Augenblicke fiel dem Präsidenten, die ganze Geschichte des Briefes für den Kammerrath, Ernstens Bitte für ihn, und die Lobeserhebungen desselben, wieder ein. Und so sah er in dem jetzigen Benehmen seines Neffen nichts, als den festen Plan, die ganze Führung der Kammer in ein widriges Licht zu setzen, und alles nach des Kammerraths närrischen Grillen einzurichten. Gelänge nun dieses, so sah er sein ganzes Ansehen von seinem Neffen verdunkelt, alle seine bisherigen Bemühungen als zwecklos dargestellt; und erhielt er sich auch auf seiner Stelle als Präsident, so waren dann doch alle Hoffnungen verschwunden, sie seinem Sohne, der jetzt auf Reisen war, als Erbschaft zu hinterlassen. Von diesem Augenblick an sah er in seinem Neffen nicht nur einen gefährlichen Menschen, sondern auch einen schlechten Verwandten, und glaubte sich verpflichtet, ihm auf eine Art entgegen arbeiten zu müssen, daſs er keins von beyden öffentlich thätig werden möchte, sein eignes Betragen aber so einzurichten, daſs er immer mit ihm in einem äuſsern guten Verhältnisse bliebe. Denn er merkte dem Thoren wohl an, daſs er den Oheim leicht seiner Schimäre und seinen vermeynten guten Absichten, nachsetzen würde. Nun ging er sogleich an das Werk; er sprach zu den versammelten Gästen mit den gröſsten Lobeserhebungen von seinem Neffen, rühmte die besondere Gnade des Fürsten für ihn, bewies sie durch die Art, wie er angestellt worden sey, und wünschte sehr, daſs alles recht gut gehen — daſs die alten, erfahrnen Leute die Sache nur recht nehmen und verstehen möchten. Dieses sey um so mehr nöthig, da sein Neffe ein Mann von festen Grundsätzen wäre, der auf seinem Sinne beharre, der das, was er für gut halte, auf jede Gefahr behaupte und durchzusetzen suche, wobey ihm der vortreffliche Fürst, der gleich ihm das Gute wolle, gewiſs mit allen Kräften beystehen werde.

Renot kam. Der Präsident zog ihn auf die Seite, und sagte:

„Sie haben nur geprahlt, lieber Renot. Mein „Neffe ist noch so krank, als er war, vielleicht „noch kränker. Wissen Sie, was sein erstes Ge„schäft war? Nach dem närrischen Kammerrath „Kalkheim zu reiten, und sich einen Schulmeister „in ihm zu holen. Das sagte er mir, seinem Oheim. „Was meynen Sie, daſs der Kammer bevorsteht? „Eine Reform! eine Reform! Mein Neffe ist in „Frankreich gewesen; und wenn sich seine Schi„märe mit der Schimäre der Physiokraten vermählt „hat, so wird in unserm Lande etwas Artiges zum „Vorschein kommen.“

Renot. Einer gegen die ganze Kammer? Was Sie mir da sagen, Herr Präsident! Ein junger Mann gegen eine ganze fürstliche Kammer, und der erfahrne kluge Präsident, sein Oheim, an der Spitze dieser Kammer? Wenn ich für Einen fürchtete, so wär' es für ihn. Doch der junge Mann wird wohl auf den erfahrnen Oheim hören, wird bey dem ersten Fehltritt einsehen, daſs es sich in dem Lande der Wirklichkeit nicht so leicht schwebt, wie in dem Lande der Schimären. Es sollte mir leid um ihn thun, wenn er diese wirklich bittere Erfahrung machen müſste.

Präsident. So bedenken Sie meine Sorge, die Sorge eines Oheims. Er ist der einzige Sohn einer geliebten Schwester. Aber sagen Sie, lieber Renot, kann ich es zugeben, als Staatsmann, als Patriot, als Minister, als Bürger, daſs ein junger Mensch, und sey er auch mein Neffe, sey er auch mein Sohn, die Ordnung störe, die ich mit so vieler Mühe endlich so weit gebracht habe, daſs alles nach Tabellen geht? Sie sehen, ich hange auch an Schimären; aber die Schimären, denen ich nachlaufe, halten Land und Leute zusammen. Es thut mir wahrlich weh, so reden zu müssen; doch ich bin gerecht, und um so gerechter, da ich ein Mitglied meiner Familie tadle, da ich, bey Gott! alles darum geben möchte, ihn dem Staate so nützlich zu machen, als er seyn könnte, wenn er sich leiten lieſse. Da sehen Sie nun die Früchte von der Erziehung eines Pedanten!

Renot. Sie werden noch sonderbarere Dinge sehen!

Präsident. Das furcht' ich eben. — Sich so gar nicht mit klügern Leuten zu berathen, so seinen eignen Gang gehen zu wollen, als sey die Welt ein Wirthshaus, wo man eintritt, ohne sich um die Gäste zu bekümmern, die um einen her sitzen: das kann nicht gut gehen. Alle Räthe wundern sich schon über das Benehmen des Fürsten. — Mir macht es in allem Betracht Ehre; aber um seinetwillen wünscht' ich, es wäre anders gegangen. Lieber Renot, er wird sich gewiſs bald lächerlich, und dann verhaſst machen. Und ich, der ich dieses alles voraussehe, muſs es geschehen lassen; denn Sie glauben gar nicht, wie bestimmt er ist.

Renot. Wenn er bestimmte Leute vor sich findet, wird er schon herunterstimmen.

Präsident. Das eben glaube ich nicht. Höher, höher wird es ihn treiben, so hoch —

Renot. Bis er fällt, meynen Sie doch.

Präsident. Und das sollt' ich erleben?

Renot. Um Ihnen den Kummer zu ersparen, muſs man ihn durch Mittel zu retten suchen, die seine Erfahrung schneller belehren.

Präsident. Er wird sich jedermann zum Feinde machen.

Renot. Kluge Feinde, Ew. Excellenz, sind in solchen Fällen beſsre Lehrer, als nachgiebige Freunde. Das alles wird sich schon geben, das alles wird schon in das gewöhnliche Geleise kommen. Ich wundere mich nur über Ihre Unruhe; denn noch habe ich nicht erlebt, daſs ein Einzelner ein verbundnes Kollegium unter sich gebracht hätte, wenn allgemeines Interesse das Kollegium gegen den Einzelnen verband. Gewöhnlich endigt der Einzelne damit, daſs er denkt, wie die Andern wollen, oder daſs er schweigt, weil er einsieht, daſs er mit der Unmöglichkeit kämpſt. Aber Ihrer zärtlichen Freundschaft für Ihren Neſſen kommt in diesem Augenblick alles ganz anders vor; und das ist sehr natürlich.

Die Gäste waren so gut vorbereitet, daſs Ernst wohl freundliche Gesichter, aber sehr empörte und unruhige Herzen, antraf. So legte er in aller Unschuld des Herzens, mit den reinsten Absichten, den Grund zu einer Zwietracht zwischen sich, seinem Oheim, und dessen Anhang, aus welcher endlich der thätigste Haſs wurde; und da er dieses nicht ahndete, so trieben seine Feinde ihr Spiel gegen ihn so lange im Stillen fort, bis er, von seinem eignen Schicksal gedrängt, auf den Punkt getrieben ward, wo man alles offen, furchtlos und ohne Schonung wagen durfte.

8.

Als nun der Kammer die Bestallung übersandt worden war, und Ernst nebst dem Kammerrath Kalkheim zum erstenmal der Sitzung beywohnen sollte, fehlte der letztere. Man schickte nach ihm. Er kam; aber anstatt Platz zu nehmen, stellte er sich vor die Versammlung, und erklärte:

„Er fühle sich noch nicht würdig, neben seinen „Herren Kollegen zu sitzen.“

Man las ihm seine Einsetzung vor; und er sagte:

„Ich danke dem gnädigen Fürsten; auch sehe „ich, daſs ich vor ihm rein bin. Aber da ich es

„nicht vor Ihnen und dem Publikum bin, so sähe „meine Einsetzung allzu sehr wie bloſse Gnade aus. „Wegen meines schlechten Beyspiels, wegen Eingriffs in die Kasse, oder wegen unerlaubter Verwendung der Kassengelder, bin ich von der Kammer meines Amtes entsetzt worden, erscheine folglich als ein Mann, dem keine Kasse mehr anvertrauet werden darf. War mein Vergehen damals „gegründet, so ist es noch heute gegründet; ist es „niemals gegründet gewesen, so muſs die Kammer „mich reinigen: und dieses kann nicht anders geschehen, als daſs man mein Vergehen nochmals „untersucht. Zu diesem Behufe überreiche ich dem „Herrn Kammer-Präsidenten meine unterthänige „Bitte an Se. Durchlaucht, unsern Landesfürsten.“

Der Präsident sah bald den Kammerrath, bald seinen Neffen, bald die Räthe, während Kalkheims Rede an. Als dieser endigte, sagte er:

„Da Se. Durchlaucht den damaligen Beschluſs „der Kammer bestätigt haben, so ist jetzt jede weitere Vorstellung unnöthig, sogar beleidigend für „den Fürsten und die Kammer, weil sie einen Vorwurf angethanen Unrechts enthalten würde.“

Kammerrath. Das thut sie auch, wenn sich die Kammer geirrt hat; was nun zu untersuchen ist. Der Fürst wird mir den Vorwurf des Unrechts gewiſs verzeihen; denn, nach der Vorstellung der Kammer, glaubte er recht zu thun. Doch dieses wird sich ja alles aufklären. In einem Punkt hat die Kammer sich gewiſs einmal geirrt; denn sagen

Sie

Sie mir doch: wie konnte die Kammer für das vorgegriffene Gehalt zweyer Monathe mein Haus und meinen Garten verkaufen, und die Sache meiner übrigen Gläubiger über sich nehmen, die gar nicht einmal erschienen, die gar nichts forderten, die die Kammer selbst aufsuchte? Wie konnte die Kammer vergessen, daſs sie schuldig war, mir das für das Beste des Landes angewendete Geld zu ersetzen, wovon ich hier die gerichtlich bestätigten Rechnungen beygelegt habe?

Präsident. Sie hatten es ohne allen Befehl gethan, lieber Kammerrath; und bedenken Sie doch, wozu dieses führen würde, wenn jeder Beamte, nach eignem Dünkel, mit den fürstlichen Geldern verfahren wollte! Ich gestehe, daſs es sehr drükkend für Sie war, daſs Sie es noch heute hart finden müssen; aber als ein so erfahrner und uneigennütziger Mann wissen Sie auch, daſs die mit den besten Absichten unternommene That, wenn sie in Ansehung Anderer schlimme Folgen haben kann, bestraft werden muſs, sobald sie das Gesetz verletzt.

Kammerrath. Ew. Excellenz haben wohl Recht, aber auch ich kann Recht haben; und da wir uns über diesen Punkt wohl schwerlich vereinigen können, so werde ich mein Amt nicht eher antreten, als bis ich durch einen neuen Spruch gänzlich gereinigt, oder verworfen bin.

Präsident. Der Fürst und die Kammer haben Sie dadurch frey gesprochen, daſs Sie wieder eingesetzt worden sind.

Kammerrath. Mich dünkt es nicht so. — Und dann, meine Herren, bedenken Sie doch den armen Wirth in meinem Hause, und nehmen Sie nicht übel, daſs ich in meiner Bitte da, auf Ersatz meines Portraits, des Verschwenders, für ihn dringe. Er hat es, wie er behauptet, auf Befehl müssen machen lassen; und gewiſs, es war so kostbar nicht nöthig. Ich bitte demnach für ihn.

Er trat ab.

Alle schwiegen und sahen einander an.

„Was sagen Sie dazu, meine Herren?“ rief endlich der Präsident ungeduldig. „So geht es „immer, wenn man sich für Leute verwendet, die „sich in keine bürgerliche Ordnung fügen wollen.“ Er sah Ernsten bey diesen Worten an.

Man schwieg; und Ernst nahm das Wort:

„Herr Präsident, mich dünkt vielmehr, daſs der „Kammerrath sich recht in die bürgerliche Ordnung hineinfügt. Denn nach seinem Gewissen „könnte er ganz ruhig unter uns Platz nehmen; „aber er achtet die Meinung Anderer, wie jeder „öffentliche Beamte thun muſs. Auch beweist er „Ihnen dadurch, wie viel ihm an der Ehre der „Kammer gelegen ist. Würde es nicht selbst auf die „Kammer einen Schatten werfen, wenn sie ohne „weitere Untersuchung ein Mitglied wieder auf„nähme, das sie wegen einer zweydeutigen Hand-

„lung auszustoſsen sich genöthiget sah? War die „Kammer damals gerecht, so muſs sie bey ihrem „Spruche verbleiben, und den, welchen sie einmal „ausstoſsen muſste, selbst auf Befehl des Fürsten „nicht wieder aufnehmen. War der Spruch übereilt, aus Irrthum oder Partheylichkeit gefällt, so „hat die Kammer zweyerley zu beobachten: den „gemachten Fehler zu verbessern, und es so einzuleiten, daſs der Mann befriedigt werde, und „die Ehre der Kammer dabey so wenig als möglich „leide.“

Der Präsident ergrimmte in seinem Innern; denn von dem Augenblicke an, da Ernst zu reden anfing, und er die Wendung vernahm, die dieser der Sache gab, hielt er sich für überzeugt: nur er habe den Handel mit dem Kammerrath abgeredet, um sich an ihm wegen dieses Mannes zu rächen und die Kammer bey dem Fürsten in einen übeln Ruf zu bringen. Brauch' ich zu sagen, daſs Ernst kein Wort von dem Vorhaben des Kammerraths wuſste?

Der Präsident erhob nun laut seine Stimme:

„Herr Ober-Kammerrath, liegt Ihnen etwas an „der Ehre der Kammer, deren Mitglied Sie sind, „und deren Sitzung Sie heute zum erstenmal beywohnen, so können Sie unmöglich bey dieser „Meinung verbleiben; denn ich will Ihnen klar „beweisen, daſs die Grille dieses Mannes, sie sey „ihm nun eingeblasen, oder er sey von selbst darauf verfallen, so unerträglich als beleidigend ist,

„Der Fürst verzeiht ihm seinen Fehler, um es „gelinde zu nennen, aus Groſsmuth, hält ihn für „gestraft genug, und die Kammer selbst zeigt sich „geneigt, alles Geschehene zu vergessen; würde „sie sonst nicht gegen seine Einsetzung protestirt „haben? Nun kommt dieser Mann, aus eignem „oder fremdem Triebe, und will eben diese Kammer zwingen, daſs sie sich vor den Augen des „Fürsten und des Publikums für ungerecht erkläre, „damit nur er, als ein ganz unschuldig Beleidigter, „dastehe!“

Ernst. Eben darum, weil es ihm nicht genügt, daſs man ihm seinen Fehler bloſs vergesse und verzeihe. Und wenn sich nun wirklich aus den Akten ergäbe, daſs er unschuldig wäre? Was wird in diesem Falle die Kammer für gröſsre Ehre halten: einzugestehen, daſs sie sich in einem oder dem andern Punkte geirrt habe; oder in ihrem angethanen Unrecht zu verharren? Ich hoffe, die Kammer hält sich nicht für unfehlbar; denn ich sehe hier nur Menschen um mich sitzen, wie ich einer bin.

Präsident. Die Kammer hält sich nicht für unfehlbar; wohl aber den Fürsten.

Ernst. Verzeihen Sie mir. So wie ich den Fürsten zu kennen die Ehre habe, wird er Ihnen für diese Meinung wenig Dank wissen, und in Angelegenheiten, wo er bloſs nach Ihren Berichten urtheilt, am allerwenigsten.

Präsident. So hält sich die Ordnung des

Staats, das System, wodurch er zusammen gehalten wird, für unfehlbar, Herr Ober-Kammerrath; und in Kollisionsfällen, deren Ihnen noch genug aufstoſsen werden, geht es über Vorurtheile hinaus, um des Ganzen und seines Besten willen.

Ernst. Diese Worte sind mir nun nicht mehr so neu, daſs ich davor erschrecken sollte. Die Kollisionsfälle erwarte ich, und die Lehre, auf die Sie jetzt deuten, habe ich in groſsen Staaten oft vernommen. Aber wann geschieht dieses? wann ziehen sich die Diener eines Staats hinter ein solches Bollwerk, das sie System in diesem Sinne nennen? Nur dann, wenn es dahin gekommen ist, daſs sie das Licht scheuen; wenn sie alles so verwirrt und aufgelöst haben, daſs sie sich nur durch schlechte Mittel zu helfen suchen, oder der schlechten so gewohnt sind, daſs sie die guten, auch bey dem sichtbarsten Nutzen, verwerfen. Doch die Ursachen davon gehören nicht hierher, weil wir nicht in diesem Falle sind. Wir sind so glücklich, in keinem groſsen Staate zu leben, noch weniger in einem verderbten groſsen Staate, und haben gar nicht nöthig, dem vermeynten Besten des Ganzen unschuldige Opfer zu schlachten, damit unser Spiel fortdaure und sich nicht enthülle. Und aus diesem Zutrauen auf Sie, Herr Präsident, und auf diese Herren und alle Diener des Fürsten, wage ich es, mich diesem Schreckenswort entgegen zu stellen.

Präsident. Ich bin zu alt zum Wagen. Doch davon ist jetzt nicht die Rede, und die Kammer ist kein Ort zum Streiten über Meinungen; auch kann hier die Meinung des Einzelnen nicht bestimmen. Die Frage ist: soll die Bitte dem Fürsten vorgetragen werden? Hat der Mann da ein Recht dazu, es zu fordern?

Ernst. Hat er keins dazu, was wagt die Kammer?

Präsident. Ich setze die Frage anders. Verstattet es das Herkommen, der Gebrauch?

Ernst. Die Frage ist durch Herkommen und Gebrauch beantwortet; und selbst das System, auf welches Sie Sich stützen, erfordert, daſs der wegen einer zweydeutigen That durch einen Spruch verurtheilte Beamte erst gereinigt werde, bevor er die Stelle wieder einnimmt, aus welcher ihn der Spruch gestoſsen hat.

Präsident. Ich höre nur Sie.

Ernst. Vermuthlich, weil diese Herren auch meiner Meinung sind.

Der Präsident brachte eine andere Sache vor. Nach Endigung der Sitzung bot er seinem Neffen einen Platz in seinem Wagen an, und lud ihn zum Mittagsessen ein. Er drang nun in ihn, den Kammerrath zu bewegen, von seiner Bitte abzustehen, und unterstützte seine Forderung mit allen den Scheingründen, die ihm hier seine Erfahrung darbot. Ernst antwortete: dieſs sey eine Gewissenssache des Kammerraths, in die er sich nicht mischen könne. Wolle Kalkheim abstehen, so möge er es thun; er würde ihm hierzu eben so wenig rathen, als er ihm gerathen hätte, die Vorstellung der Kammer zu übergeben.

„Neffe,“ sagte der Präsident, „Sie handeln nicht „als Verwandter; Sie opfern einem Grillenfänger „das Ansehn Ihres Oheims auf.“

Ernst. Ihr Vorwurf würde mich rühren und beschämen, wenn ich nicht eben jetzt die gröſste Achtung für Ihr Ansehen bewiese; freylich nach meiner Denkungsart. Erklärte ich mich weiter, so wäre es Vermessenheit, und ich könnte mir nur dadurch einen gerechtern Vorwurf von Ihnen zuziehen.

Präsident. Grillen! — Lassen Sie Kalkheim da, wo er ist. Ich will ihn anderwärts entschädigen, und wir schlagen die unangenehme Sache nieder.

Ernst. Sie vergessen, daſs der Fürst mich an ihn wies, daſs Er ihn wieder eingesetzt hat.

Präsident. Dem Fürsten wird die Sache vorzutragen seyn. Überlassen Sie das mir, und schweigen Sie nur von Kalkheim. Ich weiſs, wie man es macht, daſs der Fürst ein Ding vergiſst.

Ernst. Oheim!

Präsident. Nun Neffe?

Ernst. Ich bin nicht Ihres Systems, und werde es nie seyn.

Präsident. Immer jung in der Welt! — Desto schlimmer für Sie!

Ernst. Lieber das Schlimmere für mich.

Präsident. Es wird nicht ausbleiben. — Sie wollen Krieg, junger Mann. Freylich Sie sind stark, muthig, das Herz schlägt hoch, der Geist ist stolz; wir sind alt, zaghaft, niedergebeugt von der schweren Arbeit — wir bleiben nur bey dem Alten, weil wir bisher gut dabey gefahren sind — Also Krieg! Warum nicht, wenn es seyn muſs?

Ernst. So weit verkennen Sie mich, Oheim? Ich Krieg mit Ihnen? und so führen Sie mich in die Welt ein? So abschreckend deuten Sie mir auf die kaum betretne Laufbahn?

Präsident. Fahren Sie nur so fort, Neffe, und ich sage Ihnen, als ein Mann, der die Welt kennt: Sie werden auf dieser Bahn, die Sie so stürmend betreten, nicht weit kommen, sie noch weit vom Ziele verlassen müssen. Ihr Lohn wird Haſs und Undank seyn. Sie werden sich und die Menschen, für die Sie arbeiten zu wollen vorgeben, auch um das wenige Gute bringen, das die Menschen uns zu thun erlauben.

Ernst. Es ist traurig und niederschlagend, was Sie mir sagen, und doch für mich nicht abschreckend. Geschieht dieses, so werde ich mich damit trösten, daſs es nicht meine Schuld ist. Diejenigen mögen die Schuld über sich nehmen, die uns zu solchen Erfahrungen zwingen.

Präsident O, sie tragen leicht daran.

Ernst. Dieses weiſs ich leider, so jung ich bin, und beneide sie nicht darum.

Präsident. Ich sagte Ihnen das, weil ich mehr an Ihr Bestes denke, als Sie selbst. Sie wollen Kalkheim nicht bereden?

Ernst. Bereden!

Präsident. Das Wort ist Teutsch, Neffe — warum nicht? Es sey denn, daſs der Thor Ihnen lieber ist, als Ihr Oheim, der Bruder Ihrer seligen Mutter. — Sie schweigen? — Gut, ich werde dem Fürsten die Vorstellung übergeben; denn mir liegt ja mehr an meines Neffen Freundschaft, an seiner guten Meinung, als ihm, wie es scheint, an der meinigen.

Ernst (faſste gerührt seine Hand). Liebster Oheim, hören Sie jetzt auf, Präsident der Kammer zu seyn — vergessen Sie, daſs wir verschieden denken; seyn Sie mein Oheim, ich bitte Sie. Erinnern Sie Sich, daſs Ihr Neffe unter Ihrer Leitung, Ihrer Aufsicht, in das bürgerliche Leben eintritt. Machen Sie ihm seinen Weg nicht allzu düster. Bedenken Sie, welchen Gefahren Sie den, von den besten Wünschen ganz erfüllten, Unkundigen, aussetzen! Was für Eindruck Ihre Worte auf ihn machen müssen!

Präsident. Davon sehe ich nichts; es wird sich ja schon alles geben. Jetzt geht es nach Ihrem Willen. Kommen Sie. Nun führt der Oheim den Neffen zurück; und der ungeschmeidige Präsident bleibt in diesem Kabinet. Lassen Sie den Ober-Kammerrath nur auch hier.

Er sagte dieses so freundlich, daſs Ernst ihm die Hand drückte, und ihm mit Zuversicht in die Augen sah. Sein Blick war so frey und unbefangen, daſs er selbst den Groll des Oheims auf einen Augenblick besänftigte.

An der Tafel ging es so, als wäre nichts vorgefallen. Ernst verfiel in Nachsinnen über das, was er heute gehört und erfahren hatte; die anscheinende Gleichgültigkeit, das freundliche, zuvorkommende Wesen seines Oheims unterhielten dieses Nachsinnen. Die Frage kam ihm immer wieder: „Ist es wirklich die Frucht der Geschäfte, daſs der „Geist und das Herz des Menschen so eng, sein „Blick so einseitig wird?“ — Er konnte sich diese Frage nur damit beantworten: „Ach, es kommt „daher, daſs der Mensch bey den Geschäften nicht „sich selbst vergessen kann, daſs er nur sich zum „Zweck hat, und den Zweck des aufgetragenen „Geschäfts nur in so weit befördert, als er sich „mit dem seinigen verträgt. Will dieses nicht „gehen, so opfert er das Fremde dem Seinigen auf. „Und in der Mitte solcher Menschen stehst du nun, „und hast ihnen den Kampf schon angeboten!“

Er konnte nicht mehr heiter werden, und seine ernste, tiefsinnige Miene miſsfiel den Anwesenden nicht weniger, als seine Thätigkeit am Morgen. Sie legten ihm diese als Herrschsucht, auf Eitelkeit gegründete Ruhmsucht, aus, und jene als Verachtung, besonders da sie sich alle Mühe gegeben hatten, auf ihre Art munter und witzig zu seyn. Eine solche Vernachlässigung verzeihen trockne, kalte Geschäftsleute denen am allerwenigsten, die im Rufe stehen, als besäſsen sie Geist, Welt, Verstand und sogenannte feine Kenntnisse.

Ernst überlieſs ihnen das Feld, und ward nicht vergessen.

Der Präsident unterhielt sich später allein mit Renot. Dieser spottete seiner Ängstlichkeit, und sagte:

„Es geht ja alles erwünscht mit Ihrem Neffen.
„Er wird sich in Kurzem einen erstaunlich groſsen
„Nahmen machen, viel Aufmerksamkeit erregen;
„und Sie wissen ja, was dieses nach sich zieht.
„Auch wissen Sie, wie ein groſser Mann unmerklich
„wieder so klein wird, daſs man am Ende
„gar nicht begreifen kann, wie und wodurch er
„groſs gewesen ist. Ich habe schon manchen so
„im Echo verhallen hören, wie die letzten Seufzer
„eines verlaſsnen Verliebten. Es ist wirklich Schade
„um den Herrn von Falkenburg! Man muſs ihn
„aber einmal seinen gewählten Gang gehen lassen.
„Die Hindernisse finden sich von selbst; denn Geister
„dieser Art erschaffen sie, ohne daſs andere
„Leute sich Mühe dabey geben. So viel ist gewiſs,
„daſs unser vortrefflicher Fürst nicht aufhört, von
„unserm jungen Ober-Kammerrath zu reden. Er
„ist stolz auf ihn, und versichert laut, ihm sey
„noch kein Teutscher junger Edelmann, wie dieser
„da, vorgekommen. Und tritt Ihr Neffe im Kreise
„des Hofes auf, Herr Präsident, so sollte man,
„nach der Wirkung auf den Fürsten, glauben, es
„träte ein Wesen höherer Art in die Gesellschaft.

„Und, bey Gott! Herr Präsident, Ihr Neffe hat
„so etwas nur ihm Eignes in seinen Blicken, sei-
„nem Betragen, als erschiene wirklich ein Ding
„aus der Geisterwelt unter uns gemeinen Menschen.
„Man vergiſst zu lachen, über die Bewunderung
„des Fremden und Ungewöhnlichen.“

Präsident. Sie haben ganz Recht, daſs Sie Sich des Lachens enthalten, Herr Renot; und ich würde es nicht ertragen, weder von Ihnen noch von Andern. Ich kann mich wohl über meinen Neffen ärgern; aber geachtet will ich ihn wissen. Doch dafür wird er selbst schon sorgen. Was ich thue, was ich wünsche, zielt nur auf sein eignes Bestes.

Renot. Nun so wünsche ich, daſs Sie Ihren Zweck erreichen mögen.

Als der Kammerrath Kalkheim Ernsten erblickte, rief er ihm zu:

„Nun Herr Ober-Kammerrath? hab' ich es nicht
„gut gemacht?“

Ernst. Das Rechte ist immer gut gethan. Aber wie kommen Sie so schnell dazu?

Kammerrath. Das Ding kam mir gerade aus dem Herzen in den Kopf, und da dachte ich, lieber wollte ich zu meinen Freunden auf dem Lande zurückkehren, als schweigen. Ich bin ein guter Narr, wie die Kammer sagt; aber wenn mir so etwas und auf diese Art einfällt, so lass' ich ihm freyen Lauf. Und hören Sie, Ihnen bleibe ich auf jeden Fall, die Kammer mag beschlieſsen, was Sie will; und wenn es Ihnen gefällt, so gehe ich schon morgen hinaus, und setze mich dort fest. Die Leute kennen mich alle; und wenn ich gar sage, daſs ich von Ihnen komme, so wird der Freude kein Ende seyn: denn der Schulze, bey dem Sie mich als Junker besuchten, hat schon damals einen so groſsen Lärmen von Ihnen gemacht — Sie sind doch nicht böse?

Ernst. Worüber könnte ich es seyn?

Kammerrath. Wegen der Kammer da — wegen meiner Vorstellung. Gewiſs, ich konnte nicht anders, und es betrifft mich ja nicht allein.

Ernst. Und wen betrifft es denn noch?

Kammerrath. Den armen zu Grunde gerichteten Wirth in der Schenke, zum Verschwender. Sehen Sie, wenn mir die Kammer mein Haus zurückgibt, so muſs sie die Summe dafür zurückzahlen, und das Ende seines Elends ist da.

Ernst. Vortrefflich! Ich dachte wohl, daſs Sie noch einen besondern Beweggrund hätten. Ach, lieber Kalkheim, auch dieser Grund würde an den harten Ohren jener Herren vorüberrauschen.

Kammerrath. Wenn Sie ihn nur hören, und die nur thun müssen, was Rechtens ist. Und mein prächtiges Portrait, das müssen sie dem Wirthe gewiſs bezahlen.

9.

An dem Abend eben dieses Tages sollte Ernst durch die reinste und schönste Empfindung seines Herzens der harten Prüfung entgegen gezogen werden, die das Schicksal ihm bestimmt hatte. Er konnte nicht ahnden, daſs es den schönsten Rosenweg des menschlichen Lebens, auf dem die Natur uns zu ihrem schönsten Zwecke hinführt, dazu wählen würde. Ich kann nicht umhin anzudeuten, was ich vielleicht jetzt noch verbergen sollte. Das noch ferne, düstre Geschick des edeln Mannes, welches sich von nun an aus Allem, was er beginnt, entwickelt, schwebt unter einem Trauerflore so nahe vor meinem Geiste, daſs ich selbst bey den glücklichen Augenblicken, die ich nun beschreiben sollte, die tiefe melancholische Rührung nicht verbergen kann. Und schwiege ich auch davon — würde sie nicht sichtbar seyn? würde ich dem Leser nicht als ein Mann vorkommen, welcher einen, der Jugend zum frohen Tanze bestimmten Saal, mit schwarzem Boie ausschlüge, und unter rauschende Musik stille Trauer-Chöre mischte?

Ich will mich fassen, so viel ich kann.

Ernst war von dem Minister *** zum Concert eingeladen. Die blühende Jugend der Stadt hatte sich da versammelt, um die Alten, durch ihre in der Musik gemachten Fortschritte, in den Frühling des Lebens zurückzurufen. Amalie, die Tochter des Ministers, hatte nun den schönsten Grad ihrer Blüthe erreicht, und vergebens würde ich es wagen ihre Schönheit zu beschreiben; denn ihre Schönheit hatte sich mit dem erhabenen Ausdruck des Geistes, und der innern Anmuth so vermählt, daſs die Seele zwar diese Harmonie wahrnehmen und in ein Bild vereinigen kann, aber vergebens sich bemühet, sie durch sinnliche Zeichen und zersückelte Züge zu schildern. Das, womit die Natur sie so liebkosend überschüttet hatte, erhielt durch die erworbenen Talente, und besonders durch die Musik, einen solchen unwiderstehlichen Reitz, daſs ihr Anblick selbst diejenigen begeisterte, die nur für das bloſs Sichtbare Sinn zu haben schienen.

Als sie aus dem Kreise ihrer Gespielinnen hervortrat und sich dem Klaviere näherte, erblickte sie Ernst. Er erkannte sie. Ihr Bild ruhete in seiner Seele, ihm unbewuſst; nun enthüllte es sich. In diesem Augenblick erwachte die ganze damalige Scene in seinem Geiste; er erinnerte sich Alles, der Worte Hadems über die Romane, und seines eignen Gefühls so lebendig, als habe die Zeit bis hierher stille gestanden. Er sah sich um, und suchte Hadem, suchte ihn, als forderte er ihn auf mit ihm zu bewundern, als einen Geist, an den er sich um Hülfe drängte. Amalie ging langsam an ihm vorüber, und sein Herz lispelte dem Geiste Hadems zu: „So würde meine Göttin einhergehen, wenn „sie auf Erden in menschlicher Gestalt erschiene.“ Und als sie die Saiten berührte, und ihre Stimme sich mit den Tönen des Klaviers in muntern, dann sanft klagenden und erhabenen Gefühlen vermischte, mahlte sich das Bild seiner Jugend und seines ganzen Lebens, Denkens und Fühlens, wie von einer mächtigen, kühnen Zauberhand, aus Farben einer hohen Welt geschaffen, vor seiner Seele. Und als sie aufstand, und der Vater ihn seiner Tochter, mit Entschuldigungen darüber, daſs er es nicht eher gethan habe, vorstellte, zog die Liebe ihren Schleier, aus Morgenröthe gewebt, leise über das Gemählde, das vor Ernstens Seele schwebte. Soll ich Liebe nennen, was Ernst nun fühlte? Bezeichnet dieses Wort das, was sein ganzes Daseyn so plötzlich emporhob, als löste sich alles Sterbliche und Irdische von ihm? Er trat an der Hand des vor ihm stehenden Wesens in das Land des Unsterblichen, und, gleich dem Gebete des Opfernden, das über die irdische Flamme emporsteigt, erhob sich seine erste Empfindung über den Altar, den die Liebe sich jetzt in seinem Herzen erbauete. Gedanken entsprangen, als lispelten ihm Geister zu: „Es ist das Wesen, das dich durch dieses Leben leiten und deinen Pfad mit Rosen bestreuen „soll. Ihr Geist scheint aus dem Lande entsprungen „zu seyn, aus welchem du herabgestiegen bist!“

Auch Amalie hatte das Vergangene nicht vergessen. Sie erkundigte sich nach seinem Jugendfreunde, nach Hadem, wiederholte den Sinn von dessen Strafpredigt über die Romane, und setzte lächelnd hinzu: „Sie sehen, ich habe, so jung ich „auch war, nicht vergessen, wie Ihr Freund Ihre „Worte erklärt hat; und von jenem Augenblick an „warf ich die Romane weg. So verdanke ich es „Ihnen und Ihrem Freunde, daſs ich die Musik „noch lieber gewonnen, daſs ich in ihr Ersatz für „alles Andre gefunden habe.“

Ernst.

Ernst. Wie hätte auch Ihnen verborgen bleiben können, daſs die Musik unsern Geist auf reineren Schwingen trägt, daſs sie unser Herz in einer gleichen stillen Harmonie erhält, daſs wir durch sie empfinden, woher wir stammen! Als Sie sangen, stand ich über den Gränzen dieses Lebens, und, von Ihren Tönen geleitet, würd' ich kaum seine Last empfinden.

Amaliens Blick sank gerade so vor sich hin, wie damals, als Ernst jene Worte sprach; die zarteste Empfindung bildete sich in süſsem Lächeln um ihren Mund.

„Man hat mir viel, oft artig, geschmeichelt; „aber so wie Sie, that es noch Keiner. Man sagt „nicht umsonst von Ihnen, Sie wären nicht von „unsrer Welt.“

Ernst. Sagt man dieſs von mir, Fräulein? Und was denken Sie davon?

Amalie (mit noch äuſserem Lächeln.) Ich glaube es beynahe selbst.

Ernst (feyerlich ernsthaft, und mit dem seelenvollsten Ausdruck.) Freylich gehöre ich, dem innern Sinne nach, einer Welt zu, in welcher Sie gewiſs kein Fremdling sind. Wenigstens haben Sie mich in ihre Mitte eingeführt, und so theilen Sie den Spott mit mir.

Eine rauschende Symphonie unterbrach das Gespräch, und Amalie mischte sich unter ihre Gespielinnen.

Ernst betrat zum erstenmal sein einsames Zimmer in den süſsen, seligen Träumen der Liebe, und so ruhig, so heiter in diesen Träumen, als hätte seine Seele endlich das gefunden, wornach sie so sehnend strebte. Als er nun auf sein Hauptküssen sank, und Amaliens Gestalt vor ihm schwebte, ihre Stimme in seinem Herzen erklang, und er alles Empfundne unter dem harmonischen Lispeln, in der stillen Nacht, noch reiner, noch höher, wieder empfand, entschlief er auf den leichten ätherischen Schwingen, auf welchen die Liebe ihre Geweihten trägt. Er erwachte leicht, muthig, voll Vertrauen; und die ganze Schöpfung schien ihm in einen rosenfarbenen Duft gehüllt. Er ging an seine Geschäfte, betrieb sie mit eben dem Eifer, wie sonst, und besuchte Abends das Haus des Ministers. Je mehr er Amalien kennen lernte, je mehr ihr Geist und ihr Herz sich vor ihm entfalteten: desto ruhiger, glücklicher und vertrauter ward er.

Amalie hörte und sah ihn gern, erwartete ihn mit Verlangen, und zeigte es ihm; aber noch wagte er es nicht, zu sagen, was ihn so glücklich, so ruhig machte. Ihn dünkte: er würde dieses Glück, diesen stillen unaussprechlich süſsen Genuſs, in Gefahr setzen, wenn er laut davon spräche. In Amaliens Herzen erzeugte sich ein Gefühl für ihn, das sie von diesem Augenblick an nie verlieſs, das immer dasselbe blieb; und dieses war eine Art von Hochachtung, von Verehrung, die nahe an jene kalte Bewundrung gränzte, welche wir für Wesen fühlen, die wir uns nicht durch das Herz und die Sinne zueignen können. Seine Gesinnungen, seine Zurückhaltung, sein äuſserst zartes und oft feyerliches Betragen, muſsten diese Bewunderung erzeugen und unterhalten, da alle seine Sinnlichkeit unter dem Rosendufte schlummerte, in welchen ihn sein Schutzgeist eingehüllt zu haben schien. Noch lange, vielleicht für immer, würde dieses Verhältniſs zwischen Amalien und ihm fortgedauert haben, wenn sein Oheim es nicht erschüttert hätte.

10.

Der Fürst hatte zu Gunsten des Kammerraths entschieden. Seine Sache muſste von neuem untersucht werden. Sie ward es; und nun fühlten der Präsident und die Räthe der Kammer, daſs man ihr unmöglich eine andere Farbe geben konnte, als sie wirklich hatte, besonders nach der Erklärung des Fürsten: die Kammer muſs entweder Kalkheim lossprechen, oder das Recht seiner Verurtheilung darthun; in jedem Falle aber muſs sie ihm die Auslage ersetzen, und sein Haus ihm zurückgeben.

Der Präsident dictirte ein Reinigungs-Decret, das der Kammer ganz wohlgefiel, welches aber der Kammerrath wegen der Zweydeutigkeit verwarf. Es blieb also nichts übrig, als alles nach seinem Sinne zu machen. Kalkheim wohnte hierauf einer Sitzung bey, nach welcher ihn Ernst in der Grafschaft *** förmlich einführte. Dieser fuhr mit ihm nach allen Burgen und Dörfern, und überall wurden sie als Freunde aufgenommen. Ernst sah Menschen um sich, deren Bewillkommen, deren Blicke, deren Zutrauen, ihn versicherten, daſs sie des Glückes gewiſs wären, welches er ihnen darbrächte. Er hielt den Mann an seiner Hand, durch dessen Hülfe er es zu bewirken hoffte; und zufriedner, als dieser, lebte nicht Ein Mann auf dem Teutschen Boden. Er sah Arbeit vor sich, und sein wohlthätiger Geist erblickte schon das ganze Land in neuem Schmucke.

Der Präsident konnte Ernsten das Geschehene nicht verzeihen; aber noch hielt er an sich: denn das, was der Fürst selbst ihm über seinen Neffen sagte, machte ihn behutsam. Und da er sich, trotz dem Geschehenen, gleichwohl in seinem Neffen geschmeichelt fühlte, und dessen Gunst bey dem Fürsten ihm für sich und seine Familie nützlich seyn konnte: so wollte er noch eine Probe mit dem Starrkopfe machen. Ernstens öftere Besuche bey dem Minister waren ihm, wegen Amaliens, und der daraus möglichen nähern Verbindung mit diesem, das Allerunausstehlichste. Er beneidete, er haſste den Minister, und glaubte sich tief gekränkt und zu allem Hasse gegen ihn berechtigt, weil er eine Stufe unter einem Manne stehen muſste, der kein Eingeborner des Landes, von minder altem Adel, und beynahe arm war. Es war ihm unbegreiflich, was der Fürst an einem solchen Manne fände; und seine immer dauernde Gunst bey dem

Fürsten blieb ihm ein quälendes unauflösliches Räthsel. Er wollte weder wissen noch glauben, daſs dieser Mann durch seinen Verstand, seine Mäſsigung, seine Kenntnisse des Teutschen Reichs, und durch die Achtung, in welcher er an den groſsen und kleinen Höfen stand, seinen Fürsten vor allem dem Unangenehmen zu sichern wuſste, dem kleine Fürsten dieses Reichs so oft ausgesetzt sind. In gutem, vertraulichem Einverständnisse mit diesem Manne, hatte sich der Fürst aus vielen verdrieſslichen Lagen, glücklich herausgewunden. Der Präsident, dessen Politik und Denken sich nicht weiter erstreckten, als auf seine Kammer und das, was das Land einträgt, sah in dem Minister nichts, als einen politischen Marktschreyer, der die Kunst verstände, den Fürsten mit seinem Gaukelspiele hinzuhalten und zu täuschen, um auf des Landes Kosten prächtig zu leben, und dem Staate seine Kinder, als eine Last, zur Erbschaft zurück zu lassen. Aber trotz dieser Meinung fürchtete er den Minister; und der Gedanke, sein Neffe möchte sich mit ihm verbinden, um seine schimärischen Entwürfe der Neuerung, die er ihm zuschrieb, durchzusetzen, brachte ihn aus aller Fassung. Seine Furcht, sein Unwille raubten ihm alle Ruhe; und da er diese Lage nicht länger mehr ertragen konnte, so ergriff er eines Tages plötzlich die Hand seines Neffen, und führte ihn in sein Kabinet.

„Neffe,“ sagte er schmeichelnd; „so wenig Dank „ich mir auch bey Ihnen, durch alle meine Bemühun-

„gen, bisher erwerben konnte, so rechne ich doch
„jetzt darauf. — Nein, nein! Sie müssen mich erst
„ausreden lassen. Es ist natürlich, daſs ein junger
„Mann wie Sie, so gebildet, so sonderbarer Art,
„und so reich, und so in der Gunst unsers vortrefflichen
„Fürsten, in allen alten Familien, wo
„eine Tochter zu verheirathen ist, eine groſse Gährung
„verursachen muſs. Nach Ihrer Denkungsart
„müssen Sie doch einmal heirathen; so denkt jeder,
„so denke auch ich. Vielleicht denkt auch manches
„arme Haus so, und wirft listig sein Netz nach
„Ihnen aus, um den reichen, schönen, seltnen
„Mann zu fangen. Ich muſs aus Pflicht Sie vor
„diesen Schlingen warnen, Neffe; und damit Sie
„ihnen um so leichter entgehen können, bin ich
„berechtigt, Ihnen die einzige Tochter des ältesten
„Hauses, nächst dem unsrigen, anzutragen. Sie
„ist zugleich die reichste Erbin, wenn der Vater
„stirbt, und liebt Sie bis zur Schwärmerey.“

Ernst. Erbin? Und wenn der Vater stirbt —

Präsident. Sie kennen sie doch?

Ernst. Ich kenne sie nicht.

Präsident. Nun, es ist die Tochter des Mannes, dessen Stelle Sie haben.

Ernst. Es thut mir leid, daſs ich hierzu schweigen muſs.

Präsident. Haben Sie etwas gegen die Person?

Ernst. Was sollte ich gegen eine Person haben, die ich nicht kenne?

Präsident. So werden Sie dieselbe nicht kennen lernen?

Ernst. In einer solchen Rücksicht gewiſs nicht.

Präsident. Ich sage Ihnen ja: es ist nicht allein das älteste, es ist zugleich das reichste Haus im Lande, und die einzige Erbin eines Vaters, der nicht lange mehr leben kann.

Ernst. Oheim!

Präsident. Was nun wieder? Wird sie es nicht werden? Zweifeln Sie daran?

Ernst. Ich hoffe, die Tochter denkt nicht an die Erbschaft.

Präsident. Und wenn sie es thäte! Auch sie wird Erben hinterlassen, die daran denken werden.

Ernst. Das kann seyn; und denkt sie daran, so verdient sie es.

Präsident. Was soll ich dem Vater antworten?

Ernst. Daſs Sie mir nichts gesagt haben.

Präsident. Wie? Ich thue es ja!

Ernst. Und um des Mannes zu schonen, weil es ihn beleidigen könnte, sagen Sie ihm nur: ich hätte Ihnen im Voraus vertrauet, meine Wahl sey längst getroffen; und diese müſste es seyn, oder keine.

Präsident. Neffe! Was Sie mir da sagen — sollte es wirklich Ernst damit seyn?

Ernst. Sollte ich vergessen können, mit wem ich spreche?

Präsident. Und dieses so geheim, Neffe?

Ohne mit mir zu Rathe zu gehen? in einer so wichtigen Sache auf das Leben?

Ernst. Ich habe einen Vater, lieber Oheim; der muſs doch wohl der Erste seyn.

Präsident. Allerdings! Und weiſs es mein Schwager schon?

Ernst. Nein.

Präsident. Und der Vater der Gewählten?

Ernst. Eben so wenig.

Präsident. Und die Person?

Ernst. Noch weniger.

Präsident. Das ist doch sonderbar! so sonderbar, wie alles mit Ihnen! Indeſs da ist ja noch nichts geschehen.

Ernst. Nichts geschehen? Es ist sehr viel geschehen. — Und nun seh' ich, es ist hohe Zeit, daſs ich das Schweigen breche. Ich that es nicht, weil mich dieses Schweigen so glücklich machte; aber damit ich mich nicht mehr in den Fall setze, zu einem Ihrer Anträge Nein sagen zu müssen, so will ich es morgen thun.

Präsident. Auf einmal so eilig? — Und die Person, die den seltnen, sonderbaren Mann gefangen hat?

Ernst. Oheim!

Präsident. Warum so feyerlich, Neffe? Wir sprechen ja nicht von Staatssachen, über die wir so selten einig sind; wir sprechen ja nur vom Heirathen.

Ernst. Und doch ist mir diese Sache eben so feyerlich. Jene betreffen mein Gewissen, diese mein Herz; und die Feyerlichkeit ist, denke ich, bey jeder an ihrer Stelle.

Präsident. Sie werden die Person vor lauter Feyerlichkeit doch nennen können?

Ernst. Nicht eher, Oheim, als bis ich weiſs, ob ihr mein Antrag nicht miſsfällt.

Präsident. Er wird ja nicht!

Ernst. So sind Sie der Erste, der mir mein Glück weissagt.

Präsident. Neffe, dieses hätte Ihnen Ihr Verstand längst weissagen können. Väter, die ihre Kinder nur so lange zu [illegible]ren im Stande sind, als sie selbst von dem Staate über ihr Verdienst ernährt werden, greifen gerne zu; und Töchter, die in Pracht und Üppigkeit auferzogen, künftige Armuth im Prospekt vor sich sehen, sagen selten Nein, wenn ein Mann sich anbietet, durch den man das jetzige Leben fortzusetzen hofft. Sie sehen doch, daſs ich Ihrem Herzen auf der Spur bin? Eine Sirene hat Sie mit ihren Zaubertönen gefangen, Neffe — habe ich Recht? — Nun wohin? Hab' ich es getroffen? Ich denke doch, daſs der Oheim zu dem Besten seines Neffen reden darf? daſs der Neffe sich wird gefallen lassen, ihn anzuhören?

Ernst. Wenn ich gehe, so thue ich es nur, um den Neffen nicht vergessen zu lassen, daſs er vor seinem Oheim steht; denn dieses könnte leicht durch die Art geschehen, wie der Oheim jetzt zu meinem Besten spricht.

Präsident. So vergessen Sie es denn! Sie thaten es längst. Entsagen Sie allem Gefühle der Verwandtschaft, und thun Sie, was Sie vorhaben. Sie wollen die Tochter des Ministers heirathen, des Mannes, den ich hasse, der mein Feind ist, dessen Feind ich bin; das wollen Sie. Können Sie es läugnen? Können Sie läugnen, daſs die Sirene Sie mit ihrer Zauberkehle gefangen hat? Ich sehe alles durch, alle Ihre Absichten, und die Absichten gewisser Leute; aber ich sehe auch die Zukunft. — Nehmen Sie die Person, feyerlicher Neffe; bey Gott! sie wird Ihrem Herzen Feyerlichkeiten von ganz anderer Art bereiten.

Ernst. Kann Ihr Haſs Sie so verblenden, Oheim! Und wenn ich Sie nun fragte: worauf gründet sich Ihre fürchterliche Weissagung?

Präsident. Ich weiſs es nicht; bey Gott! ich weiſs es nicht. Wenn es nicht dieses schöne Weib selbst ist, das mich zum Wahrsager macht — wenn es nicht der sonderbare Mann ist, der hier vor mir steht. Neffe, ich habe die Fabellehre nicht ganz vergessen: keiner glaubte der Weissagung Kassandra's, bis Troja in Flammen stand.

Der Unwille, die Leidenschaften hatten des Oheims Blicke wild gemacht. Ernst stand, betäubt durch das Unerwartete, vor ihm, und es wurde einen Augenblick finster vor seinen Sinnen; aber plötzlich entstieg der Finsterniſs das Bild Amaliens:

sein Herz verklärte es; er erinnerte sich an den Haſs seines Oheims, an dessen gewöhnliche leidenschaftliche Auſserungen, und sah sein Betragen als eine Wendung an, die sein Groll und sein Miſsvergnügen einer, ihm so widrigen Sache, gaben.

Er antwortete nun mit Entschlossenheit:

„Oheim, schon in der frühsten Jugend haben „Sie meinem Herzen die erste Wunde geschlagen, „und ich fühle ihre Folgen noch. Sie raubten mir „den edelsten Mann. Ich ertrug es; und als ich „entdeckte, wie Sie mir ihn geraubt haben, wie „Sie dabey zu Werke gegangen sind, machte ich „Ihnen keine Vorwürfe darüber. Ich entschuldigte „Sie, indem ich Ihnen gute Absichten dabey zu„traute. Als ich unter Ihrem Vorsitze mein Amt „antrat, waren Sie der erste, der von mir forderte, „mehr als einmal von mir forderte, daſs ich mein „Gewissen unter den Götzen beugen sollte, den „Sie System nennen. Ich that es nicht, und „werde es nie thun.“

„Und nun sind Sie noch nicht zufrieden, diese „Versuche an mir gemacht zu haben; Sie wagen „einen auf eine Art an mir, die wirklich meine „Geduld und Achtung auf die schwerste Probe „stellt. Und warum? Warum zerreissen Sie mein „Herz? Warum wollen Sie einen Menschen leiten, „den Sie von Anfang an verkannten, den Sie immer „verkennen werden? in welchem Sie nichts achten, „was er in sich allein für achtungswürdig hält? „Vergeben Sie mir, wenn ich einen Augenblick

„aus den Schranken trete, in denen ich mich bis-
„her gehalten habe. Es ist gut, es ist nothig, daſs
„wir einander verstehen. Ich werde nie seyn, wie
„Sie mich haben wollen; und so empfindlich, so
„schmerzend, mir auch der Verlust Ihrer Gewo-
„genheit ist, so kann ich sie doch auf keinem
„andern Wege suchen, als auf dem, welchen ich
„eingeschlagen habe. Nicht Sie, nicht die Welt,
„nicht das Schicksal, können mich von der Bahn
„ableiten, auf die mich etwas geführt hat, das
„stärker ist, als die Menschen und das Schicksal.
„Und nur von der Person, die ich meyne, und die
„Sie in Ihrem Unwillen gelästert haben, nur von
„ihr erwarte ich ein sichres Glück, da jedes andere,
„wie ich täglich mehr einsehe, von so vielen Ge-
„fahren bedrohet ist. Sie haben mir jetzt Muth
„gemacht; es ist Zeit, daſs ich mich dieses Glückes
„versichre, bevor die Stürme nahen. Denn sagen
„Sie mir, was kann Ihr Neffe Gutes von Andern
„hoffen, da er von Ihnen so verkannt wird, da
„Sie seine schönsten Aussichten so verfinstern,
„seine besten Empfindungen so schonungslos zer-
„treten?“

Präsident. Ich wünsche dem Neffen Glück; der Oheim hat seine Pflicht gethan. Beym Erwachen wird man sich meiner erinnern. Jetzt fehlt weiter nichts, als daſs Sie mit meinen Feinden ein Bündniſs gegen mich schlieſsen. Doch ich bin darauf gefaſst, und habe den Vertheidigungskrieg schon von langen Zeiten her gelernt.

In diesen letzten Worten vernahm Ernst, den ganzen Grund von der düstern Weissagung seines Oheims. Er entfloh schnell, und eilte zu seinem Vater, den er aber nicht antraf. Er durchwandelte den lachenden Schauplatz seiner Kindheit, und sein Herz besänftigte sich. Er ging nach der Höhle, und saſs nachsinnend vor dem Kranze seines Bundes. Gehüllt in den Morgentraum seiner Jugend, trat Amalie herein, und der Glanz des Gesichts erfüllte die düstre Höhle; der Kranz schimmerte in dem Lichte einer andern Welt. An ihrer Hand mahlte sich der Begeisterte die Tage seines Lebens aus, und in Allem, was sie umgab, was sie that und sagte, in ihren Bewegungen, ihren Blicken, ihrem Gesange, lag, was sein reines Herz hier träumte. Jeder Zweifel, jeder aufsteigende Gedanke, der dieses erhabne Bild in ein andres Licht zu setzen drohte, schien ihm eine Lästerung der Natur in ihrem schönsten Werke. Und wer sah, wer hörte Amalien, ohne daſs sich ihm dieses Gefühl aufdrang!

Ernst trat, voll Begeisterung, voll Liebe und Zutrauen, an das Licht des Tages.

Sein Vater hörte seine Wahl mit Freuden; und als er vernahm, daſs Ernst sich noch nicht erklärt hatte, daſs er es ohne Einwilligung des Vaters auch nicht wagen wollte, versprach er, den folgenden Tag zu dem Minister zu fahren. Er that es, und der Minister gestand Ernstens Vater: „daſs dieses „sein einziger Gedanke und Wunsch gewesen wäre,

„seitdem er seinen Sohn kennte. An der Einwilli„gung seiner Tochter zweifle er nicht; dafür stehe „ihm der Werth des Mannes, der um sie anhielte.“

Hierauf sprach er von seiner Lage: daſs seine Tochter von ihm nichts zu erwarten hätte, und daſs ihre Bildung die einzige Aussteuer wäre, die er ihr mitgeben könnte.

11.

Amalie schien über Ernstens plötzlichen Antrag, durch ihren Vater, verlegen und verwirrt; sie sagte einigemale: „Das ist doch sonderbar! höchst „sonderbar!“

Minister. Und wodurch, Amalie?

Amalie. Daſs er sich an Sie wendete — so gerade — ohne vorher mein Herz zu fragen, ohne mir auch nur durch ein Wort die Wirkung, die ich auf sein Herz gemacht habe, anzudeuten.

Minister. Sieh, so fremd scheint uns die Handlungsart edler Männer! Es wundert dich, daſs dieser deinen Vater, und dich in deinem Vater, ehrt. Amalie, von dir hätte ich diese Bemerkung am wenigsten erwartet.

Amalie. Vielleicht kommt dieses daher, lieber Vater, daſs wir einander in diesem Punkte alle gleichen.

Minister. Du bist nun durch deinen Vater unterrichtet, und es hängt ganz von dir ab, seine Erklärung anzunehmen, oder ihm jede andere zu ersparen. Liebst du ihn nicht, so ersparst du dem edlen Manne den Beweis von deinen eignen Lippen, er habe sich in dir geirrt; und selbst seine seltne Tugend, die Erhabenheit seiner Seele, seyen in den Augen meiner Tochter nichts.

Amalie. O, er ist viel, sehr viel in Ihrer Tochter Augen, mehr als sie je zu wagen hoffte! Und doch mein Vater — sagen Sie mir, was glauben Sie wohl, das diesem schön gebildeten, so geistreichen, der Vollkommenheit so nahen Manne, in den Augen Ihrer Tochter fehlt?

Minister. Soll ich es dir sagen? Die Eitelkeit, der Wahn unsrer Jünglinge, Amalie; die Schwatzhaftigkeit, von dem zu reden, was sie zu fühlen glauben, und eben darum nicht fühlen. Ihr wollt nur Leidenschaft, wollt, daſs die Leidenschaft für Euch in Euren Anbetern die Vernunft, alle Thätigkeit im Leben, und alle Würde des Mannes verschlinge; daſs für den, der Euch einmal gesagt hat, er liebe Euch, nichts auf der Welt mehr Werth habe. Dieſs ist die Frucht Eurer Romane! Aber hast du nichts von dem Erwachen aus diesem unnatürlichen, schwächlichen Zustande, der Krankheit unsrer Zeit, gehört?

Amalie. Sie wissen, daſs ich keine Romane lese.

Minister. Weil du vielleicht die deinigen auf dem Klavier, der Laute und der Harfe in Musik setzest.

Amalie erröthete. Der Minister fuhr fort:

„Der Mann, von dem ich rede, ist von so hohem

„Sinne, daſs alle deine Reitze, alle deine Talente, „alles Anlockende, womit die Natur dich so überreichlich beschenkt hat, für ihn keinen Werth „hätten, wenn er nicht glaubte, du seyst von eben „solchem Sinne, auch du könntest ihn um das lieben, warum er dich liebt.“

Amalie. Und was ist das?

Minister. Was seinem Herzen dieser Schleier äuſser Schönheit nur andeutet: Tugend, reiner jungfräulicher Sinn, und Mitgefühl für das, was er über alles achtet. Er liebt dich, wie er eben diese Tugend liebt, mit reiner Begeisterung; er hofft, wie sein Vater sagt, du werdest ihm Rosen auf den dornichten Weg des Lebens streuen, und ihn dem Ziele entgegen führen, das er so scharf und männlich in das Auge gefaſst hat. Nun erwäge! Für diesen Mann bedarf es keiner Bitten und keiner Überredung; er selbst besteht seinen Werth. Ich kann dir sogar verzeihen, wenn du ihn ausschlägst, weil der Gedanke mir empörend ist, daſs er durch dich nicht glücklich werden könnte.

Amalie. Ist Ihre Tochter so plötzlich und so sehr in Ihrer Meinung gefallen?

Minister. Das sage ich noch nicht, werde es auch vielleicht später nicht sagen; aber, Amalie, ich bin kein Fremdling in deinem Herzen, und kenne dein Geschlecht. Ich las Verwirrung in deinen Blicken; und — soll ich es sagen? — ich erwartete auf deinen Wangen nur die Rosen der jungfräulichen schüchternen Freude, die wir aus

Gefäl-

Gefälligkeit Scham nennen, weil sie ihr so ähnlich sieht, weil die Liebe sich so gern unter diesem Schleier verbirgt. Aber dein Mund erklärte die Ursache der Verwirrung.

Amalie. Wie, mein Vater!

Minister. War nicht deine Eitelkeit beleidigt, daſs er ganz in dem Sinne handelte, in welchem er dich betrachtet? Du wolltest, daſs er dich auf dem Wege der Romane suchen sollte; und dieſs ist nicht der seinige.

Amalie. Warum deuten Sie es so? Konnte nicht das Erstaunen, das Unvermuthete, diese Verwirrung erzeugen? Wenn ich nun gar nicht hoffte, daſs dieser edle, seltne Mann je in dieser Rücksicht an Ihre Tochter denken könnte! Wenn mir nun meine Bescheidenheit, diesen Vorwurf von Ihnen, zugezogen hätte! Was konnte, was sollte mich veranlassen, da Liebe zu vermuthen, wo ich nur Achtung, feyerliche, sonderbare Bewunderung wahrnahm? Und nur dieses fühl' ich auch in seiner Gegenwart: eine Verehrung, wie für ein Wesen höherer, besserer Art; und ich glaube beynahe, eben dieses heiſst: in dem Sinne lieben, wie er geliebt seyn will. Das Band, das ihn an mich zu fesseln scheint, mein Vater, ist, aus so geistigem Stoffe es auch gewebt seyn mag, doch meinen Sinnen sichtbar, so weiblich Sie dieselben sich immer denken mögen. Er ist der edelste Mann, den Ihre Tochter je gesehen hat.

Der Minister umarmte seine Tochter.

„Ich höre meine Amalie wieder, erkenne sie — „erkenne die feine Künstlerin, die durch zarte Wendungen so gern überrascht. Darf ich ihm das „schöne Geheimniſs vertrauen?"

Amalie. Ich habe es längst gethan; aber dieser Mann hat so wenig Eitelkeit, ist so wenig mit sich selbst beschäftiget, daſs er diese leise Sprache eines Mädchens, für die unsre Junker so scharfe Ohren haben, weder vernimmt, noch versteht. Sie mögen es ihm sagen, wenn Sie nicht glauben, daſs es mir besser gelingen würde, es ihm vernehmlich zuzuflistern.

Minister. So gescheh' es heute.

Es geschah. Ernst fühlte die Hand des Wesens seines Jugendtraums in der seinigen, und hoffte nun, an dessen Seite alle Gefahren des Lebens zu besiegen, die ihn auf der einmal betretnen Bahn überfallen möchten.

12.

Um die schönsten Tage seines Lebens zu verherrlichen, erhielt er um eben diese Zeit einen Brief von Hadem, mit einer kleinen Zuschrift von Franklin, welcher ihm meldete: er habe den jungen Teutschen Mann auch in Amerika nicht vergessen, seinen Auftrag erfüllt, und sende ihm hiermit einen Beweis davon.

Hadem an Ernst.

Daſs ich Ihnen, lieber Ernst, noch so schreibe, als wäre seit unsrer Trennung keine Zeit verflossen, dazu berechtigt mich Glücklichen der Geist Ihres Briefes, der Glaube, das feste Vertrauen auf diesen Geist. Nach der Durchlesung Ihres Briefes und Ihrer Beilagen, fürchte ich nichts mehr für Sie. Der muthig bestandne Kampf des Jünglings, läſst mich auf die Siege des Mannes hoffen. Ich wuſste, wem ich Sie anvertraute; ich wuſste, wen ich ihm anvertraute! Gesegnet sey die Asche des Mannes, dem ich Sie in jener Bedrängniſs übergeben konnte! Gesegnet sey der Augenblick, daſs er mir, dem so sehr Bekümmerten, damals erschien, und mir zulispelte: „Übergib mir den Liebling deines „Herzens; ich will ihn dir erhalten, wie du mir „ihn übergibst.“ Sie haben ihn verstanden, ihn richtig verstanden; Ihr rein gestimmter Geist muſste seine Sprache bey dem ersten Laute verstehen: das erwartete ich. Er schloſs Ihnen ganz den Tempel der Natur, der Menschheit und der Wahrheit auf, zwar plötzlicher als ich es zu thun Willens war, (denn ich wollte Sie von Stufe zu Stufe ihm zuführen, und Ihrem zarten Geiste nur langsam das merkbar machen, was ihn dem Auge der Menschen verbirgt); aber die unerwarteten Ereignisse, die nur ein Jüngling wie Sie veranlassen und so veranlassen konnte, zerrissen meinen Plan. Es ist wahr, sie haben durch einen starken Schlag auf

Sie gewirkt; aber eben dadurch, daſs sie dieses thaten und das noch weit Entfernte so plötzlich und grell Ihrem Geiste aufdrangen, gaben sie Ihnen auch Gelegenheit zu dem schönen, dem muthigen Kampfe. Und, Geliebter, die Deutung, die Sie nun meinen letzten Worten geben, ist so schön, daſs ich jetzt mit Ruhe, mit Wohlgefallen, auf die Begebenheit sehen kann, die sie veranlaſst hat. Doch das, was Sie von meiner Seite ein Opfer nennen, verdient nur durch das, was ich dabey litt, diese Benennung; denn ich durfte, ich konnte nicht anders handeln. Konnte ich Sie in diesem Alter, mit diesen über Ihr Alter weit erhabenen Gesinnungen, dem Schlage aussetzen, womit man Ihr Herz bedrohte? Wär' ich dann der Mann gewesen, der sein Glück, den schönsten Werth seines Daseyns, in Ihnen blühen und reifen sah? Sollte eine rauhe Hand dieſs alles erschüttern, vielleicht zerstören? Entschied nicht hier die Nothwendigkeit, und gebot sie nicht gewaltig? Ja, es war ein erschrecklicher Augenblick für mich; ich sah voraus, daſs durch meine Entfernung und die Veranlassung dazu, das schöne Ideal Ihres Sinnes Gefahr lief, entweder verdunkelt zu werden, oder daſs Sie seine Gränzen überschreiten würden. Das erste fürchtete ich weniger, da ich mich allein dem Unwillen Ihres Oheims aussetzte, und durch meine Abreise Schonung für Sie erwarten konnte. Um so mehr fürchtete ich das letzte; und aus dieser Furcht entsprangen die Worte, die Ihnen so vielen Kummer verursacht haben. Möchten Sie nie in den Fall kommen, sich ihrer erinnern zu müssen; aber wenn Sie, mit dem Geiste der Sie belebt, unter den Menschen thätig seyn wollen, so bewaffnen Sie Sich mit Muth, Geduld und Stärke. Erwägen Sie das, was die Menschen ertragen können! Erwägen Sie, daſs diese, von Stolz, Eitelkeit und andern niedrigen Leidenschaften angetrieben, unsern Handlungen selten reinere Bewegungsgründe zuschreiben! Vergessen Sie nie, daſs der Geist, der Sie beseelt, den groben Sinnen des Haufens nicht faſslich ist; daſs die Menschen von Gott und der von ihm ausgehenden Tugend am meisten reden, weil sie beyde in ihrer erhabenen Reinheit am allerwenigsten denken und ahnden; und dann, daſs den Tugendhaften, wie den wahren seltnen Dichter, die einander beyde in einem so edlen Sinne gleichen, hier gewöhnlich, ein und dasselbe Schicksal erwartet.

Mag jede Ihrer Handlungen ganz und rein aus Ihrem Herzen, wie Ihre Göttin aus Jupiters Haupte, entspringen; aber bedenken Sie vor der Ausführung, daſs eine gute, für den Zweck ersprieſsliche Handlung, in dem Verhältnisse mit den Menschen, zu deren Bestem sie geschehen soll, freylich das Schönste, aber auch das Schwerste ist, was der Mensch bewirken kann. Eine zu rasch, zu schonungslos betriebene That, bringt uns leicht um die vielen Früchte, die uns die Zukunft noch aufspart. Wir leben nicht mehr in den Zeiten groſser, kühner Thaten, wo ein Tag, eine Stunde, über den ganzen Werth des Lebens entscheiden kann, wo wir in einem Tage den Kranz des Ruhms erwerben. Wir müssen ihn nun unbemerkt, aus stillen, prunk- und geräuschlosen Thaten bilden, und ihn im Innern unsers Herzens der Tugend weihen, um durch unsern Schmuck das Auge der Menschen nicht zu reitzen. Und lieben Sie nicht die stille Tugend? Werden Sie Sich über unser Loos beklagen? Besonders, Geliebter, hüten Sie Sich vor den Folgen des Miſslingens guter Absichten, auf Ihr Herz! Dieses ist der gefährlichste Felsen, der unter den Fluthen des Lebens verborgen liegt; nicht selten scheitert der Edle an ihm. Aber hat Ihnen Ihr Führer, dem ich Sie übergab, dieses nicht alles schöner und stärker gesagt?

Für Ferdinand fürchtete ich immer; und nun stört er meine Ruhe: mich überfällt eine unbeschreibliche Angst, wenn ich lebhaft an ihn denke. Sein Verstand ist der Sklav seiner Sinne, und sein Herz ist zu leicht für den Sturm der kühnen Leidenschaften, die in seinen Adern toben: das fühl' ich; und was wird aus ihm werden?

Jetzt, Geliebter, Einiges von mir. Aus öffentlichen Nachrichten werden Sie wissen, daſs der kleine Überrest des Regiments, bey dem ich angestellt war, in Gefangenschaft gerieth. Ich wurde mit fortgefuhrt, ohne den Sterbenden den letzten Dienst leisten zu können. Was für Elend, was für Jammer habe ich erlebt und angesehen! Und liegt nicht schon alles in dem Gedanken begriffen:

die Teutschen wurden für Geld nach Amerika verkauft? Ihre Verkäufer hätten sie sehen sollen, verschmachtend, den Blick nach ihrem Vaterlande, ihren Eltern, Weibern, Kindern, dann zum Himmel, dann auf die fremde Erde richtend, die sich ihnen zum Grabe öffnete! — Ich ward von den Gefangenen getrennt; eine Kolonie Teutscher an den Gränzen der Wilden bemächtigte sich meiner. Seit Jahren hatten sich diese Leute, weil ihnen ein Prediger fehlte, nicht zum Gottesdienste versammeln können. Sie trugen mir dieſs feyerliche Geschäft auf, und es ward mir leicht, ihr Zutrauen, ihre Liebe, in dieser Wildniſs zu erlangen. Eilig baueten sie mir ein Haus, und richteten es so bequem ein, als es ihre Lage erlaubte. Ich lebte dem Berufe, den sie mir gaben, mit völliger Ergebung. Als aber der Friede geschlossen war, und ich zu Ihnen zurückkehren wollte, nahm die Liebe die Gestalt eines sehr verzeihlichen Eigennutzes an. Sie wollten mich nicht entlassen; und da sie mein Recht nicht bestreiten konnten, so forderten sie Ersatz für den Aufwand, den sie um meinetwillen gemacht hatten. Sie wüſsten, daſs er von meiner Seite unmöglich war. Als ich ihnen nun ihr Unrecht und ihre Undankbarkeit sanft verwies, erkannten sie alles; aber sie hoben ihre Hände zum Himmel empor, und riefen: „Er wird uns das Unrecht „verzeihen, das wir an Ihnen thun. Er weiſs, „warum wir es thun! Er hat Sie zu uns gesandt, „und Sie selbst werden zu ihm für uns beten,

„daſs er uns verzeihe, was wir an Ihnen Böses „thun.“

So bin ich nun gefesselt; durch Pflicht und Gewissen. Ich schrieb an den edlen Franklin, und er nahm es auf sich, der Kolonie einen Prediger aus Teutschland zu verschreiben. Sobald dieser kommt, eile ich in Ihre Arme; und dann sollen Sie den Greis in den Tempel fuhren, an dem Sie bauen.

VIERTES BUCH.

1.

Ernstens Jahre des Glücks und der Ruhe flogen schnell, und mit guten Thaten bezeichnet, vorüber; aber das allgewaltige Schicksal schien ihn nur darum in einen so sanften Schlummer versenkt zu haben, um ihn schrecklicher daraus zu erwecken, um ihn beym Erwachen zu zermalmen. Warum muſs ich die Feder wieder aufnehmen! ich, der Zeuge des an ihm ausgeübten Frevels! ich, dessen Herz bey dem Anblick der an ihm begangnen Ungerechtigkeit, so unaussprechlich litt! Und doch muſs ich dem Zuge folgen, und das nun einmal übernommene Geschäft vollenden, so qualvoll es auch jetzt für mich wird. Die Ungerechten sollen wenigstens sehen, wen sie in diesem Manne verfolgt haben; und das Mitgefühl der Edlen wird mein Lohn seyn. Fasse dich, mein empörter Geist, und wende dich von dem zerstörenden Gedanken weg: „Nur das, was du zu berichten hast, habe der „Rechtschaffene von den Menschen zu erwarten!“

Der Kammerrath hatte schon die Grafschaft *** zum Garten umgeschaffen, und Ernst ging neben dem treuen Pflanzer Gottes, in dem blühenden Bezirke, den verschönerten reinlichen Dörfern, wo nun Zufriedenheit und einfaches Wohlleben herrschten. Hier wandelte er an der Seite des Kammerraths mit höherem Herzen, als Alexander an der Seite seines Lieblings, in den Ebenen des von ihm eroberten Asiens. Seine Trophäen waren blühende Bäume, reiche Kornfelder, grünende Wiesen, Striche, die einst das Wasser ertränkte, zu Wiesen durch Fleiſs gewonnen. Und beide Freunde belebte die Hoffnung, das Glück, welches sie hier gestiftet hatten, noch weiter um sich her zu verpflanzen. Ernst hatte, mit Genehmigung des Fürsten, in diesem Bezirk eine neue Ordnung der Steuern und Abgaben zur Probe eingeführt, und diese Probe war so gut ausgefallen, daſs er beweisen konnte, seinen beabsichtigten Zweck erreicht zu haben. Durch diese neue Ordnung fiel alles Drückende von dem Landmann ab, und der in den ersten Jahren von dem Adel und den Gutsbesitzern erlittene kleine Verlust, ersetzte sich in den folgenden vollkommen. Auſserdem hatte sie das vorzüglich Gute an sich, daſs sie allem Zwist, allem Hader, allen Klagen über Gewalt, und allen heimlichen Eingriffen, ein Ende machte. Ernst konnte darthun, daſs alle Landleute ihre Abgaben richtig bezahlt hatten, daſs keiner verarmt war, und daſs der Ertrag des Landes um ein Drittel mehr ausmachte, als sonst. Dieses legte er seinem Schwiegervater dem Minister vor, und theilte ihm sein Vorhaben mit, diesen seinen

Plan, mit Genehmigung des Fürsten, dem versammelten geheimen Staatsrathe, für das ganze Land, vorzuschlagen. Der Fürst, der von allem unterrichtet war, und mit eignen Augen den guten Erfolg gesehen hatte, forderte Ernsten selbst dazu auf. Er war so entzückt darüber, daſs er an seiner Tafel, in seinem Kreise, mit Fremden und Einheimischen von nichts sprach, als von der Hoffnung, bald sein ganzes Land so blühend und wohlhabend zu sehen, als Ernst und Kalkheim den gesegneten Strich gemacht hätten. „Und dann," setzte er hinzu, „werde „ich erst recht fühlen, wie glücklich ich bin, Fürst „eines kleinen Landes zu seyn; denn nur hier fruchtet die Arbeit guter Menschen, nur hier sind Mittel „und Hindernisse gleich sichtbar."

Doch dieser Plan drohete nicht allein der Gewalt und dem Eigennutze verschiedner Landes-Kollegien; er griff zu gleicher Zeit auch den Stolz des Adels, und der Gutsbesitzer an, denen die alte Ordnung schmeichelte, weil ihre Vorfahren dieselbe entworfen hatten. Sie sahen in der gelinden Abhängigkeit des Landmanns von ihnen, da diese doch allein den Fleiſs und die Erfindungskraft desselben beseelt, indem sie ihn von den äuſsern, drückenden Zeichen der Herrschaft befreyet, nur die Auflösung ihres Ansehens und ihrer Eigenmacht. Es war ihnen nicht genug, daſs der Landmann, und sie durch diesen, reicher würden; sie wollten auch, daſs er immer in der knechtischen Furcht vor seinen gestrengen Herren verbleiben sollte. Sie wollten nicht dessen Wohlthäter, Freunde und Ruhestifter, sondern dessen Herrscher und drohende Richter seyn. In den freyen, vertraulichen, heitern Gesichtern der Landleute dieses sich auszeichnenden Bezirkes, sahen sie Hohn und Aufruhr; in ihren reichen Feldern, ihren schön gebaueten Dörfern, ihrer anständigen bessern Kleidung, Reitz zur Üppigkeit, Verschwendung und Eitelkeit; und ihr Spruch war: der Bauer muſs immer fühlen, daſs er nur Bauer ist.

Natürlich stimmte die Kammer in diesen Ton mit ein, und Ernst wurde bald als ein Feind des Adels und der alten guten Ordnung angesehen. Seine Ruhe, seine Zufriedenheit, seine Sorglosigkeit bey ihren hämischen Auſserungen, entzündeten den Haſs und Unwillen des Adels noch mehr, und es bildete sich, ohne Verabredung, und mit Verabredung, eine geheime Verschwörung gegen ihn, die nur auf Gelegenheit lauerte, den gefährlichen Widersacher zu stürzen. Indeſs stellte man ihn allenthalben als einen Mann dar, der, stolz auf die Gunst des Fürsten, seinem Dünkel und seiner eingebildeten Weisheit Alle zu unterwerfen strebt, der durch die Zerstörung alles Alten sich einen glänzenden Nahmen machen will, und seinen herrschsüchtigen Geist unter dem sanften Schimmer gleiſsnerischer Tugend zu verbergen sucht.

Ernst ahndete das nicht. Er sah und fühlte wohl, daſs den Meisten das nicht gefiel, was er that; doch hoffte er noch immer, der gute Erfolg würde jeden, nach und nach, von seinen reinen

Absichten überzeugen. Bey seinem Plane rechnete er um so mehr auf das Gelingen, da der Vortheil eines jeden so sichtbar war. Aber als er ihn in dem geheimen Rathe vorbrachte, und sein Oheim heftiger als je auffuhr; als die meisten Anwesenden auf das Recht ihres Adels pochten, und geradezu erklärten, der Fürst könne Privilegien nicht antasten, die von ihren Ureltern auf sie vererbt wären, die sie als des Reiches Ritterstand von alten Zeiten her genossen: und als sie ihn als den Schöpfer dieses Plans geradezu angriffen: da erkannte er, wie sehr er sich geirrt hatte; da sah er ein, daſs die Menschen noch eher wirklichem Vortheil entsagen, als dem eingebildeten des Stolzes und des Wahns. Diese sich ihm jetzt aufdrängende Meinung verbarg ihm auch noch in diesem Augenblick, daſs der Haſs gegen ihn vorzüglich die Haupttriebfeder seiner Gegner war. Aber sein Oheim öffnete ihm bald die Augen; denn er sagte ihm geradezu: „Neffe, „meine Prophezeihung geht nun in Erfüllung; Sie „sind nun endlich geworden, was Sie so lange und „so eifrig zu werden gesucht haben: der Gegenstand „des Hasses aller Vernünftigen; und wenn dieses „Ihren Stolz befriedigen, wenn Ihre Schimäre Sie „dafür trösten kann, so haben Sie wirklich die „höchste Stufe des so sehnlich gesuchten Glückes „erreicht."

Ernst antwortete:

„Es sey! Auf dem Wege, auf welchem ich es „erreicht habe, werde ich gleichwohl verbleiben,

„und eben darum kann ich von der errungenen
„Höhe niemahls fallen. Noch wohnt Ruhe in mei-
„nem Herzen; auch war ich auf das, was Sie mir
„nun ankündigen, nicht so unvorbereitet. Ich
„rechnete auf Undank, Unbilligkeit und Ungerech-
„tigkeit, doch nicht auf Haſs, wenigstens nicht
„von Ihrer Seite; und, Oheim, am wenigsten auf
„den Wahnsinn, der sich diesen Morgen bey einer
„Sache offenbarte, wobey die am meisten gewan-
„nen, die am heftigsten dagegen schrieen.“

Präsident. Dieses kommt alles daher, lieber Neffe, daſs Sie nur dem Nahmen nach ein Edelmann sind; sonst würden Sie mit dem Kleinode, in welchem unsre Ehre, und, durch sie, unser Daseyn besteht, nicht so verwegen spielen. Ja, lächeln Sie nur. Aber vergessen Sie nicht, daſs wir für dieses Kleinod alles zu wagen fähig sind, was Sie allenfalls um Ihrer Schimäre willen wagen könnten. Ich schenke Ihnen alle Weisheit, die Sie mir jetzt vortragen möchten — Wozu? Mir soll der Neffe immer willkommen seyn; aber nie der Staatsmann; denn als Staatsmänner sind wir Feinde, in offnem Kriege. Ich weiſs wohl, daſs Sie dieses nicht abschrecken wird; der Muth wächst Leuten Ihrer Art beym Widerstande. Dem Sieger bleibt am Ende doch das Feld. Wir wollen nun sehen, was der von Ihren Träumen verblendete Fürst weiter unternimmt; für jetzt scheint er Ihren Plan schon auf bessere Zeiten auszusetzen. Wir danken ihm für den Aufſchub, und wissen, woher es ihm kommt.

Wie wohl hätten Sie gethan, lieber Neffe, wenn Sie ein wenig mehr auf den klugen Renot gehorcht hätten, als auf Ihren Pedanten! Freylich, solchen Leuten, und Leuten, wie die sind, mit denen Sie zu Rathe saſsen, die keinen Fuſsbreit Lands besitzen, und als von geborgtem Glanze übertünchte Bettler, nichts zu verlieren haben — denen mag ein solcher Plan ganz wohl gefallen. Sie verstehen hoffentlich, wen ich meyne; und sollten Sie nicht, so fragen Sie mich nur!

Ernst erglühte. Zum erstenmal schwellte heftiger Unwille sein Herz; zum erstenmal faltete sich seine Stirn in Grimm; zum erstenmal verzog sich sein Mund, um den sonst nur Weisheit und Güte so sanft sich zeigten. Er sagte nach langem Kampfe:

„Lieben konnt' ich Sie nie, Oheim; es war
„nicht meine Schuld. Von diesem Augenblick an,
„kann ich Sie nicht mehr achten; und auch dieses
„ist nicht meine Schuld. Seyn Sie mein Feind,
„das Sie schon lange mehr als Mensch, denn als
„Staatsmann sind; als Staatsmann könnten Sie es
„ja nicht seyn, wenn Sie nicht Mensch in dem
„Sinne wären, in welchem Sie sich mir immer
„zeigten. Da ich dieſs aber am wenigsten fürchte,
„und eigentlich nichts mehr fürchte, als eben so
„tief zu sinken; so steh' ich ganz offen, und ohne
„allen Schutz da — das Ziel Ihres Hasses und des
„Hasses aller derer, die mich wie Sie verkennen.
„Ich habe viel von Ihnen ertragen; aber die Lästerung des edlen Hidem, und des Mannes, bey

„dessen Bezeichnung Sie Sich nur erniedrigten, „konnt' ich nicht ertragen: denn in diesen lästerten Sie Tugenden, für die Sie keinen Sinn haben."

Er ging. Sein Oheim wüthete, und in seiner Wuth rief er: „Er hat Galle, er hat es gezeigt; „und davon läſst sich etwas erwarten."

2.

Nur als Ernst seinen einzigen Sohn sah, und dieser ihm freudig entgegen sprang, besänftigte sich der Unwille in seiner Brust. Es war die erste Empörung, die erste starke widrige Empfindung, welche Menschen in ihm erzeugt hatten. Er schauderte selbst vor der Wirkung der Erschütterung; er drückte seinen Liebling an das Herz, und küſste die unschuldigen Augen, deren Blick die Finsterniſs erhellte, die jetzt seinen Geist umringte. Der kleine Franz schmiegte sich an ihn, und er hob ihn gegen den Himmel: „Du hast ihn mir gegeben! Und jene! „ich bin ja noch, was ich vor einer Stunde war!"

Sein Blick fiel auf Amaliens Zimmer.

Sie kam, weil sie seine Worte vernommen hatte. Er bat sie um Musik; und während sie spielte, hielt er den Knaben auf dem Schooſse. Der Knabe lauschte auf die Stimme seiner Mutter, auf die Blicke seines Vaters; und als nun ihr Gesang in das Besänftigende, das Feyerliche überging, und ihre Saiten wie das Gelispel der Geister ertönten, und der Knabe bey dem hohen Gesange ihn starr, bey dem sanften wieder freundlich anblickte: da mahlten sich seine Jugendträume wieder lebend vor seinen Augen, und der erhabene Gedanke, der diese Träume erzeugt hatte, saus'te durch seinen Geist. Er fühlte, sein Glück sey auſser der Gewalt der Menschen, so lange ihm dieser Gedanke, dieses Weib und dieser Knabe blieben.

Amalie hatte seine Bewegungen bemerkt; sie nahte sich ihm nun, und er theilte ihr mit, was er empfand. Aber da sie bald nachher auf dem Klavier zu phantasieren anfing, und ihre Klagetöne die Dolmetscher ihrer geheimen Schwermuth wurden, die er so lange bemerkt hatte, und ihre Blicke aufwärts flogen, als suche ihr Geist in der Ferne die Erfüllung ihrer Wünsche: da drangen leise Thränen in seine Augen, und er küſste den Knaben, um sie zu verbergen. Er fühlte sich von seiner Seite glücklich; aber zwischen ihm und Amalien, hatte sich seit ihrer Verbindung, ein seltsames Verhältniſs entsponnen. Er zeigte ihr die zärtlichste Liebe, das gränzenloseste Vertrauen, und sein Thun, sein Betragen, seine Worte bewiesen ihr, daſs er sie mit aller Kraft seiner hohen Seele liebte, daſs er sich durch sie so glücklich fühlte, als es nur ein Sterblicher werden kann. Sie fühlte dieses; sie sah, wie sie ihn durch ihren Geist, durch ihre Musik bezauberte; sie empfand, wie der Knabe sein ganzes Daseyn mit dem ihrigen auſs innigste verbunden hatte: und immer blieb sie in ihrer ernsten Feyerlichkeit, in ihrem sonderbaren, unnatürlich scheinenden Schwunge des Geistes. Immer sich gleich, bezeugte sie ihm für alles, was er that und sagte, jene Achtung, jene Bewunderung, die nur Personen von dem zartesten Herzen, dem ausgebildetsten, edelsten Geiste, zu empfinden und auszudrücken fähig sind. Er sprach in sanftem Entzücken von seiner Liebe und seinem Glücke; sie von dem Werthe der Tugenden ihres Gemahls: aber nie überlieſs sie sich einer völligen Ergieſsung des Herzens, nie einer innigen Zärtlichkeit; immer schien eine Scheidewand zwischen ihm und ihr zu stehen. Es genügte ihm lange; denn da er diese reine Stimmung am meisten achtete, auf sie vorzüglich sein Glück bauete, und Amalien hauptsächlich um dieses hohen Sinnes willen gewählt hatte, so glaubte er, es müsse so seyn, und sein Glück sey um so sichrer. Aber da er sie seit einiger Zeit oft einsam, und in Gedanken verloren überrachte, und ihre Musik, ihr Gesang, womit sie ihn sonst emporhob und aufheiterte, immer klagender wurden, in ihren Blicken sich etwas bisher von ihm unbemerktes Düstere, Sehnende zeigte, und sie seine Fragen nur mit Lächeln beantwortete, und er mit der zärtlichsten Hingebung, der herzlichsten Aufforderung, keine andere Antwort erhalten konnte, als höchstens: „Kann ein Mann, wie Sie, „an dem Glücke seiner Gattin zweifeln? Wer sollte „sich dann auf Erden trauen!“ — und sie sich in weiter nichts einlieſs, und immer in dieser Stimmung verharrte: so vermuthete er geheimen Kummer, schrieb sich die Ursache zu, und spannte alle seine Aufmerksamkeit an, ihr zu gefallen. Sie bemerkte es, und gab ihm die rührendsten Beweise davon, daſs sie es bemerkte. Seine Zärtlichkeit überraschte sie oft; und wenn sie dieselbe nicht mit der Wärme erwiederte, wie sie aus seinen Blikken sprach, so sagte sie:

„Ich bin zu ernsthaft, ich muſs die Musik lassen; sie zieht mich mit unwiderstehlicher Gewalt „von dieser Erde nach dem Lande, von welchem „Sie mir so oft gesprochen haben. Wirklich ich „muſs die Musik lassen; sie spannt meine Phantasie „über ihr Vermögen; sie macht mich zu weich, zu „schwärmerisch. Ich glaube, es geht mir, wie den „Dichtern, von denen man sagt: sie vermiſsten „immer etwas, sie möchten seyn, wo sie wollten. „Denn sie sehen, sagt man, alles mit den Augen „ihres Geistes an, der sich mehr im Schaffen, im „Hervorbringen, als in dem Genieſsen gefällt, der „das Geschaffene, um nie müſsig zu seyn, wenigstens mit den Farben seiner Träume schmückt.“

Ernst lächelte bey dieser Auſserung.

Amalie. Lächeln Sie nicht! Ich glaube wirklich, daſs ich ohne Musik viel glücklicher wäre; ich würde mehr bey mir, und viel beschränkter seyn, und Franz würde mir dann nicht so oft sagen: du liebst mich nicht, Mutter; du spielst nicht mit mir, du spielst nur mit dem Klavier. Und doch liebt dich das Klavier nicht, wie ich dich liebe.

Ernst. Und doch küſst er mit mir die Hände, die diese Saiten so ſüſs beleben, und den Mund, dessen Töne seinen Vater mit sanften Schwingen in jenes Land tragen, aus dem seine Mutter, mit dieser Harmonie begabt, herabstieg. Sie vergaſsen, oder wollten vergessen, daſs es der Dichter allein ist, dessen Geist Welten und Schöpfungen sieht, die wir ohne ihn nur dunkel ahnden würden; daſs er uns durch seine Schöpfungen von andern Welten ein Glück darbeut, welches uns diese hier nie gewähren kann. Dank sey diesen Lieblingen der Gottheit gesagt, auf denen der Geist der Schöpfung so sichtbar und wirksam ruht, in denen sich die Schöpfung so faſslich und hinreiſsend für Andere abspiegelt! Sie erwecken durch ihre schaffende Kraft, durch die hohe Darstellung ihres innern Sinnes, den schlafenden Funken in unsrer Brust, und beweisen uns durch seine Entzündung unsre Abstammung aus jenem Lande, und unsre Wiederkehr dahin. Ohne sie würde sich der Mensch nie über das Irdische erhoben haben. Und dieses sind Sie mir! Dieses ist mir meine Sängerin! Und Sie wären dadurch nicht glücklich? Sie wären glücklicher, ohne die Kraft, dieses auf uns wirken zu können? Fragen Sie nur unsern Franz. Wie oft schleicht er zu mir, und sagt mir leise in's Ohr: „Kommen Sie geschwind, Papa! die Mama „spielt ohne Noten!“ Ahndet der Knabe nicht, daſs nun die Dichterin ihre Schöpfungskraft gebraucht?

So schien sich immer ein Räthsel in dem Augenblick aufzulösen, in welchem es sich noch mehr verwickelte.

3.

Trotz dem allen hätte Ernst, ohne die Ereignisse, die jetzt so plötzlich unsern Welttheil erschütterten, durch seine Geduld, seine Gefälligkeit, seine Sanftmuth, dennoch den Neid und die Bosheit der Menschen besiegt, vielleicht gar selbst seinen heiſsesten Wunsch, seinem Vaterlande einen so wesentlichen Dienst zu leisten, durchgesetzt. Aber die wunderbaren, groſsen und schrecklichen Begebenheiten, die nun in einem so kurzen Zeitraume sich auf einander drängten, und die alles zu enthalten schienen, was die Menschen in einer Reihe von Jahrtausenden Groſses und Ungeheures mögen gethan haben, sollte auch über Ernstens Schicksal, wie über das Schicksal so vieler tausend Unschuldiger, entscheiden.

Der unglückliche Zeitpunkt war gekommen, wo die ruhigen, friedlichen, treuen Bürger Teutschlands, welche die Wörter „Aufruhr und Empörung“ nur als eine Schreckenssage aus vergangenen Zeiten kannten, plötzlich in Partheyen zerfielen; wo in jedem Hause Zwietracht herrschte, die Familien sich trennten, der Freund den alten, erprobten Freund als Feind verlieſs, und man nichts mehr vernahm, als den bittern Zwist über politische

Meinungen, vor dem alle Freude und alles Zutrauen aus dem gesellschaftlichen Kreise verschwanden. Alle Gefühle der Menschheit schienen in diesem wilden, schonungslosen Kriege über Meinungen, die niemand kalt prüfte, auf einmal zu verstummen; denn keiner fragte den andern: was bist du mir und dem Vaterlande? sondern: wie denkst du über die Ereignisse des Tages? Selbst das Mitgefühl, das Mitleiden, die bestimmtesten Gefühle der Natur, arteten aus; man beklagte nur das Unglück derer, die unsrer Meinung waren, verwendete sich nur für sie. Wissenschaften, Religion, Recht und Gesetz sollten sich nach neuen Formen bequemen; und die Verblendung ging so weit, daſs man die Lehren, welche die Schreckensposten so laut ankündigten, weder vernahm noch nutzte. Die Fürsten traueten ihren Völkern nicht mehr, Völker traueten ihren Fürsten nicht mehr; und beyde Theile schienen Recht zu haben: denn jeden rissen Furcht und andre Leidenschaften über das Ziel. Ein wilder, bisher unbekannter Fanatismus hatte alle ergriffen, alle in einen Zauberkreis gebannt, in welchem rastlose Neugierde, gespannte Hoffnung, steigende Furcht, Angst und Haſs sie gegen und von einander trieben. Ja, der Teutsche schien sogar seine alte väterliche Sprache mit seiner alten Treue zu verlieren, und seine Denkungsart gegen neue Ausdrücke auszutauschen, die nur seine gereitzten Leidenschaften dolmetschten.

Aber als der Feind den Teutschen Boden betrat und verwüstete, als das Blut der Teutschen die väterlichen Felder fruchtlos düngte, als der Teutsche besiegt ward, und der kühne Feind immer vorwärts drang: da wüthete die Zwietracht, und zeigte dem Feinde die ferneren gröſsren Siege.

Brauche ich zu sagen, von welcher Zeit ich rede? Hat sie nicht, zur Schande der getrennten Teutschen, ein schmähliches unvergeſsliches Denkmahl aufgestellt? Steht das jetzige Geschlecht nicht mit gebeugtem, überwundenem Nacken davor? und werden die künftigen bey seinem Anblicke glauben, daſs ihre Väter Teutsche waren?

In der Stadt, wo Ernst wohnte, pries man Anfangs alles, was in Frankreich geschah, und rechtfertigte es mit den alten Miſsbräuchen, die dort so lange geherrscht hatten. Ernst, der diese Nation kannte, erlaubte sich bey ihren zu raschen Thaten manche Bemerkungen und Zweifel. Man nahm ihm dieses sehr übel, und hielt ihn für einen Fürstensklaven, welcher der Gunst des Hofes, selbst seine vorige Denkungsart aufopfere. Als aber die so laut gepriesene Sache wirklich die Wendung nahm, die er verkündigt hatte, und Alle schrieen, und er jetzt, bey dem wilden Geschrey aus Ursachen schwieg, die der groſse Hauſe nicht errathen konnte, so glaubte man sich berechtiget, sein Schweigen für Billigung alles dessen zu erklären, was Schreckliches geschah. Seine Feinde wuſsten dieses von ihnen ausgestreute Vorurtheil zu benutzen, und Ernst muſste, als ein bekannter Feind der alten bürgerlichen Ordnung, für einen entschiedenen Gönner der gefährlichen Französischen Grundsätze gelten. Wo er sich jetzt befand, in welche Gesellschaft er trat, hörte er nur von den gräulichen Begebenheiten des Tages reden, und immer mit Verwünschungen aller Neuerer und aller derer, die solche Gesinnungen billigten und begünstigten. Er, der Alles, was vorging, aus einem den Schreyern ganz unbekannten Gesichtspunkt ansah, und sich von diesen schrecklichen Begebenheiten, wie von einem finstern, bösen Dämon, begleitet fühlte, konnte die wilde, sinnlose und wahnsinnige Art, wie diese Menschen davon redeten, nicht ertragen. Sein Geist ward düster unter ihnen, sein Herz litt; er floh, und suchte freye Luft: und so wie er den Rücken wendete, fiel man über ihn her.

Erst jetzt vertrauete Renot dem Präsidenten, warum er nicht auf Ernsten so habe wirken können, wie er gewünscht hätte. Rousseau's Schriften, die nun in Frankreich den Aufruhr entzündet hätten, wären Schuld daran. Hadem habe ihm vor seiner Abreise dieselben heimlich zugeschickt, und Ernst von der Zeit an nichts Anderes gelesen. Und eben dieser Rousseau, dessen Geist jetzt Frankreich verheere, habe seines Neffen Gemüth von lange her auf diese Neuerungen vorbereitet; man müsse sich also nicht über sein Schweigen wundern. „Hat er nicht," fügte Renot hinzu, „durch „alles, was er bisher gethan, sich als einen treuen „Schüler des kühnen, gefährlichen Mannes gezeigt?

„Und wissen Sie nicht, daſs Ihr Neffe, seitdem die „Revolution ausgebrochen ist, in einem beständi„gen Briefwechsel mit den Parisern steht? und ist „es nicht klar, daſs er bey seinem Aufenthalt in „Paris, sich mit diesen gefährlichen Menschen, in „Verbindung eingelassen hat?“

Renot war jetzt Ernstens gefährlichster Verläumder. So wie er hier sprach, äuſserte er sich gegen jedermann, besonders gegen den Adel. Er hatte dabey einen doppelten Zweck: er befriedigte seine Eitelkeit und seinen Haſs. Ihn drückte Ernstens Wohlthat, und nie konnte er diesem die Art sie zu erweisen, vergeben. Und dadurch, daſs er so heftig die Parthey des Adels nahm, gab er sich das Ansehen, als gehöre er ihm zu; er war nicht der Einzige, der sich aus diesem Grunde zu dessen Vertheidigern schlug.

Ernstens Correspondenz nach Paris, wuſste der Präsident und Jeder. Von dem ersten Augenblicke an, da die Revolution ausbrach, bemühte sich Ernst, durch seine dortigen Bekannten genaue Nachrichten zu erhalten, weil er in einer so wichtigen Sache nicht einseitig urtheilen wollte, weil er bey der Wendung, welche die Sache nahm, sehr bald einsah, daſs sie für einen denkenden Geist ein eben so unterrichtendes Schauspiel werden müſste, als sie für das Herz empörend wäre. Und da dieses Schauspiel immer wilder und gräſslicher ward, und nun hin und wieder ein Lichtstrahl dieses drohende, finstre Chaos erleuchtete, so däuchte ihn, das menschliche Geschlecht sitze auf diesem Punkte der Erde über sich selbst zu Gerichte, um sich in der gröſsten Angelegenheit, die seine Geschichte aufweist, das Urtheil zu sprechen. Er bebte vor dem Endausspruch.

Der Präsident freuete sich über Renots Mittheilung, und bald sah man durch Beyder Bemühen Alles, was Ernst gethan und gesprochen hatte, in diesem Gesichtspunkt an. Nun hoffte der Präsident, allen fernern Unternehmungen seines Neffen, und hauptsächlich dem Durchsetzen des ihm verhaſsten Plans, auf immer Einhalt thun zu können. Ernstens Verläumder fanden leicht Eingang; denn die Menschen glauben gerne alles Nachtheilige von dem Manne, den sie hassen. Und sey es auch noch so ungereimt, sey man auch noch so sehr vom Gegentheil überzeugt: genug, es schadet; und das, was die Bosheit ersonnen hat, breitet die Geschwätzigkeit gern weiter aus. Der Ruf, in welchen der Adel und die Gutsbesitzer Ernsten brachten, wurde noch dadurch verstärkt, daſs die Bürger und alle die, welche so dachten, wie man von ihm vorgab, sich mehr an ihn schlossen, und ihn in eben dem Maaſse erhoben, in welchem die Andern ihn heruntersetzten. Als aber die Anklagen und Verfolgungen angingen, suchten auch diese ihre Sicherheit in dem allgemeinen Geschrey gegen den Mann, den sie verehrten, liebten, und als ihren einzigen Freund erkannten.

Ernst sah und fühlte die Wirkung dieses Vorurtheils. Er vermuthete dessen Ursprung; aber er glaubte es unter seiner Würde, sein Betragen zu ändern, und verwarf mit Unwillen den Vorschlag des Ministers, die elenden Urheber dieser Verläumdung zu beschämen, und Beweise von ihnen zu fordern.

Er antwortete:

„Soll ich in ihren, die Vernunft und die Mensch-
„heit entehrenden, Ton einstimmen? Werden sie
„mich nicht der Heucheley beschuldigen, und mir
„noch das Einzige zu rauben suchen, was mich
„über sie erhebt, was sie selbst anerkennen? Wenn
„mein Leben, meine Handlungen ihnen keine Be-
„weise mehr sind: werden sie meinen Worten glau-
„ben? Noch erkenne ich mich; und ich werde
„ihnen weder das Feld räumen, noch mich vor
„ihnen beugen: denn nur alsdann hätten sie über
„mich gesiegt. Glauben Sie mir, das, was Sie
„mir rathen, wünschen diese Leute am sehnlich-
„sten; sie halten mich für geschlagen, so bald ich
„mich mit ihnen öffentlich einlasse: und nur darin
„haben sie Recht.“

4.

Als nun eine Schreckenspost über die andere erscholl, und der Feind den Teutschen Boden immer weiter verwüstete; als die Fliehenden durch die benachbarten Länder Schrecken und Furcht vor dem entschlossenen und gefährlichen Feinde verbreiteten, und es immer mehr kund ward, daſs die Teutschen Krieger vergebens den väterlichen Boden mit ihrem Blute tränkten: da entflammte sich in dem Herzen des alten Herrn von Falkenburg die Vaterlandsliebe, und der Haſs gegen den alten Feind desselben. Sein kriegerischer Sinn fachte beyde an. Mit Unwillen sah er auf die starre Ruhe der feigen bebenden Schreyer, bey der immer näher rückenden Gefahr. Er erglühte vor Zorn über die Unthätigkeit eines Volkes, das bey der Verheerung, der nahen Unterjochung seines Vaterlandes nicht zusammentrat; und sein graues Haar bewegte sich auf seinem ehrwürdigen Haupte bey dem Gedanken, Teutschland, die Mutter der tapfersten Söhne, von einem Feinde besiegt zu sehen, der, so ungerecht er auch in seinem Urtheile sonst war, demselben wenigstens dieses nicht abzusprechen wagte. Plötzlich kam er in Uniform zu seinem Sohne, und kündigte ihm an, daſs er zu Felde gehen würde.

Ein schmerzliches Lächeln der Bewunderung war Ernstens erste Antwort. Er sah auf die grauen Haare seines Vaters, und küſste die Locke, welche an der von hohem Gefühle gerötheten Wange lag.

„Mein Vater, dieſs ist die Gluth der Jugend.“

Vater. Und dieſs die Farbe des Alters, meynst du? (Er strich die Locke zurück.) Laſs es nur so seyn. Um so sichrer bin ich jetzt vor dem jugendlichen Ungestüm, dem ich meine Wunde verdanke.

Ernst. Und ihre Folgen, die Sie so oft schmerzlich fühlen?

Vater. Ich werde sie nicht fühlen; und mag noch eine kommen, wenn es seyn muſs! Diese bekam ich, als ich für Sold, für Ehre diente; die für das Vaterland wird nicht so schmerzlich seyn. Ich kann es nicht mehr ansehen, Ernst, und ich würde über das, was ich höre, vor Unmuth sterben; in Thätigkeit werde ich neue Lebenskraft bekommen. Vielleicht wirkt auch mein Beyspiel auf die Schreyer, die alles gethan zu haben glauben, wenn sie einen Feind lästern, den sie bekämpfen sollten. Ich sehe Verheerung, ich sehe Schimpf, Schmach, ich sehe Ketten für Teutschland in der Zukunft, und kann die Vorstellung nicht ertragen, daſs ich die Wirklichkeit davon erleben könnte.

Ernst. Und wenn ich Ihre Schuld an das Vaterland übernähme?

Vater. Es ist dein Gewerbe nicht, und ich verlasse dich hier in einem Kriege, wozu mehr Muth gehört, als zu dem, zu welchem ich aufsitze. Streite du hier, und laſs mich dort kämpfen, wir streiten Beyde für eben dieselbe Sache. Seinem Feinde, Stirn gegen Stirne, in offnem Felde gegenüber zu stehen, und zuzuschlagen: das ist nichts; aber dem Feigen, dem Elenden, der im Winkel seine Pfeile zuspitzt und vergiftet, um sie in der Finsterniſs, ohne Gefahr, abzuschieſsen: dem zu widerstehen, dazu gehört mehr. Und doch hoffe ich auf dich; und darum schweige ich zu allem, und darum verlasse ich dich voll Muth und Vertrauen.

Du muſst dem Fürsten bleiben. Hat er einen wahren Freund unter diesen wilden Schreyern? Vertheidigt einer seine Sache, auſser nur um seines eignen Vortheils willen? Nur so lange er ihnen diesen sichert, halten sie sich an ihn; kann er dieſs nicht mehr, so sind sie seine gefährlichsten Feinde.

Ernst. O, mein edler Vater, leider ist dieses der Fall nicht bey uns allein. Schon längst hätten diese Menschen gerne Teutschlands Fürsten, zu unweisen und gewaltsamen Maſsregeln, gegen ihr treues Volk, verleitet. Jedes Wort, jede Auſserung des Volkes machen sie ihnen verdächtig, und glauben sie zu erhalten, wenn sie die schützenden Engel, das Vertrauen und die Liebe, von ihrer Seite entfernt haben. Hier ist bisher noch ihr ganzes Bemühen fruchtlos gewesen; aber mit jedem widrigen Gerüchte von empörenden Auſserungen, die nur Leute ihrer Art hervorbringen, verdoppeln sie den Angriff. Und da der Fürst immer von ihnen fordert, durch Weisheit dem drohenden Übel zuvorzukommen, bevor die Nothwendigkeit sie dazu zwingt und alles zweydeutig macht, was sie alsdann thun mögen: so glauben sie, in seinen väterlichen Gesinnungen, in seiner Sorge für sie, nichts zu sehen, als mein Bestreben, einen Plan durchzusetzen, der längst allen diesen Bedenklichkeiten ein Ende gemacht hätte.

Vater. Mit diesen Worten hast du deine Bestimmung entworfen. Folge ihr; ich folge der meinigen.

Laſs den edlen Mann einen Freund in dir finden; du weiſst, wie er dich geworben hat. Ernst, nie hatten die Teutschen Fürsten Freunde nöthiger, als in dieser bedenklichen Zeit. Furcht, Eigennutz und nahe Noth zwingen Viele, diese Maske vorzunehmen; aber eben darum sind ihre Eingebungen so gefährlich. Ein Teutscher Fürst hat nichts zu fürchten, so lange er sein Volk nicht verkennt, so lange er selbst treu und ehrlich auf seines Volkes Treue rechnet.

Ernst. Ich will es noch einmal versuchen, mein Vater, und es ist schon eingeleitet. Ja, Sie haben Recht. Der Krieg, den ich zu führen habe, ist gefährlicher, als der Ihrige. Als Sieger Haſs, als Überwundner Haſs: dieſs ist mein Loos; dieſs ist der Unterschied zwischen Ihrem und meinem Schlachtfelde. Auch Sie verlassen mich nun, und ich bleibe allein. Sie gehen in einem Alter, wo Sie der Ruhe bedürfen, dem Tode entgegen, und ich in blühender Jugend vielleicht der Schmach; doch Ihr Entschluſs, die Wärme, mit der Sie mir ihn angekündigt haben, erhebt mein Herz. Ich fühle vor Ihnen, daſs ich ein Teutscher bin, daſs ich ein Vaterland habe.

Vater. O, daſs man diese Stimme, diesen Ruf durch ganz Teutschland hörte! daſs er auf alle Herzen wirkte, wie auf das meinige! so wäre das Vaterland gerettet. Ach, Ernst, freylich wir sind Teutsche; aber ich sehe keine Teutsche. Um so mehr thut es noth, daſs sich hier und da der Einzelne zeigt. Blieb' ich auf dem Gute — ihre Lauheit, ihre Gleichgültigkeit und ihr Geschrey machten meinen alten Kopf noch wahnsinnig. Darum fort! Freylich wäre es besser gewesen, wenn man die Leute dort ihre Sachen, klug oder toll, hätte machen lassen; auch mögen die Absichten der Mächtigen von unsrer Seite nicht so rein seyn, als sie vorgeben. Aber, wie dem auch sey, der Feind steht auf dem Teutschen Boden: nur dieses müssen wir jetzt denken, und weiter nichts; denn nur dieses dachte und empfand der Franzose, als unsre Heere sein Vaterland betraten, wenn er auch gleich anderer Meinung war. Wache du, daſs die Ruhestörer diesen Bezirk nicht anstecken; daſs die noch gefährlicheren Eigennützigen, die bey jedem kleinen Vortheil jauchzen und drohend einhergehen, aber bey jeder Schreckenspost zusammenfahren, unsern Fürsten nicht bethören. Jch will zu ihm gehen, will ihm sagen, was ich denke. Und dann zu deinem Oheim! Ihm muſs ich durch den Sinn fahren, bevor ich reise. Er ist einer von denen, die gern einen Theil des Volkes erwürgten, um dadurch den andern durch Schrecken zu nöthigen, auf ihren Zwangmühlen fortzumahlen, in ihren Zwangöfen fortzubacken. Ich muſs ihm und den andern Laffen doch noch sagen, daſs ein Teutscher Edelmann jetzt mehr zu thun hat, als auf die Franzosen zu schimpfen, die stillen Bürger zu verläumden, und Männer deines Sinns verdächtig zu machen.

Diesen Vorsatz erfüllte er auch redlich, und auf eine Art, daſs wenig zu antworten übrig blieb, besonders da er es durch seine That bewies. Man zuckte die Achseln, lächelte, und wünschte ihm Glück. Diese Antwort hätte er in allen Kreisen Teutschlands erhalten, wenn er so darin aufgetreten wäre.

Einige, und nicht die Dümmsten, sagten:

„Wir verlieren immer, sind immer die Geschla-
„genen, die Fehde ende, wie sie wolle.“

Andere meynten:

„Sein Eifer sey zu loben; indeſs geschehe ja
„alles, was die Reichsverfassung mit sich bringe.
„Und wenn jeder Reichsstand seine Pflicht erfülle,
„so thue er genug, besonders da die meisten Reichs-
„fürsten kein Interesse bey der Sache hätten.“

5.

Ernst hatte lange nichts von Ferdinand gehört. Alle seine Bemühungen um Nachricht von ihm waren fruchtlos, und schon fürchtete er, auch sein Freund sey ein Opfer seines aufrührerischen Regiments geworden, als dieser ihn eines Abends plötzlich überraschte. Alle Gefühle ihrer jugendlichen Verbindung erwachten in Ernstens Brust.

Als er sprechen konnte, sagte er zu Ferdinand:

„Du hast mir viele Sorgen gemacht; doch diese
„Sorgen machen nun deine Anwesenheit um so
„süſser. Wie dank' ich dem Schicksal, daſs es

„dich mir sendet, jetzt, da ich eines Freundes so
„sehr bedarf, da so eben mein Vater mich verlassen hat!“

Ferdinand weinte an seinem Halse.

„Freund, ich habe alles verloren — alle Aussichten — alle Hoffnungen — alles Gluck.“

Ernst. Du hast nichts Wesentliches verloren, das du hier nicht wiederfändest. Mich findest du, wie du mich gekannt hast, als wir noch als Knaben Hand in Hand gingen; und ich hoffe, auch dich werde ich wieder so finden. Sey gutes Muths! Ich errathe dein Unglück; aber du bist gerettet, du stehst unter dem Dache deines Freundes, der gerne mit dir theilt. War dieſs nicht unser Bund? Nur dein Zutrauen, nur deine Freundschaft, derer ich so sehr bedarf.

Ferdinand. Könnt' ich mein Unglück vergessen, es wäre geschehen, als ich dich erblickte. Mildern, besänftigen kannst du es; heilen nie. Du hast dich nicht verändert; aber ich habe mich verändert, in allem verändert, nur nicht in meiner Liebe zu dir. Du kennst mich, du weiſst, wornach ich strebte; und nun ist alles um mich her zerfallen.

Ernst. Du wirst dich hier wieder finden, Komm; ich muſs meiner Amalie meinen Jugendfreund vorstellen.

Er führte ihn in das Zimmer seiner Gemahlin, und sagte:

„Hier, Liebe, ist Ferdinand, um den Sie mich „so bekümmert sahen. Er ist glücklich der Gefahr „entgangen; und es muſs nun unsre Sorge seyn, „ihn sein Unglück vergessen zu machen."

Ferdinands schwarze, feurige Augen waren voll Thränen, als er in das Zimmer trat. Sie erstarrten in seinen Augen, als er Amalien erblickte. Amalie erkannte ihn — ein leiser Schrey des Erstaunens entfuhr ihr — der feurige, kühne Blick, womit er nun auf sie sah, stellte plötzlich die lang vergangene Scene lebendig vor ihren Geist; sie schien aus einem Traume zu erwachen; sie hörte seine damaligen Worte, sah seinen kühnen Wink auf das Fenster hin, und alles wurde ihr gegenwärtig.

Ernst verlieſs Beyde mit den Worten: „Ich muſs „dir gleich meinen ganzen Reichthum zeigen."

Kaum vermochte jetzt Amalie, einige Worte des Bewillkommens zu sagen. Ferdinand stand sprachlos vor ihr, und hielt seine Augen immer auf sie geheftet. Sein Geist schien im Vergangenen zu forschen, um das Gegenwärtige begreifen zu können. Und als Amalie die Augen niedersenkte, und Röthe auf ihre Wangen schoſs, erwachte auch in seinem Herzen jener Augenblick in seiner vollen Gewalt, und Beyder Seelen hatten nur Einen Gedanken, Beyder Herzen trafen nur in Einem Gefühle zusammen.

Ernst unterbrach die stumme Scene, als er den kleinen Franz hereinbrachte. Dieser war schon ausgekleidet; als aber sein Vater ihm sagte: „der Officier ist da, von dem ich dir so oft erzählt habe;“ wollte er noch nicht zu Bette gehen.

Franz hängte sich an Ferdinand. Dieser küſste ihn, und sagte zu Ernst: „Dein lebendes Bild! „So warst du, als man mich zu deinem Vater „brachte. Laſs mich zu mir kommen. Ich fühle, „daſs mich in diesem Kreise das Gefühl meines „Unglücks einen Augenblick verlassen kann.“

Als sie sich dann zu Tische setzten, und Amalie ihm ein Glas Wein zum Willkommen einschenkte, erinnerte er sich an das kummerstillende Getränk, welches Helena im Homer ihren Gästen reicht.

Amalie lächelte; und Ernst sagte:

„So sey es dir dieser Trank! Und lerne du nur „erst die Zauberkraft meiner Amalie recht kennen! „Wer ihr widersteht, der ist unheilbar. Ferdi„nand, und widerstände auch dein Gram unserer „zärtlichen Sorge der Freundschaft, so würde doch „ihre Musik ihn besiegen. Hier siehst du den „Traum meiner Jugend, in allem Reitz der körper„lichen Schönheit und des Geistes, in seiner gan„zen Wirklichkeit erfüllt; sie ist die Göttin, die „so früh mir vorschwebte.“

Ferdinand. Du hast erreicht, was du verdientest. Der Traum, dem ich nachlief, betrog mich; ich erwachte schrecklich, und um so schrecklicher, da ich dem Ziele nahe war, das ich nur in meinen kühnsten Augenblicken zu erreichen hoffte. Einmal muſs ich es dir doch erzählen; so sey es jetzt. Und möcht' ich dann die Erinnerung so tief in meinem Herzen vergraben können, als alle meine Hoffnung darin gesunken ist!

Er verfiel in Nachsinnen. „Nein, es ist unmöglich!“ sagte er mit dem Ausdruck der innigsten Empörung. „Ich muſs schweigen. Das Wagestück, „welches ich unternahm, wäre nur dann des Erzählens werth, wenn ein besserer Erfolg es gekrönt hätte. Jetzt würdest du nur einen Verwegenen in mir sehen. Ich hatte alles gethan, was „menschliche Kraft und Kühnheit vermögen, und „glaubte nun das Glück zu verdienen, das ich dem „Schicksal mit so vieler Anstrengung abgezwungen „hatte. Da fühlte ich, was die Helden empfanden, „mit deren Denkmählern ich in unsrer Kindheit „unsre Höhle ausschmückte. Aber die Menschen, „die das blühendste Reich der Erde zerstörten, das „geistreichste, beste Volk zu Ungeheuern machten, „und Alles vernichteten: die vernichteten auch mein „Glück. Mir bleibt nun nichts übrig, als die qualvolle Erinnerung daran, und der Wunsch, im „Gefühle meiner Kraft, in dem Ringen, nah am „Ziele, gefallen zu seyn. Wenn der Zauber deiner „Gemahlin machen kann, daſs ich dieses vergesse, „so will ich es dir einst, wie eine alte tragische „Fabel, erzählen. Der Held der Fabel bestieg, zum „Unglück für sich, den Olymp in dem Augenblick, „da ein neuer Glaube ihn und die auf ihm wohnenden Götter stürzte.“

Ernst schwieg; er errieth, da er Ferdinand kannte, den Inhalt seiner Geschichte. Amalie nahm das Gespräch wieder auf, lenkte es auf die Begebenheiten des Tages, und fragte ihn: wie er sich gerettet hätte.

Ferdinands Stirne ward düster:

„Soll ich Ihnen auf lange Ihren Schlaf rauben?
„und das die erste Nacht, die ich in Ihrem Hause
„zubringe?“

Ferdinand sagte alles mit einem so leidenschaftlichen Tone, einer so wilden Stimmung des Geistes, und begleitete jedes Wort mit solchen düstern Blicken, daſs Ernst Amalien winkte, sie nach ihrer Harfe leitete, und sie bat, seinem Freunde etwas von ihrer kummerstillenden Arzeney zu geben.

Aber sie nahm die Laute. Ernst setzte sich mit Ferdinand auf den Sofa, und Amalie sang einige ihrer sanftesten Italiänischen Lieder. Ferdinands Hand zuckte in der Hand seines Freundes; und als Amalie endigte, stand er auf, und sagte zu Ernsten:

„Alles, Alles hat dir das Schicksal gegeben;
„und Alles, wie du es verdienst!“

Ernst. Du fehltest mir noch. Und wenn nun noch Einer käme — ich hoffe, Ferdinand, du hast ihn nicht vergessen.

Ferdinand. Du meynst Hadem! So komme er, und wir Darbenden sitzen an der Tafel des Reichen, und wir Unglücklichen werden glücklich durch sein Glück. Laſs mich nur erst fühlen, wo ich bin; laſs mich nur erst inne werden, daſs ich mich gewiſs aus der Höhle des Mordes gerettet habe. Sie, die alles zerstören, mordeten auch meinen frohen, heitern Sinn, meine Munterkeit. Ich werde sie wiederfinden; denn sonst wäre ich ein lästiger Gast. Aber ich kenne deine Nachsicht, und wage es, auf die Nachsicht deiner Gemahlin zu rechnen. Ich hoffe, das Vergangene zu vergessen, und in diesem Elisium zu erwachen.

Ernst führte ihn nach dem für ihn bestimmten Zimmer.

Ferdinand war von dem Augenblick, da er Ernsten in seinem häuslichen Verhältnisse gesehen hatte, mehr mit seines Freundes Glück, als mit ihm selbst, beschäftiget. Diese Vorstellung überfiel ihn in der Einsamkeit um so stärker, da Amaliens Bild einen so blendenden Glanz auf dieses Glück warf. Sie hatte, wie eine Erscheinung aus einer andern Welt, auf ihn gewirkt, und er gestand sich laut: nie Schönheit mit diesem Ausdruck, mit dieser Würde, von dieser sanften, melancholischen Erhabenheit begleitet, gesehen zu haben. In dieses Beschauen ganz verloren, sah er weder die Seelenruhe, die reine Herzensgüte, die schöne Einfachheit seines Freundes, noch dessen Beharren in Grundsätzen und Gesinnungen, die schon seine Jugend geleitet hatten. Er sah in ihm nur den Glücklichen, den stillen Glücklichen, den reichen Mann, der, auſser allen Schätzen des Glücks, noch den gröſsten und seltensten besaſs, der je einem Sterblichen zu Theil ward: ein Weib ohne Gleichen. Die Erinnerung jenes Augenblicks, der seine inneren, noch schweigenden Empfindungen zum erstenmale so mächtig belebte, drang sich ihm nun immer stärker auf. Er hörte jedes ihrer Worte, sah jeden ihrer Blicke; und sein ganzes damaliges Gefühl glühte in seinem Busen. Ihre plötzliche Verwirrung, ihr leiser Schrey, deutete ihm nun an: auch sie habe sich jenes Augenblicks erinnert, und ihn eben darum bey seinem Eintritt so schnell erkannt, als er sie.

„Ihm ist alles gelungen, seufzte er; sogar der „Traum seiner Kindheit. Phantastisch sah er an „den fernen Wolken eine Gottheit schweben, die „er Tugend nannte; sie stieg zu ihm herunter, und „die geträumte Göttin, schöner als seine schwärmerische Einbildungskraft sie schaffen konnte, wird „seine Gattin. Ich aber, der ich mit Gefahr des „Lebens, mit der Gefahr, noch mehr als das Leben „zu verlieren, einen Weg betrat, bey dessen bloſser „Vorstellung mir nun schwindelt, ich werde in dem „Augenblick, da ich das Ziel erstiegen hatte, wieder „herabgeschleudert. Und nun sitze ich hier, ein „Bettler an dieser Tafel der Götter! Sind sie das „nicht Beyde, durch ihre ruhige, feyerliche Erhabenheit? Nun sitze ich da, ein Zeuge seines „Glücks, und kann weiter nichts dazu sagen, als: „er hat es verdient. Hätte mir die Natur den Sinn „für Ruhe und Beschränktheit gegeben, ich würde „jetzt nur dieses fühlen; aber ich habe den Zauberbecher der Welt gekostet: er ward mir von den „Lippen gerissen, als ich den brennenden Durst „ganz stillen konnte; und alles, was mir übrig „blieb, ist das peinliche, endlose Verlangen.“

So brachte Ferdinand die erste Nacht unter dem Dache seines Freundes zu, der sich unterdessen glücklich pries, ihn gerettet zu sehen, der nur auf Mittel sann, ihm durch Gefälligkeit und Freundschaft, und durch alles, was er vermochte, seinen Verlust aus den Gedanken zu bringen und zu ersetzen.

Mit solchen Gesinnungen erwartete ihn Ernst beym Frühstück. Er empfing Ferdinanden mit einer Zärtlichkeit, daſs dieser dem milden Blick nicht widerstehen konnte, und ihm, in seine Arme sinkend, zurief:

„Hier finde ich Ruhe und Zufriedenheit, oder „nirgends mehr in dieser Welt. Laſs mich von „dir lernen, daſs das Glück in dieser Geistesruhe „besteht, und ich bin geheilt. Du kennst meinen „Feind; hilf mir diesen bändigen — der ist es, „welcher unsre düstre Höhle mit Helden bevölkerte, „und nun mit Hohnlachen hinter mich getreten ist. „Und doch, Ernst, doch habe ich nicht geschwärmt „— doch war es kein Traum!“

Ernst. So laſs dir die erprobte Kraft zum Trost gereichen, und genieſse nun, was das Schicksal dir nicht nehmen kann. Und noch ist dir die Bahn des Ruhms nicht verschlossen. Der sprengt sie leicht wieder auf, der das von sich sagen kann, was du von dir sagst.

Ferdinand. In Teutschland gelten nur stille Tugenden —

Ernst. Und der Krieg?

Ferdinand. In diesem fecht' ich nicht —

Ernst. Deine Feinde sind auch Teutschlands Feinde.

Ferdinand. Und doch fechte ich nicht gegen sie; ich hasse sie . . .

In diesem Augenblicke trat Amalie mit Franz in das Zimmer.

Da der leichte Morgenanzug mehr das reitzende Weib, als die feyerliche erhabne Göttin, sichtbar machte, und diese vielmehr im nachlässigen Gewande nur zu verhüllen schien, so konnte Ferdinand sich ihr mit freyern Sinnen nahen. Sein Blick ward sanfter, sein Wesen ungezwungener, und der natürliche Zug seines Herzens, vor Weibern nur angenehm und liebenswürdig zu seyn, wirkte ohne weiteres Bemühen. Amalien, die ihn den Abend vorher so düster und leidenschaftlich gesehen hatte, schien dieser Ton zu gefallen, und sie konnte jetzt den Freund ihres Mannes ruhiger betrachten. Nur wenn das kühne Feuer in seinen Augen plötzlich erglühte, und er dann seinen Blick auf sie heftete, sank der ihrige; und schlug sie die Augen wieder auf, so fühlte Ferdinand, was er damals empfunden hatte.

6.

Ferdinand machte bald Besuche. Der Präsident nahm ihn gut auf, schimpfte wüthend auf die Franzosen, spielte boshaft auf Ernsten an, und fragte ihn: ob er Renot schon gesehen hätte. Als Ferdinand dieses mit Nein beantwortete, sagte er:

„Versäumen Sie ja nicht, ihn zu besuchen. Der
„Fürst, dem ich ihn gegeben habe, beehrt ihn mit
„seinem Zutrauen. Er kann, und, noch mehr,
„er wird Ihnen gerne sehr nützlich seyn; ja er
„war es Ihnen schon, und mein Narr von Neffe
„wäre gewiſs besser gefahren, wenn er die Lehren
„des klugen Mannes besser befolgt hätte. Halten
„Sie Sich an ihn. Wir müssen nun Ihren Verlust
„auf eine oder die andre Art, zu ersetzen suchen.
„Denn ein Mann, wie Sie, muſs nicht von der
„Gnade eines Andern leben. Dieses kann man nur
„von Fürsten."

Renot empfing Ferdinand mit Entzücken, mit Bedauern, mit einem Strome von Klagen über sein hartes, unverdientes Schicksal.

„Schade! Schade!" rief er einigemal aus: „ich
„weiſs, wie Ihnen alles geglückt ist; und ohne
„diese Ungeheuer würden Sie gewissen Leuten ge-
„zeigt haben, was ein Mann von Ihrem Geiste,
„Ihrem Muthe, durch mich gebildet, vermag. Ich
„bedaure Sie jetzt um so mehr, da Sie von den
„wüthenden Demagogen das Schrecklichste erfahren
„haben, und nun bey einem Demagogen Schutz
„gegen das Elend suchen, und Ihre Gesinnungen,
„Ihr Leiden, verbergen müssen."

Ferdinand. Wie verstehen Sie das?

Renot. Wie? Sie sind schon einige Tage in dem Hause eines Mannes, der in ganz Teutschland als ein Demagoge bekannt ist, und fragen mich?

Ferdinand. Ich habe noch kein Wort über diesen Gegenstand von ihm gehört.

Renot. Er schweigt, weil er heimlich wirkt; er schweigt, weil er billigt, weil er fürchtet, weil er sein Spiel verbergen will. Dieses sind gerade die Gefährlichsten. Er hat uns Proben genug davon gegeben; der Adel und die Bürger werden Ihnen davon zu erzählen haben! Es thut mir leid, daſs Sie bey ihm haben abtreten müssen, daſs Sie, wegen Ihrer alten Verhältnisse mit ihm, nicht anders konnten: denn seine Freunde finden hier keine Freunde; und Freunde brauchen Sie doch in Ihrer Lage. Sie erstaunen? Sie werden noch mehr erstaunen. Sehen Sie, so weit hat es der Mann gebracht, der seine Schimären der Klugheit vorzog, die ich ihn lehren wollte! Wie hat er Sie denn aufgenommen?

Ferdinand. Ich kann nicht ohne Rührung daran denken.

Renot. Ich glaube es wohl. Der von Allen Verlaſsne, der Allen Verhaſste, nimmt den Unglücklichen freudig auf; das Schicksal des Unglücklichen sagt ihm ja: dieser bedarf meiner; er wird, er muſs es mit mir halten.

Ferdinand. Sie haben Ernsten immer verkannt, und nie mehr, als in diesem Augenblick. Wenn er hier gehaſst ist, so verdient er es gewiſs eben so wenig, als er es zu fühlen scheint. Wenigstens stört es seine Ruhe nicht. Ich habe nie einen edlern, nie einen gutmüthigern Menschen gesehen; und ist einer unter uns abhängig, so muſs er es von mir seyn: denn seit der Zeit, daſs ich sein Haus betreten habe, ist er nur um mich besorgt, und sein Bestreben geht nur dahin, mich ruhig und zufrieden zu machen, und mir angenehme Aussichten zu eröffnen. Und seine Gemahlin —

Renot. Der Stolze! — Freylich, Er, der nur Schimären liebkoset, Er ist glücklich; aber — sie ist es nicht.

Ferdinand. Was sagen Sie! Sie ist es nicht? Nun so ist das Herz des Weibes das unerforschlichste Geheimniſs; so genügt ihm nichts!

Renot. Das weiſs ich nicht, und es kann wohl so seyn; aber dieses weiſs ich, daſs sie nicht glücklich ist. Wie? Sie sinnen nach? Und Sie sollten es nicht bemerkt haben, da wir es, ob wir sie gleich nur in Gesellschaften sehen, wo man sich doch zusammennimmt, schon so lange bemerken? — Ich sage Ihnen, es nagt Gram an ihrem Herzen, und aus diesem geheimen Gram entspringt das ernste, feyerliche Wesen, wodurch sie jetzt einer tragischen Muse gleicht. Sinnen Sie nur nach, und dann will ich Ihnen ein Geheimniſs sagen. — Sie liebt Ernsten nicht. —

Ferdinand sprang zurück:

„Renot schweigen Sie! Sie empören mich.“

Renot. Was ich noch Keinem sagte, sage ich Ihnen: Sie liebt den ruhigen, erhabenen Mann nicht. Nur dieses weiſs ich — warum, daſs weiſs ich nicht; aber von der Zeit an, da sie mit ihm verbunden war, nahm sie dieses düstre, feyerliche, unnatürliche Wesen an. Seit jener Zeit schweben ihre Blicke über dieser Erde weg, als suchten sie in der hohen Ferne, einen, ihrem Herzen, verwandtern Gegenstand.

Ferdinand. Es ist nicht möglich! Wie könnte er sonst so glücklich seyn?

Renot. Kennen Sie denn den Träumer nicht? Ihn macht nicht sie, ihn macht nur das Ideal glücklich, das er in ihr träumt: das kalte Bild der Tugend, das er in ihr sieht; und nicht das schönste, reitzendste Weib der Erde. Wie, wenn nun diesem Weibe ohne Gleichen, das Ideal der kalten Tugend in ihm, nicht genügte? In dem hohen, verstiegenen Sinne, worin er schwärmt, vermiſst er die weibliche, süſse Zärtlichkeit nicht; wenn nun sie, von ihrer Seite, etwas an ihm vermiſste? Wenn sie nun ein Ideal heiſserer, glücklicherer Liebe träumte? Ich habe mir oft den Kopf über dieses sonderbare Verhältniſs, über dieses sonderbare Weib zerbrochen, und kann es nicht ergründen. Sie müssen mir dieses Räthsel lösen; denn Ihnen kann das Geheimniſs nicht lange verborgen bleiben. Hier waltet etwas ob, das sich aufklären muſs. Ich erinnere mich genau, wie diese Amalie, die damals die jüngste der Grazien zu seyn schien, auf Ihre feurige Einbildungskraft gewirkt hat, und was Sie mir von ihr erzählten. Wie fanden Sie nun die erhabene, ernste Göttin? Das hätte sie

nicht

nicht werden müssen. Diese Erhabenheit zerstört das Weib — Er zerstörte es in ihr, und was er darauf pflanzte, ist von zweydeutigem Gehalte. Sie haben doch den Zug des stillen Kummers bemerkt?

Ferdinand. Ja, ich bemerkte ihn.

Renot. Das glaube ich wohl. — Nun, suchen Sie nur, dem Demagogen nicht zu miſsfallen. Freylich bey dem Fürsten vermag er viel; doch was vermag der Fürst gegen Alle? Sie müssen nun einmal bey ihm bleiben; aber lassen Sie Sich von der Klugheit rathen. Werfen Sie Sich nicht zum Kämpfer für ihn auf; denn hier sieht jeder nur einen Feind in ihm: den Feind der alten Ordnung; und diese ist in dem gegenwärtigen bedenklichen Zeitpunkte natürlich die wichtigste Angelegenheit der Menschen. Ich bedaure Ihren Freund; doch so will er es, nur so gefällt es ihm.

Renot sprach nun von gleichgültigen Dingen, und führte Ferdinand auf sein Leben in Frankreich zurück. Er reitzte dadurch dessen Eitelkeit, und Ferdinand vertrauete ihm eine Geschichte, die er freylich Ernsten nicht so hätte mittheilen dürfen. Ferdinand war so nahe an den Gränzen des Verbrechens vorübergegangen, daſs man Renots Grundsätze haben muſste, um nicht bey seinem Wagestücke zu schaudern.

Renot hörte ihm mit zunehmendem Erstaunen zu; und als Ferdinand geendigt hatte, rief er:

„Und dieser kühne Mann, den die Natur als „einen Liebling, mit Gestalt, Geist und Muth aus-

„gerüstet, dem Glücke übergab, als wollten sie „beyde einmal vereint arbeiten — der soll nun von „der Gnade eines Mannes leben, welcher mit denen „im Bunde steht, die sein Gebäude zusammen stürz„ten? O, daſs es Ihnen nicht ganz gelang! daſs „der Schwärmer nicht erfahren konnte, was Renots „Schüler vermag! — Haben Sie ihm Ihre Geschichte „anvertrauet?“

Ferdinand. Nein.

Renot. Thun Sie es ja nicht! Der Träumer ist nicht fähig, Männer-That und Werk zu beurtheilen. Sein Spiel ist das sogenannte Glück des Pöbels, der das Ihrige dort zerstörte. Nutzen Sie ihn; denn nur dazu sind solche Phantasten gut.

Ferdinand. Renot, so weit entfernt auch meine Denkungsart von der seinigen ist — bey Gott! wenn ich mich auf diesem elenden Gefühl ertappte, ich würde mein undankbares Herz mit grimmiger Faust zerdrücken. Alles, was Sie sagen, hat nur Sinn, wenn Sie von Menschen reden, wie ich sie habe kennen lernen; sprechen Sie so von ihm, so ist es Lästerung.

Renot. Ich sehe, die Teutsche Luft wirkt auf Sie; oder Sie fangen schon an, sich zu bequemen. Freylich hier werden Sie keine Rolle spielen, wie Sie dort auf dem Wege zu spielen waren; und darum ist es vielleicht gut, daſs Sie es jetzt mit den Träumen Ihres Freundes halten. Ich wünsche Ihnen Glück dazu; doch lassen Sie Sich ja nicht so weit von ihm anstecken, daſs Sie die feyerliche, erhabne Miene annähmen, die seine Gemahlin ihm verdankt; sie beweist die Täuschung. Und um so zufrieden mit diesem Spiel zu seyn, muſs man, gleich ihm, mehr Phantasie als Verstand besitzen.

Ferdinand fühlte jetzt Abscheu vor Renot. Er wollte gehen, blieb aber immer, hatte noch immer etwas zu fragen, schien immer noch auf etwas zu warten. In diesem Augenblicke glich er einem Manne, der einem Pestkranken ein Geheimniſs abzufragen hat, das über sein Schicksal entscheiden soll: Furcht vor dem Tode hält seinen Fuſs zurück; die Begierde, das wichtige Geheimniſs zu wissen, spornt ihn vorwärts.

Renot sagte ihm endlich:

„Lassen Sie Sich nur bald dem Fürsten vorstellen. Er liebt Leute von Muth und Geist, und ich will ihn schon vorbereiten. Ich freue mich, wenn ich Sie ansehe; ja, so gebauet, lohnt es der Mühe zu leben. Wie mag sich nun neben Ihnen Ernst ausnehmen, der das kalte Bild einer antiken Tugend ganz erträglich vorstellt! Sagen Sie: gleicht er nicht einer marmornen Säule, die der Kenner, weil an ihr die Regeln der Kunst genau beobachtet sind, bewundert, bey der aber das Herz eiskalt bleibt, und die die Einbildungskraft eher tödtet, als belebt? Hier ist lebendige Kraft; hier ist Ausdruck der Leidenschaft, die mit Blitzen wie mit Wasserblasen spielt!“

Ferdinand ging betäubt. Zwey Empfindungen wühlten in seinem Busen. Ernst ein Demagoge! aber diese versank unter der andern: sie liebt ihn nicht! Ein Schauder ergriff ihn bey dem Gedanken: Und wenn sie ihn nicht liebt, wen könnte sie lieben? Und aus dem Schauder entsprang ein so wildes, leidenschaftliches Gefühl, daſs seine Seele erbebte. Ich muſs dieses Geheimniſs erforschen, rief er; hier liegt etwas Unbegreifliches.

Und mit dem tiefſten Schmerz muſs ich es nun sagen: Renot hatte Recht. In Amaliens Herzen lag ein Geheimniſs vergraben, ein Geheimniſs, von dessen Entdeckung Ernstens und ihr Schicksal abhing. Ich muſs es dem Leser mittheilen, ich muſs es los werden; denn es drückt so schrecklich auf mich, daſs es den Gang dieser Erzählung zu hindern droht. Hätt' ich mit der Enthüllung nur alles abgethan, ich wollt' es andeuten, und dann schweigen. Aber die Pflicht fordert, daſs ich das peinliche Unternehmen fortsetze.

Schon früh entdeckte Amaliens Vater die keimenden Talente, das Zarte, Weiche und harmonisch Gestimmte ihres Geistes. Als sie kaum zu blühen anfing, bemerkte er schon die starke Gewalt der Musik über sie. Er lieſs sie Anfangs von einem Frauenzimmer auf dem Klavier und der Harfe unterrichten; aber bald übertraf die Schülerin die Lehrerin darin. Ihr Vater sah sich nun nach einem vollendeten Musikus um, und diesen fand er in einem Italiäner, welcher der Kapelle des Fürsten vorstand. Es war ein junger, gefälliger, schöner

Mann, der für seine Kunst schwärmte, unbescholtne Sitten hatte, und die zärtlichsten Ergieſsungen der Italiänischen Dichter, der Lieblinge zweyer Musen, mit allem Zauber sang und vorlas. Alle menschliche Gefühle, alle Bilder der Natur, lös'te seine Phantasie in Töne auf, und seine sanfte, begeisterte Gesichtsbildung findet man nur in Gemählden seines Landsmannes Guido. Dieser Musikus nun führte die junge Amalie in die Geheimnisse dieser bezaubernden Kunst ein, und wuſste ihr, da er ihr Herz und ihren Geist nur zu berühren brauchte, das Schwere so leicht und faſslich zu machen, daſs er bald selbst über das, was er sah, erstaunte. Der Schwärmer ward nun von seinem eignen Werke bezaubert, und sein Entzücken war eine fortdauernde Begeisterung. Unter diesen Schwärmereyen, dem Gefühle der Fortschritte, den Entzückungen des begeisterten Lehrers, ward Amaliens ganzes Daseyn Musik, und die Einbildungskraft, die feine Sinnlichkeit, wurde durch die Musik in dem zarten Mädchen zu einem solchen Grade gespannt und entwickelt, daſs ihr Geist und ihr Herz im beständigen Genusse unbeschreiblicher Wonne sich immer nach neuer, noch höherer, sehnten. Ihr Lehrer setzte für sie die süſsesten Laute, die feinsten Empfindungen, die zartesten Bilder seiner Dichter in Noten, machte ihr die ganze Musik nur zu einer Empfindung: das schöne Glück, die süſsen Schmerzen, die sanften Klagen, und die hohe Begeisterung der Liebe auszudrücken. Zugleich unterrichtete er sie in der Italiänischen Sprache, und sie las bald sehr fertig die Lieblinge dieses gefährlichen Schwärmers. So erfüllte er Amaliens Phantasie und Seele mit Bildern, die nie erloschen, und reitzte durch Musik ihre Sinnlichkeit und ihre Einbildungskraft, ehe noch ihr Geist sich entwickelt hatte.

Um diese Zeit hörte sie Ferdinands kühne Auſserung. Gleich einem Blitze zündeten seine Worte in ihrer Seele; und seine kühnen Blicke, seine schlanke, schöne und heroische Gestalt, sein muthiges, kraftvolles Wesen, wirkten so auf sie, daſs sie die Augen niederschlug. Es schien ihr, als stellte er plötzlich alle schwankenden Träume, alle zerstreuten Bilder lebendig, vereinigt ihrer Phantasie dar. Als Ernst sprach, konnte sie die Augen wieder aufheben, und ihn konnte sie anblicken. Was er sagte, gefiel ihr; aber das war auch Alles. Doch, was Ferdinand nach Hadems Rede zu ihr sagte, machte einen dauernden, unauslöschlichen Eindruck, und nie konnte sie sich in das Zaubergelispel ihrer Töne verlieren, in süſsen Klagen der Liebe, oder in feyerlichen, erhabnen Gefühlen an ihrem Klavier, auf ihrer Laute, ergieſsen, ohne daſs Ferdinands Worte in ihrem Herzen ertönten, seine Blicke in ihren Geist drangen, und das Geschehene mit den kleinsten Umständen in ihrer Seele lebendig machten. So schloſs die Musik, durch die zu frühe, zu gefährliche Aufregung der Sinnlichkeit, der Einbildungskraft, und durch die immer zurückkehrende

Erinnerung eines unvergeſslichen Augenblicks, sie in einen Zauberkreis, aus dem sie nie mehr treten konnte, den ihr Herz und ihre Phantasie, auch wider ihren Willen, erschufen.

Zu ihrem Glücke zwangen häusliche Umstände den Italiäner zur Rückkehr, in sein Vaterland. Der Vater selbst fühlte, sie sey für ihre Jahre in dieser Kunst zu weit gegangen, und dachte nun auf bestimmtere Ausbildung ihres Geistes. Ein vortrefflicher Mann ward ihr Lehrer. Ihr Herz, das durch die feinen Gefühle der Musik vorbereitet war, nahm leicht die schöne und edle Stimmung an, die ihr Lehrer ihm zu geben suchte, und ihr Verstand bemeisterte sich der Phantasie, der allzu sehr gereitzten Sinnlichkeit. Hohe Gesinnungen und eine besondre Kraft schienen sie nun vor jeder Gefahr zu sichern.

Als sie aber Ernsten zum erstenmal wieder erblickte, stand Ferdinand so vor ihr, als habe die Zeit bisher stille gestanden.

7.

Ferdinand strebte, seit der Unterredung zwischen ihm und Renot, nach Licht über die Zweifel, die sein Herz und seinen Geist so rastlos beschäftigten und quälten. Er benutzte das erste, ruhige Gespräch mit Ernsten, über die Angelegenheiten des Tages, um dessen Gesinnungen über diesen, ihm nun so wichtigen Punkt, zu hören. Er wuſste, daſs Ernst ihm nichts verbergen konnte, daſs er selbst aus Schonung für ihn keine Lüge sagen, und höchstens seine Ausdrücke mäſsigen würde. Da aber Ferdinand immer mit Wuth von diesem Gegenstande sprach, und alles, was geschah, nur in dem Lichte seiner Leidenschaft betrachtete, so schwieg Ernst gewöhnlich, und suchte das Gespräch auf andere Gegenstände zu leiten. Jetzt bemerkte Ferdinand dieses mit verdrieſslicher Laune; und Ernst erwiederte:

Ich schweige, weil ich diese Begebenheiten, die uns in einem so kurzen Zeitraume alles vor die Augen stellen, was die Menschen, seitdem sie die Erde bewohnen und verwüsten, in diesem Sinne mögen unternommen haben, aus einem andern Gesichtspunkte ansehe, als du. Da unser Herz bey diesen Erscheinungen ohne Unterlaſs empört, oder von Zweifeln geängstigt wird, und da das Interesse, die Vorurtheile der Menschen einander hierbey so sehr durchkreuzen, so wundert es mich nicht, daſs man die Quellen dieser Erscheinungen übersieht, und weder gerecht verfährt, noch verfahren kann. Dir vergebe ich es um so mehr; denn wer kann von dir fordern, daſs du vergessen sollst, was du durch diese Begebenheiten erlitten und verloren hast! Es ist menschlich, daſs du alles, was dort geschah und geschieht, als Zerstörung deines Glükkes, als Vernichtung deiner letzten Hoffnung ansiehst; aber eben darum ist dein Urtheil auch so partheyisch, weil es aus Leidenschaften, aus Rücksichten auf dich selbst entspringt.

Du siehst mich unwillig an. — Ferdinand, ich bitte dich, vergiſs dich einen Augenblick. Dir kann ich ja wohl sagen, was ich denke; du wirst meine Worte nicht miſsdeuten, und auch hier deinen Freund nicht verkennen, der sich dir jetzt anvertrauen muſs. Längst merkte ich, daſs du dieſs erwartetest; denn leider können in dieser unglücklichen Zeit weder Menschen noch Freunde zusammen leben, ohne sich über diesen Punkt zu verständigen; und dieses ist nicht die kleinste der bösen Folgen für uns und unser Vaterland.

Du hast lange in Frankreich gelebt. Sage mir aufrichtig: hast du etwas anderes von dem Augenblick erwartet, da dieses Volk das morsche, lockre Band zerriſs, das es nur noch zusammenzuhalten schien? Hatten seine Vorsteher und Führer nicht schon längst durch ihren, an ihm geheim und öffentlich ausgeübten Frevel, allen Glauben an Tugend und moralischen Werth in dem Herzen dieses Volkes aufgelöst? es durch ihre Thaten zu diesem Unglauben, dieser Verzweiflung an allem Guten, gezwungen? Konnten da die Folgen anders seyn? Kannten ihre Führer andre Götzen, als das Interesse, die Befriedigung ihrer Thorheit, und ihrer unersättlichen Begierden, die sie öffentlich, ohne alle Scheu und Scham, und immer auf Kosten derer befriedigten, die sie unterdrückten? Ward die den Menschen erniedrigende Lehre der Sinnlichkeit, des Nutzens, nicht öffentlich in Systemen aufgestellt? diesem zerdrückten Volke vorgelegt, damit es bey seinem physischen Elende auch die moralischen Quellen desselben kennen lernte, und sich fest überzeugte, es sey nun keine Hoffnung der Rettung mehr? Übte man an diesem gutmüthigen, seinem Könige so treu ergebenen Volke, in dessen mächtigen Nahmen, nicht alle Verbrechen so lange aus, bis man das Vertrauen zu dem Könige, und alle Keime des Guten, in dem Volke erstickt, alles Gefühl der Gerechtigkeit vertilgt hatte? Kann der gerecht seyn, gegen den man immer ungerecht war? Und warum schreibst du nun alles das, was Böses geschehen ist, diesem Volke allein zu? Muſste es nicht endlich an seinem Lehrmeister, da dessen Macht und Ansehen verschwunden war, das ausüben, was es von ihm gelernt und erfahren hatte?

Ferdinand. Muſste, Ernst! muſste!

Ernst. Halte dich nicht an ein Wort, dessen Sinn zum Zergliedern viel zu schrecklich ist. Mein Herz verwirft ihn; und glaubte ich, es hätte so verfahren müssen, ich würde mit dir nicht davon reden.

Alles was bisher geschah, geschah, von dem ersten Augenblick an, so schnell, so unerwartet, so auſser aller Regel der Erfahrung, war immer, trotz dem glänzenden Schleyer, in das die Redner es hüllten, mit solchen drohenden Umständen begleitet, schien immer so ganz das Werk der Parthey und einer wilden Begeisterung, daſs mir vom Anfange an für das Volk, und das Gute, welches die Sache an sich hatte, bange ward. Es ist ein fürchterliches, erhaben ängstliches Schauspiel, wenn ein so zahlreiches Volk aufsteht, und mit einem Schrey ein Wort ausspricht, dessen Sinn ihm noch dunkel ist, dessen Werth und Gefahren es nicht gekostet, und worin es nur das Gegentheil von dem sieht, was es erlitten und erfahren hat. Mit Angst sah ich diesem Schauspiele zu; meine Angst vergröſserte sich, je mehr meine düstre Ahndung in Erfüllung ging. Oft glaubte ich, die Erde um mich her mit ihren überreifen Bewohnern versinken zu sehen; meine Blicke hefteten sich auf die ganze Menschheit, und erhoben sich von ihr gen Himmel. — Als nun bald unsern ganzen Welttheil grimmige Mordgeister erfüllten; als hier ein Menschenopfer dem andern auf dem Schlachtfelde folgte, und immer eine schreckliche Nachricht von dort her durch eine noch schrecklichere verdrängt ward, daſs das Herz und das Gedächtniſs und das Besinnen erlagen, und sich alles, was ich glaube und hoffe, aufzulösen drohte: da, Ferdinand, schwang ich mich neben Jupiter auf den Ida, vor dieses dem Mord und der Zerstörung geweihte Troja, und sah, gleich ihm, in die Wage des mächtigen Schicksals, ohne Partheylichkeit und ohne Vorliebe, um unter diesem Schauspiele das zu erretten, wodurch ich allein bestehe.

Ferdinand schien einen Augenblick ergriffen von diesem ihn überraschenden Bekenntnisse. Dann sprang er auf, und sagte mit Bitterkeit:

„Und dieses wäre alles, was deine kalte Tugend „hierzu zu sagen hätte? Nun, so möchte ich diesen „erhabenen, dem würgenden Schicksale ruhig „zuschauenden Jupiter, mitten in Paris sehen!“

Ernst. Ich würde auch da so denken, und aus eben diesem dir schon angedeuteten Sinne. Auch ist es alles, was ich zu sagen habe, wenn du mich verstanden hast. Könnt' ich nur so auf Teutschland blicken! Hier blutet mein Herz. Was haben Teutschlands Söhne verbrochen? Warum sollen sie büſsen für fremde Verbrechen: für Verbrechen, die sie nicht kannten, nicht ahndeten? Warum soll sich ein Theil von Teutschlands Söhnen für Meinungen eines andern Volks erschlagen lassen, während die Übriggebliebenen, zu ihrer Gefahr, davon unterrichtet werden? Warum soll die Sache eines Volkes die Sache der Menschheit werden? So ist es ein Kampf der Finsterniſs mit dem Lichte, der Furcht mit der Rache. Haben wir diese Rache verdient? Oder blutet unser Volk für Absichten, die ich nicht berühren mag, ob sie gleich sich täglich mehr entwickeln? Und was thun die Vorsteher dieses treuen, sich aufopfernden Volkes, um dem Geiste des Aufruhrs, der, gleich einem drohenden Gespenste, mit dem Feinde uns immer näher tritt, zuvorzukommen? Daſs sie die Herzen der Fürsten gegen das beste und treuste Volk der Erde vergiften. So sollen also diese Schreckens-Scenen auch fur uns ohne Nutzen und Lehren vorübergehn, und der Teutsche soll, von innen und auſsen mit Schmach bedeckt, besiegt, dastehen? So soll alles zusammenstürzen? Für Stolz, Wahn, oder Eigennutz, miſsverstandne Macht, wollen sie ihr Daseyn, und das Daseyn derer wagen, durch die das ihrige besteht? Hier, Ferdinand, will ich es noch einmal versuchen, ob das Beyspiel gewirkt; oder ob uns alle Klugheit in dieser allgemeinen Bezauberung verlassen hat.

Und nun, wenn du meine Ruhe liebst, so ist dieses das erste und letztemal, daſs wir von diesem Gegenstande sprechen. Keinem als dir hätte ich geantwortet. Mir ist das elende Gerücht, welches giftige Zungen gegen mich verbreitet haben, nicht unbekannt; aber ich muſs für etwas sorgen, das sie nicht kümmert, und mein Sinn würde ihnen nur Thorheit scheinen.

Ferdinand. Ich begreife ihn, verzeih' ihn dir, nur dir allein; und doch empört er mich.

Ernst. Ich bemerkte es; und um so nöthiger ist es, daſs wir von dieser Sache schweigen. Laſs nicht zwischen uns dieses Elend eintreten, das alle Freude und alles Vertrauen unter den Menschen zu zerstören droht. Ich fordere nichts an dich, fordere nichts an mich.

Ferdinand. Und was willst du hier thun?

Ernst. Mit Genehmigung des Fürsten, den von ihm versammelten Adel noch einmal auffordern, allem dem zu entsagen, was nur seinem Stolz und

Wahne schmeichelt. Ich will ihn auffordern, sein Daseyn durch die Herzen eben der Menschen zu sichern, in denen er jetzt nur seine Feinde sieht.

Ferdinand. Du wirst nicht durchdringen.

Ernst. So laſs mich meine Pflicht thun. Mein alter Vater thut die seinige auf dem Schlachtfelde; ich thue die meinige hier, und er selbst sagte: *mein* Krieg sey gefährlicher, als der seinige.

Ferdinand. Ernst, so sehr ich dich liebe und bewundere — ich stimmte doch mit dem Adel, ich stimmte gegen dich.

Ernst. Weil du *dich* nicht vergessen kannst! Und doch, Ferdinand, würde ich dich nicht weniger lieben.

8.

So rein, schön und menschlich auch Ernst seine Gesinnungen Ferdinanden enthüllt hatte, so fand dieser doch Zweydeutigkeit darin. Der Haſs, die Wuth gegen eine Sache, die ihm so viel gekostet, seinen Stolz, seine Eigenliebe so schrecklich beleidigt, und jede Hoffnung sein Glück wiederherzustellen, zertrümmert hatte, waren stärker, als die Freundschaft, die er jetzt noch für Ernsten — nicht fühlte, sondern nur zu fühlen glaubte. Die Verschiedenheit ihrer Gesinnungen war zu groſs, als daſs ein Mensch von Ferdinands Denkungsart einen Mann, der ihm diese Verschiedenheit so merklich, zu seinem Nachtheile, zeigte, herzlich lieben konnte. Denn so verderbt auch seine Einbildungskraft durch Reno's Lehren, durch den fernern Umgang mit Menschen dieser Art, und durch sein eignes bisheriges Leben war: so fühlte doch sein Herz, Ernst sey auf dem rechten Wege; nur er habe die wahre Würde des Menschen nicht allein errungen, sondern auch rein erhalten. Und wenn er sich dieses auch nicht laut gestand, so zeigte es doch sein Betragen gegen Ernst. Aber die Meinung, die er jetzt von ihm faſste, erregte seinen Unwillen. Sah er ihn vorher als einen edlen, gutmüthigen Schwärmer an, so hielt er ihn jetzt für einen gefährlichen; und dieses rechtfertigte die Vorurtheile seiner Feinde gegen ihn, vor seinen verblendeten Augen.

Einige Tage nach dieser Unterredung, gab er Ernsten an der Tafel des Fürsten einen Beweis von seiner jetzigen Stimmung gegen ihn, den Ernst von ihm am wenigsten erwartete. Es befanden sich einige neu angekommene Ausgewanderte an der Tafel, und bald drehete sich die ganze Unterhaltung um ihr Schicksal, und die Begebenheiten, welche es veranlaſst hatten. Gegen das Ende der Tafel erzählte ein Greis sein und seiner Familie Unglück. Es war schrecklich, erschütternd. Ernst wurde bis in das Innerste seiner Seele bewegt; er sah auf die Silberlocken des Alten, der allein von einer zahlreichen blühenden Familie dem Tode, den alle Andern gelitten, durch eine Art von Wunder entgangen war, und nun in diesem Gefühl, unter diesem peinlichen Bewuſstseyn, mit diesem Erinnern, die schwere Bürde des geretteten Lebens trug. Ernstens Augen waren feucht; er saſs ganz in dieser Empfindung versunken, als plötzlich Ferdinand ihn anblickte, und ihm Französisch zurief:

„Und wie gefällt nun dieses dem Jupiter Olym-
„pius?“

Ernst schwieg, und glaubte, Ferdinand würde durch sein Schweigen zu sich kommen; aber dieser forderte ihn noch stärker auf, und erklärte sogar den Anwesenden den Sinn seiner Frage.

Ernst antwortete:

„Was soll ich sagen, da der über uns schweigt
„— Er, der nach Eurem Glauben alles dieses vor-
„hersah, der nach Eurem Glauben das Menschen-
„geschlecht leitet.“

Es herrschte jetzt eine groſse Stille an der Tafel, und Ernst nahm nochmals das Wort:

„Dächte ich nicht so, die Ereignisse unsrer
„Tage hätten mich längst um den Verstand — aber
„vorher um etwas noch Kostbareres gebracht.“

Keiner an der Tafel schien dieses zu verstehen, ausgenommen der Fürst und der Minister, deren Blicke zu gleicher Zeit den seinigen begegneten.

Ernst fuhr fort: „Ich habe über diesen Gegen-
„stand eine Handschrift gelesen, eine Art von Ge-
„dicht, das vielleicht mit der Zeit erscheinen wird.
„Die Erde und die Hölle sind der Schauplatz. Alles
„ist in wildem, gährendem Aufruhr; nur der Him-
„mel schweigt, — nur zwischen ihm und dem kla-
„genden, bebenden, blutenden Menschengeschlechte,
„scheint

„scheint ein undurchdringliches Gewölbe befestigt, „durch welches das Winseln, das Jammern nicht „dringen kann. Der schlafende Genius der Menschheit erwacht bey den ersten Erscheinungen. Es „scheint ihm, als habe die Zeit ihm die, von dem „Wahne und der Thorheit gefesselten Flügel, leise „aufgelöst; und freudig und kräftig dehnt er sie „aus. Schon schwebt er empor, um Zeuge des „schönen Schauspiels zu seyn; als sich aber nun „die Scene so fürchterlich ändert, und er die ungeheuren Thaten sieht, und über das ganze Menschengeschlecht trauert, erhebt er sich himmelwärts, um vor den Thron des Verhüllten Ewigen „zu treten, und ihn zu fragen: was der verborgene „Zweck des Ewigen mit diesem Geschlechte sey, „das auf diesem Wege, durch diese Mittel, die „höhere Entwickelung seiner Bestimmung suche.“

„Er sucht den Verhüllten, schwebt von Welten „zu Welten, immer fragend: wo ist er? Die groſsen, die ungeheuren, die schrecklichen Thaten „und Verbrechen dauern auf der Erde fort — Nun „steht er, am Ende des Gedichts, an dem Ziele „seiner Reise. Der Glanz, der von dem Throne „des Ewigen ausgeht, leuchtet durch den Äther, „verklärt das Angesicht des traurigen, bebenden „Genius. Nun betritt er die goldnen Wolken „vor dem Throne des Verhüllten. Seine zitternden „Lippen sprechen die Frage aus — anbetend harrt „er auf die Antwort, und eine Stille, ein Schweigen

„herrscht durch die Himmel, wie an dem ersten „Schöpfungstage."

Mit diesen Worten endet die Handschrift.

Der Fürst. Der Sinn dieses Schweigens ist fürchterlich.

Ernst. Mir ist er es nicht; mir scheint er erhaben zu seyn, und die Anerkennung der eignen Würde des Menschen zu enthalten. Der Ewige sollte durch laute Erklärung das Gefühl der Selbstständigkeit, auf welcher unser moralischer Werth beruhet, nicht erschüttern. Sein Schweigen rettet unser Verdienst; es deutet auf Licht jenseits des Grabes. Wir müssen an den hohen Zweck unsrer Bestimmung glauben, damit wir ihrer werth seyen.

Die ganze Wendung miſsfiel Ferdinanden, und zwar um so mehr, da er in den Augen des Fürsten Beyfall wahrnahm, und der Minister ihn durch seine Blicke zu fragen schien: wie er, ein Freund Ernstens, an dieser Stelle, zu dieser unerwarteten, so leidenschaftlich ausgesprochenen Frage gekommen sey?

Ernst sah ihn freundlich an, und hoffte, das Gespräch über diesen Gegenstand würde nun zu Ende seyn, als ein junger Französischer Edelmann sagte:

„Die Erklärung, wie die Dichtung, scheint mir „mystisch; und nur jene Königsmörder können mit „ihr zufrieden seyn, da sie alle ihre Gräuelthaten „mit einem Schleyer decket."

Er legte hierauf Ernsten den Mord des Königs auf eine so hämische Art nahe, daſs dieser, durch die Zudringlichkeit und nun wiederholte Achtlosigkeit gegen den Fürsten beleidigt, ihm antwortete:

„Ich erinnere mich in diesem Augenblick einer
„traurigen Geschichte, die sich zu meiner Zeit in
„Frankreich zugetragen hat. Ein reicher Edelmann,
„dessen Güter an der Savoyischen Gränze lagen,
„wollte nach Paris reisen, um seine Tochter, die
„in einem Kloster daselbst erzogen ward, an einen
„jungen Mann von Geburt und groſsem Ansehen
„zu verheirathen. Seine Hausgenossen und Diener
„begleiteten ihn. Eine Bande Schleichhändler, die
„von dem Gesetze geächtet waren, hatten ausge-
„kundschaftet, daſs er einen groſsen Schatz von
„Edelsteinen und eine bedeutende Summe Geldes,
„zum Schmuck und zur Aussteuer seiner geliebten,
„einzigen Tochter, mit sich führte. Sie überfielen
„ihn. Seine Hausgenossen und Diener, die er so
„lange wohl gehalten und die sich in seinem Dienste
„bereichert hatten, verlieſsen ihn, um sich zu retten.
„Der Edelmann ward beraubt und dann ermordet.
„Wahr ist es, seine Getreuen eilten, was sie nur
„konnten, nach den nächsten Dörfern, um Hülfe
„aufzubieten.“

Jetzt herrschte ein tiefes Schweigen. Man sah einander einen Augenblick an; die Ausgewanderten blickten auf ihre Teller — Der Fürst hob die Tafel auf.

Ernst sagte Ferdinanden weiter kein Wort über das Geschehene, und Ferdinands Gemüth wurde dadurch nur noch mehr erbittert. Er hielt Ernsten nun für das, was Renot in seiner Schilderung aus ihm gemacht hatte; und dieser Gedanke ward durch ein Gefühl verstärkt, das er sich noch nicht zu gestehen wagte.

9.

In dieser Stimmung war Ferdinand, als sich eines Abends zwischen ihm und Ernsten das Gespräch auf die Teutsche Litteratur wendete. Amalie war gegenwärtig, und die Unterredung hatte lange gedauert, bevor sie, dem Anscheine nach zufällig, Ferdinanden fragte:

„Sagen Sie mir doch, Herr von * * *, hat der „Roman, der einst einen so starken Eindruck auf „Sie machte, auch in Frankreich einige Wirkung „gethan? So viel ich weiſs, ward er übersetzt. „Ich erinnere mich, daſs Sie damals ganz bereit „waren, für die erste, beste Dame zu sterben. „Doch Sie haben dieses wohl längst vergessen.“

Ferdinand fuhr bey dieser unerwarteten Frage so zusammen, als berührte eine Flamme sein Herz. Seine Wangen, seine Augen glühten; dann schoſs Frost durch seine Glieder, und erst nach einigen Sekunden konnte er antworten:

„Ja, ich erinnere mich daran, und werde es „nie vergessen.“

Nun senkten sich Amaliens Augen, und erst jetzt fühlte sie, was sie gethan hatte. Ernst, der mit Franzens blonden Locken spielte, sagte nun:

„In dem Lande, worin Ferdinand seitdem gelebt „hat, schien eine solche Liebe Raserey, war längst „aus der Mode; oder man stellte sie nur aus, um in „dieser oder jener Absicht Aufsehen zu erregen.“

Amalie. Das war ein Glück für Ihren Freund; sonst hätten wir ihn schwerlich wieder gesehen. Sie erinnern Sich doch, mit welchem Feuer er sich dem schönen Tode vor unsern Augen weihte? Gut, daſs nun die Gefahr vorüber ist!

Ferdinand. Vorüber? Vielleicht! Bisher fand ich indeſs nicht, daſs die Empfindung, deren ich mich von meiner Jugend her bewuſst bin und immer bewuſst war, schwächer geworden sey; sie ist vielmehr zu einer Leidenschaft geworden, deren Bekämpfung alle meine Kraft erfordert. Freylich ist dieses nun eine der Leidenschaften, über welche wir wenig oder nichts vermögen, da sie schon lange unser Meister ist, wenn wir sie gewahr werden. Indeſs habe ich nichts mehr für mich zu fürchten — in meiner Lage gleich' ich auch hierin einem schmutzigen Bettler, der sich an den Tisch der Erdengötter drängt.

Ernst. Welche sonderbare Wendung du nun wieder diesem Scherze gibst!

Ferdinand. Dieser Scherz macht, daſs ich mein Nichts am empfindlichsten fühle; dieſs ist es Alles. Und sage: würde dieses nun nicht, trotz Hadems weisen Lehren, ein süſser, wünschenswerther Tod für mich seyn? Gibt es einen schönern für den Menschen, als, von den Flammen seines eignen Herzens verzehrt, zu sterben? Ich rede dir Wahnsinn, und werde mir selbst zum Gelächter. Das Opfer eines von dem Schicksal Zertretnen ist ja keiner Thräne werth: und darauf rechnet man doch, wenn man es darbringt; wenigstens hofft man auf eine Thräne aus den Augen derjenigen, für die man sich opfert. Aber wer forderte ein solches Opfer von einem Unglücklichen! Wer möchte es annehmen! Jetzt freylich, Amalie, wäre die Wiederholung jener Worte Thorheit; die That selbst würde man nur belachen. Und doch; ist es nicht die Liebe allein, die dem Menschen ohne Maſs und Gränze gegeben ward, da er hier nach der Kraft seines Herzens so ganz sein Herr ist, daſs selbst das alles vermögende Schicksal, in diesem Zustande, nichts über ihn vermag? Alle unsre andern Gefühle und Gedanken sind beschränkt, gemessen, auf unser eignes Selbst gekehrt; hier nur fühlen wir uns ganz in dem Daseyn eines andern. Und drängt uns der Gegenstand unsrer Liebe endlich gewaltsam auf uns selbst zurück, so ist es natürlich, daſs man ganz zerfällt, da einem zurückgegeben wird, was man nicht mehr brauchen, nicht mehr ertragen kann.

Ernst. Diese Empfindungen sind so wild als dunkel. Sonderbarer Mensch, du sagtest, du habest das Ziel des Ruhms erreicht, es schon fest gehalten; und wie ich dich kenne, hattest du gewiſs dein ganzes Daseyn gegen die glänzende Täuschung hingegeben. Die Täuschung verschwand; deine Kraft kehrte zurück; du eiltest in meine Arme, und fühltest, dein Leben habe noch Werth. Und kennt die Ehrbegierde Gränzen? Ist etwas, das ihren immer zunehmenden Durst stillt? Wächst sie nicht bey jeder Stufe, die du höher steigst? Ist nicht eben das, was du nicht erreichen kannst, das, wornach du dich am meisten sehnest?

Ferdinand. Ja, sie hat Gränzen, in meinem Vermögen, meiner Lage; die Verhältnisse der Menschen gegen mich bestimmen sie nur allzu scharf, und keiner ist toll genug, das Unmögliche unternehmen zu wollen. Aber das Reich der Liebe ist gränzenlos, unermeſslich; da gibt es keine Unmöglichkeit: hier herrscht der Mensch aus eigner Kraft, als Gott und Schöpfer. Hier öffnet er selbst die nie versiegenden Quellen seines Genusses und seines Glücks, und seine Einbildungskraft macht sie zu immer wachsenden Strömen.

Während Ferdinand dieses mit Begeisterung sagte, spielte Amalie, unterbrochen, einige Passagen auf der Laute.

Ein Bedienter kam, und meldete den Secretair des Ministers.

Ernst. Ferdinand, hätte ich dich nicht in Frankreich gesehen, ich zweifelte jetzt, ob du dort gewesen wärest. Was du uns da sagtest, sind Gefühle des Einsamen in unserm Eichenwalde. Ich hoffe, auch die andern sind nicht ganz erloschen, da diese so kräftig in dir leben.

Ferdinand drückte ihm düster lächelnd die Hand. Als Ernst weggegangen war, wendete er sich zu Amalien, welche, in die letzten Töne ihrer Laute verloren, da saſs, einem Träumenden gleich, der über einen entzückenden Gedanken eingeschlummert ist.

Sie schlug die Augen gegen ihn auf. (Die seinigen waren noch ganz von dem vorigen Gefühle begeistert.)

„Wie? und Sie hätten nie geliebt?“

Ferdinand. Einen Augenblick habe ich geliebt, und dieser einzige Augenblick lehrte mich alles, was ich jetzt gesagt habe.

Amalie. „Es ist ein Glück für Sie, daſs es „nur einen Augenblick gedauert hat.“

Ferdinand. Es hätte zugleich mein letzter seyn sollen, da es der gröſste, der glücklichste war, den ich gelebt habe.

Amalie ergriff ihre Laute wieder. „Wo ist mein „Gemahl?“

Ferdinand. Man hat ihn abgerufen.

Amalie nahm ihren Sohn bei der Hand, und entfernte sich. Ernst kehrte bald zurück:

„Du hast gewiſs mit deinen leidenschaftlichen „Äuſserungen meine Amalie entfernt?“

Ferdinand. So scheint es.

Ernst. Ich glaube es wohl. Sie kennt dich noch nicht genug; sie weiſs nicht, wie deine allzu lebhafte Einbildungskraft den Herrn über dich spielt, und wie sehr sie sich in verwegenen, übertriebenen Vorstellungen gefällt. Solche Beweise innerer Kraft sind für uns Männer wohl zu vertragen; aber diese zarten Seelen werden dadurch erschreckt. Jetzt fehlt es dir an edlen Gegenständen, diese Kraft zu üben. Indeſs sey ruhig; diese edlen Gegenstände sollen dir nicht lange fehlen. Unser Vaterland braucht Männer.

Ferdinand. Unser Vaterland? Ernst, unser Vaterland?

Ernst. Ich hoffe, wir haben eins, und morgen hoffe ich, es zu sehen; oder besser, ich wäre in einer Wildniſs geboren! Du weiſst, der Adel versammelt sich morgen. —

Ferdinand. Ein verlorner Morgen mehr für dich.

Ernst. Für den, der seine Pflicht erfüllt, ist er es nicht, der Erfolg sey, wie er wolle. Es thut mir nur leid, daſs der Minister noch vor Tage reisen muſs. Er lieſs es mir eben sagen, und ich eile zu ihm. Er muſs eilends nach * * *. So geht es den kleinen Staaten, die nur in Ruhe glücklich sind, wenn die groſsen, Unternehmungen wagen. Sie sollen und müssen, ob sie gleich des Schadens gewiſs sind, das Spiel mitspielen, und am Ende den Mächtigen zu dem auf ihre Kosten errungenen Vortheile Glück wünschen, und sich höflich bedanken, daſs man sie noch fortdauern läſst.

Ferdinand. Ich mag davon nichts hören.

Es geschieht ihnen selten mehr, als sie verdienen; und jetzt nun gar!

Mit diesen unfreundlichen Worten schied Ferdinand mürrisch, von Ernsten. Das, was er von Amalien gehört, und an ihr bemerkt hatte, durchglühte sein ganzes Wesen. Entzücken, Schauder, die höchste Wonne und die tiefste Erniedrigung wechselten in seinem Herzen. Noch wagte er es nicht, den Gedanken ganz auszudenken, die Möglichkeit desselben sich gegenwärtig vorzustellen. Er ging zu Renot, und sagte diesem mehr, als er ihm sagen wollte, weil er kaum wuſste, was er ihm sagte. Renot lächelte, und stellte sich, als verstände er nicht, als sey ihm das nicht ganz klar, was Ferdinand aus seinen Bemerkungen folgerte. Es freut mich, sagte er, daſs das Geheimniſs endlich seiner Enthüllung nahe ist, daſs dieser hohe, auf Ida sitzende Jupiter der Prüfung so nahe steht; als ein Weiser, bedarf er solcher Prüfungen, und muſs sie wünschen, um seine Tugend vor Aller Augen zu bewähren. Ich sehe dieses als einen moralischen Versuch an, den ich nicht vergessen werde in mein Tagebuch aufzuzeichnen.

Ferdinand horchte, ohne zu hören. Einmal über das andere rief er: „Renot, es ist unmöglich! eins „so unmöglich wie das andere! eins so schrecklich „für mich, wie das andere!“

Renot lieſs ihn träumen; aber seine kalten, giftigen Bemerkungen über Ernsten, sein Mitleiden mit Amalien, nährten die wüthenden Flammen in

Ferdinands Herzen. Beym Weggehen schüttelte dieser Renots Hand, und sagte:

„Verrathen Sie mein Geheimniſs, wenn Sie es „entdeckt haben. Thun Sie es, ich bitte Sie; denn „wahrlich, die Tugend ist keine Thorheit: sie ist „nur verrathen unter Menschen, nirgends sicher, „selbst bey dem Freunde nicht, selbst in dem Busen „des Weibes nicht, und gliche es einer Göttin an „äuſserer Reinheit und Erhabenheit. Das sag' ich „Ihnen, Renot. Aber sie ist, sie lebt in ihm; „und in ihm müssen wir sie ermorden, um das „ruhig seyn zu können, was wir sind.“

Renot (lachend.) Wie tragisch die Liebe macht! Das alles wird sich schon geben. Die Weiber verstehen das recht gut; ihnen muſs man so etwas überlassen. Morgen wird man ja den Demagogen hören; morgen will er ja uns und den Staat ausgleichen.

Ferdinand (knirschend.) Warum thut er das? Und jetzt?

10.

Der gröſste Theil des Adels hatte sich in einem Saale versammelt; jeder wuſste den Zweck der Versammlung, und Aller Gemüther waren in dumpfer, stiller Gährung.

Einer der ältesten las die Aufforderung des Fürsten vor, worin es hieſs: Man möchte in dieser bedenklichen Zeit berathschlagen, wie der Gefahr, die immer mehr nahe, zuvorzukommen sey. Jeder wisse, daſs täglich neue, traurige Nachrichten von gesetzwidrigen Unternehmungen und aufrührerischen Auſserungen, aus der Nachbarschaft, einliefen. Der Fürst bäte sie demnach, sein bisher so treues und gutes Volk, vor solchen gefährlichen Unternehmungen, zu bewahren. Er für seine Person würde gern augenblickliche Vortheile und vorüberrauschende Ergötzungen, die oft so drückend wären, dem Glücke seines Volkes aufopfern, und er hoffe dieselbe Gesinnung auch von seinem Adel. Jedem von diesem würde bekannt seyn, daſs wirklich Bedrückungen obwalteten, die um so lästiger und schmählicher wären, da selbst diejenigen, welche sie ausübten, nichts dabey gewönnen, durch die Unterlassung aber wirklich gewinnen könnten. Diese Bedrückungen wären nun, in dem gegenwärtigen höchst kritischen Zeitpunkte, sehr bedenklich, weil sie die Gemüther durch das gegebene Beyspiel so schrecklich erbitterten, und selbst das wahre Gute und Nöthige verhaſst und zweydeutig machten. Er fordere darum gar nicht von dem Adel, daſs er eins seiner wesentlichen Rechte aufgeben solle, die er selbst gegen jeden beschützen würde; er wünsche nur, daſs man das aufgeben möge, was sich für diese Zeit, und die darin lebenden Menschen, nicht mehr schicke.

Nach diesem Vortrage herrschte dumpfe Stille.

Nach einer langen Pause erhob Ernst seine Stimme:

„Ein edler, weiser, Teutscher Fürst, der Vater
„dieses Landes, der erste Edelmann dieses Landes,
„hat gesprochen, gesprochen wie es zu dieser Zeit
„noch keiner that — Ist er keiner Antwort
„würdig?“

Noch tieferes Schweigen.

Ernst fuhr fort:

„Er hat für das treuste Volk gesprochen, für
„Teutsche Männer zu Teutschen Männern, für ein
„Volk, das es immer mit seinen Fürsten hielt, das
„selbst in dieser Alles verkehrenden Zeit keine
„zweydeutige Gesinnung geäufsert hat; das alle
„rechtliche Lasten, wie alle widerrechtliche, mit
„Geduld erträgt; das Euch ernährt; von dem ein
„Theil jetzt für Euch und Eure Rechte blutet — ist
„dieses Volk Eurer Aufmerksamkeit nicht würdig?“

Tiefes Schweigen.

„Bin ich noch ein Teutscher? Rede ich zu
„Teutschen? Ist der Boden, den ich betrete, wirk-
„lich mein Vaterland? Was sind wir hier zusam-
„men? Bedenken Sie, meine Herren, dafs nie ein
„Fürst eine menschlichere, eine wichtigere Auffor-
„derung, an seinen Adel, hat ergehen lassen! Be-
„denken Sie, dafs uns das Schicksal zu keiner Zeit
„bedeutendere Winke gegeben hat; dafs wir jetzt
„die Stunden zählen müssen, die es uns noch
„verstattet! Wollen Sie mit Ihrem unbegreiflichen
„Schweigen, die Aufforderung des Fürsten abwei-
„sen? Haben wir nicht schon in der Nähe und in
„der Ferne Beweise genug gegeben von dem Mangel

„des Teutschen Gefühls, der Teutschen Vereinigung? Wollen wir nun einen geben, wie zur „Ehre unsrer Vorfahren die Geschichte keines Landes im Teutschen Reiche, einen aufgezeichnet hat? „Noch einmal: dieses Landes Fürst fordert Sie auf! „Er fordert Sie auf, um Ihres Heils, um Ihres „eignen Daseyns willen! Und schwiege auch die „Menschheit ganz in Ihrem Busen, so ruft er Ihnen, „um Ihrer Sicherheit, um Ihres Vortheils willen, „zu: Gestatten Sie der Klugheit, was Ihnen spätere „Nothwendigkeit gewaltsam entreiſsen kann.“ —

„Soll ich immer allein hier reden? Wohl! so „sey es Wahrheit, die Sie mir abzwingen. Und „hören Sie auch diese schweigend an, so habe ich „doch so viel gewonnen, daſs ich allein sie laut „gesagt habe.“

„Was haben Sie bisher gethan, den immer mehr „nahenden, fürchterlichen Stürmen auszuweichen? „die Gefahr von sich, Ihren Kindern und Weibern „abzuwenden? Sind Ihre Vorkehrungen, Ihre Hülfsmittel Ihres Ruhms, des Ruhms des Teutschen „Nahmens, würdig? Soll ich sie Ihnen aufzählen? „Von dem Augenblicke an, da jenes Volk das gefährliche Beyspiel gab, vermehrten Sie die Last, „die dieses treue Volk hier trug, und traten in „Verschwörung gegen dasselbe zusammen. Von „Ihrem eignen Gewissen gereitzt, dangen Sie Ausspäher und Angeber, welche Ihnen die geheimen „Gesinnungen und Gedanken dieses aufrichtigen „Volkes zutragen muſsten, ja die, um Ihr Gold zu

„verdienen und sich bey Ihnen wichtig zu machen,
„den treuen, unschuldigen Bürger durch Fragen
„und Vorspiegelungen zu Äuſserungen reitzen muſsten,
„die man Ihnen als gefährlich vortragen konnte.
„Diese, mit allen denen, welche der Haſs und der
„Eigennutz zum Opfer auswählten, wurden nun
„das Ziel Ihrer Verfolgung. So übergaben Sie den
„ruhigen Bürger der Gewalt dieser Elenden; so
„erzeugten Sie das Miſstrauen zwischen Bürger und
„Bürger, zwischen dem Fürsten und seinem Volke.
„Gelang es Ihnen bey ihm nicht, so gelang es Ihnen
„vielleicht von der andern Seite. Soll es dahin
„kommen, daſs er in seinem Volke Verräther sehe,
„sein Volk in ihm, seinem Vater, einen feigen
„Tyrannen, der seinen fürstlichen Sitz schon unter
„sich beben fühlt? Wenn Sie dieses suchen, so
„haben Sie freylich die besten Mittel dazu erwählt;
„aber ich verweise Sie auf die Zukunft, wegen des
„Erfolgs für Sie.“

„Und wenn Ihre Blicke hier mich tödten sollten
„— Sie schweigen ja, so lassen Sie mich reden! —
„Blicken Sie ergrimmt auf mich, und schweigen
„Sie, bis Wort und That zu nichts mehr helfen.“

„Selbst die Prediger, die Lehrer der milden
„Menschlichkeit, der Güte und Sanftmuth, haben
„Sie zu Ihren Mitverschwornen gemacht. Sie, die
„das Volk in diesen traurigen Zeiten unterrichten
„und trösten sollten, muſsten von den Pflichten
„der Unterthanen reden, als sprächen sie zu Sklaven,
„die Englands Gold an der brennenden Küste

„von Afrika kauft, in Ketten schlägt, und nach andern Welten schickt, um dort, unter dem Drucke des Elends, den qualvollen Strafen, das Gold zu erwerben, wofür ihr Herr ihre zurückgelaſsnen Brüder kaufen kann, wenn sie selbst entkräftet niedersinken. Soll Ihnen unser menschlicher Fürst dafür danken, wenn er seinem Volke unter diesem Bilde erscheint? Kann einer von Ihnen sagen, daſs er ihm gleicht? Glauben Sie das Volk durch solche Vorspiegelungen in dem blinden, sklavischen Gehorsam zu erhalten, den Sie von ihm fordern? Glauben Sie, ihm dadurch Muth zu Ihrer Vertheidigung einzuhauchen? Glauben Sie, das Volk sey so blödsinnig, Ihre Absichten nicht einzusehen? nicht einzusehen, woher Ihre plötzliche Furcht, Ihr Beben, Ihr Trotz, Ihre verlorne Hoffnung, es bey nahender Gefahr zusammen zu halten, entspringen? Meynen Sie, es sähe nicht die Larve und den Grund der Heucheley ein, wenn nun der längst verschrieene Ungläubige am öftersten zur Kirche geht? wenn Leute laut beten, die schon lange Gott vergessen zu haben schienen? wenn die, welche einst über alles spotteten, sich laut zu Aufklärern des Haufens aufwarfen, nun den tollsten Wahnsinn, den verworfensten Aberglauben, in Schutz nehmen und zu befördern suchen? wenn sie die Vernünftigen, welche dieser Unsinn empört, lästern, und als Feinde der guten Sache und der Fürsten ausschreyen? Nur die, welche dieses thun, machen die Sache der Fürsten

„verdächtig, und untergraben ihre Throne; denn „durch diese Mittel suchen sie Miſsbräuche der „Macht zu heiligen, um die ihrigen zu sichern. „Nur durch diese Mittel enthüllen sie dem Auge, „was sie fürchten.“

„So soll Heucheley, Betrug, Gewalt, Ausspähe„rey, geheime Anklage zusammenhalten, was der „Lauf der Zeit untergraben hat? Und was für „ein Gemählde von dem gemeinen Wesen stellen „Sie den Menschen auf, wenn es solcher Stützen „bedarf!“

„Was fordert der Fürst jetzt von Ihnen? Miſs„bräuchen zu entsagen, die schon zu lange dauern, „das Volk drücken, und für Sie ganz unbedeutend „sind; dem Volke zu zeigen, daſs Sie seiner geden„ken. Vor vielen Jahren, noch ehe ich geboren „wurde, hob mein Vater diese Miſsbräuche auf; „und ich darf kühn sagen: kein Gut im ganzen „Lande trägt im Verhältniſs mehr, und keines nährt „glücklichere, zufriednere Arbeiter.“

„Ich sehe es ja — Schweigen, Unwille, Haſs, „Grimm, starre und flammende Blicke sind Ihre „Antwort. Mögen Sie mir drohen! ich fürchte „keinen von Ihnen, ich fürchte Sie alle, verbunden „gegen mich allein, nicht. Jetzt habe ich meine „Pflicht gethan; als Teutscher Mann für meinen „Fürsten, für das Vaterland gesprochen. Ich be„trog mich nur darin, daſs ich glaubte, ich sprä„che zu Teutschen. Fahren Sie nur so fort; nen„nen Sie die Patrioten Aufrührer; fachen Sie den

„Partheygeist an; beschützen Sie die geheimen Angeber; lösen Sie alle Bande der Gesellschaft auf; „zerstören Sie alle moralische Bande, alle bürgerliche Tugend; mahlen Sie den Fürsten als einen „Tyrannen, das Volk als Verräther; übertünchen „Sie Ihren Stolz, Ihre Hab- und Herrschsucht, Ihre „Miſsbräuche, Ihre Gewaltthätigkeiten, mit den „Sophismen, welche der Zeitlauf beschöniget; treiben Sie es auf dem ganzen Teutschen Boden, mit „Allen, die eines Geistes mit Ihnen sind, so weit, „bis das Ungeheuer aus der Finsterniſs plötzlich „hervorspringt, in die Sie Alles einhüllen möchten! „Dieſs Ungeheuer wird nur Ihr Werk seyn. So „laden Sie die rächende Nemesis, die nun dort ihre „Strafe ausübt, auch auf den Teutschen Boden ein „— Ruft dann, wenn alles um Euch her zerfällt: „des Fürsten waren wir nicht werth!“

Kalt erhob der Präsident die Stimme:

„Wir achten den Fürsten; darum schweigen wir. „Durch unsre Rechte wollen wir die seinigen erhalten; darum schweigen wir. Unsre Antwort „für jeden Andern, liegt in den Ereignissen des „Tages. Jeder von uns, in dieser gefährlichen Zeit, „gethane Schritt kann Verrath an unserm Fürsten, „den Mitständen, dem erhabenen Oberhaupte des „Reiches werden. Dieses ist des Adels Antwort. „Laſst Ruhe und Frieden wiederkehren: dann berathen wir; dann scheint das nicht erzwungen, „was wir geben, dann wird man uns danken. Jetzt „würde jede Wohlthat ein Beweis des Zwanges,

„des Schreckens seyn; und wohin dieſs führt, be„weisen uns unsre Nachbarn.“

„Ihre Rede würde sich übrigens in einem gewis„sen Klub in Paris recht gut ausnehmen, und sie „ist Ihres Lehrers, des mehr berüchtigten, als be„rühmten Rousseau's, werth. Doch was Frank„reich ihm verdankt, wollen wir ihm nicht ver„danken, und sollten wir auch das Unglück haben, „seinem feurigsten Schüler zu miſsfallen.“

Diese Worte drangen mit allem ihrem Gifte in Ernstens Seele; doch faſste er sich:

„Und dieſs ist alles, was der Fürst zur Ant„wort erhält?“

Präsident. Alles, was Sie zur Antwort erhalten. Wir sind nicht allein dieses Fürstenthums Adel; wir sind auch des Reiches Adel, haben Pflichten gegen dessen erhabenes Oberhaupt. Und nun noch eine Frage von unsrer Seite an Sie: Sagten Sie alles, was Sie uns sagten, kraft der Vollmacht des Fürsten?

Ernst. Nein.

Präsident. Wir dachten es wohl! Und es ist darum gut zu wissen, wenn diese Rede etwa bis zu höhern Orten gelangte. So liegt ja in Ihrer Antwort unsre Rechtfertigung, und hier sind der Zeugen genug.

Ernst. Nun erlauben auch Sie mir eine Frage: Wer ist der Aufrührer (denn dieses wollten Sie mir doch vorhin sagen); der, welcher seines Fürsten Antrag mit Schweigen beantwortet, oder der.

welcher Sie zur Beherzigung desselben, nach Pflicht und Gewissen auffordert?

Präsident. Unser Schweigen ist weiser, ehrfurchtsvoller für den Fürsten, als Ihr Reden.

(Leise zu ihm.) Sie werden nun erst die Kraft des Wortes System kennen lernen, das Ihnen in Ihrer Jugend so abscheulich vorkam.

Ernst (eben so leise.) Eben weil ich es mir damals so dachte, kam es mir so vor; und Sie haben nie ermangelt, seine Bedeutung in diesem Sinne zu rechtfertigen.

11.

Ernst ging zu dem Fürsten, und meldete ihm alles, was vorgefallen war. Der Fürst hörte ihn an, und sagte endlich:

„Junger Mann, wir sind hier die einzigen Teutschen. — Die Herren wollen es so, und mir „bleibt nichts übrig, als zu wünschen, daſs sie „den heutigen Tag nicht zu bereuen haben mögen. „Ich fühle, was ihnen früh oder spät bevorsteht, „und kann es nicht ändern. So handeln wir hier, „während die wenigen Edlen und Tapfern für das „Vaterland fruchtlos fallen.“

„Fassen Sie Muth! Sie brauchen ihn jetzt: denn „an diesem Tage muſs ich Ihnen noch ein Trauerbote seyn. In der letzten Schlacht, wo abermals „das Blut der Teutschen floſs —“

Ernst. Mein Vater —

Fürst. Er ist schwer verwundet.

Ernst. O, er ist todt!

Fürst. Den Nachrichten zufolge, die ich erhalten habe, und die einander widersprechen, nicht. Reisen Sie, und stärken Sie ihn durch Ihre Gegenwart. Sie werden ihn in * * * finden. Kann es Sie trösten, so sage ich Ihnen von ganzem Herzen: Sie verlassen einen Freund in mir, der auf Sie zählt, auf den Sie zählen können. Und nun geschwind. — Sie müssen noch heute fort.

Er reichte Ernsten die Hand, zog ihn in seine Arme, und drückte ihn an seine Brust, indem er sagte:

„Vergessen Sie nicht, daſs ich auf Sie zähle,
„daſs ich in diesen schweren Zeiten Ihrer bedarf,
„daſs Ihr Vater Ihre Pflicht mit seinem Blute auf
„den Teutschen Boden, geschrieben hat!“

Als Ernst aus dem Zimmer des Fürsten trat, bemerkte man seine Blässe, seine Thränen, sein Schwanken, sein hastiges Eilen. Die Bosheit faſste es auf, deutete es nach ihrem Wunsche, und frohlockte schon über seinen vermeynten Fall. So wie Ernst nach Hause kam, befahl er, die Post zu bestellen, und alles zur Abreise fertig zu machen. Er eilte zu Amalien, bey welcher er Ferdinanden fand. Die Worte des Fürsten hatten ihm sein Unglück nur allzu klar angedeutet; er sagte also: sein Vater sey wirklich todt, oder habe nur kurze Zeit zu leben; und er reise in dieser Stunde ab. Er fragte nach seinem Franz. Ferdinand lief, ihn zu holen. Tief gerührt nahte sich Ernst Amalien; sie lieſs ihr Haupt sanft auf seine Schulter sinken, und Thränen füllten ihre Augen. Sie bat ihn, Ferdinand mitzunehmen, da er gewiſs in dieser für ihn so traurigen Lage eines Freundes bedürfte.

Ernst antwortete, indem er sie zärtlich küſste: „Seyn Sie nicht für mich besorgt; Ihr Geist, Ihre „Wünsche werden mich dorthin begleiten. Ich „weiſs ja, daſs ich hier die Quelle meines Trostes „und Glückes zurücklasse, und daſs ich sie wiederfinde.“

Amalie. Ich bitte Sie, nehmen Sie Ihren Freund mit. Um der Gefahr willen —

Ernst. Wäre Gefahr für mich, so würde ich ihn um so weniger zum Begleiter wählen; und Sie wissen ja, er ist nicht in der Stimmung, die einem kummervollen Herzen wohlthut. Wann ich ruhig bin, kann ich alles von ihm ertragen, da ich die Ursachen fasse. Vielleicht könnt' ich dieses in meiner jetzigen Lage nicht, vielleicht könnte ich vergessen, daſs er unglücklich ist. Liebe, die Menschen verlassen mich alle hier; ich will mir gerne den Freund meiner Jugend erhalten. Sagen Sie ihm darum ja nichts von meiner Äuſserung, über ihn; seine lebhafte Einbildungskraft könnte sie leicht in einem gehässigen Lichte ansehen.

Amalie. So erlauben Sie, daſs ich Sie begleite.

Ernst küſste sie heftig: O, ich danke Ihnen für den Gedanken, für die Empfindung —

Amalie sank auf den Sofa, und drückte ihre

Hände an ihre Brust. Ferdinand trat mit Franz herein, und Ernst fuhr fort:

„Dieser — unser Franz bedarf Ihres Schutzes; „nur unter Ihrer Aufsicht kann ich ihn verlassen.“

Als Franz hörte, daſs sein Vater ihn verlassen würde, rief er: Nimm mich mit Papa! Du weiſst, der Groſsvater liebt mich, und wenn er krank ist, will ich bey ihm sitzen, wie ich bey der Mama sitze, wenn ihr nicht wohl ist.

Ernst sagte ihm, das ginge nicht an, und führte ihn zu seiner Mutter. Dann wendete er sich zu Amalien:

„Alles das, was mein Glück auf Erden ausmacht, „verlasse ich heute zum erstenmal.“

Der Knabe schrie nun heftiger: Nimm mich mit, Papa!

Der Abschied war von Amaliens Seite düster, traurig; von Seiten Ferdinands leidenschaftlich, beklommen. Ernst riſs sich ohne Worte aus Amaliens Armen — und als er Amalien mit der einen Hand, und Ferdinand mit der andern umfaſste, und, in der Betäubung von dem freundschaftlichsten Gefühle, Beyder Hände in einander legte, stürzten seine zurückgehaltnen Thränen aus seinen Augen. Er drückte Franz an sein Herz, und eilte schnell weg.

12.

Ernstens letzte Beurlaubung von dem Fürsten, und seine plötzliche Abreise, schienen nun seinen Feinden einen Triumph zu versprechen; aber der Fürst lieſs sie nicht lange in diesem Wahne.

Als er den folgenden Tag in dem geheimen Rath sein Miſsvergnügen und seinen Kummer, über das Betragen des versammelten Adels zeigte, entschuldigte sich jeder der Gegenwärtigen mit dem Vorwande: Ernst habe durch seine Heftigkeit, durch seine Anmaſsungen, seine beleidigenden Vorwürfe, die Gemüther der Meisten so erbittert, daſs auch den Kältesten und Verständigsten nichts anderes übrig geblieben, als für jetzt zu schweigen, um in einer so wichtigen Sache das Ansehen Sr. Durchlaucht nicht auszusetzen.

Der Fürst antwortete:

„So bin denn ich, und mein Ansehen es abermals, die hier dem Guten im Wege stehen muſsten! „Doch, meine Herren, ich kenne die Ursache von „dieser zarten Gewissenhaftigkeit meines Adels nur „allzu genau, und weiſs, was Sie zu beschützen „suchen, indem Sie meine Macht zu beschützen „vorgeben; und darum kann ich Ihnen nicht dafür „danken, wie Sie vielleicht wohl gar erwarteten. „Auch weiſs ich sehr wohl, wie sanft und gesetzt „Herr von Falkenburg Anfangs gesprochen hat. „Aber er sprach zu Schweigenden — zu Schweigenden, von denen ich Antwort forderte — ich, Ihr

„Fürst, dieses Volkes Fürst und Vater! und zwar „über einen so wichtigen Punkt, daſs Ihr Schweigen „auch den Weisesten hätte empören müssen. Dieses „Schweigen bewies nun freylich dem edlen Manne, „wie es auch mir beweist, daſs man über meinen Antrag schon entschieden hatte, bevor man „Ihnen denselben vorlas. Da sprach freylich der „junge Mann ein Teutsch, das, mit vielem andern „Schönen, unter uns veraltet zu seyn scheint. Doch „ist es gut, daſs es zu Zeiten noch erschallt, und „diente es auch nur dazu, daſs es uns den geraden, „offnen, biedern Sinn unsrer Väter erklärt und zurückruft; wir würden sonst sogar die Erinnerung „daran verlieren. Hätten auch sie geschwiegen, wie „jetzt mein Adel schweigt, wie stände es nun mit „uns!“

„Noch ein Wort, und dann entlass' ich Sie für „heute; denn ich bin wahrlich nicht gestimmt, über „Kleinigkeiten nach der Form zu urtheilen, da ich „das Wahre, das Gute, nicht erreichen kann.“

„Ich stelle das Schweigen meines Adels zwischen „Gott, mein Volk und mich!“

13.

Als Ernst in *** ankam, und sich bey dem kommandirenden General nach seinem Vater erkundigte, erfuhr er die Gewiſsheit seines Unglücks. Sein Vater war in der Schlacht geblieben; eine Kanonenkugel hatte ihn in dem Augenblick getödtet, da er mit einem Bataillon eine feindliche Schanze ersteigen wollte, die schon einigemal vergebens, und mit groſsem Verluste, angegriffen worden war. Da der Feind das Schlachtfeld behauptet, und die Sorge für die Todten übernommen hatte, so verlor Ernst auch den einzigen letzten Trost, bey dem Grabe seines Vaters zu weinen. Er verschwand ihm in die Geisterwelt, ohne für ihn eine Stätte der Vereinigung auf Erden zu hinterlassen. Der General, welcher den schrecklichen Eindruck dieser Nachricht auf ihn bemerkte, sagte:

„Ihr Verlust ist unersetzlich, und Worte können „Sie jetzt nicht trösten; aber zum Nachruhm Ihres „Vaters muſs ich Ihnen sagen: wenn Teutschland „viele Männer seines Gleichen hätte, so ständen „wir nicht, wo wir stehen. Uns fehlt der Geist, „der ihn beseelte; und nur durch diesen vermöchten „wir jene Schaaren zu besiegen.“

Aber in seinem Hause, da, wo er nach seinem Verluste, in der Lage, in welche seine edlen Gesinnungen für seinen Fürsten, seine aufrichtigen Bemühungen für sein Vaterland, ihn nach und nach geführt hatten, Trost und Ersatz erwartete: da entschied sich, eben in diesem für ihn so schmerzvollen Augenblick, sein Schicksal auf das schrecklichste. Seine Ruhe war schon ermordet, alle Blüthen seines jugendlichen Traumes, seines schönen Lebens, verdorret und zertreten. Die Quelle seines Glücks, welche ihm die Reinheit seiner Tugend, die Erhabenheit seines Sinnes so zusicherte, daſs er, stark in diesem Glauben, allen Schlägen des Schicksals, aller Bosheit der Menschen entgegen ging, war versunken, so versunken, daſs sein Auge die Spur davon nicht mehr entdecken, sein durstendes Herz an dem Abgrund, in welchen sie sich verloren hatte, vertrocknen, erstarren sollte.

Die Verachtung, der Hohn, der Haſs, womit Ernstens Feinde unermüdet von ihm sprachen; die Entwürfe, die sie in ihrer Wuth gegen ihn schmiedeten; die Ursachen, womit sie alles rechtfertigten, was sie thaten und sprachen: machten nach und nach auf Ferdinands Herz, das in eine sträfliche, vermessene, alle Sinne verschlingende Leidenschaft ganz versunken war, einen solchen Eindruck, daſs sich in ihm das lockre, kaum noch fühlbare Band der Freundschaft, der Achtung und Pflicht völlig auflöste. Das wilde Geschrey dieses Hasses, dieser Wuth und dieses Hohns ward dem Verblendeten, was dem noch schwankenden Verbrecher die Sophismen einer, durch die heftigen Begierden, verdunkelten Vernunft, sind. Er sah in seinem Freunde nur den Volksaufwiegler, den Mitgenossen der Zerstörung seines ehemaligen Glücks, den kalten Besitzer des schönsten Weibes auf Erden, das er selbst mit aller der Kraft und Heftigkeit liebte, deren sein durch Renot und die Welt verderbtes, unbändiges Herz, seine glühenden Sinne, die kein anderes Gesetz erkannten, als den Genuſs, und seine alle Schranken überspringende Einbildungskraft, fähig waren. Sein Verlust, sein Neid, seine aus seinem vermeynten Unglück entspringende melancholische Stimmung, reitzten unaufhörlich seine Leidenschaft. Renot blies leise, und um so gefährlicher, in die Flammen, die sein Herz verzehrten. In dessen Gegenwart dachte Ferdinand nicht mit Einem Gedanken, an seinen Freund; nur wenn er Franzen, den sanften, lieblichen Abdruck seines Vaters, sah, lief kalter Schauder durch seinen Busen. Aber glühendes Feuer folgte auf die Erschütterung, wenn er in Amaliens düstre Augen blickte, wenn sie sprachlos vor ihm saſs, wenn eben dieses feyerliche Schweigen, ihre unwillkührlichen, hastigen Bewegungen, die wechselnde Röthe und Blässe auf ihren Wangen, ihr plötzliches Entfernen und Wiederkehren, bezeugten, was in ihrem Herzen vorging. In ihrem Zimmer herrschte jetzt die Stille, welche dem Verbrechen vorausgeht — düster, drohend, anlockend, anziehend und dahinreiſsend durch das schaudervolle, feyerliche, das schmachtende Leiden, das Kämpfen, die Blicke, die um so mächtiger reden, je mehr man sie zu bemeistern sucht; durch die bebende Furcht, das Heben des geängsteten Busens, die fliegende Röthe, von dem Zurückdrängen der kühnen Wünsche erzeugt. Es erscholl kein Laut mehr. Selbst die Musik, der Gesang verstummte. Klavier, Harfe und Laute waren in das Nebenzimmer gebracht, und fest verschlossen; Amaliens Geist schien zu ahnden, daſs sie die Urheber der ihn so schrecklich drückenden Schuld wären.

So saſsen die Unglücklichen ganze Stunden, Abende und Tage zusammen, wie von dem mächtigen Schicksal in den magischen Kreis gefesselt, den der gefährliche Zauber der Sinne um sie gezogen hatte. Sie saſsen gegen einander, als stände ein drohender Todesengel zwischen ihnen, als säſsen sie vor einem Abgrunde, den die bezauberte Einbildungskraft mit einem glänzenden Nebel ausfüllt, und aus dem Gespenster aufsteigen, wenn man ihm nahet. Doch über dem Abgrunde, dem Grabe der Tugend, der Pflicht, des Glückes, verdickte sich der Zauberdunst immer mehr, verhüllte immer mehr den Todesengel vor den entflammten Sinnen der Vermessenen, der Verblendeten. Der Anblick der immer Kämpfenden stellte Ferdinand, zwischen Leben und Tod. In einer Sekunde, da ihre Blicke sich begegneten, und ihre Herzen und Seelen sich in diesen Blicken gegen einander öffneten, und ihr ein Laut entfuhr, als löse sich ihr Leben auf: lag Ferdinand auf den Knieen vor ihr, und drängte gewaltsam sein Haupt an ihren Busen. Die Lippen des Unglücklichen berührten ihre Lippen, und lösten das heilige Siegel der Pflicht.

In diesem Augenblick öffnete der kleine Franz hastig die Thür, streckte sein blondes, liebliches Köpfchen herein, und rief freudig: „Der Papa „kommt!“

Das Mädchen hatte ihn mit diesem Zuruf von einem gefährlichen Spiel abhalten wollen; er glaubte es wirklich, und lief, seiner Mutter die freudige Nachricht zu verkündigen.

Kaum vernahm Ferdinand seine Stimme, kaum erblickte er das unschuldige, heitere Bild seines Freundes, als er wüthend auffuhr, und hastig nach der Thür sprang. Der Knabe erschrak vor dem Blicke des Wüthenden; er floh, und fuhr in der Angst gewaltsam, mit der Brust gegen die scharfe Ecke des Klaviers. Er stürzte zu Boden. Ferdinand raffte ihn auf, Amalie eilte hinzu. Aus dem Munde des Knaben floſs Blut.

Schmeichelnd sagte Franz: „Es ist nichts Mama; „erschrecken Sie nicht.“

Ferdinand zerschlug seine Stirne. Amalie sah starr vor sich hin. Ihre Augen begleiteten das Blut, das aus dem Munde des lieblichen Kindes floſs.

Ferdinand rief um Hülfe. Man eilte hinzu — das Blut hörte auf zu flieſsen, und man trug den bleichen Knaben in ein Nebenzimmer auf den Sofa.

Amalie stand noch immer mit Ferdinand vor dem Blute. Plötzlich faſste sie seine Hand, und sagte mit einem dumpfen, lispelnden Tone, indem sie mit ausgestrecktem Finger auf den Boden zeigte.

„Blicken Sie nur dahin auf dieses Blut! Sehen „Sie diese Purpurtropfen nur an, die dem unschuldigsten Herzen entflossen; es sind die ersten „Früchte des Verbrechens — sie reifen schnell!“

Ferdinand. Sie tödten mich, da ich kaum noch lebe — Es war Zufall, und wird nicht von Folgen seyn.

Amalie. Es wird von groſsen Folgen seyn — Und Zufall? Zufall nennen Sie dieses? Wenn dieses

Zufall ist — (gen Himmel blickend) — was bist dann du? O, so war es denn auch Zufall, daſs ich einst einige Worte hören muſste, die an den Ohren aller andern Horchenden ohne Wirkung vorüberflogen, und die nur hier so anschlugen, daſs ihr Laut mir immer fortklang, und der Blick, der sie begleitete, nie wieder aus meiner Seele verschwindet. Ich weiſs nun nicht mehr, was ich bin; ich weiſs nicht, was Zufall ist: denn ich fühle nur, daſs Sie dieses da, durch mich, und ich durch Sie, gethan habe. Und Sie sagen noch, es werde nicht von Folgen seyn? — Ferdinand, solcher Tropfen, wie diese da, werden mehrere flieſsen; sie werden langsam dem Herzen Ihres Freundes entquellen. Und ich — ich Unglückliche, fühle schaudernd diesen Augenblick, daſs dieses Verbrechen und seine Folgen mich noch mehr an seinen Urheber, den ich verabscheuen sollte, fesseln — ja mehr als das vorher Begangene, weil ich die Vorstellung dieses, und alles dessen, was geschehen ist, geschehen wird, nicht allein ertragen kann. Nun müssen Sie die Last mit mir tragen. Uns Beyde unterwirft dieses Verbrechen dem schrecklichsten Joche der Vereinigung.

Sie ging nach dem Nebenzimmer, und kehrte nach einigen Minuten zurück.

Ferdinand wagte es nicht, sich nach Franzen zu erkundigen.

Amalie. Die einzige Brust zerschlagen, an der er sicher ruhen konnte, das einzige Herz zerdrückt, das ihn treu liebte — o, es ist schrecklich! Und er ist blaſs, ruhig, entkräftet, und küſst zärtlich besorgt die Hand seiner Mutter, die ihn tödtete. Ja, Ferdinand, von allen unseligen Gaben, die dem Geiste des Menschen zu seinem Unglücke verliehen sind, ist die unseligste, sich Ideale zu bilden und zu schaffen. Dieses fühle ich; dieses ist mein Fall mit Ihnen.

Ferdinand. So sey es der unsrige! Ich habe in einem Augenblick alles Leben gelebt, und kann nun sterben, kann sterben, ohne es zu bereuen. Sie können mir gebieten zu sterben; aber das, was geschehen, ist nun auſser Ihrer, auſser der Menschen Gewalt. Das Schicksal hat damals über uns gesprochen, als unsre Blicke einander begegneten, es hat uns hierher geführt. Ich bin zu allem bereit. —

Amalie. Ja, uns verbindet ein unauflösbares Band; hier knüpfte es nun das Schicksal über das Grab hinaus — vor einigen Augenblicken konnte es wenigstens durch das Leben noch getrennt werden. Fassen Sie Sich nur immer; bereiten Sie Sich auf Qualen, die nun unser Werk sind. Es ist geschehen, es ist geschehen, wovor ich bebte; und es muſs geschehen, was das Schicksal mit dem Blute des süſsen Knaben, des Lieblings seines Vaters, hier aufgezeichnet hat. Auch ich bin nun bereitet, alles zu empfangen, was ich verdient habe. Ich konnte nie aufhören Sie zu lieben; kann ich es jetzt? Und könnte ich es — würde ich nicht unglücklicher, als ich bin? Jetzt theilen Sie mit mir; jetzt

jetzt kann ich mein Verbrechen in das Herz des Mitverbrechers schleudern; jetzt müssen Sie mit mir leiden, und mich vor Verzweiflung retten.

Sie drückte ihre Lippen auf die seinigen, und dieser Kuſs verknüpfte die Unglücklichen, entfernte alle Rettung.

Amalie. Ich fasse mich nicht — in diesem Augenblick steht er hier vor mir — Erinnern Sie Sich, als er hier, hier auf dieser Stelle, gerührt durch den ersten Abschied von seinem Weibe, unsre Hände faſste, in einander legte, und dann seine Thränen, Unglück weissagend, aus seinen Augen drängen?

Ferdinand. Ja, ich erinnere mich. — O, warum muſsten Sie ihm Ihre Hand geben, ihm, den Sie nicht liebten!

Amalie. Ich gab ihm meine Hand, weil ich sie keinem edlern, würdigern unter allen Männern geben konnte. Ich würde sie ihm gegeben haben, auch wenn Sie gegenwärtig gewesen wären. Die Verblendete traute sich, ihrem Geiste, und glaubte, ihr Herz gliche diesem. In dieser Täuschung dachte ich nicht, daſs, indem ich die Hand des edelsten Mannes berührte, ich ihm die Hand des seiner unwürdigsten Weibes darreichte. Jetzt begreife ich es; jetzt begreife ich, jetzt sehe ich, wie ich fallen, selbst an seiner Seite mich nach diesem Falle sehnen konnte. — Und nun gehen Sie. Jetzt erwarte ich den Arzt.

Ferdinand. Werden Sie ihm die Wahrheit sagen?

Amalie. Die Wahrheit — ach ja, Sie erinnern mich an das, was ich nun bin, daſs ich in meiner Lage keiner Tugend mehr mächtig bin. Darum sagt Ernst: es gibt nur Eine Tugend, für den Mann und das Weib; und sie muſs fest beysammen gehalten werden: denn sie kann keinen Verlust ertragen, auch den kleinsten, unmerklichsten nicht. Schlafen Sie nun wohl. Sie haben Ihren Wunsch erreicht, ich den meinigen. Wir müssen nun tragen, was erfolgt; für mich ist nach jenem Augenblicke keine Rückkehr mehr! — Gehen Sie. Es ist schon spät, und wir müssen von nun an den Anstand beobachten; gestern brauchten wir das noch nicht.

14.

Amalie setzte sich bey Franz nieder, und der Knabe versicherte ihr: es sey ihm ganz wohl, ganz leicht. Er fürchte nur, Ferdinand möchte böse auf ihn seyn, daſs er ihn erschreckt hätte; er bat seine Mutter: sie möchte ihn wieder gut machen; nur sey es Schade, daſs das Mädchen eine Lüge gesagt. Dann fragte er, ob sein Vater bald kommen würde.

Amalie antwortete: Er wird bald kommen; und ihre Thränen flossen.

Franz. Weinen Sie nicht, Mama; ich bin schon wieder gesund. Es ist recht gut, daſs ich geblutet habe. Papa sagt mir immer, wenn ich aus der Nase blute: es erleichtert den Kopf. Nun, da ich aus der Brust geblutet habe, wird es wohl das Herz erleichtern. Das that es gleich; denn als ich Ferdinand so böse sah, klopfte es mir so heftig.

Jedes Wort war ein Dolchstich in das Herz Amaliens, und nun sagte sie mit bebender Lippe:

„Franz, du muſst dem Arzte nicht sagen, daſs „du vor Ferdinand erschrocken bist, daſs du dich „darum gestoſsen hast; auch dem Papa nicht: er „möchte auf Ferdinanden zürnen."

Franz. Gewiſs nicht, Mama! Ich war ja an allem Schuld. Warum kam ich auch, als wollt' ich hören, was Ihnen Ferdinand Geheimes sagte! Hat Papa mich nicht immer gelehrt: ich müſste das nicht thun? Zwar wuſste ich's nicht, und war voller Freude, und wollte Ihnen und ihm die frohe Nachricht zurufen. Ich werde es keinem Menschen sagen, daſs der gute Ferdinand einmal auf mich böse war. Er liebt mich, und sagt mir oft: ich gliche dem Papa, und er glaubte immer, er sähe ihn in mir vor sich, wie er damals war, als sie noch als Kinder zusammen lebten.

Amalie hob ihre Augen gen Himmel, und lispelte in ihrem Herzen: „Du rächest dich schrecklich! „Des unschuldigen Kindes Worte sind Schwerter, „welche die Seele durchdringen." — *Mater dolorosa!* sang sie in zitterndem Tone, und küſste den bleichen Knaben, legte ihn bequemer, und berührte seinen zarten Leib mit einer Behutsamkeit, als fürchtete sie, die erschütterte Seele könnte ihm unter ihrer Berührung entfliehen.

Der Arzt kam. Amalie sagte ihm, das Kind habe sich aus Übereilung an die Brust gestoſsen, und stark aus dem Munde geblutet. Der Arzt fand den Umstand wegen des zarten Alters bedenklich, und sagte leise zu ihr: „wenn die Lunge nicht „durch die Erschütterung gelitten hat, so hoffe „ich, es soll vorübergehen. Ich bitte Sie, ihn „ruhig zu halten.“

Amalie wachte lange bey dem Kinde. Es entschlief sanft; aber seine Blässe war ihr ein Bild des Todes, sein leises Athemholen ein Zeichen nahender Auflösung. Ihre Nacht war schrecklich; nur am Morgen schien sie mehr gefaſst und entschlossen. Das Weiche, Zärtliche schien ganz verschwunden; aber dafür lag auf ihrer Stirne, in ihren Augen, ihrer Stimme, der düstre Ausdruck der Entsagung. Jeder, der sie sah, muſste glauben, das ruhigste, erhabenste Gefühl habe, nach einer gefährlichen Erschütterung, ihre Seele so gestimmt. Als Ferdinand kam, lächelte sie ihm zu. Er ergriff ihre Hände, drückte sie an sein Herz, und sagte:

„Soll ich heute noch leben?“

Amalie. Sie sollen, Sie müssen es. Das, was uns erreichen soll, eilt mit schnellen Schritten auf uns zu; wir können ihm nicht mehr entgehen.

Ferdinand. O, so lassen Sie uns nur einen Augenblick in dem Gefühle leben, das mich gestern gewaltsam zu ihren Füſsen hinwarf. Lassen Sie uns träumen, es sey nichts vorgefallen, seit jenem unbegreiflichen Augenblicke.

Amalie. Dieser Augenblick hat gewirkt; er entfloh nun, und kehret niemals wieder. Ich habe eine Nacht gelebt, wovon ich keine Ahndung hatte; und die Ihrige ist wohl nicht besser gewesen. Wenigstens sehen Sie darnach aus. Nun habe ich mich gefaſst, wie der zum Tode Verurtheilte, der noch wenige Zeit zu leben hat. Der Unglückliche möchte so gerne genieſsen, was man ihm anbietet, so gerne nach einem andern Gegenstande hinblicken; umsonst! er sieht nur das nahe, schreckliche Ende, und auch die wenigen, noch übrigen Minuten entfliehen ihm ungenutzt.

Ferdinand. Amalie! und dieſs nennen Sie gefaſst seyn? und Sie sagen, ich soll leben? In diesem Zustande kann ich Sie nicht lange sehen; ich kann selbst den meinigen, mit aller meiner Kraft, kaum ausdauern. Wohl! Von uns dreyen muſs eins das Opfer seyn; so sey ich es! Ich verschwinde; Sie vergessen mich, und sind so glücklich, als sey nichts geschehen.

Amalie. Sie jetzt vergessen, da ich Sie vorher nicht vergessen konnte? Und ich sollte so glücklich seyn, als sey nichts geschehen? Nichts geschehen! Und wenn jetzt auch geschähe, was vorher unmöglich war; wenn ich mich von dieser unbezwinglichen Leidenschaft befreyen könnte, die mich gewaltsam zu Ihnen hinzieht: bin ich noch das Weib, das ich gestern war? Zerbrach nicht mein Gelübde auf Ihren Lippen? Ist nicht alles in mir zerstört? Ist da nichts geschehen? kann, konnte noch mehr geschehen? Findet er mich, wie er mich verlassen hat? Ich bin so tief unter ihn gefallen, dafs mein Geist die schreckenvolle Tiefe nicht anzublicken wagt; soll ich nun eben so tief unter mich selbst sinken, und ihn als Betriegerin aufnehmen? Das vermag ich nicht; denn so wenig ich dem hinwelkenden Knaben, seinem Lieblinge, die vorige Blüthe wiedergeben kann, eben so wenig kann ich mir meinen vorigen Sinn, meine vorige Reinheit, wiedergeben. Und darum kann ich seine Gattin nicht mehr seyn. Fliehen Sie nur! Er wird darum nicht glücklicher; ich werde nur unglücklicher: denn wenn ich Sie verliere, so wird mir das Verbrechen selbst unnütz. (Dieses sprach sie mit Spott aus.)

Ferdinand fafste diesen Gedanken mit der heftigsten Leidenschaft; er umschlang sie. Sie ertrug seine glühenden, wilden Küsse; aber als er sich zu vergessen schien, wand sie sich aus seinen Armen, hielt ihn zurück, und rief:

„Dieses! dieses sind die Täuschungen, die meine
„Seele so lange bezauberten! diese Ergiefsung der
„Liebe war es, was meiner verblendeten Seele so
„lange vorschwebte — dieses allein. Kommen Sie!
„Sie haben dem Kranken noch keinen guten Morgen
„gesagt. Sie sollen selbst hören, wie er trauerte,
„Sie erzürnt zu haben."

15.

In dieser Stimmung verharrte Amalie; und Ferdinand fühlte bald, daſs er nun alles Glück verloren hatte, das ihm noch auf Erden übrig geblieben war. Er sah ein, daſs seine Vermessenheit, um allen Preis, um sein Daseyn selbst, das nicht erhalten würde, wofür er es geopfert hatte. Er fühlte sich von Amaliens Geiste unterjocht. Sie gestand ihm tausend - tausendmal ihre sie verzehrende Leidenschaft, zog ihn immer mehr an; und die Früchte für ihn waren — erschütternde Scenen, ein wildes Gewühl von Empfindungen, die bald sein Herz zerrissen, seinen Geist folterten, und bald ihn mit einer Wonne erfüllten, zu einer Erhabenheit emporhoben, für welche es der Sprache an Worten fehlt. Amalie hatte der Musik ganz entsagt, und sein Flehen, seine Thränen, selbst die Bitten des kranken Kindes, vermochten hierin nichts über sie. Es schien, als flistere ihr Genius ihr zu: „So weit „hat dich diese Zauberkunst gebracht; weiter soll „sie dich nicht bringen!"

Renot lachte nur. Er fühlte seinen Triumph; er sah das Glück des Mannes zerstört, der ihn um einer luftigen Schimäre willen verachtet, beleidigt hatte. Er sah ihn in dem Mittelpunkte seines Daseyns, in dem Glauben an seinen Traum, verwundet. Er spottete über das feyerliche, tragische, düstere Wesen, das nun Ferdinand, durch Amaliens Stimmung, angenommen hatte, und bewies ihm: „es

„gebe nur Ein Mittel, dieses von Ernstens Schimäre „angesteckte Weib zu heilen, welches, trotz aller „Schwärmerey, doch so sehr zeige, daſs es nur „ein Weib sey; und diese Heilung würde allem „Übel zuvorkommen, das er befürchte. Ernst würde „es dann nicht gewahr werden. Nur halbe Sünder „ertappe man; die Kühnen rette das Glück, und „er sey seinem Freunde wenigstens die Schonung „schuldig, ihm sein Unglück zu verbergen. Alles, „was nun geschehen werde, sey ein unvermeidliches Schicksal, das alle Thoren dieser Art „treffe.“

Er drang in Ferdinand, ihn bey Amalien einzuführen, und versprach, sie in Kurzem aus diesem langweiligen, düstern Wesen heraus zu spotten. Ferdinand that es. Amalie sagte ihm, als sie jenen einigemal gesehen hatte:

„Bringen Sie mir diesen Menschen nicht wieder. „Nur er, nur das, was er mit Zweck zu sagen „scheint, könnte mich zur Verzweiflung treiben. „Seine Worte erkälten mein Herz, und tödten meinen Geist. In seiner Gegenwart seh' ich nur mein „Verbrechen; und ich will es jetzt nicht sehen, „ich will dem drohenden Schicksal die letzten Augenblicke rauben, und dann vergehen, dann mich „ihm hingeben. Die Liebe mit dem Verbrechen „soll mich tödten, nicht das Verbrechen allein.“

Als sie den folgenden Tag zusammen saſsen, trat der Arzt herein:

Der Knabe hustet; es ist ein Fieber da.

Amalie. Und morgen, morgen kommt sein Vater.

Ferdinand bebte und wendete dem Arzt den Rücken. Amalie sagte leise zu Ferdinand: Ich habe Briefe von ihm, und wollte es Ihnen verbergen.

16.

Voll Schmerz über seinen Verlust, erschüttert durch die Verwüstungen des Krieges, und durch das Elend des Volkes, das er nun in seinem ganzen schrecklichen Umfange gesehen hatte, kehrte Ernst nach Hause zurück, wo er allein Trost, Linderung und Ruhe erwartete, wo aber schon alles für ihn verloren war. Der düstre, beklommne Empfang Amaliens und seines vermeynten Freundes fiel ihm jetzt nicht auf; er fand die Ursache in seinem erlittenen Unglück, in seiner eignen trüben Stimmung. Er fragte nach seinem Sohne. Amalie sagte ihm zitternd:

„Erschrecken Sie nicht allzu sehr. Franz ist „seit einigen Tagen nicht wohl; wir halten ihn im „Bette, damit er ruhiger sey.“

Ernst eilte zu ihm. Der Blitz der Freude traf aus den jetzt groſsen, blauen Augen sein väterliches Herz; aber als er nun seine trocknen bleichen Lippen, seine eingefallnen Wangen an seinen Wangen fühlte, und den kranken Athem vernahm, die welken Hände ansah, und ihn lange angestarrt hatte: sank er an Amaliens Busen, und sein Leben schien zu erlöschen. Der freundliche, kranke Zuruf des Knaben erweckte ihn aus dem Todesschlummer; und als ihm Franz versicherte: ihm sey recht wohl; er würde gleich aufstehen, wenn es die Mama erlaubte; und als er dann nach dem Groſsvater fragte: da zerschmolz Ernstens Herz, und nun erst konnten seine Thränen flieſsen. Er setzte sich bey dem bleichen Knaben nieder, und sah in die verwelkten Blüthen seiner Hoffnung. Von diesem Augenblicke an, konnte er nichts anders mehr denken, und fühlen; er sah nur ihn, lauschte nur auf ihn. Bey jedem leisen Husten, jeder schmachtenden Bewegung drückte er Amaliens Hand, als könnte er nur durch diesen Druck sein Herz, in seinem Busen, zusammenhalten. Aber Amaliens Hand lag so kalt in der seinigen, als hätte der Tod ihr Blut erstarrt. Sie konnte ihm die Ursache der Krankheit nur stammeln.

Ernst brach auf, und ging zu dem Arzte. Der Himmel und alle Gegenstände hingen schwarz über ihm und um ihn. Seine ganze Seele war in Trauerflor gehüllt, und die düstern Ahndungen schwebten in der Finsterniſs, ohne Nahmen, ohne Sinn.

Der Arzt kündigte ihm mit Schonung sein nahes Unglück an, und sagte ihm: Franz habe nicht lange zu leben, da in diesem zarten Alter die Brust nicht lange widerstehe.

Ernst antwortete:

„Nun so will ich alle meine Geschäfte schnell zu „Ende bringen, und seiner warten.“

Als er nach Hause kam, sagte er zu Ferdinand: Um deinetwillen habe ich so lange gezögert zurückzukehren; ich hoffe, dir in einigen Tagen gute Nachricht geben zu können. Halte dich fertig!

Ferdinand konnte ihm kaum antworten: Wie kann ich dich jetzt verlassen?

Ernst erwiederte: du verlässest nur Unglückliche.

Er ging in sein Kabinet, und öffnete die Briefe, die in seiner Abwesenheit angekommen waren. Auf einem erkannte er Hadems Hand; er drückte ihn an seine Lippen, und schlug ihn auf: denn hier schimmerte ihm Trost entgegen. Hadem schrieb: er habe alles zu Ende gebracht, werde zu der und der Zeit in Paris seyn, und dann zu seinem Schüler eilen, wo sein Paradies ihm blühe, und wo er den Vorschmack des künftigen Lebens schon in dem Lande ihres Bundes zu genieſsen hoffe. Ernst seufzte: „Komm, Edler! Aber ehe du kommst, werden die „schönsten Blüthen dieses Paradieses schon verwelkt „seyn. Dein Schüler wird selbst in deinen Armen, „wie ein Verlaſsner weinen! In ihm solltest du ihn „wiederfinden, und einen neuen, sichrern Traum „beginnen!“

Nun öffnete er einen Brief des Ministers, seines Schwiegervaters. Dieser schrieb: „Er melde ihm „mit dem gröſsten Kummer, daſs die niederträch„tige Bosheit seiner Feinde ihn an dem groſsen „Hofe, wo er sich wegen wichtiger Geschäfte für „den Fürsten aufhalte, als einen wilden Demagogen „und Aufrührer bezeichnet, und diese Angabe durch

„seine letzte Rede in der Versammlung des Adels „bekräftigt habe. Man beweise es ferner durch „einen langen, zwar offnen, Briefwechsel, den er „mit Parisern unterhalte, und führe sogar seine „Reden an der fürstlichen Tafel an, denen man „den giftigsten Sinn unterlege. Er würde ihm diesen Unsinn nicht geschrieben haben, wenn der „Minister im Nahmen seines Hofes, ihm nicht ausdrücklich aufgetragen hätte, dem Fürsten dieses „alles zu schreiben und ihn zu warnen, weil Beyspiele dieser Art, von Leuten seiner Bedeutung „gegeben, in der jetzigen Zeit allzu gefährlich, und „an andern Höfen nachtheilig für den Fürsten „wären. Er habe darauf geantwortet, was Gewissen, was Pflicht erforderten, und was sein edler „Sohn verdiene. Gleichwohl sey man bey dem „Verlangen geblieben; und er habe also diesen, „für ihn so schmerzlichen Auftrag dem Fürsten „schreiben müssen. Er vermuthe, woher das Alles „komme; indeſs sey für jetzt nichts anders zu thun, „und man müsse des Fürsten Verhältniſs, das in „diesem Augenblicke, wie die Lage jedes kleineren „Fürsten, höchst bedenklich sey, zu schonen suchen. „Wie dieses aber einzuleiten sey, überlasse er dem „Herzen und dem Verstande seines Sohnes," u. s. w.

Ernst hatte schon so viele Ungerechtigkeit von den Menschen erfahren, daſs dieser Brief beynahe gar keine Wirkung auf ihn that. Er lächelte wehmüthig, und schlug den Brief zusammen. Das Einzige, was er dachte, war, den Wink des Ministers zu befolgen, und sich eine Zeitlang von dem Fürsten zurückzuziehen. Er sah selbst in dem Vorfalle nur Gewinn für sich, da er sich jetzt seinem Schmerze ohne allen äuſsern Zwang überlassen konnte.

Er ging zum Fürsten. Dieser nahm ihn mit eben der Wärme und eben dem Zutrauen auf, mit welchem er ihn entlassen hatte, und beklagte gerührt seinen erlittnen Verlust.

Ernst antwortete mit nassen Augen:

„Noch drohet mir der zweyte, und ich weiſs „nicht, wie ich ihn ertragen werde.“

Der Fürst glaubte, er deute auf des Ministers Bericht; (dieser hatte ihm nehmlich gemeldet, er habe an Ernst darüber geschrieben) Er antwortete in diesem Sinne:

„Seyn Sie ohne alle Sorge. Ich fürchte weder „für mich, noch für Sie; ich achte solche Dinge „nicht, die, wie es scheint, die einzigen Waffen „unsrer Vertheidigung sind. Ich werde nie vergessen, daſs ich ein Fürst, ein Teutscher Fürst, bin. „Ich werde mir nie, weil mein Fürstenthum klein, „und darum glücklicher ist, Gesinnungen und Handlungen aufdringen lassen, die mein Herz und mein „Verstand verwerfen. Der Minister schrieb mir, er „habe Ihnen die Bosheit dieser Elenden gemeldet. „Ich wünschte, er hätte geschwiegen; aber wir „wollen sie entlarven.“

Ernst dankte ihm, und versicherte: das, was er höre, gereiche ihm in seiner Lage zu groſsem Trost. Er setzte hinzu:

„Aber doch nöthigen mich die Gesinnungen, die „Ew. Durchlaucht mir, Ihnen laut zu bekennen, „erlauben, daſs ich mich entfernt halte. Das Gelübde, gnädiger Herr, das Sie mir einst abnahmen, „kann nur mit der Tugend in meinem Herzen aussterben; und darum hoffe ich, es soll ewig dauern. „Der Haſs, die Wildheit, der Eigennutz und der „Stolz der Menschen können seine Wirkung auf „Augenblicke hemmen; ganz auflösen nie. Meine „Pflicht, die Umstände, Ihre eigenen Verhältnisse „erfordern, daſs ich mich auf einige Zeit zurückziehe; — und, gnädiger Herr, das, was ich in „meinem Hause fand, macht mich zu allem unfähig. „Verzeihen Sie. Sie sind Vater — Ich habe nur „Einen Sohn. — Schön, lieblich, geistreich, hoffnungsvoll, in blühender Gesundheit verlieſs ich „ihn — der nahe Tod lächelte mich zum Willkommen aus seinen Augen an.“

Der Fürst ergriff seine Hand:

Es bleibt unter uns fest und ewig! Vergessen Sie nie, daſs Sie einen Freund in mir haben.

In dem Vorzimmer fand Ernst seinen Oheim, der auf ihn zutrat, und ihm kalt sagte:

„Wie befindet sich Ihr Sohn?“

Ernst antwortete nur mit einem schmerzvollen Blick; und der Präsident sagte noch kälter:

„Bald werden Sie meiner Weissagung glauben. „Sie verachteten sie einst; nun ist sie der Erfüllung nahe.“

Ernst begriff ihn nicht; aber es dünkte ihn, eine glühende eherne Faust umfaſse sein Herz.

17.

Ernst ſand bey dem Bette seines Sohnes schon den Kammerrath Kalkheim. Dieser konnte kaum seinen Gruſs beantworten; er ſaſs da, wie Ernst ihn einst an dem Bette des kranken Knaben, in des Schulzen Hause, gefunden hatte; aber jetzt niedergeschlagen, hoffnungslos, auf keine Heilungsmittel sinnend: denn auch ihm hatte der Tod aus der hinwelkenden Blume entgegen gelächelt. Die Blicke Beyder begegneten einander — sie schwiegen, sie verlieſsen den Kranken nicht mehr. So verflossen einige Tage. Der Knabe lag ermattet; aber nun erwachten seine letzten Kräfte, und die beyden Freunde standen vor dem begeisterten Redner — Schöne, unzusammenhangende, hüpfende Gedanken und Empfindungen dachte und fühlte die begeisterte Seele des Knaben, die in dem verwelkten, engen Körperchen keinen Raum mehr hatte, und sich sehnte, das Bild des Todes in ihm zurück zu lassen, um nur das Freye, Fessellose zu denken — Diese Gedanken und Empfindungen drangen von seinen jetzt gerötheten Lippen, wie der lyrische Gesang des von der Morgenröthe begeisterten Dichters, dem in ihr das Bild des künftigen Lebens aus dem Dunkel der Nacht emporsteigt — er lispelt seine Gefühle nur, er deutet sie nur an, er eilt, daſs ihm kein irdischer Schatten, kein fremder Gedanke das entzückende Gefühl schwäche — ihm stehen die Pforten der künftigen Welt offen — der Unsterbliche singt dem Unsterblichen, und nur dieser vernimmt und versteht ihn.

In Ernstens Hause herrschte nun die Stille des Todes. Da hörte er keinen Laut, da sah er nur Verzweiflung, Blicke der Angst, bleiche Wangen. Das ihm unbekannte Verbrechen schlich noch leise um ihn — es trat auf, wie der Mörder, der den süſsschlafenden, bey dem letzten Strahl der Hoffnung eingeschlummerten Unglücklichen, ermorden will.

Und in dem einsamen Zimmer saſsen Amalie und Ferdinand; sie drängten sich an einander, wie zwey, von den stechenden Gewissensbissen Verfolgte, die sich heimliche, unauslöschbare, unversöhnbare begangene Verbrechen entdeckten, getäuscht von dem Wahne, durch die Mittheilung das zerdrückte Herz zu erleichtern, die Folter des Geistes zu besänftigen. Sehnend suchen sie einander; und wenn sie sich finden, so verschwindet die Täuschung. Jeder sieht sein schreckliches Verbrechen in den Zügen, den Augen des andern — sie fliehen sich, eilen wieder zusammen; denn jeden ergreift der Geist der Rache in der Einsamkeit allein — vereinigt umschlingt er sie beyde, und ihr Seufzen, ihr Achzen, ihre Gewissensbisse vermischen sich.

Ferdinands Herz zernagte ein zwiefaches Verbrechen: Schuld an dem nahen Tode des von seinem

Vater

Vater so geliebten Kleinen, Bruch der Freundschaft und des Gastrechtes, Beraubung alles Trostes, aller Hoffnung und Linderung in der Gattin, auf die der unglückliche Dulder noch jetzt, an dem Bette des sterbenden Knaben, zählte.

Amalie sprach nun nicht mehr; sie schien den Schlag des Todes bey der Auflösung des Knaben, zu erwarten.

Und noch betäubte die Flamme der Leidenschaft auf Augenblicke die Schläge des Gewissens; aber diese Flamme brannte, wüthete, zehrte: sie konnte nicht beseligen: denn die Liebe hatte sich nun, im Gewande des Schreckens, des Mordes, zwischen die Unglücklichen gestellt, und sie fuhr mit ihrer kalten, tödtenden Hand zwischen die brennenden Küsse, wenn die Strafbaren in Umarmungen ihre von der Verzweiflung umher getriebenen Seelen suchten.

Die Nacht war tief heruntergesunken, und dunkel brannten die Kerzen in dem stillen Zimmer. Die Unglücklichen lagen Wange an Wange, Arm in Arm verschlungen, wie Bilder des Todes am Grabe; und sie saſsen an dem Grabe ihrer Tugend, ihres Glückes.

Ernst trat herein, und mit einem Tone, wie nie sich einer dem Herzen eines Menschen entriſs, rief er:

„Mein Franz ist verschieden! wohl ihm! weh „mir!“

Als er näher trat, und die Unglücklichen Wange an Wange, Arm in Arm, starr vor ihm saſsen — Todesangst sie ganz in einander geschlungen hatte — und als er in ihren auf ihn gerichteten Blicken etwas über allen Ausdruck Schreckliches und Bedeutungsvolles erblickte: da stand er vor ihnen, wie das geängstete Gewissen den Richter der Welt vor sich stehen sieht, und rief mit einem feyerlichen Tone:

„Über wen soll ich noch Weh ausrufen?“

Jetzt sprang Amalie auf, und riſs sich aus den Armen des Bebenden, Hinsinkenden:

„Über mich! über diesen hier! über die Verbrecher, „die deinen Liebling ermordet haben — Treue, „Freundschaft brachen, und ihn in dem Augenblick „ermordeten, da sie die Treue brachen. Vor dem „Zorne dieses fliehend, als er die Treulosen überraschte, „stieſs sich der Zarte an dem Klavier; das „Blut strömte, und mit dem Blute die Quelle seines „Lebens. Diesen Unglücklichen hier liebte ich mit „der Flamme der Leidenschaft; sie schlief in meinem „Busen, und erwachte, als ich ihn wiedersah. „Und noch lieb' ich ihn! — Ja, schaudere, bebe, „und wende dein Angesicht von mir! Von dem „Augenblicke an, da das erste, und das darauf folgende „Verbrechen begangen war, blieb keine Rettung „mehr für mich. Der Tod des Unschuldigen, „den du mir jetzt ankündigest, macht mich so unglücklich, „als ich es werden kann; aber durch „ihn wird das Band, das die Verbrecher zusammen-

„kettet, unauflöslich. Seine Reitze sind jetzt: seine „und meine Gewissensbisse; seine Lockungen: die „Qual, daſs keiner ohne den andern leben kann, „daſs jeder in dem Elende des andern leben muſs „— dieſs ist es, was uns auf ewig vereinigt!“

Ernst antwortete mit bebender Stimme:

O, es ist genug!

18.

Als Ernst wieder in das Zimmer zurückkam, trat er neben die Leiche seines Sohnes. Der Kammerrath blickte ihn an, und bemerkte an ihm eine Veränderung, die ihn so entsetzte, daſs das Schlagen seines Herzens stille stand. Nachdem Ernst den letzten Athemzug von den Lippen des Knaben geküſst, ihn gesegnet und seinem scheidenden Geiste nachgesehen hatte, sagte er zu dem Kammerrath: „Ich kann hier gar nicht weinen! Bey Amalien „werde ich es können.“ Jetzt, nach seiner Rückkehr, stand er da, ganz mit der grauen Aschfarbe des Todes bedeckt, und heftete seine gebrochenen Augen, gleich einem Todten, licht- und strahlenlos, auf die Leiche seines Sohnes.

Der Kammerrath näherte sich ihm, ergriff seine Hand, drückte sie an seine Lippen, an sein Herz, und sagte schluchzend:

„Können Sie noch nicht weinen?“

Ernst schwieg, wie in Todesschlummer.

Und abermals schrie der Kammerrath heftig:

„Können Sie noch nicht weinen?“ — Er warf sich zwischen ihm und der Leiche auf die Knie nieder, und betete:

„Gott, der du mit deinem Regen die Erde und „den Durstigen tränkest, gib diesem Menschen Thrä„nen! Er ist eins deiner besten Geschöpfe! Gib ihm „Thränen aus der Quelle des bittersten Schmerzes!“

Er erhob sich, und umfaſste ihn — seine Thränen netzten die Wangen des Starren —

„Hat Gott mein Gebet erhört? Können Sie „weinen?“

Ernst sagte, wie träumend:

Weinen? Nein, noch nicht! Hören Sie doch! Glauben Sie nicht, daſs dieser ermordete Jüngling wieder aufwachen wird? Ist gar keine Hoffnung da?

Kammerrath. Er lebt! dort lebt er! Hier erwacht er nie.

Ernst stürzte an dem Bette nieder, ergriff die Hand des Todten, bewegte die Leiche sanft, und sagte:

„Er soll, er muſs erwachen! Franz, mein Sohn, „erwache! Errette deinen Vater! — errette seine „Seele, seine Tugend! Lebe, daſs er nicht ver„zweifle, daſs er sich an ein treues Herz drücke!“

Kammerrath. Ich erkenne Sie nicht mehr — und Sie verwerfen mich, Sie hören nicht auf mich — Und warum rufen Sie dem lieben Todten diese schrecklichen Worte nach?

Ernst. O, ich habe Dinge vernommen — (er legte die Hand des Todten auf seinen Mund.) Ich will es verschweigen — und ich versiegle deinen Mund — (indem er ihn küſste) — Klage nicht an! schweige dort, wie du hier geschwiegen hast! — Auch ich klage nicht an. — Legen Sie Ihre Hand in die Hand des Todten, und verschweigen auch Sie, was Sie gehört haben. — — Wir müssen noch diese Stunde dieſs Haus verlassen.

Kammerrath. Ihr Haus? Jetzt?

Ernst. Es ist nicht mehr mein Haus. Wir müssen es verlassen, und den Todten auf mein Gut führen. Lassen Sie schnell den groſsen Wagen anspannen — indessen will ich ihn in ein Leichentuch einhüllen. Geschwind, geschwind! ehe der Wahnsinn mich dahin bringt, daſs ich ihm den letzten Dienst nicht leisten kann. Niemand soll ihn berühren, als ich und Sie; niemand in diesem Hause soll ihn sehen — Und bestellen Sie, daſs mir nur die alten Diener meines Vaters folgen.

Der Kammerrath ging. Als er zurückkam, fand er Ernsten noch beschäftigt, den Knaben in Leichentücher einzuhüllen. Nun trugen sie den Todten leise und sanft die Treppe hinunter. Als sie an dem Zimmer der unglücklichen Mutter vorübergingen, fühlte der Kammerrath den Körper des Entseelten, durch das heftige Zittern des Vaters, in seinen Händen beben. Ernst lispelte ihm über die Leiche zu: „Leise! leise! daſs man uns nicht „höre!“

Ernst setzte den todten Knaben neben sich, dem Kammerrath gegenüber, und hielt ihn fest umschlungen. Als sie aus der Stadt waren, lieſs er die Wagenfenster nieder. Sie fuhren langsam und immer schweigend. Der Kammerrath fühlte noch oft nach Ernstens Hand; aber dieser hielt den Todten fest umschlossen, und bewegte sich nicht. Der Kammerrath lauschte auf seinen Athem; er hörte ihn nicht, und wurde von einer schrecklichen Angst überfallen. Aber als sie um den Forst bogen; als der Mond jetzt heraufgestiegen war, und sein Schimmer in den Wagen fiel; als Ernst in diesem Augenblick das Gesicht seines hingeschiednen Lieblings von dem sanften Glanze verklärt sah, und sich nun erst seine Thränen ergossen: da fiel der Kammerrath auf seine Knie, drängte sich an ihn, und hielt ihn und den Todten fest umschlungen.

Ernst sagte sanft:

„Dort strahlt dein Geist im Lichte, lieblicher! „Und hier glänzt die zarte Hülle, in welcher er „so schön aufblühte, in dem reinsten, irdischen „Lichte!“

„Er muſs reisen, mein Geliebter, das väterliche „Haus verlassen, um ein Grab zu suchen — Glücklicher, du wirst es finden in dem Paradiese deines „Vaters, an dem Orte, den er nie hätte verlassen „sollen, den er nun mit der Klage betritt, daſs „ihm seine dort blühende Wiege nicht so früh zum „Grabe geworden ist, wie dir!“

19.

Der Todtenruf der Glocke von dem Hügel herab, auf dem die Kirche einsam stand, versammelte die Gemeinde. Der mit Blumen geschmückte Sarg des lieblichen Knaben war vor den Altar gesetzt, und die Gemeinde vergoſs stille Thränen. Der Vater stand neben dem Sarge, und weinte nicht mehr; aber sein Anblick erschütterte die Anwesenden, und Weinen und Schluchzen unterbrachen den frommen Redner, der Bilder der Unsterblichkeit sammelte, und sie an dem Sarge des Lieblichen zu einem schönen Kranze, für jenes Leben flochte. Als man den Sarg in die Gruft senkte, und der Geistliche den Segen sprach — sprach der Kammerrath ihn laut nach, und Aller Stimmen mit ihm. Die Mädchen und Knaben überschütteten Sarg und Grab mit Blumen. Nachdem Alle die Kirche verlassen hatten, folgte Ernst; und als die Thüren auf ihren Angeln dröhnten und dumpfschallend zufuhren, wendete er sich um, und sagte zu dem Kammerrath:

„Der Schall tönt wie aus der Ewigkeit her; die „Pforten des Glücks auf Erden schlossen sich mir!“

Nichts was ihn umgab, schien ihn jetzt zu rühren. Achtlos ging er in dem Garten seiner Jugend umher; ihre goldnen Träume lagen verdunkelt in seinem Geiste; die Thore jenes erhabenen Landes waren mit Finsterniſs bedeckt, und die Göttin, die ihn geleitet hatte, die ihm einst in Amalien so sichtbar erschien, daſs er sie in ihr erkannte, war verschwunden. Wenn ihn das zermalmte Herz an ihr Daseyn erinnerte, so sah er in ihr das erhabene Bild erniedrigt und mit Schmach bedeckt — auf ihrem Angesicht erblickte er eine gräſsliche Larve, die seinen Glauben verhöhnte. Jetzt lag sein Geist nur an der Erde; er konnte seine gesenkten Schwingen nicht erheben; ihre Flugkraft war zerschnitten, und er saſs in seinem blühenden Paradiese, wie der düstre Genius des Todes am Grabe. Aber bald entsprangen giftige Zweifel aus den schaudervollen Betrachtungen über sich selbst, die Menschen, und das was sie, was die Geliebtesten unter ihnen, ihm gethan hatten. Sie drangen in sein Herz, und aus diesem zu seinem verfinsterten Geiste. Aber noch trieb er ihren Stachel zurück. Auf einmal stand er plötzlich vor der Höhle, die sein bedeutendes Kleinod in sich verbarg, und es erschien ihm nun, wie eine Sage der Fabelzeit — von einer andern Welt erzählt — Er wollte hineindringen, und fühlte sich gewaltsam zurückgehalten. Ihn dünkte, als vernehme er Hadems Stimme; ihn dünkte, dessen Geist lispele ihm zu, und rufe ihn zurück. Er entfloh, und als er den Kammerrath in dem Garten des Schlosses fand, rief er: „Zu ihm! zu „ihm! Nur Hadem kann mich von dem bösen Dämon „erretten, den jene mir nachgesandt haben.“

Der Kammerrath bestärkte ihn in seinem Entschlusse, und freuete sich, daſs ihn ein anderer Gedanke beschäftigte. Nur erschrak er, als er vernahm, daſs Ernst seinen Hadem in Frankreich aufsuchen wollte.

„Ja, in Frankreich!“ rief Ernst; „dort will ich „ihn suchen, und erwarten, wenn er nicht angekommen ist.“

Er beschäftigte sich die ganze Nacht, schrieb an den Fürsten, meldete ihm seinen Entschluſs, und sagte ihm, daſs er sich nur so retten könne.

An Amalien schrieb er folgende Zeilen:

„Ich fliehe nach Frankreich — Die Entwei„chung, das Verlassen, berechtigen zu der Schei„dung. Der Kammerrath Kalkheim wird, bevor Sie „dieses erhalten, dem Notarius die Bekräftigung von „meiner Seite überliefert haben. Zugleich werden „Sie von ihm Wechsel auf eine Summe, und die „rechtliche Abtretung des Hauses, worin Sie woh„nen, bekommen.“

Dem Kammerrath übergab er die Wirthschaft, und verlieſs denselben Tag den vaterländischen Boden.

FÜNFTES BUCH.

1.

Das Gerücht von Ernstens Abreise nach Frankreich erscholl, und wurde mit aller Bosheit ausgebreitet. Man wuſste die wahre Veranlassung; aber jeder schwieg davon: die, welche es redlich mit ihm meynten, aus Schonung; seine Feinde, um diesen Beweis seiner wirklichen Verbindung mit den Feinden des Vaterlandes und aller bürgerlichen Ordnung, nicht zu schwächen. Der Fürst allein vertheidigte ihn laut; und wenn er die Ursache von Ernstens Flucht nicht öffentlich sagte, so unterlieſs er es nur aus Achtung und Schonung für den abwesenden Minister, Amaliens Vater.

Amalie lebte eingeschlossen. Sie sah niemanden, als den Unglücklichen; sie sah ihn zu ihrer Qual, und muſste ihn sehen.

Der Kammerrath stellte ihr das Schreiben zu. Sie wagte es nicht, nach Ernsten zu fragen; auch nicht, in des Kammerraths Gegenwart, das Siegel zu erbrechen.

Der Kammerrath ging. Ferdinand erbrach den Brief, und las.

Amalie rief: „So rächt sich der Edle! Und er „weiſs, er dachte es nicht, daſs dieses die grau„samste Rache ist, die er ersinnen konnte. So „lassen Sie uns denn so unglücklich werden, als „wir es zu seyn verdienen, und das von ihm gege„bene Brot, unter dem nie vergänglichen Gefühle „essen, daſs es uns täglich ein Mann darreicht, „den wir verrathen haben, wie nie ein Mensch „verrathen ward!“

„O, lassen Sie mich niederknieen, und zu ihm, „wie zu einem Heiligen, um Erbarmung, um einen „einzigen milden Blick beten! Dieses soll er mir „von nun an seyn. An seinen reinen Geist will „ich mein Gebet wenden; ihn anflehen, es dem „Ewigen, an den ich mich nicht zu wenden wage, „vorzutragen.“

Ferdinand. Amalie! — Amalie!

Amalie. Warum reden Sie jetzt in diesem wilden Tone zu mir? Was soll Ihr drohender Zuruf in mir erwecken? Ich verstehe Sie! Ja, wir wollen unsre Hände zusammenschlagen — die Furien grinsen dazu — und wahrlich! wahrlich! sie sind keine fabelhafte Wesen.

Sie riſs zum erstenmal wieder hastig das Klavier auf, und sang in wilder, kühner, erhabener Begeisterung die Raserey des von den Furien geplagten Orestes, nach Gluck. Dann schlug sie es zu, und rief:

„Das ist unser hochzeitlicher Gesang. Ich „habe ihn gesungen, und die Eumeniden heulten

„dazu. Nun laſst die Saiten auf ewig verstummen!“

„Wir haben ja alles erhalten; wir leben ja „noch!“

Ferdinand schrie ergrimmt: „Ja, wir leben, und „wollen leben, und müssen leben!“

Und er schlug mit geballter Faust auf das Klavier, daſs es in Stücken zersprang — seine Hand ward von dem Schlage verwundet, und das Blut rieselte herab.

Amalie riſs Ferdinand weg.

„Nicht auf diese heilige Stelle, auf welcher das „Leben seines Lieblings entquoll! hier brennt sein „reines Blut unter meiner Sohle — und sein Geruch steigt zu meinem Geiste empor. — Hierher! „hierher! (Sie riſs ihr Tuch von dem Busen.) Hier laſs „diese Tropfen jene versühnen, bis mehr Blut flieſsen wird. Laſs es hier kühlen, oder in Feuer „herunterregnen — Auch dieses ahndete ich in „meinem Wahnsinn, der mir wie süſse Begeisterung „vorschwebte.“

Und als sein Blut ihren vollen, weiſsen Busen befleckte, zog Todeskälte bey dem Anblick durch Ferdinands Gehirn und Herz. Seine Zähne schlugen vor Frost zusammen — er griff mit der blutigen Faust in seine Brust, riſs an seinem Herzen, als wollte er die Wurzel des Lebens ausgraben, und schrie knirschend:

„Dieſs ist ein Gaukelspiel der Hölle, nicht der „Liebe.“

Amalie bedeckte ihren Busen, und sagte: „Da haben Sie recht! das ist unsre Liebe! das „muſste sie werden!"

2.

Ernst erkannte Paris nicht mehr. Die gänzliche Veränderung alles Alten; der herrschende, wilde, leidenschaftliche Ton; die Scenen des Mordens; das Geräusch der Waffen und des Aufstandes; das Siegesgeschrey über errungene Vortheile; die Ermordung oder die Flucht aller seiner Bekannten, nach denen er fragte — vermehrten die Dunkelheit seines Geistes, die Angst seines Herzens. Nur Ein Gedanke, nur Eine Hoffnung erhielten ihn in dem schrecklichsten Gebrause, das je die Kräfte und Leidenschaften der Menschen erregt hat — Hadem, und das Licht, das er durch diesen erwartete. Wie der vor Durst verschmachtende Wanderer eine erquikkende Quelle sucht, so suchte er Hadem. In allen Wirthshäusern, an allen öffentlichen Orten, bey allen Banquiers, bey jedem, der jemals in Amerika gewesen war, oder dort die entfernteste Verbindung hatte, erkundigte er sich nach ihm. Sein rastloses Bemühen blieb fruchtlos; Hadem war noch nicht angekommen. Vergebens einsam herumirrend, kämpfte er nun, in dieser ihn umbrausenden, Allem Auflösung drohenden Anarchie, seiner verhüllten moralischen Kraft ihren vorigen Schimmer, und ihre vorige Klarheit wiederzugeben.

Es

Es war jetzt der Zeitpunkt, wo ein Mann herrschte, dessen Nahme dieses Buch nicht beflekken soll.

Renots Briefe an einen berüchtigten Genfer kamen, zu gleicher Zeit mit Ernsten, in Paris an. Er schilderte ihn als einen Royalisten, der mit den Französischen Prinzen in Verbindung stände und von einem groſsen Hofe mit geheimen Aufträgen nach Paris geschickt wäre. Man beobachtete ihn von dem ersten Augenblick an, belauschte seine stillen Seufzer, seine oft laut ausgesprochnen Worte über sein eignes Schicksal, das immer drückender wurde. Sein rastloses Herumirren, Nachfragen und Suchen bestärkten den Verdacht. Eines Abends, als er nach seiner Wohnung ging, ward er an der Thür ergriffen, und nach dem Schreckenshause gebracht, wo man die Schlachtopfer aufbewahrte, um sie truppweise nach dem Blutgerüste zu führen, damit das blutige Schauspiel unterhalten würde.

Er erschien vor dem Ausschusse, den der Mordgeist zusammengesetzt hatte, und dessen Mitglieder sich Richter nannten, um der Menschheit Hohn zu sprechen.

Er antwortete kalt und gefaſst auf die ihm vorgelegten Fragen, lächelte über die Verbrechen, die er gegen Frankreich begangen haben sollte, und sagte, ermüdet von ihrem Wahnsinn und seiner Bürde:

„Wie, meine Herren? Wenn ich nun, gedrückt „von der Last des Lebens, verfolgt von einem

„schrecklichen, unverdienten Schicksal, in dem Zu-„trauen nach Frankreich geflohen wäre, daſs Ihr, „die Ihr so viele Unschuldige ermordet habt, nun „auch in mir einen Unglücklichen tödten würdet, „der Euch für den Dienst, den Ihr ihm erweiset, „noch dankt?“

So bereitet Euch auf diesen Dank; Ihr sollt Euch in Eurer Erwartung nicht betrogen haben! antwortete der Vorsitzer.

Mit diesem Ausspruch ward er zurückgeführt, und auf die Liste derer gesetzt, die am folgenden Tage bluten sollten.

3.

Renot hatte diese Nachricht aus Paris bekommen, und er hielt Ernstens Schicksal für entschieden, wie man es ihm auch meldete. Er verbreitete das Gerücht in der Stadt, und die ersten Pariser Zeitungen bestätigten es. Wenige beklagten den Edlen; seine Feinde fanden die Strafe gerecht, welcher ihn, nach ihrer Meinung, das rächende Schicksal entgegen geführt hätte.

Renot konnte Ferdinand zu der Witwe Glück wünschen. Dieser antwortete ihm mit einem gotteslästerlichen Fluche. Er eilte zu Amalien; sie lieſs ihn nicht vor sich, und ihre Kammerfrau gab ihm im Nahmen ihrer Gebieterin einen Brief.

Amalie hatte die Todespost durch einen Brief ihres Vaters erfahren. Sie schrieb an Ferdinand:

Amalie an Ferdinand.

Ich weiſs, was ich von Ihnen hören soll! — Diese Nachricht, aus Ihrem Munde, würde ich nicht überleben. Wagen Sie es jetzt nicht, vor mir zu erscheinen. Alles ist für uns zu Ende; nur die Qualen, die wir uns bereitet haben, dauern fort. Auch ich habe die schreckliche Nachricht vernommen, und ich sehe nun nichts, als den Edlen, den sein Weib und sein Freund so schrecklich betrogen, und dann dem Blutgerüst' entgegen getrieben haben. Ich seh' ihn in seinem Blute, ich seh ihn in seiner Verklärung; und es ergreifen mich alle Schauder des Todes, den ein Verbrecher leidet. Unter diesem Beben richtet mich eine so ängstlich erhabne Bewunderung des Verrathnen auf, daſs sich ein Verlangen nach ihm, welches an Wahnsinn gränzt, in meine Seele ergieſst. Ich fühle ein Entzücken in meiner Verzweiflung — ich fühle, warum ich ihn nicht lieben konnte. Er war zu hoch, zu erhaben für mich — mein Herz empfand seine eigne Unwürdigkeit, sein Unvermögen ihn zu erreichen. Ich liebte ihn nicht — nur zu feyerlicher, stiller Verehrung zwang er mich — Den Unwürdigern liebt' ich, den, der mir mehr glich, und ich liebe ihn noch — und die Gluth der Liebe durchdringt mein Herz, da ich dieses auf dem Sarge des Edlen schreibe. O, der unbegreiflichen Verirrung! — Sie sind mir ein Gegenstand des Abscheus und der unüberwindlichsten

Liebe — Mich verlangt nach Ihrem Anblick; und wenn Sie jetzt vor mir erschienen, so würde der Wahnsinn meine Hände gegen Sie bewaffnen. Fliehen Sie mich — ich will nicht den schnellen Tod der Verzweiflung sterben — ich will langsam vergehen, langsam die Qualen empfinden. Nichts habe ich gerettet, was mich trösten könnte; denn daſs ich unterlieſs, wornach ich mich sehnte, auch das verdanke ich nur ihm. Gleich einem wachenden, drohenden Engel, stand er zwischen uns, als er lebte, und das Beben vor dem furchtbaren Reinen, erhielt den Schatten dieser einzigen unverdienten Tugend, die ich mir oft in meiner Vermessenheit zuzurechnen wagte. Fliehen Sie! Sollen wir, gleich jenem zum ewigen Durst Verdammten der Fabel, an der Quelle des Verlangens sitzen, ohne es je stillen zu können? — Soll er, wenn wir uns einander nahen — und unser Athem sich berührt — und unsre Seelen sich umfassen möchten, das blutige Todtengewand zwischen uns werfen? Sollen unsre Seelen bey seiner kalten Berührung erstarren?

Ich that mehr, als die Verworfenste; denn ich war das Weib des edelsten Mannes. — Dieſs! dieſs erwägen Sie, wenn Sie mir mein Urtheil nach Verdienst sprechen wollen! Und ich ermordete seinen Liebling, vertrieb ihn vom vaterländischen Boden — jagte ihn dem Blutgerüst entgegen, als ein Opfer unsrer Lust! Bewirkte nicht dieses allein seine Flucht? Hätte es die Bosheit der Elenden vermocht? Würde er nicht vor ihnen wandeln, so stark und muthig, wie sonst? Also, was fehlt an meinen Verbrechen? Daſs ich nun ruhig die Früchte derselben genösse — in Ihren Armen seiner höhnte? Wenn ich nicht zu seiner Tugend hinaufreichen konnte, so ging doch durch den Umgang mit ihm von seinem Geiste so viel zu mir über, daſs ich meinen Verbrechen ein Ziel setzen kann. Er ist gerächt an mir, er ist gerächt an Ihnen. Und wenn diese wahnsinnige Leidenschaft Ihr Herz erfüllt wie das meinige, und immer dauert; wenn Sie empfinden wie ich; wenn Sie auf Sich selbst mit Abscheu blikken, wie ich; wenn Sie nach mir verlangen, wie ich nach Ihnen, und dabey, wie ich, die Unmöglichkeit fühlen, dieses Verlangen je stillen zu können; und wenn alle gräſsliche Erinnerungen, mit allen Vorspieglungen einer zerrütteten, entflammten Phantasie Sie unaufhörlich verfolgen: ist er da nicht gerächt? Und wenn Sie nach ihm seufzten, sich nach ihm sehnten, zu ihm flehten, wie ich — ihn zwischen sich und den Richter der Welt stellen möchten — um einen seiner hohen Blicke und eins seiner schönen, lieblichen Worte gerne noch mehr Qual erlitten, wenn es noch gröſsre gibt: — ist er nicht gerächt genug?

Hier lege ich Ihnen den Brief meines Vaters bey. Er scheint viel zu wissen — genug, um seine Tochter zu verwerfen; aber noch nicht genug, um den Fluch über sie auszusprechen — er wird nicht fehlen. Ein glückliches Loos stellte mich zwischen zwey edle, seltne Männer; ein unbegreifliches Verhängniſs zog mich zu einem — o, ich kann es nicht aussprechen — Und kennen Sie Sich nicht?

Fliehen Sie! — Während wir ihn verriethen, hat er für Ihr Glück gesorgt — Sie sagten mir ja, daſs man Sie auf den Weg des Glücks und der Ehre zurück beriefe — es ist des Edlen Werk — sein letztes Werk. — Vielleicht dürfen Sie Sich ihm dort noch nahen, wenn Sie hier Ihre Pflicht erfüllen. Für uns Weiber bleibt nichts übrig, als in der Schande, der Schmach zu sterben, wenn wir einmal gesunken sind.

Ferdinand schrieb zurück:

Ihr Brief hat mich empört — aber mein Kopf blieb kalt, und mein Herz schlug nicht stärker: denn mein Entschluſs ist gefaſst. Ich fliehe nicht, ich verlasse Sie nicht; ich will nichts mehr in der Welt, als Sie! Da das Schicksal dessen, dem unser Verbrechen, wie Sie es nennen, das Leben kostete, sich so entschieden hat; so sehe ich nicht ein, welches ich nicht noch begehen könnte, um mich Ihres Besitzes zu versichern. Durch jedes neue wird die Gluth, die mich verzehrt, nur um so heftiger werden. Ich fühle nur, daſs unser Daseyn in jenem unbegreiflichen Augenblick auf das Leben entschieden ward; warum drang er sich da auf, wo das Schicksal so stark vorgezeichnet hatte? Amalie, ich habe Sie zu theuer erkauft, um Sie fliehen zu können. Ich werde so wenig von Ihnen lassen, wie Ihre Gewissensbisse; ich werde Ihnen noch näher seyn — Fliehen Sie; ich folge Ihnen — ich bewache Ihre Schritte von nun an — Besser ist es, Sie bleiben — die Elenden hier werden uns nicht tadeln — Amalie, das Geschick hat in uns Beyden, seine Sklaven, an eine Kette gebunden; Sie lösen sich nicht mehr davon: dieſs bedenken Sie! Und bedenken Sie auch, daſs ich nur um Ihrentwillen noch einigen Werth in mein Leben setze, daſs kein Verbrechen zu nennen ist, welches ich nun nicht um Ihrentwillen begehen könnte!

— Weg mit diesen Unglücklichen! Mein Blick ruht auf dem Edlen; zu ihm zieht mich mein Herz.

4.

Als man dem berüchtigten Ungeheuer die Aussagen der am Morgen zum Tode Verurtheilten vorlas, und er Ernstens Antwort vernahm, sagte er lachend:

„Man hält mich für einen Tyrannen; so will „ich es denn einmal beweisen. Der Teutsche Edel„mann soll leben, weil er sterben will. Man führe „ihn über die Gränze.“

Er strich Ernstens Nahmen durch.

Auch diese unerwartete Rettung ward in dessen Vaterlande, als ein neuer Beweis seiner Verbindung mit jenen abscheulichen Menschen angesehen, und durch das ganze Land verbreitet. Verfolgt von seinem schrecklichen Schicksal, von der Erinnerung der gräſslichen Begebenheiten, deren Zeuge er gewesen war, und von dem Gedanken an das traurige Schicksal Teutschlands, dessen Verwüstung er zum zweitenmale sah, kehrte Ernst in das Vaterland zurück. Hier fühlte er die Wirkung von der Bosheit seiner Feinde. Gehaſst, verspottet, beschimpft, floh er schnell auf sein Gut; aber auch hier fand er das Herz seiner Landleute, deren Wohlthäter er immer gewesen war, die einst das gröſste Zutrauen zu ihm hatten, die ihn als ihren Freund und Vater ansahen, gegen sich vergiftet. Auch sie sahen in ihm einen Freund und Mitgenossen derer, die schon viele ihrer Söhne und Verwandten erschlagen hatten, und die ihnen, wie den andern Unglücklichen, mit Verwüstung, mit Erpressung drohten; denn um diese Zeit hatten die Gewaltthätigkeit und Zügellosigkeit der Französischen Heere längst, alle sonstige Gefahr von dem Teutschen Boden entfernt.

Ernst stand allein; und jetzt da sein hoher Sinn unter seinem Schicksal hingesunken war, erreichten und trafen der tolle Wahnsinn und die giftige Bosheit sein Herz. Ferne stand der Geist, der ihn geleitet hatte; die schönen Träume seiner Jugend waren entflohen, seine Grundsätze, auf denen er, wie auf Felsen, geruhet hatte, zusammen gestürzt, sein Glaube erloschen; und die Tugend schwebte nur noch zerstückelt vor seinem düstern Sinne. Seine moralische Kraft war ganz verhüllt; er konnte das groſse, erhabene Ganze, in welchem die Tugend besteht und sich darstellt, nicht mehr umfassen und übersehen. So zerstückelt sich vor unsern Augen bald die Wolke in Osten, welche die Sonne bey ihrem Aufgang erleuchtet und vergoldet, an einem stürmischen Tage; sie zerfällt in graue, gestaltlose Fetzen, und verschwindet in Dunst am Horizont. Hadems letzte Worte erhielten nun den schrecklichen Sinn wieder, den Ernst einst bekämpft hatte; seine Erfahrung an den Menschen, die Begebenheiten in Paris, wurden ihm durch Renots Lehren erklärt. Diese stellten ihm nun die Tugend als eine Gaukeley vor, welche die erhitzte Einbildungskraft erschafft und ausschmückt, um Thoren zu verblenden. Er kämpfte gegen diese schrecklichen Gedanken und Empfindungen, mit aller ihm noch übrigen Kraft; er kämpfte vergebens: denn die Menschenscheu, die Verachtung, die Bosheit, womit man ihn behandelte, hatten Menschenhaſs in ihm erzeugt; aber sein Menschenhaſs war eigner Art: es lag auch noch da ein erhabnes Gefühl zum Grunde, das in dieser Zerrüttung den vorigen Adel seines Geistes bezeugte. Er haſste nicht den Menschen in Andern; er haſste ihn in sich — wegen der Erniedrigung, in welche ihn die nagenden Zweifel, und die aus ihnen entspringende Denkart, gestürzt hatten. Er haſste den Menschen in sich, weil der hohe Glaube, der ihn einst beseligte, in ihm gesunken war; er haſste ihn in sich, weil er vergebens um das Licht kämpfte, in welchem er einst wandelte. Kalt und gleichgültig gegen sich und alles, ging er nun in dem Paradiese seiner Jugend umher. Kein Gegenstand erinnerte ihn an das Vergangene; er lebte nur in dem Gegenwärtigen, mit der quälenden Auflösung des Räthsels beschäftigt, ob er einst nur geträumt habe, ob das Land über den Wolken, von dem er sich entsprossen glaubte, und wohin er zurückzukehren hoffte, bloſse Täuschung sey. Und wenn ihn diese schrecklichen Gedanken überfielen, rief er klagend: „ich werde meinen Franz „nicht wiedersehen — auch sein Daseyn war nur „ein Traum — der mir bloſs zu augenblicklicher „Beschauung vorschwebte — seine Blüthe ist zerfallen — er modert — ich finde ihn nirgends als „aufgelöst in seinem Grabe! Die Erde hat auch „mich gefesselt, wie ihn; ihre Bewohner haben meinen Geist gebunden — sie schlugen mir die Pforten am Tempel der Natur, der Wahrheit, der „Tugend und jener Welt, zu, und ich habe den „Sinn verloren, der sie mir einst öffnete!“

Der Kammerrath versuchte seine Aufmerksamkeit zu fesseln, aber es war vergebens. Ernst wich seinen Gesprächen, selbst seinen treuherzigsten, gefühlvollsten Ergieſsungen, aus. Nur wenn jener von Franzen redete, lächelte Ernst zu Zeiten schmerzlich; aber oft blickte er finster auf ihn, und wiederholte die schrecklichen Worte: „Ich „werde ihn nicht mehr sehen!“

Der Kammerrath stand den Geschäften mit der ihm gewöhnlichen Treue, dem ihm eignen Eifer, vor, freuete sich über den Fortgang der Wirthschaft, und hoffte noch immer, Ernst würde endlich aus seinem Kummer erwachen, und sich an sich selbst, an seinem Werke, ergötzen. So oft er mit Ernsten ging, deutete er da und dort hin, auf diese und jene Verschönerung oder Verbesserung, auf diese und jene neu keimende Hoffnung.

Ernst antwortete ihm: „Es ist Erde; von oben „muſs das Licht zu ihrer Verklärung kommen.“

Der Kammerrath antwortete:

„An Licht hat es uns nicht gefehlt. Die Sonne „scheint wie sonst, wir mögen ihr nun dafür dan„ken oder nicht; und das ist es eben, was mich „so sehr erfreut und so glücklich macht. Sehen „Sie nur, wie alles gedeihet! wie alles um Sie her „blüht, und Ihnen zulächelt und Ihnen vorwirft, „daſs Sie es nicht sehen.“

Ernst schwieg —

Seine Landleute, deren Herz man vergiftet, denen man ihren Herrn, als einen, mit den Verwüstern Teutschlands, Verbündeten gemahlt, und denen man gesagt hatte, er sey nach Paris gereist, um sein Vaterland aus Rache zu verrathen, haſsten und fürchteten ihn nun. Da er dieses nicht zu achten schien, und kalt, traurig an ihnen vorüberging, weil er sich aus Menschenscheu nicht getrauete sie anzureden; so glaubten sie diesem Gerüchte der Bosheit um so mehr, und sagten unter einander: er hat gewiſs ein schreckliches Verbrechen begangen;

sein Gewissen foltert ihn nun; er ist wahnsinnig, man muſs sich vor ihm hüten. Diese Meinung bestärkten unter dem gemeinen Volke seine stillen Reden mit sich selbst, seine heimlichen Thränen, seine einsamen Wanderungen in dem dunkelsten Theile des Waldes, sein öfteres Sitzen vor den Pforten der Kirche auf dem Hügel, wo er sich so in Nachsinnen verlor, daſs er die Beobachtenden nicht bemerkte, und bey ihrem lauten Reden, oder bey Geräusche, entfloh, als habe man ihn über einem Verbrechen ertappt. Hier überdachte er Teutschlands trauriges Schicksal; hier kämpfte er um den verlornen Glauben, um den vorigen hohen Sinn; hier gelang es ihm oft durch einen leisen Seufzer, durch wehmüthige, zärtliche Erinnerungen, die verlornen Gefühle seiner glücklichen Jugend wieder hervor zu rufen, sich durch seinen ihm so nahen Liebling, durch den heiſsen Wunsch ihn wieder zu sehen, an das Land anzuknüpfen, dessen Spur er für verloren hielt. Und es wäre ihm gelungen, ohne den ihn ganz betäubenden Schlag, der ihn eines Abends so schrecklich in seinen traurigen und süſsen Träumen erschütterte.

Er saſs eines Abends bey dem Untergang der Sonne, vor den Pforten dieser Kirche, und sah starr in ein, an dem Horizont dunkel und düster, aufsteigendes Gewitter. Schon donnerte es in der Ferne. Die Landleute eilten von den Feldern nach dem Dorfe. Ein roher Bursche bemerkte ihn, und rief ihm zu:

„Geht doch von der Kirche weg, gnädiger Herr! „Ihr seht ja, daſs ein Gewitter aufsteigt; leicht „könntet Ihr die Kirche zu Schaden bringen.“ – Ernst antwortete verzagt und sanft:

Warum, mein Freund, sollte denn ich die Kirche zu Schaden bringen?

„Wer weiſs, wem das Gewitter gilt! Uns gewiſs „nicht;“ erwiederte der Bursche.

Und wie mir? Warum mir, mein Lieber? fragte Ernst noch sanfter.

„Daſs Ihr nur fragt!“ antwortete der Bauer rauh. „Wem zürnt anders der Herr, als dem Verbrecher, „dem sein Gewissen keine Ruhe läſst, weil er das „Vaterland verrathen hat, mit den Feinden im Bunde „steht, und kaum erwarten kann, bis sie da sind? „Aber laſst sie nur kommen! Ihr sollt wahrlich „die Freude nicht lange genieſsen, und es soll Euch „zu nichts helfen, daſs die, die Alle umbringen, „Euch allein nicht umgebracht haben.“

Ernst bebte und zitterte wie ein Verbrecher. Seine plötzlich blitzenden Augen schossen gegen den Himmel, und ihre feurigen Strahlen schienen sich mit den Blitzen, die jetzt die Wolken zertheilten, zu vermischen. Der Donner ertönte — die Erde bewegte sich — die Wipfel der Bäume saus'ten — er stand da, und breitete die Arme gegen den Himmel aus, als forderte er Rettung, Vernichtung, von dem Sturme, der an dessen Gewölbe wüthete. Sein Herz klopfte, seine Lippen, seine Wangen waren todtenbleich — Und als nun die

Stille erfolgte — und das finstre Dunkel des Ungewitters sich mit dem Dunkel der Nacht vermischte, floh er nach dem Eichenwalde. Bald goſs es von dem Himmel — er rettete sich nach der Höhle — Schauder des Todes hatten ihn ergriffen — die Worte des Rohen erschallten fürchterlicher in seinen Ohren, als das dumpfe Gebrull des Donners in dem Wiederhall der Höhle — das schnelle Licht eines Blitzes fuhr durch die Spalten der Felsen, und erleuchtete ihr schwarzes Dunkel. — Er erblickte den Kranz in der Blende — riſs ihn herunter — und schleuderte ihn in den nahen Abgrund. Dann sank er bey dem Abgrund ermattet nieder, und der Geist des Jünglings schwebte düster trauernd über dem Abgrunde, der das Zeichen des Glaubens verschlungen hatte.

5.

Morgens kam Ernst nach Hause. Der Kammerrath, welcher ihn die ganze Nacht unter Todesangst gesucht hatte, vergaſs seine Freude, ihn wieder zu sehen, als er ihn erblickte. Er sah jetzt aus wie damals, als er aus Amaliens Zimmer zu der Leiche seines Sohnes zurückkehrte.

Von diesem Augenblick an schien er nicht mehr zu leben; denn alles, was ihm einst Leben gab, war durch seine letzte That, selbst mit der Hoffnung, verschwunden; er sah nichts mehr, woran sein Geist sich hielt — das Zeichen seines Glaubens mit aller seiner hohen Bedeutung, war nicht mehr.

So träumte er düster fort an seinem Grabe, und vermied alle Menschen. Hörte er eine Stimme, oder das Gehen eines Menschen, so floh er in das dicke Gebüsch, und da umsaus'ten ihn immer die schrecklichen Worte des Unglücklichen.

In diesem dunkeln Gebüsch vernahm er auf einmal die Stimme eines Menschen, deren Laut durch sein Herz drang. Es war Hadem, von dem Kammerrath geführt. Ernst sprang aus dem Gebüsche, und eilte dieser Stimme entgegen. Er sah Hadem die Wiese heraufwandeln, wie den Priester des erhabenen Tempels, den die Natur um ihn her aufgebauet hatte.

Ernst eilte ihm entgegen; und als er ihm nun nahte, und der durch das Alter jetzt noch ehrwürdigere Edle vor ihm stand, und ihn an sein Herz zu rufen schien — blieb er stehen, und sah ihn mit solcher Verehrung an, als wagte er es nicht, ihn zu berühren, als fühlte er sich nicht mehr würdig, in seine Arme zu sinken. Aber Hadem fiel ihm um den Hals, und weinte. Die Freude zuckte einen Augenblick durch Ernstens Adern und Herz; sie verschwand, und er glich einem Menschen, der in düstern Träumen schwebt.

Hadem sagte traurig: „Ich sehe das Land meiner Hoffnung; es ist, wie es ehedem war — alles blühend; es verspricht den Vorschmack jenes Lebens, den ich hier zu genieſsen hoffte. Aber der

„Geist, der es einst belebte, der es zum Paradiese „machen sollte, wohnet nicht mehr hier. Ich suche „meinen Schüler — (er wendete sich zu dem Kammerrath) „— O, sagen Sie mir, wo soll ich ihn finden?“

Der Kammerrath deutete in rührender Unschuld auf Ernsten.

Ernst sprach: „Sie kamen zu spät, Hadem. Der „Traum ist ausgeträumt. Wenn Sie Ihren Schüler „hier suchen, so ist Ihre Mühe verloren — der „ist lange todt — ist lange verweset! — Übrigens „seyn Sie willkommen, wenn Sie Sich mit seinem „hier noch wandelnden Schatten begnügen wollen. „— Kommen Sie nur, Sie werden Ihr Zimmer „finden, wie Sie es vor Jahren verlassen haben, „mit allen Geräthschaften — alles gerade so — dem „Äuſsern nach.“

Hadem hatte tief in seine Seele geblickt; er schwieg, ging mit ihm nach dem Schlosse, bezog sein Zimmer, dankte ihm für das zärtliche Andenken, alles so schön und freundschaftlich erhalten zu haben, und versicherte ihm mit Wärme: dieses thue einem alten Manne, wie er nun sey, dessen Herz noch immer so jung fühle, auſserordentlich wohl, und er wenigstens werde für sich schon alles dieses finden, was er gesucht, was er so lange habe entbehren müssen.

Ernst hörte ihn ruhig an. Die Tage vergingen, und er blieb in seiner Stimmung. Hadem erzählte, warum er so lange verweilt: daſs ein Kaper den Amerikaner, der ihn nach London geführt, aufgebracht

bracht hätte. Ernst hörte ohne Äuſserung zu. Selbst Hadems rührende Geschichte in Amerika, seine Beschreibungen des Landes, der neuen Völker, die er gesehen — nichts schien Ernstens Aufmerksamkeit zu fesseln, nichts seine Neugierde zu reitzen. Zu seinem gröſsten Schmerz sah Hadem, daſs er selbst von den ersten glücklichen Zeiten vergebens redete. Und dieses war die schrecklichste Entdeckung für ihn; denn sie drohte allen seinen Hoffnungen.

Von dem Kammerrathe konnte er wenig erfahren. Er wuſste, daſs sein Schüler keiner That von solchen Folgen fähig war, und um so empörender dachte er sich ihre Ursachen, von der andern Seite. Woher diese Gleichgültigkeit, die oft an Fühllosigkeit gränzte? dieser in bitterm Lächeln sich ausdrückende Unglaube? dieser entschiedne Haſs gegen sich selbst, den er bey jeder Gelegenheit verrieth? diese Kälte gegen ihn selbst, seinen Lehrer, seinen Freund? Er sah dieses Herz, welches einst die reinste Tugend erwärmte und belebte, jetzt erstarrt, selbst gegen seine Stimme, gegen seinen Zuruf, gegen seinen Blick fühllos. Er sah diesen Geist, der einst auf ätherischen Schwingen schwebte und nur hohe Gedanken dachte, zur Erde gedrückt; diese Lippen, welche einst die erhabensten Gesinnungen ausgesprochen hatten, verschlossen — alle moralische Kraft in ihm erdrückt — und die Tugend selbst, als einen sinnlosen Schall, nun an seinen Ohren vorübergehen. Und dieser einst schöne, blühende, junge Mann glich im Äuſsern einer Leiche — sein Haupt gesenkt, seine begeisterten Augen erloschen, seine Wangen bleich, sein ganzer Körper nahe Auflösung drohend. Und er muſste schweigen, durfte ihn nicht um die Ursache fragen, weil er jedesmal, wenn er nur entfernt darauf hindeutete, eine Erschütterung in ihm bemerkte, die seine schnelle Vernichtung fürchten lieſs. Und doch muſste dieser Augenblick herbey geführt werden; denn nur in der Mittheilung von ihm selbst, in der ganzen Kenntniſs seines erlittenen Unglücks, konnte er die Mittel zur Heilung erblicken.

Davon überzeugt, fing er an, Ernsten kälter zu behandeln. Er sprach oft in seiner Gegenwart mit dem Kammerrath von seiner nahen Abreise; sagte dann: er habe sich betrogen, in aller seiner Hoffnung ganz geirrt; er verdiene es; er habe auf Menschen zu viel gebauet. Das verheiſsene Paradies hier, habe wirklich abgeblüht; er wolle es nun am Ohio-Strom, in den Wildnissen Amerika's, wieder suchen, so alt er auch sey, so sehr er auch der Ruhe bedürfe. Auch habe er mehr Zutrauen, mehr Liebe, Sicherheit und Tugend unter den dortigen Wilden gefunden, als in dem aufgeklärten Europa. Hier spreche man von der Tugend, wie von einem Thema der Redekunst; und wenn es zur Probe komme, zeige es sich, daſs der Europäer nur schön davon zu reden verstehe. Die Wilden thäten, wovon man hier spräche; und dieses ergötze sein altes Herz, und mache es wieder jung; er sey nun aller Europäischen Schwäche, Gleisnerey und Plage herzlich satt.

Ernst senkte das Haupt, und Thränen träufelten aus seinen Augen. Er suchte sie zu verbergen, und schwieg noch.

6.

Einige Tage hierauf sagte der Kammerath zu Ernsten:

„Herr Hadem macht wirklich Anstalten zur Reise, „und, wie es scheint, noch auf heute!“

Ernst eilte zu ihm, und umfaſste seine Knie:

„O, mein Vater! mein Lehrer! nehmen Sie mich „mit an den Ohio-Fluſs, zu Ihren Wilden!“

Hadem antwortete mit strengem Ernste:

„Was fordern Sie von mir? Ich eile zu den „Wilden, um Sie, in welchem ich mich betrogen „habe, zu fliehen, um Sie nicht mehr zu sehen, „um die wenigen noch übrigen Tage meines Lebens „nicht zu hassen. Ich bin müde, um einen Schatten her zu wandeln, der mich bey jedem Blick „an den edelsten, den hoffnungsvollsten Menschen „erinnert, den meine Augen gesehen haben; in „welchem ich den Lohn meines kummervollen Lebens aufblühen sah; der aber keiner meiner Hoffnungen entsprach, der meinen Geist tödtet — „mein Herz zerreiſst; der in seinem Unglück auch „das verloren hat, was der Trost des Unglücklichsten ist: das Vertrauen, sein Unglück in den Busen

„seines Freundes zu gieſsen. Doch der Moralischtodte glaubt auch nicht an Freundschaft; und „damit ich das nicht in Ihrer Gesellschaft werde, „so gehe ich, so fliehe ich zu den Wilden, um „mir dort noch einen Freund zu suchen, der meine „Augen schlieſse, und meinen Leib in die Erde „senke.“

Er hob seine Hände zum Himmel empor, und rief mit lauter Stimme:

„Geist des Edeln, dem ich diesen Menschen „einst anvertrauet habe! kennst du ihn noch? „Wirst du ihn erkennen, wenn er einst zu dir „tritt? Darf er dir sagen: Ich habe deine Stimme „vernommen, ich habe dich verstanden!“

Jetzt stürzten Thränen aus Ernstens Augen. Er warf sich in Hadems Arme:

„O, mein Freund! mein Lehrer! erretten Sie „mich vor mir selbst! — Wenn Sie alles wüſsten, „Sie würden mich bey Jenem nicht anklagen — „Wenn Sie es wüſsten, Ihr gutes Herz würde bey „meiner Geschichte brechen! O, wie ist die Welt „mit Ihrem Schüler umgegangen! Wie haben die „Menschen ihn gemiſshandelt! — Was haben ihm „die gethan, deren Busen er sein ganzes Glück anvertrauete! Und war jener, den Sie zum Zeugen „gegen mich anriefen, nicht unglücklich, nicht verfolgt, wie ich?“ –

Hadem. Nur dann würde er es ganz gewesen seyn, wenn er an dem gezweifelt hätte, was er Sie und die Menschen lehrte — That er dieſs? fiel er je so tief? Und mag mein Herz bey der Erzählung Ihrer Geschichte brechen — kann mir mehr geschehen, als mir täglich geschieht? Und kann, muſs ich nicht Rechenschaft von den Früchten der Lehren fordern, die ich Ihnen gegeben habe? Sind Sie mir ihre Anwendung nicht schuldig? Verdammt, oder rechtfertigt mich nicht die Art, wie Sie das ertragen haben, was Ihnen die Menschen Böses zufügten? Muſs ich nicht wissen, was Sie dabey Gethaten? Soll ich Sie mit dem schrecklichen Gedanken verlassen: ich habe Sie irre geführt? Ihre Zweifel, Ihre jetzige Denkungsart klagen mich, Ihren Lehrer, als einen Betrieger an; soll ich mit diesem Gefühl, an dieser Vorstellung, sterben?

Ernst. Hadem! keine solche Vorwürfe! — O, wohl! es sey so! Zu meiner Verurtheilung will ich Ihnen die Geschichten erzählen, die mich hierher gebracht haben.

Sitzen Sie hier, mein strenger, unbestechlicher Richter! seyn Sie fühllos gegen mein Unglück! Ihr Verstand allein höre mich!

Ich weiſs nicht, wer schuldig ist. Vielleicht können Sie es mir am Ende meiner Erzählung sagen. Aber bevor ich dahin komme, will ich Ihnen erst einen schönen Jugendtraum erzählen, will von mir, wie von einem Andern, reden — wie von einem, der hier zwischen uns im Grabe verscharrt liegt, dessen Leichenrede ich zu halten bestellt bin. Ach, Sie wissen, wie dem bestellten Leichenredner zu Rathe ist, wie viel Antheil er gewöhnlich an dem

Verstorbenen nimmt, wie sehr er eilt, des lästigen Geschäfts bald los zu werden. Hier gleich' ich ihm nun nicht; ich möchte bis zu meiner Auflösung von dem Todten reden. Und wenn ich dahin komme, wo dieser Jugendtraum verschwunden ist — glauben Sie, ich würde erzählen können, wie er verschwand? Und ich soll es jetzt erzählen — jetzt da mein Herz ganz zerrissen ist — so wund, so zerrissen, daſs alle meine Empfindungen hindurch sinken — jetzt, da keine Fiber mehr zittert, kein Nerve mehr antwortet; da meine Seele so verfinstert und gedankenlos ist, als sey ich in dem dunkeln Schoose der Erde geboren, und ihr nie entstiegen, als sey nie ein Lichtstrahl aus jener Welt in mein Gehirn gefallen! Freylich habe ich nun eine Art von Wohlseyn errungen, wobey ich schaudere; und, Hadem, mein Lehrer, mein Freund, dieser Schauder ist die einzige Empfindung, die der, den Sie moralischtodt nennen, noch hat, die ihm zeigt, daſs er lebt. — Und dann lispelt mir zu Zeiten ein Geist aus weiter Ferne: „Du lebtest! „du träumtest einst!“

Reden Sie nur jetzt nicht, Hadem! Aus jedem Ihrer Worte würden nur neue Zweifel, gleich giftigen Schlangen, an meine Brust springen — Jetzt trotz' ich der Verzweiflung, was ich sonst nicht konnte; denn es war eine Zeit, wo ich mit geballter Faust das Herz zurückdrückte, wenn es wieder dem Leben entgegen schlagen wollte.

So wie es jetzt ist, ist es recht gut; es könnte ja noch viel schlimmer werden. Und wenn ich Ihnen einst laut zurufen sollte, in dem Tone, der so oft in meine Ohren gellt: „Jüngling mit den grauen „Haaren, der ernsten Stirne! auch du träumest! „dann fliehen Sie schnell, dann möchten Lästerungen aus dem Munde stürzen, der zum Segnen, zum „Ausdruck der Verehrung, gebildet ward. Dann „wird der Tempel ganz in Staub zerfallen seyn, auf „dessen Trümmern ich jetzt sitze, wie ein klagender „Geist der Vorzeit. — Ich kann ihn nicht mehr „aufbauen; es geht über meine Kraft.“ . .

Hadem. Den Jugendtraum! Ich bitte, erzählen Sie mir Ihren Jugendtraum.

Ernst. Ach seine Farbe ist verblüht, in dem Winde zerstreut — ich kann sie nirgends mehr finden. Das Schicksal hat meine Flügel zerschnitten — und der Geist, der sie erschwärmte, wo ist er? Erschuf er sie? Wahrlich ich vermag es nicht mehr; aber das, was darauf erfolgte; das schreckliche Erwachen, das! das! werde ich Ihnen andeuten können; dazu liegen die schwarzen Farben in meinem Herzen.

Und langsam, unter dem peinlichsten Kampfe, bald stockend, bald in wilder Ergieſsung, bald mit Thränen, bald mit Heftigkeit, erzählte er das Geschehene von Renots Eintritt an, bis auf den Augenblick, in welchem er den Kranz aus [illegible] riſs, und in den Abgrund warf.

Und er endigte: „Mein Geist, mein Glaube an „die Tugend stürzten ihm nach, und nun hasse ich

„das Menschengeschlecht, hasse es in mir, hasse es „darum in mir, weil ich aufhören konnte, der zu „seyn, der ich war! Um den Verlust dieses Glückes, „dieses Sinnes, um den Verlust der Hoffnung, meinen geliebten Knaben dort wiederzusehen, hasse „ich mich! Und dieser wilde Haſs wird täglich bitterer, empörender — er, er allein, hält schon „lange die Thränen in meinen Augen zurück, die „ich über mein Schicksal weinen könnte. Reisen „Sie nun ohne mich, wenn Sie es können.“

Er floh aus dem Zimmer. Hadem hatte alle Qualen, die er bey der Erzählung empfand, schweigend ertragen — sie trieb ihn an die Pforten des Todes, und oft sank sein Bewuſstseyn; aber als Ernst die letzte rauhe Behandlung berührte, und dann mit dem schrecklichsten Blick, den Hadem je in eines Menschen Auge gesehen, sagte, wie er den Kranz in den Abgrund geschleudert hätte, und dann rief: „Mein Geist, mein Glaube an die Tugend stürzten „ihm nach,“ da stockte sein Leben einen Augenblick; und als er wieder zu sich kam, sah er angstvoll nach Ernsten, als wollte er sich von dem Daseyn desselben überzeugen, als zweifelte er, ob er es wirklich sey, der diesen Augenblick überlebt hätte.

Und nun kannte er die schrecklichen Ursachen von der Verhüllung des Geistes, der moralischen Kraft seines Schülers. Er dankte dem Ewigen für sein Daseyn; denn bey jedem neuen Schlage glaubte er, es zerfiele nun, und das ihm bekannte edle Herz, der milde Geist seines Schülers, könne diesen nicht ertragen. Sein Geist verwirrte sich auf Augenblicke, so daſs er glaubte, der zu ihm Redende sey eine täuschende Erscheinung aus der andern Welt. Aber jetzt fand er bey mehrerem Nachdenken eben in den letzten Worten, wodurch sich Ernst alle Hülfe, alle Genesung abzusprechen schien, einen Strahl der Hoffnung. Er bauete diese auf eben das Gefühl, wodurch Ernst seine Verzweiflung an sich selbst andeutete.

Und jetzt fühlte er das Erhabene in dem Beweggrunde zu Ernstens gegen sich selbst gekehrtem Hasse, der diesem verborgen war, und verborgen bleiben muſste. „Er haſst nicht die Menschen, die „ihm dieses gethan, ihn dahin gebracht haben; er „haſst sich, weil er nicht mehr ist, was er war: „und darum ist er noch in seinem tiefen Innern, was „er war!“ So lispelte Hadems Geist seinem bekümmerten Herzen zu; aber wie konnte er wieder einen Lichtstrahl aus jener Welt, durch die dicke Finsterniſs, die seinen Geist verhüllte, zu ihm leiten? wie das von diesem Geiste ganz getrennte Herz wieder mit ihm vereinigen?

So saſs er lange sinnend. Er empfand, daſs alle trockne Worte, alle Gründe der Vernunft, hier fruchtlos seyn würden. Vielmehr fürchtete er, durch Gründe und Vorstellungen den zu Zweifeln geneigten Geist seines Schülers, noch mehr zu reitzen. Er überzeugte sich, daſs er alles entfernen müſste, was weiteres Nachsinnen über diesen Gegenstand erwekken könnte. Er sah ein, daſs ein durch solche

Ereignisse hervorgebrachtes düstres Gefühl, jedem Gedanken seine Farbe mittheilen müſste, daſs er durch Zergliederungen des Geschehenen Gefahr liefe, Ernstens Selbsthaſs gegen die Menschen zu kehren, oder ihn auf die Klippe des Unglaubens an alle Tugenden zu treiben, vor welchem ihn bisher sein Selbsthaſs, ihm unbewuſst, noch gerettet hatte. Sein Geist ahndete Rettung; aber noch begriff er nicht, woher sie kommen sollte.

Ernst fragte ihn Abends noch einmal:

„Werden Sie reisen? Und wenn Sie zu Ihren „Wilden reisen, werden Sie Ihren Schüler nicht „mitnehmen?“

Hadem. Edler, der du gröſser im Unglück bist, als du glaubst, ich verlasse dich nicht. Und wenn du stirbst, so sterbe ich mit dir: denn stürbest du in dieser Dunkelheit — müſste nicht ich dir den Weg zu unserm Vaterlande zeigen, dessen Spur du verloren hast? Du bist seiner noch werth.

Ernst wendete sein Angesicht weg.

Hadem ergriff seine Hand: „Ich, der dir nie eine „Unwahrheit gesagt, ich, der mit dir sterbe; ich „sage: du bist dieses Landes nie werther gewesen. —

7.

So lebten sie noch einige Zeit fort. Ernst ward sanfter, milder; aber er sprach wenig. Nur nahm die Sorge für seinen Freund täglich zu.

Eines Abends ward Hadem sehr schwach und entkräftet, an Kopf und Hüfte verwundet, von den Bedienten nach Hause gebracht. Ernst sah ihn in seiner Entkräftung, in seinem Blute, und konnte nur aufschreyen: „Auch dich, mein Vater!“

Der Kammerrath sprang herbey. Hadem winkte auf Ernsten, und that sich Gewalt an, frey auf seinen Füſsen zu stehen. Er lächelte Ernsten an, und sagte: „Sie glauben mich krank, und vergessen, daſs ich es durch Ihr Benehmen erst recht „werden müſste. Jetzt brauche ich Ihre Hülfe; und „die kleine Quetschung, die ich bey einem Falle „von den Klippen des östlichen Hügels bekommen „habe, wird unser Freund hier bald heilen. Sie „wissen ja, wie gut er das versteht.“

Hadems Zureden, und sein erzwungenes Herumgehen, beruhigten Ernsten. Der Kammerrath untersuchte die beschädigten Theile, machte Bähungen zurecht, und setzte Ernsten als Krankenwärter an das Bett. Die Sorge für Hadem nahm seiner Stimmung, seinem Tone, das Bittere und Grelle ganz; und darum forderte Hadem sie noch mehr auf, und sagte ihm oft: „Nun sehe ich doch, daſs Ihnen an „meinem Daseyn gelegen ist, daſs Sie mich lieben.“

Ernst. Und zweifelten Sie daran?

Hadem. Nun nicht mehr. Tragen Sie ja Sorge für mich, daſs ich bald ausgehen kann, und versprechen Sie mir, daſs Sie mich bey meinem ersten Ausgange begleiten wollen, wohin ich Sie auch führe.

Ernst. Ich verspreche es.

Hadem. Unbedingt?

Ernst. Unbedingt.

Hadem. So sey es morgen früh. Wir gehen in den Eichenwald, und Sie vergessen Ihr Versprechen nicht.

8.

Morgens führte Hadem Ernsten in den Eichenwald. Sie setzten sich auf den Hügel, unfern des Stroms. Hadem sprach nicht; er schien in seinem Innern sehr beschäftigt. Bald lächelte süſse Hoffnung um seinen Mund: er stand auf, und leitete Ernsten an der Hand nach der Höhle. Jetzt fühlte er seines Schülers Hand in der seinigen beben — er sah sich nicht um. Ernst folgte ihm, und er leitete ihn gerade nach dem Abgrunde; dann wendete er sich zu Ernsten, und sagte:

„Erinnerst du dich jenes Augenblicks, mein „Sohn, da du in diesen grundlosen Abgrund springen wolltest?“

Ernst bebte. — Hadem fühlte den kalten Schweiſs auf seiner Hand, die er jetzt wieder hielt.

Ich frage dich noch einmal, ob du dich dessen erinnerst.

Ernst. Ja, ich erinnere mich. O, hätte ich es damals gethan; ich wäre nicht in einen schrecklichern Abgrund gesunken!

Hadem. Doch ist dieser schrecklich, schaudernd, gefahrvoll genug; dieses habe ich erfahren. Es scheint beynahe unmöglich, diesem Schlunde wieder zu entsteigen; und doch konnte ich es, selbst nach ausgestandner Todesangst: denn mich leiteten Glaube, Liebe und Hoffnung.

Ernst. Wie? bist du in diesem Abgrund gewesen, mein Vater?

Hadem. Ja, ich stieg hinunter, ohne mein Leben zu achten. Ich stieg hinunter, um ein kostbares, ganz verlornes Kleinod zu suchen. Den Tod fürchtete ich nicht; ich fürchtete nur, es möchte mir nicht gelingen, dieses Kleinod zu erobern. Lange lag ich leb- und sinnlos auf einem Felsenstück in dieser Höhle; und als ich wieder das Leben fühlte, verlor sich mein Stöhnen und Seufzen in der Tiefe. Aber als meine Kraft wiederkehrte, und ich meinen Arm um Rettung ausstreckte, fühlte ich das mühsam gesuchte Kleinod über meinem Haupte; es hing an einer hervorragenden Spitze des Felsens. So brachte ich es an das Licht, und sage: mein Leben ist durch diese That etwas werth geworden.

Er stellte nun Ernsten gegen die Blende. Sein Kranz, sein Zeichen des Bundes, hing darin; es war die Stunde, zu welcher ein Lichtstrahl durch die Spalte des Felsen dringt, und die Blende an der Stelle erleuchtet, wo der Kranz hing.

Hadem. Ernst, du wirst einige Blutstropfen daran finden; ich hoffe, das Zeichen deines Glaubens hat dadurch an Reinheit nicht gelitten. Um es sicherer zu retten, umwand ich meine Schläfe damit; ich wuſste damals noch nicht, daſs mein

Haupt verwundet war. Doch ein solcher Kranz, von solcher Bedeutung, erwirbt sich nicht anders — Ernst, in jenem Lande werden diese Flecken abgewaschen seyn; dort wird er dir glänzen!

Ernst sank in seine Arme — und der Geist aus jenem Lande goſs sich in sein Herz. Er rief:

O, mein Vater, an deiner Seite konnte ich an der Tugend zweifeln!

Hadem. Und Rousseau!

Rousseau! antwortete Ernst — und aus den labyrinthischen Felsengängen der Höhle hallte es zurück, als antwortete die Ewigkeit.

F. M. KLINGERS

WERKE.

NEUNTER BAND.

DER
WELTMANN UND DER DICHTER.

KÖNIGSBERG
BEY FRIEDRICH NICOLOVIUS. 1809.

6°04075x3

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

DER
WELTMANN UND DER DICHTER.

1797.

ERSTE UNTERHALTUNG.

Der Weltmann.

Ey! bist Du es mein lieber alter Schulfreund, den ich in zwanzig Jahren nicht gesehen habe? —

Der Dichter.

Dem es gleichwohl nach zwanzig Jahren so schwer hielt, bey seinem alten Schulfreunde vorgelassen zu werden.

Der Weltmann.

Hätte ich Dich doch kaum erkannt!

Der Dichter.

Mein Nahme, den ich vor einigen Stunden hereinschickte, wird wohl das Gedächtniſs ein wenig aufgefrischt haben.

Der Weltmann.

Freylich hat er dieſs gethan; denn, das Feuer deiner Augen, und deinen noch immer schwebenden

Blick abgerechnet, hat sich gar vieles an Dir geändert. Doch muſst Du meinen Leuten nicht so übel nehmen, daſs sie Dich so lange haben warten lassen; wie konnten sie in Dir den Freund ihres Herrn erkennen?

Der Dichter.

Wie sollte ich's den Leuten übel nehmen! sie folgen ja nur Ihrer Weisung — Freylich nach meinem Äuſsern konnten sie so viel in mir nicht vermuthen. Auſserdem wissen auch die guten Leute, daſs ein Mann, der für das Beste eines ganzen Landes arbeitet, mit seiner Zeit sehr sparsam seyn muſs.

Der Weltmann.

So nennt man es allerdings; und es ist recht gut, daſs die es glauben, für die wir arbeiten: es hilft, wie alle Vorurtheile. Setze Dich doch! — Nun —

Der Dichter.

Es ist alles so prächtig und kostbar reinlich hier — mein Rock staubig, meine Stiefeln nicht die saubersten — Der Weg nach der Stadt ist weit für mich, und das gestrige Gewitter hat ihn schlecht gemacht. —

Der Weltmann.

Was schadet es! Hier sind der Leute genug, die nichts zu thun haben, als dort ein Stäubchen abzuwischen, und da ein Fleckchen abzureiben. Jeder zeigt gerne, wie nöthig er dem Hause ist; und für den Freund ist mir nichts zu prächtig, dem steht selbst das Prächtigste zu Diensten. — Du lächelst? —

Der Dichter.

Freund!

Der Weltmann.

Warum nicht? Bist Du es mir nicht?

Der Dichter.

Dieſs Wort klingt mir in Ihrem Munde eben so, als wenn ich in Gesellschaft einen gewissen Atheisten, etwas feyerlich bey Gott! betheuren höre.

Der Weltmann.

Was schadet es! Wenigstens gewinnt Dein Atheist so viel dabey, daſs einer oder der andere in der Gesellschaft denkt, es müsse mit dem Manne wohl nicht so übel stehen, als die Leute von ihm sagen.

Der Dichter.

Ja, wenn Sie es so nehmen —

Der Weltmann.

Warum nennst Du mich nicht Du, wie ich Dich nenne?

Der Dichter.

Der Mann ist mir zu vornehm dazu.

Der Weltmann.

Das muſs ich nun so tragen! Doch der Dichter ist ja ein weltberühmter Mann.

Der Dichter.

Das muſs der Dichter nun so tragen!

Der Weltmann.

Warum habe ich Dich die langen zwanzig Jahre nicht gesehen? — und so nahe bey unsrer Stadt! Das Wäldchen, worin Deine Hütte stehen soll, muſs sehr vielen Reitz, und Du ein schlechtes Gedächtniſs haben.

Der Dichter.

Der Mann ist mir zu vornehm.

Der Weltmann.

Das muſs ich nun so tragen.

Der Dichter.

Und ich hatte bey ihm nichts zu suchen.

Der Weltmann.

Aber doch nun? doch endlich?

Der Dichter.

Und auch nun nicht für mich; denn um meinetwillen würde ich dem vornehmen Manne nie beschwerlich geworden seyn.

Der Weltmann.

Wer sagt Dir, daſs Du es bist? — So laſs doch hören!

Der Dichter.

Erlaubt es auch das Beste des Landes? — Ich sehe so viele aufgeschlagene Papiere vor Ihnen liegen — vielleicht störe ich Sie gar in einem sehr wichtigen Geschäfte — Doch das, was ich Ihnen vorzutragen habe, gehört ja auch zum Besten des Landes.

Der Weltmann.

Und so etwas führte mir den Dichter her? — Laſs doch hören.

Der Dichter.

Ich fordere nur Gerechtigkeit. —

Der Weltmann.

Gerechtigkeit? und nur Gerechtigkeit? — Deine Bitte oder Forderung, ob sie gleich nach zwanzig Jahren kommt, ist dessen ungeachtet sonderbar genug.

Der Dichter.

In der That?

Der Weltmann.

In der That! Und wahrlich, selbst nach hundert Jahren könnte sie noch immer zu früh gekommen seyn

Der Dichter.

Wirklich? So hätte ich hier ja nichts zu thun, hätte gar noch obendrein diesen prächtigen Sessel bestäubt! — Vergeben Sie!

Der Weltmann.

Setze Dich nur immer wieder. Du hast als Mensch ein groſses Wort gegen einen Menschen ausgesprochen. Darauf wollt' ich Dich nur aufmerksam machen. Doch groſse Worte sprechen sich so leicht aus! — Und was hast Du denn? Für wen forderst Du das seltne Ding? Ich wenigstens habe es in meinem Leben nie in seiner ganzen *Reinheit* gesehen, (um gegen einen Dichter ein gesuchtes Wort zu brauchen). Und Du forderst es gerade an mich?

Der Dichter.

Wirklich nicht? Und Sie sind Geheimerath, Minister, Ritter vom *** Orden; — was weiſs ich, was Sie alles sind! sitzen gar an der Spitze derer, die das Ihnen so seltene Ding austheilen — austheilen sollen?

Der Weltmann.

Das ist es eben! Da eben sieht man nur die nackte Wahrheit an den Dingen. In Deinem Wäldchen siehst Du sie freylich in schönerem Gewande. — Und wie? — wovon lebst Du?

Der Dichter.

Von der Wahrheit im schöneren Gewande.

Der Weltmann.

Da hast Du wahrlich eine dürftige Ernährerin gewählt. Doch ich kenne Dich ja; Du sprichst nur von der Dichter-Wahrheit.

Der Dichter.

Wer wird sich wundern, daſs sie Euch, die Ihr eine so reiche Ernährerin gewählt habt, so vorkommt! Aber mir ist mit der meinigen recht wohl. Indeſs . . .

Der Weltmann.

So erzähle denn, ob ich gleich lieber etwas von Deiner eigenen Geschichte hören, und gerne wissen möchte, wie es Dir ergeht.

Der Dichter.

Ich habe es ja schon gesagt; mir geht es vortrefflich. Ich bin gesund, zufrieden — die ganze Natur und das Land der Geister — mein Gebiet.

Der Weltmann.

Ja, ja! man sieht es Dir auf den ersten Blick an, was die Unterthanen dieser Reiche ihrem Beherrscher eintragen!

Der Dichter.

O, ich habe keinen Zweifel, daſs Ihr die Eurigen für Euch einträglicher zu machen wilst; und — hätte ich ihn auch gehabt — alles, was ich sah und hörte, würde mich davon geheilt haben.

Der Weltmann.

Eben so ging es mir mit Dir. Hager, von der Sonne verbrannt — und das Übrige —

Der Dichter.

Um nichts besser. Doch das Innere, das von diesem mageren Fleische, und diesem unscheinbaren Rocke bedeckt wird, befindet sich recht wohl dabey.

Der Weltmann.

Ich zweifle gar nicht daran. Dichter gleichen der Nachtigall — schlechtes Gefieder, kein Loth schwer, und den herrlichsten Gesang. Nun, wie es Dir gefällt! Doch ich wünschte, ich könnte etwas für Dich selbst thun.

Der Dichter.

Was zum Beyspiel? Was lieſse sich für mich thun?

Der Weltmann.

Etwa das, was auch Dichter brauchen können, um sich und ihrem Genius ohne Sorgen zu leben?

Der Dichter.

Ja das glaubt man so. Aber wenn sich dann der Dichter zu viel, und dem Genius zu wenig lebte.

so verlöre er doch bey dem scheinbaren Gewinn. Dichter brauchen wenig, wenn sie es sind, wie ich es zu seyn strebe.

Der Weltmann.

Und das wäre?

Der Dichter.

Davon lieber ein andermal. — Ich möchte nun gern' erfahren, was für mich zu thun wäre, wozu ich gebraucht werden könnte.

Der Weltmann.

Gebraucht werden? Das ist etwas anderes. Ich sprach von dem, was für Dich zu thun wäre; und da berührte ich gleich das Kürzeste und Zuträglichste. Zu Ämtern im bürgerlichen Leben, taugen nur wir prosaischen Menschen. Dichter Deiner Art könnte man allenfalls nur in ganz untergeordneten Stellen ertragen; und zum Anfangen bist Du schon zu alt. Auch müſste es keine Stelle seyn, wo der Dichter zu rechnen hätte; denn des Nachrechnens würde gar kein Ende seyn. Ich erinnere mich sehr wohl, was Du in der Schule darüber sagtest; und, was das Sonderbarste ist, es fiel mir gleich ein, als ich Dich erblickte.

Der Dichter.

Ich habe es vergessen.

Der Weltmann.

So ersetzt mein Gedächtniſs, was mir an Einbildungskraft abgeht. Du sagtest: „das Rechnen sey „ein Ding für Juden, Wucherer und Kapitalisten, „überhaupt für Leute, die auf Kosten Anderer leb„ten; und möchtest Du es ja erlernen, so sollte es „nur darum geschehen, den Lauf der Welten und „ihre Entfernungen zu bestimmen: dieser Zweck „erhebe doch den Geist, da ihn jeder andere nur „beschmutze.“

Der Dichter.

Vielleicht denke ich noch heute so. — Also zu untergeordneten Stellen wär' ich nicht zu brauchen. Aber das Rechnen ist doch nicht bey allen untergeordneten Stellen erforderlich — und ich möchte fragen: warum taugen die Dichter überhaupt nur zu untergeordneten Stellen im bürgerlichen Leben?

Der Weltmann.

Weil man noch allenfalls an untergeordneten Dienern eine gewisse Unordnung, eine gewisse zu ernste, steife, gebietende und trotzende Ehrlichkeit ertragen kann.

Der Dichter.

Ein Vorwurf, den Ihnen wohl keiner macht!

Der Weltmann.

Sehr naiv!

Der Dichter.

So klingt die Wahrheit den Ohren immer, die nicht an sie gewöhnt sind.

Der Weltmann.

Es mag für jetzt so hingehen. Glaube mir indeſs nur immer, daſs mit einer solchen Ehrlichkeit in hohen Posten gar nichts auszurichten ist; denn entweder stürzet man sich selbst, oder man schadet denen, für die man sich auf diesem Wege verwendet. Dieſs könnt' ich Dir beweisen.

Der Dichter.

Ich sehe es als erwiesen an. Da nun, wie Sie selbst bemerken, für mich gar nichts zu thun ist, so muſs ich denn doch, (um nicht umsonst zu Ihnen vorgedrungen zu seyn, was mir vielleicht nicht zum zweytenmal gelänge) auf meine vorige Bitte zurückkommen.

Der Weltmann.

Auf die groſse?

Der Dichter.

Auf die groſse, die man, wie Sie so deutlich merken lieſsen, so selten in der Welt gewährt. Sie kennen Franz von L***?

Der Weltmann.

Ihn nicht; aber seine Sache. — Und ist es seine Sache, für die Du Dich verwendest?

Der Dichter.

Eben sie. Ist sie nicht gut? gerecht?

Der Weltmann

Gut und gerecht.

Der Dichter.

Das freuet mich.

Der Weltmann.

Freue Dich nicht zu früh. Wie kommst Du zu dem Manne?

Der Dichter.

Auf eine für mich sehr schmerzliche Art. Doch wozu das, da es zur Sache nichts beyträgt?

Der Weltmann.

Vielleicht doch. Erzähle. Das Entfernteste wird oft das Nächste.

Der Dichter.

Erinnern Sie Sich unsers Schulfreundes Karl von F***? des muntern Gesellen?

Der Weltmann.

So so! nicht allzudeutlich.

Der Dichter.

Man hat ihn hier zum Fähnrich, und endlich zum Kapitain gemacht. Darauf habt Ihr ihn für eine gute Summe Geldes, deren Ihr vermuthlich sehr benöthigt waret, mit seinem Regiment an die

Engländer verkauft. — Er ward am Ohio - Strom von den Wilden skalpirt.

Der Weltmann.

Ward er? Das thut mir leid.

Der Dichter.

Mir auch. — Als Fähnrich verheirathete er sich mit einem blutarmen Fräulein.

Der Weltmann.

Das war eine Narrheit. Hübsch und munter, wie er war, hätt' er es wohl besser treffen können. Doch auch er hatte etwas von dem Dichter.

Der Dichter.

Das hatte er freylich, und die Liebe machte ihn erst recht dazu. Bevor er ging, übergab er mir, zum Zeichen seines Vertrauens und seiner Freundschaft, die Sorge für seine Hinterlassenen — sein junges Weib und seine drey unmündigen Kinder. Das älteste, ein Mädchen, war acht Jahre; die beyden Söhne fünf und drey. Sein halber Sold war der Familie bestimmt, und alles ging recht gut, bis einer Eurer sehr undichterischen Beamten der guten Frau erzählte, was ihrem Manne geschehen sey. Das gute Weib war eben nicht sonderlich bey Gesundheit, und der rohe Geselle mahlte die Schreckenspost so umständlich aus, daſs sie von Krämpfen überfallen ward, die ihr noch dieselbe Nacht das

Leben nahmen. Sie übergab mir sterbend ihre Kinder, und die Hütte in dem Wäldchen, das einzige Bauerngut, das ihre gesunkene Familie gerettet hatte. Ich bat um ein Jahrgehalt für die Waisen; aber die Summe der Engländer war längst verbraucht, und Ihr habt, sagt man, keine Kasse für Fälle solcher Art. So ward nun ich, der arme Dichter, Vater dreyer Kinder; und ob ich gleich vorher genug zu thun hatte, mir durchzuhelfen, so gelang es mir doch durch guten Willen, daſs ich drey mehr ernähren konnte.

Der Weltmann.

Und wie machtest Du das?

Der Dichter.

Ich drang und schmeichelte es meinem Genius ab. Er gab es mir; und in dieser Lage lernte ich mein Glück erst kennen: denn nun erfuhr ich, was eigentlich wahre Dichterey seyn und sagen will.

Der Weltmann.

Nun?

Der Dichter.

Alle Verhältnisse sorgfältig zu vermeiden, wodurch die innere moralische Kraft Gefahr liefe, und diese moralische Kraft in meinem Busen in aller Reinheit zu erhalten. Davon überzeugt, fühlt' ich mich plötzlich mit schönen, kühnen und erhabenen Gesinnungen ausgestattet, auf denen ich so sicher

ruhen

ruhen konnte, wie die Geister auf ihren Fittigen, wenn sie, im Äther schwebend, der Welten Pracht und Herrlichkeit anstaunen. Sie genieſsen dieses erhabenen Schauspiels als Geister; und ich, der als Sterblicher noch bedarf, vertraue meine Genüsse und Empfindungen dem Papiere, gebe sie für irdisches Geld hin, trage diesen und jenen mit mir über diese schmuzige Erde, und ernähre mich sammt den mir anvertrauten Waisen.

Der Weltmann.

Ob mir gleich diese Theorie der Dichtkunst ganz neu ist, so gibt sie mir doch Licht genug über Dich; und in diesem Sinne mag die Dichtkunst auch wohl einen Menschen von gutem Herzen und warmer Einbildungskraft recht glücklich machen. Dieſs ist ja der Vortheil jeder Schwärmerey. — Und nun?

Der Dichter.

Das Mädchen wuchs heran — schön und lieblich — Ich erzog es in dem Geiste, der mich belebte — denn nur so gelingt es.

Der Weltmann.

Ich merke schon.

Der Dichter.

Und merken recht. Das Herz nahm bald Theil an dem Geschäfte, und es ging alles um so viel besser, da Pflicht und Liebe einander die Hände boten. Ich wünschte, daſs sie meine Frau und die Mutter ihrer Geschwister würde; so sollten uns alle Pflichten viel leichter werden, sollten selbst ihre Sicherheit für immer in dieser Verbindung finden. In meinem Herzen war die Sache ganz entschieden; von dem ihrigen erwartete ich es, hatte Ursache es zu erwarten. Um diese Zeit besuchte mich Franz von L*** oft; und die öftern Besuche wirkten, was ich gar nicht ahndete, gar nicht bemerkte: denn ich arbeitete so eben an einem Werke, welches das Hochzeitfest und die gehörigen Einrichtungen bezahlen sollte. Sie können denken, wie der Dichter an so etwas arbeitet! Franz von L*** vertrieb der Kleinen indessen die Zeit, und vertrieb sie ihr so, daſs alle Zeitvertreibe von meiner Seite ihr entsetzlich langweilig wurden. — Ich kann sagen, daſs ich bey dieser Entdeckung viel gelitten habe.

Der Weltmann.

Ich glaube es wohl. Der Streich war für jeden arg; und nun gar für den Dichter, der in solchen Dingen so eigen fühlt!

Der Dichter.

Und was hätten Sie, an meiner Stelle, gethan?

Der Weltmann.

Ich? Ich hätte mich darüber erzürnt, dann gelacht, dann am Ende die Sache für ein Mittel angesehen, es meinem Genius etwas leichter zu machen.

Der Dichter.

Ich that das nicht; mir fiel es gar nicht ein. Mein Genius half mir auch hier, und ich hielt mich für sehr glücklich, dem Mädchen nichts entdeckt zu haben. Sie verheiratheten sich, zogen in die Stadt

Der Weltmann.

Und Du gabst ihnen die Kinder mit?

Der Dichter.

Wie hätt' ich das gekonnt! Ich sagte Ihnen ja, daſs es mir gar nicht einfiel.

Der Weltmann.

So geht es Euch! Nie fällt Euch das Natürlichste, das Gewöhnlichste ein.

Der Dichter.

Ich begreife sehr wohl, warum es mir nicht eingefallen ist.

Der Weltmann.

Nun, warum denn nicht?

Der Dichter.

Weil sie mir anvertrauet waren; weil ich dem verstorbenen Freunde, der sterbenden Mutter die Hand darauf gegeben hatte, sie ihnen ähnlich zu erziehen, was ich auch von dem Besten nicht erwarten konnte, da ihn die Pflicht nicht band. Und dann — liebte ich nicht die Kinder? Konnt' ich sie auf einmal alle drey verlieren? — Der junge Franz von L***, in der Hoffnung seinen Prozeſs bald glücklich geendiget zu sehen, lebte mit dem Wenigen, das er hatte, etwas zu geschwind; und nach einem Jahre kehrte er mit meiner Geliebten und einem Kinde mehr zurück. So habe ich nun die ganze Familie beysammen: Kinder und Groſskinder; und das alles soll der Genius ernähren.

Der Weltmann.

Da hat er freylich genug zu thun! Warum wies er aber die Zurückgekehrten nicht ab? Es ist doch wahrlich an den Genius zu viel gefordert.

Der Dichter.

Etwas freylich. Aber was sollt' ich thun? Wo sollten sie hin? Ist sie nicht die Tochter der Verstorbenen? Lieb' ich sie nicht noch?

Der Weltmann.

Das ist ein anderes.

Der Dichter.

Es ist kein anderes; es ist gerade so, wie es seyn soll, damit alles, was doch einmal geschehen muſs, leicht, ohne Murren und Verdruſs geschehe. Die junge Frau weiſs ja nichts davon, ahndet es gar nicht.

Der Weltmann.

Sie wird es schon erfahren.

Der Dichter.

Sie wird es nicht erfahren; denn sollte sie es je, so müſst' ich vergessen können, was ich jetzt bin, so müſst' ich lange mit Euch Prosaisten leben; und das wird nie geschehen.

Der Weltmann.

Das wäre so schlimm nicht, wenn es geschähe.

Der Dichter.

Meynen Sie? — Nun wissen Sie mein Verhältniſs mit Franz von L***. Und ich kam also zu Ihnen, um Gerechtigkeit für ihn zu suchen.

Der Weltmann.

Doch zugleich um Deinetwillen, da er Dir zur Last in der Hütte liegt.

Der Dichter.

Ich fordere nichts mehr.

Der Weltmann.

Setze Dich doch wieder. Ich will ja nur sagen, daſs ich es gerne thäte, und noch mehr um Deinet- als um seinetwillen. Laſs uns prosaische Menschen doch nur nach unsrer Weise und Erfahrung handeln. Wir müssen freylich da, wo ihr keines Sporns bedürft, einen in den Nebenumständen suchen. — Und nun sage ich Dir ganz aufrichtig: die Sache Deines Freundes steht übel.

Der Dichter.

Übel? Sagten Sie nicht vorher, sie sey gerecht?

Der Weltmann.

Sehr gerecht. Und doch steht sie übel, vielleicht eben darum übel — und ich kann Dir darin zu nichts dienen, zu gar nichts.

Der Dichter.

Zu nichts? zu gar nichts? Das ist doch auch sehr wenig für einen so mächtigen Staatsmann!

Der Weltmann.

Eben darum ist es sehr viel! eben darum muſs er sich in solche Dinge gar nicht mischen!

Der Dichter.

Ha! ich verstehe.

Der Weltmann.

Es ist mir lieb.

Der Dichter.

Die Welt irrt sich doch selten in ihrem Urtheil über die Groſsen.

Der Weltmann.

Und was sagt die Welt?

Der Dichter.

Hm! sie sagt: „man kann eben nicht sagen, daſs „der Minister *** ein lasterhafter Mann sey, gewiſs nicht; aber der soll noch auftreten, der uns „beweisen könnte, er besitze nur eine einzige „Tugend.“

Der Weltmann.

Sagt man das? Nun, so sage ich, daſs ich eben so gerne das Wort *Keuschheit* aus dem Munde einer herumschweifenden Priesterin einer gewissen Göttin höre, als das hohle, nichts sagende Wort *Tugend*, aus dem Munde der Menge.

Der Dichter.

Was ich heute nicht alles Neues höre! Hohl und nichts sagend!

Der Weltmann.

Ja, so klingt dieſs Wort in dem Munde der Menge. Von dem Einzelnen mag ich es ganz gerne hören, zum Beyspiel von Dir; und Du hast genug dafür gebüſst.

Der Dichter.

Das ich nicht wüſste!

Der Weltmann.

Aber nun auf den rechten Punkt zu kommen, —

weiſst Du wohl, daſs mir die Menge in diesem Urtheil ein recht groſses, recht feines Kompliment, und zwar wider Willen, macht?

Der Dichter.

Das wäre! Das wollte sie gewiſs nicht.

Der Weltmann.

Und doch that sie es; denn in diesen wenigen Worten hat sie das treffendste Gemählde von dem wahren Staats- und Geschäftsmanne in mir entworfen, und ich bin mit dem Lobe zufrieden. Mag es immer einst meine Grabschrift seyn! Was sollten wir, unter diesen Menschen, mit Eurer Tugend machen, da wir und sie nur durch Klugheit und Gewandtheit durchkommen, da die Gesellschaft, wie sie vor unsern Augen sich bewegt, nur auf beyde Dinge berechnet ist? — Wer kann von den meiſten meiner Mitbrüder sagen, was Du mir so eben im Nahmen der Menge sagtest? — Keine Laster Freund! keine Laster! Wahrlich, es gehört nicht wenig dazu; ich möchte beynahe sagen: es gehört nicht wenig Tugend dazu, es ohne Laster so weit zu bringen, als ich es gebracht habe, und sich ohne Laster da zu erhalten, wo ich mich erhalte.

Der Dichter.

Mögen Ihnen die Menschen für Ihre Groſsmuth danken! Ich fühle mich dazu nicht verpflichtet.

Der Weltmann.

Und wofür dankten uns die Menschen? Du dankst mir nicht, weil Du von einer Tugend träumst, die wohl den Einzelnen glücklich machen, aber nie die Händel der Welt leiten und befördern kann. Doch was weiſs die Menge von Deiner Tugend! Laſs sie nur einen an meiner Stelle zeigen; man wird eine Zeitlang über ihn lachen, die Köpfe zusammen halten, und ihn dann mit seiner Tugend in Ruhe setzen. Das recht sorgfältig zu verbergen, wodurch man allenfalls etwas werth ist: dieſs ist die Kunst, wodurch ich emporgestiegen bin.

Der Dichter.

Es wird Ihnen nicht viele Mühe gekostet haben.

Der Weltmann.

Wie weit liegt Dein Wäldchen von der Stadt?

Der Dichter.

Beynahe zwey Stunden. — Das wäre alles?

Der Weltmann.

Bis auf die Rechtfertigung meiner abschlägigen Antwort, wenn Du sie hören willst.

Der Dichter.

Wozu? Was könnte es nützen? Ich habe sie ja aus jedem Ihrer Worte vernommen, und so klar, so deutlich, daſs mir auch nicht der geringste Zweifel übrig bleibt.

Der Weltmann.

Thust Du doch sonst so wenig, des Nutzens wegen!

— Gesetzt, ich interessirte mich für Deinen Freund mit aller der Wärme und allem dem Eifer, die Du forderst, und die seine gerechte Sache verdient — weiſst Du wohl, was daraus erfolgte? Er würde sie für immer verlieren, und ich — mir in seinem Gegner, der jetzt so mächtig ist, einen unversöhnlichen Feind machen. Ich würde verlieren, sehr viel verlieren, und er noch mehr, als er bisher verloren hat; denn auch die Hoffnung auf die Zukunft wäre dahin. Nun ist meine Regel: nie etwas für einen Andern zu thun, wobey ich mir schaden kann, und alles zu thun, wobey ich keine Gefahr laufe, oder gewinne.

Der Dichter.

Das nenne ich doch Groſsmuth!

Der Weltmann.

Nenn' es, wie Du willst. Nur dadurch ist mir so vieles gelungen. Wie sollt' ich nun etwas wagen, wodurch der nur verlieren könnte, für den ich wagte! — Jetzt ist es nicht der Zeitpunkt für Deinen Freund — sein Gegner ist nicht unsterblich — Noch mehr! er ist ein Hofmann — Du verstehst mich hoffentlich? —

Der Dichter.

Sie sind ja so deutlich! —

Der Weltmann.

Dieſs ist eine meiner Gaben; und sie thut uns noth. — Will er die Sache durch einen Vertrag abmachen, mit etwas zufrieden seyn; so bin ich der Mann — und das nur um Deinetwillen.

Der Dichter.

Das soll er nicht! Das wird er nicht!

Der Weltmann.

Nun so mag ihn der Genius ernähren, bis bessere Zeiten für ihn kommen. Seine Sache wird gewonnen werden: das weiſs ich, das seh' ich im Voraus; aber das Wann kann ich nicht bestimmen: dieses hängt von dem Zufall ab, der bey uns so viel vermag.

Der Dichter.

Aufrichtig seyd Ihr wenigstens. Doch eine Tugend, wenn auch nur der Schatten davon!

Der Weltmann.

Ich bin es nur gegen Dich — nur im Vertrauen auf Deinen Genius. Würde ich nicht die thörichste aller Thorheiten begehen, wenn ich mich gegen jeden Andern so äuſserte? Dein Freund selbst darf nicht wissen, was ich Dir jetzt anvertrauet habe.

Der Dichter.

Gewiſs nicht; es ist ja so wichtig!

Der Weltmann.

Das Wichtigste, was ich in dieser Art seit langer Zeit gethan; und Du würdest es mir sehr hoch anrechnen, wenn Du erfahren hättest, was ich erfahren habe.

Der Dichter.

Ich mag es nicht wissen.

Der Weltmann.

Und doch würde es Dir nicht schaden. Es könnte selbst den Dichter belustigen und interessiren — und wenn Du willst — Du gefällst mir nun um vieles besser, als sonst —

Der Dichter.

Sie mir um vieles weniger.

Der Weltmann.

Ich werde Dir schon mit der Zeit gefallen.

Der Dichter.

Ich zweifle.

Der Weltmann.

Zweifle nur immer; um so viel mehr wird das Gefallen am Ende für Dich Werth haben. Was uns so schnell gefällt, miſsfällt uns oft am geschwindesten; und das, was sich uns so nach und nach, selbst wider Willen, aufdrängt, dauert um so länger. — Der Kontrast der Denkungsart, besonders ein so auffallender, ist für unser einen ein so seltnes Ding, daſs ich viel Vergnügen davon hoffe. Ich schätze gern' am Einzelnen, was ich der Menge abspreche. Willst Du erfahren, wie ich zu meiner Denkungsart gekommen bin, so verschwatze ich zu Zeiten gern' einige Stunden mit Dir. Vielleicht nützt es uns Beyden. Du wirst dann auch um so mehr begreifen, warum ich jetzt für Deinen Freund nichts thun kann, für den ich in Zukunft gerne recht viel thun möchte.

Der Dichter.

Ich will es überlegen, mit meinem Genius überlegen.

Der Weltmann.

Wie, wenn ich ihm ein neues Ganze zu verarbeiten vorlegte? Und obendrein ein Ganzes, wie es Dichter selten in der Wahrheit sehen? So hätte doch der Besuch genutzt.

Der Dichter.

Aber wenn es den Genius gar lähmte, ihn wenigstens bekümmerte?

Der Weltmann.

So würdest Du vielleicht um so mehr von einer andern Seite gewinnen. Doch fürchte nicht für ihn. Es wird ihm nur mehr Kraft geben: das merkt' ich an dem Blick, der Dein Bekenntniſs über Deine Dichterey begleitete. Der Dämon strahlte gar feurig aus Deinen Augen.

Der Dichter.

Um der Sonderbarkeit willen möcht' ich beynahe die Probe wagen.

Der Weltmann.

Thu' es, und besuche mich bald wieder. — Es ist bald Essens Zeit — Meine Gäste kommen. Willst Du einer von ihnen seyn?

Der Dichter.

Ich halte mich an Ihren Blick, und höre Ihre Worte nicht. — Mein Anzug — mein —

Der Weltmann.

Du hast ganz recht. So, könntest Du mir und Dir nur Schaden thun.

Der Dichter.

Meinen Schaden in diesem Punkte würde ich nicht achten, und der Ihrige wäre mir hier so ziemlich gleichgültig; aber mich erwartet ein froheres Mittagsessen, als Sie mir geben können.

Der Weltmann.

Wie das?

Der Dichter.

In meinem Wäldchen — mit Allen, die auf mich hoffen, — und die Kleinen die nun schon lange am Wege sitzen —

Der Weltmann.

Und vom Reichen willst Du nichts annehmen?

Der Dichter.

Still! Der Genius oder Dämon schüttelt sich in mir.

Der Weltmann.

Jeder nach seiner Weise!

ZWEYTE UNTERHALTUNG.

Der Weltmann.

Nun das freuet mich, daſs ich Dich wiedersehe. Ich hoffe, man hat Dich dieſsmal nicht warten lassen.

Der Dichter.

Im Gegentheil, man führte mich so gerade, so geschwind ein, wie der heimliche Horcher oder Angeber in des Ministers Kabinet geführt wird.

Der Weltmann.

Und wie steht es zu Hause? — in der Hütte, sollt' ich sagen.

Der Dichter.

Da steht alles gut.

Der Weltmann.

Ich vergaſs bey Deinem letzten Besuche, Dich nach dem Heldengedichte zu fragen, das Du schon auf der Schule anfingst; wie steht es jetzt damit?

Der

Der Dichter.

Es rückt ſo leiſe fort.

Der Weltmann.

Mach' es nur nicht, wie es Euer Klopſtock machte, deſſen Gedicht keiner von uns brauchen kann.

Der Dichter.

Sie beſtimmen ſeinem Gedichte erſt ſeinen rechten Werth; die Unſterblichen ſingen nur den Geweihten.

Der Weltmann.

Mögen ſie! — Was ich Dir zu erzählen habe, iſt auch ein Heldengedicht — zwar nicht in einem ſo hohen Tone, aber durch Mittel, Zweck, That und Werk doch ein Heldengedicht. — Willſt Du es anhören?

Der Dichter.

Bin ich nicht darum gekommen?

Der Weltmann.

Freylich iſt der Held mehr leidend, als thätig. Wenigſtens ſcheint er nicht zu handeln, handelt aber eben darum deſto mehr für ſich. Du ſollſt eine wahre Schöpfung aus nichts entſtehen ſehen.

Der Dichter.

Aus nichts? Werden das auch d i e ſagen, auf deren Koſten dieſe Schöpfung nach und nach vollendet ward?

Der Weltmann.

Nennt nicht Plato die Dichter ein leichtes und geflügeltes Volk?

Der Dichter.

Und wenn er's thäte?

Der Weltmann.

Dann ist es um so sonderbarer, daſs ich viele Teutsche Dichter wie Elephanten auftreten höre. Es muſs sich mit den Dichtern seit Plato's Zeit geändert haben.

Der Dichter.

Vielleicht auch nicht; vielleicht brauchten damals die Dichter nicht so hart aufzutreten, vielleicht hatten die Staatsleute zu jener Zeit ein leiseres Gehör.

Der Weltmann.

O, die glichen sich immer, müssen sich wohl immer gleichen! — Nein, in meinem Sinne, sollst Du eine wahre Schöpfung aus nichts entstehen sehn. Denn wahrlich der, für den das Glück nichts im Voraus gethan hat, ist in dem Gedränge der Welt noch weniger als Nichts. Du sollst noch überdieſs ein Spiel des Zufalls sehen, gegen den sich der, für den er einige Male die Würfel glücklich warf, auf alle mögliche Weise zu decken und zu schützen sucht. — Eben darum müssen wir von der frühsten Zeit anfangen.

Der Dichter.

Desto besser! Ich sehe gern' ein Ding sich aus sich selbst entwickeln, und nun gar noch einen Menschen, der es dahin gebracht zu haben scheint, nur noch das Äuſsere davon an sich zu tragen.

Der Weltmann.

Vermuthlich, weil er das Innere nicht jedem zeigen darf. — Erinnerst Du Dich des fürchterlichen Mannes, unseres Rectors?

Der Dichter.

Ob ich mich seiner erinnere? Er steht lebendig vor mir, der häſsliche, feindselige Mann! Wie viele gute Eigenschaften hat er in seinen Schülern ermordet! wie viele böse zu früh entwickelt, gar erzeugt! Ich glühe, wenn ich an ihn denke.

Der Weltmann.

Ich bin recht sehr mit ihm zufrieden. Für mich muſste er gerade so seyn, wie er war, damit seine fürchterlich schwere Hand ein Ereigniſs erzeugte, welches die erste Ursache wurde, daſs ich hier als Minister vor Dir sitze. Nur wünschte ich, er hätte die Galle in dem Dichter nicht erweckt, die, wie ich höre, in seinen Schriften ziemlich bitter strömen soll.

Der Dichter.

Sprechen Sie ihn davon nur los; das haben ganz andre Leute gethan.

Der Weltmann.

Wer weiſs! — Erinnerst Du Dich auch der schrecklichen Ohrfeige, die mir der Wüthende im letzten Jahre unseres Schullebens so unverdient gab? — Du lächelst? — Ich segne heute seine Hand; denn sie war die erste Veranlassung zu meiner jetzigen Denkungsart, der erste Grund zu meinem jetzigen Glücke.

Der Dichter.

Es geht doch nichts über den Zufall!

Der Weltmann.

Gewiſs nicht; wenn der Mensch an seinen Winken nur das bemerkt, was er ihm zu verstehen geben will. Er ist der wahre Gott der politischen Welt: das glaube mir.

Der Dichter.

Und die Priester, möchte oft die Gemeinde sagen, sind ihres Götzens würdig. — Ich begreife nun ganz deutlich, warum Leute Ihres Gleichen die Tugend ein leeres, nichts sagendes Wort nennen, da sie ein so volles und klares an ihre Stelle setzen.

Der Weltmann.

Es wird sich ja zeigen! Dieser abscheuliche Mensch, der die von seinem bösen Weibe erlittnen Plagen an uns Armen so schrecklich rächte, war der erste, welcher mir den Gedanken aufzwang: die

Menschen müſsten nicht so gut seyn, als uns die Bücher und idealisirende Moralisten bereden wollten. — Die Ursache seiner Laune wuſste ich damals noch nicht; aber seine unbilligen Handlungen sah ich, und seine wahre Pflicht gegen uns war mir sehr wohl bekannt. Nun denke, wie mich diese Ohrfeige empören, wie sie mein ganzes Innere umkehren muſste! Ich sann auf Rache, hütete mich aber sorgfältig, sie selbst auszuüben.

Der Dichter.

Und hiermit liefern Sie den ersten Hauptzug zu dem Gemählde, das Sie mir aufstellen wollen. — Ich möchte eben so wohl einem andern Busen etwas von meiner Liebe abgeben, als ihm meine Rache, das stärkste, gerechteste Selbstgefühl des beleidigten Menschen, anvertrauen.

Der Weltmann.

Ich bin zufrieden, so gehandelt zu haben, wie ich handelte. Sollte ich, der Ärmste, Unbedeutendste von Allen, den zu züchtigen unternehmen, der mich durch seine Anklage um alle die Vortheile bringen konnte, die ich zu erhalten hoffte, die ich erhalten muſste, um meine Studien fortsetzen zu können? Die meisten von Euch konnten ihn und sein Zeugniſs entbehren; ich nicht. — Da Du Dich des ersten erinnerst, so hast Du gewiſs eben so wenig den tückischen Streich vergessen, den der liederliche Bernhard dem Pedanten spielte.

Der Dichter.

So wenig, wie die edle, mir jetzt unbegreifliche Art, mit welcher Sie Sich für ihn aufopferten und Sich der Wuth des Pedanten aussetzten. Hier liegt ein Widerspruch mit dem vorigen vernünftigen Benehmen, den ich mir nicht klar zu machen weiſs. Mit Ihrer jetzigen Denkungsart lieſs' es sich noch ausgleichen; denn möglich ist es doch, daſs auch Ihnen einmal in der Jugend das Herz etwas höher schlagen konnte.

Der Weltmann.

O dieser Widerspruch wird sogleich verschwinden. — Ich war es, der den liederlichen Bernhard zu diesem tückischen Streich anfeuerte.

Der Dichter.

So? Nun fängt es an, Ihnen mehr zu gleichen.

Der Weltmann.

Das soll es eben. Ich gewann den Trägen und Gefräſsigen mit dem Versprechen, ihm einen Monat lang seine lateinischen Übersetzungen zu machen, und ihm von meinem eben nicht sehr groſsen Frühstück die Hälfte abzugeben. Da aber ein sehr starker und sehr gegründeter Verdacht auf den liederlichen Bernhard fiel, und die Entdeckung des Streiches eine so gefährliche Wendung nahm, die ich ganz übersehen hatte, so muſste ich fürchten, daſs dieser lieber den wahren Urheber nennen, als sich von dem Wüthenden zerbläuen lassen würde. In diesem Falle fiel seine Wuth gewiſs, und noch viel schrecklicher, auf mich. Nun schien mir die Wahrheit viel vortheilhafter für mich; ich stand also auf, und erklärte mich, zu Euer Aller Erstaunen, ganz muthig, ganz heroisch, für den Urheber und Vollzieher des tückischen Streiches. Die Züchtigung war so schrecklich, daſs mir selbst Eure Lobeserhebungen meines Heldenmuths und meiner Gerechtigkeitsliebe höchst gleichgültig waren.

Der Dichter.

Das Bewuſstseyn, sie verdient zu haben, mochte doch wohl auch wirken.

Der Weltmann.

Darauf kam es jetzt gar nicht an. — Nun sieh, so edel war mein Opfer; und so sieht es leider mit gar vielen Opfern aus, die uns als groſse, erhabene Thaten aufgedrungen werden, die wir anstaunen und bewundern, weil wir die unreinen Triebfedern der schönen That nicht sehen. Du lobtest meine hohe That vor allen, und, wenn ich mich nicht irre, so besangst Du sie gar. — Erröthe nur nicht, und preise Dich glücklich, wenn sich Deine heilige Muse nicht öfter, nicht stärker, in ihrem Gegenstande betrogen hat.

Der Dichter.

Meine Muse hat sich nicht geirrt, konnte sich nicht irren. Wie die schöne That den Menschen erscheint, so besingt sie die Muse; und da sie dieselbe nicht um dessentwillen, der sie gethan hat, besingt, so genügt es ihr, die Zuhörer durch ihren Gesang zu schönen Thaten anzufeuern.

Der Weltmann.

Ich wünsche der Muse eine reiche Ernte, zweifle auch gar nicht daran, daſs sie dieses während der Begeisterung wirkt, die sie dem Zuhörer und dem Leser mittheilt. Hintendrein möchte es wohl manchem von den Zuhörern und Lesern wie mir ergehen. Ich lächelte über Dein Lobgedicht; denn als ich bey kälterem Blute die Stimmen über meine vermeynte Heldenthat sammelte, und überzählte, fand ich, daſs mich zwanzig gegen Einen, für einen Narren, einen Pinsel erklärten; daſs fast Alle meynten: ich hätte auf den liederlichen Bernhard fürs erste nur immer sollen zudreschen lassen; wenigstens würde doch der Pedant seine erste Wuth an ihm befriedigt haben, und ermüdeter über mich hergefallen seyn. Gleichwohl waren Alle von meiner Heldenthat völlig überzeugt, und ich — ich fand es auf keine Weise zuträglich, ihnen den Irrthum zu benehmen. War doch das zu meinen Gunsten bewirkte Vorurtheil auch nicht zu verachten.

Und nun gebe ich Dir auf, zu errathen, welche wichtige Lehre ich aus diesem Vorfalle für mich gezogen habe.

Der Dichter.

Es ist wohl schwer!

Der Weltmann.

Das Leichteste, Einfachste ist oft am schwersten zu finden.

Der Dichter.

Ich denke, eben das, was Sie mir neulich so klar bewiesen: Nie etwas zum Besten eines Andern, ohne Sicherheit und Gewinn für sich selbst, zu thun. Haben Sie diese Lehre so früh aus diesem Vorfalle gezogen, so muſs ich Ihnen das Zeugniſs geben, daſs Sie dieselbe bey reifern Jahren wahrlich nicht vergessen haben.

Der Weltmann.

O, diese da ist doch auch so natürlich, daſs sie mit dem Menschengeschlechte selbst, um das Alter streiten könnte! Du kannst sie schon, gerade und rund ausgedrückt, in den goldnen Sprüchen der griechischen Weisen finden. Für unser einen ist sie freylich eine gute Warnung, ein wahrer Leuchtthurm auf diesem stürmischen Meere. Doch die jetzt von mir gefundene lautet so: meine eigene Meynung über alle Vorfälle des Lebens zurückzuhalten, mich von dem bloſsen Scheine keiner That, Rede oder Handlung, so glänzend oder zweydeutig sie auch dem Ohre oder dem Auge vorkomme, blenden oder täuschen zu lassen; — die Meynungen Aller anzuhören, die Stimmen im Stillen zu sammeln, und mir die Mehrheit zur Wag' und Richtschnur dienen zu lassen. Bisher habe ich nicht eine einzige gefunden, die, genau untersucht, so gut oder so böse gewesen wäre, als sie auf den ersten Blick zu seyn schien, und, was noch ärger ist, keine glänzende, welche die Menschen nicht zu verunreinigen, keine zweydeutige, welche sie nicht in ein reineres Licht zu stellen wüſsten. Dieses war die erste der Goldminen, die mein aufmerksamer Geist von den vielen entdeckte, die, Euren Augen unsichtbar, durch dieses Chaos der menschlichen Gesellschaft laufen.

Der Dichter.

Geist? Dazu braucht man auch wohl Geist! Sie hätten den Entdecker immer etwas tiefer finden können. Diese Goldminen sind übrigens nicht so unsichtbar, als Sie glauben. Der Dichter kennt sie sehr wohl, und die Quellen, woraus Ihr Euren Durst stillt, liegen auch ihm ganz offen da. Glaubt ja nicht, er sähe das nicht, was er verschmähet, verschmähen muſs.

Der Weltmann.

Verschmäh' es der Dichter! War ich nur auf der rechten Spur — was liegt mir daran, wie sich der Lehrmeister nennt, der mich auf sie hinwies! Nenn' es, wie Du willst, Verstand oder Instinkt. Beyde sind nur in so fern etwas werth, als man sie zu gebrauchen weiſs.

Der Dichter.

Freylich, wer einmal über die Sache einig ist — was macht dem ihr Nahme?

Der Weltmann.

So meyne ich. — Du siehst also, daſs jene Ohrfeige mir von groſsem Nutzen war. — Wie? und wenn ich Dir nun gar noch sage, daſs sie mir einige Monate darauf ein Zeugniſs von dem Pedanten erwarb, wie keiner von Euch je eins erhalten, wie er nie jemanden eins gegeben hat? Daſs dieses Zeugniſs nicht allein meine Ausstattung über alle Erwartung vergröſserte, sondern daſs es, nebst einem Empfehlungsschreiben des Pedanten an den berühmtesten Publicisten in ***, meine erste Anstellung, worauf so viel im Leben ankommt, bewirkt, und folglich den Grund zu allen für mich glücklichen Ereignissen gelegt hat? Und dieſs alles kommt von einer Ohrfeige her; denn als ich mich am Ende unseres Schullebens mit vieler Bescheidenheit an den Pedanten wendete, und ihn um sein, für mich so wichtiges Zeugniſs bat, wollte der Zufall, daſs eben die von ihm so sehr beleidigte Wange durch eine Verkältung aufgeschwollen war. Glücklicher Weise hatte er in seinem Hause einen seltnen heitren Morgen; sein böses Weib sang in der Küche in gellendem Tone ein erbauliches Lied, und kündigte dem Geplagten auch einen frohen Mittag an. Dieser Umstand schien seine sauren Säfte auf einen Augenblick zu versüſsen und seine ganz verrostete Theilnahme an einem Andern aufzuwecken. Er sah auf meine geschwollene Wange, und fragte mich um die Ursache. Der Instinkt, Verstand, oder das niedrige Ding, auf das Du vorhin anspieltest, machte, daſs ich errothete, und ihn starr und zweifelnd anblickte. Der Zufall wollte, daſs er mit mir an dieselbe Sache dachte — nehmlich an seinen ungerechten Schlag auf diese Wange, und an etwas, an das ich nicht dachte: — an meine groſse Heldenthat. Der besänftigte Wütherich entschuldigte sich mit seiner Hypochondrie über das erste, und lobte mich für das zweyte. Ich dankte ihm für das letzte, und versicherte ihn, das erste längst vergessen zu haben.

Der Dichter.

Ich begreife nun, warum der Zufall so früh Ihr Götze ward. Unser einer hätte in dem Allen ganz natürliche Ereignisse erblickt; aber wenn man einmal die wahren Götter auf die Seite schaffen will, so bildet man sich seinen Götzen nach Gefallen und Bedürfniſs aus. Die beste Art sich zu beruhigen!

Der Weltmann.

Zeige mir nur den Finger Deiner wahren Götter in den Welthändeln so klar, als ich Dir den Finger der Götzen der Menschen zeigen will; und Du sollst an mir zum Bekehrer werden, was ich wahrlich an Dir nicht zu werden denke.

Der Dichter.

Warum nicht, da Sie so gut mit den Ihrigen gefahren sind?

Der Weltmann.

Weil Du ein Abgötter ganz anderer Art bist, weil Abgötterey, aus dem Herzen und der Einbildungskraft entsprungen, nie mit der meinigen, von dem kalten Verstande erzeugten, gleichen Schritt halten kann — und weil — weil die Deinige Dich glücklicher macht, als die meinige Dich machen würde. Dem Dichter ist das Gröſste, Erhabenste im Menschen glaubwürdig; das Kleinste selbst weiſs er dazu zu machen. Er betet Gegenstände an, bey denen wir kalt vorübergehen; geräth in Entzücken, wann wir lächeln, auſser sich, wann wir uns in unser tiefstes Innerste zurückziehen. Er verachtet, was wir schätzen; schätzt, was für uns keinen Werth hat; buhlt mit Göttern, deren Spur wir nirgends sehen; schwebt in idealischen Gefilden, während wir *die* bebauen und in Ordnung halten, auf denen sein Fuſs ruht, und die seinen Leib ernähren, so sparsam, so kümmerlich es auch immer seyn mag. Am Ende müssen wir uns denn doch vertragen; und darum laſs jeden nach seiner Weise glücklich seyn. Den Schlechten verachten wir mit Euch.

Der Dichter.

Und wer wäre der, nach Eurer Meynung?

Der Weltmann.

Etwa der, der etwas Dummes, Böses, Unnützes thut, wenn es ihm erlaubt ist, etwas Gescheites, Gutes oder Nützliches zu thun.

Der Dichter.

Und wenn es ihm nun nicht erlaubt ist?

Der Weltmann.

So läſst er lieber beydes bleiben.

Der Dichter.

Das ginge noch so hin. Aber wenn es nun sein Vortheil wäre, etwas Zweydeutiges oder Böses zu thun; wenn es ihm vorkäme: seine Lage, gewisse Rücksichten, seine eigne Erhaltung, zwängen ihn dazu, hingen davon ab — oder wenn ihm gar der listige Sophist Verstand, der alles in ein erträgliches Licht zu stellen gewöhnt ist, bewiese: die Sache sey doch so schlimm nicht; es könne doch dieſs und jenes Gute aus dem Bösen selbst entstehen: — was thut er da?

Der Weltmann.

Was er da thut? hm! — er überläſst dem Zufalle, so viel er kann, verhält sich während seines Wirkens so leidend, als ihm nur erlaubt ist; und kann es am Ende nicht anders seyn, so thut er, was er muſs — was der Weltlauf von den ältesten Zeiten her nun einmal mit sich führt.

Der Dichter.

Das nenn' ich doch eine Rechtfertigung oder Beschönigung, worüber ein Sokrates selbst, so viel er auch der Sophismen von gewissen Leuten gehört haben mag, erstaunen, wenn nicht gar erschrecken, würde!

Der Weltmann.

Ich glaube kaum; denn Dein Sokrates war ein kluger Mann, und kannte die Menschen, für einen Philosophen, recht gut.

Der Dichter.

Wenigstens würde er an meiner Stelle doch sagen: dafür, mein Theurer, mögen Dir alle verstorbenen, jetztlebenden und künftigen Staats- und Geschäfts-Leute, so böse, eigennützig, herrsch- und habsüchtig sie auch immer seyn mögen, Dank abstatten; ich bin Dir keinen schuldig.

Der Weltmann.

Hier gehst Du nun ein wenig weiter, als ich wollte, als es nöthig ist; und so geht es Euch Dichtern immer, wenn Ihr mit uns prosaischen Menschen redet. Gleichwohl lieſse sich noch manches zur Vertheidigung, wenigstens zur Entschuldigung des Allerschlimmsten unter denen aufbringen, die Du da genannt hast. Wie vieles lieſse sich der Lage zuschreiben, in der sie waren, den Umständen, die sie vor sich fanden, den Leuten, mit denen und durch welche sie wirkten, wirken muſsten! — Und am Ende, wen glaubst Du, daſs der Hauptvorwurf trifft? —

Der Dichter.

Da er sie nicht trifft, so möcht' ich es wohl hören

Der Weltmann.

Euch.

Der Dichter.

Auch mich?

Der Weltmann.

Nun Dich, Deines Gleichen, wohl nicht; aber Euch — Euch Alle — Euer Zusammenseyn, das einmal so seyn und bleiben muſs: das Kampfspiel, das jeder von Euch nach seinen Kräften mit dem Wesen treibt, welches Euch zusammen hält, dem jeder so viel abzugewinnen sucht, als er erreichen, als er an sich reiſsen kann. Und da die Kämpfenden so verschiedner Art, Kraft und verschiednen Sinnes sind: so sind es auch die Waffen, die sie zu diesem offnen oder geheimen Spiele gebrauchen. Nach den Waffen muſs sich doch der Gegenstreiter richten, wenn er nicht ganz unterliegen will. — Sagtest Du nicht selbst: Deine Dichterey bestände in Deiner inneren Kraft, Deinem moralischen Werthe, und Du vermiedest jedes äuſsere Verhältniſs, das ihre Reinheit der Gefahr aussetzte? Diese Worte beweisen wohl Deine Vorsicht; aber beweisen sie auch Muth? Und woraus flieſst sie, diese Dir so nöthig scheinende Vorsicht? Hast Du dadurch dem gesammten Menschenwesen nicht ein weit härteres Urtheil gesprochen, als ich es je gethan habe, als Dir es meine Geschichte selbst abzwingen wird?

Der Dichter.

Fein! sehr fein! — Ich hätte diese Wendung nicht erwartet.

Der Weltmann.

So pflegt es uns oft zu gehen! Meine Geschichte soll Dich schon noch toleranter machen.

Der Dichter.

Noch toleranter? — Sie setzen also voraus, daſs ich schon tolerant geworden, oder wenigstens auf gutem Wege dazu bin?

Der Weltmann.

Ich setze nichts voraus, lasse alles nur so geschehen, und durch sich selbst wirken. — Wenn ich wollte, ich könnte jetzt dem heiſsen Kopfe da ganz andre Schwärmer in die empfängliche Einbildungskraft schleudern — könnte ihn eine Leiter hinauffuhren, die ich selbst einst zu besteigen wagte, von der ich aber schon, als ich auf der Hälfte war, herunter sprang, um dem Sturze von der letzten Stufe zuvorzukommen. Darum laſs uns lieber auf der ebenen Erde, unsrer Mutter, bleiben, und einen Schleyer zwischen uns und das ziehen, was wir *Himmel* oder *Oben* nennen. Wir wollen hier wahrnehmen, *wie* es ist, nicht, *warum* es so ist; und ich stelle Dir in mir einen Menschen auf, der die Menschen und ihr Wesen nur dazu braucht, wozu sie hienieden einander brauchen; der dabey so zu Werke geht, daſs er sich von allem dem, was Leute Deiner Art an dem Menschen hassen, nicht mehr und weniger zu Schulden kommen läſst, als er um seines Zweckes willen unumgänglich muſs.

Der Dichter.

Nicht mehr und weniger! — Lassen Sie mich doch ja den edlen Mann recht ins Gesicht fassen!

Der Weltmann.

Das ist eben sein Wunsch, und er wird thun, was in seinen Kräften ist. — Doch „edler Mann?“ — den versprach ich Dir ja nicht.

Der Dichter.

Wahrlich nicht — da haben Sie recht — aber was denn?

Der Weltmann.

Das wird sich schon ergeben.

Der Dichter.

So lassen Sie es doch werden.

Der Weltmann.

Wir sind in ***, an der Quelle der erhabenen Kenntnisse. Ich stürze mich mit einem brennenden Eifer, einem wahren Heiſshunger, in die Wissenschaften; denn sie sollen ja die Quellen meines Glückes werden. Die Wahrheiten, die sie enthalten, oder enthalten sollen, an die denke ich nicht; um die kümmere ich mich nicht.

Der Dichter.

Ganz und gar nicht?

Der Weltmann.

Im geringsten nicht; es ist nur das Handwerkszeug zum künftigen Gewerbe, das ich hier zusammensuche — Was etwa Angenehmes, Schönes oder Gutes mitzunehmen ist, verschmäh' ich nicht — es erfrischt das Trockne.

Der Dichter.

Thut es doch so viel?

Der Weltmann.

Und thut genug. — Ich hörte alle Theile der Juristerey; und als ich sie nun alle gehört hatte — was meinst Du, wie das Resultat meiner Betrachtungen, meines Nachsinnens darüber ausfiel?

Der Dichter.

Etwa eine neue Regel?

Der Weltmann.

Freylich könnte es zu vielem dienen. — Es lautet ganz kurz, und so: die Menschen müſsten gerade so seyn, wie ich sie nachher gefunden habe.

Der Dichter.

Nun?

Der Weltmann.

Das allerzweydeutigste, betrügerischste, lügenhafteste, unzuverlässigste Geschlecht, im Ganzen.

Der Dichter.

Wenn Ihnen die Jurisprudenz nur dieſs bewies, so müssen Sie diese Wissenschaft bloſs als Advokat studiert haben — denn sie hat ja auch eine andere, eine sehr schöne Seite.

Der Weltmann.

Die wäre?

Der Dichter.

Und das soll ich dem Staatsmanne sagen?

Der Weltmann.

Warum nicht? So lernte doch der Staatsmann von dem Dichter etwas.

Der Dichter.

So lächle er denn über den Dichter! — Die Gesetzgebung.

Der Weltmann.

Freylich, dieſs ist eine recht schöne, recht glänzende Seite. Schade nur, daſs sie die häſsliche um so sichtbarer macht! Denn ist die ganze Jurisprudenz etwas anderes, als ein Zusammentragen von

Gesetzen, Klauseln, Glossen, Kommentarien, gegen Betriegereyen, Schurkereyen? Gibt es auch nur eine einzige Handlung des menschlichen Lebens, sie sey noch so klein, oder noch so groſs, von der Geburt bis selbst in's Grab, ja über das Grab hinaus, wo hier das Warnungs- und Vorsichtszeichen nicht mit groſsen Buchstaben aufgestellt wäre? Und, was das allertollste ist, da gibt es kein Gesetz, mit so groſsen Buchstaben es auch geschrieben sey, das sich nicht durch eben die Mittel dieser Wissenschaft bestreiten oder zweydeutig machen lieſse. Kann der Klügste unter uns von der allergesetzmäſsigsten Handlung sagen, er habe sie mit Zuziehung der geschicktesten Helfershelfer nun so verrammelt, daſs kein andrer noch geschickterer Helfershelfer etwas daran finden sollte, wodurch er sie erschüttern könnte? So sage nun ich: diejenigen, welche diese Gesellschaft hier zusammen ausmachen, und für welche man benöthiget ist, so zu sorgen, müssen eine Art von Wesen seyn, die wenigstens dem hohen Ideal nicht gleichen, das dichterische und moralische Schwärmer in ihnen sehen, zu sehen wünschen, oder einst zu sehen hoffen. Auf diese Weise ward nun die Jurisprudenz für mich, mehr noch ein Kommentar über die, für welche die Gesetze gemacht wurden, als über die Gesetze selbst.

Der Dichter.

So? Freylich eine ganz neue Ansicht! Aber das, was Ihnen vorher „Ihren Geist" zu nennen beliebte, mag auch hier unvermerkt sein Spiel getrieben haben. — Könnte man nicht eben so gut sagen, daſs alle, Vorsicht empfehlende, und Strafe drohende Gesetze, zur Warnung und zum Schutze des Guten, gegen den Bösen und Ungerechten aufgestellt wären? Aber das wäre viel zu natürlich für einen Mann, der lieber seitwärts als vorwärts sieht.

Der Weltmann.

So meyne ich es eben. Warnungs- und Drohungszeichen, auf diesem gefährlichen Meere, auf das wir uns einschiffen.

Der Dichter.

Und warum nahmen wir Teutschen Gesetze von einem uns fremden Volke?

Der Weltmann.

Wir haben sie.

Der Dichter.

Die Weisen der alten und neuen Zeit haben nicht ermangelt, uns darauf aufmerksam zu machen.

Der Weltmann.

Es hat so viel geholfen, daſs es heute noch gerade so ist, wie es damals war — wenigstens bey uns.

Der Dichter.

Ich spreche nicht als Advokat, wie Sie wohl merken werden. Haben wir nicht einen Harrington, einen Sydney, einen Locke, einen Montesquieu? Umfassen sie nicht in ihren unsterblichen Werken das Angelegenste der ganzen Menschheit?

Der Weltmann.

O ja! Den Menschen hat man es nie an schönen und vortrefflichen Büchern mangeln laſsen. Diesen Vorwurf kann man den Weisen nicht machen — sie thaten hierin alles Mögliche. Leider aber beweisen sie sammt und sonders (den göttlichen von Dir vergessenen Plato nicht ausgenommen) uns nur, was die Menschen nicht sind, und was sie seyn sollten, das ist — was ich sie selbst gerne sehen möchte.

Der Dichter.

Und die sich anmaſsen, sie zu leiten, zu führen — zu beherrschen?

Der Weltmann.

Sind doch auch die nur Menschen.

Der Dichter.

Und die sie nur beherrschen wollen.

Der Weltmann.

Und sie nicht bessern können.

Der Dichter.

Was gleichwohl ihre Pflicht ist, da sie sich über Andere hinaufdrängen. Sie geben diese Verpflichtung nicht durch ihren Eyd allein ein, sondern auch dadurch, daſs sie sich durch edle Wissenschaften zu diesem wichtigen und erhabenen Geschäfte vorbereiten.

Der Weltmann.

Edle Wissenschaften! — Ja, ja! wir sahen so eben ein Beyspiel in einer der edelsten, wenigstens dem Nutzen nach; denn trotz allen ihren Gebrechen ist sie doch die einzige, welche diese wilde Menge in einem Kreise fesselt, über dem sie mit Schwert und Strick bewaffnet schwebt. — Wollen wir uns zu einer erhabneren emporheben?

Der Dichter.

Um sie noch mehr im Koth zu schleifen?

Der Weltmann.

Wer kann dafür, wenn auch sie nicht im Stande ist, sich in ihrer Höhe zu erhalten? Und was lieſsen die Menschen wohl in oder auf seiner Höhe! Also die Moral. Freylich klingt sie dem Ohre lieblicher, als die vorige; denn jene nimmt die Menschen, wie sie sind, und diese, wie sie seyn sollen. Soll ich die Systeme mit Dir durchlaufen, welche Dogmatiker, Skeptiker, Schwärmer, und wie sie alle heiſsen mögen, von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten aufgeführt haben? Wozu? Ich für meinen Theil fand es höchst sonderbar (um höflich zu reden), daſs sich Menschen, die einander seit Jahrhunderten die schönsten Komplimente über ihre Tugend gemacht haben, noch bis auf den heutigen Tag über den wahren Sinn dieses Wortes nicht vereinigen können.

Der Dichter.

Was wäre wohl von dem zu sagen, der dieſs nicht könnte! der einen andern darum fragen müſste!

Der Weltmann.

Die Metaphysik wirst Du mir gerne schenken.

Der Dichter.

Wozu sollte sie dem Manne nützen, der sein Daseyn auf dieser irdischen Welt so gut, sicher und fest zu gründen wuſste!

Der Weltmann.

Da hast Du Recht; und sie half mir sehr viel dazu: denn nichts überzeugt den Wachenden von seiner Munterkeit und ihrem Werthe mehr, als wenn er die Andern mit offnen Augen träumen sieht und hört, während er mit den gewonnenen Stunden wuchert.

Der Dichter.

Aber das Recht der Natur — das, sollt' ich glauben, war eine Wissenschaft für Sie.

Der Weltmann.

So? meynst Du? Ich setzte unser Staatsrecht, worin wir Teutschen zum Heil des Volkes und zum Besten unsrer Fürsten so stark sind, unsre Kameralwissenschaft und Statistik darauf; und diese Last drückte das dünne Ding so zusammen, daſs es kaum mehr sichtbar war.

Der Dichter.

Ich glaube es gern. Man merkt diese Wirkung von Tage zu Tage mehr.

Der Weltmann.

Da hätten wir nun die edlen und erhabenen Wissenschaften alle, womit die ausgerüstet sind, oder seyn sollten, welche, nach Deinem Ausdruck, die Menschen leiten — denn die Politik rechne ich gar nicht dazu.

Der Dichter.

Das wundert mich. Mich dünkt, sie müſste Ihnen vielmehr die edelste von allen seyn.

Der Weltmann.

Ich rechne sie darum nicht dazu, weil sie eigentlich keine Wissenschaft ist, weil niemand sie aus Büchern lernt.

Der Dichter.

Ich merke, von welcher Politik Sie reden.

Der Weltmann.

So wirst Du mich um so geschwinder verstehen. Sie ist eine Sache des Instinkts und der Beobachtung — Wer am schnellsten und schärfsten wittert, wer die Zufälle aus der weitesten Entfernung herannahen sieht, sie zu leiten, zu benutzen weiſs: der ist der Mann dazu. Alle Andere tappen nur im Finstern.

Mit zugespitztem Verstande, mit gefesselter Einbildungskraft, den Kopf voll von allen diesen seit Jahrtausenden zusammengetragenen Schätzen, saſs ich nun da, und wartete auf ihren Käufer.

Der Dichter.

Hm! — Sie haben da zwar etwas sehr Kleines, aber doch sehr Wesentliches im Menschen, vergessen. Machte denn dieses gar keinen Anspruch? rührte es sich nicht? blieb es ohne allen Gewinnst? hoffte es auf gar keinen?

Der Weltmann.

Erkläre Dich doch — ich verstehe Dich nicht.

Der Dichter.

Ich schäme mich beynahe, es vor Ihnen zu nennen.

Der Weltmann.

Thu' es nur immer; wir sind ja allein.

Der Dichter.

Und niemand hört uns. Ich will es wagen. Wie die Einbildungskraft, der Verstand, der Kopf des Mannes beschaffen waren, der jetzt am Markte saſs, und sich nach Käufern umsah, habe ich vernommen; aber —

Der Weltmann.

Aber?

Der Dichter.

Wie sah es mit dem Herzen aus? — schwieg es ganz? — ward es gar nicht gefragt?

Der Weltmann.

Ha so! Das Herz — das Herz ist das Ding, nach dem Du Dich zu fragen schämtest? —

Der Dichter.

Es ist heraus — Sie haben mir Muth dazu gemacht.

Der Weltmann.

O, das Herz ist ein gar zu geschmeidiges, gar zu gefälliges Ding, wenn der Verstand Herr im Hause ist, wie es seyn muſs, wenn das Hauswesen fest bestehen und steigen soll. Wer sein Glück machen will, muſs das leicht zu verzärtelnde Ding gewöhnen, sich an den Siegen, an dem Gewinne des Verstandes zu ergötzen; denn sollte sich der Verstand an den Siegen und dem Gewinne des Herzens ergötzen, da möchte er wohl nicht viele Lorbeeren aufzuzeigen haben, möchte wohl, unter der immerwährenden Geschäftigkeit des unruhigen Dinges, ganz zusammenschrumpfen. Du glaubst gar nicht, was für ein Genuſs in den Worten liegt.

wenn sich unser einer ganz in's geheim zuflistert: Auch dieſs ist mir gelungen!

Der Dichter.

Ach wohl mag es dem so vorkommen, der nie empfunden hat, was dem Herzen und dem Geiste die Vollendung einer guten That ist! Es lebt in einem Augenblick alle Triumphe des kalten Verstandes.

Der Weltmann.

Es kommt darauf an! Die richtige Anwendung der Kräfte, die wahre Berechnung der Umstände, die Feinheit, die Anstrengung, das Ausharren, das Dulden, das Wählen des einzigen Augenblicks, geben dem Geiste, nach Vollendung der That, eine so heitere Übersicht, ein so ruhiges, festes In - und Um sich Schauen, daſs ich es Dir von ganzem Herzen nur einmal in Deinem Leben wünschen möchte.

Der Dichter.

Ich bedarf es nicht, und gönne es Ihnen. — Ich sehe, fühle alle die Thränen, welche die Menschheit bey den von Euch erfochtenen Siegen des Verstandes oder Eurer Klugheit weint. Wer hat sie gezählt!

Der Weltmann.

Wer sie gezählt hat? Vermuthlich der, welcher alle Folgen der Thorheiten zählt, die aus dem Herzen, den Leidenschaften, und dem, was Ihr hohes

Gefühl nennt, entspringen. Doch was geht mich das an! Das Alles wird sich am Ende schon geben. Du hältst mich jetzt nur am Markte auf. Der Käufer kam; und es war hohe Zeit. Hier hast Du abermals den Zufall, oder den Zufall aus dem Zufalle. — — Eines Abends befand ich mich bey dem groſsen Publicisten, dem der Pedant mich so warm empfohlen hatte. Es war mir so ziemlich gelungen, mich in seine Gunst zu setzen; denn ich wuſste ihm die spitzesten Fragen, die sonderbarsten Fälle aus dieser für uns Teutschen so wichtigen Wissenschaft vorzulegen. Diesen Abend geriethen wir in eine Art von Streit über ein publicistisches Ereigniſs, das vielleicht nie in Erfüllung gehen wird. Natürlicher Weise machte dieser Umstand die Sache noch wichtiger. Ich war fest in der Materie, weil ich sie erst kürzlich bearbeitet hatte; davon überzeugt, setzte ich dem groſsen Manne recht wacker zu, citirte Stelle auf Stelle, und merkte in der Hitze kaum, daſs mein Gegner immer stiller und stiller ward. Plötzlich erwachte der Geist oder Instinkt, erwachte so im noch einzigen, mir zur Rettung übrigen Augenblicke, daſs ich mich noch heute darüber freuen könnte. Bescheiden lächelnd sagte ich dem Verstummten: Ich sehe wohl, daſs Sie Ihrem Schüler die Freude nicht stören wollten, die er empfand, vor Ihnen zeigen zu dürfen, was er nur Ihnen verdankt. Darum verschweigen Sie eine gewisse Stelle, wodurch Sie ihn mit Ihren eigenen Worten schlagen könnten. — Nun lächelte er mir zu; seine Munterkeit kam wieder. Nicht lange, so zog er einen Brief heraus, und las: „Der Graf B***, „von seinem Hofe nach *** als Gesandter bestimmt, „brauche einen Secretair, der stark im Teutschen „Staatsrechte sey, und fertig Französisch schreibe.“ Der groſse Mann ward höflich gebeten, ein taugliches Subjekt vorzuschlagen. — Die Bedingungen waren trefflich, die Aussicht herrlich — und der junge, ausgerüstete, wachsame Kämpfer trat in die Schranken des Glückes, um zu versuchen, was er seinen Mitstreitern abgewinnen könne.

Der Dichter.

Ich bin nicht besorgt um ihn.

Der Weltmann.

Weil Du mich am Ziele siehst. Aber ich übersehe alles — und in diesem Augenblicke fallen alle die dummen Streiche auf mich los, die der Franzose *pas de clerc* zu nennen pflegt, die wir ehrlichen Teutschen so derb übersetzen.

Der Dichter.

Sie haben sie gut verbessert.

Der Weltmann.

Meynst Du?

Der Dichter.

Nach Ihrem Sinne, meyne ich

Der Weltmann.

Und wann sehen wir uns wieder?

Der Dichter.

Hm!

Der Weltmann.

Wie so?

Der Dichter.

Ich möchte beynahe sagen, ich säſse hier vor Ihnen, wie vor einem bösen Geiste, dem ich abzufragen den Auftrag hätte, wie er das, was er ist, geworden sey. Meine Einbildungskraft wird vor dem frostigen Gespenste bald eiskalt, bald ängstlich heiſs, und mein Herz kann an ihm auch keine Seite aufspüren, wodurch ihm sein Schicksal näher träte. Es schwimmt zwar ein Ganzes vor meinen Augen, doch so los, so undichterisch, so ansteckend frostig, so lähmend, wie ein Kunstwerk, das zwar mit allem Fleiſse, aber ohne alles Gefühl, gemacht, und nur gemacht ward.

Der Weltmann.

Ja, ja! so steht es sich vor dem menschlichen Leben, gerade so — Und wenn man dann gar auf den Zweck, auf das Ende aller dieser Bemühungen sieht — Doch wir haben es ja bloſs mit der lustigen Seite zu thun, und wollen darüber nicht länger nachsinnen. Wer sich vor das Gewirre des menschlichen Lebens bloſs mit dem Gefühle stellt, wie Ihr es zu thun gewohnt seyd, und wofür Ihr so schreck-

lich

lich leidet: der thäte besser, sich einzuschlieſsen, und es nur nach Heldengedichten zu beurtheilen — vorausgesetzt, daſs er an Feen-Märchen glauben kann. Interessirt Dich das nicht, was ich Dir ferner zu erzählen habe, so lassen wir es hiermit genug seyn.

Der Dichter.

Ich bin nun einmal so, daſs ich alles gerne sich zu einem Ganzen bilden sehe. — Ich bin begierig darauf, wie Sie an einem gewissen Scheidewege vorüberschleichen werden.

Der Weltmann.

So kommst Du wieder?

Der Dichter.

So bald ich mich wieder an meinen Göttern erwärmt habe. — Doch im Falle, daſs Sie Sich auf diesem Scheidewege verirrten — oder wenn gar so etwas von Scheitern vorgefallen wäre, so lassen Sie mich lieber nicht wiederkommen — Wer mag es sich so im Einzelnen aufstellen — wer sich gerne die Nothwendigkeit davon so geradezu beweisen lassen!

Der Weltmann.

Gedulde Dich nur. Es wird Dir alles klar und leicht werden.

DRITTE UNTERHALTUNG.

Der Weltmann.

Du hast lange auf Dich warten lassen. —

Der Dichter.

Ich muſste erst wieder Muth sammeln; oder vielmehr die Neugierde muſste in mir erst einen gewissen Schauder des Gemüthes besiegen.

Der Weltmann.

So danke ich der Neugierde für Deinen heutigen Besuch.

Der Dichter.

Überdieſs muſste ich eine angefangene Arbeit Franzens von L*** vollenden; damit er nicht zum ersten Mal sein Wort bräche.

Der Weltmann.

Was? Wie? Er ist doch nicht gar Autor oder Dichter geworden?

Der Dichter.

So etwas — das, was man einen mechanischen Arbeiter in der Litteratur nennt — Er übersetzt. Es ging ihm aber so schwer von der Hand, daſs ich das für mich allerlästigste Geschäft am Ende übernehmen muſste. Ich kenne nichts Unerträglicheres, als sich anzustrengen, um eines Andern Gedanken schicklich einzukleiden, während man auf seine eigenen Verzicht thun muſs. — Sagen Sie mir doch — versteht sich mit Ihrer mir gezeigten Offenheit — könnte man ihn nicht bey unsern Truppen anstellen? Später oder früher braucht Ihr doch wieder Gold — und kaufen Euch die Engländer alsdann wieder einige Tausende ab, so würde ja vielleicht Franzens Gegner seiner los, und der Prozeſs bliebe für immer unentschieden — oder er würde vielmehr so entschieden.

Der Weltmann.

Das ist wohl nicht unwahrscheinlich: aber die Sache ist dadurch nicht leichter.

Der Dichter.

Wie? Ist es denn so gar schwer, den groſsen Zweck zu erreichen, sich am Ohio-Strome skalpiren zu lassen?

Der Weltmann.

Eben darum muſs man es den Liebhabern nicht zu leicht machen, damit sie nicht die Lust verlieren, sich herbeyzudrängen. In der Welt ist ja immer das Tollste und Paradoxeste das Wahre — Hast Du dieſs noch nicht bemerkt?

Der Dichter.

Ich soll es ja durch Sie erfahren! — Können Sie gar nichts für meinen Franz in dieser Sache thun? — Ohne die mindeste Gefahr für Sie, das versteht sich, das setze ich voraus.

Der Weltmann.

Und thust sehr wohl daran. — Aber sage mir doch, wie kannst Du es ernstlich von mir fordern?

Der Dichter.

Ist es denn wirklich, mit meiner hinzugefügten Bedingung, so gar empörend?

Der Weltmann.

Es kann nicht empörender seyn. Wie? ich? ich sollte mich für den Sohn eines in des Fürsten Ungnade gefallenen und darin verstorbenen Mannes verwenden, dessen Nachkommenschaft nicht selten bis ins dritte Glied die Schuld des Vaters trägt? Wo denkst Du hin! — Wer wagte es einen solchen Nahmen nur laut zu nennen!

Der Dichter.

Ihre Vorsicht verläſst Sie nie, das merke ich. Doch, weil wir einmal dabey sind — hat der Vater die Ungnade verdient?

Der Weltmann.

O, wenn er sie verdient hätte, so wäre es ein Andres; da ließe sich schon etwas für ihn thun: da hätte man längst geholfen — längst gearbeitet, die Sache beyzulegen und die Wunde zu heilen. Dann wäre es wohl mit dem guten Manne gar nicht so weit gekommen, als es mit ihm gekommen ist. Aber bedenke doch nur — der Mann war bey den wichtigsten Männern seiner Zeit in Ungnade gefallen, nicht bey dem Fürsten, — denn dessen Ungnade wuſste man ihm nur so beyher zuzuwenden.

Der Dichter.

Ich verstehe — und wahrlich, das, was Sie da sagen, ist die schönste Grabschrift, die man für ihn machen kann.

Der Weltmann.

Wenn Du sie in Reime bringst, so laſs sie wenigstens hier nicht circuliren.

Der Dichter.

Also abermals nichts?

Der Weltmann.

Nichts. Denn meine Regel ist —

Der Dichter.

Soll die mir Ersatz seyn?

Der Weltmann.

Sie steht zu Diensten — es ist doch etwas, und ich gebe immer gerne etwas, wenn ich nicht alles geben kann. — Also meine Regel ist: Nie einen meines Gleichen zum Besten eines Andern zu bitten, (weil er mich durch eine Gegenbitte in Verlegenheit setzen kann, oder vielmehr es zu thun gewiſs nicht unterläſst); wohl aber jedem meines Gleichen so viele kleine Gefälligkeiten zu erzeigen, als ich vermag, um zu rechter Zeit auf gröſsere einen gegründeten Anspruch zu haben, oder wenigstens mir dadurch einen Schuldner mehr zu machen. — Verzieh' nur nicht das Gesicht, mein lieber Freund —

Der Dichter.

Freund? — Ich bin es nicht.

Der Weltmann.

Das Wort ist so kurz, so bequem —

Der Dichter.

Braucht es darum der Vornehme gegen jeden? selbst gegen seinen geringsten Diener? —

Der Weltmann.

Kürze ist immer gut. Und wer wird mit einem Wörtchen geizen, wenn er damit etwas Gefälliges sagen kann? Worte kosten ja so wenig; und wir können, wie Du siehst, so wenig Wirkliches verleihen. —

Glaube mir indessen — selten bittet unser einer um etwas Billiges — Gerechtes — denn entweder hat man eine zweydeutige, verdorbene Sache, oder eine untaugliche Person zu empiehlen — und davor suche ich mich wegen der Folgen, auch in dem für mich bedenklichsten Falle, zu hüten. Früh oder spät ernten wir auf diesem Felde reichlich ein, was wir in einer unbedachtsamen Stunde ausgesäet haben. Ich suche mich gegen den Mächtigsten, gegen den Fürsten selbst, aus dieser gefährlichen, mir so widrigen Schlinge, zu ziehen, wo nichts, als Reue, des Gefangenen wartet. Hierin habe ich die unangenehmste Erfahrung meines Lebens gemacht — Doch ich will der Zeit nicht vorgreifen. — Also laſs Franz von L*** noch immer eine Zeitlang übersetzen und auf den Zufall rechnen.

Der Dichter.

Ich Thor! Ich einfältiger, gutmüthiger Thor! Daſs ich doch diesem Manne die zweyte Bitte vertragen konnte!

Der Weltmann.

Du gewinnst wenigstens, daſs Du ihn immer besser kennen lernst.

Der Dichter.

Ach ja! Der Lohn ist sehr herzerhebend --

Der Weltmann.

Das ist mir lieb. Und, hörst Du? trage nur immer vor. Wer weiſs, ob nicht auf einmal alle

Umstände recht zusammentreffen. Ich habe Dinge am Ende in das Klare und Vollendete übergehen sehen, an deren glücklicher Entwickelung auch der Erfahrenste gezweifelt hätte. In der Welt muſs man immer herumtasten, immer anklopfen — der Zufall versteckt oft seine Werkzeuge gar wunderbar, und nur die Stillsitzenden, die Schmoller gehen leer aus. — — Wie wenn Du mir ein Buch dedicirtest! —

Der Dichter.

Ich dedicire nichts.

Der Weltmann.

Haben es doch Männer gethan, deren mein lieber Freund sich eben nicht zu schämen hätte! Dein Horaz, Dein Virgil! Und waren etwa ihr Mäcen und August so warme dichterische Köpfe? Von dem letzten vorzüglich hat die Geschichte gar vieles zu erzählen, das nicht sonderlich dichterisch klingt.

Der Dichter.

Hm! — ich bin eben so wenig ein Horaz oder Virgil —

Der Weltmann.

Als gewisse Leute Mäcene oder Auguste sind — So nehme ich Dir doch das Bittre aus dem Munde, und versüſse es; das ist so unsre Art, wenn wir nun einmal einnehmen müssen. — Da es aber nur darauf ankam, dem Genius das Werk zu erleichtern, und den Dichter von der Qual, Andrer Gedanken einzukleiden, zu befreyen — so wollt' ich ihm bloſs begreiflich machen, daſs das Ding doch nicht — so gar ungewöhnlich ist. Erzürnen wollt' ich den Genius wahrlich nicht — ich kenne ja das reitzbare Geschlecht der Dichter. — Also jeder nach seiner Weise.

Der Dichter.

Vielleicht war ich zu rasch — aber ich habe einen Widerwillen gegen alle Dedicationen — Ich widmete einigen meiner Freunde dieſs und jenes; — das Schlechteste war es wahrlich nicht — und keiner lieſs mich merken, daſs er davon etwas vernommen hätte. Nun muſst' ich denken: entweder haben sie es gar nicht gelesen; oder sie achten Deiner nicht: und Beydes war nicht sonderlich schmeichelhaft.

Der Weltmann.

Gewiſs nicht; und unartig war es auf jede Weise von den Freunden. — Ich dachte im Gegentheil, für meinen Nahmen, an der Stirn eines Buches von Dir, ein recht lautes Lebenszeichen von mir zu geben.

Der Dichter.

Wo blieben Sie doch stehen?

Der Weltmann.

Das soll nicht fehlen. — Der Secretair ward dem Grafen vorgestellt, gut aufgenommen; und nun siehst Du ihn mit einem Male auf einem groſsen Theater, wo er natürlicher Weise eine, der Schaubühne und seinem Range angemessene, Rolle zu spielen hoffte. Ich hatte eine so hohe, — beynahe möchte ich sagen, erhabene Meynung von den Fähigkeiten und Eigenschaften der Leute, welche die wichtigen Händel der Staaten gegen einander anzetteln, um sie zu schlichten, daſs ich sie alle für Wesen ganz andrer Art ansah. Ich beurtheilte den Hebel nach der Last, welche die Maschine in Bewegung setzt. Hätte ich etwas Mechanik studiert, so wäre mir ein gewisses Gesetz bekannt gewesen, wonach man groſse Lasten mit geringen Kräften hebt. Meinen Grafen sah ich natürlich mit eben der Ehrfurcht an, wie jeden seines Gleichen. Auch hatte er die wahre diplomatische Miene; und die ersetzt hier alles. Die Sache selbst, für die er abgesandt ward, die so vielen Aufwand verursachte, worüber man in der Stadt und am Hofe so geheimniſsvoll sprach, schien mir nicht weniger als das Heil des ganzen Römischen Reiches zu betreffen. Wie freut' ich mich, daſs ich einer der Auserwählten war, die daran Theil haben sollten! — Ich sah meinen Nahmen schon unter den wichtigsten Diplomen, las ihn selbst in der Reichsgeschichte — und als mir nun das Geheimniſs an Ort und Stelle, unter der Erinnerung meines Eydes und meiner Verpflichtung, mitgetheilt ward, fand ich — fand ich — daſs kein Bürger dieser Stadt seinen Sonntagsrock darum angezogen hätte — Die allererbärmlichste Kleinigkeit —

eine wahre Lumperey — eine elende Ceremonien-Sache. — Doch so schien es nur der Vernunft — die Staatskunst sah es ganz anders an; und darin hatte die Staatskunst Recht: — denn wenn sie es nicht thäte, wer sollte es sonst thun? Erst erstaunte ich — dann ärgerte ich mich — dann lachte ich — dann zog ich mir zwey Lehren daraus, von denen die erste war: daſs unser einer solche Dinge eigentlich so wichtig als möglich zu machen suchen muſs — daſs man es wie die Priester falscher Götzen zu machen hat, die ihren Götzen in eben dem Grade erheben, als sie ihn verächtlich finden. Dann sah ich zweytens: wie gar klein das Wesen ist, das diejenigen, die es treiben, so groſs zu machen wiſsen.

Der Dichter.

Und darum geht ja auch alles, was Ihr thut, so herrlich — so in's Groſse!

Der Weltmann.

Du glaubst nicht, ahndest gar nicht, was alles in der Welt geht, und gehen kann, gehen muſs.

Der Dichter.

Als wenn Ihr die Zweifler nicht täglich davon überzeugtet!

Der Weltmann.

Ach! ginge nur das Kleine — Ihr könntet uns das Groſse immer schenken! — Nach dieser Entdeckung fielen mir so viele Schuppen von den Augen, daſs mich das zu grelle Licht beynahe geblendet hätte.

Der Dichter.

Sie suchten vermuthlich den Schatten.

Der Weltmann.

Und fand ihn.

Der Dichter.

Wo?

Der Weltmann.

Ich verfertigte mir einen kleinen, ganz kleinen Maſsstab, an den ich von nun an alle menschlichen Verhandlungen legte. Fand ich etwas unter diesem Maſse, so wunderte ich mich gar nicht; — es zu verlängern, kann ich wohl noch lange warten. — Bey unsern wichtigen Geschäften hatte ich nun viele Muſse — ich trieb das Französische.

Der Dichter.

Die rechte Sprache zur Erklärung dieses Maſsstabes!

Der Weltmann.

Vortrefflich, wie zu allem — zum Groſsen selbst. Sollt' ich Griechisch lernen, um den Plato zu lesen? Konnt' ich seinen Maſsstab brauchen? Die ganze Französische Litteratur, besonders ihre Memoires und einige ihrer sogenannten Moralisten, entwickelten Menschen und Welt so vor meinen Augen, daſs es mir vorkam, als hätte ich schon hundert Jahre mit ihnen und in ihr gelebt. Um diese Zeit machte ich Bekanntschaft mit einem sehr geistreichen Manne — — er war ein Advokat — o, ein Advokat von diesem Schlage ist eine herrliche Bekanntschaft! Ein solcher Mann — der kennt die Schliche und Abwege des menschlichen Getreibes — der kann einem eine Fackel zu diesem finstern Labyrinthe darreichen —

Der Dichter.

Ich glaube es gerne, da er die Lagen, die Tiefen und Untiefen der Sümpfe des menschlichen Lebens so genau kennen lernt.

Der Weltmann.

Das ist es eben — und auch nur darauf kommt es an. Das Licht braucht man ja nicht zu beleuchten — und wer forscht denen nach, die aufrichtig auf gerader Straſse einherwandeln! — Und weiſst Du, mit wem er mich, auſser Leuten seines Standes, vorzüglich in Verbindung setzte?

Der Dichter.

Mit Dichtern gewiſs nicht.

Der Weltmann.

Du bist zu bescheiden — nein; mit Arzten und Predigern.

Der Dichter.

Da steht der Weltmann ja gerade an dem Eingange des Orcus, vor dem dreyköpfigen Ungeheuer!

Der Weltmann.

Recht, und nur da — nur durch sie lernt man die Menschen kennen — ganz entkleidet, ohne alle Schminke. Nur der Arzt und der Priester sehen sie, wie sie eigentlich sind und waren, in den kritischsten Augenblicken ihres Lebens. Können sie ihnen etwas verbergen? Werfen sie sich ihnen nicht zuletzt allein in die Arme — und hängen sich an sie, wie an den letzten Noth-Anker? — Und da, wo jeder die Resultate seiner Handlungen und seiner Gebrechen recht auf dem Herzen hat — wenn jeder Blick, — jede Geberde, — jede Sylbe, — jeder Seufzer beichtet, — wenn auch die entferntesten Ursachen der physischen und moralischen Leiden aus allen Gliedern ächzen — wenn der dichte Schleyer, der das Herz bedeckt, auf dieser Folter ganz herunterfällt — die gepeinigte Seele unter dem Leiden ganz hervor zu kriechen strebt, um wenigstens durch Anklage ihre Lasten zu erleichtern — da lassen sich Erfahrungen machen! Da sieht man durch der Menschen Leben!

Der Dichter.

Sie mahlen kräftig — und ich bin froh, daſs Sie damit zu Ende sind. — Beurtheilt Ihr übrigens die Menschen nach diesen Erfahrungen, so wundere ich mich freylich nicht mehr über die Art, wie Ihr sie behandelt.

Der Weltmann.

Mit dem, was Du Menschen nennst, haben wir es jetzt gar nicht zu thun; die gehen ihren Gang sehr ruhig fort, und von ihnen hatt' ich weder zu fürchten, noch zu hoffen: auch ist für sie der Maſsstab sehr geschwind gefunden. Ich rede nur von unsers Gleichen — von denen, um die es mir zu thun war, mit denen ich in Zukunft zu thun haben muſste. — Wir vereinigten uns zu einer kleinen ausgesuchten Gesellschaft — alle Mitglieder waren Leute unsers Schlages — Köpfe klar und hell! — Da waren Advokaten, Ärzte, Prediger, und einige, denen es noch darum zu thun war, ihr Glück zu machen und den Weg dazu zu finden.

Der Dichter.

Eine artige Gesellschaft! — Und was war ihr Zeitvertreib?

Der Weltmann.

Unser Zeitvertreib? Eben so erbaulich, als unschuldig — Die Anatomie des moralischen Menschen. Jedem, der im gemeinen Wesen bedeutend war, oder hervorragte, wurde bey seinem Ableben in unsrer Gesellschaft eine Leichenrede gehalten. Der Abgeschiedne lag vor uns — versteht sich abgebildet — und einer von uns zerlegte sein Herz, sein Gehirn, durchlief seine Geschichte von seinem Entstehen bis zu seinem Ende, und entwickelte aus allen seinen Handlungen, wie, durch was für Ursachen, er der Mann geworden sey, den wir in ihm kannten. Du siehst nun wohl, daſs nur Arzte und Priester zuverlässige Angaben zu solchen Leichenreden liefern konnten.

Der Dichter.

O des empörenden Zeitvertreibes! Und für einen jungen Mann!

Der Weltmann.

Der die Menschen zu seinem Studium machen wollte! — Freylich die gewöhnlichen Leichenreden klingen dem Ohre viel angenehmer; darum bezahlte man die unsrigen auch nicht.

Der Dichter.

Mich wundert nun nichts mehr.

Der Weltmann.

Warum?

Der Dichter.

Wie könnt' ich mich wundern, daſs Ihr durch das Betasten der Leichen endlich selbst, in einem gewissen Sinne, zu Kadavern werden muſstet! Ich begreife nun den Todtengeruch, der mir zu Zeiten in die Nase steigt.

Der Weltmann.

Es war so schlimm nicht. Für uns entsprang

Leben aus der Fäulniſs. In Ermangelung wirklicher Leichen legte sich einer von uns auf die Bahre, und lieſs sich in diesem Zustande des vermeinten Nichtseyns Wahrheiten sagen, die man Lebenden selten sagt. Ich gestehe Dir: ob ich gleich einige Male unter der fürchterlich geiſselnden Zunge des Bruder-Redners schrecklich litt, so danke ich ihm doch noch heute dafür; denn da er bis in die innerste Faser drang, und jede Haut wegschnitt, unter der sich Eitelkeit und Eigenliebe zu verstecken suchten: so lernte ich dadurch mein ganzes Wesen als ein Ding erkennen, das nur von auſsen vor mir schwebt. Ich möchte beynahe sagen: ich trennte mein eigenes Ich von mir — Und wer sich so sieht, der weiſs gewiſs, was er an sich fordern, was er von sich erwarten kann. Unsre Leichenreden endigten gewöhnlich mit einem Freudenmahle, wobey man der Todten vergaſs, um über die Lebenden zu lachen. — Doch nun höre meinen ersten *pas de clerc.*

Der Dichter.

Trotz der Anatomie?

Der Weltmann.

Trotz der Anatomie! — Ich habe Dir von unserm Grafen noch weiter nichts gesagt; und wahrlich es war Schade, daſs wir vergaſsen, ihn auf unser Leichentuch zu legen. Eine Leichenrede auf den guten Mann hätte mir viel Angst ersparen können.

Es war einer von Denen, die alles wissen, und

Umgedrucktes Blatt

sich die Wissenschaften gelegentlich, wie Märchen, vorerzählen lassen. An dem Vermögen, etwas zusammen zu denken oder zusammen zu stellen, daſs es auf Andre Wirkung thun oder ihnen klar werden möchte, fehlte es ihm gänzlich. Geschickte Leute konnte er aus dieser Ursache gar nicht entbehren; aber eben darum haſste er sie in seinem Innersten, in eben dem Grade, als sie ihm unentbehrlich waren. Doch dieſs war eine Erfahrung, die ich praktisch an ihm machen sollte.

Er trug mir auf, über die höchst wichtige Sache, die wir zu betreiben hatten, ein Memoire zu schreiben. Es gelang vortrefflich; es war ein rechtes diplomatisches Meisterstück: ein Fechterspiel, dessen sich der Älteste in der Kunst nicht zu schämen gehabt hätte. So viel Schönes, so viel Feines, so viel Gelehrtes über Nichts, wird man selten in Teutscher Sprache sehen — ich meyne über einen solchen Gegenstand. Daſs mir mein Werk, mein erstes Werk, gefiel, war mir zu verzeihen; aber daſs ich dem Grafen diese Selbstgefälligkeit zeigte, dieſs war ein Schülerstreich, über den ich noch heute erröthen könnte. Ich las es ihm mit eben der Selbstgenügsamkeit vor, mit welcher Ihr Euer erstes Gedicht vorzulesen pflegt; nur mit dem Unterschiede, daſs von meiner Seite dumm war, was von der Eurigen bloſs lächerlich ist. Ich war mit meiner Eitelkeit so sehr beschäftigt, daſs ich kaum auf meinen Zuhörer achtete; denn sein Entzücken, sein Erstaunen wollt' ich erst am Ende ernten. Das

Ende kam; und jetzt — jetzt nur sah ich seinen finstern, ernsten, kalten, diplomatischen Blick. Das Blut erfror in meinen Adern — Er nahm das Papier — durchlief es noch einmal — riſs es durch — warf es auf den Tisch — drehte sich um — und rief: Phrasen! nichts als Phrasen! — Alle Täuschung der Eitelkeit verschwand vor meinen Augen — mir war nicht wohl — ich ging, und fühlte daſs ich durch einen einzigen dummen Streich unzeitiger Eigenliebe alle glücklichen Folgen von der Ohrfeige des Pedanten zerrüttet hatte. Meine Lage war peinlich — peinlicher als ich sie mir hätte aufdrängen lassen sollen — Und eben dieses war die Ursache meines zweyten *pas de clerc.*

Der Dichter.

Das freuet mich!

Der Weltmann.

Wirklich? Nun, sage das nur auch, wenn Du gehört haben wirst, wie ich mich aus dem zweyten wand! — Ich hörte von allen Seiten, daſs das letzte Memoire des *** Gesandten eine groſse Wirkung gethan habe; jedermann sprach davon, wie von einem Meisterstuck. Ich, der seine Feder und seine Geisteskräfte kannte, hatte einen gewissen Argwohn. — Ich erkundigte mich — meine Freunde standen mir bey — ich erhielt eine Abschrift und fand, daſs mein edler Graf eben die leeren Phrasen, Wort für Wort, selbst abgeschrieben hatte. In meinem Arger beging ich nun die Dummheit, laut und öffentlich zu sagen: ich habe das Memoire gemacht! und um ja nichts fehlen zu lassen, erzählte ich den ganzen Verlauf der Sache. Sieh! dieſs kann eitle Ruhmsucht auch in unser Einem wirken! Die Geschichte lieſ den ganzen diplomatischen Kreis durch. Mein Graf erfuhr es, sagte kein Wort, und gab mir nichts zu thun. Nur seine etwas späteren Äuſserungen bey der Tafel bewiesen mir, daſs man ihm alles treulich zugetragen hatte. Er sprach von nun an von nichts als der Eitelkeit, dem Kitzel, der Ruhmsucht kleiner unbedeutender Personen, und endigte gewöhnlich mit dem Zusatze; „die Thoren! sie vergessen, daſs nur wir es sind, die etwas aus ihnen „machen können; daſs nur wir Talente in ihnen „entwickeln, die wir entbehren können, weil Leuten ihres Standes nur das Mechanische, Handwerksmäſsige zukommt! Sie vergessen, was sie uns schuldig sind, und bedenken nicht, daſs wir sie wie „ein Werkzeug wegwerfen, welches sich nicht zu „unsern Händen schickt.“ — In diesem Tone ging es ganze Stunden fort. Seine Mitbrüder blieben nicht zurück; denn wie viele sind nicht in seinem Falle! Ich hielt mich für verloren, und war noch beschämter als ergrimmt. — — Nun fühlt' ich erst, was ich diesem Kitzel unzeitiger Eitelkeit zu danken hatte. Von diesem Augenblicke faſste ich den festen Entschluſs: alle Äuſserungen eigener Selbstgefälligkeit so tief in mir zu verbergen, daſs mich auch das geübteste Auge über diesen Punkt nicht ergründen sollte; mich bey allem, was ich für meine Obern arbeitete, so zu benehmen, daſs sie es für ihre eigene Eingebung, ihr eignes Werk ansehen müſsten; mich von nun an bloſs mit dem Wirklichen zu begnügen, und den Schatten für immer fahren zu lassen. — Ich habe mir Wort gehalten.

Der Dichter.

Daran zweifle ich nicht; ich kenne ja Ihre Festigkeit.

Der Weltmann.

Gleichwohl geht nichts so hart gegen den Mann, als dieses; denn nichts ist schwerer, als sein Selbstgefühl dem Andern aufzuopfern, seine Eitelkeit dem Andern zum verschlingen hinzuwerfen, damit die seinige voller werde. Es empört die Natur des Menschen, und setzt den schwersten Sieg über das innerste Selbst voraus.

Die Frage war nun: wie der schwache, so früh zerrissene Faden meines Glückes wieder anzuknüpfen sey. Ich kannte jetzt den Mann, wuſste auch sehr wohl, daſs ich durch Demuth und ein niedriges Geständniſs gegen Andere, als habe ich mich geirrt, seine Gunst wieder erschleichen konnte — denn auch ein Scheingeständniſs vermag bey diesen Herren das Verschobene wieder einzurichten. Aber ich wuſste auch, daſs eine gewisse Würde, eine Festhaltung des Tons, den man einmal angegeben hat, unumgänglich nöthig ist, wenn man sich erhalten, wenn man höher steigen will. Nichts ist dem Manne, der in der Welt durch Groſse sein Glück zu machen sucht, nachtheiliger, als wenn man von ihm sagt: der Mann kriecht; er läſst sich alles gefallen, ist zu allem zu gebrauchen. Man rechnet in dieser Voraussetzung dann so sicher auf seine Geschmeidigkeit, daſs man sich alles gegen ihn erlaubt, und gebraucht ihn so lange zu niedrigen Sachen, bis man sich für ganz überwiesen hält, er sey zu nichts Edlem, Würdigem zu gebrauchen.

Der Dichter.

Edles und Würdiges?

Der Weltmann.

Edles und Würdiges! Nur muſst Du diese Wörter nicht auf die Kapelle Eurer Ästhetik bringen. — An dieser Klippe ist mancher Mann von Talenten gescheitert; denn haben die Groſsen den Kleinen einmal da, wo sie ihn so gerne sehen, so kann er sicher darauf rechnen, daſs er sich nie an ihre Seite setzen wird. Gleichwohl wuſste ich auch, daſs er mich bey unsrer Rückkehr bey Allen seines Standes verdächtig machen würde. — Ich sann und sann — Doch was hättest Du gethan?

Der Dichter.

Ich? Ich hätte dem Narren die Wahrheit gesagt, und ihn sitzen lassen.

Der Weltmann.

Er hätte Dich ausgelacht, und Du säſsest noch da. Nein, ich wollte schon damals, was ich jetzt erreicht habe; und abermals muſste der Zufall für mich arbeiten. Es war ein neues Memoire zu machen — ein noch wichtigeres Geschäft an dem Hofe durchzusetzen — und ein Geschäft, über das wir zwar etwas laut, aber doch bescheiden reden muſsten, wenn es uns gelingen sollte. Der Graf übertrug das Geschäft seinem eigenen Secretair; und dieser vertrauete mir den Auftrag. Ich sprach mit vielem Feuer von dem Rechte unseres Hofes, und erhitzte den Kopf des jungen Mannes, so, daſs er einige ziemlich derbe Züge in seinem Memoire anbrachte. Der Graf fühlte sich in seiner ganzen Würde, als er es durchlas. Das Memoire ward übergeben, und zog uns eine Antwort zu, wie wir sie verdienten. Die Etiquette, das Verhältniſs zwischen den Mächtigern und Schwächern, war ganz verletzt. Der Graf ward nur noch erbitterter — unser Recht war so klar — unser Hof so gar klein behandelt worden! — Ihn selbst sah man kaum am Hofe an — man sagte ihm vielmehr eins und das andre Unangenehme — Eine Replik muſste auf alle Weise eingegeben werden, und darauf wartete ich nur. — Ich sprach zu dem Verfasser mit der Wärme eines Patrioten — die Replik ward ganz in diesem hohen Sinne abgefaſst, den ich anzugeben wuſste. — Der groſse Hof beklagte sich bey dem kleinen, drang auf Genugthuung — und mein Graf muſste auf seine Güter wandern. Er ward bald darauf Reise-Marschall an einem andern Hofe, wozu er sich vortrefflich schickt; und erhalten wird er sich gewiſs, da ihn die Reisen dieses Hofes weiter keiner Gefahr aussetzen werden.

So war mir nun dieses gelungen. Freuet es Dich nicht?

Der Dichter.

Ich kann es eben nicht sagen.

Der Weltmann.

Hm! — der Graf war wohl der würdigste von uns beyden?

Der Dichter.

Als wenn ich seiner nur gedenken könnte!

Der Weltmann.

Und was miſsfällt Dir?

Der Dichter.

Miſsfällt?

Der Weltmann.

Daſs ich ihn behandelte, wie er mich, und wie er es um mich verdient hatte?

Der Dichter.

Hm! — Und die Sache, die nicht gelang? durch Ihre Schuld nicht gelang? die ihm doch von dem Hofe aufgetragen war, in dessen Dienste sie standen.

Der Weltmann.

Ich sagte Dir ja, das ganze Ding sey eine Erbärmlichkeit gewesen. Ist das Land dadurch schlimm gefahren? hat es die Folgen davon empfunden?

Der Dichter.

Wer weiſs, ob es nicht einst darum schlimm fährt! Man sagt, die Groſsen vergäſsen eben solche Dinge am allerwenigsten.

Der Weltmann.

Nun, um Dein zartes Gewissen zu beruhigen, will ich Dir in aller Eil sagen, daſs ich, zwar unter einem weit bescheidnern Titel, nach des Grafen Entfernung die höchst wichtige Sache, zur Befriedigung beyder Höfe, beygelegt habe, und daſs dieses zugleich für mich die erste Stufe der Haupttreppe zum hohen Tempel der Glücksgöttin gewesen ist.

Der Dichter.

So möchte es noch angehen. Ich wünschte nur, daſs alles, wobey eine gewisse Falschheit ihre Rolle spielt, so endigte.

Der Weltmann.

Dieses ist wohl ein wenig viel gefordert. — Du willst schon gehen?

Der Dichter.

Meine Kinder warten auf mich.

Der Weltmann.

Geh doch in die Rentkammer, und melde Dich beym Zahlmeister.

Der Dichter.

Was hätt' ich bey dem zu thun?

Der Weltmann

— Der Schalk! —

Der Dichter

Ihre Tochter! denke ich.

Der Weltmann.

Meine Sophie, und mein Liebling. Es war ein Vorwand, den berühmten Mann zu sehen. Merktest Du nicht, wie ihre Augen den groſsen Dichter durch und durch zu blicken suchten, während sie mir etwas in die Ohren lispelte, das ich gar nicht verstand? Ich sah recht gut im Spiegel, was vorging, während ich mich stellte, als hörte ich nur auf sie. — Das Mädchen ist etwas dichterisch. — So geh doch zum Zahlmeister!

Der Dichter.

Ich habe da nichts zu thun.

Der Weltmann.

Geh nur immer.

Der Dichter.

Ich merke schon — Sie wollen die Dedikation im Voraus bezahlen — ich mache keine.

Der Weltmann.

Das eben nicht — Und wenn ich es denn sagen muſs — Deine Waisen haben ein Jahrgehalt bekommen, und Du kannst das erste Vierteljahr heute abholen.

Der Dichter.

Nun, es freuet mich herzlich, daſs ich Ihnen für etwas danken kann, und für etwas, wobey ich doch eine Spur von dem Dinge entdecke, das ich mich jüngst vor Ihnen zu nennen schämte.

Der Weltmann.

Jetzt könnt' ich freylich ein wenig prahlen; doch ich rühme mich ja keiner Tugenden, und bin zufrieden, wenn man mir nur keine Laster vorwerfen kann. Mir hast Du gar nicht zu danken — ich weiche von meinen Regeln niemals ab.

Der Dichter.

Aber ich möchte so gern danken! Wem kann ich es? wer bewirkte es?

Der Weltmann.

Ein Frauenzimmer.

Der Dichter.

Auch nur von daher konnte so etwas kommen —

Der Weltmann.

Allerdings — weil für sie hier gar nichts zu fürchten ist.

Der Dichter.

Sagen Sie mir! Nennen Sie mir!

Der Weltmann.

Ich kann es nicht; man will es nicht. Genug, ein gewisses Frauenzimmer liest die Gedichte meines Dichters gerne — sie wählt eins der zartgefühltesten, wie sie es nennt, — liest es unsrer Fürstin vor — Der Fürstin gefällt das Gedicht — so wird natürlich nach dem Verfasser gefragt, noch natürlicher seine Geschichte erzählt — seiner Waisen recht rührend erwähnt — seine Tugend recht hoch gepriesen — Du kannst mich nur immer hierbey ansehen — Die Fürstin fühlt sich sehr gerührt, nimmt an dem Dichter und seinen Waisen groſsen Antheil — In einem guten Augenblicke theilt sie die Rührung ihrem Gemahl mit — und so kannst Du nur gehen, und das den Waisen Bestimmte holen. — Es ist mir lieb, daſs nun der Genius weniger zu sorgen hat.

Der Dichter.

Er lächelt Ihnen zu.

Der Weltmann.

Ich hoffe, es soll nicht das letztemal seyn.

Der Dichter.

Und Sie hätten hierbey nichts gethan? gar nichts eingeleitet?

Der Weltmann.

Gar nichts; das thatest Du alles selbst — das that der Genius —

Der Dichter.

Und auch ihr soll ich nicht danken können? — Ich thät' es doch so gerne! Wüſste sie, von welcher Sorge sie mich befreyet hat, sie würde meinen Dank gewiſs annehmen. Wie oft sah ich um dieser Waisen willen bekümmert auf die Zukunft! Wie oft dachte ich: — wenn du nun stürbest — wenn nun dein Genius nach und nach erlösche —

Der Weltmann.

So kannst Du wenigstens jetzt hierüber ruhig seyn — Doch sie will ihren Nahmen nicht bekannt werden lassen.

Der Dichter.

Ich errathe sie — und will den Schleyer nicht hinwegziehen, hinter welchem sich die schöne, junge Wohlthäterin so edel zu verbergen sucht.

Der Weltmann.

Und ich? Ich will den Dichter in seinem schönen Traume nicht stören. Er komme nur bald wieder. Ich hoffe, wir werden uns in einander — nicht aus einander reden.

Der Dichter.

Das wird allein der innere Dämon bestimmen.

Der Weltmann.

Ist er unbestechbar?

Der Dichter.

Könnt' er sonst den Dichter tragen, wie er es thut?

VIERTE UNTERHALTUNG.

Der Weltmann.

Es freuet mich, daſs ich Dich so bald wieder sehe.

Der Dichter.

Dieſsmal trieb es mich recht ernstlich.

Der Weltmann.

Wie so?

Der Dichter.

Ich muſste Ihnen so früh als möglich erzählen, welche Wirkung die Wohlthat der schönen Unbekannten auf meine kleine Familie gethan hat.

Der Weltmann.

Es ist mir lieb, daſs auch dieſs so gelungen ist.

Der Dichter.

Meine alte Mutter rührte mich besonders — Sie sieht die Kinder lange als die ihrigen an; jetzt weinte sie vor Freude, und sagte: nun kann ich doch ruhig sterben, da diese armen Waisen nichts mehr vom Elend zu fürchten haben.

Der Weltmann.

Und auch die Mutter noch?

Der Dichter.

So glücklich bin ich!

Der Weltmann.

Und Du nennst Deine Familie klein? — Warte doch! Franz von L***, seine Gattin, — ihr Kind — die zwey Kleinen — Deine Mutter — Du selbst —

Der Dichter.

Eine Magd — ein Knecht — eine Alte bey den Kühen, machen gerade zehn.

Der Weltmann.

Zehn!

Der Dichter.

Um so geselliger, um so lebhafter geht es her. — Ich könnte auch nicht Eins entbehren.

Der Weltmann.

Den von L*** doch?

Der Dichter.

Ja, ja! — wenn er nie gekommen wäre — nun mag er bleiben.

Der Weltmann.

Wahr ist es, der Genius hat viel zu thun.

Der Dichter.

Der Knecht, die Magd, die Alte — die Mutter selbst thun auch das ihrige; selbst die Kleinen lassen es an Fleiſs nicht fehlen. Und dann wissen sie den Genius so warm zu halten, — besonders versteht es die Kleine recht gut, ihn zu begeistern — und ihr verdankt er viel — ihr verdanke ich das Beste, das er mir eingegeben hat.

Der Weltmann.

Welche Kleine?

Der Dichter.

Eben die —

Der Weltmann.

Hm! — ich verstehe —

Der Dichter.

Sie glauben gar nicht, wie dieſs auf des Dichters Geist und Herz wirkt, wie es das Irdische niederschlägt, wenn es aufrührisch werden will. Nur darum sollten nach meiner Meynung die Menschen Dichter lesen, und besonders Leute Ihrer Art.

Der Weltmann.

Zum Zeitvertreibe vielleicht, besonders wenn wir schlecht bey Hofe stehen — Jeder muſs das ganz seyn, was er ist, was er sich, zu seyn, einmal zum Zweck gemacht hat. Nur halbe Menschen taugen nichts — nur ihnen gelingt nichts. Bey mir würde ein wenig Dichterey den Weltmann verderben, bey Dir etwas vom Weltmanne den Dichter. Was sollte mir diese Wärme? diese Begeisterung? die hohen Aussichten? dieser alles in's Groſse, ins Edle fassende Sinn, unter diesen Menschen, bey den Geschäften mit diesen Menschen? sie, und ihr Wesen, mir noch kleiner, lächerlicher, verhaſster zu machen, als sie es schon wirklich sind? Und was Dir mein Ton — meine Kälte — mein Zurückhalten — mein Abwägen — meine Meynungen — mein Glaube? — Die Geschöpfe Deiner Einbildungskraft von dem Schmucke zu entkleiden, womit sie dieselben zu umgeben weiſs? sie Dir in kalten vernünftigen Stunden, in einem lächerlichen Lichte zu zeigen? — Deine Schöpfung, Dein Geist und Dein Glaube müssen gränzenlos seyn, Du muſst alles Hohe, Herrliche und Erhabene nicht allein für möglich, sondern ganz für wirklich halten — und nur das Kleine, das Kalte, das allzu Wahre, als Deinen gröſsten Feind vermeiden.

Der Dichter.

Sonderbar!

Der Weltmann.

Was ist sonderbar?

Der Dichter.

Und das wäre nicht sonderbar, daſs der Mann von gewissen Regeln, so genau wüſste, so fein empfände, wie es in der Brust desjenigen aussieht oder aussehen sollte, der gerade das Gegentheil von ihm ist?

Der Weltmann.

So bemerke Dir das Sonderbare, das mir so ganz natürlich scheint. — Meine Lage erfordert freylich das Gegentheil von allem dem Gesagten, und eben darum ist jeder von uns ganz das, was er ist und seyn soll: — Du ein Dichter und ich — was man einen Weltmann oder Geschäftsmann nennt. Auch will ich Dir nur beweisen, daſs ich so seyn, so werden muſste, und ich wette, am Ende hebt sich dann doch Dein Dämon ein wenig höher an meiner Seite; sonst wahrlich —

Der Dichter.

Was?

Der Weltmann.

Sonst wahrlich würde ich Dir meine Geschichte weder erzählen, noch erzählen können. Eben darum, weil auch Du ganz bist, was Du bist, erzähle ich sie Dir. Und so kehre ich mit Dir an unsern Hof zurück. Ich hatte nun von den Menschen, welche vorgeben, daſs sie der Sterblichen Wesen leiten, viele gesehen, hatte sie auf einer der gröſsten Schaubühnen gesehen, und war von meinen, ihnen zu günstigen, Vorurtheilen ziemlich zurückgekommen. Mein Stolz, diese schwere und schöne Kunst mit ihnen zu treiben, fand die Nahrung nicht, die er sich versprochen hatte; aber um so näher rückte mir die Hoffnung, durch sie mein Glück zu machen, mit ihnen alle möglichen Vortheile dieser Kunst zu theilen. Ich untersuchte genau, was mir im Wege stand, und fand so viel, dafs jedem Andern der Muth gesunken wäre. Mir gegenüber thürmten sich, wie unbezwingbare Riesen Eurer Märchen, auf: ererbte Nahmen, von alten Zeiten übertragene Vorrechte, hohe Amter, Reichthum, geheiligte Vorurtheile — und was ich dagegen aufzuführen hatte, waren: Armuth, bürgerlicher Stand, einiges Talent, das der Klasse, zu der ich mich drängen wollte, selbst nicht fehlt, und, wenn es ihr fehlt, das sie entbehren kann, weil wir doch nur dazu geschaffen zu seyn scheinen, als Werkzeug in ihrer Hand zu dienen. Und dieses Talent rechnet man uns kaum an; man setzt es vielmehr als ein so nothwendiges Stück voraus, als brächten wir es mit uns auf die Welt, als kostete es uns gar nichts, als wär' es nur so unsre Pflicht. Und doch wollte ich ihnen gleich werden! doch wollte ich dem Glück' abjagen, was es mir so fest bedingt versagt hatte! doch wollt' ich alle diese Vorzüge von ihnen, durch sie selbst, erhalten! — Lache nur immer! Ich wollte es. Sey nur ganz, was Du seyn willst — thu nur alles, was zu Deinem Zwecke führt — und nichts, was Dich von ihm entfernt — hüte Dich vor halbem Wesen — weiche keinen Schritt aus der Bahn — blicke nach der Höhe in Deinem tiefsten Innern — und halte Dein Ziel, allen unsichtbar, fest im geistigen Auge — stelle Dich als ob Du nie aus der Sphäre, in welche Dich die Gegenwart so eng einschliefst, zu treten dächtest — und die sie Dir erweitern, werden glauben, sie dienten sich, nicht Dir.

So vorbereitet kam ich hier an.

Man nahm mich gut auf. Die Vollendung des wichtigen Geschäftes hatte Aufsehn gemacht; und da der Graf gefallen war, folglich keine Freunde hatte, so schadete auch der Wink nicht, den er gegen mich gegeben hatte. Im Gegentheil, jetzt nützte er. Es gefiel dem Minister, mich selbst zu hören. Ich machte ihm, mit aller Bescheidenheit, einen klaren Bericht. Er sprach von dem Grafen; ich antwortete schonend. Er zog eine Abschrift des bekannten Memoire aus den Papieren hervor, und sagte abgewendet: „Warum schrieb der Mann nicht „so fort, wie er angefangen hatte?“ — Ich antwortete: sein ferneres Betragen lag in den Umständen. — „Wissen Sie, wer es gemacht hat, dieses „Memoire?“ erwiederte er lächelnd. — Wie sollt' ich's nicht wissen, antwortete ich seinem Lächeln, da der Graf es mir selbst dictirt hat. — „Recht gut. „war seine Antwort, dafs wir wenigstens die Feder „haben; wir werden sie zu brauchen wissen.“ Ich stellte mich gerade so unschuldig, als es die Bescheidenheit forderte und die Klugheit zuliefs — Und diese Verstellung ist nicht die leichteste: denn die Mittel-Tinte, um Euch ein Wort abzuborgen, zwischen List und Einfalt zu treffen — weder listig noch begränzt zu scheinen, nicht für allzuerfahren.

noch ganz unerfahren gehalten zu werden — erwirbt sich nicht durch Ubung, nicht durch Regeln; — es setzt das voraus, was Du zu hassen scheinst: — Instinkt — ein gewisses leises Anfühlen —

Der Dichter.

Wovon wir schon einige Proben gesehen haben.

Der Weltmann.

Du sollst ihrer noch mehr sehen; dieſs kann ich Dir wenigstens versprechen. — Die Versprechungen waren von allen Seiten groſs, wurden täglich gröſser — und nichts geschah. Alles war besetzt, zum Überfluſs besetzt. Mein ganzer Gewinn war noch immer das kleine Geschenk, welches ich für das letzte Geschäft erhalten hatte. Es ging zu Ende. Mich gar zu stark, gar zu hastig zudrängen wollt' ich nicht — ich kannte die Folgen. Eben so wenig wollte ich als Kreatur dieses oder jenes angestellt seyn; ich wuſste, was man von Kreaturen fordert und erwartet. Unter dem Rang' einzutreten, den mein voriger Posten mir gab, wär' ein Schritt zurück gewesen; — und doch — doch sah ich mich dem Augenblicke ganz nahe, wo ich nicht länger warten konnte.

Der Dichter.

Und ihr Götze half seinem Liebling nicht?

Der Weltmann.

Er wollte dieſsmal von mir aufgeweckt seyn, und ich weckte ihn wirklich auf. — Der Präsident der Kammer lieſs mir, unter guten Bedingungen, die Aufsicht über die Kasse antragen — Ich haſste das Rechnen, obgleich aus einem ganz andern Grunde als Du — und die angetragene Stelle miſsfiel mir, wegen einiger Umstände, die ich erfuhr, im höchsten Grade. Schon vier hatten sie ausgeschlagen, und zwar, weil der Präsident eine beträchtliche Summe mit Wechseln in der Kasse gedeckt hatte, die ganz natürlich keiner für baares Geld annehmen wollte. Die Folgen waren für den Kassirer sehr begreiflich. — Ich überlegte hin und her — und es fand sich, daſs ich in der Bedrängung etwas wagen muſste. Ich wagte es und nahm die Stelle an.

Der Dichter.

Und die Wechsel für baares Geld? — für baares Geld in einer fürstlichen Kasse? Das thaten Sie? der kluge Mann?

Der Weltmann.

Das that ich, der kluge Mann, weil ich nun eben nichts Klügeres thun konnte, weil es das einzige Mittel war, mir den Weg zu klügern Thaten wieder zu eröffnen. Die Summe war nicht klein — so achtzigtausend Thaler — und ein Schlagfluſs, da man bey Jahren, zugleich bey starkem Leibe war, und gar herrlich lebte, gar unmäſsig aſs — ein Banquerot, dem der Präsident, ein verzogenes Kind des Glückes, noch näher war, als dem Schlagflusse:

diese Umstände konnten den Waghals auf einmal zu einem zwar sehr ruhigen, aber doch auch sehr einsamen und beschränkten, Leben führen. Und doch hatte er so groſse Dinge vor! — Das alles nun wuſste ich; und gleichwohl übernahm ich es, sagte zu mir, indem ich es übernahm: der Präsident soll nicht allein die Wechsel lösen, sondern mir noch danken müssen, sie gelöst zu haben. — Was allenfalls noch zu meinem Vortheile daraus entspringen konnte, überlieſs ich dem Götzen ganz ruhig, den ich jetzt, so aufzuwecken, mich nothgedrungen sah.

Der Dichter.

Was doch der Glaube, sogar an einen Götzen, wirken kann!

Der Weltmann.

Da nur der Glaube wirkt, so ist es gleich; denn selbst ein Fetisch thut hier Wunder. — Es ging herrlich bey meinem Präsidenten her. — — Soupers — Bälle — der ganze Hof — da ward bewirthet, gelebt, als wenn man die Einkünfte des ganzen Landes gegen Wechsel eintauschen könnte.

Der Dichter.

Ich hätte Sie auf den Bällen tanzen sehen mögen!

Der Weltmann.

O, ich tanzte mit — lieſs mir recht wohl seyn —

Der Dichter.

Und eine gewisse Aussicht, die sich nach jedem Ball immer in einen engern, schwärzeren Raum zusammenzog? —

Der Weltmann.

Ich sah sie sich entfernen, immer weiter fliehen.

Der Dichter.

Ich bin kein Ödipus.

Der Weltmann.

Desto besser! es wäre Dir sonst schlecht zu erzählen. Das Einzige, was ich noch fürchtete, war ein Schlagfluſs. Ich hörte nicht auf, meinem Präsidenten Mäſsigkeit zu empfehlen — sprach wie ein Buch — wie ein Arzt — wie ein Moralist — wie ein Patriot — Es half nichts — ich muſste eilen. Nach meiner Rechnung konnte es nicht lange dauern, versteht sich mit dem Banquerot — denn gegen den Schlagfluſs arbeitete ich beyher aus allen Kräften mit Glaubers Salz. Gesegnet sey der Mann! Sein Salz that Wunder; aber sonst wollte kein Wunder weiter geschehen. In der Verlegenheit wollte man wieder einige Wechsel in die Kasse legen — ich wies sie ab. Man trotzte — drohte — ich blieb standhaft. — So lieſs ich die Wirthschaft noch etwas fortdauern — und entwarf indessen mit Hülfe des Haushofmeisters einen Schuld- und Vermögens-Stand des verzogenen Glückskindes. Es sah nicht zum besten aus — und doch! — sieh, da war ein Gut — beynahe mehr werth, als meine Wechsel — Wie wenn wir das Gut um das doppelte verkauften, die Wechsel realisirten, und den Geretteten dahin brächten, seinen Erlöser durch seine Fürsprache — Du verstehst mich schon — Er war mit Leuten in Verbindung, die ihm wenn er sich so ferner halten konnte, noch vieles zu Gefallen thaten. Wer läſst gern' einen Mann fallen, bey dem es so hergeht — der mit allem verwandt ist — kurz der zu der Zahl derjenigen gehört, die durch Ehre, Stand, Klugheit, — was weiſs ich alles? — sich gezwungen glauben, keinen von den Ihrigen fallen zu lassen, es sey denn —

Der Dichter.

Daſs er dem Systeme seines Standes untreu würde.

Der Weltmann.

Und Du wärst kein Ödipus?

Der Dichter.

Sie legen einem das Räthsel ja so nahe — Doch ich zittre, — ich fürchte, will ich sagen — Sie streifen mir dieſsmal nur allzunahe an einer gewissen Gränze vorbey, — an einer Gränze, woran man selten rein vorüberschleicht. —

Der Weltmann.

Ja, ja, ganz nahe — doch nicht so nahe, daſs ich daran hätte können hängen bleiben. Das siehst Du mir doch an?

Der Dichter.

Ich sähe es Ihnen an? Habe ich Sie doch nicht in jenem Sinne zerlegt —

Der Weltmann.

Und warum solltest Du es auch, da ich es, wie Du wohl siehst, selbst unternommen habe?

Der Dichter.

Und treu?

Der Weltmann.

Das solltest Du nicht fühlen?

Der Dichter.

Hm! — ein kleiner Umstand ausgelassen — so oder so gestellt, macht ein Ding zu etwas ganz Anderem, als es wirklich ist.

Der Weltmann.

Dazu bin ich nun wirklich zu stolz. — Nein, bey der Wiederholung meiner Siege will ich ihrer durch die nackte, ungeschminkte Darlegung noch einmal genieſsen. — Die Hauptsache war jetzt, einen Käufer zu finden, der das Doppelte für das Gut bezahlte — denn die Erlaubniſs, es zu verkaufen, erhielten wir, — vermuthlich, weil der Kassirer gar nicht sagte, warum es ihm zu thun war.

Der Dichter.

Ich müſste ihn nicht kennen.

Der Weltmann.

Also den Käufer! — Einen solchen Käufer fand ich —

Der Dichter.

Wirklich? Nun wahrlich das muſs ein sonderbarer Mann gewesen seyn, der das Doppelte sogleich und so geschwind hergab.

Der Weltmann.

Sonderbar? das war er eben nicht — und in solchen Fällen sind die Menschen selten sonderbar. Aber der Präsident eines so wichtigen Departements kann gar vortheilhafte Vortheile gewähren —

Der Dichter.

Kann er das? Es thut mir leid, daſs er es kann. Und auf wessen Kosten kann er es?

Der Weltmann.

Auf Kosten derer, die gar vieles tragen — gar vieles tragen müssen — die im Grunde bey so etwas nicht einmal verlieren — denn hergeben, tragen müssen sie ja doch — gleichviel für wen —

Der Dichter.

Meynen Sie? — Ich nicht.

Der Weltmann.

Ha Du! — Aber wenn Du einer so engen, schwarzen Aussicht gegenüber säſsest?

Der Dichter.

Ich hätte den Sitz vermieden.

Der Weltmann.

Sonderbar! daſs Du doch immer meinen Zweck vergiſst! Machst Du es bey Deinen Gedichten eben so?

Der Dichter.

O meine Gedichte . . . dichten sich nicht auf andrer Leute Kosten.

Der Weltmann.

Wer weiſs! — Wer weiſs, wie viel Böses sie stiften! — Wer weiſs, ob Du in den einsamen vier Wänden Deiner Hütte, unter der Eingebung Deines Dämons, nicht mehr Böses veranlaſst und gewirkt hast, als ich, in meinem prächtigen Hause hier! — Doch werde nur nicht zu ernsthaft — Der Dichter, wie Du einer bist, schadet nur dem Narren — nur dem, der ohnedieſs nichts taugt, die beyde ohne ihn schon längst Narren und Schurken gewesen sind; oder doch ohne ihn auf dem Wege es zu werden waren — Und der Mann, wie ich —

Der Dichter.

Wem der?

Der Weltmann.

Der thut nicht mehr und weniger, als er nothwendig muſs, und rechnet auf die Zeit, die alles wieder heilt.

Der Dichter.

Der Arzt ist wohlfeil, und die Kranken können es ja abwarten.

Der Weltmann.

Was soll man thun? Daſs der Arzt wohlfeil ist und langsam verfährt, ist so schlimm eben nicht. Also —

Der Dichter.

Worin bestanden denn die vortheilhaften Vortheile? —

Der Weltmann.

Da war so eine Gemein-Wiese — ein Gehölz, worin man vortreffliches Bauholz schlug — eine kleine Fischerey — ein Mühlengang — das alles lieſs sich für einen mäſsigen Pacht herrlich mit dem Gute verbinden — der Präsident genoſs die kleinen Vortheile ohnedieſs — die Kammer konnte den Betrag der Pacht bestimmen — der Gemeine lieſs sich eine andre Trift anweisen —

Der Dichter.

Vortrefflich!

Der Weltmann.

Bleib doch nur sitzen — es wird sich schon alles aufklären — gar rein aufklären.

Der Dichter.

Mir nicht; das merke ich schon. Der Nebel ist für heute gar zu dick.

Der Weltmann.

Wir wollen ihn schon niederschlagen. Indessen denke jetzt so prosaisch von mir, als es Dir möglich ist; ich will schon wieder poetisch werden.

Der Dichter.

Daran zweifle ich. Sie sind jetzt gar zu prosaisch — so prosaisch, möcht' ich sagen, als man allenfalls schreibt — wenn man eine zweydeutige Geschichte von sich zu erzählen hat.

Der Weltmann.

Wenn Dich jetzt eine Deiner Musen hörte — ich fürchte beynahe, sie erröthete ein wenig. — Doch der Weltmann soll es mit den Dichtern nicht so genau nehmen — soll's ihnen so übersehen, ohne dieses von ihnen zurückzufordern; denn die Dichter sind ein gar liebes, flüchtiges, warmes, rasches — ja, nach Plato, gar ein heiliges Volk. Und Heilige gerathen gar schnell in Eifer, das hat wohl jeder von uns einmal in seinem Leben selbst erfahren.

Der Dichter.

Der Dichter soll wenigstens nicht vergessen, worauf der Weltmann so zierlich anspielt. — Indeſs —

Der Weltmann.

Könnt' es doch wiederkommen.

Der Dichter.

Ich stehe nicht dafür.

Der Weltmann.

Würd' ich Dir erzählen, wenn es anders wäre?

Der Dichter.

Nun erröthet die Muse erst. — Und jetzt fahren Sie geschwind fort, recht geschwind!

Der Weltmann.

Sehr gerne. — Ich habe das Gold — trete vor den Präsidenten — einige Freunde sind bey ihm — ich habe nichts dagegen. Die Lakeyen tragen Säcke voll Gold herein, einen nach dem andern. Die Wechsel halte ich in der Hand — ihr Werth liegt in der Kasse. Der Präsident begreift nicht gleich, was der Zug bedeuten soll — der Schimmer des Goldes, das Überzählen der Nummern an den Säcken, die jetzt vor ihm stehen, machen ihm alles gar zu deutlich. Sein Gesicht erheitert sich — es ist der wahre Werth des Guts. Ich übergebe ihm die Wechsel, als bezahlt — sein Gesicht wird ernsthafter — ich bedeute ihm das Wesentliche — er zerreißt die Wechsel hastig — umarmt mich — die Geschichte wird bekannt — sie thut mir keinen Schaden, der treue Diener wird belohnt — und so — so gelang auch dieses.

Der Dichter.

So! So! An dem Lohne zweifle ich übrigens nicht.

Der

Der Weltmann.

Wie meynst Du? Wie denkst Du, daſs man ihn belohnte?

Der Dichter.

Nun, wie man einen Mann belohnt, der uns einen so gar wichtigen Dienst geleistet hat.

Der Weltmann.

Ich hoffe nicht —

Der Dichter.

Nun — und was nicht?

Der Weltmann.

Ich sage, ich hoffe es nicht.

Der Dichter.

Und ich sage, ich wünsche es nicht.

Der Weltmann.

In meinem Sinne?

Der Dichter.

In meinem Sinne.

Der Weltmann.

So treffen sie doch einmal zusammen, diese gar verschiednen Sinne. — Ich verschmähte, was er mir anbot. Es war nicht wenig; denn verdorbene Kinder des Glücks greifen in der ersten Freude, nach überstandner Verlegenheit, immer tief hinein. Was war ihm jetzt ein Sack voll Gold, da so viele vor ihm standen? Ich wies ihn sanft zurück, und doch ward ich belohnt — ich trat in die Kanzeley des Ministers, als Rath, weil der Minister gern' einen so treuen, so klugen Diener, der obendrein eine so gute Feder führte, um sich haben wollte.

Der Dichter.

Ich habe nichts dagegen — nur kann ich die vortheilhaften Vortheile gar nicht vergessen, gar nicht vergessen, daſs mit fremdem Gute so gehandelt ward — gar nicht vergessen, daſs das verzogene Kind des Glückes so gut davon gekommen ist.

Der Weltmann.

Wie war es sonst zu retten? Wie ich?

Der Dichter.

Als wenn nun das auch so hätte seyn müssen!

Der Weltmann.

Dir nach hätte ich also immer mein Leben, in den schwarzen engen Gränzen, hinträumen mögen.

Der Dichter.

Dieſs würde mir freylich leid thun — Doch der Waghals — und warum wagte sich der Kühne? Wer hieſs es ihm? Ich halte mich nur an Pflicht und Recht.

Der Weltmann.

Das thue auch ich.

Der Dichter.

Da ist wohl ein Beweis davon.

Der Weltmann.

Das ist er, in einem gewissen Sinne —

Der Dichter.

Ich kenne keinen gewissen Sinn — ich kenne nur einen geraden Sinn.

Der Weltmann.

Du hast nicht Unrecht — aber es gibt etwas, das man das möglichst Gute, das wahrscheinlichst Beste nennt.

Der Dichter.

Und dieſs wäre so hier der Fall?

Der Weltmann.

Das dächte ich doch. Denn wenn der Präsident nun fiel, der einmal nicht anders zu retten war, so verloren seine Gläubiger. —

Der Dichter.

Warum liehen sie ihm?

Der Weltmann.

Diese Frage ist gar zu dichterisch. — Und der Fürst — verlor er nicht die achtzig tausend Thaler, die in der Kasse, in Wechseln lagen? An dem Geholze, der kleinen Fischerey, dem Mühlengange ward der Fürst im geringsten nicht beeinträchtigt; denn die Pacht — ward von jetzt an zum erstenmal bezahlt.

Der Dichter.

Wie das?

Der Weltmann.

Weil die Präsidenten von je her sie vergessen hatten.

Der Dichter.

Ja, das leuchtet ein.

Der Weltmann.

Und ich! ich!

Der Dichter.

Ja Sie? — Freylich Sie waren im Gedränge; aber wer auch so gerade in die Tiefe springt, die er doch kennt —

Der Weltmann.

Der verdient zu ertrinken, meynst Du etwa; aber vorher greift er doch nach jedem Rettungsmittel, das sich seinen Händen darbietet? Das ist ihm doch erlaubt? — Das Ich ist freylich ein gar mächtiges Ding, und muſste hier sehr stark im Spiele seyn — denn sonst wäre ja das Ding auf keine Weise gegangen.

Der Dichter.

Ich erlasse Ihnen den Beweis davon — — ich zweifle gar nicht, daſs es hier wie in allem, was

Sie thaten, gleich stark im Spiele war. Es mag wohl Ihr zweyter Fetisch seyn; — und wahrlich er ist des ersten werth.

Der Weltmann.

Und wie sollt es nicht! Was würde wohl in der Welt gehen oder geschehen, wenn es nicht so wirkte? Das Ich wird wohl ewig die Central-Kraft der moralischen und physischen Welt bleiben; denn die Natur hat gar zu viel darauf gebauet. Vermuthlich muſste sie diesen Hebel so ganz nahe an unser Herz legen, wenn sie ihren geheimen Zweck erreichen wollte.

Der Dichter.

Wie philosophisch auf einmal!

Der Weltmann.

Was wird man nicht in Gesellschaft eines Dichters Deiner Art! — Ich will Dir hierüber eine Anekdote anführen, die mir eben einfällt, und die Du nach eigenem Gefallen anwenden magst. Ein junger Arzt besuchte mein Haus sehr fleiſsig; ich bemühte mich, ihm fortzuhelfen, weil er es mir zu verdienen schien. Unter andern empfahl ich ihn einem unsrer Hofleute, der an einer chronischen Krankheit, der gewöhnlichen Folge seines Standes, litt. Der junge Arzt freute sich nicht wenig. Nach einigen Tagen fragte er mich besorgt in Gegenwart vieler Personen: „warum der Baron nicht nach ihm schicke?“ Ich antwortete ihm: er sey verreist.

Und er erwiederte in einem sehr kläglichen, sehr naiven Tone: „verreist? Mein Gott, wenn ihn nur „die Reise nicht gesund macht!“ — Es erfolgte ein lautes, schallendes Gelächter — ich lachte selbst; und was mir gleich wohlgefiel, war: daſs der junge Mann noch stärker lachte, als wir alle. Als er ging, fiel jeder über ihn her, und jeder zog aus seinem sehr naiven Ausruf einen Beweis der schändlichsten Selbstigkeit. Ich vertheidigte ihn allein, weil ich die Sache aus einem ganz andern Gesichtspunkt ansah.

Der Dichter.

Lassen Sie doch hören!

Der Weltmann.

Ich sah nur einen Arzt in ihm, und einen Arzt, der es weit bringen würde, weil er es so ganz war. — Schweigen, sagte ich, wird er nun schon lernen — so übel meynte er es doch auch nicht — und da er ein Arzt ist, so finde ich's recht gut, daſs er im Menschen nur auf das sieht, was auf ihn selbst Bezug hat; um so mehr wird er sich angelegen seyn lassen, was auf sein eignes Selbst so starken Bezug hat.

Der Dichter.

Mein Arzt hätte er denn doch nicht seyn sollen.

Der Weltmann.

Er ist noch heute der meinige, und ich bin überzeugt, daſs er an mir und jedem alles thut, was seine Kunst und Wissenschaft vermögen. — Eben um seiner Selbstigkeit willen traue ich seinem Fleiſse weit mehr, als wenn er mich aus dem reinsten, moralischen Bewegungsgrunde kurirte. Der Erhabenste hat seine schwachen, lässigen Minuten — aber das Ich — die Selbstigkeit, erhält die Kräfte immer in gleicher Spannung; sie ist immer wach, immer da — immer gegenwärtig und gewärtig.

Ich weiſs sehr wohl, was Du darauf antworten möchtest — könntest — Aber da es einmal in der Hauptsache nichts verändert, so lassen wir es für jetzt dabey. Du würdest Dich denn doch nur selbst mahlen. — Vorhin meyntest Du, ich hätte nicht in die Tiefe springen sollen; und ich sage — ich wäre gar nicht hineingesprungen, wenn ich keinen Grund gesehen hätte.

Der Dichter.

Aber das, was das verzogene Kind des Glückes erhielt — so erhielt? —

Der Weltmann.

Gönne es ihm doch! — Mich lobte ein jeder deſshalb, und ich erwarb mir viele Freunde: Freunde, die ich mir, ohne diesen Umstand, schwer erworben haben wurde.

Der Dichter.

Seines Standes? Ich zweifle nicht.

Der Weltmann

Um die war es mir ja zu thun. — Und selbst diejenigen in der Kammer, die nicht seines Standes waren — ja selbst der Fürst war sehr zufrieden damit, daſs der Familie endlich geholfen war. Er furchtete ihren Sturz — und ich gewann, was sich nur gewinnen läſst.

Der Dichter.

Aber wenn man nun alles dieses, was da so hingegeben ward, zur Erleichtrung derer verwendet hätte, auf deren Kosten doch im Grunde die Rettung des verzogenen Glückskindes geschah! Der Pacht muſste denn doch nach der Summe eingerichtet werden, die der Pächter überzahlte? Und hätte man nicht besser die Präsidenten der Kammer vermögen können —

Der Weltmann.

Die Pacht zu entrichten, meynst Du doch? Ja, da müſsten noch gar viele Leute einen so unbestechlichen Dämon haben, wie da einer in Dir sitzt; aber da Ihr Leute mit diesem Dämon nun einmal nichts thun wollt, so müssen wir wohl mit den unbegeisterten den gemeinen Weg einher gehen — einher schleichen oder einher schlendern.

Der Dichter.

Sie haben einen gewissen Ausfall noch nicht vergessen —

Der Weltmann.

Doch! und erwarte Dich bald zurück — Und höre, dringe bey mir nicht allzusehr auf die poetische Gerechtigkeit. Miſs ein wenig mit unserm Maaſse, wenn von uns die Rede ist. Wir spielen keine ganz regelmäſsige Komödie, das ist wahr; die unsrige gleicht so etwas der Spanischen, mit welcher es der Kritiker nicht allzu genau nehmen muſs. Oft vergiſst da der Autor, weil er gar zu viel zu thun und zu entwickeln hat, diesen oder jenen nach Verdienst zu strafen oder zu belohnen — und doch klatscht alles.

Der Dichter.

Ich klatsche nicht — und überhaupt — ich liebe die Spanische Komödie nicht.

Der Weltmann.

Dem Spanier gefällt sie doch.

Univ.-Bibl.
München

FÜNFTE UNTERHALTUNG.

Der Weltmann.

Nun dieſsmal hast Du lange auf Dich warten lassen! — Ich dachte schon . . .

Der Dichter.

Was Sie von mir nicht hätten denken sollen. So bleibe ich jetzt gewiſs nicht weg.

Der Weltmann.

Und was hielt Dich ab?

Der Dichter.

Ach, die Kleine machte mir so vielen Kummer.

Der Weltmann.

Die Kleine? Hm! fängt es da an?

Der Dichter.

Sie war so krank.

Der Weltmann.

Ah!

Der Dichter.

Höchst gefährlich krank.

Der Weltmann.

Eh!

Der Dichter.

Wir fürchteten einige Tage für ihr Leben.

Der Weltmann.

Ih!

Der Dichter.

Die Teutsche Sprache hat fünf Selbstlaute.

Der Weltmann.

Hat sie? Haben andre Sprachen ihrer mehr?

Der Dichter.

Es ist doch verdrüſslich!

Der Weltmann.

Was denn?

Der Dichter.

Daſs Ihnen der fünfte allein übrig bleibt — daſs Sie keine Gelegenheit finden werden, ihn anzubringen, wenn ich so fortfahre!

Der Weltmann.

Wie verstehst Du das?

Der Dichter.

Es ist doch so klar.

Der Weltmann.

So mache es auch mir klar.

Der Dichter.

Wenn ich Ihnen nun auch für ihren wirklichen Tod, eben ein so theilnehmendes Oh herausziehe — was wollen Sie mit dem Uh anfangen?

Der Weltmann.

Das wüſst' ich recht gut zu brauchen —

Der Dichter.

Und wozu?

Der Weltmann.

Den Liebhaber zu beklagen.

Der Dichter.

Bin ich das?

Der Weltmann.

Bist Du nicht verliebt in sie?

Der Dichter.

Ich hasse dieses Wort.

Der Weltmann.

Es ist doch ein hübsches, den Dichtern ganz geläufiges Wort — und Dich kleidet es noch recht gut.

Der Dichter.

Ich liebe sie nur — ich bin nicht verliebt in sie.

Der Weltmann.

Kommt das nicht auf eins heraus?

Der Dichter.

Das wüſst' ich eben nicht. Zwischen verliebt seyn, und lieben, ist nach meiner Meynung ein eben so groſser Unterschied, als zwischen der negativen Tugend eines Weltmannes, und der wirklichen eines Bürgers.

Der Weltmann.

Fein genug! Dem Dichter mag es auch wohl klar seyn — Mit der Kleinen geht es nun besser?

Der Dichter.

Wär' ich sonst gekommen?

Der Weltmann.

Das ist mir lieb —

Der Dichter.

Sollte man es doch kaum glauben.

Der Weltmann.

Warum nicht?

Der Dichter.

Ach, ich hörte die Selbstlaute wieder in diesen Worten.

Der Weltmann

Können wir ohne sie sprechen?

Der Dichter.

Der unerträglichen Kälte!

Der Weltmann.

Ja Kälte — das ist es! Und die ist Dir unausstehlich! — Ich möchte oft dasselbe von Deiner Wärme sagen, wenn ich nicht billiger wäre. Warum sollt' ich mich auch erhitzen? Wer Geschlechter hat hinwelken sehen — ist dem eine solche Nachricht wohl etwas Neues? Kenn' ich doch Deine Kleine nicht. Mit Euch Dichtern ist es freylich anders: Ihr nehmt durch die Einbildungskraft an Allem Theil; wir durch den Verstand: und dem legt sich alles gleich so in seiner wahren Gestalt dar — daſs man kaum über etwas erschrecken kann. Ihr schaudert vor der Vergänglichkeit, der Nothwendigkeit; und erliegt Ihr der einen, ergreift Euch die andre, so bedecket Ihr sie mit Rosen. — Wir — wir sehen alles ohne Schrecken — und Rosen — solche Rosen, blühen nicht für uns.

Der Dichter.

O, der Armen!

Der Weltmann.

Es ist recht gut, daſs Ihr Euch reich dünkt — und wir zufrieden sind. — Und nun — was hältst Du von ***, dem vorigen Minister?

Der Dichter.

Ich glaube, mit dem ganzen Lande sagen zu können —

Der Weltmann.

Wie? Du sprichst mit dem ganzen Lande? — Doch fahre nur fort. — Ich erinnere mich noch, daſs Du gerne mit dem ganzen Lande sprichst.

Der Dichter.

Entscheidet nicht die Stimme der Menge über Euch? Fühlt nicht die Menge das Gute und Böse, das ihr von Euch kommt? Fällt sie nicht darnach das Urtheil über Euch?

Der Weltmann.

Nun, wir werden ja hören! — Wie lautet denn das Urtheil über den Mann?

Der Dichter.

Daſs er eben die Tugenden besessen hat, die ich allen seinen Nachfolgern wünsche.

Der Weltmann.

Folglich auch mir. — Und Du glaubst dieſs wirklich mit der Menge?

Der Dichter.

Ich glaube es, weil seine Thaten reden.

Der Weltmann.

Wohl thun sie das, seine Thaten, seine wahren

Thaten nehmlich; aber so leise, so im Verborgenen, daſs die Menge es nicht hören kann. Sie sind verschollen seine Thaten, aber wahrlich ihre Wirkung ist noch fühlbar; und uns erscheint der Selige noch oft als böser Geist durch sie. — Es thut mir leid — sehr leid, daſs ich Deinen schönen, festen Glauben, den Dir der Mund der Menge beygebracht hat, jetzt erschüttern muſs — daſs ich Dir sagen muſs — keiner von uns allen hat diesem Lande so viel Nachtheil gebracht, als eben er, durch seine so hoch gepriesene Tugenden.

Der Dichter.

Ich dacht' es gleich, daſs es dahin kommen würde!

Der Weltmann.

Halte Deine Einbildungskraft nur einige Augenblicke im Zaume. — Glaubst Du wirklich, daſs dieser Mann nach Eurem Sinne, Geist und Herzen tugendhaft war? Ich sage vorsetzlich: Sinne, Geist und Herzen; denn bey Euch arbeiten diese drey Dinge gar sonderbar mit, durch, und gegen einander, wenn Ihr ein Urtheil über uns zusammensetzt, oder ein Bild von uns entwerfet. Und doch schadet diese Vermischung oder Gährung der Wahrheit mehr, als Ihr es gewahr werdet. — Also Du glaubst wirklich, glaubst noch, daſs ein solcher Mann nicht allein Minister seyn, — sondern daſs er es auch bleiben konnte — bleiben möchte?

Der Dichter.

Diese Frage — wahrlich diese Frage lautet sonderbar genug!

Der Weltmann.

Lautete sie nur sonderbar, was verschlüge das? — Ich wünschte es von Herzen, — wünschte es dem ganzen Erdboden, jedem Lande, so groſs und klein es sey. Aber hier steigen so viele Schwierigkeiten auf, daſs ich ermüden würde, sie alle herzuzählen. Der Verstand eines solchen Mannes müſste ganz seines Herzens werth seyn, eben so das Herz des Verstandes; keins von beyden je ohne das andre handeln, keins über das andre herrschen wollen. Nehmen wir nun diesen seltnen Mann als gefunden an, so müſsten noch überdem die Männer, mit denen und durch die er wirkt, den Herrn Aller selbst nicht ausgenommen, wo nicht so ganz seltne Männer, doch wenigstens solche Männer seyn, die es ihm zu seyn erlaubten, die es an ihm ertragen könnten. Bis dahin setzen wir weniger seltnen Männer alle unsre Tugend da hinein, nur das Nöthige, Nützliche, Bestmögliche, Gewöhnliche zu thun, (und das nur so weit, als man es uns erlaubt), und uns sorgfältig vor allem Überflüſsigen, Groſsen, Weitaussehenden und Abentheuerlichen zu hüten. Wem es aber das Schicksal oder die Umstände zulassen, eine schöne, edle, groſse That zu thun, der danke ihnen und dem Schicksal. — Ich, ich selbst, würde für ein solches Glück wohl mein nicht leicht erworbenes hingeben können.

Der Dichter.

Würden Sie das? Könnten Sie das?

Der Weltmann.

Und zwar aus einem eben so prosaischen Grunde, als ich es gemacht habe, zu machen suchte.

Der Dichter.

So? — Das ist ein anderes.

Der Weltmann.

Und aus welchem sollt' ich es etwa thun?

Der Dichter.

Sie haben ganz Recht — Vergeben Sie mir nur meinen Irrthum.

Der Weltmann.

Warum sollt' ich nicht! — Hm! beynahe möcht' ich sagen — Du und Deines Gleichen, Ihr seht vor lauter groſsen, erhabenen Tugenden die kleinen erspricſslichen nicht, die wir Euch zeigen; und doch sind diese in dem Laufe der Welt nicht ganz zu verachten: denn auch sie haben ihren Werth.

Der Dichter.

Und welche kleine Tugenden zeigen Sie mir? Ich möchte sie doch von Ihnen nennen hören.

Der Weltmann.

Ich lasse sie gerne selbst reden — Indeſs wie nennst Du meine Aufrichtigkeit gegen Dich? Sieht man sie so oft? Es würde mir wenig kosten, mich Deiner warmen Einbildungskraft in einem glänzenden Lichte aufzudrängen; aber ich will erscheinen, wie ich bin — wenigstens Dir.

Der Dichter.

Ach, es ist traurig, daſs diese kleinen Tugenden alles sind, was uns so groſse Männer im Staate aufzuweisen haben!

Der Weltmann.

Höchst traurig!

Der Dichter.

Und daſs wir Armen nun noch gar daran schuld sind, daſs die groſsen Männer im Staate uns keine groſsen Tugenden zeigen können!

Der Weltmann.

Höchst traurig! — Aber wir redeten ja so eben von einem, der, nach Deiner und des Volkes Meynung, so viele groſse Tugenden besessen hat. Wie sind wir doch von dem edlen Manne abgekommen? — Weiſst Du wohl, daſs er es war, der den Vater Deines L*** stürzte?

Der Dichter

Er? — Der Bösewicht!

Der Weltmann.

Wie rasch Ihr doch urtheilt, so bald eine Sache nur im mindesten Euch selbst berührt!

Der Dichter.

Sie haben die fünf Selbstlaute noch nicht vergessen!

Der Weltmann.

Doch! und ich kann dem Dichter noch mehr vergessen: darauf kann er sich fest verlassen, und seinem stürmischen Genius vor mir alle mögliche Freyheit gestatten. —

Ich wollte Dich nur auf das Urtheil der Menschen aufmerksam machen. —

Der Minister war kein Bösewicht.

Der Dichter.

Wie blödsinnig ich doch war! Nun verstehe ich Sie — er war ein Weltmann.

Der Weltmann.

Der Genius oder Dämon läſst sich nicht zweymal auffordern — Aber in diesem Augenblicke steht Dir Deine Muse nicht zur Seite — mich soll die meinige nicht verlassen.

Der Dichter.

Die Ihrige? Darf ich nach ihrem Nahmen fragen?

Der Weltmann.

O, ihr Nahme — ihr Nahme — der lautet gar zu einfach, gar zu prosaisch für einen Dichter. — Sie nennt sich Anstand — und Ihr Teutschen Dichter thätet nicht übel daran, sie Euren neunen beyzufügen.

Der Dichter.

Freylich — damit die zehnte die neun zu Hofdamen ausschmückte — sie ein wenig in Manieren unterrichtete. —

Der Weltmann.

Es wäre so übel nicht — Die Französischen Dichter machten es so; und darum lieben wir sie, darum sind wir in ihren Werken gleich zu Hause.

Der Dichter.

O ja, man sieht und fühlt es ihren Dichtern an — besonders denen aus den Zeiten des groſsen Ludwigs.

Der Weltmann.

Sie verloren nichts dabey.

Der Dichter.

Vor Euch wohl nicht — vor uns Dichtern doch — als Dichter doch —

Der Weltmann.

Wie wenn der Verlust zu vermeiden, und der

Gewinn zu erreichen wäre! — Da steht noch ein ungebautes Feld, für die neuern Zeiten, den Teutschen Dichtern offen. — Doch sieh! wir sind abermals von dem Minister abgekommen. — Höre doch. Ich sage, er war ein schlechter Weltmann.

Der Dichter.

Vorhin sprachen Sie ihm alle Tugenden ab, die ihm die Menge beylegt; nun ist er gar ein schlechter Weltmann — wie lassen sich die Widersprüche vereinigen? Nochmals: ich bin kein Ödipus.

Der Weltmann.

So bin ich es; und hier hast Du die Auflösung des Räthsels mit Einem Worte, und so geschwind als möglich, damit die Muse auf Deiner Seite stehen bleibe.

Es war kein Weltmann, weil der Weltmann nichts so sehr vermeiden mufs, als Tugenden zu heucheln, die er nicht hat — diefs mufs er den Priestern überlassen, die sich leider nicht anders zu helfen wissen.

Der Dichter.

Das wäre! Gar nicht anders zu helfen wüfsten! Und warum mufs es der Weltmann den Priestern überlassen?

Der Weltmann.

Weil er es mit Leuten zu thun hat, die den tiefsten, einstudiertesten Heuchler auszufinden wissen, die ihn dann zwingen, auch ihre Heucheley für baare Tugend anzunehmen — die ihn zwingen, an ihr Spiel zu glauben, damit das seinige verdeckt bleibe. So entsteht von beyden Seiten — von vielen Seiten, will ich sagen — ein geheimes, unverabredetes Bündniſs, wobey sich jeder der geheim Verbündeten recht gut steht, nur diejenigen nicht, auf deren Kosten ein so feines Spiel gespielt wird.

Der Dichter.

Dieſs ist mir leider nur zu klar geworden. — Doch die Verstellung — wozu rechnen Sie wohl diese?

Der Weltmann.

O, die Verstellung — wenn sie auch keine Tugend ist — was sie doch in diesem oder jenem Falle sehr leicht seyn könnte — ist wenigstens ein sehr nothwendiges — uns sehr oft aufgedrungenes Ding. Du magst nun noch so ernsthaft aussehen — wenn sie ihren Zweck im nöthigen Fall erhält, so nimmt sie wirklich die Gestalt der Tugend an.

Der Dichter.

Aber da der den Zweck bestimmt, der die Verstellung zu einer Tugend macht?

Der Weltmann.

Wie selten mag unser einer sagen, er stimme sich selbst! Wäre dieses — ja dann nur würden wir zu beneiden seyn. — Und um auf einmal den

Knoten zu zerhauen, an dem Du doch nur vergebens hin und her zerrst — weiſst Du, wofür Ihr uns vorzüglich danken müſst?

Der Dichter.

Ich bin begierig — und bereite mich auf einen recht groſsen Dank. —

Der Weltmann.

So thu' es denn, — und auf einen recht herzlichen zugleich. — Ihr müſst uns danken, daſs wir nicht schlimmer gewesen sind, als wir es wirklich waren; daſs wir alle sammt und sonders, vom Kleinsten bis zum Gröſsten, das Böse nicht gethan haben, das wir thun konnten. — Halte noch Deinen Dank zurück; ich nehme ihn indessen aus Deinen Blicken. — Und dieses, dieses müſst Ihr uns zum Gegengewicht Eurer Tugenden anrechnen, die Euch wahrlich nicht so viele Mühe kosten, als es uns kostet, das Böse zu unterlassen, das wir so leicht thun könnten, das Böse zu hintertreiben, das Andre so gern' und willig thäten. Und zu diesem letzten gehört besonders oft mehr Muth, Entschlossenheit und Klugheit, als Ihr bey Eurer gröſsten That anzuwenden nöthig habt. Was würde aus Euch werden, wenn dieses nicht geschähe? Nur wer sich im Besitze von Macht fühlte, kann von dem gefährlichen Einflusse sprechen, welchen sie auf unsre Handlungsweise hat. Nur wer durch und mit Menschen wirkte, kann wissen, was sie aus Eigennutz und Herrschsucht, zu thun, zu wagen, fähig sind! Und nur der kann gerecht urtheilen, der die losen Fäden in seiner Hand gefühlt hat, an denen hier alles hängt — mit denen wir eine so schwere Last zu ziehen haben, ziehen sollen. — Nun kannst Du mir danken.

Der Dichter.

Für diese Lobschrift? — Für Ihre eigne Apologie? — Sie haben ja schon den Dank in meinem Blicke gefunden — Ich — ich bin recht froh, daſs ich keiner solchen Apologie bedarf.

Der Weltmann.

So sey es, und erlaube es uns! Für mich soll es übrigens keine Apologie seyn — ich bedarf keiner — Und bedürfte ich einer, so machte ich sie nicht. Ich überlieſse es der Geschichte und Erfahrung, die von den urältesten Zeiten her dieses Geschäft uber sich genommen haben. — Laſs nun sehen, ob Dir dieser Mann, von dem wir immer reden, um nie mit ihm zu enden, besser gefallen wird.

Er spielte, wie gesagt, alle Tugenden, die höchsten selbst nicht ausgenommen, mit einem solchen Eifer, daſs sie gerade durch diesen Eifer dem gemeinen Wesen allen und noch mehr Nachtheil brachten, als wenn er sie wirklich besessen hätte. Und das ganz natürlich; denn da sie ihm nur im Kopfe ſaſsen, folglich für ihn nur politische Regeln waren, so kannst Du sehr leicht denken, mit welcher Anstrengung er einen Plan verfolgte, auf den er, nach Berechnung der Lage, der Umstände und der Haupt-Charaktere, sein politisches Daseyn zu gründen suchte. Hier sah ich, welcher Kraft ein Mann fähig ist, der alles darauf anlegt, sich in seiner Stelle zu behaupten. Hier sah ich, daſs er auch des Allerschwersten fähig ist — Tugenden zu heucheln, die er nicht besitzt. Dieſs überzeugte mich noch mehr von meiner Meynung: daſs man das fest und gewiſs seyn kann, was man zu seyn sich einmal vorsetzt.

Der Dichter.

Wo Sie doch Ihre Weisheit mögen aufgelesen haben!

Der Weltmann.

Wer kann dafür! Das Schlimmste ist leider unser erster Lehrmeister; er gesellt sich uns zu im ersten Augenblick, und verläſst uns nur im letzten.

Der Dichter.

Ach ja, man sieht es seinen Zöglingen an.

Der Weltmann.

Darüber lieſse sich gar vieles sagen; doch dazu sind wir nicht beysammen. Ich vermeide gern alles, was meinen klaren Blick trübe zu machen droht; ich brauche ihn zu nöthig. — Der Mann sprach so viel von Tugend, hüllte, was er darüber sprach, in ein so schönes, so geschmücktes Wortgepränge, daſs er mir vom ersten Tage an nur gar zu deutlich ward. Ich fühlte sein Inneres aus der Art heraus, mit welcher er das meinige zu ergründen suchte. Bey jeder leisen Berührung sah ich nur sein Miſstrauen; und der Mann, der so verfährt, so schonend, so zweifelhaft, unsicher und zweydeutig, muſs den Schaden, dem er so zweckmäſsig schwankend, so finster tastend nachspürt, an der rechten Stelle selbst empfinden. Diese Schlüsse drang mir dieser Mann auf, während er mich so betastete. Wie einen Würfel, warf er mich auf alle Seiten; und ich — ich zeigte ihm immer nur die Zahl, die er zu sehen wünschte. Er war sehr zufrieden mit mir, brauchte mich, lobte mich gegen jedermann öffentlich, und ermüdete nicht, dem Fürsten das Beste von meinem Charakter und meinen Fähigkeiten vorzuschwatzen. Ich begriff den Plan nicht, den er mit mir haben konnte: aber daſs er einen haben muſste, sah ich gar zu deutlich ein: denn sein ganzes Leben und Seyn war ein beständiges Forschen und Nachfragen — ein rastloses Intrikiren und Kabaliren — Alles lieſs er sich von jeder Seite zutragen; alle Untugenden und Gebrechen der Menschen vom Hofe, aus allen Departementen waren ihm bekannt. Er beobachtete einen jeden, den Fürsten und seine Hofleute, bis auf den letzten seiner Diener — er prüfte, wog einen nach dem andern; und da er eines jeden Tugend nach der Goldwage bestimmte, die seinem Kopfe so wenig zu erfinden kostete, so kannst Du leicht denken, wie die Menschen bey ihm wegkamen. Diejenigen, die ihm glichen, und die Kunst verstanden, in seinem Sinne zu reden und zu handeln, schlichen durch — Aber da war der Vater Deines L *** — der hatte nun viele der Tugenden wirklich, die meinem Patron abgingen — und —

Der Dichter.

Das freuet mich — das höre ich gerne — Doch, aufrichtig? Ich fürchte Ihre Zusätze gar zu sehr.

Der Weltmann.

Aufrichtig. — Und was die Zusätze betrifft — wo finden sich diese nicht? — Er galt sehr viel bey dem Fürsten, den sein Vater erzogen hatte, und besaſs das ganz, was man einen klaren, freyen Blick nennt; denn er sah die Welt im Groſsen an, und ohne alle Ängstlichkeit beschränkter, kleiner Geister. Den Vorurtheilen hatte er sehr früh entsagt — so früh, daſs sie ihm wahrscheinlich ganz aus dem Gesichte verschwanden — und vielleicht gab er darum, als ein Mann von groſser Kraft, in gar vielen Punkten sogenannte Blöſsen, vor denen sich mein jetziger Patron, der nichts Natürliches vertragen konnte, aufs äuſserste entsetzte. Er fürchtete alles für des Fürsten schöne, stille Tugenden, die er so sehr an ihm zu schätzen wuſste, und meynte, der zu frey gesinnte Mann würde ihn am Ende ganz verderben. Er vertraute mir seinen schweren Kummer, seine ängstliche Besorgniſs —

Ich hörte ihn schweigend an, doch so, daſs er mein Schweigen nicht übel deuten konnte. Was er fürchtete, war mir gar zu klar; auch sah ich recht wohl ein, daſs L***, wenn er sich hinaufschwänge, meines Patrons Kreaturen, zu denen ich mich dieſsmal noch zählen muſste, nicht sonderlich schonen würde. Nach und nach klärte sich alles recht artig auf. L*** war dem Fürsten wegen seiner Leichtigkeit in den Arbeiten des Kabinets eben so unentbehrlich, als wegen seiner andern guten Eigenschaften. Man muſste fürs erste damit anfangen, ihn in diesem wichtigen Punkt entbehrlich zu machen, und ich sollte ihn darin ersetzen. Dieses lieſs mich der Patron ganz leise merken. Ich schwieg auch hier, — zeigte nicht das geringste Verlangen, keine Spur von Ehrgeitz — und war ganz das Ding, das mit sich machen läſst. —

Der Dichter.

Ich fürchte — ich fürchte —

Der Weltmann.

Daſs ich die Ursache zu L***s Fall ward? Das nun wohl nicht; da schlägst Du mich zu hoch an. Daſs sein Fall zu meinem Glücke gewirkt hat, daran ist kein Zweifel. Daſs es, wenn er siegte, mit allen meinen Aussichten, wenigstens vor der Hand, sehr schlecht aussah, war leider nur zu gewiſs. Ich lieſs es also gehen, verhielt mich leidend, wie ich immer so gerne thue, wenn ich Dinge in der

Gährung sehe. Sollt' ich von mir stoſsen, was mir der Minister anbot? Hätt' es nicht ein Andrer aufgenommen? Hätte sich L*** gehalten, wenn ich nicht auf dem Schauplatz erschienen wäre?

Der Dichter.

Und doch! — Und doch! —

Der Weltmann.

Möchtest Du nicht die allerentfernteste Ursache zum Fall eines solchen Mannes gewesen seyn — auch die unschuldigste nicht! — Was ist zu thun? Jeder nach seiner Weise — Ich lieſs gehen und geschehen, wie ich alles Übel in der Welt, das ich nicht hindern kann, geschehen lassen muſs. Soll der Kaufmann den Gewinnst ausschlagen, der ihm dadurch zufällt, daſs die Waarenlager der Andern aufbrannten? Hat er sie doch nicht angezündet! Ihn zum Löschen aufzufordern, hieſse doch von ihm begehren, er solle nur für heute vergessen, was er wirklich ist. — Doch ehe ich bey dem Fürsten eintrat, befand ich mich plötzlich in einer sehr unangenehmen, fast gefährlichen Lage.

Ein gewisser weitsehender Kopf hatte einen Plan entworfen, der dem Lande eben nicht schädlich zu seyn schien. So sagten wenigstens die Kunstverständigen; und wenn die das sagen, so weisen sie freylich immer ein wenig auf unsre groſse Lehrmeisterin — die Zeit. Mein Patron setzte die Sache bey dem Fürsten durch, weil er sich selbst sehr viel davon versprach. Nun wollte der weitsehende Kopf ihm gerne seine Erkenntlichkeit beweisen, und so kam er eines Morgens, und überreichte ihm einige sehr ansehnliche Geschenke in einem kleinen Kästchen. Des Herrn Tugend fuhr zusammen — schauderte — und er zeigte seinen Unwillen in so schönen, groſsen, wohlgesetzten Sprüchen, daſs der arme Geber ganz verlegen vor ihm stand. Eine zierliche Abbitte half ihm aus der Noth. Der gewisse Instinkt flisterte mir dieſsmal den bösen Einfall zu, ihm zu rathen: daſs er meinem Patron eben dieses Geschenk in Gegenwart und mit Bewilligung des Fürsten überreichen möchte. Es geschah. Der gute Fürst freuete sich über die Tugend seines Ministers — und alles ging vortrefflich. Unglücklicher Weise erfuhr mein Patron, wer der Rathgeber gewesen sey — und ich ward — ja rechne nur auf ein recht groſses Unglück — ich ward — was ich am meisten fürchtete — eine Art von Liebling — und das von diesem Manne.

Der Dichter.

Ich erwartete wirklich etwas ganz Anderes.

Der Weltmann.

Das beweist mir Deine Freundschaft. Doch es war schlimm genug für den Augenblick. Denn ich sah dieses, für einen Mann, der sein Glück noch zu machen hat, der in meinem Sinne darauf losarbeitet, als die allererwünschteste Rolle an, die mir das Schicksal jetzt aufdrängen konnte. Ich hasse alles Steigen durch Gunst, weil ich kenne, was darauf folgt. Da saſs ich nun wieder und sann — und sann —

Der Dichter.

Ich verlasse mich auf den Instinkt; er wird schon aushelfen — Aber auf wessen Kosten geschah es jetzt?

Der Weltmann.

Auf keines Kosten, Dank abermals dem Zufall, unserm mächtigen Weltregierer, mit dessen Gaben wir so groſs zu thun wissen. Eine kleine Züchtigung hätte ich vielleicht verdient.

Der Dichter.

Ich denk' es auch.

Der Weltmann.

Und warum?

Der Dichter.

He! wegen der Tugend Ihres Patrons, die sie in ein so schönes Licht setzten — den Sie so ganz nach seinem Sinne bedienten!

Der Weltmann.

Freylich! Und war ich nicht einer meiner klügsten Regeln untreu geworden?

Der Dichter.

Die möcht' ich doch hören, weil sie eine der klügsten ist.

Der Weltmann.

Das kannst Du leicht: Alles zu thun, um zu gefallen, und nichts zu thun, wodurch ich allzusehr für den Augenblick gefallen könnte.

Der Dichter.

Richtig; und sie wird durch das Vorige deutlich.

Der Weltmann.

Gewinnen wollt' ich wohl dabey; aber nur nicht so viel — nicht gar zu viel — und dann — bot er mir nicht den letzten Zug dar, den ich zur Vollendung seines Gemähldes brauchte? Nun stand doch der ganze Mann vor mir — der Liebling ward ich doch nur darum, weil er nun mit der Rechten, zu seinem Ruhme, nehmen konnte, was er mit der Linken, zu seinem innern Verdruſs, abweisen muſste!

Der Dichter.

Ich sehe wohl, Ihre Ruhe ist durch nichts zu stören. Sie stehen auf einem gar zu festen Grunde, — und das erwirbt man nur, wenn man auf dem Kissen des Vergessens gewisser Dinge ruht.

Der Weltmann.

Nein, das erwirbt man, wenn man sich gewisser Dinge nur allzu gut erinnert. — Also der Zufall wollte, daſs man um diese Zeit einen gewissen Hof, wegen der Vermählung des Erbprinzen, auf eine leise Art ausforschen wollte. An jenem Hofe aber befand sich ein Minister, auf den man, wegen gewisser von ihm angezettelter Verhältnisse, nicht sonderlich rechnen konnte. Da sollte nun ein Mann abgeschickt werden, der durch seinen Rang nicht sonderlich auffiele, der aber doch gewandt genug wäre, um schnell einzusehen, wie die Karte läge — es etwa, wenn er anders Boden fassen könnte, auch dahin zu bringen wüſste, daſs man von der andern Seite die ersten offnen Schritte thäte. Und dieses war der Hauptpunkt, weil man in so groſsen Dingen etwas über seines Gleichen zu gewinnen sucht. — Ich wuſste die Wahl — die wahrscheinlich schon auf mich gefallen war — auf eine ganz unschuldige Art auf mich zu leiten. — Ich kam — ich sah —

Der Dichter.

Hm! —

Der Weltmann.

Ja wohl — Hm! — Glaubst Du etwa, es hätte dem groſsen, weltberühmten Cäsar mehr Mühe verursacht, gegen die rohen Gallier *) eine Schlacht mit Blick und That zu gewinnen, als es unser einem Mühe kostet, nur einen kleinen Schritt an

---

*) Der Weltmann nimmt es nicht so genau. Es war in Pontus.

einem Teutschen Hofe zu gewinnen? O Dichter über alle Dichter! So etwas an einem Teutschen Hofe zu erreichen — und unter diesen Umständen, setzet — die Erhebung des Geistes und die Wärme des Herzens ausgenommen — mehr Winden, Streben, Geduld, Tasten — überhaupt mehr Anstrengung voraus, als Dir gewiſs Dein unsterbliches Heldengedicht, an dem Du schon so lange arbeitest, kosten wird. Und doch vergiſst man unsrer groſsen That, in einem Augenblicke, da Ihr hoch unter den goldnen Sternen schwebt — sie wenigstens mit Eurer Scheitel berührt, wie einer von Euch, begeistert, singt. Genug, ich kam — betastete — siegte, und kehrte mit dem ersten ansehnlichen Geschenke nach Hause. Es war wirklich ansehnlich — das erste Gold, das ich, zum Grund des künftigen Stock's, auf Zinsen legte. Mein Patron war auſser sich vor Freude. Er drückte, er küſste mich — und er sah aus diesem Siege Lorbeern für sich aufblühen, deren Erblickung in der Ferne mir wirklich seine groſse Überlegenheit über mich bewies. Ich störte ihn nicht darin — und so führte er mich zum Fürsten, dem ich alles umständlich erzählen muſste. Ich erzählte so, daſs der Fürst, der Minister und ich selbst zufrieden seyn konnten. War mein erstes Memoire ein Meisterstück der Feder, so war dieses ein Meisterstück der Zunge; auch waren die Folgen auf der Stelle viel glücklicher als jene. Sieh, so bessern Alter und Erfahrung! Ich stieg im Range, ward des Fürsten geheimer Secretair, weil man jetzt dem guten L*** die Last ein wenig erleichtern wollte. — Und so gelang auch dieses —

Der Dichter.

Gelang es? Und meines Franzens Vater — der so rechtschaffene, von Ihnen selbst gepriesene Mann?

Der Weltmann.

O, der — der war noch immer ein sehr rechtschaffner Mann — war es nur allzusehr — nur allzustreng gegen sich und Andre; verzieh keinem gewisse menschliche Schwächen, weil er sich keine nachsah — verzieh sie selbst dem Fürsten nicht — wollte gar viele Dinge ganz anders haben — haſste alle Scheintugenden, die mein Patron so sehr in Schutz genommen hatte — und, was das allerschlimmste war, er verursachte lange Weile, ehe er sich's versah — und als er den Boden unter sich ein wenig wanken fühlte — ward er gar zu laut — entwickelte die Ursachen gar zu grell. — Man flisterte sich ins Ohr — es setzte Verwirrungen — Unruhe — Trübsinn — Miſsmuth. — Man trug hin und her. — Ich schrieb sehr gut — Die Prinzessin kam — man feyerte die Vermählung — die junge Prinzessin gefiel dem Fürsten — sie war lebhaft, geistreich — der Hof nahm einen andern, einen muntern Ton an — Bisweilen war die Erbprinzessin ein ganz klein wenig leichtsinnig, weil es ihr so schön lieſs — der strenge L*** beleidigte sie gelegentlich, obgleich ganz unschuldig, wie er beynahe alles that. Der Erbprinz nahm es hoch — und nun siehst Du auch, warum für Deinen Freund jetzt gar nichts zu thun ist — Sein Hauptgegner kam mit der gewesenen Erbprinzessin an unsern Hof — natürlich empfindet er, als Verehrer ihres Hauses, noch immer die Beleidigung — und daſs er sie nie vergessen möchte, lieſs man ihn zur ewigen Rückerinnerung alles das einernten, was dem kühnen Verbrecher abgenommen werden muſste. Und auf einige nicht unbeträchtliche Zeichen dieser Rückerinnerung macht nun der junge L *** Anspruch. Und Du — wie bist Du heute mit mir zufrieden?

Der Dichter.

Zufrieden? Als wenn es Ihnen auch darauf ankäme!

Der Weltmann.

Und wenn nun?

Der Dichter.

So sage ich denn immer noch: ich wünschte, Sie hätten eine gewisse Ohrfeige nicht erhalten. Sie hätten mir dann nicht erzählt, was Sie mir zu erzählen haben — hätten mich in vielen glücklichen Träumen nicht gestört.

Der Weltmann.

Ja Träume! die sind des Dichters Reich und Labsal — Und doch taugt der zum Dichter nicht, der nur glücklich träumen will. Wenn er auf die

Menschen wirken will, so müssen doch, da ihm der Zweck unbenommen ist, die Gemählde wahr seyn, die er uns von ihnen aufstellt. Nutzen können sie doch wahrlich nicht, wenn Ihr die Mittel zu dem Zwecke nur in dem Reiche der Träume sammelt.

Der Dichter.

Dieſs klingt beynahe wie Wahrheit.

Der Weltmann.

Ich bin mit dem beynahe zufrieden, wenn es der Dichter sagt.

Der Dichter.

Aber glauben Sie in Ernste, daſs dem Dichter das Spiel der Welt verborgen ist? Wahrlich, er ahndet all Euer Thun, und die Triebfedern Eures Thuns, so sehr Ihr sie auch immer verbergen mögt.

Der Weltmann.

Was Du sagst! Dieſs ahndet er? ahndet es Alles?

Der Dichter.

Noch mehr! Er kennt es. — Denn, wenn er wirklich Dichter ist — trägt er da nicht die ganze Menschheit mit allen ihren Verhältnissen, mit allen ihren Kräften, in seiner Brust? Hat er nicht da Raum für sie — und täuscht er sich — so täuscht er sich, um Andre zu täuschen, vorsetzlich — so ist die Täuschung selbst sein Zweck.

Der Weltmann.

Das wäre! Und warum thut er das?

Der Dichter.

Aus einem ganz gemeinen Grunde: weil die Menschen bey den allzutreuen, allzuwahren Gemählden Eures Thuns empfinden würden, was ich damals empfand, als Sie mir in einem ganz muntern Ton erzählten, wie sie die Leichen in Ihrem Kränzchen, in einem gewissen moralischen Sinne zerlegten. — Und ist es etwa nicht zuträglich, daſs wir die Dornen mit Rosen bedecken, die Ihr ihnen in den Weg streut? — gar, wie Sie selbst sagen, streuen *müſst*?

Der Weltmann.

Sieh da! nicht übel! So sollten wir Euch wohl gar belohnen? — So dumm wäre es doch auch nicht. Auſserdem könnte es dem Staate nicht viel kosten, da Ihr Euch mit so wenigem begnügt.

Der Dichter.

Die Nachtigall singt Euch ohne Lohn, und ist zufrieden, wenn Ihr sie nur nicht wegfangt, um sie in der schweren Luft Eurer Zimmer eingebauert, aufzuhängen. Laſst den Sängern ungestörte Freyheit: dieſs ist alles, was sie an Euch fordern. Und glaubt nur, daſs sie Euch wesentliche Dienste thun. Wir entführen Eure Untergebenen der Welt, die Ihr ihnen so eng zu machen wiſst — und nur wir reichen ihnen den süſsen Trank der Vergessenheit dar, dessen sie so sehr, so oft bedürfen.

Der Weltmann.

Ich danke Dir herzlich im Nahmen aller meiner Mitbrüder, obgleich weder sie noch ich der Zauberer und Beschwörer bedürfen.

Der Dichter.

Wie sollten Sie das auch, da sie allein im Besitze der wahren Wünschelruthe, zu allen geheimen Schätzen sind!

Der Weltmann.

Dessen ungeachtet lieſse sich auf diesen Gedanken etwas bauen.

Der Dichter.

Etwa ein Finanzprojekt?

Der Weltmann.

Luft und Träume sind noch zollfrey in unserm lieben Vaterlande.

Der Dichter.

Des danke Euch das liebe Vaterland!

Der Weltmann.

Erinnerst Du Dich an den Zweck des groſsen Richelieu, bey der Stiftung der Französischen Akademie?

Der Dichter.

Sehr wohl. Auch weiſs ich, daſs die Französische Akademie den Zweck ihres groſsen Richelieu bis auf diesen Tag sehr treu befolgt hat. Und Sie meynen?

Der Weltmann.

Daſs wir eine solche Dichter-Akademie stiften sollten.

Der Dichter.

Meynen Sie? — und zu einem gewissen Zwecke?

Der Weltmann.

Einen Zweck muſs doch jedes Ding haben.

Der Dichter.

Wir bleiben lieber ohne Zweck. — Doch ich merke schon. Ihr möchtet gern' aller Dichterey ein Ende machen.

Der Weltmann.

Das wäre ja gerade gegen den Zweck, von dem wir reden.

Der Dichter.

Ja, wenn man Euch nicht kennte, wenn man nicht wüſste, daſs Ihr zwar zu Zeiten den Hauptzweck sehen laſst, aber gewöhnlich den Nebenzweck — ich meyne den rechten Zweck — für Euch behaltet.

Der Weltmann.

Der Dichter schlägt jetzt gut auf — Kommt er bald wieder zu mir?

Der Dichter.

O, ich habe erst vieles in meinem Kopfe zu ordnen. Das Schicksal L***'s steht mir vor den Augen — Was hat das Land an ihm verloren!

Der Weltmann.

Und doch stände es nicht besser mit dem Lande. Der Mann wollte recht; aber er vergriff sich in den Mitteln. Wie hätte ihn sonst so einer, wie mein Patron, auswurzeln können? So geht es Euren Tugenden immer. Immer wollt Ihr, daſs alle Menschen so klar sehen, so kräftig empfinden sollen, als Ihr zu sehen glaubt, und vielleicht wirklich empfindet. Männer dieser Art sind dem gemeinen Wesen sehr nützlich; aber sie müssen nur als Wächter da stehen — nur zurufen, und sich vorzüglich vor jeder thätigen Rolle hüten. Die Werkzeuge, womit wir arbeiten müssen, sind für ihren groſsen Sinn zu klein; sie vergessen, daſs der höchste Berg doch am Ende nur aus kleinen Sandkörnern zusammengesetzt ist — sie bedenken nicht — ja, was bedächten sie? — — Ich höre einfahren. Es ist ein Mann, den Du gewiſs nicht gerne sehen würdest — der Gegner Deines Freundes.

Der Dichter.

Lassen Sie mich eilen. —

Der Weltmann.

Noch ein Wort — ich sage es ganz leise — Wärest Du kein Sonderling — ein Jahrgehalt wäre für Dich auf dem bekannten Wege zu erhalten — besonders jetzt, da Du mir erwiesen hast, was wir und die Fürsten den Dichtern schuldig sind.

Der Dichter.

Freyheit und Gesang! Wir wollen nur Wahrheit singen.

Der Weltmann.

Wie es Dir gefällt.

SECHSTE UNTERHALTUNG.

Der Dichter.

Heute bring' ich Ihnen eine Neuigkeit.

Der Weltmann.

Der Neuigkeiten gibt es viele — aber selten taugt eine.

Der Dichter.

Doch diese — Sollten Sie die Neuigkeit nicht schon wissen? —

Der Weltmann.

Will der Dichter gar den Weltmann ausforschen?

Der Dichter.

Wer hat den Grund des Meeres erforscht!

Der Weltmann.

Hyperbeln kosten dem Dichter nichts; sie sind sein Eigenthum.

Der Dichter.

Und doch wissen Sie die Neuigkeit. —

Der Weltmann.

In der That? Nun, so weiſs ich etwas, dessen ich mir nicht bewuſst bin.

Der Dichter.

Sie sollten nicht wissen, daſs Franz von L*** von dem *** Hofe, zu einer ansehnlichen Stelle berufen ist?

Der Weltmann.

So? Das freut mich um seinetwillen — bloſs um seinetwillen.

Der Dichter.

Warum nur um seinetwillen? Warum nicht auch um meinetwillen?

Der Weltmann.

Ich begreife gar nicht, wie Du mir so wohlgemuth eine Neuigkeit erzählen kannst, wobey doch nur Du verlierest.

Der Dichter.

Ich? Ich verlore?

Der Weltmann.

Ich müſste mich dann irren. —

Der Dichter.

Worin? Wie?

Der Weltmann.

Ist denn die Kleine — die Geliebte — nicht auch berufen? Zieht sie nicht mit ihm davon?

Der Dichter.

O, da gewinne ich — denn nun ist sie glücklich.

Der Weltmann.

Recht gut, und auch das freuet mich. Ich liebe das Ganze in Dir; warum liebst Du es nicht in mir?

Der Dichter.

Es gibt verschiedene Ganze. —

Der Weltmann.

Dem Himmel sey Dank, daſs es verschiedne gibt! und eben darum muſs jeder Verständige Sinn für das Ganze des Andern haben. Wer nur das zu achten weiſs, was er selbst treibt, wird uns die Einschränkung seines Geistes in allen Auſserungen zeigen — wird mit seinem eignen Ganzen selbst nie auf das Reine, das Wahre kommen.

Der Dichter.

Ich fühle die Wahrheit und den Zweck von dem, was Sie da sagen; aber jetzt möchte ich gerne wissen, wem Franz von L*** diesen angenehmen und unvermutheten Glückswechsel zu verdanken hat.

Der Weltmann.

Wozu? Laſs ihn nur immer annehmen!

Der Dichter.

Wir verstehen nicht so anzunehmen — Wir genieſsen der Wohlthat nur erst dann recht, wenn wir den Urheber kennen, wenn wir ihm unsern Dank darbringen.

Der Weltmann.

Ich weiſs nichts davon — höre es von Dir zum ersten Mal — Laſs ihn ziehen. Er kann nun das Fernere abwarten; und deinem Genius wird es jetzt ein wenig leichter werden.

Der Dichter.

Sie haben es bewirkt!

Der Weltmann.

Wie Du mich doch verkennest! — Nach allem, was Du von mir hörtest, noch verkennen kannst!

Der Dichter.

Hm! es ist doch etwas Argerliches dabey — immer etwas Argerliches bey dem, was Sie thun.

Der Weltmann.

Wie meynst Du das?

Der Dichter.

Eine gute That so zu thun, als sey es das gleichgultigste Ding von der Welt — ist gleich drückend für den, der Theil daran nimmt, und für den, dem sie erwiesen wird.

Der Weltmann.

Könnte man nicht sagen, eben dadurch wird es eine wahre gute That? —

Der Dichter.

— Freylich, das lieſse sich auch sagen — und es liegt ein schöner Sinn in Ihren Worten, wenn ich Sie recht verstehe.

Der Weltmann.

Das muſs ich Dir nun überlassen — ich erkläre nicht gerne, was ich gesagt habe, wenn ich mit Leuten Deiner Art rede.

Der Dichter.

Und doch — ich weiſs nicht — mir scheint es beynahe, als würde ich von meiner Seite lieber die Wohlthat ganz entbehren, wenn ich dem, der sie mir erwiese, den Eindruck nicht zeigen dürfte, den sie auf mein Herz gemacht.

Der Weltmann.

So seyd Ihr Dichter! Ich würde sie annehmen, und mich im Stillen freuen, daſs ein braver Mann mehr in der Welt ist, als ich bisher geglaubt hatte.

Der Dichter.

Vortrefflich! Ich für mich bin ganz zufrieden mit Ihrer Antwort; aber da ist Franz von L***, und die Kleine — die trugen mir beyde auf, so dringend auf: ich sollte ja nicht von Ihnen zurückkehren, ohne den Nahmen des braven Mannes mitzubringen.

Der Weltmann.

Wenn er nun nicht so brav wäre, als sie sich ihn denken — vielleicht würde dann gar die Wohlthat an ihrem Werthe verlieren; und darum — laſs sie lieber dem Zufalle danken.

Der Dichter.

Was? Ihrem leeren, sinnlosen Götzen? Wahrlich, da steht der Mensch mit seinem Herzen recht gut davor.

Der Weltmann.

Der Mensch muſs nicht vor allem mit seinem Herzen stehen — vor allem mit seinem Herzen stehen *wollen*.

Der Dichter.

Ihre Sprüche sind heute auch verzweifelt auffallend.

Der Weltmann.

Das Auffallende eben macht den Spruch.

Der Dichter.

Lassen Sie doch sehen! Und Sie nennen das Zufall? Es wäre Zufall, daſs ein solcher Ruf, gerade zu rechter Zeit, wie vom Himmel herabfällt?

Der Weltmann.

So nenn' es Vorsehung. Viele fahren mit dieser Meynung gut. Dankt es ihr, und wartet auf mehrere Gaben.

Der Dichter.

Das wäre ein so sonderbarer, als eigennütziger Dank. — Und die Vorsehung — bedient sie sich nicht sinnlicher Werkzeuge? — Lassen Sie uns nur diese sehen!

Der Weltmann.

Ich kenne sie nicht — und Du siehst hier, daſs gewisse Leute doch so schlimm nicht sind, als sie Euch scheinen.

Der Dichter.

So waren Sie es?

Der Weltmann.

Sieh da! Weil ich Dir so schlimm scheine? Ein schöner Schluſs!

Der Dichter.

Um mir zu entschlüpfen, suchen Sie mich zu verwirren.

Der Weltmann.

Das nun nicht: ich stehe immer meinem Manne. — Genug, ich that es nicht — das solltest Du wissen.

Der Dichter.

Das sollt' ich wissen?

Der Weltmann.

Solltest wissen, daſs ich selbst um Deinetwillen von meinen Regeln nicht abweiche. Ich empfehle keinen Menschen, weil ich das Wagestück kenne.

Der Dichter.

Aber so etwas einzuleiten — das verstehen Sie doch?

Der Weltmann.

Wo blieben wir neulich stehen? — Ich denke doch, daſs Du gerne weiter hören willst. —

Der Dichter.

Nun denn, wenn es so seyn und bleiben muſs.

Der Weltmann.

Wie könnten wir sonst unsern stillschweigend verabredeten Zweck erreichen?

Der Dichter.

Unsern Zweck?

Der Weltmann.

Ich dächte doch, wir hätten einen.

Der Dichter.

Ich möchte ihn gerne von Ihnen hören.

Der Weltmann.

Du scherzest — Du verstellst Dich!

Der Dichter.

Als ob ich diese Kunst verstände!

Der Weltmann.

So will ich es denn nur sagen, ob Du es gleich schon weiſst. — Die Sache einmal zwischen dem Dichter und dem Weltmann aufs Reine zu bringen — versteht sich zwischen dem Dichter, der vor mir sitzt, und dem Weltmann, der vor dem Dichter sitzt — dieſs wäre doch ein Zweck.

Der Dichter.

Dieses wäre Ihr Zweck? Ich hätt' es wahrlich nicht gedacht!

Der Weltmann.

Ich liebe den Dichter, der hier vor mir sitzt; und gelingt es mir, daſs er mich achtet — nur achtet —

Der Dichter.

Nun wahrlich, das klingt sonderbar genug.

Der Weltmann.

Deine Antwort willst Du sagen!

Der Dichter.

Ich kann es nicht ändern — das Verhältniſs — die Kluft — und was könnte dem Staatsmann an der Achtung eines Mannes meiner Art, meines Schlages liegen? — Sehen Sie mich doch an!

Der Weltmann.

Das that ich beym ersten Blick. Macht doch die Art den Mann nicht, wenn es der innere Sinn nicht thut. — Und laſs es Dir immer sonderbar scheinen — natürlich ist es wenigstens, daſs wir einen Mann, der im geheimen Rathe der Götter sitzt, der nach ihren Schlussen die Menschen richtet — daſs wir diesen Mann, der uns mit so vielen, aber doch nur auf der Erde gesammelten Vorurtheilen naht, — der uns beynahe verachtet, und recht viel zu thun glaubt, wenn er uns nicht hasset — daſs wir diesen sonst recht guten Mann, ein wenig von diesen Vorurtheilen zu heilen suchen, damit er des hohen Raths der Götter immer würdiger werde. Gelänge auch der sonderbare Einfall nicht, so kann er doch am Ende nichts schaden. Wir thun gar viele unnütze Dinge in der Welt; eins mehr oder weniger wird ihren Gang nicht stören. — Sieh mich nur nicht sogar ernsthaft an! Im Besitze so vieler Figuren der Redekunst, könnt Ihr uns wohl eine überlassen.

Ich war jetzt am Hofe — bey dem Fürsten angestellt — da sah ich nun mancherley, das ich, trotz dem Instinkte, nicht geahndet hatte. Ich fand gar bald, daſs der Hof weder die Hölle ist, die Ihr Euch dabey figürlich denkt, noch das Paradies, das Hofleute darunter träumen. Ein ganz artiges Schauspiel ist es immer, wenn man sich recht versteht, seine Stelle recht erkennt. Jeder thut da weislich mit vielem Eifer nichts, und jedermanns Rolle erfordert, alles, was er thut, für recht wichtig anzusehen, sich nie abmerken zu lassen, daſs er das für kleinlich halte, was der Andre groſs und wichtig zu machen sucht. Die Teutschen schicken sich vortrefflich zu diesem Spiele. Du kennst ja unsern Ernst; du weiſst ja, mit welcher Weisheit und Gravität wir auch das Kleinste, das Geringste, thun. Und Gott Lob, daſs es so ist! Gott Lob, daſs wir an unsern Höfen nur solche geringfügige Dinge zu thun haben, und thun sehen! daſs jeder seine etwanigen gefährlichen Kräfte an solchen Erbärmlichkeiten abstumpft! daſs wir mit aller Überzeugung glauben, wir seyn zu allem dem verpflichtet, wozu die Hofleute des groſsen Ludwigs sich verpflichtet glaubten. Wo viel wirklich Groſses geschieht, befinden sich die Kleinen selten gut. Nie sah ich einen jungen, raschen Kammerherrn, einen verschmitzten Marschall, oder einen andern wichtigen Mann der Art, auf die Laune des Fürsten lauern, sich Tage lang zerarbeiten, um ein Lächeln, eine Sylbe von ihm zu gewinnen, ohne dem Himmel zu danken, der den Fürsten diesen Zauber und diese Klugheit mittheilte. Sah ich jemanden Monate lang an einem Plane arbeiten, um zu dieser oder jener entworfenen Partie gezogen zu werden, so berechnete ich genau, wie viel er wohl indessen, vermöge seiner inneren Eigenschaften, Dummes oder Böses hätte begehen können — und freuete mich, daſs er etwas Klügeres zu thun gefunden hatte. Fürsten thun ganz wohl daran, uns durch so wichtige Pflichten beständig in Athem zu erhalten — sie ahnden, daſs durch den Müſsiggang der Teufel gar viele in denen erzeugt werden, die um sie sind, die sie um sich haben müssen. Diese wichtigen Leute nun zu beschäftigen und zu fesseln, dazu ist das steifste, zwangvollste Ceremoniel des Hofes gewiſs das beste Mittel. Laſs sie rennen, laufen, kämpfen, einen Schritt über den andern zu gewinnen. — Je närrischer, je eitler, desto unschädlicher. Ich fürchte nur den Ernsten, nur den, der die Puppen zu etwas Anderem zu brauchen sucht.

Der Dichter.

Sie fanden wohl manchen dieser Art?

Der Weltmann.

Einen und den andern — und vorzüglich meinen gewesenen Patron; denn eh' ich es mich versah, fiel ich in seine Schlingen, und so, daſs es mir noch jetzt vor den Augen flimmert. — Ich fing mit einem höchst dummen Streiche an.

Der Dichter.

Das hätt' ich nicht vermuthet.

Der Weltmann.

Ich auch nicht. Doch was thut man nicht, was trauet man sich nicht zu, wenn einen das Glück zu sanft an seinen gefährlichen Busen drückt! — Etwas, wovor sich unser einer am meisten zu hüten hat — eine Neigung, verblendete mich.

Der Dichter.

Dem Himmel sey gedankt, daſs ich doch einmal so etwas von Ihnen nennen höre!

Der Weltmann.

Ich danke ihm für vieles; für dieses nicht: denn ich empfand die Folgen gar zu schnell. — Meine Aussichten gingen weit, wie ich Dir bedeutet habe. — Da war ein Fräulein —

Der Dichter.

Gut! gut!

Der Weltmann.

So sagt der Dichter, der den Roman schon im Anzuge sieht — ich sage schlimm — höchst schlimm! — Des Fräuleins Familie war eine der ansehnlichsten — der reichsten nicht. Ich hatte alles im Stillen für mich entworfen, und dachte, es nach und nach der Reife so entgegen zu leiten, daſs man es nicht merkte, daſs sich die Sache am Ende so zutrüge, als sey sie gerade so geschehen, wie solche Dinge zu geschehen pflegen. —

Der Dichter.

Die Neigung muſs sehr stark gewesen seyn!

Der Weltmann.

Ich dächte doch, da sie mich zu einer Thorheit verleiten konnte! da ich bey ihr eine meiner klügsten Regeln vergessen konnte! — Der Mann, den ich mir zu meinem künftigen Schwiegervater auserlesen, hatte Forderungen, billige Forderungen — doch diese betrafen die fürstliche Kasse selbst; und solche Forderungen sind nicht so leicht zu realisiren.

Der Dichter.

Als gewisse Wechsel? Freylich läſst sich so etwas nicht so geschwind abthun, als wenn —

Der Weltmann.

Als wenn ein gewisses Gehölz und dergleichen im Spiele sind — so meynst Du doch, und Du hast Recht. Indeſs, er wendete sich an mich, — und ich — ich wuſste, daſs ich dadurch den künftigen Schwiegervater in eine Lage setzte, die mir einmal recht zuträglich werden konnte. So arbeitete nun Interesse und Neigung zusammen, und beyde taugen für unser einen nichts.

Der Dichter.

Das Interesse auch nicht? — Ich sollte doch denken —

Der Weltmann.

Und denkst sehr unrecht. Eben an dieser Klippe habe ich die meisten meiner Mitbrüder, früh oder spät scheitern sehen. Der Weltmann, der aus solchen kleinlichen Nebenabsichten handelt, spielt eben so wenig seine Rolle, in dem echten Sinne seines Zweckes, als der, welcher ihn durch das befördern will, was Ihr Laster nennt. Das erste muſs er gewöhnlich durch Gegendienste zurückbezahlen, und durch das zweyte öffnet er seine Grube, in die er so gewiſs stürzt, als er es verdienet: denn hat er dadurch nicht selbst gelehrt, mit welchen Waffen man ihn angreifen muſs?

Der Dichter.

Also wäre auch dieses da nur Vorsichtsregel und weiter nichts?

Der Weltmann.

Haben wir es doch für jetzt nur damit zu thun! — Ich sagte Dir neulich, wie fest ich auf die Regel hielte, nie einen Andern um etwas für einen Dritten zu bitten, weil ich die Gegenbitten fürchtete. Und jetzt that ich's! Der Minister war so gefällig — so zuvorkommend — und mein künftiger Schwiegervater erhielt, was ihm mit Recht zukam. Ich ward der Freund des Hauses, und so wäre auch dieſs in so fern gelungen. Das Fernere wird schon nachkommen. Jetzt stimmte der Minister, ohne mir nur ein Wort zu sagen, den Fürsten, mich adeln zu lassen. Der Fürst gab mir selbst das Diplom, und vertraute mir, wessen Fürsprache ich es zu danken hätte. Er freute sich, daſs er mich zur Tafel ziehen konnte. Ich dankte ihm sehr freundlich, aber mit kummervollem Herzen.

Der Dichter.

Warum? Des Adels wegen? Das führte ja zum Zwecke.

Der Weltmann.

Das that es wohl; auch lag da der Kummer nicht. Das Geschenk kam mir nur nicht von dem rechten Manne; denn es kam von einem, von dem ich erst kurz vorher eine Gefälligkeit erhalten hatte, welche die Freude über die zweyte schwächte. Indeſs nahm ich mich als Edelmann zusammen; denn ich fühlte nun wohl, daſs meine Rolle schwerer ward, als sie bisher gewesen war.

Der Dichter.

Dadurch? Trägt man denn so schwer daran?

Der Weltmann.

Glaube es nur! — Und muſst' ich es nicht so einzurichten suchen, daſs die es mir verziehen, die ich verlieſs, daſs die mich ertrügen, zu denen ich nun übertrat? Den Nahmen gönnen uns allenfalls die letztern wohl, wenn wir bescheiden sind; aber ich hatte ja vor, selbst nach dem zu greifen, was sie als ihr Eigenthum ansehen! — Der Fürst gewöhnte sich immer mehr an mich, und es lag nur an mir, so etwas von einem Liebling zu werden; doch ich kannte die herben Früchte, welche diese kurzen Sommertage hervorzutreiben pflegen. Ich drehte und wendete mich — that, was ich nur konnte, von auſsen nicht zu scheinen, was ich wirklich im Innersten des Kabinets war; und der soll noch auftreten, der es mir bewiese. Ich trat leise auf, trieb die Bescheidenheit bis zur Furchtsamkeit;

und jeder dachte, der Mann, der sich so zeigt, seinem Glücke so wenig traut, kann dem unsrigen nicht gefährlich werden. Um dieses Vorurtheil so viel als möglich zu bestärken, wuſste ich jeden auf eine würdige, doch feine Art, um seinen Schutz zu ersuchen, ob ich gleich desselben auf keine Weise für den Augenblick bedurfte. So hielten sich die wichtigsten, mir gefährlichsten Männer für das, was sie so gerne sind und scheinen: für meine Gönner und Beschutzer. — Dieſs war die Lage der Dinge, als mich der Minister eines Abends in sein Kabinet zog. Er sprach ganz zart und leise von dem, was er von jeher für mich gethan habe, und lieſs mich nun plötzlich sehen, auf welchen Gegendienst er von meiner Seite rechnete. Zwar nicht sogar plötzlich — doch bey einem solchen Manne ist ein Wort genug. Denn wenn ein solcher Mann sich gar zu sehr erfreut, das Glück des rechtschaffenen Mannes gemacht zu haben, der vor ihm steht, so kann der rechtschaffene Mann sicher schlieſsen, der Redner gehe nun damit um, ihn zum Gegentheile eines rechtschaffenen Mannes zu machen.

Er sprach bald mit der gröſsten Heftigkeit gegen den Vater Deines Freundes; und wahr ist es, der Mann redete von ihm, und dem Fürsten selbst, auf eine Art, die keiner von Beyden lange erdulden konnte.

Der Dichter.

Ich denke doch, er hatte Ursache dazu. Was blieb ihm übrig, als das Bewuſstseyn seiner Rechtschaffenheit?

Der Weltmann.

Wer läugnet das? Aber in dem Bewuſstseyn unsrer Rechtschaffenheit ist es nicht übel, sich an das Bewuſstseyn derer zu erinnern, die uns in diesem Punkte so wenig gleichen. Und vergaſs er nicht, daſs seine Fehler, seine Übereilung, sein rasches feuriges Betreiben alles dessen, was er unternahm und für Recht erkannte, ihn mehr, als seine Feinde, stürzten? daſs man durch Geschrey und leidenschaftliche Klagen nie die verlorne Gunst eines Fürsten wieder erlangt? daſs man sich, wenn nichts Schlimmeres erfolgt, wenigstens den Weg zur Rückkehr auf immer verschlieſst? Und er war dem Schlimmen wahrlich nahe genug! Der Minister hatte einen Handel ausgefunden, der den kühnen Redner auf einmal zerschmettern konnte — einen Handel, den er sich selbst durch seinen Leichtsinn, um es ganz gelinde zu nennen, zugezogen hatte. Er mag Dir zum Beleg seiner Klugheit dienen. Sein ganzes Schicksal, seine Ehre, alles was ihm noch übrig war, hing diesen Augenblick von einem einzigen Stück Papier ab. Und dieses Papier enthielt einen Befehl — sammt einer Liquidation, von dem Fürsten unterzeichnet, über die von L*** entworfene und ausgeführte Reform in der Verwaltung der fürstlichen Domainen, die Verwendung der daraus gezogenen Einkünfte, mit welchem allen gewisse

Leute immer sehr unzufrieden waren, und was sich jetzt alles, ohne dieses Papier, eben so zweydeutig als gefährlich machen lieſs. Noch vor Kurzem hatte ich nach L***s plötzlicher Entfernung dieses Papier unter den Akten und Rechnungen gesehen, mich dieſsmal, wie immer, gewundert, daſs dieser Mann ein so wichtiges Original an einem Orte lassen konnte, wo nur eine Abschrift hingehörte. Aber der Mann war seines Kredits, der Meynung der Welt von ihm, so sicher, daſs er selbst in so äuſserst zarten Dingen handelte, als wären keine gewisse andere Leute in der Welt. Ich dachte am Ende, er müſste sich sonst vorgesehen haben; aber nun legte mir der Minister den ganzen Handel vor, — Akte nach Akte — Rechnung nach Rechnung. — Er wuſste, daſs ich in der Sache gearbeitet hatte — Mit vieler Aufmerksamkeit lief ich die Papiere durch — lief sie zweymal durch, und fand, daſs eben das Dokument mangelte, worauf alles ankam. Ich verstand den Mann recht gut, der mir die Akten so kalt darreichte, und seine Glossen ganz ruhig dabey machte — verstand ihn so gut, daſs ich die Bemerkung für mich behielt, und ihn so verlieſs, als fänd' ich keinen Zweifel. Ach, ich sah, daſs L*** sich nicht vorgesehen hatte!

Der Dichter.

Sagten Sie neulich nicht — der Mann wäre kein Bösewicht gewesen?

Der Weltmann.

Ich sagte nur: er war kein Weltmann, und sag' es noch. Ob er ein Böſewicht war, weiſs ich noch heute nicht. Ein Heuchler war er; dieſs nur hab' ich eingeſtanden.

Der Dichter.

Mir wird ſo bange! — Und das vermiſste Papier?

Der Weltmann.

Ja, das eben! — Hat er es unterſchlagen?

Der Dichter.

Und Sie zweifeln?

Der Weltmann.

Ich fand es nur unter den Akten nicht — wuſste nur, daſs ich es darin mit des Fürſten Unterſchrift geſehen hatte, wuſste, was davon abhing.

Der Dichter.

Und doch machten Sie den Mann nicht aufmerkſam auf das vermiſste Papier? — Wahrlich, meine Bangigkeit nimmt immer zu.

Der Weltmann.

Da lag es eben — Dir wird noch banger werden.

Der Dichter.

Und er hat es nicht unterſchlagen? Nicht die-

Rache an dem Manne, den er haſste, auf diese Unterschlagung gegründet? Und Sie konnten —

Der Weltmann.

Ich konnte, weil ich muſste — denn hatte er es unterschlagen, so war es auch vernichtet. Und würde er es eingestanden haben? War ich nicht verloren, wenn ich des Papiers erwähnte? verloren, ohne dem zu nutzen, gegen den er den fürchterlichen Plan entworfen hatte? Und wenn er es nun nicht unterschlagen hatte — wenn er an sein Daseyn sonst nicht glaubte: — ging er dann nicht noch sichrer zu Werke? Gesehen hatte er es — das war gewiſs — denn ich selbst hatte es ihm vorgelesen. —

Der Dichter.

So gar! Und — und —

Der Weltmann.

Die Lage war freylich höchst kritisch —

Der Dichter.

Nur kritisch — freylich — wenn man es so nimmt — so —

Der Weltmann.

Ich lebte die einzige, unvergeſsliche, schreckliche Nacht wegen eines Andern. Hatte sich L*** nicht vorgesehen, wie es nach dem Benehmen des Ministers nur zu wahrscheinlich war — was konnte ihn

ihn retten? Trieb ich das Papier auf, wozu ich so wenig Hoffnung hatte, so zeugte ich gegen den gefährlichen Mann; er zog sich hinter den Irrthum, deckte sich mit dem Eifer für den Dienst des Fürsten — L*** war dann gerettet, und ich — ich war verloren. Sollte ich gegen ihn ohne andere Beweise auftreten? Das sagen, was ich wuſste? — Schwieg ich —

Der Dichter.

O, wenn Sie schwiegen, ganz schwiegen — so sagen Sie mir es schnell — Verschonen Sie mich mit den Umständen, und lassen Sie mich eilends nach meinem Wäldchen fliehen.

Der Weltmann.

Würde ich Dir meine Geschichte erzählen, wenn ich hier nur geschwiegen hätte?

Der Dichter.

Sie nehmen mir eine schreckliche Last vom Herzen.

Der Weltmann.

Aber, wie diesen Knoten lösen, der sich nun nicht zerhauen lieſs? Wie mich, wie L*** retten, ohne daſs man ahndete, woher die Rettung käme? Durch Intrigue? Meine Regel war: mich nie in Intriguen einzulassen; keinen Menschen zu einem solchen Geschäfte zu gebrauchen, das ihm zweydeutig scheinen konnte. Ich wuſste, daſs uns dieses auch in der unbedeutendsten Sache früh oder spät zurückkommt, daſs wir dann erhalten, was wir verdienen, und noch mehr, als wir verdienen. Und doch braucht' ich Menschen: Menschen, die L*** von der Sache unterrichteten, die mich unterrichteten, wie und wann das Papier auf die Seite geschafft worden wäre — wer die Akten dem Minister überbracht, wer sie ihm übergeben, registrirt hätte. Und wie konnte ich nachforschen, da ich wuſste, daſs dem Allzuwachen jeder meiner Schritte, jede meiner Fragen, zugetragen wurde? Ein Lichtstrahl fuhr durch meinen Kopf; und dieser Lichtstrahl — bildete sich in dem glücklichen Augenblick zu einer Regel um.

Der Dichter.

Und half sie, diese Regel? — Half sie, so will ich gern einige der vorigen für jetzt vergessen.

Der Weltmann.

So! so! — und diese Regel war: Unsichtbar zu handeln.

Der Dichter.

Ja, dieſs fehlt Leuten Ihrer Art!

Der Weltmann.

Wenn man das Ganze von einem nützlichen Dinge nicht haben kann, so nimmt man mit der Hälfte vorlieb. Es kommt also darauf an, gewisse Leute so in Bewegung zu setzen, daſs sie glauben, aus eigenem Triebe zu handeln; Worte fallen zu lassen, die für den Horcher einen ganz unschuldigen Sinn haben — selbst für den, zu dem sie eigentlich gesagt sind — die aber doch so viel enthalten, daſs sie seine Aufmerksamkeit reitzen, gewisse erschlaffte Fäden in seinem Gehirne spannen; Leute anzutreiben, daſs sie wieder erzählen, was sie erzählen sollen, damit der, den es betrifft, verstehe oder merke, was man ihn gerne wissen lassen will, daſs er absehe, was gemeynt ist; und es so zu machen, daſs keiner begreift, woher es kommt, und doch jeder klar einsieht, was ihm zu thun obliegt. Diese Regel nun kann groſse, wichtige Dienste leisten; aber wie es mit allen Regeln geht, so auch mit dieser: sie taugen nur so lange, als man sie für das ansieht, was sie wirklich sind, für kluge Erfindungen unsers Verstandes, für Resultate einer richtigen Erfahrung, für Berechnung zu einem gewissen, festen Zwecke, das man alles mit einem Nebel überziehen muſs. Denn hat man einmal ausgefunden, daſs wir nach Regeln, und folglich nach einem festen Zwecke, handeln, so finden sich auch die Leute schnell, die uns die ihrigen entgegensetzen, die unsere Schritte, unsere Worte darnach beurtheilen. Dann hat alles, was wir thun, seine eigene bestimmte Physionomie; und eine erkannte Maske ist für den, der sie erkannt hat, keine Maske mehr. Für jetzt half die Regel. — So bracht' ich nun eines Abends an der Tafel des Ministers das Gespräch auf den ungezogenen Vater Deines Freundes, und drückte mich mit aller Empörung, aller Bitterkeit darüber aus. Jeder fiel über ihn her; man wuſste des Bösen nicht genug zu sagen. Ich bemerkte, ohne zu sehen. — Noch schwieg der Wirth; aber nicht lange. Denn als einer der Gäste erzählte: L*** treibe die Frechheit so weit, daſs er den Minister öffentlich mit einem Prozesse bedrohe, dem er unterliegen solle — und dieſs sagte er durch mich, ohne es zu wissen, wie Du leicht begreifen kannst — so erglühte der tugendhafte Mann, und in dem Bewuſstseyn seiner guten Sache, sagte er mit Wärme: „L*** möge sich nur vor-„sehen, — etwas Gewisses sey noch nicht abge-„macht, und es könne ihm leicht noch mehr kosten, „als er verloren habe." Er sah mich an — ich lächelte. — Einer der Gäste schien es nicht zu glauben. Die Sache ward leise berührt — für den Verständigen genug berührt — mein Lächeln war auch nicht unbemerkt geblieben, und ich athmete etwas freyer; denn ich war gewiſs, daſs die Freude gewisser Leute nun so laut und weit ertönen würde, daſs L*** auf dem Gute seines Schwiegervaters vernehmen müſste, was er vernehmen sollte.

Der Dichter.

Wozu konnte das helfen, wenn Ihr Verdacht gegründet war?

Der Weltmann.

Das war ja noch die Frage! Er konnte sich doch anders vorgesehen haben — und müſsig war ich indeſsen auch nicht. Auf eine leise Art erfuhr ich, daſs wirklich dem Minister die Akten, ohne das Hauptstück übergeben worden waren. Das Register erwies es klar. Die Sache ward nun immer ängstlicher. Ein Brief unter L***s Siegel lief an mich ein. — Dieser Brief — dieser Brief muſste sehr viel entscheiden — und dieser Brief, dem ich seinen Inhalt so gern abgefragt hätte — diesen Brief, der in einem gewissen Sinne mein eigenes Schicksal enthielt, muſst' ich uneröffnet dem Minister übergeben.

Der Dichter.

Diesen Brief an Sie? an Sie?

Der Weltmann.

Ja, ja, diesen Brief an mich, wenn ich L*** nutzen, wenn ich nicht um seinetwillen mein gegenwärtiges und künftiges Glück aufopfern wollte. — Wir haben doch Beyde den Minister in einem gewissen Verdacht?

Der Dichter.

Ich denke, es ist noch mehr als Verdacht.

Der Weltmann.

Nun, und wenn er dann, — er, der alles erfuhr — auch dieſs erfuhr? — Du hast doch nicht vergessen, daſs ich von dem wichtigen Papiere nichts weiſs, nichts wissen will, nichts wissen darf, daſs er wahrscheinlich den groſsen Gegendienst von meiner Seite da hinein setzt, daſs ich gar nichts wissen soll? — Und so trug ich den uneröffneten Brief zu dem tugendhaften Manne. So nennt ihn ja die Menge, und ihre Stimmen entscheiden über uns. Diese Handlung setzte mich vor seinen Augen in das allerreinste Licht. Der Brief ward kalt eröffnet, noch kälter gelesen — dann von mir noch einmal laut vorgelesen. Es war der allerliebste, ehrlichste, treuherzigste, stolzeste, dümmste und zweckmäſsigste Brief, den ich je gelesen habe. Ein Geist, der alles übersieht, das Vergangene, Gegenwärtige und Künftige, hätte ihn nicht besser niederschreiben können. Der Mann trotzte so kühn auf seine Ehrlichkeit, wollte gar nichts fürchten, sagte geradezu: er wisse recht gut, daſs seine Rechtfertigung bey den Akten liege, — und hätte man einen Unterschleif gewagt, wie er gewissen Leuten wohl zutraute, so fürchte er auch dieses nicht: denn das ganze Land, der ganze Hof, die fürstliche Kammer könnten und müſsten bezeugen, daſs er nichts aus Willkühr gethan, daſs er alle Rechnungen richtig abgeschlossen habe. Am Ende rief er mich selbst als Zeugen auf, da ich mit ihm in dieser Angelegenheit gearbeitet, und dem Minister darüber referirt hätte. Einige starke Züge des Miſstrauens gegen mich schlossen den Brief; und die standen so an ihrer Stelle, daſs ich sie nicht besser hätte setzen können.

Nun denkst Du doch, der Schleyer sey zerrissen, und es müsse zwischen uns zur Sprache kommen?

Der Dichter.

Und stark, meyne ich.

Der Weltmann.

Gleichwohl geschah es nicht.

Der Dichter.

So? O über die Behutsamkeit!

Der Weltmann.

Du wirst schon sehen, was für ein gutes Ding die Behutsamkeit ist. Hm! wenn ich nun von dem Papier als verloren oder unterschlagen sprach, ward ich nicht sein Mitverschworner? Bis jetzt war ich es doch nicht? — Ich denke wenigstens so — Denn hielt ich mir nicht die Hände frey?

Der Dichter.

Und doch dünkt mich, Sie hätten davon reden müssen.

Der Weltmann.

Das that ich auch, aber ganz in meinem Sinne, ganz nach meinem Plane. Ich fragte den ehrlichen Mann mit der unschuldigsten, unwissendsten Miene: von was für einem Aktenstücke zu seiner Rechtfertigung spricht hier Herr von L***? Und er antwortete in gleichem Tone: „ich weiſs es nicht. „Sie müssen es ja wohl wissen, da er sich ausdrücklich auf Sie, als einen Zeugen, beruft.“ — Und doch muſs er sich irren, erwiederte ich. —

Ich erinnere mich wohl, daſs ich Ihnen vor meiner Abreise über diese Angelegenheiten referirte: aber das, worauf er sich beruft — davon weiſs ich nichts, das ist mir entfallen; und über eine Sache zu zeugen, die mir nicht ganz klar ist, das kann Herr von L*** von mir nicht fordern. — „Das ist „höchst sonderbar," sagte nun der ehrliche Mann; doch er mag zusehen — „wir sehen aus seinem „Schreiben nur so viel, daſs es nicht sonderlich „mit ihm steht. — Aber wie kommt er dazu, Ihnen „zu schreiben, eben Ihnen? Sie standen ja nie mit „ihm in Verbindung? Und überhaupt, wie kommt „er zu der Kenntniſs der Sache, die wir vorhaben?" Ich besann mich — besann mich lange — Endlich fiel mir ein gewisses Abendessen ein — ich konnte Stunde, Personen nennen — seine Worte genau anführen. — Der Mann ärgerte sich und schwieg einige Sekunden. „Was werden Sie ihm antwor„ten?" fragte er forschend. — Was Sie nur wollen, antwortete ich ergeben. — „Nun, so schrei„ben Sie, was Sie wollen." — Ich schrieb — schrieb — daſs ich von einem Papiere, welches seine Rechtfertigung enthalten sollte, gar nichts wüſste. Auch wäre mir ganz unbekannt, daſs man vorhabe, ihn über jene Verhandlungen vorzufordern; er müſste sich irren, und ich zweifelte gar nicht, daſs er, wenn je der Fall einträte, solche Beweise hervorbringen würde, wie man sie von einem klugen, vorsichtigen Manne zu erwarten berechtigt sey. Mein Zeugniſs könnte ihm zu gar nichts dienen, da mir, wie gesagt, die Sache ganz entfallen wäre.

Der Dichter.

Das schrieben Sie?

Der Weltmann.

Ein wenig leiser! — Auch im Vorzimmer sind Leute. — Das schrieb ich — und der Minister lächelte, nahm Abschrift von meinem Briefe — und lieſs mich das Original zusammenfalten und siegeln. Die Bestellung übernahm er selbst.

Der Dichter.

Vermuthlich, um Ihnen das Postgeld zu ersparen.

Der Weltmann.

Das war er mir doch schuldig?

Der Dichter.

Und noch viel mehr! — Es geht ja alles nach seinem Wunsche; er findet ja in Ihnen den gefälligen Mann, dessen er so sehr bedarf. Ich rechne auf seine Dankbarkeit.

Der Weltmann.

Ich nicht sonderlich. — Ich ging mit einem Herzen, das dem Zerbersten nahe war, auf mein Zimmer. Ich sah L*** verloren — verloren ohne Rettung —

Der Dichter.

Ihr so höfliches Schreiben konnte freylich nicht viel zu seiner Rettung beytragen.

Der Weltmann.

Das war es eben.

Der Dichter.

Mein Gott! eilen Sie vorwärts! — die Luft wird immer dicker in diesem vergoldeten Zimmer.

Der Weltmann.

O, sie war damals noch viel dicker in dem meinigen, und es war noch viel prächtiger, — denn ich wohnte im Schlosse.

Der Dichter.

Da, sagt man, verstehe man die Kunst, die dicke Luft sehr schnell zu verdünnen.

Der Weltmann.

Meynst Du? Schade, daſs Du damals nicht um mich warst! — Du hättest mich vielleicht diese Kunst gelehrt.

Der Dichter.

Ich treibe nur freye, offene Künste.

Der Weltmann.

Ich wuſste noch nicht, daſs Du Magister bist.

Der Dichter.

Meine Titel kommen so beyher heraus. — Aber, aber — Sie halten mich noch immer hin.

Der Weltmann.

Wo nun angreifen? Wie ihn, wie mich retten? Du siehst doch wohl, daſs ich mich da ziemlich tief verfangen hätte.

Der Dichter.

Freylich sehe ich es; und nur dieses unterhält noch meine Hoffnung.

Der Weltmann.

Wie Du mich durchblickest! —

Der Dichter.

Dessen könnte ich mich nicht so ganz rühmen. Aber, da Sie so gut mit dem Fürsten standen, warum schwiegen Sie auch gegen ihn? Ja, ja! am Ende muſste er doch das einzige Rettungsmittel seyn, das Sie vor sich fanden. Nur der Brief an L*** — wie wird der zu entschuldigen seyn?

Der Weltmann.

O, Dichter aller Dichter! Dich stört nur der Brief; mich kümmerten ganz andre Dinge. Und Dein Rettungsmittel — Dem Fürsten gar? — Weiſst Du denn nicht, (da Du als Dichter doch alles ahndest, wie Du selbst von Dir sagst), daſs auch die besten Fürsten sich nie ganz in unsre Lage versetzen können? daſs sie gar nicht ahnden, was uns alles drückt und drücken kann? Ihre Verhältnisse gegen die Menschen sind und werden ihnen so leicht, daſs sie von unsern schweren sich kaum einen Begriff machen können. — Auſserdem — war er wohl in der gehörigen Stimmung und Laune für L***'s Vater?

Der Dichter.

Aber doch für Sie! Und war er nicht ein gerechter Mann?

Der Weltmann.

Wer läugnet das? Er war es, so weit er es seyn konnte, so weit man es ihn seyn lieſs.

Der Dichter.

Ach ja! Ich verstehe.

Der Weltmann.

Ja, wenn Seufzer helfen könnten! Der Deinige ist herzlich genug. — Und höre doch, — es gibt gleichwohl viele Dinge, die Du, Trotz dem innern Wahrsagergeiste, nicht ahndest. — Muſst' ich ihm nicht alles unter dem Siegel des Geheimnisses anvertrauen? Und darf uns ein Fürst sein Wort halten?

Der Dichter.

Das ist mir wieder ganz neu.

Der Weltmann.

O, so ist Dir vieles — Mir ist es etwas ganz

Altes, etwas ganz Begreifliches. Du willst doch wohl, daſs Fürsten die Wahrheit erfahren sollen?

Der Dichter.

Welche Frage!

Der Weltmann.

Wie soll er sie denn erfahren, wenn er ein ihm anvertrautes Geheimniſs für sich allein behält? Wer steht ihm für den Werth des Geheimnisses? Etwa der, der es ihm anvertrauet?

Der Dichter.

Wirklich, Sie wissen jedes Ding recht gut zu stellen.

Der Weltmann.

Das lernt man so, wie man Dichten lernt. — Und dann hütete ich mich vor nichts so sehr, als dem Fürsten Geheimnisse zuzutragen — ich meyne, ihm Entdeckungen über dieſs und jenes, diesen und jenen, zu machen.

Der Dichter.

Natürlich! die Wahrheit ist ja doch für der Fürsten Ruhe nicht sehr ersprieſslich — und die Störer gewinnen nicht viel dabey.

Der Weltmann.

Wenigstens nicht auf diesem Wege. Und der soll noch geboren werden, der auf diesem Wege ein gutes Ende nähme; — und ich — ich wollte ein gutes Ende nehmen.

Der Dichter.

Das war es eben!

Der Weltmann.

Nun ja. — Und Wahrheit — Wahrheit — die, muſs dem Fürsten in Aller Gegenwart — sey's im Kabinet, oder im geheimen Rathe — gesagt werden, nie unter vier Augen, weil sonst Wahrheit leicht wie Falschheit, oder geheime Anklage aussieht — weil — Es ist aber doch auch verzweifelt, daſs ich Dir so klare Dinge beweisen soll, während der arme L***, den Du bedauerst, und ich Armer, den Du nicht bedauerst, in so groſser Gefahr sind.

Der Dichter.

Ihn bedaure ich — ob ich auch Sie bedauern soll, das hängt von dem ab, was ich noch zu hören habe.

Der Weltmann.

Er hat mir manche schlaflose Nacht gemacht. — Abermals erhielt ich einen Brief von ihm — auch ihn trug ich an den gehörigen Ort — und ich glaube beynahe, L*** hat mich an einen gewissen Ton gewöhnt, den ich seit unsern Unterredungen hin und wieder höre.

Der Dichter.

Ich denke doch, daſs er Ursache hatte.

Der Weltmann.

Er hatte sie — der Anschein war gegen mich.

Der Dichter.

Nur der Anschein?

Der Weltmann.

Was sonst? — Aber geholfen muſste werden. Der Prozeſs war angefangen — und nun unternehme ich — ein Wagstück, das Fürsten mit allem Recht als das kühnste Verbrechen bestrafen — und das Wagstück wage ich — um dieses Mannes willen —

Der Dichter.

Nur allein um dieses Mannes willen?

Der Weltmann.

Ich hätte den Muth, es zu sagen, wenn ich es bedürfte — und am Ende, wenn einer fallen muſste, so war doch die Wahrscheinlichkeit für ihn da — so hatte doch ich seine Unvorsichtigkeit nicht veranlaſst. — Und wenn er auch mein Zeugniſs hatte, half mein Zeugniſs an der Stelle, wo man ganz andre Beweise fordert?

Der Dichter.

Da wäre es freylich zu spät gewesen; aber dahin hätt' es nicht kommen müssen — nicht kommen sollen.

Der Weltmann.

Sagen läſst sich so etwas recht gut!

Der Dichter.

Und das Wagstück — das rettende Wagstück?

Der Weltmann.

Bestand in nichts Geringerem, als, auf meine Gefahr, den Fürsten, ohne sein Wissen, den Inhalt des verlornen Papiers noch einmal unterschreiben zu lassen —

Der Dichter.

Sie erschrecken mich, und setzen mich zugleich in ein ängstlich angenehmes Erstaunen.

Der Weltmann.

Und warum?

Der Dichter.

Das Ding hat eine eben so glänzende, als gefährliche Seite.

Der Weltmann.

Und leicht war es nicht: der Fürst las gerne, was er unterschrieb; und daran hatte er nicht Unrecht. — Und wenn nun? — wenn nun?

Der Dichter.

Da bekannten Sie?

Der Weltmann.

Und sagte Lebewohl meinem Glücke.

Der Dichter.

So entschlossen?

Der Weltmann.

So entschlossen, machte ich alles fertig, und an einem Posttage trat ich etwas vor der gewöhnlichen Zeit in das Zimmer, die Briefe und Depeschen unterzeichnen zu lassen. —

Der Dichter.

Das verdächtige auch?

Der Weltmann.

Noch nicht; so leicht lieſs sich dieſs nicht machen. Um fünf Uhr kam gewöhnlich die Erbprinzessin mit einigen ihrer Damen. Es war die Theestunde; und dann ging es immer etwas munter und laut zu, dann mochte man sich gewöhnlich in seiner Munterkeit nicht gerne stören lassen. Die Erbprinzessin hatte ein allerliebstes, verzogenes, schneeweiſses Windspiel — und kaum erblickte ich heute das Windspiel, so sagte mir der Instinkt: Nur das kann und muſs dich aus der Verlegenheit ziehen, und den armen L*** erretten. Ich nahm das Windspiel, liebkosete es, tauchte seine Pfoten in das Tintenfaſs, lieſs es mit den beschmutzten Pfoten über die Abschrift einer Depesche laufen — und trat nun, mit dem Verbrecher unter dem Arm, und mit einem gewissen Papiere nebst der verunreinigten Depesche in der Hand, in das Zimmer, mit einer Miene, die für mich und den Schuldigen sehr kläglich um Nachsicht bat — mit einer Miene, die zugleich den Liebling bey der Prinzessin so schonend, als möglich, anklagte. Die Prinzessin fand seine Schreiberey gar artig, küſste den kleinen Secretair — Der Fürst lachte, alles lachte — er unterschrieb, ohne zu lesen, weil die Sache so ganz klar war — und jetzt meine Freude zu verbergen, das ward mir schwerer, als der ganze Handel.

Der Dichter.

Ich athme leichter.

Der Weltmann.

O, es sind der Schwierigkeiten noch viele zu besiegen. Wie nun das Papier in L***s Hände spielen? Wie ihm begreiflich machen, daſs er dem Prozesse seinen Lauf lassen, und das Document nur im rechten Augenblicke vorzeigen solle? Denn nun ging mein Plan gegen den Minister selbst; den wollt' ich überraschen, wo möglich entlarven, — und zugleich ein wenig mehr vor mir wegräumen — weil ich dachte, am Ende muſs ja wohl einer auf den andern folgen, wenn die Reihe auch einmal an dich kommen soll.

Der Dichter.

O Vorsicht des Weltmanns! Da ist er wieder; und nur einen kurzen Augenblick konnt' ich ihn aus dem Gesichte verlieren.

Der Weltmann.

Und den kurzen Augenblick rechnest Du für nichts? — rechnest für nichts, daſs ich in diesem einzigen, kurzen Augenblick aufs Spiel setzte, was ich in so vielen mühsam erobert hatte? — Und verlorst Du ihn hier wirklich aus den Augen, so hast Du ihn nur als Dichter angehört. — Freylich sollte die Reihe an mich kommen, und früher als ich es erwartete, und darum auf einem Wege, der mir so wenig gefiel, daſs ich immer lieber noch einige Jahre gewartet hätte. Doch damit haben wir es noch nicht zu thun. — Also noch ein Wagstück, welches ich abermals selbst ausführen, und so ausführen muſste, daſs niemand auch nur die geringste Spur von mir sehen konnte. Kurz, L***, der nun erschienen war, muſste sich in einigen Tagen rechtfertigen, muſste das Papier vorzeigen können — Er fand es — fand es mit der gehörigen Weisung — ein Geist hatte es ihm gegeben — es war ihm vom Himmel gefallen — und er verstand die Weisung so gut, daſs er das Document nur in dem letzten dringendsten Augenblicke vorzeigte. — Die Überraschung war vollkommen! — Und so gelang auch dieses.

Jetzt könnte ich Dir eine sehr dichterische Beschreibung von der Wirkung auf den Ausschuſs und den Minister machen. Doch ich halte mich gern an die Resultate, und lasse Andere beschreiben. Genug, es war ein wahrhafter Theaterstreich, und der Minister meynte: der Teufel müſste dem L*** das Papier gegeben haben; wenigstens müſste er im Bunde mit diesem stehen

Der Dichter.

Und doch hat er es nicht unterschlagen? Sie zweifeln noch?

Der Weltmann.

Ich zweifle noch. Der Fürst sagte: — der Ungestüme war doch klüger, als ich dachte!

Der Dichter.

Was sagen Sie da! Der Fürst sagte — und darüber — und was soll es bedeuten, was er da sagte?

Der Weltmann.

Ja, reime Du es zusammen — ich kann es nicht. — Nur so viel weiſs ich, daſs der ganze Vorfall dem Minister keinen Schaden that, und daſs mein Plan auf ihn hier scheiterte — vermuthlich darum, weil der Fürst diese Worte sagte, die mich nicht weniger in Erstaunen setzten, als Dich. — Wie meynst Du? Was denkst Du?

Der Dichter.

Der Fürst war ein edler, gerader Mann —

Der Weltmann.

Wer sagt das Gegentheil?

Der Dichter.

Ich fürchtete seine Asche zu beleidigen, wenn ich einem solchen Verdacht nur eine Secunde Raum verstattete.

Der Weltmann.

Allerdings, und ich nicht weniger. Aber gleichwohl scheint der Minister wenigstens in dem unschuldig, was das Unterschlagen des Papiers betrifft; rein wird er dadurch freylich nicht — von der bösen Absicht, will ich sagen.

Der Dichter.

Er — nur er hat es unterschlagen — denn nur er bauete seinen Plan darauf.

Der Weltmann.

Wie, wenn ich Dir bewiese, daſs er es vielleicht nicht unterschlagen hatte?

Der Dichter.

So etwas vom Zufall? —

Der Weltmann.

Ja Zufall! gerne dächt' ich es — und doch war etwas Zufall dabey, daſs ich es, wo nicht ganz, doch halb, erweisen kann. Es ereignete sich ein ganz besondrer Umstand. — Doch vorher noch: daſs mir nach einigen Tagen L*** einen Blick aus der Entfernung zuwarf — Freylich war es nur ein Blick; aber er belohnte mich so reichlich, als ich es um ihn verdient zu haben glaubte. Der Mann hatte mich errathen, und konnte schweigen. Also muſs der Weltmann, der hier vor Dir sitzt, doch etwas an sich haben, das der Dichter entweder nicht bemerkt, oder nicht bemerken will.

Der Dichter.

Vielleicht sah ich es heute — vielleicht sah ich es öfter — leider verrückten Sie mir nur zu oft den Gesichtspunkt in dem Augenblicke, da ich ihn eben fassen wollte.

Der Weltmann.

Er wird schon fester stehen. — Wahrlich es freuet einen, von einem Manne, wie dieser war, so errathen, so erkannt zu werden! — Aber mein ehemaliger Patron, der sann — der nagte an dem Knoten, den ich ihm geschürzt hatte. Selbst meine Gewandtheit heilte nicht alle seine Zweifel — doch hielt er sie sehr weislich zurück. Indessen, ich wollte Dir ja beweisen, er sey an dem Nebenumstande vielleicht unschuldig — nicht in der Hauptsache — Einige Monate nach diesem Vorfalle befahl mir der Fürst, in den Schränken eines Nebenzimmers einige Papiere aufzusuchen. Ich suchte lange, fand nicht, was ich suchte — fand aber, was ich nicht suchte —

Der Dichter.

Unmöglich!

Der Weltmann.

Doch möglich! O, was für Angst hätte mir dieses Blatt ersparen können, dachte ich, nachdem ich mich von meinem Erstaunen erholt hatte — und doch war ich bald zufrieden, daſs es mir den sauer erworbenen Sieg verschafft hatte. Denke nur, das

Blatt war an eben den Stellen von der Nadel durchgestochen, wo es in den Akten angeheftet gewesen war. — Du bist ja ganz blaſs — Du zitterst —

Der Dichter.

Ich weiſs nichts davon — ich möchte lieber weinen. — Also der Fürst? Wirklich der Fürst? —

Der Weltmann.

Ruhe und Frieden seiner Asche! — ich weiſs es nicht.

Der Dichter.

Es kann, es soll nicht seyn. Nein, der Minister — nur der Heuchler ist einer so tückischen That, eines so schwarzen Planes, fähig.

Der Weltmann.

Darüber müſsten wir ihre Geister fragen können. Fürsten haben oft besondre Einfälle, und gegen den Trotzkopf L*** konnte man ja wohl so etwas aufbewahren, um ihn im Zaume zu halten, um ihn zu erschrecken, wenn man es für nöthig hielt — um ihm eine Gnade durch Vergebung angedeihen zu lassen, deren er jetzt nicht mehr zu achten scheinen wollte. Dieses fiel mir so nach und nach ein; aber wenn ich wieder dachte, welch ein Mann sonst eben dieser Fürst war — Und dann dacht' ich wieder: hätte er das Papier aus den Akten gezogen, so würde er es wenigstens zu rechter Zeit gegeben haben — und das that er nicht —

denn ihn mit dem Minister selbst hier in Verbindung zu denken —

Der Dichter.

Um der Menschheit willen nicht!

Der Weltmann.

Und wenn es gar L*** hier, als an dem sichersten Orte, verwahrt, und es dann vergessen hätte? — Aber des Fürsten sonderbarer Ausruf: der Ungestüme war doch klüger, als ich dachte! — Konnte er damit nicht sagen: er war vorsichtiger, als ich glaubte; er hat mich zwey Akten unterschreiben lassen, eine für sich, die andre für das Archiv? Konnte —

Der Dichter.

Halten Sie ein! — Ach wie gerne möchte ich mich an diese Auslegung halten — wenn es nur keine Auslegung wäre! Können Sie mir kein Licht in dieser traurigen Finsterniſs geben?

Der Weltmann.

Ich nicht.

Der Dichter.

Aber warum sagten Sie dem Minister von Ihrer neuen Entdeckung nichts?

Der Weltmann.

O, ich habe der von mir begangenen Thorheiten heute genug erzählt, als daſs ich mit einer solchen endigen sollte. Und die Neugierde — die bloſse Neugierde wirſt einen gar zu magern Lohn ab. Denn dieſs dem Minister anvertrauen, hieſs ihm doch sagen, was er nicht wissen sollte — daſs ich von dem Papiere mehr wüſste, als ich ihm zu wissen zeigte — und —

Der Dichter.

Aber der Fürst blieb doch in Verdacht?

Der Weltmann.

Ich legte das Papier an Ort und Stelle nieder, und nun überlege Du mit Deinem ahndungsvollen Dämon den zweydeutigen Handel in Deinem Walde. Ich war zufrieden mit dem Ausgange, und überlieſs das Räthsel dem Gewissen derer, die es uns zu errathen aufgegeben haben. Du siehst wohl, daſs in der Welt Dinge geschehen, die selbst den Kopf eines Dichters verwirren können, und aus denen sich ein Dichter schwerlich wie unser einer zöge. Auch siehst Du, daſs einer hier Dir Dinge anvertrauet, die er der übrigen Welt verschweigt, und das darum, weil Du ein wahrer Dichter bist.

Der Dichter.

Heute kann ich schon nach Ihrer Hand greifen.

Der Weltmann.

Thu es; nur laſs Dich nicht von dem Schimmer dieser Handlung blenden! — Komm bald wieder, und laſs Dir den Abschied von einer gewissen Person nicht allzunahe gehn.

Der Dichter.

Und weiter erfahre ich nichts?

Der Weltmann.

Wir schweigen auch gegen den Vertrautesten, wenn das Schweigen nützt. Du hast ja heute gesehen, was man durch Klugheit ausrichtet. Du verzeihst mir doch, daſs ich dem Fürsten das Blatt unterschob?

Der Dichter.

Fanden Sie doch Ihre Rechtfertigung, wenn es noch einer bedurfte, in dem Schranke. Und verletzte auch Ihre That die strenge Moral, so rechtfertigt Sie der Bewegungsgrund, der Zweck derer, die sie zuerst so schrecklich verletzten — die Sie zu diesem Rettungsmittel zwangen. Selbst die Gefahr, welcher Sie sich aussetzten, spricht laut für Sie. — Wahrlich, Sie konnten für den Freund nicht mehr thun; und was man für den thut, entschuldiget der Weise und der Dichter: wie vielmehr das, was man für einen Mann thut, der keine andere Fürsprache bey uns hat, als das Unrecht, wodurch die Bosheit ihn zermalmen will!

Der Weltmann.

Es ist mir lieb, daſs wir heute so einverstanden scheinen. Doch, noch einmal, laſs Dich von dem Schimmer der That nicht blenden.

SIEBENTE UNTERHALTUNG.

Der Dichter.

Wie prächtig heute! Stern und Band!

Der Weltmann.

Ich habe etwas vor, womit ich meine Gemahlin bey ihrer Rückkehr von dem Brunnen angenehm zu überraschen hoſſe.

Der Dichter.

So wünsche ich denn, daſs auch dieſs gelinge. — Was doch so ein Stern auf dem Herzen funkelt, besonders auf einem so ſanften dunkeln Grunde, wie dieser Französische Stoff! —

Der Weltmann.

Ach ja! Aber nicht jeder, den dieses Funkeln verblendet, weiſs oder ahndet, wie man zu so etwas gekommen ist.

Der Dichter.

Ja wohl!

Der Weltmann.

Dieser da zum Beyspiel — wahrlich, den ersten Tag, da ich ihn erhielt, glaubte ich jeden Augenblick nicht anders, als er müſste hier zerschmelzen, und das Herz darunter mit.

Der Dichter.

Sollte man doch kaum Ihrer Miene glauben, was Sie mit so starken Worten sagen!

Der Weltmann.

Durfte man es ihr doch selbst in jenen Augenblicken nicht anmerken. — Nun, sind die Gäste abgereist?

Der Dichter.

Abgereist. Indessen hatte ich einige andere, zwar nur auf einen halben Tag; aber es waren so schöne, freundliche, gutmüthige Gäste, daſs man sie sich recht lange, recht oft zu sehen wünschen möchte.

Der Weltmann.

Und die waren? Ich hoffe doch nicht, daſs sich dem Genius abermals eine neue Last in dem Augenblick aufdrängt, da er eben seine Flügel ein wenig freyer ausdehnt?

Der Dichter.

Das wohl nicht — diese Gäste lösten sie ihm vielmehr — Hm! und auch davon sollten Sie nichts wissen?

Der Weltmann.

Glaubst Du, daſs wir Dich in Deinem Wäldchen beobachten lassen? Du bist uns gar nicht gefährlich — wir überlassen Dir das Reich der Geister, unbekümmert, wie Du mit Deinem Zauberstabe Dein unsichtbares Volk beherrschest.

Der Dichter.

Die Nachsicht ist Euch rühmlich. — Es scheint also, daſs Sie zwar recht gut wissen, was in Ihrem sichtbaren Reiche und an dem Hofe vorgeht; nur das nicht, was in Ihrem eignen Hause geschieht.

Der Weltmann.

O, das ist leider unser Fall, und darüber wüſst' ich manches zu sagen. — Wir müssen ja immer nur nach auſsen wirken, uns immer umsehen, wie man von auſsen *auf* und *gegen* uns wirkt. Wo sollten wir die Zeit hernehmen, das zu beobachten, was uns so nahe liegt! Dieſs müssen wir ganz dem Schicksal überlassen.

Der Dichter.

Das lautet traurig für unser einen! — Dank meinem Genius, daſs ich nur weiſs, was in meinem kleinen Bezirke vorgeht, was die betrifft, die mit mir in der engen Hütte wohnen. Doch eben diese Hütte ward von dem schönen Besuche gestern angenehm überrascht; und unter den Gästen, die sie betraten, glaubte ich die Wohlthäterin meiner Waysen wieder zu erkennen. — Und Sie wissen ga nichts?

Der Weltmann.

Gar nichts.

Der Dichter.

Wissen nicht, daſs Ihre Fräulein Töchter gestern bey uns waren — an dem Wäldchen aus dem Wagen stiegen, und, wie zwey Göttinnen der schönen Griechischen Zeit, plötzlich vor uns erschienen?

Der Weltmann.

Das muſsten sie freylich seyn — zum wenigsten (will ich sagen) dem Dichter scheinen.

Der Dichter.

Sie schienen es nicht — sie waren es wirklich — denn das Gute ist ja immer göttlich — schöner, wahrer kann es der Mensch doch nicht nennen, als nach seinem Urheber.

Der Weltmann.

So lieſse sich auch dieses anhören.

Der Dichter.

Es war ihnen recht wohl bey uns — sie schienen sich des Einfachen und Natürlichen recht zu erfreuen, es recht zu genieſsen — besonders die, welche einst hier hereintrat, um Ihnen etwas Gewisses zuzuflistern, worüber ich Sie so gerne gefragt hätte.

Der Weltmann.

Meine Sophie?

Der Dichter.

Die Sie Ihren Liebling nannten. Ihr gefiel es gar zu wohl in der kleinen, reinlichen Wirthschaft.

Der Weltmann.

Ich glaube es gerne — das Neue!

Der Dichter.

Ihrem Herzen schien es doch nicht so ganz neu zu seyn.

Der Weltmann.

Das verdanken die Mädchen — die Weiber überhaupt — den Dichtern.

Der Dichter.

So verdanken sie ihnen nicht wenig.

Der Weltmann.

Nachdem es kommt — nachdem es der Zufall stellt und wirft. — Sonst gefällt mir der Einfall der Mädchen recht wohl.

Der Dichter.

Sie versprachen mir, wieder zu kommen und den Kleinen vielerley, zum Spielen und zum Genieſsen, mitzubringen.

Der Weltmann.

Auch das gefällt mir. Längst hätt' ich Dich selbst besucht, längst gerne selbst gesehen, wie Du lebst, wie Du eingerichtet bist; denn ein Mann, wie Du, zeigt auch darin, was er ist. Und wie gerne hätt' ich einmal so etwas recht Natürliches gesehen!

Der Dichter.

Leicht möchte es Ihnen gar zu natürlich vorkommen; denn wenn man des Entgegengesetzten gar zu sehr gewohnt ist — Doch warum wagten Sie es nicht?

Der Weltmann.

Der Minister zu dem Dichter? in die Hütte des Waldes? — Das lieſse sich gar artig ausdeuten — das würde zu sonderbaren Schlüssen führen!

Der Dichter.

Ey!

Der Weltmann.

Du glaubst es gar nicht! — Und das Lächerliche, das man darin finden würde —

Der Dichter.

Das Lächerliche!

Der Weltmann.

Würde die Bosheit — die Hoffnung gewisser Leute nicht gereitzt werden? würde man nicht gar sagen, der Minister bereite sich in Zeiten auf den mög-

möglichen Fall vor? — Und die Spötter — wie würden die einen solchen Besuch zu nutzen wissen!

Der Dichter.

Was schadet's! — Was vermögen gegen einen solchen Mann die Spötter?

Der Weltmann.

Recht viel vermögen sie, einem solchen Manne zu schaden, weil die Verständigen dem ernsthaft nachdenken würden, was die Spötter spöttisch sagten; — und solche ernsthafte Gedanken zu erregen — einen solchen Fall nur ins Gespräch der Müſsigen zu bringen, taugt wegen derer nicht, die wir die Geschäftigen nennen. Ein solcher Fall muſs in unsrer Lage gar nicht möglich scheinen — denn scheint er einmal möglich, so artet er schon in den Schatten der Wirklichkeit aus; und diesen Schatten — verdickt man leicht.

Der Dichter.

Wie man Euch doch Eure Ketten fühlbar macht!

Der Weltmann.

Das ist recht gut; nur dadurch wird die Aufmerksamkeit immer wach gehalten. — Um sich vom Schlafen abzuhalten, hielt Alexander, wie die Geschichte sagt, eine Kugel in der Hand. — Diese Ketten thun uns denselben Dienst. Sie klirren uns immer zu: Haltet Euch zusammen; Eure Feinde schlafen nicht! — Ach, wir müssen gar vieles Unangenehme wider Willen thun, gar vieles, das uns Vergnügen machen könnte, entbehren, um das Lächerliche und falsche Deutungen zu vermeiden. Ich würde Dir hierüber Dinge zu erzählen haben — denn das Lächerliche —

Der Dichter.

Schadet oft mehr, als das Laster selbst; das wollten Sie doch sagen.

Der Weltmann.

Leider! und wenn auch nicht mehr, als das Laster, doch mehr, als gewisse Vergehen — Wenigstens ist es ein Vergehen gegen sich selbst und seinen Zweck, wenn man es sich ohne Noth zuzieht. — Und die Mädchen konnten schweigen? gegen mich schweigen?

Der Dichter.

Schwiegen sie wirklich?

Der Weltmann.

Wie Mädchen und Weiber schweigen — Nun erst versteh' ich das Lob, das sie dem Dichter bey der Abendtafel so reichlich gaben — die Idyllen-Empfindungen, womit sie gar nicht endigten. Immer besser, als gewisse andre Dinge; wenn aber die doch auch nicht ausbleiben, so kann das Schlimme — schlimmer werden. Mag es! das ist die Sache ihrer künftigen Männer — Wir haben jetzt wichtigere

Dinge vor. Ist Dir der letzte Vorfall nun klar geworden?

Der Dichter.

Der da — mit dem Documente? Ich mag gar nicht daran denken, wenn Sie mir es nicht klar zu machen wissen.

Der Weltmann.

Das kann ich nicht. — Ich habe Dir noch nicht gesagt, daſs der ehrliche Mann, aller meiner Klugheit ungeachtet, mich doch hin und wieder nicht undeutlich merken lieſs, er sey überzeugt, es müsse nicht ganz richtig damit hergegangen seyn. Sein Argwohn sprang von einem auf den andern, und es schien mir immer, als wenn er nur den rechten Mann nicht nennen wollte. Indessen kamen, vielleicht zur Probe, der Vorschläge, der Forderungen immer mehr — bald billige — bald zweydeutige; und weder die billigen, noch die zweydeutigen wollten zu meinem Plane, zu meinen Regeln passen. Ich machte also im Stillen einen ganz artigen Entwurf, dem tugendhaften Manne zur Ruhe zu verhelfen, als mich der Tod der Mühe überhob. Auch er ist ein guter Freund von uns, auch auf ihn müssen wir nicht zu rechnen vergessen; oft hilft er uns zur rechten Zeit aus, befördert gar zu oft, was wir noch im leeren Weiten schweben sehen — und ich — ich hatte mich schon lange gewöhnt, die Lücke aller derer zu berechnen, die mit mir und um mich auf diesem Theater Rollen spielten, um bey dem eintretenden Ereignisse sogleich zu wissen, was daraus für mich entstehen könnte, entstehen müſste.

Der Dichter.

Ihr seyd schrechliche Menschen!

Der Weltmann.

Was ist zu thun? — Folgt doch Tod dem Leben ohne unsern Willen. Der Zweyte folgt dem Ersten — dem Zweyten der Dritte, und so immer — immer fort —

Der Dichter.

Aber alles um sich her — Hof- und Staatsleute, wie wandelnde Leichen um sich her gehen zu sehen — und zu berechnen, was es wohl eintrage, wenn dieser oder jener niedersinkt!

Der Weltmann.

Was sind die meisten wohl anders? Und jede Vorsicht ist zu loben! Glaubst Du wohl, daſs die Kabinette der Groſsen nicht im Voraus auf den Fall, wenn dieser oder jener der Benachbarten zur Leiche würde, ihren Plan zuschneiden? Warum sollen wir nicht für uns thun, was wir für sie alle Tage thun? — Zürne mir nur nicht über Dinge, die ich in der Welt vor mir gefunden habe — die ich nicht ändern kann. — Daſs das Leben des Ministers wirklich ein Ganzes, ein vollendetes Ganze in seiner Art war, bewies er mir in seiner Todesstunde.

Der Dichter.

O, ein Mann, wie er, mag zu dieser Stunde viel zu überrechnen haben!

Der Weltmann.

Ich sah eben nicht, daſs ihm dieses viele Mühe machte. Er schien so zufrieden mit seiner ganzen Laufbahn, schien sie so ungern zu verlassen, als wenn er in seinem Busen gar nichts zu überrechnen fände. Was ihn noch zuletzt kümmerte, war ein ganz anderes Ding — denn noch in der Agonie — beym Eintritt in das dunkle Reich der Schatten, bat er mich bey allem, wobey ein Sterbender bitten kann, ich möchte ihm doch Erklärung über den Vorfall mit L*** geben. Mit gebrochenen Worten, mit erloschnen Augen, sagte er: Es war die Unterschrift des Fürsten — es war der Inhalt — der vorige Inhalt — aber nicht dieselben Worte —

Der Dichter.

Sie thaten es? Sie erfuhren?

Der Weltmann.

Ich that es nicht — und erfuhr nichts. Sollt' ich ihn mit der Nachricht eine Secunde früher tödten? an einem Stiche durch das Herz tödten, da die kalte Hand des Todes schon in sein Inneres gegriffen hatte? — Ich lieſs ihn in der Ungewiſsheit hinsterben, wie ich Dich in der Ungewiſsheit hinleben lassen muſs.

Der Dichter.

Und doch ist es klar. — Er kannte ja den Inhalt so genau!

Der Weltmann.

Es ist nicht klar — um keinen Lichtstrahl heller — denn die Worte des Fürsten — das —

Der Dichter.

Nur dieses nicht . . . ! —

Der Weltmann.

So überlaſs es den Todten! — So starb nun der Minister, Dein von der Menge hochgepriesener, tugendhafter Mann — und die Menge folgte seinem Leichenzuge, weinte Thränen, die sie mit mehrerem Grunde während seines Lebens hätte vergieſsen sollen. — Ich gewann bey seinem Tode für jetzt weiter nichts, als die Freyheit, — denn ich stieg nicht höher, ob ich es gleich zu hoffen Ursache hatte. Ich wuſste warum, und meine Lage ward mir täglich unangenehmer.

Der Dichter.

Ihre jetzige Lage? Nach Ihrer erlangten Freyheit? Geliebt von einem solchen Fürsten?

Der Weltmann.

Der gleichwohl solche Papiere in seinem Schrank' aufbewahren — sie da vergessen konnte? — Doch weg damit! Wer klagt ihn an? — Meine Lage scheint freylich so, wie sie Dir jetzt vorkommt; aber ich sah wohl ein, daſs ich auf diesem Wege so ein Hoſstück werden würde, das man nicht mehr entbehren will, weil man sich zu sehr daran gewöhnt hat; das man aus lauter Liebe und Zutrauen in seiner beschränkten und bestimmten Lage so alt werden läſst, bis es von selbst zusammenfällt, oder bis man seiner aus allzugroſser Gewohnheit überdrüssig wird. Gewöhnlich lassen die Fürsten Leute, die sie so brauchen, so lieben, gerade in der Lage, in welcher sie dieselben aufnehmen, weil das Umändern ins Höhere sich nicht mehr ganz mit ihrem ersten Zwecke verträgt. Demnach muſst' ich also entweder als geheimer Secretair und Regierungsrath sterben, oder meine allzuengen Ketten brechen, um mir neue, glänzendere, anzulegen. Es war nicht leicht: denn das Zutrauen zu mir war allzugroſs, meine Geschicklichkeit und Schnelligkeit im Arbeiten zu bequem; und Du siehst also in mir ein Beyspiel, daſs unser einem auch Talente schaden können, wenn man sie zu sehr zeigt. Und Minister wollt' ich doch einmal werden!

Der Dichter.

In allem Ernste?

Der Weltmann.

In allem Ernste — Und bin ich es nicht?

Der Dichter.

Die That spricht freylich.

Der Weltmann.

Aber wie loskommen? Wie unmerklich, — wie mit Vortheil loskommen? Wie gebeten werden, davon zu gehen? Wie sich den Zwang, davon zu gehen, versüſsen lassen?

Der Dichter.

War der alte Götze nicht zur Hand?

Der Weltmann.

Wann schliefe auch der Immerwache! Der wirkt ohne Rast, wirkt auch dann, wenn man seiner ganz vergiſst, und durch Mittel — die einem kaum Mittel scheinen, bis er einen selbst darauf stöſst. — Die Hochzeitsfeste — die Geschenke — kleine Reisen — nöthige Ausgaben — Abtragung alter Schulden, die sich nicht mehr hinhalten lieſsen — der etwas muntere Ton nach L***s Entfernung hatten die fürstliche Kasse ein wenig über die Gebühr erschöpft. Brauch' ich dem Dichter zu sagen, daſs dieser kleine Umstand die Quelle aller groſsen Ereignisse in der Welt ist?

Der Dichter.

Daſs er die Quelle der Bedrückungen für die Kleinen ist, weiſs ich schon lange.

Der Weltmann.

Um so besser wirst Du das Folgende verstehen. — Der Fürst vertraute mir die Lage der Dinge;

denn man hatte sie ihm gar zu nahe gelegt. Er übergab mir, unter dem Siegel des Geheimnisses, die ihm überreichten Beweise mit dem Zusatze — mit dem Zusatze, ob nicht hier und dort mehr zu nehmen — und da und dort weniger zu geben sey. Ich verstand ihn recht gut — übersetzte das erste: neue Abgaben, oder Auflagen — und das zweyte: Reform des bürgerlichen Staats- und Kriegsheers, und Verminderung des Gehalts der Beamteten. So fiel nun auch natürlich die ganze Last nur auf die zurück, die an der Leere der Kasse so unschuldig waren, als der Dichter, der mir jetzt so ernsthaft als verdrieſslich zuhört. Ich merkte wohl, der Nachfolger des verstorbenen Mannes sey dieser Meynung; und er hatte Recht. Kurz ist das Mittel immer. Nehmen und Geben springt gar zu sehr zu Gesichte. — Ich rechnete und rechnete — verglich und verglich — Zu nehmen war nirgends viel, wenigstens nicht so viel; und nehmen muſste man einmal doch. Und so — so — mäſsige Dich ein wenig! — so schlug ich insgeheim dem Fürsten vor: — zweytausend Mann oder darüber in Englischen Sold zu geben.

Der Dichter.

Ich soll mich mäſsigen?

Der Weltmann.

Das sollst Du, wenn Du kannst; das Unmögliche fordere ich nicht.

Der Dichter.

Also Sie? Sie verkauften das Teutsche Blut?

Der Weltmann.

Ich! Ich verkaufte das Teutsche Blut, einen Theil des Teutschen Bluts, damit hier den übrigen Teutschen die Quelle des Blutes nicht gänzlich austrocknete; damit die Zurückgebliebenen mit den Verkauften nicht ganz zu Bettlern würden!

Der Dichter.

Wie doch ein Mann, der einen flimmernden Stern auf dem Herzen trägt, so etwas darzustellen — so kalt zu sagen weiſs! Bekamen Sie diesen flimmernden Stern für diese groſse That?

Der Weltmann.

Nicht dafür! — Wie ich ihn bekam? — o, das war gar lustig!

Der Dichter.

Lustig! — In Ihrem Munde wird mir nun nichts mehr lustig scheinen.

Der Weltmann.

Vielleicht doch!

Der Dichter.

Diese That — diese einzige That würde das Leben eines Sülly geschändet haben.

Der Weltmann.

Ich bin kein Sülly.

Der Dichter.

Jetzt ziemt Ihnen freylich die Bescheidenheit.

Der Weltmann.

Die ziemt immer — Und ob ich gleich kein Sülly bin, so fühl' ich mich doch ganz überzeugt, daſs Sülly an meiner Stelle eben das gethan hätte. Ich sagte Dir ja, warum ich das Teutsche Blut verkaufte.

Der Dichter.

Wer veranlaſste es?

Der Weltmann.

Etwa ich?

Der Dichter.

Hm! — Und konnten sich nicht andere Leute einschränken?

Der Weltmann.

Ja so — ich verstehe Dich — Aber dieſs Wort ist da gar nicht üblich —

Der Dichter.

Und Leute Ihrer Art brauchen da nur übliche Worte!

Der Weltmann.

Freylich, weil wir Puristen sind — und dann — war dieses mein Auftrag? Wär' es nicht der letzte gewesen? Hätte ein Anderer nicht vielleicht recht tief geschnitten? noch tiefer? — Doch dieſs ist ja jetzt die Frage nicht. Ich halte mich an die Dinge, wie sie sind, nicht, wie sie seyn sollen; denn, wie es seyn soll, weiſs ich so genau, als hätt' ich selbst den erhabensten Roman zur Staats- und Menschen-Verbesserung geschrieben. Genug, wenn es unser einer so macht, daſs man durch das Schlimme aus dem Schlimmern kommt; und dieses hier gethan zu haben, schmeichle ich mir, Dir ganz klar und deutlich zu beweisen — wenn es nicht schon bewiesen ist.

Der Dichter.

So? Auch das könnten Sie? Desto schlimmer, wenn Sie auch dieſs beweisen können — wenn Sie es schon bewiesen haben.

Der Weltmann.

Und doch — Unterwirf Deine Einbildungskraft nur einen Augenblick der kalten Vernunft.

Der Dichter.

Etwa der Ihrigen? — Ach, meiner Waysen Vater, mein Freund, ward dort skalpirt!

Der Weltmann.

Leider ward er es; und daran bin nur ich Schuld? So wie ich Schuld daran bin, daſs Dein Genius die Waysen Deines Freundes ernähren muſste, daſs Du Dir die Kleine zur Geliebten auferzogest.

die Dein Freund so angenehm zu unterhalten wuſste, während Du an dem Werke schriebst, das ihr zur Ausstattung dienen sollte. Dieſs alles ist mein Werk — so wie es auch mein Werk ist, daſs eben dieser unterhaltende Freund an dem *** Hof eine Stelle erhalten hat — Und wenn er einst den Prozeſs gewinnt, so vergiſs ja nicht, mir es zuzuschreiben — da ein gewisser Streich das nahe Verhältniſs mit Dir erzeugen muſste. Und bin ich nicht auch Schuld, daſs die Kleine Deinen Genius so hoch begeisterte? — Denn ohne diese Begeisterung würde wohl das Publikum sehr schöne, aber wahrlich keine so erhabenen Werke von Dir lesen. An allem diesem bin nur ich Schuld; denn hätte ich eine gewisse Ehe nicht gestiftet, so würde eine geistreiche, muntere Prinzessin unsern Hof nicht über die Gebühr belebt haben — Die Lücke wäre wahrscheinlich in der Kasse nicht entstanden — Wir hätten die zweytausend Mann an die Engländer nicht verkauft, Dein Freund wäre am Ohio-Strom nicht skalpirt worden — seine Tochter hätte Dich nicht begeistert — das Publikum hätte von Dir Werke von ganz anderm Schlage gelesen — was noch mehr ist, Du wärst vielleicht ein ganz anderer Mann — Deine erhabene Theorie der Dichtkunst wäre später, vielleicht nie, in Dir erwacht — Entsprang sie nicht unter den Sorgen, die dem Genius die Waysen machten? — So wäre also ich die entfernte Ursache dieser Theorie gewesen, und der Dichter wäre dem Weltmanne gar das schönste Kleinod seines Lebens schuldig — Ja, sieh nur recht düster aus! — Es lieſse sich noch lange gar artig auf dieser Sayte fortspielen; und thät' ich es, so könnt' ich leicht des Dichters zarte Nerven durch diesen Miſsklang reitzen — leicht seinen Schedel mit dieser Pulvertonne sprengen.

Der Dichter.

Fürchten Sie für meinen Schedel nichts. Es hat lange genug darin gegohren; die Scheidung ist erfolgt.

Der Weltmann.

Ist sie?

Der Dichter.

Und ich wage zu sagen — diese Gedanken sind mir nur allzubekannt — ernsthaft hört man sie freylich an — aber eben sie beweisen auch, daſs der Mensch durch seine moralische Kraft nicht allein die Höhe seiner Selbstständigkeit ersteigen, sondern sich auch, trotz diesem wilden, verworrenen Chaos, darauf erhalten kann.

Der Weltmann.

Das ist mir lieb. Doch sieht man wenigstens daraus, wie viel die Umstände für den stolzen Menschen thun, was sie dem Selbstständigen in der Nähe und in der Ferne vorbereiten. Gut, daſs Du es ertragen kannst, daſs Du damit fertig, so fertig geworden bist. Und gewiſs verdankst Du dieses jener Theorie! — Doch sage mir nur erst: wer zwang den Vater Deines Freundes nach Amerika zu ziehen, und sich dort skalpiren zu lassen?

Der Dichter.

O, die Menschen begehen gar viele Thorheiten, die Ihr eben so vorsetzlich erzeugt, als geflissentlich unterhaltet.

Der Weltmann.

Freylich, und auch nur wir sind Schuld, daſs sie gut essen, sich schön kleiden, paradiren, hervorstechen, Glück machen und wo möglich auf Andrer Kosten leben wollen. Das ist alles unsre Schuld.

Der Dichter.

Warum nicht, wenn sie es wollen, wie man es nicht wollen muſs!

Der Weltmann.

Das wäre! Was Du doch von uns alles forderst!

Der Dichter.

Von wem sollen wir denn fordern, wenn nicht von Euch? — Und die Menschheit — um sie doch einmal in diesem prächtigen Zimmer laut zu nennen — ward die nicht verletzt?

Der Weltmann.

Nenne sie nur recht laut — sie ward recht sehr verletzt, wird beynahe mehr oder weniger durch alles verletzt, was in der Gesellschaft geschieht —

geschehen muſs. Ich achte sie recht sehr, die Menschheit, halte sie für ein gar schönes Wort, und preise den höchst glücklich, der etwas zur Bekräftigung dieses schönen Wortes ausrichten kann. Ich selbst strebe darnach; aber nur gar zu oft sitzt eben da die Menschlichkeit oder Menschheit zu Gerichte, wo Ihr nur die Unmenschlichkeit zu sehen glaubt.

Zum Beyspiel: Nach der geraden Regel — welcher auch Du beyzupflichten scheinst — hätten wir einige tausend Müſsiggänger hier umsonst ernährt — vielleicht eben so viele, um diese zu ernähren, als Bettler in die weite Welt geschickt — denn was liegt daran, wenn auch einige hundert Familien durch allzu drückende Auflagen zu Grunde gerichtet werden, wenn die Leute nur hübsch in unserm Welttheile beysammen bleiben, wenn wir guten Patrioten sie nur hier vor unsern Augen darben sehen! Es ist wahr, unser Adel geht rechts und links, bald in Östreichische, bald in Preuſsische, bald in Französische Dienste; unser Volk läſst sich rechts und links anwerben, geht nach Amerika, — arbeitet dort als selbst verkaufter Sklav, und stirbt gewöhnlich unter der harten Arbeit, bevor es die Ketten bricht, in die sein Herr es für die Auslage eingeschmiedet hat; und da schweigt Ihr alle. Hat doch jeder seinen Willen! Aber sobald man einige Tausende zu einem Zwecke dahin sendet, so jammert Ihr, als bestände alles Heil nur darin, die Menschen hier zusammen zu häufen, und sollten sie

sie sich am Ende auch selbst verzehren, um nur die Überzahl ins Gleichgewicht zu bringen.

Der Dichter.

Heiſst dieſs etwas anders, als ein Übel durch ein anderes entschuldigen, das wir selbst veranlaſst haben?

Der Weltmann.

Und wenn man sie nun umsonst hingegeben hätte; wenn wir nun mächtig genug wären, um, ich weiſs nicht, aus welcher Ursache, selbst Krieg zu führen: wäre es da leidlicher? — Ich will eben so wenig das Übel entschuldigen, als die, welche es veranlaſst haben. Was sich darüber sagen läſst, kann auch ich sagen, gewiſs bestimmter, als Du es kannst; aber — sagen und reden und jammern und anklagen haben bisher noch nicht ein einziges der Übel geheilt, werden es auch wohl nie thun, bis Euer goldnes Zeitalter, das so manchem von Euch den Sinn verrückt, allen Übeln und Klagen ein Ende machen wird. Genug, ich that dem Fürsten den Vorschlag, und der Vorschlag behagte ihm, und sollte nun in London selbst so gethan werden, daſs das Bedürfniſs nicht allzu sichtbar würde.

Der Dichter.

Damit die Waare besser abginge.

Der Weltmann.

Wie richtig Du auf einmal siehst! — Und darum vermuthlich fiel die Wahl auf mich.

Der Dichter.

Ich dachte wohl, daſs es so kommen würde — der andere Götze oder Fetisch muſste ja auch das Seinige thun.

Der Weltmann.

Wer trennt sich von sich selbst? Wer fordert es von Andern? Hatte ich mich nicht recht gut dazu qualifizirt?

Der Dichter.

Allerdings.

Der Weltmann.

Und muſste ich nicht suchen, von dem Fürsten — dem Hofe will ich sagen — los zu kommen, wenn ich Minister werden wollte? Ich sehe wohl, gegen Leute Deiner Art thut man immer besser, sich selbst schärfer anzuklagen, als man es verdient, als die Wahrheit will. Mit dem Ungerechten kommt man am weitsten, wenn man gegen sich selbst ungerecht ist.

Der Dichter.

Hier können Sie es wahrlich nicht genug seyn.

Der Weltmann.

Mich dünkt doch, daſs ich es so ziemlich bin. — Ich ging über Paris, um nicht so gar dringend in London zu erscheinen, um da durch den Englischen Gesandten den Faden leise anzuhängen, der in London ziehen sollte —

Der Dichter.

Er wird schon ziehen —

Der Weltmann.

Das sollte er ja! — Wie freute ich mich jetzt, das gebildetste Volk der gebildeten Welt zu sehen!

Der Dichter.

Ich glaube es wohl — denn da fanden Sie Weltleute, von welchen selbst ein Teutscher, und gliche er auch Ihnen, lernen konnte.

Der Weltmann.

Wer das erst lernen wollte, dem möcht' es wie dem Dichter gehen, der Dichten lernen wollte. Aber wer lernte nicht gerne von einem solchen Volke! — Ich kam nach England —

Der Dichter.

Und wie gefielen Ihnen die Engländer?

Der Weltmann.

Die Engländer — die gefielen mir nicht.

Der Dichter.

Ich hasse sie.

Der Weltmann.

Das ist nun so Eure Art. Was dem Weltmanne bloſs miſsfällt, haſst der Dichter schon. Und ist Dein Shakespear kein Engländer?

Der Dichter.

Nein.

Der Weltmann.

So! und Dein Homer kein Grieche?

Der Dichter.

Kein Grieche —

Der Weltmann.

Ich verstehe das Wortspiel nicht. — Ariost kein Welscher?

Der Dichter.

Doch!

Der Weltmann.

Ich sehe etwas ab. Aber warum hassest Du die Engländer?

Der Dichter.

Um des Geschäftes willen, das Sie und Viele Ihres Gleichen zu ihnen geführt hat — darum, daſs sie lauter solche Geschäfte machen — daſs sie das ganze Menschenwesen zu einem kaufmännischen Geschäfte gemacht haben.

Der Weltmann.

Da mögen sie zusehen, und wahrscheinlich wird ihnen alles heimkommen, was sie zu Lande und Wasser treiben. — Mein Geschäft ging ganz vortrefflich. Ich schloſs alles ab, und kehrte mit Wechseln auf eine groſse Summe für meinen Fürsten zurück — ich war nicht vergessen.

Der Dichter.

Das lieſs sich erwarten; denn theuer bezahlt der Engländer Teutsches Blut — je schwerer das Gold ist, das er gibt, desto leichter fühlt er sein Gewissen.

Der Weltmann.

Ja das Gewissen — das ist das Ding, welches den Kaufmann plagt! — Er nähm' es gerne wohlfeiler, wenn wir den Handel nicht so gut verständen.

Der Dichter.

Wie schön wir doch zwischen Euch und den Kaufleuten da stehen!

Der Weltmann.

Wem das auch einfiele! — Indessen genieſst Ihr doch, was Euch die Kaufleute zuführen, genieſst es durch unsere Vorsorge.

Der Dichter.

Wir danken Eurem Edelmuthe.

Der Weltmann.

Wer fordert das von Euch? Wer rechnet auf Euren Dank? — Ich kam nach Hause, ward gut aufgenommen, und, was ich indessen angelegt, hatte seine Wirkung auch nicht verfehlt.

Der Dichter.

Also eine Episode im Stücke?

Der Weltmann.

Wir können so wenig ohne Episoden seyn, als Ihr Dichter. — Auf meine Empfehlung wurde mein Geschäft indessen einem jungen Manne übergeben, von dem ich wuſste, daſs er eine Zeitlang im höchsten Grade gefallen müſste, und das darum, weil er ganz das Gegentheil von mir war. Du glaubst nicht, was das Neue bey den Groſsen für Wirkung thut!

Der Dichter.

Und worin bestand das Neue?

Der Weltmann.

Daſs er mit Vorsatz *that*, was ich mit Vorsatz *unterlieſs*. Er suchte durch Erzählen, welches man in der gemeinen Sprache zutragen nennen könnte, das Ohr des Fürsten zu unterhalten, wohlwissend, daſs die Neigung zu dieser Unterhaltung sehr schnell nachfolgt, aber nicht berechnend, daſs dieses Unterhalten allerley Unannehmlichkeiten mit sich führt, weil, wie schon gesagt, die Fürsten nie verschweigen müssen, was man ihnen so vertraut. Doch dieſs war ja des eifrigen Mannes Sache. — Ich hatte anfangs so viel zu thun, daſs man es gar nicht besonders fand, daſs ich da nichts mehr that, wo ich vorher so viel gethan hatte; und da man mich doch belohnen muſste, so erhob man mich eine Stufe höher. — Ich hatte nun meinen Zweck erreicht, war noch obendrein, was man hier zu Lande reich nennt. Bey dem allen stellt' ich mich so gut, so unbedeutend, so zwecklos an, daſs man mir beydes nicht übel nahm.

Der Dichter.

Aber, wie machten Sie es, daſs der Vorwurf des Landes wegen dieses Bluthandels nicht Sie, sondern den Minister traf?

Der Weltmann.

Weil ich mich, wie immer, in Bescheidenheit, in meine Unbedeutsamkeit hüllte, und der Minister es sich gerne gefallen lieſs, eine so groſse That zum Besten des Landes ausgeführt zu haben. Ich fand keine Ursache, mich dessen zu rühmen; denn ich wuſste ja wohl, daſs das Land wie mein Dichter hier darüber dachte — daſs alle sammt und sonders die wichtigen Vortheile, die aus dem Handel flossen, ganz ruhig annehmen und genieſsen würden, ohne nur eine Secunde nachzusinnen, woher sie kämen — daſs sie mir gewiſs diese Vortheile nie anrechnen würden.

So wäre denn auch das gelungen!

Der Dichter.

Ach ja! Wenn man sich so klug benimmt, sich nie aus den Augen verliert — wie könnt' es fehlen!

Der Weltmann.

So klug — daſs ich kurz darauf die thörichtste meiner Thorheiten beging, deren Folge mich eben heute so in Galla setzt, und die mich für den Augenblick des Vergnügens beraubt, Dir die thörichtste meiner Thorheiten zur Stelle zu erzählen.

Der Dichter.

Die Folgen müssen doch nicht so gar schlimm gewesen seyn, da Sie so munter davon reden.

Der Weltmann.

Der muntere Ton beweist nichts bey mir, und dieses ist eins meiner Geheimnisse. — Wer die Dinge des Lebens, seine unvermeidlichen, unerwarteten Zufälle, Ereignisse, die er nicht ändern kann, tragisch behandelt, hat es selten in seiner Gewalt, sie zu seinem Vortheil anzuwenden, oder sie denen zurückzuspielen, die sie veranlaſst haben. Wir fühlen wie Ihr; aber wir denken unter dem Fühlen — und dieses ist ein nicht geringer Unterschied.

Der Dichter.

Wie doch alles zusammenpaſst!

Der Weltmann.

Und kommt es nicht eigentlich hierauf an — bey einem Gedichte, wie bey einer Lebensweise? So wie etwas, das nicht zum Zwecke führt, Euer Kunstwerk verdirbt, so verderben Stümperey und Ängstlichkeit das unsrige. Beyde sind Kunstwerke.

Der Dichter.

Wahrlich, da nennen Sie das Ihrige mit dem rechten Nahmen! Kunstwerk ist es, und ein recht künstliches, recht zusammengesetztes. Und eben so selten, als die unsrigen allen Erfordernissen der Ästhetik Genüge leisten, thun es die Eurigen der Moral, nur daſs die Folgen verschieden sind.

Der Weltmann.

Dann muſs man das Eurige nach dem Genusse berechnen, den es dem Leser gewährt; das unsrige nach den Regeln der Noth und Klugheit. — Und Du gehst heute so kalt weg? — Du gabst mir doch neulich die Hand —

Der Dichter.

Ach, diese Hand — hat sie nicht in London ...?

Der Weltmann.

Hat in London den Bluthandel unterzeichnet. Das that sie freylich — aber was der dabey fühlte, der ihn unterzeichnete, verschwieg er Dir. Wär' es besser gewesen, das ganze Land mit neuen schweren Auflagen zu drücken? einige Regimenter abzudanken, und ihre Officiere auſser Brot zu setzen? Es stand den Leuten gar vieles bevor, wovon sie jetzt nicht träumen — und wahrlich, ohne jenen blutigen Handel — Doch beynahe vergesse ich, daſs ich hier am wenigsten der Entschuldigung bedarf. Die Nothwendigkeit ist unsere eiserne Göttin; auf sie muſst Du blicken — an ihrem Fuſsgestelle liegen nur schlimme gute Thaten.

Der Dichter.

So ruhen Sie sanft auf Ihren Lorbeeren — Gut, daſs ich auf diesem Felde keine zu pflücken habe! —

Der Weltmann.

Freylich, so grün und erfrischend sind sie nicht, wie Deine.

Der Dichter.

So wenig — so wenig — daſs mich dünkt, um alle die Lorbeerkränze, die da zu den Füſsen dieser schrecklichen Göttin liegen, schwebt ein rother, blutiger Duft.

Der Weltmann.

Dichter sehen gerne und leicht Erscheinungen. — Der Abendglanz der Sonne blendet Dich — sie fällt durch den rosenrothen Vorhang — gerade vor Dich hin — So nimm die Linke, wenn Du die Rechte verschmähest.

Der Dichter.

Ich will an das gefährliche Wagstück denken, das L*** gerettet hat, und die Rechte nehmen.

Der Weltmann.

— Und vergiſs nur nicht, daſs der Weltmann dem Dichter gar vieles verschweigt, das dem Dichter gefallen könnte. Aber dem Weltmann ist es darum zu thun, daſs ihn der Dichter auch da herausfinde, wo er zwey Gesichter zu tragen scheint.

Lebe wohl für heute mit diesem Spruch: Das Böse wird uns leicht — das Gute schwer — sehr schwer gemacht. —

Der Dichter.

Wo steht dieser Spruch?

Der Weltmann.

Nicht unter den goldnen der grauen Zeit, ob er sich gleich schon damals bewährte. Er steht im groſsen Buche des menschlichen Lebens; und der erste, der mit den Menschen viel zu thun hatte, dachte ihn, wenn er ihn auch nicht niederschrieb.

Der Dichter.

Welche gefährliche Waffen übergibt ein solcher Spruch Euren Händen!

Der Weltmann.

Ja, wenn das im Hinterhalt lauernde Schicksal nicht früh oder spät den Pfeil auf den zurücktriebe, der ihn so verwegen abgeschossen hat. Ich fürchte seine Ahndung nur um Einer That willen.

Der Dichter.

Welcher?

Der Weltmann.

Eben der, für die Du mir die Hand gedrückt hast.

Der Dichter.

Für diese nur? Und warum? warum für diese nur?

Der Weltmann.

Weil Betrug sich durch nichts entschuldigen läſst — weil eben dieser Grundsatz dem wahren Weltmann unumstöſslich seyn muſs. Nur damals handelte er als Dichter —

Der Dichter.

Und darum drückt Ihnen jetzt der Dichter die Hand von ganzem Herzen.

Der Weltmann.

Ich danke Dir — Ach ja! — Und höre für heute nur noch dieſs! — Sey froh, daſs ich nur an einem Hofe unsers beschränkten Teutschlands gewirkt habe. Was würde ich Dir zu erzählen haben, wenn ein groſses Reich das Theater meiner Thaten gewesen wäre! Wie würdest Du auffahren, wenn ich Dir die Nothwendigkeit von Thaten beweisen müſste, die so oft wie Verbrechen aussehen! So oft es gar sind; und die sich gleichwohl die Staatsleute groſser Reiche, gezwungen durch die Noth, zu Tugenden machen müssen, wenn sie sich erhalten, und das schlimmre abwenden wollen.

Der Dichter.

Ich wollte Sie hätten jetzt davon geschwiegen; warum stellen Sie mir Ihre eiserne Göttin, an derem Fuſsgestell die scheuſsliche Frucht Eures Wirkens liegt, abermals vor die Augen? Freylich seh' ich wohl, daſs ich es nur diesem Zufall zu danken habe, daſs ich Sie ohne tiefern Schauder anhören kann, daſs ich Sie nicht fliehen muſs.

Der Weltmann.

Ganz gewiſs und nur dem kleinen Schauplatz, der unserm Wirken in dem sonderbar organisirten Teutschland geöffnet ist. Darum auch ist alles so gewöhnlich, so bürgerlich und gemein, was ich Dir zu erzählen habe, daſs meine Thaten, einem Hof- oder Staatsmanne aus jenen hohen Sphären erzählt, das erbärmlichste Radotage scheinen müſste. Nur ein Dichter, an unsre Beschränktheit, unsre einfachen Sitten, unser kleinliches Wesen gewöhnt, das wir uns alles, ich weiſs nicht mit wie viel Verdienst so hoch anrechnen, mag es anhören und erdulden. — Deine Hand sank schon lange aus der meinen — schmollst Du mir?

Der Dichter.

Das Wort ist sanft genug.

Der Weltmann.

So nimm es mit sanftem Geiste auf, und komme bald wieder.

Der Dichter.

Wie sollt' ich nicht? Ich habe Ihr Versprechen nicht vergessen.

Der Weltmann.

Welches?

Der Dichter.

Nach dem so klugen Streich — so nannten Sie es ja — die thörichtste —

Der Weltmann.

Meiner Thorheiten — sie steht zu Diensten.

ACHTE UNTERHALTUNG.

Der Weltmann.

Es freuet mich, Dich so bald wieder zu sehen.

Der Dichter.

Wenn Sie es nur nicht zu bald finden.

Der Weltmann.

Wie sollt' ich! Ich dachte nur —

Der Dichter.

Belieben Sie! —

Der Weltmann.

Hm! ich dachte nur, da ich neulich in dem Augenblick abbrach, als ich im Begriff war, Dir die gröſste meiner Thorheiten zu erzählen.

Der Dichter.

Verzeihlich wär' es doch immer, wenn unser einen die Neugierde ein wenig triebe, die thörichtste Handlung eines so klugen Mannes zu hören.

Der Weltmann.

Recht sehr verzeihlich.

Der Dichter.

Gleichwohl ist es die Ursache nicht, die mich etwas früher hertrieb.

Der Weltmann.

Welche denn sonst?

Der Dichter.

Ihre letzte Äuſserung — Ihre letzten Worte —

Der Weltmann.

Die habe ich vergessen.

Der Dichter.

Wie Sie sich über die That äuſserten, wofür ich Ihnen die Hand gedrückt. Ich möchte nun gerne sehen, ob sich dieser Grundsatz in Ihrem fernern Leben bewährt; in diesem Falle will ich denn gerne vergessen, welchem glücklichen Umstande ich es verdanke, daſs ich nichts schlimmers höre.

Der Weltmann.

So danke es ihm. Übrigens wird mein ferneres Leben, wie mein jetziges und vergangenes, nichts anderes, als die Anwendung der Regeln seyn, die ich gesammelt, und die ich gröſsten Theils bald laut, bald leise, schon berührt habe. Die thörichtste That, die ich Dir heute erzählen will, ist selbst nicht

nicht leer davon — Zwar wirst Du Dir keine Lehren daraus nehmen — doch für unser einen ist, wenn wir einmal das Bittre überstanden haben, die thörichtste Handlung oft von groſsem Nutzen, von guten Folgen — denn bey uns und mit uns geht alles anders, trägt sich alles anders zu, als mit Euch.

Der Dichter.

Ich habe der Proben genug gesehen.

Der Weltmann.

Da hast Du eine der artigsten und zugleich der überraschendsten. — Ich sagte Dir, daſs ich nun dem mir gefährlichen Verhältnisse des Hofes glücklich entgangen war, daſs ich eine Stufe mehr erstiegen hatte, und zwar eine bedeutende — daſs ich, Dank den Engländern, die Du hassest, und die ich nicht zu lieben Ursache finde, auf meinem eignen goldnen Boden stand. Die Aussicht zum Minister, die, wie Du weiſst, mein Ziel war, zog sich immer mehr in der Perspektiv zusammen — die Perspektiv selbst rückte immer näher — Aber doch dachte ich die Erfüllung nicht so nahe — so ganz nahe — noch weniger lieſs ich mir einfallen, daſs ich plötzlich durch die thörichtste meiner Thorheiten, mitten in den groſsen Posten springen würde. Und, was das sonderbarste ist, vielleicht wär' ich ohne diese Thorheit gar nicht Minister geworden. Doch dieses mag sich die Eigenliebe nicht gerne selbst gestehen; und so unrecht hat sie nicht.

Der Dichter.

Ich sehe schon den Fuſs des Götzen — ziehen Sie nur immer den Schleyer vor dem Heiligthume hinweg!

Der Weltmann.

Wohl haben wir ihn; aber in der widrigsten Gestalt, in welcher ich ihn je gesehen hatte. Bisher war er mir ein muntrer, heitrer Geselle; jetzt zeigte er sich mir als ein bizarres, launiges Ungeheuer; — aber ich riſs ihm schnell die Vermummung ab. Wahrlich, wär' ich nicht ein Mann von kaltem Sinn' und einiger Kraft gewesen, dieſsmal hätten wir uns für immer überworfen. Gut, daſs ich's nicht gethan habe! sonst würde ich Dir zwar einen ganz artigen Versuch, aber schwerlich ein so rundes Ganze darstellen können.

Der Dichter.

Heute benutzt der Weltmann den Kunstgriff des Dichters — er spannt, wie es scheint, die Neugierde, um mehr zu wirken.

Der Weltmann.

Ach, es ist bloſse Natur! — Wenn man so etwas anzuvertrauen hat, wie ich Dir jetzt, so geht man nicht so rasch zu Werke. Man fühlt die alte Wunde wieder aufgerissen, und windet sich unter der Erinnerung des Schmerzes so lange, bis man ihn gerade so wieder fühlt, wie man ihn einst empfunden hat.

Der Dichter.

Wahrlich, nach Ihrem Tone, Ihrer Miene, scheinen Sie recht tief zu leiden!

Der Weltmann.

Sagt' ich Dir nicht, daſs dieſs bey uns gar nichts beweise? Und habe ich es nicht gesagt, so hättest Du's doch ahnden können. — Warte nur. So bald ich den ersten Schritt gethan habe, soll es schon rascher vorwärts gehen. Die Wunde fängt wieder an, sich zu schlieſsen, so bald einmal heraus ist, wie man sie erhalten hat.

In der Lage, worin ich mich nun befand, muſst' ich unter denen, zu welchen ich getreten war, immer tiefer einzuwurzeln suchen, und die Verbindung mit einer angesehenen Familie konnte am besten das lockre Band, wodurch ich an ihnen hing, verstärken. Ich muſste sie nöthigen, durch Verschwägerung, Verwandtschaft, Antheil an mir zu nehmen, mein Glück und Interesse, so viel als möglich, zu dem ihrigen zu machen. Dieses alles war sonnenklar. So wie ich jetzt noch stand, machte mein Fall nicht mehr Wirkung, als der Fall eines Sperlings — ich war zu sehr vereinzelt, als daſs man es recht bemerken sollte, und jeder dachte: es ist ja nur ein Ding von heute — eine fremde Pflanze ohne Wurzel, vom Zufall auf einen andern Boden hingestreut — wer vermiſst sie, wenn sie ausdorrt? — Ganz anders lautete es, wenn man sich sagte: greiſst du ihn an, so greiſst du auch diesen und jenen an; und dieser und jener fühlt sich durch diesen und jenen angegriffen — das geht so ins Unendliche fort — Da war nun die Tochter des Edelmanns, dem ich den wichtigen Dienst geleistet — Ich liebte sie —

Der Dichter.

Sie liebten sie! Bemerken Sie doch, daſs ich das erste Mal dieses Wort von Ihren Lippen höre.

Der Weltmann.

Ich will es bemerken; aber ich hätt' es nur immer bleiben lassen sollen — Doch in allem Ernste — dieses Wort, weil Du es zum ersten Mal von mir hörst, muſs Dir um so bedeutender seyn — und um so mehr muſst Du Dir darunter denken.

Der Dichter.

Das schiene wohl so.

Der Weltmann.

Ob es bloſs scheint, werden wir bald sehen. Freylich so ganz dichterisch ging es damit nicht her.

Der Dichter.

Und die angestellten Betrachtungen, die Sie mir so eben mitgetheilt haben? —

Der Weltmann.

Ja die — Wer wird aber auch ohne alle Betrachtungen lieben? — Und wie, wenn die Liebe, die Ihr

Dichter doch selbst den allergefährlichsten Sophisten nennt, diese Betrachtungen veranlaſst hätte — damit — damit der so kluge Mann — Doch Du muſst Dich schon gedulden — Ich ziehe jetzt einen Schneckengang.

Der Dichter.

Einen Schneckengang? —

Der Weltmann.

Fällt Dir das Wort auf?

Der Dichter.

Es ist sonst Ihre Gewohnheit nicht, einen solchen Gang zu gehen.

Der Weltmann.

Man lernt alles. — Das Fräulein war das schönste, witzigste und gebildetste am Hofe und in der Stadt — ich kann sagen das witzigste und gebildetste — sie war es — und dabey — ein Weib, wie alle sind, die wir um uns her in der wirklichen Welt auf und nieder wandeln sehen.

Der Dichter.

Meynten Sie — Damals oder jetzt?

Der Weltmann.

Deine Kleine nehm' ich aus — doch die erzog ein Dichter — die beweist hier nichts, ob sie ihm gleich früh genug das Lehrgeld im Geiste ihres

Geschlechtes bezahlte. Aber die Dichter sind toleranter gegen die Schönen, als sie es gegen unser einen sind; und darum stehen sie so gut bey ihnen.

Der Dichter.

Ich begreife jetzt vieles.

Der Weltmann.

Theile doch mit, was Du begreifst!

Der Dichter.

Ich will sagen: aus Ihrer Äuſserung über die Weiber sehe ich, wie Sie der Mann, der Sie sind, wurden und werden muſsten.

Der Weltmann.

Das begreifst Du daraus? Was doch ein Dichter für feine — Schlüsse machen kann! — Wie viel übrigens das Fräulein, von welchem wir reden, zu dieser Äuſserung beygetragen hat, sollst Du noch heute erfahren. Gebildet hat sie mich freylich nicht: denn dieſs könnten allenfalls nur die, die Ihr uns in Euren geistreichen Werken aufstellt; und diese Bildung kann ohne allen Zweifel gläubige Seelen vollkommen glücklich machen.

Der Dichter.

Also nur gläubige Seelen! solche nehmlich, wie Sie hier annehmen? —

Der Weltmann.

Freylich — weil der Glaube allein das Wunder wirkt. — Es ist wahr, Ihr Dichter sagt uns prosaischen Menschen sehr viel Schönes von der Bildung der Weiber vor; wir zweifeln auch gar nicht daran: nur möchten wir die Wirkung Eurer Bildung ein wenig mehr im bürgerlichen und undichterischen Leben sehen. Ich fürchte immer, Ihr gebt ihnen nur das, was sie Euch so reichlich zurückgeben — denn ich sehe eben nicht, daſs sie in diesem oder jenem Dichter etwas anders erzeugen, als Eitelkeit und eine gewisse Kränklichkeit der Empfindung; und dieses ist ja gerade das, was sie von dem Lehrmeister selbst erhalten haben. So gefällt sich jeder Theil in seinem Werk, und an der Einigkeit der Verschwisterten ist gar nicht zu zweifeln. Sieh mich nur nicht so ernsthaft an — Ich spreche nicht von Dichtern Deiner Art — von Dichtern, die es aus dem Gefühle sind, das ich in Dir kenne.

Der Dichter.

Ich lasse mich nicht bestechen — durch so etwas wahrlich nicht — und —

Der Weltmann.

Du möchtest mich gern eines Bessern belehren? — Warte doch nur, bis ich mit meiner Geschichte zu Rande bin. — Kurz — um auf einmal gewaltsam durchzufahren, und den Schmerz zu überschreyen — ich beging die thörichtste aller Thorheiten — und vermählte mich — um standesmäſsig von dem Dinge zu reden — denn standesmäſsig ward das Ding —

Der Dichter.

Wie sollte es nicht, da Sie selbst so standesmäſsig bey dem Dinge gedacht haben!

Der Weltmann.

Nicht so ganz — Das war nur nebenher — denn ich rechnete sehr ernstlich auf häusliche, bürgerliche Glückseligkeit — Das Dichterische nahm ich gerne mit. — Ich verband alles so schön mit meinem groſsen Plane, daſs ich mir auch dieſsmal im Taumel meiner Freude sagte: so ist auch dieſs gelungen!

Aber ich hatt' es zu früh, beynahe umsonst gesagt.

Der Dichter.

Und ich könnte nun abermals sagen — ich bin kein Ödipus.

Der Weltmann.

Ja, da bedarf es auch eines Ödipus! — Ich hatte schon einen Sohn — der jetzt auf Reisen ist — bald darauf kam eine Tochter — Wirklich, ich war glücklich, — von auſsen ging alles gut — ich war schon einige Male in der Rangliste vorgerückt — der Premier war hektisch — der Fürst älterte — der Erbprinz wollte mir wohl — ich hatte die glückliche Heyrath gestiftet — die Prinzessin erinnerte sich dessen — man zog mich oft zu Rathe — man fürchtete mich nicht — man glaubte, mir mit dem Wichtigsten, dem Gröſsten nicht zu viel zu geben, weil ich alles, was man mir gab, bloſs als kaltes Geschäft betrieb, das mich weiter nicht beglückte. Ich konnte also hoffen, daſs, wenn nun auf den Hektiker noch einer folgte — Doch das Ding sollte besser, schlimmer und rascher gehen.

Ja, höre nur —

Wir mögen groſse Männer im Staate — berühmte Helden — treffliche Künstler — ja, wir mögen selbst die erhabensten aller Dichter seyn — die ganze Welt mag uns anstaunen — jede Zunge unsern Nahmen nennen — jede gelehrte und politische Zeitung von unserm unsterblichen Ruhm ertönen: — für unsre Weiber sind wir, trotz dem allen, doch nur Männer — und Glücks genug, wenn wir das noch für sie bleiben.

Fahre Du nur immer zusammen — doch nur Männer! wiederhole ich, und sollte es auch in Deinen Ohren gellen. — Denn was ist ihnen der Glanz um unser Haupt, als leerer, kalter, blasser Mondscheinsschimmer?

Der Dichter.

Und diese wenig zu beneidende Meynung haben Sie wirklich?

Der Weltmann.

Leider, und so lange, bis ich das Gegentheil erfahre. Ich weiſs sehr wohl, daſs Ihr eine ganz andere Welt von Weibern geschaffen habt, und kenne die hohen, interessanten Charaktere recht gut, die Ihr an die Spitze dieser erhabenen Schöpfung stellt.

Auch weiſs ich sehr wohl, daſs in der Geschichte hin und wieder solche Erscheinungen hervorglänzen — und es thut mir leid, daſs sie nur da hervorglänzen; denn eben die Geschichte und Eure Schöpfung verderben uns die Einbildungskraft, und spannen unsre Wünsche. Wir glauben in gewissen Zeiten gerne die Möglichkeit davon, und sind dann sehr erstaunt, daſs wir in der Wirklichkeit so ganz und gar nichts davon erblicken — und darum — eben darum gründete ich mein Heil auf bürgerliche Glückseligkeit allein — ich wollt' es wenigstens —

Der Dichter.

Und eben darum hätten Sie vielleicht keine so vornehme, standesmäſsige Verbindung treffen sollen.

Der Weltmann.

Ich sagte Dir ja — ich war verliebt; und was gewisse Nebenabsichten betrifft, das war das Blendwerk des Sophisten. Und dann — wenn unser einer liebt, so muſs er doch nicht ganz wie Ihr Dichter lieben.

Der Dichter.

Das ist es eben — denn eben dieses heiſst, er muſs als Weltmann lieben — und Weltleute — die lieben, ja die lieben, daſs man vor lauter Feinheit kaum die Liebe sieht.

Der Weltmann.

Und warum sollten sie nicht lieben? lieben können?

Der Dichter.

Wer mag das beantworten! wer den Grad bestimmen! Wer mag sagen, er liebt, wenn er so von den Weibern überhaupt spricht! Freylich der kalte, verschlossene, kluge, nur mit sich und seinen Aussichten, seinen Verhältnissen beschäftigte Staats- und Weltmann muſs für ein herzliches, warmes, anschlieſsendes, treues Geschöpf —

Der Weltmann.

Anschlieſsend und warm — wahrlich das sind sie genug — Was aber die Treue betrifft — nun ja — Du bist nicht verheirathet gewesen?

Der Dichter.

Ich war, wie Sie wissen, einmal nahe daran.

Der Weltmann.

Ich erinnere mich dessen — Schade, daſs Du die Erfahrung nicht ganz gemacht hast! — Bis dahin ist Deine Stimme nur die Stimme eines Dichters — keines Ehemanns, keines Erfahrnen. Lies einstweilen, ich bitte Dich darum, das Leben der berühmten Dichter, und sieh zu, wie es ihnen in der Ehe ergangen ist. Indessen will ich Dir hier die Geschichte der Ehe eines Weltmanns so aufrichtig erzählen, wie Du vielleicht die Geschichte der Ehe eines Dichters nirgends aufgezeichnet finden wirst — und dann tadle mich!

Eines Morgens lieſs mich plötzlich der Fürst rufen — Ich wuſste, worauf es ankam. Es hatte Eil, solche Eil, daſs ich mir nicht Zeit nehmen konnte, meinen Wagen anspannen zu lassen. Der Kammerdiener sagte mir, der Wagen meiner Gemahlin stände fertig vor der Thür. Ich raffe meine Papiere zusammen, werfe mich in den Wagen, eile zu dem Fürsten — spreche — lese vor — mit den Papieren zieh' ich eins heraus, das nun gerade nicht zu dem Geschäfte gehörte, welches ich abzuhandeln hatte, und das eigentlich gar nicht für mich bestimmt war. Ich schob es unter, und als ich nach Hause kam — Du siehst wohl, wie wenig ich neugierig war — öffnete ich es mit der gröſsten, der allergröſsten Ruhe des Gemüths — Diese Ruhe verlor sich bald — Es war ein Liebesbrief an meine Gemahlin — ganz in Eurer Sprache abgefaſst —

Der Dichter.

In der meinigen nicht.

Der Weltmann.

Mag seyn! Und damit mir ja kein Zweifel übrig bliebe, so sprach man ganz aufrichtig von gewissen Entzückungen, lud gar zu neuen ein — kurz, man gab sich ein *Rendez-vous* — ein *Rendez-vous* in aller Form. Hat nicht einer Eurer witzigen Sprachverbesserer dieses Stell dich ein! gegeben?

Der Dichter.

Mag er immer! er hätt' es bleiben lassen können! — Das Französische ist recht für so etwas gemacht — Dieses Volk hat ja seine Sprache ganz nach seinen Sitten ausgebildet.

Der Weltmann.

So werden auch wir vielleicht unsre Sprache unsern Sitten anbilden müssen; es läſst sich schon dazu an. Doch zu dem Teutschen Dichter teutsch! Also ein Stell dich ein! Dieses Briefchen nun hatte entweder meine Gemahlin in der Seitentasche des Wagens vergessen, oder es war so eben verabredeter Weise hineingesteckt worden. Dem sey, wie ihm wolle — das zierliche Blatt hatte sich mit meinen trocknen Akten vermischt, und so zog ich es mit heraus.

Der Dichter.

Wahrlich, ich bewundre jetzt den Weltmann höchlich. Wie leicht er so etwas nimmt! Nun ja, wer über so etwas scherzen kann, der ist zu hohem Glücke geboren.

Der Weltmann.

Ja, ja! zu hohem — zu recht hohem, will der giftige Dichter sagen.

Der Dichter.

Worauf der witzelnde Staatsmann jetzt anspielt, daran dachte der Dichter nicht.

Der Weltmann.

Scherzen? Ja scherzen! Scherzen auch alle Lächler? Ach, mein Freund, ich wollte in meinem Innern verzweifeln — davon laufen — sterben — mich rächen — ihn erstechen — sie vergiften — Wahrlich, hätt' ich damals diesen Stern auf der Brust getragen, er wäre von der Gluth zerschmolzen, die darin brannte. — Doch that ich von dem allen nichts —

Der Dichter.

Sie brauchten es nicht zu sagen — ich war ohne alle Furcht.

Der Weltmann.

Aus welcher Ursache?

Der Dichter.

Wegen Ihrer mir bekannten Klugheit, wegen des Tons, mit welchem Sie davon reden — und dann —

Der Weltmann.

War ja einmal das Ding geschehen, willst Du sagen? — Und ich sagte mir: willst du auf das Land fliehen, wohin die Scham, der Spott, der Gram dir folgen werden? Soll Hof und Stadt dich bedauern — um dich nur witziger auszulachen? Soll ein Weib, das deiner ganz unwürdig ist, dein Glück zerstören — dein schönes, wohlerworbenes Glück, das eben jetzt in voller Blüthe steht? Bist du durch dieses Weib, was du bist? Kann dir Schande bringen, was nur das Weib erniedrigt? Hast du es verdient? Und deine Kinder — deine drey Kinder! — Der Kampf war fürchterlich — der Entschluſs männlich, und ich hoffe, meiner werth.

Der Dichter.

Vielleicht war er nur weltmännlich.

Der Weltmann.

Nun witzelt der Dichter. — Als ein Mann, der über das erhaben ist, was ein Weib Schimpfliches an das Fuſsgestelle seiner Ehrensäule eingraben mag, und was der Weise übersieht, faltete ich das Briefchen zusammen, schrieb ein artiges Billet dazu, und wünschte der Dame am Ende Glück, daſs das Briefchen in meine, nicht in fremde Hände gefallen sey. — Beyde Briefchen sandt' ich durch die vertrauteste Zofe der gnädigen Frau hinein. Ich erhielt sehr bald ein sehr höfliches, sehr witziges Dankschreiben zurück, und der Sache ward zwischen uns von nun an weiter nicht gedacht.

Der Dichter.

Ich wäre daran gestorben. Das heiſs' ich abgethan! Leicht abgethan!

Der Weltmann.

Ja, das hätte noch gefehlt! Nein, ich schwieg.

Der Dichter.

Das ist wahr, im Schweigen sind Sie stark.

Der Weltmann.

So bald das Schweigen mehr nutzt, als das

Reden. Hier that es noch mehr — hier ehrte das Schweigen den Schweiger. Im Herzen sah es freylich ganz anders aus — ich liebte sie ja, und die tragischen Scenen wären gewiſs erfolgt, wenn ich nicht gewuſst hätte, daſs tragische Scenen nur augenblicklich auf die Weiber wirken, und daſs sie dieselben wünschen, weil sie dadurch ihre schlimmsten Händel so leicht abthun. Und war dieſs wohl einer von den Händeln, die sich durch eine tragische Scene abthun lassen? Ich starb also lieber nicht, vermied jede Scene, tragisch oder komisch, und that etwas ganz anders, um das Lächerliche von mir abzuwenden, um nicht beklagt zu werden; denn in dieser Lage der Gegenstand des Mitleids — eines solchen Mitleids zu seyn — ist die unausstehlichste der Plagen, womit das Schicksal den Vernünftigen in dieser bösen Welt verfolgen kann.

Der Dichter.

Und was thaten Sie, dieser Plage zu entgehen?

Der Weltmann.

Also, um nicht beklagt zu werden, um dem Lächerlichen zuvorzukommen, ging ich geschwind mit einer Freundin, die mir längst gewogen war, eine Verbindung ein — es war eine Art von gewisser Verbindung — und nur die Noth, die dringende Gefahr konnte mich zu einem solchen Schritte verleiten, den ich bisher, wohl überlegt, vermieden hatte.

Der

Der Dichter.

Nun wahrhaftig — die Verbindung muſs sehr herzlich gewesen seyn!

Der Weltmann.

Sollt' ich etwa eine Thorheit durch eine neue heilen? Muſst' ich nicht in dem Sinne des Standes handeln, zu dem ich übergetreten war? Und, wurde nun bekannt, wie es mir ging — hatte ich mich nicht gegen die Lacher und Spötter gut verwahrt? Du siehst also, daſs diese Verbindung nach den Regeln der Klugheit nicht so unwichtig war, als sie es beym ersten Blicke zu seyn scheint. Nun war Unrecht von meiner Seite —

Der Dichter.

Und Sie liebten diese gar nicht, mit welcher Sie die gewisse Verbindung eingingen?

Der Weltmann.

Gerade so viel, um keine Thorheit ihretwegen zu begehen.

Der Dichter.

Was doch ein Mann in Ihrer Lage alles thun muſs!

Der Weltmann.

Das muſs man nun so tragen. Aber daſs Ihr uns nicht bedauert — das schreyet Rache!

Der Dichter.

Wir haben sehr viele Ursache dazu. Besonders ist Ihr jetziger Fall sehr beklagenswerth — die Frau vergiſst Ehre, Pflicht — und der Mann —

Der Weltmann.

Der sie nicht mehr für seine Frau erkennt, nie mehr erkennen will, auſser vor der Welt — der sich in allem Wort zu halten gewohnt ist — und der sie doch wahrhaftig nicht zum Weibe nahm, um das zu werden, was ein Mann so wenig in Gesellschaft nennen sollte, als der Fromme den bösen Feind! — Warum sollte nun ein solcher Mann sich dem Gelächter aussetzen? Warum nicht lieber das Gespräch in den Gesellschaften zu theilen suchen? Er dahin — sie dorthin — so verliert sich ein Unrecht in dem andern — verliert sich so, daſs es, nach dem Laufe der Welt, kaum als Unrecht aussieht. Meine Gemahlin konnte damit zufrieden seyn, und sie war es auch; sie fühlte den Vortheil, der daraus entspringen müſste, wenn die Sache einmal laut zur Sprache kommen sollte. Und geschah dieses nicht — o, dann kam die Verbindung auch nicht sonderlich zur Sprache — dafür war auch gesorgt. Wie anders lautet es, wenn bald diese, bald jene — bald dieser, bald jener ruft: der arme Mann — er thut kläglich — liebt sie noch — zehrt sich ab — nimmt es zu Herzen! — Und hatt' ich nicht noch überdieſs einen groſsen, wichtigen Vortheil?

Der Dichter.

Noch einen Vortheil? Wie reich der Umstand doch an Vortheilen für Sie war!

Der Weltmann.

Das wirst Du später noch mehr bewundern. Für jetzt hatt' ich nur noch diesen Vortheil, daſs ich den Mann, den gewissen Mann nicht kannte — und ihn kennen lernen wollen, hieſs den wichtigen Vortheil aufgeben. Ich forschte ihm gar nicht nach, nicht mit Worten, nicht mit Blicken —

Der Dichter.

Die Klugheit verläſst Sie nie.

Der Weltmann.

Was wäre sie sonst? Die Familie that jetzt sehr artig gegen mich — besonders hätten mich die Weiber der Verwandtschaft auf den Händen tragen mögen, wenn ich nur damit zufrieden gewesen wäre. Ich war, was man noch nicht gesehen hatte, was man gar zu gerne zum Muster aufgestellt hätte; nur Schade, daſs es das Geheimniſs nicht vertragen wollte! Von der Sache selbst kein Laut; und daſs ich keinen von mir gab, erwartest Du doch wohl?

Mein schönes häusliches Glück, der einzige Traum, den ich in meinem Leben geschwärmt hatte, war also dahin, und ich muſste sagen: dieses wäre nun nicht gelungen! Zwar doch gelungen —

Der Dichter.

Nicht gelungen, und doch gelungen! An was soll ich mich halten?

Der Weltmann.

Ach, leider beydes! — Freylich doch gelungen — für den Hauptzweck gelungen. O, das Glück spielt sonderbar mit seinen Kindern — führt sie gar wunderbare Wege — wählt oft die herbsten, bittersten Mittel, um sie dahin zu bringen, wo es sie gerne haben, gerne sehen will. Darum — eben darum taugt das tragische Benehmen bey den Vorfällen des Lebens nichts — und da ich dieſs so richtig gefaſst hatte, so wollte mich vermuthlich das eigensinnige launige Glück auf eine so sonderbare Art belohnen.

Der Dichter.

Ey, gar belohnen! wie tückisch und freundlich zugleich!

Der Weltmann.

Dieses scheint in gewissen Zeiten so seine Art zu seyn. — Am Hofe war Maskerade, die munterste, die ich noch an unserm Hofe bisher gesehen hatte. Unter der Maske konnt' ich so recht gewissen Grillen über den Verlust, den ich erlitten, nachsinnen. Der Tumult, das Wesen, das da getrieben ward, konnte einen Mann in meiner Lage wohl unvermerkt auf solche ernste Betrachtungen leiten. Ich sah ja da, daſs ich nicht allein in dieser Lage war. Die Person der gewissen Verbindung an meiner Seite störte mich in nichts; sie diente mir ja bloſs zum Ableiter der Vorurtheile. Sonderbar war es aber, daſs ich den ganzen Abend mit nichts so viel beschäftigt war, als meine Gemahlin unter den Masken auszufinden. Es gelang mir nicht. Auf einmal fühlt' ich einen zarten, runden Arm unter dem meinigen. — Die gewisse Bekanntschaft war jetzt zum Tanzen aufgefordert worden — Ich erblickte eine allerliebste Zigeunerin — doch so vermummt, daſs man ein Wahrsager hätte seyn müssen, um zu errathen, wen die allerliebste Maske der Neugierde so unerkennbar verhüllte. Die Zigeunerin leitete mich sanft aus dem Gedränge, und sagte dann mit künstlich verstellter Stimme: „Geben Sie mir etwas zu verdienen!“ — Ich erwiederte: Gerne, wenn es nur lohnt. — „O, es soll schon lohnen,“ antwortete die Maske noch viel leiser; — „ich will Ihnen wahrsagen — was Sie so sehnlich wünschen — was Sie verdienen — und was geschehen wird. Nur Ihre Hand her!“ — Nun erfolgte ein gar feines Lob über meine Artigkeit, meine Gefälligkeit, meine Weltkenntniſs, mein zierliches, verständiges Benehmen bey Dingen, die nicht zu ändern wären. — „Und dafür,“ setzte die Wahrsagerin noch leiser hinzu, „muſs ein glänzender Stern dieses fest gestimmte Herz bedecken, und dieser kluge Kopf den Staat regieren. Ich grüſse den Ordensritter und Minister. Nur immer so fortgefahren — nie gefragt“ —

Du bemerkst doch, daſs in diesen letzten Worten der Buchstab R sehr oft vorkommt? — Nun an diesem R — diesem öftern R erkannte ich die Wahrsagerin. Willst Du sie errathen?

Der Dichter.

Nein — ich möchte nur zu geschwind errathen.

Der Weltmann.

Ja, ja sie war es — Ihr liebliches Schnarren verrieth sie hier — die Kunst konnte die öftern R nicht bändigen.

Der Dichter.

Also doch?

Der Weltmann.

Und Du nennst sie nicht?

Der Dichter.

Sie hat sich ja genannt. Und wie war Ihnen?

Der Weltmann.

Hätte es mir jeder andere gesagt — ich sagte wohl — aber eben dieses süſse, süſse Schnarren — Mit einem gewissen Blick begleitet war es einst meinen Ohren — meinem Herzen — die süſseste Musik, und in dieser Minute hätt' ich Ordensband und Ministerstelle darum gegeben, wenn die Musik nicht das verloren gehabt hätte, was sie mir einst zu einer so harmonischen Musik machte.

Der Dichter.

Wahrlich, das ist schön gefühlt! Aber der Enthusiasmus wird wohl nicht lange gedauert haben.

Der Weltmann.

Was hätte es auch genutzt! Du empfindest doch, daſs die Betrachtung „wer die Wahrsagerin sey,“ den Enthusiasmus kühlen muſste! O, über den Dichter, der jetzt nicht fühlt, was uns ein Weib durch eine solche Handlung zu verstehen gibt, zu verstehen geben will!

Der Dichter.

Und wenn ich es nun recht fühle, so tief fühle, daſs ich es aus gewissen Ursachen gar nicht zeigen mag?

Der Weltmann.

Freylich — und daſs sie es war, die so fein den beleidigten Mann belohnte — daſs sie es war, die ihm die Belohnung selbst ankündigte — daſs sie es seyn konnte — zu seyn wagen konnte! — Auf Dank schien die Wahrsagerin gleichwohl nicht viel zu rechnen — denn sie verschwand, bevor der ihr danken konnte, dem sie so zu prophezeien wagte. — Ich sah meine Gemahlin den folgenden Tag an der Tafel — und war wie gewöhnlich. Wir sprachen sehr viel von der lustigen Maskerade, den schönen, wohlerfundenen Masken — und dabey blieb es. Vierzehn Tage nachher, gerade am Geburtsfeste der Erbprinzessin, erhielt ich den Orden ihres Hauses, zum Beweise, daſs die Wahrsagerin ihr Handwerk recht gut verstand. Sieh, so deckt dieses Geschlecht des Herzens Wunde, die es schlägt — Aber eben dieses wirkte, daſs die Wunde nun länger blutete — frischer blutete — Wir sind sonderbare Menschen! —

Der Dichter.

O ja, das sind wir! das beweisen wir!

Der Weltmann.

Dieses lag nun auſser meinem Plane — ich hatte nie daran gedacht; darum wirkte es nicht, wie es hätte wirken sollen. Und doch — gehörte es nicht zum Folgenden? Muſste der Mann die Brust nicht so bedeckt haben, der das werden sollte, was man ihm weiter wahrgesagt hatte?

Der Dichter.

Sie wurden es ja.

Der Weltmann.

Freylich ward ich es, und bin es noch; und ich sagte: so wär' auch dieſs gelungen; zwar auf einem eignen Wege — doch, welcher Sterbliche kann dem Schicksal den Weg vorzeichnen, auf dem es ihn zu seinem Wunsche führen will! Vielleicht gehörte dieser Weg zu meiner Prüfung — und wahrhaftig von diesem Augenblick hielt ich noch fester, noch kräftiger auf meinen Vorsatz, wich ich noch weniger als je von meinen Regeln ab; und so ging alles gut, geht noch heute gut. Die Sache schien ein Geheimniſs für jeden zu bleiben, den es nicht betraf; und Geheimnisse errathen zu wollen, war und ist mein Thun nicht. Und so hoffe ich, Dir noch recht viel zu erzählen, wenn Dir der heutige Spaſs das Vergnügen nicht verdorben hat.

Der Dichter.

Da Sie ihn selbst so gut aufnehmen, und eben durch ihn das erhielten, wornach Sie so eifrig strebten, wie sollte er auf mich diese Wirkung thun? — Doch ich übersehe ganz, was für ein Stoff in Ihrer heutigen Erzählung liegt.

Der Weltmann.

Zu einer Komödie etwa?

Der Dichter.

Zu noch vielem mehr.

Der Weltmann.

Nur zu keinem Trauerspiel — denn das soll es wahrlich nicht werden — und daſs dazu wenig Anschein ist, hast Du doch wohl gesehen?

Der Dichter.

Wer weiſs!

Der Weltmann.

Unglücklicher Wahrsager!

Der Dichter.

Was? ein Weib sollte nach einer solchen That — nach einem solchen Benehmen so leicht aus dem Leben gehen, als sie es durchlaufen hat?

Der Weltmann.

Ich bitte Dich, davon zu schweigen — denn Du sprichst in diesem Augenblick, als überfiele Dich Dein Dämon in Finsterniſs gehüllt. Zürn' ihr nicht — und denke, daſs wir von einem Weibe sprachen. — Wann sehe ich Dich wieder?

Der Dichter.

Bald! — Es entfiel Ihnen einiges — hin und wieder entdeckt' ich Züge — die ich nicht vermuthete — ich werde jedes Kleine und jedes leise Entwischte zusammen zu setzen suchen — es gegen das Gröſsere, Auffallendere halten — und mir ein Bild zusammen setzen.

Der Weltmann.

Nur nicht dichterisch! Das Bild würde sonst nicht gleichen; und ein Bild, das nicht gleicht, das man verschönert, kann dem Original unmöglich gefallen, — wenn das Original kein Geck ist.

Der Dichter.

Geschmeichelt wird wohl nicht; dafür stehe ich Ihnen. — Und Sie kennen den gewissen Mann noch nicht?

Der Weltmann.

Nein — und will ihn nie kennen lernen. Mag es ihm wohlergehn. Vielen Männern geht es wie mir; nicht jeder benimmt sich, wie ich mich benahm — aber auch nicht jeden belohnt man so — eine Ausnahme von der Regel hat doch auch seinen Werth. Es verdrieſst mich nur, daſs ich meinen Zweck nicht auf dem geraden Weg erreichte, den ich mir so scharf vorgezeichnet hatte, daſs ich ihn kaum mehr verfehlen konnte.

Der Dichter.

Aber da niemand darum weiſs?

Der Weltmann.

Weiſs doch ich darum! — Und doch — hätte man wohl die Belohnung so auswählen können, wenn ich nicht der Mann zur Belohnung gewesen wäre?

Der Dichter.

Der Trost steht auf einem festen Grunde. Ich kann ihn nicht erschüttern; und könnte ich es auch, ich thät' es nicht.

Der Weltmann.

Das freuet mich. Ich weiſs, Du sagst kein Wort umsonst.

Der Dichter.

Ich muſs doch etwas von Ihnen lernen.

NEUNTE UNTERHALTUNG.

Der Dichter.

Ich sehe, Sie schreiben, und das sehr aufmerksam.

Der Weltmann.

Thut nichts. Ich nahm so eben eine sehr wichtige, fremde Sache vor, um eine eigne sehr wichtige zu vergessen.

Der Dichter.

So kam ich doch zur Unzeit.

Der Weltmann.

Ganz und gar nicht. Dir muſs ich ja die wichtige Sache doch erzählen — Dir, dem Einzigen, doch. Um so besser, daſs ich es so bald abthun kann — um so heitrer wird darauf mein Geist werden.

Der Dichter.

So muſs sie doch nicht gar zu wichtig seyn, diese wichtige Sache.

Der Weltmann.

Und woraus schlieſsest Du das?

Der Dichter.

Aus der Art, wie Sie davon reden —

Der Weltmann.

Das bewiese nun abermals nichts. Wir bändigen unser Herz, und setzen unsere Kraft vorzüglich da hinein, ruhig zu scheinen, wenn wir es nicht sind. Es hat viel Gutes an sich; denn da wir nur für Andere arbeiten, so müssen wir auch die Miene an uns tragen, als wären wir nur um ihrentwillen da, als könnten unser eigner Kummer, unsre eigne Freude die schuldige Pflicht nicht stören.

Der Dichter.

Sie geben dieses so, daſs ich damit zufrieden bin.

Der Weltmann.

Es ist mir lieb, daſs es Dir gefällt; es gefällt Dir sonst so wenig an mir.

Der Dichter.

Doch Manches.

Der Weltmann.

Recht gut; so sind wir dem Zwecke doch etwas näher. — Du findest mich heute in einer sonderbaren Lage — in einer Lage — Wahrlich Ihr Dichter muſst doch mit den Göttern in Verbindung stehen —

Traurige Propheten seyd Ihr wenigstens — Du warst es mir.

Der Dichter.

Ich bitte Sie — wie können Sie ein flüchtiges Wort, das aus der Sache sprang, so deuten?

Der Weltmann.

Wie ernst Du es nimmst! Beruhige Dich nur — Ich halte Dich für keinen Propheten. — Höre doch! Gestern Abend legt' ich mich als Vater von drey Kindern nieder — diesen Morgen verlor ich eins.

Der Dichter.

O, ich bitte Sie, nicht in diesem Tone! — Ist ein Unglück geschehen? — Ist eins Ihrer Kinder plötzlich gestorben?

Der Weltmann.

Für mich so gut, als gestorben; und zwar das geliebteste von allen — und sonderbar, daſs es das geliebteste seyn, mir das geliebteste werden muſste!

Der Dichter.

Ihre Sophie?

Der Weltmann.

Mein Liebling.

Der Dichter.

Mein Freund — ich sehe eine Thräne in Ihren Augen! —

Der Weltmann.

Nicht doch — Du siehst nur die Deinige in Deinen Augen —

Der Dichter.

O, schämen Sie Sich ihrer nicht — nur durch sie konnt' ich erst Ihr Freund werden.

Der Weltmann.

Sonderbarer, guter Mensch, den ich nur durch meinen Kummer, nicht durch mein Glück gewinnen kann!

Der Dichter.

Theilen Sie mir ihn nur ganz mit, wenn ich es recht werden soll.

Der Weltmann.

Wie gesagt — ich habe nur noch zwey Kinder, und von den dreyen ist das liebste nicht mehr mein.

Der Dichter.

Es liegt etwas Empörendes, etwas Schreckliches in dem Gedanken, den Sie in mir erwecken.

Der Weltmann.

Um so mehr wirst Du begreifen, was ich empfinde. Es ist nun so! Erinnerst Du Dich jenes Tages, da Du mich am Abend ganz in Galla fandest? Ich erwartete den Bräutigam meines Lieblings, um ihm mein Wort zu geben. Es war eine sehr gute Partie — ein artiger, gesitteter, junger Mann — der Baron G***, Oberster in Französischen Diensten, und durch die Ehe legitimirter Sohn des Prinzen ***, Bruders unsrer Fürstin, der nicht längst gestorben ist. Die jungen Leute liebten einander ganz in Deinem Geiste. Meine Gemahlin war in Pyrmont, um sich von gewissen Vapeurs zu befreyen, die vielleicht eine allzugroſse Lebhaftigkeit des Gefühls veranlaſst hatte. Ich hoffte, sie recht angenehm mit der Neuigkeit zu überraschen. Gestern Abend kam sie spät an, und diesen Morgen theilt' ich ihr die angenehme Nachricht mit. Ich erwartete ein vergnügtes Gesicht — sie erblaſste, und rief mit einer bebenden Stimme: „Der Baron G*** Gemahl meiner Sophie?“ — Ich bezeigte ihr meine Verwunderung, stellte ihr das Vortheilhafte der Verbindung, durch alle die Verhältnisse und Nebenumstände; kalt und deutlich vor, in der Meynung, sie stieſse sich an das Vorurtheil der Geburt des Bräutigams. Ich erhielt keine Antwort — ich sah einen innern Kampf in ihrer Seele wühlen — Endlich rief sie mit Abscheu: „Nie, nie kann diese Sache vor sich gehen — Gott sey Dank, daſs ich noch zu rechter Zeit gekommen bin!“ — Ich antwortete kalt: Ich würde Ihnen noch mehr danken, wenn Sie etwas früher gekommen wären — ich habe dem jungen Manne mein Wort gegeben, und die Sache ist am Hof und in der Stadt bekannt. Und geschieht es nun nicht, so fühlen Sie doch wohl

wohl die Folgen für unsre Sophie — für uns selbst. — Ihr innerer Kampf schien zuzunehmen — Ich rief ihr ernstlich zu: Madam, ich glaube Ihr Zutrauen zu verdienen — Und nun höre, wie ein Weib so etwas sagen kann, was sie endlich sagen muſs. Sie zog ihre Chatulle aus dem Büreau — entfaltete ein Päckchen — ihre Hände zitterten — und nun legte sie mir, mit den aus dem Päckchen gezogenen Familien-Portraits, folgende Stammbäume vor — Der erste war so gebildet: erst ich, dann sie — dann in gehöriger Lage — mein Sohn und meine älteste Tochter. Der zweyte sah so aus: Sie, der Prinz ***, und meine Sophie. —

War dieſs nicht deutlicher, als Sprechen? — Du bist ja blasser, als sie selbst war.

Der Dichter.

O, ich fühle mich ganz in Ihrer Lage — Ich — ich —

Der Weltmann.

Nicht so ganz; denn ich erblaſste nicht — Das Mädchen löste sich mir mit einem schrecklichen Schmerz von dem Herzen — ich wollte es nicht loslassen — nicht ganz loslassen — hielt es noch — noch fest — und erst nach einigen Sekunden, als ich alles übersehen hatte — was an Ort und Stelle — in Rücksicht auf das Vergangene und Zukünftige übersehen werden muſste, sagte ich: Madam, machen Sie Ihrer Tochter die Sache so leicht als möglich; den jungen Mann nehme ich auf mich — und ich nehme noch auf mich, daſs alles für uns übrige Bedrängte ohne weitern Nachtheil endige. Ich fürchte nur, mit Ihrer Tochter werden Sie es nicht so leicht haben. Doch dieses muſs ich Ihnen überlassen.

Bey den Worten: Ihrer Tochter — dem einzigen Vorwurfe, wenn es einer war, der je meinen Lippen über diesen Punkt entfallen ist — drängten sich die lange zurückgehaltnen Thränen aus den Augen — Sie ergriff hastig meine Hand — küſste sie schluchzend, und rief: „Sie sind ein edler Mann, — ein ganz edler Mann — ich habe Sie nicht verdient — es nicht um Sie verdient — Aber da Sie es über mein Verdienst sind — so werden Sie es auch gegen meine Sophie seyn — werden sie nicht verstoſsen — werden . . .“ — Ich unterbrach, was ich nicht hören konnte — und antwortete: Gleicht sie nicht ihrer Mutter aus jener Zeit, da ich sie kennen lernte? — Ich fühlte es wirklich so — fühlt' es oft so, und dacht' in diesem Augenblick: Der Mensch muſs schweigen, wenn die Rache zuschlägt. — Ich ging, um das zu thun, was hier zu thun war. — Und was sagt der Dichter dazu?

Der Dichter.

Er spricht das Wort der Sünderin mit reinerem Herzen nach: — Sie sind ein edler Mann! Aber, was soll ich Ihnen sagen?

Der Weltmann.

Sprich nur nicht — nur nicht davon. Die Wunde blutet noch allzu stark — berühre sie nicht weiter — Du öffnest sie noch mehr — ich höre meine Empfindungen nicht gerne mit dem äuſsern Sinne, wenn es zu laut im Innern ist. Und Trost — Trost brauche ich keinen andern, als den Trost des eignen Verstandes.

Der Dichter.

Und diese Sophie! Diese arme Sophie! Vater und Bräutigam an Einem Tage zu verlieren!

Der Weltmann.

Beruhige Dich nur; das wird sich schon alles geben — Den Verlust des Vaters wird sie nie erfahren — nie merken — und den Verlust des Bräutigams — den wollen wir ihr schon überwinden helfen. Und sieh, was ich Dir hier vertraute, vertraute ich, wie alles, dem Manne mit dem Genius, der so warm und treu aus seinen Augen strahlt.

Der Dichter.

Er fühlt, wie Sie ihn ehren.

Der Weltmann.

Heute kann ich nun nicht weiter in meiner Geschichte fortfahren. Auch wird das Übrige beynahe nicht viel mehr enthalten, als die Anwendung der Erfahrungen, die ich gemacht, der Regeln, die aus dem entsprangen, was ich Dir mitgetheilt. Darum erzähle mir nun Deine Geschichte —

Der Dichter.

Heute? jetzt? Dazu bin ich wahrlich nicht aufgelegt.

Der Weltmann.

Eben heute ist es schicklich — eben jetzt kann es dazu dienen, den Schleyer etwas bunt zu färben, der noch ziemlich düster vor mir hängt.

Der Dichter.

Was hätt' ich Ihnen von mir zu erzählen! — Wohl mir, daſs ich Ihnen keine Geschichte zu erzählen habe!

Der Weltmann.

So erzähle mir, warum Du keine Geschichte zu erzählen hast; und Du wirst mir die Geschichte des Dichters Deiner Art erzählen — Welche Geschichte möchte man auch von dem Dichter lieber hören, als die Geschichte seiner Bildung!

Der Dichter.

Nun sage ich: sonderbarer Mann — der immer so gerade ins Ziel trifft! — Freylich liegt unsere Geschichte glücklicher Weise nur in den Ergieſsungen unseres Dämons, dem Sie so eben den schönen Beweis Ihres Zutrauens gaben. Es erzieht uns sich, und durch jede seiner Eingebungen zwingt er uns ein lautes offnes Bekenntniſs ab: ob wir dem Meister gehorsam waren, ob wir seine Lehren treu befolgt, seine Winke wohl verstanden haben!

Der Weltmann.

Gut, recht gut! Wer hoch empfinden — das Hocherhabene würdig darstellen will — muſs sich hohen Ursprungs glauben. Fahre nur fort. Vielleicht daſs ich den Sinn für dieses finde.

Der Dichter.

Ich könnte Ihnen viel erzählen — wie nach und nach jene Theorie, die ich Ihnen vorlängst andeutete, in mir entstehen muſste, — wie alle meine, *vor* dieser Theorie entstandnen Geistesprodukte einen gewissen Mangel an sich tragen — wie es ihnen an dem festern Charakter der *spätern* fehlt und fehlen muſste. Ich könnte Ihnen weitläuftig darthun, wie sich erst die wirkliche Welt, bloſs durch den dichterischen Schleyer, meinem Geiste darstellte — wie die Dichterwelt bald darauf durch die wirkliche erschüttert ward, und dann doch den Sieg behielt, weil der erwachte, selbstständige, moralische Sinn Licht durch die Finsterniſs verbreitete, die des Dichters Geist ganz zu verdunkeln drohte. Dieses alles könnt' ich Ihnen Schritt für Schritt, Grad nach Grad aufzählen — könnte Ihnen darthun, wie des Dichters kleine, schwache Schwingen immer mehr an Ausdehnung und Kraft gewannen — wie der Genius auf dieſs und jenes hinwies — dieſs und jenes eingab — zu welchem Zweck, in welcher Stimmung, in welcher Hoffnung — aber dieses alles liest sich noch besser in dem, was er eingegeben hat.

Der Weltmann.

So lies es mir vor, und lege es mir in diesem Sinn' aus; ich deute es in dem meinigen, und was ich allenfalls von mir noch zu erzählen habe, das nehmen wir so beyher mit.

Der Dichter.

Sie wollen sich etwas zum Lachen vorbereiten.

Der Weltmann.

Nöthig hätt' ich es — Und was wäre dabey verloren? — Zürnte nur der Genius nicht darüber, so wär' es doch eine Wohlthat, die der Dichter dem Weltmann erzeigte, der jetzt so wenig Stoff zum Lachen vor sich findet.

Der Dichter.

Wenn aber der Genius darüber zürnte?

Der Weltmann.

Das wird der Genius nicht, wenn er es so ist, wie der Genius seyn mufs; denn der denkt schnell jedes Ding an seiner Stelle.

Der Dichter.

Aber, wenn die Werke meiner Muse mehr ernst wären! gar zu ernst wären!

Der Weltmann.

Eben da möchte sich vielleicht des Stoffes zum Lachen am meisten finden. Und vielleicht entspringt gar aus dem Lächeln, das der Ernst erweckt, der wahre, tiefe Sinn, den der Ernst erwecken wollte. Es bleibt dabey, Du liesest mir Deine Werke vor — das thun doch Dichter sonst so gerne.

Der Dichter.

Nicht alle Dichter — und nicht jedem liest der Dichter gerne vor.

Der Weltmann.

Ich will es Dir schon angenehm zu machen suchen — ich weiſs ja wohl, wie der Dichter seine Zuhörer wünscht. Du sollst mich in den schönen, blühenden Frühling führen, worin Ihr Glücklichen immer lebt. Du sollst mir die Früchte der Unsterblichen zu genieſsen geben, daſs ich der Sterblichen und meiner auf Stunden vergessen mag. Seit heute, — seit einiger Zeit sehne ich mich nach Träumen. Denn am Ende wird uns doch die Wirklichkeit gar zu wirklich.

Der Dichter.

In allem Ernste?

Der Weltmann.

O, im Wirklichen selbst, im nöthig Wirklichen sollen mich diese Träume nicht stören; so weit soll es nicht kommen! Ich gestehe Dir aufrichtig, nachdem ich alles gesehen, erfahren und gewirkt, was ich Dir theils vertrauet habe, theils noch vertrauen werde, — nachdem ich die Menschen und ihr Wesen richtig zu schätzen weiſs — sie bisher zu meinem innern Verhältnisse theils entbehren konnte, theils entbehren muſste — sehne ich mich nach Einem, und zwar nach Einem, der alles das, was ich erfahren und gesehen, nicht erfahren und gesehen hat; der mir dadurch, daſs er mit allem dem, was mich beschäftigte, nie beschäftigt war, gar nicht gleicht, und doch dafür den gehörigen Sinn, die erforderliche Nachsicht hat. Dieser Wunsch entwickelte sich seit unsrer neuen Bekanntschaft immer mehr in mir. Heute ward er mir noch heller — trat er mir noch näher. Willst Du der Eine seyn? Ich fordere nichts von Dir, als was Du leisten willst. Fordere von mir; je mehr Du forderst, desto willkommner bist Du. Ich habe, was Dir mangelt; gib Du mir von Deinem Reichthum, und nimm von dem meinigen.

Der Dichter.

Und dieses ist Ihr wahrer Ernst?

Der Weltmann.

Ich dächte doch.

Der Dichter.

Nun, was der Genius gewährt, das steht zu Diensten. Ich bedarf nichts, und habe darum nichts zu fordern.

Der Weltmann.

Doch versprichst Du es, wenn der Fall eintritt?

Der Dichter.

Mit dem Wunsche, daſs er sich nie ereignen möge. Wer möchte den Gedanken denken, daſs er den überlebte, der ihn sich erzog, wodurch er bestanden — so bestanden?

Der Weltmann.

Wir überleben gar viel; und auch dafür hat die Natur gesorgt: denn es geschieht so leise, daſs wir es kaum bemerken; und wenn wir es bemerken, so hat auch unser Geist sich schon längst zu finden, längst zu trösten gelernt. — Wärst Du nicht so sonderbar, ich hätte einen Vorschlag.

Der Dichter.

Lassen Sie ihn hören.

Der Weltmann.

Eigennützig ist er, das ist wahr.

Der Dichter.

Das thut nichts, wenn er nur sonst annehmlich ist.

Der Weltmann.

Ich habe in meinem Garten — mitten in meinem Garten — eine Einsiedeley — gut, bequemlich eingerichtet — wir verschwatzten da die Abende mit einander, wenn der Dämon den Eremiten ruhen läſst.

Der Dichter.

Freyheit, Unabhängigkeit, Gesang — das ist mein Spruch.

Der Weltmann.

Wer denkt Dich darin zu stören?

Der Dichter.

Der Gedanke, daſs man es könnte, so ungegründet er auch seyn möchte — Sie wissen ja, wie der Dichter in der Vorstellung lebt, wie die Vorstellung auf ihn wirkt.

Der Weltmann.

So bin ich Dir nicht mehr geworden, als ich Dir war, da Du vor einigen Monaten in dieses Zimmer tratst?

Der Dichter.

Würde ich es so oft betreten haben, wenn Sie jetzt die Wahrheit sagten? Sie sind mir viel geworden — seit heute noch mehr geworden — ich habe viel von Ihnen gelernt — Ich achte Sie um einiger Züge willen, ich liebe Sie um mancher — Aber —

Der Weltmann.

Das Aber! —

Der Dichter.

Dieſs alles kann der Dichter für den Weltmann fühlen; aber damit er Dichter bleibe, muſs er nicht aus dem Kreise treten, den höhere Mächte um ihn her gezogen haben. Tritt er heraus, so tritt er in Verhältnisse, in Verbindungen, die ihm bey jedem Schritte beweisen, er sey entzaubert. Und ein entzauberter Dichter muſs ein unseliges Geschöpf seyn, ein Zwitterwesen, das weder den Göttern noch den Menschen angehört — In seinem reinen Zustande gehört er beyden, sucht beyden zu gefallen — dient beyden ohne Sold. Einsamkeit, mein Wäldchen, Eigenthum, und dann ungestört zu schaffen, zu genieſsen, was der Dämon bald sanft, bald mächtig zwingend von uns fordert, das sind Glückseligkeiten, die man nie wieder findet, wenn man sie verlassen hat. Einfachheit des Lebens, Beschränktheit der Wünsche ist unser Element; und unser Streben geht nur dahin, die Menschen zu dieser Quelle unsers Glücks zu führen; die auf Augenblicke süſs zu täuschen, welche dieses Glückes in der Wirklichkeit entbehren müssen. Diese Lebensart, diese Absonderung, dieses Entsagen sind — wo nicht die Quellen — doch die Ernährerinnen der moralischen Kraft, die ich in mir verspüre; ihr und ihnen nur danke ich das Eigne, das man meinen Werken an zu fühlen glaubt. In meinem Wäldchen find' ich so leicht den Ausdruck für mein Gefühl — das Leben und Blühen der Natur, die Luft, der leise, der stürmische Wind — das Wehen in den Eichen, das Murmeln der Quellen — das Rauschen des nahen Stroms — die Abend- und Morgenröthe — reichen mir die Farben dar, womit ich meine Gedanken schmücke und belebe. Lebte ich mit meinen Mitbrüdern, den Dichtern, nähm' ich an ihrer Partheylichkeit, ihren Zänkereyen, ihren Kunstgriffen, ihren Erbärmlichkeiten Antheil, so würden sich auch nach und nach alle ihre kleinlichen Leidenschaften in meinem Herzen einnisten, und da alles Groſse, alles Eigne ersticken. Ihr ehemaliges Daseyn würde mir nur noch in der Erinnerung schweben, und jeder meiner Darstellungen würde man es anfühlen, daſs die Quelle nicht mehr strömt. Der Umgang überhaupt erzwingt die nöthige, äuſsre Gefälligkeit und Nachsicht, und Gefälligkeit übt man selten lange gegen Andre aus, ohne so mit sich selbst zu enden.

Der Weltmann.

Also haben auch die Dichter ihre Erbärmlichkeiten?

Der Dichter.

Ja, ja; besonders wenn sie mehr Autoren als Dichter sind. O, wenn Sie wüſsten, wie neidisch und stolz die Kleinen gegen einander sind, — wie kalt, klein und vornehm die Groſsen.

Der Weltmann.

Du siehst also, daſs sie uns doch nicht so gar viel vorzuwerfen haben.

Der Dichter.

In diesem Sinne wohl nicht. Doch der Unterschied der Wirkung ist und bleibt sehr groſs. Denn, wenn sich der Dichter lächerlich oder verächtlich macht, so geschieht es nur auf seine Kosten —

Der Weltmann.

Aber doch auf Kosten einer sehr schönen Sache! — Lassen wir sie — uns sollen sie nie nahe kommen. Ich habe Dich um etwas Wichtigeres zu fragen. Also der Dichter Deines Sinnes muſs die Menschen fliehen, um seinen Sinn rein zu erhalten, um sein Ideal nicht zu schwächen? Bemerkst Du wohl, daſs Du damit von den Menschen eben das sagst, was ich Dir, in meiner Dich so oft empörenden Geschichte sagte? was ich Dir beweisen wollte?

Der Dichter.

Darin liegt etwas Wahres, aber doch nicht ganz Wahres! — Für jetzt die nähere Antwort. Der Dichter muſs und soll mit Menschen leben, da er nur durch sie — nur durch das, was sie betrifft, Dichter ist. Auch ich lebe mit Menschen, aber nur mit solchen, die der Natur am nächsten, am treusten sind: mit Menschen, die von allem dem Groſsen, Kleinen, Schrecklichen und Erhabenen, das auf Eurem Schauplatze vorgeht, nichts wissen, noch viel weniger thätigen Theil daran nehmen.

Der Weltmann.

Wenn nun eben hier der Grund von der Einseitigkeit so vieler Dichter läge!

Der Dichter.

Es bleibt darum dem Dichter nichts verhüllt. Er sieht —

Der Weltmann.

Ja, durch Offenbarung — durch Ahndung, wie Du neulich beweisen wolltest —.

Der Dichter.

Scherzen Sie nur — ich kann Ihnen beweisen, daſs ihm nichts fremd ist, was die Menschen betrifft — Sein Geist folgt ihnen in den Wildnissen Amerika's, bis auf den glänzendsten Thron, durch alle Stufen ihrer Kräfte — ihrer Veredlung und Erniedrigung — nach. Und da er alles, was er dichtet, an das Herz des Menschen knüpfet, und auf dessen Kräfte bauet — wie könnte er dieses, wenn ihm der Genius nicht den Schlüssel zu dem Geheimniſs übergeben hätte? wenn er ihn nicht bey sich führte?

Der Weltmann.

Es läſst sich hören. Doch davon steht nichts in Eurer Asthetik.

Der Dichter.

O, da steht gar vieles nicht, was eigentlich den Dichter macht — und da steht gar vieles, was ihn entdichtern könnte — Ihre Theorie, dünkt mich, steht auch nicht so ganz in den Handbüchern, welche gewisse Leute Ihres Standes in der Tasche führen sollen.

Der Weltmann.

Ich danke Dir. — Der wahrhaft Glückliche bist doch Du. Aber, wenn ich wieder denke, wie weit ich es aus Nichts gebracht; wie ich mich zu dem gebildet habe, was ich bin; — wie fest ich meinen Gang gegangen; — wenn ich meinen gegenwärtigen Wirkungskreis überblicke, und die Früchte, die Genüsse meiner Anstrengung und Thätigkeit mir aufzähle; — dabey denke und überrechne, wie viel ich Böses theils unterlassen, theils verhindert habe; — wie mir bey allen Schwierigkeiten doch manches Gute gelungen ist: — so fühl' ich bey diesem Überblick einen Genuſs, der dem dichterischen vielleicht an Wärme, aber wahrlich nicht an Klarheit, nachsteht.

Der Dichter.

Ich begreife es, und fühle, daſs sich jeder von uns aus sich herausgebildet hat — daſs jeder selbst gefunden, was ihm tauglich war; und auch nur so konnte es sich ausründen. Ich fühle zugleich, daſs jeder von uns auf seiner Stelle darum so fest steht, weil er sie selbst gefunden hat; und so soll fernerhin keiner den Genuſs des andern stören.

Der Weltmann.

Das wollt' ich von Dir hören, und so habe ich doch recht viel gewonnen.

Der Dichter.

Wo nicht alles, gewiſs nicht wenig.

Der Weltmann.

Ich denke jetzt, daſs sich alles, was ich Dir anvertrauet habe, recht schön und ordentlich in Deinem warmen Kopfe zu einem Ganzen ausgebildet hat. Den Sinn für jedes Einzelne, wie für jedes Ganze, muſs doch der Dichter vorzüglich besitzen, wenn er diesen Nahmen in seiner hohen Bedeutung verdienen will, wenn sein eignes Ganze uns Andern einen brauchbaren, deutlichen Sinn darstellen soll. Man merkt diese Beschränktheit an den meisten Deiner Mitbrüder nur allzu sehr — Wie böse sind die guten Leute nicht auf uns! — welche falsche, schiefe Seitenblicke werfen sie nicht bald auf diesen, bald auf jenen Stand! Und doch zeigen sie uns hiermit nichts weiter, als die Stumpfheit und Armuth ihres Geistes. Es steht sehr schlecht mit dem Dichter, wenn das Herz nur ein eingebildetes, vollkommnes Gute will, das der Verstand nirgends finden kann. Erwachen muſs der Träumer zu Zeiten doch — er muſs doch um sich her sehen, dem Herzen neuen Stoff herbey zu führen — Und was macht er aus dem Stoff? Wie anders sieht es aus, wenn er ihm klare Begriffe, helle Blicke zum Erwärmen übergibt!

Der Dichter.

Schön! Vortrefflich! Auch dieses steht nicht in unsrer Theorie.

Der

Der Weltmann.

Ja, was stände auch da! sage ich Dir nach. In der unsrigen sieht es eben so leer aus, wie Du gleichfalls bemerkt hast. Du hast vorhin ganz recht gesagt: jeder muſs dieses in sich suchen, der Dichter, wie unser einer. Wer es nicht so geworden ist, der stümpert nur so hin, und hält sich an den Schatten. — Nun wirst Du mir doch Dein Ganzes vortragen?

Der Dichter.

Nein, wirklich — auch ich habe gewisse Stände nicht sonderlich geschont.

Der Weltmann.

Recht gut, wenn es aus wahrer, klarer Ansicht springt. Fehlt es an Billigkeit, so gebe ich dem Dichter zurück, was ich so oft von ihm einnehmen muſste.

Der Dichter.

Der Versuch ist zu wagen; und diente er auch nur dazu, so geben Sie dem Dichter wirklich einen Auftrag, wofür er Ihnen dankt.

Der Weltmann.

Wir verstehen einander besser, als wir uns laut erklären; und dieſs beweist, daſs wir gerade auf dem Punkte gegen einander stehen, wo ich uns zu sehen wünsche. Wir scheiden heute als Freunde?

Der Dichter.

Als Freunde.

Der Weltmann.

Ich werde nun vieles leichter tragen. Du kommst bald wieder?

Der Dichter.

Läſst der Freund auch auf sich warten?

Der Weltmann.

Leb wohl!

Der Dichter.

Leb wohl!

F. M. KLINGERS

WERKE.

ZEHNTER BAND.

SAHIR, EVA'S ERSTGEBORNER IM PARADIESE.

DAS ZU FRÜHE ERWACHEN DES GENIUS DER MENSCHHEIT. BRUCHSTÜCK.

KÖNIGSBERG
BEY FRIEDRICH NICOLOVIUS. 1816.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

SAHIR,

EVA'S ERSTGEBORNER
IM PARADIESE.

IN FÜNF BÜCHERN.

DAS ZU FRÜHE ERWACHEN
DES
GENIUS DER MENSCHHEIT.

BRUCHSTÜCK.

Mag auch angeborner Sinn sich verbergen!

Pindar.

KÖNIGSBERG
BEY FRIEDRICH NICOLOVIUS. 1816.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

SAHIR,

EVA'S ERSTGEBORNER IM PARADIESE;

unter dem Titel:

goldner Hahn 1784; von neuem bearbeitet

1797.

INHALT.

ERSTES BUCH.

Erstes Kapitel.

Beschreibung des moralischen und politischen Zustandes von Circassien. Glückseligkeit seiner Sultane, und einige unschuldige Bemerkungen. Seite 3.

Zweytes Kapitel.

Sultan Orancia; der goldne Hahn; wichtige Weissagung und Orakelsprüche seinetwegen. Hofstaat des goldnen Hahns. — Lehren für uns aus einem wichtigen Kodex gezogen. S. 6.

Drittes Kapitel.

Prinzessin Rose; ihre Schönheit und sonderbare Bizarrerie. Schreckliche und gefährliche Wirkung dieser Bizarrerie. S. 11.

VIERTES KAPITEL.

Cirkel bey Hofe. Erstaunliches Ereigniſs. Ein Hofmarschall, der den Kopf verliert, und zu wichtigen Bemerkungen Anlaſs giebt. Der erste Minister, die Ober-Hofmeisterin; beyder Triumph von kurzer Dauer. Seite 16.

FÜNFTES KAPITEL.

Fanno, Rosens lieblicher Page. Der Prinzessin wunderbare Errettung aus der Todesgefahr. S. 21.

SECHSTES KAPITEL.

Verlegenheit des Sultans Orancia. Gesandtschaft an die Fee. Kabale der Ober-Hofmeisterin und des Ministers. Charakter des Sultans. Rosens Zeitvertreib. Eine Christin, ihre Gespielin. S. 24.

SIEBENTES KAPITEL.

Sultan Orancia spielt Schach mit dem Minister. Unterredung über den goldnen Hahn, und was darauf erfolgt. Die Prinzessin von Tiflis wird für den Sultan gefährlich. Die Kabale scheint zu siegen. S. 29.

ACHTES KAPITEL.

Der Marschall in Gefahr. Rosens bedeutender Zustand. Nebensache des Autors. S. 35.

NEUNTES KAPITEL.

Antwort der Fee. Der Divan versammelt sich. Es werden Reden und Berathschlagungen gehalten, und endlich für Cir-

cassien sehr nachtheilige Schlüsse gefaſst. Die Fee scheint gar zu philippisiren. Seite 39.

ZEHNTES KAPITEL.

Das Gerücht vom Beschlusse des Divans erschallt in Rosens Pavillon. Der Sultan macht ihr einen Besuch, und in der Unschuld seines Herzens legt er den Grund zur Erschutterung seines Reiches und Glückes. S. 43.

ELFTES KAPITEL.

Wirkung von dem Besuche des Sultans auf die Prinzessin Rosé. Heldenmüthiger Entschluſs Fanno's. Seite 52.

ZWEYTES BUCH.

ERSTES KAPITEL.

Miſsverständniſs, Bosheit, Muth und Rache eines in Ungnade gefallenen Hofmanns. Seite 59.

ZWEYTES KAPITEL.

Besuch der Prinzessin von Tiflis bey der himmlischen Rose. Artige Scene, welche Rosens Mummerey hervorbringt. Wuth der Prinzessin von Tiflis. S. 64.

DRITTES KAPITEL.

Sehr verständiges Benehmen des Sultans bey der Anklage der Prinzessin von Tiflis gegen Rosen. S. 68.

VIERTES KAPITEL.

Der Heldengeist Fanno's erglühet noch mehr. Seine Flucht aus dem Pavillon der Prinzessin, und der Prinzessin Unruhe darüber. S. 69.

FÜNFTES KAPITEL.

Fanno's Gefahr und Heldenthat. Eroberung des goldnen Hahns. S. 73.

SECHSTES KAPITEL.

Wirkung des Verschwindens des goldnen Hahns. Der Sultan will ihm seinen Besuch ablegen, und zieht aus seinem Pallaste. Er nimmt den Unfall mit wahrer Regentengröſse auf. Furcht der Ober-Hofmeisterin. Orancia beruhiget sie. Seite 81.

SIEBENTES KAPITEL.

Erlösung des goldnen Hahns. Doch bleibt er noch, trotz der schönen Erscheinung, ein Räthsel. S. 86.

DRITTES BUCH.

Erstes Kapitel.

Ursache der Verschiedenheit des Geschmacks der morgenländischen und abendländischen Damen in Mährchen: oder Apologie des Autors. Seite 93.

Zweytes Kapitel.

Orancia's Zufriedenheit nach seiner Vermählung. Sein und seiner Unterthanen Spott über die Prophezeihung der Fee. Noch ist alles, dem Scheine nach, ruhig. S. 96.

Drittes Kapitel.

Ankunft der Ausländer von allen kultivirten Völkern. Prinzen, Ritter, Mönche, Philosophen, Ärzte, Financiers, Autoren u. s. w., und der kategorische Imperativ. S. 99.

Viertes Kapitel.

Achille del Monte. Dom Pedro. Geistreiche Unterredung zwischen Dom Pedro und der Sultanin, die wie ein Moderoman endigt. Circassiens Schicksal wird entschieden; der Fee Prophezeihung wegen des goldnen Hahns geht in Erfüllung. Der Grundstein zur Aufklärung Circassiens wird gelegt. S. 103.

Fünftes Kapitel.

Der Sultan Orancia fängt an die Erleuchtung seines Geistes zu fühlen. — Eine unsichtbare Hand ist im Spiel, Feines Benehmen der Sultanin gegen den Sultan. Seite 120.

Sechstes Kapitel.

Wiederkehr zu den lieblichen Kindern der Natur. Selige Insel, Schutzgeist Rosens und Fanno's. S. 125.

VIERTES BUCH.

ERSTES KAPITEL.

Der groſse Tag für Circassien. Sultan Orancia begiebt sich in seinen Audienzsaal, um die Weisen Europa's zu hören, und einer zu werden. Die erhabenen Kenntnisse werden ihm mitgetheilt. Er erschrickt ein wenig vor dem kategorischen Imperativ, leidet aber keinen Schaden. — Die Aufklärung in ihrem vollen Glanze. Seite 155.

ZWEYTES KAPITEL.

Sophiens gefährliche Entdeckung aus Gewissensdrang. S. 156.

DRITTES KAPITEL.

Antwort der Fee Morena. Orancia's Unwille. Er erfährt, was ein Hahurey eigentlich ist. S. 161.

VIERTES KAPITEL.

Das Benehmen der Sultanin gegen ihren Gemahl beweist, wie sehr die Erleuchtung auf sie gewirkt hat. S. 166.

FÜNFTES KAPITEL.

Es wird abermals ein Divan gehalten, und das Gesetz gegen den Ehebruch gegeben. Dom Pedro klagt die Urheber des Unglücks an, das Circassien überfallen hat. Schrecklicher Ausspruch über Rose und Fanno. S. 170.

SECHSTES KAPITEL.

Gefangennehmung des Götterkindes Rose und ihres treuen Pagen Fanno. Seite 178.

SIEBENTES KAPITEL.

Trauer Orancia's. Der Trubadur tröstet ihn. S. 182.

ACHTES KAPITEL.

Steigende Macht der Sultanin. Gewalt Dom Pedro's; er macht dem Pagen Fanno einen Besuch im Gefängniſs. S. 184.

FÜNFTES BUCH.

ERSTES KAPITEL.

Fanno und Rose werden verhört und verurtheilt. Seite 189.

ZWEYTES KAPITEL.

Rose und Fanno an dem lodernden Scheiterhaufen. Groſses Ereigniſs. S. 191.

DRITTES KAPITEL.

Wunderbare Geschichte des Jünglings mit der umleuchteten Stirn. S. 197.

VIERTES KAPITEL.

Fanno's und Rosens Muth, und Aufnahme bey dem mächtigen Geiste der Höhle. S. 207.

FÜNFTES KAPITEL.

Der traurige Zustand Circassiens. Straſe der Sultanin. Orancia, Fanno, Rose, und Anmerkung des Verfassers. S. 214.

ERSTES BUCH.

ERSTES KAPITEL.

Beschreibung des moralischen und politischen Zustandes von Circassien. Glückseligkeit seiner Sultane, und einige unschuldige Bemerkungen.

Circassien, meine geliebte Angelika, war von den allerältesten Zeiten her mehr wegen der Schönheit seiner Töchter, als durch merkwürdige Staatsveränderungen bekannt. Ein Glück, das wir uns gewiſs wünschen würden, wenn wir moralisch vollkommnere Menschen nicht aus allen Kräften auf höhere und edlere Zwecke arbeiteten, als auf eine rohe, natürliche, sinnliche Glückseligkeit, die, da sie eben so wenig Mühe kostet, als sie Ruhm erwirbt, vor unsern Augen nicht den geringsten Werth haben kann.

Dieses Land, worin die schönsten Töchter der Erde wohnen, hatte das Glück von einer Reihe Sultane beherrscht zu werden, die ihre Thaten mit ihrem Namen und Andenken zugleich in der Gruft ihrer Väter begruben. Freylich ein höchst empörender Umstand für Geister unsrer erhabenen Denkungsart und edler Thätigkeit! Doch war es gleichwohl vorzüglich dieser kleine, unbedeutende Umstand, der die Circassier glücklicher machte, als wir, von lauter unvergeſslichen

Regenten beherrscht, und in Reichen geboren und athmend, welche sich beständig an einander reiben und zerreiben, um durch dieses Reiben und Zerreiben die magischen leuchtenden Funken des unsterblichen Ruhms herauszuzwingen, glauben mögen.

Eben darum nun brauchte dieses glückliche Volk weder Geschichtschreiber, Philosophen, Moralisten, Censoren, Financiers, noch Politiker; bey ihm galten und vermochten gute, einfache und natürliche Sitten mehr, als bey uns Gesetze. Ich hoffe, der Gelehrte wird es bemerken, daſs dieser schneidende Gedanke nicht mir, sondern dem ernsten, satyrischen Geschichtschreiber Tacitus gehört. Er geiſselte mit diesen wenigen Worten die verderbten Römer seiner Zeit; hier aber, da sie gar keinen Bezug auf uns haben, stehen sie in aller Unschuld und zur bloſsen Verzierung da.

Auch bey den guten Circassiern folgten so regelmäſsig, wie bey uns, der Tag auf die Nacht, und die Nacht auf den Tag, und ihnen war es genug. Ihre schönen Töchter wurden Mütter, und hinterlieſsen ihr Bild in den Nachkömmlingen, dem Rosenstocke gleich, an welchem die mit Fülle ausbrechende Knospe über die hinblühende Schönheit der Erstlinge tröstet. Ein üppiges, sanftes Klima vermehrte ihre Glückseligkeit; ein fruchtbarer Boden ernährte sie ohne viele Mühe, und die Natur umgab sie in ihrem schönsten Reitz, in ihrer lieblichsten Mannichfaltigkeit. Ihr Hauptgeschäft bestand darin, den schlanken Wuchs, die physischen Kräfte ihrer Jünglinge, und die Schönheit, den Reitz ihrer Jungfrauen zu warten und auszubilden.

Dieses thaten ihre Väter für sie, wie sie es nun für ihre Söhne thun. Tanz, einfache Musik, ein angenehmes, munteres, den Sinnen schmeichelndes und sie aufschlieſsendes Mährchen, war alles, was sie lernten; jenes bildete ihren Körper aus, und dieses lehrte sie den wahren Genuſs des Lebens.

Dreymal glückliches Land, das im Vergessen liegt, von keinem seiner verfeinerten Nachbarn besucht, und durch ihre Besuche verdorben wird!

Das zu genieſsen, was ihnen die Natur gab, der Liebe, der Sonne und dem Frieden Hymnen zu singen, war ihr ganzer Gottesdienst. Der Ort, wo sie dieses verrichteten, war ein dunkler Hayn, den die hin und wieder gepflanzten Citronenbäume mit ihrem Geruche anfüllten und die lieblichen Sänger der Liebe belebten. Sie baueten weder der Sonne, noch der Liebe Tempel; denn da, wo der Priester seinem Götzen eine Hütte aufschlägt, schlägt er (zwar als Mensch ohne seine Schuld) zugleich den geheiligten Tempel seiner Macht über das Herz und den Verstand seiner Mitbürger auf. Die Circassier vermieden diese drückende Gewalt nicht aus Überlegung; Schicksal, Zufall oder Vorsehung wollten hier einmal der Unschuld Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ihre Gaben aber dauern leider selten lange!

ZWEYTES KAPITEL.

Sultan Orancia; der goldne Hahn; wichtige Weissagung und Orakelsprüche seinetwegen. Hofstaat des goldnen Hahns. — Lehren für uns aus einem wichtigen Kodex gezogen.

Ach! des glücklichen Circassiens fatale Periode nahte jetzt; denn da alles hier rollen, wachsen, entstehen, hinsterben, wirken und verschwinden soll: wie vermöchte das glückliche Circassien dem allgemeinen Gesetze zu entgehen, dem dieser ungeheure Koloſs, welchen man Universum nennt, unterworfen ist! Wie sollte es dem Loose ausweichen, das die eiserne Nothwendigkeit über das Vergangene, jetzt Geschaffene und noch Werdende, geworfen hat!

Der jetzige Sultan Circassiens, Orancia, lebte nach der Weise seiner Väter, bis in das fünf und dreyſsigste Jahr, so ruhig und glücklich, wie einer der seligen, sorglosen Götter des weisen Epikur. Man hatte ihn nach Landesgebrauch früh vermählt, und er würde glücklich zu seinen Vätern hinüber geschlummert seyn, wenn der goldne Hahn, die Stütze der vortrefflichen Verfassung Circassiens, unter seiner Regierung nicht in weibliche Hände gekommen wäre.

Die Fee Morena, des Reiches milde Beschützerin, gab diesen goldnen Hahn einem der ersten Beherrscher Circassiens, mit der Versicherung:

> Daſs, so lange dieser goldne Hahn unbeleidiget und unversehrt bleiben würde, die Ruhe des Sultans und des Reiches gesichert wäre. Das geringste Versehen aber würde einen solchen Wirrwarr in den Köpfen und Herzen der Sultane und Einwohner von Circassien anrichten, daſs die alten Gebräuche, in denen das Glück und die Ruhe des Reiches beständen, Gefahr laufen würden, gegen Gewohnheiten, Sitten, Meynungen, Gebräuche, Kenntnisse und Künste umgetauscht zu werden, die sie um alle Freude und um allen Genuſs des Lebens bringen müſsten. Dann, ihr Circassier, setzte die Fee hinzu, wird euch die Natur verlassen, und euer Ringen nach ihr wird euch nur noch unglücklicher machen.

Dieser goldne Hahn, oder dieses goldne Hähnchen, war das niedlichste Ding von der Welt: goldfarben, mit einem schönen blutrothen Kamme und silbergrauen Füſschen. Er aſs und trank nicht, lebte von seinen traurigen Gedanken, seinen erhabenen philosophischen Betrachtungen, seinen künftigen schönen Aussichten und Hoffnungen, und krähte übrigens zu den wohlbekannten Stunden, wie jeder gemeine Haushahn. Das Einzige, was der niedlichen Gestalt dieses auſserordentlichen Hahns, zum Verdruſs Aller, die ihn sahen und bewunderten, Schaden that, war eine häſsliche mausfarbene Feder, mit schwarzgelben Streifen, die sich über sein Schnäbelchen und Kämmchen, gleich dem Horne eines Widders, wand, und so ungeschickt groſs war, daſs man das niedliche Hähnchen vor dem Horne beynahe nicht sehen konnte. Die Feder drückte das Gehirn des Unglücklichen: man sah den Schmerz in dem düstersten, melancholischsten Ausdrucke aus seinen geistreichen Augen hervorblicken; aber von eben dieser Feder hing das künftige Heil Circassiens und seiner Sultane ab. Die Fee hatte sich zum zweytenmal so erklärt: Von dem Augenblick, da man dem Hahne diese fatale Feder entwendete, würde Circassiens Sultane, zum bösen Beyspiele für ihre Unterthanen, das Loos der hoch verfeinerten Völker, die sich durch Gesetz und Strafe dagegen verwahrten, treffen. Dieser einzige Umstand würde den Umsturz der jetzigen Sitten nach sich ziehen. Und düster weissagend setzte sie hinzu: Hütet den Hahn vor weiblichen Händen! Sie drohen euch zu Ungeheuern zu machen! Glücklich seyd ihr nur, so lange ihr nicht erfahret, was ein Hahnrey ist!

In ganz Circassien, sogar am Hofe selbst, wuſste man nicht, was für ein Ding ein Hahnrey sey; und will ich dir, Spötterin, forterzählen, so muſs ich dieses Umstands erwähnen, so vielen Nachtheil er auch der Wahrscheinlichkeit dieser höchst philosophischen Geschichte in den Augen der erfahrnern und erleuchtetern europäischen Welt bringen mag. Doch sie, die mit allem Rechte so fest an ihre eigenen Vorzüge glaubt, überhaupt im Glauben und in der Geduld ihr Heil und ihre Ruhe findet, sollte mir den Gefallen thun, auf einige Augenblicke an etwas ihr Neues zu glauben, so unmöglich es ihr auch nach ihren bessern und feinern Sitten scheinen muſs. Ich weiſs, daſs ich viel fordere; aber die Fortsetzung oder Entwicklung dieser Geschichte wird auch den Erleuchtetsten wieder mit mir aussöhnen.

Armes, unerfahrnes Circassien! Zittern und Angst überfielen Aller Herzen bey dem schrecklichen, unbekannten Übel! Indessen suchte man alle Mittel auf, einem so groſsen Unglücke vorzubeugen. Das vorzüglichste, und, dem Anscheine nach, auch das beste, gab ein Hofmann an, der sich durch Zufall ein wenig in unsrer klügern Welt umgesehen hatte.

Es bestand darin:

> Dem ganzen weiblichen Geschlechte, selbst die Sultanin nicht ausgenommen, ein Geheimniſs aus der schrecklichen Prophezeyhung zu machen; den Hahn gänzlich vor den Weibern, Jungfrauen, Mädchen und Wittwen zu verbergen, und sie von dem goldnen Hahne, da man einmal seine Gegenwart nicht mehr läugnen könne, mit so vielen Mährchen zu unterhalten, als der Witz der Circassier zu erdichten vermöge.

Du gutes Circassien, so glichst du bisher nur darin andern Reichen, daſs deine Glückseligkeit von einer

Kleinigkeit abhängt! Ach, ich fürchte, bald werden Kleinigkeiten dein ganzes Schicksal bestimmen, und erst dann wirst du den Reichen Europens völlig gleich seyn.

Um wenigstens dem goldnen Hahne, der, wie gesagt, weder aſs noch trank, sein trauriges und einsames Leben so erträglich und lustig als möglich zu machen, errichtete man ihm einen prächtigen Hofstaat. Er hatte seinen eignen Pallast, seine Marschälle, Kammerherren, Oberhof- und Oberstallmeister, Officianten, Trabanten, Pagen, Vorreiter, Lakayen, Ställe, Gärten, und, um ihn vor allen weiblichen Augen und Verführungen zu bewahren, seine Leibwache, von welcher ein jeder die Annäherung eines Frauenzimmers, und wäre es die Sultanin selbst gewesen, mit dem Kopfe bezahlen muſste. Dieses war das einzige peinliche Gesetz, welches man in Circassien kannte.

Die Weisesten des Landes hatten einen ganzen Kodex, sowohl über die Ceremonien, die man mit dem Hahn und gegen ihn zu beobachten hatte, als auch über die sonstigen Gebote und Verordnungen zusammengeschrieben. Das Werk war mit teutschem Fleiſse und teutscher Pünktlichkeit ausgearbeitet; und wahrlich, keiner unsrer Publicisten oder Geschichtschreiber hätte es besser machen können. Schade nur, daſs dieses wichtige Buch nicht auf unsre Zeiten gekommen ist! Die teutschen Gelehrten würden es bewundern, übersetzen und kommentiren. Die Hofleute, welche alle ihre erhabnen Geisteskräfte so sehr anstrengen müssen, neue Verehrungen und Vergötterungen, wodurch sie die Groſsen der Erde verstricken und verblenden können, zu ersinnen, fänden hier Dinge vorgearbeitet, die ihnen, trotz aller Mühe, nicht in den Sinn kommen; und die Politiker würden ein Beyspiel sehen, welche Vorsicht man anwenden muſs, um die Hauptfeder einer Staatsmaschine in immer gleicher Spannung zu erhalten.

Doch was vermögen Kodex, Ceremonien, Gesetze und Gebote gegen das Verhängniſs? Wache, Festung und Vorsicht gegen Schönheit und den Muth, den sie einflöſst? Hier scheitern Witz, Klugheit und Standhaftigkeit des Burgemeisters einer Reichsrepublik nicht weniger, als der Witz, die Klugheit und Standhaftigkeit des Beherrschers eines mächtigen Staates.

DRITTES KAPITEL.

Prinzessin Rose: ihre Schönheit und sonderbare Bizarrerie. Schreckliche und gefährliche Wirkung dieser Bizarrerie.

Die Tochter des Sultans Orancia ging nun in ihr funfzehntes Jahr.

Brauch' ich die Schönheit zu beschreiben, liebliche Angelika, da ich dich so oft im heimlichen Bade, in wollüstig schwärmerischen Betrachtungen deiner Reitze belauscht und überrascht habe? Das helle Wasser und der Spiegel, worin sich deine göttliche Gestalt, gleich einem magischen Zaubergemählde, gegenüber zeigte, noch mehr als alles dieses, meine Augen, meine Sinne, meine vom süſsen Bewundern gehemmte Zunge, die bald durch die leise Berührung der deinigen zum innigsten Vereinigungspunkte der wonnevollsten Entzückung ward, haben dir es mehr gesagt, als ich es zu beschreiben vermag! Wird sich dein Bild, da ich die schönste und feinste Begeistrung der Liebe fühle, nicht aus meiner Phantasie und meinem Herzen durch die Fingerspitzen ergieſsen? Und wenn mir es nun auch gelänge, dich Zug für Zug mit den wärmsten und geistigsten Farben der Liebe hin zu hauchen: kennst du dich nicht besser, als daſs du glauben solltest, ein Guido selbst vermöchte dich auf die Leinwand zu zaubern? Sah ich nicht das spöttische Lächeln von der Spitze deiner Rosenlippen in deine von dem Finger der Grazien eingedrückten Grübchen überfliegen, da Battoni mit seinem transparenten Kolorite dich als Leda bemahlte? Konnte der Künstler mit seiner von dir begeisterten Einbildungskraft erträumen, was ihm deine von mir so sehr gebilligte Schamhaftigkeit verbarg? Hat nicht das Lächeln, welches du ihm zu verbergen suchtest, deine geheimsten Gedanken verrathen?

Erinnerst du dich der Augenblicke, da wir in dem angenehmsten Erstaunen, in den Sälen der Borghesen und Barbarigos, vor der entblöſsten Schönheit in ihrer sanftesten, reinsten, leichtesten, wollüstigsten und lebendigsten Schöpfung standen? Wie wir da das erste glückliche Aufhaschen der begeisterten Seele des idealischen, von Lust und Liebe selig trunknen Künstlers belauschten, ihm nachspürten, und dann meine Augen von dem Bilde auf dich sanken, wo ich diese Ideale mit dem reinsten Blute, der schönsten Fülle der Lust, dem lebendigsten Geiste, dem schärfsten, feinsten Sinne für weisen, hohen veredelten Genuſs belebt sah?

Seitdem ich dich kenne, lebt nur Ein Bild des Schönen in meinem Geiste, und diesem gleicht die Prinzessin Rose. Du kennst es; und der Leser, dem diese Blätter nach dir in die Hände fallen — ist er nicht Herr, das Bild seines schönsten Genusses unterzuschieben?

So war Prinzessin Rose. Mit ihren schönen Händen gab sie den Saiten der Laute Leben, und begleitete sie mit ihrer melodischen Stimme. Witz, Freundlichkeit, Sanftmuth, Gefühl, und eine Phantasie von den Mährchen des Orients beflügelt, machten, nebst ihrer Schönheit, jeden, der sie sah, eben so glücklich als unglücklich.

Ach, wie wenige genossen dieses Glücks!

Die Prinzessin hatte, zur Pein der sultanischen Familie und aller Hofleute, eine Bizarrerie an sich, welche die sonderbarste und beleidigendste war, die man nur am Hofe haben kann; und diese Bizarrerie rührte von Rosens zarter, überfeiner und zu harmonisch gestimmter Organisation her. Die liebliche Prinzessin konnte nichts Häſsliches, Miſsgeschaffnes, Schiefes, Verzerrtes oder Verdrehtes, weder am Körper noch am Geiste leiden. Ihre zart und rein gestimmten Sinne wurden von einem Gegenstande, der von dem Ideale, welches sie durch eignes, inneres Anschauen ihres vollkommnen Geistes und Körpers abgezogen hatte, zu stark abwich, auſs unerträglichste beleidiget; so beleidiget und gedrückt, daſs sie gezwungen war, den ihr widrigen Gegenstand eilends zu fliehen, wenn sie ihr schönes Leben nicht der gröſsten Gefahr aussetzen wollte.

Natürlich kam jeder, mit solchem äuſsern oder innern unheilbaren Übel belastet, der Flucht der Prinzessin zuvor. Des lieblichen Kindes ganze Ruhe und Zufriedenheit hingen nun einmal von dieser Bizarrerie ab, und der Anblick einer Person dieser Art war für sie eben so empörend, als es für uns Beyde seyn würde, wenn wir unserm Marchesini eine Lieblingsarie von einer französischen Kehle nachschreyen hörten.

Doch hier wäre noch zu helfen gewesen; aber da, wie gesagt, Prinzessin Rose eben so empfindlich gegen alle Schiefheiten und Erbärmlichkeiten des Geistes war: wie in aller Welt war den Hofleuten zu helfen? Der gute Sultan grämte sich im Stillen; die Damen spotteten, die Hofleute verwünschten diese Bizarrerie; und am Ende blieb kein anderes Mittel übrig, als daſs entweder der Hof von Circassien zur Einöde würde, oder Prinzessin Rose sich mit einer Schaar Auserwählter in ihren Pavillon einschlösse.

Die Circassier waren ein gutes Volk, wie sich hinlänglich aus Obigem schlieſsen läſst; und das, was am Hofe lebte, glich so ziemlich allen übrigen Hofleuten, die erhabenen, privilegirten Laster und muthwilligen Vergehungen doch ausgenommen, welche unter verfeinerten Völkern den Mann vom Hofe dadurch von dem Pöbel unterscheiden, daſs er sie alle ungestraft, und mit Geräusche, Pracht, ohne Scheu und Rücksicht, begeht. Aber so wenig dieser oder jener an den Fehlern seines Körpers schuld war, eben so unschuldig war er an den Plattheiten, die seine fertige Zunge für Witz oder Artigkeit plapperte. Die gefährlichste Ursache des Hasses, den man jetzt gegen die Prinzessin zu fühlen anfing, war, daſs sie sich eben so unerträglich gegen die Damen, als gegen die Männer betrug, daſs erstere, und mit ihnen die letzteren, die Fehler ihres Körpers und Geistes gar nicht empfanden und sich unter einander zu wechselseitigem Troste die schönsten Dinge über ihre Schönheit und ihren Verstand sagten. Und so glichen doch Circassiens Hofdamen und Hofkavaliere in diesem Punkte andern Töchtern und Söhnen dieser Erde.

Dieſs war der erste Stoſs, den das Schicksal den Gemüthern der guten Circassier, zum Umsturze ihrer glücklichen Verfassung, beybrachte. Unwille und Bitterkeit nisteten in ihren unschuldigen Herzen: bisher kannten sie an sich keinen Fehler von Erheblichkeit; der Häſsliche und Schöne, Dumme und Kluge, schlichen gleich ruhig durch das Leben hin. So muſste natürlich dieser Spiegel der Selbsterkenntniſs, den man ihnen so schonungslos, obgleich unschuldig, vorhielt, die widrigste Wirkung auf ihre Herzen thun.

VIERTES KAPITEL.

Cirkel bey Hofe. Erstaunliches Ereigniſs. Ein Hofmarschall, der den Kopf verliert, und zu wichtigen Bemerkungen Anlaſs giebt. Der erste Minister, die Ober-Hofmeisterin; beyder Triumph von kurzer Dauer.

Unter allen von Rose Beleidigten waren die empfindlichsten und rachgierigsten die Ober-Hofmeisterin, Prinzessin von Tiflis, und der erste Minister, wenn man einen Mann so nennen will, der zur Zeit der glücklichen Verfassung Circassiens des Sultans Schachgeselle war.

Die Ober-Hofmeisterin hatte bey wenigem Geiste und vielen Ansprüchen den einzigen Fehler durch die Nase zu reden, und das Unglück, daſs sich ihr Mund, dessen Oberlippe eine sehr spitze Nase beynahe berührte, rechts erbärmlich schief zog, und wenn sie redete eben da ihre etwas schwarzgelben verdorbenen Zähne zeigte. Der Minister aber hatte bey einem sehr dicken Bauche und einem kolossalischen Wuchse eine überaus feine Stimme, und seine gut genährte, dicke Nase zog sich bey jedem Athemzug eben so weit links, als der Ober-Hofmeisterin ihre spitze Nase rechts; auſserdem öffnete er nie den Mund ohne etwas Erbärmliches zu sagen, weil er immer etwas

Auffallendes sagen wollte, und die Ober-Hofmeisterin ermangelte nie, aus Instinkt und Geistesverwandtschaft seine erbärmlichen Einfälle mit hellem, kreischendem Beyfalle zu begleiten.

Dieses Paar nun führte das Versehen des Marschalls am Geburtsfeste des Sultans gerade vor die Augen der empfindlichen und schönen Prinzessin. Es ging so zu: der Marschall machte die Partieen; und da ihm der Sultan so eben über einen wichtigen Fehler des Ceremoniels (denn der weise Sultan Orancia that es hierin dem kleinsten und geistreichsten Fürsten des heiligen römischen Reichs zuvor) den Kopf derb gewaschen hatte: so verlor er nun denselben dergestalt, daſs er nicht mehr wuſste, was er that. Man versetze sich nur einen Augenblick in die Lage des guten Mannes! Man denke sich nur einen Augenblick als Hofmarschall eines kleinen teutschen Hofes, und stelle sich vor, man habe vor den Augen des strengen und erfahrnen Herrn einen ganzen Hofstaat bey einem wichtigen Familienfeste nach Stand, Geburt, Rang, Würde, Gunst und Ansprüchen so zu ordnen, daſs jedem der Anwesenden sein Recht geschehe und jeder zufrieden sey! Dann denke man, man habe gleich Anfangs einen nicht zu verbessernden Verstoſs begangen, Seine Durchlaucht hätten es bemerkt: — welcher teutsche Muth, welche teutsche Kraft bestände dieses? Hier erliegt alles, Verstand und Klugheit und Gewandtheit! — Du lachst, Angelika? — Ach! mir entfällt die Feder bey der bloſsen Vorstellung eines solchen Unglücks. Und darum kehre ich schnell zu meinem Marschall zurück.

Ehedem hatte er, aus besonderer, gemeinnütziger Politik, obiges Paar immer in einen Nebensaal zu schieben gesucht; aber heute war es um Genie, Erfahrung und Politik gethan.

Welche schreckliche Wirkung hat der Zorn der Erdengötter! An welchen dünnen Fäden schwebt das Glück oder das Schicksal eines Reiches! Und wir Menschen wagen es noch — morgen zu sagen?

Alle Partieen waren gemacht, und es blieben für die Prinzessin Rose nur die Ober-Hofmeisterin und der Minister. Da man die Empfindlichkeit der Prinzessin in ganz Circassien kannte, so war das Glück, ihr nahe seyn zu dürfen, natürlich der schmeichelhafteste und höchste Triumph, den eine circassische Dame oder ein circassischer Kavalier wünschen konnte. Ja, es war ein allgemein geltendes und allgemein anerkanntes Dokument über Schönheit, Zierlichkeit, Witz und Geist. Demnach fühlten sich auch Beyde auf der höchsten Spitze ihres Glückes, und sahen einander triumphirend an. Aber hier eben erwartete sie diese tückische, die Welt beherrschende und ihrer spottende Göttin.

Man setzte sich zum Spiele. Die Ober-Hofmeisterin zog ihren Mund nach besten Kräften links, warf die Nase so hoch sie konnte; und der Minister drehte seine dicke Nase rechts, so viel er vermochte. Rose fühlte bey dem ersten flüchtigen Blick einige Ängstlichkeit; da aber die Beyden, vom süſsen Winde der Eitelkeit aufgeblasen, noch schwiegen, und Mund und

Nase zurecht zu stutzen suchten, so milderte sich die erste Beängstigung der Prinzessin.

Der dickbäuchige Premier, der sich in seinem Glücke gar nicht mehr fühlte, überliefs sich der Begeisterung der Dummheit, und zischte mit seinem hellen, kreischenden Stimmchen eine der plattesten, abgeschmacktesten Erbärmlichkeiten heraus. Die Ober-Hofmeisterin, welche schon so lange an der Schwärmerey ihres Glückes zu halten hatte, näselte, indem ihr Mund sich ganz rechts zog und die eine Hälfte ihrer schwarzgelben, verdorbenen Zähne zeigte, vollen, lauten Beyfall nach.

Gesicht, Gehör, Einbildungskraft, alle Sinne, Nerven und Fibern der geliebten Prinzessin, ihr ganzes moralisches und geistiges Daseyn waren durch die ekelhaften Töne und Gegenstände plötzlich zerrissen, erschüttert, in Aufruhr und Unordnung gebracht.

Sonne und Liebe! rief das göttliche Kind, und sank in Ohnmacht. — Ihre blühenden Rosenwangen waren mit der Farbe des Todes bedeckt, und das sanfte, freundliche Feuer ihrer Augen war ganz erloschen.

Alles rannte hinzu; die Ober-Hofmeisterin und der Minister schrien aus voller Nase und Pfeife, schrien das Götterkind dem Tode immer näher. Der Sultan fühlte zuerst die Ursache; er lispelte sie dem Marschall mit Drohung und Unwillen in die Ohren, und der Marschall, der seinen Kopf noch nicht wieder gefunden hatte, schrie, durch die neue, schreckliche Begebenheit noch mehr verblüfft, aus vollem Halse:

Weg mit dem Näseln und dem schiefen Munde der Ober-Hofmeisterin! Weg mit der Pfeife und der dicken Nase des Ministers!

Unglücklicher, guter Hofmarschall! du beweisest, daſs sich ein Hofmann vor dem ersten Fehltritte hüten muſs; denn selten zieht er sich ohne einen noch gröbern oder gefährlichern heraus. Und wohl ist dein Gewerbe das einzige, das weder Beschönigung noch Kur erlaubt, weil sie nur auf Kosten eines Dritten geschehen können, der gewiſs die Rechnung nie vergiſst!

Wuth und Rache ergossen sich nun in die Herzen der Dame und des Ritters. Der Sultan, der die unvernünftige Grobheit des Marschalls recht gut empfand, suchte die Beleidigten mit sanftern Beweisen des Zufalls der Prinzessin hinaus zu reden. Umsonst! sie hielten Stand. Die Ober-Hofmeisterin näselte fort; der Premier pfiff in einem weg, alles war in Verwirrung, und das Götterkind nahte dem Tode immer mehr.

FÜNFTES KAPITEL.

Fanno, Rosens lieblicher Page. Der Prinzessin wunderbare Errettung aus der Todesgefahr.

Das Götterkind schien ohne Rettung verloren. Der Sultan Orancia weinte, schluchzte und schrie: Meine Rose! meine süſse Rose! Der Marschall lief wüthend durch die Säle, und jagte jeden weg, der ihm verdächtig schien; nur die Schuldigen wichen nicht von der Stelle. Und die Schrecklichen hätten das süſse Kind gewiſs getödtet, wenn nicht plötzlich ihr Page, der kleine, liebe Fanno, hereingeflogen wäre. — Im Vorzimmer hatte ihm das Zetergeschrey die Gefahr der Prinzessin angekündigt. — Er fiel vor ihr nieder, ergriff ihre Hand, und rief sie mit seiner sanften, harmonischen Stimme aus dem dunkeln Reiche der Schatten zurück, das sie schon betreten hatte. Alles, was er sagte, war: Rose! Aber dieses liebliche Wort flog mit einem Tone des Herzens von seinen Lippen, dem die innigste, geistigste Empfindung melodische Rührung und Bedeutung gegeben hatte.

Dieser kleine Fanno war das liebste Kleinod der Prinzessin, und in diesem Augenblick ein Knabe von sechzehn Jahren. Die Prinzessin hatte ihn bey einem Spaziergange gefunden; er hütete die Schafe, und sang in einem dichten Akazienbusche. Rose ward von den sanften, harmonischen Tönen hinzugelockt, und ſand einen Knaben, den eine Griechin der seligen alten Zeit für den Sohn der ewigen Göttin des Olymps und der Erde gehalten hätte. Seine hellen, geistreichen, blauen, schwärmerischen Augen schwammen in jenem zarten, lieblichen, ätherischen Krystall, aus dem Sanftmuth und Unschuld so lange schimmern, bis rohere Begierden und Leidenschaften es trüben. Lange, braune Wimpern umkränzten diese Augen und beseelten ihr Feuer. Gleiche Bogen, in einer sanften, ſesten Linie gezogen, neigten sich gegen seine Nase vom schönsten Maſse, nachdem sie über seiner glänzenden Stirne den künftigen Muth und die noch schlummernde Erhabenheit seines Geistes angedeutet hatten. In jeder Beugung und Wendung des schönen Körpers lag die schöne Seele, gleich dem Schmetterling in seiner Hülle; und so wie dieser die duftenden, blühenden Felder und sanften Zephyre in seinem Gefängnisse ahnet, so ahnete jene schon in dem unerfahrnen Jünglinge die künftigen reinen, erhabenen Genüsse. Auf seinen Lippen keimte die begeisterte Lust, und erwartete den Augenblick, wo sie, von stärkern, bedeutendern Schlägen des Herzens getrieben, überflösse. Kurz, die Natur hatte ihn in das reinste, schönste und blühendste Gewand der Jugend gehüllt, und dieses alles ward durch einen Muth, ein Anhängen, ein Herz und eine Treue belebt und erhöhet, denen zu widerstehen unmöglich war. Von dem Augenblick, da Rose ihn ſand, kam er nicht mehr aus ihrem Pavillon; er ward ihr Page, ihr Sänger, und sang, im Wettgesange mit ihr, Beyden noch unbekannte Gefühle.

Kaum vernahm ihn jetzt ihr Herz, so schlug sie die Augen auf. Orancia that einen Freudenschrey; die Menge hallte ihn nach, und nur Fanno fragte sie eilends und ängstlich um die Ursache ihres schrecklichen Zufalls.

Rose sagte Fanno in das Ohr: „Es sind Leute da, die meinen Sinnen, meinem Herzen weh thun, und die ich nicht anzusehen wage!“

Sie verhüllte ihre Augen mit ihren zarten Händchen. Fanno sah sich um; sein Blick verweilte ernst und drohend auf den Schuldigen, welche Beyde errötheten, und sich nun klüglich davon schlichen, ewigen Haſs, glühende Rache im Busen. Ihre Wuth und ihr Ingrimm stiegen, da sich alle gegenwärtige Damen, durch deren Reihe sie davon zogen, laut in die Ohren flisterten: „Ihr Näseln, ihr Pfeifen und ihre sonstigen Schiefheiten hätten die Thronerbin Circassiens in Todesgefahr gesetzt.“

Nur um deines zarten Herzens zu schonen, geliebte Angelika, schweige ich jetzt noch von den wichtigen Folgen dieses Tages.

SECHSTES KAPITEL.

Verlegenheit des Sultans Orancia. Gesandtschaft an die Fee. Kabale der Ober-Hofmeisterin und des Ministers. Charakter des Sultans. Rosens Zeitvertreib. Eine Christin, ihre Gespielin.

Dieser und einige andere Fälle, welche die Eitelkeit einiger Groſsen so mächtig züchtigten, vermehrten endlich das Geschrey und den Unwillen so sehr, daſs sich der Sultan Orancia nicht mehr zu helfen wuſste. Er liebte seine Tochter von ganzem Herzen, und seine Tochter ihn. Hundertmal nahm sie sich in seiner Gegenwart vor, sich zu überwinden; aber sie erlag ihrem Gehöre, ihrem Gesichte, ihrem innerm feinem Sinne: ihre zu zarten, zu geistigen Organe wollten sich auflösen; sie muſste fliehen.

Der Sultan dachte endlich bey sich selbst: das ganze Ding könnte wohl von einer feindlichen Fee herkommen, die ihn necken wollte; und um dagegen das rechte Mittel zu finden, nahm er sich vor, an seine Freundin und Beschützerin, die Fee Morena auf dem Kaukasus, eine Gesandtschaft zu schicken.

Da er wuſste, daſs sich seine Vorfahren hiedurch aus allen Verlegenheiten gezogen hatten, so führte er seinen Vorsatz sogleich aus.

Wahrlich, unsre Regenten, sammt ihren Unterthanen, sind zu bedauern, daſs die Macht dieser Wesen über die physische, moralische und politische Welt aufgehört hat. Wie sehr sie das Regieren erleichtern könnten, wissen die am besten, die damit belastet sind.

Die Ober-Hofmeisterin, der Premier und die andern beleidigten Hofleute und Groſsen hatten indessen den guten Orancia in die Enge getrieben. Sie sagten ihm die schrecklichsten Dinge vor, und drohten, den Hof nicht mehr zu besuchen, wenn sich die Prinzessin nicht so lange verborgen hielte, bis sie von ihrem Wahnsinne geheilt wäre. So nannten die rohen Seelen die interessante Bizarrerie des lieblichen Kindes.

Nun hätte jeder andre Vater zu den Herren gesagt: „Wie es Ihnen gefällt!“ aber wie kann dieſs ein Sultan? und was ist ein Sultan ohne Hof? Er fühlte demnach als Regent, der höhere Pflichten hat, begab sich zur Prinzessin, und theilte ihr diese Neuigkeit unter vielen Thränen mit. Das Lächeln, die Heiterkeit und Bereitwilligkeit der Prinzessin trockneten schnell diese Thränen ab. Sie sagte mit vieler Sanftmuth:

„Könnt' ich wohl etwas Angenehmeres und Leichteres thun, als Leuten auszuweichen, die mir ohne ihre Schuld wehe thun? die ich wider den Willen meines Herzens beleidigen muſs?“

Orancia ging starkmüthig zu seinen Groſsen zurück; die Zeiten waren nun so kritisch geworden, daſs er nöthig hatte, seinen Muth und seine Entschlossenheit zu zeigen. Es entspann sich, von Seiten der Ober-Hofmeisterin und des Ministers, eine fürchterliche Kabale gegen den Marschall und alle diejenigen, welche freyen Zutritt zu der Prinzessin hatten, und deren Gegenwart sie theils mit Vergnügen, theils ohne Leiden, ertrug. Sie hatten es darauf angelegt, den Marschall aus dem Sattel zu heben. Die Damen aber gingen in ihrem Grolle noch weiter, und sprachen laut von Vermählung des Sultans, um die göttliche Rose vom Thron auszuschlieſsen. Die Männer mochten ihnen beweisen, wie sie wollten, daſs nichts die göttliche Rose vom Thron ausschlieſsen könnte, weil sie Recht und Volk für sich hätte; es half nichts: sie legten dem Sultan Orancia Netze und Schlingen, von der näselnden Ober-Hofmeisterin bis zum geringsten Fräulein herab; und da er schon seit einigen Jahren Wittwer war, so hielt es eine jede für etwas Leichtes. Die Ober-Hofmeisterin war um gar nichts verlegen.

Ich weiſs nicht, wie ich es machen soll, um dir eine Idee von diesem Sultan zu geben, es sey denn, daſs ich sagte: er war der unschuldigste und unschädlichste Mann von der Welt, und dieses ohne alle Kunst, Mühe, Wissen und Zwang. Gewisse Leute, und in der That Leute von Verstand und Erfahrung, wollen solche vortreffliche und kunstlose Charaktere um allen Werth der Tugend reden; aber diese Herren wissen nicht, was sie wollen. — Orancia's einziger Fehler war, daſs er sehr geschwind in Zorn gerieth; und dieses war mehr ein Fehler seines hohen Standes, als seines Herzens: denn er hatte dabey ein solches Maſs von Geduld und Nachsicht, daſs diese einzige seltne sultanische Tugend alle menschliche Fehler vergessen machte. Übrigens frisch und gesund, wohl gestaltet, der langen Weile so gewohnt, daſs sie ihm ein ganz natürlicher Zustand der Groſsen der Erde und des Menschen überhaupt zu seyn schien. Gewöhnlich überlegte er nach der That; da dieſs aber von seinem feurigen, thätigen Geiste herkam, und immer seine eignen Schultern traf: wer wäre wohl so unbillig, darüber zu spotten? Diesen Sultan nun unternahm die Ober-Hofmeisterin, Prinzessin von Tiflis.

Prinzessin Rose, das liebliche Götterkind, hatte sich indessen in einen vom Hofe etwas entfernten Pavillon begeben. Ihre Gesellschaft bestand aus dem kleinen Pagen Fanno, nebst einigen andern schönen Knaben, aus einigen jungen Freundinnen, worunter sich Sophie, eine in Abentheuern verlorne Christin, befand. Glückliches Auge, das in dieses irdische Paradies blicken durfte! Hier hätte der groſse erhabene Mahomed das schönste und weiseste Kapitel seines Korans sammeln können. — Wiesen und Bäche, Thäler und Hügel von dem Golde der Citronen und Pomeranzen, dem weichen Grün der Oliven und Myrten bedeckt, und dem schmelzenden Gesange der Vögel, dem Girren der Turteltauben belebt! Die Weinreben wanden sich von Baum zu Baum, und umschlangen sich in Kränzen. Die Pappeln lispelten im leisen Winde, und gruppirten sich um frische, murmelnde Quellen. Die Nachtigall sang aus den Myrtenbüschen, und stimmte die Phantasie zu süſsen Schwärmereyen der Liebe. Der Boden war ein gleicher, frischer, grüner, blumiger Teppich, von dem leichten Fuſse der schlanken Tänzerinnen, deren Reihe Rose führte, nach fröhlichem, einschlagendem Takte berührt. Hier entfaltete Fanno alle Weichheit, Geschmeidigkeit und Reinheit der Bewegungen, allen Ausdruck seines unschuldigen Herzens, wenn er, beflügelt von der jugendlichen Freude, vor Rosen hinschwebte — mit einer Wendung, welche die innigste Sehnsucht verrieth, sich gegen sie kehrte, sie ihn vermied, an sich zog, und, gleich einem entkörperten Wesen, in den süſsesten Duſt der Liebe gehüllt, dahinflog — nun schnell sich gegen ihn wandte, und der Glückliche, gleich dem Zephyr, der die zarte Blüthe küſst, die Spitzen ihrer Finger berührte — dann mit noch leiserm Drucke ihre Hüſte umschlang, und Beyde in dem seligsten Strome der Freude und des unschuldigen Entzückens dahinschwebten.

So wechselten Tanz mit Musik, Musik mit munterem, muthwilligem Spiele, Spiel mit Erzählen, worin Fanno und die Christin Meister waren. Fanno's Erzählungen aber fanden in den jungen Herzen immer mehr Eingang, da sie aus einer warmen, unverderbten Phantasie, einem Herzen voll Glaubens und Liebe, und einem Kopfe ohne alle Erfahrung flossen. Sophie pfropſte in die ihrigen fremde Gebräuche, Sitten und Meynungen, nebst einem Haufen von Sprüchen und Erfahrungen, sowohl aus Büchern, als auf Reisen zu Wasser und zu Lande gesammelt. Auch zierte sie dieselben (da sie zu der bekehrenden Kirche gehörte) oft, aus gerechtem und heiligem Eifer, mit den düstern, schrecklichen, dunkeln und erhabenen Geheimnissen ihres Glaubens aus; aber leider war die Prinzessin nicht dafür gestimmt. Die Natur hatte das liebliche Kind schon von der frühesten Jugend an für diese erhabene Lehre verdorben, und ernsthafter, als sie sonst zu reden gewohnt war, gebot sie der wohlmeinenden Bekehrerin Schweigen. Diese unterlieſs es öffentlich in Hoffnung auf künftige Erleuchtung, und unterhielt die Wiſsbegierigen im Verborgenen.

So reihte sich ein glücklicher, jugendseliger Tag an den andern, und keinem sah man mit Verdruſs entgegen, als dem, an welchem die Pagen in geziemender Ordnung die Prinzessin an den Hof begleiten muſsten, wo gewöhnlich die Knaben, den immer muntern Fanno ausgenommen, einschliefen, und die Prinzessin, aus der bekannten Ursache, von Vapeurs überfallen wurde.

SIEBENTES KAPITEL.

Sultan Orancia spielt Schach mit dem Minister. Unterredung über den goldnen Hahn, und was darauf erfolgt. Die Prinzessin von Tiflis wird für den Sultan gefährlich. Die Kabale scheint zu siegen.

Bevor noch die Gesandtschaft von dem Kaukasus zurückkam, gelang es der Ober-Hofmeisterin, einen Angriff auf das Herz des Sultans Orancia zu thun. Da bey einer Liebesgeschichte der erste Stoſs immer der merkwürdigste und bedeutendste ist, so muſs ich dir diesen nach allen Umständen erzählen.

Nach dem Mittagsschlafe trat der Minister, nach hergebrachter Gewohnheit, in das Kabinet des Sultans, setzte ohne ein Wort zu reden, das Schach an das Fenster gegen den Garten des goldnen Hahns, und erwartete den Angriff Seiner Majestät. Ihre Gewohnheit war seit vielen Jahren, den Nachmittag hinzuspielen. Dieses nannte Orancia seine Arbeitsstunden mit seinem Minister; und wirklich traf es sich zu Zeiten, daſs der Sultan einige Fragen über dieses und jenes an den Minister that: aber sehr selten hatten seine Fragen einige Beziehung auf Circassien. Die meiste Zeit brachte er, ganz ins Schach vertieft, schweigend zu.

Glücklicher, beneidenswerther Regent, der so regieren kann! Glückliches, beneidenswerthes Volk, das keiner andern Regierung bedarf!

Doch heute war der gute Sultan miſsmuthig und zerstreut; er stand von dem Schachspiel auf, und ging nach dem Garten des Hahns. Der Minister folgte. — Der Sultan wendete sich endlich gegen den Garten seines Pallastes; und nach einem Spaziergange von einer Stunde, so stumm, wie das Schachspiel, rieb er sich über die bewölkte Stirn, und sagte zum Premier:

„Das Leben dieses goldnen Hahns ist doch, bey der Sonne! das lustigste nicht.“

Nun war dieſs das gewöhnliche Wort des Sultans, wenn er eine Unterredung anknüpfen wollte, oder nichts anders zu sagen wuſste; und der Minister antwortete tagtäglich darauf:

„Zumal, da man von ihm sagt: er sey vorher ein besonderes Wesen, oder gar ein Prinz gewesen, und von so viel Verstand und Munterkeit, daſs er nur mit dem Sultan von Circassien verglichen werden könne.“

Heute lieſs der boshafte oder politische Premier diese Worte fehlen; und da sie dem Sultan eben das waren, was dem Schauspieler die Merkworte sind: so konnte er in seinen gewöhnlichen Sprüchen nicht weiter; ein pfeifender Seufzer des Ministers aber fiel in seine Brust, und zog von da eine Antwort in einem etwas mürrischen Tone heraus.

Einsamkeit gebiert lange Weile! pfiff seufzend der Minister.

Ob ich viel Verstand habe, oder ob ich munter bin, weiſs ich nicht; aber lange Weile, sagt man, sey die Schwester des Todes! murmelte Orancia.

Minister. So muſs man diesem gefährlichsten aller Übel zuvorzukommen suchen.

Sultan. Wie kann dieſs der goldne Hahn?

Minister. Weiber füllen leere Stunden aus, bey Tag und bey Nacht.

Sultan. Ach ja! es war eine *Zeit*, wo die Schach-Sultanin von meiner geliebten Sultanin abgelöst wurde, und Tag und Nacht schienen mir kürzer.

Minister. Nun, bey dem wunderbaren, goldnen Hahne! so müssen Eure Majestät eine andere Sultanin aus den Schönen ihres Hofstaats wählen.

Sultan. Dazu gehört viel Zeit, viele Mühe, und noch mehr Überlegung.

Minister. Um sich diese zu ersparen, muſs man rasch zu Werke gehn. — Ich kenne eine Dame, eine Wittwe, voller Geist, Witz und Schönheit, die von den hohen, äuſsern und innern Verdiensten Eurer Majestät schon seit Jahren entflammt ist, und aus Liebe, die sie zu verbergen sucht, hinwelkt und hinschmachtet.

Sultan. So wäre ja die Sache um so leichter und geschwinder abzuthun. Wer ist sie?

Minister. Die Prinzessin von Tiflis, Ober-Hofmeisterin Eurer Majestät.

Sultan. Sie würde meine Tochter um das Leben näseln; sonst hätte ich ganz und gar nichts dagegen: denn mich stört ihr Näseln im geringsten nicht.

Minister. Sie näselt ganz und gar nicht; es ist nur ein angenehmes, lispelndes Schnarren, welches ihr, so bald sie einmal Sultanin seyn wird, alle Damen des Hofes nachzuahmen suchen werden.

Sultan. Lispeln und Schnarren liebe ich; doch was war jener Zufall mit meiner Rose?

Minister. Nichts als Bosheit des Hofmarschalls; und wäre auch die erhabene Prinzessin nicht damit zufrieden, so lieſse es sich doch machen.

Sultan. Ich wollte, es wäre gemacht, und sie wäre damit zufrieden.

Nach diesen Worten wendete sich der Sultan zu einem andern Gange. Die erste stumme Scene erfolgte. Der Sultan überlegte die Sache nicht weiter; aber um so mehr der Premier.

Der Zufall führte sie nach einer Laube, in welche der Zufall kurz zuvor auch die Ober-Hofmeisterin geführt hatte. Sie hatte sich diesen Tag so leicht, reitzend und verführerisch gekleidet, als es die Toilette einer circassischen Dame verstattete; und so viel ich weiſs, ist keine in der Welt geschickter, gewisse Schönheiten den Sinnen recht auffallend und gefährlich zu machen. Trotz dem Näseln, dem schiefen Munde, der zu spitzen, die Oberlippe beynahe berührenden Nase, (und dieses hielt Orancia selbst für nichts) war ihr Wuchs schlank und rein; ihr voller Busen drängte sich lüstern über ihr Gewand; eine runde, weiſse Hand schloſs sich an einen vollen, schöngewundenen Arm, und das Ganze wurde von ein Paar sehr niedlichen Füſschen getragen. Was den Geist anbelangt, darüber war Orancia ohnedieſs mit der ganzen Welt einig.

Die Dame lag etwas nachlässig auf einem weichen Rasensitze, und schien, ganz verloren in schmachtender Sehnsucht und Schwermuth, einem brünstig singenden Finken zuzuhören. Als sie aber Tritte Gehender vernahm, wendete sie sich schnell um; und in dem Augenblicke, da sie den Sultan sah, entfuhr ihr ein leiser, näselnder Schrey der angenehmen Verwunderung, dem eine hohe Röthe auf den Wangen folgte. Dieser Schrey hätte Rosen, das Götterkind, um alle Sinne gebracht; aber ganz anders war es mit ihrem Papa. Denn als die Prinzessin von Tiflis zu entfliehen drohte, rief Orancia, ohne doch seinen Schritt um eine Linie zu verlängern:

„Bey dem Hahne meiner Väter! bin ich denn so gar furchtbar, daſs Sie vor mir davon laufen wollen?“

Der Wohlstand fesselte nun die Fliehende, und der Sultan nahte sich ihr in dem Augenblicke, da ihr Busen von der heftigen Bewegung in wollüstigen, drängenden Wogen sich hob und sank. Orancia, durch dieses und das Vorgehende gereitzt, verwirrte sich ein wenig. Er gab der Prinzessin den Arm, und als er dem Pallaste des Hahns gegenüber war, fand er sein altes Wort:

„Das Leben dieses Hahns ist doch, bey der Sonne! das lustigste nicht!“

Diesesmal fiel der hinterdrein tretende Premier mit dem gewöhnlichen alten Spruche ein; und ich hoffe, du siehst wohl ohne mein Erinnern, daſs dieser Mann gebildet genug war, auch an aufgeklärteren Höfen einem Fürsten die lange Weile zu vertreiben, und ihm das zu werden, was man höfisch den Freund des Fürsten nennt.

Die Dame hielt bey diesem Ausruf den Sultan etwas fester, drückte mit ihrem Zeigefinger leise auf seinen Puls, und sah ihm gerade in die Augen:

„Wie in aller Welt ist es doch mit diesem Hahne? und warum beklagt die ganze Welt diesen Hahn?“

Da der Sultan das Wort Hahn von den Lippen eines Weibes hörte, ward er, nach der Gewohnheit aller seiner Vorfahren, blutroth, stotterte, und sagte etwas, ohne etwas zu sagen. Der Premier aber zog ihn geschwind aus der Verlegenheit, und darum haben Sultane immer solche Leute zur Seite.

„Lange Weile ist die Schwester des Todes!“ sagte der kluge Mann.

„Wer weiſs dieſs besser, als ich?“ näselte die Dame; „da ich in den Jahren ganz verlassen bin, wo man die Zeit gewöhnlich zu kurz findet.“ Leise seufzend blickte sie hierbey auf ihren Busen.

Nichts in der Welt verwirrt einen klugen Mann mehr, als ein solcher Busen; und wenn die Augen der Besitzerin selbst darauf bedeutend hinsinken, so ist es eine Figur der Redekunst, wobey ein Aristoteles die seinigen leicht vergessen könnte. Orancia's Augen begleiteten in aller Unschuld die Augen der Dame; beyde blickten wieder auf, und sahen einander steif und starr an.

ACHTES KAPITEL.

Der Marschall in Gefahr. Rosens bedeutender Zustand. Nebensache des Autors.

Nachdem man sich einmal am circassischen Hofe in Kabalen eingelassen hatte, fehlten auch nicht die nothwendigen Leute dazu. Alles Geschehene und so eben Erzählte ward dem Marschall frisch überbracht, und dieser theilte es seinem Anhange mit. Spott und Unwille erfüllten Aller Herzen, und die Klügsten sannen auf Mittel, den gefährlichen Streich abzuwenden. Man verband sich, wie sich Hofleute verbinden, von welchen jeder seinen Nebenzweck über den Hauptzweck der eingegangenen Verbindung setzt; und so saſs der arme Marschall schwach im Sattel.

Das Götterkind Rose lebte indessen noch in aller Wonne und Seligkeit der Jugend. Freude und Vergnügen empfingen sie beym Erwachen, und begleiteten sie zum sanften Schlafe. Der Page Fanno führte gewöhnlich den muntern, glücklichen Haufen nicht weit von dem Schlafgemache der Prinzessin in einen düstern Busch, den sie mit ihrer harmonischen Musik erfüllten; die Nachtigallen lösten sie ab, und Rose sank in die leichten Arme des Schlafes.

Jetzt nahte der Augenblick, wo Ahnungen das Herz der Mädchen beschleichen, die sie weder begreifen noch nennen können. Leise Seufzer heben sich aus dem sanftschwellenden Busen, vom süſsen Verlangen unbekannter Empfindungen gezeugt. Die Träume werden phantastischer, bildervoller, verwirrter. Unwillkührliches Nachsinnen setzt sich unvermerkt auf die glatte, jugendliche Stirne. Die Augen verweilen länger auf diesem oder jenem Gegenstande, und blicken zu Zeiten, von dem Dufte einer noch ganz geistigen Schwärmerey bethaut, nach jenen seligen idealischen Gegenden, die ihrer Einbildungskraft noch so fern, und ihrem Herzen schon so nahe sind. Du erinnerst dich, anmuthige Angelika, der süſsen Augenblicke, wo Ahnen, Hoffen, Wünschen, Furcht, Verlangen, Träumen und Wachen in einem einzigen unerklärbaren Punkte zusammenflieſsen. Befandest du dich nicht in einem dieser schwärmerischen Augenblicke, als ich dich zum erstenmal auf dem *Corso* in Neapel erblickte? Die Wagen hielten in der Mitte von *Santa Lucia;* der deinige stand unweit des Kastells. Dein Haupt lag auf deine Linke gestützt, und deine Augen sahen über die Wellen des Meers, die im Glanze der untergehenden Sonne gegen das Ufer rollten. — Endlich fiel dein Blick auf den düstern Schatten, den die vorragenden Felsen unsrer glücklichen Insel um diese Stunde weit in das Meer warfen, während ihre Spitzen, von der Sonne glühend vergoldet, aus der Dämmerung hervorragten. Die goldnen letzten Strahlen glänzten auf deinen Wangen, und die Gefühle deines Herzens schimmerten in dem süſsesten, lüsternsten Feuer der dir noch unbekannten Gottheit aus den Augen. Was las ich in deinen Blicken, in deiner sich eben entfaltenden Schönheit! Ich stand bezaubert unweit deines Wagens, und folgte dir, bis die Nacht dich mir verbarg. Später hast du dem Glücklichen diesen Zustand beschrieben, und du sagtest mir:

„Ach! in diesem unbegreiflichen Zustande glauben wir alles, und hoffen die Erfüllung alles dessen, was wir glauben. Engel steigen vor uns auf und nieder, ganz geschmückt und gebildet, wie die lieblichen Gestalten, die unsre Phantasie berührt haben, und die wir in Träumen wieder sehen. Alle unsre Erscheinungen im Wachen und Träumen sind Wahrheit; aber ein rosenfarbener Duft hüllt sie ein, und verbirgt uns die nahe Erkenntniſs. Aus der Musik, dem Gesange steigen lebende Bilder auf; selbst der leiseste West verkörpert sich, wenn er unsre Lippen, unsre Wangen berührt. Die Blumen beseelen sich; die ganze Natur redet uns an, redet uns eine Sprache, deren geheimen Sinn wir fühlen und ahnen, ob wir gleich noch jeden ihrer Töne für ein Räthsel halten. O der herrlichen, nie wiederkehrenden Zeit! Da leben wir das Leben der Unsterblichen! Da schweben wir in den Gärten der Hesperiden, wovon die Dichter singen, und schweben so lange mit leichten Flügeln und seligem Herzen dort, bis wir uns gelüsten lassen, nach einem der lockenden goldnen Äpfel zu greifen und ihn zu pflücken!“

So schildertest du diese Lage, in welcher sich die göttliche Rose nun befand, mit deiner dir natürlichen Offenherzigkeit. Auch ihr war Träumen wie Wachen, und Wachen wie Träumen; die Töne ihrer Laute hatten jetzt eine kräftigere, belebtere Schwingung, und oft versank und verlor sich ihre Stimme bey dem Wettgesange mit einem sanftern, zärtlichern Falle in die Stimme Fauno's. Ihr Blick verweilte zu Zeiten auf seinen Wangen, seiner Gestalt, in den Ringeln seiner Locken. Sie horchte ernsthafter und aufmerksamer auf alles, was er sagte, und verstand es schneller als die Gespielen; ja, sie verstand ihn oft, bevor er noch redete. Der kleine Page beantwortete dieses alles mit einem Lächeln der Entzückung, und weckte sie durch seine Erzählung aus ihren Träumen. Die Christin, die sich an diesen Zeitpunkt ihres Lebens noch frisch erinnern konnte, und welcher durch den Aufſchluſs alles deutlicher geworden war, ob sie gleich nie die Gärten der Hesperiden betreten hatte, merkte Rosens Zustand sehr bald, und lieſs hin und wieder Anmerkungen in ihre Mährchen einflieſsen, die zwar einer jeden Erdentochter leicht hätten gefährlich werden können, aber keinem in den Gärten der Hesperiden schwebenden Götterkinde.

NEUNTES KAPITEL.

Antwort der Fee. Der Divan versammelt sich. Es werden Reden und Berathschlagungen gehalten, und endlich für Circassien sehr nachtheilige Schlüsse gefaſst. Die Fee scheint gar zu philippisiren.

Die Worte der Fee waren:

„Sultan Orancia, hüte den goldnen Hahn, wie dein Auge, daſs deine und deiner Nachkommen Stirne ohne Last und Sorgen bleibe!“

„Vorsicht, Klugheit und das Beste Circassiens wollen, daſs die schöne Rose so bald als möglich vermählt werde, weil ihr lediger Stand den goldnen Hahn in Gefahr setzt, und euch durch ihn!“

„Was du thun willst, Sultan, thue bald!“

Nichts war leichter, als dem ersten Punkte nachzukommen. Bey der bloſsen Erwähnung des Hahns wurden ja ohnedieſs Aller Herzen mit Schrecken erfüllt, weil jeder, da keiner die gedrohete Gefahr kannte, nichts weniger fürchtete, als in ein scheuſsliches Ungeheuer verwandelt zu werden.

Der zweyte Punkt war um so schwerer. Wo den seltnen Mann suchen und finden, der vor dem scharfen, reinen Blicke, dem von eigner Schönheit erfüllten innern Auge, dem melodischen zarten Gehöre, dem idealischen Sinne des Götterkindes bestehen könnte?

Der Schluſs fiel endlich dahin aus: Die Sache vor einen Divan zu bringen, der aus den Klügsten und Erfahrensten des Hofes bestehen sollte, und dem der Sultan vorzusitzen geruhen möchte.

So versammelten sich nun die Klügsten und die Erfahrensten des Hofes. Die Sache ward vorgetragen, und mit eben der Vaterlandsliebe, Wärme, Freymüthigkeit, mit eben dem National-Interesse und Patriotismus verhandelt, als wir tagtäglich die Sachen des lieben Vaterlandes, des heiligen römischen Reichs, auf dem erhabenen Reichstage verhandeln sehen.

Der Haufen hielt dafür: „Man müſste die vorzüglichsten Jünglinge des Landes, einen nach dem andern, der Prinzessin zur Besichtigung vorführen; und welchen sie auch wählen würde, den müſste Circassien für seinen künftigen Beherrscher erkennen.

So dachte der Haufen patriotisch an sich und seine Angehörigen zugleich, da jeden das glückliche Loos treffen konnte; und nichts in der Welt befördert Staatsgeschäfte besser, als dieser kleine Nebenumstand.

Aber nun begann der Premier, und durch ihn redete die Ober-Hofmeisterin, die im Stillen weitaussehende Plane schmiedete, und Rosens Verheirathung ins Weite oder Unmögliche zu spielen suchte. Nachdem er rechts und links viele Lufthiebe gethan, und seine Zunge erschöpft hatte, ohne von sich und andern begriffen zu werden, pfiff er endlich folgendes dem Divan vor:

„Der Rath der Menge ist allerdings gut; da aber die erhabene Prinzessin zur Plage des Vaterlandes von einer Fee oder der Sonne mit einer gar sonderbaren Laune gestraft ist, und bisher am Hofe Alles gesehen hat, was Witziges, Vollkommnes, Schönes und Geistreiches in Circassien lebt, dessen ungeachtet aber für niemand einen auszeichnenden Geschmack oder besondere Neigung blicken läſst: so steht sehr zu fürchten, daſs sie bey dieser bestimmten Wahl eben so ekel seyn wird, als sie sich bisher ungezwungen zeigte. Und wird sie dadurch nicht das Loos der Schande und Verwerfung über ganz Circassien, ihr Vaterland, ihr künftiges Reich werfen? Und was wird Circassien, was werden unsre Jünglinge — was werden die Hofleute dazu sagen? Ich deute hiermit nur auf die entfernte Gefahr der Prinzessin; doch viel näher ist uns die Gefahr des goldnen Hahns. Von seiner Erhaltung hängen, wie ihr Alle wiſst, unsre Glückseligkeit, unser Daseyn, ja sogar die schöne Gestalt ab, womit uns, vor allen Völkern der Erde, das Schicksal begünstiget hat.

„Darum nun ist mein und der Weisesten Rath: der erhabenen und wunderbaren Prinzessin Bildniſs, nebst der Beschreibung ihrer Schönheit und ihres sonderbaren Charakters, nach allen fremden Ländern zu schicken, und Prinzen und Ritter einzuladen, daſs sie nach Circassien ziehen und sich der schönsten und sonderbarsten Prinzessin der Welt vorstellen sollen, damit sie aus ihnen einen Gemahl erlese. Ich bin gewiſs, daſs diese Post eine Gährung im Occident und Orient anrichten wird; Eitelkeit und Eigenliebe werden bald unsre Hauptstadt mit Fremdlingen anfüllen. Wir werden dabey den Vortheil haben, die Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten anderer Völker zu sehen, und uns überzeugen, wie sehr wir sie übertreffen. Dessen ungeachtet widerspreche ich der Meynung nicht, daſs die Eingebornen des Landes nicht dasselbe Recht der Prüfung haben sollten; nur verschiebe man alles bis auf die Ankunft der Fremdlinge, um den Grillen der Prinzessin auf einmal ein Gnüge zu thun!“

Die meisten fielen dem Premier bey; nur der Marschall warf ihm ein: „daſs die Fee Morena vor alten Zeiten die Circassier vor allen fremden Sitten und Gewohnheiten gewarnt hätte. Ja,“ rief er voller Patriotismus: „drohte sie uns nicht, daſs wir diesen fremden Sitten und Gebräuchen erliegen würden, wenn einmal der goldne Hahn in weibliche Hände fiele?“

Der Premier erwiederte: „Ganz recht, Herr Marschall. Aber daſs dieses nicht geschehe, dafür sorgen wir und des Hahns Leibwache. So lange nur der goldne Hahn in seinem prächtigen Bauer sitzt, können uns die fremden Sitten und Gebräuche nichts anhaben, und wir werden sie um desto mehr hassen lernen, je näher wir sie sehen!“

Die Sache ward entschieden, und der Sultan Orancia that, was er immer that, wenn er den Vorsitz im Divan nahm: er schwieg, und bewunderte im Stillen den Witz, den Verstand und die Beredtsamkeit seiner Diener. Alles, was er etwa sagte, war: Bravo! ich selbst hätte es nicht besser machen können.

Der letzte Punkt ward im Stillen zuerst zwischen dem Premier und der Ober-Hofmeisterin, und dann zwischen Beyden und dem Sultan ausgemacht, und zwar so ganz, daſs nachher alle Intriguen des Marschalls und seines Anhanges scheiterten.

Ich sehe einen Zweifel um deine süſsen Lippen schweben — und du hast Recht, geliebte Angelika! Dieser Minister käme auch bey uns fort; denn entweder sahen des Sultans Gesandten die Fee Morena ganz und gar nicht, oder sie pfeift mit ihm, oder näselt mit der Ober-Hofmeisterin, und dieses auf eben die Weise, wie vor alten Zeiten die gute Pythia philippisirte. Und so miſsbraucht immer der Mensch, aus Ehrsucht und Eigennutz, selbst das, was er für heilig hält, wenn er seinen irdischen Vortheil dabey findet.

ZEHNTES KAPITEL.

Das Gerücht vom Beschlusse des Divans erschallt in Rosens Pavillon. Der Sultan macht ihr einen Besuch, und in der Unschuld seines Herzens legt er den Grund zur Erschütterung seines Reiches und Glückes.

Der Divan wurde mit so vieler Behutsamkeit gehalten, und das Geheimniſs des Beschlusses so gut beobachtet, daſs es bald in der ganzen Stadt auskam. Sophie überbrachte diese Neuigkeit zuerst in der Prinzessin Pavillon, wo sie den Beschluſs mit vielem Gepränge und groſser Freude erzählte. Sie lag dem Götterkinde sehr an, ja keinen andern Gemahl zu wählen, als aus ihrem Volke und von ihrem Glauben, dieses und des kommenden Lebens wegen. Rose hörte nicht auf sie, und verfiel in eine düstere Schwermuth. Endlich schlug sie die Augen auf, überschüttete den Pagen mit der ganzen Milde derselben, und sagte:

„Warum trauerst du, Fanno?“

Der Page antwortete:

„Ich lächle, wenn du lächelst, und traure, wenn du trauerst.“

Rose, zu Sophien. Nein, Sophie, keiner deines Volkes, kein Mann der Erde kann mir gefallen, und keiner mich so glücklich machen, als ich es bin!

Sophie lächelte zweydeutig.

Rose. Und warum macht man alle diese unnützen Anstalten? warum will man mich so früh vermählen? warum mich unglücklich machen?

Sophie. Sie sagen alle, des goldnen Hahns wegen, Prinzessin.

Rose. Wie? Warum?

Sophie. Ja, ja des goldnen Hahns wegen, den sie seit so vielen Jahrhunderten in jenem Pallaste bewachen; den ich zu sehen wünschte, und sollte es mir auch kosten, was mir am liebsten ist.

Die Gespielinnen. Des Hahns wegen? Warum des Hahns wegen? Was hat der goldne Hahn mit der Vermählung der Prinzessin gemein?

Sophie. Er soll, sagen sie, so lange die Prinzessin noch nicht vermählt ist, ich weiſs nicht, in welcher Gefahr seyn.

Rose. Wir haben so viel Wunderliches und Abentheuerliches von diesem goldnen Hahne gehört, daſs wir am Ende gar nicht mehr wissen, was wir davon glauben sollen. — Zu Sophien. — Was weiſst du davon?

Sophie. Ich glaube, die Männer necken uns mit ihm, und denke, die Weiber sollten sich dafür rächen.

In diesem Augenblicke kündigte man des Sultans Besuch an. Der Haufen flog aus einander, und die Prinzessin mit ihren Gespielinnen ging nach dem Saal, ihn zu erwarten.

Die Sache war zwischen dem Sultan und dem Premier abgethan, und der heutige Besuch des Sultans zielte auf nichts anders, als das Herz seiner geliebten Tochter über den gemachten Schritt zu erforschen, und zugleich zu erfahren, ob die Prinzessin den Besuch der Ober-Hofmeisterin wohl annehmen möchte: ein Umstand, auf welchen diese drang, um ihre verfallene Figur und ihre verschrieenen Geistes-Eigenschaften wieder in Kredit zu bringen.

Der Minister, nachdem er den Sultan gehörig unterrichtet hatte, hielt sich an der Hauptpforte auf, aus bescheidner Furcht, er möchte den ganzen Handel durch seine Gegenwart verderben.

Die Ober-Hofmeisterin aber hatte es darauf angelegt, Rosen lebendig in ihrem Pavillon zu begraben.

Nachdem nun die ersten freundlichen Begrüſsungen zwischen Vater und Tochter vorüber waren, legte sich der Sultan auf eine Ottomane, die in dem Winkel des Saals angebracht war, und von welcher man auf die vergoldete Kuppel des Pallasts des Hahns sehen konnte. Orancia ward dadurch so zerstreuet, daſs er alles vergaſs, was ihm der Premier gesagt hatte, und mit seinem gewöhnlichen Spruche die Unterredung anfing:

„Das Leben dieses Hahns ist doch, bey der Sonne! das lustigste nicht!“

Rose, die des Ministers Antwort nicht wuſste, und so sehr mit dem goldnen Hahne beschäftigt war, fuhr schnell auf:

„O mein geliebter Vater, so sagen Sie mir doch, ich bitte Sie, wie ist es mit diesem goldnen Hahne, von welchem man so wenig weiſs und so viel spricht?“

Da dieſs diejenige Antwort nicht war, die Orancia erwartete, so fand er sich wieder zurecht. Die gewöhnliche Röthe und Verwirrung ward sehr merklich auf seinem Angesicht; er räusperte sich, und machte eine genialische Ausflucht, welche die Neugierde der Prinzessin noch mehr reitzte. Nachdem er wohl zwanzigmal den goldnen Hahn genannt hatte, fragte er:

„Sprach ich denn vom goldnen Hahne, meine Tochter?“

Rose. Allerdings, Papa, und Sie können mir nicht genug von ihm sagen.

Orancia. Meine Tochter, es geziemt sich gar nicht für dich, nach dem goldnen Hahn zu fragen, weil er ein undurchdringliches Geheimniſs für jede deines Geschlechtes seyn muſs.

Rose versicherte den Sultan, ihren Vater, bescheiden, daſs sie weit entfernt wäre, in ein so wichtiges Geheimniſs des Staats dringen zu wollen, da es sie im Grunde so wenig interessire; aber sie glaubte, man könne, ohne den sultanischen Papa oder den Staat zu beleidigen, wohl fragen: wie der Hahn aussehe? ob wie ein gewöhnlicher Hahn? ob er munter, groſs, oder klein sey? — Haben uns doch die Ammen mit ihm in den Schlaf gesungen, setzte sie ganz kindisch-unschuldig hinzu.

Bey Rosens kindischem Schlusse fühlte Orancia das ganze Übergewicht seines männlichen Verstandes. Er lächelte und sagte:

„Freylich sind dieses Dinge, welche die ganze Welt wissen kann!“

Und nun verfiel er in die tiefste Politik, welche die weisesten Circassier über diesen Gegenstand erklügelt hatten, und machte eine solche verworrene und wunderbare Beschreibung von dem goldnen Hahne, daſs die Prinzessin von diesem Augenblick an nichts mehr sah und hörte, als den goldnen Hahn. Besonders rühmte er seine Schönheit, sein Gefieder, seinen Gesang, und endigte mit der Ausrufung:

„Schade nur, daſs das arme Ding so melancholisch ist!“

Rose mit einem sanften Seufzer. Ist er melancholisch? Warum denn, mein Vater?

Da nun der Sultan als Politiker zum Besten seines Reiches redete, so ergoſs sich sein Herz in einer solchen Beredtsamkeit, daſs Rose kaum ihren Vater mehr in ihm erkannte; und dieses sprach mehr für das

Auſserordentliche des goldnen Hahns, als alles, was er ihr vorgelogen hatte.

Mit politischer Weisheit, gleich einem Freymaurer oder sonstigem Ordensbruder, der einem einfältigen oder neugierigen Profanen sein Geheimniſs, das man um Gold kauft, als das wichtigste der Welt vorgegaukelt hat, setzte der Sultan hinzu:

„Nun, meine schöne Rose, weiſst du alles, was du von diesem wunderbaren Hahne wissen darfst, und, bey der Sonne! mehr als deine künftige Mutter, die aus Klugheit und Bescheidenheit nie von ihm spricht, und mit den Liedern zufrieden ist, die ihr die Amme von ihm vorgesungen hat.“

Jetzt ward der Sultan noch zufriedner, da er, ohne den Hauptpunkt, daſs die Ruhe des Staats von dem goldnen Hahne abhange, zu berühren, zugleich auf eine so vortreffliche Art der Mittheilung seines Vorhabens und Auftrags los geworden war. Da es nicht möglich ist, daſs ihm der Premier diese leichte und flüchtige Art, eine Hauptsache geschickt anzubringen, zugeflistert habe, so ist dieses ein wichtiger Beweis für den natürlichen Verstand des Sultans.

Die Prinzessin, die sich bisher nur mit dem goldnen Hahne beschäftigt hatte, ward plötzlich durch das einzige Wort: Deine künftige Mutter! von diesen Gedanken abgezogen. Sie sah Orancia verwundert an:

„Meine künftige Mutter?“

Nun erst entlud sich der Sultan, nach der Unterweisung des Premiers, seines Auftrags; und da er gleichwohl durch viele Worte nicht deutlicher geworden war, so fragte die Prinzessin mit einiger Verlegenheit:

„Und wer ist denn meine künftige Mutter?“

Der Sultan antwortete jetzt mit gröſserer Verlegenheit und etwas stotternd:

„Die Prinzessin von Tiflis, mein Kind. Hast du es denn nicht errathen? Wer könnte es sonst seyn, als sie?“ Und um dem übeln Eindruck zuvorzukommen, fuhr er fein fort:

„Ich weiſs, meine Liebe, daſs der Neid von ihr sagt, sie näsele, habe einen schiefen Mund, und eben dieses sey die Ursache des Zufalls gewesen, der deine zarten Nerven an meinem letzten Geburtstag etwas erschüttert hat; aber ich schwöre dir, bey dem goldnen Hahn meiner Väter! es ist kein Wort davon wahr. Die Prinzessin von Tiflis hat Verstand, wie eine Fee, und das, was der Neid Näseln nennt, ist ein liebliches, angenehmes Schnarren, das einige Damen, so viel ich bemerkt habe, mit der äuſsersten Mühe nachzuahmen suchen, ob es ihnen gleich noch nicht gelingt, die Prinzessin zu erreichen. Glaube mir, mein Kind, an deinem Zufall ist niemand schuld, als der Zufall selbst.“

Die ganze letzte Periode, beladen mit den Worten: Näseln, schiefer Mund, und Schnarren, that die widrigste Wirkung auf die feinen Sinne des Götterkindes. Sie gaben ihm die vergangene Scene lebhaft zurück zu fühlen, und einigemal strebte es den Vater zu unterbrechen. Aber was vermag die Zunge eines entbrannten Liebhabers zu fesseln, wenn sie von dem Lobe der Geliebten überflieſst!

Der Sultan Orancia, ohne auf diesen Eindruck zu achten, fuhr fort:

„Ich wünschte, meine Liebe, daſs du deine zärtliche Mutter einen dieser Tage mit eben der Freundlichkeit aufnehmen möchtest, mit welcher du mich zu empfangen pflegst!“

Die Prinzessin fühlte die schreckliche Scene nun noch lebhafter zurück. Sie erinnerte sich ihrer gefährlichen Ohnmacht; und da sie zugleich empfand, daſs ein solcher abermaliger Zufall ihre künftige Mutter auf das empfindlichste beleidigen müſste, so ersuchte sie ihren Vater auf die bescheidenste Art um einigen Aufschub, und wünschte ihm dann in den zärtlichsten Ausdrücken Glück zu seiner Vermählung.

Da nun dem Sultan die Hauptsache gelungen war, so hielt er es für ein Leichtes, der Prinzessin von Tiflis diesen ihm ganz unnöthig scheinenden Besuch auszureden.

Er ergoſs sich in ein weitläuftiges Lob über die Vortrefflichkeit seines Kindes, und versicherte die Prinzessin: es läge nur an ihr, einen Gemahl zu wählen, und der Augenblick nahe sich, wo sie dieses des Hahns wegen thun müſste.

Rose erröthete. „Des Hahns, des goldnen Hahns wegen, mein Vater?“

Sultan. Was? was sagte ich? Verwünschter Hahn! Ich dachte gar nicht an den goldnen Hahn, mein Kind. Bey dem goldnen Hahn selbst, ich dachte gar nicht an ihn, und du mufst dich verhört haben. Ich sagte zum Besten des Staats, meine Tochter, und wahrlich um keiner andern Ursache willen.

So endigte sich eine Unterredung, die dem Sultan mehr Sorge machte, als er je empfunden hatte — die seine Lebensgeister stärker angriff, als es bisher selbst die Regierung über Circassien gethan hatte. — Siegreich trat er zum Premier, und sagte:

„Alles gewonnen!“

Und der Premier nahm dieses Wort im weitesten Sinne.

ELFTES KAPITEL.

Wirkung von dem Besuche des Sultans auf die Prinzessin Rose. Heldenmüthiger Entschluſs Fanno's.

So wie sich der Sultan Orancia entfernte, so verschwand alles aus der Phantasie der Prinzessin, und es blieb nichts zurück, als das, was er ihr von dem goldnen Hahne so genialisch vorgelogen, und in der Begeisterung der Liebe anvertrauet hatte. Seine Schönheit, sein Gesang, die Lieder der Amme, alle Mährchen, die sie in ihrem Leben von ihm gehört hatte, schwebten vor ihren Augen. Besonders beschäftigte sich ihr weiches Herz mit seiner Melancholie, der sie eine Ursache aus ihrem unbestimmten, ihr selbst noch unbekannten Gefühle zuschrieb. Sie legte sich auf die Ottomane, wo ihr Papa so eben gesessen hatte, sah die vergoldete Kuppel vor sich, dachte an die Schwierigkeit, die Unmöglichkeit, den goldnen Hahn zu sehen, und eben dieses machte ihr den goldnen Hahn jede Sekunde interessanter.

„Um seinetwillen soll ich mich vermählen? Um des melancholischen goldnen Hahns willen? Warum um seinetwillen? Und warum eben ich um seinetwillen?"

Und nun stellte sie sich den goldnen Hahn so unglücklich vor, als sie sich diesen Augenblick fühlte, dachte an sein Unglück so lange, bis der Thau des zärtlichen Mitleids aus ihren lieblichen, sanften Augen träufelte. Bald stieg wieder ihre Einbildungskraft über alle Schranken, und das Verlangen nach dem wunderbaren goldnen Hahn überschritt alles Maſs.

Ihre Gespielen fanden sie in dieser Lage. Fanno war schnell an ihrem Haupte. Die Prinzessin richtete sich auf:

„Es ist alles wahr, meine Lieben. Mein Vater vermählt sich mit der Prinzessin von Tiflis, und ich soll mich vermählen, des Hahns wegen.“

Alle. Des Hahns wegen?

Rose. Ach, und dieser goldne Hahn ist das wunderbarste, interessanteste, traurigste Wesen der Welt!

Alle. Das ist er, Prinzessin.

Rose. Seine Musik ist die angenehmste, zärtlichste. Seine Melancholie die traurigst-anmuthigste, und seine Schönheit die lieblichste.

Sophie. Hat die Prinzessin diesen unvergleichlichen Hahn gesehen?

Rose. Ach, gesehen! Ist er nicht unsern Augen verborgen? Und warum ist er nur *uns* verborgen? Warum *mir*? Wen macht Schönheit glücklicher, als mich? Wen entzückt Gesang mehr, als mich?

Sophie. Und warum ist er bloſs weiblichen Augen verborgen? Warum dürfen ihn die Männer allein sehen? Warum reden die Männer davon, als von einem wunderbaren Dinge?

Die Prinzessin legte sich unruhig zu Bette, und heute war es um alle Freude, um Tanz und Musik gethan. Die einzige Person, die sie bey sich behielt, war die Christin. Keine wuſste weniger von dem goldnen Hahne; aber auch keine konnte mehr und länger, als sie, von ihm reden.

Rose sagte, wie im Traume:

„Höre, Sophie, ich muſs ihn sehen, ich muſs ihn haben; ich muſs wissen, warum ich mich um seinetwillen vermählen soll.“

Sophie. Aber wie, da die Wache keinen hinzu läſst?

Rose. Ich muſs den goldnen Hahn haben, Sophie, um dieser fürchterlichen Vermählung zuvorzukommen.

Sophie. Nun, so müssen wir ihn zu stehlen suchen. Ich kenne einen Jüngling, der für die Zufriedenheit der Prinzessin ins Feuer spränge.

Rose. Ich kenne ihn auch, und würde mein Leben für das seinige geben. Nein, Sophie, ich muſs den goldnen Hahn haben, und sie sollen mich nicht um seinetwillen vermählen.

Die erfahrne Sophie zog sehr richtige Schlüsse aus diesen naiven und unschuldigen Äuſserungen; aber das Götterkind dachte nichts dabey, weil es so tief fühlte.

Der Page Fanno verlor keinen Zug des Verlangens und der Unruhe, die er auf dem lieblichen Gesichte seiner gütigen Prinzessin bemerkte. Er schlich in eine einsame Laube, und dachte dem nach, was er gesehen und gehört hatte. Auf einmal überfiel es ihn in einem berauschenden Entzücken:

„Wie glücklich könnte ich die Göttliche machen, wenn ich ihre Wünsche erfüllte!“

Dieser schöne und kühne Gedanke durchströmte den Jüngling mit Wonne.

Der Muth des Eroberers, die Kühnheit des Helden, Dichtergeist und der mächtigste aller Geister, der Geist der reinsten Liebe, ergossen sich in seine Seele. Er schwebte über dem Erdboden — hatte die That vollendet, das Kleinod erobert, und setzte schon den goldnen Hahn zu den Füſsen der Prinzessin nieder. Er sah ihre Zufriedenheit, das freundliche Lächeln, womit sie seinen Dienst belohnte, und genoſs die süſsen Früchte der schönen, kühnen That. Die traurige Überlegung hinkte nach, und wollte diesen jugendlichen Flug hemmen; sie lispelte ihm zu:

„Aber wie zu ihm gelangen? Du weiſst, Verwegener, daſs du die Jahre noch nicht hast, um zu dem wunderbaren Hahne zugelassen zu werden! Und wenn man dich ertappte?“

Die mächtigen Geister, die ihn emporhielten, lieſsen ihn nicht sinken. Er rief:

„Gut! ich werde sterben; ich werde ihn erobern und nie die Ursache meiner Kühnheit gestehen!“

Er eilte nach dem Pallaste des goldnen Hahns, und schlich einigemal um ihn her. Unübersteigliche Mauern, zum Himmel ragende Thürme, war alles, was er sah; aber weder Mauern noch Thürme konnten den Entschluſs des Jünglings zum Wanken bringen. Die mächtigen Geister hielten ihn empor, und er beschloſs nun, aus seinem Vorhaben ein Geheimniſs zu machen, bis er den goldnen Hahn der Schönsten und Gütigsten zu Füſsen legen könnte.

Verrätherin! Ich lese in deinen Augen, daſs deine Wünsche den kühnen Waghals begleiten, obgleich das Glück eines Reiches, und — ach! — die Stirnen aller Circassier, vom Sultan an bis auf den letzten, auf dem Spiele stehen. Du lächelst noch schalkhafter? Ich verstehe dein Lächeln. Was ist euch ein Reich, wenn nur das ewige besteht und gewinnt!

ZWEYTES BUCH.

ERSTES KAPITEL.

Miſsverständniſs, Bosheit, Muth und Rache eines in Ungnade gefallenen Hofmanns.

Der Minister pfiff das Alles gewonnen in die Ohren der Ober-Hofmeisterin, bevor sie noch den Sultan sprach; sie hielt demnach die Sache für abgethan, und machte Anstalten, des kommenden Tages den Siegeszug zu dem Götterkinde vorzunehmen. Sie theilte es ihren Freundinnen mit, und es flog in die ganze Stadt. Die Nachricht von ihrer Vermählung mit dem Sultan war schon etwas Altes.

Die Sonne fand die Prinzessin von Tiflis an dem Putztische, und sie konnte die Stunde nicht erwarten, bey dem Sultan zu erscheinen. Der Premier gab ihr die Hand, und das freundliche Paar überraschte den Sultan.

Orancia fragte um die Ursache des frühen Besuches, und das Miſsverständniſs klärte sich zur Pein und Verwirrung der Partien auf. Die Ober-Hofmeisterin, die sich auf ihre Reitze verlieſs, bestand fest auf ihrem Vorhaben, bekleidete es mit der zärtlichen Liebe für Rosen, und bewies, daſs sie nach nichts strebe, als die Freundschaft des geliebten Kindes zu gewinnen.

Der Sultan war sich seines Versprechens bewuſst; aber die Beyden drangen immer mehr in ihn, und er fand keinen Ausweg. Endlich nahm er den gebeugten Marschall auf die Seite, und schickte ihn mit einem Auftrag an Rosen.

Rose saſs umgeben von ihren Gespielen, und erzählte ihnen Träume der vergangenen Nacht, die sich alle auf den Hahn bezogen, und des Pagen Wangen mit hoher Gluth färbten.

Die Ankunft des Marschalls unterbrach sie. Er bat sich ein besonderes Gehör im Namen des Sultans aus; und als er sich in der Gegenwart der Prinzessin allein befand, brachte er seinen Antrag vor:

„Der Sultan bitte sein geliebtes Kind, nur dieſs einzigemal gegen den besten der Väter und Sultane gefällig zu seyn, und heute einen Besuch anzunehmen, gegen welchen er weder sie, noch sich vertheidigen könne.“

Das liebe Kind ward schon hier durch die Offenherzigkeit und die Schwäche seines Vaters gerührt.

Der Marschall fuhr fort:

„Der Sultan erinnere sich seines Versprechens sehr wohl; aber ein Miſsverständniſs habe seinem Willen eine ganz andere und unvermuthete Wendung gegeben. Die Prinzessin von Tiflis, ihre künftige zärtliche Mutter, sey im gröſsten Putze und Pompe bey ihm aufgefahren, und erwarte nur bey ihm die Einwilligung des geliebten Kindes, um zu ihm zu eilen, Freundschaft und Liebe zwischen ihnen zu stiften, worin von nun an das Glück der hohen Familie bestehen müsse.“

Rose war, wie gesagt, von der Herablassung ihres Vaters gerührt; aber der schreckliche Gedanke: „und wenn ich nun seine Erwartung durch eine Begebenheit, wie die vorige, hintergehe!“ drang sich ihr immer peinlicher auf.

Sie sagte mit aller Sanftmuth zum Marschall:

„Wie tief gerührt sie von der Milde sey, mit welcher ihr gütiger Vater bisher einen Fehler des Gemüths betrachtet hätte, den sie durch alle Mühe nicht habe überwinden können. Sie danke der wohlthätigen Sonne, daſs ihr Vater nun durch die Liebe der Prinzessin von Tiflis so glücklich werden solle, als er es mit ihrer geliebten und schönen Mutter gewesen sey. Ihr Herz wäre voller Achtung für diejenige, die das Glück des besten Sultans und Vaters mache; und mit Freuden würde sie nicht allein ihren Besuch annehmen, sondern ihr denselben schuldiger Weise selbst abstatten, wenn nur nicht —“

Ja, wenn nur nicht das Näseln und der schiefe Mund der Prinzessin die feinen Organe der schönen und zarten Tochter beleidigten! fiel der Marschall mit aller Plumpheit ein.

Rose. Du erinnerst dich des Geburtstages meines Vaters — Ach! ich war in einem schrecklichen Zustande — ich war dem Tode nahe — Und wie soll ich es nun überwinden, wenn es mich abermals überfällt?

Der Marschall lieſs sich in viele Entschuldigungen des begangenen Fehlers ein, klagte über die Härte seines Dienstes, den Undank, womit man ihn belohnte, und setzte hinzu:

„Da der Besuch der Ober-Hofmeisterin bloſs von ihrer beleidigten Eitelkeit herrührt, und nur darauf zielt, ihre in der Stadt, im Lande und am Hofe ganz verfallene Figur wieder in Kredit zu bringen, so sehe ich gar nicht ab, warum sich meine erhabene Prinzessin, von ihrer Seite, nicht gegen jeden widrigen und gefährlichen Eindruck verwahren sollte. Die Prinzessin von Tiflis wird hinlänglich befriedigt seyn, wenn sie nur sagen kann, sie sey bey der Prinzessin gewesen!“

Rose. Wie kann ich mich gegen das verwahren, was meine Augen sehen, meine Ohren hören, mein Geist vernimmt?

Marschall. Nun, erstlich: steht es der Prinzessin ganz frey, ihre schönen Augen auf den Teppich ihres Zimmers zu kehren, ja ihre schönen Augen sogar ein wenig zuzudrücken. — Zweytens: einen Schleyer über ihr liebliches Angesicht fallen zu lassen, so dicht sie immer geruhen mag. — Drittens: ihre zarten Ohren so zu verstopfen, daſs auch kein Ton des unausstehlichen Näselns ihr feines Ohr beleidigen kann. — Viertens: könnte sie, unter dem scheinbaren Vorwande, das Licht beleidige ihre etwas kranken Augen, die Vorhänge an den Fenstern herunterlassen, und so den ganzen Saal in eine sanfte Dämmerung einhüllen. — Fünftens, sagte er noch, habe sie von den etwanigen Schiefheiten des Geistes der Prinzessin von Tiflis gar nichts zu fürchten, sie möchte auch das Erbärmlichste von der Welt sagen, da sein Vorschlag ihr Gehör, und folglich auch ihren innern Sinn sichere.

Sieh, so viel Muth hat ein gebeugter, in Ungnade gefallner Hofmann, wenn er alle Hoffnung aufgeben muſs, sich wieder empor zu schwingen!

Die himmlische Rose antwortete:

Ich glaube, meine künftige Mutter hat das beste Herz von der Welt, und den besten Willen zu mir. Was demnach deinen Rath betrifft, so ist er beleidigender für sie, als wenn ich den Besuch gar ausschlage. Ach! und ich will lieber leiden, mich lieber jeder Gefahr aussetzen, als einen Menschen beleidigen.

Marschall. Und wenn ich nun die Erlaubniſs des Sultans dazu überbringe?

Rose. Ich weiſs mir in dieser verzweifelten Lage nicht zu helfen, und sehe nun wohl ein, daſs diese Empfindlichkeit, die mich auf der einen Seite so glücklich macht, mir auf der andern unaufhörliche Pein verursachen, vielleicht gar über mein Schicksal entscheiden wird.

Der Marschall, dessen Schicksal schon entschieden war, eilte nun davon, um der Prinzessin von Tiflis, seiner Feindin und Verfolgerin, den empfindlichsten Streich zu spielen. Er kannte den Sultan, und wuſste, wie willkommen ihm jedes Mittel sey, das ihn aus einer verwickelten Lage erlöste. Davon überzeugt, trat er zu ihm, und sagte mit einer Miene, die den vollen Sieg über alle Schwierigkeiten andeutete:

„Die erhabene Prinzessin wäre, ihrem gnädigen Vater zu gefallen, zu allem bereit; nur möchte Seine

Majestät erlauben, daſs sie die gehörige Vorsicht brauchen dürfte, um ihre künftige Mutter nicht zu beleidigen. Das Näseln wäre ihrem Gehöre so unerträglich, als ein schiefer Mund ihrem Gesichte, obgleich beyde Dinge sehr hübsch seyn könnten. Sie glaube, es sey nicht gegen den Anstand, wenn sie, unter dem Schein einer Augenkrankheit, einen Schleyer vornehme und sich die Ohren ein wenig verstopfe."

„Ganz und gar nicht," erwiederte der gute Orancia, sehr zufrieden so davon gekommen zu seyn.

Der Marschall brauchte weiter nichts; er flog zur Prinzessin, und sagte:

„Der Sultan, Ihr Herr Vater, ist mit allem zufrieden, und findet es dem Anstande völlig gemäſs."

ZWEYTES KAPITEL.

Besuch der Prinzessin von Tiflis bey der himmlischen Rose. Artige Scene, welche Rosens Mummerey hervorbringt. Wuth der Prinzessin von Tiflis.

Rose machte die zum Empfange der Ober-Hofmeisterin gehörige Toilette, verschleyerte ihr Angesicht, verstopfte ihre Ohren, befahl die Vorhänge herunter zu lassen, und sah, aller genommenen Vorsicht ungeachtet, dieser Zusammenkunft mit Bangigkeit entgegen. Ihre Entschuldigungen waren auf das feinste ausgesonnen; aber weder sie, noch ihre Gespielen bedachten, daſs man unter einem dichten Schleyer nicht sehen, und mit verstopften Ohren nicht hören kann. So täuscht Unschuld!

Die Ober-Hofmeisterin kam an. Die erste Staatsdame der Prinzessin entschuldigte Rosen wegen ihrer Augenkrankheit im voraus, und führte sie in den dämmernden Saal. Das Götterkind lag auf der Ottomane, und entschuldigte sich selbst in den gewähltesten Ausdrücken.

Die Prinzessin von Tiflis fing nun eine lange Rede von ihrem Glück an, mit der lieblichen und schönen Rose so nahe verwandt zu werden, von welchem allem aber das liebe Kind weiter nichts vernahm, als ein in der Ferne summendes Geflister.

Die Eitelkeit der Dame verwahrte sie indessen vor aller übeln Deutung, welche die Dämmerung des Zimmers, die Verschleyerung und das Schweigen Rosens hätten veranlassen können.

Da nun die Prinzessin gar nichts antwortete, und indessen ein wenig in Träumereyen über den goldnen Hahn verfallen war, so erhob die Ober-Hofmeisterin die Stimme, und das summende Geflister artete in ein unangenehmes Knarren aus. Rose suchte sich zu fassen; da aber ihre Phantasie ganz von dem goldnen Hahn erfüllt war, so antwortete sie jetzt so quer als möglich.

Die Ober-Hofmeisterin sprach von den Eigenschaften des Sultans, und sagte:

„Er habe einen sehr majestätischen Gang, so oft sie ihn gehen sehe.“

Rose. Man hält seinen Gesang für den süſsesten der Welt, und seine Klagen sollen sogar die melodischen Klagen der Nachtigall übertreffen.

Ober-Hofmeisterin. Wirklich? — Ich habe noch nicht das Glück gehabt, ihn singen zu hören; doch vermuthlich verspart er mir dieses Vergnügen auf, um mich damit in geheimer Vertraulichkeit zu überraschen.

Rose. Man sagt, Madam, er sey immer traurig und schwermüthig, und dieses geht mir nahe.

Ober-Hofmeisterin. Beruhigen Sie Sich, Madam. Ich hoffe, durch Munterkeit, Witz und gute Laune diese Schwermuth ganz zu vertreiben. Mich dünkt auſserdem, er ist seit einigen Tagen ganz munter; und wenn er die Musik liebt, wie ich zum erstenmal von Ihnen höre — auch mich hat die Natur mit ein wenig Stimme begabt.

Rose. Das liebe, kleine Ding! Man sagt, er sey nicht höher, als die kleinen Goldfasanen meines Parks.

Ober-Hofmeisterin. Der Sultan von Circassien nicht gröſser, als ein Goldfasan?

Die letzte Sylbe ahn fiel mit aller Stärke des Näselns und Zischens in die Ohren des schönen Kindes. Ihr entfuhr mit Schmerz:

„Ja, eben der Hahn! der goldne wunderbare Hahn!“

Der Ober-Hofmeisterin blieb nichts zu glauben übrig, als: „entweder die Prinzessin sey verrückt, oder man mache sich über sie lustig;“ und da sie alle Umstehenden lachen sah, so hielt sie sich an das letztere.

Sie stand auf:

„Vermuthlich hört die Prinzessin so schlecht, als sie sieht; oder spottet in ganzem Ernste über mich und den Sultan, welches ich gleichwohl nicht hoffen will.“

Sie trat vor Rosen hin, und wollte sich empfehlen. Die Staatsdame vergaſs in ihrer Verlegenheit, der Prinzessin das verabredete Zeichen zu geben, und das liebliche Kind blieb ruhig auf der Ottomane sitzen. Zorn und Schaam verzerrten nun die Nase, den Mund, das ganze Gesicht der Ober-Hofmeisterin. Die Spitze ihrer Nase ward bleyweiſs; ihre Wangen glühten und ihre Stirne ward aschfarben, mit rothen Strichen und Flecken bemahlt. Sie riſs einen Vorhang auseinander, hob sodann den Schleyer der Prinzessin in die Höhe, und sah ihr mit diesem wilden verzerrten Gesichte in die Augen.

Rose, von dem plötzlichen Lichte getroffen, schlug die himmlischen Augen voll Heiterkeit und Vergnügen in die Höhe, in der Meynung, die Ober-Hofmeisterin sey gegangen; aber schwarzes Dunkel überfiel sie, und ein Schrey des Entsetzens entfuhr ihr.

Die Ober-Hofmeisterin fing endlich an, die Mummerey zu begreifen, faſste sich aber des Wohlstandes und der Umstehenden wegen, und ging mit so viel Wuth, Ingrimm, und so wenig Verstand davon, als man es von einer solchen Dame, die obendrein im Begriff ist, Sultanin zu werden, erwarten kann.

Als die Prinzessin von Tiflis sich entfernt hatte, war es leicht, das Götterkind in das Leben zurückzurufen. Fanno's Stimme that das vorige Wunder; ihre Gespielen erzählten ihr mit frohem Gelächter die Miſsverständnisse, und das unschuldige Kind, das nichts Arges wuſste, noch dachte, lachte mit.

Ach! sie fühlte nicht, welche Tage ihr die beleidigte Stiefmutter bereitete.

DRITTES KAPITEL.

Sehr verständiges Benehmen des Sultans bey der Anklage der Prinzessin von Tiflis gegen Rosen.

Man sagt, der Zorn eines Weibes, der von gekränkter Eitelkeit herrühre, schlage Verstand, Klugheit und Sittsamkeit in die Flucht; wenigstens beweist es die Ober-Hofmeisterin. Sie stürmte zum Sultan, sah in ihrer Wuth den Marschall und einige Andere seines Anhanges nicht, und machte mit drohenden Geberden und dem noch ganz verzerrten Gesichte, in dem allernäselndsten Tone, der je durch die enge Pfeife ihrer Nase gedrungen war, die lächerlichst-pathetische Beschreibung der eben erzählten Begebenheit.

Aber der Sultan sagte ganz kalt und gelassen:

„Ich weiſs es sehr wohl, meine Liebe. Die Prinzessin, meine Tochter, hat sich verschleyert, weil sie Ihr Gesicht, das schönste und geistreichste, das ich kenne, nicht sehen wollte. Sie hat ihre Ohren verstopft, weil sie das liebliche Schnarren Ihrer beredten

Zunge für Näseln hält. Da dieſs einmal die unheilbare Krankheit des guten Kindes ist, so habe ich es dem klugen Marschall herzlichen Dank, daſs er alles so schön ersonnen hat.“

Der muthige Marschall schlich sich gleichwohl davon, bevor ihn noch die wüthende Ober-Hofmeisterin in die Augen faſste; und trotz seinem Muthe hätte er doch dem Sultan den öffentlichen Dank gern erlassen.

Jetzt kochte es noch wilder und brausender in dem Busen der Prinzessin von Tiflis. Da aber die Gelassenheit und Kälte des Sultans sie doch ein wenig auſser Fassung setzte, so trat das schwarze Vorhaben ihrer Seele vor den Zorn, und legte die aufgebrachten Geister an die politischen Schlingen der Verstellung.

Sie ward bald ganz heiter, und der Sultan mit ihr.

VIERTES KAPITEL.

Der Heldengeist Fanno's erglühet noch mehr. Seine Flucht aus dem Pavillon der Prinzessin, und der Prinzessin Unruhe darüber.

Der Page Fanno schlich vor Untergang der Sonne noch einmal nach dem Pallaste des goldnen Hahns; und da sein Herz von etwas begeistert war, das alle Schwierigkeiten für nichts achtet, so fand er heute das Unternehmen noch einmal so leicht.

Glücklicher Zeitpunkt unseres Lebens, wo wir um diese Belohnung alles wagen! Wie schnell entfliehest du, und wie bald lähmt frostige, traurige Erfahrung den kühnen, freyen, edlen Flug des jugendlichen Herzens, das um Liebe und Freundschaft alles wagt! Nur dem Glücklichgebornen bleibt, trotz aller widrigen Erfahrung, dieser Zeitpunkt unvergeſslich, und die warm zurückgefühlte Erinnerung söhnt ihn oft mit sich, dem Schicksal und den Menschen aus.

Der Jüngling, begeistert von seinem kühnen Unternehmen, wandelte einige Tage in einsamen Büschen umher. Die Seele des Helden an dem Tage, da die Unsterblichkeit, mit allem Glücke des gegenwärtigen Genusses zu schlagen und zu siegen, vor ihr schwebt, kann von dem Unternehmen, das diesen hohen Preis erwerben soll, nicht mehr erfüllt seyn, als Fanno's Seele von dem seinigen. Rose überraschte ihn in dieser hohen Stimmung. Er stand vor ihr, und fand kein Wort.

Rose. Fanno!

Fanno. Prinzessin!

Rose. Was ist dir, Fanno? Beynahe zwey Tage habe ich dich nicht gesehen. Ist mein treuer Page unzufrieden mit mir?

Fanno schwieg; aber sein Herz schimmerte durch seine Augen mit so vieler Dankbarkeit und Unschuld, daſs sich Rose in nichts irren konnte. Lächelnd rief sie abermals: Fanno!

Fanno. Rose!

Rose. Nun höre ich dich. — Ja in diesem Tone höre ich meinen treuen Pagen wieder.

Fanno. Schilt mich nicht, daſs ich gestern und ehegestern keine Musik machte. Ich bin nicht Schuld daran; du schienst unruhig, und ich dachte, Musik möchte dir beschwerlich seyn.

Rose. Musik von dir? — Du bist nicht aufrichtig. Es ist etwas mit dir vorgegangen. Wann war Fanno nicht der erste vor meinem Schlafzimmer? Wann war Fanno nicht der erste, der vor mir hersprang, wenn wir nach dem Garten gingen? Wer erzählte das erste Mährchen? Wer forderte zuerst zum Tanz auf? Wer ersann die muntersten und geistreichsten Spiele? Und wer, wer lauschte später an meinem Kabinet, als mein Fanno, um den letzten Laut von Rose zu hören? Nun sind es zwey Tage, daſs du ganz unsichtbar bist, daſs alles hier still und einsam ist. Was soll ich denken?

Fanno. Rose kann von ihrem Pagen Fanno nicht übel denken.

Rose. Wie, und wenn ich nun wüſste, daſs du diese zwey Tage, ja wohl auch einen Theil der Nächte, auſser meinem Pavillon zugebracht hast: könnte ich nicht glauben, du hättest jemanden, der dir lieber wäre, als Rose?

Bey diesen Worten wurden Fanno's belebte Augen dunkler, und einige helle Perlen zitterten an seinen langen Wimpern. — Rose nahm ihr Tuch, und wischte sie weg. Er berührte ihre Hand mit seinen Lippen, und sie sagte voller Lieblichkeit: „Wer könnte dir zürnen? Und wie könnte Rose dir zürnen?“

Fanno's Verwirrung blieb ihr ein Räthsel, bis ihr der Gedanke kam: Sophie möchte ihm vielleicht etwas von dem goldnen Hahne gesagt haben, und er vermiede sie nun aus Furcht.

Rose. Hat dir Sophie nichts gesagt?

Fanno. Wovon, Prinzessin?

Rose. Von etwas sehr Kühnem. — Hat sie dir etwas von dem goldnen Hahne gesagt?

Gluth stieg auf Fanno's Wangen. Begeisterung strahlte aus seinen Augen, und der erhabenste Muth ergoſs sich in sein Herz. Er floh, und Rosens Stimme, der süſseste, ängstlichste Laut konnte ihn nicht mehr aufhalten.

Rose stand nun verwirrt und bebend. „Was sollte sie von ihrem treuen Pagen denken? was von seinen Blicken? seiner hohen Begeisterung?“ Sie lieſs Sophien rufen, und hörte von ihr, daſs sie Fanno nichts gesagt hätte, weil er nirgends zu finden gewesen wäre. Je mehr sie sprachen, desto räthselhafter ward sein Benehmen. „Warum floh er, als ich von dem goldnen Hahne sprach? Warum kehrte er nicht zurück, als ich ihm flehend nachrief?“ Man schickte nach Fanno; er war nicht zu finden. Die Sonne sank, und er erschien nicht.

„Was ist meinem Fanno? Was fehlt meinem Fanno? Wo ist mein Fanno?“

Rose hatte keine Ruhe. Sie sah ihn in Gefahr; ihr Schlaf ward durch schreckhafte Träume gestört; Hahn und alles war vergessen.

FÜNFTES KAPITEL.

Fanno's Gefahr und Heldenthat. Eroberung des goldnen Hahns.

Fanno floh aus dem Pavillon. Im jugendlichen, trunknen Geiste rief er: „Ich bringe den Hahn, oder kehre nie wieder zurück.“

Er eilte nach dem Pallaste des goldnen Hahns. Die wenigen Tage hatte er sich auf Kundschaft gelegt. Er nahte sich jetzt den Wächtern, die er schon durch seine Schönheit, Freundlichkeit und seine Mährchen gewonnen hatte. Sie dachten nichts Arges von dem unschuldigen Jüngling; auſserdem war es ihnen nichts Neues, Knaben an der Pforte zu sehen, die nach dem goldnen Hahne fragten. Sie sagten ihnen, was sie durften: „wo der goldne Hahn wäre, in welchem Theile des Pallastes, in einem groſsen, runden Saale, einem goldnen, mit Edelsteinen geschmückten Bauer u. s. w.“ Und nun erzählten sie Fanno, daſs der Sultan morgen dem goldnen Hahne seine Aufwartung machen würde, wegen seiner Vermählung, daſs dieses die Sultane von Circassien bey jeder wichtigen Handlung und Veranlassung thäten u. s. w.

Die Sonne sank; aber nicht Fanno's Muth. Silbern hing der Mond am gestirnten Himmel. Hundertmal schlich der Page um den Pallast; leise, wie ein Geist, durchforschte er jeden Eingang, und fand nichts, als

Schloſs, Riegel, Mauer, Thurm und Wache. Nun fiel ihm bey, er sey noch nicht im Garten gewesen. Er wagte es und kroch durch das Gebüsch, zog Brust und Unterleib zusammen, und drang durch das eiserne Gitter. Schon glaubte er seinem Ziele näher zu seyn; er schlich leise, wie der Schatten der Äste an den Bäumen, die der Abendwind sanft bewegte, an einer Lorbeerallee hin, und plötzlich stand er vor einer Mauer, wie auſsen. Die Thore waren massives Metall, und die Mauern von fürchterlicher Höhe.

Hier stand er abermals. Die Eidechse schoſs an der Mauer hinauf, und bewegte die sie berührenden dünnen Zweige. Der Abendwind spielte in den Wipfeln der Cypressen; der Vogel der Nacht schrie von ferne durch das Dunkel, und der Schein des Mondes gaukelte in mannichfaltigen, täuschenden Gestalten um ihn her. Jede Bewegung vermehrte sich seinen gespannten Sinnen ins Tausendfache. Ferne rauschte der Fall eines Baches, und nahe hörte er auf einmal der Wächter dumpfen und langweiligen Anruf. Aber sein Muth blickte hell durch Furcht und Grauen. Jetzt fiel sein Auge auf eine hohe, schlanke Tamarinde. Kaum hatte er sie durchgemessen, so hing er schon daran, und schwang sich hinauf. Aus der Krone auf die Mauer, war ein Sprung. Nun hatte er die Mauer erstiegen; aber wie hinunterkommen? Er hörte, sah Rose, und sah den Sieg über seinem Haupte schweben. Sein Herz schlug, daſs er kaum athmen konnte; er sah abwärts, sah den Boden näher, sprang, flog — und fiel leise auf das hohe Gras.

Welche Fee, welcher Geist trägt den Knaben auf leichten Fittigen?

Der Helden Geist, der Geist der Dichter, und der mächtigste der Geister?

Nun befand er sich mitten in einem groſsen, runden Hofe, dessen Lage, Eingang, Ausgang und Verbindung ihm gänzlich unbekannt waren. Um ihn her erhoben sich, gleich ungeheuren Riesen, dicke Säulen von Granit in einem Halbzirkel.

„Rechts war mir der Saal von Morgen, links ist er mir von Abend!“ lispelte er sich zu, kroch durch das hohe Gras, und schlich über den Marmorboden des Säulenganges. Der Mond erhellte die Façade; er sah die Wächter am innern Hauptthore, an die Säulen gelehnt, die den Balkon trugen. Kühn schlich er an ihnen hin, drang sich am Fuſse der Säulen durch, und stand im Vorhause. Zwey Treppen führten aufwärts. Er hielt den Athem fest in seiner Brust, und flog auf den Zehen die linke Treppe hinan. Hier war alles still und hell erleuchtet. Lange schlich er herum, horchte an allen Pforten, seinen innern Geist fragend:

„Welches? welches ist der Saal?“

Die Stunde des ersten Hahnenschreys war gekommen. Der goldne Hahn krähete melancholisch durch die Nacht Triumph in das Herz des bebenden Fanno. Der Schrey des Hahns tönte von weitem her. Vor dem Saale lagen noch einige Zimmer, und alle waren fest verschlossen. Fanno blickte traurig durch das Fenster. Zu seiner Rechten erblickte er einen vorspringenden Flügel, und sah die Möglichkeit, im Winkel desselben durch die Fenster in ein Zimmer zu gelangen. Er lieſs sich durch das Fenster auf den Architrav, sprang von dem Architrav auf den Pilaster. Der würgende gierige Tod schwebte hinter ihm, schnappte bey jedem Sprunge nach ihm; aber nie erhaschte er die Ferse des Kühnen. Fanno schwang sich auf das Fenster, und war im Vorderzimmer des goldnen Hahns. Durch das Schlüsselloch sah er ihn in seinem Bauer, und niemand hatte Fanno bemerkt, als der Hahn selbst. Es däuchte den Jüngling, er strecke sich nach ihm durch das Gegitter des Bauers; aber die ungeheure, mausfarbene Feder verwirrte ihn. So nahe dem Siege und nicht weiter zu können! Dieses war der schrecklichste Augenblick des Jünglings. Lange schlich er herum, und stand auf einmal vor einer Seitenthüre, die etwas geöffnet war. Er hörte den Athem eines Menschen im Kabinette. Seine Brust schwoll hoch, sein Puls stand einen Augenblick, und Blässe deckte seine Wangen. Hier lag der Kammerherr des Tags des goldnen Hahns, der, nachdem er den Hahn krähen gehört hatte, ruhig eingeschlafen war. Fanno drang leise in das Kabinet, schlich an dem Lager des Kammerherrn hin, kroch unter dem schweren Teppich weg, und kam in das Zimmer, das gerade zum Hahne führte. Hier lagen die Lakayen, Kammerdiener und Trabanten des Hahns in tiefem Schlafe begraben, und Fanno schlich durch sie hin. Leise öffnete er die Thür des Saals, trat hinein und stand vor dem goldnen Hahne. Der Saal war hell erleuchtet, und Fanno zitterte, das Hähnchen möchte sich vor ihm fürchten. Er nahte sich ihm mit der schmeichelhaftesten, unschuldigsten Miene. Das Hähnchen duckte sich und war still; Fanno lispelte ihm zu:

„Fürchte nichts; da, wo ich dich hinbringe, wirst du glücklicher seyn. Prinzessin Rose, die an Schönheit und Güte ihres Gleichen nicht hat, wird dich lieben, und dich mit eigner Hand füttern, wie ihre Tauben und ihr Reh.“

Das Hähnchen widerstand der Magie nicht, die in diesen Worten lag; es schien sehr aufmerksam auf das zu seyn, was es hörte, neigte sich gegen Fanno, streichelte seine Hand mit der ungeheuern Feder, und schien sich ihm gerne zu überlassen. Ja es däuchte den Jüngling gar, es gäbe ihm ein Zeichen mit den Flügelchen, nach dem Tische zu gehen, und den auf demselben liegenden, goldnen Schlüssel zum Bauer zu nehmen; wenigstens fand er ihn da. Sieg, herrlicher Sieg!

Er band ihm nun mit einer seidenen Schnur die silbergrauen, zarten Füſschen unter Küssen und Liebkosungen, schlich durch das Kabinet des Kammerherrn, nahm seinen vorigen Weg, kroch durch die Wächter, und stand vor der bekannten Mauer. Wie hinüberkommen? Hier war kein Baum, kein Ausweg. Mit ängstlichen Blicken sah Fanno das Hähnchen an. Das Hähnchen, als ob es seine Verlegenheit merkte, nickte ihm zu, und zog ihn links; denn es hatte die Wege und verworrenen Gänge bey den gewöhnlichen Spaziergängen, wenn man es mit aller schuldigen Achtung herumtrug, damit es der frischen Luft genösse, recht gut kennen lernen. Fanno faſste nun neuen Muth. Er fand ein Flügelgebäude, kroch durch Sträuche und Gebüsche überall durch, und flog nach dem Pavillon der Prinzessin.

Die Morgenröthe vergoldete den Himmel, und Fanno stand unter Rosens Fenster mit klopfendem Herzen. Was gleicht seiner Freude? seinem Gefühle? Eine Ewigkeit schien ihm die Stunde, die er noch bis zu Rosens Erwachen zu warten hatte. Kaum merkte er, daſs man in ihren Zimmern zu leben anfing, so stimmte er eins seiner freudigsten Lieder an. Alles rannte nach den Fenstern, und rief: Fanno! Fanno!

Rose ward aus ihren unruhigen Morgenträumen durch seinen Gesang erweckt, lauschte — hörte wirklich Fanno! Fanno! rufen. — Freude belebte sie. Ihre Gespielen eilten ins Zimmer: „Er ist da!“ Sie kleidete sich schnell an, und sagt

„Er soll kommen, gleich kommen, daſs ich ihn ausschelte!“

Böser Fanno! wie wird es dir ergehen! schrieen ihm die Mädchen entgegen. Er nahte sich, flisterte Rosen zu: „Nur deine Vertrautesten!“

Sophie und wenige Andere blieben auf ihren Wink.

Fanno. Zürne mir nicht, Prinzessin; ich habe — habe den goldnen Hahn!

Rose. Den Hahn? den goldnen Hahn? — Fanno!

Fanno. Den goldnen, wunderbaren Hahn diese Nacht erobert.

Er zog den goldnen Hahn unter seinem Gewande hervor, und setzte ihn zu Rosens Füſsen.

Rose sah auf Fanno. Die Bewunderung der That verschlang die Neugierde. „Kühner Fanno!“ sagte sie mit einem Lächeln, einem Blicke, der das ganze Gefühl ihres Herzens ausdrückte. Kaum fiel jetzt ein Seitenblick auf den Hahn.

„Wie? Wie hast du es gemacht? Wie gewagt? Wie nur denken können, zu wagen?“

Fanno erzählte mit feurigen Wangen, begeisterten Augen und strömender Beredtsamkeit alles, von dem Augenblick seiner Flucht, bis zur Eroberung des Hahns.

Rosens Lippen drückten den süſsesten Lohn auf die seinigen.

Rose! Rose! rief er im süſsesten Taumel — Rose! und ich lebe noch? —

Die Gespielen umringten nun den Hahn; aber mit welchem Gefühle sah Rose ihn an! Es war nicht mehr der goldne Hahn, der sie interessirte; jetzt gaben ihm nur Fanno's Liebe, Muth und Kühnheit Werth. Auf einmal trübte ein Schreckensgedanke die Freude:

„Fanno! wenn man dich gesehen hätte! Es könnte dir dein Leben kosten; und wie könnte Rose dann noch leben!“

Fanno. Beruhige dich, Prinzessin! Niemand hat mich gesehen, und ich — ich dachte nur an den Augenblick, da ich dir ihn zu Füſsen setzen würde.

Die Prinzessin drückte ihren Zeigefinger auf die Lippen jeder Vertrauten, und sagte leise:

„Mein Leben hängt davon ab!“

Als der erste Rausch vorüber war, sah man erst auf den goldnen Hahn. Er lag so demüthig und bittend zu Rosens Füſsen, drückte mit so vieler Ergebenheit sein Köpfchen auf ihren niedlichen Fuſs, daſs er durch sein Betragen der Prinzessin und Aller Herzen für sich gewann.

Rose hob ihn auf:

„Schöner, goldner, wunderbarer, kühn erworbner Hahn! — Hast du ihn singen gehört, Fanno?“

Fanno. Nur krähen, Rose; aber er ist voll Geist und Verstand, und ohne ihn hätt' ich schwerlich den Rückweg gefunden.

Rose küſste das Flügelchen des goldnen Hahns.

„Fanno,“ sprach sie freudig, „ich habe den goldnen Hahn, und durch seinen Besitz ist die mir verhaſste, gedrohte Vermählung gelöst. Sie haben nichts mehr für ihn zu fürchten!“

Das unschuldige, allzu sichere Kind trug den goldnen Hahn in sein geheimstes Kabinet, und setzte ihn auf die Toilette. Er sah Rosen melancholisch an, und sein Köpfchen schien unter der erdrückenden Last der ungeheuern mausfarbenen Feder mit schwarzgelben Streifen hin zu sinken.

„Sonne und Liebe!“ rief die Prinzessin ängstlich; „was soll die ungeheure häſsliche Feder auf dem Kopfe des niedlichen Hahns? Das arme Ding kann sie kaum tragen, und wird es nicht erbärmlich dadurch verunstaltet?“

SECHSTES KAPITEL.

Wirkung des Verschwindens des goldnen Hahns. Der Sultan will ihm seinen Besuch ablegen, und zieht aus seinem Pallaste. Er nimmt den Unfall mit wahrer Regentengröſse auf. Furcht der Ober-Hofmeisterin. Orancia beruhiget sie.

An eben diesem Tage sollte die Vermählung des Sultans mit der Ober-Hofmeisterin vor sich gehen. Rosens Unart hatte sie von der Ceremonie ausgeschlossen. Die Weise in Circassien war, wie oben gesagt, daſs der Sultan an einem so festlichen Tage dem goldnen Hahn am frühsten Morgen seine Aufwartung machte, und sich seinem Schutze empfahl.

Die Garden waren alle in Parade aufmarschirt. Der Kammerherr, nachdem er sich in seinen Staatsrock geworfen hatte, ging, nach dem heutigen Befinden des goldnen Hahns zu sehen, ihm die Ankunft des Sultans geziemend anzukündigen, und alles zu dessen Empfang vorzubereiten. Er trat in das Zimmer des Hahns, und ging leise nach dem Bauer, um ihn nicht in seinem Morgenschlafe zu erschrecken. Als er nun die Thür des Bauers mit Behutsamkeit eröffnete, und keinen goldnen Hahn fand, wurzelte ihn kaltes, starres Erbeben an den Boden. In dieser schrecklichen Stellung blieb er einige Sekunden, des Gebrauchs der Sprache und aller seiner Glieder beraubt, bis die Pagen und Kämmerer von der andern Seite hereintraten. Gebrochen entfiel es seinen stammelnden, todtbleichen Lippen:

„Der goldne Hahn ist fort!“

So sind wir alle des Todes! wiedertönten die Erschrocknen, in dumpfem, finsterm Laute.

Der Sultan tritt schon aus seinem Pallast! keuchte ein Kourier.

„So laſst uns in das Wasser springen, oder uns bey dem leeren Käfich hier tödten!“ heulten die Verzweifelnden.

Vorher aber laſst uns doch suchen, meinte ein Klügerer; vielleicht hat der schelmische Hahn sich verkrochen. Ihr wiſst ja, wie gern er seinen Hofstaat zu necken pflegt, wenn er bey guter oder gar zu böser Laune ist.

Umsonst! — Nun trieb die wilde Verzweiflung sie fort, und flog mit glühender Peitsche hinter ihnen her.

Orancia kam eben in der gröſsten Pracht und dem schmuckvollsten Gepränge seines ganzen Hofes. Der Kammerherr und der ganze Schwanz von Pagen, Lakayen und Trabanten des goldnen Hahns rannten in blinder Verzweiflung in die voranstretende Garde des Sultans, und rannten den ersten Zug über den Haufen. Diese stürzten sich auf die folgenden — und die Unglücklichen schrieen im jämmerlichsten Geheule:

„Der Hahn! der goldne Hahn ist verschwunden!“

Orancia fragte mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit und Klugheit nach den näheren Umständen; und als der Kammerherr sie herausgestottert hatte, sagte er:

„Nun so werden wir alle in Hahnreye, in Ungeheuer mit rauhen Ohren und schrecklich langen Nasen verwandelt werden. Auch du wirst nicht leer ausgehen; beruhige dich darum nur immer!“

Ach, das verhüte die Sonne! seufzten alle Umstehenden.

„Ihr Narren!“ sagte Orancia noch kälter; „sie wird nun nichts verhüten, und bey ihrem Lichte werden wir nur noch häſslicher seyn. Warum habt Ihr den Hahn nicht besser bewacht!“

Der Sultan ging dessen ungeachtet nach dem Pallaste des goldnen Hahns, sah den leeren Käfich lange an, schien tief nachzudenken, strich dann über seine Stirn, und sah in den Spiegel. Da er in seinem Innern und Äuſsern keine Veränderung bemerkte, so sagte er lächelnd:

„Könnte es nicht seyn, daſs uns die Fee bloſs necken wollte, und daſs die ganze uns gedrohete Verwandlung nur ein Schrecken der Einbildung wäre?“

Das Lächeln des Sultans und seine Worte verbreiteten sich über die Menge, und beruhigten auf der Stelle die erschrockenen Gemüther. Einen solchen Einfluſs haben Muth und Entschlossenheit des Monarchen über die Herzen des Haufens! Und ach! so leichtsinnig ist der Mensch gegen höhere, mächtigere Wesen, daſs die Circassier, weil die Strafe nicht der That folgte, schon zu spötteln und zu witzeln anfingen. Ein Beweis, daſs dieses Zögern von oben keins der kleinsten Übel in der moralischen Welt ist.

Die Weiber nahmen es, als sie die Geschichte von ihren Männern erfuhren, mit einem leisen, spöttischen, sehr bedeutenden Lächeln auf, und sagten unter einander:

„So werden wir doch endlich einmal erfahren, was diese ewige Hahnreyschaft, mit welcher sie unsre Mütter geplagt haben, und uns, ihre Töchter, täglich plagen, für ein seltsames Ding ist!"

Der Sultan ging an den Hof zurück. Die Neuigkeit hatte Alles, was athmete, auf die Beine gebracht; die Ober-Hofmeisterin hielt sich an der Haupttreppe, den Sultan abzuwarten; und kaum lieſs er sich sehen, so rief sie ihm schrecklich näselnd zu:

„Sie sagen Alle, der goldne Hahn sey fort!"

Sultan. Und Alle sagen die Wahrheit, Madam!

Ober-Hofmeisterin. Und wenn er fort ist, was wird es zu bedeuten haben, Sire?

Sultan. Wir werden alle zu Hahnreyen werden, meine Liebe!

Ober-Hofmeisterin. Behüte! Und wer wird Euch dazu machen? Und, wenn Ihr es seyd, werdet Ihr schlimmer daran seyn, als jetzt?

Sultan. Das wird die groſse Lehrerin, die Zeit, lehren, Madam!

Von diesem wichtigen Gespräche ging kein Wörtchen für die Hörer verloren; es flog von Mund zu Munde, und jede Hausfrau in Circassien fragte ihren Mann:

„Und was ist denn ein Hahnrey für ein Ding, mein Schatz? Und wer wird dich dazu machen, mein Lieber?"

Das wird die groſse Lehrerin, die Zeit, lehren, brummten die Männer miſsmuthig ihrem weisen Sultan nach.

Die Weiber fühlten nach ihrem feinen Sinne nur so viel:

„Die Sache müsse für sie selbst wohl weniger Gefahr haben, als für ihre Männer, weil diese den goldnen Hahn bisher so sorgfältig gehütet hätten, und jetzt seine Flucht sogar verdrieſslich aufnähmen.“

Die Ober-Hofmeisterin befürchtete, der verwünschte Hahn möchte ihre Vermählung verzögern, oder gar vernichten; sie fragte den Sultan besorgt:

„Wird wohl die Flucht Eures Hahns Einfluſs in unsre Vermählung haben?“

Sultan. Man sagt, sehr viel, Madam!

Ober-Hofmeisterin. Aber die Anstalten dazu sind nun einmal gemacht.

Sultan. Und gewiſs nicht umsonst; denn die Fee, die alles weiſs und mich beschützt, lieſs mir sagen: „Mein Sohn Orancia, was du thun willst, thue rasch!“ und da ich mich, trotz diesem Unfalle, wohl befinde, so laſst uns immer unter ihrer Obhut vorwärts steuern; denn das Leben ist kurz, der Sorgen für unser einen viel, und der langen Weile nicht wenig.

SIEBENTES KAPITEL.

Erlösung des goldnen Hahns. Doch bleibt er noch, trotz der schönen Erscheinung, ein Räthsel.

Sonne und Liebe! riefen Rosens Gespielen; wie kommt diese ungeheure Feder auf den Kopf des niedlichen Hahns! Er kann sie kaum tragen, und sie ist Schuld an seiner Schwermuth!

Rose betrachtete nun den Hahn mit vieler Aufmerksamkeit, und sagte endlich:

„Ja, es ist meinen Sinnen unerträglich! Ich sehe nicht das geringste Verhältniſs zwischen dieser Feder und dem Hahn, und begreife nun seine Melancholie. Ein Hähnchen, nicht viel höher als eine Turteltaube, Gefieder wie reines Gold, ein Kämmchen wie Purpur, Augen wie Rubinen, ein rosenfarbenes Schnäbelchen, zwey Füſschen wie Silber, und eine garstige, mausfarbene Feder, die das liebliche Geschöpf um alle Freude des Lebens bringt! Abscheulich! Im Grunde, wenn ich seine Gröſse, seine Äuglein, und sein verständiges Betragen ausnehme, ist nicht mehr an ihm, als an jedem gemeinen Haushahn."

Fanno blickte traurig auf Rose.

Sie fuhr fort:

„Aber wäre er dieſs auch — er ist seltner und schöner, als der Paradiesvogel, als der Phönix selbst — er ist das höchste Kleinod, und seinen Werth bezahlt die ganze Welt nicht. Keiner weiſs dieſs besser, als ich.“

Fanno. Zum Kleinod, Prinzessin, macht ihn nur seine Ergebenheit, seine Liebe zu dir, die er in seinen Blicken, seiner Zudringlichkeit zeigt — und dann seine Schwermuth, Rose — O, ich wette, er empfindet alles, was ich empfinde; denn als ich ihn in deinem Namen beschwor, übergab er sich mir, als wüſste er, welches Glück ihn erwarte.

Rose. Fanno, das soll er bey mir finden! — Aber, wo ist nun das Geheimniſs? wo sitzt ihm nun das Wunderbare?

Sophie. Ich wette, in dieser häſslichen Feder. Gewiſs ist mit dem niedlichen, allerliebsten Geschöpfe irgend eine der Bezauberungen vorgegangen, wovon wir so oft in wahrhaften Mährchen hören. Vielleicht ist sie ihm auch bloſs angeklebt, um aus einem gewöhnlichen Dinge etwas Ungewöhnliches und Wunderbares zu machen, und sich über unser Geschlecht ein wichtiges Ansehn zu geben.

Rose. Da ich diesen Hahn behalten will, und nur durch seinen Besitz die mir gedrohte Gefahr abwenden kann —

Die Gespielinnen. Wir wollen ihn behalten, Prinzessin, und gewiſs besser bewachen, als ihn die Männer bewacht haben.

Rose. Aber mit dieser Feder kann ich seine Gegenwart nicht ertragen; er würde nur mein Herz quälen.

Das Hähnchen sah hier Rosen mit dem innigsten Gefühl an.

Rose. Verstehst du mich, Armer? — Sie streicht mit ihren zarten Händchen uber die fatale Feder.

Sophie. Ohne die Feder wäre dieser Hahn der schönste von der Welt; und diese Feder abgesondert vom Hahne wäre die schönste Zierde eines sultanischen Turbans.

Rose. Nun, so können wir ja die schönste Feder und den schönsten Hahn auf einmal haben, wenn wir sie ihm abschneiden.

Als der goldne Hahn dieses hörte, legte er sein Köpfchen mit freudigem Entzücken auf den schönen Arm des Götterkindes. Rose war gerührt von seinem Betragen, und rief lächelnd:

„So gieb mir die Scheere, Sophie, daſs ich diesen Hahn zum schönsten Hahne der Welt mache, und in ihm tagtäglich Fanno's kühne That vor Augen sehe. Doch, wer könnte sie vergessen?“

Und nun schnitt das liebliche Kind in einer Sekunde den Faden entzwey, den das Schicksal zum Heil Circassiens gesponnen hatte; und — was hier eine Scheere thut, bewirkt anderwärts oft ein Federzug.

Kaum war die Feder von dem Köpfchen des goldnen Hahns gelöset, als er anfing sich ein wenig zu schütteln. Ein freudiger Ton entfuhr ihm; doch es war kein Hahnenschrey. Nach diesem Schrey verfinsterte sich die Luft ein wenig; der Pavillon bebte ganz sanft. Auf dieses Beben erscholl ein muthwilliges Gelächter durch alle Säle des Pavillons; und dieses Gelächter war um so heller und munterer, da es von einer Schaar freudiger Weiber herzukommen schien.

Aber vor Rosens Augen mahlten sich ganz andere Gegenstände. Ein fürchterliches Gemisch scheuſslicher, einschreckender Bilder und Larven goſs sich unter einander; zischendes, wildes Geschrey erfüllte ihr Ohr, und die gräſslichen Gestalten und Larven balgten sich.

Doch plötzlich verschwand das alles. Ein duftendes, wohlriechendes Wölkchen, wie von der rosenfarbenen Morgenröthe erleuchtet, erhob sich über der Stelle, wo der goldne Hahn gesessen hatte, und ein Jüngling, schön, ernst und schwebend wie ein Wesen höherer Welten, trat aus dem duftigen Wölkchen hervor. Um seine ernste Stirne zitterte sanft ein Kreis überirdischen Lichtes, welches das ganze Zimmer mit der reinsten Erleuchtung erfüllte. Der Jüngling blickte freudig um sich, und Rose stand in betäubtem Entzücken über die schöne, wunderbare Erscheinung da. Auf ihren Lippen schwebte eine süſse, lächelnde Verwunderung, die sich in ihren reitzenden Grübchen sanft verlor. Der Jüngling schien gegen sie zu schweben; — er wollte reden, aber noch hielt ihn ein Mächtiger zurück. Alles verschwand, und Fanno lag an ihrem Busen, erleuchtet von dem Glanze des Lichtes, welches das Haupt des Jünglings, gleich der Glorie eines Heiligen, umstrahlt hatte.

Mit dem innigsten Genusse, geliebte Angelika, erzählte ich dir den Sieg des Pagen Fanno; und seine Kühnheit verblendete mich so, daſs ich mit dir die Folgen seiner That vergaſs. Aber jetzt überfällt mich düstere Schwermuth, und ich muſs es nun dir überlassen, sowohl die moralischen als politischen Lehren aus diesem höchst wichtigen Vorfalle zu ziehen.

DRITTES BUCH.

ERSTES KAPITEL.

Ursache der Verschiedenheit des Geschmacks der morgenländischen und abendländischen Damen in Mährchen: oder Apologie des Autors.

Gestern Abend, schalkhafte Angelika, fühlte ich deine boshafte Anmerkung, die der Schein der Redlichkeit so listig verhüllen sollte, durch und durch. Ich merkte die lange Weile, die du bey einem Gegenstande empfindest, den ich gleichwohl, bey allen Göttern des griechischen Himmels! nur von fern andeuten will.

Der arabische Autor, (ich muſs es nur einmal bekennen, daſs ich überall, wo etwas Glänzendes und Hochphantastisches hervorsticht, mit seinen bunten Flügeln schwebe, und daſs ich aus Achtung für den weisen, ebenen, bescheidnen, kalten europäischen Sinn, alles übrige verkältet und verwässert habe, und ihm allein lade ich alle Herzensseufzer auf, die mir diese Aufopferung abgedrungen hat —) der arabische Autor also unterhält seine Leserinnen noch manches Kapitel mit den Spielen, Träumen und Wünschen, nebst allen den unbedeutend scheinenden Zufällen Rosens und Fanno's, für welches zusammengenommen du fernerhin kein Gehör zu haben scheinst.

Woher dieſs komme, fragst du?

Ach, den europäischen Damen ist es schwer, ein Mährchen zu erzählen, (so will ich immer einen Augenblick diese philosophische und politische Geschichte nennen —). Vor ihnen liegt die ganze Welt in ihrer Wirklichkeit, und die Genüsse dieser Welt sind ihnen unverboten, wenigstens nicht vorenthalten, wenn sie nur einmal gewisse natürliche Ängstlichkeiten besiegt haben. Verfassung, Gebräuche, Nachsicht, Artigkeit, Aufklärung, ihr Geist und Verstand, geben ihnen zu allem unbeschränkte Freyheit, und sie brauchen nicht mehr Spiel der Phantasie, als eben nöthig ist, die Genüsse dieser glücklichen Welt zu würzen, und über das gar zu Gemeine und gar zu Natürliche zu erheben.

Aber ganz anders ist es mit den Damen des Orients. Diese Armen sind gezwungen, sich den Mangel der Wirklichkeit durch Phantasie und Träumereyen zu ersetzen, und darum:

„Je länger und phantastischer ein Mährchen, desto besser!“

Bey uns: —

„Je kürzer und thätiger ein Mährchen, desto besser!“ —

Die asiatische Dame auf ihrer Ottomane zählt Monate von dem Augenblicke, da sie den von so vielen Nebenbuhlerinnen gewünschten und gereitzten Herrn des Harems zum letztenmal gesehen hat. Die europäische Dame ist auf keinen Herrn des Harems allein eingeschränkt, und kann ihren Liebhaber jeden Augenblick sehen, wenn sie nur allein seyn will; und diesen Willen hat sie oft: denn sie weiſs wohl, daſs jeder Tag des Lebens, gleich einem zehrenden Winde, an der Blüthe ihrer Reitze hinstreift. Einsamkeit, beschränktes Verlangen, begränzte Begierden, nähren den romantischen Geist; wir fühlen seine Wirkungen, ohne von seinen Ursachen zu leiden, meine Liebe: und so wäre dieses bis zum Überfluſs abgethan.

Der Araber versichert in allem Ernste, daſs die Damen seines Volkes die Jugendspiele Fanno's und Rosens noch viel zu kurz fänden; aber die unsrigen können des feinen Sinnes, der dazu gehört, beynahe entbehren, da sie gewisse andere nach Herzenslust ausgenieſsen können, wozu ich ihnen denn auch von ganzer Seele Glück wünsche.

Wenn deine Zauberblicke, süſse Angelika, mir hin und wieder das Herz gehoben haben, so stehe mir nun bey, da ich mich dem bunten, tragischen, komischen und thätigern Leben des circassischen Hofes nähere, und daselbst alle die Leidenschaften, so grob und geistig sie auch seyn mögen, berühren muſs, wenn ich sie anders wahrhaft schildern will. Der Morgenländer ist um gar nichts verlegen, seine Phantasie ist ihm genug; aber wer darf es vor den Augen der vernünftigen europäischen Welt wagen, auf diesem Hippogryphen mit ihm über den Wolken hin zu segeln?

Leiten mich nur deine Blicke, so weiſs ich, wo ich mich wiederfinden soll.

Nun wird doch die Welt glauben, daſs der Verfasser dieses Buches ein Teutscher ist. Zeigt er nicht durch seine Theorie des Mährchens, daſs auch er etwas in der Ästhetik, der Lieblingswissenschaft dieses berühmten Volkes, gethan hat? So kurz auch immer diese Theorie hier scheinen mag, so könnte sie doch wahrlich zur Grundlage eines ästhetischen Erziehungs-Systems für unsre Damen dienen. Die Humanitäts-Lehren haben auf unsre Männer seit einiger Zeit sehr gewirkt; und was wird erst aus uns werden, wenn diese Ästhetik bey unsern Damen anschlägt? Die Ausführung überlasse ich tiefsinnigern Forschern. Denn da ich mich weder auf die metaphysische Sprache, noch die Spitzfindigkeiten dieser erhabenen Wissenschaft verstehe, so lasse ich mir die bloſse Andeutung davon genügen?

ZWEYTES KAPITEL.

Orancia's Zufriedenheit nach seiner Vermählung. Sein und seiner Unterthanen Spott über die Prophezeihung der Fee. Noch ist alles, dem Scheine nach, ruhig.

Die Vermählung des Sultans war längst vollzogen, und noch war alles ruhig und still von auſsen. Aber in der Ferne und in dem Innern sammelte sich das Ungewitter, das nun bald über Circassien ausbrechen und dessen ganzen moralischen, politischen, ja auch physischen Zustand umwälzen sollte.

Orancia, der sich in dem Besitze der Sultanin höchst glücklich fand, spottete laut über die Prophezeihung der Fee; er fühlte sich ja frisch und gesund, der Sorge für den goldnen Hahn entledigt, und seine Sultanin löste die Sultanin des Schachs ab: was brauchte er mehr? Seine Unterthanen wünschten ihm Leben und Gesundheit, und er allen seinen Unterthanen dasselbe: wahrlich ein Wunsch, den man nicht immer von beyden Theilen hört!

Die Sultanin näselte jeden Tag mehr, und entzückte ihren Gemahl mit ihrem Lispeln. Die Circassier thaten jetzt einen Schritt weiter in dem wahren Hofleben, da in kurzer Zeit das Näseln der Sultanin der Lieblingsfehler eines jeden Hofmanns und einer jeden Hofdame wurde. Und eben darum affektirte das liebliche Original seinen Vorzug etwas zu erhöhen, damit es immer über die Nachahmer den Vorrang behielte. Auſserdem war die Sultanin voller Muthwillen, Ausgelassenheit, artiger Launen und seltsamer Grillen. Der Premier spielte Schach mit dem Sultan, und war der Sultanin geheimer Rathgeber; der Marschall aber muſste sich in die Einsamkeit der Vorstadt begeben.

Die Hofleute, und bald hernach die feinern Leute, denen der Pöbel folgte, übten ihren Witz an der Prophezeihung der Fee, und vergaſsen insgesamt beynahe alle Achtung, die man den mächtigen über uns herrschenden Wesen schuldig ist. Wahrlich, ein höchst kitzlicher Punkt für das arme Menschengeschlecht! Spott reitzt den Starken wie den Schwachen; und bleibt die Rache des erstern eine Zeitlang aus, so geschieht es nur, um einst desto heftiger loszubrechen.

Eine Warnung, die ich inspirirten Männern nachschreibe, welche diese Wesen besser kennen müssen, als ich, da sie von ihnen durchblasen worden sind. Die Fee Morena aber schwieg, und schien die Circassier ihrem unabänderlichen Schicksale zu überlassen. Hatte sie nicht alles gethan, da sie dieselben davor warnte?

Die Weiber des Landes fühlten beynahe gar keine Veränderung ihres Zustandes; denn daſs sie ihre Männer seit der Flucht des goldnen Hahns mit etwas weniger Achtung ansahen, ist unbedeutend für uns, da die wenigsten unsrer Damen dieses kalte Gefühl kennen, und doch alles bey uns vortrefflich hergeht. Noch schlummerten die Neugierde und Einbildungskraft der Circassierinnen tief, und erwarteten träumend die Berührung zum Erwachen. Das Schicksal, das über alles herrscht, wollte — oder hatte beschlossen, daſs die Veränderung oder Bildung der Circassier von dem Oberhaupte anfangen sollte, damit sie schneller und allgemeiner ausgebreitet würde. Hieraus läſst sich schlieſsen, daſs dieses Schicksal (oder wie es heiſsen mag) das Wesen der Menschen recht gut kennt; der Erfolg erweist es wenigstens.

DRITTES KAPITEL.

Ankunft der Ausländer von allen kultivirten Völkern. Prinzen, Ritter, Mönche, Philosophen, Ärzte, Financiers, Autoren u. s. w., und der kategorische Imperativ u. s. w.

Schon sammelten sich in der Hauptstadt Circassiens die Prinzen und Ritter aus fremden Ländern, um durch ihre Verdienste die göttliche Rose zu bestricken. Alle kultivirte Völker, oder diejenigen, die sich für kultivirt hielten, hatten sich das Wort gegeben, nach Circassien zu ziehen, Circassien zu erleuchten, und Circassiens himmlische Prinzessin zu erbeuten. Man hörte jetzt alle Sprachen am circassischen Hofe, und sah alle Gebräuche, alle Gewohnheiten, (von Sitten war die Rede nicht) so grotesk und bizarr sie auch seyn mochten. Die mächtige Hand der feindlichen Feen und Zauberer (so fern nicht eine erhabnere Macht im Spiele ist) trieb den Franzosen, Italiäner, Engländer, Teutschen, Spanier u. s. w. nach dem glücklichen Circassien. Ihr Gefolge bestand aus Köchen, Koëffeurs, Philosophen, Komödianten, Quacksalbern, Mönchen, Politikern, Mahlern, Bildhauern, Poeten, Ärzten, Financiers, Zollverständigen, und, um der allerhöchsten Vollkommenheit willen, die man natürlich beabsichtigte, aus Autoren, Buchdruckern, und dem allgewaltigen, allherrschenden und erhabenen kategorischen

Imperativ. Eine Schaar von Menschen und Wesen, die, in Verbindung, alle höllischen Geister und Dämonen der christlichen und heydnischen Hölle aus ihrem Besitze in der Ober- und Unterwelt vertreiben könnte, ohne daſs man ihren Verlust bemerken würde. Doch nehme ich den erhabenen kategorischen Imperativ aus, der eigentlich, wenn er allgemein herrschend würde, auf einmal diesen Reichen ein Ende machen müſste.

Aus Bekehrungseifer und Liebe für das Heil der Circassier hatte man aus den Klöstern Spaniens und dem übrigen Europa die in dieser Sache erfahrensten, und zugleich eifrigsten, feurigsten, kühnsten Mönche gezogen; und da es bey diesem Geschäfte nur auf die Ausbreitung der Gewalt der Kirche ankam, so theilte die Propaganda den Arbeitern eine Instruktion mit, deren Hauptartikel darin bestand:

„Da zur Beförderung des groſsen und wichtigen Zweckes die wirksamsten, auf Menschen und Ort passendsten Mittel auch die allerbesten sind, so dispensirt der Unfehlbare die Arbeiter im Voraus von allen Sünden, die sie etwa zur Erreichung dieses Zweckes zu begehen gezwungen seyn möchten.“

Der Franzose strich durch die Stadt, hielt sich an die Weiber, nistete sich am Hofe und in den Familien fest, beekelte was er sah, und warf den rohen, unerfahrnen Leuten ihre Unwissenheit vor, arbeitete was er konnte, an ihrem Körper, ihrer Zunge und ihrer Phantasie, und meynte es weiter nicht übel mit ihnen.

Die Philosophen bewiesen ihnen: sie wären rohe Thiere, die zwar alle Tugenden, aber gänzlich ohne

Verdienst, aus bloſsem Instinkt und gutartigem Herzen ausübten. Die guten, ehrlichen, treuen, edlen Teutschen führten ihren allgewaltigen kategorischen Imperativ im Lande herum, und versprachen den Circassiern, sie durch ihn zu erhabenen, sich selbst und der ganzen Welt Gesetz gebenden Menschen, und noch zu etwas mehr zu machen. Die Mönche traten leiser auf; sie spielten an den Herzen und der Phantasie der Circassierinnen, und arbeiteten im Stillen allen Andern entgegen. Die Komödianten machten sie mit jenen glänzenden Lastern bekannt, welche die feine Welt übereingekommen ist, Tugenden zu nennen; die Köche verdarben ihnen den Magen, und arbeiteten den Ärzten und Quacksalbern in die Hände. Die Politiker durchspähten die Stärke und Schwäche, die inneren und äuſseren Verhältnisse des Landes: und die Financiers nebst den Zollverständigen berechneten auf das genaueste, wie viel man wohl den Circassiern übrig lassen müsse, damit der Stamm nicht ganz ausdorre. Die Autoren lernten schnell die Landessprache, und übersetzten ihre in Europa vergessenen Werke; die Prinzen und Ritter dachten an Rose, die Poeten besangen die Sultanin, und die Mahler vertausendfachten ihre spitze Nase. Der Sultan Orancia entging weder den Poeten noch den Mahlern; aber noch bemerkte er ihr Thun nicht sonderlich.

Welche Gährung! welche Verwirrung im ganzen Lande! das Hofvolk, und — ach, wie schnell! — die Übrigen nahten sich nun von Tage zu Tage dem gefährlichsten Augenblick, in welchem sich ein Volk befinden kann. Ich rede von dem Zwischenstande von Unerfahrenheit, Beschränktheit, Unwissenheit, glücklicher Unschuld, und dem Streben nach Geistesaufklärung, nach andern Sitten und Gebräuchen, während dessen ein solches Volk das Alte mit Verachtung ansieht, bevor es noch des Neuen fähig ist, oder dessen Gefahr, Vortheil und Nachtheil begreift. Durch welche Wesenlosigkeit, Schiefheit, durch welches Lächerliche hat es zu dringen, mit welchen Verzerrungen und Lastern muſs es sich verunstalten und besudeln, wie viele natürliche Tugenden für erkünstelte hingeben, bis es die Wage ertappt, woran sich, zu unserm Erstaunen und wider unsern Glauben, diejenigen Völker halten, die sich durch diesen kritischen Zeitpunkt auf Kosten der wahren Menschheit durchgearbeitet haben! Und die Circassier sollten nun gar mit einem Sprunge den Weg machen, zu welchem andere Völker Jahrhunderte brauchten! Doch da diese weise Bemerkung vor der That selbst hergeht, so bitte ich dich, sie an dem gehörigen Orte zu denken.

Die Männer unterhielten ihre Weiber von den auſserordentlichen Leuten, ihren Talenten, ihrer Artigkeit, ihren übernatürlichen Wissenschaften und Künsten; und die Weiber wurden immer aufmerksamer auf die Fremden. Diese hatten Zeit genug, sich bekannt zu machen, da der Tag der Wahl Rosens durch die klugen Anstalten der Sultanin immer in das Weitere geschoben ward. Bey dem allen wankte ihr Kredit noch immer, und die Herzen der Circassier waren zwischen Furcht, Zweifel, Verlangen und gutem natürlichen Gefühle getheilt, bis ein Umstand den Sieg bewirkte, an dem vermuthlich Ritter, Prinz, Mönch, Philosoph, (den kategoriſchen Imperativ ſelbst nicht ausgenommen) umsonst gearbeitet hätten. Die Prophezeihung der Fee muſste erst in Erfüllung gehen!

VIERTES KAPITEL.

Achille del Monte. Dom Pedro. Geistreiche Unterredung zwiſchen Dom Pedro und der Sultanin, die wie ein Moderoman endigt. Circassiens Schicksal wird entschieden; der Fee Prophezeihung wegen des goldnen Hahns geht in Erfüllung. Der Grundstein zur Aufklärung Circassiens wird gelegt.

In dem Gefolge des Prinzen Achille del Monte, der Blume Spaniens, der Zierde der Ritter, der Perle der Tapferkeit, des Ausbunds des Stolzes, des Überflusses der Groſsmuth, der Quintessenz der Zärtlichkeit, beſand sich ein Mönch von groſser Bedeutung, Dom Pedro. Alle genannte seltne Eigenschaften machten dem Prinzen die Reise nach Circassien so nothwendig, daſs er diesem süſsen Hange und muthigen Entschlusse nicht widerstehen konnte. Er war es, der bey einem stattlichen Turniere Spaniens Ritter zu diesem Zuge warb, sie dem Könige vorstellte, und zugleich um die Erlaubniſs bat, Circassien dem heiligen Stuhle des Unfehlbaren zu eben der Zeit zu unterwerfen, als er daselbst den Ruhm Spaniens verherrlichen würde.

Ein König von Spanien schlug noch nie der edlen Ruhmbegierde etwas ab; er ertheilte seine Einwilligung in einer Rede voller Ehre und Frömmigkeit, und lieſs die Ritter ziehen.

Dom Pedro, der seit einigen Jahren als Prior eines Klosters an der langen Weile krank lag, und mit seinem thätigen, feurigen Geiste, wie mit seinem gesunden, kochenden Körper im Kriege lebte, sah dieses als eine glückliche Gelegenheit an, dem Gefängnisse zu entwischen. Er wuſste seinen nur zu irdischen Beruf zum Rufe des Himmels zu machen. Man stellte die Sache dem Synod vor. Der Synod war seiner Meynung; und so wanderte der neue Apostel mit den verliebten Rittern nach Circassien.

Als sie nun einige Tage in Circassien gelebt hatten, bewarb sich der kühne, thätige Geist Dom Pedro's in aller Stille um richtige Kentnisse von der Beschaffenheit des Landes, des Hofes, und vorzüglich der Hauptcharaktere, die in dem Schauspiele, das er nun bald aufzuführen dachte, eine Rolle übernehmen könnten und sollten. Er nahm genau die Karte vom Hofe; und nachdem er alle Haupt-, Seiten- und Abwege inne hatte, ging er so dreist zu, als er es, vermöge seines Priorats, in seinem Kloster zu thun gewohnt war.

Des guten Orancia's Schachgeselle war der erste, den er vornahm. Um den Sultan war es ihm gar nicht zu thun; er wuſste ja, daſs die Sultanin auf dem Rücken des Schachgesellen den Thron bestiegen hatte. Es kostete ihm sehr wenig Mühe, die Eitelkeit des pfeifenden Dickbauches aufzublasen, und ihm um das leere Herz ein Netz zu werfen, das er aus groſsem Geiste, Vermehrung des Ansehens, der Macht und des Einflusses auf das Reich zusammenflickte. Der Premier sprang hinein, wie der Hase in das Garn. Da ihn nun Dom Pedro einmal so weit hatte, so unterhielt er ihn (indem er ein ehrwürdiges Wort miſsbrauchte) von dem Werthe seiner Religion in Rücksicht auf Regierung und Fürstengewalt; von der Nothwendigkeit einer Umänderung der Sitten und Gebräuche, einer gänzlichen Aufklärung, und von dem unsterblichen Ruhme, den durch dieses alles der Premier als Urheber erlangen müſste. Der Premier, ob er gleich nicht alles begriff, sah gleichwohl ein, daſs Verstärkung der Macht des Sultans nur Verstärkung der seinigen wäre, daſs ihn diese Umänderung über alle Circassier erheben, und ihm seine Stelle auf immer zusichern müſste. So viel wirkt eine erhabene, ausgezeichnete Stelle auch bey dem unschuldigsten Volke!

Berauscht von der künftigen, glänzenden Rolle, die ihm Dom Pedro vorgegaukelt hatte, unterhielt er die Sultanin von dem Wundermanne, und bewies ihr klar: „daſs sie sich nur durch die Vorschläge dieses geistreichen Fremdlings gegen alle Kabalen erhalten, und nur durch ihn ihre geheimen Entwürfe gegen ihre gefährlichste Feindin, die Prinzessin Rose, durchsetzen könnte.“ Er versprach ihr nicht weniger, als unumschränkte Herrschaft über Circassien: ein Anerbieten, das ihm Satanas, der erste und schärfste Kenner der Töchter der Erde, eingeblasen haben muſs. Seine letzte Angel war:

„Vorzüglich wird das weibliche Geschlecht durch die Umänderung unsrer Sitten und Gebräuche gewinnen.“

Die Sultanin wollte nun Dom Pedro sehen. — Dom Pedro war ein langer, brauner Mann. Kraft trotzte aus jeder seiner Bewegungen, kühnes, loderndes Feuer strahlte aus seinen schwarzen Augen, und seine Adlernase blies Ungestüm und Muth. Alle diese Merkmale eines entschlossenen Mannes wuſste er, wenn es die Regeln seines Standes und seine Absichten erforderten, unter der Maske der Gefälligkeit, Sanftmuth und Nachsicht, aufs beste zu verbergen.

Er stellte sich der Sultanin dar; und nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen ging die Unterredung zwischen ihm und der Sultanin folgendergestalt fort:

Dom Pedro. Nachdem ich die Ehre habe, Eure Majestät in der Nähe zu sehen, begreife ich sehr leicht die weise und glückliche Regierung des Landes.

Sultanin. Bey uns geht es immer ruhig und still; und, wie man sagt, ist es bey uns immer so gegangen. Der Sultan, mein Gemahl, hat mit Circassien so wenig zu thun, als mit Spanien, wovon wir jetzt zum erstenmal reden hören. Mein Gemahl lebt und läſst leben.

Dom Pedro. Freylich kann sich der Sultan von Circassien gute Tage machen, Madam, da die Reichsgeschäfte unter Ihren Händen und durch Ihren Verstand nur an Schnelligkeit, Nachdruck und glücklichem Erfolge gewinnen können.

Sultanin. Bey der Sonne! wir haben gar nichts zu thun, weder ich, noch der Sultan, und es geht darum nicht schlimmer. Auch meynen die Circassier, nur dieses gehöre zum Regieren; oder vielmehr, die Sultane von Circassien haben es immer so gemeynt, und die guten Circassier fanden ihre Rechnung dabey. Dieses ist alles, was ich von unsrer Politik weiſs.

Dom Pedro. Bescheidenheit ist das Merkmal groſser Seelen. Haben die Sultane bisher nicht über Circassien regiert, so ist es Zeit, daſs sie es lernen. So sind sie weder von ihren Unterthanen, noch von ihren Nachbarn gefürchtet, und bey uns weiſs man kaum ihr Daseyn.

Sultanin. Wozu auch dieses? Wozu könnte es den Circassiern, oder ihren Sultanen, nützen?

Dom Pedro. Madam, kein Reich regiert sich von selbst; und giebt es ein solches Reich, so sieht man es ihm auch an. Das Wasser bewegt die Mühle, und der Verstand den Staat.

Sultanin. Und wenn ein etwaniger Sultan nun keinen Verstand hätte, wäre man dann nicht schlimmer daran? Ist es nicht besser, sein und seines Volkes Wesen so einzurichten, daſs der Verstand sich im Falle der Noth entbehren läſst?

Dom Pedro. Madam, in diesem Falle borgt man bey uns den Verstand seiner Minister, oder vermählt sich mit einer Dame, die durch ihre Schönheit und ihren Geist die Herzen beherrscht. Wenigstens sehe ich ein in allem Reitze lebendes Beyspiel vor mir.

Die Sultanin erröthete ein wenig, lächelte dann, und Dom Pedro's schwarze beredte Augen setzten sie zwischen angenehme Verwirrung und süſse Selbstgefälligkeit.

Dom Pedro fuhr fort:

„Warum sollte ich Eurer Majestät nicht laut zu sagen wagen, was ich so lebhaft empfinde? Und warum sollte auch ich verschweigen, was Ihnen keiner in Circassien sagt, weil es keiner, den Sultan selbst nicht ausgenommen, zu denken, zu begreifen und zu sagen fähig ist? Die Reitze ihres schönen Körpers sind sichtbar, und entzücken auch des Rohsten Sinne: aber wer ist hier fähig, den Geist und den Verstand, die diese Reitze beleben und erhöhen, zu beurtheilen und zu schätzen, wenn Madam es nicht den wenigen Fremden erlauben, die jetzt alle durch meinen Mund reden, die es für das höchste Glück halten, zu Ihren Anbetern gezählt zu werden? Nur von uns können die rohen Circassier das achten lernen, was sie in Ihnen nicht zu achten wissen. — Madam, Sie müssen über Geister, über aufgeklärte Menschen, nicht über rohe, unwissende Thiere, herrschen!“

Sultanin. Wahr ist es, ich habe das Glück, dem Sultan zu gefallen.

Dom Pedro. Ihre Bescheidenheit wäre rühmlich, wenn dieselbe Sie nicht allzu ungerecht gegen Ihre Verdienste machte. Auſserdem ist Bescheidenheit dieser Art eine gar zu erbärmliche Tugend für Personen Ihres erhabenen Standes.'

Sie nennen zum Beyspiel das ein Glück, wozu Ihnen Geburt, Geist, Witz und Schönheit ein unbestreitbares Recht geben, ja, was Ihnen der Himmel zum

Heile des Landes absichtlich ertheilt hat. Nur für den Sultan ist es ein Glück, Madam, der, wie Sie Selbst wissen, bloſs lebt, um Schach zu spielen, und Sie zu bewundern, ohne zu wissen, warum. Ihnen allein ist es vorbehalten, durch die Kraft Ihres Geistes, und den Zauber Ihres Witzes Ihre Unterthanen aus dem trägen und thierischen Schlafe zu erwecken, und durch diese That Ihren Namen auf dem ganzen Erdkreise unsterblich zu machen. Der Sultan selbst wird dadurch der Vergessenheit entgehen, die jetzt an seinem Grabe lauert, wie sie an dem Grabe seiner Vorfahren gelauert hat. Dieſs glauben Sie einem Manne, der mit dem Himmel und seinen Rathschlüssen in der engsten Verbindung ist.

Sultanin. Das letztere verstehe ich nicht; das erstere wohl.

Dom Pedro. Wer zu schnell aus der Dunkelheit in das Licht tritt, wagt seine Augen. Ich hoffe, Eurer Majestät, wenn Sie nur guten Willen haben, das letztere so deutlich zu machen, wie das erstere.

Sultanin. Was ich ganz deutlich sehe, ist der Abstand zwischen Ihnen und unserm Volke; und ich wünschte, es möchte Ihnen gleichen.

Dom Pedro. Schmeicheleyen, die so schönen Lippen entfallen, sind Schlingen, Madam, worin sich leicht das Herz des Weisesten verfängt.

Sultanin. Ich rede jederzeit die Wahrheit; und dieses ist ein Verdienst, das ich mit dem letzten Circassier gemein habe.

Dom Pedro. Und das eben darum kein Verdienst für Sie ist. Ach, Madam, der Menschen Wahrheit ist ein sehr zweydeutiges Ding, und die Wahrheit selbst das vielseitigste, vielsinnigste, unbestimmbarste Ding der Erde. Leider hat jeder Stand seine eigne Wahrheit; und zur alltäglichen, zur gemeinen gehört so wenig Geist und Verstand, wir erlangen durch sie so wenig Ansehn und Vortheile, daſs sie in erhabenen Ständen eben so selten zu gebrauchen, als zu finden ist. Sie werden bald etwas kennen lernen, das mehr Werth hat, etwas, das uns weiter hilft.

Jetzt erfolgte eine kleine Stille, bey welcher die Sultanin Dom Pedro, und Dom Pedro die Sultanin wägend und forschend ansah. Sie nutzte diese Stille als Dame, um mit dem Äuſsern Dom Pedro's genauere Bekanntschaft zu machen; und daſs Dom Pedro ihre Gedanken merkte, läſst sich aus Folgendem schlieſsen.

Dom Pedro. Da der Sultan von Circassien von so ruhigem Charakter und der allerkältesten Gleichgültigkeit ist, und auſserdem die hiesigen Gebräuche gegen alles sind, was uns glücklich machen kann, so muſs das Leben hier für einen thätigen Geist höchst beschwerlich seyn.

Sultanin. Was soll man thun! Ich hatte lange Weile als Prinzessin von Tiflis, und habe lange Weile als Sultanin von Circassien. Dieſs ist unser Loos.

Dom Pedro. Eben darum müssen Eure Majestät dem Lande eine andre Gestalt und Verfassung geben, und die Triebe der Männer beseelen, damit die Damen nicht in leerer langer Weile hinschmachten. Die Künste und Wissenschaften, eine feinere Lebensart, bessere Sitten und Gebräuche vertausendfachen alle Genüsse des

Lebens, und eine neue Lehre öffnet ihnen sogar die Genüsse des künftigen.

Sultanin. Das letzte verstehe ich nicht; das erstere wünsche ich von Herzen: mehr kann ich nicht.

Dom Pedro. Sie können, Sie vermögen alles, so bald Sie nur wollen.

Sultanin. Sie irren Sich.

Dom Pedro. Wie könnte ich mich irren! Wer kann Ihren Reitzen, Ihrem Geiste widerstehen, so bald Sie nur den rechten Gebrauch davon machen wollen! Ein Spanier, Madam, wagt für das Lächeln eines solchen Mundes sein Leben; und damit die Circassier gleich den Spaniern fühlen, so muſs man ihnen die Blindheit des Geistes nehmen, und sie so empfänglich für das schöne physische, als das moralische Gute zu machen suchen.

Sultanin. Ach! ich habe hier gar wenig zu befehlen. Die Circassier, die Sie vielleicht mit Recht rohe Leute nennen, hängen an der närrischen Tochter meines Gemahls, der Prinzessin Rose, um derentwillen Sie und alle Fremden hierher gekommen sind.

Dom Pedro. Mich bitte ich von der Zahl auszunehmen; ich habe einen viel erhabneren Zweck.

Sultanin. Wie das?

Dom Pedro. Eure Majestät fragen wohl abermals aus allzu groſser Bescheidenheit. Ich bitte, geruhen Sie Sich in dem Spiegel zu betrachten, den ich bisher die Ehre gehabt habe, Ihnen vorzuhalten. Ein bizarrer Kopf, mit einem verrückten Sinne, wie die

Prinzessin einen hat, kann auf mich keinen Eindruck machen.

Sultanin. Wenn Sie nur erst die unerträgliche Närrin kennten! Und wenn ich Ihnen alle Beleidigungen erzählen sollte, die ich von ihr habe erdulden müssen, dann würden Sie meine Gemüthsart erst bewundern. Gleichwohl muſs ich nun jeden Tag erwarten, daſs ihr der gute schwache Sultan einen Gemahl und das Reich giebt, um nur ruhiger Schach zu spielen; denn, unter uns, er mag spotten so viel er will, seit der Flucht des goldnen Hahns nagt ein heimlicher Kummer an seinem Herzen, und die Regierung selbst, an der doch so wenig zu tragen ist, scheint ihm eine schwere Last.

Dom Pedro. Darf ich mich erkühnen, zu fragen, was es mit diesem goldnen Hahne für eine Bewandtniſs hat? was er ist?

Sultanin. Sollten Sie nichts von dem goldnen Hahne gehört haben? Wie wäre es möglich, nichts von dem goldnen Hahne zu wissen? Vermuthlich haben unsre Männer den Ausländern ein Geheimniſs daraus gemacht. Nun ja, man sagt, sie hätten wichtige Ursachen dazu. Also Sie wissen gar nichts von dem goldnen Hahne?

Dom Pedro. Gar nichts. Doch ich schmeichle mir, durch Ihre Gefälligkeit das Nöthige zu erfahren.

Sultanin. Bey der Sonne! auch wir wissen nichts von ihm. Unsre Männer haben ihn immer wie ihr Leben gehütet, und uns ein unerträgliches Geheimniſs daraus gemacht. Seit dem Tage meiner Vermählung ist er verschwunden; niemand weiſs, wo er hingekommen ist, und unsre Männer, sie mögen sich auch verstellen, wie sie wollen, sind in groſsen Sorgen wegen seiner Flucht. Sie sagen, sein Verschwinden würde einen gewaltigen Einfluſs auf die Ehen in Circassien haben. O, ich könnte Ihnen den ganzen Tag von diesem goldnen Hahne erzählen! — Haben Sie auch einen in Ihrem Spanien?

Dom Pedro. Aber der Einfluſs auf die Ehen, Madam! — der Einfluſs auf die Ehen, wie lautet der?

Sultanin. Als mein Gemahl mich über die Flucht des goldnen Hahns beängstigt sah, sagte er mir: „Ist der goldne Hahn wirklich verschwunden, mein Schatz, so werden wir alle in scheuſsliche Ungeheuer, in Hahn . . . Hahnreye verwandelt werden.“

Dom Pedro. Madam! Madam! in Hahn . . . Hahnreye?

Sultanin. In Hahnreye, mein Herr.

Dom Pedro. Ha! Ha! Ha! Das gute, einfältige Volk!

Sultanin. Hi! Hi! Hi! — Aber ich bitte Sie, warum lachen Sie, und machen, daſs ich wider Willen mitlachen muſs?

Dom Pedro. Ihr Verstand macht, daſs Sie über die Einfalt ihrer Männer lachen; nicht ich, nicht mein Gelächter. Und der Hahn ist fort?

Sultanin. Verschwunden und nicht wiedergekehrt.

Dom Pedro fühlte alles, was aus diesem Stoffe zu machen sey. Er sagte:

Madam, ich wünsche Ihnen und allen Damen Circassiens Glück. Das Schicksal hat sich für die Aufklärung Circassiens laut und deutlich erklärt; und diese Aufklärung soll den Männern durch die Damen kommen. Ja, ja, sie werden erleuchtet, aufgeklärt, gesittet, vernünftig und Hahnreye werden; dafür stehe ich Ihnen.

Sultanin. So sagen Sie mir doch, da Sie es zu wissen scheinen, was ist denn ein Hahnrey für ein Ding?

Dom Pedro. Ein Übel in der Einbildung; ganz und gar nichts, ein bey uns ganz gewöhnliches Ding. Bey uns, Madam, macht man so lange Hahnreye, bis man es am Ende selbst wird. Eure Majestät haben viele unsrer Ausländer gesehen?

Sultanin. Sehr viele.

Dom Pedro. Nun — gleicht einer von ihnen einem Ungeheuer?

Sultanin. Ganz und gar nicht.

Dom Pedro. Gleichwohl haben die meisten von ihnen Andere zu Hahnreyen gemacht; und, wenn sie sich endlich verheyratheten, machte man sie selbst dazu. Ich, Madam, so wie Sie mich hier vor Sich sehen, habe alles Mögliche gethan, Andre zu Hahnreyen zu machen, und so viel ich ihrer nur dazu machen konnte.

Sultanin. Sie? Sie hätten Hahnreye gemacht? — — Sie erschrecken mich; ich hielt Sie für so gut! Wie konnten Sie doch Ihren Nächsten zu einem Ungeheuer machen?

Dom Pedro. Ich bewies Ihnen ja so eben, dieses sey eine Fabel eines einfältigen, unaufgeklärten Volkes.

Sultanin. Aber, wenn dieses ewige Hahnreywesen kein Übel ist, warum fürchten sich denn unsre Männer so schrecklich davor?

Dom Pedro. Weil ihr Verstand noch in der Wiege liegt, und darauf wartet, daſs Sie ihn erziehen sollen; weil alle Aufklärung von den Weibern kommen muſs, weil Ihre Männer kaum die ersten Stufen des bürgerlichen, politischen und moralischen Lebens betreten haben.

Ach! und wenn Eure Majestät wüſsten, wie glücklich die Hahnreyschaft unsre Damen macht!

Sultanin. Bey der Sonne: ich will es wissen, will den Verstand des Sultans erleuchten, und ihn zum Hahnrey machen!

Dom Pedro. Und ich will Ihnen dazu helfen, Madam; aber das Geheimniſs ist die Würze davon.

Sultanin. Wieder etwas Neues! Nun, da es uns Vergnügen macht, wie Sie sagen, und unsern Männern gar nichts schadet, so wollen wir es insgeheim thun.

Dom Pedro. Zum Beyspiel, Madam, und immer als gewiſs vorausgesetzt, daſs die Hahnreyschaft zur Kultur eines Landes, das, wie das Ihrige, noch in der Barbarey liegt, sehr vieles beytrage, weil sie der Gesellschaft Munterkeit, Leben, Witz und Ton giebt — zum Beyspiel, sage ich, es fände sich eine Dame von den geltendsten Ansprüchen des Körpers und des Geistes — nehmen Sie eine Dame von Ihrem Wuchse, Ihrer

Bildung, Ihrer Jugend, Ihrem Verstande — und nun setzen Sie dieses lüsterne, bezaubernde Weib, geboren glücklich zu seyn und glücklich zu machen, an die Seite eines schwächlichen, finstern, einfältigen, langweiligen Ehemannes, ohne Muth, ohne Geist, ohne Witz —

Sultanin. Ach ja!

Dom Pedro's Blicke und Geberden gaben diesen Worten Schwung und Bedeutung. Er lächelte bey dem naiven Seufzer der Sultanin; und da sie jetzt mit nur halb geöffneten Augen nach dem glühenden Redner blickte, so fuhr er fort:

„Und wäre dieser Ehemann nun auch voller Muth und Kraft — welch ein Unterschied zwischen ihm und dem Manne von Geist, Welt und Erfahrung, der die Genüsse der Liebe zu vervielfältigen weiſs und vervielfältiget zu empfinden geben kann; den die Natur mit Gefallen und Lust geschaffen hat; dessen Einbildungskraft, gleich einem Zauberspiegel der Lust, ein reitzendes, anlockendes Bild nach dem andern vorzustellen vermag! mit Einem Worte, der die Sinne, die Phantasie, das Herz und den Geist eines Weibes befriedigen, beflügeln, reitzen und beleben kann! Befindet sich hier eine Dame in diesem elenden Zustande, so träumt, kümmert und schmachtet sie ihr junges Leben ohne Freunde hin, da unsre Damen den Unempfindlichen, der ihrer durch Umstände in seine Gewalt gekommenen Reitze nicht werth ist, sitzen lassen, und aus den Übrigen einen wählen, der das leisten kann, was ich so eben die Ehre gehabt habe Eurer Majestät zu beschreiben. Und so wird der Ehemann ein Hahnrey, ohne darum besser oder schlechter zu werden; sein Weib wenigstens erntet den ihr schuldigen, süſsen Genuſs des Lebens in aller Fülle ein.

„Was halten Sie nun von der Sache, Madam?“

Sultanin. In der That, was Sie da sagen, ist so deutlich als sonderbar; und es scheint beynahe, als hätten unsre Männer uns aus gewissen Ursachen mit ihrem goldnen Hahne für Närrinnen gehalten.

Dom Pedro. Diese Bemerkung beweist Ihren Verstand sonnenklar — Sie haben es getroffen.

Sultanin. Gleichwohl ist mir noch vieles dunkel. Aber wenn alle Ihre Landsleute die Gabe der deutlichen Vorstellung haben, die Sie besitzen, so könnte dieses Hahnreymachen sehr leicht und bald in Circassien zur Mode werden.

Dom Pedro lieſs sich entzückt vor der Sultanin auf die Knie nieder, drückte seine brennenden Lippen auf ihre Hand, und rief:

„O, daſs ich der Glückliche seyn dürfte, Ihnen alles, was Ihnen dunkel ist, klar zu machen, und Sie den wahren Genuſs des Lebens zu lehren!“

Die Sultanin wuſste nicht, was ihr geschah. Sie sagte in der Verwirrung, in welche Dom Pedro's Kühnheit sie versetzte, einigemal ganz naiv: „Warum nicht?“ — In der Verwirrung zog sie ihre Hand zurück, und ihn selbst, ohne doch zu wissen, was sie that, auf die Ottomane. Nun legte er seine Hand flach auf die ihrige. Sein Feuer schlich bis zu ihrem

Busen, und verbreitete sich in ihrem Blute. Sie sank leise gegen die Ottomane, und lispelte mit einem überaus zärtlichen Näseln:

„Bey dem goldnen Hahn und der Sonne! Fremdling, du hast einen Talisman!“

Dom Pedro. Ja, dieser Talisman ist es eben, der alle Wunder in der Welt thut!

Und nun fuhren die Augen des Kühnen blitzend über ihren schwellenden Busen, ihren runden Arm und ihre weiche Hand. — Er fuhr fort:

„Aus diesen sich spitzenden Lippen, diesen halbgebrochenen Augen vernehme ich, daſs dieses Herz den wahren Genuſs des Lebens nicht kennt, daſs es schmachtet, ihn kennen zu lernen!“

Der feindliche Genius Circassiens löste den Knoten, welcher den rothen Vorhang der Ottomane in die Höhe hielt; er rauschte herunter und verbarg die Scene, deren lustiges Spiel dem armen Königreiche Circassien eine andere Gestalt geben sollte. Die Dämmerung vom sanften Rosenroth und dem Golde der untergehenden Sonne umfloſs das verwegene, trunkene Paar. Der muthwillige Genius, der mit dem Schicksale der Menschen spielt, ergötzte sich an den lüsternen Seufzern, dem üppigen Girren, dem entzückten Vergessen, dem sonderbaren Näseln der Sultanin, und lächelte bey den Lehren, die der entflammte Mönch der Dame über ein Spiel gab, von welchem sie am Ende eingestand, daſs ein aufgeklärter Spanier darin alle Männer Circassiens übertreſſe.

So nun ward die Prophezeihung der Fee erfüllt, und der Grund zur Aufklärung und Erleuchtung in Circassien gelegt. Die Sultanin näselte:

„Ist dieſs Aufklärung des Geistes, so erhalte mich ewig darin, und laſs mich nie wieder in die vorige Finsterniſs zurücksinken. — Also ist nun mein Gemahl ein Hahnrey?“

Dom Pedro baute groſse Entwürfe auf diesen naiven Charakter, und, leider, betrog er sich in nichts.

Ich bitte dich, liebe Angelika, vergiſs diese empörende Scene, und blicke mit mir zurück auf die lieblichen Kinder der Natur, die uns der Araber in Fanno und Rose geschildert hat. Der Sittenmahler, sagt hier der Araber zu seiner Entschuldigung, mahlt oft das Ärgerliche, um das Schöne und Idealische mehr zu erheben. Mein Haſs gegen dieses Paar, setzt er hinzu, zwang mich, sie in aller Wahrheit zu schildern, so viel es mir auch kostete.

FÜNFTES KAPITEL.

Der Sultan Orancia fängt an die Erleuchtung seines Geistes zu fühlen. — Eine unsichtbare Hand ist im Spiel. Feines Benehmen der Sultanin gegen den Sultan.

Orancia saſs in aller Stille an dem Schachspiel. Der Minister sagte zu ihm: Schach! Schach und Schach! — Er rieb sich die Stirn, auf welche tiefes Nachdenken Falten gezogen hatte, und murmelte verdrieſslich in seinen Bart:

„Nur noch ein einziges armes Feld für den Sultan; und dieses bespringt das Pferd!“

Minister. So sind Eure Majestät matt!

Orancia. So matt wie der goldne Hahn, Minister!

Minister. Wie können Eure Majestät noch immer an das närrische Ding denken, womit uns die Fee so lange geneckt hat! Geruhen Sie eine andere Partie anzufangen!

Der Sultan war unruhig. Er verfiel in tiefes Nachsinnen; und der Minister, der den Sultan in seinem Geiste nie so beschäftigt sah, fragte ihn ängstlich um die Ursache.

Orancia antwortete:

„Laſs mir morgen deine Ausländer, von denen du so viele sonderbare Dinge zu erzählen weiſst, kommen. Ich will mich mit ihnen unterhalten; denn ich fühle eine besondere Neigung, (ich möchte es lieber einen Kitzel im Gehirne nennen) etwas von ihnen zu lernen, ob ich gleich nicht weiſs, was und wozu, und eben so wenig, woher mir das ganz besondere Wesen kommt!“

Der Premier sah nun den Sultan sehr verwundert und erstaunt an.

Sultan. He! Warum starrst du mich so an?

Minister. Eure Majestät, aus zwey — nein aus drey Ursachen.

Erstlich: weil ich niemals meinen Herrn in solcher Lebhaftigkeit eines Verlangens gesehen habe.

Zweytens: weil mich ein freudiges Erstaunen über Ihren erhabenen Entschluſs befällt.

Und drittens: weil ich des goldnen Hahns mausfarbene Feder mit schwarzgelben Streifen auf Eurer Majestät Turban so artig spielen sehe.

Der Sultan fühlte rasch an seinen Turban, und sah in den Spiegel:

„Bey der Sonne und dem Hahne meiner Väter! es ist die mausfarbene Feder des goldnen Hahns, wie du sagst! Nun so ist auch alle Gefahr vorüber; denn bestand sie nicht allein in dieser Feder?“

Minister. Allerdings.

Sultan. Und haben wir nicht diese Feder, an der das Schicksal Circassiens hing, ich weiſs nicht warum? Und haben wir nun die Feder, was kümmert uns der Hahn? Gewiſs hat dieses meine gütige Gönnerin, die Fee, gethan. Morgen will ich ihr abermals eine Gesandtschaft mit Geschenken zur Danksagung schicken. Vergiſs indessen nicht, mir den Spanier mit den übrigen Männern kommen zu lassen. Der Kitzel in meinem Oberhaupte nimmt immer an der Stelle zu, wo die Leute sagen, daſs dem Menschen der Verstand sitzt. Ich meynte immer, es sey eine Fabel, wie so viele andere Dinge, und suchte ihn eigentlich nirgends. Jetzt fühle ich ihn recht deutlich.

Die Sultanin trat mit forschenden, doch etwas furchtsamen Blicken in das Zimmer. So sicher Dom Pedro sie auch gemacht hatte, so traute sie dem Dinge doch nicht ganz. Sie fragte den Sultan mit der zärtlichsten Liebkosung um sein Wohlseyn.

Sultan. Mir ist nie so wohl gewesen, meine Liebe. Alle Furcht und Gefahr sind nun vorüber. Sieh, so eben steckt mir eine unsichtbare Hand die fatale, mausfarbene Feder des goldnen Hahns in den Turban; und da wir diese haben, so ist alles geborgen.

Sultanin. Pst!

Sultan. Pst!

Sultanin. Dieses also ist die Feder Eures wunderbaren Hahns?

Sultan. Das ganze Geheimniſs, das nun keins mehr ist. Er reicht ihr die Feder hin.

Sultanin. Und doch, mein Lieber! — Indeſs lassen Sie uns nur der Sonne und der Liebe eine Hymne singen, daſs die Sache so gut und ohne Gefahr abgelaufen ist. Ich fürchtete doch immer, Ihr möchtet einigen Schaden bey der Sache leiden! —

Sultan. Bey welcher Sache, Madam?

Die Sultanin erröthete ein wenig, und steckte ihm die Feder wieder in den Turban.

„Nun, bey der Hahnreyschaft, mein Schatz!"

Orancia sah die Sultanin an, lächelte und rief:

„Possen, das ganze Ding! Ich bin ein Hahnrey, wie Sie sagen; und was nun weiter?"

Minister. Narrheit, Neckerey, und sonst nichts.

Sultanin. Sie fühlen gar nichts Sonderbares, Widriges oder Unangenehmes, weder am Leibe noch am Geiste, mein Schatz?

Sultan. Nicht das geringste: ausgenommen einen unausstehlichen Kitzel an dem Orte, wo man sagt, dafs den Männern der Verstand sitzt. —

Sultanin. Und wo sitzt er Euch?

Sultan. Sie sagen im Kopfe; und ich sollte es, des Kitzels wegen, beynahe glauben.

Sultanin. Und wo, mein Schatz, sitzt denn uns der Verstand?

Sultan. Euch? — Das mag der Hahn meiner Väter wissen, der alles weifs! Vielleicht wissen es die Weisen, die meiner Tochter wegen zu uns gekommen sind. Ich, Madam, will morgen die Weisen sehen, und selbst einer werden.

Sultanin. Bey Ihrem Hahne! Sie sind es schon.

Sultan. So will ich auch mein Volk zu Weisen machen.

Die erste Frage, die eine Circassierin an einen Ausländer that, wenn sie sich mit ihm allein befand, war:

„Sagen Sie mir doch, da Sie so vieles wissen, was für ein Ding ist denn ein Hahnrey?“

Eine naive Frage verdient eine heitere Antwort; und die Damen nahmen an Kenntniſs und Erfahrung zu. Ihre Männer glaubten sich mit dem Sultan auſser aller Gefahr, und fühlten, gleich ihm, den besondern Kitzel der Wiſsbegierde an eben der Stelle, wo, wie man sagt, um mit dem weisen Orancia zu reden, den Männern der Verstand sitzt.

SECHSTES KAPITEL.

Wiederkehr zu den lieblichen Kindern der Natur. Selige Insel. Schutzgeist Rosens und Fanno's.

Während die Freyer der Prinzessin mit ihrem Gefolge, um sich die Zeit zu vertreiben, durch die Herzen und die Phantasie der Weiber mit glücklicher Wirkung an der Erleuchtung der Männerköpfe arbeiteten, lebte das Götterkind die süſsesten Tage der Wonne, ohne auch nur das geringste von dem zu wissen, was vorging. Ihre Glückseligkeit war so groſs, daſs sie nicht einmal das Verschwinden der mausfarbenen Feder, des Einzigen, was von Fanno's Siegeszeichen noch übrig war, bemerkte.

An eben diesem, für Circassien so höchst merkwürdigen, Tage, fuhr Rose, von Fanno und einigen Gespielen begleitet, über den Landsee, der an ihren Garten stieſs, nach einer Insel, die der Aufenthalt der andern Welt für die seligen, weisen und edlen Seelen des alten Griechenlandes zu seyn schien. Hier herrschte immer die Stille, die vor der goldnen Morgenröthe über der, ihrer neuen Schöpfung entgegenlauschenden

Erde schwebt. Nachtigallen, Grasmücken, und alle liebliche Sänger der Natur waren ihre ungestörten Bewohner. Alte schattige Bäume hüllten einen Theil der Insel in tiefes, schauerliches, gedankenvolles Dunkel, und umschlossen eine Höhle, die der Eingang zur ewigen, mächtigen, immer wirkenden, aber versiegelten und geheimniſsvollen Urquelle der Natur zu seyn schien. In ihrem dunkeln Inneren lebten ihre Kräfte in beständiger Wirksamkeit. Quellen und Ströme rauschten in der dicken Finsterniſs, und Winde sausten und bliesen in das verborgene, geheimniſsvolle Werk, gleich rastlosen, dienenden Geistern. Durch den schwarzen Felsen fiel senkrecht ein glühender Strahl der Sonne; er erleuchtete eine Wand von Krystall, und den Sturz eines unterirdischen Stromes, der von der Höhe herunter in allen Farben des Regenbogens stäubend und wirbelnd in die Tiefe schoſs. Dieser Eingang war mit Rosen, Jasmin und andern duftenden Sträuchen umgeben. Ein kleiner Gang führte durch dieselben zu einem bemoosten Sitze, wo man, in tiefsinnendes Staunen und erhabene Betrachtungen verloren, die Natur in ihrer thätigsten und mächtigsten Wirksamkeit belauschen konnte. Der Wald stieſs an eine Reihe von Felsen, die sich in mancherley Gruppen gegen die Wolken thürmten und dem Ungeweihten die Anfahrt und den Zutritt verboten. Auf der Morgenseite lag der Garten des Frühlings, wo sich dieser Lieblingssohn der Natur in immerwährendem Jugendschmucke zeigte. Von da wiegte sich das Auge auf der sanft rollenden Fluth, und ruhte auf kleinen Anhöhen, bedeckt vom frischesten Grün, durchschnitten vom Golde der Saat und der Früchte, die hier ohne Mühe und Schweiſs hervorsproſsten.

Rose saſs in der leichten Barke, schwamm gleich der Göttin der Liebe über die spielenden Wogen; und der entzückte Jüngling sang in die einschlagenden Ruder. Rein und heiter war der Morgen; Schweigen und Ruhe, der Duft von Blumen und Blüthen hauchten ihnen entgegen, und stimmten ihr Herz für den Ort, bey dessen Berührung den Sterblichen alles Beschwerliche der Seele und des Körpers verlieſs. Das himmlische Kind fühlte sich seinem Ursprunge näher, und in Fanno's Augen schimmerte jenes Glück, das wir nur in den schönen Tagen der reinen Unschuld fühlen. Sie wandelten durch die Blumenfelder; ihre Gespielen zerstreuten sich, Kränze zu flechten, und Rose trat mit Fanno in das düstre Gebüsch. Die Höhle empfing sie mit ihrer geheimniſsvollen, erhabenen Pracht. Rose lieſs sich auf dem bemoosten Sitze am Eingange nieder, Fanno nahe bey ihr an dem Fuſse einer ewigen Eiche. Leiser lispelten heute die sonst stürmenden Winde in der Höhle, und melodisch tropfte es von den krystallenen Wänden ab in die Quellen. Zu Zeiten lieſs sich ein süſses Getön, gleich dem Flistern der Geister, oder dem Verschallen der letzten Töne der Äolsharfe, über ihnen hören. Fanno nahm jetzt seine Laute, und sang in sanfter Begeisterung die magische Gewalt der Liebe, und ihrer

Begleiterin, der Harmonie. Ein ihm bis jetzt unbekanntes, nie empfundnes, heiliges Feuer loderte in seinem Herzen, ergoſs sich in seine Töne; und die unsichtbaren Geister der Insel und der Höhle schienen in seine Töne einzustimmen.

„Fanno!“ rief Rose: „Du hast deine Musik meinem Herzen genommen — laſs sie mir zurückkehren!“

Fanno nahte sich ihr. Seine blonden Locken spielten um seinen rosichten Nacken; durch seine offne, schneeweiſse Brust sah Rose das Schlagen seines Herzens. Die Begeistrung schwebte um seinen sanft geöffneten Mund, und aus seinen Augen schossen die Blitze des hohen Dichtergefühls. Das glückliche Paar befand sich in dem ersten bedeutenden Augenblicke des unschuldigen Lebens. Rose wollte reden. Fanno, nun zu ihren Füſsen, rief in einem Tone, der alle Musik übertraf:

„Rose, wie glücklich ist dein Fanno!“

Und Rose antwortete:

„Fanno, wie glücklich ist Rose!“

Er schmiegte leise seine Wangen an ihre herabgesunkene Hand.

„Wie liebe ich dich, Rose!“ — Und nur seine Blicke forderten ein Geständniſs über das Gefühl, das so tief in seinem Herzen lag, und das sein Mund nicht auszusprechen wagte. Tausendmal übertraf er in diesem Augenblicke jene schöne Erscheinung — die reinste Liebe strömte süſs auf seinen Lippen, aus seinen Augen. Ihre Augen verloren sich in den wechselseitigen Strahlen; ihre Seelen, ihre Herzen begegneten sich; ihr Athem floſs in einander, und zerschmelzte die Bande, die sie noch trennten. Ihre Lippen berührten sich jetzt, wie zwey Westwinde, die sich auf einer erst aufgeblüheten Rose begegnen. Das Beste, Geistigste ihres Wesens drückte sich in einem Kusse aus; und Beyder Herzen fühlten zum erstenmal die ganze Seligkeit erhabener Liebe. — Noch umfaſsten sich ihre Leiber, noch sogen ihre Seelen den süſsesten und reinsten Balsam des Lebens ein, als eine zürnende Stimme sie aus einer Entzückung erweckte, die vielleicht kein Sterblicher, dem sie zu Theil wird, überleben sollte.

In ernstem, ſeyerlichem Tone rief die Stimme:

„Verwegener Jüngling! Hüte dich, mich zu beleidigen, da ich dich durch meine plötzliche Erscheinung vernichten kann! Von mir kam die Musik, die meines geliebten Kindes Herz gerührt hat. Meine Töne feuerten dich an, mein Athem beflügelte deine Einbildungskraft; die Stimmen meiner Geister mischten sich in die deinige, und ihre reine, erhabene Melodie ergoſs sich über dich. Kein Sterblicher kann diese Akkorde, welche die Seele von dem Körper entſesseln, hervorbringen ohne mich: ohne mich, der ich da wirke und lebe, woher alle Dinge kommen, wo die Sehnen der Schöpfung in ewiger Eintracht erklingen. Verschwinde!“

Fanno fand sich bald aus der Verwirrung, in welche ihn dieser unvermuthete Zuruf versetzt hatte. Er lächelte der Prinzessin zu:

„Du weiſst, daſs uns die Alten oft von dem geheimniſsvollen Geiste erzählten, der die Höhle deiner Insel bewohnen soll; daſs darum auſser uns keiner der Circassier sie zu betreten wagt. Ich liebe diesen Geist, wie du ihn liebst, und oft lauschten wir hier träumend auf sein sanftes Geräusch, und bebten in wunderbarem Schauder bey dem rauschenden Gesause. Es muſs ein guter Geist seyn, Rose; denn hat er nicht den lieblichsten Aufenthalt zur Wohnung erwählt? Seine Stimme ist auch im Unwillen sanft. Ich will ihm antworten.“

Er rief gegen die Höhle:

„Geist des geheimniſsvollen, erhabenen Dunkels, ich dachte dich nicht zu beleidigen. Mein Herz ist rein, wie die Luft deiner blumigen Insel. Ist die himmlische Rose dein Kind, so nimm auch mich dazu auf. Hat dein Einfluſs auf meinen Gesang zu dem Glücke, das ich eben empfunden habe, etwas beygetragen, so kann ich dir nicht genug danken; auch konnte dieses nur ein guter und freundlicher Geist wirken, wie du hier in allem erscheinst. Überlaſs mich nur mir selbst, damit meine Laute und mein Gesang dir für den Aufenthalt danken, den du uns verstattest."

Fanno überlieſs sich der seligen Begeisterung des letzten Entzückens, und schwärmte in seine Saiten alle die Wonne, die sein Herz empfand.

Rose nahte sich dem Begeisterten. Als er endigte, hielt sie ihn umschlungen, und rief mit süſser, zitternder Stimme:

„Mächtiger Geist dieser düstern Höhle! wenn du Musik und Unschuld liebst — kannst du meinem Fanno zürnen? Kannst du dem zürnen, der deine Grotte mit Ehrfurcht betritt? Kannst du mir zürnen, da ich mich nie deiner schauerlichen Höhle nahe, ohne ihrem erhabenen Bewohner Blumen von jenem Ufer zum Geschenke zu bringen? Nie brachen wir eine der Blüthen und Blumen deiner Insel; unser Fuſs tritt schonend auf den grünen Teppich, und selbst die Sänger deiner Gebüsche fliehen nicht vor uns."

Ein leiser Duft voll süſser Gerüche stieg aus der Höhle, und verbreitete sich über das liebende Paar. Sanfter lispelte das Geräusch in dem Abgrund; Stimmen der Geister umtönten sie, und dann rief ihnen der Geist der Höhle mild zu:

„Ich bin versöhnt, liebe Euch, und nehme Euch unter meinen Schutz. Flüchtet nach meiner schauerlichen Höhle, wenn Ihr in Gefahr seyd; stürzt Euch herunter, wenn

Ihr mir vertraut! Der, welcher Euch das Beste und Reinste Eures Wesens gab, wohnt hier.“

Alles schwieg. Fanno und Rose lagen Wange an Wange, sahen einander an, und kehrten in süſsen Träumen und ernsten Betrachtungen zu den Gespielen zurück.

VIERTES BUCH.

ERSTES KAPITEL.

Der grofse Tag für Circassien. Sultan Orancia begiebt sich in seinen Audienzsaal, um die Weisen Europa's zu hören, und einer zu werden. Die erhabenen Kenntnisse werden ihm mitgetheilt. Er erschrickt ein wenig vor dem kategorischen Imperativ, leidet aber keinen Schaden. — Die Aufklärung in ihrem vollen Glanze.

Sultan Orancia hatte nach dem gestrigen merkwürdigen Schach eine sehr unruhige Nacht gehabt. Die Sultanin schlief nicht ruhiger; aber ihr Fall war anders. Dom Pedro hatte ihre Einbildungskraft an einem Ende entzündet, woran die übrigen armen Sinne hängen. Sie fragte den Sultan einigemal um die Ursache seiner Schlaflosigkeit; und der gute Orancia erwiederte:

„Sie möchte seinetwegen nur ganz ruhig seyn; es sey nichts anders, als der beständige Kitzel nach Weisheit und Wissen, der ihn da quäle, wo, wie man sage, den Männern der Verstand sitze. Er zerarbeite sich den Kopf auf die erbärmlichste Art, um etwas aufzufinden, das er lernen und wissen möchte. Alle Mühe sey vergeblich, da er sich alles beantworten könne, was er sich frage; und bald dünke ihn, er wisse alles, bald wieder, er wisse gar nichts."

Die Sultanin strich ihm über den Bart, und sagte:

„Wenn Sie nur erst den Spanier hören, Sire, dann werden Sie erfahren, wie wenig Sie wissen. Mir ist es eben so gegangen."

Sultan. Nun, und was haben Sie denn Wunderbares von ihm gelernt?

Sultanin. Er fing zuerst damit an, mir meine Unwissenheit nackt und bloſs vorzustellen; dann arbeitete er mit allem Eifer an meiner Erleuchtung.

Sultan. Und wie benahm er sich dabey?

Sultanin. Ich sage ja, er gab sich alle Mühe von der Welt.

Sultan. Recht gut, Madam. Aber was that er?

Sultanin. Nun, mein Schatz, er zeigte mir die Mittel, die schläfrigen Fähigkeiten Ihrer Unterthanen aufzuwecken.

Sultan. That er das? Nun, bey dem goldnen Hahne meiner Väter! ich wollte, er könnte meine jetzt allzu wachen einschläfern.

Orancia's erstes Geschäft beym Erwachen war, die Gesandtschaft mit den Geschenken an die Fee Morena auf den Kaukasus zu senden, um ihr für die Mittheilung der mausfarbenen Feder zu danken.

Jetzt steckte er sie lächelnd auf den Turban; die Begeisterung der Wiſsbegierde überfiel ihn nach dieser Handlung stärker, und so begab er sich in seinen Audienzsaal, wo schon Stolz, Eitelkeit und alle niedern Triebe die Mönche, Philosophen, Poeten, Komödianten, Politiker, Financiers, Zollverständigen, Ärzte, Autoren, Künstler und den kategorischen Imperativ zusammengetrieben hatten. Sie sahen einander mit allem dem Hasse, mit aller der Verachtung an, die sie einander schuldig zu seyn glaubten; und schwerlich würde man auf dem ganzen Erdkreise, in einem so engen Raume, als der Audienzsaal des Sultans war, feindseliger gegen einander gesinnte Geister versammelt sehen können.

Der Sultan setzte sich auf seinen Thron, unter die ausgebreiteten Fittige des goldnen Hahns, des Reiches Hauptwappen. Die Sultanin lieſs sich neben dem Throne auf einer Ottomane nieder, nachdem sie Dom Pedro an der Spitze der Weisen freundlich gegrüſst hatte.

Orancia erklärte nun der erleuchteten Versammlung, mit aller ihm natürlichen Offenherzigkeit, sein Begehren; sprach von seinem Kitzel in dem Sitze des Verstandes, ingleichen der vermuthlichen Ursache dieses Kitzels, und gestand endlich: er wisse eigentlich nicht, was er wissen wolle; da sie aber, wie man ihn versicherte, so gar weise Leute wären, so würde es ihnen ein leichtes seyn, ihm das zu sagen, was er zu wissen verlange.

Und nun wendete er sich zu dem kühn vortretenden Mönche:

„Was weiſst du?“

Dom Pedro. Alles.

Sultan. Halt, Freund! So sind wir in gleichem Falle; denn auch ich weiſs alles.

Dom Pedro. Eure Majestät verstehen mein vielsagendes Wort nicht, und vermischen es mit einem nichtssagenden, weil Sie Sich noch in der dicksten Finsterniſs des Geistes befinden. Ich sage, wir wissen alles, weil wir das wissen, was der Mensch vorzüglich zu wissen nöthig hat. Dieſs ist nicht weniger, als die Kunst, ihn ewig glücklich zu machen. Und dazu haben nur wir Gewalt.

Die Sultanin horchte auf.

Sultan. Lari! Fari! Das ist es gar nicht, was ich wissen will; ich bin schon glücklich, und werde es wohl ewig seyn, so gut wie meine Vorfahren. Sage mir doch: wer hat mir je eine Partie Schach abgewonnen, wenn ich sie nicht verlieren wollte? Wer hat eine schönere Tochter, eine schönere, witzigere Sultanin? Wer ist mehr von der Fee auf dem Kaukasus geliebt? und wer hat zufriednere Unterthanen? Ich will wissen, was ich wissen möchte; nicht das, was ich bin und weiſs.

Dom Pedro. Unwissenheit seines Zustandes ist die verdammlichste Lage des Menschen. Sie wird zur Ketzerey, wenn man seinen Arzt nicht anhört. Eure Majestät verstehen meine Worte nicht; darum spreche ich noch milde.

Sultan. Warum auch anders, Freund! Sprich nur, daſs ich dich verstehe.

Dom Pedro. Ich sage dir, Sultan von Circassien: mich schickt der Unfehlbare, dir und deinem Volke den Weg zum Himmel zu zeigen.

Sultan. Der Weg dahin ist zu weit und zu windig; mein Circassien liegt auf dem Erdboden, nicht in der Luft, wie der Mond. Deinen Unfehlbaren kenne ich nicht — ich bin es hier selbst. Er wendet sich von ihm.

Dom Pedro sagte vor sich in heiligem Grimme:

„Diese Ketzerey sollst du der Kirche und dem Unfehlbaren büſsen; ich will dich erleuchten, wie ich dich zum Hahnrey gemacht habe, und du sollst noch zitternd zu meinen Füſsen liegen.“

Orancia fragte die Philosophen, was sie wüſsten.

Einer nahm das Wort:

„Wir sind, Sultan von Circassien, die den Verstand des von Natur rohen Menschen erleuchten, ihn mit sich selbst, mit den Dingen auf der Erde, in der Erde und über der Erde bekannt machen; ihn die einzige wahre Tugend lehren, die in der Wahl der besten Mittel zu den besten Endzwecken besteht. Ohne uns lebt der Mensch aus bloſsem thierischen Triebe, und ist tugendhaft ohne Verdienst.“

Sultan. Und wie nennt man Euch?

Der Philosoph. Philosophen, Weise.

Sultan. Narren mögt Ihr mir seyn! Kenn' ich mich etwa nicht? Bin ich nicht Sultan von Circassien? liebe alles, was Athem hat, und thue keinem wehe? Weiſs ich etwa nicht, was über mir, um mich, und unter mir ist? Die Sonne, die uns leuchtet, die Erde, die uns ernährt, und meine guten Circassier, die ich alle liebe, wie sie mich lieben. Das ist alles nichts, und Ihr vertreibt mir wahrlich den Kitzel nicht, über den ich mich beklage.

„Der Weise nur ist König,“ sagte der Philosoph, und fuhr, in sich brummend, fort:

„Ungeleckter Bär! ich will dich unter das Joch meines Systems bringen, du magst dich auch geberden, wie du willst!“

„Und was ist dieses da für eine Mummerey?“ sagte der Sultan, indem er auf das merkwürdigste Stück der Gesellschaft deutete.

Wirklich war die Erscheinung etwas Auſserordentliches.

Die guten Teutschen hatten, da sie die äuſsersten Gränzen Circassiens erreichten, aus Menschenliebe und aus der nur ihnen eignen Weltbürgerschaft, den kategorischen Imperativ zum Heil der ungesitteten Völker ein wenig in die Wildnisse des Kaukasus geführt, und indessen daselbst ihr Wesen und Geschäft ganz ruhig angefangen. Die edeln Menschenfreunde wollten die kostbare Zeit nicht unnütz in der Hauptstadt zubringen. Als aber jetzt der Ruf von dem plötzlichen Kitzel der Wiſsbegierde des Sultans erscholl, und der Befehl zu erscheinen auch an sie gelangte, waren sie in der peinlichsten Lage; und wahrlich nie befanden sich Philosophen in gröſserer Verlegenheit.

Doch merke wohl auf, und bewundre mit mir, wie genialisch und muthig sich meine Landsleute aus dieser Verlegenheit gezogen haben, wie sie es anfingen, den abwesenden kategorischen Imperativ in seiner ganzen Erhabenheit und Originalität dem Sultan zu produciren! Wahrlich, die gesammte Geschichte der Philosophie hat kein glänzenderes Ereigniſs aufzuweisen.

Nachdem sie einige Zeit traurig zusammen gesessen hatten, überfiel sie plötzlich der Geist der Erfindung, der, wie du weiſst, dieses gute Volk besonders begünstigt. That folgte der Eingebung.

Es war schon spät in der Nacht. Sie machten sich auf, zerstreuten sich, nach genommener Verabredung in der Stadt, kauften eine Ladung Schaffelle zu feinem Pergamente verarbeitet, Nadeln, Zwirn, Pappe, Seidenzeug, Farbe, Sprachrohr, Leim und alle übrigen kleinen Bedürfnisse, die sie zum groſsen Werke nöthig hatten. Als sie nun nach Hause zurückgekommen waren, theilten sie das vorhabende Werk nach den verschiedenen Fähigkeiten eines jeden ab, schnitten, zerrten, nähten, klebten, mahlten die ganze Nacht durch; und die aufgehende Sonne beschien eine gar herrliche, groſse Menschenfigur, deren Anblick und kunstreiche Vollendung ihre Schöpfer hoch entzückte. Und ihr Entzücken war gegründet. Denn da diese menschliche Figur ohne Sehnen, Nerven, Fibern, Galle, Leber, Drüsen, Herz, Blut, Zellgewebe, Zwerchfell, Nieren und Schamtheile war, so stellte sie den kategorischen Imperativ wahrer, vollkommner und erhabener dar, als man ihn bisher, selbst auf teutschem Boden, seinem mütterlichen Lande, gesehen hatte. Sein glattes, glänzendes, schön gemahltes Gesicht glich der Seite, welche uns die aus dem Bade steigende Liebesgöttin zeigt. Es war so leer von allem sinnlichen, irdischen, thierischen, leidenschaftlichen Ausdrucke, daſs auch nicht die geringste Spur von Lust, Unlust, Furcht oder Hoffnung auf demselben zu sehen war. Und hätte es nur der groſse, physiognomische Seher Lavater erblickt, er würde es uns gewiſs in seiner Entzückung als das höchste Ideal der Engelreinheit und Göttererhabenheit in seinem dicken Bilderbuche aufgestellt haben.

So stand das herrliche Bild noch in seiner Nacktheit von der Morgenröthe schön erleuchtet da; aber nachdem die Schöpfer sich und ihr Werk lange genug bewundert hatten, behängten sie es mit einem seidnen Mantel, den sie des Wohlstands wegen um seine Hüften schlugen, ob es gleich die unschuldigste Ansicht von der Welt gewährte. Als endlich die Stunde vor dem Sultan zu erscheinen gekommen war, kroch einer der dünnsten Schüler unter den Mantel; und dieser hatte den Auftrag, vermittelst eines Sprachrohrs durch den Obertheil des Hauptes zu reden, damit doch einmal die Gebote aus dem wahren Sitze des allgemeinen Gesetzgebers erschallten, ohne daſs er den thierischen Mund dazu brauchte. Da sich der dünne Schüler einige Stunden geübt hatte, und die höheren Meister mit der Hauptprobe zufrieden waren, so wanderten sie muthig und stolz an den Hof.

Kaum hatte jetzt der Sultan seinen Wunsch geäuſsert, so trat der beredteste hervor, und sprach:

„Allergröſster! Allergewaltigster! hohe sultanische Majestät! Gnädigster Herr! Herr! Mächtigster, berühmtester Monarch im Orient!

„Wir sind Teutsche, wie du wohl an den Titeln, die wir dir geben, und der Art, wie wir uns dir nahen, abzusehen geruhen wirst.

„Wir sind das allerfleiſsigste, allerordentlichste, allergeduldigste Volk der Erde. Daſs wir auch das allertugendhafteste sind, wird dir sogleich einleuchten. Keiner bestreitet uns, daſs wir es allen Völkern der Erde an Tiefsinn, Gelehrsamkeit, Kunstfleiſs und Bücherschreiben zuvor thun. Auf das letzte haben wir freylich vorzüglich Recht, da wir Erfinder der Buchdruckerey sind, die wir die Ehre haben werden, dir, allerdurchlauchtigster Monarch, vorzustellen.

„Aber durch diesen hier übertreffen wir alle die verstorbenen und noch lebenden Weisen der Welt. Darum, groſser Monarch, geruhe ihn mit Aufmerksamkeit anzuhören, und sieh, was wir, die Schüler, aus dem Werke unseres groſsen Meisters gemacht haben. Versage ihm darum deine Achtung nicht, weil er keinen Bart hat; er ist noch jung, und erst kürzlich gezeugt. Gleichwohl siehst du, daſs er unter unsrer Zucht gut fortgekommen ist; und wenn du geruhen wirst, ihn zu pflegen, so wird er bald das thätige, wirksame, männliche Alter erreichen, und dann wird ihm der Bart gewiſs wachsen.“

Als nun der Redner mit einer tiefen Verbeugung geendigt hatte, stieſs der dünne Schüler unter dem Mantel stark in das Sprachrohr, und es erscholl durch den Saal in kräftigem, gebieterischem, doch etwas dumpfem Tone, aus dem leeren, pergamentnen Haupte:

„Ich bin der kategorische Imperativ!

„O, Ihr Circassier! und o, alle Ihr Bewohner der Erde! handelt so, daſs die Maxime Eures Willens jederzeit zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne."

Die Circassier erschraken gewaltig über den trocknen, gebieterischen, dumpfen Ton, den die seltsame Figur durch das Haupt von sich gab, ohne den Mund zu öffnen. Aber der Sultan hielt die Ohren zu, und schrie so gewaltig, daſs sich die Flügel des goldnen Hahns über seinem Haupte bewegten, und die mausfarbene Feder eben dieses Hahns sich auf seinem Turban bald bog, bald empor hob:

„Weg! Weg mit dem Gespenste! weg mit der häſslichen Zauberey!"

Und der vorige Redner trat bescheiden hervor:

„Ey, hohe Majestät, dieses ist weder ein Gespenst, noch eine Zauberey; es ist, wie er selbst gesagt hat, der kategorische Imperativ. Da der wahrhafte in unserm glücklichen Vaterlande herrscht, und sein mitgebrachter Schatten in deinem Lande herumzieht, so haben wir diesen durch teutsche Art und Kunst körperlich durch Schaſsfelle, zu Pergament verarbeitet, dargestellt, und er ist darum kein Haar schlechter, als der echte. Bedenke, daſs wir ihn in einer einzigen Nacht hervorbrachten; und gleichwohl wagen wir zu sagen, daſs ihn auch die geschicktesten Nürnberger Künstler nicht in einer einzigen Nacht so vollkommen hätten zusammenpappen können. Doch, was thut ein Teutscher nicht, allergnädigster Sultan, die wahre und einzige Tugend auf dem Erdboden herrschend zu machen! Geruhe nur ihn anzuhören."

Abermals begann nun die Gestalt:

„Ich bin, wie gesagt, der kategorische Imperativ. Ich trockne allen thierischen und sinnlichen Reitz in dem Menschen auf, benehme ihm alle niedern Triebe zur Glückseligkeit, reinige sein Herz von allem Leidenschaftlichen, tödte die gefährlichsten Feinde der Tugend, Furcht vor Strafe, und Hoffnung auf Lohn, und setze die kalte, abwägende, despotische Vernunft auf den Thron, den diese ewige Gesetzgeberin in der Mitte des flüssigen, kalten, morastischen Gehirns sich selbst auferbauet hat. Ich mache schon auf dieser Erde den sinnlichen, thierischen Menschen zu seinem eignen Sultan, zu seinem eignen Gesetzgeber, und jeden durch seine Vernunft zum Sultan und Gesetzgeber des ganzen Menschengeschlechtes. So wird durch mich die unermeſsliche, moralische Welt eines jeden Reich und Herrschaft, und so mache ich Euch Alle zum Sultan über Euch — und jeden von Euch, vom Bettler bis zum Gröſsten, zum Sultan über Alle."

Sultan. He! was würde dann aus mir werden, wenn alle Circassier Sultane würden?

Der kategorische Imperativ. Herr, so bald einmal meine Herrschaft anerkannt ist und allgemein ausgeübt wird, wie es in meinem Vaterlande zu beginnen scheint, so bedürfen die Menschen keines sinnlichen Sultans mehr: denn sie leitet der geistige und moralische; alle Ungerechtigkeiten und sonstige Bosheiten hören gänzlich auf. Du verlierst nur die Herrschaft über Thiere, und regierst durch mich, vermöge deiner bloſs von mir bestimmten Handlungs-Maximen, über alle Geister der Erde. So übergebe ich dir ein unermeſsliches Reich für ein beschränktes.

Sultan. Das überlasse ich dem, der diese Geister geschaffen hat, und begnüge mich gern mit der Herrschaft über die Thiere, die ich mit keinem theile. Ach, hätte ich Armer kein Herz, ich wäre ja gar nichts. Sieh, ich liebe diese Thiere, und diese Thiere lieben mich; auch fürchte ich sehr, dieses möchte ganz zwischen uns aufhören, wenn du in meinem Circassien herrschend würdest. Doch, mein Lieber, dessen Name für meine Zunge zu schwer ist, es wird doch wohl alles so fortgehen, wie bisher; aber zur Seltenheit will ich dich doch als ein besonderes Kunstwerk aufbewahren.

Also auch von dir hätte ich nicht gelernt, was ich eigentlich gern wissen möchte! —

Die guten Teutschen traten, etwas verlegen, doch ohne allen Groll, zurück; sie hatten sich in ihrem Vaterlande längst im Dulden und Hoffen geübt.

Die Circassier aber sagten unter sich:

„Seitdem unser Sultan die mausfarbene Feder auf seinem Turban trägt und ein Hahnrey geworden ist, hat er Verstand wie eine Fee, und spricht wie ein Wahrsagergeist.“

Und wirklich, wenn die Fee Morena, des Reiches milde Beschützerin, nicht im Spiele gewesen ist, so beweisen Orancia's jetzige und folgende Reden, daſs ein Sultan gar wohl Verstand haben kann, wenn er den Muth, oder, was eben so viel sagen will, die Erlaubniſs seiner Hofleute, dazu hat!

Orancia wendete sein Angesicht nun gegen einen hagern, bleichen Italiäner, und sagte:

„Du wirst es mir sagen, denke ich. Rede, was will ich wissen?“

Italiäner. Die Wissenschaft der Sultane, die nur ich dich lehren kann.

Alles, was diese da Eurer Majestät sagen mögen, liegt auſser Ihrem Wege und Wirkungskreise, und dient zu nichts, als Sie darin zu stören.

Ich lehre den scharfen Blick, das Verhältniſs eines Staats gegen den andern auf einmal zu durchschauen.

Ich lehre, wenn es der Vortheil Eurer Majestät ist, den Frieden gegen alle Verträge mit Ihren Nachbarn zu brechen, und im geltenden Augenblicke den Krieg zu enden.

Meine Wissenschaft zeigt, wie, wann und mit wem man Bündnisse schlieſsen, und die Verbündeten nach erreichter Absicht sitzen lassen muſs; alle Beschönigungsgründe, meinen Nachbar anzugreifen, wenn er sich nicht vertheidigen kann, um ihm das zu nehmen, was zu meiner Vergröſserung nöthig ist; Uneinigkeiten in benachbarten Staaten zu stiften, und schiefe, verderbliche Anschläge durch bestochene Kreaturen an den Höfen für Weisheit anzubringen.

Ich lehre, was der Mensch dem Sultan ist: ein Werkzeug, dessen er sich bedient, wie und wozu er will; und über diesen Punkt will ich Eurer Majestät meine Bemerkungen über die europäische Geschichte mittheilen.

Ferner lehre ich die Kunst, durch diese da — Auf die Financiers und Zollverständigen zeigend. — die Kasten der Unterthanen zu leeren, und ihnen das zu nehmen, wodurch sie ungehorsam, keck und üppig werden könnten.

Ich lehre die Sultane, sich über die Vorurtheile andrer gemeiner Sterblichen zu erheben, und alle bürgerlichen und unedlen Empfindungen mit Füſsen zu treten.

Durch mich lernt der Sultan den Werth eines Menschenthieres genau bestimmen, und es recht zu seinen Zwecken gebrauchen, so lange es Kräfte, Athem und Leben behält.

Ich lehre die wichtige Kunst, sich zu verstellen, zu weinen, wenn man lachen, und zu lachen, wenn man weinen möchte; einen Feind mit Liebkosungen zu berücken, und einen Freund so lange zu nutzen, als wir seiner bedürfen. Kurz, durch mich —

Orancia fuhr von seinem Throne auf, und feuriger, als man ihn in seinem Leben gesehen hatte, rief er:

„Bey dem goldnen ahne meiner Väter, der mich mit seinen schützenden Fittigen deckt! dieser Mensch ist nicht vom Weibe geboren, und ihm lächelte keine Mutter in das Angesicht!“

Dieses Spruches bedienten sich die Circassier, wenn sie einen gefährlichen Menschen beschreiben wollten. Er fuhr fort:

„Ihr in Eurem Lande scheint die Künste und Wissenschaften zu besitzen; wir aber in Circassien das, was mehr werth ist, Wahrheit, Menschenliebe und Gerechtigkeit. Und wiſst Ihr, was die Tugend ist, so thun wir, was Ihr wiſst. Trage deine gefährliche Wissenschaft in dein Vaterland zurück; in diesem Boden taugt sie nichts!“

Die Circassier sagten nochmals:

„Seitdem unser Sultan die mausfarbene Feder auf seinem Turban trägt und ein Hahnrey geworden ist, hat er Verstand wie eine Fee, und spricht wie ein Wahrsagergeist.“

Der Politiker sagte für sich:

„Du sollst die Wirkung meines Geistes empfinden, und ich will dich unter den Fittigen deines Hahns ängstigen, daſs kalter Todesschweiſs von deiner Stirne träufen soll.“

Trotz der Empörung des Sultans, traten die Zollverständigen und Financiers doch hervor; sie kannten den Werth ihres Gewerbes zu gut, als daſs sie an einer solchen Stelle hätten schweigen können.

Einer der Zollverständigen. Wir, Monarch, sind die Quellen der Reichthümer des Throns. Wir setzen uns an den Thoren, den Wegen, den Häfen fest, und lassen keinen vorüber, der dir nicht einen Theil von seinem Erwerb abgiebt. Wein, Brot, Schafe, Rinder und Geflügel, alles was sie erzeugen, alles womit sie handeln, was sie essen und trinken, und womit sie sich kleiden, müssen sie mit dir theilen; und damit dich keiner betrüge, so muſst du Galgen im Lande aufbauen lassen, daſs man sogleich einen jeden daran hänge, der dieses Verbrechen zu begehen wagt.

Ein Financier fiel ein:

„Sind diese da Quellen des Reichthums, so sind wir Ströme des Überflusses, Sultan von Circassien. Diese da nehmen zwar nach allem Recht einen Theil von dem Erwerbe deiner Unterthanen für dich; wir aber gehen weiter: wir machen die Person deiner Unterthanen, sie sey stark oder schwach, verkrüppelt oder gesund, Mann, Jüngling, oder Greis, zu einem lebendigen Stocke des Gewinstes für dich, und das bis an seinen letzten Athemzug, ja noch über seinen letzten Athemzug hinaus. Mit Hülfe dieser unsrer Untergeordneten und von uns Erzeugten, lassen wir dem Menschen gerade so viel übrig, als zu seiner Fortdauer höchst nöthig ist. Wir verschaffen den Sultanen Ansehen, Gewalt und Mittel sie zu zeigen. Ohne uns sind sie nichts; nur durch uns erhalten sie Daseyn und Glanz. Wir öffnen ihnen die Bahn des Ruhms, und den Tempel der Unsterblichkeit. Wir machen, daſs sie ernten, wo sie nicht gesäet haben — wir verschaffen ihnen Gold, und nur durch uns können sie ihre Unterthanen und ihre Nachbaren unterjochen."

Der Sultan glühte. Er stampfte auf den Schemel seines Throns, und rief:

„Bey dem Hahne meiner Väter! Mein Herz ächzte bey Euren Worten; und wär' ich nicht der gutmüthigste Mann meines Reiches, ich weiſs nicht, was ich Euch anthun würde. Was denkt Ihr aus mir zu machen? Bey der Sonne, der Ernährerin Circassiens! Ihr seyd keine Menschen. In Eurem Lande müssen keine Frühlingslüfte wehen, keine Vögel singen und keine Blumen blühen. Eure Felder müssen Steine tragen, so hart, wie Euer Herz; Eure Weiber und Mädchen, ja Eure Mütter selbst, müssen die Liebe nicht kennen, und Euch nie freundlich anlächeln. Euer Schlaf muſs ohne Träume seyn; Ihr müſst keine Musik haben, nie lachen, und Eure Sultane müssen erbärmlich arm seyn, oder es sehr übel mit Euch meynen. Lehrt mich die Kunst, meine Circassier reicher und vergnügter zu machen, und ich will Euch an dem schwülsten Tage des Jahrs einen nach dem andern um den Pallast des goldnen Hahns tragen, der noch einmal so groſs ist, als der meinige.

„Geht! geht! Ihr seyd keine Menschen, und gewiſs haben Euch jene bösen Geister gezeugt, wovon die Ammen uns erzählen!“

Die Zollverständigen und Financiers traten zurück, und sagten:

„Unwissendes Thier, wir wollen dir zeigen, was wir sind!“

Die Komödianten producirten sich, und stellten dem Sultan einige Scenen eines Trauerspiels vor, das sich um Verbrechen drehte, wovon man noch nie in Circassien gehört hatte; und es war um so auffallender, da die spielenden Personen gekrönte Häupter und die Ersten des Volkes vorstellten.

Sultan. Diese Leute sind gewiſs aus dem Lande derer da! — Er deutet auf den Politiker, die Zollverständigen und Financiers. — Ich erkenne sie recht gut; ihr Thun gleicht dem, was diese sagen.

Der Sultanin aber gefiel ihr Spiel ungemein; denn sie war durch Dom Pedro schon auf den Inhalt des Trauerspiels vorbereitet.

Nun drängten sich die Künstler, Ärzte und Übrigen hinzu; aber Orancia rief:

„Genug! Da Ihr mir nicht sagen könnt, was ich wissen will, so hört mich nun an.

„Ihr guten Leute, Weisen, Christen, Europäer, Philosophen, und wie Ihr sonst heiſsen mögt — je länger ich Eure Gedanken anhöre, je mehr ich den mir bisher ganz fremden Ausdruck Eures Innern auf Eurem Angesicht betrachte, desto mehr und gewisser glaube ich, daſs unser Gott unmöglich auch der Eurige seyn kann. Der unsrige ist mild, gut und weise; und so suchen auch wir zu seyn. Entweder kennt er Euch nun gar nicht, oder hat Euch einem tollen, bösen, ränkevollen Wesen übergeben, das Euch zwar mit allen Künsten und Wissenschaften ausrüstet, dafür aber auch Euch alles das genommen hat, was uns in Circassien zu glücklichen, zufriedenen und auch guten Menschen macht."

Dom Pedro. Sultan, du sprichst Ketzerey vor dem auserwählten Volke — du sprichst vom Teufel, und der Teufel durch dich!

Sultan. Ich spreche von Eurem Gott, und du magst ihn nennen, wie du willst; auch spreche ich nur deshalb so von ihm, weil Ihr böse seyd: denn wir kennen ihn hier nicht. Ich sage Euch, Ihr seyd noch verderbter durch die Vernunft, die jenes Gespenst zu Eurer Gesetzgeberin machen will oder gemacht hat, als durch Euer Herz, das jene nun ganz auftrocknen will: ich aber rathe Euch, es ein wenig anzufrischen.

Jetzt wollte sich der Sultan erheben; aber die teutschen Poeten und Geschichtschreiber warfen sich ihm mit der Druckerey in den Weg, stellten sie ihm vor, und erzählten ihre Geschichte und Wirkung.

Sogleich trat Dom Pedro hervor, faſste einen Mönch an der Hand, und sagte zu dem Sultan:

„Ja, Herr, dieses ist die Druckerey — doch hier hast du das Gegengift — die Censur!“

„Und was habt Ihr da?“ fragte Orancia die guten Teutschen.

Poeten und Geschichtschreiber zugleich. Deine Thaten und Tugenden, gereimt und prosaisch.

Sultan. Ich habe keine Tugenden, und habe keine Thaten gethan.

Poeten und Geschichtschreiber. Wir kennen schon die Bescheidenheit der Sultane; und du müſstest keiner seyn, wenn du uns Lügen straftest.

Die teutschen Poeten und Geschichtschreiber lasen ihm nun mit aller Gewalt, und alle zusammen, die prächtigsten Beschreibungen seiner Thaten und Tugenden vor.

Der Sultan wendete sich während des Lesens oder Geschreyes auf seinem Throne in vieler Unruhe hin und her. Ehe sie noch endigten, weinte er laut, und sagte schluchzend:

„Ach, nun ist es ganz aus mit uns! „Von nun an wird man nur Tugenden und Thaten, die wir weder ausgeübt noch gethan haben, an uns rühmen, damit wir uns nicht bemühen, sie wirklich auszuüben oder zu thun; oder man wird uns durch diese Lobeserhebungen zu Tugenden und Thaten reitzen, welche die Circassier und ihre Sultane für immer unglücklich machen müssen.“

„Armes, armes Circassien! was wird nun aus dir werden, da diese den gefährlichsten Weg zu dem Herzen eurer Sultane gefunden haben! Wehe! wehe!“

Die Circassier waren bey dieser Prophezeihung wirklich gerührt, und sagten nochmals unter sich:

„Seitdem unser Sultan die mausfarbene Feder des goldnen Hahns auf seinem Turban trägt, und Hahnrey geworden ist, hat er Verstand wie eine Fee, und spricht wie ein Prophet!“

Und nachdem Orancia seine Augen abgetrocknet hatte, sah er sich noch einmal in der Versammlung um. Er erblickte unter dem Haufen beynahe ganz versteckt, ein Gesicht, das ihn mit aller Freundlichkeit und Vertraulichkeit anlächelte. Er winkte ihm; und als das freundliche Gesicht hervorgetreten war, sagte Orancia:

„Was weiſst du denn, kleiner, runder, freundlicher Mensch? Und wer bist du?“

Das freundliche Gesicht. Ich bin ein Trubadur aus der Provence — das ist alles. Eigentlich weiſs ich nichts, Eure Majestät. Ich kann ein lustiges und zärtliches Liedchen reimen, in die Harfe singen, ein kurzes Mährchen langweilig erzählen, einen traurigen Menschen fröhlich, einen lachenden traurig machen, und spiele noch lieber Schach, als ich alles dieses thue.

Sultan. So folge mir; nur du bist mein Mann!

Der Sultan ging, ohne die Versammlung eines Abschiedsgruſses zu würdigen; er unterlieſs dieses nicht aus Verachtung, sondern weil das Verlangen ihn spornte, den eben gefundenen neuen und freundlichen Schachgesellen näher kennen zu lernen. Er führte ihn gerade an das Schachbret, und der Premier muſste beobachten. Der Spott und Hohn der Weisen folgten ihm; aber die Sultanin lieſs sie näher treten, und sagte zu Dom Pedro:

„Sie wollte von ihm den Weg zum Himmel kennen lernen.“

Zu dem Italiener:

„Die Kunst, Circassien zu regieren.“

Zu den Komödianten:

„Was sie ihr zeigen wollten.“

Zu den Philosophen:

„Alle Tugenden!“

Dem kategorischen Imperativ sagte sie kein Wort. — Als sie an ihm vorüberging, blickte sie zwar nach ihm; da ihm aber in diesem Augenblicke der Mantel von der Hüfte zurückfiel, und sie seine ganze Nüchternheit gewahr ward, so wendete sie sich mit Abscheu und Ekel von ihm weg. Die guten Teutschen verbeugten sich gleichwohl bis auf die Erde.

Die Hofleute thaten der Sultanin obige Gelübde nach, und sagten von ihrem Sultan: „Er wird wohl bleiben wie er ist, und nie ein Weiser werden.“

Das Volk aber sprach den Klügern nach: Unser Sultan hat, seitdem er ein Hahnrey ist, Verstand wie eine Fee.“

ZWEYTES KAPITEL.

Sophiens gefährliche Entdeckung aus Gewissensdrang.

Dom Pedro fuhr fort der Sultanin den Weg zum Himmel nach seiner Art zu zeigen, und ihr den Sultan so unerträglich und verhaſst, als möglich, zu machen. Die übrigen Ausländer, groſs und klein, thaten in den Häusern, wo man sie aufnahm, ein Gleiches, und die guten Circassier fühlten ein geheimes Weh, das bald ein öffentliches und allgemeines wurde.

Die Prinzen und Ritter hatten schon einigemal den Sultan zur Erfüllung seines Wortes aufgefordert, und drangen endlich sehr heftig darauf: er sollte den Tag bestimmen, an welchem sie die schönste Prinzessin der Welt sehen könnten, und sie dann einen von ihnen zum Gemahl erwählen möchte.

Der gute Sultan Orancia sagte: es läge nur an ihnen, daſs es nicht schon lange geschehen sey; bestimmte den Tag, und setzte seine Gemahlin in die gröſste Verlegenheit.

Während der Sultan den Prinzen und Rittern Audienz gab, hatte Dom Pedro eine Visite, wodurch er alle Anschläge des Sultans zu zernichten, und alle Wünsche der Sultanin, selbst die kühnsten, zu befriedigen hoffte.

Es war Sophie, die Gespielin der Prinzessin in dem Pavillon, welche ihm diese Visite machte.

Die Rolle des Mönchs war viel zu glänzend geworden, als daſs er verborgen bleiben konnte; und trotz Einsamkeit und Stille, erscholl doch sein Ruf in dem Pavillon der Prinzessin. Auf Rose machte es nicht den geringsten Eindruck; aber Sophie konnte den Wunsch ihres frommen Herzens, den groſsen Mann und ihren Glaubensgenossen einmal zu sehen, nicht unterdrücken. Also ging sie zu dem Mönch, von dem das Gerücht so viel zu sagen wuſste, und gab sich bey ihm als ein Mitglied seiner Kirche an, das wunderbare Begebenheiten und traurige Abentheuer in dieses Land verschlagen hätten.

Dom Pedro nahm sie nach einiger Prüfung in den Schooſs der Kirche auf; und nachdem er sich hinlänglich von ihrer eigenen Geschichte unterrichtet hatte, legte er sich auf Kundschaft über Rose, ihr Leben, Thun und Betragen.

Sophie ergoſs sich in ein groſses Lob über Rosens Güte und Unschuld, und sprach so herzlich von ihr, daſs Dom Pedro nicht unterlassen konnte, die Anmerkung zu machen:

„Man höre ihr wohl an, daſs sie so lange unter Abgöttern, Ketzern und Ungläubigen gelebt habe, von ihnen angesteckt sey, und für Tugend halte, was nur ein trügrischer Schein sey, worunter gewiſs die Prinzessin geheime Laster verstecke. Ob man sie in ihrem Vaterlande so schlecht in dem Glauben unterrichtet habe, oder ob ihr wohl gar entfallen sey, daſs Menschen, die auſser dem Schooſse der Kirche lebten, gar keine Tugend besitzen könnten — daſs menschliche Tugenden bloſs Gleiſsnerey, oder nur etwas schimmernde und blendende Laster wären? Er wünsche darum zu ihrem eigenen Seelenheil, daſs sie Rose verlassen, und sich zu der Sultanin begeben möchte, die er schon auf bessere Wege gebracht hätte. Und sey ihr sein Wunsch nicht genug, so befehle er es ihr in dem Namen des Unfehlbaren, der ihn als Bekehrer dieses blinden, heydnischen Volkes abgesandt habe."

Durch diese Anmerkungen und Drohungen erreichte der Mönch alle seine Zwecke, deren er eben so viele hatte, als er Bedeutungen in seine Worte legte.

Furcht und Glaube überwogen in Sophiens zerknirschtem Herzen bald die Anhänglichkeit an Rose, und verbreiteten vor ihren Augen ein ganz anderes Licht über die Handlungen des Götterkindes.

Sie gestand jetzt:

„Daſs sie eigentlich an Rosens Aufführung gar nichts zu tadeln fände, es sey denn ihre gar zu starke Neigung zur Musik, und zu einem schönen Jüngling, der gleich einem Engel sänge, und eben so die Laute spielte. Wäre dieſs aber ein Verbrechen, so fände auch sie sich dessen schuldig, und es würde ihr sehr wehe thun, diesen Jüngling nicht mehr zu sehen und singen zu hören.“

Hierauf überlieſs sie sich dem Strome der Beredtsamkeit des weiblichen Herzens, und machte eine solche Beschreibung von Fanno, daſs die Augen des Mönches entbrannten. Er wuſste aber dieser Gluth eine ganz andere Wendung zu geben, sprang heftig auf, und schrie:

„Ich sehe nun das sündliche Leben der Prinzessin ein, und es ist ein Werk des Himmels, der dich zur Rettung deiner Seele aus diesem abscheulichen Leben zu mir geführt hat.“

Die gebeugte und zermalmte Sünderin muſste ihm hierauf das ganze Leben des Pavillons erzählen, wobey seine Sinne immer mehr entbrannten, und sein Mund immer mehr Verdammung ausspie.

Er fragte weiter:

„Wer dieser Jüngling wäre; warum ihn Rose vorzüglich liebe, da Musik allein kein Grund zu einer solchen Neigung sey; ob der Sultan und die Sultanin darum wüſsten.“

Sophie mochte ihn von Rosens Unschuld versichern, wie sie nur wollte, von den Gebräuchen dieses Landes vorbringen, was sie nur wuſste: nichts befriedigte Dom Pedro. Da sie immer seinen heftigern und drohendern Nachforschungen auf keine Weise mehr ausweichen konnte, so rettete sie sich dadurch aus der Verlegenheit, daſs sie ihm das Geheimniſs des Pavillons mittheilte, den Raub des goldnen Hahns nebst seiner Entzauberung erzählte, und dann hinzusetzte: „sie glaube, diese kühne That habe die Neigung der Prinzessin zu dem Jünglinge vermehrt.“ Sophie dachte, diese ganze Geschichte würde für den Mönch ohne die geringste Bedeutung seyn; sie betrog sich aber: er, der schon alle Kenntnisse darüber eingezogen hatte, sah in dieser Geschichte den Sieg über Circassien und den völlig entschiedenen Triumph seiner Kirche.

Beben und Abscheu schienen ihn plötzlich zu ergreifen. Im glühendsten, wildesten Eifer schrie er:

„Unglückliche! Dieſs ist Zauberey! dieſs ist das Werk der Hölle!“

Sophie war einer Ohnmacht nahe.

Dom Pedro griff in den Weihkessel, besprengte sie, und sprach die Formel des Exorcirens aus.

Da aber Sophie das heilige Wasser vertragen konnte, so sagte er sanfter:

„Die Kirche hat dich gegen die Gewalt des Teufels geschützt, der sich dieser Heyden bemächtigt hat. Fliehe sie; ich nehme dich auf!“

Er übergab sie einem seiner Gehülfen, damit er an ihrem Herzen und ihrer Buſse arbeiten sollte, versprach ihr, sie noch denselben Tag bey der Sultanin einzuführen, und ging siegreich an den Hof.

Er fand die Sultanin in Bestürzung über den Entschluſs des Sultans, und nachdem er ihren Sinnen den gehörigen Trost gegeben hatte, fing er an, sie wegen der Zukunft zu sichern, doch mit der Bedingung, daſs sie sich ihm gänzlich überlassen, und den Glauben seiner Kirche aus allen Kräften befördern müſste. „Ohne dieses, Madam," sagte er drohend, „bleibt das Geheimniſs, wodurch ihnen allein zu helfen ist, todt in meiner Brust, und sie sind für dieses und jenes Leben verloren!"

Da er einmal den Schlüssel zu ihrem Herzen gefunden hatte, so war sein Wille der ihrige. Sophie ward ihre Vertraute; vorher aber muſste sie Dom Pedro auf eine Reliquie schwören, die Entdeckung des wichtigen Geheimnisses aus dem Pavillon der Sultanin zu verschweigen, an der Sultanin zu arbeiten, und ihm jeden Gedanken ihres Herzens zu offenbaren.

Dom Pedro wollte durch groſse, überraschende Schläge wirken.

DRITTES KAPITEL.

Antwort der Fee Morena. Orancia's Unwille. Er erfährt, was ein Hahnrey eigentlich ist.

Orancia saſs mit dem Trubadur am Schach, und der Minister stand an seiner Seite als Beobachter. Nie war Orancia glücklicher; denn so eben war er im Begriff, einen Mann zu besiegen, der ihm seit einigen Tagen nicht wenig zu schaffen machte, und für dessen Geschicklichkeit und Stärke er die allertiefſte Ehrfurcht fühlte.

Ach, seine Glückseligkeit ward durch die Rückkehr seiner Gesandten auf immer unterbrochen!

So eben wollte er den letzten Zug thun, seinem gewandten Gegner den Hauptschlag beybringen, und das triumphirende Matt! rufen, als die Gesandten in das Zimmer traten. Er hielt den Laufer im halben Wege auf, und theilte seine Aufmerksamkeit zwischen ihnen und dem über seinem Haupte schwebenden Siege.

Die Gesandten sprachen:

So spricht die Fee, deine Beschützerin:

„Ich habe mit Circassien nichts mehr zu thun; es ist meines milden Schutzes nicht mehr werth, seitdem es dem guten Geist entsagt hat, durch den es bisher glücklich war. Für die mausfarbene Feder, Sultan Orancia, bedanke dich bey dem gefährlichen Geiste, der einst den goldnen Hahn belebte; und ihm übergieb deine Geschenke!

„Sultan Orancia! du bist ein Hahnrey, wie viele deines Hofes und deines Reiches; und die Weissagung, die ich deinen Vätern ertheilt habe, geht in Erfüllung.“

Der Sultan schob den Laufer fort, rief Matt! Matt! sah dem Trubadur einen Augenblick siegreich ins Gesicht, riſs die fatale mausfarbene Feder von dem Turban, und sagte:

„Ist je ein Mann geplagter gewesen, als ich! Bey dem goldnen Hahne meiner Väter! ich begreife mich und die Fee nicht mehr. Lohnt es wohl der Mühe, daſs Ihr in dem Augenblicke, da ich über diesen Trubadur siege, eintretet, um mir zu sagen, was ich weiſs?

Weiſs ich es nicht, daſs ich ein Hahnrey bin? Sagt mir die Fee etwas Neues? Wollt' ich dieſs von ihr wissen? Es ist mir leid, daſs sie mich verläſst, und meine Geschenke ausschlägt — und ob ich gleich ihre Wohlthaten nie vergessen werde, so fühl' ich mich denn doch frisch und gesund, und habe diesen Augenblick einen Sieg davon getragen, desgleichen sich gewiſs keiner meiner entschlafenen Väter rühmen kann. Die Geschenke verwahrt nur, bis der kommt, von dem die Fee spricht. Man rufe mir indessen die weisen Ausländer; denn, ob ich gleich weiſs, daſs ich ein Hahnrey bin, so weiſs ich doch nicht, was ich eigentlich bin!"

Nach diesen Worten wendete sich der Sultan zu einer Gallerie, und der kleine, runde Trubadur trippelte hinter ihm drein.

Nie war Orancia schneller gegangen, und nie unverhoffter in die Zimmer der Sultanin gekommen.

Er hörte in einem Seitenkabinette Töne besondrer Art, sah den Trubadur an, und winkte ihm, zu lauschen. Der kleine, runde Trubadur legte sein Ohr an die Thür, lauschte, und sah durch das Schlüsselloch.

Orancia fragte leiser: „was geschieht darin? Warum lispelt oder näselt die Sultanin so sonderbar?"

Der kleine, runde Trubadur antwortete noch leiser:

„Eure Majestät, sie machen darin einen Hahnrey."

„Was sagst du? Nun, so werd' ich doch einmal dahinter kommen!" schmunzelte Orancia, bückte sich, und sah seine Gemahlin in einem Kampfe, den man ohne Zeugen kämpft.

Man zieht nicht schneller die Hand vom Feuer, als der Sultan seinen Kopf vom Schlüsselloche. Stumm, übergossen von Scham, zernagt, zerschlagen stand er da, und bedeckte sein glühendes Gesicht.

„O Trubadur! Trubadur! was habe ich gesehen!“

Trubadur. Eure Majestät haben gesehen, wie man einen Hahnrey macht.

Sultan. Das habe ich, Trubadur, und wollte, ich hätte es nicht. Ach, der Kitzel, der mich da quälte, wo, wie man sagt, dem Manne der Verstand sitzt, läſst nach, und ich weiſs, was ich wissen wollte. — Trubadur! was soll ich thun?

Trubadur. Machen Eure Majestät es nur, wie meine Landsleute.

Sultan. Und wie machen es die?

Trubadur. Sie beseufzen ihr Schicksal, ihre und ihrer Weiber Schwäche, und schleichen davon.

Der Sultan befolgte maschinenmäſsig diesen Rath, und kaum waren Beyde einige Zimmer durchgegangen, als sie die Wiederholung desselben Kampfes sahen. Die Fechtenden waren der Gehülfe Dom Pedro's, und Sophie, welche die Rolle als Schildwache der Sultanin vergessen hatte, oder sich die lange Weile der Rolle so zu vertreiben suchte.

Der Sultan sagte:

„Trubadur, lieber Trubadur! Deine Landsleute haben meinen Pallast zu einem Thiergarten gemacht. Was wird aus mir, was wird aus Circassien werden!“

Beyde gingen unbemerkt vorüber. Der Sultan eilte mit seinem Begleiter nach dem Garten, und die Thränen stürzten heiſs und häufig von seinen beschämten Wangen.

Immer rief er noch:

„Armes Circassien! einst unschuldiges, glückliches Circassien! — Unglücklicher Orancia, warum bist du nicht gestorben, bevor du wuſstest, was ein Hahnrey ist!“

Es giebt für alles Unglück Trost, und der Trubadur goſs ihn mit so vieler Weisheit und Freundlichkeit in die Wunde des Sultans, daſs er am Ende zwey Dinge von ihm erhielt: zu schweigen, und mit ihm an das Schach zurückzugehen. Aber zu heilen war das Übel nicht ganz; und es mag wohl von allen Wunden, die das Schicksal und seine Werkzeuge, die Menschen, uns schlagen, die einzige seyn, welche nie wieder zuwächst.

VIERTES KAPITEL.

Das Benehmen der Sultanin gegen ihren Gemahl beweist, wie sehr die Erleuchtung auf sie gewirkt hat.

Orancia war der Mann nicht, der den Kummer in seinem Herzen verschlieſsen konnte. Alles, was er empfand, Verdruſs und Freude, muſste heraus; dem Urheber derselben konnte er es gar nicht verhehlen. Er war so offenherzig, wie ein Kind; und das, was man Rache oder Tücke nennt, hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht empfunden.

Kaum war er daher mit der Sultanin allein, so verfiel er in seine vorige Schwermuth, und er konnte seine Gemahlin vor Scham, die er um ihrentwillen empfand, nicht ansehen. Die Sultanin merkte die Veränderung seines Zustandes recht gut; aber als eine erfahrne und schuldige Dame lieſs sie es sich gar nicht auffallen. Der arme Orancia zernagte sich indessen das Herz. Die Scham verbot ihm noch immer zu reden, und der Kummer schwellte seine sonst so freundlichen Augen.

Endlich gefiel es der Dame, ihn von seiner Marter zu erlösen; und kaum hatte sie ihn um die Ursache seines Kummers gefragt, so floſs auch schon die Geschichte, zwar mit edler Schonung und den seltsamsten Ausdrücken, aber doch mit der schmerzvollsten Beredtsamkeit, über. Er setzte endlich hinzu:

„Ach, ich weiſs nun freylich, was ich wissen wollte; aber das, was ich weiſs, und was ich gesehen habe, übertrifft alles Schreckliche, womit die Fee mich bedrohet hat. Wär' ich von auſsen ein Ungeheuer geworden, wie wir fürchteten, was schadete es? Mein Herz wäre noch im Innern gesund, und, Madam, etwas, das ich so den Augenblick nicht nennen kann, wäre noch unbefleckt und unverletzt. Ich versichre Sie, ich komme mir ganz unrein vor, seitdem ich dieses gesehen habe — und gewiſs sind meine Augen nicht mehr so hell, wie sie diesen Morgen waren; denn alles, was ich anblicke, scheint mir mit einer schmutzigen, widrigen Farbe überzogen zu seyn. Sie selbst, Madam, kommen mir so vor — sehen Sie doch in meine Augen, und sagen Sie mir, ob das Scheuſsliche, welches ich erblickt habe, Sie so sehr verändert hat."

Die Sultanin that ihm den Gefallen und sagte:

„Ich bemerke gar nichts, mein Lieber. Sie bilden Sich das nur ein; Ihre Augen sind gerade so, wie sie waren."

Sultan. Ach, ich wollte, es wäre so! Es muſs also von Ihnen herkommen.

Nun goſs sich sein gepeinigtes Herz in den rührendsten und zartesten Vorwürfen aus. Ich bin zweymal in groſser Versuchung gewesen, sie meinem Araber nachzuschreiben; da sie aber mit unsern Sitten und Meynungen so wenig gemein haben, so gar sittlich und naiv sind: so könnten des guten Orancia Worte bey uns nur lange Weile erwecken; und dieſs ist es ja, was wir am wenigsten ertragen können. Genug, sie sind äuſserst rührend, pathetisch, und hin und wieder, durch den Kontrast mit uns, gar erhaben.

Der Dame sank dabey das Haupt in den Arm. Sie hörte ihren Gemahl mit vieler Aufmerksamkeit an; und als seine Vorwürfe endlich gar durch ein mildes Lächeln allen Nachdruck verloren (denn nach der Art, wie er sie vorbrachte, konnten sie auf eine solche Dame gar keinen Eindruck machen), so blickte sie ganz munter auf (um es nicht hart auszudrücken), und sagte:

„Das wissen die Sonne und der goldne Hahn, ich bin nicht Schuld daran!“

Der Sultan, der, ob er gleich nicht wuſste, was er erwartete, doch auch dieses nicht erwartet hatte, fuhr erschrocken zurück, und stotterte:

„Wie, Madam, Sie sind nicht Schuld, da meine Augen Sie etwas thun sahen, was nie in Circassien geschehen ist? — Bin ich etwa Schuld?“

Sultanin. Es kann wohl seyn, daſs Sie Schuld daran sind; ich wenigstens bin es gewiſs nicht.

Nun lieſs sie erst den Schleusen ihrer Augen freyen Ausfluſs, und schluchzte dem gebeugten Sultan folgendes vor:

„Keine meines Geschlechts in Circassien ist unglücklicher als ich! Ich muſste der abscheulichen Weissagung einer Fee unterliegen, weil mein Gemahl und seine Unterthanen ein von ihr vertrautes Pfand nicht zu bewahren und zu bewachen wuſsten. Hätte die Unglück stiftende Fee uns Weibern den goldnen Hahn anvertrauet, so würden wir nie zur Strafe verdammt worden seyn, unsre Männer zu dem zu machen, was nun vermuthlich die meisten Männer Ihres Hofes sind, und die übrigen wahrscheinlich noch werden. Warum saſsen Sie still? Warum sitzen Sie noch still, und suchen Den nicht auf, der alles dieses Unglück über uns Arme, Unschuldige gebracht hat? Warum versöhnen Sie nicht die Fee durch die Bestrafung des Frevlers? Ich erwarte von Ihnen Trost in meinem Unglück; und statt dessen überhäufen Sie mich mit Vorwürfen, in dem Augenblicke, da ich des Lebens müde bin.“

Das Herz der Sultanin war ein vortrefflicher Lehrmeister geworden, und sie näselte dem Sultan so lange vor, bis er sich endlich vor die Stirne schlug, und ausrief:

„So bin ich denn ein Ungeheuer! ein Verunreiniger! ein Hahnrey! Und diejenige, die mich dazu gemacht hat, beweist mir, daſs ich Schuld daran bin, ja beweist mir es so, daſs mir gar nichts zu antworten übrig bleibt.“

Dieses ist nun ein Fall, worin sich viele seiner Brüder unter uns befinden.

Durch die Thränen der Sultanin strahlte bey diesen Worten ein spöttisches Lächeln, das aber Orancia für Ausdruck des Schmerzes hielt; und in dieser Täuschung nahte er der Dame mit seiner natürlichen Offenheit und Gutmüthigkeit, und die Dame lieſs es geschehen.

FÜNFTES KAPITEL.

Es wird abermals ein Divan gehalten, und das Gesetz gegen den Ehebruch gegeben. Dom Pedro klagt die Urheber des Unglücks an, das Circassien überfallen hat. Schrecklicher Ausspruch über Rose und Fanno.

Noch ehe Dom Pedro sich in den angesagten Divan begab, erhielt er einen Besuch von Sophien, die ihn von allem unterrichtete, was Tages vorher zwischen dem Sultan und der Sultanin vorgefallen war. Er lächelte und sagte:

„Alles läuft zum guten Ende! Mein Werk reift!“

Er begab sich nun zum Premier, vertraute ihm den Raub des Hahns, unterwies ihn, wie er dieses in dem Divan vorzubringen habe, und sein Auftrag war in guten Händen.

Bevor Orancia in den einmal angesagten Divan ging, hielt er mit den Circassiern über den schrecklichen Vorfall Rath. Kaum hatte er ihnen die Worte der Fee wiederholt und sie erklärt, als Schamröthe die Wangen der meisten färbte. Einer nach dem andern lispelte dem Sultan ins Ohr:

„Eure Majestät, auch ich bin ein Hahnrey!“

Der Sultan lächelte, so bekümmert er auch war; und sein Lächeln ist natürlich: denn ein Unglück, das man mit Vielen theilet, trägt sich leichter, wie der weise Araber hier sagt.

Was aber die Herren am meisten in Furcht setzte, war die Entdeckung, daſs die so unschuldigen Circassier selbst anfingen, an dem Hahnreymachen Geschmack zu finden, und einige es sogar laut bekannten. Es wurde nun zweyerley beschlossen:

„Die weisen Ausländer zu fragen, welche Gesetze und Strafen sie gegen dieses Übel, das in ihrem Lande so gemein wäre, hätten —

„Und alles anzuwenden, daſs der Räuber des goldnen Hahns entdeckt würde.“

Brauche ich zu erinnern, daſs der zweyte Punkt von dem Premier kam?

Der Sultan trat nun in den groſsen Saal, und setzte sich unter die Fittige des goldnen Hahns. Die Sultanin trat zu einer andern Thür herein, von einem Schwarme Gelehrter, Künstler, und ihrem Hofe begleitet. Der Sultan seufzte leise, als er sie sah; aber sie fühlte sich in der Erleuchtung, und ging mit stolzer, erhabener Stirn an ihm vorüber. Der kleine, runde Trubadur duckte sich, zusammengezogen, in einem Winkel des Throns, und strebte zu Zeiten, den Sultan aus seinem Kummer zu lächeln.

Orancia lieſs nun den Fall und die Fälle mit allen Umständen vortragen, und fragte die Ausländer um Rath und Hülfe.

Die Philosophen, welche zum ersten Mal die sonderbare Geschichte hörten, lachten über die Einfalt der Circassier, und sagten nach vielen Spöttereyen:

„Dieses sey ein nothwendiges Übel der Gesellschaft, so alt, wie das Menschengeschlecht, und könne ganz gut mit dem Rechte der Natur bestehen. Das Weib verlasse den Schwachen für den Starken, den Schlechten für den Besseren, den Dummen für den Gescheiten, und folge hierin ganz dem Triebe der Natur, der eigentlich nur durch sie — die Philosophen — gezügelt werden könne. Übrigens verliere der Mann ganz und gar nichts dabey; es finde sich im Gegentheil, nach genauer Untersuchung, daſs er gewinne.“

Orancia seufzte und schlug die Augen nieder, indem er sagte:

„Ich sagte Euch ja, daſs Ihr durch Euren Verstand schlechter seyd, als durch Euer Herz, und wundre mich gar nicht über Euer Thun, wenn ich Eure Wort höre.“

Der kategorische Imperativ hatte sich, trotz dem Unwillen des Sultans gegen ihn, doch in den Divan geschlichen; denn der gute, weltbürgerliche Teutsche läſst von einem Unternehmen nicht ab, wodurch er das Beste der Welt zu befördern hofft. Es erscholl durch sein hohles Gehirn:

„Nun, Sultan, wirst du klar einsehen, wie richtig das Princip ist, das ich aufstellte. Ich rief Euch Allen zu:

„Ihr Bewohner Circassiens! handelt so, daſs die Maxime Eures Willens jederzeit zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.

„Hättet Ihr dieses erwogen, so würde jeder von Euch, wenn er im Begriff stand, einen Andern zum

Hahnrey zu machen, sich erst gefragt haben: Wie, wenn nun das Princip der Handlung, die ich vorhabe oder unternehmen will, als allgemeine Gesetzgebung erkannt würde, was würde aus der Ehe, der moralischen Welt, was würde aus mir werden?

„Erhabener Monarch, noch ist es Zeit. Noch kannst du durch mich dem gänzlichen Verfalle der Sitten in deinem Lande zuvorkommen.“

Aber bevor Orancia sich erklärte, erhob Dom Pedro seine donnernde Stimme, und sprach Verdammniſs über die Philosophen und den heydnischen kategorischen Imperativ selbst aus. Er nannte letztern ein getünchtes Grab, ein glänzendes, stolzes Laster, das den Glauben der Tugend nachsetze, und durch etwas heilig und selig werden wolle, wodurch alle Heyden schon von der frühesten Jugend an der höllischen Verdammniſs entgegenstürben und gestorben wären.

Nun bewies er aus der Natur, der gesellschaftlichen Ordnung, der Vernunft, den Gesetzen, der Offenbarung, den Satzungen der Kirche, den Beschlüssen der heiligen Koncilien: „daſs dieses das allerschrecklichste Verbrechen sey, womit sich ein Mensch besudeln könne; daſs dadurch die weisesten, vortrefflichsten Anordnungen der Vorsehung zum Glück der Menschen, zum Heil und der Blüthe der Staaten, und zur Fortdauer der Gesellschaft zerrüttet würden. Dieses Laster, sagte er, ziehe alle übrigen nach sich, und öffne allen Unordnungen Thor und Thür. Circassien, wofern es sich nicht in den Schooſs des Unfehlbaren flüchte, und durch heilsame, wirkende Gesetze und zu fürchtende

Strafen diesem Übel zuvorkomme, müsse nothwendig zu Grunde gehen, und alle Circassier zum Teufel fahren.“

Seine kühne, feurige Beredtsamkeit erschütterte Aller Herzen. Er stellte ihnen ein Gemählde des nahen Unterganges nach dem andern vor; bald ersäufte er sie durch eine Sündfluth, bald verbrannte er sie mit Feuer vom Himmel, bald lieſs er sie von einem Erdbeben verschlingen, und klemmte ihr Herz so zwischen Furcht und Angst ein, daſs sie wie Gespenster vor ihm saſsen.

Nachdem er sie recht durchgebeitzt hatte, zeigte er ihnen von weitem den Weg, der Gefahr zu entrinnen.

Jedes Wort Dom Pedro's schnitt durch Orancia's gutes Herz. Er sank in die Tiefe seines Throns, ohne zu wissen, was er von sich und von diesem Menschen halten sollte; denn die Scene des vergangenen Tages schwebte ihm vor den Augen. Endlich rief er stotternd:

„Aber — aber, Spanier, du hast ja dieses Laster selbst begangen, das du uns so schrecklich mahlst. Hast nicht du mich zum Hahnrey gemacht?“

Dom Pedro. Sultan von Circassien, hüte dich vor Ketzerey, damit dich der Unfehlbare nicht durch mich verwerfe, bevor du noch aufgenommen bist!

Der böse Geist, der Teufel, der Feind alles des Guten, das wir zu bewirken suchen, und das er zu hintertreiben sucht, hat dich verblendet. Er hat deinen Augen meine Gestalt vorgegaukelt, um dich vom guten Wege abzuführen. Du weiſst es sehr wohl, daſs ihr unter der Herrschaft dieses bösen Geistes steht; die Zauberey mit Eurem goldnen Hahne macht es ja sonnenklar.

Mir ist sehr wohl bekannt, wer dich zum Hahnrey gemacht hat.

Sultan. Und wer wäre es?

Dom Pedro. Dieser Redner hier, dieser Teutsche, dieser Führer des kategorischen Imperativs.

Sultan. Dieser hagere Graukopf, so dünn wie ein Schatten? Ach, Spanier, er wäre daran gestorben.

Der gutmüthige Teutsche stand wie versteinert da, ohne ein Wort reden zu können. Der ganze Divan sah auf ihn, und er auf den pergamentnen kategorischen Imperativ; aber sein Schweigen that Dom Pedro den Dienst, dessen er bedurfte. Und so geht es dem ehrlichen Teutschen in der Fremde immer: man verläſst sich nie vergebens auf ihn.

Der Sultanin gab Alles, was sie jetzt sah und hörte, so viele Welterfahrung, als ihr nur immer der Aufenthalt in einer der kultivirtesten Städte Europa's hätte geben können.

Die durchknirschten und durchbebten Circassier baten jetzt den feurigen Redner um die Mittheilung der Gesetze über diesen Fall. Dom Pedro bewies ihnen:

„Sie wären im Grunde dieser Gnade nicht würdig; er habe aber die sicherste Hoffnung, daſs die Erleuchtung ihres Kopfes und Herzens durch den Glauben nahe sey.“ — Und so diktirte er ihnen das Gesetz:

Du sollst nicht ehebrechen!

mit allen Klauseln, Kommentaren, Fällen, Ausnahmen und Probabilitäten, und fügte mit donnernder Stimme die Strafe dieses und jenes Lebens hinzu. Die Philosophen und der kategorische Imperativ mochten gegen die Wirksamkeit und Hinlänglichkeit des Gesetzes schreyen, so viel sie wollten — der Mönch hatte Kredit; und das Gesetz, da es die Sache auf das kürzeste abzuthun und den verworrenen Knoten plötzlich zu lösen schien, leuchtete den Circassiern ein.

So erfuhr nun das ganze Land, was ein Hahnrey sey, lernte auf hohen Befehl das neue Gesetz auswendig, und es brach die Ehe, wem es gelüstete.

Nachdem dieses wichtige Geschäft abgethan war, erhob der Minister die Stimme; er dankte Dom Pedro für den Eifer und Rath, wodurch er die Nation aus der Gefahr des nahen und gänzlichen Unterganges gerettet hätte. Dann seufzte er:

„Wehe dem, der an diesem Übel Schuld ist! Wehe mir, der ich die Schuldigen kenne!“

Der ganze Divan erbebte und erblaſste bey dieser unvermutheten Äuſserung. Der Sultan und die Räthe schrieen: „Wer ist es?“ Die Sultanin sprang von ihrer Ottomane auf:

„Nenne sie! ich habe mich am meisten über sie zu beklagen.“

Aber erst fragte der Premier:

„Sagt mir, welche Strafe haben unsre Väter auf den Raub des goldnen Hahns gesetzt?“

Die Räthe erwiederten:

„Du weiſst es — das Feuer.“

Premier. Nun, so will ich lieber sterben, als die Schuldigen nennen; denn mein Leben steht in Gefahr, man mag sie entdecken oder nicht. — Vielleicht kann ich doch die Strafbaren durch meinen Tod retten.

Die Circassier versprachen ihm Schutz, auch gegen den Mächtigsten, gegen den Sultan selbst; und der gute Orancia beschwor es ihm bey dem Hahne seiner Väter und der alten Sonne!

Dom Pedro. Süſs und glorreich ist es für das Vaterland zu sterben; aber noch erhabner ist der Tod für den Glauben. Die Krone des Märtyrers belohnt dort nur den letztern!

Minister. So höret mich an und vergebt mir: Die Prinzessin Rose lieſs den goldnen Hahn durch ihren Pagen Fanno rauben.

Der Sultan fiel ohne alle Empfindung zurück. Stille des Todes lag auf der ganzen Versammlung, und nur der Premier schrie:

„Man muſs leider nach dem Gesetze und dem Schwure des Sultans verfahren!“

Die Sultanin stand dem Sultan bey; und als man ihm vergebens alle Hülfe geleistet hatte, die seine Lage jetzt erlaubte, trug man ihn in sein Zimmer, um das Wohl des Volkes desto ungestörter und eifriger zu besorgen.

Die armen Circassier gaben unter Thränen und Jammern ihre Stimmen zur Gefangennehmung der Schuldigen.

SECHSTES KAPITEL.

Gefangennehmung des Götterkindes Rose und ihres treuen Pagen Fanno.

Die Sultanin ging, obgleich ihre Augen den ganzen Tag nicht trocken zu werden schienen, mit dem thätigen Premier so schnell zu Werke, daſs im Namen des Volkes, und Kraft des Schwurs des armen Orancia, nach Rose und Fanno geschickt ward, sich ihrer Personen zu bemächtigen. Die Leibwache des Hahns war auf ihrer Seite, weil sie durch den Raub desselben alle Vorzüge und Vortheile, deren sie als Garde des goldnen Hahns selbst vor der Garde des Sultans genoſs, verloren hatte, ja, mit jedem Tage ihrer Auflösung entgegen sehen muſste. Der Minister nahm es über sich, das Wort zu führen und die Prinzessin in standesmäſsige Verwahrung zu bringen.

Man fand das liebliche Paar im Garten unter ihren freudigen Gespielen. Der dickbäuchige Premier erinnerte sich an den Geburtstag des Sultans, und empfand in diesem Augenblick allen den Kitzel tückischer Rache, den elende, niedrige Seelen bey solchen Gelegenheiten fühlen.

Ohne Schonung, ohne Achtung, voll seines hämischen Genusses, trat er unter den frohen Haufen, und quäkte mit seiner pfeifenden Stimme:

„Wo, wo ist der Page Fanno?“

Rose verbarg sich bey dem widrigen Klange seiner Stimme, und Fanno stellte sich in aller seiner Unschuld und Schönheit dem Häfslichen dar:

„Ich bin der Page Fanno, nach dem du fragst!“

Minister. Garde des goldnen Hahns! bemächtigt Euch des Strafbaren, der Euch und Circassien durch den Raub des Hahns in das Verderben gestürzt hat!

Nun eilte er zu Rose, und schnarchte sie an:

„Der Sultan und das ganze Reich wissen Ihr Vergehen, Prinzessin, und das Volk handelt durch mich. Ich mufs Sie und diesen Verbrecher in den Thurm der Schuldigen führen.“

Das Götterkind hatte gehört, was man ihrem Fanno sagte, gesehen, wie man sich seiner bemächtigte, und die Furcht für ihn überwand jetzt die natürliche Zartheit ihrer zu feinen Sinne; sie dachte nur an ihn:

„Wo ist er? Wo habt Ihr ihn hingebracht?“

Fanno rief:

„Rose, fürchte nichts für mich! Lebe wohl!“ — Er wendete sich zu der Wache:

„Ich habe den goldnen Hahn geraubt, ich allein; kein Sterblicher wufste davon, am wenigsten die Prinzessin.“

Minister. Wo ist der Hahn?

Rose drängte sich aus dem Haufen, und hielt Fanno mit bebender Hand den Mund zu:

„Glaubt ihm nicht! Er ist unschuldig; nur durch meine Schuld ist der Hahn verschwunden. Ich, ich schnitt ihm die mausfarbene Feder ab.“

Der Minister pfiff dazwischen:

„Desto schlimmer, Prinzessin! Denn wahrhaftig, es wäre uns doch noch viel leichter gewesen, den Pagen da allein zum Heil des Volkes ins Feuer zu werfen, als die Thronerbin des Reiches mit ihm. Doch es scheint, Sie wollen es so haben, und Ihr Geständniſs wird Ihrem Verlangen schon zu Hülfe kommen.“

Diese Worte des Grausamen hielten einige Sekunden den Puls der Liebenden fest und starr, bis ihre wechselseitigen Blicke ihm wieder den Schlag des Lebens gaben.

Rose rief: -

Fanno!

Und Fanno rief:

Rose!

Sie hielten einander umschlungen, und selbst der Garde des goldnen Hahns ward wehmüthig um das Herz. Der Premier bemerkte die gefährliche Wirkung. welche das zärtliche Paar auf sein Kommando machte. Er trennte sie rauh im Namen des Volkes, und schrie:

„Es wird sich schon alles aufklären. Ihr Geständniſs zeugt gegen sie. Ihr habt es gehört. Führt sie nach dem Thurme der Schuldigen, jeden besonders!“

Ihre Blicke begegneten einander zum letztenmal, ihre reinen Seelen küſsten sich zum letztenmal durch ihre Blicke. Fanno sagte zu Rose:

„Fürchte nicht für mich!“

Und Rose zu Fanno:

„Fürchte nicht für mich!“

Fanno dachte nur an Rose, Rose nur an Fanno; und keines von beyden sah oder fürchtete Gefahr für sich, sah und fürchtete sie nur für den, in welchem er mehr, als in sich selbst, fühlte und lebte.

SIEBENTES KAPITEL

Trauer Orancia's. Der Trubadur tröstet ihn.

Der schwache, unschuldige und unglückliche Orancia lag auf seinem Ruhebette von Allen verlassen; nur der kleine, runde Trubadur saſs am Fuſse desselben, und suchte ihn mit seinen sanften Klageliedern, die er in die Harfe sang, aus seinem Erstarren zu erwecken. Er sang und spielte Melodieen, womit man Abgeschiedene begleitet, und hing voll Erwartens an seinen gebrochenen Augen. Nur sehr spät erholte sich der Sultan; er fand niemand um sich, als den Fremdling, der nun des Sultans kalte Hände an seinen Lippen, an seinem Herzen erwärmte. Diese Handlung und die Freude, die aus des Trubadurs freundlichem und traurigem Angesicht leuchtete, thauten die erstarrten Fibern des Sultans auf. Dicke Thränen rollten jetzt in seinen schon etwas grauen Bart. Er rief:

„Mein Kind! meine süſse Rose! mein einziges, mir übriggebliebenes Glück!“

Der kleine Trubadur fühlte den ganzen Schmerz des guten, unglücklichen Vaters, und er fand in seinem eignen Herzen keine andre Hülfe, als mit zu weinen und mit zu schluchzen.

Orancia sagte:

„Unglücklicher Vater! Unglücklicher Sultan!“

Und der kleine Trubadur erwiederte im weichsten Tone:

„Guter, edler Vater! Unschuldiges, tadelloses Herz! fasse Muth! Hoffe!“

Aber in Beyder Herzen waren weder Muth noch Kraft. Orancia konnte nichts als nachgeben, und das Herz des kleinen Trubadurs bewegte sich in der Weise eines sanften, zärtlichen Liedes von Coucy. In diesem Augenblicke fiel ihm auch nicht ein einziges seiner Mährchen ein.

Das Gesetz: Du sollst nicht ehebrechen! erscholl mit der schrecklichen Nachricht von den Urhebern des Hahnenraubes im Lande, und erfüllte es mit Trauer und — mit Hahnreyen.

ACHTES KAPITEL.

Steigende Macht der Sultanin. Gewalt Dom Pedro's; er macht dem Pagen Fanno einen Besuch im Gefängniſs.

Das Ansehn der Sultanin nahm durch die Unterweisung Dom Pedro's, durch die Zernichtung der guten Sitten im Lande, und durch die Ausbreitung der Liederlichkeit, welche die Gemüther der Circassier erschlaffte, von Tage zu Tage zu. Sie riſs nun alle Gewalt an sich, und Orancia fühlte es kaum. Der Mönch triumphirte, und sah ein, daſs der Augenblick da sey, Circassien unter das Joch seiner Kirche und des Unfehlbaren zu drücken. Die Sultanin war längst von seinen Lehren überzeugt; sie und der gröſste Theil des Hofes flüchteten in den Schooſs der Kirche, und lieſsen sich einweihen. Orancia unterwarf sich der Einweihung, ohne zu wissen, was man mit ihm that. Er seufzte bey der Handlung:

„Legt mir Feuer auf das Haupt; nur thut meiner lieben, schönen, unschuldigen Rose nicht wehe!“

Rose und Fanno schmachteten, getrennt, im Thurme der Schuldigen. Fanno sang den einsamen, hallenden Mauern sein Leiden, und dachte, Rose höre ihn; Rose klagte in die Laute, und glaubte, Fanno höre sie.

Eines Morgens öffnete sich die Pforte, und Dom Pedro stand vor Fanno, der eben in süſsen Träumen der Erinnerung an seine glücklichen Tage schwärmte. Der Mönch sah ihn starr an, und weidete sich an seiner Schönheit, die jetzt durch seine Melancholie noch anziehender war. Er lieſs sich bey dem Jüngling nieder, streichelte mit Wärme seine Wangen, rollte seine glänzenden Locken über seine Finger, und sagte: „Ich komme, dich zu retten, wenn du folgsam seyn, und dich von mir leiten lassen willst.“

Fanno antwortete freudig:

„Wenn du helfen kannst, so denke nicht an mich, und rette die Prinzessin. Ich habe den goldnen Hahn geraubt, und kein Mensch wuſste davon. Laſs du mich nur immer sterben; wenn sie lebt, sterbe ich gar nicht.“

Der Mönch erklärte ihm die Strafe, die ihm bevor stände, und fuhr fort:

„Es sey unmöglich, daſs ein Jüngling von seinen Jahren eine solche kühne That begehen könne, ohne dazu gereitzt zu werden.“

Fanno lächelte.

Er bedauerte ihn, daſs er mit so vieler Schönheit ein Raub der verzehrenden Flamme werden solle, und legte bey diesen Worten die freche, unreine Hand auf die milchweiſse Brust des Jünglings.

Fanno entzog sich ihm, und sagte:

„Laſs mich! Ich will sterben, ich habe den goldnen Hahn geraubt!“

Dom Pedro sprach ihm vom Himmel, von Rettung vor, was der Jüngling nicht verstand. Er fragte ihn, wie er mit Rose gelebt hätte; und Fanno verstand ihn eben so wenig. Er nahte sich mit seinem unreinen Munde Fanno's unschuldigen Wangen; und Fanno stieſs ihn zurück. Des Mönchs Zorn entbrannte; und Fanno achtete es nicht.

Sophiens Gesandtschaft an Rose war nicht wirksamer. Das himmlische Kind hatte durch Vertraute von der Gewalt der Sultanin und der Fremdlinge gehört, und sah keine Hoffnung mehr für sich und ihren treuen Pagen. Alles, was sie jetzt noch verlangte, war, ihren Liebling zu sehen, und ihn zu trösten; und als ihr Sophie ihre eigne Gefahr vorstellte, lächelte sie. Einige Augenblicke nachher sagte sie beklommen:

„Nur mein guter Vater dauert mich! Nur er wird schrecklich um meinetwillen leiden!“

FÜNFTES BUCH.

ERSTES KAPITEL.

Fanno und Rose werden verhört und verurtheilt.

Der Tag war gekommen, an welchem man das liebliche Paar vor einen ausgewählten Rath des Volkes brachte. Die Sultanin hatte sich mit den Fremdlingen in ein Seitenkabinet verborgen, um da ihres Sieges genieſsen zu können, ohne gesehen zu werden, und um zugleich durch ihre bekannte Gegenwart die Gemüther der Richter in der gehörigen Spannung zu erhalten.

Das Götterkind trat verschleyert vor die Väter Circassiens, deren Häupter die Traurigkeit über ihr Geschäft gebeugt hatte.

Endlich brachte einer zitternd die Klage an, und Rose antwortete in sanftem Tone und mit heiterem Geiste:

„Ich allein bin schuldig; ich habe dem goldnen Hahne die mausfarbene Feder abgeschnitten, worauf er verschwunden ist. Auch habe ich den unerfahrnen Jüngling durch mein Verlangen, den wunderbaren goldnen Hahn zu sehen, gereitzt, ihn zu rauben. Nur mich müſst Ihr strafen. Thut es, und schonet seiner!“

Ihr Geständniſs machte alle Berathschlagungen überflüssig.

Nun ward Fanno vorgeführt, und Freude glänzte in seinen Augen, weil er hier Rosen zu sehen hoffte. Der Sultanin und Dom Pedro's Augen weideten sich an der lieblichen Gestalt. Als Fanno Rosen nicht sah, fragte er traurig nach ihr. Die Väter bedeuteten ihn, warum man ihn vorgefordert habe. Er bekannte seine Schuld und bewies die Unschuld der Prinzessin.

Es war nun dem Anhange der Sultanin leicht, zu beweisen: die Verbrecher wären gleich strafbar, oder die Prinzessin gar noch strafbarer, als der Jüngling, weil sie diesen, nach ihrer eigenen Aussage, zu seinem Verbrechen gereitzt hätte. Und so ward das schreckliche Urtheil ausgesprochen und bekannt gemacht.

Es verursachte eine Gährung unter dem Volke, einen Aufstand unter den Rittern und Prinzen. Achille del Monte ging zu Dom Pedro, dessen Einfluſs auf die Sultanin er kannte, und erklärte:

„Er wisse, warum die Ritter nach Circassien gekommen wären; alle ständen in Bereitschaft, die Prinzessin mit ihrem Schwerte gegen den Hof, die Richter und ihn selbst zu vertheidigen; er möchte dieses erwägen, und sich hüten, solche tapfre und edle Männer, die nie der Ehre etwas vergeben hätten, auf das äuſserste zu treiben!“

Dom Pedro antwortete drohend und trotzig:

„Was hier geschieht, geschieht zum Besten der Kirche, der Ihr Alle unterworfen seyd; und ihr schrecklicher Bann wird jeden Ruchlosen treffen, der sich ihrem Wirken widersetzt!"

Durch diesen Fluch wand er ihnen wirklich das Schwert aus der Hand; denn sie hatten die Göttliche noch nicht gesehen.

Die Sultanin machte dem Pagen um Mitternacht einen Besuch in dem Gefängnisse, weil sie hoffte, die süſsen, reitzenden Früchte dieses schönen Frühlings zu pflücken; aber Fanno war so trotzig und ungelehrig, so unschuldig und treu, daſs sie mit Verdruſs und Grimm zurückging.

ZWEYTES KAPITEL.

Rose und Fanno an dem lodernden Scheiterhaufen. Groſses Ereigniſs.

Der Tag des schrecklichen Opfers war festgesetzt. Die Sonne, bisher Circassiens milde Freundin und Beschützerin, verbarg ihr glänzendes Angesicht in dicken, traurigen Nebel, und entzog sich den Morgengrüſsen der noch übrigen reinen und jammernden Circassier. Der bekehrte Theil des Volkes aber sah ihm beynahe mit eben der Härte entgegen, als seine Lehrer, und begab sich auf den Platz vor dem Pallaste des Hahns, wie zu einem noch nie gesehenen Schauspiele. Als aber die Prinzessin in allem Schmucke der Jugend, Schönheit und Unschuld erschien, und die Sonne einen Augenblick durch den düstern Nebel drang, um ihr Kind noch einmal zu küssen, und sich dann schnell wieder hinter den dicken Flor zog: da lösten sich die Herzen aller Anwesenden, doch diejenigen ausgenommen, welche der Glaube mit Stärke gegen die schwachen Gefühle der Natur ausgerüstet hatte.

Rose, umringt von ihren traurigen, weinenden Mädchen, ihren geliebten Fanno jetzt an der Seite, trat mit aller Anmuth und Lieblichkeit zu dem Scheiterhaufen. Sie sah auf Fanno; Fanno auf sie. Man sollte sie für ein glückliches Paar gehalten haben, das man zum Altare der Liebesgötter führe, wenn nicht der Schmerz auf den Gesichtern der Umstehenden die nahe, schreckliche Scene angedeutet hätte. Nur den zum Opfer Bestimmten entfuhr keine Klage, kein Seufzer. Sie waren glücklichen Liebenden ähnlich, welche die Stunde vor der Trennung, die eine nothwendige Reise verursacht, in aller Stille und Wonne genieſsen wollen. So ist das Gefühl der Unschuld und Liebe der reinste und seligste Faden, womit der Geist der Natur unser Herz umsponnen hat! In dieser Empfindung, von diesem Geiste geliebt und getragen, stieg das reinste Paar mit heiterer Stirn, Hand in Hand, nur sich anblickend, auf den Scheiterhaufen, und flöſste dem Volke das Gefühl ein, welches man in Gegenwart höherer Wesen empfindet. Fest umschlungen, ganz im wechselseitigen Anschauen verloren, nur leise sich zulispelnd, erwarteten sie den Augenblick ihrer Auflösung, als empfänden sie, was ein Weiser sagt: „Das Feuer läutere unsern Geist von den Hindernissen seiner Glückseligkeit!“ welches unter die schönsten Träume gehört, womit sich der hinsinkende, in Vernichtung gehende Mensch trösten mag.

Der arme Vater war von der Sultanin und ihren Ausländern gezwungen, ein Zeuge dieses empörenden Schauspiels zu seyn. Er stand unweit mit verhülltem Haupte, starr und leblos, von seinem treuen Gefährten, dem kleinen Trubadur, unterstützt. Man hörte zu Zeiten seine Stimme, gleich dem wilden Rufe eines Sinnlosen:

„Ihr Christen, was habt Ihr aus mir und meinem Volke gemacht! Unglücklicher Orancia! Unglücklicher Vater! Armer Hahnrey! Ach, meine süſse Rose! mein einziges Glück! Ihr Christen erbarmt Euch meiner süſsen Rose! erbarmt Euch meiner!“

Die Sultanin verwendete kein Auge von dem Pagen, und beseufzte sympathetisch mit Dom Pedro die jugendlichen Reitze, die nun bald ein Raub der Flammen werden sollten.

Die Ritter standen still, bis die Prinzessin erschien. Bey ihrem Anblick erfüllte sich ihr Herz mit süſsem, wehmüthigem Erstaunen; aber als sie den Scheiterhaufen bestieg, überfiel sie die wildeste Raserey. Achille del Monte wüthete und schlug auf sein Schwert. Dom Pedro, welcher die Ritter beobachtete, nahte sich ihnen, und drohte mit ewiger Verdammniſs, wenn sie etwas zur Rettung einer Buhlerin und Zauberin unternehmen würden. Die Ritter waren taub, und verloren ihren Glauben in Rosens Augen.

Schon loderte die Flamme. Das Volk sah betäubt gen Himmel, als erwartete es Rettung von der ganz verhüllten Sonne. Rose und Fanno umfaſsten einander feuriger — in ihren Küssen verlor der nahe Tod alle seine Schrecken. — Schon knisterte die Flamme unter ihren Füſsen, schon wollte sie ihre Gewänder ergreifen. — Jammer und Geheul des Volkes tönten gen Himmel. Die Ritter zogen die Schwerter, trotz dem Geheul Dom Pedro's, der Mönche und des Ministers. Die Flamme schoſs höher herauf, und drohte dem schönsten Paare der Welt, das einander nun das letzte Lebewohl zulispelte. Finster zogen jetzt die Schatten der Sturmwolken über den Schauplatz. Der Donner rollte, die Winde sausten, die Erde bebte. Plötzlich lieſs sich eine hellerleuchtete Wolke nieder, und schüttete einen wohlriechenden Regen über die Gluth. Die Sonne drang durch den Nebel, und die Stimme des Geistes der Höhle erscholl:

„Meine Kinder, fliehet diesen Ort der Verbrechen, und folget dem Wege, den Euer reines Herz Euch führt!“

Jetzt schwang sich jener schöne und ernste Jüngling der Erscheinung aus der Wolke hervor, und betrat den ausgelöschten Scheiterhaufen. Das Licht spielte strahlend um sein Haupt, und er rief den Circassiern zu:

„Aufklärung gab ich Euch; Erleuchtung will ich Euch geben. Aber diese lieblichen Kinder zu verbrennen, heiſst die

Sache zu weit treiben. Zu solchen Thaten, Ihr Circassier, seyd Ihr durch diese da noch nicht erleuchtet genug; Ihr fangt mit dem Ende an. Erst den Gebrauch, und dann den Miſsbrauch; so habe ich es wenigstens die Jahrtausende her gesehen!“

Nun ergriff der Jüngling mit der umleuchteten Stirne Rosen und Fanno, und führte sie vom Scheiterhaufen herab. Rose wand sich aus Fanno's Armen, und flog zu ihrem Vater. Der Jüngling folgte ihr. Sie umfaſste den erstarrten Sultan. Nochmals wollte, auf den Zuruf der Sultanin, des Ministers und Dom Pedro's, die Wache sich ihrer bemächtigen. Aber nun erscholl im Donner die vorige Stimme, und selbst die Herzen der Bösen erstarrten vor Furcht. Der Jüngling führte jetzt Rosen durch die Erstarrten, und sagte zu ihr:

„Fliehet zu dem Mächtigen! zu meinem Feinde! Nur Euch hat er sich vorbehalten; nur über Euch vermag ich nichts. So fliehet denn zu ihm!“

Rose erkannte erst jetzt in ihm den Jüngling, der ihr beym Verschwinden des Hahns erschienen war. Sie hielt ihn fest:

„Ach, rette! rette meinen Fanno!“

„Sorge nicht,“ erwiederte der Jüngling; „der Geist, der dich beschützt, beschützt auch ihn.“

Dom Pedro hatte Fanno an seinen fliegenden Locken gefaſst, und suchte mit seinem Raube durch das Volk zu dringen. Der Jüngling mit dem strahlenden Haupte nahte sich ihm. Der Freche wollte sich ihm widersetzen; aber das sanfte Licht zischte nun in hellen Blitzen um sein schönes Haupt. Die Blitze berührten die Stirne des Unreinen, und er sank leblos nieder. Fanno entfloh. Die Sultanin sank jetzt in Ohnmacht, der Premier verkroch sich, und der Sultan und der Trubadur heulten vor Freude:

„Meine Rose! süſse Rose!“

Der Jüngling trat vor den Sultan, und leitete ihn nach dem Pallaste. Alles wich vor seiner erhabenen Miene, und jeder entzückte sich an dem sanften strahlenden Lichte, das von seiner Stirn und seinem Haupte glänzte.

DRITTES KAPITEL.

Wunderbare Geschichte des Jünglings mit der umleuchteten Stirn.

Als Orancia mit dem Jünglinge, den er für Rosens einzigen Retter hielt, in den Pallast gekommen war, fiel er ihm, trotz seiner in hellem und sanftem Lichte ſtrahlenden Stirn, um den Hals, und benetzte sein schönes Angesicht mit Freudenthränen. Als er ihn genug geküſst und gedrückt hatte, fragte er ihn in seiner Begeisterung: „ob er Schach spiele?“

Der kleine, runde Trubadur hüpfte in kindischem Entzücken um den Jüngling und den Sultan, und sagte allerley verworrenes Zeug: so groſs war sein Vergnügen über des Sultans Frage; denn jetzt erst merkte er, daſs sein Herr und Freund völlig genesen war.

Der Jüngling lächelte bey Orancia's Frage, beantwortete sie aber mit Freundlichkeit und Anstand bejahend, und nun erst fiel es Orancia ein, zu fragen, wem er das Leben seiner süſsen Rose verdanke, und wo seine süſse Rose sey?

Der Jüngling antwortete mit vieler Anmuth: „Die Prinzessin sey mit ihrem Pagen in völliger Sicherheit.“ Und da in diesem Augenblicke die Sultanin mit dem Premier, ihrem Anhange und den Fremdlingen, bey dem Sultan erschien, so erhob der Jüngling mit dem glänzenden Licht um das Haupt seine wohlklingende Stimme, und sagte:

„Sultan Orancia! ich bin der Geist, der so lange, in traurigen Betrachtungen und Hoffnungen auf eine bessere Zukunft, den kleinen, für mich so engen Leib des goldnen Hahns beleben muſste.“

Hier wollte Orancia ihn schon unterbrechen; aber der sehr ernste Blick des Jünglings schreckte ihn ab. Dieser fuhr fort:

„Merkt wohl auf meine Geschichte! Sie betrifft Euer gegenwärtiges, Euer künftiges Geschick, das Geschick aller Völker der Erde, wenigstens die Euch und ihnen bisher verborgenen Ursachen desselben.

„Lange, Circassier, habe ich Euer Schicksal als goldner Hahn bestimmt; nun bestimme ich es, als der über Euch wachende, Euch leitende Geist der Aufklärung und Erleuchtung, Kultur und Humanität. Durch mich, wenn anders der Mächtige, welcher mir entgegenstrebt und mich in einen goldnen Hahn verwandeln lieſs, ganz zum Schweigen zu bringen ist, sollt Ihr diesen Männern aus meinem erleuchteten Europa gleichen, die Ihr so sehr, und mit allem Rechte, bewundert. Sie alle stehen unter meiner und meiner Brüder Leitung, und Ihr seht, was aus ihnen geworden ist. Doch den Grund zu meiner Herrschaft hat diese Dame hier einmal gelegt, und Ihr werdet nun nicht mehr so leicht in die vorige Barbarey versinken können.

„Ich bin Sahir, der Erstgeborne Eva's, Euer Aller Mutter, vom Paradiese her. Noch vor dem Sündenfalle schwängerte Adam, Euer Aller Vater, Eva Euer Aller Mutter, durch seine platonischen, geistigen Liebkosungen, in die sich von ihrer Seite physische oder fein sinnliche Ahnungen und Wünsche mischten, wie es noch jetzt allen platonisch oder geistig liebenden Damen der erleuchteten Welt zu geschehen pflegt. Die geistigen Keime und Embryonen sammelten sich nach und nach in dem erhabensten Theile des Menschen — in dem Haupte, da, wo die Vernunft ihren Thron errichtet hat.“

Orancia lächelte; aber der Jüngling fuhr fort:

„Die genossene, bekannte verbotene Frucht, ward auf einmal die Hebamme aller dieser geistigen Keime und Embryonen; denn kaum hatte Eva, Eurer aller Mutter, sie genossen, so reiften sie. Wir, ihre Erst- und vor Euch geborne, wir Geister der Erleuchtung, Aufklärung, der Kultur, der Humanität, der Künste, der Phantasie, der Politik, der Mode, und aller Wissenschaften, entflatterten plötzlich, und alle auf einmal, dem geistigen Schooſse unsrer Mutter. Unsre Anzahl kann ich Euch nicht faſslich machen, da sie Eure Vorstellungskraft übersteigt.

„Wir Neugebornen (aber doch so reif und vollendet wie heute) zerstreuten uns, nach allen Winden, auf den noch ganz leeren und unbevölkerten Ball der Erde, und hatten, da wir unsere Kräfte und hohe Bestimmung fühlten und ihrer ganz deutlich bewuſst waren, erbärmliche lange Weile. Aber kaum bevölkerte sich die Erde, als jeder von uns nach seinen Kräften und seiner Bestimmung an der Erleuchtung, Aufklärung und Humanität ihrer Bewohner arbeitete. Wie weit wir sie gebracht haben, beweist die allgemeine, Alle ersäufende Sündfluth, die aber, wie es scheint, zu weiter nichts diente, als die Erde einmal recht durchzuwässern, und auf lange Zeit schmutzig zu machen. Kaum war sie abgetrocknet, kaum wieder ein wenig mit Menschen angefüllt, so trieben wir unser voriges Spiel. Was nun aus dem Menschengeschlechte auf dieser Erde werden soll, wird die Zukunft zeigen, und Ihr werdet es wohl an Euch selbst erfahren.

„Genug, Ihr und Eure Brüder waret bloſs Thiere; nur wir erweckten den Geist in Euch, oder machten Euch vielmehr zu Geistern.“

Hier ward der schöne Jüngling plötzlich düster. Das Licht um seine Stirn selbst verdunkelte sich, und Orancia fragte ihn gutmüthig und gerührt, „was ihn bekümmere?“

Der Jüngling antwortete mit einem tiefen Seufzer:

„Ach, ich erinnre mich jetzt zu lebhaft meines traurigen Zustandes in dem goldnen Hahne! Denkt, welche schreckliche Lage diese niedrige Gefangenschaft, diese gänzliche Hemmung der Kräfte, für einen Geist meiner Art seyn muſste! Und denkt dabey, daſs ich dieses alles um Eurentwillen litt!

„Da zu jener Zeit in Teutschland (das ich vorzüglich zu meinem Lieblingsaufenthalt gewählt hatte) nicht viel für mich zu thun war, so faſste ich den unglücklichen Entschluſs, nach dem schönen Circassien zu fliegen, und seine Söhne und Töchter zu erleuchten. Ich schwebte über der Euch nahen Insel hin, und ihr allzu reitzender Anblick zog mich aus der hohen Luft. Ich lieſs mich sanft auf ein weiches Blumenfeld nieder, und lustwandelte in diesem lieblichen Garten. Sanftes Geräusch, in das sich eine süſse Geistermusik aus einer nahen Höhle mischte, lockte mich nach diesem gefährlichen Orte. Kaum betrat ich den Eingang, so ergriff mich der dort wohnende und schaffende mächtige Geist der Natur. Er erkannte mich gleich an dem Lichtkreise um mein Haupt, übergab mich in seinem Unwillen der Fee Morena, Eurer guten, aber sehr einfältigen Beschützerin, und erklärte ihr meinen Zweck mit Euch. Aus dummer Vorliebe für Euch, und aus blinder Unwissenheit der erhabenen Vortheile, die ich Euch zugedacht hatte, verwandelte mich die Fee, mit Hülfe des mächtigen Geistes, meines gefährlichsten und unversöhnlichsten Feindes, in einen goldnen Hahn. Als Hahn übergab mich die Fee deinen Voreltern, Sultan, und knüpfte meine Erlösung und Euer künftiges, Euch von mir zugedachtes Glück an eine mir so leicht scheinende Bedingung, daſs ich nur darüber lächelte. Kaum dachte ich einige Sekunden in diesem schrecklichen Gefängnisse zu schmachten; aber wie sehr betrog ich mich in Euch und Euren einfältigen Sitten! Da wir, ich und meine Brüder, nun gar keinen Einfluſs auf Euch haben konnten, und da Eure Sitten so abgeschmackt als einfältig waren: so muſste ich Jahrhunderte lang in diesem Gefängnisse schmachten. Es ist zerbrochen, Dank sey es der kühnen Liebe des kleinen Fanno, der feinen Organisation der Prinzessin, und der etwas gröbern dieser Dame! Von nun an nehme ich Euch unter meinen Schutz, wirke auf Euch, und bin mit und in Euch. Auf dem Wege, den Euch diese, und der, dessen Geist von meinem Lichte vernichtet ward, vorgezeichnet haben, müſst ihr jetzt so fortgehen; denn es ist nun einmal so, und wahrlich nicht durch meine Schuld, daſs Ihr Menschen nur durch Elend, Jammer, Erbärmlichkeit, Schiefheit, Schlechtigkeit und noch viel schlimmere Dinge zu dem wenigen Guten gelangen könnt, das Euch zu erreichen vergönnt ist. Wenn ich Euch wieder besuche, soll schon alles besser gehen. Für jetzt muſs ich nach meinem geliebten Teutschland eilen; und von da, meine Lieben, bringe ich Euch bald die Humanität in gar schön geschriebenen Büchern mit.

„Da in der Nachbarschaft meines geliebten Teutschlands eine politische Gährung entstanden ist, die es selbst mit in den wildesten aller Strudel gezogen hat, worin sich, seit Erschaffung der Dinge, das menschliche Wesen jemals befunden: so haben die guten und geistreichen Teutschen, mit Hülfe meiner Brüder, den kategorischen Imperativ zum Gegengift und zu ihrer einzigen Schutzwehr aufgestellt, und hoffentlich werden sie durch ihn eine völlige Umwälzung in der moralischen Welt erzeugen, und die in der politischen besiegen. So arbeiten meine Lieblinge immer für das Beste der Welt! So bekriegen sie ihren gefährlichen Feind! Und wirklich ist die Aufstellung dieses kategorischen Imperativs alles, was sie bisher zu ihrer Vertheidigung in Verbindung gethan haben: ausgenommen, daſs sie es sich herzlich angelegen seyn lieſsen, klar und deutlich zu untersuchen, wie viel Recht ihre Nachbarn zu dieser politischen Umwälzung gehabt hätten; und dann zu beweisen, daſs sie gar nicht dazu berechtigt gewesen wären. Ich muſs ihnen nun aus allen Kräften beyzustehen suchen, und ihr werdet mir verzeihen, wenn ich nicht länger bleibe. Der Same der Erleuchtung ist ausgesäet; er wird schon empor wachsen und die gewöhnlichen Früchte tragen. Wundert Euch nicht darüber! Ihr Menschen seyd nun einmal so gebildet, daſs Ihr nur durch Finsterniſs zum Lichte gelangt, daſs das Laster Euch der Tugend, und die Ungerechtigkeit der Gerechtigkeit zuführen; daſs Ihr ohne Verlust nicht gewinnen könnt, und daſs das Ganze sich immer gleicht. Wir vermögen alles über Euch, nur den ganz kleinen Umstand ausgenommen: das leidenschaftliche Thier in Euch zu tilgen. Aber auch diese Zeit wird kommen; laſst nur erst den kategorischen Imperativ, der jetzt noch in der Wiege liegt, in die Höhe wachsen."

Sultan. Wie? in der Wiege? Er ist ein dicker, runder Geselle, der mich mit seiner gebieterischen Stimme nicht wenig erschreckt hat. Weiſst du denn nicht, schöner Jüngling, daſs er schon in meinem Lande herumspukt? Zwar nur so im Konterfey, wie sie sagen.

Jüngling. Wirklich? Nun, so haben mir meine Brüder hier mehr vorgearbeitet, als ich wuſste.

Sultan. Höre doch, schöner Jüngling mit der lichten Stirne! Während deiner Rede hätte ich jeden

Augenblick über deine Schalkheit lachen mögen; nur dein gar ernstes Gesicht und deine glückliche Geschwätzigkeit hinderten mich daran. — He! Du warst es ja, der mir die mausfarbene Feder des goldnen Hahns, dessen Seele du, wie du selbst sagst, so lange gewesen bist, in den Turban gesteckt hat? Es war an dem Tage, als mich diese Dame zum Hahnrey machte, und zwar, nach ihrer Meynung, ohne ihre Schuld. Nun lieſs mir die Fee sagen: ich sollte mich bey dir für diese Feder bedanken, und dir die Geschenke überreichen, die ich ihr zuschickte. Ich sehe zwar nicht ein, wofür ich eben viel zu danken hätte; doch da ich alle Achtung für höhere Wesen habe, und du meine süſse Rose errettet hast, so stehen dir die Geschenke, mein Leben, und alles, was ich besitze, zu Diensten.

Jüngling. Guter Sultan, die Fee neckte dich ein wenig, wie Damen immer thun; sie steckte dir die Feder in den Turban, und ihr übersende nur immer die Geschenke.

Die Circassier wunderten sich über alles, was sie hörten. Jetzt aber drang der Sultan sehr in den Jüngling: er möchte sich doch noch einige Zeit in Circassien aufhalten, damit er genauere Bekanntschaft mit ihm machen könnte. Um ihn dazu zu vermögen, stellte er ihm mit groſsen Lobsprüchen den kleinen, runden Trubadur vor, und sagte:

„Du wirst selbst in deinem Teutschland seines Gleichen nicht finden!“

Der Jüngling entschuldigte sich abermals mit der Nothwendigkeit, und setzte hinzu: „er wüſste gar wohl, daſs nun die Erleuchtung der Circassier in den Händen derer wäre, die sie erst durch das Grobe und Rauhe führen müſsten; er selbst würde schon zur gehörigen Zeit zurückkehren."

Die Sultanin seufzte in ihrem Herzen, und sagte für sich:

„Schade nur, daſs der schöne Jüngling ein Geist, und folglich zu menschlichen Verhältnissen ganz unbrauchbar ist!"

Der kleine Trubadur hatte nun das Schach aufgestellt, und der schöne Jüngling setzte sich, mit dem Sultan zu spielen. In einigen Zügen war der Sultan matt, und saſs erstaunt da, über die Art, wie er es geworden war. Der Jüngling erhob sich, um Abschied zu nehmen, und die Sultanin nahte ihm mit aller Anmuth, indem sie näselte:

„Wie sehr bedaure ich, daſs du unsern Hof so verschmähest, und in dem Augenblicke auf den Abschied denkst, da du so eben Aller Herzen gewonnen, und Aller Verstand erleuchtet hast!"

Der Jüngling antwortete mit vieler Artigkeit, die er mit einem gefällig spöttischen Lächeln begleitete:

„Madam, ich bedaure es selbst, daſs mich ein höherer Ruf so schnell von hier entfernt; aber ich tröste mich damit, daſs ein Anderer alles, dessen Sie bedürfen, erfüllt hat, bevor ich noch die Ehre gehabt habe, Sie zu sehen. Hier wird, wie ich schon gesagt habe, alles ohne mich recht gut vorwärts gehn, und ich werde an Ihrem Hofe erscheinen, so bald ich nur den kategorischen Imperativ recht ausgerüstet habe."

Der Sultan hatte sich indessen von seinem Erstaunen über das ihm sonderbar scheinende Matt erholt; und da der schöne Jüngling nicht zu halten war, so drückte er ihn mit der innigsten Zärtlichkeit und Dankbarkeit an sein Herz.

Der schöne Jüngling verbeugte sich gegen die Gesellschaft, und lächelte den Ausländern und der Sultanin zu. Hierauf wendete er sich gegen den Balkon des Saals. Eine goldne Wolke hielt davor; er schwang sich hinauf, erhob sich und flog davon. Der Sultan gaffte ihm nach, schlug in die Hände, und rief:

„Bravo! Ich hätte es nicht schöner träumen können! Habe Dank, schöner Jüngling! Lebe wohl! Du hast mir als Geist einen so groſsen Dienst geleistet, daſs ich selbst die schlimmen vergesse, die du mir als goldner Hahn gethan hast! Dir danke ich meine Rose, und vergesse vor Freude darüber, daſs ich ein Hahnrey bin!“

Der Sultanin und dem erleuchteten Circassien aber war alles so klar und deutlich, was sie gesehen und gehört hatten, daſs sie gar nichts des Erstaunens oder Bewunderns Werthes darin finden konnten.

VIERTES KAPITEL.

Fanno's und Rosens Muth, und Aufnahme bey dem mächtigen Geiste der Höhle.

Rose, das Götterkind, floh, geleitet von ihrem Herzen, geführt von einer unsichtbaren Hand. Als sie in ihren Pavillon kam, fand sie alles verlassen. Sie suchte Fanno, rief Fanno! lief ihre Gärten durch, und kam an den See, welcher die glückliche Insel umspühlt. Als sie ihn erblickte, ward ihr der Ruf des dort wohnenden Geistes klar, und die süſse Hoffnung, nur dort müsse und könne sie Fanno finden, lockte sie hin. Aber wie nun hinüber kommen? Traurig blickte sie nach der geheimniſsvollen Insel. Der Geist wachte, und Rose sah einen leichten Kahn, den unsichtbare Hände zu leiten schienen, gegen das Ufer schwimmen. Sie sprang in den Kahn; wie ein Pfeil durchschnitt er den See, und schnell wie ein Gedanke betrat sie den blumigen Boden der Insel.

Das Götterkind flog nach der düstern, geheimniſsvollen Höhle:

„Erhabener, mächtiger Geist der Höhle! ich suche Schutz bey dir! Du versprachst ihn mir; aber du versprachst ihn auch Fanno. Hast du ihn aufgenommen, so nimm nun auch mich auf! Ich vertraue dir!“

Wild tobte es in der Höhle; die eingekerkerten Winde heulten, der Strom brauste, und kreischendes Gezische tönte an den krystallnen Wänden.

„Ach, milder Geist der Höhle! wie schrecklich bist du heute! Wie zürnend nimmst du die auf, denen du Schutz versprochen hast! Und doch traue ich dir mehr als den Menschen, vor denen ich fliehe. Halte ein! besänftige die rasenden Winde! halte die brausenden Ströme auf! stille das zischende Geheul! — Sieh, ich stürze mich in deine dunkle, geheimniſsvolle Wohnung, mich zu verbergen, den zu suchen, den ich liebe.“

Noch rasender tobten die Winde, noch wilder brauste der Strom, noch schneidender zischte das Geheul. Über ihrem Haupte zerbrachen die gebogenen Wipfel der Bäume; die Felsen bebten; das Moos schwankte unter ihren Füſsen; das Licht verfinsterte sich ihren Augen. Bebend faſste sie die Wurzel einer Eiche:

„Ach Fanno! Fanno! ich sterbe, ohne dich zu sehen!“

Eine Stimme erscholl im Donner aus der Höhle:

„Tobende Winde, rauschende Ströme, rasselnde Donner, Beben der Erde, Gefahr, Geheul und die Furcht des Todes halten die Liebe nicht ab, machen im Glauben und Vertrauen nicht irre. Sie führen zum Geliebten; sie prüfen das Herz.“

Rose sprang auf; ihr seidnes Haar flog im Winde; sie streckte die Arme aus, und näherte sich der fürchterlichen Höhle, aus welcher jetzt der nahe Untergang der ganzen Insel zu heulen schien.

„Ich komme, fürchterlicher, milder Geist! Ich traue dir! Ich komme! Fanno, ich komme! ich fliege!“

Sie stürzte sich abwärts. Das wilde Geheul verschwand, und sie sank sanft auf das weiche Moos. Liebliche Musik empfing sie, und die innere, geheimniſsvolle, verborgene Natur lag in aller ihrer Pracht und Erhabenheit um sie her.

Wer vermag zu beschreiben, was du in deinem Schooſse verbirgst, du Mutter der Welt! Keine Zunge nennt, kein Herz, kein Geist faſst es! Du gefällst dir im geheimniſsvollen Dunkel, und zeigest dich uns nur in deiner reitzenden Auſsenseite, in deinem lieblichen Schmucke! Du lässest uns die Wirkung deiner Allmacht sehen, und verbirgst unsern Augen das Schaffen deiner Hände; aber du hast unserm innern Gewebe die Ahnung deines Wesens eingelegt, und wir fühlen, daſs wir ein geliebter Theil von dir sind, und uns wieder mit dir vereinigen!

Rose fühlte die milde Wärme, womit du deine geliebten Kinder beglückest; sie hörte die Töne, für die du die Nerven, das Herz und den Geist deiner unendlichen Geschöpfe gestimmt hast, und von deren grober oder feinerer Reitzbarkeit ihre unbegreifliche Verschiedenheit abhängt. Vor ihren Augen loderte lebendig und sichtbar der feine Geist, den du in uns gieſsest, der die Leidenschaften und Wünsche in uns erzeugt, mit denen wir träumend so glücklich durch das Leben schiffen, wenn unser Herz du vertraut und getreu verbleibt. Sie sah den Zauberstab, aus dem feinsten Urstoffe der Schöpfung gebildet, womit du unser inneres Gewebe berührest, und uns die Fülle des Lebens zu fühlen giebst. Vor ihren Augen lösten sich alle Räthsel auf; ihr ward klar, wie das Blut bald leise, bald stärker unserm Herzen zuströmt, dem Unschuldigen, dem Freudigen in die Wangen schieſst, und wie unsre Nerven, unser Geist und unser Herz mit demselben in der einfachsten Eintracht spielen.

Der Geist der Höhle deckte ihr alle diese Räthsel in einem Augenblick auf; sie verlor sich in stille, erhabene Betrachtungen. Die vorige Stimme weckte sie auf; aber jetzt tönte sie milder:

„Meine Tochter, lerne mich kennen! Hier bey mir findest du Schutz, bis sich der Sturm gelegt hat, und dein unglückliches, verunreinigtes Volk wieder zu mir kehrt! Ich belohne dein Vertrauen. Alles, was dich umgiebt, ist dein; denn du bist einer der geliebtesten und reinsten Theile von mir!“

Rose antwortete:

„O, so gieb mir meinen Fanno! Auch er liebt dich, auch er vertraut dir, auch er ist werth, dich näher kennen zu lernen und die Wunder deiner Wohnung zu sehen. Ohne ihn kann ich sie nur anstaunen; erst an seiner Seite wird mein Herz sie recht fühlen!“

Die Stimme. „Muth, Liebe und Glaube

werden auch ihn zu dir führen. Traue mir und dir!“ —

Der Zug des Herzens, geheime Winke, führten Fanno denselben Weg. Seine Prüfung war härter; aber er siegte über alle Bilder des Schreckens. Er fand die Göttliche in der leuchtenden Höhle, und der Geist lächelte bey der Wonne seiner Kinder. Die Natur schloſs sich dem Jüngling gleichfalls auf; ihre Geheimnisse stellten sich ihm in anschaulichen, erhabenen Bildern dar, und Beyde fühlten den groſsen Geist der Welt. Dort lag der Urstoff der Elemente, zerfloſs, zertheilte und vereinigte sich, um unendliche, mannichfaltige Erscheinungen hervorzubringen. Wasser, Luft, Feuer und Erde lebten, webten, kochten, froren unter einander, bewegt von dem mächtigen Hauche, der in Allem Daseyn und Gestalt wirkt.

Auf den Wink des Mächtigen flatterten Geister, die reinsten Ausflüsse von ihm, nahmen vollendetes Gold, Steine aus dem reinsten Wasser gebildet, und stellten alles in symmetrischer Ordnung auf. Die Eingeweide der Erde öffneten sich, und gaben ihnen ihre schönsten, wohlriechendsten Stoffe, um die herrlichste Wohnung für das reine, liebende Paar zu bereiten und zu schmücken. An den Wink schloſs sich die Vollendung, und die Stimme rief ihnen zu:

„Lebet in mir, mit mir! Der Tag wird kommen, daſs ich Euch entlasse, die Verirrten mir wieder zuzuführen!“

Beyde riefen knieend:

„Milder, Freundlicher! zeige dich uns, daſs wir dir danken!“

Der Geist. „Ich bin in und mit Euch, und kann Euch nicht deutlicher werden, als ich es bin. Mein Anblick ist freundlich und schrecklich. Meine Rechte bringet hervor, und meine Linke löset das Hervorgebrachte zu seiner Zeit wieder auf. Leben und Verwelken, Gedeihen und Zerstörung hangen an einander; meine Freundschaft verbirgt Euch die nahe Verkettung. Ich liebe meine Kinder, und habe ihnen die Täuschung zur Gefährtin gegeben. Ohne sie erstarrte Euer Geist, und der Frost des Todes beschliche Euer Herz. Mit unsichtbarem Fluge, von Euch unbemerktem Maaſse, schwebt mein Diener, die Zeit, vor Euch her. Ins Unendliche dehnte ich ihn aus; denn zeigte ich ihn Euch zusammengezogen, er würde den Samen des Glückes in Eurem Herzen tödten. Ausgedehnt gleichen seine Fittige dem Schmelze der Wiesen, dem Gewande des Frühlings. Ihre Farben flieſsen in sanftem Gemische untereinander, die Schatten dämpfen sich in mildem Lichte, und die bunten Farben spielen vor Euren Augen in gefälligen, phantastischen Bildern, die selbst Eure Träume reitzend beleben. Meine Macht hält den Würgenden in seiner Ausspannung, damit Ihr Euch nicht reif glaubt in Eurer Blüthe. Mein Lohn ist Euer Glück; die Quelle dazu strömt mit reichem Flusse in Eurem Herzen. Suchet es nur da! Fliehet den Wahn derer, die es außer mir suchen, und es nach der Dauer erwarten, die ich Euch bestimmt habe. Ihr kehrt wieder zu mir zurück; denn Ihr seyd eins mit mir, und könnt Euch nie von mir trennen!"

Ach wohl ist alles Täuschung unter der Sonne, und vermuthlich auch über der Sonne! Doch ist ein schöner Traum, der um den Schleyer der Wahrheit schwärmt, und zu Zeiten hindurchblickt, angenehmer, als die herben, kalten, unreifen Früchte unsrer Wiesen, für dieses und jenes Leben. Was ich auf der Spitze des Vesuv, in den Gegenden des Monte Nuovo, in der Grotte des Neptun zu Tivoli, auf den grausen Appeninen und den erhabenen Alpen fühlte, glich so ziemlich den Gefühlen des Arabers, und ich ward immer mehr in das undurchdringliche geheimnifsvolle Dunkel, als aufwärts, gezogen. Doch, wozu nun dieses?

. .

FÜNFTES KAPITEL.

Der traurige Zustand Circassiens. Strafe der Sultanin. Orancia, Fauno, Rose, und Anmerkung des Verfassers.

Nichts ist rascher, als der Abfall vom Guten zum Bösen, nichts gefährlicher, als der Übergang von der Einfalt der Natur zur Kultur und der Kunst. Alle Laster der erleuchteten Welt zogen in Circassien triumphirend ein; in ihrem scheuſslichen Gefolge befand sich die Heucheley, und schnitt den Circassiern allen Willen und alle Kraft zur Rückkehr ab. Durch neue Gesetze lernten sie ihnen bisher ganz unbekannte Verbrechen kennen. Die alte, einfältige Treue ward von List und Betrug, Offenherzigkeit von Verstellung und Heimtücke verschlungen. Wollust verscheuchte die Liebe. Übermuth, Stolz und Herrschsucht drückten die Wage der Gleichheit nieder, in welcher bisher die Glückseligkeit Circassiens bestanden hatte. Das Volk ward nun von zwey einander widersprechenden und widerstrebenden Mächten gedrückt, die um so schwerer zu tragen sind, weil jede der andern zum Trotze wirkt. Die geistliche und die weltliche Macht legten ihnen dieses Joch auf; sie seufzten darunter, nutzten ihre

Nerven in zügellosen Genüssen ab, und suchten im Kitzel der Sinne ihren Kummer abzustumpfen. Der Zertretene schmeichelte sich mit Entschädigungen in einer andern Welt, und stärkte durch sein Hingeben die Hand des Gewaltigen in dieser. Das Land befand sich in dem Zustande, den ich oben andeutete; das Elend der Circassier nahm jeden Tag zu, da die Eitelkeit und der Wahn sie mit einer hohen Meynung von ihrem durch die Verfeinerung erworbenen Werthe erfüllte. Sie bläheten sich mit dem stolzen, eitlen Gedanken, unter der unmittelbaren Vorsicht erhabener Wesen zu stehen, und verachteten die Sitten und Meynungen, durch deren Einfalt sie durch sich selbst bestanden. Der Ton des Spottes und des Lächerlichen gab den Lastern eine gefallende Auſsenseite; der kalte Egoismus, die Spiele der üppigen Vernunft, die sie Wissenschaften nannten, vollendeten das Verderben. So sahen die erleuchteten Circassier jetzt aus. Der beste und reinste Theil des Volkes zog sich in die Gebirge des Kaukasus, und beseufzte die Verirrung seiner Brüder.

Die Sultanin fiel in die Hände französischer Abentheurer, ohne doch den muthigen Dom Pedro ganz vergessen zu können. Die Aufklärung desselben war in ihrem Schooſse zur Frucht gereift, und die Stunde der Niederkunft gekommen. Die Brut des Mönchs drang gewaltsam nach dem Lichte der Welt. Die Sultanin hoffte schon, einen Thronerben im Purpur geboren zu sehen; aber das Schicksal arbeitete ihr, zum

Heil Circassiens, entgegen. Er erwürgte sich und die Mutter. Orancia stand heulend an ihrem Bette; und bey ihrem Verscheiden rief er kläglich:

„Ach, meine Liebe! bey dem goldnen Hahne meiner Väter! ich bin nicht Schuld daran! Wäre ich es, ich würde noch mehr heulen; ich würde verzweifeln. Aber ich kann nichts dafür!“

Trubadur. So sehen nun Eure Majestät, daſs aus dem Schlimmen oft etwas Gutes entspringt. Womit würden Sie Sich nun über den Verlust der vortrefflichen Sultanin trösten, wenn Sie nicht Hahnrey geworden wären?

Die Dame lächelte, obgleich der nahe Tod ihren Mund schon ganz verzerrt hatte; sie sagte mit gebrochener, leise näselnder Stimme:

„Schade, daſs ich ihn nicht mehr dazu machen kann!“

So verschied sie; und hätte ihr das Schicksal erlaubt, länger zu leben, sie würde gewiſs manche berühmte Heldin unsers Europa's an Ruhm übertroffen haben. Der letzte Zug wenigstens beweist, daſs sie es war, und daſs es ihr weder an Kraft, noch Erhabenheit der Seele fehlte.

Der gute Orancia fing nun wieder ein wenig an zu leben; doch drückte und peinigte ihn die Regierung über die zügellosen Circassier, ob ihn gleich die Ausländer gänzlich davon befreyet hatten, und ungescheut allen Frevel in seinem Namen begingen.

Orancia vermählte seinen kleinen, lieben, runden Trubadur, machte ihn zum Kammerherrn und endlich zum Hahnrey, doch ohne seine Schuld. Er entdeckte es dem kleinen, runden Kammerherrn selbst, und in der gewöhnlichen Offenheit seines Geistes. Der kleine, runde Trubadur antwortete:

„Ich habe es verdient. Warum blieb ich nicht, was ich war, und lieſs mich zum Kammerherrn machen!“

Der hagere Italiäner zog sich, um eine Rolle zu spielen und die Feinheit seines Geistes zu zeigen, in die Kuban, und reitzte einige Völker zum Kriege gegen Circassien. Sie plünderten das Land, und belagerten die Hauptstadt. Orancia gab alles auf, und meynte, er hätte nichts zu verlieren. Die Ausländer samt seinem Volke beklagten ihr trauriges Schicksal; und dieses war auch alles, was sie vermochten.

Fanno und Rose lebten die süſsesten Tage der Wonne in der Höhle. Der Geist derselben weckte Fanno aus dem süſsen Entzücken, und schickte ihn in das Gebirge, die reinen, muthigen Circassier zu sammeln und sein Vaterland zu erretten. Er schlug mit ihnen die Völker der Kuban, reinigte Circassien von den unreinen Ausländern, und zog mit dem Götterkinde triumphirend ein. Orancia war auſser sich vor Freude. Er trat Fanno die Regierung ab, und lebte mit dem kleinen, runden Kammerherrn die glücklichsten Tage. Rosens und Fanno's Beyspiel wirkte auf die verderbten Circassier; doch gänzlich waren die Übel der Erleuchtung nicht so geschwind auszurotten.

Der schöne Jüngling Sahir hielt sein Versprechen nicht; er hatte vor der Hand so viel in Teutschland zu thun, daſs er Circassien seinem Schicksale überlassen muſste. Er und seine Brüder fanden, daſs es selbst für Geister ihrer Art schwerer ist, eine moralische Umwälzung hervorzubringen, als für die Menschen eine politische zu bewirken. Und trotz allen Bemmungen kämpft bis jetzt noch immer vergebens der kategorische Imperativ, die Hauptwaffe der Teutschen in dieser gefährlichen Lage, gegen die gewaltigen, politischen Gährungen. Doch Sahir giebt es nicht auf; und trotz Leidenschaften und Begierden, trotz Lust und Unlust, hofft er durch diesen erhabenen Gesetzgeber nicht allein sein geliebtes Volk, sondern alle Völker der Erde, ja endlich ihre jetzigen Ruhestörer selbst, so zu veredeln, daſs die Herrschaft der Vernunft allgemein werde.

Du, lachst, Spötterin, und sagst: Ihr wäret zu bedauern, wenn dieser Popanz Euch je beherrschen sollte. Doch wir wollen sehen, wem die Herrschaft über Euch bleibt: uns — der Liebe meyne ich — oder diesem kalten Wesen, das nur deinem Sultan in seiner wahren Gestalt erschien.

Der Geist der Höhle konnte in Sahirs Abwesenheit um so mehr auf die Circassier wirken. Seine Kinder kehrten ihm nach und nach zurück — Unschuld, Einfalt und reine Liebe fingen wieder an zu herrschen, und ich wünsche den guten Circassiern, daſs weder der kategorische Imperativ, noch einer der Aufklärer ihr glückliches Land in Zukunft betrete, und dann: daſs ihnen ja keine Fee mehr einen goldnen Hahn zur Verwahrung, mit solchen gefährlichen Bedingungen, überreiche!

So habe ich dir nun, meine geliebte Angelika, die philosophisch-politische Geschichte von dem goldnen Hahne mit einer mausfarbenen Feder erzählt, und einen dünnen, bunten, bildervollen Schleyer davor gezogen, der dem Auge des Geübten nichts verbirgt, und an dem das Auge des Ungeübten nichts vermiſst.

Du hast etwas gesehen, meine Liebe, das man in unsrer Welt so selten sieht — das wahrscheinlich das Wunderbarste und Unglaublichste dieser Geschichte ist: — die Laster in ihren Urhebern gestraft, und die Tugend und Unschuld in ihren Verehrern belohnt. Sollte dieser Umstand diese wahrhafte Geschichte in den Augen der Erleuchteten bis zum Mährchen heruntersetzen, so tröste ich mich mit dem Gedanken, daſs, so unwahrscheinlich auch dieses Wunder in der moralischen Welt seyn mag, es doch nicht weniger gewiſs ist. Aber der Leser vergesse nur nicht, daſs die Scene auſser Europa liegt, daſs ein Geist darin mitspielt, den man in Europa gar nicht kennt, und daſs diejenigen, denen er etwa erschienen ist oder beywohnt, alle Ursache haben, ihn zu verbergen!

BRUCHSTÜCKE

aus einer Handschrift:

DAS ZU FRÜHE ERWACHEN DES GENIUS DER MENSCHHEIT.

Mag auch angebornes Sinn sich verbergen!

Pindar.

Das Ganze ist zerstört; man zog nur das bildliche heraus, das genug ist, den Sinn und Zweck des Verfaſsers darzustellen. Das historische kann sich leider! jeder Leser hinzudenken — nämlich die Art und Weise des Gegenkampſes. Es sollte das zehnte Werk seyn, und das Ganze beſchlieſsen.

PROLOG.

Der Dichter.

Freundlicher Dämon, warum erscheinst du mir abermals so düster und gewaltsam auffordernd?

Der Dämon.

Bist du nur Dichter durch die Phantasie, daſs du vor meiner jetzt ernsten Gestalt erschrickst? Schlummert deine innre Kraft, durch die du dich mir weihtest? Vernimmst nur du nichts von dem, was um dich her geschieht? Hörst nur du nichts von Thaten, die dem Weisen und dem Einfältigen das ganze Menschengeschlecht, samt seiner Leitung und Bestimmung, zum qualvollen Räthsel machen?

Der Dichter.

Ich vernahm sie, und zog mich darum in diese Einsamkeit zurück, damit mir das bleibe, was mich zu deinem Geweihten machte, und worauf mein ganzes Daseyn ruht.

Der Dämon.

Der mir Geweihte wagt dieses nie; und schaudert auch sein Herz bey den Thaten seiner Brüder, so erhebt sich doch sein Geist über den empörenden Schauplatz derselben.

Kannst du hier träumen, während die moralische Welt in ihrem Mittelpunkt erbebt, die kühnsten, gefährlichsten Kräfte der Menschen wild aufsteigen und alles zu zertrümmern drohen, was die Vorfahren aufgebaut, was Zeit, Gewohnheit und Sitten geheiligt zu haben scheinen?

Indessen du hier schlummerst, lösen die Verwegnen auf, was sie unter einander, was sie mit dem Himmel und der Erde zusammenkettet und verbindet.

Siehe! eine neue Welt beginnt — die Räthsel, welche die Sterblichen seit ihrer Verbindung zur Gesellschaft quälten, scheinen ihrer Auflösung nahe, um sich dem Verstande noch mehr zu verwirren. Der edelste, reinste Willen eines Herrschers offenbarte sich zum besten seines Volks; aber kalte, anmaſsende Vernunft entwarf den Plan; aber wilde, glühende Begeisterung, eine Kühnheit, die aller Regeln und Verhältnisse spottet, vermessener Stolz, grober Eigennutz, Verblendung, Wahnsinn, Herrschsucht, das Schwerdt und die alle menschliche Gefühle verschlingende Eroberungssucht führen ihn aus. Der Gegenkämpfer befördert in seiner Verblendung den Zweck, gegen den er streitet, er blutet, er stirbt für das Gelingen einer Sache, die er haſst und verdammt. In dem Dampfe des von der Erde aufsteigenden Bluts bildet sich der Riſs der kühnen Baumeisterin über dem bebenden Grund, der das kühne Gebäude tragen soll. Die Nothwendigkeit ist die Werkmeisterin, so sprechen die Verwegnen, Verbrecher sind die Arbeiter, mit Leichen ihres eignen Volks füllen sie die Klüfte, auf denen ihr Werk ruhen soll. Auf! die Thaten des Menschengeschlechts werden heute zu einer langgedehnten Mähre; hier ist Götterwerk, das Sterbliche durch teuflische Mittel ausführen. Steige hinunter in das Reich des Schreckens, in das Reich der Finſterniſs!

Der Dichter.

Ich hasse es, mein Geist gefällt sich im Lichte, der Quelle des Schönen, des Wahren und Guten. Vergönne mir darin zu wandeln!

Der Dämon.

Du hast es schon betreten, und übertrifft nicht, was hier am Lichte geschieht, das Schrecken der Finſterniſs? Spüre dem Ursprung der Greuel nach, fange dort unten die schwankenden Strahlen der Wahrheit auf und trage sie in deinem Busen an das Licht. Mögen abermals die Geister der Finſterniſs deinen Brüdern Wahrheiten sagen, nur ihren Lippen entfallen sie so kühn als ungeschminkt.

Der Dichter.

Wer widersteht dir, wenn du gebietest? Zum letztenmal?

Der Dämon.

Überlaſs dich ohne Bedingung meinem Einflusse! Noch leben Kraft und Muth in dir, noch haben dich weder Wahn noch Gewalt unterjocht, noch vermag dein Geist mein stürmisches Wehen zu ertragen, und noch sind meine Eingebungen, sanft oder stark, dein süſsester Genuſs. Du verbleibst auſs Leben der mir Geweihte, und das Schicksal selbst entreiſst dich mir nicht; unter meinen Fittigen kannst du nicht altern. Denn immer jung, immer blühend und stark erhalt' ich den Dichter, der keinem fremden, keinem irdischen Götzen opfert. Einst enthülle ich dir die wunderbaren, erhabenen Bilder, mit denen meine Fittige ausgeschmückt sind.

Jetzt ziehe ich die Wolken vor deinem Geiste weg und eröffne ihm den Schauplatz — die Hölle — die Erde — den Himmel; — die Handelnden sind — verwegene, schreckliche, verblendete und groſse Sterbliche — angstvolle und jauchzende Teufel — schweigende Götter —

Der Dichter.

Gewaltiger, ich muſs dir folgen, wohin du mich führst; denn ich lebe nur in der Kraft, die du in mir erweckt hast. Dir allein hast du mich erzogen, dir allein gehöre ich zu. Doch durchwehe mich nicht so ungestüm, laſs die Vernunft waltend das Ruder fassen, wenn du mich auf das Meer treibst, dessen stürmende Wogen ich um mich brausen höre.

Der Dämon.

Fasse das Ruder und steure kühn zu. An dem fernen Ufer wirst du den erhabnen Tempel der Wahrheit erblicken; aber Wolken, die durch ihren Glanz blenden, verhüllen deinen Sinnen die Inschrift.

Der Dichter.

Schreckliche Aussicht! und auch dann soll sich mir nichts von dem Räthsel enthüllen?

Der Dämon.

Was dir und deinen Brüdern nützt. Wünscht der Dichter seine Vernichtung? Löste sich dir das Räthsel, so verschwände der Zauberduft, der deine Stirn umspielt. — Deine — Aller Täuschung verschwände, und mit ihr Euer Werth, Eure Kraft. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

BRUCHSTÜCKE

aus dem ersten Buche der Handschrift.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Schreckensbotschafter waren seit einiger Zeit aus dem von Satan so sehr geliebten Frankreich in unzähliger Menge heruntergefahren, und ihre Berichte lauteten gegen alles, was dieses Volk und die Menschen überhaupt seit ihrer Entstehung unternommen, so neu, kräftig und wunderbar, daſs Satan, der älteste und gröſste Menschenkenner, alle Fäden seiner Erfahrung verlor, und die Söhne des Staubes an ihren jetzigen Äuſserungen und Thaten nicht mehr erkannte. Wir nennen ihn darum den gröſsten Menschenkenner, weil er verwegen vorgab, der Ewige habe sich in seinen Ebenbildern geirrt, irre sich täglich an ihnen, und nur Er könnte durch die Geschichte der Menschen und seine Kenntniſs beweisen, daſs er sich nie in seinem Urtheil über sie betrogen hätte — — — — —

Noch täuschte sich Satan. Das Vorurtheil, welches dieses Volk, durch seinen Leichtsinn, seinen feurigen, aber unstäten Unternehmungsgeist in Europa gegen sich erweckt hatte, wirkte auch in der Hölle, und dann noch, als Belial, von Satan auf Kundschaft gesandt, mit Gebrülle hereinfuhr und so sprach:

„Herr! dein unendliches Reich ist in Gefahr. Ich sah den Genius der Menschheit, den die Tyranney und der Aberglaube einst gefangen nahmen, auf dem ödesten Gebirge der alten Welt anschmiedeten und ihn da bis auf den heutigen Tag bewachten. Er, dein gefährlichster Feind ist erwacht, schon dehnt er seine Flügel aus, und die Wächter stehen geblendet, betäubt an seiner Seite. Ich sah die Zeit, mit dem Lichte geboren, hinter ihm anschleichen, und seine so lang gebundenen Fesseln, den Wächtern unbemerkt, auflösen. Da strahlte ein so helles Licht der Freude aus den Augen des noch immer blühenden, daſs das ganze öde Gebirg erleuchtet ward, wie von dem Abglanz der reinsten Gestirne. Ihm zur finstern Wahrsagung, flog ich, gleich einer schwarzen Sturmwolke hindurch, und eilte dann dir die wichtige Botschaft zu überbringen.“

Satan antwortete mit einem leisen Hohngelächter, das nur seine Oberlippe berührte und gleich einem schlängelnden Blitze aus seinen Augen fuhr.

„So! dehnt er seine Flügel aus? Ist er noch immer jung und blühend? Doch dieſs beweist er ja. Laſs ihn nur, den Unschuldigen, er wird seine Flügel schon wieder einziehen, auch wird, denke ich, dieſsmal seine jugendliche, zarte Blüthe etwas altern und zusammenschrumpfen. Ist es doch nicht das erstemal, daſs er sich so täuscht; aber die Jugendfehler, geschwind zu wollen, leicht zu hoffen, werden ihm wohl ewig bleiben. Hat ihm denn seine lange Erfahrung nicht gesagt, daſs sich niemand mehr täuscht, als der, welcher das Gute will, er sey nun ein Genius, ein Sterblicher, ein Philosoph, Fürst oder Staatsmann? Auch seine Wächter, unsre Getreuen, werden sich schon wieder fassen; denn auf diese Stützen kann ich mich verlassen. Aber der alte Graubart, die Zeit, sollte doch wohl durch Erfahrung wissen, daſs er keine Eile hat. Hat denn auch er dem Spiele der Söhne des Staubes so träumend zugesehen, als sie es trieben, daſs er nicht absieht, wie es immer endet? Vergiſst er, daſs es selbst an dem Tage, wenn die ausgebrannten Sonnen herunterstürzen und sein Zeitmaaſs zerschlagen werden, mit dem Menschen nicht anders seyn und aussehen wird, als heute?"

Lange hätte der Fürst der Hölle so fortgefaselt, wäre ihm Leviathan nicht ins Wort gefallen.

„Hm! was wüſste doch er? Ist er nicht aus lauter Erfahrung an den Menschen zum Greise geworden? That er von dem Ursprunge der Söhne des Staubes an wohl etwas anders, als ihnen das Maaſs vorzuhalten, nach welchem sie ihre Thorheiten und Verbrechen bezeichneten, damit die Nachkommen sie ja nicht vergäſsen und sich daran zu gleichen ermunterten? — Und der andre gar! mich wundert es gar nicht, daſs er noch so jung ist und immer blüht; wie könnte er altern, da er seit seiner Erschaffung geschlummert und nie seine Kräfte gebraucht hat? Der Ewige hat gar viel Schönes dieser Art geschaffen, das ungebraucht in seiner groſsen Schöpfung schwimmt; übrigens ist dieses ein sehr artiges Bild für den träumenden Menschenfreund; um es zur Gruppe zu machen, gesellten neuerlich die Teutschen dem Schlummernden eine gleich wache und thätige Gattin zu, die Humanität; aber wenn die Söhne der ersten Sünderin keine festere Stütze haben, so fürchte nichts, erhabner Satan!“

Satan.

Ja, ja der junge Genius da, der nicht weiſs woher und wohin, wird Zeuge eines saubern Schauspiels seyn. Seht doch, das Volk, das so kühn im Unternehmen, als rasch in That ist, das alle aufgeklärten Völker durch seinen Witz und Geist bezaubert und nach sich zieht, arbeitet jetzt ganz ernsthaft daran, den verworrenen Knäuel zu lösen, in den sich das Menschengeschlecht durch das gesellschaftliche Band von dem Augenblick an verwickelte und verstrickte, als es Herren über sich setzen muſste, um nur beysammen bleiben zu können. Auch wollen sie die Quellen aller politischen Übel abgraben, ob sie sich gleich in einen Strom ergossen, da sie der Unabhängigkeit des Thiers entsprangen, und das wurden, was sie jetzt in sich moralisches Wesen zu nennen belieben. Wissen doch wir, was daran ist, und sie haben nun den rechten Weg dazu erwählt. Sage ich — erwählt! — Wählt auch der Sklave der Nothwendigkeit seine ihm aufgedrungene Natur! Wurden nicht selbst die Sonnen in den Raum geschleudert, um nur ihr bestimmtes Zeitmaaſs abzurollen? — Lag der Keim des Bösen nicht in dem ersten Wurf, in dem ersten

Gedanken des Wurfs, und bliesen nicht auch wir hinein, weil wir muſsten? Diese da nun wollen gar das Gesetz zu ihrem Herrscher aufstellen? Was? haben sie nicht lebende Herrscher, Adel und Priester? und Obrigkeit, und Philosophen — und —

Belial.

Herr, was ist da viel zu moralisiren und zu satyrisiren? vernimm erst das Wichtigste meiner Botschaft. Was vermögen jene gegen die Zauberformel, welche die verwegenen Erwählten dieses Volks ausgesprochen haben? Sie erscholl in Paris — ich hörte sie in ganz Europa schreckenvoll ertönen.

Satan.

Sprich sie aus.

Belial.

So fasse dich.

Satan.

Ich habe mit eiserner Stirne, mit unbewegtem Geist, den Verdammungsspruch des Höchsten angehört, werden mich Worte der Söhne des Staubes auſser Fassung bringen?

Belial.

So höre sie dann:

Freyheit! Gleichheit! Menschenrecht! So lautet die Formel.

Satan.

Wie wagst du, Unsinniger, Worte vor meinem Thron laut auszusprechen, die meinen Grimm gegen dich reitzen müssen, die die Hölle in Aufruhr gegen mich setzen könnten, denen selbst die Bewohner des Himmels nicht widerständen, erschallten sie dort! Hast du vergessen, daſs dieses es war, was uns alle zum Aufruhr vor der Zeit gegen den Ewigen reitzte? Kein Sohn des Staubes, kein Geist widersteht diesem Zauber! Er zerreiſst den Schleyer der Geheimnisse, die den Menschen, uns selbst einhüllen! Bey der den Menschen nothwendigen Finsterniſs! Du hättest diese Worte mir so leise und eingehüllt ins Ohr flüstern sollen, als ein Höfling dort oben seinem Herrn eine schlechte Nachricht zuträgt; aber du bist und bleibst ein rauher, ungestümer Geselle.

Leviathan nahte Satan und lispelte ihm in beiſsender Laune zu:

„Nennst du dein Betragen da Fassung? Vergiſst du nicht alle Klugheit des Herrschers? Wenn der Herrscher von solchen Gefahren spricht, so zieht er sie um so schneller und gewisser herbey, und ergrimmt er vor seinen Groſsen über ein Ding, so macht er es bedeutend.“

Satan lächelnd.

Wundert Euch nicht, Ihr Fürsten, über die Wirkung dieser unsinnigen Worte auf mich. Es ist natürlich, daſs mich etwas so ganz neues und so ganz tolles von dem Menschen überrascht. Doch sind es nur Worte, für die Söhne des Staubes, für uns und alle unendlichen Geister. Wer ist frey im Wesen der Dinge? Alle sind in die Kette gebunden, von dem, der sie hält, bis zum letzten, der daran geschmiedet ist. Kann sie der zerhauen oder fahren lassen, der sie aus Nichts geschmiedet hat und sie nun halten muſs? He, kann das, was aus Nichts geschaffen ward, wieder zu Nichts werden? Was auch an seine Stelle trete, Abhängigkeit wird und muſs seyn, das merkt Euch, Ihr Fürsten! — — — — — — —

Satan.

Ey ja doch! sie wollen durch den Sturz der Tyranney, der Priesterreligion und des Feudalsystems, das Böse bekämpfen und mein Reich erschüttern. Gesetz, Gleichheit, Menschenrecht sollen bey ihnen und gar durch sie auf dem, Sünder und Thoren ernährenden, Erdboden herrschend werden! Und so werfen sie mir und den Herrschern der Erde den Handschuh zum Kampfe hin. Gut, wir wollen ihn aufheben. Glauben sie etwa, meine Herrschaft in ihrer sogenannten moralischen Welt sey zu Ende, weil ihre Philosophen mein Daseyn in dem Augenblick zur Fabel machen, da sie es am klärsten beweisen? Vergessen sie, was ich für Verbündete und unter ihnen selbst habe? — Bedenken die Schwindelköpfe in ihrer Begeisterung nicht, daſs all ihr Wirken, ja ihr ganzes politisches Daseyn ihre Wurzel in meinem Reiche hat? Werden nicht alle ihre Kräfte und Fähigkeiten durch das Böse oder die Furcht vor ihm entwickelt? Entspringt nicht alles, was sie unternehmen, aus dieser Quelle? Denken sie etwa gar, daſs das, was sie jetzt treiben, und was seit Jahrhunderten aus diesem Stoffe für sie zubereitet ward, nun ohne seine Mitwirkung ausgeführt werden könnte? Der Traum, der jetzt ihrer erhitzten Phantasie vorschwebt, und wie ein hohes Ideal der Menschenveredlung in ihrem brausenden Gehirn aufgor, wird nur durch den Zusatz, den wir hineinmischen, zu einer Art von Wirklichkeit gebracht. Die Farbe unsers Zusatzes soll ihm bleiben! — Und bey der Ewigkeit schwöre ich — bey ihr, die dieses zum Gesetz gemacht hat — und bey dem Herzen des Menschen, das sich immer gleicht — sie werden die wenige Wirklichkeit dieses Traums so theuer bezahlen, daſs den andern Völkern Europa's der Wunsch, auch so zu träumen, auf lange vergehen soll.

Eigentlich brauchte ich mich nun gar nicht thätig in diesen Handel einzulassen; aber ich muſs als Herrscher meine Rolle spielen, mich, aufgefordert oder nicht, Ehren halber in jede politische Angelegenheit mischen. Darum, Ihr Fürsten — — —

Satan.

— — Das Menschengeschlecht sitze über sich selbst zu Gerichte, und es gehe ein Schauder von den blutigen Stufen des Richterstuhls aus, wie noch keiner die Bewohner der Erde ergriffen hat. Zerschlagen sie hier die Ketten, an denen das Menschengeschlecht gefesselt liegen muſs, so schmiede es dort die Furcht an unauflöslichere. Die neue Gottheit, die sie in Frankreich erschaffen haben, rage als ein Ungeheuer über Europa hervor, wie der Erdboden noch keins getragen hat; er bebe so lange unter seiner Last, bis er oder es in Staub zerfalle. — —

Leviathan.

Wohin treibt dich abermal der Ungestüm des Herrschers? Wie? wenn sie nun den Wink des Ewigen erfüllen? Wenn auch dieses zum Plan der Bildung und Erziehung des Menschengeschlechts gehörte? Wenn sie auch den Kreis dieser Greuel durchlaufen müſsten? — —

Leviathan.

Wer schwatzt hier von Tugend? Was Ihr da sagt, sage ich auch; ob ich gleich zu groſs denke, auf das stolz zu seyn, was meinem Seyn nun nothwendig anklebt. Wer von uns weiſs nicht, daſs durch unsern Einfluſs der so erbärmliche, als theuer erkaufte Zeitvertreib — die moralische Welt, für ihn ganz aufhörte? Das Böse konnte ihr ja doch nur Daseyn geben. Mögen die Welten zu Staub werden, und keine Sünder mehr tragen, die Hölle ist gefüllt — — — —

Satan.

— — Gesetzt auch, es gelänge den Kühnen alles: werden sie nicht Menschen bleiben, und durch das Gelingen es noch mehr werden? Laſst sie nur immer Gesetze für Götter entwerfen, einen Augenblick ihren zweydeutigen Ursprung vergessen, um sich noch mehr als Teufel zu zeigen. Wenigstens ist es etwas neues und des Beschauens werth. Das Christenvolk hat uns bisher mit seiner Einförmigkeit von Meynungen nicht wenig Langeweile gemacht; wir werden nun sehen, wie es sich benimmt, wenn es die hohen politischen Gesinnungen derer, die es Heyden schimpfet, auf das Christenthum verpflanzt. Leviathan, und ist es wirklich ein Lichtstrahl von dem Ewigen, so wird er gefärbt, erstickt von dem Blute der Menschen, zu seinem glänzenden Thron zurückkehren und sein geheimniſsvolles Heiligthum beflecken. — — — — — —

Leviathan.

Und mögen dann die teutschen Philosophen ihr schönes Ideal von Menschenveredlung damit vergleichen. —

Satan.

Und sich damit trösten, wenn ihr Vaterland so zappelnd, blutend, zerrissen und zerdrückt da liegt, daſs es der Sieger kaum der Verachtung werth hält. — —

Satan.

Spötter, sprichst du doch jetzt, als wenn du schon aus den Hörsälen der teutschen Philosophen zurückkehrtest. Und wär' es an dem, nun so sind es auch die rechten Mittel, die die Franzosen jetzt anwenden. Auf! — — — — — — —

Satan.

— — Einfalt und Weisheit sollen daran scheitern, und Menschen, die nie gedacht haben, von den Gedanken zermalmt werden, welche ihnen die bevorstehenden Ereignisse aufdrängen werden. Ja der roheste Geselle hinter dem Pfluge und in der Werkstätte soll endlich glauben, das scheuſsliche, blutige Werk sey ein Stück der Nothwendigkeit, und jeder Kampf unnütz. — — — — — — —

— — Er schlummerte: und Träume des künftigen Glücks der ihm anvertrauten Söhne dieser mühvollen Erde bildeten sich in schönen und harmonischverbundenen Reihen vor seinem Geiste. Als nun die Zeit leise seine Flügel gelöst hatte, und er seine Kraft wieder lebend fühlte, die Augen öffnete und eine Klarheit sah, die sich über das wilde Gebirg ergoſs, wie am ersten Schöpfungstage über die sich enthüllende Erde, und die sich an dem Himmel abspiegelte, wie der reine blaue Äther in dem hellen See des Gartens der Ruhe, so entfloh Belial, geblendet von dem himmlischen Glanze. Aber als er die leichten Rosenschwingen ausdehnte, und die von ihm bewegte Luft die Stirne der schon betäubten Ungeheuer berührte, so entflohen auch sie.

Jetzt stand der blühende Genius der Menschheit im ganzen Gefühl seiner hohen, belebenden Kraft auf der Felsenspitze des höchsten Gebirges und lächelte die

Schöpfung an, die feyerlich schweigend, von seinem sanften Glanze erheitert, vor ihm lag. Bey seinem Lächeln schimmerte die Schöpfung noch lieblicher, und weiches Moos, duftende Blumen, schöne Bilder der Hoffnung, entsprossen während seinem Lächeln unter seinen Füſsen. Er fühlte, sah sie unter sich, um sich aufkeimen, und Thränen der Freude träufelten auf die eben aufgeblühten Bilder der Hoffnung. Sein Blick erhob sich durch den stillen Äther, bis zu dem dunkeln Gewölke, dem Fuſsschemel des Throns des Ewigen, und bebend dankte jetzt sein Herz für das Erwachen, das wiedergekehrte Leben, das ihm neues, thätigeres Wirken anzukündigen schien.

Er lispelte:

„Gewiſs, erhabner Verhüllter! reifen nun die Zwecke, um derentwillen du meine Geliebten auf diese schöne, sie ernährende Erde gesetzt hast! Gewiſs ist der Augenblick gekommen, wo sie alle das Glück genieſsen sollen, das ich ihnen nach deinem Willen ertheilen soll, auf das du so bestimmt hindeutetest, als du mich erschufst. Schon haben mich ihre und meine Feinde verlassen, und ich werde meinen so zärtlich Geliebten wieder der sie liebende und schützende Genius seyn dürfen, ohne dessen Einfluſs sie deiner Liebe nie würdig werden können. Verblendet, betrogen, miſshandelt und niedergedrückt von den Zerstörern alles stillen Glücks, konnten sie mich nicht aufnehmen, und die wenigen Weisen und Edlen, die mich suchten, und an meiner Befreyung arbeiteten, erlagen der Gewalt und Grausamkeit meiner Feinde

Mein Erwachen kündigt mir das Ende ihrer Herrschaft an. Die Tage der goldnen Zeit — der Zeit, wo nur die Rechte herrschen, die du jedem deiner Söhne als unverlierbares Eigenthum ertheilt hast, nahen — die süſsen Träume, deren künftige Erfüllung ich den mir treu Verbliebenen als einzigen Trost zurücklassen konnte, gehen in Wirklichkeit über; nachmals wirst du mit Wohlgefallen auf das Menschengeschlecht blikken, und ich werde der Seligste unter den Glücklichen wohnen.“

Nun wandte der blühende Jüngling sein Angesicht nach allen Theilen der Erde, noch ungewiſs, nach welcher Gegend er seinen Flug nehmen sollte. Von einigen wehte ihn der Wind sausend und stürmend an, und nun entdeckten seine Augen düsteres Grau am fernen Horizont, das dicke, finstere Wolken durchschwebten. Sein Herz seufzte und seine Flügel erklangen bey dem Brausen des ungestümen Winds. Aber von einer fernen Himmelsgegend wehte sanfte Luft gegen sein Angesicht, seine goldnen Locken bewegten sich spielend um sein schönes Haupt und seine Rosenflügel ertönten jetzt so leise, wie die Wünsche eines rein liebenden Herzens. An dem fernen Horizont dieser Gegend entdeckten seine freudigen Augen Lichtstrahlen, so heiter und rein, wie der Schimmer, den sein Blick über die Schöpfung ausgegossen. Schon wollte er sich begeistert emporschwingen, schon stand er sich erhebend auf der Spitze seines Fuſses, als er sich plötzlich allein und verlassen fühlte. Alle seine treuen Begleiter hatten sich entfernt, alle waren in dem Augenblick verschwunden, als ihn die Ungeheuer aus dem Hinterhalt überfielen und fesselten.

Traurig blickte er um sich, und klagte in einem Tone, bey welchem sein eignes Herz vor liebendem Verlangen zerschmolz:

„Wo seyd Ihr, meine geliebten Gefährten? Wie konntet Ihr mich verlassen, die Ihr mir von dem Erhabenen zum einverstandnen Wirken zugesellt seyd? Ihr besteht nur durch mich, ich nur durch Euch, und getrennt vermögen wir nichts.

„Mäſsigkeit, Einfalt, Wahrheit, Weisheit, Stärke, Gerechtigkeit, Muth, Hoffnung, Würde des Menschen, und Ihr mir so theuern, Mitleid und Liebe, wo seyd Ihr? Ihr mit mir zugleich erschaffenen Geschwister? Haben Euch auch die Trugvollen und Gewaltigen in Ketten gelegt, wie mich? Schlummert auch Ihr, auf einem öden Gebirge gefesselt? Was vermag ich ohne Euch? Vernehmt meinen Ruf, der klagend diese Einöde durchdringt; eilet zurück und helft mir meine — einst auch Eure Geliebten beglücken! Ihr wiſst es, nur in Eurer Begleitung kann ich sie ihrer Bestimmung zuführen. Zögert nicht, ich kann meinem Herzen, dem dort mir winkenden Lichte nicht widerstehen!“

Die sanften Töne des Klagenden zerflossen in der Luft, kein Wiederhall beantwortete sie, und einsam und unruhig wandelte der traurige Genius auf dem beblümten Felsen. Sein Blick durchforschte alle Gegenden der Erde und die öde, stumme Einsamkeit ward seinem schwermüthigen Herzen immer quälender.

Düster lispelte er jetzt:

„Bin ich denn allein erwacht? Vor der Zeit erwacht? Soll ich verlassen, allein bleiben — mein Unvermögen zu wirken fühlen — mein Herz nur wollen, nur wünschen — und endlich erstarren in dem Ge[illegible] des Unvermögens? — Ich kann dem Verlangen nicht widerstehen, das mich emporhebt und meine Flügel rauschend ausdehnt — wo soll ich die verlornen Gefährten suchen? Sind sie auf dem Erdboden? — Da? — Dort? — Jenseit? — vor mir liegen die Welten, — die Meere, — die Inseln, ihre einsamen, blühenden Gärten.“ —

Jetzt trug ihn das heiſse Verlangen empor, und das aufgeklärte, mit prächtigen, volkreichen Städten prangende Europa lag unter ihm, und er fühlte keine Ahndung die Verlornen da versammelt zu finden. Nun blickte er auf das Land, welches das schimmernde Licht umstrahlte, und er seufzte:

„Auch da sind sie nicht! Diese rufen ja nach ihnen, und ihnen soll ich die Geliebten zuführen, daſs sie die Beförderer, die Erhalter des Glücks werden, das sie suchen.“

Noch höher erhob sich der Genius der Menschheit — er schwebte um den sich bewegenden Erdkreis — und als er jetzt über die blühenden Gärten des dunkeln Meers, und die stillen, durch hohe Gebirge, durch steile Küsten, von den handelnden, kriegerischen, eroberungssüchtigen Völkern Europa's getrennten Thäler flog, sagte ihm sein Herz:

„Hier unter diesen unbekannten, unschuldigen Völ-

ern, den Hütten, den Bebauern dieses stillen, fried-
ichen Paradieses, dem nie der kunstvolle, erfinderi-
che, geld - und herrschsüchtige Europäer nahte, hier
ur kann ich meine Gefährten wieder finden, wenn
ie noch auf Erden sind!“

Und als er hoch über diesen Gärten des Meeres schwebte, vernahmen seine Gefährten das Wehen seiner Flügel. Er lächelte und rief:

„Meine Geliebten, vereinigt Euch mit mir einsam schwebendem, und helft mir die uns rufenden beglücken!“

Als seine Gefährten sein holdes Lächeln erblickten, und seinen Ruf vernahmen, schwangen sie sich schnell zu ihm auf; er drückte sie alle an sein Herz, und in schöner Eintracht, in der zärtlichsten Verbindung der Liebe, den seligsten Träumen und Wünschen, flogen die schön verbundenen nach langer, schmerzvoller Trennung zu dem Volke, das sie so laut, so kräftig und aufrichtig zu rufen schien. Während des Schwebens lispelten sie sich Gedanken und Empfindungen zu, die wie das Licht der reinsten Gestirne durch den Äther drangen, und an dem wolkichten Fuſsschemel des Höchsten so sanft erklangen, wie die letzten, erhabenen Gedanken der Seelen der Tugendhaften, wenn sie die betäubende Todesangst überwunden haben und die Bande sanft sich lösen fühlen, die sie an den ermüdeten Körper fesselten.

BRUCHSTÜCKE

aus dem zweyten Buche der Handschrift.

1.

— — — — — — — — — — — —

— — Je mehr der Genius der Menschheit mit seinen Gefährten Paris nahte, je düstrer und trüber erschien ihm das schöne, glänzende Licht, das er von dem andern Gebirge entdeckt, und das ihn so sehr entzückt hatte. Der strahlende Schimmer war jetzt in einen grauen, dampfenden Nebel geronnen, durch den blutig gefärbte Dünste rollten, und wo zu Zeiten Blitze hindurch fuhren, die den Nebel und die Dünste spalteten. Jetzt schwebte der Genius hoch über dem wirbelnden Nebel, der Paris deckte, und plötzlich erscholl zugleich ein so schreckliches, wildes Sieges- und ein so jammerndes Klagegeschrey, daſs der düstre, blutige Nebel, wie die See, von dem Sturme bewegt ward. Die Gefährten des Genius drängten sich näher an ihren Führer, und blickten ihn unruhig an; aber er lächelte ihnen tröstend zu:

„Es ist das erste Siegesgeschrey der wieder gefundenen Freyheit — Die Feinde fliehen — Lasset Euch diese rauhen Töne nicht erschrecken, so bald wir diesem Volke nahen, wird sein Siegesgeschrey menschlicher und einverstandner werden!“

So suchte sich der Liebevolle zu täuschen; denn wohl hörte er einen so schrecklichen Miſsklang unter dem Jauchzen und einen so widersprechenden Nachklang auf das Jauchzen, daſs er sich selbst zweifelnd über dem sich verdickenden Nebel empor hielt, und tief nachsinnend in seine wilden Bewegungen blickte.

Seine Gefährten lispelten ihm zu:

„Edler Führer, dem wir so gern folgen, wundre dich nicht über unser Erstaunen, über unsre Zweifel. Du weiſst ja, daſs wir nur in stillen, friedlichen Thälern, auf hohen, einsamen Gebirgen wohnen, und nicht in geräuschvollen Städten. Das wilde Geschrey, dieser düstere, wirbelnde, blutige Nebel zeigen uns, daſs wir einem Volke nahen, dem wir ganz fremde sind; doch wir folgen dir, im Vertrauen auf dich; denn wo du Aufnahme unter den Sterblichen findest, finden auch wir sie. Diese Zeichen verkündigen uns nur, daſs du uns nicht vorangegangen bist, und die Herzen zu unsrer Aufnahme bereitet hast!“

Der Genius der Menschheit.

Beruhigt Euch, Geliebte! dieses Volk hat mich gerufen, da es dem ganzen Erdboden laut verkündigte, es trete in die verlornen Rechte der Menschheit ein und wolle ihre Würde durch sie erkämpfen. Da nun Menschenrechte und Menschenwürde nur durch uns bestehen, und durch unsre Verbindung erhalten werden können, so müssen wir hier als erwartete und erwünschte Gäste aufgenommen werden.

Aber nun drängten sich Geister eben Ermordeter aus dem blutigen Nebel herauf und schwebten eilenden Flugs an dem Genius und seinen Gefährten vorüber. Ein wildes, den blutigen Nebel erschütterndes Geschrey: Es lebe die Republik! folgte den Geistern der Ermordeten, und der Genius der Menschheit bedeckte sein Antlitz, erhob sich leise mit seinen erschrockenen Gefährten, schwebte mit ihnen über Paris hin, und lieſs sich endlich mit ihnen in den Gärten der ehemaligen königlichen Wohnung nieder. Schweigend und tiefſinnend wandelte hier der Genius mit den Gefährten — die Säulen, die Lusthäuser lagen um sie her in Trümmern und verwüstet — Grimm, Wuth und Zerstörung hatten überall ihre Merkmale zurückgelassen — der Abendwind schüttelte die Wipfel der Bäume, deren Gesäusel den Klagen der abgeschiedenen Geister glich. Öde und verlassen lag das prächtige, vor kurzem so geräuschvolle Schloſs vor ihnen. Der Genius fühlte, wo er sich befand. Noch immer schweigend wandte er sich nach dem Schlosse, die Gefährten folgten ihm — schaudernd entdeckten sie Spuren des Bluts — und die schrecklichen Spuren leiteten sie nach der Haupttreppe des Schlosses — nach den prächtigen, öden, zerstörten Zimmern, welche einst Sterbliche bewohnten, die sich über alle Veränderung, über alle Schläge des Schicksals erhaben glaubten.

Jetzt trat der Genius der Menschheit in den Prachtsaal, in welchem der goldne Thron der Bourbone zertrümmert lag, und bey seinen Trümmern standen die beyden Ungeheuer, von einem Haufen verhüllter Groſser, Herzöge und Erzbischöfe, umringt, die dessen Grund unter dem letzten Unschuldigen untergraben hatten, und bey seinem zerschmetternden Einsturz den von ihnen Betrogenen und Getäuschten verlieſsen. In düsterm Gram über ihr eignes Schicksal, unter knirschenden Verwünschungen, zu denen die beyden Ungeheuer hämisch grinsten, lasen sie die zerschlagenen Stücke der Krone und des Scepters zusammen. Als die Gefährten des Genius die Ungeheuer und ihre Begleiter erblickten, zogen sie sich schnell zurück, aber er nahte und sagte zu diesen Verderbern der Menschen:

„Entfliehet, Vermessene! Dahin habt nur Ihr dieses unglückliche Haus gebracht! Es ist Euer Werk und nur Euch hätte die Vergeltung treffen sollen! Aber diese, zu denen Ihr Euch gesellt habt, diese Feinde des Menschengeschlechts werden an Euch die Vergeltung ausüben. In Eurem Unvermögen, ferner keine Frevel und Verbrechen begehen zu können, liegt die Rache auf Euch!“

Wüthend blickten sie nach dem Genius; aber seine erhabnen Mienen, der ernste Blick seiner Gefährten, beugten ihren wilden Muth. Hastig rafften sie die zerschlagene Krone, das zerschmetterte Scepter zusammen, hüllten sie in die Fetzen des zerrissenen königlichen Mantels, und schrieen in Wuth, da sie entflohen:

Mit Blut kitten wir sie zusammen! Mit Blut waschen wir ihn rein! und diese werden unsre Führer seyn!

Jetzt lieſs sich der Genius nieder auf die Trümmer des goldnen Throns der Bourbone. Lange saſs der blühende Jüngling, traurend, tief nachsinnend auf den Trümmern — und seine Gefährten schwiegen, des Traurenden zu schonen. Endlich brach der Genius das Schweigen:

„Hier seht Ihr das Wirken der nie ausbleibenden Vergelterin — des gewaltigen Schicksals!

„Wiſst Ihr, wo Ihr seyd?“

Die Gefährten.

Wir nahten diesem Orte, als der Letzte diesen jetzt zerschlagenen Thron bestieg — wir sahen ihn selbst von ferne — er sehnte sich nach uns, er trug uns in seinem Herzen; aber Männer, die jenen glichen, die mit diesen Ungeheuern entflohen, traten uns immer in den Weg, wenn wir seinen Wunsch erfüllen und uns innig und kräftig mit ihm vereinigen wollten.

Der Genius der Menschheit.

Ach, Eure Antwort, meine Geliebten, legt dem Loose, das diesem Hause endlich gefallen, einen so tiefen, als schrecklichen Sinn bey. In diesen goldnen Gemächern ward, ohne die Schuld des Unglücklichsten dieses Stammes, der Grund zu den Ereignissen gelegt, die dieses Haus zur Einöde machten, die Euch empört haben, und die nun so drohend über diesem von der Natur vorzüglich gesegneten Lande schweben. Dieses sind die Trümmer des ältesten Throns in Europa, des Throns, auf dem unlängst der Mächtige, sein Schicksal nicht ahnend, saſs, auf dessen Trümmern nun ich, der klagende, ihn betrauernde Genius der Menschheit sitze. Hättet Ihr ihm nahen können, dieser Thron würde noch stehen. Und die Verblendeten, die dieses Volk zu dem gemacht haben, was es nun ist — fürchterlich wird es ihnen die Lehre zurück geben, die es von ihnen empfangen hat!

Die Gefährten.

Und sollen wir Zeugen dieser blutigen Vergeltung seyn? Die schrecklichen Spuren des Mords, die uns bis in diese verlassenen Säle leiteten, die wir an diesen Wänden, an den Thüren der Schlafgemächer der Bewohner dieses Prachthauses entdecken — das, was wir bekümmert ahnden, überzeugt uns, daſs wir von diesem Volke so wenig gekannt sind, als wir es von denen waren, die einst hier im Traume dauernder Herrschaft blühten.

Der Genius der Menschheit.

— — — — — — —

— — Mein Herz voll Liebe gebietet mir den Unglücklichen zu retten und ihm Euch ganz zuzuführen. Länger als ein Jahrtausend schlummerte ich, gefesselt von meinen Feinden; auch die Bewohner dieses Hauses schlummerten, gefesselt von den ihrigen. Soll ich nun diesen Boden verlassen, dessen Bewohner mich so laut rufen, die mein Erwachen veranlaſsten? Wie kann ich mich ihnen ohne Euch nahen? Wie können wir uns denen versagen, die uns in schöner und kühner Begeisterung auffordern? Wahr ist es, die ersten Thaten dieser Begeisterung sind empörend; aber dieses ist das traurige Loos der Menschen, denen wir nicht zur Seite stehen. — — — — — — — —

Am morgenden Tage wollen wir uns den versammelten und erwählten Vätern dieses Volks darstellen; ihnen hat es sein Glück, seine Wünsche, seine Hoffnung anvertraut, und Ihr werdet sehen, wie freundlich unsre Aufnahme seyn wird. Denn gewiſs fühlt jeder von ihnen, daſs sie ohne uns das groſse, von ihnen so kühn entworfene Werk nicht ausführen können.

Die Gefährten.

Du kannst unsre Vereinigung mit dir nicht inniger wünschen, als wir; denn nur dir, unserm Erstgebornen, vergönnen wir den Genuſs unsers Wirkens auf die Sterblichen. Wir wollen mit dir unter traurigen Betrachtungen, süſsen Hoffnungen, in diesem verödeten Hause verweilen, zu dem wir keinen Zutritt hatten, so lange es seine getäuschten Herren bewohnten. Wir vertrauen dir ganz unsere Leitung, das Glück der Menschen ist das unsere — du und wir entstanden mit ihnen, und unser Aller Daseyn wird mit dem ihrigen, das ihrige auf das unsere gegründet.

Und in den einsamen Sälen, die jetzt der blasse Mond erleuchtete, — deren prächtiges Geräthe zerschlagen da lag, wandelte der Genius der Menschheit mit seinen Gefährten. Um sie her ertönten leise die geheimen Geschichten des goldnen Hauses — es lispelten sie die sich anklagenden Geister derer, die einst hier sicher und stolz herrschten — derer, die diese

Geschichten bewirkten, und dadurch den Samen der jetzt so drohenden Erscheinungen aussäeten. Aufmerksam und schweigend hörten ihnen die hier Verweilenden zu. — — — — — — — —

3.

Die Männer, die sich Väter des Volks nannten, waren versammelt, und ein lautes Getöse, in das sich ein finsteres, dumpfes Murren des Miſsvergnügens mischte, erfüllte den groſsen Saal, als der Genius der Menschheit mit seinen Gefährten, allen Anwesenden unsichtbar, eintrat. Ihre hohe Gegenwart, die sonst auch da wirkt, wo sie unsichtbar erscheinen, blieb ohne alle Kraft. Keiner der Gegenwärtigen fühlte in seinem Geist den beseligenden, stärkenden Duft, der von ihnen ausgeht; so beherrschten die wildesten und kühnsten Leidenschaften aller Herzen. Sie zeigten sich auf ihren Gesichtern mit einem Ausdruck, den man nur dann wahrnimmt, wenn der Mensch alles das unter sich getreten hat, was ihm Zwang auflegt. — —

Die Gefährten des Genius forderten ihn dringend zum Entfliehen auf, als dieser Redner zu den ächten Mitteln überging, welche die Freyheit gründen sollten.

Der Genius sprach ihnen Muth zu. —

Jetzt verschwand der Duft, welcher bisher die Unsichtbaren einhüllte, und der schöne, blühende, himmlische Jüngling stand heiter und sanft lächelnd in der Mitte seiner erhabenen Gefährten, vor den

Vätern Frankreichs. Und die zufriedne Mäſsigkeit, die unschuldige Einfalt, die selbstständige Stärke, der feste Muth, die lächelnde Hoffnung, die ernste Weisheit, die reine Wahrheit, die strenge Gerechtigkeit, die erhabene Würde der Menschheit, das sanfte Mitleid, die mit ihren Blicken beseligende Liebe standen um ihren Erstgebornen, wie sie aus dem Geiste des Ewigen, dem Menschen zum Muster und zur Erhaltung erschaffen, hervorgingen. Das Licht, das von dem Genius strahlte, erleuchtete die wilden, entflammten Gesichter der Versammelten, und ehrfurchtsvolle Stille herrschte einen Augenblick. Sie dauerte nicht lange — die Wärme des heiligen Lichts spielte nur um die Stirne der Anwesenden, gleich dem Schimmer, den ein Spiegel, bey etwas umwölkter Sonne von einem muthwilligen Knaben bewegt, von sich wirft. Schnell erholten sich die frevelvollen Väter Frankreichs aus ihrem Erstaunen über die schöne, sonderbare, unerwartete Erscheinung.

Der Präsident rief gebieterisch:

„Wer seyd Ihr, Bürger, in dieser Vermummung? Was wollt Ihr von uns?“

Er hielt es mit allen Anwesenden für eine der theatralischen Erscheinungen, deren man ihnen seit einiger Zeit, zu gewissen Zwecken, so viele vorgeführt hatte.

Der Genius der Menschheit trat vor und sagte in einem Tone, womit Wesen einer höhern Welt ihre Laute begleiten:

„Kennt Ihr mich und diese meine Gefährten nicht? Sind wir Euch so ganz fremd, daſs Ihr uns um unsre Namen fragt? Sagt Euch Euer Herz, unsre ausdrucksvolle, bedeutende Gegenwart nicht, wer wir sind?“

Der Präsident.

Wir kennen Euch nicht!

Der Genius der Menschheit.

Ach, das, was wir so eben, Euch unsichtbar, hörten, überzeugt uns davon.

Der Präsident.

Nennt Euch schnell! Deine schöne, blühende Gestalt, und der ernste und liebreiche Anstand deiner Gefährten lassen uns Leute einer besondern Art in Euch vermuthen.

Der Genius der Menschheit.

Wirkt unsre Gegenwart so wenig auf Euern Geist und Euer Herz, daſs wir, die wir nirgends unsre Namen auszusprechen benöthigt sind, ihn hier vor Euch laut aussprechen sollen?

Zum Himmel. — Ist es so weit mit den mir von dir anvertrauten Sterblichen gekommen, daſs sie ihren schützenden Genius nicht mehr in mir erkennen?

Der Präsident.

Erklärt Euch schnell, Augenblicke bestimmen jetzt unser Schicksal und das Schicksal der Welt.

Der Genius der Menschheit.

So erkennet mich dann, und hütet Euch, es ohne mich und meine Gefährten zu bestimmen.

Mit ausgedehnten, sanft rauschenden Fittigen, im lieblichen Glanze — mit der mildesten, freundlichsten Miene stand nun der Genius in der Mitte des Saals, und heller strahlte sein Licht im Abglanz auf den Gesichtern der Versammelten.

Einer der Väter Frankreichs rief aus:

„Eine herrliche Erscheinung! — eine Gruppe — wahrhaftig der geistreichste, geschmackvollste Künstler konnte sie nicht reitzender idealisiren und zusammenstellen. Bürger David, eine Zeichnung davon! — Bürger Präsident laſst uns die Leute zum ersten Volksfest miethen, es ist etwas für den Haufen!“

Der Präsident.

Sonderbare Wesen, nennt Euch!

Der Genius der Menschheit.

So erkennt denn, versammelte Väter, den Genius der Menschheit in mir, von dem Ewigen zu Eurem und aller Sterblichen Beschützer erschaffen — der zu Euch eilte, Euch bey dem groſsen Werke beyzustehen, das Ihr so kühn unternommen habt — der sich Euch jetzt zeigt, damit Ihr es in seinem Sinne ausführt. Denn nur dadurch kann es zu Eurem Glücke und dem Heil aller Eurer Brüder auf Erden gelingen. Nur wenn Ihr mich und diese meine treuen Gefährten aufnehmt, könnet Ihr dem Bösen zuvorkommen, das alle

Unternehmungen begleitet, die ohne mich und ohne sie von den Sterblichen gewagt werden. Seit mehr als einem Jahrtausend schlummerte ich. — — — — —

Der Präsident.

Wir danken Euch, schöne, ernste und erhabne Wesen, für Euer Zutrauen, und gewähren Euch die Ehre der Sitzung, auch soll Eurer Erscheinung ehrenvolle Meldung in den Tagebüchern der Versammlung geschehen.

Übrigens sagst du ganz richtig, blühender Jüngling, daſs das Werk, welches wir jetzt zu gründen streben, nur durch dich und deine Gefährten bestehen kann; aber ob wir es durch deinen und ihren Beystand gründen können, daran zweifle ich, und ich glaube, schöner Genius, du bist viel zu früh erwacht, und hättest immer noch eine Zeitlang so angenehm fortträumen können, als du bisher, nach deiner eignen Äuſserung, gethan hast.

Ich bedaure es, daſs wir dir, die wir dich und diese so gern und so oft nennen, dieses sagen müssen; aber Wahrheit sind wir Euch für Eure Mühe schuldig, und leider vermögen wir jetzt nichts weiter. Zu dem Werke, das wir unternommen haben, brauchen wir vor der Hand die Hülfe der Mächte, die unsre innern und äuſsern Feinde gegen uns aufgeboten haben, die Mächte des unterirdischen Reichs und nicht des Himmels. Wir sitzen hier wie die Titanen der alten, dir gewiſs bekannten Fabel, die Jupiters Welt zerschlagen wollten, um eine neue aufzubauen; sie vergriffen sich vielleicht in den Mitteln und ihr Sturz ist lehrreich für uns.

Du weiſst doch, erhabner Genius, daſs die von dir beschützten Sterblichen von dem Augenblick, da sie sich in eine groſse, politische Gesellschaft zusammen vereinigten, Euch und das Gute überhaupt nie anders wieder, als durch die Noth und den zu starken Drang des Bösen gefunden haben; daſs sie Euch nie anders, als durch zweydeutige Mittel erbeuteten, und daſs Ihr dann schnell wieder für sie mehr zu Wesen der Kunst, als der Natur heruntersankt. Es ist schmerzlich für mich, und gewiſs auch für das ganze Menschengeschlecht, wenn es etwa darüber nachsinnt. Diejenigen Völker, bey welchen Ihr in Eurer ganzen Reinheit und Kraft wohnt, kennen Euch eigentlich gar nicht; sie wissen Euch nicht einmal bey Euren Namen zu nennen; denn Ihr scheint sie in dem Augenblick zu verlassen, in dem sie Eure Namen bedeutend auszusprechen gelernt haben. Vermuthlich kommt dieses daher, daſs sie zu gleicher Zeit Wesen kennen lernen, die Euch nicht gleichen und die sie dann wieder zu Eurer Erkenntniſs zurückführen. Im Ganzen bleibt Ihr ihnen alsdann nur schöne Worte, und nur der Einzelne erwirbt Euch noch, als stärkende, Geist und Herz erhebende Gefährten, und wenn er sich sonst still und leidend verhält, so verstatten ihm sogar seine Brüder, Euch im Verborgnen anzuhängen. Und laſst uns nun zuerst unsre äuſsern und innern Feinde besiegen, dann wollen wir sehen, ob wir Euch aufnehmen können; jetzt könnt Ihr die Kraft unsers Wirkens nur hemmen, und diese darf sich durch nichts fesseln lassen, wenn sie das groſse Werk ausführen soll, das ihr aufgegeben ist.

Die Versammlung klatschte dem philosophirenden Präsidenten Beyfall zu, und die Wünsche, die sanften Worte der Weisern verhallten. Jetzt drangen die Gefährten des Genius noch mehr auf die Flucht; aber der Genius der Menschheit rief stärker und drohend:

„Verwegne! Habt Ihr uns nicht gerufen? Erschollen nicht täglich, stündlich unsre Namen in Eurer Versammlung?“

Der Präsident.

Freylich haben wir dich gerufen, und wir brauchen dich und diese. Ihr seyd von jeher schöntönende Worte in den Ohren der Menschen, und auch unsre Unterdrücker haben diesen Zauber immer als kluge Beschwörer benutzt und benutzen ihn in diesem Augenblick mehr, als je gegen uns. Aber wir wollen ehrlicher und aufrichtiger seyn als sie, und Euch, ist es je möglich, zu wirklichen Wesen unter den Menschen machen. Der Heucheley soll man uns wenigstens nicht beschuldigen. Muſs unser Werk durch Frevel, durch Verletzung Eurer strengen und sanften Gebote geschehen, so können wir es nur bedauern. Wessen Schuld es ist, darüber müſst Ihr den fragen, der Euch, wie du sagst, zu unserm Schutz und Wohl geschaffen hat. Wie viel dieser Schutz zum Wohl der aufgeklärten Völker beygetragen hat, weiſst du vielleicht nicht, da du, wie du gleichfalls sagst, so lange geschlummert hast. Wir wollen dir und diesen indessen zum Zeitvertreib die Geschichtschreiber Europa's nur von einem Jahrtausend mitgeben. Wir, wir müssen jetzt bluten, damit unsre Nachkommen glücklicher als wir seyen; wir müssen vielleicht Verbrechen begehen, damit sie einst in Unschuld in Eurer Gesellschaft leben können. Das Vergangene hat alles, was jetzt geschieht, geschehen wird, eingeleitet, und wir arbeiten in dem Geiste der Zeit, die uns unsre Väter so zugeschnitten überliefert haben. Ist es unsre Schuld, daſs sie uns eine so scheuſsliche Erbschaft hinterlieſsen? Wir schleudern sie weg und wollen nun einmal das Wesen der Menschen an einem andern Ende anfassen, alles Alte zerstören, und Schöpfer einer neuen Welt werden. Wie Medea stehen wir an dem kochenden Kessel — wir werfen die starren Glieder des abgelebten Alten hinein, damit er jung heraussteige. Ist er wieder auferstanden, und das nächtliche, kühne, schreckliche, blutige Zauberwerk ausgeführt, dann wollen wir dich und deine Gefährten rufen. Bis dahin mögt Ihr die Geschichte lesen, schlummern, träumen, hoffen und uns Glück wünschen. Wir gehen kühn vorwärts, vom gewaltigen Schicksal, von unsrer Kraft geleitet und haben weder zu hoffen, zu schlummern noch zu träumen Zeit. Jetzt bedürfen wir Eurer nicht, jetzt seyd Ihr uns einschläfernde, gefährliche Führer, unter deren Leitung uns nichts gelingen würde. Bezwungen, zertreten, erwürgt von unsern innern und äuſsern Feinden, würden wir da liegen, unser erhabenes Werk würde, als ein ekelhaftes Wagstück mehr, zum Nutzen der Unterdrücker in der Geschichte stehen, und die

Nachwelt unsrer spotten. Vermuthlich würdet Ihr über unsre Leichen trauern, und vielleicht gar, durch einen Eurer gutmüthigen und dichterischen Verehrer eine schöne, wohlgesetzte Standrede am Sarge der Republik halten lassen; aber wir wollen die Standredner unsrer und auch Eurer Feinde werden. Wir, unsre Feinde wollen und sollen für sie bluten, und wir wollen, soll es seyn, grausam und ungerecht handeln, damit unsre Kinder einst menschlich und billig seyn können! Wir weisen Euch heute ab, damit sie Euch später aufnehmen. Dieses Jahrhundert nennt Europa das Jahrhundert der Franzosen, und unsre Sorge soll seyn, dafs seine Farbe und sein Geruch allen Unterdrückern in die künftigen schrecklich hinüberleuchten und dünsten soll! —

Warum erschient Ihr nicht vorlängst dem Hofe und den Grofsen Frankreichs, die ihn beherrschten und täuschten? Diese haben ihn und uns durch ihren Stolz, ihre Unwissenheit, ihre Unverschämtheit, ihre Habsucht, ihre Laster dahin gebracht, wo wir nun stehen, und sind entflohen, da die Vergeltung nach ihnen griff, da sie den Mifsbräuchen nur entsagen sollten. Versucht es noch jetzt mit ihnen. Haben sie nicht selbst die Feinde des Vaterlandes auf unsern Boden geführt, ihnen solches als Beute hingeworfen? Mag es zerrissen werden! Gern werden sie als Sklaven der Fremden darin leben, wenn sie nur ihr Wesen so mit uns forttreiben und sich an uns rächen können. Aber sie flohen vor unsern Kriegern, und diese werden, eine eherne Mauer, an unsern Gränzen stehen, an der sich

jeder Waghals das Haupt zerschmettert. Begebt Euch zu unsern Feinden, mit denen wir nun gezwungen sind, um die verlornen Rechte der Menschheit, um das Licht der Vernunft zu kämpfen. Wirket auf sie! Seht zu, ob Ihr sie von der Begierde heilen könnt, unser Vaterland unter sich zu theilen, unser angefangenes Werk zu zerstören, uns in die alten Ketten zu schmieden, die wir zerschlagen, unter denen wir so lange geseufzt haben, von denen uns du und diese nicht befreyen konnten. Wir wollen dir das Manifest mitgeben, das sie so menschenfreundlich als klug ihren Heeren vorausgesandt haben, meynend, sie hätten Menschen vor sich, wie sie unter sich haben. — — —
— — — — — — — — — — —

— Gewalt, Frevel, Verletzung und Auflösung aller Verhältnisse, wilde, beyspiellose Begeisterung, immer wachsende Anstrengung, die weder auf Pflichten gegen den Himmel, Euch, die Bewohner dieses Landes, und des Erdbodens, Rücksicht nehmen, müssen unsre Führer seyn, bis wir das grofse Werk vollendet haben, und die neue, aus ungeheuern, unter sich streitenden Stoffen gebildete Schöpfung da steht. Liege unter ihr begraben, wer da wolle, wir und unsre Kinder und Väter, Brüder und Weiber — sie soll, sie mufs fest auf ihnen ruhen. Grausend erhaben, in Vernichtung und Schrecken gehüllt, müssen wir allein ohne Furcht einhergehen und wirken, wie das gröfste, politisch-moralische Ungeheuer, das je der regellosesten Phantasie erscheinen konnte, an dessen ehernen Füfsen aber alle die kleinen, bebenden Ungeheuer, von der schwächlichen, unzusammenhängenden Politik des Tages erzeugt, zerschmettert liegen werden. — — — — — —

Bist du nun der, für den du dich ausgiebst, so muſs dir am Ende gleichwohl unser Werk gefallen, so sehr dich auch die Mittel dazu empören. — — —

Wir wollen auch dir sichre Freyheit zu wirken erkämpfen, und du siehst aus meiner langen Rede, daſs wir Wesen Eurer Art zu achten wissen. Würden wir Euch sonst so viele kostbare Augenblicke schenken?

Der Beyfall der versammelten Väter ward jetzt noch lauter, und der Genius der Menschheit stand vor den Tobenden mit zum Himmel gewandten, thränenvollen Augen. Er hielt sie keiner Antwort mehr werth — und sein Geist verlor sich ganz in seinem trauernden Herzen.

Der Präsident.

Weine, schöner Jüngling, und blicke zum Himmel auf! Wir müssen jetzt der Freude und den Thränen auf lange entsagen. Unser Herz muſs dem Stahl gleichen, aus dem wir die Waffen gegen unsre Unterdrücker schmieden, unser Geist dem Pulver, dessen Stoff wir der Erde rauben, und womit wir unsre Feinde zerschmettern.

Entferne dich! hier gebietet nur die Nothwendigkeit, deren Gewalt auch du erkennst, da du mehr träumen, wünschen, als wirken kannst.

Hier ist jetzt keine Stätte für dich und deine Gefährten, vielleicht nicht auf dem ganzen Erdboden, in dem vom Kriege bewegten Europa wenigstens gewiſs nicht. Der Schild des Kriegsgotts muſs die Wiege der Republik, der Freyheit werden. Der Donner der Kanonen, das Geheul, Gewinsel, die Flüche der Überwundnen, das Röcheln und Stöhnen der sterbenden Feinde, der Freudenruf der für die Freyheit Hinsinkenden, das dumpfe Erkrachen der Thronen, der erklingende Schlag des die Kronen zerschmetternden Hammers, sind die Wiegengesänge des zum Riesen aufwachsenden Säuglings. So sprach das Schicksal, und in der Wiege erdrückt er seine Feinde, bevor er noch zum Knaben reift. Erwarte ihn als Mann! — — —

Der Genius der Menschheit.

— — — — — — —

Schonet des gefangenen Unglücklichen! Ich will ihm mit meinen Gefährten nahen, und ihn von uns gebildet Euch zurückgeben. Er kennt uns schon — denn er hat Euch aus den edelsten, den reinsten Absichten zu Eurem Glück, zum Glück des Volks versammelt! Auf seinen Ruf seyd Ihr hier! Soll er —

Der Präsident.

Stille, schöner Genius, jetzt sprichst du wie ein Aristokrat und Royalist, und leicht könntest du in Verdacht kommen, sie und ihre Beschützer hätten dich an uns abgesandt. Ihn wollt Ihr bilden? Mit diesem Einfall könnt Ihr uns nur lachen machen. Er kennt nur die Heiligen — und seine Priester haben ihn bloſs zu einer Stelle der Legende gebildet. Dieses schöne Werk ist Euch gewiſs unbekannt, wenn Ihr das seyd, wofür Ihr Euch ausgebt, und wir wollen es Euch zur Erbauung zugleich nebst den Geschichtschreibern Europa's mitgeben. Die Stelle in diesem Buche soll ihm nicht fehlen, und wahrscheinlich wird sein Blut den Grundstein anfeuchten müssen, auf welchem das verwegne Titanenwerk emporsteigt.

Jetzt wollte der Genius noch einmal reden — seine Fittige sausten ungestüm — sein mildes, sanftes Gesicht erglühte — der Präsident fiel ein:

„Entfernt Euch schnell, Ihr schönen, erhabnen Wesen: damit wir nicht von dem Drang der Nothwendigkeit gezwungen, gegen Euch in der Höflichkeit fehlen, die wir vor allen Völkern Europa's vorzüglich besitzen, und gegen jeden so gern ausüben. Wir können auf nichts Rücksicht nehmen, und wenn der Ewige auch seinen vielgeliebten Sohn zu uns herunter sendete, der doch auch, wie du weiſst; und der Erfolg gezeigt hat, eine ganz artige Veränderung auf dem Erdboden bewirkt hat. Der Genius der Menschheit muſs es ja am besten wissen, mit wie vielem Blut seine Lieblinge dieselbe bezahlt haben; aber ich hoffe, wir wollen mit der unsern wohlfeiler abkommen.“

Dieser letzte, hämische, vermessene, lästernde Zug setzte die Versammlung in muntre Laune, und der verkappte Tieger Robespierre nahte dem Genius und seinen Gefährten mit heuchlerischer Miene von einem Haufen seiner Anhänger begleitet:

„Kommt, Ihr Erhabenen, diesen Abend in unsre Gesellschaft, dort wollen wir Euch von allen Euern Irrthümern heilen, und Euch in die Geheimnisse unsrer Grundsätze einweihen. Ich sehe wohl, es fehlt Euch an Erfahrung; dir, weil du noch so jung bist, und diesen, weil sie immer in Einsamkeit, mit den einfältigen und dichterischen Köpfen lebten. Aber damit Euch die Pforte unsers Heiligthums ohne Schwierigkeit geöffnet werde, will ich Euch unsre bedeutenden Zeichen mittheilen — die rothe Mütze — das dreyfarbige Band und die Karte. So bald Ihr mit diesen Zeichen geschmückt seyd, und ihre geheime Wirkung fühlt, werdet Ihr ganz andre Wesen seyn!“

Die Kühnen rissen ihre Mützen herunter und wollten sie unter die Erhabenen vertheilen.

Zürnend blickten sie auf die Verbrecher — eine Wolke verhüllte sie, und bey ihrem Verschwinden erfüllte ein lautes, muthwilliges Gelächter der versammelten Väter den Saal.

Robespierre schrie: Es sind verkappte Aristokraten! Schade, daſs sie entwischt sind. Die Guillotine erwartete sie!

Aber die stillen Seufzer der menschlich Fühlenden und weise Denkenden folgten den Verschwundenen. —

— — — — — — — — — — —

BRUCHSTÜCKE
aus dem dritten Buche der Handschrift.

1.

— — — — — — — — — — —
— — wobey der Genius der Menschheit erstarrte — und zweifelnd über seine und ihre Bestimmung nach dem verhüllten Sitz des Schöpfers der Mörder und der ermordeten Schlachtopfer blickte.

Er rief, daſs der Äther davon erzitterte:

„Das Menschengeschlecht sitzt über sich selbst zu Gericht, und arbeitet an seinem letzten Urtheilsspruch: Ist es dein Wille, daſs es so ende? daſs er so ausfalle? — — — — — — — —

2.

Sein liebevolles Herz war ganz zerrissen von dem immer steigenden Jammer und Frevel — sein Geist ganz verfinstert von den schaudervollen Erscheinungen, die so schnell und scheuſslich auf einander folgten, wie die plagenden Larven in dem Gehirne des von Krämpfen Gemarterten.

Angstvoll wandelte er jetzt wieder allein auf dem öden Gebirge, immer seine Blicke erhoben zu dem dunkeln Sitz des Ewigen.

Er rief:

„Mein Vater und Schöpfer! Schöpfer und Vater dieser Verbrecher und dieser Unglücklichen aller! sind dieses die Mittel, wodurch sie auf Erden zu ihrer Bestimmung gelangen? Müssen sie den Zweck, ihr Schicksal zu verbessern, so erreichen? Sollen sie mich und meine Gefährten auf diesem Wege suchen? Können wir je den Unreinen, von dem Blute ihrer Mitbrüder und den scheuſslichsten Verbrechen Befleckten, wieder nahen? Hast du uns auf ewig von den aufgeklärten Menschen getrennt, und sollen sie ohne uns wüthen, bis zu ihrer gänzlichen Entartung, ihrer gänzlichen moralischen Zerstörung, bis zur Vernichtung alles dessen, was sie mit dir durch uns verbindet? Ich kann den Jammer auf Erden nicht mehr ertragen; sende du mir einen Lichtstrahl — nur einen Wink der Hoffnung von deinem erhabenen, verhüllten Thron! Rufe mich von der Erde zurück; die Menschen spotten meiner, und alles, was ich seit so vielen Jahrtausenden erlitten, drängt sich jetzt in meinem Herzen zusammen. Ach, es steigen Verbrechen zu dir und mir empor, wie die verwegensten Geschlechter, die lange Staub geworden sind, und die du gerichtet hast, nie begangen haben. Und das in dieser den Menschen so wichtigen, so heiligen Sache — und du schweigest? — und mein Blick vermag nicht deinen dunkeln Thron zu erreichen? Hast nicht du mich zu ihrem Wächter und Beschützer auf diese blühende Erde gesetzt? Hast nicht du mir die hohe und schöne Bestimmung gegeben, das Band zwischen dir und ihnen zu deinem Wohlgefallen und ihrem Glücke zu *knüpfen? Und ich vermag nichts?* — Zu dir will ich fliehen, dich will ich fragen, um ihre, um meine Bestimmung — meine Fittige dehnen sich aus, sie tragen mich gewaltsam empor — nach Jahrtausenden wage ich zum erstenmal vor dich zu treten, und dir meine Zweifel über ein Geschlecht vorzutragen, dessen Jammer und Wahnsinn meinen Busen vor der Zeit zernagen, als du mich ihnen zugesellt. — — — —

Der Genius der Menschheit erhob sich und schwebte empor gegen den Thron des Verhüllten, ihn um die Auflösung seiner peinlichen Zweifel zu fragen. — — — — — — — — — —

BRUCHSTÜCKE

aus dem vierten Buche der Handschrift.

2.

— — — — — — — — — — — — —

— — Schnell erreichte das politische Herrschergenie, welches jetzt im Grimm das Licht floh, die ehernen, weit offenen Pforten der Hölle. Es trat hinein, wie der Beherrscher jedes Orts, wohin es seinen Fuſs setzt. Die Schatten wichen ihm ehrfurchtsvoll aus. —

Satan saſs auf seinem Thron, von seinen Fürsten umgeben, und vor ihm stand der endlich abgeschlachtete Robespierre in scheuſslicher Gestalt, mit einigen seines Anhangs. — — — —

Satan bat das Genie, sich niederzulassen, und Leviathan winkte einem Kammerherrn, einen Sessel herbeyzubringen, und bedeutete ihm zugleich, ihn zur Seite einige Schritte hinter den Thron Satans zu stellen. —

Das Genie aber nahte langsam mit festem, schallendem Tritte, und gebot gebieterisch dem Kammerherrn, den Sessel in gleicher Linie mit dem Thron Satans zu setzen. Der Höfling gehorchte, so mächtig, so unwiderstehlich war das Gebot des Genies. Die Fürsten erstaunten über die Kühnheit, und Satan lächelte unmerklich. — — — — — —

Das Genie.

Nenne mich, wie du willst, ich bin beydes — denn ich zeuge und gebäre — selbst geboren im Orient, gepflegt und ausgestattet im Herzen Italiens, zur Zeit des Mittelalters, der blühenden Zeit für dich! — Alle groſse Geister erkannten mich von jeher und nahmen mich freudig auf. Nur wo Vorurtheile herrschen, wo man Menschen in Anschlag bringt, wo Fürsten selbst Menschen seyn wollen, fliehe ich schnell davon. — Wer sind diese scheuſslichen Larven? . . . . .

Satan.

Es sind Jakobiner! Der dort Robespierre, welcher seine Rolle zu meiner Zufriedenheit ausgespielt hat.

Das Genie.

Entweichet, Verworfene! Sie haben mir die Erde verhaſst gemacht, und daſs es keiner wage, sich vor mir ferner hier zu zeigen. Ich hoffe, Herr, du kennst diese gefährlichen Menschen, sie können es auch dir werden, so sicher du jetzt noch auf deinem Throne zu sitzen glaubst. Du weiſst, sie entsagten schon dem Ewigen, und wahrscheinlich darum, weil auch er auf einem Thron sitzet, und der Älteste der Herrscher ist. — — — — — — — —

Da sie nun der Ewige noch immer walten läſst, so möchte ich nun von dir erfahren, was du zur Bekämpfung dieser Ungeheuer, dieser Feinde aller Thronen gethan hast und noch thun kannst? Aus deiner Antwort werde ich vernehmen, ob dieses Land meiner Gegenwart würdiger ist, als das jetzige Europa. Furcht

Erobrungssucht und Wahnsinn machten die Gewaltigen der Erde taub gegen meine Lehren, darum floh ich indessen zu dir. Vielleicht, daſs dir die Erfahrungen, die ich dort gemacht habe, von einigem Nutzen sind. Doch ich bin nicht gewohnt, über wichtige Staatsangelegenheiten vor der Menge zu rathschlagen. Das stille Kabinet ist für Herrscher gemacht; da wird erwogen, beschlossen, und geht dann als Befehl zu denen aus, welchen die Ausführung anvertraut ist. — — — — — — — — —

Satan.

Ach wohl sagst du mit allem Rechte, daſs dir seine Zwecke in Rücksicht dieser verwegenen Empörer verdächtig sind. Mir sind sie es längst, und das, was ich von seinen Geheimnissen ahnde, will ich dir in der Stille des Kabinets mittheilen, wohin ich dich nach deinem eignen Wunsche einlade. — — — — —

Das Genie.

Was bist du mit deiner Macht, wenn du nicht hindern kannst, was dir zuwider ist? Eine so schwächliche Staatsmaxime hätte ich nicht geglaubt, hier hören zu müssen. Den Sterblichen muſste ich es wohl verzeihen.

Satan.

Erwäge, kühnes Genie! Ein Stärkerer herrscht noch über mich, und auch über dich. Und wenn er der moralischen, politischen Welt einmal einen Schwung gegeben oder erlaubt hat, — — — — — —

Das Genie.

So läge dann der Jakobinismus nach deiner Äuſserung auch in seinem Plan?

Satan.

Setze hinzu — und zu meiner Zufriedenheit — vielleicht haben es ihm gewisse Leute in dem Europa, woher du kommst, zu toll gemacht, und er — —

Das Genie.

Das wir wenigstens nicht eingestehen müssen.

Satan.

Hast du von der Neuigkeit gehört — der Genius der Menschheit — du kennst ihn doch? —

Das Genie.

Ja, ja, er gehört zur Bildersprache der Dichter und Philosophen, womit sie ihre Leser gängeln, wenn sie nichts interessantes und klares zu dichten und zu sagen wissen. Es ist eine schöne Fabel! Daſs ich ein wirkliches Wesen bin, habe ich seit der Entstehung der Gesellschaft gezeigt, und werde es ferner zeigen.

Satan.

Er ist schon auf dem Wege himmelwärts, dort gewisse Fragen anzubringen. Die Jakobiner haben ihn ganz artig aufgenommen, und hätte er sich nicht, wie ein Gott der Fabel, durch eine Wolke gerettet, sie hätten ihn unter die Guillotine gebracht, ach! und dann erst wäre das Menschengeschlecht zu beklagen gewesen.

Das Genie.

Zeitverlust! — Die Regierung dort oben ist mir dunkel; aber ich schmeichle mir, die deinige soll mir deutlicher werden.

Satan.

— — — — — — — — — — —

Indessen, bevor wir uns erheben, so sage mir doch gefälligst, vor meinem Hofe hier: Was hältst du eigentlich von der Moralität oder der Tugend der Menschen?

Das Genie.

Sonderbare Unterhaltung! Ich vermuthete sie wahrlich hier nicht. Soll ich hier nur auf Fabeln der Dichter und Philosophen antworten?

Satan.

Aber doch — ich habe meine Gründe —

Das Genie.

— — — — — — — — — — —

Ich habe übrigens nie etwas anders, als den Schein davon gesehen, und dann am meisten, wenn man die Groſsen der Erde betrügen wollte. Aber in Dichtern und Philosophen habe ich viel davon gelesen. — —

Satan.

— — — — — — — — — — —

Mag es! Trotz ihnen herrsche ich in der moralischen Welt, und ob ich gleich zum Besten meines Reichs den Sterblichen kein so groſses Opfer gebracht, wie er, so steht es doch besser mit meinem Reiche, als dem seinigen.

Das Genie.

Was? ist Satan selbst ein Plagiarius oder Gedankenräuber? Wisse, daſs ich eben diesen sehr witzigen Einfall einst von einem sehr berühmten französischen Philosophen hörte.

Satan.

Die französischen Philosophen haben gar vieles gesagt, das ich nicht besser hätte sagen können. Nur mit den Teutschen will es nicht fort, in ihrem Gehirn spukt noch gar zu viel von jener Dichterey.

Das Genie.

Ach ja, die Teutschen! mit ihnen geht alles langsam.

Lächelnd gab nun Satan dem Genie die Hand und führte es ehrerbietig nach seinen innern Zimmern.

Die Fürsten erholten sich erst jetzt von ihrem Erstaunen; aber Leviathan schnitt ein so grimmiges Gesicht, und brach in ein so hämisches Gelächter aus, daſs dadurch auf einmal der Duft der Ehrfurcht vor den Augen seiner Genossen verschwand. Er lieſs es nicht dabey bewenden, er schickte dem Hohnlachen einige beiſsende Einfälle nach, und stellte das ernste, steife, galante, ehrfurchtsvolle Betragen Satans gegen das Genie von doppeltem Geschlechte, auf einer so grotesken Seite dar, daſs nun alle Anwesende in ein schallendes Gelächter ausbrachen. — — — — —

5.

Im geheimen Kabinet unterhielt sich nun Satan mit dem Genie, und das wie Genies, die, wenn sie zum erstenmal zusammen kommen, sich wechselsweise bewundern, weil sich eins in dem andern immer selbst zu hören glaubt — das Genie mahlte mit kräftigem Pinsel — — — — — — — — — —

Satan ergötzte sich an den Gemählden, und vertraute dem Genie, aus Erkenntlichkeit, und mehr noch aus Geschwätzigkeit, Geheimnisse, die er selbst seinem Liebling Leviathan verschloſs. — — — — —

Das Genie.

Du sagst mir wenig neues — die Philosophen aller Zungen haben mir schon viele dieser Geheimnisse entdeckt — und ob die Menschen gleich nur zu ahnden und zu träumen scheinen, so treffen sie doch, wenn sie so hin und her gezerrt werden, in ihrem Grimm oft ins Ziel. Aber Grimm gehört dazu; für den Reitz dazu sorgen die immer tollern, immer sich widersprechendern Ereignisse — Ach leider! sind der Geheimnisse längst zu viel verrathen. —

Satan antwortete galant: Ich sehe, daſs ich wenig zu lehren, und viel zu lernen habe. Ich möchte dich Sohn und Tochter nennen, wenn ich dir nicht lieber einen angenehmern Namen beylegte. — — — — —

Aber die Fürsten der Hölle und besonders Leviathan waren empört über die schwächliche Erniedrigung Satans, wie sie sein Verhältniſs mit dem Genie in ihrem

Grimme nannten. Sie belauschten alle Blicke, horchten auf jedes Wort, bemerkten jede Bewegung, und belagerten alle Seiten und Zugänge des geheimen Kabinets. — — — — — — — — — — —

Auch blieb die Spaltung unter den Teufeln selbst nicht aus; denn das Genie gewann schnell alle diejenigen, die über die Vorzüge der vorigen Günstlinge aufgebracht waren. Sein Anhang nahm zu, und Leviathan ging in finstrer, innerer Wuth umher, schoſs giftige Blicke auf seinen Herrn, der ihn jetzt in seiner neuen Bezauberung gänzlich zu vernachlässigen schien. — — — — — — — — —

Das Genie suchte ihn zu gewinnen, aber an dem stolzen, selbst genialischen Leviathan scheiterte alle seine Kunst, und es erfuhr: ein Günstling sey unversöhnlich gegen den, der ihm die Gunst des Herrn streitig zu machen suchte, oder gar raubte. Was das Genie empörte, war, daſs Leviathan, stolz auf seine eigne Gröſse und als ein Wesen, das mit dem Lichte geschaffen ward, jede seiner Bemühungen mit Verachtung abwieſs, und über alle seine Kunstgriffe und Schmeicheleyen nur hämisch lächelte. Was aber für immer jede Annäherung unmöglich machte, war, daſs Leviathan das Genie vor Satans ganzem Hofe einen Bastard der Politik nannte, und es geradezu beschuldigte, es sey der Urheber aller der Scheuſslichkeiten, die nun auf Erden wütheten, und selbst die Hölle bedrohten. — — — — — — — — —

Leviathan machte sich nun an die stolzesten Fürsten der Hölle, und stellte ihnen mit giftiger Beredtsamkeit das Schimpfliche ihrer Lage vor. „Ha!“ fragte er spöttisch, „will ihn etwa das Genie zum gesetzlosen Herrn über uns erheben und uns zu Sklaven seines Willens machen? Sollte er es wagen, ihm diesen verwegenen Gedanken nachzudenken, so müssen wir ihn eines Bessern belehren. Wir Sklaven! die wir dem Mächtigen den Gehorsam aufkündigten, und Schlachten gegen ihn schlugen, wobey alle Welten erbebten? — die wir lieber hier in Finsterniſs herrschen, als im Lichte gehorchen? Weiſs er nicht, daſs die Hölle die älteste, vollkommenste Aristokratie im Reiche der Dinge ist? daſs wir den hohen, herrschenden Adel vorstellen, dessen Oberhaupt er sich nur mit unsrer Bewilligung nennen darf? daſs wir lieber die Hölle auseinander sprengen, und sollten auch alle Verdammte ihrer Qual entspringen und im freyen Raum herumflattern, als daſs wir einen unsrer alten Vorzüge aufgeben? Hört er nicht, was die Franken, Söhne des Staubes, zu thun fähig sind, und meynt er, wir, durch die er besteht, in Herrschaft und Macht, würden uns unterjochen lassen?“ — — — — —

Sie flogen aus einander und theilten allen groſsen und kleinen Teufeln ihre aufrührischen Gesinnungen mit, und bald fühlte sich Leviathan stark genug, vor Satan zu treten, ihm sein erbärmliches Betragen vorzuhalten und ihm ohne alle Schonung die Augen zu öffnen.

4.

Die Fürsten der Hölle, in einem ungeheuern Gefolge, umringten Satan, als er eben, innerlich vergnügt über sein angenehmes Verhältniſs mit dem Genie, unfern seines Pallasts auf- und niederging. Das Genie ſaſs im Kabinet und arbeitete an weit aussehenden Planen, wodurch es sich den von ihm bezauberten Herrn des finstern und gröſsten Reichs und mit ihm zugleich das Reich gänzlich zu unterwerfen hoffte.

Aber jetzt trat Leviathan vor den glücklichen Schwärmer und sprach:

„Satan, gehst du doch einher, wie ein Schäfer, der seine Phyllis zum erstenmal geküſst hat; oder wie ein Dichterling, der seine Doris besingt, und den sein schales Machwerk entzückt. Oder flickst du einen idealisch-historisch-moralischen Roman für das teutsche Publikum zusammen, und webst deine jetzigen Verhältnisse und groſsen Thaten hinein?“

Satan.

He! was nun wieder?

Leviathan.

Ja, was nun! —

Herrscher der Hölle, wie tief bist du gefallen! Wie erniedriget stehst du vor uns, den Fürsten und Gewaltigen deines Reichs! Du, der du die Oberherrschaft des Ewigen, der dich als einen der erhabensten Geister seines Reichs erschuf, nicht ertragen konntest! Du, der uns in jenen Wohnungen gegen den Allmächtigen zum Aufruhr reitztest, und ihn an unsrer Spitze zu bekämpfen wagtest! Du sinkst nun unter die Herrschaft eines zweydeutigen, bastardischen Wesens, dessen kühnes Benehmen, von dem Augenblick an, da es unser Reich betrat, bewies, daſs es die Herrschaft über dich und uns alle zu erringen suchte!

Du lächelst spöttisch — Was sollte es hier anders suchen? Fehlt es ihm etwa auf der Erde an Werkzeugen? Oder vertrieb man es von der Erde, weil man nun nicht in seinem Wahnsinn zu handeln wagt? Um so mehr ist seine rastlose Thätigkeit hier zu fürchten. Was? rühmt sich jetzt dieser von dem Übermuth und der Niederträchtigkeit der Söhne des Staubes gezeugte Bastard nicht laut, er habe dich und uns zum Aufruhr gegen den Ewigen gereitzt? — Das wolltest du, das sollten wir ertragen, die wir aus Stolz und Groſsgefühl aufrührisch gegen ihn wurden? Empfindest du nicht die schimpfliche Anmaſsung? Und hat dich der Zauber des Vermessenen so ganz verblendet, daſs du nicht einmal das Lächerliche und Schwächliche deiner Rolle fühlst, die du zu unsrer Schande vor unsern Augen spielst? Um dir dieses zu Gemüthe zu führen, treten wir, deine Mitstreiter und Mitgenossen, in entschlossener Verbindung vor dich. Bist du blind gegen Gefahr und Schande, so sind wir es nicht. Wir empfinden tief und grimmig deine schmähliche Erniedrigung, die nahe Gefahr, und nie werden wir, die wir alle den Ewigen mit offenen Waffen bekriegt haben, die wir noch immer offnen Krieg führen, den Einfluſs eines solchen Wesens auf die Herrschaft dieses gewaltigen, die ganze Erde drückenden und beherrschenden Reichs ertragen. Wir alle wissen, was wir sind — was du uns bist, was wir dir sind und was wir vermögen — wie du und deine Macht nur durch uns bestehen. Hast du vergessen, daſs die Hölle ein konstituirtes Reich ist, daſs es seine, von dir anerkannte und noch unlängst von dir ausgefertigte *Magna Charta* hat? daſs wir nicht gesonnen sind, sie uns durchlöchern zu lassen, unter dem Vorwande der gefährlichen Zeit, wie gewisse goldbegierige Insulaner, ob sie gleich Millionen von Jahren älter ist als die ihrige. Hier ist kein Parlament, hier erkauft man keine Stimmen zur Unterjochung, und selbst der abgefeimteste, tyrannisch-gesinnte Minister wird hier nicht den letzten und dümmsten der Teufel beschwatzen. Der reine, wahre Patriotismus herrscht nur in der Hölle, dieſs erkenne!

Ach der schimpflichen, unbegreiflichen Verblendung für einen Geist, dessen Seyn und Wirken keine Zahl der stumpfen Sterblichen ausdrückt! Unter deren Last selbst ihre Newtone erlägen. Und was ist denn an diesem Bastard, der dich so täuscht? Etwa das Neue? das Kühne? Gleicht Satan etwa hier den Sterblichen seines Rangs, daſs er, von den Genüssen seines Glücks und seiner Würde ermüdet, nach neuen seufzt? Doch wozu des Geschwätzes zwischen dir und uns! mögen Menschen schwatzen, wir stürmen gerade auf das Ziel.

So höre dann und wähle!

Entweder lösen wir die sanfte Verbindung der Herrschaft, durch die wir seit Myriaden von Jahren, mehr aus Gewohnheit und Gefälligkeit, als aus Pflicht an dir hängen, mit einem Worte; oder du entziehest dich den Schlingen dieses gefährlichen Wesens und überlässest es der gerechten Rache deiner und unsrer Schande an ihm. Gefällt dir dieses letzte nun nicht, so ahmen wir den wilden Franken nach, rufen Freyheit und Gleichheit durch die Hölle aus, theilen uns in zwey Räthe, wählen fünf Direktoren, und setzen dich mit deinem anmuthigen, geistreichen Genie in Ruhe, daſs du gerade so da sitzest, wie ein abgesetzter Fürst, den der Eroberer groſsmüthig ernährt. Das Reich der Finsterniſs soll wahrlich nicht durch diese Umwälzung verlieren, und, bey Freyheit und Gleichheit! wir wollen als Republikaner dem Reiche des Ewigen noch schrecklicher und gefährlicher werden, als die Franken es ihren Nachbarn geworden sind, seitdem sie sich selbst Souveraine nannten, und für ein selbstständiges, sich durch Repräsentanten beherrschendes, Volk erklärten.

Und der aufrührische Haufe schrie, daſs das Gebrüll an den Gewölben der unendlichen Hölle wiedertönte: Das ist unser Wille!

Satan hörte den Redner erst mit Ingrimm, dann mit Nachsinnen, endlich mit einem politischen Lächeln an; aber als Leviathan geendigt hatte, und das Getöse der schreyenden, zahllosen Schaaren im Echo verschollen war, legte er plötzlich durch die Wendung, die er dem gefährlichen Handel gab, einen Beweis von seinem hocherhabenen, politischen Genie ab.

Satan.

Leviathan, wenn ich dich nicht zärtlich liebte, wenn ich alle die hier um mich versammelten kühnen und erhabenen Geister nicht achtete, wie sie es verdienen, so könnte ich jetzt dich und sie alle mit einem einzigen Worte beschämen.

Wie konntet Ihr, Feinde des Ewigen, Feinde der Söhne des Staubes, stolze, mächtige, alles durchblikkende Geister, nur einen Seigerschlag so einfältig seyn, zu glauben, daſs ich, der Herrscher der Hölle, Euer Anführer, Euer Oberhaupt — der Mächtigste nach dem Ewigen — dessen Schöpfung mein Wirkungskreis zu seyn scheint — mich so von einem Zwitterding von Genie könnte verblenden und bezaubern lassen, als Ihr mir in Eurer mir ganz unbegreiflichen Täuschung vorzuwerfen scheint. Sind Eure sonst hellen Blicke auf einmal verfinstert, wie die der Söhne des Staubes, wenn sie Leidenschaften und Vorurtheile an unsre Gränzen treiben? Konntet Ihr wirklich glauben, daſs ich um eines solchen tollen Dinges ein Einverständniſs stören würde, wodurch wir bestehen, allein mächtig und furchtbar sind? Wie? Fürsten der Hölle beurtheilen mich nach der Erfahrung, die sie auf Erden gemacht haben, und mein geliebter, genialischer Leviathan führt das Wort? — Doch ich will Euch ja nicht beschämen. Ich will Eure Worte, so kühn sie auch sind, als Beweise Eurer freundschaftlichen Besorgniſs für mich, als Eifersucht über meine Gunst ansehn, und Euch dafür um so mehr lieben und achten.

Ich gestehe übrigens gern, daſs das Genie mich ergötzte, daſs es mir Dinge von der Erde mitgetheilt hat, deren Kenntniſs ich ihm und keinem, der von da kommt, zugetraut hätte, daſs ich während der Mittheilung einen Triumph über den Allgewaltigen gefühlt habe, den ich nie vergessen werde. Miſsgönnt Ihr mir dieses Vergnügen? Ihr werdet es alle mit mir genieſsen, wenn ich Euch die Geheimnisse vertrauen werde. Glaubt Ihr denn, daſs ich seine Absichten nicht merkte? Aber eben das, was Euch empörte, entzückte mich, weil ich schon eine ganz artige Entwicklung dieser in der That neuen und sonderbaren Komödie entworfen hatte.

Der genialische Leviathan aber, der die politische Ausflucht Satans ganz durchsah, weil er ihn als Günstling am besten kannte, wollte ihm von nun an alle Schlupfwinkel verstopfen. Er sagte: Ist dieſs alles?

Satan.

Noch nicht alles. Erst will ich dich umarmen, und dir danken, Geliebter, daſs du mir die Gelegenheit gegeben hast, mich Euch in meiner ganzen Stärke und Gröſse zu zeigen, und zweytens übergebe ich Eurer Rache noch heute das kühne, Euch furchtbar und mir nur lächerlich scheinende Zwittergenie, das sich gern Herrschergenie nennte. Ach könnten wir es nur recht auf Erden in Flor bringen!

Leviathan lispelte Satan zu: „Ein Meisterstreich, und freylich kannst du mir nicht genug dafür danken. Sey stolz darauf, ich bin es!“

Ein Jauchzen erscholl in der Hölle: Satan, du bleibst dir gleich, und bist werth über uns zu herrschen.

Aber in demselben Augenblicke gab Satan dem Doktor Juris, der einst die Reichsverfassung so schön vor ihm gegen Leviathan vertheidigte, und der ihn seit jener Zeit immer begleiten muſste, einen Wink, den der Doktor Juris, ein fanatischer Verehrer des Genies, verstand, und kein Teufel bemerkte.

5.

Das Genie ward in der Bearbeitung des kühnen Entwurſs durch das wilde Jauchzen zum zweytenmal gestört; aber noch mehr, als der Doktor Juris bebend hereinfuhr, und ihm die Rache der aufrührischen Fürsten der Hölle ankündigte. Es hörte mit spottendem Stolze die Botschaft an, da ihm aber der Doktor Juris darthat, daſs es Satan seiner Selbstrettung wegen fallen lieſs, erkannte es die Gefahr, und wandelte schnell nach den Schreckensthälern der Hölle.

Man berichtete Satan seine Flucht, und er sagte:

Lasset es fliehen, die Thore öffnen sich den Kommenden und verschlieſsen sich den Fliehenden.

Satan hoffte, es würde sich retten; aber Leviathan entging auch dieses nicht.

Das Genie wandelte nun ruhig an den Sümpfen der Verdammten vorüber, und ihr schrecklicher Jammer, ihr Geist und Herz zermalmendes Wehklagen, ihr Winseln, Stöhnen und Seufzen, ihr Geschrey in allen Sprachen der Erde rührten es nicht; tiefes Nachdenken, kühne Aussichten beschäftigten es noch.

Plötzlich entdeckte es Robespierre mit seinem Anhange, den es so verächtlich von dem Throne Satans verwiesen hatte. Er sprach ernsthaft mit Marat und andern dieses Schlages.

Kaum erblickte sie das Genie, als seine ganze Kraft auflebte, und ihm den kühnsten Gedanken eingab, der je gefaſst worden.

Kann ich hier nicht herrschen, so will ich empören, es führt oft zum ersten! Die Hölle soll an mir eine neue Erfahrung machen. Und räche ich nicht zugleich den Aufruhr, den sie einst wagte?

In diesen Gesinnungen nahte es freundlich hold, doch gebieterisch den verworfenen Jakobinern. — — — — — — — —

Alles ward reif in meinem Geiste, da ich solche groſse Männer erblickte. Ist Marat hier? — — — —

Während das Genie dieses sagte, zeigte Robespierre ihm unbemerkt auf seinen langen Hals und lächelte hämisch, indem er sagte: Schade! Dann sagte er laut:

Und mit welchen Waffen rüstest du sie aus? — — — — — — —

Das Schibolet der Jakobiner: Freyheit, Gleichheit, Brüderschaft! Blut! Blut! erscholl durch die Hölle, und Schatten entstiegen der Hölle auf diesen Ruf, so grausam und fürchterlich, daſs die Erscheinung eines einzigen die Söhne der Erde tödten würde.

Und alle riefen: Freyheit! Gleichheit! Brüderschaft! Wo ist Blut?

Das Genie.

Ich übergebe Euch das Gesindel der Hölle und zähle auf Euch. Klein ist Eure Anzahl, doch kühne Männer zählt man nicht, und ich führe Euch an.

— — — — — — — — — — —

— — und bevor noch Satan völlig unterrichtet war, setzten sich schon die Empörer seines Reichs in Bewegung. Die Verdammten sprangen zu Tausenden aus den Sümpfen, an denen sie vorüberzogen, und hingen sich an die Verwegnen an. Die ganze Hölle war in Aufruhr und glich in diesem Augenblick einer der berühmten Nächte in Paris. — Jetzt erst erfuhr Satan das ganze Wagstück des Genies.

6.

Der Genius der Menschheit aber schwebte immer höher und höher empor — er erhob sich von Welten zu Welten, und das Jammergeschrey des Menschengeschlechts ereilte ihn von Welten zu Welten. Traurig blickte er zurück. Der blutige Duft, der die Erde einhüllte, verdickte sich immer mehr. — — — —

BRUCHSTÜCKE

aus dem fünften Buche der Handschrift.

1.

Als man Satan das kühne Wagstück des Genies meldete, wandte er sich zu Leviathan:

„Verachtest du es noch? Wunderst du dich noch über die Achtung, die ich ihm erwies? Laſs uns groſsmüthiger seyn, als unser unversöhnlicher Feind, und ihm wenigstens unsre Bewundrung nicht versagen.“

Leviathan.

Bewundre nur immer die Frechheit, wenn alle Verdammte, von der ersten Sünderin an, es wagen, den Qualen zu entspringen, und als Empörer gegen dich aufzutreten, und bewundre auch dann noch, wann sie deinen Thron bestürmen.

Satan.

Du spottest der Armen, und dich verblendet der Haſs gegen das Genie, den ich dir gern verzeihe.

Weiſst du wohl, daſs mein Thron auf die Ewigkeit gebaut ist, daſs ihn unser Feind selbst nicht mehr zertrümmern kann, da er sich durch seinen Spruch der Verdammniſs über die Sünder, der Nothwendigkeit ihn zu erhalten, unterworfen hat. Jeder orthodoxe Theolog wird dir das beweisen. — — — —

Jetzt trat Belial herein und schrie, wie der Kriegsgott Homers:

„Die zahllosen Verdammten erheben sich aus den Sümpfen, und stehen schon in Schaaren geordnet. Das Genie hat die ganze Hölle in Aufruhr gesetzt und die Zauberformel der Franken ertönet in deinem ungeheuern Reiche. Alles ist in Bewegung und in Kurzem wirst du alle Sünder zu bekämpfen haben, die der Ewige in seinem Zorn von Anbeginn heruntergestürzt hat.“ — — — — — — — —

Nun begab sich Satan mit einigen Legionen Teufeln, den Anführern des Heers, aus den Aufwärtern seines Hofs, oder Sklaven von Halbverdammten zusammengesetzt, und den ersten Fürsten der Hölle auf eine Anhöhe, und sah mit Erstaunen, wie kühn, entschlossen und wohlgeordnet das ungeheure Heer der Empörer einhermarschirte. Die Jakobiner machten den Vortrab. Das Genie führte das Haupttreffen, von dem gröſsten Adel, der hohen Priesterschaft, den Ordensgeistlichen und Staatsdienern aller Zeiten zusammengesetzt. Das übrige den Sümpfen entsprungene bürgerliche Gesindel bildete das Hintertreffen.

Lachend sandte Satan das Heer der Sklaven der Teufel oder Halbverdammten gegen den Vortrab, damit Söhne des Staubes gegen Söhne des Staubes stritten und seine unsterblichen Gefährten sich nicht entehrten. Diese griffen die Jakobiner an; aber sie fochten gerade wie die Söldner des heiligen römischen Reichs; denn kaum hatten sie die furchtbaren Jakobiner in der Nähe erblickt, die in eben dem Augenblick ihren wilden Schlachtgesang anstimmten, so standen sie so erstarrt vor ihnen, daſs sie selbst das beliebte Rettungsmittel benannter Truppen — zu entfliehen vergaſsen. Als aber die Jakobiner einige niederwarfen, und diese ein Zetergeschrey erhoben, so fiel die ganze Schaar nieder und flehte um Erbarmen.

Da Satan die Feigheit seiner Sklaven wahrnahm, wandte er sich zu Belial, dem rohen, ungeschliffenen Gesellen und gewaltigen Schreyer und sagte:

„Erhebe dich über die Wahnsinnigen und rufe ihnen zu im Tone eines warnenden, strafenden, polternden Superintendenten, oder näselnden Kapuziners, die den Kern ihrer Lehre auf die Hölle bauen, und die Strafe der Verdammten mit süſsem Genuſs und Triumph beschreiben. Was du den Aufrührern mitzutheilen hast, ist ganz in ihrem Geiste; sage:

„Wenn Ihr tollen und elenden Söhne des Staubes gegen den mächtigen Satan, Euren Herrn und Herrscher, aufrührisch fortzuschreiten wagt, und nicht sogleich in Euren stinkenden Pfuhl zurückkehrt, den Euch Euer Schöpfer für immer zum Aufenthalt bestimmt hat, so wird er eine Legion der mächtigsten Geister seines Reichs gegen Euch senden — diese werden jeden von Euch, den sie ergreifen — in tausend und tausend Fetzen zerreiſsen — und um philosophisch mit Euch Gesindel zu reden — jeder der tausend und tausend Fetzen der Zerstückelten wird einzeln als ein Ganzes herumflattern, und jeder Fetzen das Bewuſstseyn seiner absoluten Ichheit beybehalten — und jeder Fetzen durch das bleibende Bewuſstseyn seiner Ichheit die Qualen seiner zertheilten Persönlichkeit, für sich und in tausend, tausend Ichheiten und Persönlichkeiten leiden. So wird jeder jetzt einmal Verdammte es unzählige Mal seyn, und die Qual eines jeden wird dadurch, daſs er sich nicht mehr zur vorigen, einzelnen Persönlichkeit vereinigen kann, welches jeder nur als die einzige Linderung seiner Qual denken soll, alle Martern übertreffen, womit wir Euch bisher gefoltert haben. Keiner kann sie fassen und ausdrücken, diese Qualen, als ein Liebhaber, das heiſst, ein recht orthodoxer Priester, der am liebsten über diesen schauerlichen Text predigt, um die Sünder für unser Reich vorzubereiten."

Belial brüllte Satans Erklärung über das Heer der Aufrührer aus, gewaltig, gemessen und langsam, und jedem Liebhaber oder Kenner der Sache würde sein Vortrag gefallen haben.

Aber mit spartanischer Gröſse sagte das Genie:

„Desto besser! um so gröſser wird die Zahl meiner Krieger seyn!"

Die Jakobiner brüllten:

„Schade, daſs uns Satan diesen Gefallen nicht auf Erden gethan hat!"

Satan selbst bewunderte den Heldenmuth, und um ihn zu versuchen, gab er einer Legion Teufel den Befehl, über die Kühnen herzufallen.

Ergrimmt über die schimpfliche Rolle, fielen diese über den Vortrab der Jakobiner her — sie lieſsen sich zerfetzen — und stritten zerfetzt — heulten Freyheit und Gleichheit und stritten. — Nur eins fehlte noch, sie zu Siegern zu machen — der Geruch, die Farbe des Bluts!

Als die Jakobiner im Gedränge waren, lieſs das Genie das Hauptheer vorrücken — trotzig stellten sie sich den Teufeln entgegen und nun erfolgte ein schrecklicher Kampf. Und wie die Teufel die Gestalten zerrissen, so bildeten sich aus jeder unzählige Fetzen, in die sich jetzt sogleich die absolute Ichheit und das ganze Bewuſstseyn der Persönlichkeit mit der kühnen Kraft des Ganzen ergoſs. Das Verlangen der Vereinigung trieb sie zusammen, sie hingen sich an einander wie Fledermäuse und umflochten in verbundener Kraft ihre Feinde — stritten nur heftiger, nur gefährlicher. Jetzt sah Satan kein Ende der Schlacht vor sich; er sah ein, daſs diese Bevölkerung für die Hölle selbst zu groſs und gefährlich würde, da der Tod sein Recht schon auf Erden über die Aufrührer ausgeübt hätte.

Sein Ruf erscholl — die ganze Hölle ertönte — die Söhne des Staubes stürzten nieder, und nur das Genie stand hervorragend da. Während das Gebrüll in den Klüften und Schlünden wiedertönte, lispelte Satan Moloch einige Worte ins Ohr. Moloch verschwand.

Auf Satans Befehl goſs sich eine dickere Finsterniſs über das Heer der Empörer, und eingehüllt in die dickere Finsterniſs lagerten sie sich auf den verbrannten Boden.

Moloch's Kunstwerk entstieg dem Boden. Eine eherne Mauer wuchs empor — und als die eherne Mauer sich von allen Seiten erhoben hatte, wölbte sie sich zu einem Dache über dem niedergestürzten Heere der Empörer.

Aber das Genie allein überdachte die gefährliche Lage, worin es sich jetzt befand; denn nur sein immer wacher Sinn blieb unbetäubt, nur es sah in der Finsterniſs Licht. Es hob sich plötzlich empor nach der klaffenden Kluft — eine lange pergamentene Rolle flog ausgebreitet in seinen Händen — und als es die eben sich schlieſsende Öffnung erreicht hatte, zerriſs es die pergamentene Rolle, und schoſs hinaus wie ein Raubvogel, unter welchem der Jäger fehlgeschossen hat. Die zerrissene Rolle war die neueste *Magna Charta* der Hölle auf das gegerbte Fell des spanischen Tibers geschrieben, und von Satan auf das Dringen der Fürsten der Hölle unterzeichnet. Es hatte sie durch Hülfe des Doktor Juris entwendet, um Satans Herrschaft und die seinige zu gründen, und jetzt wollte es durch das Zerreiſsen gefährlichern Samen zur Empörung und zu dem innern Kriege ausstreuen; auch betrog es sich nicht. Vielleicht wirkte auch Liebhaberey zur Sache, und es opferte der Lieblingsneigung den Haſs gegen Satan auf.

Satan, der nichts davon ahndete, sagte: „Bravo! o Bravo! Seht doch den Zug des Genies; nur es bemerkte das Schicksal, das ich diesen bereitete! Es freut mich, es bleibt sich immer gleich, und das ist das Schwerste. — Ja, ja, schwebe nur hin, für dich giebt es keine Finsterniſs.“ — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Leviathan.

— — — eine Hölle ärger als die, welche er den Sündern zudachte, bevor er sie zu sündigen schuf.

Satan.

Gut, Leviathan, mir gefällt deine Laune; aber warum glaubst du, daſs er so früh darauf sann?

Leviathan.

Vermuthlich ist daran, wie an so vielen den Theologen und Philosophen unbegreiflichen Dingen, die Einsamkeit Schuld, in welcher er immer gelebt hat, und noch lebt.

Satan.

Ein französischer Philosoph könnte die Frage nicht besser beantworten.

Als sich nun die ehernen Mauern ganz zum ungeheuern Käfich gebildet hatten, rückten sie immer mehr zusammen, und drängten endlich die Empörer in einen so engen Raum, daſs sie auf einander lagen, wie die Heuschrecken, die der Frost erstarrt hat und die man zusammenkehrt. Jetzt aber erglühte das eherne Behältniſs in seinem ganzen Umfange und das Geheul, Gebrüll und Stöhnen der Eingeschlossenen war so schrecklich, daſs die glühenden ehernen Mauern mitzuächzen schienen.

Satan wandte sich zu Leviathan:

„Nicht wahr, dieſs ist ein artiger Vogelfang? Wie gefällt dir Moloch's Kunstwerk, und wie bist du mit der Entwicklung zufrieden?“

Leviathan.

Ist nicht das Genie entwischt?

Satan.

Laſs es immer! — — — — — — — — Was meinst du, wenn sie uns das da oben nachmachen, und so auf einen Zug die Vögel fangen könnten, die nicht nach ihrer Weise singen! — — — — —

In diesem Augenblick brachte Mephistopheles die zerrissenen Fetzen der *Magna Charta* — die Fürsten fuhren zu — sahen — ergrimmten — und Satan im Gefühl seines eben erfochtenen Siegs antwortete stolz: Dank dir, kühnes Genie! Wir wollen's versuchen. Aber Leviathan und die Fürsten der Hölle — — — — — — — — — — — — — — —

2.

— — — — — — — — — — — — — —

Alles, was des Menschen Kräfte vermögen, geschah, nur das nicht, worauf sie ihr Daseyn zu gründen vorgeben, wozu jeder geschaffen ist, und was ihnen der Genius der Menschheit und die stillen Weisen noch immer bloſs wünschen. Der Zweck schien sich immer mehr durch die Mittel zu verfinstern, das Menschengeschlecht noch immer über sich selbst zu Gericht zu sitzen, und seine Bestimmung dem stillen, leidenden Forscher zum qualvollen Räthsel zu machen, als der Genius der Menschheit dem Throne des Ewigen nahte, den ein so geheimniſsvolles, schauderndes Dunkel verhüllt, daſs es die Blicke der reinen, erhabenen Geister selbst nicht durchdringen.

In diesem undurchdringlichen Dunkel sitzt er, der Ewige, Unermeſsliche, Unaussprechliche, ruhend in und auf sich — in seiner eignen Kraft, Herrlichkeit und Allmacht. Er, dessen Gedanken Schöpfungen und Bestimmungen von Welten sind — der alles durch seinen Willen bewegt — allen die Bewegung zum Zweck mitgetheilt hat — ohne sich selbst zu bewegen — der gestaltlos und unausgedehnt, anfang- und endlos, allen Wesen und Dingen — Gestalt und Ausdehnung verleiht, Anfang und Ende festsetzt — der stofflos auf alle Körper und Dinge, auf die gröbsten, schwersten, wie auf die leichtesten und geistigsten wirkt; durch den alle Geister, auch mit irdischen Körpern verbunden, denken, ohne die Ursache und den Urheber ihres Denkens zu begreifen, ob sie sich gleich nur durch dieses Denken ihm nahen; der alles weiſs, das Vergangene, Gegenwärtige und Künftige, nur sich selbst über sein eignes Daseyn nicht befragen kann, weil ihm hierüber aus der Ewigkeit, die er selbst ist, keine Antwort entgegen schallt. Für ihn giebt es weder Schmerz noch Vergnügen — ewig einsam wohnt er im Dunkel, sich selbst genug, von nichts abhängig, als seinem Seyn, der Nothwendigkeit seines Seyns, die er sich selbst aufgelegt hat. Des Menschen Geist faſst nichts von ihm, alles bezeichnet im Reiche der Dinge die Macht des Erhabenen, aber nichts sein Wesen. Die Vorstellung seines Wesens zermalmt den kühnsten Denker, der es wagt, zu ihm auf zu steigen — sein Gehirn überfüllt sich, dehnt sich aus, und drückt sich zusammen von der Last, der Gewalt des gestaltlosen Gedankens, und sondert er eine Bezeichnung ab, um sie einzeln klar zu denken, so erfolgt eine so bilderlose Leerheit, daſs er vor dem erstarrenden, leeren Nichts vernichtet hinsinkt, und das Herz auffordern muſs, um sich an dem moralischen Gefühl, das ihn uns allein ahnden läſst, und erkennen lehrt, wieder zu erwärmen.

Bebend kniete der Genius der Menschheit auf den düstern Wolken, die der Abglanz der Sonnen nur schwach erleuchtete, die wie Gebirge aufgethürmt, selbst die Stufen des Throns des erhaben geheimniſsvollen Vaters alles Lebenden verhüllen. Zitternd öffnete er die lange verschlossenen Augen — eine tiefe, schaudervolle, heilige Stille herrschte, wie zu der Zeit, da noch nichts athmete — da der Ewige noch allein im ungeheuern Nichts schwebte und die Welten und ihre Bestimmungen dachte.

Und aus den düstern Gewölken vor seinem Throne fuhren glühende Funken künftiger Sonnen und Keime künftiger Welten: so wie diese letztern mit ihren Sonnen dem Gedanken des Ewigen entsprangen, schwebten sie wie Wasserblasen dem glühenden Funken nach, schon angezogen von der Kraft ihrer künftigen Entwicklerin und Beherrscherin. Sie trennen sich von dem Gewölke — schwimmen hin durch den Äther — senken sich und steigen, um den in dem All zerstreuten Stoff an sich zu ziehen, der sie in Jahrtausenden zu ungeheuern, um ihre Sonnen harmonisch wandelnden Körpern aufschwellen soll. Schatten neuer Wesen bewegen sich in dem Gewölke, und schweben den entschwundenen Keimen der Welten nach, um auf ihnen einst zu leben, zu fühlen, zu handeln und zu verwesen. Dem Samen der Welten schieſsen pfeilschnell die mit ihnen geschaffenen Keime der Zerstörung und Auflösung nach, um sich mit dem sie bildenden Stoffe zu vermischen, und an die Gesetze alles von Ewigkeit her Geschaffenen zu fesseln.

In anbetendem, schaudervollem Gefühl sah der Genius der Menschheit diesem bedeutenden und erhabenen Schauspiel zu, und sein Blick begleitete die hinschwebenden Welten, und die Schatten künftiger fühlender und denkender Wesen, mit liebevollen Wünschen eines bessern Schicksals, als denjenigen geworden, die er so eben hatte verlassen müssen. Er fühlte, daſs er auch für die erschaffen worden, die jetzt noch als Schatten vor ihm vorüber schwanden.

Jetzt beugte er knieend sein Haupt und betete mit bebenden Lippen, niedergesenkten Fittigen an. Lange betete er an, dann öffnete er die Lippen, und sprach leise flehend:

„Erhabener! Verhüllter! Mein Vater und Schöpfer! Vater und Schöpfer der gewesenen und künftigen Welten, und aller Geschöpfe, die auf ihnen lebten und seyn werden! darf ich wagen, dir vorzutragen, was mein Geist denkt, den du erschaffen, was mein Herz fühlt, das du mir gegeben hast? Du weiſst es, was die Sterblichen jetzt beginnen, die du meinem Schutze, meiner Leitung vertraut hast! Du weiſst, wonach sie streben, und welche Mittel sie zu dem Zweck anwenden, der sie begeistert, der sie zu erhabenen Wesen, und zu wilden, reiſsenden, blutgierigen Thieren macht, wie die sie nährende Erde keins hervorgebracht hat. Der Jammer, die Verbrechen trieben mich von der Erde, und das Klaggeschrey der Unglücklichen folgte mir von Welten zu Welten — und hier nahe an deinem verhüllten Throne, hört mein Ohr ihr Ächzen, und durchdringt mein immer zu ihnen gewandtes Herz. Auch du vernimmst es; denn du sahst schon den Anfang, die Mitte und das Ende, als der erste Samen dazu von den schon längst Asche und Staub gewordenen ausgestreut ward. —

„Du kennst alle die geheimen Zweifel, die mich jetzt quälen, über das Wirken und die Bestimmung der mir Anvertrauten. Ich wage sie nicht vor dir auszusprechen, aber du weiſst es, daſs durch meine Bestimmung von dir, meine seligsten Wünsche, meine süſsesten Hoffnungen, der Gedanke ihrer immer steigenden Veredlung ausmachte. — — — — — — und doch suchet dieses kühne Volk, wozu du die Menschen geschaffen hast — die Freyheit, die einem Geiste, mit dir verwandt, zukommt, und die Würde, die du in sein Herz gedrückt hast, als du sie erschufst, und sie zu denkenden, fühlenden, dich selbst ahnenden Wesen bildetest. — Herr, müssen diese Unglücklichen durch diese Mittel, auf diesem Wege wieder zu der Bestimmung auf Erden gelangen, die du ihnen durch mich so fest vorgezeichnet hast? Müssen sie, um zur Wahrheit, Billigkeit und Menschlichkeit, und den von dir ihnen gegebenen Gesetzen zurück zu kehren, immer nur sich durchschneidende Kreise durchlaufen, deren Punkte mit Verbrechen an mir, durch mich an dir, bezeichnet sind? Und können sie, befleckt von diesen Verbrechen, verunstaltet am Geiste, je wieder dieser Bestimmung nahen? Werden sie dieselbe durch diese Mittel erreichen? Und wenn nicht — wenn nun alles Blut vergebens geflossen — das ganze Menschengeschlecht dieses Welttheils wie ein verwundeter Leichnam da liegt, und als Erwerb des schrecklichen Kampfes nichts vorzuzeigen hat, als diese Wunden und Verbrechen? O so rufe mich weg von dieser Erde, ich kann ihr Elend, ihren Jammer, mein Leiden, und den Stachel meiner Zweifel nicht länger ertragen. Aber du wirst meine Zweifel berichtigen, mir Trost ertheilen, das dunkle Räthsel enthüllen, daſs ich mit Hoffnung zu den Sterblichen zurückkehre, und die trauernden Weisen, die betäubte Einfalt aufrichte, die jetzt alle mit thränenvollen Augen, mit zerrissenem Herzen und verdunkeltem Geiste nach dir blicken — die mein Daseyn für einen Traum halten, da ihrem Herzen dein Daseyn nur durch mich klar wird. Ach Herr, die schaudervollen Ereignisse dringen ihnen selbst Zweifel über deine Leitung auf, und alle erhabene Gefühle, wodurch der Mensch mit dir verbunden ist, erstarren in seinem Geiste und verfinstern seinen forschenden

Verstand. Er glaubt sich hingeworfen dem wilden Zufall, und findet in der Zerrüttung seiner Begriffe keinen höhern Vereinigungspunkt seines Daseyns mehr. Er sinkt gegen den fühllosen Boden der mit Blut und Frevel bedeckten Erde, und horchet bebend auf den einsamen, zermalmenden Gang des Schicksals, ohne Kampf, ohne Kraft, ohne Hoffnung. Laſs mich vernehmen, was du beschlossen hast über diese Wesen, die durch ihre, ihnen von dir verliehene Kraft, fähig sind, sich bis zu dir zu erheben — deren Erhabenheit in Gesinnungen und Thaten, deren Tugend und Aufopferung für sie und das Beste ihrer Brüder, ihre hohe Bestimmung und die Gewiſsheit derselben, und ihre Verbindung mit dir so klar beweisen — und deren Wahnsinn und Niedrigkeit Millionen bis unter das Thier der Erde stürzen, und alles Verhältniſs mit dir in Zweifel setzen. Alles ist schaudernder, empörender Widerspruch unter den Menschen, und nie konnte ich sagen, so sind sie! Sie ersinnen und bewirken das Schönste und Gröſste, um es schnell zu verunstalten — das, was sie für ihr Glück halten, befördern sie durch Verbrechen, und stoſsen auf Thorheit und Böses nicht selten durch unschuldige Mittel. Und sieh! sie decken sich selbst jetzt mit dem lästernden Gedanken: Menschenwerk könne nicht anders gelingen, und machen dir die Nothwendigkeit zum Vorwurf, der sie in ihrem Wahn glauben unterliegen zu müssen. — — — — Müssen sie die erlittenen Qualen durch noch schrecklichere an denen rächen, da die Urheber derselben unter den Streichen der Vergeltung hinsinken? Muſs nur Gewalt allein bey diesem Geschlecht entscheiden? Und was soll auf den Frevel und seine Schrecken folgen? Sollen diese die mit Blut erkaufte Herrschaft miſsbrauchen, bis auch sie der Rache reif werden, und die Vergeltung an ihnen ihr Recht ausübe? Herr, sind Herrschaft und Macht die Klippen, an denen die Weisheit und dadurch das Glück der Menschen scheitern, auf das du ihnen so lauten Anspruch gegeben hast? — — Springen auf den Ruf zur Freyheit nur Verbrechen zu Hülfe, und erwartet den ermüdeten Kämpfer immer nur ein schmählicheres Joch? —

„Warum ertönt vergebens die Stimme des Weisen und Edlen? Warum verhallt sie, wie in Felsen, an dem Herzen ihrer Mitbrüder? Warum halten sie das, was er ihnen zuruft, für fromme Wünsche, für Schwärmerey, die sich mit dem Wesen der Gesellschaft des in ihr wirkenden Menschen nicht verträgt? nicht vereinigen läſst? Warum leidet der Tugendhafte und kommt nie empor? Warum achtet keiner der einfachen, auf wahres Glück leitenden Lehren, die er seinen Brüdern vorträgt, ihres Spottes nicht achtend, keine Gefahr fürchtend? Warum wird er zerschmettert, wenn er den Wahn kühn und thätig bekämpft, der sie in schmählichen Banden gefesselt hält, und ihnen ein trugvolles, leeres Glück vorgaukelt? — Ach! nur diese herrschen auf Erden, und schwingen sich empor, die aus den groben und niedrigen Trieben des Eigennutzes und der Sinnlichkeit herrschen — die Weisen und Edlen müssen schweigen, gehorchen, leiden und bluten — wenn sie meine Rechte zu laut vertheidigen.

„Nach tausend und tausend Jahren trete ich zum ersten Mal vor deinen verhüllten Thron und wage zu fragen:

„Warum? Wozu? Wofür? Wohin?

„Herr, laſs mich Klagenden deine Stimme vernehmen — das ganze Menschengeschlecht — seine Edelsten und Weisen schreyen durch mich zu dir auf! — Brich dein Schweigen, laſs nicht immer deinen mit glänzenden Gestirnen geschmückten Himmel über mir und den Sterblichen hängen, wie ein erhabenes, ehernes, undurchdringliches Gewölke, durch das keine Klage, kein Jammergeschrey deiner leidenden Geschöpfe dringt!“

Aber es herrschte ein tiefes, schaudervolles, zermalmendes Schweigen — ein Schweigen, wie zur Zeit — da der Ewige über der Tiefe allein schwebte und die künftigen Welten dachte. Der klagende Genius der Menschheit lispelte jetzt fort Gedanken und Empfindungen, wie sie keines Menschen Geist denken, keines Menschen Sprache aussprechen kann.

Dreymal beleuchtete die Sonne die Kugel unserer Erde, und noch klagte der Genius am Throne des verhüllten Schweigenden; noch heiſsere Thränen drangen aus den Augen des liebevollen Klagenden über die ihm anvertrauten Söhne der Erde. Auf der Erde flogen die Pfeile des Bösen immer schneller, aus dem nie sich leerenden Köcher — der rastlose, verwegne Sterbliche füllt ihn, er bereitet und vergiftet die Pfeile, und das Schicksal hält ihm den Bogen, bis der Schütze sich selbst verwundet.

Noch saſs das Menschengeschlecht über sich selbst zu Gericht, noch immer flossen Ströme des Bluts an den Füſsen des Richterstuhls — noch immer harrten die Weisen auf den so lang weilenden Ausspruch — und der Genius wiederholte stärker, kühner und angstvoller seine Fragen.

Aber das schaudervolle, zermalmende Schweigen herrschte fort durch alle Himmel.

Der Genius der Menschheit lag jetzt so erstarrt vor dem Throne des Verhüllten, wie der Sterbliche vor dem Gedanken der Ewigkeit. Und betäubt von dem grausenden Schweigen, wie der Kühne, der sich im Geist emporhebt, den Ewigen zu erforschen, und sein Daseyn an das Daseyn des Unbegreiflichen durch klare Erkenntniſs zu knüpfen, sank der Genius der Menschheit von dem Gewölke, das selbst die Stufen zum Sitze des ewig Wirkenden und ewig Schweigenden verhüllt, gegen die finstre Erde.

Grimma,

gedruckt bey Georg Joachim Göschen.

F. M. KLINGERS

WERKE.

EILFTER BAND.

BETRACHTUNGEN UND GEDANKEN
ÜBER
VERSCHIEDENE GEGENSTÄNDE.

ERSTER THEIL.

KÖNIGSBERG
BEY FRIEDRICH NICOLOVIUS. 1809.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

ZUEIGNUNG.

Diese Schrift, wie alle in der Sammlung enthaltne, widme ich den Teutschen, meinen Landsleuten, für die ich sie geschrieben — als dem Volke, das so hoch in der Kultur steht, daſs man mit Kraft und Wahrheit, im biedern teutschen Sinn, zu seinem Nutzen und seiner Unterhaltung schreiben kann.

BETRACHTUNGEN

UND

GEDANKEN

ÜBER

VERSCHIEDENE GEGENSTÄNDE DER WELT UND DER LITTERATUR.

ERSTER THEIL.

1801. 1802.

1. Der Optimism und Pessimism sind Zwillingsbrüder. Ob der letzte ehebrecherisch durch Superfötation hinzugepfuscht sey, ist jetzt, da man die Mutter vor kein geistliches Gericht ziehen kann, und der Vater immer schweigen wird, schwer auszumachen. Mir scheinen sie beyde ehrlicher Geburt, keiner älter als der andre, und um allem Streit über Erbfolge und Erbrecht zuvor zu kommen, in einem nicht zu unterscheidenden Wurf, ans Licht der Welt geworfen worden zu seyn. Wer ihr Vater ist? — Das *Pater est, quem demonstrant nuptiae*, läſst sich hier nicht anwenden. — Fragt die stumme Ewigkeit. Genug die Zwillinge sind da, und sind — so entgegengesetzter und widersprechender Natur sie auch seyn mögen — so innig verbunden und unzertrennlich, wie sonst nichts in dem ganzen Universo innig verbunden und unzertrennlich zu seyn scheint. Alles, was durch sie geschieht, — und was geschähe wohl ohne sie? — trägt die Farben beyder, so kreischend diese auch gegen einander abstechen. Keinen Augenblick kann

man einen ohne den andern besitzen, und scheint auch einmal einer allein zu Gaste zu kommen, so tritt doch gleich der andre hinter drein, als könnte er ohne seinen geliebten Gesellen nicht athmen und seyn. Der erste scheint indessen immer etwas träger zu seyn, wenn er kommt, als wenn er sich empfiehlt. Kurz dieses edle Brüderpaar hat sich so ziemlich, ohne weiter ihr Recht zu beweisen, zu Herren und Herrschern der moralischen und physischen Welt gemacht; und ist der letzte wirklich ein Bastard, wie ihm die, bey denen er den Herrn über seinen Bruder spielt, oft laut nachsagen, so möcht' ich wohl den ehlich gezeugten Bruder fragen, warum er sein Geburtsrecht nicht besser behauptet habe? Vielleicht würde er mir weislich antworten: durch diese Zulassung erwies ich erst recht meinen Werth; aber eine weise Antwort ist nicht für alle Leute eine befriedigende Antwort.

---

2. Die wahre Regierung muſs einem fruchtbaren Sommerregen gleichen, der das trockne Land befeuchtet, ohne daſs man ihn hört. Es haben Regenten gelebt, die die Staatsmaschine mit solchem Gepolter, Gerassel, Geräusch, Geklatsche und Ungestüm herum trieben, daſs jeden Augenblick zu befürchten war, sie oder die Maschine müſsten davon zertrümmert werden.

---

3. Wenn ich auch die höchste und dünnste Stufe der skeptischen Leiter bestiegen habe, so führt mich immer die Poesie (im hohen Sinne des Worts) einige Stufen abwärts. Sie beweist den moralischen Sinn im Menschen, und diese schaffende, erhebende, beseligende Kraft konnte nur aus ihm entspringen. Alle Virtuosität, die Tugend selbst ist Poesie, und wird nur von den sanften, glänzenden Fittigen derselben emporgetragen und gehalten. Auch beweist der Lohn, den beyde in der Welt finden, ihre nahe Verwandtschaft. Und doch sind sie da, werden wohl immer da bleiben. Woher kömmt doch dem Menschen dieses eigensinnige Verharren auf Dingen, die sich so schlecht lohnen?

4. Der idealisirende Dichter und der Satyriker nehmen sich beyde vor, uns den Menschen zu mahlen. Der eine taucht seinen Pinsel in den ätherischen Glanz, den er in seiner Entzückung vor dem Schemel des Allerheiligsten schweben sicht; der andre taucht ihn in stinkenden Morast. Wäre es möglich, die beyden ganz widerstrebenden Stoffe gehörig zu mischen, und es führte ein Mahler ohne zu exstatisches Entzücken und ohne zu gallichten Humor den Pinsel, so möchte vielleicht das wahre Gemählde des Menschen über der Stafeley erscheinen.

5. Die Teutschen haben keine hervorstechenden Satyriker, oder vielmehr keine Satyren, die ein Mann, der die Welt und die Menschen kennt, lesen mag. Kömmt es etwa daher, weil sie alles verehren, was reich und groſs ist? Weil sie ein leidendes, kein politisches Volk sind? Oder ist die teutsche Treuherzigkeit und Gutmüthigkeit daran Schuld, da sie sich immer begnügen, und bey den, ihnen miſsfallenden, Vorfällen denken, es lieſse sich wohl noch ertragen, oder bey genauerer Untersuchung manches zur Entschuldigung des Widrigen sagen. Das gute Volk glaubt sogar, Rabener sey ein Satyriker. Ein guter, witziger Schriftsteller war er wirklich; aber nur ein Satyriker, der einem obige Fragen noch näher legt. Man vergleiche nur das, was er behandelt, mit dem, was Swift und Rabelais behandelten. Gehört aber der Stoff und die Bearbeitung des alten Gedichts: Reineke, der Fuchs, wirklich einem Teutschen, so haben wir einen Satyriker, den man mit diesen Männern nennen kann.

6. Bey keinem Volke hat die schöne und täuschende Idee von immer steigender Veredlung des Menschengeschlechts mehr gläubige Anhänger und Verehrer gefunden, als bey den Teutschen. Vielleicht darum, weil sie noch das moralisch beste Volk unter den kultivirten Völkern unsrer Erde sind. Wer wird es nun einem edlen Manne verargen, oder seinen Glauben zu nah' an die widersprechende

Erfahrung halten, wenn er ihn durch schöne, dichterische Bilder und platonische Gedanken zu befördern sucht? Sein Glaube entspringt aus seinem Herzen, und hoffentlich auch aus dem Herzen seines Volks, und ist mit jener Poesie verwandt, von welcher ich oben sprach.

7. **Kann man die teutschen Sitten und Gebräuche, ihren Charakter, ihre Denkungsart nach den Werken ihrer Schriftsteller beurtheilen?** Mir scheinen sie mehr die Schriftsteller der ganzen Erde zu seyn, — keinem Volke besonders anzugehören und nicht mehr Charakter zu haben, als ihre politische Reichsverfassung. Was man von den meisten sagen kann, ist: daſs sie Schriftsteller sind, daſs sie alles zusammenraffen, alles schildern, alles auftragen, ohne sich nur im geringsten an eignen Ton und Farbe zu halten. Das Vaterländische allein scheint ihnen fremd. In den Übersetzungen ihrer Werke erkennt man an einer gewissen Nüchternheit und Enge der Begriffe, an einer gewissen Charakterlosigkeit, auf den ersten Blick, daſs das Machwerk auf einem Boden entsprungen ist, der sich durch nichts bezeichnet. Man sagt von groſsen Schriftstellern, daſs sie nicht einem Volke, sondern der ganzen Welt gehören. — Spräche ich in diesem Sinne, so hätte ich Klopstock, Göthe, Schiller u. s. w. genannt; aber diese bezeichnet der Charakter des Genies, das durch jedes Werk seine Herkunft beweist.

Jedes gute, ja sogar jedes mittelmäſsige französische oder englische Werk, hat den Ton und die Farbe der vaterländischen Sitten und Gebräuche; warum haben sie die teutschen nicht?

8. Die Groſsen und der Hof hatten in Frankreich die Grundsätze (das was man jetzt Miſsbrauch der Philosophie oder heutige Philosophie nenut) schon lange praktisch ausgeübt, eh' sie die Philosophen in ihren Werken systematisch aufſtellten. Wann haben wohl die Groſsen und Menschenführer Bücher um Rath gefragt, wie sie ihr Geschäft treiben sollten? Der Lehrmeister ist ihnen viel näher, und das Praktische stellt sich bey ihnen ohne alle Theorie ein. Zu allen Zeiten haben wohl die herrschenden Sitten die Schriftsteller nach ihrem Geiste gebildet, aber wann die Schriftsteller die Sitten nach dem ihrigen; und wer von den Groſsen liest den Sittenrichter, der sich der Zurechtweisung anmaſst?

9. Wenn ich von den Groſsen im Staate oder am Hofe rede, so will ich damit eben nicht immer sagen, sie verdienten diese Benennung immer wegen ihrer groſsen und wichtigen Thaten und Tugenden — vielleicht denke ich nur dabey, sie hätten den Beruf dazu. Vielleicht erinnert mich dieser laute Schall auch nur an die Gefälligkeit und Gutmüthigkeit der Kleinen.

10. Der höchste Genuſs für mich, in diesem Leben, war bis jetzt die Hervorbringung einiger meiner Schriften; dann ein witziger Einfall unter munter-geistreichen, sich verstehenden Gästen bey Tische, der das Lachen rechter Art erweckte; oder ein kühnes Bild, ein starker, verwegner Gedanke, die plötzlich, ganz ausgerüstet dem Geist entsprangen, tiefen Sinn enthielten, die Zuhörer in angenehmes Erstaunen, oder mit Furcht vermischte Verwundrung versetzten. Der Augenblick ist voll wahren ästhetischen Genusses, wenn die Anwesenden nach und nach, mit noch schüchternem Blick, nach dem Manne hinsehen, der die Blitze so kühn über ihre Häupter schleuderte, ohne sie zu versengen.

---

11. Man streute wohl ehemals Göthen Weihrauch; jetzt aber erkühnen sich Knaben, ihn mit Teufelsdreck zu parfümiren. Ich würde sagen, was für einen Zauber muſs Schmeicheley mit sich führen, da Göthe nicht an einem solchen Gestank erstickt? Aber ich denke zu gut von ihm, als daſs ich einen Augenblick glauben sollte, er habe diesen Gestank gerochen. Wären Wilhelm Meister, und Herrmann und Dorothea nicht von so gutem Athem, wie würde es ihnen unter einem solchen Rauchfaſs ergangen seyn? Und doch glauben verständige Leute zu bemerken, ihre Farbe sey etwas blässer dadurch geworden. Übrigens gehört den Teutschen der Ruhm

dieser neuen Vergiftungsart zu, und hoffentlich wird kein Volk sie ihnen streitig machen wollen.

12. Einem Unerfahrnen Lebensregeln geben, heiſst: einem Ungeübten Unterricht im Fechten durch Zuschauen geben. Das Auge unterscheidet die Stöſse nicht, und doch gleicht einer dem andern so wenig, als ein Fall des Lebens dem andern. In Büchern nehmen sie sich sehr gut aus, und ein Welterfahrner kann bey Lesung derselben eben das Vergnügen empfinden, das ein Weltumsegler bey einer Reisebeschreibung fühlt, die ihm bekannte Untiefen, Klippen, Sandbänke mit den dabey ausgestandnen Gefahren ins Gedächtniſs ruft.

13. Der fanatisch - royalistische Schriftsteller ist mir eben so verhaſst, als der fanatisch - demokratische. Gewöhnlich vertheidigt der erste einen sultanischen Despotismus, und schadet einer Sache, auf welcher nothwendig das Glück der Menschen gebaut ist, der andre baut ohne Grund und thut dasselbe. Beyde sind nun auſser der Zeit. Der erste suche nun von dem Auſsern des zweyten etwas Gefälligeres und Gesetzlicheres anzunehmen, so wird alles recht gut gehen. Wer wagt dann noch aufzustehen, und ein freches Wort zu sagen?

14. Um orthodox zu reden, so hat auch die Vorsehung die französische Revolution, wie alles, herbeygeführt. Das heiſst, sie fand die Voraussendung aller der uns empörenden und erschreckenden Greuel nöthig, um endlich das zu bewirken, was wir nun sehen. Man muſs ein Theolog seyn, und ein recht orthodoxer, um diese Angel zu verschlucken, an der sich auch ein Wallfisch verbluten könnte.

---

15. Wenn die Menschen die moralische Kraft hätten, alle ihre moralische Kraft zu gebrauchen, so möcht' ich wohl das Wesen der Gesellschaft sehen, wenn noch so etwas bestehen könnte. Ein einziger Mann von ganzem, unbiegsamen, gediegenen Charakter ist der Schrecken der ihn Umgebenden, ein Felsen, gegen den der Strom verunglücktes gläsernes Geschirr treibt.

---

16. Die härteste und schwärzeste Erfahrung, die wir zu machen haben, ist die Anerkenntniſs, daſs wir im thätigen Leben das ganz Entschiedene unsers moralischen Werths verbergen müssen, wenn wir geduldet werden wollen. Nur mit dem, was man nicht fürchtet, was man nicht zu achten gezwungen ist, woraus das gewöhnliche moralische Wesen der Gesellschaft besteht, mit schielenden, schwankenden Halbtugenden verstattet man aufzutreten, und auch nur diese machen uns der Gesellschaft erträglich.

---

17. Alles, was uns Vater, Mutter, Lehrer und Bücher in der Jugend, als feste, moralische Lehren, so sorgsam einzuflöſsen trachten, müssen wir auf der Bühne des Lebens zu verschleyern oder gar zu vergessen suchen. Der sie ganz befolgen will, muſs die Beschränktheit und Einsamkeit wählen. Nun frage ich: was ist denn die Gesellschaft? Die ihr widersprechende Erziehung dazu, wenn es so ist? Das Sonderbare aber, meiner Meynung nach, liegt noch mehr darin, daſs man uns, trotz allem dem, nach so vielen tausend Jahren, noch immer in der Jugend gegen den Strom zu schwimmen lehrt, ob man sich gleich bewuſst ist, daſs der Strom für die Kraft des Stärksten zu mächtig ist. Hier waltet abermals etwas von der Poesie, von welcher ich oben sprach.

---

18. Voltaire, Montesquieu, Rousseau, Mably, Diderot, die Ökonomisten und Encyklopädisten sollen durch ihre Schriften die französische Revolution geschaffen haben; so sprechen die Ausgewanderten, und wer nicht denken kann oder mag, ihnen nach. Sie vergessen (die Ausgewanderten wissen warum) die Ränke, den Stolz, die Habsucht und Zügellosigkeit der Groſsen, seit der Minderjährigkeit Ludwigs XV. — Doch wer mag sich hierbey aufhalten? Und was wäre wohl ohne obige Genies am Ende aus der Revolution hervorgegangen? Eben das, was aus der Türkey hervorgehen würde, wenn dort

eine politische Revolution statt haben sollte. Noch grausamere Scenen und eine gänzliche Auflösung. Haben diese Genies wirklich etwas zur Entwicklung der Revolution beygetragen — nachdem sie so gut von dem Hofe und vorzüglich von den Groſsen vorbereitet war, — so haben sie auch den Saamen in ihren Schriften hinterlassen, den man wieder aufgehen sieht. Im Wiederaufbauen zeigt sich das aufgeklärte Volk, die andern können nur niederreiſsen und dann sich zerstreuen.

---

19. Daſs etwas Teuflisches (ein dunkles Wort; aber es bezeichnet) in der menschlichen Natur ist, und sich der Oberherrschaft bemächtiget, so bald es nur kann, haben wir während der französischen Revolution anschaulich genug gesehen; und es hat beynahe das Ansehn, als sey es nur dieses Teuflische, das den Sumpf bewege, in dem das Menschengeschlecht sich herumwälzt. Mit guten Absichten wird immer angefangen; (wann je mit reinern, edlern von Seiten der Regenten?) aber sie sind allein nicht hinreichend, die Kräfte aufzurühren — die scheuſslichen, wilden Leidenschaften sollen, müssen zum Ziel führen, und nur wann sie ein Ungeheuer, das alle verschlingt und alle noch übrigen zu verschlingen droht, ausgebrütet haben, blickt man wieder auf den Zweck zurück, den die guten Absichten angedeutet haben. So schien auch dieses Werk ohne Teufeleyen nicht gelingen zu können.

und prägte sich zur Beschämung des Menschengeschlechts dadurch recht zum scheuſslichen Menschenwerk. Gelungen ist nun einmal, wir mögen es nun anstaunen, verfluchen, bewundern, oder uns davor kreuzigen und segnen. Es ist doch nur Menschenwerk, und leider ganz natürlich zugegangen, so teuflisch es auch aussieht. Da habt ihr eine allgemeine Weltgeschichte zur Lehre und Warnung, in einem Athemzug, wie freylich noch kein teutscher Professor seinen Zuhörern eine zum Leitfaden zugeschnitten hat.

20. Wenn etwas sonderbares und bedeutendes im teutschen Charakter ist, und ihm Ehre macht, so ist es dieses: daſs die Gelehrten dieses Volks noch im achten Jahre der französischen Revolution untersuchten, ob die Franzosen auch ein Recht dazu gehabt haben. Hätten sie dieses ausfinden können, so hätten sie sich wahrscheinlich über ihre Leiden getröstet. Und dieses Gefühl für Recht ist das Gefühl des ganzen Volks. Haben Teutschlands Völker diesen Sinn für Recht nicht in den gefährlichsten Zeiten auf's kräftigste bewiesen? Ihren Fürsten trotz dem von ihnen so laut, durch so auffallende Maſsregeln gezeigten Miſstrauen, so bewiesen, daſs man kein Dorf auf dem teutschen Boden zu nennen weiſs, das seine Bürgerpflichten verletzt hätte? Ich hoffe, Teutschlands Fürsten werden es erkennen, werden erkennen, daſs, wenn die Weltgeschichte

kein Ereigniſs aufgezeichnet hat, das der französischen Revolution gleicht, sie auch kein Volk nennt, das bey solchem Unglück, in solcher Noth und solchen Versuchungen, es so mit Recht und Pflicht und seinen Fürsten gehalten hat. Und da ich aus vielen moralischen Ursachen stolz bin ein Teutscher zu seyn, so bin ich es aus dieser vorzüglich.

21. Wer, möcht' ich sagen, das thierische, fleischliche, sinnliche eines durch weisheitsvolle Schriften berühmten Mannes, nicht gesehen und beobachtet hat, und seinen Charakter nach seinen Büchern zusammensetzt, der könnte eben so gut von einer Stadt sagen, durch die er einmal auf Reisen bey schönem Wetter und Sonnenschein gefahren, es wäre dort immer schönes Wetter und Sonnenschein; besonders wenn ein solcher Mann ohne Leidenschaft, Humor und Laune, folglich immer weise und klug schreibt. Hier kann man sich oft, bey näherer Besichtigung, wenn man noch einigen Zweifel hat, aufs innigste überzeugen, daſs zwey sich ganz entgegengesetzte Dinge in dem Menschen hausen, ein Gott und ein Thier, die sich wechselsweise ausspannen und ablösen; zweyspännig fährt doch der Mensch in den Hauptmomenten nicht, denn wenn der Gott den Zügel ergreift, steigt das Thier murrend hinten auf; faſst ihn das Thier, so muſs sich der Gott ohnedem gefallen lassen, hinten aufzutreten. Wir lesen itzt Bucher und sogar perio-

dische Schriften, die uns erheben, durch ihre hohe Weisheit und schöne Menschlichkeit beruhigen und beseligen; sähen wir manchen ihrer Verfasser näher, wir würden über das sinnliche, irdische, körperliche, eitle, leidenschaftliche Thier erstaunen, das so göttlich reden kann, und gar nicht begreifen, wie es zu gewissen Stunden die grobe Hülle abstreifen, und ein Wesen einer andern Welt vor uns treten konnte. Ein solcher Mann scheint unter dem Stabe einer Fee zu stehen, die ihn durch eigensinnige Berührung umwandelt. Aber kann und soll dieses den Glauben an seine Weisheit oder die Lehren derselben schwächen? Mich dünkt, es muſs ihn vielmehr in den Augen des billigen Beurtheilers erhöhen, denn beweiset es nicht das wirkliche Daseyn dieses Gottes um so kräftiger, wenn der ihm huldiget, der von dem gefährlichen Thier so gewaltig hin und her gezerrt wird?

Darum mochte freylich das öffentliche und mündliche Lehren, in den Hallen, Gärten, auf den Spaziergängen, wie es bey den Griechen Sitte war, etwas gefährlicher und bedenklicher seyn. Man muſste sich doch, um nicht durch eignes Handeln und Wirken im täglichen Verkehr des Lebens mit seinen Lehren im Widerspruch zu stehen, etwas mehr zusammennehmen, als wenn man bloſs, unbekannt und unsichtbar dem Publikum, das man sich als Schüler denkt, im Kabinet die Feder führt, und sich in den besten, gesundesten Stunden des Geistes und Herzens, zur Höhe seines Gegenstandes schwingt,

win-

windet oder schraubt. Daher kommt auch wohl das gehaltene, übereinstimmende im Reden, Thun oder etwanigen Schreiben, des einmal angegebenen oder angenommenen Charakters der griechischen Philosophen. Diogenes hätte vielleicht nur in Büchern hündisch gebissen, und die Reichen, Üppigen, Schwelger und Ungerechten verhöhnt und zur Schau ausgestellt, übrigens aber gelebt, wie jeder Autor, der auf alles dieses schimpft, und demohngeachtet so gut iſst, trinkt, sich bettet und kleidet, als er und der Verleger es bezahlen können; Diogenes muſste wirklich wie ein Hund leben, wenn er sich und seine Lehren nicht lächerlich und verächtlich machen wollte. Ob Sokrates zur Bekräftigung seines öffentlichen Lebens und Lehrens, im Gefängniſs, das man ihm öffnen wollte, geblieben wäre, um für beydes den Tod zu leiden, wenn er in seiner Stube geschrieben, und das geschriebene an den Buchhändler verkauft hätte, anstatt es jedermänniglich auf den Straſsen und in den Werkstätten zu predigen, ist wenigstens eine erlaubte Frage, die ihn und seinen Dämon in allen Ehren lassen soll.

Doch haben nicht auch wir Lehrer der Weisheit und Moral in unsern Hörsälen? Aber kommt man über mehr mit ihnen überein, als daſs sie zu gewissen Stunden des Tags einer gewissen Anzahl junger Leute, etwa für sechs oder acht Thaler, ihr Kompendium nach ihren Heften erläutern, die Schüler dieselben nachschreiben, ohne daſs sich der Schüler um den Lehrer, und der Lehrer um den Schüler weiter bekümmere. Was der Lehrer gesprochen, hat der Schüler schwarz auf weiſs — die Schule ist gemacht — das heiſst, er hat geschwatzt, sie haben gehört.

---

4. Wenn man Schillers Don Karlos, Wallenstein, Göthes Tasso, Iphigenie, Lessings Nathan, Klopstocks Oden und Messias und einige andre Werke liest, so fragt man sich wohl, wenn man wieder zu sich kömmt, welch ein Volk muſs dieses seyn, für das man so etwas schreibt, und das es zu schätzen weiſs? Die Täuschung löst sich, wenn man die Götzen dieses Volks ansieht, die auch ihre Tempel haben, und weit besuchtere Tempel, als die wahren Götter. Aber hat die Natur nicht jeder Art der Thiere die ihnen zukommende Nahrung aufgetischt? Warum sollte es hier anders seyn? Und was wäre wohl mit Recht dagegen einzuwenden? Die Götzen wissen doch, daſs sie nur Götzen, daſs ihre Priester nicht die wahren sind, daſs nur Götzendienst mit ihnen getrieben wird.

---

23. Wie sehr bedauert man nicht, wenn man Garves vortreffliche Versuche, voller Weisheit, politischer Klugheit und schöner Moral liest, daſs der edle Mann so schwer einherzieht — so gar dogmatisch ist und uns gar so sehr den Professor zeigt!

Wann werden die Grazien die Sohlen unserer Prosaisten beflügeln, wie sie es den französischen Prosaisten so gefällig thun? Wieland selbst, dem doch die Grazien bey seinen Gedichten so oft zur Seite stehn, scheint, wenn er Prosa schreibt, Bley an den Füfsen zu haben. Und die Weitschweifigkeit — die uns nichts erläfst — die uns alles auskramt — die uns für gar zu dumm hält!

---

24. Welch ein schönes moralisches Ganze stellt das Leben der Greise Klopstock und Gleim auf! Übertreffen wir Teutschen die Franzosen in der wahren Poesie, so übertreffen wir sie auch in der Moralität, und beyde sind so eng verbunden, dafs keins ohne das andre bestehen kann. Und welch eine Reihe von Nahmen Verstorbener liefse sich in diesem Sinne hinzufügen: Lessing, Garve, Mendelsohn, der edle Georg Schlosser aus Frankfurth — das Bild der reinsten Menschentugend!

---

25. Die teutschen Fürsten und des Reiches unmittelbare Ritter kommen mir während des ganzen letzten Krieges vor, wie der hohe französische Adel, als Richelieu Rochelle belagerte. Einer fragte den andern, werden wir wohl so toll seyn, Rochelle einzunehmen? — Jetzt suchen die teutschen Fürsten blofs Entschädigung für die Kosten der Belagerung, und zwar, da die Festung des Feinds

nicht übergegangen, auf Kosten ihrer Mitstände. Wäre aber die Festung wirklich von den Übermächtigen, an die sie sich so fest angeschlossen hatten und anschlieſsen muſsten, eingenommen worden, wie wäre es ihnen selbst ergangen? Und wie sonderbar das Schicksal sogar auch mit den teutschen Fürsten zu spielen wagt! Diejenigen geistlichen Fürsten, die vorzüglich den Lermen zur Belagerung geblasen haben, scheinen zwar etwas berupft, doch noch so ziemlich davon zu kommen. Mögen sich die säkularisirten gefürsteten Äbte und Bischöffe damit trösten, daſs es wenigstens Männer ihres Standes waren, die das Feuer anlegten, welches ihre Fürstenstühle nun zu verzehren droht. So wird es sich dann jetzt ausgleichen, bis zu einer neuen Staatsaktion.

46. In Frankreich stürzte, wie man sagt; der dritte Stand den Thron, (den doch der Hof und die Groſsen untergruben, als seyen sie nur dazu gedungen) weil der Hof zu nachsichtig und die Groſsen zu habsüchtig und eitel waren, die Militair- und Staatsbedienungen dem dritten Stand zu ertheilen oder mit ihm zu theilen. Gleichwohl übertraf der dritte Stand die beyden höhern, an Reichthum, Kultur und Kenntnissen. Hier ein Gegenbild: Der russische Hof findet eine Stütze in dem dritten Stand gegen den Geburtsadel, dessen Aristokratie und die leibeigenen Bauern. Jeder

der der Krone dient, er sey frey gewordener Soldat, aus dem Sklavenstand entlassener Bürger, frey geborner Bürger oder Ausländer, gehört zu dem Adel, und genieſst dessen Rechte, so bald er Offiziersrang im Civil- oder Militairstande erhält. Hier hört also aller Neid auf, und dem Verdienst und dem Ehrgeitze sind die Thore, ohne Unterschied, geöffnet. Ja der Dienst des Staats adelt hier mehr, als Geburt, weil der Geburtsadel nur durch ihn bedeutend hervortreten kann. So glänzt zwar der Adel, aber er blendet nicht. Wahrscheinlich wäre dasselbe (durch ähnliche Maſsregeln, wie sie die eigenthümliche Lage des Reichs gestattet) in Frankreich erfolgt, die Eifersucht erloschen, und alles hätte eine andere Wendung genommen. In Frankreich zog der Geistliche den Zehenten von dem Erwerb des Bauern, in Ruſsland bearbeitet der Geistliche das ihm zugetheilte Feld, wie der Bauer, und der Sohn des Geistlichen muſs, wenn es gefordert wird, als Soldat dienen, wie der Sohn des Bauern. Hat der Mönch hier auch ein bequemeres Leben, so hat er doch gewiſs ein noch armseligeres, als der Weltgeistliche. Überdem sind die russischen Geistlichen die tolerantesten und genügsamsten, die ich in Europa kenne — und ersetzen an Ruhe dem Staate, was er an ihrer wenigern Kultur verliert. Ihr Stand ist also für den Staat kein Stand in politischer Bedeutung. Wollte man die meisten Staaten den gallischen Entwickelungen, so weit sie nützlich sind, und seyn können, näher bringen, so müſste man das übergebliebene des Feudalsystems nach und nach ausrotten; wollte man Ruſsland den übrigen Europäischen näher bringen, so müſste man das Gegentheil thun, man müſste das Feudalsystem, in der besten Art, nach und nach einzuführen suchen, damit es den Kreis der andern durchlaufe. Aber welcher Sterbliche wagte einen Rath zu geben, und das Schicksal von vierzig Millionen Menschen auf seine Schultern zu nehmen?

27. Habe den wahren Geist deines Postens, Standes und Berufes — so hoch oder so niedrig du auch im Amte stehen magst. Dieses sollte man allen Staatsbeamten von dem Höchsten bis zu dem Niedrigsten täglich zurufen; nur bey der Klerisey wäre es ein unnützes Geschäft.

28. Es gehen wirklich mehr Talente in der Welt verloren, als ausgeübt werden, und dieses beweist, daſs wir reicher an Geisteskräften sind, als das, von der politischen Gesellschaft uns zugeschnittne Maſs auszuüben verstattet. Auch mögen wir eben so gut klagen, daſs mehr von den Naturprodukten verloren geht, als wir verzehren — denn daſs sie etwa andern Geschöpfen und Insekten dienen mögen — was kümmert dieſs den Menschen, für den alles andre gemacht ist? Aber wozu dienen ungebrauchte Talente? Etwa dazu, daſs wenigstens

diejenigen, welche den Spielraum zur Entwickelung der ihrigen gefunden haben, davon leben können. Beyspiele erläutern am besten: Wir haben im lieben Vaterland sechs bis sieben tausend arbeitende Federn — dreyſsig tausend und mehrere wären gewiſs fähig, die Feder zum Bücherschreiben zu führen, wenn sie in die Lage gekommen wären, dieses Talent zu entwickeln. Könnte nun das Publikum die Arbeit von dreyſsig tausend Federn bezahlen, wie es sechs tausend bezahlt? Und gesetzt, es wäre so gefällig, das gute Publikum, wäre dieſs nicht eine stärkere Kontribution, als die letzte französische?

29. Über den Kayser Alexander den Ersten.

Nach den ersten Empfindungen und Betrachtungen, welche die Todesnacht Kayser Pauls des Ersten in mir erweckte, wandten sich mein Herz und Geist plötzlich auf seinen jungen blühenden Nachfolger, der unter solchen Umständen, in diesen Jahren, nach solchen für einen Erbprinzen seltnen Erfahrungen, den Thron bestieg. Der denkende Mann, der alles Vorhergegangene beobachtet hatte, in diesem Augenblick vieles ahndete, und dabey den Vorhang der Zukunft etwas zu heben suchte, konnte jetzt auf dieser Erde keinen anziehendern Gegenstand seiner Betrachtungen finden. Ich sah den, in jugendlicher Schönheit blühenden Monarchen um neun Uhr aus seinen innern Zimmern heraustreten; der ganze Pallast war voll noch stummfreudiger Menschen jedes Standes, jedes Ranges, die alle noch erstaunt über die plötzliche Veränderung, ihre forschenden Blicke auf einander, und dann auf Ihn hefteten. Die Herzen gehörten Ihm schon lange. Alles, was in mir lebte, dachte und empfand, schien mir jetzt in Ihn eindringen zu wollen, um mit Ihm zu fühlen und zu denken; ich würde nun etwas anziehenderes schreiben, wenn ich alle Gedanken und Empfindungen wiederum so lebendig aus meinem Innersten hervorrufen könnte, wie sie in jenem merkwürdigen Augenblick mein Innerstes bewegten. Das Gefühl seiner Lage schien sich in sanftem Trauern, aber in tiefem Bewuſstseyn seines reinen, edlen Sinnes auf seinem schönen Gesichte auszudrücken. Die Menge, welcher Er heute das erste, und jetzt gewiſs schmerzliche Opfer, durch seine öffentliche Erscheinung bringen muſste, und die sich um Ihn her, und hinter Ihm wie ein Strom ergoſs, schien in seinem Herzen eine schmerzliche Empfindung zu erwecken. Ich sah, daſs Er tief dachte, und tief fühlte. Sein blondes Haar war in Unordnung und ohne Puder. Er hatte eine sehr schwere, sehr bedeutende Nacht gelebt; sein ganzes Äuſsere trug die Spuren davon an sich. Meine Betrachtungen wurden jetzt ernster in diesem Menschengewühle; wohin ich blickte, sah ich Gesichter bedeutender Leute, deren jedes mir eine Reihe neuer, sonderbarer Ideenverbindungen aufdrang.

Hoffen, Furcht, Freude, Angst, Ungewiſsheit, Besorglichkeit, gutes Bewuſstseyn, unruhiges Gewissen drückten sich nach den verschiedenen Lagen und Verhältnissen auf den Gesichtern der bedeutenden Männer aus, die hier gedrängt zusammen standen, und von welchen jeder sein Schicksal dem kayserlichen Jüngling abzufragen schien. Ich kannte seine ganze moralische Würde, seine Milde, seine Güte, seine Gerechtigkeitsliebe, seinen feinen, schonenden Sinn; aber die seltne Tugend, die allen diesen schönen Eigenschaften die Krone aufsetzt, die sie erst zu königlichen Tugenden macht — der feste Wille, die unerschütterliche Stärke in der Ausübung dieses moralischen Sinnes und der anerkannten Pflichten, waren noch nicht erprobt. Erst jetzt trat Er in die Schranken, diesen gefährlichen Kampf mit sich, und den noch weit gefährlichern, mit denen, welchen er einen Theil seiner Macht anvertrauen muſste, und die jede seiner Leidenschaften, jede seiner Schwächen so gern zu benutzen suchen werden, zu beginnen. Ein Jüngling von drey und zwanzig Jahren an der Spitze von vierzig Millionen! Ich sah diese vierzig Millionen in diesem Augenblick, in Schaaren von Geistern um Ihn her versammelt, die ein plötzlicher Aufruf hervorgerufen, und die nun alle, voller zweifelhafter Erwartung ihres Looses, auf den schönen Genius blickten, dem der Endausspruch anvertraut ward. Dieses Bild schwebte den ganzen Tag vor meinen Augen, und ich schlief ruhig unter den Fittigen dieses Genius ein.

Aber nun sind alle meine Besorgnisse verschwunden, und ich lebe in dem schönsten Genusse, für einen Mann, dem das Schicksal der Menschen am Herzen liegt. Ich sehe diesen sanften, edlen Charakter sich täglich mehr und kraftvoller zu allen Pflichten seines so erhabenen, als schweren Standes entwickeln. Er weiſs, daſs Festigkeit, aus wahren Grundsätzen entsprungen, die erste der Herrschertugenden ist, und Er übt sie aus. Vor dem Entschluſs untersucht, erwägt und prüft Er jedes Geschäft, mit Kälte, Klugheit, Weisheit und Gerechtigkeit, und jeder aus diesen reinen Quellen entsprungene Entschluſs trägt das Gepräge seines edlen Geistes und Herzens, das die That und den Ausspruch ganz als die seinigen bezeichnet. Durch sein so feines als kluges Betragen verloschen, ohne Geräusch und ohne merkliches Entgegenstreben, alle Partheyen, die sich unter schwachen, leidenschaftlichen, schnell wollenden und schnell ausführenden Herrschern zum Nachtheil des Regenten und des ihm anvertrauten Staats bilden, sich unter einander um Einfluſs bekämpfen — stürzen, und durch ihren rastlosen Kampf, ihr Emporsteigen und Fallen unaufhörlich die Schwäche des Regenten und den Miſsbrauch der ihm listig entwandten Macht, dem Reiche zur Schau ausstellen. Jeder groſse Beamte, der die Ehre hat, Ihm zu nahen, ist nur dieſs in seinen Augen, und nur nach dem Maſse der Erfüllung seiner Pflicht von Ihm geachtet. Sein Herz öffnet sich der Freundschaft; Er liebt geprüfte

Freunde, aber sein Verstand, seine Erfahrung, die Ihm das Nachtheilige, Gefährliche des Lieblingswesens für sich und seine Freunde zeigen, weisen jedem nur dieses reine Verhältniſs, als das einzige mögliche, an, mit Ihm vertraut zu leben. Nur Er regiert, und der spähende, auflauernde Hofmann weiſs keinen zu nennen, der in Sachen des Staats, und dadurch auf das Schicksal der Menschen, einen leitenden Einfluſs hätte. Bescheiden und liebreich im Umgang, wie kein junger Mann von seinen Jahren, scheint Er nur Regent in Erfüllung seiner Pflichten, während seines rastlosen Arbeitens zu seyn. Hier zeigt Er es, daſs Er sich für den ersten Staatsdiener des Ihm anvertrauten Reichs ansieht, daſs Ihm die schwerste Bürde und die gröſste Verantwortung zugleich, vor allen, aufgelegt ist. Das, was der unwissende Haufen der Menschen bewundert und beneidet: der die Majestät umstrahlende Glanz, das Blendende und Ermüdende des Ceremoniels, der trügliche Schimmer einer, nur von dieser unwissenden, sinnlichen Menge geträumten Glückseligkeit, die Zeichen der Unterwerfung, in denen sich die Getäuschten und Betrognen seines Standes so wohl gefallen, nur dieses allein fuhlt sein Geist, der edlere Genüsse kennt, als eine Last; und nur der Gedanke, sein Stand mache Ihm auch dieses Auſsere zur nothwendigen Pflicht, verhindert Ihn, die darauf verwendeten Stunden als ganz verloren zu betrachten.

Um dem Staate Sicherheit und Unabhängigkeit von seinen Nachbarn und dieſs auf ihre Kosten zu verschaffen, mit entfernten Grenzen den alten wahren Kern des Reichs zu decken, haben seine Vorfahren seit einem Jahrhundert mehr nach Auſsen, als auf's Innere gewirkt. Die Geschichte spricht von ihren Eroberungen und von dem Ruhm ihrer Krieger; aber jetzt kann man von Ruſsland sagen: es arbeitet an seiner Gröſse, nicht an seiner Schwäche, und Ihm ist der Ruhm vorbehalten, die innern Staatskräfte ganz zu entwickeln. Ruſsland bedarf jetzt keines Eroberers mehr, es bedarf eines weisen Beschützers, Erhalters und Beförderers, eines Regenten für das Innere. Das, was Er besitzt, wird Ihm keiner rauben, und schwerlich wird man den Versuch wagen. Ein Regent, der auf die Entwikkelung der innern Staatskräfte arbeitet, der die Staatsökonomie von sich selbst anfängt, für den Tand und Pracht keinen Reiz haben, der sich hierin nicht einmal etwas versagt, weil es seines Geistes unwürdige Genüsse sind — ein Regent, der überzeugt ist, daſs die groſse Summe, welche der arbeitende Theil seines Volks, in so kleinen, und für eben diesen, so bedeutenden Zahlen, zur Erhaltung und Beschützung des Staats zusammenträgt, auch nur zur Erhaltung und Beschützung dieses Staats bestimmt sey, erwirbt eine Macht und ein Übergewicht gegen seine Nachbarn, die nie die glänzendsten Siege, welche die Schlachtfelder mit Leichen der Unterthanen bedecken und die Staatskräfte erschöpfen, verleihen. Dieſs ist der feste Grund, auf den wahre Macht gebaut werden muſs. Mochte der macedonische Alexander immer nach Indien ziehen, dem unsern wird sich das innerste Heiligthum des Tempels der Menschheit öffnen, dessen Stufen Er schon betreten hat. Ein Schmeichler würde sagen: Er wird Ruſslands Alexander seyn, wenn man Ihn nöthigt, das Schwert zu ziehen; ich sage: Er wird dann nur Ruſslands Vertheidiger seyn.

Der strenge Philosoph kann nicht mehr fordern, als Er bisher geleistet hat, er sieht, daſs der junge, edle Mann seines erhabnen Standes würdig ist, daſs Er ihn ehrt, und zu diesen kritischen Zeiten selbst über freche Auſserungen erhebt. Der Menschenkenner ist überzeugt, daſs Er auf dieser schweren Bahn als ein starker Mann vorwärts schreiten wird; denn Er ringt nach dem wahren Ruhm, Er achtet den Menschen und setzt Werth auf die Achtung der Menschen. Er hat schon die erste der königlichen Tugenden so jung errungen: das Gute zu wollen, und, nach Prüfung anerkannt, es voll Muth und Kraft zu vollziehen.

Ob Ruſsland die Tugenden seines Regenten recht zu erkennen und zu schätzen weiſs? Europa's kultivierte Völker richten jetzt ihre Blicke auf Ruſslands glückliche Söhne, um über ihren politischen und moralischen Werth das Urtheil zu sprechen; ich hoffe, es soll zu ihrem Ruhm ausfallen.

Vor allen Herrschern Europa's ist dem Regenten Ruſslands das schwerste Loos geworden, denn von allen Völkern Europa's fielen auf das ihm anvertraute zuletzt die Strahlen jener Kultur, welche die Menschen zur reinen Moralität führt. Nur noch in seinem Reiche waltet durchaus eine politische Verschiedenheit zwischen den Menschen, welche die Quelle vieler Übel und schwer zu besiegender Hindernisse ist; aber die jetzt Lebenden haben, so wenig als ihre nächsten Voraltern, diese Lage der Dinge geschaffen, und ihnen kann dadurch kein Vorwurf gemacht werden. Die Aufgeklärten des Landes bedauern diese Lage, und Weisheit, Menschlichkeit, mehr ausgebreitete Kultur werden auch hier das Ihrige wirken, und dieses, durch so viele gute Eigenschaften und Tapferkeit merkwürdige Volk, durch leise abgemessene Schritte, einem dem Menschen würdigern Verhältnisse zuführen.

Ich habe nie über einen Regenten ein Wort geschrieben, nie einem geschmeichelt; werde ich es nun nach meiner Erfahrung, in meinen Jahren, gegen den zu thun wagen, den ich für den Edelsten der jetzt Lebenden seines Standes halte? der meine stillste, innerste Glückseligkeit ausmacht? Und warum sollte ich nicht sagen: Den ich innigst liebe?

Ich danke dem schönen Genius, der jetzt so menschlich gut über Ruſsland herrscht — oder besser und wahrer, der es zu edlen Zwecken leitet — den reinsten Genuſs meines Geistes, im stillen Beschauen seines Wirkens — und Er ist der einzige Regent, dessen Geschichtschreiber ich seyn will, wenn ich so lange lebe, bis das Werk, das Er begonnen, etwas vollendeter da steht. Mein Glaube an seinen Geist und sein Herz ist so fest, daſs ich überzeugt bin: ich werde dann nur nöthig haben, alles oben gesagte durch eine Reihe schöner, weiser und zweckmäſsiger Thaten zu belegen.

30. Kein Mensch hat noch, im bürgerlichen Leben wenigstens, seinen ganzen Verstand und seine ganze Vernunft gebraucht, und ich weiſs nicht, ob einem derselben dieser Vorzug zu wünschen wäre. Ohne das Kissen der Sinnlichkeit lägen wir zwar auf einem sehr reinen, aber sehr kalten Marmor, und wahrscheinlich würden wir darauf erstarren.

31. Ich erröthe jedesmal, wenn ich einen Menschen, indem er von seines Gleichen redet, — es sey von einem Manne oder Weibe, — die Beywörter: heilig und göttlich, gebrauchen höre. Meine eigne Thierheit erinnert mich sogleich an die Thierheit des Mannes oder Weibes, von welchem man redet, und meiner Einbildungskraft erscheint der schmutzige Zug aller dieser Thierheiten, die uns anhängen, und durch welche wir bestehen, noch schmutziger, als er ist. Vom Menschen kann man nichts bessers sagen, als daſs er ein Mensch, im rechten und natürlich guten Sinn des Worts ist. Ich fühle so gut, als ein andrer, daſs man ein biedrer, wackrer, muthiger, auch zu Zeiten ein edler Mann seyn kann; aber heilig und göttlich! Was

für Worte? und wie leer in Beziehung auf das Menschen-Thier? Dieser Schnickschnack iſt seit einigen Zeiten in Teutschland sehr gebräuchlich — beweist es etwa, daſs wir uns dem Gegentheil mehr nahen? daſs wir dieser Schminke bedurfen, unsre durchschimmernde Immoralität mehr zu bedecken? Oder iſt es Ziererey, die doch einem sonst ernsten Volke am wenigſten kleidet? Die Philosophen sprechen uns so gar von Heiligkeit des Willens und der Menschenrechte vor — sie beweisen dieses alles *a priori.* Die Natur und das bürgerliche Wesen gehen indessen ihren gewöhnlichen Gang fort, ohne welchen alles Spekuliren der Philosophen ein Ende hätte. Ich möchte eben so gern einen Bären, der auf zwey Beinen, nach dem Dudelsack einher sich spreitzt, einen Vestris nennen; als einen Menschen heilig, göttlich, er sey auch wer er wolle. Diese Wörter sind aber nur Phrasen und Schriftzeichen, die das Publikum dem Buchhändler, und der Buchhändler dem Autor bezahlt.

32. Selbst diejenigen, die unsre Tugend göttlich nennen, sagen etwas einfältiges; recht menschlich muſs die Tugend seyn, wenn sie Menschen nutzen soll. Die göttlich Tugendhaften lassen gewöhnlich die Welt gehen, wie sie geht — seufzen und verhalten sich ganz ruhig in ihrem göttlichen Gefühl. Sie zahlen ihre Schuld an andre und die Welt, mit Wohlgefallen an sich selbst, ab.

33. Schöne Seele — ein Weib, das von Vapeurs gewisser Art geplagt wird, und keinen Appetit hat — ein Dichterling, ohne Einbildungskraft — in deren leerem Raume Phantasmata — statt Bilder und Farben schwimmen und schweben — dem es an wahrer physischer und moralischer Kraft, etwas zu erschaffen gebricht. Sieht man zwey solcher Wesen sich in wechselseitiger Entzückung an einander reiben, so glaubt man einen Frosch zu sehen, der seiner Gattin die Eyer am Pater Noster, (wie die Naturkündiger das Gewächs nennen) mit allem Eifer des Instinkts herauszieht, ob ihm gleich ein Spalanzani die befruchtenden Theile herausgeschnitten hat. Die schönen Seelen sind auch vorzüglich in Teutschland — nein in teutschen Büchern zu Hause. — Ich wünschte, wackre, thätige, kräftige, muthige Seelen zu sehen. Für diese arbeiten aber *** und mehrere nicht. Die Thränen, welche uns diese und besonders der erste Krugweis dahin gieſst, gleichen den unächt silbernen Thränen, die auf den Leichentüchern der Groſsen in Flittern schimmern.

34. Als Samuel sein jakobinisch-maratisches Gemählde von der königlichen Regierung mit so grellen Farben aufstellte, sprach doch wohl der Priester aus ihm, der durch Sauls Salbung die weltliche Herrschaft über die Juden verlor? Warum vergaſs ihn der Abt Barruel in seiner berüchtigten

Liste der Jakobiner? Weil kein Priester den andern einer Sünde zeiht. Darum stehen sie auch so ungern unter weltlichem Gericht. Doch kenne ich einen Fall, wo keiner des andern schont, — wenn nehmlich die Beichte bezahlt wird, wie in einigen protestantischen Städten, und besonders bey reichen Gemeinden. Man müſste dieses abzuschaffen suchen, wäre es auch nur darum, den *Esprit du Corps* dieses Standes rein zu erhalten.

35. Käme Christus heute zur Welt und predigte seine Religion in dem reinen Geist und Sinn, wie er sie einst gepredigt hat, in Rom, die Inquisition würde ihn schnell als Ketzer ergreifen, ihn in die Engelsburg festsetzen, wenn sie nicht, um dem Greuel schneller zuvorzukommen, etwas ärgeres thäte. In protestantischen Ländern könnte er weder Pfarrer noch Schulmeister werden, denn schwerlich würde er die symbolischen Bücher unterschreiben wollen. Und wie sehr würde er sich wundern, wenn man ihm sagte: er müſste erst nach Halle ziehen, seine Religion zu studiren, wenn er sie predigen oder lehren wollte.

36. Jeder schimpft auf die Eigenliebe des andern, als einen Feind aller uneigennützigen und edlen Handlungen, und jeder weist der seinigen den ersten Platz in seinem Innern an. Da sie also

der Hauptgötze eines jeden wird, so wandelt auch jeden der Pfaffengeist an — alle andern sollen nur den seinigen allein anerkennen, und ihn als Priester vorzüglich ehren.

---

37. Die Metaphysiker rechnen die Einbildungskraft zu den niedern Seelenkräften, um sie von den reinern, edlern, geistigern zu unterscheiden. Ich habe nichts dagegen, nur ist es sonderbar, daſs sich diese ohne jene ihres Daseyns gar nicht bewuſst wären.

---

38. Man sagt gewöhnlich, der Umgang mit den Menschen schleife den Charakter ab. Spräche man nicht bestimmter, wenn man sagte: Die Furcht, unserm Interesse zu schaden, macht uns so behutsam, daſs wir uns auf das sorgfältigste hüten, etwas Rauhes, Starkes, Wahres, Kühnes zu sagen und zu thun — daſs wir fein geschmeidig, nachgebend werden, nicht um andern zu miſsfallen und sie zu schonen, sondern weil uns der allergeliebteste Freund näher an dem Herzen liegt. Nicht die Welt, der Egoismus um der Vortheile in der Welt ist der Schleifstein, an dem sich die rauhen Ecken der meisten abreiben, weil sich sonst die scharfe Seite gegen sie selbst wenden würde.

---

39. Man gewöhnt sich in der Gesellschaft an alles; selbst an das Lächerlichste, Erbärmlichste, Plattste des Geistes — an Mangel und Miſsbrauch des Verstandes — an die häſslichsten Gesichter, die widrigsten Fehler des Körpers — man bemerkt diese Gebrechen am Ende kaum mehr; aber noch nie hat man sich an die Energie eines Mannes gewöhnt, oder sie erträglich gefunden, der sich i Thaten und Worten immer als ein Mann zeigt — d durch Thun und Betragen, die Schwäche, Schlechtigkeit, Erbärmlichkeit und Dummheit der so Gebrechlichen in ein zu grelles Licht setzt.

40. Die Menschen verzeihen einem wohl noch, gerade und ehrlich zu seyn; aber sie fordern tiefes Stillschweigen darüber von dem, der es ist. Auf Kosten andrer nur erlauben sie ihm, sich frey und laut auszudrücken.

41. Es gibt Länder, wo es Herkommen ist, den Staat zu bestehlen. Man erlaubt es wohl einem, ein Dummkopf oder ehrlicher Mann zu bleiben; er hüte sich aber nur, daſs dieses Verletzen des Herkommens nicht allzu ruchbar werde. Bey dem Rückzuge der ersten aus dem Dienste sieht man recht, daſs sie im Geiste dieses Herkommens gehandelt haben — denn seine Verehrer lassen keinen dieser unbelohnt abtreten — aber weh den andern!

Diesen wird als Warnungszeichen einer solchen Tugend ein schöner — aber schlecht nährender Lorbeerzweig — zugetheilt, den er, wenn es ihm beliebt, so gar in seiner einsamen Schlafkammer tragen darf (in der Einbildung nehmlich.)

42. Wer einen Ziegenbock melken will, gehe nach Europa's, Asiens u. s. w. Hauptstädten und predige die Tugend. Gleichwohl finden sich in jeder derselben rechtschaffene und tugendhafte Leute. Ein Beweis, daſs etwas in dem Menschen liegt, welches weder Beyspiele, Gewohnheit noch Erziehung durchaus ausrotten können. Zugleich auch ein Beweis, wie wenig wahrhafter Tugend dazu gehört, die Menschen in Gesellschaft zusammen zu halten. Noth, Bedürfniſs und Eigenschaften ganz andrer Art wirken dieses Wunder. Das wenige ächte Gute ist auch da; aber wie der Probierstein in der Werkstätte des Goldschmids — man braucht ihn zur Prüfung, und wenn man den Werth des Goldes erkannt hat, legt man ihn bey Seite, arbeitet mit schlechterm, wie mit besserm Golde — Gefäſse kommen immer hervor. Die Regenten müssen es eben so mit den Menschen machen — nur daſs hier der ächte Strich von dem falschen schwer zu unterscheiden ist.

43. Ein Mann auf einem wichtigen Posten, der gern auf seinen Grundsätzen und bey seinen Pflichten verbleiben, der seine Untergebenen eben so streng zur Erfüllung ihrer Pflichten anhalten will, sollte so wenig als möglich mit Hofleuten und Weibern umgehen. In ihrer Gesellschaft nimmt man, um nicht immer zu miſsfallen, nach und nach so viel Schonendes und Schwaches an, daſs man ihnen in ihrer Handlungsart gleicht, ehe man sich's versieht. Die Zufriedenheit dieser mit ihm macht einem solchen Manne den Proceſs, ehe noch ein Kläger auftritt.

---

44. Wer an einem bedeutenden Posten steht und seiner würdig handeln will, sollte sich des Tages mehr als einmal sagen: Wer in den Wald gehen will, muſs sich nicht vor Bären und Wölfen fürchten. Geschmeidigkeit und Furcht machen noch geschwinder zum Schurken, als Habsucht. Die letzte berechnet doch noch, und ein Mann, der von ihr besessen ist, hat es nur mit Einem Schurken, mit sich selbst, zu thun.

---

45. Die Weiber kann man nie zu sich heraufziehen, am wenigsten, wenn von groſsen, wichtigen Dingen, besonders von Gefahren und Aufopferungen die Rede ist. Ich nehme den Fall aus, wenn sie in den Mann verliebt sind, der so etwas fordert;

aber nicht immer, wenn sie ihn nur lieben. Ihr ganzes Bestreben geht vielmehr dahin, die Männer zu sich herunter zu ziehen, und sie mit ihren eignen Liebenswürdigkeiten auszustatten. Der, den sie so ausgestattet haben, der Liebenswürdige in ihrem Sinne, ist selten ernst und streng mit sich und andern Männern.

46. Ein französischer Schriftsteller hat sehr gut gesagt: ein Mensch ohne Charakter ist ein Ding. Da aber die Leute, welche den Geschäften des Staats vorstehen, gefunden haben, daſs es sich leichter mit Sachen, Dingen oder Werkzeugen arbeiten lasse, als mit einem Menschen von Charakter — das heiſst von bestimmtem Willen — von geordneter Neigung und festen Grundsätzen — so gebrauchen sie die Menschen lieber und vortheilhafter als Dinge. Und da die Menschen von Charakter von ihrer Seite auch gefunden haben, daſs man mit den daraus flieſsenden schön lautenden Eigenschaften verhungern könne, — so verbergen sie ihren Charakter so lange, bis er sich von selbst verliert, und lassen sich, um zu essen und weiter zu kommen, als Dinge gebrauchen.

47. Es ist unmöglich, den Menschen nach einer bestimmten moralischen Form zu bilden und ihn in dieser Bildung zu erhalten, wenn er nur etwas von

seinen wenigen, natürlichen Rechten beybehalten soll. Dem Despoten mag es durch Furcht, im Auſsern, bis auf einen gewissen Punkt gelingen. Hier erhebt sich aber auch das Unnatürliche gegen einander so hoch, bis es zusammenstürzt. Daher treffen alle Klagen, die man über die Menschen insgesammt anstimmt, weniger sie, als das Zusammenseyn in der Gesellschaft, und die Verhältnisse, die nothwendig daraus entspringen müssen, wenn das Ding fortgehen soll. So wenig man nun dem Thier seine Thierheit zum Vorwurf machen kann, eben so wenig kann man dem Menschen das zum Vorwurf machen, was sich aus ihm in der Gesellschaft entwickelt.

48. Jedermann haſst die Heucheley, und mit Recht; gleichwohl muſs jeder mehr oder weniger eine Maske tragen. Diejenigen, für welche sie die natürliche Bekleidung geworden ist, hassen sie am meisten, weil sie sich nicht gern mit gleicher falscher Münze wollen bezahlen lassen.

Ich möchte indessen wohl einige Zeit in einer Stadt leben, wo man übereingekommen wäre, jeder sollte und müſste so gerade, offen im Denken, Wünschen, Reden und Handeln verfahren, als er sich gestimmt fühlte. Ich wette, man würde sich bald gezwungen sehen, die so verhaſste Heucheley (wahrscheinlich unter einem feinern Nahmen) von der Kanzel dem Volke als Pflicht zu predigen. Die

Erzieher thun dieses täglich, ohne es vielleicht zu wissen, wenigstens ohne es zu gestehen, und bereiten dadurch ihre Zöglinge zur Gesellschaft vor. Man nennt dieses höflicher, dem jungen Menschen einen Firniſs des Anstands, des Gefallens geben, und ihm den rauhen Weg, der zum Glück führt, ebnen. Gäbe es einen Philosophen, der seinen Schüler unbedingt lehrte, gerade, offen im Handeln zu seyn — das Schlechte nicht allein zu hassen und zu vermeiden, sondern auch laut zu miſsbilligen — die Wahrheit nicht für sich zu behalten, sondern sie auch ohne allen Vorbehalt mitzutheilen — so möchte ich die Antwort seines Schülers hören, wenn der Philosoph ihn eine Zeitlang nach seinem Eintritt in die Welt fragte: wie er gefahren? was er gefunden? ob er ihm für seine Lehren dankbar sey? Dafür empfiehlt man gewöhnlich feines, schonendes Betragen, Weltklugheit, und das Evangelium selbst sagt ja: seyd klug, wie die Schlangen! — Und eben diese Klugheit, dieser Firniſs, der, so nöthig er auch seyn mag, so allgemein sie auch nur, unter diesem feinern Nahmen, einherschleicht, sich gar Kultur nennen läſst, ist doch nichts anders, als die feinere Maske der Heucheley, die nicht einmal für Verkappung gehalten wird. Verzeiht man sich nicht alle Heucheley, sobald sie wie Weltklugheit aussicht? Nennt man den nicht einen rohen, unerzognen Menschen, der sich ohne diese Schminke zeigt, er mag es auch noch so ehrlich mit uns meynen?

49. Charakter darf beynahe niemand zeigen, als ein armer, biedrer Teufel, der nicht mit uns theilen will, der keinen Anspruch auf das Glück macht, dem wir nachjagen. Auch ein dichterischer Mensch, dem das Land der Ideale und schlechte Kost gnügen. Solche Leute können sogar Klügern zum Zeitvertreib dienen, und man erlaubt ihnen das, so lange sie bescheiden und bloſs mit ihrer Narrheit zufrieden sind.

50. Man findet nirgends einen biedern, rechtschaffenen Mann, ohne ein Merkzeichen, das ihm Leute von der Gegenseite angehängt haben. Dieses Merkzeichen hängen sie ihm an, damit sich Leute ihres Gleichen an dem Manne nicht irren. So bindet der kluge Hirt dem stöſsigen Ochsen Heu an die Hörner; und jene klugen Leute rufen durch das Merkzeichen ihren Gesellen zu: Trau ihm nicht, er ist ein Pedant! ein Reformator! ein Beckler! ein moralischer Schwärmer! — Freylich ist die Tugend immer etwas trotzig — sie nimmt durch den ewigen Kampf, den immer wachsenden Widerstand, das Gefühl ihres Werths, etwas Kühnes, ich möchte sagen, die Mienen und Gebehrden eines Soldaten an, der sich in Scharmützeln und Schlachten immer brav gehalten hat. Ihr erlaubt dem rüstigen Rosse zu wiehern, warum nicht dem Manne, der doch weiter nichts gegen Euch vermag? Bedenkt nur, daſs, wenn solche Leute gar nicht wären, Euch

Eure Heucheley und Klugheit gegen einander zu nichts nützten. Und damit Ihr Euch unter einander überliſten könnt, müſst Ihr doch nach dem Auſsern jener, ihren Ausdrücken, ihrem Ton, ihrem Handeln, die Maske zuſammenſetzen, die Euch so gut forthilft. Ohne sie dientet nur Ihr Euch zum Muster, und Ihr trüget dann wohl eine scheuſsliche Fratze; aber wahrlich keine gefällige Maske.

---

51. Man sagt sehr weise und mit vielem Rechte: der, welcher sein Glück machen will, muſs früh aufſtehen. Es iſt aber nicht genug, man muſs ihm auch noch folgende Regeln mitgeben: Du muſst ertragen können wie ein Esel, unermüdet seyn wie ein Poſtpferd, glatt wie ein Aal — muſst allem entsagen, was dich zum Menschen macht, muſst gar kein Bedürfniſs kennen — für dich muſs es weder Scham noch Schande geben — nun geh' hin, das Praktische wirſt du in den Vorzimmern der Groſsen und in ihrer Geſellschaft lernen — wenn du dann so einige Jahre auf deine Bildung verwandt haſt, so fällt dir wohl etwas zu.

Man sollte sagen, gewiſse Staatsleute hätten diesen langwährenden Bildungsplan für ihre Untergebnen gefliſsentlich ausgedacht, um sie in ihrem Sinn zu erziehen, oder die sich Hinzudrängenden zu proben, ob sie fähig wären, den wahren Geiſt des Geschäftlebens zu faſsen. Ihr scharfes Aug' entdeckt schnell den zur Bildung Untauglichen, und an dem verlieren sie gewiſs keine Zeit; er wird eben so bald einen Todten aus dem Grabe herausklopfen, als das Glück aus dem Kabinet eines solchen Staatsmannes. Aber sagen wird er es ihm nicht, das muſs er selbst ausfinden.

54. Es ist lustig und zugleich traurig anzusehen, wie sich die Hofleute und Staatsbeamten beym Antritt einer neuen Regierung zerarbeiten, um dem Fürsten, der Charakter und Willen zeigt, diese ihnen lästigen, ihm nach ihrer Meynung ganz überflüssigen Eigenschaften geschwind zu nehmen. Ein der Erde drohender Komet kann auf das Volk nicht mehr Eindruck machen, als eine solche Erscheinung auf diese Herren. Sie scheinen steif und fest zu glauben, daſs jeder Fürst, um es recht nach ihrem Sinn zu seyn, moralisch kastrirt seyn müsse — die Verschneidung nehmen sie, wenn sie können, so früh als möglich über sich, und sind des Lohns gewiſs.

55. In England spricht man jetzt nur vom Handel; gewisse andre Wörter, die man dort wohl ehemals aussprechen hörte, sind ganz verschollen. Ich erwarte, daſs man das Handelswesen dort bald, als die einzige Glücks- und Seligkeitslehre, auf den Kanzeln predigen wird. Wenn sie das Moralsystem ihres Landsmanns Mandevill beweisen wollen, so sind sie gewiſs auf dem rechten Wege.

54. Die meisten Gemüthsbewegungen der fein erzogenen Weiber, besonders der Romanenleserinnen und schönen Seelen — ihre Liebe, ihre Andacht, ihr Lachen, ihr Zorn, ihre Freude, ihre Betrübniſs, sind hysterisch. Was können sie dafür, daſs sie ein Organ haben, das eine materielle Seele zu seyn scheint, die sich in alles mischt?

55. Alle Systeme der Moral, von Sokrates, Plato, Epikur, Seneka u. s. w. bis zu Mandevill, Lamettrie und Helvetius schildern eine wahre Seite des Menschen; auch alle künftige Systemenschöpfer, sie mögen den Menschen noch erhabener oder niedriger, als alle Verstorbenen und Lebenden vorstellen, werden eine richtige Seite von ihm treffen. Ein so sonderbares Wesen ist der Mensch in seinem praktischen Thun. Die moralische Welt berührt sich in den entferntesten Punkten, in dem Allerentgegengesetztesten und stellt den beobachtenden Geist ein Ganzes dar, dessen wilde, unharmonische, durch und gegen einander wirkende Bewegungen und Stöſse keinem erlauben, einen Ausspruch über dieses Ganze zu thun, der nicht durch's Einzelne widerlegt würde. Der Mann, der dieses wilde Gewühl, das an Verwirrung und Kampf der ungleichartigen Materie, das düstre Bild des Chaos der Dichter weit übertrifft, nach den Wirkungen der Erscheinungen auf sein Herz, durch's Gefühl beurtheilen will, findet sich, eh' er sich's versieht, auf eine Klippe getrie-

ben, wo ihn ein Abgrund erwartet, in den ich nicht mehr blicken mag. Die Vernunft setzt einen Kanon fest und sagt: so soll es seyn! so muſs es seyn! Hängt dann die Regeln und Maximen hinten an, und glaubt ihr Werk gethan zu haben. Kants eherner, rhodischer Koloſs von Imperativ — oder sein ungeheurer, über der moralischen Welt an einem Haar hängend — schwebender Probierstein, oder auch der seiner Sonne entwichene, erstarrte, unfruchtbare Trabant, der kalt und ohne Rolle am Himmel hängt — thut eben dasselbe. Indessen geht diese sogenannte moralische Welt, in allen diesen Irrgängen und Durchkreuzungen, immer nach dem alten fort — und setzt niemanden in Erstaunen, als den Beobachter. Die handelnden Personen denken nur an ihre Rollen, achten des Zuschauers nicht, und kümmern sich während des Spiels nicht einmal um den Verfasser, der ihnen das Stück zum Abspielen so zugeschnitten hat. Die Hauptintrigue des Stücks ist übrigens sehr einfach, so verwirrt es auch aussieht, und jedem Spielenden durchaus bekannt; denn jeder spielt im rechten Sinn des Stücks, das heiſst: er arbeitet die Katastrophe der Komödie oder Tragödie zu seinem Vortheil zu wenden, unbekümmert, wie es den Mitspielenden ergehe. Und welches ist nun das Zauberwort, der Talisman, der die, in den Ohren des erhabenen Moralisten gellende und schnarrende Disharmonie, gleichwohl zu einem ganz erträglichen, einzig möglichen Einklang stimmt — den alle kennen, der durch und auf alle wirkt, und den doch keiner während der Handlung laut ausspricht? Man hat dieses Zauberwort oder diesen Talisman in allen alten und neuen Sprachen ausgesprochen, und Helvetius im klärsten Französischen und im Geiste seiner Zeit; aber da diese Art von Moralisten dadurch eine Seite des Menschen ohne Schonung aufgedeckt haben, welche er so ungern, wie alle Wahrheiten sieht, so ist ihnen eben der Dank geworden, den wir dem gewähren, der unser Geheimniſs verräth. Was ich ihnen zum Vorwurf mache, ist nicht diese Wahrheit, sondern: daſs sie nicht gefühlt haben, daſs eben dieses eine höhere Moralität beweist, — daſs über diesem düstern, empörenden Gewühl, reine, lichte Gestirne schweben, nach welchen die von diesem Talisman getäuschten Wanderer zu Zeiten aufblicken müssen, wenn sie sich nicht ganz auf ihrem gefährlichen Wege verirren, und in dem Morast, den sie als festen Boden betreten haben, untergehen wollen. Die Moralisten ihrer Art hätten nicht vergessen sollen, daſs alle diese widrigen Erscheinungen, diese Abartungen, eben das Wahrhafte einer höhern Moralität, die immer den Menschen zu sich zurück zu ziehen strebt, auf's strengste und praktisch beweisen. Hätte nicht ohne sie die Ausartung immer zunehmen müssen? Erkennen wir nicht durch die alte und neue Geschichte, durch die ganz neuen Ereignisse, die wir alle erlebt haben, daſs, wenn diese Ausartung zu einer drohenden Krisis gestiegen ist, der verirrte Haufe, um sich zu retten, wieder zu jenen leitenden Gestirnen aufblickt? Ein Moralist dieser Art wird freylich mit seinem Talisman hervortreten, und uns zurufen: Nur Er wirkt dieses Wunder! Freylich ist es ein Wunder, und ein recht groſses Wunder, um ein leeres Wort zu gebrauchen, daſs eben dieser Talisman zur moralischen Ordnung zurückführen muſs; aber ich zweifle, daſs dieser Talisman das Wunder in diesem Sinne zu bewirken fähig wäre, so kräftig er auch ist, wenn er nicht, gebildet von einem reinern Genius, mit einem edlern Urstoff ursprünglich gemischt, in die Brust eines jeden gelegt worden wäre. Er erlaubt den Gebrauch desselben einem jeden nach seinen Kräften, und konnte darum den Miſsbrauch nicht hindern; aber keiner kann den seinigen so ganz verdunkeln, um nicht an dem besser erhaltenen Lichte des andern zu entdecken, daſs der seinige wirklich verfinstert ist. Beweist es nicht seine Überzeugung von der Verfälschung seines Talismans, daſs er, um im Verkehr des Lebens nicht ganz durchzufallen, das Licht des ächten Talismans durch Firniſs und andre Kunststücke an dem seinigen nachzupfuschen suchen muſs? Ein elender, schlechter Mensch — ein Heuchler — kann sich von allen Vorurtheilen losmachen; aber das einzige wird ihm bleiben, und ihn zwingen, sich zu Zeiten zu gestehen, — hätte er es auch so fein angelegt, daſs alle andre schwiegen — er sey ein elender, schlechter Kerl. Würden die Menschen, die sich von so vielen Vorurtheilen losgemacht haben, sich nicht

auch

auch von diesem zu entfesseln suchen, wenn der Talisman bloſs aus dem groben, sinnlichen Stoff gebildet wäre?

---

56. Keinem Sterblichen ist ein reinerer Genuſs, eine höhere, von andern unabhängigere Glückseligkeit zu Theil geworden, als dem wahren Dichter — ich rede von Dichtern, wie Homer, Ariosto, Tasso, Shakespear, Milton u. s. w. Wenn sie sich, nach dem Gefühl ihrer moralischen Kräfte und der Macht ihres Genies, eines Gegenstandes bemächtigt haben, so ist die ganze Schöpfung ihres Werks in ihrer Gewalt. Nichts kann diese Schöpfung hindern, sie ist über alles Fremde, über den Zufall selbst erhaben. Bilder, Gedanken, Ausdruck springen in den seligen Augenblicken der Begeisterung vollendet aus ihrer Seele, und die einzige angenehme Beängstigung, die sie anwandelt, ist: es möchte etwas von diesem zuströmenden Reichthum an Bildern und Gedanken verschwinden oder verlöschen, weil in diesen Augenblicken das Mechanische der Darstellung, der voreilenden schöpferischen Dichterkraft nicht nach zu eilen vermag. Und welch ein Genuſs erwartet ihn beym Überblick seiner Schöpfung nach der Vollendung? Wer von allen Sterblichen, Held oder Staatsmann, kann von seiner That und Handlung sagen, sie gehöre ihm so zu, sey so unbedingt nur seines Geistes Werk, als es der Dichter sagen kann?

Setze man zu allem obigen, das was dazu gehört, und ohne welches es nicht zu denken ist: eine hohe, moralische Stimmung, einen mit edlen, groſsen Gedanken beschäftigten Geist; eine durch den Charakter bestimmte, kräftige Denkungsart — einfache Sitten, Gefallen an einer beschränkten Lebensweise — völlige Unkenntniſs der Glücksjägerey — der schleichenden Mörderin des Besten im Menschen — und ich habe genug gesagt — Nein! ich habe Klopstocks Genüsse und Leben beschrieben, ohne es zu ahnden. Ein andrer setze das Jahr seiner Geburt hinzu.

57. Der teutsche gedruckte Unsinn unterscheidet sich durch seine Originalität von allem ausländischen Unsinn, denn er grenzt durch eine krampfhafte, oder, wie es seine reichen Schöpfer lieber hören, poetische Verzerrung mehr noch an Wahnsinn, als Dummheit; ob er gleich mit letzterer reichlich ausgeschmückt ist. Ich kenne wohl auch englischen und französischen Unsinn; aber er ist doch immer von einer viel bescheidnern, viel prosaischern Stimmung, und läſst sich meistens mit der Dummheit gnügen. Das letzte Decennium des vorigen Jahrhunderts hat besonders viele dieser originellen Verzuckungen hervorgebracht und nach der blühenden Jugendkraft und der Fülle des Reichthums ihrer Schöpfer zu urtheilen, werden sie uns auch hoffentlich im neu angetretnen daran nicht Mangel leiden

laſsen. Allein die Herren müſsen auch bedenken, daſs sie davon leben wollen, daſs das Publikum es bezahlen soll, und daſs man im Eifer für eine nützliche Sache zu viel thun kann.

58. Man möchte an manchen Philosophen, der mit einem Werke über die Frage: wie der Mensch denkt? auftritt, die Frage thun: ob er auch wirklich bey Untersuchung der schweren Aufgabe gedacht habe?

59. Man hört jetzt jeden Augenblick, wenn von dichterischen Werken die Rede ist, von Kunstwerk reden, und macht dadurch den zum mechanischen Künstler, der es am wenigsten ist, seyn und scheinen soll. Doch es soll vielleicht nur dazu dienen, das ästhetische teutsche Geschwätz mit einigen neuen Phrasen aufzuschwellen. Mich deucht bey der Lesung eines ächten dichterischen Werks müſste man so wenig an Kunst denken, als man an sie bey der Betrachtung der blühenden Natur denkt, und der Geist des dichterischen Schöpfers müſste uns, während des Genusses, eben so unerklärbar scheinen, als die Kräfte der schaffenden Natur, die ihren Reichthum vor uns hinschüttet. Die Frage: woher nahm der Dichter seinen Stoff, die Bilder, die Gedanken, Empfindungen? — wie kam er auf diese Form? und die Frage: durch was für Mittel

schmückte die Natur unsre Erde? Wie kam sie auf diese und jene harmonische Ordnung? sind gleich schwer zu beantworten.

Sie sagen, durch die Kunst beweise der Dichter, daſs er Gewalt über seinen Stoff habe, daſs er ordnender Herr seiner Schöpfung sey. Wichtige Entdeckung! Wer hat je geglaubt, daſs es zur Begeisterung gehöre, von Sinnen zu seyn? Das Werk, — der Geist des Werks stellt das Maſs der moralischen, dichterischen Kraft seines Urhebers auf, und eh' sich diese ergieſst, hat sie sich die bequemste Form und den zum Gegenstande schicklichen Ton schon gewählt. Wer dann mit dem Maſse und der Richtschnur in der Hand arbeitet oder beurtheilt, verfertigt oder beurtheilt ein Werk der Konvention, und kein Dichterwerk. Göthes Iphigenie und Tasso, Lessings Nathan sind die vollendetsten Dichterwerke neuerer Zeit — und Göthe fühlte gewiſs, ohne an Kunstwerk zu denken, daſs die Form des Götz von Berlichingen, zur Entwicklung der gegenwärtigen, mit dem Stoff harmonirenden Stimmung, nicht die schickliche wäre. Und gleichwohl ist Götz von Berlichingen ein eben so groſses Kunstwerk! Und dann Shakespear's, Dantes Kunstwerke! Aber die Herren, die so viel von Kunstwerk in Journalen und Schriften reden, möchten uns gar zu gern an eine gewisse Nüchternheit des Geistes gewöhnen — sie haben freylich ihren Stoff in ihrer Gewalt, denn sie tragen ihn wie Mosaik zusammen, und da thut die schulgerechte Zeichnung das meiste. Die Täuschung ist auch darnach.

---

60. Eine groſse Fürstin sagte zu einem Ausländer, der sich über die Unreinlichkeit des gemeinen Volks ihres Reiches beklagte: Warum wollen Sie, daſs sie für einen Leib Sorge tragen sollen, der ihnen nicht zugehört. Ein Dolchstich mitten durch das Herz des Genius der Menschheit, wenn ein solches Wesen existirt. Existirte es aber je, so muſs es längst an ganz andern Dolchstichen Todes verblichen seyn, als an diesem epigrammatischen.

---

61. Eine andere groſse Fürstin trank einst bey guter Laune folgende moralische Gesundheit ihren Gästen zu: Verderben allen Dieben und Schurken meines Reichs! Pst! rief ihr ein kluger Hofmann zu: Eure Majestät trinken die Pest über ihr Reich. Und in welchem Lande wäre leider dieses nicht die gegründete Erinnerung?

---

62. Ich habe in einem teutschen Buche, das ich durchblätterte, gelesen: ein Fürst, dessen Nahme und Reich mir entfallen ist, habe nach der schändlichen Hinrichtung Ludwigs XVI. zu einem andern Fürsten gesagt: Herr Vetter, was wird aus uns armen **** werden, wenn man so mit Königen

verfährt? Er hätte eben so gut sagen können: Herr Vetter, es ist hohe Zeit, daſs wir unser Geschäft vernünftiger betreiben, uns zusammen nehmen, unserem Volk mehr trauen, und uns unter einander wie teutsche Männer verbinden; aber man wollte erst versuchen, ob man das Wesen so forttreiben könnte, wie man bisher gethan.

63. Luther war wirklich ein kühner, und durch seinen energischen Charakter oft ein groſser Mann. Man macht ihm Verschiedenes zum Vorwurf, auf das sich sehr leicht antworten lieſse. So sagt man zum Beyspiel: der Reformationsgeist sey ihm nur nach und nach gekommen und er habe bey dem ersten Schritt weder an die Folgen gedacht noch sie erwartet. Schrieb' ich im Priestergeist, so würde ich sagen, hier eben wirkte die Vorsehung, welche immer die rechten Mittel für und durch ihr schwaches Werkzeug wählt. Hätte Luther das päbstliche Gebäude, das ganz Europa drückte, auf einmal angegriffen, so wär' es ihm wahrscheinlich wie allen denen ergangen, die nicht ein Reformationsgeist, sondern eine Reformationswuth überfiel. Diese wollten den päbstlichen Stuhl unter dem *** seiner Heiligkeit nicht nach und nach wegrücken, sondern ihn unter ihm zerschlagen. Dazu stand er zu fest. Die ersten leisen Laute Luthers waren recht dazu gestimmt, das Volk an stärkere zu gewöhnen, den noch sichern Feind zu dummen Antworten und

schwächlichen Maſsregeln zu verleiten. Hätte er zu laut Lärmen geblasen, so wäre das ganze feindliche Heer aus seinem Schlummer erwacht und er geschlagen worden, bevor er Streiter und Vertheidiger um sich hätte sammeln können. Um Luthers Gröſse darzuthun, ist es gleichgültig, wie er es angefangen, das Entscheidende liegt mehr darin, wie er sein Werk durchgesetzt hat; es erhob sich und steht noch. Man wirft ihm ferner vor, der Neid auf die Dominikaner, die sich zum Nachtheil seines Ordens der Pacht des Ablasses bemächtigt hätten, wäre Ursache an seinen ersten Schritten gegen den Pabst gewesen. Verhielte es sich so, und hätte Luther wirklich diesen *Esprit du corps* gehabt, so beweist es doch nur, daſs er an seiner Stelle war, was er seyn muſste, Mönch als Mönch, Reformator als Reformator. Handelte er hier als Mönch, so schlug er als Reformator die Kardinalswürde aus, wofür tausend und Tausende seiner Brüder die ganze Christenheit hingegeben hätten; auch wohl noch heute hingäben. Überhaupt je menschlicher die Dinge und selbst die gröſsten zugehen, je näher treten sie uns, je anziehender werden sie für den denkenden Mann, der die Welt, ihren Gang kennt, und der den täuschenden Dunst von der Geschichte merkwürdiger Menschen zu verjagen gewohnt ist. Nur Phantasten laufen den glänzenden Irrwischen nach, und suchen und finden immer bey groſsen Wirkungen, groſse, reine, erhabene, übermenschliche Bewegursachen. Die Leidenschaften, das Interesse, die

Furcht, der Neid, der Haſs, die Rachsucht, die Eitelkeit, welche die Menschen von und gegen einander stoſsen, diese bringen die Dinge hervor, die uns oft in der Geschichte in Bewunderung und Erstaunen setzen. Die meisten Geschichtschreiber gehen gern im Feyerkleid einher, und es gibt Menschen, die, weil sie wirklich klein sind, gern alle Todten und Lebenden groſs sehen wollen; sie glauben dann ihre Rollen und ihren Ruhm mit ihnen zu theilen, indem sie sich für fähig halten, sie anzuerkennen. Wer als Mensch die Thaten der Vorwelt liest, und die Thaten seiner Zeitgenossen bemerkt, dem miſsfällt es nicht, wenn ein Mann im Geiste seines Standes seine Rolle spielt. Der Pabst muſs Pabst seyn, der Mönch Mönch, der Fürst Fürst, und so die Leiter herab. Nur wenn sie ihre Rollen wechseln, oder zusammenflicken, wenn sie hin und her schwanken, werden sie im Handeln und in der Geschichte unerträglich. Ich mag Gregor den Siebenten, so wenig ich Freund der Päbste bin, ganz gern seine Rolle als Pabst spielen sehen; die Gegenparthey nur führte sich erbärmlich auf. Wären die Fürsten damals gewesen, was sie als Fürsten seyn muſsten; so hätte Gregor der Siebente seine Rolle nach der ihrigen abgemessen. Daſs Luther das Dintenfaſs nach dem Teufel geworfen hat, gefällt mir recht wohl. Wer sich Jahre lang mit dem Pabst und seinem ungeheuern Heere herumschlägt, kann leicht Teufel zu sehen glauben.

64. Wenn ich einem regierenden Fürsten Bücher zum Lesen und Wiederlesen, und nicht allein zum Lesen, sondern auch zum Studiren vorschlagen sollte, so würde ich ihm — da Fürsten wirklich wenig Zeit zum Lesen haben — Friedrichs des Zweyten Werke vorzüglich empfehlen. Dieser trieb sein Geschäft in dem wahren Geist, kannte sein Amt nach allen seinen Pflichten und Seiten, und übte es wirklich als ein Amt aus. Da nun der fürstliche Leser den gleichen Beruf mit dem groſsen Manne hat, dessen Werke ich ihm anempfehlen möchte, so werden seine Lehren mehr Eindruck auf ihn machen und ihm unverdächtiger seyn, als die Lehren von Männern untergeordneter Stände. Zur Befestigung und Bekräftigung der von diesem König aufgestellten Grundsätze, würde ich ihm das Studium der Geschichte Frankreichs im ganzen letzten Jahrhundert, bis auf heute, morgen und übermorgen u. s. w. empfehlen. Fragte man mich, ob Fürsten auch Dichter lesen sollten, so antwortete ich, nein! weil kein Amt weniger das Idealisiren verträgt, als das ihrige, und weil kein Sterblicher schneller und ernsthafter aus schönen Dichterträumen über Welt und Menschen aufgeweckt wird, als die Fürsten. Die Männer, mit welchen und durch welche sie wirken, stellen ihnen Ideale, aus ganz anderm Stoffe gebildet, vor Augen, als die dichterischen es sind. Vielleicht wendet man mir ein: Gleichwohl war Friedrich der Zweyte auch Dichter? — Ja, er machte Verse, und das eben so, wie andre Fürsten auf die

Jagd gehen, um das Regieren einen Augenblick zu vergessen. Gleichwohl zeigt er es auch in seinen Versen, daſs er das Regieren dabey nicht so ganz vergaſs, wie die Bourbone auf ihren Jagden es thaten; denn auch sie sind voll weiser Lehren und gesalznen Spottes über die, die das Regieren so gern vergessen.

65. Bisher wenigstens war die teutsche Litteratur, zur Ehre unsrer Sitten, nicht mit gewissen schändlichen Büchern gebrandmarkt, und unsre Lüstlinge muſsten sich begnügen, sie in der gebildetern Sprache unsrer Nachbarn zu lesen. Jetzt sind einige unsrer hungrigen Schriftsteller auch auf diesen elenden, schmutzigen Erwerbzweig verfallen, und da ihr Hunger sehr groſs, ihr Kopf sehr leer und ihr Herz nichts werth ist, so werden sie wahrscheinlich das ehrliche Publikum mit Übersetzungen und Originalwerken dieser Art überschütten. In Berlin hat man schon Sammlungen davon gemacht, denn da der Teutsche sich immer gleich bleibt, immer auf groſse, langdauernde, einträgliche Werke spekulirt, so werden wir bald Sammlungen dieser Art besitzen, die sich mit der Masse der allgemeinen Weltgeschichte, Krünitzens Encyklopädie, der Reisen zu Wasser und zu Lande messen können. Daſs aber ein ehrliebender teutscher Buchhändler solche Werke nach dem galanten Leipzig zum Vertrieb schleppen kann, beweist, wie weit wir nun schon in der Kul-

tur gekommen sind. Aber wahrscheinlich sind diese Buchhändler, wie ihre Autoren, mehr Gewinn- als Ehrliebende Leute, und sie könnten beyde mit allem Recht das berühmte Motto Vespasians in ihren Stempel und ihr Petschaft schneiden lassen: Der Gewinn stinkt nicht darnach. Erst schaale Romane voller Thränen und erbärmlicher Empfindungen, und dann diese drauf; das muſs unsre Jünglinge und Jungfrauen zu artigen Männern und Weibern bilden.

66. Die Eitelkeit ist für die Gesellschaft, was der Wind für die Windmühle ist; ist sie auch nicht der stärkste, so ist sie doch gewiſs ein guter Wind, die Maschine zu bewegen. Wir haben eine Luft-, eine Musik-, eine Windleiter oder Windrose, und ich weiſs nicht, was für Leitern, um die Kräfte der Natur nach Graden zu messen. Es lieſse sich eben so gut eine Leiter der Triebe machen, die die menschliche Gesellschaft treiben, nur suche man die Töne dazu nicht im Plato allein.

67. Die Staatsleute in der Schweiz kommen mir in diesem Augenblick vor, wie Bauleute, die weder über den Riſs des Gebäudes, noch über die Materialien dazu einig werden können. Sie vergessen, daſs das Volk, für das sie bauen sollen, und sie selbst unter Ruinen wohnen.

68. Diderot hat den Teutschen gezeigt, wie man über ästhetische Gegenstände schreiben muſs. Er entwickelt uns die tiefsten Geheimnisse der Kunst so klar und deutlich, daſs sie jeder versteht, sich ihrer jeder erfreuen kann. Das teutsche, schwerfällige, systematische, mit Terminologie beladne, auf Stelzen gehende, philosophischästhetische Gewäsche, — der auf dunstender Kohlengluth aufgewärmte Enthusiasmus, womit sie es nicht vergulden, sondern verkupfern — ist von allem teutschen Gewäsche das unerträglichste für einen Mann, der an Klarheit gewöhnt ist. Diderot hat ihnen, ich sage es noch einmal, gezeigt, wie man mit Feinheit, Wärme und Bestimmtheit über diese Gegenstände schreiben kann, und seine *Sallons* enthalten, nebst seinen Betrachtungen über die Mahlerey, die erste aller Poetiken und Rhetoriken, nicht der Form nach, sondern des kräftigen, vollen und wahren Inhalts wegen. Der Dichter und der Philosoph gehen hier vertraulich und leicht in der schönsten Verbindung zusammen, und keiner schadet dem andern. Nur Lessing kann neben ihm bestehen; und hätte dieser nicht so viele Streifzüge in die Litteratur gethan, und nicht zu viel Zeit in Scharmützeln mit elenden Geistern verloren, wir hätten so etwas schon längst, und vielleicht vollendeter gesehen.

69. Woher kömmt es, daſs hervorragende Satyriker, in den alten und neuen Zeiten, so selten sind? Freylich erfordert es gar mancherley Talente, um hier zu glänzen. Denn auſser einem treffenden, wahren, scharfen Witz, einer ausgebildeten, geschmeidigen Sprache, einer regen Einbildungskraft zur Erschaffung neuer Bilder und zur Auffassung unbemerkter, überraschender Verhältnisse — der geistvollsten Poesie zu auffallender Erfindung des Stoffs und der Bearbeitung desselben — erfordert diese Gattung noch — einen freyen, kühnen, hellen Beobachtungsgeist, tiefe Kenntniſs des Menschen in allen Ständen und Verhältnissen — eine aus wahrer moralischer Energie entsprungene Indignation über Thorheiten und Laster. Diese, nicht die Galle, muſs die Geiſsel führen, wenn wir den Zuchtmeister achten sollen, und der Gestrafte mit Überzeugung, er habe die Streiche verdient, erschrocken von dem Buche aufspringen und heulend davon gehen soll. Diese Indignation hat Swift zum gröſsten und einzigen Satyriker der neuern Zeit gemacht; um ihn selbst recht kennen zu lernen, muſs man alle seine Schriften, und besonders seine Briefe lesen. Daſs es in Teutschland wenig solche Genies gibt, begreife ich; denn, ohne von unsern milden Sitten, unsrer politischen Stille, unsrer Verträglichkeit, unsrer Achtung für das Hergebrachte, der Verehrung des Groſsen und Reichen zu reden, wirft diese Gattung zu wenig Gewinn ab, und es ist hier nicht so leicht, bändereiche Werke zu schreiben. Unsre

Schriftsteller üben daher die Satyre nur gegen einander aus, und das nur in dem Fall, wenn einer dem andern in den Erwerbszweig fällt, oder bey den Kunden durch kecken Tadel zu schaden sucht; dazu gebrauchen sie dann gewöhnlich ein Ingredienz, das ich oben vergessen habe — die Grobheit. — Ich hoffe doch nicht, daſs man mir entgegensetzen wird, unsre Ritter - und Geisterromane enthielten Satyre genug. Vielleicht glauben die Schreiber derselben eine Satyre gemacht zu haben, wenn sie Fürsten, Minister, Geistliche u. s. w. mit recht grellen Zügen, schülerhaften Beschuldigungen, gräſslich abgeschmackten, naturwidrigen Lastern ausstafirt haben. — Ach nein! es sind nur Satyren auf ihre Verfasser und die, welche sie mit Wohlgefallen lesen.

---

70. Ehemals verbrannte man die Männer, welche Bücher gegen das schrieben, was die Priester und der Haufe Religion nennen. Die Werke, die ihnen dieses Schicksal zuzogen, liegen jetzt als Seltenheiten in den Bibliotheken vergraben, und nur Büchernarren bezahlen sie noch. Später hin sah man Schriften dieser Art als etwas kühnes und mit einiger Furcht an; die Franzosen haben uns aber so sehr an solche Erscheinungen gewöhnt, daſs man jetzt das kühnste und witzigste solcher Bücher mit Gleichgültigkeit ansieht, und kaum nach dem Nahmen seines Verfassers fragt. Wir lachen nicht mehr

über den beissendsten Spott. Die Sache ist abgethan; das heifst, wir wissen, dafs der schärfste Witz des Ungläubigen und der tollste Wahnsinn des Kühnsten gegen die auf Moralität gegründete Religion nichts vermag. Die Vertheidigung des Kultus überlassen wir denen, die davon leben. Konnten die Franzosen selbst doch damit nicht fertig werden, und die katholischen Priester haben ihnen wahrlich bewiesen, dafs sie keine Druiden des alten Galliens sind. Sie lebten aber auch nicht, wie jene, im Dunkel der Wälder.

71. Jedes System zur Unterjochung der Menschen, von Machthabern gebildet, es sey politisch oder religiös, mufs endlich den freyen, immer regen, nie ganz schlummernden Geisteskräften des Menschen weichen. Werden sie ganz wach und laut, so bleibt nichts übrig, als mit ihnen zu wirken, oder wenn man weise und vorsehend genug ist, sie gleich anfangs auf einen guten Zweck zu leiten. Nur der Widerstand zwingt ihnen eine gefährliche Richtung auf, und spielt sie Leuten in die Hand, die solche Zeitumstände zu nutzen wissen.

72. Wahrscheinlich hätten die teutschen Fürsten beym Ausbruch des Kriegs gegen die Franzosen mehr Ruhe bey sich, und treuere Anhänger gegen ihren Feind gefunden, wenn sie nicht durch

unzeitige, auffallende Maſsregeln den Argwohn erweckt hätten, ihr Krieg sey zugleich ein Krieg der Finsterniſs mit dem Lichte. Dieses machte nicht allein ihr Unternehmen, sondern selbst ihr Regentenwesen verdächtig. Manche handeln noch immer in diesem verkehrten Sinn so fort, als fürchteten sie, die Menschen von diesem Argwohn zu heilen. Und haben dieses Teutschlands Völker verdient? Diese Regenten sollten bedenken, daſs, wenn es wirklich möglich wäre, den Geist des Menschen zu ersticken, ihre Vorgänger schon vor Jahrhunderten ihnen hierin zuvorgekommen wären, und ihnen schwerlich etwas zu thun übrig gelassen hätten. Aber dieses war immer ein so schwerer, als kitzlicher Punkt, ohne welchen freylich das Regieren ein so leichtes Geschäft wäre, als das Kuhmelken. Wen ehrt aber auch ein leichtes Geschäft?

73. Die politischen Ketzer haben in den letzten Zeiten die religiösen nun ganz vergessen gemacht. Die Gefahr betraf mehr das Nähere, das Irdische. Wäre ihre Anzahl nicht so gar groſs gewesen, wir hätten ein Martyrologium in Folio; wahrscheinlich wären aber die Dokumente dazu ein politisches Geheimniſs geblieben. Zum Verbrennen hätten kaum die Wälder zugereicht. Indessen that man in einigen recht orthodoxpolitischen Ländern, was man konnte, und die Staats-Inquisition ist nicht hinter der kirchlichen zurückgeblieben. Vermuthlich hat

sie

sie auch eben die Wirkung auf den Geist der Menschen gethan, wie ihre ältere Schwester.

74. Die meisten Vertheidiger der Sache der Regenten behandelten diesen so groſsen, als wichtigen Gegenstand eben so, wie die Emigrirten ihre alte Verfassung. Dadurch, daſs sie alles vertheidigten und Dinge lobpriesen, die eigentlich gar nicht zur Verfassung des Staats und der wahren Lage des Regenten gehören, setzten sie das wirklich Gute, das sie zu sagen hatten, selbst in ein zweydeutiges Licht. Hätte es von beyden abgehangen, so weiſs ich nicht, was aus dieser wichtigen Sache geworden wäre. Die Noth allein macht weise, sowohl die Fürsten, als die Völker. So laſst sie dann wirken, diese allmächtige Göttin, und Royalist und Demokrat sich heischer schreyen — bald wird ihr Schrey nur ein Schrey in der Wüste seyn. Er ist es wohl schon.

75. Unter den verschiednen Ursachen, die man für die Korrektheit der griechischen und römischen Schriftsteller anführt, wenn man sie mit den neueren vergleicht, habe ich immer zwey wesentliche vermiſst. Die erste: daſs zu ihrer Zeit die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden worden war, und die zweyte: daſs sie sich den Bart wachsen lieſsen, bevor sie das Volk — das heiſst die Männer — zu

lehren und zu unterhalten, unternahmen; denn ich glaube beynahe aus dem ernsten Tone dieser Männer zu bemerken, daſs sie nicht für Weiber schrieben.

76. Man klagt, dünkt mich, sehr unbillig, und in Teutschland selbst, wahrhaftig sehr unpatriotisch, darüber, daſs wir so viele Bücher schreiben und drucken lassen. Haben wir Teutschen nicht ein vorzügliches Recht dazu, da wir die Buchdrukkerkunst erfunden haben?

77. Robertson und Gibbon erkennen laut, wie viel sie in der historischen Kunst von Voltaire gelernt haben. Sie nennen seine *Essais sur l'histoire universelle* ein Meisterstück der Darstellung und ihr Muster. Wir Teutschen schimpfen indessen noch immer auf Voltaire, und diese litterarische Sünde hat sich unser groſser Lessing zu Schulden kommen lassen, von dem sie dann, wie eine National-Erbsünde auf Greise und Jünglinge immer fortgeerbt hat und immer forterben wird, bis wir auch einst Robertsone und Gibbone haben werden, was ich zu unsrer Entsündigung von Herzen wünsche. Auf einen Voltaire selbst rechne ich aus verschiedenen Ursachen nicht.

78. Man wirft Voltaire und Gibbon in einem pfaffischen Sinn vor, ihre Geschichten seyen Satyren auf die Vorsehung. Und wenn man nun eine wahrhafte Geschichte von dem schriebe, was wir seit mehr als zwölf Jahren erlebt haben, was schriebe man dann? Und was ist die ganze Geschichte? Und warum soll man die Geschichte der Menschen, in dem Sinn der orthodoxen und hyperorthodoxen Theologen lesen? Bossuet, der von der Vorsehung die Thronen der Fürsten zerschlagen, die Völker vernichten lieſs, um der Juden willen, hat eine Geschichte in diesem Sinn geschrieben; wir haben genug daran, und jeder beklagt das schöne Genie, das hier so fehl gegriffen hat, oder aus gewissen Ursachen greifen wollte. — In der Geschichte ist nichts orthodox, da ist leider alles Ketzerey — Ketzerey gegen die Bibel, die Moral, das Natur- und Völkerrecht und die Politik selbst. Wäre die Geschichte nur keine Satyre auf die Menschen und Menschheit überhaupt, und könnten nur diese sich dagegen rechtfertigen, die Vorsehung selbst wird sich schon, ohne unsre Vermittlung und unsern Beystand, aus dem verworrenen Handel herausziehen. Wir verstehen dieses Wort so wenig, wie viele andre Wörter, an deren Schall die Menschen ihr Heil hängen, und befinden uns in der peinlichsten Verwirrung, so bald wir den vermeynten Sinn davon mit dem Gang der Welt ausgleichen wollen. Ist die Geschichte eine Satyre auf die Menschen, so seh' ich noch nicht ein, wie es eine auf das

seyn kann, was man Vorsehung nennt. — Die Vorsehung in einem solchen theologischen Sinn in die Geschichte zu mischen, dieses ist Ketzerey, und recht grobe Ketzerey. So behandelt müſste sie nur von und für Sklaven geschrieben werden, und vielleicht liegt hier der verborgene Grimm gewisser theologischer und politischer Ankläger, den ich nicht weiter aufdecken mag. Die Geschichte soll uns nicht allein weise, klug und erfahren machen, sie soll auch unsre Kräfte aufregen, und unsern Geist von dem befreyen, was man ihm aus gewissen Absichten aufgeladen hat — kurz sie soll den Schuldunst von unserm Verstand verjagen, unsre Blicke frey machen, aufs Ganze richten, unsern Muth beleben, und philosophischen, nicht theologischen Sinn für die Ansicht der Welthändel erwecken. Nur ein Beweis, wie gewisse Leute Geschichte schreiben, wie andre wünschen, daſs man sie schriebe. Wem galt die Satyre, als der elende Schmeichler von Jesuiten, Pater Daniel, zum Vortheil seines Ordens es unternahm, die französische Geschichte zu schreiben, um dar zu thun, es hätten vor den legitimirten Bastarden Ludwigs des XIV. schon viele Bastarde über Frankreich geherrscht? Die Geschichte war sehr beliebt am Hofe, und sollte den Bastarden des Königs den Weg zum Throne bahnen. Was! eine solche — und eine Geschichte, die sklavische Unterwerfung unter geistliche und politische Tyranney predigt, und auch den frevelhaftesten Fürsten an Gott und seinen Geschöpfen, zum Statthalter dieses Gottes, dessen edelste Geschöpfe er miſsbraucht, aufstellt, dieſs wäre keine Satyre auf die Vorsehung? Das mag ein Prio seine Mönche glauben machen; bey uns vermag e der ausgemachteste Staatsmann, der berühmteste Superintendent, der Pabst und Luther nicht mehr. Auch Europa's Fürsten wissen es, daſs man nicht ihnen damit zu dienen sucht.

---

79. Als man eines teutschen Fürsten Vorschlag an den, nach dem Rückzuge der Franzosen wiederum versammelten Reichstag des heiligen römischen Reichs in Regenspurg, zu einem Denkmahl für den Erzherzog Karl in den Zeitungen bekannt machte, glaubten einige Leute wirklich, es gelte dem gebeugten, zerstückelten, heiligen, römischen Reiche, und der so eben von der Flucht zurückgekehrten Reichsversammlung, in einem andern Sinn. Man sprach darüber, wie über jeden Zeitungsartikel. Einige sagten: es scheine Ernst zu seyn, und jener Fürst habe sich die nicht unbedeutende Rolle aufgespart, am Ende des blutigen Stücks dem den Lorbeer zu ertheilen, der ihm der würdigste dazu schiene. Nur sey es Schade, daſs die Umstände, und die traurige Lage des teutschen Reichs, nicht so gut zu seinem Wunsche paſsten; daſs die Folgen der Thaten des wirklich edlen und tapfern Helden für das teutsche Reich so gar schlimm ausgefallen wären. Ein anderer erinnerte an den groſsen Gustav Adolph, eben

dieses Reiches Erretter. Ein dritter meynte gar, jedes Denkmahl auf teutschem Boden nach diesem Kriege — sey ein Siegesmahl über Teutschland selbst u. s. w. und was man noch alles schwatzte. Einer fragte gar, ob die zur Sekularisation bestimmten Opfer auch ihren Beytrag zu der Summe herschieſsen müſsten? Freylich ist jetzt einem gut gesinnten Reichsländer die üble Laune ein wenig zu verzeihen; sie ergreift auch mich zu Zeiten; aber wahrlich nicht wegen dieses Denkmahls. Der endliche Frieden, woran der junge, edle Held so vielen Antheil hat, wozu er, wie es scheint, den Ausschlag gab, ist hundert Denkmähler des Danks werth, und wahrscheinlich hat es auch der teutsche Fürst so gemeynt. Nur müſsten die entschädigten Reichsfürsten die Kosten tragen, wenn es dazu kommen sollte.

80. Die Juden hatten, wie die Bibel lehrt, ein göttliches Patent zur Vertilgung der Völker und der Eroberung ihrer Länder erhalten. Die Christen haben dieses Patent erweitert, und sich allein die Seligkeit in jenem Leben zugesichert, nachdem sie alle andre, vor, mit und nach ihnen lebende Völker, die Juden selbst, davon ausgeschlossen haben. Es ist die einzige Religion, die ihre Herrschaft so weit ausgedehnt hat, und das nenne ich Eroberung oder Eroberungssucht. Die protestantischen Christen sind bescheidener; sie zweifeln wenigstens hin

und wieder an diesem Eroberungsrecht, auch wird ihnen selbst der Antheil an dem Patent von der alten Kirche bestritten. Muſste dieses ausschlieſsende Recht auf's künftige Leben nicht einen starken politischen Einfluſs auf die Philippe, die Ferdinande in Ansehung des gegenwärtigen haben? Wer kann und darf denen die Erde abstreiten, die durch Dokumente den Besitz des Himmels erweisen können? Auch dieser Geist schweigt jetzt, und vermuthlich, weil das Lautwerden zu dieser Zeit doch nichts nützen würde.

81. *Madame de Stael* hat Augenblicke in ihren Schriften, die mich vermuthen lassen, sie lebe nicht allein mit ihrem leiblichen Ehemanne, sondern noch ins Geheim mit einem männlichen Geiste. Ist dieses nicht, so muſs sie etwas an sich haben, das andern Weibern fehlt.

82. Von allem, was man in der Welt Glück zu nennen gewohnt ist, ist keines schwerer mit Mäſsigung, Bescheidenheit und Erinnerung seiner Lage zu tragen, als die Gunst der Fürsten. Weibergunst verliert ihren Reiz durch den Genuſs, nur der Durst nach dieser nimmt während des Genusses zu. Selbst der Weiseste, Erfahrenste, der allen Versuchungen widerstanden, befindet sich in Gefahr, wann er diesem Zauber nahet. Und doch

fordert ihr von dem Manne, der diesen Zauber besitzt, der die Wirkung davon auf alle andre beständig wahrnimmt, er allein soll sich nicht von seiner eignen Zaubermacht berauschen lassen. Nur er soll immer weise und bey kaltem Sinn bleiben, ob er gleich sieht, daſs der schon dem Rausche nahe ist, der nur auf den Schatten dieses Zauberkrauts getreten hat.

83. Wie man einen Günstling beneiden und hassen kann, begreife ich nicht; doch ich vergesse, daſs die meisten, die es thun, nicht am Hofe leben und von Jenes Glücke nur reden hören. Der Neid tröste sich! Kein Sterblicher bezahlt seine eingebildeten Genüsse, oder das, was das Glück ihm zuwirft, theurer, als es der Günstling bezahlt. Der Sklave verkauft nur seinen Leib, der Günstling alles, was ihn zum Menschen macht, ja selbst seinen Gott; denn er muſs sich in seinem Herrn einen sichtbaren erschaffen, um ganz gläubig, ganz hingegeben zu seyn und zu scheinen. Der Haſs tröste sich damit, daſs der Günstling nach Fallen und Steigen, nach Steigen und Fallen, und der daraus flieſsenden peinlichen Ungewiſsheit seiner Lage, endlich so gewiſs ganz fällt, als er sich dann ganz unglücklich fühlt. Die so genossenen Jahre vergiſst keiner — wer kann den Menschen wieder in sich erschaffen, wenn er ihn einmal in sich zerstört hat? Das Licht seines Lebens verlischt, sobald

seine Sonne ihm untergegangen. Und das Böse, das sie gethan haben? — Unter einem Fürsten, der so etwas braucht, ist für das Volk selten viel zu gewinnen, wenn sie auch nicht da sind — Aber ihre Frechheit, ihr Stolz, ihr beleidigendes Betragen! — Die Armen theilen nur wieder aus, was sie empfangen; wie sollten sie es sonst aushalten?

84. Ein Gemeinspruch sagt: das traurigste Loos der Fürsten ist, daſs sie keinen Freund haben können — und ich setze hinzu: daſs keiner, den sie in diesem schönen Sinn wählen, weise und stark genug ist, sich damit gnügen zu lassen; daſs jeder derselben zugleich Günstling seyn und scheinen will. Fände sich auch einer, der sich in dieser edlern Bestimmung gefiele, so thun die Hofleute aus guten Gründen ihr Möglichstes, den Freund in den Günstling um zu schaffen, und der muſs dreyfaches Erz vor der Brust tragen, der hier ihren Ränken und Schmeicheleyen widerstände. Es kömmt hierbey auf zu viel für sie an. Ob sie nun gleich keines Menschen Freund sind, so wissen sie doch von Hörensagen, daſs aus einer solchen Verbindung gewisse Pflichten entspringen — sie wissen ferner, was durch und mit einem Günstling auszurichten ist, und daſs, wenn das Günstlingswesen einmal Bedürfniſs geworden ist, die Reihe auch an sie kommen kann. Steht der Günstling endlich da, wo sie ihn haben wollen, so kömmt er mir vor,

wie ein Schlachtopfer, das die Priester beräuchern und schmücken, während der Opferer den Stahl wetzt. Der Fürst selbst hält sich für einen Mann, der in der Liebe nur unglücklich war, und es bey jedem Wechsel besser zu treffen hofft. So fällt er natürlich vom Schlimmen ins Schlimmere, denn jeder neu Geworbene sucht sich durch kräftigere, listigere Mittel, gegen ihn selbst, vor Unfällen zu bewahren.

85. Es ist vorüber das schreckliche, düstre, Europa drohende Ungewitter, das seit zehn Jahren überall unsern Horizont verfinsterte, und bey dessen leuchtenden, feurigen Blitzen wir in zusammengedrängten, schnell sich nacheilenden, schrecklichen, grauenvoll erhabenen Bildern, die Erscheinungen der ganzen Weltgeschichte vorüberfliegen sahen. Jetzt herrscht Stille; die von den Blitzen Erschlagenen schlafen unter der Erde, kaum erinnert man sich ihrer — denn mit dem Verhallen des wilden Getöses verlöscht auch schon die Erinnerung des Geschehenen. Trüge die Weltgeschichte nicht Sorge, diese groſsen, die politische und moralische Welt erschütternden Begebenheiten aufzuzeichnen und auf die Nachwelt zu bringen, man würde davon in funfzig Jahren wie von einer tragischen Mähre reden; in hundert würden sie wenigstens von der Menge vergessen seyn. Wenn dieses kein Beweis des Vorubergehens, des Vergänglichen,

des Nichtigen ist, so kenne ich keinen; aber eben darum, weil dieses die Kennzeichen des Menschengeschlechts sind, muſste und konnte dieses auch nur geschehen. Welch ein Stoff zu einem philosophischen Gedicht!

86. Wer keinen freygebigen Hof gesehen hat, kann sich von der Impertinenz und den Anmaſsungen der Menschen, vom gröſsten bis zum kleinsten, keinen Begriff machen. Wenn der tausend und tausendste Theil der Verdienste um den Staat, die hier mit frecher Stirne öffentlich angegeben und schriftlich vorgezeigt werden, wirklich da und ausgeübt worden wäre, ein solches Land müſste ein Utopia seyn; man müſste von dem hohen Werth des Menschengeschlechts so überzeugt werden, als es nur immer der verblendetste, schwärmerischste, junge Gläubige an dasselbe seyn kann. Vermuthlich ist dieses die Ursach, daſs der Mann von wirklichen Verdiensten — der folglich bescheiden ist — von der ungeheuren Masse der Verdienste andrer so niedergedrückt wird, daſs er es gar nicht wagt, von den seinigen zu reden. Aber die Verdienste jener Frechen haben auſserdem noch das Eigene, daſs sich diejenigen, die diese Verdienste dem Fürsten vorzutragen haben, ein sehr reelles Verdienst für ihre eigne Kasse dabey machen. Denn wer wird nicht eine Belohnung mit einem Verlust erkaufen, auf die man weiter keinen Anspruch hat, als den,

welchen eigne Impertinenz und die verbrecherische Kühnheit des erkauften Lobredners verleihen? Hat man die erste Empörung überwunden, die diese Leute durch das Aufzählen ihrer Verdienste und die erfolgten Belohnungen in unserm Geist und Herzen erregen, so überfällt auch den wackersten Mann zu Zeiten ein solcher Ekel an der Erfüllung seiner Pflichten, daſs er mehr als gewöhnlicher Kraft bedarf, ihn zu besiegen. Der betrogne Fürst weiſs nicht, daſs man ihn dazu braucht, den wirklichen Diensteifer seiner noch Getreuen zu erwürgen, daſs er dann nur noch auf die Enthusiasten, die auf dem stolzen Bewuſstseyn ihres Werths ruhen, und eigensinnig darauf beharren, zählen kann, und im bürgerlichen, im thätigen Leben gibt es, wie bekannt, gar wenig Enthusiasten.

87. Wenn man eine Zeitlang aufgemerkt hat, wie es in einem solchen Staate, wie der oben bezeichnete, zugeht, so muſs man endlich überzeugt werden: das eiserne Schicksal wolle es so, daſs ein Theil der Menschen arbeite, und der andre die Früchte ihrer Arbeit einerndte. Man sollte dieses die Kinder in der Schule lehren, damit sie sich früh daran gewöhnten; vielleicht lernt aber auch mancher es schon da aus Erfahrung.

88. Der Weise, welcher sagte: hielte ich auch alle Wahrheit in meiner verschloſsnen Hand, so würde ich mich doch hüten, sie zu öffnen! hat mit diesen wenigen Worten ein Urtheil über die Menschen gesprochen, das man zwar, wenn man sie kennen gelernt hat, unterschreiben muſs, das aber auch zugleich die bitterste Satyre auf das ganze Menschengeschlecht enthält. Es beweist, daſs das Menschengeschlecht nie aus der Kindheit heraustreten kann, daſs es dieses nicht einmal wagen darf, daſs demnach alles Träumen von immer steigender Veredlung ein schöner, dichterischer Zeitvertreib ist. Kömmt es daher, daſs, was diesem und jenem, in dieser oder jener gegebenen Lage, nützliche Wahrheit ist — in dieser oder jener andern Lage, diesem und jenem das Gegentheil, und gar schädlich seyn kann, so frage auch ich mit Pilatus: Was ist Wahrheit? Ich wollte, daſs Christus, der diesen frechen, sarkastischen, richterlichen Einwurf hörte, auf diese Frage geantwortet hätte. — Er, der für die Wahrheit starb, der die Wahrheit selbst und aus ihrer reinsten Quelle entsprungen ist, muſste das Ding am besten wissen.

89. Der Mann, welcher zum erstenmal das Wort Vorsehung ausgesprochen hat, und dem es gnügte, hat für Millionen den verworrensten aller Knoten mit einem Athemzug zerhauen. Er war, ohne es zu

wissen, der konsequenteste Politiker und Priester, der je gelebt hat. Mit Einem Worte hat er eine Säule gebaut, auf welcher der gröſste Theil der Sterblichen, selbst zum Behagen derer, welche sie miſsbrauchen, ziemlich sicher und hoffnungsvoll ruht. Daneben steht noch eine Säule, von dem Alterthum aus rauhen, ungeglätteten Steinen aufgeführt; es ruht sich weniger sanft darauf, weil an ihren scharfen Ecken das Öl des Glaubens herunterrinnt, das sich an die glättere anschmiegt. Und doch ward die glatte nach der rauhen gebildet. Nur das Gefühl des moralischen Werths konnte die Begriffe beyder erschaffen; auch muſsten sie sich leicht ausbreiten, da Eigenliebe und Stolz ihre Rechnung dabey fanden. Der Mensch sprang von der Erde zum Himmel auf, er machte sich die Gestirne, die Geister der Natur, Götter, Götzen und Fetische im Gefühl seines Dünkels unterthan, und gestand er ihnen das Recht der Oberherrschaft zu, so geschah' dieſs nicht um ihrentwillen, sondern darum, damit sie sich mit ihm und seinem Schicksal vorzüglich beschäftigen sollten, und um sie dazu bey guter Laune zu erhalten. Der Glaube an Wunder flieſst ungefähr aus gleicher Quelle; denn auch von seinem Fetisch fordert sie der Wilde für sich: für das Gewöhnliche sind sie doch nicht da? Der Glaube an alles dieses mag nun dem Menschen herkommen, woher er will; nichts tröstenderes und schmeichelnderes konnte ein zum Leiden und Dulden, zur Ausbildung für solch' eine Gesellschaft geschaffenes und bestimmtes Wesen, aus sich herausziehen, oder in dasselbe gelegt werden.

---

90. So bald ein Fürst den Thron besteigt, der das Beste des Staats, das heiſst, mit Erlaubniſs sey es gesagt, das Beste des gesammten Volks, zu seinem Zweck macht — der weise, sparsam, gerecht und menschlich ist — seine Pflichten streng erfüllt, und die Erfüllung der Pflichten eben so streng von andern fordert — der nur wahres Verdienst nach Beweisen und Selbstüberzeugung belohnt — der Pracht und Ceremonien für eine Last ansieht, und sich den letztern nur, so weit auch dieses zur Pflicht gehört, unterwirft, so entflieht der hohe Adel, wenn er sich fest überzeugt hat, daſs es Ernst ist, auf das Land, oder geht auf Reisen ins Ausland. Selbst das Wohlgefallen und die Gunst des Monarchen werden weniger gesucht und geachtet, weil man sie ja doch nicht zu seinem Vortheil gebrauchen, — ich will sagen, miſsbrauchen kann. Die entsetzliche Hofskälte erstarrt, eh' man sich's versieht, alle die bunten und schönen Insekten, die nur in der warmen Sommerluft leben können.

---

91. Die französische Revolution hat unter vielen neuen Dingen eines hervorgebracht, das man vorher nicht kannte; ich meyne, die Despotomanie. Ihre Mutter war wahrscheinlich die Demokratomanie,

und hoffentlich ist die erste jetzt todt, da ihre Ernährerin abgefahren ist.

---

92. Ich verzeihe es einem Manne, der sich unter einer freyen, Gesetze achtenden Regierung, über schlechte Witterung, Hitze, Kälte, überhaupt über die gewöhnlichen physischen Unbequemlichkeiten beklagt; wer dieſs aber unter einem despotischen, oder gar despotomanischen Treiben (ich ehre das Wort Regierung) thut, der muſs nur einen Leib, keine Seele haben, er muſs die moralischen Übel weder kennen noch fühlen. Von allen Plagen des armen Menschengeschlechts kann sich die geängstete Einbildungskraft eine Vorstellung machen, selbst von denen der Hölle der orthodoxesten Christen, wobey man doch wahrlich die Farben zum Schrecken nicht gespart hat. Hier verfährt man wenigstens nach einem Ausspruch, hier herrscht etwas festbestimmtes, und faſsliches. Aber wer von den erstern Qualen und Plagen eine Beschreibung machen wollte, der müſste von ganz unfaſslichen Leiden reden, von nahmenlosen Wunden der Seele, Geisteszermalmungen, Herzenszerknirschungen, von nie rastenden, alle moralische Kraft zerstörenden Qualen — von einer Furcht, die ärger, als Todesfurcht ist, da sie kein Ende nimmt — mit der man zu Bette geht — die in bangen Träumen fortdauert, mit der man aus dem schauderhaften Schlummer erwacht — und die jeden auf allen seinen Schritten begleitet. Kurz

er würde den Horcher auf einen Punkt des schrecklichen, schaudervollen Leer-Erhabenen treiben, wo das Herz nicht mehr fühlt, weil der Geist nichts mehr faſst. Und wer kann sie ertragen? Nur der, welcher in einem Lande geboren ist, wo so etwas rechtliches Herkommen ist — oder man muſs einen ehernen Muth, eine Seele haben, die sich durch eigne Kraft tagtäglich wieder selbst erschafft. Man muſs es darauf anlegen, und darauf anlegen können, den Kampf mit diesem Wesen nicht allein zu bestehen, sondern ihm gar nicht auszuweichen, wenn man davon überfallen wird. Wer eine solche Lage überlebt, und seinen Charakter und seine Denkungsart nicht allein nicht aufgeopfert, sondern sie nicht einmal verborgen hat, der kann stolz auf seinen errungenen Lorbeeren ruhen; er hat mehr als Schlachten gewonnen.

93. Warum kann ein welterfahrner Mann nichts Excentrisches vertragen? Weil er gesehen hat, daſs es zu nichts führt, zu nichts taugt, nichts befördert, selbst das Lachen nicht. Alles, was es wirkt, besteht darin, daſs es dem ein Zeichen anklebt, der sich damit schleppt, oder der von diesem Wesen besessen ist. In der Welt ist ihm keine Stelle angewiesen, und in der Litteratur ist es gegen den Menschenverstand. Aber warum treten so viele unsrer jungen Leute mit diesem Zeichen als Schriftsteller auf? Eben darum, weil sie junge Leute sind, und

es ihnen noch an allem dem fehlt, was sie zum Auftreten berechtigen könnte.

94. Voltaire sagt irgendwo: wenn die Bewundrer Homers aufrichtig wären, so würden sie die Langeweile eingestehen, die ihnen ihr Liebling so oft verursacht. Ich glaube, dieser Ausspruch lieſse sich mehr auf Platos Bewunderer anwenden, besonders, wenn sein Sokrates recht in das Katechisiren verfällt.

95. Die Politik, die es doch wahrhaftig mit klaren Dingen und bloſs mit Dingen von dieser Welt zu thun hat, ist gleichwohl eben so voll leerer Worte, als die Metaphysik. Man nehme nur Völkerrecht, Staatengewicht u. s. w.

96. Herr von Thümmel hat uns in seinen Reisen nach Frankreich ein Buch gegeben, wie wir noch keins in Teutschland hatten; voller Geist, Jovialität, Genialität, neuer Ansichten, Menschen- und Weltkenntniſs. Dieſs alles ist mit einem so leichten und, wo es nöthig ist, mit einem so feurigen Kolorit dargestellt, wovon wir wenige Beyspiele gesehen haben. Und doch würde es den Franzosen nicht in einer Übersetzung gefallen, eben wegen dieser Fülle. Aber wie kann man auch die Original-

Werke der Teutschen und Engländer in's französische übersetzen?

97. Der Nationalhaſs, das Nationalvorurtheil der guten Teutschen, und die bis jetzt noch zur See despotisch herrschenden Engländer, welche die ganze Welt als ein für sie geschaffenes Waarenlager ansehen, mögen es noch so bitter finden: die Geschichte wird das vergangene Jahrhundert, um es mit einem einzigen Worte zu bezeichnen, immer das gallische oder französische nennen. Das gegenwärtig angefangene scheint bisher diese Bezeichnung nicht verändern zu wollen.

98. Der Mensch gewöhnt sich an alles, lernt endlich alles ertragen, nur habe ich noch keinen gesehen, der sich an Unbedeutsamkeit und Einsamkeit hätte gewöhnen können, oder sie hätte ertragen lernen, wenn er eine Rolle am Hofe oder im Staate gespielt hat. Der Kummer, der ihm folgt, verläſst ihn nie, und drückt ihm eine Physiognomie auf, die sich von allen Physiognomien des Kummers unterscheidet. Und dieser Kummer drückt sich so leer in solchen Gesichtern aus, daſs man vor lauter Mitleiden gähnt, wenn man sie ansieht.

99. **Wer eine** rechte Schimpf- und Schandrede auf den Egoismus hören will, der bringe den ausgemachtesten Egoisten auf dieses Kapitel. Dieser verſicht den Werth und Gebrauch seines Götzen nur dann recht, wenn er den der andern im Koth herumschleift. In dem Augenblick, da er die kleinen Tempel der Götzen andrer niederreiſst, glaubt er dem seinen aus den Ruinen ein wohlbefestigtes Heiligthum aufzubauen. Man sagt gewöhnlich, der Egoismus lösche alles Feuer des Enthusiasmus aus, aber der Egoist selbst beweist uns bey dieser Gelegenheit das Gegentheil.

100. Der Hofmann.

Es ist doch gottlos und abscheulich, daſs die Philosophen, wie man sagt, in ihren Büchern und Hörsälen die Jugend lehren: man könne das höchste Wesen gar nicht begreifen, sein Daseyn gar nicht beweisen. Ich bin kein Philosoph, und begreife es.

Der Philosoph.

Nichts ist natürlicher, da Sie Ihr höchstes Wesen tagtäglich mit Ihren eignen Augen sehen, und mit Ihren Ohren hören.

101. Ein Neuling ganz sonderbarer Art in der Welt ist ein Mann, der von Jugend auf am Hofe gelebt hat, endlich bis zum Günstling emporgestiegen ist, dann fällt, und endlich unter andern, mit andern Menschen leben muſs. Da er nie das geringste Bedürfniſs für seinen Leib, Lebensgenuſs und Unterhalt bezahlt, und durchaus auf Kosten des Fürsten gelebt hat, folglich den Preis und Werth keines Dinges kennt, so erschrickt er über die kleinste Ausgabe; und muſs er auch nur ein Paar Schuh oder einen Wagenriemen bezahlen, so schreyt er laut auf, man betrüge ihn, das ganze Menschengeschlecht sey gegen ihn verschworen.

102. Es gehört hohe moralische Kraft dazu, den Verstand durch Welterfahrung, durch thätiges Geschäftsleben und in dem Umgange mit höhern Ständen aufzuklären, ohne daſs das Herz in dieser Schule auftrockne. Ich kenne darum nichts Interessanteres, als einen welterfahrnen Mann mit grauen Haaren, der nach ehrenvollem, thätigem Leben zu seinen Verwandten und Jugendfreunden zurückkehrt, und den alle, obgleich die Zeit sein Auſseres verwittert hat, doch noch an seinem gesunden Herzen, seinem Geist, Sinn und seiner Denkungsart wieder erkennen. Dieses nenne ich den Kern im Menschen aufbewahren, und darauf arbeite ich, überzeugt, daſs der innere Mensch nie altert, wenn Verstand und Herz sich nicht trennen. Mir ist die Morgen-

röthe der Jugend noch nicht untergegangen, ist ihre Farbe auch nicht mehr so glühend, so ist sie um so sanfter und milder, und der Geist sieht leichter die Bilder, die hinter dem schimmernden Dufte schweben.

103. Die schönste, seltenste und glücklichste Vermählung unsrer Geisteskräfte ist die: der hohen dichterischen Einbildungskraft mit der Vernunft des Mannes von Geschäften, der in der Welt lebt, leben muſs und Dichter bleiben will, weil er hierin seinen schönsten Genuſs, seine festeste Stütze findet. Aber er muſs sich hüten, daſs die bilderreiche Gattin nicht über den ernsten, strengen Gemahl den Meister zu sehr spiele. Dieser muſs die Kunst verstehen, die warme, begeisterte zum sanften Schlafe zu bereden, wenn er im thätigen Leben wirken und handeln soll. Alles, was dem Liebenden verstattet werden kann, ist: zu Zeiten der süſsschlummernden Geliebten heimlich einen Kuſs zu rauben, damit das Herz während der Trennung nicht allzusehr verkalte. Nur wenn der ernste Gatte nach geendigter Tagesarbeit in das stille, heimliche Kabinet tritt, darf die holde Schlafende ganz erwachen.

Was mich ärgert, ist, daſs ich um gewisser Leute willen sagen muſs, daſs darum ein solcher Mann weder Verse noch poetische Prosa zu machen braucht, um Dichter zu seyn.

104. Ich habe so viel von engelreinen Seelen in teutschen Romanen gelesen, (gesehen habe ich keine) daſs ich herzlich wünsche, wenn wirklich solche Seelen im Vaterland existiren oder vegetiren, daſs einmal plötzlich ein erzreiner Engel einer solchen schönen Seele erschiene, sich unzertrennlich ihr zugesellte, und sie auch in keiner Lage des Lebens verlieſse. Daſs er mit ihr schliefe, mit ihr zu Tisch, in Gesellschaft ginge — mit ihr — Ich wette, die engelreine Gesellschaft würde ihrer Menschheit am Ende so lästig werden, daſs sie ihn knieend flehen würde, sie zu verlassen — und ginge es so nicht, so glaube ich beynahe, sie würde zu Thorheiten (die Franzosen nennen es Sottisen) ihre Zuflucht nehmen, um des lästigen Gastes los zu werden. Ein Stoff zu einer Novelle oder einem Roman; ich gebe ihn denen Preis, die auf solche schöne Seelen geſtoſsen sind.

105. Ich halte dafür, daſs in der jetzigen bürgerlichen Verſassung der freyste Stand — der nehmlich, in welchem man seinen natürlichen Charakter und eine bestimmte Denkungsart am meisten beybehalten, folglich von Seiten des Geistes am unabhängigsten leben kann, der Soldatenstand ist. Wenn man rechts, links, vorwärts marschirt, den Befehlen gehorcht, zu befehlen versteht, so kann man im übrigen, (vorausgesetzt, man wolle nicht durch Schleichwege sein Glück machen,) so frey, gerade

und kühn verbleiben, als es die Natur mit einem gemeynt hat.

Setzt man noch hinzu, daſs ein ſolcher Mann das Glück hat, bey einer ſchönen Gelegenheit, von einer Kugel am rechten Fleck getroffen zu werden, auf freyem Felde, in friſcher Luft, unter dem hohen, blauen Gezelt des Himmels, ohne Chirurgus, Feldarzt und Feldprieſter in der Seligkeit ſeines Berufs aus der Welt zu gehen, ſo muſs man ſagen, er iſt ſo unabhängig und frey geſtorben, als er gelebt hat.

---

106. Die katholiſche Religion hatte einen beſondern Einfluſs auf die Politik, ſie gab ihr einen prieſterlichen Anſtrich; das heiſst, ſie machte ſie rafinirter, liſtiger, heuchleriſcher, härter, gewandter, ſtolzer, demüthiger, und vielleicht tückiſcher. Man kann noch die jeſuitiſche *Reservationem mentalem* hinzuſetzen. Sollte es daher kommen, daſs es eine wahre Prieſter-Religion iſt, daſs ihr Haupt, der Pabſt, ehemals der Schulmeiſter der Politik in Europa war?

---

107. Alle Wiſſenſchaften und Kenntniſſe ſind in unſerm blühenden Europa verhältniſsmäſsig im Steigen. Die Chemie, Naturlehre, Kriegswiſſenſchaft, Politik — ja ſelbſt die Theologie ſchüttelt in Teutſchland den Schulſtaub ab, und ſcheint Religion werden zu wollen — und nun gar die Phi-

losophie! Sollte dieſs nicht die immer steigende Veredlung des Menschengeschlechts beweisen, an welcher so viele zweifeln? Oder werden wir nur reicher an Kenntnissen und ärmer an wirklichen Tugenden? Und doch müſste das letzte nicht der Fall seyn, wenn der schöne Traum wirklich in Erfüllung gehen sollte! Unsre Väter wuſsten weniger, als wir, und dennoch glaube ich, daſs zu ihrer Zeit, um nur bey dem lieben Vaterlande stehen zu bleiben, mehr Tugend und Rechtschaffenheit in Teutschland zu finden war, als jetzt. Bessere Köpfe sind wir, das ist ausgemacht; aber der Kern des Menschen scheint sich mehr zu verhärten. Setzt man aber diese steigende Veredlung des Menschengeschlechts in allgemeine Kultur und Verfeinerung des Verstandes, so ist das ganze Ding weit faſslicher — so veredelt sich, was lesen und denken will, was gelehrt wird. Das Wort Humanität ist indessen auch stark in Gang gekommen; und in der That, man ist gezwungen, einige Dinge feiner zu machen, als vormals.

108. Einem Fürsten ist vieles möglich, nur zwey Dinge vermag auch der mächtigste nicht: daſs der Staat, dem er vorsteht, nicht bestohlen werde, und daſs seine Unterthanen immer Gerechtigkeit erhalten. Der Despot vermag beydes noch weniger, wenn er nur als Despot regiert; denn unter ihm eilt jeder Beamte für sich zu erndten, eh' ein andrer

über die Saat herfällt. Auch denkt er, er bestehle weniger den Staat, als den Herrn und die Günstlinge.

---

109. Der leerste, für unsern Geist ermüdendste Aufenthalt sind die Prachtzimmer der Groſsen, in denen wir allein auf Audienz warten müssen. Alles, was man da stehen und hängen sieht, scheint gar nicht zum Gebrauch bestimmt; man kann sich an keinen Gegenstand anschlieſsen, durch kein Geräth mit dem Besitzer in ein vertrauliches, menschliches Verhältniſs treten. — Alles, was um einen her steht und hängt, scheint dem Besitzer so unnöthig und überflüssig zu seyn, daſs, wenn nun das Warten gar zu lange dauert, man sich endlich selbst zu den ihm unnöthigen und überflüssigen Geräthen rechnet.

---

110. Wenn ich begreifen könnte, wie eine Katze maust, die man gleich, noch ganz unerfahren in dieser Jagd, von ihrer Mutter weggenommen hat — wie man zum Dichter wird, wie Homer, Shakespear, Milton und Klopstock, — wie man in einem moralisch-verdorbenen Staate ein rechtschaffener Mann bleibt — wie die Gesellschaft überhaupt, mehr durch den bloſsen Glauben an Tugend und Religion, als die Sache selbst besteht, — wie diese beyden sich auch in der verdorbensten erhalten und fortwirken, — so wollt' ich kein Buch mehr lesen, und

als Menschenlehrer auftreten. So kann ich nur träumen, sehen, hören, bemerken und vergleichen, und dann faseln, wie jeder andre, wenn ich etwas mehr thun will.

111. Ich wundere mich nicht, daſs man der Kirche in dem Pabst wieder ein sichtbares, geistliches Haupt hinstellte. Das neue Konkordat, welches mit dem Pabste abgeschlossen worden ist, muſs ein merkwürdiges Dokument zur Geschichte des menschlichen Geistes seyn. Beweist es auch nicht die Stärke des Pabsts, so beweist es doch gewiſs, was ein Kultus vermag, den Priester länger als tausend Jahre zu ihrem Vortheil gepflegt haben. Von der Religion kann nicht die Rede seyn, das ist ein ganz anderes Ding, und darüber hat man nie ein Konkordat geschlossen. Auch hatte man wahrscheinlich einen ganz andern Zweck dabey. An den bekanntgewordenen Palliativen sieht man, daſs der Pabst, die Kardinäle und die Erzbischöfe ganz in dem rechten Sinn ihres Standes handeln: laſst uns nur hinein! räumt uns nur ein Haarbreit ein, für das übrige wollen wir schon sorgen. — Ich fürchte, Frankreich wird alles das an diesen Palliativen erfahren, was ein chronisch Kranker bey ihrem Gebrauch erfährt. Die heimgekehrten Priester werden nie vergessen, daſs man sie einst auf Diät gesetzt hat. Versucht es nur mit den Jesuiten! Als die französische Revolution die drohende Wendung

nahm, eilten sie zu allen Fürsten Europa's, von welcher Religion diese auch waren, schrieen laut und lispelten leise: Da seht ihr die Folgen unsrer Auflösung! Euch und die Bourbone rettet nun nichts mehr, als unsre Herstellung! Sie dachten nur an ihre eigne Herstellung. Die Furcht macht leichtgläubig; sie erregt die Leidenschaften, besonders bey Fürsten, denen gewisse Leute, aus gewissen Ursachen, immer nur eine Seite, und zwar die jenen gefallende, zeigen. Dieses geschah in vollem Maſse, im Anfang und während der Fortdauer der Revolution, veranlaſste alle Fehlgriffe, und machte Frankreich zu dem, was es ist. Dieſs nennt man, Theil an dem Schicksal der Fürsten nehmen, sich ihnen recht ergeben erzeigen, und so betrog man viele derselben, in der fürchterlichsten Stunde, die je die Uhr der Welt für Fürsten schlug. Auch machte die Vorstellung der Jesuiten, die zu andern Zeiten Unwillen erregt hätte, auf viele sehr kluge Leute Eindruck, vielleicht dauert er noch. Später wandten sie sich an einen groſsen Monarchen, und bewiesen auch ihm: daſs nur durch sie der Thron der Bourbone hergestellt, und Europa's Völker von ihrem Wahnsinn geheilt werden könnten. Sie faſsten Fuſs, die Sache ging vortrefflich, und es war viel von dem Einfluſs eines so groſsen, stark-, kühn- und schnellwollenden Monarchen für sie zu erwarten. Aber nun machten sie einen Schüler-, nein! einen Pfaffenstreich, den ich von Jesuiten, die so leise gehn, nicht erwartet hätte. Ich würde sagen, die Vorsicht mischte sich drein, wenn ich diese in die Thorheit eines Jesuiten mischen möchte. Im Taumel des Glücks fragte einer ihrer Feinsten, der ihr ganzes Werk geleitet hatte, den Monarchen: „Wie sie sich benehmen sollten, wenn einer seiner Unterthanen zu ihrer Religion übergehen wollte?“ Der Monarch durchdrang auf einmal den Jesuiten und Jesuitismus — Die Täuschung verschwand, eine nähere Furcht vertrieb die entferntere — ihr Werk zerfiel von diesem Augenblick an, und hätte sich — hat sich, wenigstens in diesem Lande, nicht wieder aufgerichtet. Aber wer hätte dieſs auch von einem Jesuiten erwartet?

112. Die Katholiken mögen die Protestanten immer Ketzer schelten, das, was sie von Aufklärung erhalten haben, so wie die wenige Geistesfreyheit, deren sie genieſsen, verdanken sie ihnen doch und sie lohnen es, wie Menschen immer Wohlthaten lohnen.

113. Die kalte Vernunft, besonders die jetzt in der Philosophie herrschende, und durch sie zur Herrschaft strebende, verachtet alle Schwärmerey und allen Enthusiasmus. Gleichwohl würde sie noch heute nicht wagen, sich so keck zu zeigen, wenn diese beyden kühnen Waghälse ihr nicht den Weg gebahnt hätten. Die kalte, philosophische Ver-

nunft ist wenig zum Wagen geneigt, sie heilt vielmehr das Herz von allem kühnen Unternehmen. Es waren keine kalten, vernünftigen Philosophen, sondern dichterische Köpfe, die über die Miſsbräuche aller Art, oft auf Gefahr ihres Daseyns, herfielen. Leute oder Geister dieses Gehalts schlugen so lange auf den irrigreligiösen, irrigpolitischen und irrigmoralischen Schleyer, der die Augen des Menschen verhüllte, bis er hin und wieder zerriſs, und freyere Aussicht verstattete. Nur sie bringen laut in der Leute Mund, wovon der ganz vernünftige Philosoph in seinem Kabinet schreibt und spricht, und sind, wie gesagt, die Waghälse der politischen, moralischen und religiösen Welt.

114. Der Streit, der gegenwärtig zwischen den kaltvernünftigen und den warmen, gefühlvollen Philosophen herrscht, gleicht dem Kampfe zwischen der sogenannten, ganz neuen Souverainität des Volks, und der tausendjährigen Erfahrung dagegen. Er muſs auch ein gleiches Ende nehmen; die Anmaſsungen werden dann bescheidner werden und das Resultat nach Beendigung des Streits für beyde Theile gleich vortheilhaft ausfallen. Sie werden sich in einander verschmelzen. Wenn die Kämpfenden des Streits müde sind, so sieht sich jeder nach seinem wahren Standpunkt um und tritt in seine Grenzen zurück. Nur Ein Unterschied wird übrig bleiben, und er ist beträchtlich. Jener Kampf bedeckte das

Schlachtfeld mit Leichen, dieser bedeckt es mit Büchern. Ach! das Vergessen erwartet beyde zugleich, und kaum zeichnet man die Anführer auf.

---

115. Gefühl und Vernunft sind die Sonne und der Mond am moralischen Firmament. Immer nur in der heiſsen Sonne, würden wir verbrennen, immer nur im kühlen Mond, würden wir erstarren.

---

116. Wenn die Fürsten wüſsten, wie das bloſse Anerkennen des wirklichen Verdiensts die Herzen ihrer Staatsdiener, von welchem Range sie auch seyen, erhebt, ihr ganzes Daseyn beseligt, wie es alles Bittere der vorigen Vernachlässigung vergessen macht, wie es ihnen auch die schwerste Arbeit versüſst, ihre Fähigkeiten dazu entwickelt, ihre Moralität und dadurch die Moralität anderer verbessert, sie würden sich's zu einer der ersten Pflichten machen, wahres Verdienst zu erforschen, anzuerkennen und zu belohnen. Aber es gehören so viele glückliche Umstände für den Fürsten und den Staatsdiener dazu, daſs die Ausübung dieser Pflicht zu den schwersten und seltensten gehört, und darum auch den glücklichen Erfolg nicht haben kann, den ich jedem solchen Fürsten so herzlich wünsche.

---

117. Ohne die Eitelkeit erwachten die Fähigkeiten der meisten Menschen nicht, der Weiber ihre blieben nun gar todt. Sie wirkt im gesellschaftlichen Leben mehr, als selbst Hunger und Durst, ja man opfert ihr sogar oft das möglich entbehrliche dieser Bedürfnisse auf. Je eitler der Mensch, je thätiger ist er; dieses beweisen uns ganze Nationen. Sie ist die wahre Königin der Welt, die groſse Wunderthäterin, und wäre sie nicht da, so müſste man sie zu erschaffen suchen. Und ist sie nicht mehr eine liebenswürdige, als schädliche Närrin? Spielt sie auch die Meisterin zu sehr, so bringt sie doch immer nur Thorheiten hervor, die meistens andern nützlich sind, oder durch ihr Lächerliches unterhalten. Da hingegen ihre höhere Veredlung, der ernste Stolz, das Groſsgefühl, das erhabne Bewuſstseyn der Geisteskräfte, Stärke und Macht, andere niederdrücken und eben so leicht zu groſsen als gefährlichen Thaten reizen. Die erstere flattert immer wie ein Schmetterling umher — ihre ernsten Geschwister — betreten oft mit erschütterndem Schritt die Grenzen des Verbrechens, und setzen sie auch nicht immer die Welt in Flammen, so machen sie doch die Gesellschaft erstarren, in die sie ihre hohe Würde tragen. Die Eitelkeit scheint mehr die Zugabe der mittlern Stände zu seyn. Der Stolz nebst seinen Nebengefährten mehr das Eigenthum der Höheren, das heiſst, der Leute, die sich im Besitz des Welttheaters fühlen. Empört bey den erstern der Stolz, so beleidigt die Eitelkeit bey den letz-

letztern; denn sie ist bey ihnen mehr ekelhaft, als lächerlich. Da Männer, die weder von der einen, noch von dem andern so weit beherrscht werden, daſs sie ihr Wirken und Thun bestimmen, zu seltene Ausnahmen sind, so lassen wir diese unberührt; gleichwohl lebt keiner auf Erden, und hat darauf gelebt, — vorausgesetzt, er sey nicht von frühster Jugend auf eine einsame Insel ausgeworfen worden — auf den nicht die Eitelkeit zu Zeiten ihre Rechte ausgeübt hätte. Der Funke, den Prometheus vom Himmel stahl, um das Menschending oder den Menschenklotz zu beleben, war gewiſs die Ausbeute der zusammengesetztesten und wunderbarsten chemischen — Operation, vielleicht der feinste, lebendigste Extrakt aus dem unendlichen physischen und moralischen Reiche. Aber wie schlich sich das windige, luftvolle Ingredienz der Eitelkeit in die Operation, und wie veranlaſste sie nicht die Verpuffung des Ganzen? Woher kam es? In der physischen und bloſs thierischen Welt existirt sie so wenig, wie ihre höheren Konsorten; da wirkt nur Kraft und Instinkt. So wenig man dem nachrechnen kann, der den Menschen zu so verschiednen Zwecken so gebildet hat, so gewiſs ist der reine Mensch eine bloſse Null, die die Gesellschaft erst durch Entwickelung zweckmäſsiger, sinnlicher Triebe, die ihm der Moralist zum Vorwurf machen muſs, um sie zu zügeln, zur Zahl macht. Sie setzt die Nenner zu dieser Null. Alles jetzt Berührte gehört zu den groſsen Zahlen, die allergröſste aber, die aus diesen groſsen zusammengesetzt wird, vermögen wir so wenig auszusprechen, als die unendliche Zahl. Selbst die Newtone, Euler, la Place und la Grange vermöchten es nicht.

118. Wir hassen alle den Despotismus, und gewiſs mit Recht, gleichwohl übt ihn jeder mehr oder weniger aus. Ein Beweis, daſs wir alle überzeugt sind, es gehöre etwas Gewalt dazu, das gefährliche Menschenthier in Schranken zu halten. Das Gesetz kann nicht allen Übertretungen, besonders den kleinen, sich jeden Augenblick im menschlichen Verhältniſs ereignenden vorbeugen, und gewöhnliche Menschen, deren Zahl die gröſste ist, müssen zur Erfüllung ihrer Pflichten gestoſsen werden. Ist dieses auch kein Despotismus, so trägt er doch die Miene desselben, und muſs sie tragen. Man versuche es auf einem bedeutenden Posten, nur in seinem Hause, mit dem ganz milden, nachsichtigen, liebevollen, humanen Geist, und man wird bald fühlen, daſs, wenn man Andre nicht ein wenig despotisirt, man gewiſs von ihnen despotisirt wird.

119. Ich wünschte eine Geschichte der Päbste von einem Manne zu lesen, der die Darstellungsgabe Voltaire's mit dem kalten, philosophischen Forschungsgeist Gibbons, den dieser uns in seiner Kirchengeschichte zeigt, verbände. Er würde uns eine

Geschichte des menschlichen Geistes von vierzehen Jahrhunderten geben. Der es aber unternähme, müſste Sekte, Vaterland, Meynung und alle Vorurtheile vergessen können. Der unbefangene Verstand müſste immer wachen; das, was wir erfahren, lernen und bemerken sollten, müſste nur aus den Thaten und Handlungen hervorgehen, und der Geschichtschreiber selbst unsichtbar seyn. *)

120. Um eine recht ästhetisch-wirkende Geschichte der französischen Revolution zu schreiben, müſste man die Kunst verstehen, alle die merkwürdigsten Begebenheiten, wie sie auf einander folgen, und eine aus der andern flieſsen, in einem kräftigen, feurigen, kurz gedrängten Styl, ohne Anmerkungen, Gemählde, Portraits, Deklamation, und ohne Schimpf und Lob darzustellen. Jede Begebenheit müſste überdem so erwiesen seyn, daſs auch der keckste Zweifler und der bestimmteste Partheygeist, von welcher Meynung er sey, nichts dagegen aufzubringen fände. Würde dieses Werk so ausgeführt, welch eine Beschäftigung für unsern Ver-

---

*) Nach Lesung der vortrefflichen Geschichten des Protestantismus und Katholicismus Plancks, halt' ich ihn in Teutschland allein für den Mann zu einem solchen Unternehmen. Welches Aufsehen würden seine Geschichten in Europa gemacht haben, wären sie englisch oder französisch geschrieben worden.

stand, unsre Einbildungskraft und unser Herz! Aber würde man auch das schreckliche, empörende, zermalmende Gemählde in seiner nackten Wahrheit ertragen können?

121. Das Feuer des Unwillens über Thorheit und Laster entzündet den Witz zum kühnen Sarkasm, der Spott reizt ihn zum spitzigen Epigramm. Der erste entspringt aus einem starken Gefühl; indem dieſs den Witz berührt, durchglüht es ihn auch, und eben so schnell springt das elektrische Feuer in die Seele, das Herz und die Einbildungskraft des Hörers. Mit einem Zug entwirft er ein vollendetes Gemählde aus der moralischen Welt; aus den kühnen Gedanken wird ein feuriges Bild, das aus dem Spiegel der Wahrheit glühend herausleuchtet. Der Witz spielt um das Lächerliche, er spitzt in Ruhe den Pfeil, und fixirt den Verstand auf den ins Auge gefaſsten Punkt. Der Sarkasm wirft eine Fackel in das Dunkel des menschlichen Wesens — schleudert er sie auf den Einzelnen, so steht er, wie in einer schnell erleuchteten Höhle, mitten im Feuer. Das Epigramm deutet nur mit dem Finger auf die Thoren, und sie ziehen vorüber.

122. Es gehört viel dazu, daſs sich ein Mann, dem, wie man zu sagen pflegt, das Herz überflieſst, in der Gesellschaft erhalte, am Hofe ist es gar ein

Wunder. Ich rede nicht von einem Narren, (*sot*, wie unsre Nachbarn sagen,) der aus Geschwätzigkeit und Unbesonnenheit überflieſst. Ich spreche von einem Manne, der zu spät an den Hof und unter die feine Welt gekommen ist, der zu steif, durch den moralischen Panzer, den er sich selbst geschmiedet und angelegt hat, aller fernern feinen Erziehung unfähig ist — der selbst edel, rasch fühlend, offen, wahrhaft und bieder, nur Leute solcher Art aufgesucht hat, und wenn er sie nicht fand, sich, nach Erfüllung seiner Pflicht, in seinen einsamen Zimmern aufhielt. Berührt man vor einem solchen Manne eine schlechte, verdächtige Sache, so bezeichnet er sie, gereizt von der schonenden Höflichkeit der Anwesenden, mit Einem Zuge, fährt immer mit der Wahrheit grade heraus, ohne zu bedenken, ob sie die Anwesenden ertragen können, oder ertragen dürfen. Selbst gleichgültigen Dingen gibt er durch Wärme, eignen Ton und feste Art, ein Gewicht, die die wichtigsten in dem Munde anderer nicht haben. Aus muthvollem Vertrauen auf sich, aus Gewohnheit und einer gewissen vertraulichen Gutmüthigkeit und arglosen Absicht, theilt er selbst an der Tafel seines Monarchen, wenn ihm Umstände diese Ehre verschaffen, seinen Nachbarn Gesinnungen über berührte Gegenstände und Personen mit, daſs diesen dunkel vor den Augen wird. Man muſs so etwas gesehen und erfahren haben, um daran zu glauben, und noch mehr, wenn ich hinzusetze, daſs man einen solchen Mann ruhig hinlaufen läſst, hat man sich erst fest überzeugt, er strebe nach nichts weiter, und lasse sich die Erfüllung seiner Pflicht gnügen. Alles, was man dann thut, ist, daſs man ihm ein Beywort zu seinem Nahmen hinzusetzt.

123. Ein Mann, der immer gesund gewesen ist, kennt sich und den innern Menschen nur vom Hörensagen. Krankheiten entwickeln Kenntnisse von Dingen in ihm, die er vorher gar nicht geahndet hat; es ist, als wenn Abspannung, Schwäche, zu gespannte Kraft, Nervenreiz, Fieberhitze und ihr ganzes häſsliches Gefolge die innere Seele so ängstigten, daſs sie nun, im Drang, ihren eignen Besitzer die längst verborgenen Geheimnisse offenbaren müſste. Wir erstaunen dann, daſs ein so sonderbares und wunderbares Ding in uns lebt und gelebt hat. Wir treten hier durch physiologische und psychologische Selbsterfahrung in eine uns ganz unbekannte, moralisch-physische Welt voller Wunder in uns selbst. Viele Leute erfahren auch nur alsdann erst, daſs etwas in ihnen lebt, das sich mit nichts vergleichen läſst. Sagt man ihnen, das Ding ginge ganz natürlich und animalisch zu, so macht man ihnen das Räthsel noch dunkler. Der Seelenkranke endlich, — der übrigens mit seinem Körper zu leben und zu handeln scheint, wie wir, ist gewiſs eine der geheimniſsvollsten Aufgaben für den denkenden Mann, und hier löst man nichts mit einem Machtspruch auf.

Was weiſs ich, wenn man mir sagt, dieser Zustand rührt von physischen Ursachen her? Wenn ich etwas sehen möchte, (um etwas recht thöricht Unmögliches zu wünschen) so wäre es eine kranke Seele, während sie ihr Körper martert, und dann möchte ich sie wieder sehen, wenn sie ihren Körper verlassen hat.

---

124. Ein Mann, der immer mit festem Sinn nach Maximen und Grundsätzen in der Welt handelt, und doch sein Glück machen will, kömmt mir wie ein Feldherr vor, der Schlachten groſser Vorgänger kopirt, sie ausführt, ohne die Stellung des Feindes damit verglichen, oder die seine darnach beurtheilt zu haben. Oder wie einer, der sich zu einem Zweykampf bewaffnet, ohne zu wissen, mit was für Waffen sein Gegner ihm entgegen treten wird. — Der wahre Glücksjäger tritt ohne alle Waffen auf — er verbeugt sich vor jedem Kämpfer — zeigt gar keinen Muth — fällt von jedem Streich besiegt nieder — und steht doch endlich als Sieger auf. Da im Gegentheil der erste, wenn ihm auch durch Zufall ein glücklicher Streich gelingt, der endlichen Niederlage gewiſs am nächsten ist. Soll man also weder Maximen noch Grundsätze haben? Das sage ich nicht; ich sage nur, daſs der Mann, der sie zum Glückmachen brauchen will, nicht vergessen muſs, daſs, so wenig zwey Blätter der gröſsten Eiche, oder aller Bäume eines ganzen Waldes sich

einander gleichen, eben so wenig gleichen sich zwey Lagen im menschlichen Leben, und daſs es nicht mit der Maxime allein gelingt, sich in diese ungleichen Lagen hinein zu schicken.

---

125. In Wielands vortrefflichen, einzigen Gedichten ihrer Art, als Musarion, Oberon, den Rittergedichten, Mährchen u. s. w. herrscht eine griechisch-italienische Phantasie, mit teutschem Gefühl erwärmt, und durch schöne, menschliche Philosophie veredelt. Ich habe ihn noch nicht als Dichter genannt; aber braucht man den zu nennen, der ganz Europa gezeigt hat, daſs die Grazien, im Geleite schöner Weisheit — und doch ohne fieberhafte Überspannung — immer gefälliger Dichtung, feiner Sinnlichkeit und Harmonie der Sprache, auch in einem Teutschen sich vereinigt haben? Von allen unsern Dichtern ist er derjenige, welcher den Ausländern am meisten gefällt und gefallen muſste. Seine Stoffe gehören allen Völkern und liegen der Phantasie eines jeden gleich nah; und ob ihm gleich die Behandlung derselben eigenthümlich zugehört, so ist sie doch dem Geiste jedes kultivirten Volks angemessen. Wie viel könnte man nicht noch über ihn sagen? Es sey genug, wenn ich hinzusetze: er allein hat den sanften Rosenschimmer über unsern Parnaſs gezaubert, der die grelle, ernste Farbe derselben

Wer ihn hier verkennt, dem haben nie die Musen gelächelt; aber vielen ihrer seyn wollenden Priester in Teutschland lächeln die Musen nie.

126. Die Spanier und Italiener hatten politische Schriftsteller; die Engländer und Franzosen hatten ihrer, haben ihrer noch: nur wir Teutschen haben keine. Unsre Staatsleute schreiben nicht, und unsre Gelehrten arbeiten noch immer an den Elementen. Sie sind noch immer mit dem Natur- und Völkerrecht beschäftigt, und wahrlich, übte man diese nur erst gegen die armen Reichslande aus, wir könnten der übrigen Staatsrechte entbehren. Indessen beschäftigen sich unsre gutmüthigen Gelehrten mit der Statistik, die ihnen eigenthümlich zugehört, und nicht zufrieden, daſs sie ihren Völkerhirten die Heerde zählen, und deren Ertrag berechnen, thun sie es noch für alle Völkerhirten Europa's.

127. Der gemeinnützige Schriftstellergeist der Teutschen zeigt sich auch darin, daſs er den Engländern und Franzosen Verzeichnisse ihrer Schriftsteller liefert. Das Ding liegt ihnen so nah, so sehr am Herzen, daſs sie fürchten, es könnte gar einer von diesen Völkern vergessen werden. Übrigens

schen, wie im bürgerlichen Verkehr geben, wenn der Staat blühen soll.

128. Wenigstens erwerben sich unsre Gelehrten das Recht, über die Litteratur andrer Völker zu reden, da sie die Sprachen aller kultivirten Völker Europa's lernen, und ihre Schriften in dem Original lesen können. Die Engländer und die Franzosen rechnen es sich einander hoch an, wenn sie einige lebende Sprachen gelernt haben; der bescheidene Teutsche nennt es kaum ein Verdienst. Er denkt, es sey ein Werkzeug mehr, ohne welches er sein Gewerbe nicht nützlich und aufrichtig treiben könnte. Und an seine Bescheidenheit gewöhnt, zählt es ihm auch weder der Engländer, noch der Franzose zum Verdienst.

129. Was eine Schrift von einem groſsen Mann bewirken kann, beweist die ächt königlich schaale Schreiberey des gröſsten der Könige über die teutsche Litteratur. Wie viele im Auslande, und besonders Männer von höherm Stande, die sich so gern durch einen Machtspruch von aller weitern Mühe befreyen, und sich eben darum für die ausgemachtesten Richter der Sache halten, urtheilen nach dieser Schrift über uns ab. In funfzig Jahren, und drückte auch die teutsche Litteratur alle Litteratur

spucken. Es sind noch nicht zwey Jahre, daſs mir ein Mann dieser Art geradezu sagte: wir hätten keinen andern Roman, als den im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Kavalier. Ich citirte zur Antwort seine Quelle, und die Sache war zwischen uns abgethan; denn streiten muſs der Teutsche nicht mit dem Ausländer; er muſs ihn durch Thaten besiegen. Hierin nur hat er es gethan, und wird es ferner thun.

130. Man sagt sprichwörtlich: der groſse Mann ist es nicht vor seinem Kammerdiener; ich möchte hinzusetzen: welch ein unerträglicher Mensch müſste der groſse Mann seyn, der es auch vor seinem Kammerdiener wäre! Der wahrhaft groſse Mann ist es nur am gehörigen Orte, an der rechten Stelle, im übrigen ist er wie unser einer, und je mehr seine Gröſse unter dem Natürlichen und Gutmüthigen vor unsern Augen verschwindet, je mehr fühlen und erkennen wir sie, und auch nur so können wir sie lieben. Nicht die Kraft, und ihre immer gespannte Darstellung, die kleinen menschlichen Schwächen oder die Herablassung durch Güte dazu, machen liebenswürdig. Der groſse Mann zeigt uns alsdann, unser aller Mutter sey auch die seine, er bleibe ihr getreu und sey uns noch nah verwandt!

131. Ich habe viele groſse Männer und berühmte Schriftsteller genannt; aber noch nicht den reinsten, moralischen Menschen, der mir in einem Leben von beynahe funfzig Jahren vorgekommen ist. Dieser war Georg Schloſser aus Frankfurt am Mayn, der daselbst vor kurzem, als Syndikus, sein schönes Leben endigte. In ihm hatte sich die menschliche Natur veredelt, und er selbst leitete sein ganzes Leben hindurch alle seine erworbenen groſsen Kenntnisse nur auf diesen Zweck. Kein unreiner Faden läuft durch das reine Gewebe seines Lebens, und er führte ein sehr thätiges Leben. Ich möchte sagen: Nur die Tugend war sein Genie und machte es aus, so kräftig, so ganz und vollendet stellte er sie dar. Daſs er mein Freund bis zum letzten Augenblick seines Lebens war, meiner in der langen Abwesenheit gedachte, wie ich seiner, und wir entfernt und nah, immer in gleichem Geist verbunden blieben, rechne ich zu dem wichtigsten Gewinn meines Lebens. Wann ich einst den teutschen Boden wieder betrete, dann werd' ich erst recht seinen Verlust fühlen. Da er den Ort lange verlassen hatte, wo wir uns zuletzt und so lange sahen, so konnte ihn mein Geist in den neuen Verhältnissen ohne dieſs nicht mehr an Ort und Stelle gegenwärtig denken.

---

132. Das immer Groſse, oder ganz Groſse bringt endlich die schmähliche Wirkung hervor, wie das Erha-

bene, es macht erstarren. Die Seele ist erst ganz gedrängt voll davon, und dann erfolgt eine Leere, weil der Geist allein wirkt, und seine Verbindung mit dem Herzen während dem Staunen aufgelöst zu seyn scheint. Zum wahren, dauernden Genusse gehört das letztere unbedingt dazu. Der Mensch ist froh, wenn er nach dieser Bewunderung wieder auf etwas stöſst, wo sein Herz auch mitspricht.

133. Es ist nichts Empörenders für den Verstand und das Gefühl, als wenn man in einem berühmten Manne, durch nähere Bekanntschaft, die Entdeckung macht, er sey der Thaten selbst nicht werth, die er ausgeführt hat, und die ihm doch den Ruhm und sogar die Unsterblichkeit in der Ferne zusichern. Man zankt in innerm Groll mit allem dem, was sich in das Wesen der Menschen mischt, und ihr Schicksal leitet. Wer nie geglaubt hat, ein blinder Zufall herrsche in der Welt, glaubt es doch in diesem Augenblick, um sich aus dem unangenehmen Gedränge heraus zu winden. Lernen wir einen wirklich groſsen Mann kennen, und finden ihn seines Ruhms würdig, so macht er, wenn er klein von Person ist, einen noch stärkern Eindruck auf uns; sein Geist wird um so gröſser vor unsern Augen, denn wir wundern uns, wie er Raum in dem kleinen Körper gefunden hat, und denken vielleicht dunkel an die Anstrengung gegen das Physi-

Mann seines Ruhms unwerth, so schrumpft dieser um so mehr vor uns zusammen, als der Mann groſs von Wuchs ist. Einer dieser Art, der auf dem Flügel der preuſsischen Leibgarde stehen könnte, muſs die widrigste Wirkung thun. — Wen sollte es nicht ärgern, daſs die Natur so viel Stoff verbraucht hat, um uns zu äffen. Wir wissen ja schon, daſs er den Tempel der Göttin des Ruhms beraubt hat, während sie schlief oder sonst was that. Zum groſsen Mann gehört noch mehr, als Thaten; zum berühmten mögen sie hinreichend seyn.

---

174. Wer in spätern Zeiten die kriegerischen Thaten der Franzosen, nebst den Folgen derselben, deren lebende Zeugen wir waren, lesen wird, dem ist es gewiſs nicht zu verargen, wenn er sie für auſserordentliche Menschen hält; besonders wenn er hinzudenkt, daſs sie sich mit Völkern schlugen, die ihnen an Wissenschaft und Kultur gleich waren. Wir wissen, daſs sie Menschen waren, wie wir, nur von etwas belebt, das den Menschen nicht gewöhnlich belebt. Das Nationale, was man hierbey denken könnte, setzt sich wechselsweise in's Gleichgewicht. Ist der Franzose schnell und lebhaft, so ist der Teutsche ausdaurend und geduldig. So denken wir uns auch die Römer in der Entfernung als auſserordentliche Menschen, immer mit ernsten, strengen, politischen Tugenden ausgerüstet. Auch sie waren wahrscheinlich Menschen, wie wir,

gleichfalls nur mit etwas belebt, was nicht gewöhnlich ist. Aber eben dieses ist es, was den Ausschlag gibt, von Volk zu Volk, von Mensch zu Mensch. Die Franzosen haben, wie die Römer, ihre Karthaginienser gefunden; aber keinen Mithridat, obgleich genug von dem, was diesen König und sein Haus stürzte. Überdem stritten die Franzosen für sich, ihren Ruhm, ihr politisches Daseyn; ihre Gegner für den Sold und den, der ihn reichte. Der Geist der Eroberung und die Begierde zur Beute, die die Römer vorwärts trieben, blieben den Franzosen auch nicht aus, nachdem sie sich erst selbst in Sicherheit gesetzt hatten.

135. Tretet einem Hofmann, der das Podagra hat, auf den kranken Fuſs, er wird es Euch verzeihen, wenn es darum geschicht, ihm Platz zu machen, und er dadurch nur um die Länge des schmerzenden Fuſses dem Fürsten näher zu stehen kömmt. Ja, er wird Euch, geschmeichelt von der erzeigten Ehrerbietung, unter dem ärgsten Schmerz, noch zulächeln. Aber der Himmel steh' Euch bey, wenn es darum geschicht, ihm vorzutreten.

136. Ich selbst habe den Ober-Kammerherrn noch gekannt, der so laut und andächtig in der Kirche betete, daſs es die ihm Nahestehenden hören konnten: Lieber Gott, mache doch, daſs der Monarch

hold auf mich blicke! Und warum sollte er nicht? Er kannte keine andre Erndte. Und ist die Erndte der holden Blicke des Monarchen für den Hofling oft nicht einträglicher, als die Erndte einer ganzen Provinz, die bey zu lange anhaltender kalten Witterung um die Wärme der Sonne zum Himmel fleht? Jeder betet um das, dessen er bedarf, und Gott weiſs ja, wozu er, der jedem seine Bestimmung angewiesen, den Hofmann bestimmt hat. Der Oberkammerherr betete in seiner brünstigen Andacht vielleicht etwas zu laut, seine Kollegen thun dasselbe, nur leiser. In recht kultivirten Ländern haben wohl Mütter von Stande den Heiligen Lichter geweiht, vielleicht noch etwas Ehrwürdigeres thun lassen, um ihren Töchtern die Huld des Fürsten zuzuwenden, wenn sie selbst keine Ansprüche mehr darauf machen konnten.

137. Wenn ein Mann ein Buch schreibt, in dem er eigne Gedanken und eignen Empfindungsstoff verarbeitet hat, und dabey aufrichtig verfahren ist, so gibt er dem Publikum nicht allein einen Theil seines Selbsts damit, er läſst es sogar in sein Innerstes blicken, und überreicht ihm noch obendrein das Maſs seiner moralischen Kräfte. Zerreiſst sein Werk nur immer; er gab Euch doch nur von seinem Überflusse, und das Ganze, das er in sich ausgebildet hat, bleibt ihm unversehrt.

138. Ein Mahler, der eine recht häſsliche Fratze so mahlte, daſs sie, in einer nicht leicht zu findenden Stellung gegen das rechte Licht, nicht so wohl ein schönes, als erträgliches Gesicht vorstellte, würde eine Allegorie des menschlichen Wesens in der bürgerlichen Gesellschaft mahlen.

139. Ich, der ich an keine Wunder glaube, will ein Wunder, an das ich glaube, erzählen. Ich sehe Tag täglich die moralische Welt, die so tief, tief auf der physischen ruht, daſs sie kaum zu unterscheiden sind, von der geistigen an einem einzigen dünnen Haar aufwärts gezogen, und sogar etwas emporgehalten. Und das noch gröſsere Wunder ist dieses: daſs die ungeheure Masse, seit so viel tausend und tausend Jahren, dieses einzige dünne Haar nicht zerreiſsen kann, ob sie gleich durch unartige Wendungen und unaufhörliches Zerren ihr möglichstes dazu thut.

140. Wer es wirklich so weit gebracht hat, daſs er sich durch seinen Geist, seine moralische Kraft beherrscht, und durch diesen Geist, sein und der Menschen Streben und Wirken, und die Gründe dazu, hell und ruhig durchblickt, der muſs endlich an ein höheres, von der Materie ganz verschiednes Wesen in sich glauben, so unmöglich es auch sonst zu begreifen und zu erweisen ist. Darum möcht'

ich sagen: daſs der sich nach und nach durch Herz und Verstand ausbildende Mensch, durch die Übung, die Anwendung seiner moralischen und intellektuellen Kräfte, das Bewuſstseyn eines höhern Wesens in sich erweckt, und selbst das geistige, unsterbliche in sich auferzieht; wenn er also auch seine Seele nicht selbst erschafft, so macht er doch das schlummernde, dunkel träumende, wähnende, unstäte Ding in sich, zu einem wachen, bestimmten, sich ganz bewuſsten Wesen. So kann nun auch dieses Wesen gleich einer Gottheit in unserm Innern wohnen, und wir können sogar, unter seiner Herrschaft, etwas von dem unaussprechlichen Genuſs empfinden, den wir dem Schöpfer der Welten und Geister nach unsern Begriffen beylegen, und so das Allererhabenste, im Geist zu herrschen und zu wirken, mehr als ahnden.

141. Auch ganze Städte hat die allgewaltige Zeit begraben — Nach Jahrtausenden haben Sterbliche andrer Sprachen, andrer Sitten, andres Glaubens ihre Gräber geöffnet. Da liegen sie wie todte Gerippe an demselben Lichte, das sie einst erleuchtete und ihre verschwundnen Bewohner erfreute. Die Zerstörerin scheint sie aufbewahrt und hervorgezogen zu haben, um uns zu erinnern, daſs vor ihr, Hütte, Pallast, Städte mit Mauern und Thürmen einerley ist.

142. Die Werke groſser Dichter sind voll düstrer Klagen und erhabner Bilder, über Vergänglichkeit und Zerstörung; sie fühlen dabey, daſs in ihnen die schönste Welt durch beyde erlischt, sich auflöst und verschwindet.

143. Die schöne, einfache, väterliche, patriarchalische Benennung der Völker als Heerden, und der Fürsten als Hirten gewinnt zu unsern Zeiten, und vorzüglich in Teutschland, Tag täglich an Würde und Wahrheit. Man spricht von nichts, als von Vertauschung der Länder oder Triften, und unterhandelt ohne Aufhören über diesen wichtigen Gegenstand; kömmt endlich das Werk zu Stande, so werden die Heerden ihnen ganz fremde Hirten haben, und die Hirten ihnen ganz unbekannte Heerden weiden.

144. Die Mythe oder Sage: ein Theil der Engel sey gegen Gott, ihren Herrn und Schöpfer, im Anfang der Zeit aufrührisch geworden, ist ganz im Geist und nach dem Herzen der Menschen erfunden. Das unbeständige, kühne, eitle, stolze Ding traut höhern Wesen, wenn es sie denkt oder träumt, nicht mehr Beständigkeit oder Kraft zu, als es an sich kennt, und um sie sich ähnlich zu machen, ziert es sie mit seinen Gebrechen aus. Ich weiſs wohl, daſs die Priester diese Sage zu einem ganz

andern Zweck gebrauchen, ich weiſs auch, daſs mit dem Glauben oder Unglauben an dieselbe viel von ihrer Sache steht oder fällt. Übrigens kömmt das Gerücht davon aus dem Orient, dem Lande des Despotismus und des Aufruhrs her, woher uns noch schlimmere Dinge als dieſs gekommen sind.

145. Wenn plötzlich das Wesen aller Wesen den dicken, dunkeln Vorhang wegzöge, der uns seine Geheimnisse verbirgt — ich glaube, die Auflösung derselben würde so einfach erhaben seyn, daſs das Menschengeschlecht vor Bewunderung erstarrte. Ein recht keck vernünftelnder Philosoph würde vielleicht ärgerlich ausrufen: Ist es nur das? Und der Freche würde mit diesen Worten, ohne es zu wollen, das Höchste gesagt haben. Dieses Wesen hat für unser Glück und unsre Ehre dadurch, daſs es sich dieses einfach erhabene Geheimniſs, wie ich es zu denken wage, vorbehalten hat, zugleich gesorgt. Die Menschen würden es doch nur verunreinigen, wenn sie dann noch etwas vermöchten.

146. Wer recht zur Erkenntniſs seiner Unwissenheit gelangen will, muſs Metaphysik, Physik und was dazu gehört, studiren; hier erfährt er immer, was das Ding nicht ist, das er wissen will; und so liest und studirt er die Geschichte des menschlichen Geistes, wozu ihm weiter nichts fehlt,

als die, in dem unzugänglichen Archiv verborgenen, Dokumente.

147. Mich dünkt, eben darum, weil dem Menschen der Ursprung seiner meisten moralischen Übel so nah liegt, versteigt er sich in der Höhe und Tiefe, um die Quellen derselben zu suchen. Er könnte sich bey etwas genauer und aufrichtiger Prüfung hundertmal selbst eine klare Antwort geben, bevor er auf einen so verwickelten Fall stieſse, der ihn berechtigte, den zu fragen, der alles durch das weiseste Schweigen beantwortet hat. Er sagte zum Geschaffnen: Geh' und wirke nach deiner Kraft, und so verwies er den Menschen an sich selbst. Wir sehen täglich, wie der Mensch ihm für diesen Thätigkeitstrieb dankt, wie er ihn benutzt, und wie er den dafür zur Rechenschaft zieht, der ihn damit begabt hat.

148. Auch die jetzt von den Philosophen so sehr verschrieenen Endursachen haben dem Menschengeschlecht groſse Dienste geleistet; wir werfen in unsern blendend hellen Zeiten Eine Krücke nach der andern weg; aber laſst Euch nicht beunruhigen, es geschieht nur in Büchern und auf Kathedern. Im bürgerlichen Leben hinken auch die kaltvernünftigsten Philosophen auf Krücken einher — wahrlich sie muſsten sonst in der Luft gehen lernen, denn

auf der, uns und sie ernährenden Erde würden sie, nach ihrer Weise, auf die Nase fallen, und dazu glaubt der Philosoph, wenn er auch keine Endursache gestattet, die Nase doch nicht gemacht. Auch ich liebe Luftschlösser, sie mögen noch so bunt aussehen, wenn man nur nicht verlangt, daſs ich darin wohnen soll; und will man es, so muſs man mir doch von der festen Erde an eine Brücke oder Leiter aufbauen und hinstellen, damit ich sie ersteigen kann. Doch eine Brücke oder Leiter gehört zum Empirischen. Tritt auch ein Baumeister, wie der edle Friedrich Jakobi, mit Materialien auf, um uns zu einer geistigen Welt sicher zu führen, so erheben andere ihre Luftschlösser so sehr und schnell in die Höhe, daſs sie der Kühnste im Fliegen nicht erreichen kann.

---

149. Wenn zum Verdruſs der Bauliebhaber, die Verwirrung der Sprachen die Vollendung des Thurms zu Babel hinderte, so thun die verschiedenen Systeme der Philosophen dasselbe, zu unserm Verdruſs, bey ihrem Gebäude. Der Tempel der Philosophen und der Thurm zu Babel bleiben beyde nur Fragmente. Vielleicht ist die Verwirrung, welche die verschiedenen Systeme hervorbringen, noch gröſser, als die Verwirrung, welche die verschiednen Sprachen erzeugten. Denn hören wir nicht die gröſsten Baumeister am philosophischen Tempel immer klagen, daſs weder Gesellen noch Jungen sie

verstehen? Da steht also das philosophischpapierne Babel im Fragment, und drückt es auch die Erde nicht, so drückt es doch die Köpſe.

150. Wenn das höchste der Wesen die Hypothesen der Philosophen, über seine Schöpfung, Welt und Regierung hörte, es müſste, wenn man menschlich von ihm so reden darf, wahrscheinlich nach Verhältniſs dasselbe Vergnügen empfinden, das ein groſser, selbstregierender Monarch empfände, wenn er das politische Gewäsch der Müſsigen über seine Regierung und die Geheimnisse derselben im Kaffeehause belauschte.

151. Wenn die wahre Dichterey ein Beweis von höherer Moralität (wie ich glaube) in dem Menschen ist; so ist es die veredelte Liebe zwischen den Geschlechtern in der Gesellschaft auch: die Sinnlichkeit allein hätte dieſs nicht gefunden, hätte sich auch nicht so verstiegen. Aber ist nicht auch die Liebe Dichterey?

152. Es ist sonderbar und vielleicht bemerkenswerth, daſs die einzige, in einem republikanischen Geiste geschriebene englische Geschichte, von einem Frauenzimmer, der *Miſs Macaulay* ist, und wahrlich in einem starken, römisch-männlichen Sinn.

Sie suchte wahrscheinlich nichts am Hofe; doch war es schon lange vor der französischen Revolution in England Gebrauch, sich sorgfältig vor allem republikanischen Anstrich zu hüten. Es schien, als wollten die groſsen Schriftsteller, durch ihre Zärtlichkeit fur das regierende königliche Haus, oder die Minister desselben, die Schuld abbüſsen, die ihre Vorfahren durch den Republikanismus auf sich geladen hatten. Man glaubt ihnen zu Zeiten gar anzufühlen, als schämten sie sich des Vergangenen, so gar unschuldig sie auch daran sind; ich habe nichts dagegen, wenn die Art der Wiederherstellung Karls des zweyten dieses bewirkt. Darüber muſs man *Miſs Macaulay* hören. Selbst Hume, der doch wahrhaftig als Philosoph sceptisch und republikanisch genug ist, zeigt sich, und besonders in der Geschichte der Stuarts, als die gläubigste und gutmüthigste Seele. Selbst der Papismus ist ihm hier weniger zuwider, als der Republikanismus, und hätte er, der aller Ungläubigste Englands als Philosoph, ganz England als Geschichtschreiber zum katholischen Glauben bekehren können, damit der ihm verhaſste Republikanismus ja niemahls mehr das Haupt erhübe, er hätte es wahrscheinlich gethan. Mag er! Ich will aber damit nicht sagen, als sollte man die Geschichte in einem republikanischen Geiste schreiben; man soll, meyne ich, die Geschichte im Geist ihrer Zeit schreiben, weder tadeln, noch loben; weder verbergen, noch ausschmücken; dann wird der Werth der Handelnden, ihres Wirkens und ihrer Gesinnungen von selbst hervorgehen.

---

153. Wer auf schlechtgestimmten Instrumenten spielen will, der sage einem recht Glücklichen Wahrheiten, und tröste einen recht Unglücklichen.

---

154. Es finden sich in der That verschiedne, auffallende Ähnlichkeiten zwischen den Ärzten der Seele, des Herzens (den Moralisten) und den Ärzten des Leibes.

Erstlich sind Beyde noch nicht einig über die Grundsätze ihrer Kunst und Wissenschaft, denn so gut es Boerhavianer, Stahlianer, Hofmannianer, Brownianer gibt, eben so gut gibt es Platonianer, Epikureer, Helvetianer, Zenonianer und Kantianer.

Zweytens sind sie Beyde in gleichem Zwist über die Behandlung der Kranken. Die eine Parthey will reizen, hinaufspannen, erheben, die andre schwächen, niederdrücken, abspannen, demüthigen. Für den einen hat der Kranke nur einen Körper, für den andern ist er ganz Geist.

Drittens handeln und urtheilen Beyde nur nach Vermuthungen, gehen aber so rasch auf Gefahr des Kranken zu Werk, als sähen sie alles mit leiblichen Augen, als fühlten sie alles mit Händen des Fleisches.

Viertens sind Beyde innerlich überzeugt, daſs sie die ihnen verborgenen Geheimnisse nie errathen werden; das höchste, was sie hierüber gestehen, ist, daſs sie der Sache ganz nah sind, daſs ihr so nah zu seyn, oder sie ganz zu wissen, für den Kranken auf eins herauskömmt.

Fünftens gebrauchen Beyde meistens nur Palliative; besonders bey Leuten von Welt, die für beyde Theile gewöhnlich die chronisch-Kranken sind. Hier flicken also beyde nur und suchen die morschen Gebäude zusammen zu halten.

Sechstens haben Beyde ihre Marktschreyer und Pfuscher.

Siebentens muſs der Kranke bey der Kur Beyder das Beste thun, und da kömmt alles auf seine eigne Natur und Kraft an.

Achtens schreiben heut zu Tage weder die einen noch die andern ein Recept umsonst. Wenn der Kranke dem einen es gerade zu bezahlt, so bezahlt er es dem andern durch die dritte Hand, — die Hand des Verlegers.

Neuntens: Wenn der Arzt sein Heilmittel mit Hülfe des Apothekers, in Latwergen, Pulvern, Mixturen, Tränkchen, Pillen u. s. w. seinen Kranken beybringt, so thut es der Moralist, durch Hülfe des Verlegers, unter der Gestalt von Romanen, Dramen, dramatisirten Geschichten, Almanachen, Gedichten, Kompendien und ganzen Systemen.

Zehntens: Die Arzneyen Beyder können, schlecht oder übertrieben angewandt, Gift werden.

Eilftens: Schickt auch der Moralist seine Kranken nicht gerade zu aus der Welt, wie es wohl dem

Arzt widerfährt, so hilft er nach gewissen Systemen doch manchem auf den Weg dahin. Kurirt mancher Arzt seinem Kranken die Schwindsucht, die Hypochondrie, an den Hals, so läuft mancher aus der Schule der Moralisten als ein schwärmerischer Geck oder etwas schlimmers.

Ein wesentlicher Unterschied herrscht gleichwohl zwischen Beyden: der Arzt erkauft sein Recht zur Praktik bey der Fakultät durch ein Patent, und der andre findet es, gebräche es ihm auch an allem, in seinem Dintenfaſs.

Doch genug; der rechte Mann ist sein eigner Arzt und sein eigner Moralist.

155. Es gibt Leute von so hohem Geiste, daſs sie das, was man Gemeinplätze oder Gemeinsprüche zu nennen pflegt, gar nicht leiden können und wollen; sie vergessen, daſs man es nur dadurch in den gewöhnlichen Gesellschaften aushalten kann, daſs nur durch Gemeinsprüche ein Thor und ein Geck zu Zeiten noch etwas Gescheidtes sagt, daſs man also ohne sie so etwas gar nicht hörte. Und läſst sich am Ende nicht beynahe das meiste, wo nicht alles, was die gröſsten Köpfe zur Wahrheit verarbeitet haben, auf einen Gemeinspruch zurückführen? Die Gemeinplätze oder Gemeinsprüche sind die verarbeitete und erprobte Weisheit des ganzen Menschengeschlechts von den ältesten Zeiten her, und vergäſse sie plötzlich die Menge, ich zweifle sehr, daſs ihr

die Werke unsrer Genies den Verlust dieses Schatzes ersetzen könnten. Laſst sie ihr; wir zerarbeiten uns oft an einem verworrenen Knoten, den der gemeine Sinn mit einem derben, kurzen, körnigten, wahrheitsvollen Spruch auflöst.

156. Es gibt Poeten, — nicht Dichter — die uns die Natur so kalt, hölzern, steif und schülermäſsig korrekt beschreiben, als hätten sie während der Arbeit hinter der *Camera obscura* gesessen. Auch ist es wirklich so. Ihre *Camera obscura* sind die Gedichte ihrer Vorgänger; und ihr ganzes *sensorium* ist und wird eine *Camera obscura*, in der sich alles verkleinert, und zusammenzieht, und wo alles da ist, nur das Belebende und Bewegende nicht. Es fällt auch wohl Licht hinein, aber ohne Wärmestoff. Hier trifft wenigstens der Gemeinspruch: der Dichter wird geboren! nicht ein; hier macht sich der Poet.

157. Wenn die Kleinen recht wüſsten, um was sie die Groſsen bitten müſsten, sie würden ihnen unaufhörlich zurufen: Gewährt uns nur das Kleine, Gewöhnliche, Tagtägliche in Ordnung, das Groſse wollen wir Euch gern erlassen; wir müssen es ja doch mit dem Kleinen, das Ihr uns in vielen Jahren verstattet habt, in einem einzigen Augenblick abbezahlen.

158. Es wäre noch eine Haupterfahrung an den Menschen zu machen, und zwar eine, von welcher bis auf den heutigen Tag die Weltgeschichte schweigt: ob und wie sie eine lange Reihe weiser, guter, gerechter Regenten ertragen würden? Die Anfrage scheint beleidigend und paradox; ich kann nur sagen, daſs es mir Leid thut, und wünsche von Herzen, daſs das Menschengeschlecht diese Probe erleben möchte, zweifle aber, ob es sie bestände, wenn sich auch alle Umstände von auſsen und innen dazu vereinigten. Und die Vernunft? Das Glück in dieser Lage, wornach alle seufzen? Wovon alle Philosophen und Menschenfreunde träumen? Eben hier liegt die Schwierigkeit, in diesem Glück, in dieser Vernunft, und in diesem Einerley — diesem seligen Einerley.

---

159. Viele Philosophen halten dafür, der Glaube an ein böses Wesen, Typhon, Satanas, Teufel u. s. w. sey dem Menschen von den schrecklichen, ihn oft zerstörenden Naturerscheinungen aufgedrungen worden. Ich seh' es als einen ihm gewöhnlichen bescheidenen Zug seiner Selbsterkenntniſs an. Er brauchte sich aber nicht so weit zu versteigen; die Erscheinungen seiner eignen innern Natur und die Wirkungen derselben nach auſsen konnten ihm dazu verhelfen. Nur da man anfing, ihm zu schmeicheln, um gewisser Zwecke willen, oder als er gebildet genug war, sich selbst zu schmeicheln, warf er den

Ursprung dieses Wesens auſser sich, um eins zu haben, dem er etwas aufladen konnte, wenn es zur Sprache kam.

160. Man erträgt einen Menschen in der Gesellschaft, wenn es gleich allgemein bekannt ist, daſs ihm sein Gewissen wegen schlechter Handlungen, die nicht unter das Gesetz gefallen sind, in jedem Blutstropfen an das Herz schlägt. Sobald aber diesem Manne Jemand eine Ohrfeige gibt, die er nicht standesmäſsig beantwortet, so geht kein Ehrliebender mehr mit ihm um. Was geht uns sein Inneres an? Das Auſsere macht den Menschen.

161. Man kann ohne Wahrheitsgefühl und ohne den Muth, es zu zeigen, ein groſser Virtuose, ein Feldherr, ein Staatsmann, ein groſser Versemacher, (nicht Dichter,) kurz alles im Leben seyn, nur kein Mensch im rechten Sinn des Worts. Aber dieses ist auch kein Titel, der etwas einträgt, oder zur Ehre berechtigt.

162. Man sagt, und gewiſs mit einem Schein von Recht, wo nicht mit vollem Rechte: daſs die Groſsen der Erde nicht nach den gewöhnlichen Regeln und Gesetzen, die wir im Leben gegen uns zu beobachten verpflichtet sind, verfahren können.

daſs wir sie auch nicht darnach beurtheilen dürfen. So hat sich für sie auch wirklich nach und nach eine ganz eigne Politik und Moral, nach welcher sie gegen ihr eignes Volk und andere Völker verfahren, ausgebildet. Ich habe nichts dagegen, und weiſs, daſs ihre Verhältnisse ganz andrer Art, als unsre sind; zu bemerken ist aber, daſs, wenn man diese Verhältnisse gar zu geringe achtet, es sich ereignen kann, daſs sich das Volk bey eintretenden Umständen auch einer ganz eignen Moral und Politik bedient, wenn es mit ihnen zusammenstöſst. Wenigstens sieht man auch da nichts von Regeln und Gesetz, wie uns die Erfahrung gelehrt hat.

163. Die Kleinen oder die Menge machen wirklich wunderliche Forderungen. Sie fordern von allen Groſsen der Erde, daſs sie immer groſs seyn sollen, und das so recht in ihrem Sinne, als wurde jenen dieses Wesen angeboren, wie ihre Titel.

164. Wenn Hof- und Staatsleute und Beamte an dem Fürsten die Groſsmuth und Freygebigkeit, als vorzugliche Tugenden, loben, so sieht man wohl, was sie darunter meynen. Sie möchten gern jeden derselben zum politischen Beutelschneider am Volke für sich selbst machen; und weil sie selbst aus Furcht vor dem Gesetze nicht so gerade zu-

greifen dürfen, so möchten sie zu ihrem Besten den dazu reizen, der nach ihrer Meynung ein unwidersprechliches, ewiges Privilegium zu solchen Eingriffen hat.

---

165. Viele Mächtige der Erde gehen aus der Welt, ohne in ihrem Leben daran gedacht zu haben, welch ein schweres Amt ihnen das Schicksal auferlegt hat; so leicht wissen es ihre Helfer zu machen. Dieses nenne ich doch in Unschuld des Herzens und Geistes sterben; aber welch eine unschuldige Erziehung gehört auch zu solch einer Bildung!

---

166. Die beste Regierung ist, wenn der Fürst nach festen und weisen Grundsätzen selbst regiert, durch seine Minister ausführen läſst, und auch um die Ausführung nicht unbekümmert bleibt. Die erträgliche ist, wenn der Fürst hinter dem Vorhang steht, und die Minister allein regieren; in diesem Falle müssen sie doch der Selbsterhaltung wegen auf einige Grundsätze halten, und sich nach denselben verbinden. Die schlimmste ist, wenn der Fürst zu regieren wähnt, oder sich die Miene davon geben läſst! In diesem Falle glaubt sich jeder, der ihm naht, den Mächtigsten, und jeder Minister will, auſser seinem Departement, noch alle andere beherrschen. Keiner will Ast, alles will Stamm seyn. Zu Rathe sitzen feindliche Partheyen, der Staat

wird

wird hin und her gezerrt, und wundert sich zu Zeiten der Fürst über die Unruhe dieser Menschen, so deuten die Hohenpriester auf ein Opfer; es wird geschlachtet, und er hat wirklich ein Paar gute Tage. Gewöhnlich sterben Fürsten dieser Art mit einer starken Gabe Menschenverachtung, ohne doch dabey nur einen Augenblick an sich selbst zu denken.

---

167. Es ist schwer, daſs die Religion der Groſsen der Erde allgemein so andächtig und brünstig sey, als die Religion gemeiner Menschen. Erstlich fehlt es ihnen an der Noth, dem Druck, dem Bedürfniſs dazu, und zweytens hat man sie, nach gewissen Formeln, dem höchsten Wesen selbst so nah gebracht, daſs sie, wo nicht ganz als Verwandte, doch als recht gute Bekannte glauben vortreten zu können.

---

168. Wahr und unleugbar ist es, daſs groſse, immer zunehmende Auflagen die Industrie befördern; aber sonderbar ist es, daſs in manchen Staaten das Bedürfniſs und der Mangel in eben dem Grade zunehmen, als sich die Staatseinkünfte vermehren. Hier allein seh' ich ein Steigen in der Vervollkommnung des Menschengeschlechts, die gewiſs alle Begriffe und Erwartungen der kühnsten Philosophen alter Zeiten übertrifft; und wahrscheinlich wird

diese Vervollkommnung an der Grenze des Allererhabensten — dem Nichts — enden.

---

169. Daſs der bloſse Kaufmannsgeist der trugvollste der bösen Geister sey, den die Menschen erschaffen haben, beweisen uns die Engländer, und werden es uns fernerhin zur völligen und genügsamsten Überzeugung beweisen. Viele sind so gut, sich den Kopf zu zerarbeiten, wie sich wohl die Engländer aus diesem verworrenen Handel ziehen würden; ich glaube, ohne den meinen anzustrengen, sie werden es, wie alles, als Kaufleute thun. War der geendigte Krieg eine miſslungene Kaufmannsspekulation, so findet sich auch das Hülfsmittel in derselben Quelle. Kam ja doch am Ende die ganze Sache mit Protest zurück.

---

170. England hat uns gezeigt, daſs es auſser den Groſsen der Erde noch einen Stand gäbe, den Stand des Kaufmanns, der nach eigner Moral und Politik verfährt, und sich um die gewöhnlichen, uns in der Gesellschaft Lebende verbindenden Pflichten nicht bekümmert. Das System der Aufopferung — versteht sich, nicht derer, die diesen Stand ausmachen, — ist auch hier an der Tagesordnung. England zeigt uns, daſs es für diesen Stand, als Stand im Staate, weder Natur-, Völker-, ja nicht einmal menschliche und göttliche Gesetze gibt. Es

geht eine Sage in der philosophischen Geschichte der Menschheit, als habe der Verkehr der Völker durch den Handel einst Kultur und Humanität befördert und ausgebreitet; seht doch, wie sich der Engländer in allen Welttheilen, auf allen Meeren bemüht, uns von diesem Vorurtheil zu heilen!

171. Wenn man sich von dem humanen und Heldengeist der englischen Staatsleute und Helden einen recht anschaulichen Begriff machen will, so muſs man die Reden ihrer Staatsleute und Helden während des letzten Krieges lesen, und sie mit den ehemaligen vergleichen. Nelson in der Bescheidenheit und Windham in der Menschlichkeit finden schwerlich ihres Gleichen unter dem Volke, daſs sie vorzüglich hassen; läse auch der erste die Geschichte der Helden der königlichen Zeit, und der zweyte die des Konvents. Was ich mit den Engländern habe? Ich wollte, man kaufte ihnen nichts mehr in Europa ab, so würde wahrscheinlicher die ganz eingeschlafene Humanität dort wiederum erwachen müssen.

172. Wenn Teutschlands Fürsten je vergessen können, daſs Teutschlands Völker, die in diesem langen, gefährlichen und schrecklichen Kriege das meiste gelitten, — und am ärgsten gelitten haben, weil sie ganz unschuldig daran waren — doch trotz

allem dem, und trotz allen Versuchungen, an denen es nicht fehlte, gleichwohl ihnen und ihren Gebräuchen getreu verblieben sind, so sind sie — ich wage es zu sagen, und sollten sie mir es auch noch so übel deuten — nicht werth, Fürsten solcher Völker zu seyn. Wäre nach diesem Krieg ein Denkmal zu errichten, so müſste es ein Denkmal der teutschen Volkstreue seyn, von teutschen Fürsten, mit dieser Inschrift: dem teutschen Volk errichtet und geweiht.

Ich spreche nur von den Reichslanden, und möchte wohl hören, wie es unsre Amphictyonen in Regensburg aufnähmen, wenn wirklich ein teutscher edler Fürst diesen Vorschlag machte. Vielleicht sagte einer der Weisen dieser Versammlung: es sey ein gutes politisches Stückchen! — aber nein! sie würden schweigen und bey einem gewissen groſsen Hofe erst anfragen, dessen Antwort ich eben so gern lesen, als den Vorschlag machen hören möchte.

173. Wer ein Projekt machen will, der mache eins, das auf die Einnahme Einfluſs hat; es müſste mehr als toll seyn, wenn es nicht wenigstens zur Untersuchung an die Behörde übergeben würde.

174. Warum werden die Teutschen von andern Völkern nicht so geachtet, wie sie es verdienen?

Warum setzt der Engländer den Teutschen dem Franzosen nach, ob er diesen gleich mit unauslöschlichem Haſs beehrt? Der Franzose macht es eben so, ob er gleich nicht Ursache hat, den Engländer zu lieben. Vom Spanier rede ich nicht; dieser ist in seiner Meynung immer der Erste. Demohngeachtet gestehen sie dem Teutschen alle ein: er sey tapfer, gelehrt, aufgeklärt, duldsam, erfinderisch, gerecht, treu, bescheiden, halte auf Sitten. Aber eben darum, weil er nur dieſs ist, achtet man ihn nicht nach Verdienst. In der Konkurrenz von Volk zu Volk helfen diese Tugenden eben so viel, als sie dem Einzelnen in den bürgerlichen Verhältnissen helfen. Politische Tugenden geben in beyden den Ausschlag.

175. Wer das Volk zu beobachten Gelegenheit hatte, und bemerkt hat, wie wenig zu seiner Glückseligkeit gehört, mit welch mühsam ersparten Genüssen es sich für glücklich hält — wie es die Ruhe liebt, der es zu seinem Erwerbe bedarf — wie es sich die schwere Sorge und Arbeit mit den Gedanken auf kommende Sonn- und Festtage erleichtert — wie es sich gar nicht um das bekümmert, was diejenigen treiben, die über dasselbe gesetzt sind, wenn sie es nur in Ruhe arbeiten und das Wenige genieſsen lassen — der kann gar nicht begreifen, wie solche Wesen auf einmal ihrer glücklichen Ruhe, Zufriedenheit und Beschränktheit ent-

springen können. Und wahrlich, es gehören eben so auſserordentliche als frevelhafte Mittel dazu, um diesen, ihnen unnatürlichen, Zustand zu bewirken. Unwissenheit, Unsinn und Verbrechen müssen lange verbunden gewirkt haben, um denen ihre Lage unerträglich zu machen, die so wenig brauchen, um glücklich, zufrieden und ruhig zu seyn; die sogar nicht ahnden, daſs sie mehr an das Schicksal selbst zu fordern haben, als dieses.

176. Die beste Art, dem Volke wohl zu thun und seine Last zu erleichtern, ist: daſs es nach und nach, ohne Geräusch, Lärmen und ohne Prahlerey geschehe. Da das Volk mehr an sich selbst, als an das abstrakte Ding von Staat und dessen Bedürfnisse denkt, und zukünftige Umstände gar nicht in Anschlag bringt, so glaubt es auch leicht, es thue mit dem wenigsten schon zu viel, und die nothwendigsten Einschränkungen selbst seyen Zwang. Doch da dieses Ereigniſs zu den auſserordentlichen gehört, so weiſs ich nicht, wie mir es einfallen konnte, eine überflüssige Bemerkung mehr zu machen.

177. Mich dünkt, ein Kenner müſste bey dem Anblick des Bildes einer Madonna oder Heiligen so gleich errathen können, ob es ein katholischer oder protestantischer Künstler gemählt hat. Man glaubt an einer gewissen Kälte zu bemerken, daſs es dem

letzten am rechten Glauben dazu fehlte. Homer, Virgil und Ovid machen eine gleichere Wirkung auf beyde, als die Legende, und an den Göttinnen der Mythologie läſst sich ihr Glaubensbekenntniſs nicht unterscheiden. Hier scheinen sie beyde von Einer Religion zu seyn, der Religion der Dichter. Ich glaube aus eben diesem Grunde, daſs Klopstock den Stoff seiner Messiade sinnlicher dichterisch, — ich möchte sagen brünstiger — behandelt haben würde, wäre er ein recht gläubiger Katholik gewesen. Daher vielleicht das mehr Metaphysisch-religiöse, als das Sinnlich-religiöse, in Bildern, Gedanken und Charakteren.

178. Freylich, Ihr Zweifler, hat die Vorsehung für alles gesorgt; denn da sie den Reichthum, den Luxus, mit allen gefährlichen Folgen des Müſsiggangs, in dem sich zur Gesellschaft entwickelnden Chaos des Menschenwesens schwimmen sah, sah sie auch die Karten, die Bücher aller Art, die Theater, die Künste nebst ihrem Gefolge und alle sonstigen Spielereyen darin schwimmen. Sie haben sich nach und nach gefunden, und nun sind sie so amalgamirt, daſs das eine mit dem andern geht und gehen muſs.

179. Welcher Moralist schadet dem Menschen am meisten im wirklichen Verkehr des Lebens? Der, welcher den Menschen zu hoch, oder der, welcher

ihn zu tief nimmt? Wäre das Ding einzurichten, so müſste der Hochherzige und Hochgeistige die Schriften der letzten zu Zeiten lesen, um sich etwas zu temperiren, um brauchbarer für den Lebensverkehr zu werden. Dem diesem entgegengesetzten müſste man die Schriften der ersten in die Hände geben, um ihn etwas aus dem Koth zu lüften. Aber die Praxis lehrt, daſs das Reine das noch Reinere sucht und das Schmutzige das noch Schmutzigere. Beyde finden ihre Gläubigen; der Moralist, welcher nun beyden nutzen wollte, müſste demnach das Menschending weder zu hoch noch zu tief nehmen; aber das rundet sich nicht so systematisch aus, und läſst sich auch nicht aus Büchern und durch Spekulation allein finden.

180. Es ist doch wirklich auffallend, daſs es meistens Gelehrte von Handwerk, also Leute sind, die mehr mit Büchern, als Menschen zu thun haben, die für uns die Moral schreiben, oder als unsre Lehrer in dieser für uns so wichtigen Sache auftreten. Haben Staats- und Geschäftsleute denn gar keine Zeit dazu? Glauben sie gar nicht daran? Oder hat sie etwa die Erfahrung gelehrt, das Ding lieſse sich nicht systematisch behandeln und nütze überhaupt nicht viel? Freylich ist ihre praktische Erfahrung ein schlimmer Lehrmeister — und ein recht auftrocknender dazu — vielleicht auch eben so unzuverläſsig, als es die Bücher jener Herren sind,

aus denen sie ihre Wissenschaft lernen, um eins mehr zu schreiben.

---

181. Wie schwer der Mensch zu befriedigen ist, kann man daraus sehen, wenn man einen beobachtet, dem das Glück plötzlich etwas zugeworfen hat, das er lange sehnlich wünschte, dessen er lange bedurfte, und nun kaum mehr zu hoffen wagte. Den ersten Tag wird er trunken vor Freude seyn — die Spenderin hochpreisen, ihr gar danken. Beym Erwachen findet er an der Gabe schon dieſs und jenes auszusetzen, so verliert sie von Tag zu Tag etwas von ihrem Reiz; er findet immer mehr, das Ding hätte doch besser, seinem Verdienste gemäſser, ausfallen können. Hört man ihn nach einer gewissen Zeit davon reden, so glaubt man beynahe, ihm sey ein Unglück widerfahren; man muſs ihn dann ins Gedächtniſs rufen, vielleicht gar beweisen, daſs es ein Glück war und ist, worüber er sich nun beklagt. Nur wenn man ihn auf seinen vorigen Zustand verweist, wird man ein Lächeln gewahr. Und das Glück sollte nicht launisch seyn? ich finde es viel vernünftiger und gesetzter, als die, deren es sich annimmt.

---

182. Den teutschen guten Sinn (*bon sens*), diesen derben, kräftigen Sohn eines geraden natürlichen Verstandes, eines unverdorbenen Herzens und

gesunden Körpers, trifft man wohl noch bey Lebenden an, nur in den meisten Büchern zur Unterhaltung muſs man ihn nicht mehr suchen. Hier scheint er ganz auſser Gebrauch gekommen zu seyn. Die Autoren dieser Bücher fühlen dunkel, was sie einst von diesem gefährlichen Feinde, den sie gar nicht kennen, zu fürchten haben, darum arbeiten sie aus allen Kräften, instinktmäſsig auf seine Vernichtung hin. Umsonst, der plumpe, energische Geselle wird sie überleben, ihnen plötzlich erscheinen, und sie durch seine bloſse Erscheinung selbst vernichten.

---

183. Das elendeste Buch findet wenigstens Einen Bewunderer, sonst wäre es doch wahrhaftig nicht geschrieben worden; aber muſste es nicht geschrieben werden? Gehörte es nicht zu der Reihe der einmal von Ewigkeit her fest bestimmten und angeordneten Dinge, die zu ihrer Zeit erscheinen müssen? Ein schlechtes Buch muſste in seiner Zeit so gewiſs erscheinen, als ein leerer Kopf. Und was ist nun ein schlechtes Buch? Eine Pfuscherey in der moralischen Welt. Was thun denn die anders, die keine Bücher schreiben? Wäre es nicht besser für manches Volk, daſs dieser oder jener Groſse der Erde, dieser oder jener Staatsmann, nur ein schlechtes Buch geschrieben hätte? Es hätte ihn vielleicht von gewissen schlimmern Beschäftigungen abgehalten. — Ich möchte wohl wissen, was man dem einzigen Bewunderer eines schlechten Buches

antworten könnte, wenn er diese Sätze recht logisch erhärtete und bewiese. Was uns aber vor diesen sophistischen Einwürfen sichert, ist der einzige Bewundrer selbst.

---

184. Man theilt gewöhnlich die Bibliotheken nach Fächern, in verschiedenen Zimmern ab; ich meyne, man könnte sie eben so gut nach Gesunden und Kranken eintheilen, es vereinfachte das Geschäft um vieles. Die Kranken müſsten dann freylich wieder nach den Übeln, woran sie leiden, abgetheilt werden; man würde also besondere Zimmer bestimmen für Schwächlinge — für nervenlose Empfindsame und kränkliche schöne Seelen — für Idioten — für Windsüchtige — für Unheilbare — für Hypochondrische — für Schwermüthige — für Überspannte — für Mondsüchtige — für Wahnsinnige — für ganz Unsinnige — und endlich — einige ganz vermauerte Zimmer für epidemisch Kranke und ganz Verpestete. An die Hauptpforte könnte man die Inschrift eingraben: Lazareth und Narrenhaus des menschlichen Geistes und Verstandes. Das Auffallende würde hier seyn, daſs der Kranken mehr, wie der Gesunden sind, und man auf eine immer dauernde, nie nachlassende Seuche schlieſsen könnte; glücklicher Weise gehören Seuchen in der physischen Welt zu den seltnen Fällen. Was aber auch den besten und gesundesten Kopf verwirren könnte, ist, daſs der Besucher dieses Lazareths in Gefahr

wäre, eine ganz sonderbare, erstaunenswürdige und widernatürliche Erscheinung in dem Reiche der Geister zu bemerken; nämlich einen und denselben Mann in dem besten Wohlseyn unter den Gesunden und in den beklagenswürdigsten Umständen unter den Kranken zu finden. Wer daran zweifelt, der mustere nur seine Handbibliothek; ich mag den Katalogus nicht machen.

185. Die Benennung, Schöngeist, die vor dreyſsig Jahren so angenehm klang, ist nun zu einem widrigen Schall geworden; man bedient sich jetzt des allgemein bezeichnenden Wörtleins: Schriftsteller. Die schönen Geister scheinen selbst damit zufrieden zu seyn, denn sie beehren sich unter einander wörtlich und schriftlich mit diesem Titel. Ich finde dieses sehr klug; denn der Nachklang Geist in ihrem alten Titel könnte doch manchen ihrer Leser an gewisse Forderungen erinnern. Wenn man sich der Ausdrücke bedient: Schriftgieſser, Schriftschneider, so denkt man an etwas mechanisches, handwerkliches; bey Schriftsteller denkt man an das Schreiben.

186. Man wirft den Fürsten immer ihr Miſstrauen vor; macht man es ihnen etwa nicht darnach? Läſst man es ihnen an Ursache dazu fehlen? Ich möchte wohl hören, was diese Herren am Ende

von den Menschen sagten und dächten, und ob sie ihnen mehr trauten, wenn von ihren Hausgenossen sie in ihrem kleinen, beschränkten Bezirk so behandelt würden, wie man gewöhnlich die Fürsten behandelt — und sie bey jedem Wechsel immer dasselbe erfuhren. Nicht ihr Miſstrauen, ihren Leichtsinn mache ich ihnen zum Vorwurf. Ich wundre und ergötze mich jeder Zeit, wenn ich einen Fürsten mit grauen Haaren, (vorausgesetzt, er sey es wirklich gewesen, und habe es nicht bloſs geschienen) gutmüthig und freundlich lächeln sehe. Wer nach solch einer Erfahrung noch so lächeln kann, der muſs etwas vom Menschen in sich gerettet haben; und dieses ist nichts leichtes, wenn man nicht mit stumpfem Geist und mattem Herzen geboren worden ist.

187. Die Royalisten haben in ihrem Eifer immer das Hauptmittel gegen den Revolutionsgeist der Völker vergessen. Alexander der Erste, Kayser von Ruſsland, Friedrich Wilhelm, König von Preuſsen, Friedrich, Kronprinz von Dänemark, Maximilian Joseph, Churfürst von Bayern, Friedrich August, Churfürst von Sachsen, Carl Friedrich, Markgraf von Baden, Carl August, Herzog von Weimar, Ernst, Herzog von Gotha, Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, Ludwig X., Landgraf von Hessen-Darmstadt, Peter Friedrich Ludwig, Fürstbischof zu Lübeck, zeigen es ihnen

lebendig. Die Demokraten machten es nicht besser; für sie muſste erst ein Mann erscheinen. Beyde Theile können nun schweigen, und die Beyspiele reden lassen. Doch gibt es noch Höfe und Winkel, wo sie Hörer finden werden; mögen sie sich da heiser schreyen, wenn wir es nur nicht mehr anhören müssen.

188. Die Kantische Philosophie fing ihr Revolutionswesen in dem Geister- oder Verstandesreich mit der französischen Revolution an. Diese hat, wie es scheint, in einem Einzelnen ihr Ende gefunden; aber jene wird, kann und soll ihren Einzelnen nimmer finden. Das philosophische Reich ist ja ohnedem nach seinen jetzigen Reichs-Grundgesetzen nicht von dieser Welt.

189. Die Engländer und die Franzosen selbst haben wohl manch dummes und schlechtes Buch in den letzten zwölf Jahren über die Revolution und die Politik überhaupt geschrieben. Das schlechteste und dümmste Zeug über diese Gegenstände ward aber in Teutschland verfertigt. Und natürlich, es war den meisten unsrer Schriftsteller eine ganz fremde Materie — eine Materie, die gar nicht zu dem Nationalgeist paſste — denn wer hatte sich vorher um so etwas bekümmert? Wie konnten sie nun etwas anders liefern, da die meisten erst unter

dem Schreiben der Bücher lernten, wovon die Rede war. Warum wurden aber gleichwohl so viele dumme Bücher darüber im Vaterlande geschrieben? Weil der Spekulationsgeist dieser Schriftsteller schnell entdeckte, daſs ihnen die gereitzte Neugierde hier auf eine reiche und lange dauernde Nahrungsquelle hindeute, aus der zu schöpfen, man nur Hände brauchte. Auch waren jetzt die Geister so gestimmt, — wenn anders der Geist etwas dabey that — daſs das Tollste und Dümmste — das Gesuchteste und dadurch Einträglichste werden muſste.

Wie viele berühmte, sonst kluge und vernünftige Schriftsteller, kamen während dieser Zeit mit ihrem Ruhm ins Gedränge? Es war freylich leichter, die Feder nach aufgefaſsten oder aus Büchern gezogenen Meynungen zu führen, als die schnell sich folgenden, alle Begriffe verwirrenden Ereignisse, nach diesen Meynungen zu leiten. Darum sahen wir auch viele dieser Herren, nach jeder Leipziger Messe, oder jedem Mondenwechsel (in den Journalen) ihre politische Physiognomie verändern. Ja viele wechselten ihre Gestalt so oft, daſs man in diesem politischen Gewühl die Fabel vom Proteus, wohin man nur blickte, in der Wirklichkeit sah. Sie mögen nun nach einer festen Gestalt suchen, so lange sie wollen, uns wird sie immer zweydeutig bleiben. Der konsequenteste von allen war, um mit einem recht groſsen Mann zu enden, der Verfasser des hamburgischen politischen Journals, der seinen Noten zu der, lange vor der französischen

Revolution erschienenen Übersetzung des Plutarch getreu verblieb und ihren Werth in diesem Journal erhärtete. Er hat die groſsen Männer der griechischen und römischen Republiken so im Koth herumgeschleift, daſs es kein Wunder war, daſs er nun mit besudelten Fingern fortschrieb. Seine Noten zu diesem Plutarch haben mich seinen Nahmen auf ewig vergessen machen, ich hätte ihn sonst wahrlich genannt.

190. Jeder fängt von sich an; dieses ist der Grundstein, auf welchen die Gesellschaft gebaut ist, auf dem sie ruht; man könnte es das offenbare Geheimniſs derselben nennen. Aber man mag auch wirken, hervorbringen, was man will; wenn es uns selbst nutzen soll, so müssen es andre gebrauchen können. Wer diese Bestimmung für den Menschen zu niedrig findet, der lebe, arbeite, sterbe für sich, wenn er kann, werde zum Gott oder — ein Nichts.

191. Manier in der Poesie oder Kunst zeigt immer von Schwäche und Affektation, wodurch man das Mangelnde zu verdecken oder zu übertünchen sucht. Kraft ist ohne Manier, mag sie auch rauh, wild und schneidend seyn; übertrieben heiſst sie Verzerrung, nicht Manier. Groſse Dichter und Künstler können wohl eine eigne Physiognomie in ihrer

ihrer Darstellungsart und dem Ausdruck ihrer Gedanken und Empfindungen haben, aber keine Manier; sie zeigen sich immer, wie sie sind — verhehlen und verbergen nichts, und suchen noch weniger durch Künsteleyen das Mangelnde zu ersetzen. Selbst das bloſse Talent sucht sie zu vermeiden, und nur diejenigen, die beydes heucheln, überziehen ihre Werke mit diesem Firniſs.

192. Je stummer das Geschöpf ist, je weniger rührt uns sein Leiden; manchem Fürsten erging es eben so mit seinem Volke. Das Volk soll und muſs stumm seyn, und diejenigen, die für selbiges reden sollten oder dürfen, gleichen ganz den Stummgebornen, wenn von ihm die Rede seyn sollte.

193. Warum empfindet der Kleine oder tief Untergeordnete den Händedruck des Groſsen oder Mächtigen nur in dem Kopfe? Weil er an der Miene, an der Hand, die ihn berührt, fühlt, daſs die Handlung ganz von oben, und nicht von der Brust herkömmt.

194. Wenn ein Fürst Tag und Nacht, jede Minute und Sekunde alle das Jammer- und Klagegeschrey über die physischen und moralischen Übel seiner Unterthanen anhören und vernehmen müſste,

seine Lage würde die schrecklichste, unerträglichste auf dem Erdboden seyn; und er kann noch sagen: Hab' ich Euch doch nicht geschaffen! Bin doch ich nicht die Ursache Eurer unvermeidlichen Leiden! Bin doch auch ich ihnen ausgesetzt wie Ihr! Aber es liegt etwas erschrecklich groſs erhabenes für den Menschen in dem Gedanken, daſs das Wesen aller Wesen, die Klagen, den Jammer, das Winseln und Seufzen über die moralischen und physischen Übel aller auf den unzählbaren Welten Lebenden von ihm Geschaffenen, — von dem, der ihn auf Erden vorzustellen glaubt bis zum Wurm — von Ewigkeit vernommen und angehört hat, und in Ewigkeit vernehmen und anhören wird.

---

195. Ein Mann von gefühlvollem Herzen, reger Einbildungskraft und feinen Organen überhaupt, bezahlt die wenigen Genüsse, die er vor andern etwa voraus hat, am Ende theuer genug. Kömmt er glücklich durch, so ist gewöhnlich ein Herz voller Wunden und eine Phantasie voll trauriger Bilder, sein Erwerb. Ein gewöhnlicher Mensch genieſst und leidet nur für sich; der Mann, von dem ich rede, für das ganze Menschengeschlecht, selbst die Zukunft wird ihm gegenwärtig. „Aber Ihr sprecht von einem Manne ohne Verstand!“ Ich spreche von einem Manne, der Verstand genug hat, die wahre Gestalt des Menschenwesens einzusehen und zu fassen, der aber nicht Verstand genug hat, seinen Theil

für sich zu nehmen und sich über alles andre hinauszusetzen. Wer ganz ruhig leben will, muſs gar keinen Begriff vom Allgemeinen haben, selbst der Bettler kann sich so zum Mittelpunkt machen, und sich dafür erkennen.

196. Mich wundert es gar nicht, daſs Schwärmer, Enthusiasten, Fanatiker, kurz alle überspannte und verzerrte Köpfe, von welcher Art, Glauben und Meynung sie auch seyen — Weltleute und Männer von ruhigem Verstande hassen und schimpflich auszeichnen suchen. Ohne diese hätten sie längst die Welt zum Tollhause und sich zu Oberaufsehern desselben gemacht.

197. Das Publikum kann freylich zu seinen Schriftstellern sagen: Ihr steht in unserm Solde. Die meisten könnten aber dem Publikum antworten: So dienen wir dir auch!

198. Man könnte zu dem biblischen Spruche: die Thoren sprechen in ihrem Herzen, es ist kein Gott! hinzusetzen: Laſst es die Thoren in ihrem Herzen immer sagen, handelten nur die klugen Leute nicht oft so, als gäbe es keinen.

199. Zur Krankheit gehört Geduld, zur Gesundheit Mäſsigung, zum Leben Thätigkeit, zum bürgerlichen Verkehr Billigkeit, zum Unglück Kraft, zum Glück Weisheit; aber mit allen diesen Gaben kömmt man doch nicht am Hofe durch. Wer da fragt, was dazu noch erforderlich ist, der bleibe davon weg.

200. Jedermann findet die Schmeicheley, welche einem andern gesagt wird, eine fade, lose Speise; die Eigenliebe aber würzt sie in dem Augenblick, als man sie uns selbst auftischt.

201. Eine groſse Monarchin sagte einst: Man hat mir über alles mögliche Schmeicheleyen gesagt, nur über mein Singen nicht. Hier nur fanden wahrscheinlich die Hofleute den Beweis der Sterblichkeit ihrer Monarchin. —

202. Wen Glück und Unglück nicht auf die Probe gestellt haben, der stirbt wie ein Reichssoldat, der nie den Feind gesehen hat.

203. Wie viel ist wohl auf den Einfluſs des moralischen Gesetzes auf ein Geschöpf zu rechnen, das nicht stark genug ist, die diätetischen Vorschriften zu seinem Wohlseyn zu beobachten, obgleich

die Strafe der Übertretung dieser, durch die schlimmen schnell wirkenden Folgen, meistens sogleich eintritt? Die Strafe für die Verletzung des erstern ist oft weit entfernt, das Interesse des Übertreters gewöhnlich innigst mit der Übertretung jener Gesetze verbunden, und der Mensch wird durch das Interesse gestimmt. Dieses kann nie der Fall der Übertreter letzter Art seyn, denn die Befriedigung einer augenblicklichen Lust oder die Verletzung der Diät für den Kranken, das Überlassen einer Ausschweifung über die Kraft für den Gesunden, sind offenbar gegen das Interesse beyder. Man wendet mir vergebens ein, auch dieses sey Übertretung des moralischen Gesetzes, das uns die Mäſsigkeit zur Tugend macht; ich rede hier von den erlaubten Genüssen des Lebens, nicht in einem mönchischen Sinn, auch nicht von dem, was man thun sollte, sondern von dem, was man gewöhnlich thut, wenn man die Mittel dazu hat. Das auffallendste aber ist die groſse Übermacht des Thierischen über das Geistige, die hier so weit geht, daſs man wirklich mehr moralisch-Mäſsige, als physisch-Mäſsige in der Welt findet, weil die erstern nicht immer das letzte sind. Der gröſste Held, der klügste Geschäftsmann, der berühmteste Philosoph, der kälteste Kaufmann, der Lehrer der Moral, der Religion selbst — ja der Mann von dem festesten, stärksten Charakter, welches mehr als alles obige sagen will, sind oft die gröſsten Schwächlinge an der Tafel. So gar bey der Andächtigen vermag der Arzt weniger, als der

Beichtvater; sie überfüllt sich den Magen, während sie ihre Augen voll religiöser Schwärmerey zum Himmel erhebt, mit Konfitüren und süſsen Getränken, und der süſse Hang zur Sünde ist so reizend, daſs ihn eine solche Seele wenigstens in dem zu befriedigen sucht, was ihr am unschuldigsten scheint. Der Superintendent, der in der Morgenpredigt gegen jede Unmäſsigkeit donnerte, verläſst oft die Mittagstafel mit glühendem Gesicht, und einer Übersättigung, die dem Wohlbeleibten mit einem Schlagfluſs droht, denn es ist zu wetten, daſs ihn der Anblick des sanften Federbetts das unzerische Pulver vergessen machen wird. Vergiſst nicht sogar mancher Arzt an einer guten Tafel alle die Recepte, die er bey seinen Morgenbesuchen gegen die Unverdaulichkeit geschrieben hat? Auch der schwachnervigte Staatsmann, der mit allen benachbarten Höfen im diplomatischen, und mit dem seinen in einem ränkevollen Kriege lebt, erinnert sich bey dem reizenden Geruch der gewürzten Speisen der Regeln der Klugheit nicht, die er auf jenen Streitfeldern zu seiner Erhaltung anwendet. Und ach! hörte nicht der gröſste der Könige auf, es an der Tafel zu seyn, wie uns seine Anekdotensammler bis zum Überdruſs vorerzählt haben? Doch vielleicht ist es ein Glück für die Welt, daſs sich die, durch allzu groſse Geisteskräfte zu sehr hervorragenden Menschen, durch diesen Miſsbrauch etwas abschwächen. Vielleicht hemmt er in etwas ihre allzugefährliche Thätigkeit, ihren zu kühnen Muth, und der thierische Miſsbrauch, den sie an sich selbst ausüben, rettet uns von dem Miſsbrauch ihrer Geisteskräfte, die sie wahrscheinlich an uns üben würden. Aber könnten nicht die aus dem überfüllten Magen aufsteigenden Dünste, durch den Druck auf das Gehirn, oder die böse Laune, die der Unverdaulichkeit folgt, einen schädlichen Einfluſs auf unser Schicksal haben? Die wohlthätige Natur hat dafür gesorgt, und diesen Übertretern ihres Gesetzes die bleyerne Trägheit zugesellt, die sie nicht eher verläſst, bis sie sich durch Hülfsmittel aus dieser Lage gerettet haben. Für die üble Laune sind die Kammerdiener, die Hausgenossen oder die Glücksjäger da, die sich in solchen widrigen Stunden aufdrängen. Und gibt es wohl in dieser sublunarischen Welt ein Gut, ohne seinen gewöhnlichen Begleiter? Nur die Thätigkeit schlechter Autoren bändigt nichts; diese schreiben in jeder Geistes- und Leibeslage, und schlafen auch zu unsrer Ruhe jene gemeldeten gefährlichen Leute, so rettet uns doch von diesen letzten nichts, als der allgewaltige Tod.

204. Ein Autor, der im hohen Alter, wenn schon seine Leibes- und Seelenkräfte verloschen, und durch die Menge der Geburten erschöpft sind, immer noch fleiſsig fortschreibt, kömmt mir vor, als eile er, seinen Geist ganz auszuleeren, um dem Schöpfer seine Seele so leer zu überliefern, wie er sie bey der Geburt bekommen hat, als *Tabula rasa*,

(glatte Tafel) wie diejenigen das Ding nennen, welche nicht an angeborne Ideen glauben. Man könnte sie auch mit Weibern vergleichen, bey denen eine gewisse Zeit eingetreten ist, wo ihnen die Natur sagt: es ist genug und nun alles umsonst! die aber das Ding aus Gewohnheit und falschem Reiz nicht lassen können. Die Anwendung mache ein andrer!

---

205. Nach Borellus ist die Kraft des Herzens 180000 Pfunden gleich, nach Bernoulli drey hundert und fünf und siebenzig, nach Hallern hebt der Herzschlag so viel hundert Pfund Gewicht, als der Mensch ohne Nachtheil auf der Brust tragen kann. Gewiſs eine ungeheure Kraft für ein so kleines Ding! Wie kömmt es aber, daſs eben dieses Ding, das eine so mächtige physische Kraft besitzt, an moralischer so schwach ist, daſs es kaum einen Skrupel-Kummer vertragen kann, daſs es das Lächeln der Gunst oder Ungunst, des Glücks oder Unglücks so leicht emporhebt, so leicht niederschlägt, ja oft gar auflöst? Kurz, daſs das physisch-Stärkste im Menschen das moralisch-Schwächste ist? Weil die Natur uns die physische Kraft gegeben hat und sie ohne unser Zuthun und Anstrengung wirkt, und wir bey der moralischen alles thun, sie uns selbst geben müssen.

206. Sein gegebenes Wort und Versprechen halten, hat einen so entscheidenden Einfluſs auf unsern Charakter, gewöhnt so zum stolzen Festhalten desselben, und verleiht so viele moralische kräftige Stimmung und Sicherheit, daſs man die Kinder und besonders Knaben, von der frühsten Jugend an, und in den kleinsten Dingen, durch die frühste Erweckung des Gefühls davon, daran binden und fesseln sollte. Ein Wort ein Mann! ist ein teutscher und der alten Teutschen würdiger Spruch; ihre Söhne sollten ihn nie vergessen, und sich dabey ihrer kräftigern Väter ehrenvoll erinnern. Auf sein Wort und Versprechen fest halten, und es immer im Kleinen und Groſsen, im Wichtigen und Unwichtigen ehren, entwickelt nicht allein den Charakter zum Kräftigen, es macht auch besonnen im Verkehr des Lebens, aufmerksam auf das, was wir zusagen und unternehmen, und folglich klug. Ein Mann, der eben so leichtsinnig in unwichtigen Dingen sein Wort gibt, als er es bricht, ist selten sicher in wichtigen. Die Gewohnheit macht Wortbrüchige und Lügner, beydes lehrt die Erfahrung, und Beyspiele stoſsen uns täglich auf. Es gewöhnt zugleich zu Opfern, da man aus Ehrgefühl bey der genommenen Wahl verbleiben muſs, wenn auch neue Ereignisse noch so sehr reizten, und der Verkehr in der Gesellschaft fordert wechselseitige Opfer und Entsagungen. Aber warum vorzüglich die Knaben? Weil Mädchen nicht immer halten müssen und dürfen, was sie mit den Augen versprechen — weil

sie überhaupt nie alle Versprechen erfüllen müssen, die der Mund aus geheimen Gründen des Herzens leise ausspricht — weil wir den Vorbehalt ihres Herzens wissen und gestatten — weil sie durch süſse Lockungen und herbe Versagungen reizen — und weil die völlige Erfüllung des Versprechens von ihrer Seite sättigt und übersättigt. Ihre Moral erfordert überhaupt eine eigne Behandlung und besondre Regeln, da sie mehr geschaffen sind, den Thätigen das Leben zu versüſsen, als selbst thätig zu seyn. Diese Moral müſsten die Liebe, die Klugheit und die feine Koquetterie schreiben. Aber Rousseau hat dieses Thema in seiner Sophie erschöpft und ich hätte immer schweigen können.

207. **Wir fordern immer Liebe — und Liebe von den Weibern; manche aus Stolz und Eitelkeit wohl auch dann noch, wenn sie von dem, was sie so feurig forderten, übersättigt sind. Und doch wundern oder ärgern wir uns, lästern sie sogar, wenn sie das, was wir ihnen im Taumel zum Hauptgeschäft des Lebens gemacht und als einzige Bestimmung aufgedrungen haben, auch von uns heftig fordern, und finden sie es nicht mehr bey uns, es endlich bey andern suchen.** Auch die, denen die Natur diese süſse Schwärmerey versagt hat, müssen die Liebe als eine Kunst von uns lernen, wenn sie uns gefallen wollen, und übt man nicht, um den Meister zu ehren, eine gelernte Kunst noch

lieber, als das, was uns die Natur ohne Mühe gegeben hat?

208. Wenn Ihr die Fürsten beneidet, und für glücklich haltet, so denkt Euch einen edlen, rechtschaffenen Mann auf dem Throne und setzt hinzu: Der Thron hat seine eigne Moral und Verfahrungsart, und muſs sie, wegen der schwierigen, verwickelten Verhältnisse haben. Denkt diesen wenigen und vielsagenden Worten recht nach, erwägt sie in ihrem ganzen Umfang nach Eurem moralischen Gefühl, setzt Euch an seine Stelle, und beneidet ihn dann, haltet ihn dann für glücklich, wenn Ihr es noch könnt. Der Fürst eines groſsen Reichs, der nicht hundertmal mit einem Privatmann seine Lage zu wechseln wünscht, (ich rede nicht von trägen Geistern) ist es selten werth zu seyn. Nur wer die Last wirklich selbst trägt, kennt ihr Gewicht. Wir können uns den Opfern entziehen, ihn weihen wir uns durch die Huldigung aufs Leben dazu ein, und nur er hat so viele Richterstühle, als er Herzen seiner Unterthanen zählt, weise und thörichte, gerechte und ungerechte, die ihm alle den Proceſs ohne Schonung, meistens ohne Untersuchung machen. Legt dieses in die Wage gegen das eingebildete Glück und wählt!

209. Ein schlechter Mensch ist der verdrüſslichste und ungeduldigste Zuhörer in Gesellschaft, wenn man von seines Gleichen spricht; er fühlt sich auf dem Armen-Sünder-Stuhl vor dem peinlichen Gericht. Darum sagt de Thou vielleicht: es ist ein Fehler aller Menschen, daſs sie mehr geneigt sind, das Böse zu thun, als die Erzählung schlechter Handlungen anzuhören. — Das Erinnertwerden daran scheint ihnen denn doch beschwerlich zu seyn.

210. Die Alten zerarbeiteten sich an weisen und sophistischen Untersuchungen, ob die Tugend gelehrt werden könnte. Es läſst sich freylich alles durch Fleiſs und Anstrengung erlernen, so gar die ausstudiertsten Formen und spitzigsten Wortklaubereyen, nur der Geist der Sache, der rechte praktische Sinn dazu nicht. Der muſs schon in uns vorhanden seyn, und sich nur durch Berührung entwickeln. Man sagt, man wird zum Dichter geboren, und ich setze hinzu, auch zum Regenten; beydes wird keiner durch Kunst; alles, was diese thun kann, ist, das allzu Genialische und Gewaltsame zu zügeln. Wer eins von beyden ganz gegen seine Natur und Kraft ist, ist entweder ein Repräsentant des Dings, oder ein Versemacher. Darum sind auch beyde im hohen Sinn so selten. Nur kann man den Repräsentanten des Dings keinen Vorwurf machen, denn sie müssen es seyn, und das Schick-

sal hat über sie dieses Loos geworfen, ohne sie zu fragen.

---

211. Die Politik, der Stolz, die Eitelkeit, die Langeweile, das Vorurtheil, die Übereinkunft, die Ansprüche, die Überschätzung, der feine Geschmack, ein schwächliches Gefühl, welches von allem Geraden und Wahren empört wird, haben die strenge Etiquette, das steife, lästige Ceremoniel, die künstliche Politesse, in den Gesellschaften der Mächtigen und Reichen, dem Menschengeschlecht zur Wohlthat, hervorgebracht. Wer darüber spottet, und die Mächtigen und Reichen eines bessern belehren möchte, ist ein schlechter Menschenbeobachter und kennt den Vortheil des Volks nicht. Vermahnen, dazu aufmuntern sollte man; — auf Mittel denken, das Erlernen dieser Künste und ihre Ausübung noch schwerer zu machen; Vorübungsschulen, Akademien, sollte man dazu einrichten und Preise austheilen. Warum? Weil es die einzige der vielen Befriedigungen der Mächtigen und Reichen ist, der sie nicht auf Kosten der Kleinen Gnüge leisten, und wodurch sie sich standesmäſsig unter einander und gegen einander selbst quälen, wenn es eine Qual für sie ist. Wer hätte es wohl gewagt, ihren Einfällen, Begierden und Leidenschaften einen so zuverlässigen Kapzaum anzulegen, wenn es nicht die Verfeinerung der Sitten und das daraus entspringende Hochgefühl eines besondern Werths über die

Menge, ohne das Zuthun der Kleinen, gethan hätte? So ründet sich alles Eckige in der Welt aus; das Lächerliche selbst wird nützlich, und man könnte auch hier sagen, den Menschen flieſsen Wohlthaten zu, deren sie genieſsen, ohne sie zu ahnden oder ihre Quelle zu kennen. Verliert nicht der, welcher durch die Anstrengungen in diesen Kleinigkeiten zu glänzen sucht, die Kraft zu gröſsern, gefährlichern Dingen? Arbeitet nicht mancher, um ganz liebenswürdig zu seyn, so lange an dem Zurückdrücken seiner Begierden und Leidenschaften, bis sie endlich ganz verdampfen? Setzt er nicht den Rest seines Charakters, wenn er ja einen hatte, auf dieses Spiel? Wo soll das Ding, von dem man keine Spur zeigen darf, am Ende nisten? Ich sehe das ganze Wesen als ein Opfer an, das man sich unbewuſst dem allgemeinen Besten dadurch bringt, daſs man sich alles dessen, was die Ruhe stören könnte, nach und nach beraubt. Und wie leicht ist es nicht, hier vollkommen und ein Mann des Tags zu werden? Jemehr sich die Mächtigen und Reichen mit Kleinigkeiten und unbedeutenden Dingen beschäftigen, je sichrer ist die Ruhe der Menge. Wenn sie so recht in ihren ausschlieſsenden Cirkeln prangen, und des dortigen Glücks siegend genieſsen, so denken sie der rohern und ungebildetern Klasse nur mit Verachtung und Mitleid, und diese mögen sich Glück wünschen, daſs jene ein solches Theater für ihre Thätigkeit gefunden haben; denn diese Verachtung ist ihnen nützlicher als die Thätigkeit.

Freylich den aus einer solchen Stimmung entspringenden kleinlichen Leidenschaften entgeht man nicht, — und ganz lischt der Mensch nicht aus, aber man kann ihnen ausweichen oder sie versöhnen. Nur derjenige, welcher mit Kraft und Muth, aus Macht- und Reichthums-Gefühl handelt, geht rasch und kühn vorwärts, er mag zerstören oder aufbauen. Wer die Tiefe eines Bücklings nach Graden berechnet, und die Worte auf die Wagschale der Gebühr legt, wer aus Überschätzung seines Selbsts nur aufmerkt, ob es ein andrer wage, ihn unter derselben zu behandeln, läſst gewiſs die Welt in Ruhe; und griffe er auch durch Zufall und Geburt in ihr Wirken ein, so wird er das Groſse vor dem vielen Kleinen nicht sehen und sich gleich Anfangs bloſs darauf setzen. Gebt also den Thoren ihr eingebildetes Recht, so werden sie Euch um so weniger in Eurem wirklichen stören. Preist ihnen ihren Zeitvertreib an, sie werden Eurer weniger denken, Euch weniger als Zeitvertreib aufsuchen.

Wahrhaft groſse Männer sind immer einfach — ihr Betragen ist immer ohne Kunst und ohne Schminke, es flieſst aus richtiger Schätzung ihrer selbst und dem Anerkennen des Werths andrer. Sie können durch solche Ziererey ihrem Werthe nichts hinzusetzen, aber wohl ihm etwas nehmen. Von diesen ist hier die Rede gar nicht.

212. Kein Verschwinden einer Täuschung überrascht mehr, als wenn man endlich Gelegenheit hat, die groſsen Männer im Staate oder an der Spitze der Armee, recht in der Nähe zu sehen. In der Jugend erscheinen sie uns alle so groſs, ihr Wirken so bedeutend und wichtig, ihr ganzes Wesen und Geschäft scheinen so viele auſserordentliche Geisteskräfte, hohen Muth, Talente und Aufopferung zu erfordern, daſs wir gar nicht begreifen, wie solche Menschen dazu kommen, und sich dazu ausbilden können. Wir sehen die groſse Maschine sich bewegen, und denken uns das Gewicht darnach. Aber wie erstaunen wir, wenn alle die Träume verschwinden und wir den kleinen Hebel sehen, der das groſse Ding forttreibt; dann wundern wir uns nur noch darüber, daſs es mit so wenig angewandter Kraft geht, gehen kann und gehen muſs. Das Kapitel der Aufopferungen verschwindet ganz. Wir sehen dann, daſs mancher Staatsmann, der die Regierung leitet, weniger Fleiſs und nicht mehr Geisteskraft aufwendet, auch wohl nichts Gröſseres thut, als ein Bürger, der Haus und Gut verwaltet und in Ordnung hält. Dann fällt natürlich unser Blick auf die, denen daran liegt, daſs die Maschine gehe, und die aus Noth und Instinkt den Gang derselben befördern, ohne zu ahnden, daſs sie auſser ihrem täglichen Beruf ein so groſses Ding in Bewegung setzen und immer glauben, viel höhere Geister als sie, trieben das Geschäft für sie. Diese vermeynten groſsen Geister gleichen der Mucke des

la Fontaine, die von dem Heuwagen herunterrief: Seht doch, was ich für einen gewaltigen Staub mache! Den Zuruf vergessen die Herren auch nicht; wer wüſste auch sonst etwas von ihnen? Aber auch das hat sein Gutes; nur das zu viel thun, das immer nur wichtige Dinge thun wollen, ist das Bedenkliche. Was würde überhaupt aus der Welt und den Kleinen werden, wenn die, welche sie leiten, alle groſse Männer wären, nur Groſses thun und wirken wollten? Aus dem vielen Kleinen recht viel Nützliches zusammensetzen, und dann ein heilsames, harmonisches Groſse hervorbringen, das ist Gröſse, die wir wünschen müssen.

So lange der Himmel ruhig über uns einhergeht, ist alles still; nur wenn ein Schwanzstern erscheint, kömmt alles in Bewegung, vom gröſsten Astronomen bis zur Küchenmagd.

Also keine groſsen Männer? Recht groſse Männer, nur keine Schwanzsterne und Feuerkugeln am politischen Horizont — am Himmel nur schaden sie nichts, und wir sind berechtigt, an uns vorzüglich zu denken.

---

213. Die meisten Menschen sterben, ohne nur ein Wort davon zu wissen, daſs sie durch ein unbegreifliches Wunder gezeugt worden sind, durch ein eben so groſses Wunder gelebt haben, und von nichts, als den erstaunungsvollsten Wundern der Natur umgeben waren. Sie ahnden gar nicht, daſs

sie ihre Tage auf einem Schauplatz voller Zauberschlösser zugebracht haben, deren herrliche Erscheinungen und Wunder keine Einbildungskraft erreicht, kein Verstand durchdringt, kein Gedächtniſs faſst und keine menschliche Zunge nennt. Wer die Natur durch ihre groſsen Historiker und die Beobachtung selbst nicht kennt, der geht aus dem Grabe im Mutterleib in das Grab der Erde hinüber, ohne daſs sich der Schleyer vor seinen Sinnen verdünnt hat, und ich weiſs nicht, wie er die Wunder jener Welt ansieht und erkennt, da er in dieser ein Fremdling geblieben ist und so zu sagen ohne Maſsstab ankömmt.

214. Die Moral ist die Stütze der Religion, die Naturgeschichte sollte die Stütze der Moral seyn. Hier herrschen durchaus feste, unveränderliche Gesetze, Gesetze, die wir befolgen müssen, wenn wir erträglich, mit Gewinn, Genuſs und ohne Furcht unsre Tage hinleben wollen. Ordnung, Harmonie, Zweck und Nothwendigkeit, sind dieses nicht die Angeln, um die sich das menschliche Leben dreht und drehen sollte? Und die letzte? — Jeder Gegenstand in diesem schönen, klaren und erhabenen Lehrbuch deutet auf diese Gesetze hin; nur hier sehen und hören wir nichts von Anmaſsung, Pedanterey, dogmatischem, sophistischem Ton. Die Weisheit im schönsten, bescheidensten Gewande spricht uns aus Allem an, und führt uns immer aus unserm

Wahn auf uns selbst und diese Gesetze zurück. Was sind die Systeme der Philosophen gegen ein Insekt, eine Blume oder die Welt, die eine Staude in sich und um sich bildet? und was sind die Genüsse des Metaphysikers, der den Schall von Worten zu verkörpern sucht, gegen die Genüsse des Naturforschers, der die wahre Schöpfung in ihren schönsten Geheimnissen belauscht?

Man kann der jetzt herrschenden, kalten, auftrocknenden, erstarrenden Philosophie nichts besseres entgegensetzen, als die Kenntniſs der Natur; und es freut mich, daſs ich in den meisten Büchern, die man in Teutschland für die Jugend schreibt, diesen Gegenstand so zweckmäſsig behandelt finde.

215. Der Geist, der Verstand, die Seele machen den Menschen zum moralischen Wesen. — Dieſs angenommen, wie es dann angenommen werden muſs — sollen und müssen auch sie die Materie beherrschen. Da wir aber tagtäglich zu unserm Kummer sehen und an uns selbst erfahren, daſs man oft nicht weiſs, wer eigentlich den Herrn in uns spielt, und die Materie öfters als die Seele despotisirt, so ist es unmöglich, daſs alle Seelen von gleichem Stoffe, gleicher Form, Gestalt, Stimmung, Laune und Kraft seyn können. Ich weiſs, daſs dieses alles leere, nichtssagende Worte sind, daſs es wie Unsinn aussieht; aber dem sey wie ihm wolle; verhält es sich so, so müssen sich im allge-

meinen Vorrathshause der Seelen, eben sowohl verkrüppelte, bucklichte, schiefe, hektische, rachitische, ungesunde, träge, gallartige, neblichte, feurige, salamandrische Seelen finden, als es Körper dieser Art im Vorrathshause der Keime oder der Embryonen gibt. Kurz es muſs eben sowohl ein Verhältniſs zwischen den Seelen, als zwischen den Leibern obwalten, und wohl dem, welchem eine recht gesunde unverkrüppelte bey der Geburt zu Theil geworden ist. Kann er auch nicht auf das Geschenk stolz seyn, da er so wenig dabey gethan hat, als bey seiner physischen Zeugung, so kann er sich doch die reine Erhaltung desselben zurechnen, und dieses ist nichts kleines. Noch einmal, es ist eitel Thorheit, aus der vielleicht etwas Verstand nur wetterleuchtet; aber wahrlich man kömmt in das Gedränge, wenn man alle die erbärmlichen Seelen um sich her sieht, und über den Gegenstand nachsinnt; hier rettet nichts, als ein *Salto mortale* oder ein *Caprizzio.* Glichen sich alle Seelen von Haus aus — was für eine Gewalt müſste die Materie auf sie ausüben? Könnte sie nicht aus der schönsten Seele, dem reinsten Ausfluſs des erhabensten Wesens, dem heiligsten, uns von den Thieren der Erde trennenden, uns ihm nähernden Geschenk, ein Ungeheuer machen, das es bey Wiedererblickung gar nicht mehr für sein Geschöpf erkennte — das es verwerfen müſste? Wie? Was? Woher? Warum? Aber die Vernunft soll wachen, ihr sind die moralischen Gebote eingegraben — und zwar von dem Höchsten selbst — Kant erwies es noch neulich. Und je räudiger, ungesunder, widerstrebender, schlechter der Stoff des Körpers ist, den sie regieren soll, um so gröſser ist das Verdienst — ja sie kann nur dadurch auf Verdienst pochen, wenn die Vernunft auf etwas pochen darf. Das Leichte wird gar nicht gerechnet, da man des Schwersten sich nicht rühmen darf. — Aber die Vernunft steckt ja in der Seele, und die Seele in der Vernunft und der Geist in beyden. Es ist immer derselbe Regent, nur unter verschiednen Titeln, den wir uns bald aristokratisch, bald monarchisch, bald demokratisch, bald despotisch denken müssen, und der auch wirklich das Schicksal der Regenten hat; denn seine Minister täuschen und betrügen ihn unaufhörlich, wie es Minister zu thun pflegen, zerren ihn hin und her, machen ihn wohl zu Zeiten glauben, er herrsche, und er muſs es wohl glauben, da sie ihm aus Politik oder Klugheit die oberste Stelle lassen und ihn immer als regierenden Fürsten begrüſsen. Ich kann mir nicht helfen, der Eingang in die Welt scheint mir schon einem Hazardspiel oder einer groſsen Lotterie für uns zu gleichen. Wir setzen, ohne es einmal zu wissen, schon dann unser ganzes Daseyn auf ein Loos — und nach der Erfahrung gibt es tausend und tausend Nieten gegen einen Treffer. Die Seele fliegt unserm Keim, oder dem an das Licht sich gewaltsam drängenden Körper zu, wie sie aus dem Loostopf gezogen wird, jeder muſs sie aufnehmen, und sich mit ihr durch das Leben behelfen. So schüttelt das Schicksal die Würfel schon bey unsrer Geburt vor dem Schooſs der Mutter, stürzt sie aus der Hand, unbekümmert um den, dem der Wurf gilt — ja vielleicht thut es dasselbe schon im dunkeln Schooſs der Mutter bey der Zeugung. Alles, was es zu sagen scheint, ist: Geh' hin und kämpfe gegen den Wurf — — oder mache eine Niete zum Treffer. Spiele auf dieser gellenden, schnarrenden Saite weiter, wer Lust dazu hat! Von dem Sollen und Müssen, dem heiligen Willen habe auch ich gehört. Wer den Knoten zerhauen will, muſs über die Himmel springen, nicht mehr rückwärts blicken, denn jeder Blick auf die Erde verwirrt ihn aufs neue.

Groſse Religionslehrer haben ihn so zerhauen: nach ihnen werden alle Seelen gleich geschaffen — das Wesen der Wesen zieht sie aus dem Glückstopf, bezeichnet jedes Loos — und dann dreyfaches Weh dem, auf dessen Loos Verdammungszeichen steht.

Wenn aber ein elender, übelgebildeter, ungesunder Körper, eine gute, reine, schöne Seele verpfuschen kann; wie kömmt es, daſs so oft in den schönsten Körpern die flachsten, schlechtsten, erbärmlichsten Seelen wohnen? Dieses müſste dann gar nicht seyn können, oder jenes hat auch nicht statt.

---

216. Wer sich einen reinen Begriff von dem menschenfreundlichen Charakter Christus machen

und sich ganz überzeugen will, daſs er keine Religion als Priester und für Priester zu stiften dachte, der vergleiche seine milden Lehren, die er selbst ausgesprochen, mit den harten, gewaltsamen, zwingenden Dogmen einiger Kirchenväter, des Augustins, Kalvins, Luthers u. s. w. Hier findet man, was der Stand wirkt, welchen Einfluſs er auf den Charakter hat. Sie scheinen alle von dem Spruch ausgegangen zu seyn: wer über den Geist des Menschen herrschen will, muſs ihn ängstigen und zerknirschen. Christus, der den Priestergeist, von dem er so ganz entfernt war, kannte, wollte die Juden von den Zwangsgesetzen des Leibes befreyen, und ihnen Gott, den das alte Testament immer als den schreckenden mahlt, als einen Vater, nach seinem milden Sinn, darstellen — die spätern vermessenen Lehrer oder Priester seiner Lehre legten den Geist in Fesseln, und damit er sie nie löse, frischten sie die Schreckensfarben wieder auf, und um das Gemählde recht schaudervoll und zweckmäſsig zu machen, erfanden sie die Gnadenwahl. Das nenne ich die Seelen der ganzen Christenheit mit einem einzigen Netzwurf fangen. Nun bedurfte doch auch der Beste ihres Trostes. Aber welch ein Herz muſste der Mann haben, der Gott so denken, ihn so lehren konnte? Nur ein Priester konnte so etwas ersinnen, und die Philosophie, von den sieben Weisen Griechenlands, bis auf den groſsen Kant, kann sich gegen die Theologie rühmen, nie etwas erdacht zu haben, (und es fehlt auch hier an Unsinn nicht) das nur an diese Vermessenheit, — um es gelinder zu nennen — grenzte. Nur das harte Herz, der Stolz, die Herrschsucht, der Haſs, der Verfolgungsgeist, die Anmaſsungen solcher Religionsmähler konnten den milden Geist Christi, um ihrer geheimen Zwecke willen, so grob menschlich-priesterlich umformen, als wir ihn durch sie sehen, wenn wir ihn nach ihren Auslegungen beurtheilen.

Sprechen nun Leute dieser Art die erhabnen Worte aus: Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! so kann man gewiſs seyn, daſs sie nichts anders mehr vermögen, und sich ihrer als bloſser Formel am Ende doch einmal erinnern.

217. Der Selbstdenker Hobbes ist derjenige Philosoph, von welchem der Mensch am meisten über sich selbst erfährt. Er verliert sich, die Erde, worauf er lebt, und ihre Bewohner nie aus den Augen. Er ist vielleicht der einzige Philosoph, der seinem Forschungsgeist nie erlaubte, das Land der Chimären zu betreten. Kam es daher, daſs er so wenig las? daſs ihm nichts daran lag, die Systeme der andern zu stürzen, da er Grund und Boden für das Seine gefunden hatte? Man macht ihm zum Vorwurf, er sey ein Lehrer des Despotismus. Wenn ein Mann von seinem Geiste gezwungen ist, den religiösen Wahnsinn der Independenten, Presbyterianer und wie sie alle heiſsen, eine Zeitlang anzu-

hören, so flüchtete er sich auch in die Hölle, wenn ihre Thore den Lebenden offen ständen.

218. Die Buchdruckerkunst macht es den Betrügern und Schwärmern schwerer, als die wachsamste Polizey, neue Sekten oder Religionen, wie sie es nennen möchten, zu stiften. Sie hat es Cagliostro, Mesmern, Gaſsnern, Lavatern und andern gezeigt. Ohne sie waren sie selbst in unserm aufgeklärten Zeitalter auf dem rechten Wege dazu — die Buchdruckerkunst hat ihn aber zu hell für sie erleuchtet.

219. Warum betrachtet man in allen Staaten den Minister des Auswärtigen vorzüglich als Minister, und räumt ihm den Rang oder das Gewicht über denen des Innern ein? Warum glaubt man, sein Posten erfordere mehr Geist und Klugheit, als der für das Innere? Liegt dem Fürsten und dem Volke mehr an dem Auſsern, als an dem Innern? Es wäre Unsinn, da beyde nur durch das Innere da seyn und bedeuten können. Denken vielleicht die Fürsten, das Innere ginge ohnedem und müsse gehen? Ich glaube, die groſse Aufmerksamkeit auf das Auſsere, die Achtung für den Minister des Auswärtigen und seine behutsamere Wahl beweise weiter nichts, als die Meynung, die die Fürsten unter einander von sich haben. Der Minister des Auswärtigen gleicht dem Wächter auf dem Thurme einer

immer vom Feinde bedrohten Stadt — das schärfste Auge sieht am weitesten, entdeckt den Feind am geschwindesten; daher kömmt nun die allgemeine Schätzung für alles Diplomatische, und sie beweist unsre Sicherheit, unsre Verträglichkeit, unsre friedliche Verfassung.

---

220. Wie konsequent der Priestergeist in seinem Fache ist, mag folgende Anekdote beweisen. Als Christoph Beaumont, Erzbischof von Paris, der Molinist, auf den Einfall kam, dieselben Waffen gegen die Jansenisten zu gebrauchen, die einst der Kardinal Noailles gegen die Molinisten benutzte: den Gesunden und Sterbenden das Abendmahl nur auf ein Certifikat zu reichen, — lieſs er gleich seine Befehle an die ganze Klerisey in Frankreich ergehen. Er wollte den Hof verwirren, und das Ärgerniſs war so groſs, daſs das Parlament endlich durch einen Schluſs befahl, den Gesunden und Sterbenden das Abendmahl ohne ein solches Certifikat zu reichen. Villeneuf, Erzbischof von Montpellier, gewandter und feiner, als alle seine Mitbrüder, suchte sich gegen den Schluſs des Parlaments auf folgende merkwürdige Art zu decken. Ein sterbender des Jansenismus verdächtiger Priester forderte das Viatikum und was dazu gehört. Der Erzbischof, um es mit beyden Mächten nicht zu verderben, schickte seinen Groſsvikarius nach den Kirchen der Stadt, mit dem Befehl, alle Hostien so geschwind als mög-

lich zu verzehren. Er leerte auch wirklich alle Ciboria aus, und die Mahlzeit bekam ihm so übel, daſs er eines plötzlichen Todes starb. Als man seinen Leichnam öffnete, fand man einen festen Klumpen Teig in seinem Magen. Hier würde jeder Zusatz zu viel und zu wenig seyn. Und solche Priester sprechen von Religion! Und man wundert sich über den Verfall der Religion zu jener Zeit in Frankreich!

221. Man kann auf die Stimmung des Geistes und Herzens der Mächtigen und Reichen, nach den Gegenständen der Gemählde schlieſsen, die sie an den Wänden des Zimmers um sich haben, worin sie sich vorzüglich aufhalten. Vorausgesetzt, daſs Neigung und nicht Kenner-Liebhaberey, die nur auf den groſsen Nahmen des Mahlers und die Seltenheit sieht, die Wahl getroffen hat. Ich wenigstens kann in kein solches Zimmer treten, ohne mit meinen Blicken die Gegenstände der Gemählde zu mustern, und die Gemählde über den Besitzer, und den Besitzer über die Gemählde im Stillen zu examiniren. Ist es nicht erfreulich, erweckt es nicht Zutrauen zu dem Besitzer, wenn man eine Reihe schöner, edler, erhabner Thaten und Handlungen, von dem Pinsel des Künstlers der Vergessenheit entrissen, um sich her sieht, mit denen der, welcher sie ausgewählt, in Einverständniſs steht? Sind es nicht oft die Gemählde allein, die den Mächtigen noch Wahrheiten sagen, ihnen von tugendhaften, edlen

Handlungen und Aufopferungen reden, indem sie ihnen die Beyspiele davon lebendig vor die Augen stellen? Es sind Lehrer ohne alle Anmaſsung für sie.

---

222. Die gefährlichsten Feinde der Religion sind nicht die, welche über den Miſsbrauch, den die Menschen mit ihr treiben, laut werden, gegen die Vorurtheile zu Felde ziehen, und für die helle Vernunft arbeiten, ja selbst die nicht, die die Sache selbst und gerade antasten; die Indifferenten (die kalten Gleichgültigen) sind es, die über den Miſsbrauch und die Vorurtheile lachen, und sich ihrer schädlichen Wirkungen erfreuen. Diese verachten die Menschen so sehr, daſs sie glauben, sie könnten nicht anders seyn und handeln, wären nichts bessers werth, die Vorurtheile allein machten ihr Glück, und man müſste sie lieber tiefer in den Schlamm hinein stoſsen, als sie heraus zu ziehen suchen. Diese Leute sind zu fürchten, und ihre Zwecke, ihre Denkungsart verdienen Aufmerksamkeit.

---

223. Auch der Hof und der Staat hat seine Indifferenten oder Gleichgültigen, und sie erfordern besondere Aufmerksamkeit. Sie unterscheiden sich nur dadurch von den übrigen, daſs ihre Indifferenz den Augenblick zur wärmsten Partheylichkeit übergeht, wenn das Maſs der Thorheiten und des daraus flieſsenden Unglücks voll ist. Diesen Augen-

blick erwarteten sie in kalter, anscheinender Stille, und das Unglücksmaſs füllte sich nicht ohne Genuſs für sie.

---

224. Wer das Mögliche frecher Anmaſsungen, Überschätzung des Werths, von Dummheit, Narrheit, Stolz und Selbstgefälligkeit erfahren will, der höre die Unzufriedenen in einem Staat an, merke gefällig auf ihre Klagen und scheine an die Verdienste, die sie dem Staate geleistet haben und noch leisten könnten, zu glauben. Ich zweifle aber, daſs ihm Ärger und Unwillen das Lachen verstatten.

---

225. Vor dem Manne mit Kraft und List, oder mit einem Wolfszahn und einem Fuchsschwanze, hütet Euch, besonders wenn er ein Hof- oder Staatsmann ist, oder sonst einen wichtigen Posten bekleidet. Am meisten, wenn er das Haupt einer Parthey ist oder darnach strebt. Solche Charaktere finden sich am ersten unter den halbkultivirten Völkern, und es gehört ein Rest von Wildheit, ein durchdringender, seinen Vortheil schnell absehender, aber kein geordneter Verstand dazu. Es ist gewöhnlich Selbstbildung, Entwicklung der innern Kräfte durch die Umstände, bis an die Linie, wo die Moralität anfängt. Von dieser Linie halten ihn die heftigen Begierden und der Geist, der im Verwegnen seinen Werth sucht, zurück. Umarmt Euch ein solcher

Mensch, so beiſst er Euch wenigstens mit seinem Bärenherzen, wenn Ihr noch nicht zu seinen Zwecken paſst, und tritt er in einer Gesellschaft auf, so mustert er Freund und Feind mit dem Blick des Raubthiers, indem er zugleich jedem der Anwesenden mit dem Fuchsschwanz über die Augen streicht.

226. Gellert und Rabener haben mehr zur Bildung des teutschen Volks beygetragen, als unsre gröſsten Genies, eben darum, weil sie keine Genies waren und es auch nicht scheinen wollten. Was soll auch das Volk mit den Werken der Genies machen?

227. **Der Mensch kann vielleicht alles vergessen,** die Liebe, die Freundschaft, die schuldige Dankbarkeit, alle Pflichten, ja selbst das Andenken des Guten, das er gethan hat; was er aber nicht vergessen, dem er nie ausweichen kann, was nie in ihm schläft, das, wenn es auch schlummern könnte, doch durch das kleinste Ereigniſs plötzlich erweckt würde, ist sein eignes Urtheil über seinen Werth und sein geführtes Leben. Hier zeigt sich der Finger eines Höhern mehr, als in der ganzen übrigen Schöpfung, und hier liegt der Grundstein der Moral, den weder Laster noch Sophismen bewegen können und nie bewegen werden; denn während man sie

begeht, während man sie niederschreibt oder denkt, spricht man sich auch schon das Urtheil drüber.

228. Mit geziemender Bescheidenheit und der gehörigen Achtung für die jetzt lebenden groſsen philosophischen Genies aller teutschen Universitäten wage ich meinen Landsleuten in das Ohr zu flüstern: wir haben einst auch einen Philosophen gehabt, der einiges Aufsehn in Europa machte; er hieſs Leibnitz. Bald wird man hinzusetzen müssen: und einen Kant!

229. Es ist ein Buch zu schreiben über die Undankbarkeit gegen die Genies vergangener Zeit; nicht des Publikums, sondern der lebenden Genies; denn diese, sie seyen Dichter, Philosophen, Moralisten, Politiker, Ökonomen, und was man will, fangen gewöhnlich damit an, daſs sie vor den Augen des Publikums die Altäre der Verstorbenen ihres Faches zerschlagen; kein Wunder, daſs dann die Verehrung derselben aufhört. Also ein Buch über die Undankbarkeit der Genies gegen die Genies. Aber ach! die Nemesis erwartet auch sie!

230. Es gibt Leute von Welt, Geist und auch wohl von Herz, die mit Ernst spotten, und mit Spott ernsthaft sind. Man muſs ihre Schule gemacht

haben, um sie zu errathen. Das heiſst, man muſs durch Erfahrung an dem Nichtigen, Unstäten, Zweydeutigen, Zwecklosen humoristisch geworden, und der Geist durch das Aufzeichnen der vielen miſslungenen Calculn ein so schneller Rechenmeister geworden seyn, daſs er bey jedem Ereigniſs, jeder Begebenheit, die andre erfreuen, in Bewundrung, Erstaunen und Hoffnung setzen, schnell das Facit zieht: aber das Herz muſs sich noch an der allzugroſsen Fertigkeit des Rechenmeisters ärgern. Nur der letzte Umstand macht humoristisch. So wird es auch begreiflich, wie ein solcher Mann über wichtige Begebenheiten und Vorfälle spöttisch, und über kleine ernsthaft spricht: die ersten, denkt er, verlieren ohnedieſs ihr Gewicht, und den letzten muſs man doch aus Mitleid beystehn, damit sie etwas zu seyn scheinen.

1802. 1803.

231. Der Geist des Menschen (versteht sich dessen, der ihn gebraucht) ist das unzubefriedigendste, unersättlichste Ding der uns bekannten Wesen. Die ganze Erde, die Planeten, Sonnen, Milchstraſsen — die schwindelndsten Höhen über dem unendlichen Raum genügen ihm nicht — er schwingt sich über Grenzen, die er bebend nur denkt, sucht in dem Leeren, das ihn selbst vernichtet, noch einen festen Punkt — und stürzt er auch schaudernd nieder, so fällt er doch nicht besiegt herunter, denn er erwacht in dem Bewuſstseyn, die Kraft, durch die er sich so hoch emporgeschwungen, müsse ihm dazu gegeben und er zu dem kühnen Fluge berechtigt seyn. So knüpft der immer rege Unbezwingbare sein Daseyn an ein Wesen, das ihm sein, sich aus den wirkenden, durch irdische Gegenstände gereizten Sinnen enthüllender Verstand, endlich noch als ganz Wesenlos aufdrängt. Und Ihr nennet ihn Sohn der Erde? Ihn, der nicht zufrieden mit den Beobachtungen der moralischen Erscheinungen der gegenwärtigen Bewohner der Erde, die Geschichte der längst Staubgewordnen aufschlägt, ihren Werth und Unwerth

wägt, sich daran ergötzt, darüber trauert, und wenn er auch nicht in der Lage ist, für die gröſsere Vollkommenheit der künftigen thätig zu werden, wenigstens in schöner Begeistrung ihre höhere Veredlung träumt, wünscht und hofft! Woher kömmt dem Sohn der Erde dieses Streben, diese Unruhe, diese Ungenügsamkeit? Alles erstirbt endlich in ihm und kömmt zur Ruhe, nur dieses nicht. Beweist er nicht durch dieses Streben dahin, wohin er nicht gelangen kann, daſs er ein Recht dazu hat, daſs er mehr ist, als er selbst von sich sagen, fassen und darlegen kann? — Wessen Sohn er auch sey — des Unbegreiflichen ist er es gewiſs, da er sich selbst unbegreiflich ist. Was sollten ihm diese Gedanken, diese Ahndungen, diese Forderungen, die er dem Unbegreiflichen durch höhere Kultur, so zu sagen nach und nach, gegen seine erste scheinbare Bestimmung, entwendet, und sich dadurch zu höhern Ansprüchen berechtigt? Was sollen diese Gedanken in der Erde mit ihm, wo sie nicht vermodern können, zu nichts mehr hervorkeimen, wie alles Andere sich in neue Erscheinungen auflösende? Dazu? eine Zeitlang zu wirken und dann zu verschwinden, ohne eine Spur für ihn zu hinterlassen, ohne daſs er sich des Gedachten weiter erinnere? Ihr sagt natürlich und mit Recht: sie wirken in das moralische Daseyn des Menschen insgesammt, und das nach Lage, Werth und Thätigkeit auf Jahrhunderte und Jahrtausende; aus dem Geistigen soll und kann nur das Geistige keimen. Das eben ist der Beweis für die Verwandtschaft mit der Geisterwelt — oder von etwas Höherm in uns — dessen Bewuſstseyn wir durch alle Anstrengung, alles Forschen, eben so wenig finden als erschaffen konnten. Aber was ist das Wirken des Gröſsten, Edelsten, Erhabensten — des Mannes, der einem Theil der Erde eine andre und bessere Gestalt gibt, gegen das Unendliche, da es im Ganzen nicht merkbarer wird, als das Wirken der Bewohner des geträumten oder wirklichen Centralkörpers des Universums? Was wiegt unser Wirken auf der Wage dieses Unendlichen? Vielleicht eben darum, weil wir das nicht wissen und nicht wissen können, wird es werth gewogen zu werden.

232. Der gefährlichste Krieg, welchen der Edle auf dieser Erde zu führen hat, ist nicht der mit den äuſsern Feinden, der mit den innern ist es, welche der Kampf mit jenen erzeugt. Die moralischen Erscheinungen um ihn her, die Früchte seiner Thaten, die so selten seinen Absichten entsprechen, drängen auf sein Herz und seinen Geist, treten tagtäglich als kühnere Feinde auf, um ihm durch das Fruchtlose seines Kämpfens und Wirkens auch das Thörichte desselben zu beweisen. Der erste Sieg, den er diesen Feinden als wohl und klug erfochten zugesteht, die ersten Sophismen, womit er seine Niederlage beschönigt, lösen die Zauberkraft seiner Waffen, womit sie die erhabenste der Feen beym

Eintritt in die Schranken versah. Er tritt unter die Zuschauer, wenn er nichts schlimmeres thut, und die Züge des Bestallungsbriefs verlöschen in seinem Herzen. Nur der, welcher sich nie besiegt fühlte, der sich selbst überwand, der bis ans Ende ohne Zweifel verharrt, ist der Mann der Parabel, dem der Feind Unkraut unter den Waizen säete, und der zufrieden mit der kleinen Erndte immer fort gute Saat ausstreut. Ihm nur reift in einer einzigen guten Ähre, die Siegespalme.

233. Nach Burke entsteht das Erhabene aus der Furcht, dem Schrecken, dem Staunen — Schlagt die französische Revolution auf — Ihr findet es auf jedem Blatt — aber so, daſs es Euch zermalmt, wenn Ihr es auf die Kapelle bringt, wo man Theodiceen abzieht.

234. Jedes edle Gemüth hat etwas von einem übersinnlichen Mysticismus, der es mit einer höhern Welt in Verbindung setzt und darin erhält. Dieser Mysticismus ist aber vom Ascetismus eben so verschieden, wie dieser von der wahren Religion.

235. Der in der bürgerlichen Gesellschaft auf allen Plätzen, in allen Versammlungen hörbare Satz: „den Schuften, Schurken, Niederträchtigen, Bösen,

Ungerechten nur gelingt es in der Welt; rechtschaffene Leute kommen zu nichts, werden noch gekränkt, gemiſshandelt, wenigstens immer zurückgesetzt" — ist endlich durch die Schuld eben dieser Rechtschaffenen, weil sie, unterjocht von dieser Meynung, in Unthätigkeit versanken, während jene ihre rastlose Thätigkeit noch mehr anspornten, so zum Bestallungsbrief für die Schufte und Schurken an die bürgerliche Gesellschaft geworden, als hätte ihn der Stifter dieser Gesellschaft selbst unterschrieben, und die Füchse, Wölfe, Tieger zum Herrschen von Haus aus bestellt. Der Weise oder Thor, der diesen Satz zum erstenmal laut aussprach, hat damit den Guten und Rechtschaffenen ein Urtheil gesprochen, das sich immer mehr bestätigen muſste, weil sie einfältig genug waren, den Schurken das Feld zu räumen, und die Herrschaft des Bösen über das Gute in der moralischen Welt gutmüthig anzuerkennen. Hätten sie so viel Muth und Thätigkeit gehabt und gezeigt, als Tugend, Resignation und Geduld, wie hätte es der kleinen Anzahl von Schurken so weit gelingen können? — Denn zur Ehre der Menschheit sey es gesagt, es gibt mehr rechtliche Leute als schlechte — aus welchem Grunde sie es auch seyen — aber leider sind die Rechtschaffenen von Schafsnatur, und es ist bekannt, daſs ein einziger Wolf die gröſste Heerde so in Schrecken setzt, daſs alle weglaufen, wenn er eins erwürgt und davon schleppt. Ihr Trost ist: er wird doch endlich in die Grube fallen, und geschieht es zufällig, so sind sie wohl noch Schafe genug, Mitleiden mit dem Würger zu haben, wenn er unter der zerschmetternden Keule ihrer Wächter heult.

236. Die Moral selbst stellt eine Menge von Klugheitsregeln auf, die auf Vorsichtsregeln gegen die Schurken und Bösewichter hinauslaufen — Die Erfahrung bekräftigt sie — so machen uns beyde feige und rüsten uns zum Erdulden des Bösen und nicht zum Bekämpfen desselben aus. Das heiſst doch wohl den Schurken und Ungerechten nicht allein den Sieg erleichtern, sondern vorbereiten. Krieg gegen die Schurken und das moralische Böse überhaupt müſste die Losung in der Gesellschaft seyn; denn nur als Kämpfer dagegen beweisen wir unsre Bestimmung und unsre Ansprüche, die aus ihr flieſsen, praktisch. Unsre feigen Lehrer, geistliche und weltliche, machen uns klug, das heiſst, sie kastriren uns moralisch, damit wir die Stoſskraft früh verlieren, und machen uns nicht Feigheit, miſsverstandenes Interesse zu gar folgsamen Schülern?

Warum ich dieses hinschreibe, da ich doch wohl wissen kann, daſs es nichts ändert? Weil ich obigen Satz vorzüglich hasse, den Ungrund davon lebendig fühle; weil ich glaube, daſs man darum noch nicht rechtschaffen ist, wenn man bloſs nichts Schlechtes thut; daſs man es nur alsdann ganz ist, wenn man auch den Muth hat, für das Gute und Gerechte thätig zu seyn, und thut es Noth, dafür zu kämpfen.

237. Ich kenne keine andern Menschenfeinde, als die thätigen, bedeutende Rollen spielenden Männer, welche die Menschen zu allen ihren Absichten, wie dazu geschaffene Werkzeuge, brauchen und miſsbrauchen, gleichviel wie es diesen Werkzeugen bekomme. Was man gewöhnlich Menschenfeinde nennt, sind Menschenscheuende und sie Fürchtende, die sich gern, um sich gegen alles Anstoſsen zu sichern, wie die Schnecken, in ihre Häuser verkröchen, und einmauerten, wenn sie nur die Natur, wie diese, mit dem dazu gehörigen Leim versehen hätte, und sie ohne Luft leben könnten. Auch zählt man die gallichten Humoristen dazu; aber diesen genügt das Poltern, Schelten und die Sarkasmen über die Schlechtigkeit der Gattung. Der wahre Menschenfeind glänzt und prangt in den Gesellschaften, und ist der beredteste Lobredner der Menschen, die er so gut zu benutzen weiſs. Er pfeift den Vögeln die Melodie vor, die sie am liebsten hören, um sie in das Garn zu locken, und singt sie ihnen dann noch vor, wann er sie erwürgt. So preist der Prediger den Verstorbenen am Grabe hochselig, den er mit unzeitigen Vorspiegelungen von jenem Leben vor der Zeit hineingejagt hat.

238. Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler. Wenn ich sage, das Volk ist das Aas, daſs der verschwenderische Fürst zum Fraſs hinwirft, so brauche ich doch nicht zu sagen, wer die Adler sind?

239. Wenn ich ein Feenmährchen lese, (das ich noch sehr gern thue) und die schöne Wohlthäterin und Beschützerin erscheint dem Helden des Stücks, so denke ich an die mächtige, erhabne Fee, die uns in der Jugend, in dem Augenblick, da sich unsre Sinne entwickeln, mit ihrem Zauberstabe berührt — die Dichtkunst in meinem Sinne. Ich weiſs voraus, daſs nun der Held der Fabel mit Glauben, Vertrauen in die Welt tritt, und ihm auch das unmöglich scheinende gelingen wird, so lange er den verliehenen Talisman besitzt, an den sein Glauben und sein Vertrauen befestigt sind. Verliert er ihn durch Nachstellung eines Feindes seiner Beschützerin, oder endigt sich das Mährchen mit dem Verschwinden der wohlthätigen Fee, so sitzen Held und Heldin so gemein vor mir, als ich vor mir selber sitze, wenn ich das sanfte Wehen der bilderreichen Fittige meiner Jugendgefährtin nicht an meinem Geist vernehme. Ich lege das Buch unzufrieden, aber still, zur Seite, blicke auf die Welt, streiche mit der Hand über die Stirne, und fühle, was die Zauberkraft meines Talismans geschwächt hat.

240. Wer lange in der Hauptstadt eines groſsen Reichs gelebt — da gesehen, gehört, bemerkt, gefühlt und gedacht hat, — und dem doch Sinn für Recht und Wahrheit geblieben — oder wohl gar noch verstärkt worden sind, der nimmt endlich eine so ernsthafte Miene an, daſs sie wirklich in Gesell-

schaft lästig wird. Ohne daſs er es wolle, zeigt seine strenge Physiognomie den Kritikus oder Recensenten der Handelnden durch Blicke und Gebehrde, und da er, so zu sagen, seinen Nahmen unter jede Recension schreibt, die Autoren gar gegenwärtig sind, so kann man schlieſsen, wie beliebt er dadurch wird. Wenn man eben daselbst Leute von Jahren antrifft, die auch an demselben Orte gelebt haben, und noch immer lächeln, immer zufrieden sind; immer schmeicheln und alles herrlich finden, so kann man leicht auf Leerheit des Kopfes schlieſsen, wenn man gutmüthig genug ist, nicht tiefer zu forschen. Wenigstens muſs man vieles und zwar auf einen bedeutenden Grad mitgemacht haben, um so versöhnt mit allem auszusehen. Solche Leute machen nun auf einen Mann obiger Art eben die Wirkung, die ein Possenreiſser auf den macht, der eben ein sehr wichtiges Staatsgeschäft betreibt. —

241. Der Mensch ist ein ernsthaftes Thier — dieſs beweisen wir bey unsrer Arbeit und unsrer Ruhe — wer also immer lächeln und heiter seyn kann, der muſs ein Affenspiel mit dem Leben getrieben haben. —

242. Ob der so ernsthafte — oder der lächelnde Zufriedene glücklicher ist? Dieses ist eine Frage,

die sich auf etwas Höheres bezieht, als mancher vielleicht glaubt. Der immer Frohe thut selten mehr, als bey guter Laune zu seyn und andre darein zu versetzen. Er findet in dem sogar Stoff zum Lachen, worin etwas ganz anders liegt. Der Ernsthafte im obigen Sinn glaubt, er sey nur für wichtige Dinge da, und beweist es auch, wenn man es ihm erlaubt. Wenn sich also der Lächler die Gesellschaft zueignet, so eignet sich der Ernsthafte dieser Art die Moralität zu. Und dann ist die Frage, ob edle, tiefe Gedanken, die die Seele erheben, rühren und erschüttern, nicht in einem Augenblick glücklicher machen, als dieses Frohseyn, womit man sich und andre nur kitzelt.

243. Seht nur wie gewaltig ernst und streng Mahler und Bildhauer das vorstellen, was wir Gott Vater nennen. Ihr meynt vielleicht, sie wollten dadurch seine Majestät darstellen; ach nein! sie mahlen und meiſseln als Menschen, ein Wesen, das alle unsre Thorheiten weiſs, sieht, bemerkt und aufzeichnet. Wahrlich Stoff genug zum Ernst! Seht, wie mild und freundlich sie den Sohn vorstellen; auch das thun sie als Menschen — sie wollen uns ja ein Wesen darstellen, das bey dem strengen Ernsten alle diese Thorheiten und Laster entschuldigen und aussöhnen soll.

244. Es ist kein Wunder, daſs edle Geister zuweilen an die Grenzen, die uns der Meister gezogen hat, zu ungestüm, übelgelaunt und kühn anstoſsen. Sie sehen sich nicht allein in dem Gefängniſs, sondern nur gar zu oft in der Unmöglichkeit, ihre edle Kraft in demselben, für ihre andern Mitgefangenen thätig auszuüben. Das stille Aufsteigen im Innern ist ihnen allein verstattet; wenn man nun immer wieder in das Gefängniſs ohne weitern Erwerb zurücksinkt — und diese vergeblichen Versuche zu oft wiederholt, so ist es schwer, immer gut gelaunt zu seyn. Nur diejenigen, welche von diesen Grenzen und von dem Auffliegen gegen dieselben nichts wissen, sich in gar keinem Gefängnisse fühlen, können sich über die Laune solcher Geister wundern.

245. Necker lief dem groſsen Manne, so gewaltig und rauschend, durch Dick und Dünn nach — geführt von wahrem Lichte und Irrwischen, — die er in der Eile nicht unterschied — daſs er ihn nie erreichen konnte. Selbst durch Schriftstellerey will es ihm nicht gelingen, ob er sich gleich bis zum Predigtschreiben erhoben hat. Wenigstens hat er dadurch für verunglückte Staatsleute seiner Art gesorgt, wenn etwa einer oder der andere den mystischen Tick hat, womit er alle seine Miſsgriffe und Miſsgeschicke übertüncht. Auf die hohe Meynung von Selbstverdiensten um den Staat und die Mensch-

heit, kann er ohnedem, auch bey einem noch unglücklichern, so gut als auf die seine von sich, rechnen. Als Politiker war der Mann überhaupt ein viel zu lermender Moralist — und ein so hoher, beredter Moralist er auch war, so hatte er doch den Fehler, daſs er mehr nach auſsen, als auf sein Inneres horchte. Und darum klebte ihm etwas vom Scharlatan in beyden an.

---

246. Warum sind die meisten Werke über die Moral so unbefriedigend? Weil ihre Verfertiger den physischen Menschen überspringen, mit dem moralischen anfangen, mit welchem sie doch endigen sollten ohne jenen aus den Augen zu verlieren. Sie sollten bedenken, daſs sie sich selbst nur durch Spannung und Täuschung von unsrer Ernährerin und Lehrerin, der Natur, trennen können.

---

247. Die Deklamation im Styl ist die Scharlatanerie der Redekunst. Der Deklamator fordert an sein Gehirn Bilder und starke Gedanken — da es nun zu wässerigt dazu war, sie aufzufassen, — so sprudelt es ihm mit Luft gefüllte Blasen in die Feder. Er fordert an seine Einbildungskraft Gefühl, um diese Blasen zu färben, zu erwärmen, und die Arme, die in der Morgenröthe selbst nichts dergleichen gefunden hat, beleckt die Blasen so lange, bis es ihr gelingt, sie mit einem ekelhaften Fischleimfirniſs

zu überziehen. So flattern sie so lange glitternd herum, bis sie auf den kernhaften Gesellen, guten Menschensinn, stoſsen, und zerplatzen.

248. Die Politik, die man bey dem Eintritt in die Welt zum Glückmachen anwendet, führt ein so feines Gift mit sich, daſs der, welcher heute aus solchen Gründen, dem Kammerdiener eines Groſsen süſs lächelnd sich empfehlend, demüthig freundlich bittend, die Hände drückt — oder beym Vorbeygehn eines seiner Begünstigten, so erschrocken auf die Seite springt, als sey seine Gegenwart ein Verbrechen, — von diesem Gifte in Jahr und Tag so durchdrungen seyn wird, daſs seine Hab- und Ehrsucht die Hände nach allem ausstrecken werden, was sie erreichen und an sich anziehen können. Solche Leute greifen Furcht- und Schonungslos durch Recht und Gesetz, und denken, — wenn sie anders dabey denken, — wir haben es durch Erniedrigung bezahlt, bezahlen es noch täglich damit.

249. Aus der Art, dem Tone, wie sich Einer durch den beliebten Kammerdiener bey einem bedeutenden Mann im Staate anmelden läſst, kann man auf den moralischen Charakter und den politischen Werth des sich Anmeldenden schlieſsen. Ist der sich Anmeldende selbst ein bedeutender Mann, so hat man hier Gelegenheit genug zu erfahren,

wie er am Hofe steht. Zeigt er es auch nicht, so thut es gewiſs der Kammerdiener des andern. Man kann sich da, wenn man eine Zeitlang beobachtet, ohne weitere Mühe, eine wahrhafte moralisch politische Tabelle des Werths der kurrenten Menschen im Staate zusammensetzen — und nicht allein derer, die angestellt sind, sondern auch derer, die angestellt zu werden suchen. Das Gesicht, die Gebehrden, die Langsamkeit, der Miſsmuth, der Hohn, die Laune, die Schnelligkeit, die Heiterkeit, das besonnene Anhören, das stumme Verbeugen des Kammerdieners an dem Teppich der verborgnen Gottheit, setzen zu der Waare so genau bestimmt den Werth, daſs man sie darnach mit aller Sicherheit verschreiben kann, wenn man ihrer bedarf.

---

250. Wer nicht in der Ehe als ein ordentlicher, gewissenhafter Mann gelebt hat, der kennt die Verpflichtungen und Sorgen des menschlichen Lebens nur vom Hörensagen; er geht mit halber Prüfung aus der Welt, ohne sich rühmen zu können, seine moralische Kraft ganz gebraucht und gezeigt zu haben, denn er ist wahrlich der schwersten Probe entschlichen. Groſse Männer und Genies, sagt man, sollten gar nicht heirathen, und sich vor den lästigen Ketten hüten, die ihren Flug hemmen und fesseln könnten. Vielleicht bedurften eben diese einer solchen Temperatur — groſse Männer würden uns vielleicht dann menschlicher behandeln, und die

Genies würde es wahrscheinlich vor dem toll Excentrischen bewahren; denn auch das wildeste, kühnste Genie muſs in diesem Stande zu Vernunft und zur Ordnung kommen. Die meisten dieser Ehelosen, besonders wenn sie groſse Männer, Genies sind, (ich verstehe auch darunter Genies in der Art zu leben und zu denken) konstituiren sich durch den Egoismus zu wahrhaften Seeräubern in der bürgerlichen Gesellschaft, die oben drein noch derer spotten, die sie durch ihren Kaperbrief berauben.

251. Nur der, welcher ein wahrhaft mühsames Leben geführt hat, er sey Jude, Türke, Christ, oder was Ihr wollt, sollte in jener Welt selig werden können; dann wären doch die ausgeschlossen, die ehelos gelebt haben und gestorben sind.

252. Moralisch, politisch und ökonomisch betrachtet, sind denn doch die biedern, guten, thätigen, rechtschaffenen, sogar auch die so genannten einfältigen Leute — groſse Geister mögen darüber denken, wie sie wollen — die Stützen und Erhalter der Gesellschaft — so wie sie auch ihre Zierde sind. Kaufmännisch betrachtet sind sie freylich die Narren derselben. Das, was sie sind, würde sich nur dann erst recht zeigen, wenn sie ganz aufhörten zu seyn. Darauf rechnen nun auch die groſsen Männer gewis-

ser Art und die rechten Kaufleute, wie könnten sie es sonst bleiben?

---

253. Ein rechtschaffener, tiefdenkender, warmfühlender, um die Menschheit bekümmerter Mann, von Energie und eignem Charakter, der sich zum Schriftsteller aufwirft, hat so viel individuelles, daſs er immer nur auf einzelne, ihm verwandte Geister wirken kann, und sich gern auf diese beschränken sollte. Sobald ein solcher Mann das Ganze umfaſst und darauf wirken will, so greift er es gewöhnlich mit solcher Kraft und so hohen Gesinnungen an, daſs er es erschüttern würde, wenn man auf ihn hörte. Ich beziehe mich hier nur auf Einen dieser Art, auf Jean Jacques Rousseau, der, wie der geistreiche von Thümmel von ihm sagt, nur einmal wie ein Elephant über den Erdboden hingeschritten ist. Er stellt in seinem *Contract social* eine allgemeine, bisher verschleyerte Wahrheit auf, die *souveraineté* des Volks, ohne dabey zu denken, aus welchen Geschöpfen dieser Souverain zusammengesetzt ist. Die Erfahrung hat uns den Werth dieser Wahrheit auf das Allgemeine und recht im Groſsen, kennen gelehrt. Nützlich aber wird diese Wahrheit nur, wenn die Fürsten im Stillen anerkennen, daſs dieser vielköpfigte Souverain ihnen die Ausübung seiner Macht wirklich nur anvertraut hat, daſs sie selbst nur durch ihn bestehen — nur für ihn da sind. Dieses jetzt so ziemlich allgemeine Anerkennen sprang denn

doch

doch aus Rousseaus Satz, und wenn die Fürsten es in Zukunft nicht beym bloſsen Anerkennen desselben bewenden lassen, so werden ihm vielleicht auch die Nachkommen derer dafür danken, die jetzt dadurch gelitten haben. Daſs sie ihm selbst danken sollten, wäre zu viel gefordert.

254. Wenn auch der Schriftsteller obiger Art generalisirt, so generalisirt er immer nur nach seinem Individuum. Das Übel dabey ist nur, daſs solche groſse Ansichten, wegen der Neuheit und des Glänzenden, auch von denen aufgenommen werden, die eigentlich gar kein Individuum im moralischen Sinne ausmachen, und es natürlich wegen Mangel dieses Sinnes miſsbrauchen und verzerren. Da aber nur durch Schriftsteller dieser Art die gröſsten und wichtigsten Wahrheiten ans Licht kommen, weil sie allein den Muth haben sie zu sagen, und der sie begleitenden Gefahr sich auszusetzen, so läuft auch hier, wie überall, das Gute an der Seite des Bösen hin.

255. Daſs die Menschen einen ruhm- und herrschsüchtigen — zur Zerstörung geneigten, nach Übermacht und Gewalt über ihres Gleichen dürstenden Geist mit auf die Welt bringen, das beweisen der Enthusiasmus, mit welchem wir in der Jugend die Thaten solcher Männer in der Geschichte lesen,

und die Langeweile, womit wir gähnend das durchblättern, was stille Weise und Gesetzgeber zum Besten der Menschen gethan haben. Wir thun noch viel, wenn wir es nicht ganz aus Ungeduld überschlagen, um geschwind zu denen zu kommen, die das in einem Augenblick vernichten, woran jene Jahrhunderte gearbeitet haben. Nur wenn wir die Übel empfunden haben, womit uns die kühnen Zerstörer und Herrschsüchtigen so reichlich beschenken, wenden wir uns zu den stillen Weisen, und suchen Trost für uns und Hoffnung für die Nachkommen. Ohne diesen Geist wären wir nun zwar ein sehr gutmüthiges, sanftes, aber auch ein sehr langweiliges Geschlecht, und wahrscheinlich gar moralisch todt geboren. Also Kräfte her; aber nur auch Licht dazu! Ein Höherer wollte ja alles so, wie es ist.

256. Gewisse Philosophen mögen sagen, was sie wollen; die Meynungen, der Glaube, wodurch die Gesellschaft noch so leidlich zusammengehalten wird, sind doch mehr als Worte und bloſse politische Konvenienz; sie müssen auf etwas ruhen und eine Spur haben: durch Worte leeren Schalls lassen sich die Menschen gewiſs so wenig fesseln, als sie dieselben ohne allen Grund erfinden konnten. Hätte es die Noth allein gethan, so wären sie auch bloſs bey dem Nothwendigen und dem daraus flieſsenden Genuſs geblieben. Doch diese Bemer-

kung scheint vielleicht manchem gar zu gemein; wenn aber gar zu viel Groſses und Erhabenes gesagt, und doch so viel Mittelmäſsiges — wie immer — gethan wird, so ist es Zeit an das ganz Gemeine zu erinnern.

---

257. Unsre Litteratur wird nicht von Weltleuten und andern Völkern geachtet — selbst von den fein kultivirten teutschen höhern Ständen nicht, wie sie doch in vielen Rücksichten zu verdienen scheint; so klagt man, und die Klage ist gegründet. Aber da wir Teutsche ein billiges Volk sind, so laſst es uns auch hier seyn. Unsre Dichter, nach denen solche Leute am ersten urtheilen, sind allzusehr Dichter, um ihnen gefallen zu können. Sie schweben zu hoch, dringen zu tief, sind zu individuell, zu metaphysisch, zu spruchreich, mahlen zu groſse Charaktere für das jetzige, vielleicht für das ganze Menschengeschlecht, — denken überhaupt zu groſs und erhaben, — und wollen also auch nur groſse und erhabene Wahrheiten dem Leser anschaulich machen. So viel von unsern wahren, groſsen Dichtern. Unsre Poeten sind zu seicht, zu leer, es fehlt ihnen an leichtem Witz, an feiner Persiflage, an Ton, durch Welterfahrung geschärft und gestimmt. Sie wissen die Ereignisse und Vorfälle des Lebens nicht zu nützen, sie fangen mit Liebes- und Trinkliedern an, und wenn sie sich hierin erschöpft haben, so spielen sie mit metaphysischen, philoso-

phischen Seifenblasen. Die dramatischen mahlen die alltägliche Natur gar zu alltäglich. — In der Philosophie haben wir keinen Locke, keinen Montaigne und keinen Condillac. Das Siegel der Verachtung, das wir ihnen aufdrücken, heiſst — Empyrismus. Unsre Philosophen schreiben mehr für den Katheder und für die Profession, gehen in ihrem System *a priori* ganz geharnischt einher, und ihre Sprache ist entweder so barbarisch scholastisch, oder so zugespitzt, daſs der klügste Weltmann wie ein Dummkopf davor sitzt, und da er dieses doch nicht von sich denken kann noch mag, so müssen wir's ihm verzeihen, wenn er vorzugsweise den schwerfälligen Philosophen so betitelt. — Unsre Werke über die Moral sind entweder Kompendien, oder in ihrem Geiste geschrieben; darum liest man sie wie eine Dogmatik, wenn man die Geduld dazu hat, und erbaut sich eben so wie bey der Dogmatik. Die Franzosen haben moralische Schriftsteller in andrer Form und Gestalt, und die Engländer besitzen, von Addison bis auf Johnson, Werke mit so vielem Geschmack, Anmuth und Geist geschrieben, daſs sie sogar dem feinsten Weltmann Grundsätze lesbar machen, die er kaum mehr ahndet. — Und unsre Geschichtschreiber? — Die sind gar zu gewissenhaft — gar zu belehrend — gar zu rechtschaffen — gar zu orthodox im Glauben, Denken und Zweck; wären Gibbon und Voltaire Teutsche gewesen, sie hätten gewiſs als Historiker der Welt kein Ärgerniſs gegeben. — Und die Denkschriften

(*Memoires*), worin die Franzosen so sehr glänzen? Diese fehlen uns ganz, nicht darum, weil wir gar nichts merkwürdiges thun, keine merkwürdigen Männer haben, sondern weil unsre merkwürdigen Männer entweder nicht schreiben können, oder nicht wollen; und weil unsre dazu fähigen Köpfe als Gelehrte, weder mit ihnen, noch den Höfen, der Welt überhaupt in Verbindung stehen. Ihre Verhältnisse, — politisch und moralisch — beschränken sich auf die Universität, das Gymnasium, das Tribunal, das Konsistorium, den Verleger und das Recensionsforum. — Vielleicht sitzt auch ein allzuängstlicher Kleinigkeitsgeist, von unsrer Verfassung erzeugt, und von den daraus entspringenden Verhältnissen auferzogen, zu fest in uns. Von den hohen, ernsten Wissenschaften spreche ich nicht, weil sich der Weltmann um diese wenig kümmert, weil es bey uns Sitte ist, daſs wir durch Fleiſs, tiefes Nachsinnen die Materialien zusammentragen, berichtigen, und der Franzose sie uns als ihm gelieferte Beute, in ein schönes, lesbares Ganze verarbeitet, wieder gibt.

Ob ich damit den Teutschen einen Vorwurf mache?

Wir sind ein gutmüthiges, ernsthaftes, betrachtendes, für die Menschheit besorgtes Volk; wir denken in Vergleich mit andern Völkern, noch zu gut, zu groſs von dem Menschen, weil wir uns dazu, wenigstens vor allen andern, berechtigt fühlen. Wir sind also noch nicht so weit gekommen, alles so leicht zu nehmen, daſs wir darüber lachen und spotten könnten. — Dazu betrachten wir die Weltbegebenheiten allzusehr im moralischen Lichte — und so lange uns dieser Fehler bleibt, werden wir alles so systematisch, gewissenhaft und redlich behandeln, daſs uns Weltleute, ohne gewisse Vorurtheile, immer des schwerfälligen Pedantismus beschuldigen werden. Und so gewiſs den feinen Weltmann eine gewisse Falschheit begleitet, so begleitet die strenge Redlichkeit ein gewisser Pedantismus; er steht ihr vielleicht gar bey, nachdem sie ihn erzeugt hat.

Wählet nun!

---

258. Wie die Philosophen bey den Fürsten gefahren, beweist die Geschichte jener Waghälse von der Hofhaltung Alexanders, wie auch derer, die in neuern Zeiten auf dieses Eis getreten sind. Die Sache ist übrigens leicht zu begreifen, und wer sich darüber wundert, der wundert sich wohl auch über noch gemeinere Dinge. Alles, was der Philosoph denkt, träumet, oder schwärmt, hält er für dem Menschengeschlechte heilsame, absolut nöthige, ganz erwiesene Wahrheit. Alles, was der Fürst thut, hält er für recht, und wenn er sich in Beweise einläſst, so stellt er dem Philosophen die eiserne Nothwendigkeit vor die Stirne und überläſst es ihm, seine, und die Apologie der Menschen, die er beherrscht, zu machen. Der Philosoph umfaſst als

edeldenkender Kosmopolit, (denn so fühlt er sich,) das Ganze; der Fürst wird von dem Einzelnen gezerrt, gezogen und bestimmt — sein Hof — und wenn es gut geht — sein Staat ist ihm das Centrum des Weltgebäudes — Wie die Censur überhaupt schmeckt, das fühlen die Philosophen bey der Kritik ihrer Systeme, und sie können mir darum den Beweis erlassen. Um die Ursache der wechselseitigen Argerniſs weiter aufzuhellen, könnte man noch fragen, auf welcher Seite der meiste Dünkel und Stolz herrsche? Was jeder als Grund dazu aufzuweisen hat? Ob Träume, Ideale, Schimären, wenn auch aus den edelsten Absichten entsprungen, — ja die Wahrheit selbst — gegen das Gefühl sichtbarer, nothwendiger Macht — die ihre Wirkung jeden Augenblick zeigt — Stich halten kann? Was der Philosoph aus der reinen Vernunft beweist, stoſsen Staatsleute, Hofleute, Heerführer, durch die praktische um, und das um so leichter, da die Geschichte und die Erfahrung am Menschengeschlecht ihnen eine Reihe goldner Regeln darreicht, die sie nie vergessen, wenn auch ihr Gedächtniſs für alles andre schwach geworden ist.

Doch glaube ich gern, daſs viele dieser Herren es lieber sehen würden, wenn ein geistreicher, thätiger Fürst sich mehr mit der Philosophie abgäbe, als mit dem Staate — er müſste aber die recht tief spekulative wählen; zum Beyspiel die transcendal-idealistisch-kantisch-fichtische; die würde ihm so viel zu thun geben, daſs, wenn es ihm auch zur

Erholung zu Zeiten einfallen sollte, auf seinen Staat zu blicken, er ihn durch ein so scharf geschliſſenes Glas sehen würde, daſs er nicht mehr und weniger davon wissen und begreifen würde, als wenn er durch ein herschelsches Teleskop die Nebelsterne musterte.

259. Die Feinde Voltaires oder die hochfliegenden Philosophen müssen ihm doch zugestehn, daſs er in Einem Punkte weiser war, als ihr Plato selbst. Dieser zog dreymal an den Hof des Dionysius, ob er gleich das erstemal eine, für einen Philosophen seiner Art, ganz artige Erfahrung an einem Fürsten gemacht hatte. Voltaire versuchte es Einmal und kam nicht wieder; das war doch immer etwas! Wahr ist es, Plato lieſs sich nicht zu Schulden kommen, was sich Voltaire zu Schulden kommen lieſs — aber was konnte dieser dafür, daſs sich heut zu Tage der Philosoph über dem Autor vergiſst, und daſs einem König, der Autor ist, hier auch etwas menschliches wiederfährt? Wenn Dionysius den Plato aus Neugier kommen lieſs, um einen Philosophen seiner Art zu hören, so lieſs doch wohl der groſse Friedrich den hochberühmten Autor als Autor zu sich kommen, und der König mischte sich vielleicht zur Unzeit in das moderne Geistesspiel. Aber die teutschen Philosophen sagen, weder Voltaire noch Friedrich wären Philosophen gewesen,

und wahr ist es, sie haben weder Kompendien geschrieben, noch Kollegien gelesen.

260. Wenn ein Fürst wirklich an der spekulativen Philosophie Geschmack fände, und sich unter den vielen Systemen für den Idealismus Berkeleys erklärte, der das Reale wegdemonstrirt, und die Menschen, wie alle übrigen Dinge, für bloſse Erscheinungen hält, so könnte der sonderbare Fall eintreten, daſs er sich allein als etwas reales und alle seine Unterthanen als bloſse Erscheinungen dächte. In der Praktik ward dieses System von vielen Fürsten seit Plato, und wahrscheinlich auch vor Plato, so ziemlich ausgeübt, denn gar viele behandelten wirklich ihre Unterthanen als bloſse Erscheinungen, und schienen nur sich für etwas Wirkliches zu halten.

261. Wie? sollen also die Fürsten von der Philosophie, wie von der Dichtkunst ausgeschlossen seyn? Gibt es gar keine brauchbare Philosophie für sie? Ach ja! es gibt eine; aber ich schäme mich, sie vor den erhabnen teutschen Philosophen unsrer Zeit zu nennen, sie werden mich einen verdorbenen, sinnlichen Menschen, einen Barbaren, was weiſs ich alles? nennen. Und gleichwohl muſs ich es sagen — muſs etwas ganz altes, ganz gemeines, von ihnen verachtetes, beschimpftes sagen. —

Die Glückseligkeitslehre für uns; und dadurch für sie, — auf unsern Nutzen und dadurch auf den ihrigen gebaut.

Es ist heraus, und ich stehe vor den erhabnen Meistern in meiner ganzen Erniedrigung, aber nicht beschämt, da.

---

262. Es ist ganz natürlich, dafs der alles kaufende und verkaufende Engländer auf dem festen Lande den ihm nöthigen und nur ihm heilsamen Krieg mit eben dem Golde kauft, das er auf demselben gewonnen hat. Was mich wundert, ist, dafs er als ganz vollendeter Kaufmann nicht die Pest in Egypten einhandelte, um sie über das ihm verhafste Frankreich auszuschütten. Ich würde wirklich seine Grofsmuth bewundern, wenn mich nicht ein kleiner Zweifel an dem Bewegungsgrund der Unterlassung dieser ihm so vortheilhaften Spekulation hinderte. Ich glaube nehmlich beynahe, die Selbstliebe überwand oder verblendete hier den Kaufmannsgeist. Der Engländer fürchtete vielleicht, die Pest möchte sich als Konterbande über den Kanal einschleichen. Gleichwohl machte er schon, um eben dieses Frankreich zu demüthigen, durch den Hunger, ohne alle Rücksicht auf sich, einen sehr kräftigen Versuch dazu. Dieses, die Thaten in Indien, — vor Kopenhagen — die Begebenheiten in der Vendee — und — und — lassen uns von die-

sem Kaufmann noch manches neue, bisher unerhörte hoffen.

263. Ich glaube, das gute, durch Sitten so sehr berühmte Schweizervolk hat bey seinen noch immer dauernden politischen Spaltungen und Gährungen, die menschenfreundliche, kosmopolitische Absicht, allen Völkern Europa's einen rechten Ekel vor politischen Revolutionen beyzubringen. Das Opfer ist groſsmüthig, und an den Grimassen, die uns ihre politischen Gährungen abzwingen, könnten sie nun glauben, genug für uns gethan zu haben.

264. Wenn man in der Lage ist, mit wichtigen Männern am Hofe und im Staate umzugehen, oder gar mit ihnen in nähern Verhältnissen zu stehen, so hat man sich vorzüglich vor gewissen Charaktern in Acht zu nehmen, deren einige ich hier zu mahlen versuchen will.

Es gibt Männer, mit denen es die Natur wirklich recht gut gemeynt hat, die aber diese Gaben zu ganz andern Zwecken in dem Verkehr der Welt gebrauchen lernten, als die Natur ihnen damit vorzeichnete oder andeutete. Zu diesen rechne ich die graden, biedern, offnen, kräftigen, jovialischen, muthigen, die durch ein trauliches Betragen an sich ziehen, durch eine gewisse Libertinage im Reden und Thun den unbesorgt machen, der sich an sie schlieſst. Solche Männer, wenn sie früh auf das rechte Theater kommen, fühlen bald, daſs sie eigentlich zum Glückmachen geboren sind; auch sind sie nicht lange die Betrognen in der Welt. Das Zutrauen und die Sicherheit, die sie einflöſsen, reizen zum Vertrauen, und jeder, den sie so gewinnen, wird, ohne es zu ahnden, ihr Lehrmeister. Die Schwäche der Menschen und das ganze Spiel der Welt entwickelt sich, wie eine bloſse Komödie, vor ihren Augen; der schon geschärfte Instinkt stöſst sie plötzlich auf diese Ansicht, sie beurtheilen dann die Rollen und wählen die ihrige. Da sie sich aus eben diesem Instinkt auf ihre natürlichen Kräfte verlassen, so bekümmern sie sich wenig um weitere Bildung, um die moralische gar nicht, denn sie merken bald, daſs diese besonnen und behutsam auf die Mittel zu den Zwecken macht, daſs sie zwar ihren Verehrer veredelt, aber zu gewissen Wagstücken, sich in Rollen zu setzen, ungeschickt macht, — kurz daſs man dadurch unter die Betrogenen gestoſsen wird. Unter den wildesten, brausendsten Genüssen schläft ihr Verstand nicht und eben da rundet sich ihr System aus. Von nun an klassificiren sie die Menschen, sehen in jedem ein Werkzeug, das bey Gelegenheit brauchbar werden kann, wenn man die Kunst versteht, unter Biederkeit und Laune seine Absicht zu verschleyern. Erlangt nun ein solcher Mann, dessen Zutrauen auf sich selbst immer durch das Zutrauen andrer verstärkt wird, eine hohe Würde im Staate, wird er bedeutend am Hofe, so fühlt er erst recht, welch ein vortrefflicher Firniſs ein solcher traulicher, jovialischer Ton ist, um den Ehrgeitz, das Verlangen immer höher zu steigen und sich zu erhalten, zu verbergen. Man muſs sehr gewandt seyn, um diese Art von Heucheley, wozu die Natur selbst die täuschendste aller Masken hergegeben hat, zu ergründen. Wer sucht den Heuchler in dem Manne, der mit allen spaſst, der der munterste Gesell am Tische ist — der dem sinnlichen Genusse ganz zu leben scheint — der immer derb, muthig, offen vor Euch steht, und jeden Dienst, zu dem er Euch braucht, so zu wenden weiſs, als sollte er nur dazu dienen, Euer Talent zu zeigen und Euch aufzuhelfen? Wer fürchtet den Mann, der eben so derb und gerade mit dem Fürsten und den Groſsen umgeht — der Wahrheiten mit Späſsen würzt, und Falschheit mit Laune zu stechenden Epigrammen zuspitzt, Sarkasmen an die Lachen erregenden Entschuldigungen hängt? Er will und wird keinen verderben, weil er Freund und Feind gebrauchen kann und will, aber tritt einer zu keck gegen ihn auf, so wirft er ihm den Handschuh zum Kampf im Angesicht aller, mit eben der Laune hin, als er einen Sarkasm hinwirft, und sieht ihn durch die offene Ausforderung, die dadurch erweckte Meynung von seiner Biederkeit und furchtlosen Redlichkeit, als geschlagen und sich als Sieger an. Wer fürchtet nun von einem solchen Mann ein frevelhaftes Wagstück? Führt er es endlich aus, so glaubt man kaum dem ersten Geſichte; denn sah er nicht vor, unter und nach dem Wagstück eben so aus, als säſse er mit uns an der Tafel, wo er der heiterste, jovialste der Gäste war?

Ich hörte einen solchen Mann einst sagen: Es hätte wohl etwas aus mir werden können, wenn mich mein Vater etwas rechts hätte lernen lassen. Alles denke ich, nur der Mann für ein solches Glück und für ein solches Wagstück nicht.

---

265. Und G***, der, so jung er auch ist, so früh er auch zu einem groſsen Posten gekommen, weder das Laster haſst, noch die Tugend liebt! Der eine frevelhafte oder gute Handlung mit gleich kaltem Sinn ausführt, jede derselben nur als das rechte, für den Augenblick einzige Mittel zu seinem Zweck ansieht! Der, um durch nichts gestört zu werden, immer nur aus dem Kopfe handelt! G*** tritt mit dem Ernste eines Cato auf, die Sprüche der Tugend, des Patriotismus sind ihm so geläufig, daſs er dadurch sogar dem Fürsten und denen seines eignen Standes imponirt; wer sollte nun hinter einem so jungen, ernsten, besonnenen, weisen Mann suchen, daſs es weder die Tugend noch der Patriotismus ist, die ihn so beredt machen, daſs es nur immer die Sache ist, die er betreibt, die er durchsetzen will? daſs nur Er selbst, seine liebgewonnene Meynung, der Zweck seines Redens und Wirkens sind? Sein Ernst entspringt aus Stolz, aus

Uberschätzung seines Verstandes, den er nach seiner Art allein ausgebildet hat, und durch den er sich jedem überlegen glaubt. Da ihm dadurch so vieles gelang, so hält er für wahre Energie eines Staatsmanns, was bey ihm nur eiserner Starrsinn ist; an diesem soll sich jeder den Kopf zerstoſsen, der ihn zu bekämpfen wagt, und um ihn recht gediegen zu machen, schlagen noch die Vorurtheile des Standes, der Geburt, des Reichthums, der Nation darauf. Ist er Minister des Äuſsern, so erklärt er sich für eine Sache, für einen der Verbündeten; nach seiner Erklärung wird er darauf beharren, und wenn man ihm das Nachtheilige für seinen Staat noch so deutlich zeigte. Seine politischen Sophismen, die in des Ernsten Munde wie Weisheit der Erfahrung klingen, verblenden und betäuben selbst seine Gegner. Ist er Minister des Innern, so thut er dasselbe durch ein laut anerkanntes System der Staatsverwaltung, unter das sich alles schmiegen, in das alles passen soll. Ist das Maſs seiner Staatsfehler und Staatsverbrechen endlich so voll, daſs man ihn entfernen muſs, so zieht er sich zurück wie ein Cato, sagt laut, er sey als ein Opfer der Tugend und des Patriotismus gefallen, und was das Sonderbarste an ihm ist, er glaubt wirklich, daſs nur Er der tugendhafte, der patriotisch gesinnte Staatsmann sey.

266. Und F***, der Lächler, der immer Zufriedene, der es mit keinem böse meynt, — der die Gefallenen tröstet, die Emporsteigenden nicht beneidet — der nirgends was Böses, Übelgemeyntes sieht — alles lobt — alles entschuldigt, der selbst für das, was er nicht gethan, woran er gar keinen Antheil hat, um Vergebung bittet oder durch seine Miene wenigstens zu bitten scheint. Dieses hat F*** in früher Jugend in den Vorzimmern gelernt, und es hat ihm gut gewuchert, denn ohne je etwas für den Staat gethan zu haben, hat alles mit Eifer und Ernst an dem Glück des Harmlosen gearbeitet. So betrügt er nicht die Blödsinnigen allein, er täuscht selbst den ausgelerntesten Hofmann. Wie sollte er es nicht, da er in seinem Leben nicht laut von sich und seinem Interesse gesprochen hat, da ihm nie die Worte Tugend, Rechtschaffenheit am Hofe oder in der Gesellschaft entfallen sind? Da er nie etwas zu tadeln fand?

---

267. Müde dieser schaudernden Frost erweckenden Mahlerey, erhole ich mich an einem Manne von ganz entgegengesetztem Geiste.

Hätte Jean Jaques Rousseau die Werke, die ihn mit Recht so berühmt gemacht, in frühern Jahren geschrieben, er würde wahrscheinlich weniger Thorheiten begangen, und die Eigenliebe schwacher, schaaler Geister dadurch weniger gekitzelt haben; denn nur solche ergötzen sich an den Schwachheiten be-

berühmter Männer. Die Verwunderung Rousseaus, mehr in sich zu finden, als er in sich suchte und vermuthete — auf einmal so mächtig über alle andern Genies seiner Zeit hervorzuragen — eine Theilnahme ganz neuer Art zu erwecken — machte ihn vor seinen Augen übergroſs, überwichtig. Er konnte sich in ein Geschick nicht finden, an das er sich in Beziehung auf die Welt, und durch sie auf sich selbst, noch nicht zu gewöhnen gelernt hatte. Er ward zu plötzlich ein Glückskind in der Geisterwelt, und schnell aufgeschossene Glückskinder, von welcher Welt sie seyen, finden sich selten in ihre Lage; sie sind meistens noch schneller überrascht, als sie andere überraschen.

---

268. Die Klage: der Mensch miſsbrauche seine edelsten Fähigkeiten, ist so alt als absurd. Man vergiſst aus lauter Eifer für das Gute dabey, daſs sie, wenn man sie nicht miſsbrauchen könnte, allen Reiz und Werth für uns verlieren, uns zu gar nichts nützen würden, weil wir durch sie kein Verdienst erwerben könnten. In der Besorgniſs für die Sache, die wir lieben oder achten, und für das, worauf wir unser Daseyn gründen, liegt unser Genuſs. Wäre es gar keiner Gefahr von uns und andern ausgesetzt, hätten wir nicht dafür zu wachen und zu streiten, was würde es am Ende für uns seyn? Welche Einförmigkeit der Ideen würde entstehen, welche Lähmung unsers Geistes erfolgen, wenn wir

seine Fähigkeiten nicht miſsbrauchten? Religion, Wissenschaften, Künste, alle moralische und physische Kräfte muſste der Mensch miſsbrauchen können, um den rechten Gebrauch davon erkennen zu lernen, um dazu gespornt zu werden. Der Heilige, der die Welt flieht, den die Welt seiner religiösen Wuth ruhig überläſst, ruft am Ende den Teufel selbst zu Hülfe, damit doch seine Frömmigkeit angefochten werde und er einen Zeitvertreib im Kampfe mit seinem Hirngespinste finden möge. Miſsbraucht er hier auch sonst nichts, so miſsbraucht er wenigstens seinen Verstand und den Verstand derer, die ihn einst bewundern. Wenn der Tugendhafte alles besiegt hat, so rettet ihn noch der Kampf mit dem gefährlichsten Feinde seines innern Selbst — dem Stolze auf seine Tugend, damit er über seiner eignen Vollkommenheit nicht erstarre. Aus der Religion muſs Mystik, Schwärmerey und noch etwas ärgeres entstehen können; — aus der Philosophie, Träumerey, Unsinn und Vermessenheit; — aus der Litteratur, schwächliche Schöngeisterey; aus dem Genie, Wahnsinn; aus der Politik, Kniffe; aus der Moral, Sophisterey; aus der Tugend, Heucheley; damit sich die Geister an einander reiben, sich in einander spiegeln, sich belehren, und das Wahre hervortrete und geachtet werde. Nur so konnte diese Welt der sonderbare Kampf- und Tummelplatz, die Übungs- und Prüfungsschule unsrer Fähigkeiten und Kräfte werden; für unsern Zeitvertreib ist wenigstens dadurch gesorgt, auch für unser

Glück, wenn wir nicht mehr verlangen, als wir erreichen können, — der wahrhaft Muthige erwirbt noch mehr. Narren und Thoren, Schurken und Böswichter sinken endlich zusammen, so groſs und wichtig Ihr sie auch seht, und werden zum Fuſsgestell des Denkmals des Weisen und Edlen. Freylich sieht man dieses Denkmal nicht mit Augen; und doch findet es sich an jedem Ort, wo Menschen thätig wirken, und dieses ist das groſse Wunder der hier herrschenden Verworrenheit. Aber wenn Ihr es wirklich sehen wollt, so müſst Ihr Euch tapfer durch die Schaar der Verwandten derer schlagen, die das Denkmal tragen müssen, sie zum Fuſsgestell Eures eignen Denkmals niederwerfen und es als Sieger besteigen. Ich überlasse das Weitere den Satyrikern und Moralisten, die dem, was ich hier berührte, gleichfalls ihr Daseyn und ihren Ruhm verdanken.

---

269. Bey Jupiters Throne liegen zwey Tonnen, wie die Fabel sagt; die eine enthält das Gute, die andre das Böse. Damit nun die Welt gedeihe und fortgehe, läſst es der Herrscher bald aus der einen, bald aus der andern, bald aus beyden zusammen laufen. Das Bild manches Regenten und Staatsministers! Die Unterthanen können aber immer noch zufrieden seyn, wenn sie ihnen den Inhalt der zweyten Tonne nicht auf einmal über den Kopf ausgieſsen. Wahr ist es, da sie am Ende selbst in der

groſsen Fluth ertrinken könnten, so macht sie das behutsam; nun so hütet Euch vor denen, die kalt und gleichgültig eine Tonne wie die andre öffnen und dabey wie Jupiter denken: beydes gehört zur Bewegung der Maschine.

270. Die Fürsten, Staatsleute, Finanziers wissen nicht, wie sehr sie den Romanen-Schauspiele- und Gedichte-Schreibern verpflichtet sind. Da in ihren Werken nur immer die Rede von Liebe ist, unter welcher bis jetzt noch, zum Heil der Welt, Jünglinge und Jungfrauen den Zeugungs-Akt verstehen, so arbeiten Leute für die Staatsbevölkerung, an die man gar nicht denkt, deren man im Staate gar nicht achtet. Und was das Sonderbarste ist, sie kennen selbst ihre politische Wichtigkeit nicht — Ich hoffe nun, die Staatsleute und sie selbst darauf aufmerksam gemacht zu haben.

Es ist daher recht gut, daſs die Romane, Schauspiele und Gedichte, während des Revolutionskriegs in eben dem Maſse zunahmen, als sich die Menschen durch ihn verminderten; denn nur so konnte die Lücke schnell genug ausgefüllt werden. Ein neuer Beweis, wenn man noch eines bedarf, daſs das Gute immer neben dem Bösen herläuft.

271. Wer viel weiſs, oder zu wissen glaubt — wer den Grund vieler Dinge erforscht, oder er-

forscht zu haben glaubt — für den giebt es wenig Erhabenes mehr in der Natur, er müſste sich denn am Ende selbst dafür halten. Das Wissen verschlingt den Sinn dafür, und nährt sich durch seine Auflösung. Der fein Kultivirte, der Euch das Erhabene haarscharf zergliedert, findet es höchstens noch in Beschreibungen der Gegenstände, — der weniger Gebildete oder der Rohe findet es in den Gegenständen selbst — und dann am meisten, wenn er das Wort noch gar nicht kennt, und die Ursache im Unbegreiflichen nicht sucht, sondern recht dunkel ahnend fühlt.

Der wahr erhabene Dichter ist mit letzterm in gleicher Lage. Seine Einbildungskraft durchglüht sein erlerntes Wissen mit dem Feuer der schaffenden Kraft — das Gehaltlose, Nichtige zerfällt in Schlacken, Asche — der wahre Geist steigt auf — und die Wunder — groſs — mächtig erhaben — erschütternd, treten aus ihm hervor.

Wer des Beweises bedarf, suche ihn im Homer, Milton, Shakespear und Klopstock.

272. Der Seiltänzer und der Transcendentalphilosoph stehen gegen die, auf der Erde ruhig wandernde Menge, oder den empirischen Plebs, der Anzahl nach, in gleichem Verhältnisse, und das wahrscheinlich zum Besten dieser Künstler selbst. Eine zu groſse Anzahl derselben würde das Handwerk verderben, das mehr durch den Reiz des An-

schauens der gefährlichen, schwindelnden Kunst, als ihren Nutzen besteht. Für beyde müssen ja die Bewundrer arbeiten, damit sie ihr Spiel treiben können. Der empirische, sich mit bloſser Erfahrung begnügende, Plebs geht seinen geraden, ihm auf der Erde durch die Gesellschaft bezeichneten, Weg fort, befördert, was er kann, läſst sich gefallen, was er muſs, und ahndet nicht einmal die Flugkraft, die sich der Transcendentalphilosoph durch die gewaltigste Geistesanstrengung erwirbt. Der denkende Theil dieses empirischen Plebs sieht in dem Seiltänzer einen Beweis, was ein Mensch, gespornt durch den Abscheu vor harter Arbeit, aus seinem Körper zu machen vermag; in dem Transcendentalphilosophen erblicken wir, was der Mensch, wenn er die Zeit dazu hat, aus edlerm Triebe, durch Kraft und Kühnheit des Geistes vermag. Beyder Arbeit sind nur Experimente, und gewähren ein wunderbares, staunenvolles, manchmal gleichen Schauder erregendes Schauspiel.

So viel ist gewiſs, daſs beyde Künstler auf das Wohlgefallen des Publikums rechnen müssen, wenn sie bey ihrem Gewerbe nicht verhungern sollen, denn während man es erlernt, hat man nicht Zeit zu erwerben, einmal erlernt, ist und bleibt der Seiltänzer zu aller ernährenden Arbeit unfähig. Und was wollte der Transcendentalphilosoph anfangen, wenn er keine Zuhörer fände; oder der Verleger den Artikel nicht mehr an Mann bringen könnte? Doch wenn dem ersten das Staunen des Pöbels das

Brod sichert; so sichert es dem zweyten unsre Begierde, das zu wissen, von dem wir wissen, daſs wir es nie erreichen können; und so ist dafür bis in die Ewigkeit gesorgt.

Wenn ich hier eine nichtswürdige Sache mit dem erhabensten Geschäfte des menschlichen Geistes zusammenstelle, so geschieht es nicht, um seinen Werth herunter zu setzen, sondern nur, um auf seine Wirkung zu deuten. Die Menge ist, wird und muſs der empirische Plebs bleiben, und die hochfliegenden Philosophen sind nur dann lächerlich und inkonsequent, wenn sie glauben, ihn sich nachziehen zu können oder zu müssen — und noch mehr, wenn sie glauben, ihre hohe oder tiefe Spekulation könne je bedeutenden Einfluſs auf das Wohl der Menschen haben. Dieses hat die Natur weislich durch die Sinne vorbereitet, und einen unerschütterlichen Grund dazu gelegt. Der die Menschheit ehrende Luxus des Geistes konnte nur durch den sinnlichern Luxus der Gesellschaft entstehen — denn zum Spekuliren gehören Bequemlichkeit, Ruhe; und so bequem konnten die Philosophen doch nur da leben, wo erkünstelte Bedürfnisse des Geistes und des Verstandes, vermöge höherer Kultur, einigen Werth erhielten. Eine Inkonsequenz mehr, wenn die Philosophen auf den Luxus schimpfen; ohne ihn wären sie gar nicht da, und die Bewunderer fehlten ihnen ganz.

Doch ich besinne mich — wer sich, uns zu belehren, in das Leere, Übersinnliche, Unbegreifliche versteigt, um da einen Punkt zum Feststehen für sich und andere zu suchen — und dem, wenn er endlich nach tausend und tausend Gefährlichkeiten diesen Punkt erobert zu haben glaubt, die gleich ihm herumschweifenden oder herumschwimmenden, doch zurufen: Du stehst nicht, du sinkst — du fliegst nicht — du sinkst — der muſs wahrlich, um das fort zu thun und immer dabey auszuhalten, eine hohe Meynung von seinem Geschäfte haben.

273. Eines der gröſsten Herrschergenies der neuern Zeit liebte, achtete sogar die Tugend und Rechtschaffenheit, aber nur so lange, als sie ihm nicht wie Gegenkämpferinnen in den Weg traten. Es scheint, daſs schon vor ihm viele solche Genies diese Laune gehabt haben. Diese Herrschergenies sehen also die Tugend als ein sehr unschuldiges Ding an, so lang es sich ruhig und still verhält, das aber von dem Augenblick an gefährlich wird, da es sich thätig in die Welthändel mischt. Als Maxime so gerade aufgestellt, lautet es freylich abscheulich; aber noch viel scheuſslicher ist es, daſs Erfahrung und Geschichte auf diesen empörenden Satz so deutlich hindeuten, daſs ein Herrschergenie dieser Art auf beyde mit dem Finger zeigen und dabey sagen kann: Die Gefahr für diesen oder jenen meines Gleichen kam immer daher, daſs der, welcher die Gefahr erregte, entweder gar zu streng tugendhaft war, oder die Tugend heuchelte. Und

wenn ein solches Genie bey recht guter Laune ist, so könnte es noch gar hinzusetzen: ich handle menschlich und weise, wenn ich die wahre Tugend zur Stille und Unthätigkeit verweise; seht Ihr nicht, wie man mit ihr umgeht, wenn sie sich in meine, Eure, oder die Welthändel überhaupt mischt!

274. Ein artiger Beytrag zum groſsen Kapitel der Undankbarkeit der Menschen scheint mir das Betragen der jetzigen Franzosen, und vorzüglich ihrer nun herrschenden Partey gegen die Revolution zu seyn. Die, welche dieses Ungeheuer gezeugt, geboren, genährt, geliebkost und groſs gezogen haben, wurden von ihm zertreten, ohne es dafür zu erkennen, — die es endlich gefesselt haben, und durch selbiges alles sind, was sie wirklich sind, begnügen sich nicht damit, es für ein Ungeheuer auszuschreyen, wie eine verpestete H — auszupeitschen — sie peitschen vor seinem Rumpfe auch noch seine abgeschlachtete Erzeuger und Erzieher aus. Daſs die Politik und der Egoismus der jetzigen Machthaber dem ermüdeten Geist des Volks hier entgegenkomme, oder ihm vorlaufe, ist ganz natürlich, alles recht gut; aber weise wäre es doch von den Machthabern, wenn sie sich erinnerten, wem sie diese Macht verdankten, welche Ursachen den Grund dazu legten. Noch weiser wäre es von dem französischen Volke, wenn es dieselben laut daran

erinnerte, so oft sie es vergessen wollten oder möchten.

---

275. Einige alte Philosophen — zum Beyspiel Plato — bey dem Sokrates so scharf als langweilig über diesen Text katechisirt, — der ewig geschwätzige Plutarch und andre mehr, quälten sich mit der schweren, dornigten Frage: ob die Tugend eine Wissenschaft sey; ob sie gelehrt, folglich gelernt werden könnte? Die Einfältigen! Wir Neuern, die wir jene in so vielem überflogen haben, können es gerade zu bejahen: wie wäre es sonst möglich, sie zu vergessen, wenn es nicht etwas in der Schule erlerntes wäre? Wer noch eines Beweises bedarf, der beobachte nur den gröſsten Theil unsrer Staats-, Welt- und Geschäftsleute. Nach der griechischen Geschichte zu urtheilen, hätten sich auch die Platonen durch das Beyspiel ihrer Staats-, Welt- und Geschäftsmänner die Untersuchung erleichtern können; vielleicht dachten aber die Philosophen jener Zeit: solche Leute beweisen weder für noch gegen den Satz. Und wahr ist's, die Staats-, Welt- und Geschäftsmänner hatten zu jeder Zeit so viele nöthigere, nützlichere Wissenschaften zu erlernen, daſs sie nicht geschwind genug ihr Gedächtniſs von dem lästigen, ihren Gang nur hindernden, Schulkram reinigen konnten.

276. Ein Gespräch:

A. Wissen Sie wohl, lieber Vetter, daſs man anfängt, Sie in der Stadt und sogar am Hofe für einen Atheisten auszuschreyen?

B. Was Sie mir da neues sagen! aber warum, lieber Vetter?

A. Hm! es ist wohl schwer zu errathen! weil Sie, wie die Leute sagen, an keinen Gott glauben, und dieses in der Hitze des Gesprächs deutlich genug merken lassen.

B. Nicht doch, lieber Vetter, dieses Gerücht entspringt aus einem ganz andern Grunde, und der ist: daſs ich ganz anders thu' und handle, als alle die frommen Leute, die an Gott, und auch die abgeschmacktesten Dogmen zu glauben vorgeben, oder vielleicht wirklich daran glauben. Machte ich's wie diese Leute, und hörten sie nicht, daſs der Erbprinz von mir als einem aus Grundsätzen rechtschaffen handelnden Manne spräche, ich möchte glauben, was ich wollte. Lassen Sie mich so schlecht werden, Rücksicht auf diese Leute zu nehmen, das heiſst, mich mit ihnen zu gewissen Zwecken zu verbinden, so werden sie bald in mir eine Stütze der rechtgläubigen Kirche sehen.

A. Das ist wahr, man greife Sie noch so leise an, gleich werfen Sie einem andere Gegner in die Schranken. Ein Atheist sind Sie doch, und ein recht bösgelaunter. —

B. Bösgelaunt gewiſs.

A. Aber um Gottes willen, Vetter, sagen Sie mir doch, wie kann man in der Theorie ein Atheist seyn?

B. Vetter, wie kann man in der Theorie an Gott glauben, und in der Praktik ein ausgemachter Schurke seyn?

A. Da haben wir wieder das alte Lied! so erklären Sie immer die menschlichen Schwachheiten zu Ihrem Vortheile!

B. Und da haben wir wieder den Hofmann, dem Schurkereyen nur Schwachheiten sind. Lassen Sie es immer gut seyn, ich bin kein Atheist aus Theorie. Bin ich einer — um mir dann das Absurdeste selbst aufzubürden — so bin ich es bloſs durch die Praktik meiner gläubigen Ankläger geworden. Wenn ich lebhaft an diese denke, so fährt mir es immer schaudernd durch das Herz, und ich möchte im Schmerz ausrufen: wie kann man diese Menschen handeln und wirken sehen, und herzlich an Gott glauben, da der Glaube an ihn auf sie so wenig wirkt? Um zu enden, sag' ich Ihnen ein für allemal, daſs es eben so verwegen ist, das Daseyn Gottes zu leugnen, als es unmöglich ist, es darzuthun.

A. Gut! Gut! Aber warum sich lieber nach der gefährlichen Seite hinhalten?

B. Ach, lieber Vetter, man kömmt so nach und nach dazu, wenn man Gefühl für Wahrheit, Rechtschaffenheit, Gerechtigkeit hat, und — was das Rechte und auch das Schlimmste ist, — wenn man mit dem Muth für beyde zu kämpfen geboren wird, und auf diesen Muth sein Daseyn gründet. Sie haben von dieser wirklichen Ungemächlichkeit nichts zu fürchten, darum rede ich Ihnen davon, ein andrer hätte mich schon längst verstanden. Gestatten Sie nur einem solchen Manne Verstand, Sinn und Geist genug, alles recht und leicht zu fassen; nehmen Sie an, daſs er auch die nöthige Zeit und Geduld habe, alles das kennen zu lernen, was die gröſsten Genies der alten und neuen Zeit über die den Menschen wichtigsten Gegenstände gedacht haben; lassen Sie dann diesen so ausgestatteten Mann auf dem Theater der Welt Erfahrungen an Groſsen und Kleinen machen, so wird Ihnen meine Art zu denken, oder besser — zu empfinden, vielleicht begreiflich werden, so fremd sie Ihnen auch jetzt erscheint.

A. Nichts als üble Laune.

B. Wie Sie wollen, Sie können es auch Stolz nennen, denn ich bin wirklich so stolz, daſs ich von den Menschen verlange, sie sollten sich des Besitzes oder des Geschenks der schönen Fähigkeiten und hohen Eigenschaften, mit denen sie, ihrem Glauben nach, ein Höherer zu edlen Zwecken begabt hat, würdiger zeigen. Besonders verlange ich es von denen, welche sich an die Spitze der andern drängen, und sie leiten oder beherrschen wollen.

A. Wenn die Welt nun so beschaffen ist, daſs man mit dem Guten nicht immer durchkömmt.

B. Ja, ja, weil man ein gewisses Gute nur für sich sucht, ohne sich zu bekümmern, wie sich der dabey befindet, auf dessen Kosten man es findet. Das ist es eben, was mich in diese böse Laune versetzt hat, die doch wahrlich mehr werth ist, als die gute Laune der Leute, denen Sie das Wort reden. Ich habe überhaupt bemerkt, daſs der Glaube an Gott nur bey den Leidenden von bedeutender Wirkung ist, und das gewöhnlich auch nur auf so lange, als sie in dieser Lage sind. Die Reichen, die Mächtigen, die Herrschenden, die Thätigen nehmen zu selten in ihrem Thun Rücksicht darauf, als daſs man sie um einiger Ausnahmen willen in Anschlag bringen könnte. Die meisten brauchen diesen Glauben nur zu oft als Mittel zu gewissen Zwecken, und dieses nimmt nicht sehr für die Sache ein.

A. Aber bedenken Sie doch, Vetter, was ohne diesen Glauben aus der Welt würde! Die gottlosen Ungeheuer würden die Erde verheeren, alles auflösen und vernichten. —

B. Das thun die Menschen auch mit diesem Glauben, wenn man sie nicht in Schranken hält — und am Ende wollen auch die Ungeheuer leben und genieſsen. Jeder fühlt, daſs dieſs der Weg nicht dazu ist, und für die, welche es nicht begreifen wollen — halten die Klügern Strang und Schwert bereit, ohnedem die einzigen Gesetzgeber für Leute gewisser Art. — Wenigstens würden wir eine Heucheley und zwar eine der schändlichsten weniger in der Welt sehen.

A. Heucheley der Tugend, auf welche Sie so stolz sind — auch ohne einen solchen Glauben, ist eben so schändlich.

B. Noch schändlicher, Vetter.

A. Sie geben dieſsmal mehr zu, als ich von Ihnen hoffte. Und warum noch schändlicher?

B. Weil sie uns viel näher liegt, als jener Glaube — ja so nah liegt, daſs wir sie g[illegible] mit Händen greifen können. Weil gar dieser Glaube nur aus ihr entspringt oder entspringen soll.

A. Das ist mir zu hoch oder zu fein.

B. Mir nicht. Bisher hat noch kein Sterblicher die Tugend geleugnet, wenigstens ihren Werth nicht, selbst kein erklärter Gottesleugner, wenn es wirklich solche anmaſsende, dogmatische Thoren gibt, er müſste denn zugleich Autor seyn, und um ein Buch zu schreiben, das Lermen mache, eben das thun, was jeder Schurke bey einer bösen That thut: sein Herz und seinen Verstand durch den Rausch der Eitelkeit und des Stolzes so betrügen und betäuben, wie dasselbe der letzte durch die wilden Begierden thun muſs, wenn er einen schlechten Streich, oder ein Verbrechen ausführen will.

A. Wie Sie das stellen, drehen, wenden — einem entwischen, indem Sie vieles zu sagen scheinen — und so wenig sagen. Zum Beyspiel, wenn es Gottesleugner gibt, so sind es vermessene Thoren, und doch —

B. Soll ich einer seyn? Und ich soll nun wählen; ich wähle nicht. Ich leugne hier nichts und glaube nichts. Lachen Sie immer.

A. Ja, wenn ich nur lachen könnte; die Materie ist mir zu ernsthaft dazu.

B. Geben Sie das Ernsthafte her.

A. Was ist dem zu geben, der nichts annimmt, der alles hat, indem er mit nichts zufrieden ist. Ich stehe doch als Mensch vor Ihnen. —

B. In der That, das thun Sie.

A. Nun! Sie — Sie stehen nur als Schatten vor mir.

B. Sie haben etwas sehr Tiefes und sehr Wahres gesagt.

A. Davon weiſs ich nichts — und flöſsen gar Frost, wie jeder Schatten ein.

B. Lieber Vetter, seyn Sie nicht auf Ihre Wärme stolz; ich möchte Ihnen sonst zu chemisch scharf den Stoff dazu entwickeln.

A. Ach wie Sie wollen! Ich kenne keine Tugend, als diejenige, welche aus jener heiligen Quelle entspringt; auch bin ich überzeugt, daſs alle die Leute, die Sie so sehr in Harnisch bringen, nur allein von diesem Glauben höher gehalten werden, als sie ohne ihn stehen würden. Und was trägt denn Sie und Ihre stolze Tugend?

B. Stolz ist meine Tugend nun eben nicht. Gefiele mir es jetzt, so witzig wie Sie zu seyn, so antwortete ich: Was trägt einen Schatten? Wozu braucht der Schatten einen Träger? Aber so sage ich ganz grade und sinnlich: meine Schultern tragen mich, meine eigne moralische Kraft, die ich für das wahre Centrum des Menschenwesens und Lebens halte. Weil ich diese nun für mich hinreichend finde, so brauche ich der Krücken nicht, die diese

Hei-

Herren nur dann ernstlich zu ergreifen scheinen, wenn sie sich schwach auf den Beinen fühlen, die sie aber gewöhnlich in dem Augenblick auf die Seite werfen, wenn etwas vorgenommen werden soll, wobey diese Krücken im Laufen hindern könnten. Reizen Sie mich nun nicht weiter, Sie setzen sich sonst der Gefahr aus, daſs ich Ihnen eine Gallerie von unsern an Gott glaubenden Fürsten, Staatsmännern, Helden und sonstigen recht orthodox gläubigen, bedeutenden Männern aufführe, die etwas stark mit der Mahlerey der ihnen schmeichelnden Poeten, Hofleute und sonstiger Schmeichler abstechen möchte.

A. Warum nur solcher Männer?

B. Weil sich bey ihnen, als herrschenden, gebildeten und verständigen Männern, dieser Glaube am meisten in seiner Wirkung zeigen müſste. Sie machen ja die Geschäfte Gottes auf Erden, leiten ihre Macht und Gewalt von ihm ab, nennen sich nach und von ihm, und die Minister schreiben diese hochbedeutende Formel sogar an die Spitze jeder Schrift, die der Herr in seinem eignen Nahmen ausgehen läſst.

A. Ach ja, Sie zeigen schon die Galle, in die Sie den Pinsel tauchen würden.

B. Galle! Freylich von ihr müſste man sich so leicht reinigen können, wie diese Herren von den ersten Beschwernissen des Gewissens, um mit ihnen so verträglich zu leben, wie sie mit sich selbst und ihres Gleichen leben; aber Sie wissen doch, Vetter, daſs ich auch dann noch ein Narr meiner Grundsätze bin, wann ich einen dieser Herren beurtheile. Die Galle soll nur dazu dienen, das Gemählde hin und wieder zu beleben, sonst würden ja Sie, der Sie Sich so gut mit diesen Leuten vertragen, daſs Sie ihr Thun, Wirken und Nichtthun für ganz natürlich und verzeihlich halten, bey meiner Mahlerey einschlafen.

A. Geschwind zu dem Portrait andrer! ich sitze Ihnen nicht.

B. Sitz' ich doch Ihnen! — Wollen wir mit Seiner Durchlaucht anfangen?

A. Lassen Sie mich erst zusehen, ob wir allein, — ob keine Lauscher —

B. Sie ahnden nichts Gutes, wie ich merke, und Ihre Vorsicht spricht dem Manne das Urtheil, bevor ich rede.

A. Ich kenne meinen Vetter — das Feld ist rein.

B. Ich nehme alle Gefahr auf mich!

A. Ach demit wäre mir nicht geholfen. Nun —

B. Wie gern der Diener den Herrn mustert, beweisen Sie, nicht ich. Ich will Ihnen den Gefallen thun.

Fragen Sie doch die Stütze der protestantisch orthodoxen Kirche, den Beichtvater Seiner Durchlaucht, ob Höchst Dieselben geruhen an Gott zu glauben? Sie werden schön ankommen. Wer spricht frömmer? wer scheint überzeugter von dem, was er spricht? Und nun betrachten Sie das Thun, Wirken und Nichtthun Seiner Durchlaucht — ich sage, Nichtthun, Vetter, und schlage mit diesem Worte alle Kapitel in dem Leben vieler Fürsten und Staatsleute auf. Wenn Sie nun alle genau befragt und untersucht haben, so zählen Sie mir die Handlungen vor, die bey ihm aus diesem so hohen Glauben geflossen sind. Ich gebe Ihnen zwey, drey Monate dazu — beehren Sie mich indessen mit einer kurzen Antwort auf meine Frage? — Aber Sie schweigen ja ärger als ein Stummer — ich sehe weder Geberde — noch Nachsinnen, das eine herbeyführen könnte. Bedenken Sie doch, wir reden von Seiner Durchlaucht, und Vetter, wenn Seine Durchlaucht Ihnen einst diese Frage zu thun geruhten, — nicht wahr, Sie würden beredter seyn, als Cicero? — Freylich kann auch ich keine ausfinden — aber Halt, doch eine! —

A. O lassen Sie hören.

B. Bringen Sie dieselbe nur an rechter Stelle an, ich mache Ihnen ein Geschenk damit.

Hören Sie, Sie müssen dieses ihm dafür anrechnen, daſs er, um für seine eigne, hohe Person, keine Sünde an dem ihm anvertrauten Volke, und dadurch, wie wir hoffen wollen, an Gott, durch Selbstthätigkeit, oder Selbstregieren zu begehen, es seinen Ministern, Räthen, Freunden und Freundinnen überlassen hat —

A. Vetter!

B. — die auch alle an dieser ziemlich schweren Sündenbürde so leicht tragen, daſs immer einer dem andern, durch Kabale, Intrigue, etwas von der schweren Last abzunehmen sucht. Sie selbst tragen ja einen Theil derselben mit eben der Gewissensruhe, wie alle die andern Gefährten.

A. Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, ich sitze Ihnen nicht.

B. Der Beweis aber saſs mir gar zu nah, und ward dadurch um so kräftiger. — Nun ist die Galle in diesem Miniatur-Stückchen zu sehen? Es war kaum Raum dazu. Reden Sie doch, wenn ich fortfahren soll!

A. Sie verdrehen alles.

B. So richten Sie es gerade, das wünsch' ich ja. — Nun gar die erste, gröſste, gewaltigste Excellenz. —

A. Ja der! —

B. Nicht wahr, den darf ich schon in Fresko mahlen? Da geben Sie mir eine ganze Wand Ihres Saals dazu, und sollte sich auch die Galle unter die Farben mischen. Hier kann sie nichts verderben. Der Mann hat gar zu viel von jener Sündenlast auf sich geladen — und glaubt an Gott, als sey er zu Frankens gottseligen Zeiten im hallischen Waysenhause auferzogen worden. Es ist ganz erbaulich; aber wo, Vetter, fänden wir die Spur davon, wenn wir sie suchen wollten oder sollten?

A. Ach leider hat er Gott auf der Zunge und den Teufel im Herzen!

B. So mahlt ein Staatsbeamter den, der mächtiger, begünstigter als er selbst ist, und nun sehe ich die Wirkung der Galle. Ich, der ich billiger bin, weder nach seiner Sündenlast strebe, noch ihn darum beneide, sage: er hat weder bloſs Gott auf der Zunge, noch den Teufel im Herzen. Er ist sogar ein ganz guter, frommer, auch wohl gerechter Mann, sobald eine Sache vorkömmt, wobey weder der Minister, der Hofmann, oder seine Erhaltung und Ansehn im Spiele sind. Kann er dafür, daſs ihm nicht lauter solche Sachen vorkommen? — ich könnte Ihnen beweisen —

A. Vetter, es gibt keine solche Sache für uns — alles hat Bezug auf den Posten, auf dem wir stehen — o wenn Sie wüſsten — aber Er! Er! da lieſse sich gar vieles sagen —

B. Was soll nun ich weiter sagen, da Sie selbst in der Hitze, im Amtseifer den Vorhang so gewaltig aufgerissen haben, daſs er beynahe gar nichts mehr verbirgt! Nun dann — ereignet sich etwas, das in der weiten Ferne gefährlich aussieht, so sieht sich unser Mann sogleich nach Hülfe um; was nun aushelfe — die Gebote Gottes oder der Wink des Teufels — er braucht eins wie das andre — und hilft das Mittel, so dankt er weder dem einen noch dem andern. Dem Teufel nicht aus Frömmigkeit, und Gott nicht, weil er ihn jetzt nicht an sich erinnern mag. Auch wissen Sie, lieber Vetter, daſs leider die Winke des Teufels weit wirksamer in dieser bösen Welt sind, daſs sie viel schneller zum Ziele führen — daſs die Erfüllung der Gebote Gottes uns zwar ein ruhiges Gewissen abwirft, und die künftige Seligkeit zusichert; aber selten in dieser Welt uns weit bringt. So bildet sich nun ganz natürlich der staatsmännische Erfahrungssatz: daſs das Beste eines klugen Ministers, das Beste des Fürsten, und durch den Fürsten, des Staats oder des Ganzen ist, daſs die Erreichung dieses hohen Zwecks allein über das Verdienst aller Handlungen eines, für das Ganze so besorgten, Mannes entscheidet — oder kürzer, daſs die Menschenbeherrscher, und natürlich dadurch ihre Minister — ihre eigne Moral haben — und da sie ganz praktisch ist, so ist es auch die einzige Moral, die wir auf dieser Erde in all ihrer möglichen Vollkommenheit ausgeübt sehen. Das ist doch etwas, Vetter! — Unser Mann ist hier wahrlich nicht zurückgeblieben, das muſs ich ihm zum Ruhm nachsagen — alles, was zu dieser hohen Moral nicht paſst, nennt er Schwärmerey, Philosophie, zu Zeiten gar Theologie — ich weiſs nicht warum? — und er meynt sogar, unser Superintendent — oder Beichtvater würde an seiner Stelle eben so denken, handeln, kurz eben so seine Rolle spielen — und hier, glaub' ich, hat er Recht. Übrigens thut er Euch gern einen Gefallen, weil es dem groſsen bedeutenden Mann so geziemt — seine Macht beweist. Der Glaube, von dem wir sprechen, gehört in die Kirche, dem Sitz des Fürsten gegenüber, anderwärts würde er den Staatsmann nur verwirren, nur verzagt machen. —

A. So muſs ich den Sünder auf dem Todtbett erwarten!

B. Wirklich, er glaubt Euch alle dahingebracht zu haben und lacht Eurer, denn er weiſs, daſs Ihr ihn auch dort vergebens erwartet. Ein Staatsmann, dem so vieles gelungen, der eine so groſse und beneidete Last so leicht getragen hat, der die Dinge der Welt und des Lebens aus einem so weiten Gesichtspunkt ansieht, in dessen dunkler Vertiefung er nur die eherne Säule der Nothwendigkeit, von seinem Egoismus erschaffen, erblickt; verliert gewöhnlich die zu seinen Zwecken und ihrem Gelingen angewandten Mittel so aus den Augen, daſs er sich auch noch in dieser bedeutenden Stunde Komplimente macht, und in der völligen Überzeugung stirbt, er habe alles aus Pflicht und zum Besten des Ganzen, als ein kluger Mann gethan.

A. Auch diesen Trost nehmen Sie mir? — aber wenn er nun vor seinem Ende, das Sie so selig preisen, in Ungnade fiele, so könnten wir doch hoffen —

B. Am allerwenigsten, lieber Vetter; denn hat er dieses Glück, vor seinem Ende recht in Ungnade verabschiedet zu werden, so wird er noch leichter mit seinem Gewissen fertig. — Er trägt alsdann dem Richter der Welt den Undank des Fürsten und der Menschen für seine groſsen Verdienste vor, und die Überzeugung dieses Undanks verstattet der Reue so wenig Eingang, daſs er vielmehr einen recht schimmernden Glanz auf seine Thaten wirft.

A. Sie sind unerträglich!

B. Doch ein Trost, um Sie mit mir auszusöhnen; Sie sind nun gar zu aufgebracht. Vielleicht daſs er dann erst im rechten Ernste an Gott glaubt. Man hat Beyspiele, daſs Ungnade, Unvermögen weiter zu herrschen, und die gewisse Unmöglichkeit, je wieder dazu zu kommen, manchen Staatsmann am Ende so weit gebracht haben, daſs er in der That vermeynte, an Gott zu glauben. Er muſs doch einen haben, bey dem er sich beklagen kann, denn gewöhnlich lachen die Menschen seiner Klagen, es müſste denn seyn, daſs der Klagende ihr Mitleid noch bezahlen kann und will, oder daſs, aus Unkunde, der Glaube an sein Wiederauferstehen noch nicht ganz in den Herzen der Zuhörer ausgestorben ist.

Doch ich bin es müde, Ihnen von einigen Elenden hier Schattenrisse abzuzeichnen, während die Weltgeschichte, stehend auf der Asche des Menschengeschlechts — was ist die Erde anders? mit schallendgellender Trompete schreyt: „die süſseste Ahndung, der erhabenste Gedanke des Menschen, ist von dem Augenblick an ein politisches Institut geworden, da Furcht, Noth, Wahn, Eitelkeit, Stolz und Selbstsucht, die Sterblichen in Gesellschaften zusammendrängten, und drängen muſsten!“ Ist Ihnen die Weltgeschichte des Vergangenen nicht genug, so nehmen Sie die letzten zwölf Jahre des verflossenen Jahrhunderts dazu. Leitete dieser Glaube wohl einen Augenblick unsre Nachbarn, oder diejenigen, welche sie von ihrer politischen Ketzerey in der christlichen Absicht bekehren wollten, um ihr Land unter sich zu theilen?

Vetter, wenn die prächtigen, wundervollen, schrecklichen und erhabenen Erscheinungen der Natur, meinen gerührten und erstaunten Sinnen einen Gott predigen, so treiben nur zu oft die schändlichen, sogenannten moralischen Welterscheinungen, bewirkt durch die, welche durch Herz und Verstand an ihn zu glauben vorgeben, diese Predigt vor ihnen weg, und mein eignes Herz ergrimmt darüber, daſs ihm mein Verstand nichts weiter antworten kann, als allenfalls: Es ist wunderbar, aber unauflösbar! Es muſs nun also wohl so seyn, wird wahrscheinlich immer so seyn, da es sich doch bisher die Menschen so wenig an Unterricht in der Tugend und dem rechten Glauben haben fehlen lassen, als an Komplimenten über diese, und ihren ganzen moralisch-religiösen Werth überhaupt. Glauben sie doch sogar, daſs Gott selbst sie durch Offenbarung unterrichtet hat? Also ist es gewiſs nicht Mangel des besten Wissens — und nun frag' ich Sie: was ist es denn? — oder wenn Sie es auch nicht wissen, so fragen Sie meine Ankläger — ich bitte Sie darum.

A. O diese mögen sich, so viel ich merke, vorsehen, wenn einmal der Erbprinz zur Regierung kömmt, und mein verschriener giftiger Vetter so Einfluſs erhält, wie zu erwarten steht.

B. Vielleicht daſs man dann den einen oder den andern durch gewisse Bewegungsgründe dahin bringen könnte, in seinen Handlungen zu zeigen, als gäbe es einen Gott, der belohne und bestrafe — nicht als glaube er bloſs an ihn. Aber beruhigen Sie Sich und Ihre Freunde. Der Erbprinz macht zwar bis zum Fürstenstuhl nur einen kleinen Schritt — aber es ist ein Schritt, wobey man immer vorwärts, selten rückwärts blickt, und nur gar zu oft ein Sprung über den Lethe selbst. — Gewöhnlich wissen es auch Ihre Rechtgläubigen so einzurichten, daſs der Neuling —

A. Ich muſs zum Minister. —

B. Zu eben diesem Manne? — Warum sagten Sie es nicht früher? — Sie hätten nichts verloren — was vielleicht der Fall ist, und ich — Zeit gewonnen. War es doch nur Schnickschnack für Sie und mich, auch für den dritten, wenn Sie nicht so vorsichtig gewesen wären, die Thüren abzuschlieſsen.

A. So treiben Sie es immer, wenn Ihnen Ihre Freunde und Verwandten aus Theilnahme Wahrheiten zu Ihrem Besten sagen.

B. Ich hasse das Schuldenmachen. Soll ich nun mit meinem lieben Freund' und Verwandten damit anfangen? Wahrheit um Wahrheit — vergessen Sie diesen Spruch aber ja da, wo Sie nun hingehen. Dort heiſst es: Falschheit um Falschheit. O wir Betrognen alle — sammt und sonders!

277. Jener französische Hof- und Weltmann, welcher Einem auf die Frage: warum er sich nicht verheirathe, zur Antwort gab: „Weil ich noch keinen Menschen gesehen habe, den ich zum Sohn haben möchte!“ — gehörte, wenn seine Antwort aus allzuhoher Moralität entsprang, in jenes Land der Vollkommenheit, wohin wir einst zu kommen hoffen, und hatte sich also nur auf unsere schmutzige Erde verirrt — oder in das Tollhaus, wenn er sein Gehirn nicht schon längst dazu gemacht hatte, um seinen stolzen Geist auf eignen Grund und Boden zu logiren. Wahrscheinlich war es nur ein Epigramm, ein witziger Einfall, oder ein Sarkasm eines Mannes, der mit der Erfahrung an sich und andern nicht sonderlich zufrieden war. Wir Bescheidenern könnten allenfalls hinzusetzen: Wo wäre aber das Menschengeschlecht überhaupt hergekommen, wenn der Vater aller so gedacht hätte?

278. Wenn sich ein Staatsmann gedrungen fühlt, mit den Kaufleuten zum Besten des Staats über Handelssachen zu berathschlagen, so kann er wohl, wenn er fein genug ist, erfahren, was das Beste der Kaufleute, aber wahrlich nicht, was das Beste des Staats ist. Die Welt oder der Staat eines jeden derselben sind sein Comtoir, und seine Bücher — oder die Bilanz, die aus denselben herausspringt — und diese bestimmen seine Urtheile über das Beste des Staats. Wie soll ein so beschäf-

tigter Mann auf ein abstraktes Ganze sehen, da er sich ein viel näheres, kläreres versinnlicht hat? Aus eben diesem Grunde ist der Kaufmannsstand der einzige Staat (ich sage vorsetzlich nicht Stand) im Staate, von dem für die Ruhe nichts zu fürchten ist. Der Kaufmann haſst alle politischen Revolutionen; die Hoffnung zu gewinnen und die Furcht zu verlieren machen feig und klug, überdem läſst sich aus allem Schlimmen und Bösen, das in dem Staate hervortritt, etwas machen, nur daraus nichts. Der Tempel dieses Staats ist die Börse, dort herrscht ein Götze, der alles zum Besten seiner Gläubigen einzurichten weiſs, wenn man ihm nur ein wenig Zeit dazu läſst, und den Werth dieser Geduld lehrt jeden die Erfahrung. Schlechter und guter Werth des Geldes, Verbot und Freyheit der Einfuhr, niedriger oder hoher Tarif, Miſswachs, Mangel, Hunger, Überfluſs, Krieg, Verschwendung oder Knickerey der Regierenden, Schulden, Kredit, alles Gewöhnliche oder Zufällige lenkt er zum Besten seiner Gläubigen, und sie verdienen es, da sie volles Vertrauen zu ihm haben, und seine Gebote so getreu beobachten, daſs sie keins derselben auſser Acht lassen.

279. Die plattesten teutschen Schauspielschreiber haben wirklich einige der wahrsten und natürlichsten Komödien geschrieben, weil sie sich nie über sich selbst erhoben und ein Ideal weder er-

träumen, noch erreichen konnten. Aus eben diesem Grunde haben die biblischen Geschichtschreiber die Thaten, Handlungen und Gesinnungen ihrer Helden, Staatsleute, Priester, Gesetzgeber und Propheten, so wahr, natürlich und ohne alle Verzierung aufgezeichnet, und uns in ihren Werken, ein zwar trauriges, aber untrügliches Maſs ihrer eignen Moralität als Erbstück hinterlassen. Diese Männer standen mit ihren Helden in vollkommner Harmonie der Bildung. Man vergleiche mit ihnen nur die Geschichtschreiber alter und neuer Völker, die man meistens erst von dem rednerischen, dichterischen Schmuck, der höhere, edlere Ausbildung voraussetzt, entkleiden muſs, wenn man hinter das Wahre kommen will. Das jüdische Volk scheint gar keinen Sinn für das Höhere im Menschen gehabt zu haben, es scheint ihm sogar noch heute, vermöge seiner Satzungen und des alten Rosts, daran zu fehlen. Freylich liefern seine Geschichtschreiber eben darum ein so niederschlagend wahres Bruchstück zur Geschichte der Menschheit — und wer so plump wahr ist, den wird man wegen der Erdichtungsgabe nicht in Verdacht haben. Wenn sich oben genannte Schauspielschreiber über ihre Mittelmäſsigkeit erheben, so zeichnen sie doch noch Karrikaturen, aber auch so weit brachten es die heiligen nicht. Ihre Gemählde sind mit groben, festgehaltnen Zügen hingeworfen, erregen meistens nur Schauder — und hat ihnen auch der heilige Geist ihre Schriften nicht eingeblasen, so war es doch der Geist der rohen Wahrheit, der immer auf der Erde lebte, sich nie über sie erhob, Gott selbst zu sich herunterzog und in die rauhe Menschheit einhüllte. Wenn er aufflatterte, so geschah es in eben dem Sinn, wie seine dichterischen Bilder beweisen. Die Hauptursache scheint gewesen zu seyn, daſs dieses Volk den Menschen noch nicht durch die Spekulation in zwey Theile zerschnitten hatte, und das Intellektuelle gar nicht ahndete. Dieses bezeichnete es mit dem Worte Athem. Die Griechen erst erschufen die schöne Bedeutung desselben und legten dadurch den Grund zur edlern Ausbildung des Menschen. Auſserdem wuchs dieses Volk unter Sklaverey empor und sein erster Gesetzgeber lieſs sich vorzüglich angelegen seyn, es durch harte, alle Geisteskräfte niederdrückende Satzungen, recht förmlich und priesterlich an die Erde und den Himmel zur ewigen Sklaverey zu fesseln. Ob es despotischer Sinn gewesen sey, der ihn dazu bestimmte, ob er nichts besseres kannte und ahndete, oder ob er die aus Egypten verjagten Sklaven nichts Bessern werth und fähig hielt, ist schwerer zu entscheiden, als das obige.

---

280. Ich habe bemerkt, daſs den Hof- und Staatsmännern und manchen Regenten selbst, wenn man sich mit ihnen über eine Sache oder einen Vorfall, es mag die Politik, Ökonomie oder Polizey betreffen, zu unterhalten Gelegenheit hat, oder sich mit ihnen darüber unterhalten muſs, immer das

Gemeinste, Einfachste, als das Neueste und Fremdeste vorkommt, ja daſs es sie oft so in Erstaunen setzt, so überrascht, als hätten sie von so etwas nie reden hören. Sie denken alle so sehr ins Groſse, oder glauben so sehr darauf zu denken, daſs sie ganz aus den Augen verlieren: das Groſse werde nur vom Kleinen, Einfachen und Gemeinen zusammengesetzt.

Vom Hofe selbst scheint das Kleine und Gemeine ganz ausgeschlossen zu seyn — denn vor dem Regenten will jeder groſs, tief und weitsehend erscheinen, und um das zu können, stellt man so viele glänzende Resultate auf, als man zusammenzusetzen vermag. Gegen das Kleine, Gemeine und Einfache zu nah gehalten, würde das Leere gar zu sichtbar werden — doch jeder weiſs ja, daſs man da gern mit einem groſsen Maſsstab miſst, daſs nirgends die Göttin Hoffnung feurigere Anbeter findet, als eben da, wo sie am wenigsten leistet.

Wenn ich aber sage, daſs das Gemeine und Einfache dort so neu und fremd sey, so sage ich nicht, daſs das Alltägliche fehle — daran ist man so reich, wie in jedem andern glänzenden Cirkel, und nur dadurch ruht man von dem Groſsen aus.

Und wiſst Ihr, wer sich bey so etwas am meisten fremd stellt? Der Aufschöſsling des Glücks, der *Parvenu*, der nicht mehr rückwärts sehen will, und der für uns, durch seine hohen Ansichten, recht auf die Tiefe deutet, aus der er emporgesprungen ist.

281. Als Prometheus den Menschen schuf, bildete er sehr sorgfältig dessen Gehirn aus zähem Stoffe, damit er nichts vergäſse, und ihm alles Erlernte, alles Empfundne, Gedachte, Vorgestellte und Erfahrne auf immer in lebhafter und gegenwärtiger Erinnerung bliebe. So ausgerüstet, meynte er, würde der Mensch an Kenntniſs, Glück und Genuſs den Göttern selber gleichen. Jupiter, der besser wuſste, was den jungen Erdensohn erwartete, und in diesem Umstand allein die gänzliche Auflösung unsers Geschlechts vorhersah, befeuchtete das Zähe seines Gehirns mit ein wenig Wasser aus dem Lethe; sagte dann: „Gehe hin, genieſse, lerne, leide und vergiſs. Mit dieser Wohlthat nur hab' ich Dich zur Dauer ausgerüstet.“ Als nun später Pandora ihre Büchse öffnete, und die Hoffnung dem jungen Geschlechte sich zugesellte, sagte Jupiter lächelnd: „Laſst ab von ihm, Ihr Götter! das Joch der Nothwendigkeit ist nun für die Ewigkeit sanft umwunden; das Vergessen und die Hoffnung werden den Stier durch die Furchen des Lebens ohne unser Zuthun leiten.“

282. Wie ungerecht die wechselseitigen Vorwürfe der Menschen sind, beweisen unter andern auch die Klagen der Staatsleute, der Philosophen, der Dichter und sogar der Theologen über die Schwärmerey. Sie vergessen, daſs eben diese Quelle auch die Quelle ihres eignen Vermögens ist, daſs sie

ohne Einbildungskraft — ihre Schöpferin — weder Plane zu Zerstörung der Erde und dadurch ihres Ruhms, noch Systeme, Gedichte und Auslegungen der Bibel, besonders der Propheten, erschaffen konnten. Ach sie vergessen, daſs wir alle, im Guten selbst, ohne Schwärmerey, sehr arme Wichte wären. Die Geschichte des politischen und moralischen Menschen wäre gewiſs ohne sie das allererbärmlich-langweiligste Ding von der Welt. Nur wenn ein Schwärmer auftritt, welcher Art und welches Sinnes er auch sey, erhebt sie sich über den Zeitungston — dann nur springen Kraft, Leben und Helldunkel hervor — dann nahen Geister unserm Geiste.

283. Das Geistige im Menschen scheint beynahe nicht ganz, nicht recht ausgebildet werden zu können, ohne daſs das Physische etwas erkranke. Das, was wir höhere, feinere Kultur nennen, muſs unsre rohe Muskelkraft erst schwächen, unsre starken Nerven für die Eindrücke empfindlicher, reizbarer, das heiſst, kränker, krampfhafter machen. Dadurch, möchte man sagen, werden sie nur fähig, dem Geist oder Verstande zu dienen, wie er es zu seinen verwickelten Wirkungen gebraucht. Man könnte demnach in einem ziemlich bestimmten Sinne sagen: die physisch Kranken, die physisch Schwachen leiten und regieren die Gesunden, Kräftigen und weniger Kultivirten — in den europäischen Staaten

wenigstens. Ich will damit eben nicht sagen, daſs diese uns leitenden und beherrschenden Männer ganz krank seyen, oder zu Bette lägen, ich meyne nur, daſs sie an physischer Kraft verlieren muſsten, was sie an geistiger gewannen, und in diesem Verhältniſs gegen das kräftige Volk stehen. So kann also alle höhere Kultur bloſs auf Kosten der physischen Kräfte hervorgebracht werden, und verlöre der Haufen durch eben diese Kultur, so unbedeutend sie auch sey, nicht etwas von den seinigen, so würden sie wahrscheinlich allzu kräftig für ihre Leiter seyn, und kein Staat würde sich so zum Verträglichen von beyden Seiten ausgerundet haben, wie wir es in dem erleuchteten Europa wirklich sehen. Noch weniger könnte er bestehen. Wenn also ein Staatsmann, ein Held, Philosoph, Dichter, Gelehrter oder Künstler physisch schwache Kinder zeugt, so hat er den Gezeugten schon voraus gebildet, und der Hofmeister oder Lehrer hat gar nicht nöthig, den störrischen, steifen, der Arbeit des Geistes widerstrebenden Muskeln und Nerven entgegen zu arbeiten, und die bäurische, tölpelhafte Natur durch Zwangs- und Schulmittel zu Grunde zu richten, um die Nerven reizbarer zu machen. Ich halte demnach die neue Erziehungsmethode, wodurch man den Körper zu stärken sucht, für denjenigen ganz zweckwidrig, der durch Geist und Verstand wirken und herrschen soll. Rousseau ist an dieser Ketzerey schuld; aber bedenkt doch, wie sein Emil fahren würde, wenn er unter uns aufträte? — und dann sollte sein Emil kein Glück machen — und alle Eure Emile sind nur dafür da. Also auf die kränkliche Reizbarkeit losgearbeitet! sie nur bewirkt am zuverlässigsten, daſs solche Leute nicht allein fähiger zu Staatsgeschäften und zu allem werden, was durch den Verstand erreicht wird, sondern daſs sie auch in früher Zeit alles verlieren, was manchen gar zu Kräftigen hindern würde, sein Glück zu machen. Dahin rechne ich besonders die warme Theilnahme an dem Schicksal anderer, die aus physischer Kraft entspringt, weil diese wirklich dazu gehört, um für andere etwas zu wagen — kurz das, was rohere Menschen Herzen nennen. Dieses kleine Ding, das manchen das Rad der moralischen Welt ist, vielen nur ein Muskel, der durch seine Kraft das Blut bewegt — das sich so leicht ausspricht, und so schwer zu definiren ist, weil es höher steigt und tiefer sinkt, als wir messen und ergründen können — lernt durch die immer steigende Kultur, durch die immer neue Erfahrung, durch die Anerkennung wichtiger Lebenspflichten, alles Rauhe, Holprichte, die gefährlichsten Abgründe, kurz alles, was den Geist oder Verstand hindern könnte, bey der steten Übung so leicht und sicher überspringen, daſs es am Ende der Ermahnung des Besitzers dazu gar nicht mehr bedarf. Es ist alsdann dem hell kultivirten Kranken so ergeben, daſs es nur das annimmt, was auf ihn Bezug hat, daſs es nur für ihn leidet, nur für ihn fürchtet. Könntet Ihr einem solchen Manne die Brust öffnen, so würdet Ihr vielleicht finden, daſs sich das weiche, warme Ding, durch eine lang dauernde moralische Operation, in einen hellen, kalten Solitair umgewandelt hat, unter dem das Portrait des Besitzers Euch freundlich anlächelt. Wenn man vor solchen Männern redet, muſs man edle Vergleichungen wählen — sonst hätt' ich Kiesel gesagt — aber die Kiesel sind nicht durchsichtig, und viele glauben auch, der Diamant entwickle sich aus ihm. Ist nun unser Mann so weit, so richtet sich erst recht sein Blick aufs Groſse, und nichts hemmt mehr dessen Ausdehnung, es müſste denn seyn, daſs er nun in der Ausübung der Kultur seines Geistes so weit ginge, daſs die physisch gesunden rohen Erdensöhne erwachten und sich genöthigt sähen, ihm einige ganz unvermuthete Hindernisse in den sichern Weg zu werfen. Freylich gibt es Staatsleute und auch Gelehrte, die gerade so handeln, als sey ihnen von der physischen Kraft und dem obigen sonderbaren Dinge in unsrer Brust etwas übrig geblieben; aber fragt sie nur, was sie für einen Kampf mit denen auszufechten haben, die für andre ganz Geist geworden, und bloſs für sich Körper geblieben sind.

Wer dieses als Ironie liest, der kennt mich nicht — der liest nicht in dem Tone, in dem ich schreibe.

Ach, ich bin jetzt so weit von aller Ironie entfernt, daſs ich vielmehr in allem Ernst die Apologie dieser Männer zu machen suche. — Kann ich es besser thun, als wenn ich den Unvernünftigen ihre Undankbarkeit recht deutlich zeige? Wahrlich wir müssen diese edeln Männer als Leute ansehen, die sich für uns dem Allgemeinen aufopfern. Entsagen sie nicht dadurch, daſs sie ihr Physisches zum Besten des Geistigen durch Anstrengung aufreiben, allen Genüssen, die doch wahrlich nicht zu verachten sind? Wenn die Undankbaren sähen, wie diese Männer verdauen, wie sie ihre Weiber und Maitressen in dem geltenden Augenblick umarmen, wie Krämpfe, Gicht, Podagra sie plagen, wie sie, was rohere Sterbliche mit voller Kraft und Stärke genieſsen, der Natur durch Erkünstelungen diebisch rauben müssen, sie würden sie bedauern, und nur sich für glücklich halten. Und gesetzt nun, es beherrschten Euch Herkule im Physischen, wie viele der Unsern es im Geistigen sind, glaubt Ihr, Ihr würdet besser fahren? Jetzt beherrschen Euch unsre Herkule mit ihrer geistigen Kraft, die sie Euch aus guten Ursachen gar nicht wünschen, noch weniger von Euch fordern — macht sie noch zu physischen Herkulen, und Weh Euch, wenn Ihr die funfzig Helden- und Wunderthaten des Sohns Alcmenens und Jupiters nicht tagtäglich ausführt.

284. Je älter wir werden, je fester, hartnäckiger halten wir auf unsern Meynungen, Maximen, Gewohnheiten, überhaupt unsrer ganzen Denk- und Lebensart. Sie verknöchern sich so zu sagen mit uns, und werden dann erst recht unser wohl erworbenes, tapfer erstrittenes Eigenthum. Bald sehen

wir es auch als das einzige an, das wir noch wahrhaft besitzen, das uns nun niemand mehr rauben kann.

Das ist ja etwas ganz gemeines, ganz bekanntes! Nun Glück dem, der dieſs Eigenthum im rechten Sinn besitzt, der Kraft genug hat, an diesem festen Stabe bis ins Grab zu wandern! Nicht alles hat für ihn ausgeblüht — sitzt er nicht mitten unter den von ihm selbst gepflanzten Bäumen, die ihm jetzt reife, stärkende, erfrischende Früchte tragen?

285. Man wirft oft Männern von Energie und Charakter vor, daſs ihr Ton in der Gesellschaft zu entscheidend, zu absprechend sey; das heiſst, man will, sie sollen als Männer handeln, und wie Weiber reden. Sie gieſsen in Bronze, bringt ihnen Eure zarten Wachsfiguren nicht zu nah.

286. Selbst die Neugierde des Allergleichgültigsten wird aufgeregt, wenn man in Gesellschaft faſslich von der Himmelskunde spricht. Wahrscheinlich mischt sich das dunkle Gefühl hinein, etwas von dem Lande zu erfahren, von dem man uns sagt, daſs wir nur eine Ewigkeit dort leben würden.

287. Schmeicheley, die sich auf etwas gründet, dessen Besitz wir uns wirklich bewuſst sind, wenn

auch nicht in so hohem Grade, als uns der Schmeichler zu verstehen gibt, ist für gemeine Menschen ein Konfekt, Nachtisch, um sie die schlechte Küche des Lebens ein wenig vergessen zu machen; für edlere ein Nektar, der eben so geistig wirkt, wie dieser berühmte Göttertrank. Nur wenn man zu unmäſsig von diesem Konfekt iſst, oder, um immer zu schlürfen, dem gar nachläuft, der den Nektar darreicht, — verdirbt jenes den Magen, und dieser wird zu schlechtem Brantwein. Mit Mäſsigkeit gebraucht, ist die Schmeicheley wirklich für manchen ein nützliches Hülfsmittel zum Leben, wenn sie nicht gar einer der vielen Hebel desselben ist. Eine Dame, oder ein Autor, die sich hinsetzten und sagten: „Hier sitzen wir vor Euch, schmeichelt uns nur! würden zwar etwas naives, aber gar nichts dummes sagen. Sie sieht Götterkost vor sich — will ihr Daseyn wollüstig glühend in allen ihren Adern, Nerven, Fibern, in den gröbsten Gliedmaſsen fühlen — er will seinem zusammengedrängten Ich Expansion verschaffen und es bis in das kürzeste Haar seines Haupts empfinden; ist das nicht so natürlich als verzeihlich? Was eine Dame übrigens noch dabey fühlt, ist so wenig auszudrücken, als die Wonne des sechsten Sinnes.

Ein Mann nun, der durchaus keine Schmeicheley anhören und ertragen könnte, — von welcher Art, welchem Stande er auch sey — an dessen Widerwillen gegen diese Götterkost man so wenig zweifelte, daſs man ihm auch nicht die allerfernste, allerfeinste zu sagen wagte, würde zwar in der That ein sehr seltner Mann, aber ein sehr lästiger, langweiliger Geſellschafter seyn. Glücklicherweise ist es nicht dieser Fehler, der die Leute zu schlechten Geſellschaftern macht. Keiner ist und lebt ohne Schmeichler, und wenn auch einen Sterblichen dieses allersonderbarste und härteste Schicksal je treffen sollte, so hoff' ich doch, er soll einen Schmeichler in sich selbst finden. Vielleicht ist eben darum mein Mann, der gar keine Schmeicheley ertragen kann, der gröſste, stolzeste Schmeichler seines eignen Selbsts. In der Seltenheit läge doch auch Genuſs.

Brauch' ich nun hinzuzusetzen, daſs ich nicht von jener Schmeicheley rede, womit Glücksjäger, Parasiten, Poëten, Hofleute, fade Bursche, leere Köpfe, die reichen Dunse, die vornehmen Beschützer, die Günstlinge, die mittelmäſsigen Regenten, die jungen Koquetten und die alten reichen Wittwen vergiften? Ich rede weder von dem recht groben Gifte, dem Rauchpulver von Assa fötida, noch von dem gefährlichen schleichenden Gifte, das langsam tödtet, sondern von einem süſsen, wohlschmeckenden, das der Verkehr des Lebens durch eine weltbekannte Operation zu einer Art von Kühlungs- Erholungs- Linderungs- und Stärkungsmittel verarbeitet hat, und wobey sich die Genieſsenden so wohl befinden, daſs sie sich dasselbe in aller Unschuld einer dem andern darreichen.

288. Da es noch kein Volk gegeben hat, und wohl auch nie eins geben wird, bey dem Tugend, Religion, gute Sitten durchaus geherrscht und sein Thun bestimmt hätten, so konnte es auch nicht anders geschehen, als daſs die Gesetzgeber sich vergriffen, oder wenigstens etwas vergebliches, unausführbares thaten, wenn sie diese wichtigen Dinge gerade als Zweck, und nicht als Mittel zum Zweck aufstellten. Das allgemeine Nützliche allein kann und muſs der Zweck der Gesetze für Menschen seyn — die nöthige Anwendung und Ausübung dieses Grundsatzes ist allen faſslich und gründet jedes Daseyn auf einen festen Boden. Jene höhern Dinge gesellen sich den Arbeitenden zu, und beleben ihren Muth. Hier ist Raum für Geister niedrer und edler Art. Und aus diesem so unreinen Boden, den die erhabenen Moralisten und Gesetzgeber zu betreten verabscheuen, entspringt die Quelle aller der Tugenden, die sich in der Bemühung zur Erreichung dieses Zwecks, in der Gesellschaft praktisch entwikkeln; sie treten uns so gar so nahe, daſs wir wirklich vertrauter mit ihnen werden, als jene erhabenen Herren, die sie so glänzend ausgeschmückt haben, daſs sie mehr blenden, als erwärmen.

289. Die Schlechtigkeit und Bosheit hätten gewonnenes Spiel, wenn die Philosophen den Grundsatz nicht unerschütterlich aufgestellt und bewiesen hätten: daſs nur der Beweggrund den Werth der

Handlung bestimme. Ohne diesen Grundsatz würde ein Mann, der thätig in der Welt gelebt, und viel auf Menschen und durch Menschen gewirkt hat, oft in Verzweiflung über die Resultate vieler seiner bestgedachten und am reinsten empfundenen Handlungen seyn. Das Wirken in der moralischen, wie in der physischen Welt ist mit Verletzung verbunden. So wie der Gärtner, der einen Baum veredeln will, des edlern Ast verwunden muſs, um ein Auge zu gewinnen, so kann keiner, — der strengste in seinen Pflichten am wenigsten — auf den Stamm der Gesellschaft eine gute That verpflanzen, ohne einen oder den andern, vielleicht selbst den Unschuldigsten zu verletzen. Glücklich ist er noch, wenn es bey einer Verletzung bleibt. Ja wenn ein solcher Mann, vielleicht bey seiner besten und wichtigsten Handlung, die Wirkung auf alle diejenigen, die dadurch gewannen und verloren, mit einem Blick übersähe, ich glaube die scheuſslichen Erscheinungen, die sich unter die lieblichen drängten, könnten ihn bey der zweyten wichtigen so schüchtern machen, daſs sein Bewuſstseyn selbst erschüttert würde.

Das übrige beantwortet der, welcher für alles eine Antwort hat: der Optimist.

---

290. Wer edel, uneigennützig, groſsmüthig denkt, ist überall frey — wer niederträchtig, eigennützig, kriechend denkt, ist überall Sklave. Der

Mann, der sich in seinem Innern selbst konstituirt hat, hängt nicht mehr von der äuſsern Form ab; er steht auf seiner eignen *Magna Carta*, die ihm keine Macht auf Erden nehmen kann.

---

291. Es gibt Bücher, die ein welterfahrner Mann nicht anders lesen kann, als wenn er das Ernsthafte ironisch, und das Ironische ernsthaft liest. Man kann auf diese Weise sogar einem Buche Sinn anlesen, in dem keiner ist.

Eben so kann man aus einem Trauerspiel gewisser Art etwas machen, wenn man es komisch liest.

---

292. Wahr ist, wenn die Völker Europas mit ihren Sprachen erlöschten, wie die Griechen und Römer, und die künftigen neuen Völkerstämme studirten ihre übergebliebnen Schriften, wie wir die der Griechen und Römer, sie würden nur aus der Sprache errathen, zu welchem besondern Volke diese Schriftsteller eigentlich gehörten. Die Griechen und Römer haben einen bestimmten, festen Nationalcharakter in ihren Geistesprodukten, der durch ihre eigne, und die politische Lage der damaligen Welt, durch ihre Verachtung und Geringschätzung aller andern Völker, mit denen sie durch den Geist und höhern Sinn nicht in Verbindung treten konnten, zusammengehalten ward. Heute ist es anders; alle kultivirte Völker arbeiten — im Verhältniſs der Stu-

fen, worauf sie stehen — in gleichem Geiste am nehmlichen Werke, und nur ein einziges kosmopolitisches Band scheint die ganze Geisterwelt zu umfassen. Die begränzte Republik — die alles fremde von sich stieſs, ist ein allgemeines Reich geworden. Kein Wunder also, daſs die Bewohner desselben einander ähneln.

So macht man uns auch den Vorwurf, daſs unser neueres Theater, unsre Litteratur, unser Geschmack, unsre Sitten fast gar nichts nationales an sich trügen, daſs sie ein Mischmasch von Gebräuchen, Gesinnungen und Charakteren aller Völker der Erde seyen — daſs uns unsre Dichter, Romanenschreiber bald Chinesen, Araber, Tartarn, Römer, Griechen — die ganze alte und neue Welt vorführten, und alles mahlten, nur uns selbst nicht, weil wir nicht so leicht zu bezeichnen wären. Diesem Vorwurf Gewicht zu geben, deutet man auf das Theater der Griechen hin. Der Grieche war nur Grieche; der Handel, der groſse Verkehr, die Wissenschaften, die Erweiterung der Erde, die Nachbarschaft ausgebildeter beynahe in Eine Form gegossener Reiche, machten uns zu Menschen, und zu Menschen, die sich nicht allein auf Erden weise und klug dünken. Unser Nachbar ist uns etwas werth, und auch wir wollen ihm etwas werth seyn. Der Grieche dachte sich als Mittelpunkt der kultivirten Welt, und seine nächsten Nachbarn, die Thracier, Scythen, diesseits — und die Juden jenseits des Meers waren wahrlich nicht die Leute, ihn eines bessern zu belehren. So dachte er von allen Völkern, wie er von seinen Sklaven dachte, die er im Kriege erbeutet, oder auf dem Markte gekauft hatte; von beyden meynte er, sie hätten nur den Herrn gewechselt.

293. Wie viele wahrhaft tugendhafte und rechtschaffene Männer würden wohl übrig bleiben, wenn einer die unglückliche Gabe, oder die unselige Gewalt dazu hätte, auf einmal, durch einen einzigen Machtspruch, die von ihnen zu trennen, und allein gegen sie über zu stellen, welche nur aus Klugheit und Furcht tugendhaft und rechtschaffen, und durch Egoismus gebildet, so geschickte Rechenmeister geworden sind, daſs sie in aller Stille, bey jedem Vorfall, in der gröſsten Geschwindigkeit, das *Facit* von Gewinn und Verlust herausziehen, und sich nur darnach einrichten? Die Moral sey nicht allzu strenge und hüte sich sie „gar zu laut" zu verdammen. Ohne jene würde die Zahl ihrer ganz Getreuen gar zu klein seyn — sie vermehren den Haufen, und darauf kommt es im Kriege an. Im Augenblicke der Gefahr zieht der Tapfere den Feigen mit sich fort, theilt ihm manchmal so gar etwas von seinem Muthe mit, besonders wenn es vorwärts geht.

294. Eben die Delikatesse, oder der feine, zu gekünstelte, zarte Geschmack der Staats- Hof- Welt-

leute u. s. w., worauf sie sich als einen Erwerb, einen Vorzug ihres höhern Standes oder ihrer Erhabenheit über die rohern Söhne der Erde, so viel zu gute thun, ist auch nur eine Krankheit, die aus geschwächten, zu reizbaren, zu allem kräftigen Genuſs verhunzten Nerven, entspringt. Wenn sie kräftiger genieſsen könnten, so würden sie nicht Ersatz dafür in Intriguen, Kabalen, in dem trugvollen, täuschenden Gaukelspiel des falschen Ehrgeitzes, in dem leeren Schattenspiel der Eitelkeit allein suchen und ihn auch darin zu finden glauben. Ihr rastloser, krampfichter Drang, ihr abgenutztes Schattenwesen, durch damit verwandte Erscheinungen, immer bedeutender zu machen, beweist ja, daſs sie das wahre Leben für eine elende Spiegelfechterey hingegeben haben. Da sie nun zum wahren moralischen und physischen Genuſs keine Kraft mehr haben, so bleibt ihnen nichts mehr übrig, als sich durch erkünstelte Lust selbst zu genieſsen, und dann, wie ein hingewelkter Narciſs, im Genuſs ihres Selbsts auszutrocknen. Es ist so gewöhnlich, als erbärmlich, sogar fähige, geistreiche und liebenswürdige Männer zu sehen, denen der langsam schleichende und immer nagende Kabinets- und Hofstod, schon alles Mark so ausgesogen hat, daſs der Anblick ihrer Gestalt das Leben selbst zum Ekel macht, und die gleichwohl die letzten Zuckungen ihrer schon beynahe erstarrten Nerven anwenden, um sich auf dem Platze zu erhalten, auf dem sie kaum mehr stehen können, oder gar noch vor dem erlösenden Schritt ins Grab, den letzten über einen Nebenbuhler wagen, um die Natur bis ans Ende um ihr Recht an sie zu betrügen, und nur so als Sieger zu sterben glauben. So wie man nun jungen Leuten, um sie vor den traurigen Folgen der Selbstbefleckung zu schrecken, Jünglinge ihres Alters zeigt, die sich dadurch zu Grunde gerichtet, und nun mit erloschenen Augen, todtbleichem Gesichte, und ausgetrockneten Wangen, den Schatten gleich, einherschleichen, so sollte man jungen Männern von Stande die wandelnden Gespenster der Ehr- und Herrschsucht zeigen, und ihnen dabey ins Ohr raunen: „für jene gibts vielleicht noch Rettung durch stärkende Mittel, kalte Bäder und Enthaltsamkeit; aber für diese gibt es keine andre Diät, als die, welche die endliche Vernichtung uns allen vorgeschrieben hat.

---

295. Der kränkste Hofmann wird an einem Hoffeste gesund, wenn er in Gunst steht. Migraine, Husten, stechender Katarr, die plagende Gicht, die schneidende Kolik selbst verschwindet dann. Das gehoffte freundliche Lächeln des Fürsten ist ein Balsam, der schon wirkt, bevor er noch von den Wangen und aus den Augen des Arztes aller Ärzte für den Hofmann träufelt. Das ist ein Tag der Kraftäuſserung, worüber selbst ein Hufschmidt oder Ackerknecht erstaunen würde, wenn er den Mann Abends vorher, und dann den folgenden Tag, im

glücklichen, glänzenden Gewühl sehen könnte. Er beugt sich trotz dem Sciatik, und sein steifer Rükken wird ein Seidenfaden, mit dem der Wind spielt, wenn der Fürst ihn anredet — den Husten selbst vermag er in der Brust zurück zu halten, und sollte auch der stechende, zähe Schleim bey der Rückkehr nach Hause, die Lungenflügel so zusammendrücken, daſs ein unheilbares Asthme der Lohn des glucklichen Tages würde.

296. Der Biedermann, der es nun einmal darauf angelegt hat, sich mit den Schurken herum zu schlagen, vergesse ja nicht, seinen Harnisch jeden Morgen anzuschnallen; am besten er legt ihn nie ab, denn auch in der tiefsten Einsamkeit lauert ein sehr gefährlicher Feind auf ihn.

297. Die Philosophen mögen noch so viel von Seele, Geist und einfachem Wesen schreiben und reden — die Menge — der Haufen — der empirische Pöbel, nennt nur sein Herz, wenn er von seinem lebenden und belebenden, thätigen Innern spricht — alles andre dünkt ihn Schatten, den er wohl einstens näher kennen lernen wird. Sein Herz ist da — er fühlt es schlagen — fühlt es wirken auf sich und andere — darin liegt sein ganzes Daseyn. — Nur das Herz ist sein Führer und Meister — klopft da an, wenn Ihr etwas bedürft und geht den Philoso-

losophen vorbey; Ihr könnt zu Grunde gehen, bevor dieser sich mit Geist, Seele, reiner Vernunft über den Beweggrund zur That vertragen hat, die Ihr an ihn fordert.

298. Wir handeln, wirken, thun, der Philosoph führt das Register darüber, und wägt unser Thun auf der Schale des moralischen Werths ab. Millionen sterben, ohne zu ahnden, daſs es solche Leute, solche Wägende gibt, daſs sie Muſse dazu haben. Sag' ich dieses etwa den Philosophen zum Vorwurf? Kinderey! Sie sollten nur ihren Wirkungskreis nicht für so ausgedehnt halten. Ein Philosoph, ein Professor, der gewaltigen Lerm in den Hörsälen oder im gelehrten Publikum macht, könnte sehr leicht zu der wahren Erkenntniſs desselben kommen, wenn er sich in dem höchsten Rausche seines Ruhms plötzlich unter eine groſse Menge Volks versetzt fände, und sein Genius ihm da zulispelte — wenn dieser anders so etwas wagen darf: „Von dieser Menge, die Du nicht übersiehst, weiſs wohl keiner etwas von Dir, folglich hast Du auch nicht auf sie gewirkt, und sie sind doch in Ordnung beysammen, handeln gar wie ganz vernünftige Leute.

299. Ein guter Gesetzgeber müſste eben so wie ein guter Geschichtschreiber, während seiner wich-

tigsten aller Geistesarbeiten, weder an Religion, noch an ein moralisches oder politisches System denken. Er müſste weder Demokrat, noch Aristokrat, Monarchist, noch Despotist seyn; immer nur auf das sehen, was die Menschen suchen: so viel Glück und Genuſs als möglich, und Sicherheit dazu. Die rechten Mittel zu dem erstern sieht und findet dann jeder. Jedes Gesetz, das dieses befördert, ist ein weises und gutes Gesetz, und selbst die Philosophen, von welchem System, die Religiosen, von welcher Sekte sie seyen, sogar die moralischen Politiker, und dächten sie auch platonisch, werden es ihm im Stillen herzlich danken, wenn sie es nur laut miſsbilligen und das Absurde davon *a priori* und aus der Bibel darthun dürfen.

300. Es ist seit einiger Zeit Mode — und wird wahrscheinlich bald epidemische Wuth unter den teutschen Gelehrten werden: in bändereichen oder dickleibigen Lebensbeschreibungen ihrer eignen höchst merkwürdigen Personen hervorzutreten, und so dem gutmüthigen, geduldigen Publikum gewöhnlich, die flachsten, plattesten Menschen, in sich selbst, nicht vorzumahlen, — vorzupinseln. Und das recht so, als wollten sie dem Publikum noch in lebendiger Person beweisen, wie wenig wahren Einfluſs die Wissenschaften, die sie ihr Lebenlang getrieben haben, auf ihren eignen Verstand und die Bildung ihres sittlichen Charakters gehabt haben.

Was ist das Leben eines Gelehrten? Wer von ihnen begeht die Narrheit, es zu beschreiben, als der, welcher weiſs, daſs er in Gefahr ist, noch bey seinem Leben litterarisch zu sterben? Das Edelste selbst wird unter den Händen dieser Leute Charlatanerie. Was kümmert sie das? — es ist ein Buch mehr, das der Verleger dem berühmten Manne bezahlt. — Das Publikum erfährt dann für sein Geld, wo der berühmte Mann geboren worden, wer sein Vater gewesen, wo er studirt hat, wie viel Bücher, zu welcher Zeit, in welcher Absicht er sie geschrieben, mit welchen Gelehrten er Zank gehabt, mit welchem Groſsen, oder Reichsfürsten er gesprochen, was er gesprochen — heiſst das nicht — die gute teutsche Einfalt noch einfältiger machen wollen? Hier kann sich niemand freuen, als der Herausgeber des Nekrologs, der bey dem seligen Abfahren des groſsen Mannes das dicke Buch nur auszuziehen braucht, — wenn er es nicht schon vorher gethan hat. Der Grund meiner Ärgerniſs über diese Narrheit, da sie doch unschädlich ist? — Liegt Euch denn gar nichts daran, was die Nachbarn von Euch denken? Was sollen die Franzosen von uns sagen, wenn sie die Lebensbeschreibungen unsrer berühmten Männer lesen? Erst brachte der steife Pedantismus unsern Verstand und Geschmack bey ihnen in übeln Ruf; soll diese Narrheit den übeln Ruf verbessern? Der Franzose liest es nicht, weil er Gescheiteres zu lesen hat, und der Teutsche schreibt nur für den Teutschen.

Nun so schreibt denn Euer Leben; wir wissen ja doch, daſs Ihr nicht gelebt, nur geschrieben habt — daſs Ihr, weil Ihr alles aus Euch herausgepreſst, was Ihr gelernt habt, nun auch um des Honorariums willen — Euch in einem Buche, als einen Leichnam, der auch schon vermodert ist, bey Eurem Grabe hinwerft, eh' Ihr selbst hineinfallt.

Aber sind es wirklich Lebensbeschreibungen, die sie uns geben? Enthalten sie die Geschichte der Bildung eines nun über sich nachsinnenden Geistes? Ach nein! es sind Beichtbekenntnisse, daſs sie arme Sünder sind, die sich für groſse, bedeutende Männer halten. So höre dann, teutsches Publikum! Deine bedeutenden groſsen Männer thun und wirken, und lassen den beschreiben, der nichts anders als dieſs vermag.

301. Diejenigen, welche behaupten, man müsse den Menschen ihre Vorurtheile lassen, sie eher unterhalten, als zu vertilgen suchen, entscheiden — wenn sonst keine sträflichen Absichten bey ihrer Behauptung zum Grunde liegen — durch einen kühnen, anmaſsenden Machtspruch, über die schmeichelhafte Hoffnung einer höhern Veredlung und Vervollkommnung des Menschengeschlechts. Ich erinnere mich wenigstens, daſs die gutmeynenden und edel denkenden Weisen die Vorurtheile nicht als Mittel dazu aufgestellt haben. Doch vielleicht ist dieser Satz ein Beweis von der Bescheidenheit derer, die ihn in

Umlauf bringen, und in Ansehn zu erhalten suchen; sie wollen uns vielleicht damit sagen: „Unsre Kenntniſs reicht nicht weiter, als das Menschenthier zu beherrschen; seinen Verstand aufzuklären und ihn dann zu leiten, ist zu hoch für uns.“ So bringt ein ungeschickter Stallmeister durch unnatürliche Mittel ein Pferd um sein zu starkes Vermögen, weil er es nicht anders bändigen kann. Bequem ist übrigens die Methode ganz gewiſs, so lange nur die Menschenthiere die Vorurtheile beybehalten, die ihren Treibern nützlich sind; aber wie, wenn sie auf einmal Vorurtheile lieb gewännen, die sich mit diesem Treiben nicht vertrügen?

Eben dieser Satz: Man muſs den Menschen ihre Vorurtheile lassen, hat bey ihren Treibern (ich achte, wie man sieht, das wichtige Wort regieren) Vorurtheile ganz sonderbarer Art hervorgebracht. Und eben diese haben wahrscheinlich das stillstehende, ungewisse, schwankende, zaghafte, mentorische gewisser Staatsverwaltungen in den Hauptpunkten für das Volk bewirkt. In der Hauptsache der Staatsverwaltung wirken sie freylich ganz anders. Das sieht man täglich an ihrem kühnen, festen, fortschreitenden Gang; denn in dem ersten Fall erinnern sich die Staatstreiber ihrer Vorurtheile in Rücksicht der Vorurtheile der Menschenthiere, in dem zweyten bauen sie mit Muth und Zuversicht darauf.

302. Die Poesie und die Hoffnung sind die beglückenden Gefährtinnen der Jugend. Den Duft der ersten haucht auch die Einbildungskraft des Unkultivirten über die äuſsern Gegenstände, und umhüllt sie mit einem glänzenden, täuschenden Nebel. Die zweyte, ein noch rascherer Gefährte, führt kühn ins Leben ein, und reizt das Gefühl der Kraft. Weltkenntniſs und Erfahrung versengen die schöne Blüthe der Poesie, und treiben die Hoffnung so weit hinter uns, daſs wir ihren süſslockenden Ruf kaum mehr hören können. Wir wägen dann unsre gemachten Versuche auf der Wage der Klugheit ab, drängen unser noch zu starkes Gefühl, und die etwa übrig gebliebene, noch immer nach auſsen strebende Kraft zurück, wenden nur so viel an, als nöthig ist, und sehen auch alsdann noch ängstlich und besorgt vor uns, um ja nicht aus Verblendung des Eifers die Linie der Gefahr zu betreten. Mancher, dem es so glückt, wird endlich gar so stolz auf diese erworbene Klugheit und Weisheit, daſs er nicht allein vergiſst, mit welchem Verlust er sie erkauft hat, nein, daſs er auch aus Eifer für die Sache des Glücks, den Jüngling, der noch begeistert in der Mitte dieser Gefährten wandelt, von seinem gefährlichen Irrthum zu heilen sucht; und rettet sich der glückliche Jüngling nicht schnell, so versengt er ihm die noch keimende Blüthe auf dem Haupte. Er glaubt gar nicht, daſs er ein Verbrechen an ihm begehen wollte, daſs jeder von uns diese Klugheit durch eigene Erfahrung erwerben

müsse — daſs die Leidenschaften desjenigen, der sie so schnell an der Hand eines andern überspringt, etwas ganz anders, gewiſs etwas schlimmers aus ihm machen würden, als Selbsterfahrung in Begleitung jener Gefährten, die sich nur leise und langsam von uns entfernen, aus ihm gemacht haben würden.

303. Wenn ein Mann nun gar zu klug durch Erfahrung geworden ist, so zergliedert er den Grund der moralischen Handlungen der Menschen so lange, bis er so bescheiden wird, alles Wirken für unnöthig und verdächtig zu halten; er thut alsdann gerade nur das, was er muſs, um zu leben und sich bey Ehre zu erhalten. Der Stolz des Verstandes ist der trüglichste von allen, und wenn die Selbstliebe die Mutter des Egoismus ist, so ist er wahrlich sein Vater. Er löst nicht, er zerreiſst die schönen Fäden, womit uns jene Gefährten so leicht gefesselt hielten — die sie an unser Herz knüpften, uns daran durch das Leben zu leiten. Um zerrissen zu werden, waren sie nicht gewebt, nur wenn wir sie leise, schonend lösen, schweben sie noch über uns und trennen sich nie ganz von uns.

304. Es gibt Charaktere, die der Freundschaft ganz unfähig zu seyn scheinen, zum Beyspiel: die Leichtsinnigen, und dann die tief spürenden — die

Forschenden — welche man die lauernden Spione, oder die Delatoren der moralischen Welt nennen möchte, weil sie etwas ganz anders suchen als ihre und anderer Besserung. Die ersten wissen kaum etwas von ihrem Herzen, die andern haben sich mit ihrem ganzen Selbst in die Mitte des ihrigen gelagert, und schleichen sie auch zu Zeiten heraus, so geschieht es, um sich in das Herz andrer zu tauchen, um da Rechtfertigung für das zu fischen, was sie in ihrem eignen entdeckt haben.

305. Warum ich so wenig oder gar nicht von der Freundschaft rede? Weil ich nicht gern von gar zu seltnen Dingen spreche. Die Geschichte erzählt uns wirklich sehr interessante Beyspiele solcher seltnen Freundschaften von einigen jungen unverheiratheten Leuten; in der Gesellschaft aber hab' ich nichts davon bemerkt, und wahrscheinlich verträgt sie sich auch nicht mit ihr. Die gemeine alltägliche Freundschaft kennt ohnedieſs Jeder. Aber etwas möcht' ich doch über diese alltägliche sagen: Gewisse sehr kultivirte Leute fordern vielleicht darum die Freundschaft in recht hohem Sinne von den Menschen, um einen Vorwand zu haben, die alltägliche nicht zu leisten, und so leugnen sie diese lieber ganz, weil keiner jene für sie haben will und kann. Sie vergessen oder ahnden nicht, daſs eben diese alltägliche Freundschaft die recht wohlthätige für die Gesellschaft ist. Sie wissen nicht, daſs wir

dieser gemeinen Freundschaft noch den einzigen, wahrhaften Herzensgenuſs in dieser Welt verdanken, daſs wir nur noch durch sie mit Wesen unsers gleichen in moralischer Verbindung stehen; daſs es ohne sie kaum noch eine solche unter uns gäbe. Sie wissen ferner nicht, daſs wir minder kultivirte Leute, wenn uns auch zu Zeiten einige Zweifel darüber aufgezwungen werden, doch in dem Augenblick an die Freundschaft glauben, in dem der Mann, mit dem wir immer herzlich gesprochen, vor uns tritt, uns freundlich anredet, oder die Hand mit einem Blick der Empfindung darreicht.

306. Daſs die Griechen schon den rechten Soldatengeist gekannt haben, beweist ein Vers des Euripides aus den Fragmenten desselben, er lautet: das Pferd trägt mich und der König nährt mich! Diese wenigen Worte sind so sinnvoll, daſs sie den heutigen Stratokratien zum Grundtext dienen und immer dienen können, so lange anders benannte Staatsverfassungen auf dieser ruhen. Wer aber das alles nährt, wuſste man schon damals auszulassen.

307. Der Fürst.

Sie sind also der Mann, dem ich nichts recht machen kann? —

Der Philosoph.

Mir, Eure — mir macht man alles recht

Der Fürst.

Der gleichwohl alles tadelt, über alles klagt.

Der Philosoph.

Das einzige, was uns übrig bleibt. Nur die Todten schweigen; die Lebenden, wenn sie fürchten müssen, für das Reden, jenen vor der natürlichen Zeit, Gesellschaft zu leisten.

Der Fürst.

Der alles besser weiſs. — .

Der Philosoph.

Der vieles besser wünscht, als er es sieht.

Der Fürst.

Der sich einen Philosophen nennt und nennen läſst.

Der Philosoph.

Wenn das den Philosophen macht, über das zu denken, was um uns vorgeht, über die zu denken, die es bewirken und veranlassen, so bin ich freylich einer.

Der Fürst.

Und gar ein spekulativer. —

Der Philoſoph.

Leider nur ein beobachtender. Denn wäre ich was Eure — zu ſagen belieben, ſo ſtände ich gewiſs nicht vor Ihnen.

Der Fürſt.

Warum nicht?

Der Philoſoph.

Weil der Herr des Weltalls von den älteſten Zeiten her den Philoſophen den tollſten Unſinn, die wildeſten Träume, ja ſelbſt die kühnſten Läſterungen hingehen lieſs, die ſie über ſeine Schöpfung und Regierung zuſammengetragen haben. Ganz anders betragen ſich die Fürſten, welche ſich als Herren der Erde von ihm uns vorgeſetzt glauben, — gern überlaſsen ſie uns Raum, Zeit, Unendlichkeit, — alle Höhen und Tiefen des menſchlichen Forſchens — ja Gott ſelbſt, — nur wage es keiner, das zu berühren, was auf ſie Bezug hat, was ſie regieren nennen.

Der Fürſt.

Und davon will vermuthlich der Philoſoph den Grund nicht einſehen, weil er gar zu natürlich iſt? Was ſind vor Gott der Unſinn und die Läſterungen der Philoſophen der alten und neuen Zeit? Konnten ſie den feſt beſtimmten, unerſchütterlichen Gang ſeiner allmächtigen Herrſchaft ſtören? Ganz anders iſt es mit unſrer künſtlich zuſammengeſetzten, abhängigen Herrschaft. Hier schadet die Vermessenheit — hier kann jeder kühne Angriff, jede scheinbare Vernünfteley, aufs Möglichbessere gegründet, die heilsame Eintracht stören. Und gesetzt auch, die Worte eines solchen Waghalses zerschellten an der fest gegründeten Macht, so kann sich doch leicht der Waghals das Haupt daran verwunden. Und darum können wir, denen aufgetragen ist, für alle zu wachen und zu sorgen, selbst den Philosophen nicht aus der Acht lassen. Zwiefach ist er verbunden, sich nach dem Bedürfniſs der Gesellschaft einzurichten, damit wir ihn ruhig darin können leben lassen. Und darum thut er ganz wohl daran, wenn er mit den Theologen glaubt, wir seyen von Gott zu Herrschern auf Erden eingesetzt. So löst er mit Einem Streich der verworrenen Knoten viele auf.

Der Philosoph.

Es ist nicht das einzige, vielleicht beyden Theilen schädliche Vorurtheil, welches die Theologen ersonnen haben, weil sie mehr Priester als Theologen waren. Man weiſs warum sie es thaten.

Der Fürst.

Vorurtheil!

Der Philosoph.

Wär' es etwa keines?

Der Fürst.

Ein den Menschen nützliches Vorurtheil entschuldigt sich durch die Vortheile, die es gewährt.

Der Philosoph.

Die es den Herren der Erde zu gewähren scheint, oder gewährt, so lange man daran glaubt, das sich dann wie jedes Vorurtheil dieser Art rächt, wenn es nicht mehr wirkt; ganz gewiſs. Zu weit ausgesponnen, könnte oft gar als Lästerung erscheinen. Und wie — der Gedanke? Was soll der Mensch von der Vorsehung denken, die solche Herrscher bestellt, wie sie uns die Geschichte überliefert, wie wir sie noch heute zu Zeiten sehen — und was von den Herrschern der Erde selbst, die von einem so hohen Ruf überzeugt, gleichwohl seit Menschengedenken so handeln, als käme ihr Ruf von einem ganz andern, viel niederern Orte her.

Der Fürst.

Sollte der Philosoph wohl gar da die Quelle des Übels suchen?

Der Philosoph.

Es löst der verworrenen Knoten viele — Sie verwiesen auch mich an einen solchen Hauptschlag. Doch glaubte ich in der That nicht, daſs mich Eure — um einer sogar wichtigen Sache willen, hätten auffordern lassen.

Der Fürst.

Eure — in dem Munde eines Philosophen!

Der Philosoph.

Warum nicht? Ein Wort für's andre. Es spricht sich bald wie das gewöhnlichste aus, wenn man es auch dem beylegt, der ihm so wenig entspricht, daſs es wie Satyre auf ihn klingt.

Der Fürst.

Wäre dieſs so auch mein Fall?

Der Philosoph.

O wahrlich nicht. Eben die — ist es, die Sie uns recht fühlen lassen, und wenn ja einer daran zweifeln sollte, daſs Sie nicht die ganze Kraft des Worts auffassen und durch Thaten ausdrücken, der komme — sehe — höre! Ich begreife es wohl, daſs sich der Oberrichter des Landes in Schrecken hüllen muſs, wenn er mehr gebieten, als richten will.

Der Fürst.

Gut! nur zu! Man hat mir nicht zu viel von Ihnen gesagt — aber eins hat man doch vergessen.

Der Philosoph.

Darf ich wagen?

Der Fürst.

Und dazu das Allerbeste.

Der Philosoph.

Das ist so der Fall der Hofleute — der Ankläger überhaupt wollt' ich sagen. Um so dringender wage ich zu bitten.

Der Fürst.

Sie vergaſsen mir zu sagen, daſs Sie, trotz Ihren kühnen Auſserungen, eine sehr gute Meynung von mir haben müssen, daſs Sie es durch diese Vermessenheit aufs kräftigste beweisen. Würden Sie dieses wagen, wenn Sie mir nicht zutrauten, was Ihr Philosophen uns Fürsten so selten zutraut — Groſsmuth und Geduld? —

Der Philosoph.

Es kann seyn, und vermuthlich bin ich darum so rauh und ungestüm vor Sie gefordert worden, um mich in dieser Meynung zu bestärken.

Der Fürst.

So rauh? Wie das?

Der Philosoph.

So rauh, daſs ich auch nicht die geringste Spur von den Tugenden entdeckte, die ich so eben nennen hörte. Hätt' ich eine Verschwörung angezettelt — die Art wäre, nach dem Erweis, zweckmäſsig genug gewesen.

Der Fürst.

Die Dolche der Zunge, Philosoph, verwunden oft tiefer, als der geschliffene Stahl. Indeſsen iſt es mir leid, mein Wille war es nicht.

Der Philoſoph.

Das denke ich, und weiſs ja wohl, daſs dieſs der Balsam iſt, womit die Fürſten die Wunden zu heilen pflegen, die uns ihre Diener ſchlagen. Bin ich doch nicht der erſte, der dieſs hier erfährt!

Der Fürſt.

Gleichwohl iſt es etwas, und ein Etwas, das man nicht jedem darreicht, nicht jedem darreichen darf. Sehen Sie, ſo rauh erſcheinen wir in unſern Dienern — ſolche Folgen hat ein Wort von uns —

Der Philoſoph.

Um ſo behutſamer müſste Der das Wort ausſprechen, der ſeine Folgen kennt.

Der Fürſt.

Unſer Liſpeln wird zum Donner, wenn man es wiederholt — unſer miſsmuthiger Blick zum Blitz. —

Der Philoſoph.

Träfe der Donner nur einmal den, der das Liſpeln dazu macht — ich wette, der Überbringer Athem würde ſanfter werden.

Der Fürſt.

Giftig genug! Nur was wir ſelber thun und ſprechen, davon ſind wir des Maſses und des Tons gewiſs. Und doch ist dieses nur eine der kleinsten Schwierigkeiten, die uns drücken, darum sollte der Philosoph behutsamer seyn: denn wenn er auch den Herrn nicht fürchtet, so sollte er doch die Diener fürchten, die ihre Macht auf die Macht des Herrn gründen, in denen diese sogar furchtbarer erscheinen muſs, als in ihm selbst, und das aus guten Gründen.

Der Philosoph.

Ich begreife Sie — wenn ich aber nun nichts fürchtete. —

Der Fürst.

Freylich der Philosoph hat nicht viel zu verlieren — doch ist die Freyheit Etwas.

Der Philosoph.

Ja, wenn man frey ist.

Der Fürst.

Besonders muſs sie für den, der sie so braucht, wie Sie gethan haben, vielen Reiz haben. Hätte ich dem Wink gewisser Leute gefolgt, schon längst würde wenigstens der Philosoph das Vergnügen des Mittheilens seiner Lehren und Meynungen verloren haben. Und darin liegt ja der Werth der Sache, wie man sagt.

Der Philosoph.

Freylich ist eine mitgetheilte Wahrheit nützlicher, als eine, die ich mir allein vorbehalte. Und wenn nun dieſs geschehen wäre, was mir die guten Leute zudachten, — ein kleines Gefängniſs für ein groſses. — Warum nicht? So wäre ja die Wahrheit recht bekräftiget! recht erwiesen!

Der Fürst.

Eben dieses wollt' ich nicht. Von Ihnen selbst wollt' ich Ihre Vertheidigung oder Rechtfertigung hören. —

Der Philosoph.

Ich habe keine und bedarf keiner. So lange sie nicht durch ein Manifest bekannt machen, daſs Wahrheit ein Verbrechen ist, bin ich von allen Verbrechen rein.

Der Fürst.

Wahrheit, abermals Wahrheit! Erinnern Sie Sich, daſs sogar Philosophen sagten, es sey nicht gut, den Menschen jede Wahrheit zu sagen — daſs sogar einer äuſserte, wenn er alle Wahrheit in seiner Hand verschlossen hielte, so wollte er sie nicht öffnen.

Der Philosoph.

Ich wette beynah', dieses sagte der Staatsminister aus guten Gründen — und die Philosophen, die etwas ähnliches sagten, beurtheilten die Menschen in diesem, nicht in meinem Sinn; vielleicht hatten sie auch sonstige Ursachen. Muſs der Philosoph Wahrheiten verschweigen, so sind es gewiſs nicht diejenigen, um derer Bekanntmachung ich das hohe

Glück habe, hier vor Ihnen zu stehen. — Da nun gewiſs nie ein solches Manifest erscheinen wird, so bin ich mir für immer meiner Unschuld und Sicherheit gewiſs.

Der Fürst.

Warum sollte es nicht erscheinen können? —

Der Philosoph.

Natürlich; es sind wohl noch sonderbarere erschienen, beynah so sonderbare, als dieses da; aber dieses erscheint gewiſs nicht, denn eine solche Staatsmaxime befolgt man nur im Stillen. Zu vertheidigen, zu entschuldigen wüſst' ich nun nichts; aber gern will ich mich eines Fehlers anklagen. Ich glaube, daſs ich nicht um meinetwillen allein, in der Welt, in dem Staate, selbst in Ihrer beschränktern Residenz da bin.

Der Fürst.

Diesen Fehler theilen wir. — Wozu die Verbeugung? — Das zweifelnde Lächeln um den so ernsten Mund?

Der Philosoph.

Ich bemerke einen ganz kleinen Unterschied.

Der Fürst.

Gerade zu!

Der Philosoph.

Gern! So wenig ich glaube, ich sey um meinetwillen allein da, eben so wenig glaube ich, alle andre seyen um meinetwillen da — dieses Letzte aber soll von Alters her der Fürsten Glaube seyn. —

Der Fürst.

Und mit Recht; da der Fürst in sich den Staat denkt, da sich in ihm dessen ganze Kraft und Macht sammeln.

Der Philosoph.

Ja wenn er sich als Fürst in diesen eiskalten Kreis gebannt dächte, und nicht als Mensch voller Lebenswärme. Der soll wenigstens noch geboren werden, der sich so weit von sich selbst entfernen könnte, daſs er als ein politisches, metaphysisches Wesen in des Staates Mitte da säſse, die Fäden der Regierung ohne Rücksicht auf sich in den Händen hielte, und sich nur an der Ordnung ergötzte, die von ihm ausgeht. Und wer kann dieſs fordern? Welcher Mensch an den Menschen?

Der Fürst.

Der Philosoph, — der, welcher durch seine Auſserungen, tagtäglich beweiset, daſs er der Fürsten Handwerk fur das leichteste auf Erden hält.

Der Philosoph.

Soll dieses mich treffen, so hat man mich gewiſs verläumdet. Ich halte es im Gegentheil für so schwer, und undankbar, daſs ich gar nicht begreife, wie Ew. — sich damit belasten mögen. Weil es aber doch geschieht, und immer geschah, und immer geschehen wird, so glaube ich, daſs der Mensch mehr, als der Fürst den Staat in sich denkt, daſs ihm diese Vereinigung so wohl gefällt, daſs er sich gar nicht von sich selbst trennen mag, so nöthig es auch zu Zeiten wäre.

Der Fürst.

Ich nehme das Beste für die Angeklagten aus Ihren Worten, denn wider Willen machte hier der Philosoph den Fürsten eine Apologie. Freylich, da, wie Sie selbst sagen, der Mensch sich nicht von sich trennen kann, und keiner es an den andern fordern mag — fordern darf, setze ich hinzu — so ist es gerade, was es seyn muſs — Menschenwerk, durch Menschengeist und Kraft getrieben — auf anderer Menschen Kraft und Geist berechnet — aus Noth und Bedürfniſs, nach Noth und Bedürfniſs berechnet. —

Der Philosoph.

O wär' es das — wer würde klagen? Ja dann, dann wären die Philosophen der Fürsten Lobredner. und ich der erste.

Der Fürst.

Was wär' es denn, wenn es dieses nicht ist?

Der Philosoph.

Gewöhnlich ein Spiel, ein abgekartetes, auswendig gelerntes, mechanisches Spiel.

Der Fürst.

Und wenn es nichts anders seyn könnte?

Der Philosoph.

Ein Spiel, wobey Leidenschaft und Gewinnsucht die Karten mischen, manche unterschlagen, die den Spieler hindern, und gar die Farben zu Trumpf machen, womit der Zufall den Spieler vorzüglich versehen hat. Um bey dem einfältigen Gleichniſs zu bleiben, so sollten doch die Spieler so billig seyn, und den Zuschauern — oder denen, die den Einsatz dazu liefern, erlauben, ein Wörtchen über das Spiel zu reden. Erlaubt es doch der Gewinner dem trostlosen Verlierer, verweist ihn auf künftiges besseres Glück, zieht den Gewinnst mit aller Schonung, oft mit Bedauern ein. Und lieſsen uns die groſsen Spieler nur dieses sehen! wir sind so gute Geschöpfe, daſs wir noch gar ihre Kunst bewunderten — ob gleich unser ganzes Glück bey dem Spiele auf der Wage steht. Aber ernsthaft — weil Ihr jetzt strengerer Blick mir Ernst gebietet — wenn es nun etwas anders als ein Spiel seyn könnte! Wenn es gar zu gewissen seltnen Zeiten etwas anders gewesen wäre, hin und wieder noch heute wäre.

Der Fürst.

Das glaube ich kaum — gespielt ward immer, wenn auch nicht von dem Herrn, doch von den Dienern. Und ich könnte am Ende gar erweisen, daſs, wenn es nur ein Spiel ist, wir wahrlich nicht die Ursache davon sind, ob wir gleich das Spiel zu leiten scheinen. Daſs, um bey Ihrem Gleichniſs zu bleiben, nicht wir die Karten mischen — daſs wir am wenigsten falsch spielen — daſs wir meistens nur das falsche Spiel erwiedern müssen, das gegen uns gespielt wird.

Der Philosoph.

Das könnten Sie!

Der Fürst.

Könnte erweisen, daſs ich, den Sie so sehr verlästern, hier ins Angesicht verlästern, nun gerade nicht anders seyn und wirken kann, als ich thue.

Der Philosoph.

Auch das?

Der Fürst.

Daſs die Menschen, durch die ich wirke, auf die ich wirke, gerade eines solchen Spiels bedürfen, ja keines bessern werth sind.

Der Philosoph.

In der That!

Der Fürst.

Kurz, daſs aller Tadel, den Ihren nicht ausgenommen, nicht auf uns, sondern auf die Menschen und ihr Zusammenseyn überhaupt, zurückfällt. Daſs unser Wirken oder Spielen, — warum nicht auch unser Daseyn selbst? — die Satyre auf die Menschen machen, die Sie so gern nur auf uns anwenden möchten. Daſs Leute Ihrer Art, diese Satyre nur recht bitter, nur recht dem Geist der andern faſslich machen.

Der Philosoph.

Das könnten Sie!

Der Fürst.

Das könnte ich —

Der Philosoph.

Daſs Fürsten viel vermögen, das weiſs ich, das erfuhr ich — daſs sie aber die Menschheit an sich selbst zur — Verbrecherin — warum soll ich das Wort nicht sagen? — machen könnten — dieſs ist mir wenigstens neu. Schade nur, daſs ich zu klein, zu ohnmächtig bin, Sie zu den Beweisen aufzufordern. Wären Sie ein unbedeutendes Ding von einem Philosophen, ich forderte Sie dazu auf.

Der Fürst.

Und sollten die Beweise so streng erhalten, als führte sie ein Philosoph. Zwar nicht nach der Form, doch nach der Kraft. —

Der Philosoph.

Wie sie immer lauten möchten. —

Der Fürst.

Möchten Sie sie hören — die Satyre. —

Der Philosoph.

Auf das ganze, — ganze Menschengeschlecht — den abgethanen, entschiednen Proceſs — über die, die unter Fürsten gelitten haben — und noch leiden — künftig leiden werden — über das, was Staub geworden ist — noch werden soll — der Gedanke, an der Stelle, wo ich stehe — vor dem Manne — vor dem ich stehe — ausgedacht — ist so schauderhaft, daſs er schmerzlich meinen Kopf füllt.

Der Fürst.

So ergehts dem Philosophen, der das Spiel nach der Theorie beurtheilt — aber dem gar zu ernsten Manne möcht' ich den Beweis nicht führen. Lassen wir nur das ganze Menschengeschlecht — sammt den Todten immer ruhen — wir schränken uns in die Grenzen unsrer Herrschaft ein.

Der Philosoph.

Der Umfang ist beträchtlich genug — es lieſse sich schon weiter schlieſsen.

Der Fürst.

Wie kömmt es zum Beyspiel, daſs ich gegen einen Tadler Ihrer Art, hundert Lobredner, gedruckt und ungedruckt aufweisen kann? Mein Handbibliothek enthält eine merkwürdige Sammlung dieser Art. —

Der Philosoph.

Also so etwas sammeln Fürsten auf?

Der Fürst.

Fürsten, die, wie ich denke, — warum nicht? Unser einer findet darin Stoff zu mancherley Betrachtungen — und bey mir — in meiner Bibliothek schlieſsen sich die Satyren an die Lobschriften — Ihre Werke — wenn Sie je welche schreiben, sollen auch da ihre Stelle finden.

Der Philosoph.

Ich schreibe keine Bücher. — Ist die Anzahl der Satyren stark?

Der Fürst.

Nicht sehr stark — doch hinreichend, den Werth beyder, sammt ihrer Urheber zu bestimmen. Und gewiſs dachten ihre Urheber nicht an die Wirkung, die sie auf einen Fürsten meiner Art machten.

Der Philosoph.

Ist dieses auch einer Ihrer Beweise?

Der Fürst.

Auch der kleinste ist von Gewicht, wenn es bey einem verwickelten Prozeſs aufs Urtheil ankömmt.

Der Philosoph.

Ich glaube es wohl — Ihre Verachtung gegen die Nichtlobredner, — und Ihre Groſsmuth gegen die Lobredner — und befinden sich die Lobredner nicht gut dabey? Geht nicht für sie alles herrlich! Was kümmert sie das übrige? Kenn' ich doch einen teutschen Poeten, der die Vorzüge der ärgsten Sklaverey auf Erden besang, — einer Sklaverey, wovon wir wenigstens in unserm lieben Vaterlande nichts wissen.

Der Fürst.

Sie verstärken meinen kleinen Beweis.

Der Philosoph.

Nur weil er Sie trifft, nur weil die Fürsten solche Lobredner belohnen. — Wenn die übrigen nicht fester halten —

Der Fürst.

So wird die Satyre nur um so bittrer — das wollen Sie doch sagen — Sie stehen betroffen. —

Der Philosoph.

Nein, dieser giftige Gedanke soll nicht zu meinem Herzen dringen — denn wahrlich die Wirkung der Gedanken, die sich an ihn ketten, würde keines Ihrer Gesetze — selbst Ihre unbegrenzteste Macht nicht fesseln. — Erlauben Sie mir zu den Lobrednern zurück zu kehren. — Wen trifft der Vorwurf, wenn selbst das Edelste, das Beste des Menschen — die Wissenschaften, dem Geist nicht entfliehen können, der von dem Thron ausgeht?

Der Fürst.

Und beweist dieſs nicht für die, die auf den Thronen sitzen, daſs die Menschen das Edelste und Beste, wie Sie es nennen, zum Gift, zum Spiel des Eigennutzes gemacht haben?

Der Philosoph.

Und warum den Beweis für Sie, von den Elenden her nehmen, die es zum Spiel gemacht haben?

Der Fürst.

Wie sehen uns die andern an?

Der Philosoph.

Befehlen Sie?

Der Fürst.

Sie fürchten ja nichts.

Der Philosoph.

Als die Quelle aller politischen, moralischen Übel, die uns drücken; als die Hindernisse der Erfüllung der schönen Träume, die wir zum Besten der Menschheit — schwärmen — Und da sie wenigstens den Fürsten der Erde darin gleichen, daſs sie die sie hindernden Individuen um des Ganzen willen aufzuopfern fähig wären, so möchten sie die Urheber aller dieser Übel gern entbehren können.

Der Fürst.

Meine Kälte beweist Ihnen, daſs Sie mir nichts neues sagen — und wie sehr ich dergleichen Feinde fürchte, vermuthen Sie doch wohl? Die Mittel übrigens? — Und sind auch Sie dergleichen Philosophen einer?

Der Philosoph.

Die Schwärmer, die Thoren, die Vermessenen werfen wir zur Seite. — Auch ich kenne die Menschen und wollte nur durch diesen rauhen Ausfall Ihre Groſsmuth auf die Probe stellen; Sie haben sie bestanden.

Der Fürst.

Es hielt nicht schwer, und ich rühme mich keiner solchen Siege.

Der Philosoph.

Es sey! Doch um Männer Ihrer Art ist es uns zu thun. Um derer willen tadeln, reden und schreiben wir — von ihnen wünschen wir gehört zu werden. Freylich wenn auch Sie solche Beweise fuhren können und führen wollen, so möchte der Ausfall doch noch mehr wahr als rauh seyn. Aber Sie können diese Beweise nicht führen wollen. —

Der Fürst.

Zweifeln Sie nicht daran.

Der Philosoph.

Und gegen mich!

Der Fürst.

Und will Ihrer ganzen Schule, allen meinen Tadlern in Ihnen, Rede stehen. Ich bin es müde, die schaalen, grundlosen Lästerungen müſsiger Träumer anzuhören. Machen Sie Sich gefaſst.

Der Philosoph.

Bis zu mir wollten Sie Sich herablassen — hätten dazu Zeit?

Der Fürst.

Zum Philosophen erhebt man sich — nur er steigt herab, wenn er mit einem Ungeweihten sich einläſst, und wir thun ja des Thörichten, Unnützen gar zu viel, wie Sie uns täglich vorwerfen. Gut für Euch, wenn wir nichts Schlimmers thun; sagen Sie nicht so? — Ich möchte doch einmal hören, was ein Philosoph am Ende sagte, wenn ihm ein Fürst, der es weder an gutem Willen, noch an Thätigkeit fehlen läſst, seine Brust so öffnete, daſs er klärer darin läse, als in den Werken seiner Brüder.

Der Philosoph.

Die Lockung ist süſs — und die Schlinge glänzend.

Der Fürst.

Dieses muſs es wenigstens seyn, denn wie könnte auch ein Fürst aufrichtig und gerade verfahren — Der Philosoph ist mir gleichwohl nicht wichtig genug, daſs ich mich gegen ihn verstellen sollte.

Der Philosoph.

Sie nehmen meine Worte in einem ganz andern Sinne, als ich sie dachte. —

Der Fürst.

So geht es Ihnen oft bey unsern Thaten.

Der Philosoph.

Dieſs soll ich ja erfahren. Ich wollte jetzt nicht mehr sagen, als daſs für unser einen, der den Groſsen der Erde naht, das unschuldigst Scheinende in einem gewissen Sinne zur Schlinge wird. Und muſs mir Ihr Vorsatz nicht so neu als sonderbar vorkommen?

Der Fürst.

Ich glaubte in Ihnen einen rauhen, steifen Pedanten zu finden, und den gedacht' ich abzuführen; als ich aber den festen, stattlichen Mann erblickte — und reden hörte, da lispelte mir meine Eitelkeit zu, meinen Lobredner aus ihm zu machen.

Der Philosoph.

Ein Fürst vermag viel, und ich wünschte, Sie vermöchten dieſs — doch hängt es nicht von Ihnen ab?

Der Fürst.

Von mir? Von mir allein? dann wären Sie es schon längst; machen Sie mich indessen ein wenig mit Ihren Verhältnissen bekannt — mit Ihrer Denkungsart bin ich es so ziemlich; aber ich möchte von Ihnen hören, wie sie entsprungen ist.

Der Philosoph.

Das wollten Sie hören? Was hätte der Unabhängige — der Unbedeutende — von sich zu sagen?

Der Fürst.

Bedeutend haben Sie sich genug gemacht — Vergessen Sie nur nicht, daſs Sie, so unabhängig Sie auch seyen, vor mir als Ihrem Richter stehen — daſs Leute drauſsen ungeduldig auf den Ausgang des Verhörs warten.

Der Philosoph.

Eben diese Leute beweisen mir, daſs Ihnen meine Verhältnisse bekannt genug sind. Sollten Sie nicht alles erforscht haben?

Der Fürst.

Vielleicht nur dieſs nicht, was ich eigentlich wissen wollte — was mich reizen konnte, so mit Ihnen zu verfahren, wie ich gethan habe, und ferner thun will. Zum Beyspiel: jene Leute sagten mir kein Wort davon, daſs Sie ein Virtuos wären, und zwar einer der Virtuosen, um die wir uns gar nicht kümmern, für die wir gar nicht regieren, die gar keiner Regierung bedürfen. Beym ersten Blick, beym ersten Laut erkannt' ich diese Virtuosität in Ihnen, ob ich sie gleich seit meinem zehnten Jahre nicht mehr gesehen und bemerkt habe.

Der

Der Philosoph.

Ich kenne mir keine Virtuosität. —

Der Fürst.

Warum so ernst — Ist die Tugend etwas anders?

Der Philosoph.

Die Tugend? Von der Tugend reden Sie —?

Der Fürst.

Ich ein Fürst — zu einem Philosophen, der doch das Ding am besten kennen muſs, weil er am meisten davon redet.

Der Philosoph.

Ja so — so reden Sie davon?

Der Fürst.

Nein nicht so — sondern so ernsthaft, als Plato selbst am Hofe des Dionys davon reden konnte. — Sie lächeln! — Natürlich —

Der Philosoph.

Ich bin kein Plato — Sie wissen doch, wie es dem Philosophen da erging.

Der Fürst.

Ich bin kein Dionys — bin mit meinem Philosophen hier überhaupt aufs Lernen gar nicht gesteuert.

Der Philosoph.

Das denk' ich wohl — die Welt ist seit dem so umgekehrt, daſs nicht mehr die Fürsten zu den Philosophen in die Schule gehen. —

Der Fürst.

Sondern daſs die Philosophen zu den Fürsten in die Schule gehen sollten. Vielleicht wäre dieses schon damals heilsamer gewesen — vielleicht thäten wir recht gut, das Ding nun einmal am andern Ende anzufassen.

Der Philosoph.

Das beste Mittel sicherlich allem Philosophiren dieser Art ein Ende zu machen.

Der Fürst.

So würde wenigstens Ruhe in der Geisterwelt —

Der Philosoph.

Und die Ruhe in der Geisterwelt sicherte die Ruhe in der Körperwelt. — Aber um wieder auf die Tugend zu kommen, die Sie beliebten eine Virtuosität zu nennen.

Der Fürst.

Und zwar die Ihrige —

Der Philosoph.

An die Sie dennoch glaubten?

Der Fürst.

Gerade wie an die Poesie.

Der Philosoph.

Wie an die Poesie? Wie soll ich das verstehen?

Der Fürst.

Ist die Tugend etwa in unserm Alltagsleben etwas anders? Hat sie nicht alle Eigenschaften der hohen Poesie? Idealischen Sinn? Erhabenheit und Stärke der Seele? Schwebt sie nicht hoch über der Erde und ihren niedrigen Verhältnissen? Beruht nicht sie, wie jene, auf der innern selbstständigen Kraft des Menschen? Ist sie nicht eine Trennung von allem Gemeinen — Prosaischen —

Der Philosoph.

Dennoch theilen Sie die Menschen in Dichter und Prosaisten ein —

Der Fürst.

So meyne ich, nur daſs der erstern und guten Ursachen wenige sind und seyn müssen, daſs wir uns um diese gar nicht zu bekümmern haben, sie wegen ihrer Virtuosität weder glücklich noch unglücklich machen können. Was wären sie ohne uns? Sind wir es nicht, die ihre Virtuosität recht sichtbar machen, und ihren leichtgläubigen Bewunderern zur Schau ausstellen?

Der Philoſoph.

Sonderbar!

Der Fürſt.

Etwa, daſs die Kraft, die dieſe Virtuoſität in ihrer Spannung erhält, auf dem ſtolzen Bewuſstſeyn eignes Werths beruht, und vielleicht an Stärke ſelbſt das Gefühl der Herrſchaft übertrifft, auf das ſich unſer Daſeyn gründet? Stolz iſt eine feſte Grundlage, und ich baue viel darauf. Eben darum nahen uns dieſe Virtuoſen ſo ſelten, eben darum können wir ſie ſo wenig in unſerm Kreiſe vertragen — Sie wiſſen wohl, wie ſich Leute benehmen, die ſich einer Virtuoſität bewuſst ſind — wie ſie ſich auszeichnen — durch Blick, Geberde und Worte — wie ſie uns und jedem Höhern (nach irdiſchem Verhältniſs) zu verſtehen geben, unſre und aller Herrſchaft ſcheitere an der ihrigen, ſey gar nichts gegen die ihrige.

Der Philoſoph.

Nur darum erſcheinen ſolche Virtuoſen nicht in der Fürſten Kreiſe?

Der Fürſt.

Der Stolze bey dem Stolzen?! Der Mann, der auf ſeiner eignen Stärke und Kraft ruht, — bey dem, der keine Kraft ertragen kann, die er nicht leiten, zu ſeinen Abſichten verwenden kann?! — Wär' ich kein Fürſt, ich würde dieſe Rolle ſpielen. Alexander wuſste, was er ſagte.

Der Philosoph.

Rolle! Rolle! — Allerdings mit dieser Unterlage — mit dieser Folie — die Sie der Tugend — verzeihen Sie — nicht der Tugend — Ihrer Virtuosität da geben — was wäre es anders? Soll ich auch darauf antworten?

Der Fürst.

Warum nicht? Wenn Sie können.

Der Philosoph.

Wenn Sie es nur hören wollen. So sage ich dann: Ich sehe wohl, daſs ein Fürst von Ihrem Verstande, einen schönen, feinen und reichhaltigen Gedanken fassen kann; aber damit der schöne Gedanke die wahren Früchte trage, so müſste der, welcher ihn gedacht hat, wenigstens für einige Augenblicke, aufhören können, ein Fürst zu seyn. Nun erlauben Sie gnädigst, daſs ich mich entferne, denn jetzt möchte meine Virtuosität bald in Pedanterey ausarten.

Der Fürst.

Ehe ich Sie näher kenne?

Der Philosoph.

Ich kann Ihnen wohl nicht bekannter werden, Sie können wohl schwerlich bey der nähern Bekanntschaft etwas gewinnen.

Der Fürst.

Aber Sie doch durch die meinige.

Der Philosoph.

Sie erlauben den Zweifel. Ich spiele keine Rolle — das, was ich bin, bin ich so ernsthaft, daſs Sie mein Ernst empören würde. Auch ist der Unglaube, den Sie mir zeigten, und so bilderreich aufstellten, eben das, was ich an den Groſsen der Erde am meisten hasse, weil es die Quelle alles dessen ist, was wir Kleinen zu leiden haben und zu tadeln finden.

Der Fürst.

Wie; wenn ich nun mehr Grund zu meinem Unglauben hätte, als Sie zu Ihrem Glauben? Wie; wenn die Erfahrung mir streng bewiese — täglich aufdränge — daſs Ihr Glaube zwar schöner klingt, aber weniger Stich hält?

Der Philosoph.

Ich beneide Sie nicht darum, und kann nur die bedauern, die dadurch leiden. Meine Erfahrung geht von mir aus — ich traue ihr — weil nichts äuſseres den Menschen in mir verhüllt.

Der Fürst.

Ist dem Fürsten die seinige weniger werth? Sie sollen sie hören, und wenn der Philosoph nicht am Ende eingesteht, er würde an meiner Stelle eben so denken, und handeln, so soll der Philosoph mit allem Rechte laut sagen dürfen, was er bisher aus bloſser Menschenliebe meinen Unterthanen vorgetragen hat. Gefällt der Vertrag? Ist er nicht neu?

Der Philosoph.

So daſs er mir ein Spiel zu seyn scheint, welches der Mächtige zur Abwechslung, zum Zeitvertreib, mit dem Philosophen zu spielen denkt. Wir haben in dieser Art noch sonderbarere Dinge —

Der Fürst.

Ist das Leben etwas anders als ein Spiel, und sey es auch das Leben eines Philosophen? Spielt der Fürst mit Ihnen, was hindert Sie mit dem Fürsten zu spielen? Gar viele spielen mit uns, mit denen wir zu spielen glauben. Sie kennen doch Montaigne's Katze? Wir sind gar oft die Katze dieses launigen Philosophen, der der Wahrheit meistens näher kömmt, als unsre heutigen Philosophen. Ich werde Sie rufen lassen. Bringen Sie alle Ihre Vorwürfe wohlgeordnet mit. Ich will sie auf einmal hören und keinem ausweichen. Dafür fordre ich biedere Offenheit. Der Richter und Gesetzgeber des Geisterreichs soll als Richter des stolzen Herrschers eines irdischen bürgerlichen Volks da sitzen, alle Majestät verschwinden, und bloſs der Mensch, in dieser Lage, erscheinen. Jetzt gehe ich, meine Rolle im geheimen Rath zu spielen. Dort warten meiner ganz andere Schauspieler — Und wie sind Sie jetzt mit mir zufrieden?

Der Philosoph.

Noch weniger als sonst. Vorher glaubt' ich, Ihre Thaten entsprängen nur aus denen, dem Menschen gewöhnlichen Leidenschaften — jetzt seh' ich eine noch trübere, giftigere Quelle! Ein System, das die Vernunft aus den schwärzesten Farben aufgetragen hat, in das weder Glaube an Tugend, noch Menschenliebe einen Lichtstrahl werfen.

Der Fürst.

Leider kommt jeder Fürst, der denkt, endlich dahin.

Der Philosoph.

Der nur als Fürst denkt, wie gesagt. Ich kam glücklicher als ich gehe —

Der Fürst.

Dieſs ist nur der Rache Anfang. Kann man sich an dem Philosophen ärger rächen, als wenn man ihm beweist, sein Lieblingsgedanke sey ein Hirngespinnst —?

Der Philosoph.

Nur das — wenn ich wiederkehren soll — wie heiſst der Lieblingsgedanke?

Der Fürst.

Wir könnten oft anders, besser seyn, als wir sind — und daſs es geschehe, hängt nur von den

Menschen ab; sie müssen anfangen anders und besser zu seyn — aber wenn Sie sie kennten, wie ich sie kenne!

Der Philosoph.

Ich hoffe, Sie sprechen nur von denen, die um Sie sind —

Der Fürst.

Und warum? Wirken wir nicht durch sie — mit ihnen? Kann es anders seyn? Können wir sie anders, besser machen? Das ist ja der Philosophen, nicht der Fürsten Werk. Und hören Sie! noch ein Vertrag — und ein recht feyerlicher dazu! Sie oder die Philosophen sind mit den meisten Fürsten unzufrieden, die meisten Fürsten sind es mit den Menschen. Die Fürsten nun grade abzusetzen, wäre ein Wagestück, wobey wahrscheinlich die Menschen mehr gefährdet würden, als ihre Fürsten. Zum Belege verweise ich Sie auf die Geschichte der Empörungen alter und neuer Zeit. Wie wenn die Philosophen nun einmal sich recht verständen, und mit der Besserung des Menschenthiers anfingen? Aus ihnen lauter solche weise, uninteressirte, leidenschaftlose, kurz tugendhafte Geschöpfe machten, wie sie selbst zu seyn vorgeben? Fangen Sie und die übrigen Philosophen meines Landes, dieses groſse, erhabene Werk an, und gelingt es Ihnen mit meinen Unterthanen, so steig ich von meinem Fürstensitz herab, und setze die Tugend darauf ein. Bis dahin aber bedürfen sie wahrlich meiner mehr, als ich ihrer bedarf.

308. Ein Dichter verbessert gewöhnlich seine jugendlichen genialischen Werke, wenn sein Genius durch Erfahrung und Kunst schon gedemüthigt und die kühne, schaffende Kraft desselben im Sinken ist. Nur dann fängt er an, auf das Publikum und mit dem Publikum zu rechnen. So erröthet und ärgert sich oft der Welt-, Staats- und Geschäftsmann über eine schöne, kühne, uneigennützige That seiner Jugend, bedauert, damals nicht klüger gewesen zu seyn, und würde sie nun gern, wie der Dichter sein genialisches Werk, verbessern, um sie unter anderer einträglicherer Gestalt heraus zu geben.

309. Ich weiſs nicht, ob es nöthig und vortheilhaft ist, die zu kühn-genialischen Produkte der Dichtkunst dem Publikum in einer vernünftigern, das heiſst, kältern Gestalt noch einmal zu geben: der Dichter sieht wenigstens immer so dabey aus, als hätte er sich aus Gefälligkeit und Bescheidenheit nun selbst kastrirt. Doch er ist ja Herr über seinen Leib; was soll man aber zu dem sagen, der die Werke anderer verbessert, der sich dem Publikum als Genie-Verschneider aufdringt, ohne dazu aufgefordert zu seyn? Und wenn dieſs nun gar ein Genie dem andern thut? Wenn es gar den Stolz der teut-

schen Litteratur — Lessings Nathan, verbessert auf die Bühne bringt?

510. Mit oben genannten Dichterwerken, den kühn-genialischen Produkten der Jugend, steht es vielleicht wie mit dem Beyschlaf. Ein Mann, den etwas Erschlaffung zum Künstler in diesem Punkt gemacht hat, fördert vielleicht auch ein recht fein geformtes Kind zur Welt. Vergleicht es aber mit dem, das der gezeugt hat, auf den die volle Kraft der Natur so wirkte, daſs er nur ihrem Drang gehorchte, und kaum wuſste, was er that.

511. Es ist (nach meiner vielleicht zu runden Art zu reden) zu bedauern, daſs die physische Natur des Menschen nicht in einem Hauptpunkte von der Beschaffenheit seines moralischen Seyns abhängt. Folgte z. B. der physiche Tod sogleich von selbst und nothwendig auf den moralischen, innern Tod, welch ein gewaltiger Zuchtmeister würde dann über dem Menschengeschlecht schweben? Die Verbrecher gehen jetzt frisch und gesund vor unsern Augen herum, und sind es nur dann mit voller Kühnheit, wenn das in ihnen abgefahren oder abgestorben ist, was ſie vorher noch auf Augenblicke beunruhigte. Die Seele kann also in dem Menschen als ein recht stinkender Kadaver liegen, und der Leib noch ganz frisch blühen. Da aber nur solche Seelen diese mo-

ralische Vermoderung riechen, die noch gesund sind, und diejenigen, welche in gleicher Fäulniſs mit ihr liegen, den Pestgeruch gar nicht für stinkend halten, vielmehr von ihm angezogen werden, so muſs sich doch der so Todte für lebend halten? Ohne daſs mich der Kantianer zurechtweise, begreife ich sehr wohl, daſs es um alle Moralität und um das daraus flieſsende Verdienst für uns gethan wäre, wenn uns ein solcher drohender Zuchtmeister zur Erhaltung der Gesundheit unsrer Seele so gewaltiglich zwänge; der empirische Pöbel aber würde sich recht gut dabey befinden.

312. Plato sagt: die Menschen würden dann weise und folglich gut regiert werden, wenn Philosophen auf den Thronen säſsen. Freylich, er hat ihnen ein Muster dazu hinterlassen. Wenn er aber die heutigen recht abstrakten Systeme unsrer teutschen Schulphilosophen lesen könnte, so würde ich ihn fragen, ob er auch ihre Schöpfer darunter verstanden habe? Mich deucht, ein gut gesinnter, verständiger, gerechter Mann sey Philosophs genug, um über Menschen zu herrschen, (ich will sagen zu regieren;) da überdem Alles, was diesen heilsam und nützlich ist, gar zu sehr aus ganz alltäglichen empirischen Prinzipien flieſst.

313. Warum ist doch der Teutsche nach dem für ihn verderblichen und schimpflichen Frieden, da man ihn wie eine Heerde theilt, aufgebrachter auf die Franzosen, als selbst auf die Engländer und einen ihrer gröſsten Bundesgenossen während des Kriegs? Weil der Mensch immer mehr auf die Wirkung, durch die er leidet, als auf die Ursache sieht, die das Leiden veranlaſst hat.

314. Es ist freylich zu bedauern, daſs der Gesetzgeber nicht auf das Höhere im Menschen, sondern nur auf das Niedere in ihm Rücksicht nehmen darf; daſs er, so zu sagen, den erhabenen Schöpfer vergessen, und nur an das Geschöpf auf dieser Erde denken muſs. Thut er dieses aber in dem rechten Sinn, so dient er wahrscheinlich beyden.

Vollkommenheits- oder Vervollkommnungs-Träumer nehmen den Menschen zu hoch, Moralisten und Theologen zu einseitig, Philosophen zu systematisch; Kameralisten berechnen ihn bloſs nach den Abgaben, Politiker nur nach der Geduld, als Werkzeug, Commerzienräthe kaufmännisch, — gewisse Leute zu sklavisch, zu niedrig — Juristen zu förmlich. Wer nun also ist der Mann zum Gesetzgeber? Der, welcher den wahren Geist der Sache von allen genannten hat, ohne eins davon ausschlieſsend zu seyn. Man verzeihe mir meine Unbescheidenheit; wenn man sich einmal etwas zu wünschen erlaubt, fangt man nicht mit wenigem an.

315. Wenige Weiber kennen die Freundschaft, weil sie nur die Liebe kennen; doch einigen gelingt es noch, sie kennen zu lernen, wenn sie physisch aufhören es zu seyn. Die Männer können damit zufrieden seyn, ob ich gleich darum nicht glaube, daſs es die Natur aus Vorliebe für sie so eingerichtet hat. Die erste altkluge Rechenmeisterin hat es wohl nur als ein beförderndes Mittel zu ihrem Zweck berechnet, und wir sehen es hier wie anderwärts, daſs sie sich nicht geirrt hat.

316. Der tief denkende Mann, der kühne, starke Gedanken und Einfälle über Menschen und die moralische Welt mit Wärme so offen und frey hinwirft, als sie plötzlich in ihm entstehen, trifft gewöhnlich in diesem Augenblick den Gegenstand auf dem rechten Punkt. Faſst der Zuhörer diesen rechten Punkt, so fällt eben so plötzlich ein starkes Licht in seinen Geist, und er sieht auf einmal den Gegenstand hell erleuchtet, den er bisher nur in ferner Dämmerung erblickte. Der Zuhörer aber, welcher den Gegenstand auf alle Seiten wendet, und überall gleiche Beleuchtung sucht, ihn gar an kaltes Licht ohne Wärmestoff hält, dem verschwindet nicht allein der beleuchtete Punkt aus den Augen, der Gegenstand selbst wird noch finsterer für ihn.

317. Das verwickelte Räthsel ist einmal hingeworfen, damit doch unser Geist, bey Muſse in hoher Kultur, etwas zur Übung vorfinde; jeder zerrt daran nach Sinn und Kraft, wenn er die Zeit dazu hat, sich um etwas vergebliches zu bemühen. Nur die Philosophen thun es aus Amtspflicht. Die ewige Weisheit aber, die immer billig und gerecht ist, und die auch auf das Vergnügen, den Genuſs und das Glück derer dachte, die auf uns folgen sollen, hat dafür gesorgt, daſs dieser Zeitvertreib den spätesten Nachkommen zur Übung, in den Hauptpunkten, gerade so unabgenutzt verbleibe, wie ihn uns unsre Vorfahren zur Erbschaft hinterlassen haben. Wenn diese ewige Weisheit zu Zeiten lächelt, so thut sie es vielleicht nur wenn sie auf einen von uns blickt, der das Räthsel gelöst zu haben glaubt. Aber gehörte dieſs nicht auch dazu, um unsern Geist recht glücklich zu machen? und hat sie nun das Vergnügen so zu lächeln schon oft gehabt, so wird es ihr gewiſs auch in Zukunft nicht daran fehlen.

318. Wenn man nun endlich durch unermüdete Geistesanstrengung, durch Selbstdenken, alles philosophische Wissen der Menschen erschöpft hat, und eines jeden groſsen Mannes System sich vorerzählen kann, wie Mährchen aus der höhern Welt, so steht man endlich zwischen dem Pantheismus, dem Scepticismus und seinem Gegner, dem Glauben. Die Vorstellung des ersten zermalmt uns; sie schleudert uns

in dem Augenblick an die harten Schaalen dieser Gottheit, da wir uns zu ihr erheben, ja sie verschlingt uns ganz, wenn wir uns durch diese drängen und mit ihr vereinigt fühlen wollen. Die Vorstellung des zweyten treibt wenigstens ein sonderbares Spiel mit uns; ein Spiel, wobey weder der Geist noch die Sinne zu gewinnen scheinen, weil sich keine der Parteyen von dem Gewinnst der andern überzeugen lassen will, denn wenn auch eine in ehrlich erspieltem Vortheil zu seyn glaubt, so beweist ihr die andre gleich, sie habe falsch gespielt, und müsse sich erst von diesem Vorwurfe reinigen, bevor sie den Gewinnst einstreiche. Was aber den dritten betrifft, so fordert er wirklich gar zu viel Entsagung auf uns und unsre Selbstständigkeit, als daſs wir ihn so leicht und unbedingt von uns erhalten könnten. Man müſste etwas in sich zerstören, das in der That nicht dafür in uns gelegt zu seyn scheint — ein so sonderbares Ding, daſs es selbst aus dem Zwitterlicht der Dämmerung die schwankenden Strahlen in Einen Punkt zu sammeln weiſs. Und hellt dieser Punkt auch die Finsterniſs nicht ganz auf, so leuchtet er doch. Auch weiſs leider jeder, daſs es zu diesem dritten nur des ersten Schritts bedarf, um erbärmlich und abgeschmackt zu werden. Was soll man also thun? — Seine Pflicht. —

319. Man schreyt immer: die Regenten, Groſsen, Richter u. s. w. sollten nur gerecht und billig seyn,

so würde alles gut gehen. Die Sache selbst ist klar und richtig, sie sollten es seyn, wir sollten es alle seyn, und ich selbst wollte noch lauter als alle schreyen, wenn Schreyen dieses bewirken könnte. Aber ich werde wenigstens nicht lauter als andere schreyen, bevor ich nicht zwey Menschen gesehen haben werde, — sie sollen sogar Freunde seyn, — die immer äuſserlich und innerlich gegen einander in That und Urtheil gerecht und billig gewesen sind. Vielleicht hat sich dieser Fall noch nie ereignet — vielleicht könnt' ich eher einen Elephanten von einem Floh verschlingen sehen, als daſs er sich ereignete. Freylich jedem scheint das Ding sehr leicht, wenn er es braucht, der andere darf ja nur wollen — aber so bald es der andere fordert, so arbeitet merklich und unmerklich — oft in dem weisesten und schönsten Redner über diesen Punkt — ein gewisser Dämon in dem Innersten, der zwar das Streben in dem Menschen zu der berühmten Perfectibilität nicht hindern kann, aber dadurch, daſs er uns immer an unsern liebsten Freund erinnert, Kraft genug hat, uns nicht dahin gelangen zu lassen. Vielleicht wäre aber ohne diesen Dämon das Streben nach Perfectibilität gar nicht in dem Menschen — also wozu das? Damit man, wenn es möglich ist, etwas bescheidner im Klagen werde, zu Zeiten über sich selbst Gericht halte, und ehe man andere verdammt, den Stich des eignen Gewissens nicht vernachlässige.

320. Was du willst, daſs dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch! ist ein leichter, schöner, klarer Spruch — das Hauptgebot in der Gesellschaft, ja der Schlüssel zur täglichen, nöthigen, für sie sogar hinreichenden Moral. Auch richtet er, weil doch die Menschen durch Erfahrung an Wiedervergelten glauben lernen, wirklich mehr aus als die erhabensten Prinzipien der Moral. Er steht, wie bekannt, im Evangelio, und der erhabene Meister selbst hat ihn ausgesprochen. Die Kantianer mögen es mit ihm ausgleichen, daſs er hier auf niedrigen, sinnlichen Grund gebaut hat; das ist er doch? — Gleichwohl so allgemein nützlich, so heilsam dem Einzelnen, so faſslich er auch für den Beschränktesten ist, so hat ihn doch keiner von den Myriaden Staub gewordener und denen es bevorsteht Staub zu werden, durchaus befolgt, vielleicht gar nicht befolgen können; selbst der Meister nicht, der ihn ausgesprochen hat: denn als Reformator, der zerstörend zu Werke gehen muſs, konnte er es am wenigsten, da seinem höhern Zweck alles andere weichen muſste. Wem könnte es nun unter uns gelingen? Etwa dem Regenten? Die Beziehung gilt bey ihm nur sehr eingeschränkt, und lieſse er sich einfallen, den Spruch in seinem ganzen Umfang zu befolgen, so möchte er und seine Unterthanen, wegen gewisser Nachbarn, sich sehr schlecht dabey befinden. Die Philosophen und Moralisten? Fragt die Gegner ihrer Systeme und ihr bürgerliches Leben. Die Religiosen — die Heiligen — schlagt das Kapitel

der Toleranz — oder lieber die Kirchengeschichte und die Legende selbst auf... Dem Staatsmann? Die Politik scheint diese Regel ganz auszuschlieſsen: da heiſst es: — um nur wieder auf die Nachbarn zu kommen, und ihre Amtsgefährten und sonstigen Verhältnisse ganz zu vergessen — „Uns so viel Gutes und Nützliches als möglich, Euch so viel Böses und Nachtheiliges als möglich, wir gewinnen, was Ihr verliert.“ Die Hofleute? Das Wort hat schon entschieden. Die Kaufleute? An der Börse laufen keine Narren herum, es müſste dann ein Laye seyn. Die Weiber? Welche Schöne oder auf Schönheit Anspruch machende putzt die andre, wenn es nicht die Mutter oder eine Kupplerin ist, um die Sache grob zu nennen, ob ich gleich weiſs, daſs so etwas in höherm Stande mit vieler Feinheit getrieben wird. Der Bettler? Wer steht uns dafür, ob ein Bettler dem andern die Wunde nicht darum gegen die Kälte bedeckt, oder gar zu heilen sucht, damit er nicht das Mitleiden der Vorübergehenden zu seinem eignen Nachtheil zu sehr errege? So möchte es die ganze Leiter herab und herauf gehen, die Edeln und Groſsmüthigen in jedem Stande ausgenommen; doch auch diesen gelingt es nicht, denn der Edelste selbst ist es nicht darum, um als Muster der Vollkommenheit dargestellt zu werden, er ist es darum, weil er sich so rein hält, als es ihm die Welt zu seyn erlaubt.

321. Wenn gewisse Staatsleute von einer moralischen Kolik plötzlich überfallen werden, oder wenn sie das Gewissen bey einem wichtigen Geschäfte stört, und sich nicht will stillen lassen, so bleibt den armen Kranken kein anderes Rettungsmittel übrig, als die Prinzipien der Welt- und Regierungserfahrung von Leuten ihres Standes, (also von Empirikern wie sie selbst sind,) zur Arzney verarbeitet. Schlägt das Mittel wirklich an, gelingt die Kur, so greifen sie, um allen übeln Vorfällen dieser Art vorzubeugen, so oft nach diesem Opiat, daſs es am Ende ein wahres Tonicum für sie wird; und dieses soll selbst das physische Opiat nicht seyn. Wenn Ihr einen Mann kennt, der solche Palliative gebraucht hat, oder noch braucht, so hütet Euch vor ihm; er ist gefährlicher, als der, welcher sein Gewissen nie recht gefühlt hat. Mit der Kunst es einzuschläfern, hat jener gar viele andere Künste erlernt, worauf doch vielleicht dieser nicht gefallen ist. Vielleicht hat sich sogar der bloſs praktisch Gewissenlose noch vor dem zu hüten, der durch Theorie zur Praktik empor gestiegen ist.

322. Es ist sehr und mehr als wahrscheinlich, daſs gewissen Leuten miſsfalle, was ich hier und da über sie und über die Menschen überhaupt sage. Ich habe nur Eine und sehr kurze Antwort, deren Kraft sie erwägen mögen, wenn es ihnen gefällig ist: Ich hätte es gar nicht gesagt, noch weniger

geschrieben, wenn es mir nicht schon seit so langer Zeit miſsfallen hätte. Ich setze noch hinzu: Da ich weder ihre Gunst noch ihr Wohlgefallen suche, mir beydes gar nicht wünsche, so scheide ich hier von ihnen, ohne ihnen je anders genaht zu seyn, als in diesem einzigen, verlornen Augenblick.

Wie gern sagte ich nicht recht viel schönes und vortreffliches von dem Menschen; hätte ich doch auch meinen Theil daran!

323. Der Schriftsteller, der nicht Ich zu sagen wagt, wenn er von sich spricht, kömmt mir vor, als sey er sich keines wahren, kräftigen, selbstständigen Ichs bewuſst, und bitte deswegen im Voraus den Leser um Vergebung, daſs er ihm keines vorzuführen habe. Derjenige, welcher in der vielfachen Zahl von sich spricht, macht seine Bescheidenheit in obiger Rücksicht verdächtig, und scheint sogar auch fremdes Gut geladen zu haben.

324. Die Schwärmerey, welche dem Leser oder Zuhörer den wenigsten, wohl gar keinen Genuſs gewährt, ist die der Vernunft. Wenn nehmlich ein recht philosophisches Genie, um als Originaldenker aufzutreten, eine Idee, oder den Schatten einer Idee zu einem ihm nagelneu scheinenden System, so ins Feine gesponnen hat, daſs er nun das ganze Gebäude an diesen Faden hängen zu können

glaubt, so wird er von diesem Augenblick an so schwärmerisch verliebt in sein Geistesgeschöpf, daſs er, der doch schon allen Glauben in den Prämissen und Prinzipien verworfen hat, nun den derbsten Köhlerglauben hinter sich läſst, und ihn sogar von uns fordert. Lachen könnte man wohl, wenn dem Dinge eine lächerliche Seite abzugewinnen wäre; es ist aber zu abgenutzt dazu, und gewährt folglich gar keinen Genuſs.

---

325. Der Schleyer, welchen ascetisch-mystische — heuchlerische — pfäffische — seyn wollende Religion, in Verbindung mit einer tückischen Politik und der Gestalt- und Gehaltlosen Schulphilosophie, seit Jahrhunderten gewebt, geflickt und dick gefärbt hat, ist endlich zerrissen, und fliegt in Lumpen über den gröſsten Theil Europas her. Mögen böse Genien diese Lumpen in der Luft immer zusammenlesen, und zu einem Ganzen für gewisse Reiche zusammenflicken; uns sollen sie das Licht nicht mehr verhüllen. Ja es sind seit Jahren alle groſse, wichtige Wahrheiten so laut und öffentlich gesagt worden, daſs man sie nun mit Sinn, Kraft und ohne Besorgniſs anhört; der menschliche Geist erschrickt nicht mehr vor ihnen. Die Regenten kennen ihre Pflicht, man darf von diesen Pflichten reden und die Völker wissen nun auch durch Erfahrung, daſs sie der Regenten bedürfen. Doch gibt

es noch einige Länder, wo man Märtyrer werden könnte.

326. Da das Spiel mit dem Gewissen das älteste Spiel der Welt zu seyn scheint, so kann man eben nicht sagen, daſs die Jesuiten die Kasuisterey erfunden hätten; sie haben sie nur zur Wissenschaft erhoben, und als solche zum Heil der Seele angebaut und rühmlich ausgeführt. Wenn ein Priester den Gläubigen so etwas mit Salbung und kraft seines Berufs, zum Heil der Seele ausgearbeitet, übergibt, so müssen sie es doch annehmen und befolgen, um nicht für Ketzer angesehen zu werden. So viel ist wenigstens durch den Fall der Jesuiten selbst in katholischen Landen gewonnen, daſs das Spiel mit dem Gewissen jetzt nur den alten Gang geht, daſs es nicht mehr als Wissenschaft so öffentlich gelehrt wird und nicht mehr den wichtigsten Theil der römisch-katholisch-jesuitischen Theologie ausmacht. In diesem Sinne hätte man sie besser Dämonologie genannt.

327. Der Mensch wird alles müde, nur nicht sich selbst zu lieben. Auf dieses Gesetz hat die Natur alles gebaut, und wir gehorchen ihr auch nur so lange, als wir es befolgen. Wer da glaubt, daſs ich dieses dem Menschen zum Nachtheil sage, der nahe sich nur dem, der dieses Gesetz zerrissen

hat, dieser wird ihn vielleicht zu seinem Schaden lehren, was ich hier nur andeute. Wer sich nichts ist, ist auch andern nichts, wenn er ihnen nicht noch etwas schlimmers ist.

---

328. Es gibt Geister-Pöbel, der durch nichts geadelt werden kann. Wie wär' es sonst möglich, daſs Leute, die von Jugend auf und ihr Leben durch die Wissenschaften getrieben, und das Schönste, Vortrefflichste, was der menschliche Geist hervorgebracht, gelesen haben, gleichwohl so wenig liberale, edle Gesinnungen haben, als hätten sie sich in dem Koth gewälzt, und nie die Teppiche betreten, welche Götter für uns gewirkt zu haben scheinen. Ich glaube, sie werden in jenem Leben vor dem Anblick des Groſsmeisters selbst — vor aller seiner Herrlichkeit — und enthüllten sich ihnen auch alle die groſsen Geheimnisse, zu welchen die Wissenschaften auf Erden nur Vorbereitungen seyn könnten, — immer noch Geister-Pöbel bleiben.

---

329. Man sagt und glaubt wahrscheinlich etwas rechtes zu sagen: Es ist nichts abgeschmacktes und thörichtes, das nicht ein oder der andre berühmte Philosoph gesagt und behauptet hätte. Zugestanden! es ist aber auch nichts schönes, gutes, vortreffliches, das nicht ein Philosoph gesagt hätte.

Das wenige Wahre, so weit wir es erkennen, sind wir ihnen obendrein allein schuldig.

330. Ein Beweis, daſs der Mensch die Idee von Gott selbst erschaffen sollte, liegt auch darin: Er fängt mit einem rohen, gestaltlosen Klotz oder Stein an — vervollkommt die grobe Materie bis zum Apollo von Belvedere, dem Jupiter Olympius und endigt mit einem unendlichen alles erschaffenden und erhaltenden Geist. Ist er so weit, so raisonnirt er darüber, versinnlicht und verunstaltet wohl auch wieder das Erhabenste, was seine Vernunft erreicht hat. Er fühlt dann, daſs er für seine Sinne zu weit gegangen ist, und da er nun einmal nicht stehen bleiben kann noch soll, so sucht er das Unmögliche zu bewirken — das Gedachte der Vernunft mit dem Gefühlten der Sinne zu vereinigen. So fängt er auch mit sich, als rohem Thier an, und arbeitet es bis zu einem Newton aus, um sich zum Raisonniren über sich selbst und sein Geschlecht ein weiteres Feld zu öffnen. Hier liegt die Quelle seiner Gröſse, seines Geistesglücks — er steht zwischen zwey Finsternissen, die ihn gänzlich einhüllen — durch seine schaffende Kraft wirft er Licht dazwischen — sein erhabnes Geisteswerk steht umstrahlt da, und erhellt selbst die ihn rings umgebende ferne Finsterniſs so weit, daſs sie ihn wie Dämmerung umschwebt.

331. Das russische gemeine Volk stellt, sobald ein Mensch verschieden ist, ein Glas Wasser neben den Leichnam, und legt ein Stückchen Leinwand dazu, damit die Seele des Abgeschiedenen sich von ihrem Unrath reinigen möge. Der Einfall ist naiv, menschlich, sogar moralisch und das Bad kostet nicht viel. Man sieht, daſs die griechischen Geistlichen ihr Handwerk nicht so gut verstehen, wie die katholischen. Diese ersannen oder kopirten von den Heiden ein recht groſses Seelen-Feuer-Bad, aus dem vor der bestimmten Zeit nichts erlösen kann, als die Messen, die der Priester zur Errettung der Gequälten für baare Münze liest.

332. Das Lächerliche an uns thut uns darum so viel Schaden, weil es, so zu sagen, vor uns herläuft. Weil wir uns schon gezeigt haben, ehe wir noch die Zeit hatten uns zu zeigen. Der erste Augenblick bewirkt das Urtheil, und meistens ohne Appellation zu gestatten; es gehört viele Zeit; Geduld, viel Geist, ja Glück dazu, um von diesem so rasch urtheilenden und schnell verdammenden Richterstuhl wieder in Ehren eingesetzt zu werden.

333. Das Lächerliche, das uns anklebt, scheint im Grunde weder eine Sünde noch ein Verbrechen zu seyn, da es aber das einzige Verbrechen in der Gesellschaft ist, das kaum bemerkt, kaum gesehn.

schon für immer abgeurtheilt und verdammt wird, so muſs es beynahe mehr — ich will nicht sagen als Mord — doch mehr als Bankerut an Ehre und Habe seyn.

334. Wer mir nicht glaubt, und sich mit eignen Augen und Ohren überzeugen will, was für ein schreckliches Gebrechen oder Verbrechen das Lächerliche in der groſsen Welt ist, der muſs suchen in einer vornehmen Gesellschaft gegenwärtig zu seyn, wenn ein berühmter — oder noch besser ein allgemein geschätzter, rechtschaffener Mann zum erstenmal darin auftritt, und den Versammelten durch etwas Lächerliches an sich, die Last der Achtung abnimmt, oder wenigstens erleichtert.

335. Die unterste Klasse, der Pöbel, um vornehm zu reden, der in allem Freude findet, weil ihn keine höhern Ansichten daran hindern, ergötzt sich herzlich an dem Lächerlichen seiner Nebenmenschen, und gibt ihnen dafür sein eignes Lächerliche gerne Preis. Unter der feinen Welt ist es ganz verschrien, und mit vielem Recht; Leute, die so vieles lächerliches, unanständiges thun, können es nicht besser decken, als mit der Grazie des Betragens, dem leichten liebenswürdigen Anstand — der sanft ernsthaften, vornehmen Miene, kurz mit dem, was der Tanzmeister und die Weiber lehren.

336. Ernsthafte, wichtige Ämter vertragen wirklich ein anklebendes oder durch Affektation erworbenes Lächerliche nicht. Es gibt da Augenblicke, wo die rechte Miene zum Amte mehr wirkt, als der Geist zum Amte. Auch dieſs ist sehr natürlich: die rechte Miene verdeckt die unsichtbaren Lücken unsers Geists, das Lächerliche macht die schlechte Bildung oder Verbildung desselben nur auffallender und unangenehmer.

---

337. Die Teutschen haben von allen Völkern das meiste Lächerliche für die groſse Welt an sich; vielleicht weil sie noch gar zu ehrlich sind, und die groſse Welt noch allzu sehr verehren und bewundern. Wer nichts anstaunt, steht mehr auf seinem Gleichgewicht. Der Engländer glaubt, ihn kleide alles, er habe zu allem Recht; er verachtet, was er nicht besitzt und nicht mehr erwerben kann, tritt keck, auch wohl bengelhaft auf. Der gutmüthige Teutsche will wenigstens zeigen, daſs er sein möglichstes thue, andern zu gefallen, und in diesem ehrlichen Eifer merkt er kaum, wie schlecht es ihm oft gelingt. Der Franzose und der Russe haben den sichersten, feinsten, und für alle Auftretende gefährlichsten Takt, das Lächerliche auf den ersten Blick auszufinden. Wer sich vor ihnen auf seinen Sprach- oder Tanzmeister allein verläſst, der wird von ihnen über seinen Irrthum belehrt werden, vorausgesetzt, er habe Sinn genug, aus-

zufinden, daſs das eben sein Lächerliches sey, was man an ihm am meisten bewundert. Wo Leute von Welt einen Genuſs finden, sparen sie sich ihn auf, suchen ihn weislich zu vermehren, vielleicht weil sie der wirklichen Genüsse so wenige haben.

338. Excentrität und Originalität nützen eigentlich keinem; doch unbedeutenden Leuten läſst man sie so hingehen, wenn sie den Schaden davon tragen wollen; aber das Wesen der Regenten und Staatsleute verträgt sie ganz und gar nicht, und wenn diese dadurch etwa einen zweydeutigen Ruhm erwerben, so bezahlen die ihn theuer, auf deren Kosten er erworben wird. Die Völker könnten also immer den Himmel bitten: Bewahre uns vor excentrischen und originellen Regenten und Ministern! wenn man zur Abwendung eines Übels zum Himmel flehte, das sich — aus besondern Gründen — so selten auf Erden zeigt. Was aber solche Excentrität bey einem Regenten wirkt, der Anlage zu höhern Tugenden hat, das hat Schweden an seinem berühmten Helden Karl dem Zwölften wohl erfahren, und Europa wird an die Folgen davon durch Ruſsland immer mehr erinnert werden, wenn es dieselben etwa vergessen sollte. Vielleicht ist Karl der Zwölfte seinen Hofleuten und Hoflehrern gar zu früh entsprungen, denn diese nebst den Staatsbeamten arbeiten gewöhnlich und sehr weislich darauf, alles excentrische und originelle in dem Lehrling bis auf

den verborgensten Keim dazu auszurotten. Sie und die Welt fahren freylich gut dabey; das Übel ist nur, daſs sie oft etwas ganz anders für excentrisch und originell halten, als ich hier andeuten wollte. So geht nun, um das gefährlich Seltne zu vermeiden, das nöthig Seltne oft zu Grunde.

339. Wer in vollem Ernste auf die Opinion des Volks baut, der kann auch dem Sumpfe entstiegene, hin und her flatternde Irrwische für Fixsterne halten. In der Beurtheilung groſser, berühmter Männer, (ich meyne zugleich guter und edler) die Einfluſs auf die politische und moralische Welt haben, zeigen sich Groſse und Kleine, Vornehmere und Geringe, gewöhnlich ganz als einverstandner Pöbel. Was sonst nie übereinstimmt, thut es hier. Tadeln ist hier leicht; aber in der That, es gehört mehr als das Mögliche dazu, daſs die Meynung einer solchen schwankenden Menge in Einem Punkt richtig zusammentreffe, da nur die Kleinigkeit dazu erfordert wird, daſs der Verstand aller so aufgeklärt und hell sey, ihren Vortheil recht zu erkennen, und die Lagen, Verhältnisse eines solchen Mannes, der sich muthig und tapfer für sie bemüht, klar einzusehen. Diese Kleinigkeit wird uns denn wohl, weil wir doch nach der Meynung weiser Männer wirklich im Steigen zur Veredlung und Vervollkommnung sind, mit den übrigen Kleinigkeiten auch noch kommen. Bis dahin zieht jeder einen solchen Mann in seine eigne

Lage, und weh' ihm! wenn er nicht recht hineinpaſst, es hilft ihm nichts, wenn er auch in tausend und tausend andere Lagen paſst. Die Vornehmen sind hier die allerschlimmsten, denn da sie alle groſs und mächtig werden wollen, so soll er nur durch das berühmt werden, was er ausschlieſsend für sie thut. In der Welt bescheidet man sich noch, weil man muſs, aber empörend ist es, daſs auch so viele Geschichtschreiber in diesem Punkte Pöbel sind.

340. Die Groſsen der Erde finden gewöhnlich im Unglück nur mehr Stoff des Miſstrauens und des Miſsfallens gegen die Menschen und an den Menschen, weil sie sich selbst die Ursache desselben selten zuschreiben. Dieses ist eine natürliche Folge der Lehren, die ihnen gewisse Leute geben, und diejenigen stärken sie noch mehr in diesem Glauben, die an die Stelle derjenigen zu treten suchen, die man bey dem unglücklichen Ereigniſs gebraucht hat.

341. Auch auf den Stärksten kann der Schwächste wirken, wenn er es einmal dahin gebracht, ihm vertraulich nahen zu dürfen. Er braucht den Starken eben darum nicht bey seinen Schwächen anzugreifen — am sichersten richtet er den Angriff auf seine Stärke selbst durch seine Stärke, und gelingen wird es ihm, wenn er sie nur zu seinen Absichten zu reizen versteht. Der kräftig Muthige fühlt das

Gewicht seiner Stärke, und da er sich durch sie alles zutraut, verläſst er sich auf sie, und ist hier am wenigsten verwahrt; seine Schwächen kennt er, und deckt darum die Blöſsen durch Vertheidigung. Ein solcher Mann gebraucht oft seine ganze Kraft und ahndet nicht, daſs er das Werkzeug eines Schwächlings oder Elenden ist, und was das Schlimmste ist, er gebraucht sie dann gewöhnlich, wo er sie nicht brauchen sollte, oder thut mehr, als er gethan haben würde, wenn er ihr selbst die Richtung gegeben hätte. Als Minerva den edlen Ajax verblendete, erwürgte er die Schafe der Griechen, und wähnte seine Feinde zu erwürgen — Die Listige rettete dadurch ihre Lieblinge nicht allein von seiner gefährlichen Stärke — sie richtete den ihr Verhaſsten durch den Miſsbrauch derselben selbst zu Grunde. Die Anwendung versteht sich: Der moralisch Starke hat sich vor niemand mehr zu hüten, als vor dem moralisch Schwachen, dem er Einfluſs und die Leitung seiner Kraft und seines Muths verstattet.

342. Wer sich aus bloſsem Stolze unabhängig gemacht hat, wozu mancher kömmt, dem es in der Welt nicht nach seinem hohen Sinn gelungen, (weil er vielleicht die ihm niedrig scheinenden Abhängigkeiten überspringen wollte, um gleich zu einer recht groſsen in der Herrschaft über andere zu gelangen,) der endigt gewöhnlich mit Abhängigkeit von sich selbst. Er muſs sich nun ärger despotisiren, als ihn

andre despotisirt hätten, um sich im stolzen, philosophischen Schein der Unabhängigkeit zu erhalten.

---

343. Gebe der Fürst einem reichen Hofmanne die Freyheit, das heiſst, er entlasse ihn, wenn er müde ist, sein Gesicht zu sehen — und dieser freye Mann wird vielleicht sterben, bevor er gewahr wird, daſs das Grün der Bäume auf seinem Landgut frischer ist, als das Grün der Bäume in dem Schloſsgarten. Von besserer, gesunderer Luft will ich gar nicht reden, seiner Brust ist keine zuträglich, als die der fürstlichen Gemächer. Sein eignes Schloſs, und wäre es gröſser als Versailles, wird ihm ein Hundestall scheinen; er denkt nur an die engen Kammern, die er im Untergeschoſs, oder auch unter dem Dache des fürstlichen Schlosses bewohnte, ach! und in denen nun ein anderer Glücklicher sich bläht! So muſst' es seyn! Wie hätte sonst aus der Gesellschaft von Menschen, die zu Selbstthätigkeit und den daraus flieſsenden Genüssen geschaffen sind, ein Hofleben entstehen, sich so ausbilden, so vervollkommnen können!

---

344. Die französische Revolution hat unsern Schriftstellern einen reichen Stoff zu Büchern geliefert; ihre Folgen gewähren einen eben so reichen, wo nicht reichern; denn sie können jetzt so gar Erbauungs- Trost- und Stärkungs- Bücher in allen

Formen über dieselbe schreiben, und den so reichen Stoff ascetisch-politisch behandeln. Auch glaube ich beynahe, es wird vor dem Drucke dieses Blattes geschehen seyn.

345. Ein Schriftsteller mustert Gott, den Staat, die Natur, das Alte und Neue, schont weder der Todten noch Lebenden, haut alles nieder, um durchzusetzen und zu erheben, was ihm als Wahrheit vorkommt. Läſst nun der Mann seine Scharmützel und Schlachten endlich drucken, so will er gar nicht leiden, daſs die Recensenten das an ihm thun, was er an andern gethan hat. Ist dieſs auch billig? Wer Krieg führen will, muſs vertragen können, was der Krieg mit sich bringt. Und ist nicht jede Schriftstellerey eine Art von Krieg? Wird sie nicht abgeschmackt, wenn sie gar zu friedlich einhergeht? Krieg der Thorheit, der Narrheit, den Irrthümern, dem Wahn, den Vorurtheilen, der Vermessenheit, dem Laster! Ist dieses nicht das Feldgeschrey in der Geisterwelt, auf Erden wenigstens? Legt ihr nicht die Moralität, worauf sie sich gründet, diese Verpflichtung auf? Freylich sind die Recensenten nur leichte Truppen auf diesem lärmenden Schlachtfelde, aber um so gefährlicher, wenn Ihr Blöſsen gebt, und nicht geschlossen steht; da fallen sie muthig über Euch her und der Sieg ist leicht. Vielleicht ist eben dieses die Ursache, daſs man sie nicht leiden kann. Aber sie hauen ein, wo keine Blöſsen

sind! — Der Husar ist der Prahler unter den Soldaten, das ist ja weltbekannt — er thut tausend Lufthiebe, bis einer trifft; aber der Husar der litterarischen Armee hat Euch gewiſs getroffen, und noch dazu am rechten Fleck verwundet, wenn Ihr laut aufschreyt und auf ihn schimpft.

346. Als sich der junge Alcibiades mit andern auf der Straſse spielenden Knaben vor einen fahrenden Karren mitten in den Weg legte, und dem Fuhrmann trotzig zurief: Fahre nun zu! — legte sich doch wohl der Bube eines Optimaten, Aristokraten oder Patriciers hin. Da nun der Fuhrmann ein Bauer oder Sklave war, so wuſste jeder von beyden, wie viel, und was einer von dem andern zu fürchten hatte. Der Fuhrmann eines Aristokraten, wenn der Herr selbst auf dem Wagen gesessen hätte, würde ihm wahrscheinlich einen Hieb auf den H** gegeben haben, und das vielleicht zu des Buben und Athens Besten. Ein Hieb zu rechter Zeit könnte wohl für manchen Staaten zerstörenden Mann von wichtigen Folgen gewesen seyn; aber solche Leute theilen gewöhnlich schon als Knaben den andern Hiebe aus, und diese sind wohl noch dumm genug, es für Zeichen des Heldenmuths zu nehmen. Wer in die Alcibiade verliebt ist, und sich über das, was ich sage, ärgert, der begebe sich nur dahin, wo Leute seiner Art ihr Wesen treiben.

347. Philosophen und Dichter haben uns den, auf einer wilden Insel jung ausgeworfenen, Naturmenschen, der sich da nach ihrer Angabe, aus sich selbst, ohne alle fremde Hülfe entwickeln soll, sehr anziehend beschrieben; aber eben darum, weil sie selbst nicht so aufgewachsen sind, und sich durch fremde Hülfe entwickelt haben — schreiben sie nur Romane. Selbst derjenige, welcher nach einem solchen Zustande lange genug unter uns lebte, um unsre Sprache und durch sie unsre Begriffe zu erlernen, würde aus sich und seiner Erfahrung diesen Naturmenschen nicht mehr beschreiben können; denn in dem Augenblick, da er wirklich denkt, erinnert er sich auch nicht mehr, was er in seinem Innern gewesen ist, da er noch nicht dachte.

348. Der Mensch fängt nur dann an unglücklich — oder des Unglücks fähig zu werden, wenn ihm die moralische Welt aufgeht. Welch ein Text! Rousseau hat ihn durchgeführt und er war das Thema seines ganzen denkenden Lebens. Ich wundere mich nicht, daſs er hier zu weit ging — er sah nur sich selbst — den Mann nehmlich, der so wie er über den moralischen und politischen Menschen dachte — in dem physischen Naturmenschen. So läſst sich dieser Zustand ganz vortrefflich ertragen, und wenn wir uns recht philosophisch selig träumen wollen, so träumen wir so. Das, was uns ärgert und zu solchen Träumereyen

reizt, kommt dann am schlimmsten von unserm Richterstuhl weg; und dieſs vermindert unser Vergnügen nicht. So fand sich natürlich der edle Rousseau in dem Fall jener philosophischen Dichter; aber der Hauptsatz, von dem ich ausging, bleibt unerschütterlich wahr — für mich nehmlich.

349. Nach den wichtigen Entdeckungen, die man in neuern Zeiten in der physischen und politisch-moralischen Welt gemacht hat, sollte man doch hoffen können, endlich hinter die Geheimnisse beyder zu kommen, und sowohl über die Natur, als den Menschen, etwas bestimmtes und klares zu wissen. Aber diese Entdeckungen scheinen nur das Gegentheil zu bewirken, denn jede neue macht die Auflösung des Räthsels schwerer und es selbst verwickelter. Man muſs ja immer auf noch nicht entdeckte Kräfte, auf noch nicht vorgekommene Erscheinungen schlieſsen, die das Angenommene in einem Augenblick wieder umstoſsen können. Wir haben die zwey neuesten Entdeckungen dieser Art erlebt: den Galvanismus und die französische Revolution. Der Physiker ist darum nicht weiter, — er kennt nur die Erscheinung einer ihm verborgenen Kraft mehr. Ist der Mensch durch philosophisch-politisch-moralische Betrachtungen über die französische Revolution, die an Kraft, Ausdehnung, Sonderbarem, Unerwartetem, und an Wirkung alles übertraf, was in dieser Art geschah, der Enthüllung

des Räthsels über sich näher gekommen? — Er hat nur eine scheuſsliche Erfahrung mehr aufzuzeichnen. Und diese Erfahrung hat sogar gute Köpfe rückwärts geführt, der schwachen Begriffe ganz verwirrt. Selbst dem kühnen, starken Selbstdenker bleibt nichts übrig, als es wie einen Versuch anzusehen, wobey der Mensch einmal etwas ernstlicher als gewöhnlich vorzuhaben schien, sich über sich selbst, seine Natur und seinen moralischen Werth recht laut und schreyend zu erklären, und das düstere Räthsel der Lösung näher zu bringen. Wir wissen jetzt, wie es ihm gelungen ist, und alles, was wir in diesem Sinn gewonnen haben, ist, daſs wir ihm in diesen Versuchen nun noch viel weniger trauen werden.

350. Die Welt, das menschliche Herz, sollen der Spiegel des moralischen Schriftstellers seyn, so sagt man; aber er wird darin nichts erblicken, als seinen eignen leeren Kopf, wenn er nicht vorher einen sehr hellen Spiegel in seinem eignen tiefen Innern gefunden und sich lange genug darin beschaut hat. Er muſs sogar in dieser Beschauung so lange vor sich selbst gesessen haben, bis er ganz genau weiſs, wie die Gegenstände der äuſsern Welt durch das Medium seines Geistes in seinen eignen Spiegel reflektiren. Mischt sich zu viel oder zu wenig von seinem eignen Lichte darunter, — sind die Strahlen seines Lichts zu warm oder zu kalt, so wird

er freylich noch immer ein Gemählde sehen, nur nicht so ausgeführt, wie's ihm aufgegeben worden. Der Berechnung der Strahlenbrechung muſs er sich überdem gar sonderlich befleiſsen, und weh' ihm, wenn er die Nüancen der Farben nicht rein zu unterscheiden weiſs! Hat er es aber nun wirklich so weit gebracht, so sitzt er zwar vor einem sehr sonderbaren Schattenspiel, aber wahrlich vor keinem Schauspiel, das ihm viel Freude macht, und der Optikus, der so etwas aus ganz gemeinen Spiegeln zusammensetzt, bringt ein viel lustigeres und ergötzenderes Spiel hervor, und das darum, weil er sich nur an das Auſsre der Gestalten hält und halten muſs.

---

351. Horazens Satyren und Briefe sind in dem leichten Tone des Hof- und Weltmanns geschrieben, der unter einer erträglichen Regierung lebt, dem es übrigens ganz gut geht, der nichts zu fürchten hat und die Thoren nur leise an den Ohren zupft. Aus dem ernsten finstern Ton Juvenals und Persius hört man die schweren Zeiten, worin sie lebten — ihre Satyren sind ein lautes Geschrey des empörten Gefühls, welches ihnen die Tyranney und die sie begleitenden Laster und Verbrechen abgedrungen haben. Sie kitzeln die Thoren nicht mit dem Witz, über den Klügere nur lächeln, sie schinden die Verbrecher so, daſs der Schuldlose selbst einen Schauder fühlt. Horaz hätte wenigstens zu solchen gefährlichen Zeiten weislich geschwiegen, wie jeder

schöne Geist, dem seine Lage behagt. Aber Männer, wie Juvenal und Persius, schreiben zu allen Zeiten. Wer ihre Satyren für übertrieben hält, der hat nicht zu gewissen Zeiten, und nicht in groſsen Städten gelebt. Wer sich da umsieht, findet immer noch die Leute, die ihnen gesessen haben, die äuſsere Form bloſs ausgenommen. Solche Dichter sind die Geschichtschreiber der Sitten ihrer Zeit.

352. Wer den wärmsten Eifer für die Wahrheit und das Gute überhaupt, so oft scheitern, und noch öfter lächerlich hat werden sehen, der wird endlich — wenn er besonders viel unter den Groſsen lebt, ein ruhiges Leben liebt, und dadurch recht klug für sich zu werden anfängt — gegen die Thorheiten, den Wahn und sonstige Gebrechen so tolerant, daſs er jene Eiferer wirklich für Ruhestörer ansieht. Die gepriesene Toleranz so vieler liebenswürdigen Welt- und Geschäftsleute flieſst aus eben dieser Quelle, und wenn ihr sie einmal intolerant sehen wollt, so stellt ihnen einen Eiferer entgegen, den sie zu fürchten haben; alle andere behandeln sie mit Lieblichkeit und übergeben sie dem Lächerlichen.

353. Ein politisch - neutraler Bürger war nach den Gesetzen eines griechischen Staats nicht mehr werth, es zu seyn. Zu was bestimmte nun der

Oberherr der Geister die Neutralen in der moralischen Welt? Wenn sie hier nichts waren, was werden sie ihm dort seyn? Ja was können sie ihm seyn, da sie ihr Beglaubigungsschreiben zu dieser Bürgerschaft weder vorgezeigt noch benutzt haben?

354. Es gibt gräſsliche Träume oder besser Gesichter, die bloſs von der Materie erzeugt zu werden scheinen, besonders bey innern Krämpfen, wenn der Geist — die Seele, von den innern physischen Leiden so unterjocht wird, daſs die leichte Phantasie, die den Traum zur angenehmen Lüge macht, gar nicht wirken kann. Diese Gesichte werden so widrig-gräſslich durch ihre grelle Wahrheit, daſs ich sie nicht besser, als mit allzu wahr scheuſslichen Tragödien vergleichen kann, die auch nur durch die Materie auf uns wirken, und eben darum die widrige Wirkung auf uns machen, weil wir dabey nichts mehr durch den Geist und seine Dienerin, die Phantasie, wahrnehmen. Wenn Gesichte des ersten Leidenden aus Eingeweiden voller Schärfe entspringen, so entspringen sie vielleicht bey solchen tragischen Poeten aus einem kalten Herzen und einem Kopfe voller Dünste, vielleicht gar aus zu leeren Eingeweiden. Wenn die Schreiber der scheuſslich-gräſslichen, schaalen Ritter-, Geister- und Gespenster-Romane ihren Antheil an der Vergleichung fordern, so gesteh' ich, daſs sie das Recht dazu längst, und mehr als nöthig war, erwiesen haben.

---

355. Segür, ein sehr guter Kopf, schreibt den Gang, welchen die französische Revolution genommen, der Furcht aller Parteyen zu; eben so schreibt er ihr alle die politischen und militairischen Sottisen der gegen Frankreich im Kabinet und im Felde Krieg führenden Mächte zu. Wenn sich dieses nun wirklich so verhält, so können die Franzosen jetzt immer, nach geendigtem Kriege, der Göttin Furcht einen Tempel bauen und weihen, — sie hat sie, von auſsen wie von innen, gut bedient. So bauten die Römer, sagt man, dem *Ridiculo* (dem Lächerlichen) einen Tempel, nachdem Hannibal von Rom abgezogen war, und zwar auf eben dem Platze, wo seine äuſsersten Posten gestanden hatten. Die Franzosen werden schon die Stelle in der Champagne finden, wo die Vorposten ihrer Feinde zuletzt gestanden, wenn ihnen so etwas einfallen sollte.

---

356. Die Schwachheit ist die Mutter der Macht, und wenn der wackere Sohn der Mutter nicht bey der Geburt den Leib zerreiſst, so geschieht es nicht aus Schonung: wer sollte ihn sonst säugen und nähren?

---

357. Das Lämmergeschlecht zeugt und gebiert sich wenigstens nicht selbst den Wolf zum Wächter; auch darin kann sich der Mensch des Vorzugs über die Thiere der Erde rühmen.

---

358. Ein Fürst muſs nie als Mensch, immer nur als Fürst versprechen und sein Wort von sich geben. Wenn er sich übereilt, oder man ihn überlistet hat, wie kann es der Mensch gegen den Fürsten entschuldigen, und wie kann der Fürst den wortbrüchigen Menschen entschuldigen? Pflicht muſs nicht von Pflicht losbinden; also um diese zarte Kollision zu vermeiden, schlieſse ich mit dem Satze, mit dem ich angefangen habe.

359. Wer, über andre gesetzt, nie vergiſst, warum er über sie gesetzt ist, den wird keiner auf seiner Höhe beneiden, jeder wird vielmehr wünschen, ihn noch höher stehen zu sehen.

360. Fürsten sollten von ächten Republikanern auferzogen und unterrichtet werden, nicht um Republikaner im gemeinen Sinn zu werden, sondern um Mann des Gemeinwesens zu werden, um von ihnen zu lernen, was sie dem Menschen schuldig sind: wer dieses erfüllt, der ist schon Republikaner, und säſs' er auch auf einem unumschränkten Throne.

361. In England herrschte ehemals ein *Esprit public et politique*, vielleicht poltert er zu Zeiten noch dort, vielleicht regt sich nun auch so etwas in Frankreich. In Teutschland herrscht bisher nur ein

litterarischer Geist, und wahrlich dieſs ist ein Glück für uns, wir müſsten ja sonst vor Scham, Gram, Ärger und Wuth des Todes sterben, wenn wir das, was man seit dem Kriege mit uns gemacht hat, in einem solchen Sinn betrachteten; welcher Teutsche könnte den Frieden überleben, der uns in Regensburg zugeschnitten wird? Jetzt rührt uns doch wenigstens die Verachtung und Miſshandlung nicht allzusehr. So weiſs die Vorsehung alles zum Besten zu lenken, kann und muſs der Optimist sagen: Er gab den Teutschen, was ihnen frommen sollte: Geduld, und viele Herren von innen und von auſsen.

362. Weisheit mit Kraft verbunden ist eine seltene Erscheinung, auf diesem Planeten wenigstens. Man setzt gewöhnlich diese zu, indem man nach jener steigt. Vermählt zeugten sie Götterkinder.

363. Sonst guten, aber gemein gewordenen, Gedanken kann man wieder Nachdruck und Leben durch neue kräftige Darstellung geben. Das heiſst: Münzen, die sich durch langen Umlauf so abgeschliffen haben, daſs keiner sie mehr nach dem Nennwerth annehmen will, wiederum vollwichtig, mit Rand und Bild, ausprägen.

364. Wenn Zuhörer oder Leser, die hohen Gefühle, edlen Gesinnungen, strengen Grundsätze, starken und kühnen Gedanken eines Redenden oder eines Schriftstellers, für übertrieben ausgeben, so irrt man selten, wenn man die Ursache davon nur in dem Zuhörer oder dem Leser sucht.

365. Wenn das Denken in einem Staate nicht erlaubt ist, so fühlt man nur — und das endlich so gewaltig, daſs man vor lauter düsterm, starkem Fühlen wirklich nicht mehr denkt. Darum müſste man nun auch, um immer auszukommen, das Fühlen in einem solchen Staate verbieten können.

Ich schmeichle mir, den klugen Beamten eines gewissen Staats, worin das Denken für so gefährlich gehalten wird, einen neuen Ausweg zur Sicherheit und Begründung ihrer Macht eröffnet zu haben. In diesen gefährlichen Zeiten ist jeder Biedermann verbunden, für solche wachsame Leute das Mögliche zu thun. Ich thue mein Möglichstes und schlage vor: In allen öffentlichen Blättern dem Wundarzt einen Preis zuzusichern (versteht sich von einer beträchtlichen Summe — die Sache ist es werth), der eine Operation ersinnt, wodurch man jedem Neugebornen, (weil es diesen am wenigsten gefährlich und der Artikel Population nicht auſser Acht zu lassen ist) die Gefühlsfibern aus dem jungen Herzen schneiden kann. Bey Unmündigen geht so etwas wahrscheinlich an, und die Zeugungskraft wird hier nicht, wie bey einer gewiſsen andern Verschneidung, gefährdet. So wäre für alles gesorgt — aller Gefahr vorgearbeitet — denn die Verschneidung des Geistes, und der Vernunft nehmen in dem gewiſsen Lande die Kirchen- und Schullehrer ohnedem schon über sich.

---

365. a. Wenn wirklich alle Welten in dem ungeheuern All bewohnt sind, wie man aus der Analogie schlieſsen könnte, die Bewohner dieser Welten in der Enthüllung der Geheimniſse über sich und das, was sie umgibt, nicht weiter gekommen sind als wir, und sie den nehmlichen Forschungstrieb haben, der uns Unwiſsende plagt — ihre Geister also eben so von unten aufwärts nach oben springen, um die Enthüllung des Räthsels zu erspringen, so muſs wirklich durch das unendliche Universum ein solches Springen von unten nach oben seyn, daſs man sich verwundern könnte, wie der unaufhörlich und so ungeduldig Befragte die Antwort noch immer zurückhalten kann. Man sollte meynen, Überdruſs, Ekel und Ermüdung an einem so lärmenden Schauspiel, müſsten ihn wahrlich schon lange bewogen haben, sie den rastlosen, schreyenden Springern hinzuwerfen. Aber es ist ein so weiser und schonender, als mächtiger Geist, er kennt, was er gemacht hat, und wir können ihm nichts weiſs machen; wäre dieses möglich, es wäre wohl schon längst geschehen.

365. b. Ein Schriftsteller, der kein Individuum ist, oder der keinen Charakter hat, sieht uns so nüchtern aus seinem Buche an, daſs wir ihn, käme er in Person, so höflich als möglich — vorausgesetzt, daſs wir bey der gehörigen Laune dazu wären, — nach der Thüre führten, ja sie ihm wohl noch selbst öffneten. Doch ist ein solcher Mann seines Gleichen ein willkommner Gast; Nüchternheit vermählt sich gern mit Nüchternheit, und zeugt in dieser Ehe eben die Abgeschmacktheit, die wir so behaglich in der Gesellschaft herumlaufen sehen. Wer daran zweifelt, der betrachte nur zwey Männer von Charakter, wie ernst, trocken, eisern, klug, stark sie zusammen leben, wie leicht sie einander stoſsen, wie kühn und gerüstet sie sich bekämpfen! Seht nun auf die Abgeschmackten, sie leben so selig zufrieden mit einander, so vertraut, so genügsam, und vermissen so wenig, daſs man sie beneiden möchte!

365. c. Die Masse der möglichen Ideen, derer die Menschen fähig waren, scheint beysammen zu seyn, und obgleich der Selbstdenker, durch eigne Kraft, Schöpfer eines Theils derselben werden kann, so wird er doch schwerlich ganz neue zu dem gesammelten Schatze hinzufügen. Nur durch treffende kühne Ansichten — wichtige, neue, überraschende Kombinationen — Erforschungen neuer Verhältnisse — und wirkende Darstellung — kann er hier Eroberer

werden, und das Eroberte durch die Kraft seines Geistes zu seinem Eigenthum machen.

---

365. d. Tolerant gegen alle Schwachheiten des Geistes und Herzens zu seyn, das geziemt dem Manne, nur nicht gegen die Schlechtigkeit. Hier muſs er, als Priester seiner Göttin, ganz im Priestergeiste handeln, keine Ketzerey gestatten, sonst hat er sich nur um seines Selbsts willen in die moralische Welt geschlichen, und ist des Platzes nicht werth, den er sich anmaſst.

---

365. e. Auch Wahrheiten, oft die nöthigsten, schlafen ein, und wollen zu Zeiten wieder aufgeweckt seyn; hier kommt es aber hauptsächlich darauf an: wer der Mann ist der sie weckt, wie er sie weckt, und zu welcher Zeit, zu welchem Zwecke er sie weckt.

---

365. f. Ich kenne keinen reinern Genuſs, als einen Mann zu sehen, von hellem Verstande, von durch Wissenschaften, Welt und Erfahrung ausgebildetem Geiste, der ganz seinen Pflichten lebt, und jede derselben so erfüllt, daſs man das Gepräge dieses Geistes an jeder erkennt. Hat das Herz seine Wärme dabey nicht verloren, ist sie nur geläutert, ruht der Geist nur schwebend auf dem Herzen und doch von ihm getra-

getragen; sieht man die Strahlen der Begeistrung in den Augen dieses Mannes ohne allen Anstrich des lodernden, dampfenden Enthusiasmus, den grellen Widerschein des Bluts, so gewährt der Anblick eines solchen Mannes einen erhabenen Genuſs; er steht als Rechtfertigung der Menschheit gegen die da, welche sie darum zu erniedrigen streben, weil sie zu feig und schlecht sind, sich zu ihr emporzuheben.

565. g. Wer über die zwey Perioden des Lebens, den der Jugend, da der noch reine und kühne Geist durch das Herz stürmt, und zu uneigennützigen, gefährlichen Thaten, gewaltig treibt, und den im reifern Alter, wann die kalte Vernunft, das Pflegekind der Erfahrung und des Egoismus, gleich dem gebietenden Neptun Virgils, das *quos ego!* ausspricht — wer, sage ich, über diese zwey Perioden ganz ruhig nachsinnt, macht gewöhnlich in diesem Augenblick der Menschheit den Proceſs, um von dem Tribunal des eignen Gewissens mit dem Spruch: es ist doch umsonst! losgesprochen abzutreten. So endigen die Invaliden der moralischen Welt endlich durch Selbstverstümmlung, und gleichen dem Feigen, der sich die rechte Hand abhaut, mit welcher er zur Fahne schwören soll. Auch für die Heroen der Menschheit ist obige Betrachtung traurig und niederschlagend; aber ihr Geist, ihr Herz, ihr Blut, ihre ganze Lebenskraft empörten sich gegen diesen

— Stille gebietenden Ruf, und blicken sie auch düster grimmig in das schwarze Gewölke, das die Erfahrung vor ihrem Geist zusammengetrieben — so treten sie doch zu neuen Kämpfen in das drohende Gewölke, erleuchten die sie einhüllende Finsterniſs durch ihren Geist, und lösen so die Zweifel an der Möglichkeit einer Welt, für die sie gestritten, noch streiten, für die sie kämpfend sterben.

F. M. KLINGERS

WERKE.

ZWÖLFTER BAND.

BETRACHTUNGEN UND GEDANKEN
ÜBER
VERSCHIEDENE GEGENSTÄNDE.

ZWEYTER THEIL.

KÖNIGSBERG
BEY FRIEDRICH NICOLOVIUS. 1805.

BETRACHTUNGEN

UND

GEDANKEN

ÜBER

VERSCHIEDENE GEGENSTANDE DER WELT UND DER LITTERATUR.

ZWEYTER THEIL.

566. Wer auf einem wichtigen Posten — an dem Ruder des Staats, an der Spitze der Heere, eines Departements steht, ist mit hellem Verstande, mit Kenntnissen, guten Gesinnungen, Talenten — selbst Genie — doch noch nicht der Mann seines hohen Postens; er ist mit allen diesen Gaben immer nur noch ein Mensch, wie es andere sind und werden können. Zum Mann — dazu muſs ihn erst der festbestimmte Charakter und die wahrhafte Energie machen. Ist dieser geistige Stempel der Mannheit auf seiner Stirne, in seinen Worten, Urtheilen, Thaten und Handlungen sicht - fühl - und merkbar, so prägt er sich so in den Seelen und Herzen der Menschen, denen er vorsteht, ab, als habe ihn die eherne Faust des unwiderstehlichen Schicksals eingedrückt, und so macht ein solcher Mann, aus Menschen — Männer zu That und Zweck.

367. Es ist eine traurige, niederschlagende Überzeugung, zu der man aber durch die Erfahrung und die Weltgeschichte gezwungen wird, so sehr sich

auch Geist und Herz dagegen empören, und von den Beweisen verwundet und gemartert werden:

Die Schlechtigkeit und Bosheit, welcher Art sie seyen, haben immer Anführer und Beschützer gefunden, unter denen sich die durch sie Verwandten zu einem allgemeinen Zweck versammeln und einverstanden verbinden konnten; aber noch keiner habe die Erfahrung gemacht oder in der Weltgeschichte gelesen, daſs sich etwas ähnliches mit der Tugend ereignet hätte. Erschiene auch hier oder dort ein solcher Mann, der den Muth dazu hätte, und es durch Thaten zegite, der Anführer und Beschützer seiner Geistes- und Herzens-Verwandten seyn und bleiben zu wollen, so stehe er doch bald so einzeln und unbegleitet da, als sähen ihn seines Geistes und Herzens Verwandten für einen Waghals an, mit dem es gefährlich, ja gar unnütz wäre, gemeinschaftliche Sache zu machen. So könnte nun der Bösewicht und Verbrecher zu allen Unternehmungen — zu Mord, Vergiftung, Aufruhr, Staatsumwälzungen — Gesellen und Helfershelfer finden, aber keiner könne auf einen Mann in der Welt oder in der Geschichte zeigen, der zu edlen Unternehmungen für das Beste der Menschheit, oder zur Bekämpfung der Bosheit, der moralischen und politischen Schlechtigkeit überhaupt, solche thätige Gefährten gefunden hätte oder finden könnte, die es gewagt hätten oder wagen möchten, unter seiner Anführung den Kampf nur zu beginnen; von Ausdauren sey nicht die Rede. Diese Klage lautet sehr traurig; aber das traurigste muſs ich selbst hinzufügen, so sehr es auch meinen Geist verdunkelt, so tief es auch mein Herz verwundet:

Wäre auch der gröſste, unumschränkteste Monarch, ein Mann in diesem edlen Sinn, so würde eine solche Rolle, laut angekündigt, für ihn gefährlich werden, und er muſs sich mit der Politik, das heiſst, mit der Gegenparthey berechnen, und so das gröſste, erhabenste, für den Menschen, im Stillen, im Dunkeln auszuführen suchen, während die durch die Zahl allgewaltige Gegenparthey im Licht der Sonne so offen wirkt, als sey sie nur darum von der Hand des Allmächtigen angezündet worden, um ein solches Schauspiel von dem Anfang bis zum Untergang dieser Welt zu beleuchten.

368. Wenn ein Fürst auch nur den gewöhnlichen Menschenverstand hat, so kann er von denen, die ihn umgeben, leicht lernen, was sie für eine Meynung von ihm haben; er darf nur aufhorchen, wie sie ihn um Gesinnungen, Handlungen und Thaten lobpreisen, die man andern Leuten, die keine Fürsten sind, gar nicht anrechnet — als Verdienst anrechnet, wäre zu viel gesagt. Hat er etwas mehr, als gewöhnlichen Verstand, so wird er bald bemerken, welche seiner Gesinnungen, Handlungen und Thaten denen, die ihn umgeben, am besten gefallen, und die nöthigen Lehren für sich, sein und seines Volks Bestes herausziehen. Fehlts ihm aber

gar am gewöhnlichen Verstande, so ist jedes Wort verloren.

369. Ich habe alle Hoffnung, daſs es nun den Fürsten leichter werden wird, besser, thätiger und aufgeklärter in ihrem und über ihr Amt und über die Pflicht dazu, zu werden. Von den vielen wichtigen, groſsen Ursachen zu dieser schönen Hoffnung will ich jetzt nur Eine kleine anführen. Kühne und muthige Denker haben endlich den Götzentempel zerschlagen, in welchem Hof- und Staatsleute die Fürsten gefangen hielten, und dort den gefesselten Götzen mit Abgötterey und Anbetung speisten, während sie, als von ihm bestellte Pfaffen, ihr Wesen ohne Furcht und Scheu mit der Gemeinde trieben. So sind die Fürsten nun auch Menschen, und sogar freye Menschen geworden, die selbst herumwandeln, sehen, hören, bemerken dürfen, wohin, wie und was sie wollen. Wahrlich der müſste doch sehr einfältig oder des Götzendiensts gar zu sehr gewohnt seyn, der sich heute noch in eine Blende sperren und da mit elendem Weyhrauch von so feilen verdächtigen Priestern beräuchern lieſse. Wer aber eine rechte Schimpf- und Spottrede auf die Popularität der Fürsten hören will, der bringe einen in diesem Götzendienst grau gewordnen Priester auf dieses Kapitel. Sie führt nach seiner Behauptung nichts weniger, als den Untergang aller Staaten herbey. Ganz natürlich, der Fürst muſs keinen Men-

schen sehen, am wenigsten allein — Kluft zwischen ihm und seinem Volke, da wandelt sichs gemächlich und sicher am Abgrund hin — er verschlingt nur den, der ihn überspringen will. Mögen sie immer reden, die Zeit hat entschieden; das Vorurtheil ist zerrissen, welches diese Vormünder so kräftig unterstützten, die Fürsten wissen, daſs sie darum nicht aufhören Fürsten zu seyn, wenn sie den Menschen als Menschen nahen.

370. Die scheuſslichste, empörendste Gotteslästerung ist der Spott derer, über den Gerechten, die ihn selbst mit Wunden der Verläumdung bedeckt haben, den sie nun so zugerichtet dem Volke zum Besten auf die Schaubühne der Welt aufstellen, damit auch andere an ihm zu Gotteslästerern werden, und die Zungen der Thoren, Unwissenden, Verblendeten und Schadenfrohen, an ihm den Mord vollenden. Sinkt das Schlachtopfer endlich hin, so ist die Satyre auf die Menschheit fertig, die sich in vergangenen Geschichten dieser Art ganz wie Schmähschrift auf dasselbe liest.

371. Wenn uns die gutmüthige, vertrauende Einfalt des Einzelnen naiv und interessant vorkömmt, wie naiv und interessant muſs die Einfalt eines ganzen Volks gewissen Fürsten und mehr noch gewissen Staatsleuten vorkommen! Vielleicht gar

erhaben, wenn sie dabey denken, diese Einfalt sey das Werk ihres eignen Verstandes, sie hätten dieselbe erschaffen, und verständen die Kunst sie zu benutzen. Sie schmeicheln sich hier, wie in vielen andern Dingen — denn dieses zu bewirken, dazu gehört mehr Schlechtigkeit als Kenntniſs. Aber düster erhaben ist dieses, nie allgemein aufhörende Schauspiel wirklich, für einen nachsinnenden Beobachter: Millionen fühlender, denkender Menschen zu sehen, die alle mehr oder weniger wissen, wie schlecht man mit ihnen umgeht, wie schlecht man von ihnen denkt, wie man sie so tief verachtet, daſs man sie nicht mehr fürchtet, und die doch alle durch ein unsichtbares Band zusammengehalten werden, das nur jene vermessenen Künstler zerreiſsen können, wenn sie allzu gewaltsam daran zerren. — Nennt es Einfalt, Ihr Verblendeten! Die allgewaltige Noth, die Ältern, die Kinder, Verwandten, Freunde, die süſsen Gewohnheiten, die haben dieses Band an jedes Herz geknüpft, diese sind die treuen Diener Eurer Macht, die Ihr so schändlich für ihren Dienst belohnt.

372. Eine niederdrückende, schmählige Frage, deren Antwort aber einen Band erforderte: Warum trat in Deutschland, während der ganzen französischen Revolution, die doch die Todten selbst in den Gräbern bewegte, auch nicht ein einziger starker, groſser Mann auf? Warum auch nicht Einer,

der nur versucht hätte, die Kräfte und den Muth des tapfern und edeln Volks zum Gegenkampf zu vereinigen? Warum traten solcher Männer so viele zur Zeit des dreyſsigjährigen Kriegs auf? Glaubt man, der Deutsche habe keine Triebe, kein Gefühl mehr? Oder hielt man es sich, seiner selbst bewuſst, keines Versuchs werth?

373. Gehorchen ist leichter als befehlen; beym Gehorchen schieben wir uns selbst fort, beym Befehlen müssen wir andere fortschieben. Wenn man sich selbst fortschiebt, zieht man die Haken des Widerstands ein, um vorwärts zu kommen. Wenn man andere fortschieben soll, so drücken die meisten in dem Augenblick eben diese Haken des Widerstands heraus, da man aufhört, sie selbst fortzustoſsen. Wer nun nicht die Kunst versteht, oder die Kraft nicht hat, ihnen diese Haken auszurupfen, oder sie ganz zurück zu drängen, der geht auf Igeln.

374. Es gibt geistreiche und wahrhaft witzige Leute, denen aber der Witz nicht plötzlich, nicht im rechten Augenblick, nicht zur Stelle zu Gebote steht. Später fallen ihnen die feinsten, giftigsten Repliken ein, sie haben nur die Reue davon, und man könnte sie nicht übel mit gewissen, in einem besonders bedeutenden Augenblick Verunglückten, vergleichen. Sind diese Leute darum trägen Geistes?

Ich glaube, ihr Herz ist nur noch zu gut für den Witz, der Unwille und der Zorn müssen es erst reizen, die Gutmüthigkeit verhüllen, dann blitzt ihr Witz.

---

375. Ich hasse die kränkliche sogenannte moralische Empfindsamkeit und Empfindlichkeit — jene aus Büchern angelesene Krankheit — womit uns sowohl reine, hohe als gezierte Seelen beschwerlich fallen. Zum Leben gehört Kraft und Muth, man mag auf dem Thron sitzen, in der Hütte wohnen, oder an dem Eckstein sein Brod erbetteln. Um etwas zu taugen, um gerechnet zu werden, das heiſst, nützlich zu seyn, muſs man sich und Andere vertheidigen können. Was soll man nun zu den Lehrern und Büchern sagen, die unsern jungen Leuten den Muth so früh zerknicken, sie so Herzens- und Seelenkrank machen, daſs sie körperlich und geistig zu nichts zu brauchen sind, als uns Ekel zu erwecken? Sie verschneiden sie zu Kapaunen in der Geister - und der wirklichen Welt.

---

376. Es gibt solche flache Köpfe unter denen, die sich zu Lehrern der Menschen aufwerfen, daſs sie in einem Kapitel ihres Buchs gegen allen Despotismus der Fürsten zu Felde ziehen, und in dem andern, wenn sie von Erziehung reden, es höchlich beklagen, daſs sich die Regierung nicht, wie in dem

hochberühmten Sparta, der Erziehung bemächtigt, und sie durch strenge Gesetze leitet. Arme Wichte! gibt es wohl einen scheuſslichern Despotismus, als den, welcher sich bis in das väterliche Haus drängt, durch der Mütter und Väter Herz greift! Was gehört Unser durch Geist und Herz, wenn es unsre Kinder nicht sind? Und was wäre das Leben werth, wenn wir nicht nach unserm eignen Sinn und Gefühl mit ihnen verfahren dürften? Nach China mit diesen Philosophen! dem verhaſsten Lande der Geistes - Despotie!

377. Aller Anfang ist schwer, dieſs fühlt man niemals mehr, als wenn man anfangen will, sich etwas zu versagen. Helfen die physische Unmöglichkeit oder drohende Gefahr nicht aus, so bleiben die meisten beym Anfang stehen, es sey denn, daſs sie sich etwas versagten, um sich etwas Wichtigers zuzusagen — zuzusichern — oder daſs einer die Kunst versteht, sie dasselbe glauben zu machen.

378. Der groſse Mann unterscheidet sich durch gar vieles von dem kleinen. Unter andern auch dadurch, daſs er aus vielem Kleinen etwas Groſses macht, und dieser aus dem Groſsen selbst etwas Kleines.

379. Ein schönes, tugendhaftes Weib ist die Zierde der Schöpfung; ein muthiger, verständiger, edler, schöner Mann ist es auch. Vermählt nun diese beyden Zierden der Schöpfung, und seht, was sie für Kinder hervorbringen. Hier eben äfft uns die Natur am sichtbarsten, und zeigt, so zu sagen, mit dem Finger darauf, was und wie sie es mit der immer steigenden Veredlung meynt. Das wäre doch wenigstens der rechte Weg, um sicher auf das physisch und moralisch Vollkommne zuzusteuern.

380. Zu manchem heutigen Fürstentadler möchte man das ganz Einfältige sagen: „Wir sollten alle besser seyn!“

381. Über sich selbst brütend da sitzen, heiſst noch nicht über sich denken. Dieses fordert eine klare, aufrichtige Correspondenz zwischen einem Dinge, das das Verstecken, Verbrämen, Verzieren und das Dunkel überhaupt liebt, und einem andern Dinge, das sich nicht eher bethören und betrügen läſst, als bis wir gar nichts mehr werth sind; dann ist ohnedem die Abrechnung geschlossen. Diese zwey Dinge nun sind das Herz und der Geist — oder der Verstand — die Vernunft — jede Benennung kömmt ihm zu. Wenn das Herz sich in dieser gemeldeten Correspondenz in sein Dunkel nun zurückziehen will, so wirft der Verstand des Man-

nes, der es ernstlich vorhat über sich selbst zu denken, und den alsdann das im Herzen sitzende Ich nicht bestechen kann, so viel Licht hinein, daſs kein Winkel unbeleuchtet bleibt. Geschieht dieses nun öfter, und überzeugt sich das verzagte, interessirte Ding, daſs ihm keine List mehr aushilft, so bequemt es sich endlich, und bringt sich nach und nach bey dem unbestechlichen Richter selbst so in Credit, daſs der Hauptzweck: das Einverständniſs zwischen beyden, eintritt. Aller Prozeſs, alle Chikanen, alle Bestechungen hören dann auf, man sitzt über sich als Richter da, und urtheilt über das Vergangene und Gegenwärtige ab, als habe man einen dritten vor seinen Stuhl gezogen. Wer dieses nun nicht versucht hat, der weiſs noch nicht, woran und was er ist, noch weniger aber weiſs er, wie man andre richten muſs.

382. Eine gänzliche Aufrichtigkeit mit und gegen sich selbst gehört gewiſs zu den seltenen Erscheinungen im innern Menschen. Ich meyne, eine solche, wobey man es sich nicht genügen läſst, zuweilen zufriedene, oder bescheidene, aber flüchtige Blicke auf seine innern Gedanken, Empfindungen, Wünsche, Begierden — die Quellen derselben, und auf wirklich begangene Thorheiten, Versehen und moralische Verbrechen überhaupt zu wenden. Das heiſst, nur das Bewuſstseyn davon über die Oberfläche des Herzens hinwehen lassen, höflich und

schonend an sich und seiner eignen Bekanntschaft vorbeyschleichen, und sich mit Hülfe der Eitelkeit, der Sophismen der Selbstliebe, des Leichtsinns, oder des von dem Selbstbetrug zubereiteten Balsams der Hoffnung, künftig weiser und besser zu seyn, aus einem schlimmen und lästigen Handel ziehen. Ich rede von der Aufrichtigkeit, wobey man alles oben gemeldete von allen Seiten betrachtet und erwägt, sich in jedem Vorfall selbst bespiegelt, so genaue Abrechnung mit sich hält, daſs das Bewuſstseyn davon uns ganz durchdringt und sich so in dem Gedächtniſs, nebst der neuen Bekanntschaft, die wir dadurch mit uns gemacht haben, in unser Herz und unsern Geist eingräbt, als sey von einem Dritten die Rede, den wir eben nicht sonderlich lieben, der uns überlistet, oder sonst einen schlechten, tückischen Streich gespielt hat. Wer nun so aufrichtig mit und gegen sich verfahren ist, auf alles gelauert hat, was in seinem tiefsten Innern liegt, der kann wohl endlich sagen, er kenne einen Menschen.

Diese Bekanntschaft ist aber den meisten so lästig und widerlich, daſs man wohl mit Recht von den meisten sagen kann, sie begehen den gröſsten und gröbsten Betrug an sich selbst.

---

383. Die Menschen in der Gesellschaft bequemen sich nicht allein zu allem, was ihnen ihre Regenten zuschneiden, und zum Geist der Zeit zu

machen wissen, sie helfen ihnen auch noch durch Mittel zu ihrem Zweck, welche diese selbst weder ersonnen hätten, noch ersinnen konnten. Da nehmlich in den modernen Monarchien jedem sein Platz genau bestimmt angewiesen ward, und folglich die Thätigkeitstriebe von der besten wie von der gefährlichsten Art einer festgesetzten Regel unterworfen sind, so erfand die innere nach auſsen strebende Unruhe zur Schadloshaltung die erkünstelte Liebe, wie sie Romane und Schauspiele zur Ergötzung und zum Unterricht mahlen. Sie setzte mit Hülfe der Eitelkeit, Eigenliebe und Einbildung ein Spiel zusammen, das diese drey thätigen Gehülfen bald zu einem wirklichen Bedürfniſs, und gar zu der stärksten Leidenschaft zu machen wuſsten. Von der Natur legten sie ihr unter, was nöthig war, um das Schauspiel zu unterhalten und den Nachkommen dasselbe Vergnügen zu verschaffen. So auf das Welttheater producirt, spielt diese erkünstelte Liebe ihre Rolle mit einer Ausbildung und einer Allgemeinheit, daſs man versucht werden könnte, zu glauben, der Keim zu diesem Spiele liege ganz natürlich in dem Menschen, und er müſste ihn nun mit allen seinen übrigen Trieben und Fähigkeiten unbedingt entwickeln.

384. Es ist eine traurige und niederschlagende Bemerkung, daſs von tausend Verbrechen, die von dem Menschen in der Gesellschaft begangen werden,

kaum Eins aus wahrhafter Noth entsteht, daſs sie meistens allein aus dem entspringen, was die Menschen Phantasie nennen, was sie sich zu Bedürfnissen erkünstelt haben.

585. Man sagt, es sey sehr schwer, gute dramatische Werke zu schreiben; ich glaub' es wohl. Der Dichter muſs nicht allein ein Stück aus der moralischen Welt, ohne allen Überfluſs und alles fremde Angehänge herausschneiden, er muſs es auch noch so abrunden, daſs es der Leser oder Zuschauer, in seinem Geist, gleich in den Ort, woraus es geschnitten, einpassen kann. Ferner müssen seine Leute zwar die tiefsten Geheimnisse des Herzens beichten, aber weil dieses unter den Menschen ungewöhnlich ist, muſs der Dichter es so einzurichten wissen, daſs es ihnen nur der Drang der Lage — die Nothwendigkeit und die Leidenschaften — abgedrungen zu haben scheinen. Nur in diesem Fall erlauben wir ihm, unsre tief verborgen gehaltenen Geheimnisse zu verrathen, geschieht es anders, so sieht alles wie zwecklose Ausschwätzerey aus, und gleicht dem Schnickschnack in einer Wochenstube, an den keiner glaubt, der keinen aufmerksam auf sich selbst macht.

586. Wer sich anmaſst, über den moralischen Werth Anderer zu richten, und abzuurtheilen, bevor

er es über den seinigen als unpartheyischer und lange prüfender Richter gethan hat, der ist kein Forscher, er ist ein Delator der menschlichen Natur. Wer dieses so wie ich zu sagen wagt, der hat es wenigstens versucht.

---

307. In dem Dichter spiegelt sich die moralische Welt nur dann ab, wenn er in seiner eigenen Brust Raum genug hat, sie aufzunehmen, und ihn gewisse Hindernisse nicht abhalten, sich ganz und innig mit ihr zu vermischen. Macht das Talent eben diese moralische Welt zum bloſsen Schauspiel, so beweist es uns, daſs es ihren Schauplatz in den Kopf verlegt hat.

---

308. Es würde mehr rechtschaffne Leute geben, wenn mehrere den Muth hätten es zu seyn; den Willen dazu haben wirklich sehr viele. Wahr ist es: um in jeder Lage tugendhaft zu seyn und gewissenhaft zu handeln, dazu gehört mehr Muth, als Schlachten beyzuwohnen. Ich rede von solchen Lagen, wo der Mann sich sagen muſs: „Ehre, Glück, Freyheit, Weib, Kinder, Haus und Gut, alles steht auf dem Spiel, wenn Du es gegen die Mächtigern wagst! Und Glück, Gut können vermehrt werden, Weib und Kinder gewinnen, wenn Du beförderst oder nicht hinderst, was man vor hat, wozu man Dich brauchen will. Deine Ehre selbst

wird nicht gekränkt, da Du es mit Deinem Gewissen allein auszugleichen hast.“ Wenn aber nach diesen Betrachtungen, die auch der Rechtschaffenste machen darf, der Mann doch den Muth hat, all das Genannte um der innern Tugend willen zu wagen, und dabey weder ein Schwärmer, noch Enthusiast, sondern ein verständiger Mann ist, der die Mächtigern, mit denen er es vor hat, nicht in seinen hohen Sinn zwingen will, vor ihnen keine Parade davon macht, sondern zufrieden ist, daſs sie ihn darnach handeln lassen, so kann es ihm sogar gelingen, tugendhaft zu bleiben, und doch Weib, Kind, Glück, Gut, Freyheit und Ehre zu retten. Ja noch mehr, eine solche Lage, so überstanden, sichert ihn wahrscheinlich vor der zweyten Probe, wenn er auf derselben Stelle und an demselben Ort verbleibt.

389. Es ist ganz natürlich, daſs nur von Höflingen erzogene Fürsten immer ihren Willen haben wollen, und darauf als das vorzüglichste Fürstenprivilegium halten. Sie kennen ja nichts anders in sich von dem innern Menschen, da man nur dieses gereizt und ausgebildet hat. Die ihn so bildeten, finden ihr Werk so lange herrlich fürstlich, bis der wohlerzogene Schüler auf den Lehrer selber zuschlägt.

390. Es ist nicht wahr, daſs der Wille solcher wohlerzogner Fürsten, doch der Natur — als dem Sturm, dem Regen, der zu groſsen Hitze, der zu strengen Kälte, die ihnen eine Jagd, Lustfahrt oder das Exerziren verderben, weichen müsse; es ist nicht wahr, daſs ihr Wille einem nicht folgsamen Pferde sich unterwerfe; wäre es an dem, so müſsten nicht die sie Umgebenden und der Stallmeister dafür büſsen.

391. Der Arme sagt seufzend: Der Reiche kann alles! — Antwort dem Armen: nur nicht glücklich seyn, weil er nicht gelernt hat, sich selbst dazu zu brauchen.

392. Wenn man ein so feines Gehör hätte, (welches ich aber aus Menschenliebe keinem Sterblichen wünsche) daſs man die leisesten Töne des menschlichen Herzens hören könnte, so würde man das Echo des Ausrufs der Natur der stumpfen Küchenmagd in Sternes Tristram bey jedem Unglücksfall vernehmen. Wer den Tristram gelesen hat, weiſs, daſs, nachdem der gute Trim mit der ihm eignen herzlichen Beredsamkeit den Tod Bobbys, des Sohns des guten Schandys, in der Küche angekündigt, und durch seinen Schmerz aller Herzen bewegt hatte, Obadiah ausrief: Er ist todt! Das stumpfe Küchenmensch aber antwortete: So bin

nicht Ich! (*So am not I!*) ein eben so tiefer als wahrer Griff in das menschliche Herz, deren man bey diesem Schriftsteller so viele findet. Wer aber glaubt, daſs ich dieses anführe, um dem Menschen einen Vorwurf machen zu können, der irrt sich sehr. Wenn nun alle Nächsten, Verwandten, Hausgenossen, Umstehende und Zuschauer, bey jedem sich ereignenden Unglücksfall, von welcher Art er sey, einen allzu starken, allzu tiefen, allzu lange dauernden Antheil nähmen, wenn sie alle so tief und gewaltig davon erschüttert würden, daſs sie sammt und sonders in Unthätigkeit versänken, wie würde die Gesellschaft bestehen und fortgehen, die einmal doch bestehen und fortgehen soll? Wer würde das wieder heilen und herstellen, was der Unglücksfall verletzt und zerstört hat? Wer aus solchen Trieben und Gefühlen gegen den Menschen und seinen moralischen Werth schlieſst, der weiſs nicht, worauf die Natur gebaut hat, um das hervor zu bringen, was uns so hoch erhebt und so tief erniedrigt. — Mitleid mit dem Unglücklichen fühlt jeder, weil er sich selbst in dem Mitleid fühlt, und vielleicht ist der der Thätigste bey dem Unglück, welcher sein Selbst am tiefsten in dem Mitleid fühlt. Nur diejenigen, die da vorgeben, das Mitleiden ganz rein, ohne alle Rücksicht auf sich selbst zu fühlen, die lassen es bey dem Lobe ihres edlen Selbsts bewenden, stehen als Zuschauer, Redner da, während die aufrichtigeren, niedern Seelen thätig helfen. Wer die Hand nach einem

Egoisten ausstrecken mag, der greife hier zu, er bemüht sich nicht umsonst.

393. Die nur von Hofleuten erzogenen Fürsten erinnern sich gewöhnlich darum so wenig froher und interessant empfundener Augenblicke aus ihrer Kindheit, woran doch der erwachsene Mann so vieles knüpft, weil man sie nie als Kinder behandelt, und nur die einförmige, kalte, erstarrende Vorstellung in ihnen zu entwickeln sucht, daſs sie Fürsten sind, es immer seyn werden und in allem seyn müssen. Erinnert sich aber ein so Erzogener eines Umstands aus jener, für uns meistens so glücklichen Zeit, so wird er Euch erzählen, wie dieser oder jener sich gegen ihn vergessen habe. — Ihr könnt es dann so übersetzen: dieser oder jener hat ihm die Wahrheit gesagt, und Er war dazu verdorben.

394. Ich kenne gar viele Menschen, die wirklich gern gut und weise wären, wenn sie nur nicht glaubten, sie kauften beydes über den Werth, den es in der Welt hat, und das mit solchen Dingen, die höhern Werth in eben dieser Welt haben.

395. Wenn es sich ereignen sollte, daſs zwey Moralisten zusammen kämen, um über die Prinzipien ihres Systems und den Werth derselben, folg-

lich über ihren und des Menschen Werth, und das, was ihm den rechten Werth geben soll, in Forma zu disputiren, so gebe ich ihnen den einfältigen Rath, da sie doch ihren und ihrer Systeme Werth auf keine sichtbare Wage legen können: sich einer dem andern aufrichtig und ehrlich vorher ihr Leben und ihre Erfahrung, die Geschichte ihrer Kindheit, ihrer Jugend und höhern Bildung, die Art und Weise, wie sie sich bey allen geraden und krummen Vorfällen des Lebens benommen, was sie gethan und unterlassen haben, nebst dem Warum — wie sie Freunde und Weiber geliebt, was ihnen die meiste Freude gemacht, welches ihr angenehmster Genuſs gewesen, worauf sie einen vorzüglichen Werth setzen, wornach sie besonders streben — wechselseitig mit den kleinsten Umständen und ohne Schminke frey zu erzählen. Zu dieser wechselseitigen, moralischen, sonderbaren Beichte, rathe ich ihnen überdem, einen besonnenen, ehrlichen Mann einzuladen, der aus Vorsicht für beyde das Protokoll über alles Gesagte und Bekannte führe. Sind sie dann so weit, und hat ihnen der besonnene Mann die Beichte vorgelesen, so wette ich, die Sache ist für immer zwischen ihnen so abgethan, daſs sie an kein weiteres Disputiren denken werden, es sey denn, daſs es zwey grundgelehrte Männer wären, denen es nicht um die Sache, sondern um die Ehre zu thun ist.

396. Das Interessanteste bey einem gedankenvollen Buch würde seyn, wenn der Verfasser die Geschichte, Veranlassung und die ganze, auch die entfernteste Verknüpfung, Verbindung seiner Gedanken zugleich mit den Gedanken lieferte. Aber das Ding ist unmöglich, wenn es recht zugeht, denn hier sind Blitz und Schlag beysammen. Wenn ich auch den Materialisten viele Gründe für ihre Behauptung zugeben kann, so kann ich es doch hier nicht, ob sie gleich die Association der Ideen für sich sehr gut zu brauchen wissen. Alles ist langsam gegen diese Wirkung, selbst das schnelle Licht. Bey dem Blitz, der Elektricität, dem neuen Galvanismus seh' ich Reiben, Stoſsen, Vorbereitung. Bey dem Pulver — den Funken, der die Explosion bewirkt — aber was stöſst, reibt, bewirkt hier? — ein Wort, — ein Schall — ein Nichts — denn das ist Nichts für uns, dessen wir uns nicht bewuſst sind. Hier ist ein Kontakt durch die Welt der Geister oder der Materie, dem nachlaufen mag, wer Zeit zu verlieren hat.

397. Das Wort, Kraft, ist ein schönes, ausdrucksvolles Wort in der Teutschen Sprache. Es schien mir oft wie das Wort, Tugend, in den Schriftstellern der Griechen und besonders der Römer zu lauten. Ich gebrauchte es oft in diesem Werke; jetzt könnte mich die Röthe der Scham oder der Bescheidenheit daran hindern.

398. So viel muſs doch der Materialist zugeben, daſs es die Meynung ist: die Seele komme uns von dem Oberherrn der Geister — also vom Himmel — und kehre wieder zu ihm zurück — welche die erhabensten Gedanken, Empfindungen und wohl auch Thaten hervorgebracht hat. Wenigstens muſs er selbst darüber erstaunen, und seinen Dogmatismus so lange fallen lassen, bis er ihn, bey kälterm Sinne, wieder aufnehmen kann.

399. Verlangen und Streben nach Wahrheit ist für den Menschen genug; die Wahrheit selbst wäre zu viel für ihn. Das erste bringt alles Treffliche hervor, (das Thörichte gehört dazu, um das Treffliche bemerkbar zu machen) was wir dem Oberherrn der Geister als selbst erworben vorlegen; was könnten wir ihm als Unser vorzeigen, wenn er uns alles gesagt hätte? Ich glaube kaum, daſs wir uns die Mühe geben würden, es auswendig zu lernen, um es uns einander zum Zeitvertreib zu erzählen. Zeitvertreib! — als wenn dann noch die Rede davon seyn könnte!

400. Ich möchte eher und leichter aus unserer Beschränktheit, als aus unserer Unbeschränktheit auf einen Gott schlieſsen, wenn er uns die letztere ertheilt hätte. Beweist es nicht mehr Allmacht, Millionen von Geistern so abzustufen, wie wir ein-

ander kennen, als sie alle in Eine Form zu werfen, und ihnen den Vorhang so aufzuziehen, daſs jeder sehe, was der andre sieht? Dann wär' es ein Marionettenspiel von Marionetten gesehen, und kein Geisterspiel, von Geistern selbst entworfen und aufgeführt.

---

401. Ich will einmal einige recht verwegene, beleidigende und zugleich unnütze Fragen thun. Ich möchte wohl wissen, was der Mann, dem das Unmögliche gelänge, eine Kunst oder ein Arkanum zu erfinden, wodurch er die Menschen wirklich tugendhaft machen könnte, für eine Belohnung von eben diesen Menschen zu erwarten hätte? Ob man so geschwind und begierig zu ihm laufen würde, wie man zu den Wundermännern, Scharlatanen: Mesmer, Lavater, Gaſsner, Cagliostro lief? Ob seine Bude so besucht werden würde, als die Buden der Modehändlerinnen, Schönheitsverkäuferinnen und sonstiger Söhne und Töchter des Luxus, der Thorheit und der Eitelkeit? Ob man den seltnen Mann nicht für einen Störer der Ruhe halten würde? Ob die wachsamen Staatsbeamten ihn nicht bey den Fürsten als einen verkappten Jakobiner angeben würden, der sie zu entthronen suchte? (Diese schlössen freylich nicht am dümmsten, da die Tugend keines Zwangs bedarf, und sich selbst beherrscht.) Ob andere, die keine Staatsleute sind, nicht laut schreyen würden, der gefährliche Mann

gehe damit um, uns arme Menschen um alles Vergnügen, allen Genuſs zu bringen? Ob auf ihren Witz, ihre Klugheit stolze Männer nicht eben so laut rufen würden, er wolle uns zu Schafsköpfen machen? Ob — kurz, ob man ihn nicht für einen Narren halten würde, den man, um doch menschlich gegen ihn zu verfahren, zwischen vier Mauern allein einsperren müſste, um ihm Gelegenheit zu geben, seine seltene Kunst in der Stille auszuüben?

---

402. Von der Freyheit — der metaphysisch-moralischen — habe ich nicht geredet, und werde niemals davon reden, weil ich mich keiner Sklaverey und Abhängigkeit des Geistes und des Herzens erinnern mag. Auf diesem Haſs gegen solche Sklaverey ruht mein ganzes Daseyn. Wie könnt' ich nun von einer solchen zweydeutigen Freyheit reden, die man sich nur durch eigne Kraft praktisch erwerben kann!

---

403. Die Physiologen, Psychologen, Anthropologen und Anatomiker, entziffern, beschreiben, erklären, zerschneiden den Menschen, um uns zu sagen, was der Mensch ist, woraus er besteht. Nur das können sie uns nicht sagen, was ihn zusammenbindet, was ihn zum Menschen macht. So sucht der Wilde die Musik in der Laute des Europäers, indem er sie zerschneidet.

---

404. Haben wir eine Seele? Wer beweist es! aber sonderbar ist es, daſs die Menschen so etwas erfinden konnten, und da sie es einmal erfunden hatten, so fein, schön, gewiſs und bestimmt davon reden konnten, es immer noch besser und schöner lernen. Diese Dunkelheit, in der sich unsre Seele vor uns selbst verborgen hält, ist vielleicht recht gut und nützlich für den Menschen und seine Seele selbst. Wüſste der Mensch genau, wie seine Seele beschaffen wäre, wo sie sich aufhielte, fühlte er sie an Stelle und Ort, könnte sie sich ihm selbst und zwar durch sich selbst anschaulich machen, und das übrige Verhältniſs zwischen ihr und dem thierischen Körper bliebe, was es nun ist, so glaube ich beynahe, um doch höflich von allen und auch von mir zu reden, der Mensch würde seine Seele noch mehr miſsbrauchen, sie noch willkührlicher, tyrannischer behandeln, als er es jetzt thut. Vor etwas unbekanntem, das sich gar nicht zeigt, das sich so vornehm verhüllt hält, und immer auf dem Thron hinter dem Vorhang sitzt, hat man doch noch etwas Furcht und Ehrerbietung. Der Keckste verbeugt sich alsdann doch zu Zeiten noch vor seinem unsichtbaren Herrn, wenn er auch nicht dabey dächte, daſs er es vor sich selber thut.

405. Die verbreitetste Idee unter dem Menschengeschlecht, von dem Höchsten durch Kultur bis zum Niedrigsten, ist die Idee des blinden Zufalls. Der

Mann von Verstand, der diesen Augenblick drüber lachte, der Gläubige, von dessen Haupt kein Haar ohne die Vorsehung fällt — vergessen beyde Verstand und Glauben, wenn sich etwas ereignet, das sie nicht erwarteten, das ihnen zuwider ist, dessen Zusammenhang sie nicht begreifen können. Sie sprechen beyde das Wort Zufall aus, ohne daſs der eine denkt, er spreche jetzt als ein Thor, und der andre, als ein Ketzer. So wird der Zufall zum Sündenbock in der moralischen Welt; kann man in der Geschwindigkeit den Teufel nicht erreichen, so greift man nach dem blinden Zufall, und der Knoten ist zerhauen. Warum nicht? Wer sich in einem Netze verwickelt fühlt, hilft sich wie er kann. Kann er es nicht lösen, so zerreiſst er's. Mag der Aussteller des Netzes die Maschen wieder stricken, die der Verstrickte zerreiſsen muſste, um sich zu retten.

406. Da ich hin und wieder wirklich von den spekulativen Philosophen nicht mit der ihnen schuldigen Ehrerbietung gesprochen habe, so könnte mancher glauben, ich achtete ihrer nicht, wie sie es verdienen. Sie selbst werden sich wenig darum bekümmern, weil sie Philosophen sind, aber um ihrer Bewunderer willen sage ich: daſs ich, der ich alle Kraftübung des Geistes achte, die ihrige sehr hoch achte. Nur wünscht' ich, daſs sie uns den Horizont nicht gar zu hell machten, oder daſs andere

nicht glauben möchten, sie sähen ihn wirklich so hell, wie sie die Meister des Lichts versichern. Im Helldunkel spazirt — (ich würde sagen wallet, wenn die Poeten dieses Wort nicht gar zu abgeschmackt gemacht hätten) — der menschliche Geist gar zu angenehm.

407. Groſse Männer und groſse Genies sind darum vielleicht zur wirklichen Freundschaft und dem traulichen Umgang nicht gemacht, und gestimmt, weil sie zu wenig Geistesverwandte finden, sich immer herablassen müssen, und so selten oder gar nicht mit den Gefährten aufwärts steigen können. Wer sich nun immer herunterbeugen muſs, oder den Stolz hat, zu glauben, daſs er es immer thue, wird es endlich so müde, daſs ihm das vermeynte Opfer gar zu beschwerlich wird. Aber eben diese groſsen Genies und groſsen Männer sollten bedenken, daſs die verbundenen Kräfte der Kleinen, die sie so niedrig sehen, doch mehr ausrichten, als sie selbst auszurichten fähig sind; daſs sogar ein solcher Wicht, in einem oder dem andern Punkt, sie in Kenntnissen, Geschick und Fertigkeiten übertreffen und belehren kann, von denen sie gar keine Ahndung haben. Groſse Männer und groſse Genies können aber doch Freunde unter sich seyn, da sie Verwandte sind? Allerdings, — sobald einer den andern für den gröſsern oder das gröſsere erkennt und es auch eingesteht.

408. Ich glaubte ehemals, es könnte gar vieles anders, besser gemacht und eingerichtet von oben herabgekommen seyn. Erfahrung und Nachdenken machen jeden mäſsiger in diesem Punkt, sie haben auch auf mich gewirkt. Da aber ein jeder, der einmal eine gewisse Schelle getragen hat, ihren fernen Klang noch in den Ohren behält, wenn auch die theuer erkaufte Weisheit sie lange zerschlagen hat, so kann ich noch heute nicht alle Wünsche zum Bessern aufgeben. Es deucht mich also noch heute, es wäre gar nicht übel gewesen, wenn der Oberherr und Schöpfer der Geister, die Seelen der Menschen, bevor er sie ihnen zum Behuf dieses Lebens zusandte, von Erzengeln oder Genien so hätte behandeln lassen, wie wir das Eisen behandeln, um Stahl daraus zu machen. Wir machen es glühend, tauchen es in kaltes Wasser, hämmern darauf — machen es wieder glühend, tauchen es wieder ins Wasser, hämmern immer darauf, und bringen endlich ein Ding heraus, das eben das Metall als Feile zernagt, oder als sonstiges Werkzeug zerschneidet, aus dem es entstanden ist. Machten es nun diese Erzengel und Genien auf Befehl des Groſsmeisters in der groſsen Welt- und Schöpfungs-Schmiede so mit unsern Seelen, so kämen sie uns ganz zugerüstet zu, um dem Hämmern des Schicksals, dessen allezeit fertige Diener unsere Brüder im Fleische sind, zu widerstehen. Wir würden dann die Schläge derselben nicht allein besser vertragen, sondern auch selbst kräftiger zuschlagen

können, das Zernagen und Zerschneiden, wenn wir uns nicht anders zu helfen wüſsten, bliebe uns noch obendrein übrig. Von der Schwäche, dem Hauptübel der moralischen Welt, wäre dann gar nicht mehr die Rede, da wir alle von ſestem, stählernem Charakter wären; derjenige, welcher es unternehmen wollte, unsre Grundsätze aufzulösen, zu zertrümmern, müſste wenigstens eine nagendere Feile, oder ein schneidenderes Werkzeug ſeyn, und bekannt ist es, daſs Stahl sich unter dieser Arbeit selbst abnutzt. Aber nun fühle ich plötzlich, daſs es mir hier wie allen Projektmachern und Weltverbesserern ergeht; auch ich habe nur einen kleinen Umstand bey meiner kosmopolitisch-guten Absicht vergessen — das Herz — den fleischichten Hauptmuskel in unserer Brust, der eine so groſse Rolle über die Seele selbst spielt, daſs sie gestählt, wahrscheinlich an ihm zersplittern und zerspringen würde — da sie doch jetzt als ungestählt im Vortheil ist, sich biegen zu können, und wenn die Kraft, die sie biegt, nachläſst, sich wieder auszustrecken oder auszudehnen.

Ich sehe nun schon, daſs es mir trotz dem bestimmtesten Willen nicht gelingen wird, etwas Wesentliches zur Weltverbesserung beyzutragen, und überlasse es daher Glücklichern, oder denen, die stark genug im Glauben dazu sind. Ich für meinen Theil habe das Geheimniſs, meine Seele hier auf dieser Erde zu stählen, da gefunden, wo es jeder finden kann, und zwar so, daſs der fleischichte

Muskel selbst Fleisch geblieben ist, sonst wäre wahrlich das Geheimniſs nichts werth — gelind genannt, wäre es Selbstvergiftung; ob man bey dieser Vergiftung gleichwohl noch leben kann, wie die Erfahrung zeigt.

409. Ein Mann, der sich ohne wahre, moralische Kraft, durch Willeley (der Purist vergebe dieses Wort, der Franzose nennt es *Velléité*), durch Anmaſsung, Eitelkeit, fremde Anspornung zu etwas Groſsem, im Thun oder Denken ernstlich erheben will, gleicht einem Hypochondristen, dem der Arzt ein *Tonicum* verschrieben hat. Da ein *Tonicum* verstopft, so fühlt der Hypochondrist wirklich einige Tage etwas, das neu erregter Stärke gleicht — es ist aber nur der Reiz auf schwache Nerven, und da die Verstopfung sich bey schwachen Eingeweiden gewöhnlich allzusehr durch das Gegentheil auflöst, so ist der Hypochondrist, nach der falschen Stärke, auch gewöhnlich noch schwächer. Wer weiſs, ob obige Kraftäuſserung, wenn der Mann das Wagestück nun wirklich näher betrachtet, oder es gar versucht, nicht dieselbe Wirkung hervorbringt.

410. Ich möchte aus dem oben Gesagten eine Lehre für diejenigen Pädagogen ziehen, welche aus allen Kindern alles machen wollen. Mich deucht, das Wichtigste für die Zukunft der Kinder ist, daſs

man

man sie im Moralischen und Litteralischen nicht über ihre verliehene Kraft und Fähigkeit ansporne. — Zu oft miſslungene Versuche, das Bewuſstseyn vergebens auf diesen Zweck hinzuarbeiten, machen eben so leicht schlechter und träger. Wer für das Herz und den Geist seiner Schüler und Zöglinge das ausfindet, was sie tragen, fassen und wirklich durchsetzen können, der arbeitet nicht allein der Natur und der moralischen Welt gemäſs, er arbeitet auch für das wahre Glück der armen ihm Anvertrauten, die in diesen zarten Jahren gar nicht ahnden, in welcher gefährlichen Lage sie sich befinden, wie hier schon das Schicksal den Knäuel, den sie einst abwickeln sollen, entweder in Ordnung aufrollt, oder ohne alle Aufmerksamkeit unter einander zerrt. Weh dem, der hier die zerrissenen Fäden einst heraussuchen muſs!

411. So lange in Europa die Kinder noch so weit das Eigenthum der Altern bleiben, daſs sie dieselben selbst erziehen dürfen, so fürchte ich die Dauer des Despotismus nicht, mit welcher Kraft und Gewalt er sich auch hier und dort auf den Thron gesetzt haben mag. Wäre es einem oder dem andern groſsen Fürsten zu Ende des letzten Jahrhunderts eingefallen, die Erziehung der Unmündigen nach einem rechten Staatsplan über sich zu nehmen, sie hätten gewiſs in den Pädagogen und den Philosophen, die in Griechenland und den Idea-

len noch in der Wiege liegen, groſse Helfer, Vertheidiger und Lobredner gefunden. Die Staatsleute hätten vielleicht dazu weislich geschwiegen, da diese Leute, ohne zu wissen, für wen und für was sie arbeiten, klar bewiesen haben würden: der Tag einer neuen moralischen Umschaffung des Menschengeschlechts sey zum Heil der Welt nun endlich gekommen. Ja wohl einer Umschaffung! aber es ist wirklich zu bewundern, daſs dieser glückliche Gedanke keinem groſsen Fürsten in dem Drang der Noth gekommen ist; die Zeit war ganz dazu gemacht, und die groſse Zahl der Menschen ist ohnedieſs immer zu der Zeit gemacht. Vielleicht glaubt mancher, die Kosten hätten diese Fürsten doch wohl abgeschreckt. Gutmüthige Einfalt! Darauf war eine Finanzspekulation zu bauen, gegen die Staatslotterie, Lotto, und andre Spekulationen dieser Art nur Lumpereyen sind. Ich gestehe es offenherzig, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hätte ich mich gehütet, mit diesem Satze, besonders wegen des letzten Umstands, laut zu werden; jetzt fürcht' ich es nicht mehr, denn da, wo es zu fürchten wäre, hat man schon allen Gefahren vorgearbeitet.

412. Die Leute, welche von den Menschen fordern, daſs sie immer und bey allem an Gott denken sollen, wissen gar nicht, wie dem Menschen zu Muth ist, der sich durch Bestimmung, durch Geschick, recht im Gedränge der wichtigen Weltge-

schäfte befindet; und ihre ausgedehnte Forderung beweist, daſs ihnen ein stilles, ruhiges Leben zu Theil geworden ist. So läſst es sich nun freylich leicht lehren und predigen. Da aber solche drängende, verworrene Geschäfte den Thätigen keine Zeit lassen, an sich selbst zu denken, wie sollten sie an Gott denken können? Man denkt doch nur an ihn, wenn man sich selbst denkt, das heiſst, wenn man sich seiner Seele erinnert, oder sie uns durch ein Zeichen einen neuen Beweis von ihrem Daseyn gibt. Soll der Kaufmann auf der Börse an ihn denken, wenn er wichtige Geschäfte betreibt, so muſs ihm eine schwarze Nachricht von dem Fall eines groſsen Hauses, der ihn selbst zu stürzen droht, zu Ohren kommen. Soll sich der Staatsmann, der einen groſsen, weitsehenden Plan zu Krieg, Eroberung, oder Theilung eines benachbarten Reichs bearbeitet, seiner erinnern, so muſs ihn die Ungnade des Fürsten während der Arbeit überfallen. Genug der Beyspiele; vielleicht denkt der Philosoph, der eine Metaphysik schreibt, um uns Gottes Daseyn zu beweisen, am wenigsten an ihn; vielleicht denkt der oft eben so wenig an Gott, der jeden Sonn- und Feyertag über ihn predigt.

413. Das Gefühl, die Empfindungen junger Leute scheinen darum erfahrnen Männern so leer und albern, oder wie erkünstelte Gefühleley und Empfindeley, weil diese jungen Leute noch keine

festen Gegenstände für ihr Herz und ihren Geist gefunden haben. Sie laufen mit beyden noch hin und her und suchen, woran sie sich hängen mögen. So gleichen sie jungen Hunden, die die Natur mit Instinkt zur Jagd versah, die aber der Jäger noch nicht in die Schule genommen hat. Auch sie laufen hin und her, pelfern und schnauben, schnauben und pelfern selbst da, wo gar kein Hase uber das Feld gelaufen ist. Abgerichtet weiſs der Hund, wann, wo und wie er jagen soll; erfahrner weiſs der junge Mann, welcher Gegenstand es verdient, daſs man dabey denke, oder dabey fühle, und wie es derselbe verdient.

Wenn erfahrne Männer aus diesem und andern Gründen so leicht über junge Leute absprechen, so sind sie nicht allein hart und ungerecht, sie sind auch in diesem Augenblick keine weise, erfahrungsvolle Männer mehr; wie könnten sie sonst vergessen, wie ihnen vor ihrem Eintritt in die Welt zu Muthe war, was ihnen diese Welt gewesen und was sie überhaupt ist?

---

414. Die Erfahrung muſs aus vielen Theilen zu einem ganzen runden Stück geworden seyn, wenn sie etwas taugen, uns billig und gerecht machen soll. Die Theile selbst sind: die Kindheit, die Knaben- und Jünglingsjahre und das männliche Alter; an der Grenze des wirklichen Alters stoſsen sie zusammen, und dieses scheint ihnen da Halt! zuzu-

rufen. Die meisten überspringen diese Grenze, ohne sich an den Zuruf zu kehren, vielleicht ohne ihn zu vernehmen. Die nachsinnend stehen bleiben, denen naht ein ernster, aber sanfter Geist, vereinigt die so ungleichen Gesellen friedlich in Eins, scheidet das allzu grelle, allzu abstechende, und läſst jedem derselben nicht mehr von seiner eignen Farbe, als zur Erinnerung und dem freundlichen Verein nöthig ist. So setzt sich ein moralisches Ganze aus Dingen zusammen, die sonst gar nicht beysammen bestehen können: Unschuld, Zutrauen, Ungezogenheit, Thorheit, Wildheit, Fehltritte, Miſsgriffe, Irrthümer, Täuschung, Verstand und Weisheit, und das alles ordnet und schickt sich so schön in einander, daſs man es in sich selbst fühlen muſs, um die Möglichkeit davon, nebst dem Glück, das es gewährt, recht einzusehen und recht zu fühlen.

415. Wer die Welt wie einen Guckkasten ansieht — das sagt mancher von sich und glaubt etwas recht Philosophisches zu sagen — der sieht sie an, wie der Narr ein Narrenspiel-ansieht. Die Welt ist ein sehr ernsthaftes, und für unser Fassen zu groſses, zu erhabnes Schauspiel, — um ein sehr einfältiges Wort zur Bezeichnung zu gebrauchen — ein Schauspiel, das wahrscheinlich einen Zuschauer erfordert, wie wohl nie einer im Fleische geboren worden ist, wohl nie geboren werden wird. Das, was Manchen zu obigem Ausspruch reizt, ist es

eben, was mir die letzten Worte abdringt — Wer ist der Richter, der sich ein Endurtheil über solch ein Stück anmaſsen darf? Versuch es nur mit einer Scene, und wage dann zu sagen, du habest in keinem Umstande geirrt.

416. Warum ich diese Gedanken und Empfindungen bey meinem Leben drucken lasse? Da ich ihrentwegen nichts fürchte noch hoffe, so weiſs ich eben nicht, warum ich sie nicht sollte drucken lassen. Aber ich habe einen besondern Grund. Ich möchte nicht gern, daſs man sie nach meinem Tode in Kapitel oder bestimmte Rubriken eintheilte, und sie so zum regelmäſsigen Buch machte, das sie gar nicht seyn sollen. Man würde mir dadurch eben den Gefallen thun, den man einem Odendichter thäte, wenn man seine Oden zerschnitte, und unter einem moralischen Inhaltsverzeichniſs dem Publikum gäbe. Meine Gedanken sind freylich keine Oden, das beweist ja die schlichte Prosa; aber es läu[illegible] doch, wie durch die verworren scheinende, von einem Gegenstand zum andern springende Ode, ein einziger Geist und Sinn hindurch, den soll der Leser nun selbst ausfinden, wenn es ihm der Mühe werth scheint.

417. Wie nah wir bey aller Kultur noch immer dem Stande der Wildheit sind, beweisen wir in

unsern Leidenschaften, wenn wir sie so recht ausbrechen lassen. Mancher unter uns würde dann gern ein völliger Wilder seyn, wenn er nur bey der Neigung und Kraft dazu auch die nöthige Macht hätte. Wenigstens ist es nicht die Kultur, die solchen Leuten das Gebiſs und den Kapzaum anlegt, nur die Wiedervergeltung mit ihrem Gefolge von Schreckgespenstern tritt ihm in den Weg. So gut nun die Kultur für die Kühlern und Vernünftigern ist, so ist es doch nicht übel, daſs wir uns zu Zeiten aus dem Stande der Wildheit etwas rekrutiren oder auffrischen; wir würden sonst gar zu artig, gar zu duldsam werden.

418. Es ist ein ganz artiges Bestreben unsrer Philosophen, das denkbare Nichts zu einem erkennbaren Etwas zu machen. Aber hätten wir wohl dieses Streben in uns erschaffen, und aus uns herausziehen können, wenn es nicht wirklich da, und nöthig wäre? Dem Spötter selbst fährt wohl zu Zeiten der Schatten dieses Nichts an der Stirne vorüber.

419. Auf der breiten Heerstraſse zur Thorheit, wo man mit sechsen, vieren, zweyen und einem Pferde, Galopp und Trott fahren und reiten kann, führt auch ein schmaler Fuſspfad im Zickzack zur Weisheit hin. Der ihn gehen will, muſs freylich behutsam wandeln, um nicht überfahren zu werden,

auch muſs er das Geklatsche, Geschrey, den Staub und Koth, womit die Fahrenden ihn bedecken, nicht scheuen — die Stöſse selbst aber nur für Mittel ansehen, die zum Ziele fördern. Wer aber quer Feld einher bequem wandern, und der Weisheit von der Seite beykommen will, der kann leicht eine ihrer Repräsentantinnen, die Trägheit, für die Dame, die er sucht, erhaschen, und sie vielleicht noch gar für die wirkliche halten.

420. Wenn die Dankbarkeit allein den erhabenen Gedanken von Gott erfunden hätte, was für ein Mensch müſste der gewesen seyn, welcher ihn den Andern zum erstenmal so bezeichnete? Was für eine groſse Idee müſste man sich überhaupt von dem Menschengeschlecht machen? Ich möchte dieses lieber erwiesen sehen, als alles, was die Philosophen von Aristoteles bis Kant uns zu erweisen gestrebt haben und noch streben. Der Gedanke ist schön und erhebend. Schade nur, daſs die schönen, erhebenden Gedanken darum noch nicht die wahrsten sind. Das letzte bringt uns nur zu oft zum Selbstmord unsers Vergnügens.

421. Um den Schlüssel zu den groſsen, wichtigen, erbärmlichen und thörichten Weltbegebenheiten, die man erlebt hat, und dadurch zu sich selbst, nach und nach zu finden, muſs man sie von ihrem

Ursprung an, mit allen bedeutenden Ereignissen, nebst den groſsen und kleinen, den schwarzen und zweydeutigen Geistern, die sie veranlaſst, bewirkt und durchgesetzt haben, langsam und still vor sich vorüberziehen lassen. Aber da hierbey alles auf den Gesichtspunkt ankommt, so muſs man auch die Kunst verstehen, sich davor zu setzen. Ist es damit richtig, so kann man, da jetzt die Sinne kühler sind, und die Partheylichkeit schweigt, diese Beschauung als ein Reinigungsbad von seinen Vorurtheilen gebrauchen. Man hat noch überdem einen Genuſs, den kein Werk des Genies gewährt: man sitzt als doppelter Mensch davor, einmal als der, welcher man war, als sich die Begebenheiten ereigneten, und nun als der, welcher sich selbst durch sie mustert, indem er sie bey sich vorüberziehen läſst.

---

422. Sobald man über die Religion denkt, ist es keine Religion, so sagt der Katholik, und scheint mir darin Recht zu haben. Das Denken will durch einen dunkeln Weg dahin führen, worauf man die Religion gebaut hat; auf dieser Reise macht man nun so viele Entdeckungen und Erfahrungen, daſs man wohl als ein kluger, aber selten als ein religiöser Mann wiederum nach Hause kommt. So geht es uns mit allen Reisen durch diese Welt: wir segeln mit einem starken Glauben an hohe Tugend aus, und sind froh, eine einzige stille

gefunden zu haben, noch froher, wenn wir eine solche stille Tugend unversehrt in die Heimath bringen.

423. Der, welcher den Wunsch äuſserte: es möchte in der Brust eines jeden ein Glasfenster angebracht seyn, damit man klar sehen könnte, was in dem geheimen Kabinet des Menschen vorgehe, hatte wahrscheinlich den Vorhang vor oder hinter das seine schon bestellt oder selbst verfertigt.

424. Des Brod ich esse, des Lied ich singe, ist eigentlich nur ein Soldatenlied, das Ludwig XIV. mit Louvois und seinem Beichtvater Tellier gedichtet und in Musik gesetzt hat. Aber auch viele unsrer Teutschen Staatsleute, Beamten, Gelehrten und Politiker haben es sich zugeeignet, wissen es ganz auswendig, und pfeifen es so laut, daſs man es in ganz Teutschland hört.

425. Es gibt sehr kluge Männer, die, nachdem sie die Politik, die ganze Staatswissenschaft, die Geschichte in Rücksicht auf selbige studirt, und die selbst erlebten Welthändel als ein Studium betrieben haben, sich feste Regeln und Grundsätze aufstellen, nach denen sie nun alles, was sich ferner ereignen mag, beurtheilen wollen. Sie gehen gar so weit, daſs sie es einem Andern als Gebrechen

oder Geistesschwäche anrechnen, wenn er nach den unvorgesehenen Ereignissen über eine Begebenheit seine Meynung ändert. Diese Männer gleichen nicht übel den Wetterbeobachtern, die vom ersten Januar bis zum ein und dreyſsigsten December laufenden Jahrs, das Wetter aufzeichnen, und nun im künftigen immer auf denselben Tag dasselbe Wetter erwarten. So wie es an Tagen regnen, stürmen wird, an denen es im vergangenen Jahr schönes, mildes Wetter war, so können eben die politischen Begebenheiten oder das politische Ereigniſs hier jetzt ganz sanft, ruhig, wohl gar zum Vortheil vorübergehen, die zu andrer Zeit, an anderm Ort, unter andern Umständen den Staat erschüttern. Das Bewuſstseyn hiervon ist wahrscheinlich die Ursache, daſs man Staatsleuten, Meteorologen, die Miſsgriffe und Irrthümer so leicht vergibt, obgleich die Folgen derselben sehr verschieden sind. Darum glaube ich immer, daſs die Menschen so lange nur gerecht sind, als sie nicht denken und nachsinnen, weil dann eigentlich keiner auf dem Richterstuhle sitzt, der etwas in die Wage wirft, welche uns die blinde Göttin Gerechtigkeit darreicht.

426. Es gehört ein weiser Mann dazu, um die Schellenkappe wie Rabelais und Sterne zu tragen; Ihr glaubt, sie hätten sie noch auf dem Kopfe, während Ihr schon lange damit geziert vor ihnen sitzet.

427. Die sogenannte feinere Erziehung erhebt die natürlichen thierischen Triebe der Selbsterhaltung zur höhern, gelehrtern Selbstliebe — die Welt veredelt dann gewöhnlich diese leicht begriffene und wohlgepflegte Selbstliebe zum Egoismus, und nur der Tod wirft endlich noch einmal den so Vollendeten und moralisch Ausgebildeten in die allgemeine Masse der Natur, — wie alles ausgefegte Unreine, — wo er nun wider Wissen und Willen und zum erstenmal ohne Berechnung auf das geliebte, einzige Selbst, das wieder hergeben, und zum weitern Nutzen des Ganzen, in Luft, Wasser, Erde u. s. w. zerstreuen lassen mufs, was sie ihm körperlich geliehen hat.

428. Es ist doch sonderbar, dafs, wenn wir wirklich weiser geworden sind, wir mehr uns, als Andern, durch unsre Weisheit nützen und nützen können. Es scheint, dafs sich das Besonnene, Überlegende, nach allen Seiten Hinsehende, und überhaupt das Regelmäfsige mit der Thätigkeit nicht vertragen kann — vielleicht auch, dafs die Handlungen, die man für Menschen und durch Menschen betreiben will, die Beleuchtung der Weisheit nicht immer gestatten können. Rasch thun und denken, ohne die Nebenumstände viel zu erwägen, das lieben die Menschen, und die Weisheit erwirbt sich wirklich so durch eignen und Anderer Schaden; sie ist da, wenn man die Nebenumstände recht erwägt,

und das ist es auch wahrscheinlich, was sie Andern weniger brauchbar macht. Dem sey nun wie ihm wolle, es erheitert die Farbe des menschlichen Lebens nicht.

429. Wer da glaubt, der Fall ereigne sich nicht oft, daſs rechtschaffene Männer ganz ernsthaft wegen ihrer Tugend um Verzeihung bitten müssen, der hat nicht am Hofe gelebt, auch wohl nicht Gelegenheit gehabt zu beobachten, wie es sich unter groſsen und wichtigen Staatsbeamten dient. Und es ist noch immer viel, wenn man einem solchen abbittenden Sünder verzeiht.

430. Wer interessant schreiben will, vermag es nur über einen Gegenstand, der das Herz und den Verstand in enge, freundliche Verbindung setzen kann. Das Herz muſs den Verstand erwärmen, und der Verstand über die Gluth hauchen, wenn sie in Flammen ausbrechen will. Aus dem Verstande allein läſst sich viel Kluges, aber schwerlich etwas Interessantes schreiben; aus dem Herzen allein läſst sich wohl noch etwas so Interessantes schreiben, daſs der Verstand etwas Kluges darin finden kann.

431. Ein Mann mag groſse, bedeutende, wichtige Augenblicke gelebt haben, aber gewiſs keinen

so schönen und glücklichen, als das tugendhafte Weib, da sie zum erstenmal als unschuldige Jungfrau das Wort Liebe, gegen den wirklich Geliebten, in Gegenwart der Mutter aussprach, lispelte, oder mit etwas leisem Athem hinhauchte. Sie erlebt ihn gar zweymal, wenn eben dieser Augenblick für ihre Tochter kommt.

---

432. Wenn man im Alltagsleben die Erfahrung machen will, wie es in Einem Punkte in dem groſsen Leben hergeht, so darf man nur einigemal Don Quixot genug seyn, sich in einen bürgerlichen Krieg zweyer recht feindlich erklärter Gegner zu mischen, und für den einen lebhaft und feurig Parthey ergreifen: *épouser sa cause et ses interèts.* Man ist dann entweder in Gefahr, den Haſs der andern Parthey ganz auf sich, und gröſsten Theils von dem Gegner abzuziehen, oder daſs die beyden feindlichen Partheyen sich vertragen, und auf unsre Kosten Frieden machen. So kann man die politische Rolle eines kleinern Fürsten, der sich in die Händel der groſsen mischt, auf eigne Kosten spielen, sey man auch der kleinste Bürger.

---

433. Als ich zum erstenmal in P*** in Garnison lag, und die Kniffe, Ränke, die Gewandtheit der falschen Spieler (*Grecs*) entdeckte, so erstaunte ich nicht so sehr, als ich wohl nach meiner dama-

ligen und jetzigen Denkungsart darüber hätte erstaunen sollen. Mein Geist scheint im Voraus geahndet zu haben, daſs ihn noch wichtigere Entdeckungen in ganz andern falschen Spielen auf dieser Welt erwarteten. Wäre er nun bey den ersten Entdekkungen gar zu erstaunt gewesen, was wäre ihm für die andern übrig geblieben?

434. Alte Schriftsteller in Teutschland schlagen wirklich die jungen Leute, die sich in etwas versuchen, oft gar zu sehr nieder. Es kömmt mir manchmal vor, als wollten sie durch dieses Benehmen ihre eignen Jugendsünden dieser Art gut, und sie das Publikum vergessen machen. Ich hasse eine solche kluge Reue.

435. Man ist weniger stolz (in gutem Sinn genommen) auf seine Weisheit, als auf seine Kraft, weil die Weisheit sich mit der Kraft berechnet, selten aber die Kraft mit der Weisheit. Obendrein ist man schon dadurch weise, daſs man weniger anmaſsend ist, und Kraft ist anmaſsend, muſs es etwas seyn. Aber ruht nicht auch die Weisheit auf der Kraft? Wenn man auch die Kälte dafür nehmen will, so ruht sie wirklich immer drauf.

436. Es gibt Leute, in denen der Egoismus so früh aufsteht, und gehen lernt, oder mannbar wird, daſs man sagen sollte, sie hätten selbst ihre Mutter nur für eine Milch gebende Kuh gehalten. Aus diesem Grunde sind mir gar zu weise Jünglinge verdächtig, und ich mag sie nicht nahe um mich haben. Die Mutter dieser Weisheit ist gewöhnlich Feigheit, die den Nahmen Klugheit miſsbrauchen lernt; und eben dieser Bastard Klugheit treibt den Egoismus früh zur Reiſe. Der weise Knabe baut diesem Götzen schon ein Tempelchen in seinem Herzen, während seine Kameraden Kartenhäuser bauen.

437. Von keinem Volke läſst sich im Ganzen mehr Gutes sagen, als von den Teutschen, von keinem spricht man weniger und keinem läſst man weniger Gerechtigkeit wiederfahren, wenn man von ihm spricht. So hat z. B. selbst noch kein Teutscher, so viel mir bekannt ist, angeführt: daſs die Teutschen das einzige Volk in Europa sind, das sich wirklich philosophisch veredelt hat und ganz weltbürgerlich gesinnt worden ist. Wenn dieſs kein hoher Grad der Veredlung ist, so zeige man mir auf Erden einen höhern vor der Hand. Daſs die Teutschen keinen Nationalcharakter haben, und haben konnten, folglich auf diese charakterlose Weltbürgerschaft gestoſsen werden muſsten, beweist nicht, was es beweisen soll; wäre es dieſs, so wäre es das Werk der Klugheit. Nein diese Weltbürgerschaft

schaft

schaft entspringt wirklich aus einem aufrichtigen, treuen, Menschen liebenden und achtenden Herzen, das sich weder von Sprache, Farbe, noch Gebräuchen stimmen läſst. Die Teutschen hassen kein Volk der Erde, selbst über die Franzosen, die sie am meisten geplagt haben, lachen sie nur. Sie vertragen sich mit den Europäern, Asiaten, Afrikanern und Amerikanern, finden überall als Weltbürger ihr Vaterland, geben auch wohl ihre Landessitten und ihre Muttersprache nach und nach hin, um denen zu gefallen, bey denen sie Schutz und Sicherheit gefunden haben. Da sie dieses nun alles ohne Lehrmeister gelernt haben, sie der Durst nach Gold und die Ehrsucht nicht auſserordentlich zu treiben scheinen, und sie überdem nicht sehr biegsam, geschmeidig und politisch sind, so muſs der Grund dieser weltbürgerlichen Veredlung vorzüglich in ihrer seltnen Gutmüthigkeit liegen.

---

478. Warum so wenig Menschen glücklich sind und werden, kommt wohl auch daher, daſs jeder an die politische Welt die Forderung macht, ihn besonders nach seinem Sinn und Wunsche glücklich zu machen, und das eben so, als wenn er mit einem Bestallungsbrief vom Groſsherrn dieser und aller politischen Welten an sie geboren worden wäre. Dieses ist nun freylich eine sehr beschäftigte, eigensinnige, stolze, hartherzige, und harthörige Person, und es gehören, auſser Zufall und Verdienste um

sie, noch gar viele Künste dazu, um von ihr bemerkt und gehört zu werden. Schreyen und Poltern hilft ohnedem zu nichts bey ihr. Und doch glaubt Mancher, er brauche den Brief an sie nur vorzuzeigen und recht laut von seinem Rechte zu reden. Es ist vielleicht nicht übel, an einen solchen Brief zu glauben, nur setze man den Inhalt nicht selbst auf, sonst zerreiſst ihn der, welcher ihn unterschreiben soll.

Auch ist es nicht übel, sich zu Zeiten eines wirklichern Bestallungsbriefs zu erinnern, (dessen an die Natur,) während man an der Bekräftigung des erstern arbeitet. Mancher ist dann so glücklich zu vergessen, daſs er den ersten in der Tasche trägt.

439. Was in den Vorzimmern eines Groſsen gemein klingt, lautet oft edel und erhaben in seinem Kabinet, wenn er es selbst sagt, und das eben den Leuten, die es den Augenblick vorher als gemein angehört haben. Warum nicht? Wenn eben der Mann aus einem erbärmlichen Wichte einen bedeutenden Mann machen kann, warum soll er nicht einen gemeinen Gedanken adeln können?

440. Welch ein Geist muſs das gewesen seyn, der die Mythe der neun Musen erfunden hat? Wäre einem Manne unserer Zeit, einem schönen Geist, oder auch einem Philosophen so etwas in den Sinn

gekommen, ich wette, er hätte nur Eine Muse, und zwar die seines Fachs erfunden oder aufgestellt. Welch ein Geist und Sinn, welch eine Zeit, welch ein Volk gehörten also dazu, um diese Dichtung hervorzubringen? Und war es nicht zugleich die erste Encyklopädie in dem leichtesten Gewande? Ich sehe diese neun Mädchen des griechischen Himmels, die das Göttliche uns so reizend darstellen, nie ohne einen innigen, geistigen Genuſs, wobey mich immer dünkt, meine Seele habe Fittige, wie die Psyche eben dieses Volks. Das einzige, was mich wieder auf die schwere Erde herunterzieht, ist die Mannsperson Apollo, die unter ihnen sitzt, oder ihnen vorsitzt. Da hier alle Erzeugung geistig vorgeht, was soll Er da? Mich an das Serail der Morgenländer erinnern? Er ist wirklich überflüssig und verkörpert das Göttliche um sich her, so weibisch zart man ihn auch ausstaffirt. Ich glaube zu meiner Zufriedenheit, der erste Erfinder hat nur die neun, das Himmlische oder Geistige auf Erden vorstellende Göttinnen erschaffen, und ein Gelehrterer im modernen Sinn diesen Präsidenten hinzugepfuscht. Brauchten die eines Vorsitzers oder Aufsehers, die selbst aus der göttlichen Quelle schöpften? Brauchten die durch ihn verbunden zu werden, die es schon durch ein Band waren, das in der unsichtbaren Welt für Geister gewebt ward?

441. Wie leicht Fürsten zum Ruhme der Groſsmuth gelangen, beweisen die einfältigen Lobsprüche, die man ihnen über die Errichtung der Invalidenhäuser macht. Ludwig XIV. lieſs sich nicht wenig darüber loben; das ist nun ganz natürlich, aber daſs er Lobredner dafür fand, ist weniger natürlich. Als wenn viele Menschlichkeit dazu gehörte, für Leute zu sorgen, die mehr für uns gethan haben, als sie für Vater und Mutter und für sich selbst gethan hätten, nehmlich sich krumm, lahm, gliederlos schieſsen zu lassen, und auch ohne dieſs ein Leben zu führen, das oft zum Vorschmack der Hölle dienen kann! Indessen wenn das Loben nöthig ist, und zu etwas Gutem hilft, so lobe man nur immer.

---

442. Wenn ich den Stock des menschlichen Denkens und Wissens betrachte, so deucht mich beynahe, der groſse Denker über uns hat Ursache damit zufrieden zu seyn, wie wir seine Mitgabe angewandt haben. So wie ich überhaupt zu glauben wage, daſs er zufriedener mit dem Menschen ist, als sich gewisse Leute, aus wohl bekannten Ursachen, — vielleicht nicht selbst einbilden, sondern uns einbilden machen wollen. Ihm miſsfällt es wahrscheinlich am meisten, wenn er sich bis zum Miſsfallen herabläſst, daſs man in seinem Nahmen toll, wahnsinnig, verfolgend und gewaltsam ist.

443. Ob die Menschen gleich sehr erhabene Ausdrücke zur Bezeichnung des unbegreiflichen Wesens auswendig gelernt haben, und sogar glauben, sie zu verstehen und richtig anzuwenden, so lassen sie dieses Wesen doch immer noch so menschlich erbärmlich handeln, als sie selbst handeln; ihre Götter sind und bleiben die homerischen und die jüdischen, und sind nur dem Nahmen nach von diesen verschieden.

444. Nehmt aus der Sprache zwey Wörter, die wir beyde nicht begreifen, und auch dem Menschen die Erinnerung daran, — Gott und Natur — so stürzt alles zusammen, was wir begreifen; unser Wachen selbst wird zum Träumen. Die Schöpfer dieser Wörter haben erst die Träumenden zum wirklichen Erwachen gebracht, da sie denselben zwey Laute zuriefen, welche die Seele, ohne sie zu erkennen, zu Wesen schuf, an die sich die Phantasie der Träumenden knüpfen lieſs.

445. Wer das Gold als Gold liebt, der ist sein Sklave; wer es aber als bloſses Werkzeug zu seinen Absichten gebraucht, der sucht Andere zu seinen Sklaven zu machen und macht sie auch wirklich dazu.

446. Wenn die Staatsbürger, oder um es teutsch zu nennen, die Unterthanen alle vernünftige, gescheidte Leute wären, so würden sie alle ehrlich seyn, und ihre Ehrlichkeit würde sich gewiſs besser für sie selbst verzinsen, als etwa ihre Schlechtigkeit. Denn es könnte die groſse Folge haben, daſs die, welche sie in dem Nahmen eines Andern beherrschen, selbst vernünftige, gescheidte Leute werden muſsten. Ich sage dieſs nur darum, damit doch auch die Unterthanen ihren Antheil für sich herausnehmen, wenn sie mit den Klagen über genannte Leute gar zu laut werden.

447. Keiner ist fertiger im Borgen, als der, welcher einem Andern die Bezahlung als Erbschaft hinterlassen kann, der also für seine Person keinen Wechsel unterschreibt, und das Wechselrecht nicht zu fürchten hat. Das sehen wir an der groſsen Fertigkeit der Staatsschuldenmacher. Der Debitor ist ein philosophisches Abstraktum; man bürdet [illegible] alles auf, was die Noth erfordert, um seinen Satz zu beweisen. Der Kreditor selbst muſs an alle Jenem angedichtete Eigenschaften glauben, und wäre er auch von keiner einzigen überzeugt.

448. Wenn uns ein Bewunderer der Alten mit ihrer klassischen Litteratur demüthigen will, so kön-

Weſentlicherm niederschlagen: mit unserer Staatswissenschaft. Gegen diese sind jene Klassiker nur Kinder, da wir überklassisch darin geworden sind. Sie ist zugleich die Wissenschaft, die wir den Europäischen Fürsten ganz allein verdanken, denn ohne sie hätten wir wahrscheinlich ihre gegenwärtige Vollkommenheit nie erreicht. Daraus ist auch zu sehen, was Fürsten und Staatsbeamte für die Wissenschaften thun können, wenn sie sich's ernstlich angelegen seyn lassen.

449. Wer nur Schlechtes von den Menschen zu sagen weiſs, der ist wenigstens in so fern ehrlich, daſs er uns zeigt, er rede nur nach Beobachtungen an sich selbst.

450. In der Jugend ruft man sich zu Zeiten zu: „o daſs Du doch vernünftiger wärest!“ In reifern Jahren möchte man sich wohl manchmal zurufen: „o daſs Du doch noch glauben könntest!“

451. *Le Bourreau! il m'a fait avaler des couleuvres*, sagte doch der lebhaft fühlende Franzos, wenn ihn sein Fürst mit unverdienten Bitterkeiten kränkte. Ein Teutscher Hofkavalier sagt bey solcher Gelegenheit, wenn er noch etwas zu sagen

gestimmt;“ oder: „Seine Durchlaucht geruhen heute nicht, bey guter Laune zu seyn.“

452. Wenn die Zeit der völligen möglichen Kraft des physischen Lebens auch die des moralischen wäre, das heiſst, wenn wir im frischen muthigen Alter auch schon unsre mögliche moralische Ausbildung haben könnten, was würde uns in reifern Jahren das Hinschwinden und den Verlust der erstern ersetzen und uns darüber trösten? Wahr ist es, die Welt würde eine ganz andre Gestalt haben, aber ich zweifle, daſs sie gefälliger und ruhiger wäre. Des Lermens und der verwegnen Wagstücke würden gewiſs noch mehr seyn.

453. Die orientalischen Metaphern, Hyperbeln und Bilder, die wir in der frühsten Jugend, als ersten Unterricht, in den Grundbüchern der Religion lesen, sind es, die die Köpfe der Meisten so verwirren, exaltiren und verzerren, daſs sie späterhin der nordische, kältere Sinn selbst nicht mehr heilen kann. Das heiſst doch eine Pflanze aus ihrem vaterländischen Boden reiſsen, auf einen fremden werfen, ohne sich zu bekümmern, ob sie zu Unkraut ausschlage. Fragt nur Einen darüber, in dessen Kopf die klassische Litteratur nicht etwas aufgeräumt hat.

454. Wenn das Glück einen groſsen Mann verläſst, oder die Menschen durch zu lange Dauer zu sehr ermüdet, so sind seine Bewunderer nicht damit zufrieden, seine Fehler auf allen Straſsen auszuschreyen, sie dichten ihm auch Gebrechen und Laster an, und finden Gläubige in jedem Horchenden.

455. Der Lastträger ruft aufwärts: Hilf mir! daſs heiſst: trage meine Last! Der Feige ruft: steh' mir in Gefahr bey! das heiſst: fechte für mich! Die Unglückliche, die im Mondschein herumirrt, um ihr täglich Brod zu suchen, sieht auch schüchtern aufwärts, sagt wohl noch: Du nährst den Sperling! Der Faule, Unthätige sitzt still, und hofft, der Himmel werde für ihn thätig seyn. Zu diesen sagte schon Demosthenes: aber ihr sitzet da still und unthätig, ohne daran zu denken, daſs der Träge nicht einmal seinen Freunden zumuthen darf, etwas für ihn zu thun, geschweige denn den Göttern.

456. Von einem bedeutenden und kühnen Mann, der seine Gesellschaft aus H***, Spielern, Säufern, Verschwendern, Schuldenmachern, Possenreiſsern, Tagdieben und Glücksjägern zusammensetzt, und den saubern Schweif überall nach sich zieht, könnte man sagen: er rekrutirt sich seine Armee vor der Hand, auf gewisse Fälle.

457. Wenn der Philosoph Plato aus dem guten Sokrates so oft einen Schwätzer machte, ist es denn wohl ein Wunder, daſs mancher Geschichtschreiber und die meisten dramatisch-historische Romanenschreiber aus den groſsen Männern alter und neuer Zeit erbärmliche Wichte machen? Plato brauchte einen Schwätzer, um ihm seine Grillen aufzuheften, diese Geschicht- und Romanenschreiber einen groſsen Nahmen, um uns das Maſs ihres eignen Geistes darzureichen. Hat der witzige Aristophanes die Werke Platos gelesen, bevor er sein Lustspiel: die Wolken schrieb, so wundre ich mich nicht, daſs er es geschrieben hat, ich hätte es bey Lesung des Plato oft selber schreiben mögen. Die Dichter, die so viel vom Plato reden, müſsten ihn lesen, um sich für immer von dem Kitzel zu heilen, als philosophische Forscher vor uns gedruckt aufzutreten. Wenn ich mich aber an den Grillen Platos ärgere, die uns sein Sokrates gar katechisiren muſs, so bewundere ich um so mehr sein Weises, Groſses, Herrliches, Erhabenes, das er uns hinterlassen hat, und weiſs recht gut, das Achte, Ernst-philosophische von den sophistischen Spielereyen zu unterscheiden.

458. Vor der Erfindung der Buchdruckerey waren die Wissenschaften bloſs eine Sache der Optimaten und der Reichen, ihre Bekenner machten folglich einen aristokratischen Staat aus. Nach der

twicklung derselben neigte sich diese Staatsverfaſsung immer mehr zu einer Republik. Jetzt scheint sie ganz eine Demokratie geworden zu seyn, und wenn sie etwas von dem Nachtheiligen der Demokratien hat, so hat sie auch all ihr Gutes. Der letzte im Volke darf hier reden und predigen, wenn er Zuhörer findet, und jeder genieſst das Recht seiner Souverainität, weil die Ausübung derselben keinem Einzelnen vorzugsweis verstattet wird. So herrscht Gleichheit in dem Geisterreich — dem Stande nach; was nichts taugt, geht unter; dieſs ist das herrschende Gesetz. Das Wahre, Nützliche, Groſse, Erhabene ist wahr, nützlich, groſs, erhaben, es sage und dichte es der Bauer oder der Edelmann. Daſs nur die wirklichen Optimaten und Aristokraten sich über die Allgemeinheit der Wissenschaften beklagen, begreife ich wohl; es wäre doch angenehm, so ausgezeichnet an Geistesbildung, über der Menge hervorzuragen, wie man durch Macht und Reichthum hervorragt — ich übergehe die andern Vortheile. Aber daſs Gelehrte selbst diese Allgemeinheit zu Zeiten so vornehm beklagen, das könnte einen wundern, wenn man des Thörichten bey denen nicht so vieles fände, wo man es am wenigsten suchen sollte. Das Geisterreich ist unermeſslich, unendlich, wir haben Alle Platz darin, und, merkt es wohl! es drückt auf das politische und zieht es nach.

459. Zwey Männer, von denen der Eine alle Handlungen seines Lebens nach seinen Träumen einrichten wollte, der Andere dasselbe nach den Prinzipien der neuen Philosophie thäte, würden nach einigen wiederholten Versuchen in einem gewissen Hause zusammentreffen, wo man die Leute einzusperren pflegt, die sich und Andern zu beschwerlich sind.

460. Wären die Menschen so schlimm, als sie Mancher denkt und mahlt, so lieſse sich gar nicht mit ihnen leben; wären sie so gut, als sie Mancher haben will, so bliebe das Leben selbst stehen. So segeln oder laviren wir in der Mitte, wenn auch nicht mit Vertrauen, doch mit dem Schein davon, die Andern thun dasselbe gegen uns, und das Leben geht.

461. Wenn die Groſsen einen gemeinen Mann beym Aufruhr unterstützen, und ihn dazu reizen, so geschieht es darum, um gröſser über den Einzigen Groſsen zu werden. Sie lassen dann den Kleinen die Ketten los, verhüllen eine Zeitlang die Schmiede, wo man sie verfertiget, unterhalten aber sorgfältig das Feuer in der Esse; der Hammer und der Ambos ruhen nur aus. So steht der groſse Adel in der Geschichte, wenn vom Aufruhr und dem Haupt desselben die Rede ist.

462. Man sagt immer zu jungen und auch zu erwachsenen Leuten, sie sollten sich gute, groſse, berühmte Männer zum Muster vorstellen. Die Lehre ist gut und leicht gegeben. Wenn sie aber selbst kein Muster in sich gefunden haben und finden können, wohin sollen sie das fremde stellen? Um das Gute, Groſse sich vorzustellen, muſs man es doch fühlen und denken können. Nachäffen kann es wohl mancher Bube, wenn er noch den Cornelius Nepos liest. Wo keine Quelle liegt, mag man immer mit der Wünschelruthe den Boden berühren, und wenn das Erinnern an gute, groſse Männer, auch solche Männer hervorbringen könnte, was hätte nicht Plutarch aus der Welt gemacht? Das wahrhaft Gute und wahrhaft Groſse weckt sich selber auf — es ist da und steht auf eignem festem Grund. Verkennt sich ein solcher Mann und läuft fremden Mustern nach, so nimmt er Schattirungen an, schiebt sich fremde Bewegungsgründe unter, beurtheilt seine Lage falsch, bringt gewöhnlich etwas ganz Anders hervor, als er hervorgebracht hätte, vertauscht eignen Werth für fremden und setzt noch obendrein den seinigen Gefahren aus.

Also soll man es ganz unterlassen? Das sage ich nicht. Aber so wie nichts angenehmer für unsern Geist und Herz ist, als auf einen groſsen und guten Mann zu deuten, so ist auch nichts bedenklicher, besonders wenn man es für einen Andern thun, wenn man ihm den rechten Punkt andeuten und die Empfänglichkeit dafür in ihm erwecken will. Die

Finger dazu hat jeder an der Hand; aber den Geist, der den Geist des groſsen und guten Mannes dem Geiste des andern darstellen will! — Gespenster, Zerrbilder groſser Männer des Alterthums und der neuern Zeit, sieht man in allen Schulen — und in den Schulen nicht allein. Man bannt sie auch in den historischen Romanen für das erwachsene Publikum, und leyert ihnen noch ein Lied dazu.

463. Von allen groſsen auſserordentlichen Menschen, um nur menschlich zu reden, die je gelebt haben, ist Christus der Verkannteste. Miſskannt und miſsverstanden von seinen Feinden, miſskannt und miſsverstanden von seinen Schülern, von seinen Freunden, Verehrern, die ihm Macht, Ehre, Glück und den täglichen Unterhalt verdanken: so lebte, starb er und so ist er's noch. Jeder deutet und zeigt auf ihn hin, von dem Pabste bis auf den letzten, ärmsten Dorfpfarrer; aber wer in seinem Geiste? Und haben ihn seine Verehrer nicht in Jedem gekreuzigt, den sie aus heiligem Eifer in seinem Nahmen schlachteten? Thun sie es durch Verfolgung da, wo sie es können, nicht noch täglich?

Nur wenige Weise erkennen ihn und schweigen, weil die Juden, die ihn kreuzigten, nicht mit mehr Blindheit geschlagen waren, als die meisten auf seinen Nahmen getauften Christen.

464. Wer den Groſsen und den Staatsbeamten überhaupt durchaus und in Allem Konsequenz wünscht, der spricht den Völkern das politische Todesurtheil. Nur die Inkonsequenzen sind es, die jene wieder etwas in die Gewalt des Volks bringen. Freylich muſs das Volk die Inkonsequenzen meistens mit Gut und Blut bezahlen, auf der Konsequenz aber stände ein ganz anderer Preis. So gleicht sich das Widersprechendste in dieser Welt aus, und nur Der wundert sich darüber, der alles aus Einem Grundsatz leitet.

465. Wenn man eine Hofintrigue neben einer wichtigen Staatssache herlaufen sieht, sie gehe nun auf die Personen, die das Geschäft betreiben sollen, die Sache selbst, oder auf beyde, so kann man mit Sicherheit voraussagen, daſs entweder die Sache ganz fallen, oder in einer ganz andern Gestalt erscheinen werde, als man zur Absicht hatte. Die angewiesenen Personen müssen sie nun, um sich zu erhalten, selbst verdächtig machen, oder da sie sich durch die Intriguanten zur Intrigue getrieben fühlen, die Intrigue auf Kosten des Geschäfts zur Hauptsache machen. Man wird hier auf die zwey Prinzipien der moralischen Welt, wo sich nicht das Böse nach dem Guten, sondern das Gute nach dem Bösen zu modifiziren scheint, so zu sagen, mit der Nase gestoſsen. Aber was thut der Fürst dabey? Wie ist ihm zu Muthe? Ist er ein Mann, so zer-

haut er den Knoten. — Ist er es nicht, so hat ihn die Intrigue, ohne daſs er es ahndet, zu ihrem Haupte gemacht. Hat er durch lange Erfahrung die Philosophie der Gleichgültigkeit erworben, die den Schwachen, dem es nicht an Verstand fehlt, sehr bald beschleicht, so denkt er, sie wollen es so, es ist ihre und nicht meine Sache. Ludwig XV. zog sich, wie bekannt, mit diesem Spruch aus jeder Verlegenheit.

466. Es gibt Staaten auf dieser Welt, und hat ihrer immer gegeben, wo das Gute wirklich zu Zeiten durch Zufall, wohl auch durch Noth geschieht. Diese Staaten verdanken also ihre Dauer nur diesem Zufall und dieser Noth, doch ohne ihnen zu danken. Das Volk allein glaubt, das Ding sey doch noch da, der Wille dazu habe sich ja gezeigt; und so faſst es im seligen Glauben neue Hoffnung.

467. Wenn mancher Staatsmann so viel Geist, Kraft und Zeit zum Besten des Staats anwendete, als er sich gezwungen glaubt, zur Erhaltung auf seinem Posten anwenden zu müssen, so könnte es ihm oft gelingen, einen festen Grund zur Erhaltung seines Postens zu legen. Aber wozu wird es ihm helfen, wenn die Erfahrung ihm gezeigt hat, daſs bey dem Fürsten, dem er dient, die Intriguen mehr ausrichten, als dem Staate geleistete Dienste? daſs

er doch später oder früher fallen muſs, machte er auch immer des Staats Beste allein zum Beweggrund seiner Handlungen? Ich würde antworten: und gleichwohl stöſst ihn die Klugheit selbst auf diese politische Regel, denn es wäre doch möglich, daſs so etwas ganz Neues auch auf einen solchen Fürsten wirkte, wenn man schonend, gelinde und doch mit Kraft verführe; aber da gewöhnlich die Gegenwart für solche Leute alles ist, und sie dieselbe so eilend zu benutzen wissen, als man sie dazu treibt, so würd' ich etwas Vergebliches mehr gesagt haben.

Zur weitern Erläuterung führe ich indessen nur die Antwort eines gewissen Staatsmanns an einen gewissen Fürsten an, der ihn beym Abschied, für gewisse allzu starke und allzu kühne Erhaltungskniffe mit Vorwürfen, in sehr bittern Ausdrücken, beehrte. Der Staatsmann hörte sie gelassen an, und sagte dann nach geziemender Verbeugung: Könnten Ew. Durchlaucht ein Fürst ohne Hof seyn, oder Ihre Angehörigen, nebst Ihrer Durchlauchtigen Gemahlin, andern gewissen Damen und allen ihren und dieser Angehörigen, so in Ordnung halten, wie ich meine Angehörigen und meine Frau nebst ihren Angehörigen in Ordnung halte, so hätt' auch ich ein rechtschaffener, gerader, ehrlicher Mann seyn können. Versuchen Sie es mit einem andern, und wenn er Ihnen nicht in Jahr und Tag dasselbe sagt, so denkt er es doch gewiſs.

468. Ein gewisser Fürst, der gewöhnlich aus Vorliebe, Grille, Gunst oder auf Empfehlung eines Begünstigten, seine Staatsbeamten anstellte, antwortete bey jeder Erinnerung, die ihm einer seiner nächsten Verwandten machte: der Mann habe nicht die Fähigkeiten und Kenntnisse zu diesem Platze: — „Was er nicht weiſs, wird er unter mir lernen.“ Er hätte immer hinzusetzen können: Ich bezahle ja das Lehrgeld nicht.

---

469. Zum Glück der politischen Welt, wenn sie in Ruhe ist, und zu ihrem Unglück in aufrührischer Bewegung, hat die Natur sehr wenige Menschen mit den seltenen Fähigkeiten und Geisteskräften ausgestattet, die zum Haupt einer Parthey gehören. Die Französische Revolution selbst, die so vieles Auſserordentliche hervorgebracht, kann diesen seltenen Charakter nicht zeigen. Um ihn zu beschreiben, muſs man die groſse Liste der menschlichen Schwächen ganz überspringen, und das Register aller Haupttugenden und Hauptlaster allein aufzeichnen, so tritt aus dem Gemische der Zerstörer und auch der Retter hervor.

---

470. Der Superfeine in der Politik liegt oft schon in dem Netze von gröbern Fäden, während er an dem seinigen für andre noch strickt. Der Feine wird von dem Gröbern, gerade, ehrlich, treu-

herzig Scheinenden überlistet, weil eben diese Grobheit und Geradheit dessen Feinheit ist.

471. Ich will, wenn ich über einen Mann urtheilen soll, nicht allein wissen, welche That er ausgeführt, sondern wie, und durch was für Mittel er sie ausgeführt hat. Dadurch kann eine kleine That zur groſsen, und eine groſse zur kleinen werden; auch sind oft bey der ersten mehr Schwierigkeiten, als bey der letzten zu überwinden. Also das Wie, Wodurch, Warum, die That, — und dann den Mann!

472. Es lieſse sich eine so artige als erbauliche Unterhaltung zwischen zween Männern dichten, worin der eine dem andern von dem Menschen und den Gefahren des menschlichen Lebens erzählte, ohne daſs er je starke Leidenschaften gefühlt hätte. Der andere könnte ihn zur Vergeltung von dem Meere und seinen Gefahren unterhalten, ob er gleich dasselbe nie befahren und gesehen hätte, und es bloſs aus Reisebeschreibungen kennte.

473. Hätte die Natur dem Menschen den Genuſs der physischen Liebe nur auf eine gewisse Periode des Jahrs, wie den Thieren, ertheilt, wodurch er also nicht Liebe, sondern nur Befriedigung eines

gewaltsamen Bedürfnisses geworden wäre, so fehlte uns gewiſs einer der stärksten und reizendsten Triebe zur gesellschaftlichen Ausbildung, — wenn anders die Gesellschaft dann noch entstanden wäre. Was wäre uns ein Weib, das uns die Natur das Jahr nur Einmal reizte? Was wären wir dem Weibe, dem sie uns nur Einmal zuführte? Höchstens würden wir die übrige Zeit zusammen grasen. Das Gefühl des Geschlechtstriebes, das, wenn es einmal rege wird, immer rege bleibt, und selbst im Alter nicht ganz ausstirbt, hat uns die Welt und die Natur verschönert; ihm danken wir die süſse Täuschung, aus ihm entsproſs das Gefühl der Liebe und der ihr verwandten Freundschaft. Es mischt sich in alle unsere geselligen Empfindungen, auch da, wo wir es nicht ahnden, und wenn es durch die Ehe die Gesellschaft geordnet hat und zusammenhält, so verdanken wir ihm auch den einzigen Reiz, der weder von Macht, Stand, Ansehn, noch Reichthum abhängt. Sobald dieser physische Trieb erwacht, entwickeln sich die schlafenden Fähigkeiten, — die wahre Einbildungskraft, das wahre Geistige, das moralische Selbst streben auswärts, lösen sich, möchte man sagen, von ihren Banden — knüpfen sich an andre Wesen an — werden, schaffen und genieſsen. — Hätte die Natur diesen Trieb auf Einen Zeitpunkt festgesetzt, so folgte Einschlafen aller dieser Kräfte, nach Befriedigung derselben, und wir ruhten nur von dem Sturme aus, bis er wiederum das Blut bewegte. Wie der Mensch der

Natur für dieſen Trieb, auf den sie so viel gegründet hat, dankt, beweist der Wahnsinn, womit ihre ungerathnen Söhne ihn zu verdammen wagten.

474. Wer es in der Welt so weit gebracht hat, daſs er, aus Liebe zum Guten und Gerechten und aus Haſs gegen das Schlechte und Gewaltthätige, gar nicht mehr in Hyperbeln spricht, der wird auch keine That mehr wagen, die höher, als die gewöhnliche Regel der Klugheit steht. Wenn man einen solchen Mann in der Noth zur Hülfe auffordert, so hat er schon durch Ton und Blick gesagt, was man von ihm erwarten muſs. Er spricht alsdann die bilderlose, reine Sprache, wodurch sich kalte Schriftsteller den Ruhm der Korrektheit erwerben.

475. Bevor man im bürgerlichen Leben über die Leute abspricht, die man Überspannte betitelt, (deren Zahl, im Sinn, wie ich sie nehme, gar klein ist) sollte man sich genau untersuchen, ob man nicht selbst allzu sehr herabgespannt, oder allzu klug sey. Wir finden im July und August die Sonne oft zu heiſs, und meynen, es sey auch mit weniger genug; aber eben diese Hitze treibt die Früchte zur rechten Zeit zur Reife: so bringt eine gewisse Überspannung in der moralischen Welt oft Früchte hervor, die nie erschienen wären, deren Keim wir gar nicht geahndet hätten. Da aber dieses

Wort auch einen Narren bezeichnet, so sage ich nur, daſs solche Leute wohl Narren in den Augen sehr kluger Männer seyn können, daſs aber wahrscheinlich die Klugen selbst, wenn solche Narren auf einmal ganz verschwänden, die Narren von Männern werden könnten, die noch etwas mehr als klug sind.

Da man gern über solche Märtyrer, zum Besten der Gesellschaft herfällt, so sage ich noch, daſs allzu scharfer Tadel gewisser Kraftäuſserungen im Menschen das Menschengeschlecht selbst beeinträchtiget, und daſs die Allzuklugen bey ihrem Tadel ein wenig an sich selbst denken sollten.

---

476. Es ist ein groſses Übel, daſs das Streben nach Macht und Reichthum, die Menschen auf dem Wege zu ihnen, oft so verdirbt, daſs man voraussagen kann: gelangen sie zu ihrem Zweck, so werden sie dieselben gewiſs miſsbrauchen. Sie geben gewöhnlich eben das von ihrem eignen Stock im Voraus aus, was zum rechten Gebrauch das Nöthigste und Beste wäre. Was sie aber dafür gegeben haben, kann man, da der eigene Stock des Menschen aus vielerley besteht, nur dann erfahren, wenn sie es uns praktisch zeigen. Entweder haben sie die Theorie schon auf dem Wege erlernt, was dann ihr Geheimniſs bleibt, oder die Theorie entwickelt sich aus der Praktik selbst.

477. Es ist wenigstens ein gewagter Schluſs, den Menschen nach seiner Hauptleidenschaft, die er selten verbirgt oder verbergen kann, beurtheilen zu wollen. Die Mittel, welche er zu ihrer Befriedigung anwendet, geben den Schlüssel zu dem Werth seines Herzens und seines Verstandes; aber diese zeigt er nicht, die muſs man ihm ablauern, abstehlen, abgraben, oder sonst suchen, wie man dazu kommt.

478. Die Vernunft mag noch so stolz und anmaſsend seyn, alles was sie denkt, allen Stoff, den sie verarbeitet, verdankt sie doch dem Herzen, den Sinnen und der Einbildungskraft. Zur Vergeltung hat sie das Spiel *a priori* ersonnen, und sucht sich in das Eroberte als Eigenthum zu setzen.

479. Da wir in der Sinnenwelt alles durch Täuschung oder einen wohlthätigen, für uns eigentlich gewebten Flor sehen, so scheint uns dadurch die Natur auf die Täuschung in der geistigen oder Verstandeswelt vorbereitet zu haben. Wir sind mit der ersten Täuschung so zufrieden, weil wir den Vortheil davon täglich einsehen, daſs man keine Klagen darüber hört. Warum sind wir es nicht mit der zweyten, die uns wohl noch nöthiger ist? — Weil die Zufriedenheit hier wahrscheinlich nicht zweck-

mäſsig war, weil das, was sie in ihren Schleier hüllt, die Aufgabe unsers Lebens ist.

480. Warum treten heute keine Männer, wie Mesmer, Gaſsner, Lavater auf? Ist dieses Geschlecht ganz ausgestorben? oder fühlen Männer dieses Geistes, daſs Thorheit und Schwärmerey nicht an der Tages-Ordnung sind? Ach nein, sie fühlen, was wir täglich sehen; die Philosophen haben sich ihres Eigenthums bemächtigt, schwärmen durch die Vernunft, und um es recht zu können, tödteten sie die Einbildungskraft und schufen aus ihrem eiskalten Leichnam die Einbildung.

481. Auf Voltaire schimpfen wir schon lange. Newton ist uns nun auch der Mann nicht mehr. An Büffon und Bailly haben wir gar vieles auszusetzen. Mit Locke und Condillac ist es abgethan. Montesquieu ist zu weit zurück. Rousseau ist kein Philosoph. Diderot und Raynal sind Phrasenmacher, Deklamateurs. Gibbon, Robertson, Hume hätten es wohl besser machen können. Mit La Place wird es auch nicht dauern — so sagen und urtheilen groſse und berühmte, kleine und unberühmte Männer im Teutschen Vaterlande. Was für groſse Männer müssen wir also im Vaterlande haben, da man uns über die genannten so belehrt? Da diese denen so wenig gnugen, die uns so eines Bessern belehren? — Also

dürfte man die Fehler groſser Männer nicht aufdekken? In der Art, sie aufzudecken, liegt die Sache; denn wenn man so schulmeisterlich meistert, muſs man es besser machen können.

482. Mercier hat sich nach Frankreich verirrt; nach vielen seiner Werke, alten und neuen Dramen, Moralien und Erzählungen zu urtheilen, war er wirklich zum Autor für das groſse Teutsche Publikum bestimmt. Auch hat er in Teutschland ein gröſseres Publikum, als in dem Vaterlande, in das er sich verirrt hat.

483. Ich hatte ehemahls wohl den Tacitus in Verdacht, er übertreibe ein wenig aus tiefem Gefühl und Haſs gegen gewisse Dinge, was einem Geiste, wie der seinige, leicht widerfahren konnte, und auch wohl verzeihlich wäre. Seitdem aber das Schicksal gewollt hat, daſs ich die Kommentare zu seinen Werken lebendig aufführen und vor meinem Geist vorüber gehen sehen sollte, finde ich seine düstern Farben zu Zeiten selbst nicht düster genug. Wohl dem, der nur von solchen Dingen liest, und den Römer als Antiquar und Philolog kommentirt.

484. Ich kann es wohl begreifen, wie ein Mann, der von seinen Einkünften lebt, sonst artig oder lie-

benswürdig ist, und weiter keine Ansprüche macht, ohne Feinde leben kann; wie dieses aber einem Staatsbeamten, von welchem Range er sey, der streng auf Pflicht und Gewissen hält, gelingen könnte, das begreif' ich nicht und möcht' es gern erfahren. Bisher schloſs ich, wenn ich auch den Mann nicht kannte, aus dem Ton, den Klagen, den Vorwürfen, der Art der Beschuldigungen, den Feinden eines solchen Mannes, auf den Mann — auf sein Gegenstück aber aus dem Lobe, der Aufzählung und der Art der seinen Freunden geleisteten Dienste, und habe mich noch nicht betrogen. Ich komme mit der einfältigen ersten Regel der Rechenkunst aus: so viele Feinde gewisser Art, so viele strenge Pflichterfüllungen; so viele Freunde gewisser Art, so vieles Vorbeyschleichen an denselben. Die Feinde oder Freunde, die der Mensch, und nicht der Beamte sich macht, diese streicht die Billigkeit.

485. Das Empfehlen zu Posten und Ämtern, von dessen Beamten an - und untereinander, ist eine immer dauernde, immer wirkende Staatsverschwörung gegen eben den Staat, dem sie vorstehen; und was das Sonderbarste ist, ohne daſs sich die Verschwornen für Verschworne und folglich für Staatsverbrecher halten. Vielleicht wollen sie hiermit zeigen, daſs sie doch in Einem Punkt aus gutmüthiger Einfalt des Herzens handeln

486. Hat man lange gelebt und beobachtet, so freut man sich wohl noch herzlich, wenn man erfährt, daſs ein Fürst einen guten Gedanken faſst; aber zum Enthusiasmus läſst man es so leicht nicht mehr kommen. Man freut sich nur im Stillen, und wartet weislich ab, was die Männer aus dem Gedanken machen, durch die er verarbeitet in der Wirklichkeit auftreten soll.

487. Zu Allem ist Zeit vorhanden; aber zu nichts mehr, als zum Enthusiasmus in dieser politisch-kultivirten, philosophischen Welt. Der Ekel, den öftere Täuschung dieser Art verursacht, theilt sich einem Theil unsers Wesens mit, auf welchen stärkende Magentropfen gar nicht wirken können. Wollt Ihr sehen, ob Einem dieser Fehler bleiben wird, so beobachtet ihn nur, wenn ihm nach der Begeisterung die kalte, strenge Wahrheit des Ausgangs der Sache, die ihn begeisterte, erscheint. Hängt er die Flügel, tadelt er sich strenge, spricht er von Vorsicht auf die Zukunft, thut ihm die Täuschung um seinet-, nicht um der Sache willen weh, so schlieſst nur sicher: Der wird bald ein kluger Mann, Er hat den Fehler nur im Kopfe. Steht aber der Mann mit strengem, auch wohl finsterm Blick vor eben dieser kalten Wahrheit, sieht er sie entschlossen, auch wohl mit Unwillen an, ärgert er sich, wie Einer, der an sich nicht denkt, empfiehlt er sich ihr endlich als ein Mann, den so etwas

wohl grimmig, aber nicht irre machen kann, so sagt nur immer: Der Fehler wird ihm bleiben, er sitzt ihm tief. Und daraus wird nun endlich der weise Mann, von dem ich oben sprach.

488. Den Alten verzeiht man vieles, die Natur nimmt ihnen zu viel ab; was ich ihnen aber nicht verzeihen kann, ist, daſs sie die jungen Leute gar zu früh altklug machen wollen. Höre ich einen solchen Praktikus mit grauem oder weiſsem Kopfe, mit selbstgefälliger Geschwätzigkeit, einem Jüngling die rechten Lehren zum Glückmachen in der Welt ertheilen, und sich als Beyspiel dazu aufstellen, so deucht mich immer, ich höre eine alte Kupplerin, die ein unreifes Mädchen zu etwas Gewissem beschwatzen will, wovon das Mädchen gar nichts weiſs, weil die Natur darüber noch kein Wort zu ihm gesprochen hat.

489. Fürsten, die nur gute Nachrichten hören wollen, und denen die Diener die schlechten verschweigen müssen, um nicht verhaſst zu werden, (bis das Schweigen für beyde Theile gar zu gefährlich wird,) vergessen wenigstens das Patent, das sie von Gott zu ihrem Fürstenthum und Fürstenwesen auf die Welt gebracht haben wollen. Sie sollten doch bedenken, wie viele schlechte Nachrichten ihr Oberherr von uns und auch von ihnen selbst

erhält — (auch den gemeldeten Umstand könnten sie dazu rechnen) bis eine einzige gute zu ihm gelangt; wie lange das nun schon währt und was er noch an den wenigen seltenen guten Nachrichten auszusetzen finden mag.

490. Die Geduld, welche gewöhnlich in den Geschäften des Staats einer mit dem andern hat, kann alles seyn: Berechnung auf das gleiche Betragen, Bewuſstseyn eines Fehlers oder Mangels, Anerkennen einer allgemeinen Schwäche des Menschengeschlechts, Verlangen, sich beliebt zu machen, Schwäche des Kopfs und des Herzens unter dem Nahmen der Güte und Nachsicht, Furcht — alles, was man will — nur Tugend kann sie niemals seyn und heiſsen: denn sie wird immer zum Nachtheil des Dienstes und der zu betreibenden Sache ausgeübt. Es gibt sogar der Fälle viele, wo man sie Staatsverbrechen nennen möchte.

491. Der Mann, der zum erstenmal das Wort Tugend klar dachte, und warm aussprach, hat dem Menschen das Diplom des Adels ausgestellt und das rechte Wort dazu gefunden. Die *Roturiers* dieser Art mögen nun machen was sie wollen, das Diplom werden sie wenigstens nicht zerreiſsen, denn die Bewachung des Archivs, wo es verwahrt liegt, wird ihnen nie vertraut werden, so sehr sie sich

auch darum bemühen mögen. Die Fürsten haben dieses Diplom politisch nachgestochen; das konnten und muſsten sie als Fürsten, es bewährt sich aber für uns nur durch jenes ächte.

492. Die Sprache konnte wohl dem Menschen in der gesellschaftlichen Verbindung kommen, aber die Rede dem Auge und dem Verstande durch ein Alphabet zu versinnlichen, dieses scheint dem Nachsinnenden Götterwerk. Da es aber gewiſs, wie jede andre Entwickelung unserer Geistesfähigkeiten, Menschenwerk ist, so beweist es doch, daſs der Mensch wirklich mehr ist, als ihm selbst mancher gute Kopf heute zugestehen will. Der Mensch hat in dieser Art wirklich so viel Göttliches ausgeführt, daſs mich die Vergötterung seines Gleichen gar nicht wundert. Damit aber das Göttliche um so schöner aus dem Dunkel herausstrahle, muſste und konnte das Teuflische und das Verteufeln Anderer auch nicht fehlen.

493. Alle wohldenkende, um die Menschheit besorgte Schriftsteller sollten die Propheten, religiöser und politischer Art, zu einem Gegenstande besonderer Aufmerksamkeit machen, denn alles, was sie gegen solche Thoren thun, ist eine Wohlthat für die gegenwärtigen und künftigen Geschlechter. Der unwissende Weissager Ziehen ist schon lange gestorben, und gleichwohl könnte ich nur von einigen

Jahren her, den authentischen Fall erzählen, daſs eine seiner Wahrsagungen, von einem kühnen und gefährlichen Geist, zur rechten Zeit, am rechten Ort gebraucht, einen so entscheidenden Einfluſs auf eine gewisse Weltbegebenheit gehabt hat, daſs dem Leser, wenn ich jetzt deutlich reden möchte, das Herz ächzen würde, und wär' er ein Mann von Humor, so würde ihm das Lächeln gewisser Art, womit man die Götter des Thuns der Menschen wegen höhnt, auch nicht ausbleiben. Die Weissagung reizte nicht allein zur That, sie unterstützte auch dabey; die Folge war freylich, wie die Folge aller dieser Thorheiten; aber die dafür bezahlten? die dadurch litten? So ein Thor begeht Verbrechen an der Menschheit, wenn er schon Staub geworden ist. Darum, nieder mit solchen gefährlichen, stolzen Narren, die die Gottheit lästern, indem sie glauben, sie habe ihnen, den elenden Wichten, den Vorhang vor ihren Geheimnissen weggezogen! Ins Narrenhospital mit ihnen, und auch dort in eine einsame Kammer, damit sie allein Narren bleiben! Für den Spott sind sie zu schlecht, und er hat noch keinen geheilt.

---

494. Sey Freund als ob Du Feind werden könntest, und Feind als ob Du Freund werden könntest! ist eine von den klugen Vergiftungsregeln, die eben so abscheulich, als durch die Erfahrung praktisch nützlich sind. Wer sie aber abscheulich findet, dem helfen sie zu nichts, die andern befolgen

sie, wenn sie dieselbe noch nicht kennen. Sie kennen nur Einen Freund, und dieser nahe Freund hat nicht allein mehr Augen, als das Ungeheuer der Fabel, welchem Jupiters eifersüchtige Gemahlin die Nebenbuhlerin zur Aufsicht übergab, er ist auch seiner Pflicht so getreu, daſs selbst die süſseste Musik der Flöte Merkurs, und käm' noch Apollo mit seiner Laute hinzu, seine hundert und mehr Augen nicht zum Schlummer zu bringen vermöchten.

495. Noch ein kleiner Vergiftungsspruch: Schmeicheleyen kosten nichts! wahr! wenn man seinen und Anderer moralischen Werth für Nichts rechnet.

496. Wer die Tugend zu sehr als ein Abstraktum, oder als ein volles, rundes, schweres Ganze ansieht, und mit dieser steifen, strengen Anschauung thätig in der Welt seyn will, der setzt sich zweyerley Gefahren aus: entweder daſs sie ihm mit ihrem Gewicht so schwer wird, daſs er sich darunter nicht bewegen kann, und die Andern durch den Anblick seiner Last niederdrückt, oder daſs er, um sich die Last leichter zu machen, an gedachtem Ganzen so lange vereinzelt, zergliedert und verkleinert, bis sich aus den Trümmern gar nichts mehr zusammensetzen läſst. Um auf seinem Schwerpunkt zu stehen, bedarf man keiner Rüstung, auch die leichte, sanfte Gestalt einer Grazie ruht darauf.

Ein

Ein tugendhafter Mann kann sich gar so leicht bewegen, daſs ihm der Zuschauer nur im Augenblick des Bedürfnisses und der Noth ansieht, er sey unter seinem Gewande bewaffnet.

---

497. Neue Menschen wirken auf keinen Menschen mehr und über das rechte Maſs, als auf die Fürsten. Die alten, die sie täglich sehen, kennen sie in Beziehung auf sich schon auswendig, und keiner von diesen kann mehr eine lebhafte Empfindung in ihnen erwecken. Nur ein neuer Ankömmling vermag es noch. Da nun Fürsten doch auch empfinden wollen, weil dem Menschen das Empfinden wirklich einige angenehme Minuten machen kann, so ist für den neuen Ankömmling nichts gefährlicher, als diese plötzliche Aufwallung der Freude, des Vergnügens, der Hoffnung, der Versprechungen und Einladungen. Es ist das Wetterleuchten eines Enthusiasten, für den der Enthusiasmus gar nicht gemacht ist, weil der Enthusiasmus es für ihn nicht ist, weil er für ihn weder geboren noch erzogen werden soll. Vergiſst dieses nun der neue Ankömmling in der Bezauberung — oder hat er noch nicht die Erfahrung gemacht, ahnden oder wissen zu können, wem eigentlich diese Aufwallung zuzuschreiben sey, — schreibt er sie wirklich seinem empfehlenden Auſsern und dem Anerkennen seines innern Werths zu, so wird er bey der zweyten, dritten Aufwartung in seinem Traum ein wenig irre werden, und bey den

folgenden vermuthlich ganz daraus erwachen. Und dieſs ist für den Fürsten und den neuen Ankömmling gut. Dem ersten nützt nicht, was man gemeiniglich *Engouement* nennt, und der zweyte bezahlt es gewöhnlich über seinen Werth.

498. Wer an einem groſsen, und noch mehr an einem kleinen Hofe Glück zu machen sucht, ohne vorher die Situationskarte des Landes, mit allen Bergen, Hügeln, Thälern, Ebenen, Gräben, Gebüschen, Morästen u. s. f. aufs sorgfältigste aufzunehmen, und sich recht zu vergegenwärtigen, der kommt mir wie ein Feldherr vor, der in einem sehr coupirten Lande den Krieg nach einer Homannschen Karte führen wollte. Die Nahmen der Städte, Burgen, Schlösser und Dörfer findet er darauf, das übrige wird er mit seinem Schaden näher kennen lernen. Der Lohnlakay, die Klatscher und Windbeutel, das Pöbelvolk des Hofs und der Stadt, dem Geiste nach, werden meinem Glücksjäger auch den Nahmen der Hauptpersonen nennen, und sogar noch mehr als Homann thun, sie werden Jedem die in den Straſsen laufenden Anekdoten in Gutem und Bösem anhängen; aber er entwerfe nur seinen Plan darnach!

499. Wer da sagt: ich traue keinem Menschen, traut den Menschen schon in so weit, daſs er glaubt,

man könne ihnen so etwas in's Gesicht sagen. Er wird schon weiter gehen, oder weiter geführt werden, als er gehen wollte, da man seinen Leibspruch kennt.

500. Wenn es Prediger gibt, die, um ihre Gemeinde von der Sünde des Fleisches zu heilen, immer mit Gottes Wort dagegen donnern, so gibt es auch Ärzte, die immer damit anfangen, daſs sie ihren Kranken ein Vomitiv und dann eine Purganz verschreiben. Beyde sind Menschenkenner, die der gemeinen Heerstraſse folgen, auf welcher der gröſste Haufen wandelt, so lange er es vermag. Auch machen beyde Artikel genannten Kunstverständigen das Handwerk leicht: es ist ein ewig stehender Text und ein ewig laufendes Recept.

501. Ist die Menschenkunde eine Wissenschaft? Kann man sie aus Büchern lernen? Wenn man die Zeit in Anschlag bringt, die zu ihrer Erlernung gehört, und gewisse Kosten berechnet, die sie veranlaſst, so möchte man sie wohl eine Wissenschaft nennen. Ob man sie aber aus Büchern lernen kann? Warum nicht? so wie die Naturgeschichte aus Linné, Buffon, Reaumur, la Cepede u. s. w., wenn man die Thiere, Insekten, Vögel, Pflanzen u. s. w. in schwarzen Bildern und in Beschreibungen gesehen und gelesen hat; nur daſs hier der Irrthum für den so

gelehrten unschädlicher ist. Die Bücher von der sogenannten Menschenkunde beschreiben uns den Menschen wohl innerlich und äuſserlich, sagen uns auch ganz deutlich: der Mensch ist das und das — handelt so und so, aus diesem und jenem Triebe, dieser oder jener Ursache, kann so handeln, muſs so handeln — Das Wie, Warum allein fehlen nur. Nur der, welcher die Menschen lange handeln gesehen und recht aufgemerkt hat, der kann die Elemente, Regeln, Maximen, Züge, Beschreibungen, beym Lesen zu Fällen machen, das heiſst, beleben, dramatisiren — und hätte er auch keinen andern Nutzen davon, so genieſst er wenigstens das Vergnügen, längst vergangene Scenen geistig zu wiederholen. Es ist hier überhaupt wie mit vielen diesem Punkte verwandten Dingen. Es kommen Seelen oder Geister auf diese Welt, die von Haus aus in einen Flor eingehüllt zu seyn scheinen; alle Anstrengung ganz hell zu sehen ist für sie verlorne Mühe. Diesem und jenem fliegt eine Seele mit so hellen Augen zu, daſs er ohne alle Mühe sieht, und zwar Dinge, wovon jene gar nichts ahnden. Die ganz Blindgebornen sind die Seligen der Welt, und diese helfen sich mit dem Tasten und Fühlen durch das Leben.

502. Die von sich selbst und eben dadurch von Andern am ärgsten Betrogenen, sind eben diejenigen, die von ihrer groſsen und tiefen Menschen-

kenntniſs so überzeugt sind, daſs sie nicht allein damit laut prahlen, sondern fest glauben, sie könnten sich nie in einem Menschen irren. Solche Leute bezahlen täglich das Lehrgeld, und nennen sich immer Meister in der Kunst. Ihre Eitelkeit dreht einen dicken Strick zusammen, den jeder darum so leicht ergreifen kann, weil ihr Stolz ihn für einen feinen — gar unsichtbaren Faden hält.

503. Ist die Menschenkenntniſs auch Allen nöthig? Hinter dem Pfluge, in der Schmiede kann man sie entbehren, wenn man für den Meister arbeitet, seine Waare nicht selbst verkauft, und so gesunden, starken Leibes ist, daſs man der Gunst des Meisters entbehren kann, weil der gesunde Arbeiter immer einen findet, der ihn braucht und bezahlt. Dieses läſst sich indessen nicht auf Sklaven anwenden, — denn diese sind, so viel ich weiſs, die zuverlässigsten Menschenkenner — aber welch eine Menschenkenntniſs! Wenn Jemand die peinliche Arbeit übernehmen wollte, eine Gallerie ihrer Herren und Herrinnen nach ihrer derben Mahlerey auszumahlen, so würde er, wenn er nichts hinzusetzte und auslieſse, ein Werk zur Geschichte des moralischen Menschen liefern, gegen das jedes andere dieser Art nur ein Narrenspiel ist.

504. **Und wer ist nun der Hauptlehrer der Menschenkunde?** Erstlich die Selbstliebe, wenn man sie ehrlich, billig für sich und Andere behandeln will, da sie ganz auf wechselseitiges Bedürfniſs gegründet ist. Das Verlangen über seinen und Anderer Werth richtig zu urtheilen, mischt sich dann wohl auch darunter. Kommt dieſs Verlangen wirklich hinzu, so ist der Geistesgenuſs noch obendrein der Lohn. Zweytens, wenn man es nur ehrlich und billig mit sich selbst meynt, der Egoismus, der sich nicht um den Werth, um den Genuſs, sondern bloſs um die Sache, die man dadurch gewinnt, bekümmert, der das Bedürfniſs zu einem hohen Luxus gebracht hat, in dem nur Er zu schwelgen denkt. Von dem dritten, dem hohen Zweck, sich und Andre dadurch zu bessern, schweige ich, weil ich daran glaube, und weil man Andern das nicht beweist, woran man glaubt, man müſste denn erst überzeugt seyn, daſs der auch daran zu glauben fähig sey, dem man es beweisen will.

Von Hof-, Welt-, Staats- und Geschäftsleuten rede ich gar nicht, weil diese gewöhnlich nichts anders von dem Menschen kennen, und in ihm achten, als was ihr hohes Interesse an ihm beleuchtet; die übrigen Eigenschaften sind meistens für sie unnütze, und folglich dunkle Seiten. Wer recht schiefe Urtheile über Leute von der dritten Art, als über gelehrte, gute, rechtschaffene, einfache, ja auch sogar über groſse, berühmte Männer und Genies von ihnen hören will, der merke auf, wenn sie vom

Verdienst, vom Werth des Menschen oder der Menschen überhaupt, in ihren Gesellschaften oder bey Geschäften reden. Aber wer sie selbst kennen lernen will, der merke noch genauer auf, wie sie sich, ihren eignen Werth und ihre eignen Verdienste mahlen, da strahlt ein Licht, daſs es den Einfältigen wirklich verblenden könnte. Da nun diese gewöhnlich die Lehrer der Fürsten in der Menschenkunde sind, so sterben auch viele Fürsten dahin, ohne den Menschen gekannt zu haben. Daraus entsteht nun zu Zeiten ein ganz sonderbarer Kampf zwischen dem Fürsten, der so gelehrt worden, und dem Fürsten, der doch auch zu Zeiten anders fühlt. Er empfindet oft etwas, das den Lehrern widerspricht; da diese aber dafür sorgen, daſs er nie zur wahren Kenntniſs gelange, so stirbt er in einem unruhigen Traume und das mit einer Seele hin, die ihm ganz unbekannt geblieben ist. Viele Todtengespräche weiser Leute beweisen das, und es wäre darum nicht übel, wenn mancher Fürst sie hinter dem Rücken seiner Lehrer läse.

---

505. Wozu alle die strengen Beobachtungen und Bemerkungen an dem und über den Menschen? Das Leben ist ein Spiel, je weniger man daran denkt, was man treibt, je unterhaltender ist es, je mehr genieſst man! Wahr ist es, das Leben der Kinder ist ein Spiel, und nie spielen sie munterer, eifriger, heiterer und muthiger, als wenn die Alten, Ver-

nünftigen ihnen zuschauen und sich daran ergötzen. Treibt es denn auch so, und wir wollen schweigen, uns ergötzen, nur laſst das nicht weg, was das Spiel der Kinder den Alten so angenehm und erfreulich macht. Dann müſste der ein Tropf seyn, der Euch daran hinderte. Es ist nur der Einsatz des Spiels, der uns so nah angeht, und uns so aufmerksam macht.

506. Nach dem System Epikurs und manches Andern kümmern sich die Götter nicht um uns. Aber warum kümmern sich denn die um die Götter, die dieses lehren, und denen es Andere nachsagen? Wem sie nichts sind und seyn können, der sollte sie wenigstens in Ruhe lassen, und wenn er es kann, sich selbst ein unbescholtner Gott werden. Aber hierin scheint eben die Schwierigkeit für manchen zu liegen.

507. Man fühlt den hohen Werth der Tugend nie tiefer, als wenn man auf Menschen in dem Augenblick stöſst, da sie eine sehr gute That vollführt, oder ein Verbrechen begangen haben. Es ist aber nicht genug, sie nur physiognomisch, oder physiologisch und pathologisch anzustarren, man muſs sie in dem Geiste ansehen, den ich hier andeuten will. Hier wirkt ein Blick, eine Betrachtung dieser Art mehr, als die wohlgeschriebensten

Lehrbücher von der Ethik des Aristoteles bis auf die Tugendlehre Kants. Demnach müſsten nun die Richter, da sie die meisten Verbrecher, Schurken und Bösewichter, unter allen Farben des geängstigten Gewissens sehen, durch lange Praktik die tugendhaftesten Männer seyn und werden. Aber vielleicht fehlt es ihnen am Gegenstück dazu, da man nach guten und edeln Thaten vor ihnen nicht zu erscheinen pflegt. Der ärgste Bösewicht muſs überdem von Rechtswegen einen Advokaten als Vertheidiger haben, und diesem macht es sein Beruf zur Pflicht, für das scheuſslichste Verbrechen Entschuldigungen auszusinnen, wenn er es nicht mehr läugnen kann. Ein so scheuſsliches als nöthiges Geschäft, das aber auf Advokat und Richter nicht ohne eine gewisse Wirkung bleiben kann.

---

508. So nützlich die Klugheit im Leben auch seyn mag, so ist es doch am Hofe und unter den Groſsen nicht genug, klug zu seyn, man muſs auch noch die Klugheit besitzen seine Klugheit nicht zu zeigen — oder davon nur so viel zu zeigen, als in dem oder jenem Fall unumgänglich nöthig ist, und auch das noch mit der gröſsten Behutsamkeit. Der recht Kluge muſs auſserdem noch die Kunst verstehen, wenn er vor den Mächtigen und Groſsen steht, seine eigne Klugheit ganz zu der ihrigen umzubilden; alles, was er sagt, vorträgt und in den Horchenden legt, so einhüllen, daſs es nun der Hor-

chende als das Seinige in den vor ihm Stehenden und ihn bewundernd Anhörenden niederlegen kann. Auf dieſem Wege kann es sogar einem rechtschaffenen Manne gelingen, etwas Gutes zu wirken. Eben dieſs ist es nun, was das Leben am Hofe, mit den Groſsen und Staatsleuten, für den Kleinern, in Geschäften so unsicher und gefährlich macht, und das Opfer, das man von ihm fordert, geht wirklich stark gegen den innern Menschen; er muſs nicht allein den Stolz, die Eigenliebe, die Eitelkeit des Mächtigern, mit seinem Stolz, seiner Eigenliebe, seiner Eitelkeit, seinen Kenntnissen und dem Bewuſstseyn davon füttern, er muſs auch noch ganz ohne dieselben vor ihm zu stehen scheinen. Wen aber dieſs zu stark empört, der ist für ein solches Leben nicht gemacht; er weiſs noch nicht, daſs man den Mächtigen und Groſsen nur dadurch, daſs man ihm alles zu geben scheint, was man besitzt, leiten und beherrschen kann.

509. So mögen es manche Staatsleute auch wohl leiden, daſs in dem Manne mehr stecke, als er ihnen zeigt. Sie haben das Vergnügen des Geistes, ihn zu durchschauen, das noch höhere, ihn durch die von ihm anerkannte Macht über eben diesen Geist, in Schranken zu halten, und noch den Vortheil, ihm den Lohn durch einen Blick zu Zeiten zu gewähren, ihm dadurch merken zu lassen, daſs sie wirklich so etwas in ihm vermuthen; der Blick

selbst aber ist solcher Art, daſs man darin deutlich lesen kann, der ihn Schenkende habe seinen Lohn schon im voraus abgezogen, und gewähre nur den Rest. Nur mit dem, den sie im Kabinet, auf Promenaden, am Tische, (wenn die Gesellschaft aus sichern Freunden besteht) aussaugen, den sie also zu nichts anderm gebrauchen wollen, dem gestatten sie nicht allein Stolz, Eigenliebe und Eitelkeit, im Gegentheil, sie sind so freundlich gut gesinnt, daſs sie dieselben noch dazu reizen. Wenn der Topf überlaufen soll, vermehrt man das Feuer, um gemein zu reden. Ist der Mann endlich so übergelaufen, daſs all sein Vorrath versprudelt ist, so mag man ihm die Diskretion empfehlen; dadurch sichert er sich wenigstens des Lebens Unterhalt, ein freundliches Gesicht und bey Gelegenheit das Vergnügen, über das gefragt zu werden, was man entweder vergessen hat, oder was aus der Schule in den sich ereignenden Umstand nicht passen will.

510. Ein artiges Spiel ereignet sich zu Zeiten, wenn plötzlich ein rechtschaffner Mann von Kenntnissen und Fähigkeiten, der von allem Obigen nichts weiſs, die Gunst eines Fürsten gewinnt, und dieser ihm mit Wärme, ein dem Staat nützliches Geschäft überträgt, worüber er sich aber mit dem Minister unterreden soll. Natürlich tritt nun jener vor den Mann, mit allem dem Zutrauen, dem Glauben und dem Selbstbewuſstseyn, und auch der Wärme, welche

der Fürst, die gute Sache, und das Vertrauen ihm einflöſsen. Er drückt sich also gerade, frey, rund und gewiſs dringend aus. Ergrimmt und erstaunt nun Anfangs letzterer über diesen Mann, so wird zuletzt der Mann selbst im Erstaunen kein Ende finden, und kaum wissen, über wen er eigentlich ergrimmen soll. Er spielt wirklich eine Zeitlang für viele Leute die lustige Person in einem Possenspiel, das er allein für ein ganz ernsthaftes Drama hält. Und da man ihn am Ende abtreten läſst, ohne laut zu lachen, so kann er zu der Rolle der lustigen Person auch wohl zum zweytenmal gelangen. Vielleicht daſs er dann endlich ausfindet, nur Er trage die Narrenjacke.

---

511. Das, womit es dem Fürsten wirklich Ernst ist, wird über Nacht und Tag ein Paradewort an seinem Hofe. Er sey tugendhaft, so bringt er plötzlich die Tugend in der Leute Mund. Hat er sie nun recht im Herzen, und hört sie mit dem Herzen allein von den Lippen andrer, so muſs er endlich, wenn er die Tugendredner für ihr Bekenntniſs doch gar zu sonderbar handeln sieht, durch eine Art ganz neuer Heucheley das Wort etwas um seinen Kredit, und dadurch um den Kredit auf sich selbst, zu bringen suchen. Der Fall ist vielleicht weniger selten, als er es auf den ersten Anblick zu seyn scheint.

---

512. Es gibt Leute, die so gutmüthig fromm sind, daſs sie sich recht herzlich betrüben können, wenn sich die Geistlichen gar zu menschlich aufführen. Ich bin ganz anderer Meynung, und ohne mich eben über ihre allzu menschlichen Schwachheiten, Gebrechen und was man sonst noch will, zu freuen, so kann ich doch nicht anders, als den Layen ein wenig darüber Glück zu wünschen. Hätten jene, wie die gutmüthigen Leute zu wünschen scheinen, immer den ehrwürdigen, leidenschaftlosen, liebevollen, um das Glück, die Ruhe, Zufriedenheit der Andern besorgten Geistlichen nur erträglich vorgestellt, oder nur um der Herrschaft willen geheuchelt, und sich von gar zu menschlichen Schwachheiten, und zu groben Gebrechen rein gehalten, sie würden das Menschengeschlecht ohne alle Rettung geistig und körperlich unterjocht haben. So sichert nun jede ihrer Thorheiten, und was sonst arges von ihrer Seite kund wird, die fernere Freyheit des Menschengeschlechts. Führten nicht die Laster der Geistlichen die Reformation herbey, und salbten den wackern Luther den Weg dazu? Hätte Choiseul mit der Pompadour den Jesuiten beykommen können, wenn sie am Ende ihrer Tage nicht den Menschen gar zu stark, zu unklug und zu öffentlich gezeigt hätten? So lange sie bloſs Jesuiten waren, gingen sie vorwärts auf dem Wege zu jener Herrschaft, und hätten sie früh die Kunst verstanden, die andern Ordensgeistlichen zu ihrem Zweck so zu bezaubern, und zu gewinnen, wie sie die

Könige, Gemahlinnen und Maitressen bezauberten und gewannen, wie stände es mit der Menschenfreyheit? Der feine, verachtende Stolz, die studierte List, der zu offne Zweck ihre Gegner überall zu verdrängen und allein zu herrschen, von ihrer Seite; der gröbere, heftigere Stolz, der offen laut erklärte Krieg, der alte Besitz der Herrschaft und das eingebildete Recht darauf, von Seiten ihrer Gegner, retteten die Layen. Wer ohne die äuſsern Zeichen der Macht, und dem was aus ihr flieſst, herrschen will, muſs aufhören, Mensch für diese Erde zu seyn, wenigstens den Schein davon an sich tragen.

---

513. Wie sehr bey dem gröſsten Theil der Menschen Eitelkeit und thörichter Stolz den Herrn spielen, beweist auch: daſs viele in ihrem Innern besser mit denen zufrieden sind, die ihnen eine Bitte höflich, schmeichelnd, mit Anerkennung ihres Werths und ihres Rechts zur Sache abschlagen, als mit denen, die ihren Wunsch, ohne alles Wortgepränge, ohne weitere Auszeichnung erfüllt haben. Gegen diese halten sie die Dankbarkeit beynahe für überflüssig; sie thaten es ja so grad und kalt, als habe es sie nichts gekostet; jenen glauben sie doch etwas für die besondere Achtung und Auszeichnung schuldig zu seyn. Es ist also sehr natürlich, daſs die Groſsen, wenn ihnen etwas an so einem wohlfeilen Ruf liegt, für die Kleinen mehr mit schönen Worten, schmeichelnden Versprechungen, und gehen-

chelter Anerkennung ihrer Verdienste, als mit Thaten thun.

514. Das gröſste Zeichen der Verderbniſs in groſsen Städten sind nicht die Laster, die man wirklich begeht: daſs man sich laut und öffentlich derer rühmt, die man nicht begangen, die zu begehen, man die Kraft, den Muth nicht hat.

515. So lange die Leidenschaft nur noch in dem Herzen, in dem Blute eines Menschen stürmt, und seine Vernunft ganz übertäubt, weiſs man noch, wem man ausweichen muſs, was man zu vermeiden hat. Hat sie aber einmal die Vernunft so in ihr Interesse gezogen, daſs diese ihr Diener wird, indem sie ihr eignes Geschäft zu thun wähnt, so stellt dieser gefährliche Sophist, zum Besten des im Hinterhalt lauernden Thiers, Fallen aus, vor welchen der Vorsichtigste selbst nicht immer sicher ist.

516. Menschenverachtung fängt immer mit dem Bekenner derselben selbst an, so stolz sie sich auch geberden mag. Man beweist, daſs man ein Gebrechen in sich entdeckt hat, das dazu berechtigt; die üble Laune darüber läſst man an Andern aus. So möchte gern der Stolze dieser Art einen Vorhang vor das Geheimniſs ziehen, welches sein Gewissen

aufgedeckt hat, und, wenns möglich ist, sucht er sich noch als biederer, aufrichtiger Menschenkenner aufzudringen.

517. Wer auf dem groſsen Welttheater glaubt, die erlernte und tief studirte Verstellungskunst sichere ihn vor allem Erkennen, der muſs sich auch für den einzigen Schauspieler in der Komödie halten. Wo alles Rollen spielt, hält man auch wohl die Rechtschaffenheit für eine Rolle, und wer hierin für natürlich gehalten werden will, muſs starke Proben davon abgelegt haben, wenn er die Mitspielenden davon überzeugen will.

518. Wenn der Juwelier, um einen fehlerhaften Edelstein zu heben, die Folie dahinter legt, so zieht der Weltmann, durch sorgfältige Ausbildung seines Körpers, die Folie vor den Stein. Beyde wollen Fehler durch täuschenden Glanz verhüllen, und beyden gelingt es bey den Nichtkennern.

519. Wenn man an einem Hofe die Cour besucht, so sieht man lauter Freunde, — liebliche, zuvorkommende Gesichter, die Gröſsten und Mächtigsten erheitern sich da etwas, und es werden Leute von ihnen höflich begrüſst, die gar nicht begreifen können, wie sie zu der Ehre kommen. Ist die Cour vor-

vorüber, so fährt alles auseinander, jeder erinnert sich seiner wahren Verhältnisse wieder, und um so lebhafter, weil sie, während des glänzenden, freundlichen, liebreichen Tumults, ein wenig übertüncht, oder durch die schöne Harmonie etwas eingewiegt worden sind. Der Fürst weckt freylich schon manchen Groſsen früher auf, wenn er mit einem andern länger und freundlicher, als mit ihm spricht — aber noch mehr, wenn er ernsthaft mit dem andern spricht, dieſs deutet auf ein Verständniſs, das man schnell ausfinden muſs.

520. Mich wundert nicht, daſs es unsern Staats- und Geschäftsmännern so schwer fällt, einen festen, ernsten, gehaltnen Charakter aufzustellen, zu behaupten und durchzuführen; sie haben es heut zu Tage nicht mit den Männern allein zu thun, sondern auch mit den Weibern, die, wo es noch so ziemlich geht, die Herrschaft der politischen und bürgerlichen Welt nur mit uns getheilt haben. Zu den Zeiten, da die Weiber noch ganz auf das häusliche, innere Leben beschränkt waren, und es ohne Verlust der Ehre nicht verlassen durften, hatten es solche Männer doch nur mit dem Theil des menschlichen Geschlechts zu thun, der der Kraft achtet, weil er darauf sein Daseyn gründet. Der Krieg wurde demnach mit gleichen, Allen bekannten Waffen geführt, und gewisse Schwächen bedurften der Vertheidigung nicht. Jetzt wäre mancher noch

glücklich, wenn er es mit Männern und Weibern zu thun hätte, viele haben es nur mit Weibern zu thun und mit Männern, die die Weiber schon lange im moralischen Sinn entmannt haben.

---

521. Wahr ist es, die heutige Herrschaft der Weiber in der hoch kultivirten Welt hat unsern Lastern eine leichtere gefälligere, gratiösere Gestalt gegeben. Die Laster jener Zeit waren roh, schamlos, empörend frey und unverhüllt, und wenn sie zum Gegengewicht auch ganze, durchgeführte Tugenden vorzeigen können, so setzen wir ihnen eine gröſsere Zahl von Halbtugenden entgegen, und stehen als Sieger da. Unsre Weiber werden uns hier nicht widersprechen, da wir diese Halbtugenden in ihrer Schule gelernt haben und uns darin üben müssen, wenn wir sie nicht zur Verschwörung gegen uns reizen wollen.

Gleichwohl giebt es auch heute noch Männer, die so hoch gestimmt sind, daſs sie auf Gerichtsbänken, in Geschäften, am Hofe, im Staatsdienst, ohne die Gefahr für sich zu achten und zu fürchten, Eifer, Treue, Kühnheit zeigen, wenn sie im Enthusiasmus ihrer Weiber vergessen und nur an ihre Pflicht und Ehre denken. Müssen sie aber vor der Ausführung der That nach Hause gehen, und ist nun am folgenden Tag ernstlich die Rede von der Ausführung des Wagstücks, so vernimmt man aus ihrem Tone, was sie für Weiber haben.

wie diese sie in die Schule genommen und während des Unterrichts behandelt haben.

522. Die Weiber wollen immer und bey allem das Reelle gewinnen, weil sie am meisten brauchen; gewisse Dinge, die wohl der Mann noch für Gewinn und hohen Gewinn im Leben hält, haben keinen, oder wenig Reiz für sie. Die Königin, unter deren Herrschaft sie selber stehen, weiſs damit nichts anzufangen. Nur wenn der Mann über andere steigt, und sie sich dadurch im Rang über andere Weiber erheben können, rechnen sie es für Gewinn, und sollte es das Reelle selber kosten.

523. Da die Weiber weder Charakter haben, haben sollen noch haben können (denn sie setzen sich nur durch Erkünstelung in gewisse Charaktere, und sind dann gefährlicher als wir) so ist er auch eben das, was sie an den Männern nicht vertragen können. Besteht der Mann darauf, so ist er die Hauptquelle des häuslichen Kriegs, die Gemahlin wirft ihn ihm als Eigensinn, Rechthaberey, Stolz, Despotismus vor, deutet auf Sanftmuth und Gefälligkeit, wodurch sich das schöne Geschlecht zum Glück der Menschheit auszeichnet; hat sie ihm aber den Charakter nun endlich ganz ausgezogen, so nimmt sie nicht den Charakter, sondern gewöhnlich alles das gegen ihn an, was sie ihm vorher zum

Vorwurf machte. Klagen nun zwey Weiber in schwesterlicher Vertraulichkeit über ihre Männer, so schlieſst man selten fehl, wenn man denkt: die Klagenden sind noch nicht ganz mit dem Charakter ihrer Männer fertig; der wechselseitige Rath soll und wird aufhelfen. Aber um gerecht zu seyn, muſs ich hinzusetzen, daſs, wenn die Weiber auch den Charakter nicht an ihren Männern lieben, so lieben sie ihn um so mehr an ihren Liebhabern; hier ist der Entschlossenste, Kühnste oft noch nicht kühn und entschlossen genug. Das Gemeine, Alltägliche dem Manne; das Auſserordentliche, Heroische dem Liebhaber!

Doch um höflicher und auch bestimmter zu reden, hätt' ich anstatt Weiber, Damen sagen sollen, man würde es vielleicht erträglicher gefunden haben; und weil ich doch einmal an meiner Apologie bin, so setze ich noch hinzu: Wenn es die Natur bey den Frauen nicht auf den Charakter anlegte, der uns im politischen Leben so nöthig ist und auf dem unser männlicher Werth beruht, so hat sie ihnen die schönsten, friedlichsten Eigenschaften und Tugenden gegeben, wodurch sie sich und alle ihre Angehörigen mehr beglücken können, als wir es mit allen Kraftäuſserungen zu thun vermögen. Welche unter ihnen dieses nun weder empfinden noch achten will, die erkünstle, erträume sich einen Charakter, pflanze den Mann auf das Weib, handle thätig unter dieser Zwittergestalt; die Natur wird doch ihr Recht behaupten, und sich früh oder spät für den an ihr begangnen Miſsbrauch rächen.

524. Der niedrigere oder höhere moralische Werth eines Menschen, den ein plötzlicher, groſser Unglücksfall so niedergeworfen hat, daſs er an aller Geisteskraft vernichtet, vor uns liegt, lieſse sich leicht bestimmen, wenn er sagen könnte und wollte, durch welche Idee oder Empfindung er sich emporgehoben hat. Die nähere oder entferntere Verwandtschaft dieser Idee oder Empfindung, (die oft durch ihre plötzliche Wirkung in Erstaunen setzt,) mit dem gemein Physischen und seinen Trieben oder dem höhern Geistigen, würde zum Maſsstab werden, an dem wir den innern Gehalt des so Auferstandnen abmessen könnten. Dieses Vermögen der Selbstheilung und Wiederherstellung, wodurch der Mensch das widrigste Schicksal besiegt, gehört, besonders im moralischen Sinn betrachtet, oder durch die feinere Mischung mit dem Physischen, ohne welches jenes nicht wirken kann, zu den Bezeichnungen seiner Natur, die das in ihm aufgegebene Räthsel eben so anziehend machen, als sie es verwirren.

525. Man kann ein klarer Denker ohne Gefühl, aber kein starker, kühner Denker ohne dasselbe seyn. Der erste übt eine Fähigkeit in völliger Be-

sonnenheit und wirkt nur durch den Kopf. Bey dem letzten denkt der Geist, und in dem Augenblick, da das Feuer des Herzens das Gedachte durchglüht, fühlt er, daſs das von ihm Hervorgebrachte wahre Schöpfung geworden ist; und kühlt er mit ätherischem Hauche die Flamme, so geschieht es darum, daſs sein so geschaffenes Werk ohne Dampf hervortrete. Wenn der erste die Materie ganz zum kalten geistigen verfeinern will, so drückt der andere durch Verschmelzung der Materie so viel vom Geiste auf, daſs sie beyde nur Ein Stoff zu seyn scheinen.

526. Der wahre Menschenkenner muſs für alles Sinn haben, was im Menschen liegt und durch ihn geschieht; er muſs kein Vorurtheil hegen, es stamme nun aus ihm selbst, oder von der Schule her. Selbst das Widersprechendste muſs er an das zu knüpfen wissen, woraus es entsprungen ist; so wird er auch durch irgend etwas Männer mit sich verwandt finden, von deren Verwandtschaft ihm so wenig träumte, daſs ihn die bloſse Ahndung derselben vorher empört haben würde.

527. Ein rechter Mensch, der gelebt, genossen, gedacht, gefühlt und gewirkt hat, ist der Inhalt seines Geschlechts. Durch Lage, Umstände, Schmerz und Freude, Glück und Unglück, Ehrgeiz und Miſslingen, Begierden und Leidenschaften, sind nach

und nach alle gute und schlechte Triebe seines Herzens, alle edle und gefährliche Kräfte seines Geistes berührt worden, und wenn sie auch nicht alle in Thätigkeit übergingen, so lieſsen sie doch so viel Spur nach, daſs das Bewuſstseyn davon in dem Augenblick erwacht, da er etwas an einem seines Gleichen wahrnimmt, das auf das von ihm Gedachte, Gefühlte, oder wirklich Begangene Bezug hat; ein Blick, ein Wort sind oft dazu hinreichend. — Darum sieht auch der Geübte das Ziel des Vorbereitetesten schon vor seinem Geiste stehen, wenn dieser es in der weitesten Entfernung hinter seinem eignen Rücken so verhüllt aufgestellt zu haben glaubt, daſs es nur von ihm selbst nach und nach herbeygezogen und enthüllt werden könne.

528. Man sagt als einen Gemeinspruch von höherer Art: kein Mensch habe es noch gewagt, oder dürfe es wagen, alle seine Gedanken laut zu sagen. Der Sinn davon ist deutlich, und es kann wohl an dem seyn; aber ich glaube, der es thäte, würde dem Erprüften und Erfahrungsvollen nicht viel Neues sagen, den andern würde es ganz unnütz seyn. Vielleicht hat auch noch kein Mensch seine besten Gedanken in Gesellschaft gesagt, und das eben darum, weil er in Gesellschaft war. Vielleicht hat auch noch kein Mensch seine gröſsten und erhabensten Gedanken so an das Licht der Welt gebracht, wie er sie gedacht und empfunden hat.

Denn entweder sind es Blitze, die sich in keine Rahmen fassen lassen, oder sie entspringen so plötzlich und einzeln, daſs der Verbindungsfaden gänzlich zerrissen scheint — oder so verloren und dünne vor den Sinnen schwebt, daſs sie ihn nicht mehr fassen können. Schaltet man ihn nun an Ort und Stelle ein, so steht er als ein Gedanke da, der gefallen kann, aber gewiſs erweckt er den wahren Geist und Sinn nicht, aus dem er entsprungen ist. Vielleicht ist dieses auch die Ursache, daſs uns viele Gedanken in den Werken der Genies der alten und neuen Zeit so dunkel scheinen. Wer hohen, platonischen Glaubens ist, könnte diese Gedanken, Abglanz, Abschattung, Einwirkung aus der Geisterwelt nennen, die uns so an unser wahres Vaterland zu Zeiten erinnern will, und ist er stark in diesem Glauben, so kann er auch noch hoffen, den verlornen Faden dazu einst wieder aufzufinden. So leer dieses nun der kalten Vernunft auch scheinen mag und muſs, so muſs sie sich doch über das sonderbare Spiel einer Einbildungskraft, die so etwas trotz ihr träumen kann, verwundern, sollte sie sich auch nicht daran ergötzen. Und wenn sie nun auch die sich so versteigende Einbildungskraft in die Schule nimmt, und ihr das Thörichte ihrer Seherey recht streng verweist, und beweist, so kann doch diese noch immer fragen: Obermeisterin, woher und wie konnte es mir, trotz Dir, kommen, oder mich anfliegen? Ich that ja nichts dabey, ich schuf ja nichts, und Du selbst war'st wach! Wahrlich die Poesie der Seele für ein Wesen, das auf dieser Erde so wenig für das Poetische gemacht zu seyn scheint, ist ein sonderbares Ding. Ein Räthsel in Morgenroth gehüllt, auf das der mühsam Wandernde oft so starr hinblickt, daſs er selbst des kümmerlichen, schmerzvollen Wegs vergiſst, ob er gleich weiſs, daſs er das lockende Räthsel nie enthüllen wird.

529. Ich höre und lese, daſs einige unserer vorzüglichsten Schriftsteller der Teutschen Sprache den Vorwurf machen, sie sey für ihren Geist und Genie ein zu hartes, schwer zu behandelndes und undankbares Werkzeug; sie möchten dieselbe gern mit einer andern vertauschen, oder lieber in einer andern gedichtet und geschrieben haben. Ich gönne ihnen den Gewinn ihrer Auſserung. Wenn ich mich aber beklagen sollte, so würde ich nur darüber klagen, daſs ich mehr in Tönen anderer Sprachen reden muſs, als in der vaterländischen.

530. Bey der Veränderung eines Staatsministers und bey dem Antritt eines neuen hat man am Hofe und in der Residenz den Genuſs aller Schauspielarten alter und neuer Zeit. In demselbigen Augenblick laufen neben einander her: das ernste Drama und das Possenspiel, das Heldenschauspiel und die Komödie, das weinerliche Schauspiel und das Bock-

füſsler-Stück der Griechen. Das Lustigste aller dieser Schauspiele zusammen ist, daſs sich gewöhnlich alle Schauspieler, die Hauptperson und den Oberdirekteur der sämmtlichen Spektakels selbst nicht ausgenommen, in ihrer Meynung über den Knoten der aufgeführten Stücke irren. Was schadets? Man hat Mitleiden gefühlt, gelacht, gehofft, gekrittelt, raisonnirt, geschwatzt, Beyfall gegeben und ausgezischt; hat dieſs eine Zeitlang gedauert, so sieht man dem wirklichen Schauspiel, das nun die Hauptperson in der That aufführt, ganz gleichgültig zu, und wartet ruhig auf ein neues Stück.

531. Der Mann, welcher die Idee vom Paradiese, als ruhigen, seligen, künftigen Aufenthalt für uns, erschaffen oder erträumt hat, war entweder ein sehr tief politischer Menschenkenner, oder ein sehr glücklicher Phantast. Vielleicht war er auch keins von beyden; denn er traf Gesang und Musik schon erfunden an. Ein Geschöpf nun, das Gesang und Musik aus sich erschaffen, dabey so fühlen, schwärmen, ahnden konnte, konnte leicht auf so etwas verfallen, und für dieses lieſse sich noch Höheres erfinden. Wer Musik und Gesang anhört, dessen Geist richtet sich, so zu sagen, auf, und hebt sich in sanftem Fluge über der Erde empor. Was soll man von einem Geschöpf sagen, das sich aus Holz und Gedärmen der Thiere eine Geisterleiter von Tönen bilden konnte, die es bis dahin leitet,

wo es die Quelle aller Harmonien denkt, träumt oder ahndet? Vielleicht ist gar die Musik die Hauptquelle aller der Gefühle und hohen Ahndungen, welche späterhin die Philosophen zu Begriffen zu machen strebten, vielleicht haben sie gar ihre Metaphysik daraus aufgeführt. Aber dieses alles sind ja Träume, Schwärmereyen, die gerade zum Un- und Wahnsinn führen? Für den gewiſs, der das Augenblickliche, Sonderbare, Auſserordentliche und Wundervolle zu seinem gemeinen, alltäglichen Daseyn machen will? In ihren Kreis wollten die Unsterblichen den Sohn des Staubes nicht ziehen; sie gaben ihm nur dieses wunderbare Ahnen und Träumen als Würze zum Leben, als Gegengift gegen alle Übel, die ihre Fähigkeiten zur höhern Kultur nach und nach hervortreiben muſsten. Wer sich ihnen nun näher drängen will, oder glaubt es zu können oder gethan zu haben, der bezahlt gewöhnlich die Reisekosten nach jenem Feen- und Dichterlande mit seinem eigenen Verstande.

532. Die weisen Leute, welche die Bescheidenheit, die nur eine stille, angenehme Begleiterin der Tugend seyn sollte, zur Tugend selbst gemacht haben, wuſsten oder dachten nicht, welchen Dienst sie den Schurken in der Welt geleistet haben. Diese mögen sie recht gern so sehen, und wenn sie die Begleiterin so laut praekonisiren, so geschieht es darum, daſs sich die Hauptperson selbst in die Be-

gleiterin verkriechen soll. Es ist ihnen so ziemlich gelungen, denn die Tugend, die eigentlich kräftig thätig seyn sollte, geht nun so still, zahm und fromm einher, als fürchte sie mit jedem Laute ihren neuen aufgedrungenen Ehrennahmen zu gefährden, als sey ihr Thun und Wirken selbst Ruhmrednerey. So herrscht eine Stille in der moralischen Welt, die beynahe verabredet zu seyn scheint. Der Schurke schweigt, er weiſs warum; der Rechtschaffene, Biedere schweigt auch, weil er muſs, weil man ihm Schweigen zur Tugend, und Reden zur Prahlerey gemacht hat. Muſs er nicht selbst seine Blicke nach dem Tone der Gesellschaft abmessen, wenn er darin gelitten seyn will?

---

533. Es ist nichts erbärmlichers als ein schaales, leeres Buch, worin sich noch überdem der Autor selbst in Person schlecht, und schlechter als sein Buch zeigt. Aber noch trauriger ist es anzusehen, wenn sich der Autor eines guten Buchs, es sey in demselben selbst, oder im bürgerlichen und literarischen Leben, platt, flach, elend und unter dem Werth seines Buchs zeigt. Thut dieses gar ein groſser Autor oder ein Genie, so möchte das ganze hohe Geisterreich in Klage und Jammergeschrey ausbrechen. Da sich Fälle der ersten zwey Arten nun täglich — und der dritten wohl auch zu Zeiten ereignen, so muſs der Charakter in der literarischen Welt eben so selten, als in der politischen,

und gleich schwer zu erhalten seyn. Der Autor, der wie ein Mann wirken will, muſs nicht allein hoch von sich denken, seinen Charakter so durchführen, wie er ihn einmal angegeben hat, er muſs auch gleich, fest und unverwundbar vor dem Publikum stehen bleiben; — thut er dieses, so zieht er es zu sich hinauf; thut er es nicht, so zieht ihn, sey er auch noch so groſs, der schlechteste Geselle eben dieses Publikums noch tiefer zu sich herunter als er sich selbst gestellt hat.

534. In einem Lande, worin man den Verstand durch überstrenge Censur für Kontrebande erklärt, und den Ausgebildeten als gefährlich ausschreit, wird leicht grobe Sinnlichkeit herrschend; die Verbindung mit dem Geisterreich löst sich auf Kosten des Staats selbst auf, und man ersetzt durch verdoppelten Miſsbrauch an dem Irdischen, was man an dem Geistigen unterlassen muſs. Die Folgen sind noch bedeutender, treten noch schneller ein, wenn höhere Bildung vorher geachtet ward. Setzen gar benachbarte Regenten hohen Werth darauf, und finden ihr und ihres Volkes Heil darin, so blasen der beleidigte Stolz, das Bewuſstseyn der Geringschätzung und Verachtung anderer Völker, zur Rache, und man glaubt sich um so mehr berechtigt, den Staat für sein Miſstrauen feindlich zu behandeln. Noch mehr! In einem solchen Lande werden Bücher zu gefährlichen Lehrmeistern, derer

Bekanntschaft man sich in andern Ländern schämen würde.

---

535. Der lustige Kanonikus Franz Beroald, Herr zu Verville, wirft in seinem kaustischen und nur zu schmuzigen Banquet manchmal sehr närrisch gescheidte Fragen auf. Unter andern: Woraus setzen die Leute, welche die Geschäfte der Welt betreiben, dieselben zusammen? — Aus dem Gute der andern. — Was sind die Geschäfte der Welt? — Ein Mittel fortzukommen. — Das Mittel fortzukommen umfaſst Alles, ist selbst aus vier Elementen des Betrugs (*piperies*) und aus der Quintessenz der Kniffe zusammengesetzt. Die Bezeichnung der vier Elemente und ihrer Quintessenz mag man bey dem Kanonikus selbst aufsuchen: er trägt die Schellenkappe der Narren seiner Zeit, und setzt sie oft lachend denen auf, die sich für kluge Leute halten.

---

536. Wenn die Ehr- und Herrschsucht den Staatsmann durch Intrigue, Falschheit, Niederwerfen Anderer, kühne Unternehmungen und Wagstücke (von rechtlichen Männern rede ich hier nicht) endlich so weit gebracht haben, daſs er auf derjenigen Höhe steht, wohin er strebte, so fällt ihm wohl noch ein, sich durch nützliche und rauschende Thaten bey dem Volke beliebt zu machen, und sich um dessen Liebe ehrlich und treu zu bewerben.

Aber gewöhnlich wirken dann erst in voller Kraft die Mittel, die er vorher angewandt hat, wenden sich gegen ihn, und der hochgeschossene Baum wird in eben dem Augenblick abgehauen, da er Blüthen treiben wollte, die Früchte versprachen. Ist es nun wirklich einem solchen Mann Ernst gewesen, und der Mensch etwas in ihm erwacht, so würde sich auch der Beleidigteste an ihm gerochen glauben, wenn er die Wirkung des Gefühls beobachten könnte, das diesem in die Einsamkeit folgt, um ihn nie mehr zu verlassen.

---

537. Je älter man wird, das heiſst, je mehr man Erfahrungen macht, je gröſser unser Wirkungskreis im thätigen Leben wird, je mehr überzeugt man sich, daſs zum Leben vorzüglich Muth und Kraft gehören. Ich rede von Menschen, die wirklich leben, und das entwickeln, ausarbeiten und verarbeiten, was ihnen dazu gegeben ist; ich weiſs ja wohl, daſs des Lebens im höhern Sinn, auf diesem Erdenrunde, in dieser von der Politik, (gut und schlecht angewandt) zugeschnittenen und zugemessenen Gesellschaft, zu viel wäre, wenn jeder die ihm verliehenen Kräfte ausübte. Aber da keiner lebt, von dem der auf dem Throne sitzt, bis zu dem, der auf der Straſse sein Brod bettelt, welcher nicht gegen physische und moralische Übel, die ihm die Nothwendigkeit der Natur, und seine Brü-

der in der Gesellschaft, durch eine gleiche starke Nothwendigkeit aufdringen, zu kämpfen und zu streiten hat, so kann auch keiner derselben Muth und Kraft entbehren. Überzeugt hiervon, wie ich es bin, kann man sich einen Begriff von meinem Wohlgefallen an den schwächlichen Werken unsrer sogar berühmten Schriftsteller machen, die jetzt meistens so schreiben, als schrieben sie für Menschen, die nur zum Lesen, Bücherschreiben, Seufzen, in der Einbildungskraft zu schwelgen, sich mit Idealen zu füttern, und dadurch endlich zum Dulden und zu einer völligen Resignation in das Schicksal, gemacht wären. Das letzt Berührte verträgt sich freylich sehr gut mit unsrer politischen leidenden Lage im Vaterlande, und scheint besonders mit dem letzten Schand- und Schimpfperioden, der in der Teutschen Reichsgeschichte höher, als unser höchster gothischer Thurm hervorragen wird, zu harmoniren. Man könnte darum diesen gutmüthigen Lehrern noch danken, daſs sie sich in den Geist der Zeit schicken, ihre Schule nach dem Bedürfniſs dieser Zeit und der darin lebenden Menschen einrichten; aber so unschuldig sie auch von ihrer Seite hierbey verfahren, so ist doch klar: diese Schriftsteller beweisen dem Publikum, was das Publikum ihnen beweist, was beyde ihre Erziehung und ihre Ansicht der Welt gelehrt haben; kurz: daſs die Teutschen kein politisches Volk sind, und werden sollen, und also recht für die Lehren der Resignation gemacht sind. Das übrige Obenan-

geführ-

geführte dient zum Kitzel des Publikums und zum ergiebigen Erwerbungszweig der Autoren. Das ganze Lese- und Schreibewesen ist bloſse Unschuld, die nichts bezielt. Jetzt ziehen zu diesem Behuf sogar unsre tragischen Dichter das alte eherne Schicksal aus der Rumpelkammer des griechischen Theaters hervor, unbekümmert, ob es sich mit unsern Sitten, unsrer Denkungsart und Aufklärung vertrage. Auch dieſs ist im Geiste der Zeit; es soll uns ja nicht zum Kampfe gegen die moralischen und physischen Übel stählen, sondern ihnen wie Schafe unterwerfen. Vielleicht berechnet man auch hier eben so unschuldig nur die poetische Wirkung, welche das düstre, über der Bühne unsichtbar schwebende Scheusal von altem Schicksal hervorbringen soll. Das Gespenst schreitet dann über die Häupter der zerknirschten Zuschauer einher, und wird oder muſs sich zu einer schwarzen Volkssage unter uns ausbilden, die wirklich von bedeutenderm Einfluſs, als der Glaube an andre Gespenster und den Teufel selbst, werden kann. Wohl mag dieses dichterisch-dunkel-philosophische Ungeheuer seine Rolle in Teutschland vorzüglich gespielt haben, aber es fand auch die Marionetten zu seinem Spiel, und unsre Poeten, moralische und politische Schriftsteller, putzen, schnitzeln und bilden so nürnbergerisch an eben diesen Marionetten fort, als seyen sie von dem Popanz und denen, die durch ihn bestehen, bezahlt. Doch der Meister und die Gesellen bekümmern sich auch darum nicht; die gefälligen Marionetten bezahlen die Leute selbst, die sie so kitzeln, einschrecken und entmannen.

538. Nachdem die Hauptsache bey der Erschaffung des Menschen geschehen war, so war das übrige — ihn aehnlich zu dem Thörichten und Groſsen, Niedrigen und Erhabenen, Schlechten und Guten, — zur Gesellschaft auszustatten, etwas Leichtes. Ein tiefer Schnitt in das Herz, in den das ganze Ich sich verkriechen, und als Selbst- und Eigenliebe polypenartig hervorwachsen konnte, von dem leise schleichenden oder stark wallenden Blut gleich genährt; einige glänzende mit Luft gefüllte Blasen der Eitelkeit in das Gehirn; ein kräftiger Stoſs an die Nerven zum Nachahmen; ein Blasbalg unter die Seele, um sie zum Stolz und Ehrgeitz aufzuschwellen, den die Gäste im Herzen so gerne als kräftig und rastlos bewegen, bewirkten dieses Wunder. Könnte man diese Dinge, die jetzt so leicht scheinen, weil sie da sind, und deren feine und zweckmäſsige Vermischung einen so groſsen Werk- und Rechenmeister voraussetzen, einem Stein mittheilen, auch er würde uns in Erstaunen setzen — und viele so begabte Steine würden wahrscheinlich, weil ein jeder Haupt- und Schluſsstein seyn wollte, ein so lang dauerndes Erdbeben in unsrer alten Mutter Erde verursachen, daſs sie uns mit allen unsern ernsthaften und thörichten Spielen verschlingen würde.

539. Daſs die Hoffnung das Mächtigste im Menschen ist, beweist auch dieses, daſs man noch immer die spekulative Philosophie treibt, neue Systeme aus den alten zusammensetzt und sie an einen noch dünnern Faden hängt.

540. Es lieſse sich noch ein sehr sonderbares, auffallendes und eben so wahres als nützliches moralisches Werk schreiben, aber der Mann, welcher es unternähme, müſste den dichterischen Geist Platos und Schaftesburys, den groſsen, reinen Verstand Kants, und die niedriger gestimmten Geister und Sinne Rochefoucaults, Helvetius, Maudevills und dergleichen Leute haben, das heiſst also hohe Poesie im Herzen, und kalte, philosophische, selbst gemachte Welterfahrung und Menschenkenntniſs im Kopfe. Er müſste auſserdem keine Vorliebe für eine oder die andre haben, (das kleinste Vorurtheil würde alles verderben,) und das Hohe, Mittlere und Niedrige so gegen einander im richtigen Gleichgewichte in ihm stehen, daſs weder die Einbildungskraft oder das Idealische überhaupt, noch die niedre Sinnlichkeit, oder das grob Wirkliche die geringste Herrschaft über einander ausübten. Dann müſste ein solcher seltner Mann eine Tonleiter verfertigen, wodurch alle hohe, mittlere, niedre Triebe, Begierden, Neigungen, Eigenschaften, Fähigkeiten, physische und geistige, durch welche die Gesellschaft sich bildet, verbildet, verunreinigt, verwirrt,

erfreut, plagt, glücklich, unglücklich macht, und doch besteht, genau bestimmt, angegeben, und nach ihren Wirkungen gegen einander über gestellt werden. Wäre diese Leiter nun mit der gehörigen scharfen Bestimmtheit und dem kalten Abwägen, ohne alle Vorliebe entworfen, so würde man erkennen, daſs oft aus dem Erhabnen, Groſsen und Guten, Elendes, Kleines, Niedriges, Böses, aus dem Weisen Thörichtes, aus dem Klugen Unsinn, aus dem Besten das Schlechteste, und so umgekehrt, entsteht — oder sich doch so unter einander vermischt und durch einander läuft, daſs man gar nicht begreift, wie Gift zur wohlthätigen Arzney, und wohlthätige Arzney zu Gift wird. Gleichwohl geschieht es, und der Zweck wird befördert, an dem wir alle, Gute und Schlechte, Weise und Thoren, mit schlechten und mit guten Trieben arbeiten, arbeiten müssen, auch dann noch arbeiten, wenn wir nicht wollen, und noch dazu gar zweckmäſsig arbeiten, wenn wir glauben und wünschen, das Gegentheil zu thun. Wer da glaubt, daſs ich damit auf gut Leibnitzisch - theologisch dem Optimismus das Wort rede, der irrt sich. Ich sehe nur ein Stück der Nothwendigkeit, an dem wir alle weben, ohne zu wissen, wo der Einschlag des Gewebes hängt, wo der Endfaden fest geknüpft werden soll, warum uns das Gewebe mit einer so zweydeutigen, helldunkeln Farbe übergeben ward. Doch dieſs hat sich der Obermeister vorbehalten, und uns dadurch allein zum Weben des Stücks geschickt, unverdrossen, und wahrscheinlich nur dadurch des Verdiensts und des Lohns fähig gemacht. Die Tonleiter, von der ich sprach, könnte indessen wenigstens dazu dienen, daſs wir ruhiger, bescheidner und gemäſsigter im Urtheilen würden.

541. Der Mensch war moralisch-todt geboren oder erschaffen worden, so sagt man, und das heiſst: er war vollkommen. Da beschlich der Zweifel seinen Geist, und er ward ein lebendiges, thätiges Wesen, das etwas aus sich zu machen lernte.

542. Ein Mann von reinem, einfachem Geist und Sinn kann wohl eine Wahrheit denken und aussprechen, damit sie aber die Menge mit Gefallen höre, und sie einigen Einfluſs auf sie habe, müssen sie Scharlatane einkleiden, ausschmücken und dann predigen; das heiſst: sie müssen ihr das Menschliche anhängen. So thut nun die Wahrheit auch die Wirkung, deren Prediger und Zuhörer werth sind.

543. Wem der schöne Enthusiasmus für die Menschheit anfängt beschwerlich zu seyn, und wer sich davon heilen will, der begebe sich in einen groſsen Staat, worin der Regent mit nichts, als dem Glück und dem Besten seines Volks im Allge-

meinen, ohne auf einen einzelnen Stand zu sehen, treu und weise beschäftigt ist. Er wird da so viel von eben den Menschen hören, für die der Regent so unverdrossen als weise arbeitet, daſs er gar leicht zum Fanatiker des Menschenhasses werden könnte. Wenn er aber eben diesen Regenten, trotz aller dieser Undankbarkeit, bey seinem edeln Wirken fest und muthig verharren sieht, und Sinn hat, so wird er nicht allein den rechten Mittelpunkt zwischen dem glänzenden Enthusiasmus und dem schwarzen Fanatismus, sondern auch eine weise, dem Gutdenkenden nöthige Ruhe finden. Der Blick auf das Überirdische, wenn sein Auge durch seinen Geist dazu gebildet ist, wird ihm ohnedem erweitert.

544. Man sagt: Regenten sollten ihr Volk in ihrem Herzen tragen. Es ist zu wünschen; aber, sagte man nicht besser, und mehr zum Vortheil des Volkes und der Regenten selbst, sie sollten es vorzüglich in ihrem Verstande tragen? Denn, wie ein Fürst ein ganzes Volk — von Menschen zusammengesetzt — wie sie sind, und besonders wie er sie sieht und sehen muſs, in seinem Herzen auf die Länge tragen kann, ohne unter dieser Last zu erliegen, begreife ich nicht, besonders wenn er ein edler Mann ist. Und ist das Herz nicht der groſse Hebel unsers Lebens? Will nicht auch der Fürst leben, als Mensch leben? Der Verstand lernt end-

lich die niedrigsten Erscheinungen, den Unsinn und Unverstand, die Vorurtheile und Gebrechen, nebst ihren Ursachen, begreifen — kurz er lernt das Wesen der Menschen überblicken — und wenn es ihm auch nicht gelingen kann, dieses so gebildete, und in politische Gesellschaft gedrängte Volk, anders zu machen, so lernt er es doch ertragen, und allenfalls zu dem Zweck der Gesellschaft geschickter zu benutzen. Doch Herz hat ein Jeder, und vielleicht trägt sich's auch leichter mit dem Herzen, weil dem Herzen überhaupt mehr Entschuldigungen gestattet werden — auch darf es bey diesem wichtigen Geschäfte wahrlich nicht fehlen, nur muſs der Verstand die Oberherrschaft ausüben.

545. Es ist nicht genug, daſs der Dichter idealischen Sinn habe; ohne den Geist, die Wirklichkeit, das praktische Leben überhaupt recht innig und wahr zu erkennen und zu durchschauen, ist und verbleibt er mit diesem hohen Sinn allein, ein Phantast, der den Verstand des Lesers nur ärgert, und das Herz und die Einbildungskraft desselben gerade in die Lage versetzt, worin sie sich während eines lästigen Traums befinden. Die Einbildungskraft treibt er in ein Labyrinth, ohne ihr einen Leitfaden zu reichen, und das Herz kitzelt er bis zum Unmuth. Die hohe Einbildungskraft oder der idealische Sinn soll und muſs den heterogenen Stoff der Wirklichkeit durchglühen, zer-

schmelzen, läutern, verarbeiten und mit dem Glanze überziehen, der diese Wirklichkeit des Stoffs den Sinnen täuschend darstellt, ohne den Glauben an sein nur verhülltes Daseyn aufzuheben. So macht es die mächtigste aller Zauberinnen, die Natur, mit ihren einfachen Elementen, aus welchen sie die Gegenstände im geheimen Dunkel zusammensetzt, die uns bey ihrer Erscheinung entzücken und erheben, wodurch sie uns durch sanfte Wonne, durch erhabnen Schauder, aus Furcht und Erstaunen entsprungen, bald in die düstre Tiefe zieht, bald in die schwindelnde Höhe, auf unserm Geiste angehauchten Flügeln, emporträgt. Sie verbirgt den Sinnen die innere grobe Zusammensetzung, um vor uns in anlockender, reizender Wirklichkeit zu leben. So macht sie Wasser zum Spiegel für Sonne, Mond, Hügel und Hayne, zu murmelnden Bächen, zu einwiegenden Kaskaden, den Wind zum Gesäusel der Geister im dunkeln Walde, Licht mit weichenden oder nahenden Schatten gemischt, zur Morgen- und Abendröthe, Staub zu Gebirgen, Erde, Farbe und Flüssigkeit zu grünen Wiesen und wohlriechenden, zarten Blumen — und so macht der Dichter den Menschen zu einem höhern Wesen, an das man glaubt, weil er sein Gewebe, gesponnen aus der Wirklichkeit und der innern höhern Ahnung in uns, an eben dieselben knüpft. Der Vorsprecher liegt schlummernd in unserm Herzen, der Verstand braucht ihm nur zuzulispeln, um ihn zu erwecken, ihn wach und gläubig zu erhalten. Und sind wir nicht alle bereit, dem süſsen Lügner zuzuhören, da die schwere Wirklichkeit uns alle, und immer mehr ermüdet und drückt?

546. Da die Philosophen nun schon einige tausend Jahr her den Menschen, ohne Unterlaſs, mündlich und schriftlich, zurufen, daſs sie Kinder, Thoren und Narren seyen, so werden sie ihnen höchst wahrscheinlich dasselbe Lied noch viele tausend und tausend Jahre in allerley Melodien vorsingen. Wahrscheinlich mit demselben Erfolg und eben so wahrscheinlich werden die, denen dieſs Lied gesungen wird, immer dasselbe hervorbringen oder hervorbringen müssen, was sie bisher hervorgebracht haben. Aber auch die Philosophen selbst werden in Zukunft nicht ermangeln, so wenig wie bisher, ihren Antheil zum allgemeinen Stock der von ihnen bescholtnen Sache beyzutragen.

547. Warum klären sich die Begriffe über Fürsten, ihr Amt, über ihre Unterthanen und ihre Pflichten, vom Anfang des letzten Jahrhunderts bis auf heute immer mehr auf? Warum denkt man jetzt milder, menschlicher, weiser und politischrichtiger von ihnen und ihrem Amt? Weil der Miſsbrauch der Bibel, und dadurch die Vorstellung des orientalischen Despotismus unter den Aufgeklärten verschwunden ist, und selbst bey dem Volke

sich gemildert hat. Weil man Gott reiner und erhabner denkt — nicht mehr als bebender Sklave wähnt, er habe eins seiner Geschöpfe, ohne allen Vorbehalt, durch einen von ihm geheiligten Bestallungsbrief, zum allgewaltigen Herrn über Seel und Leib eingesetzt. Weil die tückische Politik der Päbste, die ihre Trutz- und Schutzwaffen in dem alten Testament, um über die Fürsten selbst zu herrschen, suchte und fand, durch den trugvollen Gebrauch erst verhaſst und dann lächerlich geworden ist. Der wahre Herrscher steht jetzt vor uns, wie ein uns verwandtes Wesen, als ein Gegenstand der Verehrung, Dankbarkeit, und nicht des Schreckens. Und hier seh' ich wirklich ein Fortschreiten zur steigenden Veredlung des Menschengeschlechts, wovon gutmüthige Weise schon so lange und so schön reden. Laſst uns den Manen der abgeschiedenen Weisen und auch denen, die ein Opfer ihrer menschlichen Lehre wurden, danken; sie haben uns eine Erbschaft hinterlassen, die der Vergänglichkeit trotzt, die weiter an uns nichts fordert, als ihrer würdig zu werden und zu bleiben. Vielleicht aber hätt' ich sie eben dieses kleinen Umstands wegen nicht unvergänglich nennen sollen.

548. Wenn ein Teutscher Mann von Genie ein wichtiges Werk schreiben sollte, so müſste er nun noch das Äuſserste anwenden, nach Paris oder London zu reisen, um dasselbe dort unter seiner Auf-

sicht übersetzen und dann als französisches oder englisches Original drucken zu lassen. Er könnte dadurch so viel gewinnen, daſs sein Werk auch in Teutschland geachtet und geschätzt würde; und lieſse er nun gar sein Original als Übersetzung drucken, so könnte er noch obendrein die Freude erleben, daſs ihm die Recensenten nur Übersetzungsfehler vorzählten.

549. Der Mann, der ein thätiges Leben führt, und wichtige, besonders Staatsgeschäfte zu betreiben hat, thut damit noch nicht genug, wenn er seinen durch Schlaf gestärkten Leib Morgens anständig kleidet, er muſs auch, bevor er unter die Menschen tritt, mit denen er diese Geschäfte zu betreiben hat, seine Seele und sein Herz durch edle Grundsätze wieder aufwinden, oder besser täglich neu erschaffen und so mit Schutz- und Trutzwaffen auftreten.

550. Man vergiſst in Teutschland nichts geschwinder, als gute, weise und verständige Bücher. Die schaalen Autoren tauchen das Publikum zu ihrem Vortheil in diesen Lethe, der von Leipzig aus sich durch das Vaterland ergieſst, und von daher aus sehr reicher Quelle flieſst. Ich nehme mir daher die Freyheit, Möser'n, den Verfasser der patriotischen Träume, meinen lieben Landsleuten in das

Gedächtniſs zurückzurufen, unbekümmert, was ich dadurch meiner Ehre schade. Möser ist nicht allein ein trefflicher Schriftsteller für das Praktische und das Gemeinwesen, er hat auch Witz — vielen feinen Witz und einen Geist, der eben diesem praktischen Leben die treffendsten neuen Seiten abzugewinnen weiſs. Überdem schreibt er, wie wahrlich mancher jetzt nicht schreibt, dessen Schriften wir als Werke des Genies lesen, und der den Geist des Lesers so in das Leere hinauf schraubt, treibt, zieht oder wirſt, daſs der gutmüthige Leser wirklich in Gefahr ist, sein eignes Gewicht, oder seinen Anziehungspunkt zu verlieren und ein im Raume schwimmendes Atom zu werden.

---

551. Es ist ein so seltenes als erhabnes Schauspiel für den Geist des Erfahrungsvollen und edel denkenden Mannes, einen Regenten zu sehen und zu beobachten, der durch Moralität, Bildung, Denkungsart und feste Grundsätze hoch über seinem Volke steht und es zu sich hinauf zu winden strebt. Alles arbeitet, aus Vorurtheilen, Wahn, Gewohnheit, miſsverstandnem Interesse, Haab- und Herrschsucht, eingewurzeltem falschem Stolze, eitler Besserwisserey, ihn von seiner Höhe herabzuziehen; keiner will hinauf, die Kraft, der Wille dazu soll erst durch Anerkennung, durch den Geist und das Herz erschaffen werden. Er arbeitet nicht allein mit dem widerstrebendsten, widersprechendsten und

widerspenstigsten Stoffe, der sich mit nichts vereinigen und verschmelzen will, den er, da er nur heilen und nicht verwunden will, nur sanft und schonend berühren darf; er muſs auch die Höhe selbst, worauf er steht, verhüllen, seine Absicht kaum fühlbar werden lassen, und dem am tiefsten stehenden so zu nahen scheinen, daſs dieser kaum bemerkt, wie und durch was für Mittel er ihn wirklich hebt. Da nun eine solche Schöpfung alle Kraft des Geistes und Herzens, das höchste Maſs der Geduld erfordert, und doch weder durch strenge Worte, noch rasche Thaten, sondern nur durch die leisesten Mittel sich entwickeln kann, obgleich die täglichen empörenden Erscheinungen auf die Nothwendigkeit des schnellen Treibens dringen, der Regent also säen muſs, wo er in Jahren nur erndten kann, so ist eine solche Schöpfung das Gröſste und Schwerste, was der Mensch für Menschen unternehmen kann. Sie ist eine Aufgabe der Erziehung, die, weil sie so selten in der Geschichte vorkommt, beynah unmöglich gelöst werden zu können scheint. Und doch wird und kann sie dem gelingen, der den Willen dazu hat, der das Werk in diesem Geist angreift, dessen Geist und Sinn die durchdringt, die ihm nahen, der also eine Zahl harmonirender Geister um sich her versammelt, die wieder eben so rein ausstrahlen, was sie von ihm empfangen haben, oder was er in ihnen auferweckt hat. Ein rechtschaffener, menschlich denkender, kluger Fürst macht das Glück des Weisen, wem aber das Schicksal den Genuſs eines solchen Schauspiels geschenkt hat, der hat das höchste Glück in der moralischen Welt erlebt, der genieſst wirklich und wachend, wovon die edlen Männer alter und neuer Zeit nur träumten, weil sie es nicht einmal zu hoffen wagten.

552. Wenn der Regent aufrecht sterben soll, das heiſst, in der Ausübung seines Amts und seiner Pflicht, so muſs der Weise mit der Wahrheit leben und sterben: er ist der Menschheit berufener Priester, so wie jener ihr Verwalter ist. Verdankt er die Freyheit, die Wahrheit zu sagen, dem Regenten, unter dem er lebt, so lebt er schon auf Erden in dem hohen Geisterreich.

553. Wer Stoff zur Bewunderung, Verwunderung, Demüthigung und Erhebung suchen will, der hat ihn ganz nah bey der Hand; er setze sich nur hin, nehme alle seine Triebe, Leidenschaften, moralische Eigenschaften, geistige Fähigkeiten, wie er sie im gesellschaftlichen Leben und Wirken entwickelt hat, vor, mustere sie, erwäge, schätze eine jede nach ihrem Werth und Unwerth, und vergesse keine. Dann forsche er ihrem Ursprunge, den Veranlassungen zu ihrem Wirken nach, bemerke genau, wie sie sich gegen einander verhalten, beherrschen, unterdrücken, verschlingen, reizen, erwecken, wie

die nöthigsten hervorragen, und immer wach sind — wie nöthig auch die gefährlichsten sind, wie die gefährlichsten oft die besten, zuträglichsten, die besten die gefährlichsten, unnützesten werden können, wie es keine einzige zur völligen Herrschaft in Ruhe über die andere bringen kann, — und er wird Ursache genug finden, über sich und den Menschen zu erstaunen. So kann jeder eine Welt in sich entdecken, die aus zahllosen Theilchen, Strichen, Punkten, Schatten und Wirklichkeit, von so widersprechender Art zusammengesetzt ist, daſs man gar nicht begreift, was für eine Kraft diese Mischung und Spaltung zu einem harmonischen Ganzen, und wie sie es dazu vereinigen kann. Wer diese Betrachtung nun besonnen, ohne Vorurtheil, Vorliebe und Wahn anstellt, der findet endlich, daſs er wirklich einen Staat in Nuce mit sich herumträgt, in dem zwar, nach dem Einzelnen zu urtheilen, die physischen, politischen und moralischen Revolutionen so an der Tagesordnung sind, daſs er mehr zur Anarchie, als zu einer zweckmäſsigen Verwaltung geschaffen zu seyn scheint, den aber gleichwohl die Macht eines Oberherrn, den man nach und nach in sich selbst konstituirt, so in Einigkeit verbinden und zusammensetzen kann, daſs das Widersprechendste nicht allein sich in einander fugt und ordnet, sondern daſs es auch pflichtmäſsig und ohne Zwang die Dienste zum Besten des Ganzen leistet, die dieses von ihm fordert, und zwar so, daſs jeder Theil des Ganzen gewinnt. Zur

Selbstkenntniſs gehört ferner, daſs man scharf und ehrlich prüfe, welche Triebe und Fähigkeiten man am meisten, und zu welchen Zwecken man sie gebraucht habe, hier aber muſs das zweydeutige Zwitterlicht keinen schrecken, wenn er zur Klarheit und Deutlichkeit gelangen will.

534. Wenn auch der Mensch die bedingte Möglichkeit zu seinem Glück so weit vergäſse, um sich über die Beschränktheit seines Geistes zu beklagen, so kann er es doch nicht über den reichen, unerschöpflichen Vorrath, der ihn zum Genuſs und Verarbeitung bey seinem Eintritt in die Welt erwartet, zu dessen Besitzer er als Eroberer geboren wird, und dessen er sich durch eigene Kraft so bemächtigen kann, daſs er unabhängig damit nach Belieben wirkt. Der üppigste Schwelger und Verschwender findet hier mehr, als er miſsbrauchen und verzehren kann, denn der Vorrath wächst ihm unter dem Genuſs zu: Er selbst, das ganze Menschengeschlecht, die Gegenwart, die Zukunft, das Vergangene, das Vorher und Nachher, die schwindelnde Höhe und die dunkle Tiefe, sein Wirken und Denken, das Wirken und Denken derer, die ihm Spur und Denkmähler des Geistes hinterlassen haben, die ganze Natur mit ihren Geheimnissen, die intellektuelle Welt mit ihren immer reizenden Räthseln, — stehen ihm zu Gebot, und alles, was er ihnen durch eigne Kraft abdringt, wird sein Eigenthum.

Und

Und damit dieser Genuſs nie aufhöre, der Reiz dazu nie ersterbe, so sinkt das Ziel, nach dem er strebt, immer mehr in Helldunkel, je mehr er ihm zu nahen glaubt. Wahrlich der denkende Mann und der Schriftsteller wahrer Art, treiben einen Luxus, schwärmen in seinem unzählbaren, immer sich mehrenden Gefolge, gegen den aller Luxus des bloſs Sinnlichen leerer Tand ist, den kein Fürst der Erde, und sey er reicher, als der Herr aller Indien, bezahlen und erschaffen kann. — Was sind die goldnen Paläste der Groſsen, alle ihre Genüsse gegen die Feenschlösser mit ihren Zaubergärten, in denen der Dichter lebt? Was die Spekulationen der Staatsleute, und wenn sie auch der glänzendste Erfolg krönen sollte, gegen die Träume des Philosophen, oder Eine gefundene Wahrheit? Was die feinsten und pfiffigsten Erfindungen des politischen Rechenmeisters gegen den Moralisten, der eine Fackel in die moralische Welt wirft, neue Ansichten erleuchtet, den Menschen von der dunkeln Erde emporhebt und die Kraft in ihm erweckt, das zu ertragen, was die politische Welt aus Noth, und auch nicht aus Noth aufdrängt? Was die studirte Rede des Kanzlers in dem Kabinet, wenn er einen von seinem Handwerk gewinnen oder verwirren will, gegen das, was der Mann voll Geist, Sinn und Rechtschaffenheit, ohne List und Trug dem Publikum mittheilt? Und haben alle diese Leute sammt und sonders das Recht, die politische Welt zu ordnen, zu erschüttern, zu zerstören, zu leiten und zu beherrschen, so haben jene den Bestallungsbrief von einem Höhern, diese politische und moralische Welt zu mustern, zu verbessern, zu beleuchten, und die erstern, so stolz sie seyen, müssen bey ihnen in die Schule gehen, ob sie gleich die Lehrer nicht anerkennen wollen und oft mit Undank lohnen. Was die Welt Gutes aufzeichnen kann, verdankt sie ihnen doch, und so wird man mich auch verstehen, von welchen Leuten ich hier reden wollte.

555. Ich habe die höchste Stufe des moralischen Glücks in dem Augenblick erreicht, da ich nichts anders mehr für Glück erkenne. Ich will es nur gradezu nennen, und wer dann noch daran zweifelt, der mag nach den *** ziehen. Reif durch Welterfahrung, mit festem Sinn, geprüftem Herzen mein Daseyn in den Jahren, wo uns gewöhnlich alle Hoffnung verlassen will, an die schönste Hoffnung nicht allein fest anzuknüpfen, sondern diese Hoffnung tagtäglich so in Wirklichkeit übergehen zu sehen, daſs ich mein seltnes Glück sich immer fester gründen fühle. Der Genius der Menschheit in Norden arbeitet an seinem erhabenen Plane so schonend als weise fort. Sein Herz erzeugt die Thaten, und sein heller milder Geist leitet sie. Diese Thaten belegen, was ich von ihm sagte, und geben meinen Worten Kraft. Nun nennt Ihr selbst Ruſslands Alexander!

1803. 1804.

556. Mich wundert gar nicht, daſs der Mensch so ist, wie er ist. Der, welcher ihn gemacht hat, that vielleicht zu viel — vielleicht nur ein Geringes zu wenig für ihn. Aber das Geringe oder Versagte scheint dem Menschen so entscheidend, — (an die Nothwendigkeit denkt er dann nicht) daſs er des vielen Verliehenen vergiſst, und seine Dankbarkeit nur nach dem Versagten abwägt.

557. Der Mahler, der es wirklich versteht, eine Madonna, einen Johannes, einen Christus, oder irgend einen Gegenstand der edlen, erhabenen Art, dem Geiste darzustellen, läſst ihm keine Flämmchen aus dem Schädel emporsteigen, um dadurch dem Anschauenden zu sagen, was er habe mahlen wollen. Er haucht einen zarten, kaum merklichen Schimmer über das Haupt auf dunkeln Grund — und dieser sanfte Schimmer ist es, womit er den reinen, göttlichen, geläuterten Enthusiasmus bezeichnet. So gleicht diesem Bilde der edle Mann, der seine Tugend

und das reine Gefühl dafür durch die Welt und das thätige Leben gerettet hat; auch um seine Stirne, in seinen Augen schimmert der göttliche Enthusiasmus noch, geläutert durch Erfahrung und Weisheit, aber nicht verkältet.

558. Die feinste Künstlerin in der Heucheley ist die des Egoisten; da er wirklich in sich verliebt ist, und eine immer dauernde, nie ruhende Leidenschaft fühlt, so gelingt es ihm sogar, in der Begeisterung von seinem Selbst, den Freund, dessen er bedarf, die Gattin oder Geliebte, die ihm recht zu gefallen lebt, und die Diener, die alles nach seinem Sinne ausrichten und ihm folglich alle zusammen durch ihren Dienst unentbehrlich werden, glauben zu machen, er liebe sie. Der Enthusiasmus für das geliebte Selbst drückt sich in seinem Betragen und in seinem Tone, wenn alles zu dessen Zufriedenheit geht, so schonend gefällig, zart und fein aus, daſs ein solcher Mann im Kreise gutgesinnter Menschen unerkannt, gar geliebt, verehrt sterben kann, wenn ihn nicht eine plötzliche Beleidigung dieses geliebten Selbsts zu einem unvorsichtigen Ausdruck und Verfahren reizt, oder er sich endlich in seinem geheim gehaltnen Testamente verräth.

559. Man sage und schreibe, was man will, über die moralische Schwäche oder die Charakter-

losigkeit überhaupt. Ohne sie gäbe es wahrscheinlich weder Güte, Nachsicht noch Liebe genug in der Welt — des Friedens und der Ruhe wäre gar zu wenig. Der Oberherr der Geister wuſste, was er machte, was aus seinem Geschöpfe werden sollte — und damit jeder mehr oder weniger zu der Gattung gehöre, und durch eben dieſs mehr oder weniger das beabsichtigte Spiel in der Gesellschaft befördere, so sagte er: Laſst uns Menschen machen! und nicht: Laſst uns Männer machen. So kann sich nun zwar der Mann moralisch selbst machen — aber das allgemeine Zeichen sollte jedem zu seinem und andrer Glück eingedrückt bleiben; und läge auch die Spur davon in dem Herzen des Stärksten noch so tief verborgen, sie wird ihm und andern gewiſs nicht ganz unbekannt bleiben.

560. Ist es möglich, mit einem wahren, freyen, ganz natürlichen, oft auch kühnen Charakter, ohne irgend jemandem absichtlich die Cour gemacht zu haben, ohne alle Intrigue, Furcht vor ihr und Streben gegen sie, selbst im Kampfe mit schlechten Menschen für das Gute, Wahre und Nützliche durch die Welt zu kommen, darin empor zu kommen, sich aufrecht zu erhalten — und das wohl auch am Hofe? Die Frage scheint von einem Träumenden aufgeworfen zu seyn; und in der That, der, welcher die Miene des Wachenden dabey annehmen will, muſs sie durch sein praktisches Leben schon

aufgelöst haben. Hätte sich wirklich jemand vorgesetzt, diese Frage im praktischen Leben zu lösen, so ist es mehr als wahrscheinlich, daſs diesem, als Kunstwerk, viel schwerer gelingen würde, was einem Andern, als Werk der Natur, von ihr angefangen, und von einem reinen, edlen, muthigen Sinn, ohne tiefes Nachsinnen über das, was er thut, fest gehalten, wohl noch gelingen möchte. Die Tugend, die sich allzuviel auf Gründe der Vernunft stützt, ist freylich weniger Gefahren ausgesetzt, als die angedeutete, die so nah an das Empirische gränzt; aber da die letzte gewöhnlich die thätige ist, so halte ich mich hier an diese, indem ich die erste ehre, wie sie es verdient. Was muſs indessen ein Mann thun, um den obenangedeuteten Zweck zu erreichen? Freylich manches ganz Ungewöhnliche. Erstlich und vorzüglich muſs er an das, was die Menschen Glückmachen nennen, gar nicht denken, streng und kräftig, auf geradem, offnem Wege, ohne Furcht und Rücksicht auf sich, seine Pflicht erfüllen, also so rein von Sinn und Geist seyn, daſs auch keine seiner Handlungen mit den schmutzigen Flecken des Eigennutzes bezeichnet sey. Ist von Recht und Gerechtigkeit die Rede, so muſs ihm der Groſse, Bedeutende eben das seyn, was ihm der Kleine, Unbedeutende ist. Er muſs zweytens zu seiner Erhaltung und reinen Verhaltung frey von der Sucht zu glänzen, der schaalen Eitelkeit, der unruhigen Ruhm- und Herrschsucht seyn, durch deren rastloses Antreiben die Menschen auf dem Theater der Welt die meisten ihrer Thorheiten begehen, und diejenigen, auf und durch welche sie wirken wollen, empfindlicher und tiefer beleidigen, als durch die kräftigste, reinste, ja die kühnste Tugend selbst. Drittens muſs ein Mann von solchem Gefühle nur auf dem Theater der Welt erscheinen, wenn und wo es seine Pflicht erfordert, übrigens als ein Eremit, in seiner Familie, mit wenigen Freunden, unter seinen Büchern, im Reiche der Geister leben. So nur vermeidet er das Zusammenstoſsen mit den Menschen über Kleinigkeiten, um die sich das Wesen und Thun derselben im Ganzen dreht, und nur so mag er Verzeihung für seine Sonderbarkeit finden, da er wirklich keinen Platz einnimmt, die Gesellschaft durch seinen Werth nicht drückt und nichts von ihr fordert, als nach gethaner Pflicht ruhig leben zu dürfen. Reizt er dann den Neid, flöſst er dann noch Haſs ein, so gründen sich beyde auf das, was der Ankläger selbst nicht gern ausspricht, worüber er wenigstens nicht wagt, dem von ihm Angeklagten mit Vorwürfen vor die Stirn zu treten. Die Schwätzer und Verläumder um ihn her arbeiten ohnedem an einem Werke, dessen sie sich nicht bewuſst sind, an seiner Apologie, auf deren richtige Deutung er bey den besser Denkenden rechnen kann. Wer es nun dahin gebracht hat, dem gelingt gar vieles in der Welt, dem gelingt sogar, woran er nicht denkt, was er nicht als Zweck beabsichtigt, das endlich zu erhalten, was die Menschen im groben Sinne Glück nennen. Ich könnte das Kapitel verlängern, aber ich setze nur noch das hinzu: er muſs sich vor allem Reformationsgeist und seinen Zeichen hüten; muſs nie mit Leuten, die nur Meynungen haben, über Meynungen streiten; von sich selbst, über sich selbst nur im Stillen reden und denken, das heiſst, in seinem tiefsten Innern — allein in seinem Kabinet. In der Welt, ja selbst in seinem Hause müssen nun seine Handlungen, sein Betragen von ihm sprechen.

Sind dieses nun Bedingungen, die ein Träumender macht, so können sie doch wenigstens denen zur Antwort dienen, die immer klagen: ein Biedermann komme nicht durch die Welt, mache nie Glück, und wie dergleichen Klagen lauten. Wer aber diese Klagen wirklich zu seiner Entschuldigung oder zur Beschuldigung der Welt führt, dem liegt es wenigstens ob, genau zu untersuchen, ob er auch den Biedermann wahrhaft dargestellt und gezeigt habe. Ein Zug, Eine Handlung, Eine Seite sind dazu noch nicht genug, es muſs ein ganzer, gehaltener Charakter seyn. Zu einer einzigen, auffallenden That können Empfindungen die Veranlassung seyn, deren sich ein so klagender Biedermann vielleicht selbst nicht bewuſst ist, oder die er sich selbst nicht eingestehen will.

---

561. Der rechtschaffene Mann, dem der Haſs, der Neid und die Verläumdung wirklich Dornen auf das Lager streuen können, ist noch weit vom Ziele,

denn er ist noch in der Menschen Gewalt. Wer nah' daran ist, der hört seine Apologie in ihrem Geschrey, wer es erreicht hat, vernimmt es gar nicht mehr.

562. Die Menschen sind böse! — und was ist denn die Heerde von Millionen, die mit sich machen, aus sich machen läſst, was einem ihres Gleichen gelüstet? Ein solcher, der dieses recht versteht, nennt wohl diejenigen, welche ihm nahen, durch welche er wirken läſst, Schelme und Betrüger, weil sie noch mehr an sich selbst, als an ihn denken — aber böse nennt er die Menschen wahrlich nicht! Dazu müſst' er sie fürchten, oder für etwas achten.

563. Wer ohne die äuſserste Noth, — ohne Gefahr für die Tugend selbst, laut von seiner eignen Tugend spricht, hat sie wenigstens noch zum Theil im Kopfe — sie kann wohl gar Politik und Calcul seyn. Der wahrhaft Tugendhafte schweigt und handelt — schweigt schon als junger Mann, weil er fühlt, er habe die Probe noch nicht bestanden — als erfahrner, vollendeter Mann, weil er sie nun bestanden hat. Er kennt den Werth seines schon errungenen Schatzes, weiſs, was er ist, was er andern scheinen kann oder ist, wenn er ihn aufdeckt. That bereichert den Schatz, während Worte ihn verringern. Aber die Griechen und Römer

rühmten sich laut ihrer Tugenden! Sie thaten es, wie wir in Griechen und Römern lesen, und auch sie hatten eitle Männer, denen die Tugend mehr im Kopfe als im Herzen saſs. That es der rechte Mann, so hatte er seine Tugend schon durch Thaten erwiesen, und sprach nur davon, weil er dazu gezwungen, oder das Gute selbst in Gefahr war. Und waren die Griechen und Römer nicht zu ihrer blühenden Zeit, durch ihre Regierungsverfassung, Völker, die von sich laut reden durften? Gleichwohl fand gewöhnlich bey ihnen die zu laute Tugend — eben den Lohn, welchen die heutige findet, wenn sie lärmend wird. Hier steht das Wort Lohn vorsetzlich um derer willen, die sich die Tugend so als Verdienst anrechnen, daſs sie kontraktmäſsig Lohn dafür erwarten.

---

564. Wenn rechtschaffene Leute, nicht zufrieden mit der innern, ihnen zugesicherten Achtung des Fürsten, noch verlangen, daſs er ihnen eben diese Achtung immer öffentlich — auch jeder Zeit vor seinem Hofe bezeigen soll; wohl darüber klagen, wenn er an ihnen vorübergeht, und sich mit andern, die ihnen nicht gleichen, unterhält; gar murren, wenn er auch etwas für diese thut, das sie nicht zu verdienen scheinen, so möcht' ich ihnen zurufen: Ihr vergeſst, daſs Ihr die kleine Zahl seyd, die dem Fürsten zwar durchaus nothwendig ist, daſs er aber ohne die groſse Zahl, die Euch nicht gleicht, auf-

hören würde, ein Fürst zu seyn, daſs Ihr Euch eben dadurch, weil er es ist, in Eurem ganzen Werthe zeigen könnt, und der groſsen Zahl, die Euch nicht gleicht, dann am meisten nutzt, wenn Ihr recht bescheiden seyd. Muſs er nicht eben diese Leute, die Euch mit Recht miſsfallen, bey guter Laune zu erhalten suchen? Würden die Zweydeutigen und die entschieden Schlechten nicht Euch und dem Ganzen noch gefährlicher werden, wenn er Euch vor ihren Augen gar zu sehr erhöbe, ihre verderblichen Leidenschaften durch die Verachtung, die sie verdienen, gar zu offen und schonungslos rügte? Der Rechtschaffenen ist er gewiſs; dieser Gedanke muſs Euch vieles, wenn auch nicht alles werth seyn — und wer ist mehr zu beklagen: Er, der wider sein Gefühl, schlechte Menschen politisch schonend behandeln muſs, oder der, welcher diesem Spiele zusieht und die Ursache davon weiſs? Das Ganze besteht durch das Widersprechendste — vereinigt sich wohl gar dadurch zu diesem Ganzen, das uns die Nothwendigkeit so zu bearbeiten zugeworfen hat, so scheuſslich dieses auch nach der Reinheit der Moral klingen mag. Ernährt nicht das Brod, und wenn auch der heimliche Verbrecher, oder der verstockteste Sünder den Acker gepflügt hat? — steigt nun die Leiter hinauf und herunter!

Und wie? wenn es nun recht nach Eurem Wunsche ginge? wenn der Fürst Euch immer nur allein auszeichnete? recht laut und auffallend verherrlichte? würde er nicht durch diese Auszeichnung selbst den andern das Zeichen zu einer verbundenen Jagd auf Euch geben? Vergeſst Ihr, daſs Ihr das Wild in der bürgerlichen Gesellschaft seyd, in welcher die Jäger nie rasten, in der sie am glücklichsten und sichersten jagen, weil sie es ohne Hundegebell und ohne Hifthorn thun? Fängt man nicht die gefährlichsten Thiere des Waldes durch Fuſsangeln, Gruben und Netze, um eigene Gefahr zu vermeiden?

565. Die Verläumdung gehört wohl auch, wie so manche artige, bisweilen wirklich befremdende Neigung, zu der Mitgift, oder zu der Aussteuer, die das Menschengeschlecht nach und nach in der politisch - moralisch - bürgerlichen Gesellschaft verarbeiten und gebrauchen sollte oder muſste. Wenigstens ist sie so alt wie die Welt, oder gar älter als die Welt. Nachdem Satan die erhabnen Geister des Himmels durch Verläumdung zum Aufruhr gegen den Oberherrn gereizt hatte, so bediente er sich derselben mit gleich glücklichem Erfolg zur Verführung des ersten unschuldigen Menschenpaars. So hat sich die Verläumdung, wie vieles ihr Verwandte, natürlich fortgepflanzt. Freylich ist sie ein gar häſsliches Gebrechen; aber um nicht da zu seyn, müſste der Mensch entweder so vollkommen, wohl zufrieden und glücklich seyn, oder sich so denken können, daſs er im hohen Gefühl seines eigenen Selbsts es unter seiner Würde fände, sich

mit einem andern Wesen um ihn her zu vergleichen: kurz es müſste ihm von dem nichts abgehen, was seines Gleichen besitzen, wenigstens müſste er dieses glauben und sich nur mit sich selbst vergleichen. Auch hätte die unschuldige Beschränktheit der Auster diesem Übel abhelfen können, die sich wahrscheinlich mit nichts vergleicht, und ihre Nachbarin, da sie wohl schwerlich etwas von ihr weiſs, eben so wahrscheinlich nicht verläumdet. Regenten, Staats- und Weltleute, welche dergleichen menschliche Gebrechen anders anzusehen gezwungen sind, als die Moralisten, und zwar oft zu unserm und selbst der Moralisten Vortheil, sagen vielleicht: laſst sie nur immer verläumden, es ist ein Zeitvertreib mehr für sie. Wenn uns die Menschen um unserer guten und vernünftigen Handlungen, im Genuſs der Verläumdung, recht schwarz mahlen, so nehmen sie um so leichter unsre bösen und thörichten als natürlich an, finden dann Trost und Zufriedenheit, daſs wir dem Gemählde gleichen, welches sie, zum Vergnügen der Zuhörer und im eitlen Gefühl des Selbstgenusses, von uns entworfen haben.

566. Die Sprüche Salomo's sagen sehr viel von dem Lohne des Gerechten, Weisen und Tugendhaften auf dieser Erde. Hat sie nun Salomo wirklich geschrieben oder abgeschrieben, so muſs er noch sehr jung gewesen seyn, als er es that. Überhaupt

muſs er etwas schwärmerisch gedacht und gefühlt haben, denn an dem Hofe seines königlichen Vaters hätte er ganz artige Erfahrungen von dem Gegentheil machen können. Hat er diese Sprüche aber als gekrönter König geschrieben, so that er es vielleicht, um seine Unterthanen zu den von ihm gepriesenen Tugenden zu ermuntern, weil sie auch zu Zeiten einem Könige nutzen können, wenn er sie für nöthig hält. Und so könnt' es gar ein politisches Stückchen, eine Art von Antimachiavel seyn. Schrieb er sie aber als Greis, welches man nach der darin gezeigten Weltkenntniſs glauben sollte, so hat er sich und den Menschen, für einen König seiner Art und seiner Erfahrungen an sich und andern, als Autor zum Zeitvertreib, im obigen Punkte wenigstens, schön lautende Komplimente gemacht.

567. Erzählt jemand in einer Gesellschaft höhern Tons eine gute, edle Handlung von einem bekannten Manne, so hört man ihn gewöhnlich kalt an, es sey denn, daſs einer der Gegenwärtigen, vielleicht um seines eigenen Interesse willen, ein besonderes Interesse an dem Manne hätte, von dem das Schöne erzählt wird. Der Erzähler, wenn er sonst ein gutmüthiger Mann ist, mag noch zufrieden seyn, wenn man die von ihm erzählte gute, edle That nicht ganz bezweifelt, sie nur durch Grundsätze, aus der gewöhnlichen Welterfahrung geschöpft, durch witzige Deuteley, ins Lächer-

liche, oder durch Unterschiebung eitler anmaſsender, schwärmerischer, unvernünftiger Bewegungsgründe zu verzerren, und so um allen moralischen Werth zu bringen sucht. Die Weisen und Erfahrungsvollen schweigen zu diesen Bemühungen, weil sie das Bekehrungswesen versucht haben; so hört man nun selten einen Widerspruch, es müſsten denn feurige junge Leute, oder ein Schwärmer in der Gesellschaft seyn, denen man es noch zu gut hält, indem man über sie lächelt. Aber tritt einer in eben diesem Kreise auf, der von einem Manne etwas Boshaftes, Schurkisches, Niedriges, Schlechtes zu erzählen hat, der findet eine so gläubige Versammlung, wie sie nie der beredteste Prediger, oder erhabenste Moralist gefunden hat. Hier scheint nun bey jedem solchen Ereigniſs die Gesellschaft sich und dem Menschengeschlecht ein Urtheil zu sprechen, das nur den Neuling empört. Aber beweist dieſs auch für die überwiegende Bosheit des Menschengeschlechts? Kann man auf diese daraus vorzüglich schlieſsen, weil die Menschen so lau im Glauben an das Gute, und so warm, schnell und stark im Glauben an das Böse sind? Wirkt hier inneres Bewuſstseyn an sich gemachter Erfahrung, daſs sie, gleichsam von ihren geheimen Trieben überrascht, ein offenes Bekenntniſs ihrer Schlechtigkeit ablegen? So scheint es in der That auf den ersten Blick. Einiges lieſse sich indessen doch gegen diesen harten Schluſs anführen. Das Gute, Schöne, Edle wirkt auf das Herz, und setzt zur richtigen Anezkennung einen hellen, aufgeklärten Verstand voraus. Herz und Verstand verbunden, bilden das edle Gemüth, das darum seltener ist, weil letzterer dem erstern öfters fehlt. Das Böse wirkt auf die Einbildungskraft, erweckt Furcht, Besorgniſs, da es an die unzähligen Fäden des Eigennutzes anschlägt, und den innern, für sein Interesse immer besorgten Menschen aufregt. Bey dem Edlen fühlen wir stilles Gefallen, und der, welchem der Sinn dafür fehlt, empfindet hier, daſs er dem Manne, von dem die Rede ist, nicht gleiche, daſs dieser durch seine That über ihn hervorrage, und so steht er wider Willen gedemüthigt vor dessen Bilde. Aber eine schlechte, niedrige That bringt den Mann, von dem die Rede ist, unter ihn, er steigt über ihn hinaus, und mancher glaubt vielleicht wohl noch, durch Übertreibung der schlechten That, der Gesellschaft seinen Abscheu vor dem Laster recht zu zeigen und ihr eine bessere Meynung von sich beyzubringen: Sind dieses Entschuldigungen? Nur Beweise, daſs es nicht umsonst, nicht aus bloſsem Gefallen an dem Bösen geschieht. Und dann der Genuſs der Schwatzhaftigkeit, welcher von der aufgeregten Einbildungskraft mehr befördert wird, als von der stillen Bewunderung. — Doch weiſs ich Fälle, wo sogar solche Menschen, die mehr in der Einbildungskraft, und in dem Genuſs dieser Schwatzhaftigkeit leben, recht feurige Lobredner guter, edler Thaten werden — wenn nehmlich diese guten, edlen Thaten ihnen selbst, und das vorzüglich, nützlich sind.

Be-

Bezeichnet nun ein solcher Fall eben nichts auſserordentliches, so ist er doch so menschlich als natürlich.

568. Die sonderbarste unter den vielen sonderbaren Klagen des Menschengeschlechts, wäre die eines Despoten, der sich im orientalisch-tückischen Despotismus gefiele, über die moralische Schlechtigkeit seines Volks, über die Untreue, die Hab- und Raubsucht der Staatsbeamten, seiner Hofleute und Favoriten, über die Bestechlichkeit aller, von dem, der in der Hütte wohnt, bis zu dem, der vertraut mit ihm lebt, und der dann über diese Menschen sammt und sonders das Verdammungsurtheil ausspräche. So sonderbar nun diese Klage wäre, so wenig wäre sie konsequent. Würde er wohl Despot seyn und bleiben können, wenn eben diese Staatsbeamten und eben dieses Volk die Tugenden besäſsen, die er an ihnen vermiſst? Ein solcher Despotismus findet eben in der Schlechtigkeit der Beamten, in der Feigheit des Volks, die durch den ungestraften Miſsbrauch der Gewalt über diese Schlechten unterhalten wird, seine Stütze, und verschwindet, so bald Tugenden durch Zufälle aufgeweckt werden, die weder ein solcher Despot noch solche Diener voraussehen. Das noch Sonderbarere wäre, daſs sich diese Despoten und ihre Diener über die Schlechtigkeit der Menschen nur dann beklagten, wenn die Untreue oder der Betrug, wel-

cher Art sie seyn, an ihnen selbst begangen würden. Das Allersonderbareste aber würde sich ereignen: wenn ein hochgesinnter, edler Mann den Thron eines solchen Despoten bestiege, und den Willen zeigte, durch weise Milderung den Despotismus nach und nach aufzulösen, sein Volk durch eine gesetzmäſsigere Verfassung einer höhern Moralität zuzuführen, daſs alsdann gewiſs eben diese Staatsbedienten diesem edlen Regenten aus allen Kräften entgegenarbeiteten, sein Streben, als politische Ketzerey, die den Staat erschüttern könnte, verschreyen würden. Wenn ich Staat sage, so läge eben in diesem Worte der Grund ihres Schreckens; denn die Herren müſsten dann fühlen, daſs, wo so etwas anfienge wirklich zu existiren, ihr eignes Daseyn sammt ihrem Wirken auch nun anfienge, dem Gesetze unterworfen zu seyn. Ein Versuch des Sultans Selims, würde dieses alles beweisen.“

569. Man spricht immer mit Lob, Wärme, auch wohl Enthusiasmus von dem Alterthum, um nur die neuere Zeit verachten und herabsetzen zu können. So klagen ohne Unterlaſs selbst die besten Köpfe, und sogar billige Männer, welches die ersteren nicht immer sind, daſs es der neuern Geschichte ganz an dem Reiz fehle, welcher die Geschichte der Römer und Griechen vor allen auszeichnet. Man geht gar so weit, zu behaupten, sie ründe sich durchaus zu keinem Ganzen, leite zu keinem

bestimmten Zwecke, habe keinen Charakter, gewähre keinen Genuſs, weil sie weder ästhetischen, philosophischen, noch wahrhaft politischen Gehalt hätte, kurz, daſs es ihr ganz an der moralischen und politischen Tendenz mangle, die sich eigentlich durch ein die Menschheit ehrendes Wirken, in Handlungen und Verhandlungen, zeigen müſste. Was nun den bestimmten Zweck, den wahrhaft politischen Gehalt und die berühmte Tendenz betrifft, so gestehe ich, daſs man auch bey Lesung der Geschichte der Griechen und Römer, den Glauben, im recht hohen Sinn, dazu mitbringen und sorgfältig unterhalten muſs, und dieſs hauptsächlich wegen der moralischen Tendenz, die, wenn ich es recht begreife, die innere steigende Veredlung des Menschengeschlechts bedeuten soll. Der Gedanke ist schön, dem Menschen rühmlich, wie so viele andere schöne Gedanken, die, wenn sie auch nicht immer Groſses und Gutes hervorbringen, doch über das, diesem Widersprechende, trösten und mit Hoffnung stärken. Was würde aus dem armen Menschengeschlecht, ohne die Fähigkeit zu diesen schönen Gedanken geworden seyn, mit denen das Thun und Wirken in dieser politischen Gesellschaft im Einzelnen selbst so selten übereinstimmt? Von dem Ganzen, welches das Geheimniſs des unumfaſslichen Weltstaats in sich zu schlieſsen scheint, rede ich nicht, da ich die Geheimnisse und ihre Ursachen in unsern politischen Staaten, die doch nur Punkte in diesem unendlichen sind, noch nicht begreife, und wohl nie begreifen werde. Aber die Vorwürfe, die man unsrer neuern Geschichte macht, will ich, wenn ich es vermag, durch einige lebende Beyspiele zu schwächen suchen. Nehmt die französische Geschichte von Clodowich, dem ersten Christen, bis auf den heutigen Tag, und seht zu, ob sie sich nicht zu einem Ganzen rundet? Den Zweck werdet Ihr auch finden, ob die gleich nicht wuſsten, was sie thaten, die seit Jahrhunderten aus allen Kräften auf ihn arbeiteten. An ästhetischem, philosophischem und politischem Genusse wird es eben so wenig fehlen, wenn Ihr die Mittel bemerkt, welche Verstorbene und Lebende angewandt haben, um diesen Zweck oder dieses Ziel vorzubereiten, und endlich wie ein über Europa hervorragendes Gebirg aufzustellen. Die berühmte Tendenz überlaſs ich Eurem Glauben. Wer nicht mit diesem Beyspiele zufrieden ist, der nehme unsre teutsche, vaterländische Reichsgeschichte bis zu dem letzten Reichstage 1802, und er muſs von nichts zu überzeugen seyn, wenn er hier keinen Zweck oder kein Ziel findet, ob es gleich nur wie ein Maulwurfshaufen auf der flachen Erde aufgescharrt liegt, der sich schwerlich zum Berg aufschwellen wird, wenn ihn nicht sonst ein politisches Erdbeben dazu aufbläht. Wem dieses noch nicht genug ist, der lese die Geschichte Englands, von dem Zeitpunkte der ersten *Magna Charta*, bis zu dem jetzigen Handels- und Kreditsystem, dessen Zweck und Ziel über alle Theile der Erde hervorragt, obgleich nur ein Schatten, der an dem dünnsten Faden schwebt, welcher je durch die Finger der Staatsparzen, seitdem diese Dirnen an dem politischen Schicksalsrade unablässig wirrend und spinnend, spinnend und wirrend sitzen, gelaufen ist. Und ihr sollte es an Charakter fehlen? Wahrhaftig, die neuere Geschichte hat aufs originellste entwickelt, was die Geschichte der Erde so klar beweist. Dieses würdet Ihr gewiſs erkennen, wenn Ihr sie nur ohne poetischen, politisch-idealischen Sinn betrachten wolltet.

570. Nach der blühenden Jugend, dem kräftigen, männlichen Alter sinken auch wohl sehr gescheidte, tief denkende Leute, ja gar schöpferische Genies, zu wiederholenden, lehrreichen Schwätzern herab. Ihr Geist schafft keine neuen Ideen, um durch sie seine Existenz zu erweitern, der Witz setzt nicht mehr kühn über die unendlichen Räume, die zwischen den Verhältnissen liegen, das Gefühl erwärmt selbst die alt aufgefaſsten und verarbeiteten Gedanken und Bilder nicht mehr, und der glückliche Schwätzer wiederkäuet nur mit kindischem Vergnügen die abgestumpften Zeichen der Erinnerung. So läuft er nun ohne Unterlaſs von dem über, was in seinem Kopfe schwimmt, denn das Herz, der innere Vesuv, hat ausgebrannt, ist verschüttet, und nichts sinkt mehr in die Tiefe, um lodernd und leuchtend aufzusteigen. Eben so wird die Dichtkunst nach ihrer Blüthenzeit und nach

dem kühnen, männlichen Alter, beschreibende, lehrreiche, alles mahlende, verkleinernde und zerlegende Versemacherey, welches uns besonders die didactischen Poeten der Engländer und die sie darin nachahmenden französischen beweisen. Die teutschen Dichter stehen noch zwischen der Blüthe der Jugend, oder nahen nur dem männlichen Alter, und es ist auf diesem Felde noch viel von ihnen zu erwarten, wenn ihr hoher Sinn nicht von der miſsbrauchten kantischen Philosophie, von der jetzt, nach dieser, aufblühenden Mystik, und von der politisch-, statistisch-ökonomischen Rechenkunst, in ihrer jetzt lebenden jugendlichen Stärke, erwürgt wird.

571. Derjenige Regent, welcher Tacitus Worte: *postquam divus Nerva res olim insociabiles miscuisset, libertatem et imperium* — also die zwey widersprechendsten, ungeselligsten Dinge — Freyheit und Herrschaft praktisch kommentirt, und so, daſs wir der ersten in aller Ruhe, Freude und Sicherheit genieſsen und die zweyte uns diesen Genuſs garantirt, der hat das höchste Werk menschlicher Weisheit, Klugheit und Stärke vollführt. Er hat zugleich das schönste und schwerste Problem aufgelöst, das einem Geschöpfe von Geist, Verstand, Sinnlichkeit und Leidenschaften aufgegeben werden konnte — das um so schwerer ist, weil es durch Geschöpfe von Geist, Verstand, Sinnlichkeit und Leidenschaften ausgeführt, und von eben solchen

Geschöpfen erkannt und geachtet werden muſs oder soll. Indessen ist dieses so einfache Ding eben der Grundstein, auf dem die Gesellschaft ruhen sollte, den das Menschengeschlecht von seiner Entstehung an, bis auf den heutigen Tag ahndete, eifrig suchte, für den es mordete und gemordet ward. Auch wäre es wohl endlich Zeit, daſs es ihn fände und die Regenten sich darauf setzten. Eines festen, sichern Sitzes können sie dann gewiſs seyn.

572. Wenn man einem Manne von Charakter, kräftigem Willen und Geist, starker Einbildungskraft und gleich starkem Verstande, den Vorschlag thäte, Minister in einem monarchischen Staate, oder leitendes, regierendes Haupt einer Parthey in einer Republik zu seyn, welches von beyden sollte er wählen? Man kann auch die Frage so setzen: in welcher der gegebnen Lagen wird es ihm leichter seyn, ein nützlicher, gerechter, berühmter und groſser Mann zu werden? Im ersten Fall, so scheint es mir wenigstens, hat er nicht allein Gelegenheit, seinen Charakter frey, nach seinen Einsichten, seiner Kraft zu entwickeln, er findet auch ein weiteres, unbeschränkteres Feld zur Ausübung seiner Thätigkeit vor sich. Er kann seinen Handlungen seinen eigenen Charakter ohne Mischung mittheilen, gut, gerecht, groſs — und sogar in der vollen Bedeutung des Worts, menschlich seyn — und wenn er aus festgehaltnen Grundsätzen handelt, auch auf

die allgemeine Dankbarkeit und Anerkennung seines Werths rechnen, denn der Dankbarkeit ist schon der gewiſs, der das gewöhnliche Böse unterläſst. Das leitende Haupt einer Parthey in einer Republik — (zu einer Parthey muſs ein solcher Mann gehören, wie jeder Staatsdiener in der Republik, der etwas seyn oder bedeuten will) muſs seine Hauptkräfte in dem Kampfe mit der Gegenparthey gebrauchen, sich mit dieser selbst für das beste, nützlichste Unternehmen erst herumschlagen, und beym Gelingen — bey der glücklichsten Ausführung, vermehrt sich nicht selten die Gefahr für ihn, da alles, was er thut und wirkt, durch den Geist der Eifersucht und der Furcht vor seiner errungenen Gröſse, nicht moralisch, sondern bloſs politisch betrachtet wird. Diese politische Deutung läuft durch die ganze Geschichte der alten und wahrhaften Republiken. Menschlich zu seyn, im hohen Sinn des Worts, ist hier vor allem das schwerste, da der Partheygeist dieses ausschlieſst; denn die Parthey, welche von Menschlichkeit spricht oder darauf dringt, hat ihre eigne Schwäche schon anerkannt. Auf allgemeinen Dank hat ein solcher Mann am wenigsten zu rechnen; was ihm seine Parthey gibt, nimmt ihm die entgegengesetzte. Groſs erlaubt man ihm nur zu Zeiten der allgemeinen Gefahr zu seyn und zu scheinen, weil dann der Partheygeist um der Erhaltung des Ganzen willen schweigen muſs. Nach überstandener Gefahr ist er immer noch glücklich genug, wenn man ihm verzeiht, das Vaterland gerettet zu haben. Wer darum glaubt, daſs ich der Monarchie vor der Republik ganz unbedingt das Wort rede, dem habe ich nichts zu sagen. Man wird leichter unter denjenigen zum Wohlthäter, die am wenigsten dauerndes Wohlseyn zu erwarten haben, da es immer von einem Einzigen abhängt, und auf den Weisen, Starken, auch kein Weiser, kein Starker folgen kann. Hier wird die klug berechnete Gerechtigkeit selbst zur Wohlthat, und Billigkeit, menschliche Sorge für andere, oft ein unerwartetes Geschenk. In Repukliken glaubt und fühlt man sich zum Höchsten berechtigt, — und nun befriedige man diejenigen, die mit einem solchen Rechte, mit solchen Ansprüchen geboren zu seyn glauben. Was gehört nun nicht dazu, unter solchen Geistern ein groſser Mann zu werden? Will er es ganz in dem Sinn des ersten werden, so muſs er vorerst die Partheyen lähmen oder verschlingen, und wie steht es dann mit der Republik? Die Belege dazu findet wohl ein jeder in der Geschichte.

573. Wenn auch die Bedürfnisse der Phantasie den Despotismus nicht geschaffen haben, so unterhalten, ernähren und verstärken sie ihn doch. Auf die natürlichen Bedürfnisse allein gebaut, wäre er von dem Augenblick an zusammengestürzt, da die Menschen erkannt hätten, wie wenig dazu gehöre, zu leben und frey zu seyn. Man kann also immer sagen, die sich bildende Gesellschaft arbeitete durch

jede neue Erkünstelung und Vernünftlung an der Vollendung des Ungeheuers, über das sich die darin Lebenden beklagen. Der zugekünstelte Geist, der verfeinerte Verstand, die immer rege Einbildungskraft, mit allem, was schönes und artiges aus ihnen entspringen, sind die Schöpfer aller Abhängigkeit und nicht die Bedürfnisse des Leibes. Diese Wahrheit ist gemein, aber um so nöthiger zu wiederholen, da die Klagenden immer in der Ferne suchen, was ihnen doch so nahe liegt, was sie selbst erzeugen.

574. Der gutmüthige Glaube an die steigende Vervollkommnung oder Veredlung des Menschengeschlechts, kommt mir, so bald ich eben dieses Menschengeschlecht sich vor den Reichen und Mächtigen beugen, kriechen und zittern sehe, gar zu albern, abgeschmackt, ja zu Zeiten ekelhaft vor. Diese tiefe Achtung, Verehrung und Furcht ist dem Menschen so gewiſs angeboren, wie das Verlangen nach den Dingen, aus welchem sie entspringen; der Kluge, Starke und Kühne selbst, wenn er auch alle Vorurtheile besiegt hat, überwindet dieses am schwersten, wenigstens zuletzt, und dann nur oft zu spät für seine moralische Vollendung. Empörend ist es gleichwohl für den Mann von Gefühl und Verstand, wenn er die allgemeine, gewaltige Wirkung der Macht und des Reichthums, dieser zwey, die moralische und politische Welt beherr-

schenden Gottheiten auf ihre Gläubigen wahrnimmt, sobald einer ihrer bedeutenden Priester unter die Menge tritt. Sie neigt sich vor ihnen, fährt zusammen, nimmt eine unterthänige Stellung an, wünscht, beneidet, hofft, und selbst der Mann von Geist und höherm Sinn vergiſst wohl vor ihnen seinen eignen Werth, auf den er sonst so stolz ist — oder ergrimmt wenigstens doch zu Zeiten, daſs er in Gegenwart dieser Götzen vor den Augen der bewundernden Menge ganz verschwindet. Die untern Klassen verehren und beten so treuherzig und instinktmäſsig an, als walte auſser diesem alles vermögenden kein anderes Wesen über ihnen. So war es immer, sollte wohl so seyn, um eine so geordnete, moralisch-politische, solche Früchte tragende Gesellschaft hervorzubringen, an deren Anschauen wir uns ergötzen können, wie es uns gefällt. Ein Genuſs, der uns sogar umsonst verstattet wird, wenn wir klug genug sind, im Stillen zu genieſsen. In Ordnung wird sie gewiſs dadurch gehalten, und vielleicht herrscht eben darum in Teutschland die meiste bürgerliche Ordnung, weil da diese Gottheiten immer die treuherzigsten, ehrlichsten und gläubigsten Verehrer gefunden haben. Da es nun wahrscheinlich mehr oder weniger auf dem ganzen Erdenrund so fortgehen wird, und die Armen, Schwachen, Unaufgeklärten, ja selbst die Klügsten und Gescheidtesten (sie wissen warum) diese Gottheiten immer verehren und anbeten werden, so sehe ich wenigstens nicht ein, wie das

Menschengeschlecht auf diesem breiten Wege zu jener moralischen Veredlung gelangen möge. Die beschwerlichen Nebenwege dahin kenne ich wohl, aber das Menschengeschlecht läuft auf der Landstraſse, weil diese gerade zu einem Ziel führt, das jeder kennt, und das auch dem Entferntesten in die Augen fällt.

---

575. Man trifft an Höfen, in der Welt, unter Geschäftsleuten Männer an, die von Haus aus weder Geist noch Verstand mitbrachten, die aber durch Erfahrung und Interesse so aufgeklärt worden sind, daſs sie in diesen beyden Lehrmeister fanden, die ihnen das von Haus aus Versagte so reichlich ersetzten, daſs sie die in diesen Punkten reichlich Versehenen überfliegen und sogar überlisten. Spricht man mit einem solchen Mann über Hof, Welt und Geschichte, so erstaunt man über seinen scharfen Blick, sein richtiges Urtheil, seine Welt- und Menschenkenntniſs; aber man erstaunt noch mehr, wenn er aus seiner Sphäre heraustritt und über Gegenstände spricht, worüber ihn seine Lehrmeister im natürlichen Zustande gelassen haben, wohl lassen muſsten, damit der Lehrmeister recht eifrig nur auf Ein Wild jage. So kann also in demselben Kopfe Licht und Finsterniſs herrschen, und die Verbindung in der künstlichen Gesellschaft rächt sich an der Natur dadurch, daſs sie ihr es nicht gelingen lieſs, ihn ganz zum Dummkopf auszuprä-

gen. Soll der Natur dieses gelingen, so muſs sie den Menschen zum Idioten machen, nur bey diesem vermögen jene Lehrmeister nichts. Die Andern füttern ihn dann aus Mitleiden, weil Idioten die einzigen sind, die nicht gefürchtet und beneidet werden.

576. Ob es gleich der Dinge sehr viele gibt, die den Stolz des Menschen demüthigen könnten, so will ich doch jetzt aus Höflichkeit nur eins anführen, das diesen sonder- und wunderbaren Sohn des Himmels und der Erde zu einiger Selbstkenntniſs vermögen könnte. Wie kommt es, daſs ein Einziger dieses Geschlechts auf Jahre lang über Glück und Unglück vieler Millionen entscheiden kann? Daſs die Geschichte den letzten Fall hundertmal erzählt, bevor sie den ersten nur einmal in seiner ganzen Wahrheit aufstellt? Um dieses recht fassen zu können, muſs man hierin das Vortrefflichste und Schlimmste selbst erfahren, und seine Wirkung gesehen und empfunden haben. Aber welch ein Stoff zum düstern Nachsinnen über das Menschengeschlecht und das ihm aufgetragne Schattenspiel für den denkenden und fühlenden Mann ist das Letzte? Sagt' ich Schattenspiel? — Ja, wär' es das — aber es sind Schatten, die einen Leib haben, den man an jedem Punkt verwunden und tödten kann — die einen Geist haben, der das Leiden der Gegenwart, der Zukunft, des Nahen

und Entfernten, durch alle Verhältnisse und Folgen faſst, — und dessen Denken und Nachsinnen man zu Dolchen machen kann, deren Ziel das Herz, die Quelle des Lebens, ist, und vor deren unzähligen Stichen das Grab allein rettet. Was ihn erwartet, wenn er sich in jenem Leben als von einem seines Gleichen gezwungner langsamer Mörder des Gewandes darstellt, das ihm auf der Erde angebildet ward? Wen er anklagt, wegen der Qualen, die er gelitten, wegen der, durch die schreckliche auf Erden gemachte Erfahrung, verfinsterten Gestalt, in der er nun erscheint? Und wie Geister vortreten und erscheinen können, welche Furcht, Sinnlichkeit und augenblickliche Vortheile so tief erniedrigt und verunreinigt haben, daſs man nicht begreift, wie ihr Schöpfer sein Werk noch in ihnen erkennen mag? Und endlich, wie die Gewaltigen selbst! welche die Stärkern und Edlern so abgejagt, die Schwachen so mit Füſsen getreten haben, daſs in diesen wenigstens das Gepräg ihres Ursprungs, woran sie doch der Meister wieder erkennen soll, ganz verlosch?

577. Witz entspringt aus dem Geiste, dem Kopfe; er ist nur dann recht stechend und allzeit fertig, wenn er in der moralischen Gleichgültigkeit gegen das Lächerliche und Schlechte so weit gekommen ist, daſs er es nur als Gegenstand des Spotts, als glückliche Veranlassung zu glänzenden Einfällen

betrachtet. Der Sarkasm entspringt aus dem Herzen, das starke Gefühl desselben entzündet den Geist, seine Blitze fahren durch die düstern Wolken, die der Unwille, die Verachtung über und gegen das Schlechte, Niederträchtige zusammengetrieben haben. So trifft der Sarkasm des empörten, edlen, geistreichen Mannes den Schuldigen durch Geist und Fleisch; den Einfall des blos Witzigen schreibt dieser der Bosheit oder dem Kitzel zu und geht ungetroffen vorüber.

578. Wer in einer groſsen, volkreichen Stadt und Residenz lebt, sollte sich, wenn ihn Sprüche trösten können, jeden Morgen folgenden aus Cowper vorsagen:

God made the country, and man made the town.
Gott machte das Land, der Mensch die Stadt.

579. Es gibt Dichter, bey denen die Vorstellung von der Kraft der Konception ihrer Schöpfungen mehr erfreut, als der Genuſs des von ihnen nun wirklich Dargestellten. Man kann wohl in seinem Geiste den Schwung der Höhe ihrer Phantasie begreifen und mit ihnen erreichen, sobald man aber das Geschaffene in Vergleichung mit dem Wirklichen betrachtet, dessen man sich nicht ganz erwehren kann, (bey gigantisch-moralischen Wesen

am wenigsten) so tritt nun die kalte Bewunderung der Kraftäuſserung ein, und die wirkt endlich so viel, weil sie dem Verstande zu freyes Spiel läſst, daſs man nicht einmal den Wunsch nach der bewunderten Wirklichkeit der dargestellten Ideale fühlt; wenigstens begreift man gar nicht, was man mit solchen Wesen anfangen, wie man mit ihnen leben, wo man sie auf dieser Erde hinstellen soll.

---

580. Bey der Eudämonie und allen mit ihr verwandten Moralsystemen ist die Frage ganz überflüssig, ob die Tugend gelehrt werden könne; sie entspringt hier von selbst aus der Natur, freylich nicht aus reinen Quellen. Aber nach Kants und der hohen Philosophen System muſs die Tugend gelehrt werden, denn nach ihnen ist sie gewiſs die schwerste aller Künste und Wissenschaften, auf die der natürliche Sinn allein und von sich selbst nicht stoſsen konnte. Dieses erhabene Kunstwerk konnte nur in einer hoch kultivirten und moralisch verderbten Gesellschaft erdacht werden, weil ihr ein solches Principium, oder glänzendes Merkzeichen, wenigstens zur Selbstkenntniſs und Richtschnur nöthig ist. Der Kontrast springt auch um so besser heraus, und wie es damit im Praktischen gemeynt sey, hat Kant selbst in seiner Anthropologie gezeigt. Von Nutzen ist dieses erhabene Merkzeichen, nach dem wir unsern Werth messen sollen, gewiſs, und so wie sich die politische Gesellschaft an den Begriff, das Abstraktum:

Staat anschlieſst, und darauf in Sicherheit ruht, obgleich es die Mitglieder derselben ohne Aufhören beleidigen und verletzen, eben so ruht die moralische Gesellschaft auf diesem erhabenen Begriffe der Tugend, mit dem man nicht besser und schonender umgeht. Der Staat selbst gibt vor, sich auf ihn zu lehnen. — Aber wenn etwas den Menschen als ein wunderbares Geschöpf bezeichnet, so ist es eben diese anerkannte Theorie bey einer solchen Praxis; und hier spricht sich der Kläger selbst das Urtheil.

581. Die Erziehung, der Unterricht der Jugend von der Dorfschule bis zur Universität, der Sinn und Geist, worin man diese Jugend die Wissenschaften und ihren praktischen Gebrauch lehrt, richten sich ganz nach der politischen Lage, in welcher sich Ältern und Lehrer befinden, worein sie von der Regierung gedrängt und in der sie von ihr gehalten werden. Man vergleiche nur die Erziehung und den Unterricht der jetzigen Zeit mit der Erziehung und dem Unterrichte der vergangnen Jahrhunderte. Sagt man, dieses sey eine Folge der Kultur, so antworte ich: die Kultur selbst ist eine Frucht freyerer, furchtloserer Gefühle. Klagt man in einem Staate über schlechte Erziehung und zweckwidrigen Unterricht, so ist das ein Beweis, daſs sich die Menschenkräfte auf einen höhern Punkt richten, als die Regierung ihnen vorgezeichnet hat; und dann ist es auch hohe Zeit, daſs die Regierung ihr System

mustere, ehe es von Unberufnen gemustert werde. So kann man also sagen, das Volk erzieht und bildet seine Regierung, welcher Fall gewiſs weniger selten, als der ihm entgegengesetzte ist. Da nun in keinem Lande auf Erden mehr über Erziehung geschrieben wird, als in Teutschland, so möcht' ich wissen, ob dieses auch im Vaterlande der Fall von Seiten des Volks, der Lehrer, Schriftsteller und der Regierung sey.

582. Einige kurze Regeln in Fragen zur Selbstkenntniſs.

Welchen Gebrauch habe ich von meinen physischen Kräften gemacht? Wie habe ich meine moralischen Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte entwickelt und angewandt? Was hab' ich aus mir gemacht? Was hätt' ich aus mir machen können? Was kann ich noch aus mir machen? Was gehört dazu, daſs der Mensch etwas aus sich mache, und durch den ihm verliehenen Stoff, mit Geist, Muth und Aufrichtigkeit besorgt und verarbeitet, zum Schöpfer an sich selbst werde?

583. Warum gelingen selbst verständigen, denkenden Leuten so viele mögliche Dinge im thätigen Geschäftsleben, und besonders in Geschäften, die das Beste des Staats betreffen, nicht? Weil die Leute,

die es unternehmen sie durchzusetzen, gewöhnlich ihr Ich vorausschieben, das Geschäft persönlich machen, folglich die Persönlichkeit derer, mit denen und durch welche sie ihr Werk durchsetzen wollen, mit ins Spiel bringen, und zum Miſsfallen oder Gegenkampf reizen. Wer demnach auf dem Welt- und Staatstheater eine gute, nützliche, vorzügliche, eine edle und glänzende That durchsetzen will, muſs — bevor er noch die Mittel dazu überlegt — vor allem sein eignes Ich — seinen Vortheil, seine Eitelkeit, seine Ruhmbegierde zum Schweigen bringen, kurz er muſs nur das Geschäft allein denken. Dadurch gewinnt er nicht allein, daſs er die Sache rein sieht — sondern daſs er sie auch andern rein darstellen, und sie bloſs auf das vorhabende Geschäft hinleiten kann. Übrigens versteht sich von selbst, daſs er vor Staats- und Weltleuten, mit welchen man solche Geschäfte betreibt, so wenig als möglich, oder vielmehr gar keinen Enthusiasmus zeigen darf — die Worte: Patriotismus, Staatsbürgerschaft und dergleichen, tödten gewöhnlich das Werk im ersten Augenblick, weil die, vor denen man sie ausspricht, solche Ausdrücke entweder für nichts bedeutende Phrasen, oder für blendendes Gaukelspiel halten, worunter der warme Redner seinen geheimen, lieben Freund verbergen will. Ist es einem rechtschaffenen Manne auf obengesagte Art gelungen, so rathe ich ihm, auch dann nicht viel — und am wenigsten in solchen Ausdrücken davon zu reden — und das darum, damit es ihm auch zum zweyten - und drittenmal gelinge, oder ihm wenigstens bey Höhern nicht schade.

---

584. Ein Feldherr, der da wünscht, daſs alle seine Streiter durchaus tapfer, kühn und verwegen seyn sollen, kommt mir vor wie ein Regent, der im Ernste wünscht, alle seine Unterthanen möchten kluge, verständige, weise Leute seyn. — Wenn die Streiter gleich nach der Schlacht wieder von der nöthigen Furcht und Feigheit beschlichen würden, und die Unterthanen in gewissen unentbehrlichen Fällen ihre Weisheit und Klugheit vergessen wollten und könnten, so wären beyde Wünsche aller Ehren werth. Da aber eben das Gemische der entgegengesetztesten, der widersprechendsten Eigenschaften und Fähigkeiten, das Heer wie den Staat zusammenhalten, so würde wahrscheinlich die Erhörung obiger Wünsche beyde Oberhäupter sonderbaren Ereignissen aussetzen.

---

585. Die Schmeicheley ist nicht allein das gefährlichste Gift, sondern auch das allerverblendendste gegen eignen Vortheil. Man vergebe mir den allzu gemeinen Spruch. Aber würde sonst ein Regent, den man so oft durch dieselbe um seine besten Eigenschaften bringt, nicht endlich einsehen, daſs er sie mit dem besten Erfolg, gegen seine Schmeichler selbst, und noch mehr gegen seine Unterthanen

mit vielem Glück gebrauchen könnte? Würde er den letztern, wenn er ihnen mehr abnehmen will, als sie in der That leisten können, nicht lieber dieses süſse Gift eingeben, als ihnen ein schweres, neues Opfer sultanisch-gebieterisch anbefehlen? Sie könnte so ein Kabinetsgeheimniſs werden, das von klugen Köpfen recht still bearbeitet, von groſsem Erfolg seyn müſste; doch dafür schützt die Unterthanen der Herrscher Stolz. Man unterwirft sich wohl den Gewaltigen durch Schmeicheley, aber er läſst sich nie dazu herab, und thut er es gegen einen, der sey auf seiner Huth, wenn er ein rechtschaffener Mann ist; denn was der Gewaltige so zu erzielen sucht, liegt entweder seitwärts der Pflicht, oder geht über dieselbige hinaus. Und wenn der, dem er schmeichelt, kein rechtschaffener Mann ist? So droht ihm wenigstens, — vergiſst auch der Gewaltige, daſs er sich so weit herabgelassen hat, — der Ausgang.

586. Es gibt weltkluge Leute, auch miſstrauische Regenten, die nach unangenehmen Erfahrungen recht sicher zu gehen glauben, wenn sie verständigen, klugen und erfahrnen Männern, die ihnen am Ende zu listig und zu gefährlich vorkommen, bey Geschäften, wobey es vorzüglich auf Treue ankommt, Männer zur Ausführung vorziehen, die an Geist, Sinn und Muth beschränkt sind. Sie vergessen so, daſs eben diese das rechte Spiel der

erfahrnen, klugen Männer sind, und daſs, wenn einmal das Interesse oder die Neigung zum Schlechten in einem solchen beschränkten Kopfe, und von dem Verstande nicht geleiteten Herzen erwacht, er gewöhnlich mit einem rechten Hauptstreich endigt. Was hierin durch Einfalt miſslungen ist, oder was er besser hätte machen können, bring' ich nicht in Anschlag. Der verständige Mann berechnet doch, und dieses Berechnen der Gegenwart mit der Zukunft gewährt in den verwickelten Welthändeln, durch die Erfahrung, eine Art von Sicherheit, auf die man leider gezwungen ist, mehr zu zählen, als auf die Tugend selbst — weil diese das seltne, und jene das gewöhnliche Unterpfand ist, das sich die Menschen, ohne sichtbares Zeichen dafür, in Geschäften wechselseitig überreichen, wenn von Sicherheit für geliehene Kapitale nicht die Rede ist.

587. Man hört zu Zeiten Welt-, Hof- oder Geschäftsleute sagen: „Der Mann ist mir zu gescheidt!" das heiſst: „er ist kein Werkzeug!"

588. Wie der nur wahrhaft den Werth der Ruhe fühlt, welcher sein Tagwerk im Schweiſs seines Angesichts oder in Anstrengung des Geists vollbracht hat, so fühlt auch nur der am Abend seines Lebens die hohe Glückseligkeit, welche die Tugend gewährt, der für sie gestritten und gekämpft hat.

589. Ich habe — (wer sein Ich nicht zu übertünchen sucht, darf von sich in der ersten Person reden) — ich habe alles, was Griechen, Römer, Italiener, Engländer, Franzosen und Teutsche, gutes, wahres, schönes, kühnes, sonderbares, schwärmerisches und erhabenes, gedacht, gefaselt und gedichtet haben, gelesen, habe wohl mehr dabey gethan. Ich habe alle groſse und kleine, thörichte und vernünftige Weltbegebenheiten bemerkt, die Menschheit, und ihren Geist durch seine Höhe und Tiefe, so weit ich vermochte, so weit mein Blick reichen konnte, und mich Lage und Zufall begünstigten, beobachtet und verfolgt. Ich habe, was und wie ich bin, aus mir selbst gemacht, meinen Charakter und mein Inneres nach Kräften und Anlagen entwickelt, und da ich dieses so ernstlich als ehrlich that, so kam das, was man Glück und Aufkommen in der Welt nennt, von selbst. Mich selbst hab' ich schärfer und schonungsloser beobachtet und behandelt, als andre. Durch Geburt und Erziehung lernte ich die niedern und mittlern Stände, ihre Noth, ihre Verhältnisse, ihr Glück — durch meine Lage die höhern und die höchsten Stände, ihre Täuschungen, ihre Schuld und ihre Unschuld kennen. Ich habe nie eine Rolle gespielt, nie die Neigung dazu in mir empfunden und immer den erworbenen und festgehaltenen Charakter ohne Furcht dargestellt, und so, daſs ich die Möglichkeit gar nicht mehr fürchte, anders seyn oder handeln zu können. Vor der Versuchung anderer ist man dann nur ganz

sichet, wenn man sich selbst zu versuchen nicht mehr wagen darf. Ich habe in einem sehr groſsen Reiche von der Zeit an gelebt, da ich dem männlichen Alter entgegentrat; viele Geschäfte sind mir aufgetragen worden, die mich mit allen Ständen in Verkehr setzten — aber nach ihrer täglichen Beendigung verbrachte ich die mir gewonnene Zeit in der tiefsten Einsamkeit, der möglichsten Beschränktheit. Ich war Zeitgenosse Friedrichs des Zweyten, — die Französische Revolution ist vor meinem Geist vorübergegangen, (wäre sie nur an dem Geist allein vorübergegangen!) — ich lebe unter Alexander dem Ersten, — dem Edelsten der Menschen — Höheres weiſs ich nichts zu sagen — und das zu der Zeit, da meine Tage sich gegen den Abend des Lebens neigen — und diesem — dem glücklichsten Zeitpunkt meines Lebens, im moralischen Sinn, verdanke ich den mildern Anstrich, der das düstere Gemählde voriger Erfahrung an der Welt und ihren Bewohnern aufheitert.

Wer es nun der Mühe werth hält, das eben Gesagte, und das ich nur aus diesem Grunde sage, mit dieser Schrift und meinen übrigen Schriften zu vergleichen, der wird hierin den Schlüssel zu vielem oder allem finden, es betrübe oder erfreue ihn. Ein Schriftsteller, der sich selber mahlt, ist eine solche Mittheilung dem Leser schuldig.

590. Die Zukunft bringt den Kultivirten um den vollen Genuſs der Gegenwart, dieses ist eine so alte als gegründete Klage; aber ohne den Blick auf sie, hätten sich unsre besten, nützlichsten Kräfte, unsre schönsten, erhabensten Empfindungen gar nicht entwickelt. Die aufrechte Stellung, die Sprache, die zur Kunst geschickten Hände, unser Verstand, ja die Begierden und Leidenschaften insgesammt hätten vielleicht alles aus uns gemacht, nur diesen interessanten, oft so edlen, erhabnen Thoren nicht, der um des Nachruhms willen — dessen Schall er nicht hört, dessen Schatten er nicht sieht, den ihm vielleicht Neid, Miſskenntniſs und Undank nicht gewähren, oder den gänzliches Vergessen durch Zeitumstände verschlingt, — alle Genüsse und Glückseligkeit der Gegenwart der Zukunft aufopfert, sich gar durch Aufopferung um alle Vortheile des sogenannten Glücks bringt, oder sich durch Anstrengung vor der Zeit in das allgemein gefürchtete und verhaſste Grab stürzt. Ihr werdet vielleicht sagen, er genieſst mehr, als jeder bloſs sinnliche Sterbliche in der Gegenwart: daſs er dieses glaubt, und daſs Ihr dieses glaubt, darin liegt eben der wunderbare Zauber. Freylich wären ohne diesen gewaltigen Sporn auch der Thorheiten, der Verrücktheiten, der Schwärmereyen, der Laster und Gebrechen weniger, aber woher sollten die hohen und die thätigen Tugenden überhaupt kommen? Des Menschen Stellung ist aufrecht, damit seine Augen in das Leere blicken und

sein Geist da etwas für sich hindenke, wo vielleicht gar nichts für ihn ist und seyn wird.

Die Gegenwart umfaſst uns mit schweren, sinnlichen Armen, wir liegen ermattet nach jedem thierischen Genuſs an ihrem einschläfernden Busen, und selbst das Genossene ekelt uns in der Vorstellung so lange an, bis ein neuer Trieb erwacht. Mit leichten Schwingen trägt uns die Zukunft im Geist empor, sie weht uns aus unfaſslichen, nahmenlosen Gegenden — aus der Zeit an, die noch nicht ist — vielleicht nie seyn wird. Der träge Sohn der Erde schwingt sich auf, ermüdet nicht und wird zum Göttersohn, oder dünkt sich, es zu seyn. Dächten wir die Zukunft nicht, so lebten wir nur den Augenblick, den wir wirklich leben; so erobern wir die kommende Zeit, die Ewigkeit selbst, und genieſsen der grenzenlosen Eroberung als unsers Eigenthums. Und ist alles dieses Täuschung, so laſst uns dem Oberherrn der Geister dafür danken; nur so konnten wir die grobe, drückende Wirklichkeit im Zustande höherer Kultur besiegen. Deutet Täuschung nicht auf die höhere Verwandtschaft so gebieterisch hin, daſs sogar der Zweifler selbst, im Augenblick edlen Wirkens von ihr träumt?

---

591. Buchstabenmenschen nennt man die Gelehrten und Schriftsteller; sie betiteln sich wohl auch selbst so, wie unter andern Moses Mendelssohn, der es in seinem Jerusalem (obgleich drey-

facher Buchstabenmann, als Wolfischer Metaphysiker, Buchhalter und Schriftsteller) recht klagend und beredt that. Man glaubt wahrscheinlich damit viel gesagt, ihnen ihre Unbedeutsamkeit, Unwirksamkeit, Unthätigkeit recht auffallend gezeigt zu haben. Aber sind denn diese sogenannten Buchstabenmenschen wirklich so unbedeutend, unwirksam und unthätig in der Gesellschaft? Es gibt Männer im Staate, die dieses sehnlich wünschen, aber ihr Benehmen beweist, wie wenig sie daran glauben. Bürgerlich — als Stand, nach Vortheil, Gewinn und Ansehn betrachtet, mögen sie es in der That seyn, und man sieht hier nur die gewöhnliche Dankbarkeit der Menschen, wie für Alles, dessen Vortheil und Nutzen nicht mit Händen zu greifen ist. Und vergiſst nicht jeder gern, daſs er Schüler gewesen ist, daſs er es noch ist? Wer aber ihre Wirksamkeit bezweifelt, der muſs nicht denken, nicht gedacht, nicht beobachtet haben. Sie ist so rastlos als durchgreifend, und überall, wo Menschen wirklich regiert werden, erkennt man den Einfluſs ihrer Herrschaft. Wem verdankt der Staatsmann, der Feldherr, — beyde mit ihrem ganzen Gefolge, — und der Regent selbst, wenn er sich zum Lernen herabläſst — das, was sie alle praktisch anzuwenden suchen — die Ausbildung ihres Geistes, die ihrem Stande nöthigen Kenntnisse — als eben diesen Buchstabenmännern, deren Geist durch den todten Buchstaben zu ihnen lebendig übergeht? Ihr Einfluſs ist durch alle hohe und niedere Stände sicht - und fühlbar, und der Kleinste, der Armste theilt ihn mit dem Gröſsten, dem Mächtigsten. Sind der Prediger, der den geplagten Bauer zur Geduld vermahnt, der Poet, welcher die Kirchenlieder für ihn reimte, woran sich die gute Einfalt erquickt, in denen sie ihren Trost findet, und so die meistens unverschuldeten Leiden, wenigstens auf Augenblicke vergiſst, und nun mit neuer Hoffnung gestärkt, das harte Joch sanfter umwunden fühlt, nicht Buchstabenmänner? Und besteht die Schaar der Dichter, die selbst die Aufgeklärtesten, der drückenden Wirklichkeit, der eisernen Nothwendigkeit, durch den Zauber der Täuschung entführen, so lange sie auf ihren Gesang horchen, nicht auch aus Buchstabenmännern? Und doch ist ihre Wirkung so mächtig, so bedeutend, daſs sie der Staat zu gewissen Zeiten erkaufen sollte, um die empörten, gedrückten Geister zu beruhigen, wenn Begeisterung sich erkaufen und politisch modeln lieſse. Soll ich von den ernsten Wissenschaften im Ernste reden, von deren Einwirken alles abhängt, alles geleitet wird, was die Räder des Staats in zweckmäſsige Bewegung setzt? Leset die Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen, denkt nach, was die Gesellschaft und der auf sie gebaute Staat war, als Unwissenheit herrschte? Und sind die Staatsleute nicht selbst Buchstabenmänner? von Buchstabenmännern gebildet? Wie oft möchte man ihnen wünschen, daſs sie die Lehren ihrer Meister besser befolgten? Die Manuscripte dieser Herren, von dem Fürsten unterzeichnet, dem sie die Unterschrift so oft durch Täuschung ablocken, sind freylich von ganz anderer Wirkung, werfen ein ganz andres Honorarium ab; auch seufzt das Volk nur über diese Schreiberey. Und wer hört noch bey unsrer politischen Verfassung auf die Klagen des Volks über Gewalt und Unterdrückung, wer macht sie durch das Land erschallen, als eben diese Buchstabenmänner? Wer ahndet die Verletzung der Gerechtigkeit, der Menschheit? Wer sagt heut zu Tage den Fürsten und ihren weit gefährlichern Dienern die Wahrheit, als sie? Wer sagt sie Euch allen? Selbst der spekulative Philosoph, den Ihr verlacht, den Ihr für ganz unnütz haltet, zeigt Euch wenigstens die Grenze Eures Geistes, und deutet auf den Punkt hin, über den Ihr zu Eurer Ruhe nicht schreiten sollt. Aber die schaalen Köpfe, die Unberufenen, denen die Natur alles versagt hat, und die uns unterrichten, unterhalten wollen? — zählt die Gescheidten unter Euch, und denkt, daſs alles, was da schreibt, von dem Gewinn und Vortheil nichts fordert, nach denen Ihr strebt. Und die Gefahr, womit kühne, vermessene Geister die gute, alte Ordnung bedrohen? Das ist klar, und ich verstehe es. Freylich wo Geister leben und thätig sind, da bedarf es des Geistes, sie zu leiten.

Setze man indessen den Fall, daſs alle diese Buchstabenmenschen auf einmal verstummten, alles unterginge, was sie je geschrieben haben. Es gibt Regenten oder Diener derselben, die gern einen Zaubrer zu diesem Endzweck dingen!

Verachtet und hasset immer diese Buchstabenmenschen! Sie sind doch die Propheten des Volks, deren Ruf, deren Weissagung die Groſsen allein noch fürchten und achten, und es dann am stärksten beweisen, wenn sie mit Haſs und Verachtung von ihnen sprechen. Nur sie sind die Wächter der bedrohten Menschheit; wer daran zweifelt, der schlage die Geschichte auf; er wird sehen und entdecken, was ohne diese Männer, ohne diese kühnen Waghälse, ja selbst ohne die Schwärmer und Thoren unter ihnen, aus der Welt geworden wäre, wie viele derselben Glück und Leben für die Menschheit aufgeopfert haben. Thoren waren sie, das ist gewiſs, aber dann nur, wenn sie auf den Dank derer rechneten, für die sie sich in Begeisterung aufopferten; und wahrscheinlich gehören auch einige Grane von Thorheit dazu, um so etwas zu unternehmen. Denn ich vermuthe beynahe, die so gar klugen Männer würden Christus selbst nicht viel feiner betitelt haben, wenn sie ihn an das Kreuz hätten schlagen sehen. Wahrscheinlich würden sie bedauernd ausgerufen haben: was haben ihm nun seine Predigten, sein Vermahnen und Reden genutzt, geht nicht sein ganzes vermeintes Wirken mit seinem schmählichen Tode zu Ende? Die armen Schüler des für seine Lehren sich Opfernden, die sich in diesem Augenblick verbargen, hätten sie schwerlich ihrer Aufmerksamkeit werth gehalten. War etwa Christus in ihrem Sinn nicht ein Buchstabenmann? Zeigte er seine Thätigkeit anders, als durch den Geist und die Worte des Geistes? Wenigstens ist in seiner Geschichte weder von Handarbeit, noch sonstigem Geschäfte, wobey man gewinnt, die Rede. Und auch sein Geist lebt in einem Buche.

---

592. Wer es noch nicht so weit gebracht hat, in seinem Innersten überzeugt zu seyn, daſs er in jeder Lage des Lebens, es drücke ihn das Unglück, oder es locke ihn das Glück mit verführerischer Stimme, nichts schlechtes, niedriges begehen werde, es sey das erste zu vermeiden, oder das zweyte ohne allen Anschein von Gefahr zu erreichen und fest zu halten, der kann noch nicht von sich sagen, daſs er auf seinem Charakter ruhe. Der Mann, der dieses von sich zu denken wagt, muſs seinen Willen so fest an die moralische Nothwendigkeit geknüpft fühlen, daſs er den Einspruch und Aufruhr der besiegten Sklaven der Sinnlichkeit in seinem Innern nicht mehr für möglich hält. Die Welt selbst erträgt einen solchen Mann, wenn sie ihn auch nicht für das erkennt, was er aus sich geschaffen hat, vorausgesetzt, er sey weise genug, an andere nicht dieselbe Forderung zu machen, oder gegen sie die Macht ausüben zu wollen, die er über sich selbst ausübt.

---

593. Wer von einem Manne auf einem bedeutenden, glänzenden, ehrenvollen Posten, Würde oder

überhaupt das fordert und erwartet, was dazu gehört, der erkundige sich vorher, durch welche Mittel, auf welchem Wege, in welcher Stellung der Mann dazu gekommen ist. Vermuthet er etwa, daſs sich die Seele des Mannes, der durch Staub, Koth und Pfützen zu dem Ziel gekrochen ist, nun an dem Ziel wiederum aufrichte, oder sich rein und neu erschaffe? Wer bey bedeutenden Leuten was zu suchen hat, dem ist diese Vorkenntniſs zu empfehlen.

---

594. Es gibt Fälle und Lagen, worin der Feigste kühn, keck und tapfer ist. Wenn er nehmlich auf einem bedeutenden Platze steht, und ein bescheidener, furchtsamer, von ihm ganz abhängiger Mann vor ihn tritt, dem er über etwas mit Grund oder Ungrund, einen Vorwurf zu machen hat. Der erste Blick auf den Vortretenden ist entscheidend. Je länger und stärker jener den Schall seiner eigenen Stimme hört, je tapferer wird er. Er fängt mit bitterm Vorwurf an, und endigt mit Schimpfen; und so glaubt er seinen Muth gezeigt zu haben.

---

595. Da Regenten, Staatsleute und alle Personen überhaupt, die merklichen Einfluſs auf den Gang der Welt haben, durch alle mögliche Bande der Seele und des Leibes gefesselt sind, ihre Freyheit ganz für den Rang und Posten, den sie behaupten, oder

dem sie vorstehen, hingeben müssen, und nur noch durch die Meynung, die man von ihnen hat, glücklich seyn können, so sollte das Volk so gescheidt und politisch seyn, sie, wenn sie nur erträglich gut sind, mit dieser Belohnung recht reichlich und aufrichtig zu befriedigen. Es kann sogar für das Volk von Nutzen seyn, wenn es hierin etwas mehr thut, als ihm die Herren zu Zeiten zu verdienen scheinen. Vielleicht wird einer oder der andere dadurch bewogen, sich freyer, mit weniger Furcht und Rücksicht in seinen Fesseln zu bewegen.

---

596. Obgleich das Gefühl der Reue eines der vermischtesten ist, so ist es doch eins der nützlichsten in der moralischen Welt; es würde sogar ein sehr edles seyn, wenn es nicht allzusehr aus geschehener Verletzung unsers gegenwärtigen oder zukünftigen Interesse, bis über diese Welt hinüber, entspränge; aber auch nur darum konnte es der moralischen Welt so nützlich und heilsam werden. Die Menschen finden nur in den Bekenntnissen und Klagen der Reuigen eine Rechtfertigung ihres moralischen und religiösen Glaubens, denn sähen sie hier allzu klar, fühlten sie zu deutlich, daſs die meisten, von dem Gewissen Geschreckten und Geplagten, jetzt so egoistisch und leidenschaftlich ihre Thaten bereuen, als sie dieselben einst vollzogen, so würde die Reue ohne alle moralische Wirkung auf sie seyn.

Der Priester zieht einen dunkeln Schleyer davor; soll ihn der Menschenkenner zerreiſsen? Laſst uns dem Oberherrn der Geister für die Stimme danken, die aus der fernen stillen Welt, als Warnung zu den Lebenden, aus den Geplagten, zu rufen scheint. Hat er sie nicht durch das Gefühl ihres Selbsts und aus Liebe für dieses Selbst, an ein dunkles Interesse geknüpft, welches spät oder früh alle andern Gefühle verfinstert, überlebt, und dann am kräftigsten wirkt, wenn sie die Nichtigkeit alles Faſslichen empfinden? Der Zweifler wird sagen, es ist das Werk der Erziehung und der Furcht; aber warum muſste der Mensch so erzogen werden? — wer trieb ihn dazu an, sich so zu erziehen? — Warum ruft eine Stimme dem Kühnsten aus seinem Innern zu, die er wider seinen Willen hört und hören muſs, wenn auch alles um ihn her schweigt? — Die Politik, die alle Empfindungen des Menschen benutzt hat, benutzte auch diese. — Aber hätte die Politik eine Empfindung im Menschen erschaffen können, die nicht in ihm lag? — Miſsbrauchen kann sie jeder Mächtige; aber eben diejenigen, die sie aus Politik miſsbrauchen, handeln nur aus Empfindungen, die sie in ihrem eigenen Busen fühlen, deren Wirkung sie nun aus eben dem Grunde auf das Allgemeine, die Menge berechnen, weil sie dieselbe in sich finden. O der Ohnmacht! die etwas anders aus dem Menschen zu machen glaubt, als er wirklich ist und seyn sollte! der so fest, so wunderbar dunkel bezeichnet auf die Erde geworfen ward, daſs an ihm nichts deutlich ist, als die Nothwendigkeit alles dessen, was er ist!

---

597. Man findet tausend Gelehrte, oder kenntniſsreiche Leute, bis man auf Einen weisen Mann stöſst. Nichts ist natürlicher: das erste kann man durch Lehrer, durch Bücher werden; aber die Weisheit muſs man selbst aus eigner Kraft, durch wirkenden, zeugenden, nicht durch bloſs empfangenden Geist erwerben. Darum wird auch nur sie unser wahrhaft rein erworbenes Eigenthum, das keiner mit uns theilen kann, auf das wir gleichwohl nicht stolz seyn dürfen, weil wir sonst noch nicht weise wären.

---

598. Nachdem der Mensch einmal die erhabne Idee eines guten, alles regierenden und erhaltenden Wesens gedacht hatte, so war in dem Augenblicke, da er mit dieser Idee seine physischen Quaalen und moralischen Schwächen verglich, die Erfindung eines bösen Wesens, das in das Machwerk des guten pfuschte, das natürlichste, konsequenteste und zweckmäſsigste, worauf er fallen konnte. Sie half vollkommen aus, und der natürliche Sinn hat einen Knoten zerhauen, an dem die tief- und scharfdenkendsten Philosophen wohl ewig vergebens zerren und nagen werden. Ich glaube aber darum nicht, daſs dieser natürliche Sinn, aus Liebe und Vereh-

rung zu dem guten und für das gute Wesen auf diese Erfindung gefallen ist; ich denke vielmehr: da er einmal seine physischen und moralischen Plagen diesem guten Wesen nicht zuschreiben wollte, so mochte er eben so wenig den Vorwurf der Schuld auf sich selber sitzen lassen. Auf diese Art war doch für alles gesorgt, und der Mensch bewies auch hier, daſs er nicht umsonst Verstand hat. Nur das schärfere, ernstere Nachdenken über das, was aus dieser so natürlichen Erfindung flieſsen muſs, führt auf sonderbare Schlüsse.

599. Nur Verlangen und Streben regt unsre Kräfte auf, macht uns im Gefühl derselben glücklich, schützt uns vor der Leerheit des Herzens und Geistes und bewahrt uns vor dem moralischen Tode, dem Schrecklichsten, was einem Wesen wiederfahren kann, das sich einmal durch den Geist wahrhaft gedacht und empfunden hat. Darum sind die meisten Fürsten, für die alles da ist, oder da zu seyn scheint, die unglücklichsten Wesen, wenn sie sich nicht durch das wichtige, ihnen aufgetragne Amt und die Erfüllung der daraus flieſsenden Pflichten, vor dieser erstarrenden Leerheit und dem daraus entstehenden moralischen Tode schützen. So leben sie nicht nur, sie fühlen auch das Leben, erwerben sich sogar, was das Schwerste für sie zu erwerben und zu erhalten ist: die Freyheit! — deren so wenige Herrscher genieſsen, ob sie sie

gleich alle in der Einbildung zu genieſsen glauben, weil die sie Umgebenden sie mächtige, alles vermögende Herren nennen.

600. Auf die Furcht vor dem Tode ist das Leben gegründet. Wie würde es sonst der Mensch in der bürgerlichen, politischen Welt, auch in der schlimmsten Lage, sogar unter der scheuſslichsten Tyranney ertragen? Aber was für eine hinaufgeschraubte Erkünstelung gehörte auch dazu, um den Stolz, die Eitelkeit, die Ruhmbegierde, das Interesse so zu entwickeln und aufzublasen, daſs der Mensch eben dieses Leben zu Markte trägt, oder es sich langsam abmartern läſst? Und was für eine hohe Ausbildung des Geistes gehörte wieder dazu, daſs der Mensch eben dieses Leben, aus Edelmuth für seines Gleichen, oder um der Tugend willen aufopfert und so des stärksten, gewaltigsten Gesetzes der Natur nicht achtet?

601. Ich werde mit den Philosophen von Rousseaus Geistesart alle moralischen Übel und alle Laster, womit sich die Menschen besudeln, der Gesellschaft allein zuschreiben, wenn ich keine Tugend — oder den Schein davon nicht mehr sehen werde. Hat sie diese Laster und Erbärmlichkeiten hervorgebracht, worüber die Edeln sich beklagen, so hat sie auch die Tugenden entwickelt, und selbst

diese Edeln verdanken ihr die ihrigen, nebst dem Bewuſstseyn und dem Werth derselben.

---

602. Wenn nach Hobbes das Grundgesetz des Naturrechts offner Krieg gegen Alle ist; so ist der heimliche, listige Krieg es nicht weniger in der ausgebildeten, bürgerlichen Gesellschaft. Vermuthlich macht eben dieser Krieg und die Beute, die man durch ihn macht, oder doch zu machen hofft, den Menschen recht fähig und geschickt zu dieser Gesellschaft, und hier ist wenigstens kein ewiger Friede zu erwarten.

---

603. Der Heuchler freut sich nur der Augen, als eines vortrefflichen Geschenks der Natur, wenn er vor Einem, von ihm Betrogenen und zu seinen Absichten Gewonnenen steht. Sobald er aber vor einen Mann tritt, der klar sieht und ihn durchdringt, fühlt er, daſs sie das Lästigste sind, was ihm die Natur gegeben hat. So beweist er nun wider seinen Willen, daſs etwas in dem Menschen sitzt, das auſser seiner Gewalt, das stärker, als er selbst, ja stärker, als die Heucheley ist, das er zwar verfinstern, unterdrücken, aber nicht ermorden kann, das, wenn er auch glaubt, es vertilgt zu haben, aus jeder schlechten That, lebendig wieder aufersteht. Es ist darum wohl möglich, daſs ein rechtschaffener Mann an dem Daseyn seiner Seele zweifeln kann,

weil sie ihn nicht erschüttert und quält; wie es aber ein Schurke, ein Bösewicht vermag, der sie so gewaltsam zwingt, ihn an ihr Daseyn peinlich zu erinnern, das begreife ich nicht.

---

604. Die reine Rechtschaffenheit bey einem welterfahrnen Manne, (eine seltne Zusammenkunft!) ist eine so starke Waffe gegen List und Betrug, daſs ich beynahe sagen möchte, sie ist noch nicht ganz rein, wenn sie überlistet, betrogen und durch Vorspiegelungen zu zweydeutigen Dingen gelockt werden kann. Ich denke, sie stellt einen so hellen Spiegel in unserm Innern auf, daſs der rein Rechtschaffene den giftigen Hauch des listigen Verführers auf der Fläche dieses Spiegels, in dem Augenblick fühlt, als ihn dieser anathmet, das heiſst, seinen Antrag mit Kunst zu seinem tief versteckten Zwecke darlegt.

---

605. Nichts ist mir begreiflicher, als daſs junge Leute, Schwärmer, Enthusiasten, Neuerer, Welt- und Menschenverbesserer, dem welterfahrnen Manne und Menschenkenner lästig sind, daſs sie ihm sogar in ihrem Eifer widrig und ekelhaft werden. Sie beleidigen seinen hellen Verstand nicht allein, sie verwunden auch sein Herz, weil sie ihm durch ihre Blüthe, ihre Hoffnung, ihren Glauben und ihren Muth zu lebendig und kräftig zeigen, auf wessen Kosten er

so kenntniſsreich geworden ist. Wenn aber ein Mann dieser Art solche Leute zum Gegenstande seines Zeitvertreibs, Hohns und Spottes macht, so kann man von ihm sagen: der Menschenkenner und welterfahrne Mann wuſste und weiſs, zu welchem Zweck er die kostbaren Auslagen gemacht hat, macht und machen wollte.

606. In der Art, wie man zu Welterfahrung und Menschenkenntniſs gekommen ist, liegt ein Unterschied von wichtigem, moralischem Belang. Es gibt Leute, die sich dieses ganz bestimmt zum Hauptstudium machen, alle Gelegenheiten dazu aufsuchen und sich zur Bereicherung ihrer Kenntnisse zweckmäſsig auf das Ausspähen legen. Andern wird Welterfahrung und Menschenkenntniſs durch Lage und Umstände aufgedrungen, und sie nehmen sie auf, als Mittel, das geschickt zu bewirken, was ihnen als Pflicht aufgetragen ist, und was sie als Pflicht erkennen. So entstehen die Klugen und die Weisen; zur Bezeichnung der letztern ist nichts hinzuzusetzen, weil der Begriff nichts zweydeutiges mit sich führt.

607. Wenn wir auch, durch die uns aufgelegte Nothwendigkeit zu einem uns nicht ganz klaren Zweck, Sklaven des Oberherrn der Geister sind, so hat er doch die Ketten sanft umwunden, und sie so

hoch befestigt, daſs unser Auge sie nicht erreicht. Warum folgen gewisse Männer, welche sich seine von ihm über uns eingesetzte Stellvertreter auf Erden nennen, nicht diesem Beyspiel? Nicht zufrieden, ihren Unterthanen das schwere Joch unumwunden auf den Nacken zu legen, mahlen sie es noch dazu den darunter Keuchenden vor die Augen.

608. Es gibt doch einen Fall, wo selbst der weitgetriebenste, der abgezogenste, der sich von allem trennende Egoismus löblich und rühmlich seyn kann: wenn nehmlich ein Regent oder Minister das Abstraktum Staat so zum Mittelpunkt seines Daseyns macht, daſs sich all' sein Wirken, Denken, Thun und Fühlen, ohne alle andern Rücksichten, ohne Vorliebe, nur auf den Staat bezieht und einschränkt. So verschlingt ein edler Egoismus den gemeinen, persönlichen; und selbst dieser fährt gut dabey, da er das Höchste erreicht, was der Mensch erlangen kann. Mag er sich dann mit dem ersten verschmelzen, die Ausbeute wird immer herrlich seyn. Aber welch' ein Mann gehört dazu! Und wenn der seltne Mann aufträte, wie würde er beurtheilt! Auf Beyfall oder eine Lobschrift wenigstens muſs ein solcher Mann nicht rechnen. Vermuthlich hat uns auch darum die Geschichte nur Versuche dieser Art aufzuweisen.

609. Um den moralischen Werth und Gehalt eines Mannes auf einem bedeutenden Posten, oder eines Hofmanns, den der Fürst vorzüglich begünstiget, zu prüfen, und ihm zugleich das Horoskop zu stellen, trage man ihm nur, in dem Augenblick, wo er schon fest zu stehen glaubt, die Intriguen, Kabalen zu, die gegen ihn im Werke sind. Man vergesse aber nicht, die Hoffnungen, die Muthmaſsungen und Meynungen hinzuzufügen, worauf sich diese Intriguen und Kabalen gründen. Da sie aus dem Glauben flieſsen, den man von seinem Charakter, seinem Muthe, seiner Schwäche, seinem moralischen Werthe überhaupt hat, so hält man ihm plötzlich einen Spiegel vor, in den er nun überrascht, auch wider Willen blicken muſs. Mienen, Geberden, Entschuldigen, Klagen, Betheuern, Erröthen, Erbleichen, Verstummen, werden dem Beobachter nicht allein zeigen, wie wahr oder falsch die Muthmaſsungen und die Meynungen über den Mann sind, er wird auch seine geheimste Schwäche — das Maſs seines Muths ausfinden, noch mehr, er wird durch die Mittel, womit er seine Feinde zu bekämpfen denkt, (von ihm laut angegeben, oder ihm abgelauscht,) entdecken, wie und ob er sich erhalten wird, kurz was er moralisch und politisch werth ist. Ich spreche hier nur von den zweydeutigen Männern dieser Art — der rechte Mann fällt so schwer in die Wagschale des ihn so Prüfenden, daſs das Gewicht diesen niederdrückt, wenn er mit bösen Absichten vor ihn tritt.

610. Ein Menschenkenner und Welterfahrner, der auf einem wichtigen Posten steht, sollte, wenn er auch so unglücklich wäre, nicht an die Tugend der Menschen zu glauben, doch immer so reden und handeln, als glaube er an sie. So wird es ihm sogar gelingen, in Andern Tugenden zu erwecken, die ihm und dem Staate nützlich sind, vielleicht gar den in seinem Herzen erstorbenen Glauben an die Möglichkeit der Tugend wieder zu beleben.

611. Wie viele Staatsleute sind herzlich froh, und fühlen sich von einer groſsen Bürde erleichtert, wenn sie durch Beyspiele zeigen können, oder von andern, klugen, erfahrnen Leuten laut hören: die Menschen seyen, klein und groſs, ein niedriges Gesindel, das nur aus Interesse und Egoismus handle, die Tugend selbst sey nur Gleiſsnerey, oder Auszeichnung aus Stolz und besonderem Ehrgeitz u. s. w. Diese Maximen hört man nirgends mehr, als in Gesellschaft solcher Herren, und am Hofe ist es jedem bekannt, warum sie dieselben so gern predigen. Man weiſs ja, was ein solcher Glaube auf die Fürsten wirkt, und was die Lehrer darauf bauen.

612. Als ich das erstemal einen Luftschiffer sich erheben, dann in den hohen leeren Lüften schweben sah, und ihm nun im Geiste nachfolgte, dachte ich plötzlich an die tiefe Stille, die den

unruhigen, lärmenden, nun von der Erde getrennten, und in diesem ungeheuern, leer scheinenden Luftmeer allein und verloren schwimmenden Erdensohn empfängt. Dieses Schweigen muſs so schaudernd, ängstlich und dann freudig erhaben seyn, daſs ein solcher Mann, wenn er anders gewisser Empfindungen fähig wäre, wirklich das Vorgefühl der Trennung vom Leibe in all' der Erhabenheit empfinden muſs, die wir in der glücklichsten Begeisterung künftiger Hoffnung träumend ahnden.

613. Groſse Stadt, groſse Einsamkeit! ein Spruch, von dessen Wahrheit jeder Welt - und Menschenkenner am Ende überzeugt wird. Die Erfahrungen an Welt und Menschen lösen nach und nach alle Verbindungen, die das Herz, zur Zeit der noch blühenden Hoffnung und des seligen Glaubens gemacht hat, so auf, daſs mancher nur noch durch das Band der Pflichten, in der allgemeinen Verkettung gehalten wird. Löst er nun auch diese, so kann er sich immer schon im Grabe ansehen, wenn er weiter nichts in die Einsamkeit gebracht hat, als diese Welterfahrung, diese Menschenkenntniſs. Der Edle und Weise lebt dann in der Rückerinnerung seiner Thaten und in dem gränzenlosen, unzerstörbaren, immer blühenden Reiche der Geister. Er tritt nur aus dem düstern, wilden Gewühl des Lebens, in die stillen, sanft erleuchteten Gärten der Hesperiden.

Laſs nun folgen, was da will, das Fortdauern nach diesem Leben hat er schon erobert und genossen.

614. Von dem Werth der Dichtkunst, im edlen Sinn, weiſs ich jetzt nichts Höheres zu sagen, als daſs ein Dichter dieses Sinns nie altert, daſs seines Lebens Blüthe nie verwelkt; ja selbst der welterfahrne Mann verjüngt sich durch sie wieder, bey dem Zurückzuge von dem geräuschvollen Schauplatz und findet in ihrem Kreise den verlornen Faden des Lebens wieder, an dem er es betrat; vorausgesetzt, daſs er etwas von dem gerettet hat, was uns beym Eintritt in das Leben leitet. Auch kann der Dichter nur dieses Wunder wirken, weil die Gefährten, auf die ich hier deute, ihn allein nie verlassen haben. So starb der edle Klopstock im Alter des Greises als Jüngling. Eine Freundin — Ruſslands Alexander, waren seine letzten Gedanken — Mir reifen diese Blüthen, die er im Geiste sah, zur Frucht; und so sey einst mein letztes Wort, und meine Grabschrift: Ich habe zu Alexanders Zeit gelebt! —

615. Wenn dem Listigen, Ränkevollen, dem Intriguanten ein rechter politischer Streich gelingt, so setzt er sich im Stillen hin, und sagt sich und seinem Verstande so viele Schmeicheleyen vor, bis der flatternde Schimmer der Eitelkeit seine Augen so verblendet, daſs selbst die Schlechtigkeit und Feig-

heit seines Herzens, aus denen diese Streiche entspringen, davon übertüncht werden. Ganz in sich selbst zurückgezogen — feyert er in Selbstzufriedenheit über seine Klugheit den gelungenen Sieg und ermuntert sich zu neuen. Der Mann, der durch Muth und Wahrheit einen Sieg erfochten, wandelt rasch und ernst von dem Schauplatze weg — sein Herz ist ausgedehnt — vor seinem Geiste schweben erhabne Bilder — mit einem einzigen seelenvollen Blick sendet er der dämmernden Ferne die That zu, und steht noch fester auf dem Schwerpunkte, den er in seinem tiefen Innern gefunden hat.

616. Der Priester verlangt, man soll den Kultus Religion nennen; der Staatsmann gewisser Art fordert, man soll seine politischen Streiche und Kniffe Regierungskunst betiteln; beyden ist es gelungen. Ihre einzige Klage ist nur: daſs es noch Ketzer gibt! Ohne dieses würden sie uns auf das klarste beweisen, daſs die geträumte goldne Zeit keine Fabel ist.

617. Die Philosophen, welche die Religion auf die Vernunft gründen wollen, vergessen nur den kleinen Umstand: daſs sie das dann zerstören würden oder müſsten, woraus jene eigentlich entspringt — die Einbildungskraft. Vielleicht vergessen sie auch dabey, daſs der Mensch sich nur durch den religiösen Sinn von allen geschaffenen Wesen unter-

scheidet, daſs er durch diesen Sinn nur das aus sich entwickeln konnte, was er aus sich entwickelt hat, sie vergessen vielleicht sogar, daſs ohne diesen Sinn von der Philosophie selbst nie die Rede unter Menschen gewesen wäre.

618. Einige unsrer jetztlebenden ersten Dichter sind so erhaben groſs, daſs sie gar keinen Sinn mehr für das Wirkliche und für das wahrhaft Groſse im Menschen zu haben scheinen. Durch ihre schwülstig-sophistischen Theorien, in welchen sie uns nun schon ihre bloſs aus dem Reiche der Phantasie zusammengesetzten Darstellungen, als die einzigen, wahrhaft dichterischen aufstellen, beweisen sie uns sogar logisch, daſs sie gar keine Achtung mehr für die wirklich politische Gröſse des Menschen haben. Diese Theorien scheinen, wie die Werke dieser Dichter, den Genuſs, das Heil und Glück, die einzige Möglichkeit recht zu existiren, allein in ein mystisches, phantastisches, geheimniſsvolles dunkles Gefühl zu setzen, vor dem der Verstand zum Narren oder Sklaven werden, oder doch wenigstens anerkennen soll, er sey das Lästigste und Plagendste, was dem Menschen gegeben worden. Man möchte sagen: diese Dichter strebten vorsetzlich darnach, dem Menschen die wahre Ansicht der Dinge und des Lebens recht zum Ekel zu machen, für immer die Kraft in ihm zu ersticken, womit er seinen politischen Zustand erkennen, veredeln und das die-

sein Widerstrebende bekämpfen kann. Der Geist Jakob Böhms und die Geister der Verfasser der Legenden ragen aus den düstern Darstellungen einiger dieser groſsen Dichter so hervor, daſs man gezwungen ist zu denken, sie hielten die Verfinsterung des Verstandes und den ihr verbrüderten Despotismus für die moralische Seligkeit des Menschen und die wahren Quellen der dichterischen Begeisterung. So möchte dann wohl ein gewisser paradoxer Kopf Recht haben, wenn er sagt: Der Despotismus, die Unterwerfung unter dunkle, alle Geisteskraft zermalmende Gewalten, die nur der Einbildungskraft Thätigkeit verstatten, und nur den Genuſs erträumter Gröſse erlauben, seyen die wahren Schöpfer der Dichtkunst. Aber sind wir Teutschen in dieser Lage? Und sind wir es gar nicht werth, daſs man auf unsre moralische Kraft, auf unsern politischen Charakter bestimmt hin arbeite? Ist gar keine Hoffnung da, daſs dieser sich auch jetzt auf unserm Boden kräftiger entwickle, da er doch auf eben diesem Boden in dem rohen Zustande unsrer Vorfahren da war? Und sind Gespenster von Schicksal, Zufall, Mysticismus, Aberglauben und Orakel, nebst allen den scheuſslichen Schrecklarven, durch die man jetzt das Erhabne und Rührende hervor zu zaubern sucht, der Zeit gemäſs, in der wir leben? Sind sie wirklich der einzige Stoff der Dichtkunst? Oder ist das Menschenwesen überhaupt einer Art von Auflösung nah, daſs unsre Dichter, wie finstre Wahrsager, unser Elend im voraus beheulen, und uns auf das nahe gewaltige Zermalmen des Schicksals vorbereiten? Der Fragen lieſsen sich noch viele machen; aber entweder sind unsre Dichter des Publikums nicht werth, oder das Publikum ist ihrer nicht werth; wie es sey, ich bin überzeugt, daſs, wenn Sophokles heute erschiene, er würde in dem Geist und Wesen der Menschen dichten, die jetzo leben; denn so erhaben auch seine Dichtungen sind, so fest und kräftig sind sie auch auf den Geist und das Wesen der Menschen seiner Zeit gegründet. Sollte hier, bey einer feurigen Einbildungskraft, nicht Nervenschwäche zum Grunde liegen? Wer für das wirkliche Leben keine Kraft fühlt oder davor erschrickt, der träumt sich zum Helden in dem Lande der Phantasie, um doch auch eine Rolle und zwar ohne Gefahr zu spielen. Und damit auch wir ihn für einen Helden halten mögen, sucht er uns die Wirklichkeit erbärmlich zu machen. Haben die uns unbekannten Dichter zu Platos Zeiten so gedichtet, so finde ich wahrlich die Verbannung derselben aus seiner Republik so weise, als dem gemeinen Wesen nützlich.

619. Wahrhafte Tugend, auf die der Besitzer und Andre zählen können, bildet sich allein in dem Herzen und Verstande des Mannes zu einem klaren Ganzen aus, dessen Geist feste, selbst gedachte und selbst erworbene Ideen über Welt, Regierung, Menschenwesen überhaupt, hervorgebracht und sich

dieselben zur Richtschnur seines Denkens und Lebens gemacht hat. Die Herzen der Andern fühlen nur Temperamentstugenden, die sich nur dann zeigen, wenn sie von auſsen her berührt oder erschüttert werden: da sie also blos der Zufall hervorbringt, so haben sie auch den Werth desselben.

620. Auch im bürgerlichen, politischen, moralischen Leben gibt es Mönche; ich meyne diejenigen, welche wegen der Unbequemlichkeiten, Prüfungen und Gefahren, die die Thätigkeit veranlaſst, das thun, was die Mönche aus Furcht vor den Versuchungen des Teufels thun — fliehen. — Wenn diese den Leib durch Kasteyungen zu schwächen suchen, so schläfern jene wirklich durch das Opium der Klugheit die thätige Kraft des Geistes ein, und glauben ihrem moralischen Beruf genug gethan zu haben. Diese Leute dürfen nun zwar von ihren guten, stillen Eigenschaften reden, von ihrer Bescheidenheit, ihrer Entsagung, Enthaltsamkeit, ihrem Gefallen an der Beschränktheit, ihrer Uneigennützigkeit, Gutmüthigkeit, ihrer Verachtung der Herrschsucht und des Ehrgeitzes, ja sogar von ihrer Ruhe, und dem daraus entspringenden Glück; aber nur nicht von der Tugend, und das eben so wenig, als der Soldat, der seine Feigheit damit entschuldigen wollte, daſs er gar keine Ruhmbegierde fühlt.

621. Auch ich habe den Seneka gelesen — wenn ich aber sagte, zu welcher Zeit, unter welchen Umständen, so würde ich auch gesagt haben, wozu Seneka und seine Philosophie, oder die allgesammte stoische Philosophie — der moralische Ascetismus überhaupt — nebst dem mit ihm verwandten religiösen Ascetismus zu gebrauchen sey — ich würde sagen, uns nützt — aber Nützen ist nicht das Wort — eine solche Philosophie, und ein solcher Ascetismus rüsten uns ja nur zur Benutzung für Andre aus.

622. Nur der Schwache, Feige, der Nichtdenker und der Charakterlose können sich mit den Wörtern Schicksal, Zufall trösten und über die blinde Wirkung dieser unsichtbaren Gespenster seufzen. Der Mann von Kraft, Charakter, der aus selbst geschaffenen Grundsätzen handelt, verstattet keinem Luftbilde, keiner Macht auſser ihm, Gewalt über sich. Er handelt aus sich selbst, er weiſs, daſs er das Schicksal in sich beherrscht — weil er den Keim zu allem, was ihm widerfahren mag, in sich selbst gelegt, entwickelt und durch That zum Aufschieſsen getrieben hat. So sieht er sich als Schöpfer der Ereignisse an, die ihm von Andern zugespielt werden, und führt folglich ein jedes gerade auf den wahren Grund zurück, aus dem er selbst, vermöge seines Charakters und seiner Kraft, handelte und handeln muſste. Was er nun so über-

sieht, dessen Herr und Meister wird er auch in seinem Innern. Wer sich also im bürgerlichen Leben so zeigt, und es kennt, weiſs voraus, was ihn erwartet. Brauchts da des Zufalls und des Schicksals, wo Menschen so handgreiflich menschlich handeln? Hier waltet eine Nothwendigkeit, durch die Bildung des menschlichen Herzens, die Stimmung, Verstimmung und Verkünstlung des menschlichen Geistes, die eben so gewaltig und unüberwindlich ist, als die, welche wir die physische nennen, um sie von der moralisch genannten zu unterscheiden, da wir sie doch einmal — so vermischt sie auch durch einander laufen — von einander trennen müssen, wenn wir unsern Werth gegen den Werth Anderer abwägen wollen.

Der Mann nun von Charakter, welcher nach Pflichten handelt, nur die ernste, strenge Gerechtigkeit, als seine einzige Wegweiserin erkennt, beweist wenigstens, wenn er sich noch über das Schicksal beklagt, daſs er nicht so konsequent denkt, als er handelt. Dieses ist der Hauptgrund, warum mir die jetzt so dichterisch ausgeschmückten Phantome miſsfallen, unter welchem Nahmen sie uns auch, um Resignation zu befördern und die Leser und Zuhörer zu zerknirschen, vorgeführt werden mögen. Kraft und Thätigkeit erwecken, den Sinn aufhellen, um das Nothwendige, was aus der Natur des Menschen entspringt, recht zu erkennen, muthig zu ertragen, und so viel es uns verstattet wird, zum Zweckmäſsigen zu leiten, das nur nenn' ich als Mann für Menschen arbeiten.

623. Das Glück scheint in der Welt nur seine recht getreuen Anhänger zu begünstigen; ich meyne hiermit diejenigen, die es als ihre einzige Gottheit aufstellen und verehren, ihm im Diensteifer alles das aufopfern, was andre und höhere Gottheiten von ihnen fordern, die folglich nur in Rücksicht auf seine Gunst nach auſsen wirken. Männer, die höhere Gottheiten anerkennen, die um edlerer Zwecke willen nach Auſsen wirken, will es nur auf die Probe setzen, oder ihre Feinde zu feuriger Jagd gegen sie reizen, wenn es ihnen etwas von seinen trugvollen Gaben zuwirft. Wer von dieser Art nun in dieser Lage die Tücke des Glücks als Anerkennung und Belohnung seines Werths annimmt, und ihm traut, den werden die aufgeregten Jäger bald aus seinem Traume aufwecken.

624. Wenn die neue Philosophie der Franzosen, wie man ihr nachsagt, das Herz verdarb, so trocknet es die neueste der Teutschen ganz auf. Die Philosophen der Franzosen las die ganze gebildete Welt, was uns Teutsche aber über die Folgen der neuesten Philosophie des Vaterlandes trösten kann, ist, daſs sie nur Werk der Schule ist und bleiben wird.

625. Ereignet sich eine Weltbegebenheit, die gefährlich aussieht, aus welcher bedeutende Folgen für Menschen, Regierungen und besondere Stände entspringen können, oder die überhaupt die Ruhe und gegenwärtige Lage bedroht, so kann man, ist in Gesellschaft davon die Rede, ohne viele Anstrengung eine ziemlich sichere Charakteristik, oder einen Tarif des Muths und des moralisch-politischen Werths der Anwesenden, in seinem Geist entwerfen. Alle, die am Menschenwesen nur in Beziehung auf sich selbst Antheil nehmen, alle die sich im Stande der Ruhe, mit ihrem Selbst und den Geschäften für dasselbe so wohl befinden, und diese Geschäfte alsdann am besten treiben, wenn die Andern in Ruhe sind, oder sich darin glauben, sprechen dann so klug, weise, bedauernd und menschenfreundlich, daſs ein Unerfahrner wirklich davon erbaut werden mag. Diejenigen, welche von den schon wirklichen oder nur zu erwartenden Scheuſslichkeiten am meisten empört scheinen, und recht grimmig gegen die frevelnden, gottlosen, herrschsüchtigen Urheber und Ruhestörer losziehen, beweisen, was sie in ihrem Stande gefunden haben und wozu sie ihn gebrauchen. Von den Ursachen zu solchen Bewegungen ist unter solchen Menschen nie die Rede, mögen sie sich auch noch so klar und stark den Sinnen darstellen. Keiner richtet, jeder verdammt, alles ist nur Parthey. Der denkende Mann allein, den jede Weltbegebenheit um des Ganzen willen interessirt, der auch in die ver-

borgnen Ursachen eindringt, die Folgen aller im Geiste berechnet, und sich dabey immer sagt: auch hieraus wird etwas hervorgehen, was die Menschen nicht erwarten, worauf die gar nicht rechnen, die es betreiben, — wird unter den weisen, stillen, klugen, tugendhaften Leuten, als gefährlicher Neuerer, als Schwärmer, Tollkühner, Bösewicht stehen, wenn er so wahr oder unvorsichtig ist, mit seinen Gedanken laut zu werden. Es würde ihm nichts helfen, wenn er noch so klar bewiese, daſs, so wünschenswerth für die Einzelnen eine immer und überall herrschende Ruhe sey, so nachtheilig sey die zu lange Dauer derselben für das Allgemeine und für den Zweck, den wir zu bearbeiten haben. Es wird ihm sogar nichts helfen, wenn er auch den tiefsten Kummer darüber ausdrückt, daſs die Menschen gewöhnlich nur durch so schlimme und gefahrvolle Mittel zu gewissen ihnen heilsamen Zwecken gelangen; denn man wird immer sagen: wer den Zweck will und so bestimmt angibt, der billigt auch die Mittel. Stellt er nun gar die schwarzen und stupiden Geister (denn jeder schwarze oder schlechte Geist ist stupid, weil nichts stupider macht, als beschränkte politische Begriffe, aus Interesse entsprungen) als die Ursachen auf, welche die vorhandne Weltbegebenheit erzwangen, und den Andern die Möglichkeit sie hervorzubringen zuspielten, so kann er noch obendrein eine Apologie der geist- und weltlichen Tyranney, der allerverkehrtesten und zwecklosesten Politik eben dieser schwarzen und stupiden Geister hören. Handelten sie nicht aus eben dem Bewegungsgrunde, aus welchem die Anwesenden urtheilen? Wird zum Beyspiel jetzt von dem Aufruhr in Irland gesprochen, so sage man nur: der Grund aller dieser scheuſslichen Mordscenen ist die gehässige Intoleranz der hohen Kirche, die engste Kaufmanns- und Amterpolitik; der Irländer will ja nur Bürger in seinem Vaterlande seyn, Gott nach seinem Gewissen dienen und der gewöhnlichen Rechte und Vortheile des Bürgers für die Lasten genieſsen, die er als Bürger, gleich den Andern, tragen muſs: horche dann auf die klugen, weisen, tugendhaften Männer, und denke dabey, daſs wir nach dem Prüfungsvollen achtzehnten Jahrhundert leben. Gibt es keine Wahrheit für den Menschen, wahrlich so nützen ihm auch weder Prüfungen noch Beyspiele. Und will man uns trotz allem dem in unserm aufgeklärten Zeitalter die Humanität oder die Menschheit überhaupt in einer Bildsäule zur Beschauung aufstellen, so vergesse man doch ja nicht, sie in Trauerflor einzuhüllen.

625. Wer daran zweifelt, daſs die unverständige Menge im Grunde, in den so genannten policirten und kultivirten Staaten wirklich herrscht, der bemerke nur, wie der alles vermögendste, der kühnste, mächtigste, verehrteste, — ja der beste und weiseste Regent gezwungen ist, der Opinion eben dieser unverständigen Menge zu huldigen —

und ihr oft durch Unterlassung des Besten und ihr Nützlichsten, Opfer bringen muſs, worüber der Genius der Menschheit weinen könnte, wenn er noch Thränen übrig hätte.

Aber ist nicht eben diese Opinion die Kette, welche die Menschen zu ihrem Vortheil gemeinschaftlich schmieden, um die Übermüthigen, die Frechen und Vermessenen zu fesseln? Legen sie nicht auch hier einen Grund zu ihrer Erhaltung und ihrem Zusammenhalten, ohne zu ahnden, welches wichtige Geschäft sie treiben? Was würde aus den Kleinen, den Schwachen werden, wenn die sie Leitenden, Beherrschenden und Richtenden dieses einzige unbestechliche Gericht nicht fürchteten? das nirgends sichtbar ist, ohne Form und Verhör urtheilt, und dessen Sprüche gleichwohl in allen Straſsen erschallen, in die Schlösser, Paläste, Prachtwohnungen, Tribunäle dringen, und durch Verstand und Unsinn, Wahrheit und Lüge, kluge Worte und Zungenträtschereyen immer an Dinge erinnern, an die man in Schlössern, Palästen, Prachtwohnungen und Tribunälen, durch Gewohnheit und vermeynte Sicherheit eingeschläfert, selten denken würde. So wägt sich immer eins gegen das andre ab. — Versuche man es nur und ziehe einen Stein, den man für ganz überflüssig hält, aus dem wunderbaren, künstlichen Gebäude der vor uns lebenden und wirkenden Gesellschaft, und man wird plötzlich überzeugt werden, daſs auch er, so wenig er es schien, ein Grundstein war. Und wer hier zürnt, der zürnt der Nothwendigkeit, welcher sich nur derjenige entzieht, der sich aus eigner Kraft zum Wesen ausgebildet hat, und das Gesetz der Nothwendigkeit für das Ganze anerkennt.

626. Sollte (auſser dem wichtigen Umstande, daſs nur noch in England die Regierung nicht militairisch ist, und so den Geist in eine politische Form drückt und zwängt) nicht auch dieses eine Ursache seyn, warum die Engländer ihre Gewohnheiten, Sitten, Gebräuche, Charakter und Sinnesart so fest halten: — daſs sie an der Erziehung so wenig künsteln oder verkünsteln, daſs sie keine Basedows, Campen, und wie sie heute alle heiſsen mögen, haben, die die Kinder zu moralischen Schwätzern machen, und eben die Kraft einschläfern, die den Mann machen und beleben soll.

627. Der gemeinste Mensch wird oft im Fieber, bey Nervenreiz, in Träumen zum gröſsten schaffenden, dichterischen Genie, sieht, denkt, spricht Dinge im Geiste, übt Talente in der Phantasie aus, wovon er im gesunden Zustande nie Ahndung hatte. Er steht dann so hoch über seinem vorigen Seyn, daſs er das Bewuſstseyn seines alten Ichs gleichsam ganz verliert und in dem Spiel der Phantasien sich selbst nicht mehr herausfinden kann. Diese Schöpfungskraft verschwindet oft, gleich einem wun-

derbaren Zauber, ohne eine Spur im Geiste zurückzulassen, so bald der sie erregende Reiz gestillt ist. Wenn nun auch alles dieses blos durch das Physische bewirkt würde, so muſs es uns doch wenigstens nachsichtig gegen die schönen, platonischen Träume und die Schwärmereyen wachender, hochgespannter Philosophen machen.

628. Wenn man von einem thätigen, kräftig wirkenden Manne eben nichts Böses und Nachtheiliges zu sagen weiſs, und aus Scham den Zweck seines Handelns nicht laut zu tadeln wagt, so sagt man wenigstens: der Mann kennt die Menschen nicht. Könnte man nicht eben so oft von einem solchen Manne sagen: er kennt wohl die Menschen, aber er fürchtet sie nicht. Die alles Ausgleichenden und Versöhnenden, (*ésprits conciliateurs*) die Ruhe, Stille und Gemächlichkeit Liebenden, die Egoisten, die Menschenverächter, und die Feigen in der Moral überhaupt, setzen gewöhnlich zu obigem Spruch noch die tröstenden Worte: Es hilft doch zu nichts! die Menschen und die Welt werden nie anders, nie besser u. s. w. — Sie glauben so dem Menschengeschlechte den Proceſs zu machen, und die Klage gegen sich von ihrem innern Richterstuhl abzuweisen; aber wenn sie etwas wundern könnte, so müſste es dieses seyn: daſs es trotz solchen Sprüchen, die wahrscheinlich so alt sind, als das Menschengeschlecht in der Gesellschaft,

doch noch immer solche sonderbare Männer gibt und geben wird.

629. Es gibt einen gewissen Haſs, den nur edle Gemüther verdienen können. Eigennützige, sinnliche und rohe Menschen stoſsen einen Mann von solchem Gemüth, den sie mit diesem Haſs beehren, gewaltsam in die höhere Geisterwelt und erklären dadurch laut, er sey nicht von ihrem Geschlecht, gehöre nicht unter sie. Von ihrem Haſs verblendet, der noch giftiger wird, da er auf einen solchen Mann nicht wirkt, ahnden sie nicht einmal, daſs er von dem Augenblick an auſser ihrer Macht ist, da sie ihn durch eben diesen Haſs in jene höhere Sphäre noch mehr empor gehoben haben.

630. Als Sklave seines Geschlechts leben und sterben, ist das Loos des Menschen. Wie wenige unter den Millionen entreiſsen ihren Freiheitsbrief der Welt? Wie wenige denken daran, daſs sich so etwas thun oder nur versuchen lieſse, und wenn es gelänge, auch von einigem Werth sey? Wie wenige nur denken daran, daſs man so etwas suchen müsse? Was nun unter diesem Freiheitsbrief zu verstehen sey, wird der nicht fragen, der ihn sich erworben hat; für die, welche ihn weder achten noch ahnden, ist jede Erklärung überflüssig.

631. Man wirft gewöhnlich Männern von kräftigem, hohen Charakter Stolz vor, und glaubt, zu seinem Trost, in ihnen einen bedeutenden Fehler aufgedeckt zu haben. Solche Männer müssen doch wohl auf ein Fuſsgestell treten, um nicht durch den Schmutz unrein zu werden, mit dem die um sie Wandelnden besudelt sind.

632. Man hört und liest hundertmal Ausdrücke der Verwunderung und Bewunderung über den Trieb, die Geschicklichkeit der Thiere und Insekten, bevor man Einen über das Maſs hört und liest, das der Mensch in sich gefunden hat, und in sich aufstellen muſste. Ich rede von dem Maſse, nach welchem er seinen Werth, den Werth Anderer, seiner Handlungen und ihrer Handlungen, in dem innern Gerichtshofe bestimmt. Eine Schätzung, die er sogar ausüben muſs, wenn ihm um seines eignen Selbsts willen das Geschäft auch noch so widrig und verhaſst ist.

633. Einem Philosophen, der einem Religiosen bewies, wie wenig der Mensch auf seine Vernunft stolz seyn dürfe, da er sie so wenig und so schlecht im Ganzen gebrauche, und dann hinzusetzte: daſs man wenigstens von ihr sagen könne, sie herrsche so wenig in der Welt, als sie dieselbe leite, — der Mensch sey also wohl ein der Vernunft fähiges,

aber kein vernünftiges Wesen, antwortete dieser mit Triumph: Sie beweisen für mich! der Mensch sollte kein blos vernünftiges, sondern ein religioses Geschöpf seyn, und darum ist nicht die Vernunft, sondern die Religion auf dem ganzen Erdboden, unter allen Völkern herrschend, darum herrscht sie auch sogar unter jenen Völkern, bey denen die Vernunſt noch nicht ausgebildet ist, weil ihnen die Religion das Wichtigste ist und seyn soll. Der Philosoph erwiederte: diese Religionen sind dann auch darnach, und eben hierin liegt die tiefſte Demüthigung des Menschen, daſs man solchen Religionen ansieht, was für ihn genug ist, wessen er bedarf, wessen ihn seine Vernunft werth macht: Fetische! und diese auch da noch, wo die ersten Genies durch die Vernunft, das Erhabenste aller Wesen, in seiner Würde aufgestellt haben.

634. Wenn die Religion dem Menschen durch Offenbarung vom Himmel kam, so kommt der Kultus von ihm selbst. Er hat sich auch hier ganz als Mensch gezeigt; wenigstens scheint er bey der Bearbeitung desselben so ziemlich vergessen zu haben, daſs ihm die Hauptsache von dem Himmel kam. Das kommt nun vielleicht auch daher, daſs ihm zwey Aufgaben aufzulösen übertragen worden sind, eine in dieser drangvollen, irdischen Welt und eine für die Zukunft nach diesem Leben, wovon immer eine die andre stört. Um nun beyde für das Sicht-

bare etwas zu verständigen, muſs der Kultus mit seinen Ceremonien aushelfen. Da nun die Priester von den ältesten Zeiten her dem Menschengeschlecht immer diese Wohlthat erwiesen haben, so üben sie natürlich noch bis auf den heutigen Tag dieses in ihrem Sinne wichtige Geschäft aus.

---

635. Was Paw über die Griechen schrieb, und das man meistens Paradoxen schalt, hat nun Mitford zur Wahrheit gemacht. Gewiſs ist seine Geschichte der Griechen ein neuer Beytrag zur wahren Geschichte der Menschheit, — aber auch zugleich ein Beweis, daſs die Phjlosophen und Dichter, die in der intellektuellen Welt leben, wenn die Kultur bey einem Volke hoch gestiegen ist, gar nichts für ihr Volk, oder das wirkliche politisch-moralische Leben überhaupt beweisen, und am Ende nur darthun, wie hoch solche Geister über dem Wirklichen stehen. Man braucht also die Dämonen nicht über unsrer Sphäre zu suchen, sie haben zu allen Zeiten unter den Menschen gelebt, nur daſs man sie nicht für das erkannte, was sie waren, folglich mit ihnen weder in Verwandtschaft stand, noch ihre Verwandtschaft mit sich anerkannte. Wie passen Aristides, Sokrates, Plato, Xenophon, Sophokles, Euripides, Epaminondas u. s. w. zu den Griechen, die uns Mitford nach dem Leben mahlt? Und was sind die Griechen diesen Dämonen schuldig, daſs man seit Tausenden von Jahren ihren politi-

schen, moralischen und religiösen Werth nach diesen beurtheilte? Pedanten, die in einem solchen Volke einen fruchtbaren Gemeinplatz finden, und die die Verbannung jedes Vorurtheils als Verlust ansehen — Schwärmer, die ein zu Staub gewordenes Volk anbeten, um das gegenwärtige Menschengeschlecht zu verachten, und übrigens ein ganz bequemes bürgerliches Leben führen, werden sich nun freylich ärgern, daſs Mitford auch diese Täuschung weggeblasen hat. Die an die immer steigende Veredlung und Vervollkommnung des Menschengeschlechts Glaubenden, welche in der Geschichte der Griechen die Haupteinleitung zu diesem wichtigen, wünschenswerthen Zweck fanden, (wenn sie die Sache nicht schon als einmal geschehen ansehen) werden seufzen, und nur der erfahrne Mann, der unbefangene Geschichtsforscher und Menschenkenner werden in Mitford ihre Gedanken fest gegründet und klassisch dargestellt finden.

636. Wären die Teutschen so gerecht gegen ihre groſsen Männer, als sie es gegen die groſsen Männer andrer Nationen sind, so würde man schon längst gesagt und in Schriften erwiesen haben: daſs kein Philosoph der alten und neuen Zeit, erhabnere Gedanken über den Menschen, seine wahre Würde, die Welt und Gott, gedacht, in der einfachsten, anspruchlosesten Sprache ausgedrückt hat; als Kant; und in solcher Anzahl, daſs man erstaunen würde,

wenn

wenn man sie in einem Auszuge zusammen läse. Man spricht aber in Teutschland noch immer lieber von den erhabnen, poetischen Gedanken Platos, die doch mehr durch ästhetische Kunstgriffe hervorgebracht sind, als durch die hohe Kraft des Verstandes, welche den Königsberger Weisen nicht allein bezeichnet, sondern von allen spekulativen Philosophen alter und neuer Zeit auszeichnet.

637. Nicht die Bienen allein machen aus blindem Triebe einen Staat, eine Republik aus, ohne zu wissen, was sie thun und vorstellen. Ganze Völker waren und sind in diesem Fall, und wenn es die Philosophen und Politiker einigen derselben nicht sagten, sie stürben sammt und sonders dahin, ohne zu wissen oder zu ahnden, was für ein Kunstwerk sie auf Erden vorgestellt haben, oder durch sie und mit ihnen ausgeführt worden ist. Auch sogar die sogenannte Königin unter den Bienen hat ihres Gleichen unter den Regenten der Menschen.

638. Der Krieg sollte nur aufhören, meynen, träumen und wünschen die menschenfreundlichen Weisen, so würde alles auf Erden gut gehen. Die Möglichkeit selbst haben sie auf das klärste bewiesen, und ich glaube, von allen verhüllten Dingen, die sie zu enthüllen unternommen haben, ist dieses das leichteste, da es ganz in die Sinne fällt. Ob

es aber wirklich mit dem Menschen besser stehen würde, wäre der Probe wenigstens werth; und kann eine Einladung an die Mächtigen der Erde von einiger Wirkung seyn, so will auch ich sie hiermit gemacht haben. Sie würden dem Menschengeschlechte in jedem Fall doch Gelegenheit geben, sich von einer neuen Seite zu zeigen, und vielleicht könnte es gar einen dunkeln Artikel des Prozesses plötzlich klar aufhellen, der von den ältesten Zeiten her, in Sachen der Regierenden und Regierten, vor dem Tribunal der Vernunft, durch Wort und Schrift von den Bevollmächtigten beyder geführt wird. Unser Krieg gegen die Thiere der Erde, und der Krieg der Thiere gegen einander, entspringt, wie bekannt, aus dem gewaltigen Hunger, der allereinfachsten und begreiflichsten physischen Nothwendigkeit, die ihre Befriedigung in der Sättigung findet. Der Krieg der Menschen gegen Menschen aber entspringt aus einer Mannigfaltigkeit von Begierden und Leidenschaften, die nirgends hinlängliche Genugthuung finden, die im Gegentheil, im Genuſs oder in der Erreichung des Gewünschten immer wachsen und sich in dem Gränzenlosen verlieren. Und da man noch obendrein die Befriedigung dieser Begierden und Leidenschaften zu einem politischen, oft gar religiösmoralischen Spiele zu machen weiſs, — es zugleich als die erhabenste, kühnste Entwicklung unsrer Seelenkräfte ansieht, so scheint mir beynahe, auch der Krieg gehöre zu der sonderbaren Mitgift, womit wir ausgestattet worden sind, um alle die wunderbaren Erscheinungen hervorzubringen, die an uns vorübergehn, an denen und durch die wir vorübergehen, über die wir zwar vernünfteln, ein Besseres wünschen, woran wir aber nichts ändern können. Wer weiſs auch, ob uns nicht ein ewiger Friede, durch sybaritische Sinnlichkeit und Wohlbehagen in Ruhe, einen weit scheuſslichern Despotismus zuführte, als wir schon kennen, — denn die Furcht vor dem Kriege würde uns wahrscheinlich um die Kraft bringen, den Despotismus zu bekämpfen — und haben jetzt nicht selbst die Mächtigsten in dem Kriege und durch den Krieg etwas zu befürchten, das Unglück und Erniedrigung heiſst?

---

639. Wenn ein Volk den groſsen politischen Kreis unter Sklaverey und Freyheit durchlaufen hat, und endlich durch die höchste Kultur, folglich die üppigste Verirrung der Sinne und der Vernunft, zum letzten Punkt gekommen ist, so hat es in seinem aufwühlenden Laufe auch gewöhnlich den moralischen Kreis, der jenem zur Grundzeichnung dienen soll, ausgetreten, und ist nun gezwungen, wenn es einen neuen Kreislauf beginnen will, diese verschüttete Zeichnung aufzugraben; ob es aber die reinen und kräftigen Züge wieder aus dem Schutt und Staube herausfinden wird, und ob es dieselben wieder gebrauchen kann, wenn es sie herausfindet, darüber stellt die Erfahrung nur zweydeutige Erläuterungen auf. Hier treibt die Noth gewöhnlich zu

Hülfsmitteln der Noth, und diese benutzt nur das augenblicklich Mögliche. Immer geschieht indessen etwas. Aber ein Individuum in der Gesellschaft, welches sich einen politischen Kreis zu seinem Lauf ausgedacht hat, und das der Egoismus der Klugheit auf seinem Wege leitet, tritt die Zeichnung bis auf die Spur aus, und an das Aufgraben derselben wird es nicht einmal durch die Noth erinnert, da es als eine parasitische Pflanze an dem Stamm der Gesellschaft saugt, dieser mag in Ruhe oder vom Sturm erschüttert da stehen.

640. Man hat viel von den Temperamenten gesprochen, allerley darauf gebaut und daraus geschlossen; aber was hat die Natur, oder der Urheber der Natur, mit dieser seltnen Mannigfaltigkeit, Mischung und Verschiedenheit, in Ansehung der Laster und Tugenden, der Schwäche und Stärke gewollt? Wahrscheinlich haben auch die Thiere ihre Temperamente, nur ist der Instinkt, welcher sie leitet, ein ganz anderer Meister, als die Vernunft, die das Temperament eines jeden von uns leiten und beherrschen soll, und sey es auch der aufrührischste und unbezwinglichste Unterthan. Gewöhnlich richtet das Temperament die Vernunft nach sich ein, und versteht noch obendrein die Kunst, die Unterjochte glauben zu machen, sie sey die Herrscherin; und so unterscheidet sich doch der Mensch von dem Thier.

641. Ein neuer Widerspruch, wenn es noch irgend einen neuen gibt! Während unsre Theologen der Vernunft huldigen, kultiviren jetzt unsre Dichter — unsre groſsen Dichter — die Mystik. Sie scheinen durch Schlüsse von den alten Theologen gelernt zu haben, wozu geheimniſsvolles Dunkel nützt. Auch ist es vielleicht nur ein Kunstgriff, ein Versuch, Priester einer andern Art im Volke zu werden, das aber zum Glück so wenig poetisch als politisch gestimmt ist. Vielleicht ist es bey einigen nur Erschöpfung des Genies, bey andern gar Vorspiegelung des Genies.

642. Wenn die Groſsen, Mächtigen und Reichen der Erde schlecht sind, so sind sie es gewöhnlich in vollem Maſse. Nichts ist natürlicher; ihr Glück in der Welt ist ja schon von der Geburt her gemacht; sie sind vor aller Gefahr gesichert, oder glauben es doch zu seyn. Ihre Helfershelfer oder Verderber glauben sich mit ihnen in gleichem Falle. Und was gehört denn nun auch dazu? Ist der Sieg über die Opinion, (ein Ding, das nur da ist, wenn man daran glauben will —) nicht das leichteste Geschäft von der Welt?

643. Die Weltkenntniſs, die Erfahrung an den Menschen, hat in uns schon lange den Geist getödtet, bevor der Tod den Leib wegrafft. Wir stehen

dann da, wie ein Baum, der von der Mitte zu der Krone hinauf abgedorrt ist, weil die lebende Kraft nicht mehr aufwärts treibt: was dem Baume der Saft ist, das ist unserm Geiste das Herz. Alles ist zu Ende, wenn die hohe Phantasie verschwunden ist, die durch das Herz in dem Geiste den idealischen Sinn erhält, und ihn so vor einem Absterben bewahrt, welches das übrige physische Leben zu dem ekelhaftesten Geschäft macht, das wir auf dieser Erde zu führen haben.

644. Ein jeder kann sich sehr leicht das Maſs seiner moralischen Vollkommenheit gradweise aufstellen. Er braucht nur bey seinen Handlungen und den Beweggründen dazu aufzumerken, wie viel und was er um seiner selbst willen, und wie viel und was er um edler Zwecke und um Anderer willen thut, und ob er das, was er für edle Zwecke und Andre thut, nicht um seinet willen thut.

645. Ahnden sollten wir die intellektuelle, ideale oder Geisterwelt, aber nicht darin wohnen. Vermöge dieser Ahndung, — durch die sich der Geist auf eine Höhe schwingt, von welcher er auf Augenblicke ein neues Land, durch einen Schleyer von Morgenröthe gewebt, über sich entdeckt, das vor ihm wie ein schöner glücklicher Jugendtraum schwebt, den man fühlt, sieht, ohne ihn beschreiben zu kön-

nen, — wird der Sohn der Erde zum hohen Dichter, Künstler, edlen Staatsbürger, und findet da, wo nichts Wirkliches zu seyn scheint, den Grund zum Wirklichsten. — Wer aber immer in der Geisterwelt wohnen will, oder darin zu wohnen wähnt, ohne auf das bekannte Land, in dem wir leben, und auf dem wir wirken sollen, noch fester, sicherer zurückzublicken, der ist in Gefahr in jenem unermeſslichen, unbegreiflichen, zauberischen Erquickungs- und Erhebungsort, für seinen Geist eine eigne, enge Loge eines Narren oder Phantasten aufzubauen. Er glaubt da zu wohnen, wo der Weise nur Sekunden lang schwebt, und wo dieser in den wenigen Sekunden einen Schwerpunkt für dieses unstäte, vergängliche Erdenleben findet, auf dem er durch eigne Kraft so fest steht, daſs ihn fremde Gewalt wohl bewegen, aber nicht verrücken kann.

646. In der Idee, dem Glauben über und an eine Seele und ihre Unsterblichkeit, liegt der Grund der höhern, freyern Geisteskultur und des idealischen Sinns. Dieses beweist die Geschichte aller Völker, und die der Juden, durch den Gegensatz. Nehmen wir nun auch an, es sey nur eine schöne Lüge, ein angenehmer Traum, so liegt doch darin, daſs ein sonst so sinnliches Geschöpf, so zu lugen, zu träumen, zu schwärmen, diesem Traume sogar die Wirklichkeit zum Opfer zu bringen vermag, eine so geheimniſsvolle, erhabne Kraft oder Magie, daſs,

wenn sie auch das Wunderbare der Verbindung des Geistigen mit dem Sinnlichen nicht beweist, (die Gewiſsheit würde wahrscheinlich demselben allen Reiz nehmen) sie doch den Lügner, Träumer oder Schwärmer selbst zu einem noch gröſsern Wunder macht.

647. Es geschieht mir wohl, daſs ich im Traume mein ganzes Ich, oder meine eigene Persönlichkeit verliere, eine ganz andre Person, ein ganz andres Ich, nach bürgerlichen Begriffen und Verhältnissen vorstelle, und mich selbst nicht eher wieder erkenne, als bis ich etwas sage oder thue, das aus meinem eignen Charakter, oder meiner Denkungsart überhaupt entspringt. Dann finde ich mein Ich aus der Verwirrung plötzlich heraus, die Maske, in die mich der Traum gehüllt, verschwindet, und Seel' und Leib, oder Phantasie und Leib scheinen sich wieder als alte Bekannte, die nur ein Zufall voll Verwirrung trennte, zu umarmen. Ich weiſs nicht, ob solche Träume allgemein sind, oder ob diese Art zu träumen nur Leuten wiederfährt, die gewohnt sind, sich selbst zu beobachten und nach einer bestimmten Denkungsart zu handeln, die folglich mit ihrem innern Selbst so bekannt sind, daſs es sich wachend und träumend immer an seinen Hauptzügen wieder erkennt, und in jeder Lage, bey jeder Verwirrung herausfindet.

648. Die zwey gröſsten Genien des vergangenen Jahrhunderts auf Thronen haben, aus Widerspruch oder Laune, die Jesuiten beybehalten, damit doch, wie sie sagten, der Saame nicht ganz ausginge. Nun hat dieser Saame wieder einigen Grund gefunden, und der Unfehlbare selbst muſste hier seine Vorgänger im Grabe als fehlbar erklären. Sollte aber dieser Widerspruch oder diese Laune einst von Folgen seyn, so mögen die künftigen Philosophen über die Folgen dieses Widerspruchs oder dieser Launen jener philosophischen Regenten den Nachkommen ihre Verwunderung bezeigen, wenn sie alsdann so etwas noch zu thun wagen.

649. Wer an der Glückseligkeit der Dichter zweifelt, (der ächten meyne ich) der betrachte nur den Abend ihres Lebens und vergleiche ihn mit dem Abend eines Welt-Staats-Geschäftsmannes. Wenn das Gerippe der Wirklichkeit ohne alle Täuschung vor den letzten tritt, so kleidet es der Dichter in den Duft der Phantasie, und erweckt zu Asche gewordene Gestalten zu lieblichen frischen Bildungen, wenn sie ihm die gegenwärtige Zeit versagt. So verjüngt sich Wieland in Griechenland, wenn sein Zeitalter, dessen Thaten, oder sein Spiegel ihm zu laut sagen, er sey Greis geworden. Seine Dichtungen sagen es ihm bis jetzt nicht.

650. Viele klagen über die menschliche Gesellschaft und sterben mit diesen Klagen, ohne zu bedenken, oder bedacht zu haben, daſs diese Gesellschaft in Einem Tage mehr für sie that, als sie ihr ganzes Leben hindurch für sie gethan haben. Die laut heftig Klagenden sind diejenigen, die ganz auf Kosten derselben gelebt, die Allerlautesten und Allerheftigsten aber die, welche ihr geschadet haben.

651. Was ich mit allen diesen Betrachtungen und Gedanken, in teutscher Sprache, zu dieser Zeit will? — Kraft erwecken! Gelänge mir dieses, so wirkte ich ein gröſseres Wunder, als Moses, da er Wasser aus dem Felsen schlug; doch die Juden waren durstig. Indessen erhalte ich durch diese Gedanken meine Kraft wach und muthig; und so ist hier der Autor selbst Zweck seines Buchs. Ich schreibe also hier nur Bündnisse mit meinem eignen Geiste nieder, und er selbst drückt den Talisman darauf.

652. Wer sich rühmt, daſs er seine Einbildungskraft durch die Vernunft ganz getödtet habe, daſs er durch die Stärke dieser Vernunft vor jeder Schwärmerey sicher sey, der hat weder das Wahre der Vernunft, noch das hohe Geistige der Einbildungskraft benutzt, sie gewiſs nicht im reinen Verhältniſs in sich empfunden und gedacht. Er macht

vielleicht, ohne es zu wissen, die Vernunft zum Werkzeug eines sinnlichen Wohlbehagens, wenigstens weiſs er nicht, daſs eben die Vernunft die Schöpferin der erhabensten Schwärmerey für gewisse Ideen ist — ich würde sie nennen; aber Kant hat es in diesem Sinne bewiesen. Und sollte auch sein System in der Schule fallen, so wird doch die erhabne Schwärmerey seiner Vernunft alle Systeme der Schule überleben.

653. Der Weg von der Rechtschaffenheit zur Tugend bezeichnet sich durch Thaten; um ihn zu finden, muſs man sich diese zum Leitungszeichen ausstecken. Nicht die Gesinnungen, nicht das Entsagen führen darauf: bey der ersten muthig und verständig ausgeführten That betritt man erst den Pfad zu ihr. Darum bleibt sie für viele, sonst gute Menschen, ein Nebelstern, dessen düsteres Licht man nur durch einen Herschelschen Teleskop erblickt — oder zu erblicken glaubt.

654. Wenn ein Mann von Verstand oder gar ein Philosoph, (denn diese haben ihre Gründe) der weder eine Rolle in einem despotischen Staate spielt, noch zu spielen wünscht, einer solchen Regierung unbedingt das Wort redet, und sie als sehr zweckmäſsig anpreist, so kann man immer sagen: er geht von Menschenverachtung aus; und der, welcher ihn

politisch bekehren will, muſs erst versuchen, ihn moralisch zu bekehren, wenn ein solcher Mann zu bekehren, oder der Bekehrung werth ist.

655. Der Ehrgeiz, die Herrschsucht täuschen und verblenden die Groſsen und Mächtigen der Erde; aber was würde aus Euch Kleinen werden, aus Euch geworden seyn, wenn sie immer die rechten Mittel zu ihren, oft gefährlichen, Zwecken angewandt hätten? Nicht ihrer Weisheit, ihrer Thorheit und Verblendung verdankt Ihrs noch, daſs Ihr etwas seyd. Wer daran zweifelt, der schlage die Geschichte auf, wenn die Gegenwart für ihn keine Geschichte ist.

656. An nichts tragen die Menschen schwerer, als an der Achtung, der Verehrung, die sie für die guten Eigenschaften und Tugenden Anderer fühlen oder fühlen müssen. Wer nicht will, daſs ihm die Last vor die Füſse geworfen werde, oder den so Belasteten nach und nach von den Schultern falle, der muſs immer etwas zu dem Gewichte legen und zu legen haben — kurz er muſs sie darunter erdrücken. Aber ich steh' ihm nicht für die Folgen der Verzweiflung der so Leidenden.

657. Des civilisirten Menschen Stimme ist freylich die Hauptstimme des Klagenden in der ganzen Natur; er scheint auch wohl Ursache dazu zu haben. Der meisten wahrhaft gegründeten Klagen könnte er sich indessen immer rühmen, der Urheber selbst zu seyn, wenn er nicht so vorsichtig dabey wäre. Wer aber in einem groſsen Staate lebt, und Klagen über den Luxus der Groſsen, Reichen, Mächtigen führt, und dabey gar nicht ahndet, welche Folgen ihre Sparsamkeit und Besonnenheit auf den Staat, den Regenten und das Volk haben würden, der sieht das Menschenwesen von einer Seite an, wo wenig Trost zu finden ist. Der Luxus, und was er mit sich führt und nach sich zieht, das, was er auf den Charakter, den Verstand, die Kraft derer wirkt, die ihn treiben und übertreiben, die Meynung dieser, daſs die Kleinern zur Achtung für sie, durch ihre Pracht und Thorheit, verblendet würden, setzt alles, durch die Verkehrtheit selbst, wenn nicht in ein schönes, doch in ein nöthiges Gleichgewicht. Wenigstens würde ohne diesen Luxus und ohne diese Verblendung der Boden jedes Reichs schon längst eben diesen, durch Reichthum und Gewalt Übermächtigen, gehören, und die übrigen würden höchstens das Glück haben, als verpachtete Knechte das Feld zu bebauen, das sie doch noch jetzt durch Fleiſs und Anstrengung zu ihrem Eigenthum erheben können. Das Übrige, was daraus noch entspringen könnte, versteht sich von selbst. So gleicht sich alles in dieser politisch-merkantilischen Gesell-

schaft unter den Menschen aus, und so wie die Fruchtbarkeit des Ackers durch den Auswurf der Thiere befördert wird, so wird die Blüthe dieser Gesellschaft — wenn man das schöne Wort hier will gelten lassen — durch den moralischen Auswurf ihrer Glieder hervorgetrieben. Ist das Gleichniſs schmutzig, so mag sich dieſsmal der zärtliche Geschmack mit demselben versöhnen, wenn es sonst nur wahr ist. Die Schulphilosophie selbst gewinnt noch bey dieser Ausgleichung, da aus ihr eine beträchtliche Anzahl von moralischen Gemeinplätzen hervorspringt, über die sich vortrefflich schreiben, reden und predigen läſst.

---

658. Wer sich darüber wundert, daſs Staatsleute, Männer auf bedeutenden Posten, nach und nach das Gefühl der Freundschaft so verlieren, daſs sie dieses glückliche, beseligende und oft für alles tröstende Verhältniſs am Ende für einen Jugendtraum ansehen, und so wenig an dasselbe glauben, als an die Tugenden und an die Glückseligkeit, die aus ihm flieſsen, der beobachte nur die Leute etwas genauer und schärfer, welche ihnen nahen, und warum diese Leute jene eigentlich zu ihren Freunden zu machen wünschen. Sie sind noch sehr billig, wenn sie einen solchen Mann in dem Augenblick, in dem sie in ihm einen Freund, Erhalter und Beförderer für sich suchen, nicht zum Feind, Unterdrucker und Wurger Anderer zu machen streben.

Wer mehr als billige, liberale, gerechte Gesinnungen und ihre Ausübung von einem solchen Manne fordert, der fordert nur, er solle des Staates Höchstes — das Gesetz — die Gerechtigkeit — dem Einzelnen opfern — kurz, er will ihn zum Werkzeug seines Eigennutzes, seiner Leidenschaften und seines Egoismus machen, und ihn so zu seiner Freundschaft und Verehrung einweihen.

659. Man sagt gewöhnlich von Leuten, die ein irriges, verkehrtes, schlechtes, auch ganz dummes, oder dem unbefangenen Menschensinn widersprechendes Urtheil über einen Fall oder eine Begebenheit des Lebens aussprechen: es fehlt ihnen an Verstand. Vielleicht würde man es hundertmal richtiger treffen, wenn man sagte: ihr Herz, ihre Seele taugt nichts. Zur richtigen Ansicht und Beurtheilung der Begebenheiten in der Welt gehört aufser einem richtigen, gesunden Verstande, auch eine gesunde Seele, ein unverdorbnes Herz; denn nur diese in Verbindung mit dem ersten erzeugen ein reines Urtheil, ohne Rücksicht auf sich selbst.

660. Es ist ein allgemeiner Spruch: Man erlaubt wohl einem Manne, sich seines guten Herzens zu rühmen; aber der wird jedem unerträglich, welcher sich seines Verstandes, seines Geistes rühmt. Die feinern Moralisten, welche über die Gesellschaft

schreiben, und das Herz der Menschen mahlen, geben davon sehr gute und gegründete Ursachen an; mir scheint indessen hier die einfachste eben darum die hinreichendste, weil sie die einfachste ist. Der Zuhörer denkt bey der Prahlerey des ersten: laſs es ihm — ein gutes Herz ist ein ganz natürliches Geschenk, das dem Dümmsten oft am ersten zufällt, und ist der Besitzer auch ein Mann von Verstand, so hat er es doch, gleich dem ersten, ohne alle Mühe und Anstrengung von seiner Seite, ohne zu wissen, wie, erhalten. Überdem hängt das gute Herz gar zu sehr von physischer Stimmung, Mischung und der politischen, moralischen Lage in der Welt ab, und ein gutes Herz ist ja gewöhnlich auch ein zufriedenes Herz. Der Verstand, der Geist aber ist zugleich etwas Erworbenes, das Aufmerksamkeit, Anstrengung und Ausbildung der natürlichen Fähigkeiten voraussetzt, das zu Ansprüchen und Forderungen berechtigt, und folglich Achtung, Bewunderung, sogar Furcht gebietet. Er drängt sich in jeder Lage hervor, will und weiſs jede Lage zu benutzen, kann uns in der unsrigen stören, und thut er auch dieses nicht, so verdunkelt er uns doch, indem er glänzt. Aus eben diesem Grunde ist man auch billig gegen den Mann von bloſs natürlichem Verstande, ohne weitere Ausbildung. Man wird ihm sogar gern eingestehen, er besitze ihn, weil man ihm damit zu verstehen geben kann, er berechtige ihn weder zu Ansprüchen, noch Forderungen auf Achtung und Bewunderung, da er hier nur einem natürlichen Triebe folge. Ein solcher Mann erfreut sich nicht allein der Duldung der Leute von gutem Herzen, er kann sogar die Gesellschaft ergötzen, welches selten der Fall des guten Herzens ist. Und da die Einfälle solcher Leute gewöhnlich naiv sind, so macht noch obendrein die Gesellschaft auf ihre Rechnung, ohne zu wissen, was sie thut, der Natur durch ihr Zutrauen eine Verbeugung, und so geht auch diesen endlich die, durch den wiederholten Beyfall erzeugte, Bosheit durch. Aber der Mann von ausgebildetem Geiste, Weltkenntniſs und beobachtendem Verstande scheint allen ein Werk eigener Kunst, und wenn er der Gesellschaft sein Übergewicht nicht fühlen läſst, — das das Höchste des Verstandes ist — so erregt er doch dadurch, daſs er tief und wahr ins Innere der Herzen und das, was sie hervorbringen, blickt, die Furcht derer, aus denen sie besteht.

661. Was ist der Geist, die Seele im Menschen? Was soll man darunter denken? Diese Frage ist so einfältig, als überflüssig, nachdem man in so viel tausend Jahren keine befriedigende Antwort darüber erhalten konnte. Wenn man aber sieht, daſs der Körper durch Alter und Schwäche, oder seine endliche, nothwendige Abnutzung einen Geist, wie der, welcher in Kant lebte und wirkte, so herunterbringen und vernichten kann, daſs eben dieser gewaltige, tiefdringende, erhabene, die ganze Natur und

Verstandeswelt erforschende Geist sich seiner nicht mehr bewuſst ist, und die Ahndung dessen, was er war, vielleicht ganz verloren hat, so kann die Frage wohl für uns überflüssig, aber wahrlich nicht einfältig seyn.

Was! dieser Funken der Gottheit, diese Flamme, dieses Licht — dieses einfache, unsterbliche, selbstständige, nahmenlose, gewaltig wirkende — die Himmel messende, die Kräfte der Natur berechnende Wesen — das die Erde durch den Ausdruck seiner Gedanken umändern, erschüttern kann — liegt schon hier vor unsern Augen, über der Erde todt, — erloschen — sich nicht mehr erkennend — in einem noch athmenden, herumwandelnden, sich noch nährenden Grabe — seinem eignen Leibe! — Aber beweist dieses auch etwas dagegen?

662. Wenn das Publikum die Produkte der Einbildungskraft der Dichter, Künstler u. s. w. mehr schätzt und bewundert, als die ihm nützlichern Werke des Verstandes und der Erfahrung, so kommt dieses (ohne in Anschlag zu bringen, daſs für den Menschen die Quelle seines höchsten Genusses in der Einbildungskraft liegt,) wohl von dem für Dichter und Künstler glücklichen Vorurtheile her, — ihre Werke seyen immer Produkte ihrer eigenen Schöpfung; die der Andern bloſs Werke der Anstrengung des Fleiſses und des Studirens, welches jeder von uns wohl auch hätte leisten können. Vielleicht

auch, daſs ein dunkles Gefühl, es liege bey den letztern Interesse zum Grunde, dieses Urtheil mit bestimmt. Denn von den Dichtern weiſs wohl jedermann, daſs ihr Gewinn und Lohn nur in den glänzenden Gefilden des Ruhms und der unsichern Unsterblichkeit liegen, deren Erndte ihnen wenigstens die Leser, welche keine Gedichte schreiben, nicht streitig machen. Wenn nun der Glaube an eigene Schöpfung der Grund zur Schätzung der Werke der Dichter und Künstler im Publikum ist, so finden auch Dichter und Künstler in diesem Glauben oder Vorurtheile einen Maſsstab, nach dem sie den Werth ihrer Werke ausmessen können.

663. Mir ist es sehr begreiflich, warum viele Menschen die Bescheidenheit in Andern so sehr lieben und anpreisen; sie rechnen sich zu, was die Andern durch Bescheidenheit sich versagen oder zu versagen scheinen.

In dieser Tugend wahrhaft zu seyn, sie in Andern richtig zu beurtheilen und die äuſsere Bescheidenheit von der innern zu unterscheiden, dieses setzt ein reines, aufrichtiges Gefühl und einen durch Erfahrung, Selbsterkenntniſs und richtige Schätzung der Dinge der Welt geläuterten Verstand voraus.

664. Die hohe Dichtungsgabe, die edle Liebe, die Tugend selbst — Verwandte durch die Veredlung

des Geistes und des Herzens — haben alle drey einen feinen Anstrich von Donquichotismus, der in eben dem Maſse an reinem Licht und Glanz zunimmt, als der dunkle Hang nach den sinnlichen Vortheilen abnimmt. Die damit Begabten oder Beglückten tragen alle ein hohes Ideal in ihrem Innern, und dieser feine Donquichotismus muſs immer wieder verherrlichen, was die äuſsere Wirklichkeit verdunkelt. Wer nur rechten Glaubens ist, auf den vermag diese Wirklichkeit, mit allen ihren Widersprüchen, Gewaltthätigkeiten und Verspottungen eben so wenig, als sie auf jenen Ritter selbst vermochte. Wenn aber der so Begabte und kräftig Ausgerüstete sein Ideal in das bürgerliche Leben übertragen will, und von den Andern verlangt, sie sollen seine erhabne Göttin mit ihren sinnlichen, auf Glück und Genuſs gespannten Augen sehen, erkennen und wie er selbst, an ihr Daseyn glauben, so ist er in Gefahr, wirklich Ritter von der traurigen Gestalt zu werden und seine wahrhaft lebende Göttin zur Dulcinea der bloſsen Einbildungskraft umzubilden.

665. Die Vernunft mag dem Betenden immer sagen: Stolzer, eitler, eingebildeter Thor, glaubst Du, Gott werde um Deinetwillen den Gang der Welt ändern, die ewigen Gesetze umstoſsen, durch die sie besteht? Bete so viel Du willst, Dir fällt zu, was Zufall, Verhängniſs, oder willst Du lieber Vorsehung — alle gleich schwer zu begreifen, und

denen Du wenigstens nicht gebietest, — Dir zuspielen, auflegen, oder zu Zwecken, die Du nicht absiehst, bestimmt haben. Ist aber der Betende ein Thor, so ist er nur ein armer geplagter Thor, der Trost, Linderung, Beruhigung, Hülfe bedarf, und indem er den Geber des Lebens darum anfleht, vielleicht ein Pasquill auf sein Geschenk, ohne alle böse Absicht, macht. Wenn übrigens die Vernunft und ihre Tochter, die Philosophie, nebst der Moral, eben nicht geradezu beten lehren, so beschäftigen sie sich doch eben so, wie die Religion, damit: über die Qualen des Lebens zu trösten, dazu zu stärken, und mahlen gleich ihr seinen Werth.

666. Wer weder einen Freund, noch eine Geliebte wahrhaft geliebt hat, dem werden, sey er auch der verständigste, erfahrenste und geistvollste Mann, immer eine Menge Ideen fehlen, und selbst die Mittheilung derer, die der Verstand gedacht hat, werden eben darum, weil sie nur gedacht sind, die Zuhörer wenig erwärmen. Bey dem gröſsten Geistesreichthum bleibt ihm die wahre, feinere Verbindung und Verknüpfung in der moralischen Welt doch unbekannt; arm bey diesem Reichthum, webt er das Band dazu nur aus den groben Fäden der rohen Selbstliebe und des Eigennutzes, macht in sich das gebildetste Geschöpf zum Thier, und stirbt ohne seine Beschränktheit und das ihm Mangelnde geahndet zu haben.

667. Wenn der Materialist — oder ein Klumpen Materie von fünf Fuſs und einige Zoll zu gewissen Zwecken gebildet, einem andern eben so gebildeten Klumpen von Materie, mit den stärksten Gründen der Vernunft, der Erfahrung, mit glänzendem Witze, den zierlichst geründeten Perioden beweist: die in ihnen so geordnete Materie reiche zu diesem, zu mehr, zu allem hin, so kann es wohl für manchen traurig und niederschlagend anzuhören seyn. Der Denker im Gleichgewicht aber sagt zu dem talentvollen Manne: Ihr macht das Wunder um so gröſser. Denn es verlöre doch wohl etwas von dem Wunderbaren, wenn ihr noch ein Wesen hineinsetztet, das das Uhrwerk in Gang erhielte, bis der Tod den Perpendikel faſst und so die Räder auf einmal stehen. Der Denker im Gleichgewichte sagte dem Bedrängten nun freylich nicht viel zum Troste, da dieser weiſs, jener glaube eben wegen dieses Gleichgewichts nicht an Wunder. Vielleicht aber ist eben darum, weil das Wort Wunder nur ein Schall für ihn ist, sein Ausdruck von Bedeutung und tiefem Sinn.

668. Von allen abstrakten Ideen ist wohl die Idee vom Staate diejenige, die am wenigsten in der Welt Glück macht, oder praktisch ausgeübt wird, und das oft am allerwenigsten bey denen und durch die, welche der Regent zum Dienst des Staats gewählt hat, und dafür bezahlt. Nur den Philosophen

und gutmüthigen Schwärmern wird die Theorie und Praktik in ihren Schriften ohne Ahndung verstattet, besonders wenn ihre Systeme Träumen gleichen, wozu der praktische Sinn der Menschenführer auch das Haltbarste, ohne viele Anstrengung, zu machen versteht. Die Masse der Menschen muſs natürlich die Schuld tragen, daſs so etwas in der Welt nicht auszuführen, nicht zu gebrauchen ist. Der Mann aber, der dem Staate, und dadurch dem Regenten, kräftig, treu, ohne Nebenabsichten dient — alle Verbindungen gewisser Art, persönliche Rücksichten und Empfehlungen für Verschwörung gegen den Staat hält, der ist noch glücklich genug, wenn er nur die lächerlichste Person in eben diesem Staate genannt wird. Für alle Frevel, für alle Verbrechen giebts Entschuldigungen, und finden sich Advokaten, nur für einen solchen Mann nicht, auch kann er sie entbehren, wenn er es wahrhaft ist.

669. Ein Mann, der sehr schwärmerisch für die Meynung eingenommen war, daſs das Menschengeschlecht immer in Veredlung zunähme und zunehmen müſste, um endlich diesem seinem einzigen Zweck zu entsprechen, antwortete, da man ihn auf die Erfahrung und die Geschichte verwies: Und was gehört dann sonderliches dazu? der Mensch braucht ja nur gerecht gegen sich und Andre zu seyn, so stehe ich für das Übrige.

670. Die Erfinder des Ackerbaues wurden von den dankbaren Essern und Trinkern zu Göttern erhoben; seht nun, was aus denen geworden ist, die ihn jetzt in der gröſsten Vollkommenheit treiben, wie sie von denen angesehen werden, welche am meisten von ihren Erzeugnissen verzehren. Der Erfinder des Alphabets genoſs derselben Verherrlichung; seht nun, was aus dem Troſs von Autoren geworden ist, die in diesem bis zum schnellsten und leichtesten Gebrauch vervollkommten Alphabet ihren Pflug gefunden haben.

671. In Arabien wünscht man immer noch dem Stamme Glück, der einen Poeten hervorbringt; auch in Teutschland mag man einer Familie zu diesem Ereigniſs gratuliren, wenn man keinen Gemeingeist hat.

672. Man vergleicht von den ältesten Zeiten her das menschliche Leben mit einem Traume. Der Vergleich hat wirklich alles Treffende, was zu einem Vergleich gehört, wenn vom Vergangenen die Rede ist; nur auf die gegenwärtige Zeit angewandt, hinkt er etwas; man zwingt uns doch zu Zeiten gar sehr zum wach seyn.

673. Jeder wünscht wohl in der Jugend ein Fürst zu seyn; weise durch Erfahrung möchten es wenige seyn. In diesem Wunsche, in diesem Zusatze, liegt die Antwort auf gar viele vermeſsne Anklagen.

674. Es ist ganz recht, zweckmäſsig und der menschlichen Natur gemäſs: daſs der Dichter, der Künstler, der Philosoph, der Staatsmann, der Soldat u. s. w. jeder von ihnen, das was er treibt, worin er sich emporgeschwungen, was er durch seine Anstrengung erworben, wozu er sein Genie entwickelt hat, für das Gröſste und Wichtigste halte. Wer etwas dagegen hat, der ist auch mit dem Mittelmäſsigen, dem Gewöhnlichen zufrieden. Das was die Welt solchen Männern nicht bezahlen und belohnen kann oder will, müssen sie sich doch in der Einbildung selbst abtragen.

675. Es lautet empörend, aber es ist wahr, daſs die Tugend, welche man aus Romanen, Dichtungen, idealisirter Moral lernt, und so gewöhnlich nur mit der Einbildungskraft faſst — oder die Tugend überhaupt, die ein Maſs darreicht, das nicht nach der Kraft und dem Vermögen des Bekenners berechnet ist, einem Welterfahrnen so lästig werden kann, daſs man ihm Beynahe verzeihen möchte, wenn er endlich vor Unwillen spottend ausruft:

Laſst doch das Laster hereinkommen. Und um so mehr, wenn solche tugendhafte Männer ihre Tugend nur aus teutschen Romanen und Gedichten neuer mystischer Art geschöpft haben.

676. Dem Dichter ist nur die praktische Philosophie nöthig und wahrhaft heilsam; die spekulative, besonders die ganz neue, tödtet entweder in ihm den Dichter, oder sie führt ihn der Mystik zu, die dann die leeren luftigen Irrgänge des Gehirns mit Schatten und Gespenstern erfüllt, die uns rühren, gar erschrecken sollen. So wie der spekulative Philosoph Ideen aus dem Nichts herzuholen glaubt, so glaubt ein solcher Dichter Gefühle aus eben diesem Nichts herzuholen. Wir sehen dieſs an der neuen Ästhetik und an den Produkten, die auf ihre Grundsätze gebaut sind.

677. Ein Mann von wahrhaften Verdiensten, der noch ein Neuling in der Welt ist, findet endlich einen Gönner, der ihn aus der Dunkelheit hervorzieht, seine Verdienste anerkennt, ihn im Kabinet und öffentlich darum preist und ihn mit warmer Theilnahme, beynahe mit Freundschaft behandelt; — ist es zu verwundern, wenn er glaubt, dieſs alles geschehe um seiner Verdienste, seines anerkannten Werths willen? Doch bald sieht er, daſs dieses nur des Gönners Art ist, daſs er die freundliche Behand-

lung mit allen Zweydeutigen, selbst mit den Verrufenen theilt, daſs sich der Gönner dadurch nur ein sicheres, bequemes Fuſsgestell zusammenzusetzen sucht, Gold wie Schlacken dazu verarbeitet, wenn es ihn nur trägt, oder ihn zu tragen scheint. Sobald nun der Verstand aus dieser widrigen Erfahrung diese Folge gezogen hat, so tritt der genannte Mann von Verdiensten in die wahre Prüfungszeit derselben.

---

678. Wenn der Dichter nur aus der Phantasie und für die Phantasie dichtet, und so, daſs am Ende für die prosaischen Menschen gar keine hellen Gedanken übrig bleiben, die eigentlich der Dichter dem Geiste des Lesers durch die Bilder der Einbildungskraft recht lebendig und kräftig darstellen soll, so thut die Dichtkunst doch nur die Wirkung, welche Musik, auf einen Text gesetzt, hervorbringt, dessen Sprache und Inhalt der Zuhörer weder versteht noch weiſs. Den Beweis kann jeder in vielen neuen und besonders in den jetzigen mystischen Dichtern finden.

---

679. Die jetzigen, in Jamben so spruchreichen, Dichter legen die Weisheit der Alten (auch der Neuern) auf die Tenne, dreschen so gewaltig darauf los, daſs sie das Korn selbst zu Brey zerschlagen, und wir als Ausbeute der Erndte nur Spreu

umherfliegen sehen. So werden Scenen in berühmten Schauspielen zu schönen Chrien; das Thema liegt auf der Tenne, und die spielenden Drescher schlagen wechselweis so fertig darauf los, daſs man die Takte zählen und richtig abmessen kann, wenn das Zuschlagen an den andern kömmt.

680. Allen kultivirten Völkern Europa's hat man bisher in den Schulen die Griechen vergebens zum Muster aufgestellt; nur bey uns Teutschen hat es endlich so gewirkt, daſs wir sie überfliegen werden und müssen. Schon haben unsre Dichter ihre Tragödie erobert, und mit Recht haben sie damit angefangen; ahmt nicht jedes Kind vorerst seiner Amme nach? Ihre hohen Tugenden werden wir gewiſs erreichen, wenn nur erst das Schicksal, das leider bis jetzt noch allein auf der neuen Bühne herrscht, die Regierung über uns Teutsche, mit eben der eisernen, gewaltigen Faust ergreift und ausübt, wie es auf der Bühne thut. Mit einer neuen Moral, einer neuen Götterlehre, müssen dann doch die Teutschen endlich Männer wie die Griechen werden, und unsre Nachbaren sollen die politische Umwandlung empfinden. So zeigen uns also die Dichter allein den Weg zur Rache und zum Ruhm.

681. Aber nun im allerstrengsten Ernste! sahen unsre groſsen Dichter hier nicht weiter und tiefer,

als unsre Staatsschriftsteller und Geschichtforscher? Ist Teutschland durch die Menge seiner Staaten, ihre harmonische Verbindung unter einander, und durch die Grundzüge seiner Verfassung nicht recht eigentlich politisch zu dem geschaffen, wozu es eben diese Dichter, mit Hülfe der ehernen Keule des allmächtigen griechischen Schicksals, dem der neue Zevs selbst von nun an gehorchen muſs, machen wollen? Griechenland hatte Regenten, Despotien, Republiken — und wir haben alles das theils im Überfluſs, theils um etwas sparsamer. Kann Nürnberg nicht Athen, Frankfurt am Mayn nicht Sparta, Hamburg nicht Korinth seyn? Und wer die Philippe, die Alexander noch unter uns vermiſst, der hat ihre letzten Eroberungen an Republiken, Erzstiftern und gefürsteten Prälaturen geſchwind vergessen.

682. Daſs es in der Schweiz vor allen Völkern Europa's mit der Sittenverbesserung Ernst ist, beweist man doch dem stumpfsten Sinn, da man die Sündentaxe des päbstlichen Stuhls aus den glorreichchristlichen Zeiten Alexanders des Sechsten in Lucern schon angeschlagen hat. Zwar hat man dort indessen nur mit dem ergiebigen Artikel der Unkeuschheit — ohne den Ehebruch zu vergessen — angefangen, die übrigen aber werden schon nachkommen; bey jeder Finanzoperation fängt man am besten mit dem Ergiebigsten an.

683. Plato verbannte die Dichter aus seiner Republik; was würde er im neunzehnten Jahrhundert thun, wenn er die neuesten Produkte unsrer Dichter läse, durch welche sie uns dem Schicksal so unterwerfen wollen, daſs uns selbst unsre reinste Unschuld, unsre kräftigste, thätigste Tugend zu nichts hülfe, und die uns im erstarrenden Gefühl unsers Unvermögens weiter keinen Trost zu geben wissen, als den wir in ihren schön gesetzten Flüchen gegen die alten Götter finden.

684. Wer dem Menschen seine Gebrechen, Fehler, Sünden und Laster zuschreibt und ihn darnach richtet, der wage es nur, ihm das Eigenthum und die freye, unabhängige Ausübung seiner Tugenden abzustreiten; er übertreibt die Bescheidenheit, wenn er ihm auch die ersten nur schweigend vor den Richterstuhl hinwirft. Dieſs flieſst natürlich aus dem, was ich im letzten Satz berührte.

685. In Teutschland macht man die Kinder mit dem heiligen Nikolaus zu fürchten; das gleiche Spiel wollen die Dichter nun durch das griechische Schicksal mit den Erwachsenen treiben.

686. Zum Beweis, daſs auch Theologen zur Unterstützung eines Lieblingssatzes selbst das der

Gefahr aussetzen, was sie die Gläubigen zum Heil der Seelen lehren, mag Doktor Donne dienen, der einen Traktat zur Vertheidigung des Selbstmords schrieb, und als Dechant der St. Pauls-Kirche in London ruhig gestorben ist. Nachdem er Simson und Eleazar aus dem alten Testament zur Unterstützung seiner Meynung aufgeführt hat, geht er zum neuen über, und findet den kräftigsten Beweis in dem freywilligen Tode Christi selbst. Die Märtyren und Heiligen folgen in groſser Zahl dann ganz natürlich.

687. Durch moralische Bekanntschaft mit sich selbst hat der Mensch den Begriff von Gott und Satan, oder einem guten und bösen Wesen aus sich selbst entwickelt, und so die Grundzüge zu seinem eigenen Gemählde, in aller Naivität entworfen. Die Portraits der einzelnen unterscheiden sich durch Nüancen, nur daſs die Beleuchtung mahlerisch verkehrt, von innen oder aus dem Dunkel hervorbricht oder hervorbrechen soll, ein Umstand, der dem Zeichner wichtig ist.

688. Der Weise predigt dem Menschen von der Zeit an, da es Weise und Thoren gab: Kenne Dich selbst! Bey dem die Weisheit nun vorausgegangen ist, der hat jenen Zuruf schon befolgt, befolgt ihn noch. Die Ursache aber, warum er auf

so viele nicht wirkt, möchte wohl die seyn: daſs sich sogar viele bewuſst sind, sie könnten keine schlechtere Bekanntschaft machen, als die mit ihrem eignen innern Selbst. Hier fordert nun der Weise wirklich viel, und da noch obendrein der Nutzen dieser Selbstkenntniſs von der praktischen Ausübung abhängt, so ist es vielleicht für die Gesellschaft gut, daſs manche Menschen eine so gefährliche Bekanntschaft nicht machen. — So wie es nicht jedem zuträglich ist, alle seine Kräfte auszuüben, so ist es auch nicht zu wünschen, daſs jeder alle die seinigen kennen lerne.

689. Es ist noch nicht genug, wenn man von einem Manne weiſs, er kennt sich selbst, man müſste auch wissen, wie er sich kennt, was er für Grundsätze aus seiner Selbstkenntniſs gezogen, wie er sich darnach im Wirken auf das Innere und Äuſsere eingerichtet; kurz wie und nach was er den moralischen Maſsstab zusammengesetzt hat, nach welchem er sich gemessen. Abfragen läſst sich dieses Geheimniſs keinem, aber man entdeckt zu Zeiten etwas davon, wenn er sein gefundnes Maſs an andre legt, und sie darnach beurtheilt.

690. Lage, Thätigkeit, bedeutende Rollen auf dem wechselnden Welttheater, wichtige, gefährliche Verbindungen und Verwicklungen, groſse Unternehmun-

mungen führen freylich zur rechten Selbstkenntniſs, zur richtigen Schätzung seines Werths. Wenn man aber die Meisten in diesen Lagen, ich sage nicht nach ihrem innern Glück, sondern nach ihrer Zufriedenheit mit sich selbst beurtheilte, so müſste man nur auf entdeckte Schätze schlieſsen. Die Selbstkenntniſs dringt sich freylich auf, sie schränkt sich aber nur auf die Beurtheilung der Kräfte und des Vermögens ein, und verlängert, verkürzt den gefundnen Maſsstab nach den Umständen und der Noth. Das allerschlimmste aber für die armen Wichte von Menschen ist, wenn ein Mann dieser Art über den Maſsstab ganz wegspringt, und ihn nur für Andre oder die Werkzeuge, die er braucht und miſsbraucht, entwirft.

691. Die Höhe und Tiefe, zwischen welchen der Mensch durch einen unbegreiflichen Anziehungspunkt und ein sehr begreifliches Gewicht — nur schwebt oder flattert, sind so steil, glänzend, täuschend, gränzenlos, dunkel, trugvoll und bodenlos, daſs es eine Art von Wunder ist, wenn einer in diesem unermeſslichen Zwischenraume ohne Leiter und Sprosse für sich einen Punkt des ruhigen Gleichgewichts so erdenkt, daſs er zum Erstaunen der Zuschauer wirklich darauf steht. Und was das kühne Unternehmen eigentlich recht schwer macht, ist: daſs ihn kein fremder Geist darauf stellen kann, daſs ihn jeder selbst durch eigne Kraft erobern muſs,

wenn er sich darauf erhalten will. Wenn dieses wahre Kunststück selten gelingt, so wird es eben so selten versucht.

692. Der Regent, oder der von ihm den Auftrag dazu hat, legt dem Baumeister einen Plan vor, nach welchem dieser aus Stein, Holz, Metall u. s. w., nach Maſs und Richtscheit, einen schönen, bequemen Palast bauen soll. Da sich nun Stein, Holz und Metall behauen, sägen, schmelzen und verarbeiten lassen, so steigt des Baumeisters Werk zur Befriedigung der Kenner auf. Der Klügling fordert nun von dem Regenten, er soll dasselbe Werk selbst, oder durch seine Minister mit dieser politisch-moralisch-physischen Gesellschaft ausführen, reicht ihm den Riſs dazu hin, und vergiſst weiter nichts dabey, als daſs zwar alle Menschen gern ruhig, bequem, zufrieden, (versteht sich nach ihrer Phantasie) wohnen möchten, daſs ihnen aber zur Aufführung eines solchen Gebäudes, nach einem solchen Riſs, weiter nichts abgeht, als das, was jene Materialien zum Palaste so geschickt macht — daſs es ihnen sogar abgehen muſs, wenn sie nicht auch ganz Materialien werden sollen.

693. In der Jugend ziehen sich die Augenbraunen in einen wenig oder sanft gekrümmten Bogen — Sehnen, Wünsche, Hoffnung, Zuversicht locken

dann die Seele nach auſsen. Bey dem erfahrnen, denkenden Manne ziehen diese Bogen in ungleichen Krümmungen die Wölbung zusammen — der Geist hat sich dann in das Innere zurückgezogen, das Suchen nach Schätzen von auſsen aufgegeben, und sammelt allenfalls noch Beobachtungen auf, um sich den Werth seiner Resignation zu beweisen.

694. **Der Mensch verachtet das Kleine und Geringe, vor dem Groſsen fühlt er sich selbst klein, das Erhabne staunt er an, bewundert es und erschrickt davor — so sinkt er zum rechten Maſs seiner Natur herab, von ihr selbst und durch sich selbst darauf gestoſsen.**

695. Der gebildete Theil des Publikums möchte gern die teutsche Litteratur achten, weil sie wirklich viel Achtungswürdiges aufzuweisen hat; aber die Genies selbst und ihr Nachhall, die verzerrten Geister lassen es nicht zu. Wenn uns die ersten dem gewaltigen Gespenste — dem griechischen Schicksal zu unterwerfen streben, um uns für ihre erhabnen Produkte empfänglich zu machen, so wollen uns die andern, um den Sinn für die poetische oder romantische Poesie in uns zu erwecken, in das funfzehnte Jahrhundert zurücktreiben. Die Mittel zu dieser Geisteserhebung finden sie nun in der Verdunkelung der Vernunft, in der Vertilgung des

Protestantismus, in der Wiederherstellung der Magie, Astrologie, Alchymie u. s. w.; die politische und moralische Welt ist nur um der poetischen, romantischen Poesie willen da — in dieser liegt das Heil der Menschen, und Vernunft, Verstand haben uns allein in unser politisch-moralisches Elend gestoſsen, aus denen uns nichts als dieses aufgestellte Princip mehr retten kann. Ich weiſs nicht, was diese Belehrungen in der Nähe wirken, in der Ferne erregen sie nur das peinliche Lächeln, das uns die wilden Einfälle der Rasenden bey einem Besuch des Tollhauses abzwingen, und worüber wir uns schon während des Lächelns Vorwürfe machen.

696. Es gibt einen Egoismus des Instinkts, der Gewohnheit, den weichliche, schlaffe, feige Seelen ausbrüten, und der, da er ohne alles Nachsinnen und Vorsatz dieser feigen Seelen da ist und wirkt, mehr ein Fehler der menschlichen Natur zu seyn scheint — gefährlich ist er Andern ohnedem nicht, weil er sich gewöhnlich ganz offen zeigt. Der wahrhaft gefährliche Egoismus aber, oder der, welcher der menschlichen Natur zu widersprechen und sich mit ihr gar nicht zu vertragen scheint, entspringt aus eben diesem, durch den Verstand an der moralischen Verderbtheit der Gesellschaft zum System bearbeiteten, verfeinerten Instinkt. Die Egoisten dieser Art gehen von dem Grundsatz aus: alle Menschen sind Egoisten, warum soll ich das

Werkzeug, der Narr Andrer seyn, da ich sie für mich dazu machen kann? Ihr System gründet sich auf alle Laster eben dieser Gesellschaft, und nichts rettet sie von der Vertilgung als die Vorsicht, womit sie diese Laster von ihrer Seite ausüben, und ihre Ausübung so fertig, fein und richtig berechnen lernen, daſs sie allein für ihre Person vor allem Nachtheil, aller Gefahr sicher sind. So ist und bleibt nun Feigheit die Quelle dieses Instinkts, selbst wenn er Kunst und Wissenschaft geworden ist.

697. Wenn Philosophen und Dichter klagen, daſs die Mächtigen, Groſsen und Reichen sie und ihre Werke nicht achten und schätzen, und wenn sie ihre Werke allenfalls noch achteten und schätzten, sie dieselben doch nicht verständen und empfänden, so vergessen sie nur bey ihrer sonst gegründeten Klage, daſs die Mächtigen, Groſsen und Reichen von den Beziehungen, Verhältnissen und Lagen kaum etwas ahnden, die dazu gehören, Philosophen und Dichter richtig zu verstehen und wahrhaft zu fühlen; daſs sie zu ihrem Leben, wie sie es gewöhnlich nehmen, der Philosophie und Dichtkunst gar nicht nöthig haben. Nur der Mittelstand befindet sich in den gehörigen Verhältnissen zu beyden, und nur auf ihn können Philosophen und Dichter noch allenfalls die Wirkung hervorbringen, die sie nach unsrer Verfassung etwa hervorzubringen vermögen.

698. Wenn ich, der ich von der Musik nichts verstehe, im Traume ein vollständiges, harmonisches Vokal- und Instrumentalkoncert nicht allein sehe, sondern auch höre — setz' ich, Unwissender in der Musik, aus zerstreuten, einst nur vernommenen Tönen, dieses Koncert zusammen? Sind es längst gehörte Töne, die einst an den Gehörnerven angeschlagen haben, und die nun die Seele, ohne sich in dieser Kunst geübt zu haben, durch ein Zauberspiel wiederum hervorlockt und künstlich verbindet? Die Spielenden, Singenden, die ganze Versammlung der Zuhörer, Bekannte und Unbekannte, stehen, sitzen vor mir, und doch sitzen und stehen Musikanten nur in meinem Gehirn, Gesang und Saitenspiel scheinen aus demselben allein heraus zu gehen, und kehren doch durch das Gehör wirklich in dasselbe zurück, oder scheinen es wenigstens zu thun. — Und wenn ich, der ich die Baukunst nicht verstehe, im Traume einen groſsen, mächtigen, gigantischen, mit keinem von mir gesehenen Gebäude zu vergleichenden Palast plötzlich vor meinen Augen auf der herrlichsten Anhöhe sehe — wie setzt sich das nach Ordnung und Regel und noch schöner als nach den gewöhnlichen Verhältnissen zusammen, da ich die gewöhnlichen Verhältnisse nie im Wachen berechnet, nie einen Riſs entworfen habe? Und warum, wenn ich im Traume zu einem so vollkommenen Architekten werde, seh' ich dann meine Luftschlösser gewöhnlich einsam und verlassen, in düstern, mahlerischen, zur Ein-

samkeit ganz harmonirenden Gegenden? — Schafft sie die Seele nach ihrem Gefühle so, um die Wirkung des Erhabenen hervorzubringen? — Und wenn ich im Traume, — ohne Mahler zu seyn — Gemählde auf Leinewand sehe, wie sie wohl kein Künstler hervorzubringen vermag, und wirkliche Naturscenen in der weitesten Ausdehnung, wie das Auge des Wachenden sie nicht, wie man sie in der Wirklichkeit nie vereinigt sieht, — rinnende Bäche, rauschende Kaskaden, säuselnde Luft — und das alles so einsam, so düster, still — daſs sich die Schöpferin der Gebilde, die Seele, im geistigen Beschauen ihres eignen Werks verliert — wie setzt sich dieses aus den Stücken, Theilen, Farben zusammen, die ich im Wachen zerstückt und einzeln wahrgenommen? — Wie rede und verstehe ich Sprachen im Traume, deren Töne mir fremd sind? — Wie schaff' ich, wirk' ich Dinge, wovon mich der Gedanke wachend, sogleich vor meinem eigenen Verstande, als einen Narren aufstellen würde? — Wenn die Träume den Menschen die erste Idee von einem in ihnen wohnenden Wesen, von einem Lande, in welchem dieses Wesen vorher geschwebt hat und in welches es einst zurückkehren wird, beygebracht haben, so scheinen sie mir auch die Quelle der Magie und vieler, wo nicht der meisten, phantastischen Spiele der Seele zu seyn. Die Gelehrten wissen dieses nun freylich alles zu erklären, und für die, welchen die Träume kein Stoff des tiefen Nachdenkens und Nachsinnens sind, gnügen auch ihre Erklärungen. Ich kann nur fragen, und die Träume scheinen mir ein wunderbares, groſses, unbegreifliches Leben! ein Leben, in dem allein alles unser ist, in dem wir alles hervorbringen, dessen Besitz allein uns niemand streitig macht. Wenn wir dieses unser phantastisches Reich betreten, beschleicht uns kein Zweifel mehr, wir schaffen, genieſsen, sind reicher, glücklicher, als die Wirklichkeit den Mächtigsten, Reichsten, Glücklichsten, als uns die gesammte Natur, die höchste Kunst machen kann. Sobald wir dieses unser Reich betreten, sind wir Dichter, Schöpfer, Künstler, Genien, Götter — warum kann dieser selige Zustand nicht dauern? Warum müssen wir erwachen, um in der Wirklichkeit zwar auch einen Traum, aber einen ängstlichen Traum — weil wir die Täuschung fühlen — fort zu träumen? Und was das Wunder vermehrt, wenn wir im Wachen nun den Schatten des Glücks erhaschen wollen, muſs uns erst der bleyerne Schlaf des Glaubens und Zutrauens überfallen, um uns in die Täuschung der Träume einzuwiegen. Und kaum fühlen wir uns in diesem süſsen Wahn, so tritt auch schon das Gespenst der Wirklichkeit vor unsre Wiege, und schüttelt uns gewaltsam und spottend aus dem Schlummer.

Doch setze ich bey allen obigen Träumen voraus, daſs der Magen und die Gedärme des Schlafenden rein und nicht überfüllt seyen, sonst kann auch wohl das Leben des Traums noch schlechter als das

Leben des Wachens werden, und so mag denn dieses beweisen, daſs die grobe Sinnlichkeit beyde verdirbt.

699. Viele Leute, sagt man, träumen gar nicht, oder sind sich wenigstens ihrer Träume nicht bewuſst, scheinen also wirklich während des Schlafens eine Art von Scheintod zu leiden. Ist dieses nun wahr, so beweiset es vielleicht nur, daſs ihre Phantasie keine Schöpferin, sondern selbst beym Wachen ein durch Anstrengung erzeugtes Geschöpf sey. Vielleicht auch, daſs ihre Nerven so wenig reizbar sind, und so wenig flüchtigen Geist haben, daſs die Seele sie nicht so stark bewegen kann, um ihr Spiel mit dem Bewuſstseyn der Maschine zu treiben, auf deren Saiten sie es treibt und übt.

700. Ich hätte oben auch noch des Fliegens im Traume erwähnen können — das herrlichste, leichteste, entzückendste Gefühl, womit der Sterbliche, wachend und schlafend, beglückt wird. Nur der sonderbare Umstand hielt mich ab, daſs man (ich rede nach meiner Erfahrung) nie von der Erde aufwärts, sondern immer von der Höhe nach unserm allgemeinen Schwerpunkt, Erde, abwärts fliegt.

701. Da es jetzt nur an den Regenten und ihren Ministern liegt, aus der französischen Revolution die nöthigen und heilsamen Lehren für sich zu ziehen, die Veranlassung dazu ganz aus unserm Gedächtniſs zu bringen, und uns nur die Erinnerung der schrecklichen Folgen derselben als Spiegel zurückzulassen, so könnten wir wirklich diese Revolution als für uns geendigt ansehen, wenn es gewisse verblendete Leute verstatteten. Aber diese wollen wenigstens den einzigen Vortheil, den sie in der französischen Revolution gefunden, nicht so leicht aufgeben, und darum deuten sie laut und mit dem fürchterlichen Tone der Weissagung eines biblischen Propheten, bey jedem Schritte, den die Fürsten zur praktischen Ausübung der, von ihnen aufgefaſsten, Lehren thun, auf eine Begebenheit oder einen Umstand, der diese Revolution, nach ihrer Meynung, veranlaſst haben soll. Und da sie immer einen Kernspruch der Politik an diesen Umstand knüpfen, (ihr Geist vermag nur den Spruch, nicht den Geist der Sache zu fassen) und wenige Fürsten ihre Lage, ihre Zeit, ihr Volk und sich, mit Allem dem, auf das man deutet, zu vergleichen im Stande sind, und dabey vergessen, was die Erfahrung, seit vierzehn Jahren, die Menschen Böses und Gutes gelehrt hat, so verfehlen diese Leute noch bey vielen ihres Zwecks nicht. Wie sie selbst am Ende dabey fahren werden, mag die Zeit entscheiden. So viel ist gewiſs, sie sorgen dafür, daſs wir die französische Revolution nicht vergessen können, und so werden

wir durch ihre Sprüche und Deutungen noch lange dieses schreckliche Gespenst vor unsern Augen sehen, ob es gleich, nach dem schweren Leiden, für alle Fürsten und Völker ein wohlthätiges Wesen werden könnte.

702. Ich habe bisher noch immer gehofft, vor meinem Tode ein teutsches Heldengedicht, aus teutschem Stoff, von einem teutschen Dichter gesungen, zu lesen; ich gebe diese Hoffnung nach und nach auf. Wir sind in der Kultur so hoch gestiegen, daſs Dichter und Leser den Glauben an moralische und physische Wunder ganz verloren zu haben scheinen. Die Physik, Chemie, Philosophie, Theologie und historische Kritik haben alle Ingredienzien, die zu einem Heldengedicht gehören, zu Vorurtheilen gemacht, und gelänge es gar auf dem Wege der Mystik und des Schicksals, auf den uns viele unsrer jetzigen Dichter locken wollen, so erhielten wir ein theosophisches Heldengedicht, worin wir in Hexametern lesen könnten, was Jakob Böhm, Lavater, Swedenborg u. s. w. gefaselt haben. Die alten Talmudisten, die Platoniker der alten und der neusten Zeit nicht zu vergessen.

703. Wenn die Erfahrung einem jeden von uns sagt, das Vergangne sey nichts für uns — das Gegenwärtige nur Mittel zu dem Künftigen — folglich

die Zukunft und die Hoffnung seyen für uns alles, das Thier nur scheine in der Gegenwart zu leben, zu genieſsen und zu leiden; so sagt sie uns auch deutlich: wie wir durch eben dieses Streben und rastlose Vordringen des Geistes von den Thieren getrennt sind. Die Quelle unsers Glücks rauscht oder rieselt in der dunkeln, geheimniſsvollen Ferne, wir wähnen, sie nahe zu hören. Die Hoffnung, den heiſsen Durst zu stillen, spornt uns an, sie zu erreichen. — Wir nahen, — sie versinkt; das Gefühl, der Genuſs des Strebens allein bleibt unser Lohn, um uns zu neuen Täuschungen zu reizen.

704. Die Menschen beklagen sich über die Schwächen der Natur, über die Beschränktheit der Vernunft; wenn man aber ihre Thätigkeit beobachtet, so möchte man sagen: alle die Klagenden haben die Mittel, sich zu trösten, in ihrer Eitelkeit, ihrem Stolz, ihrer Unruhe, ihrer Anmaſsung und Überschätzung, folglich in sich selbst gefunden. Und wahrlich, alle diese windigen Triebe, welche ihnen die Moral zum Vorwurf machen muſs, und die eben den Stoff zu diesen Klagen hervorbringen, verleihen ihnen eine Elasticität, die weder der Moralist, noch der Physiker berechnen können. Aus diesem Grunde muſs man in der Gesellschaft immer mehr auf die Handelnden und Wirkenden sehen, als auf den Redenden hören — der, welcher jetzt wie ein Zwerg spricht, handelt oft wie ein Riese.

wenn er in die Lage dazu kommt, hält sich wohl selbst dafür, gelingt ihm das Geschäft. Und was wären auch die Menschen ohne diese Elasticität, durch die sie sich, wenn auch mit Hülfe des Windes der genannten Blasbälge, wiederum herstellen, wenn traurige Betrachtungen über sich selbst oder ihre Lage sie niederbeugen? Wenigstens wird so auf dem gemeinen Markte des menschlichen Lebens der offne und der Schleichhandel getrieben, und wer die Gewerbtreibenden verdammt, der hat entweder den Handel mit ihnen ganz aufgegeben, oder er vergiſst, was er einst dadurch gewonnen, durch die ihn Umgebenden noch gewinnt.

705. Wer wagt zu sagen: ich will den Menschen mahlen? Will zeigen, was er ist, warum er so ist, wie er ist? — Nur der vermag es, der ihn so geschaffen, und ihm sein Inneres so verhullt hat, daſs er sich als Wunder anstaune und Wunder bewirke. Wie mag Der seinen Bruder ähnlich mahlen, der seiner eignen Ahnlichkeit kaum auf Augenblicke sicher ist, der ihn mit Farben mahlt, die er in sich selbst gesammelt hat? Die Zeichnungen der geübtesten Meister sind nur Skizzen, und wenn wir uns auch an einzelnen Zügen darin erkennen, so sind es eben diese einzelnen wahren Züge, die uns erinnern, das Gemählde des Ganzen sey Täuschung — optischer Betrug.

706. Ist es an dem, daſs den Söhnen der Erde eine Aufgabe zur Auflösung für dieses, vielleicht auch für das künftige, Leben übertragen worden, so war es ganz zweckmäſsig, daſs sie der Oberherr der Geister zwischen die erhabenste Höhe und die dunkelste Tiefe, zwischen das Edelste und Niedrigste stellte. Hat dieses erhabne Wesen dadurch nicht genug für sie gethan, daſs auch die, welche am gewaltigsten von ihren niedrigen Begierden und Leidenschaften gegen die dunkle Tiefe gezogen werden, noch im taumelnden Versinken nach der Höhe aufblicken, sey sie ihnen jetzt auch ganz verhüllt? Was ich hiermit sagen will? —

— Warum erregen die vor uns kriechenden, häſslichsten Raupen so wenig unsern Abscheu, und reizen wohl noch gar unsre Aufmerksamkeit? Weil wir uns bey ihrem Anblick erinnern, daſs viele Arten dieses Gewürms aus der Puppe, in welche sie sich einspinnen, als glänzende Schmetterlinge herausfliegen. Sollte also nur das vor uns kriechende — in die Tiefe versinkende Menschengewürm das Urtheil über unser Geschlecht bestimmen?

707. Wenn wir auf eines Menschen Angesicht den grob oder fein aufgelegten Schmutz — oder die durch die Thierheit aus dem Innern herausgeworfene Schminke der Sinnlichkeit wahrnehmen, und bey diesem Anblick Ekel und Abscheu empfinden, so sehen wir doch nicht blos mit dem Gesichtssinn

708. Die Politiker und Menschenkenner mögen über die Utopien, welche die um die Menschheit besorgten und das Bessere wünschenden Philosophen zu Zeiten der Welt mittheilen, lachen und spotten, so viel sie wollen — der Menschenfreund sieht wenigstens in den Wünschen und Bemühungen des Einzelnen, (ob er gleich weiſs, die Mühe sey vergebens) die Ehre der Gattung gerettet. Das Bessere für möglich zu halten, etwas Vollkommneres wünschen, träumen, und mit Gründen der Vernunft unterstützen zu können, ist doch wohl ein Merkzeichen höhern Ursprungs, edlerer Bestimmung? Wir legen das, was wir politisch sind, oder seyn müssen, an dieses Maſs, und lernen daran erkennen, wie wir sind, woran es uns fehlt, warum es uns fehlt, was die Herrschenden und die Gehorchenden sich wegen des Mangelnden gegenseitig vorzuwerfen haben. Wer nun alle diese Utopien — von Platos Utopia bis auf das letzte unsrer Zeit, in diesem Sinne liest, und sich in der Wirklichkeit etwas müde gelebt hat, der wird in diesen Träumen das finden, worauf ich eben deuten wollte.

709. Viele Philosophen sagen: es sey die Furcht, welche die Götter geschaffen, oder wenigstens so schrecklich, furchtbar und rächend gemahlt habe. Ich wage beynahe zu glauben, der Mensch lieſs sich auch hierin nur aus einem dunkeln Gefühl, Bewuſstseyn oder Ahndung seines Werths, Gerech-

tigkeit widerfahren, wie er immer thut, wenn die Kultur die Eigenliebe noch nicht allzu sehr durch die Vernunft verfeinert hat. Er fühlte wahrscheinlich in sich, daſs er eines drohenden, rächenden, immer strafenden Zuchtmeisters bedürfe und verdiene, und keines allgütigen, alles verzeihenden Vaters. Eben so wahrscheinlich lispelte ihm auch sein dunkles Gefühl zu: wie er diese Nachsicht eines allgütigen Vaters benutzen oder miſsbrauchen würde. So wäre also auch Dieses Werk der Selbstkenntniſs. Da nun der Mensch auf diese Weise über sich gesprochen hat, so dünkt mich, der Theolog zeige in dieser Sache mehr Menschenkenntniſs, (ob ihn gleich etwas anders leitet) als der Philosoph, und handle also dadurch, daſs er mehr und immer drohend auf den rächenden und strafenden Zuchtmeister deutet, zweckmäſsiger, als der Philosoph, der uns nur den allgütigen Vater zeigt. Der Philosoph will aus dem Menschen gar vieles heraustreiben, das ihm als Philosoph fremdartig und zweckwidrig scheint, und das ihn (ich will eben nicht sagen, es gehöre durchaus und insgesammt zu seiner Natur) vielleicht allein geschickt und fähig machte, die sonderbare Rolle zu spielen, die wir ihn spielen sehen. Gekommen ist es ihm, er weiſs nicht woher — entwickeln muſste er es, er weiſs nicht warum — das Warum aber wird durch eben die Rolle und ihre Verschiedenheit, da er sie bald freywillig, bald gezwungen spielt, dem Beobachter noch so ziemlich klar.

710. Im rohen Naturstande flicht der Mensch seinen Göttern, Götzen, Fetischen, eine Geiſsel aus den Plagen der Natur zusammen, die er allein kennt, durch die er allein leidet; — in Gesellschaft vereint, mit Laster und Tugend bekannt, verfeinert sich die Idee des Rächers, das Gewissen verlängert die Geiſsel, sie reicht schon über dieses Leben hinaus; ganz kultivirt, reif, hoch im Laster und in der Tugend, überreif — wenn kaum der Tugend Raum verstattet wird — folgt die Straf' und Rache dem Verbrechen in die Ewigkeit. So beschränkt und zwingt sich der wilde, rohe, der kultivirte, der überfeinerte Mensch selbst in Gränzen zu seinem Besten, zu seiner politischen Erhaltung, und miſst sich das nach Graden zu, was er zu verdienen glaubt. Und noch mehr — er muſs — sonst hätt' er es wahrscheinlich bleiben lassen.

711. Wer sich nicht, mit dem erhabnen Kant zu reden, den Weg zur Vergötterung durch die Höllenfahrt der Selbstkenntniſs gebahnt hat — für den habe auch ich die meinige umsonst gemacht, und so umsonst, daſs ihm die Beschreibung derselben kaum noch zum Zeitvertreib dienen kann.

712. Im Reiche der Geister soll und sollte weder Stillstand, Unthätigkeit, noch Einförmigkeit herrschen. Unter Armuth, Mangel, Beschränktheit, Fin-

ſterniſs springt, hier Licht und Überfluſs — bis zur Verblendung, bis zum gränzenloſen Luxus, durch die Kultur und des Menſchen Kraft und deren Miſsbrauch hervor. Über beyde vermögen Geſetze, Mode, Glaube, Meynung, Zeit und Herrſchergewalt nichts. Hier iſt die überverfeinerte Vernunft, welche gehaltloſe, hohle Spekulationen zu Syſtemen ausſpinnt — der hohe Schwung, der den Menſchen zu ſeinem eignen, innern Geſetzgeber konſtituirt — die niedrige thieriſche Sinnlichkeit, welche die irdiſchen Genüſſe, den Magen, den Zeugungstrieb allein zu Hebeln der moraliſchen Welt macht — Magie, Myſtik, Aſtrologie, Alchymie, Geiſterſeherey, alle Schwärmereyen und Verzerrungen, die man jetzt unter dem Vorwand erſinnt, es ſey ein Band nöthig, die durch die Vernunft verſtiegenen und verflogenen Geiſter der Menſchen wieder zu feſſeln, insgeſammt ganz in der Natur des ſonderbaren Geſchlechts; ſo wie die Männer es ſind, die in dieſen Überſpannungen, Verzerrungen nichts anders ſehen, als Kraftäuſsrungen der ſich der Freyheit bewuſsten, oder ſie träumenden Geiſter, die, ob ſie gleich an das Endliche geknüpft zu ſeyn ſcheinen, doch das Vermögen zu gewaltig und zu beſtimmt in ſich empfinden, daſs Unendliche durch die Vernunft zu denken, oder durch die Phantaſie zu erſchwärmen und ſich zu verſinnlichen. Licht und Finſterniſs, Helldunkel und Schattenſpiel halten ſich hier das Gleichgewicht, bekämpfen ſich einander und vermiſchen ſich, damit der Weg nicht zu hell und nicht zu finſter werde, auf dem wir zur Übung unsrer Kräfte, zur Auflösung des verworrenen Räthsels durch uns selbst geleitet werden. Das Mannigfaltige, Widersprechende, Dunkle und Helle, Quälende und Antreibende dieses Spiels, deutet auf die Dauer desselben, auf das Vergnügen, die Bewunderung, die es den Spielenden und den beobachtenden Zuschauern gewähren sollte. Nur vor des Geistes Despotie, — dem Schrecklichsten, was ein Geist denken kann — vor dem Einstimmen in ein System, vor einem blinden Glauben bewahre uns der Oberherr der Geister. Doch hat er nicht darüber entschieden? Entlieſs er uns nicht frey, damit wir etwas aus uns machen können? Und der so Freygelaſsne wollte Geister zu seinen Sklaven, zu Nachbetern machen, über die Thorheiten anderer murren, weil sie nicht den seinigen gleichen? Rügen mag der Weise die Thorheiten, die zu Verirrungen leiten, oder zum Despotismus führen sollen, auch davor warnen; das Urtheil selbst aber überläſst er dem Oberherrn des unendlichen Reichs allein, wenn er den schönen Nahmen des Weisen erwerben will.

713. Die Formen, Ceremonien, festlichen Zusammenkünfte, Regeln des Betragens, kurz das Auſsere sind wichtige Rettungs- und Erhaltungsmittel der bürgerlichen Gesellschaft. Sie legen das innere Gewaltige, Verwegne, Energische der Menge an verborgene Ketten, bewahren sie vor Verwilderung, und

verhüten durch die Vorurtheile, die sie erzeugen, daſs die aus zu hoher Kultur entsprungenen Grundsätze nicht auch für die Menge Maximen des Handelns werden. Was würde sonst aus denen werden, die das üppige Spiel der Vernunft und der Sinnlichkeit, — theoretisch und praktisch auf Kosten Andrer mit Vortheil treiben? Und engen auch diese Formen oft die Entwicklung der wahren, innerlichen Tugenden ein, so wird doch alles wieder dadurch ausgeglichen, daſs sie noch öfter den Ausbruch kühner Laster hindern. Muſste nicht selbst das, was der Mensch für das Heiligste hält, zur bloſsen Form herabsinken, um seine alles wagende Vernunft durch grobe Versinnlichung zu bezwingen? Entspringt nicht aus der Beobachtung dieser Formen das, was die Menschen, als durch sittliches Betragen erworben — Reputation nennen? — Freylich sind dieſs nur Krücken der Moral, auf denen sich das schwächliche, hinkende, seelenleere Geschöpf stützt, um wenigstens schleichend fortzuschreiten. So geht nun die Menge auf gar vielen Krücken zum Vortheil des Ganzen, und zu gröſserm Vortheil derer umher, die immer noch menschlich handeln, wenn sie der Lahmen nur spotten. Der wahre Menschenkenner, der Mann von ächtem Geist geht nur in seinem Innern vor der Menge ganz aufrecht einher; das Genie, der groſse Geist aber, der alle Formen überspringt, und die Menschen insgesammt davon zu entfesseln strebt, setzt sich der Gefahr aus, in seinem freyen, verwegnen Laufe endlich unter die

Füſse der Hinkenden zu stürzen, und von den ihm verhaſsten Krücken mit Schimpf und Spott zerschlagen zu werden.

714. Seitdem nun das Wort Kunstwerk so bestimmt auf die Darstellungen der Poesie angewandt wird, kann diese natürlich bey ausgebrannten Genies, die dieses Wort vorzüglich in Kredit zu bringen suchen — bloſses Kopfwerk oder Talent werden. Die Lähmung des moralischen Charakters, auf welche Verkältung und Erstarrung des Herzens durch Egoismus folgen, vertragen sich damit, und befinden sich vortrefflich dabey. Wer wird sich aber dann noch wundern, wenn es bey dem poetischen Plebs gar Finger- oder Händewerk wird!

So kann ein von groſsen ästhetischen Kritikern gestempeltes Wort oft vielen Nachtheil bringen, und am meisten dann, wenn sie selbst Dichter und Genies sind.

Ich trete in Deine herrliche Gallerie, funfzigjähriger Thümmel, *) und Dein Herz des fünf und

*) Als ich die funfzig niederschrieb, zählte dieser nie alternde, immer blühende Dämon sieben und sechzig, wie ich nachher erfuhr, und da ich also in meinem Irrthum nur nach den gewöhnlichen und schon mehr als gewöhnlichen Zeugungskräften des menschlichen Geistes rechnete, so macht nun mein belehrter Irrthum das Wunder erst recht zum Wunder.

zwanzigjährigen Jünglings, Dein Geist und Verstand des vollendeten Mannes, Dein zarter, kräftiger, glühender Pinsel, Dein hoher, moralischer Sinn, Dein Gefühl für Wahrheit, Freyheit, Rechtschaffenheit, Deine Biederkeit machen mich meine Glosse über alle Werke des Kopfs und des Talents vergessen, und seyen sie auch von den ersten Genies geschrieben!

715. Der Gesetzgeber, Priester, politische Kopf, Despot, oder was er war, der die armen, eingeschreckten Menschen glauben machte, eine allgemeine Wasserfluth habe einst, um der Sünde willen, unser ganzes Geschlecht vertilgt, wuſste wohl, daſs er zu Leuten sprach, die so etwas zu verdienen glauben konnten.

716. Der Mensch hat sich so vieles zur Sünde gemacht, oder vielmehr gewisse herrschsüchtige Priester und Politiker haben ihm so vieles dazu gemacht, daſs die wahrhaften Sünden und Vergehungen gegen Gott und die Welt beynahe zu Kleinigkeiten geworden sind, deren man kaum erwähnt, die man hie und da fast ganz vergessen hat. Und da solche Priester nun für das, was sie zu Sünden gestempelt haben, Absolution ertheilen, und von den Vergehungen, auf die ich deute, nicht sehr die Rede ist, so weiſs ich nicht, wie der Oberrichter nach diesem Leben das Urtheil fällen wird, da nicht mehr

sein Geschöpf, sondern das Machwerk solcher Priester und solcher Politiker vor seinen Richterstuhl tritt. Das Billigste wäre wohl, daſs solche Priester und solche Politiker die Schuld für alle bezahlten, und daſs sie sich durch die Entschuldigung, von der sie dann allein noch Rettung hoffen könnten: auch sie seyen seine Geschöpfe! das fürchterlichste Urtheil selbst sprächen.

717. Auch ich würde schon weise geworden seyn, und ganz als ein weiser Mann geschrieben haben, wenn ich nur nicht zur jetzigen Zeit von so schrecklichen Ungerechtigkeiten, Gewaltthätigkeiten, Gewaltsstreichen und Grausamkeiten hörte, oder sie mit der Gleichgültigkeit vernehmen könnte, mit welcher man sie begeht. Wahrscheinlich aber macht der Egoismus solche Weisen zum Gott für Andre, zum Menschen nur für sich selbst.

718. Es freut mich doch, daſs auch wir Teutsche einmal recht in den Geist der Zeit eintreten. Da man in dem Frieden, der Reichsritterschaft ihre hergebrachte Souverainität, in den Souverainitäten Andrer gelegen, zusicherte, (es mochte mit dem Geiste der Zeit harmoniren oder nicht,) so war ich — beynahe versucht zu glauben, man wolle dieses Ehrendenkmal des alten Feudalwesens zur Erinnerung, wie unser hoher und kleiner Adel, als Für-

sten und Ritter, zur Souverainität gekommen sey, stehen lassen. Nun sehen wir aber, daſs es bloſs darum geschah, um das im Geist der Zeit mit Gewalt zu bewirken, was man durch gesetzliche Übereinkunft ruhig hätte ausführen können. Vielleicht wäre aber von gesetzlicher Entschädigung die Rede gewesen, und so ist und bleibt es eine konsequente Handlung im Geiste der Zeit, die dieser Geist gewiſs so wenig, wie gewisse andre, vergessen wird.

719. Zeit und Raum sind nun freylich nichts, aber dieses metaphysische Nichts ist mit so schweren und gewaltigen Dingen angefüllt, daſs sie das Herz und den Geist des fühlenden und denkenden Menschen gänzlich zerschmettern und erdrücken würden, wenn er jene Worte bloſs metaphysisch dächte. Die Versinnlichung beyder legte ihm einen Punkt zum Stehen unter, und verlieh ihm das nöthige Gegengewicht. So hält er nun diese Schatten fest, treibt sich mit ihnen vorwärts, zieht sie aus der Vergangenheit in sich zurück, aus der fernen Zukunft näher, schafft sich aus ihnen das Gegenwärtige, macht Nichts zu Etwas, oder ringt diesen Schatten und Formen des Denkens, seinem und andrer Wesen Wirklichkeit ab, und lernt sie fest halten.

720. Sind nicht Gott, Tugend, Seele, Staat lauter abstrakte, metaphysische Begriffe, wodurch sich das sinnliche Thier zum Menschen, zum geistigen, bis zum selbstständigen Wesen ausbildete, es bleibt, geblieben ist und bleiben wird, obgleich Zweifel, Sinnlichkeit diese metaphysischen Begriffe immer zu verdicken, und das sich zum Geist ausgebildete Wesen wieder zum Thier zu machen streben?

721. Die feigen, blödsinnigen, knechtischen und herrschsüchtigen Verfinsterer des Tages glauben den regen Geist der Zeit gebannt zu haben, oder bannen zu können. Die Blinden vergessen in ihrem Eifer nur: daſs man diesen Geist allein gewinnt und sich ihn dienstbar macht, wenn man sich an ihn schmiegt; daſs man ihn dagegen durch Widersetzlichkeit an eben den Dingen zum bösen, hämischen, im Finstern lauernden, rachsüchtigen Dämon macht, die man gegen ihn so sehr zu schützen sucht. Nur die ihm schmeicheln, sich in ihn fügen, die Dinge in seinem Sinn umstalten, erhalten sich und die Dinge, die ihnen so nahe liegen, und nur so machen sie den Gefährlichen zum freundlichen, helfenden, mit ihnen einverstandenen Retter.

722. Wenn aufgeklärte Männer glauben, das, was ich hin und wieder über Vorurtheile, Pfafferey und Intoleranz sage, sey auſser der Zeit und folg-

lich überflüssig, so denken sie hierbey nur an sich und vergessen, wornach gewisse Leute, auch selbst in den protestantischen Ländern, streben. Gelänge es nur diesen gewissen Leuten, wir würden bald alles genannte, aus den finstern Höhlen hervorbrechen sehen, in welche sie der Geist der Zeit nur verbannt zu haben scheint. Der Kampf für Licht und Recht fordert von ihren Vertheidigern beständige Wachsamkeit, und das eben darum, weil der Feind im Finstern schleicht. Stehen nicht mitten unter uns, in unsern so genannten Philosophen und poetischen Poeten die Jakob Böhme, Lavater, Gaſsner, Swedenborg u. s. w. noch toller auf, als sie in der Wirklichkeit gelebt haben? Der Menschenbeobachter läſst sich nicht von dem Schein des Augenblicks blenden.

---

723. Die Schweizer hielten sich so lange für freye, biedre, kräftige, einverstandne, aufgeklärte, weise, durch sich selbst bestehende Männer, für Lykurge, Solone, Catone, bis es zur Probe kam, während welcher sie dieses alles hätten erweisen können und sollen. Wären sie wirklich gewesen, was sie auf das gesagte und gedruckte Wort der in ihrem Lande reisenden Bewunderer zu seyn glaubten, sie hätten es uns, trotz der gegen sie ausgeübten Gewalt bewiesen — ja die Gewalt selbst hätte wahrscheinlich den hohen, vereinten Sinn in Anschlag gebracht, von dem wir in Reisebeschreibungen

so vieles lasen, und in der Gefahr so wenig sahen. Ihre schmeichelnden Bewunderer bedauren sie nun, und wer wird sie nicht bedauren? Aber die Wahrheit zur rechten Zeit gesagt, wäre ihnen nützlicher gewesen.

724. Theologen, Philosophen, moralisirende Staatsleute beweisen wohl noch den Menschen, daſs Gott sie nicht alle nach ihrem Wunsche glücklich machen konnte, rechtfertigen ihn sogar darüber mit haltbaren und mit Scheingründen. Nur mit den Regenten der Erde machen sie es anders; und aus ihrem Schweigen, wie aus ihrem Reden sollte man schlieſsen, sie hielten dafür, diesen nur sey möglich, was nach ihren Beweisen Gott unmöglich ist: so von ihm gebildete und ausgestattete Geschöpfe nach ihrem Wunsche glücklich zu machen.

725. Man fühlt auch auf dem groſsen Welttheater, rechtschaffene Leute seyen nützliche Männer und man bedürfe ihrer. Das Haupthinderniſs ihres Gebrauchs ist nur, daſs man entweder nicht weiſs, oder es doch zur rechten Zeit vergiſst: Man könne nur ein rechtschaffener Mann aus Grundsätzen seyn und bleiben. Sobald man nun von solchen Männern etwas fordert, das ihren Grundsätzen zuwider ist, und sie dann mit denselben laut werden,

so begreift man kaum mehr, woher ihnen der gute Ruf gekommen ist.

726. Der Gott des Reichthums ist nicht allein blind, er theilt seine Blindheit auch seinen Günstlingen mit. Könnte sonst ihr eingebildetes Glück dauern, wenn sie die Genüsse und das Glück des edlen Denkers, des wahren Dichters, des von ihrem Götzen überhaupt vernachlässigten Gnügsamen sehen und fühlen könnten?

727. Zu keinem Vater ist man berechtigt zu sagen: Aus deinen Kindern seh' ich, was du im Innern selbst werth bist! Aber zu dem Moralisten, dem Dichter kann man es auf ein Haar sagen, wenn man so rein empfindet, daſs man Wahrheit und Aufrichtigkeit beym ersten Blick von Affektation und Heucheley, das heiſst den Schriftsteller von dem Menschen unterscheiden kann.

728. Es gibt so unglückliche Menschen, daſs ihnen das Böse und Gute, das Ungerechte und Gerechte, welches sie thun oder nur thun lassen, zu gleichem Nachtheil gereichen. Dieses ist das gewöhnliche Loos schwacher Groſsen. Doch sie scheinen nur uns so unglücklich; die, von denen sie geleitet und beherrscht werden, sorgen so wachsam

für ihr Glück, daſs sie, die Unglücklichsten auf Erden, ganz vergnügt und zufrieden mit sich und ihrem Schicksale leben.

729. Der Mann, der in Gesellschaft als liebenswürdig auftreten und dafür gehalten seyn will, kommt nicht mit der eignen Eitelkeit allein aus; er muſs auch noch die Kunst verstehen, die Eitelkeit der Anwesenden so zu schonen, zu reizen und ins Spiel zu bringen, daſs sie den Grund seiner Liebenswürdigkeit ganz vergessen und nur sich selbst genieſsen.

730. Kant ist todt! Ist die Seele unsterblich, so trat doch einmal wieder ein Geist in jenem Reiche auf, der der Enthüllung der dort vorbehaltnen Geheimnisse ganz werth ist. Dem Zweifler antworte ich: So hätte Kants Seele eine Ausnahme verdient.

731. Wer sich in dem Sonderbaren, Originellen gefällt, und sich nach dem Ruf eines solchen Charakters sehnt, der strebe nur, ein von Grund aus rechtschaffener und auch für die Rechtschaffenheit muthig und kühn streitender Mann zu werden. So wird er von der Welt gewiſs alles das erhalten,

womit sie das Sonderbare und Originelle zu beehren und zu belohnen pflegt.

---

732. Wenn ich einen Mann von Geist und Gefühl, der sonst in einer leidlichen Lage ist, über die Wirklichkeit murren und düster aufwärts blicken sehe, möcht' ich ihm immer zurufen: Hat Er nicht für Dich gesorgt, da er Geister wie Plato, Epikur, Bacon, Hobbes, Voltaire, Rousseau, Büffon, Bailly, Kant, Homer, Shakespear, Milton und Klopstock erschuf, die Deinem Geist und Herzen ein Gastmahl auf immer aufgetischt hinterlassen haben, an dem sich Götter selbst ergötzen können?

---

733. Der Regent, welcher vorzüglich nach der Liebe seines Volks strebt, der Beweggrund sey nun, welcher er wolle, (erwecken seine Hofleute und Staatsdiener dieses Verlangen in ihm und unterhalten es ausschlieſsend, so weiſs man ohnedem, was sie damit wollen) — erwirbt selten, was er sucht. Der Zweck, den er sich als Regent fest aufstellen soll, schwebt dann ohnedem, von trügerischem Schein umleuchtet, vor seinen Augen. Darum muſs er vorzüglich nach Achtung streben; und da sich diese nur durch strenge Erfüllung der Pflicht erwirbt, deren Wirkung jeder sieht, fühlt und faſst, so bleibt auch die Liebe gewiſs nicht aus. Bey den Hofleuten und Staatsbeamten muſs sich noch Furcht

in die Achtung mischen; denn ihrer Liebe und Zuneigung muſs der Fürst ganz entbehren können, wenn es ihm so ernsthaft, wie ich meyne, um die Liebe seines Volks zu thun ist. Vielleicht ist diese Maxime für alle Befehlende von Nutzen.

734. Wenn ein energischer, gefühlvoller und geistreicher Mann, der den so genannten Glauben nicht hat und das Leere des Wissens kennt, durch Begebenheiten gereizt und empört, düster und finster aufwärts blickt, als wollte er da anfragen, wo keine Antwort zu erwarten ist, so scheint er nur den Unerfahrnen aufwärts zu blicken. Sein Blick senkt sich wirklich nur in sein tiefes Inneres, oder in den Abgrund des Denkens und Fühlens, den der Geist in dem Herzen aufgewühlt hat. Könnte ein minder starker Nebenstehender den Blick eines solchen Mannes in diese Tiefe begleiten, er würde in dem schaudernden Abgrunde versinken, und doch findet der kühne Waghals selbst auch da festen Boden, schwingt sich sogar, von seinem eignen Geiste verklärt, aus der Tiefe empor, und geht noch muthiger unter dem Volke einher.

735. Männer, die mit der Menschenkenntniſs Handel und Wucher treiben, also ihre Lehrmeister zu Werkzeugen zu machen streben, — alle, die auf diesem Wege zu dieser nöthigen und auch wichtigen

Kenntniſs gelangt sind, — Jesuiten, Hofleute, Diplomatiker, Intriganten, die alles Vereinigenden und Versöhnenden — insgesammt sehr kluge Menschenkenner, und eben so stolz auf ihre Kunst, als ihrer gewiſs, — denken und sagen gewöhnlich von dem Menschenkenner in einem edlern Sinn, fällt er auch das richtigste Urtheil, und am ersten, wenn er sie selbst damit trifft: „Er kennt doch die Menschen nicht.“ Aber er kennt sie, auch Euch, und jeder von Euch weiſs, warum Ihr seine Menschenkenntniſs verdächtig zu machen sucht. Ihr wollt ja doch nur, daſs man die Menschen in dem Sinne beurtheile, in dem Ihr sie behandelt — das heiſst: der redliche Handelsmann soll die Apologie der Wipper, Kipper und Agioteurs auf der öffentlichen Börse machen, und auch ihr niedriges Geschäft, ihren Schleichhandel zum aufrichtigen Gewerbe zählen.

736. Wenn die Menschen den Mann, der sie in dem Weinbau unterrichtete, erst dann zum Gott machten, als sie die Wirkung des gegohrnen Rebensafts durch die Trunkenheit kennen lernten, so beweist auch diese späte Vergötterung, wie lästig ihnen die Vernunft ist, auf die sie sonst so stolz sind. Hielten sie dieselbe für das Nöthigste, Köstlichste, wie sie wohl zu Zeiten sagen, hätten sie den Erfinder dieser Kunst nicht steinigen müssen? Nein, er ist ein Gott, und wird noch heute unter Christen so besungen.

737. Sehr viele tiefdenkende und auch edle Männer haben den Grund alles Intellektuellen und Moralischen in dem Menschen blos in der Erziehung desselben gefunden und daraus geschlossen: daſs nur sie die Sittlichkeit selbst, ihren Werth und den Gesichtspunkt derselben bestimme, aus welchem die moralische Welt, ihre Verhältnisse, unser Verhältniſs zu ihr zu betrachten seyen. Mancher superficielle Kopf, (vielleicht mit schlechtem Herzen,) aber auch mancher geistvolle Skeptiker, haben sich dieses Satzes bedient, um die Moralität im Menschen selbst verdächtig oder ganz zweifelhaft zu machen, da nach ihm unsre Laster und Tugenden, oder das, was wir dafür halten, blos von dem Zufalle abhingen, der unsre Begriffe bestimmt und unser Bewuſstseyn, oder die Anerkennung dessen, was Pflicht sey, für immer nach eben diesen mitgetheilten Begriffen belebt, ausgebildet oder verbildet hätte. Aber könnte man nicht eben so wohl sagen: beweist dieses nicht, der Mensch sey so sonderbar und ausgezeichnet ausgestattet worden, daſs er alles aus sich selbst machen sollte und konnte, was er ist? Wäre dieses nicht, so würde ja die Erziehung aus jedem Individuum auf dem gesammten Erdrund immer nur dasselbe gemacht haben, noch machen, und er so allen andern Thieren der Erde gleichen, welche die Natur nur einer Nothwendigkeit unterworfen hat? Nur allein daraus, daſs dieser reiche, unermeſsliche Stoff nach Abstufungen, von der rohsten bis zur geistigsten, zur

Verarbeitung unter das Menschengeschlecht geworfen ward, konnte ein Schauspiel hervorspringen, das nur den Überkultivirten zu ängstigen und zu verwirren im Stande ist, der sich, auch durch eine moralisch erwiesene Nothwendigkeit, — gern die Unverantwortlichkeit der Thiere erschleichen, ihr Schicksal auf Erden aber übrigens nicht gern theilen möchte. Des Spotts aber wär' ich selbst werth, wenn ich glaubte, einen Lichtstrahl in dieses undurchdringliche Dunkel werfen zu können; nur seinen Platz kann jeder darin finden, findet ihn sogar, so bald er sich durch das allein Mögliche aus dem Widersprechenden gerettet hat.

738. Eben darum, weil ein groſser Nahme eine so schwere Last ist, die in dem Maſse an Gewicht zunimmt, als sich der Ruf des Trägers derselben verbreitet, wendet noch Mancher seine ganze Kraft an, die drückende Bürde zu tragen, und die gefahrvolle Benennung recht zu verdienen. Hat er dieses nun eine Zeitlang im wahren Geiste gethan, so fühlt nur er die Last nicht, und schreitet, zum Erstaunen des Neides selbst, ganz leicht einher.

739. Die teutschen Staatsbürger (ein groſses Wort, und ich rede von den Reichslanden) sollten doch endlich dem Beyspiel der frühern Christen folgen. Als diese, nach dem vollen Siege über ihre

Unterdrucker, selbst Saatsbürger werden — das heiſst, einen Staat — ein Vaterland gründen — dessen Mitglieder, Regierer, Vertheidiger und Erhalter heiſsen und seyn wollten, so stieſs sie wohl die politische Noth darauf, ihre Mönchsmoral ein wenig mit heidnischen Tugenden zu rekrutiren. Wir Teutschen haben nun wirklich der Mönchstugenden genug gezeigt, und es ist hohe Zeit, daſs wir uns ein wenig nach jenen heidnischen umsehen, wenn wir ein Volk bleiben wollen. — Vielleicht ist uns aber dieses gleichgültig, und wir sind zufrieden, daſs wir davon schön geschriebne Bücher lesen können, während wir als politische Mönche so ruhig hinträumen, daſs unsre Nachbarn noch immer auf die strenge Observanz der Hauptregeln rechnen können.

---

740. In dem Sinne, wie der Grieche von den Göttern sagte: sie verkaufen uns jedes Glück und Vergnügen, kann ein Mann ächter Art zu den Mächtigen, Groſsen und Reichen sagen, die ihn sich durch Gefälligkeiten und Wohlwollen erkaufen wollen: Ich kaufe da nicht ein, wo ich mit meinem Hauptstock bezahlen soll.

---

741. Das gewaltigste, stärkste, unbezwinglichste ist der Schlag der Schuld an das Herz. Die Kraft des Kühnsten, Stärksten, Gesundesten erstarrt in

diesem Augenblick, und der von ihm Getroffene sinkt vor dem unbestechlichen Richter nieder, weil er es selbst ist. Dieses sind Blitze aus einer dunkeln, unsichtbaren Welt, gegen die allein keine Ableiter schutzen, selbst die nicht, welche Philosophen erfinden, die den Menschen nur thierisch nehmen. Noch unerwarteter, plötzlicher uberraschen sie den so Getäuschten, und fahren noch gluhender aus jener Finsterniſs, die der Wahn verdicht zu haben glaubt. Und wenn nun der Donner, den wir hören, die Blitze, die wir sehen, die physische Welt reinigen, würde die moralische, ohne diese innern Gewitter, die wir nicht sehen, die der nur fuhlt, der sie selbst in sich zusammengezogen hat, nicht schon längst ganz verpestet und ausgestorben seyn?

---

742. Wenn es wahr ist, daſs die Weiber während der blutigen Auftritte der französischen Revolution grausamer gewesen sind, als die Männer, so könnte auch wohl der Grund dazu in dem Durst nach Herrschaft, dessen man dieses Geschlecht beschuldigt, liegen. Die von den Stärkern unterjochten eilten, das zu miſsbrauchen, was ihnen so plötzlich, unvermuthet dargeboten ward, wovon ihnen der innere Instinkt oder das Bewuſstseyn sagte, daſs es doch nicht dauern könnte. Und nun noch gegen Männer! gegen die Gewaltigen! Was für dunkle, scheuſsliche, schreckliche Gefuhle mö-

gen in den Herzen dieser Furien gewüthet haben! Und da sich wahrscheinlich der Geschlechtstrieb hineinmischte, wie beynah in alles, was gewöhnliche Weiber Gutes und Böses thun, so ward ihnen hier die Grausamkeit Gefühl der Wollust. Ist es nun an dem, so wuſste auch der, welcher die Mythe der Furien ersann und sie weiblich dichtete, was er that.

243. Der Mensch kann alles aus sich machen, und man kann alles aus ihm machen; dieses scheint mir der Haupttext für den zu seyn, der das kühne Werk unternimmt, eine Geschichte der Menschheit zu schreiben. Sein Zweck ist, zu zeigen, was, auf welchem Wege, durch welche Mittel der Mensch durch alle Stufen gewirkt, und was er hervorgebracht hat. So schreibt er im Geiste des Universalgeschichtschreibers, und reicht dem Leser nur Stoff zum Nachdenken und zu Betrachtungen über das Geschlecht dar, zu dem er gehört. Der Moralist mag zeigen, was der Mensch aus sich machen soll, er will dem wunderbaren Schauspiele eine feste Bestimmung geben, darf und muſs es auch. Da nun bisher die so genannten Geschichtschreiber der Menschheit in diesem Sinne die allerwidersprechendsten Facta immer zu einem zweckmäſsigen Ganzen verbunden und nur schöne, tröstende und schmeichelnde Ideale aufgestellt haben, so muſs der ernste Denker noch immer diese Geschichte denen ablauern, die auf

dem Erdenrund den unendlichen Stoff dazu hergegeben haben und noch hergeben. Je mehr er da Züge sammelt, desto mehr wird er sich von dem Satze überzeugen, von dem ich ausgegangen bin. Vielleicht auch, daſs er einen Faden der Verknüpfung entdeckt, nur das Ende dieses Fadens wird sich immer mehr für ihn im fernen Dunkel verlieren, je eifriger und aufrichtiger er es zu fassen strebt. Aber man kann ihn rückwärts suchen, und so den Ausgang durch dieses Labyrinth finden! Und wirklich für wen es hier einen Anfang gibt, der findet auch ein Ende, und für den sind eben die Geschichten der Menschheit geschrieben, womit man uns bisher beehrt hat. Der mag auch zu sich sagen: „Es gehörten natürlich Tausende von Jahren dazu, um ein so vortreffliches, hoch erleuchtetes Geschöpf hervorzubringen, wie ich nun auf dem Grabe der Myriaden zu Staub gewordner roher Söhne der Erde stehe, die alle unter der Bemühung für mich hineingesunken sind, ohne zu wissen, was sie thaten, für wen sie es thaten. Aber ich fühle das hohe Bewuſstseyn und weiſs, für wen sie gewirkt haben und warum sie geschaffen worden sind. Hab' ich mir all' das Denken, Erfinden, Wirken der Geister derer, die den Staub unter meinen Füſsen belebten, zum Eigenthum gemacht, so dachten, erfanden und wirkten sie auch für mich! Bin ich nicht der, welcher ihre Bruchstücke vereinigt und ein schönes, edles, zweckmäſsiges Ganzes daraus gebildet hat?" — Ich habe gegen diese Standrede, welche sich die

Lebenden auf dem Grabe der vergangnen Geschlechter so gerne halten, nichts einzuwenden. Nur dem, welchen Stolz, Dünkel und eitles Hochgefühl so begeistern, möchte man zurufen: Eitler Träumer! Auch wir sinken in dieses Grab, und arbeiten nur an der Vermehrung des Stoffs zur ähnlichen Prahlerey für die, die auf uns folgen! Auch sie werden auf unsern Staub treten, und sich und uns eine Standrede halten, in welcher nicht mehr Sinn liegt, als in den Geschichten der Menschheit, mit denen man uns bisher in Schlaf gewiegt hat.

744. Der Staatsdiener, von welchem Range er sey, auf welchem Posten er stehe, welcher ernsthaft und besorgt anfängt, sich seine Feinde und die Gründe ihrer Feindschaft vorzuzählen, ist auf dem Wege, mit seinen Pflichten abzurechnen, und sich klüger einzurichten.

745. Ein Staatsdiener, der auf einem bedeutenden Posten steht, und überall und durchaus seine Pflicht streng erfüllt, übt mehr Muth aus, als die gröſsten Helden der alten und neuen Zeiten. Diese standen und stehen an der Spitze eines Heers gegen sichtbare Feinde, er kämpft allein gegen eine Armee, die ihn aus der Finsterniſs durch List und Ränke befehdet. Jeder Sieg, den ein solcher Mann erkämpft, vermehrt die Zahl seiner Feinde, da die

Siege jener Helden die ihrigen vermindern. Könnte man nur die Feinde eines solchen Mannes, besonders in groſsen Reichen, auf einer Ebene beysammen sehen, so weiſs ich nicht, ob die Scham, auch zu einem solchen Geschlecht zu gehören, die Bewunderung des Mannes, der allein und so seinen Feinden entgegen steht, verstattete; der erste bittre Augenblick müſste wenigstens durch die Betrachtung überwunden werden. — Hier stellte sich eine Satyre von selbst dar, gegen die Swifts bitterste nur Spiel der Laune wäre.

746. Unsre groſsen, aufgeklärten Theologen, Eichhorn, Henke, Plank, Paulus u. s. w. sind nicht allein die Zierde, sie sind auch die wahren Philosophen unsrer Zeit, und wenn Teutschland sich solcher Männer mit allem Recht gegen die Völker Europa's rühmt, so mag es sich auch immer seiner neuen so genannten Philosophen schämen, die gar zu gern die Zeiten der Crusiuse u. s. w. wieder herbeyführen möchten. Man könnte beynahe sagen, sie strebten, aus der von ihnen gemiſsbrauchten Wissenschaft das zu machen, was die ägyptischen Priester daraus machten: — Geheimniſskrämerey. Doch wenn wir uns auch wirklich in dieser Gefahr befänden, so rettet uns ihre eigne Eitelkeit, ihre Ruhm- und Zanksucht, ihr dringendes Bedürfniſs, die sie gewaltsam antreiben, das kaum trocken gewordene Geschriebene sogleich in

dicken Bänden allgemein bekannt zu machen. Viele von ihnen können schon nicht mehr den sechsmonatlichen Termin der leipziger Messe abwarten, und legen uns darum ihre Geheimnisse in monatlichen Journalen offen dar.

747. Meinen Landsleuten, die es vergessen haben — (Wohlthaten muſs man den Menschen ins Gedächtniſs rufen, unter dem Genuſs derselben vergessen sie ihren Urheber, wenn sie sich nicht selbst dazu machen) rufe ich aus weiter Ferne zu: Was Ihr seyd — seyn dürft, oder was man Euch zu seyn erlauben muſs — dankt Ihr Luthern!

748. Viele und groſse teutsche Schriftsteller gräcisiren vielleicht nur darum, weil sie selbst nichts zu seyn wissen. Was ist und wird man, wenn man sich zu Etwas liest? — oder gelesen zu haben glaubt? Doch es ist nur eine Karrikatur teutscher Art und Kunst; wir stellen sie in unschuldigen Gedichten und philosophischen Systemen auf, weil die politischen Karrikaturen nicht wie in England freyen Lauf haben, und bey uns geahndet würden.

749. Der Minister: Nun was sagen Feind' und Freunde von mir in der Residenz?

Der Hausfreund: Ihre Freunde werden lässig im Lobe, die Zahl Ihrer Feinde scheint täglich abzunehmen und die es noch zu seyn scheinen, reden jetzt so glimpflich von Ihnen, daſs man am Ende gar nichts Böses noch Gutes mehr von Ihnen reden wird.

Der Minister: Schweigen der Neid und der Haſs? — Nun so lassen Sie schnell mein Haus auf dem Lande in Ordnung bringen; ich bin reif geworden!

---

750. Wenn der Regent Geist und Muth hat, rechtschaffene, biedere, dem Staat und ihm getreue Diener gegen Intriguen und Kabalen zu schützen und auf ihren Posten zu erhalten, so kann es ihm gelingen, nicht allein die Menschen an die Tugenden solcher Männer zu gewöhnen, er kann es am Ende noch gar so weit bringen, daſs sie solche Männer und ihre Tugenden ertragen lernen.

---

751. Warum miſsfallen feste Tugend, strenge Gerechtigkeit und Pflichterfüllung so vielen — oder den meisten Menschen — an den Staatsbeamten?

Weil es Tugenden für das Allgemeine sind, die keiner fordert, der vor sie mit einer Bitte tritt. Was kümmert den Einzelnen das Allgemeine? Das, was ihm nützt, das Besondere braucht er nur, und rechnet es dem zur Tugend an, der es ihm gewährt.

---

752. Einem teutschen Gelehrten, der sich noch in der Wiege der griechischen und römischen Ideale schaukelt, und uns aus alten und neuen Büchern die politische und moralische Herrlichkeit dieser Völker schwärmerisch vormahlt, möchte man antworten: Wahr ist es, die Menschen sind im Allgemeinen und zu jeder Zeit — politisch und moralisch ein erbärmliches Geschlecht gewesen, und an Schmeichlern, Lobrednern hat es ihnen darum nicht gefehlt, weil sie es sich einander selbst sind,

753. Es ereignet sich wirklich zuweilen, daſs der Egoist eine That begeht, die uneigennützig, ja wohl gar heroisch zu seyn scheint; er rechnet aber dann mit der Zeit ab, in der er noch zu leben und zu genieſsen hofft.

754. Wie könnte sich ein Mann rechter Art bey den Mächtigen der Erde in Gunst erhalten, da sie ihn ganz und ohne allen Vorbehalt besitzen wollen. Sein Leib, seine Seele, sein Denken und Thun soll ihr Eigenthum werden, er soll durchaus und immer treuer Freund — das heiſst — zu allem bereiter, in alles einstimmender, alles vollziehender Diener seyn. Ein Gedanke, ein Grundsatz, rein und laut ausgesprochen — sey er auch noch gestern, vor einer Stunde, dem Sinn des Hörers oder den Umständen gemäſs gewesen, macht auf der Stelle, wo

nicht seine Treue, doch wenigstens seine warme Anhänglichkeit verdächtig? Man erfährt ja, daſs der Mann noch andre Götter ehrt.

755. Der rechtschaffenste Mann, eifrig, stark, und wenn es Noth thut, auch kühn in Dienst und Pflicht — kann in einem Lande, worin der Regent mit edlem Geist und Muth auf das allgemeine Glück des Volks arbeitet, — der also in der Mitwirkung zu diesem schönen Zweck seine höchste Glückseligkeit findet, und in seinem Regenten die seltne, erhabene Erscheinung eines Genius der Menschheit sieht, und verehrt — ein solcher Mann, sage ich, kann in einem solchen Lande von Leuten, die ich nicht zu nennen brauche, da sie sich durch ihr lautes Geschrey selbst ankündigen, als schlechter Bürger — heut zu Tage gar durch das Parade- und Schreckenswort Jakobiner verläumdet werden. Wie soll man aber eben diese Leute nennen, die die edelsten, für ihr und ihrer Kinder Bestes zweckmäſsigsten, Handlungen eines solchen Regenten, hämisch tadeln und seinem Wirken alle mögliche Hindernisse in den Weg legen? Hier ist noch mehr als Hochverrath; doch ein solcher Regent ist gegen Thoren und Böse eben darum nachsichtig, weil er ein solcher Regent ist — und seine Getreuen handeln gegen eben diese Menschen in dem Sinne des guten Genius, dessen Geist sie durchdrungen hat, durch den sie seiner würdig sind.

756. Die Frage, ob der moralische Sinn uns angeboren sey, scheint mir mehr sonderbar als verwickelt. Man könnte eben so wohl fragen, ob uns unsre ersten moralischen Lehrmeister: die Selbstliebe und der Erhaltungstrieb angeboren seyen? Entspringen sie nicht mit dem Gefühl und dem Begriff der Gerechtigkeit aus dem ersten Unrecht, das wir leiden? Entsteht nun dieser Begriff aus Wirkungen auf uns, so entdeckt auch die Vernunft durch ihn alle andre Tugenden. Die sinnlichen Eindrücke schlieſsen also die moralische Welt auf, ihre Beziehungen, Verhältnisse legen sich unserm Geiste dar, das Bewuſstseyn des Entdeckten wird Gewissen, dessen Spur auch der Rohste nicht mehr austilgen kann. Darum leidet, fühlt und rächt auch das Thier die ihm geschehene Beleidigung nur physisch, und die moralische Rache ist des Menschen Vorrecht.

757. Im Unglück klammert sich auch wohl der Schlechteste an Religion und Moral an. Er will uns dann glauben machen, er gehöre ihnen an, habe sein Schicksal nicht so verdient, wie es ihn getroffen. Darum zeigen wir auch nur im Glück recht aufrichtig, wie wir es mit beyden meynen.

758. Wenn wir in der alten Geschichte von dem plötzlichen, gewaltsamen Falle, der Auflösung

ganzer Reiche lesen, so drängt sich uns eben dasjenige düstre Gefühl über Vergangenheit auf, das uns bey schrecklichen, zerstörenden Naturerscheinungen erschüttert. Wenigstens denken wir doch dabey an eine rohe Gewalt, welcher das wohlgeordnete Reich so wenig widerstehen konnte, als die bebaute Erde, die blühende Insel dem mächtigen Erdbeben. Auch wir waren Zeugen der Auflösung, des Falls ganzer Reiche, aber unsre heutige Kultur bewahrt uns vor solchen düstern Empfindungen, in denen noch etwas Erhabenes liegt — sie reizen nur zu einem stillen oder bittern Hohnlächeln; wir kennen ja alle die elenden, erbärmlichen Mittel, wodurch das Gewaltsame, das Schreckliche, das Groſse selbst hervorgebracht, und wie eben das Groſse durch solche Mittel zerstört worden ist.

759. Keiner empfindet mehr, welchen Einfluſs groſse Staaten auf unsern Geist, unser Herz oder unsre Denkungsart, auf unsern moralischen Charakter haben, als der, welcher in einer wohlgeordneten, weise und verständig regierten kleinen Republik geboren und erzogen worden ist, und dann in einem groſsen Staate lange genug gelebt hat, um das recht zu kennen, was ihm eigen ist, nothwendig eigen seyn muſs. Er bringt eine völlige politische Unschuld dahin, mit der nun alles kontrastirt, was er sieht, hört und erfährt. Aber ist er ein Mann im rechten Sinne, so wird er die

Ursachen geschwind entdecken, warum es in einem groſsen Reiche anders hergeht, als in dem beschränkten Kreise, worin er sich bisher bewegt hat, auch wird er sich dann auf dieser gröſsern Weltbühne leicht und geschwind orientiren und in eben diesem Sinne thätig darauf handeln. Bringt er nicht ein moralisches Maſs mit, auf dem weder die Politik, noch ihr Gefolge die Grade eingeschnitten haben? So können sich in einem solchen Manne zwey der entgegengesetztesten Dinge vereinigen: ein Kopf voll Welterfahrung, wie er sich in einem groſsen Staate ausbildet, und ein Herz, das die beschränkten Gränzen, die ihm frühere politische Unschuld durch die Erziehung und erste Erfahrung vorgezeichnet haben, nicht übersprungen hat. Aber gibt es kleine, wohlgeordnete Republiken in unsern aufgeklärten Zeiten, wo noch eine solche politische Unschuld möglich ist? Ich möchte eine nennen, wär' es nicht meine Vaterstadt, — wenigstens war bisher der Magistrat derselben immer der Verfassung werth, die ihm die Bürger anvertraut haben. Dieses ist viel gesagt, aber wahr, und das Wunder wird um so begreiflicher, wenn wir jetzt den Regenten eines groſsen Staats nennen können, der die Geistesgröſse, den Muth und die hohen, erhabnen Tugenden besitzt, zum Glück und zur Ehre seines Volks eine Staatsverfassung zu erschaffen, die seiner und dieses Volks würdig sey.

760. Man beschuldigt offene, kühne, biedre, energische Männer, eines gewissen Cynismus im Ausdruck und Betragen, und viele von ihnen haben diesen Fehler. Bedürften sie aber einer Vertheidigung, so könnte man etwa sagen: Es sind Männer, die sich eines gegründeten Werths und innern Eigenthums bewufst sind, die die Tugend des Mannes eben dahineinsetzen, worin sie besteht, die Kleinigkeiten für Kleinigkeiten, Schein für Schein halten, und mit keiner Affektation Wucher treiben wollen, da sie die wahre Sache selbst besitzen. Schwächliche, zarte, ängstliche, eitle, furchtsame, auch so genannte feine und schöne Seelen — die sich eben wegen dieser Zartheit, Feinheit vorzüglich lieben und bewundern, und eben so gern von Andern so geliebt und bewundert sehen, haben sich, da sie gar nichts Eignes und Wahres besitzen und erwerben können, zur Schadloshaltung, in der Delikatesse des Ausdrucks und Betragens, in der verfeinerten gesellschaftlichen Sittlichkeit eine Schein- und Paradetugend geschaffen, die sie, in ihrer Selbstgefälligkeit, beynahe — wohl auch ganz — für die einzige, wahre höhere Veredlung des Menschen halten, und durch die man sich nach ihrer Meynung allein über die rohe Menge erhebt. Diese Tugend soll sehr glücklich machen, da der Wind der Eitelkeit, der Selbstgefälligkeit, der Überschätzung ihre Erzeuger und Erhalter sind; aber da sie etwas durch Übereinkunft gemachtes ist, von dieser vorzüglich unterstützt wird, so hat

sie

sie auch alle die Gebrechen, (die Intoleranz an der Spitze) die den Dingen anhängen, welche die Menschen durch Meynungen und Vertrag zum Behuf des Glaubens erschaffen haben, und was sie so gern vorzugsweise Tugend nennen. Übrigens ist wahrscheinlich die Einbildungskraft jener Cyniker reiner, als dieser so zarten, feinen, schönen Seelen, und wenn die letzten die ersten nicht vertragen können, so hat sich doch das fein gebildete, und mit ihrer Farbe geschmückte Laster nicht über sie zu beklagen.

761. Ein recht bedeutender, glücklicher oder glücklich scheinender Mann braucht nur unglücklich und unbedeutend zu werden, um das Publikum mit sich, seinen Tugenden und Fehlern, sogar mit seinen Lastern, auszusöhnen. Ein Beweis, daſs Neid und Haſs sich mehr mit dem Manne, als mit der Sache, welche ihm vertraut war, beschäftigen. Es ereignet sich sogar, daſs eben der Mann von denen, die ihn haſsten und verabscheuten, vertheidigt wird, wenn der Fürst ihn wegen begangener Verbrechen vor Gericht zieht. Man fürchtet ihn nicht mehr, hält ihn nicht mehr für glücklich — er ist unbedeutend.

762. Steht ein prächtiges Landschloſs in Flammen, oder wird der Bewohner desselben nebst seinen Angehörigen von Räubern ermordet, — so qua-

ken doch die Frösche im Teiche, die Vögel singen in den Gebüschen, oder die Eulen und Uhus heulen in der Ferne dazu, nachdem es an der Zeit des Tages ist. Dieses ist der griechische Chor in der neuen, teutschen Tragödie.

763. Das Verdauen verursacht meistens dem Reichen ein peinlicheres Gefühl, als dem fleiſsigen Armen die Arbeit, womit er das zum Verdauen gehörige für sich und seine Familie erwirbt.

764. Zum Heil der Gesellschaft, die wir nun einmal vorstellen sollen und müssen, ist es wenigstens sehr zweckmäſsig, daſs wir die Menschen- und Weltkenntniſs, die helle richtige Ansicht der moralischen und politischen Erscheinungen und Beziehungen, den festen, weiten Blick, das Ganze zu umfassen, und den rechten Standpunkt auf der Erde zur Erde zu durchschauen, nicht durch Bücher und auf Schulen, wie andre Wissenschaften, sondern durch lange Erfahrung, Beobachtung, Aufmerksamkeit, durch Gewinn und Verlust erwerben können. Auf dem langsamen, beschwerlichen Wege zu diesen späten Kenntnissen verliert sich gar vieles in uns, das ihr und uns selbst gefährlich werden könnte. Das Gute, was der Einzelne zusetzt, wuchert für das Ganze. Der Edle lernt sich auf diesem traurigen Wege endlich orientiren, und der zu Kühne, der

Verwegne, Vermessene, der Böse selbst muſs mit uns und seinen Leidenschaften politisch rechnen lernen, wenn er sich nicht früher an den Gränzen, welche die Gesetze aufgestellt haben, das Haupt zerstöſst. Wenigstens läſst er auf seinem gefährlichen Wege, auf dem Er zu seiner Erfahrung läuft, Zeichen der Warnung für die Zuschauer zurück.

---

765. Die schönste Weisheit selbst wird in dem Munde eines erfahrnen Alten lästig, wenn er bey seinen Sprüchen, Ermahnungen und Urtheilen vergiſst, wie vielen Antheil sein Alter daran hat.

---

766. Nie hat man mehr Gelegenheit, das ganze Heer von Vorurtheilen, die Verblendung, den Blödsinn, die Thorheit, den Wahn, die Dummheit und Bosheit, die Selbstsucht, den Hochmuth und Stolz, kurz alles Schlechte und das Allerschlechteste in dem Menschen kennen zu lernen, als wenn man in einem Staate lebt, den der Regent, sey es auch durch die weisesten, menschlichsten und schonendsten Mittel, durch Erziehung, Bildung, verbesserte Industrie, weise Gesetze zu verjüngen — das heiſst, seine moralische und politische Kraft, zum Glück des Ganzen zu entwickeln strebt. Ich rede hier nicht vom Volke, das Wohlthaten eben so gut erkennt, als es selbiger bedarf, und ich würde ein zu schwarzes Gemählde entwerfen, wenn ich die Gründe ge-

wisser Leute dagegen aufstellte. In dieser Lage nun tröstet den denkenden und fühlenden Mann nichts, als der Blick auf eben diesen Regenten, der, reines Geistes und Herzens, des schwarzen Undanks nicht achtend und nur der Zukunft eingedenk, muthig und weise das Erhabenste leistet, was Menschen an einen Menschen fordern können.

767. Männer, die gern die dunkle Leitung der Menschen Andern erklären möchten, sagen auch wohl, wenn sie von der Vorsehung reden: sie sehe nur auf das Ganze, kümmere sich nicht um das Kleine, es möge auch dem Einzelnen ergehen, wie es wolle, wenn nur der Hauptzweck erreicht würde. So ketzerisch nun dieser Satz Manchem im moralischen und religiösen Sinne auch scheinen mag, so könnte er doch, von Regenten und Staatsleuten angenommen und ausgeführt, Wunder thun, vorausgesetzt, sie machten sich nicht selbst, als das vorzüglich Einzelne, zum Hauptzweck dieser Vorsehung.

768. Das Widernatürliche und Gewaltsame unsers Zustandes in der bürgerlichen Gesellschaft zeigt sich nirgends stärker, als in der Unterjochung des Geschlechtstriebes, die uns religiöse und politische Gesetze auflegen, und aus Wahn und noch mehr aus Noth zur Tugend machen muſsten. Wenn diese Tugend eine besondre, vorzügliche Auszeichnung

unsrer Religion ist, so ist sie auch diejenige Gewalt, die wir am stärksten fühlen, der wir uns mit Gefahr der wichtigsten gesellschaftlichen Vortheile entgegensetzen, und die so oft schon in den frühsten Jahren in dem Herzen des Kühnen, Kräftigen, den Saamen zur Feindschaft gegen eben diese Gesellschaft legt. Ich wage zu sagen, daſs aus diesem, der Gesellschaft, wie sie ist, so nöthigen Zwange, der gröſste Theil der Thorheiten, Schwärmereyen, Tollheiten, Zerrüttungen in den Familien — und selbst der sich besonders auszeichnenden und empörenden Verbrechen entsteht. Und wenn das volle Erwachen dieses Triebes, Tugenden, Talente und Genie erzeugt, erhöht und beflügelt, so gibt ihnen auch die gewaltsame Unterdrückung desselben sehr oft eine düstre, falsche, gefährliche Richtung. So rächt sich die Natur an der Gesellschaft durch ihre Opfer, und diese muſs hier, um ihrer Ruhe und Erhaltung — oder des durch Religion und Gesetz einmal angenommenen Geistes willen, — den Verlust und Schaden tragen, oder das abbüſsen, was sie an der Natur verschuldet hat, oder verschulden muſste. Die Schädlichsten und Gefährlichsten aber für sich selbst und diese Gesellschaft werden meistens diejenigen, die den Muth und die Kraft nicht haben, dieses Joch abzuschütteln, und die Forderung der Natur durch Mittel befriedigen, die das Gehirn vertrocknen, die Nerven schwächen und jene trockne, heiſse, krampfhafte Spannung der Schwäche hervorbringen, die man hypochondrischen Zustand nennt. Belege zu diesem kann man in der Liste der fanatischen, schwärmerischen, enthusiastischen Thoren und Verbrecher finden, von welcher Art sie auch seyn mögen. — Hier spielt der unterdrückte oder so befriedigte Geschlechtstrieb immer die Hauptrolle, verschlingt oder umwölkt den Willen.

---

769. Die französischen Denkschriften (*Memoires*) sind eine so reizende, als unterhaltende Lektüre, aber der Teutsche muſs sich hüten, sie zu seiner eignen und seines Volks Beurtheilung, für eine Schule der Menschenkenntniſs unbedingt zu nehmen. Was sie auch im Einzelnen seyn mögen, im Ganzen, im Allgemeinen dienen sie doch nur zum Maſsstabe und zur Kenntniſs der Franzosen, und der teutsche Leser, der sie für allgemein geltend annimmt, verpfuscht nicht allein seine eigne Moralität, er thut auch seinen Landsleuten Unrecht, wenn er sie darnach beurtheilt.

---

770. In der Jugend sind Feenmährchen, Romane, Dichter unsre Lieblingslektüre; im männlichen Alter liest man Geschichte, Moral, Philosophie, in den Jahren der Reife Reisebeschreibungen. So geht es von dem Idealischen bis zur gröbsten Wirklichkeit herunter. Fügen wir nun die Menschenkenntniſs aus den Reisebeschreibungen, zu unsrer durch das praktische Leben erworbenen, so läſst sich leicht

denken, mit welchen Gedanken und Empfindungen mancher Greis in das Grab wandert.

771. Die Menschen fürchten sich vor nichts mehr, als vor ihres Gleichen. So wahr, aufrichtig und naiv nun auch dieses Kompliment ist, das sie hier einander machen, so logisch richtig ist auch der Schluſs, den sie zugleich instinktmäſsig daraus ziehen. Nach dem Grade dieser Furcht lieſse sich wohl auch der moralische Werth gar Vieler bestimmen. Wenn ich daher einen wohlgebildeten Knaben sehe, dessen offne Stirne, heller Blick Geist und Muth versprechen, so weiſs ich ihm nichts Bessers zu wünschen, als: Gott bewahre Dich vor Menschenfurcht!

772. Der Mensch ist nie natürlich beredter, als wenn er von sich selbst spricht — nur dann wird seine Beredsamkeit Werk der Kunst, wenn er über sich spricht oder sprechen muſs. Nichts ist natürlicher. Im ersten Fall will er nur Andre täuschen, im zweyten muſs er während des Redens sich selbst oder seinen innern Beobachter täuschen, und so bezwingen, daſs er ihn durch das Auſsere nicht verrathe.

773. Könnte man recht aufrichtige Gespräche zwischen Herz und Verstand des Menschen belauern, oder eben so aufrichtig niedergeschrieben lesen, so würde man zwar sehen, daſs das erste oft ein Thor und Schwächling, der andere aber noch öfter etwas viel schlimmeres gewesen sey.

774. Das Volk faſst die abstrakte Idee von Staat nur dann auf, interessirt sich für dessen Heil, Ruhm und Ehre, und gründet sein eignes Heil, seinen Ruhm und seine Ehre nur dann darauf, wenn der Regent durch seine Regierung den Staat der Theilnahme recht werth und würdig macht. Da dieses das offenbarste aller Geheimnisse ist, so ist es wirklich zu verwundern, daſs man nicht überall und immer Gebrauch davon macht; aber noch mehr ist es zu verwundern, wenn man bey dem Nichtgebrauch dieses Geheimnisses über die Kälte, Gleichgültigkeit oder das unpatriotische Benehmen des Volks klagt. Wer an der Wahrheit dieser Äuſserung zweifelt, dem wünsche ich, wenn er das Unglück hat, unter einer trägen, schlechten Regierung zu leben, er möge bald das Glück erleben, daſs ein weiser, edler Mann diesem nachfolge; die politische und moralische Auferstehung, von der ich rede, sieht er dann gewiſs.

775. Wenn die Glücksjäger den Groſsen und Mächtigen niederträchtig schmeicheln und dienen, so sind die Kleinen, Geringen ihr Zweck. Könnte es ihnen gelingen, wenn die Groſsen und Mächtigen in ihrer Täuschung daran dächten, daſs sie nur Mittel zum Zweck dieser Elenden sind?

776. Man sieht in reifern Jahren die Romane voll hohen Gefühls, erhabner Gesinnungen, hochedler Charaktere, schwärmerischer Tugend mit Kälte oder gar Verachtung an, und findet es unbegreiflich, wie junge Leute solche unwahrscheinliche Träumereyen lesen und bewundern können. Noch unbegreiflicher findet es Mancher, wie er das selbst einst thun konnte. Aber der reife Mann, der dem Grunde dieser Kälte oder Verachtung ehrlich nachsinnt, wird bey dieser Veranlassung Entdeckungen über sich und die Welt machen, die ihm seine Kälte oder Verachtung bis zu seinem Verdruſs erklären werden. Vielleicht entdeckt er gar, daſs die Tugend selbst etwas Romantisches ist, und hält er nun dieses für Wahrheit, so untersuche er ernsthaft, wie, auf welchem Wege er um diesen romantischen Sinn gekommen ist; wahrscheinlich wird seine letzte Entdeckung dann mehr zu seinem Nachtheil, als zum Nachtheil des romantischen Sinns ausfallen.

777. Auf dem groſsen Weltmarkte muſs freylich alles Groſse, Edle, Kühne und Heroische romantisch scheinen — aber man bedenke doch, was für ein scheuſsliches Schauspiel dieser Markt darstellen würde, wenn es nie aufträte.

778. Der kultivirte Mensch sieht mit Stolz auf die Kluft, die ihn von den Thieren der Erde trennt. Aber mit welchem Gefühl sollte er auf den geistigen, moralischen und politischen, von den Menschen selbst geschaffenen, Unterschied sehen, der den Menschen mehr von dem Menschen, als die Menschen von den Thieren trennt; der sie so von einander scheidet und reiſst, daſs man kaum einen allgemeinen Schöpfer und Vater des gesammten Geschlechts in der kultivirten Gesellschaft erkennen kann; man müſste sich denn, wegen der Verwandtschaft oder des allgemeinen Ursprungs, mit Hülfe des Glaubens an das künftige Leben halten; eines Glaubens, den man noch so gefällig ist, aufrecht zu erhalten, aber man sollte sich auch desselben mehr in dem Verkehr des Lebens erinnern. Dann würde auch die Nothwendigkeit dieser künstlichen Abstufung dem letzten begreiflicher und erträglicher werden.

779. Es gibt, auſser den vielen groſsen Qualen, welche doch den Menschenverderber und Geistesunterdrücker martern, eine der peinlichsten, an die man

kaum denkt, und an die ich darum hier erinnern will. Wenn nemlich ein benachbarter Regent aus hohem moralischem Gefühl und aus Achtung für Menschenwerth mit aller Kraft seines Geistes und Herzens strebt, sein Volk zu veredeln, und der ächten, gesetzlichen, bürgerlichen Freyheit durch Aufklärung und Geistesentwicklung würdig zu machen. Und trieben auch erstere die dicke Finsterniſs des Mittelalters zusammen, so können sie doch nicht hindern, daſs die Menschen, mit denen sie dieses versuchen, nicht nach dem Lichte blickten, nach welchem sie seufzen — und leuchtete es auch im fernen Norden.

780. Der einzelne Mensch kann für seines Gleichen ein erfreulicher, angenehmer, entzückender Gegenstand seyn; aber um so etwas Ähnliches beym Überblick des ganzen Geschlechts zu fühlen, müſste man ein Gott seyn, es geschaffen haben, den Zweck desselben wissen, die sonderbaren Mittel dazu begreifen und auch ausgleichen können.

781. Das Herz des Teutschen hebt sich beym Lesen des Buchs von Villers über unsern groſsen Luther, und aus dem Einfluſs Teutschlands auf einen Mann und Denker, wie Villers, erkennt man des Vaterlandes wahren Geist — den Geist seiner Litteratur. Auch aus der Vorrede zu dem Buche

zeigt sich der Teutsche zu seiner Ehre. Wie edel haben sich nicht einige unsrer besten Köpfe gegen ihn benommen! Da nun unser Vaterland einen solchen Einfluſs auf einen wackern Mann — einen Franzosen hat — was für erbärmliche Menschen müssen die sogenannten neuen Philosophen und poetischen Poeten unter uns seyn, die auf teutschem Boden, in teutscher Sprache, eben diese Reformation verlästern, und das aus dem elenden, niederträchtigen Bewegungsgrunde, weil die Teutschen durch diese Reformation ihrem tollen Unsinn, ihrem düstern Aberglauben, ihren mystischen Schwärmereyen, (einer scheuſslichen Mischung von Katholicismus und Atheismus oder Aberglauben und Unglauben) entgangen sind.

782. Wie kühne, starke Geister — gröſser und mächtiger, als sie es im vollsten Rausch der Ehre und Herrschsucht träumen konnten — durch die Schwäche und Erbärmlichkeit Anderer werden, wird wohl heute kein Verständiger fragen, da es sich der Pöbel selbst beantworten kann.

783. Es gibt Leute, welche sich darüber wundern, daſs ein so elender Schwärmer, wie Doktor Jung, in unsern Tagen, eine so unsinnige Sekte zusammen tollen kann, wie wir sie in der Schweiz, und einigen Theilen Teutschlands, rasen sehen. Diese

Leute bedenken nicht, daſs unsere Tage zu solchem Unsinn recht gemacht sind, daſs das Volk, gebildet wie es ist durch die Politiker und die Klerisey, eben in unsern Tagen, einen Ausweg suchen muſste, um noch an Gott und seine Vorsehung, nach allen Erscheinungen und Erschütterungen, unter denen es gelitten, glauben zu können. Denn entweder muſsten sie glauben, der Gott, den sie anbeten, sey nicht, kümmere sich wenigstens nicht um seine Gläubige, oder sie muſsten, gedrängt durch die gewaltigen Umwälzungen und Erscheinungen, ihre, in den Schulen und Kirchen aufgefaſsten Lehren, nach diesen Umwälzungen modeln, und endlich, um an Gott zu glauben, dafür halten, diejenigen, welchen Alles gelang, seyen seine Werkzeuge, und ihnen habe seine Vorsehung Alles vorbereitet. Welches nun das Bessere für die Welt sey, dieser Unsinn, oder völliger Unglaube — darüber mögen die Menschenführer entscheiden. *) Ehemals rechtfertigten

---

*) Sind die Völker Europa's seit 16 Jahren, durch ihren Glauben an Gott und die Erscheinungen in seiner Welt, nicht gewaltig in die Enge getrieben worden? Schien die Vorsehung nicht alle diese Erscheinungen gegen die sich Widersetzenden zu begünstigen? Wenn die Verständigen in den sich Widersetzenden die Ursache finden, konnte das nur in Schulen und Kirchen gebildete Volk mit ihnen das Geheimniſs durchblicken? Auch der Rohste wirft eine Frage auf, wenn Alles um ihn her zerfällt und erliegt, und da der Verständige sich hütet ihm zu antwor-

Regenten, Staatsleute und die Kleriſey all ihr Thun und Wirken durch dieſe Lehren, und zeigten gern bey Erſcheinungen, die ſie in der politiſchen und religiöſen Welt bewirkten, auf dieſen Gott und ſeine Vorſehung. Jetzt ſind freylich gewaltigere menſchliche Arme ſicht - und fühlbar; aber dazu ſucht eben das erſtaunte Volk einen Leiter, Beweger. Es iſt demnach ganz natürlich, daſs es ihn da ſucht, wohin man es immer hin verwieſen hat; und man wundert ſich jetzt, daſs es dieſes nach ſeiner Art, nach ſeiner religiöſen Bildung thut? Verfolgung allein könnte dieſen Unſinn gefährlich machen; aber was wäre auch heute gefährlich? Wir leben ja in ſo glücklichen Zeiten, daſs weder politiſche noch religiöſe Schwärmerey etwas vermögen.

784. Männer von Geiſt, Kraft und Herz ſterben ſchon vor ihrem wirklichen Tod der Welt und ihren Bewohnern ab, weil es für ſie unmöglich iſt, ſich über die Welt und ihre Bewohner bis an den wirklichen Tod zu täuſchen. Es war wohl immer ſo; und die Ereigniſſe, deren Zeugen wir waren und noch ſind, ſcheinen mir nicht geeignet, Leute die-

ſer

ten, ſo fällt die Antwort nach den Begriffen des Haufens aus. Daſs ich mit obigem dem gefährlichen und thörichten Schwärmer Jung nicht das Wort reden will, glaubt man mir wohl.

ser Art vor einem so frühen Verblühen zu bewahren. Dieses frühere oder spätere Absterben hängt von dem Grade des Enthusiasmus ab, der diese Edlen beseelt — aber endlich verschwindet auch dem Edelsten die Hoffnung und der Glaube, und selbst der, welcher sich selbst am getreusten geblieben, der am längsten ausgehalten, und bis ans Ende gekämpft hat, stirbt mit gebrochenem Herzen und verhülltem Geiste. Der Kühne, Starke verläſst gewöhnlich im Gefühl des Unwillens, des Ingrimms eine Welt, die er so lange in seinem Herzen trug. Der, dem es endlich durch seinen Verstand gelungen, das Herz zum Schweigen zu bringen, seinen Kummer durch Witz, Spott und Lachen zu verjagen, lebt und stirbt mit Sarkasmen, über sich selbst, und über höhere Gegenstände, als die Welt und ihre Bewohner. Ist dieses nun wahr, so sterben nur diejenigen ruhig und gleichgültig über das Schicksal ihrer Mitbrüder, die sich selbst gelebt haben